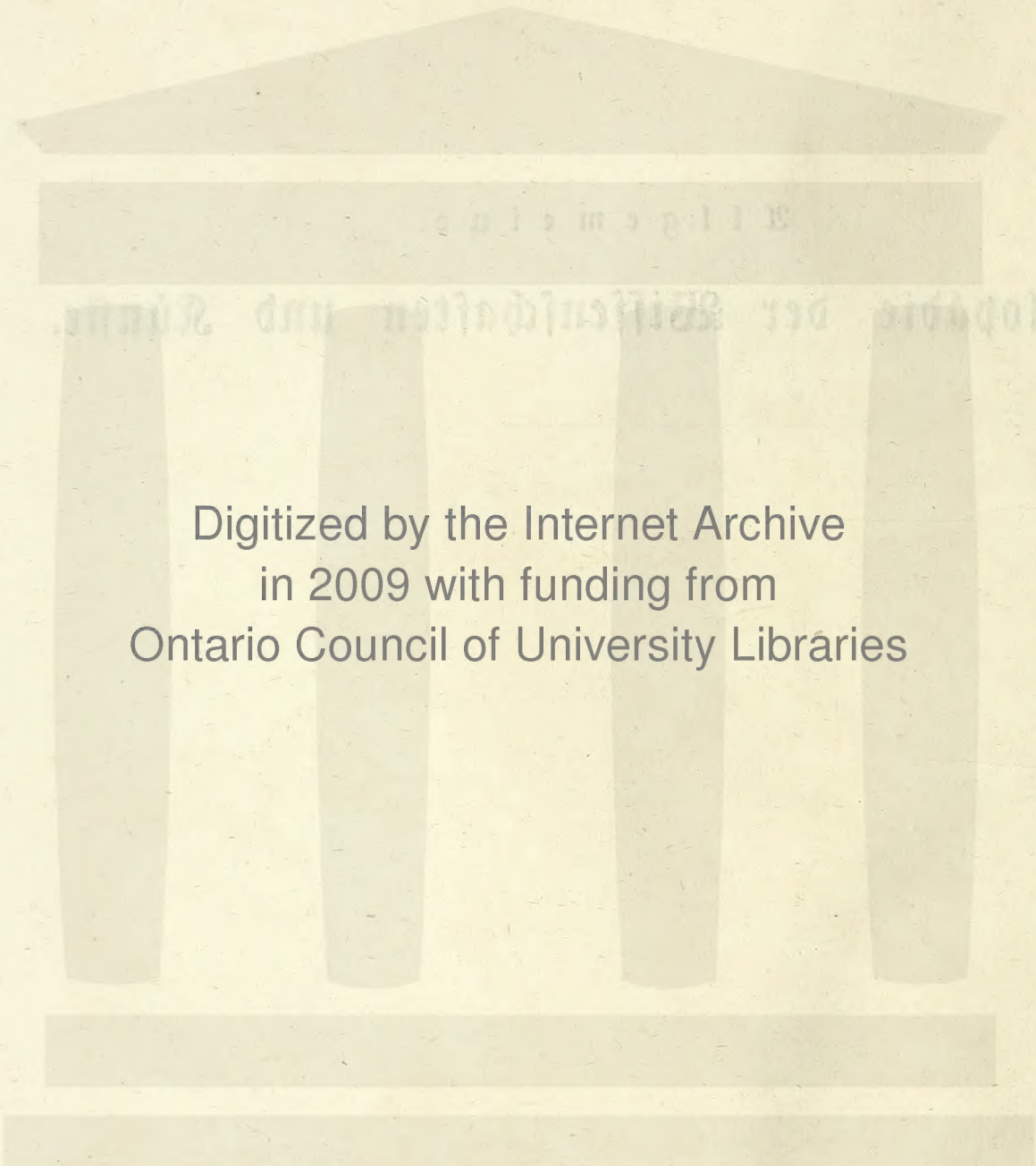
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s02allgemeineencycl22ersc

S.D
L754a

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H—N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Zweiundzwanzigster Theil.

JOHANNE — IONISCHES PORTAL.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

100-832
20/10/10

AE
27
E7
Sect. 2
Bd. 22-23

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H—N.

Zweiundzwanzigster Theil.

JOHANNE — IONISCHES PORTAL.

JOHANNE.

Johanne (de oder ab), ſ. Giovanni.

Johannea, ſ. Johannia.

Johanneis, ſ. unter Cresconius.

Johanneiſche Apokalypſe, Johanneiſche Briefe, Johanneiſche Schriften, Johanneiſches Evangelium, ſ. Johannes, der Apoſtel.

JOHANNES. I. Bibliſche Perſonen.

1) Johannes, der Apoſtel und Evangeliſt. Deſſen Leben [1]) und Charakter. Johannes, יְהוֹחָנָן, יוֹחָנָן, Jehova's Huld, Gotthold, war ein geborener paläſtinenſiſcher Jude. Sein Vater war Zebedäus, Zibdai oder Zabdai (Matth. 4, 21. Marc. 1, 19 fg. Matth. 10, 2. Marc. 10, 35. Matth. 27, 56. Luc. 5, 10. Joh. 21, 2), ein Fiſcher am galiläiſchen See (Matth. 4, 21. Marc. 1, 20), vielleicht zu Bethſaida oder Kapernaum wohnhaft [2]); die Mutter Salome, wie aus Vergleichung von Matth. 27, 55 und Marc. 15, 41 hervorgeht. Der Vater wird ſpäterhin im N. T. nicht weiter erwähnt, vielleicht iſt er bald nach des Johannes Berufung zum Apoſtel geſtorben, da wir ſeine Gattin ſpäter unter den beſtändigen Begleiterinnen Jeſu finden, Marc. 15, 30 coll. Matth. 20, 20. Mit Recht nimmt man an, daß Johannes jünger als ſein Bruder Jacobus (ſ. d. Art.) geweſen ſei, da dieſer, mit Ausnahme von Luc. 9, 28, in ſämmtlichen Stellen der ſynoptiſchen Evangelien, in denen beider Brüder Erwähnung geſchieht, ſowie Apſtgſch. 1, 13, vor jenem genannt wird. Nach der kirchlichen Tradition ſoll Johannes durch ſeine Mutter Salome mit der Familie Jeſu verwandt geweſen ſein. Einige Alte machen die Salome zu einer Tochter Joſeph's, des Vaters Jeſu, aus früherer Ehe, Andere zu einer Schweſter, noch Andere ſogar zu einer früheren Gattin deſſelben [3]). Unter den Neueren fanden Lange [4]) und Wegſcheider [5]) ein ſolches Verwandtſchaftsverhältniß mit Jeſus nicht unwahrſcheinlich, ohne aber haltbare Gründe dafür beibringen zu können [6]). Dagegen wurde ganz neuerlich nicht ohne Scharfſinn und Gelehrſamkeit von Wieſeler [7]) die Hypotheſe vertheidigt, daß Salome eine Schweſter der Maria, der Mutter Jeſu, geweſen ſei. Er gründet den Beweis auf eine neue Erklärung der Stelle Joh. 19, 25, wo er die Worte ἡ ἀδελφὴ τῆς μητρὸς αὐτοῦ nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, als vorausgeſtellte Appoſition zu Μαρία ἡ τοῦ Κλωπᾶ, ſondern als Bezeichnung eines Subjectes für ſich faßt, ſodaß alſo vier Weiber genannt und dieſe in zwei Paare unterſchieden würden [8]). Unter dieſer Schweſter, der Mutter Jeſu, aber verſteht Wieſeler die Salome,

1) Die zuverläſſigſte und ergiebigſte Quelle über die Lebensumſtände des Johannes und die kanoniſchen Evangelien, zumal unter Vorausſetzung der Echtheit des vierten derſelben. Über die erdichteten πράξεις Ἀνδρέου καὶ Ἰωάννου, deren zuerſt Euſebius (H. E. III, 25) gedenkt, ſowie über andere apokryphiſche Lebensbeſchreibungen des Johannes, vgl. Wegſcheider, Verſuch einer vollſtändigen Einleitung in das Evangelium des Johannes. (Göttingen 1806.) S. 7 fg. Einen Abdruck der unter dem Titel πράξεις τοῦ ἁγίου ἀποστόλου καὶ εὐαγγελιστοῦ Ἰωάννου τοῦ Θεολόγου. Περὶ τῆς ἐξορίας καὶ μεταστάσεως αὐτοῦ in der königl. Bibliothek zu Paris befindlichen Handſchrift haben wir im zweiten Bande des Codex apocryphus von Thilo zu erwarten. Vgl. die vorläufige Notiz über dieſes Apokryphen in den Actis St. Thomae apostoli ed. *Thilo.* (Lips. 1823.) Prolegg. p. LXXII sq. *Joh. Flor. Hammerschmid*, De vita, morte et encomiis St. Joannis evangelistae. (Prag. 1696. 4.) *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique de six premiers siècles. Tom. I. Partie III. (Bruxelles 1706.) p. 910—952 und p. 1081—1105. *Lampe*, Comm. in Ev. Joann. Tom. I. p. 1—102. Wegſcheider a. a. O. S. 16—77. Lücke, Comment. über das Evangel. Johannis. (3. Aufl. Bonn 1840.) 1. Bd. S. 6—41. Frommann, Johanneiſcher Lehrbegriff. (Leipz. 1839.) S. 1 fg. Unter den Einleitungen ins N. T. iſt am beachtungswertheſten die von Credner, I. Th. S. 208—222. Das Werkchen von K. M. Ludw. Köſter, Der Apoſtel Johannes, nach der Entſtehung, Fortbildung und Vollendung ſeines chriſtl. Lebens (Leipz. 1838), iſt mir nicht aus eigener Anſchauung bekannt. Nach den mir zu Geſicht gekommenen Recenſionen aber verfolgt es lediglich praktiſch-aſketiſche Zwecke. 2) Chryſoſtomus (Hom. 1 in Joann.) und Andere nennen den Apoſtel τὸν ἀπὸ Βηθσαϊδά. Vgl. Lücke a. a. O. S. 8 fg.

3) Vgl. Thilo's Bemerkungen zum Cod. apocr. N. T. Tom. I. (Lips. 1832.) p. 363 sq. Lücke a. a. O. S. 10. Winer, Bibl. Realwörterb. II. S. 425. Wieſeler in den theolog. Studd. und Krit. 1840. 3. Heft. S. 689. 4) a. a. O. S. 4. 5) a. a. O. S. 22. 6) Vgl. Lücke a. a. O. S. 9. 7) In der Abhandlung: Die Söhne Zebedäi, Vettern des Herrn, in Ullmann's und Umbreit's theologiſchen Studien und Kritiken. 1840. 3. Heft. S. 648—694. 8) Wie bekanntlich auch in den Apoſtelverzeichniſſen bei Matth. 10, 2 fg. Luc. 6, 14 fg. die Apoſtel in ſechs Paare getheilt werden. — Nach der gewöhnlichen Erklärung dient die Stelle Joh. 19, 25 zum Beweiſe, daß die Söhne des Alphäus, unter denen ſich der Apoſtel Jacobus der Jüngere befand (Matth. 10, 3 und Parall. Matth. 27, 56), Vettern Jeſu geweſen ſeien, indem Klopas höchſt wahrſcheinlich nur eine andere Ausſprache für Alphäus iſt. Nach Wieſeler's Erklärung dagegen verliert natürlich die Stelle dieſe Beweiskraft, und in das genannte Verwandtſchaftsverhältniß zu Chriſtus treten die Söhne des Zebedäus ein.

weil diese nach Matth. 27, 56 und Marc. 15, 40 bei der Kreuzigung Jesu mit zugegen war. Diese Erklärung, gegen welche sich von Seiten der Grammatik Nichts einwenden läßt, bietet allerdings einen doppelten Vortheil. Einmal wird durch sie die auffallende Erscheinung beseitigt, welche bei der gewöhnlichen Erklärung stattfindet, daß zwei Geschwister, und wären es auch nur Halbgeschwister gewesen, denselben Namen, Maria, geführt hätten; dann aber wird wenigstens theilweise die Stelle Joh. 19, 25 in Harmonie mit Matth. 27, 56 und Marc. 15, 40 gebracht. Beachten wir indessen die Genauigkeit und Umständlichkeit, mit welcher der Evangelist sonst in Bezeichnung der Personen zu Werke geht (vgl. 1, 45. 6, 8. 7, 50. 11, 2. 12, 9. 14, 22. 18, 14. 19, 38. 39), so müßte es, wenn er unter jener ἀδελφὴ τῆς μητρὸς Ἰησοῦ seine eigene Mutter hätte verstanden wissen wollen, sehr befremden, daß er dieselbe nach dieser Eigenschaft nicht ausdrücklich bezeichnet hätte. Zwar urgirt Wieseler [9]), der Evangelist vermeide geflissentlich jede Hervorhebung seines Ich, er bezeichne sich nur als den Lieblingsjünger Jesu, und nenne nirgends seinen Vater Zebedäus oder seine Mutter Salome. Dieser Eigenthümlichkeit getreu habe er auch hier seine Mutter nicht als Salome, sondern nur als Verwandte des Herrn bezeichnen können, denn durch dieses Verwandtschaftsverhältniß sei sie ihm mehr als Mutter gewesen. Aber weit entfernt, daß diese Ausflucht unser Bedenken beseitigen könnte, bestärkt es uns nur in demselben. Denn wenn der Evangelist auch sonst weder sich, noch seine Verwandten mit Namen nennt, so unterläßt er doch nicht, aus edlem Selbstgefühle in der Bezeichnung des Lieblingsjüngers sein moralisches Verhältniß zu Christus anzugeben; und wenn ihm, wie Wieseler selbst zugibt, bei seiner hingebenden Liebe zum göttlichen Meister, sein leibliches Verwandtschaftsverhältniß zu demselben nicht minder theuer war, wie hätte er die Andeutung dieses Verhältnisses unterlassen sollen, etwa durch ἡ μήτηρ τοῦ μαθητοῦ, ὃν ἠγάπα ὁ κύριος? wobei er ja seiner sonstigen Gewohnheit getreu, sowol seinen eigenen Namen, als den seiner Mutter verschwieg. Das Verhältniß von Joh. 19, 25 zu den synoptischen Stellen Matth. 27, 56 und Marc. 15, 40 kann, bei dem heutigen Stande der historischen Kritik der Evangelien, nichts entscheiden. Denn wie die Synoptiker darin irren, daß sie unter den Weibern am Kreuze Jesu dessen Mutter Maria unerwähnt lassen, so können sie auch in Nennung der Mutter der Söhne des Zebedäus geirrt haben. Bei der hohen Bedeutung endlich, welche die Israeliten in die Namen legten, bei der Scrupulosität, mit welcher sie in Beilegung der Namen zu Werke gingen, kann auch der Fall recht wohl vorgekommen sein, daß ein Mal zwei Geschwister denselben Namen führten, wie er denn auch bei uns nicht ganz unerhört ist [10])

Wol nur in rhetorischem Interesse zog Chrysostomus Homil. I. in Ev. Joann. aus dem Gewerbe des Zebedäus, sowie aus dem Umstande, daß derselbe nach Matth. 4, 21 und Marc. 1, 19 die zerrissenen Netze selbst ausbesserte, den falschen Schluß, die Familie müsse sehr arm gewesen sein. Denn die Fischerei am See Genezareth war und ist noch heutzutage sehr gewinnreich [11]); Zebedäus hielt sich nach Marc. 1, 20 zur Betreibung seines Gewerbes Miethsknechte [12]), Salome befand sich unter den Frauen, welche Jesum auf seinen Reisen begleiteten und von ihrem Vermögen unterstützten (Matth. 27,

9) a. a. O. S. 656—658. 10) So führten zwei lebende Söhne des Markgrafen von Meißen, Dietrich's des Bedrängten, eines Ahnherrn sämmtlicher jetzt noch blühender sächsischer Regentenfamilien († 1220), und seiner Gemahlin Jutta den Namen Heinrich; desgleichen hießen zwei lebende Söhne des bekannten Kurfürsten Johann Friedrich's des Großmüthigen von Sachsen und seiner Gemahlin Sibylle von Cleve Johann Friedrich. Auch ist dem Verfasser dieses Artikels ein Beispiel bekannt, daß zwei Halbbrüder den Namen Friedrich führten. — Andere, schon von Lange und Wegscheider vorgetragene, Gründe, die Wieseler geltend macht, besagen gar nichts. So meint er (S. 659—671), daß sich bei seiner Hypothese manche Thatsachen der evangelischen Geschichte leichter erklären ließen, wie die ehrgeizige Bitte der Salome an Christum für ihre Söhne (Matth. 20, 20—28. Marc. 10, 35—45), indem sie in ihrer Verwandtschaft mit Christus ein Anrecht auf die ersten Stellen im messianischen Reiche für ihre Söhne zu besitzen gemeint habe; der Umstand, daß Christus seine trauernde Mutter dem Johannes zur Pflege empfehle. Beachtenswerther sind dagegen folgende Umstände, auf welche sich Wieseler beruft: 1) in der Peschito, welcher auch die Äthiopische und persische Version folgen, werden die Bezeichnungen ἡ ἀδελφὴ τῆς μητρὸς αὐτοῦ und Μαρία ἡ τοῦ Κλωπᾶ mittels der Copula von einander geschieden; 2) Matth. 13, 55 haben die alten und guten Codd. DEFGKMS und einige Minuskeln Ἰωάννης statt der Recepta Ἰωσῆς oder statt der von Lachmann aufgenommenen, wie es scheint, richtigen Lesart Ἰωσήφ. Wieseler meint daher, die Variante Ἰωάννης gründe sich auf eine alte Tradition, nach welcher die im N. T. erwähnten ἀδελφοὶ κυρίου für die Söhne Zebedäi gehalten wurden, sowie die lectio des textus rec. Ἰωσῆς von Solchen herrühre, welche, in Übereinstimmung mit der späteren gewöhnlichen kirchlichen Ansicht die Söhne des Alphäus (Marc. 15, 40 coll. Matth. 27, 56) mit jenen Brüdern des Herrn identificirten. 3) In dem Evangel. apocr. historia Josephi Fabri lignarii cp. 8 geschieht einer Salome Erwähnung als einziger Begleiterin der vor der Mordbegier des Herodes nach Ägypten flüchtenden Ältern Christi. Diese Salome, meint Wieseler (S. 681—85), werde deutlich (?) als Verwandte der Familie Christi gedacht; eine Tochter Joseph's aus seiner vermeintlichen früheren Ehe könne aber der Verf. des Apokryphon nicht gemeint haben, da er diese Tochter Cap. 2 vgl. mit Cap. 20 ausdrücklich mit Namen nenne; folglich (?) müsse er eine Schwester der Maria verstanden haben. Endlich beruft sich Wieseler (S. 687 fg.) auch noch auf das Protevang. Jacobi p. 248 ed. *Thilo*, wo eine Salome in Gesellschaft der Maria auf der Reise nach Bethlehem zur Schatzung erscheine. Daß diese Salome nicht ausdrücklich als Schwester der Maria bezeichnet werde, erkläre sich aus dem mönchischen Verherrlichungssinn, welcher es unanständig befunden, daß die Mutter des Herrn leibliche Geschwister gehabt habe.

11) Vgl. Hasselquist, Reise nach Palästina. S. 181. Burckhardt, Reisen in Syrien und Palästina. 2. Bd. S. 576. Jahn, Bibl. Archäologie. 1. Bd. S. 154 und die von Winer a. a. O. I, 478 angeführte Literatur. 12) Da auch andere ganz unverdächtige Data der evangelischen Geschichte auf einen gewissen Wohlstand der Familie des Johannes schließen lassen, so muß die Annahme de Wette's im exeget. Handb. und Marc. 1, 20, die Angabe von den Miethsknechten des Zebedäus sei ein willkürlicher Zusatz des Marcus, durch welchen er erklären wolle, wie die Söhne den Vater so ohne Weiteres verlassen konnten, wodurch er aber ihrem Entschlusse das Großartige nehme, für übertriebene Skepsis gelten.

55. 56. Marc. 15, 40 fg.; vgl. mit Luc. 8, 3, in welcher letzten Stelle das διακονεῖν τῷ Χριστῷ durch den Zusatz ἀπὸ τῶν ὑπαρχόντων αὐταῖς näher bestimmt wird), und Specereien zur Einbalsamirung seines Leichnams kauften (Marc. 16, 1), und Johannes nahm nach Jesu Tode dessen Mutter in sein Haus zur Verpflegung auf (Joh. 19, 27). Alle diese Umstände lassen auf einen gewissen Wohlstand der Familie schließen. Bei diesem Wohlstande ist es nicht unwahrscheinlich, daß Johannes frühzeitig eine gewisse Bildung genoß; und wenn er Apstgsch. 4, 13 unter die ἀγράμματοι und ἰδιῶται gerechnet wird, so heißt dies nur soviel, daß er nicht in rabbinischen Schulen gebildet war. Denn die Juden rechneten dorthin alle diejenigen, welche nicht תַּלְמִידֵי חֲכָמִים, d. h. discipuli sapientum, Rabbinenschüler, waren, vgl. Joh. 7, 15. Die Zuneigung der Salome zu Christus und ihre aufopfernde Hingabe an ihn, setzen ein für das Höhere sehr empfängliches Gemüth voraus, und mit Recht vermuthen daher die neueren Theologen, daß sie auch in ihre Söhne die Keime der Religiösität gelegt, insbesondere die messianische Hoffnung in ihnen geweckt und gepflegt habe, wie überwiegend auch immer das politische Element dieser Erwartung sein mochte, Matth. 20, 20 fg. Marc. 10, 35 fg. Anlangend seine äußere Beschäftigung, so hatte sich Johannes nebst seinem Bruder dem Gewerbe des Vaters gewidmet, Matth. 4, 21. Marc. 1, 19. Luc. 5, 10. Joh. 21, 3 fg.

Als Johannes der Täufer an dem peräischen Ufer des Jordan die unmittelbare Nähe des göttlichen Reiches verkündete, schloß sich ihm unser Evangelist als Schüler an, wurde nebst Andreas, dem Bruder des Petrus, vom Täufer an Jesum, als den erschienenen Messias, verwiesen, Joh. 1, 35 fg.[13a]), und befand sich wahrscheinlich wenige Tage darauf unter dessen Schülern auf der Hochzeit zu Kana, Joh. 2, 2. Nach Matthäus 4, 21 fg. Marc. 1, 19 fg. dagegen traf Jesus die beiden Zebedaiden am galiläischen See bei Ausübung ihres Gewerbes, foderte sie zu seiner Nachfolge auf, und sie verließen sogleich mit Freuden Vater, Schiff und Netze, und folgten dem Rufe des Herrn. Mit dieser Erzählung ist die des Lucas Cap. 5, 1—11 trotz ihren Abweichungen, jedenfalls identisch, wie besonders aus Vergleichung von Luc. 5, 11 mit Matth. 4, 19 fg. 22 und Marc. 1, 17 fg. 20 erhellt. Nach Lucas V. 5 zeigte sich aber Petrus mit der höheren Würde Jesu bereits bekannt[13b]) (ἐπίστατα — — ἐπὶ τῷ ῥήματί σου κ. τ. λ.), und ein außerordentliches von Letzterem verrichtetes Wunder gab dem Petrus und den beiden Zebedaiden den Ausschlag für den bleibenden Anschluß an Jesum. Das Verhältniß der gemeinsamen synoptischen Relation zur Johanneischen ist verschieden beurtheilt worden. Nach der älteren harmonistischen Ansicht, mit welcher auch die meisten Neueren[14]) einverstanden sind, erzählt das vierte Evangelium nur die erste vorübergehende Bekanntschaft Christi mit Johannes und mehrer anderer der dort genannten Jünger, welche bald darauf zu ihrem Gewerbe nach Galiläa zurückgekehrt seien und dann auf den Ruf Jesu am See Genezareth demselben als beständige Begleiter sich angeschlossen hätten. Dagegen sprechen Strauß[15]) und de Wette[16]) dem synoptischen Berichte zu Gunsten des Johanneischen die Glaubwürdigkeit ab; ganz einsam steht Weiße[17]) mit seiner Ansicht, indem er nur die synoptische Relation als einzig richtig gelten lassen will. Strauß hält den Bericht der beiden ersten Synoptiker für eine sagenhafte Nachbildung der ähnlichen alttestamentlichen Erzählung vom Anschluß des Elisa an Elias 1 Kön. 19, 19—24, und will als historischen Kern nur dies anerkennen, daß mehre der vorzüglichsten Jünger Jesu galiläische Fischer gewesen, und um ihrer späteren Wirksamkeit willen von Jesus bisweilen als ἁλιεῖς ἀνθρώπων bezeichnet worden seien. Zu dieser Annahme wird sich aber eine besonnene Kritik gewiß nur erst alsdann entschließen können, wenn ihr jeder andere Ausweg abgeschnitten ist. Man muß zwar zugestehen, daß sämmtliche Synoptiker grade so wie Johannes das erste Anschließen der Jünger an Christum berichten wollen, weil nach ihrer Darstellung vor der Scene am galiläischen See Jesus allein, nach derselben aber in Begleitung seiner Jünger erscheint. Aber nichts hindert uns, unabhängig von der evangelischen Auffassung und Darstellung, den thatsächlichen Hergang so zu denken[18]), daß die zwei Brüderpaare schon am Jordan mit Jesus einen Freundschaftsbund schlossen, aber erst am galiläischen See mit gänzlicher Aufgabe ihrer bisherigen häuslichen Verhältnisse auf den Ruf des Herrn zur beständigen Nachfolge desselben sich entschlossen, wie es denn ohne vorausgegangene Bekanntschaft mit Jesu nicht wohl erklärlich ist, wie nach dem Berichte der beiden ersten Synoptiker die Jünger auf den bloßen Zuruf eines Unbekannten Alles verlassen und diesem sich anschließen konnten[19]). Und jenes Thatsächliche bleibt uns auch

13a) Wir setzen hier die Richtigkeit der gewöhnlichen Ansicht, daß unter dem nicht mit Namen genannten anderen Jünger Cap. 1, 41 Johannes zu verstehen sei, voraus. Über eine andere Ansicht weiter unten. 13b) Diese Bekanntschaft ist durch die Erzählung von der Heilung der Schwiegermutter des Petrus motivirt, welche Lucas vor der Berufungsgeschichte einreiht, Cap. 4, 38—41. Matth. und Marc. setzen sie nach derselben, Matth. 8, 14 fg. Marc. 1, 29 fg.

14) Unter ihnen auch Wegscheider a. a. O. S. 23 fg. Lücke a. a. O. S. 12. Neander, Leben Jesu. 1. Aufl. (Hamb. 1837.) S. 247 fg. Krabbe, Vorles. über das Leben Jesu. (Hamb. 1840.) S. 184 fg. Frommann a. a. O. S. 6—8. 15) Das Leben Jesu kritisch bearbeitet. 1. Thl. 3. Aufl. (Tübing. 1838.) S. 590. [In den fernern Verweisungen auf dieses Werk wird überall die dritte Auflage gemeint sein, sofern nicht ausdrücklich eine andere genannt wird.] 16) Kurze Erklärung des Evgl. Johannes. 2. Aufl. (Leipz. 1839.) S. 34. 17) Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. 2. Th. (Leipz. 1838.) S. 197. — Auch Bruno Bauer in seiner „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes" (Bremen 1840.) S. 39 fg. hält die Relation des vierten Evangel. für absichtliche Dichtung, in Betreff der synoptischen Tradition aber stimmt er Strauß'n bei; vgl. Bauer, Kritik der evang. Gesch. der Synoptiker (Leipz. 1841.) S. 265—283. 18) Vgl. Hase, Leben Jesu. 3. Aufl. (Leipz. 1840.) S. 91. 19) Sehr möglich ist es, daß in der Tradition, welcher Lucas folgte, sich die Erinnerung an eine vor der Scene am galiläischen See bereits bestehende Bekanntschaft Jesu mit den betreffenden Jüngern erhalten hatte (V. 4), und Lucas, um diese Bekanntschaft zu erklären, veranlaßt wurde, das Erzählungsstück

bei der Annahme unverkümmert, daß in der mündlichen Tradition die Erzählung 1 Kön. 19, 19 fg. nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des synoptischen Berichtes geblieben sei. Johannes aber mag die spätere Scene am galiläischen See deshalb unberührt gelassen haben, weil ihm die erste Bekanntschaft am Jordan für sein späteres Verhältniß zum göttlichen Meister die Entscheidung gegeben hatte und außerdem für den Lehrzweck seines Evangeliums (vgl. unten) die Thatsache von höchster Bedeutung war, daß dem Herrn mehre Jünger von Johannes dem Täufer zugeführt worden waren. Die bequemste Stelle im Johanneischen Berichte findet das synoptische Factum zwischen dem Aufenthalte Christi in Kapernaum und seiner ersten Reise zum Pascha nach Jerusalem, Joh. 2, 12 [20]).

Die beiden Zebedaiden erwarben sich des Herrn besondere Zuneigung, und wurden, nach dem Berichte der Synoptiker, neben Simon Petrus seine vertrautesten Schüler, welche er nicht selten würdigte, die alleinigen Zeugen seiner Thaten und Erlebnisse zu sein; vgl. Marc. 1, 29. 5, 37. Luc. 8, 51. Matth. 17, 1. (u. Parall.) 26, 37 und Marc. 14, 33. Unter den Dreien aber nahm wieder Johannes die erste Stelle im Vertrauen und in der Liebe Christi ein; er bezeichnet sich daher in seinem Evangelium, gewiß nicht ohne edles Selbstgefühl als „den Jünger, den Jesus liebte," jedoch ohne sich mit Namen zu nennen; Cap. 13, 23. 19, 26. 20, 2. coll. 21, 7. 20 [21]). Er lag beim letzten Mahle an der Brust des Herrn, Joh. 13, 23, daher er in der alten Kirche das Epitheton ὁ ἐπιστήθιος führt. Da Petrus nach der Gesammtdarstellung der Evangelisten weit zahlreichere äußere Beweise seiner Liebe und Anhänglichkeit zum Erlöser gab, so haben wir den Grund von dem innigeren Verhältnisse des Letzteren zu Johannes wol in ihrer größeren Geistes- und Gemüthsverwandtschaft [22]), namentlich in der tieferen religiösen Innigkeit, durch welche sich Johannes vor den übrigen Aposteln auszeichnete, zu suchen. Johannes erwiederte die Liebe seines Meisters mit der freudigsten Hingabe und edelsten Selbstverleugnung, er folgte ihm nebst Petrus in den Palast des hohen Priesters (Joh. 18, 15 fg.), und war von allen Jüngern der Einzige auf dem Richtplatz bei der Kreuzigung Jesu zugegen (Joh. 19, 26). In rührender Scene empfahl ihm der sterbende Jesus seine trauernde Mutter, um Sohnesstelle bei ihr zu vertreten, welches theuere Vermächtniß Johannes sofort vollzog (Joh. 19, 26. 27). Nach dem Begräbniß Jesu eilte er auf die Nachricht von der Entfernung des Leichnams aus dem Grabe mit Petrus hinaus, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen, Joh. 20, 3. Darauf kehrte er nach Galiläa zu seinem ursprünglichen Gewerbe zurück (Joh. 21, 2).

Nach der Erhebung Christi in die unsichtbare Welt blieb Johannes nebst den übrigen Aposteln noch eine Zeit lang in Jerusalem (Apstgsch. 1, 13 fg.), unter denen er, nebst Petrus, durch segensreiche Wirksamkeit sich auszeichnet (Apstgsch. 3, 1 fg.). In Gemeinschaft mit demselben Apostel bekannte er seinen Herrn und Meister vor dem Synedrium mit der freimüthigsten Unerschrockenheit (Apstgsch. 4, 13. 19). Etwas später sandten die Apostel ihn und Petrus nach Samaria, um das daselbst aufkeimende Christenthum zu befestigen (Apstgsch. 8, 14). Nach seiner Rückkehr (Apstgsch. 8, 25) in die Stadt Jerusalem scheint er von hier aus noch andere Excursionen zur Verbreitung des Christenthums gemacht zu haben. Wenigstens fand ihn der Apostel Paulus, da er als Christ zum ersten Male Jerusalem besuchte, nicht in dieser Stadt (Gal. 1, 18 fg.). Als er aber später wieder dahin kam, wahrscheinlich ums Jahr 52, da glänzte Johannes neben Petrus und Jacobus, dem Bruder des Herrn, als eine Säule der Kirche. Alle drei kamen mit Paulus überein, daß sie das Evangelium unter den Juden, Letzterer aber unter den Heiden verkünden sollte (Gal. 2, 1 fg.). Der genannte Aufenthalt des Paulus in Jerusalem, wie

---

von der Heilung der Schwiegermutter des Petrus vorauszuschicken, Cap. 4, 38.

20) Gegen die Meinung Credner's (Einleit. ins N. T. I. S. 212 Anm.), daß die Worte παρ' αὐτῷ ἐμειναν τὴν ἡμέραν ἐκείνην bedeuten: sie blieben bei ihm gleich denselben Tag = von diesem Tage an, erinnert Frommann a. a. O. S. 6 sehr richtig, daß dieser Gedanke nur durch ἀπὸ τῆς ἡμ. ἐκ. hätte ausgedrückt werden können, wie 11, 53 und 19, 27. Dagegen irrt Frommann augenscheinlich, wenn er (S. 7) die Scene am galiläischen See noch vor der Hochzeit zu Kana erfolgen läßt. Denn nach seinem ersten Zusammentreffen mit Johannes und Andreas hielt sich Jesus noch zwei Tage in Peräa auf (Joh. 1, 40. 42. 44), und bereits den dritten Tag darauf (Joh. 2, 1) befindet er sich auf der Hochzeit zu Kana. Die kurze Zwischenzeit reichte grade zu, um die Reise von Bethabara oder Bethania am Jordan nach Kana (die von mir verglichenen Landkarten stimmen in Angabe der Entfernung beider Orte nicht überein) zu vollenden, nicht aber, um noch in Galiläa umherzureisen und Schüler zu sammeln. Die Worte παρ' αὐτῷ ἐμειναν τὴν ἡμέραν ἐκείνην können demnach nur bedeuten, daß die beiden Jünger nicht mit Christus in derselben Herberge (vgl. V. 39) übernachtet, nicht aber, daß sie auf längere Zeit sich von ihm wieder getrennt hätten. Daß aber die am Jordan gesammelten Jünger Christi erst nach dessen Rückkehr von seiner ersten Paschareise nach Galiläa (also nach einem Zeitraume von mindestens neun Monaten, Joh. 4, 35. 2, 13. 4, 43) sich wieder zerstreut, und während des zweiten Aufenthaltes Christi in Galiläa (Joh. 4, 43—54) mit demselben die engere und dauernde Verbindung geknüpft haben, ist gänzlich unwahrscheinlich. Es bleibt daher keine passendere Zeit übrig, in welche wir die Berufung der Jünger am See Genezareth verlegen könnten, als der erste kürzere Aufenthalt Christi in Galiläa (Joh. 2, 12). — Anlangend endlich die Erzählung vom Fischfange des Petrus bei Luc. 5, 1—11, so liegt derselben augenscheinlich ein und dasselbe Factum mit Joh. 21, 3 fg. zu Grunde (vgl. Strauß a. a. O. I. S. 596 fg.), welches Lucas oder sein Gewährsmann in unrichtige Verbindung mit der Berufung des Petrus und der beiden Zebedaiden gebracht hat.

21) Gegen Heumann's abgeschmackte Meinung (vgl. dessen Erklärung des N. T. zu Joh. 13, 23), daß mit den Worten μαθητὴς ὃν ἠγάπα ὁ Ἰησοῦς Johannes als Leibdiener oder Lakai bezeichnet werde, weil es 1 Sam. 16, 21 heiße: Saul liebte David und er ward sein Waffenträger (!!), vgl. Michaelis, Einleit. in das N. T. 2. Th. S. 1128. Wegscheider a. a. O. 22) Wie dies auch auszuführen gesucht wird in *Jo. Guil. Schmid*, Progr. de Joanne a Jesu dilecto. (Jen. 1795.) Vgl. auch Lücke a. a. O. S. 15 fg. Eine neuere Ansicht, nach welcher unter Lieblingsjünger Andreas zu verstehen sein soll, wird weiter unten zur Sprache kommen. Die Schrift: *Sommel*, Diss. de discipulo a Jesu dilecto (Lund. 1793. 4.) ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

wir mit den meisten Theologen überzeugt sind, wahrscheinlich identisch ist, mit dem Apstgsch. 15, 2 erzählten, so folgt hieraus, daß Johannes an dem berühmten sogenannten Apostelconvente Theil nahm (Apstgsch. 15, 6 fg.). Wann Johannes Jerusalem für immer verlassen habe, läßt sich durchaus nicht bestimmen. Nach des fabelreichen Kirchenhistorikers Nicephorus Angabe (H. E. II, 42)[24] that er es nach dem Tode der Maria im J. 48. Allein abgesehen von der völligen Ungewißheit des Todesjahres der Maria (nach Gal. 2 war ohnedies Johannes im J. 52 noch in Jerusalem anwesend), ist diese Angabe wol weiter nichts als ein auf Joh. 19, 27 basirter unsicherer Schluß, indem man die Worte dieses Verses dahin preßte, daß Johannes niemals von der Seite der Maria gewichen sei. Derselben falschen Voraussetzung verdankt eine andere kirchliche Sage ihren Ursprung, daß Maria den Johannes nach Ephesus begleitet habe, und daselbst gestorben und begraben worden sei[25]. Nur soviel scheint historisch sicher zu sein, daß, als Paulus das letzte Mal (im J. 58 oder 59) nach Jerusalem kam, Johannes diese Stadt bereits verlassen hatte, indem Apstgsch. 21, 18 fg. außer Jacobus kein anderer Apostel erwähnt wird, welcher daselbst gegenwärtig gewesen sei. Eine von Eusebius (Hist. eccl. III. 11) selbst nur als Sage (*λόγος κατέχει*) mitgetheilte Nachricht, daß bald darauf, nach dem Märtyrertode des Jacobus, Bruders des Herrn (im J. 62), die noch am Leben befindlichen Apostel (unter ihnen also auch Johannes) und übrigen Schüler Jesu überall her nach Jerusalem gewandert seien, um mit den Verwandten des Herrn den Nachfolger des Jacobus im Episkopate zu erwählen, ist zu sehr im späteren kirchlichen Geschmacke gehalten, als daß sie nur einige Würdigung verdienen könnte[26]. Wohin sich Johannes nach seinem Weggange von Jerusalem zunächst begeben habe, läßt sich durchaus nicht ermitteln. Nach Kleinasien und namentlich nach Ephesus in keinem Falle; denn sonst würde der Apostel Paulus, seiner in Röm. 15, 20 und 2 Kor. 10, 16 ausgesprochenen Maxime gemäß, nicht auf fremdem Grunde bauen zu wollen, jenen Distrikt nicht zum Schauplatze seiner Wirksamkeit gewählt haben. Auch thut dieser Apostel weder in seiner Abschiedsrede an die Presbyteren der ephesinischen Gemeinde (Apstgsch. 20, 17 fg.), noch in den aus seiner römischen Gefangenschaft geschriebenen Briefen an die Epheser, Kolosser und Timotheus des Johannes Erwähnung[27]. Dagegen berichtet Irenäus, ein Schüler des Polykarp, Bischofs von Smyrna, und Freundes und Schülers des Apostels Johannes[28], an verschiedenen Stellen seines Werkes gegen die Ketzereien[29], den Aufenthalt und die Wirksamkeit des Apostels in Kleinasien als eine entschiedene Thatsache; dasselbe geschieht von Clemens Alexandrinus[30], von Apollonius am Ende des zweiten Jahrh.[30], von Polykrates, Bischofe von Ephesus, um dieselbe Zeit[31], von Origenes[32] und Eu-

23) *ἱστορεῖται, ὡς ὁ θειότατος οὗτος εὐαγγελιστὴς μετὰ τὴν εἰς οὐρανοὺς ἄνοδον Ἰησοῦ συνὴν τῇ μητρὶ τοῦ θεοῦ ἐν τῷ κατὰ τὸ Σιὼν οἴκῳ αὐτοῦ ἄχρι τῆς πρὸς κύριον ἐκδημίας αὐτῆς.* 24) Vgl. Winer, Bibl. Realwörterbuch. I. Th. S. 697. Anm. 1. 25) Auch die, wie es scheint, uralte, im *κήρυγμα τοῦ Πέτρου* bei *Clem. Alexandr.* Strom. 6. 6. p. 764 und von Apollonius, welcher im 2. Jahrh. gegen die Montanisten schrieb, bei Euseb. V, 18 mitgetheilte Sage, Jesus habe den Aposteln geboten, vor Ablauf von zwölf Jahren Jerusalem nicht zu verlassen, ist ohne historischen Werth. Zwar will Credner in s. Beiträgen zur Einleitung in die biblischen Schriften. I. Th. (Halle 1833.) S. 363 aus derselben als historische Thatsache folgern, die Apostel hätten wirklich im zwölften Jahre nach Jesu Tode Jerusalem verlassen, und erst nach diesem Erfolge sei dem Herrn jener Befehl in den Mund gelegt worden. Allein abgesehen davon, daß wir dies nur von den ersten Excursionen der Apostel ins Ausland, keineswegs von einer immerwährenden Entfernung verstehen könnten, sobald wir nicht mit den oben mitgetheilten Nachrichten des N. T. in Widerspruch kommen wollen: muß die Zwölfzahl bedeutenden Verdacht erregen, die mit Bezug auf die zwölf Apostel und die zwölf Stämme Israel's (vgl. Matth. 19, 28) gewählt zu sein scheint.

26) Vgl. Guerike, Beiträge zur historisch-kritischen Einleitung ins N. T. (Halle 1828.) S. 52 fg. 27) Derselbe bemerkt in der wichtigen nachher weiter zu besprechenden Stelle seines Briefes an Florinus, bei Eusebius, Kirchengesch. V, 20 Folgendes: *εἶδον γάρ σε* (den Florinus) *παῖς ὢν ἔτι ἐν τῇ κάτω Ἀσίᾳ παρὰ τῷ Πολυκάρπῳ, λαμπρῶς πράττοντα ἐν τῇ βασιλικῇ αὐλῇ καὶ πειρώμενον εὐδοκιμεῖν παρ' αὐτῷ. μᾶλλον γὰρ τὰ τότε διαμνημονεύω τῶν ἐναγχος γινομένων. αἱ γὰρ ἐκ παίδων μαθήσεις συναύξουσαι τῇ ψυχῇ, ἑνοῦνται αὐτῇ, ὥστε με δύνασθαι εἰπεῖν καὶ τὸν τόπον, ἐν ᾧ καθεζόμενος διελέγετο ὁ μακάριος Πολύκαρπος καὶ τὰς προόδους αὐτοῦ καὶ τὰς εἰσόδους, καὶ τὸν χαρακτῆρα τοῦ βίου καὶ τὴν τοῦ σώματος ἰδέαν καὶ τὰς διαλέξεις, ὡς ἐποιεῖτο πρὸς τὸ πλῆθος καὶ τὴν μετὰ Ἰωάννου συναστροφήν, ὡς ἀπήγγελλε, καὶ τὴν μετὰ τῶν λοιπῶν τῶν ἑωρακότων τὸν κύριον· καὶ ὡς ἀπεμνημόνευε τοὺς λόγους αὐτῶν καὶ περὶ τοῦ κυρίου τίνα ἦν ἃ παρ' ἐκείνων ἀκηκόει καὶ περὶ τῶν δυνάμεων αὐτοῦ καὶ περὶ τῆς διδασκαλίας, ὡς παρὰ τῶν αὐτοπτῶν τῆς ζωῆς τοῦ λόγου παρειληφὼς ὁ Πολύκαρπος ἀπήγγελλε πάντα σύμφωνα ταῖς γραφαῖς. ταῦτα καὶ τότε διὰ τὸ ἔλεος τοῦ θεοῦ τὸ ἐπ' ἐμοὶ γεγονὸς σπουδαίως ἤκουον, ὑπομνηματιζόμενος αὐτὰ οὐκ ἐν χάρτῃ, ἀλλ' ἐν τῇ ἐμῇ καρδίᾳ.* 28) III, 1, 1 (bei *Euseb.* H. E. V, 8): *Ἰωάννης ὁ μαθητὴς τοῦ κυρίου ὁ καὶ ἐπὶ τὸ στῆθος αὐτοῦ ἀναπεσὼν καὶ αὐτὸς ἐξέδωκε το εὐαγγέλιον ἐν Ἐφέσῳ τῆς Ἀσίας διατρίβων.* — III, 3, 4 (bei *Euseb.* III, 23): *ἀλλὰ καὶ ἡ ἐν Ἐφέσῳ ἐκκλησία ὑπὸ Παύλου μὲν τεθεμελιωμένη, Ἰωάννου δὲ παραμείναντος αὐτοῖς μέχρι τῶν Τραϊανοῦ χρόνων, μάρτυς ἀληθὴς ἐστι τῆς ἀποστόλων παραδόσεως.* — II, 22, 5 (vgl. *Euseb.* H. E. III, 23): quam aetatem seniorem habens dominus noster docebat, sicut evangelium et omnes *seniores* testantur, *qui in Asia apud Joannem* discipulum domini *convenerunt*, id ipsum tradidisse iis Joannem. Permansit autem cum eis usque ad Trajani tempora. Quidam autem eorum non solum Joannem, sed et alios apostolos viderunt. Irenäus versichert ferner bei *Euseb.* V, 24: *οὔτε ὁ Ἀνίκητος τὸν Πολύκαρπον πεῖσαι ἐδύνατο μὴ τηρεῖν ἅτε μετὰ Ἰωάννου τοῦ μαθητοῦ τοῦ κυρίου ἡμῶν καὶ τῶν λοιπῶν ἀποστόλων, οἷς συνδιέτριψεν, ἀεὶ τετηρηκότα.* 29) In seiner Homilie *τίς ὁ σωζόμενος πλούσιος* (quis dives salvetur) cap. 42 und hieraus *Euseb.* III, 23: *ἄκουσον μῦθον οὐ μῦθον, ἀλλὰ ὄντα λόγον, περὶ Ἰωάννου τοῦ ἀποστόλου παραδεδομένον καὶ μνήμῃ πεφυλαγμένον. Ἐπειδὴ γὰρ τοῦ τυράννου τελευτήσαντος ἀπὸ τῆς Πάτμου τῆς νήσου μετῆλθεν εἰς τὴν Ἔφεσον, ἀπῆει παρακαλούμενος καὶ ἐπὶ τὰ πλησιόχωρα τῶν ἐθνῶν, ὅπου μὲν ἐπισκόπους κατασήσων, ὅπου δὲ ὅλας ἐκκλησίας ἁρμόσων, ὅπου δὲ κλήρῳ ἕνα γέ τινα κληρώσων τῶν ὑπὸ τοῦ πνεύματος σημαινομένων....* 30) *Euseb.* V, 18 zu Ende: *κέχρηται* (Apollonius) *δὲ καὶ μαρτυρίαις ἀπὸ τῆς Ἰωάννου ἀποκαλύψεως· καὶ νεκρὸν δὲ δυνάμει θεία πρὸς αὐτοῦ Ἰωάννου ἐν τῇ Ἐφέσῳ ἐγηγέρθαι ἱστορεῖ.* 31) Bei *Euseb.* III, 31 und V, 24: *ἔτι δὲ καὶ Ἰωάννης ὁ ἐπὶ τὸ στῆθος τοῦ κυρίου ἀναπεσών — — οὗτος ἐν Ἐφέσῳ κεκοίμηται.* 32) Bei *Euseb.* III, 1: *ὡς ἡ παράδοσις περιέχει —*

sebius [33]). Demnach steht historisch fest, daß Johannes nicht vor dem Jahre 64, als dem Todesjahre des Apostels Paulus (wir setzen hier voraus, daß Paulus nur Eine römische Gefangenschaft zu bestehen gehabt, und diese sich mit seiner Enthauptung geendet habe), nach Kleinasien, oder genauer, in dessen westlichen Theil gekommen sein kann. Die Frage, wann dies geschehen sei, entscheidet sich leicht für diejenigen Theologen, welche entweder die Apokalypse für ein Werk unseres Apostels halten, oder doch wenigstens die Intention des Verfassers anerkennen, sich als den Apostel geltend zu machen [34]). Denn da dieses Schriftwerk nach Cap. 17, 9 noch unter dem Kaiser Galba im J. 68 oder 69 verfaßt ist [35]), und in demselben die Wirksamkeit seines Verfassers in Kleinasien vorausgesetzt wird (Cap. 1, 11. Cap. 2 und 3): so fällt die Ankunft des Johannes in Kleinasien in den Zeitraum von 64 bis 69. Dagegen müssen diejenigen, welche den Presbyter Johannes für den Verfasser der Apokalypse halten, auf jegliche Lösung des vorliegenden Problems verzichten. Aus dem dritten Johann. Briefe V. 10, aus den apokalyptischen Briefen, sowie aus den Nachrichten der Kirchenväter [36]) ergibt sich auch, daß Johannes über einen weiteren Kreis kleinasiatischer Gemeinden die oberste Aufsicht führte und für deren Seelenheil treu besorgt und wirksam war.

Bis zu Anfang des jetzigen Jahrh. hatte der Aufenthalt und die Wirksamkeit des Apostels in Kleinasien als unbestrittene Thatsache gegolten, als um jene Zeit von dem Superintendenten Vogel in Wunsiedel [37]) Zweifel dagegen geäußert worden, welche aber keine Zustimmung fanden. Erst in ganz neuester Zeit trat in dem bekannten Deisten Lützelberger [38]) ein ebenso gelehrter als scharfsinniger und beredter Bestreiter der desfallsigen kirchlichen Tradition auf, durch deren Widerlegung er dem Beweise von der Echtheit der Johanneischen Schriften, insbesondere des Evangeliums, eine seiner Hauptstützen zu untergraben meinte. Ihm stimmte der bekannte Philosoph Weiße völlig bei [39]).

Der Hauptinhalt der Lützelberger'schen Bestreitung läuft auf Folgendes hinaus: Ums Jahr 100 seien allenthalben in der Kirche Ketzereien und allerlei Zweifel rege geworden, namentlich über die Geburt, Fleischwerdung, körperliche Wirklichkeit und Auferstehung Christi. Hätte nun, wie die kirchliche Tradition besage, um jene Zeit noch Johannes gelebt, so hätten doch alle Zweifelnde, Ungewisse und Lernbegierige zu ihm hinströmen müssen, um aus gewissem Munde die Wahrheit zu hören. Die Lehren des Apostels hätten allenthalben umhergetragen und bekannt sein müssen; es sei auffallend, wie doch grade in Kleinasien, wo Johannes so lange gelebt und alle (?) Gemeinden bereist und belehrt haben soll, die Sekten der Cerinthianer und Doketen so vielen Beifall und Anhang finden konnten [40]). Am meisten müsse das gänzliche Stillschweigen über die Persönlichkeit, Wirksamkeit und Schicksale des Johannes bei den kirchlichen Schriftstellern vor Irenäus befremden. Ignatius, welcher in seinen sieben uns hinterlassenen Briefen allerlei Irrthü-

— Ἰωάννης εἴλκηχε τὴν Ἀσίαν, πρὸς οὓς καὶ διατρίψας ἐν Ἐφέσῳ τελευτᾷ.

33) H. E. III, 23: ἐπὶ τούτοις κατὰ τὴν Ἀσίαν ἔτι τῷ βίῳ περιλειπόμενος αὐτὸς ἐκεῖνος ὃν ἠγάπα ὁ Ἰησοῦς, ἀπόστολος ἐμοῦ καὶ εὐαγγελιστὴς Ἰωάννης, τὰς αὐτόθι διεῖπεν ἐκκλησίας, ἐπὸ τῆς κατὰ τὴν νῆσον μετὰ τὴν Δομετιανοῦ τελευτὴν ἐπανελθὼν φυγῆς. Auch gehört hierher das etwas dunkle Zeugniß Tertullian's adv. *Marcion* IV, 5: „habemus et Joannis alumnas ecclesias. Nam etsi ejus apocalypsin Marcion respuit, ordo tamen episcoporum ad originem recensus in Joannem stabit auctorem;" dessen Sinn dieser ist: wir haben auch vom Apostel Johannes gegründete Gemeinden. Denn wenn auch Marcion zu Folge seiner Ansicht von der Apokalypse in den Briefen derselben an kleinasiatische Gemeinden keinen Beweis anerkennen wird für den Zusammenhang dieser Gemeinden mit Johannes: so kommt man doch zuletzt auf diesen Apostel, sobald man die Reihe der Bischöfe verfolgt. Vgl. Rothe, Anfänge der christl. Kirche und ihrer Verfassung. (Wittenb. 1837.) 1. Bd. S. 431. Vgl. ferner *Tertull.* De praescriptt. haeret. c. 32: Sicut Smyrnaeorum ecclesia Polycarpum ab Joanne conlocatum refert. Nach Epiphanius (Haeres. 51, 2) kam Johannes im höheren Alter nach Kleinasien. 34) Nach 2 Thess. 2, 15 kann der Ansicht, daß die Apokalypse dem Apostel noch bei seinen Lebzeiten untergeschoben sei, nicht die geringste Bedenklichkeit entgegenstehen, zumal wenn die Unterschiebung in guter Absicht geschah. Auch lassen sich verschiedene Fälle und Umstände denken, unter welchen sich dieselbe in der kirchlichen Anerkennung als Johanneisches Werk erhalten konnte. Indessen haben wir uns bis jetzt von der Unechtheit noch nicht völlig überzeugen können, und wir befinden uns ungefähr in demselben Schwanken, wie Tholuck in seiner „Glaubwürdigkeit der evangel. Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß." 2. Aufl. (Hamburg 1838.) S. 283 fg. 35) Vgl. Lücke, Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und die gesammte apokalyptische Literatur. (Bonn 1832.) S. 244 fg. 402 fg. de Wette, Lehrbuch der histor.-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des N. T. 3. Aufl. (Berlin 1834.) §. 187. Credner, Einleit. ins N. T. 1. Th. S. 705 fg. 36) Vgl. die in Note 29 und 33 angeführten Stellen aus Clemens Alexandrinus und Eusebius. Dasselbe bemerkt Hieronymus (De vir. illustr. 9): Ephesi usque ad Trajanum principem perseverans totas Asiae fundavit rexitque ecclesias. Jedenfalls geht aber Rothe a. a. O. S. 428 fg. zu weit, wenn er aus der genannten Stelle des alexandrinischen Clemens folgert, Johannes sei der Gründer des eigentlich so zu nennenden Episkopates gewesen. Denn wollen wir auch das jedem Unbefangenen so leicht sich aufdringende Bedenken, daß Clemens in Darstellung der kirchlichen Wirksamkeit des Johannes die Farben von den Verhältnissen seiner Zeit entnehme, unbeachtet lassen: so sagte ja Clemens nur: Johannes habe Bischöfe und kirchliche Beamte eingesetzt und die kirchlichen Angelegenheiten geleitet. Wie folgt denn hieraus, daß dies schon Bischöfe im späteren Sinne gewesen und deren Amt von Johannes begründet sei? Wie aber in der Erzählung des Clemens jener Gemeindevorsteher, dem Johannes den Jüngling anvertraute, ganz deutlich als „eigentlicher" Bischof gezeichnet werde, was Rothe behauptet, gestehen wir nicht zu begreifen.

37) In seiner Schrift: Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht. 1. Th. (Ohne Angabe des Druck- oder Verlagsortes. 1800.) S. 6. 38) In seinem Buche: Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. (Leipz. 1840.) 39) In seiner Recension der Lützelberger'schen Schrift in den (Berliner) Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. 1840. 2. Bd. Nr. 21—23. Auch der Recensent in der (Halle'schen) Allgem. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 134—137 (muthmaßlich Schnitzer in Heilbronn, vgl. Hall. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 40. S. 319) klatscht Lützelberger'n enthusiastischen Beifall zu. Vgl. auch Alex. Schweizer, Das Evangelium Johannes nach seinem innern Werthe u. s. w. (Leipz. 1841.) S. 6. 40) Vgl. Lützelberger a. a. O. S. 43 fg.

mein zu steuern suche, der im J. 116 auf seiner Reise nach Rom bei Polykarpus, dem vermeintlichen Freunde und Schüler des Johannes, eingekehrt sei, und von Jenem über Leben und Lehre des Letzteren alles Mögliche habe erfahren können, Ignatius, welcher seinen Lesern so gern etwas Angenehmes in Bezug auf ihr früheres Verhältniß zu den Aposteln sage, gedenke zwar in seinem Briefe an die Epheser Cap. 12 des Paulus, und in dem Briefe an die Röm. Cap. 4 des Paulus und Petrus, aber nirgends mit einer Sylbe des Johannes, nicht ein Mal in den Briefen an die Epheser und an Polykarp, wo man es doch am ersten erwarten könne. Im Briefe an die Smyrnenser biete er alles Mögliche auf, um die Doketen zu widerlegen, und im Briefe an die Philadelphener Cap. 6 bestreite er Judenchristen, ohne sich zur Widerlegung dieser beiden Gattungen von Irrlehrern auch nur mit einem Worte auf die mündliche Lehre des Apostels Johannes oder dessen hinterlassene Schriften zu berufen [41]). Ebenso gedenke Polykarpus in seinem Briefe an die Philipper Cap. 3, 9 und 11 zwar des Paulus, nicht aber des Johannes, und doch sei Cap. 9 unter den Geduldbeispielen, welche Polykarp nachzuahmen ermahne, eine ganz geeignete Stelle gewesen, auch den Johannes zu erwähnen, wegen seiner angeblichen Verbannung auf die Insel Patmos [42]). Auch der aus Kleinasien stammende, in der Zeit von 150—180 blühende Hegesippus, welcher große Reisen gemacht habe, um sich überall von der Reihenfolge der Bischöfe und ihrem Festhalten an dem orthodoxen Glauben zu überzeugen, könne in seinen fünf Büchern kirchlicher Denkwürdigkeiten unmöglich etwas über Johannes berichtet haben. Wenigstens habe Eusebius, was er über die Apostel in des Hegesippus Werke finden konnte, gewiß treulich ausgezogen, und von Johannes würde er am wenigsten etwas übersehen haben, da ihm dieser der liebste Apostel gewesen [43]). Das Zeugniß des Irenäus sei ohne alle Beweiskraft, und selbst diejenigen Theologen, welche sich auf dasselbe berufen, verwärfen in anderen Punkten die Glaubwürdigkeit dieses Kirchenvaters, namentlich seine Angabe über die Authentie der Apokalypse, wie denn auch Alles, was derselbe aus der Überlieferung der kleinasiatischen Presbytern und Gemeinden wissen wolle, theils abgeschmackt, theils erwiesen falsch sei. Abgeschmackt die von den kleinasiatischen Presbytern vernommene Unterweisung des Apostels Johannes von den großen Weinbeeren und den mächtigen Weizenkörnern im 1000jährigen Reiche [44]) (adv. haeres. V, 33); die Geschichte des Polykarpus von des Johannes Zusammentreffen mit Cerinth im Badehause (III, 3); falsch die angeblich von allen Presbytern bezeugte Angabe des Apostels Johannes, daß Jesus über 40 Jahre alt geworden sei (II, 22); die Nachricht, Papias sei ein Schüler des Apostels Johannes gewesen (V, 33); die aus der Überlieferung geschöpfte Behauptung, daß Johannes seine Offenbarung auf Patmos am Ende der Regierung des Domitianus gesehen habe (V, 30), seine falsche Erklärung der Zahl 666 in der Apokalypse (V, 30). Irenäus habe den Polykarpus nur in seiner frühesten Jugend gehört [45]), und sich daher in seinen späteren Tagen über das Gehörte leicht täuschen können; vielleicht habe er auch wirklich von ihm irgend Etwas über die Person des Apostels Johannes vernommen, dem er späterhin die obengenannte Deutung gegeben. Dagegen sei der Gnostiker Florinus, dem Irenäus die Auctorität ihres gemeinsamen Lehrers, des rechtgläubigen Polykarpus, zu Gemüthe führe, bereits Jüngling gewesen, als er den Letzteren gehört. Da er nun nicht vor dem Gnosticismus bewahrt geblieben sei, so könne Polykarp's Lehre und Leben schwerlich die Auctorität eines Apostels für sich gehabt haben [46]). Die von Clemens Alexandrinus mitgetheilte Erzählung von dem Jüngling, der ein Räuber ward (bei Euseb. III, 23), welche die Tradition von des Johannes Aufenthalt in Kleinasien zur Voraussetzung habe, sei einer Mythe oder Legende gar zu ähnlich, als daß sie irgend Etwas beweisen könne [47]). Endlich urgirt Lützelberger auch noch das gänzliche Stillschweigen über die Person und Lebensverhältnisse des Johannes von Seiten des römischen Clemens in seinem ersten Briefe an die Korinthier, sowie des Lucas im Proömium zu seinem Evangelium. Wenn nämlich zu der Zeit, als Clemens seinen Brief schrieb, etwa im J. 96, Johannes in Ephesus noch gelebt hätte, so müsse es auffallen, daß die korinthische Gemeinde, wegen der in ihrem Schooße ausgebrochenen Streitigkeiten, sich nicht an diesen Apostel, sondern an den minder angesehenen Bischof von Rom gewandt habe, desgleichen, daß Clemens die Gemeinde nicht an diesen Apostel verweise. Auch vermisse man in des Clemens Briefe Cap. 5 den Johannes als Beispiel der Geduld, da er doch nach der Apstgsch. (Cap. 4 und 5) mit Petrus Gefängniß und Geißelung ertragen, wegen seines Exiles auf Patmos ebenfalls zu den Märtyrern gehört, und das Beispiel dieses (?) Apostels den Korinthiern am nächsten gelegen habe. Das Schweigen des Lucas aber müsse befremden, weil, wenn Johannes zu der Zeit, als Lucas sein Evangelium schrieb, noch gelebt hätte, man nicht begreife, warum Lucas nicht zu ihm gereist sei, und von ihm, dem einzigen noch am Leben befindlichen Augenzeugen der evangelischen Geschichte, unmittelbare Nachricht eingezogen habe [48]). Wie hätte aber

41) a. a. O. S. 47—66. 42) a. a. O. S. 71 fg. 43) a. a. O. S. 126—129. 44) Nach der von Papias mitgetheilten Überlieferung des Johannes habe nämlich Jesus gelehrt, in der messianischen Zeit würden Weinstöcke wachsen, von welchen jeder zehntausend Äste treibe und jeder Ast zehntausend Zweige, jeder Zweig zehntausend Ranken, jede Ranke zehntausend Trauben, jede Traube zehntausend Beeren und jede Beere werde zehntausend Metreten Wein geben. Greift ein Heiliger nach einer Traube, so ruft eine andere, nimm mich, ich schmecke besser, segne den Herrn durch mich. Gleicher Fruchtbarkeit würden die übrigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs, Getreide, Obst, Kräuter und dgl., theilhaftig sein. Ähnliche messianische Erwartungen bei den späteren Juden s. bei Gfrörer, Das Jahrhundert des Heils. 2. Abth. (Stuttg. 1838.) S. 244.

45) Vgl. die oben Anm. 27 mitgetheilte Stelle und adv. haeres. III, 3 (*Euseb.* IV, 14): *ὃν καὶ ἡμεῖς ἑωράκαμεν ἐν τῇ πρώτῃ ἡμῶν ἡλικίᾳ.* 46) Lützelberger a. a. O. S. 144—162 und Rec. in der Hall. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 136. S. 473 fg. 47) Lützelberger a. a. O. S. 163. 48) a. a. O. S. 167—170.

auch Lucas oder die korinthische Gemeinde an Johannes sich wenden können, da ja dieser schon zur Zeit, als Paulus seinen Brief an die Galater schrieb, also zwischen den Jahren 55—59, zu den längst von der Erde Abgeschiedenen gehört habe. Dies erhelle unwidersprechlich aus der Stelle Gal. 2, 12, wo Paulus zu den drei Häuptern der judenchristlichen Partei zu Jerusalem, dem Petrus, Jacobus und Johannes, sage: „von welcher Art diese auch einst waren (ὁποῖοί ποτε ἦσαν), das macht für mich keinen Unterschied. Paulus hätte nämlich weder das ποτέ, noch das Imperfectum ἦσαν gebrauchen können, wenn alle drei noch am Leben gewesen. Nun aber sei es bekannt und gewiß, daß Petrus und Jacobus damals noch lebten, mithin könne der Abgeschiedene kein Anderer, als unser Johannes gewesen sein[49]). Die ganze Sage vom Aufenthalte des Johannes in Kleinasien und seinem hohen Lebensalter verdanke ihren Ursprung der Verwechselung des unter dem Namen eines „Schülers des Herrn" bekannten gleichnamigen Presbyters, der wirklich bis zum Ende des ersten Jahrh. in Kleinasien gelebt habe und in Ephesus begraben worden sei[50]).

Wie sehr nun auch vorstehendes Räsonnement beim ersten Anblick in mancher Beziehung zu blenden und zu bestechen geeignet ist, so trifft es doch bei näherem Zusehen nicht zum Ziele. Zuerst müssen wir die Voraussetzung, daß auf dem Schauplatze der Wirksamkeit eines Apostels das Aufkommen von Irrlehrern undenkbar sei, als willkürlich und gänzlich unstatthaft zurückweisen. War doch nicht ein Mal des vor allen übrigen Aposteln durch praktischen Verstand und Willensenergie ausgezeichneten und einflußreichen Paulus lebendige Gegenwart und Wirksamkeit in den heidenchristlichen Gemeinden Galatiens und zu Korinth erfolgreich genug gewesen, um als Damm zu dienen gegen den eindringenden Strom des Judenchristenthumes, wie hätte des sanfteren, mehr nach Innen gekehrten und im inneren Leben befriedigten, contemplativen Johannes Auctorität, dessen eigener Lehrbegriff schon die Elemente christlicher Speculation und Gnosis in sich trägt, dem Aufkommen und Umsichgreifen der Speculation im Doketismus und Cerinthianismus vorbeugen und wehren können! Wie groß auch selbst in jener Zeit der lebendigen Freiheit des Urchristenthumes die Ehrfurcht gegen die Apostel war, so irrt doch Lützelberger jedenfalls, wenn er ihr dieselbe Alles niederschlagende Macht beilegt, welche das apostolische Wort erst in späteren Tagen ausüben konnte, nachdem man den Inspirationsbegriff auf die Schriften des N. T. übertragen und dieselben als Depositum göttlicher Orakel zu betrachten sich gewöhnt hatte. Auch müßte man mit dem Selbstgefühle und dem Übermuthe der menschlichen Speculation gänzlich unbekannt sein, um deren Aufkommen auf einem Schauplatze apostolischer Wirksamkeit schlechthin unbegreiflich zu finden; daher auch des Florinus Übertritt zum Gnosticismus in keiner Weise das Zeugniß des Irenäus, daß Polykarpus noch des Johannes Umgang und Unterricht genossen habe, zu entkräften vermag. Das Stillschweigen des Ignatius über Persönlichkeit und Leben des Johannes, zumal in dem Briefe an Polykarpus und an die Epheser, mag allerdings befremden; aber bekanntlich ist das argumentum a silentio nur dann beweiskräftig, wenn sich eine absolute Nothwendigkeit der postulirten Erwähnung darthun läßt. Eine solche Nothwendigkeit glaubt Lützelberger[51]) zwar in Cap. 12 des Briefes an die Epheser gefunden zu haben; wo es heißt: „Ihr (Epheser) bildet den Übergang für Jene, welche für Gottes Zwecke getödtet werden, seid Miteingeweihete von Paulus, dem Geheiligten, zum Blutzeugen Gewordenen, aller Seligpreisung Würdigen, in dessen Fußtapfen ich erfunden werden möchte, daß ich Gott gewönne, welcher im ganzen Briefe Euerer gedenkt." Lützelberger fragt hier: „War denn nicht auch Johannes durch seine Verbannung ein Märtyrer geworden, wie ihn auch später Polykrates, der Bischof von Ephesus, wirklich so nennt? Gehörte das nicht hauptsächlich zum Ruhme der Gemeinde zu Ephesus, daß Johannes so lange bei ihr gewesen war, und ist es daher erklärlich, wie Ignatius oder irgend ein Falsarius desselben in einem Briefe an die Gemeinde des Apostels vergessen konnte, wenn er von dessen Aufenthalt daselbst Etwas wußte?" Allein wenn, wie selbst die conservative Kritik schon längst darzuthun versucht hat, die Verbannung des Johannes nach Patmos auf Rechnung der kirchlichen Sage (womit übrigens die Annahme, daß dieser Sage ein historisches Factum zu Grunde liege, recht wohl besteht, vgl. unten) zu setzen ist, so konnte ja dieser gar nicht als Märtyrer in eine Linie mit Paulus gestellt werden. Darum können wir auch nicht erwarten, den Johannes unter den Geduldbeispielen bei Polykarpus Cap. 9 und Clemens Romanus Cap. 5 erwähnt zu finden; wird doch in beiden Stellen auch die bekannte und unbezweifelte historische Thatsache des Märtyrerthumes des Jacobus, des Bruders des Herrn, nicht speciell namhaft gemacht! ! Nach Lützelberger's Logik müßte demnach dieselbe in das Reich der grundlosen Sage verwiesen werden! — Zwar beruft sich Ignatius in seiner Bestreitung der Irrlehrer nirgends auf die mündliche Lehre des Johannes, aber ebenso wenig auf die eines anderen Apostels, auch nicht auf die des Paulus, selbst nicht ein Mal gegen den Judaismus, Philadelph. cap. 6. Lützelberger entgegnet freilich[52]), die Judaisten hätten die apostolische Auctorität des Paulus nicht anerkannt, wol aber die des Johannes. Allein Ignatius spricht ja in der genannten Stelle nicht zu den Judaisten, sondern zu seinen Lesern, die er vor dem Judaismus warnt, und die jedenfalls den Paulus als Apostel anerkannten. Wenn der-

49) a. a. O. S. 174 fg. 50) a. a. O. S. 234. 240.

51) a. a. O. S. 50. 52) a. a. O. S. 58. Lützelberger läßt sich von seinem polemischen Eifer so sehr verblenden, daß er (S. 48) die Erwähnung der Person des Johannes sogar in der längeren Recension der Briefe des Ignatius vermißt, und doch wird ihrer in zwei Stellen gedacht, einmal ad Philadelph. c. 4, wo unter den Beispielen der Ehelosigkeit auch der μαθητὴς ἀγαπητός mit genannt wird, und dann Ephes. c. 11 am Ende: ἵνα ἐν κλήρῳ Ἐφεσίων εὑρεθῶ τῶν Χριστιανῶν, οἳ καὶ τοῖς ἀποστόλοις πάντοτε συνῆσαν ἐν δυνάμει Ἰησοῦ Χριστοῦ, Παύλῳ, Ἰωάννῃ, Τιμοθέῳ τῷ πιστοτάτῳ.

gleichen argumenta e silentio beweiskräftig sein sollten, wie viele unbezweifelte Thatsachen müßten dann ohne Weiteres aus der Geschichte gestrichen werden! So beruft sich auch Paulus, wenn er in seinen Briefen die Anmaßung der Judaisten in Betreff der fortdauernden Gültigkeit des Mosaischen Gesetzes bekämpft, niemals auf das bekannte Decret des apostolischen Conventes in Jerusalem über diesen Streitpunkt, und doch wie leicht hätte er mit der Auctorität dieses Decretes seine Gegner schlagen können! Der erste Petrinische Brief ist anerkanntermaßen an zum Theil Paulinische Gemeinden gerichtet, und doch gedenkt der Verfasser desselben mit keinem Worte der Person des Paulus, gewiß eine ziemlich vollständige Analogie zu dem Schweigen über Johannes im Briefe des Ignatius an die Epheser und an Polykarpus.

Nur eine muthwillige und berauschte Kritik vermag es, in dem an die Paulinische Gemeinde zu Philippi, welche niemals in einer Beziehung zum Apostel Johannes gestanden hatte, gerichteten, so kurzen Sendschreiben des Polykarpus eine Namhaftmachung dieses Apostels zu verlangen, zu welcher nicht die geringste Veranlassung geboten war, auch nicht in Cap. 9, wie vorhin gezeigt wurde. Auch hatte Polykarpus noch andere Briefe hinterlassen, auf welche Irenäus in einem Fragment bei Eusebius V, 20 den Florinus verweist; in diesen Briefen konnte ja des Johannes Erwähnung gethan sein. — Höchst verwegen und willkürlich ist der Schluß: weil in den Fragmenten des Hegesippus bei Eusebius nichts von Johannes berichtet werde, so habe Eusebius auch nichts über diesen Apostel in des Hegesippus Werke gefunden. Aber er theilt ja daraus auch nichts über Petrus mit, welcher, als einer der Repräsentanten des Judenchristenthums den Judenchristen Hegesippus doch wol interessiren mußte, über dessen Leben und Wirksamkeit derselbe auf seinen Reisen sicherlich manche Notiz einziehen konnte. Und wenn Hegesippus den Paulus als Repräsentanten des Heidenchristenthums absichtlich unberührt gelassen haben sollte, konnte er nicht auch von gleich feindlichem Interesse gegen Johannes eingenommen sein, der denselben freieren Geist des Christenthums vertrat? Worauf gründet sich denn die Behauptung, daß Eusebius aus den verlorenen kirchlichen Schriften wirklich Alles mitgetheilt habe, was er in denselben über die Apostel fand und was für eine spätere kritische Zeit von Interesse sein kann? — Den Gipfel der Verwegenheit ersteigt die destructive Kritik in der Art, wie sie das Zeugniß des Irenäus zu entkräften sucht. Denn wenn andere Mittheilungen dieses Kirchenvaters theils abgeschmackt, theils erwiesen falsch sind, so folgt daraus doch nur, daß auch sein Zeugniß über des Apostels Aufenthalt in Kleinasien falsch sein könne, keineswegs aber sein müsse. Ein besonnener Kritiker würde daher den Aufenthalt des Johannes in Kleinasien nur problematisch finden, nicht aber mit Entschiedenheit leugnen. Aber die übrigen Nachrichten des Irenäus lassen sich gar nicht mit der über des Johannes Aufenthalt und Wirksamkeit in Kleinasien in Vergleich stellen. Denn für keine derselben macht Irenäus eine solche Auctorität geltend, wie die des unmittelbaren Zeugnisses eines Polykarp, sondern er schöpft sie entweder aus der kirchlichen Tradition, oder aus der Mittheilung der kleinasiatischen Presbytern, unbekannter Personen, deren Fähigkeit, das Wahre sagen zu können, zu wollen und zu müssen, nicht dargethan werden kann. Bei keiner seiner Nachrichten gibt er eine so starke und so rührende Versicherung der Lebendigkeit und Treue seiner Erinnerung als bei der über Polykarpus und dessen Umgang mit Johannes. Und diese Versicherung spricht er gegen einen Mann aus, der selbst ein Schüler des Polykarpus gewesen war, gegen Florinus. Gewiß, des Irenäus Unbesonnenheit würde ihres Gleichen suchen, wenn er einem solchen Manne eine Thatsache hätte zu Gemüthe führen wollen, welche dieser sogleich als Phantasiegebilde hätte erkennen und verlachen müssen. Mag sich auch Irenäus in seinem späteren Lebensalter noch soviel Irriges über die Person des Johannes haben aufbinden lassen, mag er noch so viele Aussprüche Polykarp's und der kleinasiatischen Presbytern gemisdeutet, mag er sich selbst in Betreff der Johanneischen Abfassung des vierten Evangeliums geirrt haben: so würde doch der Skepticismus eines Harduin dazu gehören, um in sein Zeugniß von des Johannes Aufenthalt in Kleinasien und dessen Verhältniß zu Polykarpus Mistrauen zu setzen. Beträfe dieses Zeugniß eine complicirte historische Thatsache, so könnte dem Irenäus sein Gedächtniß, beträfe es den Sinn eines Dogma, so könnte ihm sein Verstand einen Streich gespielt haben; aber keines von Beiden ist hier der Fall. Übrigens läßt sich nicht ein Mal von sämmtlichen übrigen, durch Irenäus mitgetheilten Notizen behaupten, daß sie so durchaus unglaublich und irrig seien. Auf die Erzählung von dem Zusammentreffen des Johannes mit Cerinth in der Badestube werden wir weiter unten zu sprechen kommen. Der Erzählung von den großen Weinbeeren und den mächtigen Weizenähren im tausendjährigen Reiche kann recht wohl ein bildlicher Ausspruch Christi in einfacherer Gestalt zu Grunde liegen, der nur, indem er mehre Vermittelungen durchlaufen hatte, im jüdischen Geschmacke modificirt und erweitert worden war, wie denn Jesus so manche jüdische Phantasiegebilde vom messianischen Reiche zur symbolischen Einkleidung seiner reinen Religionsideen benutzte; vgl. Matth. 19, 28 fg., 26, 29. 8, 11 u. a. St. Daß Christus über 40 Jahre alt geworden sei, haben die Presbytern gar nicht behauptet, sondern nur, daß er aetatem seniorem habens gelehrt habe, worunter wahrscheinlich das unter den Juden zum Lehramte erfoderliche Alter zu verstehen ist. Erst Irenäus deutete im dogmatischen Interesse und nach einem Misverständnisse der Stelle Joh. 8, 57, diesen Ausspruch der Presbytern dahin, daß Jesus ein hoher Vierziger geworden sei[53]).

53) Vgl. Credner, Einleitung ins N. T. I. Th. S. 215. Strauß, Leben Jesu. I. Th. S. 519. Neander dagegen (a. a. O. II. S. 539) hält die ganze Stelle von der Nachricht der Presbytern für interpolirt. Denn so gering man auch das kritische Urtheil des Irenäus anzuschlagen berechtigt sei, „so lasse sich doch bei einem seiner Sinne mächtigen Manne es nicht zusammenreimen, wie der, welcher kurz vorher gesagt hatte, daß Christus von dem

Neben dem Zeugniß des Irenäus steht aber auch noch dasjenige des alexandrinischen Clemens, und zwar von jenem gewiß völlig unabhängig da! Lützelberger hat es sich mit dessen Beseitigung sehr leicht gemacht [54]). Denn wenn auch die Erzählung von dem Jüngling, der ein Räuber ward, ein Mythus sein sollte, wiewol sie keines der Merkmale an sich trägt, an denen die Mythenjäger ihre Beute erkennen: folgt denn daraus, daß auch die dem Mythus zur Voraussetzung dienende Nachricht von Kleinasien, als dem späteren Schauplatze der Wirksamkeit des Johannes erdichtet sei? Clemens Alexandrinus hatte aber auf seinen Reisen in Griechenland und Kleinasien hinlängliche Gelegenheit, die kirchliche Tradition über Johannes kennen zu lernen. Gewiß wird Niemand bei nur einiger Besonnenheit das Gewicht dieser Zeugnisse verkennen, durch welche das aus Ignatius entnommene argumentum e silentio vollkommen aufgewogen wird.

Daß ferner die korinthische Gemeinde sich nicht an Johannes, sondern an Clemens von Rom wegen Beilegung ihrer Streitigkeiten wendete, kann durchaus nicht befremden, da es ihr als Paulinischer Gemeinde am nächsten liegen mußte, an Clemens sich zu wenden, der in der Tradition der Kirche als des Paulus Schüler gilt. — Das vom Schweigen des Lucas im Proömium zu seinem Evangelium entnommene Argument aber würde nur dann Etwas beweisen, wenn wir berechtigt wären, uns diesen Evangelisten in der Art unserer modernen kritischen Geschichtsforscher zu denken, und wenn wir nachweisen könnten, daß er bei Abfassung seines Evangeliums in einer Lage und an einem Orte sich befand, wo er ohne sonderliche Schwierigkeit die Reise nach Kleinasien machen konnte. Wie wenig die apostolischen Männer zu dergleichen historischen Erkundigungsreisen geneigt waren, sehen wir auch aus dem berühmten Fragmente des Papias bei *Euseb.* H. E. III, 39. Nach demselben waren zu der Zeit, als Papias seine Nachrichten über die „Reden des Herrn" sammelte, der Presbyter Johannes (in Kleinasien) und Aristion, beide als Schüler des Herrn bekannt, noch am Leben. Dennoch macht der scrupulose Papias keine Reise zu ihnen, sondern erkundigt sich bei Anderen nach ihren Relationen. Vgl. die weiter unten folgenden Erörterungen über dieses Papianische Fragment.

Wie verwirrend endlich auch die Existenz des bekannten „Doppelgängers" in der Person des Presbyter Johannes für die kritische Untersuchung der Lebensgeschichte des gleichnamigen Apostels ist: so berechtigt sie doch noch nicht zu dem verwegenen Schlusse Lützelberger's, durch welchen der Knoten zerhauen, nicht aber gelöst wird. Vgl. den Artikel Johannes Presbyter.

Die meisten Argumente Lützelberger's sind sonach negativer Art. Nur eine einzige vermeintliche positive Thatsache macht er geltend, durch welche die kleinasiatische Wirksamkeit des Apostels ausgeschlossen werden soll, den frühzeitigen Tod desselben. Hiermit treibt es aber Lützelberger selbst demjenigen Recensenten [55]) zu arg, der ihm sonst in allen Stücken beipflichtet, sodaß dieser folgender, sehr richtiger, Gegenbemerkung sich nicht enthalten kann: „Woher weiß der Verfasser so bestimmt, daß *ποτέ* hier auf die Zeit geht? Ist es nicht klar, daß *ποτέ* den Begriff von *ὁποῖοι* verstärkt (qualescunque), und daß *ἦσαν*, wie aus *ἐμοὶ γὰρ οἱ δοκοῦντες οὐδὲν προσανέθεντο* zu ersehen ist, auf die Zeit geht, wo Paulus in Jerusalem bei Petrus, Jacobus und Johannes sich befand: wie hoch sie auch immer damals in Jerusalem standen, gilt mir gleich? [56]). Dürfte indessen auch *ποτέ* hier temporell verstanden werden, so müßte das *ὁποῖοί ποτε ἦσαν* mit Luther, Beza und Andern auf die Zeit ihres Umganges mit Jesu und die aus demselben sich vermeintlich ergebenden Vorzüge der Begleiter Jesu vor Paulus bezogen werden."

Nicht so zuverlässig sind die übrigen, von den Kirchenvätern mitgetheilten Nachrichten über die Lebensumstände des Johannes. Die wichtigste unter denselben ist die Nachricht von des Apostels Verbannung auf die wüste sporadische Felseninsel Patmos im Ägeischen Meere. In Mittheilung derselben herrscht bei den Kirchenvätern keine Einstimmigkeit [57]), weder in Betreff der Zeit, wann, noch in Betreff des Kaisers, welcher diese Strafe über den Apostel verhängt habe. Clemens von Alexandrien [58]) und Tertullian [59]) scheinen über die Person dieses Kaisers gänzlich in Ungewißheit gewesen zu sein, und Origenes [60])

Beginne seines 30. Jahres bis zu seinem Tode drei Jahre im Lehramte zugebracht habe, gleich nachher an 20 Jahre mehr ihm beilegen konnte." Allein Irenäus bemerkt nur, daß Christus zwar im 30. Lebensjahre sein Lehramt begonnen, aber nicht schon mit Ablauf desselben beschlossen haben könne, da im Evangelium des Johannes nach der Relation vom Beginne des öffentlichen Wirkens vier Paschafeste (Irenäus zählt Joh. 5, 1 mit) erwähnt würden, von denen er drei besucht habe. Hiermit will er aber keineswegs behaupten, daß die öffentliche Wirksamkeit Jesu blos drei Jahre gedauert habe, sondern nur die Gnostiker widerlegen, welche diese Wirksamkeit auf Ein Jahr beschränkten, und in den 30 Jahren, die Jesus alt geworden sei, eine typische Andeutung von 30 Äonen fanden. Irenäus konnte aber auch gar nicht das Lebensalter Christi zu blos 33 Jahren annehmen, da er ja ausdrücklich bemerkt, Jesus habe in seiner Person alle Lebensalter durchlaufen und repräsentiren müssen, weil er alle habe heiligen und die Menschen jeder Lebensstufe erlösen wollen. Nach seiner Ansicht muß folglich Jesus während seiner öffentlichen Wirksamkeit nahe an 20 Paschafeste erlebt haben, von denen aber Johannes nur vier bemerklich mache. — Übrigens hat es auch nicht an Solchen gefehlt, welche des Irenäus Angabe über das Lebensalter Jesu für richtig hielten, und nach ihr die Chronologie des Lucas (III, 1. 23) rectificiren wollten. So Weiße a. a. O. I. S. 286 fg.

54) Das eben, Anm. 33, erörterte Zeugniß Tertullian's hat Lützelberger keiner Erwägung gewürdigt.

55) In der Hall. Allg. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 136. S. 476. 56) Vgl. Winer zu d. St. und *Fritzschiorum* Opusce. (Lips. 1838.) p. 202. 57) Eine ausführliche Zusammenstellung der kirchlichen Tradition nebst Beurtheilung s. bei Lampe a. a. O. I. S. 59—66. Wegscheider a. a. O. S. 40—50. Lücke, Einleitung in die Offenbarung Johannis. S. 404 fg. Credner, Einleitung ins N. T. I. Th. S. 217—220. 58) Vgl. oben Anm. 29. Nach dieser Angabe kam Johannes erst nach seiner Rückkehr von Patmos nach Ephesus, nach den Angaben der Späteren war er schon vorher dort wirksam gewesen. 59) Praescript. haeret. 36. 60) Comment. in Matth. III. p. 719 sq.: *ὁ δὲ Ῥωμαίων βασιλεὺς, ὡς ἡ παράδοσις διδάσκει, κατεδίκασε τὸν Ἰωάννην, μαρτυροῦντα διὰ τὸν τῆς ἀληθείας λόγον, εἰς Πάτ-*

deutet bestimmt an, daß sich darüber nichts ermitteln lasse. Victorinus († 303)[57]) nennt den Kaiser Claudius; noch Spätere[58]) den Nero; Dorotheus[59]) sogar den Trajan; der älteste Zeuge, Irenäus[60]), dem die meisten nachfolgenden Schriftsteller, wie Eusebius[61]), Hieronymus[62]), Sulpicius Severus[63]) und And.[64]), beipflichten, den Domitian. Nach Irenäus erfolgte die Verbannung gegen das Ende der Regierung dieses Monarchen, noch bestimmter nennt Eusebius[65]) das 14. Jahr derselben. Letzterer berichtet auch[66]) als eine alte Sage (ὁ τῶν παρ' ἡμῖν ἀρχαίων παραδίδοται λόγος), daß Johannes unter Nerva nach Ephesus zurückgekehrt sei. Dasselbe erzählt Hieronymus[67]), jedoch als ausgemachte Sache. Tertullian[68]) bringt die Nachricht sogar mit der abenteuerlichen Legende in Verbindung: Johannes sei zu Rom in siedendes Öl geworfen, aber unversehrt wieder herausgekommen und dann auf jene Insel verwiesen worden. Ob endlich Polykrates[69]) den Johannes um seines Exiles auf Patmos, oder anderer unbekannter Leiden willen μάρτυς nenne, muß unentschieden bleiben, doch ist das Erste wol das Wahrscheinlichere.

Die Richtigkeit dieser kirchlichen Tradition ist seit J. D. Michaelis von den meisten historisch-kritischen Forschern mit mehr oder minder Entschiedenheit bestritten worden[70]). Nur Wenige, wie Berthold[71]), Guerike[72]), Tholuck[73]), Schott[74]), Frommann[75]), traten als Vertheidiger derselben auf. Die Bestreiter machen die großen Differenzen der patristischen Angaben in Bestimmung der Zeit des Exiles geltend, unter denen grade die älteste, die des Irenäus, im grellsten chronologischen Widerspruche mit Apok. 17, 9 stehe[76]). Desgleichen urgirt man, daß selbst Origenes[77]) und Eusebius[78]) die Sache nur als eine bloße Sage (παράδοσις oder λόγος) berichten. Indessen kann auch einer Sage[79]), mag dieselbe noch so verworren und widersprechend erzählt werden, mag sie noch so sehr ins Abenteuerliche ausgeschmückt sein (wie dies mit der hierher gehörigen Angabe Tertullian's der Fall ist), recht wohl ein echt historischer Kern zum Grunde liegen. Und diesen auszumitteln, kann im vorliegenden Falle nicht schwer sein, so lange nicht zu größerer Genüge, als bisher geschehen ist, sich darthun läßt, daß der Verfasser der Apokalypse ein Anderer sei oder sein wolle, als der Apostel Johannes (vgl. den Art. Johannes, der Presbyter). Apokal. 1, 9 bemerkt nämlich der Verfasser, die apokalyptischen Visionen seien ihm während seines Aufenthaltes auf der Insel Patmos zu Theil geworden. Nun ist durchaus kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß dieser Aufenthalt auf Patmos bloße Fiction des Verfassers sei zum Behuf der localen Einkleidung seiner Visionen; am wenigsten ist dieses dann denkbar, wenn der Apokalyptiker vom Apostel Johannes verschieden ist und doch als letzteren sich geltend machen will. Denn um diesen Zweck zu erreichen, mußte es ihm sehr förderlich sein, wenn er seine Visionen und Weissagungen an ein anerkannt historisches Erlebniß des Apostels anknüpfte, während er sich durch eine Fiction den Zeitgenossen leicht als Falsarius verrathen haben würde. Indessen nöthigen die Worte der apokalyptischen Stelle doch auch keinesweges, an ein eigentliches Exil zu denken; ihr Sinn kann auch der sein: der Verfasser habe sich aus irgend einem Grunde, vielleicht um Gefahren oder Verfolgungen, welche ihm droheten, zu entgehen[81]), freiwillig auf jene Insel zurückgezogen; dies aber sei nach göttlicher Fügung geschehen, damit ihm auf dieser Insel seine apokalyptischen Gesichte hätten zu Theil werden sollen: διὰ τὸν λόγον τοῦ θεοῦ καὶ διὰ τὴν μαρτυρίαν[85]) Ἰησοῦ Χριστοῦ. Solch eine Flucht des

---

μον τὴν τίσιν. Λέγεται δὲ τὰ περὶ τοῦ μαρτυρίου ἑαυτοῦ Ἰωάννης (Apok. 1, 9), μὴ λέγων, τίς αὐτὸν κατεδίκασε.

61) Haeres. 51, 33. 62) So die Überschrift der um das 6. Jahrh. verfaßten syrischen Übersetzung der Apokalypse (vgl. Wegscheider a. a. O. S. 47), Theophylakt, der jüngere Hippolyt im 10. Jahrh. und And. Vgl. Lücke, Einleitung in die Offenbarung. S. 406 fg. 63) Vgl. Lücke a. a. O. S. 408. 64) adv. haeres. V, 30, 3 (vgl. Euseb. III, 18) heißt es mit Bezug auf Apok. 1, 9: οἱ δὲ — πρὸ πολλοῦ χρόνου ἑωράθη (ἡ ἀποκάλυψις), ἀλλὰ σχεδὸν ἐπὶ τῆς ἡμετέρας γενεᾶς, πρὸς τῷ τέλει τῆς Δομετιανοῦ ἀρχῆς. 65) H. E. III, 18. 20. 23. 66) de viris illustr. c. 9. Über den blos scheinbaren Widerspruch dieser Stelle mit adv. Jovin. I, 26 vgl. Lücke a. a. O. S. 407 fg. 67) Sacrae histor. II, 31. 68) Vgl. Suicer. Thesaur. s. v. Ἰωάννης. 69) Chronic. ad ann. XIV. Domitiani. Ihm folgt Hieronymus a. a. O. 70) H. E. III, 20. 23. 71) de viris illustr. c. 9. 72) de praescript. haeret. 36: postquam in oleum igneum demersus nihil passus est, in insulam relegatur, welche Legende Hieronymus adv. Jovin. I, 26 unter (leichtsinniger oder gewissenloser?) Berufung auf Tertullian als Gewährsmann dahin erweitert: „quod missus in ferventis olei dolium *purior et vegetior exiverit quam intraverit.*“ Vgl. auch des Hieronymus Comment. in Matth. XX, 22 und 23. 73) Bei Euseb. H. E. III, 31. V, 24. 74) Vgl. die von Credner a. a. O. S. 219 angeführten Schriften. 75) Einleitung III. S. 1875. 76) Beiträge zur hist.-krit. Einleit. ins N. T. S. 54—56. 77) Commentar zum Evang. Johannis. 3. Aufl. (Hamburg 1831.) S. 5. 78) Isagoge in N. T. p. 113. 79) Johanneischer Lehrbegriff u. s. w. S. 19. 80) Vgl. die oben Anm. 35 citirten Schriften.

81) Vgl. oben Anm. 60. 82) H. E. III, 18. 20. 83) Wenn man bedenkt, welch einen hohen Werth die Kirchenväter auf die παράδοσις legten, und auf sie oft die wichtigsten Lehren und Institute gründeten, so lassen sich die Worte des Origenes ὡς ἡ παράδοσις διδάσκει (vgl. Anm. 60) mit den Redensarten des Eusebius κατέχει λόγος (H. E. III, 18) und παραδίδωσιν ὁ λόγος (III, 20) durchaus nicht in Vergleich stellen und als Instanz gegen die Glaubwürdigkeit der Erzählung von des Johannes Aufenthalt auf Patmos benutzen. 84) Diese Veranlassung würde außer allen Zweifel gesetzt sein, wenn sich mit Sicherheit annehmen ließe, daß die Worte συγκοινωνὸς ἐν τῇ θλίψει καὶ βασιλείᾳ καὶ ὑπομονῇ Ἰησοῦ Χριστοῦ, welche, rein grammatisch betrachtet, Appositionen zu ἐγώ sind, nicht ohne alle logische Beziehung zu dem folgenden ἐγενόμην ἐν τῇ νήσῳ τῇ καλουμένῃ Πάτμῳ gesagt seien. 85) Nach der gewöhnlichen Erklärung bezeichnen die Worte διὰ τὸν λόγον τοῦ θεοῦ καὶ διὰ τὴν μαρτυρίαν Ἰησοῦ Χριστοῦ die voraufgegangene Ursache des Aufenthaltes auf Patmos, mithin diesen als die Folge wenn auch nicht einer Verbannung oder Deportation, doch jedenfalls einer Verfolgung, und für diese Erklärung läßt sich die Stelle Cap. 20, 4 (τῶν πεπελεκισμένων διὰ τὴν μαρτυρίαν Ἰησοῦ καὶ διὰ τὸν λόγον τοῦ θεοῦ), coll. 6, 9, als Analogie geltend machen. Da indessen in Cap. 1, 2 die Ausdrücke λόγος τοῦ θεοῦ und μαρτυρία Ἰησοῦ Χριστοῦ den Inhalt der in dem Buche aufgezeichneten apokalyptischen Gesichte bezeichnen, wie Lücke in seinen exeget. Miscellen in Ullmann's und Umbreit's Theologischen Studien und Kriti-

Apostels nach Patmos konnte dann in der mündlichen Tradition, zumal bei der Zweideutigkeit des Wortes φυγή (welches sowol Flucht als Verbannung bedeutet, und in letzter Bedeutung in Eusebius' Kirchengesch. 3, 20. 23 vom patmischen Aufenthalte des Apostels gebraucht wird) und bei der Geneigtheit der Kirche, die Leiden und das Märtyrerthum ihrer Heiligen zu vergrößern, sehr leicht in eine Verbannung oder Deportation umgewandelt werden.

Ferner hat uns Irenäus [86]) folgende Anekdote aufbewahrt: Johannes habe einst zu Ephesus ein Bad nehmen wollen. Als er aber vernommen, der Irrlehrer Cerinth befinde sich in dem Badehause, sei er augenblicklich zurückgewichen aus Besorgniß, das Badehaus möge zusammenstürzen, da der Feind der Wahrheit darin sei [87]). Irenäus nennt zwar als Gewährsmänner für diese Erzählung einige Zuhörer des Polykarpus, deren Glaubwürdigkeit wir nicht kennen. Indessen sind wir auch nicht berechtigt, eine augenblickliche und plötzliche Aufwallung des Zornes in absolutem psychologischem Widerspruche zu denken mit dem sonst so milden und liebreichen Charakter des Johannes. Vgl. 2 Br. Joh. V. 10.

Noch weniger sind wir berechtigt, in die Glaubwürdigkeit der vom alexandrinischen Clemens [88]) mitgetheilten Erzählung von dem Jünglinge, der ein Räuber ward, wenigstens was deren Grundlage betrifft, Mistrauen zu setzen. Sie ist folgende: Auf einer Inspections- und Ordinationsreise, in der Nähe von Ephesus, wendete der Apostel seine Aufmerksamkeit einem an Geist und Körper ausgezeichneten Jünglinge zu. Nachdrucksvoll empfahl er denselben dem Bischofe der Stadt zu geistlicher Obhut und Pflege. Der Bischof erfüllte den Auftrag, bis er dem Pfleglinge das Sacrament der Taufe ertheilte; alsdann aber ließ er von seiner Sorgfalt nach. Zu früh der Aufsicht entlassen, geräth der Jüngling in schlechte Gesellschaft, bildet mit derselben eine Räuberbande, und steht ihr als Befehlshaber vor. Nach einiger Zeit kommt Johannes in jene Stadt zurück und erfährt, in welchen Abgrund des Verderbens der Jüngling sich gestürzt hat. Augenblicklich besteigt er, der Greis, ein Pferd, und eilt nach dem Orte, wo die Räuberbande haust. Von ihr gefangen genommen, läßt er sich vor den Hauptmann bringen. Dieser, beim Anblick des greisen Apostels, ergreift vor Scham die Flucht. Johannes aber eilt ihm unaufhaltsam nach, seines Alters vergessend, und ruft: „Was fliehst du mich, mein Kind, deinen Vater, den Unbewaffneten, den Greisen? Habe Mitleid, o Kind, fürchte dich nicht, du hast noch eine Hoffnung des Lebens. Ich will Christo Rechenschaft für dich ablegen. Wenn es nöthig ist, will ich freiwillig den Tod für dich erdulden, wie ihn der Herr für uns erduldete. Stehe, glaube, Christus hat mich gesandt." Der Jüngling, diese Worte vernehmend, steht still, wirft die Waffen weg, zitterte und weinte bitterlich, und als der Greis herankommt, umfaßt er dessen Kniee, mit dem heftigsten Wehklagen um Vergebung flehend und mit seinen Thränen sich eine zweite Taufe gebend; nur die rechte Hand verbarg er. Der Apostel aber versichert ihm unter vielen Betheuerungen, für ihn Vergebung seiner Sünden beim Herrn erhalten zu haben, fällt vor ihm auf die Kniee, küßt seine durch die Reue gereinigte Rechte und führt ihn zur Gemeinde zurück. Daselbst bittet er inständig in wiederholtem Gebet, kämpft mit ihm in anhaltendem Fasten für das Heil seiner Seele, ermahnt ihn unablässig, und geht nicht eher hinweg, als bis er ihn der Gemeinde wiedergeben konnte als ein „großes Beispiel wahrhafter Reue, als einen großen Beweis von Wiedergeburt, als ein Siegeszeichen sichtbarer Auferstehung." — Mag aber auch diese Erzählung von der Tradition noch so sehr ausgeschmückt worden sein, ja selbst den Fall angenommen, sie sei von ihr gänzlich erdichtet: so gehört sie doch jedenfalls zu den schönsten Geistesblüthen des christlichen Alterthums und enthält einen treuen Abdruck desjenigen Bildes von dem Charakter des Apostels, welches uns in den nach seinem Namen benannten Schriften entgegentritt, und wie es der Erinnerung der ältesten Kirche eingeprägt gewesen sein muß.

Endlich berichtet Hieronymus [89]): Als Johannes die höchste Stufe seines Alters erreicht und in die Versammlungen der Christen habe getragen werden müssen: da habe er, unvermögend, zusammenhängend zu reden, in jeder Versammlung nur noch die Worte auszusprechen gepflegt: „Kinderchen, habt Einer den Andern lieb." Als endlich die Schüler und Brüder, immer dasselbe zu hören überdrüssig, gefragt hätten: „Meister, warum sagst du immer Dieses?" habe er geantwortet: „Weil es das Gebot des Herrn ist, und weil genug geschieht, wenn nur dieses geschieht." Auch diese Erzählung, obschon nur auf die Auctorität eines einzigen, noch dazu späten und sonst nicht eben glaubwürdigen Gewährsmannes sich stützend, entspricht dem uns sonst bekannten Charakter des Johannes, sowie den Verhältnissen jener Zeit auf's Vollkommenste.

Seit Tertullian's Zeit ist in der Kirche immer ein bedeutendes Gewicht darauf gelegt worden, daß Johannes unverheirathet geblieben sei [90]); daher er auch die Epitheta

---

ken. 1836. 3. Heft. S. 654 fg. mit überzeugenden Gründen dargethan hat: so ist es bei der großen Nähe der beiden Stellen Cap. 1, 2 und 9 das Gerathenste, die Worte beide Male in Einem und demselben Sinne zu fassen, und demgemäß das διά von dem objectiven göttlichen Zwecke zu verstehen, zu dessen Realisirung der Seher nach Patmos geführt wurde. Ebenso steht auch Röm. 4, 25 und Philipp. 2, 30 das διά vom Zwecke. Vgl. Lücke a. a. O. S. 659 fg.

86) Adv. haeres. III, 3. (*Euseb.* H. E. III, 28 und IV, 14.) *Edzard.* De Joanne praesentiam Cerinthi fugiente. (Viteb. 1721.)

87) Dieselbe Anekdote, nur erweitert und breiter, und mit dem Unterschiede, daß er statt Cerinth's den Ebion nennt, wiederholt auch *Epiphan.* haeres. XXX, 24.

88) In seiner Homilie: τίς ὁ σωζόμενος πλούσιος, ed. *Segaar*, c. 42, und bei *Euseb.* H. E. III, 23. Von Herder in seinen Legenden bearbeitet unter dem Titel: Der gerettete Jüngling. Sämmtl. Werke. Zur Literatur und Kunst. 6. Bd. S. 31 fg. Über die schon von älteren Theologen für und wider die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung beigebrachten Gründe vgl. *Lampe* l. c. Tom. I. p. 71—78.

89) Commentar. in epist. ad Galat. c. 6.

90) Vgl. *Tertullian*, De monogam. c. 17. *Ignat.* ad Philadelph. c. 4 nach der längeren Recension. *Ambrosiaster* ad 2 Cor. XI, 2: omnes apostoli exceptis Joanne et Paulo uxores habuerunt. Der Manichäer Faustus bei *Augustin.* contra Faustum XXX, 3: mitto ceteros ejusdem domini nostri apostolos, Petrum et Andream,

παρθένος, παρθένως, virgo, führt. Und wirklich hat sich auch nirgends eine Spur von einer entgegengesetzten Tradition erhalten. Seit dem 6. Jahrh. galt er häufig als der Bräutigam auf der Hochzeit zu Kana, deren Vollziehung er, theils durch den Anblick des von Christo verrichteten Wunders, theils durch die Berufung Jesu aufzugeben veranlaßt worden sei [91]). Diese letztere, sehr späte kirchliche Tradition bedarf natürlich heutzutage keiner Widerlegung.

Alle kirchlichen Nachrichten sind darüber einverstanden, daß Johannes ein sehr hohes Alter erreicht habe, und unter allen Aposteln zuletzt gestorben sei. Nur in der genaueren Bestimmung der Zahl der Jahre findet große Differenz statt [92]). Die höchste, aber am wenigsten glaubwürdige, Angabe setzt sein Alter auf 120 [93]), die geringste auf 89 Jahre [94]). Der älteste Gewährsmann, Irenäus [95]), sagt blos, Johannes habe bis zur Zeit Trajan's gelebt, welcher im J. 98 zur Regierung kam. Seiner Auctorität folgen auch Eusebius [96]) und Hieronymus [97]).

Das Gerathenste ist daher, bei dieser Zeitbestimmung stehen zu bleiben. Nehmen wir daher den Apostel zehn Jahre jünger als Jesum an, so muß er mindestens 88 Jahre alt geworden sein. Wir sind aber um so weniger berechtigt, in die kirchliche Tradition von dem sehr hohen Alter des Apostels Mistrauen zu setzen, als dieselbe eine bedeutende Stütze hat an der uralten Angabe in dem unechten Anhange zum Evangelium des Johannes, Cap. 21. V. 23: daß schon in der ältesten Kirche die Meinung verbreitet gewesen sei, dieser Apostel werde nicht sterben, d. h. bis zur sichtbaren Wiederkunft Christi am Leben bleiben. Denn auf welchen misverstandenen Ausspruch Christi sich auch jener weitverbreitete Wahn gestützt haben mag, so würde doch die Entstehung desselben, bei rationeller Betrachtung der Sache, ohne den andern Factor, des Apostels langes Leben, nicht wohl erklärlich sein [98]). Auch war Polykarpus, welcher im J. 169 im hohen Greisen-

---

Thomam et illum *expertem veneris* inter ceteros beatum Joannem. *Augustin.* De bono conjugali 21 und Tractat. ultim. in Joann. gegen das Ende: sunt qui senserint et hi quidem non contemtibiles sacri eloquii tractatores, a Christo Joannem apostolum propterea plus amatum, quod neque uxorem duxerit et ab ineunte pueritia castissimus vixerit. *Epiph.* haeres. 51, 12. 78, 10. *Hieron.* contra *Jovin.* 1, 14 und 26. *Petr. Chrysol.* Serm. 49: von der Übergabe der Mutter Jesu an Johannes: Christus virginem virgini tradit. Daher heißt es auch in der Antiphone des dem Andenken des Apostels gewidmeten Festes in der römischen Kirche: Diligebat eum Jesus, — — quia virgo electus ab ipso virgo in aevum permansit. In cruce denique moriturus huic matrem suam virginem virgini commendavit. Ausführlicheres s. bei *Franc. Geo. Buckfisch* (praesid. *Jo. Andr. Schmid*), De apostolis uxoratis. (Viteb. 1731; die erste Ausgabe erschien Helmstedt 1709.) p. 26 sq. (Daß diese sehr gelehrte Dissertation von Buckfisch selbst, und nicht von Joh. Andr. Schmid verfaßt ist, unter dessen Namen sie gewöhnlich citirt wird, sieht man aus dem von Schmid vorausgeschickten Enkomion Buckfisch's.) Vgl. auch *Lampe* l. c. Tom. I. p. 14 sq.

91) Diese Sage findet sich, soviel ich weiß, zuerst berücksichtigt in dem neuerdings durch Fleck (vgl. dessen Anecdota sacra. [Lips. 1837.] Prolegg. p. XII sq. und p. 163—188 und dessen Novum Testamentum vulgatae editionis. [Lips. 1840.] Prolegg. p. I sq.) näher bekannt gewordenen, in der Laurentinischen Bibliothek zu Florenz befindlichen, Codex Amiatinus der Vulgata, wo es in dem, dem Johanneischen Evangelium vorausgeschickten, Argumentum (bei *Fleck*, Anecdota p. 165) heißt: Joannes evangelista — —, qui virgo electus a Deo est, *quem de nuptiis volentem nubere vocavit Deus* etc., ferner bei *Beda Venerab.* Praef. ad Evang. Joann., dann bei *Pseudo-Abdias* (im 9. oder 10. Jahrh.) Historia concertationis apostol. lib. V, 23 in *Fabricii* Cod. apocr. N. T. Tom. II. p. 585 sq. und And. Vgl. *Buckfisch.* l. c. p. 33—38. 92) Vgl. *Lampe* l. c. Tom. I. p. 92—95. Wegscheider a. a. O. S. 59 fg. Lücke, Comm. über das Evang. Joh. I. S. 38 fg. 93) Bei *Pseudo-Chrysost.* Homil. de St. Joanne Theol. Opp. *Chrysost.* ed. *Montfauc.* Tom. VII, Appendix p. 131. *Suidas* s. v. Ἰωάννης und *Dorotheus*, Synopsis de vita et morte apostolorum. Bibl. PP. Lugd. T. III. p. 420. 94) So Isidorus Hispalensis nach *Lampe* l. c. T. I. p. 92, dem auch Lücke folgt, ohne die Stelle selbst anzugeben. In der Schrift de vita et obitu sanctor. c. 73 heißt es aber: Johannes sei anno 68 post passionem Domini Salv. sub Trajano principe gestorben. 95) Vgl. die oben in Anm. 28 mitgetheilten Stellen aus adv. haeres. II, 22, 5. und III, 3, 4. 96) Chronic. ad III ann. Trajani. 97) De viris illustr. c. 9: (Joannes) „sub Nerva principe redit Ephesum, ibique *usque ad Trajanum* principem perseverans totas Asiae fundavit rexitque ecclesias: et confectus senio *sexagesimo octavo post passionem Domini* mortuus juxta eandem urbem sepultus est.“ — Adv. Jovinianum I, 14 Commentar. in Daniel. c. 9.

98) Ich kann mich nicht überzeugen, daß der Ausspruch Christi über den Apostel Johannes bei Joh. 21, 23 getreu referirt sei. Denn ganz davon abgesehen, daß sich nirgends in den Evangelien ein Beispiel findet von Weissagungen Jesu über specielle Schicksale oder über die Lebensdauer einzelner Menschen, dergleichen Weissagungen auch kaum zu Etwas mehr als zur Befriedigung der Neugier hätten dienen können: würde der in der conditionalen Fassung der Rede (ἐὰν θέλω) wie auf Schrauben gestellte, unbestimmte Bescheid Jesu einer reservatio mentalis nicht unähnlich sein, wie sie des erhabenen sittlichen Charakters unseres Herrn ganz unwürdig wäre. Denn trotz der gestellten Bedingung würden die Jünger die Rede Christi gewiß unbedingt und als Verheißung gefaßt haben und ihr Misverständniß wäre sehr verzeihlich gewesen. Jedenfalls in weit ursprünglicherer Form haben die Synoptiker den Ausspruch Christi referirt: Matth. 16, 28. Marc. 9, 1. Luc. 9, 27, in welchen Stellen der Herr dieselbe Behauptung unbedingt ausspricht, und nicht auf Johannes allein beschränkt, sondern auf Mehre bezieht: ἀμὴν λέγω ὑμῖν· εἰσί τινες τῶν ὧδε ἑστώτων, οἵτινες οὐ μὴ γεύσωνται θανάτου, ἕως ἂν ἴδωσι τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον ἐν τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ, — bei Marcus: ἴδωσι τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ ἐληλυθυῖαν ἐν δυνάμει, und ähnlich bei Lucas. Da nun die Erwartung einer sichtbaren Wiederkunft der Person Christi sich jedenfalls erst in der apostolischen Kirche theils auf dem Grunde jüdisch-messianischer Erwartungen, theils in Folge eines Misverständnisses mancher Aussprüche Jesu sich gebildet hat (vgl. Usteri Paulin. Lehrbegriff 3. Aufl. [Zürich 1831.] S. 197 fg.); so haben Marcus und Lucas die Rede Jesu gewiß treuer und ursprünglicher referirt, als Matthäus, indem nach Jenen Jesus vom Kommen seines Reiches, nach Diesem vom Kommen seiner Person spricht. Daß jedoch Marcus und Lucas das Kommen dieses Reiches an die Wiederkunft der Person Christi geknüpft sich dachten, sieht man aus dem zunächst vorausgehenden Verse: Marc. 8, 38. Luc. 9, 26. Sehen wir aber von dem Sinne, in welchem die Referenten die Worte des Herrn fassen und mit dem vorhergehenden Verse verknüpfen, gänzlich ab: so scheint Letzterer ursprünglich nichts weiter gemeint zu haben, als: die Jünger könnten sich eines glücklichen Erfolges ihrer Aufopferungen und Leiden getrösten; denn Manche von ihnen würden es noch erleben, daß seine Sache sich entscheiden und das Reich Gottes durch alle Hindernisse sich Bahn brechen werde zu den Völkern der Erde. Ganz ähnlich urtheilt auch Weiße vgl. Geschichte. I. Thl. S. 533. Dieser Ausspruch Christi wurde nun zunächst dahin verstanden, daß mehre Apostel die leibliche Wiederkunft Christi erleben würden,

alter [99]) als Märtyrer starb, nach des Irenäus Berichte [1]) noch ein Schüler des Johannes gewesen, nach einer andern, freilich minder glaubhaften, Nachricht von ihm sogar als Bischof eingesetzt worden [2]). Auch den Papias macht Irenäus [3]) zu einem Schüler des Johannes, welche Angabe aber aus des Papias eigener Relation über sein Verhältniß zu den Aposteln in einem Fragmente bei Eusebius [4]) sich als falsch erweist und wahrscheinlich in einer

---

und späterhin, da nur noch Johannes am Leben war, lediglich auf diesen beschränkt. Nun mußte aber durch den entweder nahe bevorstehenden oder bereits erfolgten Tod dieses Apostels die vermeintliche Verheißung Jesu als irrig sich erweisen, was sich mit dessen Messianität nicht vereinigen ließ. Man schloß daher: der Herr könne jene Verheißung nur bedingungsweise ausgesprochen haben. Und was Anfangs bloße Combination war, wurde bald als Thatsache referirt und, um den etwa bei Manchen erschütterten Glauben neu zu stützen, weiter erzählt und so höchst wahrscheinlich auch zu demselben Zwecke vom Verfasser des Anhangs zum vierten Evangelium mitgetheilt.

99) Nach dem von Eusebius (H. E. IV, 15) mitgetheilten Berichte der Gemeinde zu Smyrna über das Märtyrerthum Polykarp's (im J. 169) äußerte dieser gegen den Proconsul, welcher an ihm das Todesurtheil vollziehen wollte und ihm Christum zu lästern gebot, Folgendes: *ὀγδοήκοντα καὶ ἓξ ἔτη δουλεύω αὐτῷ (Χριστῷ), καὶ οὐδέν με ἠδίκησε· καὶ πῶς δύναμαι βλασφημῆσαι τὸν βασιλέα μου, τὸν σώσαντά με;* Daß die unterstrichenen Worte auf die Zeit seines Christseins sich beziehen, ist klar; nur fragt es sich, ob Polykarpus schon von christlichen Ältern geboren, oder erst später zum Christenthume bekehrt worden sei, sodaß im ersten Falle zugleich das Lebensalter des Märtyrers mitbezeichnet sein würde. Für die zweite Ansicht entscheidet sich Credner, Einl. ins N. T. I. S. 216, weil Polykarp in seinem Briefe an die Philipper Cap. 11 sage: De vobis etenim gloriatur (sc. Paulus apost.) in omnibus ecclesiis, quae Deum solae tunc cognoverant), *nos* autem *nondum noveramus.* Damit meine Polykarp die Zeit, da er noch nicht zum Christenthume bekehrt gewesen, und es folge hieraus, daß er sogar schon damals gelebt habe, als Paulus seinen Brief an die Philipper geschrieben. Aber dieser Schluß ist ganz verfehlt, denn offenbar redet Polykarpus communicativ, im Namen seiner Gemeinde, und mit Recht bemerkt Lützelberger a. a. O. S. 69: „Wollte man die Worte so nehmen, wie Credner will, so müsten ja alle die, von denen Polykarpus sagt, Paulus rühme sie, auch noch mit Polykarpus gelebt haben, wer aber wird so etwas denken?" Nach Irenäus adv. haeres. III, 3 (*καὶ Πολύκαρπος δὲ οὐ μόνον ὑπὸ ἀποστόλων μαθητευθεὶς καὶ συναναστραφεὶς πολλοῖς τοῖς τὸν Χριστὸν ἑωρακόσιν, ἀλλὰ καὶ ὑπὸ ἀποστόλων κατασταθεὶς — — ἐπίσκοπος*) und in einem Fragmente bei *Euseb.* H. E. V, 24 (vgl. oben, Anm. 28 zu Ende), coll. *Euseb.* III, 36. *Hieron.* de vir. illustr. c. 17, hatte zwar Polykarpus auch noch mit anderen Aposteln und Augenzeugen des Lebens Christi Umgang gehabt, war von Aposteln im Christenthume unterrichtet und als Bischof in Smyrna eingesetzt worden; aber diese Angabe des Irenäus ist nicht so stark beglaubigt, wie die über des Polykarp Verhältniß zu Johannes, da er sie nicht, wie die letztere bei *Euseb.* V, 20, durch Berufung auf das unmittelbare Zeugniß Polykarp's selbst begründet. Indessen ist auch auf der anderen Seite Lützelberger's Schluß viel zu rasch, daß die Worte *ὀγδοήκοντα καὶ ἓξ ἔτη* nur von den Lebensjahren verstanden werden könnten. Denn welchen Grund will man hierfür anführen, da uns die früheren Lebensverhältnisse Polykarp's durchaus unbekannt sind? Gesetzt aber auch, diese Erklärung sei richtig, so wären, wenn Johannes etwa im J. 100 starb, Polykarpus im J. 83 geboren worden und beim Tode des Apostels 17 Jahre alt gewesen, und könnte demnach noch recht wohl ein Schüler desselben gewesen sein. Am gerathensten bleibt es aber, obige Streitfrage unentschieden zu lassen.

1) Vgl. oben Anm. 27. 2) Vgl. *Tertull.* de praescr. haer. c. 32. *Hieron.* de vir. illustr. c. 17: Polycarpus *Joannis* apostoli discipulus, *ab eo* Smyrnae *episcopus ordinatus*, totius Asiae princeps fuit, quippe qui nonnullos apostolorum et eorum, qui viderant dominum, magistros habuerit et viderit. Natürlich kann dieser Nachricht nur dann Glauben beigemessen werden, wenn die in Anm. 99 besprochenen Worte des Polykarp *ὀγδοήκοντα καὶ ἓξ ἔτη* sich nicht auf das Lebensalter dieses apostolischen Vaters beziehen.

3) adv. haeres. 5, 33 (*Euseb.* H. E. III, 39): *Παπίας Ἰωάννου μὲν ἀκουστὴς, Πολυκάρπου δὲ ἑταῖρος γεγονώς.* Irenäus aber kennt sonst immer nur Einen Johannes, den Apostel. Seiner Auctorität folgt auch *Hieron.* Chronic. ad ann. 101. 4) H. E. III, 39. Da die berühmte und vielfach besprochene Stelle auch noch weiter unten in Frage kommen wird, so theilen wir sie hier vollständig mit: *οὐκ ὀκνήσω δέ σοι καὶ ὅσα ποτὲ παρὰ τῶν πρεσβυτέρων καλῶς ἔμαθον καὶ καλῶς ἐμνημόνευσα, συγκατατάξαι ταῖς ἑρμηνείαις διαβεβαιούμενος ὑπὲρ αὐτῶν ἀληθειαν· οὐ γὰρ τοῖς τὰ πολλὰ λέγουσιν ἔχαιρον, ὥσπερ οἱ πολλοί, ἀλλὰ τοῖς τἀληθῆ διδάσκουσιν οὐδὲ τοῖς τὰς ἀλλοτρίας ἐντολὰς μνημονεύουσιν, ἀλλὰ τοῖς τὰς παρὰ τοῦ κυρίου τῇ πίστει δεδομένας καὶ ἀπ' αὐτῆς παραγινομένας τῆς ἀληθείας. εἰ δέ που καὶ παρηκολουθηκώς τις τοῖς πρεσβυτέροις ἔλθοι, τοὺς τῶν πρεσβυτέρων ἀνέκρινον λόγους· τί Ἀνδρέας, ἢ τί Πέτρος εἶπεν, ἢ τί Φίλιππος, ἢ τί Θωμᾶς ἢ Ἰάκωβος, ἢ τί Ἰωάννης, ἢ Ματθαῖος, ἤ τις ἕτερος τῶν τοῦ κυρίου μαθητῶν· ἅτε Ἀριστίων καὶ ὁ πρεσβύτερος Ἰωάννης, οἱ τοῦ κυρίου μαθηταὶ, λέγουσιν. οὐ γὰρ τὰ ἐκ τῶν βιβλίων τοσοῦτόν με ὠφελεῖν ὑπελάμβανον, ὅσον τὰ παρὰ ζώσης φωνῆς καὶ μενούσης.* Mit Recht folgert schon Eusebius (a. a. O.) aus diesem Fragment, daß Papias kein Apostelschüler gewesen sein könne (*αὐτὸς — — ὁ Παπίας — — ἀκροατὴν μὲν καὶ αὐτόπτην οὐδαμῶς ἑαυτὸν γενέσθαι τῶν ἱερῶν ἀποστόλων ἐμφαίνει· παρειληφέναι δὲ τὰ τῆς πίστεως παρὰ τῶν ἐκείνοις γνωρίμων διδάσκει*). Neuere pietistische Kritiker dagegen, insbesondere Olshausen (Echtheit der Evangelien. S. 225—228) und Tholuck (Glaubwürdigkeit der evangel. Gesch. S. 275 fg.), suchen um jeden Preis aus dem Fragmente das Bekenntniß des Papias herauszupressen, er sei noch von Aposteln unmittelbar unterrichtet worden. Sie verstehen daher unter den *πρεσβυτέροις* die Apostel, sodaß in den Worten *ὅσα ποτὲ παρὰ τῶν πρεσβυτέρων καλῶς ἔμαθον* der von den Aposteln unmittelbar empfangene Unterricht, zum Unterschiede von dem mittelbaren, durch Apostelschüler erhaltenen (*εἰ δέ που καὶ παρηκολουθηκώς τις τοῖς πρεσβ. ἔλθοι κ. τ. λ.*) bezeichnet würde. Zur Erhärtung dieser Erklärung beruft sich Olshausen auf 2 Joh. 1. 3 Joh. 1 und 1 Petr. 5, 1: indem er meint, es möge wol in Asien Sitte gewesen sein, die Apostel Presbyter zu nennen. Allein wenn in den genannten neutestamentlichen Stellen Apostel selbst aus Bescheidenheit oder Brüderlichkeit sich *πρεσβύτεροι* nennen, so läßt sich doch kein Beispiel nachweisen, daß dieselben von Andern, und zwar in ihrer Gesammtheit, *οἱ πρεσβύτεροι* genannt worden seien, so wenig als aus der Gewohnheit des Ignatius, sich Mitdiakonus zu nennen, gefolgert werden darf, die Bischöfe seien in Kleinasien Diakonen genannt worden. Tholuck (a. a. O. S. 276) urgirt, daß Eusebius in seiner Chronik Olymp. 220 den Papias unbedenklich als Apostelschüler aufführe. Allein jedenfalls referirt er daselbst nur die durch des Irenäus Angabe gangbar gewordene kirchliche Meinung, während er in der Kirchengeschichte seinem eigenen unbestochenen Urtheile folgt. Behält sonach *πρεσβύτεροι* seine gewöhnliche Bedeutung als Gemeindevorsteher, und sind dies nach dem Zusammenhange Solche, welche noch mit Aposteln Umgang gehabt hatten und von ihnen in ihr Amt eingesetzt waren, so können unter den *παρηκολουθηκότες τοῖς πρεσβυτέροις* nur Schüler dieser Apostelschüler, und unter *λόγοι τῶν πρεσβυτέρων* nicht Reden der Apostel, sondern nur Nachrichten jener Ältesten über apostolische Reden verstanden werden, und Papias unterscheidet zwar eine doppelte Quelle seiner Nachrichten, nämlich 1) die von den Presbytern unmittelbar und 2) die von deren Schülern empfangenen Mittheilungen; denn diese Scheidung ist durch das *εἰ δέ που καὶ* deutlich be-

Verwechselung des Apostels Johannes mit dem Presbyter gleiches Namens ihren Grund hat. Ob auch Ignatius, Bischof von Antiochien († 116), ein Schüler unseres Apostels gewesen sei, muß dahingestellt bleiben, da die hierfür sprechenden Zeugnisse einer zu späten Zeit angehören [5]). Dagegen war Cerinth noch ein Zeitgenosse des Johannes gewesen [6]). Nach des Polykrates [7]), Origenes [8]) und Eusebius [9]) Zeugnisse ist der Apostel zu Ephesus gestorben, und zwar, wie aus den hiervon gebrauchten Ausdrücken [10]) hervorgeht, eines natürlichen Todes. Auch findet sich bei den älteren Kirchenvätern nirgends eine Spur von entgegengesetzter Tradition. Denn der von Johannes bisweilen gebrauchte Ausdruck *μάρτυς* [11]) bezieht sich höchst wahrscheinlich auf dessen vermeintliches Exil auf Patmos. Erst Chrysostomus [12]) läßt, in argem Misverständniß der Stelle Matth. 20, 23, Christum dem Apostel einen gewaltsamen Tod weissagen, wogegen Hieronymus, in ausdrücklicher Anerkennung der Tradition vom natürlichen Tode, die Legende zu Hilfe nimmt, um, der vermeintlichen Weissagung Jesu bei Matth. 20, 23 zu Liebe, den Johannes durch Ertragung schwerer Todesgefahren, aus denen er wunderbar gerettet worden sei, an der Ehre des Märtyrerthums Theil nehmen zu lassen [13]).

---

gehen. Ferner weist er darauf hin, daß Papias in der Vorrede seines Werkes ausdrücklich erkläre, er wolle dasselbe zusammenstellen, was er einst (*ποτε*) von den Presbytern erhalten und getreu im Gedächtniß bewahrt habe, es damit also Deutlichkeit zu erkennen gebe, daß von da an, wo er seine Erkundigungen einzog, bis dahin, wo er sie niederschrieb, ein bedeutender Zeitraum verflossen sein müsse. Nun gebe nicht Papias von seinen Erkundigungen nach Aussagen der Apostel das Imperfectum *τί Ἀνδρέας ἢ τί Πέτρος εἶπεν κ. τ. λ.*, dagegen von seiner Erkundigung nach den Relationen des Aristion und des Presbyter Johannes das Präsens (*τί — λέγουσιν*, indem er nach griechischer Weise auch im abhängigen Satze der oratio recta sich bediene). Hieraus folgt, daß bereits zu der Zeit, als Papias seine Erkundigungen einzog (nicht erst, als er sie niederschrieb, wie Credner, Lücke, Wieseler und Andere meinen), die genannten Apostel, und unter ihnen auch Johannes, bereits gestorben, und von den unmittelbaren Schülern Jesu nur noch Aristion und der Presbyter Johannes am Leben waren. Hätte aber Papias irgend einmal vorher, wenn auch in noch so zarter Jugend, von einem Apostel Unterricht empfangen, warum sollte er es dem Freunde, an welchen jene Vorrede gerichtet ist, verschwiegen haben, da, wie man leicht sieht, ihm Alles darauf ankommt, diesen Freund von der Authentie der mitgetheilten und erläuterten Reden des Herrn zu überzeugen? Vgl. Lützelberger's treffende Gegenbemerkungen gegen das Papianische Fragment a. a. O. S. 77—91. Das Gesagte macht es daher, daß Irenäus in der oben (vgl. Anm. 3 S. 14) angeführten Stelle den Presbyter Johannes mit dem Apostel gleichen Namens verwechselt hat, wie dies nach Dodwell's Vorgange (Diss. in Iren. I. §. 4) besonders Lücke a. a. O. S. 29 fg., Lützelberger a. a. O., Rettberg Irenäus und Papias in dieser Quartalschr. 3. Sect. 11. Bd. S. 73 fg. angenommen haben. Vgl. auch Credner's Einleit. 1. Bd. S. 694—699, und die älteren Verhandlungen über die Streitfrage bei Lampe a. a. O. 1. S. 85—88. Der Presbyter Johannes war nämlich obigen Fragmenten zufolge noch ein älterer Zeitgenosse des Papias gewesen, und Letzterer beruft sich häufig auf dessen Auctorität, wie uns Eusebius versichert. Man begreift daher wol, wie nahe es einem dem Papias in chiliastischer Denkweise so eng verwandten Manne, wie Irenäus, zumal wenn derselbe in seinem Jugendunterrichte bei Polykarpus immer nur vom Apostel Johannes gehört hatte, liegen mußte, jenen Presbyter Johannes mit dem Apostel zu identificiren und den Papias zum Schüler des Letzteren zu machen, um dadurch für so manche Lieblingsansichten und Traditionen eine mittelbare apostolische Gewähr zu haben! Zu welcher Identificirung auch das Epitheton des Presbyters *ὁ μαθητὴς τοῦ κυρίου* und die Bezeichnung des Apostels durch *ὁ μαθητὴς, ὃν ἠγάπα ὁ κύριος* im Evangelium das Ihrige beitragen mochte, daher denn auch Irenäus den Apostel und Evangelisten immer als *τὸν μαθητὴν τοῦ κυρίου* oder auch *τὸν μαθ. τ. κυρ. τὸν ἐπὶ τὸ στῆθος αὐτοῦ ἀναπεσόντα* (adv. haeres. III, 1) bezeichnet. Obigem Fragmente zufolge kann Papias aber nicht einmal ein unmittelbarer Schüler des Aristion und des Presbyter Johannes gewesen sein, obschon ihn selbst Eusebius (a. a. O.) dazu macht (*Ἀριστίωνος δὲ καὶ τοῦ πρεσβυτέρου Ἰωάννου αὐτήκοον ἑαυτὸν φησί γενέσθαι*), indem Papias beide Männer, hinsichtlich seines Verhältnisses zu ihnen, ganz in Eine Linie mit den Aposteln stellt, und ihre Aussagen nur durch Mittelspersonen erfahren zu haben versichert. Indessen restringirt Eusebius seine Behauptung durch den Beisatz: *ὀνομαστὶ γοῦν* (wenigstens) *αὐτῶν μνημονεύσας ἐν τοῖς αὐτοῦ συγγράμμασι τίθησιν αὐτῶν παραδόσεις*, wodurch er dieselbe als einen nicht ganz sichern Schluß bezeichnet, den er aus der häufigen Berufung des Papias auf die Auctorität der beiden genannten Männer gezogen habe. Zwar meint Wieseler (in der Abhandlung: Des Papias Zeugniß über den Presbyter Johannes, in Pelt's, Mau's und Dorner's Theologischen Mitarbeiten. Jahrg. 1840. 4. Heft. S. 129—135): da dem Eusebius in dem Werke des Papias nur die Namhaftmachung des Aristion und des Presbyter Johannes aufgefallen sei, so möge Papias nicht in gleicher Weise die Relationen der sieben in obigem Fragmente genannten Apostel unter namentlicher Anführung ihrer Gewährsmänner mitgetheilt haben, und hieraus folge denn, daß derselbe vom Presbyter Johannes und von Aristion unmittelbar Nachrichten empfangen habe, zumal da er in einem andern Fragmente bei Eusebius eine von den Töchtern des Apostels Philippus unmittelbar empfangene Notiz (*ὡς δὲ κατὰ τοὺς αὐτοὺς ὁ Παπίας γενόμενος* [Papias ein Zeitgenosse des Philippus und seiner Töchter] *διήγησιν παρειληφέναι παραδόξων ὑπὸ τῶν τοῦ Φιλίππου θυγατέρων μνημονεύει, τὰ νῦν σημειωτέον*) ebenfalls unter ausdrücklicher Namhaftmachung ihrer Quelle mittheile. Allein da Eusebius selbst mittels *γοῦν* seine Behauptung nur als einen auf jene namentlichen Citate gegründeten, unsicheren Schluß darstellt, so haben wir kein Recht, in diesen Schluß ein größeres Vertrauen zu setzen, als dieser Kirchenvater selbst, am wenigsten dem eigenen klaren Zeugnisse des Papias gegenüber. Wenn Papias wirklich nur den Aristion und den Presbyter Johannes als Gewährsmänner mit Namen anführte, so kann er dies aus sehr verschiedenen, jetzt nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmenden, Gründen gethan haben, z. B. weil grade diese Quellen am ergiebigsten flossen, oder weil die von den erhaltenen Mittheilungen seinem dogmatischen Interesse am meisten zusagten. Vielleicht aber, und dies ist wol das Wahrscheinlichste, hat er sich auf die genannten Gewährsmänner nur häufiger als auf Andere berufen, Eusebius aber, indem er jene Bemerkung beifügte, folgte nur dem allgemeinsten Eindrucke, den das Werk des Papias auf ihn gemacht hatte, wie er denn auch offenbar einem solchen unbestimmten Eindrucke des genannten zweiten Fragmentes sich hingebend, den Papias allzu voreilig zu einem Zeitgenossen des Apostels Philippus macht, was Jener dem ersten Fragmente zufolge doch nicht gewesen war.

5) *Hieron.* Chronic. ad ann. 101. Chron. Alex. Olymp. 202, 4. 6) Vgl. oben Anm. 86. Einige ältere Theologen wollten sogar noch den Irenäus zu einem Schüler des Apostels Johannes machen, indem sie sich auf die oben (Anm. 64) angeführte Stelle adv. haeres. 5, 30, 3 beriefen. Vgl. *Ad. Stieren*, De Irenaei adv. haereses operis fontibus, indole, doctrina ac dignitate. (Gotting. 1836.) p. 4. not. 3. 7) Vgl. oben Anm. 31. 8) Vgl. oben Anm. 32. 9) *Euseb.* H. E. III, 1. 10) *τελευτᾷ* ohne weiteren Beisatz; *κεκοίμηται*. 11) *Polycr.* ap. *Euseb.* H. E. IV. 31. V, 24. 12) Homil. 65 in Matth. 20, 22 sq. 13) *Hieron.* ad Matth. 20, 23: Quaeritur, quomodo calicem martyrii filii Zebedaei, Jacobus scilicet et Joannes, bi-

Das Misverständniß des Ausspruches Jesu bei Joh. 21, 22 erhielt sich übrigens noch lange in der Kirche und veranlaßte die zuerst von Augustin [14]) mitgetheilte Legende, Johannes habe sich lebendig in ein Grab, wie in ein Bett, gelegt, und schlummere darin; sein Athemzug bewege die Erde und treibe weißen Staub empor. Der zweiten Behauptung dieser Legende ist auch Augustin nicht abgeneigt Glauben zu schenken, indem er das Zeugniß nicht unbedeutender Gewährsmänner für sich zu haben versichert [15]), und in jener Erscheinung einen Ersatz für den Mangel der Verherrlichung des Todes des Johannes durch das Märtyrerthum erblickt [16]). Nach einer andern Legende [17]) soll Johannes gleich Henoch und Elias ohne das Medium des leiblichen Todes in den Himmel entrückt worden sein, und wird dereinst in Gemeinschaft mit jenen beiden Heiligen des A. T. als Herold der sichtbaren Wiederkunft Christi vorausgehen, welche abergläubige Erwartung sogar noch im 17. Jahrh. von manchen Schwärmern in England gehegt wurde [18]).

Nach des Irenäus [19]) Vorgange fand die Kirche in der vierfachen Gestalt der Cherubim bei Ezech. 1, 10 Sinnbilder auf die vier Evangelisten. Dem Johannes wurde als Emblem der Adler zuertheilt, nach des Irenäus Deutung als Symbol der Gnade des auf die Kirche sich herabsenkenden Geistes [20]), nach der gewöhnlichen Ansicht dagegen, um den idealen Schwung des Johanneischen Geistes, der sich auf Adlersittigen zur übersinnlichen Welt erhebt [21]), zu bezeichnen. Seltener wurde ihm der Löwe als Emblem gegeben [22]). Wenn er endlich nicht selten mit einem Becher in der Hand, woraus sich eine Schlange windet, abgebildet wird, so bezieht sich dies auf die Legende, daß er ohne Schaden den Schierlingsbecher getrunken habe [23]). Außer den bereits oben besprochenen Prädicaten, welche Johannes in der Kirche führt, ὁ ἐπιστήθιος und ὁ παρθένιος (auch παρθένος), ist noch ὁ θεολόγος zu bemerken. Das Wort θεολογία bezeichnete nach der Zeit des nicäischen Concils sehr häufig die Lehre von der Gottheit Christi als des Logos, im Gegensatze von οἰκονομία, der Lehre von der menschlichen Natur Christi. Vornehmlich in diesem Sinne, also vorzugsweise um seines Evangeliums willen, wurde Johannes der Theolog genannt, wie aus mehren Andeutungen der Kirchenväter hervorgeht [24]), obwol dieses Epitheton bisweilen auch nach einem aus dem Heidenthume in die Kirche übergegangenen Sprachgebrauche im Sinne von Prophet, göttlicher Sprecher, gefaßt [25]), und dem Apostel als Verfasser der Apokalypse beigelegt werden mochte, weshalb es sich auch vorzugsweise in der Überschrift dieses Buches findet.

Den Charakter [26]) dieses Apostels hat man nicht selten sehr einseitig in eine passive, weibliche und sentimentale Liebe gesetzt. Aus den wenigen Andeutungen in den synoptischen Evangelien, sowie aus den eigenen Schriften des Johannes ergibt sich vielmehr, daß derselbe zwar weder reich mit theoretischem, zur begriffsmäßigen Abstraction und Reflexion geeignetem, noch auch mit praktischem, nach Außen hin wirksamem, in die Verhältnisse eingreifendem und sie umgestaltendem Verstande begabt war, dagegen eine höchst fruchtbare religiöse Anlage, eine hohe Energie des Willens besaß, ein lebendiges tiefes Gefühl und eine rasche, feurige Phantasie, verbunden mit einer gewissen

---

berint, quum scriptura narret, Jacobum tantum apostolum ab Herode truncatum, Joannes autem *propria morte* vitam finierit. Sed si legamus ecclesiasticas historias, in quibus fertur, quod et ipse propter martyrium sit missus in ferventis olei dolium et inde ad suscipiendam coronam Christi athleta processerit statimque relegatus in Patmum insulam sit, videbimus *martyrio animum non defuisse et* bibisse Joannem calicem confessionis. Diesen Becher faßte Hieronymus noch im biblischen Sinne als Symbol des Leidens, Comment. in Matth. 20, 22. Nach der späteren Legende dagegen war Johannes einen wirklichen Becher, mit Schierlingssaft gefüllt, zu trinken genöthigt worden, ohne daß es ihm das Geringste geschadet hätte. Vgl. *Isidor. Hispal.* de vita et morte Sanctorum c. 73: bibens letiferum haustum non solum evasit periculum, sed eodem prostratos poculo in vitae reparavit statum, was nach allen einzelnen Umständen ausführlich erzählt wird von *Pseudo-Abdias* histor. apostol. V. cap. 20 sq. in *Fabric.* Cod. apocr. N. T. II. p. 575 sq. Vgl. auch die von Credner a. a. O. S. 221 fg. angeführten Schriften.

14) Tractat. 124 in Evang. Joann. — Ausführlicher bei *Pseudo-Abdias* V, 23 in *Fabric.* cod. apocr. N. T. II. p. 584 sq. Über andere Schriftsteller s. Credner a. a. O. S. 220 fg. 15) l. c.: Huic opinioni supervacaneum existimo reluctari. Viderint enim, qui locum sciunt, utrum hoc ibi faciat vel patiatur tellus, quod dicitur: *quia et revera non a levibus hominibus id audivimus.* 16) Restat, ut si vere ibi fit, quod sparsit fama de terra, quae subinde ablata successit, aut ideo fiat, ut eo modo commendetur pretiosa mors ejus, quoniam non eam commendat martyrium (non enim eum pro fide Christi persecutor occidit) aut propter aliquid aliud, quod nos latet. 17) *Pseudo-Hippolytus*, De consummatione mundi in *Hippolyt.* Opp. ed. *Fabric.* Append. p. 14. Vgl. *Lampe* l. c. p. 98. 18) Vgl. *Lampe* l. c. p. 98 und auch Credner a. a. O. S. 221. 19) adv. haer. III, 11, 8. 20) „Quartum simile aquilae volantis, spiritus in ecclesiam advolantis gratiam manifestans." 21) Nach einem alten Epigramm: more volans aquilae verbo petit astra Joannes. *Hieron.* Comm. ad Matth. Prooem.: „Quarta aquilae (facies) Joannem (significat), quia sumtis pennis aquilae et ad altiora festinans de verbo Dei disputat." Viele Stellen anderer kirchlicher Schriftsteller s. bei Credner a. a. O. S. 54—57.

22) Freilich nur nach sehr gezwungener Deutung, z. B. in des Juvencus Epigramm: Joannes fremit ore leo, similis rugienti Intonat aeterna pandens mysteria vitae. Eine andere Deutung in den Scholien zu den moskauer Ausgaben: *τὸ μὲν πρῶτον ζῶον ὅμοιον λέοντι, τὸ ἐμπρακτον αὐτοῦ καὶ ἡγεμονικὸν καὶ βασιλικὸν χαρακτηρίζον. ὅθεν καὶ ἄρχεται Ἰωάννης· ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος κ. τ. λ.* 23) Vgl. oben Anm. 10. S. 2. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. I. Bd. (Leipz. 1817.) S. 291. 24) So bemerkt es Eusebius (Kirchengesch. III, 24) als einen Vorzug des Johannes vor Matthäus und Marcus, daß er in seinem Evangelium die menschliche Abstammung Jesu unberührt gelassen und statt dessen mit der *θεολογία* begonnen habe (*τὴν τῆς σαρκὸς τοῦ σωτῆρος ἡμῶν γενεαλογίαν — — ἀποσιωπῆσαι τὸν Ἰωάννην, τῆς δὲ θεολογίας ἀπάρξασθαι*). Andere Stellen s. bei *Suicer*, Thes. I. p. 1357 sq. und p. 1359 sq. 25) Vgl. Passow unter *Θεολόγος*. *Suicer* unt. dems. Worte, No. II. 2, a, wo auch eine Stelle aus Chrysostomus beigebracht ist, in welcher dieser den Johannes *θεολόγον*, *θεοκήρυκα* und *θεοφόρον* nennt. 26) Vgl. Lange, Die Schriften des Johannes übersetzt und erklärt. 3. Th. (Weimar 1797.) S. 199—218. Wegscheider a. a. O. S. 64—77. Lücke a. a. O. I. S. 15 fg. Neander, Geschichte der Leitung und Pflanzung des Christenth. durch die Apostel. 2. Th. 3. Aufl. (Hamb. 1841.) S. 526 fg. Frommann a. a. O. S. 8—13. S. 22—24.

Heftigkeit des Gemüthes [27]). Hieraus erklärt sich, wie er in seinen Bestrebungen immer das Höchste zu erfassen suchte, und darum zu einer Zeit, da er noch mit rohjüdischen Messiaserwartungen erfüllt war, sein Streben auf die höchste Ehrenstelle im messianischen Reiche richten konnte; Marc. 10, 35 fg., vgl. Matth. 20, 20 fg. [28]). Seine natürliche Heftigkeit bekundete er in dem Benehmen gegen einen jüdischen Exorcisten, welcher sich Behufs von Dämonenaustreibungen des Namens Christi bediente hatte, ohne doch dem Kreise der Jünger des Herrn anzugehören (Marc. 9, 38. Luc. 9, 49), sowie in seinem Ansinnen an Jesus, die ungastlichen Bewohner eines samaritischen Dorfes durch Feuer vom Himmel zu vertilgen (Luc. 9, 54), bei welcher Gelegenheit Jesus ihm und seinem Bruder Jacobus den Namen *Βοανηργές*, d. i. Donnerssöhne, Donnermänner (Marc. 3, 17), ertheilen mochte, um ihre leidenschaftliche Hitze zu bezeichnen und mit der zerstörenden Macht des Donners zu vergleichen [29]). Die höchste Gluth der Phantasie bekundet er in der Apokalypse, falls dieselbe aus seiner Feder geflossen ist. Nach-

27) Daher der Streit unter den älteren Theologen, ob das natürliche Temperament des Johannes als sanguinisch (wie *Fried. Quirin. Gregorius* [praes. *Godofr. Olearius*] De usu doctrinae de temperamentis apostolorum in theologia. (Lips. 1714.) §. 18 und 19, und *Lampe* Prolegg. p. 16 sq. meinte) oder cholerisch (vgl. *Christ. Ludov. Olbrius* de temperamento Joannis apostoli cholerico (Gotting. 1738.) l. p. 10 sq.) zu bezeichnen sei; zu Gunsten der letzteren Ansicht sich entscheidet; nur hatten die Anhänger der letzteren Ansicht den stark melancholischen Zug nicht unbeachtet lassen sollen, ohne welchen das spätere von den Zerstreuungen der Aussenwelt, in die Tiefen der Gemüthswelt zurückgezogene, contemplative Leben des Apostels unerklärlich sein würde. 28) Nach Marcus trägt Johannes mit seinem Bruder Jacobus dem Herrn die Bitte um Verleihung der höchsten Ehrenstellen im messianischen Reiche selbst vor, nach Matthäus thut dies die Mutter der beiden Brüder. Und allerdings ist es psychologisch wahrscheinlicher, daß die Letzteren ihre ehrgeizige Bitte durch eine Mittelsperson anbringen lassen, und daß Salome aus mütterlicher Liebe und Eitelkeit diesem Geschäfte sich unterzieht. Daß aber die Brüder mit der Bitte ihrer Mutter vollkommen einverstanden waren, sieht man daraus, daß Christus in seiner Antwort allein an Jene sich wendet, und der Unwille der übrigen Jünger nicht die Mutter, sondern die Söhne trifft. In sehr übel angebrachter Empfindsamkeit haben manche Theologen, wie Niemeyer (Charakteristik der Bibel, 4. Aufl. S. 431), Olshausen (Biblischer Commentar, I. S. 714. II. S. 6 fg.), Meyer (Krit.-exeg. Handbuch über das Evangelium des Johannes, S. 4) die Bitte der Zebedaiden dahin idealisirt, daß sie in ihrer feurigen Liebe zum Erlöser ewig in dessen unmittelbarer Gemeinschaft und Nähe (zu seiner Rechten und zu seiner Linken) zu verbleiben gewünscht hätten. Allein das Sitzen zur Rechten und zur Linken eines Herrschers war ja bekanntlich Symbol der Theilnahme an der Herrschaft (vgl. 1 Kön. 2, 19. 1 Chron. 18, 17. Psalm 45, 10. *Joseph.* Antt. VI, 11, 9), und daß die Brüder in diesem Sinne ihre Bitte thaten, sieht man aus der Art, wie Jesus derselben begegnet. Denn wenn er auch nicht die reh-jüdische Messiaserwartung direct widerlegt, um die Jünger nicht zurückzustoßen und den Grund ihres Glaubens zu erschüttern, so sucht er doch in seiner Antwort (Matth. 20, 22 - 28. Marc. 10, 38—45) der Gesinnung, aus welcher jene Bitte hervorging, dem Ehrgeize und dem Hochmuthe, entgegenzutreten und an deren Stelle die Gesinnung der sich aufopfernden Selbstverleugnung und Demuth zu wecken und so die Jünger unvermerkt auf einen freieren geistig-sittlichen Standpunkt zu erheben. Vgl. auch Frommann a. a. O. S. 12 fg. Anm. 29) *Βοανηργές*, wie es der Evangelist selbst erklärt, soviel als *υἱοὶ βροντῆς*, von בְּנֵי und רִגְשׁ, indem das Schwa auch noch von den heutigen Juden häufig wie ɔa ausgesprochen wird (also Boano für Bne), רִגְשׁ aber, lärmende Volksmenge, im Syrischen den Donner bezeichnet, sowie auch das entsprechende arabische Verbum donnern bedeutet. Vgl. *Fritzsche*, Comment. in Evangel. Marci. p. 92. Nach der Meinung der griechischen Kirchenväter und Exegeten soll dieses Epitheton Prediger des Evangeliums bezeichnen, welche tiefsinnige Ideen in mächtig ergreifender Form vortragen (Epiphanius: *υἱὸς ὄντως βροντῆς τῇ οἰκείᾳ μεγαλοφωνίᾳ, ὥσπερ ἐκ τινων νεφελῶν τῶν τῆς σοφίας αἰνιγμάτων τὴν εὐσεβῆ ἡμῖν ἔννοιαν τοῦ υἱοῦ ἀνῆκε.* Theophylakt: *υἱοὶ δὲ βροντῆς ὀνομάζει τοὺς τοῦ Ζεβεδαίου ὡς μεγαλοχήρυκας καὶ θεολογικωτάτους*), sodaß das Tertium comparationis theils das geheimnißvolle, Staunen und Ehrfurcht erregende Wesen, theils die mächtig ergreifende Gewalt wäre. Man nahm also das Epitheton als ehrende Bezeichnung, als welche dasselbe schon von Marcus 3, 16 fg. gefaßt werden kann, wenn er es in Eine Kategorie mit der Ertheilung des ehrenvollen Beinamens Petrus an Simon stellt. Jedoch besagt diese Stelle keineswegs mit Nothwendigkeit, daß Simon und die Zebedaiden zu gleicher Zeit, und zwar bei ihrer Wahl zu Aposteln, ihre Epitheta erhalten hätten. Marcus kann die Bemerkung auch nur als gelegentliche Notiz beifügen wollen, da er entweder die specielle Veranlassung zur Ertheilung jener Epitheta nicht kannte, oder doch kein Interesse hatte, sie zu erzählen. Dagegen berichten die *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων* Justin's des Märtyrers (Dial. c. Tryph. 106) ausdrücklich, der Herr habe jenen Jüngern die Epitheta zu gleicher Zeit und zwar anstatt ihres bisherigen Namens ertheilt (— *μετωνομακέναι αὐτὸν Πέτρον, ἕνα τῶν ἀποστόλων, καὶ γεγράφθαι ἐν τοῖς ἀπομνημονεύμασι αὐτοῦ γεγενημένον καὶ τοῦτο μετὰ τοῦ καὶ ἄλλους δύο ἀδελφοὺς, υἱοὺς Ζεβεδαίου ὄντας, μετωνομακέναι ὀνόματι Βοανεργές, ὅ ἐστιν υἱοὶ βροντῆς*). Indessen haben sich die meisten neueren Theologen gewiß mit Recht gegen die altkirchliche Deutung des Namens *Βοανεργές* entschieden. Denn 1) wäre es nicht wohl begreiflich, warum dieses Epitheton den Zebedaiden nicht öfter, ja nicht ebenso oft als der Name Petrus dem Simon, ertheilt wurde, wenn dasselbe etwas Ehrenvolles bezeichnete. 2) Wenn auch Donnern und Blitzen im Griechischen und Lateinischen tropisch von gewaltiger Beredsamkeit gebraucht wird (vgl. *Fritzsche* l. c. p. 93), nicht blos vom zornigen Affecte der Rede (wie Lücke a. a. O. S. 17 meint): so war doch die Beredsamkeit des Johannes, soweit wir sie aus seinen Schriften kennen, keineswegs von solcher Art, sie bewegt sich vielmehr im Genus tenue (vgl. *Cic.* Orator. c. 9: Pericles si tenui genere uteretur, numquam ab Aristophane poeta *fulgere, tonare*, permiscere Graeciam dictus esset), und fesselt das Gemüth durch ihre Milde und Sanftmuth; 3) geben die Kirchenväter dem Worte Boanerges jene Deutung mit unverkennbarer vorzugsweiser Beziehung auf den von Johannes vorgetragenen Begriff des Logos und dessen Menschwerdung in der Person Jesu, als eins der größten Glaubensgeheimnisse. Die Logosidee aber wurde erst im späteren Entwickelungsgange des christlichen Erkennens im apostolischen Zeitalter mit der Christologie verbunden, sodaß Jesus bei Ertheilung jenes Epithetons unmöglich hieran gedacht haben kann. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß Jesus den Zebedaiden das Epitheton im tadelnden Sinne und zwar blos Ein Mal vorübergehend beigelegt habe, um sie wegen einer rachsüchtigen, der zerstörenden Macht des Gewitters ähnlichen Gesinnung zurechtzuweisen. Dies kann aber kaum bei einer anderen als der von uns oben im Texte bezeichneten Veranlassung geschehen sein, wie dies auch jetzt fast allgemein für das Wahrscheinlichste gehalten wird. Wenigstens kann diese Vermuthung durch die Bemerkung Fritzsche's (in Marc. p. 93), daß die beiden Jünger nicht Donner, sondern Blitz vom Himmel hätten herabflehen wollen, keineswegs entkräftet werden, da ja der Blitz vom Donner begleitet wird und beide Erscheinungen nach dem Obigen als Bilder von gleichem Sinne gebraucht werden, auch die Alten in ihren Vergleichungen und Bil-

her aber läuterte die göttliche Kraft des Christenthums sein inneres Wesen je länger je mehr und verklärte es zu jener sanften und erwärmenden Gottes- und Bruderliebe, deren Geist uns aus dem Evangelium und dem ersten Briefe des Johannes entgegenweht, zu jenem himmlischen, in der Gemeinschaft mit dem Erlöser seligen Frieden, jener Lehren Harmonie des Selbstbewußtseins, die nur durch Einen Mißton verstimmt wird, durch die Wehmuth über die Verblendung und den Haß der gottentfremdeten Welt gegen das in Christo aufgegangene höhere Licht und Leben [30]). Nur dann und wann noch beurkundeten sich in dem späteren Leben des Johannes Spuren seiner frühern natürlichen Heftigkeit, wie in dem zweiten Briefe, V. 10 und 11, sowie in dem oben erzählten Benehmen gegen den Ketzer Cerinth im Badehause. Indessen sind wir auch nicht berechtigt, uns die Wirkungen des göttlichen Läuterungsprincips im Christenthume als gewaltsame, die natürliche Individualität des Menschen aufhebende Metamorphosen zu denken, und auch unsere Erfahrung bietet nicht selten Beispiele, daß Menschen von liebevollem, sanftem Charakter, von tiefer religiöser Innigkeit, je ferner sie dem Treiben des gewöhnlichen Lebens stehen, um so leichter in einzelnen Momenten von der leidenschaftlichsten Hitze gegen die den Idealen ihres Lebens feindseligen Elemente entflammt werden, und so ihr ganzes sonstiges Wesen zu verleugnen scheinen. Seiner ganzen Individualität nach war daher Johannes nicht sowol geeignet, christliches Leben erst zu pflanzen und zu begründen, als vielmehr als derartiges bereits gepflanztes Leben zu pflegen, zu entwickeln und einer höheren Stufe der Vollendung entgegenzuführen.

Den Namen des Apostels Johannes führen im neutestamentlichen Kanon fünf Schriften: das vierte Evangelium, drei Briefe und die Apokalypse, welche wir jetzt nach einander in Betrachtung ziehen werden.

A. Das Evangelium des Johannes.

Dessen kirchliche Anerkennung, Echtheit und Integrität.

Das älteste und unumstößlichste Zeugniß für die Abfassung des vierten Evangeliums haben einige neuere Gelehrte, namentlich Credner [31]), Tholuck [32]), Reuß [33]) und Lücke [34]) in diesem Evangelium selbst, nämlich Cap. 21, 24, finden wollen, wo von den Verfassern des Anhangscapitels, wahrscheinlich Freunden und Zeitgenossen des Evangelisten, versichert werde: der Lieblingsjünger Jesu sei auch Verfasser dieses Buches. Allein ein namenloses Zeugniß kann bekanntlich nichts beweisen, und wäre das Evangelium Werk eines Betrügers, so könnte ja jenes Zeugniß von Leuten herrühren, welche den Betrug fördern helfen wollten, ganz davon abgesehen, daß manche Gegner des Evangeliums, wie Bretschneider, Einen und denselben Verfasser für das Ganze und für Cap. 21 angenommen haben. Überhaupt besitzen wir aus der Zeit vor dem Ende des 2. Jahrh. kein ausdrückliches Zeugniß des Johanneischen Ursprunges unseres Evangeliums, keine namentliche Anführung desselben; dagegen ist in Gedanken und Sprache der literarischen Denkmale der christlichen Kirche jener ältesten Zeit, in mehrfachen Reminiscenzen und Anspielungen an das Evangelium und den ersten Brief des Johannes die geistige Einwirkung dieser Schriften unverkennbar, und solche Stellen geben wenigstens einen unwiderleglichen Beweis von dem Vorhandensein und dem Gebrauche dieser Schriften in jener uralten Zeit. Ganz dieselbe Erscheinung nehmen wir aber auch in Betreff der meisten übrigen neutestamentlichen Schriften, insbesondere der Pauliniſchen Briefe, wahr, deren Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Auch aus ihnen werden Aussprüche und Gedanken entweder gar nicht, oder doch nur unter ganz besondern Umständen [35]), unter Namhaftmachung ihrer Verfasser, angeführt; gewöhnlich erscheinen sie nur als freie in die eigene Darstellung innig verwebte Reminiscenzen. Es erklärt sich diese Erscheinung aus der geistig freieren Stellung der ältesten Kirchenlehrer zu den Aposteln; sie hatten Lehre und Geist der Apostel ins lebendige Bewußtsein aufgenommen und legten daher geringeres Gewicht auf deren schriftlich fixirtes Wort.

Die wahrscheinlich ältesten Anspielungen und Reminiscenzen an unser Evangelium finden wir in den Briefen des Bischofs Ignatius von Antiochien [36]), und zwar den

dern nicht so scrupulös waren, wie wir. Vgl. die lehrreiche Abhandlung von Jo. Fr. K. Gurlitt, über die Bedeutung des den Söhnen Zebedäi Marc. 3, 17 ertheilten Beinamens *Βοανηργές*. In Ullmann und Umbreit theolog. Studien und Kritiken. 1829. 4. Heft. S. 715—738 (G. hält zwar die tadelnde Bedeutung für die wahrscheinlichere, will aber die ehrende nicht ganz ausgeschlossen wissen). Ältere Monographien: *Chladen*, Diss. de cognomine *Βοανηργές* filiis Zebedaei imposito. (Viteb. 1712. 4.) *Jungendres*, Etymon vocis *Boar*. (Norimb. 1748. 4.) *J. C. Wernsdorf*, Melett. de elogio filior. tonitr. (Helmstad. 1754. 4.) — Unter den Neueren haben sich, soviel ich weiß, nur noch Olshausen (Bibl. Comm. I. S. 578 fg.), Credner (Einl. I. S. 626: die Jünger hätten zu Folge ihrer Anerkennung der messianischen Würde Jesu das Epitheton erhalten [? !]), und Frommann (a. a. O. S. 11) für die ehrende Bedeutung des Namens erklärt.

30) Da Jesus nur dadurch, daß er in seiner Person die Idee der Menschheit realisirte, zum Erlöser, mithin zum Messias im eigentlichen und wahren Sinne befähigt war, so ist die Bemerkung des Hugo Grotius unstatthaft, welcher, um das innere Verhältniß des Petrus und des Johannes zum Herrn zu bezeichnen, jenen *φιλόχριστος* als Verehrer der Messianität, diesen *φιλοΐησους* als Verehrer des menschlich-persönlichen Charakters Jesu genannt wissen wollte. Vgl. dagegen Wegscheider a. a. O. S. 77.

31) Einleit. ins N. T. 1. Thl. S. 211. 32) Glaubwürdigk. der evangel. Geschichte. S. 273 fg. 33) Ideen zur Einleitung in das Evangelium Johannis, in der Denkschrift der theologischen Gesellschaft zu Strasburg. (Strasburg 1840.) S. 59. 34) Commentar. 1. Thl. S. 86. 35) Die apostol. Väter in ihren echten Schriften machen nur solche Briefe des Paulus namhaft, welche an Gemeinden gerichtet sind, an welche sie eben selbst schreiben. So *Clemens Rom.* 1 Corinth. 47. *Ignat.* ad Ephes. c. 12. *Polycarp* ad Philipp. c. 11; jedenfalls weil diese Gemeinden zur Beobachtung des Inhalts solcher Briefe vorzugsweise verpflichtet waren. Vgl. Credner, Beiträge. 1. Thl. S. 29 fg. Nur der Verfasser des Briefes an den Diognet Cap. 12 citirt den Ausspruch Pauli 1 Kor. 8, 1 mit den Worten: *ὁ ἀπόστολος — — μεμφόμενος λέγει.* 36) Wenn auch selbst die kürzere Recension dieser Briefe nicht frei von Interpolationen sein sollte, so setzen wir doch hier nach der gewöhnlichen Annahme voraus, daß sie sich dem ursprünglichen Text weit mehr nähere, als die längere Recension. Vgl. Neudecker in s. Lehrb. der histor.-krit.

stärksten Anklang in demjenigen Briefe, welcher ein weit stärkeres Gepräge der Originalität und Authentie an sich trägt, als die übrigen, im Briefe an die Römer, Cap. 7 an Joh. 6, 32. 48. 51—58: *οὐχ ἥδομαι τροφῇ φθορᾶς οὐδὲ ἡδοναῖς τοῦ βίου τούτου, ἄρτον θεοῦ θέλω, ἄρτον οὐράνιον, ἄρτον ζωῆς, ὅς ἐστι σὰρξ Ἰησοῦ Χριστοῦ, τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ — — — καὶ πόμα θεοῦ θέλω, τὸ αἷμα αὐτοῦ, ὅ ἐστιν ἀγάπη ἄφθαρτος καὶ ἀΐδιος ζωή.* Zwar hat man, um die Beweiskraft dieser Stelle zu schwächen, bemerkt, die Bilder vom Himmelsbrode und Himmelstranke seien schon unter den Juden längst herkömmlich gewesen[37]); allein die Beziehung derselben auf Fleisch und Blut Christi ist ganz individuell und Johanneisch. Ebenso wenig wird der Unbefangene in der Stelle ad Philad. c. 7: *ἀλλὰ τὸ πνεῦμα οὐ πλανᾶται ἀπὸ θεοῦ ὄν· οἶδε γὰρ πόθεν ἔρχεται καὶ ποῦ ὑπάγει καὶ τὰ κρυπτὰ ἐλέγχει* eine freie Reminiscenz an Joh. 3, 8 und zum Theil an Joh. 3, 16 verkennen. Denn daß Ignatius das von Johannes in der ersten Stelle vom Winde Gesagte auf den heiligen Geist überträgt, kann gar nicht in Betracht kommen, weil dort der Wind Symbol des heil. Geistes ist. Weit eher konnte man gegen die Annahme einer Abhängigkeit des Ignatius von Johannes einwenden, daß was der Letztere vom Winde verneint, der Erstere vom Geiste Gottes positiv prädicirt. Aber in gewissem Sinne konnte doch recht wohl Beides gesagt werden, nämlich daß die mächtigen Erregungen des Innern durch den Geist Gottes bei der Wiedergeburt ihrer Entstehung und ihrem letzten Ziele nach etwas Geheimnißvolles seien (Johannes), wenn man auch im Allgemeinen überzeugt ist, daß sie von Gott ausgehen; und: der heil. Geist gehe von Gott aus und zu ihm zurück und in diesem seinem Verhältniß zu Gott liege die stärkste Bürgschaft für die Wahrheit seiner Eingebungen (Ignatius). — Die Stelle Röm. Cap. 4: *τότε ἔσομαι μαθητὴς ἀληθῶς τοῦ Χριστοῦ ὅτε οὐδὲ τὸ σῶμά μου ὁ κόσμος ὄψεται* erinnert lebhaft an die Aussprüche Jesu bei Joh. 8, 31 und 14, 19, sowie im Briefe an die Philadelph. Cap. 2: *ὅπου δὲ ὁ ποιμήν ἐστιν, ἐκεῖ ὡς πρόβατα ἀκολουθεῖτε· πολλοὶ γὰρ λύκοι ....* die Bilder der Schafe, des Hirten und der Wölfe aus der Allegorie in Joh. 10, sowie das Bild *ὕδωρ ζῶν* vom Zuge des Geistes Christi aus Joh. 4, 14 entnommen zu sein scheint. Auch die Bezeichnung Christi als *ζωὴ ἀληθινή* Ephes. Cap. 7 ist ganz in Johanneischer Art; vgl. Joh. 1, 9. 6, 32. 15, 1. Endlich weist die den ältesten asiatischen Kirchenlehrern, dem Ignatius, Justinus und Irenäus, allein eigenthümliche Ansicht vom heil. Abendmahle, als einem Mittel, sich der Unsterblichkeit theilhaftig zu machen[38]), auf eine gemeinsame Quelle in dem misverstandenen Ausspruche Jesu bei Joh. Cap. 6, 54 fg. zurück, und die Ansicht des Ignatius von der Auferstehung Christi als einer Wirkung der eigenen Kraftthätigkeit des Herrn (Br. an die Smyrnenser Cap. 2: *ὡς καὶ ἀληθῶς ἀνέστησεν ἑαυτόν*) hat nur in unserem Evangelium eine biblische Grundlage, Joh. 2, 19. 21. coll. 10, 17—19. Zwar bemerkt Lützelberger[39]), das immerwährende Dringen auf das Ansehen der Bischöfe und Presbyter als der Depositäre der reinen christlichen Lehre dem verführerischen Treiben der Irrlehrer gegenüber beweise, daß Ignatius keine schriftlichen Evangelien gekannt habe. Allein mit demselben Rechte könnte man hieraus auch folgern, er habe auch die Paulinischen Briefe nicht gekannt, da er, mit Ausnahme des Briefes an die Epheser, auf keinen derselben verweist, und diese seien mithin unecht. Und wenn Lützelberger[40]) dieser Einrede durch die Bemerkung vorzubeugen sucht, es scheine, als seien diese Briefe damals noch nicht sehr verbreitet gewesen, auch möge ihre Echtheit nicht allgemein anerkannt worden sein: so wird ihm dieser Winkelzug durch die Entgegnung vereitelt, daß ja diese Briefe weit früher geschrieben waren, als die Evangelien, mehre derselben sogar nach Kleinasien gerichtet und ihre Verbreitung zum Theil bereits durch den Absender selbst veranlaßt war (Kolossi. 4, 16)[41]). So warnt auch Polykarpus Cap. 7 die Philipper, eine Paulinische Gemeinde, vor Solchen, welche die Auferstehung des Leibes und das Gericht leugneten, ohne seine Warnung durch Verweisung auf des Paulus Auctorität in 1 Kor. 15 (besonders V. 12) coll. 2 Tim. 2, 17 zu schärfen, ungeachtet er den ersten Korintherbrief kennt, und in Cap. 5 die Stelle 6, 9. 10 aus ihm anführt.

Auch der Brief des Polykarp enthält in Cap. 7 in den Worten *πᾶς γὰρ ὃς ἂν μὴ ὁμολογῇ Ἰησοῦν Χριστὸν ἐν σαρκὶ ἐληλυθέναι, ἀντίχριστός ἐστι* die unverkennbarste Reminiscenz an die Stelle 1 Joh. 4, 3, sowie auch die in demselben Capitel von Polykarp gebrauchte Redensart *ἐκ τοῦ διαβόλου εἶναι* offenbar Johanneisch ist; vgl. Evgl. 8, 44. 1 Joh. 3, 8. Und wenn Polykarp Cap. 5 sagt: (*ὁ Χριστὸς*) *ὑπέσχετο ἡμῖν ἐγεῖραι ἡμᾶς ἐκ νεκρῶν*, so wird man sich zu der Annahme wenigstens geneigt fühlen, daß derselbe auf die Verheißung Jesu im Evgl. Joh. 5, 39. 44. 54 sich beziehe, da in der synoptischen Tradition nirgends ein derartiger Ausspruch des Herrn referirt ist. Nun hat man zwar erinnert, jener Gedanke vom Antichrist (Cap. 7) möge ein Zeitschibboleth der rechtgläubigen Kirche gegen die Doketen gewesen sein, und hieraus erkläre sich der gemeinsame Gebrauch bei Polykarpus und im ersten Johanneischen Briefe; beide Schriftsteller seien von einander völlig unabhängig[42]). Allein in diesem Falle müßte es doch im höchsten Grade befremden[43]), jenes Schibboleth grade in den Ignatianischen Briefen zu vermissen, welche

---

Einleit. ins N. T. (Leipzig 1840.) S. 289 citirt frischweg die Johanneischen Stellen aus der längeren Recension, ohne deren Unbrauchbarkeit für unseren Zweck nur im Geringsten zu beachten oder zu kennen.

37) Lützelberger a. a. O. S. 64 fg. 38) Vgl. Baumgarten-Crusius, Lehrb. der christl. Dogmengesch. (Jena 1832.) 2. Abthl. S. 1217.

39) a. a. O. S. 65. 40) a. a. O. S. 66. 41) Vgl. die Recens. der Lützelberger'schen Schrift im theolog. Literaturblatt zur Allgem. Kirchenzeit. 1841. Nr. 15. S. 122. 42) Vgl. Lützelberger a. a. O. S. 73, und dazu *Bretschneider*, Probabilia. p. 173. 43) Besonders auf dem Standpunkte Lützelberger'scher Logik, die fast nur e silentio zu argumentiren versteht.

so voll von Bestreitung des Doketismus sind. Manche Gegner der Johanneischen Schriften [44]) haben auch bemerkt, umgekehrt könne ja auch der Verfasser des ersten Johanneischen Briefes jenen Gedanken erst aus Polykarpus entlehnt haben, dem steht aber entgegen, daß der Johanneische Brief durch und durch originell, der Brief des Polykarpus aber auch sonst eine völlige Abhängigkeit von den neutestamentlichen Schriften, besonders von den Paulinischen Briefen und dem ersten Briefe des Petrus, beurkundet [45]). Da nun aber der erste Johanneische Brief und das vierte Evangelium in Denk- und Sprechweise durchgängig harmoniren und darum fast allgemein (auch bei den Gegnern der Johanneischen Abfassung beider Schriften) für Werke eines und desselben Verfassers gelten, so kommt die Beweiskraft der Polykarpischen Stelle auch dem Evangelium zu Gute. Außer diesen negativen Gründen wider Polykarp's Auctorität für die Authentie des Johanneischen Evangeliums ist von Bretschneider [46]) auch folgender positiver Einwand geltend gemacht worden, dem ganz neuerlich Schwegler [47]) größere Schärfe und größern Nachdruck zu geben versucht hat: Polykarpus habe bei seiner Zusammenkunft mit dem römischen Bischof Anicetus, zur Rechtfertigung der kleinasiatischen Sitte, das Osterfest zugleich mit den Juden in der Nacht vom 14. auf den 15. Nisan zu feiern, auf das Beispiel des Johannes und der übrigen Apostel sich berufen [48]). Desgleichen berufe sich Polykrates, gegen Ende des 2. Jahrh., ebenfalls ein Vertheidiger dieser Sitte, auf das Beispiel der Apostel und auf die Continuität der kleinasiatischen Tradition [49]). Da nun nach der Darstellung des vierten Evangelisten jenes letzte Mahl, welches Christus mit seinen Jüngern hielt, gar kein Paschamahl gewesen, vielmehr einen Tag früher gehalten worden sei, als die Juden das Paschalamm genossen, so könne weder Polykarpus, noch Polykrates das vierte Evangelium gekannt, oder, wenn sie es gekannt, als Johanneisch anerkannt haben. Selbst der hierapolitanische Apollinaris, der erste kleinasiatische Bekämpfer der jüdischen Sitte, wisse den Gegnern, die sich ausdrücklich auf die Auctorität des Evangelisten Matthäi beriefen, nach welchem Jesus mit den Juden zugleich das Paschamahl genossen hatte, nichts von der Auctorität des Johanneischen Evangeliums zu entgegnen, wenn er in einem im Chronicon paschale aufbehaltenen Fragmente bemerke: *εἰσί τοίνυν, οἳ δι' ἄγνοιαν φιλονεικοῦσι περὶ τούτων συγγνωστὸν πρᾶγμα πεπονθότες· ἄγνοια γὰρ οὐ κατηγορίαν ἀναδέχεται, ἀλλὰ διδαχῆς προσδεῖται· καὶ λέγουσιν, ὅτι τῇ ιδ' τὸ πρόβατον μετὰ τῶν μαθητῶν ἔφαγεν ὁ κύριος· τῇ δὲ μεγάλῃ ἡμέρᾳ τῶν ἀζύμων αὐτὸς ἔπαθεν· καὶ διηγοῦνται, Ματθαῖον οὕτω λέγειν, ὡς νενοήκασιν· ὅθεν ἀσύμφωνος τῷ νόμῳ* [50]) *ἡ νόησις αὐτῶν, καὶ στασιάζειν δοκεῖ κατ' αὐτοὺς τὰ εὐαγγέλια.* Diese Bretschneider'sche und Schwegler'sche Argumentation würde unwiderleglich sein, sobald sich nur darthun ließe, daß die kleinasiatischen Christen gleich Anfangs bei Annahme jener Festordnung sich hätten durch die Rücksichtnahme auf den Tag bestimmen lassen, an welchem Christus das heil. Abendmahl einsetzte. So aber sind wir über die Geschichte der Entstehung des christlichen Osterfestes von allen geschichtlichen Zeugnissen verlassen. Nach der Analogie anderer, die äußere Gottesverehrung betreffender, Punkte bleibt es durchaus das Wahrscheinlichste, daß die Kleinasiaten, wenn sie auch mit der Feier des Pascha die des Abendmahls verbanden, sich doch in Betreff der Zeit lediglich durch die Auctorität der jüdischen Institution bestimmen ließen und nur den einzelnen Momenten der Festfeierlichkeit eine christliche Beziehung auf die Thatsachen der Leidenswoche gaben [51]). Wenigstens als die Differenz zwischen der morgen- und abendländischen Festordnung zuerst zur Sprache kam, bei der Zusammenkunft des Polykarpus mit Anicetus in Rom, zwischen 155—160, ging man noch nicht auf die Chronologie der Leidenswoche zurück, sondern beide Theile beriefen sich aufs Herkommen in ihren Gemeinden [52]). Erst einige Zeit nachher, wie wir aus obigem Fragmente des Apollinaris sehen, kamen auch exegetische Gründe mit zur Sprache. „Johannes konnte aber," wie Lücke [53]) sehr richtig bemerkt, „wohl wissen, daß Christus das letzte Mahl einen Tag vor dem jüdischen Pascha gefeiert habe," und am 14. Nisan, an dessen Abende die Juden ihr Paschalamm genossen, gestorben sei, und, fügen wir hinzu, er konnte sogar auf diese Thatsache die typische Vergleichung des getödteten Christus mit dem Osterlamme gründen, wenn anders in Cap. 19, 36 wirklich eine typische Beziehung liegt, und dennoch die übliche Sitte der kleinasiatischen Gemeinden, „die er vielleicht vorfand, mitmachen und durch seine Auctorität bestätigen." Erkennt doch auch Paulus die symbolische Identität des geschlachteten Paschalammes und des getödteten Christus an, und setzt somit die Richtigkeit der Johanneischen Chronologie der Leidenswoche voraus

44) Wie Bretschneider a. a. O. 45) Sehr zu beachten ist auch, daß ungeachtet der Allgemeinheit des Begriffs des Antichrists sich doch das Wort *ἀντίχριστος* in der ganzen christlichen Literatur der zwei ersten Jahrhunderte nur bei Johannes, Polykarpus und Irenäus findet, daher Lücke (Commentar über die Briefe des Johannes. 2. Aufl. [Bonn 1836.] S. 24) mit Recht geneigt ist, hierin ein Zeichen von der Continuität der Johanneischen Schule und Richtung in Kleinasien zu erkennen. Für die Abhängigkeit des Polykarpus in der fraglichen Stelle von Johannes scheint mir auch dies zu sprechen, daß in dem an die Behauptung vom Antichrist angeschlossenen Satze: *καὶ ὃς ἂν μὴ ὁμολογῇ τὸ μαρτύριον τοῦ σταυροῦ, ἐκ τοῦ διαβόλου ἐστί* die unterstrichenen Worte der entsprechende positive Ausdruck sind für den negativen Satz *ἐκ τοῦ θεοῦ οὐκ ἔστι* bei Johannes. 46) Probabilia p. 109 sq. 47) In der Schrift: Der Montanismus und die christliche Kirche des 2. Jahrh. (Tübingen 1841.) S. 191—203. 48) *Euseb.* H. E. V. 24. 49) *Euseb.* l. c. 50) Die Worte *ἀσύμφωνος τῷ νόμῳ ἡ νόησις αὐτῶν*, ihre Meinung läßt sich mit dem Gesetz nicht vereinigen, beziehen sich darauf, daß Christus als das wahre Pascha (*τὸ ἀληθινὸν πάσχα*, wie es in einem anderen Fragmente des Apollinaris heißt) nur an demselben Tage getödtet werden konnte, an welchem nach Vorschrift des Mosaischen Gesetzes sein Vorbild, das Paschalamm, geschlachtet wurde, also am 14. Nisan. 51) Vgl. Sieffert, über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. (Königsb. 1832.) S. 139—147. Anm. 84. 52) Vgl. *Euseb.* H. E. V. 24. 53) Lücke Commentar. I. S. 113.

(1 Kor. 5, 7), und gleichwol fügt er sich in den jüdischen Festgebrauch (Act. 18, 21. 20, 16)[54]). Wie sollte Johannes bei seiner geistig-idealen Tendenz um einer solchen Äußerlichkeit willen Unordnung und Störung in die Gemeinden haben bringen wollen? Hielten doch auch noch späterhin Polykarpus und Anicetus den Streitpunkt nicht für so bedeutend, um darüber den Kirchenfrieden zu brechen, worin ihnen auch Irenäus in seinem Briefe an den röm. Bischof Victor aufs Vollkommenste beistimmte[55]). Schwegler[56]) sucht zwar das Beispiel des Apostels Paulus durch die Bemerkung zu entkräften, derselbe habe „in der Mitte von Widersachern, in der ersten Periode des ringenden Christenthums gewirkt. Aber ist denn Johannes erst am Ende des ersten Jahrh. nach Kleinasien gekommen? Und gesetzt, er sei erst so spät dahin gekommen, waren denn damals die Kämpfe des sich Bahn brechenden Christenthums schon ausgekämpft und die Gegensätze zwischen Juden- und Heidenchristenthume bereits überwunden? Anlangend aber das oben angezogene Fragment des Apollinaris, so sind die letzten, durch gesperrten Druck ausgezeichneten Worte zu unklar, als daß sie in gegenwärtiger Untersuchung ein entscheidendes Moment bilden könnten. Mit Recht tadelt zwar Schwegler[57]) die Übersetzung du Cange's: „iisque (der Orientalen) adversari videntur evangelia," dies müßte *καὶ αὐτῶν* heißen. Aber auch die Erklärung Schwegler's: „Nach der Auffassung der Kleinasiaten (*κατ' αὐτούς*) seien die Evangelien in Aufruhr dagegen, d. h. wider das Gesetz," erscheint mir als unhaltbar. Denn wenn *νόμῳ* zugleich Object von *στασιάζουσι* wäre, so hätte es doch wol als das den beiden Sätzen gemeinsame Moment vorausgestellt sein müssen, *ὅθεν τῷ νόμῳ ἀσύμφωνος κ. τ. λ.* Mit größerem Rechte übersetzt man wol: „und in Bezug auf sie, in Betreff ihrer Behauptung, scheinen die Evangelien sich aufzulehnen," sodaß den Worten ihr grammatisches Recht widerfährt und doch der Sinn derselbe bleibt, wie nach du Cange's Übersetzung. In diesem Falle würde Apollinaris am Wahrscheinlichsten an das Evangelium Johannis gedacht und den Widerspruch der Synoptiker in der Chronologie der Leidenswoche auf exegetischem Wege zu beseitigen gesucht haben, sodaß er den Gegnern die Gesammtauctorität der Evangelien entgegenhalten konnte. Sehr zu beklagen ist es, daß uns das genannte Fragment nicht vollständiger aufbehalten ist, vielleicht würden die streitigen Worte aus dem folgenden ihr rechtes Licht gewinnen. Wie es sich aber auch mit deren Sinne verhalte, soviel ist, wie wir weiter unten sehen werden, durch ein anderes Fragment des Apollinaris außer allen Zweifel gestellt, daß derselbe mit dem vierten Evangelium bekannt war[58]). Dasselbe gilt auch von Polykrates[59]). Es bliebe nur die Möglichkeit, daß Beide das Evangelium nicht als Johanneisches Werk anerkannt hätten. Dies ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, da zu jener Zeit, gegen Ende des zweiten Jahrh., die allgemeine Anerkennung des Evangeliums in der genannten Eigenschaft beginnt[60]).

Höchst wahrscheinlich von ziemlich demselben Alter wie des Ignatius und des Polykarpus Briefe ist der früherhin Justin dem Märtyrer beigelegte, von den Neueren dagegen beinahe einstimmig für ein älteres Werk anerkannte und den literarischen Denkmalen der apostolischen Väter beigezählte Brief an den Diognet[61]). Derselbe ist ganz von Paulinischem Geiste durchweht, daneben ist aber auch die Einwirkung des Johanneischen Geistes in mehrfachen, zwar ziemlich freien, gleichwol aber unzweideutigen Anklängen und Reminiscenzen nicht zu verkennen, wie aus folgender Übersicht sich ergibt: Cap. 6: *Χριστιανοὶ ἐν κόσμῳ οἰκοῦσιν, οὐκ εἰσὶ δὲ ἐκ τοῦ κόσμου* (Joh. 17, 11. 14. 16); — Cap. 7 (*ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ*) *ἔπεμψεν ὡς ἀγαπῶν, οὐ κρίνων* (Joh. 3, 17); — Cap. 9: *ἵνα — — τὸ καθ' ἑαυτοὺς φανερώσαντες ἀδύνατον εἰσελθεῖν εἰς τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ τῇ δυνάμει τοῦ θεοῦ δυνατοὶ γενηθῶμεν* (Joh. 3, 5); — Cap. 10: *πρὸς οὓς ἀπέστειλε τὸν υἱὸν αὐτοῦ τὸν μονογενῆ, οἷς τὴν ἐν οὐρανῷ βασιλείαν ἐπηγγείλατο καὶ δώσει τοῖς ἀγαπήσασιν αὐτόν* (Joh. 3, 16. 17. 1 Joh. 4, 9); — *οὗτος ὁ ἀπ' ἀρχῆς* sc. *ὁ λόγος* (1 Joh. 1, 1); — *πῶς ἀγαπήσεις τὸν οὕτως προαγαπήσαντά σε* (1 Joh. 4, 19), wie überhaupt der Cap. 10 weiter ausgeführte Gedanke, daß die

54) Vgl. Lücke a. a. O. und Götting. gelehrte Anzeigen, 1834. S. 2020 fg. Meyer, Krit.-exeget. Handbuch über den erst. Br. an die Korinth. S. 90 fg. Bekanntlich stützten sich aber späterhin die Vertheidiger des abendländischen, antijüdischen Festgebrauchs auf die Thatsache, daß Christus als das wahre Paschaopfer an demselben Tage gekreuzigt worden sei, an welchem die Juden das Paschalamm opferten. 55) *Euseb.* H. E. V, 24. 56) a. a. O. S. 197 fg. 57) a. a. O. S. 194 fg.

58) In diesem Fragmente (b. *Routh* rel. sacr. T. I. p. 151) bemerkt er, Christus als das wahre Paschalamm (*τὸ ἀληθινὸν τοῦ κυρίου πάσχα, ἡ θυσία ἡ μεγάλη ὁ ἀντὶ τοῦ ἀμνοῦ παῖς θεοῦ δεθεὶς κ. τ. λ.*) sei am 14. Nisan gekreuzigt worden, worauf er von der zerstochenen Seite spricht, aus welcher Blut und Wasser geflossen, und endlich schließt er mit den Worten *ὁ ταφεὶς ἐν ἡμέρᾳ τῇ τοῦ πάσχα ἐπιτεθέντος τῷ μνήματι τοῦ λίθου*, d. h. Christus sei begraben worden, als das Paschafest begonnen habe, gegen Abend des 14. Nisan; Apollinaris stimmt also mit der Johanneischen Chronologie der Leidenswoche überein; vgl. Routh zu d. St. 59) Vgl. im Fragment desselben bei *Euseb.* H. E. III, 31. V, 24 und oben Anm. 31. S. 5. 60) Schwegler verwirrt sich in seinem eigenen Netze. Nach seiner Ansicht (a. a. O. S. 201—203) ist das vierte Evangelium um die Mitte des 2. Jahrh. in Kleinasien in einem theologischen Kreise, dem auch Apollinaris als späterer Zeitgenosse angehörte, mit absichtlicher Polemik wider die kleinasiatische Paschafeier verfaßt. War aber dies der Fall, so bleibt auch auf Schwegler's Standpunkte dieselbe Schwierigkeit, die er der kirchlichen Ansicht entgegenhält: warum der „spätere" Apollinaris wider seine Gegner keinen Gebrauch von dem zu Gunsten seiner Ansicht verfaßten Evangelium mache, zumal wenn (s. Schwegler a. a. O. S. 214) gleich von Anfang diesem Evangelium Johanneische Verfasserschaft zu dem Zwecke vindicirt wurde, die apostolische Auctorität des Johannes der judenchristlichen Partei zu entziehen? 61) Vgl. die kurze Übersicht der kritischen Verhandlungen über diesen Brief bei *Otto*, De Justini Martyris scriptis et doctrina. (Jenae 1841.) p. 53—60. Vgl. auch Credner, Beiträge zur Einleit. in d. bibl. Schriften. I. Bd. S. 50; meine Bemerkungen in Röhr's krit. Pred.-Bibl. Jahrg. 1841. 3. Heft. S. 516 fg.

in der Sendung Jesu geoffenbarte Liebe Gottes Gegenliebe erwecken, und diese Gegenliebe in der Nächstenliebe sich offenbaren müsse, ganz Johanneisch ist, vgl. 1 Joh. 4, 19—21. 5, 1—3. Auch die in Cap. 11 [62]) von der Lehrthätigkeit des menschgewordenen Logos gebrauchte Redensart *παῤῥησίᾳ λαλεῖν* kommt nur im Johanneischen Evangelium vor: 7, 26. 16, 29. 18, 20.

Es kommt bei unserer Untersuchung ferner in Frage, das schon oben berührte Fragment aus des Papias Schrift *λογίων κυριακῶν ἐξήγησις* bei Eusebius, Kirchengsch. III, 39. Papias bemerkt darin, er habe von den Apostelschülern sorgfältig die evangelischen Nachrichten der Apostel zu erforschen gesucht, weil er dem lebendigen Worte der mündlichen Überlieferung ein weit höheres Gewicht beilege, als schriftlichen Documenten [63]). Von letzteren gedenkt er nur evangelischer Schriften des Matthäus und Marcus. Er scheint demnach das vierte Evangelium entweder nicht gekannt, oder doch nicht als apostolisch und Johanneisch anerkannt zu haben, und dieser Umstand könnte für die Authentie dieses Evangeliums bedenklich erscheinen. Denn unter jenen Schriften, gegen welche Papias mistrauisch war, können doch nur namenlose und unzuverlässige gemeint sein, wie denn schon im zweiten Jahrh. eine Menge Apokryphen im Umlaufe waren; echte und apostolische Documente wird Papias schwerlich verschmäht haben [64]). Indessen konnte doch den Papias sein antiscriptuarisches Vorurtheil auch gegen wahrhaft apostolische Erzeugnisse verblenden und mistrauisch machen, zumal wenn deren hoher geistiger und antijüdischer Charakter mit den jüdischen Vorurtheilen und rohchiliastischen Erwartungen des beschränkten Mannes in so geradem Widerspruche stand, und dieselben für seinen speciellen theologischen Zweck so wenig Ausbeute bieten mochten, wie das Evangelium des Johannes [65]). Gleichwol gebrauchte Papias den ersten Brief dieses Apostels, wie Eusebius [66]) ausdrücklich bezeugt.

Viel bedenklicher erscheint das Verhältniß, in welchem Justin der Märtyrer († 165), ein Zeitgenosse des Papias, zu unserem Evangelium steht. Zwar fehlt es nicht an einigen ziemlich deutlichen Spuren, daß er dasselbe gekannt und gebraucht habe. Die bedeutendste Stelle in dieser Beziehung findet sich Apol. I. c. 61. p. 94 ed. Colon.: *ὁ Χριστὸς εἶπεν· ἂν μὴ ἀναγεννηθῆτε, οὐ μὴ εἰςέλθητε εἰς τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν· ὅτι δὲ καὶ ἀδύνατον εἰς τὰς μήτρας τῶν τεκουσῶν τοὺς ἅπαξ γεννωμένους ἐμβῆναι, φανερὸν πᾶσίν ἐστι*, coll. Joh. 3, 3—5. Man hat zwar an diesem Ausspruche vielfach herumgemäkelt, um die Abhängigkeit von Johannes in Abrede zu stellen und die Stelle aus einer andern Quelle abzuleiten [67]); indessen werden alle Bedenklichkeiten durch den Umstand ausgewogen, daß der Ausspruch des Nikodemus, welchen Justin in dem Beisatze *ὅτι δὲ καὶ ἀδύνατον κ. τ. λ.* zu dem seinigen macht, oder vielleicht auch mit zu den Worten Christi zieht, zu denjenigen grade dem vierten Evangelium eigenthümlichen Stellen gehört, in welchen die Mitredenden die bildlichen Ausdrücke Christi buchstäblich verstehen. Sehr schlagend ist auch die Ähnlichkeit zwischen Apol. I. c. 6. p. 56: — *ἐκεῖνόν (θεόν) τε καὶ τὸν παῤ αὐτοῦ υἱὸν ἐλθόντα — — πνεῦμά τε — — σεβόμεθα καὶ προσκυνοῦμεν λόγῳ καὶ ἀληθείᾳ τιμῶντες*. Denn offenbar ist hier *λόγῳ* völlig gleichbedeutend mit *πνεύματι* [68]), und letzteres von Justin nur wegen des unmittelbar vorhergehenden *πνεῦμα* vermieden worden. Endlich ist in den Worten Dial. c. Tryph. c. 63. p. 286: *ὡς τοῦ αἵματος αὐτοῦ* (des Blutes Christi) *οὐκ ἐξ ἀνθρωπείου σπέρματος γεγεννημένου, ἀλλ' ἐκ θελήματος θεοῦ* eine Anspielung an Joh. 1, 13 um so weniger zu verkennen, als auch Irenäus an drei Stellen (adv. haer. III, 16, 2; 19, 2; 21, 5) in der Johanneischen Stelle statt *οἱ — — ἐγεννήθησαν* den Singular *ὅς — — ἐγεννήθη* las und auf Christum bezog, worin ihm Tertullian (de resurr. carn. 19 und 24) folgte, welcher

---

62) Indessen werden von manchen Kritikern, wie z. B. von Semisch, Justin der Märtyrer (Breslau 1840.) Th. I. S. 174 fg. die beiden letzten Capitel des Briefs (11 und 12) für ein späterer unechter Zusatz gehalten, obschon nicht alle hierfür angeführten Gründe Stich halten möchten. 63) Vgl. oben Anm. 4. S. 14. 64) Vgl. Lützelberger a. a. O. S. 89 fg. 65) Zwar bemerkt Lützelberger a. a. O. S. 97: Johannes habe bei allen damaligen christlichen Parteien in höchstem Ansehen gestanden, und ein Evangelium von ihm werde daher überall mit Eifer und Sehnsucht ergriffen worden sein. Aber woher weiß denn Jenes Lützelberger, wenn das Resultat aller Forschungen über Johannes in den ältesten kirchlichen Schriften auf so gar nichts führt? (Lützelberger a. a. O. S. 101.) Und wie war ein bei allen Parteien verbreitetes Ansehen möglich, wenn Johannes schon geraume Zeit vor dem Tode des Paulus als Stockjudenchrist gestorben war? Wenn daher Lützelberger S. 109 in Spott ausruft: „Mit wie Wenigem sich doch der Glaube gnügen läßt!" so entgegnen wir ihm: „In welche Widersprüche sich doch der Unglaube verwickelt!" 66) H. E. III, 39: *κέχρηται δ' ὁ αὐτὸς μαρτυρίαις ἀπὸ τῆς Ἰωάννου προτέρας ἐπιστολῆς καὶ τῆς Πέτρου ὁμοίως*, welche Angabe des Eusebius freilich nichts weiter zu besagen braucht, als daß Papias diese beiden neutestamentlichen Schriften gebrauchte und Aussprüche daraus mit seiner eigenen Darstellung verschmolz, keineswegs aber, wie Weiße (evangel. Geschichte I. Bd. S. 103, Anm.) meint, daß er dieselben unter Namhaftmachung ihrer Verfasser citirt habe. Denn Eusebius bediente sich IV, 14 ganz derselben Formel auch von der bloßen Benutzung des ersten Petrinischen Briefes von Seiten des Polykarpus.

67) Vgl. Credner Beiträge u. s. w. I. S. 252 fg. Lützelberger a. a. O. S. 122. Der Erstere urgirt 1) daß das die Johanneischen Aussprüche Christi beginnende und charakterisirende *ἀμήν, ἀμήν* fehle; 2) daß der Ausdruck *βασιλεία τῶν οὐρανῶν* dem Johannes fremd sei; 3) daß Justin *ἀναγεννηθῆναι* gebrauche, statt *ἄνωθεν γεννᾶσθαι*; 4) daß die Worte *οὐ μὴ εἰςέλθητε εἰς τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν* sich buchstäblich auch bei Matth. 18, 3, einer Stelle, welche mit Joh. 3, 1 fg. eine gewisse Wechselbeziehung zu haben scheine, wiederfinden. Credner ist daher geneigt, den Ausspruch in seiner Justineischen Anführungsform aus einer judenchristlichen Quelle abzuleiten, um so mehr, als sich derselbe in ähnlicher Form auch in den Clementinischen Homilien II, 26 finde: *ἀμὴν ὑμῖν λέγω· ἐὰν μὴ ἀναγεννηθῆτε ὕδατι ζῶντι εἰς ὄνομα πατρὸς, υἱοῦ, ἁγίου πνεύματος, οὐ μὴ εἰςέλθητε εἰς τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν*. Allein da Justin die meisten Aussprüche Christi in freier Reminiscenz referirt, warum sollen sich da ihm nicht ähnliche Ausdrücke in anderen Aussprüchen des Herrn aus verschiedenen Quellen mit dem Johanneischen Ausdruck verschmolzen haben, wenn nur der Grundtypus des Letzteren noch zu erkennen ist. 68) Vgl. Otto a. a. O. S. 121.

sogar die gewöhnliche Lesart für eine Valentinianische Depravation erklärte. — Kann nun diesen und einigen anderen, minder deutlichen Spuren [69]) zufolge dem Justin unser Evangelium nicht unbekannt gewesen sein: um so mehr muß es befremden, daß er sonst von demselben sogar keinen Gebrauch macht, da es ihm doch namentlich zur Bestätigung und Begründung seiner höheren Christologie eine ungemeine Fülle von Stoff darbot. Warum läßt er namentlich die ungemein vielen in diesem Evangelium dem Herrn beigelegten Aussprüche von seinem himmlischen Ursprunge, seiner Präexistenz, Gottverwandtschaft, Gottessohnschaft und Messianität so völlig unbeachtet? Eine Erscheinung, welche um so mehr Wunder nehmen muß, als Justin in seinem Dialog. c. Tryph. c. 48. p. 267 (ganz unten) ausdrücklich, und zwar mit specieller Beziehung auf die Göttlichkeit Jesu im Gegensatz zum Ebionitismus, erklärt, die Christen seien an die Auctorität der Propheten und der eigenen Lehren Christi (*τοῖς διὰ τῶν προφητῶν κηρυχθεῖσι καὶ δι' αὐτοῦ [τοῦ Χριστοῦ] διδαχθεῖσι*) gewiesen, wie er denn auch in seinem Dial. c. Tryph. p. 327 und p. 332 zum Beweise für die Gottheit und Präexistenz Christi und dessen Ursprung aus Gott sich auf die Denkwürdigkeiten der Apostel beruft [70]), gleichwol aber keine anderen Beweisstellen als Matth. 11, 27 (Dial. c. Tryph. p. 326) und Matth. 16, 15 fg. [71]) anführt (Dial. p. 327) [72]). Zwar hat man gemeint, die Logostheorie Justin's sei doch augenscheinlich dem Johanneischen Prologe entnommen [73]), und hat sich in dieser Beziehung besonders auf die Stellen Apol. II. c. 6. p. 44: *ὁ δὲ υἱὸς ἐκεῖνος, ὁ μόνος λεγόμενος κυρίως υἱὸς, ὁ λόγος πρὸ τῶν ποιημάτων καὶ συνὼν καὶ γεννώμενος, ὅτε τὴν ἀρχὴν δι' αὐτοῦ πάντα ἔκτισε καὶ ἐκόσμησε, Χριστὸς μὲν κατὰ τὸ κεχρίσθαι καὶ κοσμῆσαι τὰ πάντα δι' αὐτοῦ τὸν θεὸν λέγεται*, und auf Dial. c. Tryph. c. 105. p. 332 [74]) berufen, in welcher letzteren Stelle man auch noch besonders das Christo als Sohne Gottes ertheilte Prädicat *μονογενής* hervorhebt, sowie auch die von der Menschwerdung des Logos gebrauchten Ausdrücke: *ὁ λόγος — — σαρκοποιηθεὶς ἄνθρωπος γέγονεν* (Apol. I. c. 32. p. 74) und das einfache *σαρκοποιηθείς* (Dial. c. 100) dem Johanneischen *ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο* nachgebildet sein sollen. Man hätte aber doch bedenken sollen, daß ja der Begriff des Logos schon vor Johannes vom Apostel Paulus und dem Verfasser des Briefs an die Hebräer auf Christum übertragen worden war, wenn auch Beide das Wort *λόγος* noch nicht gebraucht hatten, was aber wol nur bloßer Zufall ist, da dasselbe in der (auch von Justin gekannten) Apokalypse Cap. 19, 13, sowie später bei Ignatius (Magnes. Cap. 8) und Epist. ad Diogn. c. 11 vorkommt. Die Bezeichnung Christi durch *μονογενής* in der angegebenen Stelle ist augenscheinlich aus Psalm 22, 20 LXX entlehnt, woraus dort Justin argumentirt. Sonst aber findet sich *μονογενής* als Prädicat des Sohnes Gottes bei Justin nur noch in einem Fragmente bei Irenäus (adv. haer. IV, 6. §. 2), dessen griechischer Text

69) Vgl. Lücke a. a. O. I. S. 44—52. Dial. c. Tryph. c. 88. p. 316 heißt es in der Erklärung Johannis des Täufers von sich selbst: *οὐκ εἰμὶ ὁ Χριστὸς, ἀλλὰ φωνὴ βοῶντος*, vgl. Joh. 1, 20. 23. — Dial. c. 45. p. 264: *ὁ πονηρευσάμενος τὴν ἀρχὴν ὄφις*, vgl. mit 1 Joh. 3, 8. — Dial. c. 114. p. 342 wird die beseligende Einwirkung Christi auf die Gemüther der Seinen bildlich durch *ζῶν ὕδωρ* und *ζωῆς ὕδωρ* bezeichnet, was an Joh. 4, 10 fg. erinnert. In derselben Schrift Cap. 94. coll. Apol. I, 60 bedient sich Justin auch des Bildes der von Moses in der Wüste aufgerichteten ehernen Schlange zur Vergleichung mit den heilbringenden Wirkungen des Glaubens an den Erlösungstod Christi, aber ohne dem Johannes eigenthümliche Ausdrücke zu gebrauchen und ohne zu bemerken, daß der Vergleich von Christus selbst herrühre. Auch konnte ein typologisirender Schriftsteller wie Justin sehr leicht selbständig auf den Vergleich verfallen, wie wir ihn denn auch bei Barnab. c. 12 finden. Vgl. Credner a. a. O. S. 251. Endlich führt man gewöhnlich auch noch die Stelle aus dem dem Justin beigelegten Fragm. de resurr. c. 9 an: *ψηλαφᾶν αὐτὸν ἐπέτρεπεν αὐτοῖς, καὶ τοὺς τύπους τῶν ἥλων ἐν ταῖς χερσὶν ἐπεδείκνυε*, als welche eine Anspielung auf Joh. 20, 25. 27 sind, fügen wir bei: Luc. 24, 39] enthalte. Indessen müßte es doch befremden, daß der Verfasser die von Johannes erwähnte Seitenwunde vergessen haben sollte. 70) In der ersten Stelle heißt es: *καὶ υἱὸν θεοῦ γεγραμμένον αὐτὸν ἐν τοῖς ἀπομνημονεύμασι τῶν ἀποστόλων αὐτοῦ ἔρχοντες*, — in der zweiten: *μονογενὴς γὰρ ὅτι ἦν τῷ πατρὶ τῶν ὅλων οὗτος, ἰδίως ἐξ αὐτοῦ λόγος καὶ δύναμις γεγεννημένος καὶ ὕστερον ἄνθρωπος διὰ τῆς παρθένου γενόμενος, ὡς ἀπὸ τῶν ἀπομνημονευμάτων ἐμάθομεν, προεδήλωσα*. Lücke a. a. O. S. 51 meint, es scheine, als wolle Justin sagen, daß er nicht blos die Geburt Christi von einer Jungfrau, sondern auch die Beziehung des Logos auf Christus aus seinen Denkwürdigkeiten erfahren habe. Justin würde sonach das Johanneische Evangelium mit unter den Denkwürdigkeiten der Apostel inbegriffen haben. Allein Lücke hat das *προεδήλωσα* gänzlich übersehen; Justin sagt damit doch jedenfalls, er habe im Vorhergehenden Beweisstellen aus den Apomnem. für die gedachten Eigenschaften beigebracht; gleichwol sucht man solche aus dem vierten Evangelium vergebens. Nur auf Matth. 11, 27 und 16, 15 fg. hatte er sich im Vorhergehenden für den gedachten Zweck berufen. Vgl. auch meine Bemerkungen in Röhr's Krit. Pred.-Bibl. Jahrg. 1841. 3. Heft. S. 524—526.

71) Dieselbe Stelle führt Justin auch Apolog. II, 96 an, und Neudecker a. a. O. S. 291 ist einfältig genug, dieselbe für eine Anspielung auf Joh. 1, 18 zu halten. 72) Auch die Ansicht Justin's über den Zweck der Taufe Christi durch Johannes den Täufer, als eines Mittels, die Messianität des Ersteren zu enthüllen und bekannt zu machen (Dial. c. 88. p. 316), stimmt ganz mit Joh. 1, 31. 33, ohne daß sich der Märtyrer auf diese Stelle beruft. 73) Olshausen, Die vier kanon. Evangelien. S. 306. Lücke a. a. O. S. 49. Otto a. a. O. S. 122. — Zum Beweise für die Bekanntschaft Justin's mit unserem Evangelium hat man sich auch auf dessen Kenntniß des Systems der Valentinianer berufen, bei welchen dieses Evangelium in hohem Ansehen gestanden habe. Indessen müssen wir die zwingende Beweiskraft dieses Grundes so lange in Abrede stellen, als nicht erwiesen ist, seit wann das Evangelium bei dieser Sekte in Aufnahme und Gebrauch gekommen sei. Vgl. unsere unten folgenden Bemerkungen. — Man ist sogar neuerdings soweit gegangen, die Erscheinung, daß Justin unser Evangelium so selten gebrauche, aus der Abneigung gegen die Valentinianer zu erklären, weil diese bekanntlich das Evangelium misbrauchten; eine Ansicht, welche schon durch das Beispiel des Irenäus und seiner Stellung zu den Valentinianern und zu unserem Evangelium widerlegt wird; wie denn überhaupt, soviel wir wissen, sich kein Beispiel findet, daß katholische Kirchenlehrer auf solche Weise den Häretikern die biblischen Beweisgründe zu entziehen oder zu verkümmern suchten. Vielmehr suchten sie die unrichtige häretische Auslegung der biblischen Schriften zu widerlegen. 74) Die Worte der Stelle s. Anm. 70 der vor. Sp.

jedoch grade da, wo das Wort vorkommt, eine Lücke hat. Auch für die Bezeichnung des Begriffs der Menschwerdung durch *σαρκοποιεῖσθαι* finden sich in außerjohanneischen Schriften Anknüpfungspunkte; vgl. 1 Tim. 3, 16: *ὃς ἐφανερώθη ἐν σαρκί*. Epist. Barn. c. 6 und 13 derselbe Ausdruck, sowie Cap. 5: *ἐν σαρκὶ ἔρχεσθαι*. Die ganze Ähnlichkeit der logologischen Terminologie Justin's mit dem Johanneischen Prologe beschränkt sich daher auf die in der Logostheorie technischen und daher auch vom Apostel Paulus gebrauchten Ausdrücke (Kolosss. 1, 16: *τὰ πάντα δι' αὐτοῦ — — ἔκτισται*, 1 Kor. 8, 6) *κτίζειν* und *τὰ πάντα δι' αὐτοῦ*.

Alle diese, wie es scheint, sich widersprechenden Umstände, welche sich aus den Werken Justin's in Betreff des Johanneischen Evangeliums ergeben, würden sich nun am leichtesten durch die dem Letzteren freilich sehr nachtheilige Folgerung ausgleichen lassen, daß Justin das vierte Evangelium zwar gekannt, aber nicht als Johanneisch anerkannt und daher nicht zu den *ὑπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων* gerechnet habe. Gleichwol würde dieser Schluß viel zu rasch und übereilt sein, indem Justin auch hinlängliche Kenntniß der Pauliniſchen Briefe beurkundet [75]), und ungeachtet ihm häufig Gelegenheit dargeboten ist [76]), sie doch niemals mit Namen nennt oder auf ihre Auctorität sich beruft, wahrscheinlich aus ängstlicher Rücksichtnahme auf die Judenchristen [77]), welche bekanntlich die apostolische Auctorität des Paulus verwarfen, und denen auch das Evangelium Johannis seiner freieren geistigen Tendenz und höheren Christologie wegen in keiner Weise zusagen konnte, daher sie sich auch, wie von den Alten berichtet wird, blos eines unserem Matthäusevangelium ähnlichen Evangeliums bedienten, desjenigen der Hebräer. Will man sich aber zu dieser Hypothese nicht verstehen, so bleibt, um einer der Authentie des Johanneischen Evangeliums nachtheiligen Folgerung zu entgehen, nur der von Lücke [78]) vorgeschlagene Ausweg übrig in der Annahme, daß die in Justin's Werken vorkommenden mehr oder minder klaren Anspielungen auf dieses Evangelium zwar nicht aus unmittelbarem Gebrauche und eigener Kenntniß, wol aber aus dem Einflusse zu erklären seien, den dasselbe bereits in demjenigen Kreise geübt hatte, in welchem Justin lebte und wirkte.

Dagegen hatte Justin's Schüler, Tatian, Stifter oder Oberhaupt der syrischen Sekte, der Enkratiten, eine evangelische Schrift unter dem Titel *τὸ διὰ τεσσάρων* (Diatessaron), verfaßt, welche nach den Angaben der Alten nichts als eine harmonische Zusammenstellung unserer vier kanonischen Evangelien war, wofür auch schon der Name *τὸ διὰ τεσσάρων* spricht, wenn auch noch unter partieller Benutzung des Evangeliums der Hebräer, mit Weglassung aller derjenigen Stellen und Abschnitte, welche dem dogmatischen Systeme Tatian's nicht zusagten [79]). Wie es sich aber auch mit Ursprung und Beschaffenheit dieser evangelischen Schrift verhalten haben möge [80]): soviel ergibt sich aus Tatian's Rede an die Griechen, daß er das Johanneische Evangelium kannte und gebrauchte. Vgl. Cap. 13: *τοῦτό ἐστιν [ἅρα τὸ εἰρημένον· ἡ σκοτία τὸ φῶς καταλαμβάνει* (Joh. 1, 5), und ebendaselbst: *πάντα ὑπ' αὐτοῦ καὶ χωρὶς αὐτοῦ γέγονεν οὐδὲ ἕν* (Joh. 1, 3), endlich Cap. 4: *πνεῦμα ὁ θεός* (Joh. 4, 24). — Auch die Severianer, mögen nun dieselben mit den Enkratiten identisch [81]), oder nach der gewöhnlichen Ansicht nur ein Zweig derselben gewesen sein, erkannten unsere vier Evangelien als heilige Schriften an, nur erklärten sie dieselben auf eigenthümliche Weise [82]).

Eine unleugbare Bekanntschaft mit dem Johannisevangelium finden wir ferner bei zwei Zeitgenossen Tatian's, dem Apologeten Apollinaris, Bischof von Hierapolis in Phrygien, und bei Athenagoras. Indem nämlich der Erstere in einem Fragmente [83]) über die Paschastreitigkeiten vom Herausfließen des Wassers und Blutes aus

---

75) Vgl. Otto a. a. O. S. 122 fg. Anm. 31. 76) Vgl Weiße in den Berliner Jahrbb. 1840. August. Nr. 20. S. 195 fg. 77) Vgl. Credner, Beiträge u. s. w. I. S. 97. 78) a. a. O. I. S. 52. 79) *Euseb.* H. E. IV, 29: *ὁ Ταιανος συνάφειάν τινα καὶ συναγωγὴν οὐκ οἶδ' ὅπως τῶν εὐαγγελίων συνθεὶς τὸ διὰ τεσσάρων τοῦτο προσωνόμασεν ὃ καὶ παρά τισιν εἰσέτι νῦν φέρεται.* Wenn auch, wie sich aus dem *οὐκ οἶδ' ὅπως* ergibt, Eusebius diese Schrift nicht aus eigener Anschauung gekannt haben kann, so ist er doch in seiner Angabe über dieselbe dem in damaliger Zeit gangbaren Urtheile gefolgt. — *Theodoret.* De fab. haeret. I, 20: *οὗτος ὁ Ταιανὸς καὶ τὸ διὰ τεσσάρων καλούμενον συντέθεικεν εὐαγγέλιον, τάς τε γενεαλογίας περικόψας καὶ τὰ ἄλλα, ὅσα ἐκ σπέρματος Δαβὶδ κατὰ σάρκα γεγεννημένον τὸν κύριον δείκνυσιν.* Theodoret aber kannte das Diatessaron, denn er bemerkt weiter, er habe dasselbe nicht blos bei Ketzern, sondern auch bei Katholiken gefunden, mehr als 200 Exemplare davon eingezogen und dafür die vier kanonischen Evangelien eingeführt. Epiphanius dagegen nennt Haeres. 46, 1 den Tatian nur als von der Tradition bezeichneten Verfasser: *λέγεται δὲ τὸ διὰ τεσσάρων εὐαγγελίων ὑπ' αὐτοῦ γεγενῆσθαι, ὅπερ κατὰ Ἑβραίους τινες καλοῦσι.*

80) Nach Credner (Beiträge. I. Th. S. 442 fg.) soll das Diatessaron nichts Anderes gewesen sein, als die Justineischen Denkwürdigkeiten der Apostel, hierunter aber vorzugsweise ein judenchristliches Evangelium, das des Petrus, zu verstehen sein, welche Ansicht indessen vielfachen Widerspruch gefunden hat; vgl. de Wette, Einleit. ins N. T. §. 67. S. 84 fg. (3. Aufl.) Meyer, Krit.-exeg. Handbuch über das Evangelium des Johannes. S. 299. Bleek in den Theolog. Studien und Kritiken. 1836. 4. Heft. S. 1070 fg. Lücke a. a. O. I. Th. S. 44 fg. Anm. 4. — Die gewöhnliche Ansicht von Tatian's Diatessaron wird auch noch durch das Zeugniß des Dionysius Barsalibi, eines syrischen Schriftstellers († um 1207) (Praef. in Marc. p. 9 bei *Assemani* Bibliothec. oriental. II, 159), bestätigt, nach welchem dieses Diatessaron mit den Worten *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος* begann. Zwar suchte Credner (Beiträge. I, 446 fg.) dieses Zeugniß zu entkräften, fand aber an Daniel in seiner Schrift: Tatianus der Apologet (Halle 1837) S. 87—111 einen siegreichen Gegner. 81) Wie Credner nachzuweisen sucht a. a. O. S. 438 fg. 82) *Euseb.* H. E. IV, 38: *χρῶνται μὲν οὖν οὗτοι νόμῳ καὶ προφήταις καὶ εὐαγγελίοις, ἁλίως ἑρμηνεύοντες τῶν ἱερῶν τὰ νοήματα γραφῶν.* 83) Im Chron. pasch. ed. *Dind.* p. 14. *Routh*, Reliquiae Sacrae. T. I. p. 151. *ὁ παῖς θεοῦ — — ὁ τὴν ἁγίαν πλεῦραν ἐκκεντηθείς, ὃ ἐκχέας ἐκ τῆς πλευρᾶς αὐτοῦ τὰ δύο πάλιν καθάρσια, ὕδωρ καὶ αἷμα, λόγον καὶ πνεῦμα.* Diese Stelle ist bis jetzt, soviel ich weiß, unter den Zeugnissen für die Bekanntschaft mit unserem Evangelium in der älteren Kirche völlig unbeachtet geblieben. Über den Sinn der schwierigen Worte *λόγον καὶ πνεῦμα* vgl. die Bemerkung von *Routh* l. c. p. 158 sq.

der zerstochenen Seite Christi spricht, kann er nur die Stelle Joh. 19, 34 im Auge gehabt haben. Daß aber dem Athenagoras, in seiner πρεσβεία περὶ Χριστιανῶν Cap. 10: ἀλλ' ἐστιν ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ ὁ λόγος τοῦ πατρὸς ἐν ἰδέᾳ καὶ ἐνεργείᾳ· πρὸς αὐτοῦ (αὐτόν?) καὶ δι' αὐτοῦ τὰ πάντα ἐγένετο V. 3 des Johanneischen Prologs vorgeschwebt habe, ist um so wahrscheinlicher, als dieser Apologet unmittelbar darauf die Worte beifügt: υἱὸς οὖτος δὲ τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ, ὄντος δὲ τοῦ υἱοῦ ἐν πατρὶ καὶ πατρὸς ἐν υἱῷ und damit unverkennbar auf das Evang. Joh. 10, 30. 38. coll. 17, 21—23 anspielt.

Auch bei der seit der Mitte des zweiten Jahrh. blühenden gnostischen Sekte der Valentinianer war, nach des Irenäus Zeugnisse[84]), unser Evangelium in Ansehen und Gebrauch. Von Valentin selbst, dem Stifter dieser Sekte, läßt sich zwar aus des Irenäus Angaben nicht erweisen, daß er dasselbe gekannt und gebraucht habe, aber ebenso wenig das Gegentheil; Tertullian bejaht zwar die Frage, aber doch nur vermuthungsweise[85]), und der Enthusiasmus, mit welchem sich vor Kurzem Hug[86]) auf eine im britischen Museum befindliche, im sahidischen Dialekte verfaßte Handschrift eines gnostischen, πιστὴ σοφία betitelten und dem Valentinus beigelegten Werkes berufen hat, in welchem dem Ausspruche Jesu bei Johann. 17, 16: ἐκ τοῦ κόσμου οὐκ εἰσί eine gnostische Deutung gegeben wird, stellt sich bei näherem Zusehen als große Übereilung heraus[87]). Dagegen schrieb der Valentinianer Heraκleon einen Commentar über unser Evangelium, von welchem sich noch so viele Fragmente erhalten haben (vgl. unten), als zu einer für unseren Zweck erfoderlichen Kenntniß desselben vonnöthen sind. Zwar wird in diesen Fragmenten Johannes nirgends als Verfasser genannt; aber wurde wol, fragt Lücke[88]) mit Recht, „würde Heraκleon das Evangelium ausgelegt haben, wenn er es nicht für eine Schrift von bedeutendem Ansehen gehalten hätte?[89]) Würde Origenes es unbemerkt gelassen haben, wenn Heraκleon die Johanneische Authentie des Evangeliums nicht anerkannt hätte? Auch dem Irenäus würde eine solche Abweichung von der in der Valentinianischen Schule herrschenden Ansicht nicht entgangen sein[90]). Zwar haben einige neuere Gegner unseres Evangeliums[91]) bemerkt, das Ansehen, in welchem dieses Evangelium bei den Valentinianern gestanden habe, könne darum nichts beweisen, weil der gnostische Charakter desselben diesen Ketzern zu viele Anknupfungspunkte für ihr eigenes System habe bieten müssen, als daß sie nicht hätten Gebrauch davon machen sollen. Indessen ist ja die Gnosis des Johanneischen Evangeliums von der Valentinianischen so durchaus verschieden, daß es den Anhängern der letzteren nur mit Hilfe der halsbrechendsten Exegese gelang ihre Speculationen durch unser Evangelium zu begründen, eine Mühe, die völlig zwecklos gewesen, wenn nicht die Auctorität dieser neutestamentlichen Schrift in der katholischen Kirche bereits begründet gewesen wäre und festgestanden hätte. Das Eigenthümliche ihrer Gnosis dagegen führten die Valentinianer auf eine ganz andere Quelle zurück, auf das sogenannte Evangelium veritatis, welches sie an die Spitze der von ihnen gebrauchten heiligen Schriften stellten[92]).

---

84) Adv. haeres. 3, 11, 7: Qui a Valentino sunt, eo quod est secundum Joannem, plenissime utentes ad ostensionem conjugationum suarum. 85) De praescr. 38: Valentinus integro instrumento uti *videtur*. 86) In seiner Schrift: Gutachten über das Leben Jesu von Strauß. (Freiburg 1840.) S. 39 fg. 87) Die Sache verhält sich damit auf folgende Weise: Bei Tertullian adv. Valentin. cap. 2 heißt es: Docet ipsa Sophia, non quidem Valentini sed Salomonis. Unter dieser Sophia Valentini verstand schon Grabe (Spicilegium patrum ut et haereticorum seculi II. Tom. II. p. 49) eine Schrift, Massuet (Diss. in Iren. I, IV, 9 oder p. 4) dagegen, dem Walch (Historie der Ketzereien. I. S. 348) und Stieren (De Irenaeo §. 9. not. 19) beigetreten sind, den Valentinischen Äon Sophia. Indessen spricht die Analogie der Stelle *Tertull.* De carne Christi c. 20: „nobis *Psalmi* patrocinantur *non quidem* apostatae et haeretici et Platonici *Valentini*, sed sanctissimi David," durchaus für Grabe's Ansicht. Nun hat das von uns oben im Texte genannte und von Woide in seiner Appendix ad editionem N. T. graeci e cod. ms. alexandrino, in qua continentur fragmenta N. T. juxta interpretationem dialecti superioris Aegypti, quae thebaidica vel sahidica appellatur. (Oxonii 1799.) p. 137 näher beschriebene Manuscript, dessen Abfassung er ins 4. oder 5. Jahrh. setzt, zwar zu Anfange keinen Titel, dagegen S. 135 die Aufschrift: Tomus secundus *fidelis Sophiae*. Woide zweifelt daher nicht im Geringsten, daß dies die vorgenannte Sophia des Valentinus sei. Allein die wenigen von Woide aus dem Werke gemachten Mittheilungen enthalten durchaus keine dem Valentin eigenthümlichen Vorstellungen, und für die Deutung der Stelle Joh. 17, 16: „sie haben ihre Seelen nicht von den Archonten der Aonen, sondern von den zwölf Servatoren (Soteren) empfangen," gibt es, soviel ich weiß, in keinem der bekannt gewordenen gnostischen Systeme einen Anknúpfungspunkt.

88) a. a. O. I. S. 56. 89) Wegscheider a. a. O. S. 108: „Schwerlich würde er (Heraκleon) diese Arbeit unternommen und mit so vieler Mühe sein System mit dem Evangelium in Übereinstimmung zu bringen gesucht haben, wenn das Buch in Alexandrien erdichtet und nicht als eine authentische Schrift des Apostels bekannt gewesen wäre." Vgl. auch S. 97 fg. 90) Zum Beweise des Gebrauches unseres Evangeliums bei den Valentinianern beruft man sich auf die folgende Stelle des Ptolemäus in seinem Briefe an die Flora bei *Epiphan.* Haeres. 33, 3 sq. *Grabe* l. c. Tom. II. p. 69 sq. §. 1, in der Appendix zu der Massuet. Ausgabe des Irenäus p. 358: ἔτι γε τὴν τοῦ κόσμου δημιουργίαν ἰδίαν λέγει εἶναι, ἅτε (τὰ τε?) πάντα δι' αὐτοῦ γεγονέναι καὶ χωρὶς αὐτοῦ γεγονέναι οὐδέν. Ὁ ἀπόστολος προαποστερήσας τὴν τῶν ψευδηγορούντων ἀνυπόστατον σοφίαν καὶ οὐ φθοροποιοῦ θεοῦ, ἀλλὰ δικαίου καὶ μισοπονήρου. Zu λέγει muß nun freilich ὁ σωτὴρ supplirt werden, da der Verfasser unmittelbar vorher die Stelle Matth. 12, 5 mit der Citationsformel ὁ σωτὴρ ἡμῶν ἀπεφήνατο anführt, und so würde denn die Stelle Joh. 1, 3 einmal mit einem Ausspruche Christi verbunden und dann wieder dem Apostel vindicirt. Indessen ist der Text der Stelle jedenfalls verdorben, wofür ihn auch Grabe hält, wenn auch nicht in soweit, daß die Stelle dadurch ihre Beweiskraft für unseren Zweck verlöre. — Auch scheint der Verfasser des Briefes noch in demselben Paragraphen in der Stelle οἱ δὲ διὰ τὸ ἀγνοεῖν τὸν τῶν ὅλων πατέρα, ὃν μόνος ἐλθὼν ὁ μόνος εἰδὼς ἐφανέρωσε in den durch gesperrten Druck ausgezeichneten Worten den Sinn von Evang. Joh. 1, 18. coll. Matth 11, 27. Luc. 10, 22 frei zu umschreiben. 91) Bretschneider a. a. O. S. 213 fg. Lützelberger a. a. O. S. 131 fg. 92) *Iren.* III, 11, 9: Qui sunt a Valentino, plura habere gloriantur, quam sint ipsa evangelia. Si quidem in tantum processerunt audaciae, ut, quod ab his non olim conscriptum est,

Mit größerem Recht hat man es bedenklich gefunden, daß Valentin's Zeitgenosse, der aus Sinope am schwarzen Meere stammende Marcion, zur historischen Grundlage seiner antinomistischen Gnosis sich blos zehn Paulinischer Briefe und des Evangeliums Lucä in verstümmelter Gestalt bediente. Zwar gestand er dem Paulus nur aus dogmatischem Motive, wegen dessen scharfer Polemik gegen das Juden- und Judenchristenthum, alleinige apostolische Auctorität zu, und das dritte Evangelium gebrauchte er nur wegen des bekannten Verhältnisses desselben zum Apostel Paulus. Aber Johannes in seiner universalistischen, geistigen und idealen Auffassung des Christenthumes und in seinem Gegensatze zu dem beschränkten und äußerlichen Wesen des Judenthumes ist ja dem Paulus wesentlich verwandt; von dessen Evangelium brauchte er nicht erst die Geburts- und Kindheitsgeschichte oder eine Genealogie wegzuschneiden, hier brauchte er nicht durch Interpolationen einen Anfang herzustellen, wie bei Lucas, das vierte Evangelium bot ihm einen solchen, wie er ihn wünschte, wenn es im Prologe die Erscheinung des Logos auf Erden berichtet; hier wird in einer Menge von Stellen die Herniederkunft Christi als eines göttlichen Wesens aufs Unzweideutigste gelehrt; hier (Joh. 1, 17) mußte Marcion klarer und kürzer als sonstwo den Gegensatz ausgesprochen finden zwischen der Offenbarung des gerechten Gottes im Mosaischen Gesetz und der des guten Gottes in der durchs Evangelium geoffenbarten Gnade; hier polemisirt Jesus fast ununterbrochen gegen das Judenthum, und sagt sich gewissermaßen vom Mosaischen Gesetze los, wenn er es wie etwas ihm selbst Fremdes mit νόμος ὑμῶν bezeichnet! Manche Theologen[93]) haben hieraus geschlossen, Marcion könne unser Evangelium nicht gekannt haben, zumal da Tertullian in seiner Bestreitung dieses Gnostikers keine Beispiele von Johanneischen Stellen und Erzählungen namhaft mache, welche derselbe verworfen habe[94]), wie dies doch in Betreff des Evangeliums Matthäi der Fall sei[95]). Indessen haben wir zu bedenken, daß die Johanneische Polemik gegen das Judenthum keineswegs so direct, unmittelbar und handgreiflich ist, wie die des Paulus. Und wenn wir nicht unbedingt alle patristischen Zeugnisse mit Füßen treten wollen, so beweisen die Angaben des Irenäus[96]) und Tertullian[97]), daß Marcion unser Evangelium allerdings kannte, aber ausdrücklich verwarf, jedoch nicht als unechte Schrift, sondern aus übertriebenem Enthusiasmus für Paulus, weil dieses Evangelium von einem Manne verfaßt war, welcher nach seiner Meinung die Lehre Christi nicht rein aufgefaßt, in einem vermeintlich zweideutigen Verhältniß zu Paulus gestanden hatte, und von Letzterem als judenchristlicher Apostel (ἀπόστολος τῆς περιτομῆς) bezeichnet worden war (Gal. 2, 9)[98]). Dazu kamen im Inhalte unseres Evangeliums mancherlei Erscheinungen, welche dem Marcion unmöglich zusagen konnten, sondern ihn in seinem Mistrauen nur bestärken und gegen die seinem Systeme günstigen und antinomistischen Elemente in demselben gleichgültig machen mußten[99]). Endlich ist die Zahl der Beispiele,

---

veritatis evangelium titulent, in nihilo conveniens apostolorum evangeliis.

93) Eichhorn, Einleit. ins N. T. 1. Bd. S. 73. Gratz, Krit. Untersuchungen über Marcion's Evangelium. (Tübingen 1818.) S. 19 fg. 94) Dies urgirt Lützelberger a. a. O. S. 135. 95) *Tertull.* adv. Marc. II, 17: — — hoc quoque testimonium in creatorem (Matth. 5, 45) Marcion de evangelio eradere ausus est. IV, 7: Hoc (Matth. 5, 17) Marcion ut additum erasit. — De carne Christi c. 2: Auser hinc, inquit, molestos semper Caesaris census et diversoria angusta et sordidos pannos et dura praesepia. Viderit (es mag sich hüten) angelica multitudo dominum suum noctibus honorans (Luc. 2, 1—14). Servent potius pecora pastores (Luc. 2, 15—20) et *magi ne fatigentur de longinquo* (Matth. 2, 1—12); dono illis aurum suum. Melior sit et *Herodes, ne Hieremias glorietur* (ebendas. V. 13—18). 96) Contra haeres. III, 12, 12 von Marcion: Et *apostolos* quidem *adhuc quae sunt Judaeorum sentientes annunciasse evangelium*, se autem sinceriores et prudentiores apostolis esse. Unde et Marcion et qui ab eo sunt ad *intercidendas scripturas* conversi sunt, *quasdam in totum non cognoscentes*, secundum Lucam autem evangelium et epistolas Pauli decurtantes, *haec sola legitima esse dicunt*, quae ipsi minoraverunt. Das quasdam in totum non cognosc. kann nicht bedeuten, sie hätten einen Theil der heil. Schriften gar nicht gekannt, sondern da das in totum non cognoscere mit dem folgenden decurtare ev. Luc. et epp. Pauli unter den vorausgehenden Gattungsbegriff intercidere scripturas zu subsumiren ist, kann es nur heißen: nicht anerkennen; und der Sinn ist: sie verkürzen die heil. Schrift, indem sie ganze Theile derselben nicht anerkennen, andere verstümmeln. (So auch von denen, welche die apostolische Auctorität des Paulus verwarfen: qui Paulum apostolum *non cognoscant*: III, 15, 1.) Endlich das haec sola *legitima* esse dicunt beweist, daß Marcion die übrigen Evangelien kannte, aber deren Auctorität verwarf.

97) Contra Marc. IV, 5: . . . . dum constet, haec quoque (cetera evangelia) apud ecclesias fuisse, cur non haec quoque Marcion attigit aut emendanda si adulterata, aut agnoscenda, si integra? Nam et competit, ut si qui evangelium pervertebant, eorum magis curarent perversionem, *quorum sciebant auctoritatem receptiorem.* — De carne Christi c. 3: Si scripturas opinioni tuae resistentes non *de industria alias rejecisses*, alias corrupisses, *confudisset — te . . . . evangelium Joannis.* 98) *Iren.* adv. haeres. III, 2 berichtet als Meinung Marcion's: apostolos admiscuisse ea, quae sunt *legalia* salvatoris verbis. Vgl. auch die Anm. 96 angeführte Stelle. — *Tertull.* adv. Marc. IV, 3: Nactus epistolam Pauli ad Galatas *etiam ipsos apostolos suggillantis, quod non recto pede incedentes ad veritatem evangelii, simul et accusantis pseudoapostolos quosdam, pervertentes evangelium Christi:* conmittitur ad destruendum statum eorum evangeliorum, quae propria et sub *apostolorum* (Matthaei et Joannis) *nomine eduntur*, vel etiam *apostolicorum* (Marci et Lucae), ut scilicet fidem, quam illis adimit, suo conferat. Porro *etsi reprehensus est Petrus et Joannes et Jacobus*, qui existimabantur columnae, manifesta causa est. 99) Dahin gehört z. B. I, 3 der Gedanke, daß Gott durch den Logos Alles, mithin auch das Sichtbare, geschaffen habe (daher auch Marcion die Stelle Kolossi. 1, 15—17 zu verstümmeln sich genöthigt sah). V. 11 war dem Systeme Marcion's durchaus entgegen, nach welchem Christus in eine ihm fremde Welt kam; desgleichen V. 14 ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο, vgl. *Tertull.* De carne Christi c. 1: Marcion ut *carnem* Christi negaret, negavit etiam nativitatem; Marcion hätte dafür sagen müssen εἰς τὴν γῆν κατέβη oder ἐφανερούτο. — Ferner V. 45. 46 contrastirt mit Marcion's Verwerfung des A. T. — Der Marcionitische Christus konnte weder Aussprüche thun, wie V. 47: ὄδε ἀληθῶς Ἰσραηλίτης, — Cap. 4, 22: ἡ σωτηρία ἐκ τῶν Ἰουδαίων ἐστίν, — 5, 46: εἰ γὰρ ἐπιστεύετε Μωσῇ, ἐπιστεύετε ἂν ἐμοί, περὶ γὰρ ἐμοῦ

welche Tertullian in seiner Bestreitung des Marcion aus dem Evangelium Matthäi namhaft macht, so gering, daß es als bloßer Zufall erscheinen muß, wenn er nicht auch Beispiele aus Johannes anführt. — Auch gebrauchten diejenigen Schüler des Marcion, welche Origenes und der Verfasser des Dialogs de recta in Deum fide kannte, das vierte Evangelium, und schalteten, wie es scheint, einzelne Stellen aus demselben in das Evangelium Pontieum ein [1]).

Ungefähr seit der Mitte des zweiten Jahrh. traten die Montanisten mit der bekannten Behauptung auf, daß in Montanus der Paraklet erschienen sei und den Ausgangspunkt für die geistige Vollendung der Kirche bilde [2]). Es fragt sich, in welches Verhältniß die Montanisten diese Behauptung zu den Verheißungen des Herrn von der Verleihung des Parakleten an seine Jünger bei Joh. Cap. 14—16 gestellt haben. Der hierüber geführte Streit dreht sich um das Verständniß der etwas dunkeln Stelle bei Irenäus, adv. haer. III, 11, 9: Alii vero, ut *donum spiritus frustrentur*, quod in novissimis temporibus secundum placitum patris effusum est in humanum genus, *illam speciem non admittunt, quae est secundum Joannis evangelium, in qua* [3]) *paracletum se missurum dominus promisit; sed simul et evangelium et propheticum repellunt spiritum. Infelices vero, qui pseudoprophetae quidem esse volunt, prophetiae vero gratiam ab ecclesia repellunt*; similia patientes his, qui propter eos, qui in hypocrisi veniunt, etiam a fratrum communione se abstinent. Datur autem intelligi (εἰσὶ δὲ ἐοτι), quod hujusmodi neque apostolum Paulum recipiant. In ea enim epistola, quae est ad Corinthios, de propheticis charismatibus diligenter locutus est et scit viros et mulieres in ecclesia prophetantes. Per haec omnia peccantes in Spiritum Dei in irremissibile incidunt peccatum. Schon Tillemont und Grabe [4]) verstanden unter den hier genannten Bestreitern des Evangeliums die Montanisten. Ihnen traten Massuet [5]) und Lampe [6]) bei, jedoch mit der Modification, daß sie die Worte illam speciem, quae est secundum Joannis evangelium, auf den Abschnitt Cap. 14—16 beschränkten, auch die Notiz des Irenäus nur auf einen Theil der Montanisten bezogen. In unserer Zeit ist nur Bretschneider [7]) der Annahme von Grabe gefolgt, indem er meint, die Montanisten hatten Anfangs das Evangelium verworfen. Alle übrigen neueren Kritiker [8]) verstehen die Stelle von den Gegnern der Montanisten, den späterhin sogenannten Alogern, indem man es auffallend findet, daß die Montanisten unser Evangelium verworfen haben sollen, da es ihnen doch zur Rechtfertigung ihrer Schwärmerei habe willkommen sein müssen. Auch lasse sich durchaus nicht nachweisen, daß die Montanisten der Kirche die prophetische Gabe abgesprochen und sich allein beigelegt hätten. Da nun aber die Worte qui pseudoprophetae esse volunt weit eher auf die Montanisten, als auf deren Gegner passen, so hat man sich zu Conjecturen genöthigt gesehen, unter denen sich am meisten die von Lücke [9]) empfiehlt: qui pseudoprophetas esse *nolunt*, sodaß der Sinn wäre: „die Unglücklichen, welche zwar (und dieses ganz mit Recht) keine falschen Propheten dulden wollen, aber darüber in das andere Extrem gerathen, die prophetische Gabe von der Kirche ganzlich zu entfernen! Ihnen begegnet Ähnliches, wie denen, welche wegen Derer, die mit Heuchelei umgehen, die Gemeinschaft der Brüder ganz aufgeben. Es ist aber klar einzusehen, daß Jene auch den Apostel Paulus nicht anerkennen können. Denn in dem Briefe an die Korinther spricht Paulus sorgfältig von den prophetischen Gnadengaben und kennt in der Kirche prophetische Männer und Frauen. Indem so Jene wider den heil. Geist sündigen, fallen sie in eine Sünde, für welche es keine Vergebung gibt." Indessen wird eine derartige Conjectur immer als Gewaltschritt erscheinen müssen. Wir glauben aber mit den älteren Kritikern die Stelle unbedenklich auf die Montanisten beziehen zu können, ohne daß daraus eine der Authentie unseres Evangeliums nachtheilige Folgerung sich ergibt. Die so wohlwollende Gesinnung gegen die Montanisten nämlich, welche die Neueren [10]) bei Irenäus voraussetzen, läßt sich geschichtlich schwerlich rechtfertigen. Denn nach Eusebius [11]) waren Montanisten bald nach Entstehung ihrer Sekte auch nach Gallien gekommen und hatten in den Gemeinden zu Vienne und Lugdunum Spaltungen veranlaßt, über welche diese beiden Gemeinden ums Jahr 177 in ihrem bekannten Schreiben an die kleinasiatischen Christen ihr Urtheil abgaben. Der Montanistenfeind Eusebius fand dasselbe fromm und ganz or-

---

ἐκεῖνος ἔχραινεν, noch eine Begrüßung annehmen, wie σὺ εἶ ὁ βασιλεὺς τοῦ Ἰσραήλ, Cap. 1, 50. Vgl. Hahn, Das Evangelium Marcion's in seiner ursprünglichen Gestalt. (Königsb. 1823.) S. 272—274. Ebenso wenig vertrug sich mit Marcion's moralischen Grundsätzen die Theilnahme an einer Hochzeit, noch weniger das Weintrinken, wie denn auch Ephräm der Syrer († um 378) in seinem Hymn. (Sermon.) adv. haeres. Opp. syr. et lat. T. II. p. 542 ausdrücklich berichtet, daß die Marcioniten das Hochzeitsmahl zu Kana verspottet hätten. Vgl. Hahn a. a. O. S. 39.

1) Vgl. Hahn a. a. O. S. 226 fg. 2) Ob und in welchem Sinne Montanus selbst in sich die Erscheinung des Parakleten angenommen habe, läßt sich leider nicht mit Sicherheit ermitteln (vgl. Baumgarten-Crusius, Compend. der Dogmengesch. [Leipz. 1840.] I. Th. S. 96), so wichtig auch die Entscheidung dieser Frage sein würde für Bestimmung der Zeit, wann in Kleinasien die ausdrückliche Anerkennung unseres Evangeliums als einer apostolischen Schrift beginne. Doch vgl. Schwegler, Der Montanismus und die christl. Kirche des 2. Jahrh. (Tübingen 1841.) S. 174 fg. 3) So nach Massuet's Ausgabe, in welcher keine Variante bemerkt ist. Lücke dagegen in seinem Abdruck der Stelle: in *quo*. 4) In der Anm. zu d. St. 5) Anm. zu d. St. p. 192. not. g.

6) l. c. Tom. I. p. 138 *sq.* 7) Probabilia p. 210 sq. 8) z. B. Merkel, Aufklärung der Streitigkeiten der Aloger. (Frankf. u. Leipz. 1782.) S. 13. Wegscheider a. a. O. S. 101. Neander, Kirchengesch. Th. I, 3. S. 1601 fg. Olshausen, Echtheit der vier Evangelien. S. 243 fg. Baumgarten-Crusius, Lehrb. der Dogmengesch. I. S. 184 fg. Desselben Compend. der Dogmengesch. I. S. 99. Lücke a. a. O. I. S. 60 fg. Credner, Einleit. I. S. 262. Schwegler a. a. O. S. 270. 9) a. a. O. S. 65. 10) Vgl. Lücke a. a. O. I. S. 62. 11) H. E. V, 3.

thodox (*κρίσιν εὐλαβῆ καὶ ὀρθοδοξοτάτην*). Es kann mithin für die Montaniſten nichts weniger als günſtig gelautet haben. Nun aber war Irenäus zu jener Zeit bekanntlich Presbyter von Lugdunum; ohne ſeinen Beirath iſt daher jenes Schreiben ſchwerlich verfaßt worden, ja nach des Valeſius Vermuthung war er ſogar Verfaſſer deſſelben [12]). Wenn ferner die Montaniſten ſich für die Träger der parakletiſchen Vollendung der Kirche hielten, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß, ſo lange ſie mit ihren Tendenzen bei den Katholiken keinen Eingang fanden, Letzteren jeden Funken parakletiſcher Ausrüſtung abſprechen mußten (gemäß dem Pauliniſchen Ausſpruche: *ψυχικὸς ἄνθρωπος οὐ δέχεται τὰ τοῦ πνεύματος κ. τ. λ.*), wie dies auch mit zweifelloſer Gewißheit aus den Ehrenprädicaten „Pneumatiker" und „ecclesia spiritus s." ſich ergibt, mit welchen die Montaniſten ihr Verhältniß hinſichtlich der Geiſtesgaben zu den Katholiken als „Pſychikern" bezeichneten. Daher auch nach einem Fragmente einer alten antimontaniſtiſchen Schrift [13]) die Montaniſten die katholiſche Kirche aufs Heftigſte ſchmäheten und die Genoſſen derſelben Prophetenmörder ſchalten, weil ſie bei derſelben mit ihrer prophetiſchen Begabung weder Eingang noch Anerkennung fanden. Die Beſchuldigung des Irenäus prophetiae gratiam ab ecclesia repellunt paßt daher vollkommen auf den Montaniſtiſchen Übermuth. Nach dem Zeugniß des Verfaſſers der Appendix zu Tertullian de praescript. haeret. 52 behaupteten die Montaniſten, die Apoſtel hätten zwar den heil. Geiſt, aber nicht den Paraklet empfangen [14]); nach Philaſtrius [15]), Auguſtinus [16]) und Iſidorus Peluſiota [17]) ſprachen ſie den Apoſteln die Gabe des heil. Geiſtes ab und vindicirten dieſelbe ihren Propheten. Durch dieſe Behauptung aber traten ſie nothwendig in Widerſpruch mit dem Abſchnitt des Evangel. Joh. Cap. 14—16, in welchem der Herr den Parakleten ausdrücklich ſeinen Jüngern verheißt, welche Verheißungen von den Katholiken auf die ganze Kirche bezogen wurden. Es iſt daher wohl begreiflich, wie die Montaniſten ſich verſucht fühlen konnten, dieſe ihnen läſtige Inſtanz durch Verwerfung des Johanneiſchen Evangeliums zu beſeitigen. Denn nicht blos von den Stellen, in denen der Herr den Parakleten verheißt, ſondern vom ganzen vierten Evangelium haben wir des Irenäus Worte illam speciem, quae est secundum Joannis evangelium, zu verſtehen, welche nach dem Sprachgebrauche dieſes Kirchenvaters nichts Anderes bedeuten können, als diejenige Geſtalt des Evangeliums, welche in dem Evangelium des Johannes dargeſtellt iſt [18]). Da ſich nun aber ſonſt nirgends eine Tradition erhalten hat, von der Verwerfung dieſes Evangeliums Seitens der Montaniſten; da vielmehr Tertullian [19]) zum Beweiſe der geiſtigen Vollendung der Kirche in und ſeit Montan auf Joh. 16 ſich beruft: ſo können wir nicht umhin, die Angabe des Irenäus auf die Zeit des erſten Auftrittes der Montaniſten zu beſchränken. Dieſe anfängliche Verwerfung, als auf rein dogmatiſchem Motive beruhend, kann aber gegen die Echt-

---

12) Ob Irenäus in der andern Stelle, wo er vom falſchen Prophetenthume ſpricht (IV, 33, 6: — — pseudoprophetas, qui non accepta a Deo prophetica gratia nec Deum timentes, sed aut propter vanam gloriam aut ad quaestum aliquem, aut aliter secundum operationem mali spiritus, fingunt se prophetare, mentientes adversus Deum), die Montaniſten allein, wie Grabe meint, oder zugleich auch die Markoſier, wofür Maſſuet ſich entſcheidet, muß wol dahingeſtellt bleiben, da die Darſtellung, beſonders die Zurückführung der pſeudoprophetiſchen Begeiſterung auf dämoniſche Cauſalität, der Vorwurf der Ruhmbegierde und Gewinnſucht, ebenſo ſehr mit der in den Fragmenten alter antimontaniſtiſcher Schriften bei Euſebius (Kirchengeſch. V. Cap. 16—19) gegebenen Schilderung der Montaniſten, als mit derjenigen übereinſtimmt, welche Irenäus ſelbſt von den Markoſiern entwirft: I, 13, 3 fg. 13) Bei *Euseb.* V, 16, 5 und Cap. 18. Möhler, Patrologie. 1. Bd. (Regensb. 1840.) S. 785 ſchildert daher das Verhältniß, in welches ſich die Montaniſten zu den Katholiken ſtellten, ſehr richtig: „Die angeblich begeiſterten Individuen ſtellten ſich in ein ganz eigenes Verhältniß zur Kirche, die durch ihre Vermittelung zur höchſten geiſtigen Vollkommenheit emporgehoben werden ſollte. Nicht von den Apoſteln, die ſie ergänzten oder vielmehr verbeſſerten, nicht von der Kirche, die ſie meiſterten und gängelten, borgten ſie ihr Anſehen; es war ein unmittelbar göttliches Licht, das ſie umſtrahlte, das den Reſt des Dunkeln im kirchlichen Glauben und Leben vollends erhellte. Die Biſchöfe, welche nur zu überliefern, nichts weiter beizufügen hatten, traten ſonach zurück in den Hintergrund (*Tertull.* De pudicit. c. 1. 3. 21). Es hörte die Kirche auf, zu ſein, was ſie geweſen, — die Fülle der Wahrheit, der Erkenntniß und der Gnade, aus der Alle ſchöpfen" —. Schwegler a. a. O. S. 48—51. 14) „Accesserunt alii haereticl, qui dicuntur secundum Phrygas, sed horum non una doctrina est. Sunt enim, qui kata Proclum dicantur, sunt qui secundum Aeschinem pronunciantur. Hi habent aliam communem blasphemiam, aliam blasphemiam non communem, sed peculiarem suam: et communem quidem illam, qua *in apostolis quidem dicant spiritum sanctum fuisse, paracletum non fuisse; et qua dicant paracletum plura in Montano dixisse, quam Christum in evangelio protulisse, nec tantum plura, sed etiam meliora et majora.*"

15) Haeres. 49: „Addunt etiam plenitudinem sancti sp. non per apostolos Christo dante fuisse concessam, sed per illos suos pseudoprophetas aestimant impertitam." 16) De haeres. 26: Adventum spirit. s. a domino promissum in se potius quam in apostolis ejus fuisse asserunt. 17) Epp. I, 243: *ἀνελεῖν σπουδάζουσι τὸ πανάγιον πνεῦμα, οὐκ ἐν τῇ ἡμέρᾳ τῆς πεντεκοστῆς ἐπιφοιτῆσαι τοῦτο τοῖς ἱεροῖς λέγοντες ἀποστόλοις, ἀλλ' ὕστερον μακρῷ Μοντανοῦ διακονοῦντος δεδόσθαι.* Wenn auch die Bemerkung Schwegler's, daß dieſe Behauptung Iſidor's und der beiden vorhergenannten Kirchenväter eine bloße Übertreibung ſei, indem ſie ſich in den Unterſchied zwiſchen Pneuma und Paraklet nicht hätten finden können, viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, ſo trägt dies doch für den Zweck unſerer Deduction nichts aus, indem auch Schwegler den Unterſchied zwiſchen Pneuma und Paraklet als im innerſten Weſen des Montanismus wohl begründet anerkennt a. a. O. S. 39 fg. 18) „Kurz vorher heißt es von den Häretikern überhaupt nach dem griechiſchen Originale: *οἱ ἀτεθοῦντες τὴν ἰδέαν τοῦ εὐαγγελίου* (in der lat. Überſetzung: qui frustrantur speciem evangelii, d. h. die volle reine Geſtalt des Evangeliums in der Kirche), *καὶ εἴτε πλείονα, εἴτε ἐλάττονα τῶν εἰρημένων παρεισφέροντες εὐαγγελίων πρόσωπα.*" Lücke a. a. O. I. S. 61. Anm. 4. In den Worten aber: sed simul et evangelium et propheticum repellunt spiritum wird nicht das Johanneiſche Evangelium als Ganzes der species quae est etc. als einem Theile entgegengeſetzt, ſondern der vorher nur negativ ausgedrückte Gedanke wird nun in poſitiver Form ausgeſprochen, und der Sinn iſt dieſer: ſie erkennen das Evangelium Johannis nicht an, ſondern verwerfen mit demſelben zugleich auch den prophetiſchen Geiſt. 19) De veland. virgin. cap. 1.

heit des Evangeliums durchaus nichts entscheiden; sie ist derselben im Gegentheil sehr günstig, indem sie die kirchliche Anerkennung des Evangeliums in denjenigen Kreisen voraussetzt, in welchen die Montanisten auftraten, wie denn auch die Bezeichnung des heiligen Geistes durch Paraklet lediglich nur aus unserem Evangelium geschöpft sein kann.

Wenn ferner die von Epiphanius sogenannten Aloger die Echtheit unseres Evangeliums leugneten und dasselbe dem Cerinth zusprachen, so geschah dies ebenfalls aus dogmatischen Motiven, indem diese Sekte an dem kirchlichen Dogma von der Menschwerdung des Logos in Christo heftigen Anstoß nahm [20]). Auch waren die Aloger wahrscheinlich Gegner der Montanisten, und mochten sich außer ihrem dogmatischen Interesse vielleicht durch den Misbrauch, welcher bei letzterer Partei mit dem Evangelium getrieben wurde, zu dem ungünstigen Urtheile über dasselbe bestimmen lassen. Denn wenn auch die eben besprochene Stelle des Irenäus, bei der von uns gebilligten Erklärung derselben, aufhört, das älteste Zeugniß für die Existenz einer mit den Alogern des Epiphanius identischen antimontanistischen Partei zu sein: so bemerkt doch Epiphanius [21]), die Aloger seien bald nach den Montanisten aufgetreten, desgleichen daß sie den heil. Geist verworfen und keinen Begriff von den Charismen gehabt hatten [22]), was unverkennbar auf einen Gegensatz mit den Montanisten hindeutet. Zur Begründung ihrer Verwerfung des Evangeliums vermochten sie jedoch nichts, als einige der Vergleichung mit den synoptischen Evangelien entnommene höchst seichte innere Gründe geltend zu machen. Sie urgirten nämlich das Fehlen der Geburts- und Kindheitsgeschichte [23]), sowie den Widerspruch, der zwischen Johannes und den Synoptikern darin stattfinde, daß nach Jenem der Herr wenige Tage nach seiner Taufe in die Provinz Galiläa zur Hochzeit in Kana sich begibt, während die Synoptiker nach der Taufe erst den 40tägigen Aufenthalt in der Wüste und die daselbst geschehene Versuchung Christi und dann erst die Abreise desselben nach Galiläa berichten [24]); endlich daß Jesus nach Johannes während seines Lehramtes zwei Paschafeste mitfeierte, nach den Synoptikern dagegen nur eins [25]). Wie viel leichteres Spiel würden aber die Aloger gehabt haben, wenn ihre Gegenpartei, die Montanisten, nicht die allgemeine kirchliche Überzeugung vom apostolischen Ursprunge des vierten Evangeliums auf ihrer Seite gehabt hätte? Würden sie auch nur den leisesten Widerspruch gegen die apostolische Abfassung dieser Schrift verschwiegen haben, wenn sie einen solchen irgendwoher vernommen hätten? — Sehr zu beklagen ist der Verlust der wahrscheinlich gegen die Aloger von Hippolytus, Bischofe von Portus romanus bei Ostia, einem jüngeren Zeitgenossen des Origenes, verfaßten Vertheidigungsschrift: *τὰ ὑπὲρ τοῦ κατὰ Ἰωάννην εὐαγγελίου καὶ ἀποκαλύψεως.* Dieselbe wird mit aufgeführt in dem Verzeichnisse der Schriften dieses Mannes, welches an seinem in den Katakomben von St. Lorenzo zu Rom 1551 ausgegrabenen Standbilde befindlich ist [26]).

Früherhin [27]) fand man auch zahlreiche Anspielungen in den von Origenes contra Celsum aufbewahrten Fragmenten der Schrift des heidnischen Philosophen Celsus (nach der Mitte des 2. Jahrh.) *λόγος ἀληθής*, in welcher derselbe das Christenthum bestritt. Aber nur wenige dieser Stellen halten die Probe der Kritik einigermaßen aus, und lassen sich mit einiger Berechtigung für unseren Zweck gebrauchen. Wir meinen die Relation (bei *Orig.* I, 67), die Juden hätten im Tempel (*ἐν τῷ ἱερῷ*) Christum herausgefodert *παρασχέσθαι τι ἐναργὲς γνώρισμα, ὡς εἴη ὁ τοῦ θεοῦ υἱός.* Nur Johannes 2, 18 berichtet von einer solchen Herausfoderung Jesu Seitens der Juden im Tempel, denn die Stelle Matth. 21, 23 fg., auf welche Bretschneider [28]) verweist, ist von anderer Art. Wenn aber Celsus meint, man habe von Jesus einen Beweis seiner Gottessohnschaft verlangt, so läßt sich dies aus Confusion der Erinnerung erklären. Desgleichen erinnert der von Christo gebrauchte Ausdruck *ἥκειν ἄνωθεν υἱὸν θεοῦ* (*Orig.* c. Cels. I, 50) an Joh. 3, 31 und 8, 23, sowie die Bemerkung: Jesus habe nach seiner Auferstehung *τὰ σημεῖα τῆς κολάσεως καὶ τὰς χεῖρας ὡς ἦσαν πεπερονημέναι* gezeigt (*Orig.* c. Cels. 2, 55) an Joh. 20, 27. Jedenfalls weisen solche Spuren auf den Gebrauch und die Einwirkung unseres Evangeliums in denjenigen christlichen Kreisen hin, welche Celsus kennen gelernt hatte, wenn dieser jenes auch nicht selbst gelesen haben sollte. Dagegen braucht sich der von Celsus ausgesprochene Tadel, daß die Christen Jesum zum Logos machten (a. a. O. 2, 31), durchaus nicht auf unser Evangelium zu beziehen, sondern kann gegen die damals schon allgemein gangbare Kirchenlehre gerichtet sein. Und in der spottenden Frage: ob das von Christo am Kreuze vergossene Blut Götterblut gewesen sei (I, 66. coll. II, 36), liegt nicht nothwendig eine Anspielung auf Joh. 19, 34, sondern der Ausdruck kann aus der kirchlichen Sprechweise entnommen, vielleicht auch mit Beziehung auf Matth. 26, 28. Luc. 22, 20 gebraucht sein.

Der Erste, welcher das vierte Evangelium unter dem Namen des Johannes citirt, ist Theophilus von

20) Adv. haeres. 51, 3: *ἐπεὶ οὖν τὸν λόγον οὐ δέχονται τὸν παρὰ Ἰωάννου κεκηρυγμένον, Ἄλογοι κληθήσονται.* — — *οὐ δέχονται φύσει βιβλία τὰ ἀπὸ τοῦ ἁγίου Ἰωάννου κεκηρυγμένα.* — — *αἰσχυνόμενοι ἀντιλέγειν τῷ ἁγίῳ Ἰωάννῃ, διὰ τὸ εἰδέναι αὐτοὺς καὶ αὐτὸν ἐν ἀριθμῷ τῶν ἀποστόλων ὄντα καὶ ἠγαπημένον ὑπὸ τοῦ κυρίου* — — *λέγουσι γὰρ μὴ εἶναι αὐτὰ Ἰωάννου ἀλλὰ Κηρίνθου.* 21) Adv. haeres. 51, 1: *καθεξῆς δὲ τούτων τῶν αἱρέσεων μετὰ τὴν κατὰ Φρύγας* — — *ἀνεφύη τῷ βίῳ αἵρεσις ἑτέρα ὥσπερ ἑρπετὸν ἀσθενές κ. τ. λ.* 22) Adv. haeres. 51, 35: *μὴ δεξάμενοι πνεῦμα ἅγιον* — — *οὐκ εἰδότες τὰ ἐν τῇ ἁγίᾳ ἐκκλησίᾳ χαρίσματα.* 23) *Epiphan.* adv. haer. 51, 18. 24) Ebendas. §. 4. 25) Ebendas. §. 22.

26) Vgl. Lücke, Einleitung in die Apokalypse. S. 316. Commentar zum Evang. I. Th. S. 77 fg. Baumgarten-Crusius, Compend. der Dogmengesch. S. 84. *Haenell*, De Hippolyto Episcopo tertii seculi. (Gotting. 1838. 4.) §. 13 und 38. 27) Vgl. Wegscheider a. a. O. S. 145—147. *Bretschneider* l. c. p. 195—200. Lücke, Commentar. I. S. 68—71. 28) a. a. O. S. 199.

Antiochien, welcher von 168—181 blühete. In dessen Schrift ad Autolyc. 2, 22 heißt es: . . . *διδάσκουσιν ἡμᾶς ἅγιαι γραφαὶ καὶ πάντες οἱ πνευματοφόροι, ἐξ ὧν Ἰωάννης λέγει· ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος· καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν· — — ἔπειτα λέγει· καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος. πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἕν.* Nach dem Zeugniß des Hieronymus (Comm. in Matth. Praef.) schrieb Theoph. auch einen Commentar über die vier Evangelien, wahrscheinlich in synoptischer oder harmonistischer Form [29]), jedoch fand Hieronymus [30]) die Darstellung desselben sehr abweichend von den übrigen Schriften des Theophilus.

Von höchster Bedeutung ist aber die Auctorität des gleichzeitigen Irenäus, indem dieser, vermöge seiner Lebens- und amtlichen Verhältnisse die Tradition der morgen- und abendländischen Kirche über die Verfasser der neutestamentlichen Schriften kennen mußte [31]). Derselbe bezeugt nicht nur ausdrücklich den Johanneischen Ursprung unseres Evangeliums [32]), sondern citirt dasselbe auch an vielen Stellen unter dem Namen des Apostels. Er besaß wenig Empfänglichkeit für christliche Speculation, welche in unserem Evangelium mannichfache Anknüpfungspunkte findet, er hat sich mithin gewiß nicht aus persönlicher Vorliebe, sondern um der kirchlichen Tradition willen für dessen Echtheit entschieden. Es ist daher von größtem Gewichte, daß das Evangelium von den Valentinianern und ihrem fanatischen Gegner, dem Irenäus, zugleich anerkannt wurde. Die Bestreiter der Authentie urgiren freilich, daß Irenäus nirgends historische Gründe, namentlich kein Zeugniß des Polykarpus, für seine Behauptung beizubringen wisse, und dagegen die Nothwendigkeit der Vierzahl der kanonischen Evangelien aus abgeschmackten Analogien der vier Winde, der Cherubim und der mit Adam, Noah, Moses und Christus geschlossenen Bündnisse Gottes zu erweisen suche [33]). Allein wenn die Anerkennung des apostolischen Ursprunges unseres Evangeliums damals beinahe allgemein feststand, so verlohnte sichs kaum der Mühe, daß Irenäus wider die wenigen Gegner desselben auf des Polykarpus Zeugniß sich berief, vorausgesetzt, daß er ein solches besaß. Wenn er aber auch, wie es das Wahrscheinlichste ist, ein Zeugniß dieser Art nicht besessen hat, so läßt sich hieraus keineswegs eine für das Evangelium nachtheilige Folgerung ziehen. Denn es würde mit der religiösen Unmittelbarkeit und geistigen Frische jener urchristlichen Zeit, welche Lehre und Geist der Apostel ins lebendige Bewußtsein aufgenommen hatte, in völligem Widerspruche stehen, wenn Polykarpus in seinem mündlichen Unterrichte sich viel auf die hinterlassenen Schriften der Apostel hätte beziehen wollen. Was aber jene Analogien betrifft, so beweist grade die Absonderlichkeit derselben, sowie die Vierzahl, daß es dem Irenäus lediglich darauf ankam, geschichtlich Überliefertes und Vorliegendes durch mystische Gründe zu rechtfertigen, nicht aber aus mystischem Grunde die Zahl der Evangelien erst festzustellen; sonst würde er wol eher drei oder sieben derselben angenommen haben. Jene mystischen Gründe beweisen mithin zwar nicht die Echtheit der vier Evangelien, wol aber deren allgemeine Anerkennung in der damaligen Kirche [34]). Daher wir es auch ganz in der Ordnung finden müssen, wenn das vierte Evangelium sowol in den Kanon der syrischen Kirche, wie er in deren zu Ausgang des 2. oder Anfang des 3. Jahrh. verfaßten Peschito dargelegt ist [35]), als auch in dem der römischen Kirche [36]) aufgenommen worden war.

Neben der Auctorität des Irenäus sind aber auch die Zeugnisse des alexandrinischen Clemens [37]), des Tertullian [38]), welcher auf allen seinen verschiedenen dogmatischen Standpunkten unser Evangelium als Johanneisches Werk gebrauchte, des kritischen Origenes [39]) und des Eusebius [40]) der vollsten Beachtung werth. Die beiden letztgenannten Kirchenväter, welche die kirchlichen Zeugnisse für und wider die Echtheit der neutestamentlichen Schriften mit großem Fleiße sammelten und verglichen, rechnen unser Evangelium zu den in der Kirche allgemein anerkannten Schriften, den Homologumenen, wie sie Eusebius nennt.

Selbst noch von den späteren Feinden des Christenthumes, einem Porphyrius, der doch die Echtheit des Buches Daniel auf das Scharfsinnigste aus dessen Inhalte zu bestreiten wußte [41]), und einem Julian, dem Apo-

29) Vgl. *Hieron.* Epist. 151. ad Algas. Quaest. 6: Theophilus Antiochenae ecclesiae — — episcopus, qui quatuor evangelistarum in unum opus dicta compingens, ingenii sui monumenta nobis reliquit. Daß hiermit obengenannter Commentar gemeint sei, scheint daraus hervorzugehen, daß Hieronymus gleich darauf des Theophilus Erklärung der Parabel vom ungerechten Haushalter anführt. 30) De vir. illustr. 25: Legi sub nomine ejus in *evangelium* et proverbia Salomonis commentarios, qui mihi cum superiorum voluminum elegantia et phrasi non videntur congruere. 31) Vgl. Süskind, Beitrag zur Beantwortung der Frage: Aus welchen Gründen nahm Irenäus die Echtheit unserer vier Evangelien an? (In Beziehung auf Eckermann's theologische Beiträge. 5. Bd. 2. St.) In Flatt's Magazin für christl. Dogmatik und Moral. 6. St. S. 95 fg. 32) Adv. haeres. III, 1, 1. Vgl. oben Anm. 28. S. 5. 33) l. c. III, 11.

34) Tholuck's Commentar zum Evang. Johannis. (3. Aufl. Hamb. 1831.) S. 31. 35) Die Auctorität der Peschito ist um so bedeutender, als in ihr die meisten Antilegomenen fehlen, nämlich der zweite Petrinische, der zweite und dritte Johanneische Brief, der Brief Judä und die Apokalypse. 36) In dem bekannten anonymen Fragmente bei *Muratori*, Antiqq. Ital. medii aevi III. p. 854: quarti evangeliorum Joannis ex discipulis sc. Christi, worauf die abenteuerliche Nachricht folgt: Cohortantibus condiscipulis et episcopis suis dixit: Conjejunate mihi hodie triduo et quid cuique fuerit revelatum, alterutrum nobis enarremus. Eadem nocte revelatum Andreae ex apostolis, ut recognoscentibus cunctis Joannes suo nomine cuncta describeret. 37) Bei *Euseb.* H. E. IV, 14. 38) Adv. Marcion. VI, 2: nobis fidem ex apostolis Joannes et Matthaeus insinuant. c. 5: Habemus et Joannis alumnas ecclesias. — — Eadem auctoritas ecclesiarum apostolicarum ceteris quoque patrocinabitur evangeliis, quae proinde per illas et secundum illas habemus, Joannis dico et Matthaei etc. Vgl. auch de praescriptt. haerett. c. 36. 39) Bei *Euseb.* H. E. VI, 25: *ὡς ἐν παραδόσει μαθὼν περὶ τῶν τεσσάρων εὐαγγελίων, ἃ καὶ μόνα ἀναμφίρρητά ἐστιν ἐν τῇ ὑπὸ τὸν οὐρανὸν ἐκκλησίᾳ τοῦ θεοῦ· ὅτι — — μὲν γέγραπται — — ἐπὶ πᾶσι τὸ κατὰ Ἰωάννην.* 40) H. E. III, 24 und 25. 41) Vgl. *Hieronym.* Prooem. Commentar. in Daniel.

staten, wurde die Johanneische Abfassung des vierten Evangeliums zugestanden. Der Letztere nämlich gründete auf die Stelle Cap. 7, V. 8 (nach der richtigen Lesart οὐκ ἀναβαίνω) und 10 den Vorwurf des Wankelmuthes wider Christum *); Julian aber tadelte den Johannes, daß er der Einzige unter den Aposteln Christum Gott genannt und zum Schöpfer des Himmels und der Erde gemacht habe **).

Aus der altkirchlichen Zeit nach Eusebius wird nur der Manichäer Faustus zu Anfang des 5. Jahrh. als Gegner unseres Evangeliums angeführt. Doch stimmen die von Augustin angeführten Äußerungen desselben nicht zusammen. Nach einer derselben ***) behauptete er, die Evangelien seien erst in der nachapostolischen Zeit von unbekannten Männern nach (secundum) den Aposteln und ihren Begleitern geschrieben. Nach zwei anderen Stellen dagegen bestritt er nur die Echtheit und Glaubwürdigkeit einzelner Abschnitte unseres Evangeliums [45]).

---

42) *Hieronym.* adv. Pelagian. Lib. II. über Joh. 7, 8: Negat, inquit, fratribus et propinquis, ire se ad scenopegiam et postea scriptum est: ut autem ascenderunt fratres ejus, tunc et ipse ascendit ad solemnitatem — „iturum se negavit et fecit, quod prius negaverat," latrat Porphyrius, inconstantiae ac mutationis accusat. Hieraus folgt zwar unmittelbar noch nicht, daß Porphyrius die Echtheit des Johanneischen Evangeliums zugegeben habe. Hätte er sie aber geleugnet, so würde dies Hieronymus gewiß ebenso gut bemerkt haben, wie vom Buche Daniel. Dagegen beweist jenes Dilemma des Porphyrius, wovon Theophylakt berichtet (Comment. in evang. Joann. p. 558. A: ὥστε διαπύπτωκε τοῦ Ἕλληνος Πορφυρίου τὸ σόφισμα. Ἐκεῖνος γὰρ ἀναιρέσειν πειρώμενος τὸ εὐαγγέλιον, τοιαύταις ἐχρῆτο διαιρέσεσι. εἰ γὰρ λόγος, φησίν, ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ, ἤτοι προφορικός ἐστιν, ἢ ἐνδιάθετος· ἀλλὰ μὴν οὔτε τοῦτο οὔτε ἐκεῖνο. οὐκ ἄρα λόγος ἐστίν), nicht nothwendig Bekanntschaft mit dem Evangelium, indem Porphyrius die christliche Vorstellung von der Menschwerdung des Logos auch aus der Kirchenlehre geschöpft haben kann. Dasselbe gilt von Amelius, einem Schüler des Plotinus, um die Mitte des 3. Jahrh., welcher nach *Euseb.* Praep. evang. XI, 18. 19 Bekanntschaft mit derselben Lehre zeigte und daher gewöhnlich (vgl. Wegscheider a. a. O. S. 147. Lücke a. a. O. I. S. 79) unter den Zeugen für die Echtheit des Evangeliums mit aufgeführt wird. 43) Bei *Cyrill.* adv. Julian. p. 213 und p. 327. ed. Paris. 1637. 44) Contra Faustum XXXII, 2. XXXIII, 3. 45) Ibid. XVI, 2: tibi sufficientes reforam gratias, si quemadmodum ostendis, quia Christus Moysen de se scripsisse testatus sit, ita etiam illud doceas, quaenam sint ea, quae scripsit. Nam ego quidem scripturas ejus perscrutatus, ut jussum est, nullas ibidem de Christo prophetias inveni, sive quia nullae sunt, sive quia intelligere ipse non potui. Unde ingenti positus aestu, ratione cogebar in alterum e duobus; ut aut *falsum pronuntiarem capitulum hoc*, aut mendacem Jesum. Sed id quidem alienum pietatis erat, Deum existimare mentitum. Rectius ergo visum est, scriptoribus adscribere falsitatem, quam veritatis auctori mendacium. — XXXII, 15 und 16: Deinde paraclitum sicut promissum legimus *in iis libris*, *quorum non omnia vultis accipere*, ita et missum legimus in eo libro, quem nominare etiam formidatis, in actibus quippe apostolorum. —— An hoc dicitis vos paraclitum docuisse, *scripturas istas apostolicas non esse*, *sed sub eorum nominibus ab aliis* esse conscriptas. Hoc saltem docete, istum ipsum paraclitum esse, a quo didicistis, *haec apostolorum non esse*. . . . Respondetis, ex evangelio vos probare. Ex quo evangelio? Quod *non totum* accipitis, quod *falsatum* esse vos dicitis. Quis ergo testem prius ipse dicat *falsitate esse corruptum* et tunc producat ad testimonium? (*W. Grimm.*)

Das Letztere ist jedenfalls das Wahrscheinlichere. Augustin aber scheint in seinem Ketzerhasse die ungünstigen Urtheile des Mannes auf das Ganze ausgedehnt zu haben.

Von dieser Zeit an erhielt sich das vierte Evangelium in der allgemeinen Anerkennung als Werk des Apostels Johannes *), bis es zu Ende des 17. Jahrh. einen leichten Angriff von Seiten einiger ungenannter englischer Deisten erfuhr, welche an der Differenz zwischen den synoptischen und Johanneischen Reden Christi, sowie an dem Mangel von Parabeln im vierten Evangelium Anstoß nahmen. Nur Clericus, dem wir diese literarische Notiz verdanken, würdigte den Angriff einer kurzen Berücksichtigung [46]). Erst seit dem Ende des vorigen Jahrh. war das Evangelium einer lebhafteren und gefährlicheren Bestreitung ausgesetzt, durch folgende Gelehrte in nachbenannten Schriften:

Edward Evanson, The dissonance of the four generally received evangelists and the evidence of their respective authenticity examined. (Ipswich 1792.) 289 SS. [47]). (Das Evangelium sei das Werk eines christlichen Platonikers aus dem zweiten Jahrh.) — Eckermann, Über die eigentlich sicheren Gründe des Glaubens an die Hauptthatsachen der Geschichte Jesu; und über die wahrscheinliche Entstehung der Evangelien und der Apostelgeschichte. In Eckermann's Theologischen Beiträgen. 5. Bd. 2. St. Jahrg. 1796. S. 106 fg. (Das vierte Evangelium sei von einem Schüler oder Freunde des Johannes verfaßt, welcher mehre eigenhändige, sehr wichtige Aufsätze des Apostels, besonders merkwürdige Reden, auch die aus des Apostels Munde vernommene Geschichte der Leiden Jesu [Joh. 19, 35] zu Grunde gelegt und mit anderen apostolischen Nachrichten zu einem Ganzen verarbeitet habe [a. a. O. S. 213], daher das Evangelium recht eigentlich ein *Εὐαγγ. κατὰ Ἰωάνν.* sei. Späterhin nahm Eckermann diese Ansicht zurück, in seiner „Erklärung aller dunkeln Stellen des N. T." 2. Bd. [Kiel 1807.]). — (Vogel), Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht (ohne Angabe des Druckorts.) 1. Bd. 1801. 2. Bd. 1804. (Eine ebenso ungründliche, als leidenschaftliche und frivole Bestreitung. Der Verfasser, als welcher der damalige Superintendent Vogel in Wunsiedel bekannt geworden ist, versteht unter dem jüngsten Gericht nicht das göttliche Gericht am Ende der Tage, sondern seine eigene Kritik, weil sie die jüngste war, da er sie bekannt machte. Nach seiner Ansicht ist das Evangelium von einem alexandrinischen Judenchristen zu Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrh. zu dem Zwecke verfaßt, die Lehre von der Göttlichkeit Jesu, welche bisher nur die Auctorität des Apostels Paulus für sich gehabt habe, auch

---

*) Auch den Muhammedanern ist das Evangelium Johannis sehr wohl bekannt (*Haji Khalfae* Tom. I. p. 450 sq.), sie beschuldigen aber den Verfasser desselben, die Worte Jesu entstellt und mit Lügen vermischt zu haben. (*G. Flügel.*)

46) Vgl. Lampe a. a. O. I. S. 146. Lücke a. a. O. I. S. 89. 47) Ausführlicheres über diese Schrift und die in ihr geübte Kritik s. bei Eichhorn, Allgem. Bibliothek der biblischen Literatur. 5. Bd. S. 283 fg. Lücke a. a. O. I. S. 90 fg.

durch das Ansehen eines Judenapostels zu stützen und dadurch desto leichter eine Vereinigung der Judenchristen mit der katholischen Kirche zu bewerkstelligen.) — Horst, Läßt sich die Echtheit des Johanneischen Evangeliums aus hinlänglichen Gründen bezweifeln, und welches ist der wahrscheinliche Ursprung dieser Schrift? In Henke's Museum für Religionswissenschaft, 1. Bd. 1. Heft S. 47—118. Derselbe, Über einige Widersprüche in dem Evangelium Johannis, in Absicht auf den Logos oder das Höhere in Christo. Ebendaselbst, S. 20—46. (Das Evangelium sei von einem Alexandriner zu Ende des 1. oder Anfang des zweiten Jahrh. aus verschiedenartigen, zum Theil sich widersprechenden Quellen zu Gunsten der katholischen Kirche verfaßt.) Unbedeutender waren die Angriffe von Cludius: Uransichten des Christenthumes nebst Untersuchungen über einige Bücher des N. T. (Altona 1808.) S. 40 fg. und Ballenstädt, Philo und Johannes oder fortgesetzte Anwendung des Philo zur Interpretation der Johanneischen Schriften, mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob Johannes der Verfasser der ihm zugeschriebenen Schriften sein könne. (Göttingen 1812.) Dagegen suchte C. G. Bretschneider in seiner berühmten Schrift: Probabilia de evangelii et epistolarum Joannis indole et origine (Lips. 1820) mit einer dichten Phalanx sowol älterer, aber geschärfter, als auch neuer Zweifel und Einwände die fast allgemein gangbare Überzeugung vom apostolischen Ursprunge des Evangeliums zu durchbrechen. Das Resultat des ebenso gelehrten als scharfsinnigen Buches ist, das Evangelium Johannis sei von einem alexandrinischen oder ägyptischen Heidenchristen nicht vor Beginn des 2. Jahrh. zur Abwehr mehrer wider das Christenthum vorgebrachter Verleumdungen erdichtet (confictum), nach Rom gebracht worden und durch die Auctorität der dasigen christlichen Gemeinde zu öffentlicher kirchlicher Anerkennung gelangt. Die Probabilien fanden den lebhaftesten und allgemeinsten Widerspruch, dessen Erfolg war, daß Bretschneider selbst erklärte [48]), er habe durch seine Bestreitung des Evangeliums nur eine bessere Begründung der Johanneischen Abfassung des Evangeliums veranlassen wollen und sehe seinen Zweck erreicht. Die Echtheit des Evangeliums galt nun allgemein als die ausgemachteste Thatsache, und wie früher besonders von Seiten des deistischen Rationalismus das vierte Evangelium gegen die Synoptiker zu sehr in Schatten gestellt worden war, so konnte sich jetzt der Unbefangene nicht verhehlen, daß der Werth des Johannes etwas überschätzt, und mit Unrecht als absolutes Regulativ in der Kritik der Synoptiker benutzt werde, besonders seitdem durch die Schleiermacher'sche Schule der theilweis traditionale Ursprung des Evangeliums Matthäi außer Zweifel gestellt war. Nur in de Wette's Einleitung ins N. T. vernahm man noch einen leisen Nachhall der früheren Zweifel. Aber wie durch einen Donnerschlag aus heiterer Luft wurden die Theologen aus der Ruhe des vermeintlich für immer gesicherten Besitzes durch den stürmischen Angriff aufgeschreckt, der im J. 1835 von David Friedrich Strauß in seiner kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu wie auf die evangelische Geschichte überhaupt, so insbesondere auf die des Johannes gemacht wurde. Nur ganz im Allgemeinen auf die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der äußeren Zeugnisse verweisend, bestritt er mit großer dialektischer Gewandtheit die Johanneische Abfassung des Evangeliums hauptsächlich aus der Undenkbarkeit oder doch wenigstens Unwahrscheinlichkeit der in demselben erzählten Thaten und Reden Jesu, zum Theil auch aus deren Unvereinbarkeit mit den synoptischen Relationen, indem er viele schon früher, und besonders von Bretschneider vorgetragene Argumente schärfte und ihre Zahl mit neuen vergrößerte. So wenig auch Strauß dem vierten Evangelisten Geist und Geschicklichkeit abzusprechen gemeint ist, so stellt er doch den historischen Werth seines Evangeliums tief unter denjenigen der Synoptiker, indem Jener nicht blos wie Diese sehr späten, schwankenden und grundlosen Traditionen gefolgt sei, sondern sich auch in seinem dogmatischen und apologetischen Interesse vielfach zu falscher Combination und geflissentlicher Dichtung habe verleiten lassen. Zwar erklärte Strauß in der Vorrede zur dritten Auflage seines Werkes (Tübing. 1838) S. V, daß ihm durch den Eindruck von Neander's gemüthvollem Werke über das Leben Jesu (Hamburg 1837. 3. Aufl. 1839) und von de Wette's [49]) besonnener Suspension seines Urtheiles sowol über den Ursprung und die Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums im Allgemeinen, als über die historisch-kritischen Schwierigkeiten, die es im Einzelnen darbietet, seine „früheren Zweifel an der Echtheit und Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums selbst wieder zweifelhaft gemacht worden seien." Indessen nahm er nur zu bald, in der Vorrede zu seinen „Charakteristiken und Kritiken" (Leipz. 1839) und in der vierten Auflage seines Lebens Jesu diese Zweifel am Zweifel zurück, sich wegen seines der conservativen Kritik gemachten Zugeständnisses beinahe der Übereilung anklagend.

Dem Straußischen Verwerfungsurtheil hat es zwar nicht an energischem Widerspruch gefehlt; da es indessen in eine Zeit gefallen ist, in welche sowol gegen die Schwindelei einer bequemen „Pectoraltheologie," als auch gegen die Bornirtheit und Verketzerungssucht einer veralteten Orthodoxie eine mächtige Reaction der kritischen Verstandesrichtung in Theologie und Philosophie sich kund gibt,

48) In Tzschirner's Magazin für christl. Prediger. 2. Bd. 2. St. S. 154 fg. In dieser Überzeugung hat sich Bretschneider auch nicht durch die neuesten seit und durch Strauß wieder angeregten Zweifel erschüttern lassen. Vgl. Bretschneider's Aufsatz in der Allgem. Kirchenzeit. 1837. Nr. 104—106.

49) In seinem exeget. Handbuche zu dem Evangelium und den Briefen des Johannes. (2. Aufl. Leipz. 1839.) Derselbe urtheilt S. 9: „Die Anerkennung der Johanneischen Abfassung unseres Evangeliums wird auch nach den neuesten heftigsten Angriffen immer in der Kirche vorherrschend bleiben, obschon man hoffentlich immer unbefangener die dagegen aufgeworfenen Zweifel prüfen lernen wird; und die Kritik wird die Aufgabe, den räthselhaften Ursprung dieses Evangeliums aufzuklären, ebenso wenig ganz lösen, als sie den Schleier lüften wird, der auf der Urgeschichte des Christenthums liegt."

welche nur leider in der Jung-Hegel'schen Schule zur grausamsten Begriffsmannei und zur frechsten Vermischung alles Übernatürlichen sich gesteigert hat: so konnte der verderbliche Einfluß dieser Reaction in höchst ungünstigen Urtheilen über unser Evangelium um so weniger ausbleiben, als dessen Inhalt wesentlich in den Tiefen der Gemüthswelt und des Gefühles wurzelt. Insbesondere sind die Genossen der genannten Fraction der Hegel'schen Schule in Verwerfung des Johanneischen Ursprunges unseres Evangeliums einverstanden. Derselbe wurde aber auch außerhalb dieser Schule ausführlich bekämpft von Weiße, die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. 1. Bd. (Leipz. 1838.) S. 96—136. 2. Bd. S. 185 fg. Weiße nimmt zwar, wie wir weiter unten genauer sehen werden, eine Johanneische Grundlage an, die indessen für Erforschung des Lebens, der Lehre und des Zweckes Christi ohne alle Bedeutung ist. Für den unangenehmen Eindruck, den die Befangenheit und Leidenschaftlichkeit Weiße's in der Polemik wider das Johanneische Evangelium macht, wird man durch die Ehrfurcht entschädigt, von welcher derselbe in seinen übrigen kritischen Untersuchungen gegen das Institut des Christenthums und gegen die Person seines erhabenen Stifters durchdrungen ist. Mit noch viel größerer Leidenschaftlichkeit als Weiße verfährt der Hegeling Bruno Bauer in der Schrift: Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes. (Bremen 1840.) Weiße und Bauer argumentiren lediglich aus inneren Gründen, und während dem größten Theile ihres Raisonnements die Unhaltbarkeit und Willkür an die Stirn geschrieben ist, so haben sie doch auch manche neue beachtenswerthe Quellen des Zweifels entdeckt, für die Kritik hier und da neue Gesichtspunkte eröffnet und nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik des Johanneischen Evangeliums geliefert. Dagegen suchte Lützelberger, „die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen" (Leipz. 1840), wie schon der Titel dieses Buches besagt, blos die kirchlich traditionalen Grundlagen der Überzeugung von der Echtheit des Evangeliums zu erschüttern und zu untergraben. So lebhaften Beifall die negativen Untersuchungen und Resultate Lützelberger's in gewissen Kreisen gefunden haben, desto allgemeiner war der Widerspruch, desto gerechter der Spott, welchen seine haltungslosen und willkürlichen positiven Hypothesen[50]) über den Ursprung des vierten Evangeliums erregten. Er meint nämlich, der Verfasser des vierten Evangeliums sei ein philosophisch gebildeter Samaritaner, welcher ums Jahr 60 geboren, beim Heranna-ben des jüdischen Krieges mit seinen Ältern über den Euphrat in die Gegend von Edessa geflüchtet, daselbst Christ und vielleicht gar Bischof geworden sei. In derselben Gegend habe er als 70jähriger Greis zur Zeit des Bar Chochba (wegen Cap. 5, 43) zwischen 130—135 unser Evangelium für den Zweck geschrieben, wider alle damals dort gangbaren Einwürfe die Messianität Jesu zu erweisen. Einen argen Feind hat das vierte Evangelium auch an dem bekannten Hegelianer und Hyperkritiker, Baur in Tübingen, und seiner Schule gefunden[51]).

Trotz dieser heftigen und zum Theil sehr scharfsinnigen Polemik, welche das vierte Evangelium in unseren Tagen erfahren hat und noch immer erfährt, hält dennoch die größte Mehrzahl der Theologen an der kirchlichen Überzeugung von der Authentie desselben fest, wie es denn schon seit dem Beginn jener Polemik nicht an mehr oder weniger gründlichen Vertheidigern gefehlt hat. Außer den Commentatoren, namentlich Lange, Kuhnöl, Lücke, Tholuck, Meyer, und außer den vornehmsten Einleitungsschriftstellern, Eichhorn, Bertholdt, Hug, Feilmoser, Schott, Credner und Anderen, sind zu bemerken:

1) gegen Evanson: *J. Priestley*. Letters to a young man. P. II. 1793. *Dav. Simpson*, An essay on the authenticity of the new testament designed as an answer to Evanson's dissonance and Volney's ruins. 1793.

2) gegen Eckermann: Süßkind, Beitrag zur Beantwortung der Frage: Aus welchen Gründen nahm Irenäus die Echtheit unserer vier Evangelien an? In Flatt's Magazin für christliche Dogmatik und Moral. 6. St. S. 95 fg.

3) gegen Vogel: Süßkind, Beitrag zur Vertheidigung der Echtheit des Evangeliums Johannis in Flatt's Magazin. 9. Stück. (Tübingen 1803.) — Schleker, Versuch einer Widerlegung der hauptsächlichsten Einwürfe, die in den neuesten Zeiten gegen die Echtheit des Evangeliums Johannis gemacht worden sind, mit Vorrede von Ziegler. (Rostock 1802.)

4) gegen Horst: Süßkind, Noch etwas zur Vertheidigung der Echtheit des Evangelisten Johannis, in Flatt's Magazin, fortgesetzt von Süßkind 11. St. S. 57 fg. und über einige anscheinende Widersprüche im Evangelium Johannis in Absicht auf das Höhere in Christo, ebendaselbst, S. 110 fg. — Nöldeke, Versuch, einige Widersprüche, welche im Evangelium Johannis zu liegen scheinen, exegetisch und psychologisch zu heben, in Henke's Museum für Religionswissenschaft, 2. Bd. 1. St. 1804. — *Glaser*, Diss. de Joanne apostolo, evangelii, quod nomen ejus prae se fert, vero

50) a. a. O. S. 210—302.

51) Vgl. die Andeutungen Baur's in seiner Schrift: Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in geschichtlicher Entwickelung. (Tübingen 1841.) 1. Th. S. 88. 164. 254. 279 fg. 283, und deren weitere Durchführung bei Schwegler, Der Montanismus und die christliche Kirche des 2. Jahrh. (Tübingen 1841.) 2. Buch. B. III: „Die Johanneischen Schriften" (S. 183—221). Nach Schwegler ist das vierte Evangelium um die Mitte des 2. Jahrh. in Kleinasien, unter Benutzung der drei synoptischen Evangelien, vielleicht auch der λόγια κυριακά (!) des Papias, und selbst mit polemischer Rücksicht auf die apokryphischen Kindheitsevangelien wegen Cap. 2, 11 (ἀρχὴν σημείων) (!) vom heidenchristlichen Standpunkte aus zur Vermittelung des Juden- und Heidenchristenthums in ihren schroffsten Gegensätzen, dem Montanismus und Gnosticismus, verfaßt und demselben der Name des Apostels Johannes als angeblichen Verfassers vindicirt worden, um dessen Auctorität den Judenchristen zu entziehen!!

auctore, respectu recentiorum quarundam dubitationum atque criminationum. (Helmst. 1806.)

5) gegen Bretschneider: *Schott*, Progr., in quo examinantur dubitationes quaedam de authentia ev. Jo. nuperrime ex prioribus evangelii capitibus excitatae. (Jenae 1820. 4.) — *Kaiser*, Comm. de apologeticis evangelii consiliis authentiam ejus commonstrantibus. 3 Abhdll. (Erlang. 1821. 1824. 1825. 4). — Sartorius, über die Echtheit des Johanneischen Evangeliums in Zimmermann's Monatsschrift für Prediger. 1. Bd. 5. St. — *Stein*, Authentia evang. Jo. contra *Bretschneideri* dubia vindicata. (Brandenb. 1822.) — *Calmberg*, diss. theol. de antiquissimis patrum pro ev. Jo. authentia testimoniis. (Hamb. 1822. 4.) — Olshausen, die Echtheit der vier kanonischen Evangelien. S. 216 fg. — *Weber*, *Mich.*, Authentia capitis ultimi evangelii Joannis hujusque evangelii totius et primae Joannis epistolae argumentorum internorum usu vindicata. (Hal. 1823.) — *Usteri*, Commentatio critica, in qua evangelium Joannis genuinum esse ex comparatis quatuor evangeliorum narrationibus de coena ultima et passione Jesu Christi ostenditur. (Turici 1823.) — Hemsen, Die Authentie der Schriften des Evangelisten Johannes untersucht ꝛc. (Schleswig 1823.) — *Crome*, Probabilia haud probabilia, oder Widerlegung der von Bretschneider gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit des Evangeliums und der Briefe Johannis erhobenen Zweifel. Eine von der harlemer Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums gekrönte Preisschrift. (Leyden 1824.) — *de Paré*, de Jo. ev. non prorsus dissimili prioribus evangeliis nec ob dissimilitudinem repudiando. (Traj. ad Rhen. 1828.) — *Froster*, Diss. animadversiones in *Bretschneideri* Probabilia exhibens. (Helsingfors 1829. 4.) — Hauff, die Authentie und der hohe Werth des Evangeliums Johannis, mit Rücksicht auf neuere Einwendungen, für Wahrheit suchende Bibelfreunde. Eine von der Gesellschaft im Haag zur Vertheidigung des Christenthums gekrönte Preisschrift. (Nürnberg 1831) [52]).

6) Gegen de Wette: Guerike, Beiträge zur historisch-kritischen Einleitung ins N. T. (Halle 1828.) S. 59—67.

7) Gegen Strauß: Tholuck, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. (2. Aufl. Hamburg 1838.) S. 268 fg. Gfrörer, Geschichte des Urchristenthumes (Stuttgart 1838.) 2. Bd.: die heilige Sage, 2. Abtheilung S. 285 fg. und der ganze 3. Bd.: das Heiligthum und die Wahrheit. — Kern: Erörterung der Hauptthatsachen der evangelischen Geschichte, in Rücksicht auf Strauß' Schrift: das Leben Jesu. Zweiter Artikel. In der Tübinger Zeitschrift für Theologie. Jahrg. 1838. 2. Heft. S. 41—71. S. 151—176.

8) Gegen Weiße: Frommann, Über die Echtheit und Integrität des Evangeliums Johannis. In Ullmann's und Umbreit's theologischen Studien und Kritiken. 1840. 4. Heft. S. 853—930.

9) Ohne ausschließliche Rücksicht auf einen einzelnen bestimmten Gegner wird die Authentie des Evangeliums vertheidigt, von: *van Griethuysen*, pro evangelii Joannei *αὐθεντία*. (Hardervici 1807.) Reuß, Ideen zur Einleitung in das Evangelium Johannis. In der Denkschrift der theologischen Gesellschaft zu Strasburg 1828—39. (Strasb. 1840) S. 8—60. Alex. Schweizer, das Evangelium Johannis nach seinem inneren Werthe und seiner Bedeutung für das Leben Jesu kritisch untersucht. (Leipz. 1841.) Der Verfasser vertheidigt die Echtheit im Allgemeinen und Wesentlichen, hält aber einige Erzählungen für spätere Zuthat.

Indem wir uns anschicken, die Echtheit des Evangeliums zu erweisen, glauben wir am Zweckmäßigsten so zu verfahren, daß wir zuerst die von den Gegnern gemachten Einwürfe zu widerlegen suchen, dann aber die für die Echtheit sprechenden positiven Gründe beibringen.

Die gegnerischen Einwürfe, so mannichfaltig und zahlreich sie auch sind, lassen sich doch bequem unter folgende vier Rubriken ordnen:

Erstens urgirt man die Mangelhaftigkeit und Unzureichenheit der äußeren Zeugnisse. Diesen Punkt glauben wir im Vorausgegangenen erledigt zu haben. Wir haben zwar einige Erscheinungen in der ältesten Zeit kennen gelernt, welche allerdings Verdacht gegen den Johanneischen Ursprung des Evangeliums zu erregen geeignet sind. Indessen verschwand das Bedenkliche bei näherem historischen Eingehen in die Gründe jener Erscheinungen. Im Allgemeinen aber haben wir das Zeugenverhör so günstig gefunden, als man es bei dergleichen Untersuchungen nur immer verlangen kann. Denn in den meisten literarischen Producten der christlichen Kirche bis über die Hälfte des zweiten Jahrh. ist die, gleichviel ob mittelbare oder unmittelbare, Einwirkung des Johanneischen Evangeliums oder des ersten Briefes unverkennbar, und von da an werden beide Schriften ausdrücklich unter dem Namen des Apostels Johannes als ihres Verfassers aufgeführt, ganz dieselbe Erscheinung, welche wir auch in Betreff der meisten Paulinischen Briefe, deren Echtheit unbezweifelt ist, wahrnehmen. Jenes Zeugenverhör gewährt zwar keine mathematische oder juristische Gewißheit, wol aber eine so hohe Wahrscheinlichkeit, wie sie der moralischen Gewißheit gleichkommt, und wie sie in so schwierigen, eine so ferne Zeit betreffenden historischen Untersuchungen nur irgend möglich ist. Selbst in dem Falle, daß die inneren Gründe gegen jenes Zeugenverhör absoluten Widerspruch einlegten, müßte der besonnene Kritiker sich gedrungen fühlen, den Ursprung unseres Evangeliums in irgend-welche mittelbare Beziehung zur Person des Apostels zu stellen, welche in der Kirche als Verfasser gilt, wie dies neuerdings mit dem ersten kanonischen Evangelium geschehen ist. Daß wir aber dermalen zu einer solchen Annahme noch nicht genöthigt sind, wird sich aus dem weiteren Verlaufe der Untersuchung ergeben.

52) Noch andere hierher gehörige Schriften, sowie auch die vorzüglichsten Journalrecensionen der Probabilien, findet man verzeichnet in *Schott*, Isagoge in librr. N. T. (Jen. 1830) p. 132—135.

Zweitens finden die Gegner unseres Evangeliums einen unauflöslichen Widerspruch der in demselben hervortretenden Bildungsstufe und geistigen Eigenthümlichkeit des Verfassers mit der aus den synoptischen Evangelien und Paulinischen Briefen uns bekannten Persönlichkeit des Apostels Johannes. Der Verfasser des Evangeliums bekunde alexandrinische Bildung, seine Gräcität sei viel reiner als die judenchristliche der synoptischen Evangelien, Beides sei bei einem ursprünglichen einfachen galiläischen Fischer nicht wohl denkbar [53]). Die Logos- und Trinitätslehre unseres Evangeliums in ihrer formellen Ausbildung und Bestimmtheit greife den dogmatischen Entwickelungen von fast zwei Menschenaltern vor [54]). Nach der Darstellung des Apostels Paulus (Galat. 2, 1—12) sei Johannes ein „Stockjudenchrist" gewesen [55]), welcher mit Petrus und Jacobus, dem Bruder des Herrn, gegen die Lehre und die Bestrebungen des Heidenapostels Opposition gebildet habe, der Verfasser des vierten Evangeliums dagegen sei in seiner geistig-freien Auffassung des Christenthums dem Apostel Paulus aufs Innigste verwandt. Es hat daher nicht an Kritikern gefehlt, welche mit mehr oder weniger Zuversicht den Zebedaiden Johannes zwar als Verfasser der angeblich starr judenchristlichen Apokalypse annahmen, die Autorschaft des Evangeliums dagegen und des ersten Briefes ihm absprachen, wie Evanson [56]), Paulus [57]), Weiße [58]), Schwegler [59]) und Andere.

Unter allen gegen die Authentie des Evangeliums vorgebrachten Einwürfen besagen die vorstehenden am Wenigsten. Nach dem, was wir oben über das Leben des Apostels bemerkten, muß es als eine durchaus grundlose Voraussetzung erscheinen, daß derselbe schon von Haus aus jeder Bildung ermangelt habe. Als er dem Herrn sich anschloß, stand er noch in einem sehr bildungsfähigen Alter, und es würde ein aller Erfahrung Hohn sprechendes Wagniß sein, der Bildungsfähigkeit eines Menschen von ausgezeichneten Geistesgaben, welche dem Apostel doch auch selbst nach dem, was wir aus den übrigen neutestamentlichen Schriften von ihm wissen, nicht abgesprochen werden können, mit einem bestimmten Jahre seines Alters eine Grenze zu setzen, wie dies Weiße [60]) thut, wenn er meint, die Bildung des Johannes müsse zur Zeit der Anwesenheit des Paulus in Jerusalem im 14. Jahre nach seiner Bekehrung (Gal. 2, 1) in der Hauptsache als abgeschlossen betrachtet werden. Aller vermeintliche oder wirkliche Widerspruch zwischen der Eigenthümlichkeit unseres Evangeliums und der Schilderung des Johannes in den synoptischen Evangelien wird aber aufs Befriedigendste gelöst durch die kirchliche Tradition von des Apostels späterem Aufenthalte und Wirksamkeit in Kleinasien. In diesem gebildeten Lande hatte er die vollkommenste Gelegenheit, sich denjenigen Grad von Hellenistischer Bildung anzueignen, welche wir in dem vierten Evangelium wahrnehmen. Ohne Theilnahme an dieser Bildung, ohne Eingehen in eine ihm ursprünglich fremde Denkweise würde Johannes in Kleinasien gar nicht zu dem Einflusse gelangt sein, den er nach einstimmiger Tradition dort besaß. Diese Bildung aber hat durchaus nicht etwa das Ansehen, als ob sie in gelehrten Schulen oder mittels gelehrter Studien erlangt sei, sie ist vielmehr ganz von der der allgemeinen Art, wie sie im Umgange und Verkehr mit Gebildeten gewonnen wird, in deren populäres Bewußtsein die Haupt- und Grundbegriffe und allgemeinsten Resultate einer weit verbreiteten Zeitphilosophie ohne schulmäßige Schärfe und Bestimmtheit übergegangen sind. So hat er namentlich den alexandrinisch-jüdischen Begriff des Logos angenommen und mit seiner Vorstellung von der Person Christi verknüpft, aber ohne die speculative Basis der Logologie, das Dogma vom Verhältnisse des verborgenen Gottes zur Materie, und den daraus fließenden Folgerungen. Denn sonst würde seine Christologie eine ganz andere, dogmatisch und metaphysisch mehr durchgebildete Gestalt gewonnen haben. Wie wenig aber dies der Fall sei, sieht man schon daraus, daß bei ihm der Begriff vom menschgewordenen Logos und die rein palästinensische Vorstellung von dem dem Messias in absoluter Fülle mitgetheilten heiligen Geiste unvermittelt neben einander sich finden [61]). Völlig unbegründet ist die Behauptung, daß die Christologie unseres Evangeliums, insbesondere die Vorstellung vom menschgewordenen Logos erst einer späteren Entwickelungsstufe des christlichen Denkens angehöre. Die Christologie des Johannes ist vielmehr im Wesentlichen dieselbe, wie die des Apostels Paulus und des Verfassers des Briefes an die Hebräer. Auch diese beiden neutestamentlichen

53) Vgl. de Wette, Einleit. ins N. T. S. 168. 54) Vgl. Baur, Christl. Lehre von der Dreieinigkeit u. s. w. 1. Th. S. 88 und öfter. Schwegler, Der Montanismus ꝛc. S. 183. 186 fg. 55) Lützelberger a. a. O. S. 174 fg. Weiße, Evang. Gesch. 1. Th. S. 97 fg. 56) Bei Lücke a. a. O. 1. S. 91. 57) Die drei Lehrbriefe des Johannes. (Heidelberg 1829.) S. 268 fg. 58) a. a. O. 1. S. 98. 59) Dieser mit der größten Confidenz a. a. O. S. 213. 60) a. a. O. 1. S. 97 fg. Da Kritiker dieser Art am schlagendsten nur durch Beispiele aus ihrem eigenen Kreise widerlegt werden, so bemerken wir, daß der tübinger Kritiker Baur bereits als Mann von einigen und 40 Jahren das Schleiermacher'sche System mit dem Hegel'schen vertauschte. Nehmen wir nun den Johannes, als er Christo sich anschloß, ungefähr 20 Jahre alt an, so befand er sich zur Zeit des apostolischen Convents zu Jerusalem ebenfalls in dem Alter von 40 und einigen Jahren.

61) Vgl. Joh. 1, 32 fg. 3, 34. In diesem Verhältnisse des Logos- zum Pneumabegriffe als einem eines Apostels unwürdigen Widerspruche fand Horst in der oben angeführten Schrift einen Beweis für die Unechtheit des Evangeliums. Baur (a. a. O. 1. S. 89 fg.) und Schwegler (a. a. O. S. 183. 186 fg.) dagegen halten die Unterscheidung zwischen Logos und Pneuma, wie sie dem vierten Evangelium zu Grunde liege, für ein späteres, erst im Montanismus und bei Irenäus hervortretendes Entwickelungsmoment christlicher Speculation. Aber schon in den Paulinischen Briefen ist das πνεῦμα ἅγιον von dem vor- und übermenschlichen Wesen in der Person Jesu gänzlich geschieden (vgl. die folgende Anmerkung), desgleichen bei den apostolischen Vätern und bei Justin dem Martyrer, und der Anschein einer bisweiligen Verwechselung leicht zu erklären; vgl. Baumgarten-Crusius, Lehrb. der Dogmengesch. 2. Abthl. S. 1051 fg. Otto. De Justini Mart. scriptis et doctrina. §. 59. Alle Bedenklichkeiten aber, die man in Betreff dieser Unterscheidung gegen die Authentie des Evangeliums hegen könnte, halten wir durch unsere Bemerkungen im Artikel Inspiration (Bd. XIX. S. 57 fg.) für gehoben.

Schriftsteller haben den Begriff des menschgewordenen Logos (1 Kor. 8, 6. Kolosſ. 1, 15. 16. Hebr. 1, 2. 3), was nur eine berauſchte Kritik in Verbindung mit einer gezwungenen Exegeſe zu leugnen vermag[62]), und es iſt wol nur Zufall, wenn beide Schriftſteller ſich in dieſen Stellen nicht zugleich des Wortes Logos bedienen, wie es auch Apokal. 19, 13 gebraucht wird. — Auch die Gräcität unſeres Evangeliums iſt ganz von der Art, wie ſie ein in längerem Verkehr mit Griechen lebender geborener Paläſtinenſer ſich aneignen konnte. Wie ſehr unterſcheidet ſie ſich nicht durch ihre einfache Aneinanderreihung der Sätze, durch ihren faſt gänzlichen Mangel an Periodiſirung von der des Paulus und des Schreibers an die Hebräer, welche Beide geborene Helleniſten waren! Sie kann bei aller Reinheit das hebraiſirende Colorit nicht verleugnen. — Das frühere Stockjudenchriſtenthum des Johannes endlich iſt eine bloße Fiction ſeiner ihm feindlichen Kritiker. Ohne Weiteres beziehen dieſe Kritiker die in den Pauliniſchen Briefen und von den Kirchenvätern aufbewahrten Schilderungen der ſchroffſten jüdiſchen Parteien auch auf die judenchriſtlichen Apoſtel, Petrus, Johannes und Jacobus, den Bruder des Herrn, oder halten wol gar die von den judenchriſtlichen Parteien entworfenen Zerrbilder ihrer Apoſtelhäupter[63]) für hiſtoriſche Wahrheit, und bewähren hierin eine Stärke des Glaubens, wie ſie ſonſt nicht eben ihre Sache iſt.

Aber ganz anders verhält ſich die Sache nach des Paulus eigener Darſtellung. Nach dieſer erkannten jene drei Apoſtel in den freien Beſtrebungen des Paulus eine Wirkung göttlicher Gnade an und reichten ihm die chriſtliche Bruderhand zum gemeinſchaftlichen Wirken und Dulden fürs göttliche Reich (Gal. 2, 7—10), womit im Weſentlichen auch die Relation der Apoſtelgeſchichte in Cap. 15 übereinſtimmt. Zwar fügte ſich Petrus ſpäterhin in Gegenwart von ſchroffen Judenchriſten in deren Vorurtheile, aber er that dies nach dem Zeugniſſe des Paulus aus Charakterſchwäche gegen ſeine freiere Überzeugung, Gal. 2, 11 fg. Wenn alſo Petrus, Johannes und Jacobus im jüdiſchen Lande die Beobachtung des Moſaiſchen Geſetzes fortſetzten[64]), ſo haben ſie dieſelbe gewiß nicht als ein zur Seligkeit nothwendiges Erforderniß angeſehen, ſondern nur dem Gange und Drange der äußeren Verhältniſſe nachgegeben, wie ja auch noch Paulus die jüdiſchen Feſte beſuchte, Act. 18, 21. 20, 16[65]).

Eine dritte Gruppe von Einwänden gegen die Authentie des Evangeliums iſt folgende: der Verfaſſer des Evangeliums beurkunde durch häufigen Mangel an Genauigkeit und Beſtimmtheit (z. B. in der ſo oft wiederkehrenden vagen Notiz, die Juden hätten den Herrn verfolgt oder tödten wollen (5, 16. 18. 7, 1. 19. 25. 8, 37. 40. 11, 8), an Klarheit und Anſchaulichkeit, durch mehrfache geographiſche und antiquariſche Verſtöße, durch Anbringung von traditionellen Reminiſcenzen an unrechtem Orte (4, 44. 13, 20. 14, 31) eine bedeutende Orts- und Zeitferne von der hiſtoriſchen Wirklichkeit des erzählten Stoffes. „Die gegen die ſonſtige Gewohnheit aller anderen neuteſtamentlichen Schriftſteller, faſt bei jeder Nennung eines Namens, ſei es einer Perſon, oder einer Stadt, oder Landſchaft, vorkommende Hinweiſung auf eine anderweite Nennung deſſelben Namens“ (1, 45. 4, 46. 7, 50. 19, 39. 11, 1. 2. 12, 1. 9. 12, 4. 18, 2. 5. 14. 14, 22) mache nicht ſelten unwillkürlich den Eindruck, der Erzähler habe dieſe Hinweiſungen „als Nachwirkung der Mühe, welche ihm ſelbſt das ſich Orientiren in dem Schauplatz und den Perſönlichkeiten gekoſtet, hingeſtellt, in der Abſicht, dem Leſer eine gleiche Mühe zu erſparen; wiewol er dies nicht immer auf zweckmäßige Weiſe thue“[66]). Die Art, wie der Evangeliſt von den Juden (Ἰουδαῖος[67]) als einer ihm fremden Nation ſpreche (2, 6. 13. 5, 1. 11, 55. 12, 11. 19, 21), und beſonders in dem Geſammtnamen des Volkes eine einzelne Partei deſſelben, nämlich die hierarchiſche, das Syne-

62) Baur (a. a. O. S. 79 fg.) behauptet, Paulus habe als höheres Lebensprincip in Chriſto nur den heiligen Geiſt angenommen, er habe mithin den Erlöſer keineswegs für ein ver- und übermenſchliches Weſen gehalten. Das Gewicht der Stellen Koloſſ. 1, 15 fg. und Philipp. 2, 6 ſucht er daher durch Behauptung der Unechtheit der meiſten kleineren Pauliniſchen Briefe zu beſeitigen, und findet grade in dieſem Logos- und Präexiſtenzbegriffe eins der Merkmale ihres ſpäteren Urſprungs (a. a. O. S. 85). Die Worte δι' οὗ τὰ πάντα in 1 Kor. 8, 6 erklärt er von der moraliſchen Umwandlung der Dinge durch das Evangelium, und in Rom. 1, 4 nimmt er πνεῦμα ἁγιωσύνης für ſynonym mit πνεῦμα ἅγιον. Aber wollten wir auch die Richtigkeit der Erklärung dieſer Stellen zugeben, was ſagt denn Hr. Baur zu 1 Kor. 10, 4 und 9, wo die alexandriniſche Vorſtellung von der Leitung der Iſraeliten auf ihrem Zuge in der Wüſte durch den Logos auf Chriſtum übertragen wird (ſelbſt wenn wir mit Lachmann in V. 9 die nicht genug beglaubigte Lesart τὸν κύριον ſtatt Χριστόν aufnehmen wollten, denn in dieſem Falle könnte unter κύριος nur Chriſtus verſtanden werden)? Was ſagt er zu 1 Kor. 15, 47, wo Chriſto aufs unzweideutigſte eine Präexiſtenz im Himmel beigelegt wird? Auf die Chriſtologie des Hebräerbriefes hat Baur keine Rückſicht genommen.

63) Des Jacobus, Bruders des Herrn, in einem Fragment des Hegeſippus bei *Euseb.* H. E. II, 23; des Petrus in *Clement.* Homil. XII, 6, und des Matthäus bei *Clem. Alex.* Paedag. II, 1. Sehr zu beachten iſt, daß ſich kein ſolches Zerrbild von Johannes erhalten hat, ein deutlicher Beweis, wie ſehr derſelbe bei den Judenchriſten den genannten drei andern Apoſteln in Anſehen nachſtand! Denn daß in der Stelle des Polykrates bei Euſeb. Kirchengeſch. 3, 31 und 5, 24: — Ἰωάννης ὁ ἐπὶ τὸ στῆθος τοῦ κυρίου ἀναπεσών, ὃς ἐγενήθη ἱερεὺς τὸ πέταλον (d. i. das hoheprieſterliche Diadem, vgl. LXX. 2 Moſ. 29, 6 und 28, 36) μεμαρτύρηκώς καὶ μάρτυς καὶ διδάσκαλος die durch geſperrten Druck hervorgehobenen Worte ſymboliſch zu verſtehen und von dem höchſten apoſtoliſchen oder biſchöflichen Anſehen, welches Johannes in Kleinaſien genoſſen habe, leidet keinen Zweifel. Vgl. die vortrefflichen Erörterungen Lücke's hierüber a. a. O. 1. Th. S. 20 fg. Anm.

64) Wie dies Irenäus bemerkt adv. Haer. III, 12, 15, jedoch, wie der flüchtigſte Blick auf den Zuſammenhang lehrt, im polemiſchen Intereſſe gegen die Gnoſtiker, welche das A. T. verwarfen, wie er denn auch unmittelbar darauf hinzufügt: quod quidem non fecissent (jene drei Apoſtel), — si praeter eum, qui legis dispositionem fecit, alterum patrem a Domino didicissent.

65) Über die hier behandelte Frage vgl. auch Schweizer, Das Evangelium Johannis nach ſeinem inneren Werthe ꝛc. S. 237 fg.

66) Weiße a. a. O. 1. Th. S. 133.

67) Dieſer Einwand iſt am ſchärfſten vorgetragen worden von Fiſcher (Diak. in Oringen), über den Ausdruck οἱ Ἰουδαῖοι im Evang. Johannis, in der Tübinger Zeitſchrift für Theologie. 1840. 2. Heft. S. 96 fg. Vgl. auch Weiße a. a. O. 1. S. 301.

drium oder überhaupt die Feinde Jesu bezeichne (1, 29. 2, 18. 20. 5, 10. 15. 16. 18. 6, 4. 41. 7, 1. 13. 9, 22. 18, 12. 19, 7. 12. 31 u. a. St.[68]), ja sogar Jesum selbst aus dieser Anschauung heraus zu dem Volke und dessen Oberen vom Mosaischen Gesetz als etwas seiner Person durchaus gar nichts Angehenden reden lasse (8, 17: *νόμος ὑμέτερος*. 7, 19: *οὐ Μωσῆς δέδωκεν ὑμῖν τὸν νόμον*, V. 22. Cap. 10, 34: *οὐκ ἔστι γεγραμμένον ἐν τῷ νόμῳ ὑμῶν*. Cap. 15, 25: *ἐν τῷ νόμῳ αὐτῶν*), charakterisire den Erzähler als einen in der nachapostolischen Zeit lebenden Heidenchristen. Überhaupt weise in unserem Evangelium das Leben Christi zum großen Theile im Reflexe des dogmatischen Bewußtseins der bereits gegründeten Kirche dargestellt[69]). Insbesondere könne jene „Combination einer transscendenten göttlichen Selbstheit mit einem historischen Individuum, oder was dasselbe sei, die Person und Geschichte Jesu in die Formen der Logoslehre zu gießen, nicht mehr der unmittelbaren geschichtlichen Anschauung, oder der lebendig anschauenden Erinnerung, sondern nur einer größeren Zeitferne, der Periode der beginnenden Krystallisation des Dogma, mit einem Worte erst dem zweiten Jahrh. angehören“[70]). Endlich sind nach einem früher ein Mal irgendwo von de Wette ausgesprochenen, von den Junghegelianern, namentlich von Strauß, auf die äußerste Spitze getriebenen Grundsatze schon die Wundererzählungen in einer Schrift Beweises genug, daß dieselbe von keinem Augenzeugen verfaßt sein könne, während die Gegner das Evangelium vor Strauß nur in dem „Übertriebenen“ der Johanneischen Wunderrelationen einen Grund für ihre Zweifel fanden.

Auf diese Einwände diene Folgendes: die Evangelisten waren nicht und wollten nicht Historiker im wissenschaftlichen Sinne des Wortes sein, sondern sie verfolgten bei ihrer Erzählung einen religiös-didaktischen Zweck, indem sie die Überzeugung von der Messianität Jesu zu begründen suchten. Sie waren demgemäß religiöse Pragmatiker, d. h. sie betrachten die historischen Erscheinungen vom religiösen Standpunkte, heben daher auch gewöhnlich nur die religiöse Seite des Factums hervor, völlig unbekümmert um das rein historische Bei- und Außenwerk, um die für das religiöse Interesse bedeutungslosen vorausgegangenen und bedingenden äußeren Momente, um die ideenlosen Mittel- und Zwischenglieder im Hergange. So ist z. B. in unserem Evangelium Cap. 1, 29 das Interesse des Verfassers einzig und allein auf das vom Täufer über Christum abgelegte Zeugniß fixirt; dies Zeugniß rein als solches war ihm wesentlich für den Zweck seines Evangeliums; darum bemerkt er weder etwas über den Zweck des Kommens Jesu, noch ob der Täufer das Zeugniß während des Herbeikommens, oder nach demselben, noch auch vor wem er es abgelegt habe[71]). Ganz ähnlich verhalt es sich mit der Notiz in Cap. 1, 35 fg. So concentrirt sich in Cap. 5 das ganze Interesse des Erzählers auf die von Christus verrichtete Wunderheilung und die dadurch veranlaßten Mißhelligkeiten zwischen den jüdischen Volksoberen und Christum und die von Letzterem gehaltenen Reden. Warum aber die Personen, welche den kranken Menschen an den Teich getragen, ihn nicht auch hineingehoben hatten, oder wie man es überhaupt am Sabbat habe wagen können, ihn an den Teich zu tragen, diese und andere für den Zweck des Evangeliums völlig gleichgültige Fragen läßt er unbeantwortet[72]). Es ist nicht ein Mal wahrscheinlich, daß die apostolischen Begleiter Jesu als Augenzeugen der evangelischen Thatsachen auf alle einzelnen Momente und Nebenumstände derselben reflectirten, da sie damals nicht daran denken konnten, daß diese Thatsachen dereinst einen Theil des Inhalts ihrer Predigt von Christo bilden, oder gar in schriftlichen Denkmalen verewigt, Gegenstand der historischen Kritik einer späten Zukunft sein würden. In solchen Relationen darf man daher keine diplomatische Genauigkeit erwarten, man darf an sie nicht, wie man gethan hat, Anfoderungen stellen, wie an Criminalacten, oder wie an den Bericht eines Feldherrn über eine gelieferte Schlacht, und wenn sie solche Anfoderungen unbefriedigt lassen, über ihre Glaubwürdigkeit und Authentie ohne Weiteres den Stab brechen. Es kann auch nicht fehlen, daß der religiöse Pragmatismus aus Liebe für seine Idee und im Streben, auf das Gemüth des Lesers oder Hörers die beabsichtigte Wirkung zu äußern, bewußt oder unbewußt manche Facta oder einzelne Umstände derselben umdeutet, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange reißt und in ein dem historischen Thatbestande nicht ganz entsprechendes Licht stellt[73]), wodurch aber noch keineswegs der Schluß gerechtfertigt ist, daß der Erzähler kein Augenzeuge gewesen sei. Andere Ungenauigkeiten und solche Erscheinungen, welche sich der Kritik als Entstellungen des historischen Thatbestandes kund geben, erklären sich leicht aus Ungenauigkeit oder Trübung der Erinnerung[74]),

68) Fischer a. a. O. S. 100: „Diese offenbare Verwechselung zweier Ausdrücke für Begriffe, die doch in der Wirklichkeit lange nicht Wechselbegriffe sind, muß uns ebenso auffallen, als wenn Jemand die Pietisten im Würtembergischen schlechtweg Würtemberger nennen wolle. Jene sind doch nur eine Partei im Volke, nicht das Volk selbst.“ 69) Dies sucht besonders Bruno Bauer zu erweisen in der obengenannten Schrift. 70) Schwegler a. a. O. S. 155 fg.

71) Aus der Nichtbeantwortung dieser Fragen folgern Strauß (Leben Jesu. 1. Th. S. 349. 1. Aufl.) und Bruno Bauer (a. a. O. S. 23) die Unglaubwürdigkeit der ganzen Notiz und hieraus wieder die Unechtheit des Evangeliums. Das Kommen Jesu soll blos ein „pragmatischer Hebel“ sein, um das Zeugniß des Täufers einzuführen. Aber hatte ein Betrüger wol dieses Hebels bedurft? Oder wenn er dem Zeugnisse des Täufers einen historischen Hintergrund geben wollte, würde er ihn so schwach gezeichnet haben? 72) Hieraus folgern Weiße (a. a. O. 1. Th. S. 128 fg.) und Br. Bauer (a. a. O. S. 191 fg.), daß die Erzählung erdichtet sein müsse. 73) Vgl. den lehrreichen Aufsatz von Gelpke (in Bern), Über den richtigen Standpunkt einer Kritik der evangel. Geschichte in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie. 3. Bd. (1839.) 2. St. S. 255 fg. 74) Fichte, Aphorismen über die Zukunft der Theologie, in dessen Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie. 3. Bd. (1839.) 2. Heft. S. 282 fg.: „Wenn überhaupt der geistesfeste Geschichtschreiber oft genug sich genau und zuverlässig in Nebenpunkten zeigt, während die innere Grundwahrheit, der Geist der Thatsachen, seinem Blicke völlig entgangen

bisweilen auch wol aus der Ungenauigkeit des Ausdrucks [75]). Endlich hat man auch zu beachten, daß Johannes, wie viel höhere Hellenistische Bildungselemente er auch in sich aufgenommen hatte, dennoch nur populärer Schriftsteller ist, und daher unmöglich allen logischen und ästhetischen Anfoderungen einer streng wissenschaftlichen Kritik zu gnügen vermag. Ohnehin beruhen die ästhetischen Anfoderungen bisweilen nur auf bloßen Geschmacksurtheilen oder Unkenntniß des hebräisch-jüdischen Alterthums [76]). Übrigens zeichnet sich grade das vierte Evangelium wie keine andere historische Schrift des N. T. durch relativ größte Anschaulichkeit, sowie chronologische und geographische Genauigkeit aus.

In Vorstehendem glauben wir den allgemeinen Gesichtspunkt zur richtigen Würdigung des ersten obgenannter Einwürfe und zur Beseitigung einer Menge von einzelnen historischen Mängeln und Schwierigkeiten, die man in unserem Evangelium gefunden hat, angegeben zu haben. Denn um der nicht selten höchst sophistischen Dialektik der neueren Kritiker, insbesondere Weiße's und Bruno Bauer's, auf allen ihren Schleichwegen und Winkelzügen im Einzelnen nachzugehen, bedürfte es eines fortlaufenden historisch-kritischen Commentars über die gesammte evangelische Geschichte des Johannes. Auch ist es längst schon anerkannt, daß durch dergleichen sophistische Künste auch das festeste historische Gestein zu Staub und Sand zertrümmert werden kann.

Anlangend die vermeintlichen archäologischen und geographischen Verstöße, so sind diese entweder schon längst durch richtige Erklärung beseitigt, oder sie bieten doch nur solche Schwierigkeiten, wie sie sich mehr oder weniger in jeder historischen Schrift des Alterthums finden, und durch ungezwungene Hypothesen sich leicht heben lassen, einen Verdacht gegen die Authentie des Evangeliums aber um so weniger begründen können, je spärlicher uns die sonstigen Quellen über das Volk und Land fließen, welches den Schauplatz der evangelischen Thatsachen bildete. Nur die hauptsächlichsten jener angeblichen Verstöße können hier beachtet werden. Sie sind folgende: 1) In Cap. 1, 28 ist nachweislich ἐν Βηθανίᾳ die ursprüngliche und älteste Lesart. Origenes aber, welcher selbst an Ort und Stelle gewesen war, bemerkt, keine Ortschaft dieses Namens am Jordan gefunden zu haben; dagegen sei ihm Bethabara (hebr. בֵּית עֲבָרָה. Ort der Fähre, Fuhrthausen) als der Ort gezeigt worden, wo Johannes getauft habe, daher er die Lesart in ἐν Βηθαβαρᾷ verändert, welches dann auch in den gewöhnlichen Text übergegangen ist. Gesetzt nun aber, es hätte wirklich niemals ein Bethanien am Jordan existirt, und der Evangelist hätte sich geirrt, so würde aus diesem Irrthum noch immer nicht folgen, daß er weder ein Augenzeuge, noch überhaupt ein Palästinenser gewesen sei. Der Irrthum wäre um so leichter zu entschuldigen, als die Bedeutung von Βηθανία d. i. בֵּית אֳנִיָּה, Schiffplatz oder Schiffhausen, nicht wesentlich von der des Namens Bethabara verschieden ist. Doch bedürfen wir nicht ein Mal dieser Entschuldigung des Evangelisten. Sondern gleichwie es zwei Orte Namens Bethsaida gab, so kann auch neben dem Bethanien in der Nähe von Jerusalem es noch einen Ort gleiches Namens am Jordan gegeben haben, der aber in der Zeit von Christus bis Origenes, vielleicht im jüdischen Kriege oder während des Aufstandes unter Bar Chochba, zu Grunde gegangen war. Bei der Verwandtschaft der Bedeutungen von Bethanien und Bethabara ist es endlich auch nicht unwahrscheinlich, daß der Ort früherhin beide Namen geführt habe, der erstere aber späterhin außer Gebrauch gekommen sei. Das πέραν τοῦ Ἰορδάνου hat der Evangelist höchst wahrscheinlich zum Unterschiede von Bethania bei Jerusalem beigesetzt [77]). 2) Die sonst nirgends weiter vorkommende Form Συχάρ statt Sichem (Συχήμ oder Σίκιμα bei den LXX), jener uralten Stadt in Samarien, Cap. 4, 5. Allein es lassen sich sehr verschiedene Gründe zur Umbeugung des gewöhnlichen Namens denken, so schwer auch die Wahl unter den diesfallsigen Vermuthungen ist. Nach der verbreitetsten Ansicht soll Sychar ein Spitzname gewesen sein, entweder von שָׁכַר, trunken sein, also Saufstadt, mit Anspielung auf Jes. 28, 1 und 7, oder von שֶׁקֶר, Lüge, Abgötterei, also Lügen- oder Götzenstadt, indem bekanntlich die Samariter von den Juden den Heiden gleichgestellt wurden, und es in Bezug hierauf in den Testam. XII Patr., Test. Levi 7 von Sichem heißt: Σικήμ, λεγομένη πόλις ἀσυνέτων, und ähnlich bei Sirach 50, 26 (28): καὶ ὁ λαὸς μωρὸς ὁ κατοικῶν ἐν Σικίμοις.

---

ist: kann nicht umgekehrt auch der wesentlich treue Berichterstatter im Einzelnen falsch Aufgefaßtes und Irriges überliefern, und selbst der Augenzeuge, obgleich er mit unverkennbarer Tiefe und Wahrheit das wesentliche Bild des Erlebten wiedergibt, über den Zusammenhang vieler Specialbegebenheiten sich irren, weil eben diesen im Verlauf der Zeit die Erinnerung allmälig fallen läßt, je mehr sie das Wesentliche treu bewahrt zu haben sich bewußt ist?"

75) Hierher gehört die Stelle Cap. 6, 24, wo allerdings dem Buchstaben nach die überfahrende Volksmasse als die bezeichnet wird, die gespeist worden war (V. 22. 26 fg.). Zur Überfahrt einer so ungeheueren Volksmasse bedurfte es aber einer ganzen Flotte von Schiffen, und da eine solche schwerlich vorhanden war, so erklären Bretschneider (Probab. p. 81) und Strauß (Leben Jesu. II. S. 203) die Erzählung frischweg für eine Unwahrheit. Aber sollte ein späterer Verfasser des Evangeliums, wer er auch gewesen sein möge, nicht auch soviel Verstand besessen haben, um so Etwas einzusehen, zumal ihm die Gegner unseres Evangeliums doch sonst soviel Scharfsinn und feines Raffinement in Erdichtung seiner Relationen beilegen? Schwerlich kann also der Evangelist haben sagen wollen, die ganze gespeiste Volksmasse sei übergesetzt, er ist nur ungenau im Ausdruck, welche Ungenauigkeit sich aber aus seiner Gewohnheit erklärt, in Einzelnen die Repräsentanten ihres Ganzen zu sehen. Oder haben auch die synoptischen Evangelisten, wenn sie „die Pharisäer" auftreten lassen, die ganze, an 6000 Menschen starke, Sekte gedacht? 76) So soll nach Weiße (a. a. O. 2. Th. S. 272) die Demuth und Herablassung Jesu bei der Fußwaschung seiner Jünger (Cap. 13, 1 fg.) für „jedes unbefangene Gefühl einen Beischmack von theatralischer Absichtlichkeit behalten." Aber Weiße bedenkt nicht oder weiß nicht, daß auch die althebräischen Propheten ihre Lehren und Ermahnungen bisweilen durch symbolische Handlungen veranschaulichten, deren Bedeutung sie dann erklärten, wie dies auch Christus V. 12 fg. thut. Vgl. Knobel, Der Prophetismus der Hebräer. (Breslau 1837.) 1. Th. S. 420 fg.

77) Vgl. Gfrörer, Die heilige Sage. (Stuttg 1838.) 2. Th. S. 298–302. Lücke, Commentar zu d. St. 1. Th. S. 391 fg.

Der Übergang des hebr. ח in das griech. χ findet sich auch in *μεσσίας* (משיחא) Matth. 27, 46. Spottnamen aber, wenn sie weit verbreitet und gangbar sind, werden auch bisweilen ohne Arg und ohne die Absicht, zu kränken, gebraucht [78]). Nach Lücke [79]) dagegen soll Σιλωάμ eine zufällige Corruption des gewöhnlichen Namens sein, wie sie beim Übertragen ins Griechische leicht habe stattfinden können, nach Credner [80]) und Lutelberger [81]) eine rauhere Aussprache des Volkes. — 3) Cap. 9, 7 macht der Evangelist zu dem Namen des bekannten Teichs Σιλωάμ die allegorisirende Bemerkung: ὃ ἑρμηνεύεται ἀπεσταλμένος. Nun aber ist ohne Zweifel die Form שִׁלֹחַ von den Bildnern dieses Wortes in der Bedeutung emissio, Wasserguß, Wasserleitung, gefaßt worden, die richtige Übersetzung wäre also ἀποστολή oder ἀπεσταλμένον gewesen; ἀπεσταλμένος ist auf hebräisch שָׁלוּחַ. Einige Gegner der Echtheit unseres Evangeliums haben daher geschlossen, dasselbe könne weder von einem Palästinenser, noch von einem Augenzeugen verfaßt sein; ein Palästinenser habe seine Muttersprache besser verstehen und ein Augenzeuge an dem geschauten Wunder und den durch dasselbe veranlaßten bedeutungsvollen Reden genug haben müssen, um sich nicht in eine Mikrologie einzulassen, welche auch aus den kleinsten Nebenzügen eine Bedeutung herauszupressen wisse [82]). Allein dergleichen allegorisch-mystische Spielereien waren so ganz im Geschmacke der damaligen sowol alexandrinischen als palästinischen Juden und standen mit deren ganzer religiöser Weltansicht in so engem Zusammenhange, daß sie selbst bei einem Apostel und Augenzeugen der in Cap. 9 erzählten Begebenheit nicht befremden können. In dem Teiche eine typische Beziehung auf den Messias zu finden, war nicht nur durch den Namen Siloah, sondern auch dadurch besonders nahe gelegt, daß schon der Prophet Jesaias Cap. 8, 6 die „sanft fließenden Wasser Siloahs" als Symbol der Theokratie dargestellt hatte [83]). Daß sich auch ein geborener Palästinenser, zumal im allegorisch-typischen Interesse, zu einer grammatisch falschen Erklärung verleiten lassen konnte, sieht man aus manchen Etymologien des A. T. Wie wenig aber die masculine Fassung von שִׁלֹחַ dem sprachlichen Sinne der Hebräer zuwider war, beweist die Analogie des Wortes יִלּוֹד, der Geborene. Aus diesen Gründen hält selbst einer der heftigsten Gegner unseres Evangeliums die Sache für ungeeignet, um sie als Instanz wider die Echtheit des Evangeliums zu benutzen [84]). — 4) Als die bedeutendste der in Frage stehenden Schwierigkeiten ist dagegen die in Cap. 11, 49. 51 und 18, 13 der zu *Καϊάφας* gemachte Zusatz *ἀρχιερεὺς ὢν τοῦ ἐνιαυτοῦ ἐκείνου* anzuerkennen. Denn wüßten wir nicht anderwärts her aufs Bestimmteste, daß das hohepriesterliche Amt lebenslänglich bekleidet wurde, Kaiaphas aber dasselbe zehn Jahre lang inne hatte, wir würden es jener Bemerkung des Evangelisten zufolge für ein jährlich wechselndes halten nach Art vieler Ämter bei den Römern. Und in diesem Sinne haben denn auch Bretschneider [85]), Strauß [86]) und A. den Ausdruck für ihre Zwecke ausgebeutet. Indessen selbst den Fall angenommen, der Evangelist sei ein Heidenchrist gewesen, so zeigt er doch mit allen sonstigen palästinensischen Örtlichkeiten, Sitten, Verhältnissen und Zuständen eine so genaue Bekanntschaft, daß wir ihm unmöglich eine so rohe Unwissenheit in einem der wichtigsten Punkte der hebräisch-jüdischen Archäologie zutrauen können. Man wird daher die bekannte Erklärung vorziehen müssen: „in jenem merkwürdigen Jahre," sodaß der Evangelist weder die vorhergehende noch nachfolgende Dauer der hohenpriesterlichen Herrschaft des Kaiaphas ausschließen, sondern nur den Gedanken ausdrücken will: die Dauer seines Amtes habe auch jenes für die Sache Christi so entscheidungsvolle Jahr mit umfaßt [87]).

Im richtigen Gefühle, wie wenig die besprochenen und ihnen ähnliche schwierige Punkte eine Instanz wider die Echtheit des Evangeliums bilden können, hat die negative Kritik in ihrer neuesten und extremsten Entwickelungsphase ganz andere Erscheinungen in unserem Evangelium als historische Unrichtigkeiten zu erweisen gesucht, durch welche, wenn sie wirklich begründet wären, fast sämmtliche evangelische Erzählungsstücke dem Bereiche der geflissentlichsten und raffinirtesten Dichtung anheimfallen würden. Da zur vollständigen Controle dieser berauschten Kritik eine kritische Durchmusterung des ganzen Evangeliums erfoderlich wäre, so müssen wir uns mit Aufführung und Beurtheilung eines einzigen Beispiels, doch eines der eclatantesten, begnügen. Wir meinen die wider die Stelle Joh. 4, 25 fg. aufgestellte kecke Behauptung Br. Bauer's [88]), daß die Samariter vor und während der urchristlichen Zeit niemals einen Messias erwartet hätten. Unter seinen höchst seichten Gründen möchte der bedeutendste der sein, daß den Samaritern, bei ihrer Verwerfung der heiligen Schriften des A. T. außer dem Pentateuche jede Quelle zur Kenntniß der messianischen Erwartung abgeschnitten gewesen sei. Allein es waren ja im Reiche der zehn

78) Vgl. Gfrörer a. a. O. II. S. 302 fg. 79) a. a. O. I. S. 578. 80) Einleit. I. Th. S. 264. 81) a. a. O. S. 288. 82) Vgl. Bretschneider a. a. O. S. 93. Strauß a. a. O. II. S. 100 fg. 83) Vgl. Bruno Bauer a. a. O. S. 352 fg. 84) Derselbe a. a. O. S. 351—353. — Über die ganze Frage vgl. auch Gfrörer a. a. O. II. S. 306—311.

85) a. a. O. S. 93—95. 86) a. a. O. II. S. 402 fg. 87) Über andere von den Erklärern versuchte Auskunftsmittel zur Hebung der Schwierigkeit vgl. Strauß a. a. O. Das neueste ist das von Gfrörer a. a. O. II. S. 311—316: Johannes habe, nachdem er sich den langen Abend seines Lebens ganz in die ephesinischen Verhältnisse eingelebt, seinen kleinasiatischen Lesern die Gewalt und Befugniß des jüdischen Hohenpriesters durch Vergleichung mit den ephesinischen Asiarchen, einer jährlich wechselnden Priesterinnung, veranschaulichen wollen. Statt um weitläufig zu sagen: „Wie hier in Ephesus ein Asiarch oder auch Asiarchen auf ein Jahr lang die Geschäfte unter sich haben, so führte in jenem Jahre Kaiaphas als Oberpriester den Vorsitz im Synedrium zu Jerusalem," habe er Bild und Gegenbild auf die kürzeste Weise in Einen Satz zusammengezogen. Allein von andern Schwierigkeiten abgesehen, müßte Johannes wenig Verstand besessen haben, wenn man ihm die Absicht zutrauen wollte, er habe seinen Zweck zu veranschaulichen auf eine so unklare Weise zu erreichen gehofft, bei welcher der beabsichtigte Sinn zwischen den Zeilen gelesen werden muß. 88) a. a. O. S. 142 und S. 415—435.

Stämme vor deren Wegführung Propheten in großer Anzahl (1 Kön. 18, 4. 13) wirksam gewesen, unter ihnen ein Elias und Elisa, und später hatte dort Amos (Cap. 9, 11) die messianische Hoffnung verkündigt. Dieselbe konnte sich erhalten haben. War sie aber erloschen, so konnte sie späterhin von den Juden nach Samaria verpflanzt worden sein. Denn hier fanden ja im Wesentlichen dieselben Verhältnisse statt, aus denen sich unter den Juden die messianische Hoffnung entwickelte, nämlich der grelle Widerspruch zwischen der theokratischen Idee und der traurigen Wirklichkeit der gegenwärtigen politischen und religiösen Zustände, und der unversiegbare Glaube der Edelsten im Volke an die absolute Nothwendigkeit der Realisirung jener Idee. Die Feindschaft zwischen beiden Völkerschaften steht dem durchaus nicht entgegen. Die Bildungsgeschichte der Menschheit lehrt, daß keine nationale Antipathie stark genug ist, um auf die Dauer Ideen abzuhalten, welche entweder in sich und durch sich selbst oder doch wenigstens in temporellen und localen Neigungen und Bedürfnissen begründet sind. Auch bezeugt der aus Sichem gebürtige Justin der Märtyrer [89]), daß Juden und Samariter zugleich das von den Propheten überlieferte Wort Gottes besessen und immer Christum erwartet hätten. Zwar ist der Ausdruck Wort Gottes der Propheten offenbar ungenau, da die Samaritaner die prophetischen Schriften nicht anerkannten; Justin ist hier offenbar unwillkürlich in das Geleise seiner eigenen christlichen Vorstellung und Sprache gefallen, aber offenbar würde er, wollen wir ihn nicht absichtliche Unwahrheit sagen lassen, sich nicht so haben ausdrücken können, wenn nicht die Samariter den wesentlichen Inhalt der prophetischen Weissagung vom Messias mit den Juden getheilt hätten. Br. Bauer [90]) entgegnet zwar, Justin beurkunde da, wo er nicht ins Geleise aprioristischen Geredes falle, sondern aus „empirischer Erfahrung" (sic!) spreche, eine ganz andere Vorstellung von der Sache. „Im Eingange zu seinem Dialoge mit dem Tryphon [91]) erzähle er, wie er selber zu den Propheten und zu deren Zeugniß vom wahren Gott und vom Christus hingeführt worden, und dieses Zeugniß stelle er als ein solches dar, welches ihm bis dahin völlig fremd und unerhört gewesen sei." Allein nach der Stimme einer gediegenen Kritik [92]) läßt sich in jenem Prologe Justin's zwischen historischer Wahrheit und dem, was blos zur rhetorischen Einkleidung des Dialogs dient, keine scharfe Grenze ziehen. Oder will etwa Br. Bauer aus jenem Prologe auch schließen, Justin dem Märtyrer sei vor seiner Bekehrung zum Christenthume der jüdisch-samaritanische und christliche Monotheismus selbst seiner Existenz nach völlig unbekannt gewesen?

Wäre ferner die Behauptung begründet, daß der vierte Evangelist manche Aussprüche Jesu in unrichtiger Zeit- und Ortsverbindung mitgetheilt habe, so wäre damit noch nicht der Schluß gerechtfertigt, daß diese Aussprüche Jesu als „einzelne Redesplitter" aus der allgemeinen mündlichen Tradition dem Verfasser zugeflogen seien, und dieser damit nichts anzufangen gewußt habe, folglich nicht Ohrenzeuge gewesen sein könne [93]). Denn warum sollte nicht auch ein Ohrenzeuge nach 40 bis 60 Jahren über den Zusammenhang, in welchem, und über die Veranlassung, bei welcher ein Ausspruch gethan wurde, haben irren und ihn dem zufolge an falscher Stelle und auf ungeschickte Art einreihen können? Übrigens hat sich die negative Kritik in diesem Fall in einen eigenen Widerspruch verwickelt. Sonst soll der vierte Evangelist in Composition und Relation der Reden Jesu mit großem Kunstgeschick, aber auch arger Willkür verfahren sein, in unserem Falle aber entweder so verstandlos gewesen sein, daß er nicht vermocht habe, jene Redesplitter an einer passenden Stelle einzuflechten, oder so gemäßigt und gewissenhaft, daß er die Aussprüche Jesu lieber vereinzelt und zusammenhangslos referirte, als für sie eine angemessene Verknüpfung und historische Veranlassung erdichtete.

Die Stellen, auf welche sich obiger Vorwurf der Kritik bezieht, sind folgende drei: Cap. 4, 44 heißt es: Christus habe versichert: *ὅτι προφήτης ἐν τῇ ἰδίᾳ πατρίδι τιμὴν οὐκ ἔχει.* Da im Zusammenhange von keiner einzelnen Stadt die Rede ist, so kann unter *πατρίς* nur das Vaterland gemeint sein. Als Vaterland Christi aber gilt sonst in der evangelischen Geschichte Galiläa: Matth. 26, 69. Joh. 7, 41 fg. Versteht man nun dasselbe auch hier, und faßt man V. 44 als Angabe des Grundes zu V. 43, so passen beide Verse nicht zu einander; denn eben weil ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, sollte man erwarten, daß Jesus nicht nach Galiläa gegangen sei. Es ist nun freilich wahr, daß alle Versuche, diese Schwierigkeit zu beseitigen, sobald nach ihnen die Erklärung von Galiläa festgehalten wird, durch ihre Künstelei und Härte sich selbst das Urtheil sprechen; es ist ferner wahr, daß in der Stelle Alles klar ist und logisch zusammenhängt, sobald man nach des Origenes Vorgange mit Bruno Bauer [94]) *πατρίς* von Judäa versteht, jedoch nicht wegen der Geburt Christi in Bethlehem, sondern im tropischen Sinne von der Eigenschaft dieser Provinz als Hauptschauplatze der altprophetischen Wirksamkeit und demgemäß idealen Heimath Christi. Denn nach Cap. 4, 1—3 hatte Jesus diese Provinz aus Besorgniß vor Nachstellungen der hierarchischen Partei verlassen; die Erzählung vom Aufenthalte Christi in Samarien bildet offenbar eine Episode, und der Evangelist nimmt in V. 43 die schon V. 3 gemachte Notiz vom Weggange Jesu nach Galiläa wieder auf. Hieraus folgt aber noch keineswegs mit Nothwendigkeit, wie Bauer will, daß der Evangelist den nach der Relation des Lucas 4, 24 und Matth. 13, 57 bei einer ganz anderen Gelegenheit in Bezug auf seine Vaterstadt Nazareth gethanen Ausspruch Christi aus Unkunde in unrichtige Zeit- und Sachverbindung gebracht habe. Denn Jesus konnte ja recht wohl ein und dasselbe Sprüchwort bei verschiede-

89) Apol. II. p. 88. 90) a. a. O. S. 425. 91) Dial. c. Tryph. p. 224 sq. 92) Vgl. Credner's Beiträge zur Einleitung. I. Th. S. 95 fg.

93) Wie Strauß a. a. O. I. S. 680 (1. Aufl.) meint. 94) a. a. O. S. 117.

nen Gelegenheiten anwenden (wie er dies bei Johannes selbst mit einer und derselben Sentenz thut: Cap. 13, 16 und Cap. 15, 20), zumal da er auch ein anderes Mal das Betragen Jerusalems gegen die alten Propheten mit unverkennbarer Beziehung auf das Verhaltniß dieser Stadt zu ihm selbst rügt: Luc. 13, 34. Matth. 23, 37. — Der zweite hier in Frage kommende Ausspruch Christi ist der in Cap. 13, 20: *ὁ λαμβάνων ἐάν τινα πέμψω ἐμὲ λαμβάνει· ὁ δὲ ἐμὲ λαμβάνων λαμβάνει τὸν πέμψαντά με*, welcher sich auch bei Matth. 10, 40 fast wörtlich in der bekannten Instructionsrede Jesu in angemessenem Zusammenhange findet, und in der Darstellung des Johannes eine passendere Stelle nach Cap. 15, 21 einnehmen würde. Wollen wir nun nicht annehmen, daß der Evangelist auf Veranlassung von V. 16, welcher sich zugleich mit unserem Ausspruche in Einer und derselben Rede bei Matth. Cap. 10 findet, den Ausspruch in blos „lexikalischer" Reminiscenz angereiht habe, was unserer obigen Bemerkung zufolge auch einem Apostel und Ohrenzeugen begegnen konnte: so läßt sich die Schwierigkeit durch die von Lampe, Mosheim und Gfrörer[95]) vorgetragene Annahme heben, daß V. 18 und 19 eine Episode bilden, in welcher Jesus angibt, unter welcher Beschränkung das so eben Gesagte zu verstehen sei, worauf sich dann V. 20 von V. 16 in folgender Ideenassociation anreiht: Wie schwer es auch sein mag, die Pflicht der sich selbstverleugnenden und aufopfernden Demuth zu erfüllen, die euch als meinen Aposteln obliegt, so muß euch doch auch auf der anderen Seite der Gedanke an die hohe Würde eueres Berufes erheben und begeistern. — Wie aber auch der Evangelist dazu gekommen sein mag, den Ausspruch Jesu in V. 20 hier anzureihen, so ist er doch gegen Matthäus hinsichtlich der chronologischen Stellung wenigstens im relativen Rechte, da nach einstimmigem Resultate der neueren Kritik der Hauptinhalt jener Instructionsrede bei Matth. 10 in die letzte Zeit des Zusammenseins Jesu mit den Seinigen zu setzen ist. — — Am Bedenklichsten möchte der dritte in unserer Frage zur Erörterung gekommene Ausspruch Jesu *ἐγείρεσθε, ἄγωμεν ἐντεῦθεν* erscheinen in Cap. 14, 31, indem Jesus auch nach Matth. 26, 46, Marc. 14, 32 mit einem *ἐγείρεσθε ἄγωμεν* und zwar in sehr angemessenem Zusammenhange, aber in einem anderen Local zum Aufbruch auffodert. Da nun zumal nach unserer Stelle der Auffoderung keine Folge geleistet wurde, sondern Jesus in Cap. 15 die Rede fortsetzte; da ferner auch nach den beiden synoptischen Stellen Jesus jene entschlossene Auffoderung beim Herannahen der ihm feindlichen Macht gethan habe, indem es wenig Unterschied mache, daß im vierten Evangelium die in dem Verräther und seiner Schar wirksame Macht, bei den Synoptikern der von dieser Macht getriebene Verräther selbst als herannahend geschildert werde: so meint Strauß[96]), dem Evangelisten sei das in seiner Erinnerung haftende *ἐγείρεσθε ἄγωμεν ἐντεῦθεν*, von dem er gewußt, Jesus habe es beim Nahen der feindlichen Macht gesprochen, unwillkürlich zwischeneingeschlüpft, daher er es auch sogleich wieder ignorire und dem noch nicht erschöpften Strome der Abschiedsreden nach wie vor freien Lauf lasse. Allein ganz abgesehen, daß alles dies auch einem Ohrenzeugen nach einem langen Zeitabstande von der Thatsache begegnen konnte, ist der gewöhnliche Versuch, die Schwierigkeit zu lösen, mindestens ebenso einfach und nahe liegend, nämlich daß Jesus wirklich seine Rede geschlossen (denn auch ohne das auffodernde *ἐγείρεσθε. ἄγωμεν ἐντεῦθεν* neigt sich die Rede von V. 25 an dem Ende zu, welches sie in V. 31 auf sehr angemessene Weise erreicht), das Mahl aufgehoben und zum Aufbruch aufgefodert habe, aber entweder von liebevollem Drange zu seinen Jüngern, oder durch irgend eine unbekannte äußere Veranlassung im Zimmer zurückgehalten worden sei und daselbst die folgenden Reden gesprochen, der Evangelist aber, weil er sein Interesse ganz auf den Inhalt dieser Reden fixirte, die Veranlassung zu dem längeren Bleiben unerwähnt gelassen habe[97]).

Anlangend die an dem Evangelisten von Weiße so hart getadelte Eigenthümlichkeit, fast bei jeder (?) Nennung einer Person oder eines Ortes auf eine anderweite Nennung desselben Namens zu verweisen (vgl. oben S. 36), so beweist der hieraus gezogene Schluß, diese Hinweisungen seien eine Nachwirkung der Mühe, welche dem Verfasser das sich Orientiren in dem erzählten Stoffe gekostet habe, offenbar zu Viel und darum gar Nichts. Diese Eigenthümlichkeit des Evangelisten beurkundet blos eine gewisse Umständlichkeit, allenfalls auch ein allzu ängstliches Streben, jeder Verwechselung der Personen und Ortschaften von Seiten der Leser vorzubeugen, welche Eigenschaften auch ein Augenzeuge, zumal wenn er im hohen Alter schrieb, besitzen konnte. Übrigens stehen die meisten jener den Namen von Personen beigefügten Verweisungen und appositionellen Notizen in engster pragmatischer Beziehung zum Zusammenhange, indem sie augenscheinlich dazu dienen sollen, zu erklären, wie Hand-

95) a. a. O. II. S. 292 fg. 96) a. a. O. I. S. 661 fg. 1. Aufl. S. 728 fg. 3. Aufl.

97) Nach Gfrörer a. a. O. II. S. 297 erinnerte sich der Evangelist als Augenzeuge, „daß Jesus seine Jünger in der letzten Nacht mit dem Rufe *ἐγείρεσθε ἄγωμεν* zum Aufbruche ermahnte." „Er wußte ferner noch, daß diese Worte den Schluß einer längeren Rede bilderen. Als nun Johannes den Vortrag, welcher den kleineren Theil des 13. Cap. und das ganze 14. umfaßt, niedergeschrieben hatte, wollte er abbrechen und den Herrn in den Garten ziehen lassen, deshalb fügte er die Schlagworte bei. Kaum hatte er jedoch dies gethan, als ihm noch andere Reden Jesu vor die Seele traten, welche er nun ebenfalls mittheilt, ohne deswegen den Satz *ἐγείρεσθε ἄγωμεν*. der jetzt allerdings nicht mehr an seiner rechten Stelle war, auszustreichen. Allem Anscheine nach hielt er den Fehler, wenn man ihn anders so nennen will, für eine zu unbedeutende Kleinigkeit, als daß es der Mühe werth wäre, die Feile anzulegen." — Übrigens läßt sich die Abgerissenheit, welche zwischen der Auffoderungsformel und dem Vorhergehenden stattfindet, entfernen, wenn man mit Schott in seiner letzten Ausgabe des N. T. nach *ποιῶ* blos mit Komma interpungirt, und somit die Worte von *ἀλλὰ ἵνα* an bis *ποιῶ* als Vordersatz und Angabe des Zwecks von *ἐγείρεσθε. ἄγωμεν ἐντεῦθεν* faßt. Denn wollte man, wie gewöhnlich geschieht, nach *ποιῶ* ein Punktum setzen, so müßte man mit Lachmann das *καί* vor *καθώς* streichen, für dessen Weglassung aber es an zureichenden äußeren Auctoritäten fehlt, da es nur im Cod. Alex. fehlt.

lungen oder Reden jener Personen, die der Evangelist eben erzählt oder erzählen will, ihrem bei einer anderen Gelegenheit bewiesenen Charakter entsprochen hätten. Dies gilt namentlich von den den Namen des Nikodemus (7, 50. 19, 39), des Judas Iskariot (12, 4) und des Kaiaphas (18, 14) beigefügten Verweisungen. In Cap. 12, 9 dient der zu dem Namen des Lazarus gemachte Beisatz ὃν ἤγειρεν ἐκ νεκρῶν dazu, das Interesse zu bezeichnen, welches die Juden hatten, den Lazarus zu sehen. Die negative Bezeichnung des zweiten Judas durch οὐχ ὁ Ἰσκαριώτης in Cap. 14, 22 ist eine höchst dankenswerthe, einer Verwechselung vorbeugende Notiz, und wie damit der Evangelist „seine Unkunde der wahren Persönlichkeit dieses Judas zu verrathen scheine“ [98]), ist durchaus nicht zu begreifen [99]).

Was man weiter neuerdings als das dogmatische Bewußtsein der bereits gegründeten Kirche im 2. Jahrh., als dessen Reflex unser Evangelium erscheine, bezeichnet hat, ist, genauer zugesehen, nichts Anderes, als die auf dem Grunde der durch den Geist und die Kraft Christi empfangenen Lebensanregung, durch vielfache äußere und innere Erfahrung, inmitten der Entwickelung des göttlichen Reiches gebildete und vollendete apostolische Denk- und Anschauungsweise, in deren Lichte der Verfasser die evangelischen Thatsachen betrachtet und darstellt [1]). Trotz sehr markirter Eigenthümlichkeit ist dieses apostolisch-religiöse Bewußtsein im Wesentlichen dasselbe, wie es in den übrigen neutestamentlichen Schriften sich ausspricht. Die neutestamentlichen Schriften aber stehen zu den Schriften der apostolischen Väter und zur übrigen christlichen Literatur des 2. Jahrh. durchaus in dem Verhältniß der Ursache zur Wirkung, des Ursprünglichen zum Abgeleiteten. Unter den neutestamentlichen Schriften nimmt aber das vierte Evangelium eine der ersten Stellen ein, es bewegt sich in einem so hohen idealen Schwunge, beurkundet eine solche Tiefe, Innigkeit und Unmittelbarkeit der religiösen Überzeugung, eine so freie, geistige und innerliche Auffassung des Evangeliums, wie sie nur der apostolischen Zeit angemessen ist, und im 2. Jahrh. ohne Beispiel sein würde. — Jener späteren apostolischen Denk- und Anschauungsweise, diesem entwickelten christlichen Bewußtsein, ist es denn auch gemäß, daß der Verfasser von den Juden und ihrem Gesetz wie von etwas ihm selbst Fremden spricht. Und wie hätte auch nicht ein Mann, der wol an 30 Jahre in Hellenischer Umgebung gelebt, in welchem Christus eine Gestalt gewonnen hatte, wie in keinem Anderen, den die Erfahrung aufs Schmerzlichste berührt haben mußte, daß der Gesalbte des Herrn von seinem eigenen Volke, dasselbe als ideelle Gesammtheit betrachtet, verworfen worden war, wie hätte ein solcher Apostel sich nicht je länger je mehr seinen Volksgenossen im Innersten entfremdet fühlen sollen? So können wir denn gut und gern die von der feindlichen Kritik geltend gemachte Bemerkung: „der Haß des ganzen Volkes gegen Jesum ist in den Oberen concentrirt. Was von Allen gilt, das gilt auch von den Einzelnen. Daher welches immer die Gegner seien, und wo sie mit Jesus zusammentreffen mögen, so heißen sie Ἰουδαῖοι. Der Gesammtname des Volkes wird auf Einzelne desselben übertragen, um das Verhältniß des ganzen Volkes zu Jesu durch das Verhältniß dieser Einzelnen zu ihm scharf zu bezeichnen“ [2]), in ihrem ganzen Umfange als wahr unterschreiben, ohne damit die hieraus gezogene, gegen die Authentie des Evangeliums gerichtete Folgerung im Geringsten zu billigen.

Nein willkürlich ist auch die Behauptung, daß die Vorstellung von der Menschwerdung des Logos in einem historischen Individuum bei einem Augenzeugen und Lebensgenossen dieses Individuums absolut undenkbar sei. Mag sie auch dem vorzugsweise verstandesmäßig gebildeten modernen Bewußtsein befremdend vorkommen, so kann sie doch auf dem Standpunkte eines apostolischen Augenzeugen von Hellenistischer Bildung ganz in der Ordnung gewesen sein, und ihre Entstehung entzieht sich keineswegs der psychologischen Erklärung und Nachweisung. Wird nämlich schon durch den Eindruck höher gesteigerter Religiösität und Frömmigkeit im Kreise unserer Erfahrung der empfängliche und tiefere Mensch von höheren und heiligen Regungen ergriffen, ist es doch, als fühlte er da die unmittelbare Nähe des Göttlichen: wie sollte nicht die unmittelbare Gemeinschaft und Einwirkung Desjenigen, in dem das religiöse Leben zur höchsten Vollendung gekommen, der sich der innigsten moralischen Verbindung mit Gott bewußt war, dessen Geist die Keime und Bedingungen einer neuen Ordnung der Dinge, der religiös-sittlichen Umbildung der Menschheit in sich schloß, dessen Leben und Wirken von höheren Kräften bewegt und getragen war, wie sollte nicht ein Solcher in den Gemüthern der fürs Ideale empfänglicheren Jünger einen Eindruck hinterlassen haben, welcher, zumal nach der glorreichen Auferstehung Christi unter fortwährender Erfahrung der erleuchtenden, heiligenden und beseligenden Kraft des vom Herrn ausgehenden Geistes und inmitten der siegreichen Entwickelung des göttlichen Reiches je länger je mehr zur colossalen Höhe der Idee eines vor- und übermenschlichen Wesens sich steigerte, dergestalt, daß dem Apostel zuletzt nicht mehr das palästinensische Χρι-

98) Wie Weiße meint a. a. O. I. S. 134. 99) Vgl. auch Frommann in den Studien und Kritiken. 1840. 4. Heft. S. 890—892.

1) Gfrörer, Das Heiligthum und die Wahrheit. (Stuttg. 1838.) S. 925: „Zwischen der That und der Abfassung des Evangeliums liegen volle 50—60 Jahre; und in diesen Zeitraum fällt die Ausbildung der christlichen Glaubenslehre, in welche allmälig viele Elemente der Philosophie jenes Jahrhunderts, besonders der Logosbegriff, hereingezogen wurden, fällt weiter ein heftiger Kampf der neuen Kirche gegen die Juden, ein Kampf, der, wie es in solchen Fällen überall zu geschehen pflegt, nicht ohne Einfluß blieb auf die Darstellung der Lebensgeschichte Jesu, und manchen Einzelnheiten eine Färbung aufdrückte, welche darauf berechnet war, die Einreden und Angriffe der Gegner siegreich zurückzuschlagen.“

2) Worte Fischer's a. a. O. S. 132. — Das von Fischer geltend gemachte und oben von uns (Anm. 68. S. 37) mitgetheilte Beispiel der Würtemberger würde freilich allerdings passen, wenn dieses Volk sowol seiner größeren Mehrzahl nach, als auch in seiner Repräsentation, der Regierung und den Landständen, dem Pietismus zugethan wäre, was aber, Gott sei Dank, nicht der Fall ist.

ατός, selbst in seiner erhabensten Bedeutung gefaßt, ganz zusagen konnte, daß er nur in dem alexandrinischen Begriffe des Logos den angemessensten Ausdruck fand für seine auf die heiligste Erfahrung seines Lebens gegründete Überzeugung von der alles Menschliche und Jüdische weit übersteigenden Hoheit und Herrlichkeit des Erlösers [3]).

Gegründetere Bedenken können dagegen dem wissenschaftlichen Theologen die Wundererzählungen unseres Evangeliums erwecken. Zwar ergibt sich aus dem gesammten Pragmatismus (dessen Nachweisung hier zu weit führen würde) der christlichen Urgeschichte mit unabweisbarer Nothwendigkeit, daß Jesus außerordentliche Thaten vollbracht habe, welche auf seine Umgebung den Eindruck von Wundern machten, und bei einem nicht geringen Theile derselben die Überzeugung von seiner Messianität begründeten oder befestigten. Auch hat sich in der neueren Zeit unter mehren gemäßigten Theologen und Philosophen [4]) eine von supranaturalistischer wie rationalistischer Einseitigkeit gleich weit entfernte Ansicht gebildet und scheint immer weiteren Eingang zu finden, nach welcher nicht nur die meisten Christo zugeschriebenen außerordentlichen Krankenheilungen, sondern sogar die Todtenerweckungen [5]) auf die Macht des Geistes über den leiblichen Organismus zurückgeführt und, wie sehr sie auch die Schranken der gewöhnlichen Erfahrung überschreiten, dennoch durch mancherlei Analogien und Anknüpfungspunkte innerhalb dieser Erfahrung unserer Vorstellung einigermaßen zugänglich gemacht und in die Kategorie des Naturgesetzmäßigen gestellt werden. Wer freilich, wie die Hegelingen, es nicht über sich zu gewinnen vermag, in dem Leben und Werke Jesu die Macht eines höheren Principes anzuerkennen, sondern auch an die evangelische Geschichte den Maßstab der Alltagserfahrung angelegt wissen will, wird sich auch mit dieser gemäßigten Wundertheorie nicht zu befreunden vermögen. Leider aber läßt sich dieselbe nicht auf solche Wunder beziehen, in welchen der Herr nach dem Berichte der Evangelien durch die unmittelbare Macht seines Willens auf vernunft- und leblose Stoffe wirkt; für diese Wunderwirkungen fehlt es an jeder, selbst noch so schwachen Analogie. Und von solcher Art sind in unserem Evangelium die Verwandlung des Wassers in Wein, die Brodvermehrung und das Wandeln Christi auf dem Meere. Die Erzählungen von diesen Wundern sind von einem unlösbaren Gewirre historischer, ethischer und physikalischer Schwierigkeiten umschlungen, und ich gestehe frei und offen, daß mir dieser Punkt in dem neuesten Streite über die Echtheit unseres Evangeliums immer die meisten Scrupel gemacht hat. Da indessen so viele Gründe für die Echtheit des Evangeliums sprechen, und die sonstigen dagegen erhobenen Bedenken sich beseitigen lassen, so würde es unbesonnen und verwegen sein, die in Rede stehenden Wundererzählungen als das entscheidende Moment in unserer Streitfrage zu betrachten. Wenigstens müßte, was, wie mich dünkt, niemals gelingen wird, die Voraussetzung als absolut unstatthaft und unmöglich dargethan werden, daß jene Idee eines vor- und übermenschlichen Wesens in Jesu, welche der Resler von dessen erhabener historischer Persönlichkeit war, ihre verklärenden Strahlen wieder auf die Details der evangelischen Geschichte dergestalt zurückgeworfen habe, daß auch in der Anschauung und Erinnerung von Augenzeugen, zumal wenn selbige von Jugend auf in wunderglaubiger Atmosphäre gelebt hatten und im religiösen Pragmatismus ihr Urtheil mit dem Factum vermischten, ursprünglich rein natürliche Ereignisse und Handlungen eine übernatürliche Beleuchtung erhalten und somit zu Wundern sich idealisiren konnten [6]), sodaß wir nun zwischen der subjectiven Auffassung des Referenten und dem zu Grunde liegenden Factum zu unterscheiden haben [7]), wenn auch der besonnene Kritiker bei manchen Erzählungen es am Gerathensten finden mag, die Frage nach dem reinen Thatsächlichen gänzlich auf sich beruhen zu lassen [8]). In keinem Falle aber kann man in so unbedingter Allgemeinheit die Richtigkeit des Grundsatzes zugestehen, daß, wenn in einer Schrift Wunder erzählt werden, dieselbe keinen Augenzeugen zum Verfasser haben könne [9]).

3) Vgl. auch Kern, Tübing. Zeitschr. 1838. 2. Heft. S. 54 fg. 4) Wir meinen hauptsächlich Weiße a. a. O. S. 334–374. Kern, Erörterungen über die Hauptthatsachen der evangel. Gesch. Dritter Artikel: Die Wunder Jesu, in der Tubinger Zeitschr. für Theologie. Jahrg. 1839. 1. Heft. S. 105 fg. Hase, Leben Jesu. (3. Aufl. Leipz. 1840.) S. 16 fg. S. 90–95. Schweizer a. a. O. S. 127–130. Nur die Theorie Weiße's bedarf einiger Modification, da durch sie der Begriff des Erlösers und Wunderthäters zu sehr ins Materielle gezogen wird. 5) Über diese vgl. Kern a. a. O. S. 149 fg. S. 177 fg. — Was die so sehr anstößig befundene Erweckung des Lazarus betrifft, so können wir uns bei deren Auffassung durch Schweizer a. a. O. S. 153–164 vollkommen beruhigen. Vgl. auch Kern a. a. O. S. 181 fg. Hase a. a. O. S. 161 fg.

6) *Baumgarten-Crusius*, Opuscula. (Jen. 1836.) p. 253: Etsi vel maxime Matthaei atque Joannis commentarios pro genuinis habeant, qui de mythis disputant (Straussium quidem constat illud pernegare), ejus tamen et hi aetatis fuere, quae conditam jam et divinitus auctam contemplaretur Christi causam ex eâque mentem intus foveret divinam: atque qui testes etiam rerum fuissent, dari potest, ita animis affectos exstitisse ac rebus correptos, ut quae ambigua nuper ipsi habuissent aut vere etiam humana, ea jam cum reliquis causae amicis ad sublimiorem notionem revocarent impensiusque augerent. Gfrörer, Das Heiligthum und die Wahrheit. S. 326: „Wo die Gemüther einmal vom Wunderglauben beherrscht sind, da mischen sich in eine spätere Darstellung 40 und 50 Jahre alter Ereignisse, selbst wenn dieselbe aus dem Munde von Augenzeugen fließt, unhistorische, übernatürliche, der Einbildungskraft, der Ruhmliebe, dem Interesse des Streites oder anderen Mächten der Art entsprossene Züge ein." 7) Die Richtigkeit dieses Grundsatzes erkennt auch Schweizer a. a. O. S. 266 an, und nach ihm sind in Beurtheilung der drei im Texte genannten Wunder verfahren: Gfrörer, Das Heiligthum und die Wahrheit. S. 304 fg. 171 fg. 175 fg. Kern a. a. O. 2. Heft. S. 10–38. Hase a. a. O. S. 97 fg. S. 137–140. In der Erzählung von der Verwandlung des Wassers in Wein erkennt auch de Wette, Exeget. Handb. zum Evangel. Johannis. S. 40 ein weniger sagenhaftes als subjectives Gepräge an, und urtheilt a. a. O. S. 6, daß die Unklarheit in der Darstellung dieses Wunders am natürlichsten aus eigener unklarer Auffassung und Erinnerung des Evangelisten abzuleiten sei. 8) Wie das nach meiner Ansicht am gerathensten ist bei der Erzählung von der Verwandlung des Wassers in Wein. 9) So wird auch in dem bekannten Briefe der christlichen Gemeinden zu Vienne und Lugdunum über ihre von den Heiden erfahrenen Verfolgungen und Martern,

Die vierte und letzte Hauptgattung von Einwürfen bezieht sich auf das Verhältniß des Johanneischen Evangeliums zu den drei synoptischen, und zwar auf die Differenz zwischen beiderlei evangelischen Schriften, sowol in Darstellung des äußeren Materiales als auch in Zeichnung der Persönlichkeit Jesu. Die früheren Gegner unseres Evangeliums setzten in diesem Punkte der Streitfrage gewöhnlich die vollständige Echtheit und Glaubwürdigkeit der synoptischen Evangelien voraus und benutzten deren Bericht als entscheidendes Kriterium der Johanneischen Darstellung. Seit Strauß dagegen hat man die Darstellung der Synoptiker aus inneren Gründen als die in sich selbst natürlichere und den Zeit- und Ortsverhältnissen angemessenere zu erweisen gesucht.

In Beziehung auf das äußere geschichtliche Material urgirt man theils die zahlreichen Differenzen im Einzelnen, theils die Grunddifferenz in Betreff des Schauplatzes und der Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Allein was die Differenzen im Einzelnen betrifft, so findet man solche auf allen Gebieten der Geschichte, oft selbst bei Augenzeugen Einer und derselben Begebenheit, worüber schon Thucydides I, 22 klagte. Nun mag freilich in keiner an Umfang so geringen Geschichte eine solche Masse von Differenzen vorkommen, als in den Evangelien. Indessen ist auch nirgendwo die Entstehung der Differenzen erklärlicher als hier. Alle vier Evangelien sind nämlich erst lange Zeit nach den Ereignissen niedergeschrieben worden; Hauptquelle der synoptischen Evangelien war die mündliche Tradition: je verschiedener und zahlreicher aber die Vermittelungen waren, welche diese Überlieferung durchlief, desto größer natürlich auch die Modification und Verschiedenheit der Erzählung, zumal bei der Großartigkeit und Einzigkeit des Stoffes und bei dem lebendigen religiösen Interesse, von welchem jene Überlieferung beherrscht und getragen war, welches nicht ohne Einfluß auf die Auffassung und Darstellung bleiben konnte. Viele dieser Differenzen lassen sich durch leichte und naheliegende Hypothesen, wie man sie auf allen Gebieten der Geschichte versucht, ausgleichen, ohne daß man deshalb in die Einseitigkeiten der alten Harmonistik zu fallen braucht. Andere sind allerdings von der Art, daß erst die bereits constatirte Augenzeugenschaft des einen oder anderen Berichterstatters über den Vorzug unter den Berichten entscheiden kann; in noch anderen Fällen aber wird die unbestochene Kritik um der größeren Einfachheit oder größeren Genauigkeit oder inneren Wahrscheinlichkeit willen den Johanneischen Bericht für den ursprünglichen, den synoptischen für den abgeleiteten erklären. Wir rechnen dahin die Erzählungen von der Taufe Jesu durch Johannes den Täufer (Cap. 1, 32 fg. vgl. Artikel: **Johannes der Täufer**), von der Tempelreinigung (Cap. 2, 13 fg.), die Erzählung von der Salbung Jesu (Cap. 12, 1 fg., vgl. mit Matth. 26, 6—13. Marc. 14, 3—9), von der Art, wie Jesus zu dem Esel kam, auf welchem er seinen Einzug in Jerusalem hielt (Cap. 12, 14 vgl. mit Matth. 21, 1 fg. und Parallele), von dem letzten Mahle, welches die Synoptiker fälschlich als Paschamahl darstellen, und die davon abhängige Chronologie der Leidenswoche (Cap. 13, 1. 18, 28. 19, 14. 31 vgl. mit Matth. 26, 17. Marc. 14, 12. Luc. 22, 7), die Bezeichnung des Verräthers während jenes Mahles (Cap. 13, 18—30, vgl. mit Matth. 26, 21 fg. Marc. 14, 18 fg. Luc. 22, 21 fg.), die Relation von der Verleugnung des Petrus (Cap. 18, 12—27) und anderen Scenen der Leidensgeschichte [10]). — Dagegen ist bis jetzt die auffallende Erscheinung noch nicht hinlänglich aufgeklärt, daß während in den synoptischen Evangelien Petrus und die beiden Zebedaiden als die von Jesus am meisten ausgezeichneten Jünger hervortreten, im vierten Evangelium des älteren Jacobus, ausgenommen in dem unechten 21. Cap. V. 2, nirgends gedacht wird, was im höchsten Grade befremdend erscheint, wenn der Bruder dieses Jacobus, Johannes, der Verfasser ist [11]). Gleichwol kann diese Erscheinung noch keinen ausreichenden Grund wider den Johanneischen Ursprung unserer Schrift abgeben. Beachten wir nämlich, wie auch in derjenigen Tradition, welche dem ersten Theile der Apostelgeschichte als Quelle zu Grunde liegt, nur

---

also in einem autoptischen Berichte, bei *Euseb.* H. E. V, 2. §. 11 ein stupendes Wunder erzählt, welches unmöglich buchstäblich so sich zugetragen haben kann.

10) Vgl. Schweizer a. a. O. S. 258—263. — Über die Richtigkeit der Johanneischen Relation über das letzte Mahl vgl. Sieffert, Über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. S. 127. Lücke, Commentar zu Johannes 18, 28. Winer, Bibl. Realwörterb. 2. Bd. S. 238 fg. Strauß, Leben Jesu. II. S. 429 fg. Gfrörer, Das Heiligthum und die Wahrheit. S. 195 fg. 11) Strauß a. a. O. I. S. 627. 3. Aufl. Gestützt auf die Wahrnehmung, daß im vierten Evangelium die Vorzüge und Verdienste des Petrus zwar gebührend anerkannt würden (1, 43. 6, 68 fg. 13, 6 fg. 18, 10 fg.), gleichwol aber eine Zurücksetzung hinter die Person des Johannes unverkennbar sei, wie nicht nur aus der Bezeichnung des Letzteren als des Lieblingsjüngers, sondern auch aus einzelnen Zügen der Erzählung (13, 23 fg. 18, 15 fg. 19, 26 fg. 20, 3 fg.) erhelle, wundert sich Strauß (a. a. O. I. S. 558 fg. 1. Aufl. und S. 585 fg. 4. Aufl.), das synoptische Triumvirat der Apostel Petrus, Jacobus und Johannes „beinahe zur Monarchie umgewandelt zu sehen, indem Jacobus, gleichsam als ein Lepidus geradezu entlassen sei, zwischen Petrus aber und Johannes, wie zwischen Antonius und Octavian, die Sache so stehe, daß der Letztere nahe daran sei, den Ersteren aus allen Ansprüchen an höheren oder auch nur gleichen Rang mit ihm verdrängt zu haben." Allein warum soll denn der Vorzug des Johannes vor Petrus nicht historische Thatsache gewesen sein? Die traditionellen Berichte der Synoptiker können hiergegen nichts beweisen. Denn wenn Petrus vermöge seines raschen und sanguinischen Temperaments weit öfter als Johannes auf dem Schauplatze der evangelischen Geschichte äußerlich hervortrat, so mußte er sich auch der gewöhnlichen, vorzugsweise aufs Äußere und Frappante fixirten Beobachtung und traditionellen Erinnerung am Bemerkbarsten machen, während das stillere, aber zartere und innigere Verhältniß des Johannes zu Jesus der Natur der Sache nach nur der nächsten Umgebung bekannt sein konnte und am stärksten und lebendigsten in der dankbaren Erinnerung des betheiligten Jüngers selbst haften mußte. Übrigens ist die Art, wie Strauß seine obige Behauptung durch die angeführten einzelnen Stellen aus unserem Evangelium zu rechtfertigen sucht, nicht frei von Sophistik, wie der gelehrte und scharfsinnige Recensent der ersten Auflage des Strauß'schen Werkes (Dr. Theile) in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. Jahrg. 1836. Nr. 168 und 169 treffend nachweist.

Petrus und Johannes im Vordergrunde erscheinen (Apstgsch. 3, 1. 3. 11. 4, 13. 19. 8, 14), so liegt der Schluß sehr nahe, daß Jacobus in dem synoptischen Triumvirate sich am wenigsten durch hervorstechende Eigenthümlichkeit ausgezeichnet habe, und die nähere Stellung zu Christus vielleicht nur seinem brüderlichen Verhältnisse zu dem Lieblingsjünger Johannes verdanke. Wollte man verlangen, Johannes habe ihn aus Bruderliebe nicht unerwähnt lassen dürfen, so vergäße man, daß der Evangelist nicht von den Jüngern, sondern vom Erlöser selbst berichten wollte, und daß die Miterwähnung der Jünger nur durch die Auswahl derjenigen evangelischen Data bedingt sein konnte, durch deren Mittheilung Johannes seinen in Cap. 20, 31 angegebenen Zweck realisiren wollte. Es würde, wie Lücke sehr richtig bemerkt [12]), die Erwähnung des Jacobus rein um des brüderlichen Verhaltnisses willen, für die antike Objectivität des Evangeliums zu modern und subjectiv gewesen sein.

Weit bedeutender als einzelne Differenzen kann die Grunddifferenz in Betreff der Dauer und des Schauplatzes der Wirksamkeit Christi erscheinen. Bei den Synoptikern ist Galiläa dieser Hauptschauplatz, die Dauer der Wirksamkeit Christi scheint sich in den Zeitraum eines einzigen Jahres zusammenzudrängen, Jesus besucht nur Ein Pascha in Jerusalem, dasjenige, vor dessen Beginn er getödtet wird. Nach Johannes dagegen besucht er mehre Feste in der Hauptstadt des Landes, und hält sich öfter und längere Zeit in Judäa auf, ja es scheint, als ob er die Provinz Judäa als den ihm von Gott bestimmten Schauplatz seines Wirkens angesehen hätte, und nicht verlassen haben würde, wenn er nicht durch gegründete Besorgniß vor Verfolgungen dazu vermocht worden wäre (4, 1—3. 43 fg. 7, 1). Die Chronologie erscheint gleichsam nach diesen Festreisen geordnet (2, 13. 5, 1. 7, 2. 12, 1 vgl. mit 6, 4), und nach Johannes muß die irdische Wirksamkeit Christi etwas über zwei oder gegen drei Jahre gedauert haben. Diese Festreisen Jesu und die daran sich knüpfende Wirksamkeit Christi in Judäa erklärt nun Weiße [13]) gradezu für unhistorisch, indem er sie mit der freisinnigen Erhebung Jesu über das Mosaische Ritualgesetz und die äußeren religiösen Institutionen des Judenthums im Widerspruche findet. Auch soll sich Jesus nach der Darstellung des vierten Evangeliums in einer durchaus falschen Stellung zum jüdischen Volke befinden. Während er nämlich nach den Synoptikern eines „nicht blos durch seine Wunder, sondern ebenso sehr durch die Gewalt seiner Rede (Marc. 1, 22 und Parall.) und durch den überwältigenden Eindruck seiner Persönlichkeit herbeigeführten, übrigens bis zu seinem Abschiede von dort so gut wie völlig ungetrübt bleibenden Erfolges in Galiläa" sich erfreue [14]), nehme der vierte Evangelist „eine erbitterte Feindschaft zwischen Jesus und nicht etwa nur den Schriftgelehrten und Ältesten, sondern der Masse des Volkes" an, und gedenke daneben nur „des vorübergehenden Erfolges," „den es Jesu durch seine Wunderthaten hin und wieder, aber immer nur bei einem kleinen Theile des Volkes zu erringen" gelungen sei. Es sei daher das Angemessenste, den unbekannten Bearbeiter des vierten Evangeliums in einer solchen Stellung zu suchen, „welche ihn hauptsächlich nur von den letzten Begebenheiten in Jerusalem, von den Begebenheiten bei und vor der Katastrophe vernehmen, und nach diesen, theilweise wohl auch nach dem, was ihm von dem beharrlichen Widerstreben der Juden auch nach jener Katastrophe, während das Christenthum sich hauptsächlich unter den Heiden verbreitete, bekannt geworden war, seine Gesammtvorstellung von dem Verhältnisse Christi zu dem Volke, das ihn umgab, entwerfen ließ" [15]).

Allein grade in Betreff der Dauer und des Schauplatzes der irdischen Wirksamkeit des Erlösers hat die unbefangene Kritik immer dem vierten Evangelium einen Vorzug vor den Synoptikern zuerkannt [16]). Denn eine Erdichtung der Festreisen Jesu nach Judäa streitet durchaus mit dem freien antijüdischen Charakter des vierten Evangelisten; nur wenn derselbe sonst als starren Judenchristen sich zeigte, würde jene Meinung Weiße's einiger Schein für sich haben. Für die historische Realität jener Festreisen spricht schon der Umstand, daß Jesus, wenn er die Überzeugung von seiner Messianität begründen und möglichst weit verbreiten wollte, er nicht umhin konnte, an dem Mittelpunkte der bisherigen Theokratie, in Jerusalem, vor einer größeren, an den hohen Festen aus allen Weltgegenden zusammengeströmten Volksmasse als Stifter des neuen Gottesstaates sich zu zeigen und die Aufmerksamkeit auf seine erhabenen Reden und Thaten zu fesseln [17]). Fehlt es doch nicht ein Mal in der synoptischen Tradition an mehr oder minder klaren Spuren eines schon vor der Katastrophe stattgefundenen Aufenthaltes Christi in Jerusalem; vgl. Matth. 23, 37. 26, 55. 27, 57. Der hohe Enthusiasmus, mit welchem Jesus bei seinem Einzug in diese Stadt empfangen wurde, erklärt sich am Leichtesten unter Voraussetzung früherer Anwesenheit und Wirksamkeit daselbst. In dem Abschnitte Luc. 9, 51 bis Cap. 19 sind wahrscheinlich Notizen von mehren Reisen Christi nach Jerusalem zusammengeflossen, und endlich Luc. 10, 38—42 ist die Scene ganz nahe bei Jerusalem, ohne daß der Evangelist es merkt [18]). Daß die Synoptiker gleichwol nur die letzte Festreise Jesu namhaft machen, ist zwar befremdend, erklärt sich jedoch einigermaßen aus der Beschaffenheit der mündlichen Tradition, der vornehmsten Quelle jener Evangelisten, zumal wenn dieselbe von Galiläa aus sich verbreitete und

12) a. a. O. I. S. 135. 13) a. a. O. I. S. 119 fg. und S. 294 fg. 14) a. a. O. S. 120.

15) a. a. O. S. 121 fg. 16) Selbst Bretschneider hatte nicht gewagt, die historische Realität der Festreisen zu verdächtigen; Strauß dagegen ließ in den beiden ersten Auflagen seines Werkes die Frage unentschieden; in der dritten erklärte er sich zu Gunsten des Johannes. 17) Vgl. Bernh. Jacobi, über die Data zur Chronologie des Lebens Jesu in dem Evangelium des Johannes, in Ullmann's und Umbreit's Theologischen Studien und Kritiken. Jahrg. 1838. 4. Heft. S. 904—916, und Frommann in derselben Zeitschrift. Jahrg. 1840. S. 901 fg. 18) Vgl. Tholuck, Glaubwürdigkeit der evangel. Gesch. S. 301 fg.

demgemäß ihr Interesse hauptsächlich an dieses Local knüpfte. In der mündlichen Überlieferung wird nämlich, zumal bei längerem Zeitabstande von den Begebenheiten, das Ähnliche und Gleiche aus verschiedener Zeit und verschiedenem Locale leicht assimilirt und zusammengeschoben. Nun mußte der Natur der Sache nach die Erinnerung am meisten von der letzten Festreise Christi gefesselt werden, weil an sie das tragische Ende Jesu und seine glorreiche Auferstehung sich knüpften, und so konnte und mochte es allmälig geschehen, daß die früheren Festbesuche Jesu sammt ihren Ereignissen mit dem letzten Pascha, als Collectivfeste, zusammenschmolzen. Was aber Weiße von der falschen Stellung Christi zum jüdischen Volke als bloßer Einbildung des vierten Evangelisten bemerkt, ist, genauer besehen, nichts als eine Einbildung des Herrn Weiße selbst. Derselbe versteht nämlich die oben besprochene Johanneische Bezeichnung der Gegner Jesu durch Ἰουδαῖοι fälschlich von der concreten großen Masse des Volkes. Sodann ist ja in den Stellen Cap. 2, 23. 6, 2. 13 fg. 22 fg. 7, 31. 40. 8, 30. 10, 42. 12, 9. 12 ausdrücklich von der Anhänglichkeit des ὄχλος oder „Vieler" an Christus die Rede. In Cap. 12, 19, also fast unmittelbar vor der Katastrophe, heißt es: „die Welt" laufe ihm nach, und Cap. 7, 48 fg. werden die ungläubigen ἄρχοντες und der gläubige ὄχλος einander entgegengesetzt. Wenn aber Johannes in einigen jener Stellen (6, 30 fg. 8, 31) unmittelbar darauf, nachdem er den günstigen Eindruck Christi auf das Volk geschildert hat, anscheinend das Letztere in Conflict mit dem Herrn kommen läßt, so folgt daraus keineswegs, daß er jenen Eindruck als einen blos momentanen schildern wolle, sondern er meint jedenfalls, Einzelne im umstehenden ὄχλος hätten sich Jesu opponirt, und es ist nur eine Ungenauigkeit der Darstellung, wenn er nicht überall, wie in Cap. 7, 40—44, jene Einzelnen als Solche besonders bemerkbar macht. Man hat daher das εἶπον in 6, 30 und das ἀπεκρίθησαν in 8, 31 unbestimmt zu fassen: man sagte, man antwortete. Daß es aber unter der jüdischen Volksmasse auch einzelne im jüdischen Vorurtheile eingerostete, gegen den Eindruck der erhabenen Persönlichkeit Jesu unempfängliche Menschen gegeben habe, ist der Natur der Sache gewiß völlig angemessen. Es ist wahr, Johannes berichtet in den meisten der oben angeführten Stellen Viel von dem durch die Wunder Christi bewirkten Eindrucke, aber sind denn die Synoptiker hierüber wirklich so schweigsam, wie Weiße meint? Man vergleiche doch nur folgende Stellen (die Parallelstellen lassen wir absichtlich weg): Matth. 8, 27. 9, 8. 12, 23. Marc. 5, 42. 7, 37. Luc. 7, 16! Und hebt denn Johannes nicht ausdrücklich auch den Eindruck der Rede Christi hervor: 7, 40. 46. 8, 30. vgl. mit 4, 41 fg. 6, 38, was, soviel mir bekannt ist, von den Synoptikern auch nicht häufiger geschieht; Marc. 1, 22 (Luc. 4, 32 und Matth. 7, 28. 29). Marc. 11, 18 (Luc. 19, 48), Matth. 22, 33. Aber auch die Johanneische Schilderung des Conflictes Christi mit der jüdischen Hierarchie gibt sich durch ihre größere innere Wahrscheinlichkeit als ein getreueres Abbild der historischen Wirklichkeit zu erkennen, als diejenige der Synoptiker. Johannes schildert nämlich jenen Conflict in seinem frühzeitigen Ursprunge (2, 18 fg. 4, 1—3. 44, vgl. mit 3, 2, denn daß Nikodemus bei der Nacht zu Christus kam, beweist Besorgniß vor dem Mistrauen seiner Collegen), allmäligem Wachsthume (von Cap. 5 an) und endlichen Culmination; die Katastrophe Christi wird dadurch besser vorbereitet und motivirt, während sie bei den Synoptikern mehr den Eindruck eines plötzlichen, unerwarteten Ereignisses macht. Gleichwol hat sich auch in der synoptischen Tradition die Erinnerung an frühzeitige hierarchische Machinationen nicht ganz verwischen können, auch hier lauern die geistlichen Hirten des jüdischen Volkes häufig im Hintergrunde: Matth. 9, 4. 11. 34. 12, 2. Marc. 3, 2. 6; und daß es nicht öfters geschieht, davon kann der Grund nur darin liegen, daß die Synoptiker den Hauptschauplatz der Wirksamkeit Christi nach Galiläa verlegen, allwo auch nach dem Zeugnisse des Johannes Christus größerer Sicherheit sich erfreuete, Cap. 4, 1—3. 44. 7, 1.

Den meisten Stoff zum Streite hat die Differenz zwischen dem synoptischen und Johanneischen Christusbilde gegeben. Man hat bemerkt: In den drei ersten Evangelien erscheine Jesus als ein außerordentlicher, mit übernatürlichen Gaben ausgerüsteter Mensch, als wahrhaftes Vorbild sittlicher Größe und als ein den Zeit- und Ortsverhältnissen in jeder Beziehung angemessener Lehrer. Bei Johannes dagegen strahle er in überirdischer Glorie, als ein vom Himmel herabgekommenes Wesen, das schon vor seiner Menschwerdung bei Gott präexistirt habe. Am schärfsten trete der Unterschied in Jesu Reden und Lehrart hervor, sowol in materieller als formeller Beziehung[19]). Bei den Synoptikern bediene er sich eines leicht verständlichen, vornehmlich des im Morgenlande gewöhnlichen gnomischen und parabolischen Vortrags, der vierte Evangelist dagegen gebe lange Wechselreden von dialektischer Beschaffenheit, welche ohne förmliches Memoriren am wenigsten vom Gedächtnisse treu behalten werden können, „es fehle diesen Reden die Pointe oder Spitze, mit welcher sie sich dem Gedächtnisse einhaken, die Handhabe, mit welcher sie vom Zuhörer erfaßt und mit wörtlicher Treue aufbewahrt werden können"[20]). Auch in diesem Evangelium vermisse man die Parabeln ganz; denn was manche Ausleger als solche bezeichnet haben (Cap. 10, 1 fg. u. A.), seien Allegorien. Während er bei den Synoptikern mit seltener Lehrweisheit die Menschen nach ihren verschiedenen Individualitäten und Bedürfnissen behandele, spreche er nach dem vierten Evangelium zu den verschiedensten Personen, wie zum Nikodemus, zur Samariterin, zum Volke in der Synagoge zu Kapernaum, zu den jüdischen Archonten, auf dieselbe Art, er bediene sich harter Bilder und Wendungen, ganz darauf berechnet, die Menschen von sich abzustoßen (Cap. 6, 51 fg.). Selbst der Styl dieser Reden sei dem eigenen des Verfassers im Prologe, in den

19) Vgl. *Bretschneider*, Probabilia p. 31 sq. Strauß a. a. O. I. S. 730 fg. Weiße a. a. O. I. S. 107 fg. 20) Weiße a. a. O. I. S. 108 fg.

erzählenden Abschnitten des Evangeliums und im ersten Briefe völlig gleich. Anlangend den Inhalt der Reden, so entfalte Jesus bei den Synoptikern die Idee des göttlichen Reiches nach den mannichfaltigsten, fruchtbarsten Beziehungen; in reichster Abwechselung verbreite er sich über allgemeine religiöse und sittliche Gegenstände; im vierten Evangelium handele er in ermüdenden Wiederholungen von seinem höheren Ursprunge, seiner messianischen und göttlichen Würde, von der Pflicht und den segensreichen Folgen des Glaubens an diese höhere Würde und Sendung, sowie von den traurigen Folgen des Unglaubens, ja es blicke sogar in den Aussprüchen des Herrn nicht selten das speculative Theologumenon vom Logos hindurch (8, 58. 17, 5. 6, 62). Selbst Johannes dem Täufer lege der Evangelist Vorstellungen unter, welche derselbe nach den bewährtesten Resultaten historisch-kritischer Forschung nicht gehabt haben könne, wie das Dogma von der Präexistenz des Messias (1, 30. 3, 31 und nach der gewöhnlichen Lesart auch 1, 27) und von dessen Versöhnungsleiden und Tode (1, 29). In den synoptischen Reden Christi wehe ein rein praktischer, in dem vierten Evangelium ein speculativer und mystischer Geist. — Es befremde ferner die öftere Incongruenz in den Erwiederungen der Redenden (z. B. 1, 20. 3, 3. 4, 16. 48. 6, 26. 13, 23. 35 u. a. St.); am allerauffallendsten aber sei der gleichförmige Charakter der Gegenredenden, welche den tropischen und geistigen Sinn der Reden des Herrn eigentlich und buchstäblich fassen (2, 20. 3, 4. 9. 4, 11. 15. 33. 6, 34. 52. 60. 7, 35. 8, 19. 22. 33. 39. 41. 52. 57. 11, 12. 14, 5. 8. 22. 16, 29 fg.), worin sich des Evangelisten Streben beurkunde, die geistige Erhabenheit seines Helden in einen recht scharfen Contrast mit der geistigen Beschränktheit seiner jüdischen Zeit- und Volksgenossen zu stellen [21]). Auch urgirt man die in diesen Reden vorkommenden Verweisungen auf früher vor anderem Zuhörerkreise Gesprochenes, wie sie in der Wirklichkeit unmöglich hätten stattfinden können, sondern nur bei schriftlicher Nähe erklärlich seien, vgl. 6, 36 als Rückweisung auf Cap. 5, 36 fg. [22]), und 10, 26 fg. auf 10, 13 fg. — Man hat daher die Johanneischen Reden Christi für freie Compositionen zu dogmatischen Zwecken erklärt, in denen, wie Strauß [23]) urtheilt, neben wenigen dem Verfasser aus der mündlichen Tradition bekannt gewordenen vereinzelten Aussprüchen nur die „Begriffsgruppen" von *υἱὸς* und *πατήρ*, *φῶς* und *σκότος*, *ζωὴ* und *θάνατος*, *ἄνω* und *κάτω*, *σὰρξ* und *πνεῦμα*, ferner einige symbolische Bezeichnungen, wie *ἄρτος τῆς ζωῆς*, *ὕδωρ ζῶν*, auf Christum selbst zurückzuführen seien.

Diese Einwürfe sind zum Theil übertrieben, oder, soweit sie begründet sind, vermögen sie doch nicht die kirchliche Überzeugung vom Johanneischen Ursprunge des Evangeliums zu erschüttern. Über den Gesichtspunkt der Incarnation des Logos, aus welchem der Evangelist das Höhere und Ideale in der Person Jesu darstellt, glauben wir schon oben das Nöthige beigebracht zu haben und darum den von dieser Seite erhobenen Einwurf als erledigt betrachten zu können. Das synoptische und Johanneische Christusbild schließen sich aber keineswegs aus, sondern sobald sich der Kritiker nur in die Johanneische Anschauungsweise hineinzuversetzen und das subjective Gepräge des Evangelisten soweit als möglich vom objectiven Thatbestande zu scheiden vermag, wird er, wie in der Grundanschauung, so in einzelnen Zügen des Johanneischen Christusbildes eine wesentliche Ergänzung des synoptischen anerkennen. Außerordentliche und hochbegnadigte geistige Individualitäten bieten nämlich, je nach der individuellen Verschiedenheit des Beobachters, verschiedene Seiten der Betrachtung dar, wie sie auch oft den energischen Anfangspunkt bilden für verschiedene geistige Richtungen und Bestrebungen [24]). Und so schildern die Synoptiker mehr die äußere und nationale Seite des Lebens Jesu nach dem objectiven Eindruck, den dasselbe auf die größere Umgebung gemacht und wie er sich im Bewußtsein der urchristlichen Gemeinde fortgepflanzt hatte; Johannes dagegen vermöge seiner mehr contemplativen, nach Innen gekehrten und dem Idealen zugewandten Geistesrichtung, stellt vorzugsweise die innere und ideale Seite der Erscheinung Christi dar, daher auch von keinem anderen Evangelisten so klar und tief und nachdrucksvoll das Bewußtsein Christi von seinem engen Verhältniß zu Gott, von der Einheit seines Willens mit dem göttlichen Willen, von seiner erhabenen Bestimmung, Gottes Rathschluß auf Erden auszuführen, geschildert wird, als von Johannes. Dieser Evangelist lenkt unseren Blick

21) Vgl. Vogel, Der Evangelist Johannes — — vor dem jüngsten Gericht. 1. Bd. S. 28. Bretschneider a. a. O. S. 33 und 45. 22) über diese Verweisung vgl. Br. Bauer a. a. O. S. 244 fg. 23) a. a. O. 1. S. 701. 4. Aufl., vgl. mit der ersten Aufl. S. 675.

24) Vgl. Tholuck a. a. O. S. 314 fg., welcher sehr passend folgenden Ausspruch Eckermann's aus der Vorrede zum ersten Bande von dessen Mittheilungen über Goethe, S. 10 anführt: „Weit entfernt bin ich aber auch hier wieder von der Meinung, daß nun der ganze innere Goethe gezeichnet sei. Man kann diesen außerordentlichen Geist und Menschen mit Recht einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt. Und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Personen ein Anderer war: so kann ich auch in meinem Falle nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: dies ist mein Goethe. Und dieses Wort dürfte nicht blos davon gelten, wie er sich mir darbot, sondern besonders auch davon, wie ich ihn aufzufassen und wiederzugeben fähig war. Es geht in solchen Fällen eine Spiegelung vor, und es ist sehr selten, daß bei dem Durchgange durch ein anderes Individuum nichts Eigenthümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges sich beimische. Die körperlichen Bildnisse von Rauch, Dawe, Stieler und David sind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen sie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die sie hervorbrachte. Und wie nun ein Solches schon von körperlichen Dingen zu sagen ist, um wie viel mehr wird es von flüchtigen, unantastbaren Dingen des Geistes gelten! Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in Betreff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes; vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannichfaltigen Offenbarungen eines weit und tiefgreifenden Naturgesetzes nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abzuthun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch, sondern man gelangt durch alles dieses zusammen erst zu Approximationen, geschweige zum Ziele selber."

auf die innerſte in Chriſto wirkſame Grundkraft, durch welche derſelbe in die engſte Beziehung zu Gott geſtellt und zum Erlöſer der Menſchheit befähigt war, unter deren Vorausſetzung ſeine unvergleichlichen Reden, Thaten und ſegensreichen Wirkungen auf die Menſchheit erſt erklärlich werden; von den Synoptikern erfahren wir nur einzelne Äußerungen jener geiſtigen Grundkraft [25]). Es findet ſonach, worauf ſchon oft aufmerkſam gemacht worden iſt [26]), zwiſchen dem ſynoptiſchen und dem Johanneiſchen Chriſtusbilde ein ganz ähnliches Verhältniß ſtatt, wie zwiſchen der Xenophontiſchen und Platoniſchen Geiſtes- und Charakterſchilderung des Sokrates. Denn wie viel auch in der letzteren auf Rechnung des Darſtellers zu ſetzen ſein mag, ſo ſind doch die neueren Philoſophen [27]) darüber einverſtanden, daß die Xenophontiſche Schilderung des Sokrates als eines faſt lediglich aufs Praktiſche gerichteten Weiſen keineswegs erſchöpfend ſei, daß vielmehr die Philoſophie deſſen, welcher den Anſtoß zu ſo reicher und vielſeitiger Speculation gegeben hat, keineswegs alles ſpeculativen Gehaltes baar und ledig geweſen ſein könne, wie er ſich denn nicht ein Mal in der Darſtellung des Xenophon, wenn auch hier in praktiſche Form umgeſetzt, genug verkennen laſſe.

In den Reden Jeſu im vierten Evangelium läßt ſich das Johanneiſche Gepräge in Geiſt und Sprache zwar keineswegs verkennen; allein je inniger der Evangeliſt als Apoſtel ſich bewußt war, den Geiſt Chriſti in ſich aufgenommen und mit ſeinem eigenen inneren Leben aſſimilirt zu haben, deſto weniger brauchte er auf wörtliche Treue bedacht zu ſein, er konnte ſich mit einer freien Reproduction begnügen, wie er ſie für den Zweck ſeiner Schrift bedurfte. Daß hier und da Misverſtändniſſe oder unwillkürliche Umdeutungen des Sinnes der Ausſprüche Jeſu nach eigenen ſpäter gewonnenen Vorſtellungen mit einfloſſen, lag wol in der Natur der Sache ſelbſt, und kann von einer freieren Kritik ohne Gefahr für den Johanneiſchen Urſprung des Evangeliums zugegeben werden. Ja Johannes konnte im apologetiſchen oder polemiſchen Intereſſe ſelbſt abſichtlich dem Herrn manchen fremdartigen Ausſpruch unterlegen, oder wirklich gethanen Ausſprüchen eine andere Wendung oder Deutung geben, wenn er ſich nur, ſei es mit Recht oder Unrecht, bewußt war, daß die Chriſto beigelegten Ausſprüche in deſſen Geiſte gethan ſeien, und daß Chriſtus, wäre er ſichtbar gegenwärtig, unter den veränderten Zeitumſtänden und bei vorliegender apologetiſcher oder polemiſcher Veranlaſſung nicht anders reden würde. Und ſo mag denn der Evangeliſt vornehmlich in allen denjenigen Ausſprüchen ſeine Hand im Spiele gehabt haben, in welchen der Erlöſer ganz im Sinne des ſpeculativen Theologumenon vom Logos, Präexiſtenz bei Gott ſich beilegt (6, 62. 8, 58. 17, 5) [28]), als ein vom Himmel herabgekommenes Weſen ſich darſtellt (8, 14. 24. 13, 3. 16, 27 vgl. mit 3, 31) und nur dasjenige mitzutheilen verſichert, was er bei Gott geſehen oder gehört habe (3, 11. 8, 26. 38. 40. 15, 15 vgl. mit 3, 32) [29]). Daſſelbe gilt von den oben angezogenen Ausſprüchen Johannes des Täufers; vgl. Artikel Johannes der Täufer. Es iſt dies aber gewiß nicht das einzige Beiſpiel auf dem Gebiete der Religionsgeſchichte, daß Schüler ſpäter gewonnene Vorſtellungen mit denen ihrer Lehrer unbewußt identificirt haben, indem ſolche Vorſtellungen für ſie erſt durch die Auctorität ihrer gefeierten Lehrer Geltung und Wahrheit gewinnen. Hat doch auch der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus, trotz ſeines ſtrengen Inſpirationsbegriffes, in ſeiner Archäologie die altteſtamentlichen Reden häufig nur dem Sinne nach mitgetheilt und mit eigenen Gedanken verſetzt [30]). Auch war Johannes, als Menſch von vorherrſchendem Gefühle, von weichem, bildſamem Gemüthe, gewiß nicht Kritiker genug, um mit Scrupuloſität ſpätere Bildungselemente von ſich abzuhalten. — Nicht geringe Freiheit mag er ſich auch in den Antworten der Mitredenden geſtattet haben [31]). Denn wenn es auch in der ſynoptiſchen Tradition nicht ganz an Mis-

25) „Darum iſt Beides zu ſagen: es iſt der Johanneiſche Chriſtus, und es iſt der von dem unmittelbaren Jünger des Herrn ſelbſt geſehene Chriſtus.“ Kern a. a. O. Jahrg. 1838. 2. Heft. S. 58. Vgl. auch Schweizer a. a. O. S. 257. 26) Am Beſten von Tholuck a. a. O. S. 316—322. Kern a. a. O. S. 58—60. 27) Die Belege ſiehe bei Tholuck a. a. O. S. 320 fg.

28) An ſich iſt es ſchon im höchſten Grade pſychologiſch unwahrſcheinlich, daß Jeſus ſich Präexiſtenz beigelegt; wenn man nicht annehmen will, ſein menſchliches Bewußtſein wäre gewiſſermaßen alterirt und Er nicht frei von Schwärmerei geweſen, was doch in keiner Weiſe zu dem ſonſtigen Bilde ſtimmen will, welches aus den Evangelien uns entgegentritt. Da es nun auch im höchſten Grade auffällig ſein müßte, daß derartige Ausſprüche Jeſu aus der traditionell-ſynoptiſchen Erinnerung ſo gänzlich geſchwunden ſeien: ſo liegt gewiß die Annahme am nächſten, daß die hierher gehörigen Ausſprüche im vierten Evangelium auf Rechnung des Referenten zu ſetzen ſind, wie dies auch Kern a. a. O. S. 68 annimmt. 29) Über dieſe Ausſprüche vgl. unſere Bemerkungen im Artikel Inſpiration in dieſer Encyklopädie, 2. Sect. XIX. Bd. S. 56. — Mit Recht ſind auch faſt ſämmtliche neuere Theologen darin einverſtanden, daß der Evangeliſt in Cap. 1, 16 fg. 3, 16—21 und 31—36 die Reden Jeſu und Johannes des Täufers ganz unmerklich in ſeine eigene Reflexion übergehen laſſe. Inzwiſchen fehlt es nicht an Analogien dieſer Erſcheinung bei andern Schriftſtellern. Treffend vergleicht Tholuck a. a. O. S. 331 fg. die Stellen: Gal. 2, 14—21, wo ganz unbemerkbar die Rede des Paulus an Petrus mit dem verſchmolzen iſt, was Paulus zu den Galatern ſagt; *Euseb.* H. E. III, 1, wo man nicht weiß, wo die Rede des Origenes aufhört; *Hieron.* ad Jesaiam 53 ed. *Vallars.* p. 612: Clemens, vir apostolicus, scribit ad Corinthios: sceptrum Dei, dominus Jesus Christus, non venit in jactantia superbiae, quum posset omnia, sed in humilitate, in tantum, ut verberatus a ministro sacerdotis responderit: si male locutus sum, argue de peccato etc. Mit in tantum beginnt des Hieronymus eigene Reflexion, was wir nicht wüßten, wenn uns nicht des Clemens Brief noch vorläge. 30) Vgl. Bretſchneider, Erklärung über die mythiſche Auffaſſung des hiſtoriſchen Chriſtus, in der Allgem. Kirchenzeitung. 1837. Nr. 106. S. 870. 31) Die in den Misverſtändniſſen der Mitſprechenden liegende Schwierigkeit ſucht Schweizer a. a. O. S. 39 fg. vergebens in Abrede zu ſtellen. Wenn er die Urſache aller jener Misverſtändniſſe theils im Mangel an gutem Willen, Chriſtum zu verſtehen, theils im Mangel am Glauben findet, ſo iſt dies wenigſtens nicht die Anſicht des Evangeliſten von der Sache, welcher Cap. 12, 37 fg. grade umgekehrt den Unglauben der Gegner Jeſu aus deren natürlicher Blindheit ableitet. Vgl. meine Bemerkk. in d. N. Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1842. Nr. 256. S. 1055 fg.

verständnissen derselben Art fehlt (Matth. 15, 11. 15. 16, 7. Luc. 22, 38), so kommen sie doch daselbst nicht in so großer Zahl vor, und finden auch nur Seitens der Jünger statt, die bisweilen nicht ein Mal die leichtesten Parabeln verstanden (Luc. 8, 9); oder gänzlicher Mangel an Fassungskraft wird nur dem großen Haufen des Volkes (Matth. 13, 10—17), niemals den gebildeten Gegnern Jesu beigelegt. Und wenn auch Jesus in den synoptischen Streitreden mit solchen gebildeten Gegnern eine hohe Geistesüberlegenheit beurkundet und dieselben zu beschämendem Rückzuge nöthigt (Matth. 22, 15—46), so steht doch diese seine Überlegenheit nicht, wie bei Johannes, roher Bornirtheit, sondern weltlicher Schlauheit und boshafter Verschmitztheit gegenüber. Johannes mag daher dem Eindrucke, welchen die unendliche geistige Erhabenheit Jesu über die Beschränktheit seiner Zeit- und Volksgenossen im Allgemeinen auf ihn gemacht hatte, und wie er sich im späteren Alter in seinem Geiste reflectirte, sowie dem Bestreben, denselben Eindruck auch in den Lesern zu erwecken, in den einzelnen Fällen bei Mittheilung jener Wechselreden zu viel Einfluß gestattet haben, wie denn auch in den Platonischen Dialogen sehr häufig ein ähnliches Verhältniß zwischen Sokrates und den Mitsprechenden stattfindet [32]). Dessenungeachtet ist man, obiger Vergleichung mit den Synoptikern zufolge, wohl berechtigt, manche jener Misverständnisse für historisch zu halten, wie die in 4, 11. 15, 32. 14, 5. 8. 22. 16, 29 fg., und vielleicht auch 2, 22; andere mögen in boshaftem Sarkasmus absichtlich gewesen sein, wie die in 7, 35. 8, 19. 22; noch anderen mögen wirkliche Aussprüche zu Grunde liegen, welche nur der Evangelist in seiner Weise umgedeutet hat, wie in Cap. 3, 4, wo die Vermuthung durch das γέρων auf den ursprünglichen Sinn geleitet wird [33]). Auch die in den Reden Jesu vorkommenden Verweisungen auf früher vor einem anderen Zuhörerkreise Gesprochenes stehen mit der Annahme der Johanneischen Abfassung unseres Evangeliums nicht in absolutem Widerspruch, sondern erklären sich ebenso wie andere bedenklich gefundene Erscheinungen nur aus dem Mangel an gehöriger Scheidung des Subjectiven und Objectiven von Seiten des Evangelisten. Wie nämlich in der Vorstellung desselben die jüdischen Gegner Jesu als Repräsentanten des ganzen Volkes nach seiner geschichtlichen Stellung zum Herrn erscheinen, so bilden ihm auch die öffentlichen Reden Jesu für den didaktischen Zweck seines Evangeliums ein Ganzes, wobei der Unterschied der jedesmaligen Personen der Mitredenden völlig gleichgültig ist, denn was der Herr zu den Einen gesagt hat, gilt ebenso sehr von den Übrigen [34]). — Am wenigsten können endlich die Incongruenzen in den Erwiederungen Etwas beweisen. Ja mit weit größerem Rechte kann man dieselben als Zeugnisse von der Mühe betrachten, mit welcher der Verfasser als Ohrenzeuge in späteren Jahren der Erinnerung nachzuhelfen suchte, indem ein um den historischen Thatbestand unbekümmerter Falsarius nicht verfehlt haben würde, Anreden und Erwiederungen in den leichtesten Fluß zu einander zu bringen.

Was ferner das Fehlen der Parabeln im vierten Evangelium betrifft, so waren dieselben nach Jesu eigener Erklärung bei Matth. 13, 11 und Parall. zunächst für eine niedere Bildungsstufe berechnet, Johannes aber schrieb sein Evangelium für einen gebildeten Leserkreis und mochte daher die Aufnahme von Parabeln seinem Zwecke nicht für angemessen halten. Ihrem Geiste und tiefen Gehalte nach gehen die Reden des vierten Evangeliums zwar allerdings über das gemeine und platte Verständniß hinaus, aber sie sind deshalb nicht speculativ im Sinne der philosophischen Schulen. Das Gefühlselement der Religion waltet in ihnen zwar stark vor, aber sie sind deshalb nicht mystisch im Sinne einer späteren Zeit, und daneben widerfährt auch dem ethischen Elemente sein Recht. Überhaupt aber ist der Gegensatz zwischen den synoptischen und Johanneischen Reden Christi kein totaler, sondern ein quantitativer. Denn auch bei den Synoptikern fehlt es nicht an Anknüpfungspunkten für die Johanneischen Reden. So bewegen sich die Stellen Matth. 11, 21 fg. 18, 20. 28, 20. Luc. 24, 49 ganz im Johanneischen Geiste und Schwunge; namentlich könnte man die erste derselben als das Grundthema des ganzen Johanneischen Redestoffs betrachten, und von gebildeten Laien, die zwar mit dem Geiste der heil. Schrift vertraut, aber in deren Locale wenig bewandert sind, ist sie schon oft für Johanneisch gehalten worden. Es fehlt auch bei den Synoptikern nicht an Wechselreden und solchen von dialektischer Beschaffenheit, vgl. Matth. 12, 24 fg. 22, 31 fg. 18 fg. 42 fg., an kurzen dunkeln und paradoxen Sprüchen: Matth. 8, 22. 11, 19. 16, 6; und bei Matth. 12, 5 deducirt Jesus ganz in derselben Art, wie bei Joh. 7, 22 fg. aus dem Geiste des Mosaischen Gesetzes, wie dasselbe in Bezug auf das Gebot von der Heiligung des Sabbats für höhere sittliche Zwecke Ausnahmen gestatte. Auch den meisten Reden Jesu bei den Synoptikern liegt die Voraussetzung seiner messianischen Würde und göttli-

32) Nach Reuß a. a. O. S. 51 gehören alle jene Misverständnisse blos zur Form der Darstellung als das einfache dialektische Mittel, dessen sich der Apostel bediente, „um die Lehre Jesu in lebendigere Berührung mit der Welt treten zu lassen, die richtige Erklärung im Gegensatz mit der Misdeutung und zugleich anschaulich zu machen, wie der gemeine Weltsinn und Menschenverstand nicht ausreiche, ihre Tiefe zu ergründen. Die Leser, längst eingeweiht in die Geheimnisse dieser Speculation und Mystik, waren über die Stufe jener erst zur christlichen Erkenntniß vorzubereitenden Hörer hinaus und konnten sich an ihrer Blindheit spiegeln." 33) Hätte Nikodemus wirklich die Möglichkeit einer zweiten leiblichen Geburt bestreiten wollen, so waren die Worte γέρων ὢν rein überflüssig, da ja nicht blos für den Greis, sondern für jeden Menschen die Wiederholung einer solchen Geburt unmöglich ist. Der ursprüngliche, aber vom Evangelisten verwischte Sinn des Nikodemus scheint demnach dieser gewesen zu sein: Für ihn als alten Mann, der sich in seine Denkweise und Sitten zu fest eingelebt habe, sei jene Anforderung einer gänzlichen Umwandlung des Inneren unerfüllbar; ihr zu genügen, sei ebenso unmöglich, als eine zweite Geburt. Diesen oder doch einen ähnlichen Sinn setzt Christus offenbar auch in seiner Erwiederung voraus, indem er V. 5 und 6 den Nikodemus von Neuem auf die Unerläßlichkeit seiner Anfoderung aufmerksam macht.

34) Vgl. Reuß a. a. O. S. 53.

chen Sendung zu Grunde, und nicht selten erklärt sich Jesus auch hier über die Nothwendigkeit an ihn zu glauben und seiner Lehre zu folgen mit Hinweisung auf die schlimmen Folgen des Unglaubens: Matth. 7, 24 fg. 10, 32 fg. 12, 30. 21, 31 fg. Daß aber Johannes vorzugsweise solche Reden auswählte, welche dieses Thema behandeln, war durch den eigenthümlichen Zweck seines Evangeliums bedingt, wie denn nach Schweizer's [35]) richtiger Bemerkung „dieses weite Thema nichts Anderes als die ganze berufsmäßige Erlösungstendenz Christi selbst ist." Auf der anderen Seite fehlt es auch bei Johannes nicht an Aussprüchen Jesu, welche ganz den praktischen Geist der Synoptiker athmen: 7, 17. 13, 12 fg. 34 fg. 14, 21. 15, 7—14 [36]); an kürzeren Sentenzen von eigenthümlicher Spitze, 11, 9. 9, 4. 39; an bildlichen Sprüchen von Anschaulichkeit, Leben und Kraft: 3, 8. 4, 34—38. 5, 35. 16, 21; an Stellen, wo er mit den Synoptikern sogar wörtlich harmonirt: Joh. 13, 16. 15, 18 fg. vgl. mit Matth. 10, 24 fg. 12, 8 vgl. mit Matth. 26, 11. Joh. 12, 25 vgl. mit Matth. 10, 39 fg. Joh. 2, 19 vgl. mit Matth. 26, 61. Endlich ist auch bei Johannes der Idee des göttlichen Reiches ihr volles Recht widerfahren. Denn wenn auch die Wortbezeichnung dafür nur ein Mal, 3, 3 fg., sich findet, so liegt doch der Begriff und zwar in der rein idealen Fassung als einer sittlich geistigen Gemeinschaft und Einheit der Gläubigen mit Christus und durch Christus mit Gott diesen Reden und vornehmlich den Abschiedsreden zu Grunde.

Daß aber Johannes bei jener freien Reproduction der Reden Jesu der gewissenhaftesten Treue sich befleißigte, erkennen wir 1) daraus, daß er bisweilen die Aussprüche seines Meisters und den Sinn, den er in denselben findet, genau unterscheidet, vgl. 2, 19. 21. 7, 38. 39. 12, 32 fg. 18, 9; vgl. mit 11, 50 fg. [37]), und grade das Irrthümliche dieser Erklärungen stellt den Contrast zwischen des Jüngers und des Meisters Geiste und Denkart in ein recht helles Licht, und dient zum unwiderleglichsten Beweise, daß die erhabenen Grundideen jener Reden nicht des Johannes Erfindung sein können; 2) wie oft auch in diesen Reden das Theosophem vom Logos hindurchleuchtet, so läßt doch der Evangelist Jesum in den Aussprüchen über seine höhere Würde niemals das Wort λόγος oder θεός von sich gebrauchen; 3) sind in unserem Evangelium die Verheißungen Christi über den Zweck seines Todes und seinen durch diesen Tod bedingten Sieg über die Welt von so geistig sittlichem Sinne, und in so unbestimmter Allgemeinheit gehalten, daß der Unbefangene in ihnen den Abdruck historischer Wahrheit nicht zu verkennen vermag, während die entsprechenden Vorherverkündigungen bei den Synoptikern (vgl. z. B. Matth. 16, 21) offenbar erst nach dem Erfolge gestaltet sind [38]); 4) die zarte Originalität, die Innigkeit, Geistigkeit und überirdische Erhabenheit, besonders in den Abschiedsreden [39]) ist keinem Charakter so angemessen, als dem des Herrn selbst. Grade solche Aussprüche, welche über Geist und Zweck des Werkes Jesu wesentliches Licht verbreiten, suchen wir bei den Synoptikern vergebens: 4, 23. 24. 18, 36. Die extreme neuere Kritik hat freilich grade den freien, geistigen und tiefen Gehalt solcher Aussprüche als Verdächtigungsgrund wider das Evangelium benutzt. Sie findet es unbegreiflich, wie ein im N. T. als Judaist geschilderter Apostel für solche Reden Jesu sich habe interessiren können. Oder wenn auch der religiöse Bildungsgang des Johannes späterhin eine freiere Richtung gewonnen habe, und derselbe wirklich Verfasser des Evangeliums sei: so könnten doch in diesem Falle jene Aussprüche nicht von Christo gethan sein, sondern man habe sie auf Rechnung des nachmals freier gewordenen Referenten zu setzen. Allein wir haben bereits oben gezeigt, wie mislich es um die Behauptung von dem früheren starren Judenchristenthume unseres Apostels bestellt sei. Doch wie sehr auch in einem früheren Lebensalter das jüdische Glaubensbewußtsein an Johannes seine Rechte geltend gemacht haben möge; je kräftiger und tiefer die Wurzeln waren, welche im Laufe der Zeit das christliche Lebensprincip im Geiste und Herzen des Lieblingsjüngers schlug: mit um so stärkerer Kraft mußten früher minder beachtete Lehren Christi in dem Vordergrund der Seele treten (gemäß der Verheißung Jesu bei Joh. 14, 26), ein um so helleres Licht mußte ihm nun in den Geist sowol der ganzen Sache und Lehre, als auch einzelner bis dahin unverstandener Reden, Ermahnungen und Verheißungen des Erlösers aufgehen, sodaß das von der Einwirkung und Nachhilfe des Parakleten entnommene apologetische Argument auch auf freiem und rationellem theologischem Standpunkte Geltung und Wahrheit behält.

Nach diesen Prämissen ergibt sich sonach Folgendes als Resultat, worin auch heutzutage mehr oder weniger die vornehmsten Theologen der verschiedensten Denkweisen [40])

35) a. a. O. S. 19. 36) Tholuck im Commentar zu Joh. 15, 14: „Jacobus ist wahrlich kein stärkerer Freund der Werke, als der für mystisch empfindsam ausgegebene Jünger der Liebe." 37) Vgl. *Henke*, Joannes apostolus nonnullorum Jesu apophthegmatum in evangelio suo et ipse interpres. (Helmst. 1798). weiter ausgeführt in *Pott*, Sylloge Commentt. theol. Vol I. p. 8 sq. 38) Vgl. Schweizer a. a. O. S. 207.

39) Schweizer a. a. O. S. 225 fg. 40) Vgl. Lücke a. a. O. I. S. 125 fg. 137 fg. 229 fg. Bretschneider, über die mythische Auffassung des historischen Christus in der Allgem. Kirchenzeit. 1837. Nr. 104—106. Kern a. a. O. S. 66 fg. Schweizer a. a. O. S. 45. S. 249 fg. S. 252 fg. Reuß a. a. O. S. 37 fg. Mau, Das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte. Eine Parallele u. s. w. in Pelt's Theologischen Mitarbeiten. Jahrg. 1840. 4. Heft. S. 154 fg. — Zum Ganzen unserer bisherigen Erörterung aber über das synoptische und Johanneische Christusbild vgl. *Borger*, De constanti et aequabili J. Chr. indole, doctrina ac docendi ratione, sive comment. de evang. Joannis cum Matthaei, Marci et Luc. compar. (Lugd. Batav. 1816.) *Rettberg*, An Joannes in exhibenda Jesu natura reliquis canonicis scriptis vere repugnet. (Gotting. 1826.) *Reinecke*, De constanti et aequabili J. Chr. indole et ingenio, doctrina ac dicendi ratione, s. commentatio de evang. Joannis cum Matth., Marc. et Luc. evang. conciliato. (Hannov. 1827.) Heydenreich, über die Behauptung, daß Jesus in den drei synoptischen Evangelien ganz anders erscheine, als in dem Johanneischen; in Heydenreich's und Hüffel's Zeitschrift für Predigerwissenschaften (1827) I. Bd. I. und 2. Heft. *Fleck*, De imagine Christi joannea et synoptica. (Lips. 1831.) Unter diesen

übereinstimmen: die Reden Jesu im vierten Evangelium sind nach Form und Sprache fast ganz Johanneisch; auch im Inhalte sind sie hier und da mit Johanneischen Gedanken verwebt, gleichwol läßt sich die Grundsubstanz auf Niemanden Anderes, als den Erlöser selbst zurückführen, die nur von dessen Lieblingsjünger in einer Weise reproducirt wird, wie sie sich in dessen Gemüthe durch oftes wiederholtes Überdenken und Lehren nach einer langen Reihe von Jahren gebildet hatte. Johannes scheint demnach bei Mittheilung dieser Reden im Wesentlichen auf dieselbe Weise verfahren zu sein, wie Thucydides I. 22 mit seinen Reden zu Werke gegangen zu sein versichert: „Was die bei den Berathschlagungen zum Kriege und im Kriege selbst gehaltenen Reden betrifft, so war es freilich eine schwierige Sache, mit den Worten selbst Alles so wiederzugeben, wie ich selbst gehört hatte, oder, wie es mir von Anderen berichtet worden. Doch sie sind von mir so wiedergegeben, wie es mir schien, daß Jeder der Lage am angemessensten reden würde, dabei mich indessen so nahe als möglich an den Gesammtsinn des wirklich Gesprochenen haltend." Der historischen Kritik liegt es daher ob, die Johanneischen Bestandtheile vom Ursprünglichen zu scheiden, wenn auch dies nicht überall gelingen sollte [41]). — Nach dem Vorstehenden bedarf es keiner gezwungenen und unkritischen Hypothesen, um die Eigenthümlichkeit der Johanneischen Reden Jesu zu erklären. Wir bemerken nur 1) die Hypothese von Bertholdt [42]): Johannes habe sich während des mündlichen Vortrags Jesu die wichtigsten Punkte in aramaischer Sprache aufgezeichnet. Eine solche Aufzeichnung würde aber ganz gegen den einfachen Geist der urchristlichen Zeit und Verhältnisse sein; und grade die Johanneischen Reden haben obiger Charakteristik zufolge am wenigsten das Ansehen, frisch vom Munde weg aufgezeichnet zu sein. Auch erleidet diese Hypothese keine Anwendung auf die Gespräche Christi mit Nikodemus und der Samariterin, welche Johannes, seiner eigenen Erzählung zufolge, nicht mit angehört hat [43]). 2) Die Hypothese von Stronck [44]), Johannes habe sich durch liebende Dahingabe an seinen Meister ganz in dessen Denk- und Sprechweise eingelebt und darum dieselbe genau nachgebildet. Dies wird aber schon dadurch widerlegt, daß der Evangelist auch Johannes den Täufer in derselben Art sprechen läßt. Dann aber müßte nach dieser Hypothese die wesentliche Authentie der synoptischen Redeform geleugnet werden, während diese doch dem Charakter eines palästinensischen Lehrers unleugbar angemessener ist. Beide Gründe sind auch noch gegen die vorgenannte Hypothese Bertholdt's geltend zu machen.

Wenn übrigens die negativen Kritiker die im Bisherigen geschilderte von den synoptischen Evangelien so abweichende Eigenthümlichkeit unseres Evangeliums als einen Hauptgrund wider die Authentie des Letzteren geltend machen und gleichwol dessen Abfassung in die Zeit vom Ende des ersten bis in die Mitte des zweiten Jahrh. verlegen, so verwickeln sie sich damit in einen eigenen Widerspruch. Denn um diese Zeit muß doch die in den drei synoptischen Evangelien (von diesen Schriften als solchen ganz abgesehen) schriftlich fixirte Tradition in den vornehmsten Theilen des römischen Reichs, wohin die Kunde vom christlichen Heile gedrungen war, allgemein verbreitet und gangbar gewesen sein. Wie hätte es nun ein Falsarius (denn ein solcher wäre der Verfasser, da er sich Evang. 1, 14. 1 Br. 1, 1 fg. 4, 14 vgl. mit Evang. 19, 34 das Ansehen eines Augenzeugen gibt) wagen sollen, eine von der gangbaren Tradition so abweichende evangelische Relation ans Licht treten zu lassen? Würde er sich nicht vielmehr soviel als möglich an jene Tradition angeschlossen haben? Im Gefühl dieser Schwierigkeit hat sich daher Lützelberger genöthigt gesehen, das Vaterland unseres Evangeliums dem Hauptschauplatze der damaligen gebildeten Welt soweit als möglich zu entrücken, indem er es nach Parthien verlegt, durch diese willkürlichste aller Hypothesen aber die negative Kritik auf diejenige Spitze getrieben hat, auf welcher sie sich selbst vernichtet. Weist aber der oben nachgewiesene sichtbare Einfluß unseres Evangeliums auf die älteste kleinasiatische christliche Literatur von Ignatius bis Irenäus auf Kleinasien als den Ort der Abfassung hin: so muß dasselbe, wenn es bei seiner von der synoptischen Tradition so abweichenden Eigenthümlichkeit Eingang finden wollte, apostolische Auctorität für sich gehabt haben, mag es nun mittelbar oder unmittelbar einem Apostel, und in letzterem Falle dem Johannes oder einem von dessen Mitjüngern seinen Ursprung verdanken [45]).

Daß aber ein Augenzeuge und Apostel und zwar Johannes der Verfasser sei, dies ergibt sich mit approximativster Gewißheit aus folgenden positiven inneren Merkmalen: 1) der in vielen Partien unverkennbaren Frische der Erinnerung, besonders in Scenen, die unter Voraussetzung der Echtheit dem Verfasser Zeitlebens unvergeßlich sein mußten, man vgl. nur 1, 37—40. 13, 1—11. 18, 25—27. 20, 3—10); aus der historischen Genauigkeit in Angabe der näheren Umstände einer Begebenheit, besonders in Orts- und Zeitbestimmungen: 1, 28. 29. 35.

Abhandlungen ist die von Heydenreich die gründlichste. Ein Auszug daraus ist enthalten bei *Schott*, Isagoge p. 123—131.

41) So hat Jesus in allen denjenigen Stellen, wo ihm der Evangelist in Gemäßheit des Logosbegriffs die Vorstellung von einem himmlischen Ursprunge im metaphysischen Sinn beilegt, wahrscheinlich nur von seiner höheren Würde, engen Verbindung mit Gott, himmlischen Sendung und dgl. gesprochen. In Cap. 8, 58 mag der ursprüngliche Sinn Jesu derselbe gewesen sein, welchen die Socinianer und einige ältere Rationalisten in den jetzt verderbenden Worten finden, nämlich, daß er von Ewigkeit her zum Messias bestimmt gewesen sei, vgl. 1 Petr. 1, 19. 20. 42) In seiner Abhandlung: Verosimilia de origine evangelii Joannis, in s. Opusce. ed. *Winer* p. 1 sq. und Einleit. ins N. T. 3. Th. S. 1302. Derselben Ansicht sind auch Wegscheider, Einl. ins Ev. Joh. S. 269 fg. Matthäi, Religionsglaube der Apostel Jesu. (Gottina. 1826.) 1. Bd. S. 136 fg. 43) Eine ausführlichere Widerlegung dieser Hypothese gibt Lücke a. a. O. 1. Abth. S. 231 fg. 44) In seiner Schrift: Specimen hermeneutico-theologicum de doctrina et dictione Joannis apostoli ad Jesu magistri doctrinam dictionemque composita. Traj. ad Rhen. 1797.) Vgl. auch Guerike, Beiträge zur Einl. ins N. T. S. 64. Tholuck, Glaubwürdigkeit ꝛc. S. 334 fg.

15) Vgl. Schweizer a. a. O. S. 26. 28. 46.

40. 44. 2, 1. 4, 5. 6, 5, 2. 5. 6, 4. 19. 10, 23. 40. 18, 1 u. a. St. Wie sehr unterscheidet sich der vierte Evangelist in dieser Beziehung von den Synoptikern, die gewöhnlich nur mittels ganz vager Zeit- und Ortsbestimmungen, wie ἐν ἐκείναις ἡμέραις, ἐκεῖθεν, τότε, ἐδίδαξεν ἐν ταῖς συναγωγαῖς αὐτῶν und dgl., wie sie bei Johannes höchst selten sind, 2, 12. 3, 22. 6, 6. 7, 1. 8, 12, die einzelnen Erzählungsstücke musivisch an einander reihen. Was hätte ein späterer Falsarius, der lediglich einen dogmatischen Zweck verfolgte, für ein Interesse haben können, solche Genauigkeit zu affectiren? Zwar hat auch Johannes, wenn er der Verfasser ist, nicht im historisch-wissenschaftlichen, sondern im apologetisch-didaktischen Interesse geschrieben, und darum, wie wir oben sahen, so manche historische Nebenumstände, weil sie keine religiöse Bedeutung hatten, unberücksichtigt gelassen. Inzwischen entfallen einem autoptischen Erzähler, auch selbst wenn er sein Augenmerk durchaus nicht auf dergleichen historisches Bei- und Nebenwerk richtet, gleichwol unwillkürlich derartige genauere Bestimmungen. Auch die genaue Darstellung der allmäligen Entwickelung und Steigerung des Conflictes zwischen Jesum und den Juden verräth einen den Ereignissen unmittelbar nahestehenden Verfasser. Wenigstens würde ein sehr feines Raffinement und viel Kunstgabe dazu gehört haben, so etwas zu erdichten.

2) Die Art, wie der Verfasser früheres und späteres Verständniß von Reden und Handlungen Jesu Seitens seiner Jünger unterscheidet (2, 21 fg. 12, 16 vgl. mit 20, 9), setzt durchaus das Interesse des Selbsterlebthabenden voraus. Ein Nichtaugenzeuge oder Falsarius würde (2, 21 fg.), wie man dies an vielen Beispielen in den synoptischen Evangelien sieht, seine Auslegung gradezu mit den Aussprüchen Christi identificirt, und (12, 5) seine Meinung vom Zwecke einer Handlung Christi als Zweck Christi selbst dargestellt haben.

3) Der Verf. bezeichnet sich im Ev. 1, 14. 19, 34. [46]) 1 Br. 1, 1 fg. 4, 14 [47]) ausdrücklich als einen Augenzeugen, vermeidet es aber gleichwol sich mit Namen zu nennen, während grade Falsarii ihre Persönlichkeit auf grelle Weise herauszustellen pflegen. Ferner nennt der Verfasser öfters einen gewissen Jünger nicht mit Namen: 1, 37 fg. 18, 15 fg. 20, 3 fg.; in den Stellen 13, 23. 19, 27. 20, 2 (vgl. mit 21, 7. 20, 24) bezeichnet er ihn als „den Jünger, welchen der Herr liebte." Diese auffallende Erscheinung erklärt sich am genügendsten nur unter der Voraussetzung, daß der ungenannte Lieblingsjünger der Verfasser des Evangeliums selbst ist, wie dies auch im unechten Anhangscapitel, V. 24, ausdrücklich versichert wird. Nur edles Selbstgefühl, nur dankbare, selige Erinnerung an die Liebe, deren ihn der Herr gewürdigt hatte, konnte den Evangelisten zu dieser Selbstbezeichnung veranlassen, während Demuth und Bescheidenheit ihn abhielt, seinen Namen zu nennen. Was sollte dagegen einen von diesem Ungenannten verschiedenen Verfasser bewogen haben, mit einem der Jünger Jesu vor den Lesern gewissermaßen Versteckens zu spielen? Weder ein Falsarius, noch selbst ein Schüler des Johannes, welcher von seinem Lehrer empfangene evangelische Nachrichten schriftlich aufgezeichnet hätte, würde sich haben enthalten können, denjenigen Jünger, welchen er auf solche Weise auszeichnen wollte, mit Namen zu nennen, sollte es auch nur an einer einzigen Stelle gewesen sein! Hiermit ist denn auch Lützelberger's [48]) Hypothese widerlegt, welcher im Widerspruch mit der ganzen altkirchlichen Tradition und mit der gangbaren Ansicht der neueren Zeit unter dem Lieblingsjünger den Andreas, Bruder des Petrus, versteht, und diesen vom Verfasser des Evangeliums unterscheidet. Lützelberger benutzt zur Stütze dieser Hypothese den Umstand, daß bis Cap. 12 wol öfters Andreas, niemals aber der Lieblingsjünger, von da an aber öfters der Lieblingsjünger, niemals aber Andreas genannt werde. Besonders aber werde in Cap. 12, 22 ein innigeres Verhältniß dieses Jüngers zu Christus vorausgesetzt. Allein hiergegen streiten, außer der schon im Vorigen bemerkten

46) Da in dieser Stelle von dem Augenzeugen in der dritten Person gesprochen wird, so haben manche Gegner der Echtheit des Evangeliums, wie Weiße a. a. O. I. S. 101, Lützelberger a. a. O. S. 192 fg., der Recens. in der Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 136. S. 477 fg., angenommen, daß der Evangelist sich von diesem Augenzeugen unterscheide, folglich sich selbst weder als Augenzeugen, noch als Apostel geltend machen wolle. Indessen scheitert diese Ansicht an den übrigen, oben im Texte angeführten Stellen, daher man sich zu der Annahme genöthigt sieht, der Evangelist rede auch hier, wie sonst, von sich selbst in der dritten Person. Jener Recens. erinnert freilich, wenn der Evangelist sich selbst hätte bezeichnen wollen, so hätte er schreiben müssen: — μαρτυρεῖ (statt μεμαρτύρηκε) — — καὶ (statt κἀκεῖνος) οἶδεν κ. τ. λ. Allein die von Lücke und And. vertheidigte Erklärung des Perfectums μεμαρτ.: „will es hiermit bezeugt haben," sodaß damit eine in der Gegenwart abgeschlossene Handlung bezeichnet wird, wie Cap. 1, 34, wird sich durchaus nicht als falsch darthun lassen. Vgl. auch Winer, Gramm. S. 248 fg. In Cap. 1, 34 freilich soll der Täufer nach Ansicht jenes Recensenten mittels des Perfectums μεμαρτύρηκε auf ein früher abgelegtes Zeugniß sich beziehen, wie er daselbst auch die Vollziehung der Taufe Jesu und das damit verbundene Wunder als ein bereits früher vorgefallenes Factum berichtet. Aber hätte in diesem Falle der Evangelist nicht zweckmäßiger gehandelt, wenn er jene frühere Scene berichtete, in welcher der Täufer sein Zeugniß ablegte? Warum aber statt κἀκεῖνος οἶδεν durchaus καὶ οἶδεν habe gesetzt werden sollen, gestehen wir nicht zu begreifen; ἐκεῖνος weist ja nicht blos auf etwas räumlich und zeitlich entferntes, sondern auch auf ein grammatisch ganz nahes Subject zurück, zumal bei Johannes. Hier aber war diese Zurückweisung darum nöthig, weil ein Satz mit einem anderen Subjecte, ἡ μαρτυρία, dazwischen getreten war. Gesetzt aber auch, doch nicht zugegeben, der Evangelist unterscheide sich hier vom Augenzeugen, so würde doch aus dem Gebrauche von οἶδε und λέγει folgen, daß der Evangelist diesen Augenzeugen als zur Zeit der Abfassung seines Evangeliums noch lebend darstellen wollte, wie selbst der gedachte Recens. (a. a. O. S. 480) gegen die entgegengesetzte Meinung Lützelberger's zugesteht; nur daß dieser Rec. in jener Berufung des Evangelisten auf einen noch lebenden Augenzeugen einen schnöden Betrug für das Wahrscheinlichste hält.

47) Die Behauptung Lützelberger's a. a. O. S. 205 fg., diese Stellen seien aus der „lebendigen Phantasie des Verfassers zu erklären, womit er sich in Alles mitlebend versetze," gibt sich zu sehr als bloßer Verzweiflungscoup kund, als daß sie eine nähere Besprechung verdienen könnte. 48) a. a. O. S. 199.

Schwierigkeit, folgende Gründe: a) es würde doch gewiß sehr seltsam sein, daß der Evangelist die bloße Nennung des Namens und die bloße Nennung der Eigenschaft so streng zwischen die beiden Haupttheile seines Werkes vertheilt hätte [49]). b) Müßte es auffallen, daß, da Petrus und der Ungenannte mehrmals mit einander erwähnt werden (13, 23 fg. 18, 16. 20, 2—10. 21, 20), es niemals heißt, der Ungenannte sei des Petrus Bruder, wie dies 1, 41 vom Andreas ausdrücklich bemerkt wird! [50]) c) Als Hauptgrund spricht aber gegen Lützelberger's Meinung der Umstand, daß Cap. 1, 41 Andreas und der Ungenannte neben einander vorkommen, daher sich nun Lützelberger genöthigt sieht, in der letzten Stelle den Thomas zu verstehen. Aber gewiß wird auch die negative Kritik, der doch sonst in ihren Strategemen Einheit und Consequenz für das Höchste gilt, derjenigen Ansicht den Vorzug ertheilen, nach welcher in allen Stellen unter dem Ungenannten ein und derselbe Jünger verstanden wird. Bleibt es nun dabei, daß der Ungenannte und Lieblingsjünger mit dem Evangelisten identisch ist, so ist damit nun freilich noch nicht die Richtigkeit der kirchlichen Tradition erwiesen, daß dieser Lieblingsjünger und Verfasser des Evangeliums auch der Zebedaide Johannes sei. Und wie, wenn es der unter dem Epitheton μαθητὴς τοῦ κυρίου bekannte Presbyter Johannes wäre, da dieser in der ältesten Kirche mit dem Apostel gleiches Namens bisweilen verwechselt worden ist? An sich könnte nun freilich der Name des Verfassers völlig gleichgültig sein, genug, wenn es nur ein Augenzeuge und Jünger Jesu, und zwar ein Jünger war, der zu seinem göttlichen Herrn und Meister in so zartem und innigem Verhältnisse stand. Da inzwischen der synoptischen Tradition zufolge drei Jünger, nämlich Petrus und die beiden Zebedaiden, Jacobus und Johannes, in engerem Verhältnisse zum Erlöser standen, Jacobus aber frühzeitig als Märtyrer starb, und Petrus in unserem Evangelium vom Lieblingsjünger ausdrücklich unterschieden wird: so kann Letzterer nur Johannes gewesen sein, und zwar der Apostel. Denn hätte der Presbyter in so innigem Verhältnisse zum Herrn gestanden, in einem weit innigerem also als irgend einer der 12 Apostel, so wäre es unbegreiflich, wie in der synoptischen Tradition das Andenken an diesen Presbyter, als einen so ausgezeichneten Mann, so spurlos verschwinden konnte!

4) Während der Evangelist die auftretenden Personen sehr genau zu bezeichnen, namentlich mehre desselben Namens zu unterscheiden pflegt (s. 12, 4. 14, 22), hält er es nicht für nöthig, Johannes den Täufer, wie dies stets die Synoptiker thun, durch den Beisatz ὁ βαπτιστής vom Apostel gleiches Namens zu unterscheiden. Diese Erscheinung findet ihre genügendste Erklärung nur in der Voraussetzung, daß der Evangelist seinen ersten und nächsten Lesern als der Apostel Johannes bekannt war. Denn als Solcher bedurfte er jener Unterscheidung nicht [51]).

Übrigens beurkundet sich, wie wir schon öfters bemerkt haben, der Verfasser des Evangeliums als einen Mann von tiefsinnigem, idealem und originellem Geiste. Wäre er nun nicht der Apostel Johannes gewesen, so würde es schwer begreiflich sein, wie ein solcher Geist außer den Denkmälern, die er sich in seinen Schriften hinterließ, so spur- und namenlos in der Erinnerung der Kirche verschwinden konnte [52]).

Sollte aber auch wirklich ein Mal die Ansicht von der Unechtheit unseres Evangeliums in der Kirche allgemein herrschend werden, so wird man dann gewiß auch von der Unbilligkeit, Härte und Einseitigkeit im Urtheil über diese Schrift zurückkommen, welche wir an den dermaligen Gegnern derselben zu beklagen haben. Man wird alsdann ungeachtet der Überzeugung von dem nicht apostolischen Ursprunge und Charakter dieses Evangeliums dennoch dessen Vorzüge vor den Synoptikern nicht mehr verkennen, besonders in Hinsicht auf größere historische Genauigkeit im Einzelnen, in Hinsicht auf Schauplatz und Dauer der Wirksamkeit Christi, auf die innerlichere und tiefere Erfassung sowol des Idealen in der Person Jesu, als auch des Geistes seiner Lehre, als Eigenschaften, welche diese evangelische Schrift zu einem der wichtigsten Denkmale der urchristlichen Literatur machen. Welche Ansicht man dann auch von dem Ursprunge und dem Zwecke dieser Schrift gewinnen möge, man wird sich mehr oder weniger in der Überzeugung vereinigen, daß deren Verfasser in irgend welcher sehr nahen Beziehung zur historischen Wirklichkeit gestanden habe, und seine Darstellung des Lebens und Wirkens Jesu trotz aller subjectiven Auffassung und Färbung eine wesentliche Ergänzung der synoptischen sei.

Durch unsere obige Apologie, besonders durch das unter Nr. 3 Bemerkte, sind zugleich auch alle diejenigen Ansichten zurückgewiesen, nach welchen der Ursprung unseres Evangeliums in eine nur mittelbare, sei es nähere oder fernere, Beziehung zum Apostel Johannes gesetzt wird. Die meisten dieser Hypothesen verdanken ihren Ursprung dem Bestreben, die auffallende Erscheinung der in dem Evangelium einander scheinbar widerstreitenden Elemente und Eigenschaften zu erklären, nämlich alles in sich Unwahrscheinliche, Unerklärliche und Anstößige auf Rechnung eines vom Apostel Johannes verschiedenen Herausgebers oder Bearbeiters zu setzen, dagegen alle den Stempel der historischen Treue und Autopsie an sich tragenden Erscheinungen auf den Apostel zurückzuführen und somit zugleich auch der kirchlichen Tradition vom Verfasser dieses Evangeliums ihr Recht widerfahren zu lassen [53]).

49) Vgl. besonders den Recens. im Theol. Lit.-Bl. 1841. S. 133 fg. 50) Vgl. Schweizer a. a. O. S. 235. 51) Dieser scharfsinnige Grund ist, soviel ich weiß, zuerst von Credner, Einleit. I. S. 209 fg., vorgetragen worden.

52) Vgl. Hase, Leben Jesu. S. 6. 3. Aufl. 53) Am deutlichsten spricht sich dieses Bestreben aus in der Äußerung Wilh. Ferdin. Wilke's in seiner Schrift: Tradition und Mythus (Leipz. 1837) S. 64: „Es wäre wohlgethan, wie beim Evangelium Matthäi den wesentlichen Stoff des vierten Evangeliums zwar als entlehnt von dem Apostel zu betrachten, die Form jedoch einem Referenten zu überlassen, wodurch alle Fehler, Widersprüche und Mängel diesem anheimfielen, der wahre Kern der evangelischen Geschichte und Lehre aber dem Apostel angehörte und durch solche Annahme so manche Inconcinnität gelöst würde." Hiermit vgl. Weiße a. a. O. I. S. 97.

Es gehört hierher 1) die schon oben (S. 31) mitgetheilte Ansicht Eckermann's; 2) die Ansicht Ammon's [54]): einer von den ephesinischen Presbytern, vielleicht gleiches Namens mit dem Apostel, habe nach dessen öffentlichen Vorträgen und in dessen Namen und Auftrage das Evangelium verfaßt [55]); 3) die Hypothese des Dr. Paulus [56]): ein Johanneer, der den Jünger, den Jesus liebte, allen Anderen vorgezogen, habe aus dessen mündlich überlieferten Notizen, besonders aus Johanneischen Aussprüchen über Jesus und dessen Verhältniß zu Gott das vierte Evangelium in subjectiver Manier und Schreibart zusammengestellt, um die Identität des palästinensischen Begriffs vom Messiasgeiste mit dem alexandrinischen Logosbegriffe darzuthun, und zugleich zu zeigen, wie weit man nach folgerichtiger Entwickelung des geschichtlich Überlieferten in der christlichen Speculation zu gehen berechtigt sei, ohne mit den christlichen Gnostikern „in eine phantasirte äonische Geisterwelt auszuschweifen." — 4) Die Vermuthung W. F. Wilke's [57]): der bekannte alexandrinische Judenchrist Apollos oder Apollonius, der Begleiter des Paulus, habe Johanneische Nachrichten in unserem Evangelium frei verarbeitet. Denn Alles, was im N. T. von Apollos berichtet werde, passe zu der Eigenthümlichkeit dieses Evangeliums. Allein die neutestamentliche Geistes- und Charakterschilderung des Apollos paßt in vollem Umfange nur zur Eigenthümlichkeit des Hebräerbriefs, zu unserem Evangelium dagegen nur in höchst beschränktem Maße; am wenigsten leidet auf dasselbe dasjenige Anwendung, was von des Apollos Beredsamkeit und Gewandtheit in der (allegorischen) Erklärung des A. T. berichtet wird. — 5) Die absonderliche Hypothese Weiße's [58]). Dieser gesteht nämlich das Gewicht der für die Echtheit des ersten Johanneischen Briefes sprechenden Zeugnisse zu, und von der Macht dieser Zeugnisse gedrängt, nimmt er den geistig bedeutendsten und charakteristischsten Kern des Ganzen, nämlich den Prolog und die Reden Jesu, sowie die Aussprüche des Täufers, als Johanneisch an. Johannes habe nämlich in späteren Jahren, um die für ihn wichtigsten Punkte der Lehre Jesu im Zusammenhange zu überschauen, dieselben schriftlich aufgezeichnet, jedoch nichts weniger als historisch treu, sondern nach seiner hellenistisch-alexandrinisch-philosophischen Auffassung und Umdeutung. Diese Aufzeichnungen habe er aber lediglich als „Studien" (!!) zu eigenem Gebrauche gemacht. Dieselben seien dann nach dem Tode des Apostels durch einen oder einige von dessen Schülern mit mündlichen Nachrichten desselben, sowie mit anderen aus der mündlichen Tradition überkommenen zerstreuten Notizen in unserem Evangelium zu einem Ganzen verwebt worden, mit dem Anspruch auf Vollständigkeit (?? vergl. Cap. 20, 30), oder doch wenigstens Übersichtlichkeit. Die Relation der Thaten und Schicksale Jesu sei jedoch, soweit sie nicht durch die Übereinstimmung mit den Synoptikern beglaubigt werde, ohne irgend einen historischen Werth, und die Polemik von Bretschneider und Strauß wider dieses Evangelium vollkommen begründet. Obschon nun Weiße den edlen sinnigen und tiefen Geist der Johanneischen Reden Christi anerkennt, und die Individualität des Johannes für liebenswürdiger und bedeutender erklärt, als die irgend eines anderen neutestamentlichen Schriftstellers, so läuft doch seine Hypothese in Hinsicht auf den historischen Charakter und die Glaubwürdigkeit des Evangeliums mit der Behauptung der völligen Unechtheit des Evangeliums, wie man leicht sieht, völlig auf Eins hinaus und ist dieser ihrer Eigenschaft gemäß oben von uns behandelt worden. 6) Die Hypothese Weiße's ist weiter fortzubilden gesucht worden von Schenkel [59]). Auch dieser nimmt die Reden Jesu als Johanneische Urschrift an. Wie nämlich die Abschiedsreden Jesu von Cap. 13—17 offenbar ein Ganzes bildeten, so hätten auch die Reden der vorhergehenden Capitel ein zusammenhängendes Ganzes gebildet, wie denn in ihnen auch das Eine Thema behandelt werde, „daß durch Christum Theilnahme am ewigen Leben vermittelt sei." Ein Späterer nun habe diese Johanneische Redesammlung mit traditionellen Notizen zu unserem Evangelium verarbeitet, insbesondere habe er den ersten „Redestock" zerrissen und mit Erzählungsstücken verknüpft. Schenkel geht sogar so weit, zu meinen, daß es bei einiger Aufmerksamkeit nicht schwer sei, die durch Erzählungen unterbrochenen Redestücke wieder in einander zu fügen. So z. B. hänge Cap. 3, 11—21 mit 5, 21 fg. zusammen; letzterer Abschnitt sei nur Fragment der vorigen Rede und weitere Ausführung des in ihr behandelten Thema; Cap. 4, 34 fg. schließe sich wieder an 3, 36 an, und Cap. 6, 27 weise auf die Cap. 4, 32 abgebrochene Rede von der βρῶσις zurück. Auch die Vergleichung von Cap. 3, 35 mit 5, 19 gebe ein Beispiel ab von der Zerrissenheit zusammengehöriger Redeelemente.

Allein kaum sind jemals unglücklichere Hypothesen aufgestellt worden, als diese beiden von Weiße und Schenkel, wie sie denn auch nicht besser zu erwarten waren, da sie nach dem eigenen Geständnisse ihrer Urheber nur Versuche sind, die bekannte Schleiermacher'sche Hypothese von der Entstehung und Zusammensetzung des ersten kanonischen Evangeliums auf das von diesem so gänzlich

54) In dem Progr., quo docetur: Joannem evangelii auctorem ab editore hujus libri fuisse diversum. (Erlang. 1811. 4.) 55) l. c. p. 15: „Fuit presbyterorum Ephesiorum unus vel alter, Joannes forte ὁμώνυμος, secundae Joannis epistolae auctor, qui haec omnia pro concione saepius repetita *nomine et jussu auctoris* congregaret et in ordinem redigeret. Joannes enim ipse divinum magistrum imitatus maluit docere quam libros componere (*Euseb.* III, 24), maluit ecclesias fundare, quam res in Judaea actas literis tradere, ab Insula Patmo redux scribendi sua manu evangelii propter infirmitatem corporis fugiens." Ich entlehne dieses Citat aus *Weyscheider*, Institt. dogm. (Hal. 1829. ed. VI.) p. 137, da mir Ammon's Programm nicht zugänglich ist. 56) In der Recens. der Bretschneider'schen Probabilien in den Heidelberger Jahrbüchern. Jahrg. 1821. 2. Heft. S. 112—124. 132. 135. 137. — In einer späteren Schrift: Die drei Lehrbriefe des Johannes, wortgetreu — — erklärt (Heidelberg 1829), erklärt Dr. Paulus den Presbyter Johannes für den Verfasser des Evangeliums. 57) a. a. O. S. 65. 58) a. a. O. I. S. 96—132. II. S. 184 fg. 486 fg. 520 fg.

59) In Ullmann's und Umbreit's Theolog. Studien und Kritiken. 1840. 3. Heft. S. 765—770.

verschiedene Viele anzuwenden. Allein während im Matthäusevangelium die größeren Redemassen, als die muthmaßlichen apostolischen Urbestandtheile, mit den Erzählungen so unorganisch und lose verbunden sind, daß man sie in ihrer vollen Integrität wieder herausnehmen kann: sind die Reden des vierten Evangeliums mit den Erzählungsstücken so innig und unzertrennlich verbunden, daß sie ohne Letztere des vollen Verständnisses ermangeln würden. Auch gleiten die Erzählungen gewöhnlich durch einige dialogische Mittelglieder so allmälig in die zusammenhangende längere Rede hinüber, daß man an keinem Punkte eine die ursprünglich fremdartigen Theile verknüpfende Hand wahrzunehmen im Stande ist. Sodann aber sind Sprache und Darstellung in den didaktischen und historischen Theilen so wesentlich dieselben, daß man auf Seiten des Bearbeiters eine Kunst der Nachbildung annehmen müßte, wie wir sonst wol nicht leicht wiederfinden. Kurz, das Evangelium ist so ganz Werk aus Einem Gusse und von Einem Geiste durchwebt, daß es nur Product Eines Verfassers sein kann und alle zwischen Echtheit und Unechtheit vermittelnden Hypothesen als gänzlich unstatthaft erscheinen müssen [60]).

Von den so eben beurtheilten Hypothesen, welche mehr oder weniger mit der Behauptung von der gänzlichen Unechtheit des Evangeliums auf Eins hinauslaufen, sind diejenigen Ansichten wesentlich verschieden, nach welchen das Evangelium nur einzelne Zusätze durch spätere Hand erfahren hat, Zusätze, welche als solche durch ihre vom Charakter des übrigen Ganzen abweichende Eigenthümlichkeit von der Kritik sich noch leicht erkennen und ausscheiden lassen, wobei natürlich die Echtheit im Ganzen und Wesentlichen ungefährdet bleibt. Dieses Urtheil hat sogar in Bezug auf folgende Abschnitte fast allgemeine Geltung bekommen:

1) das ganze 21. Capitel. Die Echtheit desselben wurde zuerst von Hugo Grotius [61]), später von Pfaff [62]), Semler [63]), Paulus [64]), Bertholdt [65]), Lücke [66]), de Wette [67]), Credner [68]) und A., am Ausführlichsten von Schott [69]), bestritten, dagegen von Calovius [70]), Richard Simon [71]), Lampe [72]), Kuinöl [73]), Eichhorn [74]), Wegscheider [75]), Hug [76]), Tholuck [77]), Olshausen [78]), Guerike [79]), Klee [80]) und A. vertheidigt, doch so, daß die meisten dieser Gelehrten die beiden Schlußverse als unecht verwerfen. Die von den Gegnern angeführten vornehmsten Gründe sind folgende: 1) Mit Cap. 20, 30. 31 habe das Evangelium einen vollkommenen Schluß. Hiergegen läßt sich aber bemerken, auch Johannes selbst habe sich veranlaßt finden können, das Capitel als Anhang beizufügen, wie auch einige Vertheidiger desselben annehmen. 2) Die von der Johanneischen Schreibart abweichenden sprachlichen Eigenthümlichkeiten, unter denen wir einige hervorheben, in V. 1: *φανέρωσεν ἑαυτόν*, was Johannes von den in Cap. 20 erzählten Erscheinungen des Auferstandenen gar nicht, in 7, 4 aber in anderem Sinne gebraucht. V. 3: *ἐρχόμαι κἀγὼ σὺν σοί* statt des Johanneischen *ἀκολουθεῖν*. V. 13: *ἔρχεται* statt des Johanneischen *ἐρωτᾶν*. V. 7: *ἐπενδύτης*, was sonst weder in den übrigen neutestamentlichen Schriften, noch bei Johannes vorkommt, der dafür *χιτών* gebraucht. V. 18: *φέρειν* statt des Johanneischen *ἄγειν*. Indessen ist doch die Zahl dieser sprachlichen Abweichungen sehr gering, und wurde um so erklärlicher sein, wenn Johannes selbst den Anhang in späterer Zeit beigefügt hätte, da von keinem Schriftsteller erwartet werden kann, daß er sich sklavisch beständig in einem abgeschlossenen Kreise von Worten und Wendungen bewege. 3) Unklarheiten in der Erzählung, wie V. 9. 10. 13. 19. Zwar begegnen uns solche auch in den übrigen Theilen des Evangeliums, indessen doch nicht in so großer Zahl innerhalb eines einzigen Capitels. Ist nun schon dieser Grund nicht ohne Bedeutung, so ist folgender vierte für die Streitfrage völlig entscheidend, und entkräftet die wider die beiden ersten Gründe aufgestellten Gegenbemerkungen. Die beiden Schlußverse sind nämlich offenbar späterer Zusatz, da sich der Referent mittels *οἴδαμεν* und *οἶμαι* ausdrücklich vom Evangelisten unterscheidet, während der Letztere bei ähnlicher Versicherung seiner Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit, Cap. 19, 35 sich ganz anders ausdrückt. Wollte man nun aber die Unechtheit auf V. 24 und 25 beschränken, so wäre das Evangelium ohne Schluß, sodaß also mit Verwerfung von V. 24 und 25 zugleich über das ganze letzte Capitel der Stab gebrochen ist. Gleichwol

60) Vgl. außer dem schon oben angeführten Aufsatze von Frommann gegen Weiße in den Theol. Studd. u. Kritiken. 1840. 4. Heft, besonders Lücke a. a. O. I. S. 141 fg., welcher besonders die Widersprüche treffend aufdeckt, in welche sich Weiße bei der näheren Entwickelung und Begründung seiner Hypothese verwickelt; — gegen Weiße und Schenkel zugleich handelt ausführlich Schweizer a. a. O. S. 8—23. — Als ältere Bestreiter der Integrität sämmtlicher Evangelien sind die Deisten Collins und Toland zu bemerken, über welche, sowie über die wider sie gerichteten Streitschriften Lampe a. a. O. I. S. 146 fg. zu vergleichen ist. 61) Adnot. ad Jo. 20, 30 und 21, 24. 62) Dissertatio critica de variis N. T. lectionibus. (Amstelod. 1709.) p. 200 sq. 63) Einleit. zu Baumgarten's Polemik. I. Bd. S. 62 und Paraphras. evang. Joann. ad cap. 64) Neues Repertorium für biblische und orientalische Literatur. 2. Th. S. 327 und in den Memorabilien 5. St. S. 176 fg. 65) Einleit. 3. Th. S. 1326 fg. 66) Im Comment. zu d. St. 67) Einleit. S. 170 fg. Exegetisches Handbuch. S. 220 fg. 68) S. 233. 69) In dem Progr.: De origine et indole cap. ultimi evang. Joannei. (Jenae 1825.) 70) Bibl. illustr. ad Jo. 20, 30.

71) Kritische Schriften über das N. T. mit Anmerkungen von Semler. I. Th. S. 149 fg. 72) l. c. III. p. 720 sq. 73) Comment. in Joann. ed. III. p. 733 sq. 74) Einleit. II. S. 213 fg. 75) Einleit. S. 172 fg. 76) Einl. 2. Th. 2. Aufl. S. 256 fg. 77) Im Comm. zu d. St. 78) Im Comm. zu d. St. 79) Beiträge. S. 67 fg. 80) Im Comm. zu d. St. Eine ausführlichere Angabe der Literatur s. in *Schott*, Isagoge in N. T. p. 164 sq. Credner's Einleit. I. S. 233 fg. Den Vertheidigern der Echtheit ist noch beizutreten: *Henr. Louis Scheffer*, Examen exégétique et critique du XXI. chapitre de l'evang. selon Jean. (Strasb. 1839. 4.); — den Gegnern: *Carol. Wieseler*, Indagatur, num loci Marc. 16, 19—20 et Joann. 21 genuini sint nec ne, ut aditus ad historiam Jes. Chr. rite conscribendam aperiatur. (Gotting. 1839.) Kuhn, Das Leben Jesu wissenschaftlich bearbeitet. I. Bd. (Mainz 1838.) S. 69—72.

muß die Abfassung desselben in uralte Zeit fallen, da es sich in allen kritischen Denkmalen findet. Des Verfassers Zweck war offenbar, den Kreuzestod des Apostels Petrus als in einer Weissagung des Herrn begründet nachzuweisen (V. 18. 19), und das Misverständniß der über das lange Leben des Apostels Johannes in Umlauf gekommenen (von uns oben S. 48 Anm. 30 auf ihren wahrscheinlichen historischen Kern zurückgeführten) Sage zu berichtigen (V. 23). Fügte nämlich der Verfasser noch bei Lebzeiten des Johannes den Anhang bei, so suchte er einer durch den Tod dieses Apostels zu befürchtenden Erschütterung des Glaubens Vieler vorzubeugen. Noch dringender war die Veranlassung, das Misverständniß zu heben, wenn, was das Wahrscheinlichere ist, der Apostel bereits todt war. Möglich ist es, jedoch unerweisbar, was Grotius und nach ihm viele Neuere meinten, daß das Capitel von den ephesinischen Presbytern beigefügt sei, da ihre Auctorität am geeignetsten gewesen, der Berichtigung jener Sage Eingang zu verschaffen. Jedenfalls beweist die enge Verwandtschaft mit der Johanneischen Schreibweise, daß wir den Verfasser im Kreise der Schüler des Apostels zu suchen haben. Gleichwol kann bei dieser Ungewißheit über den Verfasser das Capitel nicht denselben Grad von Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen, wie das Evangelium, wenn auch, wie es das Wahrscheinlichste ist, der Verfasser den Inhalt entweder aus der Tradition, oder aus dem mündlichen Unterrichte des Apostels, oder aus beiden zugleich geschöpft haben mag. — Eine weit größere Zahl von Gegnern, als das Anhangscapitel, hat dagegen

2) die Perikope von der Ehebrecherin, Cap. 7, 53 bis 8, 11 gefunden[80b]). Zwar läßt sich dieselbe weder von Seiten ihrer Stellung, noch von Seiten ihrer archäologischen Schwierigkeiten[81]) anfechten. Auch ist sie dem Charakter der in ihr auftretenden Personen, Christi und der Pharisäer, vollkommen gemäß, und was man in dieser Beziehung eingewandt hat, ist völlig unzureichend[82]). Ebenso wenig ist das Stück einer anderen evangelischen Erzählung nachgebildet, noch läßt sich in demselben irgend ein dogmatischer, oder disciplinarischer oder anderer Zweck entdecken, für welchen es erdichtet sein sollte. Gleichwol bleiben noch Gründe genug, um den unjohanneischen Ursprung des Stückes außer Zweifel zu setzen. Was zuerst die äußeren Gründe anlangt, so fehlt die Perikope in einer großen Anzahl von Codd., darunter der Cod. Vat. Auch in dem Cod. Alex. muß sie gefehlt haben; denn obgleich derselbe von Cap. 6, 50 bis 8, 12 eine Lücke hat, so hätten doch die zwei fehlenden Blätter desselben nicht ausgereicht, die Perikope mit zu umfassen. In vielen anderen Codd. wird dieselbe als verdächtig bezeichnet, manche haben dieselbe erst am Schlusse des Evangeliums, andere am Ende von Lucas Cap. 21, an welche letztere Stelle sie sich auch dem historischen Zusammenhange nach am besten eignen würde. Diejenigen Codd. endlich, welche die Perikope haben, differiren dergestalt in den Lesarten, daß Griesbach eine dreifache Textesrecension des Abschnitts geben konnte. Die Perikope fehlt 2) in den ältesten Codd. der Peschito, in den meisten Codd. der Philoxeniana und koptischen Version, desgleichen in einigen Handschriften der armenischen, arabischen, sahidischen

80b) Über die hierher gehörige Literatur vgl. *Schott*, Isagoge p. 160 sq., woselbst den Vertheidigern der Echtheit beizufügen ist: *Emil Theod. Beck*, sur l'authenticité de St. Jean VII, 53—VIII, 11. (Strasb. 1839.) Auch Bretschneider (Probabil. p. 72—78) und Br. Bauer (a. a. O. S. 310) erklären das Stück für einen ursprünglichen Bestandtheil des Evangeliums, um von der vermeintlichen historischen Unwahrscheinlichkeit desselben aus desto leichter die Authentie des ganzen Evangeliums zu bestreiten, wogegen Weiße a. a. O. II. S. 242 das Stück für einen weit späteren Zusatz erklärt, als die übrigen von ihm für unapostolisch gehaltenen Erzählungen. Den Aufsatz von Osterlen: über Joh. 8, 1—11, in den Studien der Würtemberg. Geistlichkeit. 11. Bd. 1839. 2. Heft. S. 127—135 habe ich nicht zu Gesicht bekommen können.

81) Als solche bemerkt man den Widerspruch von V. 5: *Μωσῆς ἡμῖν ἐνετείλατο τὰς τοιαύτας λιθοβολεῖσθαι*, mit 3 Mos. 20, 10. 5 Mos. 22, 22, wo zwar auf den Ehebruch Todesstrafe gesetzt, die Art des Todes jedoch nicht näher bestimmt werde. Nach späteren rabbinischen Bestimmungen aber habe bei jeder im Gesetz nicht näher bestimmten Todesstrafe die Strangulation in Anwendung kommen sollen. Allein es ist die Behauptung durch nichts begründet, daß alle talmudischen und rabbinischen Gesetzesbestimmungen auch schon zur Zeit Jesu stattgefunden hätten; es kann demnach damals recht wohl auch die Strafe der Steinigung auf den Ehebruch gesetzt gewesen sein (ob sie auch in Anwendung gekommen, ist eine andere, nicht hierher gehörige Frage). Wenigstens setzt das Mosaische Gesetz 5 Mos. 22, 24 auf eine dem Ehebruch völlig gleichgehaltene Vergehung, auf die Untreue einer Verlobten, die Strafe der Steinigung. Endlich war in 2 Mos. 31, 14. 35, 2 die Sabbatsentweihung mit Todesstrafe bedroht, ohne nähere Bestimmung der Art derselben; ein wirklich vorgekommener Fall aber wird 4 Mos. 15, 34—36 mit Steinigung bestraft.

82) Der Haupteinwurf in dieser Beziehung ist gegen V. 6 gerichtet. Man bemerkt nämlich, nach diesem Verse scheine der Erzähler die Frage der Gegner Christi für eine verfängliche zu halten, ähnlich der bei Matth. 22, 17 und Parall., und doch sehe man nicht, worin das Verfängliche liege, namentlich in wiefern man auf eine dem Gesetze günstige eventuelle Entscheidung Christi eine *κατηγορία* oder gerichtliche Anklage zu gründen habe hoffen können. Allein erklärte sich Jesus gegen die Bestimmung des Mosaischen Gesetzes, so zogen sie ihn als Feind desselben zur Verantwortung; erklärte er sich für dasselbe, so zeiheten sie ihn der Inconsequenz mit seiner sonstigen Milde selbst gegen gröbere Sünder (Luc. 7, 49) und benutzten diesen Selbstwiderspruch zu seiner Herabsetzung bei dem Volke; vgl. Krabbe, Leben Jesu S. 414; und auf diesen eventuellen Fall ist das *ἵνα ἔχωσι κατηγορεῖν αὐτοῦ* durch eine Art Zeugma mit bezogen. — Eine andere Bedenklichkeit gegen die Glaubwürdigkeit der Erzählung finden Paulus, Hase (Leben Jesu S. 188) und merkwürdiger Weise auch Olshausen in der V. 7 gegebenen Entscheidung Christi, durch welche jede Basis der bürgerlichen Rechtspflege untergraben werde, da sich nirgends ein sündenreiner Ankläger, Zeuge oder Richter finde, wie ihn Jesus hier verlange. Allein der Herr entscheidet ja die Frage auch nicht aus juristischem Gesichtspunkte, wie er denn in bürgerliche Rechtshändel gar nicht unmittelbar eingreifen wollte, Luc. 12, 14: er sucht vielmehr die Gesinnung anzugreifen, aus welcher die ihm vorgelegte Frage hervorgegangen war, und betrachtet daher den Fall, grade sowie viele Lebensverhältnisse und Pflichten in der Bergpredigt, vom rein idealen und sittlichen Standpunkte, auf welchem allerdings Niemandem das Recht zugestanden werden kann, über die sittliche Verfassung des Nächsten zu richten, wie denn auch die Gegner Jesu dadurch, daß sie ihm die Frage vorlegten, den Fall dem Boden des bürgerlichen Rechtes entzogen und vor ein rein idealsittliches Forum gebracht hatten. Vgl. de Wette, Exeget. Handb. zu Joh. S. 110.

und gothischen Übersetzung. 3) Die meisten Kirchenväter, welche das Evangelium commentirten oder sonst gebrauchten, kennen die Perikope nicht, wie Origenes, Cyrillus, Chrysostomus, Nonnus, Theodor von Mopsuestie und A., und unter den Lateinern Tertullian, Cyprian und Juvencus. Das älteste Zeugniß für den Abschnitt enthalten die zu Ende des 3. Jahrh. verfaßten apostolischen Constitutionen (2, 24) und in der lateinischen Kirche Ambrosius, Hieronymus und Augustinus, die aber natürlich das Gewicht der entgegenstehenden Auctoritäten aufzuwiegen nicht im Stande sind. Hierzu kommen nun zweitens die inneren Gründe in der von der Johanneischen so durchaus abweichenden und dagegen der synoptischen sich annähernden Sprech- und Erzählungsweise. Als Einzelnes heben wir in dieser Beziehung nur Folgendes hervor, Cap. 7, 53: ἐπορεύθη — εἰς τὸν οἶκον αὐτοῦ, wofür Johannes ἀπῆλθεν εἰς τὰ ἴδια gesagt haben würde, was sich auch als Variante findet. V. 2 ὁ λαός statt des Johanneischen ὄχλος oder ὄχλοι. Der Ausdruck καθίσας ἐδίδασκεν αὐτούς gehört ganz der synoptischen Erzählungsweise an[83]). V. 3: γραμματεῖς kommen sonst niemals unter den Gegnern Jesu bei Johannes vor, welcher als solche immer nur φαρισαῖοι, ἀρχιερεῖς, ἄρχοντες und οἱ Ἰουδαῖοι nennt. V. 5 λιθοβολεῖσθαι statt des Johanneischen λιθάζεσθαι. V. 9: πρεσβύτεροι kommen zwar häufig bei den Synoptikern, nirgends aber bei Johannes vor. Statt καταλείπεσθαι (gelassen werden, nämlich allein) gebraucht Johannes ἀφίεσθαι, 8, 29. 14, 18. 16, 32. Für καταχρίνειν, verdammen, V. 10, gebraucht Johannes immer das Simpler κρίνειν. Ferner ist zu bemerken der häufige Gebrauch des zur Anreihung dienenden δέ, V. 1. 2. 3. 5. 6. 7. 9. 10. 11, während Johannes zwischen δέ und οὖν zu wechseln pflegt. Endlich vermißt man nicht im Geringsten den Zusammenhang, sobald man die Perikope wegläßt. Völlig bedeutungslos ist auch der nach Augustin's[84]) Vorgange von den wenigen Vertheidigern der Echtheit, wie Lampe, Bengel, Kühnöl, Bretschneider, Br. Bauer und A., geltend gemachte Ansicht, der Abschnitt sei in der Besorgniß vor Misdeutung der Milde des Herrn gegen eine so grobe Sünderin weggelassen worden. Denn warum nimmt man in Betreff ähnlicher Erzählungen, namentlich Luc. 7, 36—50, auch nicht die leiseste Äußerung derselben Ängstlichkeit wahr?

Muß demnach das Stück durchaus als unjohanneisch gelten, so kann doch nach dem, was wir oben über die Glaubwürdigkeit desselben bemerkten, keinen Augenblick gezweifelt werden, daß die Erzählung mit zur ältesten apostolischen Tradition gehört habe und durch irgend welchen Zufall Denjenigen, welche diese Tradition zuerst schriftlich fixirten, entgangen, hierauf aber noch eine gute Zeit in der mündlichen Überlieferung umgelaufen sei, bis man sich endlich veranlaßt sah, dieselbe in die schriftlichen Evangelien mit aufzunehmen und zwar an unserer Stelle höchst wahrscheinlich theils wegen V. 15, theils weil man so am besten den Schein beseitigte, als seien die Verhandlungen Christi mit seinen Gegnern in Cap. 7 und 8 an einem und demselben Tage gepflogen worden. — Endlich ist noch

3) die Integrität des Abschnittes der Worte ἐκδεχομένων τὴν τοῦ ὕδατος κίνησιν in Cap. 5. V. 3 sammt dem ganzen folgenden vierten Verse in Anspruch genommen worden. Der ganze Abschnitt fehlt nämlich in mehren Handschriften, darunter zwei der bedeutendsten, Cod. Vat. und *Ephr.*, in einigen Versionen und bei Nonnus, ungeachtet dem Letzteren der Inhalt des kleinen Abschnitts fruchtbaren Stoff zu dichterischer Behandlung darbieten mußte; in drei Codd. (darunter aber Cod. Al. pr. man.) vermißt man blos die Worte ἐκδεχομένων — — κίνησιν; endlich fehlt der vierte Vers im Cod. Cantabr., einer Minuskelhandschrift, den meisten Codd. der armenischen Version und einigen lateinischen Codd., in vielen Minuskeln wird er mit Asterisken bezeichnet, in einigen mit Obelen[85]). Endlich findet in den Codd., die den Abschnitt enthalten, eine bedeutende Verschiedenheit der Lesart statt. Dagegen spricht die Auctorität des Tertullian de baptismo c. 5 und adv. Iud. c. 13 für die Echtheit der Stelle, sowie auch die Anzahl derjenigen kritischen Documente, welche die ganze Stelle enthalten, die beiweitem größere ist. Gleichwol begreift man nicht, wie der Abschnitt, wenn er zum ursprünglichen Texte gehörte, ausfallen konnte, da er dem Wunder- und Engelglauben der ältesten Kirche sehr zusagen mußte. Zwar hat man neuerdings urgirt, daß hauptsächlich alexandrinische Zeugnisse den ganzen Abschnitt weglassen, die alexandrinische Theologie aber habe sich vielfach über den Volksglauben erhoben, und so sei es sehr wahrscheinlich, daß Anhänger derselben diese abergläubige Bemerkung für des Apostels unwürdig gehalten hätten, wie denn auch der analoge Zug von dem Engel, welcher Christum gestärkt haben soll (Luc. 22, 43 fg.), von alexandrinischen Zeugnissen übergangen werde[86]). Allein da auch die alexandrinische Theologie die allgemein kirchliche Vorstellung von der Wirksamkeit der Engel theilte, wie denn namentlich auch nach des Origenes Vorstellung den Engeln größere oder kleinere Kreise der Weltverwaltung, z. B. die Fürsorge für die Früchte, die Erhaltung der Thierwelt[87]), die Beschützung einzelner Menschen über-

83) Wenn de Wette im Exeget. Handb. zu d. St. S. 108 auch dies unjohanneisch findet, daß der Inhalt des Lehrvortrags Jesu nicht angegeben werde, so geht er offenbar zu weit, indem auch Johannes 7, 14 nicht angibt, was Jesus gelehrt, wodurch er das Staunen der Menge erregt habe. — Auch behauptet Credner a. a. O. S. 230: ἤρχετο (8, 2) komme sonst bei Johannes nicht vor, der dafür ἦλθε sage. Aber Credner hat folgende Stellen übersehen: 4, 30: ἤρχοντο πρὸς αὐτόν. 20, 3: ἤρχοντο εἰς τὸ μνημεῖον, und die sehr beachtenswerthen Varianten, deren zweite Lachmann sogar in den Text aufgenommen hat, in 11, 29: ἤρχετο πρὸς αὐτόν. 19, 3: ἤρχοντο πρὸς αὐτόν. 84) De conjugiis adulterinis 2, 7. Vgl. contra Faust. 22, 25.

85) Die vollständige Aufzählung der kritischen Zeugnisse s. in *Griesbachii* N. T. Vol. I. Ed. III. cur. *Dav. Schulz.* (Berol. 1827.) p. 521. de Wette a. a. O. S. 69. 86) Vgl. Bruno Bauer a. a. O. S. 186. 87) Contra Celsum VIII, 57. Vgl. Münscher-Cölln, Dogmengesch. I. Th. S. 85. Strauß, Dogmatik. I. Th. S. 668.

tragen war, so kann dieser Theologie der Glaube an eine Wirksamkeit der Engel in einzelnen merkwürdigen Naturerscheinungen, zumal wenn ihr derselbe in einem kanonischen Evangelium entgegentrat, in keiner Beziehung befremdend gewesen sein. Die Auslassung des Abschnittes Luc. 22, 43 fg. aber hat keineswegs in einem Anstoße an der daselbst dem Engel beigelegten Function ihren Grund, sondern lediglich in dem Befremden an einer so starken Hilfsbedürftigkeit des menschgewordenen Logos, wie sie daselbst vorausgesetzt wird. Weit bedeutender dagegen für die Echtheit ist der Grund, daß beim Wegfall des Abschnittes die Notiz im V. 7 ganz unklar und unmotivirt, und diese Unklarheit um so befremdlicher sein würde, je umständlicher die Beschreibung des Teiches ist, mit welcher Johannes in V. 2 und 3 beginnt. Diese Beschreibung würde dann als ein Fragment erscheinen, und die Rede zu abgebrochen sein, wenn der Evangelist mit *ξηρῶν* den dritten Vers geschlossen hätte. Inzwischen werden diese Schwierigkeiten doch einigermaßen beseitigt, wenn man mit den meisten neueren Kritikern und Auslegern wenigstens die Worte *ἐκδεχομένων τὴν τοῦ ὕδατος κίνησιν* zu Ende von V. 3 als echt annimmt. Die in diesem Falle zurückbleibende Unklarheit ist nur relativ, und grade sie konnte einen Abschreiber veranlassen, die aus dem Volksglauben entnommene Notiz in V. 4 beizuschreiben. Übrigens erklärte sich Bretschneider [88]) in demselben Interesse, wie bei der Perikope von der Ehebrecherin, auch für die Echtheit des jetzt in Rede stehenden Verses. Allein wenn auch der Vers echt wäre, so würde daraus nicht das Mindeste gegen die Echtheit des Evangeliums gefolgert werden können. Denn auch der Apostel Johannes hätte den Volksglauben getheilt haben können [89]).

Außer diesen drei Stücken haben Dieffenbach [90]) und Schultheß [91]) hier und da noch kleinere in einzelnen Worten oder Versen bestehende Zusätze von späterer Hand angenommen. Ihre gegen solche Worte oder Verse aufgestellten Bedenklichkeiten beruhen aber entweder nur in dogmatischer Subjectivität oder in gänzlicher Verkennung der Thatsache, daß Johannes mit dem Inhalte der Reden Jesu eigene und später gewonnene Vorstellungen assimilirt habe. Dagegen hat neuerdings Alex. Schweizer in seiner Schrift „das Evangelium Johannes nach seinem inneren Werthe und seiner Bedeutung für das Leben Jesu kritisch untersucht" (Leipz. 1841), mit Scharfsinn und nicht ohne Schein von Objectivität folgende Hypothese zu vertheidigen gesucht: der Apostel Johannes habe durch sein Evangelium die galiläische Tradition durch eine Auswahl des Wichtigeren aus der außergaliläischen Wirksamkeit Christi vervollständigen wollen [92]). Da diese apostolische Urschrift nach von Jesus besuchten Festen chronologisch geordnet gewesen sei, so habe der Verfasser auch die jedesmaligen Reisen Christi nach Galiläa berühren müssen, ohne jedoch in diese galiläischen Perioden irgend eine Erzählung zu verlegen. Einem Nachfolgenden sei diese Erscheinung aufgefallen, und er habe daher „einige galiläische Stücke eingeschaltet, um dadurch das werthvolle Buch zu einem wenn auch auswählenden, doch in der Wahl allseitigen Evangelium zu machen und es mit der galiläischen Evangelientradition zu vermitteln" [93]). Die eingeschobenen Stücke seien nicht so schlechthin eingeschaltet worden, wie sie sich vorgefunden, sondern der Überarbeiter habe sowol in den Einschaltungen als auch vor und nach denselben diejenigen Modificationen angebracht, welche nöthig gewesen seien, um sie mit den vorausgehenden und nachfolgenden echtjohanneischen Stücken in Zusammenhang und Fluß zu bringen [94]). So sei z. B. Cap. 6. V. 59 eine bloße Combination des Überarbeiters. Die eingeschalteten größeren Erzählungsstücke seien aber: das Wunder zu Kana (2, 1—12), die in Cap. 4, 44—54 erzählte Heilungsgeschichte; das Wunder der Speisung und der daran sich knüpfende Übergang über den See (6, 1—26) [95]). Als kleinere Einschiebsel von derselben späteren Hand seien zu betrachten: Cap. 19, 35—37. 18, 9. 16, 30. 2, 21—22 [96]). Wegen Cap. 21, 23 müsse der Überarbeiter sein Geschäft noch vor Veröffentlichung der Urschrift vollzogen haben [97]), und letztere müsse im Wesentlichen ausgesehen haben wie das jetzige Evangelium, wenn die galiläischen Erzählungsstücke herausgenommen würden [98]).

88) Probabilia p. 68. 89) Für den vor hundert Jahren wider den Socinianer Samuel Crell († 1747) mit großer Heftigkeit geführten, heutzutage fast ganz vergessenen Streit genügt hier um so eher eine nur beiläufige Erwähnung, als er dem Gebiete der niederen Kritik angehört. Crell hatte nämlich unter dem Namen *L. M. Artemonius* in der Schrift: Initium evangelii St. Joannis apostoli ex antiquitate ecclesiastica restitutum indidemque nova ratione illustratum. II Partes. Anno Domini MDCCXXXVI., zu erweisen gesucht, daß sowol nach vermeintlichen Anführungen der Kirchenväter in den drei ersten christlichen Jahrhunderten, als auch dem polemischen Zwecke des gegen Cerinth gerichteten Evangeliums gemäß, zu Anfange desselben nicht *θεὸς ἦν ὁ λόγος*, sondern *θεοῦ ἦν ὁ λόγος* gelesen werden müsse. Crell's namhafteste Bestreiter waren: ***Weismann***, Rabulismi exegetici partis Socinianae a L. M. Artemonio continuati et aucti Specimina. 1731. ***Joann. Phil. Baraterius***, Antiartemonius s. initium evangelii St. Joannis apostoli — — vindicatum et illustratum. (Norimb. 1735.) (Der Verf. hat dieses Werk im Ausgange seines 14. Lebensjahres geschrieben.) ***Jo. Albr. Bengel***, Gnomon N. T. ed. ***Steudel***. Tom. I. (Tubing. 1835.) p. 352—357. 90) In der Abhdl.: Über einige wahrscheinliche Interpolationen im Evangelium Johannis, in Bertholdt's kritischem Journale der neuesten theologischen Literatur. 5. Bd. (1816) S. 1—16. Die von ihm angenommenen Interpolationen sind folgende: 1) Cap. 3, 5: *ἐξ ὕδατος*. 2) Der ganze V. 22 in Cap. 4. 3) Die Worte *ἵνα δοξασθῇ ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ δι' αὐτῆς* in Cap. 11, 5. 4) Cap. 11, 42 die Worte: *ἀλλὰ διὰ τὸν ὄχλον τὸν περιεστῶτα εἶπον, ἵνα πιστεύσωσιν, ὅτι σύ με ἀπέστειλας*. 5) Wahrscheinliche Interpolationen: *πορεύομαι ἵνα* in 11, 11 und *ἵνα πιστεύσητε* in V. 15. 6) Die Partikel *ἤ* vor *πόδας*. Christus habe blos geantwortet: der Reine bedarf keines Waschens, auch des Fußwaschens nicht, eben darum weil er ganz rein ist. 7) Entweder sei der ganze Satz *καὶ — — Χριστόν* in 17, 3, oder doch das Wort *Ἰησοῦν* ein Einschiebsel von fremder Hand. — Gegen Dieffenbach ist zu vergleichen Bengel's Archiv. 2. Bd. 3. St. S. 775 fg. und das Tübinger Programm: Nonnulla ad authentiam Ev. Joann. vindicandam. 1818.

91) In seinen Exeget. Theol. Forschungen 3. Bd. 3. St. (Ich habe diese Abhandl. nicht zu Gesicht bekommen können.) Gegen ihn vgl. Bengel's Archiv 8. Bd. oder neues Archiv. 4. Bd. 2. St. S. 450 fg. 92) a. a. O. S. 98. 125. 93) a. a. O. S. 99. 94) a. a. O. S. 101 fg. 95) a. a. O. S. 65—96. 96) a. a. O. S. 55—64. 97) a. a. O. S. 276. 98) a. a. O. S. 100.

Zur Begründung dieser Hypothese urgirt Schweizer die bei der gewöhnlichen Ansicht von der Integrität des Evangeliums auffallende Erscheinung, daß der jedesmalige Aufenthalt Christi in Galiläa blos von Einem Wunder und noch dazu magischer Art ausgefüllt sei; ferner die Abgerissenheit und lose Anknüpfung der bezeichneten Erzählungen, den „gänzlichen Mangel derselben an Reden, Gesprächen oder irgend einem bedeutenden Worte Christi," die „wesentlich andere Werthschätzung und Idee des Wunders," von welcher dieselben „getragen" seien, die schlechte Übereinstimmung mit dem, was ihnen vorausgehe und nachfolge, die zu Anfang und Ende derselben noch wahrnehmbaren Fugen, und endlich stylistische Abweichungen vom übrigen Ganzen [99]).

So gern wir nun auch zugestehen, daß die Hypothese von Interpolationen in unserem Evangelium noch niemals mit solcher Wissenschaftlichkeit sich nachzuweisen versucht habe, als in dieser Form, so vermögen wir doch keineswegs beizustimmen. Denn die von Schweizer zur Begründung der Hypothese hervorgehobenen Schwierigkeiten sind entweder gar nicht vorhanden, oder soweit sie begründet sind, eignen sie sich doch nicht zum Beweise für jene Hypothese und ist der richtige Gesichtspunkt zu ihrer Beurtheilung schon in unserer obigen Vertheidigung der Echtheit des Ganzen angegeben worden. Die Behauptung nämlich, daß der jedesmalige Aufenthalt Christi in Galiläa nur mit einem Wunder ausgefüllt werde, ist nicht vollkommen wahr, da der Evangelist, wie jetzt allgemein anerkannt ist, auch in Cap. 6, 16—21 ein Wunder erzählen will, welches Schweizer nicht anders als durch Wiederaufnahme der alten Erklärung der Worte ἐπὶ θαλάσσης durch „am Meere" zu beseitigen weiß. Auch nimmt in dem dritten galiläischen Stück die inhaltvolle Unterredung Jesu mit den Juden (Cap. 6, 25 fg.) den bedeutendsten Raum ein. Die geringe Zahl von galiläischen Wundern erklärt sich aus der Sparsamkeit, welche der Evangelist in Mittheilung dieser Thaten des Herrn sich zum Gesetz gemacht zu haben scheint. Theilt er doch auch von den in Cap. 5, Cap. 9 und Cap. 11 erzählten judäischen Aufenthalten Jesu je nur Ein Wunder mit! Die Erzählung von der wunderhaften Weinbereitung mag vielleicht durch einen dogmatischen Grund veranlaßt sein, wenn nämlich die spätere rabbinische Ansicht, daß der Messias seine Herrlichkeit zuerst in Galiläa offenbaren werde, schon in damaliger Zeit herrschend gewesen sein sollte [1]). Daß der Evangelist an das erste und zweite galiläische Wunder keine längeren Reden anknüpft, hat jedenfalls in dem geschichtlichen Sachverhältnisse seinen Grund, daß keins dieser Wunder solche Reden veranlaßt hatte. Reiheten sich an beide Wunder Reden an, flugs würden die Gegner des Evangeliums rufen: Seht, wie offenbar absichtlich, wie gemacht Alles in diesem Evangelium ist! Wie in sich höchst unwahrscheinlich, daß jede Machthandlung des Herrn von einer auf sie bezüglichen längeren Rede begleitet gewesen sei! Übrigens ist der in Cap. 4, 48 referirte Ausspruch Christi so bedeutend, daß schon allein um seinetwillen die V. 43—54 mitgetheilte Erzählung die Aufnahme verdient hätte. Eine Verschiedenheit der Ansicht vom Zwecke und der Bedeutung des Wunders von derjenigen, welche der Evangelist sonst kund gibt, vermögen wir in den galiläischen Erzählungen nicht wahrzunehmen. Denn auch in Cap. 11, 37 und 20, 30 wird auf die σημεῖα des Herrn ein bedeutendes Gewicht gelegt, ja dieselben werden in diesen Stellen beinahe als Mittelpunkt seiner gesammten Wirksamkeit genannt. Desgleichen werden in Cap. 11, 40 grade sowie in Cap. 2, 11 die Wunder als Ausstrahlungen der dem Erlöser inwohnenden göttlichen δόξα dargestellt, während grade in einer der angefochtenen Erzählungen der blos auf die Wunder gegründete Glaube als unzureichend getadelt wird, Cap. 4, 48. Wollte man im Evangelium des Johannes einen Widerspruch in der Ansicht von der Bedeutung des Wunders finden, so müßte man auch den Apostel Paulus eines solchen zeihen, wenn man 2 Kor. 12, 12 und Röm. 15, 18 mit 1 Kor. 1, 22 vergleicht. Daß die drei galiläischen Wunder grade magischer Art sind, mag wol befremden. Indessen sind wir auch nicht berechtigt, eine erst in der allerneuesten Zeit geltend gemachte dogmatische Ansicht von der Grenze, bis zu welcher die in den Evangelien erzählten Machthandlungen Jesu als wesentlich historisch anzuerkennen seien, schon in das apostolische Zeitalter zu verlegen. Überdies möchte es gewagt sein, über die Heilungen Christi in die Ferne, zu welchen das zweite galiläische Wunder gehört, unser Urtheil schon jetzt abzuschließen und dieselben ohne Weiteres mit den Wundern der Brodvermehrung und Weinverwandlung in Eine Kategorie zu stellen. Mangel an Übereinstimmung finden wir nur zwischen der Zeichenforderung in Cap. 6, 30 und dem vorher erzählten Speisungswunder. Aber diese Erscheinung berechtigt noch nicht, das letztere Erzählungsstück für ein späteres Einschiebsel zu halten; sie rechtfertigt nur den Versuch, in jener Erzählung die zu Grunde liegende Thatsache von ihrer Auffassung durch den Referenten zu unterscheiden. Dagegen haben wir Abgerissenheit und lose Verknüpfung der vermeintlichen Einschiebsel zu entdecken nicht vermocht, und müssen Schweizer's Versuch, solcherlei Übelstände nachzuweisen, als gänzlich mislungen und verfehlt bezeichnen. So sollen die Reden Jesu Cap. 6. V. 27 bis zum Schlusse des Capitels sich unmittelbar an den Schluß des 5. Capitels anreihen, und reine Fortsetzung der Vorträge Jesu vor den Ἰουδαίοις im Tempel zu Jerusalem sein. Der Überarbeiter habe nun zwar seinen durch die Einschaltung von Cap. 6, 1—26 begangenen Betrug durch die Bemerkung in V. 59 zu verbergen gesucht, habe sich aber gleichwol verrathen, indem er V. 41 und 52 die urschriftliche Bezeichnung der Zuhörer Jesu als Ἰουδαῖοι, d. i. Einwohner der Provinz Judäa, aus Versehen habe stehen lassen, statt es in Γαλιλαῖοι zu verwandeln [2]). Aber

99) a. a. O. S. 64 fg.

1) Vgl. Gfrörer, Jahrhundert des Heiles. 2. Th. S. 230 fg. Desselben Heiligthum und die Wahrheit, S. 308 fg., woraus sich denn auch besser der Accent erklären würde, den Johannes auf die ersten galiläischen Wunder legt (2, 11. 4, 54).

2) a. a. O. S. 86 fg.

Schweizer hat hierbei vergessen, daß Ἰουδαῖοι wie im ganzen N. T., so auch im vierten Evangelium die allgemeine Bezeichnung der jüdischen Nationalität ist, ohne Rücksicht auf eine einzelne Provinz des Landes; s. 2, 6. 13. 4, 22. 5, 1 u. a. St. Und grade erst dann hätten wir die gegründetste Ursache, über Mangel an Zusammenhang zu klagen, wenn wir Cap. 6, 27 unmittelbar mit 5, 47 verbinden wollten. Denn offenbar hat die Ermahnung Jesu in Cap. 6, 27 die vorher erwähnte Speisung zur Voraussetzung, und würde ohne dieselbe völlig unmotivirt sein [3]). — Was endlich Schweizer in den angeblichen Einschiebseln als Abweichungen vom Johanneischen Style bezeichnet, ist kaum der Rede werth, und erklärt sich zur Genüge aus der Eigenthümlichkeit des Inhaltes dieser Erzählungen. Die Annäherung von Cap. 6, 1 fg. an den synoptischen Erzählungston ist sicherlich durch die Gleichheit des Stoffes veranlaßt, obschon es auch hier nicht an der Johanneischen Eigenthümlichkeit fehlt. Wir meinen die Worte ἦν δὲ ἐγγὺς τὸ πάσχα, vgl. 2, 13. 7, 2. 11, 5, und das Hervortreten des Philippus und Andreas unter den Aposteln, V. 7 und 8, vgl. mit Cap. 12, 21 fg.

Noch ist einer eigenthümlichen Interpolation zu gedenken, welche sich die Sekte der neuen Templer zu Paris mit dem vierten Evangelium in ultrarationalistischen und kirchlichen socialen Interesse durch Weglassung der beiden letzten Capitel, sowie durch viele Verstümmelungen und Änderungen an einzelnen Stellen erlaubt haben. Diese Sekte bewahrt nämlich in ihrem Archive als eine für heilig gehaltene Urkunde einen Codex, welcher sämmtliche Johanneische Schriften, das Evangelium, die Briefe und die Apokalypse, enthält, letztere Schrifte nohne bedeutende Veränderungen. Der Codex ist von stark mit Öl getränktem Pergament, nach den meisten Beschreibungen über Quartformat, nach der Angabe des letzten teutschen Augenzeugen [4]) dagegen in groß Folio, mit goldener Minuskelschrift, zwar ohne besondere Eleganz, aber doch von der Hand eines geübten Schreibers. Nach dem Urtheile bewährter Paläographen erinnern die Schriftzüge an das 13. Jahrh. Nach den eigenen Angaben der Templer soll dieser Codex die Abschrift einer alten, auf dem Berge Athos aufbewahrten und zu Ende des 12. Jahrh. verfaßten Handschrift sein. Die Diction leidet an Unbeholfenheit, ist voller Solöcismen und dem heutigen Neugriechisch verwandt. Der dogmatische Standpunkt des Interpolators beurkundet sich besonders in folgenden Erscheinungen: das Verdienst Jesu wird hauptsächlich in seine Lehre gesetzt, und die Gnosis desselben besonders hervorgehoben. Jesus wird zwar als göttlicher Gesandter anerkannt, gleichwol wird aber ein menschlich natürlicher Ursprung seiner Lehre angenommen und derselbe auf Griechenland (7, 16: μὴ μεμαθηκὼς, εἰ μὴ τὰ γράμματα τῶν Ἑλλήνων) und Ägypten (6, 42: τί κοινόν ἐστι, ἅπερ ἐδιδάχθη παρὰ τοῖς Αἰγυπτίοις) zurückgeführt; die Wunderhandlungen werden dem Natürlichen näher zu bringen versucht, und die alttestamentlichen Stellen, welche als Vaticinien auf Christum bezogen werden, übergangen. Auch die scheinbar sittlich anstößigen Reden und Handlungen Jesu (2, 4. 15—18. 7, 8. 10) sind ausgelassen. Ferner beurkundet sich in dem Machwerke eine Geringschätzung der Wassertaufe, dem Johannes wird der Primat vor den übrigen Aposteln zuerkannt (Cap. 17, 26: ἀλλ' Ἰωάννης ἔσεται ὁ πατὴρ ὑμῶν, ἕως ὅτου ἔλθῃ μετ' ἐμοῦ ἐν τῷ παραδείσῳ), und Petrus vor ihm in Schatten gestellt. — Einige Gelehrte, wie der Bischof Münter [5]) und Ullmann [6]), welche diesem sonderbaren Werke ihre Aufmerksamkeit widmeten, wagten keine positive Entscheidung, bis es dem bekannten Scharfsinn Thilo's [7]) gelang, dasselbe, besonders durch Vergleichung mit dem Leviticum, einer Geheimschrift und gleichsam Symbole der Templer, welches deren Lehren, heilige Gebräuche und sociale Grundsätze enthält, und als erster Theil mit dem genannten Johannescodex ein handschriftliches Werk bildet, als Werk des Betrugs eines oder einiger Mitglieder der neuen Templerseite zuerkennen, der wahrscheinlich nicht lange nach dem Anfange des 18. Jahrh. zu setzen sei.

Anlangend die Sprache unseres Evangeliums, so war es von jeher die allgemeine Ansicht und gilt heutzutage als ausgemachte Sache, daß das Griechische, in welchem es verfaßt ist, die Ursprache sei. Außer einer höchst verworrenen Notiz in der Catene zum Evangelium des Lucas [8]) findet sich bei den Alten nirgends eine Spur

3) Weit consequenter würde Schweizer verfahren sein, wenn er das sechste Capitel erst von V. 30 an mit Cap. 5 hätte verbinden wollen. Denn am Schlusse von Cap. 5 hatte Jesus von der Auctorität gesprochen, welche Moses bei den Juden behauptete oder hätte behaupten sollen; er hatte ihnen ans Herz gelegt, wie der rechte Glaube an Moses nothwendig auch den Glauben an ihn zur Folge haben müsse. Darauf würden nun die Juden in Cap. 6. V. 30 fg. antworten: durch welches Zeichen er die Anfoderung des Glaubens an sich rechtfertige, da ja auch Moses, auf den er sich selbst berufe, durch das himmlische Zeichen der Mannaspeise als göttlicher Gesandter beglaubigt worden sei. Aber auch in diesem Falle würde es befremden, warum die Juden unter den vielen anderen Wundern, welche theils für, theils durch Moses geschahen, grade dieses geltend gemacht hätten, sodaß demnach die Zeichenfoderung sich am besten durch die vorausgegangene Volksspeisung rechtfertigt. 4) F. F. Fleck, Wissenschaftliche Reise durch das südliche Teutschland, Italien, Sicilien und Frankreich, 2. Bd. 2. Abth. (Leipz. 1838.) S. 160. Dieser Gelehrte konnte den Codex nicht ohne Schwierigkeit und nur unter Voraussetzung redlicher Absichten zur Ansicht erhalten. Er wurde ihm unter großen Feierlichkeiten in der Wohnung des Großmeisters vorgelegt.

5) *Frid. Münteri* Notitia codicis graeci evangelium Joannis variatum continentis. (Havniae 1828.) 36 SS. 6) In einer Anzeige der Münter'schen Schrift in den Theol. Studien und Kritiken. 1828. 4. Heft. S. 818—836. 7) Codex apocryphus N. T. Tom. I. p. 819 sq. — Vgl. außerdem Lücke a. a. O. 1. Th. S. 151—153. Fleck a. a. O. S. 157—164, und über die neuen Templer überhaupt: *Grégoire*, Hist. des festes religieuses. Ed. 2. Tom. II. p. 392—428. 8) Bei *Grabe*, Spicileg. Patrr. T. I. p. 202 und 252 sq.: διὰ τῆς αὐτοῦ (des Johannes) παραδοθείσης τοῦ εὐαγγελίου γραφῆς πανταχοῦ γλώττῃ, ἑλληνικῇ τε καὶ βαρβάρῳ μεταβληθείσης, εἰς ἐξακοσιόν τε πᾶσιν τοῖς ἔθνεσιν ἐφ' ἑκάστης ἡμέρας κηρυττομένης. Mit Recht bemerken Lampe a. a. O. I. S. 162 und Lücke a. a. O. 1. Th. Anm. 5, wenn man diese Worte genau nehme, die Originalsprache = x sein würde. Die genannte Notiz wird unter des Eusebius Namen überliefert, worunter

entgegengesetzter Tradition. Epiphanius aber bemerkt blos, daß nach dem Berichte einiger Judenchristen eine hebräische Uebersetzung des Johanneischen Evangeliums im geheimen jüdischen Archive zu Tiberias aufbewahrt werde. Dasselbe bemerkt er auch von der Apostelgeschichte [9]). Unter den Neueren aber haben nur Salmasius [10]) und Bolten [11]) ein vollständiges Semitisches Original, Bertholdt [12]) dagegen einen noch in Palästina verfaßten aramäischen Entwurf des Evangeliums angenommen. Aber nicht nur die Lebensverhältnisse des Johannes und der Zweck seines Evangeliums, sondern auch die sprachliche Eigenthümlichkeit dieser Schrift sprechen durchaus für das Griechische als Urtext. Denn diese Sprache war nicht nur in Palästina, und namentlich unter den niederen Ständen weit verbreitet und gewissermaßen zweite Landessprache [13]), sodaß Johannes dieselbe noch während des Aufenthaltes in seinem Vaterlande kennen lernen konnte, sondern sie mußte ihm auch während seines langen Aufenthaltes in Kleinasien im täglichen Verkehr mit Griechen geläufig werden, wie er denn auch auf die Gemüther griechischer Leser nur von deren Muttersprache den beabsichtigten Eindruck sich versprechen konnte. Die Johanneische Sprache zeichnet sich durch ungemeine Leichtigkeit und Weichheit aus; die Satzverbindung ist höchst einfach und fast nur durch *καί*, *οὖν* oder auch *δέ* vermittelt. Dies kann man die hebraisirende Grundfarbe nennen. In allem Übrigen beurkundet sich das griechische Original, so namentlich in der Reinheit von Hebraismen, wodurch sich dieses Evangelium so vortheilhaft von den großentheils aus hebraisirenden Quellen geschöpften synoptischen Evangelien unterscheidet; in einigen absoluten Nominativen (6, 39. 7, 38. 17, 2. 1 Br. 2, 24. 27); in einigen längeren oder verwickelten, von Participial- oder Zwischensätzen durchzogenen und somit der Paulinischen Schreibart ähnelnden Satzverbindungen: 6, 22—24. 13, 1—4. 1 Br. 1, 1—4. 2, 27; in dem unverkennbaren Einflusse der LXX bei alttestamentlichen Citaten: 1, 23. 2, 17. 6, 45. 10, 34. 12, 38. 15, 25. 19, 24. 36; endlich im Sprachgebrauche eigenthümlich griechischer Ausdrücke, welche im Hebräischen nicht wohl ohne Umschreibung hätten gegeben werden können, wie *τὴν ἀρχήν* (8, 25) *ἀνθρωποκτόνος* (8, 44), *ἀποσυνάγωγος* (9, 22), *τετράμηνος* (4, 35), *τεταρταῖος* (11, 39), *παράκλητος*, *ἀντίχριστος* (in den Briefen) und dgl. — Sämmtliche übrige Eigenthümlichkeiten der Gräcität unseres Apostels hier zu referiren, würde zu weit führen; wir beschränken uns daher nur auf diejenigen Ausdrücke, in welchen die Grundideen seines Lehrbegriffs bezeichnet sind, und welche die Johanneische Terminologie constituiren, nämlich: *κόσμος*, *σὰρξ*, *ἁμαρτία*, *θάνατος*, *σκότος*, *σκοτία*, *ὁ ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου*, *ἀντίχριστος* (in den Briefen), *ἀληθινός*, *ὁ λόγος*, *ὁ μονογενὴς υἱὸς τοῦ θεοῦ*, *τὸ φῶς*, *ζωὴ αἰώνιος*, *δόξα*, *δοξάζειν*, *ἀλήθεια*, *ἀγάπη*, *ἐξέρχεσθαι ἐκ* (*ἀπό*, *παρά*) *τοῦ θεοῦ*, *ἔρχεσθαι εἰς τὸν κόσμον*, *ὁ κόσμος λαμβάνει — οὐ λαμβάνει*, *γεννηθῆναι ἐκ τοῦ θεοῦ*, *ἐκ τοῦ πνεύματος*, *ἄνωθεν*, *ἀγαπᾶν τὸν θεὸν*, *τὸν Χριστὸν*, *τοὺς ἀδελφούς*, *ἀλλήλους*; *μένειν ἔν τινι*, *εἶναι ἔν τινι*, *ἐκ τινος* und dgl. — Die größte Bewunderung verdient, wie Johannes die großartigsten Ideen, die erhabensten Gedanken in so einfacher und schmuckloser und doch auch so höchst ansprechender und tief ergreifender Sprache hat darstellen können (*ἀνέκραγεν ἐκ τῶν ταμείων τοῦ πνεύματος, οὐχ ὡς μέγα βοῶν, ἀλλ' ὡς περὶ μεγάλων βοῶν.* Euthym. Zigab.). Wie sehr zeichnet sich diese durch die Sache selbst gegebene natürliche Beredsamkeit des Geistes und Herzens vor dem kunstvollen und beabsichtigten Redeschmuck des Hebräerbriefes aus! Nur in der Art, das positiv Ausgedrückte in negativer Form zu wiederholen (1, 3. 6. 7. 20. 48; 3, 15. 17. 20; 4, 42. 5, 19. 24. 8, 35. 45 fg. 10, 28. 15, 5. 6. 7 u. a.), scheint der Evangelist eine gewisse Feierlichkeit beabsichtigt zu haben [14]).

Die Leser des vierten Evangeliums müssen bereits Christen gewesen sein, da, wie wir weiter unten sehen werden, der Verfasser Bekanntschaft mit der mündlichen Evangelientradition voraussetzt. Auch hätte ein zur Gewinnung ungläubiger Juden oder Heiden geschriebenes Evangelium ganz anders angelegt sein müssen. Die Leser können ferner nur außerhalb Palästina's gesucht werden, wie man aus der Verdolmetschung aramäischer Worte, aus der öfteren Beifügung von Notizen über Örtlichkeiten Palästina's und aus der Erläuterung jüdischer Sitten und Gebräuche sieht (vgl. 1, 39. 42 fg. 2, 6. 13. 4, 4 fg. 9. 45. 5, 1 fg. 6, 4. 10, 22. 19, 13. 17. 31. 42), jedenfalls in Kleinasien, als dem späteren langjährigen Schauplatze der Wirksamkeit des Johannes, und sie müssen dem zufolge dem größeren Theile nach Heidenchristen gewesen sein. Doch haben wir uns Judenchristen nicht ganz ausgeschlossen zu denken, da solche, wie aus den von Paulus nach Kleinasien gerichteten Briefen hervorgeht, in den dasigen Gemeinden mannichfache Störungen verursacht hatten. Die Leser des Evangeliums müssen aber auch zu den Gebildeteren gehört haben. Dies ergibt sich aus dem über das gemeine und

aber schwerlich der Kirchenhistoriker verstanden werden kann, da dieser offenbar überall das Griechische als Urtext voraussetzt.

9) haeres. XXX, 3: — — *τινες — ἔφασαν, καὶ ἀπὸ τῆς ἑλληνικῆς διαλέκτου καὶ τὰ κατὰ Ἰωάννην μεταληφθὲν εἰς ἑβραΐδα ξυμέρεσθαι ἐν τοῖς τῶν Ἰουδαίων γαζοφυλακίοις, φημὶ δὲ τοῖς ἐν Τιβεριάδι κ. τ. λ.* 10) De lingua hellenistica commentarius. (Lugd. Batav. 1643.) p. 257 sq. 11) Der Bericht des Johannes von Jesu dem Messia. (Altona 1794.) Vorbericht. S. 14 fg. Eine Widerlegung der Bolten'schen Hypothese s. in Schmidt's Bibliothek für Kritik und Exegese. 2. Bd. 2. St. S. 278 fg. und das Wichtigste hieraus bei Wegscheider, Einleit. S. 254 fg. 12) Verosimilia etc. in s. Opuscc. ed. *Winer.* p. 1 sq. Einleit. 3. Th. S. 1302 fg. Gegen ihn vgl. *Kuinoel*, Comm. in Joann. Prolegg. p. 49 sq. 13) Vgl. Wegscheider a. a. O. S. 255 fg. Hug, Einleit. ins N. T. 2. Th. S. 30—56. Credner a. a. O. I. S. 182 fg.

14) Ausführlicheres über das Ganze dieser Erörterung s. bei Lampe a. a. O. I. Th. S. 164 fg. Daniel Schulze, Der schriftstellerische Werth und Charakter des Johannes. (Weißenfels u. Leipz. 1803.) Wegscheider a. a. O. S. 253—314. Seyffarth, Specialcharakteristik der Johanneischen Schriften, besonders des Johann. Evangel. (Leipz. 1823.) Credner a. a. O. I. S. 223—229. Lücke a. a. O. I. S. 168—173.

platte Verſtändniß hinausgehenden Charakter des Evangeliums, insbeſondere aus dem Prologe, wo Bekanntſchaft mit der alexandriniſchen Logoslehre vorausgeſetzt wird; auch wol aus dem gänzlichen Mangel an Erzählungen von Dämonenaustreibungen, an welchen die ſynoptiſchen Evangelien ſo reich ſind.

Über den Zweck ſeines Evangeliums hat ſich der Apoſtel ſelbſt Cap. 20, 30 fg. aufs Beſtimmteſte ausgeſprochen. Er wollte nämlich durch eine Auswahl evangeliſcher Begebenheiten den Beweis führen, daß Jeſus der verheißene Meſſias ſei, um ſeine Leſer im Glauben an ihn zu befeſtigen [15]) und ſie durch dieſen Glauben des ewigen Lebens theilhaftig zu machen. Denſelben Zweck verfolgten zwar auch die übrigen Evangeliſten; Johannes aber unterſcheidet ſich von ihnen dadurch, 1) daß er dieſen Zweck durch eine Auswahl von Erzählungen zu realiſiren ſuchte, während Jene, wie es ſcheint, größtmögliche Vollſtändigkeit bezweckten, und daher Alles, was ihnen bekannt geworden war, mittheilten (vgl. Apoſtgſch. 1, 1: *τὸν μὲν πρῶτον λόγον ἐποιησάμην περὶ πάντων, ὧν ἤρξατο ὁ Ἰησοῦς ποιεῖν καὶ διδάσκειν*); 2) daß er den Begriff des Meſſias in höherem Sinne faßte, als des zum Heile der geſammten Menſchheit menſchgewordenen erhabenſten und nächſten Weſens nach Gott, des Logos, und 3) daß er die theologiſch-pragmatiſche Beziehung aller einzelnen von ihm erzählten evangeliſchen Data auf ſeinen Zweck aufs Feſteſte und Beſtimmteſte im Auge hatte. Fand aber Johannes eine Befeſtigung oder Berichtigung des Glaubens ſeiner Lehre nöthig, ſo muß dieſer Glaube gewiſſen Störungen und Schwankungen entweder bereits ausgeſetzt, oder es müſſen ſolche wenigſtens noch zu befürchten geweſen ſein. Dergleichen Störungen und Schwankungen können theils vom ungläubigen Juden- und Heidenthume, theils von falſchen Geiſtesrichtungen im eigenen Schoos des Chriſtenthumes ausgegangen ſein. In ſolchen dem wahren Glauben ungünſtigen Zeit- und Ortsverhältniſſen, wie ſchwer es auch hält, dieſelben hiſtoriſch näher zu beſtimmen, iſt jedenfalls die Veranlaſſung zur Abfaſſung des Evangeliums zu ſuchen. Hiermit ließe ſich recht wohl die vom alexandriniſchen Clemens (bei Euſeb. Kirchengeſch. 6, 14) als eine Tradition älterer Presbyter (*παράδοσιν τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων*) mitgetheilte Nachricht verbinden: da Johannes erkannt habe, daß in den drei ſynoptiſchen Evangelien nur die äußere Seite (*τὰ σωματικά*) der Erſcheinung des Herrn dargeſtellt ſei, ſo habe er auf Bitten ſeiner Freunde die innere geiſtige (*τὰ πνευματικά*) dargeſtellt. Als hiſtoriſcher Kern dieſer Erzählung ließe ſich denken, die Freunde des Johannes hätten die geiſtig erhabene Auffaſſung der Erſcheinung und des Werkes Jeſu, wie ſie dieſer Apoſtel in ſeiner Seele trug, und zu deren Darſtellung nur Er der Geeignetſte war, zu Nutz und Frommen künftiger Zeiten ſchriftlich fixirt gewünſcht, und darum ihn zur Abfaſſung ſeines Evangeliums veranlaßt. Indeſſen kann dieſe Nachricht des Clemens auch nur ein aus dem Charakter des Evangeliums gezogener Schluß ſein, indem die Alten dasjenige, was wir als bloße Hypotheſen aufſtellen, als wirkliche Geſchichte darzuſtellen pflegten. Und da die Nachricht ohnedies mit einer augenſcheinlich irrigen Notiz über den Urſprung des Marcusevangeliums verbunden iſt, ſo laſſen wir ſie wol am Beſten auf ſich beruhen [16]).

Wenn aber die Veranlaſſung zur Abfaſſung des Evangeliums in damaligen geſchichtlichen Verhältniſſen lag, ſo ſind auch die Verſuche, dieſe Verhältniſſe ſowol nach Andeutungen in dem Evangelium ſelbſt, als auch nach den Angaben der älteſten Kirchenväter, wenn auch nur vermuthungsweiſe, näher zu beſtimmen, und etwanige polemiſche oder apologetiſche Tendenzen des Evangeliſten auszumitteln, in vollkommenem Rechte, was man durchaus nicht hätte in Abrede ſtellen ſollen, wie man neuerdings gethan hat [17]). Unter den desfallſigen Hypotheſen heben wir nur die vornehmſten aus: 1) das Evangelium ſei gegen Ebioniten oder ſtarre Judenchriſten gerichtet [18]). — Allerdings ſind die Lehren dieſes Evangeliums dem Ebioniſtiſchen Judenchriſtenthume diametral entgegengeſetzt und im Weſentlichen dem Pauliniſchen Lehrbegriff verwandt; aber dieſer Gegenſatz lag in der ganzen Denkart des Johannes und läßt ſich durchaus nicht als beabſichtigt nachweiſen. 2) Nach einer uralten, und noch in unſeren Tagen weit verbreiteten Anſicht hat der Evangeliſt gnoſtiſche Parteien, insbeſondere den Cerinth, die Doketen und Nikolaiten, beſtreiten wollen, oder doch wenigſtens antithetiſche Beziehung auf dieſelben genommen [19]). Dieſe Hypotheſe läßt ſich hin-

15) *πιστεύειν* kann nur in dieſer Bedeutung (wie Cap. 2, 11) gefaßt werden, weil die Leſer bereits Chriſten waren.

16) Dieſelbe Nachricht, welcher Credner a. a. O. I. S. 236 fg. vollen Glauben beimißt, findet ſich entſtellt und weiter ausgeſchmückt bei den meiſten ſpäteren kirchlichen Schriftſtellern. So ſchon in der oben Anm. 41 S. 51 mitgetheilten Stelle des Fragmentum Murator., ferner bei Hieronymus (Prooem. in Matth.: Joannes — — coactus est ab omnibus pene tunc Asiae episcopis et multarum ecclesiarum legationibus de divinitate salvatoris altius scribere. — — — Et ecclesiastica narrat historia, quum a fratribus cogeretur, ut scriberet, ita facturum se respondisse, si indicto jejunio in commune omnes Deum precarentur: quo expleto, revelatione saturatus, in illud prooemium coelo veniens eructavit: in principio erat verbum etc. Vgl. auch de vir. illustr. c. 9), beim Verf. der Vorr. zum Joh. bei Auguſtin, bei Iſidor. (de ortu et obitu sanctor. c. 73) und And. 17) Am enthuſiaſtiſchſten Credner, welcher a. a. O. S. 243 in ſolchem Verſuche einen Beweis der eigenmächtigſten Willkür und des Mangels an richtiger Auffaſſungsgabe ſieht. 18) *Epiph.* haer. 69. p. 746. *Hieron.* vir. ill. c. 9. *Oeder*, De scopo evangelii Joann. certissime haeresi Cerinthi et Ebionis oppositi. (Francof. 1732.) Lobeg. Lange, Die Judenchriſten, Ebioniten und Nikolaiten der apoſtol. Zeit. (Leipz. 1828.) S. 106 fg. 19) Eine Beſtreitung oder polemiſche Berückſichtigung a) Cerinth's nehmen an: *Iren.* adv. haer. III, 11, 1. 2 (zugleich mit Berückſichtigung der Nikolaiten). *Epiphan.* l. c. (zugleich wider viele andere Häreſien). *Hieron.* l. c. *Artemonius* l. c. Tom. II. *Oeder* l. c. *Joach. Oporinus*, Clavis evang. Joann. historico-ecclesiastica, quae patefacit, totum evangelium Joanneum nihil aliud esse, nisi demonstrationem anticerinthianam. (Gott. 1743.) Lobeg. Lange a. a. O. (nur daß dieſer den Cerinth und die Nikolaiten nicht für Gnoſtiker, ſondern für Judenchriſten hält). Kuhn, Leben Jeſu. I. Th. S. 110 fg. — b) Der Gnoſtiker überhaupt: Kleuker, Johannes, Petrus und Paulus als Chriſtologen. (Riga 1785.)

sichtlich Cerinth's und der Gnostiker nur in derjenigen Form einigermaßen plausibel machen, in welcher sie von einigen der neuesten Theologen, besonders von Lücke [20]) und Neander [21]), aufgestellt worden ist: Johannes habe der damals aufkeimenden Gnosis eine bessere Richtung geben wollen. Es war nämlich eine bekannte Meinung der Gnosis, und sie wird zuerst dem Judenchristen Cerinth beigelegt, daß das Göttliche oder der Messiasgeist mit dem Menschen Jesus sich erst bei dessen Taufe vereinigt habe, beim Beginn seines Leidens aber wieder von ihm geschieden sei. Gegen diese Ansicht von einer nur vorübergehenden und unwesentlichen Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in der Person des Herrn habe der Evangelist als wahre Lehre die von einer wesentlichen und bleibenden Verbindung und Durchdringung der beiden Naturen, von einer Menschwerdung des Logos schon in der Geburt Jesu geltend machen wollen. Besonders habe er dies im Prologe beabsichtigt, namentlich V. 14. Allein abgesehen davon, daß die Lehre Cerinth's eine höchst dunkele Erscheinung ist, indem diesem Manne von den ältesten Kirchenvätern sich ganz widersprechende Behauptungen beigelegt werden, über deren Ausgleichung man noch nicht einverstanden ist, abgesehen davon, daß es noch immer streitig ist, ob nicht die Kirchenväter, namentlich Irenäus, dem Cerinth nur aus Misverständniß gnostische Vorstellungen angedichtet haben [22]): gilt hier, und zwar in erhöhetem Maße, dasselbe Bedenken, welches gegen die vorige Hypothese aufgestellt wurde, daß die Absicht einer antithetischen Beziehung auf solche Lehren durchaus sich nicht nachweisen läßt. Wollte man auch annehmen, Johannes habe der Irrlehre nur durch rein thetische Darlegung der Wahrheit entgegentreten wollen, so hätte dies doch mit größerer Bestimmtheit geschehen müssen; insbesondere wäre Cap. 1, 32 fg. eine nähere, etwanigen Misdeutungen vorbeugende, Erklärung kaum zu umgehen gewesen, wenn der Evangelist nicht gar den Schein einer Begünstigung des Cerinthianismus annehmen wollte.

Überhaupt, meinen wir, würde das Evangelium in vielen Partien eine ganz andere Gestalt bekommen haben, wenn Johannes der aufkeimenden Gnosis hätte entgegentreten wollen. Es hätte namentlich in der Geschichte des Leidens und Sterbens darauf hingewiesen werden müssen, daß in Christus Göttliches und Menschliches zugleich gelitten habe und warum dies geschehen sei. Geist und Zweck des Prologs läßt sich aber, wie wir weiterhin sehen werden, recht wohl schon aus der allgemeinen apologetischen Tendenz des Evangeliums begreifen. — Weit eher ließe sich eine antithetische Beziehung auf den Doketismus, d. h. die Meinung, daß Christus nur einen Scheinkörper gehabt habe, annehmen, einmal weil die Stellen 1, 14. 19, 34. 20, 20. 27 allerdings wider den Doketismus sich gebrauchen lassen, dann aber, weil in den nach Lehre und Geist dem Evangelium so durchaus conformen und wahrscheinlich auch unter denselben historischen Verhältnissen geschriebenen Johanneischen Briefen die Berücksichtigung dieser Häresie unverkennbar ist. Indessen ist der Satz ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο doch auch schon durch die Johanneische Denkart überhaupt bedingt; in dem Herausfließen von Blut und Wasser (19, 34) findet der Evangelist wahrscheinlich eine typische Hindeutung auf die von Christus gestiftete Versöhnung durch die Taufe und durch seinen stellvertretenden Tod, vgl. 1 Brief 5, 6 [23]); endlich die Erzählung in Cap. 20, 19 fg. soll wahrscheinlich Zweifeln an der Wirklichkeit der Auferstehung Jesu begegnen. — Die Meinung des Irenäus endlich von einer Polemik wider die Nikolaiten beruht blos auf einem voreiligen Schlusse aus Apok. 2, 6. 14 fg. 20, ganz davon abgesehen, daß, wie jetzt wol allgemein zugestanden wird, die Nikolaiten gar keine Gnostiker gewesen sind. — Viel wahrscheinlicher ist eine dritte zuerst im 17. Jahrh. von Hugo Grotius [24]) und den Socinianern Schlichting [25]) und Wohlzogen [26]), neuerlich von Overbeck [27]), Michaelis [28]), Herder [29]), Ziegler [30]) und Anderen [31]) gebilligte Meinung: der Evangelist habe in mehren Stellen auf Schüler Johannis des Täufers, welche diesen ihren Lehrer für den Messias gehalten hätten, polemischen Bezug genommen. Denn kein anderer Evangelist hebt mit solchem Nachdruck und solcher Bestimmtheit den absoluten Vorzug Jesu vor dem Täufer und des Letzteren Zeugniß von Jesu messianischer Würde hervor als Johannes, vgl. 1, 7 fg. 15. 19—34. 36. 3, 26 fg. 5, 33 fg. 10, 41 fg. Selbst im ersten Briefe 5, 6 ist in den Worten οὐκ ἐν τῷ ὕδατι μόνον, ἀλλ' ἐν τῷ ὕδατι καὶ τῷ αἵματι die Beziehung auf den Täu-

---

S. 63 fg. Schneckenburger, Beiträge zur Einleit. ins N. T. S. 60—68, welcher aus dieser Tendenz des Evangeliums die Auslassung der Erzählung von der Verklärung Jesu, von dessen Seelenkampfe in Gethsemane und der Stärkung durch einen Engel während desselben, von dem Ausrufe Jesu am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen," erklären will, indem diese Thatsachen gnostischen Misdeutungen ausgesetzt gewesen seien, aber von Lücke a. a. O. I. S. 219—222 siegreich widerlegt wird. — c) Der Doketen: *Semler*, Paraphrasis evang. ad c. 1, 14. Eckermann, Erklärung aller dunkeln Stellen des N. T. 2. Bd. S. 5 fg. — d) Andere nehmen eine polemische oder apologetische Tendenz des Evangeliums wider mehre oder alle diese Parteien an, mit oder ohne Berücksichtigung der Johannesjünger, und verbinden damit die Annahme einer Berichtigung oder Ergänzung der drei synoptischen Evangelien oder doch der denselben zu Grunde liegenden mündlichen Tradition, wie Hugo Grotius im Prooem. ad Joann. ev. Storr, über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe des Johannes. (Tübingen 1786.) Wegscheider, Bertholdt, Hug, Schott und And. in ihren Einleitungsschriften.

20) a. a. O. I. S. 206—218. 21) Geschichte der Pflanzung und Leitung der christl. Kirche. 2. Bd. (Hamb. 1841. 3. Aufl.) S. 545 fg. 22) Vgl. Lob. Lange a. a. O. S. 159 fg.

23) Vgl. Weiße, Evangel. Geschichte. 2. Th. S. 329 fg. Gfrörer, Das Heiligthum und die Wahrheit. S. 325 fg. Hase, Leben Jesu. S. 206 fg. Dagegen de Wette zu d. St. S. 208. 24) Prooem. in Joann. 25) Commentaria posthuma in plerosque N. T. libros ad ev. Joann. cap. 20, 31. 26) Opp. omnia exeg. didactica polem. T. I. p. 701, wo es sogar heißt: *totum* evangelium ad hunc finem directum est. 27) Neue Versuche über das Evangelium Johannis. (Gera 1784.) 28) Einleit. II. S. 1141. 29) Vom Sohne Gottes, der Welt Heiland nach Johannes. (Riga 1797.) 30) Bemerkungen über das Evangelium Johannis, in Gabler's Neuestem theolog. Journal. 9. Bd. 1. St. 31) Vgl. Anm. 19. S. 62 fg.

fer unverkennbar. Der Apostel meint, Jesus habe nicht wie Johannes der Täufer blos durch die Taufe, sondern durch Taufe und Tod zugleich Sündenvergebung vermittelt. Wollte man annehmen, jene Hervorhebung sei jedes Mal durch den historischen Pragmatismus bedingt gewesen, so leidet diese Behauptung wenigstens auf Cap. 1, 7 fg. keine Anwendung. Nun fanden sich zwar nach Apstgesch. 18, 25 und 19, 1 fg. schon zur Zeit des Apostels Paulus Johannesjünger in Kleinasien; aber dieselben bildeten keinen Gegensatz mit dem Christenthume, das sie gar nicht kannten. Nach erhaltener Kenntniß von demselben ließen sie sich aber leicht dafür gewinnen. Hieraus folgt jedoch nicht, daß nicht in der späteren Zeit des Urchristenthums, als Johannes sein Evangelium schrieb, unter uns unbekannten Einflüssen und Umständen, ein solcher Gegensatz sich gebildet habe, und daß diese Anhänger des Täufers im Kreise der Johanneischen Wirksamkeit ähnlich wie früher die Judenchristen in den Paulinischen Gemeinden Störungen verursachten. Vielleicht waren sie aber auch noch gar nicht feindlich wider das Christenthum aufgetreten und Johannes beabsichtigte sie für dasselbe erst zu gewinnen. Wenigstens werden in den wahrscheinlich im 3. Jahrh. verfaßten pseudoclementinischen Recognitionen neben den Sadducäern, Samaritanern und andern Johannesjünger als eine jüdische Sekte aufgeführt und noch in die apostolische Zeit gesetzt. Sie sollen Johannes den Täufer für den Messias und für größer als Jesum erklärt haben [32]). Ob dagegen die noch jetzt bestehende, durch den Schweden Matthias Norberg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. bekannter gewordene, dem Christenthume feindselige, dualistisch-gnostische Sekte der Johannesjünger in Persien und Syrien, Zabier, Sabäer oder Mendäer genannt [33]), mit der apostolischen Zeit in irgend welchem Zusammenhange stehe, läßt sich nicht entscheiden.

Im Übrigen reicht man vollkommen aus mit der Annahme allgemeiner apologetischer Tendenzen wider das ungläubige Juden- und Heidenthum, wie gleich nachher bei näherer Betrachtung des Inhaltes unseres Evangeliums sich ergeben wird. Wir gedenken nur noch der seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage gangbaren Meinung, der Apostel Johannes habe die synoptischen Evangelien vervollständigen oder auch wol berichtigen wollen. Diese Annahme liegt schon der oben mitgetheilten Nachricht des alexandrinischen Clemens vom Anlaß zur Abfassung des vierten Evangeliums zu Grunde. Später berichtet Eusebius [34]) als eine Sage (λόγος, φασί), die er jedoch selbst für wahr erklärt: als die drei ersten Evangelien zur Kenntniß des Johannes gekommen seien, habe er sie gebilligt und ihre Wahrheit bestätigt. Nur die Relation der um den Anfang der Wirksamkeit Christi geschehenen Begebenheiten habe er vermißt. Die synoptische Relation enthalte nämlich nur die Begebenheiten des letzten Jahres der Wirksamkeit Jesu, sie umfasse blos die Zeit von der Gefangennehmung des Täufers bis zum Tode des Herrn. Der Apostel habe daher auf Bitten seiner Freunde das Fehlende ergänzt. Daß sich die Sache so verhalte, erkenne man aus Vergleichung der Stellen Matth. 4, 12. Marc. 1, 14. Luc. 3, 20. Joh. 2, 11. 3, 24; und wer dies beachte, werde keine Differenzen zwischen Johannes und den Synoptikern finden. Man sieht leicht, daß diese Behauptung, welche ohnedies nur auf die vier oder fünf ersten Capitel unseres Evangeliums beschränkt werden könnte, nichts als ein aus oberflächlicher Vergleichung der vier Evangelien gezogener und von der Verlegenheit, wie die zwischen ihnen obwaltenden Differenzen auszugleichen seien, angegebener, in das Gewand der Geschichte gekleideter Schluß ist. Gleichwol wurde diese Nachricht des Eusebius theils unverändert wiederholt, wie von Hieronymus [35]), theils im Sinne der vom alexandrinischen Clemens mitgetheilten Tradition dahin modificirt, daß Johannes nur den Lehrinhalt habe ergänzen oder diejenigen Thatsachen habe beifügen wollen, aus denen man die Gottheit Christi erkenne [36]). Lampe [37]) war der erste, der diese Annahmen bestritt, aber theilweis aus sehr befangenen Gründen. Er entgegnete: 1) eine Ergänzungsbedürftigkeit sei mit dem Charakter inspirirter Schriften unvereinbar; 2) aus den von den Synoptikern berichteten evangelischen Thatsachen leuchte schon genugsam die Gottheit Christi hervor, und 3) habe ja Johannes manche Erzählungen mit den Synoptikern gemein. Dessenungeachtet erhielt sich die Hypothese vom Ergänzungszwecke und wurde seit dem Aufkommen der Urevangeliumshypothese auf das schriftliche Urevangelium übertragen [38]). Erst seitdem die Ansicht von der mündlichen Tradition, als der Hauptquelle der synoptischen Evangelien, siegreich sich Bahn brach und nach allen ihren Consequenzen sich entfaltete und geltend machte, ist jene Hypothese, nach welcher Johannes habe die drei ersten Evangelien vervollständigen wollen, außer Curs gekommen. Und das mit Recht. Denn 1) ist es ganz unerweislich, daß die synoptischen Evangelien zur Zeit des Johannes schon soweit verbreitet gewesen seien und solche Anerkennung genossen haben, als man jener Annahme zufolge voraussetzen mußte. 2) hat Johannes manche Erzählungen mit den Synoptikern gemein. 3) sind die Differenzen zwischen ihm und den Synoptikern sowol in einzelnen Erzählungen, als auch in Betreff des Schauplatzes und der Dauer der Wirksamkeit Jesu so bedeutend, daß, wenn er auch mit dem Zwecke der Ergänzung den der Berichtigung verbunden haben sollte, er doch, um seine Leser nicht zu verwirren, es kaum

32) Recognit. I. c. 54: „Sed et e *discipulis Joannis*, qui videbantur esse magni, segregarunt se a populo et *magistrum suum velut Christum* praedicarunt.“ C. 60: Unus ex discipulis Joannis affirmabat, *Christum Joannem fuisse et non Jesum* — Moyse et ipso Jesu major est habendus. 33) Vgl. über sie Gesenius Art. Zabier im Probehefte dieser Encykl. Baumgarten-Crusius, Bibl. Theol. S. 143—145. Lücke a. a. O. I. S. 225—228. 34) H. E. III, 24.

35) De vir. illustr. c. 9. 36) Vgl. *Theodor. Mopsuest.* in *Corderii* Catena in Jo. p. 706. *Epiphan.* Haeres. 51, 6. *Theophylact.* Prooem. in Matth. et Joann. u. And. 37) l. c. T. I. p. 174 sq. 38) z. B. von Wegscheider a. a. O. S. 244. Eichhorn, Einleit. 2. Th. S. 131 fg.

würde haben umgeben können, in einer Einleitung oder Vorrede oder auch Cap. 20, 30 sich über sein Verhältniß zu den Synoptikern zu erklären, und seine Leser auf denjenigen Standpunkt zu erheben, auf welchem sie dieses Verhältniß frei und richtig zu beurtheilen vermochten. — Die neuesten Kritiker [39]) haben daher nur eine Bekanntschaft des Johannes mit der mündlichen Evangelientradition in der Form und dem Umfange angenommen, wie sie im Kreise seiner Wirksamkeit gangbar war. Dies begründet aber noch nicht die Annahme eines bestimmten hierauf bezüglichen Zweckes der Vervollständigung oder Berichtigung. Denn wenn auch der Evangelist manche Thatsachen, wie die Taufe Jesu durch Johannes (1, 19 fg.), die Wahl der zwölf Apostel (6, 70), die Einsetzung der Taufe (3, 5. 22. coll. 4, 2) und des heiligen Abendmahles (13, 2), oder selbst einzelne Aussprüche und Lehren Jesu (1 Br. 1, 5) als bekannt voraussetzt, Anderes bestimmter, vollständiger, anschaulicher berichtet, als die in den synoptischen Evangelien schriftlich fixirte Tradition, ja wenn er sogar Cap. 3, 24 einen weit verbreiteten Irrthum über die Zeit der Gefangennahme Johannes des Täufers ausdrücklich berichtigen zu wollen scheint (vgl. Matth. 4, 12. Marc. 1, 14), so erklärt sich dies aus seiner Stellung zu den erzählten Begebenheiten, deren Augenzeuge er war. Als Solcher mußte er die mündliche Tradition beherrschen, berichtigen, vervollständigen können.

Durch den klar bewußten Zweck (20, 30 fg.) und durch die eigenthümliche Erhabenheit und Geistigkeit der Christusidee unseres Evangelisten ist ebenso sehr die Auswahl des zu erzählenden Stoffes als der historische Pragmatismus und teleologisch-dogmatische Charakter seiner Darstellung bedingt, durch welche Eigenschaften dieselbe so wesentlich von den drei synoptischen Evangelien sich unterscheidet. Während die Synoptiker nur einzelne Denkwürdigkeiten und zwar sehr oft nur nach der Ähnlichkeit und Verwandtschaft des Stoffs an einander reihen, findet in der Darstellung des Johannes, besonders in der Schilderung des Verhältnisses Jesu zu seinen Feinden, ein angemessener Fortschritt, man möchte sagen, eine dramatische Entwickelung statt, Johannes sucht alles Einzelne in seiner pragmatischen Beziehung zum Ganzen aufzufassen, und die Erscheinung Christi in ihrer Einheit zu begreifen und im Logosbegriffe auf ihren metaphysischen Grund zurückzuführen. Während die Synoptiker scheinbar theilnahmlose und blos objective Referenten sind und die Sache durch sich selbst sprechen lassen, gewahrt man an Johannes, wie er ganz in seinem Stoffe lebt, in liebender Hingabe an denselben von ihm aufs Innigste durchdrungen und gleiche Theilnahme auch im Leser zu erwecken bestrebt ist. Alle von ihm mitgetheilten evangelischen Data sind darauf berechnet, sowol den Glauben an Jesum als den Messias zu befestigen, als auch zu zeigen, welch ein Messias Jesus sei. Seine Beweise für die Messianität Jesu sind: 1) die Auctorität Johannes des Täufers, als eines göttlichen Gesandten (1, 6), welchem auch die Juden eine gewisse Anerkennung bewiesen hatten (5, 35. 10, 41), welcher nicht nur die messianische Würde Jesu bezeugte, sondern auch dem Herrn die ersten Gläubigen zugewiesen hatte (1, 6. 7. 19—37. 3, 27. 5, 32). 2) Das eigene Zeugniß Jesu, in unzähligen Aussprüchen. 3) Die ganze Wirksamkeit (τὰ ἔργα) desselben, in welcher Gottes Macht und Beistand sich offenbart (5, 39. 10, 25. 32. 14, 10), besonders seine Wunder (σημεῖα). Zwar theilt Johannes in Vergleich mit den Synoptikern nur wenige der Letzteren mit, aber grade solche, welche sich dem Glauben vorzugsweise als Ausstrahlungen der Christo inwohnenden göttlichen Herrlichkeit beurkunden mußten (2, 11. 11, 40); auch macht er bemerklich, wie viele andere Wunder Jesus noch gethan habe (2, 23. 3, 2. 7, 31. 11, 47. 20, 20). Doch läßt er es nicht an Andeutungen fehlen, daß der Wunderglaube für sich allein nicht ausreiche (3, 2 fg. 4, 48). Neben den Wundern als Machthandlungen referirt er auch zahlreiche Erweise des höheren Wissens Jesu, welches er jedenfalls als ein übernatürliches sich dachte (1, 43. 49. 2, 21. 24 fg. 4, 17 fg. 6, 61. 64. 70. 13, 1. 11. 18 fg. 21 fg. 16, 30). 4) Die an Jesu erfüllten Weissagungen des A. T. (1, 46. 2, 17. 5, 39. 46. 19, 24. 36). Doch tritt diese Beweisführung in Vergleich mit anderen neutestamentlichen Schriften, besonders dem Evangelium Matthäi und dem Briefe an die Hebräer, bedeutend zurück. 5) Hebt Johannes hervor, wie Jesus auf seine Jünger (1, 37 fg. 2, 12. 6, 68. 16, 30), auf einen großen Theil des Volkes (2, 23. 4, 45. 6, 14. 7, 31. 40. 8, 30. 9, 38. 10, 41 fg. 12, 13. 19), selbst auf Viele unter den Vornehmern (12, 42, vgl. mit 3, 1. 7, 50. 19, 38 fg.) und auf die Samariter (4, 28 fg.) den Eindruck als Messias gemacht habe, ja nicht ein Mal von Seiten der Heiden ohne Anerkennung geblieben sei (12, 20 fg.). — Aber auch, welch ein Messias Jesus sei, sucht Johannes durch seine Darstellung zu zeigen, nämlich nicht ein irdischer König im Sinne der Juden und voller Ansprüche auf irdische Ehre (6, 14 fg. 13, 1 fg. 5, 43), sondern ein König der Wahrheit, Stifter eines rein geistigen, unsichtbaren und für die Ewigkeit bestimmten Reiches (18, 36. 37), ein Wesen, welches der Gottheit aufs Engste verwandt, bei dieser vor seiner Menschwerdung in Seligkeit präexistirte (1, 30. 3, 14. 6, 62. 8, 58. 17, 5. 24) vom Himmel zur Erde herniederstieg (3, 31. 8, 14. 24. 16, 27 fg.), um Gottes Willen und Werk zu vollführen (4, 34. 6, 38. 12, 49 fg. 14, 10), um als Vermittler der vollkommensten Offenbarung (1, 18), als das Licht der Welt (8, 12. 9, 5. 3, 19. 12, 46) Gottes Worte zu verkünden (7, 16. 8, 26. 28. 38. 40. 12, 49. 14, 10), um nun durch Lehre, Leben und Sterben für die gesammte Menschheit, auch Samariter und Heiden, ein Urquell des ewigen seligen Lebens zu sein, und sie zur Kindschaft Gottes und zur innigsten Gemeinschaft mit Gott zu erheben (3, 16. 4, 42. 6, 33. 51. 10, 16. 11, 52. 12, 47. 17, 21. 1 Br. 4, 9. 4, 14). Nachdem er

39) Zuerst Gieseler, Histor.-krit. Versuch über die Entstehung und frühesten Schicksale der schriftlichen Evangelien. (Leipzig 1818.) S. 133 fg. Ferner *Schott*, Isag. p. 135. Lücke a. a. O. I. S. 199 u. And.

während seines Erdenlebens mit seinem himmlischen Vater fort und fort in innigster geistiger Gemeinschaft gestanden (10, 30. 38. 14, 10 fg.), in seiner Erscheinung Gottes Wesen abgespiegelt (8, 19. 12, 45. 14, 9) und durch Leiden und Sterben sein Werk vollendet, besonders die Macht des bösen Principes (des Fürsten dieser Welt) völlig paralysirt (12, 31) habe, sei er durch seine glorreiche Auferstehung zum Vollgenusse seiner vormenschlichen Herrlichkeit bei Gott in den Himmel zurückgekehrt (17, 5. 24), von wo aus er den Seinen unsichtbar gegenwärtig sie durch den heiligen Geist in alle Wahrheit leite (Cap. 14—16) und mit sanfter Gewalt zu sich in den Himmel nachziehe (12, 32. 14, 3), von wo er dereinst wiederkommen werde, um durch Erweckung der Todten und das messianische Endgericht das Reich Gottes zu vollenden (5, 28 fg.). Bedingung der Theilnahme an den durch Christum vermittelten Gütern des Geistes ist der Glaube (20, 31 und unzählige Stellen in den Reden Jesu). Daß Johannes diesen Glauben nicht als bloßes todtes Fürwahrhalten, sondern ganz wie Paulus als eine lebendige und freudige, den ganzen inneren Menschen durchdringende und begeisternde Überzeugung gedacht habe, welche sich in der Wiedergeburt und einer dem erhabenen Beispiele des Herrn gemäßen Bruderliebe beurkundet, geht aus den Stellen 3, 3. 5. 13, 12 fg. 34 fg. 14, 21. 15, 7 fg. 1 Br. 3, 23. 5, 1—5 unzweifelhaft hervor.

War aber Jesus wirklich der verheißene Messias und in so erhabenem Sinne, und hatte der Glaube an ihn wirklich so hohe Güter zur Folge: so waren dem jüdischen und heidnischen Unglauben die Fragen nahe gelegt: wie war es möglich, daß Jesus von seinem eigenen Volke als abstracter Gesammtheit und in seiner Repräsentation durch die obersten Leiter verworfen wurde? Wie läßt sich mit seiner messianischen Würde der schimpfliche Kreuzestod vereinigen, welcher mit den bisherigen Erwartungen der Juden im auffallendsten Contraste steht (Joh. 12, 34. 1 Kor. 2, 23)? Mußte er nicht als göttliches Wesen die Macht haben, diesem schmachvollen Schicksale auszuweichen? Und wie soll man sich die auffallende Erscheinung erklären, daß er sogar von einem seiner Vertrautesten verrathen wurde? Die apologetische Beantwortung dieser Fragen, die Nachweisung der natürlichen sowol als teleologischen Gründe für so auffallende Erscheinungen gehört daher zu den Haupttendenzen unseres Evangeliums. Als Ursachen des Unglaubens der Juden weist der Evangelist nach ihre starre Anhänglichkeit an den Buchstaben der alttestamentlichen Offenbarung (5, 16 fg. 9, 14 fg.), während sie in deren Geist nicht einzudringen vermögen (7, 22 fg. 5, 46), ferner Mangel an Liebe zu Gott (5, 42), Selbstsucht (5, 44. 12, 43), Unsittlichkeit überhaupt, als Wirkung des satanischen Principes, womit Liebe zur Finsterniß und Unempfänglichkeit für das Höhere und Göttliche im Evangelium unzertrennlich verbunden ist (3, 19—21. 8, 23. 38 fg.); denn nur der gute, fürs Wahre und Heilige empfängliche (7, 17. 18, 37), oder in religiöser Denk- und Sprechweise ausgedrückt: der aus Gott seiende und von einem göttlichen Zuge geleitete Mensch (8, 47. 6, 44. 65) findet im Evangelium ein seinem eigenen geistigen Wesen verwandtes Element und fühlt sich zu demselben hingezogen, indem die Erfahrung, daß nur das Verwandte sich kennt und liebt, auf gleiche Weise im Reiche des Guten und des Bösen (17, 14. 15, 19) wahrgenommen wird. Auch sei die Verblendung des jüdischen Volkes teleologisch wohl begründet gewesen, denn nach göttlichem, bereits im A. T. geoffenbarten Rathschlusse habe das Reich Christi grade diesen Entwickelungsgang nehmen sollen (12, 37—40). Auch der Tod des Herrn erfolgte nach göttlichem Rathschlusse. Denn an ihn war die Beseligung der Welt (3, 14—27. 6, 53 fg. u. v. a. St.), die Vereinigung von Juden und Heiden zu einer großen Gottesgemeinde (11, 52. 12, 24) geknüpft; er war die Bedingung der Verherrlichung des Vaters und des Sohnes (12, 23—28. 13, 31—33. 17, 1 fg.); Jesus sah und sagte ihn voraus (13, 1. 31 fg. 2, 21 u. v. a. St.), sogar die Art desselben (12, 32. 33), er unterzog sich ihm ganz freiwillig, rein aus Liebe zu seinen Gläubigen (15, 13. 10, 11 fg.) und aus Gehorsam gegen Gottes Gebot (10, 18); sonst würde keine Macht der Erde über ihn etwas vermocht haben, am wenigsten vor der von Gott hierzu bestimmten Zeit (7, 30. 8, 20), sowie auch der Fürst dieser Welt durch die unter seinem Einflusse bewirkte Hinopferung des Gottessohnes nichts gewinnt (14, 30), und die, welche seinen Tod vollziehen, nur Werkzeuge einer höheren Macht sind (19, 11. 11, 51 fg.). Selbst Pilatus war von der Unschuld Jesu überzeugt und suchte ihn zu retten (18, 38 fg. 19, 4). Ebenso war der Verrath durch einen seiner Jünger im göttlichen Willen begründet und bereits im A. T. angekündigt (13, 18); diese Thatsache war vom Herrn selbst zu dem Zwecke vorhergesagt (6, 70 fg. 13, 10 fg.), damit durch sie Niemand im Glauben irre werde. — Vielleicht ist auch die Erzählung vom ungläubigen Thomas mitgetheilt, um möglichen oder wirklichen Zweifeln an der Realität der Auferstehung Jesu zu begegnen. Wenigstens sieht man aus Apstgesch. 17, 32. 1 Kor. 15, 1 fg. *Polyc.* c. 7. *Clem.* 1 Cor. 26, wie sehr sich die heidnische Denkweise gegen die Vorstellung von einer Wiederbelebung Gestorbener sträubte. — Die allgemeine apologetische Tendenz gibt sich endlich auch schon im Prologe zu erkennen. Denn offenbar will der Verfasser V. 1—5 den Gedanken ausdrücken: Schon von der Urzeit an habe stattgefunden, was sich seit der Menschwerdung des Logos wiederholt habe, daß die im irdischen Treiben abgestumpften Seelen keine Empfänglichkeit bewiesen für die von ihm ausgehende höhere Erleuchtung. Die Verschmähung Jesu als des Messias von Seiten der Ungläubigen dürfe also nicht weiter Wunder nehmen; die Menschheit sei in dieser Beziehung ihrem seit dem Urbeginn bewiesenen Charakter ganz treu geblieben.

Dem Johannesevangelium liegt unverkennbar ein gewisser Plan zu Grunde. Zwar mag der Evangelist denselben weder ausdrücklich beabsichtigt, noch auch desselben sich klar bewußt gewesen sein; inzwischen mußte sich das Planmäßige in der Composition bei natürlicher Logik und bei pragmatischer Auffassung der Geschichte Jesu aus der Sache selbst ergeben. Daß das Evange-

lium nach einem gewissen Plane gearbeitet sei, haben auch die meisten Kritiker gefühlt und anerkannt; daß aber dieser Plan nicht geflissentlich und kunstreich angelegt sei, sieht man schon aus der Verschiedenheit der Versuche [40]), denselben nachzuweisen. Nur gegen Ende von Cap. 12 ist die Absicht eines Ruhepunktes von Seiten des Evangelisten unverkennbar. Denn nachdem er V. 37—43 den Gesichtspunkt zur Beurtheilung des Unglaubens der Juden angegeben hat, faßt er V. 44—50 den Inhalt aller bisherigen Reden Jesu in ein Resumé zusammen. Aber auch ohne diesen Ruhepunkt neigt sich schon von V. 20 an die Erzählung dem Ende zu. Denn sicherlich ist der Besuch der Hellenen dem Evangelisten von höchster Bedeutung, er betrachtet diesen Besuch als Schlußstein des öffentlichen Lebens Jesu; nach seinem Pragmatismus war dies Ereigniß nöthig, wenn in der dem Herrn während seines Erdenlebens zu Theil gewordenen Anerkennung die dereinstige Anerkennung von Seiten aller Völker vorgebildet werden sollte [41]), daher denn auch Jesus (V. 23) erklärt, daß mit dieser Thatsache die Zeit abgelaufen sei, welche nach Gottes Rathschluß verfließen sollte, ehe er sich für's Heil der Welt in den Tod dahin gäbe; daher denn auch in der unmittelbar darauf ertönenden Himmelsstimme das bisherige Wirken Jesu göttliche Bestätigung erhält, indem es als das Mittel dargestellt wird, dessen sich Gott zu seiner Verherrlichung bedient habe. Hiermit aber wird indirect das Wirken Jesu in der bisherigen Weise für geschlossen erklärt, und in der Unterscheidung der beiden Tempora ἐδόξασα und δοξάσω wird eine so eben beendete und eine erst neu beginnende Epoche in der Verherrlichung Gottes durch Jesum unterschieden. Sonach theilt sich das Evangelium in zwei große Hälften: Cap. I, 19—XII und XIII—XX. Beachten wir nun, wie gegen das Ende der Wirksamkeit Christi mit der sich steigernden Anerkennung (12, 12 fg. und V. 19) die Steigerung und Culminirung der Verkennung und des Hasses von Seiten seiner Feinde einen schneidenden Contrast bildet, wie überhaupt Jesus fast seit seinem Auftritt neben mannichfacher Anerkennung und gläubiger Aufnahme auch Haß und Verkennung zu erfahren hatte, Beides aber zum großen Theil durch seine Wirksamkeit bedingt war; beachten wir ferner, daß der Tod Jesu die Bedingung und der Ausgangspunkt seiner Verherrlichung war (13, 31 fg. 17, 1 fg.): so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß man mit de Wette [42]) und Lücke [43]) die beiden Haupttheile unter die Gesichtspunkte zu bringen hat: I. Wirksamkeit Christi, seine Verkennung und Anerkennung. II. Verherrlichung Jesu. Im ersten Theile lassen sich wieder I, 19—IV und Cap. V—XII als Unterabtheilungen von einander scheiden [44]). Dort nämlich ist die Wirksamkeit Christi eine ziemlich ruhige und gegensatzlose. Nur das Zusammentreffen mit den Juden im Tempel (2, 13 fg.) und die ängstliche Rücksichtelei des Nikodemus (3, 1) läßt eine spätere Collision ahnen. Cap. 5 dagegen bildet einen Wendepunkt, indem hier schon die Verfolgungen und feindlichen Rathschläge der Gegner Jesu beginnen. Trotz dem, daß die Anerkennung Jesu noch immer im Steigen begriffen ist, macht doch dieser zweite Act des ersten Haupttheiles den Eindruck überwiegender Verkennung. — Die zweite Hauptmasse hat de Wette treffend und sinnvoll unter folgende Gesichtspunkte gebracht: 1) XIII—XVII: Innere Verklärung. Es wird hier dem Auge des Lesers der Herr in seiner inneren Harmonie und Verklärung vorgeführt, wie er seinen Jüngern trostvolle Verheißungen und ergreifende Ermahnungen als heiliges Vermächtniß hinterläßt, wie er, bei immer größerer Nähe der Todesgefahr in hehrer Zuversicht und triumphirender Freudigkeit hinausblickt in den künftigen Entwickelungsgang seiner Sache und dieselbe der gnädigen Obhut seines himmlischen Vaters empfiehlt. 2) Cap. XVIII—XX: äußere Verherrlichung durch Tod und Auferstehung. — Übrigens bewegt sich der Inhalt des Evangeliums ganz innerhalb der Grenzen, welche Apstgesch. 1, 22 und 10, 37 als diejenigen der allgemeinen apostolischen Verkündigung angegeben werden. Dasselbe beginnt demgemäß wie das Evangelium Marci mit der Taufe des Johannes (1, 19 fg.) und schließt mit der Auferstehung Jesu. Der Prolog (1, 1—18) aber bildet die Einleitung in das Ganze, er ist gleichsam das theologische Programm. Er soll die Leser auf den Standpunkt erheben, aus welchem

40) Diese Versuche findet man bei Lücke a. a. O. I. S. 177—180, denen noch der neulich von Reuß a. a. O. S. 29 gemachte beizufügen ist. Reuß unterscheidet folgende drei Haupttheile: 1) Stellung Jesu zur Welt und von seiner werbenden und scheidenden Thätigkeit (I, V. 6—XII). 2) Der Erlöser im Verhältnisse zu den Seinigen, als den Erworbenen, oder praktischer Theil des Evangeliums (XIII—XVII). 3) Der dritte Theil (XVIII—XX) lasse uns „die höhere Entwickelung der beiden gegebenen Verhältnisse, die doppelte Peripetie der göttlichen Tragödie" im Spiegel der Geschichte schauen. „Die Scheidung, welche zu vollbringen der Sohn Gottes im Fleische gekommen sei, vollende sich in diesem Theile in der Weise, daß er im Kampfe mit der Welt äußerlich unterliege, und für die Ungläubigen todt sei, für die Gläubigen aber siegreich auferstehe, sodaß Jene den Tod, Diese das Leben zum Erbe haben." Vgl. auch Schweizer a. a. O. S. 267 fg. 41) Destructive Kritiker könnten aus der Bedeutung, welche Jesus in das Gesuch der Hellenen legt, folgern, die ganze Notiz sei nur zu dem im Texte von uns angegebenen Zwecke erdichtet. Wäre aber dieses der Fall, dann müßte man die Enthaltsamkeit des Dichters bewundern, daß er nicht auch eine Unterredung zwischen Christus und den Hellenen fingirt, und Letzteren ein offenes und unumwundenes Bekenntniß von Jesu messianischer Würde in den Mund legt.

42) Exeget. Handb. zu Joh. S. 3. 43) a. a. O. I. S. 182. 44) Bei Aufsuchung der Composition des ersten Theiles bietet sich auf den ersten Blick die chronologische Anordnung nach den Festen als zweckmäßigstes Schema dar. Indessen ist die Unterscheidung der Festepochen doch nur äußerlich und zufällig. Einem in lebendiger Erinnerung schreibenden Augenzeugen werden Zeit- und Ortsbestimmungen wie von selbst entfallen. Für den didaktischen Zweck und den Pragmatismus des Evangelisten war die Festchronologie ohne alle Bedeutung. Wäre sie ihm in irgend einer Beziehung wesentlich gewesen, so würde er nicht umhin gekonnt haben, das jüdische Fest in Cap. 5, 1 näher zu bestimmen. Die Zeitbestimmung in Cap. 6, 4 aber ist gar nicht um ihrer selbst willen gemacht, sondern um den Zusammenfluß einer größeren Volkszahl zu erklären. Im Allgemeinen aber mußte Johannes seine Erzählung am chronologischen Faden ablaufen lassen, wenn er nicht die wirkliche Geschichte dem Lehrzwecke zum Opfer bringen wollte.

sie die nachfolgende Darstellung der Thaten, Reden und Schicksale Jesu zu beurtheilen haben. Er enthält daher die Summe des ganzen Evangeliums.

Das Evangelium des Johannes ist von Alters her Gegenstand der größten Bewunderung gewesen, ihm sind die begeistertsten Lobsprüche zu Theil geworden. Und wirklich zeichnet sich dasselbe durch Eigenschaften aus, welche ihm für immer nicht nur eine der ersten Stellen im neutestamentlichen Kanon, sondern auch in der religiösen Literatur überhaupt sichern. Wir rechnen dahin die Abrundung und innere Vollendung des in ihm gezeichneten Christusbildes, die vom jüdischen Gewande beinahe völlig entkleidete, reine freie und geistige Auffassung sowol der Idee Gottes, als auch des messianischen Planes Jesu, den ebenso klaren als tiefen und wahren Blick in die Gründe der verschiedenen Aufnahme der heilbringenden Erscheinung von Seiten der Menschheit, die in ihm abgebildete und uns zur Nacheiferung empfohlene überschwengliche Gottes- und Menschenliebe, die in ihm sich darlegende Energie, tiefe und zarte Innigkeit des religiösen Gefühles, die warme und lebendige Theilnahme des Evangelisten für seinen großartigen Gegenstand, endlich den erhabenen und reinen sittlichen Geist, der das Ganze durchweht. Gleichwol gingen die diesem evangelischen Werke gewidmeten Lobsprüche nicht immer aus klarer Einsicht in die wahren Vorzüge desselben hervor, sondern nicht selten aus dogmatischem Interesse, sei es nun der Orthodoxie, welche in diesem Evangelium die biblische Begründung ihrer Theologie und Christologie findet, oder einer phantastischen Geistesrichtung, welche den Logosbegriff und seine Combination mit dem historischen Individuum Jesus zum Ausgangspunkte theosophischer Speculationen macht. In unseren bisherigen Erörterungen glauben wir den Maßstab gegeben zu haben, um sowol in den berühmtesten Lobsprüchen, als auch in den tadelnden Urtheilen, wie sie sich in neuerer Zeit haben öfters vernehmen lassen, das Wahre von Einseitigem und dem Übertriebenen zu scheiden. Aus der alten Kirche zeichnet sich besonders das Urtheil des Origenes[45]) aus: Wie unter den heiligen Schriften die Evangelien die ἀπαρχή seien, so unter den Evangelien das des Johannes. Seinen Sinn fasse nur derjenige, welcher wie Johannes an der Brust des Herrn gelegen habe. — Luther[46]) nannte unser Evangelium das „einzige zarte rechte Hauptevangelium," welches „den anderen dreien weit vorzuziehen und höher zu halten sei," weil „Johannes gar wenig Werke von Christo, aber gar viel seiner Predigten schreibe, wiederum die anderen drei Evangelisten viel seiner Werke, wenig seiner Worte beschreiben." Ernesti nannte es das Herz Christi, Herder aber das bleibende Evangelium, der Geschichte Geist und Wahrheit, welches von der Hand eines Engels geschrieben sei. Matth. Claudius[47]) endlich bemerkt: „Am liebsten lese ich im St. Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares — Dämmerung und Nacht und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! Ein sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! So etwas Schwermüthiges und Hohes und Ahnungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. Es ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir's Licht hält, und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas in's Ohr sagen wolle. Ich verstehe lang nicht Alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort hineinsehe, habe ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich ein Mal verstehen werde" u. s. w. Einen schneidenden Contrast mit diesen Lobsprüchen bilden die Urtheile Vogel's[48]): „Unser Evangelium ist auf die Schwäche solcher Menschen berechnet, über welche der philosophische Geist nicht ausgegossen war. Es nutzt den Christen unserer Zeit wenig!" und eines Recensenten in Röhr's Krit. Pred.-Bibliothek[49]): „der Mangel an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung setzte den Johannes außer Stand, das Übersinnliche auf klare Begriffe zurückzuführen und wiederzugeben, und machte ihn so zu einem evangelischen Geschichtsschreiber, dessen mit orientalischem Mysticismus versetztes Helldunkel nur für Diejenigen Reiz haben kann, welche den buntfarbigen Wolkenhimmel für das dahinterliegende Blau des Himmels selbst nehmen." — „Nur wer dieses Evangelium ohne pflichtmäßigen Gebrauch des Verstandes liest, kann sich von der scheinbaren Tiefe seines nebelnden und schwebelnden Inhaltes bestechen lassen." — — „Wenn er (der von den Synoptikern geschilderte Christus) gewisse Leser in seiner psychologischen Wahrheit und zu unwillkürlicher Ehrfurcht hinreißenden göttlichen Erhabenheit nicht so anspricht wie der von Johannes nach einer widersinnigen Logologie idealisirte in seiner aus selbstvergötternder Anmaßlichkeit und mystisirender Zerflossenheit componirten Unnatur, so ist dies nur ein Beweis von ihrer eigenen Verschrobenheit, welche einen Christus, mit dem sich gemüthlos dialektisiren läßt, weit lieber hat, als einen, der das Herz mit begeisternder Wärme erfüllt."

Zeit der Abfassung. Die Kirchenväter[50]) bemerken ausdrücklich, daß dieses Evangelium unter den vieren zuletzt geschrieben sei. Ihre Angaben haben indessen keinen historischen Werth, indem die meisten älteren Kirchenväter von der ungegründeten Voraussetzung ausgingen, daß Johannes die drei synoptischen Evangelien gekannt und berücksichtigt habe, die späteren aber von dogmatischem und polemischem Interesse geleitet wurden, die Abfassung möglichst tief herabzurücken, um den Evangelisten gegen mög-

45) Commentar. in Ev. Joann. T. I. §. 5 u. 6. 46) Werke von Walch, XIV. S. 105. 47) Wandsbecker Bote 1. Thl. S. 9.

48) Der Ev. Johannes u. seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht. 1. Th. S. 26. 49) Jahrg. 1837. 3. Heft. S. 405. 409. 50) *Iren.* adv. haeres. III, 1. *Clem. Alex.* bei *Euseb.* H. E. VI, 14. *Orig.* ebendas. 6, 25. Eusebius selbst 3, 24. *Hieron.* vir. illustr. c. 9: novissimus omnium scripsit evangelium. *Epiphan.* Haeres. LI, 12 u. 19.

lichſt viele Ketzereien ſchreiben laſſen zu können[51]). Manche Theologen glaubten in Cap. 5, 2 einen Beweis zu finden, daß das Evangelium noch vor der Zerſtörung Jeruſalems verfaßt ſei, weil hier Johannes vom Teiche Bethesda am Schafthore bei Jeruſalem als einem noch exiſtirenden rede. Allein dieſer Teich konnte auch nach Jeruſalems Falle noch exiſtiren, und der Ausdruck „am Schafthore" den Ort bezeichnen, wo dieſes Thor ehemals geſtanden hatte, zumal da auch die Trümmer der Stadt noch bewohnt wurden, wenn auch nicht von Juden. Überhaupt konnte ſich der Verfaſſer bei nur einiger Lebendigkeit der Phantaſie die Localität ſo lebhaft vergegenwärtigen, als ob ſie noch beſtände. Ebenſo wenig läßt ſich aus den Stellen 11, 18. 18, 1. 19, 41, wo Johannes von Örtlichkeiten um Jeruſalem das Imperfectum ἦν gebraucht, ein ſicherer Schluß auf die Abfaſſung des Evangeliums nach der Zerſtörung der Stadt ziehen, indem man nach einer ungenaueren Sprechweiſe bei Erzählung vergangener Dinge auch von noch beſtehenden Verhältniſſen im Tempus der Vergangenheit reden kann[52]). Wol aber weiſt die völlige Entjüdung des Evangeliſten, die geiſtige, freie Auffaſſung des Chriſtenthums auf eine ſpätere Zeit in ſeiner chriſtlich religiöſen Entwickelung. Daſſelbe gilt auch von der Reinheit ſeiner Gräcität. Beſonders müßte aber die Abfaſſungszeit in dem Falle ſehr tief herabgerückt werden, wenn die ums Jahr 68 in einer rauhen und ungebildeten Sprache abgefaßte Apokalypſe echt ſein ſollte. Das Gerathenſte und Sicherſte bleibt immer, mit den meiſten neueren Kritikern die Abfaſſung in den Zeitraum von 70 bis 100 zu ſetzen.

Anlangend endlich den Ort der Abfaſſung, ſo hat man keinen Grund, die Richtigkeit der Angabe des Irenäus[53]), daß es Epheſus ſei, zu bezweifeln, da ſie mit der ſonſtigen kirchlichen Tradition von den ſpäteren Lebensverhältniſſen des Apoſtels ſo wohl übereinſtimmt. Spätere Kirchenväter[54]) nennen Patmos als Ort der Abfaſſung, und noch Andere[55]) combiniren beide Angaben dahin, Johannes habe das Evangelium in Patmos dictirt, und darauf in Epheſus durch ſeinen Gaſtfreund Gajus (3 Joh.) herausgegeben.

B. Der erſte Brief des Johannes.

Echtheit. Die älteſten Spuren vom Vorhandenſein und Gebrauche dieſes Briefes finden ſich, wie wir ſchon oben (S. 19. 20. 22) zu bemerken Gelegenheit hatten, bei Polykarpus und Papias. Nach der Zeit dieſer beiden Männer wird der Brief ausdrücklich als Werk des Johannes namhaft gemacht von Irenäus[56]), Clemens Alexandrinus[57]), Origenes[58]) und Tertullian[59]) und Anderen. Überhaupt war die Anerkennung dieſes Briefs in der alten Kirche ſo allgemein[60]), daß ihn Euſebius mit vollem Rechte unter die Homologumena, d. i. die allgemein als authentiſch anerkannten bibliſchen Schriften, rechnen konnte[61]). Nur von den Alogern vermuthet Epiphanius wol nicht mit Unrecht, daß ihr Widerſpruch gegen das Evangelium und die Apokalypſe nicht ohne Einfluß auf ihr Urtheil über die Briefe geblieben ſein möge[62]). Aber dieſer Widerſpruch der Aloger beruhte hauptſächlich auf dogmatiſchen Motiven (vgl. oben S. 29). Auch kann nach unſeren obigen Erörterungen kein Zweifel ſtattfinden, daß Marcion aus gleichen Gründen dieſem Briefe die Aufnahme in ſeine Sammlung neuteſtamentlicher Schriften verſagte. Schon die in demſelben ſtattfindende Beſtreitung des Doketismus mußte dieſen Gnoſtiker zu ſeinem Verwerfungsurtheile beſtimmen[63]). — Dieſen äußeren Zeugniſſen ſteht nun auch in der inneren Beſchaffenheit des Briefes nicht das mindeſte Bedenken entgegen. Ja es findet zwiſchem dieſem Briefe und dem vierten Evangelium eine ſolche Einheit in Sprache und Gedanken ſtatt, daß beide nur Einen Verfaſſer haben können, und dem zufolge ſowol Vertheidigung als Beſtreitung der Echtheit der einen Schrift ſich zugleich mit auf die andere erſtreckt. Dies iſt auch ſtets anerkannt worden. Nur Sam. Gottlieb Lange[64]) bezweifelte die Echtheit des Briefes, während er die des Evangeliums zugab, wogegen Weiße[65]) die Echtheit des Briefes zugibt, die des Evangeliums aber ver-

---

51) Vgl. Lücke a. a. O. I. S. 163 fg. 52) Gfrörer: das Heiligthum und die Wahrheit. S. 344: „Eine natürliche Täuſchung beſtimmt uns oft, Ortsverhältniſſe, die ſich gleich bleiben, mit in die Vergangenheit einer That hineinzuziehen." Dagegen findet Gfrörer in der Cap. 11, 48 von den Juden ausgeſprochenen Befürchtung: *ἐὰν ἀφῶμεν αὐτὸν οὕτω, πάντες πιστεύσουσι εἰς αὐτὸν καὶ ἐλεύσονται οἱ Ῥωμαῖοι καὶ ἀροῦσιν ἡμῶν καὶ τὸν τόπον καὶ τὸ ἔθνος.* Hiermit werde auf die Ausrottung des Volkes und die Vernichtung der heil. Stadt hingedeutet; eine ſo fürchterliche Befürchtung aber ſei wol ſchwerlich ausgeſprochen worden. Johannes ſcheine hier ſeine „eigene ſpätere Erfahrung, den Untergang Jeruſalems, auf ſeinen ſonſt ganz getreuen Bericht einwirken zu laſſen." „Im wirklichen Rathe möchten die Prieſter etwa geſagt haben: Laſſen wir Jeſum gewähren, ſo erfolgt ein Aufruhr und der wird uns vollends um den letzten Schatten von Unabhängigkeit bringen." Allein ganz davon abgeſehen, daß in jenen Worten ſchwerlich die Ausrottung des Volkes und die Zerſtörung der Stadt gemeint iſt, war jene Beſorgniß des Synedriums gewiß nicht ernſtlich gemeint; daſſelbe wußte recht wohl, daß Jeſus ſelbſt den Schein politiſcher Zwecke vermied, es ſuchte daher nur einen rechtlichen Vorwand für ſeine Machinationen. 53) adv. haer. 3, 1. coll. *Euseb.* H. E. V, 1. 54) *Pseudo-Hippolytus* de XII apostolis in Opp. *Hipp.* ed. *Fabric.* p. 32 sqq.

55) Der Verf. der Synopsis script. sacr. in Opp. *Athanas.* ed. Venet. Vol. II. p. 155. 56) Vgl. *Euseb.* V, 8: (*Εἰρηναῖος*) *μέμνηται δὲ καὶ τῆς Ἰωάννου πρώτης ἐπιστολῆς. μαρτύρια ἐξ αὐτῆς πλεῖστα εἰσφέρων.* In adv. haeres. III, 16, 5 wird 1 Joh. 2, 18 fg. u. ebendaſ. III, 16, 7 die Stelle 1 Joh. 4, 1—3 citirt. 57) Strom. ed. *Sylb.* II. p. 167. III, 188. 191. IV, 220. quis div. salv. c. 37. Paedag. III, 114 u. ö. 58) Bei *Euseb.* H. E. VI, 25. 59) adv. Prax. c. 15. Scorpiac. c. 12 u. ö. 60) *Euseb.* III, 24: *τῶν δὲ Ἰωάννου συγγραμμάτων πρὸς τῷ εὐαγγελίῳ καὶ ἡ πρότερα τῶν ἐπιστολῶν παρά τε τοῖς νῦν καὶ τοῖς ἐξ ἀρχαίοις ἀναμφίλεκτος ὡμολόγηται.* 61) H. E. III, 25. 62) haeres. 51, 3: — — *οὔτε τὸ τοῦ Ἰωάννου εὐαγγέλιον δέχονται, οὔτε τὴν αὐτοῦ ἀποκάλυψιν.* Vgl. oben Anm. 20. S. 29 haeres. 51, 34: *τάχα δὲ καὶ τὰς ἐπιστολὰς, συνάδουσι γὰρ καὶ αὗται τῷ εὐαγγελίῳ καὶ τῇ ἀποκαλύψει.* 63) Vgl. die oben S. 26 Anm. 99 angeführte Stelle aus *Tertull.* de carne Christi c. 1. 64) Die Schriften des Johannes überſetzt u. erklärt. III. Th. S. 4 fg. 65) a. a. O. I. S. 97.

wirft. Lange meinte, bei dem Mangel des Briefes an allem Individuellen, Persönlichen und Localen müsse die Übereinstimmung mit dem Evangelium den Verdacht erwecken, daß ein ängstlicher Nachahmer des Evangeliums den Brief verfaßt habe. Allein jener Mangel, soweit es mit demselben seine Richtigkeit hat, erklärt sich hinlänglich aus der Bestimmung des Briefes als eines encyklischen Schreibens. Sodann setzt der Brief allerdings ein, wenn auch nicht grade gedrungenes und scharf markirtes, Bild eines bestimmten inneren Zustandes der Gemeinden und bestimmter Verhältnisse derselben voraus. Endlich ist die Übereinstimmung mit dem Evangelium eine durchaus freie, ungezwungene und natürliche; nirgends findet sich eine Spur von Misverständnissen der Ideen und Ausdrücke des Johannes, wie sie allen Analogien [66]) zufolge ein Nachahmer kaum vermieden haben würde. — Beachtenswerther war Bretschneider's Bestreitung [67]). Seine von der vermeintlichen Unechtheit des Evangeliums entnommenen Gründe bedürfen hier keiner weiteren Erörterung. Außer denselben hat er gegen den Johanneischen Ursprung des Briefes noch geltend gemacht: die Logologie (1, 1 fg.) und die antidoketische Tendenz beurkunde einen Verfasser aus dem zweiten Jahrh. Der von der Logologie entnommene Einwand hat ebenfalls schon oben in der Untersuchung der Echtheit des Evangeliums seine Erledigung gefunden. Was aber den Doketismus betrifft, so irrt Bretschneider, wenn er dessen Aufkommen unter den Christen erst in's zweite Jahrh. setzt. Man findet vielmehr schon in der jüdischen Theologie vor und während der Zeit Jesu die deutlichsten Spuren der Ansicht, daß eine sinnliche Erscheinung des Göttlichen auf bloßem Scheine beruhe. Schon im Buche Tobiä 12, 19 wird einem auf Erden erschienenen Engel nur die Scheingestalt eines Körpers und blos der Schein menschlicher Bedürfnisse, wie Essens und Trinkens, beigelegt, womit auch Josephus [68]) und Philo [69]) übereinstimmen. Der Letztere spricht es als einen, übrigens seinem ganzen philosophischen Systeme völlig conformen, Lehrsatz aus, daß das Göttliche in keine sinnliche Erscheinungsform treten könne, sondern nur, für den Zweck seiner Offenbarung, im Geiste des Menschen die bloße Vorstellung einer solchen Erscheinungsform wirke, daß folglich jede derartige Erscheinung auf optischer Täuschung beruhe [70]).

War es nun ein Mal dahin gekommen, daß manche Christen die in religiöser Gefühlsanschauung gefaßte und darum noch einfache und unvermittelte Vorstellung der Apostel von einem in der Person Jesu erschienenen göttlichen Wesen in begriffsmäßiger Bestimmtheit der verständigen Reflexion näher zu bringen suchten: so war die Anwendung des Doketismus sehr nahe gelegt, indem die Unendlichkeit des Göttlichen und die Beschränkung des Sinnlichen in Einem und demselben Wesen einander ausschließen. Auch geht ja aus dem Briefe selbst gar nicht hervor, welchen Grad der Ausbildung der darin bestrittene Doketismus erreicht hatte.

Briefliche Form der Schrift. Deren äußeres Verhältniß zum Evangelium. — Diese Schrift galt seit den ältesten Zeiten der Kirche immer als ein Brief. Erst J. D. Michaelis [71]) leugnete dies und erklärte sie für eine Abhandlung, weil man die äußeren Zeichen eines Briefes, die Namhaftmachung des Verfassers nebst dem zu Anfang und Ende üblichen Gruße vermisse. Ihm traten Storr [72]) und Berger [73]) in sofern bei, als Jener die Schrift für den polemischen, Dieser für den praktischen Theil des Johanneischen Evangeliums erklärte. Allein die von Michaelis vermißten Charaktere gehören nicht nothwendig zum Wesen eines Briefes; Johannes bedurfte derselben nicht, wenn die Leser mit der ihn genugsam charakterisirenden Denk- und Sprechweise schon bekannt waren, oder aber wenn er den Brief durch einen auch den Lesern bekannten Freund absendete. Sonst trägt die Schrift Merkmale eines Briefes genug an sich. Dahin gehört der freie, bisweilen sich wiederholende Ideengang, die häufigen Anreden an die Leser, die Voraussetzung bestimmter Zustände, Verhältnisse und Gefahren derselben, der Ausdruck: ich schreibe euch, ich habe euch geschrieben (1, 4. 2, 1. 7. 12. 13. 14. 26. 5, 13). Gegen Storr's und Berger's Ansicht spricht auch noch besonders der Umstand, daß sich nirgends in dem Briefe eine Verweisung auf das Evangelium findet, was man doch unter Voraussetzung der Richtigkeit jener Ansicht erwarten sollte. Derselbe Grund spricht auch gegen die Meinung Derer, welche zwar die briefliche Form der Schrift nicht leugneten, aber doch eine unmittelbare äußere Verbindung der engsten Art mit dem Evangelium annahmen, wie Augusti [74]), der dieselbe

---

66) Man denke nur an das Verhältniß des zweiten Capitels im zweiten Petrin. Briefe zu dem Briefe Judä. 67) Probabilia p. 166 sqq. 68) Antiquitt. I, 11, 2. u. V, 6. 7. 69) de Abrahamo p. 366: *τεράστιον — — μὴ ἐσθίοντας ἐσθιόντων παρέχειν φαντασίαν.* — Vgl. *Herm. Ag. Niemeyer:* Commentat. hist. theol. de Docetis. Hal. 1823. 4. 70) Vgl. Quaest. et solut. in Exod. Serm. II, in den Opp. armen. ed. *Aucher*, p. 501: Duplex autem est gloriae (Dei) notitia — — altera, quatenus opinionem causat solam putandi videre gloriam divinam, faciens in occurrentium mente apparitionem adventus Dei, quasi vero, qui non ibi fuerit, ecce jam venerit ad firmam fidem legis tradendae (oder nach den Fragm. graec. bei *Mang.* II. p. 679: *διττὴ δὲ περὶ τὴν δόξαν ἐκδοχή — — ἡ δὲ τῇ δοκήσει αὐτοῦ μόνου καὶ ὑπολήψει δόξης θείας ὡς ἐνειργάσθαι ταῖς τῶν παρόντων διανοίαις φαντασίαν ἀφίξεως θεοῦ, ὡς ἥκοντος εἰς βεβαιοτάτην πίστιν τῶν μελλόντων νομοθετεῖσθαι.*) u. ibid. p. 503: Quoniam — Dei gloria est virtus, qua nunc apparet. Hujus virtutis species est similis flammae, *imo non est*, sed *apparet* videntibus, *monstrante Deo, non quod est secundum essentiam*, sed sicut *volebat putari esse* ad videntium stuporem. Adjicit ergo illud: „in conspectu filiorum Videntis," manifestius declarans, quod *apparentia* flammae erat, *non flamma vera*. — — — evidenter clamat, quod gloriae est et virtutis Dei *apparens species*, *non* vero *veri Entis*; et quod non est virtus illa ignis, sed gloria sola et *videntibus phantastice apparens*.

71) Einleit. II. S. 1230. 72) Über den Zweck der evang. Geschichte u. Briefe des Johannes. S. 383 fg. 73) Moral. Einleit. ins N. T. 2. Th. S. 118. Gegen ihn: Ziegler's Abhandl.: Der erste Brief des Johannes, ein Sendschreiben an eine bestimmte Gemeinde und keine allgemeine Abhandlung oder Buch, in Henke's Magazin VI. Bd. 2. St. 74) kathol. Briefe. Bd. II. S. 182 fg.

für eine Art Prolegomenon zum Evangelium, oder Hug [75]), welcher sie für das Begleitungs- oder Empfehlungsschreiben desselben erklärte. Es läßt sich nicht ein Mal beweisen, daß der Verfasser sein geschriebenes Evangelium voraussetze. Nur Kenntniß der evangelischen Thatsachen setzt er voraus, aber diese konnten den Lesern auch aus seinem früheren mündlichen Unterrichte bekannt sein. Sonst müßte ja auch der Apostel Paulus an alle Gemeinden, an die er Briefe schrieb, vorher Evangelien geschrieben haben. Gegen alle jene Hypothesen spricht endlich auch noch, daß sich nirgends diplomatische Spuren von der ursprünglichen Zusammengehörigkeit des Briefes und des Evangeliums erhalten haben [76]).

Zweck des Briefes. Die darin bestrittenen Irrlehrer. — Nach Cap. 5, 13 [77]) vgl. mit Cap. 1, 4 hatte Johannes ganz denselben Zweck wie bei Abfassung seines Evangeliums, nämlich die Leser im Glauben an Jesum als den Christus zu befestigen und diesen Glauben als die Bedingung des ewigen Lebens darzustellen. Da nun der Glaube als lebendiges Princip das Leben des Christen bestimmen und regeln soll, so ergeben sich hieraus die wiederholten Ermahnungen zur Erfüllung des Gebotes der Liebe und zum Streben nach sittlicher Reinheit dem erhabenen Beispiele Jesu gemäß, ferner Warnungen vor bloßem Scheinchristenthume (1, 6 fg.), vor falschem Vertrauen auf den Versöhnungstod Jesu (1, 7 fg.) und endlich vor Gefahren, welche jenen Glauben zu schwächen oder zu trüben drohten, besonders von Seiten gewisser Irrlehrer (2, 18—27. 4, 1—6). Es fragt sich nur, von welcher Art diese Irrlehrer gewesen seien. Aus Cap. 2, 22, wo es heißt, sie hätten geleugnet, daß Jesus der Christus sei, wovon der Gegensatz ist *ὁμολογεῖν, ὅτι Ἰησοῦς ἐστιν ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ* (4, 15), oder *πιστεύειν, ὅτι Ἰησοῦς ἐστιν ὁ Χριστός* (5, 1. 5), könnte man auf ungläubige Juden schließen, was Löffler's [78]) Meinung war, denn Solche leugneten natürlich die Messianität Jesu. Dem steht aber entgegen: 1) daß der Apostel den Gegensatz aus dem erst jetzt sich geltend machenden antichristlichen Princip ableitet (2, 18. 4, 3), während die Polemik des Judenthumes schon seit Beginn des Christenthumes stattfand. 2) Die Angabe in 2, 19: die Irrlehrer seien aus der christlichen Gemeinde hervorgegangen. Um des Letzteren Grundes willen könnte man weit eher mit Eichhorn [79]), G. S. Lange [80]) und A. an abgefallene Judenchristen denken. Nur läßt sich mit dieser Annahme weder die Bemerkung in 2, 21 vereinigen, daß die Christen in dem ihnen verliehenen *πνεῦμα* ein Princip besäßen, das Wahre von dem Falschen zu scheiden, noch auch die Auffoderung zur Prüfung der Geister (4, 1), da völlig abgefallene Christen sich von selbst als Solche zu erkennen gaben. Beides führt vielmehr darauf, daß die Irrlehrer äußerlich der Gemeinde noch angehörten, dadurch aber der Reinheit des christlichen Glaubens desto größere Gefahr drohten. Ein bestimmteres Merkmal gibt der Apostel Cap. 4, 2 an, wo er sie nach der jetzt allgemein recipirten Ansicht als Doketen bezeichnet (*πᾶν πνεῦμα, ὃ ὁμολογεῖ Ἰησοῦν Χριστὸν ἐν σαρκὶ ἐληλυθότα, ἐκ τοῦ θεοῦ ἐστιν*), nachdem er vorher aufgefodert hat, die Geister zu prüfen. Wenigstens ist die Erklärung einiger Theologen, welche den Ausdruck *ἐληλυθότα ἐν σαρκί* für gleichbedeutend mit *φανερωθέντα* oder *ὑπὸ τοῦ θεοῦ ἀποσταλέντα* fassen, sehr unwahrscheinlich. Diese Erklärung ließe sich allenfalls dann rechtfertigen, wenn der Apostel blos *Χριστὸν ἐν σαρκὶ ἐληλυθότα* geschrieben hätte. Dann wäre der Sinn, die Irrlehrer hätten die Erscheinung des Messias überhaupt geleugnet. Nun sagt aber Johannes *Ἰησοῦν Χριστόν*, womit er offenbar das historische Individuum Jesum bezeichnet, dessen Erscheinung doch wol Niemand geleugnet haben kann. Am wenigsten läßt sich aber jene Erklärung auf 2. Brief V. 7 anwenden, wo Johannes das Präsens *ἐρχόμενον ἐν σαρκὶ* gebraucht, worin nur liegen kann, daß sie das *ἔρχεσθαι ἐν σαρκὶ* seiner Möglichkeit nach bestritten, und wo in der Nachstellung des *ἐν σαρκὶ* der logische Accent nicht zu verkennen ist. Auch in der scharfen Hervorhebung der leiblich-sinnlichen Erscheinung des Logos in der Person Cap. 1. V. 1 fg. ist die antithetische Beziehung auf den Doketismus unver-

---

75) Einleit. ins N. T. II. Bd. §. 68. 76) Daß im Cod. Cantabrig. auf der ersten Seite des Blattes, auf dessen Kehrseite die Apostelgeschichte anfängt, hinter den letzten Worten des dritten Briefes in der lateinischen Übersetzung sich die Worte finden: Epistolae Johannis III explicit incipit actus apostolorum, kann, wie Lücke: Commentar über die Briefe des Johannes (2. Aufl. Bonn 1836) S. 42 zeigt, durchaus nichts beweisen. 77) Nach der Lesart im text. recept.: *ταῦτα ἔγραψα ὑμῖν τοῖς πιστεύουσι εἰς τὸ ὄνομα τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ, ἵνα εἰδῆτε, ὅτι ζωὴν ἔχετε αἰώνιον καὶ ἵνα πιστεύητε εἰς τὸ ὄνομα τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ.* Derselbe Gedanke liegt auch dem wesentlichen Sinne nach in der von Griesbach, Lachmann u. And. gebilligten kürzeren Lesart *ταῦτα ἔγραψα ὑμῖν, ἵνα εἰδῆτε, ὅτι ζωὴν αἰώνιον ἔχετε οἱ πιστεύοντες εἰς τὸ ὄν. τ. θ.* Denn obschon das Particip *οἱ πιστεύοντες* grammatisch betrachtet relative Geltung hat: ihr, die ihr glaubt, so wird doch damit logisch der Glaube als Bedingung vorausgesetzt. Die kürzere Lesart möchte sie indessen als Änderung der Abschreiber aus der längeren weit eher erklären lassen, als umgekehrt, indem man sich wahrscheinlich daran stieß, daß in bereits Gläubigen der Glaube als etwas erst Hervorzubringendes dargestellt werde, während doch das zweite *πιστεύειν* wie im Evang. 2, 11. 20, 31 von der Befestigung und Mehrung des Glaubens zu verstehen ist, daher sich auch de Wette im exeget. Handb. zu d. St. und Baumgarten-Crusius in den krit. Noten zu Schott's N. T. mit Recht wieder für die längere Lesart ausgesprochen haben. Indessen betrachtet de Wette V. 13 nur als Schluß und Angabe des Zweckes der Gedankenreihe von Cap. 5. V. 6—12. Allein für die Ansicht vom Schlusse und Zwecke des Ganzen spricht doch 1) die frappante Ähnlichkeit mit dem Schlusse des Evang. Cap 20, 31. 2) daß sich die Feierlichkeit der Rede mehr zum Schlusse des Ganzen eignet, und 3) daß sich der Inhalt des ganzen Briefs bequem auf den genannten Zweck zurückführen läßt. Daß Johannes von V. 14 an noch eine neue kurze Gedankenreihe beifügt, kann nichts dagegen entscheiden. Dergleichen Anhänge sind ja in Briefen nichts Seltenes; zur Beifügung desjenigen in unserer Stelle konnte Johannes um so eher veranlaßt werden, als die *παῤῥησία πρὸς τὸν θεὸν* (V. 14) ein Moment der *ζωὴ αἰώνιος* ist und durch den Glauben geweckt wird.

78) Dissert. Joannis epistola prima Gnosticos impugnari negans. Francof. ad Viadr. 1784. 4., wieder abgedruckt in den Commentatt. theol. edit. a *Velthusenio* etc. Vol. I. 79) Einleit. ins N. T. Bd. 2. S. 291 fg. 80) a. a. O. S. 19 fg.

kennbar. Endlich spricht für die gangbare Erklärung besonders auch der Umstand, daß kurze Zeit nach der Wirksamkeit des Johannes in Kleinasien Ignatius ebendaselbst den Doketismus zu bekämpfen hatte, wie wir aus beiden Recensionen seiner Briefe sehen [81]). Zwar hat man erinnert [82]), daß Johannes, wenn er den Doketismus habe bekämpfen wollen, sich weit bestimmter und ebenso unzweideutig wie Ignatius habe ausdrücken müssen. Dies war aber durchaus nicht nothwendig, zumal wenn der Doketismus zur Zeit des Johannes erst im Entstehen begriffen und noch nicht mit solcher Entschiedenheit und Kraft sich geltend machte, wie zur Zeit des Ignatius. Auch ist die Polemik gegen die Irrlehrer dem Johannes offenbar nur Nebenzweck; er wollte nicht eine eigentliche Widerlegung derselben schreiben, sondern blos vor ihnen warnen, indem er seine Leser zur freien Selbstprüfung auffodert, und sie auf die ihnen durch das Evangelium zu Theil gewordene höhere Ausrüstung, als den Prüfstein der Wahrheit, verweist, 2, 21. 4, 1. Auch Ignatius drückt sich da, wo er den doketischen Irrthum einfach bezeichnet, oder demselben die Wahrheit einfach entgegenstellt, ganz auf Johanneische Weise aus: *μὴ ὁμολογεῖν τὸν κύριον σαρκοφόρον*, ad Smyrn. c. 5, und *εἷς ἰατρός ἐστι σαρκικός τε καὶ πνευματικός, γέννητος καὶ ἀγέννητος ἐν σαρκὶ γενόμενος θεός* [83]). Nun erscheint die Warnung vor den Irrlehrern im engsten Zusammenhange mit den Ermahnungen zu sittlicher Lebensreinheit. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, ja nach 2. Br. V. 7—11 läßt es sich als gewiß annehmen, worauf auch schon 1. Br. 4, 5 hingedeutet zu werden scheint, daß die doketische Ansicht von Christo eine sittengefährliche Tendenz zeigte [84]). Und wirklich mußte durch Ableugnung der wahren Menschheit Jesu das sittliche Beispiel Jesu, besonders das in seiner Selbstaufopferung zum Heile der Welt gegebene Beispiel überschwänglicher Liebe, auf welches besonders Johannes ein so hohes Gewicht legt (Ev. 15, 10. 12 fg. 13, 14 fg. 34. 1 Br. 2, 6. 3, 3. 16), seine ganze Kraft und Bedeutung verlieren. Hieraus erhellt aber, mit welchem Rechte Johannes so gefährliche Verirrungen der völligen Ableugnung der Messianität Jesu gleichstellen konnte (2, 22), ohne damit behaupten zu wollen, die Irrlehrer hätten dieselbe wirklich geleugnet, und darum sich völlig von der christlichen Kirche getrennt. So wirft auch Judas den von ihm bestrittenen Irrlehrern vor, daß sie Gott und Christum verleugneten, während er doch voraussetzt, daß sie äußerlich noch Christen seien, V. 4 und 12.

Die ersten Leser des Briefes [85]). Die Überschrift ad Parthos, welche sich bei Augustin [86]) und nach ihm bei Cassiodorus [87]) und einigen anderen späteren kirchlichen Schriftstellern [88]), sowie in mehren lateinischen Handschriften findet, ist für unsere Untersuchung ohne allen Werth [89]). Es ist ebenso unerweislich als unwahrscheinlich, daß Johannes zu den parthischen Christen in irgend einem Verhältnisse gestanden habe [90]). Jene Überschrift verdankt ihren Ursprung jedenfalls nur einem diplomatischen Irrthum; indessen hält es schwer, demselben auf die Spur zu kommen. Nach Whiston [91]) soll der Brief überschrieben gewesen: *πρὸς παρθένους*, d. i. „an die jungfräulichen oder unverdorbenen Gemeinden," und daraus durch Abbreviatur *πρὸς πάρθους* entstanden sein. Hiermit verwandt ist die Vermuthung Hug's [92]): da der zweite Johanneische Brief von den Alten [93]) auch epistola ad Virgines (*πρὸς παρθένους*) genannt werde, und die Unterschrift in einigen Handschriften desselben *πρὸς πάρθους* (was aus *παρθένους* corrumpirt sei) laute, in einigen (d. h. zweien) auch als Aufschrift sich finde: so habe man diese Aufschrift, die zum Inhalte des zweiten Briefes völlig unpassend erschienen, als Unterschrift zum ersten Briefe gezogen, und so sei hieraus die lateinische Überschrift ad Parthos entstanden. Allein da jene Unterschrift *Ἰωάννου β. πρὸς πάρθους* lautet, so muß es mindestens zweifelhaft erscheinen, ob dieselbe mit *παρθένους* zusammenhänge, und nicht vielmehr erst vom ersten Briefe auf den zweiten übertragen sei. — Nach Wegscheider [94]) soll in einem alten Cod. die Überschrift unseres Briefes *πρὸς διασπαρσαμένους* lauten, was Schreibfehler wäre, statt *διεσπαρμένους*, d. i. an die zerstreuten

81) Epist. ad Smyrn. c. 2: *καὶ ἀληθῶς ἔπαθεν ὡς καὶ ἀληθῶς ἀνέστησεν ἑαυτόν· οὐχ ὥσπερ ἄπιστοί τινες λέγουσιν τὸ δοκεῖν αὐτὸν πεπονθέναι.* c. 3: *ἐγὼ γὰρ καὶ μετὰ τὴν ἀνάστασιν ἐν σαρκὶ αὐτὸν οἶδα καὶ πιστεύω ὄντα. Καὶ ὅτε πρὸς τοὺς περὶ Πέτρου ἦλθεν, ἔφη αὐτοῖς· λάβετε, ψηλαφήσατέ με καὶ ἴδετε, ὅτι οὐκ εἰμὶ δαιμόνιον ἀσώματον· καὶ εὐθὺς αὐτοῦ ἥψαντο, καὶ ἐπίστευσαν, κραθέντες τῇ σαρκὶ αὐτοῦ καὶ τῷ πνεύματι — — συνέφαγεν αὐτοῖς καὶ συνέπιεν ὡς σαρκικός.* ad Trall. c. 9: *... ὃς ἀληθῶς ἐγεννήθη .... ἀληθῶς ἐδιώχθη — — ἀληθῶς ἐσταυρώθη καὶ ἀπέθανεν.* 82) Lobeg. Lange, Beiträge u. s. w. I. S. 121. 83) Vgl. zu der ganzen bisherigen Erörterung Lücke a. a. O. S. 65 fg. 84) Was jedoch Neander a. a. O. II. S. 555 fg. in Abrede stellt.

85) Vgl. *Car. Frid. Wunder:* Utrum prima Joannis epistola coetui e Judaeis et Judaeo-Christianis mixto scripta sit. (Viteb. 1799.) 4. 86) Sowol im Titel seiner Tractate über unsere Schrift, als auch Quaest. evangel. II. c. 39: secundum sententiam hanc etiam illud dictum est a Johanne in *epistola ad Parthos:* dilectissimi, nunc filii Dei sumus etc. 87) de institutione divin. literarum. c. 14. 88) bei *Idacius Clarus* in der Schr. contra Verimudum, Arian. diac., u. *Beda Venerabilis* im Proleg. super VII epistt. canon.: „multi (?) scriptorum ecclesiasticorum, in quibus est S. Athanasius (?), Alexandriae praesul ecclesiae, primam Joannis epistolam scriptam ad Parthos esse testantur." 89) Sie ist auch nur von Wenigen für kritische Zwecke und Behauptungen benutzt worden, wie von Hugo Grotius, der Brief sei wirklich an parthische Christen gerichtet; von Herder (Sämmtl. Werke. Zur Religion u. Theol. VIII. S. 18): der Brief „sei in der Sprache des parthischen Heiligthumes geschrieben;" von Dr. Paulus (die drei Lehrbriefe des Johannes u. s. w. Heidelb. 1839. S. 81 fg.): der Brief sei an parthische Christen gerichtet zur Warnung vor persischer Gnosis; von Lützelberger a. a. O. S. 290, welcher jene Aufschrift als Pforte benutzt zu einem Labyrinthe der willkürlichsten und lächerlichsten Hypothesen über die Entstehung und Verbreitung der Johanneischen Schriften. 90) Vgl. Lücke a. a. O. S. 28 fg. 91) Commentary on the 3 catholick epistels of S. John. (London 1719.) p. 6. 92) Einleit. ins N. T. 2. Bd. S. 258. Anm. 93) Von Clemens Alex. in Opp. ed. *Potter.* Fragm. p. 1011, secunda Joannis epistola, quae ad virgines scripta est, simplicissima est. 94) Einleit. in das Evang. S. 37.

Christen, vgl. Jac. 1, 1; lat.: ad sparsos, woraus sich nach Einigen die Corruptel ad spartos, wie ein lat. Cod. aus dem 11. Jahrh. auf der genfer Bibliothek wirklich hat, und daraus weiter durch Misverständniß ad Parthos gebildet haben soll. Diese Hypothese ist aber offenbar zu complicirt, und die Variantensammler haben die Aufschrift πρὸς διασπορᾶς nirgends bemerkt. Weit acceptabler sind Gieseler's [95]) und Credner's [96]) Vermuthungen. Ersterer leitet die fragliche Überschrift von dem Epitheton παρθένος oder παρθένος her, welches Johannes in der alten Kirche führte. Und wirklich findet sich dieses Epitheton unter mehren anderen in der Überschrift der Apokalypse in einem wolfenbüttler Codex. Der Brief wäre demnach überschrieben gewesen ἐπιστολὴ Ἰωάννου τοῦ παρθένου oder παρθένου. Credner dagegen geht von der Thatsache aus, daß unter ἐκλεκτὴ κυρία, an welche der zweite Brief gerichtet ist, von mehren Alten die christliche Kirche verstanden worden sei. Diese aber wird schon von Theodoret zu 2 Kor. 11, 2 ἡ παρθένος genannt. Die Überschrift des zweiten Briefes πρὸς τὴν παρθένον habe dann leicht als Unterschrift zum ersten Briefe gezogen werden können, um damit dessen encyklische Bestimmung zu bezeichnen.

Aus der Warnung vor dem Götzendienste (Cap. 5, 21), sowie aus dem sparsamen Gebrauche des A. T. in diesem Briefe hat man mit Recht geschlossen, daß wenigstens der größere Theil der Leser aus Heidenchristen bestanden habe. Hiergegen streitet auch nicht, daß der Doketismus, vor welchem der Apostel warnt, höchst wahrscheinlich eine jüdische Grundlage hatte, da, wie wir aus den Pauliniſchen Briefen sehen, die heidenchristlichen Gemeinden von judenchristlichen Irrlehrern mannichfach gefährdet wurden. Sowol diese Warnung vor dem Doketismus, als auch die uralte kirchliche Nachricht von des Apostels späterer Wirksamkeit in Ephesus führen auf kleinasiatische Gemeinden, als Leser des Briefes.

Zeit und Ort der Abfassung. Den bisherigen Erörterungen zufolge kann der Brief am wahrscheinlichsten nur in Ephesus oder dessen Umgebung abgefaßt sein. Schwieriger ist es, die Zeit der Abfassung zu bestimmen. Die Neueren bleiben gewöhnlich bei der Annahme stehen: Der Brief müsse nach dem Evangelium geschrieben sein, da dieses in jenem vorausgesetzt werde. Aber wir haben schon gesehen, auf wie schwachen Gründen die Annahme einer solchen Voraussetzung ruhe. Insbesondere gilt dies von Lücke's [97]) Ansicht, welcher meint: da der Eingang des Briefes ein Resumé des Prologs zu dem Evangelium sei, und in der Regel die kürzere Darstellung die spätere sei, so müsse das Evangelium früher geschrieben sein; als ob hier nicht auch eine Ausnahme von der angeblichen Regel habe stattfinden können; denn ein Schriftsteller, der seines Stoffes vollkommen Herr ist, kann sich auch früher kurz ausdrücken und späterhin seine Ideen weiter ausführen. Daß aber Johannes in dem Prologe zum Evangelium die Lehre vom Logos ausführlicher darlegt, war in dem oben nachgewiesenen Zwecke dieses Prologs begründet. Gesetzt aber, der Brief wäre erst nach dem Evangelium verfaßt, so wäre hiermit für unsere Frage noch immer nicht viel gewonnen, da die Kritik über die Abfassungszeit des Evangeliums so sehr schwankt. Und wäre dieselbe auch ermittelt, so bliebe doch noch unentschieden, wie lange nach dem Evangelium der Brief geschrieben sei. — Manche Theologen [98]) behaupteten, das Evangelium müsse Johannes im männlichen Alter, den Brief dagegen im Greisenalter geschrieben haben. Sie meinten, in dem aphoristischen Charakter, dem freieren, sich wiederholenden Ideengange des Briefes ein unverkennbares Zeichen von Altersschwäche zu finden. Aber gesetzt, es hätte hiermit seine Richtigkeit, so wäre damit noch kein Anhaltepunkt für unsere Untersuchung gewonnen, da ja die geistige Schwäche nicht bei allen Menschen zu einer und derselben Zeit eintritt. Jener freiere, sich wiederholende Ideengang erklärt sich hinlänglich theils aus der brieflichen Form der Schrift, theils aus der Individualität des Johannes, bei welchem das Gefühl vorherrschend war, und bei dem wir daher nicht den strengeren logischen Gedankenzusammenhang des Apostels Paulus oder gar des Verfassers des Briefes an die Hebräer suchen dürfen. Manche Vorwürfe der Ordnungs- und Zusammenhangslosigkeit lassen sich auch durch genaue Exegese beseitigen. — Man kann daher nur bei der unbestimmten Annahme stehen bleiben, daß der Brief wol schwerlich vor dem Jahre 70 geschrieben sei, weil Johannes vor 64 nicht nach Kleinasien gekommen sein kann, und weil in dem Briefe schon ein längerer Verkehr mit den Gemeinden vorausgesetzt wird.

C. Der zweite und dritte Brief des Johannes.

Authentie dieser Briefe. Für den Johanneischen Ursprung des zweiten Briefes spricht das achtbare Zeugniß des Irenäus, der denselben zwei Mal [99]) unter dem Namen des Apostels citirt. Auch in dem Muratorischen Fragment [1]) werden zwei Briefe des Johannes erwähnt, worunter wahrscheinlich der erste und einer der zwei übrigen zu verstehen ist. Desgleichen kannte Cle-

95) Kirchengesch. I. S. 118. 96) a. a. O. I. S. 678. 97) a. a O. S. 21 fg.

98) G. S. Lange a. a. O. III. S. 16 fg. Eichhorn, Einl. II. S. 309 fg. 99) adv. haeres. I, 16, 3: Ἰωάννης δὲ, ὁ τοῦ κυρίου μαθητής, ἐπέτεινε τὴν καταδίκην αὐτῶν, μηδὲ χαίρειν αὐτοῖς ὑφ' ἡμῶν λέγεσθαι βουληθείς, worauf er 2 Joh. 11 citirt. Und III, 16, 8 verwechselt er sogar den Brief mit dem ersten: Et discipulus ejus Joannes in praedicta epistola (d. i. der ersten) fugere eos praecepit dicens: Multi seductores exierunt in hunc mundum, qui ... diese Verwechselung dient zum klaren Beweis, wie sehr Irenäus vom apostolischen Ursprunge des Briefes überzeugt war.

1) *Muratori* antiqq. ital. Tom. III. p. 854: Epistola sane Judae superscripti Joannis duas (duae?) in catholica habentur. Auch wird 1 Joh. 1, 1. 4 mit der Formel citirt: Si Joannes tam constanter singula etiam epistolis suis proferat, dicens in semet ipso. Durch diese Citationsform fällt das auf sehr willkürliche Prämissen gestützte Räsonnement Credner's a. a. O. I. S. 690, in welchem er zu erweisen sucht, der Verfasser jenes Fragmentes habe zwei Johannes unterschieden, den Apostel als Verfasser des Evangeliums und des ersten Briefes, und den Presbyter als Verfasser der Apokalypse und der zwei kleinen Briefe.

mens von Alexandrien diese Briefe, wenigstens den zweiten, da er den ersten Johanneischen Brief *μείζονα* nennt [2]), und den zweiten ausdrücklich als Johanneisches Product anführt [3]). Ferner berichtet Eusebius [4]), daß Clemens sämmtliche katholische Briefe commentirt habe, was freilich nur das Vorhandensein derselben in damaliger Zeit, nicht aber die Johanneische Autorschaft beweist, da ja sonst auch der anerkannt unechte zweite Petrinische Brief als echt gelten müßte. Ungünstig lautet dagegen das Urtheil des Origenes [5]). Er bemerkt, Johannes habe einen kurzen Brief hinterlassen, und fügt bei: es mag sein, auch einen zweiten und dritten, da nicht Alle dieselben als echt anerkennen. Auch die Art, wie des Origenes Schüler, Dionysius von Alexandrien, über die beiden Briefe im Verhältnisse zu den übrigen Johanneischen Schriften sich äußert, setzt voraus, daß die Echtheit der ersteren damals nicht allgemein anerkannt war, während er selbst die desfallsige Streitfrage unentschieden läßt [6]). Endlich fehlten beide Briefe höchst wahrscheinlich in der alten syrischen Version, der Peschito [7]), und in der syrischen Kirche erhielten sich die Zweifel bis in's 6. Jahrhundert [8]). Nach so schwankenden Urtheilen konnte Eusebius [9]) nicht umhin, diese Briefe den Antilegomenen, d. i. den nicht allgemein als echt anerkannten Schriften des N. T. beizuzählen. Auch nach der Zeit des Eusebius fehlte es, wie Hieronymus [10]) berichtet, nicht an Solchen, welche den Presbyter Johannes für den Verfasser hielten, eine Meinung, welche auch unter den Neueren nicht wenige Anhänger fand, wie an Erasmus, Hugo Grotius [11]), Fritzsche [12]), Dr. Paulus [13]), Credner [14]), Jachmann [15]), Lücke [16]). Ihre vornehmsten Gründe sind folgende: 1) das schwankende Urtheil des kirchlichen Alterthumes. Allein dies erklärt sich aus der quantitativen und didaktischen Geringfügigkeit dieser Briefe, sowie aus ihrer Bestimmung an Privatpersonen, die es mit sich brachte, daß sie nur langsam in Umlauf kamen, und aus der befremdenden Selbstbezeichnung des Verfassers durch *πρεσβύτερος*. 2) Die Abweichung des sprachlichen Charakters von dem der echten Johanneischen Schriften, wohin man rechnet den Gebrauch der Worte und Redensarten: *ὑγιαίνειν*, *εὐοδοῦσθαι*, *προπέμπειν ἀξίως θεοῦ*, *φιλοπρωτεύων*, *φλυαρῶν*, *φέρειν τὴν διδαχήν*, *πιστὸν ποιεῖν*, *μειζότερος*, *κοινωνεῖν* (wofür Johannes *κοινωνίαν ἔχειν* sage, 1 Joh. 1, 3. 6. 7), *εἰς οἰκίαν* (statt des Johanneischen *εἰς τὰ ἴδια*) *περιπατεῖν κατὰ* (statt des Johanneischen *περιπ. ἔν τινι*), *εἴ τις* (2 Joh. 10, wofür Johannes *ἐάν τις* setze). Diese Abweichungen sind zwar im Verhältniß zu dem kleinen Umfange der Briefe zahlreich und bedeutend, indessen können sie doch wenig befremden, wenn Johannes diese Briefchen zu einer anderen Zeit schrieb, als seine beiden übrigen Schriften. Finden sich doch auch in jeder dieser beiden übrigen Schriften Wendungen und Ausdrücke, welche der anderen fremd sind! Auch sind einige jener singulären Ausdrücke durch den Gedanken selbst bedingt [17]). Zudem sind die Johanneischen Eigen-

---

2) Strom. II. p. 389: *Ἰωάννης ἐν τῇ μείζονι ἐπιστολῇ.* 3) Vgl. Anm. 93 S. 72. 4) H. E. VI, 14. 5) bei *Euseb.* VI, 25: *καταλέλοιπε δὲ καὶ ἐπιστολὴν πάνυ ὀλίγων στίχων. Ἔστω δὲ καὶ δευτέραν καὶ τρίτην· ἐπεὶ οὐ πάντες φασὶ γνησίους εἶναι ταύτας· πλὴν οὐκ εἰσὶ στίχων ἀμφότεραι ἑκατόν.* 6) Gewöhnlich wird Dionysius als Zeuge für die Echtheit der beiden Briefchen angeführt, wogegen neuerlich Credner a. a. O. I. S. 692 auf den wahren Gehalt seines Ausspruchs aufmerksam gemacht hat. Dionysius bemerkt nämlich in einem Fragmente bei Eusebius (VII, 25), er könne nicht zugeben, daß derselbe Johannes die Apokalypse verfaßt habe, dessen Werk *τὸ εὐαγγέλιον τὸ κατὰ Ἰωάννην ἐπιγεγραμμένον καὶ ἡ ἐπιστολὴ ἡ καθολικὴ* sei; als Grund wird unter Anderem geltend gemacht: *οὐδὲ κηρύσσει ἑαυτόν, οὔτε διὰ τοῦ εὐαγγελίου, οὔτε διὰ τῆς ἐπιστολῆς. — — — ὁ δέ γε εὐαγγελιστὴς οὐδὲ τῆς καθολικῆς ἐπιστολῆς προέγραψεν ἑαυτοῦ τὸ ὄνομα.* Man sieht hieraus, daß ihm eigentlich nur der apostolische Ursprung des Evangeliums und des ersten Briefes feststeht. Wenn er daher weiter beifügt: *ἀλλ' οὐδὲ ἐν τῇ δευτέρᾳ φερομένῃ Ἰωάννου καὶ τρίτῃ καίτοι βραχείαις οὔσαις ἐπιστολαῖς ὁ Ἰωάννης ὀνόματι πρόκειται ἀλλὰ ἀνωνύμως ὁ πρεσβύτερος γέγραπται*, so argumentirt er damit nur ex concessis, indem er die gewöhnliche Meinung vom Johanneischen Ursprunge dieser Briefe für seinen Zweck benutzt, für seine Person aber die Frage nach deren Verfasser dahingestellt sein lassen will. 7) Vgl. Lücke a. a. O. S. 333 fg. 8) Derselbe a. a. O. S. 334 fg. 9) H. E. III. c. 24: *τῶν δὲ Ἰωάννου συγγραμμάτων πρὸς τῷ εὐαγγελίῳ καὶ ἡ προτέρα τῶν ἐπιστολῶν παρά τε τοῖς νῦν καὶ τοῖς ἔξ ἀρχαίοις ἀναμφίλεκτος ὡμολόγηται.* c. 25: *τῶν ἀντιλεγομένων, γνωρίμων δ' οὖν ὅμως τοῖς πολλοῖς — — ἡ ὀνομαζομένη δευτέρα καὶ τρίτη Ἰωάννου· εἴτε τοῦ εὐαγγελιστοῦ τυγχάνουσαι εἴτε καὶ ἑτέρου ὁμωνύμου ἐκείνῳ.* Dagegen erkennt Eusebius für seine Person die Briefe als echt an, Praep. evang. 3, 5: *ἐν μὲν γὰρ ταῖς ἐπιστολαῖς αὐτοῦ οὐδὲ μνήμην τῆς οἰκείας προσηγορίας ποιεῖται, ἢ πρεσβύτερον ἑαυτὸν ὀνομάζει.* 10) de vit. illustr. c. 9: Scripsit autem Joannes et unam epistolam — —, quae ab universis ecclesiasticis et eruditis viris probatur. Reliquae autem duae; quarum principium *Senior Electae* etc. et sequentis: *Senior Cajo* etc. Joannis presbyteri asseruntur, cujus et hodie alterum sepulcrum apud Ephesios ostenditur, et nonnulli putant duas memorias ejusdem Joannis evangelistae esse. Cap. 18: — — opinionem, quam a *plerisque* retulimus traditam, duas posteriores epistolas Joh. non apostoli esse, sed presbyteri.

11) Praeloq. in sec. epist. 12) Bemerkungen über die Briefe des Johannes in Henke's Museum für Religionswissenschaft. Bd. 3. St. 1. S. 159 fg. Vgl. auch *J. D. Beck*: Observationes critico-exeg. Spec. I. (Lips. 1798.) 4. p. XI. not. 27. 13) Die drei Lehrbriefe des Johannes u. s. w. S. 262 fg. 14) a. a. O. S. 689. 15) Commentar über die katholischen Briefe S. 285 fg. und in einer besonderen Abhandlung über den Presbyter Johannes in Pelt's theolog. Mitarbeiten. 1839. 4. Heft. S. 3 fg. 16) Im Commentar zu dem Evangel. 3. Aufl. (Bonn 1840.) I. S. 30. In der zweiten Auflage des Commentars zu den Briefen. (Bonn 1836.) S. 367 fg. hatte er die Meinung vom Apostel Johannes als Verfasser zu vertheidigen gesucht. Nach Lücke's Angabe an letzterer Stelle soll auch Bretschneider Probabil. p. 167 sqq. sich für den Presbyter Johannes entschieden haben; derselbe nimmt aber einen unbekannten und ungenannten Presbyter als Verfasser des Evangeliums und der drei Briefe an, p. 168 sq.: „Jam gravissimae rationes quum obstent, ne evangelium ab apostolo conscriptum putemus, designatio personae auctoris in epistolis verior habenda est; neque igitur apostolus, sed *presbyter quidam* fuit auctor horum librorum — — *qui quidem in evangelio esse vult apostolus at non fuit, cum in duobus aliis scriptis, ubi, quis esset, nec vellet nec posset celare, presbyterum se dixerit.* 17) Die Abweichung in dem Gebrauche der Bezeichnung Christi durch *κύριος* (2 Joh. 3) von dem Sinne, in welchem Christus dieses Prädicat im Evang. führt (vgl. unsere Abhandl. de Joanneae christologiae

thümlichkeiten überwiegend. Dahin gehören die Redensarten und Wendungen: μένειν ἔν τινι (2 Joh. 2. 9), ἔχειν θεόν (2 Joh. 9. 1 Joh. 2, 23), ὁρᾶν θεόν (3 Joh. 11. 1 Joh. 4, 20), ἐκ τοῦ θεοῦ εἶναι (3 Joh. 11), ἵνα ἡ χαρὰ ἡμῶν ᾖ πεπληρωμένη (2 Joh. 12), ἡμεῖς δὲ μαρτυροῦμεν καὶ οἴδατε, ὅτι ἡ μαρτυρία ἡμῶν ἀληθής ἐστι (3 Joh. 12. Evang. 19, 35), ἐν ἀληθείᾳ als adverbielle Nebenbestimmung s. v. a. ἀληθῶς (2 Joh. 1. 3 Joh. 1. Evang. 4, 24), γινώσκειν ἀλήθειαν (2 Joh. 1. Evang 8, 32), περιπατεῖν ἔν τινι (2 Joh. 4. 6. Evang. 8, 12. 11, 9 fg. 12, 35. 1 Joh. 1, 6. 7. 2, 11), die formelle und materielle Verwandtschaft von 2 Joh. 5. 6 mit 1 Joh. 2, 7. 3, 11; εἰσέρχεσθαι εἰς τὸν κόσμον, ὁμολογεῖν Ἰησοῦν Χριστὸν ἐρχόμ. ἐν σαρκί, ἀντίχριστος (2 Joh. 7); die Construction αὕτη ἐστὶν ἡ ἀγάπη, ἵνα (2 Joh. 6), Verbindung von Bejahung und Verneinung, 2 Joh. 9. Daß aber diese Übereinstimmung aus Nachahmung der echten Schriften zu erklären sei, dafür fehlen alle Beweise. 3) Es befremde, daß der Verfasser dieser Briefe seine Persönlichkeit so schroff und zwar in der ersten Person des Singularis hervortreten lasse, was im Evangelium gar nicht, im ersten Briefe seltener und in anderer Weise geschehe [18]). Allein dies erklärt sich hinlänglich aus der Bestimmung dieser Briefe an Privatpersonen und aus den individuellen Beziehungen und Verhältnissen, welche darin besprochen werden. Und warum soll sich denn der Verfasser an einen constanten Typus haben binden müssen? Gewahren wir in dieser Beziehung nicht auch bei Paulus reiche Mannichfaltigkeit, indem er, je nachdem es das Verhältniß zu den betreffenden Gemeinden und der Zweck seiner Sendschreiben es erheischt, seine Persönlichkeit entweder fast ganz zurücktreten läßt, oder, wie im zweiten Korintherbriefe, beinahe zum Mittelpunkte seiner Erörterungen macht? — 4) Die harte und unduldsame Vorschrift in 2 Br. V. 10 fg. vertrage sich nicht mit dem liebreichen Charakter des Apostels. Aber sehr mit Recht bemerkt de Wette [19]), daß dieselbe auch unter Voraussetzung eines anderen Verfassers in Vergleich mit V. 5 auffallen müsse. Auch bezieht sich das von Johannes und auch in unserem Briefe, V. 5, so nachdrucksvoll empfohlene Gebot der Liebe immer nur auf die Christen unter einander, wodurch noch keineswegs mit psychologischer Nothwendigkeit der Haß gegen Andersdenkende ausgeschlossen ist, im Gegentheil lehrt häufig die Erfahrung, daß je feuriger die Liebe nach Innen gerichtet ist, desto schroffer sie nach Außen hin abstößt. Johannes aber stellte die doketische Irrlehre der völligen Verleugnung Christi gleich: 1 Joh. 2, 22. Wie hart und unduldsam übrigens diese Vorschrift ist, wie sehr sie mit dem ausdrücklichen Gebote unseres Herrn bei Matth. 5, 47, sowie mit der von anderen Aposteln empfohlenen Praxis (2 Thess. 3, 14 fg.) contrastirt: so erklärt sie sich doch aus unseren obigen Bemerkungen über den Charakter des Apostels, und ist, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen aus der guten Absicht des Johannes, die Gemeinden vor Verführung und sittlicher Verunreinigung (vgl. V. 11) zu bewahren. — 5) Es sei nicht wohl denkbar, daß ein so heftiger Widerstand, wie er 3 Br. V. 9 und 10 einem gewissen Diotrephes beigelegt werde, gegen einen Apostel gewagt worden sein sollte. Dieser Einwand erledigt sich aber durch das, was wir oben gegen Lützelberger über die Wirksamkeit des Johannes in Kleinasien bemerkt haben. — 6) Man urgirt die Selbstbezeichnung des Verfassers durch πρεσβύτερος zu Anfang der beiden Briefe. Wäre der Evangelist Johannes der Verfasser, so begriffe man nicht, warum er sich nicht lieber das Prädicat ἀπόστολος beilege. Allerdings befremdet diese Erscheinung, und ist der von ihr wider den apostolischen Ursprung der beiden kleinen Sendschreiben entnommene Grund der bedeutendste. Zwar haben sich manche Ausleger zum Beweise, daß in jener Zeit πρεσβύτερος auch gleichbedeutend mit ἀπόστολος gebraucht worden sei, auf das oben näher besprochene Fragment des Papias bei Eusebius Kirchengesch. 3, 39 berufen. Allein unter den daselbst genannten πρεσβυτέροις sind, wie wir sahen, nach der richtigen Auslegung Schüler und Nachfolger der Apostel gemeint, von denen wahrscheinlich die Meisten das Presbyteramt bekleideten [20]). Zwar nennt sich auch Petrus 1 Br. 5, 1 συμπρεσβύτερος, aber er thut dies mit unverkennbarer Beziehung auf die von ihm angeredeten Presbytern der Gemeinden, also, wie schon Hugo Grotius bemerkte, κατὰ συγκατάβασιν. Gleichwol beweist diese Stelle doch so viel, daß jene Selbstbezeichnung dem Bewußtsein und Gefühle eines Apostels nicht gradezu widerstrebte. Uns aber sind die historischen Verhältnisse und persönlichen Gefühle, in denen es dem Apostel Johannes, ohne eine Verwechselung mit dem gleichnamigen Presbyter zu befürchten, nahe gelegt sein mochte, sich Presbyter zu nennen, zu unbekannt, um diese Benennung zum entscheidenden Momente in der Streitfrage zu machen. Manche glaubten freilich alle Schwierigkeit am Leichtesten dadurch zu beseitigen, daß sie πρεσβύτερος nicht als Bezeichnung der amtlichen Würde und kirchlichen Stellung, sondern des hohen Alters faßten. Allein hierfür würde doch wol πρεσβύτης, wie im Briefe an Philemon, V. 9, oder γέρων angemessener gewesen sein; und wozu der Comparativus? Und zu welchem Zwecke sollte sich der Verfasser zu Anfang der Briefe grade nach dieser Eigenschaft bezeichnet haben [21])? Wäre aber der Presbyter Jo-

indole etc. p. 7), welche Credner a. a. O. I. S. 693 urgirt, ist durch die Herkömmlichkeit in der christlichen Grußformel gerechtfertigt.

18) Vgl. Credner a. a. O. I. S. 693. 19) exeget. Handbuch. S. 274.

20) Lücke, Commentar zu den Johanneischen Briefen S. 343 beruft sich auch noch auf Irenäus bei *Euseb.* H. E. V, 20 u. 24, wo Polykarpus ὁ μακάριος καὶ ἀποστολικὸς πρεσβύτερος und die Bischöfe zu Rom vor Soter οἱ πρὸ Σωτῆρος πρεσβύτεροι genannt wurden, also in einer Zeit, wo die amtlichen Namen und Würden in der Kirche schon bestimmt geschieden gewesen seien. Das Beispiel ist aber ganz unpassend, da es sich um die Frage handelt, ob auch Apostel sich Presbyter genannt haben, oder von Anderen so genannt worden seien. 21) Man hat sich zwar auf die Erzählung bei *Clemens Alex.* quis dives salvetur c. 42 (*Euseb.* III, 23) berufen, wo Johannes sich nicht nur selbst in der Anrede an den räuberischen Jüngling: τί με φεύγεις,

hannes der Verfasser der beiden Briefe, so müßte er entweder den Apostel absichtlich nachgeahmt, oder als ein Anhänger desselben dessen Denk- und Sprechweise sich zu eigen gemacht haben, während man ihn nach dem Papianischen Fragmente mehr geistige Selbständigkeit beizulegen geneigt sein muß, da er hier fast in Eine Linie mit den Aposteln selbst gestellt wird [22]).

Die höhere Kritik wird demnach als Resultat festzustellen haben, daß die apostolisch-Johanneische Abfassung dieser Briefe zwar nicht so gesichert, wie die des ersten, gleichwol aber die dafür sprechenden Gründe überwiegend seien, daher sich denn auch Eichhorn, Hähnlein, Bertholdt, de Wette, Schott, Neander [23]) und Andere zu Gunsten derselben entschieden haben.

Inhalt und Leser der beiden Briefe. Der zweite Brief ist an eine christliche Frau gerichtet, welcher der Apostel seine Freude zu erkennen gibt über den christlichen Wandel einiger ihrer Kinder, worauf er sie zur Beobachtung des Gebotes der Liebe ermahnt und vor den schon im ersten Briefe geschilderten Irrlehrern warnt.

Über die Frage, wer die ἐκλεκτὴ κυρία sei, herrschte früherhin große Meinungsverschiedenheit. Ganz unhaltbar ist die in alter und neuer Zeit bisweilen vorgetragene Meinung, es sei darunter die ganze christliche Kirche [24]) oder eine einzelne Gemeinde [25]) zu verstehen. Gegen die erste Ansicht spricht, daß der Verfasser der ganzen christlichen Kirche keinen Besuch abstatten konnte, was er V. 12 verspricht; gegen beide Ansichten streitet, daß sich sonst nirgends eine derartige allegorische Bezeichnung der Kirche oder einzelner Gemeinden findet. Beide Meinungen verdanken ihren Ursprung der falschen Voraussetzung, es gezieme sich für einen Apostel nicht, an eine einzelne Frau zu schreiben. — Carpzov [26]) und Knauer [27]) nahmen κυρία als Appellativum: Domina. Jener verstand darunter die Martha, die Schwester des Lazarus, dieser die Maria, die Mutter Jesu; beide Hypothesen haben im Briefe nicht den geringsten Anhaltepunkt. Wäre die Mutter des Herrn gemeint, so müßten die an sie gerichteten Ermahnungen und Warnungen, sowie der Mangel an bestimmter [28]) Hindeutung auf die zwischen der Maria und dem Johannes obwaltenden inneren und äußeren Verhältnisse höchlichst befremden. — Die meisten Theologen haben sich daher schon längst mit Recht dafür entschieden, daß κυρία der Name einer uns unbekannten Frau, indem κυρία als Frauenname damals nicht ungewöhnlich war [29]), ἐκλεκτή aber das gewöhnliche Prädicat der Christen sei, Röm. 16, 13. — Hugo Grotius und Wetstein hielten ἐκλεκτή für das Nomen proprium und κυρία für das als Ehrenprädicat beigelegte Appellativum. Hiergegen spricht aber, daß V. 12 auch die Schwester der Empfängerin des Briefs ἐκλεκτή genannt wird, und dieses Wort als Frauenname sonst nicht vorkommt.

Der dritte Brief ist an einen gewissen Cajus gerichtet. Im N. T. kommen drei Christen dieses Namens vor, nämlich ein Korinthier (Röm. 16, 23. 1 Kor. 1, 15) und zwei Begleiter des Paulus, einer aus Macedonien (Apstgesch. 19, 29) und einer aus Derbe in Lykaonien (Apstgesch. 20, 4). Sollte Einer dieser drei der Empfänger des Briefs sein, so wäre es am Natürlichsten, den Letzten dafür anzunehmen. Da indessen dieser Name soweit verbreitet war, so ist es das Gerathenste, nichts entscheiden zu wollen.

Johannes rühmt in diesem Briefe den echt christlichen Lebenswandel des Cajus, besonders seine Gastfreundschaft gegen reisende Christen, die für die Verkündigung des Evangeliums thätig waren und welche er ihm von Neuem empfiehlt. Darauf beklagt er sich über die Ehrsucht, die Widerspenstigkeit und Unfreundlichkeit eines gewissen Diotrephes, und empfiehlt einen gewissen Demetrius, den muthmaßlichen Überbringer des Briefes.

Zeit und Art der Abfassung. — Die Warnung vor den doketischen Irrlehrern (2 Br. V. 7) weist auf Kleinasien hin. Beide Briefe sind kurz vor einer Inspectionsreise des Apostels geschrieben (2 Br. 12. 3 Br. 14), ob vor oder nach dem ersten Briefe, läßt sich nicht entscheiden.

Die besten und merkwürdigsten Hilfsmittel zur Erklärung des Evangeliums und der Briefe des Johannes [30]). I) Zu dem Evangelium. Den ersten Commentar über diese Schrift verfaßte um die Mitte

---

τέκνον, τὸν σεαυτοῦ πατέρα, τὸν γυμνὸν, τὸν γέροντα nenne, sondern auch von Clemens mitten im Contexte ὁ γέρων genannt werde. Allein hier war diese Bezeichnung durch den ganzen Charakter und Pragmatismus der Erzählung, durch den Gegensatz mit dem Jünglinge bedingt. Sonst könnte man ja aus dieser Erzählung auch folgern, der Apostel habe sich ὁ γυμνὸς genannt und sei von Anderen so genannt worden!! Und dann nennt er sich ja hier γέρων, nicht πρεσβύτερος.

22) Manche Theologen, wie Dr. Paulus a. a. O. S. 265 u. Jachmann a. a. O. S. 17, führen zum Beweise für ihre Meinung, daß der Presbyter Johannes Verfasser sei, auch den Grund an: dieser Johannes sei in damaliger Zeit so bekannt gewesen, daß er ὁ πρεσβύτερος κατ' ἐξοχήν genannt und durch diese Bezeichnung mittels seiner Amtswürde vom gleichnamigen Apostel unterschieden worden sei, daher auch Papias bei *Euseb.* III, 39 auf die Aussprüche dieses Presbyters nur mittels der Formel ὁ πρεσβύτερος ἔλεγε sich berufe. Allein diese Anführungsformel findet sich zu Anfang eines Fragmentes, und wir wissen daher nicht, ob nicht vorher der Presbyter mit Namen genannt worden sei, sodaß aus dem Zusammenhange sich ergab, welchen Presbyter Papias meine. 23) a. a. O. S. 557. 24) *Clem. Alex.* ed. *Potter.* p. 1014. *Hieron.* ep. 91 ad Ageruchiam. 25) *Cassiodor.* zum 2. Br.: Joannes Senior, quoniam aetate provectus electae Domini *ecclesiae* filiisque ejus, quos sacro fonte genuerat. Michaelis, Einleit. Bd. II. S. 1564. Augusti, die kathol. Br. 2. Th. S. 202 fg. Vgl. auch *Wolfii* Curae. T. V. p. 1564 sqq. 26) bei Lücke a. a. O. S. 352. 27) In d. theol. Studd. u. Kritiken 1833. 2. Hft. S. 452 fg.

28) Knauer findet solche Hindeutungen in V. 5, dessen Inhalt sich auf Ev. 19, 26 beziehe; V. 4 soll der Verfasser seine Freude ausdrücken über die Bekehrung der früher ungläubigen Brüder Jesu. 29) Vgl. Lücke a. a. O. S. 351. Anm. 2. 30) Die meisten derjenigen exegetischen Werke, welche sich auf das ganze N. T. erstrecken, müssen wir hier übergehen, und verweisen auf die allgemeinen Werke über die Literaturgeschichte der Exegese. — Eine ziemlich vollständige kritische Übersicht der exegetischen Werke über das Evangelium bis auf seine Zeit gibt Wegscheider a. a. O. S. 314 fg., und ein noch vollständigeres Verzeichniß der älteren Literatur Lampe a. a. O. I. S. 247—269.

des 2. Jahrh. der Gnoſtiker Herakleon, ein Schüler Valentin's, von welchem Commentar aber uns nur Fragmente bei Clemens Alexandrinus und Origenes erhalten worden ſind. Dieſe Fragmente ſind geſammelt in *Grabe*, Spicilegium Patrum. Tom. II. p. 85—117 und als Anhang zu Maſſuet's Ausgabe des Irenäus [31]). Auch des Origenes Commentar iſt nur in einzelnen Theilen auf uns gekommen. Er enthielt nach Hieronymus 39, nach Rufinus nur 32 Tomi. Das Erhaltene findet ſich in Opp. *Orig.* ed. *de la Rue* T. IV. Opp. exeg. Orig. ed. *Huet.* T. I. und in *Orig.* Commentariorum in Ev. Joannis Pars I ex nova editionum Coloniensis et Parisiensis recognitione cum praefatione *Aug. Neandri*, integro utriusque *Ruaei* commentario, selectis *Huetii* aliorumque observationibus edidit, prolegg., animadversiones, excursus, indices et glossarium adjecit *Car. Henr. Ed. Lommatzsch* (Berol. 1831.) Pars II. 1832. — *Jo. Chrysostomi* 87 Homiliae in Ev. Joann. in deſſen Opp. ed. *Morelli* T. II. (Paris 1613); ed. *Montfauc.* T. VIII. (Paris 1718.) — Die Fragmente der Commentare des Theodorus von Mopſueſtia, Cyrillus von Alexandrien, Ammonius und Anderer ſind in der Catena Patrum graecorum in St. Joannem ex antiquiss. gr. codd. ms. nunc primum in lucem edita a *Balthasare Corderio* (Antwerpiae 1630 Fol.) geſammelt. Ein Zeitgenoſſe Cyrill's, der Ägypter Nonnus, derſelbe, welcher früher in 39 Büchern Dionysiacis die Thaten des Bacchus beſungen hatte, lieferte eine dichteriſche Metaphraſis oder Umſchreibung des Evangeliums in Verſen, welche ſeit Beginn des 16. Jahrh. oft herausgegeben worden iſt [32]), zuletzt von Paſſow. (Leipz. 1834.) Sie iſt für Exegeſe und Kritik des Evangeliums von mehrfacher Bedeutung; vgl. *Baumgarten-Crusius*, Spicilegium observationum in evang. Joann. e Nonno. (Jen. 1825. 4.) überarbeitet in *B.-Crusius*, Opuscc. (Jen. 1836.) No. IX. — *Theophylacti* († 1107) Commentar. in IV Evangelia. Graece et latine. (Paris 1635) und in *Theophyl.* Opp. ed. *Finetti* (Voll. IV. Venet. 1754—1763) im 2. Vol. — *Euthymii Zigabeni* Comment. in IV Evv. ed. *Matthaei* (Lips. 1792. 3 Voll.) im 3. Bde.

Die Auslegungen aus der römiſchen Kirche des Mittelalters ſind gänzlich im dogmatiſch-allegoriſchen Intereſſe verfaßt und haben daher nur für die Geſchichte der Exegeſe und für die Dogmengeſchichte Bedeutung. Sie folgen meiſtens dem Auguſtin. Wir nennen hier nur: *Aur. Augustini* 124 Tractatus (Homilien) in evang. Joannis, im 3. Bd. der Benedictinerausgabe. — *Flacci Alcuini* († 804) Comment. in Ev. Joann., wovon 1527 eine beſondere Ausgabe zu Straßburg in Octav erſchien. — *Hugonis a St. Victore* († 1140) Annotationes elucidatoriae allegoriarum in IV evangelia und liber annotationum elucidatoriarum in D. Joannis evangelium; im erſten Bande ſeiner Opp. (Rotomagi [Rouen] 1648.) II Voll. *Thomae de Aquino* († 1274) Catena aurea in quatuor evang. erſchien in beſonderen Ausgaben: Lugd. Bat. 1530. 8. Antw. 1578. fol. Aus der ſpäteren Zeit der römiſchen Kirche bemerken wir nur: *Francisci Toleti*. Card., in Joannis evangel. commentarii. (Romae 1588.) — *Maldonati* (eines Jeſuiten [33]), † 1584) Commentarii in IV Evangelistas. (Pont-à-Mousson. 1596. Paris 1668.) Iſt eins der beſten ereget. Werke aus dieſer Kirche, und wird mit Recht auch noch von den neueren Proteſtanten geſchätzt. Ein vor Kurzem begonnener Wiederabdruck, von Friedr. Sauſen beſorgt (Mainz 1840), reicht bis zum 17. Cap. des Matthäus. — Aus der neueſten Zeit hat die römiſche Kirche nur die zwei ziemlich unbedeutenden Producte aufzuweiſen: Michael Wirth (kathol. Pfarrer in Dillingen): das Evangelium Johannis erläutert. 2 Bde. (Ulm 1829.) [34]) Klee: Commentar über das Evangel. des Johannes. (Mainz 1829.)

Aus der proteſtantiſchen Kirche im 16. und 17. Jahrh.: Luther's bruchſtückweiſe Erläuterungen unſeres Evang. findet man im 7. und 8. Bande der Walch'ſchen Ausgabe. — *Melanchthonis* Enarratio in evang. Joannis apostoli proposita a *Casp. Crucigero*. (Argentor. 1546.) Opp. ed. Viteb. T. IV. — *Bugenhagen*, Annott. in Matthaeum et Joannem 1540. — *Mart. Buceri* Enarrationes perpetuae in sacra IV evangel. (Argentor. 1527. 28. II Voll. 4.) Der zweite, den Johannes enthaltende, Band iſt ausführlicher, als der erſte, die drei Synoptt. umfaſſende. — *Calvini* Commentar. in Evang. sec. Joann., erſchien zuerſt 1553; neueſte Ausgabe von Tholuck (Berlin 1833). — *Bezae* Annotationes in N. T. (Genev. 1565. Turici 1653.) — *Aegidii Hunnii* Commentarius in Joannem. (Francof. 1595.) und öfter, zuletzt in *Aeg. Hunnii* thesaurus evangelicus complectens commentarios in IV evangelistas et Acta apostolorum ed. a *Joann. Henr. Feustking*. (Viteb. 1706. fol.) — *Pauli Tarnovii* in St. Joannis evang. commentarius. (Rostochii 1629. 4.) — Unter den Arminianern glänzt als Stern erſter Größe Hugo Grotius mit ſeinen Annotationes in libros evangeliorum cum tribus tractatibus et appendice eo spectantibus. (Amstelod. 1641. fol.) und öfter, zuletzt in *Grotii* Annott. in N. T. ed. *Windheim.* II Voll. (Erlang. 1755. 57. 4.) — Unter den Socinianern zeichneten ſich aus: *Joann. Schlichting*, Commentarius in Joannem, in der Bibliotheca Fratrum Polonorum, VI Tom. 1656. fol. und *Joann. Lud. de Wolzogen*, Commentarii in 4 evangelistas in der Bibl. fr. Polon. VII Tom.

Aus dem 18. und 19. Jahrhunderte: *Frid. Adolph Lampe* Commentarius exegetico-analyticus in evang. Joannis. III Voll. (Amstelod. 1724. 26. 4.) Nachgedruckt in Baſel 1725 und 1727. *Joh. Sal. Semler*, Paraphrasis et notae in evang. Joannis.

31) Vgl. auch *Stieren*. De *Irenaei* op. adv. haeres. fontibus etc. p. 21—23. 32) Vgl. das Verzeichniß derſelben bei Haſe, Leben Jeſu. S. 39 fg.

33) Über das Leben, die Studien und Schriften dieſes Mannes vgl. die Tübinger theol. Quartalſchrift. 1841. 3. Heft. 34) Vgl. die Recenſion der Leipz. Lit.-Z. 1831. Nr. 285.

2 Voll. (Hal. [1771] 1786.) — Mosheim, Erklärung des Evang. Johannis, nach seinen Vorlesungen herausgegeben von Jacobi. (Weimar 1777.) — Euchar. Ferd. Christ. Örtel, Das Evangel. Johannis hebraismenfrei übersetzt und philosophisch (d. i. nach Kantischen Principien) erklärt. Görlitz 1795.) — *Mori* Recitationes in evang. Joann. ed. *Dindorf.* (Lips. 1796.) — Gottl. Sam. Lange, Die Schriften des Johannes übersetzt und erklärt. (Neustrelitz und Weimar. 3 Bde. 1795—1797.) — Bolten, Der Bericht des Johannes von Jesu dem Messias übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. (Altona 1797.) — Paulus, Philol.-krit. und historischer Commentar über das N. T. 2. Aufl. (Lübeck 1804—1805.) IV Bde., wovon der letzte den Johannes bis zum 11. Capitel umfaßt. — *Kuinoelii* Comm. in Ev. Joann. (Lips. 1812. ed. III. 1825. *Car. Christ. Tittmann*, Meletemata sacra s. commentarius exeg.-critico-dogmaticus in Evang. Joann. (Lips. 1816.) — Friedr. Lücke, Commentar über das Evang. des Johannes. 2 Bde. (Bonn [1820. 24.] 1833. 34. I. Bd. 3. Aufl. 1840) — Tholuck, Commentar zum Evangelio Johannis. (Hamburg [1827] 5. Aufl. 1837.) (Die erste Aufl. dieses Werkes war auf der Grundlage eines nachgeschriebenen Neander'schen Collegienheftes gearbeitet.) — Olshausen, Biblischer Commentar über das N. T. 2. Bd. (Königsb. [1832] 3. Aufl. 1838), umfaßt das Evang. Johannis mit der synoptischen Leidensgeschichte und der Apostelgeschichte. — Hnr. Aug. Wilh. Meyer, Kritisch-exeget. Handbuch über das Evang. des Johannes. (Götting. 1834) — de Wette, Kurze Erklärung des Evang. und der Briefe Johannis. (Leipz. [1837] 2. Aufl. 1839.) — Geo. Christ. Rudolf Matthäi, Auslegung des Evangel. des Johannes zur Reform der Auslegung desselben. I. Band: Enthaltend die vorbereitenden Gegenstände, darunter die Begründung der Reform und die Auslegung von Cap. I, 1—14. (Göttingen 1837.) [35]).

Unter diesen protestantischen Auslegungen verdienen außer den Werken der Reformatoren die meiste Empfehlung die von Grotius, Lampe, Semler, Paulus, Kühnöl, Lücke, Meyer und de Wette. Vor Kurzem ist auch angekündigt worden: Ausführliche Auslegung des Evang. Johannis in 2 Bden. von Baumgarten-Crusius, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit, scharfsinnige Combinationsgabe und religiöser Tiefsinn Ausgezeichnetes erwarten läßt.

II) Zu den Briefen [36]). 1) Aus der griechischen Kirche: der Commentar des Diodor von Tarsus († um 398) über unseren Brief, sowie die Homilien des Chrysostomus über die katholischen Briefe sind verloren gegangen, und ihr Verlust ist sehr zu beklagen. — *Didymi Alexandrini* († 395) Enarratio in epistolas catholicas, ursprünglich griechisch geschrieben und von einem gewissen Epiphanius im 6. Jahrh. ins Lateinische übersetzt, welche Version aber nur ein ungeschickter Auszug aus dem Originale zu sein scheint. Vgl. *Lücke*, Quaestiones ac vindiciae Didymianae. 3 Progrr. (Gotting. 1829—1830), von denen das zweite die genannte Enarratio zu den Johanneischen Briefen nebst den griechischen Fragmenten enthält. — *Oecumenii* (ums J. 1000) Comment. in Acta apost., epp. Paul. et epp. cathol. (Paris 1630. fol.) im 2. Vol. — *Theophylacti* Opp. Vol. III. — 2) Aus der lateinischen Kirche: *Augustini* Tractatus decem in epistolam Joannis ad Parthos. ed *Bened.* Tom. III. P. 2. — *Bedae Venerabilis* († 735) Expositio in septem canonicas epistolas. Opp. ed. Colon. T. V. — 3) Aus der neueren Zeit. Von Luther besitzen wir akadem. Vorlesungen aus dem Jahre 1524 von Jacob Sprenger nachgeschrieben und herausgegeben von Neumann (Lpzg. 1708.) Dieselben aus Luther's Autographen, ins Teutsche übersetzt von Rambach bei Walch 9. Bd., ferner Scholia ex praelectionibus *Lutheri* a. 1531 ed. *Bruns.* (Lips. 1797.) — *H. Bullinger*, In epistolam Joannis canonicam brevis et catholica expositio. (Tigur. 1532.) — *Joann. Calvini*, Comm. in epistt. cathol. zuerst 1551, zuletzt ed. *Tholuck.* (Hal. 1832.) — *Fausti Socini* Comment. in epist. Joann. primam. 1614, und in *Socini* Opp. (Irenop. 1656. fol.) p. 155—263. — *Schlichting*, Commentarius in epistt. Joann. in s. Commentariis posthumis Vol. II. — *Episcopii* Lectiones sacr. in 1 epist. cath. Ap. Joann. in Opp. theol. P. II. (Roterod. 1665.) — *Seb. Schmid*, Comm. in I Joann. epist. (Argent. 1687.) — Spener: Johannis erste Epistel nach ihrem Wortverstande von Versicul zu Versicul sammt ausgezogenen Lehren und Lebensregeln, auch einer völligen Paraphrase, erklärt. (Halle 1699. 4.) — *Joach. Lange:* Exegesis epistolarum Joannis. (Hal. 1713.) — *Whiston*, Commenthary on the 3 cathol. epistles of St. John. (Lond. 1719.) — *Oporinus*, Paraenesis Joannis ad primos Christianos a nodis interpretum liberata. (Gott. 1741.) — *Benson*, Paraphr. and notes on the 3 epp. of St. John. (Lond. 1749.) — *Jo. Ben. Carpzov*, Epp. cathol. septenarius. (Hal. 1790.) — *Semleri* Paraphrasis in 1 Joann. epist. (Rigae 1792.) — Örtel, Johannis drei Briefe hebraismenfrei übersetzt und erklärt. (Frankf. und Leipz. 1795.) — *Mori* Praelectiones in tres Joann. epist. ed. *Hempel* (Lips. 1796.) — Augusti, Die kathol. Briefe, 2. Th. (Lemgo 1808.) — Lücke, Commentar über die Briefe des Evangelisten Johannes. (Bonn [1825] 1836.) (Das Beste über die drei Johanneischen Briefe.) — Paulus, Die 3 Lehrbriefe des Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt und nach philol.-notiologischer Methode erklärt. (Heidelb. 1829.) — Jachmann, Commentar über die kathol. Briefe. (Leipz. 1838.) — Endlich sind auch in neuester Zeit zwei sehr schätzbare praktische Bearbeitungen des ersten Briefes ans Licht getreten: Rickli, Johannis erster Brief erklärt und angewendet, mit historischem Vorbericht und exegetischem Anhange. (Luzern 1828.) — Johannsen, Predigten über

35) Zur näheren Kenntniß dieses curiosen Buches vgl. die Recensionen desselben in Gersdorf's Repert. Jahrg. 1837, 19. Heft, oder XIII. Bd. 6. Heft, und Jen. A.-L.-Z. 1838. Nr. 221—223.
36) Vgl. Lücke: Hauptmomente aus der Geschichte der Auslegung des ersten Briefes, in s. Comment. S. 75 fg.

den ersten Brief des Johannes in seinem inneren Zusammenhange. 2 Bde. (Altona 1838.)

Literatur des Johanneischen Lehrbegriffs, und zwar 1) im Allgemeinen: *Grimm*, Theologiae Joanneae Specimen I et II (Lips. 1770. 73.) (ist uns nie zu Gesicht gekommen.) — *Car. Christ. Ehrh. Schmid*, De theologia Joannis apostoli. (Jen. 1800. 2 Progrr. 4.) — Theod. Holm, Versuch einer kurzen Darstellung der Lehre des Apostels Johannes. (Lüneb. 1832.) (hat als Quellen nur den ersten Brief und den Prolog zum Evang. benutzt.) — Neander, „Die Lehre des Johannes" in seiner Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Zweiter Band (Berlin 1833), S. 670—711. und 3. Aufl. (Berlin 1841) S. 757—796. — Frommann, Der Johanneische Lehrbegriff in seinem Verhältnisse zur gesammten christlich-biblischen Lehre dargestellt. (Leipzig 1839.) — A. W. Krahmer, Paulus und Johannes mit ihren Geistesverwandten im N. T. (Cassel 1839.) (Entschieden unbrauchbar.) — *L. A. Simson*, Summa theologiae Joanneae. Partic. I. (Regiom. 1839.)

2) Über Einzelnes: Kleuker, Johannes, Petrus und Paulus als Christologen, in Briefen an einen Freund. (Riga 1786.) — *Benj. Froster*, Diss. theol. de λογολογία Johannis apostoli, comparata cum reliquorum evangg. scriptorumque N. T. doctrina. (Helsingfors 1829. 4.) — *Car. Lud. Wilib. Grimm*, De Joanneae christologiae indole Paulinae comparata. (Lips. 1833.) — *Car. Chr. Ehrh. Schmid*, Brevis disp., qua apost. Joannis et Pauli doctrinam de natura Christi quam maxime consentire demonstratur. (Jen. 1802. 4.) *Ejusdem* Doctrinae de diabolo in libris Joannis apostoli brevis descriptio. (Jen. 1800. 4.) *Chr. Lud. Guil. Stark*, De notione, quam Jesus in iis locis (Joann.), ubi ad ἔργα sua provocaverit, huic vocabulo tribuerit. (Jen. 1813.) — *J. D. L. Voretzsch*, Quaeritur, τὰ ἔργα quaenam sint, ad quae Jesus apud Joannem provocavit. (Altenb. 1834. 4.) — Bruno Bauer, Der alttestamentliche Hintergrund im Evangelium des Johannes. In Br. Bauer's Zeitschrift für speculative Theologie. I. Bd. 2. Heft. 1836. S. 158 fg. (*Wilibald Grimm.*)

D. Johanneische Apokalypse. Der Name Ἀποκάλυψις, revelatio, bezeichnet etymologisch eine Enthüllung verborgener Dinge und ist somit gleichbedeutend mit unserem teutschen Worte Offenbarung. Mit diesem benennt man aber, dem Sprachgebrauche nach, nicht sowol jedes Bekanntmachen überhaupt, als ein Bekanntmachen von Seiten Gottes auf außerordentliche Weise. Somit ist ἀποκάλυψις, Offenbarung, das Mittel, wodurch Menschen zur Erkenntniß göttlicher Dinge gelangen, über welche sie in Unwissenheit geblieben wären, wenn sie ihren natürlichen Erkenntnißmitteln allein wären überlassen gewesen. Im concreten Sinne ist Offenbarung, ἀποκάλυψις, insbesondere eine göttliche Mittheilung an einzelne Personen, welche somit Organe der göttlichen Belehrung für die übrigen Menschen werden. Solche Personen finden wir nun ganz speciell in der Geschichte desjenigen Volkes, welches von Anfang an in größerem Maße einer Einsicht in die göttlichen Dinge sich erfreute, bei den Hebräern. Diese Personen hießen bei ihnen נביאים, „Sprecher Gottes," Propheten, und die Offenbarung, indem sie aus ihnen heraustritt und zum Bewußtsein des größeren Kreises kommt, heißt Prophezeiung, Weissagung. Im engsten Sinne bezeichnet aber das Wort ἀποκάλυψις eine besondere Art der Weissagung, und zugleich die Schrift, worin dieselbe niedergelegt ist. In diesem Sinne übersetzen wir es gemeinhin nicht immer mit „Offenbarung," sondern mit „Apokalypse." Da es nun eine Reihe von Schriften gegeben hat und zum Theil noch gibt, welche zu dieser besonderen Art von Weissagung gehören, so sprechen wir von einer apokalyptischen Literatur, deren allgemeine Charakteristik zum Verständniß der Johanneischen Apokalypse unerläßlich ist und hier um so mehr vorausgeschickt werden muß, da weder in diesem Werke, noch anderswo eine klare und wissenschaftliche Definition derselben gegeben ist [1]).

Die Apokalyptik ist also eine Species der Prophetie. Prophetie ist im Allgemeinen eine vom Geiste gegebene Rede über göttliche Geheimnisse zur unmittelbaren Belehrung der Zuhörer. Hiermit ist das Wesentliche in Bezug auf Quelle, Inhalt und Zweck derselben gesagt und so die Definition erschöpft. Nur der zweite Punkt kann noch näher, als ein Mehrfaches enthaltend, erkannt werden. Der Gegenstand der Weissagung kann sein: 1) Beurtheilung gegebener Zustände oder Verhältnisse, Lob und Tadel der Gegenwart, 2) Verkündigung künftiger Zustände, Verheißung, Drohung, Prophezeiung im engern Sinne. Noch verschiedener aber ist die Form der Prophetie, und in dieser Hinsicht hat dieselbe eine eigentliche geschichtliche Entwickelung durchlaufen, welche aber nicht zu steigender Vollkommenheit, sondern zum Verfalle führte. Ursprünglich im lebendigen Worte an das Ohr des Volkes sich wendend, wurde sie später Schriftstellerei und trat immer mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Bedurfte in der alten Zeit der Volksredner eines besondern Reizmittels, um sich Eingang zu verschaffen, so suchte er die Aufmerksamkeit der Menge auf seine Rede zum Voraus zu lenken, indem er durch auffallende Gebärden und Handlungen seine nachherigen Weissagungen erst symbolisch aufführte und dann diese Handlungen durch die Weissagung erklärte. Als aber die Propheten von dem öffentlichen Schauplatze abtraten und nur noch Bücher schrieben, trat an die Stelle der symbolischen Handlung das Gesicht, die Vision. Beides ging wol auch eine Zeit lang neben einander her, weil der Übergang von einer Sprechweise zur andern sich nicht plötzlich bildete. Die Vision aber war ursprünglich nur Symbol: ein einzelnes, abgesondertes Bild, welches der Prophet gesehen zu haben bezeugte und dann erklärte. So die wenigen Visionen bei Amos VII—IX. Jerem. I. XXIV. Jünger ist's, wenn der ganze Inhalt einer Weissagung in einem fortlaufenden Bilde als eine geschaute Scene dargestellt wird, wo die Vision zur völli-

1) Eine bloße, ziemlich unbestimmt gehaltene Skizze versucht Lücke in seiner Einleitung zur Offenb. Joh. §. 2.

gen Ekstase wird, wie bei Ezechiel und Sacharja. Mit dieser Phase der Prophetie war das praktische Moment derselben, die Belehrung, schon sehr in den Hintergrund getreten, und überhaupt der Inhalt mehr und mehr unter der Form, das Göttliche unter dem Menschlichen erdrückt. Das Überhandnehmen der Visionen in der prophetischen Schreibart bezeichnet das Sinken des Prophetismus in der doppelten Hinsicht der Klarheit und der praktischen Tendenz. Noch einen Schritt tiefer gehen wir zu der Apokalyptik, dem jüngsten Zweige der prophetischen Literatur, welche wir nun nach den eben genannten Elementen der Prophetie in ihrem specifischen Unterschiede von derselben charakterisiren wollen.

1. Was die Quelle betrifft, so wird die Unmittelbarkeit göttlicher Eingebung sehr zweideutig und problematisch. Während die älteren Propheten überall an der Spitze ihrer Nation standen, als die erleuchtetsten und trefflichsten im Volke, als die klarsten Denker und wärmsten Bildner ihrer Zeit, stehen die Apokalyptiker in mancher Hinsicht hinter Vielen ihrer Zeitgenossen zurück, und geben ihnen nach an Erhabenheit der religiösen Begriffe, an Reinheit moralischer Motive, am Ernste praktischen Wirkens, an Besonnenheit des Blickes in die Zukunft. Sie erfreuen sich also keineswegs gleicher Gottesnähe wie ihre Vorgänger. Ferner ist es ein deutliches Merkmal dieser Abwesenheit der unmittelbaren göttlichen Erleuchtung, daß in der Apokalyptik nicht sowol ein von himmlischer Gluth begeistertes Gemüth als eine gesteigerte, oft schwärmende und ausschweifende Phantasie spricht. Die Phantasie ist aber von den geistigen Vermögen des Menschen dasjenige, welches am wenigsten geeignet ist, höhere Eingebung ungetrübt aufzunehmen. Der natürliche Enthusiasmus, dem die Form unbewußt entfloß, der sie nie ängstlich zu suchen brauchte, ist ersetzt durch die Kunst, welche in eben dem Maße zunimmt, als die aus der Quelle fließende Begeisterung abnimmt. Weiter ist zu bemerken, daß alle Apokalyptiker die Erfüllung ihrer Weissagungen in die nächste Zukunft versetzen und eben auf diese baldige Erfüllung das größte Gewicht legen, daß aber eben hierin Alle augenscheinlich im Irrthum gewesen sind. Auch die Apostel glaubten an diese Nähe der Erfüllung, allein in diesem Punkte urtheilen wir, daß sie volksthümlichen Ansichten folgten und nicht besondere Offenbarungen erhalten hatten. Endlich bestätigt sich dieses Urtheil noch besonders an denjenigen Apokalypsen, welche der christlichen Literatur angehören, dadurch, daß in denselben jüdische und christliche Elemente auf eine solche Weise mit einander verwebt sind, daß es oft schwer wird, über den religiösen Standpunkt des Verfassers sich Rechenschaft zu geben. Die reinere, einfachere, geistigere Gestaltung christlicher Eschatologie geht unter in jüdischen, sinnlicheren, gröberen Bildern, und oft erkennt man den christlichen Ursprung dieser Schriften nur an dem Namen und der Bezeichnung desjenigen, dessen Person der Mittelpunkt der Apokalypse ist.

2. Was den Inhalt betrifft, so ist ein Mal überhaupt alle Apokalyptik eine Weissagung zukünftiger Dinge, also Prophezeiung im engern Sinne; ganz besonders ist sie aber eine prophetische Beschreibung derjenigen Ereignisse, welche die sichtbare Stiftung des messianischen oder Gottesreiches vorbereiten und begleiten. Messianische Weissagungen gibt es in Menge bei den älteren Propheten, aber da ihnen die anderen Merkmale der Apokalyptik entgehen, so rechnen wir sie ebenso wenig hierher, als einzelne eschatologische Abschnitte in den Reden Jesu oder den Schriften der Apostel (Matth. 24. 25. 1 Kor. 15; 1 Thess. 4; 2 Thess. 2). Die Apokalyptik abstrahirt von aller Gegenwart und beschäftigt sich rein mit der Zukunft, oder genauer noch, wenn der Apokalyptiker hin und wieder einen Blick auf die Gegenwart fallen läßt, so ist es gleichsam von dem in der Zukunft gewählten Standpunkte aus. Hier ist eigentlich auch der Ort, den wahren Ursprung dieses besonderen Namens nachzuweisen. Jene Erscheinung des Messias zur glorreichen Stiftung seines Reiches heißt nämlich mit dem neutestamentlichen Ausdruck ἀποκάλυψις Χριστοῦ, die Offenbarung Christi, wo er sich selbst dem Auge aufs Neue offenbaren soll. Dieser Name wurde dann auf die Schriften übergetragen, welche jene Offenbarung beschrieben. Die Johanneische Apokalypse z. B. fängt mit den Worten an: „Offenbarung Jesu Christi" und versteht darunter nicht das Buch, sondern dessen Inhalt, allein schon im 2. Jahrh. bekam das Buch selbst den Titel „Offenbarung Johannis" im zweiten Sinne.

3. Was den Zweck betrifft, so mag ein dreifacher angegeben werden. Um deutlich zu sein, wollen wir den Ursprung der apok. Literatur und ihren Verlauf erzählen. Die Geschichte der jüdischen Nation erklärt uns, wie sie auf eine Richtung kommen konnte, welche nothwendig zur Apokalyptik führte. Durch die Rückkehr aus dem babylonischen Exil war Eine Hauptsache der alten Prophezeiungen in Erfüllung gegangen; dies berechtigte zu der Erwartung, daß das Übrige auch erfüllt werden würde. Es sollte nun auch der theokratische Staat mit äußerlicher Macht restaurirt, und alle öffentliche Gebrechen zugleich mit denen des Herzens und Willens abgestellt werden. Je länger aber diese schöne Hoffnung unerfüllt blieb, je mehr die Gegenwart das Widerspiel von der geträumten Herrlichkeit war, desto ungeduldiger wurde die Erwartung. Psychologisch sehr begreiflich ist es, daß, je länger man sich mit dieser letzteren herumtrug, dieselbe trotz aller Täuschung in immer bestimmteren und deutlicheren Umrissen sich zeichnete. Zu gleicher Zeit begann das Studium der alten Geschichte und Literatur, diese tiefbedeutende, in ihrer Art einzige Erscheinung in der Weltgeschichte, wo ein ganzes Volk, seine Gegenwart für nichts achtend, unversiegbare Nahrung aus seiner Vergangenheit schöpfte und sich damit ein neues Leben in der Zukunft construirte, wobei es nur das Eine vergaß, sich die Brücke hinüber zu bauen. Mehr und mehr überzeugten sich die Juden, daß sie das auserwählte Volk Gottes seien, daß um sie die ganze Weltgeschichte sich herumdrehe, und so war endlich durch die tägliche Beschäftigung mit der Idee der messianischen Zukunft, diese Idee zu einer Art von Realität gelangt, und hatte Gestalt und Farbe angenommen. Kamen dann neue Drangsale,

so ward die Hoffnung reger; in der Verfolgung wurde sie lebendig, aus Leichen und Trümmern stieg sie zuversichtlich hervor, und nie war sie kräftiger, als am Tage des Verderbens. So trat die messianische Idee allmälig aus dem Helldunkel der prophetischen Ahnung in das Licht volksthümlicher Hoffnung über, und aus diesem endlich, in dem Augenblick der düstersten Unglücksnacht, in die sonnige Verklärung der apokalyptischen Vision. Der Prophet hatte geweissagt, das Volk glaubte, der Apokalyptiker sah. Daraus ergibt sich gleich auch der Zweck dieser Schriften. Wo die Noth am größten, war der Trost am nöthigsten, aber wie die Noth gräßlich und grenzenlos war, mußte der Trost überschwenglich und unendlich sein. Die Männer der Weissagung, den Volksglauben theilend, hatten ihm nur Farbe und Worte zu leihen; ein williges gläubiges Ohr fanden sie überall. Man kann also dreist behaupten, daß eigentlich und ursprünglich der Zweck der Apokalypsen nicht direct, wenigstens nicht ausschließlich, die Belehrung über die Zukunft war, sondern der Trost über die Gegenwart; dieser Trost wurde nun aber eben in der Zukunft allein gesucht und diese darum so nahe gedacht. Es liegt nun aber in der Natur der Sache, daß ein solches einmal gegebenes Beispiel in der Literatur auf verderbliche Abwege führte. Je mehr diese Manier dem wundersüchtigen Publicum zusagte und die erhitzte Phantasie beschäftigte, desto mehre übten sich in dieser Schreibart. Bald wurden der Apokalypsen viele geschrieben, ohne Veranlassung in den Umständen, ohne das Product gesteigerter Gemüthsbewegung oder gar wirklicher Ekstasen zu sein. Sie waren bloße Nachbildungen früherer Schriften, meist geistlos, ohne festen historischen Standpunkt, sowie ohne praktischen Zweck, als etwa den, dem Publicum und sich selbst Nahrung für müßige Speculation und Träumerei zu geben, dem nationalstolzen Egoismus oder der pharisäischen Selbstzufriedenheit zu fröhnen. Endlich bediente man sich auch dieser Form, um allerlei Dogmen, die von denen der herrschenden Kirche abwichen, in Umlauf zu bringen, wobei dann der apokalyptische Zweck ganz fehlt.

4. Was die Form betrifft, so unterscheidet sich die Apokalyptik von der ältern Prophetie durch mehre wesentliche Eigenthümlichkeiten. a) Die beliebteste und in mehren Apokalypsen einzige Einkleidung der Offenbarung ist die Vision; die Offenbarung kommt nicht an die Intelligenz des Propheten unmittelbar, sondern durch das Medium des Auges, freilich wol nur des innern, aber doch in einer Gestalt, welche die Phantasie beschäftigen mag; die Zukunft ist nicht mehr verheißen, sondern erzählt; die Aufschlüsse darüber sind keine Vorhersagungen, sondern Geschichten. b) Daher auch der Styl der Apokalypsen ein ganz anderer ist, als der prophetische. Hier ist das Futurum die Zeitform, welche in der Rede vorherrscht, und welche nur der Lebhaftigkeit wegen, womit sich der Prophet in die Zukunft versetzt, oft ins Präsens übergeht. Der Apokalyptiker spricht im erzählenden Tempus, im Praeteritum definitum, er referirt die Zukunft als ein für ihn persönlich schon Vergangenes, weil er dem Schauspiele ihrer allmäligen Entfaltung als Zuschauer zum Voraus beigewohnt hat. c) Ferner charakterisirt die Apokalyptik die affectirte Räthselhaftigkeit der Einkleidung. Beinahe alle Weissagung wird, nicht in dürren Worten, sondern in Symbolen und Bildern gegeben, und diese beiweitem nicht immer erklärt. Die Ursachen zu der Wahl dieser Form können mehre sein, gewiß aber keine solche, die geeignet wären, die Apokalyptik über die alte Prophetie zu stellen. Wir suchen sie entweder in dem Geschmacke der Zeit, oder in der mangelhaften Gemüthsbeschaffenheit der Verfasser und ihres Publicums, welches nicht mehr für ernste nackte Rede Sinn und Empfänglichkeit hatte, sondern durch künstliche Mittel gekitzelt sein wollte, also in dem Bedürfniß, die Aufmerksamkeit zu spannen und Effect zu machen. Oder wir suchen sie in dem Wunsche der Verfasser, sich selbst in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen und sich das Ansehen tieferer Einsicht in die himmlischen Dinge zu geben; oder in der Scheu, ihre Hoffnungen deutlich auszusprechen, weil sie gewöhnlich den Sturz der Machthaber des Tages mit begriffen; oder endlich in der Klugheit derselben, wenn sie auf den Fall der Nichterfüllung sich keine Blößen geben wollten. d) Ein anderer Umstand, der die Apokalyptik der Form nach von der alten Prophetie unterscheidet, ist der, daß die Zukunft nicht blos geahnt und verkündigt wird nach allgemeinen und unbestimmten Verhältnissen der Zeit, sondern berechnet. Zeiten, Epochen, Zwischenräume werden in Zahlen angegeben und zwar meist so, daß die Zahlen selbst räthselhaft ausgesprochen sind. Darin liegt auch zum Theil das Gefährliche dieser Literatur, weil sie zum Nachrechnen auffodert und die Zahlen so beschaffen sind, daß Jeder ohne viele Mühe die Epochen darin finden kann, die er eben suchen will. Es liegt aber darin auch die sicherste Spur — und dies mag zu dem früher über die Quelle der Apokalyptik Gesagten hinzugefügt werden — des rein menschlichen Ursprungs derselben, weil der göttliche Geist zwar dem Menschen Probleme vorlegen kann, aber keine mathematischen Räthsel zum Zeitvertreib und Kopfbrechen. e) Endlich darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß alle bekannten Apokalypsen, vielleicht eine einzige ausgenommen (nämlich eben die Johanneische), den Namen von Personen tragen, die sie bestimmt nicht geschrieben haben. Sie gehören somit fast sämmtlich zur pseudepigraphischen Literatur. So die noch vorhandenen Apokalypsen, das Buch Henoch, die Testamente der 12 Patriarchen, das Gesicht Jesajá, das 4. Buch Esra, der Hirte, die apokryphische Apokalypse des Johannes, und die verlorenen des Adam, Abraham, Mose, Elias, Zephanja, Sacharja, Stephanus, Petrus, Paulus, Thomas, welchen man noch die Weissagungen des Hystaspes und die Sibyllinischen Orakel beifügen kann [2]).

Haben wir nun so gezeigt, was eine Apokalypse als Schrift und prophetisches Buch sei, so liegt uns noch ob, ehe wir dem Leser die Johanneische vorführen, zu zeigen,

2) Siehe hierüber die einzelnen Artikel in dieser Encyklopädie, und im Allgemeinen *Fabricii* Codex pseudepigr. V. T. und Codex apocryphus N. T.

wie der Stoff beschaffen war, welchen sie zu verarbeiten hatten. Wir müssen wenigstens in allgemeinen Umrissen die Vorstellungen kennen lernen, welche sich das jüdische Volk zur Zeit Jesu gemeinhin von der Erscheinung des Messias machte; wir müssen den Boden kennen lernen, auf welchem der Verfasser der neutestamentlichen Apokalypse stand, als er an die Abfassung seines Buches ging, um darnach theils beurtheilen zu können, was ihm eigenthümlich angehört, theils sein Werk besser zu verstehen. Denn das Verständniß dieses letztern ist durch nichts so sehr gehindert worden, als durch die Unbekanntschaft mit dem Ideenkreise, in welchem sich die Schüler Jesu bewegten und welchen sie also wol auch mit in ihre Schriften herüberbrachten. Wir können um so leichter eine Schilderung dieses Ideenkreises vornehmen, da der wesentliche und radicale Unterschied jüdischer und christlicher Christologie weder in der größern Vollständigkeit noch in der geistigen Vorzüglichkeit der einen oder der andern besteht, — indem wir nur von den Vorstellungen eines bestimmten Jahrhunderts sprechen und hier unter Christologie nicht das Amt des Erlösers im christlichen Sinne, sondern blos die sogenannten letzten Dinge, die eschatologische Christologie, begreifen. Jenen Unterschied suchen wir vielmehr blos in Einem Umstande: Die Juden erwarteten im Messias einen Restaurator ihrer Nation in politischer, religiöser und moralischer Hinsicht, und setzten mit der Erscheinung desselben die Läuterung der Erde und der Menschen, das Gericht und die neue Gestaltung der Welt in Verbindung. Die Christen glaubten, dieser Messias sei schon gekommen, habe sich auch als solchen zu erkennen gegeben, viele messianische Erwartungen seien schon durch ihn befriedigt; er sei aber verkannt und getödtet worden und werde wieder kommen, um auch das Übrige zu vollenden. Sonach unterscheidet sich die christliche Eschatologie von der jüdischen dadurch, daß sie die Erscheinung des Messias verdoppelt und seine Functionen in zwei Epochen scheidet, was die jüdische nicht thut. Bei der folgenden Darstellung der Christologie des apostolischen Zeitalters wird sich ohne weiteres ergeben, was die Christen der ersten und was der zweiten Erscheinung zutheilen mußten, und wie das Letztere blos in eine christliche Apokalypse gehörte. Auf den wesentlichen Unterschied der christologischen Ideen bei den hebräischen und hellenistischen Juden lassen wir uns nicht ein, da wir es blos mit den erstern zu thun haben, für welche unsere neutestamentlichen Schriften, die Targumim, der Talmud, die ältern rabbinischen Schriften und die Apokalypsen zureichende Quellen sind [3]).

Die jüdische Theologie theilte den ganzen Verlauf der Zeit in zwei große Perioden: die eine, die der Noth und Unvollkommenheit, der Sünde und des Elends; die andere, die des Glücks und der Vollkommenheit, der Tugend und Seligkeit. Die erste heißt הָעוֹלָם הַזֶּה, *αἰὼν οὗτος, ὁ νῦν αἰών*, Vergangenheit und Gegenwart; die letzte הָעוֹלָם הַבָּא, *αἰὼν μέλλων, ἐκεῖνος, ἐρχόμενος*, Zukunft [4]). Der letzte Abschnitt der ersten Periode, der also unmittelbar vor der zweiten Periode vorhergeht, hieß אַחֲרִית הַיָּמִים, was ursprünglich bei den Propheten eine unbestimmte, ferne Zukunft bedeutet hatte, bei Daniel קֵץ יוֹמָיָא, *ἔσχαται ἡμέραι, τὸ ἔσχατον τῶν ἡμερῶν, καιροὶ ὕστεροι, τὰ τέλη τῶν αἰώνων, ἡ συντέλεια τοῦ αἰῶνος* [5]). Die Scheidung dieser zwei Perioden motivirt das Auftreten einer Person, mit deren Erscheinung sich eine Veränderung der ganzen bestehenden Ordnung der Dinge, der physischen wie der moralischen, vorbereitet und vollendet, welche dann die zweite Periode herbeiführt. Diese Person wird mit verschiedenen Namen bezeichnet, am gewöhnlichsten heißt sie מָשִׁיחַ (Messias), der Gesalbte, d. h. König, *ὁ Χριστός*, auch wol vollständig König Israels und Sohn David's [6]). Über das wahre Wesen des Messias waren aber die Juden nicht einerlei Meinung; während einige ihn für einen bloßen Menschen hielten, legten ihm Andere eine höhere Abkunft und Natur bei; diese Ansicht, die schon bei Daniel unbedingt ausgesprochen ist, scheint zur Zeit Jesu die herrschende gewesen zu sein; daher die Namen Sohn Gottes und ähnliche Prädicate, auch die Unterordnung der Engel als ihm dienender Geister [7]). Was nun die Zeit seiner Erscheinung betrifft, so waren die Juden zwar überzeugt, daß bei Gott dieselbe zum Voraus bestimmt sei (daher z. B. die Formel *πλήρωμα τῶν καιρῶν* und ähnliche) [8]), rechneten sie auch wol in runden Zahlen heraus, gestanden aber im Ganzen, daß sie ein unergründliches Geheimniß sei [9]). Und dies ist nun eben der besondere Charakter der Apokalyptik, daß sie diese Zeit doch angeben und berechnen will, wie dies namentlich von Daniel, Johannes, Jesaias, Esra und Henoch geschieht. Je weniger aber die Zeit selbst bestimmt werden konnte, desto eifriger suchte man wenigstens diejenigen Begebenheiten zu bestimmen, welche jener Erscheinung noch voraufgehen mußten, und deren allmälige Entwickelung als sicherer Vorbote der letzten Katastrophe gelten konnte. Man nannte sie Zeichen der Zeit (אוֹתוֹת, signa, *σημεῖα τῶν καιρῶν*) [10]). Dieser Theil der jüdischen Eschatologie hatte schon eine breite Basis im A. T. [11]). Das erste dieser Zeichen, in dessen Beschreibung ältere und jüngere Schriftsteller unerschöpflich sind, welches aber nicht eine einzelne bestimmte Begebenheit bildet, ist die immer größer werdende Noth und Verderb-

3) *Chr. Schoettgen*, horae hebraicae et talmudicae in N. T. 1733. 2. t. 4. besonders der 2. Band; *Lightfoot*, horae hebraicae et talmudicae in N. T. 1684. 2. t. 4. Corrodi, kritische Geschichte des Chiliasmus. 1792. 4. Th. *Bertholdt*, Christologia Judaeorum Jesu apostolorumque aetate. 811. etc. *Keil*, historia dogmatis de Messia Opusc. T. I.

4) Luc. 20, 34. 2 Kor. 4, 4. Tit. 2, 12. — Matth. 12, 32. Luc. 18, 30. 20, 35. 5) Jac. 5, 3. 1 Tim. 4, 1. 2 Tim. 3, 1. Hebr. 1, 1. 1 Kor. 10, 11. Matth. 13, 40 ꝛc. 6) Matth. 2, 4. Luc. 9, 20. Joh. 1, 42. 4, 25. — Joh. 1, 50. Matth. 27, 37. Luc. 19, 38. — Matth. 22, 42. Luc. 18, 38. 39. 7) Luc. 22, 70. Joh. 1, 50. 8) Tob. 14, 4. Marc. 1, 15. Gal. 4, 4. Eph. 1, 10 ꝛc. 9) Targ. zu Koh. 7, 25. 4 Esr. 13. Testam. XII-patr. p. 568. *Fabr.* Luc. 17, 20. 24. Matth. 24, 3. 36. Luc. 12, 35 fg. Marc. 13, 32. 1 Petr. 1, 12. 1 Thess. 5, 2. 2 Petr. 3, 10. 10) Matth. 16, 3. 24, 3. 11) Jes. 13, 9. 19, 1. 30, 30. 34, 1—4. Jer. 30, 7. Joel 2, 11. Amos 5, 18. Zeph. 1, 14. Hagg. 2, 6. 7. Sach. 14, 6 fg. Mal. 3, 19 u. s. w.

niß auf Erden. Im Allgemeinen heißt daher die vormessianische Zeit die Zeit der Drangsal (חֶבְלֵי הַמָּשִׁיחַ, θλῖψις, ἀνάγκη, καιροὶ χαλεποί)[12]. Mit einem sehr poetischen Ausdrucke nennt der Talmud die ganze Periode חֶבְלֵי הַמָּשִׁיחַ die Geburtswehen des Messias[13]. Einzelne Begebenheiten in dieser qualvollen Zeit sind erstens das unzertrennliche Kleeblatt der Landplagen, Krieg, Hunger und Pest[14], ferner furchtbare Naturerscheinungen, Finsternisse, Erdbeben[15], sodann ein immer größeres moralisches Verderben[16], Apostasie vom väterlichen Glauben, hauptsächlich durch Verführung falscher Propheten und Zerwürfnisse unter dem Volke um des Glaubens willen[17], Verfolgung der Frommen, endlich Ohnmacht der Heiden und Entweihung des Heiligthums durch dieselben[18]. Mit Übergehung des Sterns des Messias, einem wol weniger mit orientalischer Astrologie, als rabbinischer Exegese zusammenhängenden Zeichen[19], wenden wir uns zu einem bekanntern, der Wiederbelebung eines oder mehrer Propheten des Alterthums, welche als Vorläufer des Messias erscheinen sollten. Entweder ließ man den Namen unbestimmt, oder wählte unter den berühmtesten, wobei gewöhnlich Elias, neben ihm auch Jeremias, den Vorzug erhielt[20]. Als ein letztes Zeichen der Erscheinung des Messias begegnet uns jenes geheimnißvolle, grausenhafte Wesen, das unter dem Namen des Antichrists bekannt ist, über welches ebenfalls verschiedene Meinungen bestanden, das aber am füglichsten, dem Messias parallel, als ein dämonisches Wesen betrachtet wird, wie jener ein göttliches war, und das in Menschengestalt, mit satanischer Macht, ein eingefleischter Teufel auftreten sollte[21]. Über die Art und Weise des Auftritts des Messias herrschte großes Schwanken; man erwartete ihn wol aus David's Stamm und Stadt, allein nicht mit Bestimmtheit, und war wol am meisten darin einverstanden, daß er einmal plötzlich und unversehens kommen werde[22]. Sein Geschäft auf Erden war, mit einem Worte, die Restauration Israels, und zwar zuerst die politische, welche bestand in der Vertreibung der fremden Herrscher[23], in der Zurückführung aller Verbannten ins Vaterland, und in der Wiederaufrichtung des Thrones David's[24], sodann auch die moralisch religiöse, welche bestand in der Versöhnung Gottes, der Vergebung der Sünden, der Heiligung des Volkes, der Bekehrung der Heiden und einer neuen Gesetzgebung[25]. Einen größern Feind als die Römergewalt hatte aber der Messias im Satan zu bekämpfen, der, wenn alle menschliche Macht überwunden war, am Ende der Tage einen Krieg erregen sollte gegen das wiederhergestellte Israel; vom Ende der Erde kommt auf sein Geheiß der Gog und Magog, allein sie werden vom Messias vertilgt und dieser bleibt allein König[26]. Auf diesen Sieg folgt sodann die Auferstehung, welche in der apostolischen Zeit als eine allgemeine gedacht wurde, bei welcher die Leiber auf das Signal der Trompete lebend aus den Gräbern hervorgehen sollten[27], und auf diese kommt das Gericht, welches an dem „jüngsten Tage" (ἡ ἐσχάτη ἡμέρα, ἡ ἡμέρα) über die Bösen soll gehalten werden, in Gegenwart der Frommen. Die Strafe der Verdammten ist das höllische Feuer, die Gehenna, welches bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln; sie ist eine ewige und heißt der zweite Tod[28]. Nach der definitiven Ausscheidung der Bösen errichtet der Messias sein eigenes Königreich, ein Reich von Heiligen, Propheten, Priestern. (מַלְכוּת הַשָּׁמַיִם Targ., ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν Matth, θεοῦ, Χριστοῦ bei den andern Evangelisten.) Die locale Bestimmung schwankte zwischen Himmel und Erde; jedenfalls konnte nicht der jetzige Himmel oder die jetzige Erde der Sitz desselben sein, beide sollten durch Feuer zerstört werden und einem neuen Himmel und einer neuen Erde Platz machen, was man sich auch als eine Verwandlung, Verjüngung oder Verklärung dachte. Der Glanzpunkt der neuen Erde war das neue Jerusalem, eine Stadt, die, schon jetzt im Himmel von Gott gebaut, einst beim Anbruch des messianischen Reichs auf die Erde sollte herabgelassen werden[29]. Dieses Reich ist ein ewiges, seine Bürger sind ja die Auferstandenen[30], die frommen Israeliten, deren Namen zum Voraus in einem Buche verzeichnet sind, welches das Buch des Lebens heißt. Sie tragen ein weißes Gewand und das Siegel Gottes als ihm Angehörige[31]. Die Seligkeit endlich wird unter verschiedenen Bildern vorgestellt, am gewöhnlichsten als Gastmahl, wobei die Frommen Tischgenossen der Patriarchen werden (daher Schoos Abraham's)[32]; sie besteht außerdem in gänzlicher Abwesenheit des Schmerzes und

12) Dan. 12, 1. Matth. 24, 21. Marc. 13, 19. Luc. 21, 23. 1 Kor. 7, 26 fg. 2 Tim. 3, 1. 13) Matth. 24, 8. 14) Matth. 24, 6. 7. 4 Esr. 16. Henoch 54, 9. 55, 1. 15) Matth. 24, 8. 29. Luc. 21, 11. 25. 4 Esr. 16. 16) Matth. 24, 12. 10, 35. (= Sota 9, 15.) 4 Esr. 15. Henoch 54, 10. 11. 17) Matth. 24, 5. 11 24 et parall. 2 Thess. 2, 3. 1 Tim. 4, 1. 4 Esr. 5. 18) Dan. 9, 27. Matth. 24, 9. 15. Marc. 13, 14. Luc. 21, 24. 19) Num. 24, 17. Matth. 2, 2. (Luc. 2, 12 fg.) Test. XII Patr. p. 586. 20) Mal. 3, 1. 23. Sir. 48, 10. 11. — Marc. 9, 11. 12. Matth. 11, 14. (Marc. 6, 15. 8, 28. Luc. 9, 8. 19. Matth. 17, 11.) 16, 13. 14. Joh. 1, 22. 25. 7, 40. 4 Esr. 2. 21) besonders 1 Joh. 2, 18. — 2 Thess. 2. (= Dan. 11.) 22) Jes. 11, 1. Targ. Matth. 22, 42. Luc. 2, 32. Act. 2, 30. Mich. 5, 1. Matth. 2, 4. Joh. 7, 41. 42. — Joh. 7, 27. Hebr. 7, 3. — Luc. 17, 20 fg. Act. 1, 6. Matth. 24, 23, besonders auch die Ausdrücke ἀποκάλυψις, παρουσία. 23) Judith 16, 17. Sir. 50, 24. 4 Esr. 12. Luc. 1, 67—71. 2, 38. 24, 21. 24) Tob. 13, 10. 14, 5. 2 Macc. 2, 18. Baruch 2, 34. 4 Esr. 12. — Act. 1, 6. Citate aus den Propheten sind überflüssig.

25) 1 Macc. 3, 8. 2 Macc. 7, 38. 8, 5. 27. Tob. 13, 11. 14, 6. Luc. 1, 74—77. Joh. 4, 25 u. s. w. 26) Ezech. 38. 39. Targ. Jon. et hieros. ad Num. 11, 26. 27) 1 Kor. 15, 51. 1 Thess. 4, 16. 4 Esr. 6. — Anders Jesaj. 26. (Ezech. 37.) Dan. 12, 2. 13. 2 Macc. 7. 28) Judith 16, 17. Joh. 6, 39 fg. Jud. 6. 4 Esr. 13. — 1 Kor. 6, 2. — Matth. 13, 41. 42. 25, 41. Luc. 16. — Jes. 66, 24. Dan. 12, 2. Matth. 25, 46. — Targ. Hieros. Deut. 33, 6. 29) 2 Pet. 3, 7—13. (Jesaj. 65, 17. 66, 22.) Röm. 8, 19 fg. Henoch 45, 5. 92, 17. — Jes. 60. Gal. 4, 26. Tob. 13, 16—18. 14, 5. 30) Dan. 2, 44. 7, 27. Joh. 12, 34 u. s. w.; wenn Rabbinen von einer tausendjährigen Dauer sprechen, so ist dies vereinzelte exegetische Folgerung aus Ps. 90, 4. 31) Dan. 12, 1. Henoch 47, 3. Luc. 10, 20. — 4 Esr. 2. 32) Luc. 14, 15. 4 Esr. 2. — Luc. 13, 29. 22, 30. Matth. 8, 11. Targ. Jon. Num. 11, 26. Henoch 58, 7. 8.

der Trauer, im Anschauen Gottes, im beständigen Lobsingen, in der Bedienung durch Engel, in Enthebung aller Arbeit und vollkommener Ruhe. Die Unsterblichkeit ist geknüpft bald an einen neuen Leib, bald an den Genuß vom Lebensbaume des Paradieses [33]).

Wir haben absichtlich und nothwendig diesen ganzen Ideenkreis dem Leser vorgeführt, um darauf mit Evidenz den Satz zu begründen, daß die Johanneische Apokalypse, zu welcher wir jetzt übergehen, ihrer Form nach eine vollendete, ja die vollendetste Dichtung der hebräisch-christlichen Literatur ist, und daß sie ihrem Inhalte nach wesentlich dieselben Hoffnungen ausspricht, wie alle übrigen apostolischen Schriften und deren Zeitgenossen, daß sie also vollkommen geeignet ist, Zeugniß abzulegen über den apostolischen Glauben, mit andern Worten, eine kanonische Schrift zu heißen.

I. Veranlassung und Zweck.

Wie alle originellen und nicht blos müßig nachgebildeten Apokalypsen, geht auch die Johanneische aus einem tiefgefühlten Bedürfniß der Zeit hervor. Mit Christi Tod fast gleichzeitig hatten die Drangsale der jungen Kirche begonnen, aber sie betrafen doch zuerst nur Individuen oder kleinere Zirkel; erst unter Nero änderte sich die Lage der Sachen auf eine für die Christen höchst traurige Weise. Die wahnsinnige Grausamkeit dieses Imperators führte zuerst in Rom selbst eine blutige Verfolgung herbei, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß in einzelnen Provinzen, besonders in Kleinasien, wo der heidnische Aberglaube noch tiefere Wurzeln hatte, jene Greuelscenen begierig nachgeahmt wurden. Es liegt wenigstens nahe, manche Stellen apostolischer Briefe auf die Nachwehen dieser Verfolgung zu beziehen und was die Apokalypse selbst (Cap. 6. 7.) von der großen Zahl der Märtyrer sagt, läßt sich nicht begreifen, wenn wir nicht annehmen, daß wirklich solche in Menge ihren Glauben mit dem Blute besiegelten. So gestalteten sich für die Christen unter Nero die Umstände grade so wie vormals für die Juden unter Antiochus Epiphanes. Aber gleiche Ursachen hatten auch gleiche Wirkungen. Mit der Noth stieg die Hoffnung, und der in allen Gemüthern tief gewurzelte Glaube an die Nähe der Offenbarung des Messias wurde um so lebhafter, je schrecklicher der Druck des Augenblicks war. Die Apostel selbst nährten diesen Glauben in Predigten und Schriften, und es ist kein Buch im N. T., welches nicht jene Hoffnung ausspräche und überhaupt die ganze Reihe eschatologischer Vorstellungen, die wir eben dargelegt haben, voraussetzte [34]). Es ist eine ganz falsche Hermeneutik, wenn man diese Ideen vergeistigen will, um den Aposteln moderne, gereinigte Vorstellungen unterzuschieben; wenn man die apostolische Eschatologie auf den Satz reduciren will, daß einst das Christenthum aus dem Kampfe mit dem Judenthum und Heidenthum siegreich hervorgehen werde und ein Reich der Seligen gründen. Eine solche Formel entspricht den Erwartungen der Apostel nicht. Die Ausbreitung der Lehre und die Übermacht des Christenthums sind gar geringe Momente in dem Ganzen, die letztere sogar eine zwerghafte Verkümmerung desselben. Die concreten Erscheinungen dabei, die Entscheidung der Schicksale Roms und Jerusalems, die sichtbare Gemeinde der Heiligen, die Veränderungen an Himmel und Erde, die allgemeine, plötzliche Auferstehung der Todten, das Drama des Weltgerichts und besonders der feste Glaube, daß dies alles noch vor dem Absterben der damaligen Generation geschehen solle, sind unzertrennliche Hauptstücke der apostolischen Eschatologie. Dieser Glaube, in seiner concreten Gestalt, gewann dem Christenthume Tausende von Bekennern und gab ihnen die Kraft, als Märtyrer zu sterben. An abstracte Ideen glaubt nur der Philosoph und für solche stirbt auch dieser kaum. So war also einerseits eine Stimmung der Gemüther gegeben, welche auf diesen messianischen Hoffnungen beruhte, anderseits eine Lage der Dinge, welche ganz besonders geeignet war, jene Stimmung zu nähren und zu beleben. Trat also ein Prophet auf, welcher auf dem Grund jenes Glaubens seinen Leidensgenossen über die Angst der Zeit hinaushelfen wollte, so hatte er nichts weiter zu thun, als dem allgemeinen Gedanken Worte zu leihen. Die Erscheinung eines solchen Propheten ist aber unter den gegebenen Umständen psychologisch begreiflich und historisch gerechtfertigt. Daß dieser Prophet grade die apokalyptische Form für seine Weissagung wählte, davon liegt die Ursache in den allgemeinen Verhältnissen der hebräisch-christlichen Literatur, wie sie oben entwickelt sind. Eine andere Form für solchen Inhalt, in jener Zeit, wäre ein Anachronismus gewesen. Demnach ist der Zweck unseres Buches, die von Verfolgungen bedrängten Christen mit Hinweisung auf die Wiederkunft des Messias zu trösten, und diese Wiederkunft, verbunden mit dem Untergange der bestehenden Weltordnung, der endlichen Sonderung der Guten und Bösen und der Vollendung des Reiches ist die Grundidee, wie aller, so auch dieser Apokalypse. Wie ist nun diese Idee ausgeführt?

II. Inhalt.

Der eigentlichen Apokalypse geht ein Prolog voran, welcher den Gegenstand kurz ankündigt, das Buch den sieben Gemeinden des proconsularischen Asiens zueignet und empfiehlt, und als Vorbereitung eine Vision schildert, welche dem Seher auf der Insel Patmos geworden und worin er von Christo den Auftrag erhalten, die folgenden Offenbarungen niederzuschreiben (Cap. I.) — Cap. II. III dictirt nun Christus dem Seher sieben Briefe an dieselben Gemeinden, bestimmt, sie zu stärken, zu mahnen, zu warnen und überhaupt den praktischen Theil des Buches zu bilden, dessen Stellung im Prolog sich unten glänzend rechtfertigen soll. Nun beginnt die Offenbarung selbst. Der Seher sieht den Himmel geöffnet und Gott auf seinem Cherubthrone umringt von zweimal zwölf Engeln der höchsten, ehrfurchtgebietendsten Ordnung (Cap. IV). Vor Gott liegt ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen, das Buch der Zukunft, zu dessen Entsiegelung vergeblich

33) Matth. 19, 28. 1 Kor. 15, 35 fg. — 4 Esr. 2. 34) Matth. 16, 28. Cap. 24. Marc. 13. Luc. 21. Act. 1, 6. 1 Kor. 15, 51. 52. 1 Thess. 4, 16. 17. Hebr. 10, 25. Jac. 5, 7 – 9. 1 Petr. 4, 7. 1 Joh. 2, 18.

Himmel und Erde aufgeboten werden, bis das einzige Wesen, das solches vermag, auftritt, der Erstgeborene der Schöpfung, in der, seine Bedeutung für die Menschheit bezeichnenden Gestalt als Opferlamm, Christus. Da lobsingen ihm Cherubim und alle Ordnungen der Engel und die ganze Schöpfung in immer weitern Kreisen. (Cap. V.) Bei dieser und allen folgenden Scenen ist Gott impassibel und wird nicht berührt von den Vorgängen um ihn, noch greift er in dieselben ein. Alles folgende ist die Entsiegelung des Buches. Bei der Eröffnung der vier ersten Siegel erscheinen auf Rossen der Eroberer, der Krieg, der Hunger und die Pest, hinter ihnen als gemeinschaftliche Schlußfigur der Hades, zu verschlingen das Viertel aller Lebenden (VI, 1—8). Das ist also die nächste Zukunft. Bei Eröffnung des fünften Siegels rufen die Märtyrer Gott um Rache an und werden zur Geduld ermahnt, bis auch ihre Brüder vollendet wären; also noch manche Noth für die Heiligen vor dem Ende (VI, 9—11). Die Eröffnung des sechsten Siegels führt furchtbare Erscheinungen an Sonne und Mond, Erdbeben u. s. w. herbei und die Menschen verbergen sich aus Angst (VI, 12—17). In gespannter Erwartung harren wir der Eröffnung des siebenten Siegels, der Vollendung, aber die Erwartung wird hingehalten und das Erhabene der Scene durch einen Zwischenact gesteigert. Eine feierliche Stille verbreitet sich über das Weltall und ein Engel drückt allen Gläubigen ein Siegel auf, damit sie dem drohenden Verderben des letzten Siegels entgehen möchten. (VII.) Sie sind 144,000 an der Zahl, 12,000 aus jedem Stamme Israels, und der Seher sieht sie, eine für menschlichen Blick unzählbare Schar, in den Himmel ziehen [35]). Alles Folgende ist Inhalt des siebenten Siegels. Bei dessen Eröffnung erwarten wir die Beschreibung des Endes, allein nach einer erwartungsvollen Stille, während welcher die Gebete der Heiligen vor Gott als Weihrauch brennen, erscheinen sieben Engel mit Posaunen und es beginnt eine neue Reihe von Offenbarungen (VIII, 1—5). Die vier ersten Posaunen kündigen schreckliche Zeichen an, durch welche der dritte Theil von Erde, Meer, Flüssen und Sternen verderbt wird, eine Steigerung der Messiaswehen. Als Schlußfigur folgt hinter ihnen ein Engel mit der Ankündigung der drei letzten Posaunen als der drei vorzugsweise so zu nennenden Wehen (VIII, 6—13). Die fünfte Posaune ruft einen furchtbaren Zug höllischer Heuschrecken, die sechste ein zahlloses Heer von flammenspeienden Ungeheuern. Die Schrecken der östlichen Natur, Insekten und Gluthwind, kommen so in vermehrtem Maße zur Plage der Menschen. Gottes Zorn tödtet Tausende, aber die Übrigen bekehren sich nicht (IX). So wären die Menschen reif zum Gerichte der siebenten Posaune, aber sie ertönt noch nicht. Mit symmetrischer Änderung der Scene erfolgt hier, wie oben nach dem sechsten Siegel, ein neuer Zwischenact (X. XI, 1—14). Der Seher wird zuerst auf die neuen Offenbarungen vorbereitet, indem ihm ein Engel dieselben in einem Buche zu verschlingen reicht, sodann wird den oben besiegelten Gläubigen eine Stätte bereitet, sie zu bergen in der bevorstehenden Noth. Jerusalem wird von den Heiden eingenommen und während 3½ Jahren entweiht, nur der Tempel wird verschont. Während dieser Zeit predigen Elias und Mose, bis sie, vom Antichrist getödtet, auferstehen, worauf der zehnte Theil der Stadt, durch ein Erdbeben zerstört, 7000 Menschen begräbt und die übrigen sich bekehren. Die allgemeine Judenbekehrung gehört also in den Gesichtskreis dieser christlichen Apokalypse. Nun endlich stößt der siebente Engel in die Posaune und himmlische Lobgesänge kündigen den letzten Kampf des Messias mit den Mächten der Finsterniß an (XI, 15—19). Alles folgende ist Inhalt der siebenten Posaune. Zuerst orientirt der Seher sich und den Leser über diese Dinge, indem er eine Schilderung der feindlichen Mächte gibt, mit welchen der Kampf zu bestehen ist. Diese Mächte sind drei. Die erste erscheint als ein rother Drache (eine Schlange), Satan, beschäftigt, ein eben geborenes Kind und seine Mutter (Jesus Christus und Israel) [36]) zu verfolgen, welche aber, jenes zu Gott, diese in die Wüste, gerettet werden und dort geborgen bleiben 3½ Jahre (XII, 1—17). Dieses Bild bezeichnet die angeborene Feindschaft des Satans gegen Christus und sein Reich. Die zweite Macht ist ein siebenköpfiges Ungeheuer, welches aus dem Meere steigt und dem Satan seine Macht überträgt, sodaß es von den Menschen angebetet wird 3½ Jahre lang (XII, 18—XIII, 10). Es ist dies das römische Kaiserreich mit seinen sieben ersten Imperatoren, welches nach viertehalb Jahren fallen soll. Die dritte Macht steigt als ein anderes Ungeheuer aus der Erde und verführt die Menschen zur Anbetung des vorigen, das falsche Prophetenthum (XIII, 11—18). Auf diese Beschreibung der drei Mächte folgt eine vorbereitende Ankündigung des Kampfes gegen sie. Nachdem der Leser vorläufig über das Loos der Gläubigen durch die Sicherung derselben beruhigt ist, folgt eine dreifache Weissagung im Munde dreier Engel, wovon der eine die Botschaft des ewig lastenden Gerichtes bringt, der andere Roms Fall verkündet, der dritte vor der Anbetung des Thieres warnt; sodann ein dreifaches Symbol für die Reife der Menschheit zum Gerichte, vorgebildet durch Rebmesser, Sichel und Kelter; endlich eine Danksagung der Heiligen XIV—XV, 4. Hierauf das Vorspiel des entscheidenden Kampfes, indem sieben Engel in Schalen die sieben letzten Plagen des göttlichen Zornes ausgießen. Die vier ersten Schalen werden ausgegossen über Erde, Meer, Flüsse und Sterne, die Menschen leiden namenlose Qual, aber ihre Unbußfertigkeit dauert fort, als gemeinschaftlicher Schluß der vier kleinen Scenen. Die fünfte Schale verfinstert das Reich des Thieres, das römische, die sechste vertrocknet den Euphrat, über welchen

35) Alle frühern Ausleger haben irrig die 144,000 und die Unzählbaren für zweierlei genommen.

36) nämlich das wahre, jetzt christgläubige, nicht das Judenthum im Sinne eines Gegensatzes zu dem Christenthume. Ein solches Judenthum existirt für den Verfasser der Apokalypse überall nicht (Cap. 2, 9), und es ist dies der wichtigste Punkt in der Theologie derselben und in der Untersuchung über die Person des Autors.

sodann im Zwischenact die Feinde Roms heranziehen. Die siebente Schale führt Roms Untergang unmittelbar herbei (XV, 5—XVI). Hiermit ist alle Vorbereitung vollendet und es kommt die Entscheidung. Sie zerfällt in drei Kämpfe oder Gänge, deren jeder sich zu einem Siege löst, worauf ein Triumph der göttlichen Sache folgt. Der erste Gang ist gegen Rom, welches vorgestellt wird als ein Weib, sitzend auf dem Thiere mit den sieben Köpfen, welche zugleich die sieben Hügel und die sieben Imperatoren bezeichnen. Das Thier hat aber noch eine zweite Bedeutung: es ist selbst einer von den sieben Königen und zugleich der achte, d. h. ein König, der bereits gefallen ist, aber wiederkommen soll, und zwar als dämonische Erscheinung, als Antichrist, und dieser wird Rom bekämpfen und zerstören (XVII). Der geschehene Fall Roms wird durch einen Engel verkündet, die Welt klagt darüber, aber die Auserwählten frohlocken (XVIII. XIX, 1—10). Der zweite Gang ist nun gegen den Antichrist. Christus erscheint als Triumphator auf weißem Rosse mit den himmlischen Heerscharen zum Kampf gegen das Thier und seine Verbündeten, die Könige der Erde. Der Kampf ist kurz, das Thier wird überwunden und mit dem andern Thiere, dem falschen Propheten, in den Feuerpfuhl geworfen. Die Übrigen fallen durch's Schwert (XIX, 11—21). Ein Engel fesselt den Satan im Abgrund auf tausend Jahre, während welcher die Seelen der Märtyrer (im weitern Sinne, aber nur dieser) ein seliges Leben im Reiche Christi führen; das ist die erste Auferstehung. Nach dieser Zeit kommt aber der Satan los, verführt die Menschen aufs Neue und holt sich Bundesgenossen aus dem fernsten Norden, Gog und Magog; sie belagern die heilige Stadt, aber Feuer vom Himmel verzehrt sie, und nun wird auch der Satan in den Feuerpfuhl geworfen. Dies war der dritte Gang, auf welchen die zweite, allgemeine Auferstehung und das Weltgericht folgt (XX). Nun wird ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen, und aus dem Himmel steigt das neue Jerusalem herab, die Stadt der Frommen, erfüllt von dem Glanze Gottes, durchströmt vom Wasser des Lebens, die ewige, selige Wohnung der Kinder Gottes (XXI—XXII, 5). Auf die Apokalypse folgt noch ein Epilog, enthaltend Unterschrift, Nachschrift und Segen (XXII, 6—21).

Fassen wir diese Inhaltsanzeige kurz zusammen, so können wir das Ganze in folgende einfache Weissagung vereinigen: In der allernächsten Zeit fangen die Messiaswehen an, alle Zeichen der Parusie folgen rasch auf einander, namentlich die Läuterung Jerusalems und Bekehrung der Juden. Diese Vorbereitungen dauern 3½ Jahre. Dann kommt schnell die Zerstörung Roms durch den Antichrist, die Besiegung des Antichrists durch Christus und das tausendjährige Reich. Endlich die Unterwerfung Satans, das Weltgericht und die ewige Seligkeit.

III. Stoff, Form und Einkleidung.

Der Stoff war ein gegebener. Nicht eine wesentlich zur Apokalypse gehörige Idee ist Eigenthum des Verfassers als eines Individuums, ja, nicht eine wesentliche Idee, die erweislich zur Eschatologie der apostolischen Zeit gehörte, fehlt in seinem Buche. Nur die Form gehört ihm, nur in Beziehung auf diese ist er Dichter; sein Buch bleibt für den Historiker immer eine authentische Quelle apostolischen Glaubens und apostolischer Hoffnung.

Man hat behauptet, die Form des Buches sei eigentlich die epistolische. Im Prolog und Epilog habe der Verfasser gewisse Leser im Auge, denen er seine Schrift zuschickt und empfiehlt. Allein dies ist etwas rein Äußerliches, höchstens eine Dedication im modernen Sinne. Das Buch gehört rein und ausschließlich der prophetischen Literatur an, und zwar nach Manier und Inhalt der apokalyptischen. Die Offenbarungen sind in Visionen eingekleidet, welche der Seher an verschiedenen Orten, meist im Himmel, erhält, wohin er entzückt wird. Diese Visionen nun gehören nicht zu den, dem Verfasser objectiv gegebenen, und sind folglich durchaus Gegenstand der ästhetischen Beurtheilung. Unsere ältern Theologen und Viele noch jetzt, nehmen an, der Verfasser habe diese Visionen wirklich gehabt, und er sei wirklich blos Referent seiner eigenen ihm aufgedrungenen Erfahrungen. Diese Meinung theilen wir nicht; uns ist der Verfasser freier Bildner seiner Gesichte, mit klarem Bewußtsein sie zum literärischen Behufe sich schaffend. Die wirklichen Visionen, wie sie z. B. im Leben Pauli vorkommen, sind isolirte Erscheinungen, die sich auf einen einfachen Hauptgegenstand beziehen, plötzlich fassen, kurz dauern und nur den Eindruck hinterlassen, den eine so beschaffene Erscheinung zu machen geeignet ist. Hier aber sind endlose Reihen von Gesichten in der engsten und, wie wir sehen werden, kunstvollsten Verbindung. Je aufmerksamer man das Buch studirt, desto staunenswürdiger erscheint der Fleiß, der auf die Disposition, auf die Symmetrie der größern und kleinern Ganzen, ja der einzelnen Bilder und Ausdrücke verwendet ist. Die künstlich poetische Meditation liegt hier so klar am Tage, und die Verweisung auf eine Entzückung als Quelle, aus welcher alle diese Ordnung in den wachenden Zustand hinübergerettet worden wäre, ist psychologisch so unbegreiflich, daß die Wahl gar nicht gelassen ist, wie wir diese Visionen zu beurtheilen haben.

IV. Einheit, Anlage, Ausführung.

Der größte Vorzug der Johanneischen Apokalypse besteht in ihrer Einheit, d. h. in derjenigen Eigenschaft des Buches, daß alle Theile desselben in einer klaren und bewußten Beziehung auf einander und auf die Grundidee stehen, während alle übrigen Apokalypsen aus lauter mehr oder weniger unzusammenhängenden Bruchstücken bestehen. In diesem Punkte haben die meisten unserer Vorgänger durchaus fehlgegriffen, ja, Keinem ist es gelungen, die Einheit vollkommen zu ermitteln. Mehre[37]) lassen die Apokalypse theilweise zu verschiedenen Zeiten, oder wol gar von verschiedenen Verfassern entstehen; besonders gewahrten Viele zwischen Cap. XI und XII eine Kluft,

37) Grotius in den Annott. *Vogel*, de apocalypsi Joannis Progr. I—VII. 1811—1816. Bleek, Beitr. zur Kritik und Deutung der Offenbarung Joh. in der berliner theol. Zeitschrift 1820.

über welche sie nicht zu kommen vermochten. In die Widerlegung dieser Ansichten lassen wir uns so wenig ein, als bisher in ähnliche; sie entspringen aus einem gänzlichen Misverständniß des Buches und beurkunden nur die Unberufenheit ihrer Urheber, in dieser Sache eine Stimme abzugeben. Bei genauer Betrachtung des Einzelnen ergibt sich, daß vornherein die Totalität der Visionen vorausgesetzt wird. Cap. I erscheint Christus als Offenbarer der Zukunft und erst Cap. V wird dies in einer Vision historisch eingereiht. Cap. II und III in den sieben Briefen werden viele Gedanken und Bilder anticipirt, die später, und namentlich am Schluß theils ihre Erklärung, theils ihre Anwendung finden. Cap. XI erscheint schon das Thier aus dem Abgrund, das Cap. XIII erst charakterisirt wird. Die einzige chronologische Bestimmung des Buches (3½ Jahre) kommt in beiden, vermeintlich zu trennenden Theilen Cap. XI. XII vor. Weit verbreitet ist die Meinung, daß die Apokalypse, obgleich nach dem Plane des Verfassers ein Ganzes, in zwei Theile zerfalle, wovon der eine (Cap. IV — XI) sich mit den Verhältnissen des Reiches Christi zum Judenthum, der andere (XII — XXII) mit dessen Verhältnissen zum Heidenthum beschäftige. Diese Meinung, besonders durch Eichhorn in Aufnahme gebracht, hat sich vielen Neuern empfohlen und liegt selbst noch der Bearbeitung Lücke's zum Grunde, welchem sie, da sie durchaus ungegründet ist, den ganzen Standpunkt der Auslegung verrückt. Nach Cap. XI ist kein Schluß, vorher keine trennende Katastrophe; die Handlung geht immer fort und Cap. XI bildet nur den Zwischenact zwischen der sechsten und siebenten Posaune. Jerusalem wird nicht zerstört, nur geläutert, und besteht fort bis nach dem tausendjährigen Reiche; die Plagen Cap. VIII. IX treffen die ganze Erde, und ausdrücklich sind die getroffenen Menschen (IX, 20) nicht Juden, sondern Götzendiener. Das Wichtigste aber ist, daß für den Verfasser ein Unterschied zwischen Judenthum und Christenthum überall nicht vorhanden ist, sondern nur ein Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Der Verfasser steht mitten im juden-christlichen Standpunkte und von einer Überwältigung des Judenthums durch das Christenthum kann für ihn gar nicht die Rede sein, so wenig als z. B. für Jacobus. Andere haben die Einheit der Apokalypse dadurch herzustellen gesucht, daß sie dieselbe von einem Ende zum andern auf Jerusalem oder resp. auf Rom allein bezogen. Die erstere Meinung ist älter, aber besonders mit Vorliebe von Herder in Umlauf gesetzt worden und hat auch noch an Züllig, dem neuesten Erklärer, einen Vertheidiger gefunden. Sie ist aber grundfalsch und scheitert schon an dem einzigen 17. Capitel, wo man vergeblich die Hügel und Könige zu Jerusalem und die Thiere im Kriege gegen Titus sucht. Auch Rom ist nicht ausschließlich Gegenstand der Apokalypse, da es eigentlich blos Cap. 16—18 auf den Schauplatz tritt. — Richtig ist nur folgende Ansicht. Die Johanneische Apokalypse ist ein poetisches Ganze, welches die allmälige Herannäherung und glorreiche Vollendung des Gottesreiches (die Parusie und deren Vorzeichen) schildert. Dieses Ganze läuft an einem chronologischen Faden ab, in welchem die einzelnen Scenen als ebenso viele Knoten eingereiht sind; der Anfang ist der historische Zeitpunkt des Verfassers, das Ende ist das Weltgericht. Alles Übrige ist Incidens, einzelnes Moment, Geschichtsknoten, Entwickelungsphase, Durchgangspunkt. Von diesen Momenten ist eins, ein früheres, die Läuterung Jerusalems, ein anderes ein späteres, die Zerstörung Roms. Beides ist nun und nimmermehr Zweck der ganzen Schilderung, sondern ein einzelner Zug im Gemälde.

Ist's aber schon ein Vorzug des Verfassers, in der unendlichen Mannichfaltigkeit eschatologischer Ideen seiner Zeit eine Grundeinheit entdeckt und festgehalten zu haben, so wird ihm ein ebenso großes, wo nicht größeres Lob gebühren, wenn wir nun sehen, wie er diese Ideen in ein kunstvoll symmetrisches Gewebe zerlegt hat. Die Anlage, welche wir in nachfolgendem Schema zu versinnlichen suchen, beruht auf dem trilogischen Verhältnisse, indem überall die Dreizahl die Gliederung motivirt. Nur einige Male wechselt damit die ebenso heilige Siebenzahl ab und hierbei tritt das anderweitige Verhältniß ein, daß jede Sieben in eine Vier, eine Zwei und eine Eins zerlegt wird. Ferner ist's ein durchgehender Mechanismus der Form, daß in allen Zahlenreihen, so der Drei als der Sieben, je die erstern kurz abgethan werden, je die letzte aber (d. h. jedes Mal die dritte oder resp. siebente Scene) alles Folgende in sich begreift:

Schematische Zergliederung der Johanneischen Apokalypse.

A. Prolog.

I. Überschrift und Motto. I, 1—3.
II. Dedication. I, 4—8.
III. Vorbereitung.
  a. Vision. I, 9—16.
  b. Auftrag. I, 17—20.
  c. Zuschrift. II. III.
    (Die sieben Briefe, jeder zerfallend in)
    α. Beglaubigung. II, 1. 8. 12. 18. III, 1. 7. 14.
    β. Mahnung. II, 2—6. 9. 10. 13—16. 19—25. III, 2—4. 8—11. 15—20.
    γ. Verheißung. II, 7. 11. 17. 26—29. III, 5—6. 12—13. 21—22.

B. Apokalypse.

I. Schauplatz. IV.
II. Das Buch der Zukunft. V.
III. Entsiegelung.
  a—d. Erstes bis viertes Siegel. VI, 1—8.
    Schlußfigur. VI, 8.
  e. Fünftes Siegel. VI, 9—11.
  f. Sechstes Siegel. VI, 12—17.
    Zwischenact. VII.
  g. Siebentes Siegel.
    1. Erwartung. VIII, 1.
    2. Vorbereitung. VIII, 2—5.
    3. Enthüllung.

α—δ. Erste bis vierte Posaune. VIII, 6—12.
Schlußfigur. VIII, 13.
ε. Fünfte Posaune. IX, 1—12.
ζ. Sechste Posaune. IX, 13—21.
Zwischenact. X. XI, 1—14.
η. Siebente Posaune. XI, 15—19.
א. Orientirung.
aa. Erster Feind. XII, 1—17.
bb. Zweiter Feind. XII, 18—XIII, 10.
cc. Dritter Feind. XIII, 11—18.
ב. Ankündigung.
aa. Sicherung. XIV, 1—5.
bb. Drohung.
αα. Weissagung (dreifach). XIV, 6—13.
ββ. Symbol (dreifach). XIV, 14—20.
γγ. Danksagung. XV, 1—4.
cc. Vorspiel. XV, 5—XVI, 1.
αα—δδ. Erste bis vierte Schale. XVI, 2—8.
Schlußfigur. XVI, 9.
εε. Fünfte Schale. XVI, 10. 11.
ζζ. Sechste Schale. XVI, 12.
Zwischenact. XVI, 13—16.
ηη. Siebente Schale. XVI, 17—21.
ג. Entscheidung.
aa. Erster Gang.
αα. Kampf. XVII.
ββ. Triumph (dreifach). XVIII.
γγ. Hoffnung. XIX, 1—10.
bb. Zweiter Gang.
αα. Kampf. XIX, 11—21.
ββ. Sieg. XX, 1—3.
γγ. Ruhe. XX, 4—6.
cc. Dritter Gang.
αα. Kampf. XX, 7—10.
ββ. Gericht. XX, 11—15.
γγ. Seligkeit. XXI, XXII, 1—5.

C. Epilog.

I. Unterschrift und Motto. XXII, 6. 7.
II. Nachschrift.
a. Beglaubigung. 8. 9.
b. Verheißung. 10—17.
c. Warnung. 18—20.
III. Segen. 21.

Die Kunst dieses Planes fällt in die Augen; man betrachte nur z. B. die Beziehungen des Epilogs auf den Prolog, die gleichmäßige Einschiebung der Schlußfiguren und Zwischenacte, die Beziehung der Entscheidung (ג) auf die Orientirung (א) und zwar in umgekehrter Ordnung, in der Entscheidung selbst die symmetrische und doch fortschreitende Reihe der Momente. Besonders zeigt sich die Überlegenheit des Verfassers in der Art, wie er, ohne die Rechte der gewählten apokalyptischen Form zu verletzen, seinem Buche die praktische, christliche Tendenz zu bewahren weiß. Nicht ans Ende, wie an einer rein didaktischen Schrift, werden die Ermahnungen verwiesen, sondern in den Prolog geschickt verwoben und aus Christi eigenem Munde dienen sie dazu, theils die eigentliche Apokalypse zu größerm Effecte hinauszuschieben, theils dieselbe gleichsam zu adeln. Eine Menge kleinerer und feinerer künstlicher Anordnungen müssen wir hier übergehen und der Erklärung des Einzelnen anheimgeben.

Weniger unbedingt möchte das Lob ausfallen, wenn wir unsere Beurtheilung auf die Ausführung selbst richten. Zwar einen Maßstab occidentalischer Kunstkritik dürfen wir überhaupt nicht an das Buch legen; es versteht sich von selbst, daß diese Apokalypse alle Eigenthümlichkeiten orientalischer Poesie theilen wird, die wir also nicht zum Gegenstande eines individuellen Lobes oder Tadels machen dürfen. Wir dürfen hier nicht die strengen Formen, die kalte Größe, das Plastische der classischen Poesie erwarten, ebenso wenig aber auch die gefälligen lieblichen Formen, das Malerische, die warme Anmuth unserer neu-europäischen Romantik. Es ist der brennende Hauch des Ostens, der diese Bilder belebt; es ist eine üppige Phantasie, welche die Schönheit der Kühnheit opfert, welche aller Proportion Hohn spricht, alles Menschlich-Ansprechende vernachlässigt, um das Ungeheure, Gigantische dem Auge vorzuführen, selbst auf die Gefahr hin, daß es grotesk würde; es ist eine Verschwendung von Metaphern, eine Fluth von Bildern, besonders aber eine ununterbrochene Geburt abstracter Ideen zu persönlichen, concreten Figuren, eine stete Incarnation von Gedanken, vergleichbar einer Auferstehung und Belebung todter Gebeine, so unheimlich und grauenhaft begrüßen uns diese seltsamen Schöpfungen. Dabei ist keine Beschreibung anschaulich und faßlich, keine eignet sich für die Darstellung im Gemälde; die Umrisse der Bilder sind unbestimmt, bei allem Handgreiflichen und grob Materiellen des Gewandes; es zerfließt und schwimmt Alles in beweglichen Linien, und die Versuche, diese Bilder zu malen, z. B. in Bilderbibeln, sind abenteuerliche Zwittergebilde, an welchen das reiche orientalische Costüm durch eine geschmacklose Hand zerschnitten und zerlumpt ist. Es kann demnach keine Rede davon sein, über das Colorit der Dichtung hier zu urtheilen, allein was hierher gehört, ist die Bemerkung, daß der Verfasser überall keine Erfindungsgabe für die Ausführung verräth, indem seine sämmtlichen Bilder, Decorationen, Symbole, aus andern Schriften copirt sind, mit wenigen, aber meist mittelmäßigen, Ausnahmen. Alle alten Propheten, besonders aber Ezechiel und Daniel, ja selbst Henoch haben die einzelnen Farben geliefert. Sollte vielleicht der Verfasser es für seine Pflicht gehalten haben, die heiligen Bilder, vom Griffel uralter Seher entworfen, getreulich zu bewahren, und für sich wirklich keinen andern Ruhm als den der ordnenden Kunst verlangen? In der Regel sind seine Bilder leicht verständlich, und die Symbole nicht eben räthselhaft; ohne dogmatische Vorurtheile hätte diese Apokalypse nicht auf unser Jahrzehend warten müssen, um verstanden zu werden. Einzelne Symbole sind freilich an sich ganz unverständlich, aber sie sind es in dem Grade, daß der Verfasser nöthig gefunden hat, nach Art des Jeremias, Amos, Ezechiel, gleich die Deutung dazu zu geben.

V. Zeit der Abfassung

Hier sind die verschiedensten Angaben bei den Alten und die widersprechendsten Hypothesen bei den Neuern. Von Claudius bis Hadrian, in einem Zeitraum von 60 Jahren, ist kein Kaiser, in dessen Regierung man sie nicht gesetzt hatte, meist ohne Gründe. Und doch ist grade die Ermittlung der wirklichen Zeit eine der leichtesten Aufgaben für denjenigen, der nicht in der Deutung des Ganzen neben das Ziel geschossen hat. Das Buch enthält zwei Data zur Beantwortung der Frage. Cap. XI wird geweissagt, der zehnte Theil von Jerusalem werde zerstört, der Tempel aber erhalten, die Einwohner bekehrt werden, und die Stadt von nun an als „die Geliebte" der Sitz der Frommen während des tausendjährigen Reichs. Offenbar ist, als der Verfasser dieses schrieb, Jerusalem noch nicht von Titus zerstört und dem Boden gleich gemacht gewesen, sonst hätte die Weissagung ganz anders ausfallen müssen. Allein Cap. XXI kommt ein neues Jerusalem vom Himmel herab! Soll dies nicht voraussetzen lassen, daß mittlerweile, etwa während der Verfasser schrieb, Jerusalem wirklich zerstört wurde und er sich nachträglich dadurch half, daß er diese Zerstörung überging und ein neues Jerusalem hinzauberte? Gegen diese (von Mehren wirklich versuchte) Wendung protestiren wir im Namen des gesunden Menschenverstandes, des guten Geschmackes und der apostolischen Eschatologie. Wenn der Verfasser sich getäuscht sah, so mußte er nicht ein neues Jerusalem einschwärzen, sondern das Capitel, worin das alte stehen blieb, streichen. Übrigens steht das alte auch Cap. XX noch aufrecht. Es wird ja, das unbezwungene, mit Himmel und Erde zugleich, nicht zerstört, sondern erneuert, verwandelt, verklärt; das alte Weltgebäude ist weg, vergangen, verschwunden, und ein neues an dessen Stelle getreten. Somit haben wir bestimmt eine Epoche vor der Zerstörung Jerusalems als Abfassungszeit der Apokalypse anzunehmen. Noch bestimmter ermitteln wir diese Epoche mit Hilfe des 17. Capitels. Die sieben Häupter des Thieres sind sieben Könige (nach Regentenreihen räthseln und zählen auch Daniel, Henoch und Esra). Fünf davon sind schon gefallen, der sechste ist, der siebente wird kurz sein, der achte aber wird einer von den sieben sein und zugleich das Thier selbst. Die fünf gefallenen Kaiser sind August, Tiber, Cajus, Claudius und Nero; der jetzt regierende sechste ist Galba. Warum aber noch ein siebenter, der kurz bleiben soll? Die Frage scheint schwer, die Antwort der Gelehrten, welche bis hierher unsere Ansicht theilen, ist absurd: Galba sei ja wirklich bald gestorben und Otho habe nur kurz regiert! Einen schnellen Regierungswechsel konnte man in den damaligen Verhältnissen leicht vermuthen! Woher wußte der Verfasser soviel, er, der gar keinen historischen Blick hat, dessen Weissagungen sämmtlich unerfüllt geblieben sind, und der auf den siebenten ja nicht einen Kaiser, sondern den Antichrist folgen läßt? Die Antwort ist vielmehr: Sieben Kaiser mußten sein, schon um der Zahl willen, welche eine apokalyptische ist; der 73jährige Galba konnte nicht wohl lange im Wege stehen, und für den folgenden siebenten blieb deswegen nur eine kurze Zeit, weil in 3½ Jahren ja alles vorüber sein sollte! Das trägt ja Klar am Tage. Der achte ist einer der Sieben und zugleich das Thier selbst! Also einer der frühern Kaiser soll nach dem Siebenten ein zweites Mal kommen, was zu XIII, 3 stimmt, wo eines der sieben Häupter tödtlich verwundet und wieder geheilt ist. Dieser wiederkommende Kaiser ist nun offenbar nicht der sechste, weil dieser eben ist, auch nicht der siebente, weil er nicht zweimal hinter einander unmittelbar kommen kann, sondern einer der fünf ersten. Er ist aber dann das Thier auch selbst, d. h. bei seiner zweiten Erscheinung wird er der Antichrist sein, eine dämonische Rolle spielen, mit Satans Macht zuerst Rom zerstören, als Rache für seinen frühern Fall, nachher Christum selbst bekämpfen. Dieser wiederkommende Kaiser, den der Verfasser sich als künftigen Antichrist denkt, ist Nero. Wir wissen aus den Classikern, daß bei Galba's Lebzeiten und lange nachher das Volk nicht an Nero's Tod glauben wollte, sondern sich ihn irgendwo im Verborgenen lebend dachte, und sich zu einem Römerzuge rüstend, wie ähnliches, zum Theil fast mythologisch, von Karl dem Großen, Friedrich dem Rothbart und Napoleon geglaubt wurde. Damit in Verbindung kam jene bekannte Sage bei Tacitus und Suetonius von einem im Orient entstehenden neuen Weltreiche, welche wol zu den Römern durch jüdische Messiashoffnungen gebracht wurde, dann in veränderter Gestalt rückwärts zu unserm Apokalyptiker gelangte. Schon wenige Monate nach Nero's Tode verbreitete sich in Griechenland und Asien das Gerücht, er sei im Anzuge; mehre Betrüger gaben sich für Nero aus; die Parther (dem Verfasser die Könige des Ostens) nahmen Partei für einen Pseudo-Nero u. s. w.[35]). Die gleichzeitigen Apokalypsen und noch lange nachher das Christenvolk sprechen die nämlichen Erwartungen von dem Antichrist-Nero aus[37]). Aber auch der Verfasser selbst nennt ihn, freilich auf räthselhafte Weise, indem er mit Hilfe einer jüdischen exegetischen Spielerei, wornach die einzelnen Buchstaben ihrem Zahlwerth nach zusammengezählt werden, die Zahl des Antichrists auf 666 oder nach einer andern Lesart auf 616 angibt (XIII, 18). Diese Zahlen sind wirklich in den Worten נרון קסר (oder נרו קסר) d. h. Nero Cäsar, enthalten[40]). Somit ist die Apokalypse unter Galba geschrieben, als man die Wiederkunft des Nero erwartete, oder genauer in der Zwischenzeit zwischen den beiden Momenten, da man Nero's und Gal-

38) *Suet.* Nero. 40. 57. *Tacit.* hist. I, 2. II, 8. 9. *Dio Cassius* 64, 9, (II, 1056 *Reim.*) *Zonaras*, vita Titi p. 578. *Dio Chrys.* Orat. 20. p. 371 D. 39) Libri Sibyll. IV, 116 sqq. V, 33. VIII, 1—216. Visio Jesaj. in der äthiop. Recension. — *Sulpit. Sever.* II. p. 367. *Augustin*, de civit. Dei. XX, 19. *Lactant.* de mortibus persecutt. 2. 40) Die Entzifferung des berüchtigten Räthsels, welches so viele Jahrhunderte vergeblich gesucht, ist außerordentlich wichtig, weil durch sie die Erklärung des Buches in mehren Hauptstücken eine vollkommene Bestätigung erhält. Der Verfasser gegenwärtigen Artikels hat sie zuerst im Jahr 1835 vorgetragen. Unabhängig von ihm und von einander veröffentlichten sie auch Fritzsche in Rostock, Benary in Berlin und Hitzig in Zürich. (s. Allg. Lit.-Zeit. Sept. 1837. im Intelligenzblatt.) Das größere Verdienst dabei gebührt denen, welche vorher schon bewiesen hatten, daß grade dieser Name gesucht werden müsse.

ba's Tod in Asien erfahren konnte. Nero starb den 9. Juni 68, Galba den 16. Januar 69.

VI. Der Verfasser.

In unsern Ausgaben des N. T. führt das Buch den Titel *Ἀποκάλυψις Ἰωάννου τοῦ θεολόγου*; damit ist als Verfasser Johannes der Evangelist bezeichnet, denn in der ältern Kirche hieß dieser vorzugsweise der Theolog, weil in seinem Evangelium die Gottheit des Logos gelehrt ist. Es fragt sich also nicht mehr überhaupt, wer der Verfasser sei, sondern ob der Apostel Johannes es sei. Bei Beantwortung dieser Frage sehen wir von allen historischen Zeugnissen ab, theils weil sie sich gegenseitig aufheben, theils weil sie nicht unbestochen sind. Die innern Gründe reichen vollkommen zur Fixirung desjenigen Resultates hin, mit welchem wir uns ohnehin begnügen müssen. Zuerst stellen wir den Satz auf, daß in dem Buche nichts vorhanden ist, was uns hinderte, den Apostel Johannes als Verfasser anzuerkennen, aber auch nichts, was uns dazu nöthigte. Solche Weissagungen im Munde eines Schülers Christi befremden uns nicht, da seine Collegen den Glauben daran alle theilten; daß der Verfasser sich nicht ausdrücklich Apostel nennt, stört uns nicht, da er hier mehr als Apostel, da er Prophet war. Vgl. 22, 9. In den Stellen 18, 20. 21, 14 hat man den Beweis gefunden, daß der Verfasser sich nicht zu den Aposteln rechne, weil er sich sonst unchristlicher Eitelkeit und Ungerechtigkeit gegen Paulus schuldig machte. Allein wer will, nach Matth. 19, 28, dem Johannes wehren, die apostolische Würde so überhoch zu stellen, oder nach Matth. 20, 20 fg. hier einen Widerspruch in seinem Charakter finden? Und was das Andere betrifft, so steht der Verfasser der Apokalypse auf einem theologischen Standpunkte, von welchem aus Pauli Wirken nicht begriffen und gewürdigt werden konnte. Dagegen beweist auch die Stelle 1, 9 nichts für den Apostel als Verfasser. Da die Sage von der Verbannung desselben auf die Insel Patmos wahrscheinlich ganz allein auf dieser übrigens misverstandenen Stelle beruht, wo nicht von einer Verbannung, sondern von einer Predigt die Rede ist, sodaß man nicht diese Stelle und die Sage als einander gegenseitig stützende Zeugnisse trennen und darauf eine Identität des Apostels und Sehers bauen kann. Das Buch sagt also nichts über den Verfasser aus, damit ist zugleich gesagt, daß dieser Letztere kein Betrüger war, der für den Apostel etwa blos hätte gelten wollen. Ein solcher hätte sich Mühe gegeben, wenigstens zu scheinen, was er nicht war (wie wirklich alle andern Apokalyptiker thun), und überdies wäre es ihm schwerlich gelungen, sein Werk unter gestohlenem Namen an einem Orte zu verbreiten, wo der wahre Apostel eben damals lebte und lehrte, oder wohin er doch bald nachher kam. Jedenfalls war also der Verfasser ein wirklicher Johannes, und zwar, um dies gleich hinzuzusetzen, ein Mann, der grade die Gemeinden Asiens genauer kannte, dem die Bedürfnisse derselben zu Herzen gingen und der irgendwie berufen sein konnte, als ihr Lehrer und Prophet aufzutreten. Ein solcher Mann war allerdings der Apostel Johannes, dessen Aufenthalt in Ephesus, auch abgesehen von den Fabeln, welche daran geknüpft worden sind, schwerlich von der Kritik in Abrede gestellt werden kann. Interessant ist aber, daß die kirchliche Tradition noch von einem andern Johannes, einem Presbyter zu Ephesus und Schüler Jesu, weiß, dessen Grab nebst dem des Apostels in jener Stadt gezeigt wurde. Ältere und Neuere haben diesen für den Verfasser der Apokalypse gehalten. Allein dies ist nur Hypothese und beruht auf keinem historischen Grunde; und es gilt von derselben, was von der gewöhnlichen Meinung: sie kann weder als falsch, noch als wahr erwiesen werden. Indessen ist dieser Umstand noch in anderm Betracht wichtig. Da keine innern Gründe *gegen* den Apostel vorhanden sind, so träte die Tradition in ihr Recht *für* ihn, obgleich sie nicht einstimmig ist; allein da in Ephesus noch ein Johannes lebte, den die alte Kirche als einen apostolischen Mann kannte, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß man ihn mit dem Zebedaiten verwechselte, und dies nimmt der Tradition wieder von ihrem Gewicht. Kommen wir so auf positivem Wege zu keinem irgend genügenden Resultate, so können wir auf negativem noch einen wichtigen Schritt weiter thun. Von dem Apostel Johannes enthält unsere neutestamentliche Sammlung noch andere Schriften, die zwar anonym sind, welche aber die Tradition ihm einstimmig beilegt. In Bezug auf diese behauptet nun die neuere Kritik — und zwar mit zureichenden Gründen: Evangelium und Briefe (oder wenigstens der erste) einerseits, und Apokalypse anderseits, seien nicht von dem nämlichen Verfasser. Jene Gründe sind in der Kürze folgende: 1) Die Differenz der Sprache, welche um so leichter zu finden ist, da Evangelium und Brief eine ganz eigenthümliche, von der jeder andern neutestamentlichen Schrift verschiedene Schreibart haben, welche sie sogleich, obgleich beide keinen Namen tragen, für das Werk eines und desselben Verfassers erkennen läßt; die Apokalypse hinwiederum ebenfalls so viele Eigenthümlichkeiten des Styls an sich trägt, daß selbst die oberflächlichste Bekanntschaft mit diesem Buche sie merken muß. Um uns nicht ins Einzelne zu verlieren, begnügen wir uns, diese Differenz dahin näher zu bestimmen, daß die Apokalypse eine selbst im N. T. unerhörte Ungelenkigkeit in der Handhabung der griechischen Sprache verräth, während Evangelium und Brief, ohne auf Classicität des Styls Anspruch zu machen, doch einem Griechen lesbar waren und selbst Geläufigkeit im Gebrauch echt griechischer Idiotismen haben. Alle versuchte Aushilfe, von Verschiedenheit des Gegenstandes, oder des Alters, in welchem der Verfasser schrieb, begegnet nicht der Kraft dieses Grundes, um so weniger, da man zu gleichem Zwecke bald das eine, bald das andere Buch wollte früher geschrieben sein lassen. 2) Tiefer geht noch eine zweite Differenz zwischen Evangelium und Apokalypse, nämlich die des Sprachschatzes, in sofern er theologische Begriffe darstellt, deren wie bekannt das Evangelium und der Brief eine ganze Menge ihnen eigenthümlicher enthalten, welche zusammen den Grund und Rahmen zu einem besondern Johanneischen Lehrbegriff bilden, oder besser eine mit Recht sogenannte, Johanneische Auffas-

sung des christlichen Glaubens und Lebens bezeichnen. Dagegen hat auch die Apokalypse ihren eigenen theologischen Sprachschatz, welcher zum Theil ein mehr jüdisches Gepräge hat, zum Theil Verwandtschaft mit Paulinischen Ausdrücken verräth. Die etwanige Ähnlichkeit in einzelnen Wörtern, welche sich daneben zwischen Evangelium und Apokalypse findet, kommt gegen jene Differenz nicht in Anschlag und erklärt sich ganz gut daraus, daß zuletzt beide Schriftsteller Christen waren, und daß das Christenthum damals schon seine Sprache sich gebildet hatte. 3) Die wichtigste Differenz ist aber die zwischen den theologischen Begriffen selbst, den Lehren und Ansichten; bei dieser müssen wir länger verweilen, da sie uns zugleich Gelegenheit gibt, die Theologie unsers Buches näher zu charakterisiren. Die Grundidee desselben ist die Parusie Christi, eine allen Aposteln bekannte, aber von ihnen verschieden aufgefaßte Idee. Bei den einen ist sie sinnlich jüdisch, oder, wenn man will, poetisch, sodaß Symbol und Idee verschmelzen, sodaß diese sich verkörpert und zum Drama, zum Schauspiel sich ausbildet. Anderwärts ist sie rein geistig geblieben oder geworden; die Wiederkunft Christi ist seine Wirksamkeit als des immer gegenwärtigen Oberhirten seiner Gemeinde, zum Sammeln aller in Eine Heerde, zur Vollendung seines rein geistigen Reichs; aller Apparat, alle Decoration, alles Schauspiel fällt hier weg. So wesentlich, ja auszeichnend und einzig in dem Evangelium und dem Briefe, die wir nach Johannes nennen. Bei Paulus ist erst ein Übergang dazu. Die Apokalypse steht unverkennbar auf dem ersten Standpunkte, auf der tiefsten Sprosse der Leiter im N. T. Das Reich Gottes wird hier nicht von innen heraus im Menschen gebildet durch ein mystisches Einswerden mit Gott und Christo, sondern äußerlich durch materiellen Kampf und zerstörenden Sieg. Parusie, Gericht, Seligkeit, Alles gehört den Sinnen an, und die chronologische Entwickelung mißt sich nicht mit dem stillen, unberechenbaren Maße des Geistes, sondern mit dem mathematischen Längen- und Zeitmaße des Auges und Ohres. Hier ist der Antichrist ein weltlicher Fürst, eine bestimmte historische Person, kurz Nero der eingefleischte Teufel; dort heißt es: (1 Joh. 2, 18. 4, 1 fg. 2 Joh. 7) der Antichrist, das sind die Ungläubigen; die falschen Propheten, die Gegner und Verderber der Wahrheit! Hier ist eine erste Auferstehung derer, die für den Glauben gelitten haben, vor der allgemeinen, zum tausendjährigen Reiche, dort ist die erste Auferstehung, die zum innern christlichen Leben; wer glaubt, ist bereits zum Leben übergegangen (Joh. 5, 21—25). Hier dauert Noth, Tod und Qual fort bis ans Ende, bis Christus endlich die Welt überwindet; dort beginnt das Leben mit der Wiedergeburt, die Welt ist von da an überwunden und Friede und Freude sind die Farbe des christlichen Lebens. Dort ist Gott der Vater, die Liebe, Christus der Erlöser, die Offenbarung der Liebe; hier ist Gott der Herrscher, die Gerechtigkeit, theilnahmlos und unbewegt, erhaben und kalt; Christus von uns getrennt, der Löwe Juda's, der die Völker mit eisernem Scepter weidet. Mit einem Worte: Der Evangelist sagt: Es ist nicht erschienen, was wir sein werden, und ist selig in seiner Gegenwart. Der Apokalyptiker bietet alle Kunst auf, um zu malen, was wir sein werden, und ist selig in seiner Zukunft. — Demnach hängt die Entscheidung der Frage nach dem Verfasser der Apokalypse von der andern nach dem Verfasser des Evangeliums ab, und von der Prüfung der Tradition über dasselbe, darf aber nimmermehr von subjectivem Geschmack ausgehen und das eine von beiden Büchern deswegen dem Apostel zu- — und das andere deswegen ihm absprechen, weil jenes dem individuellen Gefühle mehr zusagt, oder dem, was man Johanneischen Charakter nennt, mehr entspricht, da wir von einem Johanneischen Charakter erst durch das Evangelium etwas wissen. Die vermittelnden Hypothesen von Schott, Lücke und Neander, nach welchen sowol der Apostel, als ein anderer zugleich Antheil an der Abfassung haben sollen, sind Nothbehelfe, unnatürlich und unzureichend [41]).

VII. Geschichte der Auslegung.

Die Geschichte der Schicksale der Apokalypse in der christlichen Kirche ist anziehender, als die irgend eines andern biblischen Buchs. Sie bildet ein starkes Capitel in der Geschichte der menschlichen Thorheit. Man sollte sie eigentlich nicht einmal Geschichte der Auslegung, sondern der Misdeutung nennen, denn soweit geschichtliche Nachrichten hinaufreichen, bis in unsere Tage, ist an nichts soviel Witz, Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Zeit verwendet worden, und fast alles vergeblich, als daran, den verlornen Schlüssel der Offenbarung Johannis wieder zu finden. Es ist im Grunde natürlich, daß die wahre Auslegung früh verloren ging und das Urtheil über das Buch unsicher wurde. Schon zwei Jahre nach der Abfassung desselben entwickelten sich Begebenheiten, welche den hier geweissagten analog, aber doch zuletzt schnurstracks entgegen waren. Die 3½ Jahre verstrichen, und Jerusalem wurde nicht die Wohnung der Frommen, sondern eine Ruine; Rom wurde nicht durch den Antichrist zerstört, sondern unter einer Reihe edler und weiser Fürsten ruhig und sicher; die Himmel thaten sich nicht auf, die Natur ging ihren gewiesenen Gang fort und den Propheten hatte seine Sehnsucht nach der bessern Welt, wie so manchen vor und nach ihm, getäuscht. Daraus folgte, daß die Einen das Buch ohne Weiteres verwarfen, die Anderen, die ihm einen Werth beilegten, mußten ihm eine andere historische Beziehung geben, damit es Weissagungen enthielte, welche entweder sich eben in der Geschichte erfüllten, oder in der Zukunft erfüllen sollten. Das hat so fortgedauert bis auf den heutigen Tag.

Zuerst war die Apokalypse, als aus Zeitbedürfnissen und Zeitansichten erwachsen, in ihrem Preise wohl aufgenommen. Sie stützte die, gewiß zum Theil unabhängig von ihr verbreiteten, chiliastischen Ideen und fand Verehrer an den Freunden des Glaubens an ein tausendjähriges Reich, und später besonders an den schwärmerischen Montanisten. Justin der Märtyrer, Irenäus, Tertullian werden daher als Zeugen für ihren apostolischen

41) Schott, Isagoge. Lücke, Einleitung in die Apok. Neander, Gesch. d. Apostel.

Ursprung angeführt; während gleichzeitig mit ihnen die Gegner jener Richtung, und namentlich die syrische Kirche, und der römische Presbyter Cajus sie unbedingt verwarfen, wie denn überhaupt dogmatische Rücksichten in der ältern Zeit die Kritik beherrschten. Beachtenswerther ist das günstige Urtheil der beiden berühmten Alexandriner Clemens und Origenes, welches, da sie zugleich Gegner des Chiliasmus waren, die Wage sehr schwanken machen mußte, wenn es auf einer historischen Basis ruhte; da aber schon ihr Schüler Dionysius wieder ein entgegengesetztes Urtheil fällen konnte, ohne nöthig zu haben, eine ihm etwa entgegenstehende Tradition entkräften zu müssen, so ist klar, daß eine solche über den Ursprung des Buches von keiner Partei mit vollkommener Sicherheit geltend gemacht werden konnte. Die Alexandriner sind uns aber besonders merkwürdig, weil sie zuerst die allein richtige, wenn auch leicht irre führende, historische Erklärung verließen, und auch auf dieses Buch ihre allegorische Methode anwandten. So verschwand das tausendjährige Reich und das neue Jerusalem, der Antichrist und alle Rechnung; der Inhalt wurde idealisirt, in moralische Vorschriften und mystische Bilder aufgelöst, aller Zusammenhang zerrissen und der Buchstabe ging im tiefern Schriftsinn unter. Nach dieser Zeit ging das praktische Interesse an der Apokalypse bald verloren. Chiliasten und Montanisten verschwanden; die Verfolgungen hörten auf, mit ihnen die gespannte Erwartung der Zukunft. Wer sich noch mit der Apokalypse beschäftigen wollte, konnte es unverfänglich im Geiste der alexandrinischen Hermeneutik. Indessen blieben die Stimmen in der griechischen Kirche sehr getheilt; Eusebius wußte nicht, in welche Classe von neutestamentlichen Schriften, ob in die echten oder unechten, er das Buch einreihen sollte, und die ältesten, officiellen Verzeichnisse göttlicher Bücher in jener Kirche lassen es aus; sodaß keiner von den großen Exegeten der Griechen sich damit beschäftigte, und der Orient auch nie die Freiheit des Urtheils in dieser Sache gehindert hat. Günstiger urtheilte das Abendland, besonders durch das Ansehen des Augustinus und Hieronymus bewogen, und schon am Ende des 4. Jahrhunderts hatten mehre Synoden das Anathem über die Gegner der Apokalypse ausgesprochen. Hier kam auch, unbeschadet der herrschenden allegorischen Auslegung, die Ansicht auf, daß das tausendjährige Reich von Christi Menschwerdung an zu rechnen sei; obgleich grundfalsch, wurde sie doch als antichiliastisch von der Kirche begünstigt und erhielt sich so sehr, daß man gegen das Jahr 1000 allgemein den Antichrist und das Ende der Welt erwartete. Nachher verlor sich zwar dieser Wahn von selbst, allein der Anstoß zur Rechnungslust war gegeben und mehr und mehr wurde es herrschend, die ganze christliche Kirchengeschichte in der Apokalypse vorgebildet zu lesen, wobei natürlich im Verlaufe der Zeit der Gesichtskreis der Ausleger sich ausbreitete und die Deutung immer neue Falten in ihre Sphäre zog. Bald aber bemächtigten sich die dem Papste opponirenden Parteien der Waldenser, Wiklesiten, Hussiten u. a. dieser Auslegung als einer Waffe gegen den römischen Stuhl, sahen auf demselben den Antichrist sitzen und rechneten auf mancherlei Weise das Ende seiner Herrschaft aus dem prophetischen Blatte heraus. Das Zeitalter der Reformation versprach der Auslegung desselben ganz besonders günstig zu werden; die sämmtlichen Stimmführer derselben im 16. Jahrhundert urtheilten nüchtern und frei in der Sache; Luther's echte Schüler rechneten die Apokalypse unter die Apokryphen des N. T., d. h. in eine Classe zweiten Ranges, aber die Reformirten blieben bei dem hergebrachten Kanon, und im folgenden Jahrhundert überwog die Gewohnheit, und die Apokalypse war gerettet. Allein trotz dieser Kühnheit in der Beurtheilung derselben konnten Luther und seine Freunde der Versuchung nicht widerstehen, sich aus ihr Waffen gegen den Papst zu holen, ganz in der Weise, wie vor ihnen die dissentirenden Sekten; die Kanzelpolemik schöpfte ihre schlagendsten Tiraden aus dieser Quelle. Diese orthodoxe Lutherische Auslegung erhielt sich bis tief ins 18. Jahrhundert; das Auge des Theologen war stumpf geworden für die Zukunft, die Offenbarung beschränkten sie auf die Gegenwart und nährten ihren Haß gegen kirchliche Gegner mit apokalyptischen Schilderungen. Nicht Trost und Friede, nicht Warnung und Belehrung wußten sie aus dem Buche zu schöpfen, es lieh ihnen nur sein Schwert und sie führten's mit plumper Faust auf die Widersacher des Augenblicks. Von dieser Richtung aber trennte sich eine immer zahlreicher werdende Classe von Auslegern, welche von jener historischen Erklärung mehr oder weniger absahen, oder sie doch nur als den Vorhof des Verständnisses betrachteten, dafür aber alle Aufmerksamkeit auf die weitere Enthüllung der Zukunft richteten. Wir bezeichnen sie mit dem gemeinschaftlichen Namen der mystischen Ausleger; sie sind indessen nicht alle Eines Geistes Kinder. Unter ihnen gab es eigentliche Schwärmer und Chiliasten, ferner Pietisten aus Spener's Schule, welche zwar gegen die antipapistische Richtung der Exegese nichts zu erinnern hatten, nur einfältiglich meinten, es würde einst noch eine schönere Zeit für die Kirche kommen wenn, erst die Juden bekehrt und das Reich des römischen Antichrists zerstört wäre, was freilich heterodox klang für die Ohren der Theologen, denen es in der Kirche, wie sie sie bereits gemacht hatten, so unvergleichlich wohl war. Die zahlreichste Classe der mystischen Ausleger bilden aber die mathematischen Erklärer oder apokalyptischen Rechenmeister, deren Bestreben darauf gerichtet war, algebraische Formeln zu finden, um das große X, die Jahrzahl der Parusie, herauszubringen. An ihrer Spitze steht, wenn auch nicht in chronologischer Ordnung der Erste, der berühmte J. Alb. Bengel, der die Epoche durch verwickelte Rechnungen auf das Jahr 1836 fixirte und dessen System trotz dem Einspruch der Orthodoxen mit Enthusiasmus aufgenommen wurde und bis auf den heutigen Tag zahllose Anhänger behalten hat. Besonders seit der französischen Revolution war diese Schule thätig an der Arbeit und jede neue Entwickelung der sich rasch folgenden, ungeheuern Ereignisse rief neue Deutungen hervor, wobei natürlich Napoleon lange der Mittelpunkt aller apokalyptischen Scenen blieb. Auch die jetzt so thätige Partei des berühmten Swedenborg zeigt, indem

sie sich die Kirche des neuen Jerusalem nennt, daß ihre Lehre auf apokalyptischer Basis ruht; doch aller Rechnerei abhold, kehrte sie wieder zu der mystisch-ethischen Erklärungsweise des Origenes zurück [42]).

Doch es ist Zeit, auch einen Blick auf diejenigen Bestrebungen zu richten, welche, langsam freilich und umhertastend, endlich zur Erkenntniß der Wahrheit geführt haben. Hugo Grotius [43]) erkannte richtig, die Apokalypse müsse vom Standpunkt ihres Verfassers erklärt werden, hatte aber keinen klaren Begriff von dem, was in den Horizont eines Apostels gehörte, und gab sich die Mühe, die Erfüllung des Einzelnen in der Geschichte bis auf Constantin nachzuweisen. Mit ihm traf Bossuet ungefähr zusammen [44]). Firmin Abauzit, Bibliothekar zu Genf, sprach es zuerst kühn aus, daß die Zahlen buchstäblich zu nehmen seien, hielt sich mit seiner Deutung an die wirklichen 3½ Jahre, beschränkte sich also auf den jüdischen Krieg und erklärte die Apokalypse für eine Ausführung der Weissagung Jesu vom Untergang des jüdischen Staats [45]). Ihm folgte J. J. Wetstein, erweiterte sich aber das Feld durch Zuziehung der römischen Bürgerkriege, und setzte das Ende der tausend Jahre schon in den Aufstand der Juden unter Hadrian [46]). Solche, auch später noch beliebte Auslegung, unsicher schwankend zwischen Verstand und Phantasie, Kritik und Dichtung, ahnte zwar den prophetischen Gehalt des räthselhaften Buches, aber unvermögend, sich Rechenschaft zu geben von dem, was eigentlich Weissagung sei, und sich in die Seele eines jüdischen Sehers zu versetzen, dem eben die Sonne christlicher Offenbarung aufgegangen war, beschrieb sie ihm einen engen Horizont, und unter ihrer verkrüppelnden Hand wurden die Riesengebilde zu zwerghaften Figuren. J. Christoph Harenberg verband diese Auslegung mit der ältern, indem er in der Apokalypse einen Trost- und Mahnbrief an die Gemeinde von Jerusalem sah, beim Einbruch des jüdischen Kriegs, und in dem Schlusse eine kurze Kirchengeschichte bis an das Ende der Welt, also das etwanige Wahre beider Methoden sich näher bringend, was überall ein zu versuchender Schlüssel zur richtigen Erkenntniß sein wird, auch wenn er, wie hier, nicht gleich paßte [47]). Nun beginnt die Zeit der Messiaswehen für die Johanneische Apokalypse, eine Epoche der Noth und Verkennung, aus welcher sie zur Morgenröthe der geschmackvollern und richtigen Bearbeitung überging. Joh. Salomo Semler [48]) stellte den Grundsatz auf, die Offenbarung Johannis müsse aus dem Zusammenhange der jüdischen Apokalyptik erklärt werden, erklärte von Cap. 4 an richtig alles für zukünftig für den Verfasser, wehrte sich auch gegen die Anwendung auf die Kirchengeschichte und fand in den einzelnen Schilderungen nur die gangbaren Vorstellungen jener Zeit, meinte aber, der Dichter habe die Bilder nur aus Accommodation und aus Furcht vor den Römern gebraucht. So hatte er zwar einen Damm eingerissen, welcher dem bessern Verständniß immer noch im Wege stand, allein er war viel zu prosaisch, als daß er der Apokalypse, welche er des Gewandes der Heiligkeit beraubt hatte, das der Schönheit hätte umwerfen können. So blieb sie alles Schmuckes entblößt, mit Lumpen bedeckt, ein Spott der theologischen Gassenjungen. Semler's Kritik rief einen zehnjährigen Streit hervor, der übrigens weniger die Auslegung selbst als das kanonische Ansehen des Buchs betraf, welcher aber doch allmälig den Zeloteneifer beider Theile abkühlte und zwischen dem beiderseitigen Irrthume einen Weg zur Wahrheit offen ließ [49]). Aus der Dämmerung dieses Streites ging durch J. Gottfried Herder der Apokalypse eine neue Sonne auf [50]). Seine, ausschließlich auf den jüdischen Krieg gerichtete, und in Flavius Josephus den besten Commentator der Apokalypse erkennende Erklärung ist falsch; allein er hat ihr den wesentlichen Dienst geleistet, sie als Dichter zu beurtheilen und den warmen Hauch des Orients zu uns herüberzuretten. Dabei hielt er sich den Blick offen für die praktische Bedeutung des Buches, indem er darthat, wie es für alle Herzen und Zeiten sei; daher auch der Titel: Maran atha, der Herr kommt, das Symbol des Christenthums in der Weltgeschichte. Der mit Herder geistesverwandte Heros der biblischen Kritik, Johann Gottfried Eichhorn, kam auf die ältere Idee von der doppelten Beziehung des Buchs auf Judenthum und Heidenthum zurück, zerlegte es dabei in ein förmliches Drama und vergessend, daß nicht ein Einzelner blos, sondern ein ganzes Zeitalter die Apokalypse geschrieben, erkannte er in ihr keinerlei Prophetie, nur Dichtung, und den Inhalt idealisirend, löste er ihn von der Geschichte ganz los. Viele schrieben ihm nach [51]). J.

42) Für die ganze ältere Geschichte und die der mystischen Auslegung verweisen wir der Kürze wegen auf den fleißigen Abschnitt Lücke's in dessen Einleitung. Vollständigkeit in der Literatur wäre Luxus. 43) Annotationes in N. T. 644. Fol. u. ö. 44) L'apocalypse avec une explication par Messire *Jâques Bénigne Bossuet*, évêque de Meaux. 1689. 45) Discours historique sur l'apocalypse 1770 (schon 1730 ohne sein Zuthun englisch erschienen). 46) De interpretatione libri apocalypseos in seiner Ausgabe des N. T. 1752. 47) Erklärung der Offenbarung Johannis. 1759. 48) Observationes breves de interpretatione apocal. in: *Wetstein*, libelli ad crisin N. T. p. 217; dessen Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon. 1771. 1. Th. Dessen neue Untersuchungen über Apocalypsin. 1776. Dessen Briefe. 2. Th. S. 133.

49) (Öder) Christlich freie Untersuchung über die sogenannte Offenbarung Johannis, herausgegeben und mit Anmerkungen von J. S. Semler. 1769. Fr. Andr. Stroth, Freimüthige Untersuchungen, die Offenbarung Joh. betreffend. 1771. M. Merkel, Umständlicher Beweis, daß die Apokalypse ein untergeschobenes Buch sei. 1785. Corrodi, Kritische Geschichte des Chiliasmus. 1792. 2. Th. Dessen Versuch über die Beleuchtung des Bibelkanons. 1792. — Dagegen *Jer. Friedr. Reuss*, De autore Apocalypseos. 1767. Dessen Vertheidigung der Offenbarung Johannis. 1772. Chr. Fr. Schmid, Ob die Offenbarung Johannis ein göttliches Buch ist? 1771. Hartwig, Apologie der Offenbarung wider falschen Tadel und falsches Lob. 1780—83. 4. Th. Chr. Glob. Storr, Neue Apologie der Offenbarung Johannis. 1783. 50) *Μαρὰν ἀθά*. Das Buch von der Zukunft des Herrn, des N. T. Siegel. 1779. 51) Commentarius in Apocalypsin Joannis. 1791. 2 tom. Sieg des Christenthums über Judenthum und Heidenthum, oder die Offenbarung Joh. übersetzt und erläutert von Fr. W. Hagen. 1796. Sam. Gli. Lange, Die Schriften Johannis übersetzt und erklärt. 1795. 1. Th. Matthäi, Die Offenb. Joh., übersetzt und mit einer vollständigen Erklärung begleitet. 1828.

H. Heinrichs vindicirte den Weissagungen wieder ihren concreten Gehalt, behielt aber den Irrthum der Eintheilung bei [52]). J. Chr. Fr. Steudel, in dogmatischer Besorglichkeit zwischen allen Systemen schwankend, wußte Eichhorn'sche Verflüchtigung der Weissagungen zu hohlen Ideen mit neu-bengel'schen Fingerzeigen auf Napoleon und orthodoxen Deutungen auf das Papstthum zu einem farblosen Gemälde zu vereinigen [53]). Zullig, was den Inhalt betrifft, der Herder'schen Auslegung zugethan, entdeckte in der Form und Composition eine Menge nicht geahnter Räthsel und Künsteleien, die um Bereicherungen für die Erklärung zu sein, vielleicht manchmal zu kleinlich und zahlreich sind, und verwandte überhaupt ungemeinen Scharfsinn und viele Belesenheit auf die Begründung einer Ansicht, nach welcher der Seher seinen Blick ausschließlich auf die letzten Schicksale der heiligen Stadt gerichtet hätte, doch auch so nicht, ohne sich zu täuschen [54]). Lange versuchte die Anwendung der typischen Auslegung, wodurch die Erfüllung mehre Male in verschiedener Form von der Geschichte gegeben wird, indem sich nach ihm die kritisch-ermittelte Beziehung auf den Horizont des Johannes mit der orthodox-lutherischen und der neuern mystisch-politischen Erklärung paaren läßt [55]). Den Arbeiten von Heinrich Ewald und Friedrich Lücke [56]) verdankt die gegenwärtige Skizze viel zu viel, als daß es der Ort wäre, die etwanigen Differenzpunkte beurtheilend auszuzeichnen. (*Eduard Reuss.*)

2) Johannes der Presbyter, s. unter Johannes, Feldherren, Geistliche, Gelehrte, Mönche.

3) Johannes der Täufer [1]), in der Kirche gewöhnlich mit dem ehrenden Epitheton „Vorläufer des Herrn" (antecursor et praeparator viarum Domini; *Tertull. adv. Marc.* 4, 33 oder *πρόδρομος*, *προάγγελος κυρίου*) bezeichnet. Wie spärlich auch die evangelischen Quellen über das Leben, die Lehre und die Wirksamkeit dieses Mannes fließen, so ergibt sich doch aus ihnen als unbezweifeltes Resultat, daß derselbe eine der außerordentlichsten und ehrwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens gewesen ist. — Seine Geburt ist in das ehrwürdige Dunkel der heiligen Sage gehüllt. Nach der evangelischen Vorgeschichte des Lucas waren seine Ältern, Zacharias und Elisabeth, aus priesterlichem Geschlecht und durch Frömmigkeit ausgezeichnet (Luc. 1, 5. 6), die Mutter, eine Verwandte der Maria, der Mutter des Herrn (Luc. 1, 36), in einer Stadt Juda's (Luc. 1, 39) wohnhaft, welche in der jüdischen Tradition näher als die Priesterstadt Hebron [2]) im judäischen Gebirge bezeichnet und als solche auch von den meisten christlichen Theologen angenommen wird. Nach demselben Berichte wurde dem Zacharias während der Handlung des Räucherns im Tempel durch den Engel Gabriel die Geburt des Johannes, dessen Lebensweise und erhabene Bestimmung, durch sittliche Erneuerung des Volkes dem Messias den Weg zu bahnen, feierlich angekündigt. Zacharias vermochte sich in diese Weissagung nicht zu finden und verlangte als Gewähr für dieselbe ein Zeichen. Ein solches wurde ihm zwar zu Theil, aber es sollte zugleich als Strafe seines Unglaubens dienen. Er wurde nämlich bis zur Zeit der Beschneidung des Kindes der Sprache beraubt. Als Elisabeth im sechsten Monate schwanger ging, empfing sie den Besuch ihrer Verwandten Maria. Da sie den Gruß der Maria vernahm, hüpfte das Kind in ihrem Leibe, und Elisabeth, des heiligen Geistes voll, beglückwünschte ihre Freundin als die vom Herrn ausersehene Messiasgebärerin, worauf diese in einem begeisterten Hymnus die Gefühle ihres Herzens über Gottes allmächtige und gnädige Fügungen aussprach. Erst bei dem feierlichen Acte der Beschneidung und Namengebung des Johannes erhielt Zacharias die Sprache wieder und dankte in heiliger Begeisterung dem Herrn für die endliche Erfüllung seiner in uralten Tagen den Vätern gegebenen Verheißungen und für die erhabene Bestimmung seines Kindes (Luc. 1, 8—25. 39—87) [3]). — Die historische Realität dieses

---

52) Commentarius in Apocalypsin. 1818. 2. t. als 10. Band von Kopp e's N. T. 53) Über die richtige Auffassungsweise der Apokalypse in Bengel's Archiv. 8. Th. 1826. 54) Johannes des Gottbesprachten eschatologische Gesichte, genannt die Apokalypse, übersetzt, auf ihre Kunstform zurückgeführt und zum ersten Mal erklärt. 2 Thle. (Stuttgart 1834—1840.) 55) Über den unauflöslichen Zusammenhang zwischen der Individualität des Apostels Johannes und der Individualität der Apokalypse in Tholuck's Anzeiger. 1838. 56) *G. H. A. Ewald*, Commentarius in Apocalypsin Joannis. 1828. Fr. Lücke, Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis. 1832.

1) Die vollständige Literatur zu diesem Artikel s. bei *Walch*, Bibliotheca theologica. T. III. p. 402 sq. und Hase, Leben Jesu. 3. Aufl. (Leipz. 1840.) S. 80 fg., woraus besonders hervorzuheben sind: *Herm. Witsii* Exerc. de Joanne Baptista in s. Miscell. sacris. T. II. p. 367 sq. J. G. E. Leopold, Johannes der Täufer, eine biblische Untersuchung. (Hannov. 1825.) Usteri, Nachrichten von Johannes dem Täufer, in Ullmann's und Umbreit's theol. Studien u. Kritiken. Jahrg. 1829. Heft 3. S. 439—68. L. v. Rohden, Johannes der Täufer in seinem Leben und Wirken. (Lübeck 1838.) (Streng supranaturalistisch, vgl. die Rec. von Greiling in d. Jen. Lit.-Zeit. 1839. Ergänz. Bl. Nr. 66). Winer's bibl. Realwörterb. I. Bd. S. 690—696. Neander, Das Leben Jesu Christi. (Hamburg 1837.) S. 49—93. Kuhn, Leben Jesu. I. Th. (Mainz 1838.) S. 161—338. — Die späteren kirchlichen Traditionen und Legenden sind am vollständigsten gesammelt in den Actis Sanctorum, Juni, Tom. IV. (Antw. 1707.) p. 687—846 und in kürzerer Übersicht bei *Tillemont*, Mémoires etc. Tom. I. (Paris 1701. édit. II. 4.) p. 82—108 nebst den Anmerkungen p. 482—505.

2) Vgl. *Witsii* Miscell. II, 389. Nach dem Vorgange von Reland (Palaestina p. 870) u. And. finden es Dr. Paulus (exeget. Handb. zu den drei synopt. Evangel. I, a, S. 121 fg.), Kühnöl und Meyer zu Luc. 1, 39 auffällig, daß Lucas sich so unbestimmt ausgedrückt habe und nehmen daher *Ἰούδα* als den Namen der Stadt selbst, indem eine andere Priesterstadt im judäischen Gebirge יוּטָה oder יָטָה hieß, deren Namen aber Lucas aus Versehen durch die ihm geläufigere griechische Form *Ἰούδα* ausgedrückt habe. Wohl möglich, aber der dafür angeführte Grund nicht ausreichend! 3) Nach dem Protev. Jac. c. 22 sq. ed. *Thilo* p. 263 sqq. war während des bethlehemitischen Kindermords auch Johannes den Nachstellungen des Herodes ausgesetzt. Seine Mutter floh mit ihm ins Gebirge, und da sie auch hier keine Zufluchtsstätte fand und nicht weiter fortkommen konnte, öffnete sich auf ihre Bitte der Berg und verbarg sie. Zacharias aber, da er auf eine zwiefache Anfrage des Herodes nach dem Aufenthaltsorte des Kindes keine Antwort zu geben vermochte, wurde ermordet. Dieser Sage folgten auch mehre Kirchenväter, während Andere andere Ursachen der Ermordung des Zacharias angeben, vgl. *Fabricius*,

Berichtes läßt sich nur unter Voraussetzung der Wahrheit des streng orthodoxen Inspirationsbegriffs rechtfertigen. Seit Aufgabe dieses Begriffs mußte der Bericht den Gesetzen der historischen Kritik anheimfallen und somit seine Glaubwürdigkeit mehr oder minder in Anspruch genommen werden. Selbst die enthusiastischesten Vertheidiger derselben in neuerer Zeit haben sich zu Verletzungen des klaren Textes und Eintragung moderner Vorstellungen oder Herbeiziehung heterogener Erfahrungen genöthigt gesehen, um den Hergang nur einigermaßen der jetzigen Denkweise vorstellbar zu machen [4]). Die früheren Versuche aber [5]), den Hergang auf rein natürliche Facta zurückzuführen, insbesondere die Engelserscheinung als Vision oder inneren Vorgang im Gemüthe des greisen Priesters aufzufassen [6]), waren nur unter ärgster Misshandlung des Textes möglich und setzten bedeutende Schwierigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten anderer Art [7]) an die Stelle der verworfenen orthodoxen Auffassung, daher sie jetzt mit Recht allgemein aufgegeben sind. In Betracht aller dieser Schwierigkeiten, sowol der buchstäblichen als der natürlichen Auffassung der Erzählung, wird man kaum umhin können, in derselben einen Mythus anzuerkennen [8]), der

---

Cod. apocr. I. p. 120 sq. *Thilo*, Cod. apocr. p. LXIV sq. — Nach Späteren starb auch bald darauf die Mutter des Täufers, worauf Engel sich des Knaben annahmen, vgl. Kuhn, Leben Jesu. I. Th. S. 163, Anm. 4.

4) So identificirt z. B. Hug in seinem Gutachten über das Leben Jesu von Strauß (Freiburg 1840) S. 60 fg. die biblischen Engel ohne Weiteres mit den Bewohnern anderer Himmelskörper. Und um die Möglichkeit von Engelserscheinungen plausibel zu machen, bemerkt J. P. Lange in seiner Schrift: über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu (Duisburg 1836) S. 45 fg.: „Wenn man voranstellt, daß die Erde einer der schwersten Himmelskörper ist, so ist es schon eine bedeutsame Erscheinung, daß der irdische Mensch sich vermittels chemischer Processe bis zu einem bedeutenden Grade vom Erdball losmachen und in die Atmosphäre aufschweben kann. Wenn ein Bewohner des Jupiter nach demselben Verhältniß der überaus geringen Schwere seines Planeten sich über denselben emporschwingen könnte, so müßte es ihm möglich sein, sehr weite Züge im Planetenraume, der die Sonne umgibt, zu machen. Und wenn endlich gar der leichte Bewohner eines ätherischen Kometen durch Flügelschlag dasselbe ausführte, was einem schweren Erdmenschen durch den Luftballon schon in so bedeutendem Maße gelingt, so müßte es ihm ein sehr Geringes sein, in dieser ätherisch-leichten Bewegungskraft die Erde zu besuchen. Wer sagt uns aber, daß die zartesten Lebensbildungen nicht auch selbst über das Bewohnen der Kometen erhaben sein können? Fodern wir einmal Bewohner für die Planeten und Kometen, so müssen wir auch Bewohner fodern für die fernen Doppelsterne der oberen Welt, die nach Pfaff von dem Gesetze der Schwere völlig befreit erscheinen, und diese haben eben in dieser Eigenthümlichkeit unendlicher ätherischer Leichtigkeit das Vermögen, ihre geisterhaft leichten und dennoch sinnlich leuchtenden Wesen zu entsenden in die niedere Welt." — So verschmähen Hug (a. a. O. S. 92) und Lange (a. a. O. S. 76) bei Erklärung von V. 41 nicht einmal die Auskunft der natürlichen Erklärung, indem sie annehmen, Elisabeth sei schon vorher auf natürlichem Wege von der ihrer Verwandten durch den Engel zu Theil gewordenen Verheißung unterrichtet worden, und als sie nun den Gruß der Gebenedieten vernommen, habe die freudige Erregung ihres Gemüthes dergestalt auf das Kind unter ihrem Herzen gewirkt, daß dasselbe eine Bewegung gemacht habe. An sich wäre nun freilich die Annahme einer zwischen den verwandten Freundinnen vorausgegangenen Mittheilung nicht unzulässig, trotz dem, daß der Evangelist davon schweigt. Denn die Evangelisten übergehen ja sehr oft historische Nebenumstände und Zwischenglieder, und heben nur die religiös-interessante Seite des Factums hervor. Allein achten wir auf den durch γάρ vermittelten Zusammenhang von V. 44 mit V. 42 und 43, so kann die Behauptung von Meyer (krit. exeget. Handb. zu den Evv. des Matth., Marc. und Luc. [Göttingen 1832.]) zu d. St., Strauß und And. keinem Zweifel unterliegen, daß nach der Vorstellung des Evangelisten die Leibesfrucht bei Vernehmung des Grußes durch übernatürliche Causalität in freudige Bewegung gesetzt wurde und diese freudige Erregung vom Fötus auf die Mutter überging. Denn offenbar bezeichnet Elisabeth in V. 44 mittels γάρ das Hüpfen des Fötus als den Grund, der sie veranlasse, in der Maria die Gebenedeiete (V. 42) und in deren Besuche eine Auszeichnung anzuerkennen. Vgl. auch E. F. Gelpke: Die Jugendgeschichte des Herrn. Ein Beitrag zur höheren Kritik und Exegese des N. T. (Bern 1841.) S. 53. — Die beiden neuesten supranaturalistischen Bearbeiter des Lebens Jesu, Neander und Krabbe, haben die Erzählung von des Täufers Geburt aus dem Kreise ihrer Betrachtung ganz ausgeschlossen, und doch ist dieselbe mit der übrigen evangelischen Vorgeschichte des Lucas aufs Engste verflochten.

5) seit C. F. Bahrdt, Briefe über die Bibel im Volkston. (Frankf. u. Leipz. 1800.) I. Bdchn., 6. Br. S. 51 fg. 6) Nach Dr. Paulus' exeget. Handb. über die drei ersten Evangelien. (Heidelb.) I. Bd. I. Abthl. S. 74 fg., mit dem im Wesentlichen auch Kühnöl zu Luc. I, 11 übereinstimmt, soll Zacharias aufs Lebhafteste von dem Wunsche beseelt, einen Sohn zu erhalten, von zu Hause weggegangen sein. Vielleicht habe auch seine Gattin Elisabeth eine ähnliche Ermahnung an ihn ergehen lassen, wie einst Rahel an Jacob nach 1 Mos. 30, 1: „Schaffe mir Kinder, wo nicht, so sterbe ich!" Von diesem Wunsche ergriffen, sei er in das Heiligthum getreten, dessen feierliches Helldunkel ihn in heilige Stimmung versetzt habe, in jeder Erscheinung, die sich ihm hier darbieten mochte, sei er ein Zeichen der Erhörung seines heißen Wunsches zu erkennen geneigt gewesen. Als daher der aufsteigende Rauch allerlei Figuren gebildet, habe die exaltirte Phantasie des Priesters einen Engel erblickt und Zacharias seine Reflexion mit sich selbst für ein Gespräch mit dem vermeintlichen Engel gehalten, und aus jüdischem Aberglauben sich auf einige Zeit den Gebrauch der Zunge untersagt, weil er sie zur Äußerung des Unglaubens gemisbraucht habe. — Nach Bahrdt (a. a. O. S. 60) und Geo. Lor. Bauer, hebr. Mythol. II. S. 220 und And. war die Stummheit des Zacharias Folge eines Schlagflusses und wurde erst durch die freudige Gemüthsbewegung bei der Beschneidung des Kinder wieder gehoben! 7) Als solche hat man mit Recht geltend gemacht, 1) daß Visionen bei älteren Personen in Folge ihrer matteren Phantasie ganz ungewöhnliche Erscheinungen seien und als solche schon bei Joel 3, 1 und Apostelgesch. 2, 17 dargestellt werden; 2) begreife man nicht, wie einen lang gebienten Priester der aufsteigende Rauch in solche Täuschung habe versetzen können, und 3) müsse es höchlichst auffallen, daß alle einzelnen Punkte der eingebildeten Engelsweissagung buchstäblich in Erfüllung gegangen seien. Eine ausführlichere Kritik der natürlichen Erklärungsversuche s. bei Strauß, Leben Jesu. I. Bd. (Tübing. 1838.) S. 142 fg. (3. Aufl., welche wir überall in diesem Artikel verstehen, sobald keine andere genannt ist). 8) Wie dies, unter mehr oder weniger Anerkennung oder völliger Ableugnung zu Grunde liegender historischer Züge, in wesentlicher Übereinstimmung geschehen ist von E. F.: „über die beiden ersten Capitel des Matthäus und Lucas" in Henke's Magazin. 5. Bd. 1. St. S. 16 fg. Geo. Lor. Bauer, hebr. Mythol. II. S. 220 fg. J. Ph. Gabler, neuestes theologisches Journal. VII. 1. S 402 fg. Horst in Henke's Museum. I, 4. S. 702 fg. Schleiermacher, Kritischer Versuch über die Schriften des Lucas. 1. Th. (Berlin 1817, und wiederabgedr. in Schleiermacher's sämmtl. Werken, 1. Abthl. 2. Bd.) S. 24 fg. Meyer a. a. O. S. 262. Strauß a. a. O. I. S. 147 fg. de Wette, exeget. Handb. zu Matth. u. Luc. S. 12. Weiße, Die evang. Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. 1. Th. S. 187—195. Bruno

seinen Ursprung dem religiös-begeisterten und ästhetischen [9]) Interesse verdankt, den Charakter, die hohe Bestimmung und historische Stellung des Täufers zum Erlöser durch eine himmlische Botschaft angekündigt und in bedeutsamen Umständen unmittelbar vor und während der Geburt vorgebildet zu wissen, und auf diese Weise seine Eigenschaft als des größten aller Propheten und als messianischen Vorläufers in ein möglichst glänzendes Licht gestellt zu sehen [10]). Wie daher der Täufer dem Herrn in der historischen Wirksamkeit vorausging, so auch schon in seiner Geburt; wie er durch eine göttliche Offenbarung belehrt, die messianische Würde Jesu freudig anerkannte, so begrüßte schon seine Mutter Elisabeth, vom heiligen Geist erfüllt, ihre befreundete Verwandte als die von Gott erkorene Messiasgebärerin, ja als noch ungeborene Leibesfrucht bringt, von Gottes Kraft ergriffen, der Täufer in freudiger Regung dem gleichfalls noch ungeborenen Messias seine Huldigung dar [11]). Einzelne Züge des Stückes sind alttestamentlichen Erzählungen, namentlich den Geschichten von Isaak's, Simson's (B. Richt. 13) und Samuel's (1 Sam. 1) Verheißung und Geburt entnommen und nur dem Sachverhältniß gemäß modificirt, wie denn auch das Ganze eine alttestamentliche Farbe trägt. Ob und wie viel auch historische Züge in das Dichtergemälde verwebt seien, muß unentschieden bleiben, da die einzelnen Bestandtheile desselben so organisch in einander eingreifen, und sich gegenseitig so sehr bedingen, daß auch das Wunderlose und an sich recht gut Denkbare nichts denn ein Erzeugniß der Sagenpoesie sein kann. Als nicht zu bezweifelnde Thatsache möchte nur die Geburt des Johannes in den letzten Jahren der Regierung Herodes' des Großen, und zwar von gesetzlich frommen Ältern, feststehen. Wenigstens vermögen wir unter der letzten Voraussetzung den religiösen und sittlichen Charakter des Täufers uns leichter zu erklären, als theilweis unter dem Einfluß der älterlichen Einwirkung gebildet. Die Behauptung von Strauß [12]), die Nachricht von der gesetzlichen Gerechtigkeit der Ältern des Johannes sei nichts als eine auf den Schluß, nur ein so gottseliges Ehepaar habe mit einem solchen Sohne begnadigt werden können, gegründete Dichtung, erscheint daher ebenso unnöthig als willkürlich. Auch die temporaire Stummheit des Zacharias scheint ein historischer Zug zu sein, so wenig es sich auch ermitteln läßt, ob und in welcher Beziehung derselbe zur Geburt des Täufers gestanden habe. Denn zu diesem Momente der Erzählung findet sich nirgends eine Parallele im A. T., ja Abraham und Sara erfuhren in ganz gleichem Falle keine Strafe. Zwar will Strauß aus Dan. 10, 15 fg. und Apostelgesch. 9, 8. 17 fg. als jüdische Meinung erweisen, daß himmlische Erscheinungen den Verlust der Sprache oder des Gesichts nach sich zögen. Aber nach diesen Stellen erfolgte dieser Verlust durchaus nicht zur Strafe, wie Strauß fälschlich angibt, sondern lediglich als Wirkung des übermächtigen und erschütternden Eindruckes der himmlischen Erscheinung. Zweifelhafter ist dagegen die leibliche Verwandtschaft der Elisabeth und Maria, da dieselbe theils als Vorbildung des engen Verhältnisses zwischen den beiden großen Männern, theils als Handhabe für den Besuch der Maria bei Elisabeth, der dichtenden Sage nahe gelegt war. Ebenso zweifelhaft ist die Notiz, daß Johannes sowol von väterlicher als mütterlicher Seite aus priesterlichem Geschlechte stamme (Luc. 1, 5), indem solche Abstammung nach des Josephus (de vita sua 1) Angabe den jüdischen Adel (*εὐγένειαν*) bestimmte, und es daher im Interesse der am Äußerlichen haftenden judenchristlichen Sage liegen konnte, den Täufer schon durch diesen Adel leiblicher Herkunft zu verherrlichen. Endlich müssen wir es auch unentschieden lassen, ob die Ältern des Johannes vor dessen Geburt lange in unfruchtbarer Ehe gelebt haben, da, wie man aus den oben angeführten alttestamentlichen Parallelen des Isaak, Simson und Samuel sieht, die hebräische Sagenpoesie es liebte, große Männer als Spätgeborene sich zu denken, indem sie von der Vorstellung ausging, daß, wenn Gott den Schoos eines Weibes erst spät öffne, er damit beurkunden wolle, daß solche Spätgeborene nicht als Erzeugnisse sinnlicher Lust, sondern als göttliche Gnadengeschenke zu betrachten seien [13]), daher wir denn auch in dem apo-

---

Bauer, Kritik der evangel. Geschichte der Synoptiker. 1. Th. (Leipz. 1841.) S. 23—34. 47—54. Gelpke, S. 32 fg. 51 fg.

9) Bei der lyrischen Haltung des ganzen Stückes ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe ursprünglich eine aus religiös-ästhetischem Interesse hervorgegangene bewußte Dichtung gewesen und erst im weiteren Zeitverlaufe für historisch genommen worden sei, wie es denn auch Schleiermacher (a. a. O. S. 23) als ein „kleines dichterisches Werk," als „ein liebenswürdiges kleines Kunstwerk" bezeichnet. 10) Nach Weiße a. a. O. 1. Th. S. 189 fg. war es Zweck des Mythus, „die Idee des jüdischen Prophetismus, überhaupt der israelitischen Nationalität nach ihrer geistigen, idealen und insbesondere religiösen Seite, sowie dieselbe zwar in wesentlicher Beziehung und Verwandtschaft, aber zugleich in ebenso wesentlichem Gegensatze zu Christus (das heißt gleichfalls nicht blos zu dem persönlichen Christus, sondern zum Christenthum als Idee, als welthistorischer Gesammterscheinung) stehe," darzustellen. Aber solch ein Zweck wäre für die concrete Anschauungsweise des Urchristenthumes doch gar zu abstract gewesen! 11) Als Parallelen zu diesem Zuge sind zu bemerken: 1 Mos. 25, 22 (LXX: *ἐσκίρτων τὰ παιδία ἐν αὐτῇ*), wo der Verfasser den Zwist zwischen Edomiten und Israeliten als durch ein gegenseitiges Stoßen ihrer Ahnherrn, des Esau und Jacob, im Leibe der Rebekka vorgebildet darstellt. Ferner Hieros. Sota. fol. 2, 2: Ad mare rubrum etiam infantes cantarunt in utero matrum, sicut dicitur מְמַקֹּרֵי יִשְׂרָאֵל Psalm 68, 27 und das Targum zu dieser Stelle: exsultate foetus in visceribus matrum suarum de semine Israel.

12) a. a. O. I. S. 141 (1. Aufl.). S. 155 (3. A.). 13) Vgl. Evang. de nativitate Mariae, cap. III, bei *Thilo*, Cod. ap. I. p. 322: Deus — — cum alicujus uterum claudit, ad hoc facit, ut mirabilius denuo aperiat, et *non libidinis esse*, *quod nascitur*, *sed divini muneris cognoscatur* — — — ergo — crede — dilatos diu conceptus et steriles partus mirabiliores esse solere. Nach Weiße dagegen (a. a. O. I. S. 191) sollen die Erzählungen von Spätgeborenen diesen Sinn haben, daß neue Ideen oder geistige Gestaltungen erst dann aufzutreten pflegen, wenn diejenigen Gestaltungen und Ideen, aus denen sie erzeugt werden, alt und kraftlos zu werden beginnen; — Bruno Bauer (a. a. O. I. S. 32) dagegen findet in unserer Erzählung den Gedanken, daß in dem Täufer nach einer langen geistigen Schlaffheit und Abgestorbenheit ein neues kräftiges Princip zur Erscheinung gekommen sei. Aber ganz davon abgesehen, daß beide Erklärungen dem schon in Anm. 10 geltend gemachten Einwande anheimfallen und nichts als Erzeugnisse der in verjüngter Gestalt wieder auftauchenden,

krvphischen Evangelium de nativitate Mariae eine auf die Geburt der Maria, der Mutter Jesu, übertragene Nachbildung der Erzählung des Lucas von des Täufers Geburt finden.

Für unsere Überzeugung haben wir den die ganze Erzählung durchdringenden religiösen Grundgedanken festzuhalten, daß Erscheinung und Auftritt Johannis des Täufers in demselben göttlichen Rathschlusse begründet gewesen sei, auf welchen von der christlichen Weltansicht das gesammte Werk der Erlösung durch Christum zurückgeführt wird und werden muß.

Nach der gemeinen christlichen Rechnung (Aera Dionys.) wird als Tag der Empfängniß Johannis des Täufers der 24. September, und als Geburtstag der 24. Juni (vgl. Artikel Johannistag) angenommen. Neuere biblische Chronologen fanden diese gangbaren Kalenderbestimmungen irrig, ohne jedoch selbst im Resultate ihrer mühsamen Untersuchungen übereinzustimmen. So fand Joseph Scaliger [14]) als Tag der Empfängniß den 28. Juli, J. A. Bengel [15]) den 9. September, Sal. van Til [16]) den 12. oder 13. September. Indem man von diesen Terminen an 275 Tage, als Zeitdauer einer ordentlichen Schwangerschaft, weiter zählte, fand man den Geburtstag. Als Grundlage der Rechnung diente die Reihenfolge der 24 Priesterordnungen. Man suchte daher den Tag auszumitteln, an welchem Zacharias vom Priesterdienste abgetreten sei, indem man auf diesen oder einen der folgenden Tage die Empfängniß des Täufers setzte. Allein selbst unter Voraussetzung des strengsten historischen Charakters der evangelischen Vorgeschichte müssen solche Rechnungen immer precair bleiben, da so viele zur Vollständigkeit der historischen Combination nöthige Mittelglieder fehlen. Seitdem man aber vollends zur Einsicht in den mythischen Charakter jener Vorgeschichte gelangt ist, können jene Untersuchungen nur noch als Denkmale aufs Unnützeste verwandter Combinationsgabe gelten.

Über die Zeit von des Johannes Geburt bis zu seinem öffentlichen Auftritt enthält die evangelische Geschichte nichts als die höchst ungenügende, wahrscheinlich nur auf einem von seinem öffentlichen Leben gezogenen, wenn auch an sich nicht unwahrscheinlichen Schlusse beruhende Notiz, daß er sich in den Einöden (wahrscheinlich in der Nähe seines Geburtsortes) aufgehalten habe (Luc. 1, 80), womit die nasirisch-contemplative Lebensweise bezeichnet werden soll. Endlich im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius trat er auf göttliches Geheiß, d. h. im Vollbewußtsein prophetischen Berufes (*ἐγένετο ῥῆμα θεοῦ ἐπὶ Ἰωάννην*, Luc. 3, 2 vgl. mit Jerem. 1, 4 u. a. St.), nach dem Vorbilde alter Propheten (Sach. 13, 14), vornehmlich des Elias (2 Kön. 1, 8) und gleichzeitiger Einsiedler [17]) in einem kameelshaarenen Gewande mit ledernem Gürtel, von Heuschrecken [18]) und Wildhonig sich nährend, in der Aue des Jordans auf, um die Nähe des messianischen Reiches zu verkündigen und die Israeliten darauf vorzubereiten (Matth. 3, 1—12. Marc. 1, 1—8. Luc. 3, 1—20. [19]) coll. Joh. 1, 28. 10, 40. *Justin.* Dial. c. Tryphone c. 88. p. 186 ed. *Maran.*). Aus Jerusalem, ganz Judäa und der Umgegend des Jordans strömten auf seinen Ruf große Scharen zusammen, unter ihnen nach Matth. 3, 7 sogar auch Pharisäer und Sadducäer. Allen legte er die Nothwendigkeit der Buße aufs Dringendste ans Herz, geißelte besonders die Werkheiligkeit der Pharisäer und deren falsches Vertrauen auf ihre Abstammung von Abraham (Matth. 3, 7—9), und schärfte einzelnen Ständen aufs Nachdrucksvollste ihre speciellen Pflichten ein (Luc. 3, 12—14), auf das nahende Strafgericht verweisend, welches Jeden ereilen werde, der nicht würdige Früchte der Buße bringe [20]). Die Verpflichtung zur Buße, welche die Israeliten übernahmen, um sich der Vergebung der Sünden (*βάπτισμα μετανοίας εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν*, Marc. 1, 4) und der Theilnahme am messianischen Reiche würdig zu machen, versinnbildete er durch die Ceremonie der Wassertaufe am Jordan, ohne zu verhehlen, daß er die Kraft zum Guten zu verleihen außer Stande sei; dies sei die Sache des nach ihm kommenden Stärkeren, dem er den Weg bahne, dessen Schuhriemen zu lösen, d. h. dem er die niedrigsten Sklavendienste zu verrichten nicht würdig sei, welcher mit dem heil. Geiste und mit Feuer [21]) taufen, d. h. die Empfänglichen und Gläubigen mit dem göttlichen Lebensprincipe des Wahren und Guten im reichlichsten Maße

allerabstrusesten allegorischen Auslegung sind, eignen sich dieselben nicht im Mindesten zur Anwendung auf die obengenannten alttestamentlichen Parallelen des Isaak, Simson und Samuel.

14) in dem Werke de emendatione temporum. p. 54 sq. und Canon. isagogic. lib. III. p. 967 sq. 15) Ordo temporum. p. 231. 16) in von Benningsen's biblischer Chronologie. S. 185. Einen Auszug aus diesen drei Untersuchungen s. in Paulus' exeget. Handb. I, a. S. 82—86.

17) So beschreibt *Joseph.* de vita sua c. 2 das einsiedlerische asketische Leben seines Lehrers Banus fast ganz in derselben Art, wie die Evangelisten das des Täufers: — — *πυθόμενός τινα Βανοῦν ὄνομα κατὰ τὴν ἐρημίαν διατρίβειν ἐσθῆτι μὲν ἀπὸ δένδρων χρώμενον τροφὴν δὲ τὴν αὐτομάτως φυομένην πρὸς-φερόμενον, ψυχρῷ δὲ ὕδατι τὴν ἡμέραν καὶ τὴν νύκτα πολλάκις λουόμενον πρὸς ἁγνείαν.* 18) Epiphanius Haer. Ebion. 30, 13 und Neander a. a. O. S. 52 beschuldigen das Evangelium der Ebioniten einer Fälschung des ursprünglichen Textes, indem es statt *ἀκρίδες* gesetzt habe *ἐγκρίδες*. Aber mit großem Unrecht, denn der Text jenes häretischen Evangeliums lautete nach des Epiphanius eigener Angabe: *καὶ τὸ βρῶμα αὐτοῦ — — μέλι ἄγριον, οὗ ἡ γεῦσις ἦν τοῦ μάννα, ὡς ἐγκρὶς ἐν ἐλαίῳ.* Der Verfasser des Evangeliums vergleicht also nur den Geschmack jenes Wildhonigs mit dem des Manna und des Ölkuchens nach 4 Mos. 11, 8. Vgl. Paulus, Exeget. Handb. I, a. S. 305. 19) Strauß a. a. O. I. S. 386 bemerkt, bei Lucas spreche der Täufer, bevor ihm die Meinung des Volkes, er möge der Messias sein (V. 15), kund geworden, von keinem Himmelreich. Allein eine klare Andeutung auf die Idee desselben liegt doch in der Hinweisung auf das messianische Gericht, V. 7 (*ὀργὴ μέλλουσα*, bekannter messianischer Ausdruck, vgl. 1 Thess. 1, 10) und V. 9. 20) Neander a. a. O. S. 54 findet bei Matth. 3, 9 und Luc. 3, 8 sogar eine Anspielung auf die der Theilnahme am messianischen Reiche würdigen Heiden. Aber dies hätte der Täufer deutlicher ausdrücken müssen. Der Sinn ist jedenfalls nur: Käme es der Gottheit blos auf Abrahamitische Abkunft an, so bedarf sie Euer nicht; vermöge ihrer Allmacht vermag sie sich aus diesen Steinen Abrahamiden zu schaffen, welche würdiger sind als ihr. 21) Über die Redensart *πυρὶ βαπτίζειν* vgl. unsere Bemerk. in dieser Encyklopädie. 2. Sect. XIX. Bd. S. 59 Anm. 33.

erfüllen, über die Unempfänglichen und Unbußfertigen dagegen die schwersten Strafen verhängen werde. Auf die Anfrage einer Deputation des jüdischen Synedriums nach seinem Berufe erklärte er, daß er weder der Messias selbst, noch einer der vom jüdischen Aberglauben erwarteten Vorläufer sei, wol aber den Beruf habe, in Gemäßheit der Weissagung bei Jes. 40, 3 dem Messias, welcher schon in ihrer Mitte weile, ohne daß sie ihn kennten, und zu welchem Er im Verhältniß der tiefsten Unterordnung stehe, den Weg zu bahnen (Joh. 1, 19—27). — Außer dem bedeutenden Anhange, welchen Johannes im Volke fand, das in ihm einen Propheten verehrte (Matth. 14, 5. 21, 26. Marc. 11, 32), sammelte sich um ihn auch ein engerer Kreis von Schülern, welche sein asketisches Leben nachahmten (Matth. 9, 14. Marc. 2, 18. Luc. 5, 33), und welche er besondere Gebete lehrte (Luc. 11, 1). Bei den geistlichen Machthabern des Volkes fand er jedoch keinen Anhang (Matth. 21, 25. Marc. 11, 31. Luc. 20, 5).

Der Erscheinung und Wirksamkeit des Täufers gedenkt auch Josephus Antt. XVIII, 5, 2, wenn auch, was bei Vergleichung seines Berichtes mit dem der Evangelien nicht außer Acht zu lassen ist, nur gelegentlich. Er erzählt nämlich a. a. O. den Krieg zwischen Herodes Antipas und dem arabischen Fürsten Aretas, dessen Tochter früher des Herodes Gemahlin gewesen, aber von demselben um der Herodias willen verstoßen worden war. Da nun Herodes eine Schlacht verloren, so habe das Volk gesagt, dies sei die Strafe für die Hinrichtung des Täufers, und so wird Josephus veranlaßt, über denselben in der Kürze Einiges einzuschalten. „Johannes der Täufer nämlich sei ein braver Mann gewesen, welcher die Juden ermahnt habe, Tugend zu üben, gegen einander Gerechtigkeit, gegen Gott aber Frömmigkeit zu bezeigen und *βαπτισμῷ συνιέναι*, d. h. entweder: zur Taufe zusammenzukommen, oder: durch die Taufe in Gemeinschaft zu treten. Denn auf solche Art werde auch die Taufe Gott angenehm erscheinen, wenn man sich derselben nicht zur Sühnung gewisser Vergehungen, sondern zur Heiligung des Leibes bediene, vorausgesetzt nämlich, daß vorher die Seele mit Gerechtigkeit gereinigt sei“ [22]). Es leidet kaum einen Zweifel, daß Johannes nach dieser Darstellung seine Taufe in Gegensatz zu den Mosaischen Lustrationen stellte, durch welche die Levitischen Verunreinigungen getilgt werden mußten, und denen man, unabhängig von der Gesinnung und den guten Vorsätzen des zu Entsühnenden, eine magische Kraft beilegte. Nach des Johannes Absicht sollte dagegen die Heiligung des Leibes nur unter der Bedingung der vorausgegangenen Reinigung der Seele Bedeutung haben [23]). Er faßte mithin die Taufe als Symbol der Läuterung des ganzen inneren Lebens im Gegensatze zur Sühnung einzelner Vergehungen. Dies stimmt ganz damit überein, daß Johannes nach dem evangelischen Berichte die Taufe als Symbol der Verpflichtung zur *μετανοία εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν* darstellt und nach Matth. 3, 7 und Luc. 3, 7 dem Vorurtheile zu begegnen sucht, als vermöge die Taufe schon als bloßes Ceremonial von den Strafen des messianischen Gerichtes zu befreien. Josephus läßt es aber auch nicht an Andeutung der messianischen Beziehung dieser Taufe fehlen. Denn mögen wir nun die Redensart *βαπτισμῷ συνιέναι* erklären: zur Taufe zusammenkommen, wie dieselbe gewöhnlich verstanden wird, wiewol der Gebrauch des Dativs im localen Sinne für *εἰς* oder *πρὸς* selten ist [24]), oder was weit näher liegt: durch die Taufe in Gemeinschaft treten: in beiden Fällen wird kraft des Zusammenhanges die Taufe als Mittelpunkt eines religiösen Menschenvereines dargestellt, wie denn auch in der weiteren Nachricht des Josephus, der große Anhang, den sich Johannes erworben und das hohe Ansehen, welches er genossen, habe den Herodes einen Abfall fürchten lassen [25]), im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden eine Hindeutung auf messianische Ideen durchblickt. Daß sich aber Josephus nicht klarer und directer über die messianische Beziehung der Johanneischen Taufe äußert, kann nicht befremden, sobald man erwägt, daß dieser Schriftsteller in Folge seines Verhältnisses zu den Römern auch sonst in seinen Schriften die messianische Erwartung der Juden fast gänzlich zurückstellt [26]), daher es gar nicht unwahrscheinlich ist, daß er den unklaren und zweideutigen Ausdruck *βαπτισμῷ συνιέναι* absichtlich gewählt hat.

Der vorhin mitgetheilte evangelische Bericht hat zu vielfachen Discussionen und Zweifeln Veranlassung gegeben. Zunächst fragt es sich, ob die Johanneische Taufe aus einem älteren Ritus abzuleiten, oder ihrem Wesen und Zwecke nach neue Institution gewesen sei, über welche Frage endlose Streitigkeiten geführt worden sind. Manche Theologen [27]) haben einen Zusammenhang mit den essäischen Waschungen angenommen, durch welche nach *Joseph.* B. Jud. II, 8, 7 die Theilnahme am zweiten Ordensgrade bedingt gewesen sei. Für eine Abhängigkeit des Täufers von den Essäern lassen sich

22) *κτείνει γὰρ τοῦτον Ἡρώδης, ἀγαθὸν ἄνδρα καὶ τοὺς Ἰουδαίους κελεύοντα, ἀρετὴν ἐπασκοῦντας καὶ τῇ πρὸς ἀλλήλους δικαιοσύνῃ καὶ πρὸς τὸν θεὸν εὐσεβείᾳ χρωμένους βαπτισμῷ συνιέναι. Οὕτω γὰρ καὶ τὴν βάπτισιν ἀποδεκτὴν αὐτῷ φανεῖσθαι, μὴ ἐπί τινων ἁμαρτάδων παραιτήσει χρωμένων, ἀλλ' ἐφ' ἁγνείᾳ τοῦ σώματος, ἅτε δὴ καὶ τῆς ψυχῆς δικαιοσύνῃ προεκκεκαθαρμένης.* 23) Vgl. Paulus a. a. O. I, a. S. 314 u. 361. Anm. Strauß a. a. O. S. 385 fg. Neander a. a. O. S. 50 fg. Anm. Br. Bauer a. a. O. I. S. 175 fg.

24) Vgl. Winer, Gramm. des neutestamentl. Sprachidioms. (4. Aufl. Leipz. 1836.) S. 191 fg. 25) Josephus in der Anm. 22 abgebrochenen Stelle fährt nämlich so fort: *καὶ τῶν ἄλλων συστρεφομένων, καὶ γὰρ ἥρθησαν ἐπὶ πλεῖστον τῇ ἀκροάσει τῶν λόγων, δείσας Ἡρώδης τὸ ἐπὶ τοσόνδε πιθανὸν αὐτοῦ τοῖς ἀνθρώποις μὴ ἐπὶ ἀποστάσει τινι φέροι, πάντα γὰρ ἐῴκεσαν συμβουλῇ τῇ ἐκείνου πράξοντες, πολὺ κρεῖττον ἡγεῖται, πρίν τι νεώτερον ἐξ αὐτοῦ γενέσθαι προλαβὼν ἀναιρεῖν ἢ μεταβολῆς γενομένης εἰς τὰ πράγματα ἐμπεσὼν μετανοεῖν.* 26) Vgl. *Bretschneider*, Capita theologiae Judaeorum dogmaticae e Flavii Josephi scriptis collecta. (Lips. 1812.) p. 36 sqq. de Wette, bibl. Dogmatik. (3. Aufl. Berlin 1831.) §. 193. von Cölln, bibl. Theologie. I. Bd. (Leipzig 1836.) S. 486 fg. Daß Josephus für seine Person wirklich der messian. Hoffnung gehuldigt habe, wird von Strauß a. a. O. 2. Bd. S. 388 fg. Anm. 18 aus Antiqq. X, 10, 4 coll. Dan. 2, 40 außer allen Zweifel gesetzt. 27) z. B. *Wegscheider*, Instt. dogm. ed. VI. p. 520. Hase a. a. O. S. 78.

mehre scheinbare Gründe anführen, nämlich die Nähe seines (Geburts- und Aufenthaltsortes bei den Niederlassungen der Essäer unfern vom todten Meere[28]), dann seine asketische Lebensart und strenge Sittenlehre. Allein wie unklar auch die genannte Stelle des Josephus ist, so möchte doch soviel gewiß sein, daß in ihr von keiner Receptionslustration die Rede ist. Beachten wir nämlich, daß Josephus kurz vorher (II, 8, 5) von den täglichen Lustrationen der Essäer und den daran sich schließenden gemeinsamen Mahlzeiten gesprochen hat (— — *μέχρι πέμπτης ὥρας ἐργασάμενοι συντόνως ἔπειτα πάλιν εἰς ἓν ἀθροίζονται χωρίον, ζωσάμενοί τε σκεπάσμασι λινοῖς, οὕτως ἀπολούονται τὸ σῶμα ψυχροῖς ὕδασι· καὶ μετὰ ταύτην τὴν ἁγνείαν εἰς ἴδιον οἴκημα συνίασιν, ἔνθα μηδενὶ τῶν ἑτεροδόξων ἐπιτέραπται παρελθεῖν, αὐτοί τε καθαροὶ καθάπερ εἰς ἅγιόν τι τέμενος παραγίνονται τὸ δεῖπνητήριον*) und nun in der fraglichen Stelle so fortfährt: *τῷ δὲ ζηλοῦντι τὴν αἵρεσιν αὐτῶν οὐκ εὐθὺς ἡ πάροδος, ἀλλ' ἐπ' ἐνιαυτὸν ἔξω μένοντι τὴν αὐτὴν ὑποτίθενται δίαιταν. ἀξινάριόν τε καὶ τὸ προειρημένον περίζωμα καὶ λευκὴν ἐσθῆτα δόντες. Ἐπειδὰν δὲ τούτῳ τῷ χρόνῳ πεῖραν ἐγκρατείας δῶ, πρόσεισι μὲν ἔγγιον τῇ διαίτῃ καὶ καθαρωτέρων τῶν πρὸς ἁγνείαν ὑδάτων μεταλαμβάνει, παραλαμβάνεται δὲ εἰς τὰς συμβιώσεις οὐδέπω*: so kann es, besonders wegen des Gegensatzes *παραλαμβ. δέ κ. τ. λ.* kaum einem Zweifel unterliegen, daß hier dieselben Lustrationen gemeint sind, wie kurz vorher, und die *ὕδατα* wol nur im Gegensatz zu profanen Waschungen *καθαρότερα* genannt werden. Sollten aber auch wirklich von den vorhergenannten verschiedene Lustrationen gemeint sein, so verbietet doch der Ausdruck *μεταλαμβάνει* an einen blos ein Mal zu vollziehenden Ritus zu denken; man könnte in diesem Falle nur Lustrationen von angeblich höherer Läuterungskraft verstehen, die den höheren Ordensgraden eigenthümlich gewesen, und zu denen die Novizen erst nach Ablauf eines Jahres den Zutritt erhalten hätten. Und wie nahe hätte es dem Josephus gelegen, da, wo er der Johanneischen Taufe gedenkt, auf deren Zusammenhang mit den essäischen Lustrationen aufmerksam zu machen. Mag auch der Täufer von den benachbarten Essäern manche Anregung empfangen haben, so findet sich doch nirgends eine Spur engeren Zusammenhanges zwischen ihm und den Essäern; vielmehr beurkundet sich seine Erscheinung als eine selbständige, aus alttestamentlichen Bildungselementen vollkommen begreifliche. Selbst für seine asketische Lebensweise haben wir im Nasiräate eine zureichende Analogie. Sein Costüm aber war bekanntlich ein ganz anderes, als das der Essäer. Ließe sich aber auch seine ganze äußere Erscheinung aus dem Essäismus ableiten, so würde doch diese Quelle am wenigsten ausreichen zur Erklärung seiner außerordentlichsten Eigenschaft, seiner Erkenntniß der unmittelbaren Nähe des messianischen Reiches[29]). Nach einer zweiten, viel weiter, als die so eben beleuchtete, verbreiteten Ansicht wird die Johanneische Taufe für eine Anwendung der jüdischen Proselytentaufe (טְבִילָה, von טָבַל untertauchen) auf die Mitglieder der neu zu begründenden messianisch-theokratischen Gemeinschaft gehalten[30]). Indessen ist von anderer Seite[31]) erwiedert worden, daß in den unmittelbar vor und nach der Erscheinung Christi abgefaßten jüdischen Schriften, den Apokryphen des A. T., den älteren Targumim, den Werken des Philo und Josephus, sich nicht die geringste Spur von Anwendung dieser Taufe findet, obschon den Verfassern genannter Schriften mehrmals Gelegenheit gegeben war, ihrer zu gedenken, z. B. dem Josephus an drei Stellen: Antt. XVIII, 5, 2 bei Relation von der Johanneischen Taufe, und XIII, 9, 1 und XIII, 11, 3, in welchen beiden Stellen er berichtet, daß Johann Hyrkanus die Idumäer und Aristobulus die Ituräer unterjocht und zur Beschneidung gezwungen habe, ohne etwas von einer Taufe beizufügen. Die Stellen aber, auf welche sich die Vertheidiger des höheren Alters der Proselytentaufe berufen haben, handeln entweder gar nicht von diesem Ritus, wie die bekannte Stelle der Mischnah (ums J. 190 verfaßt) vom Streite der Schulen Hillel's und Schammai's im Tr. Pesachim VIII, 8 (de proselyto, qui proselytus factus est vesperi

28) *Plin.* H. N. V, 17. §. 262 ed. *Hard.*: Ab occidente (lacus Asphaltites) litora fugiunt Essaei usque qua nocent, d. h. sie bewohnen das westliche Uferland, soweit es die schädliche Ausdünstung des Sees zuläßt.

29) Vgl. auch von Wegnern, über das Verhältniß des Christenthums zum Essäismus, in Illgen's Zeitschrift für die histor. Theologie. Jahrg. 1841. 1. Heft. S. 68 fg. 30) So von *Lightfoot*, Horae hebraicae. p. 220 sqq. *Selden.* Jus nat. et gentium 2, 2. *Hottinger*, Theol. jud. c. 29. *Jo. Andr. Danz*, Baptismus proselytorum Judaicus ad illustr. baptism. Joann. Matth. 3, 5, 6. (Jen. 1699.) und Antiquitas baptismi initiationis vindicata. (Jen. 1710.) Beide Dissertationen wieder abgedruckt in *Meuschenii* N. T. ex Talmude illustratum. (Lips. 1736. 4.) p. 233—287 und p. 287—305. Schöttgen und Wetstein zu Matth. 3, 6. W. C. L. Ziegler, über die Johannistaufe als unveränderte Anwendung der jüdischen Proselytentaufe und über die Taufe Christi als Fortsetzung der Johannistaufe, in s. theolog. Abhandlungen. (Götting. 1804.) 2. Bd. S. 132 fg. Eisenlohr, Historische Bemerkungen über die Taufe. (Tübingen 1804.) S. 5 fg. Jahn, Bibl. Archäologie. (Wien 1805.) 3. Bd. S. 219 fg. *Zimmermann*, De baptismi origine ejusque usu hodierno. (Gotting. 1815. 4.) *Kuinoel*. ad Matth. ed. IV. p. 61—64. *Fritzsche* ad Matth. 3, 6. p. 122 sq. Bretschneider, Handb. der Dogmatik. 2. Thl. (4. Aufl. Leipz. 1838.) S. 627 fg. und im Wesentlichen auch Bengel, Über das Alter der jüdischen Proselytentaufe. (Tübingen 1824.) und in s. Archiv für Theologie. 1818. 2. Bd. 3. Hft. S. 740. 31) Vgl. *Wernsdorf*, Recentiores de baptismate controversiae. Ed. II. (Viteb. 1722.) *Ernesti*, Opuscc. theol. p. 255 sqq. Paulus a. a. O. I, a. S. 307 fg. Geo. Lor. Bauer, Beschreibung der gottesdienstlichen Verfassung der alten Hebräer. Als erläuternder Commentar über den dritten Abschnitt der hebr. Archäol. (Leipz. 1805—6.) 2. Bd. S. 388 fg. *de Wette*, Diss. de morte J. Chr. expiatoria. (Berol. 1813.) p. 42 sqq. Opuscc. theol. p. 60 sq. Dessen Archäologie. p. 303. *Reiche*, De baptismatis origine et necessitate. (Gotting. 1816.) Winer, Bibl. Realler. 2. Bd. S. 340 fg. Schneckenburger, über das Alter der jüdischen Proselytentaufe. (Berlin 1828.) Lübkert, über die Proselyten der Juden, in Ullmann's und Umbreit's theolog. Studien u. Kritiken. 1835. 3. Heft. S. 689—695. Noch einige andere, besonders ältere Schriften für und wider die Sache s. in Bretschneider's Entwickel. der dogmat. Begriffe. (4. Aufl. Leipz. 1841.) S. 729 fg.

paschatis, dicit schola Schammai: *immergat se* et comedat pascha suum vesperi; schola Hillelis dicit: qui se separat a praeputio, est ut ille, qui separat se a sepultura), wo blos von der Nothwendigkeit der speciellen Waschung vor der Theilnahme am Pascha von Seiten des so eben zum Judenthume übergetretenen Heiden die Rede ist [32]), worauf auch die Stelle des Pseudojonathan zu 2 Mos. 12, 14: circumcides eum (den Sklaven, der das Pascha essen soll) et baptizabis eum sich bezieht; — oder sie sind aus Schriften von zweifelhaftem Zeitalter entnommen, wie aus der äthiopischen Version zu Matth. 23, 15: ut baptizetis unum peregrinum, et cum baptizatus fuerit, adaptatis eum magis quam vos gehennae. Die erste unzweifelhafte Erwähnung der Proselytentaufe findet sich in der (zu Anfang des 6. Jahrh. verfaßten) babylonischen Gemara, Jebamoth 46, 2, wo des Streites der Rabbinen Josua und Elieser gedacht wird über die Frage, ob der zwar beschnittene, aber nicht getaufte Proselyt legitimer Jude sei. Elieser bejahete, Josua dagegen verneinte die Frage; beide Rabbinen aber sollen bald nach der Zerstörung Jerusalems gelebt haben. Die Vertheidiger des höheren Alters der Proselytentaufe bemerken zwar, erst nach dem Zeitalter Jesu würden die Juden von den ihnen so verhaßten Christen schwerlich eine solche Ceremonie angenommen haben. Allein die Geschichte des jüdischen Volkes seit seiner Rückkehr aus dem Exil beweist ja genugsam, daß keine patriotischen uud religiösen Antipathien stark genug waren, um alle und jede fremde Einflüsse von sich abzuhalten, und dieselbe Erscheinung gewahren wir auch bei den Rabbinen [33]). Bei dem hohen Werthe aber, den die Juden nach Maßgabe ihrer heiligen Schriften auf Lustrationen legten, mußte sich ihnen die Taufe als Initiationsritus ganz besonders empfehlen, und sie konnten sich zu Einführung derselben veranlaßt sehen, damit ihre Proselyten den Christen in dieser Beziehung nicht nachständen. Ebenso möglich, wenn auch nicht zu erweisen, ist es aber auch, was selbst viele Gegner [34]) des höheren Alters der jüdischen Proselytentaufe zugeständnißweise behaupten, daß schon längst vor Christi Geburt die Proselyten, weil sie als Heiden für unrein galten, einer Lustration sich unterwerfen mußten, ynd aus dieser Lustration, unabhängig vom Christenthume, nach der Zerstörung Jerusalems die Proselytentaufe als selbständiger und an Werth der Beschneidung gleichgestellter Ritus sich entwickelte, weil seit jener Zeit die Opfer aufhörten, welche die Proselyten früher hatten darbringen müssen. Jene ältere Lustration aber, wenn sie wirklich stattfand, würde doch nicht mit der Johanneischen Taufe sich vergleichen lassen, da es wesentliches Merkmal der letzteren war, daß sie von einem Höherstehenden, dem Vorläufer des Messias, verrichtet wurde (Matth. 3, 14. Joh. 1, 25), während die Lustration der Proselyt selbst an sich hätte vollziehen müssen. Mit Recht gewinnt daher in unserer Zeit immer mehr die Ansicht die Oberhand, daß der Ursprung der Johanneischen Taufe in prophetischen Stellen zu suchen sei, in welchen die Sündenvergebung, die Gott für die messianische Zeit verheißt [35]), mit einer Abwaschung oder Reinigung durch Wasser verglichen wird: Ezech. 36, 25. Sach. 13, 1. Diese Stellen scheint man buchstäblich gefaßt und daraus die Meinung abgeleitet zu haben, der Messias oder sein Vorläufer werde die Menschen durch einen Taufact zur Sinnesänderung als der Bedingung der Sündenvergebung verpflichten, und dadurch zur Theilnahme am Gottesreiche weihen, eine Meinung, welche Joh. 1, 25 auf's Bestimmteste ausgesprochen ist.

Eine andere Frage betrifft die Zeit des öffentlichen Auftritts des Johannes, besonders die Länge der Zwischenzeit von diesem Auftritt bis zur Taufe Jesu und dessen öffentlichem Hervortreten. Nach Luc. 3, 1 trat der Täufer im 15. Jahre der Regierung, d. i. wahrscheinlich der Alleinherrschaft, des Kaisers Tiberius, also im Jahre der Stadt Rom 767 auf, welchen Zeitpunkt der Evangelist auch noch durch andere, freilich minder genaue chronologische, Angaben zu bestimmen sucht. Da nun Lucas die Zeit des Auftritts einer bloßen Nebenperson schwerlich so genau zu bestimmen gesucht haben würde, wenn er damit nicht zugleich eine Hindeutung auf die Zeit des Auftritts der Hauptperson, Christi selbst, hätte geben wollen [36]): so kann er jene Zwischenzeit nur als sehr kurz angenommen haben, und denselben Eindruck gewinnt man auch aus den beiden anderen Synoptikern. Denn obschon dieselben jeder chronologischen Angabe ermangeln, so berühren sie doch die Wirksamkeit des Täufers nur kurz, um sogleich zur Darstellung der Haupterscheinung fortzueilen. Da nun nach Luc. 3, 23 Jesus bei seinem Auftritt ungefähr 30 Jahre alt war, so würde jene Ansicht von einem sehr kurzen Zwischenraume vom Auftritt des Johannes bis zur Taufe Jesu zur zweifellosen Gewißheit erhoben sein, wenn es sowol mit der Angabe des Lucas 1, 26, daß der Täufer nur sechs Monate älter gewesen sei, als Jesus, als auch mit der gewöhnlichen Annahme, daß ein öffentlicher jüdischer Lehrer im 30. Lebensjahre habe auftreten müssen, seine Richtigkeit hätte. Indessen erlaubt die alttestamentliche Bestimmung über die Leviten, deren Dienst mit dem 30. Lebensjahre begann (4 Mos. 4, 3. 47. 1 Chron. 24, 2. 3., wogegen 4 Mos. 8, 24 das 25. und 2 Chron. 31, 17 das 20. Lebensjahr als Anfang ihrer Dienstzeit genannt wird), noch keinen Schluß auf die freiere Wirksamkeit eines Propheten und Volkslehrers. Ja, nach Apostelgesch. 7, 23 erklärte Stephanus, daß Moses, nach damaliger Ansicht das Vorbild der Propheten, bei seinem Auftritt 40 Jahre alt gewesen sei, wie denn auch in mehren rabbinischen Schriften das 40. Jahr als Zeitpunkt des Auftritts öffentlicher Lehrer angenommen wird [37]). Die

32) Vgl. J. Ph. Gabler, Ob in der Stelle der Mischnah tract. Pesach. VIII, 8 ein Beweis für die Proselytentaufe unter den Juden enthalten sei? In Gabler's Journal für auserlesene theolog. Literatur. 3. Bd. S. 426 fg. Kleine theolog. Schriften. I. Bd. S. 373 fg. 33) Vgl. *de Wette*, Opuscc. p. 64—69. 34) Wie Bauer, Reiche, de Wette, Winer u. A.

35) Vgl. Baumgarten-Crusius, Grundzüge der bibl. Theol. (Jen. 1828.) S. 403 fg. 36) Vgl. Schleiermacher a. a. O. S. 62. Hase a. a. S. 50. Strauß a. a. O. I. S. 377. 37) Vgl. Kuhn a. a. O. I. S. 171.

Notiz Luc. 1, 26 aber ist zu eng in den mythischen Sagenkreis der evangelischen Kindheitsgeschichte verflochten, als daß sie der Kritik einen Anhaltepunkt gewähren könnte; ja sie verdankt vielleicht ihren Ursprung nur dem Interesse, den noch ungeborenen Täufer dem Messias seine Huldigung bezeigen zu lassen. — Eine so kurze Wirksamkeit des Täufers, als wir den Evangelien zufolge annehmen müssen, ist aber von der neueren Kritik [38]) wiederholt in Anspruch genommen worden. Man hat bemerkt, der Täufer habe doch eine beträchtliche Anzahl Jünger (Joh. 4, 1), und zwar nicht blos Solche, die sich nur von ihm taufen ließen, sondern auch von ihm besonders gebildete Schüler (Luc. 11, 1) gehabt und eine eigene Partei von Anhängern hinterlassen (Apostelgesch. 18, 25. 19, 3): was schwerlich das Werk von wenigen Monaten habe sein können. Es habe erst einige Zeit hingehen müssen, bis der Täufer so bekannt geworden, daß die Leute die Reise zu ihm unternahmen; es habe Zeit bedurft, seine Lehre zu fassen, und Zeit, daß sich dieselbe, zumal sie gegen die gangbaren jüdischen Begriffe verstoßen habe, Eingang habe verschaffen und festsetzen können; überhaupt habe sich das hohe und dauernde Ansehen, in welches sich Johannes nach Josephus (Antt. XVIII. 5. 2), wie nach den Evangelien (Matth. 14, 2. 21, 26) bei seiner Nation gesetzt gehabt habe, nicht wohl in so kurzer Zeit erwerben können. Es sei aber leicht erklärlich, wie die Evangelisten auf die Annahme einer so kurzen Zeitdauer der Wirksamkeit des Johannes bis zum Auftritt Jesu verfallen seien. Da nämlich die geringere Wirksamkeit des Täufers vor der höheren Erscheinung Jesu gänzlich in Schatten getreten sei, so habe es der idealen Vorstellung der urchristlichen Gemeinde nahe gelegen, die Zeit zwischen dem Auftreten der beiden großen Männer weit enger zusammenzuziehen, als es in der historischen Wirklichkeit der Fall gewesen sei. — Allein diese Gründe sind durchaus ungeeignet zur Bestreitung der evangelischen Darstellung. Denn von einer Lehre des Täufers im Sinne eines Systemes, dessen Vortrag und Auffassung längere Zeit bedurft hätte, kann überall nicht die Rede sein. Es waren vielmehr, zumal der synoptischen Darstellung zufolge, wenn auch inhaltsschwere, doch nur wenige und ohnedies bereits bekannte Ideen, für welche Johannes die Herzen zu begeistern suchte. Allen psychologischen Analogien zufolge (man denke z. B. an Peter von Amiens) war eine Wirksamkeit, wie die des Täufers, an kein bestimmtes Zeitmaß gebunden; es bedurfte nur von seiner Seite der erfoderlichen Energie, an deren Vorhandensein noch Niemand gezweifelt hat, von Seiten der Zuhörer aber der Empfänglichkeit für die messianische Sache, und diese Empfänglichkeit läßt sich allen geschichtlichen Anzeigen nach in damaliger Zeit in nicht geringem Maße voraussetzen [39]). Bei dem verhältnißmäßig engen Umfange von Palästina, bei der ungemein günstigen Lage des Terrains, welches Johannes wenigstens für seine frühere Wirksamkeit gewählt hatte, an der Stelle des Jordan, wo der regste Verkehr zwischen östlichem und westlichem Palästina stattfand, reichten gewiß drei bis sechs Monate hin, um zahlreiche Scharen von Pilgern um ihn zu versammeln und die Kunde von seiner Predigt nach allen Punkten des Landes hin zu verbreiten. Auch waren es schwerlich überschwengliche Mysterien, in welche Johannes seine Schüler im engeren Sinne einzuweihen hatte, sodaß diese einer längeren Lehrzeit bedurft hätten. Ohnedies wird ja nirgends angegeben, ob und wie groß dieser engere Kreis von Schülern gewesen sei [40]).

Anlangend die Localität der Wirksamkeit des Johannes, so berichtet Matth. 3, 1 (coll. Marc. 1, 4. 6), der Täufer habe in der Wüste Judäa's seinen Ruf zur Buße ergehen lassen und darauf die zu ihm herbeigeströmten Scharen im Jordan getauft, sodaß es den Schein hat, als denke sich der Evangelist den Jordan durch die judäische Wüste fließend, wie denn Marc. 1, 4 den Johannes seine Taufe gradezu in der Wüste verrichten läßt, freilich ohne diese Wüste als die judäische zu bezeichnen. Da aber Matthäus sonst überall die genaueste Kenntniß der Localität von Palästina beurkundet, so würde es höchst ungerecht sein, ihm einen derartigen geographischen Verstoß aufzubürden. Man hat daher mit Recht gewöhnlich nur eine Ungenauigkeit der Darstellung angenommen, und dieselbe entweder daher erklärt, daß Johannes die Bußpredigt wirklich in der Wüste gehalten, die Taufe aber in der Jordanaue verrichtet habe [41]), oder daß das bis auf wenige Striche höchst unfruchtbare [42]) Jordanthal (daher auch *Jos.* B. J. III, 10, 7 bemerkt, der Jordan fließe durch πολλὴν ἐρημίαν) für eine Fortsetzung der Wüste Juda genommen worden sei [43]). Allein die Wüste Juda berührte gar nicht die Ufer des Jordan, sondern war von denselben durch die schauerliche Wüste Quarantania getrennt. Was aber die erstere Annahme betrifft, so würde es unnatürlich gewesen sein, wenn Johannes erst in der Wüste gepredigt und dann erst mit seinen Scharen an den Jordan gezogen wäre, um die Taufe zu verrichten, nachdem vielleicht in vielen Zuhörern die durch die Predigt geweckten guten Eindrücke verflogen waren. Ohnedies würde uns eine solche Annahme in Widerspruch bringen mit der in sich selbst die Bürgschaft der Wahrheit tragenden Angabe des Lucas (3, 2 fg.), daß in der Wüste der göttliche Ruf an Johannes ergangen, und dieser sodann hervorgetreten sei in die gesammte Umgegend des Jordans (εἰς πᾶσαν τὴν περίχωρον τοῦ Ἰορδάνου),

38) Vgl. Cludius, Über die Zeit und Lebensdauer Johannis und Jesu. In Henke's Museum. 2. Bd. 3. Heft. S. 502 fg. Strauß a. a. O. 1. Bd. S. 314 fg. 1. Aufl. und S. 345 fg. 4. Aufl. Weiße a. a. O. 1. Bd. S. 252 fg. 39) „Der Geist hält sich in seinen Wirkungen nicht immer an das Zeitmaß, und namentlich wo durch die ganze Entwickelung eines Volkes und seiner Zustände viel brennbarer Stoff sich angehäuft hat, da kann der hineingeworfene Funke schnell einen weit umgreifenden Brand entzünden." Dieses von Strauß in der 3. Aufl. seines Werkes 1. Bd. S. 381 gemachte Zugeständniß hat derselbe in der 4. Aufl. stillschweigend zurückgenommen.

40) Über die ganze Frage vgl. auch Kuhn a. a. O. I. S. 173 fg. 41) Vgl. Winer, Bibl. Reallexikon. 1. Bd. S. 691. coll. 2. Bd. S. 809. 42) Vgl. Winer a. a. O. 1. Bd. S. 708. Hug a. a. O. S. 136 fg. 43) Vgl. Paulus a. a. O. S. 301.

woselbst er gepredigt und getauft habe. Sonach hatte er in der Jordanaue selbst keinen festen Standort, womit auch der vierte Evangelist übereinstimmt, wenn er uns den Täufer erst südlich am östlichen Ufer (1, 28), dann später diesseit des Jordans und zwar weiter nördlich in seiner Wirksamkeit vorführt, Cap. 3, 23. Wenn dessenungeachtet auch Luc. 7, 24 (vgl. mit Matth. 11, 7) Jesum in Beziehung auf den Täufer fragen läßt: τί ἐξεληλύθατε εἰς τὴν ἔρημον; so scheint dies einen bereits zur Zeit Christi stehend gewordenen Sprachgebrauch vorauszusetzen, nach welchem der Schauplatz der Johanneischen Wirksamkeit als „die Wüste" schlechthin bezeichnet wurde, und welcher sich sonder Zweifel nach der vom Täufer selbst bei Joh. 1, 23 auf sich bezogenen Stelle Jes. 40, 3 gebildet hatte, und durch die Rauheit und Unfruchtbarkeit der Jordanaue gerechtfertigt erschien. Und dieser Anschauung von der Sache scheint auch Marcus 1, 4. 6 gefolgt zu sein, daher auch in seiner Darstellung die scheinbare Incongruenz entstanden ist, daß Jesus, obschon bereits in der Wüste befindlich (V. 4), sich dennoch „in die Wüste" begibt (V. 12). Keinesfalls kann uns aber diese Ungenauigkeit der Evangelisten ein Recht geben, die Richtigkeit ihrer so übereinstimmenden Nachricht, daß Johannes in der Jordanaue getauft habe, in Zweifel zu ziehen, wozu sich auch nur die capriciöse, von persönlicher Leidenschaft angestachelte Kritik eines Bruno Bauer gemüßigt gesehen hat. Dieser Afterkritiker meint[44]), nicht jener Jesaianische Spruch allein, sondern derselbe in Gemeinschaft mit der Idee, daß der Täufer „in der dürren, unfruchtbaren Zeit vor dem Herrn aufgetreten und auf einem verwilderten, unbebauten Boden habe arbeiten müssen, ohne den Quell des Lebens erschließen zu können," daß der Täufer „in einer geistigen Wüste und selbst noch nicht im Besitz der schöpferischen Lebenskraft aufgetreten sei," diese Anschauung von der Sache habe jenes Local geschaffen und „die Wüste der geistigen Umgebung, in welcher der Täufer gewirkt, in das äußere Local seiner Wirksamkeit verwandelt." Man wisse daher durchaus nichts davon, in welcher bestimmten Localität der Täufer aufgetreten sei und gewirkt habe[45]). Allein wollen wir auch ganz davon absehen, daß in derartigen Behauptungen die frühere grenzenlose Willkür der Allegorie in anderer Form wieder auftaucht, so begreift man nicht, warum eine auf solcher Anschauung beruhende Dichtung sich nicht mit „der Wüste" begnügte, und nur irgend ein Interesse haben konnte, noch näher die Ufer des Jordans als Local der Wirksamkeit des Täufers zu bezeichnen. Daß aber Johannes wirklich getauft habe, gibt selbst Bruno Bauer zu. Hat er aber getauft, so muß er auch auf einem bestimmten Locale getauft haben. Bei dem großen und nachhaltigen Eindrucke aber, den die Erscheinung des Täufers im jüdischen Volke auch nach Bruno Bauer's Zugeständniß hinterließ, ist es kaum denkbar, daß die Erinnerung an den Schauplatz seiner Wirksamkeit sobald erloschen sei, gesetzt auch, jedoch nicht zugegeben, daß die vier Evangelien erst um 100 Jahre nach den Ereignissen abgefaßt seien.

Derselbe Kritiker[46]) hat auch, was weder Strauß noch Weiße gewagt hatten, die evangelische Nachricht von des Johannes einsiedlerischem Leben, von seiner Kleidung und Speise für eine Dichtung erklärt, weil Josephus davon schweige, und weil Johannes zu mächtig in seine Zeit eingegriffen habe, als daß er ein Einsiedler gewesen sein könne. Erst nachdem ihm von der urchristlichen Gemeinde die Rolle des Elias als messianischen Vorläufers zugetheilt worden sei, habe man ihm consequenterweise auch dessen Costüm nicht verweigern können. — Allein in demjenigen Zusammenhange, in welchem Josephus des Täufers gedenkt, konnte er kein Interesse haben, die von Bauer vermißten Punkte zu erwähnen; er wollte ja keine erschöpfende Schilderung der Erscheinung und Wirksamkeit des Täufers geben. Wie aber die äußere Lebensweise des Johannes seiner Wirksamkeit habe Eintrag thun sollen, ist uns unbegreiflich, da den damaligen Juden bei ihrer Richtung aufs Äußere, bei ihrem tiefgewurzelten Vorurtheile von der Verdienstlichkeit asketischer Übungen eine solche Erscheinung ganz besonders zusagen mußte. Des Johannes rauhe und asketische Lebensweise wird aber durch das Zeugniß Jesu selbst verbürgt, indem dieser bei Matth. 11, 8 (Luc. 7, 25) mit unverkennbarer antithetischer Beziehung auf des Johannes Costüm fragt: τί ἐξήλθετε ἰδεῖν; ἄνθρωπον ἐν μαλακοῖς ἱματίοις ἠμφιεσμένον; und denselben V. 18 wegen seiner asketischen Lebensweise als μήτε ἐσθίων μήτε πίνων in Gegensatz zu sich selbst stellt. Zwar entgegnet Bauer, diese Aussprüche seien dem Herrn erst später von der urchristlichen Gemeinde aus ihrer von der Person des Täufers gefaßten unhistorischen Anschauung untergelegt worden. Aber jener ganze Redeabschnitt bei Matth. 7, 8—19 (Luc. 7, 24—35) trägt wie kein anderer das Gepräge der Originalität, sodaß wir in der Bauer'schen Einrede nichts als einen Nothbehelf finden können.

Es ist ferner von Weiße[47]) und Bauer[48]) in Abrede gestellt worden, daß Johannes der Täufer ein Bewußtsein von seinem Berufe, dem Messias vorzuarbeiten, gehabt und seine Taufe mit Beziehung auf die unmittelbare Nähe der Erscheinung des Messias vollzogen habe, weil, wenn dies der Fall gewesen wäre, die Evangelien hätten berichten müssen, „er habe Beides, die Taufe und die Hinweisung auf den Messias, nicht aus einander gehalten, sondern in inneren Zusammenhang gebracht"[49]); weil der untergeordnete und vorbereitende Standpunkt niemals ein Bewußtsein seiner blos provisorischen Bestimmung habe, ja bei solchem Bewußtsein gar nicht mit der zu einem glücklichen Erfolge nöthigen Tiefe, Selbständigkeit und Energie sich würde geltend machen und wirksam sein können[50]); weil Jesus „sein Auftreten und seine Lehre nicht, wie man es erwarten sollte, von vornherein ausdrücklich an die Verheißung des Johannes knüpfe,

44) a. a. O. S. 147. 45) a. a. O. S. 149.

46) a. a. O. S. 144 fg. 150 fg. 47) a. a. O. S. 265 fg.
48) a. a. O. S. 173 fg. 49) Bauer a. a. O. S. 173.
50) Bauer a. a. O. S. 178 fg.

sondern erst spät und nur gelegentlich nicht jene Verheißungen, sondern die gesammte Person und Thätigkeit des Täufers berücksichtige“ [51]); weil endlich unter der Voraussetzung, daß der Täufer sich seines Berufes als messianischer Vorläufer bewußt gewesen sei und dieses Bewußtsein feierlich ausgesprochen habe, sowol die Frage der Jünger: was sagen denn die Schriftgelehrten, daß Elias zuerst kommen müsse? als auch die Antwort Jesu, der Beruf des Elias sei durch Johannes den Täufer erfüllt worden (Matth. 17, 10—13. Marc. 9, 11—13), unbegreiflich sei [52]). — Allein solche Sophismen und zum Theil abstracte Voraussetzungen vermögen nicht im Mindesten die Überzeugung von der Wahrheit des evangelischen Berichtes zu erschüttern. Zuvörderst ist ja in dem Matth. 3, 2 überlieferten Ausspruche: μετανοεῖτε· ἤγγικε γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν die durch die Taufe versinnbildete Verpflichtung zur Buße in so enge Beziehung zum messianischen Reiche gestellt, als nur immer verlangt werden kann, und wie wir oben gesehen haben, hat es nicht einmal Josephus an jeglicher Andeutung hiervon fehlen lassen. Daß aber die Evangelisten des Täufers Aufforderung zur Bußtaufe und den Ausspruch über sein Verhältniß zur Person des Messias aus einander halten, mag daher rühren, daß Johannes zuvörderst nur im Allgemeinen die Nähe des messianischen Reiches verkündet und zur würdigen Vorbereitung auf dasselbe ermahnt, und erst nachdem er durch seine Predigt die Sehnsucht des Volkes nach der messianischen Zukunft gesteigert und durch diese Sehnsucht die Vermuthung geweckt hatte, ob er nicht vielleicht selbst der Messias sei, Veranlassung nahm, sich über sein Verhältniß zum Messias und über die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Wirksamkeit näher zu erklären, wie Lucas 3, 15 fg. die Sache gradezu darstellt, und wie es in der Apostelgesch. 13, 25 gegebenen Andeutung liegt, daß Johannes erst gegen das Ende seiner Laufbahn auf den nach ihm kommenden Stärkeren hingewiesen habe. Ohne Beziehung und Hinweisung auf das messianische Reich würde die Johanneische Taufe haltlos in der Luft geschwebt, und die daran geknüpfte, wenn auch an sich noch so nachdrucksvolle Ermahnung zur Sinnesänderung schwerlich einen so allgemeinen und starken Eindruck im jüdischen Volke hervorgebracht haben. Denn hätte Johannes, wie Bauer [53]) will, mit der Taufhandlung nichts weiter beabsichtigt, als die gesetzliche Vorstellung von der Identität der durch die Lustrationen bewirkten Reinheit des Leibes und der Seele zu bekämpfen und statt dessen zu zeigen, daß die Lustration nur unter der Bedingung der inneren Heiligung Kraft und Bedeutung habe, so hätte er hierzu der Taufe nicht bedurft; es hätte eine bloße Belehrung hierüber genügt in der Art, wie die alten Propheten die Nichtigkeit der ohne Sinnesänderung und Gehorsam gegen Gott dargebrachten Opfer einzuschärfen gesucht hatten. Durch die Taufe allein, ohne eine höhere Beziehung derselben, würde er die Juden in ihrer Richtung auf das Äußere nur bestärkt haben, was doch nach Matth. 3, 7 und Luc. 3, 7 am wenigsten in seiner Absicht lag. Auch der Gegensatz zwischen der Johanneischen Wassertaufe und der messianischen Geistes- und Feuertaufe, die Art, wie Johannes die Thorheit des pharisäischen Vertrauens auf Abrahamitische Abkunft tadelt, die Hinweisung auf die Nähe des messianischen Gerichtes und die durch den Messias zu bewirkende Sichtung der Menschheit ist ebenso einfach als kräftig und zu eigenthümlich, als daß wir sie für einen bloßen Rester der urchristlichen Anschauung halten können. — Die Behauptung, daß der vorbereitende Standpunkt sich niemals seiner blos provisorischen Bedeutung bewußt sei, mag wol auf dem Gebiete der Philosophie volle Geltung haben, auf welchem leider die ausgezeichnetsten Meister in selbstgefälligem Dünkel ihr Lehrsystem für den Abschluß der Entwickelungskette des Denkens gehalten haben. Aber dem Geschichtskundigen dürfte es nicht schwer fallen, an zahlreichen Beispielen aus anderen Lebensgebieten, namentlich dem Gebiete des religiös-sittlichen Lebens, der Kunst, der Gesetzgebung, Staatsverwaltung u. dergl. nachzuweisen, daß es allerdings nicht an hervorragenden Gestalten gefehlt hat, welche ihre nur für eine gewisse Zeit berechnete Bestimmung, ihren blos vorbereitenden Standpunkt, das verhältnißmäßig Dürftige ihrer Leistungen anerkannten und sich in Demuth vor der höheren Erscheinung beugten, die das von ihnen blos Angebahnte und Begonnene weiter zu führen oder zu vollenden berufen war. — Daß Jesus bei seinem Auftreten sich nicht sogleich auf das Zeugniß des Täufers berief, würde nur dann befremden können, wenn er sich sogleich und unumwunden dem Volke als Messias dargestellt hätte, und wenn wir ihm die verstandesmäßig steife Ansicht des dogmatischen Supranaturalismus von seinem göttlichen Berufe beizulegen berechtigt wären, von welchem Supranaturalismus jenem Zeugniß in roh realistischer Art beinahe juristische Beweiskraft beigelegt wird. So aber begann Jesus sein Werk in der blos vorbereitenden Art Johannes des Täufers (Matth. 4, 17. Marc. 1, 15), und suchte erst allmälig durch seine eigene Erscheinung, durch die sittliche Kraft seines heiligen Wortes und durch seine Machthandlungen in den Gemüthern die Überzeugung von seiner Messianität zu erwecken und zu begründen, indem er nach seiner eigenen Erklärung einer Berufung auf das Johanneische Zeugniß nicht bedurfte, und dasselbe nur in Herablassung zu dem Standpunkte der Juden für sich geltend machte (Joh. 5, 33 fg.). — Am wenigsten endlich kann die von Matth. 17, 10 fg. mitgetheilte Frage der Jünger und Christi Antwort darauf befremden, wenn wir erwägen, daß Johannes nur im Allgemeinen sich den Beruf beigelegt hatte, dem Messias vorzuarbeiten, ohne sich weder für das vom Himmel zurückgekehrte historische Individuum Elias zu halten, noch auch nur mit demselben zu vergleichen (Joh. 1, 23 fg.). Eine solche Erklärung konnte aber dem jüdischen Vorurtheile, dem die Jünger damals noch zugethan waren, nicht genügen, daher sie jene Frage an den Herrn richteten und von demselben erst auf den höheren Standpunkt erhoben werden mußten, auf welchem sie erkannten, daß die Bestimmung des Elias durch Johannes

51) Weiße a. a. O. S. 268. 52) Bauer a. a. O. S. 179 fg. 53) a. a. O. S. 176 fg.

den Täufer erreicht worden sei, oder daß Johannes im Geiste und in der Kraft des Elias gewirkt hatte (Luc. 1, 17), wie denn Christus auch anderwärts die Einsicht in dieses Sachverhältniß als etwas die gewöhnliche jüdische Fassungskraft Übersteigendes erklärt, Matth. 11, 14: *εἰ θέλετε δέξασθαι, αὐτός ἐστιν Ἠλίας ὁ μέλλων ἔρχεσθαι.*

Wie übrigens Johannes zu der Überzeugung von der unmittelbaren Nähe des Gottesreichs gelangt sei, läßt sich nicht ermitteln, da wir über seinen geistigen Bildungsgang nicht das Geringste wissen. Wahrscheinlich gelangte er dazu in der Weise der alten Propheten, auf dem Grunde höherer Begabung und Ausrüstung, vermittels religiöser Reflexion und durch Beobachtung äußerer Zeichen und Verhältnisse. Darin aber, daß er durch seinen Tiefblick in die Wege der Vorsehung diese unmittelbare Nähe schaute und sein Seherblick ihn nicht täuschte, beurkundet er eine geistige Hoheit, wie sie außer ihm keinem Sterblichen verliehen war (Matth. 11, 11), eine geistige Größe, die zwar, wie die meisten außerordentlichen Erscheinungen im Reiche des Geistes ihrem eigentlichen Wesen nach geheimnißvolle und unerklärliche Seiten bietet, ohne aber darum die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten.

Mit größerem Schein ist die Nachricht des Matthäus 3, 7, daß auch viele Pharisäer und Sadducäer zur Taufe des Johannes gekommen seien, von manchen Kritikern für unhistorisch gehalten worden, einmal, weil diese Nachricht durch keinen der übrigen Evangelisten verbürgt sei, und dann, weil schon an sich bei diesen Sekten bußfertige Gesinnung etwas höchst Unwahrscheinliches sei, wie denn auch wirklich Jesus den Pharisäern und Gesetzeslehrern den Vorwurf mache, daß sie den Johannes nicht anerkannt, noch sich hätten von ihm taufen lassen (Luc. 7, 30. Matth. 21, 31. — Matth. 21, 25. Marc. 11, 31. Luc. 20, 5). Schneckenburger [54]) leitet daher die fragliche Nachricht aus einem Misverständniß der Erzählung von der Sendung des Synedriums an den Täufer bei Joh. 1, 19 fg. ab, während Bruno Bauer [55]) ihren Ursprung in der ganzen Tendenz des ersten Evangeliums findet, welche darauf gerichtet sei, „das Heilswerk in seinem Gegensatze und in seinen Kämpfen mit den jüdischen Parteien, besonders aber mit dem gesetzlichen Stolze der Pharisäer darzustellen." Habe nun der Herr mit diesen Parteien zu kämpfen gehabt, so könne es nicht Wunder nehmen, „wenn Matthäus auch den Täufer schon in diesen Kampf gezogen habe." „Auch der Täufer habe sie den Donner des Gerichtes hören lassen müssen — so sei er der wahre Vorläufer des Herrn — und das Bewußtsein seiner Würde werde um so höher gestellt, je entschiedenere Feinde des Heiles es seien, denen er es entgegenhalte." — Allein in Luc. 7, 30 und den übrigen Stellen hat Jesus die Pharisäer und Gesetzeslehrer als abstractes Ganzes im Auge, und so wenig daraus, daß im vierten Evangelium „die Juden" als ungläubig und dem Evangelium feindselig geschildert werden, geschlossen werden darf, daß es nicht im Einzelnen viele Ausnahmen gegeben habe, so wenig können wir auch obiges Argument gelten lassen. Es läßt sich ja recht wohl denken, daß ein Theil der nach des Josephus (Antiqq. 17, 2, 4) Angabe über 6000 Mann starken Sekte der Pharisäer vom allgemeinen Strome des Enthusiasmus mit fortgerissen zu Johannes kam, ja, das Gegentheil würde sogar sehr unwahrscheinlich sein. Es kommt hinzu, daß nach de Wette's [56]) richtiger Bemerkung die sonst (Matth. 12, 34. 23, 33) nur an Pharisäer und Schriftgelehrte gerichtete Anrede *γεννήματα ἐχιδνῶν* für gemeine Sünder, an welche sie Lucas (3, 7) gerichtet sein läßt, viel zu stark sein würde. Zwar dient grade der öftere Gebrauch dieses und einiger anderer Ausdrücke, und zwar im Munde Jesu, dem Hyperkritiker Bruno Bauer [57]) zum Beweis, daß die ganze von den Synoptikern dem Täufer beigelegte Rede ihm erst vom christlichen Standpunkte aus angedichtet sei, da sich doch unmöglich eine Abhängigkeit Jesu von der Ausdrucksweise des Täufers behaupten lasse. Letzteres freilich nicht. Aber kann denn nicht das so schon aus dem A. T. (Jes. 59, 5. Ps. 58, 5) so nahe liegende Bild zur Bezeichnung heimtückischer und boshafter Menschen damals bereits gangbar gewesen und von beiden Männern vorgefunden worden sein? Würde es nicht von Seiten Christi eitle Ziererei gewesen sein, durch welche er seiner erhabenen Wirksamkeit den größten Eintrag gethan haben würde, wenn er in seinen Reden jedes bereits übliche Bild und jeden schon gangbaren Ausdruck geflissentlich hätte vermeiden wollen? Übrigens kommt auch gar nichts darauf an, ob dieser oder jener Ausdruck wirklich diplomatisch genau von den redend Eingeführten gebraucht worden sei, wenn damit nur der Sinn getroffen ist, in welchem sie gesprochen haben. Nur dies muß auch die besonnenste Kritik bezweifeln, daß die Pharisäer in Gemeinschaft mit Sadducäern gekommen seien, da es nicht wohl zu begreifen ist, wie Letztere vom Interesse ergriffen worden seien für eine Idee, welche mit der von dieser Sekte verworfenen Hoffnung unsterblichen Lebens im wesentlichen Zusammenhange stand, für die Idee des messianischen Reiches. Zwar sucht Neander [58]) die Sache durch die Bemerkung plausibel zu machen, die Sadducäer seien, um den Schein der Popularität zu gewinnen, dem Beispiele der Pharisäer in derselben Art gefolgt, wie sie nach Joh. Antt. XVIII, 1, 4, wenn sie Ämter verwalteten, gegen ihre Überzeugung den Grundsätzen der Pharisäer folgten, wegen ihres vorherrschenden Einflusses bei dem Volke. Allein das Gewicht dieses Grundes wird bedeutend geschwächt durch die Wahrnehmung, daß es auch sonst grade dem Matthäus eigenthümlich ist, beide sich feindselig gegenüberstehende Sekten in Gemeinschaft auftreten zu lassen (12, 38. 16, 1. 6. 11 fg.), wo in den Parallelstellen der beiden anderen Synoptiker nur der Pharisäer gedacht wird, welcher Irrthum wahrscheinlich aus der Sitte sich herschreibt, beide Sekten mit einander zu nennen.

54) Über den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. (Stuttg. 1834.) S. 45. 55) a. a. O. S. 157 fg. 56) Exeget. Handb. zu Matth. S. 30. 57) a. a. O. S. 154 fg. 58) a. a. O. S. 53 fg. Anm.

Endlich ist auch die Erzählung des vierten Evangeliums von der Deputation des Synedriums an den Täufer (1, 19 fg.) Gegenstand mehrfacher kritischer Discussion geworden. Einige Kritiker, wie de Wette [59]) und Strauß [60]), nehmen Ein und dasselbe den Erzählungen Luc. 3, 15 fg. und Joh. 1, 19 fg. zu Grunde liegende Factum an, nur mit dem Unterschiede, daß de Wette die Erzählung des Lucas für einen unbestimmten Nachhall der Johanneischen Nachricht, Strauß dagegen die letztere für eine willkürliche Erweiterung der ersteren erklärt [61]). Auch Weiße [62]) und Bruno Bauer [63]) halten den Johanneischen Bericht für unhistorisch und nehmen mit Strauß als Zweck desselben an, ein officielles Zeugniß des Täufers von der messianischen Würde Jesu zu geben. „Sollte nämlich Jesus seinen Feinden gegenüber auf das Zeugniß des Johannes sich berufen können (Joh. 5, 33), so habe dieses vor den Feinden abgelegt worden sein müssen. Sollte die Aussage des Täufers gleichsam diplomatische Geltung haben, so habe sie auf die officielle Anfrage einer obrigkeitlichen Deputation erfolgt sein müssen" [64]). Unter den zur Begründung ihrer Ansicht von Weiße und Bauer angeführten Gründen möchte noch der bedeutendste dieser sein, daß eine Erscheinung, wie diejenige Johannis des Täufers, auf die Juden unmöglich den Eindruck habe machen können, als sei er der Messias. Allein bei der Energie und Begeisterung, mit welcher der Täufer die unmittelbare Nähe des göttlichen Reiches verkündete, bei der schwärmerischen Sehnsucht, mit welcher so viele Juden auf den Eintritt dieses Reiches hofften, konnte in Vielen derselben gar leicht die Vermuthung Raum gewinnen, der Täufer möge wol selbst der Messias sein. Weit richtiger beschränkt daher Strauß die Unwahrscheinlichkeit, daß der Täufer für den Messias gehalten worden sei, auf das Synedrium, indem er zu dieser Behörde eine feindselige Stellung eingenommen gehabt habe. Gleichwol liege der Frage der Deputation die Voraussetzung zu Grunde, Johannes sei der Messias. Ebenso undenkbar sei es, daß ausforschende Gegner einem Manne, dem sie übel gewollt, nach einander die Würden des Elias und eines anderen messianischen Vorläufers präsentirt und gleichsam aufgedrungen hätten, wie wenn sie angelegentlich wünschten, er möge sich einen dieser Titel aneignen. Allein der unbefangene Leser wird in der Verhandlung der Deputation weder etwas von jener bestimmten Voraussetzung, noch von dieser Zudringlichkeit zu entdecken vermögen. Die Anfrage der Deputirten athmet vielmehr kalte Ruhe, sie hat einen juristisch inquisitorischen Charakter. Oder soll man etwa auch in der Anrede des Hohenpriesters an Jesum bei Matth. 26, 63. Marc. 14, 61 wohlwollende Zudringlichkeit finden? Auch in der nachträglichen Notiz (V. 24), die Abgeordneten hätten zur Sekte der Pharisäer gehört, liegt eine klare Andeutung, daß die Deputation nicht eben in wohlwollender Gesinnung gekommen war [65]). Aber selbst angenommen, das vierte Evangelium sei nicht aus der Hand des Apostels, dessen Namen es trägt, hervorgegangen, so ist es doch schon, an sich betrachtet, höchst unwahrscheinlich, daß das Synedrium, das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches sich nach 5 Mos. 18, 20 fg. die Befugniß beilegte, die göttliche Auctorität der Propheten und selbst des Messias zu prüfen, von einer so außerordentlichen Erscheinung, wie die des Täufers, der sich in so nahe Beziehung zum messianischen Reiche gestellt, der im Volke so allgemeinen Enthusiasmus hervorgerufen, ja sogar die Meinung erregt hatte, er möge vielleicht selbst der Messias sein, daß von einer solchen Erscheinung jene hierarchische Behörde gar keine Notiz genommen haben sollte. Zwar meint Bauer [66]), wenn auch wirklich der Täufer die Aufmerksamkeit des Synedriums rege gemacht haben sollte, so habe es darum noch keiner Deputation an ihn bedurft, die Behörde habe bei der oberflächlichsten Nachfrage im Volke die Erklärungen des großen Mannes über seinen Beruf erfahren können. Als ob sich eine Behörde mit dem oft so vagen Volksgerede begnüge, als ob eine Behörde als solche die Sache nicht gründlicher prüfe und sich nicht officielle Gewißheit zu verschaffen suche! Dem Charakter der jüdischen Hierarchen nach zu schließen, erscheint es als das Wahrscheinlichste, daß sich dieselben in die Erscheinung des Täufers nicht recht zu finden vermochten. Einestheils mochte sein energisches Auftreten sie Manches für die Erfüllung ihrer messianischen Erwartungen hoffen lassen, anderentheils mochte der Freimuth, mit welchem der Täufer das herrschende Sittenverderbniß selbst an den einflußreichsten Parteien des Volkes tadelte (Matth. 3, 5 fg.), sie mit

59) Exeget. Handb. zu Joh. S. 28. 60) a. a. O. I. S. 358 fg. I. Aufl. u. S. 388 fg. 4. Aufl. 61) In der dritten Aufl. S. 420 hatte Strauß es unentschieden gelassen, welcher von beiden Berichten der ursprünglichere sei. 62) a. a. O. II. S. 193 fg. 63) Kritik der evangel. Gesch. des Johannes. (Bremen 1840.) S. 10—22, in welchem Werkchen der Verfasser noch vielfach historische Grundlagen der evangelischen Berichte annahm; so als Grundlage der fraglichen Erzählung mehrmals und selbst vor Priestern abgelegte Erklärungen des Täufers über sein Verhältniß zu dem nach ihm auftretenden Messias, dergestalt, daß die in Rede stehende Johanneische Erzählung nur unwillkürliches Product falscher Combination des Evangelisten sei. 64) Strauß a. a. O. S. 389. 4. Aufl.

65) Sonderbar! Während nach Strauß der Evangelist der von ihm erdichteten Deputation eine wohlwollende Gesinnung beilegt, dadurch aber zum eigenen Verräther wird, sieht Bruno Bauer a. a. O. S. 10 zwar die wahre Tendenz der Absendung ein, findet aber auch nichtsdestoweniger in dieser Darstellung der Sache einen Beweis für die Unechtheit des vierten Evangeliums. Als Probe Bruno Bauer'scher Sophistik und Afterkritik theilen wir sein Raisonnement wörtlich mit: „Die Gesandtschaft, vor welcher der Täufer zeugt, ist eine officielle, besteht aus Leviten und Priestern, und ist von „„den Juden,"" d. h. von der obrigkeitlichen Macht, die sich der Verfasser immer im feindlichen Gegensatze gegen das Heilswerk denkt, abgeschickt. Diesen Gegensatz hat der Evangelist auch hier schon im Auge, und die Dissonanz, die im ganzen folgenden Drama von Zeit zu Zeit hervortritt, verwebt er sogleich in den ersten Anfang, wie der Componist in der Ouvertüre schon die Schrecken andeutet, die im Hauptwerke selbst den Geist erschüttern. Wenn aber späterhin der Widerstand der Juden von dem Herrn überwunden und die Dissonanz in Harmonie aufgelöst wird, so will auch dies der Verfasser hier zeigen, wie die Feindschaft der Oberen dem Täufer nichts anhaben und noch weniger den Eintritt des Heiles aufhalten kann." 66) a. a. O. S. 12.

Mistrauen erfüllt und ihren hierarchischen Stolz beleidigt haben. Jedenfalls erkannte das Synedrium durch diese Sendung den Täufer wenigstens thatsächlich als eine außerordentliche Persönlichkeit an, daher Jesus späterhin diese Thatsache als Anknüpfungspunkt benutzen konnte, um seinen hierarchischen Gegnern das vor ihrer eigenen Deputation abgelegte Zeugniß des Täufers zur Beherzigung zu empfehlen (Joh. 5, 31—35)[67]. Hätte der Evangelist für den von diesen Kritikern angenommenen Zweck die Nachricht von der Deputation des Synedriums erdichtet, und sich an kein historisches Sachverhältniß gebunden, wie nahe hätte es ihm in diesem Falle liegen müssen, dem Täufer schon jetzt das weit bestimmtere, feierliche und auf ein göttliches Zeichen gestützte Zeugniß (V. 29—34) in den Mund zu legen, statt ihn ein ungenanntes Individuum als Messias bezeichnen zu lassen! Was hätte den Evangelisten veranlassen können, dieses zweite Zeugniß auf den folgenden Tag zu verlegen, und so ganz nackt, außer aller Verbindung mit einer Thatsache, mitzutheilen? — Übrigens ist es nach dem, was wir oben als wahrscheinlichsten Erfolg der Wirksamkeit des Täufers bezeichnet haben, nicht wohl denkbar, daß den Erzählungen Luc. 3, 15 fg. und Joh. 1, 19 fg. Ein und dasselbe Factum zu Grunde liege, in welchem Falle es das Natürlichste wäre, den vageren Bericht des Lucas für eine Abschwächung der detaillirteren und bestimmteren Johanneischen Relation zu halten. Sondern der Täufer hat ohne Zweifel mehrmals Veranlassung gefunden oder genommen, sich über sein Verhältniß zum Messias auszusprechen; und daß er das jedes Mal so ziemlich in denselben Ausdrücken thut, erklärt sich aus der Natur der orientalischen Bildersprache, welche, wie Tholuck richtig bemerkt, sehr leicht den Gedanken Ein für alle Mal in bestimmter Form fixirt. Daß außerdem die Erklärung bei Lucas der Täufer noch vor der Taufe Jesu abgibt, im vierten Evangelium erst nach derselben[68]; und daß er in ersterer nur ganz im Allgemeinen auf den nach ihm kommenden Messias verweist, im vierten Evangelium dagegen auf das bestimmte messianische Individuum, Jesum, wollen wir nicht einmal geltend machen[69].

Noch größere Schwierigkeiten, als die bisher beleuchteten Punkte, bietet die von Johannes an Jesu vollzogene Taufe, deren Zweck und das mit ihr nach der Darstellung der evangelischen Geschichte verbundene himmlische Phänomen, sowie das persönliche Verhältniß zwischen beiden Männern vor und nach der Taufe Christi. Daß Jesus wirklich von Johannes getauft worden sei, wird nicht nur von den vier kanonischen und einigen apokryphischen Evangelien berichtet, sondern ist auch von den freisinnigsten Kritikern, mit Ausnahme von Bruno Bauer[70], zugestanden worden. Und in der That kann dieses Factum auch nur bei einer hyperskeptischen, vor dem Forum einer besonnenen Kritik in keiner Weise bestehenden Ansicht von der Abfassungszeit und dem schriftstellerischen Charakter unserer Evangelien geleugnet werden. Der von Bruno Bauer[71] angeführte Grund aber, „die Abrundung der geschichtlichen Anschauung habe erfodert, daß man auch den Anfang des Heiles erwies, d. h. wo der Herr aus der Verborgenheit hervortrat und an seine Aufgabe ging;" — „er habe daher, wie die göttlichen Boten des A. T. durch ein Gesicht berufen, eingeweiht und für seine Aufgabe gestärkt werden müssen," ist nicht im Mindesten zwingend. Auch würde eine in solchem Interesse erdichtete Erzählung den alttestamentlichen Vorbildern ähnlicher sein, als dies mit dem evangelischen Berichte der Fall ist, und am wenigsten hätte es einer Anknüpfung an die Johanneische Taufe bedurft. Noch weniger besagt das von Bauer aus den Briefen des Paulus entnommene argumentum e silentio, indem dieser Apostel die zureichendste Beglaubigung Jesu, als des nach Gottes ewigem Rathschlusse bestimmten Erlösers der Menschen, in dessen Auferstehung fand, und darum einer Berufung auf das Taufwunder nicht bedurfte. Und da Paulus in seinen Briefen auch nicht des Täufers im Allgemeinen gedenkt, so hätte Bruno Bauer consequenterweise auch die Existenz und Wirksamkeit dieses Mannes in Zweifel ziehen müssen.

Zu besonders lebhaften Discussionen hat in den neuesten Streitigkeiten über die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte die Frage über den Zweck der Taufe Christi Anlaß gegeben. Da nämlich die Taufe Johannes des Täufers nach Apostelgesch. 19, 4 εἰς τὸν ἐρχόμενον, d. h. auf den erst noch zu erwartenden Messias, verpflichtete, da sie ferner ein Symbol der Verpflichtung zur Reue und Besserung war (Luc. 3, 3. Marc. 2, 4) und die Täuflinge ihre Sünden bekannten (Matth. 3, 6. Marc. 1, 6), so hat hieraus Strauß[72] gefolgert: Jesus könne damals noch nicht daran gedacht haben, selbst der Messias

67) der Satz ὑμεῖς ἠθελήσατε ἀγαλλιασθῆναι πρὸς ὥραν ἐν τῷ φωτὶ αὐτοῦ paßt eigentlich nicht auf die Synedristen, sondern es kann damit nur der Eifer bezeichnet sein, welcher das Volk in großen Scharen zum Täufer führte. Der Evangelist hat sonach, was vom Volke galt und was Jesus seinen hierarchischen Gegnern zu sagen hatte, mit einander vermischt. Und dies rührt daher, daß dieser Evangelist in den Machthabern des Volkes das Volk selbst als abstractes Ganze repräsentirt sich denkt; in diesen Machthabern redet er gleichsam das Volk an. 68) Daß in dem vierten Evangelium die Taufe Jesu durch Johannes noch in die Zeit vor Cap. 1, 19 falle, wie jetzt auch von den meisten Auslegern angenommen wird, ergibt sich mit unzweifelhafter Gewißheit aus Vergleichung von Cap. 1, 26 u. 39, indem der Täufer nach V. 26, als er mit der Deputation verhandelte, mit der messianischen Würde Jesu schon bekannt war, diese Kenntniß aber nach V. 39 während der Taufe des Letzteren erhalten hatte. 69) Ohnedies unterscheidet der vierte Evangelist 1, 30 vgl. m. V. 15 in den Worten οὗτος ἦν, περὶ οὗ κ. τ. λ., eine doppelte Art messianischen Zeugnisses, nämlich die frühere, d. i. vor der Taufe Christi gemachte Hinweisung auf den kommenden Messias und die spätere Beziehung dieser Hinweisung auf das bestimmte Individuum Jesus. Denn schwerlich kann in den Worten οὗτος ἦν κ. τ. λ. eine Zurückweisung auf V. 26 enthalten sein, da dort der Täufer ganz anders sich äußert, während er hier (V. 30) grade diese Form seines Zeugnisses urgirt, die ihm, wie aus V. 15 erhellt, stereotyp war.

70) Synopt. I. S. 205—211. Fritzsche in s. Comm. ad Matth. p. 153 hatte nur leise gezweifelt. 71) a. a. O. S 206. 72) a. a. O. I. S. 374 fg. 1. Aufl.; S. 391. 404. 4. Aufl. Eine Unentschiedenheit Jesu über seinen messianischen Beruf vor der Taufe nehmen auch Paulus a. a. O. I. S. 362 fg, Weiße a. a. O. I. Thl. S. 277—279. S. 274 an. Nach Weiße's Ansicht unterzog sich Christus der Taufe, um durch Gottes Beistand zu höherer Klarheit über seinen Beruf zu kommen.

zu sein, und wenn er sich auch mit Recht zu den Trefflichsten in Israel gezählt haben möge, sich doch keineswegs von demjenigen ausgeschlossen haben, was Hiob 4, 18 und 15, 14 als allgemeine Eigenschaft der Menschen und Engel prädicirt werde, sondern müsse sich mit dem Schuldbewußtsein dem Täufer genaht, Besserung angelobt und dem kommenden Messias zum Gehorsam sich verpflichtet haben. Darauf habe er sich vielleicht auf einige Zeit dem Täufer als Schüler angeschlossen, bis ihm später das Bewußtsein eigenen messianischen Berufes aufgegangen sei, und er alsdann selbständig für die messianische Sache gearbeitet habe, ohne aber jemals aufzuhören, dem Täufer aufrichtige Hochachtung zu zollen. — Allein die Gemeinsamkeit des Zweckes der Taufe Jesu mit derjenigen aller übrigen Täuflinge, ein solches Verhältniß der Unterordnung Jesu unter Johannes, wie es in vorstehender Hypothese angenommen wird, hätte doch schwerlich im jüdischen Volke durchaus verborgen bleiben können. In diesem Falle begriffe man aber nicht, wie Jesus nachher von so Vielen als Messias anerkannt werden konnte, namentlich von denjenigen seiner Jünger, welche früherhin gleichfalls Schüler des Täufers gewesen waren (vgl. Joh. 1, 35 fg.), da der Messias nur in göttlicher Vollmacht und als Herr über Alle auftreten konnte [73]). Hätte sich Jesus im Bewußtsein wirklicher Sünde der Taufe unterzogen, so wäre nicht nur seine feierliche Erklärung bei Joh. 8, 46 [74]), sondern auch jenes innige, energische, vollendete, nicht einmal durch die Schrecken des Todes zu überwindende Bewußtsein der engsten und seligsten Gemeinschaft mit Gott, welches er in allen seinen Reden und Handlungen beurkundete, kraft dessen er sich als den Erlöser von Sünde und Schuld ankündigte, ein psychologisches Räthsel. Das Ideal eines solchen Bewußtseins aber zu erdichten und in den verschiedensten Situationen, in welchen sie uns den Herrn darstellen, consequent festzuhalten und durchzuführen, würden die Evangelisten auf ihrem beschränkteren Standpunkte durchaus unfähig gewesen sein. Man kann auch nicht sagen, daß vom öffentlichen Wirken Jesu, in welchem er jenes Bewußtsein offenbarte, kein Schluß auf sein Leben vor dem öffentlichen Auftritte gestattet sei, in welcher Zeit er, wenn auch nur in leichten Vergehungen, das allgemeine Loos der Menschheit getheilt haben könne. Denn jeder auch noch so geringe Fehltritt läßt einen Stachel, ein Gefühl des Unbehagens zurück, welches in uns durch die Menge nachfolgender Sünden und deren drückendes Bewußtsein übertäubt und endlich gänzlich zurückgedrängt wird, im Bewußtsein Jesu aber um so peinigender und nachhaltiger gewesen sein müßte, je reiner und freier von der Sünde dasselbe späterhin sich erhielt. Auch müßte es auffallen, daß unter den verschiedenen, von den Evangelisten mitgetheilten Einwürfen der Gegner Jesu wider dessen messianische Würde sich auch nicht die leiseste Spur von Erinnerung an jenes Verhältniß des Herrn zu Johannes dem Täufer sich erhalten hat. Endlich sträubt sich die idealsittliche Geschichtsbetrachtung vor dem Gedanken, daß Derjenige, dessen Werk die größte geistige Schöpfung in der Menschheit ist, welcher thatsächlich den erhabensten Beruf auf Erden erfüllt, und den synoptischen Evangelien zufolge (das Johannesevangelium bestimmt hierüber gar nichts) alsbald nach der Taufe im energischen Vollbewußtsein dieses Berufes aufgetreten ist und gewirkt hat [75]), bis ins gereifte Mannesalter, bis in das 30. Lebensjahr, über diesen Beruf im Unklaren gewesen sein sollte [76]). Wenn aber die Evangelisten ausdrücklich nur jener Einen Beziehung der Johanneischen Taufe gedenken, so folgt daraus noch nicht, daß sie dieselbe auch auf Jesum ausdehnten. Sie konnten ja die Angriffe der neuesten Kritik nicht im Entferntesten ahnen, sonst würden sie sich gegen jede Consequenz, welche man aus ihren Angaben über den allgemeinen Zweck der Johanneischen Taufe in Bezug auf Jesum hätte ziehen können, feierlichst verwahrt haben. Wenn sie aber berichten, daß durch die Taufe für Jesum die Verleihung des heiligen Geistes vermittelt worden sei, und daß Jesus unmittelbar darauf des heiligen Geistes voll (Luc. 4, 1), oder nach einem Impulse dieses Geistes (Matth. 4, 1. Marc. 1, 12), in die Einöde sich begeben habe, so geben sie, wenn auch nur indirect, doch klar genug einen andern Zweck der Taufe Jesu zu erkennen, nämlich den der Weihung und Kräftigung für seinen messianischen Beruf [77]). Und dies in

73) Vgl. Neander a. a. O. S. 60. 74) Um das Gewicht dieser Stelle zu entkräften, bemerkt Strauß a. a. O. I. S. 404 4. Aufl., die Frage Jesu könne sich doch theils nur auf die spätere Zeit der gereiften Entwickelung, theils nur auf offenkundige Fehltritte beziehen. Den ersten Theil dieser Annahme werden wir oben im Texte berücksichtigen; in Bezug auf den zweiten aber muß man fragen, ob sich denn Strauß den Heiland als einen verschmitzten Advocaten oder als Jesuitengeneral denke, wenn er ihm eine schamlose reservatio mentalis beilegt, wie das sein würde, wenn Jesus ohne Clausel die Provocation machte und sich doch geheimer Sünden bewußt gewesen wäre? Warum leugnet Strauß nicht lieber die Authentie des Ausspruchs, was er doch auf seinem Standpunkte so gut konnte?

75) Weiße a. a. O. S. 276 sieht sich daher genöthigt, zwischen der Taufe Jesu und seinem öffentlichen Auftritte einen längeren Zwischenraum anzunehmen. Wie tief aber der urchristlichen Tradition die entgegengesetzte Vorstellung eingeprägt war, sieht man auch aus Apostelgesch. 1, 22, nach welcher Stelle die Begebnisse von jener Zeit an bis dahin, wo der Herr in die unsichtbare Welt erhoben wurde, den Inhalt der apostolischen Verkündigung bildeten. 76) Diese Schwierigkeit hatte auch Strauß a. a. O. I. S. 431 3. Aufl. anerkannt; in der vierten Auflage dagegen ist die desfallsige Concession stillschweigend zurückgenommen, ohne daß irgendwie ein Versuch gemacht ist, die Bedenklichkeit zu heben. 77) Das Ungeeignete einer Bußtaufe für Jesum wird am Nachdrücklichsten im Hebräerevangelium hervorgehoben; *Hieron.* adv. Pelagian. III, 2: In evangelio juxta Hebraeos — — narrat historia: Ecce mater Domini et fratres ejus dicebant ei: Joannis baptista baptizat in remissionem peccatorum; eamus et baptizemur ab eo. Dixit autem eis: quid peccavi, ut vadam et baptizer ab eo? nisi forte hoc ipsum quod dixi ignorantia est. — In einem anderen ketzerischen Evangelium dagegen wird dem Herrn ein Sündenbekenntniß beigelegt. Der Verfasser des tractatus de non iterando baptismo in Cyprian's Werken ed. *Rigalt.* p. 139 (*Fabric.* Cod. apocr. N. T. I. p. 799 sq.) bemerkt nämlich: Est liber, qui inscribitur Pauli praedicatio. In quo libro contra omnes scripturas et de peccato proprio confitentem invenies Christum, qui solus omnino nihil deliquit, et ad accipiendum Joannis baptisma pene invitum a matre sua Maria esse com-

völliger Gemäßheit zur jüdisch-messianischen Erwartung. Denn nach derselben, wie sie von Justin dem Märtyrer referirt wird, sollte Elias den Messias salben und dem Volke manifestiren [78]). Dieses Salben kann aber nach herkömmlichem Sprachgebrauch (Apostelgesch. 10, 38 u. a. St.) und im Zusammenhange der Justinischen Stelle nichts weiter bezeichnen, als mit dem h. Geiste ausrüsten. Wenn nun Jesus in Johannes dem Täufer seinen Vorläufer im Geiste und in der Kraft des Elias (Matth. 11, 14. 17, 12), und in dessen Taufe eine göttliche Institution anerkannte, so konnte er auch in jener durch den geschichtlichen Entwickelungsgang der messianischen Hoffnung bedingten Erwartung jener an dem Messias zu vollziehenden Function des Elias die göttliche Willensmeinung erkennen, daß auch Er jener Ceremonie sich zu unterwerfen habe, Behufs der Weihung für seinen messianischen Beruf (Matth. 3, 15). Denn wie er während seines öffentlichen Lebens im tiefsten Gefühl der Demuth erklärte, Alles, was er sei, nur in und durch Gott zu sein (Joh. 5, 19 fg. u. a. St.), so wird er gewiß auch vor seinem öffentlichen Auftritte anerkannt haben, wie sehr er der Erhebung und Kräftigung bedürfe, um Gottes Plan mit der Menschheit auszuführen. Der allgemeinste Zweck der Johanneischen Taufe war sonach der der Weihe für's messianische Reich. Aber nach der verschiedenen Beziehung der Täuflinge zu diesem Reiche war diese Weihe eine verschiedene; nämlich für die Unterthanen eine Vorbereitung zur Theilnahme an demselben durch sittliche Läuterung und Sündenvergebung, für den Begründer und Herrn jenes Reiches eine Ausrüstung mit der Fülle göttlicher Kraft [79]). Wir brauchen aber auch nicht einmal alle und jede Beziehung zur Sünde bei der Taufe Christi ausgeschlossen zu denken. Denn nach dem rationellen Begriffe der Sündlosigkeit muß nothwendig auch in Christo sowol die Versuchungsfähigkeit als auch die Möglichkeit der Sünde gesetzt werden, und im Bewußtsein dieser Eigenschaften konnte auch Er, der Erlöser von Sünde, ohne wirkliche Sünde, vor Gott, dem allein und absolut Guten (Matth. 19, 17), sich demüthigen und fortwährende Reinheit angeloben [80]).

Es ist merkwürdig, daß grade derjenige Evangelist, der uns die mythische Vorgeschichte aufbehalten hat, nach welcher, wenn sie auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen könnte, Johannes und Jesus nicht nur Blutsverwandte und in fast gleichem Lebensalter gewesen wären, sondern auch von früher Jugend an mit ihrer dereinstigen hohen Bestimmung und ihrem gegenseitigen Verhältnisse hätten bekannt sein müssen, nicht die leiseste Andeutung darüber gegeben hat, in welcher Art sich dieses Verhältniß bei dem Acte der Taufe Jesu kund gegeben habe. Es kommen daher bei der Untersuchung über das persönliche Verhältniß zwischen dem Täufer und Jesus vor der Taufe des Letzteren nur die Stellen Matth. 3, 14 fg. und Joh. 1, 31—33 in Betracht. Nach der ersten Stelle rief Johannes, überrascht, daß auch Jesus der Taufe sich unterziehen will, aus: „Ich habe nöthig, von Dir getauft zu werden, und Du kommst zu mir?" Jesus aber ermahnt den Täufer, für jetzt es zuzulassen, daß er sich ihm unterordne, denn es gezieme ihnen, jede Pflichtobliegenheit zu erfüllen (*πρέπον ἐστὶν ἡμῖν πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην*). Nach dem vierten Evangelium (Cap. 1, 31—33) dagegen kannte Johannes Jesum noch nicht, wurde aber während dessen Taufe durch ein himmlisches Phänomen von der messianischen Würde desselben überzeugt, nachdem ihm schon früher in Form einer göttlichen Offenbarung die Gewißheit geworden war, daß er auf solche Weise das bestimmte messianische Individuum kennen lernen solle. Einige Theologen [81]) haben in diesen beiden evangelischen Nachrichten einen absoluten Widerspruch gefunden, indem nach Matthäus der Täufer Jesum bereits kenne und zwar nicht blos von Person, sondern auch nach seiner messianischen Würde, während er in dem Ausspruche *οὐκ ᾔδειν αὐτόν* bei Joh. 1, 31 ihn zu kennen schlechthin verneine. Die meisten Neueren haben indessen mit Recht bemerkt, daß nach dem ganzen Zusammenhange der Johanneischen Stelle, besonders dem Gegensatze *ἀλλ' ὁ πέμψας κ. τ. λ.* zufolge, nur die Nichtkenntniß der messianischen Würde gemeint sei, welche eine persönliche Bekanntschaft nicht ausschließe [82]). Und

pulsum. Indessen bemerkt Strauß a. a. O. I. S. 431 über diese Stelle sehr richtig: „Da dieses Sträuben gegen die Taufe nicht zum Bekenntniß eigener Sünde, sondern eigentlich nur zu dem Bewußtsein der Sündlosigkeit paßt, wie es Jesus im Nazarenerevangelium ausspricht: so mag die Darstellung der Praedicatio Pauli der des genannten Evangeliums verwandt gewesen und vielleicht nur aus verketzerndem Misverstand härter dargestellt worden sein."

78) *Justin.* Dial. c. Tryph. p. 268: *πάντες ἡμεῖς* [*οἱ Ἰουδαῖοι*] *τὸν Χριστὸν ἄνθρωπον προσδοκῶμεν γενέσθαι καὶ τὸν Ἠλίαν χρῖσαι αὐτὸν ἐλθόντα.* p. 226: *Χριστὸς εἰ καὶ γεγέννηται καὶ ἔστι που, ἄγνωστός ἐστι καὶ οὐδὲ αὐτός πω ἑαυτὸν ἐπίσταται οὐδὲ ἔχει δύναμίν τινα, μέχρις ἂν ἐλθὼν Ἠλίας χρίσῃ αὐτὸν καὶ φανερὸν πᾶσι ποιήσῃ.* 79) Die dogmatische Zurechtlegung dieses rein historischen Resultates in Bezug auf die Person Jesu würde uns zu weit von derjenigen historischen Erscheinung abführen, welche den Inhalt dieses Artikels bildet. Wir erlauben uns hier nur die Eine Bemerkung: Wenn Neander a. a. O. S. 62. 70, Krabbe in s. Vorlesungen über das Leben Jesu. (Hamburg 1839.) S. 143 und Andere in Abrede stellen, daß Jesus einer göttlichen Anregung oder Mittheilung von Außen bedurft habe, und daß ihm selbst in jenem Momente der Taufe Etwas zugeflossen sei, das er früher nicht besessen, so steht ihnen diese Ansicht als Dogmatikern vollkommen frei, nur sollten sie als Exegeten anerkennen, daß die evangelische Taufgeschichte, wie der Augenschein lehrt, eine Geistesmittheilung von Außenher annimmt.

80) Vgl. de Wette, Exeget. Handb. zu Matth. S. 34. 81) Z. B. Usteri in den theol. Studien u. Kritiken, Jahrg. 1829, 3. Heft, S. 445. Strauß a. a. O. I. S. 389 fg. Vgl. auch Lücke, Commentar über das Evangel. Johannis. I. Bd. (3. Aufl. Bonn 1840.) S. 416 fg. 82) Nur mit der evangelischen Vorgeschichte des Lucas, nach welcher dem Täufer die messianische Würde Jesu nicht hätte unbekannt bleiben können, steht die Stelle Joh. 1, 31—33 in absolutem Widerspruche, und es ist peinlich, zuzusehen, wie die hierüber andersdenkenden Theologen sich drehen und wenden müssen, um diesen Widerspruch zu beseitigen. Als Probe theilen wir nur Neander's (a. a. O. S. 68) Urtheil mit: „Wenn der Täufer auch nach dem, was er von jenen Umständen bei der Geburt Jesu vernommen, schon hätte erwarten können, daß er der Messias sei, so galt ihm doch weit mehr als jedes andere fremde das ihm selbst gewordene göttliche Zeugniß in seinem Inneren, und gegen das, was er nun in göttlichem Lichte erkannte, erschien

hierfür entscheidet auch das ὃν ὑμεῖς οὐκ οἴδατε in der Antwort des Täufers an die hierarchische Deputation in V. 26, was nun soviel heißen kann als: „den ihr nicht als Messias kennt." Denn so geradezu konnte der Täufer doch schwerlich voraussetzen, daß keiner dieser Abgeordneten Jesum persönlich kenne. Die Stelle des Matthäus aber braucht wenigstens nicht nothwendig von Bekanntschaft mit der messianischen Würde verstanden zu werden, sie kann sich auch blos auf die Kenntniß der Sittenreinheit und des erhabenen Charakters Jesu beziehen. Zwar entgegnet man[83]): daß der Täufer die Nothwendigkeit anerkenne, sich von Jesu taufen zu lassen, dies habe nur dann einen Sinn, wenn er Jesum für höher, als sich selbst, den bloßen Vorläufer, folglich für den Messias, gehalten habe. Im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden könne seine Äußerung nur den Sinn haben: „Was soll Dir meine Wassertaufe, o Messias? Weit eher wäre mir Deine Geistestaufe noth?" Allein mit dieser Behauptung wird die Sache unnöthigerweise auf die Spitze getrieben. Denn warum sollte nicht die Achtung vor Jesu sittlicher Persönlichkeit und der Eindruck von dessen ehrfurchtgebietender Erscheinung in dem tief ergriffenen Täufer das Bewußtsein seiner Würde als messianischen Vorläufers wenigstens momentan zurückgedrängt haben? — Oder wie, wenn dem Täufer schon früher eine Ahnung über die Messianität Jesu aufgegangen wäre, eine Ahnung, welche sich bei der heiligen Nähe der ehrfurchtgebietenden Gestalt Jesu höher gesteigert, und dem strengen Sittenprediger das von Matth. 3, 14 fg. mitgetheilte Bekenntniß entlockt hätte, und sodann durch das himmlische Zeichen (Joh. 1, 31—33) zur entschiedensten und freudigsten Gewißheit geworden wäre? Ohne Stütze geschichtlicher Analogie wäre solche Vermuthung nicht; man denke nur an das Verhältniß zwischen Staupitz und Luther, deren Ersterer des Letzteren reformatorische Bestimmung ahnete und weissagte! Der kurzen, decidirten Art des Täufers wäre auch in diesem Falle die Versicherung nicht unangemessen, er habe vor der Taufe Jesu dessen messianische Würde nicht gekannt. Denn auf seinem prophetischen Standpunkte konnte er nur die durch göttliche Offenbarung zu Theil gewordene Erkenntniß für wahre Erkenntniß halten. — Oder wie, wenn Jesus, als er sich dem Täufer nahete, diesem bemerklich gemacht hätte, daß er für einen ganz anderen Zweck, als die übrigen Täuflinge, in des Jordans Fluthen steigen wolle? Letztere Vermuthung ist fast unvermeidlich, da Jesus, wenn er den Täufer über den Zweck seines Kommens zu ihm in Ungewißheit gelassen hätte, bei demselben von sich die Meinung eines Büßenden hätte erregen müssen und so nach sich einer Simulation schuldig gemacht hätte. Kurz, man sieht, wie mancherlei historische Umstände und Verhältnisse stattgefunden haben können, unter deren Voraussetzung der anscheinende Widerspruch der Stellen Matth. 3, 14 und Joh. 1, 31 in vollkommene Harmonie sich auflöst. Bei der Mangelhaftigkeit unserer Quellen aber würde es ebenso gewagt sein, Etwas mit kategorischer Sicherheit über den historischen Thatbestand bestimmen zu wollen, als verkehrt und anmaßend, in einseitiger Geltendmachung der mythischen Ansicht über die evangelischen Berichte ohne Weiteres den Stab zu brechen[84]).

In Betreff der Vorfälle bei der Taufe Jesu stimmen alle Evangelien darin überein, daß während des Taufactes der heilige Geist in Taubengestalt vom Himmel herabgekommen und sich mit Jesu verbunden habe. Im Übrigen weichen die Berichte nicht unbedeutend von einander ab. Der vierte Evangelist führt Cap. 1, 31—34 des Täufers eigenen Bericht über das Factum an. Nach demselben schaute der Täufer das Phänomen, und daß er jeden anderen Schauenden ausschließen will, ergibt sich

---

ihm alles Frühere als ein Nichtwissen" (!?) Am allerschwächsten ist der von Krabbe gemachte Ausgleichungsversuch a. a. O. S. 142: Der Täufer habe Jesum zwar als Messias, aber noch nicht als „Gottessohn, als den Geliebten erkannt, an dem der Vater Wohlgefallen habe." Aber Gottessohn oder Gottesgeliebter und Messias im eminentesten Sinne waren ja sowol auf jüdischem als apostolischem Standpunkte identische Begriffe, welche verschiedene Geltung auch sonst auf beiden Standpunkten diese Begriffe haben mochten. Und grade das βαπτίζειν ἐν πνεύματι ἁγίῳ, welches dem Täufer erst durch das himmlische Zeichen als Eigenschaft Jesu kundgethan wurde (V. 33), war ein wesentliches Merkmal der Messianität.

83) Vgl. Strauß a. a. O. 1. Th. S. 391 fg.

84) Man könnte sich wol auch bei oberflächlicher Betrachtung der Sache versucht fühlen, mit Schneckenburger a. a. O. S. 121 fg, Ulteri a. a. O. S. 446 und Anderen anzunehmen, daß ein Gespräch gleichen Inhaltes nach der Taufe vorgefallen sei, wie das bei Matthäus vor die Taufe gestellte, wie auch im Ebionitenevangelium (vgl. *Epiphan.* Haeres. Ebion. XXX, 13) die Sache dargestellt wird, in welchem Falle Matthäus die reine Tradition des Factums nur in falscher Zeitordnung, das Ebionitenevangelium dagegen die weitere Ausschmückung des reinen Thatbestandes (vgl. unten Anm. 90), aber mit richtiger Chronologie, enthielte. In diesem Falle aber hätte Johannes vor der Taufe glauben müssen, einen gewöhnlichen Täufling, einen Büßenden, vor sich zu haben. — Das Gespräch bei Matth. 3, 14 fg. mit Strauß, Weiße und Br. Bauer für einen bloßen Nothbehelf der urchristlichen Tradition zu halten, wodurch einer Beziehung der Bußtaufe auf den sündlosen Jesus habe vorgebeugt werden sollen, kann ich mich deshalb nicht entschließen, weil es in diesem Falle dem kirchlichen Bewußtsein doch näher gelegen hätte, einen weit bestimmteren Zweck der Taufe Christi anzugeben, als in πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην angegeben ist. — Die Ansicht des wolfenbüttler Fragmentisten (Fragment von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, herausgegeben von Lessing, S. 133 fg), daß Johannes und Jesus zwar sich längst gekannt und verabredet gehabt, vor den Leuten aber, um einander desto besser in die Hände arbeiten zu können, sich das Ansehen gegeben, als wären sie einander bisher fremd gewesen, und darum ganz unbefangen der Eine von des Anderen Trefflichkeit Zeugniß abgelegt hätte, wird heutzutage mit Recht nur noch als literarische Curiosität bemerkt. Überhaupt gilt jetzt jede Ansicht als antiquirt, nach welcher eine der Taufe Christi vorausgegangene Verabredung zwischen beiden Männern angenommen wird, wie z. B. von dem ehrwürdigen Planck, Geschichte des Christenthumes in der Periode seiner Einführung. (Göttingen 1818) 1. Th. 7. Cap. Man berief sich gewöhnlich zur Begründung solcher Ansichten auf die (problematische) Verwandtschaft der beiden Männer. Nach Planck soll Zacharias, des Täufers Vater, wenn er so lange gelebt, auch dem Jüngling Jesus die theilnehmendste Aufmerksamkeit gewidmet haben. Das οὐκ ἤδειν αὐτόν soll auch heißen können: er habe von Jesu messianischer Würde noch nicht die volle Gewißheit gehabt, oder es lasse sich annehmen, daß bei Joh. 1, 32 von einer dem Täufer noch vor der Taufe Jesu zu Theil gewordenen Offenbarung die Rede sei.

aus dem Gebrauch der ersten Person des Singulars. Ja, wenn die Erscheinung von Mehren zugleich wahrgenommen worden wäre, so würde der Täufer gewiß auch auf deren Augenzeugniß sich berufen haben, da ihm dem Zusammenhange zufolge Alles darauf ankommen mußte, in seinen Zuhörern eine möglichst feste Überzeugung von der messianischen Würde Jesu zu erwecken. Nach Marcus dagegen war Jesus der Schauende, während Lucas das Ereigniß einfach referirt; bei Matthäus endlich ist es zweifelhaft, ob das Subject zu εἶδε in 3, 16 Jesus oder der Täufer sei. Daß es ἐπ' αὐτόν und nicht ἐφ' ἑαυτόν heißt, kann für die letztere Annahme nicht das Mindeste entscheiden; denn ἐπ' αὐτόν kann sich auch auf das Subject beziehen, wenn der Erzählende die Sache von seinem eigenen, nicht des Subjects Standpunkte darstellt [85]), wie denn auch Marcus in der Parallelstelle ἐπ' αὐτόν auf das Subject Jesus zurückbezieht. Entscheidend aber ist der Grund, daß bei Matthäus die himmlische Stimme von Jesu in der dritten, bei den beiden anderen Evangelisten dagegen in der zweiten Person sich vernehmen läßt. Zwar geht vor εἶδε in V. 16 Jesus als Subject voraus, was aber durchaus nichts entscheiden kann, indem auch V. 15 von ἀφίεσι Johannes das Subject ist, während ὁ Ἰησοῦς εἶπε vorausgeht. Endlich ist bei der anderen Erklärung das αὐτῷ in V. 16, welches man zu übersetzen hätte: „zu seinen Gunsten," oder „seinetwegen," ziemlich überflüssig, während es nach unserer Auslegung den Täufer als den allein Schauenden markirt: „für ihn," „für seine Anschauung" [86]). Sonst weicht das vierte Evangelium von sämmtlichen Synoptikern darin ab, daß es nichts von der Jesum für den Messias feierlich erklärenden himmlischen Stimme bemerkt. — Jedem Unbefangenen muß sich nun der Bericht des vierten Evangeliums als der einfachste und ursprünglichste empfehlen. Denn da hier der Täufer allein als der Schauende dargestellt wird, so können wir den Bericht kaum anders als von einer Vision, einem inneren Schauen mittels hochgesteigerter Phantasie verstehen, wie es auch schon von Origenes, Theodor von Mopsueste, Hieronymus und den meisten Neueren geschehen ist [87]). Denn hätte eine äußere Erscheinung stattgefunden, und hätte sich eine wirkliche Stimme vernehmen lassen, so hätte Beides auch von Jesus wahrgenommen werden müssen. Das ὡς περιστεράν steht dieser Auffassung durchaus nicht entgegen. Galt nämlich, wie kaum zu zweifeln ist, die Taube als Symbol oder Schechinah des heiligen Geistes [88]), so war es psychologisch ganz natürlich, daß Johannes den heil. Geist in diesem Bilde schauete; es spricht hierfür die Analogie der prophetischen Visionen, vgl. Jos. 6, 1 fg. Ezech. 1, 4 fg. Auch das Öffnen des Himmels kommt sonst in Visionen vor; vgl. Ezech. 1, 1. Apostelgesch. 7, 58. Ihre psychologischen Prämissen hat diese Vision theils in dem prophetischen Charakter des Täufers und in seiner gespannten messianischen Erwartung, theils darin, daß er nach Matth. 3, 14 die erhabene Persönlichkeit Christi bereits kannte, und vielleicht dessen messianische Bestimmung geahnet hatte, theils endlich wol auch in dem überwältigenden Eindrucke der ehrfurchtgebietenden Erscheinung

85) Vgl. Winer a. a. O. S. 144. 86) Fritzsche zu Matth. p. 148 fg. und Br. Bauer a. a. O. S. 189 fg. wollen um jeden Preis Jesum als Subject von εἶδε gedacht wissen. Die Gründe Fritzsche's sind durch unsere obigen Bemerkungen erledigt. Nach Bauer's Ansicht soll Matthäus auf die Anrede Jesu in der dritten Person durch die Reflexion auf die messianisch gedeutete Stelle Jes. 42, 1 verfallen sein, indem hier vom Messias ebenfalls in der dritten Person die Rede sei; der Evangelist habe seinen Lesern klar zu machen gesucht, daß jetzt eine Stimme sich hören lasse, welche schon im A. T. auf den Messias hingewiesen habe. Allein in diesem Falle begriffe man nicht, warum der Evangelist sich nicht genauer an die alttestamentliche Stelle, sei es nun des hebr. Originals, oder der LXX, oder des Targums, welchem er wahrscheinlich unten 12, 18 bei Citation derselben Stelle (vgl. Credner, Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 2. Band. [Halle 1838.] S. 141 fg) folgte, angeschlossen hat. Bauer meint zwar, er sei im Übrigen an den Typus der Schrift des Marcus gebunden gewesen. Allein die unkritische Annahme einer Abhängigkeit des Matthäus vom Marcus auch zugestanden, sollte sich in diesem Falle der erste Evangelist, um den ihm von Bauer beigelegten Zweck zu erreichen, aus der alttestamentlichen Stelle grade das Unwesentlichste, die bloße Form der Rede, entnommen haben? — Nach der Stelle des Luc. 3, 21 könnte es scheinen, als habe sich das Factum in Gegenwart des ganzen Volkes zugetragen. Indessen enthalten seine Worte wol nur eine Umschreibung des unbestimmten τότε bei Matthäus, und sollen soviel besagen als: ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις, ὅτε ἐβαπτίσθη ἅπας ὁ λαὸς ὑπὸ Ἰωάννου, παρεγένετο καὶ Ἰησοῦς, καὶ βαπτισθέντος αὐτοῦ κ. τ. λ.

87) *Theodor.* in *Münteri* Fragmenta patrum graec. fasc. I. p. 142: δῆλον δὲ ἐντεῦθεν, ὡς ἐν εἴδει περιστερᾶς γενομένη ἡ τοῦ πνεύματος κάθοδος οὐ πᾶσιν ὤφθη τοῖς παροῦσιν [daß noch Andere außer Jesu und dem Täufer zugegen gewesen, läßt sich nicht beweisen], ἀλλὰ κατά τινα πνευματικὴν θεωρίαν ὤφθη μόνῳ τῷ Ἰωάννῃ, καθὼς ἔθος ἦν τοῖς προφήταις, ἐν μέσῳ πολλῶν τὰ πᾶσιν ἀθεώρητα βλέπειν — — ὀπτασία γὰρ ἦν, οὐ φύσις τὸ φαινόμενον. *Orig.* contra Cels. 1, 48 nennt das Herabkommen des Geistes θεωρίαν νοητικήν. *Hieron.* in Matth.: Aperiuntur autem coeli non reseratione elementorum, sed spiritualibus oculis, quibus et Ezechiel in principio voluminis sui apertos esse commemorat. Unter den Neueren: Schleiermacher über Lucas S. 58. Usteri a. a. O. S. 445 fg. Hase a. a. O. §. 47. Bleek, Bemerkungen über das Evang. des Johannes, in den theolog. Studien u. Kritiken. 1833. 2. Heft. S. 428 fg. Kern, Die Haupthatsachen der evangel. Geschichte, in d. Tübing. Zeitschr. für Theologie. 1836. 2. Heft. S. 68 fg. Lücke a. a. O. I. S. 427. Neander a. a. O. S. 72 fg. de Wette, Exeget. Handb. zu Johann. S. 31. Kuhn a. a. O. S. 308 fg. S. 321. Krabbe a. a. O. S. 146. — Dagegen entscheidet sich Weiße a. a. O. I. S. 473 fg., seiner Grundansicht vom zweiten Evangelium gemäß, für die Ursprünglichkeit des Marcusberichtes, und nimmt eine dem Heiland zu Theil gewordene Vision an, welche in dem inneren Leben desselben Epoche gemacht, und „bei welcher zuerst das Bewußtsein seines hohen Berufes als ein mächtiger Geistesblitz ihm aufgegangen sei." Allein von der falschen Grundansicht Weiße's über das Marcusevangelium ganz abgesehen, läßt sich die Annahme einer dem Herrn zu Theil gewordenen Vision nicht mit der hohen Klarheit und Besonnenheit seines Charakters, der gleichmäßigen Vertheilung und Durchdringung aller seiner Seelenkräfte vereinen, daher auch sonst nirgends im N. T. von ihm eine Vision erzählt wird. Die Stelle Luc. 10, 18, auf welche sich Weiße beruft, enthält wie Joh. 1, 52 einen allegorischen Ausspruch. — Eine Kritik der besonders unter den älteren Rationalisten gangbaren Erklärungen, nach welchen der Hergang als ein äußerer, aber natürlicher aufgefaßt wird, gehört nicht hierher. Vgl. Strauß a. a. O. I S. 439 fg. 88) Vgl. Lücke a. a. O. I. S. 425 fg. Strauß a. a. O. I. S. 448 fg.

Christi während des Taufactes. Wenn aber auch diese Vision aus den Gesetzen des menschlichen Geistes und aus den damaligen religiösen Verhältnissen im jüdischen Volke sich hinlänglich erklären läßt, so wird doch Jeder, der an ein Walten der Vorsehung glaubt, in derselben ein in die Ökonomie des Christenthumes tief eingreifendes Ereigniß, ein Mittel anzuerkennen sich gedrungen fühlen, dessen sich die Vorsehung bediente, um die Messianität und göttliche Sendung Jesu in dem Täufer und durch den Täufer in Anderen zur Anerkennung zu bringen[89]). Enthält aber der Johanneische Bericht den historischen Thatbestand, so ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß das Urtheil, welches während und nach der Vision in dem Täufer über Jesum sich feststellte, daß derselbe Gottes Sohn sei (vgl. Joh. 1, 34), von der weiteren mündlichen Tradition, wahrscheinlich unter Zuziehung messianisch gedeuteter Stellen, wie Ps. 2, 7 und Jes. 42, 1, zu einer sinnlich hörbaren Himmelsstimme, sowie die ganze innere Wahrnehmung in ein äußeres Factum umgedeutet wurde, als welches sich höchst wahrscheinlich Marcus und Lucas die Sache vorgestellt haben, während Matthäus der ursprünglichen Quelle am nächsten steht, und von dieser den vermittelnden Übergang zur traditionellen Darstellung des Marcus und Lucas bildet. Eine weitere Ausschmückung des synoptischen Berichtes enthalten nun wieder die apostolischen Denkwürdigkeiten Justin's, die Praedicatio Pauli und das Ebionitische Evangelium nach einem Fragment bei Epiphanius. Nach den beiden ersten dieser Schriften flammte im Jordan ein Feuer auf, nach der dritten wurde der Schauplatz der Taufe von einem himmlischen Licht erhellt. Auch enthalten diese Schriften die göttliche Erklärung über Jesus als Gottes geliebten Sohn in erweiterter Gestalt[90]).

Dem weiteren Berichte des vierten Evangeliums zufolge erklärte Johannes Jesum nach dessen Taufe mehrmals öffentlich für den Messias. Schon die Deputation des Synedriums verwies er auf denselben, ohne ihn noch mit Namen zu nennen (1, 26 fg.), wahrscheinlich um nicht zur Unzeit Argwohn wider ihn zu erwecken. Tags darauf aber erklärte er ihn (wahrscheinlich vor seinen Schülern und dem umstehenden Volke) für das Lamm Gottes, welches bestimmt sei, die Sünden der Welt zu sühnen; für den Messias, dessen Würde in seinem höheren Wesen begründet sei, nach welchem er präexistirt habe. Diese Überzeugung von der messianischen Würde Jesu sei ihm durch ein (oben besprochenes) himmlisches Zeichen zu Theil geworden, wie er denn auch zu taufen berufen sei, um dem Volke Israel den Messias zu offenbaren (Joh. 1, 29—34)[91]). Als er den folgenden Tag Jesum am Gestade des Jordans dahin wandeln sah, bezeichnete er ihn abermals als das Lamm Gottes, und wies ihm aus seinem eigenen Schülerkreise die ersten Jünger zu (1, 35—40). Als jedoch Jesus zunächst nur in der vorbereitenden Art des Täufers das nahe bevorstehende Gottesreich verkündete und durch die Taufe auf dasselbe verpflichtete (Joh. 3, 26, 4, 1), und größeren Anhang als Johannes fand, wurden die Anhänger des Letzteren eifersüchtig und klagten deshalb bei ihrem Meister. Dieser aber in der edelsten Resignation machte ihnen bemerklich, daß Niemand den ihm von Gott angewiesenen Beruf zu überschreiten vermöge. Sie hätten ja seine Erklärung vernommen, daß er nicht selbst der Messias sei, sondern nur die Bestimmung habe, ihm den Weg zu be-

89) Wenn auch bei dieser Ansicht von der Sache dem Factum seine Stellung innerhalb der Schranken alles Geschehens angewiesen wird, so bleibt es doch in seiner Art und in seinen Folgen außerordentlich und großartig, und behält wesentlich dieselbe religiöse Bedeutung, wie nach der supranaturalistischen, unter den in Anm. 87 genannten Gelehrten am nachdrücklichsten von Krabbe a. a. O geltend gemachten Behauptung einer wunderhaften und magischen göttlichen Einwirkung Gottes auf das Bewußtsein des Täufers. — Gegen die im Texte gegebene Auffassung der Sache weiß Strauß a. a. O. S. 450 nichts weiter einzuwenden, als daß nach ihr eine augenblickliche wunderbare Erleuchtung des Täufers angenommen werden müßte, und eine so kräftige Vergewisserung desselben von der Messianität Jesu mit seinem späteren Zweifel unvereinbar sei. Der letztere Einwand wird weiter unten zur Sprache kommen. Was aber den ersten betrifft, so hat zwar sicherlich sowol der Täufer als der Evangelist Johannes jene Vision für eine übernatürliche Wirkung gehalten; aber nichts hindert uns, dieses ihr Urtheil und die Sache selbst von einander zu unterscheiden. Das Factum ist wol im Wesentlichen derselben Art, wie das Ereigniß auf dem Wege nach Damaskus. Auch Letzteres ist sowol von Paulus als von Lucas für ein absolutes Wunder gehalten worden, und gleichwol entzieht es sich der psychologischen Erklärung nicht gänzlich, wenn auch noch so viele Nebenumstände dunkel bleiben. Consequenterweise mußte daher Strauß auch dieses Factum leugnen, und er würde es auch gethan haben, wenn hier nicht das eigene Zeugniß des Apostels in seinen Briefen der mythischen Auffassung ein unüberwindliches Bollwerk entgegenstellete. Daher sieht sich denn auch Strauß genöthigt, in diesem Falle zu der sonst so sehr von ihm verhöhnten psychologischen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen; vgl. Strauß, Streitschriften. 2. Heft. S. 53 fg. 90) Zur besseren Vergleichung theilen wir hier die betreffenden Quellenbelege mit: *Justin.* Dial. c. Tryph. c. 88: — — *κατελθόντος τοῦ Ἰησοῦ ἐπὶ τὸ ὕδωρ, καὶ πῦρ ἀνήφθη ἐν τῷ Ἰορδάνῃ καὶ ἀναβάντος αὐτοῦ ἀπὸ τοῦ ὕδατος, ὡς περιστερᾶν τὸ ἅγιον πνεῦμα ἐπιπτῆναι ἐπ' αὐτόν, ἔγραψαν οἱ ἀπόστολοι αὐτοῦ.* — *Cypriani* Opp. p. 139 [vgl. oben-Anm. 77]: — — liber, qui inscribitur Pauli praedicatio. In quo libro — — invenies Christum — — quum baptizaretur, *ignem super aquam esse visum.* [Vgl hierzu Credner, Beiträge. 1. Bd. (Halle 1832.) S. 237 fg.] — *Epiph.* Haeres. Ebion. XXX, 13 aus dem Ebionit. Evang. (auch in *Fabric.* Cod. apocr. N. T. T. I. p. 347 sq.) *ὡς ἀνῆλθεν ἀπὸ τοῦ ὕδατος, ἠνοίγησαν οἱ οὐρανοὶ καὶ εἶδε τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ τὸ ἅγιον ἐν εἴδει περιστερᾶς κατελθούσης καὶ εἰσελθούσης εἰς αὐτόν. Καὶ φωνὴ ἐγένετο ἐκ τοῦ οὐρανοῦ λέγουσα· σύ μου εἶ ὁ υἱὸς ἀγαπητός, ἐν σοὶ ηὐδόκησα, καὶ πάλιν· ἐγὼ σήμερον γεγέννηκά σε· καὶ εὐθὺς περιέλαμψε τὸν τόπον φῶς μέγα, ὃ ἰδών, φησιν* [nämlich das Hebräerevang.], *ὁ Ἰωάννης λέγει αὐτῷ· σὺ τίς εἶ κύριε; καὶ πάλιν φωνὴ ἐξ οὐρανοῦ πρὸς αὐτόν· οὗτός ἐστιν ὁ υἱός μου ὁ ἀγαπητός, ἐφ' ὃν ηὐδόκησα. Καὶ τότε φησὶν ὁ Ἰωάννης προσπεσών αὐτῷ, ἔλεγε, δέομαί σου, κύριε, σύ με βάπτισον. ὁ δὲ ἐκώλυεν αὐτῷ λέγων· ἄφες. ὅτι οὕτως ἐστὶ πρέπον πληρωθῆναι πάντα.* Endlich in der nazareischen Recension des Hebräerevangeliums, deren sich Hieronymus bediente, heißt es bei *Hieron.* in Jesaiam XI, 2: factum est autem, quum ascendisset Dominus de aqua, descendit fons omnis spiritus sancti et requievit super eum et dixit illi: fili mi in omnibus prophetis exspectabam te, ut venires et requiescerem in te. Tu es enim requies mea, tu es filius meus primogenitus, qui regnas in sempiternum.

91) Wenn Johannes hier diesen Einen Zweck seiner Taufe geltend macht, so schließt dies natürlich den anderen, mit Beziehung auf das hereinbrechende Gottesreich zur Buße zu verpflichten, nicht aus, und dieser andere Zweck ist V. 23 genugsam angedeutet.

reiten. Im Verhältniß zu dem Messias gleiche er dem Brautwerber. Wie dieser dem Freunde die Braut zuführe und über den Jubel des Bräutigams sich freue, so sei es seine Bestimmung, die Israeliten dem Messias als ihrem Herrn und Könige zuzuführen, und so habe seine Freude über den guten Fortgang der Sache Christi den höchsten Gipfel erreicht. Des Messias Ansehen müsse erhöhet werden, das seinige sinken [92]) (Joh. 3, 22—30) [93]). Wahrscheinlich nicht lange nach dieser Erklärung über Jesum wurde der Täufer verhaftet. Denn zur Zeit des nächsten Festes, zu dessen Feier sich Jesus nach Jerusalem begab (Cap. 5, 1 fg.), sprach Letzterer von ihm wie von einer bereits vorübergegangenen Erscheinung, an welcher die Juden wol eine momentane Freude empfunden hätten, ohne aber einen nachhaltigen und erfolgreichen Eindruck zu empfangen; Cap. 5, 35.

Während also nach diesem Johanneischen Berichte der Täufer noch eine Zeit lang neben Christus fortwirkte, wurde er nach den Angaben der beiden ersten Evangelien gleich nach der Taufe des Herrn verhaftet, und erst als Christus nach seiner Rückkehr aus der Wüste von dieser Verhaftung in Kenntniß gesetzt war, begab er sich nach Galiläa und begann daselbst seine öffentliche Wirksamkeit (Matth. 4, 12. Marc. 1, 14). Der dritte Evangelist berichtet zwar auch die Verhaftnahme des Täufers (3, 19 fg.), ohne aber den Zeitpunkt derselben zu bestimmen. Nach Matthäus vernahm Johannes in seinem Kerker noch von den Wunderthaten Jesu. Dies bestimmte ihn, durch eine Gesandtschaft von einigen seiner Jünger an Jesum die Anfrage zu stellen, ob er wirklich der verheißene Messias sei, oder ob man eines Anderen warten solle (σὺ εἶ ὁ ἐρχόμενος, ἢ ἕτερον προσδοκῶμεν;). Statt einer directen Antwort verwies Jesus die Abgesandten auf seine Wunder- und Lehrer-Wirksamkeit, denjenigen selig preisend, der mit dieser Art seines Wirkens sich begnüge und sich nicht im Glauben an seine göttliche Sendung irre machen lasse. Hierauf sprach er sich zu den ihn umgebenden Volksgruppen über die vorbereitende Wirksamkeit des Täufers und dessen Stellung zum Reiche Gottes aus, er bezeichnete ihn im Gegensatze zum schwankenden Rohre als einen consequenten, seinem Berufe und seiner Überzeugung treuen Mann, als einen strengen und rauhen Asketen im Gegensatze zum üppigen Hofleben, als denjenigen, der als Vorläufer des Messias größer sei, denn alle Propheten, jedoch dem geringsten Bürger im Reiche Gottes nachstehe. Hierauf tadelte Jesus die Inconsequenz und das Schwanken des jüdischen Volkes, welches einerseits einen mächtigen Drang nach dem Reiche Gottes beurkunde und doch andererseits sich weder in die Erscheinung des Täufers noch in diejenige Christi zu finden vermöge (Matth. 11, 2—19. Luc. 7, 18—35). — Diese Sendung des Täufers, nebst den sich daranschließenden Reden Jesu berichtet auch Lucas (Cap. 7, 18—35), ohne aber zu bemerken, daß dieselbe aus dem Gefängniß erfolgt sei [94]).

Diese Nachrichten der Evangelien sind nicht frei von Dunkelheiten und Widersprüchen, und haben daher den Gegnern der heiligen Geschichte reichlichen Stoff zur Bekämpfung dargeboten. Zunächst muß sich auch dem unbefangensten Forscher die Frage aufdrängen, warum Johannes, wenn er in Jesu während dessen Taufe den erwarteten Messias erkannt hatte, sich nicht sofort mit seiner ganzen Jüngerschar dem Herrn anschloß, sondern statt dessen seine bisherige vorbereitende Wirksamkeit fortsetzte und somit der Sache Christi mehr hinderlich als förderlich war, indem er dadurch Stifter einer eigenen, dem Christenthume fernstehenden Partei wurde (Apostelgesch. 19, 1—9). Den meisten Anstoß aber hat die Erzählung von jener Sendung des Täufers an Jesum gegeben. Wie nämlich die Frage urkundlich überliefert ist, wird man sie kaum anders, denn als Frage des Zweifels zu fassen vermögen [95]). Wie aber, hat man gefragt, vermochte die Kunde von den Werken Jesu Zweifel an dessen Messianität zu erregen? Mußte nicht Johannes durch solche Kunde im Glauben bestärkt werden, indem nach bekannter jüdischer Erwartung der Messias durch Wunder sich do-

92) Vgl. Steffensen, über den tiefen Sinn des Schriftwortes ἐκεῖνον δεῖ αὐξάνειν, ἐμὲ δὲ ἐλαττοῦσθαι, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Schrifterklärung in Pelt's Mitarbeiter. 1839. 1. Heft. S. 138—146. (Dieses Heft habe ich leider nicht zu Gesicht bekommen können.) 93) Obschon der Abschnitt von V. 31 — 36 durch keine grammatische Wendung äußerlich von der Rede des Täufers geschieden ist, so trägt er doch in Inhalt und Sprache ganz den Charakter einer Betrachtung des Evangelisten, daher von ihm dasselbe Urtheil gilt, wie über den Abschnitt V. 16 - 21 desselben Capitels, nämlich daß der Evangelist unwillkürlich und unvermerkt aus der fremden Rede in die eigene Reflexion übergleitet.

94) Literatur über diese Gesandtschaft s. b. Hase a. a. O. S. 81. Anm. g. 95) Um jeden Anstoß, den die zweifelnde Frage des Täufers macht, zu entfernen, haben seit Calvin viele Theologen, zuletzt noch Kern a. a. O. S. 52 angenommen, der Täufer habe gar nicht für sich, sondern für seine Schüler fragen lassen, um deren Zweifel niederzuschlagen. Da er nämlich von den Wunderhandlungen Christi gehört, so habe er gehofft, die Schüler würden sich mit eigenen Augen von der messianischen Wirksamkeit Jesu überzeugen. Hiergegen ist aber unter Anderem mit Recht erinnert worden: 1) daß es eine sehr precaire Voraussetzung gewesen wäre, die Schüler würden den Herrn grade im Wunderthun begriffen antreffen; 2) würde es verkehrt gewesen sein, fremden Zweifeln seine eigenen Worte zu leihen und so seine eigenen früheren Zeugnisse zu compromittiren; 3) setzt Jesus in den Worten πορευθέντες ἀπαγγείλατε Ἰωάννῃ aufs Bestimmteste voraus, daß Johannes selbst der Zweifelnde und Anfragende sei. Vgl. Strauß a. a. O. S. 396 fg. — Ein, soviel wir wissen, neuer, aber völlig abstruser Versuch, das Problem zu lösen, ist neuerlich von Hug a. a. O. S. 125—129 gemacht worden. Nach Hug's Meinung bewegte sich Jesus gegen Judäa herab zum zweiten Festbesuche (Joh. 5, 1). Der Ruf von seinen Thaten ging vor ihm her, und kam auch einigen Johannisjüngern zu Ohren, die, ohne zu wissen, daß Jesus dieser gefeierte Held des Tages sei, ihrem Meister davon Nachricht ertheilten; Luc. 7, 17. 18. Der Täufer habe daher geschwankt, ob der Herannahende der Messias Jesus, oder einer seiner von dem jüdischen Volke erwarteten Vorläufer, wie Elias oder Jeremias, sei. Um darüber ins Klare zu kommen, habe er die Anfrage stellen lassen: „bist Du es selbst, vorzugsweise der Kommende, d. i. der Messias, oder ist es ein Unbekannter, dessen Heranzug wir zu erwarten haben?" Das Unhaltbare, um nicht zu sagen, Lächerliche, dieser Hypothese fällt in die Augen. Denn, um andere Schwierigkeiten zu übergehen, ist es 1) kaum denkbar, daß man nicht gewußt haben sollte, der Herannahende sei Jesus; und 2) steht die Antwort Christi durchaus in keiner Beziehung zu dem von Hug angenommenen Sinne der Frage.

cumentiren sollte? Gliche er dann nicht dem vom Winde hin und her bewegten Rohre, was doch Christus auf's Entschiedenste von ihm verneint? Und wie konnte sich Christus späterhin auf das Zeugniß eines Mannes berufen, von dem man wußte, daß er am Ende seiner Laufbahn im Glauben an seine Messianität wieder irre geworden war? [96]) Ein arger Stein des Anstoßes ist Straußen [97]) besonders die Erklärung des Täufers bei Joh. 3, 30 gewesen, weil dieselbe, als historisch angenommen, das einzige Beispiel in der Geschichte sein würde, daß ein welthistorischer Mann dem Nachfolger, der ihn verdunkele, die Zügel des Theiles der Geschichte, den er bis dahin regiert habe, so freiwillig überlasse [98]).

Durch diese theils wirklichen, theils vermeintlichen Schwierigkeiten wurde Strauß zu der Meinung veranlaßt, daß, wenn auch Johannes, wie nicht wohl in Abrede zu stellen sei, unbestimmt und allgemein auf den Messias, als den nach ihm kommenden Stärkeren, verwiesen, er doch niemals das bestimmte Individuum Jesus als Messias anerkannt habe. Sondern Alles, was die Evangelisten von solcher Anerkennung berichten, sei erst theils durch die urchristliche Sage unabsichtlich, theils vom vierten Evangelisten geflissentlich erdichtet worden, um Jesum sowol durch die Auctorität, als auch auf Kosten des im jüdischen Volke so hoch gefeierten Täufers zu verherrlichen. Diese Ansicht werde auch durch den Ausspruch des Paulus Apostelgesch. 19, 4: *Ἰωάννης μὲν ἐβάπτισε βάπτισμα μετανοίας, τῷ λαῷ λέγων, εἰς τὸν ἐρχόμενον μετ' αὐτὸν ἵνα πιστεύσωσι*, bestätigt, wozu erst der Apostel von seinem, dem christlichen, Standpunkte aus, als Commentar beifüge: *τοντέστιν· εἰς τὸν Χριστὸν Ἰησοῦν*. Aus diesem wirklichen Sachverhältnisse erkläre sich auch am leichtesten die Entstehung der außerhalb des Christenthums befindlichen Partei der Johannesjünger (Apostelgesch. 19, 1 fg.). Den ersten Ansatz zu diesem Gewebe von Sagen über das Verhältniß der beiden großen Männer enthalte die Erzählung Matth. 11, 2 fg., welche ihren Ursprung dem Streben verdanke, den Täufer nicht ohne eine wenigstens werdende Anerkennung der Messianität Jesu von der Erde scheiden zu lassen [99]).

Allein mit Recht ist hiergegen erinnert worden, daß, wenn die Sage bei der Erzählung in Matth. 11 ein Interesse hatte, ein Zeugniß über den Täufer in Umlauf zu bringen, sie dasselbe doch schwerlich in der Form des Zweifels werde ausgeprägt haben [1]). Weit natürlicher und der Notiz, daß Johannes durch die Nachricht von den Werken Jesu zu jener Sendung veranlaßt worden sei, angemessener wäre daher die Meinung Weiße's [2]), welche gleichzeitig und unabhängig von diesem Gelehrten Strauß selbst in der dritten Auflage seines Werkes [3]) vorgetragen hatte, daß in dem Abschnitte Matth. 11 die einzige authentische Nachricht über die Anerkennung Jesu von Seiten des Täufers enthalten, und nach derselben dem Täufer erst im Kerker die Ahnung aufgegangen sei, ob Jesus nicht vielleicht gar der erwartete Messias sei. Eine Andeutung dieses historischen Thatbestandes findet Weiße auch in Apostelgesch. 13, 25: *ὡς δὲ ἐπλήρου ὁ Ἰωάννης τὸν δρόμον, ἔλεγε· τίνα με ὑπονοεῖτε εἶναι; οὐκ εἰμὶ ἐγώ· ἀλλ' ἰδοὺ, ἔρχεται μετ' ἐμὲ, οὗ οὐκ εἰμὶ ἄξιος τὸ ὑπόδημα τῶν ποδῶν λῦσαι.* Hiermit könne nichts weiter gesagt sein, als daß der Täufer die wahrscheinlich auf Jesum zu beziehende Hinweisung auf den nach ihm kommenden Stärkeren erst „nach Vollendung seiner Laufbahn," also im Gefängnisse, gegeben habe.

So wenig wir nun die genannten Schwierigkeiten verkennen, so halten wir darum nicht jenen Gewaltstreich der negativen Kritik für gerechtfertigt, durch den der Knoten zerhauen und nicht gelöst wird, am wenigsten, so lange sich noch eine andere Ausgleichung darbietet, bei welcher wir uns weniger vom urkundlichen Boden der Evangelien entfernen, und wie sie auch in wesentlicher Übereinstimmung von einigen Neueren [4]) befolgt worden ist. Man geht nämlich von der Wahrnehmung aus, daß, wie sehr auch in der messianischen Erwartung des Täufers das ethische Element vorwalten mochte (Matth. 3, 1 fg. und Parall.), doch sein Standpunkt im Wesentlichen noch der alttestamentliche war. Darum vermochte er auch nicht über die jüdische Askese hinaus (Matth. 3, 4. 9, 14. 11, 18. Luc. 1, 15. 5, 33. 11, 1) zu dem rein geistigen und inneren Wesen der Religiosität sich zu erheben. Wie er in dieser Beziehung noch an der Äußerlichkeit des Judenthums haftete, so ist es auch höchst wahrscheinlich, daß er von Jesus die Erwartung hegte, derselbe werde mit Einem Schlage, auf sinnlich wahrnehmbare und feierliche Weise, sein Reich begründen, wie dies selbst die Apostel sogar noch nach der Auferstehung Jesu hofften, Apostelgesch. 1, 6. Hierauf bezieht sich höchst wahrscheinlich auch das Urtheil Christi bei Matth. 11, 9—11, daß Johannes, obwol er als Vorläufer des Messias, der die unmittelbare Nähe des göttlichen Reiches schauete und die Herzen darauf vorbereitete, mehr als ein Prophet, ja der Größte aller vom Weibe Geborenen sei, dennoch dem Geringsten im Reiche Gottes, d. h. demjenigen, welcher die niedrigste Stufe der von Christo ausgegangenen religiösen Erleuchtung einnehme [5]),

96) Vgl. Strauß a. a. O. S. 395 fg. 97) in der ersten Auflage seines Werkes 1. Bd. S. 346 fg. 98) Da nach Josephus der Täufer aus Besorgniß vor Unruhen verhaftet wurde, so hat man es auch anstößig gefunden, daß ihm im Gefängniß der Verkehr mit seinen Anhängern gestattet gewesen sein solle; vgl. Schleiermacher, über den Lucas. S. 109. Strauß a. a. O. 1. S. 352. 1. Aufl. Schleiermacher wollte daher der Darstellung des Lucas den Vorzug geben. Ob nun gleich Lucas, ungeachtet sich sonst sein Bericht, im Vergleich mit dem des Matthäus, als der abgeleitete kund gibt, doch recht wohl grade in diesem Punkte das Richtige bewahrt haben könnte: so setzt doch Jesus in der nachfolgenden Rede durch den Gebrauch des Präteritums τί ἐξήλθετε in V. 7—9 die Erscheinung des Täufers als eine vom Schauplatze ihrer Wirksamkeit bereits abgetretene voraus. Und die Geschichte lehrt ja, daß oft die stärksten Verwahrungsmittel nicht ausgereicht haben, um die Gefangenen an Verkehr mit Außen, oder an der Flucht zu verhindern. Ohnedies war grade in dieser Beziehung die Behandlung der Gefangenen im Oriente milder, als man nach der sonst dort herrschenden Despotie erwarten sollte. Vgl. Winer, Bibl. Realler. 1. Th. S. 472. Weiße a. a. O. 1. S. 272 99) Vgl. Strauß a. a. O. 1. S. 309—368. 1. A. u. S. 361 fg. 4. Aufl.

1) Vgl. Kern a. a. O. S. 52. 2) a. a. O. 1. S. 271 fg. 3) S. 412. 4) Namentlich Winer, Bibl. Realleric. 1. Bd. S. 692. Neander S. 73 fg. 5) Es versteht sich, daß Jesus hier aus dem idealen Standpunkte die wahrhaft erleuchteten Genos-

nachstehe. Da nun Jesus diese Erwartung zunächst nicht verwirklichte, vielmehr sein Werk ebenfalls in der vorbereitenden Art des Täufers begann (Matth. 4, 17. Marc. 1, 15. Joh. 3, 22. 4, 1): so mochte auch Letzterer sich noch nicht für berechtigt halten, von seiner bisherigen Wirksamkeit abzustehen und Jesu sich anzuschließen, ohne aber deshalb die von demselben bei seiner Taufe gewonnene Überzeugung aufzugeben. Daß er als rauher Asket an der wesentlich verschiedenen, wenn auch sittlich ernsten, aber doch heiteren und freien Lebensweise Jesu und seiner Schüler keinen Anstoß nahm, darf ebenfalls nicht befremden, da ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß nach uralten Verheißungen (Jerem. 31, 31 fg.) der neue Bund von wesentlich anderer Beschaffenheit sein werde, als der alte; es konnte ihn daher auch nicht im Glauben an die Messianität Jesu irre machen, wenn bereits in den Vorhallen desjenigen Reiches, als dessen Stifter er Jesum erkannt hatte, ein wesentlich anderes Leben geführt wurde, als er selbst für sich und seine Schüler erwählt hatte [6]). Ohnedies ist weder bekannt, noch wahrscheinlich, daß er sämmtliche Täuflinge zur Askese verpflichtet habe. Letzte legte er wol nur denen auf, welche sich mit ihm zu einem engeren Bunde vereinten. — Die edle Resignation, mit welcher der Täufer nach Joh. 3, 30 beim Steigen der Auctorität und des Anhanges Jesu in sein Schicksal sich ergab, und Jesu als dem Größeren sich willig unterordnete, kann nur Derjenige befremdlich finden, welcher, wie Strauß, nicht blos die Wunder für unmöglich hält, sondern auch an das menschlich Große, Außerordentliche, Ideale und sittlich Einzige nicht glaubt, und an die erhabensten Erscheinungen der Geschichte den Maßstab der Alltäglichkeit und Gemeinheit legt. Im fraglichen Falle aber hat man zu bedenken, daß es der Täufer als seinen ihm von Gott übertragenen Lebensberuf erkannt hatte, einem Höheren vorzuarbeiten, und er folglich, sobald er in einem bestimmten Individuum diesen Höheren erkannt hatte, ohne Inconsequenz nicht umhin konnte, demselben in freier Resignation sich unterzuordnen [7]). Dies schließt jedoch nicht aus, vielmehr ist es aus dem oben bezeichneten beschränkteren Standpunkte des Täufers sehr wohl erklärlich, daß das nachherige traurige Leben im Kerker die Ungeduld steigerte, mit welcher er auf die solenne Stiftung des göttlichen Reiches harrete, zumal wenn er durch die messianische Katastrophe Befreiung aus dem Kerker und Bestrafung seiner Feinde hoffte. Hörete er nun ohnedies noch von den Machthandlungen Jesu, so mußte es ihm um so unerklärlicher sein, warum Derselbe mit seinem öffentlichen und feierlichen Auftritte als Messias zögere; kurz, ohne daß er in entschiedene Zweifel zu verfallen brauchte, mochte er sich in die ihm seltsame Erscheinung Christi nicht mehr recht zu finden wissen, und dadurch zu der vielbesprochenen Sendung an Jesum veranlaßt werden, durch welche er vielleicht den Herrn nur zu rascherem Handeln anzuspornen beabsichtigte. Die Gemüthsstimmung, aus welcher die Anfrage hervorging, macht es erklärlich, wie leicht diese Anfrage in Form eines Zweifels gestellt werden, oder doch wenigstens im Munde der Abgeordneten diese Form annehmen konnte. Als Frage des Zweifels behandelt sie auch Jesus, wenn er in seiner Antwort denjenigen selig preist, der durch die Art seiner Wirksamkeit im Glauben an ihn nicht irre werde (σκανδαλισθῇ). Wäre aber dem Herrn von einer früheren Anerkennung seiner Person Seitens des Täufers nichts bekannt gewesen, so hätte er in jener Anfrage, wie zweifelnd sie immer gestellt sein mochte, den beginnenden Glauben loben und nur das Unzureichende desselben ins Licht stellen müssen [8]). Mit Rücksicht auf seinen beschränkten alttestamentlichen Standpunkt und auf seine durch die Leiden des Kerkers niedergedrückte Gemüthsstimmung konnte aber Jesus dem Johannes jene Frage des Zweifels zu Gute halten; der sittliche Werth dieses großen Mannes und seine Stellung zum Reiche Gottes konnte nur nach dem bestimmt werden, was er in geistiger Freiheit, Unbefangenheit und Selbständigkeit gewirkt und gezeugt hatte, und darum konnte ihn Jesus ohne Übertreibung als einen überzeugungstreuen, unerschrockenen Mann (Matth. 11, 7) bezeichnen, und mit bestem Grunde dessen früheres Zeugniß für sich geltend machen (Joh. 5, 32 fg.). Des Johannes Unsicherheit in der Meinung von Christo ist auch nicht schlechthin unvereinbar mit der früherhin durch ein göttliches Anzeichen empfangenen Gewißheit. Denn es würde höchst unpsychologisch sein, dem Eindrucke, den die Leiden und die Einförmigkeit des Kerkerlebens selbst auf starke und tapfere Seelen machen können, absolute Grenzen setzen zu wollen [9]). Nicht einmal die völlige

sen des göttlichen Reiches, diejenigen, welche das Wesen dieses Reiches im Gegensatze zur beschränkten jüdisch-messianischen Erwartung erkannt hatten, versteht. Denn die empirischen Genossen dieses Reiches in damaliger Zeit hatten im Wesentlichen den jüdischen Standpunkt des Täufers noch nicht überwunden, vgl. Matth. 17, 12. 18, 1. 20, 20 fg. und Parallelstellen.

6) Vgl. Kern a. a. O. S. 53 fg. 7) Vgl. Kern a. a. O. S. 53. Tholuck, Glaubwürdigkeit der evang. Geschichte. 2. Aufl. (Hamb. 1838.) S. 111 fg. Weiße a. a. O. I. Th. S. 271. Hase a. a. O. S. 79: „Die Anerkennung Jesu ist Joh. 3, 23. 30 nur dahin ausgeführt, daß Johannes in dem erhabenen Geiste und Berufe Jesu eine göttliche Bestimmung erkannte, der mit männlichem Selbstgefühle sich unterordnend durch die höchste That und Aufopferung der Freundschaft er sein eigenes Fortleben im Gottesreiche sicherte. Dies mag selten sein, und könnte in der Erinnerung des Evangelisten aus einer bloßen Thatsache sich erst zu dieser freien subjectiven Anerkennung verklärt haben, aber es liegt in der sittlichen Ordnung, daß die niedere und beschränktere Natur sich der höheren und freieren unterordne."

8) Vgl. de Wette, Exeget. Handb. zu Matth. S. 107. Neander a. a. O. S. 87. Dies erkannte auch Strauß a. a. O. S. 412 (3. Aufl.) an, daher er der Hypothese, daß dem Täufer erst im Gefängniß der Glaube an Jesum aufgedämmert sei, diese Wendung gab: „So wäre denn dem gefangenen Johannes Mancherlei von Jesu zu Ohren gekommen; dies hätte Anfangs auf ihn den Eindruck des Messianischen, und die Erwartung in ihm rege gemacht, daß Jesus demnächst nun entschieden als Messias hervortreten werde; wie dies immer und immer nicht geschah, wären ihm wieder Zweifel aufgestiegen, und er hätte jene Anfrage gemacht." Aber auch in diesem Falle mußte die Anfrage von Seiten eines so bedeutenden Mannes für Jesum etwas Überraschendes haben, und er hätte den ihm auf halbem Wege Entgegenkommenden loben müssen, statt daß er ihn in seiner Antwort wie einen Abtrünnigen behandelt. 9) Um das Wanken des Täufers in seiner glaubensstarken Zuversicht begreiflich zu machen, beruft sich Neander

Verleugnung der über Christus früher gefaßten Überzeugung würde psychologisch undenkbar sein; denn in diesem schlimmsten Falle hätte Johannes auf seinem Standpunkte jenes Gesicht, welches ihn zur Überzeugung führte, für ein Blendwerk des Satans halten können. Nur mit den im vierten Evangelium dem Täufer beigelegten höheren christologischen Vorstellungen möchte sich jene Sendung schwerlich vereinen lassen. Denn legte Johannes Jesu göttliche Natur bei, nach welcher dieser präexistirt haben sollte, so mußte er auch sich überzeugen, daß nur dieser Göttliche allein den rechten Zeitpunkt zur Begründung seines Reiches kenne. Hegte der Täufer ferner die Ansicht, es sei die Bestimmung Jesu, durch Leiden und Verfolgungen sein Ziel zu erreichen, so konnte er weder auf sofortige allgemeine Anerkennung desselben rechnen, noch eine plötzliche solenne Inauguration des göttlichen Reiches hoffen. Erinnern wir uns aber der Eigenthümlichkeit des vierten Evangelisten, die Reden Jesu in der Reproduction des späteren apostolischen Bewußtseins wiederzugeben, so muß sich uns eine gleiche Ansicht hinsichtlich der betreffenden Aussprüche des Täufers aufdrängen, sodaß es keiner exegetischen Künsteleien bedarf, um die Schwierigkeiten zu beseitigen und einen Sinn herauszupressen, der sich vor dem historisch-grammatischen Gewissen nun und nimmermehr rechtfertigen läßt [10]). Hatte nämlich der Täufer in Vergleich mit sich dem Messias Priorität der Würde beigelegt, wie nahe mußte es dem Apostel auf seinem späteren Standpunkte liegen, damit den ihm hiervon unzertrennlichen Begriff der Priorität des Wesens und der Existenz zu verbinden; und wenn der Täufer Jesum überhaupt nur als Messias, oder vielleicht mit Rücksicht auf das 53. Cap. des Jesaia als den Knecht Gottes bezeichnet hatte, diesen Messias- oder Knecht-Gottes-Begriff vom specifisch-christlichen Standpunkte aus nach einer speciellen und wesentlichen Seite desselben, dem versöhnenden Leiden und Sterben, aufzufassen?

Gehen wir endlich zu den beiden, von Johannes dem Täufer handelnden Stellen der Apostelgesch. über, so kann die erste derselben, Cap. 13, 25, der Weiße'schen Hypothese, daß Johannes dem Herrn erst vom Gefängnisse aus einige Anerkennung gezollt habe, durchaus nicht zur Stütze dienen [11]). Denn offenbar bezieht sich hier Paulus auf diejenigen Aussprüche des Täufers, in welchen Derselbe theils vor dem jüdischen Volke, theils vor der Deputation des Synedriums ganz im Allgemeinen auf den nach ihm kommenden Stärkeren hingewiesen hatte: Matth. 3, 11. Marc. 1, 7 fg. Luc. 3, 16. Joh. 1, 27. Will man den Ausdruck ἐπλήρουν pressen, so kann daraus allerdings zu Gunsten der Angabe des Matth. 4, 12 und gegen die Darstellung des vierten Evangeliums gefolgert werden, daß beim öffentlichen Auftritt Jesu der Täufer bereits vom Schauplatze abgetreten sei. Indessen nothwendig ist diese Auffassung nicht, denn mit dem Beginn der öffentlichen Wirksamkeit Christi hatte die des Täufers gewissermaßen ihr Ziel erreicht, sein Lauf war ideell vollendet, wenn er auch thatsächlich noch eine Zeit lang neben dem Herrn fortwirkte. In der Stelle Apostelgesch. 19, 4 ist es zweifelhaft, ob Paulus mit dem τουτέστι nach seiner eigenen oder nach des Täufers Meinung Jesum als Messias bezeichnen wolle; jedoch ist das Erstere einfacher und natürlicher. Sonach könnte man sich allerdings wundern, daß Paulus in diesen Stellen sich nicht auf die speciellen Zeugnisse des Täufers für Jesum sich beruft, und mit der Ausflucht Neander's [12]), „Paulus führe in Cap. 13, 25 die Erscheinung des Johannes nur wegen des historischen Zusammenhanges an, als das letzte Glied

---

a. a. O. S. 86 auf das Beispiel von Männern, welche mit der größten Zuversicht und Begeisterung vom Glauben gezeugt und standhaft dem Tode entgegengesehen hatten, und dennoch im Kerker einer augenblicklichen Schwäche unterlagen und zu einem Widerrufe sich fortreißen ließen. Nicht ganz mit Unrecht entgegnet hierauf Strauß a. a. O. S. 400, daß hier, genau betrachtet, gar keine Ähnlichkeit stattfinde, indem verfolgte Christen der ersten Jahrhunderte, später ein Berengar, Galilei u. A., eben denjenigen Überzeugungen untreu geworden seien, um derentwillen sie eingekerkert waren, und durch deren Verleugnung sie sich zu retten hofften; der Täufer, um mit ihnen verglichen werden zu können, habe seine Rüge gegen Herodes zurücknehmen, nicht aber in seinem Zeugnisse von Christo wankend gemacht werden müssen, die mit seiner Verhaftung in gar keinem Bezuge standen — Indessen stand diese Rüge des Täufers doch nicht so außer allem Zusammenhange mit seinem berufsmäßigen Wirken. Als Vorläufer des Messias hielt sich Johannes für berufen, ohne Furcht und Rücksicht die Laster aller Stände zu rügen. Für die Treue und Freimüthigkeit in Ausübung dieses Berufes schmachtete er im Kerker. Wie sollten ihn nun nicht in finsteren Stunden haben Zweifel anfechten können an der Göttlichkeit der Sache, welcher er diente, Zweifel an der göttlichen Sendung dessen, dem er den Weg zu bahnen gesucht, für dessen Messianität er gezeugt hatte? Aber auch ganz hiervon abgesehen, wie Viele haben nicht in Leidensstürmen, die mit der religiösen Überzeugung in gar keiner Beziehung standen, Schiffbruch am Glauben gelitten?

10) Wie muß sich nicht Neander a. a. O. S. 79 fg. drehen und wenden, um aus Cap. 1, 15. 30 den Präexistenzbegriff wegzudeuten, der doch dem Zusammenhange und der Tendenz des Johanneischen Prologs einzig angemessen ist. Neander erklärt nämlich V. 30: „Nach mir kommt ein Mann, der einen höheren Platz, als ich, eingenommen hat, wie ihm seinem Wesen nach ein solcher gebührt," und sucht die gegen diese Auffassung sich erhebende Bedenklichkeit, daß es ἐστί statt ἦν nach πρῶτός μου habe heißen müssen, durch die gezwungene und harte Auskunft zu beseitigen, es sei ἦν, nicht ἐστί gesagt, „weil die Priorität des Wesens als eine der in der Erscheinung erst später von Christus erlangten Priorität der Würde vorangegangene bezeichnet werden solle." — In Cap. 1, 29 nimmt Kuhn a. a. O. I. S. 246 fg. 258 fg. zu einer längst abgethanen Erklärung seine Zuflucht, indem er αἴρειν ἁμαρτίαν davon versteht, daß Jesus sowol durch seine Lehre den Menschen bessere religiös-sittliche Begriffe beigebracht, als auch in der Heilung von Krankheiten die Strafen der Sünden beseitigt habe, sodaß der Ausspruch nichts weiter besage, als in der Stelle Matth. 4, 23 liege. Aber so würde alle logische Beziehung des Prädicates αἴρων ἁμαρτίαν zu dem Subjecte ἀμνὸς τοῦ θεοῦ, welches doch nur Symbol des unschuldig und geduldig Leidenden oder Sterbenden sein kann, aufgehoben, und statt dieses Subjectes hätte auch jedes andere gesetzt werden können. Die richtige Erklärung s. bei Meyer zu d. St. Eine Sammlung der verschiedenen Auslegungen gibt *Gabler*, Meletemata in Joh. 1, 29. (Jen. 1808—11.) und in s. Opuscc. p. 514 sqq. Vgl. auch meine Abhandl.: de Joanneae Christologiae indole etc. p. 105—109.

11) Auf das Ungrammatische in Weiße's Erklärung der Worte ὡς δὲ ἐπλήρου τὸν δρόμον durch: „nach Vollendung seines Laufes," brauchen wir nicht erst aufmerksam zu machen. Das Imperfectum bedeutet bekanntlich: „als er im Begriff war, seinen Lauf zu vollenden." 12) a. a. O. S. 61.

unter den bedeutenden Ereignissen in der Entwickelung der Theokratie, welches die Erscheinung des Messias unmittelbar habe vorbereiten sollen," ist die Schwierigkeit durchaus nicht abgethan, indem ja die Erscheinung des Täufers grade dadurch die höchste Bedeutung erhalten hatte, daß von demselben Jesus als der verheißene Messias bezeichnet worden war. Indessen hatte Johannes der Täufer nur jene allgemeinen Hinweisungen auf den Kommenden öffentlich gegeben; von Jesus dagegen, als dem Gekommenen, hatte er nur in der Mitte seiner Schüler Zeugniß abgelegt. Paulus nun auf seinem damaligen pharisäischen Standpunkte und in seiner feindseligen Stellung zu dem Christenthume, wird von diesen speciellen Zeugnissen schwerlich Notiz genommen oder bekommen haben. Nach seiner Bekehrung aber kam er zu selten und auf zu kurze Zeit mit Aposteln zusammen (Gal. 1, 11 — Cap. 2, 10), um von denjenigen unter ihnen, welche früher Schüler des Täufers gewesen waren, die nöthige Belehrung hierüber zu empfangen. Auch wurde sowol Er, als auch die palästinensischen Gemeinden in jener späteren Zeit von ganz anderen Interessen und Lebensfragen bewegt, als daß das Verhältniß des Täufers zu Christo Gegenstand besonderer Besprechung hätte sein können. Daß aber Johannes der Täufer auch nach derjenigen Tradition, welcher Lucas im zweiten Theile der Apostelgeschichte folgt, Jesum als den Messias bezeichnete, erhellt aus Cap. 18, 25, wo es von dem berühmten Apollos heißt: *ἦν κατηχημένος τὴν ὁδὸν τοῦ κυρίου· καὶ ζέων τῷ πνεύματι ἐλάλει καὶ ἐδίδασκεν ἀκριβῶς τὰ περὶ τοῦ κυρίου* [nach der gewöhnlichen Lesart], *ἐπιστάμενος μόνον τὸ βάπτισμα Ἰωάννου*, worauf ihm die bekannten Paulinischen Christen Aquila und Priscilla genaueren Unterricht im Evangelium ertheilt hätten. Man hat hier zwar das Wort *κύριος* vom abstracten Messiasbegriff verstanden, und als Grund angeführt, daß die Cap. 19, 4 fg. genannten Johannesjünger noch nichts von Jesus als Messias gewußt hätten [13]). Allein bei dieser Erklärung wird einmal ganz willkürlich vorausgesetzt, daß Apollos und die Cap. 19 genannten Johannesjünger zusammengehört hätten, und zweitens läßt sich *ὁ κύριος*, welches sonst im N. T. immer von Christus oder Gott gebraucht wird, schwerlich so abstract und allgemein fassen. Es kommt hinzu, daß viele und gute kritische Auctoritäten für die von Lachmann, Meyer und Schott aufgenommene Lesart *τὰ περὶ τοῦ Ἰησοῦ* entscheiden, und die gewöhnliche Lesart höchst wahrscheinlich dadurch veranlaßt ist, daß ein Abschreiber auf das eine Zeile vorhergehende *κυρίου* blickte. So wäre denn Apollos im Allgemeinen schon mit der Messianität Jesu bekannt gewesen, und durch Aquila und Priscilla nur mit der specifisch-paulinischen Auffassung des Christenthumes bekannt gemacht worden. Es lag nämlich in der Natur der Sache, daß sich verschiedene Arten von Johannesjüngern bildeten, außer denen nämlich, welche, wie die Apostel Johannes und Andreas, völlig in die christliche Gemeinschaft eintraten, Solche, die durch ihren Lehrer mit der Messianität Jesu bekannt gemacht worden waren, und an dieselbe glaubten, ohne aber sich dem Herrn anzuschließen, und Solche, welche in der eigenthümlichen Geistesrichtung ihres Meisters sich gefallend in die Erscheinung Christi sich nicht zu finden vermochten, auf dieselbe wol gar mit einer gewissen Eifersucht blickten, und daher auch nach dem Tode des Meisters eine eigene Partei zu bilden fortfuhren. Verbreiteten sich nun Johannesjünger der letzteren Art auch nach anderen Ländern, und machten sie daselbst Proselyten, so konnte im Laufe der Zeit unter Solchen die Erinnerung an das einstmalige Verhältniß ihres Meisters zur Person Jesu gänzlich erlöschen, und von solcher Art waren jedenfalls die in Apostelgesch. Cap. 19 Erwähnten. — Ob und in wieweit auch der Ursprung der noch jetzt im Morgenlande bestehenden, dem Christenthume feindseligen Sekte der Johannisjünger oder Zabier von Johannes dem Täufer abzuleiten sei, und in welchem Ansehen der Täufer bei ihnen stehe, darüber vergleiche den Artikel **Zabier**.

Bei dieser ganzen Erörterung haben wir die Richtigkeit der Johanneischen Relation vorausgesetzt, nach welcher der Täufer noch eine Zeit lang neben Jesus fortwirkte, ehe er gefänglich eingezogen wurde. Die Mythiker dagegen geben den beiden ersten Synoptikern Recht, nach deren Angabe die öffentliche Wirksamkeit Jesu erst seit der Gefangennehmung des Täufers begann, obschon Strauß hierbei seinem sonstigen, freilich sehr falschen, Princip, wenn Ein Moment in Einer Angabe nachweislich unhistorisch sei, die ganze Angabe in die Kategorie des Unhistorischen falle, sehr untreu geworden ist. Nach Matthäus (4, 12) und Marcus (1, 14) nämlich soll sich Jesus auf die Nachricht von des Johannes Verhaftung nach Galiläa, also in das Gebiet grade desjenigen Fürsten begeben haben, der die Verhaftung befohlen hatte, was nicht denkbar ist. Ungeachtet nun der vierte Evangelist Cap. 3, 24 der Tradition von des Täufers früher Verhaftung ausdrücklich widerspricht, so glaubt Strauß [14]) dennoch die desfallsige Differenz der Evangelien nach folgendem Kanon beurtheilen zu müssen: „Tritt Derjenige, welchem der Held einer Erzählung überlegen ist, schon vor dessen Auftritte ab, so geht die beste Gelegenheit verloren, den Helden seine Übermacht beweisen zu lassen, welche nur dann in ihrem vollen Glanze sich zeigen kann, wenn die Erzählung der aufgehenden Sonne gegenüber den schwindenden Mond noch über dem Horizonte stehen und allmälig immer mehr erbleichen läßt. Grade das Letztere findet bei (dem Evangelisten) Johannes und auch schon bei Lucas statt, das Erstere aber bei Matthäus und Marcus, indem diese Beiden den Täufer schon vor dem Eintritte Jesu in die Schranken vom Schauplatze wegräumen, Jene aber denselben gleichsam im offenen Felde noch sich an Jesum ergeben lassen, wovon, als das minder Verherrlichende, das Erstere die historische Wahrscheinlichkeit für sich hat." Allein nach so abstractem Kanon müßten eine Menge Fälle, in denen nach den beglaubigtsten Zeugnissen eine untergeordnete Person neben einer höheren auf einem und demselben Felde eine Zeit lang gewirkt hat, aus den Jahr-

13) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 411. Anm. 23.

14) a. a. O. I. S. 384. 4. Aufl.

bücherm der Weltgeschichte gestrichen werden. Gesetzt aber auch, das vierte Evangelium wäre nicht vom Apostel Johannes verfaßt, so könnte doch nur von einer sehr parteiischen und leidenschaftlichen Kritik dessen Vorzug vor den Synoptikern in chronologischer Beziehung verkannt werden, und darum fodert es die Gerechtigkeit, seiner Aussage Recht zu geben, wie denn auch einen Widerspruch gegen die gangbare Tradition, wie derjenige bei Joh. 3, 24 ist, nur ein solcher Verfasser sich erlauben konnte, der in dem Kreise, für welchen er schrieb, als ein mit den Zeit- und Ortsverhältnissen vertrauter Mann bekannt war.

In Angabe des Motivs, aus welchem Herodes Antipas den Täufer verhaften ließ, differiren die Berichte der Synoptiker und des Josephus. Nach Ersteren that es der Tetrarch aus Rache, weil Johannes dessen unrechtmäßige Verehelichung mit Herodias, dem Weibe seines Halbbruders Philippus, getadelt hatte (Matth. 14, 3 fg. Marc. 2, 17 fg. Luc. 3, 19 fg.), nach Josephus aus Furcht vor Unruhen, die durch den bedeutenden Anhang des Täufers erregt werden möchten [15]). Da eine sagenhafte Entstehung des synoptischen Berichtes durch nichts motivirt ist, ja der bloßen Vermuthung weit näher der von Josephus angegebene Grund gelegen hätte, so gesteht selbst Strauß die leichte Vereinbarkeit der beiden Berichte zu, indem die von Josephus angegebene Ursache der ostensible, die von den Synoptikern angegebene dagegen der geheime oder Cabinetsgrund gewesen sei. Ja, man brauche diese Unterscheidung nicht einmal; da ja Antipas befürchtet haben könne, daß eben auch durch den starken Tadel jener gesetzwidrigen Heirath und seiner Lebensweise überhaupt Johannes das Volk gegen ihn in Aufruhr bringen möge [16]). Oder es läßt sich auch annehmen, daß Herodes schon längst aus Furcht vor dem wachsenden Anhange des Täufers dessen Verhaftung beschlossen habe, durch jene Rüge aber zur Ausführung seines Entschlusses veranlaßt worden sei. — Übrigens bezeichnet Josephus als Ort der Gefangenschaft des Täufers die Festung Machärus, gegen die arabische Grenze zu [17]).

Während dieser Geschichtsschreiber nur im Allgemeinen die Hinrichtung des Täufers meldet, bezeichnen die Synoptiker dieselbe bestimmter als Enthauptung, die unter folgenden Umständen geschehen sei. Nach Matthäus (14, 5 fg.) nämlich hatte Herodes schon längst den Tod des Gefangenen beschlossen, und nur aus Furcht vor dem Volke mit Ausführung dieses Entschlusses gezögert. Da erregte einst bei der Hoffeier seines Geburtsfestes die Tochter seiner Gattin durch einen mimischen Tanz sein besonderes Wohlgefallen, und er erbot sich ihr zu jeder Gunstbezeugung, die sie von ihm bitten würde. Sie aber, von ihrer Mutter gestimmt, erbat sich das Haupt Johannes des Täufers. Und er willfahrete ihr. Nach dem Berichte des Marcus (6, 19 fg.) dagegen trachtete Herodias allein ihrem Feinde nach dem Leben, konnte aber nicht vor ihrem Gemahl, der ehrerbietige Scheu vor ihm hegte, ihn für einen gerechten und heiligen Mann hielt, gern hörte und seinen Rath mehrfach befolgte, bis endlich bei genannter festlicher Gelegenheit Herodias auf die angegebene Weise ihren Zweck erreichte. Von beiden differenten Berichten verdient jedenfalls der des Matthäus den Vorzug. Denn daß Herodes nur aus Furcht vor dem Volke den Täufer geschont, ist dem leichtsinnigen und despotischen Charakter dieses Fürsten sicherlich am angemessensten. Denn wollten wir auch annehmen, Johannes der Täufer sei während des Herodes Aufenthaltes in Machärus bisweilen vor denselben gebracht worden, und habe auf ihn Eindruck gemacht, ähnlich wie der Apostel Paulus auf den König Agrippa (Apostelgesch. 24, 24), so läßt es sich doch nicht wohl denken, daß er einen so nachhaltigen und bestimmenden Einfluß auf ihn geübt habe, wie Marcus in seinem Berichte angibt [18]). — Endlich macht die Relation des Matthäus (vgl. V. 11 mit dem ὧδε ἐπὶ πίνακι in V. 8) den Eindruck, als ob die fürstliche Tochter das Haupt des Täufers auf der Stelle verlangt und erhalten habe, und Marcus (V. 25) versichert dies ganz bestimmt durch sein ὁρᾶς ἐξαυτῆς. Nun war aber Tiberias, die Residenz des Herodes, ungefähr eine Tagereise von der Festung Machärus entfernt; das Haupt des Täufers konnte daher nicht eher als mindestens nach zwei Tagen überbracht werden. Diese Differenz gleicht sich indessen durch die zuerst von Hugo Grotius vorgetragene und von den meisten Neueren gebilligte Hypothese aus, daß sich Herodes damals wegen seines Krieges mit dem arabischen Fürsten Aretas zu Machärus aufgehalten und daselbst sein Geburtsfest gefeiert habe. Als Tag der Enthauptung des Täufers hat man in der Kirche den 29. August angenommen [19]). — Über das Schicksal der Gebeine Johannes des Täufers ist die Kirche sehr reich an widerspruchsvollen Traditionen und Legenden. Nach denselben fürchtete Herodias die Rügen des Täufers auch noch nach dessen Tode, und trug Bedenken, das Haupt desselben beim Körper zu belassen. Sie ließ es daher an einem absonderlichen Orte des fürstlichen Palastes begraben, den Rumpf aber draußen wohin werfen [20]). Die Schüler des Täufers aber holten den Rumpf und begru-

15) Vgl. die oben (Anm. 25, S. 98) abgedruckte Stelle des Josephus. 16) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 426 fg. Derselben Ansicht sind auch Schleiermacher, Über den Lucas. S. 109. Neander a. a. O. S. 83. Dagegen haben Fritzsche zu Matth. S. 487 und Winer, Bibl. Realler. I. Bd. S. 694 das Umgekehrte angenommen: das unehrerbietige Urtheil über den Herrscher sei der ostensible, die Furcht vor Unruhen der geheime Grund gewesen. Aber mit Recht bezweifelt Strauß a. a. O. I. S. 426, daß Herodes den von Johannes gerügten scandalösen Punkt absichtlich werde hervorgekehrt haben. 17) *Joseph.* l. c.: *Καὶ ὁ μὲν ὑποψίᾳ τῇ Ἡρώδου δέσμιος εἰς τὸν Μαχαιροῦντα πεμφθεὶς — ταύτῃ κτίννυται.*

18) Schon frühzeitig erkannte man diese Schwierigkeit, woher sich auch die Correctur *ἠπόρει* in einigen Codd. schreibt: der Fürst sei betroffen gewesen, wenn er den Täufer gehört. — Das *ἐλυπήθη* bei Matthäus 14, 9 bringt diesen Evangelisten nicht mit sich selbst in Widerspruch; man hat es so zu verstehen: Obschon Herodes schon längst den Täufer zu tödten getrachtet habe, so sei er doch jetzt theils durch das Unerwartete der Bitte seiner Stieftochter, theils auch durch Furcht, beim Volke anzustoßen, verstimmt worden. Vgl. *Fritzsche* ad Matth. p. 409. 19) Vgl. Acta Sanctorum, Junii Tom. IV. p. 705 sq. 20) Vgl. *Nicephorus* H. E. II, 19.

ben ihn zu Sebaſte, dem alten Samaria, weil er in dieſer den Juden feindlichen Stadt vor Inſulten der fürſtlichen Familie am geſichertſten war [21]). Nach einer noch ſpäteren Tradition war ſogar auch die Hinrichtung in dieſer Stadt vollzogen worden [22]). Unter Kaiſer Julian's Regierung wendete ſich die Wuth der Heiden auch gegen das Grab des Johannes. Man grub ſeine und des Propheten Eliſa Gebeine aus, zerſtreuete ſie, ließ ſie dann wieder auffammeln, unter Thierknochen miſchen und verbrennen, und die Aſche auf Feldern und Auen zerſtreuen. Glücklicherweiſe waren aber zur Auffammlung Mönche aus Jeruſalem gekommen, welche ſich zu den mit dieſem Geſchäft beauftragten Perſonen geſelleten. Es gelang ihnen, mehre der heiligen Gebeine zu entwenden und ins Kloſter in Sicherheit zu bringen. Der Vorſteher des Kloſters, ſich des Beſitzes eines ſolchen Schatzes für unwürdig haltend, überſandte ſie dem Athanaſius zur Aufbewahrung [23]). — Auch das Haupt des Täufers wurde wieder aufgefunden und zwar bei macedonianiſchen Mönchen, die früher in Jeruſalem ihren Sitz gehabt, ſpäter nach Cilicien ſich gewendet hatten. Über die Zeit der Auffindung divergiren die Angaben bedeutend [24]). Valens befahl, dieſen Schatz nach Conſtantinopel zu ſchaffen, aber trotz allen angewendeten Zwangsmittel, vermochten ihn die Maulthiere nur bis Pantichium, nahe bei Chalcedon, zu bringen. Man legte ihn daher im Dorfe Coſilaus nieder. Erſt dem Theodoſius gelang es, das von Valens begonnene Werk zu vollenden [25]). Doch eigneten ſich auch andere Orte die Ehre der Auffindung oder Aufbewahrung des heiligen Hauptes oder doch einzelner Theile deſſelben zu [26]).

Bedeutung Johannes des Täufers in der kirchlich-chriſtlichen Dogmatik. Nach dem Vorgange der meiſten Scholaſtiker nahmen die altproteſtantiſchen Dogmatiker ſeit Melanchthon [27]), und unter den Neueren Michaelis [28]) und Seiler [29]), keinen weſentlichen Unterſchied an zwiſchen der Taufe Johannis und Chriſti, ſondern hielten beide Taufen für ein Sacrament, indem jene auf Chriſtum *passurum* ſich bezogen habe, dieſe in Chriſtum *passum* vollzogen werde. Mit Recht aber iſt dieſe Identität der beiden Taufen von den Neueren [30]) verworfen worden. Denn wenn auch die Johanneiſche Taufe in ihrer Beſtimmung, als Symbol der Läuterung des ganzen inneren Menſchen zu dienen, und in der Anforderung des Glaubens an den Meſſias mit der chriſtlichen Taufe (vgl. Joh. 3, 5. Tit. 3, 5. Röm. 6, 3 fg. Koloſſ. 2, 12) zwei weſentliche Merkmale gemeinſam hat, ſo muß ſie doch auf der anderen Seite von ihr ebenſo verſchieden ſein, als die religiös-ſittliche Geiſtesrichtung des Täufers von der in der chriſtlichen Taufe ſich ausſprechenden ſpecifiſch-chriſtlichen Grundanſchauung ſich unterſcheidet. Die chriſtliche Taufe wird nämlich nach Matth. 28, 19 vollzogen auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, alſo der drei Grundprincipien des chriſtlichen Erlöſungswerkes (worauf zuletzt auch der Sinn der kürzeren Formel *ἐν* oder *ἐπὶ ὀνόματι* oder *εἰς τὸ ὄνομα τοῦ Χριστοῦ* oder *εἰς Χριστὸν* [Apoſtelgeſch. 2, 38. 8, 16. 10, 48. 19, 5. Röm. 6, 3] hinauskommt), von deſſen Weſen der Täufer, der obigen Nachweiſung zufolge, noch keine Ahnung hatte, ſo wenig als von der ethiſchen Gemeinſchaft mit Chriſto, welche nach Gal. 3, 27 durch die chriſtliche Taufe ſymboliſirt wird. Mit der Vollziehung der chriſtlichen Taufe war in der Regel die Verleihung des heiligen Geiſtes verbunden (Tit. 3, 5. Apoſtelgeſch. 19, 6; doch vgl. Apoſtelgeſch. 8, 15. coll. 12. Cap. 10, 44), während der Täufer ſeine Waſſertaufe tief unter die meſſianiſche Geiſtestaufe ſtellte. Die chriſtliche Taufe wird ferner in Beziehung zum Tode und zur Auferſtehung Chriſti geſetzt (Röm. 6, 4. Koloſſ. 2, 12), beide Ereigniſſe mußten aber dem Täufer unbekannt ſein. Die chriſtliche Taufe wird endlich auch als Bedingung der Sündenvergebung (Apoſtelgeſch. 2, 38. Eph. 6, 27) und des ewigen Heiles (Marc. 16, 16) dargeſtellt; als Verleiher von beiden Gütern konnte auch Johannes der Täufer auf ſeinem prophetiſch-theokratiſchen Standpunkte Niemanden anders, denn den Meſſias allein anerkennen [31]), daher auch ſchon Tertullian (de baptismo c. 10) die Johanneiſche Taufe zwar mandatu, aber nicht potestate für göttlich erklärte, d. h. ſie ſei von Gott angeordnet worden zur Buße, aber nicht zur unmittelbaren Theilhaftwerdung der Sündenvergebung [32]). — Viele neuproteſtantiſche Dogmatiker führten unter den Beweiſen für den übernatürlichen und wunderhaften Urſprung des Chriſtenthumes auch das Zeugniß Johannes des Täufers für Jeſus als Meſſias und Sohn Gottes an. Indeſſen könnte dieſes Argument nur unter Vorausſetzung einer dem Täufer zu Theil gewordenen Inſpiration im ſtrengſten Sinne dieſes Begriffs auf apodiktiſche Gültigkeit Anſpruch machen. Es kommt hinzu, daß Chriſtus ſelbſt nur in Herablaſſung zu dem Standpunkte der Juden (Joh. 5, 34: *ταῦτα λέγω, ἵνα ὑμεῖς σωθῆτε*) auf dieſes Zeugniß ſich berufen

21) Vgl. *Hieron.* epist. 27. *Isidorus*, De vita et obitu Sanctorum c. 67. *Baronii* Annales. T. I. (Col. 1624) p. 145. 22) Vgl. Winer, Bibl. Realler. 2. Th. S. 434. Anm. 4. 23) Vgl. *Rufin.* H. E. II, 28. *Theodoret.* III, 7. *Niceph.* X, 13. 24) Vgl. *Valesius* zu *Sozom.* VII, 21. 25) Vgl. *Sozomen.* H. E. VII, 21. 26) Vgl. *Dufresne*, Traité historique du chef de St. Jean. (Paris 1665.) Acta sanctorum. Junii T. IV. p. 715 sqq. *Tillemont*, Mémoires. T. I. p. 103 sqq. 27) Loci communes theol. (Viteb. 1536.) zweites und drittes Blatt des Bogens n. 28) Dogm. S. 504 fg. 29) Theol. dogm. polem. p. 309. 30) Vgl. Reinhard, Dogmat. S. 560. *Ammon*, Summa. (ed. III.) §. 145. Nitzſch, Syſtem der chriſtl. Lehre. (Bonn 1829.) S. 232. Bretſchneider, Handb. der Dogm. 2. Bd. S. 629. 4. Aufl.

31) Wenn daher die Zweckbeſtimmung *εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν* bei Marc. 1, 4 nicht aus dem chriſtlichen Standpunkte des Evangeliſten beigefügt iſt, ſo kann dieſelbe nur dies beſagen, daß die Buße die Bedingung ſei der durch den Meſſias zu vermittelnden Sündenvergebung. 32) Freilich fragt es ſich ſehr, ob dieſer aus der Sache ſelbſt ſich ergebende Unterſchied zwiſchen beiden Taufen ſchon den neuteſtamentlichen Schriftſtellern zum Bewußtſein gekommen ſei. Daß Paulus an einigen Johannisjüngern auch noch die chriſtliche Taufe vollziehen ließ (Apoſtelgeſch. 19, 1—8), kann nichts hierfür beweiſen; Paulus konnte hierzu ſich veranlaßt fühlen, weil dieſe Männer von der Meſſianität Jeſu noch nichts wußten. Wenigſtens wird von einer Taufe des Johannisjüngers Apollos (Apoſtelgeſch. 18, 24 fg.), der, wie oben nachgewieſen, bereits Jeſum als Meſſias anerkannte, nichts berichtet.

hat. Gleichwol kann auch der Rationalist nicht umhin, aus dem Standpunkte der religiösen Weltansicht in der Erscheinung und Wirksamkeit des Täufers, dieser Grenzscheide zwischen altem und neuem Bunde, eine providentielle Fügung, eines der vornehmsten Mittel in der Hand der göttlichen Vorsehung anzuerkennen, durch welches im jüdischen Volke dem Christenthume der Weg gebahnt wurde. — Über die sonst noch in der christlichen Kirche Johannes dem Täufer gezollte Verehrung vgl. die Artikel Johannistag und Johannisfeuer.

Erwähnung des Täufers in der arabischen Literatur. — Auch der Koran gedenkt des Täufers unter dem Namen Jahja (Jachja) in vielen Ehren, beschränkt sich jedoch hauptsächlich nur auf die Geschichte seiner Verheißung und Geburt, in deren Relation er sich im Wesentlichen an Lucas anschließt (Sur. 3, 34 fg. 6, 85. 19, 2 – 15 u. 21, 9. 89. 90 ed. *Flügel*). Im Tempel nämlich, wo des Johannes Vater, Zacharias (Sakarcha), die zu seiner Pflege anvertraute Maria, die Mutter Jesu, erzogen, habe derselbe zu Gott um einen Nachkommen und Erben gefleht. Da hätten ihm Engel zugerufen: Allah verheiße ihm den Jachja, der von dem Worte aus Allah [33]) zeugen, ein verehrungswerther, enthaltsamer Mann und frommer Prophet sein werde. Zacharias aber habe wegen seines Greisenalters und seiner Gattin Unfruchtbarkeit die Wahrheit dieser Verheißung bezweifelt und als Garantie um ein Zeichen gebeten. Da habe Allah auf seine Allmacht sich berufen und den Zweifelnden mit dreitägiger Stummheit bestraft [34]). — Nicht minder ehrenvoll erwähnen auch spätere Muhammedanische Schriftsteller den Täufer, dessen Vater Zacharias sie zu einem Oheime Christi machen. Ihre Erzählung von des Johannes Verhaftung und Hinrichtung bildet ein wunderliches Gemisch von Zügen aus der neutestamentlichen Geschichte und aus der alttestamentlichen Tradition von Elias mit abenteuerlichen Ausgeburten späterer Sage. Die Verwechselung mit Elias rührt ohne Zweifel aus der christlichen Vergleichung des Täufers mit jenem alttestamentlichen Propheten her. Nach dieser wunderlichen Muhammedanischen Legende lebte der Täufer unter der Regierung des Königs Ahab und seiner Gemahlin Isebel (Azbile). Er rügte die Grausamkeit und Wollust dieses Weibes, mußte aber seine Freimüthigkeit mit dem Kerker büßen. Hier im Kerker befand sich auch ein schöner fürstlicher Jüngling als Geisel. Mit diesem spann Isebel in Abwesenheit ihres Gemahls ein Liebesverhältniß an. Johannes ermahnte seinen Mitgefangenen, von diesem frevelhaften Verhältniß abzustehen. Isebel, in Besorgniß, vom Täufer verrathen zu werden, ritt mit ihrer ältesten Tochter dem rückkehrenden Ahab zur feierlichen Begrüßung entgegen. Der König, über diese Aufmerksamkeit erfreut, erbot sich, seinem Lieblingskinde, der Tochter, jedes Gnadengeschenk zu verleihen, um welches sie nur immer bitten werde. Sie aber erbat sich die Gewalt über die Gefangenen, und erhielt sie. Darauf ließ Isebel den Johannes schlachten und dessen beständig von Blut triefendes Haupt durch die Tochter auf einer Schüssel dem Könige überbringen und sagen, sie bringe ihm jetzt ein Geschenk oder Opfer, wie bis jetzt noch keinem Könige zu Theil geworden sei, dies sei Johannes, der Sohn des Zacharias. Der König, heftig betroffen, erwiederte, mit dieser Ermordung habe sie ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrem Volke den Untergang bereitet. Ahab ließ hierauf das Blut des Johannes begraben, welches aber fortwährend aufwallete und den königlichen Palast, sowie die benachbarten Plätze überfluthete. Die königliche Familie wurde nun schwächer von Tag zu Tag, bis endlich Gott den Nebukadnezar, um Johannes des Täufers Blut zu rächen, heraufführete, und durch ihn die königliche Familie und 70,000 Menschen vernichtete. Erst jetzt kam des Täufers Blut zur Ruhe [35]).

Nicht minder sonderbar ist die Entstellung der Ermordungsgeschichte Johannes des Täufers und ihre Vermischung mit einheimischen Mythen in der christlich-germanischen Welt. Hier wird die Stieftochter des Herodes nicht Salome, sondern Herodias, auch Pharaildis genannt. Sie entbrannte in heftiger Liebe zu dem Täufer und that das Gelübde, sich nie mit einem anderen Manne verbinden zu wollen. Herodes, hierüber erzürnt, läßt den unschuldigen Täufer enthaupten. Ein Diener bringt das Haupt auf einer Schüssel. Herodias streichelt es, benetzt es mit ihren Thränen und will es küssen. Aber, wie Johannes bei Lebzeiten ihre Liebe nie erwiedert hatte, so weicht jetzt sein Haupt zurück und fängt an heftig zu blasen. Im Wirbelwinde wird Herodias in die Lüfte getrieben und so von ihrem spröden Geliebten fort und fort gepeinigt. Von Mitternacht an bis zum ersten Hahnschrei sitzt sie auf Eichen und Haselstauden, die übrige Zeit schwebt sie durch den leeren Luftraum. Doch wird ihr herbes Geschick gemildert durch die ihr gezollte Verehrung, indem sie den dritten Theil der Weltherrschaft inne hat. Sie wandelt umher in Gesellschaft der bösen Geister, an der Spitze des wüthenden Heeres und der Hexenfahrten neben der Frau Holda und Perahta und der wilden Jägerin Diana, mit denen sie aber auch identificirt wird, ebenso wie mit der Dame Habonde oder Domina Abundia bei den Franzosen. Nach Einigen ist sie auch identisch mit der ungestalten, kinderschreckenden Fee Befana der Italiener, welche am Epiphaniastage in Gestalt einer aus alten Lumpen gemachten Puppe an die Fenster gestellt wird und Geschenke bringen soll [36]).

(*Wilibald Grimm.*)

33) Über den Ausdruck „Wort aus Allah" s. Gerock, Christologie des Koran. (Hamburg u. Gotha 1839.) S. 42 fg. 34) Vgl. Gerock a. a. O. S. 17—21.

35) Die arabischen Belegstellen findet man in extenso bei *Hottinger*, Historia orientalis. (Tiguri 1660.) S. 144—149. Über eine andere, der neutestamentlichen Erzählung sich mehr nähernde, Ursache der Verhaftung s. *Hottinger* l. c. p. 148. Vgl. auch die islamitischen Commentatoren zu den angeführten Stellen des Korans. 36) Vgl. die Quellenbelege mit ausführlicheren Erörterungen bei Jac. Grimm, Teutsche Mythologie. (Göttingen 1835.) S. 174—177 und S. XXXIV, XLII u. LII. Auch die Darstellung der Winde als blasender Gesichter und Häupter erinnern an das blasende Johannishaupt; vgl. Jac. Grimm a. a. O. S. 360.

4) **Johannes**, ein Jude, Sohn des Akkos und Vater des Eupolemos, welcher nebst Jason als jüdischer Gesandter nach Rom ging, 1 Macc. 8, 17. *Joseph.* Antt. VII, 10, 6.

5) **Johannes**, Sohn des Simeon, Enkel des Asamon (*Ἀσμοναῖος*) und Vater des Mattathias († 166 vor Chr.), des Stammvaters des jüdischen Heldengeschlechtes der Maccabäer. Vgl. 1 Macc. 2, 1 u. *Joseph.* Antt. jud. XII, 6, 1.

6) **Johannes**, ein jüdischer Hierarch, wohnte jener Sitzung des Synedriums bei, vor welche die Apostel Petrus und Johannes geführt wurden, um sich wegen einer wunderbaren Krankenheilung zu vertheidigen. Apostelgesch. 4, 5 fg. Nach dieser Stelle war er aus hohenpriesterlichem Geschlecht (*ἐκ γένους ἀρχιερατικοῦ*), was jedenfalls so zu verstehen ist, daß einer oder einige seiner Vorfahren Hohepriester gewesen waren, nicht, wie Kühnöl, Meyer u. And. wollen, daß er ein Verwandter von Hannas und Kaiaphas gewesen sei, denn in letzterem Falle hätte es dem Lucas doch näher gelegen, zu sagen: *καὶ ὅσοι συγγενεῖς ἦσαν τῷ Ἄννᾳ καὶ Καϊάφᾳ.* Sonst ist von seinen Lebensumständen nichts bekannt. Nach Lightfoot's Vermuthung zur Apostelgesch. a. a. O. war er identisch mit Jochanan Ben Zaccai, der im Talmud als ein einflußreicher Mann geschildert wird, jedoch nur aus priesterlichem Geschlechte war. (*Wilibald Grimm.*)

7) **Johannes Marcus**, s. Marcus.

II. Johannes, Kaiser.

A. Byzantinische Kaiser.

Johannes I. mit dem Beinamen **Zimisces**, der tapferste Krieger seiner Zeit, stammte von väterlicher Seite aus einer der angesehensten Familien des Orients und war von mütterlicher Seite ein Vetter des Kaisers Nicephorus. Er war von kleiner, unscheinbarer Gestalt, weshalb er auch den Beinamen Zimisces, welches armenische Wort einen sehr kleinen Mann bedeutet[1]), erhielt. Desto größer und hochstrebender aber war sein Geist, desto glänzender seine Tapferkeit, die er schon von früher Jugend an bewährte. Er diente unter dem ausgezeichneten Feldherrn Nicephorus und rettete diesen vom Untergang. Als nämlich der am Hofe allmächtige Verschnittene Bringas den ihm verhaßten Nicephorus aus dem Wege räumen wollte, ersah er sich den bei den Soldaten in hoher Achtung stehenden Zimisces zum Werkzeuge seiner Rache. Dieser aber zeigte den an ihn gerichteten Brief des Bringas, worin der ganze Plan enthüllt war, dem Nicephorus, und bewog ihn, um allen Intriguen ein Ende zu machen, sich selbst zum Kaiser ausrufen zu lassen, wozu sich dieser auch nach einigem Widerstreben verstand. Das Heer erklärte ihn am 2. Juli 963 zum Kaiser. Zimisces erhielt als Belohnung seiner Treue die Stelle des Oberfeldherrn und ging sogleich nach Cilicien, wo er die Sarazenen in einem entscheidenden Treffen bei Adana schlug. Leo, ein Bruder des Kaisers, ärgerte sich aber über das Ansehen und den Kriegsruhm des Zimisces und brachte es durch Verleumdungen dahin, daß ihm das Commando genommen und als Entschädigung die Würde eines Aufsehers der Posten (*λογοθέτης τοῦ δρόμου*) übertragen wurde. Da er dieses seinen Neigungen keineswegs entsprechende Amt anzunehmen sich weigerte, mußte er in die Verbannung wandern. Die Kaiserin Theophano aber, welche schon lange ein geheimes Liebesverhältniß mit ihm unterhalten hatte, bewirkte ihm von ihrem Gemahle die Erlaubniß, nach Chalcedon zurückkehren zu dürfen, von wo aus er sie des Nachts besuchte und mit ihr den Plan verabredete, den arglosen Nicephorus zu ermorden. Er wurde in einer stürmischen Decembernacht sammt den Mitverschworenen in Körben in den Palast gezogen, wo er Nicephorus nach überaus grausamer und gemeiner Behandlung ermorden und sich zum Kaiser ausrufen ließ (11. December 969). Er erklärte sogleich, wie auch Nicephorus gethan hatte, daß er nur ein College der beiden minderjährigen Kaiser Basilius II. und Constantin VIII. sein und Vaterstelle bei ihnen vertreten wolle. Darauf verbannte er Leo und dessen Verwandten und Anhänger und besetzte alle bedeutende Stellen mit seinen Freunden. Da der Patriarch Polyeuctus die Krönung vorzunehmen sich weigerte, ehe der Kaiser für den Mord seines Vorgängers Genugthuung geleistet habe, so wurden sogleich die Mörder sammt der Kaiserin Theophano in die Verbannung geschickt und Johannes befreite sich so von diesen Ungeheuern, die ihm fortwährend lästig gewesen wären. Um das Volk zu gewinnen, suchte er der Getreidetheuerung durch große Ankäufe in den Nachbarländern Schranken zu setzen, vertheilte die Hälfte seines großen Vermögens an die Bewohner der nächsten Umgebungen Constantinopels und dotirte mit der andern Hälfte ein jenseit des Bosporus liegendes Krankenhaus, welches er häufig besuchte. Nachdem Johannes die inneren, seine Thronbesteigung betreffenden Angelegenheiten geordnet hatte, traf er auch die geeignetsten Anstalten, um das Ansehen des Reiches gegen seine auswärtigen Feinde aufrecht zu erhalten. Ein sarazenisches Heer, welches Antiochien wieder erobern wollte, wurde von dem Feldherrn Nicolaus mit bedeutendem Verluste zerstreut und die Russen, welche mit großer Macht plündernd bis nach Adrianopel vorgedrungen waren, von dem gewandten General Sklerus bei dieser Stadt völlig auf's Haupt geschlagen (970) und fast vernichtet. Noch leichter ward eine andere Gefahr, nämlich die Verschwörung der Anhänger des vertriebenen Leo, an deren Spitze Leo's Sohn, der sich Cäsarea's bemächtigt und den Kaisertitel angenommen hatte, stand, beseitigt; denn die Aufrührer ergaben sich, als ein Heer gegen sie zu Felde zog, und wurden von dem Kaiser milder behandelt, als sie es verdienten. Während sich die meisten Truppen dieser Empörung wegen in Kleinasien befanden, schickten sich die Russen zu einem zweiten Einfalle in das griechische Reich an. Um sie für immer fern zu halten, beschloß Zimisces, sie aus dem Grenzlande Bulgarien, wo sie sich festgesetzt hatten, zu vertreiben, sammelte ein auserlesenes Heer und stellte sich selbst an dessen Spitze. Zu gleicher Zeit segelte, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, eine wohlausgerüstete Flotte an die Mündungen der Donau. Die Russen wehrten sich tapfer und

1) *Leo Diacon.* Hist. l. V. c. 9. cf. l. IV. c. 3. l. VIII. c. 3.

wichen in zwei Schlachten nur nach großem Verluste. Swiatoslav, der Anführer der Russen, sah sich endlich gezwungen, Frieden zu schließen und in sein Land zurückzukehren (971). Bulgarien ward auf einige Zeit eine griechische Provinz. Zimisces bewährte auf diesem Feldzuge von Neuem ebenso sehr sein großes Feldherrntalent, als auch seine persönliche Tapferkeit [2]). Noch vor dem Ausbruche dieses Krieges hatte er sich mit Theodora, einer Tochter des Constantinus Porphyrogennetus, einem tugendhaften Weibe, vermählt, und zwar zur größten Freude der Griechen, welche mit besonderer Vorliebe der Familie dieses Kaisers zugethan waren. Nachdem Zimisces die Donaugrenze befestigt hatte, kehrte er nach der Hauptstadt zurück, in welche er unter großen Feierlichkeiten und dem Jubel des Volkes, welchem er bei dieser Gelegenheit die Rauchfangsteuer, eine höchst lästige Abgabe, erließ, einzog. Im folgenden Jahre (972) brachte er die längst unterhandelte Vermählung der Prinzessin Theophano, einer Tochter des Romanus, mit dem teutschen Kaiser Otto II. zu Stande. Sobald Zimisces die Ruhe in dem westlichen Theile seines Reiches hergestellt sah, zog er wieder gegen die Sarazenen, welche seinen unvorsichtigen Feldherrn geschlagen hatten (974), nahm ihnen die eroberten Städte wieder ab und zwang sie zur Ruhe, die aber kein volles Jahr währte. Der Kaiser demüthigte sie von Neuem und streifte bis nach Syrien. Auf dem Rückzuge ward er auf Veranstaltung des Verschnittenen Basilius vergiftet und starb kurz nach seiner Ankunft in der Hauptstadt (10. Jan. 976). Er war ein tapferer, einsichtsvoller, guter, freigebiger, aber etwas abergläubischer Mann, und man müßte ihn als einen der vorzüglichsten griechischen Kaiser rühmen, wenn er sich nicht durch ein Verbrechen auf den Thron geschwungen hätte. Zu bemerken möchte noch sein, daß er die Reste der Manichäer nach Macedonien versetzte, von wo aus sie sich unter dem Namen Paulicianer über Teutschland und Italien verbreiteten und der Sekte der Albigenser ihre Entstehung gaben [3]).

Johannes II. Comnenus, der älteste Sohn und rechtmäßige Nachfolger des Kaisers Alexius I., konnte nur durch rasche Entschlossenheit den väterlichen Thron besteigen, denn seine Mutter Irene, welche ihn seines ungefügigen Charakters wegen haßte, wollte ihrem Eidame Bryennius, dem Gemahle der bekannten Anna Comnena, die Krone zuwenden. Johannes aber ging in den letzten Lebensstunden seines Vaters diesem nicht von der Seite, zog ihm, als sein Ende herannahete, den Ring, das Zeichen der königlichen Würde, vom Finger, erschien damit vor dem Palaste und verschaffte sich auf diese Weise Anerkennung. Dies geschah am 15. Aug. 1118. Johannes bestätigte sogleich seinem Bruder Isaak den ihm von Alexius verliehenen Titel Sebastokrator, wodurch er ihn sich an Würde, wenn auch nicht an Macht, gleichstellte, und umgab sich mit rechtschaffenen, zuverlässigen Leuten, was auch höchst nöthig war, da seine ehrgeizige Schwester Anna sogleich eine Verschwörung angesponnen hatte, um ihrem Gemahl den kaiserlichen Purpur zu verschaffen. Die Verschwörung wurde aber durch die Unentschlossenheit des Letztern entdeckt und die Mitschuldigen hatten es nur der überaus großen Güte des Kaisers zu verdanken, daß keine andere Strafe über sie verhängt wurde, als die Confiscation ihrer Güter, welche sie aber ebenfalls bald wieder zurückbekamen. Nach der Herstellung der inneren Ruhe dachte Johannes an die Demüthigung der Feinde des Reiches. Die Türken drangen immer weiter nach Westen vor und hatten Laodicea besetzt; der Kaiser zog im Jahre 1119 an der Spitze seines Heeres vor die Stadt und nahm sie mit Sturm. Im folgenden Jahre eroberte er Sozopolis in Pamphylien und mehre Burgen, wobei er sich stets gegen die Besatzungen sehr menschlich zeigte und nie die zu seiner Zeit so gewöhnliche Grausamkeit gegen überwundene Feinde sich zu Schulden kommen ließ. Während er gegen die Türken kämpfte, regten sich andere nicht minder hartnäckige Feinde an der Grenze des Reiches. Die Patzinaken (Petschenären) waren in Macedonien eingefallen und verwüsteten das ganze Land mit Feuer und Schwert. Der Kaiser sammelte Truppen und lieferte ihnen bei Beroe ein Treffen (1122), worin sie besiegt wurden, ihre Wagenburg verloren und die Flucht ergreifen mußten. Dieses glänzenden Sieges wegen wurde noch lange nachher jedes Jahr das Patzinakenfest gefeiert. Viele Patzinaken ließen sich nach dieser Niederlage für das griechische Heer anwerben, andere nahmen gern die ihnen angebotenen Ländereien an öden Stellen des Reiches an und ließen sich darauf als Colonisten nieder. Die Servier (Serben) machten ebenfalls einen Versuch (1123), plündernd über die griechische Grenze zu streifen, mußten aber nach einem verlorenen Treffen, welches der Kaiser selbst leitete, um Frieden bitten und wurden zum Theil unter die griechischen Truppen gesteckt. Nachhaltigeren Widerstand leisteten die Hunnen (Ungarn), welche über die Donau gegangen waren und das südliche Ufer verwüsteten (1124); der Kaiser drängte sie zwar in mehren Treffen zurück, konnte sich aber keineswegs rühmen, sie völlig gedemüthigt zu haben. Seine Freude über die errungenen Siege wurde bald durch den Tod seiner guten Gemahlin Irene (1124) und durch die Feindseligkeiten, welche die Venetianer an verschiedenen Theilen des Reiches ausübten, getrübt. Er hatte die mächtig gewordenen Venetianer, welche seine, freilich schon lange und scheinbare Oberherrschaft nicht mehr anerkennen wollten, aus dem Reiche verjagt und ihre Besitzungen in Dalmatien verheert. Sie rächten sich dafür durch Plünderungen, besonders auf den griechischen Inseln, was sie ganz ungestört thun konnten, da die Griechen sich nicht in die Nähe ihrer weit überlegenen Flotte wagten. Das griechische Reich wurde überhaupt von allen Seiten her arg bedrängt. In Asien machten die Türken immer beunruhigendere Fortschritte, und wurden sie auch von Zeit zu Zeit zurückgeworfen, so kamen sie doch bald in noch größerer Anzahl wieder. Der Kaiser ging zwar nach

2) Leo Diaconus (l. VIII. c. 1—10. l. IX. c. 1—12) beschreibt diesen in der Kriegsgeschichte merkwürdigen Feldzug sehr ausführlich und gut. 3) Vgl. über die Regierung des Zimisces *Leo Diaconus*, l. III. c. 2—8. l. VI—X. *G. Cedrenus*. (ed. Bonn. 1839.) Tom. II. p. 375—415. *J. Zonaras*, Annal. lib. XVI. c. 28. lib. XVII. c. 1—4.

Paphlagonien und eroberte die Stadt Gangres (1127), welche aber sogleich nach seinem Abzuge in die Hände der Türken fiel. In Constantinopel angekommen, scheint er sich längere Zeit mit den inneren Angelegenheiten beschäftigt zu haben, denn erst im J. 1137 finden wir ihn wieder in Cilicien im Kampfe gegen die Armenier und den Fürsten Raimund von Antiochien. Er eroberte nach großer Anstrengung die Städte Anazarba und Baur, belagerte Antiochia, schloß aber bald mit dem Fürsten Raimund einen Vertrag, zog dann nach dem Euphrat, erstürmte Piza und begann die Belagerung Aleppo's, welche er aber, da das Heer in der öden Gegend Mangel litt, aufgeben mußte (1138). Nachdem er sich noch die feste Stadt Shizar am Orontes unterworfen hatte, kehrte er nach zweijähriger Abwesenheit nach der Hauptstadt zurück, ohne durch seine Bemühungen etwas Bedeutendes gewonnen zu haben; denn die griechische Macht war nicht mehr kräftig genug, das Errungene zu behaupten. Während Johannes Leben und Gesundheit für die Erhaltung und das Wohl des Reiches wagte, spann sein Bruder Isaak, den er stets mit aufrichtiger Liebe behandelt hatte, Intriguen gegen ihn an, und mußte endlich, als ihn die wiederholte Verzeihung des Kaisers nicht zur Besinnung brachte, nach Heraklea in Bithynien verbannt werden. Johannes scheint sich am besten an der Spitze seines Heeres gefallen zu haben, denn schon im J. 1139 zog er wieder gegen die Türken, welche die Ebenen von Bithynien verwüsteten, trieb sie zurück und ging dann nach Pontus (1140), wo sie sich ebenfalls festgesetzt hatten. Krankheiten nöthigten ihn aber, die weitvorgerückte Belagerung von Neocäsarea aufzugeben und nach der Hauptstadt zurückzukehren. Er faßte bald darauf den Entschluß, nach Syrien zu gehen, Jerusalem zu besuchen und die Ungläubigen aus Palästina zu vertreiben. Er zog mit einer großen Macht durch Kleinasien, berührte Antiochien und bezog dann Winterquartiere in Cilicien. Als er sich hier mit der Jagd vergnügte, fiel, während er im Kampfe mit einem wilden Eber begriffen war, ein vergifteter Pfeil aus seinem Köcher auf seine Hand. Die Wunde, welche er Anfangs vernachlässigte, wurde in kurzer Zeit unheilbar und hatte seinen Tod zur Folge. Er starb am 8. April 1143, nachdem er bei dem Heere die Ausrufung seines jüngsten Sohnes Manuel zum Kaiser erwirkt hatte. Er war einer der besseren griechischen Kaiser und seine glänzenden Eigenschaften erwarben ihm den Beinamen des Schönen (Kalojohannes), obschon er von kleiner Gestalt, schwarzbraunem Antlitze und schlechtem Körperbaue war. Ein tapferer Krieger, Prunk und Üppigkeit hassend, ohne Falsch und sanftmüthig, war er vom Heere und von den Bürgern geliebt, und der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen könnte, wenn man ihn in den Verhältnissen seiner Zeit nicht gradezu eine Tugend nennen müßte, war allzu große Vorliebe für Waffenruhm [4]).

Johannes III. Ducas, genannt **Vatatzes**, folgte, während Constantinopel in den Händen der Kreuzfahrer und Nicäa der Mittelpunkt des griechischen Reiches war, im J. 1222, dem Kaiser Theodoros Lascaris, dessen ältere Tochter Irene er zur Gemahlin hatte, in der Regierung. Das Land war sehr erfreut, einen so tüchtigen Mann auf dem Throne zu sehen, die Brüder des Lascaris aber zeigten sich sehr unwillig über ihre Zurücksetzung; zwei derselben entflohen zu dem französischen Kaiser Robert nach Constantinopel und bewogen diesen zum Kriege gegen Vatatzes. Das französische Heer wurde aber bei Pömanium in einem entscheidenden Treffen geschlagen und zerstreut (1224). Die Gefangenen wurden getödtet und den beiden Prinzen, welche sich an die Spitze des Heeres gestellt hatten und ebenfalls in die Gefangenschaft gerathen waren, die Augen ausgestochen. Nicht nur alle französische Besitzungen in Asien gingen in Folge dieser Schlacht verloren, sondern auch Adrianopel öffnete den Griechen die Thore. Theodoros von Epirus, welcher sein eigenes Reich auf Kosten der Griechen sowol als auch der Franzosen zu vergrößern trachtete, bemächtigte sich jedoch bald durch List dieser Stadt und zwang die Griechen, sie wieder zu verlassen. Johannes befand sich in Lampsacus, wo seine Flotte von der französischen eingeschlossen war, als eine Verschwörung, welche einer seiner nächsten Anverwandten angestiftet hatte, ihn, um sich den Thron zu erhalten, nöthigte, die Flotte aufzugeben und zu verbrennen. Die Verschwörung wurde bald gänzlich unterdrückt und Robert, welcher die Überlegenheit des Vatatzes erkannte, schloß mit diesem einen für ihn schmachvollen Frieden, wodurch fast sämmtliche Eroberungen der Franzosen in Kleinasien den Griechen wieder zufielen. Johann von Brienne, welcher nach Robert's Tode für den unmündigen Balduin II. regierte, brach aber später (1233), als die Truppen des Vatatzes grade mit der Unterdrückung eines Aufruhrs auf der Insel Rhodus beschäftigt waren, den Frieden und führte ein Heer nach Asien. Vatatzes wußte aber dieses, ohne eine entscheidende Schlacht zu wagen, so lange herumzuführen, bis es sich, ohne seine Absicht erreicht zu haben, wieder einschiffen mußte. Eine wiederholte Unternehmung der Griechen gegen die Insel Candia, welche sich die Venetianer unterworfen hatten, war dagegen ebenfalls erfolglos (1233) und kostete sie viele Schiffe und Truppen. Nachdem der Plan des Vatatzes, sich durch die Eroberung der Insel Candia zum Herrn des Meeres und auf diese Weise dem lateinischen Kaiserthume zu Constantinopel ein Ende zu machen, mislungen war, schloß er mit Johann Asan, dem Könige der Bulgaren, ein Bündniß (1234), fiel mit diesem verheerend in Thracien ein (1235) und belagerte sogar Constantinopel. Hier wurde er aber geschlagen und verlor den größten Theil seiner Flotte. Ein anderer Angriff zur See im folgenden Jahre scheiterte ebenfalls vollständig an der Tapferkeit der italienischen Seeleute, ohne welche die Stadt verloren gewesen wäre. Der König der Bulgaren trennte sich darauf von den Griechen und schloß ein Bündniß mit den Franzosen (1237), welches er aber bald wieder aufgab, um sich von Neuem mit Vatatzes zu vereinigen. Balduin II., welcher das Abendland durchreist hatte, um

4) Die beiden Quellen für die Geschichte dieses Kaisers fließen nur spärlich. Nicetas Choniates (Historia Johannis Comneni) ist kurz und kalt, Joannes Cinnamus (im ersten Buche seiner Geschichte) bietet noch weniger.

Hilfe zu erflehen, kam unterdessen mit einer nicht sehr bedeutenden Anzahl angeworbener Truppen nach Constantinopel zurück, schloß ein Bündniß mit den Comanern, nahm den Griechen die Stadt Zurulum und schlug ihre Flotte (1240), ohne jedoch dadurch großen Vortheil zu erlangen, denn Vatatzes eroberte während dieser Zeit die wenigen, noch nicht in seinen Händen befindlichen, französischen Besitzungen an der asiatischen Küste und brach später in Macedonien ein, wo er durch einen zweijährigen Krieg (1241—42) den Johannes Comnenus, welcher sich Kaiser von Thessalonich nannte, zwang, ihm zu huldigen und sich mit dem Titel Despot zu begnügen. Darauf kehrte er in seine Staaten zurück und schloß gegen die immer weiter vordringenden Mongolen mit dem Sultan von Ikonium, Gajath-Eddin II., ein Schutz- und Trutzbündniß, wodurch er Balduin, der bereits schon mit dem Sultan in derselben Absicht Unterhandlungen gepflogen hatte, sehr aufbrachte. Als Vatatzes sich auf der asiatischen Seite gesichert sah, brach er nach Europa auf, eroberte, von Glück und Zufall begünstigt, einen großen Theil von Bulgarien, unterwarf sich Thessalonich (1246) und bemächtigte sich wieder der Stadt Zurulum (1247). Die Franzosen, welche sich durch einen Einfall in Bithynien rächen wollen (1250), wurden zurückgeschlagen und auch die Genueser, welche sich der Insel Rhodus bemächtigt hatten, wieder vertrieben. In den folgenden Jahren wurden Unterhandlungen mit dem Papste über die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche gepflogen, aber da sie nicht ernstlich gemeint waren, wie man voraussehen konnte, ohne Erfolg. Der letzte Feldzug des fortwährend für die Sicherheit des Reiches thätigen Kaisers war gegen den Fürsten Michael Comnenus von Epirus, der die mit ihm geschlossenen Verträge gebrochen und sich mit Balduin verbündet hatte, gerichtet. Er eroberte einen großen Theil des Landes (1251—52) und zwang den Fürsten zum Frieden, in dessen Folge die eroberten Plätze dem griechischen Reiche wieder einverleibt wurden. Auf dem Rückwege nach Asien wurde Vatatzes von der Fallsucht ergriffen und starb nach langem Leiden am 30. October 1255 zu Nymphäum. Johannes III. gebührt unter den vorzüglichsten griechischen Kaisern eine Ehrenstelle. Er gab während seiner langen Regierung dem Reiche durch Kraft und Entschiedenheit wieder Ansehen und Festigkeit, und bereitete die Wiedereroberung Constantinopels vor. Den Eifer der abendländischen Fürsten zur Unterstützung der lateinischen Kaiser suchte er dadurch, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin Irene mit Anna, einer natürlichen Tochter Friedrich's II., vermählte, zu schwächen. Mit Anna kam als Hofmeisterin die schlaue Italienerin Marchesina, welche den Kaiser fesselte und den einzigen Grund zu einigem Misvergnügen gab. Große Verdienste erwarb sich Johannes durch den Wiederanbau verheerter Landstrecken und durch die Aufmunterung zum Landbaue durch eigenes Beispiel. Der Handel nahm einen neuen Aufschwung, besonders nach Asien hin und mit asiatischen Producten, da man mit den benachbarten Türken ein gutes Einverständniß zu erhalten sich bemühte. Das Finanzwesen wurde gut geordnet, die Üppigkeit vom Hofe verbannt und in allen Verwaltungszweigen eine weise Sparsamkeit eingeführt; auf diese Weise war die Schatzkammer, ohne das Volk durch neue Lasten zu drücken, angefüllt und der Kaiser konnte ein zum Schutze des Reiches genügendes Heer besolden und seinem Hange zur Freigebigkeit genügen. Er zeigte sich überhaupt fast in allen Verhältnissen gütig und suchte sogar Meutereien, wo es möglich war, mehr durch Milde, als durch grausame Strenge zu unterdrücken. Seine Gerechtigkeitsliebe gestattete den Gerichten weit mehr Freiheit, als diese unter seinen Vorfahren hatten. Auch Kunst und Wissenschaft fanden an ihm einen aufrichtigen Beschützer, und das stets schnellere Sinken derselben lag nicht an ihm, sondern in der barbarischen Zeit. Unter seiner Regierung zeichnete sich besonders Nicephorus Blemmydas durch seine umfassende Kenntniß der classischen Literatur aus. Der Schüler desselben, Georg Akropolites, ist der einzige nennenswerthe Historiker dieser Periode [5]).

Johannes IV. Lascaris folgte als unmündiges Kind von sechs Jahren seinem Vater Theodor Lascaris (1259) unter der Vormundschaft des Patriarchen Arsenius und des Günstlings Georg Muzalon. Michael Paläologus, ein Mann aus altem Geschlecht, von entschiedenem Charakter und bei dem Volke beliebt, stellte sich an die Spitze einer Verschwörung, ließ Muzalon ermorden und machte sich zum Reichsverweser. Später (1260) ließ er sich zum Kaiser ausrufen und versprach, dem Johannes sogleich bei seiner Volljährigkeit den Thron abzutreten. Als er aber Constantinopel wieder erobert hatte (1261), ließ er sich zum zweiten Male zum Kaiser krönen und schickte den rechtmäßigen Thronerben geblendet in ein entlegenes Kloster. (Vgl. d. Art. Michael VIII. Palaeologus.)

Johannes V. Cantacuzenus und Johannes VI. Palaeologus. Johannes Cantacuzenus, von mütterlicher Seite mit dem Geschlechte der Paläologen verwandt, ein Mann von durchdringendem Verstande und großer Gewandtheit, bekleidete schon unter Andronikus II. eine Hofwürde, fiel aber in Ungnade, weil er sich für Andronikus III. erklärt hatte. Er folgte diesem Prätendenten, als sich ein Bürgerkrieg zwischen den beiden Andronikus entspann und führte ihn durch seinen Rath und seine Thätigkeit auf den Thron (1328). Er wurde zum Großdomesticus ernannt und leitete alle Regierungsangelegenheiten. Im J. 1336 schloß er mit den Genuesern, welche die griechischen Inseln verwüsteten, einen vortheilhaften Frieden, schlug kurz darauf die Türken (1337) und unterdrückte durch seine Umsicht und Thätigkeit mehre Empörungen. Andronikus wollte ihn sogar zum Mitregenten annehmen; er lehnte es aber ab und begnügte sich nach dem Tode des Kaisers (1341) mit der ihm übertragenen Vormundschaft über dessen neunjährigen Sohn Johannes Paläologus [6]). Seine Uneigennützigkeit wurde aber schlecht belohnt; der

5) Die Thaten des Kaisers Johannes Vatatzes findet man in seiner Geschichte, Cap. 21—52. 6) Dieser sollte eigentlich Johannes V. und Cantacuzenus Johannes VI. heißen. Um aber keine Verwirrung zu veranlassen, wurde die gewöhnliche Ordnung beibehalten. Manche zählen Johannes Cantacuzenus oder Johannes Lascaris nicht und nennen wirklich Johannes Paläologus den fünften Johannes.

ehrsüchtige Admiral Apokauchos und der Patriarch Johann von Apri, ein eitler alter Mann, hetzten die Kaiserin Mutter, Anna von Savoyen, gegen ihn auf und brachten es, während er gegen die Feinde des Staates im Felde lag, dahin, daß er zum Staatsverräther erklärt und sein Besitzthum confiscirt wurde. Apokauchos wurde nun Reichsverweser. Cantacuzenus suchte immer noch sich zu rechtfertigen und mit der Kaiserin auszusöhnen; er wollte es sogar wagen, in die Hauptstadt zu gehen, um einen Vergleich zu Stande zu bringen. Seine Freunde überzeugten ihn aber bald von der Gewagtheit dieses Schrittes und veranlaßten ihn, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen (26. October 1341). Nicht nur die Hauptstadt, sondern auch die bedeutendsten Städte Thraciens und Macedoniens blieben dem jungen Kaiser getreu und Cantacuzenus, von fast allen Truppen verlassen, sah sich genöthigt, den Kral der Servier, Stephan Duschan, um Hilfe anzuflehen. Da er aber von diesem sehr gleichgültig behandelt wurde und die Hinneigung des Krals zu dem rechtmäßigen Kaiser wahrnahm, warf er sich den Türken in die Arme und schloß ein Bündniß mit dem Sultan Orchan, welchem er sogar später (1346) seine Tochter zur Gemahlin gab. Er brachte nun mit Hilfe der Türken das griechische Reich in seine Gewalt und näherte sich der Hauptstadt, wo ihm nach der Ermordung seines ärgsten Feindes Apokauchos, der sich durch manche Grausamkeiten verhaßt gemacht hatte, von seinen Anhängern, an deren Spitze der Admiral Facciolati, ein verschmitzter Italiener, stand, die Thore geöffnet wurden (8. Januar 1347). Die Kaiserin mußte nachgeben und Cantacuzenus nahm, um den Schein des Rechtes zu wahren, den jungen Johannes, dem er seine Tochter Helena vermählte, zum Mitregenten an, mit dem Vorbehalte jedoch, daß ihm allein in den ersten zehn Jahren die wirkliche Regierung zustehe. Diese Übereinkunft machte seine bisherigen Anhänger sehr kalt gegen ihn, weil sie für ihre langen Anstrengungen unbelohnt blieben. Auch ward die Ruhe des Kaisers fortwährend durch andere ärgerliche Ereignisse gestört. Die Pest, welche sich um diese Zeit fast über ganz Europa verbreitete, richtete auch in seinen Staaten gräßliche Verwüstungen an, die mächtigen Nachbarvölker drückten fortwährend das schwache Reich und die in Pera wohnenden Genueser wagten sogar, die Hauptstadt zu belagern (1348) und Verschwörungen anzustiften, und konnten nur mit großer Anstrengung gebändigt werden. Glücklicher war der Feldzug der beiden Kaiser gegen den Kral der Servier (1350), wodurch dieser gezwungen wurde, um Frieden zu bitten. Nach dem Abschlusse desselben ließ Cantacuzenus seinen jungen Mitregenten zu Thessalonich, um ihn vor der Verführung des Hofes zu sichern, zurück, bewirkte aber dadurch grade das Gegentheil. Johannes Paläologus, der Vormundschaft müde, empörte sich und rief die Servier und Bulgaren in's Land (1353), wurde aber von Cantacuzenus mit Hilfe türkischer Truppen gedemüthigt und mußte auf der Insel Tenedos eine Zuflucht suchen. Cantacuzenus ließ sich nun verleiten, seinen Sohn Matthias zum Mitregenten anzunehmen, um seiner Familie die Erbfolge zu sichern. Darüber ergrimmte aber das Volk, welches den Paläologen immer noch anhing, und öffnete Johannes Paläologus, als dieser mit einer geringen Zahl fremder, von dem italienischen Abenteurer Francesco Gasteluzzi angeführten, Hilfstruppen zu Constantinopel landete, die Thore (1355). Cantacuzenus entsagte nun der Krone und ging als Mönch in ein Kloster, wo er unter dem Namen Joasaph (oder Joseph) noch über zwanzig Jahre lebte. Zwischen dem Kaiser und Matthias dauerten die Streitigkeiten fort, bis auch dieser gedemüthigt, gefangen und gezwungen wurde, sich ebenfalls zum Mönche scheeren zu lassen [7]). Als Mönch schrieb Johannes Cantacuzenus die Geschichte seiner Zeit in vier Büchern (*Ἱστοριῶν βιβλία δ'*), welche vom J. 1320 bis zum J. 1357 reicht, mithin die Regierungszeit des älteren und des jüngeren Andronikus, die des Verfassers und die ersten Regierungsjahre des Paläologen Johannes VI. umfaßt, aber nicht durchaus als lautere Quelle gelten kann, denn der Verfasser sucht offenbar die Welt über sein und seiner Anhänger Benehmen zu täuschen. In der Darstellung bewährt er sich übrigens als den gewandtesten griechischen Schriftsteller seiner Zeit, obschon die vielgerühmten in die Erzählung eingeflochtenen Reden nicht selten nur leeres Gerede sind. Die Geschichte erschien zuerst in der lateinischen Übersetzung des Jesuiten Jm. Pontanus (Ingolstadii 1603. F.), später wurde das Original mit dieser Übersetzung und Jac. Gretser's Anmerkungen in der Sammlung der byzantinischen Geschichtschreiber gedruckt (Parisiis 1645. 3 Voll. F.), die späteren Ausgaben (Venetiis 1729. 3 Voll. F. und Bonnae [von L. Schopen besorgt] 1828—1832. 3 Voll.) sind nur Wiederholungen der pariser mit einigen Verbesserungen. Cantacuzenus wagte sich auch auf das Feld der Theologie; seine Vertheidigung der christlichen Religion gegen die „Ketzerei der Sarazenen" (*Κατὰ τῆς τῶν Σαρακηνῶν αἱρέσεως ἀπολογίαι δ'*) und seine „Reden gegen Muhammed" (*Κατὰ τὸν Μωάμεδ λόγοι δ'*), welche beide Schriften griechisch mit einer lateinischen Übersetzung Rudolf Gaultier's zusammen herausgegeben sind (Basileae 1543. F. Ibid. 1550. F.), sowie seine noch ungedruckten Werke [8]) theologischen und exegetischen Inhalts, unter denen sich auch ein Commentar über die Ethik des Aristoteles befindet, haben einen nur sehr geringen Werth.

Johannes VI. Palaeologus besaß nach der Abdankung des Cantacuzenus zwar allein den Thron, vermochte ihn aber nicht zu vertheidigen. Über die Bulgaren errang er zwar einige Vortheile, die Türken aber griffen unwiderstehlich um sich und rissen die schönsten Stücke des Reiches an sich. Johannes begab sich, um Hilfe zu suchen, nach Italien und schwor sogar in Rom die griechische Confes-

7) Über die Regierungszeit des Joh. Cantacuzenus vgl. man außer seinem eigenen Berichte (Hist. l. III. c. 1—100) auch noch Nicephorus Gregoras (Hist. l. XII. c. 1 — l. XV. c. 9).

8) Ein Verzeichniß der noch nicht gedruckten Schriften des Joh. Cantacuzenus gibt A. Bandini in seinem Catalogus codicum graec. Bibl. Laurent. Tom. I. p. 38 sqq. p. 342 sqq., wo man auch die Einleitung in seine polemischen Bücher gegen Palamas im Original abgedruckt findet. Bandini nahm diese Einleitung auch in seine Monumenta ecclesiae graecae (Florent. 1762.) auf.

sion ab (1369), um Schiffe und Mannschaft zu erhalten, nahm aber nichts mit sich als leere Versprechungen, und die Venetianer erlaubten ihm sogar nicht einmal, sich vor Bezahlung der bei ihnen gemachten Schulden einzuschiffen. Sein Sohn Manuel mußte seine Besitzungen und Hausgeräthe verkaufen, um ihn auszulösen. Nach seiner Heimkehr mußte Johannes in einem Vertrage dem Sultan Amurath alle von den Türken gemachte Eroberungen überlassen, ohne dieten durch seine Nachgiebigkeit von dem weiteren Umsichgreifen abhalten zu können. Statt sich aufzuraffen und das Äußerste zu wagen, ergab er sich zügellosen Ausschweifungen, um seine Schmach zu vergessen. Sein älterer Sohn Andronikus zettelte mit Amurath's Sohne zu Adrianopel eine Verschwörung an, welche den Zweck hatte, ihre Väter zu ermorden und sich selbst auf den Thron zu setzen. Amurath entdeckte den gefährlichen Anschlag noch früh genug, ließ seinen Sohn blenden und befahl dem Kaiser, ein Gleiches zu thun. Dieser ließ die grausame Operation nicht nur an Andronikus, sondern auch an dessen unschuldigem Sohne Johannes vollziehen, aber, wahrscheinlich ohne seinen Willen, so unvollkommen, daß Beide nicht völlig das Gesicht verloren. Er sperrte sie darauf in einen Thurm ein und nahm seinen jüngern Sohn Manuel zum Mitregenten an. Andronikus wußte aber die Genueser in Galata zu gewinnen, bemächtigte sich mit ihrer Hilfe Constantinopels und warf seinen Vater und seinen Bruder in denselben Kerker, aus welchem er entwischt war. Auch Diese entkamen bald darauf wieder und machten Anstalten, sich mit Hilfe ihres von den Venetianern unterstützten Anhangs der Hauptstadt zu bemächtigen. Andronikus, darüber bestürzt, machte den Vorschlag, das Reich, oder vielmehr das Ländchen, zu welchem es bereits zusammengeschmolzen war, zu theilen, und fand Gehör. Johannes und Manuel bekamen Constantinopel, Andronikus erhielt das Wenige, was außer der Hauptstadt den Griechen geblieben war, und nahm seinen Sitz in Selybria, wo er nicht lange nachher starb. Johannes hatte mit dem türkischen Sultan Frieden geschlossen und sogar seinen Sohn Manuel nebst hundert Griechen aus den angesehensten Familien als Unterpfand gegeben, aber Bajazet, noch unbändiger als sein Vater Amurath, achtete keinen Vertrag und nahm, was ihm beliebte. Johannes ließ nun, von Furcht erfüllt, die Festungswerke verstärken, mußte sie aber auf Befehl Bajazet's wieder niederreißen lassen. Diese Schmach drückte den Kaiser völlig nieder, und der Kummer darüber soll seinen Tod beschleunigt haben. Er starb im J. 1391 im neunundfunfzigsten Jahre seines Alters [9]).

Johannes VII. Palaeologus, der vorletzte griechische Kaiser, folgte im J. 1425 seinem Vater Manuel in der Regierung, mußte aber sogleich den Frieden von dem Sultan Amurath mit schweren Opfern erkaufen und diesem nicht nur die noch dem Reiche angehörenden wenigen Städte in Morea abtreten, sondern auch einen jährlichen Tribut bezahlen. Da er nur von den abendländischen Fürsten Hilfe hoffen konnte, so beschloß er diese durch seine Vereinigung mit der römischen Kirche zu beschleunigen, und kam selbst nach Italien. Auf dem Concilium zu Florenz (1439) wurde zwar die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen beschlossen, aber die ersehnte Hilfe blieb aus. Als der Kaiser nach Constantinopel zurückkam (1440), äußerte man sich über seinen Schritt, der keine Hoffnung versprach, so rücksichtslos, daß er das Vereinigungsdecret nicht bekannt zu machen wagte. Die christlichen Mächte ermunterten zwar die Ungarn durch einige Unterstützung zum Kampfe gegen die Türken; als aber die Letzteren bei Varna (1441) und Kossowa (1448) entscheidende Siege davontrugen, konnte man dem Ende des griechischen Reiches mit Gewißheit entgegensehen. Dazu kamen noch die Streitigkeiten zwischen seinen Brüdern Constantin und Demetrius, welche sich um ihr unbedeutendes Besitzthum schlugen und das Land verwüsteten. Johannes starb am 31. October 1448 voll Betrübniß über das schnell sich nähernde Unheil. Er war ein sanfter, für das Wohl seiner Unterthanen besorgter Mann; es fehlten ihm aber alle Mittel, seine guten Absichten zu verwirklichen. In welchem schlimmen Zustande sich die Finanzen befanden, läßt sich schon daraus schließen, daß der Papst dem Kaiser, als er nach Italien zu gehen sich entschloß, die Reisekosten vorstrecken mußte [10]).

(*Ph. H. Külb.*)

B. Johannes, lateinischer Kaiser zu Constantinopel, s. Johann, König von Jerusalem.

C. Johannes, Prätendent des weströmischen Kaiserthums.

Er war Primicerius notariorum [1]), als er nach des Kaisers Honorius Tode im J. 423 das weströmische Reich an sich nahm, wie man glaubte, unter Mitwirkung [2]) oder wenigstens Nachsicht des Castinus, der als Magister militum dem Heere vorstand. Charakter und Verfahren [3]) des Johannes werden günstig dargestellt. Nicht nur als guter Soldat wird er geschildert [4]), sondern auch als ungemein klug, tugendhaft, sehr gnädig und gelassen in seiner Oberherrschaft; Angebern gab er kein Gehör, ließ Niemanden unrechtmäßigerweise hinrichten, machte keine neuen Auflagen, und nahm Niemandem sein Vermögen mit Gewalt [5]). Sein Unglück war, daß er von dem oströmischen Hofe nicht anerkannt wurde. So waren ihm die Hände gebunden, und das Reich hatte, als er

9) Vgl. *Joh. Ducas*, c. 9—15. *G. Phrantza*, l. I. c. 16—21. *L. Chalcondylas*, l. I et II.

10) Vgl. *Joh. Ducas*, c. 28—33 und das zweite Buch des G. Phrantza.

1) Diesen Titel geben ihm Sokrates, Theophanes und Prosper Tiro. Der Verfasser der Historia Miscella sagt von ihm: Joannes quidam ex Imperialibus subscriptoribus. Daher ist die Annahme des Baronius unrichtig, daß er eine und dieselbe Person mit Johannes, Praefectus Praetorio, in Italien sei, an welchen ein Gesetz des Kaisers Honorius vom J. 422 gerichtet ist. 2) Historia Miscella, Lib. XIV. bei Muratori, Rer. Ital. scriptt. T. I. P. I. p. 93. 3) Prosper Aquitanus bei Rösler, Chronica Medii Aevi. T. I. p. 246 u. p. 254. 4) Von *Procopius*, De bello Vandalico. Lib. I. Cap. 3. 5) Suidas unter Johannes vgl. Muratori, Gesch. v. Italien. 3. Th. (Leipz. 1746.) S. 83.

es hinterließ, viele Verluste erlitten [6]). Nach dem Antritt seiner Regierung schickte er Gesandte an den Kaiser Theodosius, und ließ ihn demüthigst ersuchen, ihn in der kaiserlichen Würde zu bestätigen. Aber dieser behandelte die Botschafter verächtlich, und sie kehrten mit unerfreulicher Antwort zurück [7]). Um den Tyrannen, wie Johannes von denen genannt wurde, welche ihn nicht als Kaiser anerkannten, zu stürzen, da ihm das Reich nach keinem Rechte gehöre, brachte Theodosius Truppen zusammen. Es mußte also auch der Bedrohte auf Gegenmaßregeln denken. Er sandte daher den nachmals berühmt gewordenen Aëtius, welcher früher als Geisel bei den Hunnen gewesen und mit ihnen durch vertraute Freundschaft verbunden war, mit einer großen Summe Goldes zu diesem Volke, mit dem Auftrage, zu bewirken, daß sie die feindliche Partei, sobald sie nach Italien gegangen sein würde, im Rücken angriffen, während Johannes sich ihnen entgegenstellen wolle. Außer dem Beistande der Hunnen suchte Johannes auch sonst seine Macht zu stärken, und sich bei den Heiden beliebt zu machen, indem er die Freiheiten, welche andere Kaiser den Kirchen und Geistlichen verliehen hatten, zu vernichten, und die Entscheidung ihrer Streitsachen den weltlichen Gerichten wiederzugeben begann [8]). Zum Vorwurf macht man ihm auch, daß er keine Strafe eintreten ließ [9]), als Exsuperantius Pictavus, **Praefectus praetorio** in Gallien, in Arles durch einen Soldatenaufstand erschlagen worden war. Aber die schwierigen Verhältnisse mußten ihm rathen, die Soldaten zu schonen. Er ward von dem oströmischen Reiche mit Krieg bedroht und nichtsdestoweniger foderte er Afrika, welches der Comes Bonifacius inne hatte, im J. 424 zurück [10]). Aber der Krieg, welchen er in Afrika zugleich führte, schwächte seine Macht, sodaß er in Italien zu seiner eigenen Vertheidigung nicht stark genug blieb. Theodosius sandte (im nämlichen Jahre) ein Heer unter dem Befehl des Ardaburius, und dessen Sohn Aspar mit der Kaiserin Placidia und ihrem Sohne Valentinian, welche Johannes aus dem Westreiche vertrieben hatte, gegen diesen ab. Auf ihrem Zuge nahmen sie Salona in Dalmatien mit Waffengewalt ein. Von hier ging Ardaburius mit dem Fußvolke nach Ravenna unter Segel; aber ein Sturm zerstörte seine Flotte. Er selbst wurde mit zwei Schiffen an das Ufer getrieben, von den Leuten des Johannes gefangen genommen und nach Ravenna gebracht. Johannes behandelte ihn gütlich, weil er einen Friedensvergleich bezweckte. Ardaburius erhielt die Freiheit, in der Stadt herumzugehen, unterredete sich mit den Anführern des dortigen Heeres des Johannes, hörte ihre verschiedenen Klagen an, und erkannte an ihnen, daß sie bereit wären, ihren Herrn zu verrathen. Diese Entdeckung benutzte der glimpflich Behandelte, brachte alles in Richtigkeit, und schrieb darauf heimlich an seinen Sohn Aspar. Dieser war mit der Reiterei herbeigeeilt, hatte Aquileja eingenommen, erschien im April (425) mit der Reiterei vor Ravenna, und machte nach kurzem Gefechte den von seinen eigenen Leuten verrathenen [11]) Johannes zum Gefangenen. Von Ravenna wurde Johannes nach Aquileja [12]) zu Placidia und Valentinian gebracht und hier auf das Grausamste mishandelt. Auf einem schlechten Esel wurde er in den Circus geführt und von den Schauspielern geplagt und verhöhnt. Auch wurde ihm die rechte Hand abgehauen und er dann auf dem Blutgerüste enthauptet. Drei Tage nach seinem Tode kam Aëtius mit 30,000 Hunnen bis vor Aquileja, und hielt mit dem Heere des Aspar ein blutiges Gefecht. Doch wurden die Hunnen mittels einer großen Summe Geldes bewogen, nach Hause zu gehen, und weil dieses durch des Aëtius Vermittelung geschah, erhielt dieser Verzeihung. So blieb des Johannes Tod ungerächt. Über die Münzen [13]), welche seinen Namen tragen, herrschen Zweifel in Betreff ihrer Echtheit [14]).

(*Ferdinand Wachter.*)

III. Johannes, Könige, Kurfürsten, Großherzoge, Herzoge, Fürsten, Markgrafen, Grafen und Prinzen, s. Johann.

IV. Johannes, Päpste und Patriarchen.

A. Päpste.

Johannes I., der Nachfolger des Hormisdas, bestieg am 13. Aug. 523 den päpstlichen Stuhl. Von seinen früheren Lebensumständen wissen wir weiter nichts, als daß sein Vater Constantinus oder Constantius hieß und daß er aus Toscana stammte. Eine spätere unverbürgte

6) Prosper Tiro bei Rösler. S. 247. 7) So nach Renatus Frigeridus bei Gregor von Tours, Hist. Lib. II. Cap. 8. Nach der Historia Miscella ließ Theodosius die Gesandten des Johannes ins Gefängniß werfen und jagte sie hierauf, wie Philostorgius sagt, ins Exil. 8) Dieses Verfahren des Johannes erhellt aus einer Gegenverordnung des Kaisers Valentinian III. (Cod. Theodos. Lib. XVI. T. II.) 9) Prosper Aquitanus. S. 251. 10) a. a. O. S. 252. Über diesen Gegenstand finden sich bei Baronius zum J. 424 Briefe des Bonifacius und Augustinus, aber untergeschobene.

11) Wir folgen dem Philostorgius (Histor. Eccles. Lib. XII. Cap. 11. S. 173). Auch Marcellinus (bei Rösler S. 256) und Jornandes (bei Muratori S. 239) sagen, daß Johannes mehr durch die List, als die Tapferkeit des Ardaburius und Aspar geschlagen worden. Nach Sokrates (Hist. Eccles. Lib. I. VII. Cap. 23. p. 363, und im Auszuge in der Histor. Ecclesiast. Tripartit. Lib. XII. Cap. 18. p. 185, und nach der Historia Miscella. Lib. XIX. p. 93) führt ein Engel in der Gestalt eines Hirten den Aspar und seine Leute durch den unwegsamen Sumpf von Ravenna, den der Herr wegsam macht. Andere, wie Nicephorus Calistus (Hist. Eccles. Lib. XIV. Cap. VII. p. 862—863) verbinden beide Erzählungen, nämlich die von der verrätherischen Verbindung des Ardaburius mit den Heerführern des Johannes, und die von dem Engel in Hirtengestalt. Neuere (z. B. der Verfasser der Allgem. Welthist. 14. Th. [Halle 1754. S. 520) glauben, Aspar's Heer sei durch einen gewöhnlichen Hirten geführt worden. Doch reicht die Untreue der Anführer von der Besatzung in Ravenna schon hin, das Factum zu erklären, daß Johannes so schnell gestürzt wurde. 12) Nach Idatius (bei Rösler S. 255) wäre Johannes in Ravenna erschlagen worden. Aber nach Philostorgius, welcher umständlicher ist, und Procopius verlor er in Aquileja das Leben. 13) In Biragi's Sammlung S. 537 vgl. Übersetzung der Allgem. Welthist. 14. Th. S. 512. 14) Vgl. Muratori, Geschichte v. Italien. 3. Th. S. 83.

Nachricht [1]) nennt Siena seine Vaterstadt. Seine Regierung war kurz und unglücklich. Justin I. wollte in übertriebenem Eifer allen Ketzereien im Orient auf einmal ein Ende machen und ließ die strengsten Verordnungen ergehen. Die Arianer, sonst friedliche und ruhige Unterthanen, baten umsonst um glimpflichere Behandlung und flehten, als ihre Vorstellungen von dem unerbittlichen Kaiser stets zurückgewiesen wurden, den gothischen König Theodorich, einen eifrigen Arianer, um seinen Beistand an. Dieser ließ sich bereitwillig finden und schickte, um seinem Gesuche größeren Nachdruck zu geben, den für eine ketzerische Sache natürlich nicht sehr eifrigen Papst mit einem glänzenden Gefolge von Bischöfen und Senatoren nach Constantinopel, um dem Kaiser Vorstellungen zu machen. Die Gesandtschaft ward nach Gebühr empfangen und der Papst feierte vereint mit dem Patriarchen Epiphanius das Osterfest in der Hauptkirche, wobei ihm jedoch der Letztere einen Sitz über dem seinigen einräumen mußte, wodurch der Vorzug des römischen Papstes von dem griechischen Patriarchen sollte angedeutet werden. Was den eigentlichen Zweck der Gesandtschaft betrifft, so scheint dieser nur theilweise und für Theodorich nicht genügend erreicht worden zu sein, denn der König ließ die ganze Gesandtschaft nach ihrer Zurückkunft in einen Kerker zu Ravenna werfen und ihr eine sehr harte Behandlung angedeihen. Die gleichzeitigen Schriftsteller sprechen sich über die Ursache des königlichen Zornes nicht aus, doch scheint sich der Papst sammt seinen Begleitern nicht ganz nach den Aufträgen Theodorich's benommen zu haben. Johannes starb am 18. Mai 526 im Gefängniß. Die Wunderwerke, die er auf seiner Reise verrichtet haben soll, sind so abgeschmackte Erfindungen einer späteren Zeit, daß sie hier unberührt bleiben müssen. Die beiden Briefe (der eine an den Erzbischof Zacharias, der andere an die italienischen Bischöfe), welche man unter seinem Namen in den Conciliensammlungen [2]) findet, sind offenbar untergeschoben [3]). Die katholische Kirche verehrt diesen Papst als Märtyrer. (Vgl. sein Leben in den Act. Sanct. Maji. Tom. VI. p. 702—710.) Ihm folgte Felix III.

Johannes II. Nach dem Tode Bonifacius' II. (17. Oct. 532) setzten sich alle Parteien in Bewegung, um den erledigten Stuhl wieder zu besetzen. Weder Bestechungen noch Intriguen wurden gespart, bis endlich die Wahl auf den Römer Johannes, mit dem Beinamen Mercurius [4]), einen Sohn des Kirchenältesten Projectus, fiel. Nach seiner Einsetzung (31. Decemb. 532) gab sich dieser selbst alle Mühe, um der immer mehr überhandnehmenden Simonie bei den Papstwahlen Einhalt zu thun und wandte sich an den Gothenkönig Athalarich. Dieser bestätigte das Decret, welches der römische Senat schon im J. 530 hatte ergehen lassen und worin er alle Geschenke, Versprechungen und Contracte, wodurch Stimmen für irgend einen Papst erkauft werden sollten, für null und nichtig erklärte und Alle, die sich dieses Vergehens schuldig machen würden, für immer von der Besteigung des päpstlichen Stuhles ausschloß. Ferner behielt er sich und seinen Nachfolgern die Bestätigung jeder Wahl vor und bestimmte eine dafür zu entrichtende Summe. Um diese Zeit kam der vom Papst Hormisdas als ketzerisch verdammte Satz: „Einer aus der Dreieinigkeit hat im Fleische gelitten" (Unum de Trinitate in carne passum), in Constantinopel wieder an die Tagesordnung; der Kaiser Justinian nahm sich mit großem Eifer dieses Satzes an und verfolgte jeden Andersdenkenden als Ketzer. Um seiner Ansicht größeren Nachdruck zu geben, setzte er ein Glaubensbekenntniß auf, in welchem der bestrittene Satz vorkam, und schickte es, begleitet mit reichen Geschenken für den heil. Petrus [5]), an den Papst zur Bestätigung. Johannes, dem das schmeichelhafte Schreiben des Kaisers wohl behagte, besann sich einige Zeit, bestätigte aber das ihm zugeschickte Glaubensbekenntniß in seinem ganzen Umfang und schloß Jeden, der zu widersprechen wagte, von der Gemeinschaft der Kirche aus. Man hat in einigen Ausdrücken, deren sich Justinian in seinem Schreiben an den Papst bedient, einen unwiderlegbaren Beweis des päpstlichen Primats auch über die orientalische Kirche finden wollen [6]), ohne zu bedenken, daß es dem gewandten Kaiser nur auf die Realisirung seines Willens ankam und daß er bei andern Gelegenheiten auch eine ganz andere Seite gegen den Papst herauszukehren wußte [7]). Leichter, als die Bestätigung des kaiserlichen Glaubensbekenntnisses, war für den Papst die Schlichtung einer andern Angelegenheit, die ihm jedoch ebenso gut als Mittel diente, seine Autorität geltend zu machen. Contumeliosus, Bischof von Riez, war durch schändliche Verbrechen in Frankreich in einen so übeln Ruf gekommen, daß der Bischof Cäsarius von Arles die Sache nach Rom berichtete und um Rath fragte. Der Papst ließ sogleich den angeklagten Bischof absetzen, in ein Kloster sperren und das Bisthum durch einen Visitator verwalten. Johannes II. starb am 27. Mai 535 und hatte Agapetus zum Nachfolger. Unter seinen Briefen, die man in Hardouin's Conciliensammlung (Tom. II. p. 1145—1159) findet, trägt der an einen gewissen Valerius gerichtete alle Merkmale der Unechtheit an sich.

Johannes III., der Sohn des Anastasius, eines vornehmen Römers, wurde nach dem Tode des Pelagius zum Papste gewählt, erhielt aber erst vier Monate später (18. Juli 560) durch den Kaiser Justinian seine Bestätigung. Seine Regierung ist so äußerst arm an Ereignissen, daß wir während eines Zeitraums von zehn Jahren den Namen dieses Papstes kaum angeführt finden. Als im J. 570 die Bischöfe Salonius von Ambrun und Sagittarius

1) Acta Sanct. Maji. T. VI. p. 702. 2) In Hardouin's Sammlung, Tom. II. p. 1061. 1062. 3) *R. Ceillier*, Histoire des auteurs sacrés. Tom. VIII. p. 154. 4) Nach Einigen wegen seiner Beredsamkeit, nach Andern, weil er den päpstlichen Stuhl erhandelt haben soll.

5) *Anastasii* Bibliothecarii Vit. Rom. pontif. §. 57. 6) *Baron.* ad ann. 534. §. 20. 7) Die Gegner des Primats haben also durchaus nicht nöthig, „dieses glänzende Zeugniß von der kaiserlichen Anerkennung des auch die Kirche des Orients umfassenden Primats als untergeschoben zu verdächtigen," wie es in der gut gemeinten, aber unverdauten, aus den Annalen des Baronius ausgeschriebenen Compilation Rothensee's „Der Primat des Papstes" (Mainz 1836. I. Bd. S. 428) heißt.

von Gap wegen schändlicher Verbrechen durch eine von König Guntram zu Lyon versammelte Metropolitansynode waren abgesetzt worden, appellirten sie an den Papst und bewogen ihn durch allerlei Vorspiegelungen, sie wieder zu rehabilitiren, was auch Guntram geschehen ließ, nachdem er ihnen eine derbe Strafpredigt gehalten hatte [8]). Obschon die gallicanischen Bischöfe dies Verfahren keineswegs gut hießen, die Wiedereingesetzten fortwährend von ihrer Gemeinschaft ausschlossen und später von Neuem absetzten [9]), so haben doch die Vertheidiger des Primats in der Bereitwilligkeit des fränkischen Königs einen Stützpunkt ihrer Behauptungen gesucht und lassen merken, daß der Papst nur sein Recht habe aufrecht erhalten wollen, wenn er die anerkannt schlechten Bischöfe restituirte [10]). Die übrigen Handlungen dieses Papstes, wie die Erbauung der St. Philipps- und Jacobskirche zu Rom, die Ertheilung großer Privilegien für das von den fränkischen Königen gestiftete Medarduskloster u. s. w., sind von zu geringer Bedeutung für die Geschichte, als daß sie hier eine weitere Auseinandersetzung verdienten. Die von Manchen aufgestellte Behauptung: dieser Papst habe das fünfte Concilium nicht approbirt, ist ein längst und gründlich widerlegter Irrthum. Johann III. starb am 3. Juli 573 und hatte Benedict I. zum Nachfolger. Die beiden unter seinem Namen vorhandenen Briefe [11]), der eine an die Bischöfe Galliens und Germaniens, der andere an den Erzbischof Edaldus von Vienne, sind jetzt allgemein als unecht anerkannt [12]).

Johannes IV., der Nachfolger des Severinus, bestieg, obschon er kurz nach dem Tode seines Vorgängers gewählt worden war, erst am 24. Dec. 640 den päpstlichen Stuhl. Er stammte aus Dalmatien und hatte die Würde eines Erzdiakons erlangt, als die Wahl des römischen Volkes auf ihn fiel. Über die Lebensverhältnisse seines Vaters Venantius wissen wir nichts Genaueres. Noch ehe Johannes die Regierung mit ganzer Machtvollkommenheit antrat, wurde eine Gesandtschaft aus Schottland, die sich über die Zeit der Feier des Osterfestes befragen und über das Auftauchen Pelagianischer Irrthümer in Schottland berichten sollte, mit der Weisung abgefertigt, sich an die Gebräuche und Vorschriften der römischen Kirche zu halten. Kaum war Johannes die Bestätigung des kaiserlichen Exarchen geworden, als er ein Concilium zusammenrief und sowol die Lehre der Monotheleten (von einem Willen in Christus), als auch die sogenannte Ekthesis (Erklärung) des Kaisers Heraklius, worin diese Lehre gebilligt wurde, verdammte [13]). Da aber die Monotheleten behaupteten, daß sein Vorgänger ihrer Ansicht gewesen sei, so suchte er durch dialektische Beweisführung das Gegentheil darzuthun und schickte eine in dieser Absicht verfaßte Schrift an Heraklius II. Constantinus, den Nachfolger des Heraklius, worin er behauptet: Severinus habe keineswegs gesagt, Christus habe als Gott und Mensch nur einen Willen gehabt, sondern nur, Christus habe nicht, wie wir Menschen, zwei verschiedene Willen, nämlich einen Willen des Geistes und einen Willen des Fleisches, gehabt; man habe aber seine Erklärung misverstanden und schiebe ihm ohne seine Schuld eine Irrlehre zu [14]). Da wir die Erklärung des Severinus nicht kennen, so ist es unmöglich, über diese Sache ein genügendes Urtheil zu fällen. Heraklius Constantinus, welcher nur kurze Zeit regierte, gab dem Papste keine Antwort, sein Sohn und Nachfolger Constans II. aber versprach die Ekthesis zu widerrufen. Johannes scheint übrigens ein sehr gutmüthiger Mann gewesen zu sein, denn er verwendete einen großen Theil des päpstlichen Schatzes, um die Christen, welche durch die Slawen, die Dalmatien und Istrien überfallen hatten, in Gefangenschaft gehalten und hart behandelt wurden, loszukaufen. Auch sammelte er die Reliquien der Märtyrer Venantius, Anastasius und Maurus, und baute ihnen eine Kirche [15]). Er starb am 11. Oct. 642 und hatte Theodorus zum Nachfolger. Wir besitzen von ihm drei Briefe [16]), einen an die Schotten, einen andern an den Kaiser Constantin und einen dritten an den Bischof Isaak von Syrakus über Mönchsangelegenheiten.

Johannes V., ein geborener Syrer und der Sohn eines gewissen Cyriacus, trat nach einer Vacanz von zwei Monaten und funfzehn Tagen an die Stelle Benedict's II. und wurde am 23. Juli 685 ordinirt. Schon als Diakon war er auf Befehl des Papstes Agatho als Legat auf das sechste allgemeine Concilium zu Constantinopel gegangen und hatte, weil er der griechischen Sprache mächtig war, gute Dienste geleistet. Nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl hielt ihn fortwährende Kränklichkeit an das Bett gefesselt; er starb am 2. Aug. 686 und hinterließ der Geistlichkeit und den Mönchen ein beträchtliches Vermächtniß an baarem Geld. Die einzige bemerkenswerthe Handlung seines Lebens ist die Unterwerfung der sardinischen Kirche unter den römischen Stuhl, von dessen unmittelbarer Jurisdiction sie sich bei Gelegenheit der Wahl eines Bischofs von Porto di Torre unabhängig machen wollte [17]). Zwei ihm zugeschriebene Briefe [18]), einer an König Ethelred, der andere an König Alfred, werden nicht als echt betrachtet. Nach Platina's Zeug-

---

8) Castigatis prius illis multis verbis, sagt Gregor von Tours, V, 20. 9) *Greg. Tur.* Hist. Franc. l. V. c. 27. 10) Baronius (ad ann. 570. §. 24) ruft aus: Videsne, lector, quantam reverentiam exhibuerint Reges atque Episcopi sententiae Romani Pontificis, ut quamvis iidem videri potuissent injuste restituti esse, quos Synodus juste damnasset, parere tamen ipsi minime praetermiserint? 11) In Hardouin's Concilienſammlung. Tom. III. p. 339—342. 12) *Baron.* ad ann. 572. §. 3. *R. Ceillier*, Histoire des auteurs sacrés. Tom. VIII. p. 157. 13) *Baron.* ad ann. 640. §. I.

14) Praedictus ergo decessor meus docens de mysterio incarnationis Christi dicebat, non fuisse in eo, sicut in nobis peccatoribus, mentis et carnis contrarias voluntates: quod quidem ad proprium sensum convertentes, divinitatis ejus et humanitatis unam eum voluntatem docuisse suspicati sunt, quod veritati omnimodis est contrarium. Johannis Epist. ad Constantin. ap. *Harduin.* collect. concil. Tom. III. p. 613. 15) *Anastasius*, Bibliothec. vit. pap. c. 73. 16) In Hardouin's Collect. concil. Tom. III. p. 609—614; und in Labbe's Collect. concil. Tom. V. p. 1772. 17) *Anastas.* Bibliothec. vit. pontif. §. 88. 18) In H. Spelman's Concil. Angliae. Tom. I.

niß [19]) schrieb er auch eine Abhandlung „De pallii dignitate." Johannes V. hatte Conon zum Nachfolger.

Johannes VI., ein Grieche, wurde funfzig Tage nach dem Tode seines Vorgängers Sergius am 28. Oct. 701 ordinirt. Der griechische Kaiser Tiberius Apsimarus wollte die Wahl nicht anerkennen und schickte den Exarchen Theophylaktus nach Rom, um Johannes wieder von dem päpstlichen Stuhle zu stoßen. Als dies die italienischen Soldaten hörten, versammelten sie sich zu Rom und würden in ihrer Erbitterung den Exarchen ermordet haben, wenn sie der Papst nicht besänftigt hätte. Baronius [20]) betrachtet diese Thatsache, wodurch die Macht der Päpste gehoben, das Ansehen der griechischen Kaiser aber immer mehr geschwächt wurde, als eine besondere Fügung Gottes. Um dieselbe Zeit war Gisulf, Herzog von Benevent, mit einem bedeutenden Heere plündernd in die kaiserlichen Besitzungen um Rom eingerückt und hatte viele Gefangene gemacht. Johannes kaufte sie nicht nur alle los, sondern bewog auch durch reiche Geschenke den Herzog selbst zum Rückzuge [21]). In England war der Bischof Wilfried von Leicester durch das Concilium von Onestresfield (702) seines unordentlichen Lebenswandels wegen abgesetzt und in den Bann gethan worden. Er ging, da er in England keine Unterstützung hoffen konnte, nach Rom und appellirte an den Papst. Dieser berief zu seinen Gunsten ein Concilium, durch welches er als unschuldig erklärt und nach England zurückgeschickt wurde, wo er auf einer andern Kirchenversammlung endlich wieder durch die Vermittelung frommer Männer zu Gnaden angenommen und zum Bischof von Hagulstadt ernannt wurde [22]). Johannes VI. starb am 9. Jan. 705. Ihm folgte

Johannes VII., ebenfalls ein Grieche, dessen Vater Plato hieß. Er ward am 1. März 705 ordinirt und zeigte sich bald als einen guten, aber furchtsamen Statthalter Petri. Der griechische Kaiser Justinian II. schickte ihm sogleich nach seiner Wahl zwei Gesandte mit den Acten des berüchtigten trullischen Concils und bat ihn, seine Billigung oder Misbilligung über die einzelnen Artikel auszusprechen. Johannes fürchtete Hinterlist, und wagte weder das Eine, noch das Andere zu thun. Er schickte also die Acten zurück, ohne die den Satzungen der römisch-katholischen Kirche nicht entsprechenden Artikel verworfen oder verbessert zu haben, „wie es sich für einen muthigen Papst geziemt hätte" [23]). Der Jesuit Papebroch meint gar [24]), die Zaghaftigkeit dieses Papstes habe Veranlassung zu der Fabel von der Päpstin Johanna gegeben, die jedoch weit jüngeren Ursprungs ist. Unter diesem Papste (nach Andern unter seinem Vorgänger) soll auch der langobardische König Aribert altes Besitzthum der römischen Kirche in den cottischen Alpen (Mont Genèvre), welches durch frühere Könige eingezogen worden war, wieder zurückgegeben und darüber einen mit goldenen Buchstaben geschriebenen Schenkungsact ausgestellt haben [25]). Die Nachricht ist aber zu unbestimmt, als daß sich ausmitteln ließe, was in den cottischen Alpen eigentlich Patrimonium Petri war, oder ob sich überhaupt solches dort befand [26]). Nachdem Johannes einige Kirchen erbaut, andere erneuert und sie mit Bildern (worunter auch sein eigenes Portrait nicht fehlte) ausgeschmückt hatte, starb er am 18. Oct. 707 und hatte Sisinnius zum Nachfolger. Wir besitzen von ihm auch einige Briefe [27]), die aber nicht von sonderlicher Wichtigkeit sind.

Johannes VIII. (oder IX., wenn man nämlich die fabelhafte Päpstin Johanna mitzählt), der Sohn des Römers Geudo, war Archidiakon der römischen Kirche, als er am 14. Dec. 872 als Papst geweiht wurde und Hadrian II. nachfolgte. Seine erste Handlung war schon eine sehr sonderbare. Er entband nämlich (873) den Kaiser Ludwig II. eines feierlichen Eides, welchen er dem Herzoge Adelgis von Benevent geleistet hatte, und erklärte den Herzog als Feind des Reiches. War auch der Kaiser in der Noth, in welche er sich durch unkluges Benehmen gebracht hatte, zur Erhaltung seiner Freiheit den Eid zu leisten gezwungen, so mußte er ihn doch (besonders da er ihn zu nichts Unerlaubtem verbindlich machte) halten, und in der Macht des Papstes stand es noch weniger, ihn von der eingegangenen Verbindlichkeit freizusprechen, obschon er die Auctorität Gottes und des heiligen Petrus in Anspruch nahm [28]). Ludwig schloß jedoch bald darauf mit Adelgis, welcher von dem griechischen Kaiser kräftig unterstützt wurde, einen Frieden, wobei es der Papst an seiner Vermittelung nicht fehlen ließ. So suchte er auch einen Streit zwischen dem Herzoge Ursus von Venedig und dem Patriarchen Petrus von Grado auf dem Concilium zu Ravenna (874) beizulegen. Der Erste hatte nämlich

19) Vit. pontif. §. 85. 20) Annal. eccles. ad ann. 701. §. 10. 21) *Paul. Warnefrid.* Gest. Longob. l. VI. c. 27. 22) *Beda*, Histor. ecclesiast. l. V. c. 20. 23) „Quemadmodum constantem pontificem decuisset," sagt Platina in Vita Johannis VII. 24) *Conatus*, Hist. chronol. dissert. XV. In Propylaeo Act. ss. Maii. p. 113.

25) *Paul. Warnefrid.* gesta Longob. l. VI. c. 28. 26) Platina (vit. Johannis VII.) sagt: Sunt qui scribant (sine auctore tamen) Arithpertum Longobardorum regem religione motum, donasse alpes cottias beato Petro, et quicquid a Taurinis et Medullis Genuam usque Ligusticamque protenditur. Alii autem affirmant, donationem ipsam ab Arithperto confirmatam fuisse. Verum cum de donatione nil certi habeatur, paleamque pontificii juris periti appellant, quod sine frumento sit, nihilque Constantinianae elegantiae ac dignitatis habeat, quomodo de confirmatione constabit? Trotz allem dem nimmt Baronius (ad ann. 704. §. 1. 712. §. 9), wie alles dem römischen Stuhle Günstige und Vortheilhafte, so auch die Schenkung der cottischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung an. Dagegen macht Muratori (Annali d'Italia, anno 707) folgende treffende Bemerkung: Pensa il Cardinal Baronio, che la *Provincia dell' Alpi Cozie* appartenesse alla santa Sede; ma chiaramente gli Storici parlano del *Patrimonio dell' Alpi Cozie;* e gli Eruditi sanno, che *Patrimonio* vuol dire un bene allodiale, come poderi, case, censi, e non un bene Signorile e Demaniale, come le Città, Castella, e Provincie dipendenti da' Principi. Di questi Patrimonj la Chiesa Romana ne possedeva in Sicilia, in Toscana, e per molte altre parti d'Italia. 27) Man findet sie in Wilkins' Concil. Angl. Tom. I. p. 68. Hardouin's Collect. Concil. Tom. III. p. 1825 und Baluzius' Miscellan. Tom. V. p. 478. 28) „Auctoritate dei et St. Petri," sagt der Chronist Regino ad ann. 872.

den zum Bischof von Torcello erwählten Abt Dominicus bestätigt, der Patriarch wollte aber diesen nicht anerkennen, weil er sich selbst entmannt hatte [29]). Er handelte darin völlig den Kirchengesetzen gemäß, welche Jeden, der sich selbst entmannt hatte, von allen kirchlichen Würden ausschlossen [30]). Der Papst verordnete jedoch, daß Dominicus ordinirt werden solle. Die Gründe seines Verfahrens sind nicht angegeben. Eine günstige Gelegenheit zur Vergrößerung der päpstlichen Macht bot sich bei dem Tode des Kaisers Ludwig's II., weil seine beiden Vettern, Karl der Kahle, König von Frankreich, und Ludwig, König von Teutschland, zugleich nach der Krone strebten. Der Papst begünstigte den Ersteren, weil dessen bekannte Charakterschwäche größere Geschenke hoffen ließ, und lud ihn sogar durch eine Gesandtschaft ein, nach Rom zu kommen. Karl eilte nach Italien und wurde zu Rom mit großem Jubel empfangen und gekrönt (876). In der Rede, welche der Papst auf dem Concilium zu Pavia, wo der neue Kaiser die Huldigung der italienischen Fürsten und Herren empfing, hielt, gebärdet er sich, als habe er die Kaiserkrone nach seinem Gutdünken zu vergeben. Nachdem er den körperlich und geistig kahlen Karl, der sich, um die Kaiserwürde zu erlangen, Alles gefallen ließ, auf eine wahrhaft unverschämte Weise gelobhudelt und sogar mit Karl dem Großen verglichen hatte, fährt er pomphaft fort: „Wir haben ihn mit vollem Recht erwählt und bestätigt, einstimmig mit allen unsern Brüdern und Mitbischöfen, sowie mit den andern Dienern der Kirche, dem römischen Senat und Volk, wir haben ihn auf den Thron des römischen Reiches erhoben und mit dem Kaisertitel geschmückt, indem wir ihn salbten ..... er hat sich die Kaiserwürde nicht angemaßt, sondern hat sie nur auf unsern Ruf und unser Verlangen angenommen, um die Religion und ihre Diener zu vertheidigen. Hätten wir diese seine Absicht nicht schon zum Voraus gekannt, so würden wir nie zu seiner Erhebung uns so bereitwillig gezeigt haben" [31]). Diese Rede (welche an sich sehr unbedeutend ist, wenn man die zwischen dem entschieden auftretenden Statthalter Petri und dem schwachen Kaiser obwaltenden Verhältnisse betrachtet, die sich sicher ganz anders gestaltet haben würden, wenn dem thatkräftigen teutschen König Ludwig nicht durch Hinterlist die Kaiserkrone wäre entzogen worden) gilt bei den Apologeten der päpstlichen Macht als einer der bedeutendsten Stützpunkte ihrer Ansicht. „Du siehst daraus, lieber Leser," sagt Baronius, „daß die Päpste Macht und Gewalt hatten, Kaiser zu wählen, und keineswegs blos das Geschäft, schon gewählte Kaiser zu salben und zu krönen" [32]). Welches Recht bleibt dann der Nation? die unüberlegte Gefälligkeit Karl's des Kahlen hatte die Folge, daß die Päpste von jetzt an die Jahre der Kaiser nicht von dem Tage ihrer Thronbesteigung, sondern von dem Tage ihrer Krönung zu Rom an zählten. So groß und unüberlegt die stillschweigenden Zugeständnisse des Kaisers sind, so war man doch noch nicht damit zufrieden und behauptete sogar, Karl habe auch die Souverainetät über die Stadt Rom an den Papst abgetreten und ihm obendrein die Herzogthümer Benevent und Spoleto geschenkt [33]). Diese Sage widerspricht jedoch so sehr dem späteren Benehmen der Kaiser, die ihre Souverainetät behaupten, den Äußerungen Johannes' VIII. selbst, der eine solche offen anerkennt [34]), und der Geschichte, welche uns fortwährend Benevent und Spoleto als von unabhängigen Fürsten beherrscht zeigt, daß sogar die meisten Vertheidiger des päpstlichen Ansehens diese Schenkung entweder mit Stillschweigen übergehen oder sie gradezu für eine Unwahrheit erklären [35]). Von Pavia kehrte Karl mit zwei päpstlichen Legaten nach Frankreich zurück und veranstaltete ein Concilium zu Pontion (876), auf welchem er durch ein Schreiben des Papstes den Erzbischof Ansegis von Sens zum Primas von Frankreich und Teutschland diesseit des Rheins erhob. Die Bischöfe, an deren Spitze Hincmar von Rheims stand, widersetzten sich aber kräftig dem Ansinnen des Papstes, und das Primat von Sens wurde bald zu einem leeren Titel ohne Einfluß [36]). Auf demselben Concilium wurde auch das Verdammungsurtheil des Papstes gegen Formosus, Bischof von Porto, und Gregorius, Nomenclator der römischen Kirche, sowie ihre Anhänger, die der Empörung gegen den Papst und den Kaiser angeklagt waren, bestätigt. Ihr Hauptverbrechen mag wol darin bestanden haben, daß sie die Wahl Karl's des Kahlen nicht billigten [37]). Formosus wird von seinen Zeitgenossen als ein höchst rechtlicher und tugendhafter Mann gerühmt und wurde sogar später (891) zum Papst erwählt. Die zu Pontion versammelten Bischöfe überschickten auch dem Papste eine Denkschrift, worin sie ihn um Abstellung des Misbrauchs der unmittelbaren Appellation jedes einzelnen Geistlichen an den päpstlichen Stuhl baten, weil dadurch

29) *Hieronym. Rubei* Histor. Ravenn. l. V. ad ann. 874 (in *Graevii* thesaur. antiquit. et hist. Ital. Tom. VII. P. I. p. 232). 30) Concil. Nicaen. can. I. *εἴ τις ἐν νόσῳ ὑπὸ ἰατρῶν ἐχειρουργήθη, ἢ ὑπὸ βαρβάρων ἐξετμήθη, οὗτος μενέτω ἐν τῷ κλήρῳ· εἰ δέ τις ὑγιαίνων ἑαυτὸν ἐξέτεμε, τοῦτον καὶ ἐν τῷ κλήρῳ ἐξεταζόμενον πεπαῦσθαι προσήκει.* 31) *Elegimus merito et approbavimus* una cum annisu et voto omnium fratrum et coepiscoporum nostrorum, atque aliorum sanctae romanae ecclesiae ministrorum, amplique senatus, totiusque romani populi, gentisque togatae, et secundum priscam consuetudinem, *solemniter ad imperii romani sceptra proveximus. et augustali nomine decoravimus*, ungentes eum oleo .... Neque enim sibi honorem praesumptuose assumpsit, ut imperator fieret, sed tamquam desideratus et optatus, *postulatus a nobis*, et a deo vocatus, et honorificatus ad defendendam religionem et Christi utique servos tuendos *humiliter atque obedienter accessit . . . Nisi enim talem ejus cognovissemus intentionem, nunquam animus noster fieret tam promptus ad ipsius promotionem.* Sermo Johannis VIII. bei Baronius ad ann. 876. §. 2—8; auch in den Sammlungen für fränkische Geschichte befindlich.

32) Habes, lector, ex factis ipsis expressam, quam tantopere impugnare conati sunt novatores romani pontificis auctoritatem et potestatem in creandis imperatoribus, ut non nudum exhibeant ministerium in ipsis ungendis et coronandis. *Baron.* ad ann. 876. §. 9. 33) *Marca*, De concord. sacerdot. et imper. l. III. c. 11. 34) Epist. 23. 31. 277. 279. 293. 35) Vgl. *Pagi*, Crit. Baron. ad ann. 875. §. 4—10. *Muratori*, Annal. d'Ital. ann. 875. 36) *Aimoin.* hist. Franc. l. V. c. 32. 33. 37) *Fleury*, Hist. eccles. l. LII. §. 31.

das Ansehen der Bischöfe untergraben würde; sie scheint aber ohne Erfolg geblieben zu sein. Während dessen die Pläne des Papstes dem Kaiser gegenüber über alle Erwartung gelangen, kostete es ihn die größte Anstrengung, die Sarazenen, welche Unteritalien plündernd durchstreiften und bis vor die Thore Roms kamen, abzuhalten. Kein Mittel, welches diesem Zwecke diente, war ihm unwillkommen; er billigte sogar die grausame That des Bischofs Athanasius von Neapel, welcher seinen Bruder Sergius, Herzog von Neapel, der mit den Sarazenen ein Bündniß geschlossen hatte, blenden ließ und gefesselt nach Rom schickte, wo er in großem Elende starb. „Wenn dich dein Auge ärgert," schrieb Johannes dem Brudermörder [38]), „so reiß' es aus und wirf es von dir." Baronius sucht sogar diese Schandthat zu entschuldigen [39]). Es ward jedoch dadurch nicht das Geringste gewonnen, und die Ungläubigen, die mit Bannstrahlen sich nicht blenden ließen, kamen immer näher. Johannes bat nun flehentlich den Kaiser Karl um schleunige Hilfe [40]), aber vergebens, denn Karl war nach dem Tode seines Bruders Ludwig mit einem Heere aufgebrochen, um Teutschland zu erobern, erlitt aber durch seinen Neffen Ludwig den Sachsen bei Andernach eine schmälige Niederlage (7. Oct. 876). Karlomann, der älteste Sohn des verstorbenen Ludwig, machte jetzt Ansprüche auf die Kaiserkrone, wodurch Karl in noch größere Verlegenheit kam, aus der ihn der Papst durch ein in Rom versammeltes Concilium (im Juli 877), auf welchem er seine Wahl nochmals bestätigte und alle Gegner mit dem Bann belegte, zu ziehen suchte. Karl rückte nun mit einem Heere nach Italien und befand sich grade mit dem Papste zu Pavia, als die Nachricht von dem Anzuge Karlomann's kam und ihm so große Furcht verursachte, daß er, nachdem noch seine Gemahlin Richild zu Tortona von dem Papste zur Kaiserin gekrönt worden war, nach Frankreich zurückeilte. Er starb auf der Reise an Gift (6. Oct. 877), nachdem noch zuvor auf seinen und des Papstes Befehl ein Concilium zu Ravenna zusammenberufen worden war, auf dem mancherlei die Kirchenzucht betreffende Punkte besprochen wurden [41]). Johannes gerieth durch den unvermutheten Tod des Kaisers in große Verlegenheit und mußte sich, da er von den beleidigten teutschen Fürsten keine Hilfe erwarten durfte, bequemen, von den Sarazenen um einen jährlichen Tribut von 25,000 Mark Silber den Frieden zu erkaufen. Kaum hatte er sich jedoch von dieser Seite Ruhe verschafft, als der Herzog Lambert von Spoleto und der Markgraf Adalbert von Toscana, welche er wegen der Occupation einiger Kirchengüter in den Bann gethan hatte, sich durch einen Überfall der Stadt Rom bemächtigten, sie plünderten, den Papst einsperrten und die Römer zwangen, Karlomann als Kaiser anzuerkennen. Sie setzten zwar bei ihrem Abzuge den Papst wieder in Freiheit, dieser hielt sich jedoch nicht mehr für sicher und ging nach Frankreich (878), um auf einem Concilium seine Feinde ungestört zu züchtigen. Die Bischöfe versammelten sich zu Troyes. Der Bannstrahl wurde wiederholt gegen den Herzog Lambert und gegen den schon obenerwähnten Formosus geschleudert und mancherlei Bestimmungen gemacht, die eine gänzliche Unterordnung der Laien unter den Klerus zum Zwecke hatten. So wurde gegen die Laien, welche Kirchengüter an sich ziehen, oder dem Klerus nicht die gebührende Ehrfurcht erzeigen (z. B. sich in ihrer Gegenwart ungeheißen setzen) würden, der Bann ausgesprochen [42]). Nachdem Johannes Ludwig den Stammler, Karl's Nachfolger, zum König (keineswegs aber, wie Baronius [43]) behauptet, zum Kaiser) gekrönt hatte, kehrte er nach Italien zurück, ohne gegen die Sarazenen eine andere Hilfe als leere Versprechungen erhalten zu haben. Er richtete nun seine Blicke nach dem Orient und glaubte dort besseren Beistand zu finden. Ignatius, Patriarch von Constantinopel, war um diese Zeit (878) gestorben und Photius, der excommunicirt und abgesetzt worden war, wußte es durch Ränke und Schmeicheleien bei dem Kaiser Basilius dahin zu bringen, daß man ihn in seine frühere Würde wieder einsetzte. Er bat den Papst demüthig um seine Bestätigung und versprach die genaueste Erfüllung aller Bedingungen, die ihm derselbe vorschrieb, und worunter die Verzichtleistung der griechischen Kirche auf allen Einfluß in der Bulgarei die wichtigste war. Johannes ging in die Schlinge des arglistigen Patriarchen und schickte Legaten nach Constantinopel, um Photius wieder einzusetzen. Auf dem deshalb versammelten Concilium (879) ließen sich die römischen Legaten durch den Patriarchen, welcher die Briefe des Papstes in verfälschter griechischer Übersetzung vorlegte, so arg überlisten, daß sie ihre Hauptinstructionen völlig aus den Augen verloren und alle Beschlüsse des Conciliums, die zum Theil eine offene Verspottung des römischen Stuhls waren, bestätigten und gegen Jeden, der sich dagegen auflehnen würde, den Bannstrahl schleuderten. Als Johannes die unverzeihlichen Handlungen seiner Legaten erfuhr, verkündete er feierlich von der Kanzel der Peterskirche die Nichtigkeit des Conciliums zu Constantinopel und sprach von Neuem den Bann gegen Photius und seine Anhänger aus. Unterdessen war eine griechische Flotte gegen die Sarazenen ausgelaufen und hatte große Vortheile über sie errungen; diese ließen sich aber dadurch nicht abschrecken, ihre Plünderungen in Italien fortzusetzen. Johannes nahm nun seine Zuflucht zu Karl dem Dicken, einem jüngeren Sohne Ludwig's des Teutschen, der nach dem Tode seines Bruders Karlomann (880) als Kaiser anerkannt und von dem Papste

38) Epist. 66. 39) „Zelus purgat facinus," sagt er ad ann. 877. §. 5. 40) Epist. 67. 41) Vgl. *Pagi*, Crit. Baron. ad ann. 877. §. 11. 12.

42) Ut episcopi cum omni reverentia a cunctis mundi potestatibus debite honorentur, atque coram eis sedere nullatenus audeant, nisi illis praecipientibus. Et res ecclesiasticae a laicis et popularibus praeter praesulum eorum conscientiam nullo modo contingantur. Quod si post hanc nostram definitionem quis tentaverit, prius communione ecclesiae repulsus, si non resipuerit, anathematis vinculo innodetur. Canon I. concil. Tricassin. in *Harduini* collect. concil. Tom. VI. P. I. p. 196. 43) ad ann. 877. §. 17. ad ann. 878. §. 33. Vgl. *Pagi*, Critic. Baronii, ad ann. 878. §. 3.

am Ende des Jahres 880 zu Rom gekrönt wurde. Die Unruhen im fränkischen Reiche zwangen aber bald auch diesen Kaiser, Italien zu verlassen und Rom erhielt von ihm nie die geringste Hilfe gegen die Sarazenen. Selbst die italienischen Fürsten schlossen, statt die Kirche zu vertheidigen, mit den Ungläubigen Bündnisse, und der eifrigste Freund und Helfer der Sarazenen war Athanasius, Bischof von Neapel, gegen welchen auf einem zu Rom versammelten Concilium (881) vergebens das Anathema ausgesprochen wurde. Johannes machte eben Anstalten, zum zweiten Male nach Frankreich zu gehen und um Hilfe nachzusuchen, als ihn der Tod am 14. (15.) Dec. 882 unvermuthet hinwegraffte. Einer unverbürgten Nachricht zufolge ward er von seinen Feinden, die nach seinen Schätzen und nach seiner Würde strebten, ermordet [44]). Der sittliche Charakter dieses Papstes wird nicht sehr gerühmt; auch die Schwäche, die er dem Patriarchen Photius gegenüber bewies, wird von den eifrigsten Lobrednern des Papstthums streng getadelt und soll nach ihrer Meinung Veranlassung zu der Fabel von der Päpstin Johanna gegeben haben. Der weltlichen Macht gegenüber, die leider zu seiner Zeit in den unwürdigsten Händen lag, zeigte er sich sehr anmaßend und gab Ursache zu vielen grundlosen Ansprüchen seiner Nachfolger. „Zu was," sagt er in einem seiner Briefe [45]), „regierten wir denn die Kirche an Christi Statt, wenn wir nicht für Christus gegen den Übermuth der Fürsten kämpften; besonders da wir, nach dem Ausspruche des Apostels, nicht den Kampf gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Fürsten und Mächte zu bestehen haben?" Von diesem Grundsatze ausgehend, war er mit dem Bannstrahle sehr verschwenderisch, schwächte aber dadurch dessen Kraft. Wir besitzen von ihm noch 320 Briefe (Fragmente anderer nicht mitgerechnet) [46]), die für die politische Geschichte der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts höchst wichtig sind und eine besondere kritisch gesichtete Ausgabe verdienten, ferner die schon oben berührte Rede bei der Krönung Karl's des Kahlen und eine Constitutio de jure Cardinalium [47]). Die Biographie Gregorius des Großen, die man ihm manchmal fälschlich zuschreibt, wurde auf seinen Befehl von dem Diakon Johannes verfaßt. Auf Johannes VIII. folgte Martinus (Marinus) II.

Johannes IX. Nach dem Tode des Papstes Theodorus II. (898) wurden von zwei feindlich gesinnten Parteien zwei verschiedene Päpste gewählt; Johannes von Tivoli, der Sohn des Diakonus und Benedictinermönchs Rampoald, behielt mit seinen Anhängern die Oberhand und jagte seinen Gegner Sergius aus der Stadt, noch ehe er die Ordination erhalten hatte. Während dieser Zwistigkeiten war Berengar, Herzog von Friaul, mit einem mächtigen Heere nach Rom gekommen und zwang den Papst, ihm die Kaiserkrone aufzusetzen, dieser aber versammelte sogleich nach dem Abzuge des Feindes ein Concilium und erkannte den Herzog Lambert von Spoleto als rechtmäßigen Kaiser an. Auf dieser Kirchenversammlung wurden auch die Acten gegen den Papst Formosus, den Stephanus VII. auf alle mögliche Weise mishandelt hatte, für nichtig erklärt, welche Erklärung man noch einmal auf dem Concilium zu Ravenna, welches in demselben Jahre abgehalten wurde, feierlichst bestätigte. Johannes scheint ein rechtlicher Mann gewesen zu sein, er lebte aber in einer so verdorbenen, barbarischen Zeit, daß seine Bemühungen, Zucht und Ordnung herzustellen, nicht den geringsten Erfolg hatten. Er starb am 26. März 900. Wir besitzen von ihm vier Briefe [48]). Sein Nachfolger war Benedict IV.

Johannes X. Nach dem Tode Lando's (914) kam Johannes X., ein Römer, durch die Ränke der in ihn verliebten berüchtigten Buhlerin Theodora auf den päpstlichen Stuhl. Mag man über seinen moralischen Charakter das härteste Urtheil fällen, Fähigkeiten kann man ihm nicht absprechen. Was seine Vorgänger mit aller Anstrengung nicht vermochten, brachte er in kurzer Zeit zu Stande. Er wußte die italienischen Fürsten, den griechischen Kaiser und Berengar, dem er, um seines Beistandes sicher zu sein, die Kaiserkrone aufsetzte, zu einem gemeinschaftlichen Feldzug gegen die Sarazenen zu vereinigen; er selbst, ein besserer Soldat als Theolog, führte das Heer an und vertrieb den Feind aus seiner Hauptfeste am Garigliano (916), wodurch die Umgegend von Rom von ihren steten Plünderungen erlöst wurde. Auch stellte er den Frieden mit der orientalischen Kirche wieder her. Die übrigen Handlungen dieses Papstes sind so wenig lobenswerth und so unbedeutend, daß wir sie mit Stillschweigen übergehen und nur seines schändlichen Endes gedenken wollen. Marozia, eine eben so gemeine Buhlerin wie ihre Mutter Theodora, hatte den Markgraf Wido von Toscana geheirathet und suchte nach dem Tode ihrer Mutter die unumschränkte Herrschaft in Rom zu erlangen. Bei ihrem Vorhaben stand ihr aber der Papst, der kein großes Vertrauen auf sie setzte und eine große Stütze an seinem Bruder Petrus hatte, im Wege. Auf ihr Anstiften drang Wido in den päpstlichen Palast, hieb Petrus vor den Augen des Papstes nieder und brachte diesen selbst in ein Gefängniß, worin er mit einem Kopfkissen erstickt wurde (928). Wir besitzen von Johannes einige Briefe [49]). Ihm folgte Leo VI.

44) Romae praesul apostolicae sedis, Johannes nomine, prius de propinquo suo veneno potatus, deinde, cum ab illo simulque aliis suae iniquitatis consortibus longius victurus [putatus] est, quam eorum satisfactio esset cupiditati, quia tam thesaurum suum quam culmen episcopatus rapere anhelabant, malleo, dum usque in cerebro constabat, percussus est, expiravit. Contin. annal. Fuld. ad ann. 883. 45) Epist. 315. Et ubi est, quaesumus, quod vicem Christi in ecclesia fungimur, si pro Christo contra insolentiam principum non luctamur; praesertim cum secundum Apostolum non sit nobis colluctatio adversus carnem et sanguinem, sed adversus principes et potestates. 46) Sie sind am vollständigsten gesammelt in Labbe's Concilienſammlung (Tom. IX); Harduin (Concil. Vol. V. P. I) gibt nur eine Auswahl. Unechte befinden sich jedenfalls darunter. 47) Die Rede findet sich in den Sammlungen für fränkische Geschichte, auch bei Baronius ad ann. 876. §. 2—8. Die Constitutio, deren Echtheit ebenfalls bezweifelt wird, bei Baronius ad ann. 882. §. 8.

48) In Harduin's Coll. Concil. Tom. VI. P. I. p. 467 et 479. 49) In Harduin's Collect. Concil. Tom. VI. P. I. p. 553 — 556.

Johannes XI., der Nachfolger Stephan's VII. (VIII.), war ein Sohn der Buhlerin Marozia und des Papstes Sergius III. [50]), und bestieg sehr jung (931) durch die Intriguen der Letzteren den päpstlichen Stuhl. Hugo, König von Italien, hatte nach dem Tode Wido's Marozia geheirathet und beherrschte mit ihr die Römer mit grausamer Laune. Selbst Alberich, ein anderer Sohn der Marozia, wurde so grausam behandelt, daß er sich endlich an die Spitze des missvergnügten Volkes stellte und die Engelsburg stürmte. Hugo entkam durch schnelle Flucht, Marozia und der Papst Johannes wurden eingesperrt. Der Letztere starb 936 im Gefängniß und hatte Leo VII. zum Nachfolger.

Johannes XII., das größte Scheusal, das je auf dem päpstlichen Stuhle saß, bemächtigte sich bei der traurigen politischen Verwirrung, welche damals in Italien herrschte, und bei dem Mangel eines kräftigen, einflußreichen weltlichen Regenten durch Gewalt und List nach dem Tode Agapetus' II. der kirchlichen Herrschaft (956). Er war ein Enkel (nach Andern ein Sohn) der berüchtigten Marozia und erbte die Gewalt seines Vaters, des schon erwähnten Alberich, welcher sich die Herrschaft über Rom angemaßt hatte. Durch diesen war er auch zugleich Herzog von Spoleto und erst 18 (nach Andern, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, erst 12) Jahre alt, als er den päpstlichen Stuhl bestieg. Er hieß eigentlich Octavian und war der erste Papst, welcher seinen Namen änderte. Im jugendlichen Eifer unternahm er sogleich nach dem Antritte seiner Regierung einen Feldzug gegen den Herzog Pandulf von Capua, der sich aber mit dem Herzog Girulf von Salerno vereinigte und das päpstliche Heer zur eiligsten Flucht zwang. Johannes zog es nun vor, um Frieden zu bitten und es kam ein Vertrag zu Stande (957). Die Ursache dieses leichtsinnig unternommenen Krieges ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt worden. Um diese Zeit seufzte ganz Italien unter dem tyrannischen Drucke des Königs Berengar und seines Sohnes Adalbert; die Klagen wurden immer allgemeiner und der Papst schickte, um dem Unwesen auf einmal zu steuern, eine Gesandtschaft zu Otto I. von Teutschland und ließ ihm die Kaiserkrone anbieten. Auch Gesandte anderer geistlichen und weltlichen Herren kamen, um den Beistand der Teutschen zu erflehen (960); Otto zeigte sich bereitwillig und machte sich auf nach Italien. Obschon Berengar bedeutende Zurüstungen gemacht hatte, so kam doch Otto mit seinem Heere ohne Widerstand nach Pavia, wo ihn die italienischen Großen bewillkommneten, und von da nach Rom (962), wo er von dem römischen Volke mit unbeschreiblichem Jubel empfangen und von dem Papste zum Kaiser gekrönt wurde. Zur Regulirung der Verhältnisse zwischen Kaiser und Papst wurde bei dieser Gelegenheit Folgendes festgestellt: alle früheren dem Papste gemachten Schenkungen erkennt der Kaiser an, diese begreifen in sich die Stadt Rom nebst ihrem Gebiete, mehre Städte von Toscana, das Exarchat von Ravenna, die sogenannte Pentapolis, mehre andere Plätze in der Lombardei und in Campanien, die Herzogthümer Spoleto und Benevent, die Insel Corsica und Sicilien (welches sich aber in den Händen der Sarazenen befand), den früheren Schenkungen werden von Otto noch einige Städte in der Lombardei beigefügt, doch alles unbeschadet der Macht des Kaisers, seines Sohnes und seiner Nachkommen [51]). Der Papst und das römische Volk leisten dagegen einen Eid, dem Kaiser stets treu zu bleiben und Berengar oder seinem Sohne auf keine Weise Hilfe zu leisten [52]). Was die Papstwahl, die in der letzten Zeit stets zu großem Unfug Veranlassung gab, betrifft, so mußte der römische Adel und die Geistlichkeit schwören, eine solche nur nach den kanonischen Vorschriften vorzunehmen und nicht eher zur Weihe zu schreiten, als bis der neue Papst von dem Kaiser oder seinen Stellvertretern die treue Haltung aller bestehenden Verordnungen beschworen habe. Wer die Freiheit der Wahl nur im Geringsten zu stören sich anmaßt, soll mit der Verbannung bestraft werden. Die Gerechtigkeit soll streng gehandhabt werden und kaiserliche und päpstliche Commissarien sollen dem Kaiser oder seinem Sohne jährlich Rechenschaft ablegen, wie die Herzoge und Richter die Gerechtigkeit pflegen [53]). „Diese Bestimmung," sagt Fleury [54]), „zeigt klar, daß der Kaiser sich stets die Souverainetät und die Jurisdiction in letzter Instanz über Rom und das ganze dem Papste gemachte Geschenk vorbehielt." Die Geschichte der folgenden Jahrhunderte bestätigt die Wahrheit dieses von Baronius und den gleichgesinnten Kirchenschriftstellern in Abrede gestellten Satzes zur Genüge [55]). Auf Antrieb Otto's errichtete der Papst, um die überwundenen getauften Slawen im christlichen Glauben zu erhalten, das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Merseburg [56]). So ärgerlich der Lebenswandel dieses Papstes war, so erkannte doch die ganze christliche Welt in ihm das Oberhaupt der Kirche, wie die Besetzung der Erzbisthümer zu Canterbury in England und zu Rheims in Frankreich, welche nur nach vorheriger Anfrage bei ihm und nach seinem Willen vorgenommen wurde, beweist. Gegen Otto, den er doch herbeigerufen hatte, zeigte er die größte Treulosigkeit; denn kaum hatte der Kaiser Pavia erreicht, als er des Papstes Verbindung mit Adalbert, Berengar's Sohne, welcher sich zu den Sarazenen geflüchtet hatte, vernahm.

50) Man hat sich die undankbare Mühe gegeben, zu untersuchen, ob Johannes XI. wirklich der Sohn des Papstes Sergius III. gewesen sei; Marozia wußte es vielleicht selbst nicht.

51) Salva in omnibus potestate nostra et filii nostri posterorumque nostrorum. 52) Papa multa illum [imperatorem] secum charitate detinuit et diebus vitae suae nunquam ab eo se defecturum promisit. — *Regino*, Contin. ad ann. 962. Jusjurandum vero ab eodem papa Joanne supra pretiosissimum corpus Petri, atque omnibus civitatis proceribus, se nunquam Berengario atque Adelberto auxiliaturum, accepit. *Luitprand.* l. VI. c. 6. 53) Ut missi domni apostolici ceu nostri semper sint constituti, qui annuatim nobis aut filio nostro renuntiare valeant, qualiter singuli duces ac judices populo justitiam faciant. 54) Histoire ecclesiastique, liv. LVI. §. 1. 55) Der Schenkungsbrief des Kaisers ist mit goldenen Buchstaben geschrieben und wird in der Engelsburg aufbewahrt. Er ist oft gedruckt, z. B. bei Baronius ad ann. 962. §. 3—12. Harduin, Coll. Concil. Tom. VI. P. I. p. 625—626. Vgl. *H. Conring*, De germanorum imperio romano, c. 10. 56) *Mabillon*, Act. ss. ord. Benedict. saec. V. p. 575.

Um sich von der Wahrheit der fast unglaublichen Nachricht zu überzeugen, schickte er sogleich eine Gesandtschaft nach Rom, welche von Johannes sehr gleichgültig empfangen wurde, von den Römern aber folgenden merkwürdigen Bescheid erhielt: der Papst hasse den Kaiser aus denselben Gründen, aus welchen der Teufel den Erlöser hasse; denn der Kaiser sei ein gottesfürchtiger, rechtlicher und braver Herr, der Papst aber von allem diesen das Gegentheil. Er verschwende die Kirchengüter an Dirnen und schlechte Weiber, der Lateran sei zum Bordell geworden, Blutschande sei an der Tagesordnung und kein Weib, es möge schön oder häßlich, reich oder arm sein, wage ferner die Gräber der Apostel zu besuchen, da er alle mit Gewalt zu seinem Willen zwinge[57]). Als Otto diese Schändlichkeiten erfuhr, hatte er immer noch Nachsicht und sagte: der Papst ist noch ein Knabe (puer est), er wird sich vielleicht bessern. Johannes selbst versprach dem Kaiser, seine Sitten zu ändern, aber nicht mit dem Willen, es zu thun, sondern nur, um seine Plane ungestörter durchführen zu können. Er rief sogar bald darauf Adalbert nach Rom und empfing ihn mit großen Ehrenbezeigungen. Otto hob auf diese Nachricht die Belagerung von Montefeltro, worin er Berengar eingeschlossen hielt, auf und zog nach Rom (963), wo er von der Geistlichkeit, dem Adel und dem Volke mit gleichem Jubel empfangen und ihm von Neuem der Eid geleistet wurde: es solle kein Papst ohne seine oder seines Sohnes Einwilligung erwählt werden[58]). Johannes hatte mit Adalbert bei der Annaherung des kaiserlichen Heeres die Flucht ergriffen und einen großen Theil des Kirchenschatzes fortgeschleppt; der Kaiser berief deshalb auf allemeines Verlangen der Bischöfe und des Volkes ein Concilium, um das Ende eines so ärgerlichen Scandals herbeizuführen. Der Kaiser hatte den Vorsitz und fragte nach der Eröffnung des Conciliums, warum sich der Papst nicht persönlich zu seiner Rechtfertigung einfinde? Die Anwesenden sprachen einstimmig ihre Verwunderung über diese Frage aus, da ja die Ursache des Nichterscheinens des Papstes, der gar kein Geheimniß aus seinen Verbrechen mache, Niemandem unbekannt sein könne. Als aber Otto, um ein gerechtes Urtheil zu begründen, die genaue Angabe der dem Papste vorgeworfenen Verbrechen verlangte, erhoben sich der Cardinalpriester Petrus, der Bischof Johannes von Narni, der Cardinaldiakon Johannes, der Diakon Benedict und mehre andere, und sagten aus, daß er Bischöfe für Geld und sogar einen im Pferdestall ordinirt, daß er einen Knaben von zehn Jahren zum Bischofe von Todi gemacht, daß er mit der Witwe Rainer's, mit Stephana, seines Vaters Witwe, mit Anna, einer andern Witwe, und ihrer Nichte in schändlichem Umgang gelebt und den heiligen Palast zum Bordell herabgewürdigt, daß er öffentlich auf die Jagd gezogen und in kriegerischer Rüstung erschienen, daß er seinem geistlichen Vater Benedict die Augen ausgestochen und einen Cardinaldiakon castrirt, an welchen Mishandlungen beide gestorben seien, daß er Häuser in Brand gesteckt, daß er auf das Wohl des Teufels getrunken und beim Spiel Jupiter und Venus und andere heidnische Götter angerufen habe, daß er endlich weder Morgens noch Abends das vorgeschriebene Gebet verrichte, ja sich nicht einmal mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichne. Otto bat nochmals die Versammlung, nichts Ungerechtes gegen den Papst vorzubringen, worauf alle Anwesenden die Wahrheit des Gesagten bei ihrer Seligkeit beschworen und ihre Behauptungen durch das Zeugniß des kaiserlichen Heeres selbst unterstützten. Es erging nun eine briefliche Auffoderung an den Papst, unter sicherem Geleite bei dem Concilium zu erscheinen, als er aber nur durch die Drohung, die ganze Versammlung in Kirchenbann thun zu wollen, antwortete, schritt man zu seiner Absetzung und zu einer andern Wahl, welche auf Leo VIII. fiel, der auch sogleich ordinirt wurde[59]). Der Kaiser ließ nun den größten Theil seines Heeres abziehen, damit es den Römern nicht lästig fallen möge; kaum hatte Johannes dieses erfahren, als er in der Stadt einen Aufruhr anstiftete, um die noch anwesenden Teutschen zu ermorden. Diese erhielten jedoch in dem Kampfe leicht die Oberhand über die feigen Meuterer, von denen eine große Anzahl als Opfer ihrer Unbesonnenheit fielen. Die Römer leisteten nun nochmals den Eid der Treue, kaum war aber Otto nach Spoleto abgereist, als sie Johannes im Triumph in die Stadt zurückführten und die Anhänger des Kaisers auf die grausamste Weise mishandelten. Leo gewann kaum noch so viel Zeit, um sich zu dem Kaiser zu flüchten; dem Cardinaldiakon Johannes ließ der rachsüchtige Papst die rechte Hand abhauen, dem Archivar Azo die Zunge, die Nase und zwei Finger abschneiden[60]). Darauf versammelte er ein Concilium in der Peterskirche (26. Febr. 964) und ein großer Theil der Bischöfe, welche früher das Verdammungsurtheil gegen Johannes ausgesprochen hatten, sprachen es nun gegen Leo aus. „Dieses Concilium," sagt Fleury[61]), „scheint in seinem Verlaufe noch weniger regelmäßig, als das von Kaiser Otto präsidirte, denn Leo wurde in seiner Abwesenheit schon von der ersten Session an verdammt, ohne daß er ein einziges

57) *Luitprand.* hist. VI, 6. Baronius (ad ann. 963. §. 3) bezweifelt ohne hinreichenden Grund die Echtheit dieser Stelle, welche jedoch die Sache etwas übertreiben mag. 58) Cives vero sanctum imperatorem cum suis omnibus in urbe suscipiunt, fidelitatemque promittunt, haec addentes et firmiter jurantes, numquam se papam electuros aut ordinaturos praeter consensum atque electionem domini imperatoris Ottonis Caesaris Augusti, filiique ipsius Regis, Ottonis. *Luitprand.* l. c.

59) *Luitprand.* l. VI. c. 7—10. Baronius (ad ann. 963. §. 31—40) und die von seinen Ansichten ausgehenden Kirchenhistoriker halten dieses Concilium für ein unrechtmäßiges (conciliabulum), weil es nicht vom Papste selbst zusammenberufen und sogar von diesem die Excommunication gegen die Versammelten ausgesprochen war. Mag dem sein, wie ihm wolle, wir können unmöglich den Kaiser tadeln, welcher sich ganz auf das Verfahren der anwesenden Kleriker verließ, die das kanonische Recht besser kennen mußten als er. Er handelte überhaupt in der ganzen Sache mit teutscher Ehrlichkeit und war hauptsächlich deswegen gegen den Papst aufgebracht, weil dieser so leichtsinnig seinen feierlichen Eid gebrochen hatte. 60) *Luitprand.* l. VI. c. 11. 61) Hist. ecclesiastique, l. LVI. §. 9. Die Acten dieses Conciliums findet man bei Baronius (ad ann. 964. §. 5—14) und in Hardouin's Collect. Concil. T. VI. P. I. p. 631—636.

Mal vorgeladen worden wäre und ohne daß gegen ihn Ankläger oder Zeugen auftraten. Deswegen fällt es um so mehr auf, wenn dieses Concilium jeden Augenblick das kanonische Recht und die Aussprüche der Kirchenväter annulirt." Johannes überlebte dieses Concilium nur drei Monate, denn als er sich eines Nachts außerhalb der Stadt in das Bett einer verheiratheten Frau wagte, erhielt er, nach Luitprand's Erzählung[62]), von dem Teufel (der wol kein anderer war, als der beleidigte Ehemann) einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er nach acht Tagen an der Wunde starb (14. Mai 964), und zwar zum Heile der Menschheit und des römischen Stuhles, die er beide durch sein verruchtes Leben schändete. Platina[63]) nennt ihn den lasterhaftesten aller Päpste, den abscheulichsten Menschen, ein Ungeheuer, das sich von früher Jugend an in allen Verbrechen und in jedem Schmutz wälzte, einen Mann, der die wenige Zeit, die ihm die Lüderlichkeit übrig ließ, auf der Jagd vergeudete. Wir besitzen von ihm einige Briefe, die sich in den Conciliensammlungen Labbe's (Tom. IX) und Hardouin's (Tom. VI. P. I) finden.

Johannes XIII. Nach dem Tode Leo's VIII., welcher mit Hilfe des Kaisers nach dem schändlichen Ende Johannes' XII. den päpstlichen Stuhl wieder bestiegen und den von den Römern erwählten Gegenpapst Benedict V. zur Flucht gezwungen hatte, schickten die Römer eine Gesandtschaft an Otto, welcher sich in Sachsen befand, um einen neuen Papst zu wählen. Der Kaiser, welchem diese Handlungsweise gefiel, stellte ihnen die Wahl frei und schickte nur Commissäre, um derselben beizuwohnen. Man wünschte allgemein Benedict zurück und Otto war bereit, den ehrwürdigen, von ihm selbst hochgeschätzten Mann zu bestätigen, als dieser zu Hamburg, wo er sich aufhielt, am 5. Juli 965 starb. Die Wahl fiel nun auf Johann XIII., einen Römer, den Sohn des Bischofs Johann und selbst Bischof zu Narni. Kaum hatte dieser den päpstlichen Thron bestiegen, als er sich durch sein stolzes Benehmen gegen den römischen Adel in Händel verwickelte, welche mit seiner Gefangennehmung und Flucht nach Capua endeten. Hier hatte er bereits fast ein ganzes Jahr zugebracht, als ihn die Römer bei der Nachricht von der Annäherung des kaiserlichen Heeres (im Herbste 966) aus Furcht zurückriefen. Seine Gegner wurden nach dem Einmarsch des Kaisers (967) mit großer Strenge bestraft und die Rädelsführer hingerichtet. Man hat nicht selten diese Handlungsweise des Kaisers Grausamkeit genannt, ohne zu bedenken, daß die fortwährende Treulosigkeit der Römer seine Rache muthwillig heraufbeschwor. Der Papst begab sich darauf mit dem Kaiser nach Ravenna, wo ein Concilium abgehalten wurde, auf welchem der Kaiser den Besitz dieser Stadt und ihres Gebietes von Neuem bestätigte[64]); der Papst aber Magdeburg zum Erzbisthum erhob und ihm die neu zu errichtenden Bisthümer Zeitz, Merseburg, Meißen, Brandenburg und Potsdam unterordnete. In diese Zeit fällt auch die Bekehrung der Sarmaten und Vandalen zum Christenthum und die Einrichtung ihres Kirchenwesens durch den Papst. Johannes hatte von nun an Ruhe, krönte Otto II. zum König (967) und später dessen Gemahlin Theophania, eine griechische Prinzessin, zur Königin (972) und starb noch im nämlichen Jahre (6. Sept.), in welchem er diese letzte feierliche Handlung verrichtet hatte. Man schreibt diesem Papste gewöhnlich auch die Einführung der Gewohnheit, die Kirchenglocken zu taufen, zu[65]), weil er die große Glocke in der Kirche des Laterans einsegnete und ihr den Namen Johannes Baptista gab. Diese Sitte scheint jedoch viel älter zu sein, denn schon Karl der Große untersagte durch ein Gesetz die Glockentaufe[66]). Wir haben von diesem Papste noch fünf Briefe, die man in den Conciliensammlungen[67]) findet. Auf Johannes XIII. folgte Benedict VI.

Johannes XIV. bestieg nach dem Tode Benedict's VII. (10. Juli 984) den päpstlichen Stuhl. Er hieß vor seiner Erhebung Petrus, war Bischof von Pavia und Erzkanzler Otto's II. Der Cardinaldiakon Franco, welcher sich schon früher unter dem Namen Bonifacius VII. eingedrängt hatte, aber nach der Wahl Benedict's VII. (975) verjagt worden war, eilte auf die Nachricht von dem Tode seines Gegners von Constantinopel, wo er sich aufhielt, nach Rom zurück, stellte sich an die Spitze seiner noch sehr mächtigen Partei, nahm Johannes fest und sperrte ihn in die Engelsburg, wo er nach vier Monaten vor Hunger und Elend starb (20. Aug. 985). Franco erfreute sich nicht lange seiner gewaltsam errungenen Macht; er starb bald darauf eines plötzlichen Todes und hatte sich während seiner kurzen Regierung so allgemein verhaßt gemacht, daß man seinen Leichnam verstümmelte und durch die Straßen schleifte. Die Wahl fiel nun auf einen andern Johannes, Robert's Sohn, einen Römer, der aber, ehe er die Weihe empfangen hatte, starb, weshalb er auch nicht unter die Päpste gezählt wird. Ihm folgte Johannes XV.

Johannes XV. war ein geborner Römer und der Sohn des Priesters Leo. Kaum hatte er den päpstlichen Stuhl bestiegen (gegen Ende des Jahres 985), als Crescentius, der den Namen eines Consuls führte und von einem mächtigen Anhang gestützt wurde, sich der Engelsburg bemächtigte. Johannes, der Leiden gedenkend, welche seine Vorgänger von den herrschsüchtigen Römern hatten erdulden müssen, flüchtete sich nach Toscana und rief den teutschen Kaiser um Hilfe an. Als dieser mit einem großen Heere zu kommen versprach, überfiel die Anhänger des Crescentius eine solche Furcht, daß sie den vertriebenen Papst in Eile zurückriefen und ihm von nun an die gebührende Achtung bewiesen. Die merkwürdigste Thatsache aus der ganzen Zeit seiner Regierung ist der bekannte Streit über die Besetzung des erzbischöflichen

62) l. c. 63) Vit. pontif. §. 134. 64) Joanni urbem et terram Ravennatium, aliaque complura, multis retro temporibus Romanis pontificibus ablata, reddidit. Contin. *Reginon.* ad ann. 967.

65) *Baronius* ad ann. 968. §. 93. 66) Ut clocas non baptizent. Capitular. Carol. M. anni 789. (*Pertz*, Script. rer. germ. Legg. Tom. I. p. 69.) 67) *Labbei* collect. T. IX. p. 663 sqq. *Harduini* collect. T. VI. P. I. p. 639—644. *Mansi* supplem. concil. T. I. p. 1142.

Stuhles zu Rheims. Hugo Capet, welcher im J. 987 den französischen Thron bestiegen hatte, erhob 990 Arnold, einen Bruder des Herzogs Karl von Lothringen, mit welchem er Krieg führte, auf den erzbischöflichen Stuhl zu Rheims, um durch dessen Vermittlung dem Streite ein Ende zu machen. Arnold leistete auch dem Könige bereitwillig den Eid der Treue, bald darauf aber wurde Rheims von Karl eingenommen und man beschuldigte, wie es scheint, nicht ohne Grund, den Erzbischof der Verrätherei. Hugo schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um Arnold anzuklagen, Herbert, Graf von Vermandois, welcher mit Karl von Lothringen verwandt war, eine andere, um ihn zu vertheidigen. Während der Papst noch unschlüssig schwankte, versammelte der König von Frankreich ein Concilium zu Rheims (17. Juni 991), auf welchem Arnold entsetzt und der gelehrte Abt Gerbert zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Sobald der Papst von dieser ohne seinen Willen vorgenommenen Handlung erfuhr, erklärte er die Beschlüsse des Conciliums für ungültig und ließ durch seinen Legaten ein anderes zu Mouson bei Rheims einberufen (995), auf welchem Gerbert die erzbischöfliche Würde wieder genommen und Arnold zurückgegeben wurde [68]). Gerbert, ein kluger Mann, unterwarf sich, ging an den Hof des teutschen Kaisers Otto III., der ihn zum Erzbischof von Ravenna erhob und seine spätere Wahl zum Papste vorbereitete. Arnold mußte trotz seiner Wiedereinsetzung im Gefängniß bleiben, bis ihn Hugo's Nachfolger Robert frei gab und seine erzbischöflichen Functionen wieder verrichten ließ. Johannes XV. starb am 7. Mai 996, noch ehe der Streit sein Ende erreicht hatte. Er wird als ein gelehrter und besonders im kanonischen Rechte sehr erfahrener Mann geschildert; Bestechlichkeit wird ihm von einigen seiner Zeitgenossen vorgeworfen [69]), seine Grabschrift [70]) stellt jedoch dies gradezu in Abrede. Daß übrigens zu dieser Zeit in Rom fast alles verkäuflich war, geht aus den geschichtlichen Thatsachen nur zu deutlich hervor. Unter diesem Papste bemerken wir auch die erste Kanonisation, welche auf dem lateranensischen Concilium stattfand (993). Liutolf, Bischof von Augsburg, las in dieser Versammlung eine Denkschrift über Ulrich, seinen Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle, vor, worin er dessen Wunder weitläufig beschrieb und wodurch der Papst und der anwesende Klerus bewogen wurden, zu verordnen, daß der heilige Bischof Ulrich mit der innigsten Liebe und Frömmigkeit verehrt werden solle, denn man habe die Märtyrer und Bekenner so anzubeten und zu verehren, weil man in ihnen den anbete, dessen Märtyrer und Bekenner sie sind [71]). Wir besitzen von diesem Papste noch einige Briefe, die man in den Conciliensammlungen findet.

Johannes XVI. (Nebenpapst). Nach dem Tode Johannes' XV. war Gregor V. durch den Einfluß des Kaisers Otto III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden und zwar, wie es schien, zur allgemeinen Freude der Römer. Kaum war aber Otto nach Teutschland zurückgekehrt, als Crescentius, ein durch seinen Anhang und durch seine Geldmittel einflußreicher Römer, Gregorius aus Rom verjagte und den Griechen Philagathes, der den Namen Johannes XVI. annahm, an seine Stelle setzte. Philagathes, von Rossano in Calabrien, war von niederer Abkunft und hatte sich dem klösterlichen Leben gewidmet. Bei Otto II. hatte der schlaue Mönch, der nicht ohne Kenntnisse war, sich durch die griechische Gemahlin Theophania so gut einzuschmeicheln gewußt, daß er zu manchen nicht unbedeutenden Geschäften verwendet wurde. Auf diese Weise wußte er den bischöflichen Stuhl von Piacenza zu erschleichen und sich so sehr zu bereichern, daß er sich nach der Vertreibung des Gregorius den päpstlichen Thron erkaufen konnte (997). Gregorius hielt sogleich ein Concilium zu Pavia, auf welchem er seinen Gegner in Bann that, und Otto III. eilte nach Italien, um dem Unwesen ein schnelles Ende zu machen. Crescentius hatte sich in der Engelsburg verschanzt und leistete tapfern Widerstand. Die Teutschen nahmen aber dennoch die Burg mit Sturm, schlugen Crescentius das Haupt ab und stürzten ihn von einem Thurme herab. Nach Andern soll Otto den Crescentius durch Versprechungen aus der Feste gelockt und treulos umgebracht haben. Johannes hatte bei Annäherung des teutschen Heeres die Flucht ergriffen; seine Verfolger holten ihn aber ein, schnitten ihm die Nase ab, stachen ihm die Augen aus, rissen ihm die Zunge aus dem Halse und steckten ihn in diesem jämmerlichen Zustande in's Gefängniß. Der heilige Nilus, ein Landsmann des Johannes, gab sich alle Mühe, den genug mishandelten Mann in seine Hände zu bekommen und ihn nach seinem Kloster zu retten, aber Gregorius war taub gegen seine Bitten, obschon der Kaiser sich nachgiebig zeigte, und ließ den schon halbtodten Gegenpapst auf einem Esel in einem zerrissenen Priesterkleid durch die Stadt führen und dem allgemeinen Hohngelächter preis geben. Johannes starb bald darauf [72]). Obschon Johannes allgemein als Nebenpapst anerkannt ist, so zählt er doch unter den rechtmäßigen Päpsten.

Johannes XVII. (XVIII.), der Nachfolger Silvester's II., ein Römer, welcher gewöhnlich den Beinamen Sicco führt, wurde, während der teutsche Thron nach dem Tode Otto's III. erledigt war, gewählt (13. Juni

68) Man findet die verschiedenen Verhandlungen dieser Concilien in Hardouin's Collect. Concil. Vol. VI. P. I. p. 723—738. 69) Vita Abbonis, c. 11 bei *Mabillon.* Act. Sanct. ord. S. Benedicti, Saec. VI. p. 38. Gerbert's Rede auf dem Concilium zu Mouson, bei Baronius ad ann. 995. §. 2—7. 70) Bei Baronius ad ann. 996. §. 1:

„Qui legis sacrae diffundere noverat amnes;
Egregius doctor verbo quaecunque docebat,
Moribus et vita tribuens exempla gerebat.
Hunc a canonici destricto jure rigoris,
Non timor, aut lucrum, non gratia flexit amoris . . .
Septima lux Maji fuit illi meta dierum."

71) Communi consilio decrevimus, memoriam illius, id est, sancti Udalrici episcopi, affectu piissimo, devotione fidelissima venerandam: quoniam sic adoramus et colimus reliquias martyrum et confessorum, ut eum cujus martyres et confessores sunt, adoremus. Seine Wunderwerke werden dahin angegeben: videlicet coecos illuminasse, daemones ab obsessis corporibus effugasse, paralyticos curasse et quamplurima alia signa gessisse. Joannis Epistola ap. *Harduin.* Concil. Tom. VI. P. I. p. 727. 72) Vgl. Vita S. Nili. *Glaber, Rudolph.* hist. l. I. c. 4.

1003), und soll nach Einigen von sehr niedriger Herkunft, nach Andern aber der Sprößling einer sehr alten angesehenen Familie gewesen sein. Er saß nicht volle sechs Monate auf dem päpstlichen Stuhle und starb am 13. Juni 1003, ohne seine Regierung durch eine bemerkenswerthe That ausgezeichnet zu haben. — Durch die Nebenpäpste, welche den Namen Johannes führen, entstand nach und nach eine Verwirrung in der Zählung der Päpste überhaupt, und so kommt es, daß man diesen Johannes oft als den achtzehnten und den folgenden als den neunzehnten zählt, und selbst Baronius [73]) bequemt sich, um Irrthum zu vermeiden, zu der unrichtigen Zahlbestimmung. Erst mit Johannes XXI. vereinigen sich alle Schriftsteller in der falschen Zählung, welche wol absichtlich von der römischen Partei, welche die Nebenpäpste gegen die vom Kaiser auf den römischen Stuhl erhobenen rechtmäßigen Oberhirten der christlichen Kirche wählte, versucht wurde.

Johannes XVIII. (XIX.), ein Römer, vor seiner Ordination Fasan genannt, folgte unmittelbar dem Vorhergehenden (26. Dec. 1003). Seine Regierung ist nicht sehr merkwürdig, obschon sie über acht Jahre dauerte. Er schickte einen Legaten nach Teutschland, um den neugewählten Erzbischof von Magdeburg, Tagmo, zu weihen (1004), weil diese Handlung bei der Errichtung dieses Erzbisthums dem Papste selbst, oder wenn der zu Weihende nicht nach Rom kommen konnte, einem Stellvertreter des Papstes vorbehalten worden war [74]). Um diese Zeit wurde auch mit Genehmhaltung des römischen Stuhles Bamberg zum Bisthum erhoben und dem erzbischöflichen Sitze zu Mainz untergeordnet [75]). Unter diesem Papste soll auch die Spaltung zwischen der römischen und griechischen Kirche durch seine Bemühungen aufgehoben worden sein [76]); sie begann jedoch bald darauf wieder von Neuem. Johannes starb am 18. Juli 1009; ihm folgte Sergius IV.

Johannes XIX. (XX). Nach dem Tode Benedict's VIII. (10. Juli 1024), eines Sohnes des Grafen Gregorius von Tusculum, wußte es sein Bruder Romanus durch Geldspenden dahin zu bringen, daß er, obschon ein Laie, auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde [77]). Manche wollen zwar diese Behauptung gleichzeitiger Zeugen in Abrede stellen und sagen, der neue Papst sei vorher Bischof von Porto gewesen, aber selbst Baronius gibt zu, daß Johannes die päpstliche Würde erkauft habe, meint jedoch, er habe seinen Fehler eingesehen und seine Würde niedergelegt, worauf er in rechtmäßiger Weise wieder zum Papst gewählt worden sei [78]). Dem mag nun sein, wie ihm will, Johannes wurde allgemein als rechtmäßiger Papst anerkannt und wenigstens vor dem September 1024 geweiht, da eine im September 1027 erlassene Bulle vom vierten Jahre seines Pontificats datirt ist [79]). Sogleich nach dem Antritte seiner Regierung schickte Eustathios, Patriarch von Constantinopel, im Einverständniß mit dem Kaiser Basilius, eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken nach Rom, um von dem Papste die Einwilligung zu erkaufen, daß er den Titel eines allgemeinen Bischofs des Orients führen dürfe. Johannes und seine habsüchtige Umgebung sollen sich sogleich bereitwillig gezeigt haben, diesem Begehren zu willfahren. Aber die Sache, so geheim sie auch verhandelt wurde, erregte bald nicht nur in ganz Italien, sondern auch in Frankreich ungeheueres Aufsehen und der Papst sah sich gezwungen, die Griechen mit dem Bescheide abzufertigen, daß Niemand den Titel eines allgemeinen Bischofs führen könne, als das Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche zu Rom [80]). Wie sehr man im Abendlande gegen das Begehren des Patriarchen und die Nachgiebigkeit des römischen Stuhls aufgebracht war, beweist am deutlichsten das Schreiben des Abtes Wilhelm von Dijon an den Papst, in welchem dieser ernstlich an das, was recht ist, erinnert wird [81]). — Unterdessen war Kaiser Heinrich ohne Nachkommenschaft gestorben und Konrad der Salier auf den teutschen Thron erhoben worden. Dieser zog im Frühjahre 1026 mit einem Heere nach Italien, unterwarf die abtrünnigen Städte und kam dann nach Rom, wo der Papst ihm und seiner Gemahlin Gisela die Kaiserkrone aufsetzte (26. März 1027). Der Krönung wohnten König Rudolf von Burgund und Kanut, König von England und Dänemark, bei. Der Letztere benutzte diese Gelegenheit, um seinen Unterthanen, welche des Handels oder der Andacht wegen nach Italien zogen, größere Sicherheit auf den Wegen zu verschaffen, und die hohen Abgaben, welche seine Geistlichkeit nach Rom bezahlen mußte, zu mildern [82]). Der Erfolg seiner Bemühungen scheint jedoch nicht lange angedauert zu haben. Die übrigen Regierungsjahre des Papstes Johannes verliefen ruhig und ohne weitere Ereignisse, als Ertheilungen von Pallien und andere noch geringfügigere Handlungen, die hier keine Erwähnung verdienen. Er starb am 9. Nov. 1033. Die Römer sollen ihn seiner Strenge wegen sehr gehaßt und sogar kurz vor seinem Tode aus Rom vertrieben haben. Der Kaiser, erzählt ein einziger Schriftsteller [83]), sei aber mit einem bedeutenden Heere nach Rom gezogen und habe ihn wieder eingesetzt. Da aber in den andern gleichzeitigen Geschichtsbüchern von dieser Restauration gar nichts verlautet, so darf man mit Recht an ihrer Wahrheit zweifeln und eine Verwechselung mit dem Römerzuge Konrad's unter Benedict IX. (1036), dem Nachfolger des Johannes, annehmen. Einige Briefe dieses Papstes findet man in den Concilienſammlungen [84]),

73) Ad ann. 1003. §. 9. 10. 74) *Ditmar. Merseb.* l. V. ad ann. 1004. *Baronius* ad ann. 1003. §. 11. 75) *Harduin.* Act. Concil. Tom. VI. P. I. p. 767—770. 76) *Baron.* ad ann. 1009. §. 1. 2. In der Grabschrift dieses Papstes, welche ihn als einen frommen und in den theologischen Wissenschaften sehr erfahrenen Mann (doctrinis comptus sacris et dogmate claro) schildert, heißt es ferner:

Nam Grajos superans, eois patribus unam,
Schismata pellendo, reddidit ecclesiam.

77) *Glaber Rudolph.* hist. l. IV. c. 1. Joannes iste, cognomine Romanus, frater Benedicti, largitione pecuniae. repente ex laicali ordine neophytus constitutus Praesul. 78) *Baron.* ad ann. 1024. §. 4. 79) *Ughelli*, Ital. sacra. (Venet. 1720.) Tom. V. p. 49. 80) *Glaber Rudolph.* Hist. l. IV. c. 1. 81) In Hardouin's Collect. Conc. Vol. VI. P. I. p. 835. Bei Baronius ad ann. 1024. §. 6. 82) *Will. Malmesbur.* De gest. reg. Angl. l. II. c. 11. 83) *Rudolph. Glaber.* Hist. l. IV. c. 8. 9. 84) *Harduini* Collect. Vol. VI. P. I. p. 837—840. *Labbei* Collect. Vol. IX. p. 908 sqq.

sie sind aber von keiner allgemeinen Wichtigkeit. Angeführt muß noch werden, daß zur Zeit Johannes XIX. der Mönch Guido von Arezzo (s. diesen Artikel) sein neues Singsystem, welches noch jetzt bei dem Kirchengesang üblich ist, allgemein in Aufnahme brachte und bei dem Papste die größte Anerkennung seiner Bemühungen fand [85]).

Johannes XXI. (eigentlich XX.) [86]). Nach dem Tode Adrian's V. wollten die zu Viterbo versammelten Cardinäle sich nicht in ein Conclave einschließen lassen, indem sie vorgaben, Adrian habe die Verordnung Gregor's X. (s. diesen Artikel), welche diese Absperrung verfügte, aufgehoben, aber das Volk, von einer Partei des Klerus aufgereizt, zwang sie dazu, und sie wählten am 13. Sept. 1276 den Cardinalbischof von Tusculum, Peter Juliani, einen Portugiesen. Er war in Lissabon geboren und hatte sich in seiner Jugend in vielen Fächern so bedeutende Kenntnisse erworben, daß man ihn fast als den gelehrtesten Mann seiner Zeit ansah. Sogleich nach dem Antritte seiner Regierung hob er die Verordnung Gregor's X., welche bei jeder Wahl die Absperrung der Cardinäle befahl, auf und bestrafte die Ruhestörer, welche bei seiner Wahl die Cardinäle eingesperrt hatten [87]). Sein nächstes Augenmerk richtete er auf die mißliche Lage der Christen im Orient und hoffte die abendländischen Fürsten zu einem Kreuzzuge bewegen zu können. Da aber diesem Plane der über die Erbfolge in Castilien zwischen Philipp III. von Frankreich mit Alphons von Castilien entstandene Streit im Wege stand, so schickte er Bevollmächtigte an den König von Frankreich, mit dem Auftrage, den obwaltenden Zwist durch alle mögliche Mittel beizulegen. Es war ihnen zur Erreichung ihres Zweckes von dem Papste die Macht gegeben, alle Verträge, welche den Frieden hinderten, aufzuheben und von allen Schwüren, auf welche sich solche Verträge stützten, zu entbinden. Seinem Legaten in Frankreich schrieb Johannes: Wenn gütliche Mahnungen nicht ausreichten, so solle er alle Widerstrebenden mit dem Kirchenbann und das ganze Land mit dem Interdict belegen, und keine von den früheren Päpsten selbst gegebene Privilegien gegen die Kirchenstrafen sollten ihre Geltung behalten [88]). Man sieht daraus, sagt Fleury [89]), die Nutzlosigkeit solcher Privilegien, von jeder Kirchenstrafe befreit zu sein, da sie der Papst nach Belieben zurücknehmen konnte. Diese Maßregeln blieben jedoch ohne den gewünschten Erfolg und Philipp unterstützte seine Ansprüche durch die Gewalt der Waffen. Besser gelang dem päpstlichen Legaten die Unterdrückung mehrer ketzerischen Lehrsätze, welche sich auf der Universität zu Paris durch verkehrte Anwendung der Aristotelischen Philosophie auf die christlichen Dogmen verbreitet hatten [90]). Johannes sah aber die Wirkung seiner Befehle nicht mehr, denn eine einstürzende Zimmerdecke in einem von ihm neu erbauten Hause zu Viterbo beschädigte ihn so sehr, daß er einige Tage nach diesem unglücklichen Ereignisse starb (16. Mai 1277). Sein Charakter wird von den gleichzeitigen Schriftstellern nicht sehr gerühmt; in der Führung der Geschäfte des päpstlichen Stuhles soll er die größte Unwissenheit gezeigt und durch einen unbegreiflichen Wankelmuth und Leichtsinn dem Papstthum mehr Schaden, als Nutzen und Ehre gebracht haben; nur darin gebühre ihm Lob, daß er arme talentvolle Jünglinge in ihren Studien durch Übertragung kirchlicher Benefizien und durch Geld unterstützt habe [91]). Bedenkt man aber, daß Johannes kein Freund der Mönche war und sogar auf eine Demüthigung derselben sann, so wird man leicht die Quelle der meisten dieser Verunglimpfungen entdecken [92]), die so weit gingen, daß man ihn, weil er in den physikalischen Wissenschaften nicht unbewandert war, der Zauberei beschuldigte [93]). Was seine Kenntnisse und seine Bemühungen, die Gelehrsamkeit zu befördern, betrifft, so stimmen alle Schriftsteller in dem größten Lobe derselben überein. Seine Werke, auf deren Titel er fast immer Petrus Hispanus genannt wird [94]), sind folgende: 1) **Practica medicinae, quae Thesaurus pauperum nuncupatur** (Antverp. 1476. Fol. und öfter; auch in's Italienische [Venet. 1494. 4.] übersetzt), welche während des Mittelalters in großem Ansehen stand und jetzt noch, trotz des vielen in ihm abgelagerten mittelalterlichen Unsinns, für die Geschichte der Medicin nicht ohne Bedeutung ist. 2) **Summula Logicae** (Colon. 1487. 4. und in vielen späteren Ausgaben). Diese Logik blieb lange Zeit ein allgemein beliebtes Handbuch und wurde von verschiedenen Gelehrten mit Commentaren ausgestattet. 3) **Compendiarius Parvorum Logicalium liber** (Colon. 1503. 4. und öfter), ein Auszug aus dem vorhergehenden größeren Werke. 4) **Sex copulata tractatuum et parvorum logicalium** (Zwoll. 1479. 4. und öfter). 5) **Tractatus duodecim in Dialecticam Aristotelis** (Colon. 1504. 4. und öfter). 6) **Commentarius in philosophiam S. Thomae** (s. l. 1490. 4.). 7) **Commentaria in Isaacum Medicum de urinis, et de diaetis universalibus et particularibus** (bei der Ausgabe von Isaac's Werken, Lugd. 1515. Fol.). 8) **Copulata omnium tractatuum parvorum**

85) *Baron.* ad ann. 1022. §. 20 — 25. 86) s. die Bemerkung bei Johannes XVII. 87) *Raynald.* contin. annal. Baron. ad ann. 1276. §. 29—33. 88) Prout circumspectioni tuae secundum Deum videbitur expedire per excommunicationis in personas, et interdicti sententias in terras eorum, appellatione remota, compellas: non obstante si Regi Franciae aut adhaerentibus supradictis, seu cuivis eorum a sede Apostolica sit indultum, quod excommunicari, aut terrae ipsorum ecclesiastico interdicto supponi non possint per literas sedis ejusdem. Epist. Johannis, ap. *Raynald.* l. c. ad ann. 1277. §. 4. 89) Hist. eccles. l. LXXXVII. §. 3.

90) *Raynald.* cont. annal. Baron. ad ann. 1277. §. 9. 10. *Fleury*, Hist. eccles. l. LXXXVII. §. 4. 5. 91) *Ptolem. Luccens.* hist. eccles. l. 23. c. 24. ap. *Raynald.* l. c. §. 19. *Platina*, Vit. Pontif. §. 187. 92) Muratori (Annali d'Italia, anno 1277) fällt das ganz richtige Urtheil: „Spezialmente ebbe un difetto, che non se gli può perdonare. Cioè amava egli poco i Monaci e i Frati; e dicono, che se Dio nol levava presto dal Mondo (e fu creduto anche, che il levasse per questo), egli era per pubblicar qualche decreto contro di loro. Protrebbe ciò far sospettare, che le penne de' Religiosi, dai quali unicamente abbiamo le poche memorie della sua vita, avessero oltre il dovere aggravata la fama di questo Pontefice." 93) *Suffrid.* Epitom. hist. ad ann. 1277. 94) Weshalb man auch nicht selten, jedoch ohne hinreichenden Grund, Johannes XXI. und Peter Hispanus für zwei verschiedene Personen gehalten hat.

naturalium etiam syncathegreumatum cum textu (Colon. 1480. Fol. und öfter). Außerdem werden ihm noch folgende ungedruckte Werke zugeschrieben[95]): In Physiognomiam Aristotelis (in der Bibliothek zu Cambridge), de medenda Podagra, De oculis, De formatione hominis, Super artem Galeni, Glossae in Hippocratem, Canones Medicinae, Consilium de tuenda valetudine ad Blancam, matrem Ludovici Regis Galliarum, Epistolae (in der vaticanischen Bibliothek, bis jetzt sind nur wenige gedruckt), Sermones praedicabiles (in der Augustinerbibliothek zu Cremona). Vgl. J. J. Köhler, Vollständige Nachrichten vom Papst Johannes XXI. (Götting. 1760. 4.) Ihm folgte Nicolaus III. (Gajetanus Ursini), der schon als Cardinal die Staatsangelegenheiten größtentheils verwaltet hatte.

Johannes XXII. Nach dem Tode des Papstes Clemens V. (1314) zu Carpentras versammelten sich die Cardinäle in dem bischöflichen Palaste dieser Stadt, konnten aber über die Wahl nicht einig werden, denn die italienischen Cardinäle wollten einen Italiener zum Papste und die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Rom, die französischen aber einen Franzosen und das Fortbestehen der Residenz in einer französischen Stadt. Während dieses Zwiespalts entstanden auch Streitigkeiten zwischen der Dienerschaft, und es kam zu einem Auflaufe, in Folge dessen die Kaufladen geplündert wurden und ein Theil der Stadt in Feuer gerieth. Die Cardinäle verließen heimlich und einzeln die Stadt und zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten hin. Alle Bemühungen, sie wieder zusammenzubringen, waren vergeblich, und der päpstliche Stuhl blieb unbesetzt, bis es dem Grafen Philipp von Poitiers, einem Bruder des Königs Ludwig X., durch List und Versprechungen gelang, sie in Lyon, wo er ihnen alle Sicherheit und Freiheit versprach, zu versammeln. Kaum hatte er sie aber in seiner Gewalt, als er sie mit dem Bedeuten einsperren ließ, sie würden ihre Freiheit nicht eher wieder erhalten, bis sie einen Papst erwählt hätten. Nach vierzigtägiger Überlegung fiel endlich (7. Aug. 1316) die einstimmige Wahl auf Jacob von Euse (Ossa), der sich den Namen Johannes XXII. beilegte. Er war aus Cahors und von niedriger Herkunft (der Sohn eines Weinwirths, oder, nach Andern, eines Schuhflickers), hatte sich aber durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß so sehr ausgezeichnet, daß er auf den bischöflichen Sitz zu Frejus erhoben und später von Clemens V. nach Avignon versetzt und zum Cardinal ernannt wurde (1312). Die Sage, daß er, als man ihm auftrug, einen zum Papste vorzuschlagen, sich selbst wählte, kann schon deswegen keinen Glauben verdienen, weil er selbst in dem Benachrichtigungsschreiben von seiner Wahl an die Fürsten ausdrücklich sagt, daß er nur nach langem Bedenken eine so schwierige Stelle angenommen habe[96]). Ebenso wenig Glauben verdient die Erzählung, daß Johannes vor seiner Wahl dem Cardinal Napoleon Ursini, dem Stimmführer der italienischen Partei, der hauptsächlich seine Erhebung bewirkt haben soll, eidlich habe versprechen müssen, nie einen Esel oder ein Pferd zu besteigen, als um sich nach Rom zu begeben, daß er aber dadurch die Absicht des Cardinals vereitelte, daß er nie einen Esel oder ein Pferd bestieg, sondern stets zu Fuß oder zu Wasser reiste. So habe er sich zu Wasser von Lyon nach Avignon begeben und habe den dortigen Palast nie mehr verlassen, als um in die ganz nahe gelegene Kathedralkirche zu gehen[97]). Gewiß ist, daß er am 5. Sept. 1316 zu Lyon mit großer Feierlichkeit gekrönt wurde und sogleich ein Ermahnungsschreiben an die teutschen Kaiser Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich, die zugleich gewählt worden waren und sich bekämpften, abgehen ließ, worin er sie ermahnte, den verderblichen Streit durch einen Vergleich beizulegen. Sogleich nach dem Antritte seiner Regierung wurde eine Verschwörung gegen sein Leben, an deren Spitze der Bischof Hugo Geraldi von Cahors stand, entdeckt. Dieser wurde gefänglich eingezogen, seiner Würde entsetzt und dem weltlichen Gerichte zu Avignon übergeben, welches ihn verurtheilte, durch die Stadt geschleift, geschunden und lebendig verbrannt zu werden. Das unmenschliche Urtheil wurde, nachdem es der Papst bestätigt hatte, im Juli 1318 an ihm vollzogen[98]). Um diese Zeit scheint viel Gerede von Zauberei und Magie gewesen zu sein, und der Papst fürchtete sehr die Wirkungen derselben; man habe, meinte er, sein Bildniß in Wachs nachgeformt, um ihn selbst alle Qual, die man diesem Bilde antun würde, fühlen zu lassen und auf diese Weise seinen Tod herbeizuführen[99]). Man sieht daraus, wie groß der Aberglaube in jener Zeit selbst in den höchsten und gelehrtesten Ständen war, und wie wenig man noch die einfachsten Principien der Physik zu begreifen gelernt hatte. — Mit Strenge verfuhr Johannes gegen die geistlichen Brüder (Spiritualen), eine Sekte, welche sich von den Minoriten losgetrennt hatte und das Gelübde der Armuth im strengsten Sinne des Wortes beobachtet wissen wollten. Viele, die ihre Behauptungen nicht widerrufen wollten, wurden als Ketzer lebendig verbrannt und die Sekte nahm auf diese Weise bald ein klägliches Ende. Auch ward die Aufmerksamkeit des Papstes durch wichtigere Ereignisse von diesen an sich geringfügigen Dingen abgezogen. Er behauptete nämlich, ehe der Streit zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich entschieden sei, gebühre ihm nicht nur die Verwaltung des römischen Reichs, sondern auch die Entscheidung der Streitigkeiten in Teutschland gehöre vor

95) *Georg. Jos. ab Eggs*, Pontificium Doctum. (Col. 1718. Fol.) p. 480. 96) Nos autem difficultatem officii pastoralis, continui laboris angustias, et praeexcellentiam dignitatis apostolicae infra nostra praecordia recensentes, nostrarumque metientes virium parvitatem, timore ac tremore percussi, vehementer haesitavimus. Epist. in *Raynald.* ann. eccles. ad ann. 1316. §. 9.

97) *Ptolem. Luccens.* vit. Johannis XXII., in *Baluzii* vit. papar. Avionens. p. 178. 98) Vgl. *De la Croix*, Historia rerum Cadurcensium ab episcopis in ecclesia gestarum. (Cadurc. 1626. 4.) *Raynald.* ad ann. 1317. §. 54. 99) Imagines cereas fecerunt sub nostro et ipsorum fratrum nominibus confici, ut magicis artibus, incantationibus vetitis ac daemonum invocationibus reprobandis adhibitis, vitam labefactarent innocentium per punctionem imaginum praedictarum. Joann. Epist. 374 ap. *Raynald.* ad ann. 1317. §. 52.

seinen Richterstuhl [1]). Die beiden Kaiser ließen sich manche ungerechte Eingriffe in ihre Rechte gefallen, weil Jeder ihn dadurch auf seine Seite zu bringen gedachte, als aber auch nach der Schlacht bei Mühldorf (1322), in welcher Ludwig Sieger blieb und den Gegenkaiser in seine Gewalt bekam, der Papst seine Gesinnung nicht änderte, durchschauete man erst recht seine Absicht: den möglichst größten Einfluß in Teutschland zu gewinnen. Ludwig, welcher nach seinem glänzenden Siege an der Bestätigung seiner Würde nicht gezweifelt zu haben scheint, ergriff nun, als er sich in seinen Hoffnungen betrogen sah, ebenfalls ernste Maßregeln. Als daher die Partei der Ghibellinen in Italien gegen die päpstlich gesinnten Guelfen ihn um Hilfe ansprachen, schickte er ein teutsches Corps über die Alpen, welches die Armee des Papstes auf's Haupt schlug und zerstreute. Johannes fing nun seiner Seits an, die geistlichen Waffen zu gebrauchen, und erließ gegen den Kaiser am 8. Oct. 1323 den ersten Proceß, worin er ihm unter Androhung schwerer Strafen die fernere Verwaltung des Reiches untersagt, weil seine Wahl von dem Papste, dem die Untersuchung ihrer Rechtmäßigkeit zustehe, noch nicht gebilligt sei [2]). Ludwig schickte sogleich eine Gesandtschaft an den päpstlichen Hof, um Vorstellungen gegen dies Verfahren zu machen, sie wurde aber schnöde empfangen, und die Antwort, welche sie bekamen, war ein zweiter Proceß, in welchem der Papst dem Kaiser noch zwei Monate Frist gestattete, nach deren Verlauf aber alle Strafen unfehlbar folgen würden, wenn seinen Befehlen nicht Folge geleistet würde. Der Kaiser hatte sich unterdessen auf einer Versammlung der Reichsfürsten zu Nürnberg gegen die Zudringlichkeiten des Papstes verwahrt und an ein allgemeines Concilium appellirt. Als er demnach nach Ablauf der gesetzten Frist die Regierung nicht niederlegte, erfolgte, nachdem sich Johannes des Beistandes Frankreichs versichert hatte, in dem dritten Proceß der Bannstrahl und die Lossprechung aller Unterthanen von dem Gehorsam gegen ihn. Das Recht des Kaisers fand jedoch an den berühmtesten Männern, wie an Johann von Gent und Marsilius von Padua tüchtige Vertheidiger, und Ludwig konnte es auf einer Versammlung zu Sachsenhausen, wo er zum zweiten Male an ein allgemeines Concilium appellirte, wagen, den Papst als einen Ketzer zu bezeichnen. Johannes erklärte nun in einem vierten Proceß den Kaiser aller seiner Rechte und aller künftigen Ansprüche verlustig und drohte Jedem mit dem Banne, der ihm ferner Gehorsam leisten würde. In Italien war man der Mehrzahl nach für den Kaiser gestimmt, und die Römer, welche schon einige Male den Papst vergebens eingeladen hatten, seinen Sitz wieder in ihrer Stadt aufzuschlagen, riefen jetzt Ludwig dahin. Dieser ging auch, nachdem er seinen gefangenen Nebenbuhler in Freiheit gesetzt und sich mit ihm verglichen hatte, wirklich über die Alpen, ließ auf einer Versammlung zu Trient (1327) den Papst als Ketzer und des päpstlichen Stuhles unwürdig erklären und sich die eiserne Krone aufsetzen. Johannes sprach zwar in einem fünften Proceß nochmals den Bann gegen Ludwig aus und erklärte ihn seines angestammten Herzogthums Baiern und aller seiner Lehen verlustig, aber dieser wurde in Rom mit großem Jubel empfangen und gekrönt (17. Jan. 1328). Johannes wurde nun abgesetzt und an seine Stelle der Minorit Pietro Rainalucci von Corvara gewählt. Dieser schleuderte sogleich gegen seinen Gegner den Bannstrahl und nahm den Namen Nicolaus V. (s. diesen Artikel) an. Kaum hatte aber der Kaiser Italien verlassen, als man nach alter Gewohnheit den neuen Papst auf jede mögliche Weise verfolgte und ihn so sehr in die Enge trieb, daß er sich freiwillig Johannes unterwarf und ihm zu Avignon zu Füßen fiel. Gegen Ludwig war bereits der sechste Proceß ergangen und dieser that vergebens Schritte, sich mit dem Papste auszusöhnen. Johannes änderte nicht das Geringste an seiner Gesinnung und behandelte den Kaiser als einen des Reiches verlustigen Ketzer. Doch dieser Name traf ihn bald selbst und fast alle Theologen seiner Zeit stürmten auf ihn ein, als er die Behauptung aufstellte, die Seligen schauten Gott erst nach der allgemeinen Auferstehung der Todten, nicht aber sogleich nach ihrem Scheiden von dieser Welt. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Lehre, in Folge welcher die Verehrung der Heiligen als eine Lächerlichkeit erschien, in der christlichen Welt erregte. Der Papst suchte Anfangs seiner Meinung Anerkennung zu verschaffen, als er aber den Ernst bemerkte, mit dem man von allen Seiten her gegen ihn zu Felde zog, widerrief er öffentlich und starb bald darauf (4. Dec. 1334). Er hinterließ eine mit vielen Millionen angefüllte Schatzkammer, die er zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen verwenden wollte. Andere wollen behaupten, er habe blos aus Geiz Geld zusammengescharrt und machen ihm wegen Einführung der Annaten bittere Vorwürfe. Übrigens war er in den Wissenschaften nicht unbewandert und schätzte auch an Anderen ausgezeichnetes Wissen. Für Jeden war er leicht zugänglich und ein guter Mann, so lange ihn der Zorn nicht überwältigte. Unter seinen Verordnungen und Briefen sind die zwanzig Constitutionen, welche unter dem Titel Extravagantes bekannt genug sind, die merkwürdigsten. Sein Nachfolger war Benedict XII. (Ältere Biographien dieses Papstes findet man in Muratori's Script. rer. ital. Tom. III. P. I. p. 679 sqq. P. II. p. 470 sqq.).

Johannes XXIII. Nach dem Tode Alexander's V. (4. Mai 1410) wählten die in dem Conclave versammelten

---

1) Attendentes, quod Imperii Romani, tempore, quo illud vacare contingit, sicut adhuc vacare dignoscitur, regimen, cura et administratio, necnon et defensio fidelium ejusdem Imperii oppressorum, ac punitio subjectorum eorundem, cum ad alium praeterquam ad Romanum Pontificem recursus haberi non posset, ad nos pertineat, sicut dignoscitur pertinere. Joann. epist. ap. *Raynald.* ad ann. 1319. §. 6. 2) Electione sua . . . . per sedem Apostolicam, ad quam electionis hujusmodi et personae electae examinatio, approbatio, admissio ac etiam reprobatio et repulsio noscitur pertinere non admissa nec etiam approbata. Man findet die Originale der Actenstücke des Streites zwischen dem Kaiser und dem Papste in J. D. von Olenschlager's Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. (Frankf. 1755. 4.) S. 81—183 des Urkundenbuche.

Cardinäle den Cardinal Balthasar Cossa von Neapel zum Papst, der den Namen Johannes XXIII. annahm. Die Wahl soll jedoch nicht frei gewesen, sondern durch Bestechung und Drohungen zu seinen Gunsten bewirkt worden sein. Johannes, welcher aus einer alten und angesehenen Familie stammte, hatte zu Bologna die Rechte studirt und war dann nach Rom gegangen, wo er von dem seiner Familie befreundeten Papste Bonifacius IX. von Stelle zu Stelle befördert und endlich (1402) zum Cardinal und päpstlichen Legaten der Provinz Flaminia ernannt wurde. Die beiden Nebenpäpste Gregorius XII. und Benedict XIII. lebten noch, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, und es war also ein harter Kampf zwischen diesen drei Nebenbuhlern vorauszusehen. Durch den Tod des Kaisers Rupert (8. Mai 1410) hatte aber Gregorius seine vorzüglichste Stütze verloren, denn der Kaiser Sigismund wurde völlig von Johannes gewonnen und auf seine Seite gezogen. Auch König Ladislaus von Neapel, welcher Anfangs Gregorius mit den Waffen vertheidigte, schloß nach dem Verluste eines Treffens mit Johannes einen Vergleich, durch welchen er als rechtmäßiger König von Neapel anerkannt, Gregorius aber aus seinem Lande verjagt wurde. Doch Ladislaus hatte nur Frieden geschlossen, um sich zu erholen und eine günstige Gelegenheit zur Fortsetzung des Krieges abzuwarten. Kaum hatte der Papst sein Heer entlassen, als der König unvermuthet in der Nacht Rom überrumpelte (1413) und gegen die Bewohner mit unmenschlicher Grausamkeit wüthete. Johannes entkam glücklich nach Bologna, von wo aus er dem Kaiser Sigismund seine Noth klagte und seinem Legaten auftrug, mit diesem die Zeit und den Ort eines allgemeinen Conciliums zu verabreden, damit endlich ein Mal dem verderblichen Schisma in der christlichen Kirche ein Ende gemacht würde. Der Kaiser, welcher sich grade in der Lombardei aufhielt, empfing die Botschaft mit großem Vergnügen und bestimmte Constanz als den Ort und den 1. November 1414 als den Anfang des Conciliums. Johannes war untröstlich über die Wahl des Ortes, da er sich dadurch ganz in die Gewalt des Kaisers gegeben sah; er mußte sich aber zur Nachgiebigkeit bequemen, um diesen nicht gegen sich aufzubringen. Sigismund, der in der Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten und der langjährigen Spaltung großen Ernst zeigte, lud Alle, die Theil nehmen wollten, zu dem Concilium ein und versprach ihnen sicheres Geleit. Johannes erließ ebenfalls eine Bulle, worin er es der höheren Geistlichkeit zur Pflicht machte, entweder selbst zu Constanz zu erscheinen, oder sich durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen. Er hatte sich vorher nochmals persönlich die größte Mühe gegeben, den Kaiser zur Wahl eines anderen Ortes zu bestimmen, aber vergebens. In Italien wurde Johannes durch den plötzlichen Tod des Königs Ladislaus von Neapel, von seinem ärgsten Feinde, befreit, und er kam deshalb mit noch größerem Widerwillen nach Constanz, wo er am 29. Oct. 1414 eintraf und mit aller dem Papste gebührenden Auszeichnung empfangen wurde. Die beiden anderen Päpste kamen nicht selbst, sondern schickten Bevollmächtigte. Es kann hier nicht die Absicht sein, den Verlauf des Conciliums zu beschreiben; es soll vielmehr nur das berührt werden, was auf Johannes näheren Bezug hat. Der erste, zur Aufhebung des Schisma unumgänglich nöthige Beschluß des Conciliums war, daß die drei Päpste freiwillig ihre Würde niederlegen und sich dem Resultate einer neuen Wahl fügen sollten. Johannes und die Abgeordneten des Gregorius versprachen dieses zur großen Freude des Kaisers und der ganzen Versammlung und ein glückliches Ende des langen Streites schien ganz nahe zu sein; als man aber die Renunciation mit Ernst verlangte, entfloh Johannes, der sich auch durch eine bei dem Concilium gegen ihn eingereichte Klageschrift, worin ihm die schändlichsten Verbrechen zur Last gelegt wurden, unangenehm berührt fühlte, unter dem Schutze des Herzogs Friedrich von Österreich, den er durch Geldversprechungen zu gewinnen gewußt hatte, nach Schafhausen, weil er dadurch das Concilium uneinig machen und trennen zu können vermeinte. Die Versammlung war aber einig, und es wurde festgesetzt, daß ein allgemeines Concilium über dem Papste stehe und daß die Beschlüsse desselben gültig seien, der Papst möge gegenwärtig oder abwesend sein, sie billigen oder verwerfen. Als Friedrich in die Acht erklärt wurde, begab sich Johannes, der bis jetzt immer die Nothwendigkeit einer Luftveränderung für seine Gesundheit als Ursache der Abreise vorgeschützt hatte, nach der Festung Laufenberg und erklärte in einem öffentlichen Acte, daß er den Eid, renunciren zu wollen, zu Constanz nur aus Furcht geleistet habe und also nicht verbunden sei, ihn zu halten. Da ein bedeutendes kaiserliches Heer in das Gebiet des Herzogs von Österreich einrückte, entfloh Johannes nach Freiburg. Umsonst foderte ihn das Concilium zwei Mal feierlich auf, sich seiner Flucht und der übrigen ihm zur Last gelegten Verbrechen wegen zu rechtfertigen (2. Mai 1415). Als ihn aber auch Friedrich von Österreich, der, hart bedrängt, sich mit dem Kaiser aussöhnen mußte, verließ und er auf die dritte Vorladung nicht erschien, wurde er auf Befehl des Conciliums zu Freiburg aufgehoben und auf der Festung Ratolfszell in enge Verwahrung gebracht. Das Concilium schritt darauf zur Untersuchung der gegen ihn vorgebrachten Anklagen, erkannte ihn der Simonie, der Verschleuderung der Kirchengüter und eines höchst ärgerlichen Lebens schuldig und erklärte ihn der päpstlichen Würde verlustig. Zu gleicher Zeit fand auch die förmliche Absetzung der beiden anderen Päpste statt. Alle Christen wurden von dem Eide der Treue gegen sie losgesprochen und Jedem verboten, sie künftighin als Päpste anzuerkennen, oder sie auch nur so zu nennen. Johannes fügte sich, als er keinen Ausweg mehr sah, dem Urtheilsspruch und entsagte mit einem Eide allen ferneren Ansprüchen. Da man aber wußte, wie wenig seinen Worten zu trauen war, wurde er dem Herzog Ludwig von Baiern übergeben (1415), der ihn zu Heidelberg (nach Andern zu Mannheim) in anständigem Gewahrsam hielt, um allen weiteren Umtrieben vorzubeugen. Gregorius XII., welcher durch seinen Bevollmächtigten bei dem Concilium freiwillig resignirte, wurde mit hoher Achtung behandelt, und als Cardinal und als Legat der Mark

Ancona anerkannt; er ſtarb aber nicht lange nachher (18. Oct. 1417). An der Hartnäckigkeit Benedict's XIII. ſcheiterten aber alle Verſuche, obſchon der Kaiſer ſelbſt die weite und mühſame Reiſe nach Perpignan machte, um ihn zur Reſignation zu bewegen. Er wurde alſo nach der Zurückkunft des Kaiſers nach Conſtanz (1417) förmlich abgeſetzt; der päpſtliche Stuhl war mithin erledigt und die Cardinäle der drei Päpſte ſchritten zu einer neuen Wahl, welche auf Odo de Colonna fiel, der den Namen Martin V. annahm. Johannes XXIII. entwiſchte zu Heidelberg, oder erkaufte, wie Andere behaupten, ſeine Freiheit um eine hohe Summe und erſchien 1419 am Hofe Martin's V., dem er ſich demüthig zu Füßen warf. Er beſtätigte nochmals das Verfahren des Conciliums gegen ſich und wurde dagegen von dem Papſte mit hoher Achtung behandelt. Dieſer ernannte ihn zum Cardinalbiſchof von Tusculum und zum Dechanten des heiligen Collegiums. Johannes ſtarb aber bald darauf (20. Dec. 1419) zu Florenz vor Kummer über den Verluſt der päpſtlichen Würde, nach Andern an Gift. Er war nicht ohne Geiſt und Talent, aber ſeine Sitten waren ſchon von früher Jugend auf verdorben und Leute ſeiner nächſten Umgebung beſchuldigten ihn der ärgſten Vergehungen. Dadurch hatte er auch alle Achtung bei dem Concilium verloren, das ihn ſonſt gewiß glimpflicher behandelt haben würde, beſonders da es ihn von vorn herein als den rechtmäßigſten unter den drei Päpſten betrachtete und auch durch ihn die Verſammlung einberufen worden war. Wir haben von ihm noch viele Bullen und Briefe und ein Büchlein De varietate fortunae. (Vgl. *Theoderici de Niem* Vita Joannis XXIII., in Meibom's Script. rer. Germ. Tom. I. p. 5—52 und in Hardt's Acten des conſtanzer Conciliums, Tom. II. P. XIV. et XV. Zwei kürzere Biographien findet man in Muratori's Script. rer. Ital. Tom. III. P. II. p. 846—857).

(*Ph. H. Külb.*)

B. Patriarchen von Alexandrien.

Johannes I., genannt Talaja, von Tabenna, einem Orte in Oberägypten, wurde bei dem fortwährenden Zwieſpalte in der Alexandriniſchen Kirche nach dem Tode des rechtgläubigen Timotheus Salophaciolus (482) von der römiſch-katholiſchen Partei neben dem von der Gegenpartei angenommenen Petrus Mongus zum Patriarchen erwählt. Er war früher unter Timotheus Vorſteher der Mönche zu Tabenna, dann Ökonom der Alexandriniſchen Kirche, und hatte im Intereſſe ſeiner Partei, von welcher er nach der Hauptſtadt geſchickt worden war, mit Erfolg gewirkt. Der Patriarch Acacius zu Conſtantinopel, welchem er ſeine Ernennung anzuzeigen verſäumt hatte, nahm, da er ohnehin keine freundliche Geſinnung gegen Johannes hegte, dieſe Vernachläſſigung, ſowie andere nachtheilige Gerüchte zum Vorwande, um ihn bei dem Kaiſer Zeno zu verleumden und ſeine Abſetzung zu bewirken, welche auch bald darauf erfolgte. Johannes ging nach Antiochien und von da mit Empfehlungsbriefen nach Rom, wo er die Vermittelung des Papſtes Simplicius in Anſpruch nahm. Die Bemühungen deſſelben ſcheiterten aber an der Hartnäckigkeit des Patriarchen Acacius und Johannes blieb in Rom. Als die Nachricht von der Thronbeſteigung des Kaiſers Anaſtaſius (491), welchem er früher im Unglück bedeutende Dienſte geleiſtet und den er nach einem Schiffbruche nackt aufgenommen und gepflegt hatte, zu ihm gelangte, begab er ſich hoffnungsvoll nach Conſtantinopel, erhielt aber von dem undankbaren Kaiſer, der ihn nicht einmal ſehen wollte, den Befehl, ſogleich das Reich zu verlaſſen. Er ging darauf nach Rom zurück und wurde von dem Papſte Felix III. zum Biſchofe von Nola ernannt, wo er wahrſcheinlich vor dem J. 499 ſtarb [1]).

Johannes II. (als Irrgläubiger I.) mit dem Beinamen Hemula (oder, nach Andern, Mela), ſoll ein Jude geweſen und ſpäter, nachdem er zum Chriſtenthume übergegangen war, Mönch und dann Ökonom der Alexandriniſchen Kirche geworden ſein. Er wurde gegen Ende des Jahres 497 zum Patriarchen gewählt und ſtarb am 29. April 505. Wir wiſſen von ihm weiter nichts, als daß er es mit der griechiſchen Kirche gegen die römiſche hielt und das chalcedoniſche Concilium nicht annahm. Die römiſchen Kirchenhiſtoriker nennen ihn deshalb einen Ketzer, die Kopten aber verehren ihn als Heiligen [2]).

Johannes III. (als Irrgläubiger II.) gewöhnlich Machiota genannt, welcher Beiname wol aber nur ein Schreibfehler ſtatt Niciota iſt, denn er ſtammte aus Nicia, einem Orte in Unterägypten. Er war früher Mönch und wurde im J. 505 zum Patriarchen gewählt. Als ſolcher trat er mit großer Erbitterung gegen die römiſche Kirche auf und bewirkte ſogar bei dem Kaiſer Anaſtaſius, daß dieſer eine Geſandtſchaft nach Alexandrien ſchickte, welche über das chalcedoniſche Concilium feierlich das Anathem ausſprach. Johannes verbot auch den Ägyptern der Feier der Erhöhung des heil. Kreuzes zu Jeruſalem, welche auf dem erwähnten Concil beliebt worden war, beizuwohnen und ſcheint überhaupt ein ränkeſüchtiger, unbeliebter Mann geweſen zu ſein, wie denn auch bei einem durch ihn veranlaßten Aufruhr zu Alexandrien ſein Haus von den Soldaten in Brand geſteckt wurde. Er ſtarb am 22. Mai 517 und ſein Andenken wird von den Kopten gefeiert [3]).

Johannes IV. (als Rechtgläubiger II.), von welchem man nicht mehr weiß, als daß er wahrſcheinlich im J. 568 oder 569 von der römiſch geſinnten Partei gewählt ward und daß er vermuthlich im J. 577 ſtarb [4]).

Johannes V. (als Rechtgläubiger III.), genannt der Almoſenſpender (Ἐλεήμων, Eleemosynarius), war zu Amathunt auf der Inſel Cypern, die ſein Vater Epiphanius als Statthalter verwaltete, um das J. 556 geboren und ſcheint ſich ſchon in ſeiner Jugend einem beſchaulichen Leben hingegeben zu haben. Zwar mußte

1) *Euagrii* hist. eccles. l. III. c. 12. 15. *Liberati* Breviarium causae Nestorian. et Eutychian. c. 17. *Theophanes*, Chronol. ad ann. 492 (ed. Bonn. Tom. I. p. 218). *M. Lequien*, Oriens Christ. Tom. II. p. 417—419. 2) *Liberatus*, l. c. cap. 18. *Theophanes*, l. c. p. 217. *Lequien*, l. c. p. 423—425. 3) *Theophanes*, l. c. p. 229. 233. 243. 244. *Liberatus*, l. c. cap. 18. *Lequien*, l. c. p. 425. 426. 4) *J. B. Sollerii* tract. de patriarch. Alex. (ad Tom. V. Junii Act. SS.) §. 352. 358.

er nach dem Willen seiner Ältern ein Weib nehmen, verstand sich aber nur sehr ungern dazu, vertheilte nach dem baldigen Tode desselben und seiner Kinder sein ganzes Vermögen unter die Armen und übte fortan nur Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Sein Ruhm verbreitete sich dadurch bald sehr weit, und die Einwohner Alexandria's verlangten ihn zum Patriarchen. Nur nach langem Zögern nahm er diese Würde an (im J. 606, nach Andern im J. 608 oder 610) und benutzte seine reichen Einkünfte und seinen Einfluß fast ausschließend zur Unterstützung der Armen und zur Unterdrückung des Lasters. Eine seiner ersten Handlungen war, den, wie es scheint, in Alexandrien sehr häufig gewordenen Gebrauch des falschen Maßes und Gewichtes bei Strafe der Hinwegnahme der Waaren zu verbieten. Ebenso eifrig arbeitete er gegen Simonie und Ketzerei, und vermehrte die Bethäuser der seither unterdrückten Rechtgläubigen in allen Theilen der Stadt. Um diese Zeit wurde Syrien von den Persern erobert und ausgeplündert, und die Noth der bedrängten Bewohner überstieg bald alle Grenzen. Johannes schickte Geld und Lebensmittel, soviel er zusammenbringen konnte, und nahm die Flüchtigen mit offenen Armen zu Alexandria auf. Als aber auch diese Stadt von dem Feinde bedroht wurde, schiffte er sich mit dem Statthalter Nicetas nach Constantinopel ein, kehrte aber, da sie von einem furchtbaren Sturme befallen wurden, bei der Insel Rhodus um und begab sich nach Cypern, wo er in seiner Vaterstadt im J. 616 (nach Andern im J. 619 oder 620) starb. Er wurde sogleich nach seinem Tode als Heiliger verehrt und man brachte seine irdischen Überreste nach Constantinopel. Der ungarische König Matthias Hunniad erhielt sie von dem türkischen Kaiser als Geschenk und ließ sie in seiner Kapelle zu Ofen beisetzen. Später (1530) wurden sie in ein Kloster bei Presburg und dann (1632) in die Kathedralkirche von Presburg selbst übertragen, wo sie sich wol noch befinden werden. Eine gleichzeitige Biographie dieses Heiligen von seinen Freunden Johannes Moschus und Sophronius ist nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir noch eine andere ebenfalls gleichzeitige, aber sehr breite, von Leontius, Bischof zu Neapolis auf Cypern, und eine spätere noch weit breitere von dem bekannten Compilator Simeon Metaphrastes [5]).

Die übrigen Patriarchen Alexandriens, welche den Namen Johannes führen, gehören der Jacobitischen Sekte an und werden deshalb auch als Patriarchen der Jacobiten gezählt. Sie sind in der Geschichte durch keine nennenswerthe That merkwürdig und fast nur dem Namen nach bekannt. Da sie aber häufig als Krücken der Chronologie dienen müssen, so wollen wir sie hier [6]) namhaft machen:

Johannes III. von Sebennytos, 677—27. Nov. 685 (686), welcher ebenfalls als ein großer Wohlthäter der Armen gepriesen und als Heiliger verehrt wird.

Johannes IV., 11. Jan. 777 (776)—11. Jan. 799, gleichfalls als Almosenspender berühmt.

Johannes V., 8. Juni 1147—29. Apr. 1166 (1167), aus einem vornehmen Geschlechte und gewöhnlich der Sohn des Abulfetah genannt.

Johannes VI., 29. Jan. (5. Febr.) 1189—6. (7.) Jan. 1216, genannt Abulmeged, Abilhala's (Abulgaleb's) Sohn, war vorher Handelsmann und hatte mehre Reisen nach Indien gemacht.

Johannes VII., 11. Jan. 1271 (1. Jan. 1262) — 22. Apr. 1293, wurde im October 1269 durch einen Nebenbuhler verdrängt, aber 1271 wieder eingesetzt.

Johannes VIII., Sohn des Isaak el Kaddis, 8. Febr. (28. Jan.) 1300—29. Mai 1320; unter ihm wurden die Ägyptischen Christen von dem Sultan hart gedrückt.

Johannes IX., 28. Sept. 1320 (1321)—28. März 1327 (1326); unter ihm wurden die meisten christlichen Kirchen geschlossen, oder in Moscheen verwandelt.

Johannes X. von Damaskus, 30. Apr. 1363; sein Todesjahr ist unbekannt.

Johannes XI. von Maco, welcher im J. 1440 an den Papst Eugen IV. einen Brief schickte, worin er diesem auf seine Einladung, sich mit der römischen Kirche zu vereinigen, antwortet. Das Jahr seiner Ernennung, sowie sein Todesjahr sind unbekannt.

Johannes XII. von Nagade.

Johannes XIII. von Cairo.

Johannes XIV. von Montfallut; die Lebenszeit dieser drei Patriarchen läßt sich nicht näher bestimmen; man weiß nur, daß Johannes XIV. von dem Papste Gregorius XIII. aufgefodert wurde, zur römischen Kirche überzutreten.

Johannes XV. von Mellavi, c. 1610.

Johannes XVI. von Tuk, 1675—1718.

Johannes XVII. von Mellavi, 16. Febr. 1727; sein Todesjahr ist unbekannt. (*Ph. H. Külb.*)

C. Patriarchen (rechtgläubige) von Antiochien.

Johannes I., Patriarch von Antiochien seit dem J. 429. Zwei Jahre nach seiner Erhebung zum Patriarchen hielt er eine Kirchenversammlung zu Antiochien, in welcher er den Patriarchen Cyrillus von Alexandrien und den Bischof Memnon von Ephesus für abgesetzt erklärte. Aber Gott öffnete ihm, wie die katholischen Schriftsteller sagen, in der Folge die Augen, und er versöhnte sich wieder mit Cyrillus, anathematisirte hingegen den Häresiarchen Nestorius und starb im J. 442. Sein Briefwechsel mit Nestorius, Cyrillus u. A. befindet sich in den Acten der ephesinischen Kirchenversammlung vom J. 432.

Johannes II., griechischer Patriarch zu Antiochien, lebte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Er war früher Mönch auf der Insel Oria, einer Klippeninsel in der Nähe der Echinaden, an der Küste von Akarnanien. Der zu seiner Zeit eingerissene Misbrauch, die Klöster weltlichen Herren zu übergeben, veranlaßte

5) Man findet beide aber nur in lateinischer Übersetzung) in den Act. SS. Antverp. Januarii Tom. II. p. 498—530. Vgl. auch *Lequien*, l. c. p. 445. 446. *Sollerius*, l. c. §. 360. 6) Nach *J. B. Sollerius*, Tr. de Patriarchis Alexandrinis (vor dem fünften Bande der Act. SS. Antverp. Junii). §. 398—400. 428—431. 526. 527. 530—536. 543. 544. 546—550. 554—557. 559. 567. 571; und *M. Lequien's* Oriens Christianus. Tom. II. p. 452. 468. 482. 489. 496—501. 503. 507. 510—512. Die abweichenden Zahlenangaben Lequien's sind in Parenthese gesetzt.

ihn, eine Rede dagegen zu halten. Sie befindet sich im ersten Theile von Cotelier's Ecclesiae graecae Monumenta. (*J. T. L. Danz.*)

D. Patriarchen (oder Catholici) von Armenien.

Der Name Johannes kommt auch bei diesen Patriarchen ziemlich häufig vor; allein die meisten sind unbedeutend und haben wenigstens kein allgemeines Interesse. Deshalb wird es hinreichen, in der Encyklopädie nur die drei wichtigeren darunter zu besprechen.

1) Johannes I. — Kein Unglück hat die Nation betroffen, so lautet ein armenisches Sprüchwort, das nicht von ihr selbst, namentlich von den selbstsüchtigen Großen ausgegangen wäre. Diese waren es auch, welche endlich (428) den Untergang des ruhmvollen Hauses der Arsaciden in Armenien herbeiführten. „Wir bedürfen keinen König," sprachen sie an dem Hofe Wahram's II., des Sohnes Jasdegerd I., „wir wollen keinen König; ein persischer Statthalter würde sich besser geziemen für ein persisches Land." Wahram hielt diese Großen, welche aus Neid und Habsucht gegen den letzten parthischen Sprossen der Haik ihr Vaterland verriethen, alsbald beim Wort; der letzte König aus dem Hause Arschak's, Arteschir geheißen, ward aus dem Lande geführt und in einer Bergfeste eingesperrt. Armenien wurde von nun an durch persische Marspan oder Markgrafen regiert, welche den Auftrag hatten, Alles aufzubieten, um das Christenthum auszurotten und den Feuercultus wiederum, wie dies ehemals gewesen, zur herrschenden Religion im Lande zu erheben. Die Armenier theilten sich jetzt in zwei Parteien: die eine, und dies beiweitem die zahlreichere, hielt es mit dem Marspan, entsagte dem Evangelium und bekannte sich zur Religion des Zoroaster; die andere scharte sich um den Patriarchen und hing fest an dem Christenthume nach der Weise Gregorius' des Erleuchters. Aus diesen Verhältnissen sind alle die Zwistigkeiten hervorgegangen, welche das unglückliche Land mit wenigen Unterbrechungen bis zum Untergange der Sassaniden zerrütteten und verwüsteten.

Als Johannes I., aus der angesehenen Familie der Mantag [1]), nach dem Tode Christaphoe's I. im J. 480 durch die einstimmige Wahl aller dem Christenthume treugebliebenen Großen des Volkes auf den Patriarchensitz erhoben wurde, war Armenien in vollem Aufstande gegen die religiöse und politische Sklaverei der Perser. Wahan, der Mamikonier, der älteste Sohn Hmaiak's, welcher ein Bruder war des Wartan, des Vertheidigers des Christenthums in früherer Zeit, stand an der Spitze des kleinen Häufleins der christlichen Patrioten, die vor dem Altare geschworen hatten, für Religion und Freiheit ihr Leben zu opfern. Johannes, geboren in der Burg Dsaschcrd der Provinz Duruperan [2]), war ein Schüler des großen Patriarchen Isak oder Sahak, der Parther zubenannt, und ein Genosse Mesrop's, des Erfinders oder richtiger Anordners der armenischen Schrift. Obgleich er zur Zeit seiner Wahl bereits fünfundsiebzig Jahre alt war, so nahm Johannes sich doch seines Glaubens und Volkes eifrig an und unterstützte nach Kräften die edeln Bestrebungen Wahan's. Das Unglück, welches Firus oder Peroses II. und seine Perser in dem Kampfe mit den Euthaliten oder Hephthaliten ereilte (483), schlug zum Segen aus für das armenische Volk und das Christenthum. Wacharsch oder Walarsaces II., der Bruder des gefallenen Schahinschah, welcher die Nordostgrenze seines Reiches durch den Chakan der Euthaliten bedroht sah, suchte mit den Armeniern Frieden zu schließen, und gewährte ihnen gern alle Bedingungen, wenn sie nur künftig die Oberherrlichkeit der Sassaniden anerkennen wollten (484). Es ward nun ein Perser als Marspan nach Armenien gesandt, der aber bereits im folgenden Jahre Wahan dem Mamikonier Platz machte. Dieser tapfere, einsichtsvolle Mann ward nun selbst mit der Statthalterschaft belehnt und sein Bruder zur Stelle eines Obersten der bewaffneten Macht (Hasaraped) erhoben. Der neue Marspan und der Patriarch suchten mit vereinten Kräften die Nation zur religiösen und geistigen Bildung emporzurichten. Die Atesch-gah wurden allenthalben im Lande eingerissen und an deren Stelle Kirchen und Klöster erbaut. Jedem Kloster ward ein würdiger Prior und über alle ein Generalintendant gesetzt, in der Person des ausgezeichneten Schriftstellers Lazar von Parb. Johannes verwaltete das Patriarchat blos sechs Jahre und sechs Monate, und starb bereits im J. 487. Seine Schriften sind folgende: Zwanzig dogmatische und moralische Homilien, nach dem Urtheile Somal's, jetzt Prior der Mechitaristen zu Venedig, in solcher Eleganz und Reinheit des Styls geschrieben, daß in Vergleich mit ihnen seine anderen Werke von geringer Bedeutung sind; eine Predigt über das Fasten und ein sogenanntes Praeconium praecepti oder ein Gebet, das am grünen Donnerstage bei der Fußwaschung in der Kirche zu halten ist; eine andere von ihm in Gegenwart der versammelten Fürsten der Nation in der Kirche zur Weihe des Marspan, Wahan des Mamikoniers, gehalten; eine Sammlung von Canones, die man gewöhnlich seiner Feder zuschreibt, und zwei Homilien, die eine über die heilige Dreieinigkeit und die andere über die Geburt Christi, welche im J. 1828 in der Levante aufgefunden worden sind [3]).

2) Johannes IV., Patriarch von Armenien. — Die Zwistigkeiten über das Concilium, gehalten zu Chalcedon im J. 451, begannen unter den Armeniern gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, zur Zeit als Babgen von Wanant, Nachfolger Johannes' I., der armenischen Kirche vorstand (487—492). Der Patriarch Babgen hielt im J. 491 eine Synode zu Wacharschabad, worin die Satzungen des Concils verdammt wurden; die Patriarchen der Georgier und der Albanier wohnten dieser Kirchenversammlung bei und haben die Beschlüsse derselben ebenfalls angenommen. Seit dieser Zeit ist des Streitens und Haderns über religiöse Gegenstände unter den Arme-

1) So hieß die Familie; das Patronymicum wird im Armenischen auf un gebildet; daher Mantagun, der Mantagier oder aus der Familie der Mantag. Mantagunier wäre ebenso unrichtig, wie Scypiadesier. 2) Indschidschean, Altarmenien S. 114.

3) Neumann, Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur. Leipz. 1836. S. 63.

niern kein Ende geworden; die Geistlichen und Gelehrten, beinahe gleichbedeutende Begriffe in Betracht der niedern Stufe der Geistesbildung, auf welcher das Volk noch steht, sind gleichsam in zwei Lager getheilt, wovon die einen, und dies zwar beiweitem die größere Anzahl, gegen, die andere für das Concilium fochten. Natürlich suchen nun beide Parteien zu beweisen, daß die ausgezeichnetsten, gelehrtesten Männer der Nation immerdar ihrer Meinung gewesen seien; findet sich aber das Gegentheil in ihren Schriften, so muß von einer oder der anderen Seite ein Betrug stattgefunden haben. Dieses ist namentlich mit Johannes, dem vierten Patriarchen dieses Namens, der Fall, welcher wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse der Philosoph, und von seinem Geburtsorte Ozun des Districtes Daschir in der Provinz Kukark[4]), der Ozunier zubenannt wurde. Johannes ward im J. 668 geboren und war ein Schüler des gelehrten Mönchs Theodor Kerthanawor[5]). Im J. 718 unserer und 167 der armenischen Zeitrechnung, nach dem Tode des Patriarchen Elias, ward dieser in ganz Armenien berühmte Geistliche auf den Patriarchensitz erhoben, und suchte jetzt die mannichfachen religiösen Wirren zu entfernen. Gleich im folgenden Jahre (719) hielt er zu diesem Endzwecke eine Synode zu Duin, welcher alle Bischöfe von Groß- und Kleinarmenien beiwohnten. Hier wurden die zwei Sekten, welche damals in Armenien zahlreiche Anhänger hatten, die der Paulicianer und Phantastiker, verurtheilt und zweiunddreißig Canones aufgestellt, nach welchen in der Folgezeit die armenische Kirche regiert werden solle. War nun dieser berühmte Patriarch für oder gegen das Concilium von Chalcedon? Die unirten Armenier, wie die Mechitaristen, behaupten das Erstere, und die Anhänger der armenischen Nationalkirche, gemeinhin die schismatischen Armenier genannt, das Gegentheil, und wir glauben mit vollem Rechte. Tschamtschean sucht in seiner großen Geschichte der Armenier zu beweisen, daß Johannes, der Philosoph, mit einem anderen Johannes verwechselt worden sei, und daher sei die Annahme entstanden, welcher auch Galanus und Le Quien[6]) folgten, wonach der Patriarch Johannes IV. ein Feind des Concils von Chalcedon gewesen sei — eine Behauptung, welche Audal, ein gelehrter Armenier zu Calcutta, gradezu eine Verfälschung nennt. Johannes starb, nachdem er die armenische Kirche mit großem Ruhme eilf Jahre lang regiert hatte, im J. 729 unserer Zeitrechnung. Seine Werke, welche sämmtlich von den Armeniern ihres eleganten Styls wegen sehr gepriesen werden, sind folgende: Eine Synodalrede, gehalten auf der Synode in der Stadt Duin im J. 719; sie handelt von den Pflichten der Geistlichen und dem Leben, das sie führen sollen, um dem Volke Vorbilder eines untadelhaften Wandels zu werden. Hinter dieser Rede befinden sich die zweiunddreißig Canones über die Art, die letzte Ölung vorzunehmen, und über die Disciplin der armenischen Kirche; jedem Canon sind einige praktische Regeln und doctrinelle Erläuterungen beigefügt. Johannes ist der einzige unter allen armenischen Kirchenvätern, welcher das Sacrament der letzten Ölung ausdrücklich erwähnt. Diese Synodalrede ward zum ersten Male gedruckt unter den sämmtlichen Werken des Johannes, die, Text und lateinische Übersetzung, unter folgendem Titel zu Venedig erschienen sind: Domini Johannis Philosophi Ozniensis, Armenorum Catholici, Opera per R. P. Joh. Nap. Aucher. 1834. 8. 315 S.

Die zweite Schrift des Ozniers ist eine Abhandlung über die Menschwerdung und über die beiden Naturen Jesu Christi gegen die sogenannten Phantastiker. Der Klajenser, der Lampronenser und Gregor IV., Decha, drei erlauchte Prälaten und ausgezeichnete Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, führen häufig diese Abhandlung an, um die Gegner des Conciliums von Chalcedon zu bekämpfen. Von dieser Abhandlung sind drei Ausgaben zu Venedig ans Licht getreten, die eine im J. 1807, die andere im J. 1816, und die dritte unter den so eben angeführten sämmtlichen Schriften des Johannes im J. 1834. Die zweite dieser Ausgaben enthält einen viel reineren Text, als die erste, und ist mit einer lateinischen Übersetzung und mit Anmerkungen bereichert; diese letzteren sind in der dritten Ausgabe weggelassen worden. Original und Übersetzung wurden zu Rom denuncirt, als wenn sie eine dem katholischen Dogma widersprechende Lehre enthielten. Aber nachdem die Sache mit Umsicht geprüft worden, ward sowol der armenische Katholikos, als der Übersetzer tadellos befunden. Durch ein apostolisches Decret, erlassen im J. 1819 von Papst Pius VII., wurde die Homilie des Johannes rein von jeder irrigen Lehre erklärt. Die Mechitaristen ließen auch die Approbation, von sechs römischen Theologen ins Armenische übersetzt, drucken, damit die Rechtgläubigkeit ihres berühmten Katholikos ganz außer Zweifel gesetzt würde.

Das dritte Werk ist eine Abhandlung gegen die Paulicianer. Die armenischen Paulicianer hängen mit den Bilderstürmern und den sogenannten Sonnensöhnen oder Sonnendienern, von welchen sich in Armenien, dem alten Lande des Sonnen- und Feuercultus, bis zum dreizehnten Jahrhunderte Reste erhalten hatten, zusammen. Diese Paulicianer nannten die orthodoxen Christen, weil sie Bilder und das Kreuz verehrten, Bilderanbeter, und wendeten auf sie alles dasjenige an, was die Propheten gegen die heidnischen Bilderanbeter gesprochen hatten. Die Paulicianer, sagt Johannes, sind noch mit den alten Schändlichkeiten der Perser befleckt; sie beten die Sonne an, vermischen das Blut eines neugebornen Knaben mit Weizenmehl, woraus sie dann eine zum heiligen Abendmahl dienende Speise bereiten; sie stellen sich im Kreise herum, und Einer überreicht dem Andern diesen neugebornen Knaben; auf wessen Armen dann dieses unglückliche Opfer des Aberglaubens seinen Geist aufgibt, der wird zur Zeit Haupt der Sekte u. s. w. Diese Abhandlung erschien zusammen mit der Synodalrede (armenischer Text und lateinische Übersetzung) zu Venedig im J. 1833, und findet sich auch unter den angeführten sämmtlichen Werken.

Johannes veranstaltete auch eine Anzahl Canones aus den alten Concilien und den Satzungen der ersten

4) Indschidschean, Altarmenien S. 364. 5) Neumann, Gesch. der armen. Literatur S. 105. 6) Oriens Christianus I. 1391.

heiligen Väter gezogen, welche für die Armenier als Richtschnur eines rechten Glaubens und Handelns aufgestellt wurden. Die Vorrede oder Einleitung zu dieser Sammlung findet sich unter seinen sämmtlichen Werken. In der mehrmals angeführten Ausgabe dieser sämmtlichen Werke werden ihm noch zwei Reden zugeschrieben, wovon die eine die bei Kirchenweihen vorzunehmenden Feierlichkeiten erläutert, die andere ist ein bei Gelegenheit einer Kirchenweihe gehaltener Panegyrikus. Obgleich diese zwei Reden in den vorhandenen Handschriften dem Johannes nicht zugeschrieben werden, so glaubte doch Aucher sich durch innere Gründe der Schreibart berechtigt, sie unter die Werke des berühmten Katholikos aufzunehmen.

Einige armenische Schriftsteller wollen ihm auch verschiedene Hymnen zuschreiben, die sich im armenischen Hymnarium finden, sowie auch eine Abhandlung über die Horae canonicae, von welcher sich unter den Werken des Johannes blos einige Fragmente vorfinden. Die Geschichtschreiber erwähnen noch einige andere Homilien, und insbesondere eine über die Buße, wovon sich aber auch nicht das kleinste Fragment erhalten hat [7]).

3) Johannes VI., Patriarch von Armenien. — Armenien schien gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung unter der damals bereits sinkenden Macht der Khalifen einer besseren Zukunft entgegen zu gehen. Aschot der Bagratide (die Familie rühmte sich einer directen Abstammung von dem Patriarchen Abraham) ward von dem Khalifen Wathek (847—861) zum Lehnsfürsten über Armenien erhoben (859); es verblieb aber den muselmännischen Statthaltern von Aderbaidschan eine Art Oberaufsicht über die Bagratiden; sie empfingen den für die Khalifen bestimmten Tribut, und man konnte die Lehnskönige bei ihnen verklagen. Schon unter dem Sohne und Nachfolger Aschot's, dem sogenannten Fürsten der Fürsten, Sembad I. (reg. v. 890—914), ward aber das Land wiederum durch den Ungehorsam und die Selbstsucht der Verwandten Sembad's und seines Adels in die größte Verwirrung gestürzt. Die Statthalter in den Provinzen, wie namentlich Kakig der Ardsrunier in Wasburagan, ein Verwandter Sembad's, erklärten sich unabhängig (908) und wendeten sich an den benachbarten Statthalter der Khalifen, um in ihren Usurpationen bestätiget zu werden. Unter diesen Umständen ward Johannes VI. zum Patriarchen oder Katholikos der armenischen Kirche erhoben, deren Zierde er an achtundzwanzig Jahre (897—925) gewesen ist. Johannes ward in dem Orte Traschanakerd, in dem Districte Schirag gelegen [8]), geboren und war der Schüler und Freund des Maschdoz, seines unmittelbaren Vorgängers in der Patriarchenwürde. Unter den vielen traurigen Zeiten, welche Armenien erfahren hat, war wol der Beginn des zehnten Jahrhunderts die traurigste. Jussuf, der Statthalter Aderbaidschan's, verwüstete das Land auf eine furchtbare, Grausen erregende Weise, um die Bevölkerung zu vermögen, vom Christenthume abzufallen. Es war vergebens, daß Sembad den Patriarchen an Jussuf sandte (908), um durch große Geschenke und noch größere Versprechungen Frieden zu erhalten. Johannes ward in den Kerker geworfen, und der Muselmann wüthete, so arg er konnte. Um ihn zum Islam zu bekehren, ward König Sembad auf die Folter gespannt, wo er auch im J. 914 den Geist aufgab. Sein Sohn Aschot II. konnte sich nicht gegen den Islam behaupten, und mußte froh sein, in Constantinopel durch die Fürsorge und die Freundlichkeit des Constantinus Porphyrogenneta [9]) eine Zuflucht zu erhalten. Der Patriarch Johannes, welcher, aus seiner Gefangenschaft befreit, in Georgien sich aufhielt, hatte bereits im J. 920, nachdem er zuvor vom griechischen Patriarchen Nikolaos ein freundliches Schreiben erhalten hatte, an Constantinus und seinen Collegen Romanus geschrieben, und sie gebeten, daß sie sich seines unglücklichen Volkes annehmen möchten. Zu gleicher Zeit bat er, man möge ihm innerhalb des byzantinischen Reiches einen Ort anweisen, wohin er sich zurückziehen könne; auch begab er sich in der That bald darauf nach dem Orte Derdschan in Hocharmenien, welches damals unter der Herrschaft der Griechen stand. Aschot kehrte nach kurzer Zeit mit einigen griechischen Hilfstruppen nach Armenien zurück und bemächtigte sich jetzt mit leichter Mühe des Landes. Aber die Wirren und Aufstände hörten niemals auf. Johannes, der ebenfalls nach dem Lande seiner Väter wiederum zurückgekehrt war, suchte immerdar den Vermittler und Friedensstifter zu machen, was ihm aber selten gelungen ist. Dieses traurigen Lebens müde, zog er sich endlich nach Wasburagan zurück, wo Kakig der Ardsrunier selbständig regierte und legte dort die letzte Hand an sein großes historisches Werk, die Geschichte des armenischen Volkes. Johannes starb daselbst im J. 925. Die ausführliche Geschichte des Katholikos, welcher deshalb bei den Armeniern den Beinamen der Historiker hat, fängt mit der Sündfluth an und schließt mit der Zeit, in welcher der Verfasser lebte. Sie ist in verschiedene Zeitabschnitte eingetheilt. Der erste und zweite enthalten die Ereignisse von Haik, dem ersten Stammvater der Armenier, bis auf Wacharschag, den ersten Arsacidenkönig, und Tiridates; sie bilden nur einen Auszug aus demjenigen, was Moses von Chorene erzählt. Der dritte Zeitraum beginnt mit dem Tode des Tiridates und endigt mit dem Jahre, in welchem der Chorener seine Erzählung schließt. Dies ist ebenfalls blos ein Auszug des dritten Buches der Geschichte des Choreners. Für den folgenden Zeitabschnitt seiner Geschichte erhielt der Verfasser die nöthigen Materialien sowol aus den königlichen, als Patriarchal-Archiven; auch benutzte er überdies die armenischen Nationalgeschichtschreiber, wie Elisä, Goriun und manchen Anderen unter den Alten, Sapor, Leont und einige seiner Zeitgenossen. Über die Ereignisse vor seiner Zeit geht Johannes leicht hinweg,

7) Neumann a. a. O. 105. 8) Indschidschean, Altarmenien 518.

9) *Constant. Porphyrog.* de Administrando Imperio. Opera III. 188 ed. Bonnae 1840. Die Capitel 43 und 44 dieses Werkes, welche die Herausgeber ganz unerklärt gelassen haben, können blos durch Vergleichung mit der Geschichte des Katholikos Johannes ihr richtiges Verständniß erhalten. Vgl. Tschamtschean, Ausführliche Geschichte von Armenien II, 725 fg.

um die gleichzeitigen Begebenheiten desto ausführlicher und genauer zu berichten. Er fügte seinem Werke eine Chronik aller Patriarchen bei, die vom Erleuchter bis auf ihn nach einander den Patriarchensitz Armeniens eingenommen hatten. – Was den Styl betrifft, dessen sich Johannes bediente, so bemerkt man, obwol derselbe echt armenisch ist, doch zu viele Verzierungen und Künsteleien, wodurch er sich von der schönen Natürlichkeit und Eleganz der Schriftsteller des goldenen Zeitalters der armenischen Literatur sehr zu seinem Nachtheile unterscheidet. Dieser armenische Katholikos, gleichwie viele seiner Vorgänger auf dem Patriarchenstuhle, ist ebenfalls ein Gegner des Concilliums zu Chalcedon und aller seiner Anhänger, wie aus mehren Stellen seiner Geschichte erhellt. Dies mag auch der Grund sein, daß die Mechitaristen zu Venedig bis jetzt noch keine Ausgabe dieser höchst wichtigen Geschichte Armeniens veranstaltet haben. St. Martin hat, soviel wir wissen, nach einer pariser Handschrift das Werk des Johannes übersetzt und mit vielen Anmerkungen versehen; es heißt, die französische Regierung wolle auf ihre Kosten den Nachlaß St. Martin's, worunter sich wahrscheinlich auch die erwähnte Übersetzung befindet, herausgeben lassen [10]). Auch Eugène Boré hat eine Ausgabe der Geschichte des Katholikos angekündigt und eine Probe davon in dem pariser asiatischen Journale mitgetheilt [11]). (*Karl Fried. Neumann.*)

E. Patriarchen der Chaldäer, s. Johannes, Patriarchen von Syrien und Chaldäa.

F. Patriarchen von Constantinopel.

Johannes I. Chrysostomos, s. **Chrysostomus.**

Johannes II., aus Kappadocien, weshalb er auch den Beinamen „der Kappadocier" führt, war Syncellus des Patriarchen Timotheus und ward mehr durch das einstimmige Verlangen des Volkes, als nach dem Willen des Kaisers Anastasius am 17. April 518 zum Nachfolger desselben bestimmt [1]). Timotheus hatte die Trennung der römischen und griechischen Kirche, welche durch Begünstigung ketzerischer Ansichten von Seiten des byzantinischen Hofes hervorgerufen worden war, im Einverständnisse mit dem vom Papste mit dem Banne belegten Anastasius unterhalten, Johannes wünschte ernstlich die Wiedervereinigung, durfte aber, so lange der feindlich gestimmte Kaiser lebte, mit seinem Vorhaben nicht offen hervortreten und konnte erst nach dem Tode desselben (9. Juli 1518) und der Thronbesteigung des der kirchlichen Spaltung abholden Kaisers Justin I. seine Amtsverrichtungen beginnen. Von dem Volke in der Sophienkirche dazu aufgefodert, sprach er die Anerkennung des seither von der griechischen Kirche verworfenen Conciliums zu Chalcedon (451) aus und schleuderte den Bann gegen den Bischof Severus von Antiochien, welcher die Verdammung des erwähnten Conciliums veranlaßt und die Irrlehren des Eutyches immer mehr verbreitet hatte. Die Bischöfe, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche verjagt worden waren, mußten sogleich zurückgerufen werden, und um allen diesen durch das Volk bewirkten Verfügungen gesetzliche Kraft zu geben, ließ sie der Patriarch durch ein sogleich zusammenberufenes Concilium [2]) bestätigen. Der Papst Hormisdas schickte bald Gesandte, um den längst ersehnten Frieden in der Kirche herzustellen, und eine förmliche Vereinigung kam auch wirklich am 28. März 519 zu Stande. Der Patriarch Johannes, welcher fortwährend arbeitete, alle Hindernisse des künftigen guten Einverständnisses zwischen Constantinopel und Rom aus dem Wege zu räumen, starb schon im J. 520. Er hinterließ den Ruf eines frommen Mannes, und manche Schriftsteller behaupten sogar, ein nicht näher bezeichneter Johannes, welcher in der griechischen Kirche als Heiliger verehrt werde, sei kein anderer, als dieser [3]). Johannes der Kappadocier soll auch der erste gewesen sein, welcher sich den Titel „Allgemeiner Patriarch (*Οἰκουμενικὸς Πατριάρχης*)" beilegte; die Meinung derjenigen, welche diese Anmaßung dem Patriarchen Johannes IV. zuschreiben, scheint jedoch begründeter [4]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes III., Patriarch von Constantinopel, vom J. 564—578. Er war früher Sachwalter, wovon ihm der Beiname Scholastikus gekommen, und dann Presbyter der Kirche zu Antiochien und Apokrisiarius derselben zu Constantinopel. Die Streitigkeit über die Unvergänglichkeit des Leibes Christi brachte ihn auf den Patriarchenstuhl zu Constantinopel, indem der Patriarch Eutychius, weil er sich gegen diese Lehre erklärt hatte, auf Betrieb des Kaisers Justinianus, von einer Bischofs-Versammlung abgesetzt worden war.

Noch als Presbyter zu Antiochien trug er eine Sammlung von Kirchengesetzen zusammen, die zwar nicht die erste überhaupt, aber doch die erste in ihrer Art war. Hatten seine Vorgänger bisher die Kirchengesetze in chronologischer Ordnung auf einander folgen lassen, so befolgte er jetzt eine Material-Ordnung [1]) und brachte die vorhandenen Kirchenverordnungen unter funfzig Titel, unter denen er von den Patriarchen, Metropolitanen, Bischöfen und übrigen Klerikern, dann von den Mönchen, Katechumenen, Apostaten, Ketzern und Verbrechern, und endlich von Gegenständen der Kirchenzucht und der kirchlichen Gebräuche, von Synoden und dem biblischen Kanon handelte. Die Gesetze selbst bestehen aus den sogenannten apostolischen Kirchenverordnungen und den Beschlüssen der Synoden zu Nicäa, Ankyra, Neo-Cäsarea, Sardika, Gangrä, Antiochien, Laodicea, Constantinopel, Ephesus, Chalcedon und der 68. Regel des heiligen Basilius [2]).

10) Neumann, Geschichte der armenischen Literatur 122 fg. 11) Zu der Darstellung der Verhältnisse Armeniens bediente ich mich der Quellen und Angaben in der großen armenischen Geschichte von Tschamtschean. Venedig, 1784. 3 Bde. 4.

1) *Theophanis* Chronographia, p. 140. (ed. Bonn. Tom. I. p. 253).

2) Man findet die Acten dieses Conciliums sammt einigen Briefen, welche der Patriarch Johannes in dieser Angelegenheit schrieb, in den Concilienſammlungen. 3) *G. Cuperi* Hist. chronol. Patriarch. Constantinopol. (vor dem ersten Bande der Acta SS. Augusti), §. 300—302. 4) Ibid. §. 305—311.

1) *G. F. A. Biener*, de Collect. Canonum Eccl. gr. (Berol. 1827.) 2) Diese Sammlung findet sich in *Justelli* Biblioth. jur. canon. Vol. II, 499—602. und in *Joh. Sim. Assemani*, Bibliotheca juris orientalis, civilis et canonici. (Rom. 762—766.) V. 4.

Eine zweite von ihm gemachte Sammlung kirchlicher Constitutionen hat den Titel *Νομοκάνων* [3]). Durch die Novelle CXLI. war seiner früheren Sammlung vom Kaiser Rechtsgültigkeit ertheilt worden; er selbst aber hatte außerdem noch viele Gesetze über kirchliche Gegenstände erlassen. Diese nun mit den früheren Kirchenverordnungen als übereinstimmend darzustellen, war die Absicht bei der Abfassung des Nomokanons, und der Titel weist gewissermaßen schon darauf hin. Mit dieser Schrift that er aber sowol dem Kaiser, dem er das Patriarchat verdankte, einen Gefallen, indem er dessen Verordnungen durch Harmonisirung zu empfehlen suchte, als auch dem Klerus selbst, dessen Vorschriften mit besonderer Hochachtung behandelt wurden [4]). (*J. T. L. Danz.*)

Johannes IV., Patriarch von Constantinopel, gewöhnlich von seinem Geburtslande der Kappadocier (Kappador) und von seiner strengen Lebensweise der Faster (Jejunator, *Νηστεύτης*) genannt, folgte dem Patriarchen Eutychius II. (582), und hatte, da er von niederer Herkunft war, seine Erhebung nur seiner Frömmigkeit, die von dem Volke angestaunt wurde, oder, wie Andere meinen, seiner gut durchgeführten Heuchelei zu verdanken, wie sich denn auch seine Demuth später nicht sehr bewährte. In den Einladungsschreiben zu dem großen Concilium im J. 588 nannte er sich den allgemeinen Patriarchen, was ihm die Päpste Pelagius II. und Gregorius I. streng verwiesen und weshalb ihn der Letztere sogar bei dem Kaiser Mauritius verklagte. Doch scheint sein Stolz auch von dem eifersüchtigen, abendländischen Klerus mit allzu grellen Farben geschildert worden zu sein. Die Griechen sind bei jeder Gelegenheit seines Lobes voll und unerschöpflich in der Anpreisung seiner Rechtlichkeit und Frömmigkeit. Er krönte Theodosius, den minderjährigen Sohn des Mauritius (589), und starb am 2. September 595. Die Griechen zählen ihn unter die Heiligen [1]). Die von ihm noch vorhandenen oder ihm doch beigelegten Schriften sind: 1) Ein Beichtbüchlein (*ἀκολουθία καὶ τάξις ἐπὶ ἐξομολογουμένων*); 2) eine Instruction für den Beichtvater und den Beichtenden (*λόγος πρὸς τὸν μέλλοντα ἐξαγορεῦσαι τὸν ἑαυτοῦ πνευματικὸν υἱόν*); beide Schriften, welche zuerst J. Morin (in seinem Werke De poenitentia, Par. 1651. F. Bruxell. 1685. F. Venet. 1702. F.) mit einer lateinischen Übersetzung herausgab, gehören wahrscheinlich einer weit späteren Zeit an [2]) und sind außerdem von sehr untergeordnetem Werthe; 3) eine Rede über die Buße, Enthaltsamkeit und Jungfrauschaft (*περὶ μετανοίας καὶ ἐγκρατείας καὶ παρθενίας λόγος*); 4) über die falschen Propheten, Lehrer und Ketzer (*περὶ ψευδοπροφητῶν καὶ ψευδοδιδασκάλων καὶ ἀθείων*). Beide Schriften findet man in den Ausgaben des Johannes Chrysostomus, dem sie früher mit Unrecht zugeschrieben wurden [3]). Seine Briefsammlung [4]) und sein Buch über die Taufe [5]) sind nicht mehr vorhanden.

Johannes V. Wir wissen über dessen Lebensverhältnisse nichts, als daß er vor seiner Wahl Coadjutor (Syncellus) des Patriarchen Thomas II., Protecdicus [6]) und Chartophylax (Archivar) der Sophienkirche war [7]), gegen das Ende des Jahres 669 sein Amt antrat und wahrscheinlich im J. 674 starb. Baronius [8]) hält ihn für einen Monotheleten, andere Kirchenschriftsteller nehmen dagegen seine Rechtgläubigkeit in Schutz, da, wie sie richtig bemerken, kein hinreichender Grund zu einem solchen Verdachte vorliege [9]).

Johannes VI., Diakon und Unterarchivar (Chartularius) der Sophienkirche, ein Mann von sehr zweideutigem Charakter, wurde nach der Vertreibung seines Vorgängers Cyrus durch den der monotheletischen Irrlehre anhängenden Kaiser Philippicus, am Ende des J. 711 oder zu Anfange des J. 712 zum Patriarchen gewählt. Auch er scheint dem Monotheletismus gehuldigt [10]), oder doch wenigstens seine wahre Gesinnung aus Furcht sorgfältig verborgen zu haben, denn er sah ruhig der Verdammung des sechsten allgemeinen Conciliums durch ein von dem Kaiser zu Constantinopel versammeltes Concilium (712), an welchem nur Monotheleten Theil nahmen, zu, und suchte sich erst nach der Entthronung des Philippicus und der Wahl des rechtgläubigen Kaisers Anastasius II. in einem langen, mit sophistischen Sätzen angefüllten Briefe [11]) von dem Verdachte der Ketzerei zu reinigen. Er behauptet darin, daß er nicht nur aus Furcht, sondern auch aus Besorgniß, es möge ein eifriger Monothelete in den Besitz des Patriarchats kommen, den Ausweg der Heuchelei gewählt habe. Bei einem Manne von solcher Gesinnung läßt sich natürlich nicht bestimmen, ob sein anfängliches oder sein späteres Benehmen Heuchelei war. Das Letztere glauben Manche, welche deshalb auch behaupten, er sei von Anastasius auf Betrieb des Papstes Gregorius II. seines Amtes entsetzt worden [12]); wahrscheinlicher ist jedoch, daß er im Besitze seiner Würde gegen das Ende des Jahres 715 starb [13]).

Johannes VII., auch Jannes genannt, ein Mann von schmutzigem Charakter und ein eifriger Vorfechter der bilderstürmenden Partei, wußte sich durch die Gunst der Kaiser Michael II. und Theophilus, welche denselben Grundsätzen huldigten, von Stufe zu Stufe zu erheben, und bestieg auf diese Weise am 21. April 832 den Patriarchen-

3) In *Justelli* Biblioth. II, 603—660. Vgl. Biener, Gesch. der Novellen Justinian's. S. 194 fg. 4) Schröckh, Christl. K.-Gesch. XVII, 380 fg.

1) Vgl. *Theophylact. Simocatta.* hist. l. VII. c. 6. *Gregorii Magni* Epist. l. V. ep. 64. 2) *Oudin*, de script. eccles. Tom. I. p. 1473—1480. 3) *Patricii* Bibl. gr. Tom. X. p. 164—167 (ed. nov. T. XI. p. 108 sq.)

4) *Trithem.*, de script. eccles. c. 224. 5) *Isidorus*, de script. c. 26. 6) Der Protecdicarius hatte die Rechtshändel für die Sophienkirche zu führen und die flüchtigen Verbrecher, welche in dieser Kirche Schutz suchten, zu vertheidigen. *Codinus* de Officiis, cap. I. 7) *Nicephori Callisti* Catal. Patriarch. Cp. in *Banduri* Imp. Orient. Tom. I. p. 195 ed. Paris. 8) Hist. eccles. ad ann. 658. §. I. 2. 9) *Cuper*, l. c §. 473. 10) *Theophanis* Chronograph. p. 319 (Ed. Bonn. Tom. I. p. 585): (*Φιλιππικὸς*) *κῦρον δὲ τὸν πατριάρχην ἐξωθήσας τῆς ἐκκλησίας, Ἰωάννην τὸν αὐτοῦ συμμύστην καὶ συναιρετικὸν προεβάλετο.* 11) Man findet ihn in den Conciliensammlungen. 12) *Zonarae* Annal. l. XIV. c. 27. *Baronii* Annal. eccles. ad ann. 714. §. 3. 13) *Theophan.* Chronograph. p. 302. (ed. Bonn. Tom. I. p. 554). *Cuper*, l. c. §. 521.

stuhl von Constantinopel [14]). Er war in dieser Stadt geboren und stammte aus dem edeln Geschlechte der Morocharzanier. Schon als Vorsteher des Klosters der hh. Cyrinus und Bacchus in Constantinopel gehörte er zu dem Clerus und wußte sich den Ruf eines sehr gelehrten Mannes zu erwerben, weshalb er auch von dem Kaiser Michael zum Lehrer seines Sohnes Theophilus bestimmt wurde. Als Theophilus den Thron bestiegen hatte, erhob er Johannes zuerst zum Coadjutor und bald darauf zum Patriarchen. Der damalige Aberglaube hielt Johannes für einen großen Wahrsager und Zauberer, und nannte ihn, auf den Namen des Ägyptischen Zauberers Jannes welcher sich Moses widersetzt hatte [15]), anspielend, gewöhnlich nur Jannes [16]). Man erzählt von ihm die wunderbarsten Dinge. So soll er bei dem Einfalle eines barbarischen Volkes unter drei mächtigen Heerführern das Reich durch folgende Zauberei errettet und sich hauptsächlich durch diese That die Zuneigung des Kaisers Theophilus erworben haben. Unter den zahlreichen Statuen des Circus befand sich auch eine eherne mit drei Köpfen. Johannes schlich sich des Nachts verkleidet mit drei Männern, welche schwere Hämmer trugen, zu der Statue und ließ ihr, nachdem er durch Zauberformeln die Macht der drei feindlichen Feldherren auf sie übertragen hatte, in demselben Augenblicke die Köpfe abschlagen. Zwei Köpfe fielen sogleich zur Erde, der dritte aber blieb am Rumpfe hängen. Bald darauf lief die Nachricht ein, die feindlichen Heerführer seien uneinig und handgemein geworden, zwei seien im Kampfe gefallen und der dritte habe sich schwer verwundet zurückziehen müssen. Man sieht aus dieser Sage wenigstens, wie noch im neunten Jahrhundert selbst in der Hauptstadt des Reichs der derbste heidnische Aberglaube sich neben dem Christenthume geltend machte. Johannes, welcher sich zur Erreichung seiner ehrgeizigen und üppigen Absichten mit dem Nimbus eines Zauberers umgab, hielt sich gewöhnlich in dem am schwarzen Meere liegenden prachtvollen Landhause seines Bruders, des ebenfalls vom Kaiser vielfach begünstigten Patriziers Arsaber, auf, wo er in unterirdischen geheimen Gemächern aus der Beschauung von Thierlebern und mit Wasser gefüllten Becken wahrsagte, oder durch heraufbeschworene Todte und anderes Gaukelwerk den abergläubischen Griechen die Zukunft verkünden ließ. Hier hatte er auch fortwährend ein Harem schöner Weiber und Nonnen versammelt, mit welchen er sich belustigte. Später wurde dieser Landsitz in ein Kloster verwandelt [17]). Als nach dem Tode des Theophilus (20. Januar 842) die Kaiserin Theodora als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Michael die Regierungsgeschäfte zu leiten begann und sich sogleich als Beschützerin der Bilderverehrer zeigte, sah zwar Johannes mit Angst das Ende seines Einflusses und die Vergeltung seiner Thaten und der grausamen Verfolgung seiner Gegner herannahen versuchte aber doch noch, sich durch eine List im Besitze seiner Würde zu erhalten. Als der kaiserliche Abgeordnete mit der Alternative, entweder sich als Bilderverehrer zu bekennen oder sein Amt niederzulegen, zu ihm kam, öffnete er sich an einer nicht gefährlichen Stelle des Unterleibs eine Ader und suchte durch sein Geschrei und die Behauptung, man habe ihn ermorden wollen, das Volk gegen die Kaiserin aufzuwiegeln. Das wahre Verhältniß der Sache wurde aber bald durch seine eigenen Diener bekannt; er mußte jetzt um so schimpflicher die Stadt verlassen und wurde in ein Kloster gesteckt [18]). Selbst in diesem Kloster konnte Johannes seinen Grimm gegen die Heiligenbilder nicht unterdrücken und ließ einem solchen die Augen ausstechen. Die Kaiserin befahl, ihn auf dieselbe Weise zu mishandeln, auf die Fürsprache einiger einflußreicher Männer aber wurde diese Strafe in Peitschenhiebe verwandelt [19]). Auch später spann er Intriguen gegen seinen Nachfolger Methodius, wodurch er sich aber stets nur neue Demüthigungen zuzog [20]). Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Johannes VIII. Xiphilinus, s. Xiphilinus

Johannes IX., vorher Hieromnemon [21]) (erster Diakon) des Patriarchen, stammte wahrscheinlich aus Chalcedon, wo sein Oheim Bischof war, und wird als ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen nicht nur in der Theologie, sondern auch in andern Fächern der Literatur gerühmt. Zum Patriarchen wurde er im J. 1111 ernannt und als solcher von dem Kaiser Joannes Komnenus selbst in der Sophienkirche ausgerufen [22]). Sein Charakter scheint ein sehr ruhiger gewesen zu sein, denn die Geschichte nennt keine einzige Handlung dieses Johannes, obschon er 24 Jahre seine Würde bekleidete. Er starb im J. 1134.

Johannes X., genannt Camaterus, war Diakon und Archivar und bestieg am 7. August 1198 den patriarchalischen Stuhl. Er beantwortete sogleich einen Brief des Papstes Innocentius III., welcher sich für die Wiedervereinigung der griechischen und römischen Kirche eifrig bemühte, dahin, daß er die Ansprüche der römischen Kirche auf die Herrschaft über die anderen, die ja doch alle eigentlich ihren Ursprung von der zu Jerusalem hätten, nicht begreifen könne, und daß er sich in Betreff der von dem Papste verdammten griechischen Ansicht von dem Ausgange des hl. Geistes aus Gott Vater an die Worte des Erlösers selbst und an frühere von den Päpsten angenommene Concilien halte. Innocentius erwiederte mit dem bekannten Satze, daß die Kirche zu Jerusalem allerdings die Mutter der übrigen dem Alter nach, die zu Rom aber der Würde nach sei, sowie auch der Apostel Petrus den Vorrang über den Apostel Andreas habe, obschon dieser der erste Jünger des Heilandes gewesen wäre. Er lud sodann den Patriarchen zu einem Concilium ein, auf welchem man die Streitigkeiten auszugleichen versuchen wolle. Da aber der griechische Kaiser im Einverständnisse mit dem Patriarchen verlangte, das Concilium solle in einer Stadt des griechischen Gebietes versammelt werden, zerschlug sich die

14) Theophanes continuatus, l. III. c. 26. *Pagi*, Critica Baronii, ad ann. 832. §. 2. 15) Epist. II. ad Timoth. 3, 8. 16) *Symeon Magister*, Ann. de Theophilo cap. 12. (*Theophan.* Contin. ed. Bonn. p. 635.) 17) Theophanes continuatus, lib. IV. c. 7. 8.

18) Theoph. cont. l. IV. c. 2 3. 19) Ibid. c. 9. 20) Ibid. c. 10. 21) Über diese Würde vgl. *Codin.* de off. Cp. Cap. I. und Goar's Comment. in *Codin.* lib. I. c. 7. 22) *Zonarae* hist. l. XVIII. c. 25.

Sache wieder[23]). Als später die Kreuzfahrer den geblendeten Kaiser Isaak II. aus dem Gefängnisse hervorzogen und mit seinem Sohne Alexius auf den byzantinischen Thron setzten, scheint der Patriarch nothgedrungen den Vorrang des Papstes anerkannt zu haben[24]); als sie aber bald darauf Constantinopel einnahmen (13. April 1204), verließ er, um sich nicht wirklich die Oberherrschaft des Papstes gefallen lassen zu müssen, keineswegs aber von den Eroberern verjagt[25]), in ärmlichem Zustande die Hauptstadt und ließ sich zu Didymotichus, einer Stadt in Thracien, nieder[26]). Vergebens lud ihn der griechische Kaiser Theodor Laskaris, welcher seine Residenz zu Nicäa aufgeschlagen hatte, zu sich ein; er legte lieber seine Würde nieder (im Februar 1206) und an seiner Stelle wurde Michael Auctorianus gewählt, der seinen Aufenthalt zu Nicäa nahm[27]). Johannes starb gegen das Ende des Monats Juni 1206 an dem Orte seiner freiwilligen Verbannung[28]). Er wird als ein sehr beredter, verständiger und gelehrter Mann geschildert[29]), nur macht man ihm (wol aber mit Unrecht) zum Vorwurfe, daß er die Irrlehre des Mönches Sikidites, welcher die Verweslichkeit des Leibes Christi nach seinem Empfange in der Communion behauptete, mit Gegengründen und nicht mit strenger Gewalt zu unterdrücken gesucht habe[30]).

Johannes XI. Bekkos, s. **Johannes Bekkos.**

Johannes XII. von Sozopoli, wurde am 1. Jan. 1294 einstimmig zum Patriarchen gewählt und vom Kaiser Andronikus Paläologus bestätigt. Er hieß früher Kosmas und war einige Zeit verheirathet, ging aber nach dem Tode seines Weibes sammt seinem Bruder und seinem Sohne in das Kloster des heil. Michael zu Constantinopel. Hier zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit so sehr aus, daß er bald die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog und nach und nach die verschiedenen Ehrenstellen des Klosters bekleidete. Als der Kaiser Michael den Frieden mit der römischen Kirche wieder herzustellen versuchte, ließ er auch die Mönche auffodern, in dieser Angelegenheit seinem Willen zu folgen. Kosmas war einer der eifrigsten Gegner der Vereinigung und wurde deshalb lange eingeschlossen gehalten. Als er durch die Fürbitte des Patriarchen von Alexandria seine Freiheit wieder erhielt, lebte er einsam in einer Celle seines Landhauses, wo er dem Hofstallmeister Tarchaneiotes Glabas und durch diesen dem Kaiser Andronikus bekannt wurde. Andronikus fand bald so großes Gefallen an dem frommen Manne, daß er ihn zum Vorsteher des Klosters der heil. Jungfrau in der Hauptstadt, sowie zu seinem Beichtvater ernannte und bald darauf seine Wahl zum Patriarchen bewirkte. Kosmas legte sich nach seiner Ernennung den Namen Johannes bei und krönte noch in demselben Jahre den Prinzen Michael, welchen sein Vater zum Mitregenten angenommen hatte[31]). Die Eintracht zwischen ihm und dem Kaiser dauerte jedoch nicht lange, da sein Eigensinn bei jeder Gelegenheit sich allzuschroff herausstellte. Beweist auch seine Weigerung, einen Regierungsbeschluß, nach welchem alle Empörer auch von der Kirche mit unwiderruflichem Banne belegt werden sollten, zu unterzeichnen[32]), seine Rechtlichkeit und christliche Milde, so ist doch seine zudringliche Einmischung in Regierungsangelegenheiten keineswegs zu billigen. Seine Hartnäckigkeit ging sogar soweit, daß er sich, als der Kaiser gegen seinen Willen ein Bündniß mit dem Kral von Serbien schloß und diesem seine Tochter Simonis zum Weibe gab, in ein Kloster zurückzog, von wo ihn Andronikus nur, nachdem er sich persönlich bei ihm entschuldigt hatte, zu seinen patriarchalischen Functionen zurückzuführen vermochte[33]). Der Streit entbrannte aber bald von Neuem über die Wiedereinsetzung des Bischofs Johannes von Ephesus, welcher gegen den früheren Patriarchen Athanasius sich feindselig gezeigt hatte und deshalb eingekerkert worden war. Obschon der Kaiser und viele Bischöfe, die seine Brauchbarkeit und Gewandtheit in kirchlichen Angelegenheiten achteten, seine Befreiung wünschten, so widersetzte sich doch Johannes aus allen Kräften und ging wieder schmollend in ein Kloster, welches er aber, als der Kaiser keine große Nachgiebigkeit zeigte, bald verließ und sein Amt zu verwalten fortfuhr[34]). Dieses Betragen hatte ihm allmälig die Achtung eines großen Theils des Klerus geraubt, sowie selbst die wirklich große Liebe des Kaisers zu ihm wankend gemacht, und es ist begreiflich, wie endlich mancherlei Verleumdungen und Intriguen seiner Gegner Anklang finden konnten. Als er deshalb Genugthuung verlangte und ihm diese nicht nach dem ganzen Umfange seiner Wünsche ward, begab er sich von Neuem in ein Kloster und reichte dem Kaiser eine schriftliche Abdankung ein (im Juni 1303). Sie wurde angenommen und nach langem Hin- und Herreden der Patriarch Athanasius, welcher vor der Wahl des Johannes seine Würde niedergelegt hatte, wieder eingesetzt. Johannes verließ mismuthig und ohne von dem Kaiser Abschied zu nehmen, Constantinopel, und zog sich nach Sozopoli zurück[35]), wo er im J. 1308 mit der Stadt in die Hände des Bulgarenfürsten Osphentisthlabos fiel und von diesem als Friedensunterhändler zu dem Kaiser Andronikus geschickt wurde[36]). Die Zeit seines Todes ist unbekannt. So sehr man seine Frömmigkeit rühmte, so ward ihm doch von seinen Gegnern Geiz, Nepotismus und allzu große Vorliebe für die Mönche, die er zu den besten Stellen beförderte, vorgeworfen. Alle kommen darin überein, daß es ihm durchaus an wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bildung fehlte[37]).

23) Man findet diesen Briefwechsel in den Epistolae Innocentii III., ed. *Baluz.* Tom. I. p. 471 sqq. 24) *Martene*, thesaur. anecd. Tom. I. p. 788. 25) Wie Ephräm in seiner versificirten Chronik, V. 10234, behauptet. 26) *Nicephor. Chomat.* hist. post urb. capt. cap. 5. 14. *Georg Acropolit.*, Annal. cap. 6. *Nicephorus Callistus* (Catalog. Patriarch. Cp. in *Bandari* Imp. Or. T. I. p 198), welcher ihn nach Hadrianopel entfliehen läßt, scheint sich also geirrt zu haben. 27) *Nicephor. Chomat.* l. c. 28) *Cuper*, l. c. §. 881. 29) *Ephraem*, l. c. V. 10230. 30) *Niceph. Chomat.* de Alexio Comn. l. III. c. 3.

31) *Georg. Pachymer.* de Andronico, l. II. c. 27. 28. *Niceph. Gregor.* hist. l. VI. c. 7. 32) *G. Pachym.* l. c. l. III. c. 3. 33) Ibid. l. IV. c. 2. 9. 34) Ibid. l. IV. c. 10—12. 35) Ibid. l. IV. c. 28. l. V. c. 3. 6. 7. Vgl. *Cuper.* l. c. §. 1031—1036. 36) Ibid. l. VII. c. 27. 37) *G. Pachym.* l. IV. c. 11. *Nicephor. Greg.* hist. l. VI. c. 11.

Johannes XIII. Glykys, Patriarch von 1316—20, wird als ein Mann von vorzüglichem Charakter und ausgezeichneten Kenntnissen geschildert, über dessen literarisches Leben nähere Nachrichten wünschenswerth wären. Er war vor seiner Erwählung zum Patriarchen (12. Mai 1316) Postmeister (λογοθέτης τοῦ δρόμου) und hatte Weib und Kinder. Sein Weib ging aber sogleich, als er den patriarchalischen Thron bestieg, in ein Kloster. Er hatte seine Erhebung einzig und allein seiner Frömmigkeit und seinen Kenntnissen zu verdanken, da aber die Mühseligkeiten seines Amtes und fortwährende Intriguen seinem ruhigen Charakter nicht entsprachen und seiner schwächlichen Gesundheit sehr zusetzten, so entsagte er am 11. Mai 1320 freiwillig der einflußreichen Stelle und zog sich in das Kloster Cyriotissa zurück, wo er den Studien mit erneutem Eifer oblag. Besonders bemühte er sich um die Wiederherstellung der reinen Formen der griechischen Sprache, welche mit immer raschern Schritten ihrem Verderben entgegenging, und schrieb mehre Werke zu diesem Zwecke, welche aber bis jetzt noch nicht gedruckt sind; nur ein Bruchstück der Schrift *Περὶ ὀρθότητος ονομάτων* hat Imm. Bekker (in seinen Anecd. gr. Vol. III. p. 1077) bekannt gemacht. Seine Abdankungsschrift (*ἡ παραίτησις τοῦ Πατριαρχείου*) und seine Erinnerung an den Kaiser Michael Paläologus (*ὑπομνηστικὸν εἰς τὸν βασιλέα τὸν ἅγιον*) befinden sich handschriftlich in der königlichen Bibliothek zu Paris. Die Erzählung seiner nach Armenien unternommenen Gesandtschaft, von welcher Nicephorus Gregoras (VI, 8) mit großem Lobe spricht, scheint nicht mehr vorhanden zu sein, was um so mehr zu bedauern ist, da sie eine genaue Beschreibung der gesehenen Städte und Merkwürdigkeiten enthielt. Das Jahr seines Todes ist unbekannt [38]).

Johannes XIV. Kaleka, aus Apri in Thracien, konnte seiner geringen Herkunft wegen nur mit Mühe und nach langem Widerstreben der Bischöfe durch den Willen des Kaisers Andronikus II., unter dessen Hausgeistlichen er sich befand, zum Patriarchen gewählt werden (im Frühling 1333). Unter seiner Verwaltung machte der Papst Johannes XXII. wieder einen Versuch zur Wiedervereinigung der römischen und griechischen Kirche, welcher aber durch die Bemühungen und den Einfluß des bekannten Geschichtschreibers Nicephorus Gregoras völlig scheiterte. In der griechischen Kirche selbst dauerte der Streit zwischen den Mönchen Gregorius Palamas und Barlaam über quietistische Sätze fort und konnte durch eine von dem Patriarchen versammelte Synode (1341) nicht geschlichtet werden. Johannes wurde sogar später, weil er den Palamas verdammt hatte, von der Kaiserin Anna, die diesen Mönch in Schutz nahm, abgesetzt und von dem Kaiser Johannes Kantakuzenus, welchen er früher als Rebellen in Bann gethan hatte, nach Didymotichus verwiesen (1347), von da aber nach kurzer Frist nach Constantinopel ins Gefängniß gebracht, in welchem er bald darauf starb. Er war ein ehrgeiziger Mann, ohne große Kenntnisse und verursachte durch unzeitige und zweideutige Einmischung in die Staatsangelegenheiten seinen Fall [39]). Einige seiner Beschlüsse, welche die Verdammung der quietistischen Sätze des Palamas betreffen, sind noch handschriftlich zu finden [40]).

38) Vgl. überhaupt Nicephorus Gregoras, VI, 8. VII, 11. 12. VIII, 2.

G. Patriarch von Grado.

Johannes, Patriarch zu Grado, bekannt durch sein unglückliches Ende, war zu Anfang des achten Jahrhunderts zu Triest geboren und lehrte hier lange Zeit die Grammatik, bis er zum Bischofe dieser Stadt gewählt wurde [1]). Seine Frömmigkeit und seine Kenntnisse veranlaßten später (766, nach Andern 763 oder 764 oder 767) seine Ernennung zum Patriarchen von Grado, in welcher Stellung er aber fortwährend gegen die Eingriffe des longobardischen Königs in seine Rechte und gegen die ihm untergebenen Bischöfe, die seinen Anordnungen keine Folge leisten wollten, anzukämpfen hatte. Als er sich deshalb an den Papst Stephanus IV. wandte und ihm klagte, daß die Langobarden die ungehorsamen Bischöfe, welche sich, ohne sich um ihn zu bekümmern, selbst ordinirten, auf alle Weise unterstützten, erhielten die Bischöfe von Rom aus eine scharfe Mahnung [2]), wodurch sie aber keineswegs zum Gehorsam gebracht, sondern noch mehr erbittert wurden. Als Johannes endlich auch den Griechen Christophorus, welcher durch die Verwendung des griechischen Kaisers Nicephorus von dem Dogen Johannes zum Bischofe von Venedig ernannt worden war, als einen ebenso unwissenden als verdorbenen Menschen, nicht bestätigen wollte und ihn mit dem Banne bedrohte, gerieth der Doge in so heftigen Zorn, daß er seinen Sohn Mauritius mit einer Flotte nach Grado schickte. Dieser nahm bei dem ersten Anlaufe die Stadt und stürzte den Patriarchen von einem hohen Thurme herab (802). Das Volk ward über diese Grausamkeit so sehr erbittert, daß ein Aufruhr entstand und die Venetianer sich in großer Eile auf ihre Schiffe flüchten mußten. Johannes hatte die patriarchalische Würde 36 Jahre bekleidet [3]).

(*Ph. H. Külb.*)

H. Patriarchen der Jacobiten, s. Johannes, Patriarchen von Alexandrien und Johannes, Patriarchen in Syrien und Chaldäa.

I. Patriarchen von Jerusalem.

1) **Johannes I.**, wird bei Eusebius im Chronicon als 7. Bischof von Jerusalem zum J. 860 nach Erbauung Roms und 14. Regierungsjahre des Trajan, also $^{111}/_{12}$ nach Chr. Geb. erwähnt. Sonst ist aber nichts über ihn bekannt.

2) **Johannes II.**, als Patriarch eigentlich der erste daher von Manchen auch so benannt, war vom J. 386—417

39) Niceph. Greg. l. X. c. 7. l. XV. c. 10. l. XVI. c. 4. *J. Cantacuz.* hist. l. II. c. 21. l. IV. c. 24. 40) *P. Lambecius*, de bibl. Caesar. l. V. p. 187 sqq.

1) *J. L. Schoenleben*, Carniolia antiqua et nova. (Labaci, 1681. F.) Pars. III. p. 379. 2) *F. Ughelli*, Ital. sacra. Tom. V. (Venet. 1720 F.) p. 1090—1094. 3) *Andr. Dandulo* Chronicon. Venet. l. VII. c. 12. §. 3. c. 13. §. 23.

Patriarch von Jerusalem, ist einer von den vier christlichen Lehrern, welche zuerst an den Streitigkeiten über die Lehrsätze des Origenes Theil genommen haben. Er war von geringem Herkommen, hatte sich aber durch seine Kenntnisse und seine Sitten eine solche Achtung in seinem Mönchsstande erworben, daß man ihn noch sehr jung zum Presbyter der Kirche zu Jerusalem machte und in seinem 30. Jahre zum Bischof derselben erwählte. Er war Zeitgenosse des Epiphanius und Hieronymus, gerieth jedoch als besonderer Verehrer des Origenes mit ihnen in Streit, wußte aber den Origenes so gut zu vertheidigen, daß er nicht nur dessen Ehre rettete, sondern auch den größten Theil der Mönche und außer diesen noch sehr viele Andere für sich und den Origenes gewann. Was wir von ihm wissen, gereicht alles zu seinem Lobe: seine Freundschaft mit dem Chrysostomus, sein Benehmen in den Origenistischen Streitigkeiten, das Urtheil des Theodoretus über ihn, der ihn einen bewunderungswürdigen Mann nennt u. a. m. Daß Hieronymus von seiner Gelehrsamkeit mit Verachtung spricht, die Lobsprüche von dessen Freunden über seine Einsichten und Beredsamkeit auf eine spöttische Weise anführt und ihn zum Ketzer zu machen sucht, erklärt sich hinlänglich aus dem Umstande, daß Hieronymus aus einem Freunde ein Feind desselben geworden war. Indessen mag doch Hieronymus nicht der Einzige gewesen sein, der ihn mit seinen Lehren und Gesinnungen zu verdächtigen gesucht habe, denn er sah sich zu einer Apologetik seiner Studien gegen deren Verleumder genöthigt.

Außer dieser Schrift, die aber verloren gegangen ist, haben die Alten auch nicht einer einzigen, als von ihm herkommend, gedacht. Dennoch hat ein niederländischer Karmelitermönch, dem das Alterthum und die Ehre seines Ordens mehr am Herzen lag, als die Wahrheit der Geschichte, der Pater Peter Westel, im J. 1743 einen Band Opera, hactenus incognita, die er aufgefunden haben will, auf den Namen Johannes Nepotis Sylvani, Hierosolymorum Episcopi XLIV zu Brüssel herausgegeben. Sie sind alle in lateinischer Sprache, und man braucht kein Ödipus zu sein, um ihre Unechtheit zu erkennen, obgleich Westel in seinen drei Büchern Vindiciarum sich alle Mühe gegeben hat, ihre Echtheit darzuthun. Unter ihnen befindet sich ein Tractat de institutione Monachorum, in welchen bewiesen wird, daß der Karmeliterorden schon im Alten Testamente existirt und vom ersten Anfange des Christenthums an viele Christen in sich aufgenommen habe [1]).

3) Johannes III., Patriarch von Jerusalem, folgte im J. 513 dem wegen Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit dem Bischof Severus von Antiochien entsetzten Elias, der seit dem J. 494 auf dem Patriarchenstuhle gesessen. Er war zuvor Bischof von Sebaste in Armenien. Bei seiner Erhebung zur Würde eines Patriarchen wurde ihm von dem Oberpräsidenten der Provinz Palästina, Olympius, das Versprechen abverlangt, das Anathem der chalcedonischen Synodalbeschlüsse anzuerkennen und die von seinem Vorgänger aufgehobene Kirchengemeinschaft mit Severus wiederherzustellen; und er leistete es. Als er aber hatte, was er wollte, hielt er weder das eine, noch das andere [2]). Anastasius, der Nachfolger des Olympius, ließ ihn daher zur gefänglichen Haft bringen. Er wurde jedoch derselben, auf eine in zweideutigen Worten abgegebene Erklärung, nach kurzer Zeit wiederum entlassen, kehrte auf seinen Patriarchenstuhl zurück, und trieb nun sein Wesen nach wie vor. Nach dem Tode des Kaisers Anastasius veranstaltete er sogar im J. 518 eine Kirchenversammlung zu Jerusalem, in welcher er es dahin brachte, daß die Beschlüsse der chalcedonischen Synode angenommen, Severus aber mit dem Anathem belegt wurde. Deswegen sagen die katholischen Schriftsteller von ihm, er habe im wahren Glauben gestanden. Er starb im J. 524 d. 22. April.

4) Johannes IV., Patriarch von Jerusalem vom J. 574—594. Er war der Nachfolger von Makarius II. und der Vorgänger des Amos. Er hat in den 19 Jahren seines Patriarchenlebens nichts gethan, was die Kirchenhistoriker der Nachwelt zu überliefern für würdig gehalten hätten.

5) Johannes V. kam auf den Patriarchenstuhl zu Jerusalem im J. 705, nachdem derselbe ungefähr 60 Jahre lang unbesetzt gewesen war. Eutychius gibt seiner Amtsführung eine Zeitdauer von 40 Jahren. Sollte er aber der Verfasser der Invective gegen den Kaiser Constantinus Kopronymus sein, die sich in der Lequien'schen Ausgabe des Johannes Damascenus befindet, und die einem Patriarchen Johannes von Jerusalem zugeschrieben wird, so müßte seine Amtsführung wenigstens 49 Jahre gedauert haben, indem diese Schrift nicht vor dem J. 754 geschrieben sein kann, als in welchem der Kaiser die siebente ökumenische Kirchenversammlung zu Constantinopel hatte halten lassen. Es bleibt indessen möglich, daß ein anderer Johannes, von den Kirchengeschichtschreibern nicht weiter erwähnt, sein Nachfolger und der Verfasser dieser Schrift gewesen.

6) Johannes VI. war der letzte Patriarch dieses Namens zu Jerusalem, zur Zeit des Kaisers Nicephorus Phokas. Weil unter diesem Kaiser die Sarazenen mehre Niederlagen erlitten und ihnen Kreta, Syrien, Kilikien, Kypern, Antiochien und Tripolis wieder entrissen worden waren, die unglücklichen Sarazenen aber glaubten, daß der Kaiser hauptsächlich durch den Patriarchen Johannes zum Kriege gegen sie aufgereizt worden sei, bemächtigten sie sich seiner Person und verbrannten ihn im J. 969 bei lebendigem Leibe.

7) Johannes, Administrator des Patriarchats von Jerusalem. Er wurde bei der 60jährigen Sedisvacanz, als Bischof von Philadelphia, vom römischen Papste Martin I. zum Verweser der Kirche zu Jerusalem bestellt. Da nun Martin I. im J. 649 zur päpstlichen Würde gelangte, im J. 653 aber als Gefangener auf die Insel Naxos gebracht wurde, so muß Johannes während dieser

1) s. *Du Pin*, Nova Biblioth. auctor. eccl. III, 148 sqq. *Tillemont*, Mémoires XII, 161 sq. 341 sq. 639 sq. und *Fabricius*, Biblioth. gr. IX, 280 sq.

2) Vgl. Walch, Historie der Ketzereien. VI. 1017. „B. Johann handelte als ein Betrüger."

zur Administration gelangt sein; wie lange sie aber gedauert habe, weiß man nicht. Sein Nachfolger war der Presbyter Theodorus, von welchem bekannt ist, daß er um J. 680 den Presbyter Georg als seinen Stellvertreter auf die sechste ökumenische Kirchenversammlung nach Constantinopel geschickt hat. Johann muß also vor diesem Jahre gestorben sein. (*J. T. L. Danz.*)

K. Patriarchen der Maroniten und
L. Patriarchen der Nestorianer } s. d. folg. Art.

M. Patriarchen in Syrien und Chaldäa.

1) Rechtgläubige Patriarchen in Antiochien, s. Johannes I. und II., Patriarchen von Antiochien.

Den Letzteren bezeichnet Le Quien [1]) als Johannes III., weil er zwischen ihm und Johannes I. einen häretischen Patriarchen als Johannes II. mit dem Beinamen Codonatus mitzählt. Dieser Johannes II. war Nachfolger von Petrus Fullo, welcher ihn zum Bischof von Apamea erhoben gehabt hatte, hielt sich aber blos drei Monate und mußte Stephanus II. seine Stelle überlassen. Nach Stephanus' Tode versuchte er zwar das Patriarchat wieder an sich zu bringen, aber ohne Erfolg, und mußte zufrieden sein, unter dem Patriarchen Calandion (seit 482) das Bisthum Tyrus zu erhalten.

Johannes IV., Zeitgenosse der Kreuzzüge und Patriarch zu Antiochien, als diese Stadt von den Kreuzfahrern belagert wurde. In Folge der großen Umwälzung, welche Syrien und Palästina damals traf, vorzüglich aber während Antiochiens Belagerung von den Moslimen, hatte er viel Ungemach zu erdulden [2]). Auch nach Eroberung der Stadt im J. 1098 war seine Lage keineswegs günstig, da er den Abendländern nicht zusagte, welche den lateinischen Ritus eingeführt haben wollten. Er begab sich daher etwa zwei Jahre nach der Eroberung Syriens durch die Christen [3]) nach Constantinopel, wo er um das J. 1103 noch gelebt zu haben scheint [4]). Durch den gegen ihn entstandenen Verdacht, daß er dem griechischen Kaiser Alexius Comnenus die Stadt in die Hände zu spielen beabsichtige, wurde er wahrscheinlich zum Weggehen gezwungen, wobei unentschieden bleibt, ob der Verdacht gegründet war [5]). Nach Wilhelm von Tyrus [6]) soll erst nach seinem Tode das Patriarchat anderweit besetzt worden sein. Ihm folgte nämlich Bernhard, bisheriger Kapellan des Erzbischofs von Puy, Bischof von Arta, gebürtig aus Valencia in Spanien [7]). Von Johannes leitet Le Quien [8]) die Schrift de azymis ab, welche einem antiochenischen Patriarchen Johannes zugeschrieben wird, und betrachtet ihn als denjenigen, welcher den monotheletisch denkenden Bischof Thomas von Kaphartaba, in der Gegend von Aleppo, in mehren Schriften zu widerlegen versuchte.

Johannes V. soll, nach einem vom antiochenischen Patriarchen Athanasius verfertigten, in der Bibliothek des Vatican aufbewahrten und von Le Quien [9]) benutzten Verzeichniß der Patriarchen Antiochiens, Nachfolger von Theodosius IV. (oder Theophilus) und unmittelbarer Vorgänger von Theodor Balsamon gewesen sein. Die letztere Angabe ist aber entschieden unrichtig; wäre die erstere gegründet, so war zwischen ihm und Johannes IV. nur ein einziger Patriarch. Übrigens ist über ihn ebenso wenig als über

Johannes VI., welcher in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Patriarchat bekleidete, etwas Genaueres bekannt.

2) Patriarchen (Catholici) der Chaldäer oder Nestorianer.

Johannes I., Sohn der Martha, der 39. Patriarch der Nestorianer seit Anfang des J. 680 und gestorben 682, war gebürtig aus der Landschaft der Huziten (Oriana, Ahwas), erhielt seine Bildung in seiner Vaterstadt Gandisapor, trat in ein Kloster und bekleidete die Stelle eines Metropoliten zu Gandisapor, als er zum Patriarchat berufen wurde. Seine Erhebung fällt nach Barhebräus in das zweite Regierungsjahr des Khalifen Jesid ben Moawia. Ergriffen von Krankheit verlangte ihn nach seiner Heimath; er erreichte sie aber nicht, sondern starb unterwegs in dem Städtchen Matot [10]).

Johannes II., mit dem Beinamen der Aussätzige, früher Bischof von Cadna, dann Erzbischof von Nisibis, Nebenpatriarch von Ananjesus seit dem 7. Jahre des Letztern. Ananjesus fand von Anfang an zwei Gegner zu bekämpfen, wußte zwar den einen, Bischof Jesujab von Bostra, durch kräftiges Auftreten zu beseitigen, Johannes dagegen hatte an den Arabern einen Rückhalt und ruhete nicht eher, bis er durch sie seinen Zweck erreichte. Unterstützt sah er sich besonders durch Baschar, Sohn des Khalifen, und die beiden Ärzte Serguna und Mardansan. Der Khalif Abdulmalek ben Merwan ertheilte den Befehl, Ananjesus abzusetzen und dagegen Johannes zum Katholikos zu erheben. Dieser wurde nun zu Seleucia geweiht, im J. 74 der Hidschret, Ananjesus dagegen einige Tage von ihm in Haft gehalten und darauf zu einem auf einem Berge gelegenen Kloster geschickt. Vom Gipfel dieses Berges stürzte man den gewesenen Patriarchen herab und ließ ihn für todt liegen; indessen fanden ihn Hirten noch lebend und heilten ihn, sodaß er sich in das Kloster des heiligen Jonas begeben konnte. In-

1) Oriens christianus. T. II. col. 752 u. 753. 2) *Wilh. Tyr.* Histor. L. VI. c. 23. in *Bongars*, Gesta Dei per Francos. T. I. p. 727. 728. (Hann. 1611. Fol.) *Alb. Aquensis*, Histor. Hieros. L. V. c. 1. (bei Bongars a. a. O. S. 260) erzählt, ohne jedoch den Namen zu nennen: Patriarcham vero urbis, virum clarissimum et christianissimum, quem Turci, cum adhuc christianorum obsidione circumdarentur, *saepius funibus astrictum vivum ad moenia suspenderunt in oculis omnium* ad augendas christiano populo molestias *et cuius pedes frequenter compedum Inesione attriverant*, decenter in cathedra sua relocaverunt. 3) Wilh. Tyrus a. a. O. S. 728. 4) Le Quien a. a. O. T. II. col. 757. 5) *Ordericus Vitalis*, Eccles. hist. Lib. X. in *Duchesne*, Histor. Normannorum scriptores antiqui. p. 796. 6) a. a. O. S. 727. 728. 7) Wilh. Tyr. a. a. O. Vgl. auch Schröckh, Christl. Kirchengesch. 25. Bd. S. 76 und Wilken, Gesch. d. Kreuzzüge. 1. Bd. S. 226. 8) a. a. O. col. 757. 9) a. a. O. col. 758. 10) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 422. T. III. P. 1. p. 615.

zwischen genoß Johannes die Freude nicht lange, Oberhaupt der Nestorianer zu sein, nämlich nur 1 Jahr und 10 Monate. Nach einer Nachricht nämlich hatte er den Arabern einen großen Tribut versprochen, vermochte ihn aber nicht aufzubringen, wurde daher eingekerkert und starb; nach einer andern Angabe flüchtete er sich Schulden halber und endete sein Leben in einer Vorstadt von Kufa, worauf Ananjesus zum alleinigen und ruhigen Besitze des Patriarchats gelangte. Dem Johannes gehorchten übrigens nur die Nestorianer im Irak, welche unter der Herrschaft des Baschar, später des Hedschadsch standen; die in Mosul dagegen, Bagerma und Nisibis hatten dem Ananjesus fortwährend angehangen [11]).

Johannes III., Sohn des Narses, gebürtig aus dem Städtchen Gedan (Dschedan جدان) im Lande der Garmäer (dem alten Assyrien), Bischof von Anbara, erwählt im J. 1196 der Griechen (884 nach Chr. Geb.), 271 der Hidschret, leitete die Nestorianische Kirche 8 Jahre und 1 Monat lang, starb also am Ende des J. 891 nach Chr. Geb. Schon im ersten Jahre seiner Verwaltung wurde das Kloster Kalilješu, welches das des Katholikus hieß, von den Moslimen hinweggenommen; er begab sich daher von Bagdad in das Kloster zu Vaseta und blieb 5 Jahre lang dort; später jedoch wandte er sich wieder nach Bagdad und starb auch daselbst [12]).

Johannes IV., Brudersſohn des Patriarchen Theodosius, zuerst Bischof von Chanigiara, dann Metropolit von Mosul, gelangte am 15. Juli 892 auf den Patriarchenstuhl und starb am 8. Sept. 898, sodaß er keine zwei vollen Monate über 6 Jahre der Nestorianischen Kirche vorstand. Er war Nachfolger von Johannes III. und wurde zu Seleucia geweiht unter dem Khalifate des Motadhed. Außer andern zahlreichen Beförderungen erhob er Johannes, den Sohn des Bochtjesu, zum Metropoliten von Mosul, und hielt sich gewöhnlich zu Bagdad auf. Ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende [13]).

Johannes V., mit den Beinamen **Bar Isa, Bar Chegire** (Sohn der Hinkenden) und **Bar Abgare**, erwählt zum Patriarchen im J. 900 nach Chr. Geb., gestorben 905, war gebürtig aus Bagdad und von seinem Bruder Chodasi dem Hinker erzogen worden, woher der eine Beiname desselben. Als Bischof von Zuaba in Assyrien gelangte er zum Patriarchat. An dem Metropoliten Theodor von Gandisapor in Susiana hatte er einen gleich würdigen Mitbewerber um dasselbe; daher beschloß man, das Loos entscheiden zu lassen, und dies fiel zu Gunsten des Johannes aus. Theodor war damit unzufrieden, behauptete, es sei mit Trug und List verfahren worden, und fand viel Anhang. An allen diesen Verhandlungen hatte jedoch Johannes, Sohn des Bochtjesu, Metropolit von Mosul, keinen Antheil gehabt, sondern langte erst später mit seinen Bischöfen an und hoffte ebenfalls Patriarch zu werden. Theodor verband sich darauf mit dem Metropoliten Joseph von Maru (Meru) in Khorasan; Beide veranstalteten eine neue Wahl und stellten in Johannes, Sohn des Bochtjesu, dem früher erwählten Johannes, einen wichtigen Gegner auf. Dieser glaubte, wenn er sich an den Khalifen wendete, unter Hinweisung auf die von seinem Vater und ihm selbst geleisteten Dienste, seinen Plan doch noch durchsetzen zu können. Zunächst trug er dem Bedr sein Anliegen vor, welcher beide Parteien vor sich kommen hieß und die Ansprüche von Beiden erwog. Gegen Johannes, Sohn des Bochtj'schu, wurde besonders geltend gemacht, er sei Sohn einer Sklavin; daß sein Mitbewerber ihn an Gelehrsamkeit übertreffe, mußte er selbst zugeben. Der Khalif Motadhed lehnte die Entscheidung ab, von welcher sich der zuletzt Erwählte soviel versprochen hatte. Dadurch ermuthigt, vollzog Johannes bar Isa die Functionen des Patriarchen und stellte eine Erklärung aus über seinen Glauben und sein künftiges Verfahren. Seine Mitbewerber beruhigten sich und wohnten seiner Consecration bei. Da Johannes, Sohn des Bochtj'schu, den unter ihm stehenden Bischof Ebedjesu von Haditha des Ungehorsams anklagte, wurde vom Patriarchen festgesetzt, daß die Bischöfe ihrem Metropoliten zu gehorchen hätten. Ferner gestaltete er das Erbrecht der Nestorianischen Christen nach dem moslimischen um. Den Metropoliten Theodor von Bethgarme, einen Verwandten des früheren Patriarchen Johannes, mußte er seines schlechten Wandels wegen absetzen; später wandte sich dieser zum Islam und beschäftigte sich mit der Arzneikunde. Die Verwaltung des Johannes wird im Übrigen gerühmt; er lebte mäßig und hinterließ nichts, als eine geringe, von seinen Ältern ererbte Summe, womit die Kosten seiner Bestattung bestritten werden sollten. Die Beschlüsse einer von ihm im J. 900 gehaltenen Synode, 28 an der Zahl, sind noch vorhanden. Assemani hat Lehrsätze desselben über den Altar und das heilige Abendmahl syrisch und lateinisch bekannt gemacht [14]), desgleichen eine vom Patriarchen Elias aufbewahrte Antwort desselben über das ninivitische Fasten [15]). Andere Fragen kirchlichen Inhalts suchte er zu beantworten, von welchen Assemani [16]) Proben mittheilt [17]).

Johannes VI., gebürtig aus der kleinen Stadt Gedan in Assyrien, lebte zuerst als Mönch in mehren Klöstern, wurde dann Bischof zu Sena, hierauf Metropolit in Persien, gelangte zum Patriarchat am 26. Oct. 1000 (nach andrer Angabe 1001). Seine Verwaltung des Patriarchats dauerte über 10 Jahre; doch herrscht in den Angaben über die Zeit seines Todes große Verschiedenheit. Nach Barhebräus verschied er schon im J. 400, nach einer andern Quelle aber erst im J. 403 der Hidschret, also 1012 nach Chr. Geb. am 2. Dec., und nach einer dritten Angabe am 8. Jan. dieses Jahres. Barhebräus beschuldigt ihn feindseliger Gesinnung gegen die Jacobiten. Auch tadelt er seine zu große Schwäche gegen seinen Schüler Sapores, welcher der Unzucht und andrer

11) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 423. 424. 429. T. III. P. I. p. 154 u. 616. 12) a. a. O. T. II. p. 439 u. T. III. P. I. p. 617. 13) a. a. O. T. II. p. 440. T. III. P. I. p. 617.

14) *Assemani*, Bibl. orient. T. III. P. I. p. 238 fg. 15) a. a. O. T. II. p. 426 fg. T. III. P. I. p. 249 fg. 16) a. a. O. T. III. P. I. p. 249 fg. 17) Überhaupt s. a. a. O. T. II. p. 440. T. III. P. I. p. 232—254. 617.

Verbrechen wiederholt angeklagt, aber von ihm weder bestraft noch zurecht gewiesen worden sei, während Nestorius, Metropolit von Bethgarme, sogleich nach einer Anklage sein Bisthum verloren habe. Zu seiner Zeit zeigte sich ein türkischer Häuptling zu Maru (Meru) geneigt, mit vielen seiner Volksgenossen das Christenthum anzunehmen [18]).

Johannes VII., Abu Isa ben Abraham ben Nazuch (oder bar Nasul, Sohn des Nasul), geboren zu Maalta in Babylonien, Bischof zu Hirta, Nachfolger von Johannes VI. Seine Wahl erfolgte im J. 403 der Hidschret, also 1012 nach Chr. Geb., im November; und er starb nach Barhebräus am 23. Juli 1020. Wenn eine andere Angabe aber seinen Tod auf den 28. Juli 1022 setzt, so ist dies offenbar ein Fehler. Er weihte viele Geistliche, versetzte viele Bischöfe auf andere Stellen, zum Theil ohne Ursache, und ließ früher abgesetzte wieder zu [19]).

Johannes VIII., mit dem Beinamen Targal (genauer Sohn des Targal), gebürtig aus Bagdad, Bischof von Kosra (El-kasr) in Babylonien, als Patriarch erwählt im J. 441 der Hidschret, 1049/50 nach Chr. Geb., und gestorben nach 7jähriger Verwaltung der Nestorianischen Kirche im J. 1057 nach Chr. Geb. Zu seiner Zeit nahmen die Türken und dann die Bewohner von Chorasan die Stadt Bagdad ein. Er flüchtete sich vor ihnen nach Dorkena und suchte nach seiner Rückkehr der von ihnen angerichteten Verwüstung abzuhelfen [20]).

Johannes IX., zuweilen fälschlich Simeon genannt, hieß zuvor Sulaka oder Siud, Sohn des Daniel, ein Mönch im Kloster des Hormisdas, wurde im J. 1552 zum Patriarchen gewählt und begab sich über Jerusalem nach Rom, um sich daselbst weihen zu lassen, weil bei den Chaldäern kein Metropolit da war, der ihn hätte weihen können. Am 20. Febr. 1553 legte er sein Glaubensbekenntniß ab, wurde darauf am 9. April vom Papst Julius III. als chaldäischer Patriarch von Mosul proclamirt und kehrte im November nach Amida zurück. Allein der von einer andern Partei erwählte Nestorianische Patriarch Simeon, mit dem Beinamen Barmama, wußte es bei den Moslimen zu bewirken, daß er das Patriarchat nur 1 Jahr und 2 Monate verwaltete. Er versprach dem türkischen Befehlshaber der Stadt ein bedeutendes Geldgeschenk, wenn er ihn hinwegschaffen ließe. Johannes wurde daher gefänglich eingezogen, geschlagen und 4 Monate lang im Kerker gequält. Hierauf ertheilte das tyrannische Oberhaupt der Stadt seiner Dienerschaft den Befehl, ihn heimlich zu stranguliren und das Gerücht auszustreuen, er sei entflohen [21]). Das syrisch geschriebene Glaubensbekenntniß des Johannes übersetzte Andr. Dumas (Masius), welcher ihn in Rom kennen gelernt hatte, ins Lateinische und gab es heraus (Antwerp. 1569); einige interessante Stellen aus demselben bespricht auch Assemani [22]).

18) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 444—46. T. III. P. I. p. 618. 19) a. a. O. T. II. p. 446. T. III. P. I. p. 618. 20) a. a. O. T. II. p. 447. T. III. P. I. p. 619. 21) a. a. O. T. I. p. 523—32. T. II. p. 457. T. III. P. I. p. 621. 22) a. a. O. T. I. p. 532—34.

3) Patriarchen der syrischen Jacobiten.

Johannes I., mit dem Beinamen d'Sedrau (ܕܣܕܪܘ, seiner Ordnungen), aus dem Kloster Eusebona, Schüler des Patriarchen Athanasius I. und von demselben zum Bischof von Nisibis erhoben, wurde sein Nachfolger im Patriarchat im J. 942 der Griechen (631 nach Chr. Geb.) und verwaltete es 18 Jahre lang. Zu seiner Zeit zeichnete sich der Bischof Severus Sabocht durch seine Kenntnisse in der Philosophie, Mathematik und Theologie aus. Johannes starb im December des J. 960, nach dem Chronikon des Dionysius im J. 961, der Griechen (650 nach Chr. Geb.), in Einem Jahre mit dem Maphrian Maruthas [23]).

Johannes II., erst Mönch im Kloster Zukenin bei Amida, dann Bischof von Haura in Mesopotamien, hatte zwar zwei Mitbewerber für das Patriarchat, gelangte aber doch zu demselben durch die List des Bischofs Athanasius, welcher beauftragt war, durchs Loos die Wahl zu bewirken. Es hatte dieser auf alle drei Wahlzettel Johannes' Namen geschrieben. Anfangs fand man hierin einen Wink des Himmels, hinterher aber erweckte das Verfahren gegen beide Betheiligte Abneigung. Athanasius hatte auch keinen Vortheil davon. Nachdem sich Johannes durch Geschenke die Gunst des Khalifen Merwan zu erwerben gewußt hatte, nahm er auf seinen Beförderer und die übrigen Bischöfe keine Rücksicht. Athanasius beschuldigte ihn bei Merwan schwerer Verbrechen, aber ohne Erfolg. Es entstand darauf eine Spaltung in der Jacobitischen Kirche, hauptsächlich deswegen, weil der Patriarch die Diöcese Amida getheilt hatte. Auf einer zu Tarmana gehaltenen Synode bat zwar Athanasius den Patriarchen um Verzeihung, dessenungeachtet versammelte er nicht lange darnach die Bischöfe zu Tela und ließ sich dort für den höchsten und ersten Bischof und Großmetropoliten erklären, sodaß er an Macht und Ansehen Johannes wenig nachstand. Der Patriarch belegte die Bischöfe mit dem Anathema und nöthigte sie dadurch zur reuigen Unterwerfung. Athanasius dagegen beharrte in seinem Übermuthe und wagte es sogar, Bischöfe einzusetzen. Nach 16jähriger Verwaltung starb Johannes im October des J. 1066 der Griechen, 754 nach Chr. Geb. [24]).

Johannes III., Mönch im Kloster des heiligen Zache (Nicolaus) bei Kallinikus, wurde am 21. Nov. 846 nach Chr. Geb. auf einer Synode zum Jacobitischen Patriarchen von Antiochien geweiht. Ein Jahr später brannte die größere Kirche zu Amida ab, wurde aber wieder aufgebaut. Johannes verwaltete sein Amt 27 Jahre und starb am 3. Dec. 873 (1185 der Griechen) in der Stadt Rhesina (Risch aino). Mit den Jacobiten in Ägypten hielt er von Anfang an die früher stattgefundene Verbindung aufrecht. Zwischen ihm und dem Maphrian Basilius II. zu Tagrit, welchen er selbst bald nach seiner Erhebung ordinirt hatte, entstand ein heftiger Streit, sodaß man zu Tagrit den Namen des Patriarchen aus den Kirchen-

23) *Assemani*, Bibl. orient. T. I. p. 117. 425. T. II. p. 103. 325. 334. 335. 421 24) a. a. O. T. II. p. 325. 338.

büchern strich und der Maphrian drei durch den Patriarchen bestellte Bischöfe entfernte und andere an ihre Stelle setzte. Jeder hielt in dem ihm unterworfenen Sprengel eine Synode und setzte den andern ab. Der Khalif Motawakkel entschied endlich zu Gunsten des Patriarchen. Johannes begab sich daher nach Tagrit und weihte heimlich einen andern Maphrian in der Person eines gewissen Melchisedek. Basilius hatte sich dagegen nach Nisibis gewendet und dachte darauf, mit Hilfe einiger Bischöfe, welche Johannes haßten, einen andern Patriarchen zu wählen, starb aber, ehe er seinen Plan durchgesetzt hatte, im J. 1180 der Griechen (869 nach Chr. Geb.). Das Schisma dauerte 11 Jahre; Melchisedek starb schon 40 Tage nach Basilius. In demselben Jahre hielt Johannes eine große Synode zu Caphartuta; 8 Canones derselben, welche sich auf das Verhältniß des Patriarchen und des Maphrian beziehen, erwähnt auch Barhebräus [25]).

Johannes IV., Stylit im Kloster Kursachel bei Antiochien, wurde zuerst Bischof im Kloster Telzephre bei Haran, bekleidete das Patriarchat vom 21. April 1221 der Griechen (910 nach Chr. Geb.) an 12 Jahre und 7 Monate lang. Die Verbindung mit den Jacobiten in Ägypten hielt er aufrecht [26]).

Johannes V., Anachoret des schwarzen Berges, ordinirt am 28. Aug. 1247 der Griechen (936 nach Chr. Geb.), verwaltete das Patriarchat 19 Jahre 10 Monate und

Johannes VI., Stylit des Klosters Kursachel, geweiht am 16. Juli 1267 der Griechen (956 nach Chr. Geb.), nur 2 Jahre und zehn Monate [27]).

Johannes VII., ein Mönch, mit dem Beinamen Sarigtha (geflochtene Decke), weil er die Armuth zur Schau trug, zum Patriarchen geweiht am 9. Juli 1276 der Griechen (965 nach Chr. Geb.). Als ihn der byzantinische Kaiser Nicephorus Phokas aus Syrien nach Melitine berufen hatte, erbaute er dort das Kloster Bared. Mit vier Jacobitischen Bischöfen wurde er im J. 969 nach Constantinopel gebracht, um mit dem dortigen Patriarchen Polyeuktos über das strittige Dogma zu disputiren, beharrte bei seinem Glauben und wurde eingekerkert, nach vier Monaten jedoch wieder frei gelassen, nachdem Johannes Zimisces an Nicephorus' Stelle Kaiser geworden war. Er begab sich nach Melitine zurück und lebte dort im Kloster Bared bis zum Jahre 1296 der Griechen (985 nach Chr. Geb.). Über die Verhandlungen in Constantinopel berichtete er in einem Schreiben an den koptischen Patriarchen Mennas ziemlich ausführlich; es wird von Assemani mitgetheilt [28]).

Johannes VIII., Sohn des Abdon, geboren zu Melitine, wurde gegen den Willen seiner Ältern, als er 18 Jahre alt war, Mönch, und lebte als solcher bis zu seinem 60. Lebensjahre in mehren Klöstern. Im Jahre 1315 der Griechen (1004 nach Chr. Geb.) wurde er zum Patriarchen erwählt und innerhalb dreier Tage zum Diakonus, Presbyter und Patriarchen geweiht. Wegen seines Alters überließ er die Verwaltung dem Mönche David, seinem Syncellus, welcher viele Misbräuche eingeführt haben soll. Auch er hatte, wie Johannes VII., von Verfolgung der griechischen Kirche zu leiden. Im 27. Jahre seines Patriarchats wurde Johannes vom griechischen Patriarchen Nicephorus zu Melitine beim byzantinischen Kaiser Romanus I. verklagt, daß er Griechen zur monophysitischen Lehre zu verlocken suche. Die Folge davon war der Befehl, den Angeklagten nach Constantinopel zu schicken. Johannes gelangte am 15. Juni 1029 mit 6 Bischöfen, 20 Priestern und einer Anzahl Mönche dort an und wurde, da er seinem Glauben treu blieb, in ein bulgarisches Kloster verwiesen, wo er nach 4 Jahren starb. Einige seiner Bischöfe ließen sich bewegen, zur griechischen Kirche überzutreten, flüchteten sich aber später zum Theil nach Syrien und traten zur Jacobitischen Ansicht zurück; zwei kamen um im Gefängniß und durch Mishandlung des Volkes [29]).

Johannes IX., auch Theodor genannt, Neffe von Johannes VIII., lebte als Mönch zu Melitine, als er gegen seinen Willen zum Patriarchat berufen wurde, im August des Jahres 1360 der Griechen (1049 nach Chr. Geb.), welches 5 Jahre lang unbesetzt geblieben war. Seine Verwaltung desselben dauerte 8 Jahre und 10 Monate, bis zum J. 1058 nach Chr. Geb. Einige Bischöfe, welche während der Erledigung des Patriarchats ihre Sitze zu ändern sich erlaubt hatten, setzte er deswegen ab. Von seiner Verbindung mit den Jacobiten in Ägypten zeugen seine noch erhaltenen Schreiben an deren Patriarchen Christodulos [30]).

Johannes X., Sohn des Susan (Bar-Susan), Anfangs Nebenpatriarch von Athanasius VI., wurde von den Bischöfen der östlichen Gegenden zu Amida erwählt, weil sie mit der Wahl der Bischöfe der westlichen Landschaften nicht zufrieden waren. Er hieß früher Josua und war ein Schüler und Syncellus des Patriarchen Johannes IX. In mehren Schriften suchte er zu zeigen, daß es nicht erlaubt sei, wie es bei Athanasius geschehen war, von einem Bischofssitze zu einem andern überzugehen, und die Berufung seiner Gegner auf Beispiele aus älterer Zeit wies er so ab, daß er die Verschiedenheit der Zeiten geltend machte, vorzüglich aber hervorhob, Verletzung der Canones könne auch nicht durch ältere Vorgänge gerechtfertigt werden. Als er jedoch sah, daß die Anhänger des Athanasius bei der weltlichen Macht Entscheidung suchen wollten, trat er freiwillig zurück und beschäftigte sich blos mit Wissenschaft und Literatur. Von der griechischen Kirche wurde jedoch Athanasius verfolgt, nach 5½jähriger Verwaltung gefänglich eingezogen, und sollte nach Constantinopel gebracht werden, starb aber zuvor in der Stadt Arca bei Melitine. Jetzt wurde Johannes durch eine Versammlung von Bischöfen

25) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 302. 348. 437. 26) a. a. O. T. II. p. 126 349. 27) a. a. O. T. II. p. 350. 28) a. a. O. T. II. p. 132—141. 351. Vgl. auch *Renaudot*, Liturg. Orient. T. II. p. 489. coll. 409. Histor. Alexandr. p. 356 fg.

29) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 145—152. 352. 353. Vgl. auch *Renaudot*, Histor. Alexandr. p. 402—406. 30) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 146. 147. 153. 354.

im Kloster des Abbai am Euphrat veranlaßt, die Patriarchenwürde aufs Neue anzunehmen. Es wurden daher von ihm daselbst 24 Canones über kirchliche Disciplin festgesetzt, zum Bischofen wegen verschiedener Verbrechen ihre Stellen genommen und diese mit andern Personen besetzt. Im Leben einfach (er ging gewöhnlich zu Fuß), asketischen Übungen ergeben und den früher ihm liebgewordenen Studien treu, verwaltete er die Jacobitische Kirche 9 Jahre lang und starb zu Amida im J. 1384 der Griechen (1073 nach Chr. Geb.). Dorthin hatte er sich gewendet, um den Nachstellungen der griechischen Kirche zu entgehen. Barhebräus sagt rühmend von ihm: „er erfüllte die Erde mit Briefen und Büchern süßer Ermahnung." Neben den eigenen Schriften, welche er verfaßte, darunter vier Gedichte über die Eroberung von Melitine, schenkte er den Reden Ephräm's und des Archimandriten Isaak viel Aufmerksamkeit und wurde vom Tode bei dem Zusammenschreiben derselben in Einen Band überrascht. In seinen Tagen entstand zwischen den Jacobiten in Ägypten und Syrien Streit über Anwendung des Salzes und Öles beim Brode im Abendmahl; der koptische Patriarch Christodulos schickte dem zufolge einige seiner höheren Geistlichen nach Syrien, aber Johannes vertheidigte den Gebrauch seiner Kirche sehr lebhaft in einem an Christodulos gerichteten Schreiben [31]).

Johannes XI. mit dem Beinamen Abdon, aus der Familie des Patriarchen Johannes VIII., Archimandrit des Klosters Bethgagai, dann Bischof von Synnada (in der kleinasiatischen Landschaft Phrygien), wurde von einer kleinen Partei, aber mit vielem Widerspruch der Übrigen, zum Patriarchen ernannt. Seine Gönner behaupteten nämlich, schon bei Erwählung seines Vorgängers Basilius II., welche durchs Loos geschah, sei sein Name zuerst gezogen, aber von dem der Versammlung Vorsitzenden verheimlicht worden. Brachte es nun Johannes bei dem armenischen Oberbefehlshaber Philartus durch Geschenke dahin, daß die Bischöfe zu seiner Ordination erscheinen mußten, so erkauften sich doch seine Gegner darnach bei demselben die Erlaubniß, zum Patriarchen zu wählen, wen sie wollten. Auf solche Weise fiel ihre Wahl zuerst auf Dionysius V., dann auf Johannes XII., nach welchem sich Dionysius VI. eindrängte, dem wieder Athanasius VII. folgte. Johannes XI. bemühte sich demnach vergeblich, nach jeder neuen Erledigung des Patriarchats zum alleinigen Besitze desselben zu gelangen, bestellte aber mehre Bischöfe. Der Anfang dieses Zwiespaltes fällt in das J. 1385 der Griechen (1074 nach Chr. Geb.). Dionysius V. wurde jedoch erst 3 Jahre später ordinirt und starb nach einjähriger Verwaltung. Hierauf stellte man 7 Jahre lang Johannes XI. keinen andern Patriarchen gegenüber; aber im J. 1397 der Griechen (1086 nach Chr. Geb.) traten die Bischöfe, welche ihn als einen Häretiker verdammt hatten, in Melitine zusammen und wählten den Anachoreten Johannes (XII.), welcher jedoch schon nach anderthalbjähriger Verwaltung mit Tode abging. Durch Zahlung einer ansehnlichen Summe an den armenischen Befehlshaber Philartus bewirkte nun der Archimandrit Marcus, daß ihn zwei Bischöfe als Dionysius VI. erwählten, im J. 1399 der Griechen (1088 nach Chr. Geb.). Allein auf einer Synode der übrigen Bischöfe unter Leitung des Maphrian Johannes wurde er und sein Nebenpatriarch Johannes XI. verdammt, ohne daß einer oder der andre sich dadurch stören ließ. Nachdem dieses Schisma 6 Jahre gedauert hatte, entschloß man sich doch auf den Rath des Maphrian, welchen Dionysius VI. dadurch, daß er ihm die Diöcese Nisibis mit zuwies, für sich gewann, diesen Eindringling anzuerkennen. Aber schon nach 1 Jahre und 7 Monaten starb Dionysius im J. 1401 der Griechen (1090 nach Chr. Geb.). Der Mönch Abulpharagius, welchen man durchs Loos als Athanasius VII. erwählte und Johannes XI. entgegensetzte, war kaum 9 Monate darnach zu bestimmen, sich zur Ordination einzufinden. Da er aber dem griechischen Befehlshaber Gabriel zu Melitine kein Geld gab, wie dieser erwartete, so wurde er in ein Hurenhaus gebracht, bis die Jacobiten 400 Goldstücke für ihn erlegten. Um den Nachstellungen des Gegenpatriarchen zu entgehen, begab er sich nach Bagdad und erhielt vom Khalifen Abudschafar die Bestätigungsurkunde. Bald nachher aber starb Johannes XI. zu Hesen-Mansur (Castrum Mansur) und soll voll Reue über das erregte Schisma verordnet haben, daß er vor den Kirchthüren begraben würde. Athanasius aber rief die Bischöfe zusammen, absolvirte den Verstorbenen und hielt ihm die Exequien, indem er erklärte, Johannes sei ja nicht vom Glauben abgewichen, wenn er auch nach der obersten Würde gestrebt habe [32]).

Johannes XII. s. unter Johannes XI.

Johannes XIII., auch Maudiana genannt, Archimandrit eines Klosters bei Antiochien, wurde am 17. Febr. 1440 der Griechen (1129 nach Chr. Geb.) als Patriarch ordinirt. Er scheint sehr reizbar gewesen zu sein. Denn als ihm auf seiner Durchreise durch Mabug der dortige, auch als Gelehrter sehr geachtete, Bischof Johannes Bar Andreas nicht entgegenkam, setzte er ihn ab. Der dafür von ihm eingesetzte Barturca mußte seines schlechten Wandels wegen nach 3 Jahren von dort entfernt werden, misfiel aber an allen Orten, wohin der Patriarch ihn brachte und starb endlich als Opfer allgemeinen Hasses durch die Hand einiger Armenier. Bischof Johannes erhielt seine Stelle wieder und leistete auch durch seine Kenntniß des Armenischen der Jacobitischen Kirche wesentliche Dienste. Der armenische Katholicus Gregorius hatte nämlich in einem Gedichte die Jacobiten darüber getadelt, daß sie das Kreuz mit Einem Finger machten, im Abendmahl gesäuertes Brod gebrauchten u. s. w.; Bischof Johannes bezüchtigte dagegen ebenfalls in einem zierlichen armenischen Gedichte die Armenier jüdischer Gebräuche und steckte es unter die Bücher des Klosters Trazareg in Cilicien. Der armenische Katholicus ließ darauf beide

31) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 143—145. 154. 158. 210. 211. 317. 354—356. 383. Vgl. auch *Renaudot*, Hist. Alexandr. p. 425.

32) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 356—358.

Gedichte verbrennen und der Zwist zwischen den Armeniern und den Jacobiten hörte auf. Die Verwaltung des Patriarchen Johannes dauerte acht Jahre; sehr viel Einfluß hatte auf ihn der Bischof Basilius, ein sehr gebildeter und erfahrener Mann, welcher aber sein Verhältniß zu demselben darin misbrauchte, daß er die Wiederbesetzung des Bisthums Melitine, nach welchem er selbst strebte, drei Jahre lang verhinderte, dem Einen der Erwählten sogar kirchliche Strafen zuzog, sich selbst aber nach dem Tode des Johannes durch Benutzung seines Siegels jenes Bisthum zutheilte [33]).

Johannes XIV., früher Josua der Schreiber, ein Anachoret, wurde im J. 1519 der Griechen (1208 nach Chr. Geb.) von einer Anzahl Jacobitischer Bischöfe dem ihnen misfälligen Patriarchen Michael dem Jüngern (auch Josua Labeo genannt) als kirchliches Oberhaupt entgegengestellt, flüchtete sich aber auf die Nachricht von seiner Erwählung nach Nisibis. Michael versprach daher den Äbten des Klosters Barsuma eine große Geldsumme, wenn sie die Ordination des Gegenpatriarchen nicht zuließen; allein sie trauten ihm nicht und veranstalteten die Weihe des widerstrebenden Johannes. Hierauf verweilte dieser über ein Jahr lang in klösterlicher Verborgenheit, bis der Archimandrit des Klosters Gavicatha bei Mopsueste beim armenischen Könige Leo einen Empfehlungsbrief an Ezzeddin, den Befehlshaber zu Cäsarea in Kappadocien, ausgewirkt hatte; zu Folge dessen Ersterer überall als Patriarch verkündet wurde. Von Cäsarea begab sich Johannes nach Melitine, in das Kloster des Barsumas, nach Edessa, Amida, Maredin, Turabdin und in andre Städte Mesopotamiens, begleitet von einem zahlreichen Klerus, und unter andern den habsüchtigen Bischöfen Mennas von Amida und Theodor von Edessa. Viel Geld wurde bei der Gelegenheit von diesen zusammengebracht, unter dem Vorwande, der Patriarch stecke sehr in Schulden; freilich mußten die moslimischen Befehlshaber damit befriedigt werden, welche in die Erhebung desselben gewilligt hatten. Nach Beendigung dieser Rundreise wurde Johannes in das Kloster des Barsumas zurückgeführt, flüchtete sich aber wieder von dort nach Cilicien in das Kloster Gavicatha, während der andre Patriarch Michael sich nach dem ersteren wandte und dort im J. 1526 der Griechen (1215 nach Chr. Geb.) verstarb, nachdem er zuvor noch den Tod seines Bruders, des Maphrian Gregorius, vernommen hatte. Johannes residirte hierauf wieder einige Zeit im Kloster des Barsuma, aber der streitsüchtige Archimandrit desselben, Simeon, verleidete ihm bald den dortigen Aufenthalt, sodaß er das Kloster Modik zu seiner Wohnung wählte. Nachdem das Verwaltungsjahr dieses Archimandriten abgelaufen war, maßte sich derselbe dessenungeachtet die Rechte des Oberhauptes im Kloster an; als aber der Patriarch sich in einem Briefe an seinen Nachfolger im Amte darüber misbilligend äußerte, wagte er sogar, dem Namen desselben allerlei Lästerung und Beschimpfung anzuhängen. Johannes belegte ihn daher mit der Excommunication und dem Interdict. Allein der freche Mönch unterstand sich unmittelbar nachher, kirchliche Handlungen vorzunehmen, fand jedoch wenige Tage später seinen Lohn. Er vergriff sich an einem Diener und wurde von demselben mittels eines mit eiserner Spitze versehenen Stockes getödtet. Dieser Umstand wirkte sehr auf die Stimmung der Klosterbewohner; sie holten den Patriarchen voll Ehrfurcht in ihr Kloster zurück. Er starb auch daselbst im J. 1220 nach Chr. Geb. Übrigens war er klein von Figur und sehr dünn vom vielen Fasten. Die Verbindung mit den Kopten hatte er fortgesetzt und schickte zu dem Ende im J. 1211 nach Chr. Geb. eine Gesandtschaft an den Patriarchen Johannes Abul-Mageb [34]). Eine ihm zugeschriebene Liturgie hat Renaudot bekannt gemacht [35]).

Johannes XV., Bar Maadani (Sohn des Maadanier's), aus Mesopotamien, Bischof zu Marda, dann seit dem J. 1543 der Griechen (1232 nach Chr. Geb.) Maphrian oder Primas des Orients, wurde am 4. Dec. 1252 durch seinen Anhang zum Patriarchen erwählt, nachdem schon am 14. September des vorhergehenden Jahres Dionysius VII., auch Aaron Angur genannt, mit dieser Würde bekleidet worden war. Johannes hatte sich nämlich sogleich nach der Wahl des Dionysius nach Edessa begeben, um sie anzutasten. Der Erwählte lud ihn freundlichst zur Theilnahme an der Synode ein, auf welcher seine Ernennung erörtert werden solle, aber der Abgesandte desselben traf Johannes, welcher schon nach Aleppo gegangen war, wo ihn der dortige Bischof ordiniren wollte, nicht mehr zu Edessa, schickte ihm aber den Brief des Patriarchen nach und ersuchte ihn und die bei ihm befindlichen Bischöfe dringend, kein Schisma zu machen und die Ankunft der westlichen Bischöfe abzuwarten. Aber umsonst. Die traurigen Folgen dieses kirchlichen Zwiespaltes zeigten sich bald. Es war derselbe, da sich beide Parteien den Schutz der weltlichen Macht wechselsweise zu erkaufen suchten, nur ein Mittel der Bereicherung für die damals in jenen Gegenden schaltenden fremden Gebieter. Nachdem Johannes den Bischof Basilius von Aleppo unter dem Namen Ignatius zum Maphrian erhoben, begab er sich nach Antiochien. Eine Streitsache zwischen den Bischöfen von Ptolemais und Tripolis, welche er zu Gunsten des Erstern entschied, veranlaßte den Letztern, ihn bei den Franken, den damaligen Herren jener Landschaften, wegen unbefugter Anmaßung der patriarchalischen Gewalt zu verklagen, da Dionysius noch am Leben sei. Beiden Patriarchen wurde darauf dreimonatliche Frist gegeben, ihre Ansprüche zu rechtfertigen. Johannes machte sich inzwischen durch ungeheure Geschenke die Franken geneigt und verschaffte sich durch den von ihm erwählten Maphrian Ignatius Basilius eine Bestätigungsurkunde des Beherrschers von Damaskus, daß er die patriarchalische Jurisdiction in ganz Syrien ausüben dürfe. Nicht dem Bischof Daniel von Chaboras, wie von einigen Seiten gewünscht worden war, sondern an Dionysius (auch Matthäus genannt) Bischof von Guma, verlieh er das

33) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 360.

34) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 231—237. 370. 371.

35) Collect. Liturg. orient. T. II. p. 474.

Bisthum Aleppo, worauf jener zum Islam übertrat. Während er von Antiochien nach Aleppo und von dort nach Maredin sich wandte, hatte der Nebenpatriarch Dionysius, durch die Edesseuer unterstützt, bei Naser, dem Beherrscher von Damaskus, eine Urkunde ausgewirkt, ferner eine solche bei dem Sultan Ezzeddin von Ikonium sich erbeten, daß er in ihren Gebieten ungehindert proclamirt werde. Auch sandte er auf den Rath des Bischofs Thomas von Turabdin befreundete Geistliche in dessen Sprengel, welche in den Klöstern und Ortschaften viel Geld sammelten, womit die Machthaber in jenen Gegenden zu seinen Gunsten gestimmt werden könnten. Die Edesseuer wünschten ihn aus dem Kloster des Barsuma nach Syrien zu ziehen und brachten es daher dahin, daß Naser ihn nach Damaskus einlud. Dionysius folgte dieser Einladung, wurde zur Audienz gelassen und setzte die Ursache des Zwiespaltes in der Jacobitischen Kirche aus einander, beging aber dabei die Unvorsichtigkeit, nicht blos die Bestätigung des Sultans Ezzeddin von Ikonium, sondern auch des tatarischen Heerführers Basanvin vorzuzeigen. Dieses Hilfesuchen bei den feindlichen Tataren nahm ihm Naser sehr übel und war nur durch neue Geldspenden zur Aufrechthaltung der früher ertheilten Bestätigung zu bewegen. Über Aleppo begab sich Dionysius nach Castrum Romanum, wurde allerdings vom armenischen Katholicus ehrenvoll aufgenommen, setzte es aber doch nicht durch, statt des Johannes als Patriarch dort anerkannt zu werden, ging daher nach Aleppo zurück, zahlte dem dortigen Befehlshaber die festgesetzte Summe, übertrug das dasige Bisthum an den um ihn vielfach verdienten Bischof Gregorius Abulpharagius von Lacabena und verlegte seinen Wohnsitz wieder von Edessa ins Kloster des Barsuma. Um diese Zeit kam der Maphrian Ignatius Saliba, Anhänger des Patriarchen Johannes, nach Aleppo, nach längerem Verweilen daselbst auch nach Damaskus, und wirkte ein Decret aus, worin die dem Dionysius ertheilte Bestätigung widerrufen und das Patriarchat an Johannes übertragen wurde. Zugleich übernahm er den der Kirche zu Aleppo aufgelegten Tribut und der dort neu eingesetzte Bischof Gregor mußte sich entfernen. Hierauf gab er in einem Briefe dem Patriarchen Johannes einen Wink, selbst nach Aleppo zu kommen, was dieser auch nach längerer Weigerung that, nachdem er zu dem Tribut, welchen der Maphrian versprochen, das erfoderliche Geld erborgt hatte. Jedoch gestaltete sich bald darauf Johannes' Lage wieder ungünstig. Der Nestorianer Emineddin Mobrach nämlich, welcher von den Tataren nach Damaskus an Naser geschickt und bei Dionysius gewesen war, versprach diesem durch seine Vermittlung Wiederherstellung seiner frühern Stellung zu dem von Naser regierten Lande. Johannes floh daher aus Syrien nach Cilicien und fand bei dem armenischen Könige Haithon gütige Aufnahme und lebte still in einem Kloster bei Sis. Emineddin richtete nun zwar nichts aus, allein im folgenden Jahre erwirkte der Arzt Michael und der Bischof Gregor von Aleppo, welcher sich nach Damaskus begeben hatte, bei Naser wieder die Bestätigung des Patriarchen Dionysius. Gregor gelangte dadurch zu seinem Bisthume und Dionysius galt in ganz Syrien und dem Sultanate von Ikonium als Oberhaupt der Jacobiten. Einen noch größern Verlust erlitt Johannes dadurch, daß der ausgezeichnete und gelehrte Maphrian Ignatius, seine bisherige Hauptstütze, seine kirchliche Stellung aufgab und dafür zu Tripolis sich ganz und gar der Arzneikunde ergab und bald nachher dort starb. Aber auch für Dionysius brachen wieder trübe Zeiten an. Im Juni des J. 1570 der Griechen (1259 nach Chr. Geb.) wurde er von dem Archimandriten Saliba, einem seiner Verwandten, weil er ihm die Oberaufsicht über das Kloster nicht auf zehn Jahre zugestehen wollte, bei dem Sultan von Ikonium des Mordes und anderer Verbrechen angeklagt. Auf seiner Flucht von Melitine zu den Tataren in dem Städtchen Manangerd wurde er gefangen genommen, entkam aber durch den Beistand des armenischen Bischofs Sergius glücklich zu Hulagu, welcher ihm vollkommene Gewalt über das Kloster zusprach, in einem für immer gültigen Diplome. In der Stadt Tebriz, wohin der Patriarch darauf kam, traf er seinen Ankläger, welcher sich auch an die Tataren zu wenden im Begriff war und konnte ihn nur durch große Versprechungen davon abhalten, wobei ihm Bischöfe und Archimandriten ebenfalls sehr zuredeten. Im Kloster des Barsuma, in welches beide gingen, wurde wenige Tage nachher der streitsüchtige Saliba und sein Bruder Abulpharagius von der Dienerschaft des Patriarchen getödtet. Von dem Verdachte, dies angeordnet zu haben, sich zu reinigen, eilte Dionysius zu dem Khan der Tataren. Der Leibarzt Simeon, welcher ihm erst sehr entgegen war, wurde durch bedeutende Geschenke umgestimmt und die Anklage des Mordes verstummte. Nicht lange nachher, am 18. Febr. 1261 nach Chr. Geb., wurde aber der Patriarch selbst im Kloster des Barsuma wegen seines wilden und stolzen Benehmens von einem Mönch, einem Diakonus und einem Laien beim Beten erschlagen. Ihre Meldung bei dem tatarischen Hofe, daß die That von eingefallenen Kurden geschehen sei, ergab sich bald genug als falsch und die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Jetzt fand Johannes keinen Widerstand weiter. Der Sultan von Ikonium erlaubte auf seine Bitte, daß er das Kloster des Barsuma und die Jacobiten in seinem ganzen Lande unter seine Leitung nehme. Zu Melitine und in den übrigen Orten wurde Johannes als Patriarch proclamirt, doch blieb er in Cilicien und starb daselbst im J. 1574 der Griechen (1263 nach Chr. Geb.). Außer einigen Gedichten von der Seele, betitelt: der Vogel, von dem hohen Ursprunge der Seele, von der Vollkommenheit, schrieb er eine sogenannte Anaphora, welche Renaudot [36]) bekannt gemacht hat, und 18 Homilien, letztere in arabischer Sprache, das übrige syrisch [37]).

Johannes Ananias Xenajas oder Johannes Barsilai, Bischof von Amida, dann Patriarch von 1795 bis 1804 der Griechen (1484—93 nach Chr. Geb.), s. unter dem Namen Ignatius XI. (nach andrer Zählung VII.)

36) Collect. Liturg. orient. T. II. p. 512. 37) *Assemani*, Bibl. orient. T. II. p. 242. 243. 375—379. 454. 455.

in der Reihe der Jacobitischen Patriarchen im Artikel Monophysiten.

Johannes oder Theodor Barvehebun, vom Jahre 1180 der Griechen (869 nach Chr. Geb.), Gegenpatriarch von Michael I. dem Großen, s. unter Michael I., Patriarch der Jacobiten.

Unter den Primaten des Orients sind in der Jacobitischen Kirche ebenfalls mehre des Namens Johannes; über sie vgl. d. Art. Maphrian.

4) Patriarchen der Maroniten.

Unter den maronitischen Patriarchen ist der Name Johannes ziemlich häufig, allein die meisten derselben sind ohne geschichtliche Bedeutung.

Johannes I. Maro s. Johannes Maro unter Johannes, Gelehrte, Geistliche u. s. w.

Johannes II. wird als 4. Patriarch der Maroniten genannt, lebte also in dem 8. Jahrhundert; Johannes III. erscheint als Nachfolger desselben, Johannes IV. als 11., Johannes V. als 18., Johannes VI. als 21. Patriarch[38]).

Johannes VII., maronitischer Patriarch von Antiochien vom J. 1151—73 nach Chr. Geb., war gebürtig aus Lephed im Gebiete von Byblos und hat eine sogenannte Anaphora geschrieben[39]). Während er im Kloster des heil. Elias sich aufhielt, erlaubten sich bei einem großen Gastmahle desselben einige trunkene Laien, in das Kloster der heil. Thekla einzudringen, sodaß sich die Äbtissin Sara über den Patriarchen als Veranlasser dieser anstößigen Handlung beschwerte. Johannes begab sich nach Rom, um sich von dem ihm gemachten Vorwurfe zu reinigen; der Papst aber ging vorsichtig zu Werke und beschloß, die Sache auf einer zu Byblos (jetzt Dschebail) zu haltenden Synode entscheiden zu lassen. Auf derselben wurde gegen den Patriarchen entschieden. In Folge davon begab er sich in das Marienkloster zu Abel und führte daselbst bedeutende Bauten aus[40]).

Johannes VIII. um die Mitte des 13. Jahrhunderts und Johannes IX. um die Mitte des 14.; sonst ist nichts weiter von ihnen bekannt.

Johannes X., mit dem Beinamen Algigaeus, war Zeitgenosse des Papstes Eugenius IV. Seine Erwählung fällt um die Zeit des Concils zu Florenz. Der von ihm Abgesendete, welcher die Benachrichtigung darüber dem Papste überbringen sollte, traf denselben eben dort, empfing auch von ihm ein Schreiben und das Pallium für den neuen Patriarchen. Als er aber bei seiner Rückkunft in Tripolis von seinen Glaubensgenossen mit großem Jubel empfangen wurde, ließ ihn der moslimische Befehlshaber der Stadt einkerkern, die vornehmen Maroniten, welche sich für ihn verwendeten, sogar zum Theil zum Tode verurtheilen und ihre Besitzthümer mit Feuer verheeren. Der Zorn des fanatischen Moslimen ging noch weiter; die Mönche des Klosters Maiphuch, in welchem sich der Patriarch damals aufhielt, wurden in Ketten zur Stadt geführt und die ganze Maronitische Bevölkerung mußte eine bedeutende Geldsumme erlegen. Der Patriarch floh daher in das Marienkloster zu Kanubia und starb auch daselbst im J. 1445 nach Chr. Geb.[41]).

Johannes XI., Macluph, erwählt im Mai 1609, wandte sich an Papst Paul V. um Bestätigung und das Pallium, und erhielt beides. Auf seinen Wunsch wurden die Kirchenbücher der Maroniten zu Rom gedruckt. Er starb am 15. Dec. 1633[42]).

Johannes XII., erwählt im J. 1647 und gestorben am 16. Dec. 1656, hat sich bei den Seinigen besonders dadurch großen Ruf erworben, daß er den Übertritt des Jacobiten Andreas Abdelgal, welcher unter seinem Vorgänger Joseph allerdings schon eingeleitet war, wirklich zu Stande brachte. Er weihte ihn darauf zum Priester, erhob ihn später zum Erzbischof, worauf Andreas nach Aleppo ging, viele Jacobiten der Maronitischen Kirche gewann und endlich als unirter Jacobitischer Patriarch zu Antiochien von Papst Alexander VII. bestätigt wurde[43]).

(*A. G. Hoffmann.*)

V. Johannes, Cardinäle, (geistliche) Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, s. Johann, Cardinäle u. s. w.; einzelne derselben, welche sich als Gelehrte und Schriftsteller auszeichneten, s. unter Johannes, Feldherren, Gelehrte, Geistliche, Mönche und Ordensstifter. (*R.*)

VI. Johannes, Feldherren, (christliche) Gelehrte, Geistliche, Mönche und Ordensstifter.

Johannes, vorgeblich Urheber des Nominalismus und Lehrer von Roscelin, Arnulph und Robert von Paris. Die Existenz dieses Mannes, dessen, außer dem ungenannten Verfasser der Geschichte Frankreichs von Robert bis auf Philipp I., sonst Niemand gedenkt, steht eben nicht unzweifelhaft fest, zumal Roscelin gewöhnlich als Urheber des Nominalismus genannt wird. s. Meiners Comment. de Nominalium et Realium initiis; in Commentt. soc. scient. Gotting. XII, 26. vgl. Krug, Encykl. philosoph. Lexikon unter Johann.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes, ein Arzt, besonders Augenarzt, s. Meister Johann (Maitre Jean).

Johannes, ein philosophischer Charlatan, s. Giovanni.

Johannes von Abbeville, Cardinal unter Gregor IX., hieß mit seinem Familiennamen Alegrin (Hallgrin, Hollegrin) und war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Abbeville, in dem jetzigen Departement der Somme, geboren. Nach Einigen soll er Mönch zu Clügny und dann Prior des Cistercienserklosters zu Abbeville gewesen sein, was aber von Andern mit Recht bestritten wird. Gewiß ist, daß er zu Paris die Doctorwürde erhielt und mit großem Beifalle die Theologie lehrte. Durch sein Rednertalent berühmt, wurde er als

38) *Le Quien*, Oriens christianus. T. III. col. 51. 39) *Assemani*, Bibl. orient. T. I. p. 522. 40) Le Quien a. a. O. col. 55. 56.

41) Le Quien a. a. O. T. III. col. 63. 42) *Assemani*, Bibl. Orient. Vatic. T. I. p. 552. 553. Le Quien a. a. O. col. 68. 69. 43) Le Quien a. a. O. col. 71. 72.

Dekan an die Kathedrale zu Amiens berufen und später (1225) zum Erzbischofe von Besançon ernannt. Seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit bewogen den Papst Gregorius IX., welcher ihn schon zu Paris hatte kennen und achten gelernt, ihm einen größern Wirkungskreis anzuweisen, und so wurde er im Sept. 1227 zum Cardinal ernannt und zugleich (1228) als Legat nach Spanien und Portugal geschickt, um den Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu predigen, was er auch mit Eifer that. Seine Gesandtschaft an den teutschen Kaiser Friedrich II., um diesen mit dem Papste auszusöhnen (1230), hatte ebenfalls, wenigstens für den Augenblick, einen günstigen Erfolg und bewog Gregorius, ihm zur Belohnung seiner Verdienste das Patriarchat von Constantinopel zu übertragen, welches er aber ablehnte. Er starb am 28. Sept. 1237. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich gern mit theologischen Studien. Seine Bemerkungen zu dem hohen Liede findet man bei dem Commentar des Cistercienserm önches Thomas über diesen Theil des alten Testaments (Paris. 1521. Fol.). Seine übrigen Schriften („Commentarius seu Sermones in Psalterium" und „Sermones in Epistolas et Evangelia totius anni," die auch in den Handschriften unter dem Titel: „Sermones de tempore et de Sanctis" vorkommen) sind noch ungedruckt [1]).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes Actuarius, s. Actuarius (Johann).

Johannes Aegeates lebte zu Ausgange des fünften Jahrhunderts. Er war Presbyter und Nestorianer, und erhielt, weil er sich hauptsächlich zur Partei des Dioskuros und Eutyches hielt, den Beinamen *διακρινόμενος*, der Abgesonderte, wie sich die Männer dieser Partei zu nennen pflegten. Er schrieb eine Kirchengeschichte in zehn Büchern. Nach dem Zeugniß des Photius begriffen die ersten fünf Bücher den Anfang der Nestorianischen Streitigkeiten bis auf die Absetzung des Petrus Fullo im J. 479. In den Fragmenten, die uns davon übrig sind, finden sich große Lobeserhebungen der Räuber-Synode zu Ephesus und des Dioskuros und seiner Anhänger, sowie heftiger Tadel der chalcedonischen Kirchenversammlung, die er auch noch in einer besondern Schrift mit großer Heftigkeit angegriffen. Seinen Vortrag rühmt Photius als deutlich, blühend und angenehm [1]). (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Aegidius Atheniensis, s. Aegidius (Johann).

Johannes von Alexandria (Johannes Alexandrinus), ein griechischer Arzt, von dessen Lebensumständen man nichts weiter weiß, als daß er wahrscheinlich gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts zu Alexandria die Medicin lehrte. Sein Commentar zu des Hippokrates sechstem Buche über die Volkskrankheiten scheint sich große Achtung erworben zu haben; er wurde ins Arabische übersetzt und aus dieser Sprache im 15. Jahrhundert von Ponticus Virunius in die lateinische übertragen. Den griechischen Text kennt man bis jetzt nicht. Die lateinische Übersetzung findet sich in den zahlreichen Ausgaben der sogenannten „Isagoge in Tegni Galeni" des arabischen Arztes Joannicius (zuerst Venet. 1483. Fol.) und ist auch besonders gedruckt (Lugd. 1527. 4.). — Die Patriarchen, welche auch Johannes von Alexandrien genannt werden, s. unter Johannes, Patriarchen.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes der Almosenspender, s. Johannes V., Patriarch von Alexandrien.

Johannes de Altavilla, s. Johannes de Hauteville.

Johannes de St. Amando, s. Amand (St.).

Johannes, Anagnostes oder Lector genannt, ein griechischer Historiker des 15. Jahrhunderts, lebte in Thessalonich, als diese schlecht vertheidigte Festung im J. 1430 von den Türken unter Murad II. erobert wurde. Er verließ mit den meisten Einwohnern die Stadt, kehrte aber, da die Türken die Entflohenen durch Versprechungen wieder herbeizuziehen suchten, zurück. Die Freude dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn die Treulosigkeit der Eroberer veranlaßte ihn, seinen Aufenthalt an einem andern Orte zu nehmen. Fabricius [1]) nennt den Johannes einen Thessalonicher, ohne Beweise dafür beizubringen; wahrscheinlicher ist es, daß er nur als Mönch daselbst wohnte [2]). Einige Jahre nach dem Falle Thessalonichs beschrieb er auf Verlangen eines angesehenen Mannes, den er nicht näher bezeichnet, dieses für Griechenland höchst nachtheilige Ereigniß in seiner „Erzählung von der letzten Einnahme Thessalonichs" („*Διήγησις περὶ τῆς τελευταίας ἁλώσεως τῆς Θεσσαλονίκης*"), welcher er eine „Klage über den Fall Thessalonichs" („*Μονῳδία ἐπὶ τῇ ἁλώσει τῆς πόλεως Θεσσαλονίκης*") folgen ließ. Leo Allatius gab beide aus einer an einigen Stellen etwas lückenhaften Handschrift mit einer von ihm verfertigten lateinischen Übersetzung in seinen „*Σύμικτα*," Colon. [Amst.] 1653. p. 318—380 (ed. nov. [3]) Venet. 1733. F. p. 95—118) heraus. (Vgl. *M. Hankii* lib. de Byzantinarum rerum scriptoribus graecis, Lips. 1677. 4. P. I. c. 38.)

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Anagni (de Anania), s. Anania (Johannes de).

Johannes Andreae, s. Andreae (Johannes de).

Johannes Andronikos Kallistos, s. Andronikos (Kallistos).

Johannes Angelus, oder, wie er nach seinem Familiennamen heißt, Johann Scheffler, ist in mehr als einer Hinsicht ein merkwürdiger Mann. Was man außer seiner literarischen Thätigkeit von seinem Leben und seinen Schicksalen weiß, erstreckt sich auf folgendes Wenige. Er wurde im J. 1624 zu Breslau geboren, hatte Lutherische Ältern und ward auch in dem Lutherischen Kirchenglauben erzogen.

1) Vgl. G. J. Egg's Purpura docta. Tom. I. p. 148. 149. *E. Oudin*, Comm. de Script. eccles. Tom. III. p. 43—45.

1) s. *Fabricius*, Biblioth. gr. VII, 419 sq. *Cave*, Scriptt. eccl. hist. liter. I, 456.

1) Biblioth. gr. Vol. VI. p. 486. (E. II. Vol. VII. p. 804) und nach ihm F. Schöll, Geschichte der griech. Lit. Teutsch von M. Pinder, Berl. 1830. Bd. III. S. 276. 2) De excidio Thessalon. cap. 20. 3) Bildet einen Theil des von dem Buchhändler J. B. Pasquali herausgegebenen 23. Bandes des Corp. hist. Byzant.

Zu seiner Berufswissenschaft hatte er sich die Heilkunde erwählt, dieselbe eine Zeit lang in Jena, wohin der Ruf Rolfink's und die Landsmannschaft J. Christfried Sagittarius' zu jener Zeit mehre Schlesier zog, studirt, die Doctorwürde in derselben erlangt und dem Kaiser Ferdinand III., sowie dem Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg-Öls einige Jahre als Leibarzt gedient. Von frühen Jahren her war er ein Freund der mystischen Theologie und hatte sich viel mit den Schriften Jac. Böhme's, Valent. Weigel's und Kasp. v. Schwenckfeld's beschäftigt; Abrah. v. Franckenberg aber, seit dem J. 1650 zu Ludwigsdorf im Fürstenthume Öls, der bekannte Anhänger Böhme's, war sein besonders vertrauter Freund, aus dessen Hinterlassenschaft — er starb 1652 — er mehre seltene Schriften an sich brachte, die er aber nachher verbrannte [1]. Auch auf seinen Reisen, namentlich in Holland, suchte er vorzüglich den Umgang und die Versammlungen der Freunde und Anhänger der mystischen Theologie. Es war daher kein Wunder, wenn er mit der Lutherischen Geistlichkeit zerfiel, die er für rudis et ignara antiquae pietatis et jejuna verae et vivae theologiae erklärte [2], und wenn der fürstliche Hofprediger zu Öls, Chph. Freitag, den er später unter dem Namen Dr. Keinnütz bestritt, es auf alle Weise zu verhindern bemüht war, daß seine Schriften in Schlesien gedruckt würden.

Im J. 1652 trat er von der Lutherischen zur katholischen Kirche über und rechtfertigte seine Apostasie durch seine Schrift: **Causa fundatur, cur abjecto Lutheranismo, catholicam religionem sibi capessendam fuisse animadvertit**, die das Jahr darauf auch teutsch erschien. Unter den Gründen, die ihn zum Abfall gebracht, bringt er auch den vor, daß das Lutherthum die mystische Theologie verwerfe und deren Freunde und Begünstiger mit dem Namen Schwärmer und Enthusiasten verdächtig und verächtlich zu machen suche. Um zu beweisen, daß ihn nicht etwa zeitliche Vortheile zum Übertritt in die katholische Kirche bewogen, gab er seine Bedienung als Leibarzt auf, begnügte sich mit dem Titel eines bischöflich-breslauischen Raths und Priesters der römischen Kirche [3] und zog sich in das St. Matthias-Kloster in Breslau zurück, wo er von den Kreuzbrüdern mit dem rothen Sterne bis an sein Ende unterhalten wurde; Jesuit aber, wie unter Andern auch Reimann angibt [4], ist er, wenigstens der öffentlichen Confession nach, nie gewesen. Er starb am 9. Juli 1677.

Die Schriften, die er als Apostat, bald unter seinem Familiennamen, bald unter dem Namen Johann Angelus [5], auch unter ein Paar anderen, herausgegeben, sind eines Theils polemischen, andern Theils asketischen Inhalts. Unter den ersteren zeichnet sich besonders seine Türkenschrift [6] aus, in welcher er auf nichts Geringeres hinausgeht, als zu beweisen, daß an dem unglücklichen Türkenkriege Niemand anderes, als die Lutheraner schuld seien, und daher den Kaiser Leopold auffodert, dieselben mit Gewalt zu vertilgen. Die gewaltsame Ausrottung der Protestanten zu befördern, ist auch der Zweck einer andern Schrift desselben, die er unter dem Namen **Hierotheus Bornovski** und unter dem Titel: Gerechtfertigter Gewissenszwang 1672 herausgegeben. In seinem, unter dem Namen **Christianus Conscientiosus**, edirten Sendschreiben über die Frage, ob man in der Lutherischen Religion könne selig werden, spricht er, wie ein echter Apostat, den Lutheranern alle Hoffnung zur Seligkeit ab. Als Polemiker gegen die protestantische Kirche ist Scheffler weder gelehrt noch gründlich, weder scharfsinnig noch consequent, sondern nur nach Jesuitenart witzig, grob und gehässig, was vielleicht die Annahme, daß er sich in die Gesellschaft der Jesuiten habe aufnehmen lassen, veranlaßt hat. Er gibt überall Blößen. Dagegen aber verdient er als asketischer Schriftsteller Beifall und Lob. Sein cherubinischer Wandersmann, seine köstliche evangelische Perle, seine Betrachtung der vier letzten Dinge u. v. a. Schriften, gehören zu den besten in ihrer Art. Die erstere hat Gfr. Arnold wieder abdrucken lassen. Ganz vorzüglich ausgezeichnet aber ist Scheffler als geistlicher Liederdichter. „In Scheffler's Gesängen," sagt Rambach [7], „die einen neuen, bisher nur in einzelnen leisen Anklängen gehörten Ton der religiösen Sentimentalität in die protestantische Liederpoesie einführten, vermißt man freilich den schlichten, ruhigen, ich möchte sagen, männlichen Ausdruck der Andacht, welcher die Gerhard'schen Lieder charakterisirt; aber dagegen ist ihnen eine Zartheit und Innigkeit eigenthümlich, die das weichere, für fromme Rührung vorzugsweise gestimmte Gemüth nothwendig mehr für sie gewinnen muß. Durch sie und andere in ihrem Geiste gedichtete Gesänge gewann die Liederpoesie ein neues Leben, einen höhern Schwung; auch in religiöser Hinsicht hatten sie ihr Verdienst, indem sie einen wärmeren Sinn für das Eigenthümlich-Christliche verbreiteten, und verhinderten, daß die Erhebung der Andacht sich nicht in einen Ausdruck blos allgemein religiöser, mit dem äußern Leben unmittelbar zusammenhängender Gefühle verlor." Ein Gegenstand, den Scheffler besonders oft zum Gegenstande seiner Lieder macht, ist die Liebe zu Jesus. Ihre Aufnahme in die Liedersammlungen der protestantischen Kirche verdanken sie der Spenerischen und Francke'schen Schule, und die beiden Lieder: „Ich will dich lieben, meine Stärke!" und, „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht," würde eine Zierde jedes Gesangbuchs sein. Die Veränderungen, die mit einigen seiner Lieder von Uz, Dieterich, Zollikofer, Schlegel, Weiße u. A. vorgenommen worden sind, kann man nicht immer für Verbesserungen ansehen. Die Lieder an die Jungfrau Maria stehen mit

1) Arnold, Kirchen- und Ketzerhist. 3. Th. Cap. IX. §. 16. 2) Unschuld. Nachr. v. J. 1714. S. 80 fg. 3) Auf dem Titel der Schrift: Gespräche mit dem Dr. Keinnütz (Neiße 1663. 4.) nennt er sich fürstl. breslauisch-bischöfl. Rath und Hofemeister. 4) Catalog. Biblioth. p. 596. 5) So nannte er sich nach einem spanischen Mystiker des 15. Jahrhunderts Johannes ab Angelis. Er könnte aber auch bei seiner Namensveränderung an Paulus Angelus, einen Presbyter des 16. Jahrh., gedacht haben, der in seinem Buche: In Satanae ruinam tyrannidis, fast ganz auf dieselbe Weise gegen die verderbten Namenchristen streitet, wie er gegen die Protestanten.

6) Türckenschrift, von den Ursachen der türkischen Überziehung und Zertretung des Volcks Gottes. S. l. 1664. 4. s. Reimann a. a. O. S. 671 fg. 7) Anthologie christl. Gesänge. III, 3.

Ehren neben den Jac. Balde'schen. Die Sammlung der Scheffler'schen Lieder erschien zuerst zu Breslau 1657, unter dem Titel: Heilige Seelenlust, oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche von Johann Angelo. Silesio. und enthält 206 Lieder.

Vgl. Unschuld. Nachr. v. J. 1727. S. 31 fg. *J. Sam. John*, Parnassi Silesiaci s. Recensionis Poëtar. Silesiacor. Centuria II. Wratisl. 1729. p. 136. *Walch*, Bibl. theol. II. 143 sq. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Anglicus, s. Johannes de Gaddesden.

Johannes von Antiochien. Unter diesem Namen kennt man mehre Chronisten, die man aber häufig mit einander verwechselt. Gewöhnlich verstehen die älteren Schriftsteller darunter den griechischen Historiker, welcher jetzt allgemein mit dem Namen Johannes Malelas (s. den Art. Malelas) bezeichnet wird. Ein anderer Johannes von Antiochien, über dessen Lebensverhältnisse wir keine weiteren Nachrichten besitzen, als daß er Mönch war, schrieb eine größere Chronik, von welcher sich Auszüge (*Ἐκ τῆς Ἰωάννου Ἀντιοχέως ἱστορίας χρονικῆς ἀπὸ Ἄδαμ*) in dem auf uns gekommenen Theile der von Constantin Porphyrogenneta veranstalteten Beispielsammlung, der unter dem Namen „Peirescianische Excerpte" bekannt ist und von H. Valesius (Paris. 1634. 4.) herausgegeben wurde, erhalten haben, aber von sehr geringer Bedeutung sind. Ein dritter Johannes von Antiochien, auch Johannes der Rhetor genannt, wird als sonst völlig unbekannter Verfasser einer nicht mehr vorhandenen Chronik, die bis zur Zeit des Kaisers Justin I. reichte, angeführt. Endlich soll auch Johannes Chrysostomus, als er noch Priester zu Antiochien war, eine Chronik geschrieben haben, und man will sogar wissen, daß sie noch in arabischer Sprache vorhanden ist. Wir hätten also vier Chronisten, die den Namen Johannes von Antiochien führen, zu unterscheiden. Manche nennen noch einen fünften Johannes von Antiochien, der zur Zeit des Kirchenhistorikers Evagrius lebte und ebenfalls eine Chronik schrieb. Diese Annahme beruht aber auf einem Irrthume, denn der von Evagrius genannte Historiker Johannes war nicht aus Antiochien, sondern aus Epiphania. (Vgl. Humfred Hody's Prolegomena in seiner Ausgabe des Johannes Malelas [Oxonii, 1691. 8.], §. 2—7.) Die Patriarchen des Namens Johannes, welche ebenfalls nach Antiochien benannt werden, s. unter Johannes, Patriarchen. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes aus Apamea in Cölesyrien, lebte als Mönch in einem jener zahlreichen und berühmten Klöster am Orontes, wahrscheinlich um das 6. Jahrhundert, und hat sich als syrischer Schriftsteller bekannt gemacht. Seine Bücher sind theologischen Inhalts, vorzüglich Reden und Briefe und 20 Hauptstücke der Lehre [1]). Der Nestorianische Patriarch Timotheus misbilligte sie [2]).

(*A. G. Hoffmann.*)

1) Die nähere Nachweisung s. in *Assemani*, Bibl. Orient. T. I. p. 430—433. T. III. P. 1. p. 50. 2) a. a. O. T. III. P. 1. p. 81. 82.

Johannes von Arguel, schrieb um das Jahr 1300 ein Gedicht, der Märtyrertod des heiligen Pantaleon betitelt, schriftlich in der k. k. Bibliothek zu Wien, in dem Codex Nr. 120 Bl. 148—162. Das Gedicht beginnt mit den Worten:

Ein kaiser hiez Marimian,
Bi der zîten ward getan
Der christenheit schaden genug,
Schwer ja gelebig sorge trug.

Gegen das Ende nennt sich der Dichter:

Von Arguel Johannes,
Der Winharten thecter kint,
Geschuf, daz sine wunder sint
Alsus gedichtet schone;
Mit siene miette sone
Bracht er sie von Latine
Ze Tuschen worten schine.

S. die Notizen in dem Museum f. altteutsch. Lit. und Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching, I. Bd. S. 181. S. 599 fg., v. d. Hagen's Grundriß der Gesch. d. teutschen Poesie. S. 296.

(*Heinrich Döring.*)

Johannes Argyropulos, s. Argyropulus (Johannes).

Johannes von Arras (Jean d'Arras), Secretair des Herzogs Johann von Berry, wurde im J. 1387 von demselben und vom Könige Karl V. beauftragt, alles, was von Nachrichten über die Fee Melusine vorhanden sei, zusammen zu stellen; s. das Nähere im Art. Melusine. (*R.*)

Johannes Ascusnages, ein Schüler des gelehrten Syrers Samuel Peter, und Nachfolger desselben auf dem philosophischen Lehrstuhle zu Constantinopel, lebte in der letzten Hälfte des 6. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Justinianus. Nach einer Erzählung des Abulpharadsch [1]) war er der erste Tritheist, indem er noch vor Johannes Philoponus Eine Natur Christi des fleischgewordenen Worts bekannte, in der Dreieinigkeit aber, nach der Zahl der Personen, drei Naturen und drei Gottheiten zählte. Durch das Aufkommen dieser Meinung erfolgte eine Trennung unter den Monophysiten, und viele derselben gingen wieder zu den Katholischen über. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes, monophysitischer Bischof in Asien, bekannt als Verfasser einer Geschichte von der Zeit des oströmischen Kaisers Theodosius des Jüngern bis auf Justinian I., also vom Anfang des 5. bis in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Chr. Geb. Gebürtig war er aus Amida in Mesopotamien, scheint nicht Bischof einer bestimmten Stadt, sondern aller in ganz Kleinasien zerstreuten Monophysiten gewesen zu sein. Er folgte, wie Barhebräus angibt [1]), auf Anthimus. Verschieden von ihm ist Johannes Rhetor, dessen Evagrius [2]) und Theodorus Lector [3]) gedenken, welcher seine Geschichte unter Justin dem Jüngern schloß [4]); ferner Johannes, ein Ver-

1) In *Assemani* Biblioth. orient. II, 327 sq.
1) Bei *Assemani* Bibl. or. T. II. p. 329. 2) Histor. eccles. I, 16. II, 12. III, 10. 28. 3) Hist. eccl. L. II. 4) Evagrius a. a. O. IV, 5.

wandter des Evagrius [5]), welcher aus Epiphania ſtammte und ſeine Geſchichte von da anfängt, wo er ſie ſchließt. Aſſemani [6]) theilt einige Proben aus ſeiner Chronik mit, bemerkt auch, daß er Manches von andern Schriftſtellern Übergangene oder oberflächlich Behandelte ausführe, übrigens in der Beſtimmung der Ära der Griechen abweiche. Benutzt haben ihn die ſyriſchen Geſchichtſchreiber Dionyſius und Barhebräus [7]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Aventinus, ſ. Aventinus.

Johannes Avila, ſ. Avila.

Johannes Azrak (eigentlich el asrak الأزرق der blaue), Neſtorianiſcher Biſchof von Hira (Hirta) zur Zeit der Patriarchen Ananjeſu I. (geſt. 699 n. Chr. Geb.), Abu II. (von 742 an), bemerkenswerth wegen des Einfluſſes, welchen er auf die kirchlichen Verhältniſſe ſeiner Zeit äußerte [8]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Barbukallos, ein griechiſcher Dichter, von welchem wir noch eilf Epigramme beſitzen, die in die griechiſche Anthologie (ed. *Jacobs.* III, 11—14) aufgenommen, aber ohne beſondern Kunſtwerth ſind. Über die Zeit, in welcher der Dichter blühte, läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen, wahrſcheinlich lebte er aber in der zweiten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts, denn er ſpricht im achten Epigramme von dem Untergange der berühmten Stadt Berytus durch ein Erdbeben (551). Die Angabe des griechiſchen Scholiaſten zur Anthologie, daß Johannes aus der Stadt Barbukale in Spanien ſei, beruht auf einem Irrthume, denn der flüchtig arbeitende Erklärer las im Stephanus von Byzanz, aus welchem er ſeine Nachricht nahm, Barbukale ſtatt Arbukale, welchen Namen wirklich eine Stadt im tarraconenſiſchen Spanien führt. (Vgl. *Jacobs*, Commentar. in Anthолog. Vol. III. T. I. p. 21. T. III. p. 867.) (*Ph. H. Külb.*)

Johannes ben Batrik, ſ. Johannes, Sohn des Bitrik.

Johannes de Balbis oder **de Janua**, auch **Januensis**, ſ. Balbi.

Johannes Baptista (Mönch), ſ. unter Johannes, Mönchsorden.

Johannes de Basingestoke, ſ. unter Basingstoke.

Johannes Basorensis, ſ. Johannes Bostrensis.

Johannes Bassianus (Bossianus), gewöhnlich Johannes Glossator genannt, ein berühmter Juriſt des Mittelalters, über deſſen Lebensverhältniſſe man aber nur ſehr Weniges weiß. Er wurde wahrſcheinlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zu Cremona geboren, hielt ſich einige Zeit zu Mantua auf und wirkte zuletzt als Lehrer an der Univerſität zu Bologna, wo er viele ausgezeichnete Schüler, darunter auch die ausgezeichneten Rechtslehrer Hugolinus und Azo heranbildete. Sein Todesjahr iſt unbekannt, denn die Angabe des Jahres 1197 beruht auf einem Irrthume. Der ſittliche Lebenswandel des Johannes Baſſianus wird nicht ſehr gelobt, deſto mehr aber ſeine Gelehrſamkeit und ſein Scharfſinn. Als Schriftſteller ſtand er in hohem Anſehen; ſeine Gloſſe zu den Authentiken (Francof. 1615. und bei allen Ausgaben der Summa Azo's zum Codex, zuerſt Papiae, 1484. F.) iſt ſchon deshalb wichtig, weil ſie einen wenig bearbeiteten Theil der Rechtsquellen betrifft; ſein „Arbor actionum“ (eine tabellariſche Zuſammenſtellung aller Klagen), der ſich in den Ausgaben des „Tractatus de actionibus,“ welcher Baptiſta de St. Blaſio zum Verfaſſer hat, findet (zuerſt Venet. 1481. Fol.), war lange ein beliebtes Handbüchlein der Juriſten und wurde von vielen mit Erläuterungen verſehen, die man häufig in Handſchriften antrifft; ſeine Summa „Quicumque vult“ (zum erſten Male gedruckt in Fr. C. v. Savigny „Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter,“ Bd. IV. S. 451—456), welche man nicht ſelten fälſchlich für einen Commentar zu den Pandekten gehalten hat, iſt nur eine Abhandlung über einen einzelnen Abſchnitt der Proceßlehre, nämlich die Abfaſſung des Klaglibells. Die Gloſſen des Johannes Baſſianus zu den Rechtsquellen ſind noch ungedruckt, aber handſchriftlich nicht ſelten. Andere Schriften, welche unter ſeinem Namen angeführt werden (nämlich „Distinctiones,“ „Disputationes,“ Zuſätze zu den Gloſſen des Wilhelm de Cabriano über den Codex, Vorleſungen über die Pandekten und den Codex, Summa zum Codex, Commentar zum Pandektentitel De regulis juris, „Summa de actionibus“ und eine Summa über das Lehenrecht), ſcheinen ſich nicht bis zu unſerer Zeit erhalten zu haben. Mit Unrecht wird ihm aber die Summa der Pandekten (zuerſt gedruckt mit Azo's Summa zum Codex, Papiae, 1484. Fol.), welche ſeinem Schüler Hugolinus angehört, und ein Commentar über das Landrecht von Auvergne (Lugduni, 1548.), welcher Beſſian, einen Parlamentsadvocaten in Toulouſe, zum Verfaſſer hat, zugeſchrieben [1]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Bayeux, Biſchof von Avranches und ſeit 1071 Erzbiſchof von Rouen, war einer der Geiſtlichen, dem Zucht und Ordnung in der Kirche und in den Klöſtern ſehr am Herzen lag. Er hielt im J. 1072 und 1074 zwei Kirchenverſammlungen zu Rouen, deren Decrete hauptſächlich die Kirchen- und Kloſterzucht betrafen. In der erſten wurde unter andern verordnet, daß die herumlaufenden Mönche und Nonnen in ihre Klöſter zurückgebracht werden ſollten; in der zweiten aber, daß die Regel des heil. Benedict aufs Strengſte befolgt, und keinem Mönche die Verwaltung einer Parochie übertragen werden ſollte. Dieſe Beſchlüſſe brachten die Mönche ſeiner Diöces ſo gegen ihn auf, daß er auf ſeinem erzbiſchöflichen Stuhle nicht mehr ſicher war und die Flucht ergreifen mußte. Nachdem ein päpſtlicher Legat die Sache unterſucht hatte und die aufrühriſchen Mönche beſtraft worden waren, gab er das erzbiſchöfliche Pallium in die Hände des Papſtes zurück und begab ſich aufs Land, um hier ruhig leben und ſeine ſchwache Geſundheit ſtärken zu können. Aber die Wuth der Mönche verfolgte ihn auch hierher;

5) Evagrius a. a. O. L. V. cap. ult. 6) Bibl. Orient. T. II. p. 85 fg. 7) Vgl. überhaupt Aſſemani a. a. O. T. II. p. 83—88 u. 313. 8) *Assemani* Bibl. Orient. T. III. P. I. p. 158. 182. 616.

1) Vgl. Fr. C. v. Savigny, Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter. 4. Bd. S. 249—267.

die Mönche der Abtei zu St. Ouen überfielen ihn im J. 1097 und ermordeten ihn. Sein Buch de Officiis ecclesiasticis ist mehrmals gedruckt worden.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes von Bayon, ein Dominikanermönch des vierzehnten Jahrhunderts, welcher seinen Namen von seiner Vaterstadt Bayon, im jetzigen Departement der Meurthe, führt, wurde aus unbekannten Ursachen aus seinem Kloster verjagt (1326) und flüchtete sich in das Benedictinerkloster zu Moyen-Moutier, dessen Abt Bencelin ihm nahe verwandt war. Auf die Bitten Bencelin's verfaßte er eine Chronik des Klosters Moyen-Moutier (Chronicon Mediani Monasterii), welche bis zum J. 1223 reicht und die J. Mabillon in seinen Annalen des Benedictinerordens öfter benutzte. Sie ist bis jetzt nur in Manuscripten vorhanden und scheint den Druck auch nicht zu verdienen, da sie nicht selten nur ein Auszug aus dem Chronicon Senonensis abbatiae des Benedictinermönches Richer ist [1]).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Beaune (Belna, Vellaudunum) im Departement Côte d'Or, gehörte dem Dominikanerorden an und bekleidete das Amt eines Inquisitors zu Carcassonne vom J. 1316 bis zu seinem Tode im J. 1333. Ein merkwürdiger Urtheilsspruch desselben contra fratrem B. deliciosi Ordinis Minorum befindet sich in dem Liber Sententiarum Inquisitionis Tholesanae ab a. Chr. 1307 ad a. 1323. von *Limborch*, Hist. Inquisitionis p. 268 sqq. Eine kleine Abhandlung über die Lehre des Patriarchen Johannes Oliva hat *Baluze*, Miscell. T. I. abdrucken lassen. Er war ein höchst erbitterter Feind der strengen Franziskaner.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes Becanus (Jan van der Beke), ein Historiker des vierzehnten Jahrhunderts, welcher als Kanonikus zu Utrecht lebte, stammte aus einem angesehenen adeligen Geschlechte und widmete sich mit besonderer Vorliebe den Wissenschaften. Seine Stellung, welche ihm Zutritt zu den Archiven gestattete, benutzend, schrieb er eine Geschichte der utrechter Kirche und der Grafen von Holland, welche von der Zeit des heil. Willebrord an (692) bis zum J. 1393 reicht und von Wilhelm Heda bis zum J. 1524 fortgesetzt wurde. Sie stützt sich auf urkundliche Nachrichten, die der Verfasser hauptsächlich aus der Bibliothek der Abtei Egmond, in welcher früher die authentischen Actenstücke zur Geschichte Hollands sorgfältig aufbewahrt wurden, während sieben Jahren sammelte [1]), und ist mit so großer Umsicht und Unparteilichkeit geschrieben, daß sie zu den vorzüglichsten Quellen über die altholländischen Zustände gerechnet werden muß. Die erste Ausgabe dieses Geschichtswerkes (Chronicon Ultrajectinum), welche Bernard Furmer (Franekere, 1611. 4.) besorgte, ist bis zur Unbrauchbarkeit fehlerhaft; einen sehr guten Text des Jan van der Beke, des Heda und anderer zur utrechter Geschichte gehörender Schriften nebst gehaltvollen Anmerkungen lieferte Arnold Buchelius (Ultrajecti, 1643. Fol.). Wir besitzen auch eine mit manchen nicht unwichtigen Zusätzen vermehrte alte holländische Übersetzung dieses Werkes, welche man in dem fünften Bande der von Ant. Matthäus herausgegebenen Veteris aevi analecta (Lugd. Batav. 1698. Nov. ed. Hag. Com. 1738. 4. Tom. III. p. 1—408) findet.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes Behain oder **Bohain**, mit dem Beinamen der Trommler, ein fanatischer Anhänger von Wiclef's Lehren, der zu Ausgange des 15. Jahrhunderts lebte. Er stellte sich an die Spitze eines Bauernhaufens und behauptete, daß sie weder den Zehnten an die Geistlichkeit, noch die Steuern an die Fürsten zu entrichten schuldig wären, daß Wald und Wasser gemeinschaftliche Güter wären, u. dgl. m. Er und seine Anhänger hatten das Schicksal aller solcher Fanatiker, sie wurden mit Gewalt zur Ordnung zurückgebracht.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes Bekkos (von den lateinischen Schriftstellern Beccus genannt), ein durch seine Bemühungen um die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche bekannter griechischer Schriftsteller und Patriarch von Constantinopel, widmete sich in seiner Jugend mit großem Eifer den theologischen Wissenschaften und erwarb sich durch seine ausgezeichneten Kenntnisse, seine Rechtlichkeit und Bescheidenheit ein so bedeutendes Ansehen, daß er die wichtige Stelle eines Archivars (Chartophylax) der Sophienkirche erhielt und von dem Kaiser Michael Paläologus, der ihm sehr gewogen war, als Gesandter zu Ludwig dem Heiligen, welcher sich grade in seinem Lager zu Tunis, das er den Ungläubigen entreißen wollte, befand, geschickt wurde (1270), um die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu bewirken. Nach einer gefahrvollen Reise gelangte er zu dem französischen Könige, der an der Pest schwer darnieder lag und noch kurz vor seinem Tode die Gesandtschaft des griechischen Kaisers empfing [1]). Bekkos, der zu dieser Zeit noch eher gegen als für die Vereinigung der beiden Kirchen gestimmt war, kam nach dem Tode Ludwig's nach Constantinopel zurück, wo er sich mit dem Patriarchen Josephos den Bemühungen des Kaisers und des Papstes Gregorius X., eine Einigung zu Stande zu bringen, kräftig widersetzte. Michael, darüber aufgebracht, ließ ihn in den Thurm Anemas sperren (1273) und gab ihm dadurch Gelegenheit, die Hauptsätze des lang genährten Streites genauer zu untersuchen. Bekkos überzeugte sich bald durch die Lectüre der Kirchenväter und der Streitschriften des Nicephorus Blemmydas über den Ausgang des heil. Geistes von der Unhaltbarkeit seiner bisherigen Ansichten und ward, nachdem er seiner Haft entlassen worden war, der entschiedenste Vertheidiger der Kirchenvereinigung, welche auch wirklich auf dem Concilium zu Lyon (1274), dem er als Abgeordneter beiwohnte, zu Stande kam [2]). Die Eintracht konnte jedoch nicht von langer Dauer sein, da die Mehrzahl der Griechen feindlich gegen die römische Kirche gestimmt war.

1) Vgl. *J. Mabillon.* Annales Ord. S. Benedicti. Tom. VI. p. 333. 428.

1) Praef. ad chron. ed. Traject. 1643. p. 1. Der Herausgeber bestreitet jedoch die Echtheit dieser Stelle.

1) *G. Pachymer.* hist. byz. l. V. c. 9. 2) *Id.* l. V. c. 11—21.

Der Patriarch Josephos, auf welchen sich diese Partei stützte, mußte zwar seine Würde niederlegen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen, zwar wurde Bekkos auf den patriarchalischen Stuhl erhoben[3]) (26. Mai 1275), aber die Gährung unter dem Volke dauerte ununterbrochen fort, um bei der ersten Gelegenheit in offenen Aufruhr auszubrechen. Bekkos wußte sich die Gunst des Kaisers in so hohem Grade zu gewinnen und äußerte bald einen so entschiedenen Einfluß auf die Handlungen desselben, daß der Hof und die Gegner der römischen Kirche alle Mittel versuchten, ihn zu stürzen, was ihnen auch gelang. Der Kaiser entzog ihm nach und nach seine Gunst und gab den gegen ihn vorgebrachten, oft höchst lächerlichen Anschuldigungen Gehör. Bekkos, dem nach vielerlei anderen Quälereien auch ein Theil seiner Jurisdiction entzogen wurde, reichte endlich seine Entlassung ein, die man nach geringem scheinbarem Widerstreben gern annahm (1279)[4]). Kaum hatte er sich aber in ein Kloster zurückgezogen, als man ihn wieder hervorzog, um die päpstlichen Gesandten, die gekommen waren, um sich über die geringe Beachtung der zu Lyon ausgesprochenen Vereinigung zu beschweren, zu besänftigen, und als ihm dieses gelang, in seine vorige Würde von Neuem einsetzte (1280)[5]). Er rief sogleich ein Concilium in der Hauptstadt zusammen, um den Frieden zwischen den beiden Kirchen fester zu begründen[6]), seine Bemühungen waren jedoch nicht nur vergebens, sondern erhöhten noch die Hartnäckigkeit und die Streitlust der Parteien. So lange Michael lebte, vermochte keine Anklage mehr etwas gegen den Patriarchen, als aber Andronikus den kaiserlichen Thron bestieg (1282), erhielt die gegen Rom feindlich gesinnte Partei die Oberhand. Bekkos wurde zum zweiten Male abgesetzt und nach Bithynien in ein Kloster verbannt. Später sperrte man ihn in ein Gefängniß, in welchem er 1288 starb. Seine zahlreichen Schriften, deren Inhalt sich fast ausschließend um seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, dreht, sind nicht alle auf unsere Zeit gekommen, manche mögen auch noch im Staube der Bibliotheken vergraben liegen. Die bis jetzt durch den Druck bekannt gewordenen sind folgende: 1) „Von der Vereinigung und dem Frieden der Kirchen des alten und des neuen Roms (*Περὶ τῆς ἑνώσεως καὶ εἰρήνης τῶν τῆς παλαιᾶς καὶ νέας Ῥώμης ἐκκλησιῶν*," gr. et lat. in *Leon. Allatii* Graecia orthodoxa, Rom. 1652. 4. T. I. p. 61—224). In dieser Schrift bekämpft der Verfasser die Lehren des Photios, des Urhebers der Trennung beider Kirchen. 2) „Über die Grundlosigkeit und Abgeschmacktheit des Streites zwischen beiden Kirchen (*Περὶ τῆς ἐκκλησιαστικῆς εἰρήνης τὸ τοῦ σκανδάλου ἀλόγιστον καὶ ἐκ μόνης ἱστορίας ἀποδεικνύντος;*" Auszüge aus dieser Schrift findet man mit lateinischer Übersetzung in *L. Allatius*, De aetate et interstitiis ap. Gr. in collatione ordinum servandis, Rom. 1638. p. 165—169, in desselben Werke De consensu eccles. oriental. et occidental. in dogmate de purgatorio, Rom, 1655. 8. p. 591—626 und in *G. Beveregius*, Synodicon, Oxon. 1672. F. T. II. p. 273—292). 3) „Über den Ausgang des heil. Geistes (*Περὶ τῆς ἐκπορεύσεως τοῦ ἁγίου πνεύματος*," gr. et lat. in *Allatii* Gr. orthod. T. I. p. 225—359). 4) „Ein Brief über sein Glaubensbekenntniß (Epistola de professione fidei ad Joannem XXI. Papam," in *L. Allatius*, De consensione ecclesiae orientalis atque occidentalis perpetua, Colon. Agripp. 1648. 4. l. II. c. 15. §. 5); das griechische Original dieses Briefes ist bis jetzt nicht bekannt geworden und höchst wahrscheinlich schrieb ihn Bekkos in lateinischer Sprache. 5) „Vortrag auf dem Concilium (*Σημείωμα συνοδικόν*," zu Constantinopel im J. 1280 über eine zu Gunsten des griechischen Schisma verfälschte Stelle des Kirchenvaters Gregorius von Nyssa, gr. et lat. in *L. Allatii* Gr. orthod. T. I. p. 366—374). 6) Sein in der Verbannung geschriebenes „Testament (*Διαθήκη*," worin er sein Glaubensbekenntniß in Bezug auf das Dogma vom Ausgange des heiligen Geistes darlegt, gr. et lat. in *L. Allatii* Gr. orthod. T. I. p. 375—378, in desselben Schrift De eccl. or. et occid. consens. perp. l. II. c. 15. §. 8 und in der Ausgabe der Geschichte des G. Pachymeres von P. Possinus, Rom. 1666—69. F. Tom. II. p. 541—543 ed. Venet. 1729. F. Tom. II. p. 63—65). 7) „Brief an Agallianos Alexios, Diakon der Sophienkirche zu Constantinopel (*Ἐπιστολὴ πρὸς τὸν Ἀγαλλιανὸν Κύριν Ἀλέξιον τῆς μεγάλης Ἐκκλησίας διάκονον*," über den Ausgang des heil. Geistes aus Vater und Sohn; gr. et lat. in *L. Allatii* Gr. orthod. T. I. p. 360—365). 8) „Von der Übereinstimmung aller seiner Bücher und Schriften (*Ἐπισημείωσις τῶν αὐτοῦ ἁπασῶν βίβλων καὶ γραφῶν συμφωνίας*," gr. et lat. in *L. Allatii* Gr. orth. T. II. p. 1—10). 9) „Über seine ungerechte Absetzung (*Περὶ ἀδικίας ἧς ὑπέστη, τοῦ οἰκείου θρόνου ἀπελαθείς;*" gr. et lat. ibid. p. 11—83, mit Inbegriff der zu dieser Schrift gehörigen Vertheidigungsrede „*Λόγος ἀπολογητικὸς*"). Dieses Büchlein wirft ein klares Licht auf das damalige mönchische Treiben am byzantinischen Hofe. 10) „Beweis, daß die Kirchenvereinigung den griechischen Gebräuchen nicht widerstrebe (*Ἀπολογία ὑπὲρ τοῦ μὴ εἰς ἀνατροπὴν τῶν ἡμετέρων ἐθῶν δέξασθαι τὴν τῶν Ἐκκλησιῶν ἕνωσιν*," gr. et lat. ibid. p. 84—94). 11) „Drei Bücher an Theodorus, Bischof von Sugdäa (*Τῶν πρὸς τὸν Σουγδαίας Θεόδωρον βιβ. γ';*" über den Ausgang des heil. Geistes aus Vater und Sohn; gr. et lat. ibid. p. 95—148. Zuerst das dritte Buch gr. et lat. in *L. Allatii* Consens. eccl. or. et occid. de purgatorio, Rom. 1652. 8. p. 825—856). 12) „Vier Bücher an Constantin Meliteniota (*Τῶν πρὸς Κωνσταντῖνον δ'*," über denselben Gegenstand, gr. et lat. in *L. Allatii* Gr. orthod. T. II. p. 149—214). 13) „Zwei Bücher gegen die (den Ausgang des heiligen Geistes betreffende) neue Ketzerei des Georgios, Bischofs von Cypern (*Εἰς τὸν τόμον τοῦ Κυπρίου κατὰ τῶν νεοφανῶν αἱρέσεων αὐτοῦ σχεδιασθείς, λογ. β'.*," gr. et lat. ibid. p. 215—286). Das dritte Buch dieser

3) *G. Pachym.* l. V. c. 22—29. 4) *Id.* l. VI. c. 10—14. 5) *Id.* l. VI. c. 16—18. 6) *Harduin.* collect. concil. Tom. VII. p. 838.

ebenfalls an den Bischof Theodoros gerichteten Schrift [7]) hat sich bis jetzt nicht wieder gefunden. 14) „Widerlegung der Bemerkungen des Andronikos Kamateros, Befehlshabers der Wache (unter Manuel Komnenus), über das Dogma vom Ausgange des heil. Geistes (*Ἀντιῤῥητικὰ τῶν ἐπὶ ταῖς περὶ τοῦ ἁγίου Πνεύματος γραφαῖς χρίσεων ἐπιπλάσεων*," gr. et lat. ibid. p. 287—521). 15) „Vorworte (13) zu den von ihm gesammelten Äußerungen und Meinungen der Kirchenväter über den Ausgang des heil. Geistes (*Ἐπιγραφαὶ εἰς τὰ παρ' αὐτοῦ συναθροισθέντα τῶν Ἁγίων ῥητὰ περὶ τῆς ἐκπορεύσεως τοῦ ἁγίου Πνεύματος*," gr. et lat. ibid. p. 522—642. P. Arcudius hatte sie schon früher (Opuscula aurea, Rom. 1630. 1671. 4.) bekannt gemacht. Sämmtliche Schriften des Bekkos mögen für die Geschichte der zahllosen Zänkereien über das Dogma vom Ausgange des heil. Geistes wichtig sein, für die profane Geschichte geben sie aber fast gar keine Ausbeute und ebenso wenig läßt sich in stylistischer Beziehung irgend ein Vorzug an ihnen entdecken. Vgl. *M. le Quien*, Oriens christianus, Par. 1740. F. Vol. I. p. 286—288, und *J. A. Fabricii* Bibliotheca graeca [8]), Vol. X. p. 340—343. N. E. Vol. XI. p. 344 sqq.

Johannes de Bellesmains oder Bellesmes (de Bellis Manibus, ad Albas Manus, de Belmeys), ein bekannter französischer Theolog des zwölften Jahrhunderts, stammte aus England (nicht, wie Manche irrig glauben, aus der französischen Familie Bellesme) und ward, nachdem er seine Studien auf den berühmtesten Hochschulen Frankreichs und Italiens beendigt hatte, Erzdiakon und Schatzmeister der Kirche zu York. Seine Gelehrsamkeit und seine Tugenden machten ihn bald allgemein bekannt und so wurde er im J. 1162 zum Bischofe von Poitiers ernannt. Als solcher wohnte er den Concilien zu Lombez (1176) und im Lateran (1179), auf welchen die Irrlehre der Albigenser verdammt wurde, bei und erhielt, da er ein tüchtiger Redner war, den Auftrag, bei der Bekehrung dieser Sekte nach Kräften mitzuwirken. Man wählte ihn 1181 zum Erzbischof von Narbonne; er trat aber diese Würde nicht an, weil er während seines Aufenthalts zu Rom, wo er seine Bestätigung erwartete, zum Erzbischofe von Lyon und zum päpstlichen Legaten in Frankreich ernannt wurde (1182). Als solcher wirkte er in mancherlei Angelegenheiten, zog sich aber durch seine strenge Rechtlichkeit so viele und arge Feindschaft zu, daß ihm einmal sogar Gift beigebracht wurde, dessen Wirkung er aber noch zeitig genug unschädlich zu machen wußte. Der öffentlichen Geschäfte überdrüssig, legte er, nachdem er sein Vaterland noch einmal besucht hatte (1194), seine Würde nieder und zog sich in die Abtei Clairvaux zurück, in welcher er um das J. 1198 starb. Er war im kanonischen Rechte sehr bewandert und Innocentius III. nahm einen von Johannes de Bellesmains herrührenden Artikel („de celebratione missae") in seine Decretalen auf. Außerdem schrieb er mehre Briefe und eine Rede gegen den Erzbischof Thomas Becket von Canterbury, dessen Anmaßung ihm mißfiel, sowie viele treffliche Predigten. Alle diese Schriften sind aber noch ungedruckt [9]).

Johannes Berardi, ein Benedictinermönch des 12. Jahrhunderts in der Abtei St. Clemens zu Pescara in der neapolitanischen Provinz Abruzzo citra. Er schrieb eine Chronik seiner Abtei (Chronicon Casauriense sive Piscariense ab ejus origine [854] usque ad annum MCLXXXII) in drei Büchern, worin Alles, was nur das Kloster betrifft, von geringer Bedeutung ist, die mitgetheilten zahlreichen Urkunden von Kaisern, Königen, Fürsten und Päpsten aber Beachtung verdienen und für die Geschichte der italienischen Staaten manchen Beitrag liefern. Die Lebensumstände des Verfassers sind uns unbekannt. Theile seiner Chronik gaben Ducheſne (Script. hist. Franc. T. III. p. 544.), Ughelli (Italia sacra, ed. Rom. T. VI. p. 824) und d'Achery (Spicileg. vet. script. Tom. V. p. 20—29 und p. 361—531 N. E. T. II. p. 926—977) heraus und zwar die beiden ersten, ohne den Namen des Verfassers zu wissen, welchen d'Achery zuerst nannte [10]). Die beste und vollständigste, mit vielen Urkunden vermehrte Ausgabe lieferte Muratori (Script. rer. ital. T. II. P. 2. p. 768—1018) aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Paris.

Johannes, mit dem Beinamen Besuensis, ein französischer Benedictinermönch aus dem 12. Jahrhundert, von dessen Lebensverhältnissen man nichts Näheres weiß, der sich aber wahrscheinlich in der Abtei Beze in der Champagne aufhielt. Ihm wird gewöhnlich das „Chronicon Besuensis Abbatiae," welches Luc. d'Achery (in seinem „Veterum aliquot Scriptorum Spicilegium," Vol. I. p. 489—701. Nov. Ed. Tom. II. p. 400—463) zuerst herausgab, zugeschrieben. Es reicht vom J. 600 bis zum J. 1119, ist aber ohne bedeutenden Werth, da es meist frühere Schriftsteller fast wörtlich wiedergibt.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes Beth-Rabanensis, auch Johannes der Greis genannt, ein Nestorianischer Mönch des 6. Jahrhunderts (aus Bethgarme gebürtig), bekannt als fleißiger Schriftsteller in syrischer Sprache, war ein Schüler von Jacob, dem Gründer des Klosters zu Beth-Abe in Mesopotamien und Nachfolger desselben als Abt in der Beaufsichtigung desselben. Er war aber gegen seinen Willen zu dieser Stelle erhoben worden und begab sich daher schon nach 6 Monaten heimlich hinweg auf einen Berg in der Nähe der Stadt Dakuka, um dort als Anachoret zu leben, nachdem er schon früher 30 Jahre lang dersel-

7) *L. Allatii* Gr. orthod. II, 7. Die Stelle beweist jedoch nichts und ich zweifle sehr an der Existenz eines dritten Buchs. 8) Aus dieser nie genug zu schätzenden reichen Materialiensammlung ist der Artikel Veccus in der Biographie universelle, Tom. XLVIII. p. 55—58 größtentheils wörtlich übersetzt; der Verfasser hielt es jedoch (nach französischer Weise) nicht für nöthig, die Quelle anzugeben.

9) Vgl. Gallia Christiana (ed. Paris. 1715 sqq. Fol.) Tom. II. p. 1180. Tom. IV. p. 130—133. *J. Bale*, Script. Britann. Cent. III. c. 12. 10) d'Achery hält jedoch fälschlich den Namen Berardus für einen Geschlechtsnamen, denn aus der Angabe des Verfassers geht hervor, daß er Johannes, Sohn des Berardus (Johannes Berardi), genannt wurde, wahrscheinlich um ihn von einem andern Johannes in seinem Kloster zu unterscheiden.

den Lebensweise sich hingegeben hatte und 40 Jahre lang im Kloster gewesen war. Er erklärte die drei mittlern Mosaischen Schriften, das Buch Hiob, die Sprüchwörter, Jeremias und Ezechiel, schrieb Fragen (Untersuchungen schwieriger Stellen) zum Alten und Neuen Testamente, bekämpfte die Magier, Juden und Häretiker in drei besondern Büchern und verfaßte viele Reden, als auf den Tod des Chosru Anuscherwan und auf Personen verschiedenen Ranges, über die zu Nisibis ausgebrochene Pest und über die öffentlich angeordneten Gebete [1]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Johannes von Biclar (Joannes Biclariensis), ein Chronist des 6. Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände man nur sehr sparsame Nachrichten hat. Zu Scalabis (Santarem) in Portugal geboren und, wie es scheint, wohlhabenden Ältern angehörend, erhielt er eine sorgfältige Erziehung und kam als Jüngling nach Constantinopel, wo er sich bedeutende Kenntnisse in der griechischen und römischen Literatur erwarb. Nach einer 17jährigen Abwesenheit kam er in sein Vaterland zurück und schwang sich allmälig auf den bischöflichen Stuhl zu Girona. Zu dieser Zeit (um 572) begann die heftige Verfolgung der Katholiken durch den Arianischen König Leovigild. Als Johannes auf keine Weise zum Übertritt zur Arianischen Ansicht zu bringen war, wurde er seiner Würde entsetzt und nach Barcellona verbannt, wo er zehn Jahre hindurch die fortwährenden Verfolgungen der Arianer standhaft ertrug. Durch Leovigild's Sohn und Nachfolger, Reccared, welcher zur katholischen Religion übertrat, wurde er zurückgerufen (587). Er baute darauf das Kloster Biclar am Fuße der Pyrenäen und besetzte es mit Mönchen nach der Regel des heiligen Benedictus, welcher er selbst folgte und die er in einem zu diesem Zweck von ihm verfertigten Ermahnungsschreiben (exhortatorium ad Monachos) den Bewohnern des neuen Klosters einschärfte. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, doch scheint er nicht viel länger als bis 590 gelebt zu haben. Seine für uns wichtige Schrift ist die Fortsetzung der Chronik des Victor Tununensis vom J. 566 — 590 (in A. Schott's Hispania illustrata. Tom. IV. p. 152 sqq.; in H. Canisius' Lectiones antiquae. ed. *Basnage.* I, 337 sqq.; in Scaliger's Thesaurus temporum [alle Ausgaben]; in Galland's Bibliotheca Patrum. Tom. XII. p. 363 sqq. und am besten in Florez's España sagrada. Tom. VI. p. 382 sqq.). Sie ist die Hauptquelle für die Regierungszeit Leovigild's und zeichnet sich durch größere Ausführlichkeit, sowie auch durch genaue Angabe der Chronologie vor den andern gleichzeitigen Chroniken aus. Ohne sie wüßten wir uns manche Thatsache aus der Regierungszeit Leovigild's nicht genügend zu erklären. (Vgl. *Isidorus Hispalensis*, De viris illustribus. c. 44. *J. Trithemius*, De script. ecclesiast. in seinen Opp. histor. [Francof. 1601. Fol.] T. I. p. 244. 245. J. Aschbach's Geschichte der Westgothen. [Frankf. 1827.] S. XII. 197. 210.) (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Biningk, s. Joris (David).

Johannes, der Sohn des Bitrîc, der Übersetzer (El-Tardscheman) beigenannt, ein Freigelassener des Khalifen Mamun. Durch Zuverlässigkeit seiner arabischen Übertragungen und treffendes Wiedergeben des Sinnes galt er als ausgezeichnet. Doch stammelte er etwas beim Arabischsprechen. Vorzüglich lag ihm die Philosophie und deren Verbindung mit der Medicin am Herzen. Er stand nicht nur dem Übersetzungswerke des Aristoteles vor, sondern übersetzte selbst auch mehre seiner Schriften ins Arabische. Desgleichen übertrug er Mehres vom Hippokrates, ebenso wie Honein. (Wiener Manuscr. der Biblioth. Philosoph. pag. 438.) (*Gustav Flügel.*)

Johannes, Sohn des Arztes Bochjeschu, s. unter **Johannes V. Abgarus, Patriarch der Nestorianer.**

Johannes Bohain, s. Johannes Behain.

Johannes Bossianus, s. Johannes Bassianus.

Johannes Bostrensis (ܝܘܚܢܢ ܒܨܪܝ) auch Basorensis genannt, Jacobitischer Bischof von Bostra in Arabien von 617 — 650 nach Chr. Geb., schrieb eine sogenannte Anaphora, von welcher Renaudot [1]) eine lateinische Übersetzung bekannt gemacht hat, und scheint auch exegetische Arbeiten verfaßt zu haben [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes de Bourdemare, s. Johannes Franz de Bourdemare.

Johannes Britannicus, s. Britannicus.

Johannes Brompton, ein englischer Cisterciensermönch, welcher in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte und als Abt des Klosters Jorvall in Yorkshire starb. Man hält ihn gewöhnlich für den Verfasser einer Chronik, welche vom J. 588 bis zum J. 1198 reicht und von Roger Twysden (in seinen „Historiae Angliae Scriptores X." [Lond. 1652. Fol.] p. 725 sqq.) herausgegeben wurde. Twysden bezweifelt übrigens die Autorschaft des Johannes Brompton und vermuthet aus guten Gründen, daß der Abt nur diese Chronik für sein Kloster habe abschreiben lassen. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Brügge, s. Joris (David).

Johannes von Bryene. So gewiß es auch ist, daß nach der Mitte des neunten Jahrhunderts die griechisch-orientalische Jurisprudenz immer mehr verfiel, und daß selbst den **Basiliken** eigentlich nur darum einiger Werth beigelegt werden kann, weil aus dieser griechischen **Übertragung** des **römisch-justinianeischen** Rechts für manche Theile des letztern jetzt eine zweckmäßige Erläuterung sich gewinnen läßt, so darf man doch die aus jener Zeit stammenden **Commentatoren** und **Glossatoren** zu den Basiliken nicht ganz verachten, weil sie ihrerseits wieder das Verständniß der Basilika erleichtern helfen, weshalb auch ihre Scholien in die Ausgaben der Basilika von **Fabrotti** und neuerlich von **Heimbach** aufgenommen wurden. Zu dieser Classe von Glossatoren oder Scholiasten gehört nun auch **Johannes von**

1) Vgl. *Assemani*, Bibl. Orient. T. III. P. I. p. 72. 203. 204. 255. 469. 631.

1) Liturg. orient. T. II. p. 421. 2) *Assemani*, Bibl. Orient. T. II. p. 97. 98. 102. 103. 153. 239. 295.

Bryene, von dem wir aber freilich durchaus nichts Näheres weiter wissen; denn es läßt sich blos vermuthen, daß er um das Jahr 1075 nach Chr. gelebt habe*).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Johannes Burgundio von Pisa, s. Burgundius.

Johannes Camaterus, s. Johannes, Patriarchen von Constantinopel.

Johannes Campanus 1) ein Mathematiker; 2) ein Antitrinitarier, s. Campanus (Joh.)

Johannes Campensis. Unter diesem Namen kennt die Gelehrtengeschichte zwei Männer: einen Karmelitermönch in Ostfriesland, um den Anfang des 15. Jahrhunderts, und einen Professor der hebräischen Sprache zu Löwen, dessen hebräische Grammatik und Paraphrase der Psalmen zu ihrer Zeit geachtet waren. Letzterer starb im J. 1538.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes Cantacuzenus, s. Johannes VI., byzantinischer Kaiser.

Johannes, Erzbischof von Canterbury, wurde im Jahre 1228 in der Grafschaft Sussex von armen Altern geboren. Nachdem er seine ersten Studien in Oxford vollendet hatte und dort in den Franziskanerorden getreten war, ging er nach Paris, wo er sich ausgezeichnete Kenntnisse in der Theologie und Philosophie erwarb. Nach England zurückgekehrt, hielt er in Oxford mit vielem Beifall öffentliche Vorlesungen. Hierauf ging er nochmals nach Paris und von da nach Lyon, wo er sich eifrig mit Civilrecht und kanonischem Rechte beschäftigte. Hier wurde er auch zum Kanonikus ernannt. Hierdurch sah er sich in den Stand gesetzt, eine Reise durch Italien zu machen. Nachdem er mehre italienische Städte besucht hatte, wandte er sich nach Rom und wurde vom Papste, wegen seiner ausgezeichneten juristischen Kenntnisse, zum causarum auditor in pontificis palatio, d. h. zum päpstlichen Hofrichter, ernannt. Unterdessen war der erzbischöfliche Sitz in Canterbury vacant geworden. Der Papst übertrug ihm die erzbischöfliche Würde, zu welcher er den 6. März 1278 geweiht wurde. Doch kaum in England angekommen, mußte er, trotz seines Sträubens, da er mit der Strafe der Excommunication bedroht war, die Summe von 4000 Mark an den Papst erlegen. Er starb den 6. December 1291 [1]).

Sein eigentlicher Name ist Johannes Peccam (vgl. d. Art.), doch ist dieser Name vielfach entstellt worden und man findet ihn bald Pichan, bald Pattham, oder gar Betsan geschrieben; am meisten hat sich die falsche Schreibart Pisanus geltend gemacht.

Er hat viele theologische Schriften verfaßt, von welchen jedoch nur wenige gedruckt sind [2]). Viel bekannter aber ist seine Schrift über die Perspective, die lange als Schulbuch gegolten und viele Auflagen erlebt hat, wiewol sie nur eine Compilation aus Alhazen und anderen Optikern ist. Die älteste Ausgabe ist wol: Joannis Archiepiscopi Cantuariensis perspectiva communis edidit Gaurieus Neapolitanus. Sie ist in Folio, ohne Angabe des Jahres und Druckortes. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt eine Ausgabe, die Facius Cardanus, der Vater des berühmten Cardanus, besorgt hat. Sie ist ebenfalls ohne Angabe des Jahres und Druckortes, dabei geschrieben ist Mailand 1496.

Perspectiva Joannis pisani anglici viri religiosi, vulgo communis appellata . . . Am Ende: Explicit perspectiva pisani communis dicta, in felici gymnasio Lipsensi emendata . . . anno 1504. Fol.

Perspectiva communis . . . Summa cura et diligentia emendata, et ab infinitis, quibus scatebat, mendis, repurgata, nec non in quibus deficiebat, demonstrationibus restituta. Per Georgium Hartmannum. Norimb. anno 1542. 4.

In der Vorrede heißt es: ejus autor esse perhibetur Joannes Pisanus olim episcopus Cameracensis, doch ist er nie in Cambray Bischof gewesen.

Joannis Archiepiscopi Cantuariensis perspectivae communis libri tres. (Colon. 1592. 4.)

Die drei letzten Ausgaben beschreibt Kästner in seiner Gesch. d. Math. 2. Bd. S. 264 fg.

Eine andere Ausgabe von Paschasius Hamelius, Paris 1556, erwähnt Doppelmayr, Nachricht von den nürnb. Mathem. S. 56.

Eine Handschrift dieses Buches ist in Cambridge. Andere Handschriften erwähnt Heilbronner Hist. mathes. p. 540. p. 622 und an anderen Stellen. (*Stern.*)

Johannes Capgrave, ein gelehrter englischer Augustinermönch, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts blühte, zeichnete sich schon während seiner Studienzeit so sehr durch Fleiß und Talent aus, daß er sogleich, nachdem er zu Oxford die theologische Doctorwürde erlangt hatte, zum Provinzial seines Ordens gewählt wurde. In der Philosophie und Theologie gleich ausgezeichnet, beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Erklärung der heiligen Schrift und zog mit Ernst gegen die zahlreichen Misbräuche, die sich zu seiner Zeit in die Kirche eingeschlichen hatten, zu Felde. Der Herzog Humphry von Gloucester, ein Bruder des Königs Heinrich V., wählte den streng rechtlichen Mann zu seinem Beichtvater und folgte fast in allen Angelegenheiten seinem Rathe. Johannes Capgrave starb am 12. Aug. 1464 (nach Anderen erst 1484) zu Lynn in der Grafschaft Norfolk. Von seinen sehr zahlreichen Schriften ist nur die unbedeutende: „Legenda Sanctorum Angliae," die überdies nur ein Auszug aus der großen Heiligengeschichte des Johannes von Tinmouth (s. d. Art.) sein soll, gedruckt (Londini, 1516. Fol.); da sein großer Commentar über das Alte und Neue Testament, seine „Epistolae ad Diversos" und seine historischen Arbeiten („De nobilibus Henricis libb. III," „Vita Humfridi, Glocestriae Ducis," „Chronicon ab initio mundi usque ad tempora Eduardi IV," „Vita S. Gilberti, authoris ordinis

*) Vgl. *J. M. Suaresii* Notitia Basilicorum, ed. *Chr. F. Pohl.* (Lips. 1804.).

1) Genauere Details über sein Leben findet man in *Francisci Godwini* de praesulibus Angliae, besonders in der Ausgabe von Richardson. (Cantabr. 1743.). 2) Ausführlichere Nachweisungen über diese Schriften gibt *Cave*, Scriptorum ecclesiasticorum hist. lit. (Oxon. 1743.) Vol. II. p 321 und *Fabricius*, Bibl. lat. med. aevi, auch *Leland* Collect. T. 3.

Sempringhamii“ [in englischer Sprache], „Vita S. Augustini,“ „De sequacibus S. Augustini seu de illustribus Augustinianis“) weit eher einen Abdruck verdient hätten. Seine theologischen Schriften („Manipulus doctrinae Christianae,“ „De fidei symbolis libb. III,“ „Super Sententias libb. IV,“ „Determinationes theologiae,“ „Ordinariae disputationes,“ „Ad positiones erroneas lib. I,“ „Orationes ad Clerum,“ „Sermones per annum,“ „Lecturae scholasticae“) mögen jetzt von geringer Bedeutung sein [1]).

Johannes Capistranus, Johann von Capistrano, s. Capistrano (Joh. v.).

Johannes aus Cappadocien (Johannes Cappadox), ein ebenso berühmter als berüchtigter Staatsmann des sechsten Jahrhunderts, war Mitglied der Commission, welche das Gesetzbuch Justinian's zusammenstellte, Präfectus Prätorio (seit 531) und Consul (538), und überhaupt einer der einflußreichsten Günstlinge des Kaisers. Von niederer Herkunft, ohne alle Erziehung und so unwissend, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, hatte er sich durch sein ausgezeichnetes Genie zu den höchsten Ehrenstellen hinaufgeschwungen und benutzte seine Macht ungescheut und mit der unverschämtesten Consequenz nur zu seinem Vortheil und zu seiner Bereicherung. Nachdem er, wie Procopius [2]) sagt, des Morgens das Reich auf alle Weise geplündert hatte, ergab er sich des Nachmittags dem Trunke und den gemeinsten Ausschweifungen. Es kann daher nicht auffallend sein, daß in dem Volksaufstande zu Constantinopel im J. 532 die Wuth der Unzufriedenen hauptsächlich gegen Johannes und seine gleich schlechten Collegen gerichtet war. Justinian mußte ihn wider seinen Willen verabschieden, gab ihn aber keineswegs den Aufrührern Preis, sondern setzte ihn sogar nach der blutigen Unterdrückung der Volksbewegung trotz der allgemeinsten Misbilligung in seine früheren Würden wieder ein. In dem kaiserlichen Rathe stimmte er stets gegen den Krieg mit den Vandalen in Afrika und fast hätte Justinian den Gründen seines Günstlings nachgegeben [3]). Um diese Zeit erhoben sich jedoch gegen den übermüthigen Johannes mächtige Feinde, die nur eine günstige Gelegenheit erwarteten, um ihn zu stürzen. Diese bot sich endlich und die Schlinge, in welche er sich verstrickte, legte ihm die Kaiserin Theodora, die ihn ebenso sehr haßte, als ihn ihr Gemahl liebte. Johannes hatte sich, in seiner unbegrenzten Eitelkeit durch die Schmeicheleien einiger Wahrsager verleitet, der kecken Hoffnung hingegeben, einstens noch den kaiserlichen Thron zu besteigen. Dabei beging er die Unvorsichtigkeit, das Ansehen der Kaiserin bei jeder Gelegenheit zu schmälern. Theodora wählte Antonina, die lüderliche Gemahlin des tapfern Belisar, zum Werkzeuge ihrer Rache, und als es dieser gelang, den Johannes in ein scheinbares Complot gegen die kaiserliche Familie zu verwickeln, wurde er in dem Augenblicke, als er sich zur Ausführung des verbrecherischen Plans bereit erklärte, von versteckten Soldaten überfallen, seiner Würden entsetzt und nach Cyzicum gebracht, wo man ihn wider seinen Willen zum Priester weihte (541). Seine Güter wurden zwar eingezogen, aber der Kaiser gab ihm Alles wieder zurück, sodaß er in Überfluß leben konnte. Johannes, welcher nicht die Hoffnung einer baldigen Zurückberufung aufgab, verrichtete keinerlei priesterliche Functionen, um sich seine Ansprüche nicht zu verderben, und spann fortwährend neue Intriguen. Als der Bischof von Cyzicum durch Meuchelmörder umkam, wurde ihm dieses Verbrechen allgemein zur Last gelegt. Man warf ihn nun auf Befehl des Kaisers in den Kerker und führte ihn nach allen möglichen Mishandlungen nach Antipolis in Ägypten. Auf dem ganzen Wege mußte er, in Lumpen gehüllt, die Vorübergehenden um ein Almosen anhalten, und dieser Umstand soll zu der Fabel von Belisar, welchen man mit diesem Johannes verwechselte, Veranlassung gegeben haben [4]). Nach dem Tode der Theodora (548) wurde er zwar nach vielfachen Bemühungen nach Constantinopel zurückberufen, konnte aber nicht mehr in den Besitz seiner früheren Stellen oder überhaupt nur zu einigem Ansehen gelangen. Er starb arm und verachtet [5]). — Johannes Cappador, zwei Patriarchen von Constantinopel, s. unter Johannes, Patriarchen. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Capua, lebte um 1262, war von jüdischer Abstammung, wurde aber Christ und ist Verfasser einer lateinischen Übersetzung des bekannten Fabelbuchs Hitopadesa oder Calila we Dimna. Er machte sie nach einer hebräischen Übersetzung und gab ihr den Titel: Directorium humane vite, alias Parabole antiquorum sapientum. Sie erschien in Folio ohne Angabe des Ortes und Jahres und ward die mittelbare und unmittelbare Quelle von Übersetzungen im Italienischen, Teutschen, Französischen, Spanischen und in andern Sprachen. Der Verfasser schickt ein Vorwort voraus über Inhalt, Ursprung und frühere Übersetzungen des indischen Originals, nennt aber den Urheber der hebräischen Übersetzung nicht, aus welcher die seinige geflossen ist. Nach De la Serna Santander kam das Directorium um 1480 heraus. Daß Johannes von Capua in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt haben müsse, ergibt sich aus der Erwähnung des Matthäus, Cardinal-Diakonus, mit dem Titel Sanctae Mariae in Porticu. Denn dieser ist kein Anderer als Matthäus de Rubeis oder Rubeus Ursinus, welcher im J. 1262 oder 1263 Cardinal-Diakonus und 1278 Erzpriester des heiligen Petrus wurde. Die Erscheinung jener Übersetzung fällt also in die Zeit zwischen 1262 und 1278. Nur Antonio Francesco Doni, Verfasser der italienischen Übersetzung, bei welcher die lateinische des Johannes de Capua zu Grunde liegt, nennt den Verfasser der hebräischen einen „jüdischen Rabbinen Joël.“ Das Verhältniß aller dieser ältern Übersetzungen zu einander und ihr verschiedenartiger Werth ist durch

1) Vgl. *J. Bale*, Script. Britann. Cent. VIII. cap. 1. *H. Wharton*, Append. ad *G. Cave*, Hist. litt. (Genev. 1694. Fol.) p. 89. *C. Oudin*, Comm. de script. eccles. Tom. III. p. 2595. 2) De bell. Pers. l. I. c. 24. 3) *Procop.* de bell. Vandal. l. I. c. 10.

4) *Procop.* de bell. Pers. I. 25. Histor. arcan. c. 17. Vgl. *Alemanni* not. ad hist. arcan. c. 4. (ed. Bonn. p. 356.). 5) *Procop.* de bell. Pers. II, 30.

Silveſter de Sacy in den Notices et Extraits (Tom. IX. pag. 397 sq. Tom. X. pag. 94 sq. und pag. 427 sq.) und in der Ausgabe von Calila we Dimna (Mém. histor. pag. 1 sq.) ausführlich und genau gewürdigt worden. Über Johannes von Capua aber vergleiche man Tom. IX. pag. 398 sq. und den Abdruck des neunten Capitels ſeiner Überſetzung Tom. X. Sec. Part. pag. 49 sq noch insbeſondere. Im Allgemeinen ſ. *Wolf's* Bibl. hebr. (*Gustav Flügel.*)

Johannes von Cardaillac (Cardailhac, Cardillac), lebte im 14. Jahrhundert, war lateiniſcher Patriarch von Antiochien und beſtändiger Verweſer des Erzbisthums von Toulouſe. Er widmete ſich in ſeiner Jugend der Rechtswiſſenſchaft, und machte in derſelben ſo große Fortſchritte, daß er die Doctorwürde darin erhalten konnte und die Wiſſenſchaft mit großem Beifall zu Toulouſe lehrte. Im J. 1370 ernannte ihn die Univerſität zu ihrem Geſandten an den Papſt Clemens VI. und der König von Caſtilien an Urban V. zu Avignon, und das Jahr darauf Gregor XI. zu ſeinem Legaten in Teutſchland. Ums J. 1376 wurde er von ſeinem erzbiſchöflichen Sitze zu Lamego in Portugal, den er ſeit 1372 inne hatte, auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu Toulouſe berufen, mit dem Titel eines Patriarchen von Antiochien. Er ſtarb 1390. Von ſeinen Schriften, die ſich ehedem handſchriftlich in der Bibliothek der Jacobiner zu Toulouſe befanden, iſt nichts gedruckt. ſ. *Froissart*, Chronic. I, 352.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes, Jacobitiſcher Biſchof von Cartamin, geweiht vom Patriarchen Athanaſius V. im J. 1299 der Griechen (988 nach Chr. Geb.), bemühte ſich, die Eſtrangeloſchrift, welche ſchon ſeit einem Jahrhundert außer Gebrauch gekommen war, bei ſeinen Glaubensgenoſſen wieder einzuführen *). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes von Cäsarea, mit dem Beinamen Grammaticus. Er war ein Anhänger der chalcedoniſchen Synodalbeſchlüſſe, für welche er auch in einer eignen Schrift gegen den Patriarchen Timotheus von Alexandrien, einen entſchiedenen Widerſacher derſelben, das Wort nahm. Die Vertheidigung des Alexandriniſchen Patriarchen übernahm der Antiocheniſche, Severus. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Casinensis. 1) ſoviel als Johannes Hymonides (ſ. d. Art.); 2) Abbas Casinensis. Johannes, aus hoher Familie ſtammend und mit den Fürſten von Capua verwandt, widmete ſich in ſeiner Vaterſtadt Capua der Theologie und wurde, nachdem er bereits die Würde eines Erzdiakons erlangt hatte, Benedictinermönch und ſpäter Abt des berühmten Kloſters Monte Caſino. Da aber dieſes durch die Sarazenen zerſtört worden war (915), beredete er die dem Feinde entflohenen Mönche, welche ſich zu Tiano niedergelaſſen hatten, nach Capua zu gehen und ein neues Kloſter zu bauen. Hier wirkte er nun aus allen Kräften bis zu ſeinem Tode (934), der Anſtalt ihren früheren Flor wieder zu verſchaffen [1]). Seine Geſchichte des Unglücks, welches das Kloſter Monte Caſino betraf (Chronicon de persecutionibus coenobii Casinensis et de miraculis inibi factis) iſt noch nicht gedruckt, wurde aber von Leo von Oſtia in ſeiner Geſchichte des Kloſters Monte Caſino [2]) benutzt. Der Abt Johannes würde hier dieſes Werkes wegen keine Stelle gefunden haben, wenn ihm nicht ein ſonderbarer Irrthum gewöhnlich ein anderes nicht unwichtiges Chronikon (Breve chronicon rerum in regno Neapolitano gestarum, ab ann. 1000 ad ann. 1212. in *A. Caraccioli*, Chronolog. antiq. quatuor. Neapol. 1643. 4. p. 122 sqq. *Muratori*, Script. rer. Ital. T. V. p. 55. *Graevii* Thesaur. hist. Ital. Vol. IX. P. I. p. 450 sqq.) zuſchriebe [3]), welches doch erſt mit dem Jahre 1000 beginnt. Der Irrthum ſcheint in einer flüchtigen Äußerung Mari's [4]) ſeinen Urſprung zu haben. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Caspar, aus Mergentheim, zuletzt Guardian und Definitor des Capucinerordens der fränkiſchen Provinz. Er lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Seine Supplique der gläubigen Seelen in dem Fegfeuer und ſein Sprung des Rieſen ſind Erbauungsbücher im Geſchmacke des 17. Jahrhunderts und der Capuciner.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes Cassianus, ſ. Cassianus in den Nachträgen zum Buchſtaben C. (1. Sect. 21. Th. S. 105 fg.)

Johannes Castriota, ſ. Scanderbeg.

Johannes von Ceccanum (Joannes de Ceccano), ein angeblicher Hiſtoriker des 13. Jahrhunderts, welcher einer fürſtlichen Familie nahe verwandt geweſen ſein ſoll. Mehr weiß man über ſeine Lebensverhältniſſe nicht aufzufinden und zwar aus einem natürlichen Grunde. Es iſt nämlich nach Muratori's [1]) Forſchungen keinem Zweifel unterworfen, daß das Chronicon Fossae Novae (öfters gedruckt, am beſten in Muratori's Script. rer. Ital. Tom. VII. p. 855 sqq.), welches von Erſchaffung der Welt bis zum J. 1217 reicht, einen bis jetzt unbekannten Verfaſſer hat, daß aber ein unverſtändiger und voreiliger Literat, welcher in der Chronik ſelbſt den Namen des häufig als Wohlthäter des Kloſters Foſſa nova vorkommenden Grafen Johann von Ceccanum las, dieſen als Verfaſſer derſelben anſah, welcher Irrthum dann wie gewöhnlich aus einem Buche in das andere überging. Das Chronikon enthält übrigens manche gute Notizen zur Geſchichte Italiens.

Johannes de Cermenate (Giovanni da Cermenate), auch Johannes de Certamente oder Clermenate geſchrieben, ein guter italieniſcher Hiſtoriker des 14. Jahrhunderts, ſtammte aus einer angeſehenen Familie zu Mailand und bekleidete in ſeiner Vaterſtadt das Amt eines Notars. Als der teutſche Kaiſer Heinrich von Lützelburg durch ſeinen Statthalter Wernher von Homburg das Parlament der Ghibellinenliga nach Lodi zuſammenrief (1312),

*) *Assemani*, Bibl. Orient. T. II. p. 352.

1) *Leo Ostiens.* Chronic. monast. Casin. l. I. c. 56—58.

2) Prolog. in Chron. Casinens. ap. *Muratori*, script. Ital. T. IV. p. 245. *Vossius*, de hist. lat. l. III. c. 5. 3) Z. B. *Fabricii* Bibl. med. aevi, ed. *Mansi*, Tom. IV. p. 63. 4) Annot. ad *Petrum Diaconum* de vir. illustr. Casinens. c. 15. (In *Graevii* thesaur. hist. Ital. Tom. IX. P. I. p. 357.)

1) Script. rer. Ital. Tom. VII. p. 853.

erſchien Johannes als Syndicus Mailands [2]), woraus hervorgeht, daß ihm ſeine Vaterſtadt gern die wichtigſten Ämter anvertraute. Seine weiteren Lebensverhältniſſe ſind uns unbekannt, nur wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß er im J. 1330 noch lebte [3]). Daß er ſich eifrig mit claſſiſcher Literatur beſchäftigte, beweiſt nicht nur ſeine in reinem Latein [4]) und höchſt anmuthig geſchriebene Geſchichte, ſondern auch der Umſtand, daß ein gleichzeitiger Schriftſteller [5]) erzählt, wie er von Giovanni da Cermenate eine Handſchrift des Titus Livius und mehre andere Werke zu ſeinem Gebrauche geliehen habe. — Die Menge von einflußreichen und wunderſamen Ereigniſſen, durch welche ſich Heinrich's Aufenthalt in Italien charakteriſirt, mußte Giovanni, der ſelbſt lenkend und berathend an dem Gange der Begebenheiten Theil nahm, zur Aufzeichnung der Zeitgeſchichte hindrängen. Mit Liebe und Unparteilichkeit ergriff er die Feder und führt uns auf eine ebenſo unterhaltende als naiv-aufrichtige Weiſe die mannichfaltigſten Scenen der Zeitgeſchichte, die er während eines Zeitraums von ſieben Jahren (1307—1313) miterlebte, vor. Das italieniſche Leben und Treiben jener Zeit, der Conflict deſſelben mit den Foderungen der wildeinherſchreitenden Teutſchen hat kein anderer gleichzeitiger Schriftſteller ſo treffend und mit ſo friſchem Colorit dargeſtellt. Die eingeſchalteten kurzen Reden, welche die epiſche Darſtellung dramatiſch beleben, zeigen uns die wahre Geſinnung der handelnden Perſonen, ſowol derjenigen, welche der kaiſerlichen Partei anhängen (wozu auch der Verfaſſer gehört), als auch ihrer Gegner. Schon Muratori, welcher Giovanni's da Cermenate Geſchichte (Historia de situ, origine et cultoribus Ambrosianae urbis ac de Mediolanensium gestis sub imperio Henrici VII. ab anno 1307 ad annum 1313) zuerſt herausgab (in den Anecdotis latinis. [Mediolani. 1698. 4.] Tom. II. p. 31—111. Tom. IV. p. 211—228) erkannte vollkommen ihren Werth und hält ſie für die beſte und lauterſte Quelle des Römerzugs Heinrich's von Lützelburg [6]). Auch Giovanni weiß nichts von der mährchenhaften Vergiftung Heinrich's durch einen Predigermönch. Muratori's erſte Ausgabe wurde in *Graevii* Thesaur. Histor. Ital. Tom. IV. P. I. p. 1 nachgedruckt; den beſten und vollſtändigſten Abdruck lieferte er ſelbſt in ſeinen Script. rer. Ital. Tom. IX. p. 1226—1290. (Vgl. *Muratori*, Anecdot. lat. T. II. p. 27—30. Script. rer. Ital. T. IX. p. 1223. 1224. F. W. Barthold's Römerzug König Heinrich's von Lützelburg. [Königsb. 1831.] 2. Bd. Beilagen. S. 87. 88.)

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes bar Chaldon, Neſtorianiſcher Mönch des Kloſters Beth-Sajare, ſchrieb in ſyriſcher Sprache ein großes polemiſches Werk über die ſtreitigen Dogmen unter dem Namen Buch der Fragen, ferner Gedichte moraliſchen Inhalts unter dem Titel: Schönheit der Schönheiten und ein Buch Handel (ܫܦܝܪ ܫܦܝܪ) der Mönche rei [1]).

Johannes bar Chamis, Neſtorianiſcher Biſchof von Themanun, einem Flecken in Aſſyrien, öſtlich vom Tigris, unter dem Patriarchen Machicha um das J. 1100 nach Chr. Geb., ſpäter Metropolit von Moſul. Nach ſeinem Vater Chamis hieß er auch ſyriſch Bar Kardoche, arabiſch Ibn el Cheddâd, d. i. Sohn der Schmiede. Bemerkenswerth iſt er als Verfaſſer einer ſyriſchen Grammatik [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Charax, ein griechiſcher Grammatiker, deſſen Lebensperiode unbekannt iſt, der aber wahrſcheinlich dem 14. Jahrhundert angehört. Wir beſitzen von ihm eine Abhandlung „Über die enklitiſchen Wörter (*περὶ ἐγκλινομένων μορίων*“), welche zuerſt in dem Dictionarium graecum (Venet. 1524. Fol.), dann von J. Iriarte (Regiae bibliothecae Matritensis codices gr. [Matr. 1769. F.] Vol. I. p. 316) und zuletzt am beſten von Im. Bekker (Anecdota graeca. Vol. III. [Berol. 1821.] p. 1149) herausgegeben wurde. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Chiemensis, Biſchof zu Chiemſee in Krain, lebte zur Zeit der Reformation; ein freiſinniger Mann, der die Gebrechen der Kirche ſeiner Zeit wohl erkannte, und in ſeiner Schrift: Onus Ecclesiae. (Landsh. 1524. Fol.) namhaft machte. Auszüge daraus finden ſich in *Flacius* Catalog. testium veritatis und in *Fr. Wolf* Lectt. memorabilibus. II, 104. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Chrysorrhoas, ſ. Johannes Damascenus.

Johannes Chrysostomus, ſ. Chrysostomus.

Johannes Cinnamus, ſ. Kinnamus.

Johannes von Cisinge, gewöhnlich Janus Pannonius genannt, ein lateiniſcher Dichter des 15. Jahrhunderts, wurde in einem Dorfe an der Mündung der Drau am 29. Auguſt 1434 geboren und ſtammte aus einer edeln, aber armen Familie. Er erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung und ging, als er das 13. Jahr erreicht hatte, auf Koſten des Biſchofs von Waradin, ſeines mütterlichen Oheims, nach Italien, um ſich weiter auszubilden. Zu Ferrara genoß er vier Jahre hindurch den Unterricht des berühmten Guarini von Verona und galt ſchon in ſeinem 16. Jahre für ein Wunder der Gelehrſamkeit. Nach einem kurzen Aufenthalte bei ſeiner Mutter, die ihn nach dem Tode ihres Gemahls zu ſich gerufen hatte, ging er zum zweiten Male nach Italien und ſetzte daſelbſt ſeine Studien bis zum Jahre 1458 fort. Nach ſeiner Heimkehr wurde er, erſt 26 Jahre alt, zum

2) So erzählt er ſelbſt in ſeiner Geſchichte. Cap. 45. 3) *Muratori*, Anecdota latin. (Mediolan. 1698. 4.) Tom. II. p. 30. 4) In Cermenatensi perspicuum plerumque dicendi genus, in quo gravitas nunquam desideratur et laudabilis latinitatis sapor fere ubique deprehenditur. *Muratori*, Script. rer. ital. Tom. IX. p. 1223. Wie Wachler (Handb. der Literaturgeſchichte. [Leipz. 1824.] 2. Bd. S. 226) von einer „rauhen lateiniſchen Sprache“ reden konnte, iſt nicht einzuſehen. 5) *Muratori*, Anecdot. lat. Tom. II. p. 30. 6) Quod autem est ad illa, quae ineunte Christi saeculo decimo quarto Cermenate refert, quum eorum oculatus testis fuerit, quin verissima sint, omnique digna pretio, nequaquam est ambigendum . . . Si quidem luculenter adeo res gestae sub Henrico VII. imperatore ibidem recensentur, ut aliunde meliora non expectes, imo neque paria. Anecdot. lat. Tom. II. p. 27.

1) *Assemani*, Bibl. orient. T. III. P. I. p. 265. 266. 2) *Assemani*, Bibl. orient. T. III. P. I. p. 256. 257. 566.

Bischofe von Fünfkirchen ernannt und zog als solcher mit dem ungarischen Heere gegen die Türken zu Felde, hielt sich aber nicht sehr rühmlich. Bessere Dienste leistete er als Gesandter bei dem Papste, von welchem er Hilfe gegen die Türken erbitten sollte. Obschon er als Belohnung dieser Bemühungen die Erlaubniß erhalten hatte, die Gold- und Silberbergwerke seiner Diocese auszubeuten, woraus ihm eine jährliche Einnahme von 20,000 Zechinen erwuchs, so ließ er sich doch in eine Verschwörung des Adels gegen den König Matthias verwickeln und mußte die Flucht ergreifen. An keinerlei Entbehrungen gewöhnt, konnte er die Mühseligkeiten des Exils nicht ertragen und starb, noch sehr jung, gegen das Ende des Jahres 1172. Man ließ seinen Leichnam aus Furcht vor dem Könige unbeerdigt, dieser befahl ihn aber aus Achtung vor seinen sonstigen Verdiensten nach Fünfkirchen zu bringen und daselbst ehrenvoll zu begraben [1]). Schon während seines Aufenthalts in Italien hatte er sich in der lateinischen Poesie geübt und auch mehre Abschnitte aus Plutarch (die Biographien des Brutus und Galba) und Homer in elegantes Latein übertragen. Seine Gedichte, welche öfter (Venetiis, 1553., ferner in den „Deliciae poetarum Hungarorum," Francof. 1619. 16. und zuletzt von dem Grafen Sam. Teleki, Traj. ad Rh. 1784. 2 Voll.), aber bis jetzt nicht vollständig, herausgegeben wurden, zeugen von einem nicht unbedeutenden poetischen Talente, aber auch häufig durch ihren unzüchtigen und unchristlichen Inhalt von dem unfrommen Sinne des Bischofs. Von seinen Gedichten sind auch einzeln gedruckt: „Panegyricus in laudem Bapt. Guarini Veronensis" (Viennae. 1512. 4.), „Epigrammata" (Cracov. 1518. 4.) und „Elegiarum aureum opus" (Viennae. 1514. 4.). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Citrius, einer der heftigsten Polemiker gegen die lateinische Kirche, war ums Jahr 1200 Bischof zu Chitro, einer kleinen Stadt in Macedonien. Sein bedeutendstes polemisches Werk handelt von den Observanzen und Dogmen der Lateiner; es ist uns aber von demselben nichts als ein Fragment bekannt, welches Leo Allatius in seiner Schrift de Eccl. occident. atque orientalis perpetua consensione aufbewahrt hat. Sonst hat man von ihm eine Anzahl von Erklärungen über die ihm theils von Cabasilas, Erzbischof von Durazzo, theils vom Diakonus Hero in Constantinopel vorgelegten juristischen Fragen und Rechtsfälle, welche theils in *Marq. Freheri* Jus graec.-roman., theils in des constantinopolitanischen Patriciers *Thom. Diplovatarius* Synopsis Jur. graec. zu finden sind, und welche bei den Griechen die Auctorität von Gesetzen erhalten haben. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Ciudad, s. unter Barmherzige Brüder.

Johannes von Clermenate, s. Johannes de Cermenate.

Johannes Climacus oder Scholasticus oder Scalarius, s. Johannes III., Patriarch von Constantinopel.

Johannes Cobo, ein spanischer Dominikanermönch, bekannt als thätiger Missionair in Ostasien, wurde um die Mitte des 16 Jahrhunderts zu Alcazar de Consuegra bei Toledo geboren, wirkte, nachdem er seine Studien beendigt hatte und in den Dominikanerorden getreten war, als Lehrer in dem Kloster zu Avila und entschloß sich später, für die Ausbreitung des christlichen Glaubens als Missionair sein Leben zu wagen. Er schiffte sich im J. 1586 nach den Philippinen ein, wurde aber durch eine schwere Krankheit, welche das Oberhaupt der Mission befiel, gezwungen, einige Zeit in Mexico zu bleiben. Hier eiferte er so sehr gegen die Misbräuche der spanischen Verwaltung, daß ihn der Gouverneur nach den Philippinen, dem Verbannungsorte der Verbrecher, bringen ließ und dadurch eigentlich den sehnlichsten Wunsch des Missionairs erfüllte. Dieser landete im Juni 1588 zu Manila und erhielt sogleich den Auftrag, eine chinesische Colonie, welche sich auf den Philippinen gebildet hatte, in der christlichen Religion zu unterrichten. Mit erstaunlicher Schnelligkeit brachte er es in der chinesischen Sprache soweit, daß er sich ihrer ohne Anstoß zur Ertheilung des Unterrichts und zum Predigen bedienen konnte. In Manila errichtete er ein Hospital für arme Chinesen und erwarb sich durch seine Herzensgüte und seine strenge Rechtlichkeit nicht nur bei den Eingebornen, sondern auch bei dem spanischen Statthalter auf den Philippinen ein so großes Ansehen, daß er im J. 1592 an den Kaiser von Japan, welcher diese Inseln seiner Herrschaft unterwerfen wollte, als Unterhändler geschickt ward. Er brachte es auch durch seine Gewandtheit und durch seine genaue Kenntniß der Landessprache dahin, daß der Kaiser nicht nur von Neuem mit den Spaniern ein Bündniß schloß und die öffentliche Verkündigung des Evangeliums erlaubte, sondern sogar den sprachkundigen Europäer durch große Versprechungen an seinem Hofe zu behalten suchte. Dieser zog es jedoch vor, nach den Philippinen zurückzukehren, das Schiff, auf welchem er sich befand, scheiterte aber durch die Unvorsichtigkeit des Capitains an der Küste der Insel Formosa und er ward von den Wilden erschlagen. Sein chinesisches Wörterbuch (Lingua Sinica ad certam revocata methodum), sowie seine übrigen Schriften in chinesischer Sprache (ein Katechismus, eine Abhandlung über Astronomie und eine Übersetzung auserwählter Stücke Seneca's), dienten den Missionairen in jenen Gegenden lange als Handbücher; sie sind aber alle in der chinesischen Colonie auf den Philippinen gedruckt und in Europa nicht näher bekannt geworden [1]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes a Colle (auch a Collibus), geb. 1558 zu Belluno im Venetianischen, studirte die Heilkunde zu Padua unter Capivaccio, Battoni und Campolongo, und erwarb daselbst im J. 1584 die Doctorwürde. Hierauf übte er die Kunst 15 Jahre lang zu Venedig mit großem Beifall aus, wurde sodann Leibarzt bei Cosmus II., Herzog von Urbino, gab aber diese Stelle nach 23 Jahren wieder auf, um an Rod. Fonseca's Stelle die erste Professur an der Universität Padua einzunehmen.

1) s. Biographie universelle. Tom. VIII. p. 582. 583.

1) Vgl. Biographie universelle. Tom. IX. p. 150.

Er ſtarb 1631 an der Peſt. Seine in dem Geſchmacke der damaligen Zeit verfaßten Schriften enthalten wenig Ausgezeichnetes. Man kennt folgende:

De idea et theatro imitatricium et imitabilium ad omnes intellectus facultates, libri aulici, quibus omnes artes, etiam medica, agricultura, quo ordine et qua methodo inveniendae sint, demonstratur. (Pisaur. 1617. Fol.) Wie es ſcheint, ein encyklopädiſches Werk.

Medicina practica sive methodus cognoscendorum et curandorum omnium effectuum malignorum et pestilentium. (Pisaur. 1617. Fol.)

Elucidarium anatomico-chirurgicum cum commentariis in quarti libri Avicennae fen tertium. Insiti tractatus de lue gallica. (Venet. 1621. Fol.)

Cosmetor mediceus triplex, in quo exercitatio totius artis medicae decisa ac consultationes medicinales et quaestiones practicae enucleatae proponuntur. (Venet. 1621. Fol.) Der Anfang des Titels bezieht ſich auf die Dedication an den Gebieter des Verfaſſers.

Methodus facile parandi jucunda, tuta et nova medicamenta et ejus applicatio adversus chymicos. De vita et senectute longius protrahenda. De alexipharmacis chymicis adversus omnia venena, nec non de antiqua morbi gallici natura ejusque symptomatibus, notitia et medela singulari. De plica, cyrrhis, capillorum agglomeratione et ejus antiqua origine. De fascino dignoscendo et curando. (Venet. 1628. 4.)

De cognitu difficilibus in praxi ex libello Hippocratis de insomniis et ex libris Avenzoaris per commentaria et sententias dilucidato. (Venet. 1628. 4.)

Außerdem hinterließ er viele handſchriftliche Werke. — Vgl. *Haller*, Bibl. med. pract. II. p. 465.

(*H. Haeser.*)

Johannes Columbariensis, d. h. von Colmar in Elſaß. Er lebte in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts, war Mitglied des Dominikanerordens, und hinterließ ein Chronicon rerum suae aetatis und Annales Colmarienses. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Columbinus (Johann Colombini), ſ. Colombini und Jesuaten.

Johannes a St. Come (eigentlich Jean Baseilhac, am bekannteſten unter dem Namen Jean de St. Come oder Frère Come), geboren den 5. April 1703 zu Poëjaſtruc bei Tarbes in Frankreich, ſtammte aus einer Familie, in welcher von je die Neigung zur Chirurgie geherrſcht hatte. Sein Vater, François, und ſein Großvater Simon, waren, wie ſein ſehr geſchätzter Onkel zu Lyon, Chirurgen vom Fach. So erwachte auch in Jean die Neigung zur Chirurgie ſehr früh und wurde in dem älterlichen Hauſe leicht befriedigt. Noch größere Anregung fand Jean in dem Hauſe und unter der Leitung ſeines Oheims, zu dem er ſich im Jahre 1722 begab, deſſen Unterricht ihm aber ſchon nach 2 Jahren nicht mehr gnügte. Jean ging nach Paris und gewann ſich hier, als Schüler des Hôtel-Dieu, durch ſeinen Eifer und ſein muſterhaftes Betragen ſehr bald die Liebe des Fürſten von Lorraine, Pierre François Armand, der eben zum Erzbiſchof von Bayeux gewählt worden war, in einem ſolchen Grade, daß dieſer, in der Erwartung, in ihm einen thätigen Vermittler ſeiner Wohlthätigkeit zu finden, ihn in ſeine Dienſte nahm. Dieſes Vertrauen wuchs bald in einem ſolchen Grade, daß der Erzbiſchof ein eignes Hoſpital erbaute und Baſeilhac die Leitung deſſelben übertrug, und nach ſeinem, im Jahre 1728 erfolgten, Tode ihm nicht allein eine anſehnliche Sammlung chirurgiſcher Inſtrumente, ſondern auch eine Summe vermachte, mit welcher Baſeilhac die Erlaubniß zur Ausübung ſeiner Kunſt zu Paris erhalten konnte. Indeſſen ließ dieſer ſich jetzt, ſei es aus Kummer über den Verluſt eines geliebten Herrn, ſei es aus frommen Beweggründen, in den Orden der Feuillans zu Paris aufnehmen und führte ſeit dieſer Zeit den Namen Frère Jean de St. Come. Länger als 10 Jahre übte Jean die ihm ſo theure Kunſt nicht aus, und erſt nach dieſer Zeit bewarb er ſich um eine Stelle unter den Wundärzten von Paris. Vorzüglich den Armen ſeine Hilfe mit der größten Uneigennützigkeit ſpendend, erlangte er bald einen bedeutenden Ruf, der ſeinen Namen bis ins Ausland brachte. Die Belohnungen reicher Kranken verwandte er zur Gründung eines chirurgiſchen Hoſpitals für Arme und zur Unterſtützung der Waiſen; aber ſelbſt im gehäufteſten Drange ſeiner Geſchäfte unterließ dieſer ſeltene Mann niemals die ängſtlichſte Erfüllung der ſtrengen Regeln ſeines Ordens. Frère Come ſtarb am 8. Juli 1781, hochgeehrt von Allen, angebetet von ſeinen Schützlingen, den Armen. Sein Charakter war durch unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, durch die aufopferndſte Menſchenliebe ausgezeichnet, obſchon ſein Äußeres häufig abſtieß. Dieſe rauhe Außenſeite und eine gewiſſe Eitelkeit dienten indeſſen nur dazu, ſeine übrigen Vorzüge deſto mehr hervortreten zu laſſen.

Frère Come nimmt in der Geſchichte der Chirurgie eine ehrenvolle Stelle ein, und vorzüglich groß ſind ſeine Verdienſte um den Steinſchnitt, die von ihm faſt ausſchließlich geübte Operation. Seine Erfindung des Lithotome caché war es vorzüglich, die ihm in einer Zeit, wo man nur zu ſehr geneigt war, ein Inſtrument für um ſo vollkommner zu halten, je complicirter es war, ſeinen Ruf erwarb. Come's Lithotome (ſ. den Artikel Lithotome) war indeſſen zu ſehr Maſchine, als daß es ſicher hätte wirken können, und wirklich kamen nach Anwendung deſſelben Todesfälle vor, in denen die Blaſe durch und durch geſtochen, der Maſtdarm und bedeutende Gefäße verletzt waren. Come's Gegner in dieſer Hinſicht war vorzüglich le Cat, deſſen Methode der des Erſteren bald den Rang ſtreitig machte. — Come's Methode des Steinſchnittes über der Schamfuge, obwol von ihm ſelbſt ſehr häufig mit Erfolg geübt, kann ebenfalls mit geläuterten Principien der Chirurgie nicht beſtehen. (Vgl. den Art. Steinſchnitt.) — Endlich war Come einer der Erſten, welche die Operation des grauen Staares vermittels der Extraction verrichteten, obſchon über das Nähere ſeiner Methode Nichts bekannt iſt. Come's Name iſt auch noch auf ein von ihm erfundenes, vorzüglich bei Krebsübeln (noch jetzt, nach Hellmund's Modifi-

cation) häufig angewendetes Ätzmittel übergegangen (Cosmesches Pulver, ursprünglich aus Arsenik, Drachenblut, Zinnober und Schubiotenasche bestehend). — Frère Come verfaßte:

Recueil de pieces importantes concernant la taille par le lithotome caché. (Par. 1751. 12.) 2 voll.

Reponse à Mr. Levacher. Par. 1756. 12.

Nouvelle methode d'extraire la pierre de la vessie par dessus le pubis. (Par. 1779.)

(*H. Haeser.*)

Johannes de Cordua. Es existirt ein älterer und ein jüngerer. Der ältere, Dominikaner, lebte zu Ausgange des 16. Jahrhunderts in Amerika als Prior der Provinz Merico und später als Intendant von Neuspanien. Er verwendete besonderen Fleiß auf die Erlernung der Sprache der Daracaner und schrieb ein Vocabulario en lingua Zapoteca. Der jüngere, Jesuit und Lector der Moraltheologie auf der Universität zu Avila in Spanien, von wo aus er nach Logrono in die Provinz Burgos versetzt wurde, wo er 1655, 52 Jahre alt, gestorben ist. Er hat eine Catena in libros Regum. Lugd. 1652. 11. Fol. herausgegeben. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Cortiensis, Joh. Corcyrensis, s. Johann von Corfu unter Johann, Cardinäle, (geistl.) Kurfürsten, Erzbischöfe u. s. w.

Johannes Corvinus, s. Hunyadi.

Johannes Cosin, s. Cosin (John).

Johannes von Crema, s. Johann von Crema unt. Johann, Cardinäle, (geistl.) Kurfürsten u. s. w.

Johannes von Cremona, s. Persico (Johann).

Johannes von Cropano, ein Capucinermönch. Von ihm hat Adelung in seiner Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexikon aus des Bernard von Bologna Bibliotheca Capucin. angemerkt, daß er im Gebiete von Reggio in Italien zu Hause und zu Cropano d. 5. Dec. 1683, im 61. Jahre seines Alters, gestorben sei. Seine Schrift: Calabria dichiarata. Neap. 1691. Fol. hat durch die darin bekannt gemachten Inschriften und Münzen einen bleibenden Werth. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes de Cruce, s. unter Karmeliter.

Johannes Cubicularius (*Παραχοιμώμενος*), ein byzantinischer Kriegsmann und Gelehrter des 14. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen wir nichts weiter wissen, als daß er der Sohn des bekannten philosophischen Schriftstellers Nicephorus Chumnus, welcher Andronikus II. Palälogus als Kanzleibeamter diente und bei diesem Kaiser in hoher Gunst stand, war. Es finden sich in Handschriften mehre von ihm geschriebene Briefe, die für die Geschichte seiner Zeit nicht ohne Bedeutung sind und welche J. F. Boissonade [1]) herauszugeben versprach.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Curiis, s. Johannes von Danzig.

Johannes Curopalates, s. Johannes Skylitzes.

Johannes Cyparissiota, mit dem Beinamen der Weise, war ein gelehrter Grieche und Gegner des Gregorius Palamas, wider welchen er im J. 1360 ein Werk unter dem Titel: *Παλαμικῶν παραβάσεων Λογ. δ'.*, wovon sich das erste und vierte Buch in *Combefis* Auctar. gedruckt findet. Man hat auch von ihm eine *Ἔκθεσις συντομὸς, ῥητῶν θεολογικῶν*, die aus zehn Dekaden besteht und mit Anmerkungen des Franc. Turrianus (Rom 1581. 4.) ins Lateinische übersetzt erschienen ist. Aus der Überschrift der Dekaden kann man auf den Geist des Buches schließen: de theologia symbolica; de theologia demonstrativa; de divinis enarrationibus; de divinis nominibus eorumque origine et informatione; de proprietatibus divinorum nominum; de adparitionibus divini luminis; de divina participatione; de infinitate Dei in creaturis; de infinitate in Deo; de divina simplicitate. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes von Damaskus (Joannes Damascenus), seiner Wohlredenheit wegen Chrysorrhoas (der Goldströmende), von den Arabern Mansur (der Erlöste) genannt, einer der bedeutendsten griechischen Kirchenväter und der ausgezeichnetste theologische Schriftsteller des achten Jahrhunderts, wurde (wie man gewöhnlich annimmt) zu Damaskus am Ende des siebenten oder zu Anfange des achten Jahrhunderts geboren. Daniel Papebroek [1]) nimmt nach griechischen Heiligenlegenden, welche dem Johannes ein Alter von 104 Jahren zutheilen, das Jahr 676 als dessen Geburtsjahr an, ohne zu bedenken, daß diese Legenden zu den unzuverlässigsten Quellen gehören. Überhaupt ist das Leben des Johannes, welches fast durchaus nach arabischen Überlieferungen erzählt wird, durch Legenden vielfach entstellt; und grade die ausführlichste Erzählung des Johannes von Jerusalem (s. diesen Artikel) ist die unzuverlässigste. Die Rede des Constantin Akropolita zum Lobe des Johannes von Damaskus ist nur eine noch unleidlichere Erweiterung dieser Erzählung. — Aus den bis jetzt vorhandenen Quellen läßt sich ungefähr Folgendes zusammenstellen. Seine Ältern gehörten, wie es scheint, zu den angesehensten Familien zu Damaskus und sein Vater Sergius, obgleich ein eifriger Christ, bekleidete bei dem Khalifen Abd' ul Melik I. eine einflußreiche Stelle und war vermuthlich der erste Schatzmeister (*γενικὸς λογοθέτης*) desselben [2]). Johannes erhielt von seinem Vater eine fromme und sorgfältige Erziehung und zeigte schon früh die besten Geistesanlagen, die durch einen glücklichen Zufall bald ihre vollständige Ausbildung erhielten. Die Araber hatten auf einem ihrer häufigen Streifzüge eine bedeutende Anzahl Christen gefangen genommen und nach Damaskus gebracht, wo sie als Sklaven verkauft wurden. Unter diesen befand sich auch ein italienischer Mönch, welcher den Namen Cosmas führte und sich als einen in den theologischen und philosophischen Wissenschaften gründlich bewanderten Mann auswies. Sergius ergriff diese erwünschte Gelegenheit mit Freuden, erbat sich den Gefangenen vom Khalifen und bestimmte ihn zum Lehrer

1) Anecdota graeca. (Paris 1829.) Tom. I. p. 290.

1) Acta SS. Maji. Tom. II. p. 110. §. 13. 2) *Theophanis* Chronograph. ad ann. 6 Justiniani II. (ed. Paris. p. 305. Venet. p. 243.) *Johann. Hierosolym.* vit. Damasceni, c. 5. *Constantin. Acropolit.* sermo de Joanne Dam. c. 6. (Act. SS. Maji. T. II. p. 734.)

seines Sohnes [3]). Dieser erhielt nun einen tüchtigen Unterricht in der Grammatik und Dialektik, und nachdem er diese Disciplinen schnell begriffen, auch in der Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik und Musik. Nachdem er sich auf diese Weise die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte, ging er zum Studium der Theologie über und stand bald an tiefem Wissen seinem Lehrer völlig gleich [4]). Das Verlangen seiner Ältern, sich ein Weib zu wählen, wies er entschieden zurück [5]), weil er wahrscheinlich jetzt schon mit dem Gedanken umging, sich dem beschaulichen klösterlichen Leben zu widmen. Sein Lehrer Cosmas, welcher wol diesen Entschluß in ihm hervorgerufen hatte, bat jetzt um seine Entlassung und ging in das Kloster Saba bei Jerusalem. Bald darauf starb der Vater des Johannes, auf den nun der Khalif sein Wohlwollen übertrug. Er ernannte ihn zum ersten Rath (*πρωτοσύμβουλος*) und übertrug ihm überhaupt die Functionen seines Vaters, konnte ihn aber nur mit vieler Mühe zur Annahme dieser Stellen bewegen [6]). Um diese Zeit begann der Kaiser Leo III., der Isaurier, seine wüthende Verfolgung der Bilder der Heiligen (726), wodurch er in Griechenland und auf den Cykladen einen Aufstand erregte, den er zwar bald mit Gewalt unterdrückte, wodurch er sich aber die Gemüther vieler Unterthanen völlig entfremdete. Johannes hatte kaum in der Entfernung von dem Treiben des Kaisers gehört, als er in seinem religiösen Eifer eine Menge Briefe nach Griechenland abgehen ließ, worin er die Nützlichkeit der Heiligenbilder bewies und die Gläubigen zur Festhaltung an ihrer Überzeugung anfeuerte. Leo's Zorn gegen Johannes kannte keine Grenzen, da er ihm aber unmittelbar nichts anhaben konnte, nahm er zur List seine Zuflucht und ersann einen schändlichen Betrug. Er verschaffte sich nämlich einen der von Johannes eigenhändig geschriebenen Briefe an die Griechen und ließ nicht nur die Schreibzüge, sondern auch die Wendungen und die Ausdrucksweise desselben durch seine Schreiber studiren und nachahmen. Darauf ließ er einen fingirten Brief des Johannes an sich schreiben, folgenden Inhalts: „Sei gegrüßt, Kaiser! Ich wünsche Deiner Majestät Glück, daß Du dem nämlichen Glauben anhängst, wie wir Christen hier, und lasse Dich aus Liebe, Achtung und Anhänglichkeit an Deine kaiserliche Hoheit wissen, daß unsere Stadt sehr nachlässig bewacht wird und daß die darin liegende Besatzung der Sarazenen gering und elend ist. Ich beschwöre Dich deshalb bei Gott, erbarme Dich dieser Stadt; schicke unvermuthet ein zahlreiches und tapferes He r und Du wirst Dich ihrer ohne große Mühe bemächtigen. Auch ich werde zum Gelingen dieses Unternehmens alles Mögliche beitragen, da die ganze Gegend und die Stadt meiner Gewalt anvertraut sind." Leo schickte nun diesen Brief mit einem schmeichelhaften Schreiben an den Khalifen. Dieser, im ersten Eifer über die Undankbarkeit des mit Wohlthaten überhäuften Christen erbittert, befahl ihm die rechte Hand abzuhauen und auf dem öffentlichen Markt an einen Pfahl zu hängen. Durch Bitten erreichte es Johannes jedoch, daß ihm die Hand zur Beerdigung zugestellt würde; während der Nacht heilte sie durch ein Wunder wieder an [7]). Die abgehauene Hand, eine Ausschmückung des Legendenschreibers, abgerechnet, läßt sich die Erzählung wohl glauben; nur muß man dem Khalifen, der doch einmal große Macht in die Hände des Christen gelegt und ihn wol auch treu gefunden hatte, wenig Überlegung zutrauen. Auch soll er, wie der oben erwähnte Biograph erzählt, alsbald sein Unrecht eingesehen und den Johannes durch neue Wohlthaten und Ehrenbezeigungen an sich zu fesseln gesucht haben; dieser aber, des ruchlosen Treibens der Welt überdrüssig, nahm seine Entlassung und ging, nachdem er sein Vermögen den Armen geschenkt hatte, zu seinem Lehrer Cosmas in das Kloster Saba [8]). Hier unterwarf er sich den strengsten Übungen der Geduld und Frömmigkeit, und wurde später von dem Patriarchen von Jerusalem zum Priester geweiht. Die Ruhe des Klosters benutzte er zu Ausarbeitung theologischer Schriften, die wir jetzt noch besitzen. Von seinen späteren Schicksalen meldet uns die Biographie des Johannes von Jerusalem nichts. Die Wuth der byzantinischen Kaiser dauerte gegen ihn fort und Constantin VI. soll den unermüdlichen Vertheidiger der Heiligenbilder statt seines Ehrennamens Mansur immer nur Manzeros (*Μανζηρός*, Hurensohn) genannt haben [9]). Ob sich Johannes, zur Vertheidigung der bedrohten christlichen Lehre, trotz der ihm bevorstehenden größten Gefahr nach Griechenland und sogar in die Nähe Constantinopels begab und ob er später sich wieder in sein Kloster zurückzog und daselbst starb, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Auch das Jahr seines Todes ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Einige setzen es 754, andere 780 an; die erste Annahme ist falsch, da Johannes noch während des gegen die Vertheidiger der Bilder abgehaltenen Conciliums lebte [10]), die zweite wahrscheinlicher, aber nicht gewiß. Im Jahre 787 lebte er nicht mehr, wie wir aus den Acten des in diesem Jahre versammelten siebenten allgemeinen Conciliums sehen. Im zwölften Jahrhunderte will man noch sein Grab in dem Kloster Saba gesehen haben. Papebroek behauptet jedoch, er sei in Constantinopel beerdigt worden [11]) Er wurde unter die Heiligen versetzt und sein Todestag wird von den Abendländern am 6. Mai, von den Griechen aber am 29. November (oder 4. Dec.) gefeiert. — Das Hauptverdienst des Johannes von Damaskus besteht darin, daß er im Morgenlande die Theologie wissenschaftlich begründete und mit Hilfe der Philosophie die Vernunftmäßigkeit der Lehren des Christenthums darzuthun suchte. Seine Schriften galten viele Jahrhunderte im Orient als unübertreffliche Muster und ihr

3) *Joh. Hierosolym.* vit. Damasc. c. 8—10. *J. Acropolit.* Sermo. §. 11—14. 4) *Johann. Hierosol.* vit. Joh. Dam. c. 11. 12. *J. Acropolit.* Serm. §. 15—17. 5) *J. Acropol.* Serm. §. 18. 6) *Joh. Hier.* l. c. c. 13. *J. Acropol.* l. c. §. 19.

7) *Joh. Hierosol.* l. c. c. 14—18. *J. Acropolit.* l. c. §. 20—31. 8) *Joh. Hierosol.* c. 20—22. *J. Acropol.* §. 33. 34. 9) *Theophanes*, Chronographia, ad ann. 2 Constantini VI. p. 350. (ed. Paris. p. 278. ed. Ven.) Acta SS. Maji. T. II. p. 109. §. 7. 10) *Lequien*, Not. ad vit. Johannis Damasceni. p. XXIII. 11) Act. SS. l. c. p. 110. §. 12.

bedeutender Einfluß zeigt sich fast bei allen Gelegenheiten. Der Styl in seinen dogmatischen Schriften, sagt Remi Ceillier [12]), ist einfach, klar und rein; nur selten entfernt sich der Verfasser von seinem Gegenstande, und um ihn mit Genauigkeit zu behandeln, gebraucht er nur dem Stoffe genau entsprechende Ausdrücke. Oft führt er Stellen früherer Kirchenväter, die über denselben Gegenstand geschrieben haben, wörtlich an. In seinen Homilien ist er noch einfacher, weniger gefeilt, weniger methodisch und zu breit. Seine Controversschriften sind mit allen Spitzfindigkeiten der Schule angefüllt, aber er konnte nicht anders, weil er die Ketzer, welche gegen die Kirchenlehre mit aller List und allen Winkelzügen der Aristotelischen Philosophie ankämpften, widerlegen mußte. Er mußte ihnen in ihre Schlupfwinkel folgen, ihre Zweideutigkeiten beleuchten und ihre Sophismen enthüllen, was nur mit Hilfe der Dialektik möglich war. Man kann nicht leugnen, daß er manchmal fabelhafte Erzählungen als Wahrheit und untergeschobene Werke als echte annahm, aber diesen Fehler hat er mit anderen bedeutenden Schriftstellern jener Zeit gemein, wo die Kritik noch fast keine Fortschritte gemacht hatte. Übrigens schaden solche Dinge auch nie der Wahrheit einer von ihm vertheidigten Sache. Die Kirchenlieder, welche er mit seinem Lehrer Cosmas gedichtet hatte, galten als unübertrefflich [13]). Wir geben nun zur Aufzählung der einzelnen Werke des Johannes von Damaskus über, geben kurz den Inhalt und die Ausgaben an und bemerken, welche Schriften man als echt und welche man als untergeschoben anzusehen habe [14]). 1) Die „Dialektik" (*κεφάλαια φιλοσοφικά*), ein für das Verständniß der griechischen Kirchenväter unentbehrliches Büchlein, indem darin die Ausdrücke und Formeln, welche die Morgenländer bei der Erklärung der christlichen Glaubenssätze und bei der Vertheidigung derselben gegen die Ketzer anwenden, ihre Erklärung finden. Sie ist größtentheils aus Aristoteles und Porphyrius geschöpft. — 2) „Abhandlung von den Ketzereien" (*Περὶ αἱρέσεων*). Nur was die Ketzerei des Islam betrifft, hat Johannes von Damaskus geschrieben und hat Interesse, die übrigen Theile des Buchs sind aus den Werken des heil. Epiphanius, Theodoret, Timotheus von Constantinopel, Sophronius und Leontius von Byzanz ausgeschrieben. J. B. Cotelier machte diese Schrift zuerst nebst einer lateinischen Übersetzung (in den Monument. eccles. gr. Par. 1678. 4. Tom. I. p. 278–337) bekannt. — 3) „Von dem orthodoxen Glauben" (*Ἔκδοσις ἀκριβὴς τῆς ὀρθοδόξου πίστεως*). Dieses Werk enthält die ganze Glaubenslehre der orientalischen Kirche und muß als das bedeutendste dogmatische Werk der griechischen kirchlichen Literatur und als die Norm der späteren Dogmatiker betrachtet werden. Johannes wandte in diesem Werke die peripatetische Philosophie auf die Glaubenslehre an und man kann ihn in dieser Beziehung mit vollem Rechte den Vater der Scholastik nennen. Die erste Ausgabe dieser Schrift (Verona. 1531. 4.) enthält nur den griechischen Text, die zweite (Basil. 1548. F.) zugleich eine lateinische Übersetzung von J. Faber von Etaples, welche später sehr oft, aber ohne das Original gedruckt wurde. Die neueste Einzelausgabe des Textes von Jos. Ephesinus (in Moldavia, 1715. 4.) ist wenig bekannt geworden. 4) Drei Reden gegen die Bilderstürmer (*λόγοι τρεῖς ἀπολογητικοὶ πρὸς τοὺς διαβάλλοντας τὰς ἁγίας εἰκόνας*), welche um das Jahr 730 verfaßt sind. Erste griechische Ausgabe von N. Majoranus (Rom. 1553.) in's Lateinische übersetzt von Godofredus Tilmann (Par. 1555. 4.). 5) Vom wahren Glauben (*περὶ ὀρθοῦ φρονήματος*), ein kleines Schriftchen, welches er wahrscheinlich noch als Laie zu Damaskus schrieb. Zuerst bekannt gemacht in Lequien's Ausgabe der Werke des Johannes von Damaskus. 6) Ein Büchlein gegen die Irrlehre der Jacobiten (*Τόμος πρὸς τὸν ἐπίσκοπον Τουβαραίας τὸν Ἰακωβίτην*), zuerst (1604) in der lateinischen Übersetzung von Fr. Turrianus, herausgegeben von H. Canisius (in den Antiq. lect. Tom. IV. p. 173 sqq.); der erste Abdruck des Originals in Lequien's Ausgabe (aus welcher es in die neue Ausgabe der Lect. Antiq. von Basnage, Vol. II. p. 25—85 überging.) 7) Ein Dialog gegen die Manichäer (*κατὰ Μανιχαίων*), welcher von Manchen, aber ohne hinreichenden Grund, als untergeschoben betrachtet wird. Zuerst herausgegeben von Em. Margunius (gr. et lat. Patav. 1572.) und bald darauf von J. Leunclavius (nebst anderen Schriften bei der Legatio Manuelis Comneni ad Armenos. Basil. 1578.). 8) Zwiegespräch zwischen einem Christen und einem Sarazenen; nur lateinisch vorhanden. 9) Über Drachen und Hexen (*περὶ δρακόντων, περὶ στρυγγῶν*), zwei Fragmente, welche sich zuerst in Lequien's Ausgabe finden. 10) Eine Abhandlung über die Dreieinigkeit (*περὶ ἁγίας τριάδος*), deren Echtheit nicht erwiesen ist; zuerst von J. Wegelin mit einigen Werken des Cyrillus (Aug. Vind. 1611.) herausgegeben. 11) Ein Brief über die wahre Gestalt des Hymnus Trisagion (*περὶ τοῦ τρισαγίου ὕμνου*), welchen die Heterodoxen verunstaltet hatten. Zuerst in der zweiten baseler Ausgabe der sämmtlichen Werke (1575. F.). 12) Über die Fastenzeit (*περὶ τῶν ἁγίων νηστειῶν*), zuerst in Lequien's Ausgabe. 13) Über die acht Hauptsünden (*περὶ τῶν ὀκτὼ τῆς πονηρίας πνευμάτων*) und über die Tugenden und Laster (*περὶ ἀρετῶν καὶ κακιῶν*), zwei Abhandlungen, die Lequien zuerst herausgab. 14) Drei Abhandlungen gegen die Sekten der Akephaler, Monotheleten und Nestorianer (*κατὰ Ἀκεφάλων, περὶ τῶν ἐν τῷ Χριστῷ δύο θελημάτων, κατὰ τῆς θεοστυγοῦς αἱρέσεως τῶν Νεστοριανῶν*), welche sich in den Gesammtausgaben finden. 15) Über die im Glauben Gestorbenen (*περὶ τῶν ἐν πίστει κεκοιμημένων*). Der Text dieser untergeschobenen Schrift erschien zuerst bei der oben genannten Ausgabe von dem orthodoxen Glauben (Veron. 1531. 4.) und wurde dann mit einer lateinischen Übersetzung von Lud. Nogarola wieder gedruckt. (Venet. 1541.). 16) Ein Brief über die Beichte (*περὶ ἐξομολογήσεως*), ebenfalls unecht. 17) Gegen Constantin Cabalinus, über die Bilderverehrung (*λόγος ἀποδεικτικὸς περὶ*

12) Histoire des auteurs sacrés. Tom. XVIII. p. 160. 13) *Suidas* in v. Damasc. 14) Man vgl. über die einzelnen Schriften die Vorreden Lequien's in seiner Ausgabe des Johannes von Damaskus und *R. Ceillier*, l. c. p. 113—160.

τῶν ἁγίων εἰκόνων πρὸς τὸν βασιλέα Κωνσταντῖνον τὸν Καβαλῖνον), unecht. 18) Ein Brief an den Kaiser Theophilus, über die Bilderverehrung (ἐπιστολὴ πρὸς τὸν βασιλέα Θεόφιλον, περὶ τῶν ἁγίων καὶ σεπτῶν εἰκόνων), unecht. 19) Über das ungesäuerte Brod (περὶ τῶν ἀζύμων), unecht. 20) Ein Brief über den Leib und das Blut des Heilandes (περὶ τοῦ ἁγίου σώματος καὶ αἵματος κυρίου καὶ σωτῆρος ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ), unecht. 21) Ein nur in arabischer Sprache vorhandenes Glaubensbekenntniß, unecht. 22) Oden und Hymnen, wenigstens meist unecht. Alle diese untergeschobenen Schriften findet man in Lequien's Ausgabe. 23) Ein Commentar über die Briefe des Apostels Paulus, welcher zuerst in Lequien's Ausgabe steht; er ist nur ein Auszug aus den Homilien des heil. Chrysostomus. 24) Parallelstellen der Kirchenväter und der heil. Schrift über verschiedene Gegenstände der Moral (Ἱερὰ Παράλληλα). Das Original, welches wegen mancher Stelle aus verlorenen Werken alter Schriftsteller wichtig ist, gab zuerst Lequien heraus; Billius nahm in seine Ausgabe nur eine lateinische Übersetzung auf. 25) Homilien über verschiedene Religionswahrheiten, welche zum Theil einzeln und in Sammlungen theologischer Werke gedruckt wurden, die man aber in Lequien's Ausgabe beisammen findet. Alle bisher genannten Werke finden sich in der eben angeführten Ausgabe, die folgenden aber nicht. 26) Geschichte Barlaam's und Josaphat's, ein Erbauungsbuch (βίος Βαρλαὰμ καὶ Ἰωσάφατ), welches dem Johannes von Damaskus wol mit Unrecht zugeschrieben wird. (Zuerst im griechischen Originale herausgegeben in Boissonade's Anecdota graeca. Vol. IV. Par. 1832. lat. s. l. [Argentorati] et a. Fol. s. l. [Spirae] et a. [c. 1476.] Fol. Antverp. s. a. 12.; teutsch v. D. [Augsburg] u. J. [um 1477] Fol.; von den Grafen Schweickard zu Helfenstein und J. Georg von Hohenzollern, München. 1684. 8.; französisch von J. Billy, Par. 1578. 8., von A. Girard, Par. 1642. 12.; italienisch, Rom. 1734. 4.; spanisch von J. de Arce Solorzeno, Madr. 1608. 8.; böhmisch, Prag. 1593. 8.; polnisch von M. J. Kulizowsky, Krak. 1688. F.). 27) Ein Gedicht an die Jungfrau Maria (παρακλητικὸν τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου ποίημα). Die einzige Ausgabe dieser Schrift (s. l. 1738. 4.) ist höchst selten (italienisch von L. Maracci, Rom. 1687. 24. Luca, 1690. 32.). 28) Die griechischen Kirchengesänge, Oktoëchus (ὀκτώηχος) genannt (Venet. 1523. und öfter), welche ihm fälschlich zugeschrieben werden. Ebenso werden ihm mit Unrecht ein Handbuch der Physik und eine Biographie des heil. Stephanus des jüngeren (welche man beide in der Ausgabe des Billius findet) zugetheilt, die Physik hat Nicephorus Blemmydes, die Biographie Simeon Metaphrastes zum Verfasser. Manche echte Werke sind auch noch ungedruckt [15]). — Die älteren Gesammtausgaben der Werke des Johannes von Damaskus (Basil. 1559. F. ibid. 1575. F.) sind unvollständig und enthalten manche Schriften nur in lateinischer Übersetzung. Ebenso ungenügend ist die drei Mal gedruckte Ausgabe von J. Billius (Par 1577. 1603. 1609. F.). Die beste, obwol ebenfalls nicht vollständige, ist bis jetzt die von M. Lequien veranstaltete (Par. 1712. 2 Voll. F., nachgedruckt Venet. 1748. 2 Voll. F.) geblieben. Eine neue kritische Ausgabe wäre sehr zu wünschen.

15) *Fabricii* bibl. gr. Tom. VIII. p. 819—821.

Johannes von Dambach (Johannes de Tambaco), ein gelehrter Dominikanermönch, zu Dambach im Elsaß im Jahre 1288 geboren, studirte zu Strasburg die theologischen und philosophischen Wissenschaften, und besuchte dann zu seiner weiteren Ausbildung auch die Universitäten zu Cöln und Paris. Nachdem er in den Dominikanerorden getreten war, lehrte er an mehren Plätzen die Theologie und erwarb sich zu Avignon die theologische Doctorwürde. Später wirkte er als Professor der Theologie zu Prag und erlangte einen bedeutenden Ruf. Urban V. ernannte ihn im J. 1366 zum Magister des heiligen Palastes und behandelte den tüchtigen Lehrer mit aller Auszeichnung. Johannes starb am 3. Jan. 1372 zu Freiburg im Breisgau in einem sehr hohen Alter. Sein vorzüglichstes Werk: De consolatione theologiae (Moguntiae s. a. [c. 1478]. 4. Eustadii, s. a. [c. 1478.] F. Argentorati, 1492. 8. Paris. 1493. 4. Colon. 1502. 8. und öfter), welches er wahrscheinlich im J. 1366 beendigte, wurde früher viel gelesen und zeichnet sich durch gediegene Kürze und manche gute Gedanken aus, kann aber jetzt auf Berücksichtigung keinen Anspruch mehr machen. Die übrigen Schriften des Johannes von Dambach (De sensibilibus deliciis paradisi, Sermones de tempore et de sanctis, de culpa et gratia, de amore virtutum, de beatitudine, de simonia claustralium, de ingrato commodo sacerdotum, de proprietate fratrum mendicantium, exhortatio ad Carolum IV., de quantitate indulgentiarum, de privilegiis exemtorum circa interdictum u. s. w.), welche in vielen Handschriftensammlungen angetroffen werden, sind bis jetzt, und zwar ohne großen Nachtheil für die Wissenschaft, noch nicht gedruckt worden.

Johannes von Danzig (Dantiscus, Dantiscanus), auch Johannes von Höfen (de Curiis) und Flachsbinder (von dem Handwerke seines Vaters) genannt, wurde im J. 1485 zu Danzig geboren und zeigte schon früh ein bedeutendes Talent. Nachdem er die nöthigen Vorstudien gemacht hatte, bildete er sich unter verschiedenen Lehrern mit ausgezeichneten Kenntnissen in der Theologie, sowie im Staats- und Kirchenrechte weiter aus und trat als Secretär in polnischen Staatsdienst. Später (1520) besuchte er auch noch die Universität Bologna und erlangte daselbst die Doctorwürde. Als Rath bei drei aufeinanderfolgenden polnischen Königen erwarb er sich durch seine Brauchbarkeit ein großes Ansehen und wurde von Sigismund I. mehrmals in wichtigen Aufträgen an verschiedene Höfe geschickt. Nach Spanien kam er mit Kaiser Karl V. drei Mal. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er zuerst zum Bischof von Kulm (1531) und dann in Ermeland (1537) ernannt, welche Stellen sehr reiche Einkünfte abwarfen. Er starb am 27. October 1548. Seine kleine historische Schrift: „De victoria Sigismundi contra Vayvodam Muldaviae“ (in S. Schard's Historicum Opus, Basil. 1574.

F. Tom. II. p. 1275—79. Ed. II Giess. 1673. F. Tom. II. p. 279—280) ist aus Sigismund's eigenen Berichten geschöpft und dient als Hauptquelle für diese Thatsache. In seinen Mußestunden beschäftigte sich Johannes mit der lateinischen Poesie. Seine Gedichte („Sylva seu poema de profectione Sigismundi I.," „Soteria versibus heroicis ad Sigismundum de Ebernstein," u. s. w.) enthalten manche schöne Stelle und wurden später unter dem Titel „Poemata et Hymni" (Warsoviae, 1764.) gesammelt. (Vgl. „Erläutertes Preußen," Königsb. 1724. 8. I. Bd. S. 237—247. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes, Jakobitischer Bischof von Dara, einer Stadt in Mesopotamien, lebte zu Ausgange des 8. Jahrhunderts. Durch Assemani's Biblioth. orientalis*) wissen wir, daß er in syrischer Sprache vier Bücher von der Auferstehung des Leibes, zwei von der himmlischen und kirchlichen Hierarchie und eins vom Priesterthum, geschrieben hat, bei welchem letztern ihm Chrysostomus vorangegangen. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes a Deo, s. unter Barmherzige Brüder.

Johannes von Deventer (von seiner Vaterstadt Deventer in Oberyssel so genannt), ein Franziskanermönch, welcher in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Cöln, als Ministerial dieser Diöcese, lebte und sich als einen der heftigsten Gegner des Protestantismus erwies. Seine Kaiser Karl V. gewidmete, nicht sehr glimpfliche Prüfung der augsburger Confession und der Apologie derselben („Exegesis absolutissima juxta ac brevissima Evangelicae veritatis, errorumque ac mendaciorum, quae sunt in confessione Lutherana in Comitiis Aug. exhibitae, tum in ejusdem Apologia," Coloniae 1535.), sowie seine Streitschrift („Christianae veritatis telum seu fidei catapulta in plerosque pseudoprophetas et populi seductores" Colon. 1533.), erregten in jener kampflustigen Zeit großes Aufsehen, sind aber jetzt längst vergessen.

Johannes der Diakon (Johannes Diaconus oder Neapolitanus), ein nicht ganz unbedeutender Kirchenhistoriker aus der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen uns weiter nichts bekannt ist, als daß er in seiner Vaterstadt Neapel an der Kirche des Fremden- und Armenhauses die Stelle eines Diakon bekleidete. Schon in seiner Jugend fand er Geschmack an schriftstellerischen Arbeiten und die erste Frucht seiner Bemühungen ist die Geschichte der Bischöfe von Neapel (Chronicon Episcoporum S. Neapolitanae ecclesiae), welche Muratori zuerst (Script. rer. Ital. Tom. I. P. 2. p. 291—318) aus einer alten Handschrift der vaticanischen Bibliothek herausgegeben hat. Sie wirft zwar einiges Licht auf die frühere Geschichte Neapels, ist aber nichts weniger als ein historisches Meisterwerk. Sie reicht bis zum Jahre 872. Die übrigen Schriften des Johannes Diakon haben noch geringeren Kunstwerth, dienen aber zur Erläuterung mancher Punkte der italienischen Geschichte. Sie führen folgende Titel: „Martyrium S. Procopii Episcopi Tauromenii," 903 (Oct. Cajetani hist. sanct. Sicil. T. II. p. 6 sqq., *Muratori*, Script. Ital. T. I. P. 2. p. 269 sqq.), „Historia translationis S. Severini Noricorum Apostoli." 910 (Act. Sanct. Januar. Tom. I. p. 1098 sqq.), „Historia passionis sanctorum martyrum Sosii Diaconi et Januarii Episcopi" (Surii Acta Sanct. ad 23. Sept.). Man hat diese Schrift gewöhnlich einem anderen Johannes Diakon zugeschrieben, aber mit Unrecht, wie von Muratori klar bewiesen wird. „Vita Johannis Episcopi Neapolitani" (Act. Sanct. April. Tom. I. p. 32 sqq.) und „Passio XL martyrum Sebastenorum" (Act. Sanct. Martii. T. I. p. 23), welche er aus dem griechischen Originale des Euodius übersetzte. (Vgl. Muratori's Bemerkungen über Johannes Diakonus in seinen Script. rer. Ital. T. I. P. 2. p. 287—289.).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Dondi, s. Dondi.

Johannes Doxopater (*Δοξοπατρῆς* Cod. Coisl. 387. *Δοξοπατροί* Cod. Taurin. 119., der Beiname ursprünglich wol aus *δόξα πατρί* entstanden), ein byzantinischer Rhetor, der wahrscheinlich in der letzten Hälfte des 11. oder im Anfange des 12. Jahrhunderts nach Chr. lebte [1]) und Prolegomenen zur Rhetorik, sowie Commentare zu den älteren Rhetoren verfaßte. Über seine Lebensverhältnisse ist nichts bekannt; nur aus dem Beiworte *κύριος*, welches ihm in einer in mehren Handschriften [2]) wiederkehrenden Überschrift gegeben wird (so auch in der Überschrift der Homilien im Cod. Ambrosianus 100. Vgl. *Walz*, Rhet. gr. II. p. 81), schließt Schubart [3]), der die Echtheit derselben gegen die Zweifel von Ruhnken [4]) und Walz [5]) vertheidigt, wol nicht mit Unrecht, daß er ein ansehnliches Kirchenamt bekleidet haben müsse, nicht aber Metropolit von Sardes gewesen sein könne, wie dies die erwähnte Aufschrift nach falscher Interpunction bei Walz und Fabricius (V. IX. p. 586 Anm., s. u. Anm.

*) T. II. p. 118—123. 158. 219. 342. T. III. P. I. p. 285. 558.

1) Vgl. Walz in Rhetores Graecc. T. II. p. IV Anm. und J. H. Ch. Schubart in Wiener Jbb. der Lit. 84. Bd. 1838. S. 35 fg., da er (homil. in Aphthon. p. 508, 18) der Entthronung des Kaisers Michael (Kalaphatas) im J. 1041 gedenkt, und von Joh. Tzetzes (epitome rhetorices bei *Walz* III, 673. II) citirt wird; schwerlich ist der von ihm als Verfasser von Scholien zu den Status des Hermogenes genannte Eustathius (homil. in Aphthon. II, 545, 13 *Walz*) der Erzbischof von Thessalonich, sondern ein älterer Rhetor; vgl. Schubart a. a. O. S. 38. 2) a) Cod. Bibl. Coisl. 387, vgl. *Fabric.* Bibl. Gr. ed. *Harles.* T. VI. p. 70 und die erste Ausgabe des *Fabric.* V. IX. (Hamb. 1736.) p. 586; b) Cod. Bibl. Havn. Fabrician. No. 80, vgl. Miscell. Havn. II, 155 und *Walz*, Rhett. Gr. T. III. p. 725; endlich c) Cod. Vindobon. Phil. XV. bei *Nessel*, Catal. Codd. MSS. Graecc. P. IV. p. 14 (Cod. 137 bei *Pet. Lambec.* Commentarr. de Biblioth. Caesar. Vindob. Lib. VII. p. 257. p. 550 *Kollar.*); vgl. die Anführung von *Leo Allatius*, Diatr. de Georgiis p. 321 in seiner Ausgabe des Georgius Acropolita. (Par. 1651. Fol.) 3) Wiener Jahrbb. 84. Bd. S. 35; vgl. über die Echtheit der Aufschr. ebendas. 83. Bd. S. 250 fg. 4) Diss. de Longino. §. 14. bei *Toup* p. 40; bei *Weisk* p. CIV; in *Ruhnkenii* Orationn. dissertatt. et epist. ed. *Friedemann.* II. p. 447. Sed titulus mangonium sapit. 5) Rhet. gr. T. VI. p. VI.

2 a. und c.) vermuthen läßt: *Ἰωάννης φιλόσοφος μέγας καὶ ὀρθοδοξότατος ὁ Σικελιώτης, καὶ ἕτερος Ἰωάννης ὁ διδάσκαλος ὁ Γεωμέτρης, Γρηγόριος μητροπολίτης Κορίνθου, ἕτερος μητροπολίτης* (*Σάρδεων* im Cod. Havn. und bei Leo Allat. hinzugefügt) *ὁ Δοξοπατρὸς, καὶ Ἰωάννης (,) Γεώργιος ὁ Διαιρετὴς λεγόμενος* (Cod. Havn. *ὁ Δοξοπατρὸς κύριος Ἰωάννης*), weil der hier genannte Metropolit, wahrscheinlich Gregorius genannt, als *ὁ τῶν Σάρδεων* von Doxopater[6]) selbst citirt wird. Wichtiger aber noch ist diese Notiz, weil sie die Meinung von der Identität des Doxopater und des Johannes Siculus widerlegt, welche schon von Moreri Dict. hist. s. v. ***Doxopater***) angenommen worden ist und von Walz[7]) vertheidigt wird, weil der Cod. Barocc. 175 als Verfasser des Commentars zu Hermog. *περὶ ἰδεῶν* den *Ἰωάννης Σικελιώτης ὁ λεγόμενος Δόξα πατρί* (vgl. *Bekk.* Anecd. 1454) nenne und der Cod. Par. 2922 die Überschrift habe: *Ἰωάννου τοῦ Δοξοπατρῆ ἐξήγησις;* und weil beide dieselbe Eintheilung, gleiche Sprache, gleiche Belesenheit in den Kirchenschriftstellern haben sollen. Indessen erklärt sich dies, wenn man annimmt, daß beide selbst Geistliche und in den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen waren, deren Charakter ja auch Weitschweifigkeit ist; im Tone beider zeigt sich aber eine gewisse Verschiedenheit, indem Johannes Siculus oft bitter und scharf über seine Zeitgenossen, wie über die alten Schriftsteller[8]) sich ausspricht, während Doxopater beiweitem farbloser und ohne entschieden ausgeprägtes Urtheil, übrigens sehr zufrieden mit der Gegenwart im Vergleiche mit der Vorzeit schreibt[9]).

Von Schriften des Doxopater sind gedruckt: 1) *Προλεγόμενα εἰς τὴν ῥητορικὴν τοῦ Δοξοπατρί* (Codd. Vat. CIII. CVI. Paris. 2980.) bei ***Walz*** Rhett. gr. T. II. p. 69—80; sie enthalten eine ziemlich weitschweifige Erörterung der Fragen nach dem Nutzen und dem Begriffe (p. 74—76) der Rhetorik, sowie eine Widerlegung der Sophismen ihrer Gegner (p. 70—74), und beziehen sich von S. 77 an auf den Titel der progymnasmata Aphthonii, wären also wol passender, auch zum Unterschiede von N. 3, *προλεγόμενα εἰς τὰ τοῦ Ἀφθονίου προγυμνάσματα* zu überschreiben, 2) *τοῦ Δοξοπατρῆ ῥητορικαὶ ὁμιλίαι εἰς τὰ τοῦ Ἀφθονίου προγυμνάσματα* (Codd. Med. plut. LVII, 5 und Vindob. XV, welcher letztere aus dem Med. abgeschrieben ist)[10]) bei ***Walz*** T. II. p. 81—564; sehr weitläufige und geschmacklose Einleitung und Erläuterungen zu Aphthonius, nebst Anführung langer Stellen aus Plato (p. 112—115), Thucydides (p. 514 f. 521 ff.), Gregorius v. Nazianz (p. 425—428), Basilius (p. 188, 8). Als seine Quellen führt der von Späteren auch vielfach abgeschriebene und excerpirte Verfasser[11]), der selbst gesteht, Viele benutzt zu haben (p. 82, 30), besonders des Johannes Geometra *ἐξήγησις* zum Aphthonius an (p. 104, 16)[12]), selten den Georgius (p. 101, 27) und den sardischen Metropoliten[13]). Von älteren Rhetorikern sind Hermogenes und Sopater am häufigsten benutzt.

Mit großer Wahrscheinlichkeit vindicirt Walz[14]) diesem Rhetor auch die 3) *Προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς τέχνης* (so der Titel im Cod. Par. 3032., *περὶ τῶν τῆς ῥητορικῆς προοιμίων* im Medic. LVII. 5.; andere MSS. sind der Paris. 2916. 2984. 2985. Ambr. B. 100. 101. Taurin. 119. 230. Matrit. 43. Monac. 123. 376, zuerst aus dem Coislin. 387 unvollständig mitgetheilt von Montfaucon in der Bibl. Coislin. p. 590—596, daraus abgedruckt in *Fabricii* Bibl. gr. T. IX. (Hamb. 1737.) p. 586—599; lat. von Hilarion in den Ald. Rhetores lat. 1523. und in *Consulti Curii Fortunatiani* Rhetoricc. II. III. Basil. 1526. Für den Verfasser halten Langbaen (zum Longinus p. 17 ed. Toll.) und Ruhnken (hist. crit. or. p. LX. LXXVII.) den Troilus, dessen hiervon verschiedene Prolegomena aber Walz (Rhet. VI. p. 42—55) ebenfalls mittheilt. Für Doxopater spricht der Umstand, daß die Schrift in mehren Codd. neben und zwischen den N. 1. und 2 genannten des Doxopater vorkommt (im Taurin. findet sich sogar der Zusatz: *οἶμαι Ἰωάννου Δοξοπατρί*); sodann die Ähnlichkeit der Sprache und namentlich der Behandlungsweise mit der in den anerkannt echten Schriften[15]). Es fehlt in dieser Schrift nur die bei Doxopater sonst sehr häufige Parallelisirung der altgriechischen und biblisch-christlichen Geschichte, sowie der Redner, welche beiden Kreisen angehören[16]).

Noch ungedruckt sind: 4) ein Commentar zu Hermogenes *περὶ στάσεων* im Cod. Vindob. CXXX. und im Medic. plut. LVII. 5. fol. 72—173, angeführt bei G. J. Vossius[17]), Fabricius[18]) und Walz[19]); 5) ein Commentar zu Hermog. *π. εὑρέσεως* (im Cod. Barocc. 175. Par. 2922., Med. LVII. 5. f. 174—

6) Homil. in Aphthon. progymnasmata bei ***Walz*** T. II. p. 554, 10. 7) a. a. O. T. VI. p. VII fg. 8) Vgl. die Polemik gegen Plato wegen dessen Tadel der Rhetorik: Comment. ad Hermog. id. VI. p. 58, 6 ***Walz***; sein Urtheil über die Vorzüge der Neueren (besonders Gregorius und Basilius p. 57, 26) vor Demosthenes, ib. p. 453, 17; vgl. p. 75, 5, wo Demosthenes ein Kind im Vergleich mit Gregorius genannt wird. 9) Vgl. Proleg. rhet. VI. p. 29, 4. ***Walz*** und im Allgemeinen Schubart in Wiener Jahrbb. 83. Bd. S. 247 fg. 10) Vgl. ***Walz***, Praef. T. II. p. V. T. VI. p. XII—XIV; an manchen Stellen ist auch der Medic. nur excerpirt; über den Cod. vgl. oben Anm. 2 c.

11) ***Walz***. T. II. p. V. 12) Vgl. *ὁ Γεωμέτρης* p. 123, 12. 159, 6. 229, 9. 235, 1. 251, 18. 264, 15. 267, 15. 296, 9. 320, 12. 323, 19. 329, 10. 339, 15. 341. 12. 430, 8 u. a. m. 13) s. oben Anm. 6. Homil. p. 554, 10. 14) Rhett. T. VI. p. 1. 2. 15) Vgl. Proleg. VI. p. 5, 13 ***Walz*** mit II. p. 73, 7 und Homil. p. 90, 14. 92; VI, 9, 5 mit II, 92, 20 über die Beredsamkeit bei den Göttern und Heroen; VI, 11 fg. mit II, 91, 29. 140, 12 über die Erfindung der Beredsamkeit in Syrakus; VI, 17, 13 mit II, 74, 22 und 110, 24 über den Werth der Definition der Rhetorik bei Dionysius; VI, 21 in. mit II, 122 über die Benennung *ῥήτωρ;* VI, 30 z. E. mit II, 78, 8 über den allgemeinen Begriff von *προγύμνασμα* und von *προγύμνασμα ῥητορικόν*. 16) Vgl. II, 74 die Beispiele göttlicher Beredsamkeit in der Geschichte des Sündenfalls; II, 526 die Parallele zwischen Homer und Lucas; der häufigen Vergleichungen zwischen Demosthenes und den christlichen Rednern, Gregorius und Basilius, nicht zu gedenken. 17) Institutt. Oratoriar. (LB. 1643. 4.) L. I. p. 177; in der Gesammtausgabe (Amst. 1597. Fol.) P. IV. p. 78. 18) Bibl. Gr. ed. ***Harl.*** T. VI. p. 104. 19) Rhett. T. VI. p. VII.

261.), wahrscheinlich benutzt von Georgius Diäreta in seinen ἀρχαὶ εἰς τὸ περὶ εἰρώνων Ἑρμογένους [20]), welche ein Abschreiber im Cod. Vat. 105 dem Doxopater zuschreibt [21]).

Dagegen rühren nicht von ihm her: des Johannes Siculus Commentar zu Hermogenes περὶ ἰδεῶν (*Walz* Rhet. VI. p. 56—504), sowie dessen übrige Schriften [22]), in sofern er von diesem unterschieden werden muß, und Σχόλια εἰς Ἀφθόνιον (in Ald. Rhet. II. und bei *Walz* II. p. 1—80), welche Westermann [23]) ihm zuschreibt. (*H. Weissenborn.*)

Johannes Dukas, s. Dukas.

Johannes Duns Scotus, s. Scotus.

Johannes von Eisenach (Johannes Isenacensis), zu Eisenach am Anfange des 15. Jahrhunderts geboren, widmete sich der Theologie und wurde Dekan an der Kathedralkirche zu Naumburg, wo er um das Jahr 1467 starb. Man schreibt ihm eine kurze Geschichte der Bischöfe von Naumburg zu („Acta et facta Praesulum Nuenborgensium"), welche mit der Fortsetzung seines Secretairs Kasp. Holzapfel vom J. 968 bis zum J. 1493 reicht und von Chr. Fr. Paullini in seinem „Syntagma rerum et antiquitatum Germanicarum" (Francof. 1698. 4. p. 129—151) herausgegeben wurde. Der Inhalt ist unbedeutend *). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Eleemosynarius, s. Johannes V., Patriarch von Alexandrien.

Johannes von Epiphania (Johannes Epiphaniensis, fälschlich auch Johannes Antiochenus genannt), ein griechischer Geschichtschreiber des 6. Jahrhunderts, welchen der Kirchenhistoriker Euagrios von Epiphania seinen Landsmann und Verwandten nennt [1]), woraus hervorgeht, daß er nicht, wie man früher glaubte [2]), aus Antiochien stammt und daß er ebenso wenig mit dem Geschichtschreiber Johannes Malelas eine und dieselbe Person sein kann. Seine Geschichte, in welcher er die Verjagung des persischen Königs Kosru II. und dessen Restauration durch den byzantinischen Kaiser Mauricius (591) beschrieb, galt lange als verloren, bis C. B. Hase den ersten Theil derselben in einer Handschrift der königlichen Bibliothek entdeckte und in seiner Ausgabe des Leo Diakonus (Paris. 1819. Fol.) bekannt machte [3]). Daß die Handschriften dieses Werkes bis auf eine verloren gingen, mag theils in der Eroberung des Landes, in welchem Johannes lebte und wo seine Geschichte verbreitet war, durch die Araber, theils aber auch darin seinen Grund haben, daß Theophylaktos Simocatta und Anna Komnena in ihren Werken ihn fast ganz ausschrieben und man somit das Original allmälig vergaß [4]). Das Bruchstück der einzigen noch übrigen Handschrift, welche dem 13. Jahrhunderte angehört, befand sich in Heidelberg, von wo sie nach Rom kam. Später wurde sie nach Paris geschleppt, wo sie Hase abschrieb, und wanderte endlich wieder 1816 in die Universitätsbibliothek zu Heidelberg. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Essen (Johannes de Essendia). Von den Lebensumständen dieses Schriftstellers ist nichts Sicheres bekannt, als daß er Mönch in dem Prediger- oder Dominikanerkloster zu Wesel, Professor der Theologie und Provinzialprior in Sachsen war. Dies erhellt aus einer von ihm zu Bremen in seinem Provinzialcapitel an dem daselbst gefeierten Feste der Geburt der Jungfrau Maria im J. 1454 ausgestellten Urkunde [1]) und aus seinem eignen Geschichtswerke [2]). Letzteres führt den Titel: Historia belli a Carolo M. contra Saxones gesti. Aber im Buche selbst wird bestimmter angegeben, welchen Zweck Johannes bei Abfassung desselben verfolgte, indem er sagt, er habe das in verschiedenen Chroniken und Orten (Stellen) Zerstreute gesammelt, de Saxonum conversione per sanctos praedicatores, nec non et potissime per verum nostrae provinciae Apostolum, Carolum magnum, vere sanctum, per Zachariam [3]) papam anno Domini 1177 praesente Friderico primo Imperatore, canonizatum. Daß er den, welcher die Sachsen mit Feuer und Schwert bekehrte, einen wahren Apostel nennt, zeigt sogleich, in welchem Geiste er schreibe, nämlich in dem seines Ordens, welcher allen denen, die es nicht mit der päpstlichen Kirche halten, seit seiner ersten Stiftung den Krieg angekündigt, sich in den Besitz der Inquisition gesetzt und so viele Unschuldige als vermeintliche Ketzer hingemordet hat [4]). Da Johannes von Essen im 15. Jahrhundert für jene von ihm geschilderte Zeit

20) Rhett. ed. *Walz*. T. VI. p. 507—543. 21) Vgl. Walz a. a. O. p. 505. 506. 22) Walz a. a. O. p. VIII aus dem Comm. ad id. p. 447, 19. 23) Geschichte der griech. Beredsamkeit. (Leipzig 1833.) S. 233; vgl. dagegen *Walz*, Rhet. T. II. p. III.

*) Vgl. *Paullini* l. c. in praef. — *C. Oudin*, De scriptor. eccles. Tom. III. p. 2699.

1) Hist. eccles. l. V. c. 24: „Ἰωάννῃ ἐμῷ τε πολίτῃ καὶ συγγενεῖ." 2) *Fabricii* bibl. gr. Tom. VI. p. 686. *Vossius*, De hist. gr. l. III. (ed. Lugd. Bat. 1650. 4.) p. 380. 3) In der neuen Ausgabe des Leo Diakonus (Bonn. 1828.) wurde er nicht aufgenommen, soll aber einem andern Bande der Sammlung einverleibt werden.

4) Vgl. *Hase*, Commentarius de Joanne Lydo, §. 7. in der Ausgabe der Schrift des Joannes Lydus De magistratibus. (Par. 1812.) p. XVIII.

1) Bei *Scheidt*, Bibliotheca Historica Goettingensis. I. Th. S. XXXIV. In der Urkunde, durch welche er die Nonnen des Klosters zu Lüneburg aller guten Werke der Brüder und Schwestern in seiner Provinz für theilhaftig erklärt, nennt er sich: Johannes de Essendia, ordinis Praedicatorum et sacrae Theologiae humilis Professor, nec non per Provinciam Saxoniae immeritus Prior Provincialis. 2) Aus diesem lernen wir S. 20, in welchem Kloster er Mönch war, da er sagt: Ego itaque Frater Johannes de Essendia, inter Theologicae Facultatis magistros minimus, ordinis praedicatorum, conventus Wesalensis, provinciae Saxoniae. Von Essendia war er aller Wahrscheinlichkeit nach genannt, weil dieses sein Geburtsort war. Daß darunter die Stadt Essen in Westfalen zu verstehen sei, ist die allgemeine und wahrscheinlichste Annahme. Doch gibt es auch einen Flecken Essen unter Quakenbrük auf dem rechten Ufer der Hase, auch mehre Dörfer, welche Essen heißen. S. Ehrmann, Allgem. Handl. P. u. Z. Lex. 1. Bd. S. 1608. 3) Dieses zeigt zugleich, daß Johannes auch bei Dingen, die er hätte genau wissen können, nicht von Irrthümern frei ist; denn die Heiligsprechung Karl's des Großen geschah durch Paschal III. und wurde nachher auf Befehl des Kaisers Friedrich I. von Alexander III. bestätigt. 4) Vgl. Scheidt S. XXXIX fg., wo er von dem Geiste handelt, in welchem Johannes von Essen geschrieben hat.

unmöglich selbst als Quellenschriftsteller betrachtet werden kann, so ist die Frage nach seinen Gewährsmännern eine nothwendige. Am häufigsten führt er Gregorius von Tours an, aber nicht blos in Beziehung auf die frühere Geschichte der Franken, von welcher er in der Einleitung handelt, sondern seltsamer Weise auch rücksichtlich der Zeiten, welche Gregor nicht mehr erlebte. Aber sogar für die früheste Geschichte der Franken hatte er diesen Schriftsteller nicht selbst vor sich, sondern einen Auszug [5]) aus demselben, nämlich die **Gesta Francorum Epitomata**, welche jedoch auch vieles Eigenthümliche enthalten. Da sie die Aufschrift führen: **Incipit Liber S. Gregorii Toronis (Turonensis) Episcopi**, so hat dieser Umstand Johannes verleitet, nicht nur den Auszug für das wirkliche Werk des Gregor von Tours zu halten, sondern auch die Jahrbücher der Franken, welche sich daran anschließen, auf denselben Mann als Verfasser zurückzuführen, also den längst Verstorbenen auch für die Jahre 741, 744, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 754, 755, 771, 776, 777, 780, 781, 784, 785, 786, als Gewährsmann anzusehen. Am wahrscheinlichsten benutzte Johannes diejenigen fränkischen Jahrbücher [6]), welche unter dem Titel **Annales Laurissenses** herausgegeben sind. Doch hat er die Stellen daraus nicht buchstäblich aufgenommen, auch hat er eine andere Bearbeitung zum Gebrauche gehabt; denn bei den **Annal. Lauriss.** bei **Pertz** S. 158 fällt der Text zu den Jahren 751 und 752 aus, während Johannes von Essen S. 31 ihn hat, mit Berufung auf Gregor von Tours, und S. 33 setzt er die Synode, welche nach den **Annal. Lauriss.** bei **Pertz** S. 148 in dem J. 770 stattfand, in das J. 771. Wie es die Gelegenheit gibt, nennt Johannes noch andere Schriften und Schriftsteller; S. 25 die **Vita sancti Eucharii**, S. 24 das **Speculum historiale** (von Vincentius Bellovacensis), S. 35, S. 36, S. 50, S. 51 den **Henricus de Hervordia**, S. 22 und S. 52 den Bruder **Hermann** des Convents zu Minden, Predigerordens in der mindener Diöcese. Diese Anführungen geben seinem Werke das Ansehen eines kritischen Verfahrens. Denn welches unerträgliche Chaos wäre entstanden, wenn er ohne Angabe seiner Quellen das, was die fränkischen Jahrbücher und die Späteren, wie Heinrich von Hervord und Hermann von Minden, von der Irminsul [7]) sagen, oder die Angaben der fränkischen Jahrbücher und der genannten Späteren über Widukind zusammengestellt hätte! Da er seine Quellen nennt, ist es auch nicht so nachtheilig, daß er den späteren Angaben von dem Sachsenhelden, welche blos als Sage gelten können, geschichtlichen Glauben schenkt, oder wenigstens zu schenken scheint. Doch zeigt er dabei kritischen Takt; so erklärt er sich S. 56 gegen diejenigen, welche den Sachsenhelden Widukind zu dem rein sagenhaften Wedege (Wittich) [8]) dem Starken machen. Er zeigt auch große Liebe zu sprachlichen Bemerkungen, wenn auch seine Erklärung des Wedekant oder Wedegand durch „id est Wedichindus gigas“ nicht glücklich ist. Interessanter erscheint, was er z. B. S. 46 von den mundartlichen Verschiedenheiten im Betreff der Ortsnamen und S. 25 über die Sprachweise der Cölner und Thüringer und der Westfalen sagt, wenn ihn auch dazu das Irrlicht des Dispargum [9]) im Gebiete der Thüringer verleitet. Übrigens zeigt der Verfasser rühmliches Bestreben, die in den fränkischen Jahrbüchern vorkommenden Ortsnamen zu bestimmen, und führt dabei auch Bemerkungen des Heinrich's von Hervord an. Seine Amtsreisen als Provincial mußten in ihm Interesse an der Topographie seiner Provinz erwecken und zur Erwerbung der Kenntniß förderlich sein, sowie er auch wol hauptsächlich diesen Reisen seine Kunde verschiedener teutscher Mundarten verdanken mochte. Von seinem Geschichtswerke und ihm selbst war in der neuern Zeit vor Chr. Ludw. Scheidt wenig mehr bekannt, als was Werner Rolevink über ihn mitgetheilt hatte [10]). Scheidt jedoch zog eine Urkunde desselben vom J. 1456 an das Licht und gab dessen **Historia Belli a Carolo M. contra Saxones gesti** in der **Bibliotheca Historica Goettingensis**, worin allerhand bisher ungedruckte alte und neuere Schriften und Urkunden, welche zur Erläuterung der Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit dienen können, aus bewährten Handschriften mitgetheilt werden (1. Th. Göttingen und Hanover. 1758. 4. S. 19—63), aus einer alten zu Hanover befindlichen Handschrift, von welcher er eine Schriftprobe mittheilt, heraus, und handelt im Vorbericht S. XXXII

5) Man vgl., was Johannes S. 23 von der angeblichen Urgeschichte der Franken erzählt mit der Bemerkung: pro quo notandum secundum Gregorium Turonensem in Chronica sua circa principium sic dicentem de Francis. Nun enthält aber der Anfang des eigentlichen Werkes des Gregor von Tours ganz andres. Wol aber stimmt das, was Johannes nach jener Bemerkung folgen läßt, zu dem, was die Gesta Francorum Epitomata im 1. und den folgenden Capiteln (bei **Freher**, Corp. Hist. Franc. p. 57. 58) darbieten. 6) Vgl. Johannes von Essen S. 28. 29. 33. 34. 36. 39. 42. 47. 48. 51. 56 mit den Annal. Lauriss., bei **Pertz** Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 134. 136. 158. 148, besonders S. 150 im Betreff der Zerstörung der Ermensul (**Irminsul**, s. d. Art.), S. 159. 156. 160. 166. 168. 7) Was man bei Johannes von Essen über die Irminsul aus Heinrich von Hervord und Hermann von Minden, dem Verfasser einer Chronik, zusammengestellt findet, s. im Art. Irminsul.

8) s. den Art. Wittich (in der Heldensage). Nur bemerken wir hier, daß Johannes von Essen S. 56 ein Zeugniß für die Verbreitung der Wittichssage gibt. 9) s. Allgem. Encyklop. I. Sect. 26. Th. S. 44—51; Johannes von Essen versteht unter Dispargum „Duesborch,“ und meint, wie er dessen Lage beschreibt, damit Duisburg. 10) **De Antiquorum Saxonum situ et moribus. Lib. II. Cap. 3** bei **Leibnitz**, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. III. p. 621. Vgl. Introduct. p. 21. *Casimirus Oudinus*, Comment. de Scriptor. Eccles. T. III. p. 974, der auch dem Johannes de Essendia einen Artikel widmen wollte, beklagt, daß er nichts mehr von ihm wüßte, als was Werner Rolevink von ihm sagt. **Fabricius** (Bibliotheca Latina. Lib. IX. p. 209) hebt die Stelle aus Rolevink aus, und beruft sich im übrigen auf Oudinus, doch fügt er zu der Angabe Rolevink's, daß Johannes von Essen Professor der Theologie gewesen, noch hinzu, er habe ungefähr um das Jahr 1437 in dem Predigerkloster zu Wesel Theologie gelehrt. Auf dieses Jahr ist er wol durch den Umstand gekommen, daß **Jacob Quetif** (Bibliotheca Ordinis Praedicator. T. I. p. 791 u. 830) erwähnt, Johannes von Essen habe auch eine Declaratio quorumdam dubitabilium circa acta s. dicta per spiritum in Meyeric geschrieben, und hinzugefügt: qui spiritus apparuit A. 1437.

XLI von dem Verfasser und dessen Quellen, besonders von Heinrich von Herford.

(*Ferdinand Wachter.*)

Johannes, Metropolit von Euchaita (Euchaita), † Johannes Mauropus.

Johannes Eugenicus, Nomophylax der Patriarchalkirche zu Constantinopel und ein leiblicher Bruder des Marcus Ephesius. Wie dieser, der als Vicarius des Patriarchen von Antiochien zugegen war, war er auf der florentinischen Kirchenversammlung im J. 1438 fg. einer der heftigsten Gegner der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche. Besonders zeigte sich seine Erbitterung bei den Verhandlungen über den Zusatz Filioque. Als er merkte, daß von Seiten des römischen Papstes die Verhandlungen mit Fleiß hingehalten und verzögert wurden, ihm auch der Kaiser wegen seines dringenden Verlangens, eine Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen, äußerst verhaßt war, beredete er seinen Bruder, mit ihm die Kirchenversammlung zu verlassen. Sie wurden aber auf der Flucht eingeholt und zurückgebracht, und mußten nun bis zum Schluß der Kirchenversammlung zu Florenz bleiben. Einige Fragmente seines Antirrheticums gegen die florentinische Kirchenversammlung, die Lehre vom Fegfeuer betreffend, befinden sich in einer handschriftlichen Abhandlung des Leo Allatius vom Fegfeuer, auf der königl. Bibliothek zu München.

Johannes Evangelista, 1) Boscoducensis, von Herzogenbusch, Definitor und Guardian der Capuciner zu Löwen, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Seine Stelle unter den Mystikern und Ekstatikern ist ihm durch seine Schrift: Divisio Animae et Spiritus s. Enagogicum Sponsae ad osculum per casti Amoris scalas ascensum (Lovan. 1646.), so nach seinem Tode (1635) herausgekommen, zu Theil geworden.

Johannes Evangelista, 2) Panormitanus, von Palermo, gehört dem Benedictinerorden an. Er war zuerst Lector Philosophiae et Theologiae im Kloster von Monte Cassino und wurde dann Prior eines Klosters in Palermo. Von da begab er sich eine Zeit lang nach Modena und Rom, kehrte aber nach Palermo zurück, um zuerst die Abtsstelle im Kloster des heil. Martin und dann die im Kloster des heil. Benedict und Aloysius zu übernehmen. Einige Jahre vor seinem Tode, im J. 1694, gab er aber dieselbe auf. Er steht wegen seiner: Anagrammata sacra und andern ähnlichen Schriften unter den mittelmäßigen lateinischen Dichtern. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes, Exquaestor Sacri Palatii. Über die Lebensumstände dieses juristischen Zeitgenossen von Tribonian ist gar nichts Näheres weiter bekannt, als was sich schon aus seinem Beinamen ergibt, daß er nämlich während Justinian's Regierung eine Zeit lang so gut wie Tribonian selbst, das wichtige Hofamt eines Quaestor Sacri Palatii bekleidet hat; ausgenommen, daß die Präliminarconstitution des Justinianeischen Coder vom Jahre 529 n. Chr. Geb. uns zeigt, Johannes habe an der Spitze der zehn Rechtsgelehrten gestanden, welchen Justinian die Sammlung und Bearbeitung der bisherigen, im Coder Gregorianus, Hermogenianus und Theodosianus nur unvollkommen gesammelten kaiserlichen Constitutionen auftrug. Doch berechtigt ihn diese doppelte Function schon zum Anspruch auf eine besondere Stelle in der Rechtsgeschichte. Denn einerseits muß Johannes als Quaestor Sacri Palatii deshalb bedeutenden Einfluß auch auf die Gestaltung der übrigen Theile des Justinianeischen Rechts ausgeübt haben, weil diese Quaestores damals von den Kaisern ausschließlich zur Abfassung der kaiserlichen Epistolae und Verlesung der Orationes gebraucht wurden, in denen sich ein großer Theil der Gesetzgebung selbst kund gab. Andrerseits aber spricht der Umstand, daß Justinian den Johannes, und nicht den Tribonian, an die Spitze der Bearbeiter der kaiserlichen Constitutionen stellte, gar sehr für das juristische Ansehen, in welchem Johannes auch als Ex-Quaestor, d. h. nach Niederlegung seines Quästuramtes, stand. Überdies wird er in der fraglichen Präliminarconstitution vom Justinian ausdrücklich Vir Excellentissimus, sowie Consularis und Patricius genannt; er muß also auch dem kaiserlichen Staatsrathe zugehört und früher die, freilich damals nicht mehr viel bedeutende Consulwürde bekleidet haben; denn jene Titulaturen wurden nur an Männer gerichtet, welche diese Ämter bekleidet hatten.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Johannes von Falkenberg (im preußischen Regierungsbezirk Oppeln), auch der Jacobite aus Sachsen (Jacobita de Saxonia) und der Doctor aus Preußen (doctor de Prutenis) genannt, ein fanatischer Dominikanermönch, der hauptsächlich zur Zeit des Conciliums zu Kostnitz sein Wesen trieb. Auf diesem Concilium vertheidigte er mit großem Eifer den abgesetzten Papst Gregorius XII., obschon dieser bei den Dominikanermönchen in geringem Ansehen und übelm Rufe stand. Diese Bemühungen waren aber ebenso fruchtlos, als sein Versuch (1418), den allgemein angefochtenen Satz des Jean Petit (Johannes Parvus): „daß man einen Tyrannen tödten dürfe," in drei Reden (gedruckt als Anhang zu J. Gerson's Werken, Opp. ed. Antverp. 1706. Fol. T. V. p. 1013 – 1032) vor der Verdammung zu schützen. Den gefährlichsten Sturm erregte er gegen sich durch eine Schmähschrift, die er auf Anstiften der preußischen Kreuzritter gegen den König von Polen, Wladislav Jagello, der ihnen den Krieg erklärt hatte, verfaßte. Er untersuchte darin die Macht und die Rechte des Papstes und des Kaisers in Beziehung auf die Ungläubigen und foderte alle Christen unter Versprechung der ewigen Seligkeit zu einem Kreuzzuge gegen Polen auf. Als diese Schrift dem Erzbischof Nicolaus von Gnesen, welcher sich als polnischer Gesandter zu Paris aufhielt, von den Doctoren der pariser Universität übergeben wurde, brachte er sie vor das Concilium zu Kostnitz (1417), wo sie als schändlich und verleumderisch und der Verfasser als Ketzer verdammt wurde. So erzählt der polnische Historiker J. Dlugoß [1]); aus den Acten des kostnitzer Conciliums [2])

1) Historia Polon. (Lips. 1711. Fol.) Tom. I. P. 2. p. 376. 2) *v. d. Hardt*, Acta concil. Constant. T. V. p. 1531. 1555 — 1563.

geht jedoch hervor, daß man sich trotz aller Mühe, welche sich die Polen gaben, zu dieser Erklärung nicht verstehen wollte. Erst als ihn der ihm nicht wohlwollende Generalvicar seines Ordens, Leonard de Datis, vor ein Generalcapitel stellte, ward er zu ewigem Gefängnisse verurtheilt. Der Papst Martin V., welcher keineswegs den Beschluß billigte, ließ den Mönch nach Rom kommen und hielt ihn, um den König von Polen zu besänftigen, einige Jahre gefangen. Nach seiner Freilassung begab sich Johannes von Falkenberg nach Marienburg zu dem Großmeister des Kreuzritterordens, Paul von Rußdorf, um den Lohn für seine Bemühungen zu ernten. Als ihn dieser mit vier Mark abfertigte, gerieth er in solche Wuth, daß er den Orden mit allen möglichen Schmähungen überhäufte. Der Großmeister ließ ihn verhaften und zur Ersäufung verurtheilen; der schlaue Mönch wußte sich aber durch die Flucht zu retten und zog sich in sein Kloster Kamyen (in der ehemaligen Woiwodschaft Kalisch) zurück, wo er gegen die Kreuzritter eine noch viel schändlichere Schmähschrift, als die gegen Polen war, verfaßte. Als er sich damit nach dem Concilium zu Basel auf den Weg machte (1431), ward er bei Strasburg von Freunden der Kreuzritter ausgeplündert, wodurch er alle Exemplare verlor und seine Plane vereitelt wurden. Auf seiner Heimreise von dem Concilium überraschte ihn der Tod zu Liegnitz in Schlesien [3]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Fano, der ältere und der jüngere. Der ältere, der auch unter dem Namen Johannes de Fauno oder Faucona vorkommt, war ein Dominikaner und lebte in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Er war Lehrer des kanonischen Rechts auf der ehemaligen Universität zu Fano. Der jüngere, aus der berühmten Familie de' Pigli stammend, gehörte früher dem Orden der Observanten an, ging aber aus demselben in den Capucinerorden über. Als Observant schrieb er: Dialogus salutis inter fratrem stimulatum et fratrem rationabilem circa Regulam Fratr. Minorum adv. Capucinos. (Ancon. 1523.), und als Capuciner eine Widerlegung desselben. Das Lutherthum war ihm in den Tod verhaßt, und er machte seinem Hasse Luft in der mehrmals gedruckten Invective: Incendio delle zizonie Luterane, cioe contro la perniziosissima Eresia di Martin Lutero. Er starb zu Duranto 1539, 70 J. alt. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes von Ferrara (Johannes Ferrariensis), ein sehr mittelmäßiger Geschichtschreiber des 15. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen wir nichts weiter wissen, als daß er zu dem Minoritenorden gehörte, auf der Universität seiner Vaterstadt die Philosophie mit Beifall lehrte und als ein in vielen Fächern des Wissens bewanderter Mann galt. Seine Geschichte (Excerpta ex annalibus Principum Estensium ab anno 1409 usque ad annum 1454), welche Muratori (Script. rer. Ital. Tom. XX. p. 438—474) aus einer nicht sehr vorzüglichen ferrarischen Handschrift zum ersten Mal herausgab, deren Anfang er jedoch, als bloße, mit närrischen Fabeln verbrämte, Wiederholung bekannter Dinge, hinwegließ. Der Verfasser nannte seine Arbeit, die übrigens durch Eleganz und Kürze des Styls anspricht, Excerpte, weil er sie aus den Annalen des Fürstenhauses Este, welche Andere zusammengetragen hatten, compilirte. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Fidanza (Fidenza), gewöhnlicher Bonaventura genannt, s. Fidenza.

Johannes Flachsbinder, s. Johannes von Danzig.

Johannes de Forda (Fordeham oder Fordun), s. Fordun.

Johannes Franciscus, von Rom, Missionair des Capucinerordens in Congo, um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Er hat in italienischer Sprache eine Geschichte der Capucinermission im Königreiche Congo, mit einer Beschreibung des Landes und seiner Einwohner, herausgegeben, die nicht ohne Werth und zum öftern in Druck erschienen ist. Er starb im J. 1646. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes de St. François, s. Goulu.

Johannes Francus, s. Johannes de Monte regio (Regiomontanus).

Johannes von Frankenstein, aus Polen stammend, ein Mönch im Johanniskloster zu Wien, schrieb 1300 von dem Leiden Christi, unter dem Titel: der Kreuziger*), handschriftlich zu Presburg. (s. Bodmer's literar. Denkmale. S. 17. Meister's Beitr. 1. Bd. S. 99 fg.) Letzterer vermuthet, dies Gedicht sei die Messiade, welche Lessing (nach einer Notiz in Schubert's teutscher Chronik. 1776. Nr. 8) in der Bibliothek zu Kloster Neuburg bei Wien gesehen. Das Original ist lateinisch. (S. Koch's Compend. d. Literaturgeschichte. 1. Bd. S. 103.) Einzelne Stellen gedruckt in der altdorfer Biblioth. d. schönen Wissenschaften, auch in Denis' Catalog. Vol. II. p. 387—391. Vgl. außer den angeführten Schriften noch das altteutsche Museum von v. d. Hagen (1. Bd. S. 181) und dessen literär. Grundriß zur Gesch. der ältern teutschen Poesie. S. 275. (*Heinrich Döring.*)

Johannes von Frankfurt, ein Dominikanermönch, welcher seinen Namen von seiner Vaterstadt führt und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte. Er besaß bedeutende Kenntnisse in der Theologie, hatte die Doctorwürde in diesem Fache erlangt und wirkte auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz mit Wort und Schrift gegen Hieronymus von Prag und dessen Lehrsätze. Seine „Propositio contra Hieronymum Pragensem" befindet sich handschriftlich zu Basel, auch sein „Commentarius super Job," welcher eine nicht gewöhnliche Gewandtheit in der biblischen Exegese verrathen soll, ist noch ungedruckt; seine „Sermones de Tempore" (Ulmae, s. typ. et a. [J. Zainer, c. 1475] Fol.) beurkunden kein besonderes Rednertalent. Das Jahr seines Todes ist, sowie das seiner Geburt, unbekannt. (*Ph. H. Külb.*)

3) *Dlugoss*, l. c. p. 377. 378. Hier wird auch (p. 392) erzählt, daß Wladislav von dem Papste Martin V. verlangt habe, daß er Johannes von Falkenberg sammt seiner Schmähschrift verbrennen lasse, wovon jedoch in andern Schriftstellern keine Rede ist.

*) Adelung in s. Magazin d. teutsch. Sprache. 2. Bd. S. 37 nennt irrig den Verfasser Johann Cruciger.

Johannes Franz von Bourdemare, gestorben 1618 zu Madrid, war gebürtig aus der Normandie und trat 1593 im 28. Lebensjahre in den Capucinerorden, nachdem er zuvor verschiedene Stellen bekleidet und sich auch verehlicht gehabt hatte. Als Mönch ging er nach Brasilien, um unter den dortigen Ureinwohnern das Christenthum zu verbreiten und hat sich literarisch durch eine Relatio de populis Brasiliensibus et de aliis rebus pluribus ad mores et ritus illarum regionum spectantibus (Madrid 1617) bekannt gemacht *). (*R.*)

Johannes Franz von Rom, s. Johannes Franciscus.

Johannes von Freiburg (Friburgensis), auch der Teutsche (Teutonicus) genannt, ein Dominikanermönch aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, hieß mit seinem Geschlechtsnamen Kunsic und zeichnete sich besonders in der scholastischen Theologie aus, welche er beständig seinen Ordensbrüdern vortrug, weshalb er auch gewöhnlich den Titel Lector führt. Er starb am 10. März 1314. Unter seinen Schriften scheint die „Summa Confessariorum" (auch häufig „Summa Praedicatorum" genannt) den meisten Beifall gefunden zu haben und selbst noch zwei Jahrhunderte später war sie stark im Gebrauche, wie die verschiedenen Ausgaben (August. Vindel. 1476. F. Norimb. 1498. F. Lugduni. 1518. F.) beweisen. Der Verfasser machte selbst einen (noch ungedruckten) Auszug („Manuale de Summa Confessorum collectum") daraus, auch wurde ein Theil derselben unter dem Titel „La Règle des Marchands contenant trente questions de Jean le Liseur" (Provins. 1496. 4.) in's Französische übersetzt. Seine „Glossa in Raymundi de Pennaforti Summam de poenitentia et matrimonio" (welche man bei der Ausgabe dieser „Summa," Rom. 1603. 4. findet) ist weniger bedeutend. Auch schreibt man ihm ein „Confessionale" und einen „Commentarius in quatuor libros Sententiarum" (beide ungedruckt), ferner (aber wol mit Unrecht) eine ebenfalls ungedruckte Chronik von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1261 zu. — Gewöhnlich verwechselt man diesen Mönch Johannes von Freiburg, weil er manchmal der Teutsche heißt, mit einem andern Johannes, welcher ebenfalls diesen Beinamen führt, und legt dem letztern Johannes die oben genannten Schriften bei, ohne zu bedenken, daß in der Summa ausdrücklich Thomas von Aquin, welcher, als der letztere Johannes starb, seine Studien noch nicht beendigt hatte, als Quelle angeführt wird. Dieser ältere Johannes der Teutsche war zu Ende des 12. Jahrhunderts zu Wildeshausen in Oldenburg geboren, trat in den Predigerorden und wurde später Bischof zu Presburg in Ungarn. Da ihm aber die bischöfliche Würde nicht behagte, trat er in seinen Orden zurück und wurde im J. 1242 zum General desselben gewählt. Er starb 1254 zu Strasburg [1]).

Johannes de Gaddesden (Gastisden), gewöhnlich nur Johannes Anglicus genannt, ein berühmter Arzt und medicinischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, widmete sich zu Oxford der Arzneiwissenschaft und hielt sodann auf dieser Universität viele Jahre lang mit großem Beifall medicinische Vorlesungen. Auf die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Zeit fußend, umgab er sich mit einem geheimnißvollen Nimbus und wußte für jede Krankheit ein untrügliches Mittel, das er sorgsam verborgen hielt. Außerdem nahm er Gebet, geweihte Amulette und, besonders bei Frauenzimmern, wohlriechende Salben zur Hilfe. Bei den Weibern stand er in hohem Ansehen, denn er galt für den Mann, der die Unfruchtbarkeit zu heben verstand. Seine Mittel ließ er sich so theuer als möglich bezahlen und wies aus Durst nach Gewinn keine Anmuthung des Patienten zurück; er schnitt sogar Hühneraugen, wenn man es ihm honorirte. Sein Ruf verbreitete sich bald so sehr, daß er an den Hof Eduard's II. berufen wurde, um dessen Sohn, der an den Blattern krank lag, zu behandeln. Es gelang ihm, diesen vollständig zu heilen, wofür er als Belohnung eine Präbende und die Stelle eines Hofarztes erhielt, welche bis jetzt nur Ausländer bekleidet hatten. Er wußte den Launen des Königs und des ganzen Hofes so fein zu schmeicheln, daß man ihn mit Belohnungen überhäufte und als das Wunder seiner Zeit ansah. Sein rasches Zugreifen bei allen inneren Krankheiten sowol als auch bei äußeren Schäden scheint ihn manchmal durch Zufall auf die besten Arzneimittel und zuverlässigsten Handgriffe geführt zu haben. Seine Ansichten über die gesammte Heilkunde legte er in dem lange Zeit berühmten und oft gedruckten Werke „Rosa anglica practica medicinae a capite ad pedes" (Pap. 1492. Fol. N. A. mit Anmerkungen von Philipp Scophius, Aug. Vindel. 1595. 4.) nieder. Ist dieses jetzt wenig bekannte und gar nicht benützte Buch auch nur eine mit wenigen eigenen Erfahrungen vermehrte Compilation aus früheren, besonders arabischen, Ärzten, so hat es dennoch noch einigen Werth als Übersicht fast aller damals gewöhnlichen Arzneimittel. Da sich der Verfasser auch auf die Verfertigung der zu seiner Zeit beliebtesten Speisen einläßt und sie mit den englischen Namen nennt, so kann sein Buch vielleicht einmal als Fundgrube antiquarischer Gutschmecker und Bearbeiter der englischen Küchenalterthümer dienen. Sonderbar fällt die Ausschmückung des medicinischen Machwerks mit fremden und eigenen poetischen Floskeln auf, zeigt uns aber den Verfasser als einen jovialen Mann, welcher nach Witz hascht, der jedoch nicht selten in's Unsaubere fällt. Ältere Literarhistoriker haben Johannes de Gaddesden für einen Mönch gehalten, weil er eine Präbende genoß; es ist jedoch bekannt, daß solche Präbenden von dem Hofe auch häufig an Laien zur Belohnung ihrer Verdienste verschenkt wurden; auch würde der Verfasser, wenn er irgend einem geistlichen Orden angehört hätte, sich keiner so argen Be-

*) Adelung, Forts. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrt.-Lexik. 2. Bd. Col. 2304 nach *Bern. a Bononia* Biblioth. Capucinorum.

1) *Natal. Alexandri* Hist. eccles. Saec. XIII et XIV. Cap. 4. art. 5 et Diss. 6. art. 4. (Ed. Paris. 1745. 4. T. XV. p. 282. Tom. XVI. p. 149.). *C. Oudin*, Comm. de script. eccles. Tom. III. p. 732—736.

merkungen über den Schmutz der Mönche erlaubt haben, wie man sie in seinem Werke findet. Seine übrigen noch in Manuscripten vorhandenen Schriften, die man bei Bale [2]) und Jöcher [3]) verzeichnet findet, verdienen keine weitere Beachtung. Die Vermuthung, daß ein in der turiner Bibliothek aufbewahrtes Schriftchen „Compendium de indagatione Trinitatis," worin das Dogma von der Dreieinigkeit chemisch erklärt wird [4]), dem Johannes de Gaddesden angehöre, möchte nicht leicht zur Gewißheit zu erheben sein. (Vgl. *J. Freind*, Historia Medicinae, ad ann. 1320. in *ejusd.* Opp. Lond. 1733. Fol. p. 550 — 555.) [5]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Galenus, s. Johannes Pediasimus.

Johannes Gallensis, s. Johannes Gualensis.

Johannes de Gandavo, s. Johannes von Gent.

Johannes de Garlandia (oder Garlandria), ein berühmter Grammatiker, Theolog, Mathematiker und Alchymist des 11. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen bis jetzt nichts weiter bekannt geworden ist, als daß er in England unter König Harald I. lebte und lehrte, und wahrscheinlich erst nach dem Jahre 1081 starb. Nach Einigen war er ein geborener Engländer, nach Andern kam er aus seinem Vaterlande Frankreich im Gefolge Wilhelm's I. nach Britannien, legte daselbst eine vielbesuchte Schule an und ging in den letzten Jahren seines Lebens wieder nach Frankreich zurück [1]). Seine Schriften über Grammatik wurden in den meisten Schulen als Lehrbücher gebraucht und verdienen jetzt noch die Untersuchung eines Philologen; sicher findet sich darin noch manches Bruchstück nicht mehr vorhandener Classiker. Viele seiner zahlreichen und mannichfaltigen Schriften liegen noch ungedruckt in englischen Bibliotheken [2]). Die bis jetzt gedruckten (unter welchen sich auch manche ihm mit Unrecht beigelegte befinden mögen) sind: 1) Cornutus, seu disticha hexametra moralia (Zwoll. 1481. 4. Hagenoae. 1489. 4.), 2) Synonyma partim et cum aequivocis (Reutling. 1487. 4. und später sehr oft, auch in Leyser's Histor. poet. med. aevi, p. 311 sqq. mit dem Commentar des englischen Grammatikers Galfrid, Paris. 1494. 4. Lond. 1496. 4. und öfter), 3) Duodecim Decades (Par. 1496. 4.), 4) Metricus de verbis deponentialibus libellus, item Composita verborum (Antverp. 1486. 4. und öfter), 5) Declaratio terminorum defectivorum (s. l. et a. 4.), 6) De mysteriis ecclesiae carmen (von welchem nur einige Bruchstücke in Leyser's Hist. poet. med. aevi gedruckt sind), 7) Facetus (Daventr. 1494. 4. und öfter), 8) De contemptu mundi (welches Büchlein gewöhnlich, aber mit Unrecht, dem heil. Bernard zugeschrieben wird und sich in dessen Werken befindet), 9) Floretus (eine oft gedruckte, ebenfalls fälschlich dem heil. Bernard zugeschriebene Blumenlese), 10) Compendium Alchymiae (Basil. 1560.), 11) Explicatio tabulae smaragdinae Hermetis Trismegisti (Magdeb. 1600.).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes der Garmachit (يوحنا الجرماقي), so genannt, weil er aus dem Lande der Garmäer (im mittlern Theile Assyriens) war, Schüler und Nachfolger des Abtes Jacob im Kloster von Beth-Abe in Mesopotamien, Zeitgenosse der Nestorianischen Patriarchen Jesujab III., des Adiabeners, und Georgius, lebte bis nach der Mitte des 7. Jahrhunderts und verfaßte einige Schriften, nämlich ein kurzes Chronikon, eine Geschichte des berühmten assyrischen Mönches Chodabe, der auch eine Rede und Gedichte über denselben beigefügt waren, ferner Hauptstücke der Wissenschaft und Unterweisung der Anfänger. Die Leitung des Klosters hatte er nur ungern übernommen und zog sich daher schon nach einem halben Jahre davon zurück, begab sich heimlich in seine Heimath, also in die Provinz Bethgarme, führte in der Nähe der Stadt Dakuka ein einsiedlerisches Leben und trug dazu wesentlich mit bei, daß hier ein Kloster entstand. Wegen des hohen Alters, welches er erreichte, erhielt er den Beinamen Saba (صبا), d. i. Greis [1]), darf aber nicht mit dem gleichnamigen Mönche des Klosters Dilaita verwechselt werden. Ferner ist verschieden von ihm der Johannes Garmachita, gebildet auf der Schule zu Edessa, später Bischof von Bethsori, ebenfalls Anhänger der Nestorianischen Lehre, welcher um 500 lebte [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Gastisden, s. Johannes Gaddesden.

Johannes von Gaza (Johannes Grammaticus Gazes oder Gazaeus), ein sehr mittelmäßiger griechischer Dichter, über dessen Lebensverhältnisse bis jetzt nichts bekannt geworden ist. Sogar über die Zeit, in welcher er blühte, ist man nicht einig. Manche setzen ihn in das 6. Jahrhundert und halten ihn für einen Zeitgenossen des Paulus Silentiarius; Andere weisen ihm eine spätere Periode an und rücken ihn in die letzten Jahrhunderte der griechischen Literatur herab *). Seine poetische „Beschreibung der Welttafel zu Gaza oder Antiochia" (,,Ἔκφρασις τοῦ κοσμικοῦ πίνακος τοῦ ἐν Γάζῃ ἢ ἐν Ἀντιοχείᾳ"), in gefeilten und wohllautenden Hexametern, die freilich kein dichterisches Genie beurkunden, wurde zuerst von Janus Rutgersius in seinen Variae lectiones (Lugd. Batav. 1618. 4. p. 95 sqq.) und dann von Fr. Gräfe mit dem Paulus Silentiarius (Lips. 1822.), aber ohne die geringste Nachweisung über den Verfasser oder den Charakter und Werth seines Gedichtes, herausgegeben.

Johannes Genesius (auch Johannes de Parma und Johannes de Qualea [oder Quaya] genannt), ein

---

2) *J. Baleus*, De script. Britann. (Basil. 1557. F.) Tom. I. p. 389. 3) Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. S. 1922. 4) *Fabricii* Biblioth. med. et infim. Latin. ed. *Mansi* Tom. IV. p. 50. 5) Aus diesem Werke ist der Artikel Jean de Gaddesden in der Biographie universelle, Tom. XVI. p. 234. 235 fast wörtlich übersetzt, der Verfasser hielt es aber für überflüssig seine Quelle anzugeben.

1) Histoire littéraire de la France. T. VIII. p. 83—98. 2) C. Dudin gibt in seinen Comment. de script. eccles. T. II. p. 610. 611 ein Verzeichniß der in den englischen Bibliotheken vorhandenen Manuscripte der Werke des Johannes de Garlandia.

1) *Assemani* Bibl. Orient. Vat. T. III. P. I. p. 203—205. 474. vgl. 141. 2) a. a. O. T. I. p. 203. 204. 352.

*) Wie Fr. Schöll in seiner Geschichte der griechischen Literatur (teutsche Übers. 3. Th. S. 89).

angesehener theologischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, lehrte zu Paris mit großem Beifall die Theologie und ward ohne sein Wissen zum General des Franziskanerordens gewählt. Innocentius IV. vertraute so sehr auf seine Kenntnisse und seine Beredsamkeit, daß er ihn nach Constantinopel schickte (1249), um eine Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu erwirken. Seine Bemühungen hatten bereits angefangen Früchte zu tragen, als der Tod des Kaisers und des Papstes wieder alle Hoffnung vereitelte. Nach seiner Zurückkunft legte Johannes das ihm zu beschwerliche Amt eines Franziskanergenerals nieder (1256) und lebte in stiller Zurückgezogenheit zu Camerino, wo er 1289 in hohem Alter starb. Von seinen Werken, die noch in Handschriften vorhanden sind (Glossarium, Sermones, Commentarius in IV libros sententiarum, Rosarium in Genesin, De conversatione religiosorum, De beneficiis creatoris, Officium passionis Christi, Sacrum commercium S. Francisci cum domina paupertate) ist nur die Abhandlung De civitate Dei gedruckt (s. l. 1500. 4. Regii, 1501. 4. Romae, 1523. 4.). Auch das berüchtigte, aus dem Franziskanerorden hervorgegangene und zum Feuer verurtheilte Buch „Evangelium aeternum" (in welchem behauptet wird, daß die drei Personen der Dreieinigkeit abwechselnd herrschen, daß die Gewalt des Vaters mit dem Erscheinen des Sohnes Christus aufgehört habe und daß die Gewalt des heil. Geistes nach der des Sohnes und zwar mit dem Jahre 1260 beginnen und bis zum jüngsten Tage dauern werde), wird ihm zugeschrieben, aber wol mit Unrecht. (Vgl. *C. Oudin*, De script. eccles. T. III. p. 241—245.)

Johannes von Gent (Johannes de Gandavo, auch häufig de Gauduno oder de Janduno geschrieben), ein in dem Kirchenrecht und in der Philosophie sehr bewanderter Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, welcher zu Perugia Theologie und Philosophie lehrte. Bei den Streitigkeiten des teutschen Kaisers Ludwig IV. mit dem Papste Johannes XXII. entschied er sich für den Ersteren und vertheidigte mit großem Eifer dessen Ansprüche in seiner Schrift „De potestate ecclesiastica" (1326). Er führte darin besonders die Behauptung, daß Petrus nicht mehr und nicht weniger das Haupt der Kirche gewesen sei, als jeder andere Apostel, weitläufig aus, und dieses Satzes wegen wurde sein Buch nebst den Schriften des Marsilius von Padua, welcher dasselbe behauptete, von Johannes XXII. durch eine besondere Bulle verdammt (1327). Über den Gehalt der Streitschrift des Johannes können wir nicht urtheilen, da sie sich bis jetzt nicht wieder gefunden hat. Die unter seinem Namen in M. Goldast's Monarchia S. Romani imperii (T. I. p. 18—21) gedruckte „Informatio de nullitate processuum Papae Joannis XXII. contra Ludovicum Bavarum Imperatorem, pro superioritate Imperatoris in temporalibus" gehört einem andern Verfasser an, wie Goldast selbst in der Vorrede aus guten Gründen eingesteht. Die übrigen bis jetzt bekannt gewordenen Schriften des Johannes von Gent sind: 1) Quaestiones in Aristotelis libros Physicorum (Venet. 1488. Fol.). 2) In tres libros Aristotelis de anima (Venetiis, 1473. Fol. und öfter). 3) Quaestiones super parvis naturalibus Aristotelis (Venet. 1505. Fol.). 4) Super Gaetanum de Thienis de substantia orbis (Venet. 1481. Fol. und später sehr oft). Alle diese Werke, welche früher viel gebraucht wurden, haben jetzt ihren Werth verloren.

Johannes Geometra Protothronos, ein griechischer Schriftsteller, von dessen Lebensumständen man nichts weiter weiß, als daß er die Stelle eines Beamten bei dem Patriarchate (*πρωτόθρονος*) bekleidete und wahrscheinlich einem Mönchsorden angehörte, was man aus dem großen Lobe, das er in mehren seiner Schriften dem Mönchsleben spendet, schließen kann. Über die Periode, in welcher er lebte, ist man nicht einig, indem ihn Manche in das 7., Andere in das 11. Jahrhundert setzen. Seine Werke, größtentheils in metrischer Form, sind noch nicht alle gedruckt, wodurch jedoch bei ihrer Mittelmäßigkeit die Wissenschaft keinen Schaden erleidet. Die gedruckten Schriften sind: 1) „Fünf Hymnen auf die Jungfrau Maria" (*Ὕμνοι πέντε εἰς τὴν ὑπεραγίαν Θεοτόκον*), welche F. Morelli zuerst herausgegeben hat (gr. et lat. Paris. 1591., auch in *J. Lectii* collect. poet. graec. Aurel. Allobrog. 1606. Fol. T. II., in der Bibliotheca patrum. Par. 1624. F. T. VIII. p. 437 sqq. Par. 1644. T. XIV.), 2) „Das Paradies, moralische Tetrastichen" (*Συγγράμματα τετράστιχα ἠθικά, ὧν ἡ ἐπιγραφὴ Παράδεισος*), zuerst bekannt gemacht von F. Morelli (Par. 1595. und später in den beiden angeführten Bibl. Patrum gedruckt, die Ausgaben, Par. 1593 und 1597. 8. enthalten nur Morelli's lateinische Übersetzung), 3) „Lob des Apfels" (*περὶ τοῦ μήλου*), von J. Iriarte griechisch (im Catal. Mss. gr. bibl. reg. Matritensis. Matrit. 1769. Fol. p. 301 sqq.) herausgegeben. In Handschriften verschiedener Bibliotheken befinden sich noch: 1) Ein „Christliches Glaubensbekenntniß" (*Ἐξομολόγησις εἰς τὸν Χριστόν*) in elegischem Versmaß; 2) eine „Rede auf das Leiden des Heilandes" (*Εἰς τὰ πάθη τοῦ Χριστοῦ*), 3) „Die Eiche" (*ἡ δρῦς*), 4) „Der Garten" (*ὁ κῆπος*) und manche andere noch unbedeutendere Reden und versificirte Stylübungen, die wol nie, wenn sie auch später einmal aus dem Staube hervorgezogen werden, irgend ein Resultat für die Wissenschaft liefern können.

Johannes Georgides, ein griechischer Dichter, über dessen Leben und Zeitalter bis jetzt keine Nachrichten aufgebracht werden konnten; wahrscheinlich gehört er den letzten Jahrhunderten der griechischen Literatur an. Daß er ein Mönch war, beweist die Aufschrift, welche seine Sammlung alphabetisch geordneter Gnomen (*Γνῶμαι συλλεγεῖσαι ὑπὸ Ἰωάννου μονάζοντος τοῦ καὶ Γεωγίδου*) in der auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Handschrift führt; sein geringes Dichtertalent beurkunden die Gnomen selbst, welche zuerst J. Fr. Boissonade (in seinen Anecdot. Gr. Par. 1829. T. I. p. 1—108) herausgegeben hat. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Gerbrand, s. Johannes von Leyden.

Johannes Germanus, s. Johannes de monte regio (Regiomontanus).

Johannes Gerundensis, ſ. Johannes Biclariensis.

Johannes da St. Giovanni, ſ. Mannazzi.

Johannes Giscala (Gischala), ſ. Johannes ben Levi unter Johannes, jüdiſche Fürſten, Feldherren und Gelehrte.

Johannes von Glaston (Johannes Glastoniensis), ein engliſcher Geſchichtſchreiber und Mönch zu Glaſtonbury, welcher wahrſcheinlich zu Ende des 14. Jahrhunderts lebte und eine Chronik ſeines Kloſters (Chronica sive historia de rebus Glastoniensibus) ſchrieb, die mit den Zeiten der Apoſtel und dem heil. Joſeph von Arimathia, der zuerſt ein Kirchlein zu Glaſtonbury erbaut haben ſoll, beginnt und von andern Mönchen bis zum Jahre 1593 fortgeſetzt wurde. Thomas Hearne gab ſie zuerſt (Oxonii, 1726. 2 Voll.) nebſt andern auf das Kloſter bezüglichen Nachrichten und Documenten heraus und ſucht ſie als eine ſehr glaubwürdige Quelle darzuſtellen, in welches günſtige Urtheil jedoch kein engliſcher Geſchichtſchreiber einſtimmt, und welches man auch unmöglich anerkennen kann, wenn man die Menge lächerlicher Fabeln, womit das ganze Machwerk angefüllt iſt, auch nur flüchtig überſieht. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Glogaviensis, von Glogau, das ſonſt zu Polen gehörte, Profeſſor zu Krakau und zuletzt Kanonikus zu St. Florian, geſtorben 1507. Um den Ort ſeines Aufenthalts machte er ſich beſonders dadurch verdient, daß er auf ſeine Koſten ein Gebäude herſtellte, in welchem der ſtudirenden Jugend in gewiſſen Claſſen Unterricht ertheilt wurde. Unter ſeinen Schriften geben uns beſonders ſeine Bücher de Physiognomia und de Indiciis Astrorum ein Bild von ſeiner Denkart. ſ. *Starovolscii* Scriptor. Polonic. Ἑκατοντάς No. 39.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes Glossator, ſ. Johannes Bassianus.

Johannes Glykys, ſ. Johannes XIII., Patriarch von Conſtantinopel.

Johannes de Gmunden oder de Gemunde (Johann oder Hans von Gemünd), iſt einer der erſten, welche zur Wiederauflebung der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften beitrugen. Er wurde in der ehemaligen freien Reichsſtadt Gmünd in Schwaben geboren, und nicht, wie man früher geglaubt hat, in Gmunden am Traunſee [1]). Dies ergibt ſich aus den Acten der wiener Univerſität. Dieſe Univerſität, die bei ihrer Gründung in vier Nationen eingetheilt wurde, hatte für jede derſelben ein eigenes Immatriculationsbuch. Im Buche der rheiniſchen Nation, welches die Schwaben, Franken und Baiern umfaßt, findet ſich auch Johann von Gmunden eingetragen [2]); ſein Familienname iſt Nyder, wie ſich aus dem älteſten Necrologium des wiener Domſtifts St. Stephan ergibt, wo er unter dem Namen Magister Joannes Nyder de Gmunden aufgeführt wird. Sein Geburtsjahr iſt nicht bekannt, wahrſcheinlich fällt es um 1380. Soviel aber iſt gewiß, daß er im Jahre 1406 in Wien Magiſter der freien Künſte und der Philoſophie wurde und ſeit der Zeit Aſtronomie lehrte. Im J. 1411 wurde er Domherr an der Stephanskirche und erhielt ſpäter noch andere geiſtliche Würden. Im J. 1423 wurde er Dekan der Facultät der freien Künſte. Ein bleibendes Verdienſt um die Wiſſenſchaft erwarb er ſich im J. 1435 dadurch, daß er der Facultät der ſchönen Künſte ſeine Bücher und Inſtrumente, mit Vorbehalt des Gebrauchs für ſeine Lebenszeit, ſchenkte, indem er durch dieſes Vermächtniß den erſten Grund zu der nachmals ſo berühmt gewordenen wiener Bibliothek legte. Er ſtarb den 23. Febr. 1442, wie aus dem erwähnten Necrologium erhellt [3]). Er ſoll viel vortreffliche Schüler in der Aſtronomie gebildet haben, deren Namen jedoch nicht auf uns gekommen ſind. Nur ein einziger, Georg Pruner aus Ruspach, wird bei Tanſtetter erwähnt [4]).

Von ſeinen Schriften iſt keine einzige durch den Druck bekannt geworden bis auf einen Kalender, von dem ich ſogleich ein Mehres ſagen werde. Dieſe Schriften ſind:

I. Tabulae de Planetarum motibus et luminarium eclipsibus verissimae ad Meridianum Viennensem. Mss. in 4., welches noch in Wien ſein ſoll.

II. Tabulae variae de parte proportionali.

III. Canones in tabulam tabularum.

IV. Libellus de arte calculandi in minutiis physicis.

V. Equatorium motuum planetarum ex Campano transsumptum.

VI. Compositio Astrolabii et utilitates ejusdem et quorundam aliorum instrumentorum.

Die Werke II. bis VI. ſcheinen verloren zu ſein.

VII. Practica tabularum astronomicarum. Mss. in der wiener Univerſitätsbibliothek. Nach Mitterdorfer (Compend. hist. univers. Vienn. Vol. I. p. 122) ſoll er dieſe Tafeln im J. 1422 mit Erlaubniß der Facultät der freien Künſte publicirt haben.

VIII. Eine Flugſchrift deſſelben findet ſich in der Abtei St. Florian. Sie iſt dem Codex, welcher das directorium simplicium des Magiſters von Ambach enthält, beigegeben. In dieſer Schrift widerlegt er das Gerücht eines von Jacob von Erfurt auf das Jahr 1432 verkündeten concursus planetarum und daraus entſpringenden großen Unheils. Dieſe Flugſchrift iſt in teutſcher Sprache geſchrieben und von Wien den 2. Auguſt 1432 datirt. Sie lautet im Eingange: Ich Maiſter Hans von Gmund [5]).

IX. Ein tractatus sinuum deſſelben Verfaſſers wird bei Jöcher im Gelehrtenlexikon angeführt. Ich vermuthe aber, da ſich ſonſt keine Nachricht davon findet, daß hier eine Verwechslung vorgegangen iſt. In dem Verzeichniſſe der wiener Univerſitätsbibliothek kommt nämlich ein tractatus in 2 Sentent. Mss. Joannis de Gmunden

1) Weil er für einen Öſterreicher gehalten wurde, kommt er auch in der Geſchichte der öſterreichiſchen Gelehrten von F. E. F. von Khautz vor. 2) Neben ihm erſcheint noch ein anderer Johannes von Gmunden, der aber erſt 1416 Magiſter wurde. Ein dritter Johannes de Gamundia kommt 1424 vor. Man vgl. „Kurzgefaßte krit. Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt" von Matthias Koch S. 136.

3) Man vgl. Blätter für liter. Unterhalt. 1841. Nr. 90. 4) Vgl. Khautz a. a. O. S. 29. 5) Man findet dieſe Flugſchrift vollſtändig in dem Anzeigeblatte der wiener Jahrbücher d. Liter. Bd. 41. S. 26.

vor, von welchem jedoch, da es eine theologische Abhandlung ist, bezweifelt worden ist, ob man sie dem Astronomen oder einem anderen Gelehrten gleiches Namens zuschreiben soll [6]).

X. Die merkwürdigste Arbeit dieses Astronomen ist vielleicht sein Kalender, und zugleich die einzige, welche durch den Druck bekannt geworden ist. Ehe ich jedoch von diesem gedruckten Kalender spreche, will ich zuerst die verschiedenen handschriftlichen Exemplare, die man davon hat, erwähnen, welche wesentlich von den gedruckten verschieden sind.

Khautz gibt eine kurze Beschreibung eines uralten, mit rother und schwarzer Tinte geschriebenen Exemplars, welches er in der gräflich Windhaagischen Bibliothek gesehen hat. Es beträgt im Ganzen eilf Bogen in Folio. Am Ende stehen die Worte: **Hoc Kalendarium cum suis canonibus et tabulis compositum est Wienne per magistrum Johannem de Gmunden, Canonicum Ecclesiae sancti Stephani ibidem, et plebanum in Laa** (eine Stadt in Niederösterreich) **anno domini 1439 curren. feria sexta prius Agathe anno 1472.** Hieraus erhellt, daß dieser Kalender 1439 verfertigt worden ist. Die Jahreszahl 1472 bezieht sich wahrscheinlich auf die Zeit, in welcher er wieder abgeschrieben worden ist. Über die innere Einrichtung des Kalenders sagt Khautz nichts weiter, als daß noch viele Tage eines jeden Monats keinem Heiligen geweiht sind. Es ist dies um so mehr zu bedauern, da dieses Exemplar wahrscheinlich verloren ist. Es findet sich nämlich weder in der wiener Hofbibliothek, noch in der Universitätsbibliothek, welcher die Windhaagische einverleibt wurde.

Dagegen besitzt die wiener Hofbibliothek ein anderes Manuscript dieses Kalenders, welches Koch (a. a. O. S. 137) beschreibt. Es besteht aus 14 Blättern in klein Folio. Die Schrift ist roth und schwarz. Für jeden Monat sind zehn Columnen. Die erste enthält die Monatstage, die zweite die Sonntagsbuchstaben, die dritte den römischen Kalender, die vierte die Heiligennamen und Festtage, die fünfte und sechste die Länge der Sonne, die siebente den periodischen Umlauf des Mondes, die achte die Tageslänge, die neunte die Zeit des Auf- und die zehnte die des Untergangs der Sonne. Jedem Monate des Kalenders gegenüber auf der anderen Seite des Blatts, ist die Berechnung der Constellation der Planeten mit der Sonne für die Jahre 1439, 1458, 1477 und 1496 angebracht und die letzte Seite des Kalenders enthält die tabula signaturum lunae und eine tabula intervalli. Die Schlußschrift ist eine Anweisung für den Gebrauch des Kalenders. Die Aufschrift lautet kurz: **Kalendarium Joannis de Gmunden** [7]). Man sieht, daß auch dieser Kalender mit dem Jahre 1439 beginnt. Ein anderes Exemplar dieses Kalenders besitzt die Abtei St. Florian in Oberösterreich. Es ist auf Pergament geschrieben und besteht aus 20 Blättern in 4. Am Ende stehen die Worte: Explicit Kalendarium hoc cum suis canonibus et tabulis Wienne compositum per reverendum M. Johannem Gmünd Canonicum Eccle S. Stephani ibidem in Laa quoque plebanum. Rescriptum per Mathiam Gan der Rochliez Anno 1461.

Es fängt ebenfalls vom Jahre 1439 an und stimmt im Wesentlichen mit dem vorhergehenden überein. Die Differenzen liegen wahrscheinlich nur in Koch's ungenauer Beschreibung. Auch hier hat jeder Monat zehn Columnen, die nach der Ordnung 1. die Monatstage, 2. die Sonntagsbuchstaben, 3. den römischen Kalender, 4. die ersten Sylben des Festes nach damals gangbaren Versen, 5. die vollständige Angabe der Feste, 6. die Länge der Sonne (beim ersten Januar den 20. Grad im Steinbock), 7. literas signorum lunae (Länge des Mondes), 8. die Länge der Tage, 9. und 10. die Zeit des Auf- und Untergangs der Sonne enthalten. Oben steht bei jedem Monat ein Spruch, z. B. pocula Janus amat; Februarius algeo clamat; Martius arua fodit; Aprilis florida prodit. Auf der gegenüberstehenden Seite jedes Blattes steht eine Tabelle conjunctionum et oppositionum solis et lunae nach vier Cykeln; Anno domini 1439 primus ciclus, anno 1458 secundus ciclus; anno 1477 tertius ciclus; anno 1496 quartus ciclus. Auf dem 13. Blatte fängt die Erklärung des Gebrauchs dieses Kalenders an, die Bestimmung der beweglichen Feste, des intervallum u. s. w. Auf den letzten zwei Seiten ist noch von einer anderen Hand eine astrologische Bestimmung des Einflusses der zwölf Himmelszeichen dazu geschrieben [8]).

Von diesen ausführlicher geschriebenen Kalendern ist nun der gedruckte ohne Zweifel ein bloßer Auszug zu allgemeinerem Gebrauche. Er existirt in zwei verschiedenen Ausgaben. Beide sind mit Holztafeln gedruckt. Von dem einen ist die Originalholzplatte noch vorhanden. Diese wurde nebst mehren hundert anderen werthvollen Holzplatten von dem preuß. Hauptmann von Derschau in Nürnberg aufgefunden, wo sie über 200 Jahre in der Rumpelkammer einer dortigen Familie ungekannt in einem Kasten verschlossen gestanden hatten. Von Derschau kamen sie an R. Z. Becker in Gotha, der sie zuerst in seinem Werke „Holzschnitte deutscher Meister, Gotha 1810" abdrucken ließ. Auch in Zach's monatlicher Correspondenz Bd. 18 ist sie abgedruckt. Neuerdings hat Dr. Falkenstein diesen Kalender nochmals in seiner „Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig 1840" nach der Originalholz-

6) Khautz a. a. O. S. 31. 7) Ich habe mich genau an Koch's Beschreibung dieses Kalenders gehalten, die aber wol noch einiger Verbesserungen bedarf. Es ist nicht einzusehen, zu welchem Zwecke die Länge der Sonne in zwei Columnen ausgedrückt sein sollte. Was das heißen soll, die Constellationen der Planeten mit der Sonne für die vier ersten Cykeljahre 1439, 1458, 1477 und 1496 ist mir ebenfalls nicht klar. In Regiomontan's Kalender findet man jedem Monat gegenüber auf der anderen Seite des Blattes die Neu- und Vollmonde für die drei ersten Cykeljahre 1475, 1494, 1513. Auch in dem folgenden Kalender sind die Neu- und Vollmonde für die vier Cykeln 1439, 1458, 1477 und 1496 berechnet. Die tabula signaturum lunae enthält ohne Zweifel die Anweisung für jeden Tag der nach dem ersten folgenden Cykeljahre die Länge des Mondes zu finden, und die tabula intervalli die Angabe der Zahl der Wochen, die in jedem Jahre zwischen Weihnachten und Fastnacht liegen, wie in dem folgenden Kalender.

8) Wiener Jahrb. d. Litt. Bd. 41. Anzeigebl. S. 28.

platte, die jetzt im Besitze der Becker'schen Erben in Gotha ist, wieder abdrucken lassen. Die Platte ist auf beiden Seiten geschnitten und jede Seite umfaßt sechs Monate. Über jedem Monate befindet sich eine Vignette in Medaillenform, deren Sinn den Versen entspricht, die ich oben aus dem St. Florian'schen Manuscripte angeführt habe. Z. B. dem Verse pocula Janus amat entspricht die Abbildung des Gottes Janus, der an einer Tafel sitzt und in der einen Hand einen Becher hält. In den vier Winkeln der Vignetten stehen oben die Zeichen der Sonne und des Mondes, und unten, ihnen entsprechend, die Zahlen, welche die Dauer des Tages und der Nacht in ganzen Stunden für jeden Monat angeben. Diese Zahlen sind bei jedem folgenden Monate um 2 größer oder kleiner angegeben, nur bei April sind die Nachtstunden aus Versehen mit den Tagstunden verwechselt. Der Kalender ist durchgängig in lateinischer Sprache abgefaßt. Jeder Monat hat vier Columnen, wovon 1. die goldene Zahl, 2. die Sonntagsbuchstaben, 3. die unbeweglichen Feste und Heiligennamen, 4. den periodischen Umlauf des Mondes andeutet. Für welches Jahr dieser Kalender bestimmt ist, läßt sich nicht angeben, nur soviel ist gewiß, daß es nicht, wie in den vorher beschriebenen Kalendern, das Jahr 1439 ist, da der erste Januar mit dem Sonntagsbuchstaben A bezeichnet ist. Die 27 Tage in der vierten Columne sind mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet und zwar so, daß das w gänzlich fehlt, das u hinter dem v steht, und um die Zahl voll zu machen, vor und nach dem z ein Zeichen eingeschaltet ist, welches et bedeutet. Über Columne 3 hat Grotefend einige sprachliche Bemerkungen mitgetheilt[9]), auf die ich verweise und nur noch Folgendes hinzusetze. Das divisio a., welches beim 15. Juli steht, bezeichnet divisio apostolorum, was sich auch in Regiomontan's Kalender findet. Ebenso stimmt dieser Kalender mit dem Regiomontanischen darin überein, daß an Tagen, auf welche kein Fest fällt, die um eine Woche früher fallenden Feste unter dem Namen Octava wiederholt sind. Sonst sind hier viele Tage mit Heiligennamen ausgefüllt, die im Regiomontanischen Kalender leer sind. Der Verfasser des Kalenders ist am Ende des Februars genannt, wo die Worte stehen: Hec Magister Johannes de Gamundia. Eine andere ebenfalls in Holzdruck vorhandene Ausgabe dieses Kalenders, die sich von der vorhergehenden, dem Formate wie dem Inhalte nach, wesentlich unterscheidet und auch unter dem Namen „Folge der sieben Planeten" bekannt ist, besteht aus dreizehn Doppelblättern, indem nämlich je zwei und zwei Blätter auf der nicht bedruckten Rückseite zusammengeklebt sind. Herr von Hagen beschreibt[10]) ein Exemplar. Es beginnt mit einer lateinischen Beschreibung der Planeten, dann folgt auf S. 4 Rota pasche. menses. dies. aureus numerus. In der Columne der goldenen Zahl steht 1468. Dann folgt der Kalender, je drei Monate auf einer Seite, über jedem Monat ein kleines rundes Bild (wahrscheinlich dieselben Bilder, wie in dem vorhergehenden Kalender). In der Spalte des Februars steht auch hier hec Magister Johannes de Gamundia. Was folgt, ist astrologischen Inhalts.

Dieser immerwährende Kalender ist aber auf keinen Fall der erste, welcher überhaupt entworfen wurde, sondern es hat solche schon viel früher im Mittelalter gegeben. Ein teutscher Kalender dieser Art, der mit 1416 beginnt, und vielleicht Johann von Gmund zum Verfasser hat, wird in den wiener Jahrb. d. Lit. (a. a. O.) beschrieben. Er befindet sich ebenfalls in der Manuscriptensammlung der Abtei St. Florian und ist dem früher beschriebenen dort befindlichen handschriftlichen Kalender sehr ähnlich. Er enthält in sechs Blättern die 12 Monate, jeder Monat hat 8 Rubriken, die nach der Ordnung 1. die goldene Zahl, 2. die Neumonde, 3. dies v. nox (?), 4. die Sonntagsbuchstaben, 5. die Festtage, 6. die Länge der Sonne, 7. die Länge des Mondes, 8. die Tageslänge enthalten. Alsdann folgt die Anweisung zum Gebrauche des Kalenders, dann Vorschriften über das Aderlassen und andere Diätsregeln.

Ein noch älteres teutsches Kalendermanuscript, welches für den Zeitraum von 1400 bis 1428 bestimmt ist, beschreibt Koch ausführlich (a. a. O. S. 144). Ich hebe hier nur Folgendes heraus. Der eigentliche Kalender besteht aus 12 Blättern. Vor jedem Monate steht der teutsche Name des Monats, die Zahl seiner Tage, eine andere unverständliche Tageszahl mit dem Ausdrucke „und das Licht," endlich die lateinischen Monatsnamen. Jeder Monat hat 4 Columnen, die erste enthält die goldene Zahl, die zweite den Sonntagsbuchstaben, die dritte den römischen Kalender, die vierte die Feste und Heiligennamen.

Übrigens sind uns noch ältere Kalendermanuscripte aus dem Mittelalter erhalten. So besitzt z. B. die königl. Bibliothek in Paris ein solches vom Jahre 1284. Ein anderes vom Jahre 1381 hat neuerdings Géraud beschrieben[11]). (*Stern.*)

Johannes von Gnesen, Archidiakonus daselbst und Vicekanzler von Polen unter dem Könige Kasimir III. (dem Großen), verfaßte „Cracoviae brevior Chronica." Der Ausdruck kürzere Chronik, wie es bei solchen Werken gewöhnlich ist, auf die gedrängte, wenige Umstände der Ereignisse angebende Darstellung bezogen, paßt nur auf die Geschichte der früheren Zeit, da Johann einzelne Partien der Zeitgeschichte auf das Umständlichste vorträgt und dadurch sehr lehrreich wird. Nicht selten hat sein Bericht auch den Reiz anschaulicher Darstellungsweise. Die Umständlichkeit ist es aber, was sein Werk sehr schätzenswerth macht. Es werden nicht Umstände, welche dem Verfasser unbekannt waren, von der Phantasie des Verfassers ergänzt, sondern die Ausführlichkeit ist Frucht eigner Anschauung, da er nur die Partien der Geschichte, bei welchen er selbst eine Rolle spielte, besonders umständlich beschreibt. So schildert er die letzte Lebenszeit des Königs Kasimir III., namentlich seine Erkrankung und

9) Zach's monatl. Corresp. Bd. 19. S. 284 fg. 10) Gräter's Iduna und Hermode. 2. Jahrg. S. 118.

11) Bibliothèque de l'école des chartes. T. 2. p. 272. Man findet dort mehre interessante Bemerkungen über diese immerwährenden Kalender.

Reise von dem Hofe Przetlorz's nach Krakau im J. 1370 auf das Genauefte. Er war aber nicht nur in der Umgebung des Königs, sondern spielte auch eine thätige Rolle in mehrfacher Beziehung, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich selbst zu erwähnen. Er erzählt daher von dem Auftrage, den er vom Könige erhielt, nach der Stadt Plock zu schicken, die Nonnen der Kirche besehen und die Zahl der Vicare dem Könige angeben zu lassen. Dieses Auftrags entledigte er sich durch schleunige Absendung des Edelmannes Johann von Skerzin, Kapellan des königlichen Hofes. Als der König in Krakau angelangt war, ließ er durch Johannes seine Ärzte fragen, ob er sich in Krakau befinde, worauf diese glaubten, Kasimir sei in Wahnsinn verfallen. Johannes jedoch erklärte ihnen, der König wolle sie, da sie wenig sorgsam erschienen, daran erinnern, daß sie die andere Curweise, welche sie auf der Reise nicht hätten in Anwendung bringen können und bis zur Ankunft in Krakau verschoben, nun wirklich anwenden sollten [1]). Bei der auch ganz umständlichen Beschreibung der Leichenfeier des Königs Kasimir in Krakau hatte Johannes wieder Gelegenheit, seine Gegenwart zu erwähnen [2]). Ferner führt er sich selbst an bei der Erzählung der plötzlichen Erblindung des Erzbischofs Jaroslaw von Gnesen im J. 1372. Er hatte Freitags vor Weihnachten des genannten Jahres mit ihm und andern in Znin Schach gespielt, kam früh morgens am Sonnabend, den Tag vor dem Feste des Apostels Thomas, nach Gnesen, um 40 Mark Groschen, welche ihm der Erzbischof geliehen hatte, in Empfang zu nehmen, und sandte sie weiter nach Posen. Bei seinem Weggehen sah der Erzbischof noch deutlich; als er jedoch nach Erledigung einiger Geschäfte am Tage vor dem Weihnachtsheiligenabend wieder zu ihm nach Znin kam, fand er ihn plötzlich erblindet [3]). Eine dritte Veranlassung, sich einzuführen, findet Johannes in dem Berichte von der Krankheit [4]) und der Schilderung des Charakters des Bischofes Nicolaus, genannt Curnik von Posen. Er kam ein Mal am 30. Juli (das Jahr nennt er nicht) zu demselben, obschon er ihn wegen seiner schlechten Denkart und seines ungerechten Lebens nicht lieben konnte. Der Bischof sprach mit Nicolaus Strosberg, Propst von Gnesen, prahlend davon, daß sie früher unter der Regierung des Königs Kasimir die letzten gewesen, jetzt aber die ersten und groß seien, und bezeichnete die Umwandlung als durch die Rechte des Erhabenen geschehen. Der Erzbischof von Gnesen wandte sich darauf zu einigen um und sagte: „Es ist nicht Umwandlung durch die Rechte des Erhabenen, sondern des Teufels." Herausgegeben hat Fr. Wilh. von Sommersberg das Geschichtswerk des Archidiakonus von Gnesen in den Silesiacarum Rerum Scriptores T. II. Leipzig 1730.

(*Ferdinand Wachter.*)

Johannes Goldmund (mit dem goldenen Munde), s. **Chrysostomus.**

Johannes von Gott, s. unt. **Barmherzige Brüder.**

Johannes der Grammatiker heißt 1) **Johannes von Cäsarea** (s. diesen Art.), 2) ein anderer Gelehrter, genannt **Philoponus** (der Vielschaffer), ein angesehener Schriftsteller, welcher zu Anfange des 7. Jahrhunderts blühte. Über die Dauer seines Lebens ist man uneinig. Die Literatoren, welche ihn für den Urheber der Irrlehre des Tritheismus, von der schon im J. 578 die Rede ist, halten, müssen ihn bis zu dieser Zeit hinaufrücken und ihm, da er noch im J. 640 zu Alexandrien lebte, ein sehr hohes Alter anweisen. Wahrscheinlich war jedoch Johannes nur der bedeutendste Vorfechter der genannten Irrlehre und wurde deshalb für ihren Urheber gehalten. Wer wollte jedoch leugnen, daß Johannes ein hohes Alter erreicht haben könne? Man kann also annehmen, daß er um die Mitte des 6. Jahrhunderts zu Alexandrien geboren wurde. Er war ein Schüler des bekannten Ammonius und lehrte später selbst die griechische Literatur und Philosophie in seiner Vaterstadt. Er war, wie die meisten Philosophen seiner Zeit, Eklektiker, folgte aber gewöhnlich den Ansichten des Aristoteles, um dessen Erklärung er sich große Verdienste erwarb. Bei seiner fortwährenden Beschäftigung mit profaner Literatur und Philosophie vernachlässigte er keineswegs die theologischen Wissenschaften, zog sich aber durch seine heterodoxen Behauptungen vielerlei Verdruß zu. Hauptsächlich vertheidigte er die Lehre vom Tritheismus, nach welcher Vater, Sohn und heiliger Geist ebenso viele eigene Gottheiten und eigene Naturen sind, und welche auf der Kirchenversammlung zu Constantinopel im J. 681 als ketzerisch verdammt wurde [1]). Auch leugnete er die Auferstehung der Todten, behauptete dagegen den Untergang dieser sichtbaren Welt und die Erschaffung einer neuen [2]). — Als des Khalifen Omar Feldherr, Amru ibn el As, Alexandrien eingenommen hatte (640), fand er Wohlgefallen an dem gewandten Johannes und soll ihn beständig um sich gehabt haben. Der Philosoph benutzte diese Gelegenheit, um die Überlassung der von den Arabern in Besitz genommenen alexandrinischen Bibliothek an die Gelehrten zu erbitten. Amru ging auf diesen Vorschlag ein und bat Omar in einem Schreiben um die Erlaubniß, über die Bibliothek verfügen zu dürfen. Er erhielt

1) s. das Nähere in *Archi-Diaconi Gneznensis* Brevior Chronica Cracoviae bei Sommersberg, Silesiacarum Rerum Scriptores. p. 99. 100. 2) a. a. O. S. 105. 3) s. das Nähere a. a. O. S. 107. 4) Für die Geschichte einer gewissen Krankheit findet man den Bericht dieses Geschichtschreibers höchst wichtig. S. 134, wo er den tadelnswerthen Charakter des Bischofs Nicolaus von Gnesen schildert, nennt er ihn unter anderm: libidinosae lubricitatis sectator, und S. 133 sagt er: Anno itaque eodem (1381) mensis Marcii die XVIII. Nicolaus doctus Curnik Episcopus Poznaniensis satis gravi infirmitate et longo tempore cruciatus diem clausit extremum. Patiebatur enim ante duos annos mortis suae et citra morbum cancri in genitalibus et virga, ob hoc tamen contubernium virginum non vitabat et prohibitiones medicorum non advertebat, donec febris quartana superveniens ipsum quassare coepit, nec a quassatione cessavit.

1) *Harduin.* collect. max. concil. Tom. III. p. 1288. *Ἰωάννης ὁ Γραμματικὸς ὁ τὴν ἐπωνυμίαν Φιλόπονος, μᾶλλον δὲ ματαιόπονος, Κόνων τε καὶ Εὐγένιος οἱ τρεῖς τῆς τριθείας τρισκατάρατοι πρόμαχοι.* Aus dieser Stelle geht wenigstens hervor, daß Johannes im J. 681 doch schon das Mannesalter erreicht haben mochte. Vgl. *Photius*, Cod. 24. 2) *Nicephor. Callist.* hist. eccles. l. XVIII. c. 47. *Photius*, Cod. 22. 23.

folgende Antwort: „die Bücher anlangend, von denen du sprichst, so wisse: ist ihr Inhalt übereinstimmend mit dem göttlichen Buche (Koran), so sind sie überflüssig, enthalten sie aber etwas, was dem göttlichen Buche widerspricht, so brauchen wir sie auch nicht; lasse sie also vernichten." Auf diesen Befehl wurden mit ihnen die Bäder Alexandriens ein halbes Jahr lang geheizt [3]). Abulfaradsch, welcher dieses erzählt, übertreibt jedenfalls; denn nach den früheren bekannten Zerstörungen der Bibliotheken Alexandriens kann unmöglich ein Büchervorrath, der zur halbjährigen Heizung der 4000 Badstuben hinreichend gewesen wäre, vorhanden gewesen sein; doch braucht man deshalb die Thatsache nicht gradezu in Abrede zu stellen und manches kostbare Werk mag auf diese Weise seinen Untergang gefunden haben [4]). — Die zahlreichen Schriften des Johannes Philoponus sind folgende: 1) Ein Commentar über die Mosaische Schöpfungsgeschichte in sieben Büchern (*τῶν εἰς τὴν Μωϋσέως κοσμογονίαν ἐξηγητικῶν λόγοι ζ'*), welche er dem Patriarchen Sergius zu Constantinopel (610—639) widmete. Die einzige bis jetzt vorhandene, von Balth. Corderius besorgte Ausgabe dieser Schrift (Vienn. Aust. 1630. 4.) ist, sowie die beigegebene lateinische Übersetzung, nicht sehr vorzüglich; sie wurde in Galland's Bibliotheca patr. T. XII (1788), p. 471 sqq. ohne Verbesserungen wiederholt. 2) Widerlegung der Meinung des Philosophen Proklus, daß die Welt ewig sei (*Κατὰ Πρόκλου περὶ ἀϊδιότητος κόσμου, λύσεις λόγων ιή.*), griechisch herausgegeben von dem Arzte Victor Trincavellus (Venet. 1535. F.), eine gute lateinische Übersetzung arbeitete J. Mahotius (Lugd. 1557. F.). 3) Eine Abhandlung über die Zeit der Osterfeier (*Ὅτι τῇ τριςκαιδεκάτῃ τῆς σελήνης, πρὸ μιᾶς τοῦ νομικοῦ πάσχα τὸ μυστικὸν τοῦ κυρίου γέγονε δεῖπνον, καὶ ὡς οὐ τὸν ἀμνὸν τότε μετὰ τῶν μαθητῶν ἔφαγεν ὁ Χριστός*), sie befindet sich bei der angeführten Ausgabe des Commentars über die Schöpfungsgeschichte. 4) Eine Vertheidigung seiner Ansicht über die Dreieinigkeit (*Βιβλιδάριον περὶ τῶν δογματισθέντων περὶ τῆς ἁγίας τριάδος*) gegen den Patriarchen Johannes Scholastikus [5]), nicht mehr vorhanden. 5) Eine verlorene Schrift gegen die chalcedonische Kirchenversammlung [6]). 6) Über die Auferstehung (*περὶ ἀναστάσεως*) [7]), eine nicht mehr vorhandene Schrift, welche die Kirche als ketzerisch verdammte. 7) Die ebenfalls ketzerische Schrift über die Vereinigung der Naturen in Christus (*Διαιτητὴς περὶ ἑνώσεως*), welche wir nur aus wenigen Fragmenten, die sich bei Kirchenschriftstellern erhalten haben, kennen [8]). 8) Über die Götzenbilder (*περὶ ἀγαλμάτων*), gegen den Philosophen Jamblichus [9]), nicht mehr vorhanden. 9) Ein Werk gegen Severus von Antiochien (*Κατὰ Σεβήρου*) [10]) über monophysitische Ansichten; wir kennen diese Schrift nicht genauer; ob eine Handschrift in der kaiserlichen Bibliothek einen Auszug aus ihr enthält, wie Lambecius meint [11]), läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. 10) Über die vier Haupttugenden in den drei Seelenvermögen (*Διαίρεσις τῶν τριῶν ψυχικῶν δυνάμεων πρὸς τὰς τέσσαρας γενικωτάτας ἀρετὰς, πῶς ἐν ταῖς τρισὶν εἰσιν αἱ τέσσαρες*), handschriftlich in der Bibliothek zu Wien [12]). 11) Commentar zu Aristoteles' Kategorien (*σχολικαὶ ἀποσημειώσεις εἰς τὰς Ἀριστοτέλους δέκα κατηγορίας*), handschriftlich in der Bibliothek zu Wien [13]), auch mit dem Commentar des Ammonius zu den Kategorien vermischt herausgegeben (Venet. 1503. Fol.). 12) Commentar zu der ersten Analytik (*Εἰς τὰ πρότερα ἀναλυτικὰ ὑπόμνημα*), griechisch, Venet. 1536. F., lateinisch von G. Dorotheus, Venet. 1544. F., von L. Philaltheus, Venet. 1544. F. (und öfter); von A. Justinianus, Venet. 1560. F. 13) Commentar zu der zweiten Analytik (*εἰς τὰ ὕστερα ἀναλυτικὰ ὑπόμνημα*), griechisch, Venet. 1504. F. ibid. 1534. F., lateinisch von A. Gratiolus, Venet. 1542. F. Par. 1543 F. und öfter. 14) Commentar zu den vier ersten Büchern der Physik (*ὑπόμνημα εἰς τὰ περὶ φυσικῆς τέσσαρα πρῶτα βιβλία*), griechisch, Venet. 1535. F., lateinisch von G. Dorotheus, Venet. 1539. (1541.) F., von J. B. Rasarius, Venet. 1558. F. (und öfter). 15) Commentar zu dem Buche von der Seele (*ὑπόμνημα εἰς τὰ περὶ ψυχῆς βιβλία*), griechisch, Venet. 1535. F., lateinisch von G. Hervetus, Lugd. 1544. (und öfter) F., von M. A. Bove, Ven. 1544. (1568.) F. 16) Commentar zum ersten Buche von den Meteoren (*σχόλια εἰς τὸ α' τῶν μετεώρων*) griechisch, Venet. 1551. F. lateinisch von J. E. Camotius, Venet. 1551. (1567.) F. 17) Commentar zu der Schrift vom Entstehen und Untergehen (*εἰς τὸ περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς*), griechisch, Venet. 1527. F., lateinisch von H. Bagolinus, Venet. 1540. (und öfter) F. 18) Zu der Schrift von der Erzeugung der Thiere, griechisch, Venet. 1526. F., lateinisch von Th. Gaza, Venet. 1526. F. 19) Zu der Metaphysik des Aristoteles; nur in der lateinischen Übersetzung des F. Patricius gedruckt (Ferrariae. 1583. Fol.). 20) Eine Sammlung der Wörter, welche in verschiedenen Bedeutungen verschieden accentuirt werden (*Συναγωγὴ τῶν πρὸς διάφορον σημασίαν διαφόρως τονουμένων λέξεων*), herausgegeben von E. Schmidt (Wittenb. 1615. Lugd. Bat. 1751.). 21) Von den Dialekten steht nebst der vorhergehenden Schrift im Thesaurus ling. gr. von Stephanus. 22) Regeln der Betonung (*τονικὰ παραγγέλματα*), herausgegeben von W. Dindorf (Lips. 1825.). 23) Über den Gebrauch und den Bau des Astrolabiums (*περὶ τῆς τοῦ ἀστρολάβου χρήσεως καὶ κατασκευῆς*), zuerst griechisch gedruckt in dem „Rheinischen Museum für Philologie, VI. Jahrg. 1. Hft." (Bonn. 1839. S. 129—171). — Das dem Johannes Philoponus häufig zugeschriebene Leben des Aristoteles gehört dem Ammonius an. Manche Schriften des Johannes Philoponus sind noch ungedruckt [14]). (*Ph. H. Külb.*)

3) *Abulfaradsch*, Hist. dynast. (Oxon. 1663. 4.) p. 114. 4) Heeren's Geschichte des Studiums der classischen Literatur. 1. Bd. S. 71—74. Schöll's Gesch. der griechischen Literatur. 3. Bd. S. 7—9. 5) *Photius*, Bibl. cod. 75. 6) *Id.* cod. 55. 7) *Niceph. Callist.* hist. eccles. XVIII. 47. *Photius*, Cod. 21. 8) *Fabricii* bibl. gr. Tom. IX. p. 367. 9) *Photius*, Cod. 215. 10) *Suidas*, v. *Ἰωάννης*.

11) Comment. bibl. caes. Vindeb. IV. p. 215. 12) *Lambecius*, ibid. p. 216. 13) *Fabricii* bibl. gr. Tom. IV p. 164. 14) *Fabricii* bibl. gr. Tom. IX. p. 358—368. Tom. II. p. 110—148.

Johannes de Granchia (des Cranches), ſ. Johannes der Mönch.

Johannes Gratianus, ſ. Gregor VI. (Papſt.)

Johannes Gualbertus, ſ. Johannes, Ordensſtifter und Ordensverbeſſerer.

Johannes Gualensis (auch Wallensis, Gallensis und John Gaula oder Gaules genannt), ein engliſcher Minoritenmönch, den Manche in das 13., Andere in das 14. Jahrhundert ſetzen und ihm eine ſo große Anzahl von Schriften beilegen, daß man nicht mit Unrecht vermuthet hat, daß mehre engliſche Mönche aus verſchiedenen Zeiten dieſen Namen geführt haben müßten. Auch herrſcht in der Angabe der Schriften dieſes Mönches, die bei weitem noch nicht alle gedruckt ſind, eine ſolche Verwirrung und dieſelben Werke werden unter ähnlichem Titel ſo oft als verſchiedene angeführt, daß ohne eine nähere Unterſuchung und Vergleichung der Handſchriften nichts Zuverläſſiges geſagt werden kann. Nach dem allerdings nicht ſehr kritiſchen Literarhiſtoriker Joh. Bale[1]) blühte Johannes Gualenſis um das J. 1260 und war ein in der ſcholaſtiſchen Philoſophie wohlerfahrener Mönch, der ſeine Studien zu Oxford und Paris gemacht, ſich in der letzteren Stadt mit großem Beifall als Lehrer gezeigt und ſeiner ausgezeichneten Kenntniſſe wegen die Beinamen „ter maximus“ und „arbor vitae“ erhalten hatte. Andere, wie Luc. Wadding[2]) und Caſ. Oudin[3]), ſtellen dieſe Angaben in Abrede und den Mönch Johannes Gualenſis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Unter ſeinen Schriften muß das „Communiloquium sive Summa collationum ad omne genus hominum“ (auch „Margarita Doctorum.“ „Communes loci ad omnium generum argumenta“ und „Summa de regimine vitae humanae genannt) die verbreitetſte geweſen ſein, wie die zahlreichen Ausgaben (s. l. [Colon.] 1472. F. Aug. Vind. 1475. F. Argentor. 1489. F. Ulmae 1493. F. Venet. 1496. 8. Lugd. 1511. 8. Paris. 1516. 4. Argent. 1518. 4. und öfter) beweiſen. Von den ihm mit einigem Rechte zugeſchriebenen Werken ſind nur noch das „Ordinarium vitae religiosae“ (Lugd. 1511.) und „Liber de origine, progressu et fine Mahumetis“ (Argent. 1550. Colon. 1551.) gedruckt. Die ihm von vielen beigelegten Commentare über das Evangelium und die Offenbarung Johannes, ſowie über die Metamorphoſen Ovid's gehören dem engliſchen Dominikanermönche Thomas Gualenſis oder Anglicus, die Abhandlung „De oculo morali,“ welche ihm Wadding zuſchreibt, dem franzöſiſchen Auguſtinermönche Raimund Jordan an. Außer den bereits angeführten Schriften des Johannes Gualenſis werden noch eine Menge anderer ungedruckter von Joh. Bale, doch ohne nähere Angabe des Inhalts, namhaft gemacht, deren Titel man auch in Ch. G. Jöcher's Gelehrtenlexikon findet. Es wäre wol der Mühe werth, die Schriften dieſes Minoritenmönches etwas genauer zu unterſuchen, da er viele Beiſpiele aus der alten Geſchichte nach handſchriftlichen Quellen anführt, die vielleicht hie und da bei der Kritik des Textes römiſcher Schriftſteller einigen Dienſt leiſten könnten.

Johannes Gualensis (oder Vallensis), ein italieniſcher Rechtsgelehrter des 12. Jahrhunderts, war zu Volterra geboren und widmete ſich dem geiſtlichen Stande. Mit beſonderer Vorliebe beſchäftigte er ſich mit dem Kirchenrechte und ſtellte die Decrete der Päpſte, welche nach der Sammlung Gratian's erſchienen waren, zuſammen. Seine Compilation (gewöhnlich „Extravagantes“ genannt), welche er zugleich mit einer kurzen Gloſſe verſah, wurde unter dem Titel „Collectio secunda Epistolarum Decretalium“ von Antonius Auguſtinus in ſeine „Collectiones veteres Epistolarum Decretalium“ (Herdae. 1576. F. Paris. 1609. F. p. 150—226) aufgenommen.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes vom Hagen, ſ. Indagine (ab).

Johannes Hagulstadensis, ſ. Johannes von Hexham.

Johannes von Hanville, ſ. Johannes von Hauteville.

Johannes, ein Mönch in der Abtei von Hautefelves, von deſſen Leben ſehr wenig bekannt iſt. Man nennt ihn als den Verfaſſer eines ſehr alten Romans: Historia Calumniae novercalis, quae septem Sapientum dicitur, der zuerſt zu Antwerpen 1490 in 4. und zwei Jahre darauf franzöſiſch in Genf erſchienen iſt. Boccaccio hat in mehren ſeiner Erzählungen denſelben vor Augen gehabt, der Roman des Craſtus iſt ganz daraus genommen und der Präſident Fauchet glaubt, daß der Dichter Hebers ihn auch ums Jahr 1220 in franzöſiſche Verſe gebracht habe. Die letztere Arbeit befindet ſich noch in der königlichen Bibliothek zu Paris. Dem Mönche Johannes wird auch noch eine andere Schrift beigelegt: l'Abusé en Cour, in Proſa und Verſen, aber dieſe iſt viel wahrſcheinlicher von Renatus oder René dem Guten, Könige von Neapel, den ſein Unglück zum Dichter gemacht hatte. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes von Hauteville oder Hanville (de alta villa oder Anna-villa), ein lateiniſcher Dichter des Mittelalters, zu Anneville, einem Städtchen in der Normandie, um die Mitte des 12. Jahrhunderts geboren[1]), wirkte längere Zeit an der Univerſität zu Paris als Lehrer und ſtarb zu Anfange des 13. Jahrhunderts. Das Gedicht, auf welches ſich ſein Nachruhm ſtützt, führt den Titel: „Archithrenius“ (der Erzweiner) und beſteht aus neun Büchern. Der Held, Archithrenius genannt, durchreiſt die verſchiedenen Länder der Erde, findet aber nirgends Tugend, ſondern allenthalben die Menſchen von böſen Leidenſchaften, Wolluſt, Ehrgeiz, Habſucht, Unmäßigkeit,

1) De Script. Britann. Cent. IV. cap. 28. 2) Bibl. ord. Minor. p. 299. 3) Comment. de Script. eccles. Tom. III. p. 494—498.

1) Johannes ſagt ſelbſt in der Einleitung ſeines Gedichts

„de autoris autem
Nomine si quaeras, liceat dixisse, Joannes
Est ejus nomen, cui Neustria contulit ortum,“

wodurch die Behauptung Anderer, daß Johannes ein engliſcher Benedictinermönch, der zu Oxford ſeine Studien gemacht habe, geweſen ſei, hinlänglich widerlegt wird.

Völlerei und andern Lastern umstrickt. Plan und Ausführung des Werkes verrathen freilich kein sehr ausgezeichnetes poetisches Talent, doch findet man darin, neben argem Schwulste und nichts sagendem Gerede, manche schöne Stelle, und auch die Sprache, welche man natürlich nach der Zeit, in welcher der Verfasser lebte, beurtheilen muß, ist nicht zu verachten. Überhaupt ist das ganze Gedicht ein nicht unbedeutender Beitrag zur Culturgeschichte jener Zeit und die einzige selten gewordene Ausgabe desselben (Par. 1517. 4.) verdiente wol einen neuen Abdruck. Man schreibt Johannes von Hauteville auch noch andere Werke (Epigramme, Briefe und ein Gedicht „De rebus occultis") zu, die aber nicht gedruckt sind. Auch ein bekanntes Gedicht „De bello Trojano" legt man ihm bei, welches aber dem englischen Schriftsteller Joseph von Exeter, gewöhnlich Josephus Devonius genannt, angehört [2]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Herbipolensis, s. Johannes von Würzburg.

Johannes Hermes. s. Johannes Hurmisd.

Johannes I. und II., Äbte von Hersfeld, s. im Artikel Hersfeld (7. Th. S. 49.).

Johannes von Hese (Johannes de Hese. auch Hesius und Esius genannt), ein Reisebeschreiber des 14. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen man nichts weiter weiß, als daß er Priester in der utrechter Diöcese war und im J. 1389 eine Reise nach Palästina, Ägypten und Indien machte und dieselbe in lateinischer Sprache beschrieb [1]). In einigen Ausgaben dieser Reise (Itinerarium a Jerusalem per diversas partes mundi) ist fälschlich das Jahr 1489 angegeben und deshalb haben auch manche Literatoren den Johannes von Hese in das 15. Jahrhundert versetzt, da aber die älteste Ausgabe (s. l. et a. 4.) sowol, als auch die nicht seltenen Handschriften dieser Reise [2]) das Jahr 1389 nennen, so ist dieses wol das richtige. Das Buch selbst muß sehr gelesen worden sein, da es viele Auflagen erlebte (Parisiis 1489. 4. Daventriae. 1499. 4. ibid. 1504. 4.). Die neueste, von N. Mameranus veranstaltete Ausgabe (Antverp. 1565.) ist die am wenigsten brauchbarste, da der Text willkürlich verändert und interpolirt wurde. Außer dem ehrwürdigen Alterthum, sagt J. Beckmann [3]), weiß ich nichts, was dieser kleinen Reisebeschreibung einen Werth geben könnte; Alles ist kurz; überall nur einzelne Brocken. Die berührten Örter sind unverständlich angezeigt worden. Vieles besteht aus den alten Fabeln der sogenannten heiligen Örter. Dieses Urtheil mag im Ganzen richtig sein, man darf aber deshalb keineswegs weder diese, noch die andern Reisebeschreibungen vor dem 15. Jahrhunderte verächtlich auf die Seite schieben. Der Verfasser dieses, welcher an einer Geschichte der Reisen während des Mittelalters arbeitet, hat sich von der Wichtigkeit dieser Reisen für die historische und vergleichende Geographie genugsam überzeugt. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Hesronita (Hezronita), ein Maronit, welcher sich am Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts durch schriftstellerische Arbeiten in Europa bekannt gemacht hat. Vgl. den Art. Hesron, nach welchem Orte er benannt ist. Da er indessen das Wichtigere mit Gabriel Sionita gemeinschaftlich arbeitete, ist über sein Verdienst kein sicheres Urtheil zu gewinnen. So verhält es sich z. B. mit der Abhandlung De nonnullis orientalium urbibus nec non indigenarum religione ac moribus tractatus brevis. welche sich auf Auszüge aus arabischen Schriftstellern stützt und in dem kleinen Buche Arabia seu Arabum, vicinarumque gentium orientalium leges. ritus sacri etc. (Amst. 1635. 12.) abgedruckt ist. Von der ihm ebenfalls mit beigelegten lateinischen Übersetzung des Edrisi. der sogenannten Geographia Nubiensis (Paris. 1619. 4.) spricht Gabriel in einem am 28. Dec. 1628 an den tübinger Professor Schickard gesendeten Briefe durchaus so, als wenn er alleiniger Urheber wäre [1]). Johannes wurde von Rom nach Paris gezogen und im Anfange des Jahres 1615 zum Dolmetscher des Königs von Frankreich ernannt, hauptsächlich um ihn Behufs der beabsichtigten Polyglottenbibel neben Gabriel zu fixiren. Über seine Leistungen dabei gebricht es aber an genauen Angaben [2]). Gewiß ist nur, daß er die arabische Übersetzung vom Pentateuch ins Lateinische übertrug und wird sonst seinem gelehrten, aber langsam arbeitenden Landsmanne helfend zur Seite gestanden haben. Nach Faustus Naironus [3]) schrieb er auch Mehres über den Glauben und die wahre Religion.

(*A. G. Hoffmann.*)

Johannes von Hexham (auch Johannes Hagulstadensis genannt), in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu Herham (früher Hagulstadt genannt) in der Grafschaft Durham geboren, blühte unter Heinrich II. und starb als Prior des Augustinerklosters seiner Vaterstadt. Er wird als ein rechtlicher und in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte, nicht unerfahrener Mann geschildert. Seine „Historia XXV annorum." welche vom Jahre 1130 bis 1156 reicht, ist eine Fortsetzung der bekannten Chronik des Simeon von Durham (Simeon Dunelmensis) und auch mit derselben in Roger Twysden's „Historiae Anglicae Scriptores X" (Lond. 1652. F.) p. 257—282 herausgegeben. Sie enthält manches Beachtungswerthe für die Zeitge-

2) Vgl. *C. Oudin*, Comm. de script. eccles. Tom. II. p. 1621. Biographie universelle. Tom. XIX. p. 388.

1) Die Reise beginnt in der ersten Ausgabe mit folgenden Worten: „Anno domini Mccclxxxix ego Joannes de Hese presbyter trajactensis dioecesis fui in Hierusalem in Majo visitando ibidem sancta loca peregrinando ulterius versus Jordanem et per Jordanem ad mare rubrum ad partes Egypti ad unam civitatem dictam Hermipolis, quae dicitur capitalis civitas Egypti." 2) Die Zahl DCCCLXXXIX in B. Pez Thesaur. anecd. T. I. p. LXXXVII ist wol nur ein Druckfehler für MCCCLXXXIX. 3) Literatur der ält. Reisebeschr. 2. Bd. S. 395.

1) Man findet ihn abgedruckt in Schnurrer's Bibliotheca Arab. p. 171 fg. Ähnlich äußert sich Faust. Naironus in der Dissert. de origine, nomine ac religione Maronitarum p. 122. 2) Vgl. die Nachrichten über die Arbeiten für die pariser Bibelpolyglotte in Bibliothecae sacrae post *Le Long* et *Boerneri* iterat. curas contin. ab *A. G. Masch*. P. I. p. 351. vgl. 355. 358. und Rosenmüller, Handb. für d. Liter. der bibl. Krit. u. Exegese. 3. Bd. S. 315. 3) a. a. O. p. 122.

schichte. Seine übrigen Schriften („De signis et cometis lib. I.“ „Descriptio Scotici belli, lib. I“ und „Sermones“) sind noch ungedruckt [1]).

Johannes von Hildesheim, ein bekannter Karmelitermönch des 14. Jahrhunderts, zu Hildesheim in dem ehemaligen Westfalen geboren, studirte um das Jahr 1330 zu Avignon unter dem berühmten Karmeliter Petrus Thomas, welcher später an dem Kreuzzuge im J. 1365 als Titularpatriarch von Constantinopel Theil nahm und in Folge einer bei der Belagerung von Alexandrien erhaltenen Wunde starb (1366). Er kam als Baccalaureus der Theologie nach Cassel und wurde daselbst Lector und Prior des Karmeliterklosters. Er galt zu seiner Zeit als ein großer Redner und Gelehrter, was wir freilich jetzt, wenn wir seine Schriften auch nur flüchtig betrachten, nicht leicht begreifen können; besonders steckt seine „Historia SS. trium Regum“ (Coloniae. 1477 F.) voll der abgeschmacktesten und lächerlichsten Fabeln und selbst der ebenfalls nicht sehr kritische Jesuit H. Crombach nennt ihn in seiner Geschichte der heil. drei Könige [2]) eine verdächtige Quelle. Auch sein „Defensorium Ordinis Fratrum Mariae de monte Carmelo.“ auch „Dialogus inter detractorem et directorem Ord. Carmelitarum“ genannt (herausgegeben in *Danielis a Virgine Maria* Specul. Carmelit. Antverp. 1680. F. Tom. I. p. 145—159) ist ein unbedeutendes Machwerk. Seine übrigen Schriften („Chronica seu fasciculus temporum Ord. Carmelitarum.“ „Speculum fontis vitae.“ „legendae quaedam Patrum Ord. Carmelitarum.“ „Super sententias libri IV.“ „De monstris in ecclesia. opus metricum.“ „De Antichristo.“ „Contra Judaeos.“ „In quendam turpia pingentem.“ „Sermones de tempore et de Sanctis.“ „LXXX Epistolae ad diversos“ und „Epigrammata“ [3]) sind, was wol der Wissenschaft nicht zum Nachtheile gereicht, noch ungedruckt. Er starb gegen das Ende des 14. oder zu Anfange des 15. Jahrhunderts [4]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Hoesem (Hoxsemius), s. Hoesem (Joh. v.).

Johannes Hurmisd (Hormisdas) oder Hermes, aus Persien gebürtig, gründete um das Jahr 630 nach Chr. Geb. in der Nähe von Ninive ein berühmt gewordenes Kloster der Nestorianer und schrieb Reden in poetischer Form [*]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes, mit dem Beinamen Hymonides, ein Kirchenschriftsteller des 9. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen man nichts weiter weiß, als daß er in den Benedictinerorden trat, längere Zeit in dem Kloster Monte Cassino lebte und vom Papste Johannes VIII. unter die Cardinaldiakone aufgenommen wurde. Er starb um das Jahr 880. Manche verwechseln ihn mit dem Papste Johannes VIII. selbst und legen dem letzteren deshalb die Schriften des Cardinaldiakons bei, aber mit großem Unrecht, denn eine dieser Schriften ist sogar dem Papste Johannes VIII. zugeeignet. Unter den Werken des Johannes Hymonides ist die „Vita Gregorii Magni“ in vier Büchern das bekannteste und oft (in *Surii* Vit. SS. ad 12 Martii; in den Act. SS. Antverp. Tom. II. Martii, p. 137—211; in *J. Mabillonii* Act. SS. ord. Tom. I. p. 398—496; in *Gregorii Magni* Opp. ed. Paris. 1705. F. Tom. IV. P. I. p. 19—188 und in andern Ausgaben der Werke des Gregorius) gedruckt. Er schrieb auch „Breves commentarii in Heptateuchum.“ die aber bis jetzt nicht bekannt geworden sind, und eine für die Kenntniß der alten Kirchengebräuche nicht unwichtige „Epistola de variis ritibus ad Baptismum pertinentibus et aliis observatione dignis,“ welche J. Mabillon (in seinem „Museum Italicum,“ Paris. 1724. 4. Tom. I. P. II. p. 69—78) zuerst herausgab. Johannes Hymonides beabsichtigte auch eine Biographie des Papstes Clemens I. und eine Kirchengeschichte, zu welcher ihm sein Freund, der Bibliothekar Anastasius, schon viel Material aus dem Griechischen übertragen hatte, zu bearbeiten. Beide Schriften blieben aber unvollendet, denn daß die bekannte, gewöhnlich dem Paul Warnefried zugeschriebene, „Historia Miscellanea“ nichts anderes, als die Kirchengeschichte des Johannes Hymonides sei, ist eine Vermuthung, für die nicht einmal ein scheinbarer Beweis aufgebracht werden kann [*]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Hypatos, s. Johannes Italus.

Johannes de Janduno, s. Johannes von Gent.

Johannes von Ibelin (Jean d'Ibelin), Graf von Jaffa und Ascalon, Herr von Rames und von Baruth, Sohn des Herrn Balian's aus der Baruch'schen Linie des Ibelin'schen Hauses, war ein Nachkomme Balian's, des Bruders Wilhelm's von Chartres, welcher als Pilger nach dem heiligen Lande gekommen war und vom Könige Fulco die Besitzungen Ibelin und Mirabel erhalten hatte. Seine Familie stand im Rufe einer ausgezeichneten Kenntniß des Gewohnheitsrechts, und namentlich hatte sich Johann von Ibelin, der mit Alis von Athen vermählt war, von seinem Oheim, dem alten Herrn von Baruch, in den Gewohnheiten, nach welchen zu seiner Zeit der hohe Lehenhof des Reiches Jerusalem gesprochen, unterrichten lassen, auch sorgfältig nach den zu seiner Zeit üblichen Gewohnheiten geforscht und durch eine Sammlung des zu seiner Kenntniß Gekommenen das Buch der Satzungen der Könige, welches seit der Eroberung des heiligen Landes durch Saladin verloren worden war, zu ersetzen gesucht; doch blieb es ihm nicht selten zweifelhaft, ob etwas geschriebenes Gesetz, Satzung (assise) oder nur Gewohnheit (usage) war. Die von Ibelin um das Jahr 1250 zusammen-

1) *J. Baleus*, De Script. Britan. Cent. III. §. 31. *C. Oudin.* comment. de script. eccles. Tom. II. p. 1424. 1425. *J. A. Fabricii* Bibl. med. et inf. Lat. Tom. IV. p. 234. 2) Primitiae gentium seu Historia trium Regum. (Colon. 1654. Fol.) p. 691. 3) Vgl. *Trithemius*, De script. eccles. (in *ej.* Opp. Tom. I. p. 146). *C. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 1275. 1276 (wo übrigens dieser Johannes mit Johannes Gluel, ebenfalls einem Karmelitermönch aus derselben Zeit, verwechselt wird). *Fabricii* Bibl. med. et inf. Lat. Tom. IV. p. 239.

*) *Assemani*, Biblioth. orient. Vatic. T. III. P. I. p. 276. 277. vgl. T. I. p. 525 u. Tom. II. p. 418.

*) Vgl. *C. Oudin*, Comm. de Script. eccles. Tom. II. p. 307—309.

getragene Arbeit ist daher auch mehr eine Anweisung für Anwälte, wie sie nach den erhaltenen Satzungen und bestehenden Gewohnheiten die Processe führen sollen, als eine Wiederherstellung der Gesetzsammlung des Königreichs Jerusalem, bleibt jedoch immer das einzige Buch, aus welchem man sich über die gesetzlichen Verhältnisse des heiligen Landes unterrichten kann, und Wilken (Gesch. der Kreuzzüge, I. Bd. S. 307—424) hat aus ihm seine Darstellung der Verfassung des Königreiches Jerusalem gezogen. Der französische Parlamentsadvocat Gasp. Thaumas de Thaumasière besorgte eine Ausgabe des wichtigen Werkes (Assises et bons usages du Royaume de Jerusalem par Messire Jean d'Ibelin . . . avec des notes et observations et une glossaire . . . Par. 1690. F.) aus einem vaticanischen Manuscript, welche ziemlich selten geworden ist. Johann von Ibelin starb im J. 1263. (Vgl. Wilken's Gesch. der Kreuzzüge, I. Bd. Beilagen. S. 17—23.) (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Ibn Batrik, s. Johannes, Sohn des Bitrik.

Johannes Jejunator, s. Johannes IV., Patriarch von Constantinopel.

Johannes von Jerusalem, ein griechischer Schriftsteller des 8. Jahrhunderts, welcher als Mönch zu Jerusalem lebte und vielleicht auch Patriarch daselbst war. Seine kurze Geschichte der Bilderstürmerei (in Fr. Combefis' Historiae byzantinae scriptores post Theophanem, Paris. 1685. F. p. 312. 313. Venet. 1729. F. p. 235. 236. Bonn. 1838. 8. p. 481—484) ist ohne großen Werth. — Für eine und dieselbe Person mit diesem Johannes, oder doch für einen gleichzeitigen Schriftsteller hält man gewöhnlich einen andern Johannes von Jerusalem, welcher das Leben des Johannes von Damaskus (s. dies. Artikel) schrieb, oder vielmehr nach einem schlechten arabischen Originale bearbeitete. Dieser Johannes, über den sich keine bestimmte Nachricht auffinden läßt, scheint jedoch einer späteren Zeit, vielleicht dem 11. Jahrhunderte, anzugehören. Die Biographie des Johannes von Damaskus ist häufig gedruckt; griechisch und lateinisch in den Act. SS. Maji, Tom. II. p. 111—119. 723—730.; am besten in Lequien's Ausgabe der Werke des Johannes von Damaskus, Par. 1712. F. Tom. I. p. I—XXIV: lateinisch von Ecolampadius, Paris. 1507. 4. Aug. Vind. 1522. 4. Auch gibt es ältere Übersetzungen, welche näher zu bezeichnen aber sehr überflüssig sein dürfte. Die Patriarchen des Namens Johannes, welche auch von Jerusalem heißen, s. unt. Johannes. Patriarchen von Jerusalem.

Johannes von Jesu Maria (vor Annahme dieses Namens **Johannes de Sancto Petro** genannt), ein früher viel gerühmter und viel gelesener theologischer Schriftsteller aus dem Orden der Barfüßer-Karmeliter, wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Calahorra in der spanischen Provinz Soria geboren und trat sehr früh in den Karmeliterorden, welchen er durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit zierte. Er lebte meist in Italien und stand bei dem Papste und den Cardinälen fortwährend in besonderer Gunst. Seine Verdienste bewirkten seine Erhebung zum General seines Ordens (1611) und als solcher bewährte er trotz seines nie vorzüglichen Gesundheitszustandes die größte Umsicht und Beharrlichkeit. Er starb am 28. Mai 1615 im Karmeliterkloster zu Frascati. In welchem großen Ansehen seine zahlreichen Werke, die fast alle in italienischer Sprache geschrieben, aber in lateinischen Übersetzungen am bekanntesten sind, standen, beweisen die wiederholten Ausgaben derselben (Colon. 1620. 3 Voll. F. Ibid. 1622. 3 Voll. F. Ibid. 1650. 4 Voll. F. Florentiae, 1771. 3 Voll. F.). Die am häufigsten gedruckten und bedeutendsten seiner Schriften sind die Commentare über das hohe Lied, über das Buch Hiob und über die Klagelieder des Jeremias, die übrigen sind meist asketischen Inhalts; ein Verzeichniß aller findet man vor dem ersten Bande der Gesammtausgaben seiner Werke. Vgl. Isidori a S. Josepho Vita Johannis a Jesu Maria, Rom. 1648. (auch in den angeführten beiden letzten Ausgaben seiner Werke am Ende des vierten Bandes). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Imola. Dieser zur Rechtsschule von Bologna gehörige Jurist, dessen Familiennamen man nicht weiß, erhielt den Zunamen nach seiner Vaterstadt Imola im Kirchenstaate. Auch das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt. Da man ihn jedoch überall als einen unmittelbaren Schüler des Baldus während der Lehrzeit des Letztern zu Perugia bezeichnet findet, und Baldus theils während der Jahre 1359—1378, theils später in den Jahren 1389—1391 in seiner Vaterstadt Perugia als Rechtslehrer wirkte, so muß Johannes während eines von diesen beiden Zeiträumen den Studien in Perugia obgelegen haben. Am wahrscheinlichsten ist es, daß dies während der Jahre 1370—1378 geschah; denn bekanntlich ging Baldus im Jahre 1378 von Perugia nach Padua; und da gleichwol auch von Johannes erzählt wird, daß er zu Padua als Lehrer aufgetreten sei, nachdem er sich zuvor in Bologna aufgehalten habe, so lassen sich diese beiderseitigen Thatsachen nur dann natürlich verbinden, wenn man annimmt, Johannes sei ungefähr in der Zeit von 1370—1378 ein Zuhörer des Baldus von Perugia gewesen, und habe sich, als Baldus 1378 von hier nach Padua ging, seinerseits nach Bologna begeben, während er späterhin, als Baldus 1389 nach Perugia zurückgekehrt war und endlich seit 1391 einen bleibenden Sitz zu Pavia gefunden hatte, an des Baldus Stelle den Lehrstuhl zu Padua bestiegen. Hier muß er sich durch Vorträge über das römische sowol, als kanonische Recht ausgezeichnet haben; denn es wird ausdrücklich erwähnt, daß er im Jahre 1402 einen sehr ehrenvollen Ruf an die Universität zu Ferrara blos deshalb erhalten, weil man dieser Universität den Vortheil seines großen Ansehens in der damaligen juristischen Welt habe verschaffen wollen. Ebenso ward ihm später der Ruf nach Bologna, wo er bis zu seinem, im Jahre 1436 erfolgten, Tode blieb, vorzugsweise deshalb zu Theil, weil man das Zutrauen zu seinen Einsichten hegte, er werde den damals etwas in Abnahme gekommenen Ruf dieser alten Universität kräftig wieder emporzubringen vermögen. Johannes durfte hoffen, diesen Wünschen zu genügen; denn schon dadurch, daß man ihn, einen Nicht-Bologneser, als Lehrer nach

Bologna berief, gab man von Seiten der Schutzherren dieser Universität zu erkennen, daß man den Hauptgrund des damaligen Verfalls derselben kenne und ihn sofort beseitigen wolle. Man hatte sich nämlich überzeugt, daß man sehr thöricht gehandelt, als einige Zeit vorher die Bestimmung getroffen worden, es sollten von nun an nur Gelehrte, die zu Bologna selbst geboren worden, Rechtslehrer an der Universität daselbst werden können. Denn die meisten Studirenden wendeten sich seitdem nach andern Universitäten, wo man gelehrte Leute der verschiedensten Herkunft herbeizuziehen suchte, ohne sich darum zu bekümmern, wo ihr ganz zufälliger Geburtsort liege. Demnach ward jenes alberne Statut wieder aufgehoben, und der Anfang mit Engagirung von Nicht-Bolognesern durch die Berufung dieses Johannes gemacht. Auch scheint es diesem wirklich gelungen zu sein, durch seinen wohlbegründeten Ruf Bologna wieder mehr in Flor zu bringen, wenn schon die Wiederkehr des vollen alten Ruhmes besonders der jetzt vorhandenen größeren akademischen Concurrenz wegen nicht zu bewerkstelligen war.

Unter den zahlreichen Schülern des Johannes ist Ludwig Pontanus, mit dem Zunamen „der Römer" (il Romano) einer der bekanntesten. Letzterer gehört unter andern zu den Juristen von Ruf, die persönlich auf dem Concilium zu Basel erschienen. Wie man erzählt, wiederholte Johannes seinen Zuhörern den alten Spruch: „Ars longa, vita brevis," mit besonderer Beziehung auf die Jurisprudenz, sehr häufig, und bewies durch seinen Tag und Nacht ausdauernden Fleiß, daß er die darin liegende Wahrheit auch praktisch richtig zu würdigen verstehe.

In seinen Schriften, über welche man bei Panzirolus nähere Angaben findet, ist besonders eine bei den übrigen Glossatoren sehr selten zu findende Schärfe der Urtheilskraft bemerkbar. Es würde sich von diesen Schriften, welche größtentheils Erläuterungen über einzelne Abschnitte des römischen und kanonischen Rechts enthalten, beiweitem mehr für die Nachwelt erhalten haben, als wirklich noch davon vorhanden ist, wenn nicht dem Johannes das Unglück begegnet wäre, durch eine zufällig in Bologna entstandene Feuersbrunst, welche auch sein Wohnhaus vernichtete, den größten Theil seiner werthvollen schriftlichen Arbeiten durch die Flammen verzehrt zu sehen: ein Verlust, den er trotz seiner großen Arbeitsamkeit doch nicht ganz wieder zu ersetzen vermochte. Außer seinem Commentar über die Decretalen und einer ähnlichen Erläuterung über die Clementinen sind auch seine rechtlichen Entscheidungen auf die Nachwelt gekommen.

Übrigens darf Johannes von Imola nicht mit seinem, vierzig Jahre später zu Bologna verstorbenen juristischen Zeitgenossen und Landsmanne, Alexander von Imola, verwechselt werden, welcher eigentlich Tartagni hieß und außerdem unter dem Beinamen Doctor aureus et immortalis in der Rechtsgeschichte jener Zeit als ein ausgezeichneter Jurist bekannt ist *).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

*) Vgl. *Panzirolus*. De claris legum interpretibus. 2. Bch. Cap. 82. *C. Taisand*, Vies des plus célèbres Jurisconsultes.

Johannes Interianus oder Interamnensis, s. Interian.

Johannes, de Joan, s. Giovanni.

Johannes von Joinville, s. Joinville.

Johannes Iperius, Iprensis, s. Johannes von Ypern.

Johannes Isenacensis, s. Johannes von Eisenach.

Johannes, Sohn des Isaak (ben Ishak), s. Honein.

Johannes Italus, ein berüchtigter Sophist des 11. Jahrhunderts, stammte aus einer italienischen Familie und hatte sich mit seinem Vater, einem Kriegsmanne, einige Zeit in Sicilien aufgehalten, von wo er nach der Lombardei ging. Später kam er, man weiß nicht wie, nach Constantinopel, wo er sich, wie Anna Komnena erzählt, zu den Scholastikern hielt, die man als rohe, ungeschliffene Menschen kennt [1]), und von ihnen Unterricht in der Logik erhielt. Auch mit Michael Psellus, dem bekannten Philosophen, knüpfte er Verbindungen an, hatte aber keinen Vortheil von dessen gründlichem Unterrichte, da es ihm nur darum zu thun war, die Spitzfindigkeiten der Dialektik zu erlernen, um als tüchtiger Klopffechter auftreten zu können. Übrigens wußte er sich durch seine Kniffe das Vertrauen des Kaisers Michael Dukas zu erschleichen, und als dieser den Plan faßte, Italien wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen, glaubte er in dem die italienischen Zustände kennenden Sophisten den geeignetsten Unterhändler zu finden. Johannes Italus ging nach Epidamnus und verrieth die ihm vom Kaiser anvertrauten Staatsgeheimnisse. Der Gefangennehmung entging er nur durch eine schnelle Flucht nach Rom, von wo aus er den Kaiser um Gnade bat, welche er auch durch seine Schmeicheleien und durch erheuchelte Reue erlangte. Er legte nun in Constantinopel eine philosophische Schule an und erhielt sogar, als Michael Psellus in den geistlichen Stand getreten war, die Würde eines Oberhauptes der Philosophen (ὕπατος τῶν φιλοσόφων), weshalb man ihn auch häufig Johannes Hypatos nennt. Er erklärte nun, so gut es seine Oberflächlichkeit zuließ, die Schriften des Aristoteles und des Plato. In den Disputationen konnte Niemand gegen ihn bestehen und seine Fragen waren stets so eingerichtet, daß der Gegner mit seiner Antwort, wie sie auch ausfallen mochte, sich in dem Netze des Sophisten gefangen sah. Dabei arbeitete Johannes nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit den Händen und nicht selten schlug er im Eifer den Gegenüberstehenden auf den Mund oder fiel ihm in die Haare. Sein Ruhm dauerte jedoch nicht lange, denn die Lehren, welche er über die Seelenwanderung und die Verehrung der Heiligenbilder aufstellte, wurden als ketzerisch befunden und er mußte sie nach dem Regierungsantritte des Alexius Komnenus mit verhülltem Haupte auf der Kanzel der Sophienkirche abschwören (1084). Als er später seine

(à Paris 1721. 4.) p. 317 fg. und G. Hugo's Lehrbuch der Gesch. des röm. Rechts seit Justinian. (Berlin. 1818.) S. 157. §. 143.

1) Alex. l. V. p. 114. P. (p. 115. V.), ἀνδράσιν ὑμιλήσας σχολαστικοῖς, καὶ ἀμειλίκτοις, καὶ τὸ ἦθος ἀγρίοις.

Behauptungen von Neuem vorzutragen wagte, gerieth er in den Bann, der jedoch in der Folge, als er seine Reue an den Tag legte, sehr gemildert wurde. Von nun an kam Johannes Italus fast in gänzliche Vergessenheit und auch seine Schüler waren der ihnen eigenen Grobheit wegen nirgends gern gelitten. In seinen Schriften gewahrt man weder Geist noch Gelehrsamkeit, sondern nur den allezeit fertigen Dialektiker; die Sprache ist schlecht, hart und ungriechisch [2]). Sie sind bis jetzt noch nicht herausgegeben, finden sich aber handschriftlich in den öffentlichen Bibliotheken zu Wien und zu Paris [3]) und führen folgende Titel: 1) Dreiundneunzig „Antworten auf Fragen," welche dem Verfasser von verschiedenen Personen gestellt wurden (*Ἐκδόσεις εἰς διάφορα ζητήματα, διὰ τὸ καὶ διαφόρους τοὺς ταῦτα προβαλλομένους*), 2) „Commentar zu dem zweiten bis vierten Buche der Logik des Aristoteles" (*Ἐκδόσεις εἰς τὸ β. γ. δ. τῶν Τοπικῶν*), 3) „Über Dialektik" (*Περὶ Διαλεκτικῆς*), dem Andronikus I. Dukas gewidmet, 4) „Handbuch der Rhetorik" (*Μέθοδος ῥητορικῆς ἐκδοθεῖσα κατὰ σύνοψιν*), 5) „Commentar zu des Aristoteles Buch von der Auslegung" (*Ἐκδόσεις εἰς τὸ περὶ ἑρμηνείας*). Die Herausgabe dieser Schriften, besonders der ersten, wäre zu wünschen, da sie doch wol über das literarische Getreibe jener Zeit einigen Aufschluß geben.

Johannes Kameniata, ein griechischer Historiker des 10. Jahrhunderts, war zu Thessalonich, der Hauptstadt Macedoniens, wo sein Vater die kirchliche Würde eines Exarchen bekleidete, geboren [4]) und widmete sich ebenfalls dem geistlichen Stande. Er bekleidete die Stellen eines Anagnosta (Vorlesers) und Kubukleisios (Stabträgers) des Erzbischofs und lebte mit seiner Familie, die ganz dem geistlichen Stande angehörte [5]), ruhig und von seinen Mitbürgern geachtet, bis die Sarazenen seine Geburtsstadt eroberten (904) und mit unmenschlicher Grausamkeit gegen die Einwohner verfuhren. Johannes rettete sich und den Seinigen zwar durch die Entdeckung eines verborgenen Schatzes das Leben, konnte aber durch diese Gefälligkeit keineswegs der Gefangenschaft entgehen, sondern wurde nach Tarsus in Cilicien gebracht, um später gegen gefangene Sarazenen ausgewechselt zu werden [6]). Hier schrieb er seine „Geschichte der Eroberung Thessalonichs" (*Ἅλωσις τῆς Θεσσαλονίκης*). Über seine weiteren Schicksale, ob er ausgelöst wurde, oder ob er in der Gefangenschaft starb, ist nichts bekannt [7]). Seine in einem gefälligen Styl und auf eine sehr ansprechende Weise geschriebene Geschichte wurde zuerst (1653) von Leo Allatius (in seinem Symmicta. Col. Agripp. 1653. p. 178 sqq.) herausgegeben. Dann erschien sie (1685) in der Sammlung der byzantinischen Historiker, mit einer lateinischen Übersetzung von F. Combéfis (Script. post Theophanem, p. 314—383. ed. Par. p. 237—288. ed. Ven.). Die neueste Ausgabe von I. Bekker in der von Niebuhr begonnenen neuen Ausgabe der Byzantiner (Theophanes continuatus Bonn. 1838. p. 485—600) bietet nichts Eigenthümliches.

Johannes Kananus, ein griechischer Historiker des 15. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen uns bis jetzt nichts bekannt geworden ist, als daß er sich zu Constantinopel aufhielt und zwar zu der Zeit, als Murad II. mit seinem Feldherrn Michalbeg die Stadt belagerte (1422). Die Türken lagen vom 10. Juni bis zum 24. August vor den Mauern und verheerten mit bestialischer Wuth die ganze Umgegend. Als aber der erste Sturm abgeschlagen wurde, entfernten sie sich in großer Eile und ließen ihr ganzes Belagerungsgeräth zurück. Die Geschichte dieser Belagerung (*Διήγησις περὶ τοῦ ἐν Κωνσταντινουπόλει γεγονότος πολέμου*) schrieb Johannes als Augenzeuge, und sie ist bis jetzt die Hauptquelle für die Darstellung dieses verunglückten Versuchs gegen die Hauptstadt des seinem Ende schnell näher rückenden griechischen Reiches. Der um die spätere griechische Literatur hochverdiente Leo Allatius machte sie zuerst in der pariser Sammlung der byzantinischen Geschichtschreiber mit einer lateinischen Übersetzung bekannt (an dem Georg Akropolita, Par. 1651. F. p. 187—199), aus welcher sie in den venediger Nachdruck (1729. F. p. 147—156) überging. Die neue von I. Bekker besorgte Ausgabe in der von Niebuhr mit Umsicht begonnenen, aber nicht nach seinem Plane fortgesetzten Sammlung der Byzantiner (bei Georg Phrantzes, Bonn. 1838. p. 455—479) beschränkt sich auf die Mittheilung einiger unbedeutenden grammatischen Conjecturen. Überhaupt ist es bei diesem höchst verdienstlichen Unternehmen sehr zu bedauern, daß fast keine Rücksicht auf literarische und historische Erläuterung genommen wird. Möchte man Hase's Ausgabe des Leo Diakonus als Muster im Auge behalten haben! (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Kappadox, s. Johannes von Cappadocien: die zwei Patriarchen des Namens s. unter Johannes, Patriarchen von Constantinopel.

Johannes Kenyngale, ein englischer Karmelitermönch des 15. Jahrhunderts, welchem besonders seine tieferen Kenntnisse in den Naturwissenschaften große Achtung erwarben, stammte aus Norwich und galt zu seiner Zeit als eine Hauptzierde der hohen Schule zu Oxford. Thomas Netter von Walden, der bekannte Eiferer gegen Wiclef's Lehre und Prior des Karmeliterordens, schickte Kenyngale nach Rom, um dem Papste Martin V. sein

2) *Οὐδὲ ἐκεῖθεν ὁ λόγος τούτου ἐφήρμοσιο καὶ εἰς κάλλος ἀπέξεστο. Ἔνθέν τοι καὶ τοῦ χαρακτῆρος εἶχε στρυφνῶς, καὶ τὸ πᾶν ἐμπεριζώλως· καὶ συνενεύκει ὁ λόγος αὐτῷ τὰς ὀφρῦς, καὶ δόλου ἀπέπνει δριμύτητος διαλεκτικῶν δὲ ἐφόδων ἐμεμέσωτο τούτῳ τὸ σύγγραμμα, καὶ ἡ γλῶττα τῶν ἐπιχειρημάτων ἐπιφόρητο αὐτῷ διαλεγομένῳ ἐν ταῖς ὁμιλίαις μᾶλλον ἢ ταῖς γραφαῖς ..... τὰ συγγράμματα τούτου συνέσμικτο μὲν ἁπανταχόθεν τοῖς διαλεκτικοῖς τόποις, ἀσυνταξίας δὲ, καὶ κακίας, καὶ σολοικισμὸν σποράδην διεῤῥιμμένον παντάπασιν οὐκ ἐξέφευγον. Anna Comn.* Alex. l. V. p. 145. 146. P. (p. 116. 117. V.) 3) *Lambecii* Comment. bibl. Vindeb. l. VII. p. 148. Notices et extraits de manuscrits de la Bibl. du roi. Vol. IX. Pag. II. p. 149. Die Hauptquelle für das Leben des Johannes Italus ist Anna Komnena (Alex. l. V. p. 143—149. ed. Par. p. 115—119 ed. Venet. 4) De excid. Thessalon. c. 3. 55. 5) Cap. 43. 6) Cap. 46 sqq.

7) *M. Kankius*, De script. Byzant. (Lips. 1677. 4.) p. 403—411.

berühmt gewordenes Werk „Doctrinale ecclesiae“ zu überreichen. Johannes erledigte sich seines Auftrags mit solchem Geschick, daß er zum Nuntius des päpstlichen Stuhles und nach seiner Zurückkunft zum Prior des Karmeliterordens, sowie zum Beichtvater des Herzogs von York ernannt wurde. Später wählte er seinen Aufenthalt in seiner Geburtsstadt Norwich, wo er eine schöne Bibliothek anlegte und wo er am 28. April 1451 starb. Das bekannteste seiner Werke ist der Commentar zu der Zoologie des Aristoteles (in Aristotelem de animalibus); manche nicht zu verwerfende Notizen mag auch der Bericht über seine Reise nach Rom (de suo itinere ac legatione) enthalten. Eine nähere Darstellung seines Wirkens und Wissens wäre überhaupt für die Geschichte der zu seiner Zeit so armlich bestellten Naturwissenschaften wünschenswerth. Seine zwölf Osterreden (Conciones Paschales) mögen ungedruckt bleiben.

Johannes von Kikelloe (oder Kikullew), ein ungarischer Historiker, welcher diesen Beinamen von seiner Vaterstadt Küküllevar (Kokelburg) in Siebenbürgen führt, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und war zuerst Erzdiakon an der Kirche seines Geburtsortes, dann Generalvicar des Erzbischofs von Gran und endlich geheimer Secretair des Königs Ludwig I. von Ungarn. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Er schrieb eine Biographie Ludwig's (von 1342—1382), welche Johann von Thwrocz in sein „Chronicon rerum Hungaricarum“ (Aug. Vind. 1488. 4.) aufgenommen hat und die man auch in den von J. Bongars herausgegebenen „Scriptores varii rerum Hungaricarum“ (Francof. 1600. F.) p. 92—109 findet. Die Stellung des Verfassers befähigte ihn vorzüglich zum Biographen Ludwig's und seine Chronik gilt deshalb auch als die zuverlässigste Quelle für die Regierungszeit dieses Königs*). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Kinnamos, s. Kinnamos.

Johannes Klapoel, s. Johannes von Paris.

Johannes Klimakos, s. Scalarius.

Johannes Krapoel, s. Johannes von Paris.

Johannes Latinus, ein lateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts, in Habessinien im J. 1515 geboren, wurde als Sklave nach Spanien gebracht und begleitete den jungen Grafen Mendoza als Diener auf die Lehranstalt nach Granada, wo er die Gelegenheit, sich selbst auszubilden, so eifrig benützte, daß er bald seine Mitschüler, besonders in der Aneignung der lateinischen Sprache, weit übertraf und später als Lehrer dieser Sprache an der Schule zu Granada angestellt werden konnte. Mit seiner Anstellung erhielt er auch die Freiheit und, wegen seiner ausgezeichneten Gewandtheit im Lateinischen, den Namen Latinus. Auch durch sein musikalisches Talent erwarb er sich großen Ruhm und, trotz seiner schwarzen Farbe, ein reiches Weib von guter Familie. Er starb im J. 1573. Seine lateinischen Gedichte („Austriados libri II., seu de victoria navali Joannis Austriaci“ [1571], „De obitu Pii V. ejusque in Philippum regem studio“ und „De Augusta regalium corporum ex variis tumulis in unum regale Templum Escurialis translatione, atque illinc in Granatense Reginae Joannae. Epigrammatum sive Epitaphiorum libri II.“ Granatae. 1576. 4.) zeichnen sich durch Eleganz aus, wenn auch ihr poetischer Gehalt kein sehr vorzüglicher ist. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Laurentius Lydus, s. Lydus (Laurentius).

Johannes Lecanomantis, s. Johannes Grammaticus.

Johannes Lector, s. Johannes Anagnostes.

Johannes von Lemberg (Leopoliensis), ein polnischer Theolog, welcher von seiner Vaterstadt den Zunamen entlehnte, studirte zu Krakau und wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts Professor und Kanonikus an dem Stifte St. Florian zu Lemberg. Er war ein gern gehörter Kanzelredner und eiferte besonders gegen die Ketzer, doch wäre er längst vergessen, wenn er nicht zuerst die heilige Schrift (nach der Vulgata) in's Polnische übertragen hätte. Die Übersetzung, deren sprachliche Reinheit man übrigens nicht sehr rühmt, führt den Titel: „Biblia t. j. Ksiegi starego y nowe Zakonu“ (Krakowie. 1561. Fol. Ibid. 1574 und 1577. Fol.). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Leo Africanus, s. Leo Africanus.

Johannes von Leyden*), auch Johannes Gerbrand genannt, ein als theologischer und historischer Schriftsteller bekannter Karmelitermönch des 15. Jahrhunderts, war zu Leyden geboren, trat daselbst in den Karmeliterorden und starb als Prior des Karmeliterklosters zu Harlem im J. 1505. Er war ein fleißiger, gelehrter Mann und auch als Kanzelredner von dem Volke sehr geachtet. Seine theologischen Schriften „Sermones de Tempore et de Sanctis,“ „Postilla quadragesimalis de passione Domini,“ „De festis Deiparae,“ „De B. Virginis Doloribus,“ „Liber Exemplorum B. Mariae,“ „Collationes Sanctorum“), sowie seine Geschichte des Karmeliterordens in zehn Büchern sind noch ungedruckt und wahrscheinlich ohne Nachtheil der Wissenschaft. Seine gedruckten historischen Schriften: „Chronicon Hollandiae Comitum et Episcoporum Ultrajectensium“ in 32 Büchern (in *Fr. Swertii* Annal. Belg. Francof. 1620. Fol. p. 1—349), welches bis zum J. 1417 reicht, und „Historie van t'leven ende feyten der Heeren van Brederode in Hollant“ (in *Ant. Matthaei* veteris aevi Analect. Ed. I. Lugd. Bat. 1698. Tom. II. Edit. II. Hag. Com. 1738. 4. Tom. I. p. 587—740), die mit dem Jahre 1487 schließt, enthalten neben manchen Fabeln auch vieles Brauchbare. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Lichtenberger oder de claro monte, ein Eremit von Lichtenberg im Elsaß, woher er seinen Zunamen hat. Er hat um 1480 gelebt, Genaueres über denselben kann ich nirgendwo finden. Nach Jöcher hat er eine „Practica von der großen Conjunction Saturni

*) *Ger. Jo. Vossius*, De historicis lat. lib. III. c. 6. *C. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 1167.

*) Den bekannten gleichnamigen Schwärmer s. unt. Johann von Leyden (21. Bd. S. 138 fg.).

et Jovis im Jahre 1484," und „Eclipsin der Sonne im Jahre 1485 ... aller Stände der Welt böſe und gute Zufälle verkündend" geſchrieben. (*Stern.*)

Johannes de Lidgate. ſ. Lidgate.

Johannes de Lignano oder Lignanus, ein berühmter Kanoniſt des 14. Jahrhunderts, war zu Mailand geboren und lehrte, nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, zu Bologna das Kirchenrecht mit dem größten Beifall. Beſonders thätig zeigte er ſich in dem unheilvollen Streite, welcher die abendländiſche Kirche in zwei Parteien trennte. Er vertheidigte mit aller Kraft die Anſprüche Urban's VI., ſah aber, ebenſo wenig als die Gegenpartei, ſeine Anſtrengungen durch den Erfolg gekrönt. Urban VI. und Clemens VII. thaten ſich wechſelſeitig in Bann, und Johannes Lignanus ſtarb am 16. Febr. 1383, ohne auch nur die entfernteſte Hoffnung zu einer baldigen Beilegung des Zwiſtes zu ſehen. Von ſeinen zahlreichen Schriften, von denen noch mehre ungedruckt ſind, nennen wir: De repressaliis, bello et duello (Bonon. 1477. F. Papiae. 1484. F. ibid. 1487. F. Die Schrift De bello, einzeln in Tractatus illustrium Jurisconsultorum. Tom. XVI. [Venet. 1584. F.] p. 371—385; die Schrift De Duello, Mediolan. s. a. F.; in Tract. illustr. juriscons. Tom. XII. p. 281—284); De celebratione Missae (Papiae. 1488. F.); De amicitia (Bonon. 1492. F.); De pluralitate Beneficiorum (s. l. [Lovanii] et a.); De re militari (Mediolan. 1509. F.); De censura ecclesiastica (in Tract. illust. jurisc. Tom. XIV. p. 307—324) und Tractatus pro Urbano VI. (in der Fortſetzung der Annalen des Baronius von Raynaldus, als Anhang zum 17. Bande). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Livania (d. i. zu Leiwen an der Moſel geb.). In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war er Kanonikus im Stifte von St. Simeon zu Trier. Er war einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, ein vorzüglicher Redner, Dichter und Aſtronom [1]). Mehre Werke hat er geſchrieben, von welchen aber nur folgende in Handſchriften noch bekannt ſind, nämlich: Contra Somniatas prophetias Joannis de Rupecissa Ord. Min. Lib. V. metro simul et prosa [2]). — Contra vanitatem alchimistarum Lib. III. — Contra indoctos astronomos Lib. II. — Pro defensione facultatis astronomicae Lib. IV. — Introductorium astronomiae, pro eam discere volentibus. — De nativitatibus judicandis. (*Wyttenbach.*)

Johannes von London, ein wenig bekannter ſcholaſtiſcher Philoſoph, Schüler und Anhänger Roger Bacon's. Als dieſer beim Papſte Nicolaus III. als ein Schwarzkünſtler denuncirt, und in Folge dieſer Denunciation eingeſperrt, auch ihm verboten worden war, mit irgend Jemanden zu ſprechen oder ſeine Schriften an irgend einen Andern, als den Papſt, gelangen zu laſſen, war er Einer von denen, die ſich für ſeine Freilaſſung in Rom verwendeten, aber bei Nicolaus III. nichts ausrichteten. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Lossanus, ſ. unter Stabulanus (Joh.).

Johannes de Luca, ein italieniſcher Dominikaner, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, welcher als Miſſionar zu den Tataren und den Tſcherkeſſen geſendet wurde und die in dieſer Lage geſammelten Bemerkungen zuſammenſtellte in ſeiner Relazione de' Tartari Percopiti, e Nogai, di Circassi, Mingreliani e Georgiani u. ſ. w. Dieſen kurzen, aber beachtenswerthen Bericht hat Melchiſ. Thevenot in einer franzöſiſchen Überſetzung ſeinen Relations de divers voyages curieux, qui n'ont point esté publiées. (Paris 1663. nouv. édit. 1696. Fol.) T. I. Part. I. p. 14—23 einverleibt [1]), nebſt Zuſätzen eines ungenannten Polen, welcher ſich vorzüglich über die Tataren in der Krim verbreitet (daſ. p. 24—30). Johannes de Luca gibt zunächſt eine Schilderung der Krim und ihrer Bewohner, welche er Tartares Percopites nennt, beſchreibt deren Sitten, Nahrungszweige, ihre wichtigſten Handelsplätze, alles in kurzen Sätzen, aber in anſchaulicher und beſtimmter Weiſe und handelt dann von den Nogaien außerhalb der Halbinſel Krim und den von ihnen bewohnten Gegenden in gleich anſprechender Darſtellung. Hierauf ſpricht er von den Tſcherkeſſen, den Abbaſſen und den Lazi oder Curti in dem Gebirge auf den Küſten des ſchwarzen Meeres. Die italieniſche Handſchrift, aus welcher Thevenot überſetzte, gelangte durch Schenkung in die königliche Bibliothek zu Paris. Im Katalog der Thevenot'ſchen Bibliothek wird der Mönch aber nicht Johannes, ſondern Jacob genannt [2]). Bei Olearius dagegen, welcher ihn im September 1666 zu Aſtrachan in Begleitung eines perſiſchen Geſandten, des Armeniers Auguſtin Baſecius, fand, heißt er Johannes de Lucca und war nach deſſen Angabe vom König von Polen nach Perſien geſchickt, aber nebſt ſeinem Begleiter in Aſtrachan über 5 Monate lang aufgehalten [3]). Derſelbe berühmte Reiſende verſichert [4]), daß er lateiniſch, ſpaniſch, italieniſch und franzöſiſch verſtand, wie ſich bei einem Gaſtmahle deutlich zeigte. (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Lucanus. Sein eigentlicher Name war Prätor; er nannte ſich aber Lucanus oder Luccanus, weil er aus Luckau in der Niederlauſitz ſtammte. Seine

1) Joh. Trith. (Chron. Hirs. II. ad ann. 1375) ſagt von ihm: Vir in scripturis tam divinis quam saecularibus eruditionis magnae, Rhetor suo tempore facundus, Poeta et Astronomus nulli sua tempestate secundus, ingenio promptus et disertus eloquio. 2) Der nämliche Trith. ſagt (a. a. O. ad an. 1354) von dieſem Joannes de Rupecissa: qui multo tempore alchimiae deditus, tempus cum labore non satis utiliter consumpsit. Est autem Alchimia (ut more loquamur humano) casta meretrix, quae amatores plures habet, sed delusis omnibus nullius unquam pervenit amplexus. — — Multa dixit, multa scripsit, nescio quo spiritu inductus, ne dicam seductus: de proxima desolatione totius Christianorum ecclesiae, de persecutione Cleri, et de adventu Antichristi, quem suo jam natum tempore somniavit. Sed omnes praedictiones ejus fuerunt mendaces etc.

1) Nicht ſeinen „Perſianiſchen Reiſebeſchreibungen," wie ſich Jöcher (Gelehrtenlexik. 2. Th. Col. 1929) unrichtig ausdrückt. 2) *Quetif* et *Echard*, Scriptores ordinis praedicatorum. T. II. p. 523. 3) Ad. Olearius, Perſianiſche Reiſebeſchreibung. 4. Bch. 8. u. 11. Cap. (S. 364 u. 379 der 2. Ausg.) 4) a. a. O. 4. Bch. Cap. 11 (S. 382).

akademischen Studien machte er zu Wittenberg, hauptsächlich unter Joh. Bugenhagius, Melanchthon und Hieron. Schurff; hielt juristische Vorlesungen und wurde im J. 1543 Professor in jure. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (1547) verließ er mit vielen andern Lehrern Wittenberg und begab sich nach Mecklenburg, wo er im Hause des Grafen Diedrich Malzan beinahe ein ganzes Jahr als Privatmann lebte. Zu Anfange des J. 1548 ernannte ihn der Herzog Johann Albert von Mecklenburg zu seinem Kanzler und als solcher ließ er sich besonders die Erhaltung der protestantischen Freiheit und den Flor der Universität Rostock eifrig angelegen sein. Daß es ihm nicht an Feinden und Verfolgern fehlen würde, war bei der Energie, mit welcher er überall einschritt, zu erwarten. Er konnte aber alle seine Verleumder auffodern, öffentlich gegen ihn aufzutreten, er werde seine Unschuld und Redlichkeit zu vertheidigen wissen. Die Verfolgungen dauerten aber fort; er legte daher zu Ostern 1562 sein Amt nieder, starb aber schon 12 Tage danach, den 1. Mai, in einem Alter von 55 Jahren. Jöcher hat ihn in sein Gelehrtenlexikon mit aufgenommen, obwol derselbe als Schriftsteller sich nicht bekannt gemacht hat. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes de Luna, s. Johannes von Sevilla.

Johannes Lykopolita, ein Eremit und Heiliger zu Ausgang des 4. Jahrhunderts, der aber in der abendländischen Kirche keinen Gedächtnißtag hat finden können. Sein Geburtsort war Lykopolis, eine Stadt in Oberägypten, oder Thebais. Bis zu seinem 25. Jahre trieb er das Handwerk eines Schmiedes, neben seinem Bruder, der ein Färber war. In diesem Jahre aber entsagte er der Welt, und als er fünf Jahre in einem Kloster zugebracht hatte, begab er sich auf den Berg Lykus und erbaute sich auf dessen Gipfel drei Cellen, die eine, um darin zu wohnen, die andre, um darin zu arbeiten, und die dritte zur Verrichtung des Gebets. Hier eingeschlossen und so von aller Welt abgeschieden, daß er eine lange Reihe von Jahren keinen Menschen sah und sich seine Bedürfnisse durch ein kleines Fenster reichen ließ, ward ihm die Gabe, das Zukünftige zu sehen und zu verkündigen, zu Theil. Besonders dem frommen Kaiser Theodosius sagte er alle Weltereignisse vorher, den Aufstand des Maximus und Eugenius, sowie ihren schnellen Untergang u. s.; ertheilte ihm auch in zweifelhaften Fällen, auf Befragen, guten Rath. Zu dieser Gabe der Prophezeihung kam auch bald die eines Wunderthäters, und beide brachten ihn in einen solchen Ruf, daß der Ort seines Aufenthalts fast nie leer wurde von Fremden, die ihn kennen lernen oder Rath und Hilfe von ihm haben wollten. Zu diesen sprach er durch ein kleines Fenster, hielt fromme Ermahnungsreden an sie und ertheilte ihnen mit den Worten: Gehet in Frieden! seinen Segen. Dies geschah des Sonnabends und des Sonntags; die andern fünf Wochentage brachte er in Gebet und frommen Betrachtungen zu. Er erreichte bei dieser Lebensweise ein mehr als neunzigjähriges Alter; das Jahr seines Todes aber ist nicht bekannt. Mehr von ihm haben Zosimus *Hist. Lausiac.* II, 1. und Palladius, der öfter mit ihm verkehrte, Hist. lausiac. C. 43. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Lysuranus (von Lieser an der Mosel), einer der gelehrtesten Staatsmänner seiner Zeit. Er kam als Geistlicher in die Dienste des Erzbischofs Theoderich von Mainz. In Angelegenheit dieses Fürsten wurde er im Jahre 1434, damals Propst des Stiftes B. M. V. ad gradus, nach Florenz zum Papste geschickt. Seit dem Jahre 1436 erhielt er das Generalvicariat, und im Jahre 1442 wurde er vom Kaiser Friedrich und von dem Kurfürsten auf das allgemeine Concilium als Redner nach Basel gesendet. In der Person des Helwich von Boppard, der Dechant zu Oberwesel war, und des Johannes von Frankfurt, Officials zu Coblenz, wurden ihm tüchtige Gehilfen zugesellt. Im Jahre 1444 legte er das Generalvicariat nieder, in welchem Amte er viel Rühmliches geleistet hatte. Als Redner auf der berühmten Kirchenversammlung bewies er glänzende Geistesgaben; aber er mag wol auch, wie sein gleichzeitiger Landsmann, der Mosellaner Cusanus, nicht immer seiner bessern Überzeugung gefolgt sein und verschiedenen Meinungen abwechselnd gedient haben, daher das damals bekannte Wort: Cusa et Lisura pervertunt singula jura. Er starb zu Mainz am 24. Aug. 1459 *). (*Wyttenbach.*)

Johannes Machiota, s. Johannes II., Patriarch von Alexandrien.

Johannes Magister Kanabutza, ein griechischer Schriftsteller, dessen Lebenszeit unbekannt ist, den aber Manche, doch ohne hinreichenden Grund, schon in das 9. Jahrhundert setzen. Er verfaßte einen großen Commentar über eine Stelle des ersten Buches (Cap. 61—69) der Alterthümer des Dionysius von Halikarnaß, worin von der Insel Samothrake und den trojanischen Göttern die Rede ist. Der bekannte Leo Allatius hatte diese nicht ganz unwichtige Schrift ins Lateinische übersetzt und zum Drucke vorbereitet [1]); die Ausgabe erschien aber nicht. Handschriften findet man jetzt noch in den Bibliotheken zu Paris [2]) und zu Wien [3]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Mailand. Man schreibt diesem Arzte, von welchem übrigens nichts weiter bekannt ist, gewöhnlich die Autorschaft des bekannten Regimen sanitatis Salernitanum zu, wofür indessen nichts, als die Angabe der von Sylvius bei seiner Ausgabe dieses Gedichts benutzten Handschrift spricht. Jene Ausgabe (Hagae Comit. 1649. 12.) hat auf dem Titel den Zusatz „auctore Joanne de Mediolano," es ist aber dadurch im Ganzen nichts bewiesen, indem weder die älteren Commentatoren, noch auch die ältesten Handschriften irgend eines Verfassers Erwähnung thun. S. das Nähere unter d. Art. Regimen sanitatis Salernitanum. — Den Maler Johannes von Mailand (Giovanni di Milano), s. unter Johannes, Künstler. (*H. Häser.*)

*) Man sehe über ihn: Müller's Reichstagstheater. I. S. 203. — *Guden.* Cod. dipl. Mogunt. II. p. 426 sq.

1) *J. A. Fabricii* Bibliothec. gr. Tom. II. p. 782. Tom. XIV. p. 6. 2) Catalog. Mss. Bibl. Reg. (Paris.) Tom. II. p. 396. 512. 3) *D. de Nessel*, Catal. cod. Mss. bibl. Caes. (Vindebon.) Tom. II. P. 5. p. 164.

Johannes Malelas, s. Malelas.

Johannes Malpaghius, s. Johannes von Ravenna.

Johannes von Malta (Maltha), s. Johannes Matha, unter Johannes, Orden, Ordensstifter u. s. w.

Johannes von Mantacum, s. Johannes I., Patriarch von Armenien.

Johannes Marchesinus, ein Grammatiker des 15. Jahrhunderts [1]), war zu Reggio geboren und widmete sich der Theologie. Nach der Beendigung seiner Studien trat er in den Minoritenorden und zeichnete sich ebenso durch seine Frömmigkeit, als durch seinen Fleiß aus. Die Unwissenheit der Mönche, welche soweit gediehen war, daß sie das Lateinische nicht einmal recht lesen, viel weniger verstehen konnten, bewog ihn, durch ein leicht faßliches grammatisches Wörterbuch diesem Übelstande wenigstens einigermaßen abzuhelfen. Er nannte das Werk, worin er auch dem Einfältigsten die richtige Aussprache der Wörter begreiflich zu machen suchte, **Mammotrepton** (Brustnahrung, Muttermilch), weil jeder Unwissende, wie ein Kind aus der Mutter Brust die körperliche, aus dem Wörterbuche die geistige Nahrung ziehen solle [2]). Später hat die Unwissenheit diesen ihr nicht verständlichen Namen in **Mammetractus** und **Mammotrectus** verunstaltet, ja man hat sogar den Verfasser **Mammetractus** genannt. Dieses vielgebrauchte Wörterbuch wurde nebst einigen kleineren grammatischen Schriften desselben Verfassers zuerst zu Mainz von P. Schöffer (1470 F.) gedruckt und nachher sehr oft wiederholt (Beronae. 1470. F. Venet. 1476. 4. u. s. w.), sodaß man bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts über zwanzig Ausgaben zählt. Die theologischen Schriften des Verfassers (**Sermones de Sanctis, Tractatus de purgatorio et vitiis**) sind noch ungedruckt [3]), und ihre Veröffentlichung ist auch wol kein Bedürfniß. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes, Jacobitischer Bischof von Marda und zugleich von Dara, Haran, Chaboras und Nisibis, nach dem erstern Orte oft kurzweg Johannes Mardensis genannt, wurde geweiht im J. 1125 nach Chr. Geb. vom Patriarchen Athanasius Abulpharagius, starb im J. 1165 und ist nicht zu verwechseln mit dem Jacobitischen Bischofe Johannes von Dara, welcher im 8. Jahrhundert lebte, vier Bücher von der Auferstehung der Leiber, zwei Bücher von der himmlischen und kirchlichen Hierarchie, vier Bücher vom Priesterthume und eine sogenannte Anaphora schrieb [1]) und von Ersterem als ein ausgezeichneter Mann gerühmt wird [2]). Nach dem Zeugniß des Barhebräus [3]) erfreute er sich eines großen Ansehens bei den Königen nicht minder als beim Volke, verdankte aber seine Kenntnisse lediglich eigner Anstrengung und konnte sich nicht mit der Meinung befreunden, welcher die Menge anhing, in den politischen Ereignissen seiner Zeit Strafen Gottes zu sehen. Er sprach seine Ansicht nicht nur unumwunden aus, sondern bemühte sich auch, sie in einer Schrift von der Vorsehung Gottes zu rechtfertigen, wurde aber von Johannes, Bischof von Chisum, Johannes bar Andreas, Bischof von Mabug, Dionysius, Bischof von Amida und andern höheren Geistlichen seiner Zeit in besondern Gegenschriften bekämpft [4]). Dagegen steigerte er die Achtung gegen sich dadurch, daß er die von dem Moslimen Zenghi in Edessa gemachten Gefangenen zu befreien keine Mühe sparte [5]). Auf Herstellung der Klöster in seiner Diöcese und Ausstattung derselben mit Mönchen nahm er sehr Bedacht, da die ungünstigen Verhältnisse seiner Zeit sich grade hierin allzu sehr geltend gemacht hatten [6]); sorgte für neue Abschriften der heiligen Bücher, bestrebte sich, die zerstreuten Handschriften wieder zusammenzubringen und die Kirchen mit heiligen Geräthen wiederum auszustatten, legte mehre Wasserleitungen an, zum Theil mit großen Kosten, um angesehene Klöster mit gutem Wasser zu versehen, und machte außerdem bedeutende Schenkungen an dieselben. Die über ihn erhaltenen Urtheile seiner Glaubensgenossen sind überhaupt seines Lobes voll [7]). Als Schriftsteller zeigte er sich nicht weiter, als durch eine Anaphora [8]).

Johannes Maro, nach der Überlieferung der Maroniten Patriarch von Antiochien und ganz Syrien, hat seinen Beinamen von dem syrischen Kloster des Marun (Maron) am Orontes in der Gegend von Hamah (Apamea) und Hems (Emesa), in welchem er als Mönch lebte. Geboren in der auf dem Berge Suaidia bei Antiochien liegenden Burg Sirum (Sirimis), von angesehenen und frommen Ältern sorgfältig erzogen und zuerst in Antiochien, dann im Kloster des heiligen Marun unterrichtet, zeigte er große Vorliebe für die griechische Sprache und Literatur, begab sich nach Constantinopel, um sich darin zu vervollkommnen, und beschäftigte sich daselbst auch namentlich mit griechischer Philosophie. Aber der Tod seiner Ältern nöthigte ihn, früher, als er wollte, zurückzukehren. Seit dieser Zeit lebte er im Kloster Marun's, erhielt bald nach seinem Eintritt in dasselbe die Priesterweihe, lag den Studien ob und zog bald durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse die Aufmerksamkeit auf sich. Er kam mit römisch-katholischen Männern (sogenannten Lateinern) in Verbindung und wurde durch Einfluß eines päpstlichen Legaten Bischof von Botrun (ܒܛܪܘܢ) oder Botrys (Botrus), einer zwischen Tripolis und Byblos liegenden Seestadt, im J. 686 nach Christi Geburt. In dieser Stellung bot er alles auf, viele Monophysiten und Monotheleten in der Nähe und Ferne zur Ansicht der römischen Kirche zu bekehren und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Neben seiner geistlichen Fürsorge nahm er auch auf das irdische Wohl der ihm anvertrauten Heerde Bedacht und brachte es namentlich dahin, daß die Vertheidigung der christlichen Bevölkerung in dieser Gegend förmlich organisirt wurde. Nach dem Tode des Patriar-

1) Andere setzen ihn in den Anfang des 14. Jahrhunderts, aber ohne hinreichenden Grund. 2) Vgl. *M. G. Christgau*, De Mammotrecto. (Francof. ad Viad. 1749. 4.). 3) *Oudin.* de script. eccles. III, 2562.

1) *Assemani* Biblioth. Orient. T. II. p. 118—123. 2) ib. p. 219. 3) Bei Assemani a. a. O. S. 207. 208.

4) Assemani a. a. O. S. 207. 208 u. 361. 5) Barhebräus a. a. O. 6) Assemani a. a. O. S. 217 fg. 7) a. a. O. S. 225. 226. 8) a. a. O. S. 230.

chen Theophanes von Antiochien wurde er zu dessen Nachfolger erwählt. So behaupten wenigstens die Maroniten; bei den Griechen, welche damals in jenen Gegenden die Oberherrschaft hatten, ist er entschieden nicht anerkannt worden. Ist also die nur von Einer Seite kommende Ueberlieferung gegründet, so muß man sie mit J. S. Assemani [9]) so verstehen, daß lediglich die Maronitische Geistlichkeit ihn zu ihrem Oberhaupte wählte, während andere christliche Parteien in Syrien von ihm keine Notiz nahmen. In sofern er aber in der Reihe der Patriarchen Syriens anderwärts gar nicht erwähnt wird, ist freilich auch der Zweifel an der Richtigkeit der Sage nicht so unbedingt abzuweisen, als es die Maroniten möchten. Vorzüglich hat sich Renaudot [10]) mit großer Entschiedenheit gegen sie erklärt. Johannes, von Andersgläubigen bedrängt, schrieb vom Kloster Marun's aus, wo er Schutz gesucht hatte, ein Buch über den Glauben an die Bewohner des Libanons, und flüchtete sich später unter starker Bedeckung vor der Nachstellung der Melchiten nach Semar Dschebail in der Nähe von Botrun. Von hier aus besorgte er die ihm obliegenden Geschäfte mit großer Energie und Umsicht, sorgte emsig für Ergänzung des Klerus, baute Kirchen und Klöster und starb im J. 707. Nach demjenigen, was Eutychius von Alexandrien [11]) und Wilhelm von Tyrus [12]) über die religiöse Ansicht Maro's, worunter doch nur Johannes Maro verstanden werden kann, berichtet haben, wäre er Urheber der monotheletischen Vorstellung und hätte das sechste ökumenische Concil veranlaßt. Indessen haben die Maronitischen Schriftsteller, z. B. Faustus Naironus [13]) und Jos. Sim. Assemani [14]), sich viele Mühe gegeben, diese nachtheiligen Berichte zu widerlegen und zwar in sofern nicht ohne Scharfsinn, als sie nachweisen, daß doch zuletzt die Annahme vorzüglich auf dem Zeugniß des Eutychius (Said ben Batrik) beruht. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß sie ein lebhaftes Interesse dabei haben, das Andenken des von ihnen hochgeehrten Mannes vom Makel häretischer Meinungen rein zu erhalten, weil sonst auf die frühere Zeit ihrer Kirche selbst der Schatten der Ketzerei fiele. Bei solcher Lage der Sachen kann es leicht sein, daß man sich Verfälschung der Quellen durch Interpolation oder Auslassungen erlaubt, wie z. B. Assemani selbst [15]) dergleichen dem Monotheleten Thomas von Caphartaba Schuld gibt. Vgl. d. Art. Maroniten. Assemani ist der Überzeugung, daß Johannes Maro die Frage über Einheit des Willens in Christo gar nicht berührte, entweder weil er vor den monotheletischen Streitigkeiten geschrieben, oder weil sie wenigstens damals bei den Bewohnern des Libanon noch keine Beachtung gefunden hatten [16]). Die syrisch geschriebenen Bücher des thätigen Mannes, soweit sie sich noch erhalten haben, bestehen in einer sogenannten Anaphora, welche Renaudot [17]), jedoch ohne hinlängliche Gründe, für unecht erklärte, in dem schon erwähnten Buche vom Glauben, worin er die Monophysiten und Nestorianer bestreitet, in zwei Schriften verwandten Inhalts, die eine unter dem Titel: Fragen gegen die Monophysiten, die andere betitelt: Fragen gegen die Nestorianer, ein Brief vom Trishagion, dessen Echtheit indessen Assemani verdächtig findet. Endlich die ihm beigelegte Schrift vom Priesterthume stammt nach Assemani's Urtheil [18]) vielmehr von Johannes Bischof von Dara her und die Auslegung der Liturgie des Apostels Jacobus bezeichnete schon Renaudot [19]) als dem Dionysius Barsalibi zugehörig, und Assemani stimmt ihm bei [20]). Es ist zwar angenommen worden, daß der von Ebedjesus im Verzeichniß der kirchlichen Schriftsteller aufgeführte Johannes bar Phrangoje (Sohn der Franken), richtiger bar Phincaje, welchem sieben Bücher beigelegt werden [21]), mit Johannes Maro eine Person sei; allein schon Assemani [22]) hat diese Meinung als eine ganz irrige zurückgewiesen. Nicht verwechseln darf man ihn ferner mit einem andern Johannes Maro von Edessa, welcher um das J. 900 lebte und sich nach dem Zeugniß des Barhebräus [23]) als Bibelerklärer bemerklich machte und Liebe zu den Wissenschaften unter den Mönchen verbreitete [24]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Massiliensis Cassianus, s. Cassianus in d. Nachträgen zu C. (I. Sect. 21. Th. S. 105 fg.).

Johannes de Matera, } s. Johannes, Orden
Johannes Matha, } und Ordensstifter.

Johannes Maurokordatos, Oberdolmetsch, s. im Art. Oberdolmetscher (3. Sect. 1. Th. S. 60.).

Johannes, genannt Mauropus (Schwarzfuß), ein griechischer Epigrammendichter und theologischer Schriftsteller, lebte, wie aus mehren seinen Gedichten hervorgeht [1]), um die Mitte des 11. Jahrhunderts und war Anfangs Mönch und ein Schüler des heil. Dorotheus zu Chiliocomum in einer Einöde Thraciens [2]); später wurde er, seiner Kenntnisse und seiner Frömmigkeit wegen, zum Metropolitan der kleinasiatischen Stadt Euchaita oder Euchania (auch Theodosipolis genannt) gegen seinen Willen erhoben. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Kirchenliede, der Homiletik und den Heiligenlegenden. Seine Epigramme, zu Unterschriften von Heiligenbildern und ähnlichen Kunstwerken bestimmt, sind nicht ganz schlecht, wurden aber bis jetzt nur ein einziges Mal (Eton. 1610. 4.) griechisch von Matth. Bust herausgegeben. Die meisten seiner heiligen Gesänge, Reden und

9) Biblioth. Orient. Vatic. T. I. p. 503. Anmerk. 10) Liturg. oriental. T. II. p. 7. 10. 16 in der Dissert. de Syriacis Melchitarum et Jacobitarum Liturgiis. 11) Annales ed. *Pocock*. T. II. p. 191. 12) Bell. Sacr. L. XXII. c. 8. 13. De origine, nomine ac religione Maronitarum. p. 21 fg. 14) a. a. O. T. I. S. 506 fg. 15) a. a. O. S. 511 u. 516. 16) a. a. O. S. 511. 512.

17) a. a. O. T. II. S. 344. 18) a. a. O. T. I. S. 520. T. II. S. 123. 19) a. a. O. T. II. S. 74. 20) a. a. O. T. I. S. 520 u. T. II. S. 176. 177. 21) *Assemani* Biblioth. Orient. Vat. T. I. p. 509. T. III. P. I. p 189 fg. Vgl. Abrah. Echellensis' Ausgabe jenes Catalogus. p. 88. 22) a. a. O. T. I. p. 510. T. II. p. 306. T. III P. 1. p. 189. 23) Bei Assemani a. a. O. T. II. S. 283 284. 350. 24) Über den Patriarchen Johannes Maro überhaupt vgl. Assemani a. a. O. T. I. S. 496—520.

1) *Fabricii* bibl. gr. Tom. VII. p. 718. 719. 2) Act. SS. Junii. Tom. I. p. 593. §. 10.

Legenden sind noch ungedruckt[3]). Das Leben des heil. Dorotheus wurde von Konrad Janning (in den Act. SS. Jun. Tom. I. p. 605—614) nebst einer lateinischen Übersetzung herausgegeben. Er schrieb auch eine Chronik bis auf seine Zeit[4]), von der aber bis jetzt nichts bekannt geworden ist. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Mavrocordatos, Oberdolmetsch, s. im Art. Oberdolmetscher (3. Sect. 1. Th. S. 60.).

Johannes de Meda, Johannes von Mede, } s. unt. Johannes, Orden, Ordensstifter und Ordensverbesserer.

Johannes von Mercuria, d. h. von Mercoeur, einem Flecken zwischen Clermont und St. Flour, ist außer dem, was Boulay in seiner Geschichte der Universität Paris von ihm erwähnt, ein nicht weiter bekannter Nominalist des 14. Jahrhunderts. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes ben Mesue, s. Mesue.

Johannes Meun (Mehun), Johannes Clopinell, s. Meun (de).

Johannes der Mönch (Johannes Monachus). Unter diesem Namen findet man 1) oft einen griechischen Schriftsteller, dem man eine Biographie Alexander's des Großen zuschreibt, angeführt, der aber nie existirte und nur durch ein Versehen in die Literaturgeschichte eingeschwärzt wurde. Der lateinischen Übersetzung des 16. und 17. Buchs Diodor's von Sicilien von Angelo Cospi (Viennae, 1516. F. Venet. 1517. F. Basil. 1531. F. Ibid. 1545. F.) ist nämlich eine „Vita Alexandri Magni" beigefügt (und daraus auch in die Ausgabe des G. Curtius Rufus, Basil. 1545. übergegangen), die Cospi, wie er sagt, aus dem Griechischen des Mönchs Johannes übersetzte. Dieser Mönch Johannes, über welchen man nichts Näheres beizubringen wußte, ist aber eine und dieselbe Person mit Johannes Zonaras (s. d. Art. Zonaras), aus dessen Geschichte Cospi das Leben Alexander's auszog und ins Lateinische übertrug.

2) Johannes der Mönch (Johannes Monachus), Jean le Moine, auch (aber fälschlich) Jean des Cranches (de Granchia) genannt, ein Jurist des 13. Jahrhunderts, stammte aus einer italienischen Familie, welche nach Frankreich eingewandert war und sich bei Abbeville im jetzigen Departement der Somme niedergelassen hatte. Er widmete sich der Theologie und trat in den Cistercienserorden. Später ging er nach Rom und beschäftigte sich vorzugsweise mit dem kanonischen Rechte. Diesen Bemühungen verdankte er seine Ernennung zum Auditor Rotä und dann zum Cardinal (1294). Im J. 1302 kam er als Legat des Papstes Bonifacius VIII. an den französischen Hof, stiftete in Paris ein Colleg, welches den Namen Cardinalscolleg führte und starb daselbst am 1. October 1314. Er schrieb eine (in den Handschriften an den Anfangsworten: „Secundum philosophum scire est" leicht zu erkennende) Glosse zu dem 6. Buche der Decretalen, welche aber von der gleichzeitigen des Johannes Andreä, welche man als gewöhnliche Randglosse in den Handschriften und alten Ausgaben dieses 6. Buches findet, verdrängt wurde, ferner eine Glosse zu den Extravaganten und eine kleine Schrift über den Proceß, welche den Titel „Defensorium juris" (Bonon. 1499. F. und öfter, gewöhnlich auch in dem sehr oft gedruckten „Modus legendi abbreviaturas in jure") führt und manchmal auch (ob mit Recht oder Unrecht, ist ungewiß) einem Cisterciensermönche Gerardus zugeschrieben wird. In seinen Schriften zeigt sich Johannes keineswegs als einen eifrigen Vertheidiger des päpstlichen Primats, sondern neigt sich mehr auf die Seite der Fürsten. (Vgl. *G. Panzirolus* de claris legum interpretibus. Lips. 1721. 4. Lib. III. cap. 17. Fr. C. v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, VI. Bd. [Heidelb. 1831.], S. 419. Man hat diesen Juristen Johannes auch häufig zum Bischofe von Meaux gemacht, indem man ihn mit den Bischöfen Johannes III. (1275 ff.) und Johannes IV. de la Grange (1298—1309) verwechselte[1]).

Johannes von Monçon (de Montesono), ein Predigermönch des 14. Jahrhunderts, zu Monçon, einem Städtchen in Aragon, geboren, erregte im J. 1387 auf der Universität Paris durch die Bekanntmachung mehrer Sätze (z. B. über die unbefleckte Empfängniß Maria's und über die Erbsünde), welche als ketzerisch betrachtet wurden, großes Aufsehen. Die theologische Facultät und der Bischof von Paris, Pierre d'Orgemont, verlangten den alsbaldigen Widerruf derselben und drohten dem Mönche mit Einsperrung. Dieser entfloh nach Avignon, wo er an die Entscheidung des Papstes Clemens VII. appellirte. Der Papst bestätigte aber das Urtheil der pariser Facultät (1389) und Johannes mußte, um dem Gefängnisse zu entgehen, in Eile nach Aragon entfliehen. Er hielt sich später zu Aix in der Provence auf, erklärte sich für den Papst Urban VI., welcher zu Rom seinen Sitz hatte und bekämpfte in mehren Schriften („Dialogus ad Cardinalem Reatinum super schismate Ecclesiae, orto tempore Urbani VI. Papae," „Tractatus brevis de electione Papae, quoad materiam schismatis nunc currentis, quod dicitur Informatorium," „Correptorium contra epistolam fundamenti schismatis" und „Opus, quod dicitur Scopus LXXII quaestionum ad peragendam viam Ecclesiae a devio triviali") die Rechtmäßigkeit des Papstes zu Avignon. Sein Todesjahr ist (sowie auch sein Geburtsjahr) unbekannt, doch lebte er noch im Jahre 1414, in welchem er als erster Gesandter des Herzogs Alfons von Gandia, der sich um die aragonische Krone bemühte, auftrat, woraus man auch schließen darf, daß er in seinem Vaterlande in nicht geringem Ansehen stand. Er schrieb auch Predigten und mehre Werkchen in spanischer Sprache. Alle seine Schriften sind noch ungedruckt, finden sich aber handschriftlich in manchen Bibliotheken (z. B. im Vatican, zu Valencia), in welchen sie auch, da sie ihre Bedeutung

3) *Oudin.* de script. eccles. Tom. II. p. 606—609. 4) *Fabricii* bibl. gr. Tom. VII. p. 729.

1) Gallia Christiana. Tom. VIII. (ed. Paris. 1744. F.) p. 1631.

verloren haben, mögen liegen bleiben [2]). Seine Sätze hatten dem Predigerorden, welcher seine Vertheidigung übernehmen zu müssen glaubte, harte Verfolgungen zugezogen und dessen Ausschließung von der pariser Universität veranlaßt. Sogar das Volk mischte sich in die Streitigkeiten und die Predigermönche mußten sich lange Zeit den Schimpfnamen „Nachteulen" gefallen lassen.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes de monte regio oder de regio monte, einer der ausgezeichnetsten Astronomen des 15. Jahrhunderts, wurde den 6. Juni 1436 zu Königsberg [1]) (mons regius) in Hildburghausen, oder, nach Murr, zu Unfind [2]), einem Dorfe bei Königsberg, geboren, wo sein Vater Müller war. Sein eigentlicher Familienname ist Müller und erst später nannte er sich, der Sitte der Zeit gemäß, nach seinem Geburtsorte. In Italien nannte er sich auch Johannes Francus oder Johannes Germanus. Am bekanntesten ist er unter dem Namen Regiomontanus, den er aber selbst nie geführt hat [3]).

Zwölf Jahre alt, wurde er von seinen Angehörigen nach Leipzig geschickt, um sich dort weiter auszubilden. Schon hier fing er an sich eifrig mit Mathematik zu beschäftigen und zeigte einen entschiedenen Hang zur Astronomie. Um diese Neigung weiter zu befriedigen, begab er sich, kaum 15 Jahre alt, nach Wien, angezogen durch den Ruf des berühmten Georg Peurbach, der damals in Wien die Professur der Astronomie bekleidete. Peurbach, der selbst noch ein junger Mann und nur 13 Jahre älter als Regiomontan war, nahm ihn mit Wohlwollen auf. Er gab ihm zuerst eine Idee von der Theorie der Planeten, um ihn auf das Studium des Ptolemäus vorzubereiten. Dann ließ er ihn mancherlei geometrische Aufgaben lösen und gab ihm Gelegenheit, sich in astronomischen Rechnungen zu üben. Sehr bald erkannte Peurbach das große Talent des Jünglings und schenkte ihm seine ganze Freundschaft, die nur mit seinem Tode endete.

Nebenbei studirte Regiomontanus alle mathematischen Werke, die er sich in lateinischer Sprache verschaffen konnte, auch den Archimedes, den bereits ein gewisser Jacob von Cremona erläutert hatte. Um so mehr mußte er seine Unkenntniß der griechischen Sprache bedauern, da sie ihn hinderte, die noch nicht übersetzten Schriften des Diophantes, Apollonius und andere zu lesen.

Peurbach betrachtete ihn bald als seinesgleichen und hat wahrscheinlich sehr viel Beobachtungen mit ihm gemeinschaftlich angestellt, doch sind von diesen nur drei Mondfinsternisse erhalten [4]). Eine Conjunction des Mars gab ihnen schon damals die Überzeugung von der Ungenauigkeit der Alphonsinischen Tafeln, indem der beobachtete Ort von dem nach diesen Tafeln berechneten um zwei Grade abwich. Einen wichtigen Einfluß auf Regiomontan's Leben hatte die Ankunft des Cardinals Bessarion in Wien, der gegen das Jahr 1460 als päpstlicher Legat an den kaiserlichen Hof geschickt wurde. Dieser ausgezeichnete Mann hatte eine besondere Vorliebe für den Ptolemäus. Es konnte ihm, einem geborenen Griechen [5]), nicht schwer fallen, die Unvollkommenheit der damals vorhandenen lateinischen Übersetzungen einzusehen, da diese nicht aus dem Urterte, sondern aus arabischen Übersetzungen geflossen waren. Er hatte daher den Entschluß gefaßt, selbst eine neue lateinische Übersetzung zu machen, indessen ließen ihn die mannichfachen Missionen, zu welchen der römische Hof ihn brauchte, nicht zur Ausführung dieses Planes kommen. Aus diesem Grunde ermunterte er Peurbach, der selbst zwar nicht Griechisch lesen konnte, aber mit Ptolemäus sehr vertraut war, einen Auszug aus dem Ptolemäus zu bearbeiten, durch welchen dieser Schriftsteller faßlicher und allgemeiner zugänglich würde. Peurbach begann die Arbeit, allein er hatte noch nicht sechs Bücher vollendet, als ihn der Tod in der Blüthe seiner Jahre ereilte; er starb im April 1461. Noch auf dem Sterbebette empfahl er seinem Liebling Regiomontan die Fortsetzung dieser Arbeit, welche dieser auch sogleich begann.

Nach Peurbach's Tode wurde die Professur der Astronomie an Regiomontan übertragen. Er nahm sie auch an, jedoch unter der Bedingung, daß es ihm zuvor gestattet sei, den Cardinal nach Italien zu begleiten, wie auch Peurbach beabsichtigt hatte.

War er schon früher auf das Studium des Griechischen hingewiesen worden, so mußte die Beschäftigung mit Ptolemäus und der Umgang mit dem Cardinal um so mehr den Wunsch in ihm rege machen, diese Sprache gründlich kennen zu lernen. Als er daher gegen Ende des Jahres 1461 dem Cardinal nach Rom folgte, so legte er sich hier mit dem größten Eifer auf die Erlernung der griechischen Sprache. Er suchte die bedeutendsten Sprachkenner auf und machte namentlich mit Georg von Trapezunt Bekanntschaft, der grade damals mit einer lateinischen Übersetzung des Ptolemäus und dessen Commentator Theon, nach dem Urterte, beschäftigt war. Er sammelte griechische Codices, ließ andere abschreiben, oder schrieb sie selbst ab, sowie z. B. ein griechisches Neues Testament, das er mit eigener Hand sehr sauber abgeschrieben hatte, lange vorhanden war.

---

2) *Od. Raynaldi* Annal. eccles. ad ann. 1387. §. 14. 1389. §. 15 – 17. (wo man auch einige wenige Auszüge aus seinen Schriften findet). *C. Oudin.* Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 1227 – 1229.

1) In der Biographie universelle, in dem Artikel *Jean Müller*, gibt Delambre nach Doppelmayr als Geburtsort Regiomontan's Königshofen in Franken an, doch finde ich hiervon nichts bei Doppelmayr (Histor. Nachricht von den Nürnbergern Mathematicis u. s. w.), vielmehr gibt er ausdrücklich Königsberg als Geburtsort an. Übrigens wimmelt dieser Artikel von Ungenauigkeiten. 2) Notitia trium codd. autogr. Joh. Regiom. in bibliotheca *Christoph. de Murr* p. 3. Doch wird in dem Zeugniß, das Murr anführt, nur gesagt, daß Regiomontan's Vater in Unfind lebte, nicht daß er selbst dort geboren ist. 3) Bei Thevet (Histoire de plus illustres et sçavans hommes de leurs siècles) kommt er unter dem Namen Jean de Mont-Real vor, woraus der gleichnamige Artikel in Moreri's Dictionnaire geflossen ist.

4) Sie finden sich in *Willebr. Snellius* coeli et siderum in eo errantium observat. Hassiacae. (Lugd. 1618.) p. 12 et 14. 5) Er wurde 1395 zu Trapezunt geboren.

Über dieser Beschäftigung vergaß er aber keineswegs die Astronomie, vielmehr beobachtete er den Himmel in Rom bis zu Ende März des Jahres 1462 und später in Viterbo, wo er sich den Sommer und Herbst dieses Jahres aufhielt, sehr fleißig. Eine Mondfinsterniß, die er den 27. Dec. 1461 beobachtete, zeigte ihm, daß sie eine Stunde später eintraf, als die Rechnung angab.

In dieser Zeit vollendete er auch den Auszug aus dem Ptolemäus, nachdem er diesen wie den Theon[6]) unterdessen in der Ursprache kennen gelernt hatte, und überreichte die Handschrift seinem Gönner, dem Cardinal. Gedruckt wurde die Schrift erst lange nach seinem Tode. Hierauf schrieb er auch noch eine Widerlegung der theoricae planetarum des Gerhardus Cremonensis.

Da der Cardinal nach Griechenland reisen mußte, begab sich Regiomontan nach Ferrara, wo er den bereits bejahrten Astronomen Johannes Blanchinus kennen lernte, mit welchem er später eine Correspondenz eröffnete. Auch mit zwei ausgezeichneten Kennern der griechischen Sprache, Theodorus von Gaza und Guarini, kam er in innige Berührung, was nicht wenig dazu beitrug, seine Kenntnisse in dieser Sprache zu vermehren, in welcher er übrigens bereits so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, daß er sich sogar in griechischen Versen versuchte. Wie Doppelmayr berichtet[7]), soll er in Ferrara auch griechische Vorlesungen über Mathematik gehalten haben, was jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist. Von da ging er nach Padua, wo schon sein Lehrer Peurbach öffentlich Astronomie gelehrt hatte. Auch er wurde ersucht, astronomische Vorlesungen zu halten. Er legte dabei den Alfraganus zu Grunde. Seine Eröffnungsrede, welche eine Einleitung in das Studium der Mathematik enthält, ist noch erhalten. Bald darauf wandte er sich nach Venedig, um dort die Rückkehr des Cardinals zu erwarten[8]). In dieser Zeit schrieb er sein bedeutendstes Werk, de triangulis omnimodis, über welches weiter unten noch ein Mehres gesagt werden soll, und ferner eine gründliche Widerlegung der vermeintlichen Quadratur des Cirkels, die der Cardinal de Cusa gefunden haben wollte, und in einer besonderen Schrift, tractatus de quadratura circuli, bekannt gemacht hatte. Diese Schrift hatte Regiomontan schon bei Peurbach gesehen, dem sie der Verfasser geschickt hatte; auch Peurbach hatte, wie Regiomontan in seiner Gegenschrift bemerkt, die Unrichtigkeit dieser Quadratur gefunden. Da Bessarion noch immer nicht zurückkam, so ging er wieder nach Rom, wo er noch mehre Jahre blieb.

Es konnte ihm, nachdem er Ptolemäus und Theon in der Ursprache kennen gelernt hatte, nicht entgehen, wie fehlerhaft die Übersetzungen des Georg von Trapezunt waren. Schon in Ferrara hatte er eine Kritik dieser Übersetzung entworfen und auch in Rom machte er kein Hehl daraus. Dies verwickelte ihn in unangenehme Streitigkeiten. Georg von Trapezunt, ein hochfahrender, bösartiger Mensch, hatte früher das Haus des Cardinals Bessarion häufig besucht und manche Gefälligkeit von ihm genossen. Durch seine Ausfälle gegen Plato machte er sich beim Cardinal wie bei vielen Anderen verhaßt, sodaß er sogar Rom lange meiden mußte. Dies mag nicht wenig dazu beigetragen haben, die Spannung zwischen ihm und Regiomontan zu erhöhen und erklärt die leidenschaftliche Sprache, die Regiomontan gegen ihn führt. Die ungedruckte Kritik der Übersetzung des Theon schließt mit einer Anrede an den Verfasser, die mit folgenden Worten beginnt: Te autem rursum compello omnium qui in terris sunt impudentissime atque perversissime blatterator, qui versatili commento tuo nescire simulas introductorem ne ajo seductorem dicas tantum philosophum sensus etiam penuria te judice laborantem: quique ignorantiam eruditissimo objectam viro, in omnes postremo platonicos pro nefanda temeritate tua derivare tentas nomen potius quam rem in philosophia eos habuisse mentiendo: Te inquam quo cognomento apellem, haud quaquam nescio. qui enim introductor ad sideralem disciplinam videri gestis: illustrationemque ptolemaice doctrine sepiuscule professus es. qui optimos quosque viros astronomiceque scientissimos floccifacere ac succulcare niteris. qui lectori spem vanam celestis capiunde scientiae injectas u. s. w.

Diese Zänkereien, die zu einer Zeit, wo man mit Gift und Dolch nicht geizte, nicht ohne Gefahr sein mochten, verleideten Regiomontan den Aufenthalt in Rom um so mehr, da Bessarion beständig auf Reisen war. Er verließ daher Italien, wo er sich sieben Jahre aufgehalten hatte, und kehrte im Jahre 1468, mit vielen Handschriften versehen, nach Wien zurück, um dort die Professur der Mathematik anzutreten. Indessen blieb er nicht lange in dieser Stellung, sondern folgte einer Einladung des Königs Matthias Corvinus, der ihn mit einem jährlichen Gehalte von 200 Goldgulden nach Ofen berief. Wie Gassendi erzählt, soll er sich die besondere Gnade des Königs durch die Astrologie erworben haben, an welche auch er, in den Ansichten seiner Zeit befangen, glaubte. Als nämlich der König in eine schwere Krankheit verfiel und die Ärzte vergebens nach deren Grund forschten, erkannte Regiomontan den wahren Sitz derselben durch die Astrologie. Der König, nach seiner Anweisung behandelt, wurde wieder gesund und überhäufte ihn mit

---

6) In der nürnberger Stadtbibliothek ist noch ein Codex des Theon vorhanden, welchen Regiomontan vom Cardinal Bessarion zum Geschenk erhielt; vgl. *de Murr*, Memorabilia bibliothec. public. Norimberg. P. I. p. 47. 7) a. a. O. S. 4. 8) Sein erster Brief an Blanchinus aus Venedig ist vom 27. Juli 1463 datirt (*de Murr*, Memorabilia p. 77). In seiner Schrift gegen den Cardinal de Cusa finden sich die Data: Venetiis die 27. Jun. 1464, 6. Jul. 1464, er muß also fast ein Jahr in Venedig gewesen sein. In der Zwischenzeit scheint er ein Mal in Padua gewesen zu sein; denn bei einer Mondfinsterniß, die er den 21. April beobachtete, bestimmt er die Zeit nach dem Meridian von Padua. Diese Beobachtung scheint Doppelmayr und Gassendi irre geführt zu haben. Doppelmayr (a. a. O. S. 4) sagt, er ei im Jahre 1463 nach Venedig gegangen, im Frühling 1464 sei er nach Padua und von da nach Rom zurückgekehrt. Gassendi (Tychonis Brahei Vita p. 355) dagegen nimmt an, er sei erst nach dem 21. April 1464 nach Venedig gegangen. Seine erste Beobachtung nach seiner Rückkehr nach Rom ist vom 6. Oct. 1464.

Geschenken. Astrologischen Inhalts sind auch die tabulae directionum, die er während seines Aufenthalts in Ofen für den Erzbischof von Gran schrieb.

Die Kriege, in welche Matthias Corvinus bald darauf verwickelt wurde, bewogen jedoch Regiomontan, sich nach einem ruhigeren Wohnsitze umzusehen. Seine Wahl fiel auf Nürnberg, wohin er im Frühlinge 1471 abging [9]). Die Gründe weswegen er grade diesen Wohnort wählte, gibt er selbst in einem Briefe mit folgenden Worten an: Nuperrime Norimbergam mihi delegi domum perpetuam, tum propter commoditatem instrumentorum, maxime astronomicorum, quibus tota sideralis inuititur disciplina, tum propter universalem conversationem facilius habendam cum studiosis viris ubicunque vitam degentibus, quod locus ille perinde quasi centrum Europae propter excursum mercatorum habeatur.

Regiomontan sah sehr wohl ein, daß die Fortschritte der Astronomie zu seiner Zeit von einer Reihe genauer Beobachtungen abhing, ohne welche die Theorien, mit denen man sich damals soviel beschäftigte, Luftgebäude bleiben mußten. Der Glaube an die Untrüglichkeit der Alphonsinischen Tafeln war es namentlich, den er brechen wollte, und er kann in dieser Beziehung als der Vorläufer Tycho's angesehen werden, dem er wahrscheinlich bei längerem Leben einen Theil seines Ruhmes entzogen hätte.

In seinen Briefen finden sich mehre höchst interessante Stellen, wo er gegen den Autoritätsglauben loszieht. So in einem Briefe an Blanchinus aus dem Jahre 1464: Non possum non admirari socordiam astronomorum vulgarium nostre tempestatis, qui veluti mulieres credule quicquid in libris sive tabularum sive canonum suorum offendunt tanquam divinum quodpiam et inimitabile acceptant, credunt scriptoribus et veritatem negligunt. Er zeigt dann im Einzelnen, wie ungewiß man über die wichtigsten Punkte der Astronomie sei. Die Schiefe der Ekliptik müsse anders angenommen werden, als sie in den Alphonsinischen Tafeln zu Grunde gelegt sei. Die Erscheinungen der Planeten stimmten nicht mit der Theorie. Mars müßte, wenn diese richtig wäre, seine scheinbare Größe in dem Verhältniß von 52 zu 1 ändern. Auch bei Venus und Merkur zeigten sich unerklärliche Differenzen, die er im Detail angibt. Beim Monde kämen so häufige Differenzen zwischen Beobachtung und Berechnung vor, daß sogar der Volkswitz schon anfinge, sich über die Astronomie lustig zu machen. Der Mond müsse, wenn die Theorie richtig wäre, in gewisser Lage viermal so groß erscheinen, als in einer bestimmten anderen. Diese letzte Bemerkung hat auch Copernicus gemacht und sie benutzt, um das Ptolemäische System umzuwerfen.

Ähnlich spricht er sich in einem um dieselbe Zeit an Jacob de Spira geschriebenen Briefe aus. Videmur profecto longe a majoribus nostris degenerare, qui ubi priscorum scripta philosophorum perdidicere, suas quoque sententias ac observationes adjicere studuerunt et quidem vigilantissime: quatenus ars ipsa continuis augeretur additamentis. Nos autem neque libros in hac arte precipuos legimus, neque si celum numerationi respondeat, aliquid explorамus: verum instar mulierum credularum tabulis illis alfonsinis et earum filiabus adheremus tanquam divinis et nunquam passuris detrimentum aliquod.

Der Ruf der nürnberger Kunstfertigkeit mußte ihn unter solchen Umständen anziehen; hier durfte er hoffen, unter seiner Aufsicht vorzügliche Instrumente gearbeitet zu erhalten. Glücklich traf es sich, daß zu jener Zeit Bernhard Walther, ein reicher Bürger zu Nürnberg, lebte, der die Astronomie mit Liebe und Glück cultivirte. Mit diesem verband sich Regiomontan. Walther ließ mehre neue Instrumente anfertigen, mit welchen sie gemeinschaftlich eine Reihe regelmäßiger Beobachtungen anstellten, die Regiomontan noch mehr von der Unzulänglichkeit der Alphonsinischen Tafeln überzeugte [10]). Die Beobachtung des Kometen, der im Jan. 1472 erschien, gab ihm Gelegenheit, Untersuchungen über die Parallaxe dieser Himmelskörper anzustellen. Seine Methoden sind freilich mehr von theoretischer als von praktischer Seite interessant. Jedenfalls gebührt ihm aber der Ruhm, die Kometen, deren Bewegung damals noch ganz im Unklaren war, zuerst in den Kreis astronomischer Bestimmungen hineingezogen zu haben. Auch hat Tycho später diese Schrift bei seinen Untersuchungen über die Kometen benutzt.

Seine Thätigkeit beschränkte sich aber keineswegs blos auf astronomische Beobachtungen, sondern er suchte mehre großartige Unternehmungen ins Leben zu rufen. In einer mechanischen Werkstätte, die er anlegte, wurden astronomische und ähnliche Instrumente aller Art, Himmelsgloben, Compasse, die lange nach Regiomontan's Zeit nur in Nürnberg verfertigt wurden, gearbeitet. Landkarten sollten verfertigt werden, sowol für die ganze Erde, als auch Specialkarten von Teutschland, Italien, Spanien, Frankreich, Griechenland, zugleich sollten die Nachrichten über die Bergzüge, Meere, Flüsse und andere geographische Verhältnisse gesammelt und herausgegeben werden.

Auch eine Buchdruckerei legte Walther auf seinen Betrieb an. In dieser sollten nicht nur seine eigenen Werke, deren er viele bereit hatte, sondern auch, nach den von ihm gesammelten Handschriften, die griechischen Mathematiker und Astronomen und andere mathematische Werke gedruckt werden. Leider war es ihm nicht vergönnt, mehr als den kleinsten Theil dieses Planes auszuführen. Den Anfang machte er mit einem hinterlassenen Werke seines

9) Seine letzte Beobachtung in Ungarn (zu Gran, Strigonii) ist vom 15. März, die erste in Nürnberg vom 2. Juni.

10) Ihre Beobachtungen finden sich hinter den von Willebr. Snellius herausgegebenen observationes hassiacae. Quare vide, sagt hier R. (p. 22), ne nimium confidas inani calculo et quasi somnio Alphonsino, und später: facile videbis quanta sit discrepantia inter Alphonsum et coelum et sic intellige quam frivola sit Alphonsi compago.

Lehrers Peurbach, theoricae planetarum novae, dann gab er (1472 oder spätestens 1473) die Astronomica des Manilius heraus [11]). Hierauf ließ er ein Verzeichniß der Werke drucken, die er noch zum Drucke bereit hatte, und schickte es mehren Gelehrten, um ihr Urtheil über das Unternehmen zu hören [12]).

Leider war es ihm nicht vergönnt, mehr als den kleinsten Theil dieses Planes auszuführen. Im J. 1474 ließ er die Schrift: Disputationes Joh. de Regiomonte contra Gerhardi Cremonensis in Planetarum theoricas deliramenta erscheinen. Weit mehr Aufsehen machten aber seine Ephemeriden, die von 1475 bis 1506, also auf 32 Jahre hinaus, berechnet waren. Sie sind das Vorbild aller späteren ähnlichen Schriften geworden. Man hat lange Regiomontan als den ersten angesehen, der solche Ephemeriden berechnete. Wenn dies auch nicht in aller Strenge richtig ist [13]), so ist doch gewiß, daß er ihnen einen viel wissenschaftlicheren Charakter gegeben und sie wahrscheinlich ebendadurch in Aufnahme gebracht hat, während die Versuche seiner Vorgänger vergessen wurden. Das Aufsehen, das diese Ephemeriden machten, war außerordentlich. Wiewol jedes Exemplar zwölf Dukaten kostete, so wurden sie doch nach Ungarn, Frankreich, Italien und England verlangt. Der König Matthias Corvinus, dem sie gewidmet waren, ließ ihm sogar 800 — nach Andern 1200 — Goldgulden dafür auszahlen. Für das Jahr 1475 ließ er noch einen besonderen Kalender erscheinen, von welchem unten mehr. Nachdem er noch seine tabulae directionum zu Drucke befördert hatte, wurde seine Thätigkeit plötzlich durch einen Ruf nach Rom unterbrochen. Es war bekanntlich um diese Zeit, daß Papst Sixtus den Plan zu einer Kalenderreform faßte. Es war natürlich, daß er sein Augenmerk auf Regiomontan richtete, der allgemein als der erste Astronom seiner Zeit angesehen wurde. Regiomontan wurde unter den schmeichelhaftesten Bedingungen nach Rom gerufen und sogar in seiner Abwesenheit zum Bischof von Regensburg ernannt. Ungern entschloß er sich, seine angefangene Wirksamkeit in Nürnberg aufzugeben; indessen der Wille des Papstes und die Rücksicht, daß er zu einem so höchst wichtigen Werke berufen war, überwogen. Die letzte Beobachtung, die er in Nürnberg anstellte, ist vom 28. Juli 1475. Im Anfange des Herbstes kam er in Rom an und unterzog sich sogleich der ihm aufgetragenen Arbeit. Doch sollte er sie nicht vollenden. Denn schon den 6. Juli 1476 starb er, kaum 40 Jahre alt, an der Pest, die damals in Rom grassirte, oder — wie damals die Sage ging — an Gift, das ihm die Söhne des Georg von Trapezunt, aus Rache wegen seiner Angriffe auf die Übersetzungen ihres Vaters, beibrachten. Er wurde im Pantheon begraben.

Regiomontan war nicht blos als theoretischer Mathematiker und praktischer Astronom ausgezeichnet, sondern auch in der technischen Ausführung der Instrumente wohl bewandert. Außer mehren astronomischen Instrumenten verfertigte er auch einen großen parabolischen Metallspiegel. Auch eine Art von Planetarium scheint in seiner mechanischen Werkstätte angefangen worden zu sein [14]), dessen Ausführung durch seine Reise nach Rom verhindert wurde.

Vielfach findet sich auch die Nachricht von zwei wunderbaren Automaten, die er verfertigt haben soll. Er soll nämlich erstens einen Adler gemacht haben, der dem Kaiser Maximilian bei dessen Einzuge in Nürnberg entgegengeflogen kam und außerdem eine eiserne Fliege, die aus des Künstlers Hand unter den Anwesenden herumflog und wieder zu ihm zurückkehrte. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Automaten überhaupt ins Reich der Fabeln gehören; jedenfalls ist es falsch, wenn sie Regiomontan zugeschrieben werden. Die Erzählung beruht nämlich lediglich auf einer Stelle bei Ramus [15]), die man, wie schon Kästner bemerkt [16]), misverstanden hat. Ramus sagt nämlich nicht, daß Regiomontan, sondern nur, daß die durch ihn gebildeten nürnberger Künstler diese zwei Stücke verfertigt hätten. So hat auch schon Riccioli die Stelle bei Ramus verstanden [17]).

Daß Regiomontan auch die Absicht hatte, ein Werk über Buchdruckerkunst zu schreiben, geht deutlich aus dem Schlusse des mehrfach erwähnten Verzeichnisses hervor, wo es heißt: Postremo omnium artem illam mirificam

---

11) In der nürnberger Stadtbibliothek findet sich ein Exemplar von Peurbach's Theoricae novae, in folio, ohne Angabe der Jahreszahl und des Druckortes; es ist ohne Zweifel die von Regiomontan besorgte Ausgabe. Ein Exemplar des Manilius ist nach Palmer (A general history of printing. p. 21) in der Pembrock'schen Bibliothek; am Ende stehen die Worte: ex officina Johannis de monte regio in Nuremberg. Genauere Nachrichten findet man in *Ch. G. Schwarz*, De origine typographiae. Pars 3. p. 62. Vgl. auch über die erste Ausgabe dieser zwei Schriften Panzer's älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs. S. 163 u. 164. 12) Ch. G. Schwarz (a. a. O. S. 54) hat dieses Verzeichniß nach einem Originale, das er besaß, wieder abdrucken lassen. Es fängt mit den Worten an: haec opera fient in oppido Nuremberga Germaniae ductu Joanis de Monteregio. Dann ist es in zwei Columnen getheilt, die erste enthält die fremden Werke, die zweite die eigenen, vor der letztern steht: opificis (nämlich Regiomontan's) tentata. quae essent ne prodenda an non: pudor ingenuus et respublica literaria diu inter se disceptavere. Ratio audendum censuit. Im Wesentlichen stimmen damit überein der Abdruck dieses Verzeichnisses am Ende des elogium Regiomontani, das Tanstetter seiner Ausgabe der Peurbach'schen tabulae eclipsium angehängt hat und das Verzeichniß bei Doppelmayr (a. a. O. S. 12). 13) Man vgl. Gassendi a. a. O. S. 361. In dem Verzeichnisse deutet Regiomontan selbst an, daß es schon früher ähnliche Arbeiten gab, indem er sagt: Ephemerides, quas vulgo vocant Almanach.

14) Regiomontan drückt sich nicht ganz deutlich über dieses Instrument aus. Er sagt blos in dem oben erwähnten Verzeichnisse: In officina fabrili astrarium in continuo tractatu est, opus plane pro miraculo spectandum. Vielleicht war es eine Nachbildung des astrarium von Joh. de Dondis, welches Regiomontan in Padua in der Einleitung zu seinen Vorlesungen so sehr rühmte und die Worte braucht: cujus videndi gratia praelati et principes innumeri ad eum concessere locum *quasi miraculum quoddam spectaturi*. 15) *Petri Rami* scholae mathem. (Basil. 1569). Bd. II. p. 65. 16) Kästner, Gesch. der Mathem. 2. Bd. S. 111. 17) In dem dem almagestum novum vorangehenden chronicon astronomorum. Nachdem er erwähnt, was Ramus über Regiomontan sagt, setzt er hinzu: qua occasione addit (nämlich Ramus) Norimbergenses Archytae columbam aemulatos u. s. w. Eine ausführliche Abhandlung über diese Automaten schrieb *J. A. Bühel*: De aquila et musca ferrea, quae mechanico artificio apud Norimbergenses quondam volitasse fertur. (Altdorf 1708.)

literarum formatricem monimentis stabilibus mandare decretum est, qua re explicita si mox obdormierit opifex, mors acerba non erit: quam tantum nomen posteris in haereditate reliquerit: quo ipsi se ab inopia librorum perpetuo poterunt vindicare.

Regiomontan's Bücher und Manuscripte kamen an Walther, der aber sonderbarer Weise Nichts davon im Drucke erscheinen ließ, auch Niemandem den Gebrauch derselben gestattete. Walther wird als ein harter, melancholischer Mann geschildert [18]). Nach Walther's Tode, der im Jahre 1501 erfolgte, wurden seine und Regiomontan's Schriften und Bücher von seinen Erben theils verschleudert, theils durch Vernachlässigung dem Verderben Preis gegeben. Die Instrumente, die Regiomontan zum Theil mit eigener Hand gearbeitet hatte, schlugen sie zusammen und verkauften sie als altes Messing. Einen Theil rettete der nürnberger Magistrat durch Ankauf und ließ einige von Regiomontan's Schriften herausgeben. Mehre seiner Instrumente befinden sich noch jetzt auf der nürnberger Stadtbibliothek [19]).

Ich wende mich nun zu einer genaueren Übersicht seiner Schriften.

I. Tabula magna primi mobilis cum usu multiplici, rationibusque certis. Diese Schrift verfaßte Regiomontan in Ofen für den König Matthias Corvinus. Sie kam zuerst nebst anderen von Regiomontan beigefügten Aufgaben und Erklärungen in Druck und erschien zuerst in Nürnberg (1475?) in 4.

Sie enthält die Auflösung des rechtwinkligen sphärischen Dreiecks und davon abhängender Fragen, wie die Declination, gerade Aufsteigung u. s. w. zu finden. Tanstetter hat sie nebst Peurbach's tabulae eclipsium 1514 zu Wien herausgegeben, dann Schoner in Neuburg an der Donau 1557 Fol., Schreckenfuchs mit Zusätzen. (Basil. 1567. Fol.) Dazu gehört

II. Fundamenta operationum, quae fiunt per tabulam generalem. (Neuburg 1557. Fol.)

III. Tabulae directionum profectionumque. Diese Schrift erschien zuerst unter dem Titel: Joh. de Regiomonte Ludus Pannoniensis, quem alias vocare libuit Tabulas Directionum. (Norimb. 1475. 4.) Sie ist besonders zu astrologischen Zwecken bestimmt und in Ofen für den Erzbischof von Gran geschrieben, und wurde noch vor Regiomontan's Reise nach Rom gedruckt [20]). Diese Ausgabe ist sehr selten. Eine zweite ebenfalls seltene Ausgabe hat die Nachschrift: Opus tabularum directionum profectionumque ..... per magistrum Joannem de Regiomonte compositarum Anno Dei 1467 explicit feliciter. Magistri Joannis angeli viri peritissimi diligenti correctione. Erhardique Ratdolt nova imprimendi arte: qua nuper Venetiis nunc Auguste Vindelicorum excellit nominatissimus. 4 nonas Januarii 1490. 4. Andere Ausgaben: Venet 1524. August. Vindel. 1552, auf dem Titelblatte heißt es: tabulae ..... non tam astrologiae judiciariae quam tabulis et instrumentis astronomicis variis conficiendis plurimum utiles. (Tubing. 1554. Wittenb. 1606.) In der Biographie univers. in dem Artikel Jean Müller führt Delambre noch andere Ausgaben an.

In der Vorrede nennt sich der Verfasser Johannes Germanus de Regiomonte und äußert sich über die Astrologie mit den naiven Worten: quid autem commodi nanciscemur, si generalis quaedam artis directoriae promptitudo nobis illata fuerit. ex libris judicum abunde colligetur, ubi tempora futurorum accidentium omnium per directiones potissimum investigari solent. Was dieses Buch besonders auszeichnet, ist die tabula fecunda, d. h. nach unserer Sprache eine Tangententafel, weil sie die erste ist, von der man mit Bestimmtheit weiß, daß sie in Europa berechnet worden ist. Aber in dem Umstande, daß sie nur für die einzelnen Grade und nicht, wie die Sinustafel, für die einzelnen Minuten berechnet ist, liegt auch der Beweis, daß Regiomontan ihren Nutzen in der Trigonometrie nicht gekannt hat, auch braucht er sie nur als Hilfstafel bei einem speciellen Falle, während die Araber schon 500 Jahre früher Tangententafeln hatten und ihren Nutzen in der Trigonometrie sehr wohl kannten.

IV. Disputationes Johannis de regio monte contra Gerhardi Cremonensis in Planetarum theoricas deliramenta. (Norimb. 1474.) Die nürnberger Stadtbibliothek besitzt ein Exemplar dieser ersten Ausgabe; sie besteht aus zehn Blättern in Folio. Spätere Ausgaben sind: Venet. 1591, Basil. 1569.

V. Epytoma Joannis de monte regio in almagestum Ptolemaei. Die Geschichte dieser Schrift ist schon oben erzählt worden. Die erste Ausgabe ist: Venet. 1496. Fol., dann Basil. 1543 und Norimb. 1550 unter dem Titel: In Ptolemaei magnam constructionem, quam Almagestum vocant, libri tredecim conscripti a Joanne Regiomontano. Die tabula fecunda muß Regiomontan bei Ausarbeitung dieser Schrift noch nicht gekannt haben, wie Delambre (hist. de l'astr. du moyen âge p. 285) bemerkt.

VI. Commentariolum singulare contra traductionem Jacobi Angeli Florentini. Gegen dessen Übersetzung der Ptolemäischen Kosmographie gerichtet, ist zu Strasburg 1525 erschienen [21]).

VII. De triangulis omnimodis libri V.... Accesserunt ... D. Nicolai Cusani de quadratura Circuli, Deque recti ac curvi commensuratione, itemque Jo. de monte Regio eadem de re ἐλεγχτικά. (Norimb. 1533. Fol. Zweite Ausgabe Basil. 1560.)

18) Joh. Werner (Praef. ad *Georgii Amirucii* opusc. geogr.) sagt von ihm: dum in humanis ageret, melancholico usque adeo spiritu circumsessum, ut libros ejusdem Johannis et opera non solum nemini communicaret, verum suis arcis et pluteis arctissime clausos custoditosque ne conspici quidem permitteret. 19) *De Murr* Memorabil. bibl. Norimb. P. I. p. 9. 20) *Jac. Aug. Thuani* Hist. Lib. 90. p. 269.

21) Es hat nämlich Bilibald Pirkheimer einige Fragmente des von Regiomontan projectirten Commentars erhalten und sie seiner Übersetzung des ersten Buches der Kosmographie einverleibt (Opera Pirkheimeri p. 235).

Die Schrift de triangulis enthält die Auflösung aller Fälle des geradlinigen und sphärischen Dreiecks, nebst vielen anderen Aufgaben, die zum Theil mit großem Scharfsinne gelöst sind. Die Frage, aus drei Winkeln eines sphärischen Dreiecks die Seiten zu finden, wird hier zum ersten Male gelöst; weder bei den Griechen noch bei den Arabern findet sich eine Behandlung derselben, was sich daraus erklärt, daß sie in der Astronomie nicht gebraucht wird. Auch in diesem Werke macht Regiomontan keinen Gebrauch von Tangenten. — Über die Schrift gegen Cusa habe ich schon oben gesprochen.

VIII. De cometae magnitudine, longitudineque ac de loco ejus vero problemata. (Norimb. 1531. 16. Basil. 1548.) Als Anhang zu Jac. Ziegler in Genes. et Exod. conceptionum comment. Ferner ist diese Schrift abgedruckt in

IX. Scripta clarissimi mathematici M. Joannis Regiomontani de torqueto, astrolabio armillari, regula magna Ptolemaica, baculoque astronomico[22]) et observationibus cometarum, aucta necessariis Joh. Schoneri additionibus. Item observationes motuum solis et stellarum tam fixarum quam erraticarum... (Norimb. 1544. 4.) — Die Beobachtungen sind auch wieder abgedruckt in *Willebrodi Snellii* Coeli et siderum in eo errantium observationes Hassiacae. (Lugd. 1618.) Sie umfassen den Zeitraum von 1457 bis 1474. Auch hat Snellius die Schrift De cometae magnitudine wieder abdrucken lassen.

X. De motu octavae sphaerae contra Thebit suosque sectatores soll zu Venedig erschienen sein. (Doppelmayr a. a. O. S. 19 Nr. 9.)

XI. Epistola ad cardinalem Bessarionem de compositione et usu cujusdam meteoroscopii armillaris. (Norimb. 1514.) Hinter Johannes Werner's geographischen Werken, dann auch hinter *Petr. Apiani* Introd. geogr. in doct. *Werneri* Annott. etc. (Ingolstad. 1537.)[23]).

XII. Problemata 29 Saphaeae, nobilis instrumenti astronomici a Joh. de Monte regio, mathematicorum facile principe conscripta. (Norimb. 1534. 4.). Regiomontan nennt dieses Instrument saphaea (von σαφές, einleuchtend), weil man durch dasselbe die astronomischen Probleme auf eine leichte, einleuchtende Weise lösen kann.

XIII. Algorithmus demonstratus. (Nuremb. 1534.)[24]).

XIV. Compositio tabb. sinuum dupl., cui adjectae sunt tabulae sinuum dupl. (Norimb. 1541), die Tafeln sind für einzelne Minuten berechnet, die eine für den Radius = 6,000,000, die andere für den Radius = 10,000,000.

XV. Problemata astronomica ad almagestum totum spectantia sollen nach Doppelmayr (a. a. O. S. 20 Not. u.) mit anderen kleinen Werken in Nürnberg 1541 herausgekommen sein.

XVI. De ponderibus et aquaeductibus cum figurationibus instrumentorum ad has res necessariorum soll 1537 mit anderen kleinen Werken Regiomontan's zu Marburg gedruckt sein (Doppelmayr a. a. O. S. 20 Not. cc.). In dieser Ausgabe ist auch enthalten

XVII. De speculis ustoriis atque aliis multorum generum, ususque stupendi.

XVIII. Einige kleinere Aufsätze Regiomontan's sind enthalten in der von Joh. Schoner und Melanchthon besorgten Ausgabe der rudimenta Alfragani et Albategnii scientia stellarum (Norimb. 1537), nämlich

a) Oratio introductoria in omnes scientias mathematicas. Es ist die Einleitungsrede, die er, wie oben erwähnt wurde, in Padua gehalten hat. Er gibt darin eine kurze Übersicht der Geschichte der Mathematik und beklagt sich am Schlusse über die Vernachlässigung dieser Wissenschaft. Diese Rede ist auch wieder abgedruckt in *Rheinhult.* oratio de Regiomontano (Melanchth. declam. select. T. III.)

b) Introductio in *Euclidis* Elementa.

c) Demonstrationes et additiones zu Albategnius. Eine andere Ausgabe ist: *Albategnius*, de scientia stellarum cum additionibus Joh. Regiomontani. (Bonon. 1645.)

XIX. Zusätze von Regiomontan zu *Antonii de Montulmo* tractatus de judiciis nativitatum finden sich in der Ausgabe dieser Schrift von Schoner (Norimb. 1540.).

XX. Kalendarium novum.

In dem oben erwähnten Verzeichnisse der Schriften, welche aus Regiomontan's Buchdruckerei hervorgehen sollten, wird der Kalender als fast fertig mit folgenden Worten angezeigt: Kalendarium novum, quo promuntur conjunctiones verae atque oppositiones luminarium itemque eclipses earundem figuratae. Loca luminarium vera quotidie. horarum tam aequinoctialium quam temporalium discrimina duplici instrumento ad quasvis habitationes ac alia plurima scitu jucundissima.

Dieser Kalender erschien zuerst in Nürnberg 1475 in 4. und zwar, wie Schwarz (a. a. O. S. 63) nachweist, zu gleicher Zeit teutsch und lateinisch. Am Ende des Lateinischen stehen die Worte: ductu Joannis de monte regio, am Ende des Teutschen: M. Johan von Königsperg. Exemplare dieser Ausgabe, sowol der teutschen als der lateinischen, sind äußerst selten. Das teutsche Exemplar, welches Murr besaß, kam später an die mannheimer Bibliothek (De Murr. not. tr. codd. p. 20. n. Vgl. auch *Murr.* Memorab. bibl. Norimb. T. I. p. 321.).

Der Kalender ist ursprünglich für die Jahre 1475, 1494, 1513 bestimmt, die um 19 Jahre, also einen ganzen Cyklus, von einander abstehen und dient vermöge

22) Eine frühere Ausgabe dieser Beschreibung astronomischer Instrumente ist unter dem Titel: Radii multorum generum cum usibus suis in Marburg 1537 erschienen (Doppelmayr a. a. O. S. 20. N. bb.) Der Titel ist vielleicht nicht genau. 23) Dasselbe ist wahrscheinlich die kleine Schrift von den Meteoroscopiis, die 1537 zu Strasburg erschienen ist (Doppelmayr a. a. O. S. 21. Note ii.) 24) Diese Schrift ist übrigens nicht von Regiomontan selbst, sondern von ihm nach dem Manuscripte eines Unbekannten in Wien abgeschrieben.

seiner Einrichtung für alle Jahre von 1475 bis 1532. Nachgedruckt wurde dieser Kalender und zwar wieder teutsch und Latemach von Erhard Ratdolt. Die göttinger Bibliothek besitzt einen solchen Kalender in teutscher Sprache, den ich genauer beschreiben will. Er ist in 4. Das Titelblatt enthält die Worte: Kalender maister Johannes Künigsperger. Auf der Rückseite steht ein Gedicht, anfangend mit den Worten:

Das tabelln verende: du recht lernen solt
und es achten für edel gestain: silber: und gold
Wolmerkenus achtosen u. s. w.

Es endet mit den Worten:

Das hat gemacht maister Hanns von Künigsperg genant
In teutschen und welschen Landen wol erkant.

Dann folgt

1) Tafel der Land und stet. Hier sind für eine Anzahl Länder und Städte die Polhöhen in Graden angegeben. Daneben steht der Unterschied vom nürnberger Meridian, in Stunden und Minuten, ein beigesetztes g. oder ni. bedeutet, daß man die Zahlen addiren oder subtrahiren muß.

2) Der eigentliche Kalender. Jedem Monate entsprechen zwei Quartseiten. Nämlich auf der Seite, die dem Leser zur Linken steht, findet man drei Columnen, die 1475, 1494, 1513 überschrieben sind. Die erste Columne ist leer, weil der erste Cyklus bereits beim Erscheinen dieser Ausgabe (1496) abgelaufen war. Die zweite und dritte gibt die Zeit der Neu- und Vollmonde für alle Jahre dieser zwei Cykel, die in dem bestimmten Monate vorkommen, und zwar für Nürnberg, die Tafel 1) dient alsdann dazu, dasselbe für andere Orte zu finden. Auf der Seite, die dem Leser zur Rechten steht, findet man neben jedem Monatstage den Sonntagsbuchstaben und Wochenbuchstaben, die Heiligentage und die Länge der Sonne, des Mondes und des Mondsknotens berechnet, für das Jahr 1494. Eine weiter folgende Erläuterung (Nro. 9, 10, 11) zeigt alsdann, wie man diese Längen hieraus durch Addition und Subtraction für alle Jahre von 1475 bis 1534 finden kann.

3) Sonnen- und Mondfinsternisse von 1475 bis 1530. Nebst der jedesmaligen Angabe der Zeit und Größe der Finsterniß, letztere auch durch Zeichnung; der verdunkelte Theil ist schwarz, der erleuchtete roth.

4) Vorschrift zu Auffindung der goldenen Zahl.

5) Von dem suntagbuchstabe.

6) Von den beweglichen festen.

7) Wie man den newen mon und vol mon vinden sol.

8) Von der Sunnen und des Mons finsternuß.

9) Von dem waren lauff der Sunnen.

10) Von dem waren lauff des mones.

11) Von dem waren lauff des trackenhaubt.

12) Wie lang ein jeder tag oder nacht ist. Eine Tafel der Tageslänge für Polhöhen von 36° bis 55°.

13) Wie man ein sunnen ure machen soll. Zwei Methoden, die eine ein Quadrant zur Horizontaluhr. Die zweite, das quadratum horarium generale, später unter dem Namen analemma generale bekannt, welches den Gnomonikern viel zu schaffen gemacht hat, da Regiomontan keinen Beweis für die Richtigkeit der Construction gegeben hat. Mehr darüber findet man bei Delambre (hist. de l'astr. du moyen âge p. 323).

14) Von manigerlay verwandlung der stunden.

Dann folgt noch astrologisches über die Sphären, die Eigenschaften der 12 Zeichen u. s. w. Am Schlusse steht: Hie endet sich dieser Calender säligklich. Der getruckt ist worden von maister Erhart ratdolt zu Augspurg. Als man zalt nach Cristi geburt MCCCC und in dem LXXXXVI jare. Die Zeichnungen, auf welche im Texte Bezug genommen wird, fehlen.

Einen ähnlichen von demselben Buchdrucker herausgegebenen lateinischen Kalender beschreibt Delambre (a. a. O. S. 323). Er führt den Titel Kalendarium magistri Joannis de Monte Regio viri peritissimi. Am Ende steht derselbe Titel mit dem Zusatze: explicit feliciter Erhardi Ratdolt viri solertis eximia industria et mira imprimendi arte qua nuper Venetis nunc Augustae Vindelicorum excellit nominatissimus 1499.

Dieselbe Einrichtung hat auch der lateinische Kalender, der 1485 in Venedig erschienen ist und den Kästner (Gesch. der Math. Bd. 2. S. 537 fg.) beschreibt. Er ist ebenfalls auf der göttinger Bibliothek. Nur stehen am Ende desselben Bemerkungen über die Unregelmäßigkeit in der Feier des Osterfestes, die sich in dem vorher beschriebenen teutschen Kalender nicht finden. Auch finden sich wieder ähnliche Bemerkungen in dem lateinischen Kalender, den Delambre beschreibt.

Regiomontan's Kalender ist jedenfalls der erste, der in Europa gedruckt worden ist, wenn es auch schon früher andere geschriebene gab[25]), und er hat lange als Muster gedient, sodaß auch die späteren Kalender, die über das Jahr 1531 hinausgehen, noch nach Regiomontan's Namen genannt werden. Ich weiß nicht, woher Gassendi, welchem auch Delambre nachschreibt, die Nachricht hat, daß Regiomontan diesen Kalender schon 1464 in Venedig entworfen habe. Jedenfalls ist es unrichtig, daß er ihn schon damals für die Jahre 1475, 1494 und 1503 berechnet haben soll[26]).

XXI. Ephemerides ab anno 1475 ad annum 1506. Ich habe schon früher mehr über diese Ephemeriden gesagt. Die erste Ausgabe erschien zu Nürnberg 1475 in 4. Sie scheint höchst selten zu sein. Weidler (hist. astron. p. 316) beschreibt ein Exemplar aus der Bibliothek der wittenberger Akademie, der Titel fehlt, am Ende stehen die Worte: explicitum est hoc opus anno Chr. Dn. MCCCCLXXIIII ductu Joannis de Monteregio. Ich vermuthe aus dieser Nachschrift, daß es ein Exemplar der ersten Ausgabe ist, da auch die erste Ausgabe des Kalenders dieselbe Nachschrift hat. Eine zweite Ausgabe erschien zu Venedig 1498 in 4. Kästner beschreibt sie

25) Man vergleiche den Artikel Johannes von Gmunden.
26) *Gassendi* Vita Tychonis de Brahe p. 355.

(a. a. O. S. 542) ausführlich. Die göttinger Bibliothek besitzt zwei Exemplare dieser Ausgabe.

Ich lasse hier noch einige Bemerkungen über den Kalender und die Ephemeriden folgen, die ich aus Panzer's ältester Buchdruckergeschichte Nürnbergs entlehne.

Die erste Ausgabe des lateinischen Kalenders führt den Titel Calendarium latinum Joannis de Monte Regio und besteht aus 32 Blättern. Der teutsche Kalender ist in der ersten Ausgabe in doppelter Gestalt erschienen. Die eine höchst seltene ist nicht mit beweglichen Buchstaben, sondern mit in Holz geschnittenen ganzen Tafeln gedruckt worden. Am Ende stehen die Worte: Also ist begriffen kurtzlich diß Calenders nutz und tuglichait nach meinem flechte tewtsche und chlainen vermugen. Magister Johann von Cunsperck. Die andere Ausgabe, die im Wesentlichen mit der vorhergehenden übereinstimmt, hat am Ende die Worte: Also ist begriffen kürczlich diss Calenders nucz und tüglichait nach meinem flechten tewtsche und chlainem vermögen. M. Johann von Cüngsperg [27]). Ein Exemplar der Ephemeriden ist nach Panzer auf der nürnberger Bibliothek. Der Titel fehlt und am Ende ist es defect, indem die Ephemeriden nur bis zum Jahre 1500 fortgehen, also die Jahre bis 1506 fehlen.

XXII. Des weit berühmten M. Joh. Künigspergers natürlicher Kunst der Astronomei kurtzer Begriff von natürlichen Inssluß der Gestirn, Planeten und Zeichen, auch andere Sachen mehr . . . Jetzt new wiederumb ersehen . . . Straßburg 1528. Die göttinger Bibliothek besitzt ein Exemplar dieser Ausgabe, die auch Doppelmayr anführt. Aus dem Titel sollte man schließen, daß noch eine frühere Ausgabe existirt. Die Schrift ist eine weitere Ausführung der astrologisch-medicinischen Bemerkungen, die schon im Kalender vorkommen [28]).

Hierher gehört auch: Temporal des weitberhümpten M. Johann Künigsperger natürlicher Kunst der Astronomey curtzer Begriff . . . Gedruckt zu Frankfurt am Mayn durch Herman Gülffreichen, ohne Angabe des Jahres. Kästner beschreibt diese Ausgabe in der Gesch. d. Math. Bd. 2. S. 684. Sie ist ebenfalls auf der göttinger Bibliothek.

Eine andere Ausgabe, die gewissermaßen eine Verschmelzung des Kalenders und der vorhergehenden Schrift ist, finde ich nicht beschrieben. Sie ist ebenfalls auf der göttinger Bibliothek und führt den Titel: Kalendarius Johannis Künigspergers. New und Volmon, deß tags leng, finsternuß der Sonnen und des Mons, in welchem der zwölf Zeychen die Sonn in jedem Monat sei, leichtlich zu erlernen, von newem, bis auff das 1556 jar, erlengt. Sampt den figuren der zwölff Zeychen, XXXVI Bildern deß himmelß und sieben Planeten, und wie die mit jrer influentz, in die menschen darunder geborn, wircken. Auch was in einem jeden zwölff zeychen, sieben Planeten, in jeder stund, so der Mon darin, den menschen, in artzneien, oder andern geschäfften, zu thun oder zu lassen ist, auß dem Jginio, ein kurtzer Begriff Johannis Künigspergers. Eyn schön vergleichung der Astronomi mit der Artznei u. s. w. New außgangen zu Straßburg bei Jacob Cammerlandern getruckt. Anno 1532. Die Vorrede beginnt mit den Worten: Kalendarius Johannes Künigspergers ist bisher New und Volmon darinn zu finden tüchtig gewesen, nun auß. Der früher erwähnte Kalender geht nämlich nur bis 1532. Der Vorredner nennt sich Martinus Polychorius. Dann folgen die Auszüge aus dem Hyginus. Regiomontan selbst hatte die Absicht, wie aus dem früher erwähnten Verzeichnisse folgt, die Astronomie des Hyginus herauszugeben. Dann folgen die astrologischen und diätetischen Regeln und zuletzt der Kalender. Bei jedem Monate stehen versus memoriales.

XXIII. In Murr's mehrfach erwähnten Memorabilia (P. I. pag. 74—205) findet man Briefe von Regiomontan an Johannes Blanchinus und Jacob von Speier, Astronomen des Grafen von Urbino, nebst deren Antworten, und an Christianus Roder. Regiomontan stellt an seine Correspondenten mannichfaltige astronomische, geometrische und analytische Fragen, wie er deren auch wieder empfängt. Die Briefe zeigen, wie wenig damals die Analysis noch cultivirt war. Neben den leichtesten Aufgaben aus der Theorie der Gleichungen kommen auch wieder sehr schwere Fragen aus der Theorie der Zahlen vor, wie z. B. folgende: vierzig Quadratzahlen zu finden, von welchen je vier wieder ein Quadrat sind. Auf solche Fragen wurde Regiomontan wahrscheinlich durch Diophant geleitet, von welchem er die sechs ersten Bücher im Jahre 1463 in Venedig gefunden hatte. Si liber hic, schreibt er an Blanchinus, qui re vera pulcerrimus est et difficillimus, integer inveniretur, curarem eum latinum facere . . . Interim tamen, si suadebitis, sex dictos libros traducere in latinum occipiam, quatenus latinitas hoc novo et pretiosissimo munere non careat (p. 136). In einer am Ende des Buchs befindlichen Tafel findet man auch die Handschrift vom Cardinal Bessarion, Regiomontan, Blanchinus und Jacob von Speier.

XXIV. Im Jahre 1801 gab von Murr heraus: Notitia trium codicum autographorum Johannis Regiomontani in bibliotheca Ch. Th. de Murr. Das erste Manuscript besteht aus 63 Seiten in 4. und enthält Regiomontan's Bemerkungen über die lateinische Übersetzung der Geographie des Ptolemäus von Jacobus Angelus. Pirkheimer hat diese Bemerkungen, wie bereits früher erwähnt wurde, bei seiner Ausgabe der Geographie des Ptolemäus benutzt. Das zweite Manuscript besteht aus 573 Blättern in 4. und enthält die Defensio Theonis contra Trapezuntium. Ich habe oben eine Stelle daraus angeführt. Die dritte Schrift ist die de triangulis. Eine angehängte Tafel enthält zwei Autographe aus der ersten und zweiten Schrift [29]).

Ungedruckt sind folgende Schriften Regiomontan's, die in seinem Verzeichnisse vorkommen.

27) Man vergleiche auch Panzer's Annalen der älteren teutschen Literatur. 1. Bd. S. 76, 77 und wiener Jahrb. d. Lit. 41. Bd., Anzeigeblatt S. 30. 28) Im Kalender von 1499, den Delambre beschreibt, verspricht Regiomontan eine solche Schrift; in den Kalendern, die ich selbst gesehen habe, finde ich nichts der Art.

29) Diese drei Schriften befinden sich jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg.

I. Theonis Alexandrini defensio in sex voluminibus contra Georgium Trapezuntium.

II. Commentarium quo continentur: stat. placita Campani ex diversis libris, geometrica, rerum coe-

III. De quinque corporibus aequilateris quae vulgo regularia nuncupantur, quae videlicet eorum locum implent naturalem et quae non, contra commentatorem Aristotelis, Averroem.

IV. Commentaria in eos Archimedis libros, qu Eutocii expositione carent.

V. De instauratione calendarii ecclesiae.

VI. Problemata geometrica omnimoda

Außerdem zwei astrologische Werke.

VII. De directionibus contra Archidiaconum Parmensem.

VIII. De distinctione domorum coeli contra Campanum et Joannem Gazulam, Ragusinum.

Einige andere Werke hat er unvollendet gelassen. Joh. Werner sagt in der Vorrede zu seinen in Nürnberg gedruckten kleinen mathematischen Schriften: Aliis opusculis a se inchoatis Regiomontanus ob immaturam sui mortem ultimam manum non imposuit. Hierunter soll auch ein Werk über Gnomonik gewesen sein [30]).

Weidler führt in seiner Geschichte der Astronomie (S. 322) noch eine Schrift Regiomontan's unter dem Titel: Canones J. R. super Albione an, die sich im Verzeichniß der Bibliothek des Stiborius findet. Sie ist aber offenbar nichts anderes, als der Abschnitt aus Nr. IX., in welchem Regiomontan von dem Instrumente Albio handelt, da in demselben Verzeichnisse gleich darauf die Titel: ejusdem super astrolabio, ejusdem super torqueto folgen, die in derselben Abhandlung enthalten sind. Das darauf folgende: ejusdem super quadrato geometrico ist offenbar ein Irrthum, es ist Peurbach's Schrift de quadrato geometrico. (*Stern.*)

Johannes de Monte sono, s. Johannes von Monçon.

Johannes de Montreal, s. Johannes de monte regio.

Johannes de Muris, s. Muris.

Johannes de Mussis, ein Historiker des 14. Jahrhunderts, stammte aus einer angesehenen Familie zu Piacenza und schrieb eine Chronik seiner Vaterstadt (Chronicon Placentinum), welche bis zum Jahre 1399 reicht. Er benutzte frühere, nicht mehr vorhandene, Quellen, und sein übrigens nicht sehr kunstvolles Machwerk gilt deshalb als das vorzüglichste Hilfsmittel zur Erläuterung der Geschichte von Piacenza. Es scheint jedoch nicht ganz aus der Feder des Johannes von Mussis geflossen zu sein, denn die Bestandtheile vor dem J. 1300 scheinen gleichzeitigen Chronisten, die als Augenzeugen schreiben, anzugehören. Somit wäre Johannes nur als Fortsetzer zu betrachten. Aber auch er spricht als Augenzeuge und seine Erzählung ist sehr zuverlässig, wenn man hier und da eine sichtliche Hinneigung zur Partei der Ghibellinen abrechnet. Der Chronik ist noch eine Beschreibung von Piacenza angehängt, welche manchen Aufschluß über bemerkenswerthe Kunstdenkmäler gibt, aber, was besonders den Umfang der Stadt betrifft, mit den lächerlichsten fabelhaften Nachrichten [*]). Das Werk beginnt mit der Erschaffung der Welt, enthält aber bis zum Jahre 1080 nur unbedeutende Dinge, welche Muratori, der es aus einer Handschrift der modenesischen Bibliothek zuerst herausgab (Script. rer. Ital. Tom. XVI. p. 447—626) mit Recht hinwegließ [*]).

Johannes von Neapel. Unter diesem Namen sind zwei nicht sehr bedeutende Schriftsteller, welche dem Dominikanerorden angehören, bekannt. Der eine lebte zu Anfange des 14. Jahrhunderts und galt als einer der ersten und eifrigsten Vorfechter der scholastischen Lehrsätze des berühmten Thomas von Aquino. Er lehrte zuerst in Paris und dann in seiner Vaterstadt Neapel. Seine Disputationen („Quaestiones variae philosophicae ac theologicae XLII"), mit welchen er zu Paris Aufsehen erregt hatte, sind von Dom. Gravina (Neapol. 1618. Fol.) herausgegeben. Seine übrigen Schriften („Commentaria in quatuor libros Sententiarum," „Quodlibeta XIII." „De paupertate Christi," „Sermones de tempore et de Sanctis" und „Orationes funebres") sind noch ungedruckt. Eine Biographie dieses Johannes von Gravina findet man vor der erwähnten Ausgabe seiner Disputationen. — Der andere Johannes von Neapel lebte zu Anfange des 15. Jahrhunderts. Seine Schriften („De quaestionibus status Religiosorum," „B. Catharinae de Senis praeconia" und „Sermones") sind unbedeutend. — Ein dritter Johannes von Neapel, welcher im 10. Jahrhundert blühte und einige geschichtliche Werke hinterließ, ist unter dem Namen Johannes Diaconus (s. d. Art.) bekannter.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes Neomagus (Noviomagus), s. Bronchorst (Johann).

Johannes von Nepomuck, s. Nepomuk.

Johannes Nepos, s. Johannes II., Patriarch von Jerusalem.

Johannes Nesteutes, s. Johannes IV., Patriarch von Constantinopel.

Johannes Neustrius, s. Johannes de Hauteville.

Johannes von Nikomedien. So wird in einigen Martyrologien, namentlich auch in dem alten römischen beim 7. September derjenige genannt, von welchem Eusebius K. G. VIII, 5 berichtet. Er war nach diesem Bericht ein nicht geringer, sondern im bürgerlichen Leben hochgestellter Mann, der vom Eifer für die Sache Gottes getrieben und von einem feurigen Glauben entzündet, hinging, und das wider die Kirchen von Nikomedien ergangene kaiserliche Edict abnahm und zerriß, und zwar zu einer Zeit, wo Diocletianus und Galerius gegenwärtig waren. Die auf diese That erfolgte Todesstrafe erlitt er mit freudigem und unerschrockenem Muthe.

(*J. T. L. Danz.*)

30) Vgl. Doppelmayr a. a. O. S. 20. Note ee.

*) Vgl. *Muratori* l. c. p. 443. 444.

Johannes Nomophylax. Unter die mancherlei hochklingenden Staatswürden am griechisch-byzantinischen Kaiserhofe gehörte seit dem 9. Jahrhunderte auch die mehr in einem bloßen Prädicat, als in einer wirklichen Function bestehende Dignitas eines Nomophylax, obwol die damit gezierten Männer allerdings eigentlich die Aufsicht über das Rechts- und Gesetzwesen des Kaiserthums führen sollten. Wie überhaupt damals die Rechts- und Gesetzkunde nur noch ein schwacher Abglanz der früheren Herrlichkeit war und sich meistens nur auf Nachahmungen und Übersetzungen des römisch-justinianeischen Rechts stützte, so wurden insbesondere auch die unter Justinian's Regierung gesammelten kaiserlichen Constitutionen häufig von den byzantinischen Juristen durch Scholien erläutert. Unter diesen Scholiasten der Justinianeischen Novellen kommt nun auch einer Namens Johannes vor, welcher das vorerwähnte Prädicat eines Nomophylax als bezeichnendes Merkmal führt, dagegen aber auch durch nichts Näheres weiter bekannt ist, obgleich seine Scholien bereits 1615 zu Frankf. a. M. besonders gedruckt worden sind, die übrigens keine Veranlassung enthalten, sich einen Mann von mehr als gewöhnlichen Rechtskenntnissen unter ihm zu denken. Daß dieser Johannes um das J. 1100 nach Chr. gelebt habe, ist wenigstens wahrscheinlich *).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Johannes von Nonantola (Johannes Nonantulanus), ein Benedictinermönch, von dessen Lebensverhältnissen man nichts weiter weiß, als daß er wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (nach Andern weit früher) lebte, zu Nonantola im Herzogthume Modena geboren war und sich wahrscheinlich in der Stadt Fano im Kirchenstaate aufhielt [1]). Wir besitzen von ihm eine Biographie des heiligen Fortunatus, Bischofs von Fano (595—624), welche aber nichts Bemerkenswerthes enthält; sie wurde zuerst (1644) von F. Ughelli (Italia sacra, Tom. I. [ed. Venet. 1717. p. 658—661] aus einer unvollständigen Handschrift), weit besser aber von G. Henschenius (Act. SS. Jun. Tom. II. p. 106—112) herausgegeben. Man schreibt dem nämlichen Johannes auch gewöhnlich die Geschichte der Grundung des Benedictinerklosters zu Nonantula (752) durch den Herzog Anselm von Friaul (Opusculum de fundatione celeberrimi monasterii Nonantulani in agro Mutinensi sub novissimis regibus Longobardis) zu; Mabillon [2]) aber glaubt, der Verfasser habe nicht lange nach Anselm gelebt, ohne jedoch erhebliche Gründe für seine Meinung anzugeben. Die Schrift selbst (in S. Ughelli's Italia sacra. Tom. II. p. 83—91; in Mabillon's Act. SS. ord. Benedict. Saec. IV. P. I. p. 1—12, und in Muratori's Script. rer. Ital. Tom. I. P. II. p. 187—194) liefert einige nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte des longobardischen Reichs in Italien. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Noviomagus, s. Bronchorst (Joh.)

Johannes von Nürnberg, im 15. Jahrhunderte, Verfasser einer kleinen Erzählung: de vita vagorum, deren die Manesse'sche Sammlung (1. Bd. S. 119) gedenkt. Es ist die Schilderung der Abenteuer zweier reisenden Kaufleute. Die Erzählung gehört zu einer handschriftlichen Sammlung von Fabliaux, welche Wilhelm Grimm besitzt *). (*Heinrich Döring.*)

Johannes von Olmütz, Johannes Dubravius, s. Johannes, Bischof von Olmütz.

Johannes O'Neal, s. O'Neal.

Johannes von Otsun, s. Johannes IV., Patriarch von Armenien.

Johannes von Oudewater (Joannes de aqua veteri, Veteraquinas, Palaeonydorus), im J. 1433 zu Oudewater, einer Stadt in der niederländischen Provinz Utrecht, geboren, ging nach Beendigung seiner Studien am 8. April 1456 in das Karmeliterkloster zu Mecheln und galt bald als einer der fleißigsten Forscher in der Geschichte seines Ordens. Mit dem bekannten Geschichtschreiber und Literarhistoriker Trithemius stand er in freundschaftlicher Verbindung und scheint diesem bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen häufig behilflich gewesen zu sein. Er starb im J. 1507. Seine Geschichte und Archäologie des Karmeliterordens („Fasciculus temporum tripartitus," auch unter dem Titel: „Liber trimerestus anaphoricus panegyricus de principio et processu ordinis Carmelitici" und „Propugnaculum Carmelitarum, seu de antiquitate et sanctimonia Eremitarum montis Carmeli") stand in hohem Ansehen und wurde öfter (Mogunt. 1497. 4. Venet. 1570. 4., zuletzt mit Anmerkungen in Daniel's a Virgine Maria „Speculum Carmelitanum" [Antverp. 1680. Fol.], Tom. I. p. 220—273) herausgegeben. Seine übrigen unbedeutenden Schriften („Dialogus inter Carmelitam et Carthusianum," „De puritate conceptionis B. Mariae Virginis," „Vitae sanctorum Ordinis Carmelitani," „Sermones de tempore et de Sanctis," „Epistolae," „Pro Trithemio adversus Wigandum") sind noch ungedruckt [1]).

Johannes von Oxford (de Oxonia, a Vado boum), ein nicht unwichtiger Schriftsteller des Mittelalters, ward in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Oxford geboren und stammte aus einer angesehenen Familie. Nachdem er seine Studien beendigt hatte, ward er Dekan des Collegiums zu Salisbury und galt schon zu dieser Zeit als einer der gründlichsten Kenner der englischen Geschichte. Seine Verdienste bewogen den König Heinrich II., ihn zu seinem Kaplane zu ernennen und ihn in den Heirathsangelegenheiten seiner Tochter Johanna nach Sicilien zu schicken. Während der Streitigkeiten

*) Vgl. *J. M. Suaresii* Notitia Basilicorum, ed. *Chr. Fr. Pohl.* (Lips 1804).

1) Act. SS. Jun. Tom. II. p. 106. §. 5. 2) Act. SS. Ord. Benedict. Saecul. IV. P. I. p. 3.

*) s. den Leipziger Neuen literar. Anzeiger 1807. Nr. 47. Altteutsches Museum von v. d. Hagen. 1. Bd. S. 181. Dessen literär. Grundriß zur Geschichte d. ältern teutschen Poesie. S. 554.

1) Vgl. *H. Wharton*, App. ad *Cavei* hist. lit. Genevae. 1694. F. p. 126. *Daniel a Virgine Maria*, l. c. p. 220. *J. A. Fabricii* bibl. lat. med. et inf. aet. Tom. IV. p. 140. 322.

des Königs mit dem Erzbischofe Thomas Becket stand Johannes stets auf der Seite Heinrich's und wirkte zu Rom, wohin er gesendet worden war, kräftig gegen den anmaßenden Prälaten. Zur Belohnung seiner Dienste erhielt er das Bisthum zu Chichester und später das zu Norwich, wo er im J. 1200 starb. Seine noch nicht herausgegebene englische Geschichte („Anglica historia") ist aus vielen älteren Quellen geschöpft und soll vieles Brauchbare enthalten. Seine übrigen Schriften („Liber pro rege contra Becketum," „Orationes et Epistolae," und „De itinere in Siciliam") sind ebenfalls noch ungedruckt; die letzte derselben mag wol die Bekanntmachung verdienen [2]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes der Oznier, s. Johannes IV., Patriarch von Armenien.

Johannes Palaeonydoras, s. Johannes von Oudewater.

Johannes Pannonius, s. Johannes von Cisinge.

Johannes von Paris. Es gibt mehre Schriftsteller dieses Namens, die fast in dieselbe Zeit fallen und die man nicht immer sorgfältig genug von einander unterscheidet. Der berühmteste derselben, ein Dominikanermönch und tüchtiger Scholastiker, war um die Mitte des 13. Jahrhunderts geboren und führt gewöhnlich den Beinamen Qui dort (Dormiens) [1]). Er lehrte an der pariser Universität die Theologie und galt als einer der vorzüglichsten Disputanten und Prediger seiner Zeit. Besonders machte er sich in dem Streite zwischen dem Papste Bonifacius VIII. und dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich über die Eingriffe der geistlichen Gewalt in die weltliche (s. d. Art. Philipp der Schöne) bemerkbar. Seine Schrift: „De regia potestate et papali" (zuerst mit *Durandi* tract. de origine jurisdictionum (Paris. 1506. 4.), dann in S. Schard's Compilation De jurisdictione, auctoritate et praeeminentia imperiali (Basil. 1566. F.) und in M. Goldast's Monarchia S. Romani Imperii. Tom. II. [Francof. 1613. F.] p. 107 sqq.), worin er sich entschieden für den König erklärte, erregte großes Aufsehen und wurde auch später noch als ein gewichtiges Wort in dieser Streitfrage fortwährend berücksichtigt. Weniger bedeutend sind seine Streitigkeiten mit dem Minoritenorden über das von demselben in Anspruch genommene Recht des Beichthörens; seine diesen Gegenstand betreffende Schrift („De confessionibus Fratrum") ist noch nicht gedruckt und mag auch ungedruckt bleiben. Überhaupt scheint er kein besonderer Freund der Minoritenmönche gewesen zu sein, denn als Wilhelm von Mara [2]), welcher diesem Orden angehörte, die Lehre des Thomas von Aquino angriff, erwies sich Johannes als den eifrigsten Vertheidiger derselben. Sein in dieser zu seiner Zeit hochwichtigen Angelegenheit verfaßtes Werk „Correctorium corruptorii Doctrinae S. Thomae" oder „Defensorium librorum S. Thomae Aquinatis contra Guillelm. Lamarensis Thomaemastigis correptorium" wird gewöhnlich, aber mit Unrecht [3]), dem Aegidius von Colonna oder Romanus (s. d. Art. Aegidius de Columbae) zugeschrieben und ist auch unter dessen Namen gedruckt (Argentorati, 1501. F. Venetiis. 1508. F. Coloniae. 1516. F. ibid. 1624. 8. Neapol. 1644. 4.). Bis jetzt hatte Johannes stets die theologische Facultät zu Paris auf seiner Seite, als er aber einige neue Sätze in der Lehre von der Eucharistie aufstellte und dieselben in seiner Schrift „Determinatio de modo existendi corpus Christi in Sacramento altaris, alio quam sit ille, quem tenet ecclesia" (ed. *D. P. Allix*. Londini. 1686.) zu begründen suchte (s. d. Art. Impanatio), wurde er aufgefodert, zu widerrufen, und als er dieses verweigerte, ihm alle öffentliche Wirksamkeit untersagt. Unzufrieden mit diesem Beschlusse der pariser theologischen Facultät begab er sich, um seine Ansichten zu rechtfertigen, nach Bordeaux, wo sich der Papst aufhielt, starb aber daselbst am 22. September 1306, noch ehe eine Entscheidung in seiner Sache erfolgt war. Es erfolgte auch keine solche und man ließ die Meinung des hochgeachteten Mannes auf sich beruhen. Johannes war übrigens ein nach Neuem haschender Scholastiker, heftig im Streite, kühn im Behaupten und fast bei allen gelehrten Kämpfen und Zwisten seiner Zeit betheiligt. Außer seinen schon angeführten Schriften nennt man noch folgende, die aber alle bis jetzt ungedruckt geblieben sind: „De adventu Christi secundum carnem" (oder „De Antichristo"), im Jahre 1389 geschrieben, „Determinatio de secta Christianorum per testimonium gentilium philosophorum probanda" (wahrscheinlich die Schrift De adventu Christi unter anderm Titel), „Sermones," „Quodlibeta," „De unitate Esse et Essentiae in Deo," „De Iride," „De meteoris" [4]). — — Ein anderer Johannes von Paris, welcher ebenfalls dem Dominikanerorden angehörte, führt den Beinamen Pique Pane (Puegens asinum), nach Einigen eine Verunstaltung seines Familiennamens Poinlane; nach Andern soll der gewandte Scholastiker so geheißen haben, weil er mit der Schärfe seiner Dialektik auf seine Gegner so derb losstach, wie der Eselsführer auf sein Thier. Er lehrte um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Paris die Theologie und starb noch vor dem J. 1269. Seine Schriften: „Comment. in quatuor libros sententiarum," „De unitate formae" und „De principio individuationis" sind noch ungedruckt. — — Ein dritter Johannes von Paris ist bekannter unter dem Namen Johannes von Sanct Victor (s. diesen Artikel).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Parma oder Johannes de Qualea, s. Johannes Genesios.

---

2) Vgl. *J. Bale*, De script. britann. Cent. III. cap. 42.

1) Man gibt ihm auch die Beinamen Clapoel (oder Grapoel) und Surdus (oder de Surdis), ohne die Veranlassung derselben anzuführen. 2) Guillelmus de Mara, ein Minorite, Professor der Theologie zu Oxford, war gegen das Ende des 13. Jahrhunderts berühmt; sein „Correctorium Operum Fratris Thomae" ist nicht gedruckt, aber noch in Handschriften zu finden.

3) E. Oudin (Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 639—643) hat mit annehmbaren Gründen dieses Werk dem Johannes von Paris vindicirt. 4) Vgl. *G. Cave*, Scriptor. ecclesiast. hist. literaria. (Genev. 1694. F.) p. 518. *C. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 634—646.

Johannes Parvus (Jean Petit), 1) einerlei mit Johannes Sarisberiensis (Salisberiensis) oder Severianus, ſ. Petit (Joh.); 2) einerlei mit Angelus Bassus oder Cinus oder Johannes Politianus, ſ. Policianus.

Johannes Paulus de Roma, Definitor der Franziskaner und beliebter Prediger zur Zeit Clemens' X. Am bekannteſten iſt er durch ſeinen Antheil, den er an der Herausgabe des Bullarium Romanum gehabt.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes Peccam (Peckam, Pecham, Pekham), einerlei mit Johannes, Erzbiſchof von Canterbury (ſ. d. Art.).

Johannes, genannt Pediaſimus (*πεδιάσιμος*) oder Galenus (*γαληνός*), d. h. der Gleichmüthige, der Ruhige, ein griechiſcher Grammatiker, Mathematiker und Dichter des 14. Jahrhunderts, welcher in hohem Anſehen ſtand und mancherlei Schriften hinterließ, von denen bis jetzt noch viele ungedruckt ſind. Er gehörte dem geiſtlichen Stande an, ſcheint ſich aber faſt ausſchließend mit der profanen Literatur beſchäftigt zu haben. Unter der Regierung des Kaiſers Andronikus III. Paläologus (1328—1341) war er Chartophylax (Archivar) der Provinzen Juſtiniana prima und Bulgarien, und führte den Titel des Meiſters der Philoſophen (*ὕπατος τῶν φιλοσόφων*). Über das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes beſitzen wir keine Nachricht. Seine Schriften zerfallen in grammatiſche, mathematiſche und poetiſche. Die grammatiſchen ſind: 1) Commentar zur Theogonie des Heſiod (*εἰς τὴν Ἡσιόδου θεογονίαν ἀλληγορίαι*), ungedruckt; 2) Commentar zum Schild des Herkules deſſelben Dichters, ungedruckt [1]); 3) Allegorie der vier erſten Verſe des 14. Buchs der Iliade, ungedruckt [2]); 4) Abhandlung über eine dreifache Art der poetiſchen Allegorie, nämlich die phyſiſche, moraliſche und theologiſche, ungedruckt [3]); 5) Erklärung des Gedichtes „Syrinx" von Theokrit (*ἐξήγησις εἰς τὴν τοῦ Θεοκρίτου Σύριγγα*), ungedruckt [4]); 6) ein Commentar zu Oppian's Gedicht von der Fiſcherei, welcher zum Theil (jedoch unter dem Namen des Johannes Tzetzes) von C. Rittershuſius in ſeiner Ausgabe dieſes Gedichts (Lugd. 1597.) bekannt gemacht wurde [5]). Zu den mathematiſchen Werken des Johannes ſind zu zählen: 1) „Überſicht der Meſſung und Eintheilung der Erde" (*σύνοψις περὶ μετρήσεως καὶ μερισμοῦ γῆς*), welche ſich handſchriftlich in vielen Bibliotheken befindet [6]); 2) Erklärung arithmetiſcher Fragen, ungedruckt [7]); 3) Commentar zu Kleomedes (*ἐπιστάσεις μερικαὶ εἴς τινα τῶν τοῦ Κλεομήδους*), ungedruckt [8]). Sein kleines Gedicht „Von dem böſen und dem guten Weibe, oder das Verlangen (*περὶ γυναικὸς κακῆς καὶ ἀγαθῆς, ἢ πόθος*), welches übrigens keineswegs als Kunſtwerk gelten kann, iſt öfter gedruckt (bei den Ausgaben der Sentenzen des Demophilus, Demokrates und Secundus von L. Holſtenius, Rom. 1638. 12., von J. A. Schier, Lips. 1754. von J. C. Orelli Lips. 1819. und in des *Fabricii* bibl. graec. Tom. XIII. p. 576—578). Man ſchreibt dem Johannes ferner zu: 1) ein Büchlein über die Arbeiten des Herkules (*περὶ τῶν δώδεκα ἄθλων τοῦ Ἡρακλέους*), gedruckt in des Leo Allatius Excerpta Rhetorum et Sophistarum, Rom. 1641. 8. p. 321—341) [9]); 2) Über Hochzeiten, ungedruckt [10]); 3) ein Commentar zu dem erſten Buche der Analytica des Ariſtoteles, für deſſen Verfaſſer Andere den Johannes Italus (ſ. d. Art.) halten, und 4) Über muſikaliſche Symphonien, ungedruckt [11]). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Persico, ſ. Persico (Joh.)

Johannes von Perugia (Perusinus), ein Benedictinermönch, der ſich durch ſeine Reiſe ins gelobte Land, zu Anfange des 16. Jahrhunderts, und die lateiniſche Beſchreibung deſſelben mit einem Verzeichniſſe der heiligen Örter bekannt gemacht hat. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes von Peterborough (Petriburgensis, de Burgo Petri), ſtammte aus einer angeſehenen Familie und wird als ein in den Wiſſenſchaften nicht unbewanderter Mann geſchildert. Er trat in den Benedictinerorden und wurde um die Mitte des 14. Jahrhunderts Abt des Kloſters zu Peterborough in Northamptonſhire. Eine von ihm verfaßte Chronik ſeiner Abtei („Chronicon Petriburgense"), welche vom Jahre der Stiftung derſelben (654) bis zum Jahre 1368 reicht, wird handſchriftlich in mehren Bibliotheken Englands aufbewahrt; da ſie auch über Northamptonſhire manches Licht verbreitet und überhaupt auf die Geſchichte und beſonders den Culturzuſtand Englands Rückſicht nimmt, ſo wäre ein Abdruck derſelben wünſchenswerth. Unbedeutend ſind die ebenfalls ungedruckten Homilien deſſelben Verfaſſers *).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes de St. Petro, ſ. Johannes von Jesu Maria.

Johannes Philoponos, ſ. Johannes Grammaticus.

Johannes bar Phincaje oder Phincoje (ܝܘܚܢܢ ܒܪ ܦܚܨܝܐ), d. i. Sohn der Töpfer, ein Neſtorianiſcher Mönch, deſſen Zeitalter ſich nicht genau beſtimmen läßt, machte ſich als ſyriſcher Schriftſteller bemerklich. Seine Bücher ſind meiſtentheils jedoch nur dem Titel nach bekannt. Er ſchrieb, nach Ebedjeſu's Angabe [1]), von der Kinderzucht, Erforſchung der Worte, Briefe [2]), ein Buch gegen die Sekten, von den 7 Augen Gottes, dann das Buch von den Bindungen und der Vollkommenheit (ܟܬܒܐ ܕܣܘܡܟܐ ܘܫܠܡܘܬܐ), über deſſen Inhalt ſogar Aſſemani zu keiner feſten Meinung kommen kann; endlich auch ein Buch der Fragen.

---

1) *Fabricii* bibl. gr. T. I. p. 376. 378. 2) *Labbe*, Bibl. nov. manuscript. p. 110. 111. 3) *Fabricii* bibl. gr. T. X. p. 520. 4) *Id.* ibid. T. II. p. 435. 5) *Id.* ibid. T. III. p. 627. 6) *Id.* ibid. T. II. p. 571. T. X. p. 520. 7) *Id.* ibid. T. IV. p. 18. 8) *Labbe*, Bibl. nov. manuscript. p. 119. 190. 9) *Fabricii* bibl. gr. T. II. p. 400. T. IV. p. 413. 10) *Id.* ibid. T. X. p. 520. 11) *Labbe* l. c. p. 118.

*) *J. Bale*, Scriptorum Britanniae Cent. V. cap. 62. *C. Oudin*, Comment. de Script. eccles. Tom. III. p. 1088.

1) Catalog. script. ecclesiast. ed. *Abr. Ecchellensis* p. 88; und in *Assemani* Bibl. Orient. Vatic. T. III. P. I. p. 189. 190. vgl. 281 u. 355. T. I. p. 509. 510. 2) ſ. auch *Assemani* l. c. T. II. p. 306.

Sein Beiname findet sich auch, aber irriger Weise, in der Form bar Frangoje (Sohn der Franken) [3].

(*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Phokas, ein griechischer Mönch des 12. Jahrhunderts, diente, ehe er sich dem Klosterleben weihte, als Krieger in dem Heere des Kaisers Emanuel Komnenus. Er war der Sohn eines gewissen Matthäus, welcher in seinem Alter Mönch geworden war und sich in ein Kloster auf der Insel Patmos zurückgezogen hatte. Johannes machte, nachdem er den Mönchsstand gewählt, im J. 1185 eine Reise nach den heiligen Örtern Palästina's und brachte dann seine übrige Lebenszeit in einem Kloster auf der Insel Kreta zu. Hier beschrieb er seine Reise nach dem heiligen Lande unter dem Titel: „Kurzer Bericht über die zwischen Antiochia und Jerusalem liegenden Festen und Städte Syriens und Phöniciens, sowie der heiligen Örter in Palästina" (*„Ἔκφρασις ἐν συνόψει τῶν ἀπ' Ἀντιοχείας μέχρις Ἱεροσολύμων κάστρων καὶ χωρῶν Συρίας, Φοινίκης, καὶ τῶν κατὰ Παλαιστίνην ἁγίων τόπων"*). Sie wurde zuerst von dem um die griechische Literatur vielfach verdienten Leo Allatius (in den *„Συμμικτα."* Colon. 1653. p. 1—46) mit einer lateinischen Übersetzung herausgegeben. Die Übersetzung findet man auch nebst einer kleinen Karte dieser Reise bei den Bollandisten (Act. SS. Maji, Tom. II. praef. p. I—IX.) (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Piemontanus (Johannes Butzbach), s. Piemontanus.

Johannes Pique l'ane, s. Johannes von Paris.

Johannes Placentinus, s. Craston.

Johannes de Plano Carpini, s. Carpini.

Johannes von Polde (Johannes de Polde, auch Poelde, Polda und Poldo geschrieben), ein Chronist des 14. Jahrhunderts, welcher als Senior der Kirche zu Hameln bei den Herzogen von Braunschweig die Angelegenheiten derselben besorgte und also mit ihrem Zustande und ihrer Geschichte genau vertraut war. Er starb um das J. 1385. Sein Chronicon ecclesiae Hamelensis (zuerst, aber nach einer schlechten Handschrift, in *Meibomii* script. rer. germ. Tom. II. p. 513—317, dann ebenfalls unvollständig in *Mencken*, script. rer. germ. Tom. III. p. 819—826. am besten in *Leibnitz*, script. rer. Brunsvic. Tom. II. p. 508—516 und in Ludwig's Reliq. manuscript. Tom. X. p. 1 sqq.) enthält schätzenswerthe Nachrichten, die aus guten archivalischen Quellen gezogen sind. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Polemar, s. Polemar.

Johannes aus Polen, ein Historiker des 14. Jahrh., über dessen Lebensverhältnisse man weiter nichts Näheres weiß, als daß er im J. 1359 seine polnische Chronik („Chronicon Polonorum") beendigte. Sie reicht von den Anfängen des polnischen Volkes bis zu Ende des 13. Jahrhunderts, verbreitet aber besonders über die Periode der schlesischen Geschichte, in welcher dieses Land nach der Ermordung Heinrich's II. durch die Tataren (1241) in mehre Herzogthümer zerfiel, manches Licht. M. Hancke machte in seinen Arbeiten über die schlesische Geschichte auf diese Chronik, die er handschriftlich besaß, zuerst aufmerksam, und Fr. W. von Sommersberg gab sie in seinen „Silesiacarum rerum scriptores." Lips. 1729. Fol. (Tom. I. p. 1—13) aus dessen Nachlasse heraus. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes der Presbyter [1], eine höchst dunkle Erscheinung am Ende des apostolischen Zeitalters, durch deren Gleichzeitigkeit und Gleichnamigkeit mit dem Apostel Johannes die kritische Untersuchung über des Letzteren Lebensumstände und Schriften vielfach erschwert und verwirrt worden ist. Die Hauptquelle über den Presbyter Johannes besitzen wir in einem berühmten Fragmente des Papias bei Eusebius, Kirchengeschichte III. 39 (vgl. den Artikel Johannes der Apostel, Anm. 4. S. 14). In demselben wird er ausdrücklich vom Apostel gleiches Namens unterschieden und nebst einem gewissen Aristion als Schüler Jesu (*μαθηταὶ κυρίου*) fast auf Eine Linie mit den Aposteln selbst gestellt. Es kann daher nur als äußerste Verwegenheit der kritischen Verzweiflung gelten, die Existenz dieses Presbyter zu bezweifeln [2], oder gänzlich in Abrede zu stellen, wie dies nach Clericus' [3]) Vorgange neuerlich Guerike [4]) gethan hat, um damit auf die leichteste Art alle Schwierigkeit zu entfernen, welche durch diesen „Doppelgänger" des Apostels den kritischen Untersuchungen über die Johanneischen Schriften bereitet wird. Nach der richtigen Interpretation des Papianischen Fragments (vgl. d. Art. Johannes der Apostel S. 14 fg.) war zu der Zeit, als Papias seine Erkundigungen über die Reden des Herrn einzog, der Apostel Johannes nebst seinen Mitjüngern bereits gestorben, der gleichnamige Presbyter aber noch am Leben. Da nun schon der Apostel Johannes der kirchlichen Tradition zufolge ein sehr hohes Alter erreichte (s. d. Art. Johannes der Apostel S. 13) und beide Johannes doch Schüler Jesu gewesen sein sollen, so meint Gfrörer [5]), Papias habe sich in der Angabe über das Alter des Presbyter geirrt, wie es denn in vielen Fällen auch uns begegne, daß wir über die Schicksale alter Männer, die wir zum Theil gekannt haben, manches berichten, was nicht genau mit der Wahrheit übereinstimme. *Μαθητὴς τοῦ κυρίου* könne auch in weiterer Bedeutung einen Solchen bezeichnen, der zwar den Herrn nicht selbst gehört, aber doch dessen Lehre

3) *Assemani* l. c. T. I. p. 509. 510. T. III. P. I. p. 189.

1) Zum ganzen Artikel vgl.: Dr. Paulus, Die drei Lehrbriefe von Johannes u. s. w. (Heidelb. 1829.) S. 263 fg. Credner, Einleit. ins N. T. I. Bd. S. 695 fg. 733 fg. Jachmann's Abhandl. in Pelt's Mitarbeiten. Jahrg. 1839. 4. Heft. S. 3 fg. Lücke, Commentar über das Evangel. des Johannes. I. Th. (3. Aufl. Bonn 1840.) S. 25—31. Lützelberger, Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften. (Leipz. 1840.) S. 76 fg. Neander, Geschichte der Leitung und Pflanzung des Christenthumes durch die Apostel. 2. Bd. (3. Aufl. Hamb. 1841.) S. 540 fg. 557 fg. Wieseler's Abhandl.: Des Papias Zeugniß über den Presbyter Johannes, in Pelt's theologischen Mitarbeiten. Jahrg. 1840. 4. Heft. 2) Vgl. Hänlein, Einleit. ins N. T. S. 183; über ältere Zweifel Lampe, Comment. in Joann. T. I. p. 110. 3) Bei Lampe a. a. O. 4) in seiner Schrift: Fortgesetzte Beiträge zur Einleit. ins N. T. Erste Lieferung. (Halle 1831.). 5) Die heilige Sage. I. Bd. S. 8.

aus dem Munde der Apostel kennen gelernt habe. Aber ganz abgesehen von der gänzlichen Unzulässigkeit dieser Erklärung des Prädicates *μαθητὴς τοῦ κυρίου*, bedürfen wir gar nicht einer so verzweifelten Auskunft. Setzen wir nämlich den Tod des Apostels Johannes ums Jahr 100 und sein Lebensalter auf 90 Jahre, so bleibt noch Zeit genug übrig für den ihn überlebenden Presbyter, zumal wenn dieser das Prädicat *μαθητὴς κυρίου* nur deshalb geführt haben sollte, weil er als Kind oder angehender Jüngling sich mit in der Umgebung des Herrn befunden hatte. Beispiele von so hohem Alter können bei der einfachen Lebensweise der ersten Christen nicht weiter auffallen. Berichtet doch auch Hegesippus bei Eusebius, Kirchengeschichte III, 32 von Symeon, Bischof von Jerusalem, daß derselbe ein Alter von 125 Jahren erreicht habe und die Gemeinden von Vienne und Lugdunum in ihrem bekannten Sendschreiben bei Eusebius, Kirchengeschichte 5, 1, melden, daß der Bischof Pothinus von Lugdunum bei seinem Märtyrertode 90 Jahre alt gewesen sei. Diesen Analogien zufolge könnte der Presbyter Johannes mit dem Apostel sogar in gleichem Alter gewesen sein und ihn dennoch um einige Jahre überlebt haben. In diesem Falle läge die Annahme am nächsten, daß er zu den 70 Jüngern Jesu gehört habe.

Über den Wohnort und den Schauplatz der Wirksamkeit unseres Presbyter erfahren wir aus jenem Fragmente nichts. Aber nach einer alten, vom Alexandrinischen Dionysius (bei Eusebius, Kirchengeschichte VII, 25, vgl. mit Eusebius III, 39) mitgetheilten Tradition[6]) gab es in Ephesus zwei Gräber, von denen jedes die Gebeine eines Johannes barg, und einer Nachricht in den apostolischen Constitutionen[7]) zufolge gab es einen ephesinischen Bischof, Johannes, der noch vom Apostel gleiches Namens in sein Amt eingesetzt worden war. Nun läßt es sich zwar nicht zur mathematischen Gewißheit bringen, aber nach einem der historischen Kritik sehr nahe liegenden Gesetze der Sparsamkeit mit gleichnamigen und gleichzeitigen Personen muß sich uns doch mit einem Grade von Evidenz, als bei so mangelhaften Quellen nur immer möglich ist, die Annahme aufdrängen, daß der zuletzt genannte Johannes der von Papias erwähnte Presbyter dieses Namens sei. Gewiß wäre es ein zu weit getriebener Zweifel, wenn man mit Lücke[8]) als entscheidende Instanz gegen jene Annahme das Stillschweigen des Polykrates bei Eusebius V, 24 und III, 31 über jene zwei Johanneische Gräber geltend machen wollte. Denn daß Polykrates in seinem Schreiben an den römischen Bischof Victor unter den urchristlichen Auctoritäten für die asiatische Sitte der Osterfeier den Presbyter Johannes übergeht, kann ja recht wohl seinen Grund darin haben, daß über die Art, wie es dieser Mann mit der Osterfeier gehalten hatte, jede Erinnerung in der Tradition erloschen war. Sollte aber auch die Überlieferung von den zwei Johanneischen Gräbern auf irgendwelchem Irrthume beruhen, so hat sie doch jedenfalls die Meinung zur Voraussetzung, daß zwei Johannes in Ephesus gestorben seien. — Wann aber der Presbyter nach Kleinasien gekommen sei, muß gänzlich unentschieden bleiben, so lange nicht mit mehr Wahrscheinlichkeit, als bisher, dargethan ist, daß die Apokalypse sein Werk sei. Denn wäre dies der Fall, so müßte seine Ankunft noch vor das Jahr 69 gesetzt werden (vgl. den Artikel Johannes der Apostel S. 6). Auch würde sich dann natürlich auch dasjenige, was in diesem Buche von seines Verfassers Aufenthalte auf Patmos bemerkt ist (vgl. den Artikel Johannes der Apostel S. 11), auf den Presbyter beziehen.

Auch über die Bedeutung des Epitheton Presbyter ist man nicht allgemein einverstanden. Nach Credner[9]) bezeichnet es das „Alter, und zwar entweder weil dieser Johannes früher noch als der Apostel Johannes nach Kleinasien gekommen und in sofern für diese Gegenden der Ältere war, oder weil er in der That an Zahl der Jahre den Apostel Johannes noch übertraf." Wieseler[10]) dagegen hält es für möglich, daß er schon früher als Jude, etwa als Mitglied des Synedriums, dieses Epitheton geführt habe. Die erste Annahme Credner's ist die aller unwahrscheinlichste, denn nach ihr wäre das Epitheton von einem seiner Wortbedeutung durchaus unangemessenen Verhältnisse gebraucht worden. Am wahrscheinlichsten bleibt dagegen die gewöhnliche Erklärung von der amtlichen Stellung, einmal weil diejenigen Presbyteren, nach deren Aussagen Papias sich erkundigte und mit welchen er den fraglichen Johannes zusammenstellt, am natürlichsten für kirchliche Beamte dieses Namens gehalten werden (denn hätte Papias Leute von hohem Alter verstanden wissen wollen, so würde er doch wol zur Vermeidung aller Zweideutigkeit *πρέσβεις* oder *γέροντες* gesagt haben); dann aber, weil der in den apostolischen Constitutionen erwähnte ephesinische Bischof Johannes höchst wahrscheinlich mit diesem Presbyter identisch ist. Denn welcher Thatbestand auch jener Nachricht in den apostolischen Constitutionen zu Grunde liegen mag, sei es nun, daß der Apostel bei seinen Lebzeiten einen Theil der Gemeindeverwaltung und besonders während seiner Inspectionsreisen dem Presbyter die oberste kirchliche Leitung übertrug, oder mag der Presbyter während des Apostels Lebzeiten nur einfaches Mitglied des ephesinischen Presbyteriums gewesen und nach Jenes Tode an die Spitze der Gemeindeverwaltung getreten sein: in jedem Falle setzt jene Nachricht außer Zweifel, daß das Epitheton *πρεσβύτερος* schon in der alten Kirche von der amtlichen Stellung verstanden wurde.

6) Vgl. auch *Hieron.* de vir. illustr. c. 9: — Joannis Presbyteri — — cujus et hodie alterum sepulcrum apud Ephesum ostenditur, etsi *nonnulli* putant *duas memorias ejusdem Joannis* evangelistae esse. Haben diese nonnulli die Worte des Eusebius: *δύο ἐν Ἐφέσῳ γενέσθαι μνήματα καὶ ἕκάτερον Ἰωάννου ἔτι νῦν λέγεσθαι* in derselben Weise falsch verstanden, wie dies von Credner a. a. O. I. S. 734 geschehen ist, oder bestanden sie, vielleicht auf des Irenäus Auctorität gestützt, nur auf Einen Johannes? 7) VII. c. 46. p. 382—384: *περὶ δὲ τῶν ὑφ' ἡμῶν* (den Aposteln) *χειροτονηθέντων ἐπισκόπων ἐν τῇ ζωῇ τῇ ἡμετέρᾳ γνωρίζομεν ὑμῖν, ὅτι εἰσὶν οὗτοι·* — — *Ἐφέσου Τιμόθεος μὲν ὑπὸ Παύλου, Ἰωάννης δὲ ὑπ' ἐμοῦ Ἰωάννου.* 8) a. a. O. I. S. 27.

9) a. a. O. I. S. 697 fg. 10) a. a. S. 130 Anm.

Daß und warum Irenäus den Presbyter Johannes mit dem Apostel gleiches Namens identificirt habe, ist schon im Artikel **Johannes der Apostel** S. 15 gezeigt worden. Gegen die Identification der beiden Männer hat sich schon Eusebius, Kirchenq. VIII, 39, wie es scheint, aussprechen wollen, da er ausdrücklich und mit Nachdruck auf die Stelle des Papias aufmerksam macht, in welcher von zwei Johannes die Rede ist (*Εἰκὸς καὶ ἐπιστῆσαι ἄξιον δὶς καταριθμῆσαι αὐτῷ τὸ Ἰωάννου ὄνομα· ὧν τὸν μὲν πρώτιον Πέτρῳ καὶ Ἰακώβῳ καὶ Ματθαίῳ καὶ τοῖς λοιποῖς ἀποστόλοις ἀνιχνεύει, σαφῶς δηλῶν τὸν εὐαγγελιστήν· τὸν δὲ ἕτερον Ἰωάννην, διαστείλας τὸν λόγον, ἑτέρωις μετὰ τὸν τῶν ἀποστόλων ἀριθμὸν καταλέξας, προτάξας αὐτοῦ τὸν Ἀριστίωνα· σαφῶς τε αὐτὸν πρεσβύτερον ὀνομάζει· ὡς καὶ διὰ τούτων ἀποδείκνυσθαι τὴν ἱστορίαν ἀληθῆ τῶν δύο κατὰ τὴν Ἀσίαν ὁμωνυμία κεχρῆσθαι λεγόντων, δύο τε ἐν Ἔφεσον γενέσθαι μνήματα καὶ ἑκάτερον Ἰωάννου ἔτι νῦν λέγεσθαι, οἷς καὶ ἀναγκαῖον προσέχειν τὸν νοῦν*). Auch die Art, wie Dionysius von Alexandrien und Eusebius (in den angeführten Stellen) die Aufmerksamkeit auf den Presbyter als möglichen Verfasser der Apokalypse zu lenken suchen müssen, beweist, daß die kirchliche Erinnerung an diesen Mann wol ziemlich erloschen gewesen sei. Und dies kann auch nicht weiter auffallen, indem der Glanz des apostolisch-johanneischen Ruhmes den des minder bedeutenden Presbyter so verdunkeln mußte, daß bei der Gleichnamigkeit und Gleichzeitigkeit der beiden Männer in Einem und demselben Wirkungskreise im weiteren Verlaufe der Zeit das Andenken an den Presbyter von der Erinnerung an den Apostel leicht absorbirt werden konnte. Leider muß nun aber diese frühzeitige Verwechselung der beiden Johannes die Besorgniß begründen, daß manche alte traditionelle Nachrichten über den Apostel eigentlich dem Presbyter gelten, und daß namentlich Irenäus sowol was er über den Apostel, als auch, was er über den Presbyter gehört hatte, unterschiedslos auf den Ersteren bezogen habe. Aber nur der kritische Vandalismus eines Lützelberger kann sich gemüßigt sehen, die Thatsache jener Identification von Seiten des Irenäus dahin zu misbrauchen, um Alles und Jedes, was die kirchliche Tradition über die Lebensumstände des Apostels Johannes berichtet, auf den Presbyter zu beziehen. Denn sicherlich begreift es sich weit leichter, wie die Erinnerung an den Presbyter mit der an den Apostel sich verschmelzen konnte, wenn Beide an Einem Orte gleichzeitig mit einander gewirkt hatten, als wie der Presbyter in der kirchlichen Erinnerung zum Range eines der bedeutendsten Apostel erhoben werden konnte, wenn Letzterer, wie Lützelberger uns einzureden sucht, schon im vierten oder fünften Decennium des ersten Jahrhunderts in einem unbekannten Winkel Palästina's gestorben war und niemals den Boden Kleinasiens betreten hatte! Am wenigsten ist es wahrscheinlich, daß diejenigen Nachrichten des Irenäus über den Apostel, für welche er den Polykarpus als Gewährsmann anführt, dem Presbyter Johannes gelten. (Vgl. den Art. **Johannes der Apostel** S. 9.)

Die von vielen Alten und Neueren gehegte Meinung, daß der Presbyter Verfasser der beiden letzten Johanneischen Briefe und der Apokalypse sei, ist schon im Artikel **Johannes der Apostel** des Weiteren besprochen, und daselbst auch der Vermuthung zu begegnen gesucht worden, daß er vielleicht das vierte Evangelium verfaßt habe. (*Wilibald Grimm.*)

Johannes, der Priester genannt, eine fabelhafte Person des Mittelalters im asiatischen Hochlande, welchen die Reisebeschreiber jener Zeit nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht nennen. Daher ist es eine fortdauernd offene Frage geblieben, wer dieser Johannes sei, den die gewöhnliche Erzählung zu einem tatarischen Fürsten macht. Nach gewöhnlicher Annahme sollen nämlich die bis ins asiatische Hochland vorgedrungenen Nestorianer, welche die Verfolgung unter die Buddha-Diener trieb, viele Proselyten gemacht und eine ganze tatarische Völkerschaft zugleich mit ihrem Könige, dem Ong-Chan der Kerait, dem Christenthume zugeführt haben. Derselbe König, oder nach Andern sein Bruder, wird nun für den Priester Johannes gehalten. An seinen Namen knüpft sich manche Sage aus der frühern Geschichte des Christenthums auf den entfernten Hochebenen Mittelasiens, und die abergläubische Richtung der Zeit entstellte das Wenige, was man vielleicht nicht einmal sicher wußte, bis ins Unglaubliche; wenigstens hat die spätere historische Kritik die Legende von einem Nestorianisch-tatarischen Königreiche als völlig unbegründet verwerfen müssen. Um der Widersprüche willen, die sich in den vorhandenen Berichten bezüglich der Personen und Sachen finden, glaubte daher der petersburger Akademiker Isaak Jakob Schmidt*) unter den Nestorianern, mit deren religiösen Ansichten die den Priester Johannes betreffenden Berichte wenig oder gar nicht harmoniren, Sabier und unter dem Priester Johannes den in der ersten Geschichte des Christenthums so oft erwähnten Johannes den Täufer verstehen zu müssen. Die Sabier, welche man ja auch Johannesjünger nennt, kamen sicher frühzeitig wenigstens nach Persien und lassen ihren Herrn und Meister nicht durch Herodes enthauptet, sondern in der persischen Stadt Susa begraben sein, während die Nestorianer erst im 5. oder im 6. Jahrhundert dahin gekommen sein könnten. Nach Marco Polo befand sich zu seiner Zeit in Samarkand sogar eine dem Johannes dem Täufer geweihte Kirche, welche die Christen jener Stadt besuchten. Auch waren ihre Gebete an diesen Heiligen gerichtet. Ein anderer Grund für Schmidt's Behauptung beruht auf der Thatsache, daß bis zum Jahre 1480 die Sabier und Nestorianer, um ihren gemeinschaftlichen Feinden um so wirksameren Widerstand zu leisten, in einer gewissen kirchlichen Gemeinschaft lebten und eine Verwechslung beider Sekten um so eher stattfinden konnte. Ferner erzählt Rubruquis, daß die ihm bekannt gewordenen Nestorianer neben dem Sonntage auch den Freitag feierten, allein das gerade ist ein den Sabiern eigenthümlicher Gebrauch. Später verschwinden freilich in jenen Gegenden alle Spuren des

*) Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens. (Petersb. 1824.) S. 161 fg.

Nestorianischen Christenthums und der Verehrung des Priesters Johannes; und man darf, so lange noch nicht alle Quellen für die Culturgeschichte Mittelasiens zugänglich und benutzt sind, auch die Untersuchung über den erwähnten Sagenkreis noch nicht für geschlossen halten. Was fabelten nicht auch Muhammedaner grade über Johannes den Täufer (vgl. z. B. was d'Herbelot darüber gesammelt hat), was um so auffallender erscheinen müßte, je mehr man genöthigt wäre, an der Verehrung dieses für einen Heiligen gehaltenen Mannes unter den Völkern Asiens zu zweifeln. Grade die allgemeine Berühmtheit des Johannes scheint Schmidt's Voraussetzung einiges Gewicht zu verleihen. (*Gustav Flügel.*)

Wenn aber die zahlreichen Forschungen über die Person und das Vaterland des vielberühmten Priesters Johannes (**Presbyter Joannes, Joannes Rex Indorum Sacerdos, Preste Giani, Preste João, Prêtre Jean, Malek Juhana**) bis jetzt zu keinem annehmbaren Resultate geführt haben, so geschah dies wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil ebendieser Johannes keine wirkliche Person war und keinem bestimmten Lande angehört, sondern nur in der Einbildung als Anhaltspunkt mannichfacher und im Abendlande gern geglaubter Sagen über die Ausbreitung der christlichen Religion im Oriente bestand. Die Sage mag vielleicht den Berichten Nestorianischer Missionäre, welche schon im 5. Jahrhundert bis nach Indien und bis zu den tatarischen Völkern vordrangen und mit den mächtigen Fürsten, deren Schutz sie genossen und die sie zum Christenthume bekehrt zu haben meinten, prunkten, ihren Ursprung zu verdanken haben. Ein ganz besonderes Gewicht legt K. Ritter, der mit den asiatischen Verhältnissen vertrauteste Geograph der neueren Zeit (welcher die verschiedenen Ansichten über den Priester Johannes in seiner „Erdkunde von Asien" [Berl. 1832.], S. 283—299, in sofern sie Asien betreffen, am besten zusammengestellt hat), auf die Erzählung syrischer und arabischer Schriftsteller, daß zu Anfange des 11. Jahrhunderts ein mächtiger Chan der Keraït, der sich in dem Schneegebirge des In-Schan im Lande Tenduch verirrt hatte, auf wunderbare Weise zum Christenthume bekehrt worden sei. Der damalige Patriarch der Nestorianer zu Bagdad, welcher einen Priester zu dem Chane schickte, um ihn zu taufen, habe Joan geheißen und vielleicht (schließt Ritter weiter) sei dem Chane in der Taufe dieser Name beigelegt und die erste trübe Quelle der vielverbreiteten Sage geworden. Die Kreuzfahrer hörten bei ihrer Berührung mit den Nestorianischen Christen von dieser Bekehrung und erzählten sie mit Ausschmückungen und Übertreibungen in ihrem Vaterlande wieder, wo die Mähre sogleich von den nach Neuem und Wunderbarem haschenden Mönchen festgehalten und nach ihren Ansichten und Bedürfnissen bearbeitet ward. Daß übrigens im Lande Tenduch unter der Herrschaft der mächtigen Mongolenfürsten alle Religionen geduldet waren und sich auch Missionäre der Nestorianischen Christen einfanden, unterliegt keinem Zweifel, denn die Geschichte weist hinlänglich die Verbreitung der im Westen unterdrückten syrisch-nestorianischen Kirche nach dem fernen Osten hin nach [1]). Die erste Nachricht von einem Priester Johannes soll um die Mitte des 12. Jahrhunderts durch zwei armenische Legaten, welche Rom besuchten, nach Europa gekommen sein [2]). Von dieser Zeit an wird auch wirklich der Priester Johannes von mehren Chronisten [3]) genannt und die Sage erhielt sich bis zum 15. Jahrh., in welcher Periode sie durch die Entdeckungsreisen der Portugiesen wieder frisch auflebte. Dieses Volk stellte sorgfältige Nachforschungen an, und das Resultat derselben, wie es der vorzüglichste portugiesische Historiker João de Barros [4]) mittheilt, scheint wirklich das wenige Historische, was sich als Stütze der Fabel auffinden ließ, zu enthalten. Bei den Tataren, erzählt der erwähnte Geschichtschreiber, gab es einst christliche Fürsten, welche der Nestorianischen Sekte anhingen und an Macht über den meisten übrigen Beherrschern des östlichen Asiens standen. Die heidnischen Tataren nannten diese Fürsten Ungchan (Vang-Chan), die eigenen Unterthanen aber Jovano, welcher Titel nur eine Verunstaltung des Namens des Propheten Jonas war. Alle Thronfolger führten diesen Titel, der sich im Abendlande in den bekannteren Namen Johannes umgestaltete. Priester Johann von Indien (wohin man ihn fälschlich versetzte) hieß der Ung-Chan aber, weil man ihm, wie einem Priester, im Frieden ein Kreuz, im Kriege aber deren zwei, das eine von Gold und das andere von Edelsteinen, vortrug. Zur Zeit ihrer Blüthe sollen diese Fürsten so mächtig gewesen sein, daß ihnen 72 Könige dienstbar waren. Als aber der Ung-Chan David (nach orientalischen Quellen David's Vater, Vang-Chan Togrul, zu Anfange des 13. Jahrhunderts) auf dem Throne saß, entstand eine Empörung, in deren Folge er durch den Feldherrn Singis (Tschingis-Chan) vom Throne gestoßen und ermordet ward. Ein Nachkomme David's sammelte die Reste seiner christlichen Unterthanen und so lebte das Geschlecht der Ung-Chane noch einige Zeit fort. So weit João de Barros, an dessen Erzählung sich die übrigen Nachrichten vom Priester Johannes und dessen Verpflanzung nach Afrika recht gut anknüpfen lassen. Der Mönch Johannes de Monte Corvino, welcher als Missionär in den mongolischen Ländern wirkte, berichtet im J. 1305 aus Peking, daß er einen Prinzen vom Geschlechte des Priesters Johannes zum Christenthume bekehrt habe [5]). Dieser dem katholischen Glauben gewonnene Nestorianische Prinz hieß Georg und starb im J. 1299. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Vang-Chane, an welches sich die Fabel von dem Priester Johannes knüpft [6]). Die Sage erhielt sich zwar noch ein ganzes Jahrhundert hindurch, wurde aber immer schwächer. Spätere Reisende hörten wol noch fortwährend in jenen

1) Vgl. Ritter a. a. O. S. 285—288. 2) *J. Ludolfi* Hist. aethiop. Comment. lib. II. p. 218. 3) *Guilelm. Tripolitan.* ap. *Mercator.* ann. 1098. *Otto Frising.* l. VII. c. 33. *Alberici* Chron. ann. 1165. 1170. Vgl. Ritter a. a. O. S. 292. 4) Asia, Dec. III. liv. IV. cap. I. (Ed. Lisb. 1778. Tom. V. p. 359 sqq.). 5) *Mosheim*, Historia Tartarorum ecclesiastica. p. 115. Vgl. M. Chr. Sprengel's Geschichte der geographischen Entdeckungen. (Halle 1792.) S. 389. 6) Vgl. Ritter a. a. O. S. 295.

Gegenden von einem Priester Johannes, fanden aber daselbst weder einen solchen, noch überhaupt einen christlichen Herrscher. Die Spuren des Christenthums waren bereits bei den mongolischen Völkern, welche sich dem Lama-Cultus zugewandt hatten, verschwunden. Da der Priester Johannes in der Mongolei keine Stätte mehr fand, versetzte man ihn, wie wir schon aus der mitgetheilten Nachricht João's de Barros gesehen haben und wie aus dem Reiseberichte des Mönches Johann de Plano Carpini [7]), welcher sich um das J. 1246 bei den Mongolen aufhielt, erhellt, nach Indien und als indischer christlicher Fürst, der freilich nur in der Einbildung existirte, lebte er im 15. Jahrhundert von Neuem wieder auf. Als die Portugiesen den Seeweg nach Indien suchten, mußten sie natürlich nach näheren Nachrichten über einen ihnen religionsverwandten Fürsten dieses Landes, der ihnen von bedeutendem Nutzen sein konnte, begierig werden und eine zufällige Namensähnlichkeit veranlaßte emsige Nachforschungen, die nicht wenig zur endlichen Umschiffung Afrika's beitrugen. Durch eine Gesandtschaft aus dem afrikanischen Reiche Benin (um das Jahr 1484) erfuhr der König João II. von Portugal, daß zwanzig Monatreisen hinter dem Reiche Benin ein mächtiger König, Ogané genannt, wohne, von welchem alle Beherrscher der Westküste Afrika's in sofern abhängig seien, daß sie von ihm bestätigt werden müßten. Der belehnte Fürst erhalte von dem Ogané ein Kreuz, welches er stets als etwas Heiliges auf der Brust trage [8]). Aus diesem Umstande schloß man, daß der Ogané ein Christ sein müsse und brachte ihn mit dem Priester Johannes in Verbindung. João, welcher durch diesen mächtigen König Näheres über Indien zu erfahren hoffte, schickte nicht nur im J. 1486 Bartholomäus Dias mit zwei Schiffen aus, um sich auf der ganzen Westküste nach dem Priester Johannes zu erkundigen, sondern im folgenden Jahre auch den gewandten Hofmann Pero de Covilhã über Ägypten nach der Ostküste Afrika's, um zu erforschen, ob es daselbst ein Reich des Priesters Johannes gebe und ob es in Verbindung mit Indien stehe. Covilhã traf in Habesch in dem Negus wirklich einen christlichen König und somit hatte die Sage vom Priester Johannes endlich ihre Verwirklichung gefunden [9]). Der Negus hieß fortan im Abendlande nicht anders als Priester Johannes. — Löst sich aber nun auch auf diese Weise die Fabel in Geschichte auf, so weiß man doch immer noch nichts über die Entstehung und Bedeutung des Namens „Priester Johannes." Die schon angeführten Ableitungen von dem Nestorianischen Patriarchen Joan oder dem Propheten Jonas sind nur Vermuthungen und entbehren ebenso, wie die Herleitung von Johannes dem Täufer jedes historischen Grundes. Natürlicher ist die Vermuthung, daß der Titel Vang-Chan (Ungchan, Danchan), welcher Oberchan bedeutet, im Abendlande in Joan und Johann verunstaltet worden sei. Woher aber der Name Presbyter oder Priester? Der oben aus João's de Barros Bericht angeführte Grund genügt freilich nicht; aber auch die Ableitungen vom persischen Worte Presiejani, welches soviel als apostolisch heißen soll, oder von Presper Chan, soviel als Betkönig, oder endlich von dem tatarischen Fürstentitel Prisioa [10]) überzeugen ebenfalls nicht. Die Benennung kann übrigens auch einem zufälligen Misverständnisse ihren Ursprung zu verdanken haben. — So fabelhaft der asiatische Priester Johannes auch ist, so findet man doch in Chroniken des Mittelalters noch mehre Briefe, welche er an christliche Fürsten Europa's (an den Kaiser von Byzanz, an den Papst, an König Ludwig VII. von Frankreich und an den König von Portugal) geschrieben haben soll. Sie tragen aber alle den Stempel der Unechtheit so offenbar an sich, daß sie keiner weiteren Rede werth sind. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Protospatharius, d. i. Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache am kaiserlichen Hofe zu Constantinopel, im 8. oder 9. Jahrhundert. Zum Unterricht für seinen Sohn schrieb er eine physische Auslegung der Werke und Tage des Hesiodus und einiges Andere. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes de Qualea (Quaya), s. Johannes Genesius.

Johannes von Ragusa, ein Dominikanermönch des 15. Jahrhunderts, welcher sich als Abgesandter seines Ordens auf dem Concilium zu Basel bemerklich machte. Er wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Ragusa in Dalmatien geboren und beendigte seine theologischen Studien zu Paris, wo er auch die Doctorwürde erlangte. Als Professor der Theologie erwarb er sich bald ein solches Ansehen, daß er im Namen der pariser Universität auf das Concilium zu Pavia (1422) geschickt wurde. Der Dominikanerorden erwählte ihn zu seinem Generalsachwalter und als solcher kam er auf das Concilium zu Basel, wo er mit großem Eifer gegen die Hussiten auftrat und ihre Ansichten und Behauptungen in einer langen Rede zu widerlegen suchte (1433). Sie verbreitet sich über alle die Communion unter beiderlei Gestalt betreffenden Momente und ist öfter gedruckt (in *H. Canisii* Lect. antiq. Tom. III. P. 2. p. 1—238. N. E. Tom. IV. p. 467—565; und in den meisten Conciliensammlungen, in der Hardouin's Tom. VIII. p. 1655—1760). Seine Gesandtschaft an den griechischen Kaiser Johannes VI. Paläologus (1434), um diesen zur Theilnahme an dem Concilium einzuladen, konnte keinen Erfolg haben, weil der Papst Eugen IV. sich alle Mühe gab, die Griechen von einer Einigung mit dem Concilium, dessen Übermacht er fürchtete, abzuhalten. Johannes verfaßte einen Bericht über seinen Aufenthalt zu Constantinopel, welcher sich handschriftlich im Besitze des berühmten Leo Allatius befand; die von diesem Gelehrten beabsichtigte Ausgabe desselben erschien aber nicht *). Die Propositionen, welche von dem Abgesandten des Conci-

7) Cap. 10 in Hacluyt's Navigations. T. I. p. 41. Vgl. Sprengel a. a. O. 390. 8) *João de Barros*, Asia, Dec. I. liv. III. cap. 3. 4. 9) *João de Barros*, Dec. I. liv. III. cap. 5. *Fr. Lop. de Castanheda*, Historia do descobrimento e conquista da India. liv. I. cap. 1. *Fr. Alvarez*, Viaggio nella Ethiopia. Cap. 103.

10) Ritter a. a. O. S. 291.

*) *J. A. Fabricii* Bibl. graeca. Tom. XIV. p. 16.

liums dem griechischen Kaiser gemacht wurden, findet man in den Conciliensammlungen (in der Hardouin's Tom. VIII. p. 1496—1506). Nach seiner Heimkehr verließ Johannes die Sache des baseler Conciliums, ergriff die Partei des Papstes und wohnte in dessen Angelegenheiten dem Concilium zu Ferrara (1438) bei. Als Belohnung seiner Verdienste erhielt er das Bisthum Argos in Morea; nach Einigen soll er auch zum Cardinal ernannt worden sein, was aber von Andern mit Recht geleugnet wird; man findet ihn wenigstens in keinem Verzeichniß der Cardinäle. Er starb um das J. 1444 und vermachte seine Bücher und die von ihm zu Constantinopel gesammelten griechischen Handschriften der Bibliothek zu Basel, auf der sich auch noch mehre seiner das Concilium zu Basel betreffenden ungedruckten Schriften befinden.

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Ravenna, ein Zeitgenosse und Schüler des Dichters Petrarca, machte sich vielfach verdient um die höhere Geistesbildung, indem er es war, der nebst Andern zu Ende des 14. Jahrhunderts das sehr vernachlässigte Studium der griechischen und römischen Literatur wieder zu beleben suchte. Weil er aber nur lehrte und nicht schrieb, so erhielt sich sein Andenken nur in dem Gemüthe dankbarer Schüler; er ward von gelehrten Geschichtsforschern des 14. und 15. Jahrhunderts nur flüchtig erwähnt, oft selbst gänzlich übergangen. Mehus war der erste, der ihn der unverdienten Vergessenheit entriß und ihn rühmlich erwähnte [1]). Die reichhaltigsten Quellen für sein Leben, besonders für seine Jugendgeschichte, bietet sein Briefwechsel mit Petrarca, aus welchem hier einige charakteristische Stellen hervorgehoben werden müssen.

Unter günstigen Verhältnissen, aus einem reichen und edlen Geschlechte stammend, erblickte Johannes von Ravenna, nach seinem Familiennamen Johannes Malpaghino geheißen, im Jahre 1352 zu Ravenna das Licht der Welt [2]). Der Grammatiker Donatus, der damals zu Venedig mit großem Beifall die lateinische Sprache lehrte, ward sein Lehrer. Erfreut über die glücklichen Geistesanlagen des Knaben, empfahl er ihn seinem Freunde, dem Dichter Petrarca, der ihn in sein Haus aufnahm, ihn als Gehilfen zum Vorlesen und Schreiben brauchte, doch auch zu seiner höhern Geistesbildung wesentlich beitrug. Johannes zeigte so vortreffliche Geistesanlagen, daß Petrarca ganz davon bezaubert ward und ihn wie seinen eignen Sohn hielt und liebte, auch in mehren damaligen Briefen an seine Freunde unerschöpflich war in dem Lobe des Jünglings. „Sein Genius," schrieb er, „ist mit der Muse befreundet, und er versucht schon eigene Gedichte, von welchen sich prophezeihen läßt, daß, nach seinem Kopfe und seinen Fähigkeiten, einst etwas Großes aus ihm werden möchte." In ebendiesen Briefen rühmt Petrarca des Jünglings rastlosen Fleiß, seine Liebe zur Einsamkeit und die Enthaltsamkeit in allen sinnlichen Genüssen. Ein nicht minder vortheilhaftes Gemälde entwirft Petrarca von seinem jungen Freunde in mehren andern Briefen. Aber das zu frühzeitig gespendete Lob mochte dem Jüngling eine zu hohe Meinung von sich eingeflößt haben, oder ihm behagte auf die Länge nicht mehr das einförmige, ruhige Leben in Petrarca's Hause. Schon nach wenigen Jahren bestand er darauf, sich aus seines Wohlthäters Wohnung zu entfernen, und ließ sich durch keine Vorstellung bewegen, diesen voreiligen Entschluß wieder aufzugeben. Bei den ersten Fragen, die Petrarca an ihn richtete, zerfloß er in Thränen und bekannte aufrichtig, daß ihm bisher nichts gemangelt und daß ihm auch sonst sein bisheriger Aufenthalt durch nichts verleidet worden. Aber seine bisherige Beschäftigung, äußerte er, sei ihm zuwider, das Abschreiben von Büchern und Handschriften. Ein dunkles Vorgefühl mochte ihm sagen, daß, wenn er diesen Widerwillen offen kundgab, Petrarca um so eher geneigt sein möchte, ihn als einen unbrauchbaren Menschen zu entlassen. Nur kurze Zeit ließ er sich durch Petrarca's und andrer Freunde Zureden von einem Schritte abhalten, den er bald bitter zu bereuen Ursache fand, als er, ohne bestimmten Plan, außer um die Welt zu sehen, ohne Empfehlungen, ohne Gefährten und ohne Reisegeld seines Gönners Haus verließ. Seine Schicksale auf dieser Wanderung und seine Heimkehr schildert die nachfolgende Stelle Petrarca's an seinen Freund Donatus: „Johannes überstieg die Apenninen unter beständigen Regengüssen, und bei allen Bekannten, die er traf, gab er vor, daß er nur von mir zu dieser Reise bewogen worden. Dadurch weckte er ihr Mitleiden und mich trafen ihre Vorwürfe, daß ich einen so schwächlichen und unerfahrenen Jüngling ohne Begleitung und gehörige Unterstützung fortgeschickt. Endlich kam er nach Pisa und an das tyrrhenische Meer, um sich hier einzuschiffen. Da er aber nicht gleich ein Schiff fand, und seine Ungeduld in eben dem Grade wuchs, wie sein Geld zusammenschmolz, so entschloß er sich plötzlich, über die Apenninen zu gehen. — Man kann leicht denken, daß ein schwächlicher junger Mann, der weder die Wege noch die Menschen kannte und unaufhörlich von heftigen Regengüssen durchnäßt ward, viel hatte dulden müssen auf den Felsenhöhen und in den tiefen Thälern, von hochangeschwollenen Gebirgswässern durchströmt. Als er endlich in die ligustische Ebene herabkam und den Fluß Froma im parmesischen Gebiete durchwaten wollte, ward er von einem Strombirbel erfaßt und würde ohne einen ihm zu Hilfe eilenden Wanderer sein Leben eingebüßt haben. Von Hunger ausgemergelt, von Geld entblößt, durch die Beschwerden der Reise ermattet, kam er in ärmlicher Kleidung hier in Pavia an und meldete sich bei meinem Francesco an, der ihn kaum wiedererkannte."

So hatten Mangel an Geld, der Kampf mit ungünstiger Witterung und die Ungewohntheit im Ertragen und Überwinden der mannichfachen Beschwerden, mit denen das Reisen, besonders in der damaligen Zeit, verknüpft war, den unbesonnenen Jüngling körperlich und geistig zerrüttet, obschon er nur wenige Monde von dem Hause seines väter-

1) In vita Ambrosii Travers. p. 348 sqq. Vgl. Meiners im Neuen historischen Magazin. 3. Bd. 1. St. S. 35 fg. 2) S. Meiners, Lebensbeschreib. berühmter Männer. 1. Bd. S. 7. Erhard (in s. Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung. Magdeb. 1827. 1. Bd. S. 220) nennt 1347 als das Geburtsjahr Johannes' von Ravenna.

lichen Freundes entfernt gewesen. Dieser empfing ihn zwar ernst, aber schonend, und nahm ihn wieder auf, ohne alle Vorwürfe. Kaum aber war ein Jahr verflossen, als die Reiselust sich abermals in ihm regte. Petrarca, der seiner Neigung weiter keinen Zwang anthun wollte, versah ihn großmüthig sowol mit Geld, als mit Empfehlungsschreiben. In einem dieser Briefe, an Hugo St. Severino gerichtet [3]), findet sich die Stelle: „Der Jüngling, den Du vor Dir siehst, war mir einige Jahre lang wie ein Sohn und hört auch jetzt nicht auf es zu sein. Ungeachtet er sich dem Körper nach von mir trennt, hoff' ich doch nicht, daß er es mit dem Herzen thun werde. Den Schritt, der ihn von mir wegführt, messe ich nicht sowol ihm bei, als seinem Alter, das noch nicht Festigkeit genug hat und am Umherschwärmen Gefallen findet. — Dieser Jüngling von seltenen Anlagen hat unter vielen Vorsätzen endlich den edelsten ergriffen. Er will nur in der Absicht reisen, seine Wißbegierde zu befriedigen. Besonders interessirt er sich lebhaft für die griechische Sprache. — So lange das Andenken an seine unglückliche Reise noch in ihm lebte, überließ ich mich der Hoffnung, daß er wieder abstehen möchte von seinem Vorhaben. Als aber die Zeit allmälig die Erinnerung der erduldeten Drangsale geschwächt, sehnte er sich wieder in die Welt. — Er will jetzt Calabrien und das ganze Ufer Italiens besuchen, das sonst Großgriechenland genannt ward, weil ich ihm einmal gesagt, daß in diesen Gegenden einige der griechischen Sprache sehr kundige Männer, wie der Mönch Barlaam und Leo oder Leontius, verweilten. Er bat mich um Empfehlungsschreiben, und ich gab ihm auch eins an Dich, weil ich den Jüngling liebe und, seines veränderlichen Gemüths ungeachtet, doch seine Lernbegierde nicht tadeln kann. — Ich empfehle ihn Dir also auf das Angelegentlichste, und wenn Du ihm mit Rath und That beistehst, so wirst Du gewiß ein gottgefälliges Werk thun und mich auf das Stärkste verpflichten, da ich meinen Zögling mit Schmerz und Kummer von mir lasse" [4]).

In ähnlicher Weise schrieb Petrarca an Franziskus Brunus in Rom: „Der Freund, aus dessen Händen Du diesen Brief empfangen wirst, war über drei Jahre bei mir, nicht als ein Hausgenosse, sondern als ein Sohn. Ich habe ihn väterlich geliebt, väterlich gewarnt, väterlich gelobt und getadelt. — Der junge Mensch kam reich an Geistesgaben zu mir, aber arm an Kenntnissen. Ich darf mich rühmen, daß er, wenn auch nicht durch meinen Unterricht, doch durch meinen Umgang gelehrter von mir geht, als er zu mir gekommen. Ich wünschte sagen zu können, daß er auf meinen Rath und mit meiner Einwilligung mich verlassen. Aber er ist ein junger Mensch und will sich in der Welt versuchen, wie ich vormals auch that, aber mich jetzt mit Schrecken daran erinnere [5]). Er wünscht Rom zu sehen, was ich nicht misbilligen kann, da ich diese Stadt so oft gesehen und dennoch gern noch einmal sehen möchte. — Ich wünsche, daß das Glück ihm begünstigen möge; sollte dies aber nicht der Fall sein, so steht es ihm immer frei, wieder zurückzukehren in meinen ruhigen, wenn auch kleinen Hafen. Denn ich stecke Tag und Nacht auch für die, die aus jugendlichem Leichtsinne von mir gehen, ein Licht auf, das ihnen auf ihren Irrwegen leuchten und sie wieder zu mir zurückführen kann. — Wenn mich nicht alles trügt, so liebt der Jüngling mich und das Gute überhaupt. Er ist unstät, aber bescheiden, und verdient, daß alle gute Menschen, soviel sie können, zu seinem Glücke beitragen."

Aus Petrarca's Briefen erhellt, daß Johannes von Ravenna nur etwas über drei Jahre bei ihm lebte, und daß er kaum das Jünglingsalter erreicht, als er ihn verließ. In einem ungedruckten Briefe des florentinischen Kanzlers Colucius scheint jedoch eine Stelle dafür zu sprechen, daß Johannes 15 Jahre lang Petrarca's Umgang genossen. Dieser Angabe liegt aber ein Irrthum zum Grunde, und man muß sich wundern, wie Mehus [6]), der die Briefe des Petrarca kannte, dieser Notiz Glauben schenken konnte. Über des Jünglings weitere Schicksale nach seiner zweiten Entfernung aus Petrarca's Hause herrscht großes Dunkel. Er scheint sich zunächst nach Unteritalien gewandt zu haben, wo er eine reiche Ausbeute für die Erweiterung seiner griechischen Sprachkenntnisse zu finden hoffte. Jedenfalls führte er längere Zeit ein unstätes Wanderleben, bis er endlich bei dem Cardinal Philipp, einem Jugendfreunde Petrarca's, ein ruhiges und ehrenvolles Unterkommen fand. Wie lange er bei diesem Gönner geblieben, ist ebenso wenig bekannt, als seine Schicksale während der noch übrigen Lebensjahre Petrarca's. Indessen die Hoffnung aber, die dieser sich von dem Jünglinge gemacht und die er beinahe wieder aufgegeben bei den Proben seines unstäten Charakters und seiner schwärmerischen Reisesucht, ging doch in Erfüllung, als Johannes das Mannesalter erreicht. In reifern Jahren finden wir ihn erst in Padua, dann in Florenz als Lehrer der alten Literatur, wo er treffliche Schüler zog, die fast alle einstimmig in seinem Lobe sind [7]). Auch in Sitten und Lebenswandel ging er ihnen mit musterhaftem Beispiele voran. Nach dem Zeugniß eines seiner berühmtesten Schüler, des Sicco Polentonus, übertraf er alle Lehrer, die vor und mit ihm lebten, an Gelehrsamkeit und an Tugend. Guarinus, Poggius, Bergerius, Leonardus Aretinus und viele andere berühmte und verdienstvolle Männer hatten seinen Unterricht genossen und erkannten es als eine besondere Wohlthat der Vorsehung, daß sie diesen Lehrer gefunden, wenn sie sich auch sagen mußten, daß sie, unterstützt durch neu eröffnete Quellen echter Kenntniß und durch zierlichere Schreibart ihn längst übertroffen. Immer galt Johannes von Ravenna, nach ihrem einstimmigen Urtheil für den Ersten, der das Studium der lateinischen Sprache und das Studium des römischen Alterthums in ihrem Vaterlande allgemein verbreitet. Auch die Schönheit und Kraft seines Ausdrucks erregte

3) s. Lib. V. Rer. senil. Epist. 7. 4) Ibid. Epist. 9. 5) Vult probare mundum, quem probasse ego nimis memorans cohorresco.

6) In der vita Ambros. Travers. p. 350. 7) s. *Blondi Flavii Forliviensis* Italia illustrata. (Bas. 1559.) p. 346 sqq.

nicht weniger die Bewunderung seiner Zeitgenossen, als der Umfang seiner gründlichen Kenntnisse, und sie steigerten ihr Lob bis zu der Behauptung, daß „unter Allen, die jemals in lateinischer Sprache geschrieben, Johannes von Ravenna dem Cicero am nächsten komme" [8]).

Es war zu Anfange seines Aufenthalts in Florenz, als der dortige Kanzler Colucius ihn an einen gelehrten und aufgeklärten Mann, Karl von Malteſta, als einen sehr vorzüglichen Lehrer empfahl. „Er ist," schrieb Colucius [9]), „von reifem Alter, von unbescholtenen Sitten, und durch seine gründlichen Kenntnisse mehr als irgend ein Andrer geeignet zu einem brauchbaren Gehilfen in Deinen Studien und übrigen Arbeiten. Was könnte Dir erwünschter sein, als einen Mann zu besitzen, der für Dich wacht und arbeitet und Dir in kurzer Zeit mittheilen kann, was man durch eigene Bemühungen nur mit großen Schwierigkeiten findet. Ich weiß nicht, ob Du in ganz Italien seines Gleichen antreffen könntest, und ebendaher wünsche ich, wenn Du anders meinem Urtheil traust, daß Johannes von Ravenna die Stelle Deines gelehrten Freundes Jakob von Allegretti vertreten möchte."

Ungewiß ist, ob Johannes von Ravenna von jener Empfehlung Gebrauch gemacht und sich zu Malteſta begeben. Keinem Zweifel aber unterliegt es, daß er im Jahre 1397 nach Florenz gekommen und dort mit einem Jahrgehalte als Lehrer der römischen Sprache und Beredsamkeit angestellt worden. Er stand damals in seinem 45. Lebensjahre. Wie lange er als Lehrer und Vorbild segensreich gewirkt, ist nicht bekannt. Soviel weiß man, daß er zwar 1412 noch am Leben war, doch vor 1420 gestorben sein muß [10]). Hinterlassene Schriften von ihm sind nicht bekannt und ebendaraus erklärt sich, wie unter den Männern, die zur Wiederherstellung der Wissenschaften thätig gewirkt, Johannes von Ravenna's Name in unverdiente Vergessenheit gerathen konnte [11]). (*Heinrich Döring.*)

Johannes de Rupescissa, s. Roquetaillade.

Johannes Ruysbroek, s. Ruysbroek.

Johannes Saba (صبا), d. i. der Greis, ein syrischer Anachoret aus der kleinen mesopotamischen Stadt Daliath auf der westlichen Seite des Euphrat gebürtig, war ein Zeitgenosse des Isaak von Ninive und lebte in der Mitte des 6. Jahrhunderts. Dalaita heißt er nach seinem Geburtsorte, nicht nach dem jenseit des Tigris liegenden Kloster Dilaita. Um seinen Bruder, welcher die Trennung von ihm hart empfand, zu trösten und aufzurichten, machte er ihm aus der Einsamkeit, in welche er sich als Aſket zurückgezogen hatte, von Zeit zu Zeit schriftliche Mittheilungen über allerlei kirchliche und theologische Gegenstände. Dieser aber sammelte sie sorgfältig, erhielt daher, als Johannes es erfuhr, die Weisung, diese vertraulichen Denkblätter jedenfalls nicht vor seinem Tode bekannt werden zu lassen. Erhalten haben sich 30 Reden desſelben und 48 Briefe, deren Inhalt Aſſemani [1]) angiebt; auch die Briefe beziehen sich lediglich auf das Religiöse, vorzüglich wie es sich im Mönchsleben darstellt. Der Nestorianische Patriarch Timotheus verdammte seine Schriften, als wenn sie dem Sabellianischen Irrthume huldigten, wovon jedoch Aſſemani nichts darin gefunden hat [2]). Der Nestorianer Ebedjesu [3]) legt ihm zwei Bücher bei. Verschieden von diesem Johannes Saba [4]) ist ein andrer, welcher den Beinamen der Garmachit hat.

(*A. G. Hoffmann.*)

Johannes de Sacrobosco oder Sacro busto, s. Holywood (John).

Johannes, Sohn des Said, Fortsetzer der Annalen des Eutychius (s. unt. d. Art.).

Johannes Sapiens, s. Johannes Cyparissiota.

Johannes Sarisberiensis, s. Petit.

Johannes Scalarius, s. Scalarius.

Johannes Scheffler, s. Johannes Angelus.

Johannes Scholasticus, s. 1) Johannes III., Patriarch von Constantinopel, 2) s. Scalarius.

Johannes Scotus Erigena, s. Erigena.

Johannes Secundus (Joh. Everhard), s. Nicolay (Nicolajus).

Johannes von Segovia (Johannes Segobiensis oder de Segovio), ein bekannter Theolog, welcher auf dem Concilium von Basel eine bedeutende Rolle spielte, wurde gegen das Ende des 14. Jahrhunderts zu Segovia geboren, erhielt nach Beendigung seiner Studien ein Kanonikat zu Toledo und lehrte später auf der Universität Salamanca die Theologie. Auf Befehl des Königs Johann II. ging er 1431 als Abgeordneter dieser Universität auf das Concilium zu Basel und äußerte bald durch seine Tüchtigkeit und seinen Eifer einen entscheidenden Einfluß auf die Versammlung. Er vertheidigte zu Gunsten der Böhmen die Communion unter beiderlei Gestalten, eiferte gegen die griechische Ansicht über den Ausgang des heiligen Geistes aus dem Sohne und war einer der Abgeordneten des Concils, welche auf den Reichstag zu Mainz (1439), der die Eintracht zwischen dem Concilium und dem Papste herstellen sollte, geschickt wurden. Der Papst Felix V. machte ihn zum Cardinal (1440), als aber

8) s. *Mehus.* C. I. p. 348. Scimus et scimus omnes, qui te venerantur, quique nomen audiverunt tuum, te non modernis solum excellere, sed inter priscos Ciceronem propius adversisse. Ea quidem facundia, copiaque et majestate dicendi exundas etc. 9) In vita Ambros. Travers. p. 352 sqq. 10) Ein anonymer Schriftsteller, der eine Anweisung zum Briefschreiben nach den Principien des Johannes von Ravenna im Jahre 1420 beendete, spricht von seinem Lehrer, wie von einem Verstorbenen; s. *Mehus* C. I. Seguendo la dottrina dell' eloquente et onorevole maestro Giovanni nel suo tempore principe della retorica facultate etc. 11) Die ausführlichsten Nachrichten über Johannes von Ravenna liefert L. Meiners in s. Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissensch. (Zürich 1795.) I. Bd. S. 5—48. Vgl. außerdem H. A. Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung. (Magdeburg 1827.) I. Bd. S. 220 fg. Neues histor. Magazin. 3. Bd. 1. St. S. 35 fg.

1) Biblioth. Orient. Vat. T. I. p. 435—444. 2) *Assemani* l. c. T. III. P. I. p. 101. 104. 3) Catal. script. eccles. ed. *Abr. Ecchellensis.* p. 61. *Assemani* l. c. T. I. p. 434. T. III. P. I. p. 103. 104. 4) Vgl. überhaupt über ihn *Assemani* l. c. T. I. p. 433—443 und die Berichtigung T. III. P. I. p. 103. 104.

Felix zu Gunsten des Papstes Nicolaus V. abdankte und auf diese Weise der Spaltung in der Kirche ein Ende machte, legte auch Johannes seine Würde nieder (1447). Er wurde zwar von Nicolaus zum Bischofe von Saragossa ernannt, zog es aber vor, sich in ein Kloster auf den in der Nähe seiner Vaterstadt liegenden Bergen zu begeben, wo er sich unter dem Beistande des Arabischen kundiger Spanier mit einer Übersetzung und Widerlegung des Koran beschäftigte. Diese Widerlegung führt den Titel „De mittendo gladio Spiritus in Saracenos" und soll von einem andern seiner Werke mit der Überschrift „De pace Fidei habenda cum Judaeis, Saracenis, Arabibus, Persis, Armenis et multis aliis discedentibus a Christianae religionis cultu" nicht verschieden sein; beide Schriften sind noch nicht gedruckt. Seine für das Concilium verfaßte Ausarbeitungen „De ecclesiastica potestate sive de inseparabili sanctitate Ecclesiae et suprema generalis Concilii auctoritate," „De admissione Praesidentium Papae" und „De justificatione Basileensis Concilii et sententiae ipsius contra Gabrielem olim Eugenium latae" sind zu Basel bei den Acten des Conciliums aufbewahrt und wurden von Augustin Patricius in seiner Geschichte des baseler Conciliums, welche man in den Concilienfammlungen findet, benutzt. Seine übrigen Schriften sind: „Avisamenta septem de conceptione B. Virginis Mariae" (Bruxell. 1664. F.) und „Concordantiae partium orationis indeclinabilium in Bibliis" (Basil. 1496. F. und später öfter in den großen Sammlungen der Concordanzen). Das Todesjahr des Johannes von Segovia ist unbekannt. — Ein anderer Johannes von Segovia wurde in dieser Stadt im Jahre 1529 (oder 1531) geboren, gehörte dem Predigerorden an und schrieb „De praedicatione Evangelica libri IV" (Compluti 1573. 4. Brixiae 1586. 4.). Er starb im Jahre 1592 (nach Andern 1594) *). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Serapio, oder nach Andern richtiger Johannes, der Sohn des Serapion (يوحنّا بن سرافيون), ein arabischer Arzt um 1070, den jedoch Andere in das 8. Jahrhundert versetzen, was wahrscheinlich auf der Angabe der arabischen Schriftsteller beruht, daß er im Anfange der Herrschaft (في صدر الدولة), d. i. der arabischen, geblüht habe. So im wiener Manuscr. der sogenannten Biblioth. Philosoph. pag. 439. Casiri erwähnt ihn nach dem madrider Exemplare und bei Gelegenheit einer seiner Schriften Tom. I. pag. 261. Alles, was er schrieb, schrieb er syrisch, und von zwei seiner medicinischen Schriften wurden arabische Übersetzungen gemacht, nämlich eine größere Sammlung in zwölf Abschnitten (كتاب الكناس اثنا عشر مقالة) und eine kleinere in sieben (الكناس الصغير سبع مقالات).

*) *C. Oudin.* Comment. de script. eccles. T. III. p. 2432. *J. A. Fabricii* Bibl. med. et inf. Lat. Tom. IV. p. 414—417. Assemani kennt diesen ursprünglich syrischen Schriftsteller nicht. Vgl. auch *Fabric.* Bibl. Graec. Ed. I. T. VI. pag. 299. (*Gustav Flügel.*)

Johannes Serranus (erst Mönch, dann protestantischer Theolog und hessischer Reformator), s. Lambert (Franz) von Avignon.

Johannes Severianus, s. Petit.

Johannes von Sevilla, oder de Luna (Lunensis), ein bekehrter Jude des 12. Jahrhunderts, welcher sich durch Übersetzung arabischer Schriften zu seiner Zeit verdient machte. Namentlich übersetzte er im Jahre 1142 den Alfragan. Über sein Leben jedoch ist nichts Näheres bekannt. Vor seinem Übertritte zum Christenthume soll er Aben Dreath geheißen haben, und gehörte zu den Gelehrten, welche der Erzbischof Raimund von Toledo in seine Nähe zog, um die Schriften des Aristoteles und ihre Erklärer ins Lateinische übertragen zu lassen und dadurch für die Bestreitung seiner Philosophie eine sichere Grundlage zu erhalten. Wahrscheinlich übertrug Johannes aus dem Arabischen ins Spanische und der Archidiakonus Dominicus Gondisalvi daraus wieder ins Lateinische. Man hat ihm auch den Beinamen Hispanus, Hispaniensis, Hispalensis gegeben. Daß er mit dem von Hugo a Sancto Victore [1]) erwähnten Erzbischof Johannes von Sevilla nicht einerlei Person sei, behauptet Antonius [2]) mit Recht [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes von Sicilien (Johannes Siceliota), ein griechischer Schriftsteller, über dessen Person und Lebenszeit man bis jetzt noch nicht völlig im Klaren ist. Leo Allatius [1]) hält ihn mit Johannes Glykys, einem Patriarchen Constantinopels (1316—1320), für eine und dieselbe Person, ohne irgend einen andern Beweis für seine Vermuthung aufbringen zu können, als den Titel einer Handschrift der Chronik des Johannes, in welchem gesagt wird, daß dieser später Patriarch von Constantinopel geworden sei [2]). L. Moreri [3]) meint, Johannes von Sicilien sei kein Anderer als der Rhetor Johannes Doxopater (s. diesen Art.), und Chr. Walz in seiner Ausgabe der griechischen Rhetoren [4]) sucht diese Ansicht durch den Titel einiger Handschriften, welche dem Johannes Sikeliota den Beinamen Doxopater geben, zu begründen. Abgesehen aber davon, daß solche Titel, die oft von unwissenden Abschreibern beigefügt oder verunstaltet sind, keine Beweiskraft haben können, trennt der Titel einer andern Handschrift beide Johannes ausdrücklich [5]). Die Ähnlichkeit der Sprache und des Styls,

1) Opp. T. III. p. 119. 2) Bibl. Hisp. V. T. II. p. 467. 3) Nach Jourdain in der Biograph. univers. T. XXI. (Paris 1818.) p. 477 unt. d. W. Jean de Seville; Gräfse, Lehrb. e. allg. Liter. Gesch. 2. Bd. 2. Abth. 2. Hälfte S. 814.

1) Diatribe de Georgiis (bei seiner Ausg. des Georg Acropolita. Paris 1651. F.) p. 327. 2) „*Χρονικὸν ... Ἰωάννου μοναχοῦ τοῦ Σικελιώτου, τοῦ καὶ χρηματίσαντος ὕστερον Πατριάρχου Κωνσταντίνου πόλεως νέας Ῥώμης.*" 3) Dictionnaire historique, s. v. *Doxopater.* 4) Vol. VI. (Stuttg. et Tubing. 1834.) p. V—XI. 5) *Leo Allatius*, l. c. p. 321. „*Ἰωάννης φιλόσοφος μέγας καὶ ὀρθοδοξότατος ὁ Σικελιώτης ...* (nach Aufzählung anderer Namen) *ὁ Δοξοπατρῆς κύριος Ἰωάννης*" u. s. w.

welche Walz in den Schriften beider Johannes finden will, läßt sich nicht nur nicht wahrnehmen, sondern es leuchtet sogar eine völlig verschiedene Denkweise der beiden Verfasser daraus hervor [6]). Ferner lebte Doropater im 12. Jahrhundert [7]), Johannes von Sicilien aber scheint dem 14. anzugehören, denn er nennt einmal [8]) den Bischof Theodor von Nicäa und den Bischof Theodosius von Melite, welcher Letztere in die Zeit des Johannes Beccus (Veccus), also ins 14. Jahrhundert, fällt [9]). Johannes von Sicilien war Mönch und als Philosoph sehr geachtet, lebte aber, wie er selbst klagt [10]), in sehr dürftigen Umständen. Daß ihm später das Glück lächelte und er unter dem Namen Johannes Kamaterus auf dem Patriarchenstuhle zu Constantinopel saß (1198—1206), ist eine von Walz geäußerte [11]), aber nicht erwiesene Vermuthung. Johannes scheint ein sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen zu sein, von seinen Werken ist aber bis jetzt nur der Commentar über die Ideen des Hermogenes („*Ἐξήγησις εἰς τὰς ἰδέας τοῦ Ἑρμογένους*“) und zwar erst in der neusten Zeit von Chr. Walz (in seinen Rhetores graeci. Tom. VI. Stuttg. et Tubing. 1834. p. 56—504) herausgegeben. In diesem Commentar [12]) erwähnt Johannes mehre von ihm verfaßte Reden („*Ὁ τοῦ ἵππου λόγος*,“ „*Ὁ κατὰ Σαρακηνῶν λόγος*,“ „*Ἀνασκευὴ τοῦ τοῦ Προμηθέως μύθου*,“ „*Βασίλειος δεύτερος*,“ „*Πολιτικὸς λόγος*“), die aber nicht mehr vorhanden zu sein scheinen. Er schrieb auch eine (in einer vaticanischen Handschrift erhaltene) Chronik, welche mit dem Jahre 866 schließt, weshalb Fr. Schöll [13]) den Verfasser fälschlich in das 9. Jahrhundert setzt. Diese Chronik ist übrigens, wie Leo Allatius [14]) bemerkt, unbedeutend und aus der ebenfalls handschriftlich auf unsere Zeit gekommenen Chronik des Georg Hamartolus ausgeschrieben. Eine von ihm verfaßte theologische Schrift über Adam und Eva („*Περὶ τοῦ Ἀδὰμ καὶ τῆς Εὔας καὶ τῶν ἐξ αὐτῶν καταγομένων*“) findet sich in der erwähnten vaticanischen Handschrift [15]). Andere ihm zugeschriebene [16]) theologische Abhandlungen („De universa Christi oeconomia,“ „De secundo Adam, Christo,“ „De vita spirituali et angelica“) sind nicht näher bekannt.

Johannes Skylitzes, ein griechischer Historiker des 11. Jahrhunderts, genannt der Thrakesier, weil er in Kleinasien, welches damals Thrakesien hieß, geboren war. Über sein Geburtsjahr und seine Vaterstadt wissen wir nichts, über seine Lebensverhältnisse nur Weniges. An dem kaiserlichen Hofe mußte er in bedeutendem Ansehen gestanden haben, denn er bekleidete nach und nach die Stellen eines ersten Garderobemeisters (*πρωτοβεστιάριος*), eines Obersten der Leibwache (*μέγας δρουγγάριος τῆς βίγλης*) und eines Aufsehers des kaiserlichen Palastes (*κουροπαλάτης*), weshalb er auch oft Johannes Kuropalates genannt wird. Er starb gegen das Ende des 11. Jahrhunderts. Als Garderobemeister schrieb er eine kurze Geschichte (*ἐπιτομὴ ἱστοριῶν*) von dem Tode des Nicephorus bis zum Regierungsantritte des Isaak Komnenus (811—1057), welche Georg Cedrenus in seiner Geschichte wörtlich abschrieb, aber seine Quelle auch nicht verhehlte und ihr das Lob der Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit beilegt [17]). Das Original dieses historischen Compendiums ist bis jetzt noch nicht gedruckt, wol aber eine von J. Bapt. Gabius gearbeitete gute lateinische Übersetzung (Venetiis 1570. F.). Später arbeitete Johannes seine Geschichte noch einmal um und setzte sie bis zum Jahre 1081 fort. Von dieser Umarbeitung ist nur der zweite Theil, welcher die Fortsetzung des ersten Compendiums bildet, griechisch gedruckt (in der pariser und venediger Sammlung der byzantinischen Historiker, beim Cedrenus). Ein juristisches Gutachten des Johannes über Aufhebung von Verlöbnissen findet man in Leunclav's Jus graeco-romanum (Francof. 1596. F. p. 132 sqq.). Gute Handschriften zu einer vollständigen Ausgabe des Johannes Skylitzes finden sich zu Paris und Wien. Die Vorrede zu seinem historischen Compendium findet man griechisch in Montfaucon's Bibliotheca Coisliniana (Par. 1715. F. p. 207. 208) und in der neuesten Ausgabe des Cedrenus (Bonn. 1838. p. 3—5).

(*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Sozopoli, s. Johannes XII., Patriarch von Constantinopel.

Johannes von Speyer, s. im Art. Buchdruckerkunst (1. Sect. 14. Th. S. 234).

Johannes Stella, s. Stella.

Johannes Stobaeos, s. Stobaeus.

Johannes Stylita oder Stylites, 1) ein Säulenheiliger des sechsten Jahrhunderts, der sich als Lehrer des jüngern Simeon Stylites einen Namen gemacht hat. Er betete jede Nacht 30 Psalmen und starb ums Jahr 588, nachdem ihm von seinem Schüler sein Tod verkündigt worden war. In der lateinischen Kirche steht er unter den Heiligen, und sein Gedächtnißtag ist den 24. Mai; die griechische Kirche aber hat ihn nicht unter ihre Heiligen aufgenommen. (*J. T. L. Danz.*)

2) Ein Nestorianischer Mönch aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, welcher sich als Verfasser einer syrischen Grammatik bekannt machte. Den Namen Stylit leitet Assemani nicht von der Lebensweise desselben her, weil diese Art von Askese bei den Nestorianern nicht ge-

---

6) Wie J. H. Chr. Schubart in den (wiener) Jahrbüchern der Literatur LXXXIII. Bd. (1838.) S. 247—250 gründlich gezeigt hat. 7) Vgl. Schubart a. a. O. LXXXIV. Bd. S. 37. 38. 8) Rhet. gr. ed. *Walz.* Tom. VI. p. 85. 9) Nach Fabricius (Bibl. gr. ed. *Harles.* Tom. X. p. 400). In Lequien's „Oriens Christianus“ (Tom. II. p. 439—446) hören die Bischöfe von Melite schon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts auf und unter den genannten kommt kein Theodosius vor. Unter den Bischöfen von Nicäa findet sich ein Theodorus (Tom. II. p. 648), dessen Lebenszeit Lequien zwar nicht genau anzugeben weiß, den er aber doch in das 12. Jahrhundert setzt. 10) Rhet. gr. Tom. VI. p. 445. 448. 11) l. c. p. X. 12) p. 447. 469. 13) Gesch. der gr. Lit. (teutsche Übers.) 2. Bd. S. 530. 3. Bd. S. 256. 14) l. c. p. 327. 15) *Leo Allatius* l. c. 16) *Octav. Gaetani* Isagog. ad hist. sacr. Sicul. c. 42.

17) *Τὰ ἐμπαθῶς ἢ καὶ πρὸς χάριν λεχθέντα ἀποδιοπόμπησε, γυμνὴν τὴν ἱστορίαν παραδέδωκεν· ἡμεῖς δὲ τὰς τούτων ἐπελθόντες βίβλους τὰ εἰκότα πεπελέγαμεν. Cedreni* hist. ed. Bonn. T. I. p. 5.

wöhnlich gewesen, sondern von dem Namen des Klosters (Sâule), in welchem er sich aufhielt *).

(*A. G. Hoffmann.*)

Johannes a Suevia, s. Suso (Heinr.).

Johannes Sulaca, s. Johannes IX., Patriarch der Chaldäer.

Johannes Surdus oder de Surdis, s. Johannes von Paris.

Johannes Syncellus, s. Johannes V., Patriarch von Constantinopel.

Johannes de Tambaco, s. Johannes von Dambach.

Johannes al Tardscheman (der Übersetzer), ist 1) soviel als Johannes ibn Batrik, s. Johannes, Sohn des Bitrik; 2) einerlei mit Johannes von Sevilla (s. d. Art.).

Johannes, Jacobitischer Bischof von Tela, Mauslalat oder Constantina, wohnte als solcher im Jahre 512 der Synode zu Sidon bei, war unter den 54 monophysitischen Bischöfen, welche auf Befehl des Kaisers Justin im Jahre 519 exilirt wurden, weil sie die Beschlüsse der chalcedonischen Synode nicht annehmen wollten, und starb zu Antiochien für seine Überzeugung. Unter den Jacobiten genoß er großes Ansehen. Geschrieben hat er Canones †). (*A. G. Hoffmann.*)

Johannes Teutonicus oder Friburgensis, s. Johannes von Freiburg und Semeca.

Johannes Tilberiensis, oder von Tilbury, lebte im 12. Jahrhundert als Weltpriester in England und ist Verfasser einer Historia Anglo-Saxonum.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes von Tinmouth (Tinmouthensis, Tinnemuthensis), ein englischer Benedictinermönch des 14. Jahrhunderts, lebte zuerst in der Abtei St. Alban und dann als Pfarrer in seiner Vaterstadt Tinmouth in der Grafschaft Durham. Er wird als ein sehr kenntnißreicher und fleißiger Mann geschildert, der fortwährend mit dem Einsammeln und Verarbeiten historischer Materialien beschäftigt war und außerdem mit großem Eifer theologischen Studien oblag. Mit besonderer Vorliebe und nicht ohne kritische Umsicht behandelte er die Geschichte der Heiligen Englands, Schottlands und Irlands in verschiedenen Werken („Historiae aureae libri tres," „Sanctilogium majus" und „Sanctilogium minus"), welche aber alle noch nicht herausgegeben sind; nur einige Auszüge (die Biographien des heiligen Paternus und des heiligen Bregwinus, die erste in den Act. SS. Antverp. April. Tom. II. p. 379—382. die andere, jedoch fälschlich als ein Product des Benedictiners Osbernus, in Wharton's Anglia Sacra [Lond. 1691. F.]. Tom. II. p. 75—77) wurden bis jetzt mitgetheilt. Der ausführliche Commentar des Johannes von Tinmouth über das Alte Testament, sowie mehre kleinere Schriften, sind ebenfalls noch ungedruckt *). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes de Torquemada (Turrecremata), s. Torquemada.

Johannes a Trevisa, s. Trevisa.

Johannes, mit dem Beinamen Trithemius. Da dieser berühmte Mann, ein Moselianer, vorzüglich unter dem Beinamen bekannt ist, so s. Trithemius.

Johannes von Troyes (Jean de Troyes), ein französischer Chronist des 15. Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen man weiter nichts mit Gewißheit weiß, als daß er Stadtschreiber (greffier de l'hôtel de ville) zu Paris war. Die Vermuthungen, daß er ein Sohn jenes Jean de Troyes, der sich während der pariser Unruhen unter Karl VI. auszeichnete und unter Karl VII. die Stelle eines Großmeisters der Artillerie bekleidete, gewesen sein dürfte und daß er vielleicht auch in Diensten Johanna's, der Schwester Ludwig's XI. und Gemahlin des Herzogs von Bourbon, könne gestanden haben, sind zu unsicher, als daß man Folgerungen daraus ziehen könnte †). Die erste Ausgabe seiner Chronik, welche vom Jahre 1460 bis zum Jahre 1483 reicht, erschien unter dem Titel: „La Chronique de tres chrestien et tres victorieus Loys de Valois, que Dieu absolve, unziesme de ce nom, avec plusieurs autres adventures advenues en ce royaulme de France comme ès pays voisins depuis l'an 1460 jusques en l'an 1483 inclusivement," s. l. e. a. F. und wurde sehr oft wiedergedruckt, sowol bei anderen Memoiren (gewöhnlich bei denen Comines'), als auch einzeln (Paris 1529. F. Par. 1558. 4.). Später erhielt sie (wahrscheinlich durch einen speculativen Buchhändler) den Titel „Chronique scandaleuse" und erlebte unter diesem wieder viele Ausgaben (Par. 1611. 4. ib. 1620. 4.). Den besten und vollständigsten Abdruck findet man in Petitot's Collection complète des mémoires rélatifs à l'histoire de France. Première série. Tom. XIII. (Par. 1820.) p. 247—456. Tom. XIV. p. 1—118. — Die Chronik von Jean de Troyes enthält viele schätzbare Nachrichten über die Zeit Ludwig's XI., dem sie freilich wenig Lob spendet. Besonders sind die Sitten und Gebräuche, sowie das Privatleben der Bewohner von Paris mit Geschick geschildert. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Tzetzes, s. Tzetzes.

Johannes a Vado boum, s. Johannes von Oxford.

Johannes von Val verde oder de Amusco, s. Val verde.

Johannes Veccus, s. Johannes Bekkos.

Johannes, Abt von Vercelli, s. Gallus.

Johannes de Verdena, nicht zu verwechseln mit Johann Faber von Werden in Schwaben, der ums Jahr 1500 lebte und Professor der Rechte in Leipzig war,

*) *Assemani* Biblioth. orient. Vatic. T. III. P. I. p. 256. 368.

†) *Assemani* Biblioth. orient. Vat. T. II. p. 53. 54. 89. 302. 306. 327.

*) Vgl. *J. Bale*, Script. Britann. Centur. VI. cap. 22. *C. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 1090.

†) *Petitot*, Collect. des mémoires relatifes à l'histoire de France. Tom. XIII. p. 246.

war ein Franziskaner aus Westfalen, und lebte 200 Jahre früher als dieser. Sein **Dormi secure** ist eine Sammlung von Predigten, die er zum Behuf fauler und unwissender Prediger geschrieben, nicht ohne verächtliche Seitenblicke auf die Dominikaner. (*J. T. L. Danz.*)

Johannes, Diakon und Kanonikus zu Verona, lebte zu Anfange des 14. Jahrhunderts und schrieb eine allgemeine Geschichte von Julius Cäsar bis zum Kaiser Heinrich VII. von Lützelburg, die bis jetzt nicht gedruckt, aber dadurch merkwürdig ist, daß eine aus ihr bekannt gewordene Stelle den lange und mit Erbitterung geführten Streit über die Geburtsstadt des älteren Plinius veranlaßte. Der Diakon Johannes behauptete nämlich, Plinius sei ein Veroneser, wogegen sich die Comenser, als deren Mitbürger er seither bekannt war, mächtig erhoben. In neuerer Zeit hat man den Comensern ihr Recht widerfahren lassen, und wie wenig Glauben Johannes von Verona verdient, beweist schon seine weitere Erzählung, daß Plinius in Sicilien, wo er die römischen Legionen angeführt habe, bei einem Ausbruche des Ätna umgekommen sei. (Vgl. *A. J. a Turre*, Rezzonico, Disquisitiones Plinianae. Parm. 1763. Fol. p. 6—8).

(*Ph. H. Külb.*)

Ein anderer Johannes von Verona lebte zur Zeit Otto's II., in der letzten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Als Kanonikus an der Kathedralkirche zu Parma unternahm er sechs Pilgerreisen nach Jerusalem und trat bei der letzten daselbst in den Mönchsstand. Nach seiner Rückkehr gelangte er zur Abtswürde in dem Benedictinerkloster zu Parma, verrichtete mehre Wunder und erhielt kurz vor seinem Tode noch einen Besuch von der Gottesgebärerin, begleitet von mehren Jungfrauen. Er starb den 22. Mai 989, und seine Gebeine ruhen unter dem großen Altare der Kathedralkirche zu Parma.

(*J. T. L. Danz.*)

Johannes de Vesalia, s. Vesalia (de).

Johannes Veteraquinas, s. Johannes von Oudewater.

Johannes von Vicenza, s. Johannes von Vincenza.

Johannes von St. Victor (de St. Victore, Victorinus, oft auch Johannes Parisiensis genannt), stammte aus England und lebte später als Kanonikus in dem Augustinerstifte St. Victor zu Paris, woher er auch seinen Beinamen erhielt. Er starb um das Jahr 1351. Seine Chronik (Memoriale Historiarum), welche von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1322 reicht und aus welcher Andr. Duchesne (Hist. Franc. Script. Tom. I. p. 128—133) einige Auszüge (De Gallica regione et origine regnorum et gentium regionis ejusdem), die übrigens unbedeutend und nicht selten unglaubwürdig sind, mittheilt, findet sich noch in guten Handschriften mit der Fortsetzung eines Ungenannten bis zum J. 1454 auf mehren Bibliotheken (z. B. auf der königlichen zu Paris, auf der zu Cambridge). Demselben Verfasser gehört wahrscheinlich auch ein anderes ebenfalls ungedrucktes Werk, welches den Titel „Flores Historiarum" führt, an; irrthümlich werden ihm aber die Biographien der Päpste Clemens V. und Johannes XXII. (in *Baluzii* Vit. Pap. Avenion. Tom. I. p. 1. 113) zugeschrieben, denn sie finden sich nur in einer Handschrift seines „Memoriale," keineswegs aber unter seinem Namen. Der bekannte Literarhistoriker und Geschichtschreiber Aubert Miräus benutzte das „Memoriale" häufig in seinem „Chronicon Belgicum" und trug viele Stellen wörtlich aus ihm in dieses über *). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Vincenza, ein Predigermönch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der wegen seiner Heiligkeit und wegen seiner Predigten eine Zeit lang in außerordentlichem Ansehen stand. Da er sich schon in Bologna, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, als Friedensprediger und Friedensstifter mit glücklichem Erfolge gezeigt hatte, so bestimmte ihn der Papst Gregor IX. zum Friedensgesandten nach Florenz, um die Florentiner von ihrem feindseligen Unternehmen gegen Siena abzubringen. Hier aber scheiterten seine Bemühungen an der Hartnäckigkeit der Florentiner, und der Papst sah sich genöthigt, die Stadt mit dem Interdict und den Magistrat mit dem Banne zu belegen. Zu einer andern Zeit und an einem andern Orte aber hatte seine Friedenspredigt mehr Erfolg. Nachdem er den Ezzelin und die Montecchi dahin gebracht hatte, daß sie eidlich gelobten, sich Alles gefallen lassen zu wollen, was der Papst verordnen würde, bestimmte er den 28. Aug. 1233 und einen freien Platz an der Etsch, unterhalb Verona, zu einer Versammlung der in Krieg und Fehde begriffenen Veroneser, Mantuaner, Vicentiner u. s. w., um sich unter einander zu vergleichen und Frieden zu schließen. Der Zulauf zu dieser Versammlung war unerhört groß; mehr als 400,000 sollen dabei gegenwärtig gewesen sein, sämmtlich unbewaffnet und der größte Theil als Büßende mit bloßen Füßen. Zu diesem Volkshaufen sprach Johannes von einer 60 Fuß hohen Kanzel, um von Allen gehört zu werden, und gebot ihnen, im Namen Gottes und des Papstes, Ruhe zu halten und sich unter einander den Friedenskuß zu geben. Dies geschah; und nun wurden alle Diejenigen in den Bann gethan, die sich etwa unterstehen würden, den Frieden zu brechen. Und um dem Frieden desto mehr Sicherheit und Bestand zu geben, stiftete er eine Heirath zwischen dem Sohne des Markgrafen von Este, einem Guelfen, und einer Tochter des Alberich de Romano, dem Bruder Ezzelin's, des Hauptes der ghibellinischen Partei. Aber die Herrlichkeit des Friedens ging schon nach wenig Tagen mit dem Ansehen des Friedensstifters zu Grunde. Des Letztern Ketzereifer hatte auf dem Markte zu Verona binnen drei Tagen 60 Personen beiderlei Geschlechts, und zwar aus den besten Familien der Stadt, lebendig verbrennen lassen; in seiner Vaterstadt hatte er, vom Volke unterstützt, an-

*) Vgl. *C. Oudin.* Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 754. *G. J. Vossius*, De hist. lat. lib. III. p. 709 (ed. Lugd. Batav. 1651. 4.). *J. A. Fabricii* Bibl. med. et inf. Lat. Tom. IV. p. 324. *Aubert. Miraei* Auctar. de script. eccles. §. 403. „Nos (sagt Miräus) illud (Memoriale) manu exaratum legimus et non pauca inde in Chronicum nostrum Belgicum transtulimus."

gefangen, sich eine despotische Gewalt anzumaßen und auch in Verona hatte er sich zum Oberhaupte der Stadt erwählen lassen. Aber Hochmuth geht vor dem Fall. Die Paduaner bemächtigten sich seiner Person und seiner Angehörigen. Zwar setzten sie ihn nach einigen Tagen wieder in Freiheit; aber die ganze Wendung seines Schicksals hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich, überzeugt vom Unbestand aller menschlichen Größe, und schmerzlich bereuend, daß er die Grenzen seines heiligen Amtes soweit überschritten, aus dem öffentlichen Leben in die Stille nach Bologna zurückzog. Späterhin erscheint er noch einmal als Prediger in Venedig und verschwindet dann gänzlich. Das Jahr seines Todes ist nicht bekannt *). (*J. T. L. Danz.*)

Johannes Vitalis, s. Vitalis.

Johannes von Viterbo, s. Annius.

Johannes Vitoduranus, s. Johannes von Winterthur.

Johannes Wallensis, s. Johannes Gualensis.

Johannes von Wallingford, ein englischer Benedictinermönch, welcher von dem Jahre 1231 an in dem Kloster St. Alban lebte und gewöhnlich mit einem andern Johannes von Wallingford, welcher gegen das Ende des 12. Jahrhunderts zum Abte desselben Klosters gewählt wurde, verwechselt wird. Doch mögen auch dem Abte (früher Prior in dem Kloster zu Wallingford), der im J. 1214 starb und als ein in der Physik, Grammatik und Poesie erfahrener Mann, der seine Studien auf der Universität zu Paris gemacht hatte, gerühmt wird, mehre dem sonst unbekannten Mönche beigelegte Schriften angehören. Eine wahrscheinlich von dem Mönche verfaßte kurze englische Chronik („Chronica excerpta ex diversis Historiographis de Anglia"), welche vom Jahre 446 bis zum Jahre 1026 reicht und manche nicht unwichtige Aufschlüsse über dänische und normannische Zustände enthält, wurde von Thom. Gale (in seinen „Historiae Britannicae, Saxonicae, Anglo-Danicae Scriptores quindecim." Oxon. 1691. Fol. p. 525—550), aber sehr fehlerhaft und verstümmelt, herausgegeben. Die Fortsetzung dieser Chronik von Radulf Wendover, welche vom Jahre 1066 bis zum Jahre 1216 reicht, sowie die übrigen Schriften der beiden Johannes von Wallingford („Fragmenta astronomica." „De Flaminibus et Archiflaminibus Britannicis." „Descriptio Britanniae" u. s. w.) sind noch ungedruckt †). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Wessel, s. Wessel.

Johannes de Westphalia, s. im Art. Buchdruckerkunst (1. Sect. 14. Bd. S. 235).

Johannes von Winterthur (Johannes Vitoduranus), ein Chronist des 14. Jahrhunderts, welcher in seiner Vaterstadt Winterthur lebte und dem Minoritenorden angehörte. Er schrieb eine Geschichte seiner Zeit, die schon mit Innocenz III. beginnt, aber erst mit dem Jahre 1330, von welchem an der Verfasser als Augenzeuge oder Mitlebender spricht, wichtig wird und bis zum Jahre 1348 reicht. G. W. Leibnitz gab sie zuerst in seinen Accessiones historicae (Hanov. 1700. 4. Tom. I.), aber nach einer defecten und fehlerhaften Abschrift heraus; J. G. Eccard lieferte in seinem Corpus historiae medii aevi (Francof. et Lips. 1743. F. Tom. I. p. 1733—1930) einen guten Abdruck nach einer vollständigen Handschrift. Joh. von Müller hat in seiner Geschichte der Schweiz diese Chronik als eine der vorzüglichsten Quellen betrachtet und fleißig benützt. (*Ph. H. Külb.*)

Johannes von Wirtzburg, s. Johannes von Würzburg.

Johannes Wittiacensis (zu Wittlich im Trierschen geb.). Er lebte in der Mitte des 14. Jahrhunderts und glänzte als Lehrer der Theologie zu Paris und später zu Cöln. Er war ein fruchtbarer Schriftsteller in seinem Fache; doch das Wenigste war schon dem Trithemius bekannt, der nur seine Lectura super quatuor sententiarum libros und die Enucleatio super omnes epistolas Pauli anführt *). (*Wyttenbach.*)

Johannes von Würzburg (Johannes Herbipolensis). 1) ein Priester der würzburger Diöcese, welcher wahrscheinlich im 13. Jahrhundert eine Reise nach Jerusalem unternahm und in lateinischer Sprache beschrieb. Über seine Lebensverhältnisse ist bis jetzt nichts bekannt geworden, die Beschreibung seiner Reise (Descriptio terrae sanctae) gab zuerst (1721) B. Pez (in seinem Thesaur. anecdot. Tom. I. P. I. p. 483 - 534) aus einer Handschrift der Abtei Tegernsee heraus. Sie ist im Ganzen nicht von sehr hohem Werthe, enthält aber doch manche schätzbare Beiträge zur Geschichte der Stadt Jerusalem, die er ziemlich genau schildert.

(*Ph. H. Külb.*)

2) Johannes von Würzburg schrieb um das Jahr 1314 ein Gedicht von dem Herzoge Wilhelm von Österreich, handschriftlich in Gotha (s. Gottsched's nöth. Vorrath zur Geschichte der teutsch. dramat. Dichtkunst. Leipz. 1775. 1. Bd. S. 106. Gottsched's Büchersaal d. schön. Wissensch. 4. Bd. S. 408) †). Eine andere Handschrift befindet sich im Vatican zu Rom (s. Fr. v. Adelung's Nachrichten von altteutsch. Gedichten. 1. Th. S. 164). Nach v. d. Hagen's Meinung (s. dessen literar. Grundriß zur Gesch. d. ältern teutschen Poesie. S. 187) ist das von Schilter (Thesaur. Tom. III. p. 561) erwähnte Gedicht der Wallfahrt des Herzogs

*) s. Muratori, Geschichte von Italien. VII, 494 fg. und le Bret, Gesch. v. Italien. II, 654 fg.

†) *C. Oudin.* Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 180—182. *J. A. Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. Tom. IV. p. 489.

*) *Trith.* Chron. Hirs. II. p. 313. Edit. Monast. S. Galli. 1690.

†) Adelung (in der kleinen Schrift: Jacob Püterich von Reicherzhausen. Leipz. 1788. S. 19) theilt den Schluß des Gedichts mit in den nachfolgenden Versen:

Der Zal ich in bescheide
De man von Gots geburt jech
Driezehn hundert jar. Darnach
In dem vierzehenden jar
Dies ist die zeit für war
In der cruzwochen
Ward dies Buch vollsprochen
Do man vor Aschperg lac.

Leopold von Österreich zu St. Johannes dem Täufer ebendieſes Werk, worin auch nach dem Auszuge in Panzer's Annalen (1. Bd. S. 121 fg.) dieſe Geſchichte von Leopold, Wilhelm's Vater, vorangeht. Nach Joh. v. Müller's Angabe (im Altteutſch. Muſeum von v. d. Hagen. 1. Bd. S. 553) befindet ſich auch ein Gedicht über einen Herzog Wilhelm von Öſterreich, der 1407 geſtorben, in der k. k. Bibliothek zu Wien. Bearbeitet in Proſa erſchien das Gedicht 1481 in Folio, gedruckt durch Anthon. Sorg zu Augsburg; mit Holzſchnitten, 75 Bl., zuſammen mit des Marco Polo 133 Bl. (ſ. Panzer a. a. O. 1. Bd. S. 121). Am Schluß ſtehen die Worte: „Hie endet ſich hertzog Wilhelm von Öſterreich vnd das Buch des edeln ritters vnd landtfarers Marcho Polo" ꝛc. (ſ. Altteutſches Muſeum von v. d. Hagen. 1. Bd. S. 246.) Dramatiſirt ward das Gedicht von Hans Sachs im Jahre 1557.

(*Heinrich Döring.*)

Johannes Xiphilinus, ſ. Xiphilinus.

Johannes von Ypern in Weſtflandern (Johannes Iperius oder Iprensis), ein nicht unwichtiger Chroniſt des 14. Jahrhunderts, widmete ſich in ſeiner Vaterſtadt der Theologie und trat nach Beendigung ſeiner Studien in das Kloſter St. Bertin zu Saint Omer, wo er ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Kenntniſſe wegen im J. 1366 zum Abt erwählt wurde und im J. 1383 ſtarb, wie ſeine im Kloſter St. Bertin befindliche Grabſchrift beweiſt. Die Wichtigkeit der von ihm ausgearbeiteten Chronik (Chronica monasterii S. Bertini), welche vom Jahre 590 bis zum Jahre 1294 reicht, wurde ſchon früh erkannt, da ſich der Verfaſſer nicht auf die Geſchichte ſeines Kloſters und deſſen Äbte beſchränkt, ſondern auch vielfach und oft auf die Grafen von Flandern und die Biſchöfe dieſes Landes zurückkommt und manche Thatſache näher beleuchtet. Schon mehre Sammler, wie d'Achery, Mabillon, Maſſuet, wollten deshalb dieſe Chronik herausgeben, wurden aber durch andere Unternehmungen oder durch den Tod an der Verwirklichung ihres Vorhabens verhindert. Edm. Martene und Urſin Durand machten es endlich (in ihrem Thesaur. nov. Anecd. Tom. III. p. 441 —776) bekannt und erwarben ſich dadurch den Dank der Geſchichtsforſcher. Johannes von Ypern benutzte alle ihm zu Gebote ſtehenden Vorarbeiten und führt oft Stücke aus älteren nicht mehr vorhandenen Chroniken ſeines Kloſters wörtlich an. Über den Zweck und die Art und Weiſe ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung äußert ſich der Verfaſſer ſelbſt, wie folgt: „Um den Zuſammenhang der Ereigniſſe klarer zu entwickeln, werden wir der Geſchichte unſerer Kirche die Erzählung anderer Thatſachen, die unſer Vaterland, die Päpſte, die Könige von Frankreich und die Grafen von Flandern betreffen, einſchalten. Den Stoff haben wir aus den Legenden vieler Heiligen, aus den Geſchichten der Päpſte, der Kaiſer, der Könige von Frankreich, der Herzoge von Auſtraſien und Brabant, der Grafen von Flandern und Guines, aus den Alterthümern unſers Kloſters, aus Annalen, Geſchichten und Chroniken, ſowie aus den öffentlichen Archiven vieler Kirchen und aus tauſenden von echten Schenkungsbriefen und Urkunden geſchöpft" *). Eine unbedeutende Fortſetzung der Geſchichte des Johannes von Ypern durch einen unbekannten Mönch liefern Martene und Durand (in ihrer Amplissima collectio veterum scriptorum. Tom. VI. p. 613—632). (*Ph. H. Külb.*)

Johannes Zonaras, ſ. Zonaras.

Johannes, Sohn des Zugbi (Bar Zugbi), Mönch und Presbyter im Anfange des 13. Jahrhunderts in der Gegend von Arbela, hat metriſch abgefaßte Reden und zwei Grammatiken der ſyriſchen Sprache, die eine in Proſa, die andere in Verſen geſchrieben. Die Art und Weiſe der noch erhaltenen grammatiſchen Arbeiten läßt ſich aus Aſſemani's Mittheilungen darüber ungefähr erkennen †). (*A. G. Hoffmann.*)

VII. Johannes, jüdiſche Fürſten, Feldherren und Gelehrte.

A) Die in der Bibel erwähnten Männer jüdiſchen Urſprungs ſ. unter Johannes, bibliſche Perſonen.

B) Die in der Bibel nicht vorkommenden gehören unter Jochanan. Da jedoch Einige unter der Bezeichnung Johannes bekannter ſind, ſo folgen dieſe hier:

1) **Johannes** [1]) **der Essäer**, im Kriege der Juden gegen die Römer Befehlshaber in Timna und ein tapferer Anführer, blieb in der Schlacht bei Askalon A. 65. (*Zunz.*)

2) **Johannes Giscala** oder Johannes ben Levi, aus Giſchala in Galiläa, angeſehen und tapfer, hatte dieſe von den Syrern zerſtörte Stadt wieder hergeſtellt. Er war ein Feind des in Galiläa commandirenden Joſephus, welcher ihn als einen der ſchwärzeſten Charaktere ſchildert. Nach der Einnahme jener Stadt durch Titus wandte er ſich nach Jeruſalem, wo er im Bunde mit den Patrioten — den ſogenannten Zeloten — den Römern, aber auch den Juden viel Böſes zufügte, und endlich nach der Eroberung Jeruſalems ſich ergeben mußte. Er ſtarb im Kerker zu Rom. Vgl. Joſt, Geſchichte der Iſr. 2. Th. S. 73—90. 139—221. (*Zunz.*)

3) **Johannes**, Sohn des Juda, nach Joſephus' [2]) Angabe Hoherprieſter zur Zeit des perſiſchen Königs Artaxerxes, tödtete ſeinen Bruder Jeſus im Tempel, und veranlaßte dadurch den perſiſchen Befehlshaber Bagoſes,

---

*) Prolog. (Thesaur. anecd. p. 447. 448) ... Et ut haec per singula clarius illucescant, iis nostrae ecclesiae historiis inseremus historias nos et hanc patriam concernentes, maxime Paparum, Regum Franciae, et Comitum Flandriae, per quos praesens ecclesia defensatur .... Collegimus enim ex legendis sanctorum Bertini, Audomari etc. .. ex chronicis paparum, imperatorum, regum Franciae, ducum Austrasiorum et Brabantinorum, comitum Flandriae et Ghisnarum; itemque ex antiquitatibus hujus ecclesiae, ex annalibus, historiis et chronicis, archivis quoque publicis ecclesiarum sancti Areopagitae etc.... itemque ex textibus mille privilegiorum et cartarum authenticarum tam istius quam aliarum ecclesiarum.

†) Vgl. *Assemani* Biblioth. orient. Vat. Tom. III. P. I. p. 307—309. vgl. p. 265.

1) *Jos.* bell. 2, 20. 4. 3, 2, 1. 2.

2) Antiquitatt. Jud. L. XI. c. 7.

welcher diesem, seinem Freunde, die hohepriesterliche Würde zugedacht gehabt, das Heiligthum zu betreten und dem Volke einen Tribut aufzulegen. (*A. G. Hoffmann.*)

4) **Johannes Hyrkanus**, s. Hyrkan und Makkabäer.

VIII. Johannes. Künstler.

1) **Johannes**, ein Bischof, Maler und Baukünstler aus dem 10. Jahrhundert, welcher nach ältern Angaben durch Kaiser Otto III. aus Italien nach Aachen berufen wurde, um die von Karl dem Großen erbaute Marienkirche mit Gemälden zu schmücken, deren eins als sehr vortrefflich geschildert wird. Er soll unter dieses sein Werk geschrieben haben: A patriae nido rapuit me tertius Otto; der Kaiser, heißt es ferner, ertheilte ihm hierauf ein Bisthum in Italien, was er aber verließ und sich wieder nach Teutschland wendete. Zuletzt begab er sich nach Lüttich zu dem Bischofe Balderich, bei welchem er starb. Beigesetzt wurde er in der dortigen St. Jacobskirche. Seine Grabschrift steht, nebst mehren Notizen über sein Leben, in *Chapeauville*. S. S. R. R. Leodiens. I p. 230; es ist indessen nicht zu leugnen, daß einiges über ihn Erzählte, z. B. die ihm als Bischof von einem Herzog angetragene Vermählung mit seiner Tochter u. s. w., fabelhaft erscheint. Jedenfalls gehört dieser Maler Johannes der alten Kunstperiode an, wo durch die politischen Verhältnisse und Verbindungen Italiens mit Teutschland Karl der Große und Otto auswärtige Künstler in die teutschen Staaten riefen, um bei dem sich regenden heiligen und frommen Eifer zur Erbauung von Kirchen und Kapellen kräftig mitzuwirken. Man mußte darauf denken, den ungebildeten Theil des Volkes auch von Außen her durch Versinnlichung der Worte und Lehren in Bildern für ihren höhern Sinn vorzubereiten. Auch war zu jener Zeit die Kunst nicht allgemein, sondern wurde vorzüglich durch einzelne fromme Mönche und Geistliche ausgeübt, besonders in Italien. Ebenso nennt die teutsche Kunstgeschichte der ältern Zeit einige Bischöfe, welche sich als Baukünstler auszeichneten.

2) Den Namen Johannes führte auch ein alter, übrigens ganz unbekannter venetianischer Maler vom Jahre 1227, von welchem in den alten aufbewahrten Büchern der Kunstgenossenschaft zu Santa Sophia gesprochen wird.

Johannes de Alemagna (Giovanni Alemagnia), auch **Alamanus**, ein alter Künstler der venetianischen Schule aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dessen Name auf mehren Gemälden zugleich mit dem von Antonio da Murano vorkommt. Der Letztgenannte hieß eigentlich Vivarini, und gilt als der vorzüglichste Meister einer größern Künstlerfamilie dieses Namens, welche in Murano bei Venedig lebte und zu jener großen Kunstzeit, wo die Hauptentwickelung des bessern Styls vor sich ging, hauptsächlich auf das Colorit und die Weichheit und Verschmelzung desselben in der venetianischen Schule einen mächtigen Einfluß übte. Mehre italienische Galerien und Kirchen, besonders der venetianisch-lombardischen Städte, sowie das berliner Museum, haben unter den daselbst aufbewahrten Denkmälern der Malerei Ausgezeichnetes von Antonio, Bartolomeo und Luigi Vivarini. Über Johannes de Alemagna fehlte es nicht an widersprechenden Meinungen, welche in den verschiedenen Künstlerbiographien von einer Zeit zur andern fortgepflanzt wurden und manche Ungewißheiten ließen, bis man sich nach der Bestimmung scharfsichtiger Kenner dahin vereinigte, daß dieser Johannes ein teutscher in Murano lebender Künstler war, welcher mit Antonio da Murano oder Vivarini gemeinschaftlich arbeitete. Da Zartheit und Weichheit der Malerei, sowie ein wundersamer Farbenschmelz in den mit seinem und seines Mitarbeiters Namen bezeichneten Werken vorherrscht, so schließt man daraus auf die Heimath des Johannes, nämlich auf einen Zusammenhang desselben mit der altcölnischen Schule. Jener Farbenglanz und Schmelz in dem weichen Colorit der niederteutschen Schule scheint, wie schon gesagt, einen unmittelbaren Einfluß auf die ältere venetianische gehabt zu haben, und während zu der erwähnten Zeit die paduanische in einer eignen selbständigen Entwickelung, im Hinblick auf die Antike und durch Nachahmung derselben mächtig vorschritt, dabei aber in eine gewisse Härte der Formen und besonders in ein etwas kaltes Colorit verfiel, pflanzte sich jenes Zartgefühl für Farbengebung in der venetianischen bis zur eigentlichen Kunstblüthezeit in steigendem Grade fort. Zwei herrliche Werke des Johannes Alemano und des Antonio Vivarini befinden sich in der an alten Gemälden reichen Akademie von Venedig. Ein Gemälde enthält die Krönung der Maria, sehr reich an Figuren; besonders bewundert man daran die reizend ernsten Knaben mit den Passionsinstrumenten. Dieses Werk ist mit 1440 bezeichnet. Das zweite Gemälde, mit 1446 bezeichnet, enthält in sehr großem Maßstabe eine Madonna von höchst anmuthsvollem Charakter auf einem von Engeln umgebenen Thron, zu dessen Seiten die vier Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregorius. Die Kapelle S. Zaccaria in Venedig bewahrt auf ihrem Altar ein treffliches Bild mit Zuane e Antonio da Murano bezeichnet und ebenso die Motinische Gemäldegalerie in Venedig eins mit dem Namen Joannes; woraus Cicognara gefolgert hat, daß Giovanni ein Bruder des Antonio war, weil der Beiname Alemano dort fehle.

(*Frenzel.*)

Johannes Baptist. ums Jahr 1524 Hofmaler des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, auch fürstlich pommerscher Portraitmaler, beschäftigte sich mit Malen von Bildnissen *). (*R.*)

Johannes der Bärtige, ein Maler, s. Vermeyen (Joh. Corn.).

Johannes da Bologna, auch nach dem Venetianischen **Zoan** oder **Zan da Bologna**, ein berühmter Bildhauer und zugleich Baumeister, aus Douay in Flandern, geboren 1524, gestorben 1608. Jacob van Breuck, ein guter Bildhauer in den Niederlanden, war sein erster Lehrer;

*) Füßli, Künstlerlex. 2. Th. S. 597. Nagler's Künstlerlex. 6. Bd. S. 165.

dann ging der junge vorwärtsstrebende Künstler zu seiner weitern Ausbildung nach Italien, um theils die Meisterwerke der Alten, theils die der großen Meister aus der Blüthezeit italienischer Kunst zu studiren. Auf ihn, als einen lebendigen, sich frei bewegenden Geist, machten die kühnen Arbeiten des Michael Angelo Buonarotti einen großen und gewaltigen Eindruck; fest entschlossen, sich den großen Künstler als seinen Lehrer und Meister zu erwählen, suchte er sich ihm zu nähern, wurde aber von ihm auf nicht feine Art abgewiesen. Dessenungeachtet betrachtete er fortwährend dessen Werke als seine Muster und studirte unausgesetzt nach diesen. Dieses Studium und das nach der Antike bildeten seinen Geist so aus, daß er als einer der vorzüglichsten Meister des 16. Jahrhunderts zu nennen ist; zugleich war sein Styl edel und freier von der schon etwas ausgearteten Manier in den äußern Formen, welche bei einigen Meistern, als bei Baccio Bandinelli und einigen andern Zeitgenossen, in einer falsch verstandenen Art der Zeichnung sich aussprach und das Sinken der wahren Kunst zu erkennen gab. Johannes da Bologna arbeitete die meiste Zeit in Florenz und lieferte sowol in Erz als in Stein für jene Kunststadt so Manches, was damals als öffentliche Zierde der Stadt bestellt wurde und noch heute bewundert wird. Dahin gehört besonders die schöne Gruppe des Sabinerraubes in der kostbaren Loggia Lanzi zu Florenz [1]); großartige, kühne Bewegung herrscht in den Formen des nackten Römers, welcher mit seiner sich gegen ihn sträubenden Beute über einen besiegten Römer gewaltsam hinwegschreitet. Die Kraft des Mannes, sowie die Zartheit und der Reiz des Weibes sind einzig schön wiedergegeben. Am Fußgestell sind ähnliche Scenen [2]) in Basrelief ausgeführt. Ebenso merkwürdig ist zu Florenz von Johannes da Bologna die in Erz gegossene kolossale Reiterstatue von Cosmus I. [3]) auf dem großen Platze beim Palast Vecchio; an dem Fußgestelle dieser Statue sind Basreliefs, welche den Einzug und die Krönung des Cosmus durch Papst Pius V., sowie die Ausrufung des 18jährigen Cosmus zum Großherzoge darstellen [4]). — Ferner ist von ihm die Gruppe des Herkules und Centauren Nessus [5]), auf dem vorhin genannten Platze der Loggia. Der 60 Fuß hohe Koloß des Berggottes Apenin [6]) mit einer Grotte und grotesk aus Muscheln und Steinen zusammengesetzt, welcher den Garten der Villa Pratolina bei Florenz ziert, ist ebenfalls ein kühnes Werk dieses Meisters. Ferner besitzt Florenz einiges Andere von ihm; dahin gehört als eins der trefflichsten die berühmte Merkurfigur von Erz in der florentiner Bronzesammlung. Leichtigkeit und Gewandtheit in den schönen, zarten Schwunglinien dieser Figur sind ausgezeichnet. — Ebenso wird eine Marmorgruppe — die Tugend, welche das Laster besiegt [7]), aus dem Palazzo Vecchio, sehr gerühmt. Dann ist eine Statue des Mars aus dem großherzoglichen Garten zu Florenz zu erwähnen [8]); ferner verschiedene Basreliefs in San Annunziata und S. Marco, Scenen aus der Passion Jesu darstellend [9]). In Bologna ist der herrliche Springbrunnen mit der großen Bronzestatue des Neptun, eine Arbeit aus seiner frühern Zeit, welche, wie erzählt wird, den Großherzog zu seiner Berufung nach Florenz veranlaßte. Vielleicht erhielt er, weil er sich früher in Bologna befand, daher den Beinamen. Später erhielt er den Auftrag, die Reiterstatue [10]) Heinrich's IV. in Erz zu fertigen, es ereilte ihn aber der Tod und nur das Pferd wurde von ihm vollendet, die Figur aber ist von Dupré. Zu den berühmten Bronzethüren im Dome zu Pisa, welche 1602 von Dom. Porregiano und Angelo Serrano gegossen wurden, lieferte er verschiedene Zeichnungen; sie enthalten in reichen Einfassungen von Frucht- und Laubgewinden, Begebenheiten aus dem Leben der Maria [11]). Auch in dem Dome von Orvieto ist die Statue des Evangelisten Matthäus von seiner Hand [12]). (*Frenzel.*)

Johannes von Castel Bolognesi, ein Steinschneider, s. Bernardi (Giovanni).

Johannes von Eyck, s. Eyck.

Johannes da Fiesole, eigentlich nach seinem Familiennamen Santi Tosini [1]) und gewöhnlich in der Kunstgeschichte als Fra Giovanni Angelico Beato da Fiesole [2]) bekannt. Er war einer der berühmtesten Maler jener hochwichtigen Kunstperiode Italiens, wo die Kunst, nachdem sie aus ihrem in Barbarismus versunkenen Zustande sich in den florentinischen Staaten in neubelebter Kraft und Fülle erhoben hatte, herrlich vorwärts schritt und nach Cimabue's und Giotto's Vortritt auf dem richtigen Wege durch eine große Zahl tüchtiger Meister unablässig gefördert wurde. Johannes war zu Mugello, in den florentinischen Staaten, 1387 geboren und übte, wie erzählt wird, die Malerei mit seinem Bruder Benedictus [3]). Über seinen Lehrer sind jedoch die Ansichten sehr schwankend, indem mehre ältere Schriftsteller gewöhnlich Masaccio, andere Gherardo Starnina als solchen nennen. Über erstere Meinung theilt Vasari das Meiste mit, was Spätere wiederholten; über die zweite dagegen verbreitet sich Bottari in seinen Schriften, jedoch hat sie manchen Widerspruch gefunden und wird schon dadurch widerlegt,

1) In feltnem Holzschnitt abgebildet von Andreas Andreani (*Bartsch* No. 2 et 4. s. gr Fol.). Auch von C. Gregori. gr. Fol. 2) Gestochen von Vascellini. 1781. qu. Fol. 3) Gestochen oder vielmehr radirt von Antonio Tempesta. gr. Fol. (*Bartsch* No. 637). Auch von Vascellini. gr. Fol. 4) Gestochen von Vascellini in 3 Bl. gr. qu. Fol. 5) Gestochen von Gregori und Preisler, auch von Vascellini. 6) Radirt von della Bella. gr. qu. Fol.

7) Gestochen von Gregori. 8) Gestochen von Rob. van Audenaerde. Fol. Aus Maffei's größerm Werke. 9) Ein Blatt, Christus geht von Pilatus, in Holzschnitt von Andrea Andreani. S. gr. qu. Fol. (*Bartsch* No. 19) und zwei Blatt, die Geiselung und Kreuztragung von G. B. Betti. gr. qu. Fol. 10) Gestochen von Brissart. gr. Fol. 11) Gest. von H. Frezza. Fol. 12) Gest. von Ottaviani. gr. Fol.

1) Nach Vasari nur der Familienname Guido, nach Lanzi Santi Tosini. 2) Fiesole war der Name des Klosters, dem er als Dominikanermönch angehörte; in den Orden trat er 1407. 3) Beide Brüder malten zuerst mehre Missalen oder Chorbücher mit kleinen, zarten Miniaturen; indessen hegt Baldinucci darüber Zweifel, ob dieser Johannes Angelico's leiblicher Bruder und nicht ein Klosterbruder war.

daß von Starnina's Schülern nur ein einziger, nämlich Maſolino da Panicale, ſich auszeichnete. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Vaſari's berühmte Schilderungen jener ältern großen Meiſter oft nicht genauere Notizen über verſchiedene wichtige Einzelnheiten mittheilen und ſo beſonders auch hier über des Künſtlers Lehrer ſchweigen; daher bleibt auch ungewiß, ob Maſaccio als wirklicher Lehrer des Johannes von Fieſole betrachtet werden, oder Letzterer nur die Werke des Maſaccio ſtudirt haben ſoll, zumal Maſaccio erſt 1407 geboren wurde, wo Johannes von Fieſole bereits in den Mönchsorden eingetreten war und ſich ſchon mit der Kunſt beſchäftigt hatte. Bei Vergleichung der Werke beider Künſtler wird das ſichere Auge ſich wohl überzeugen, wie verſchiedenartig ihr Charakter ſei; denn in Maſaccio's Werken bemerkt man eine mehr verkörperte und beſtimmte Zeichnung, zugleich auch eine feinere Bewegung und eine allgemein ſich ausſprechende Handlung; von ihm und von Benozzo Gozzoli an zeigen die ſpätern Künſtler das Beſtreben, dieſen Charakter nachzuahmen, welcher ein Wendepunkt der zeichnenden Kunſt genannt werden könnte. Johannes da Fieſole's Kunſtcharakter iſt ein für ſich ſtehender, von andern abgeſchloſſener; er verfolgte blos ſeine eigene natürliche Richtung, wie ſie durch das ihm angeborene Kunſttalent beſtimmt wurde, in Verbindung mit einem ganz ruhigen, durch Demuth und Frömmigkeit erhobenen, dem Irdiſchen fremd gewordenen Gemüthe. Die einfache, zufriedene, immer heitere Stimmung ſeines Geiſtes, welche ihn zugleich zu innigem, vergeiſtigendem, ſeelenvollem Ausdruck und zarter Anordnung führte, zeichnet ihn vorzüglich aus. Denn faſt kein anderer Künſtler wußte den lieblichen, von himmliſcher Wonne erfüllten Ausdruck der Madonna, der Seligen oder der Engel ſo zu geben wie er, daher er auch den Beinamen Angelico erhielt. Weniger correcter Zeichner war er, als trefflicher Coloriſt; ſeine Farben ſind, nächſt der zuweilen angebrachten reichen Vergoldung, hell und klar, und obgleich dann und wann nach den Principien jener Zeit benutzt und ungeachtet der verſchiedenen, etwas bunten Figurenbekleidungen, dennoch ſehr harmoniſch; übrigens, da die Kenntniß des Lichts und Schattens damals noch nicht eine allgemeine war, ſind die Gegenſtände etwas flach. Die Charaktere der Köpfe ſind nach geiſtreicher, durchdachter Auffaſſung der Gegenſtände mittels ſehr einfacher Linien geformt, das Auge gewöhnlich auf eine höchſt eigenthümliche Art ſo gezeichnet, daß es, mehr flach und weniger hoch geöffnet, immer Duldung und ſanftes Weſen ausdrücken dürfte. Es gebührt jedenfalls dem Künſtler der Ruhm, die rein kirchliche Richtung der Kunſt mit wahrem, ernſtem Gefühl für Religion eingeſchlagen, dabei Würde und Größe angeſtrebt zu haben; ſowol für die damalige als ſpätere Zeit iſt er darin bedeutend zu nennen und diente einigen andern großen bald auf ihn folgenden Meiſtern als Vorbild. Eine ſeiner größern Arbeiten war eine Altartafel in der Karthauſe von Florenz für die Kapelle Acciajuoli, Madonna mit dem Kinde, von muſicirenden Engeln umgeben, ſowie ebenda eine Krönung der Madonna, welche von Heiligen umgeben. Leider ſind dieſe Gemälde abhanden gekommen, ohne daß man weiß, auf welche Weiſe und wohin? Ferner zierte er die Kirche Santa Maria Novella mit Fresken, und ſtellte den heiligen Dominicus, die heilige Katharina von Siena und Andere dar; malte daſelbſt auch einzelne kleine Bilder, vielleicht dieſelben, die noch jetzt in der Sacriſtei in Sta. Maria Novella aufbewahrt werden. Der große Cosmus von Medici, welcher den Künſtler ſehr ſchätzte, trug ihm auf, die Kirche und das Kloſter San Marco mit ſeinen Arbeiten zu ſchmücken. Auf die Wand des Capitelſimſes malte er eine jetzt noch ziemlich gut erhaltene Paſſion Chriſti von ſehr reicher Zuſammenſtellung, und brachte darin die verſchiedenen Ordenshäupter an, welche heilig geſprochen waren. Unten in einem Fries malte er einen großen Baum, darunter den heiligen Dominicus und an den Äſten alle Bildniſſe ſeiner Nachfolger. Hiervon gibt Vaſari eine ſehr genaue Beſchreibung. Das Gemälde war in der neuern Zeit noch ſehr wohl erhalten. Ebenda malte er im Kreuzgange ein Crucifix mit vielen trefflichen Figuren in Halbkreiſen und in jeder Celle das Bildniß eines vor einem Crucifix knieenden Mönchs, welcher Inhaber dieſer Celle war. Eine Madonna vom edelſten Charakter, umgeben von Heiligen, war eins der koſtbarſten Werke, welches den Corridor dieſes Kloſters zierte, aber ſpäter in die florentiner Akademie kam. In San Domenico zu Fieſole malte er als Hauptaltarbild Madonna in halber Lebensgröße, unter einem Baldachin ſitzend und von vielen kleinen Engeln, zwei Heiligen und zwei Dominikanern umgeben; leider war dieſes Werk ſchon zu Vaſari's Zeit verdorben. Als ganz trefflich ſchildert dieſer eine Verkündigung Mariä und ſagt: „daß das Antlitz der Maria einen ſo frommen Ausdruck und eine ſolche Zartheit beſaß, daß es nicht von menſchlicher Hand, ſondern im Paradies gebildet zu ſein ſchien.“ Er nennt dann aus ebenderſelben Kirche jenes berühmte herrliche Bild, die Krönung der heiligen Jungfrau, von vielen Engeln und Heiligen umgeben, in welchem unten an der Staffel (am Rande) mehre Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Dominicus dargeſtellt ſind. Dieſes Meiſterwerk iſt jetzt eine Zierde des pariſer Muſeums und iſt 1817 in 15 herrlichen Umriſſen von Ternite, mit Text von A. W. Schlegel, Folioformat, in Paris herausgegeben worden. Mit der höchſten Begeiſterung ſchildert Vaſari dies Werk und ſagt mit Rückſicht auf den lieblichen, herrlichen Ausdruck und das Colorit, „daß dieſes Bild von der Hand eines Heiligen oder eines Engels vollführt ſei, weshalb auch dieſer wahrhaft gottesfürchtige Geiſtliche der engelgleiche Bruder Giovanni genannt wurde.“ Selbſt der große Mich. Angelo Buonarotti war tief gerührt über das Gemälde der Verkündigung von San Domenico und ſoll ausgerufen haben: „Dieſer Pater muß im Himmel geweſen ſein, um die heilige Jungfrau zu ſchauen, da er ſie ſo ſchön gebildet hat.“ Acht Gemälde, welche in 36 Abtheilungen höchſt zart gearbeitete Heilige und Darſtellungen aus dem Leben Jeſu enthalten, ſind jetzt in der Galerie der florentiner Akademie und vielleicht dieſelben, welche Johannes im Auftrage des Cosmus von Medicis zur Verzierung des Silbergeräthſchrankes oder Tabernakels in

Santa Annunziata fertigte [4]). Ein anderes herrliches Werk, welches in derselben Akademie aufbewahrt wird und sonst in der Sacristei von Santa Trinità zu Florenz war, ist die Kreuzabnahme. Ein Werk, was nach dem Urtheile vieler Kenner von der größten Vollkommenheit in Farbe, Zeichnung und Ausdruck ist. Überhaupt besitzt die Galerie der florentiner Akademie wol die meisten Schätze dieses Künstlers, welcher durch außerordentlichen Fleiß sich um die vielen Kirchen in und außerhalb seines Wohnortes sehr verdient machte. So malte er ferner in S. Franzesco und in Santa Maria Novella kleine Gemälde und einige Reliquienkästchen; in der Abtei ebenda über die Thür des Kreuzganges den heiligen Benedictus. Für die damalige Tischlerzunft in Florenz malte er ein großes Tabernakel, welches Maria mit dem Kinde von zwölf Engeln umgeben darstellt, nebst zwei Flügelthüren mit Heiligen. Das Bild, mit 1433 bezeichnet, ist jetzt in der Galerie dei Uffizi in Florenz. Auch für Cortona und für den Dom von Orvieto arbeitete er Mehres; in ersterm Orte malte er im Dominikanerkloster die Bogen über der Kirchthüre und das Hauptaltarbild, sowie für die Kirche al Gesu drei Bilder, eine Verkündigung und Scenen aus dem Leben der Maria, auch einige aus dem des heiligen Dominicus. Die im orvieter Dome gemalten Propheten im Gewölbe der Madonnenkapelle wurden nicht von ihm, sondern von Luca Signorelli da Cortona vollendet [5]). Als seine letzten Arbeiten in Florenz nennt Vasari folgende: ein Gemälde mit dem todten Christus, von Maria, dem heiligen Dominicus und der heiligen Villana umgeben, damals für die Tempelbrüder in Florenz gemalt, jetzt eben auch in der Galerie der Akademie in Florenz. Ferner für die Kirche der Mönche dei Angeli, das Paradies und die Hölle, in kleinen Figuren, eins der merkwürdigsten Bilder desselben (jetzt ebenfalls in der Galerie der florentiner Akademie). Vasari schildert den Charakter dieses Werkes mit großer Lebendigkeit [6]). Drei kleinere Gemälde, die Geschichte der fünf Märtyrer, dann eine Madonna, mit Heiligen umgeben, malte er für die Nonnen von S. Pietro Martire zu Florenz. Alle diese Werke sind jetzt in der Galerie der florentiner Akademie. In der Galerie dei Uffizi befinden sich noch folgende Gemälde desselben: Predigt eines Heiligen, die Vermählung der Maria, Anbetung der Könige, Tod der Maria und die Geburt Johannes des Täufers [7]). Der Ruf von den trefflichen Leistungen des Meisters Johannes verbreitete sich, daher auch Papst Nicolas V. ihn nach Rom kommen ließ, um die päpstliche Kapelle des Vaticans, die er erbaut und dem heiligen Laurentius gewidmet hatte, mit seinen Arbeiten zu schmücken. Der Künstler entledigte sich dieses Auftrags aufs Beste. Seine Arbeiten haben zwar jetzt durch weniger glückliche Restauration verloren, werden aber dessenungeachtet noch sehr bewundert. Sie enthalten in der obern Reihe sechs Scenen aus dem Leben des heiligen Stephanus und in der untern fünf der Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Laurentius, sein Wirken bis zu seinem Märtyrertode. In den Fenster- und Thürbogen sind die vier Kirchenlehrer und an der Decke die vier Evangelisten mit ihren Attributen; ehrwürdige, großartige Gestalten, auf blauem, mit goldenen Sternen geziertem Grunde. Das kostbare Werk war seit jener ältern großen Kunstepoche fast vergessen, Hunderten von Künstlern, welche nach Rom wallfahrteten, war es verborgen, bis der bekannte Archäolog Hirt aus Berlin durch sein unermüdetes Forschen den fast verlorenen Schatz wieder auffand [8]). Papst Nicolas, welcher an den Arbeiten des Künstlers soviel Freude fand, ließ eine zweite Kapelle im Vatican, die zum Sacrament, von ihm malen, worin er einige Begebenheiten aus dem Leben Jesu darstellte. In den verschiedenen Figuren dieses Gemäldes brachte er die Bildnisse des Papstes Nicolas V., des Kaisers Friedrich, des Mönches Antonio, nachherigen Erzbischofs von Florenz, und einige andere an. Leider wurde es durch Papst Paul III. vernichtet, da dieser, um an der Seite jener Kapelle eine Treppe zu bauen, sie einreißen ließ. In der Kirche Santa Maria di Minerva in Rom malte er das Hauptaltarbild und eine Verkündigung der Maria, welche beide Werke noch in der Kapelle Caraffa und in der Kapelle Rosario vorhanden sind. Ebenso sollen sich im Kreuzgange derselben Kirche noch andere Gemälde befunden haben, welche ebenfalls dem Fiesole zugeschrieben wurden. Abbildungen davon in Holzschnitt sind in folgendem sehr seltnen Werke: Meditationes Reverend. P. D. Joan. de Turrecremata Sacrosante Romane eccles. Cardin. posite et depicte de ipsius mandato in eccles. ambit. Santa Maria Minerva Rome. 54 kleine Holzschnitte 1467, enthalten. Von den zahlreichen Werken des Johannes da Fiesole kommt noch hier und da Einiges einzeln vor. Außer dem schon Erwähnten dürfte noch zu nennen sein: in der Sacristei der Dominikaner in Perugia eine Madonna; in der Galerie Corsini zu Rom eine Himmelfahrt Christi, eine Ausgießung des heiligen Geistes und ein jüngstes Gericht; in der vaticanischen Galerie zwei kleine Gemälde aus dem Leben des heiligen Nicolas da Bari. Im

4) Es sind davon Kupferstiche im Umriß von Nocchi und Metzger vorhanden; auch hat Lasinio und Carboni ein Blatt, Judas verkauft Christum, zu dem Werke Etruria pittrice, von Lasteri, gestochen. 5) Zwei davon, Christus und Moses, gestochen von Mochetti zu della Valle's Beschreibung des orvieter Doms. 6) Ein anderes herrliches Bild von Fiesole, mit der Darstellung des jüngsten Gerichts, war in der herrlichen Sammlung des Cardinals Fesch. Noch ein drittes ähnliches Bild ist in der Kirche Magdalena de Pazzi in Florenz. 7) Mehre davon abgebildet in der Galleria di Firenze. Vol. I. No. 50 fg.

8) Abbildungen dieses kostbaren Werkes erschienen in Agincourt, dann in einem besondern Werke mit dem Titel: Le pitture della capella di Nicolo V. etc. Romae 1810. gr. Fol. — Ferner zwei Blatt in Ottley's Series of Plates ... after the paintings .. of the florent. school. No. 40 u. 41. — Dann sind treffliche Abbildungen in Pistolesi's herrlichem Werke über den Vatican. Vol. VII. No. 82 fg. Der heilige Johannes der Evangelist ist in einem Blatt vortrefflich gestochen von Stölzel. gr. qu Fol. Auch sind 7 Blatt einzelne Köpfe und Studien nach jenem Meisterwerke von R. Lenger gezeichnet und von Zimmermann lithographirt worden. T. Ruschweyh stach in ganz kleiner Form, Abraham, Moses und Johannes den Täufer nach Näke's trefflichen Zeichnungen.

königlichen Museum zu Berlin befindet sich von ihm eine Maria auf dem Throne, ein heiliger Franziskus, der heilige Franziskus und der heilige Dominikus, das jüngste Gericht, woran Cosimo Roselli mitgearbeitet haben soll. Einzelne Gemälde dieses Künstlers aus dem Leben des heiligen Dominicus waren vor einiger Zeit im Handel, ebenso war auch eins in der Wendelstädt'schen Sammlung in Frankfurt am Main. Zeichnungen von ihm sind in der kostbaren Handzeichnungssammlung des Großherzogs von Florenz[9]). Johannes von Fiesole's höchst zarter, frommer und friedliebender Charakter, sein rein unschuldiges Gemüth und sein heiliger Wandel erweckten in dem Papste, der mit den Arbeiten des Meisters so außerordentlich zufrieden war, die Idee, ihm die erledigte Stelle des Erzbischofs von Florenz zu übertragen. Der bescheidene, nicht nach höherm Rang strebende geistliche Bruder aber lehnte dieses ab, weil er sich dazu nicht würdig und geschickt genug fühlte, und bat den Papst, einen andern gottesfürchtigen Bruder seines Ordens, nämlich den Frater Antonino, zu dieser Stelle zu ernennen. Vasari entwirft bei dieser Gelegenheit ein schönes und rührendes Bild von dem von der innigsten Demuth und Hingebung erfüllten Charakter des sittlichreinen Meisters, welcher seinem Geiste nach so innig mit dem Höhern verwandt war, daß er stets die Arbeiten als vom göttlichen Geiste eingehaucht betrachtete und sie deshalb nie änderte. Er erzählt ferner, daß er nie den Pinsel in die Hand genommen, ohne vorher inbrünstig gebetet zu haben, daß er oft, wenn er den gekreuzigten Christus gemalt, geweint, und daß sich in den Gestalten seiner Bilder der redliche, höhere Christenglaube abspiegele. Dieses frommen Glaubens und Wandels wegen wurde er durch Papst Hadrian VI. selig gesprochen und hat deshalb den Beinamen Beato. Er starb 1455 in seinem 68. Jahre und wurde in der Marienkirche zu Rom neben der Sacristei beerdigt, wo ein rundes Grabmal von Marmor seinen Körper deckt mit folgender Inschrift:

Hic jacet Vener. pictor Fr. Jo. de Flo. Ord. P. I4I.V.
Non mihi sit laudi, quod eram velut alter Apelles
Sed quod lucra tuis omnia, Christe, dabam;
Altera nam terris opera extant, altera coelo.
Urbs me Joannem flos tulit Etruria.

Er hinterließ mehre bedeutende Schüler; darunter Benozzo Gozzoli, ein trefflicher Nachahmer desselben. Dieser zeigt in seinen Werken, welche wir besonders aus den herrlichen Fresken des Campo Santo in Pisa kennen, die höchste Anmuth und Bewegung, jedoch mehr im weltlichen Charakter. Ein anderer Schüler von Johannes ist Zanobi Strozzi di Benedetto, durch seine Kirchenbilder berühmt, aber auch durch die von ihm mit Heiligengeschichten gemalten Präsentirteller, welche nach damaliger Sitte den Wöchnerinnen zum Geschenke verehrt wurden. Dann Domenico di Michellino, welcher für die Kirche S. Apollinare in Florenz ein Altarbild in der Kapelle des heiligen Zenobius malte, und endlich der berühmte Gentile da Fabriano, welcher im Geiste seines Lehrers arbeitete und dadurch auf den schönen Farbensinn der venetianischen Schule durch Bellini und Giorgione, auf Titian und die spätern Meister mächtig einwirkte. (*Frenzel.*)

Johannes da San Giovanni, ein Maler, s. Mannozzi.

Johannes da Milano (italienisch Giovanni da Milano), einer der frühern Meister der mailändischen Malerschule in der Mitte des 14. Jahrhunderts, begann seine Studien in Florenz und war ein Schüler des bekannten florentiner Malers Taddeo Gaddi und folglich mittelbar auch des großen Giotto, in sofern dieser der Pathe und Lehrer des Gaddi gewesen war. Johannes half dem Taddeo Gaddi an mehren größern Arbeiten, welche er in Arezzo vollendete, wovon aber zur Zeit des Vasari schon ein Theil untergegangen war; aber auch selbst noch dasjenige, was Vasari beschreibt, ging später zu Grunde. Dahin gehört bei der Brüderschaft in Spirito Santo auf der Wand des Hauptaltars eine Kreuzigung Christi in sehr reicher lebendiger Composition. Ebenda nennt Vasari einige Scenen aus dem Leben Johannes des Evangelisten und einige andere von Johannes dem Täufer in der Domkirche als Werke des Taddeo Gaddi, an denen aber wahrscheinlich Johannes da Milano als Gehilfe desselben wesentlichen Antheil hatte, da er, wie man ersieht, bei seinem Meister sehr angesehen war. Auch zu Casentino, wo Taddeo Gaddi in der Kirche Sasso della Vernia die Kapelle malte, half Johannes ihm wahrscheinlich; denn es heißt ausdrücklich bei Vasari, daß Taddeo nach Vollendung jenes Werkes, wobei der Jacopo da Casentino oder auch Prato Vecchio ihm in den unbedeutenden Dingen Hilfe geleistet, mit dem Mailänder Giovanni nach Florenz zurückkehrte[1]). Da sich das Verhältniß Beider immer enger geknüpft hatte, unterstützte Johannes seinen Meister auch bei den vielen bedeutenden Arbeiten, welche ihm in Florenz aufgetragen wurden. Von seinen selbständigen und eigenen Arbeiten nennt Vasari mehre, welche er nach dem Tode seines Freundes und Lehrers in Florenz ausgeführt habe; dahin gehört ein Bild in Santa Croce auf dem Altare des heiligen Gerhard[2]) von Villa Magna, ferner wird eines vorzüglichen Bildes auf dem Hauptaltare der Kirche Allerheiligen, wo die barmherzigen Brüder sind, gedacht. In Assisi malte Johannes in der Krypta oder Unterkirche des heiligen Franziskus Scenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau, so auch ebenda in der Tribune des Hauptaltars ein Crucifix, eine Madonna und die heilige Clara. Taddeo Gaddi, welcher nach Vasari 1350 gestorben sein sollte, was sich aber durch ein von F. v. Rumohr im Domarchiv zu Florenz aufgefundenes, vom 20. Aug. 1366 datirtes Document über eine dem Künstler aufgetragene Arbeit widerlegt, übertrug dem

9) Ebenso bewahrte man in Santa Maria del Fiore zwei große, auch mit Miniaturmalereien geschmückte Chorbücher auf, welche sonst nur bei feierlichen Tagen zum Vorschein kamen. Es ist aber nicht erwiesen, daß es dieselben sind, welche in der Bibliothek Laurenziana in Florenz aufbewahrt werden.

1) Auch ist darüber in Baldinucci's Werk II. Sect. S. 58 Nachricht vorhanden. 2) Der heilige Gerhard von Villa Magna war, ehe er in den Orden des heiligen Franziskus eintrat, Malteserritter.

Johannes da Milano die Kunstpflege seiner beiden zurückgelassenen Söhne, Agnolo und Giovanni, welche sich ebenfalls der Malerei gewidmet hatten. Über das weitere Wirken des Johannes von Milano ist nur bekannt, daß er einige Zeit nach dem Tode seines Lehrers Florenz verließ und nach Mailand zurückging, wo er vieles in Fresco und in Temperafarben malte und in dieser Stadt starb. Jene Rückkehr konnte nur gegen das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts erfolgt sein, da es bei Vasari heißt, er habe in Florenz das Bild des heiligen Gerhard, 14 Jahre nach dem Tode seines Lehrers, aufgestellt. Dieses würde aber nun zu berichtigen sein, da nach dem erwähnten Documente Taddeo Gaddi 1366 noch am Leben war. Übrigens erscheint auf einem in Florenz aufgefundenen Gemälde von Johannes das Jahr 1365 und er heißt allda: Giovanni da Melano [3]). Von diesem Maler befindet sich in der königlichen Handzeichnungssammlung zu Dresden eine Originalzeichnung auf grauem Papier mit Leisten und mit der Feder, die Leisten weiß gehöht, mit folgender Darstellung: eine Königin zu Pferde, von einigem Gefolge umgeben, reitet durch eine felsige Gegend. Die Drapirungen sind im Costüm jener Zeit, die Mäntel der Frauen in reichen, eng anliegenden Falten und so auch die Kleidung der Männer. Einfachheit der Formen, naiver Ausdruck der Köpfe und Sicherheit in der Technik der Zeichnung, doch dem ältern Style treu, geben einen merkwürdigen Beleg jener alten Kunstschöpfungen.

Johannes von Scoreel. oder auch **Hans Schoreel**, zuweilen auch unrichtig **Schorel** geschrieben [4]), einer der geistreichsten und berühmtesten Maler der ältern niederländischen oder holländischen Schule. Er war 1495 in dem Dorfe Scoreel bei Alckmaer geboren und gehört folglich jener großen Kunstepoche an, wo die bildenden Künste in Italien in der höchsten Blüthe standen, sich von dort aus ein besserer Geschmack und Styl in der Malerei über Teutschland, die Niederlande und andere Staaten verbreitete die zeichnende Kunst mit mehr Geist getrieben wurde und sich zusehends fortbildete. Über seinen vielseitig ausgebildeten Kunstcharakter, über seine Wirksamkeit in seinem Kunstleben, bieten die ältern Schriftsteller zwar so Manches, aber keine ausreichende Schilderung dar und das, was wir aus van Mander, aus Sandrart, Descamps und dann aus spätern Autoren wissen, würde allerdings, wenn damals die näher liegenden Quellen besser benutzt worden wären, reichliche und gründliche Nachrichten über diesen Mann möglich machen, welcher in der Reihe seiner Zeitgenossen und späterer Künstler einen Ehrenplatz verdient. In seiner frühern Lebenszeit genoß er eine gute Erziehung, verlor aber zeitig seine Ältern; gutmüthige Verwandte nahmen den verlassenen Knaben auf und sorgten für den nöthigen Schulunterricht. Da man den Plan hatte, daß er studiren solle, erlernte er auch die lateinische Sprache; doch die ihm angeborene Neigung zur Kunst gewann die Oberhand und nach manchem Kampfe mit seinen Erziehern überließ er sich ihr völlig und trat in seinem 15. Jahre bei W. Corneliß als Schüler ein, um die Maler- und Zeichnenkunst zu erlernen. Bald übersah er die gar mittelmäßigen Leistungen desselben, Verdruß entstand von beiden Seiten, sodaß der Vertrag sich auflöste und Johannes seinen Meister verließ. Er begab sich nach Amsterdam und meldete sich bei dem bekannten und tüchtigen Meister Jacob Corneliß (den Vasari Johann Corneliß nennt). Hier wurde er sehr freundlich aufgenommen, gemüthlicher Austausch der Ideen über Kunstleben und gegenseitiges Wohlwollen, sowol von Seiten des Meisters als des Schülers, welcher damals 18 Jahre alt war, bewirkten eine innige Verbindung zwischen Beiden. Ein anderes Verhältniß knüpfte sie noch mehr an einander, indem der junge feurige Künstler sein Herz der Tochter seines Meisters und Lehrers schenkte und dieses, wie die Geschichte sagt, blühende und ihm geistig verwandte Mädchen seinen Wünschen nicht entgegen war. Obgleich nun diese Neigung seinerseits eine sehr ernste und auf bleibende Verbindung mit der Geliebten gerichtet war, so konnte sie ihn doch von dem festen Entschlusse, auf der Kunstbahn vorwärts zu gehen, nicht abbringen und seine Zärtlichkeit gegen die Auserkorene vereinigte sich in ihm mit dem Gedanken an eine Reise ins Ausland, nach deren glücklicher Vollendung er sie als Gefährtin seines weitern Lebens heimzuführen hoffte. Seine erste Kunstreise geschah nach Utrecht, wo er die Werke des lebendigen und in Wiedergabe der Handlung fast dem Benvenuto Cellini ähnlichen Johann Mabuse kennen lernte, Einiges bei ihm studirte und die Lebendigkeit, welche in dieses Meisters Werken vorherrschte, in die seinigen übertrug. Das reiche und blühende Cöln, damals noch als Sitz eines geistlichen Fürsten religiöser Kunst ergeben, fesselte durch den Reichthum seiner Werke den empfänglichen Künstler auf längere Zeit. Er machte daselbst die Bekanntschaft mit einem Geistlichen, welcher ein tüchtiger Mathematiker war, ihn in der Lehre der Perspective und Architektur unterrichtete und so die Veranlassung wurde, daß Johannes Scoreel nachmals seine Gemälde oft mit schönen architektonischen Umgebungen schmückte, welche uns Bruchstücke der großartigen und mit ungemeiner Sorgfalt arbeitenden Baukunst seiner Zeit überliefern. Auch das nahe Strasburg zog ihn an; er verweilte daselbst zwar nur kurze Zeit, besuchte später Basel mit seinem Kunstreichthume und ging von da über Schwaben nach Nürnberg, wo er den großen Albrecht Dürer besuchte. Dieses Meisters Werke machten auf ihn den größten Eindruck und zwar nicht blos momentan, sondern für immer. Vieles eignete er sich von ihm an, ohne den Charakter seiner Gemälde zu wiederholen; die mehr moderirte Zeichnung, welche Dürer's Werke sehr hebt, zeigt sich daher ebenfalls in denen von Scoreel. Die Absicht des Letztern, nach Italien zu reisen, ließ ihn das südöstliche Teutschland durchwandern; im schönen Kärnthen

3) v. Rumohr (Italienische Forschungen. 2. Bd. S. 85) glaubt, daß Vasari sich in dem Namen des Meisters geirrt habe, und dem Künstler der Familienname Melano angehöre; ihm widerspricht jedoch v. Schorn in der teutschen Übersetzung des Vasari.
4) Es könnte dieser Künstler, da sein eigentlicher Familienname nicht weiter bekannt ist, unter dem Namen seines Geburtsortes Scoreel ebenso gut wie unter seinem Taufnamen Johannes aufgeführt werden.

und Steiermark verweilte er einige Zeit; in der letztgenannten Provinz wäre er beinahe durch eine Verbindung festgehalten, indem ein dortiger Edelmann, welcher von des Künstlers trefflichen Eigenschaften sehr eingenommen war, ihm die Hand seiner Tochter antrug. Er blieb aber standhaft in seiner Neigung für die Tochter seines Meisters Cornelis in Amsterdam, reiste nach Venedig, bewunderte daselbst die Kunstwerke der ältern Zeit und seiner Zeitgenossen, und unterließ dabei nicht, manche Studien zu sammeln. Es traf sich zufällig, daß zu jener Zeit mehre mit frommem Sinne begabte Familien daselbst eine Reise nach Jerusalem zum heiligen Grabe unternehmen wollten, unter andern auch ein Geistlicher, welcher über Johannes Scoreel viel vermochte, und in dem jungen, für das Religiöse und Heilige schwärmerisch glühenden Manne die Idee weckte, sich an jene Pilger anzuschließen und in Gesellschaft seines geistlichen Freundes die Reise mit zu unternehmen. Johannes fertigte später, in dankbarer Erinnerung daran, für ihn ein Gemälde mit der Darstellung des heiligen Thomas; dies Bild befand sich später in einem Kloster zu Gocida. Auf dieser Reise sammelte er mit unendlichem Fleiße einen Schatz bildlicher Darstellungen morgenländischer Gegenden, Gebräuche und anderer Gegenstände, welche ihm nachmals bei mehren Ausführungen in seinen Gemälden von außerordentlichem Nutzen waren. Vielleicht war er einer der ersten Künstler, welcher diejenigen Abbildungen des heiligen Grabes mittheilte, welche in ältern Kunstwerken des 16. Jahrhunderts vorkommen, deren Urheber aber vergessen wurden. Man legte ihm auch das Gemälde einer Geburt Christi bei, welches er in Palästina an Christi Geburtsorte um das Jahr 1520? gemalt haben soll. Auch nennt Karl van Mander als ein merkwürdiges Bild desselben die Darstellung des heiligen Grabes, worin sich der Künstler unter mehren Rittern und Pilgern selbst dargestellt hatte; es war sonst bei den Brüdern des heiligen Jacobus zu Harlem zu sehen.

Auf der Rückreise von Palästina, wo Johannes auch Rhodus besuchte, ward er von dem dortigen Großmeister des Ordens St. Johannis, welcher ein Teutscher war, höchst freundlich aufgenommen, verweilte daher dort längere Zeit, ehe er nach Italien zurückging, und begab sich im Verfolg der weitern Reise nach Rom. Dort studirte er Mehres nach den alten Bildwerken und nach mehren Werken der damals dort blühenden großen Meister, erhielt die Gunst des Papstes Adrian VI. (auf den päpstlichen Stuhl erhoben im Jahre 1522), welcher von Geburt ein Niederländer war, und malte dessen Bildniß in lebensgroßer Figur. Später gelangte dies nach Löwen in Brabant in das dort gestiftete Jesuitencollegium. Auch soll Scoreel eine Aufseherstelle über den päpstlichen Palast des Belvedere bekleidet haben. Merkwürdig bleibt es, daß sein sehr empfänglicher und lebendiger Geist weniger von dem Geiste der italienischen Malerwerke aufnahm, zumal er sich grade zu der Zeit in Italien befand, wo die höchste Blüte der Kunst eingetreten war, das Ideal also in der Kunst und das wahrhaft Erhabene durch Raphael Sanzio und einige seiner Mitarbeiter, sowie manche andere Zeitgenossen den entsprechendsten Ausdruck gefunden hatte. Einiger Anklang daran läßt sich wol in einzelnen Frauenköpfen nicht verkennen, wie im Ausdruck der heiligen Christine in der Boisserée'schen Sammlung; allein dies reicht doch nicht hin, um der Ansicht von Descamps beizustimmen, welcher sagt, daß Scoreel einer der ersten Niederländer sei, von welchem der gute Geschmack aus Italien nach Holland gebracht worden sei. Mehr neigte sich, wie schon vorhin gesagt wurde, Scoreel's Charakter und Styl den Werken Albrecht Dürer's zu, wahrscheinlich eine Folge der früheren Berührung mit diesem Künstler. Für Klarheit und Farbenpracht wurden ihm van Eyck's herrliche Arbeiten die Vorbilder und selbst die Wahrheit im Colorit, Wärme und Ausdruck konnte er aus ihrem sorgfältigen Studium gewinnen. Sein Ruf verbreitete sich bald, sodaß er auch in Schweden und Frankreich Beachtung fand. Vom schwedischen Könige (wahrscheinlich Christian), dem er ein schönes Madonnenbild übersendete, wurde er mit einem sehr bedeutenden Geschenke beehrt; für den französischen Regenten fertigte er ein Gemälde und man hätte ihn gern für längere Zeit dorthin gezogen, er lehnte es aber aus Vorliebe zu seinem Vaterlande ab. Rückerinnerung an die Heimath und Anhänglichkeit an seine Geliebte führten ihn nach Holland zurück. Indessen hatte sich seine Jugendfreundin während seiner mehrjährigen Abwesenheit an einen Goldschmied in Amsterdam verheirathet. Hatte dieses einen ungünstigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht oder waren es andere Verhältnisse, wie z. B. die politischen Händel der Stadt Utrecht mit ihrem Bischofe und dem Herzoge von Geldern, genug, Johannes Scoreel verließ Utrecht und ließ sich für seine fernere Lebenszeit in Harlem nieder. Hier lebte er der Kunst fort und wirkte, von ihr beseelt, auf eine höchst verständige Weise, gründete auch daselbst eine Kunstschule, welche sehr besucht wurde. Auch sah er sich dort mit wichtigen Aufträgen beehrt; so z. B. wurde er 1550 von Utrecht mit dem Maler Lancelot Blondel von Brügge nach Gent berufen, um das berühmte v. Eyck'sche Altarbild wiederherzustellen. Beide vollendeten mit großer Vorsicht zur Zufriedenheit der Kanonici das schwierige Unternehmen und erhielten reiche Geschenke, Johannes eine reiche silberne Schale, von welcher M. v. Vaernnoyck in seiner Geschichte Belgiens sagt, daß er daraus getrunken habe [5]). In spätern Jahren litt Johannes an einer schleichenden Krankheit und starb den 6. Dec. 1562; er hinterließ den Ruf eines der achtbarsten Künstler, welcher, mit Francis. Floris zu reden, „als die Fackel der flandrischen Maler zu betrachten ist." Neben seiner großen Genialität in der bildenden Kunst besaß er noch andere Vorzüge des Geistes, welche ihn neben seinem trefflichen moralischen Charakter auszeichneten. Von fast gleichzeitigen Schriftstellern wird er als sanft, liebreich und bescheiden geschildert. Auch als Tonkünstler, Redner und Dichter war er bekannt, trat als Schriftsteller mit mehren dramatischen Arbeiten auf, lieferte besonders Lustspiele, wozu ihn seine frühern Schul-

5) Passavant's Reise nach Belgien. S. 375.

studien befähigten. Außer seiner Muttersprache soll er des Lateinischen, Italienischen, Französischen und Teutschen sehr mächtig gewesen sein. Auch hatte er sehr vertrauten Umgang mit dem großen Gelehrten und Dichter Johannes Secundus [6]). Wenn er von einigen Kunstautoren auch als Formenschneider genannt wird und man ihm eine Folge von 12 Blättern, welche die Arbeiten des Herkules darstellen, zueignet, so dürfte die Behauptung schon in sofern gewagt sein, da die Zeichnung jener Figurengruppen in den Holzschnitten nicht den Charakter der Arbeiten Scoreel's ausdrücken, auch die technische Behandlung jener Blätter mehr der der paduanisch-venetianischen Schule gleicht. Das Bildniß des Künstlers und das seiner Gattin ist in der k. k. wiener Gemäldegalerie, auch ist sein Bildniß von Hondius gestochen in der bekannten flamländischen Künstlerbildnißsammlung. Leider ist von Scoreel's Arbeiten wenig vorhanden, da durch die große Bilderstürmerei in Holland und den Niederlanden schon gegen 1660 vieles vernichtet wurde. Descamps nennt folgende: Christi Einzug, welches Gemälde der Künstler für seinen Freund und Gönner, den Domdechanten Lockhorst in Utrecht, arbeitete; der Hintergrund des Bildes stellt die Stadt Utrecht dar; die Taufe Jesu, worin die Köpfe Rafaelisch (?) genannt werden; heilige Familie; Opfer Abraham's; Marter des heiligen Laurentius und des heiligen Stephanus; die 10,000 Jungfrauen; das Abendmahl Jesu mit Bildnissen von Zeitgenossen des Künstlers. Die Darstellung Jesu im Tempel, welche nach Spanien kam, wird als ein ausgezeichnetes Kunstwerk geschildert. Zu dem Vorzüglicheren, was in Teutschland von seinen Gemälden bekannt ist, dürfte wol das gehören, was die königlich bairische Galerie in der von den Gebrüdern Boisserée angekauften Sammlung von altteutschen und niederländischen Arbeiten besitzt [7]). Darunter: 1) Maria mit dem Kinde in einer reichen Landschaft sitzend. Edler und doch naiver Charakter, sowie Hindeutung auf die Natur, sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses Bildes; die landschaftlichen Umgebungen bestehen in einer Rheingegend nebst ihren alten Burgen. 2) Jesus am Kreuze, an dessen Fuße Magdalena im reichen Panzer, einer Amazone gleichend; links Maria in der Kleidung einer Ordensschwester, rechts Johannes, welcher seinen Schmerz durch Erhebung der Hände ausdrückt. Ein Engel fängt das aus den Wunden Christi fließende Blut auf. Den Hintergrund bildet eine schöne reiche Landschaft mit vielen alten Burgen, ebenfalls einer Rheingegend gleich. 3) Der Tod der heiligen Jungfrau, eine der merkwürdigsten, herrlichsten und reichsten Compositionen, aus 13 Figuren bestehend, im Geiste Dürer's gearbeitet. Das Ganze ist eigentlich das Zimmer einer vornehmen Familie, wo die Sterbende, nach dem Gebrauche des ältern Rituals der römischen Kirche, den Segen empfängt. Ein Geistlicher hält das Kreuz, zwei Diakonen bringen den Weihkessel und den Sprengwedel. Ein Anderer, mit der höchsten Lebendigkeit dargestellt, hält das Räuchergefäß, während ein Dritter die Kohlen anfacht. Andere in den Umgebungen dieser Gruppe, worunter ein Pilger, erheben die Hände und drücken die größte Betrübniß über das Verscheiden der heiligen Frau aus, auf deren letzte Athemzüge der heilige Joseph, welcher eine Fackel hält, achtet. Ein schöner Lichtblick fällt auf das Haupt der verklärten heiligen Jungfrau, deren Angesicht den seelenvollsten Ausdruck zeigt. Das ganze Bild macht eine schöne Wirkung; auf die Anordnung darin auch in der Perspective und auf die Ausarbeitung ist viel Fleiß verwendet. Zu demselben gehören zwei Flügelbilder; auf dem einen sind der heilige Georg und der heilige Niebsius nebst zwei knieenden Rittern, auf dem andern die heilige Christina und die heilige Gudula dargestellt. Die beiden Ritter des erstern enthalten die Bildnisse ihrer Geber, nämlich Georg und Nicas von Hacquere aus Cöln, das andere die Abbildungen von Christina Hardenrode, Gattin des Nicas, und in der heiligen Gudula das von Gudula Morle, der Ehefrau des Georg von Hacquere. 4) Die heilige Christina, Halbfigur, von schöner Gestalt, von hoher Anmuth und lieblichem Ausdruck, übrigens in der Kleidung der damaligen Zeit. Die Landschaft, von welcher die Heilige umgeben ist, scheint eine Gegend des Niederrheins zu sein; die Heilige ist ebenfalls ein Portrait. 5) Anbetung der Könige, angeblich von einem Schüler des Scoreel, ist zwar charakteristisch, aber leer im Ausdruck.

Johannes da Udine, genannt **il Ricamatore**, nach seinem Familiennamen Nanni und allgemein als **Giovanni da Udine** bekannt; geboren zu Udine im Friaul 1494, gestorben zu Rom 1564 [8]), war ein sehr berühmter Ornamenten-, oder, wie der Kunstausdruck wegen der in den Grotten aufgefundenen antiken Wandmalereien heißt, **Groteskenmaler**. Diese Art der Malerei verwebt Thiere, Pflanzen und menschliche Figuren auf eine eigene phantastische Art in ihre Darstellungen und liefert daher in den Verzierungen oft schöne lebendige Bilder. Schon in früher Jugend fand Johannes von Udine Vergnügen an den Thieren und an ihrer Nachbildung, wozu sich ihm die Gelegenheit leicht darbot, da sein Vater ein leidenschaftlicher Freund der Jagd war und ihn oft aufforderte, diese Lust mit ihm zu theilen. Der junge Mann offenbarte dabei seine Neigung zur Kunst, indem er die Thiere nicht erlegte, sondern sie aus reinem Kunsttriebe zeichnete oder sonst seine Kunststudien darnach vornahm. Der Aufenthalt seiner Ältern in der Nähe des berühmten Venedigs, wo sich die Kunst damals sehr verbreitete, bewog den Vater, welcher das Talent des Sohnes unterstützen wollte, ihn dorthin an den großen Giorgione da Castelfranco zu empfehlen, damit er förmliche Studien mache. Dort blieb Johannes einige Zeit, später ging er nach Rom. Hier wurde die reiche Phantasie desselben vielfach genährt, theils durch die Alterthümer, welche er fleißig studirte, theils durch die Menge von Kunstwerken, welche zu jener großen Zeit von den ausgezeichnetsten Meistern und vor Allen von Rafael Sanzio

6) Hieß eigentlich Jan Nicol. Everard, geb. im Haag 1511.
7) Lithographirt von Strixner, Bergmann u. A.
8) Nach Baldinucci's Nachricht im Jahre 1489 geboren und 1561 gestorben.

geschaffen wurden. Es war ja jene goldene Zeit, wo ein allgemeines Interesse für die Malerei herrschte. Zu den Männern aber, welche sich damals jener schönen Richtung zuwandten, gehörte auch der berühmte und hochgebildete Graf Castiglione, Rafael's Freund; er machte des jungen Künstlers Bekanntschaft und, entzückt über das Talent und die reiche Fülle von Ideen in seinen Studien, verfehlte er nicht, denselben dem großen Urbinaten vorzustellen. Dieser war über die Arbeiten von Johannes so erfreut, daß er mit wiederholter Aufmerksamkeit seine Skizzenbücher betrachtete, ja darin angenehme Erholung nach seinen Arbeiten fand. In diesen Studien und Entwürfen nach Ornamenten waren, nach dem Geschmacke der Alten, verschiedene Gegenstände, Blumen, Früchte, Thiere oder andere Figuren, geschmackvoll zusammengestellt. Er wurde dadurch der schöpferische Pfleger eines Kunstzweiges, welcher damals bei den größern Kunstunternehmungen vielfach angewendet wurde, und zwar nach zwei Seiten hin. Sein Vorgänger, der berühmte Morto da Feltre, Zeitgenosse des Giorgione, welcher unter Papst Alexander VI. jene alten Grottenmalereien aufgefunden und treffliche Sachen von ihnen entlehnt hatte, lieferte meistentheils nur Gemälde, Johannes von Udine aber verstand es, sie nicht allein in schönen Farben, sondern auch in Stuck darzustellen. Rafael, welcher damals die kostbare Loggia im Vatican selbst malte, zum Theil unter seiner Leitung vollenden ließ, wollte die Pilaster, Friese und Simse, sowie die an den Plafonds angebrachten 52 biblischen Geschichten mit Ornamenten in Farben und in Stuck umgeben und ausführen lassen. Wer wäre dazu würdiger gewesen, als Johannes, zu dem er unbegrenztes Vertrauen und große Zuneigung hatte, und welcher hinwiederum als Schüler und Freund an jenen Kunstleistungen den innigsten Antheil nahm? Die zwei Meister gingen nach den damals gemachten Ausgrabungen der Bäder des Titus, welche schon seit 1506 zugänglich waren, und nachdem Rafael auf die Schönheit der Formen, die Frische der Farben, besonders auch auf die Masse des Stucks aufmerksam gemacht hatte, gab sich Johannes alle Mühe, dieses nachzuahmen. Er war so glücklich, den Gehalt des Stucks in der Mischung so zu treffen, daß er dem alten gleich kam und zu jenem großen Unternehmen vollkommen anwendbar befunden wurde. Beide wirkten dann vereint für die Ausführung der Ornamente in der Loggia; Reichthum und Fülle der Ideen ist darin auf die sinnreichste Art ausgebreitet; im Spiel der Phantasie liegt eine solche Leichtigkeit, daß das Ganze noch nach dreihundert Jahren als ein Zauberwerk erscheint, und obschon jetzt in verdorbenem Zustande, dennoch die größte Bewunderung erregt. Es ist fast unglaublich, wie verschiedenartig und vielfach abwechselnd die Combination der Ideen von Natur, Kunst und Phantasie hier ist; bald erscheint die menschliche Figur in der edelsten Gestalt für sich, bald verbunden mit der Pflanzenwelt der verschiedenen Zonen. Auf zarten, emporsteigenden Ranken sitzen Kinder und Genien, scherzend und spielend, und verkündigen die Freude der Jugend, oder die Jahreszeiten deuten den Wechsel des Lebens und die dahinrinnende Zeit in den schönsten Bildern an, oder die Üppigkeit der Natur spricht sich in den reichsten Fruchtgewinden aus. Auf ebenso mannichfache Weise bildet sich das Thierreich in diesen grotesken Verzierungen ab; es erscheinen die Gestalten bald als reines Abbild der Natur, bald mährchenartig, ja selbst zuweilen als Ungeheuer und jedesmal in reizender Abwechselung. Die Künstler wählten zugleich für die größern Verzierungen eine Anzahl schöner Thiere, welche sich damals in der Menagerie des Papstes Julius II., jenes großen Freundes der Thiere und der Jagd, befanden. Der Vogelsteller unter dem zarten Baume ist auf ähnliche Weise veranlaßt; er soll wol auf die Belustigung und Jagdfreude, welche der Papst zuweilen in der Gegend der Villa Magniala genoß, hinweisen. Das Element des Wassers, als belebenden und befeuchtenden Princips der Erde, scheint in der Malerei der Pilaster der Loggia ein Hauptgegenstand zu sein, da in den untern Verzierungen derselben immerfort ein Sinnbild jenes Elements, entweder eine Sirene oder Nereide, oder ein Wasservogel, ja selbst Meerungeheuer vorkommt. Während dieses alles auf die Natur Bezug hat, liegt in den andern Figuren eine romantische Verbindung des Christlichreligiösen mit dem Mythischen und bildet somit einen eignen poetischen Cyklus. Die Seraphs und Cherubs umgeben in aufsteigenden, sich in Äther verlierenden Gestalten die Theilung des Chaos, sowie sie andererseits wieder um das Bild von des Herrn Abendmahl erscheinen. Glaube, Liebe und Hoffnung, die schönsten Trösterinnen im Leben, verbinden das Bild von des Menschen Eintritt, Wirken und Aufhören in der Darstellung der drei Parzen. Kurz, jene Kunstschöpfungen können Auge und Geist des aufmerksamen denkenden Beschauers lange beschäftigen, ehe er ihren Ideenreichthum ganz erfaßt. Sie gehören zu dem Ersten, was ältere oder spätere Kunst hervorbrachte [9]).

Johannes, als außerordentlicher Meister seines Faches, verstand es zugleich, seinen Arbeiten eine bis zur Täuschung gelungene Vollendung zu verleihen. In dieser Beziehung ist die Anekdote bemerkenswerth, daß ein päpstlicher Bedienter einen von ihm an die Wand gemalten Teppich habe aufheben wollen, weil er ihn für einen wirklichen hielt. Die übrigen Werke des Künstlers kommen wenig vor. Er soll auch kleine Staffeleigemälde mit Blumen, Früchten oder Thieren, auch mehre Fahnen zu heiligen Gebräuchen für verschiedene Brüderschaften gearbeitet haben. Ebenso soll im erzbischöflichen Palaste in Florenz ein Zimmer mit kleinen Figuren und Ornamenten geziert sein, auch seine Vaterstadt Udine in der Abtei Boni einige seiner Arbeiten besitzen. Über sein weiteres Leben gibt es wenige sichere Mittheilungen. Es wird

9) Von diesen kostbaren, nun dem Untergange nahen Malereien, ließ Katharina II. genaue Copien in derselben Größe machen und in der Eremitage zu St. Petersburg ein ähnliches Local, wie in Rom, damit zieren. Gestochen wurde dieses Werk in 43 großen Platten von Volpato und Ottaviani; es gibt auch trefflich colorirte Exemplare. Ferner existirt eine kleine Ausgabe dieser Gegenstände von Lasinio und eine noch kleinere, womit in fein colorirten Exemplaren und in blauem Sammet gebunden, Geschenke von Seiten des Papstes an fürstliche Personen gemacht wurden.

erzählt, daß er Rom bei der Plünderung dieser Stadt verließ und erst spät dahin zurückkehrte, daß er dort eine päpstliche Pension von 300 Scudi genoß, die ihm durch Seb. da Piombo zugesichert wurde. Fiorillo führt aus einem seltenen Buche [10]) an, daß er bei der Belagerung Roms den Connetable von Bourbon erschossen habe.

(*Frenzel.*)

IX. Johannes, Orden, Ordensstifter und Ordensverbesserer.

a) Orden.

1) **Johannes Baptista (St.) Orden**, militairischer Malteserorden oder Orden des St. Johannes Baptista (Orden militar de San Juan Baptista clamada de Malta). Kaufleute aus Amalfi erhielten vom Khalifen von Ägypten, (nach Helyot Romensor von Mustesaf?) die Erlaubniß, in Jerusalem eine Kirche zu errichten. Dies geschah im Jahre 1048 und die Kirche hieß St. Maria der Lateiner. Auch durften sie, dem Tempel der Auferstehung Christi gegenüber und auf der Stelle, wo nach der Annahme der heilige Zacharias, Vater des heiligen Johannes des Täufers (Baptista), gewöhnlich sein Gebet verrichtet habe, ein Haus erbauen. Da sich viele christliche Pilger an dieser heiligen Stätte einfanden, so veranlaßte sie das, ein Hospital und Wirthshaus zu errichten, das sie dem Johannes Baptista weihten, und unterhielten darin dienende Brüder, welche in Hinsicht ihrer Verrichtungen sich Brüderhospitaliten, und wegen des Namens der Kirche Brüder-Johanniter nannten. Als Gottfried von Bouillon im Jahre 1099 Jerusalem und somit das heilige Land eroberte, hieß der Vorsteher dieses Institutes Gerhard. Dieser und seine Gehilfen nahmen sich der Verwundeten und Kranken des Heeres mit solcher Sorgfalt an, daß Gottfried das Hospital selbst besuchte, und da er dessen Einrichtung vortrefflich fand, so schenkte er ihm Renten und Ländereien, die er in Frankreich besaß. Dies waren die ersten Einkünfte des Ordens, der sich nun von den Geistlichen trennte und einen eigenen Orden bildete. Seine spätern Schicksale s. unter Johanniterorden.

2) **Orden des heiligen Johannes vom Lateran (Ordine di S. Giovanni del Laterano)**, ein päpstlicher Ritterorden, den im Jahre 1560 Papst Pius IV. zur Belohnung bürgerlichen Verdienstes stiftete, der aber seit einem halben Jahrhundert nicht mehr vergeben, mithin als erloschen zu betrachten ist. Die Ritter hießen comites sacri palatii et aulae lateranensis und bestanden nur aus einer Classe. Das Ordenszeichen war ein goldenes roth emaillirtes Kreuz. Im Mittelschilde der Vorderseite standen die Worte: praemium virtuti et pietati und auf der Rückseite: ordine instituto 1560.

(*F. Gottschalck.*)

b) Ordensstifter und Ordensverbesserer.

1) **Johannes von Capistrano (J. Capistranus)**, s. Capistrano.

2) **Johannes Ciudad oder Johannes von Gott**, s. Barmherzige Brüder.

3) **Johannes Colombini oder Colombino**, s. Colombini und Jesuaten.

4) **Johannes Gualbertus**, aus altadeliger Familie, zweiter Sohn des ebenso genannten Herrn zu Petrojo im Thale Pesa, geboren um das Jahr 1000, glaublicher 993, war als Jüngling von seinem Vater angeregt worden, den Mord eines seiner nahen Anverwandten, nach Einigen des Bruders seines Vaters, mit dem Schwerte zu rächen. Entbrannt von Rache zog er aus und traf den Mörder wirklich bei Florenz an einem Orte, wo er ihm nicht entgehen konnte. Da sich ihm aber der Erschrockene zu Füßen warf und um Christi willen um sein Leben anflehte, war sein Zorn alsbald entwaffnet, sodaß er ihm Vergebung schenkte. Darauf eilte er sogleich in die nächste Kirche, um vor dem Altare zu beten. Da geschah es, daß der Gekreuzigte, ihm für die erwiesene Wohlthat dankend, das Haupt neigte. Dies brachte den jungen Menschen zum Entschlusse, der Welt zu entsagen und ein heiliges Leben zu führen. Nachdem er seine Leute unter einem Vorwande entfernt hatte, kehrte er sogleich in die Kirche des heiligen Miniat zurück und bat den Abt um Aufnahme in sein Kloster. Gegenvorstellungen des Abtes, die nur Prüfungen der Beharrlichkeit des Jünglings waren, machten ihn nur noch fester, sodaß endlich selbst sein eigener Vater, so erzürnt er auch Anfangs darüber war, gerührt einwilligte. Schon in seinem Probejahre zeichnete er sich durch Enthaltungen, Kasteiungen und blinden Gehorsam gegen seine Oberen dergestalt aus, daß er bald darauf nach dem Tode des Abtes von Allen zum Oberhaupte der Mönche gewählt wurde, was er jedoch durch die demüthigsten Bitten von sich abwendete. Bald darauf verließ er dieses Kloster, nach Einigen um der Simonie willen, wodurch sich der Prälat befleckt hatte, glaubwürdiger, um sich in der Einsamkeit besser zu vervollkommnen. Einer der Mönche begleitete ihn nach Valombrosa, unweit von Florenz. Dort legte er ein Kloster an nach dem Vorbilde von Camaldoli, sodaß die Cellen von einander gesondert standen, nachdem er sieben Jahre in der Einsamkeit verlebt hatte. Über das Jahr der Errichtung des Klosters zu Valombrosa oder der Gründung seines Ordens herrschte viel Streit. Helyot weist nach, daß deren Beginn erst 1039 zu setzen sei. Seine Anhänger vermehrten sich schnell und sogar nicht wenige Mönche aus Miniat begaben sich zu ihm, so hart er auch mit den Neulingen verfuhr, denen er ein besonderes Haus erbaut hatte. Sie mußten nicht allein die Schweine hüten, sondern sogar täglich die Ställe mit ihren bloßen Händen reinigen, bevor sie zum Noviziat nach der Regel des heiligen Benedict zugelassen wurden. Den Ort Valombrosa, sonst Aqua bella genannt, hatte ihm die Äbtissin zu St. Ellero, Namens Itta, mit weitläufigen Ländereien geschenkt, wofür ihrer Kirche jährlich ein Pfund Wachs und ein Pfund Öl abgegeben werden sollte, wozu sie sich freilich noch das Recht ausbedungen hatte, den Superior zu wählen. Den letzten Übelstand nahm schon der Papst Victor II. von den Mönchen. Jene Zinsbar-

10) *Capodogli*, Udine illustrata. P. I. p. 357.

keit blieb jedoch, bis die Klosterfrauen zur Verbesserung ihres Wandels 1255 versetzt und Ellero selbst mit allen Gütern den Mönchen von Valombrosa übergeben wurde. Daß Gualbert Superior seiner Stiftung wurde, ist in der Ordnung, ebenso, daß er sich aus Demuth erfolglos dagegen sträubte. Wegen der grauen Kleidung der besonders scharf eingeschlossenen Religiosen wurden sie bis 1700, wo sich ihre Kleidung in eine tannenfarbige änderte, die grauen Mönche genannt, die noch frühzeitig ein weißes Skapulier hinzugefügt hatten. Den Kopf schoren sie oben und ließen in der Gegend des Ohres einen Zirkel Haare stehen, was man die römische Krone nannte, weil man vorgab, Petrus habe sich so getragen. Die Kleidung war ziemlich dieselbe, wie die der Minoriten. Gualbert war auch der Erste, welcher Laienbrüder zur Besorgung der weltlichen Geschäfte in seinem Orden aufnahm, weil sich die Reichthümer durch Schenkung dergestalt vermehrten, daß er durch Verwaltung derselben von den Mönchen selbst Gefahr für ihre Seelen, oder doch eine Beeinträchtigung der Würde ihres geistlichen Standes besorgte, auf dessen Rechte die Mönche eifrige und glücklich durchgesetzte Ansprüche machten. Diese Laienbrüder fingen also erst jetzt an, den zweiten und wichtigen Stand unter den Mönchen zu bilden. Sie unterschieden sich durch Kleidung und weniger strenge Lebensart. Meist war die Kleidung kürzer, was ihre Arbeit mit sich brachte. Wo das Stillschweigen wie in Valombrosa herrschte, mußte es nothwendig damit unter den Laienbrüdern nicht so streng genommen werden. Auch diese Einrichtung fand großen Beifall, sodaß Gualbert mit vielen Bitten bestürmt wurde, theils schon vorhandene Klöster nach seiner Regel zu verbessern, theils Ländereien und Güter anzunehmen, um neue zu errichten. Das erste neue Kloster, das er seinem Valombrosa beifügen konnte, war St. Salvi, einer Kapelle wegen so genannt, 1044; dann noch drei in den Apenninen, zu Moschetto, Razzuolo und Monte Scalari. Der schon vorhandenen Klöster, alle in Italien, die er neu einrichtete und mit seinen Mönchen besetzte, waren noch mehre; genannt werden sieben. — In allen seinen Klöstern war nur für das Bedürfniß, durchaus nicht für irgend eine Pracht gesorgt, welche er an Klöstern verabscheute. Man berichtet davon Wunderdinge. Als er die Gebäude des Klosters zu Moschetto viel zu groß und schön fand, sprach er mit lächelnder Miene zu dem Abte: „Ihr habt nach euerem Sinne Paläste gebaut und Summen verwendet, welche viele Arme hätten erquicken können.“ Darauf wandte er sich zu einem kleinen Bache, der nahe an den Klostermauern vorüberfloß und rief: „Allmächtiger Gott, räche mich eiligst durch diesen Bach des ungeheueren Gebäudes wegen!“ und ging fürbaß. Kaum hatte sich Gualbert entfernt, so fing der Bergbach an zu schwellen, riß Bäume und Felsenstücke gegen das Kloster und zertrümmerte es von Grund aus. Der betroffene Abt wollte nun sein Kloster an einem andern Orte wieder aufbauen, Gualbert aber versicherte ihm lächelnd, der Bach werde ihnen nie wieder Schaden bringen. Ähnliches mehr erzählt Helyot im 4. Buche seiner Ordensgeschichte.

Allein nicht durch solche Wunderdinge, sondern durch werkthätige Liebe gegen die Armen und durch Errichtung von Hospitälern, Wiederherstellung verfallener Kirchen und strenge Zucht unter den Seinen war das Ansehen dieses Mannes gestiegen und dadurch erst hatten die Wunder Glaubwürdigkeit erhalten. Auch machte er sich bei dem Volke durch unerschrockenen Eifer gegen den damals sehr überhand genommenen Misbrauch, geistliche Würden durch Bestechung zu erkaufen, außerordentlich beliebt. Solcher Simonie war damals unter Andern der Bischof von Florenz, Peter, beschuldigt worden. Die Mönche der florentinischen Diöcese, welche unter Gualbert und seinem Orden standen, erklärten sich gegen den Bischof und wollten die von einem solchen Ketzer geweihten Geistlichen nicht anerkennen, ebenso wenig die Gültigkeit der Sacramente, die aus solchen Händen gespendet wurden. Selbst der heilige Pater Damian, welcher den Zwist beilegen wollte, wirkte nichts; denn ein alter Klausner, Theuzon, der selbst von Gualbert verehrt und befragt wurde, war gegen den Bischof. Auf dieses Einsiedlers Rath trat Gualbert auf offenem Markte zu Florenz gegen den Bischof auf und erklärte ihn für einen Unwürdigen, welcher der Kirche Schaden bringe, für deren Nutzen er (Gualbert) auch sein Leben zu opfern bereit sei. Der Bischof und seine Partei, da sie einen Theil des Volkes gegen sich aufgebracht sahen, glaubten zu scharfen Maßregeln greifen und sich an den Urhebern des Aufruhrs, an den Mönchen, rächen zu müssen. Der Bischof sandte daher Bewaffnete nach dem Kloster St. Salvi, die Mönche zu tödten und ihr Kloster in Brand zu stecken. Wirklich verwüstete man ihre Kirche, verwundete die Mönche und verbrannte das Kloster. Gualbert war aber nicht zu St. Salvi, sondern den Abend vorher nach Valombrosa gegangen. Nach der ersten Nachricht begab er sich sogleich nach Salvi und beschloß mit den Seinen, den Bischof, gegen welchen das Volk nun erst recht aufgebracht war, vor der Kirchenversammlung in Rom 1063 zu verklagen und sich zum Beweis ihrer Aussage der Feuerprobe zu unterwerfen. Alexander II., der unter den zahlreich versammelten Bischöfen fast lauter Freunde Peter's, des Bischofs, sah, auf der andern hingegen den gefürchteten Erzbischof Hildebrand, den nachmaligen Gregor VII., auf der Seite der Mönche, hielt er es für gut, nicht in die Sache einzugehen. Der Bischof von Florenz, der also in seinem Amte blieb, setzte die Verfolgung seiner Gegner um so schärfer fort, da sich auch der Herzog von Toscana für den Bischof erklärt hatte. Der Handel wurde auf das Äußerste getrieben; man jagte die Widerspenstigen aus der Stadt, zog die Güter derer ein, welche flohen und warf sogar die Geistlichen, die gegen den Bischof sich erklärten, vom Altare hinweg aus den Kirchen und der Stadt. Die Mönche blieben fest auf ihrem Sinne und nahmen alle Verjagte in ihren Klöstern auf, keine Drohung fürchtend. 1067 hatte die Verfolgung der Geistlichen, die es nicht mit dem Bischofe hielten, die Spitze erreicht. Dies empörte jedoch die Weiber in Florenz dergestalt, daß sie ihre Kleider zerrissen, durch die Straßen heulten und schrien, Jesus werde von ihnen gejagt; der Zauberer Simon erlaube es nicht,

daß er bei ihnen bleiben dürfe — die Hölle habe über den Himmel gesiegt u. s. w. Die Männer wurden davon ergriffen, wollten fort von der Stadt und sie an allen Ecken anzünden. Das wirkte selbst auf die geistlichen Freunde des Bischofs so sehr, daß sie die Kirchen schlossen und in einer Versammlung mit einander übereinkamen, eine Gesandtschaft in das Kloster Settimo, dem Orden von Valombrosa gehörend, mit der Bitte zu schicken, die Wahrheit durch die Feuerprobe zu erhärten. In der ersten Fastenwoche Mittwochs sollte das Werk geschehen. Ein Geistlicher wurde zuvor an den Bischof gesendet, ihm vorzuhalten, die Wahrheit zu bekennen und, sei er unschuldig, mit ihnen nach dem Kloster zu gehen. Beides wurde vom Bischof abgeschlagen. Unterdessen wurde im Kloster Settimo alles zum öffentlichen Gottesgericht zum festgesetzten Tage vorbereitet. Alles Volk, vornehmlich Weiber und Kinder, strömte zu, gegen 8000; zwei Scheiterhaufen wurden sogleich von dem Volke errichtet, einander gegenüber, jeder 10 Fuß lang, 5 Fuß breit und 4½ Fuß hoch. Man sang Psalmen und wählte einen Mönch, Peter, der durch das Feuer gehen sollte, nachdem er die Messe gehalten und das Sacrament genommen hatte. Alle die heiligen Gebräuche, Beten und Singen unter vielen Thränen und die Erwartung des Ausganges hatten das Volk bis zur Überspannung erregt. Beim Lodern der Scheiterhaufen wurde dem Haufen Stille geboten und ein Abt mit starker Stimme mußte ihnen verkündigen, daß dieses Werk nur zu ihrer Seelen Seligkeit unternommen werde, um sie von der schändlichen Simonie zu befreien, von welcher die ganze Welt fast angesteckt sei. Die Scheiterhaufen waren indessen niedergebrannt, der Mönch hielt noch ein lautes Gebet, worauf das Volk mit Amen antwortete, gab dann seinen Brüdern den Friedenskuß, worauf die Mönche noch das Volk fragten, wie lange Peter im Feuer bleiben solle. Man antwortete, es sei genug, wenn er nur langsam über die Kohlen mittendurch ginge. — Jetzt schlug der Mönch das Zeichen des heiligen Kreuzes über die Flamme, trug das heilige Kreuz vor sich und ging frohen Angesichts über die Kohlen. Man verlor ihn aus dem Gesichte, so lange er zwischen den beiden Scheiterhaufen war, sah ihn aber gar bald auf der andern Seite frisch und gesund herauskommen, ohne daß das Feuer ihm auch nur ein Haar an seinen Füßen versengt hatte. Das Volk war vor Jubel außer sich und ließ es ihm nicht zu, durch das Feuer, das niedergebrannte, zurückzugehen. Jetzt setzte Alexander II. den Bischof ab und dieser sah sich genöthigt, sich dem Urtheil zu unterwerfen, sich zu bekehren und mit den Mönchen durch Schenkungen zu vergleichen. Der Bischof hieß Peter von Pavia. Der Mönch wurde aber nun Peter igneus genannt, wurde Abt der dem Orden neu geschenkten Abtei Fuccechio bei Lucca, darauf von Gregor VII. 1074 zum Cardinal und Bischof zu Albano gemacht und von dem Orden unter seine Heiligen gezählt. — So hatte denn der Orden von Valombrosa die Ehre, durch den Eifer seines Generals Gualbert die Simonie (in seiner Nähe) ausgerottet zu haben. Von nun an sorgte er nur für seinen Orden und machte die besten Einrichtungen. Als er 1073 sein Kloster Passignagno besuchte, wo der feurige Peter Propst geworden war, wurde er krank. Als er merkte, daß die Krankheit zum Tode war, versammelte er die Seinen, nahm den Abt Rudolf zu Moschetto bei der Hand und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Die Mönche ehrten die Wahl dieses Heiligen und Ordensstifters, aber sie wählten ihn doch unter allen Feierlichkeiten noch einmal. Der schon unter seinem ersten General und Gründer reiche und mächtige Orden vermehrte sich so, daß er nach etwa hundertjährigem Bestehen mehr als 50 Abteien zählte, die viele Vorrechte und großen Einfluß in geistlichen und weltlichen Dingen hatten. Es gibt auch solche, die diesem Orden nachrühmen, er habe nie einer Verbesserung bedurft, was jedoch sogar Helyot bezweifelt, weil dem Orden später sogar Generale aus andern Orden, z. B. den Dominikanern, vorstanden. 1523 wurde Blasius von Mailand, der letzte beständige General des Ordens, von Neuem wieder eingesetzt. Von jetzt an verloren die Mönchseinrichtungen ihr Ansehen und die Änderungen häuften sich. Die Laienschwestern, die bald nach Gualbert's Tode aufgenommen wurden und eine Art Gelübde thaten, hielten sich etwa 100 Jahre lang. Der Orden rühmt sich, der Kirche viele Heilige gegeben zu haben (Gualbert wurde von Cölestin III. 1193 heilig gesprochen), ebenso viele Prälaten und Schriftsteller. Unter den letztern ist vorzüglich Ascanius Tamburinus zu nennen, der auch General des Ordens war. Lassen sich auch die drei Congregationen des Ordens, Salvi, Ariald und Valombrosa, die Einige angeben, nicht beweisen, so ist es doch gewiß, daß sich die Klöster Salvi und Passignagno unter Calixt III. vom Haupte trennten und mit einigen andern vereinigten. Die Kleidung der Mönche wurde zum dritten Male geändert und in Schwarz umgewandelt, desgleichen bei den Laienbrüdern, die nun auch, statt ihrer Mützen von Schaffell, Hüte trugen. Die arme Bauart ihrer Klöster blieb auch nicht. Selbst Valombrosa wurde vom Abt Eberhard Nicolini, früher eine Zeit lang General des Ordens, 1637 mit aller Pracht neu aufgebaut. Der König von Frankreich, Ludwig der Heilige, soll nahe bei Paris ein Kloster für den heiligen Gualbert erbaut haben, was mit andern Klöstern im Delphinate vereinigt, die Congregation von Valombrosella gebildet haben soll. Helyot will hingegen nur von einem Kloster dieses Ordens in Frankreich wissen, dem Kloster zu Corneillac bei Orleans, von einem Pilger gegen 1200 gestiftet.

5) **Johannes de Matera** (auch Mathera) hat seinen Namen von seiner Geburtsstadt in Apulien, war die Freude seiner Ältern, die zum wohlhabenden Mittelstande gehörten, da ihn die Natur durch Schönheit und Talente nicht wenig ausgezeichnet hatte. Eine im 11. Jahrhundert in Italien gar nicht ungewöhnliche Schwärmerei für das Mönchsleben und noch mehr für den Einsiedlerstand, hatte auch den aufblühenden Knaben ergriffen und brachte ihn endlich soweit, daß er gelegentlich dem väterlichen Hause entfloh und auf eine kleine Insel, Tarent gegenüber, sich begab, wo er seine reiche Bekleidung mit der armseligsten vertauschte, die er erlangen konnte, um den

Nachforschungen seiner Ältern zu entgehen. Sobald als er seine Freiheit gesichert sah, suchte er im Kloster der Insel Aufnahme, wo er auch zum Hüter der Heerden angenommen wurde. Die Mönche gehörten aber zu den weltlich gesinnten, die in allerlei Wohlleben sich gütlich thaten. Da nun der Knabe zu ihren Schmäusen sich durchaus nicht verführen lassen wollte, sondern in aller Enthaltsamkeit lebte, drückten sie ihn so hart, daß er die Insel verließ und sich nach Calabrien wendete, wo er oft in zwei Tagen, zuweilen sogar in drei und vier Tagen nur einmal aß. Von hier begab er sich nach Sicilien und erlas sich zu seinem Aufenthalte eine der unwohnbarsten Einöden, wo er sich allein von bittern wilden Feigen, Myrtenkörnern und schlechten Pflanzen kümmerlich ernährte, ein vollkommenes Stillschweigen beachtete, seinen Leib wie einen Stamm mit Stricken zusammenschnürte, sich bis an den Hals in kaltes Wasser senkte, um den Schlaf zu vertreiben, überhaupt sich bis auf das Unglaublichste abquälte. Dabei setzten ihm die Teufel hart zu, die solche Heiligkeit unausstehlich fanden, ihn als wilde Thiere anheulten und angriffen, stets jedoch überwunden von ihm ablassen mußten. Endlich bewog ihn eine göttliche Stimme, die Einöde zu verlassen und sein Vaterland wieder zu betreten. In Apuliens Stadt Genosa fand er unverhofft seine Ältern, die ihn aber, ob er gleich lange in ihrer Nähe, ja eine Zeit lang in ihrem Hause wohnte, nicht wieder erkannten, so sehr war seine Gestalt verfallen. Die Kriegsunruhen, die auch seine Ältern nach dieser Stadt getrieben hatten, machten die Sitten so verwildert, daß sich der Schweigsame auf einmal in einen Bußprediger umwandelte und als solcher außerordentlichen Einfluß gewann. Zu dieser Zeit erschien ihm der heilige Petrus und gab ihm den Befehl, eine dem Umsturze nahe, ihm geweihigte Kirche in der Nähe der Stadt neu aufzubauen. Mit Glück setzte er nun dafür seine Beredsamkeit in Bewegung und begann das Werk. Als es nun an Kalk und Steinen gebrach, wies er den Werkleuten einen Ort an, wo sie einschlagen sollten. Da sie reichlich gefunden hatten, was sie brauchten, verbreitete sich das Gerücht, immer entstellter, weiter, und ließ den Grafen Robert von Sicilien erfahren, daß der Einsiedler einen großen Schatz gefunden habe. Mit Ketten gebunden wurde dieser ins Gefängniß geworfen, aber die Ketten zersprangen. Dennoch entfernte er sich nicht eher, bis ihm ein Engel es gebot, worauf er dann mitten durch die Wachen ging, ohne daß sie ihn sahen. Er blieb aber nicht daselbst, sondern ging nach Capua, wo er so lange weilte, bis ihm ein neuer himmlischer Befehl kam, sich wieder nach Apulien zu wenden, um Seelen für den Himmel zu gewinnen. Hier begab er sich zunächst in die Klause des heiligen Wilhelm (s. d.) auf den Berg Laceno, wohnete allda und suchte ihn zu bewegen, sich einen andern Aufenthalt zu wählen, was jedoch nicht glückte. Bald darauf wußte aber Gott selbst durch ein Wunder den heiligen Wilhelm zu überzeugen, wie Unrecht er habe, sich den Ermahnungen des heiligen Johannes nicht zu fügen. Indem die beiden Heiligen sich mit einander von himmlischen Dingen unterredeten, wurde die Celle in einem Augenblicke von einem gewaltigen Feuer verzehrt. Da begaben sich denn Beide auf den Berg Cogno und wohnten daselbst, bis sich Johannes abermals vom heiligen Feuer entflammt fühlte, die Sünder zu bekehren. So verließ er denn den heiligen Wilhelm und predigte zu Barry. Die Menschen waren aber verstockt, schrieen, daß er ein Ketzer sei, und brachten ihn zum Erzbischof, wo seine Unschuld an den Tag kam und er eine Zeit lang in einem Kloster der Gegend wohnen konnte. Endlich ging er auf den Berg Gargano (Gärgäno), wo sein Gebet den Leuten Regen verschaffte, zur Erquickung des ausgedörrten Landes, nachdem die Kanonici an der Kirche des heiligen Michael Besserung gelobt hatten; denn um Eines Sünde willen hatte Gott die Noth nicht allein über die Kanoniker, sondern über die ganze Stadt geschickt. Auch hier ließ sich der fromme Mann nicht halten und begab sich, abermals von einer himmlischen Erscheinung angeregt, nach Pulsano, nicht weit von der Stadt entfernt, wo er den Grund zu einer Abtei legte. Mit fünf oder sechs Schülern machte er den Anfang. Da er sich aber zum Gesetze gemacht hatte, Alles aufzunehmen, was zu ihm kommen wollte, Arme und Reiche, Niedere und Hohe, Kinder und Erwachsene, so wurde sein Haus bald voll, besonders von Unmündigen. Noch vor Ablauf des Jahres zählte er 50 Anhänger. Wer ihn sah und wer seines Kleides Saum berühren konnte, hielt sich für glücklich, sagt sein Lebensbeschreiber, der es für unmöglich erklärt, alle Wunder zu berichten, die er an Lahmen, Gichtbrüchigen, Blinden, vom Teufel Besessenen u. s. w. verrichtete. Dennoch gab es auch Menschen, die mit gewaffneter Hand zu ihm kamen und ihre Kinder wieder haben wollten, wie es um eines vornehmen Knaben willen geschah, genannt Joel. Der Heilige berief sich aber auf die heilige Schrift und der Geist jener Frömmigkeit war mächtiger als der Geist der Natur. Da auch der Mann noch als Seher in die Zukunft und ins Verborgene überhaupt, sodaß er Gestohlenes wieder zu schaffen vermochte und selbst die bösen Geister sah und ihnen gebot, sich berühmt gemacht hatte, so war es kein Wunder, daß zu diesem ersten Kloster bald andere kamen, auch in der Ferne. Dies Alles wird in der Lebensbeschreibung eines Zeitgenossen des heiligen Mannes nur im Allgemeinen angedeutet, sodaß nur sehr wenige Klöster namhaft gemacht worden sind. Daß er auch einige Nonnenklöster einrichtete, wird ausdrücklich versichert. Der ganze Orden war der Regel des heiligen Benedict unterworfen. Der Abt von Pulsano wird daher um seiner Wunder- und Weissagungsgabe willen, vor Allem aber seines strengen Lebens wegen den größten Heiligen zugesellt. Selbst sein Tod wurde mit Wundern aller Art versiegelt. Er starb aber in seinem Kloster zu St. Jacob am 20. Juni 1139. Seine Mönche wollten ihn in der Hauptabtei der heiligen Maria zu Pulsano begraben, wurden jedoch daran verhindert, nicht weil sein Körper so schwer gewesen sei, daß sie ihn nicht hätten fortbringen können, sondern weil zur Stunde, als sie den Leib auf den Wagen heben wollten, urplötzlich bei dem heitersten Himmel ein gewaltiger Sturm mit Hagel entstand, daß sie es nicht ausführen konnten. Da sich auch bald mehre

der Seinen erinnerten, daß er bei seinem Leben gesagt habe, er wolle zu St. Jacob begraben sein, so geschah, was er befohlen hatte. Nach Pulsano wurde jedoch das Haupt des Heiligen gebracht und in einer silbernen Kapsel aufbewahrt. Da seine Reliquien Wunder thaten, wußten sich auch einige andere seiner Kirchen einige Knochen zu verschaffen. Die Feier seiner Verehrung wurde auf den 20. Juni gesetzt. Unter diesem Tage findet man daher die Hauptschriften über diesen Heiligen im 4. Tom. Act. Sanctorum. p. 37—58, wo auch mancherlei lateinische Reime und Verse aus alten Manuscripten angeführt werden, die zu des Heiligen Officium gehören.

Bei aller Verehrung, die man dem seligen Johannes und Andern seines Ordens von Pulsano erwies, ist seine Congregation dennoch erloschen und die Hauptkirche selbst, man weiß nicht einmal wann, ist zu einer Commende der Äbte geworden, die nach ihrem Belieben einige wenige Mönche, aus welchem Orden sie wollen, annehmen zur Verwaltung der Kirche und des Klosters, das ihnen über 16,000 Dukaten eingebracht haben soll jedes Jahr hindurch. — Um nun das Andenken des Ordens geschichtlich zu erhalten, versprachen die Fortsetzer des Bollandus in ihren Zusätzen zum Monat Juni, wo möglich, wenigstens die Bullen, Privilegien und Anderes von Wichtigkeit für den Orden nachzubringen. Es findet sich aber nur die Angabe, daß die Alten Gargánum und nicht Gárgäno ausgesprochen haben.

6) **Johannes de Matha**, geboren zu Faucon, einem Flecken an der Grenze der Provence, 1160 am Tage St. Johannis, nach den Zeugnissen seiner Zeit vom Himmel selbst zum Heiligen bestimmt und von Natur dazu eingerichtet. Denn, noch an der Brust, unterschied er schon die heiligen Tage, wollte an diesen nicht saugen oder sich irgend eine Nahrung beibringen lassen; zeigte auch schon von der Wiege an große Verachtung aller Possen und Kinderspiele. Seit seinem 12. Jahre studirte er in Aix, wo er sich als Adeliger auch in den Fertigkeiten seines Standes übte. Als der Jüngling in das Vaterhaus zurückgekehrt war, hielt er sich in einer nicht weit von seinem Geburtsorte gelegenen Einsiedelei auf, um ungestört dem Heiligen obzuliegen. Von den häufigen Besuchen seiner Anverwandten beunruhigt, entschloß er sich, nach Paris zu gehen und Theologie zu studiren, was er mit solchem Eifer that, daß man ihm den Doctorhut, den seine Demuth anzunehmen sich weigerte, dennoch aufsetzte. Als er die Priesterweihe vom Bischofe erhielt und ihm die Worte zugerufen wurden: Nehmet hin den heiligen Geist, sah man eine Feuersäule auf seinem Haupte erscheinen (so erzählt Helyot). Ebenso merkwürdig war die Erscheinung, die beim Lesen der ersten Messe des heiligen Mannes in der bischöflichen Kapelle zu Paris sich zeigte, welche der Bischof selbst, Moritz von Sully, der Abt zu St. Victor und der Rector der Universität mit ansahen und beglaubigten. Als nämlich der junge Priester die Hostie emporhob, erschien plötzlich ein Engel in Gestalt eines Jünglings im weißen Kleide, auf der Brust mit einem rothen und blauen Kreuze geschmückt, auf dem Altare, welcher seine übereinandergekreuzten Hände auf zwei Gefangene legte. Die hohe Geistlichkeit, bekümmert um die verborgene Deutung des Gesichts, rieth dem jungen Priester, sich, mit Beglaubigungszeugnissen des Wunders versehen, nach Rom zu begeben, um vom Papste zu erfahren, was er thun solle. Matha war Anfangs dazu bereit, überlegte sich aber später, daß ihn eine solche Reise viel zu sehr in das Geräusch der Welt werfen und von seiner geliebten Einsamkeit entfernen würde. Er begab sich daher lieber zu dem Einsiedler Felix von Valois (nicht aus königlicher Familie), welcher in einem Holze der Diöcese Meaux, unweit Gandeleu en Brie, ein englisches Leben führte. Beide übten sich nun zusammen in aller Vollkommenheit, wachten und fasteten beinahe beständig, konnten nicht genug ihr Fleisch kreuzigen und beten. Als sie einst an einem Brunnen sich über himmlische Dinge unterredeten, erschien ihnen plötzlich ein schneeweißer Hirsch, der zwischen dem Geweihe ein rothes und blaues Kreuz trug. Da erzählte Johannes, was ihm beim Lesen seiner ersten Messe geschehen war, woraus Felix schloß, daß Gott etwas Besonderes von ihnen fodere; und sie baten Gott um Offenbarung seines Willens, welcher ihnen auch im Traume zu dreien Malen einen Engel erscheinen ließ, der ihnen sagte, daß sie nach Rom zum Papste gehen sollten, wo sie hören würden, was zu thun sei. Sogleich gehorchten sie trotz der Kälte des Winters und kamen 1198 zu Innocenz III., welcher sie sehr holdselig empfing, Cardinäle und Bischöfe im Lateran versammelte und Beten und Fasten anordnete, auch eine Messe deshalb halten wollte. Der Engel erschien von Neuem. Der Papst erlaubte daher den beiden Männern, einen neuen Orden zu stiften, dessen Hauptzweck die Befreiung der gefangenen Christen aus den Händen der Ungläubigen sein sollte. Am 2. Februar gab ihnen der Papst das Kleid, nach dem Vorbilde dessen, was der Engel trug, und nannte sie Trinitarier oder den Orden von der Auslösung der Gefangenen. Mit päpstlichen Schutzbriefen versehen wanderten sie nach Frankreich zurück und stellten sich auch dem Könige Philipp August vor, der ihnen seine Einwilligung und Unterstützung nicht versagte. Der erste, welcher ihnen Ländereien zu einem Kloster schenkte, war Gauthier (oder Gaucher) von Chatillon, das Kloster konnte die Menge der neuen Brüder bald nicht mehr fassen, weshalb man ihnen bald darauf den Ort schenkte, wo den Stiftern der weiße Hirsch erschienen war, den man nun Cerfroy nannte, an der Grenze von la Brie und Valois zwischen Gandeleu und la Ferté-Milon gelegen. Dieses zweite Kloster wurde von jetzt an und für immer als das Hauptkloster des Ordens angesehen. Gleich beim Beginne des Ordens gehörten viele Novizen zu den Gelehrten. Als Johannes von Matha's Schüler werden genannt: Johann Anglic von London, Wilhelm Scot von Orford, Peter Corbellin, nachmals Erzbischof von Sens, und Jacob Sournier, Bischof zu Todi. Als der Bischof von Paris und der Abt zu St. Victor die Regel des Ordens vollendet hatten, reiste Matha sogleich wieder nach Rom, erhielt sie bestätigt und noch dazu große Privilegien. Der Papst schenkte ihnen auch das Haus des heiligen Thomas della Navicella oder

di Forma Claudia genannt, wegen der Wasserleitung des Claudius. — Darauf sandte er zum ersten Male seine beiden erstgenannten Schüler nach Marokko, deren Unterhandlung so glücklich ausfiel, daß sie 1200 mit 186 aus der Sklaverei Befreiten zurückkehrten. In demselben Jahre erhielten sie ein Kloster in Flandern. Johannes von Matha aber reiste durch die Provence, wo er zu Arles eine Stiftung erhielt. In Spanien erregte seine Beredsamkeit viele Herzen und der Orden wuchs auch hier. Von hier schiffte er nach Tunis, wo er nach vielem Leid 120 Sklaven befreite und nach Rom brachte. Unterdessen hatte Felix ebenso eifrig in Frankreich gearbeitet und besonders einen Convent in Paris erworben mit der Kapelle des heiligen Mathurin, weshalb die Trinitarier in Frankreich Mathuriner genannt wurden. Felix von Valois starb am 20. Dec. 1212. Matha dagegen widmete sich in Rom den Gefangenen und Kranken mit Eifer, obschon durch die Reisen sehr geschwächt. Er starb am 21. Dec. 1213 (nach Andern 1214) in Rom und wurde in der Kirche des heiligen Thomas in Formis (oder di Forma Claudia) begraben, welche Kirche der Orden verlor, weil er sie bei einer Pest 1348 verlassen hatte. Das Kloster wurde eine Commende. Das Grab des heiligen Johannes von Matha ist noch dort zu sehen, sein Leib aber wurde nach Spanien gebracht. — Die Geschichte des Ordens s. im Art. Trinitarier, wo auch die Literatur angegeben werden wird. (*G. W. Fink.*)

7) Johannes de Mathera. s. Johannes de Matera.

8) Johannes von Meda stammte aus der Familie Odrati in Mailand, welche der Kirche nicht wenig hohe Geistliche brachte. Sein Geburtsort Meda, dessen Herr er wurde, gab ihm den Beinamen. Bald zeigte die Vorliebe des 12. Jahrhunderts zum Eremitenleben sich auch in ihm wirksam; er entsagte den Herrlichkeiten der Welt und begab sich in die Einsamkeit der Gegend von Rondenario, unfern von Como, wo er am Flüßchen Coscia seine Tage unter Gebet zubrachte. Hier erschien ihm einst die heilige Jungfrau, zeigte ihm eine weiße Kleidung und gab ihm den Befehl, nach Mailand zu gehen und sich unter die Humiliaten aufnehmen zu lassen. Das Kloster im Stadttheile Brera wurde darauf sein Aufenthalt und die Mönche, die damals grade keinen einzigen Priester unter sich hatten, zu welcher Würde er bereits gelangt war, zugleich die Heiligkeit seines Wandels bewunderten, wählten ihn zu ihrem Vorsteher.

Jetzt war es nun seine erste Sorge, die Brüder zur Änderung ihrer Kleidung zu vermögen und sie der Regel des heiligen Benedict zu unterwerfen, was ihm auch glückte. Man nahm ein Skapulier an, woran eine kleine Kapuze genäht war, und hing über den langen Mantel noch ein weißes Bischofsmäntelchen. Dazu gab er ihnen noch ein besonderes Brevier, unter dem Titel des Amtes der Chorherren, wie diese Mönche von jetzt an auch genannt wurden, ließ sie täglich das Amt der heiligen Jungfrau halten und die dazu Fähigen die Weihe nehmen. Er selbst predigte so eifrig und mit solchem Erfolge, daß Viele sich zu diesem Orden wendeten oder ihm doch ihre Güter schenkten, die ihm Mittel in die Hände gaben, in der Lombardei viele Klöster seines Vereins zu errichten. Dies erwarb ihm die Ehre, Vermehrer der Humiliaten genannt zu werden. Unter Anderm kaufte er auch Rondenario und ließ daselbst eine Kirche, der heiligen Jungfrau und allen Heiligen gewidmet, mit vielen Cellen bauen. Helyot berichtet, Gott habe an seiner Mildthätigkeit gegen Arme so großes Wohlgefallen gefunden, daß er dies durch Wunder bestätigte, die noch im Leben des frommen Mannes die Welt in Erstaunen setzten. Denn da er bei einer Theuerung des Öles seinen Untergebenen befohlen hatte, diese Wohlthat keinem Armen, die darum bitten würden, zu versagen, so blieb der Ölkrug stets gefüllt, wie viel man auch bereits vertheilt hatte. So regierte er seinen Orden viele Jahre in Segen und starb am 26. Februar 1159. Da die Wunder nach seinem Tode fortgingen, wurde er vom Papste Alexander III., der noch in demselben Jahre 1159, wiewol mit einem vom Kaiser begünstigten Gegenpapste Victor IV., auf den päpstlichen Stuhl kam, unter die Heiligen aufgenommen. Bald darauf wuchs die Abtheilung seines Ordens immer mehr und erhielt sich bis zur Aufhebung des ganzen Ordens vom Papste Pius V. im J. 1570. — Das Grab des heiligen Johannes von Meda befindet sich in der Kirche zu Rondenario.

9) Johannes von Mede, Verbesserer mehrer Klöster am Rhein, Benedictinermönch aus der Abtei Rheinhausen, welcher der Kirchenversammlung zu Kostnitz als Anwalt seines Klosters beigewohnt und geschworen hatte, die im Provinzialcapitel zu Mainz gebilligten Verbesserungen des Benedictinerordens anzunehmen und in Annahme zu bringen. Seine Mitmönche zu Rheinhausen wollten jedoch von keiner Änderung etwas wissen und erklärten, an Johannes' Eide keinen Theil zu haben. Der Mönch wandte sich an die fromme Gemahlin des Herzogs Otto von Braunschweig, die sich dort aufhielt; auch ihrer Einmischung fügten sich die Mönche nicht. Die Herzogin sorgte daher, daß Johannes die Abtei Cluse bei Hildesheim erhielt. Diese Mönche waren nicht anders gesinnt, als seine vorigen, und wollten lieber aus dem Kloster gehen, als sich so einschränken lassen. Es blieb dem eifrigen Manne nichts übrig, als junge Novizen anzunehmen und diese nach der Regel heranzuziehen. Aber sein Kloster war arm; er konnte nur wenige aufnehmen. Zwar gab ihm der Herzog noch das Kloster Bursfeld, aber es war so verfallen, daß selbst die Kirche zum Viehstalle diente, und die übrigen Güter waren von den Mönchen verschleudert worden. Nur ein einziger Mönch war noch hier, der sich hauptsächlich von einer Kuh ernährte, die er noch besaß. Der Ort liegt schön; Johannes begab sich mit einigen Begleitern dorthin und die neue Strenge brachte ihm neue Schenkungen. Bursfeld und Cluse kamen wieder in Ruf; viele andere teutsche Klöster verlangten nach dieser Verbesserung, selbst die Provinz Mainz mit dem widerspenstigen Rheinhausen, und sogar Flandern. Im Ganzen 140 Klöster, die sich sämmtlich von der bursfelder Congregation nannten, die aber noch keine solche Vereinigung bildeten, welche unter einem ein-

zigen Oberhaupte gestanden hätte. Nach dem Tode Johannes' von Mede kam auch dies zu Stande unter dem Abte von Bursfeld, Johann von Hagen, 1464. — Die Congregation hat abgenommen; das Kloster wurde 1540 zerstört. (*G. W. Fink.*)

X. Johannes, als Zuname.

Johannes, mit dem Vornamen Erasmus [1]), einer der ersten Krypto-Socinianer in den Niederlanden, war aus Soltwedel in der Altmark gebürtig, und lebte in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er studirte zu Leipzig und ging von da nach Genf, wo er mit Beza, der ihm das Lob eines frommen und gelehrten Mannes beilegt, dessen Bibelübersetzung wegen mancherlei wissenschaftlich verhandelte. Bei Gelegenheit dieses Aufenthalts in Genf wurde er mit dem Socinianismus, entweder durch Lälius Socinus selbst, oder durch dessen Anhänger aus Italien, die sich in die Schweiz geflüchtet hatten, bekannt. Von Genf begab er sich in die Niederlande und wurde, wegen seiner ausgezeichneten Kenntniß der hebräischen Sprache, zum Rector der Schule zu Antwerpen ernannt. Als solcher schrieb er, jedoch ohne sich zu nennen, wahrscheinlich im Jahre 1583 seinen Discursus, in quo demonstratur. Regnum Antichristi statim post Apostolorum tempora coepisse, et Concilia omnia, ipsumque adeo Nicaenum hac peste confectum esse [2]). Die Schrift wurde bald nach ihrem Erscheinen unterdrückt, und als es bekannt wurde, daß Er. Johannes der Verfasser dieses, wie man es nannte, heillosen Buches sei, entsetzte ihn der damalige Burggraf von Antwerpen, Prinz Wilhelm von Oranien, seiner Stelle und befahl ihm, die Stadt zu räumen. Er ging nun nach Polen und hatte da im Nov. 1584 eine zweitägige Disputation mit Faust. Socinus, deren Inhalt und Verlauf er in seiner gleichfalls anonym erschienenen Schrift: Antithesis doctrinae Christi et Antichristi de uno Deo, wiewol, nach dem Zeugniß des F. Socinus, nicht immer genau und in allen Stücken richtig, angegeben. In dieser Schrift bekennt er, daß er es in dem Artikel de vero uno Deo Patre mit Socinus halte und keine Dreieinigkeit anerkenne; in der Lehre de persona et officio Christi aber könne er nicht mit demselben übereinstimmen, daher er bereit sei, sich eines bessern belehren zu lassen. In Krakau, wo er sich nun eine Zeit lang häuslich niederließ, besorgte er die Correctur in der Buchdruckerei des Alexius Radeck, und erklärte sich gelegentlich gegen diejenigen, welche gegen die Verehrung und Anrufung Christi, sowie gegen dessen Präexistenz vor der Geburt stritten. Von Krakau kam er nach Siebenbürgen und erhielt zu Klausenburg eine Anstellung als Prediger unter der Bedingung, auf der Kanzel nichts von seiner Meinung zu sagen, daß Christus, der Sohn Gottes, schon vor seiner Mutter Maria existirt habe. Und hier ist er denn auch nach dem J. 1590 gestorben. Sein letztes Werk war sein Tractatus de caussis vitae aeternae [3]).

(*J. T. L. Danz.*)

1) Joach. Ursinus in d. Vorrede zu Otto Casmann's Anti-Socinus nennt ihn Johannes Erasmi. 2) Ein Auszug aus dieser höchst seltenen Schrift findet sich in *Mich. de la Roche*, Mémoires litér. de la Grande Bretagne. III, 100 sqq.

XI. Numismatische Bezeichnung.

Johannes, eine portugiesische Goldmünze, deren Gold 22 Karat fein war, und wovon 16⅓ auf die rauhe und 17⅞ auf die feine Mark gingen, sodaß der Werth eines Stückes etwa auf 11 Thlr. im Conv. Zwanzigguldenfuße geschätzt werden kann. In Portugal galt ein Johannes 6400 Rees und zwei Stück gingen auf ein Dobra. Auch halbe Johannes gab es, und die ältesten aller dieser Goldmünzen rühren vom König Johann III. von Portugal, der vom Jahre 1521 bis 1557 regierte, her. Sie hatten z. B. folgendes Gepräge:

1) Av. IOANNES. III. REX. PORTV.galiae ET AL.garbiorum. Das gekrönte Wappen.

Rv. ZELATOR FIDEI VSQVE AD MORTEM. Der stehende heilige Johannes, rechts eine Palme, links ein Schiff haltend, zur Seite zwei Sterne.

2) Av. IOHANNES. V. D.ei G.ratia PORTVGALL.iae ET ALGARB.iorum REX. Des Königs Brustbild.

Rv. Das gekrönte Wappenschild ohne Umschrift.

Nach Plantin's Münzbuch, Fig. 117, 118, wo dergleichen abgebildet sind, heißen sie auch Mummeressen. Übrigens ist über diesen Artikel nachzusehen: *Benaven.* Caissier italien. Tab. 149. (*K. Pässler.*)

XII. Johannes, Bezeichnung in der Geographie, s. unter Giovanni, Janos, Jean, João, Johann, John und Juan.

Daher ist hier nur zu erwähnen:

1) St. Johannes, ein Kirchdorf und Kirchspiel auf der Südseite der zum Königreiche Dänemark gehörenden Insel Föhr an der Westküste von Schleswig. (*Benicken.*)

2) Johannes (Sanct), ein fischreicher Hochsee im Kreise im Pusterthale und an der Eisach der gefürst. Grafschaft Tyrol, welchem der Erlbach entspringt, der die östliche Grenze des Landgerichtes Sillian und des Gebietes macht, das Herzog Tassilo dem Stifte Innichen geschenkt, und der in der Gemeinde Strassen sich in die noch jugendliche Drau ergießt. (*G. F. Schreiner.*)

JOHANNESBAD, 1) ein auch Johannesbrunn genanntes, zur freiherrl. v. Silberstein'schen Allodialherrschaft gehöriges Dominicaldorf im bidzower Kreise Böhmens, in einem freundlichen, von waldigen Bergen eingeengten Thale, am Fuße des Schwarzenberges, 890 wien. Fuß über dem Meere gelegen, nach Freiheit (Dekan. Hohenelbe, Bisth. Königgrätz) eingepfarrt, mit 33 Häus., 192 teutschen Einw., einer öffentlichen Kapelle, einer Bleiche, Mühle, einem einschichtigen Jägerhause und einem Bade, der einzigen warmen Mineralquelle an der Süd-

3) s. *Bock*, Hist. Antitrinitar. I, 1, 419 sqq.

seite des Riesengebirges. Sie entquillt sehr reichlich mit Sprudeln und häufigem Blasenwerfen, dem Urschiefer, in welchem hier mächtige Lager von Urkalkstein eingebettet sind, in einer Temperatur von 23° R. kaum. und enthält in 8 Pfund Sprudelwasser 3 Gran Schwefel, 10 Gran Glaubersalz, 8 Gran Mineralalkalien und 26 Gran alkalische Erde (Kalk). Sie hat nach der Aussage der Ärzte eine auflösende, gelind reizende und blutreinigende Kraft und wird vorzüglich bei Verschleimung, Hämorrhoidalbeschwerden, hysterischen Krankheiten, in der Gelbsucht, bei Rheuma, Gicht, Hautausschlägen, Lähmungen und Contracturen mit glücklichem Erfolge angewendet. Das Wasser wird in dem ganz neu erbauten geräumigen Badehause, das mehre große, bequeme, zur Aufnahme der Gäste bestimmte Gebäude umgeben, in einem Bassin gesammelt und zu Jedermanns Gebrauch bereit gehalten, aber auch für die Wannenbäder der 29 Badezimmer gewärmt und zu einer höhern Temperatur gebracht. Eine sehr gute Straße führt nach Freiheit und die schöne Umgebung bietet vielfache Gelegenheit zu erheiternden Spaziergängen dar.

2) Eine auch der gute Brunnen genannte Badeanstalt außerhalb des Städtchens Königinhof im königgrätzer Kreise Böhmens, schon 1506 gegründet, 1671 mit einer Kapelle versehen, die aber 1786 abgetragen wurde und jeden Sommer sehr zahlreich aus der Gegend besucht wird. (*G. F. Schreiner.*)

JOHANNESBERG, 1) ein Pfarrdorf auf dem Rücken des 1411 Fuß hohen Johannesberges des bairischen Landgerichts Aschaffenburg und katholischen Dekanats Alzenau, im Spessart und Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, von welchem letztern Orte es 1½ Stunde entfernt ist. Es umfaßt 28 Häuser mit 150 Einwohnern, und sein Kirchthurm ist schon öfters als ein zu trigonometrischen Vermessungen geeigneter Standpunkt benutzt worden. (*Eisenmann.*)

2) Ein in Ober- und Unter-Johannesberg eingetheiltes, zur gräflich Desfours-Walderade'schen Fideicommiß-Herrschaft Merchenstern zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 36 gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, am Lautschneybache, 2 Stunden von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, mit 177 Häusern, 1162 teutschen Einwohnern, einer zum semiler Vicariatsdistricte des Bisthums Leitmeritz gehörigen katholischen Pfarre von 3059 Seelen, welche von zwei Priestern versehen wird, einer 1681 errichteten und 1804 neu erbauten katholischen Kirche und Schule, welche unter dem Patronate des Herrschaftsbesitzers stehen, 3 Mahl-, 9 Schleifmühlen und einer Waarenhandlung.

3) Ein böhmisches, Loczenicz genanntes, zur gräflich Buquoi'schen Majoratsherrschaft Gratzen und zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 25 gehöriges Dorf im budweiser Kreise Böhmens, 3 Stunden von Kaplitz entfernt, mit 79 Häusern, 513 czechischen Einwohnern, einer zum gratzner Vicariatsdistricte der budweiser Diöcese gehörigen katholischen Localkapellanei, die aus dem Religionsfonds unterhalten wird und (1831) 1530 Pfarrkinder zählte, und einer auf dem nahen Berge gelegenen, im Jahre 1731 errichteten katholischen Kirche, über welche dem Grundherrn das Patronat zusteht. Von hier hat man eine herrliche und umfassende Aussicht.

4) Ein zur Benedictiner Stiftsherrschaft Braunau gehöriges, nach Hermsdorf eingepfarrtes Dorf im königgrätzer Kreise Böhmens, am Gebirge, eine Stunde nordöstlich von Braunau, gelegen, mit 55 Häusern, 419 teutschen Einwohnern, einer im J. 1724 erbauten katholischen Filialkirche, einer Filialschule, einem k. k. Grenzzollamte, einer Mahlmühle und einem Wirthshause.

5) Ein altgräflich solmsches Dorf der Herrschaft Hainsbach im leitmeritzer Kreise Böhmens, mit 26 Häusern und 173 Einwohnern.

6) Johannesberg oder Johannishütte, ein zum freiherrlich von Widersperg'schen Allodialgute Muttersdorf und Neuschwanenbrückl gehöriges Dorf, im westlichen Theile des klattauer Kreises des Königreichs Böhmen am Walde gelegen, nach Wayer (Bisthum Budweis) eingepfarrt, mit 11 Häusern, 81 teutschen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken sind, einer herrschaftlichen Glashütte, in welchem Zollspiegel verfertigt werden, und zwei dazu gehörige Spiegelschleifmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

7) Ein Bergschloß und Dorf in einer der schönsten Gegenden Teutschlands, im alten Rheingaue, 2 Stunden unter Mainz bei Winkel am Rheine, im herzoglich nassau'schen Amte Rüdesheim, hat mit dem Mumme'schen Landhause ꝛc. 170 Familien und 776 Seelen. Ehemals war der Name des Berges Bischofsberg. Im 11. Jahrhundert wohnte in Winkel ein gleichnamiges Grafengeschlecht (de Winkela). Aus diesem war Richolf, der mit Dankmud, einer Tochter Dudo's v. Lorch, vermählt war. Diese bestimmten ihre beiden Kinder zum klösterlichen Leben und errichteten denselben 1090 zwei Cellen auf dem Bischofsberge; an deren Stelle errichtete 1106 Erzbischof Ruthard II. von Mainz ein Benedictiner Manns- und Frauenkloster; Werntrud und Ludwig, der sich inzwischen mit Lukarde vermählt hatte, traten in dieses Kloster, welches sie reichlich beschenkten. Nach der Vollendung des Klosterbaues weihte der Erzbischof die Kirche dem heiligen Johannes, beschenkte dieselbe ebenfalls und unterwarf sie der bei Mainz gelegenen Abtei St. Alban, aus der er das Kloster mit Mönchen besetzte. Nachdem Ruthard 1109 gestorben und auf dem Bischofsberge beigesetzt war, begab sich auch Richolf und Dankmud in dasselbe und schenkten ihm alle ihre Güter. Erzbischof Adalbert erhob das Kloster 1139 zu einer selbständigen Abtei, welche von nun an St. Johannesberg genannt wurde. Er bewilligte derselben die freie Abtswahl, die Taufe und Beerdigung der Gläubigen und die Befreiung ihrer Leute von allem Gerichtszwange der Voigte und erzbischöflichen Beamten. Später erhielt der Abt auch das Recht, die Inful zu tragen. So stieg Johannesberg zu dem reichsten Kloster des Rheingaues empor, später jedoch riß Trägheit und Unsittlichkeit ein und bittere Armuth trat an die Stelle des Reichthums. Da wurde das nur durch eine Mauer geschiedene Doppelkloster im Anfange des 15. Jahrhunderts getrennt und das Nonnenkloster an den Fuß des Johannesbergs verlegt und daselbst auch eine dem heiligen Nicolaus ge-

weihte Kapelle erbaut, sodaß nun Kloster und Kirche die Klause genannt wurden. Aber hiermit schien das Übel nur verschlimmert zu sein und kein anderes Mittel übrig zu bleiben, als das Nonnenkloster aufzuheben, welches auch 1452 durch Erzbischof Dietrich von Mainz geschah. Die Gebäude wurden der Familie von Schönborn überlassen und nunmehr die schönborner Klause genannt. Da auch das Mönchskloster einer Reformation bedurfte, übergab jener Fürst dasselbe 1453 der bursfelder Congregation. Mehre wackere Äbte hoben es nun von Neuem, sodaß Abt Johannes die Gebäude erneuen und mit einer Wasserleitung versehen konnte. Nach dessen Tode (1525) bedrohte das Kloster der rheingauer Aufstand mit dem Untergange. Aber im J. 1552 überfiel der Markgraf Albrecht von Brandenburg die Abtei, plünderte dieselbe und legte sie größtentheils in Asche. Durch die schlechte Verwaltung des Abts Valentin verfielen die Klostergüter gänzlich, er wurde deshalb 1563 seiner Würde entsetzt und Kurfürst Daniel von Mainz richtete nun die Abtei zu einer Kellerei ein, sodaß 1573 keine Spur eines Klosters mehr vorhanden war. Später verpachteten diese die Erzbischöfe und andere Güter erhielten die Jesuiten. Obgleich sich die Benedictiner sehr um die Wiederherstellung der Abtei bemühten, so war dieses doch vergeblich. 1631 endlich zerstörten die Schweden Johannesberg gänzlich; erst nach ihrem Abzuge wurden die nothwendigsten Gebäude wieder aufgerichtet und 1635 das Ganze an Hubert von Bleimann verpfändet, nach dessen Tode es auf seinen Schwager von Giese überging. Da dessen Erben endlich die Pfandschaft kündigten, so versetzte es der Erzbischof Franz Lothar von Mainz 1716 dem Fürstabte Constantin (v. Buttlar) von Fulda angeblich für die Summe von 60,000 Fl., doch kam sie demselben über 75,000 Fl. Dieser begann nun den Neubau eines Schlosses und einer Kirche, den aber erst sein Nachfolger 1730 vollendete und der der Abtei Fulda über 100,000 Fl. gekostet. So blieb Fulda in dem Besitze des Johannesberges, bis es selbst und dieser mit ihm 1802 an das Haus Nassau-Oranien kam; nachdem jedoch in dem Kriege 1806 Fulda als eine eroberte Provinz betrachtet wurde, so wurde der Johannesberg 1807 von Napoleon dem alten Marschall Kellermann geschenkt. Dieser blieb bis 1813 in dessen Besitze, wo er in die Hände der Alliirten überging, welche ihn 1815 auf dem wiener Congresse dem Kaiser von Österreich zutheilten, der ihn 1816 seinem Hof- und Staatskanzler, Fürsten von Metternich, vorbehaltlich des Weinzehntens, zum Geschenk machte. Dieser verschönerte das Schloß und dessen Umgebungen sehr.

Berühmt ist der johannesberger Wein, welcher auf dem ganz der Sonne zugekehrten Schloßberge wächst; er ist der kostbarste aller Rheinweine. Der Bau desselben reicht bis in sehr frühe Zeiten. Besonders wurde derselbe unter dem fuldischen Besitze gehoben; vorzüglich seit 1774, wo man die Weinberge erweiterte und nun mit saalecker und rüdesheimer Reben bepflanzte. Nach einem 30jährigen Durchschnitt beträgt die Ernte 25 Stück eignes Gewächs und 5 Stück Zins- und Zehntwein. Das Stück des erstern wird nach seiner verschiedenen Güte mit 300—1500 Fl. bezahlt. Der jährliche Ertrag des Weines läßt sich im Durchschnitt zu 25,000 Fl. anschlagen. An Flächenraum hält das Gut an 60 Morgen Weinberge, 140 Morgen Ackerland, 81 Morgen Hute, 70 Morgen Wiese, 1¼ Morgen Garten und 1022 Morgen Waldung. Der jährliche Reinertrag beträgt an 18,000 Fl.

(*G. Landau.*)

8) Andere Orte des Namens in Galizien, Hessen, im österreichischen Schlesien, in Schweden und Ungarn, s. unt. Johannisberg und Johannsberg.

Johannesbrunn, s. Johannesbad und Johannisbrunnen.

JOHANNESDORF, 1) ein zur gräflich Kinsky'schen Allodialherrschaft Bürgstein, zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 42 gehöriges, von dem Grafen Joseph Maximilian auf den Gründen des bürgsteiner Meierhofes angelegtes, nach Bürgstein (Vicariatsdistrict Böhmisch-Leippa Bisthum Leitmeritz) eingepfarrtes und davon nur ¼ Stunde nordwestwärts entferntes Dorf mit 117 Häusern, 658 teutschen Einwohnern, welche sich außer der Landwirthschaft mit Spinnen, Weben und Glasarbeiten beschäftigen, und einer Baumwollenspinnerei.

2) Ein auch Geweihter-Brunnen, böhmisch Bozjwoda genanntes, zur Allodialherrschaft Liboch gehöriges Dorf, gleich dem vorigen im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen gelegen, ¼ Stunde nordnordöstlich von Liboch entfernt, mit 47 Häusern, 234 teutschen Einwohnern, welche nach Liboch (Vicariatsdistrict Auscha, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt und eingeschult sind, und einer starken kohlensauren eisenhaltigen Quelle, welche von den Bewohnern der Umgegend zum Baden benutzt wird, einem Bade- und einem Gasthause.

3) Mehre kleinere Dörfer im budweiser, pilsener und saazer Kreise Böhmens und im teschner Kreise Schlesiens. (*G. F. Schreiner.*)

4) Dorf in Mähren, s. Johannsdorf.

5) Dorf in Oberungarn, s. Janocz.

JOHANNESER heißen 1) alte burgundische Goldmünzen vom Herzoge Johannes II., welche nachstehendes Gepräge haben:

Av. IO. BAVA. DVX. FILI. HOLAND. ZEL. Der Herzog auf dem Throne sitzend mit dem Schwerte in der Hand, und zu beiden Seiten Wappenschilder.

Rv. XPs VINCIT XPs REGNAT XPs IMPERAT. In einer Bogenverzierung das burgundische Wappen. Köhler, Ducatencabinet, Nr. 2376.

2) Dergleichen burgundische und flandrische aus dem 15. Jahrhundert, auf welchen Johannes der Täufer abgebildet ist. Von diesen werden hier folgende beschrieben:

a) Av. PHS. (Philippus), D. G. D. BVR. CO. FLANR. Das auf ein Lilienkreuz gestellte Wappen mit den danebenstehenden Buchstaben G. N. A. D.

Rv. BAPTISTA PROSPER ADESTO. Johannes der Täufer in halber Figur mit dem Lamme zu seiner Linken, unter welchem sich das den burgundischen Löwen führende Wappenschild befindet. Plantin, Münzbuch, Fig. 38.

b) Av. DNS. FREDERIC9. EPC. TRAIECTEN. Fünf in ein Kreuz gesetzte Wappenschilder mit einer ausgebogenen Einfassung umgeben, und zwar im mittlern der doppelköpfige Adler, rechts ein Löwe, links das bischöflich utrechter Kreuz, oben der gröningensche Doppeladler und unten das Wappen von Utrecht.

Rv. S. IOHANNES. BAPTISTA. Der heilige Johannes in aufrechter Stellung mit einem Scepter in der Linken.

Ist ein höchst seltenes Stück vom Grafen Friedrich von Blankenheim, das er als Bischof von Utrecht hat prägen lassen. (*K. Pässler.*)

JOHANNESHÜTTE. 1) eine zur gräflich von Stadion-Thannhausenschen Herrschaft Kauth und Ebodenschloß gehörige wichtige Spiegelglashütte im klattauer Kreise Böhmens, welche Judenmaßspiegelgläser verfertigt und damit einen nicht unbedeutenden Handel treibt. (*G. F. Schreiner.*)

2) Ein anderes s. unter Johannesberg.

3) Ein Eisenhüttenwerk am Harz, s. unter Ilfeld. (*R.*)

JOHANNESTHAL. 1) ein der freiherrlich von Bartenstein'schen Lehensherrschaft Hennersdorf unterthäniges, zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 29 gehöriges Städtchen im troppauer Kreise des österreichischen Antheils am Herzogthume Schlesien, am Vorgebirge der Bischofskoppe in einem Thale gelegen, vom Bache Brutnik durchschnitten, zwei Meilen westlich von Hotzenplotz entfernt, im Westen mit Petersdorf zusammenhängend, mit 247 Häusern, 1872 teutschen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft und von städtischen Gewerben ernähren, einer zum hotzenplotzer Dekanate des olmützer Erzbisthums gehörigen katholischen Localkaplanei von 2008 Seelen, welche von zwei Priestern versehen wird und unter dem Patronate der Grundherrschaft steht, einer schönen katholischen Kirche, Schule, drei Jahrmärkten und einem Wochenmarkte, zwei Mühlen, Leinwandbleichen und Leinenweberei. In einer Urkunde vom Jahre 1267 heißt dieser Ort Janestorph.

2) Ein zur gräflich clam-gallasischen Allodialherrschaft Reichenberg und zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 36 gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, längs einem kleinen Bache, der nach diesem Dorfe benannt wird, gelegen, eine halbe Stunde südsüdwestwärts von der Stadt Reichenberg entfernt, mit 76 Häusern, 639 teutschen Einwohnern, welche nach Reichenberg eingepfarrt sind und sich von Manufacturen und Gewerben ernähren, einer im Jahre 1704 erbauten Kapelle, einer Schule, einer k. k. privilegirten Kattunfabrik, welche 576 Personen beschäftigt und vorzüglich weißbödig gedruckte Tücher und Kattune liefert, zwei Schafwollenspinnereien und einer Mühle.

3) Ein zur gräflich Hartigschen Allodialherrschaft Niemes gehöriges Dorf desselben Kreises, Werbbezirkes und Landes, am Fuße des Jeschkengebirges, $3^1/_2$ Stunden nordöstlich von dem Hauptorte der Herrschaft, gelegen, nach Oschitz eingepfarrt, mit 68 Häusern, 418 teutschen Einwohnern, welche sich von der Weberei und der Landwirthschaft ernähren, und starker Kalkbrennerei.

4) Zwei kleine Dörfer im rakoniter und budweiser Kreise Böhmens. (*G. F. Schreiner.*)

5) In der Schweiz s. Johannthal.

JOHANNESTHALERHÜTTE (die), eine zur gräflich von Bouquoi'schen Herrschaft Graßen gehörige bedeutende Glashütte im budweiser Kreise Böhmens, die ihre eigene Niederlage in Prag hat, in der man das hier und in der Silberberg-Bonaventurahütte ꝛc. erzeugte Hohl-, Tafel-, Spiegel- und raffinirte Glas, sowie auch den Hyalith bewundern muß. (*G. F. Schreiner.*)

Johanneum, s. unter Hamburg.

JOHANN-GEORGENSTADT. Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, zum neuerrichteten Amte Eibenstock gehörig, am Einfluß des Breitenbachs in das Schwarzwasser, hart an der böhmischen Grenze, wurde 1651 durch Protestanten, die, aus Böhmen vertrieben, mit Erlaubniß und Unterstützung des Kurfürsten Johann Georg's sich auf dem Fastenberge ansiedelten, erbaut, nachdem sie mit vieler Mühe ein großes Waldstück ausgerodet hatten. Zur Dankbarkeit gab man der Stadt obigen Namen. Durch Fleiß und Thätigkeit der Einwohner und durch milde Freigebigkeit verschiedener Landesherren wuchs sie bis zu einer Zahl von 400 Häusern und 2800 Einwohnern. Sie ist der Sitz eines Bergamtes, eines noch immer ergiebigen Bergbaues, ansehnlicher Spitzenklöppelei (die durch eine Klöppelschule unterstützt wird), einer Post, sonst auch großer Bierbrauerei, die aber durch den Gebrauch des Branntweins sehr herabgekommen ist, auch einiger Posamentiererei. Der Bergbau, der früherhin in der Umgegend 1100 Personen beschäftigte und in neuerer Zeit wieder in dem zum Bergamte gehörigen Revier mit neuem Eifer und Erfolg betrieben wird, bringt Silber, Vitriol und Schwefelkieß, Eisen, Zinn, auch bisweilen etwas, doch weniges Gold, ferner etwas Kobalt, Kupfer, Blei; merkwürdig ist der sich hier findende Smirgel, Hornstein mit eingewachsenem Silber, welcher zu allerhand Schmuckgeräthen verarbeitet wird. Johann-Georgenstadt hat eine Zinnschmelzhütte, ein Vitriol- und Schwefelwerk, ein Getreidemagazin; man fertigt auch hier verschiedene, den Bergbau und die dabei vorkommenden Arbeiten darstellende Spielereien aus Holz, z. B. kleine Bergwerke in gläsernen Flaschen. Die Umgegend ist ziemlich wild, aber reich an mancherlei seltenen Gewächsen. (*G. F. Winkler.*)

JOHANNIA (Joannesia *Pers.*, Joannea *Spr.*). So nannte Willdenow nach dem Erzherzog Johann von Österreich dieselbe Pflanzengattung, welche Jussieu (gen. pl. p. 178) früher mit dem barbarischen (peruanischen) Namen Chuquiraga bezeichnet hatte. Sie gehört zu der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Perdicieen (Labiatiflorae Mutisieae *Candolle*), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der kreiselförmige gemeinschaftliche Kelch besteht aus lederartigen, trockenhäutigen, zugespitzten, einnervigen, dicht über einander liegenden Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist mit zottigen Haaren bedeckt; die Blümchen sind leder-

artig, zottig, ungleich fünftheilig, innen am Rachen bärtig, mit schmalen, an der Spitze pinselförmigen Fetzen; die Staubfäden frei, die Antheren an der Basis mit zwei Borsten oder Zähnen versehen; das Achenium kreiselförmig, ungeschnäbelt, sehr zottig: die Samenkrone besteht aus einer Reihe langer, federiger an der Basis mit einander verwachsener Spreublättchen. Die eilf bekannten Arten sind auf den südamerikanischen Gebirgen einheimisch, als sehr ästige Sträucher mit zusammengedrängten, abwechselnden oder gegenüberstehenden, ungestielten, lederartigen, ei-lanzettförmigen, dornig-zugespitzten Blättern mit verdeckten Mittelnerven und Rändern; die goldgelben Blüthenknöpfe stehen einzeln am Ende der Zweige.

A. Unbewehrte:

1) J. reticulata* (Chuquiraga reticulata *Candolle* prodr. VII. p. 9) in der brasilischen Provinz Minas Geraës. 2) J. insignis *Willd.* (Sp. pl. III. p. 1705., Chuquiraga insignis *Humboldt* et *Bonpland* plant. aequinoct. I. p. 153. t. 43., *Lamarck* illustr. t. 691., Ch. Jussievi *Gmelin* syst. veg. p. 1205., Ch. peruviana *Jaume St. Hilaire* fam. nat. I. p. 394) auf den Andes von Quito, namentlich auf dem Antisana. 3) J. elegans *Willd.* (Herb. Chuquiraga lancifolia *Humb.* et *Bonpl.* l. c.) ebenda. 4) J. ruscifolia* (Chuquiraga ruscifolia *Don* Philos. mag. 1832. April. p. 392) auf den Andes von Mendoza.

B. Bewehrte, mit Stacheln in den Blattachseln:

5) J. spinosa* (Bacazia spinosa *Ruiz* et *Pavon* fl. per. I. p. 188., Chuquiraga spinosa *Don* Transact. of the Linn. soc. XVI. p. 285) auf Felsen in Peru. 6) J. oppositifolia* (Chuquiraga oppositifolia *Don* phil. mag. l. c.) auf den höchsten Bergen in Chile.

C. Bewehrte, ohne Stacheln in den Blattachseln, aber mit Blättern, welche in einen Dorn auslaufen.

7) J. acicularis* (Chuquiraga acicularis *Don* l. c.) in Chile. 8) J. Hystrix* (Chuquiraga Hystrix *Don* l. c.) auf den Andes von Mendoza und auf der Ostküste des südlichen Patagoniens. 9) J. erinacea* (Chuquiraga erinacea *Don* l. c.) in Chile und im nördlichen Patagonien, wo dieser Strauch Rebhühnerkraut (Herba del Perdice) heißt. 10) J. ulicina* (Barnadesia ulicina *Hooker* in *Beech.* voy., bot. p. 92., Chuquiraga incana *Don* l. c., Ch. ulicina *Hook.* comp. I. p. 110.).

D. Endlich noch eine abweichende Art, ein Sommergewächs mit Stacheln, dornigen Blättern und unbehaartem Fruchtboden: 11) J. anomala* (Chuquiraga anomala *Don* l. c.) auf den Andes von Mendoza.

(*A. Sprengel.*)

JOHANNICIUS, Patriarchen von Constantinopel. Das Patriarchat der ehemaligen Hauptstadt des griechischen Reichs verlor nach der Eroberung derselben durch die Türken immer mehr an Einfluß und Bedeutung, war aber fortwährend, obschon es nur durch einen immer wachsenden, dem Sultan zu entrichtenden Tribut bestand, das Ziel der ehrsüchtigen Bestrebungen und der gemeinsten Intriguen der griechischen Geistlichkeit. Johannicius I., Metropolitan von Sozopolis, kam auf diese Weise durch eine Synode des Klerus, welche den Patriarchen Jeremias I., während er (um das Jahr 1520) auf einer Reise nach Cypern begriffen war, absetzte, zu dieser machtlosen Würde. Das Volk erkannte ihn aber nicht an und Jeremias versammelte zu Jerusalem mehre Patriarchen, welche über Johannicius den Bann aussprachen. Darauf ging der rechtmäßige Patriarch nach Constantinopel zurück und wurde durch die Verwendung des ihm gewogenen Pascha Ibrahim wieder eingesetzt, war aber gezwungen, die von seinem Vorgänger versprochene Erhöhung des Tributs zu bezahlen. Johannicius mußte schimpflich die Stadt verlassen und starb bald darauf, vielleicht an Gift. — Johannicius II., Metropolitan von Heraclea, als welcher er den Kirchenversammlungen zu Constantinopel (1641) und zu Jassy (1642) gegen die Anhänger der Lehre Calvin's beiwohnte, bestieg drei Mal (1646, 1650, 1656) den patriarchalischen Stuhl und mußte ihn drei Mal, um den Mishandlungen der türkischen Regierung zu entgehen, verlassen. Zwei Mal entkam er glücklich und verbarg sich, bis günstigere Zeiten eintraten, um wieder zu erscheinen. Als er zum dritten Male in Ungnade fiel, wurde er in einen Kerker geworfen, bis er abdankte, und dann nach den Cykladen in die Verbannung geschickt. Näheres ist über ihn nicht bekannt. (*Ph. H. Külb.*)

JOHANNIS oder JOANNIS, 1) Christian, geb. 1567 zu Ribe in Dänemark, machte nach seiner 1597 zu Kopenhagen erfolgten Promotion zum Magister der Philosophie, auf königliche Kosten bis zum Jahre 1602 eine Reise in das Ausland, wurde Rector an der Schule zu Odensee, dann Professor der griechischen Sprache am dortigen Gymnasium und starb am 11. April 1642. Seine Schriften sind außer einer Logik und Reden: de sphaerae definitione ac divisione, de circulis sphaerae, de zonis, de climatibus et parallelis*). (*R.*)

2) Georg Christian, war im Jahre 1658 zu Markbreit in Franken geboren, bekleidete eine Zeit lang das Amt eines Professors am Gymnasium zu Zweibrücken, legte dasselbe aber nieder, um eine Reise nach Holland zu machen, und lebte, nach seiner Rückkehr von derselben, mit einer Pension des Herzogs von Zweibrücken, im Privatstande bis zu seinem, am 22. Febr. 1735 erfolgten, Tode. Er war ein überaus fleißiger Geschichtforscher, und hat sich besonders durch Aufsuchen und Sammeln von Urkunden, worin er zu seiner Zeit in Teutschland noch wenige Vorgänger hatte, und durch Herausgabe anderer Quellenschriften, in der Literaturgeschichte unvergeßlich gemacht. Außer einer von ihm besorgten neuen Ausgabe der Reuber'schen Sammlung älterer teutscher Geschichtschreiber (Veterum Scriptorum, qui Caesarum et Imperatorum Germanicorum Res per aliquot saecula gestas literis mandarunt, Tomus unus. Fref.

*) Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. col. 1948 nach Moller's Cimbria literata.

ad M. 1726. Fol.), die dadurch, daß der größte Theil der Auflage noch in dem Jahre der Erscheinung durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde, sehr selten geworden ist, sind seine Schriften folgende: 1) Rerum Moguntiacarum Vol. I—II. Fref. ad M. 1722. Fol. — Scriptorum Historiae Moguntinensi cum maxime inservientium Tomus novus. Ibid. 1727. Fol. In dem letzten Bande befindet sich von ihm selbst: de Patriciorum vet. Mogunt. familiis, discrimine, juribus, contentionibus, satis Commentariolum. Die ganze Sammlung hat, wenn sie auch im Allgemeinen (außer der großen, aber unkritischen mainzischen Geschichte des Jesuiten Serarius, welche, von dem Herausgeber verbessert und bis auf seine Zeit fortgesetzt, den ganzen ersten Band einnimmt) wenig umfassendere und besonders kritisch bearbeitete Werke enthält, doch das Verdienst, auf die für ganz Teutschland so wichtige Geschichte des Erzstifts Mainz zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt und dadurch für die Geschichte der geistlichen Staaten Teutschlands überhaupt Epoche gemacht zu haben. 2) Tabularum Literarumque veterum usque huc nondum editarum Spicilegium, idque primum. Acc. *Jódoci* ejusdem generis Epistolarum. Fref. ad M. 1724. Eine zwar nicht sehr voluminöse, aber für die Geschichte der Mittel- und Niederrheingegenden, auch einiger benachbarter Länder, wichtige, zu wenig bekannte und benutzte Urkundensammlung. Er hatte noch zwei Spicilegia dieser Art gesammelt, die aber nicht ans Licht getreten sind. 3) Miscellanea Historiae Palatinae, cum maxime vero Bipontinae inservientia. Fref. ad M. 1725. 4. 4) Jo. Joachim. a Rusdorff Consilia et negotia politica, cum Epistolar. famil. ipsius auctoris collectione. Ibid. 1725. Fol. 5) Petri de Spina, Archiatri quondam Palatini, vita, per Balth. Venatorem, denuo adject. quibusd. adnot. edita, appendiceque de vita, meritis, obitu et progenie Petri de Spina aucta. Bipont. 1732. 4. — Er hatte auch, außer einer neubearbeiteten Ausgabe von *Paraei* Historia Palatina und verschiedener Freher'scher Schriften, noch eine Notitia Scriptorum de rebus Palatinis, Antiquitates Moguntinas, eine Biographie des berühmten Staatsmannes Joh. Chr. v. Boyneburg u. a. m. versprochen und zum Theil schon für den Druck bearbeitet, der aber durch seinen Tod verhindert wurde.

(*H. A. Erhard.*)

Johannisapfel, s. Pyrus Malus paradisiaca.

Johannisbeere 1) Botanik, s. Ribes. 2) Gärtnerei, s. Johannisbeerstrauch.

JOHANNISBEERFLIEGE, Stachelbeerfliege (Musca ribesii *L.*, Syrphus ribesii *Fabr.*). — Sie gehört zu den mit borstentragenden Fühlhörnern versehenen Sammetfliegen, welche in den Gärten Teutschlands häufig angetroffen werden und sich besonders durch ihren Flug von andern Fliegen unterscheiden lassen. Obgleich dieser an sich sehr rasch ist, so besteht er doch in der Regel, und besonders während des Sonnenscheins, nur aus kurzen Absätzen, indem die Fliege unter schneller Bewegung ihrer Flügel dann wieder lange auf einer Stelle schwebend verweilt, hierauf aber wieder in großer Geschwindigkeit hin- und herfliegt, um wieder schwebend auf einer Stelle zu verweilen. Sie hat einen platten, fast ganz kahlen, schwarzen Leib, auf dessen erstem Ringe sich oberwärts zwei gelbe mondartige Figuren, auf den drei andern Ringen aber drei gelbe Querbinden befinden. Maul, Füße, das Schildchen, sowie der untere Theil des Leibes, sind von gelber Farbe und an den äußern Flügelrändern befindet sich eine braune Linie. Der Körper ist im Ganzen genommen von schlanker und zarter Bauart. Besonders merkwürdig sind die Larven dieser Fliegenart, welche sich einzig von Blattläusen ernähren, äußerst gefräßig und daher für die Gärten von besonderem Nutzen sind. In

C. L. de Geer, Abhandl. zur Geschichte der Insekten. VI S. 47. Taf. 6. Fig. 3—12

findet sich darüber folgende genaue Beobachtung: Ihre Larven haben einen spitzigen und beweglichen Kopf, und leben unter den Blattläusen. Sie sind länglich, obenauf etwas platt, vorn dünn und zugespitzt, hinten dick und rundlich, die Haut höckerig, mit vielen Einschnitten und Querrunzeln. Die Farbe ist strohgelb, hin und wieder durchsichtig. Längs dem Rücken eine ungleiche, bald schmale, bald breitere, gebogene Linie mit schwärzlichem Grunde, gelb und blaßroth gemischt. In derselben durch abwechselndes Erweitern und Zusammenziehen eine beständige Bewegung, die von dem Herzen oder der großen Pulsader, wie bei den Raupen, herrührt. Sie scheint deutlich durch die äußere Haut durch, und theilt ihre Bewegung den benachbarten innern Theilen mit, die von einer Seite zur andern schlagen. Dicht am Hintertheile inwendig noch ein kleiner gelber Theil, wie ein kleines Därmchen gekrümmt, der sich auch beständig und stark bewegt. Vielleicht das eigentliche Herz. Inwendig im Körper auch viele kleine gelbe Körner und Klümpchen, die durch die Haut durchscheinen und Fetttheilchen sind, wie bei den Raupen. An den Seiten kann man mit einer starken Lupe viele kleine, kurze und zugespitzte Erhöhungen bemerken. Füße haben sie nicht, sondern nur unter dem Bauche einige Fleischwarzen, womit sie sich im Kriechen fortbelfen, zugleich aber die Ringe verlängern und verkürzen, und eine klebrige Feuchtigkeit haben, womit sie sich an den glatten und höckrigen Flächen, an den Zweigen der Bäume und an den Seiten der Pflanzen halten können. Hinten sitzen zwei kleine, braune, harte, erhabene, zusammengegliederte, mit kleinen Punkten besäete Theile, auf einer Erhöhung der Haut, dies sind die hintersten Luftlöcher. Ihr Unrath ist anfänglich weich, wird aber an der Luft hart, wie arabisches Gummi, in Wasser aufgelöst von dunkelgrüner Farbe. Eine solche Larve liegt stets unter einer zahlreichen Blattlausfamilie, die ihren Feind nicht zu kennen scheint. An Beute kann es ihr nicht fehlen, sie darf nur zugreifen; allein sie scheint sich doch einer List bedienen zu wollen. Sie hält sich ganz still, bis eine Blattlaus sie anrührt, oder gar auf sie hinaufklettert, dann dreht sie den Kopf herum, spießt sie mit einem hornartigen Instrumente, das sie vorn, wie einen Stachel, hat, auf, und ihren Vordertheil in die Höhe, daß die Blattlaus in der Luft schwebt; nun saugt sie

dieſe aus, daß nichts als der leere Balg übrig bleibt, den ſie fallen läßt; in wenig Minuten iſt ſie damit fertig und verfährt zu ihrer Sättigung mit andern ebenſo. Sie hält die Blattlaus in der Luft, damit ſie ſich nirgends anklammern und ihr die Mahlzeit beſchwerlich machen kann. Der Saugſtachel ſcheint eine Art von Stempel zu ſein, welcher auf- und niedergeht, wodurch die Blattlaus bald ausgeleert wird. Haben ſie ihren vollen Wuchs erreicht, ſo ſchicken ſie ſich, gleich den Fleiſchmaden, ohne ihre Haut abzulegen, zur Verwandlung an. Sie kleben ſich mit dem Schwanze an ein Blatt oder einen Stengel an und verkürzen ſich, daß ſie nur vier Linien lang bleiben, da ſie vorher wol ſechs Linien lang waren; der Körper wird wie eine harte Schale, in welcher ſie ſich verwandeln. Während dieſer Verwandlung wird der vorher zugeſpitzte Kopftheil dick und rundlich, der Hintertheil aber deſto dünner. Bei dem Auskriechen ſtößt die Fliege mit dem Kopfe das dicke Vordertheil wie eine Kappe ab, wodurch die Öffnung groß genug wird, um die Fliege durchzulaſſen.

Außerdem iſt über dieſe Fliegenart noch nachzuleſen: N. J. Brahm, Inſektenkalender. I, 652.

Oken, Allgem. Naturgeſchichte. 5. Bd. 2. Abth. S. 811. (*K. Pässler.*)

JOHANNISBEERSTRAUCH (Ribes), ein Fruchtſtrauch, welcher in Teutſchland erſt zu Anfange des 17. Jahrhunderts bekannt wurde, nachdem ihn nämlich zu dieſer Zeit engliſche Kaufleute von der Inſel Zante mit nach England gebracht hatten, von wo aus er ſich dann ſchnell immer weiter und bald bis zu uns verbreitete. Er zerfällt in mehre Arten, wovon jede derſelben wieder ihre beſonderen Varietäten hat. I. Die gemeine Johannisbeere, Ribes rubrum. II. Die ſüße Johannisbeere, falſche Roſine, wilde Korinthe, Strauchbeere, R. alpinum dulce. III. Die ſchwarze Johannisbeere, Gicht-, Bocks-, Ahlbeere, R. nigrum. Die erſte dieſer Arten mit ihren Varietäten iſt die bekannteſte und nutzbarſte. Als verſchiedene Varietäten derſelben verdienen bemerkt zu werden: 1) Die gewöhnliche rothe Johannisbeere, R. r. fructu rubro. Bei dieſer Varietät unterſcheidet man die große holländiſche und die kleine oder gewöhnliche Johannisbeere. Erſtere hat einen kräftigern Wuchs, längere Trauben und größere Beeren. Sehr wahrſcheinlich macht ſie mit der letztern eine Sorte aus und iſt nur durch die Cultur zu einer größern Vollkommenheit gebracht worden, was ſich daraus ergibt, daß ſie in einem magern Boden und ohne Schnitt immer kleinere Beeren bekommt, welche von den gewöhnlichen nicht mehr zu unterſcheiden ſind. Zur Bereitung des Johannisbeerweins iſt die rothe Johannisbeere am meiſten geeignet, da ſie die ſchärfſte Weinſäure enthält, am reichlichſten trägt und am längſten am Strauche hängen bleibt. 2) Die große weiße holländiſche und die gemeine weiße Johannisbeere, R. r. fructu albo. Der Unterſchied wird auch hier nur durch die größern Beeren und Trauben bedingt. Sie hat eine weniger ſcharfe Säure, weshalb ſie zum friſchen Genuß vorgezogen wird. In Bezug auf ihre Tragbarkeit übertrifft ſie bei zweckmäßiger Behandlung Nr. 1. 3) Die fleiſchfarbige Johannisbeere, R. r. fructu carneo. Auch hier unterſcheidet man eine größere Sorte unter dem Namen fleiſchfarbene Champagnerjohannisbeere. Es iſt zu vermuthen, daß die fleiſchfarbige Johannisbeere durch die rothe entſtanden iſt; denn man findet an ihren Sträuchern oft einzelne rothe Beeren, ja ganze Trauben. Auch im Geſchmack unterſcheidet ſie ſich nicht von der rothen. 4) Die geſtreifte Johannisbeere, R. r. bacca striata. Die Beeren ſind ſehr regelmäßig in abwechſelnden rothen und weißen Streifen gezeichnet, was dem Auge einen recht lieblichen Anblick gewährt. II. Die ſüße Johannisbeere, falſche Roſine, wilde Korinthe, Strauchbeere, Ribes alpinum dulce, wächſt in England, in der Schweiz, in manchen Gegenden Teutſchlands und in Schweden wild. Der Strauch wird nicht groß, hat eine hellgraue Rinde, Blätter, die denen der Stachelbeeren ähnlich ſind, von Farbe hellgrün, oben haarig und unten glatt. Die Trauben hängen nicht, wie bei R. rubrum, abwärts, ſondern ſtehen gerade in die Höhe. Die Früchte ſitzen, mehr büſchelweis als traubig, auf kurzen Stielen. Die Beeren ſind kleiner als bei I, ſüß, aber von keinem beſondern Geſchmacke. Man hat von ihr verſchiedene Varietäten, die jedoch mehr wegen der Schönheit des Strauches, oder einzelner Theile deſſelben, cultivirt werden, was namentlich von den vier letzten der folgenden gilt. Ribes alpinum humile, niedrige; multiflorum, vielblumige; aureum, goldgelbe; floridum, pennſylvaniſche; glandulosum, drüſige; caucasicum, kaukaſiſche; glutinosum, klebrige; irriguum, ſtruppige; malvaceum, malvenblätterige. III. Die ſchwarze Johannisbeere, Gicht-, Bocks-, Ahlbeere, Ribes nigrum, unterſcheidet ſich von den beiden erſten Arten ſchon durch ihre größern Blätter, wie auch das Holz und die Beeren einen ſtarken, den Wachholderbeeren ähnlichen Geruch und Geſchmack haben. Ja, vielen Perſonen ſcheint der Geſchmack der ſchwarzen Johannisbeere ſogar wanzenartig zu ſein, weshalb dieſe Frucht an manchen Orten auch Wanzenbeere genannt wird. Der Geſchmack dieſer Früchte, ſowie der Geruch, findet aber auch ſeine vielfachen Liebhaber. Die dunkelſchwarzen Beeren ſind anſehnlich größer, als die der beiden erſten Arten, zeitigen im Juni, ſind aber erſt wenn ſie weich ſind, genießbar, und fallen nach dem Zeitpunkte ihrer Reife ab. Varietäten ſind: Ribes nigrum fol. varieg., ſchwarze, buntblätterige Johannisbeere; odoratum, wohlriechende; opulifolia, ſchneeballartige; petraeum, felſenartige; ringens, ſteife. — Cultur des Johannisbeerſtrauchs. Derſelbe erreicht eine Höhe von 4—6 Fuß und theilt ſich unten in viele Zweige. Größe, Farbe und Geſchmack der Früchte hängt von der Sorte ab und iſt nach dieſer verſchieden. Die Reifzeit der Johannisbeeren fällt in den Juli, und ſie haben die gute Eigenſchaft, daß ſie ſich, mit Ausnahme von R. nigrum, ungemein lange am Strauche erhalten, ohne am Geſchmacke zu verlieren. Der Johannisbeerſtrauch trägt ſowol am alten, als jungen Holze und treibt oft ſeine Früchte unmittelbar aus den Knospen der jungen vorjährigen Zweige. Am reichlichſten aber trägt er an den Fruchtſpießen, welche ſich am alten Holze befinden. Iſt das Holz einmal tragbar,

so behält es seine Fruchtbarkeit viele Jahre hindurch. Gar zu alte Stöcke verlieren aber an der Fruchtbarkeit; wenigstens werden die Beeren kleiner und unschmackhafter. Ein Verjüngen durch Wegnahme der alten Zweige bis auf den Wurzelstock ist hier nicht mehr anzurathen und man thut besser, die alten Stöcke ganz herauszunehmen und durch junge zu ersetzen, nachdem man zuvor die Stelle mit einer kräftigen Düngerde erneuert hat. Im Allgemeinen ist dieser Strauch mit jedem Boden zufrieden, jedoch gedeiht er in einem fruchtbaren, lockern Gartenboden weit besser, indem er da freudiger wächst, schönere, bessere und reichlichere Früchte trägt. Er leidet auch bei den stärksten Winterfrösten nicht leicht; nur Spätfröste, welche in die angehende Blüthezeit fallen, zerstören zuweilen die untern Blüthen und man erhält dann nur von oben herein an den Trauben Beeren, während die untern abfallen. Eine totale Mißernte findet aber eigentlich nie statt. Die Vermehrung geschieht zunächst durch Wurzelauslaufer, wovon die stärksten derselben zeitig im Frühjahre mit ihren Wurzeln vom Mutterstamme abgenommen und verpflanzt werden. Eine andere Vermehrung ist die durch Ableger. Es werden hier im Herbst oder zeitig im Frühjahre tief sitzende Zweige niedergebeugt, mit Haken auf der Erde befestigt, sodaß die Spitzen der Zweige aufwärts stehen, worauf die mit Haken befestigten Stellen einige Zoll hoch mit Erde bedeckt werden. Den Sommer hindurch haben sich diese Zweige schon so bewurzelt, daß sie im Herbste oder im nächsten Frühjahre vom Mutterstamme abgeschnitten und verpflanzt werden können. Auch durch Zertheilung der alten Stöcke geschieht die Vermehrung, indem man einen solchen Strauch ausgräbt und alle bewurzelten Zweige von einander reißt oder schneidet. Endlich gelangt man noch zur Vermehrung durch Schnitt- oder Stecklinge, indem man 1 bis 1½ Fuß lange junge Zweige unter einem Knoten oder Auge, im Herbste oder zeitig im Frühjahre gerade abschneidet, sie bis auf ein Drittheil ihrer Länge an einem schattigen Orte fest einsteckt und feucht hält, wo sie dann den Sommer hindurch sich hinreichend bewurzeln und nächstes Frühjahr verpflanzt werden können. Bei dieser Vermehrungsart bleibt selten ein Stück aus. Vermehrung durch Samen ist nicht zu empfehlen. Gewöhnlich werden die Johannisbeeren als Büsche gezogen. Als solche erreichen sie ein Alter von 20 bis 30 Jahren, müssen aber jedes Jahr von den ältesten und stärksten Zweigen befreit werden, damit ein kraftvoller Wuchs erhalten wird. Außerdem kann aber auch der Johannisbeerstrauch zu Stämmen und Spalieren gebildet werden, und an ihnen werden die Früchte größer und schmackhafter, weil Luft und Sonne mehr einwirken können. Auch geben hochstämmige Johannisbeerstöcke einem Garten mehr Zierde, als die oft unförmlichen Büsche, weshalb man sie auch nur als solche erziehen sollte. Zugegeben, daß ein hochstämmig gezogener Johannisbeerstrauch weniger Früchte liefert, als ein Busch der Art, so sind doch die Früchte des erstern größer und wohlschmeckender, wodurch das Weniger an Beeren hinlänglich ausgeglichen wird, indem man Trauben von fünf Zoll Länge und Beeren von der Größe kleiner Kirschen erzielt. Das Verfahren dieser Culturmethode ist folgendes: Sobald die Johannisbeersträuche ihren neuen Jahrestrieb zu entwickeln anfangen, werden Stecklinge nach beliebiger Anzahl, von dem stärksten einjährigen Holze, in einer Länge von sieben bis acht Zoll geschnitten. Hierauf werden alle Augen, bis auf die beiden obern, ausgebrochen; denn wollte man dem Stecklinge die übrigen lassen, so würden diese austreiben, Ausläufer bilden und sich die Pflanzen zu dichten Sträuchern formiren. Wenn beide der stehen gelassenen Augen treiben, so wird der schwächere Trieb weggeschnitten, gleichviel ob es der obere oder untere ist. Im darauf folgenden Jahre werden die Stecklinge eine Höhe von 1 — 1½ Fuß erreicht haben; nun werden wieder alle Augen bis auf das obere, welches den Hauptstamm bilden soll, ausgebrochen. Sollte das obere Auge nicht gesund und kräftig sein, so wird bis auf ein solches zurückgeschnitten. Auch müssen nun die jungen Stammchen an die dazu nöthigen Stäbe gebunden werden, damit sie sich als gerade Bäumchen ausbilden können. Im dritten Jahre haben diese aus Stecklingen gezogenen Stämmchen bereits eine Höhe von drei bis vier Fuß erreicht. Jetzt werden sie eingestutzt, damit sie Kronen bilden können, zu welchem Zwecke ihnen fünf bis sechs Augen gelassen, alle übrigen aber wieder ausgebrochen werden. Sind die Stecklinge in der Pflanzschule gezogen, welches immer der sicherste und beste Weg ist, so können diese Bäumchen ohne alle Gefahr nun an den Ort ihrer Bestimmung gepflanzt werden. Gewöhnlich erhalten sie ihren Platz auf den Rabatten in den Küchengärten. Beim Pflanzen ist darauf zu sehen, daß die Pflanzgrube Raum genug enthält, um dieselbe mit guter Erde ausfüllen zu können, im Fall der Boden dies erfodern sollte.

Um nun jedes Jahr vollkommene Früchte zu erzielen, ist es von Wichtigkeit, diese einstämmigen Sträucher in gehörigem Schnitte zu erhalten, nicht aber, wie es oft geschieht, mit der Gartenscheere zu beschneiden, wodurch sie allerdings eine schönere Form erhalten, aber auch viel von ihrem Fruchtholze verlieren. Deshalb schneide man nur die zu lang getriebenen Zweige hinweg, welche den Stamm verunstalten. Werden die Zweige alt, so können sie durch starkes Einstutzen der Krone verjüngt werden. Auch ist dann vor allen Dingen Düngung nöthig. Der Schaft muß von allen Austrieben und Moos rein erhalten werden. Sollten sich ja Wurzelausläufer zeigen, was bei dieser Culturmethode selten geschieht, so müssen solche dicht an ihrem Ausgange am Wurzelstocke weggeschnitten werden. Bei solchen Johannisbeersträuchern, welche an Mauern und Spalierwänden zu pflanzen sind, muß die Regel der vorhergehenden Zucht mit einem Stamme von drei bis vier Fuß vorausgehen. Die von dieser Höhe an gelassenen Kronleitzweige, sieben bis acht an der Zahl, müssen vorher möglichst fächerförmig gebildet werden; auch müssen dieselben vor dem Einpflanzen der Stämme an Ort und Stelle auf 1 bis 1½ Fuß Länge, je nachdem diese mehr oder weniger erstarkt sind und mit dem Wurzelvermögen in gleichem Verhältnisse stehen, zurückgeschnitten und dann an das Spalier geheftet

werden. Das alljährige Einkürzen der jungen Triebe darf auch hier nicht versehen werden und muß zeitig im Frühjahre geschehen, weil außerdem die Kraft und Tragbarkeit des Baumes bald nachlassen würde. Alle unregelmäßig herausgewachsenen Triebe, welche die Einwirkung von Luft und Sonne hindern, müssen entweder entfernt, oder, wo Lücken entstehen, eingebunden werden, auch alles dürre Holz werde bis auf das gesunde herausgeschnitten. Noch verlangt der Johannisbeerstrauch zu einem recht guten Gedeihen außer einem lockern, fruchtbaren Gartenboden, wenigstens ein Jahr um das andere eine Düngung von verrodetem Mist, welcher durch Wegräumen der obern Erde in die Nähe der Wurzeln gebracht und wieder mit Erde gedeckt wird. Kann man verdünnte Mistjauche haben, so wird ein Begießen mit derselben den Johannisbeersträuchern sehr zuträglich sein.

Aufbewahrung der Johannisbeeren. Dieselben halten sich zwar von selbst noch lange nach ihrer Reife an dem Strauche fest; allein oft werden die Beeren von Sperlingen und anderm Geflügel begierig aufgesucht; auch werden sie nach vollständiger Reife von den Sonnenstrahlen zu sehr ausgetrocknet und von den vorkommenden Herbstreifen und Frösten zerstört. Diesem allen zu entgehen, werden diejenigen Johannisbeerstöcke, an welchen man die Früchte recht lange und wohlschmeckend erhalten will, da, wo die Beeren noch nicht vollkommen reif sind, rund herum mit Stroh oder Strohmatten eingebunden. Diese späten Johannisbeeren sind beiweitem süßer, als die des Sommers. Wer die Gelegenheit hierzu nicht hat, kann auf folgende Art verfahren: Man sucht die schönsten Beeren aus, befreit sie von den Stielen, füllt sie in wohlgereinigte Flaschen mit weiten Hälsen, damit sie gut ein- und ausgehen. Diese Flaschen werden mit Heu umwunden, in einen tiefen Kessel gestellt, welcher mit soviel Wasser angefüllt ist, daß es bis an den Hals der Flaschen reicht. Hierauf wird Feuer unter den Kessel gemacht und das Wasser bis zum Aufwallen gebracht, doch muß es nur ganz sanft ein Mal aufkochen und keine Wellen schlagen. Ist dies geschehen, so wird das Feuer weggeräumt, damit das Wasser sich allmälig abkühle. Hierauf werden die Flaschen herausgenommen, gut zugepfropft, verpicht und an einem kühlen Orte, wo es nicht friert, aufbewahrt. Am besten ist es, die Flaschen der Länge nach in Sand zu legen. Diese Beeren können dann im Spätherbste und Winter sowol zum frischen Genuß mit Zucker, als auch zu Kuchen u. s. w. verwendet werden. Auf R. nigrum findet diese Aufbewahrung keine Anwendung.

Verschiedene Benutzung der Johannisbeeren. Außer dem rohen oder frischen Genusse werden dieselben noch zu verschiedenen Speisen und Getränken zubereitet; namentlich gilt dies von R. rubrum mit ihren Varietäten. Compot. Die abgebeerten Johannisbeeren werden behutsam in frischem Wasser gewaschen, worauf man sie in einem Siebe abtropfen läßt. Sie werden nun in einem Casserol auf schwaches Feuer gesetzt, wenn sie durchkocht sind aus ihrem Safte mit der Schaumkelle herausgenommen, der Saft mit Zucker zu einem dicken Syrup eingekocht, über die Beeren in einer Assiette angerichtet und Zucker und Zimmet darüber gestreut, auch wol über geröstete Semmelschei..en angerichtet. — Conserve. Es werden reife Johannisbeeren von den Stielen gepflückt, durchgepreßt und mit dem ausgepreßten Safte gestoßener Zucker zu einer dicken Masse gerührt; man läßt dieselbe über gelindem Feuer schmelzen und ganz heiß werden und dann wird sie in Papierkapseln ausgegossen. Wenn die Masse etwas erkaltet ist, ritzt man sie wie gewöhnlich in längliche oder viereckige Stückchen und zieht, wenn sie völlig fest sind, das Papier davon ab. — Eingemachte Johannisbeeren. Die Beeren, welche gut reif sein müssen, werden von den Stielen getrennt, die kleinen und unreifen entfernt und ein Drücken derselben möglichst verhütet. Zu 1 Pfund Beeren werden ¾ bis 1 Pfund Zucker geläutert, zum trocknen Flug oder fünften Grad gekocht (vgl. Zuckerbäckerei), die Beeren hineingethan, einige Male aufgekocht, daß sie den Saft, doch ohne zu zerplatzen, von sich geben. Man nimmt sie nun vom Feuer, schüttet sie in eine Schüssel oder Terrine, wo man sie bis zum andern Tage gut zugedeckt ruhig stehen läßt. Dann gießt man sie durch einen Durchschlag ab, läßt den Saft wieder bis zur erwähnten Stärke einkochen, schüttet nun die Beeren abermals hinzu, läßt sie wieder ein Paar Mal aufwallen, worauf sie in eine Schüssel geschüttet und nach dem Erkalten in Einmachegläser oder Steinbüchsen gethan werden. Der rückständige Saft wird hinzugegossen, die Gläser oder Büchsen werden mit feuchtgemachter Blase, oder im Nothfalle mit starkem Papier gut verbunden und an einem trockenen kühlen Orte aufbewahrt. — Mit Essig einzumachen. Die schönsten unabgebeerten Trauben werden schichtweise mit gestoßenem Zucker (auf 1 Pfund Beeren etwa 1¼ Pfund Zucker) in ein weites Glas gelegt, doch so, daß die oberste und unterste Schicht Zucker ist, dann wird soviel guter Weinessig darauf gegossen, daß das Ganze damit bedeckt wird. Nach einigen Stunden, wo sich der Zucker aufgelöst haben wird, muß der Weinessig wieder abgegossen, mit etwas Zimmet und Nelken (was aber auch fehlen kann) aufgekocht und abgeschäumt werden. Derselbe wird nun heiß über die in einer Schüssel sich befindenden Trauben gegossen und man läßt dieselben einige Tage mit einem Papier bedeckt stehen. Der Essig wird nun wieder abgegossen, aufgekocht, über die Trauben gegossen und diese erkaltet aufbewahrt. Man gibt sie im Winter als Salat. — Essig. Die Johannisbeeren werden in einem hölzernen Gefäße zerquetscht, der Saft wird ausgepreßt und auf Fässer gefüllt, auf welchen weißer Wein gelegen hat. — Gelée. Die Johannisbeeren, welche ganz reif sein müssen, werden abgebeert, in einem irdenen Topfe oder zinnernen Kessel aufs Feuer gesetzt, wo man sie unter beständigem Umrühren mit einem hölzernen Spatel oder Löffel aufkochen läßt, bis die Beeren alle geplatzt sind und den Saft haben fahren lassen. Hierauf wird die Masse in ein Haarsieb oder leinenes Tuch geschüttet, ausgedrückt und der abgelaufene Saft gewogen, zu 1 Pfund desselben ¾ Pfund Zucker in einzelnen Stücken hinzugefügt und dabei mit dem Schäumen und Kochen fortgefahren, bis zur Geléeprobe, welche folgende ist: Man

hebt während des Kochens den Schaumlöffel öfters aus der Gelée und läßt diese ablaufen; sobald sie in breiten Tropfen abläuft und zuletzt ein geronnener Tropfen am Löffel hangen bleibt, hat die Gelée die gehörige Stärke. Auch kann man einige Tropfen auf einen Teller thun und sehen, ob sie gerinnen. Hierauf wird die Gelée vom Feuer genommen und eine kurze Zeit stehen gelassen. Die sich dann darauf bildende Haut wird mit dem Schaumlöffel abgenommen und die Gelée noch warm in die Aufbewahrungsgläser gefüllt. Nach dem gänzlichen Erkalten legt man ein in Rum getränktes Papier auf die Gelée und verbindet die Gläser mit Wachspapier und Blase. Gut ist es, einige Tage nach dem Einfüllen die Gläser wieder zu öffnen und obenauf ½ Zoll hoch gepulverten Zucker zu streuen und die Gläser, wie schon bemerkt, wieder zu verwahren, wodurch die Gelée sich weit besser hält. — Gefrornes. Reife, abgebeerte rothe Johannisbeeren werden, mit etwas Wasser verdünnt, ans Feuer gesetzt; wenn die Beeren aufspringen, wird der Saft nach und nach abgegossen, zu 1 Pfund Saft werden ½ Pfund geläuterter Zucker, ein Stückchen ganzer Zimmt und einige Nelken gefügt, nach zwei bis drei Tagen wird der Saft durch einen ganz engen Durchschlag oder besser Haarsieb getrieben und gefrieren gelassen (s. Gefrierbüchse). — Kuchen (s. d.). Wein (s. Johannisbeerwein). Die weißen und fleischfarbigen Johannisbeeren entfernen die Flecken von Tinte, Heidelbeeren u. s. w., wenn dieselben noch nicht zu alt sind. Es wird der Saft einer, oder wenn es nöthig ist, mehrer Beeren auf den Fleck getropft, etwas gerieben und mit frischem Wasser ausgewaschen. Die schwarzen Johannisbeeren (R. nigrum) werden zur Bereitung eines ganz vorzüglichen, gesunden Essigs benutzt, welcher auf folgende Art bereitet wird: Im Juli oder August, wenn die Beeren ihre Reife erlangt haben, werden sie abgenommen, gereinigt, in große gläserne Flaschen gefüllt, mit gutem, starkem Weinessig vollgefüllt und oben, jedoch nicht fest, mit Papier verschlossen. Enthält die Flasche einen Raum in sich, welcher mit drei Maß Flüssigkeit gefüllt werden kann, so sind ein Maß Beeren zu nehmen. Die mit Beeren und Weinessig gefüllten Flaschen werden Anfangs in mäßige Wärme oder in die Sonne gestellt, worauf die Gährung bald erfolgt und einige Tage anhält. Erreicht dieselbe bald ihr Ende, so werden die Flaschen in den Keller gestellt und dann, nach mehren Wochen, wenn der Essig ganz rein und klar ist, gießt man denselben vorsichtig von den auf dem Boden liegenden Beeren in andere Flaschen, worin er zum Gebrauch luftdicht verschlossen und aufbewahrt wird. Je länger die Beeren im Essig liegen bleiben, um so besser wird der letztere. Diese vom Dr. J. W. Fischer mitgetheilte Verbesserung des Essigs verdient wegen der Gesundheit, Güte und Schönheit des letztern alle Empfehlung. — Heilkräfte. Daß die Blätter, das Holz und die Früchte des schwarzen Johannisbeerstrauchs (Ribes nigrum) wichtige medicinische Heilkräfte enthalten, ist von vielen Ärzten, welche Versuche damit angestellt haben, hinlänglich erwiesen. Namentlich besitzen die genannten Theile dieser Pflanze eine sehr Urin- und Schweiß treibende, blutreinigende und stärkende Kraft, weshalb sie ein vorzügliches Mittel gegen Gicht, Wassersucht, Verstopfung, Verhärtung, Leibschmerzen, Kolik, Mutterschmerzen u. s. w. sind. Obwol die Heilung der genannten Krankheiten, besonders wenn sie schon weiter vorgerückt sind, dem Arzte überlassen werden muß, so leistet doch beim Anfange derselben der Gebrauch folgenden Thees vortreffliche Dienste. Die Blätter des schwarzen Johannisbeerstrauchs, vorzüglich die jungen, oder in Ermangelung derselben die Knospen, oder das geschnittene Holz der Zweige werden in Wasser ausgekocht und dieses Wasser — Thee — wird sehr warm und häufig getrunken. (*A. Zitzling.*)

JOHANNISBEERWEIN, ein vortrefflicher, angenehmer und starker Wein, welcher aus den völlig reifen Früchten des Johannisbeerstrauches auf folgende Art bereitet wird.

Man sammelt die bis zum Abfallen reifen Beeren an einem schönen und trockenen Tage, läßt sie dann einige Stunden an der Sonne ausgebreitet liegen, reinigt sie hierauf von allen unreifen Beeren, Kämmen, Stielen, Blättern u. dgl. und bringt sie nun, ohne sie vorher zu waschen, in eine sogenannte Tretbütte, deren Boden viele kleine Löcher hat, unter welche ein anderes hinlänglich großes Gefäß gestellt wird, wohin der Saft laufen kann. In dieser Tretbütte werden die Beeren mittels eines hölzernen Stößels (Keule), wozu man sich auch eines zuvor rein gemachten Krautstößels bedienen kann, zerdrückt, sodaß schon vieler Saft durch die Löcher der Tretbütte in das untergesetzte Gefäß läuft. Dieser Saft, welcher durch die Löcher, wie bei dem Traubenweine, von selbst durchläuft, und nicht mit gepreßt, sondern blos durch ein Haarsieb geseihet zu werden braucht, ist der beste, und kann ebenfalls den Namen Vorlauf, Vorlaß u. s. erhalten. Man kann entweder diesen durchgelaufenen Saft für sich allein, oder mit dem übrigen Preßsafte vermischt, zu Wein bereiten.

Sind die Beeren völlig zerstoßen, so wird die in der Tretbütte zurückgebliebene Masse, welche aus Saft, Hülsen und Kernen besteht, in ein anderes reines Gefäß (Wanne) gebracht und neue Beeren in die Tretbütte geschüttet, die ebenfalls zerstampft und auf gleiche Art behandelt werden. Und so fährt man fort, bis man mit allen Beeren fertig ist. Man hat nun zweierlei Saft: durchgelaufenen und in der Tretbütte zurückgebliebenen; beider bleibt in den Gefäßen an einem wohl temperirten Orte etwa 24 Stunden lang zugedeckt stehen, binnen welcher Zeit schon eine Art von Absonderung zwischen Saft und Hülsen stattfindet.

Nun wird die eine Masse, worunter sich die Hülsen und Kerne befinden, in eine Weinpresse (Kelter) oder in eine andere gewöhnliche Schraubenpresse, die fast in jedem großen Haushalte vorfindlich ist und zur Pressung des Obstes, der Rüben u. s. dient, gebracht und zwischen Lagen von Stroh und eigenen Tüchern rein ausgepreßt. Die Durchdrückung des Saftbreies durch einen Beutel von Haartuch oder starker Leinwand, findet bei Geschäften im Großen keine Anwendung und läßt sich nur bei kleinen Quantitäten vornehmen. Die Pressung der Beerenmasse

geschieht auf folgende Art: Man legt auf den Boden des Preßtroges eine Lage Stroh, hierauf eine Lage Johannisbeeren, dann wieder Stroh und Saftmasse, und so wechselsweise fort, bis die Presse voll ist. Das Stroh oder die Tücher müssen aber ganz rein und geruchlos sein, weil sonst der Wein leicht einen übeln Geschmack annimmt. Nun preßt man so stark und so oft, bis die Trestern fast trocken sind und nichts mehr aus der Presse läuft; doch dürfen die Kerne durch allzu starkes Pressen nicht zerquetscht werden, weil sie dem Weine einen bittern Geschmack mittheilen; dies geschieht leicht, wenn die unterste Lage Stroh zu flach gelegt worden ist. Das Pressen wird natürlich auf gleiche Art so lange fortgesetzt, bis alle zerquetschten Johannisbeeren ihres Saftes beraubt sind. Wer auch dasjenige, was in den Trebern oder Trestern an Saft noch zurückbleibt, benutzen will, weicht sie 12 Stunden in reines Wasser ein, rührt sie öfters um, preßt sie dann durch und gebraucht den Ablauf als Wasser zur Beimischung des gewonnenen Saftes; wiewol Einige daraus noch einen leichten Nachwein oder besser einen Essig bereiten.

Sowol der aus der Tretbütte durchgelaufene Johannisbeersaft, als auch derjenige, den man durch das Pressen erhalten hat, wird nun durch ein Haarsieb in ein großes Gefäß zusammengegossen und mit einer gleich großen Menge Wasser, dem Volumen nach, auf folgende Art vermischt. Man nimmt reines Brunnenwasser, wozu man auch das kurz vorher erwähnte Tresterwasser mit gebrauchen kann, setzt solches in einem Gefäße (Kessel) an das Feuer und läßt es einige Stunden kochen. Dadurch wird es von fremden Theilen gehörig gereinigt und brauchbarer gemacht, denn nicht an allen Orten dürfte das Wasser, wie es aus der Quelle kommt, gleich gute Dienste leisten; wo hingegen das Wasser an sich schon rein gefunden wird, ist eine Abkochung unnöthig und würde die Weinbereitung im Großen nur hindern und verzögern; doch bringt das Abkochen, wo Holz und Mühe nicht zu scheuen sind, in keinem Falle Nachtheil, vielmehr Nutzen, weil man dieses Wasser in einer erwünschten Temperatur, wiefern solche der Gährung vortheilhaft ist, dem Johannisbeersafte beisetzen kann.

Da die Johannisbeeren viel Säure und nicht hinreichenden Zuckerstoff besitzen, so ist es nothwendig, dem daraus gewonnenen Safte soviel Zucker in Substanz beizugeben, als der Wein süß und geistreich werden soll. In der Regel ist auf ein Maß Saft und ein Maß Wasser, das Maß Flüssigkeit zu 2 Pfund alt nürnberger Gewicht gerechnet, 1 Pfund Zucker ausreichend; soll aber der Wein süß, geistreicher und haltbarer werden, so kann man auf 2 Maß oder 4 Pfund Flüssigkeit 1½ Pfund, oder auf 4 Theile des Saftes, dem Gewichte nach, 3 Pfund Zucker nehmen, und so umgekehrt weniger, wenn der Wein leichter sein und bald getrunken werden soll, in welchem Falle auf 2 Maß oder 4 Pfund Flüssigkeit ½ Pfund Zucker genug ist. Weniger als das letzte Quantum dürfte nicht wohl rathsam sein; denn nur der Zuckerstoff verwandelt sich unter Einwirkung der Gährung in Alkohol. Einige mischen dem Wasser, welches abgekocht werden soll, die größere oder kleinere Quantität Zucker bei, lassen beides mit einander kochen, schäumen es während dessen fleißig ab, bis sich der Zucker dem Wasser in der feinsten Substanz gleichförmig mitgetheilt hat, und mengen dieses Zuckerwasser sodann zu gleichen Theilen unter den Johannisbeersaft; Andere hingegen mischen das abgekochte und weniger als lauwarm gewordene, oder auch unabgekochtes reines Wasser mit dem ausgepreßten und 24 Stunden lang gestandenen Johannisbeersaft in gleicher Menge zusammen, z. B. 30 Maß Saft und 30 Maß Wasser, zerschlagen den Zucker in kleine Stücke, werfen diese in die gemischte Masse und rühren Alles mit dem vorher erwähnten Stößel so lange um, bis die völlige Auflösung des Zuckers vor sich gegangen ist; noch Andere setzen dem Johannisbeersafte den Zucker und wenn dieser durch das Zerstoßen aufgelöst ist, jenem das Wasser bei. Jede Methode führt zum Ziele; doch scheint die Auflösung des Zuckers im Wasser, wenn dieses gekocht wird, den Vorzug zu haben, weil hier zugleich die unreinen Theile des Zuckers durch das Abschäumen weggenommen werden, obgleich man einwenden könnte, daß die nöthige Läuterung des Zuckers schon durch die Gährung erfolge, wenn nur die völlige Auflösung durch gutes Rühren oder Stampfen bewirkt worden sei.

Die auf solche Art mit Wasser und Zucker gehörig vermischte Johannisbeersaftmasse wird hierauf in ein sauberes, wohl ausgebranntes Faß gethan. Reinlichkeit und Reinheit der Fässer ist hierbei ein wesentliches, nicht außer Acht zu lassendes Erforderniß, wenn die Weinbereitung gelingen soll. Zu dieser Absicht läßt man die Fässer, unter einem Zusatze von Nußbaumblättern, gestoßenen Wachholderbeeren oder Kochsalz, wohl brühen und mit reinem kalten Wasser ausspülen; dann nimmt man 8 Theile schönen, reinen, gelben Schwefel, 1 Theil gebrannten Alaun und 2 Theile Hefenspiritus, läßt alles zusammen in einem flachen Topfe oder Tiegel über gelindem Kohlenfeuer sich vereinigen, tunkt schmale Streifen von grober neuer Leinwand hinein und bestreut diese nach dem Herausziehen mit Muskatenblumen und anderen Gewürzen. Ehe man nun den mit Wasser und Zucker vermischten Johannisbeersaft auffüllt, legt man das trockene Faß so, daß das Spundloch unterwärts kommt, welches auf einem Bocke am besten zu bewerkstelligen ist, zündet einen Schwefelschnitt an und verbrennt ihn in dem Spundloche, damit aller Dampf sich in den Raum des Fasses einzieht, wodurch die innere Luft ausgedehnt und durch das Schwefelgas ausgetrieben wird; man kann auch eine Muskatennuß in einen Draht befestigen, solche anbrennen und in dem Fasse verbrennen lassen. Man wiederholt dieses Einbrennen nach Beschaffenheit der Umstände 2 bis 3 Mal, sorgt dafür, daß der Dampf dem Fasse nicht entweiche und füllt dann das Faß mit Saft gehörig an.

Das mit Johannisbeersaft, Wasser und Zucker angefüllte Faß, welches aber nicht ganz voll sein darf, sondern 1 bis 2 Zoll, vom Spundloche an gerechnet, leer bleiben muß, wird jetzt in den Keller auf ein festes Lager gebracht und daselbst, ohne es weiter zu bewegen, der geistigen Gährung überlassen. Um diese zu befördern,

kocht man etwas Johannisbeersaft und schüttet ihn heiß durch einen Trichter, dessen Röhre bis auf den Boden des Gefäßes reicht, in das Faß, worin der Johannisbeersaft befindlich ist und abgähren soll. Durch die Gährung erhält der mit Wasser und Zucker gehörig vermischte Johannisbeersaft, bei einer Temperatur von 60 bis 70° Fahr. schon etwas Geistiges und die groben Theile sondern sich nach und nach in Gestalt der Hefen ab und fallen zu Boden. Während dieser Zeit und so lange der Johannisbeerwein noch arbeitet und aufstößt, bedeckt man das Spundloch mit einem leichten breiten Steine oder Schiefer; wenn er aber ruhig wird, füllt man das Faß mit zurückgehaltenem und in offenen großen Bouteillen oder steinernen Töpfen abgegohrenen Johannisbeerweine, spundet es zu und läßt es sofort unberührt liegen. Noch ist zu bemerken, daß man niemals später ausgepreßten Saft mit dem früher gepreßten in Vermischung bringen darf, weil sonst keine gleichförmige Gährung erfolgt. Diese Procedur oder Behandlungsweise nennt man die Gährung unter sich. Wenn aber der Gährungsproceß über sich gehen soll, so wird das Faß etwas schräg gelegt, ganz voll gefüllt und man stellt ein Gefäß so unter, daß die Hefen und andere Unreinigkeiten, die aus dem Spundloche des Fasses überfließen, dahin ablaufen und sich sammeln können. So oft sich die Masse im Fasse verringert, gießt man vorräthigen Johannisbeersaft nach, bis alles Fremdartige durch die Gährung ausgestoßen worden ist und der Most klar und hell zu werden beginnt. Jetzt wird das ganz volle Faß Anfangs nur locker mit dem Spunde bedeckt, bei völliger Ruhe aber fest zugespundet. Eine dritte Methode besteht darin, daß man die Gährung in verschlossenen Gefäßen, ohne allen Zutritt der äußern Luft, veranstaltet, um den Wein durch Auffangen des kohlensauren Gases zu verbessern. Zu dem Ende füllt man den Johannisbeersaft in ein Faß, doch nicht ganz voll, wie bei der Gährung unter sich, läßt in die ganz runde Faßöffnung einen dergleichen hohen überstehenden Spund genau einpassen, durch denselben ein Loch bohren und befestiget darin ein langes blechernes Rohr, das in gebogener Richtung in einem kleinen Kübel mit Kalkwasser endigt. Sobald die Gährung in dem Fasse sichtbar ihren Anfang genommen hat, wird der Apparat aufgesetzt, die kohlensaure Luft leitet sich in dem Wasser ab, es geht nur wenig Alkohol verloren und der Wein wird natürlich stärker. Ist die Gährung vollendet, die langsamer von statten geht, so wird die Eintauchungsröhre abgenommen, das Faß aufgefüllt und wie schon gemeldet behandelt.

Nach Verlauf einiger Monate, etwa um Lichtmeß oder Petri des folgenden Jahres, wird der Johannisbeerwein, der bis dahin öfters nachgefüllt worden ist, damit kein leerer Raum, welcher die Luft einnehmen könnte, zwischen dem Fasse und dem Weine bleibt, entweder auf ein anderes ganz reines und wohl eingebrenntes Gebinde oder auch auf starke Bouteillen abgezogen und es trägt viel zu seiner Reinheit, Stärke, Geruch und Geschmack bei, wenn die fremden, unreinen, abgelagerten Theile davon entfernt werden. Das Abziehen auf ein anderes Faß geschieht hauptsächlich bei solchem Weine, wo die Gährung unter sich erfolgt ist, und dieses Abziehen kann ein, auch zwei Mal vorgenommen werden; das Abziehen auf Bouteillen aber, wenn die Gährung über sich stattgefunden hat, oder man einen champagnerartigen Wein, wozu die Johannisbeeren große Anlage haben, erzielen will. Bei dem Abziehen selbst sind folgende Regeln zu beobachten: 1) Dieser Wein darf nicht mit gewöhnlichen messingenen, sondern muß mit hölzernen oder hörnernen Hähnen oder mittels einer sehr starken Federspuhle abgezapft werden, und wenn er nicht ganz hell sein sollte, muß man ihn vorher mit Eiweiß, oder Hausenblase, oder Knochengallerte, am besten mit Gelatine, auf bekannte Weise, klären oder schönen. 2) Man hüte sich, das Faß zu tief anzubohren, damit nicht das Geringste vom Trüben des Bodensatzes mit übergeht, weshalb man am besten thut, das Faß anfänglich in der Mitte und später etwas tiefer anzubohren, und damit von Zeit zu Zeit so lange fortzufahren, als der Wein noch klar und hell abläuft, wobei darauf zu sehen ist, daß nach jeder Anbohrung das Faß einige Tage in Ruhe bleibt. Was bei dem Abziehen als trüber Wein auf dem Mutterfasse zurückbleibt, wird in ein besonderes Gebinde gesammelt und nach erfolgter Klärung ebenfalls abgelassen. Den Rest endlich kann man durch dichte Filtrirbeutel in besondere Flaschen laufen lassen. 3) Die Bouteillen müssen wohl gereinigt und Tags vorher, ehe man den Wein abzieht, mit Franzbranntwein ausgespült und wiederum umgestürzt werden, damit nichts vom Branntweine zurückbleibt. 4) Ist der Wein abgezogen, so darf man die Bouteillen oder steinernen Krüge noch nicht ganz fest zupfropfen, weil sie sonst leicht zerspringen; auch muß man dem Weine, wenn die Johannisbeersträucher in der Blüthe stehen, etwas Luft geben, weil derselbe um diese Zeit gern zu arbeiten pflegt und außerdem die Bouteillen zerspringen würden; doch ist dies bei einem solchen Weine nicht der Fall, der mehrmals auf andere Fässer abgezogen und gut geklärt worden ist, wo folglich keine Unreinigkeit und kein gährungerregender Stoff mehr vorhanden ist. Überhaupt aber dürfen die Bouteillen nicht zu voll gefüllt, müssen mit guten, präparirten, sogenannten Sammetkorkstöpseln luftdicht verwahrt und in einem Keller von immer gleicher Temperatur nicht gestellt, sondern gelegt werden, damit die Stöpsel nicht austrocknen und Luft einlassen.

Dieser Wein, auf solche Art von rothen, fleischfarbenen oder weißen Johannisbeeren, allein, oder mit einander vermischt, zubereitet, hat einen angenehmen, erfrischenden und vollkommen weinhaften Geschmack und läßt sich viele Jahre lang gut erhalten.

Liebt man am Johannisbeerweine die hochrothe Farbe, so nimmt man entweder schwarze Heidelbeeren oder schwarze Johannisbeeren, die zugleich einen Muskatellergeschmack geben, preßt den Saft aus den Beeren und gießt diese Tinctur während der Gährung in das Faß zu dem übrigen Safte, wodurch derselbe, nach Maßgabe der Quantität, einen höhern oder niedern Grad rother Farbe erhält. Es läßt sich auf diese Art aus dem Johannisbeerweine selbst ein dicker rother Pontac verfertigen, nur müssen die Heidelbeeren ohne Zusatz von Alaun, der dem

Weine die nachtheilige Eigenschaft mittheilt, hartnäckige Verstopfungen zu machen, in Anwendung kommen.

Man kann den Johannisbeerwein nicht allein durch zerstoßene große Rosinen und gepulverte Weinblüthen u. s. w. verbessern, sondern auch demselben durch allerlei Gewürze, als Zimmet, Nelken, Muskatenblumen, Kardamomen u. dgl., einen besondern Geschmack ertheilen. Die zu große Säure wird durch gekochten Weizen gedämpft, den man, wenn er kalt geworden ist, in einen Beutel bindet und ihn einige Zeit in den Wein hängt.

Manche, die den Johannisbeerwein sehr stark haben wollen, thun Franzbranntwein oder einen andern starken und gereinigten Branntwein oder Spiritus in das Faß zum Safte und lassen solchen mit gähren. Es verzögert aber der Branntwein, je stärker um so mehr, die Gährung, und nur wenn diese vor sich gegangen und noch nicht vollendet ist, darf die Vermischung stattfinden. Allein ein Johannisbeerwein, auf die natürlichste Art, ohne Zusatz von Weingeist, mit hinlänglich genug Zucker bereitet, ist gesünder und, wenn die Gährung vollkommen stattgefunden hat, auch stark genug, um auf den Namen eines guten, geistigen Weines Anspruch machen zu können. Auch andere Beeren und Früchte, namentlich Himbeeren, Erdbeeren, Brombeeren, Hollunderbeeren, Maulbeeren, Kirschen, Pflaumen, Pfirsichen, Aprikosen, Quitten u. s. w. lassen sich unter Zusatz von allerlei Gewürzen mit den Johannisbeeren in Vermischung bringen und auf Wein behandeln; allein alle diese Dinge sind dem Johannisbeerweine, wenn er seine Eigenschaften und Natur behalten soll, mehr schädlich als nützlich, und nur die Stachelbeeren und schwarzen Johannisbeeren machen eine Ausnahme, und besonders sind letztere geschickt, in Vermischung mit den rothen Johannisbeeren oder für sich allein, einen delicaten Wein zu liefern, der nach überstandener Gährung nichts von dem eigenthümlichen widrigen Geschmacke beibehält, vielmehr einem edlen Muskatellerweine ähnelt und von Vielen, besonders den Frauenzimmern, geliebt wird. Übrigens wird der Wein von Stachelbeeren und schwarzen Johannisbeeren auf dieselbe Weise bereitet, wie der Wein von rothen Johannisbeeren. Da jedoch erstere weniger säuerlich als letztere sind, so bedürfen sie in der Regel auch weniger Zusatz von Zucker, dagegen besitzen sie auch weniger eigenthümlichen Geist wie die rothen Johannisbeeren und es ist daher einiger Zusatz von Spiritus nicht schädlich, vielmehr nothwendig, wenn dieser Wein in Ansehung seines originellen Hochgeschmackes als Desertwein dienen soll. Vgl. meine „Vollständige Anweisung über die Verfertigung des Johannis- und Stachelbeerweins" (Rudolstadt 1817) und „Die Kunst aus Beeren, Obst und andern schicklichen Stoffen einen vortrefflichen Wein zu verfertigen" (Ilmenau 1828).

(*Fr. Thon.*)

Johannisbeerraupe, **Johannisbeerspanner**, s. unt. **Phalaena.**

Johannisbeerschwebfliege, s. **Johannisbeerfliege** (Syrphus *Fabr.*).

Johannisbeerspanner, s. unt. **Phalaena.**

JOHANNISBERG, I. in Hessen heißt so 1) auf einer Anhöhe, eine halbe Stunde von Hersfeld an der Fulda, eine ehemalige Propstei, Amt und Gericht, zur Abtei, nachherigem kurhessischen Fürstenthume, nunmehr Landgerichte Hersfeld gehörig, und die Dörfer und Höfe von Hilperhausen, Kohlhausen, Unter- und Oberhaune, Roßbach und Bingarten umfassend. Jetzt ist diese 1013 vom Abte Arnold gestiftete Propstei, deren Vorsteher nebst den Pröpsten von Petersberg, Blankenheim und Göllingen einer der obersten Capitularen des Hochstifts Hersfeld war, deren schöne Kirche aber im 30jährigen Kriege zerstört wurde, ein herrschaftliches Vorwerk (von 225 Ackern Landes).

2) Ein anderer Ort gleiches Namens (18 Häuser und 160 Einwohner) liegt im Großherzogthume Fulda, links der Fulda, unweit Zirkenbach. — Über die bei Johannisberg befindliche Mineralquelle s. **Johannisberger Brunnen.**

(*Rommel.*)

II. Im österreich. Schlesien. 1) Ein dem Fürstbischofe von Breslau gehöriges Residenzschloß im Herzogthume Neiße österreichischen Antheils, im nördlichsten Theile des troppauer Kreises, auf steiler Felsenhöhe gelegen, im Rücken grandiös wilde Gebirge und vor sich ein anmuthiges, liebliches Flachland, nach Art der alten Ritterburgen durch den Bischof Johann (V.) Thurzo im J. 1509 erbaut, hat viele unregelmäßige Zimmer, welche einen kleinen Hof einschließen, und vor sich eine aufgemauerte breite Terrasse, von der man sich einer entzückenden Fernsicht über eine mit Städten, Dörfern und Schlössern besäete Ebene und ein trefflich angebautes Land erfreut. Außer einem breiten Fahrwege führen den Fußgänger 280 Stufen zu ihm empor, woselbst man eine Kapelle mit einer Thurmuhr, Stallungen, ein Wagenhaus, am Abhange des Berges einen englischen, einen Zier- und Obstgarten mit einem großen Glashause, unter dem Schlosse einen kleinen französischen Blumengarten mit einem Lusthause vorfindet; am östlichen Fuße des Abhanges steht eine Schießstätte und ein neugebauter schöner Meierhof, welcher starke Pferde und feinwollige Schafe beherbergt.

2) Eine zu diesem Schlosse gehörige Colonie, am Fuße des Schloßberges und zwar gegen Nordosten gelegen und im Südwesten sich an die Stadt, sowie im Nordosten an das Dorf Jauernig (s. d. Art. Jauernick) anreihend, mit 43 steinernen Häusern, welche meist ein Stockwerk über dem Erdgeschoß haben, 309 teutschen Einwohnern, die mehre gute Gasthöfe unterhalten, in denen der Reisende eine gute Bewirthung findet, und städtische Gewerbe treiben; dem fürstbischöflichen Landrechte, mit welchem das Criminalgericht verbunden ist, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum breslauer Bisthume gehört und von vier Priestern versehen wird, einer katholischen Kirche, die unter dem Patronatsrechte des Fürstbischofs von Breslau steht, und einer Schule. Das Gemeindewesen pflegt das fürstbischöfliche Amt.

3) Ein nach dem Schlosse benanntes Amt des Fürstenthums Neiße österreichischen Antheils, welches gleich diesem einen Theil des troppauer Kreises bildet, mit einem

Flächenraume von 22,200 Joch 2'₄ □Kl. tragbaren Flächenraums, welche 13,802 Menschen in 23 Ortschaften bewohnen. Seine Oberfläche bedecken dichte Waldungen voll Fichten und Tannen, welche 6744 Joche einnehmen und in drei Reviere getheilt sind. Der Ackerboden ist im größern gebirgigen Theile steinig und kalt, und daher nur für Hafer, Flachs und Erdäpfel geeignet; die nördlichen Ebenen hingegen bringen reichliche Ernten aller Getreidearten hervor. Die Weidenau, das Johannisbergerwasser, der Weißwasserbach und mehre andere kleinere Wasseradern, gewähren den Ebenen die erfoderliche Feuchtigkeit. Die Obstbaumzucht, der Ackerbau und die Viehzucht bilden, außer der Benutzung der Forste, die Hauptnahrungsquellen der Einwohner. Unter diesen leben acht jüdische Familien; alle übrigen Einwohner sind Katholiken *). Übrigens sagt man Johannesberg ebenso wie Johannisberg. (*G. F. Schreiner.*)

III. Johannisberg nebst Fredriksberg, ein Kobaltwerk in der schwedischen Provinz Nerike (in den Kirchspielen Hammar und Lerbäck), welches in den Jahren 1807 bis mit 1827 im Durchschnitt jährlich ungefähr 20,000 Schiffspfund Kobalt lieferte (im J. 1817 17,000, im J. 1825 45,000 Schiffspfund). Die erste Bearbeitung der Gruben geschah 1770, jedoch damals vorzüglich zur Gewinnung von Kupfererz. Von etwa 1785 an ruhte die Arbeit bis 1805, wo man wieder anfing auf Kupfer und Kobalterz zu bauen; 1812 hörte man auf Kupfererz zu schmelzen und benutzte nur das Kobalterz, nachdem schon 1807 der Anfang mit Verkauf von Kobalt (2000 Schiffspfund) gemacht worden war. Die Gruben und Schärfungen, mehr als 70, werden seit 1826 durch die Johannisbergs-Interessenschaft (Bolag) von 140 Loosen, und durch die von Fredriksberg mit 20 Loosen und mehren einzelnen Theilhabern der einen oder andern Grube betrieben. Die Gruben liegen in einem niedern, unfruchtbaren Gebirgsstocke. Die Zahl der Arbeiter übersteigt gewöhnlich 500 †). (Zum Theil nach Tuneld. 2. Bd. 2. Aufl. 1828.) (*v. Schubert.*)

IV. Ein konischer Berg im pilischer Bezirke der pesther Gespanschaft Nieder-Ungarns, welcher sich am rechten Donauufer südwestlich von Ofen, von wo man seinen Gipfel leicht in zwei Stunden erreichen kann, erhebt. Dieser schöngeformte Berg ist wegen seiner umfassenden Aussicht in diesem Theile des Landes berühmt, indem man von seinem Gipfel die ganze langgestreckte Insel Gepel, die unermeßlich große, untere ungarische Ebene, die Gebirge bei Visegrad und Waitzen, Ofen und Stuhlweißenburg, und den Lauf der Donau bis in eine weite Entfernung mit einem Blicke überschaut. (*G. F. Schreiner.*)

*) S. Das Oppaland oder der troppauer Kreis, nach seinen geschichtlichen, naturgeschichtlichen, bürgerlichen und örtlichen Eigenthümlichkeiten beschrieben von Faustin Ens. (Wien 1837.) 4. Bd. S. 262 fg.

†) Diese Gruben, welche für 233,000 Bankthaler angekauft wurden, sind die reichsten Kobaltgruben Schwedens. Das häufige Kobalterz soll dem sächsischen vorzuziehen sein, indem es mehr von Arsenik frei ist. — In früherer Zeit führte dieses Werk den Namen Wena-Kobaltwerk.

V. Andere Orte des Namens s. unter Johannesberg. (*R.*)

JOHANNISBERGE (die), zwei durch ihre zackige Form auffallende Berge, welche sich in der Nähe des Dorfes Alberitz auf dem Gebiete der gräfl. Czernin'schen Fideicommißherrschaft Petersburg im saaher Kreise Böhmens erheben, deren Schluchten einst als Räuberhöhlen berüchtigt waren. (*G. F. Schreiner.*)

JOHANNISBERGER BRUNNEN. Eine schon in ältern Zeiten bekannte, nachher vergessene oder verschüttete Mineralquelle, in einer Wiese dicht unter dem Johannisberge bei Fulda gelegen und zu der dasigen Propstei, jetzt Domaine, gehörig. Nachdem man in neuerer Zeit die Trefflichkeit dieser zum Trinken und Baden gleich ergiebigen (in 24 Stunden 110 - 120 Ohm Wasser liefernden) Quelle erkannt, chemisch untersucht und durch glückliche Heilung beschwerlicher innerer und äußerer Krankheiten bewährt gefunden hatte (s. die Analyse des Hofraths Wurzer und das Verzeichniß der betreffenden Krankheiten in Dr. Schneider's Buchonia. 1829. IV. Bd. 2. Hft. S. 40. 41), ergab sich in Folge einer nicht ganz kunstgerechten und vorsichtig genug geschehenen Fassung eine starke Abnahme dieses Wassers in qualitativem und quantitativem Gehalte. Seit dem Jahre 1838 aber geschah auf Anregung des Herausgebers der Buchonia und des Domainenpächters (Klostermann), unter Genehmigung der kurhessischen Regierung und Mitwirkung kunstverständiger Hydrauliker und Chemiker (namentlich des Professors Bunsen zu Marburg), nachdem die Mineralquelle tiefer aufgesucht und von dem wilden, sumpfigen Wasser durch Abzugskanäle geschieden wurde, eine so glückliche Herstellung derselben, daß man jetzt den heilsamsten Wirkungen des neuen Füll- und Trinkbrunnens und des daneben erbauten Badehauses zunächst für die Bewohner der Stadt und der Provinz Fulda entgegensieht. Der johannisberger Brunnen, in einer der schönsten Gegenden Teutschlands zwischen den Straßen von Frankfurt, Würzburg, Leipzig und Cassel gelegen, steht in der Mitte zwischen den Soolwassern und den eisenhaltigen Säuerlingen, und übertrifft die Säuerlinge zu Selters und Kissingen, wenngleich weniger reich an kohlensaurem Gas, in einigen wesentlichen, in die innern Organe des Körpers dringenden Salzen. (Authentische Nachrichten.) (*Rommel.*)

Johannisbirn, s. unter Birnbaum.

Johannisblume, s. Arnica montana, Chrysanthemum Leucanthemum und Galium verum.

Johannisblumenöl, s. unter Hypericum. (2. Sect. 12. Bd. S. 465.)

Johannisblut, 1) Bot. s. Hypericum perforatum und Scleranthus perennis. 2) Zool. s. Kermes.

Johannisbrod, s. Siliqua dulcis.

Johannisbrod-Baum, s. Ceratonia.

JOHANNISBRUNNEN (der), 1) eine Mineralquelle, welche in der Gemeinde Hof im Bezirke Halbenrain des grätzer Kreises der Steiermark, in einem von Norden nach Süden sich erstreckenden breiten sonnigen Thale (Straden-Thal), welches der Sulzbach durchschlän-

gelt und mäßige Hügel einfassen, entspringt, in jeder Minute etwa einen Eimer Wasser bringt und ungefähr 651 wien. Fuß über dem Spiegel des adriatischen Meeres liegt [1]). Diese Quelle, welche erst in neuerer Zeit in größern Ruf gekommen ist, befindet sich in einer in geognostischer Hinsicht höchst interessanten Gegend [2]). Die Kuppe des Hügels, auf welchem der freundliche, eine schöne Aussicht darbietende Markt Straden und an dessen Fuß beim Sulzwirthe der Brunnen liegt, ist zwar ganz tertiär mit etwas Schotterbedeckung, aber der hochstradner Kegel, der von Hof nur ungefähr eine halbe Stunde nordwestlich entfernt ist, ein 319,36 wien. Kl. hoher, an eine Meile langer Bergrücken, ist ein Basaltkegel, welcher einerseits vollkommen dichte, schwarze und braune Varietäten, zum Theil von kerniger Zusammensetzung, andererseits braune und röthliche blasige oder schlackige Abänderungen zeigt, an welchen nicht blos das Gezogensein der Blasenräume, sondern manchmal auch die äußere, zuweilen gekrümmte Gestalt ihr einstiges Emportreten im feurigen Flusse andeuten. Diese Terrainbeschaffenheit kommt derjenigen sehr nahe, welche man im Taunus bemerkt und auch im Auvergnegebirge wahrnimmt, und grade mit dortigen Quellen, nämlich mit der bei St. Nectair in Frankreich und mit dem Wasser zu Fachingen hat das Wasser dieses Brunnens die größte Ähnlichkeit in der chemischen Zusammensetzung. Das Wasser dieser Quelle ist am Brunnen selbst vollkommen klar und geruchlos. Beim Aufbewahren scheiden sich daraus stets wenige gelbe Flocken aus, die Flaschen mögen noch so gut verstopft sein. Es hat einen prickelnden, salzigen Geschmack und erregt einen schwach zusammenziehenden Nachgeschmack. In einem offenen Gefäße hingestellt, entwickeln sich eine lange Zeit hindurch Gasblasen daraus. Die Dichte desselben beträgt bei 20° C. 1,00041. Die mittlere Temperatur ist noch nicht ausgemittelt worden [3]). In 10,000 Theilen Wasser sind enthalten:

kohlensaures Natron . .	17,4717
kohlensaure Kalkerde . .	6,3906
kohlensaure Bittererde .	5,0340
kohlensaures Eisenoxydul	0,2424
Chlorkalium	0,0943
Chlornatrium (Kochsalz)	5,8279
Thonerde	0,3030
Kieselerde	0,2209
Kohlensäure dem Gew. nach	17,1545

Der Johannisbrunnen hat mit den berühmten warmen Quellen des südlichen Frankreichs und insbesondere mit der bei St. Nectaire im Departement Puy de Dome in Bezug der fixen Bestandtheile, sowol wegen ihres großen Gehaltes an kohlensaurem Natron als auch der übrigen Bestandtheile, die größte Ähnlichkeit. Mit der heißen Quelle von Chaudes Aigues (88° C.) hat derselbe den Mangel an Schwefelsäure gemein. Am nächsten steht demselben jedoch die Quelle von Fachingen, auch die Bilinerquelle nähert sich ihm sehr.

2) Der Johannisbrunnen auf der Herrschaft Meltsch im troppauer Kreise österreichisch Schlesiens, in einem romantischen Wiesenthale, zwei Meilen von Troppau entfernt, dessen Wasser als Bad und Getränk benutzt wird, hell, von einem angenehm säuerlichen Geschmacke ist, stark perlt, nur wenig fixe Bestandtheile, aber viele Kohlensäure enthält und zur Classe der erdigen Säuerlinge gehört [4]). (*G. F. Schreiner.*)

3) Johannisbrunnen in Böhmen, s. Johannesbad.

JOHANNISBURG (polnisch Hansbork oder Pysz), Kreisstadt des johannisburger Kreises im Regierungsbezirke Gumbinnen der preußischen Provinz Preußen. Sie liegt zu beiden Seiten des schiffbaren Pissekflusses, der hier dem Warschausee entfließt, in 377,39 pariser Fuß absoluter Höhe, 25¼ Postmeilen von Königsberg, 23½ von Gumbinnen, 24 von Insterburg und 32¾ von Tilsit, ist der Sitz des Landrathsamtes für den Kreis Johannisburg, eines Land- und Stadtgerichtes für die Kirchspiele Johannisburg, Friedrichshof und Kumilsko, eines Hauptzollamtes, eines königlichen Domainenamtes, einer Superintendentur, einer Forstinspection und einer Posterpedition, und zählte im J. 1782 1141 Einw.; im J. 1818 151 Häuser und 1592 Einw.; im J. 1831 2040 Einwohner; zu Ende des Jahres 1837 aber 146 Häuser und 1936 Einwohner, worunter 1208 Teutsche und 728 Masuren, den Confessionen nach aber 1790 Evangelische, 53 Katholiken und 93 Juden. Die Nahrungszweige bestehen in Ackerbau, Viehzucht, bedeutendem Aal- und Welsfange; dem Handwerksbetriebe und dem Verkehr mit den Landleuten einer weiten Umgegend, und in vier Kram-, Vieh- und Pferdemärkten. Johannisburg war bis zum Jahre 1775, in welchem sie Stadtgerechtigkeit erhielt, ein unbedeutender Flecken, der seinen Namen einem alten, zuerst im Jahre 1268 von dem teutschen Orden erbauten Schlosse verdankt, das später vom Markgrafen Albrecht besser ausgebaut wurde, jetzt aber abgetragen ist. In der Geschichte ist Johannisburg durch die Unterredung bekannt, welche König Friedrich I. hier im J. 1698 mit dem polnischen Könige August II. hatte. Im J. 1709 diente sie dem polnischen Könige Stanislaus bis zum Ausbruche der Pest zum Asyle. Dabei liegt die Schloßfreiheit oder Roßgarten, ein Erbpachtsdorf von 3 Häusern und 67 Einwohnern, das als eine Art Vorstadt von Johannisburg betrachtet werden kann. (*Kühn.*)

1) s. Physische und chemische Beschaffenheit einiger Mineralquellen des gleichenberger Thales von A. Schrötter in dem Werke des Prof. L. Langer: Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in der Steiermark. (Grätz 1836.) S. 87. 2) s. die geognostische Skizze der Umgebungen der gleichenberger Sauerbrunnen von P. Partsch. (Ebendaselbst.) S. 70. Über diese Quelle finden sich nähere Angaben und Nachweisungen in den medicinischen Jahrbüchern des österreichischen Staates. Neueste Folge. IX. Band. 1. Heft. S. 115. — Der Johannisbrunnen in Steiermark von Dr. Joh. Cotpaschnigg. (Grätz 1832.) 3) Prof. Schrötter fand am 20. Juli 1834 die Temperatur der Quelle gleich 11°, während die der Luft 28° war.

4) Gesch. der Heilquellen des Gesenkes und ihres zweckmäßigen Gebrauches. (Brünn 1816.) S. 7 fg. — Vaterl. Blätter. 1813. Nr. 40. S. 237. Die besuchtesten Badeörter und Gesundbrunnen des österr. Kaiserthums. (Brünn 1821.) 2. Th. S. 160.

JOHANNISBURGER KREIS. Landräthlicher Kreis im Regierungsbezirke Gumbinnen der preußischen Provinz Preußen. Er bildet einen Theil des vormaligen großen oletzkoschen Kreises, grenzt gegen NW., N. und O. an die Kreise Sensburg, Lötzen und Lyck des Regierungsbezirks Gumbinnen, gegen S. an Polen, gegen SW. an den Kreis Ortelsburg des königsberger Regierungsbezirks und ist nach den neuesten amtlichen Angaben 31,80 geographische Quadratmeilen groß [1]). Er liegt ganz auf dem preußischen Höhenzuge, welcher sich in der Breite von 2 bis 6 und in einer Länge von 50 geographischen Meilen bogenförmig von der Weichsel bis zur Memel ausdehnt, und hier im johannisburger Kreise, wenn auch keine Punkte von bedeutender relativer Höhe, doch noch eine ansehnliche absolute Höhe von durchschnittlich 400 pariser Fuß aufzuweisen hat, wie sich dies aus den folgenden Messungen von Wutzke und Feldt ergibt. Es liegen nämlich über dem Meere 1) im Süden des Spirdingsees: die Landstraße nördlich am Tirklesee 439,34; das Dorf Satroznen am Wege nach Dombrowken 400,56 pariser Fuß. 2) Östlich und südöstlich des Spirdingsees: die Stadt Arys (bei der Kirche) 391,34; das Amthaus im Dorfe Drygallen 436; das Dorf Monethen im Kirchspiele Drygallen 426,85 pariser Fuß. 3) Südlich vom Spirding: die Stadt Johannisburg (am Markte) 377,39; der Krug im Dorfe Curvien am Niedensee, ebenfalls 377,39; die Landstraße bei dem Dorfe Groß-Lippa 386,87 pariser Fuß. — Die Oberfläche dieses sehr sandigen, zum Theil moorigen und sehr unfruchtbaren Plateau's ist großentheils mit Wäldern bedeckt, worunter sich der grondowkensche Forst, besonders aber die große johannisburger Heide auszeichnet, welche den ganzen südwestlichen Theil des Kreises einnimmt. Auch hier ist dasselbe mit vielen Seen geziert, deren Zahl 45—50 beträgt, und worunter der Spirding oder Schnardewie, der Rosche oder Warschau, der Niedensee, der vordere Pogobien, der arysche See, der Groß-Wonsz, der Gutten- und der dibowensche See die ansehnlichsten sind. Vorzüglich ist es aber der Spirding, dieser größte See des preußischen Staates, der Rest eines ehemaligen großen Binnenmeeres, dessen Ufer man noch in weiter Entfernung rings um den See bemerkt, welcher unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Schon sehr früh, und noch vor Ankunft des teutschen Ordens in Preußen, lockte er zu Ansiedelung in diesen öden und wilden Gegenden an, wie dies die heidnischen Kirchhöfe bei Bärenwinkel dicht an seinem Südufer und im Amte Friedrichsthal (ortelsburger Kreises) im ehemaligen Bette des Sees, sowie die mannichfaltigen Alterthümer, welche aus den drei Schanzenbergen bei Eckersberg (am nordöstlichen Ende des Sees), dem ehemaligen Sitze eines alten heidnischen Edlen, ausgegraben wurden, darthun. Seine Länge vom Dorfe Gutten bis zur Stadt Nikolaiken (im sensburger Kreise) beträgt 3, die Breite 2 bis 2½ geographische Meilen, das Areal, einschließlich seiner Arme, die sich nach allen Seiten ausbreiten, 1,79 geographische Quadratmeilen. Er hat vier Inseln, deren höchste, die Czartowa góra (d. i. Teufelsberg) mit dem verlassenen Fort Lyck, Magazinen und den Häusern des Aufsehers (2 Häuser, 12 Einwohner) sehr reizend ist, und um welche die Tiefe des Sees, welche im Allgemeinen nur 12 bis 20 Fuß beträgt, bis zu 25 Klafter zunimmt. In den See münden zwar verschiedene Bäche, doch wird er hauptsächlich durch Quellen ernährt, zumal da alles Schnee- und Regenwasser, wenn es in die Erde eindringt, sich aus einer großen Fläche in sein Bett begeben muß. Rings um den Spirding liegen große Steine, welche sämmtlich aus dem See gewandert, d. i. vom Eise in die Höhe gehoben und an das Land gesetzt worden sind. Das Dorf Gutten am Ostende des Sees ist in dieser Hinsicht sehr merkwürdig. Längs dieses ganzen Ortes liegen die Steine in unglaublicher Menge schichtenweise über einander und sichern die Gebäude vor dem Untergange, indem die bei Stürmen sich zu vier Fuß Höhe erhebenden Wellen sich darin brechen. Der zweitgrößte See des Kreises ist der Warschau oder Rosche, der die Gestalt eines Zickzacks hat und einen Flächenraum von 0,33 geographischen Quadratmeilen einnimmt. Er empfängt mehre bedeutende Bäche, worunter die Konopzanka, und entläßt den Pissek oder Pysz, einen ansehnlichen Zufluß des Narew. Auf diesen folgt in Hinsicht der Größe der in der johannisburger Heide belegene Niedensee, welcher mit seinen Dependenzen einen Bogen von vier geographischen Meilen Länge bildet, der fast drei Viertel einer Kreislinie beträgt. Dieser See enthält zwei Inseln, ist aber nur höchstens ⅛ Meile breit, bei dem Dorfe Curvien ausgenommen, wo er sich bis zu einer halben Meile erweitert. Um seine Ufer reihen sich die meisten Ortschaften der johannisburger Heide. Sämmtliche Gewässer des johannisburger Kreises gehören übrigens zum Flußgebiete des Pissek, der, wie bereits bemerkt, unter diesem Namen dem See Warschau entfließt, dessen Ursprung aber viel weiter nördlich auf dem Plateau, in dem See Lewenthin im lötzener Kreise, angenommen werden muß. Der Lewenthin bildet nämlich merkwürdiger Weise die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Pregel (zur Ostsee) und dem des Narew (durch den Bug zur Weichsel), da er Abfluß nach beiden angedeuteten Seiten hat. Er entladet sich gegen Norden in den Mauersee, aus welchem die Angerapp, ein Quellfluß des Pregel, entsteht, und gegen Süden in den Gurkelsee, welcher wiederum seinen Wasserüberfluß in den Schimonsee schüttet. Aus diesem fließt das Wasser in den Kottsee, welcher mit dem Rhein- und Talterse in natürlicher Verbindung steht. Dieser letzte fließt dagegen in den Spirding ab, welcher sich durch den kleinen Wyskafluß bei dem Wyskakruge in den Biallokersee entladet. Das überflüssige Wasser dieses letzteren fließt nun in den Kesselsee, welcher wiederum mit dem Warschau, dem Quellsee des Pissek, in natürlicher Verbindung steht. Schon im Jahre 1595 hatte man die Idee, diese natürliche Verbindung der Gewässer zu einem flöß- und schiffbaren Wasserwege einzurichten, ein Plan, der endlich von 1764 bis 1802 ausgeführt ward, indem man die Angerapp flößbar, den Pissek, Narew und

1) Der Kreis ist sehr gut dargestellt auf der Karte des johannisburger Kreises im Regierungsbezirke Gumbinnen, von F. A. v. Witzleben. [Berlin 1838.] (Maßstab = 1/150000.)

Bug aber schiffbar machte, die Seeabflüsse jedoch zu Kanälen umschuf, welche zusammen 1½ Meile Länge haben und unter dem Namen des johannisburger Kanalsystems bekannt sind. Folgende aus hydrostatischen Nivellements abgeleitete Höhen geben einen Überblick über das Gefälle des Wasserweges und bilden zugleich ein Profil quer über den preußischen Höhenzug. Es liegen nämlich über dem Meere: der See Lewenthin 403; der Gurkelsee 402,85; der Rhein- und Talterse 401,79; der Spirding 398,14; der Biallokersee 398,03; der Warschau 397,55; die Mündung des Pissek in den Narew bei Novigrod 331,75 pariser Fuß, sodaß das Gefälle vom Lewenthin aus gegen Süden 71,25 solcher Fuße beträgt. Der Mauersee liegt dagegen 401, die Mündung der Angerapp 76,23 pariser Fuß über dem Meere. So lange Narew und Bug preußische Flüsse waren, benutzte man die Schiffahrtslinie zum Transport von Holz, Getreide u. s. w. nach Danzig und Elbing, von wo man Eisen, Häringe, Schleifsteine u. s. w. zurückbrachte. Gegen Norden ward dagegen und wird noch Holz abgeflößt. Jetzt wird die Schiffahrt nur noch durch einen Kaufmann in Johannisburg, mit drei Kähnen über den Spirding bis Rhein, hauptsächlich wegen des Transportes von Salz, welches aus der altenburgischen Salzfactorei zur Are nach Rhein gebracht wird, betrieben. Die Kähne gehen 30 bis 32 Zoll tief im Wasser, und würden auch auf den vor einigen Jahren aufgeräumten anderen Theilen des Kanalsystems fortkommen, wenn die darüber erbauten Brücken solches nicht verhinderten. Über den Pissekfluß nach Polen hat der genannte Kaufmann die Schiffahrt, seit dem Abschlusse des neuesten Handelstractates zwischen Preußen und Rußland nicht ausgeübt, weil der Pissek in jenem Tractate nicht als schiffbar erwähnt wurde und man deshalb polnischer Seits der Fahrt viele Schwierigkeiten in den Weg legte. Unter den Zuflüssen des Pissek sind zu bemerken: auf dem rechten Ufer der Pogobien, ein Abfluß des mittleren Pogobien-Sees, und auf dem linken die Vinzenta, welche auf ihrem ganzen Laufe die Grenze des Johannisburger Kreises gegen Polen bildet.

Die Bewohner dieses Kreises bestehen zu ⅛ aus Teutschen, zu ⅞ aber aus Polen, welche den masurischen Dialekt der polnischen Sprache sprechen. Ihre Gesammtzahl betrug

im Jahre 1818 : 21,197
" " 1821 : 28,519
" " 1831 : 32,636
" " 1837 : 33,081

Individuen, welche in 3 Städten (Johannisburg, Arys und Bialla, zusammen mit 4316 Einwohnern) und 268 ländlichen Ortschaften, zusammen mit 4222 Feuerstellen, wohnen. Die Dörfer sind sämmtlich nur klein, mit Ausnahme von Drygallen, welches 67 Häuser und 628 Einwohner zählt und überhaupt eins der größeren Dörfer der Provinz Preußen ist. Die Vertheilung der Wohnplätze und der Bewohner nach Zahl und Vermehrung seit 1818, sowie nach dem Religionsverhältnisse, ergibt sich aus folgender Tabelle:

Namen der Kirchspiele des Kreises	Zahl der Ortschaften		Zahl der Feuerstellen		Einwohnerzahl der einzelnen Kirchspiele im Jahre 1837.					
					Evangelische	Katholiken	Griechische Christen	Juden	Summa	
	1837	1818	1837	1818					1837	1818
1. Arys	26	23	442	414	3711	40	—	5	3756	2693
2. Bialla . . .	30	30	579	513	4252	70	2	—	4324	3262
3. Drygallen .	30	26	547	499	3808	72	—	—	3880	2521
4. Eckersberg .	20	17	465	359	3320	9	2	—	3331	1855
5. Friedrichshof	20	—	260	—	1919	32	13	—	1964	—
6. Johannisburg	87	75	924	847	8207	141	19	93	8550	5830
7. Kumilsko . .	38	35	617	492	4815	24	—	6	4845	3107
8. Gr. Rosinsko	22	22	388	323	2404	27	—	—	2431	1903
Summa	271	228	4222	3447	32,526	415	36	104	33,081	21,171

Das Kirchspiel Friedrichshof gehört nur theilweise hierher, der übrige Theil zum Kreise Ortelsburg des königsberger Regierungsbezirks. Von den nach der Zählung von 1837 gefundenen Bewohnern sprechen 3695 teutsch, 29,386 aber masurisch. Nach derselben Zählung beträgt die relative Bevölkerung 1040 Seelen auf die geographische Quadratmeile. Von der in der Tabelle aufgeführten Zahl der griechischen Christen muß bemerkt werden, daß sie zu den seit dem Jahre 1831 aus Rußland eingewanderten Philipponen gehören, deren stärkste Colonie (1837 829 Köpfe stark) das Kirchspiel Eckertsdorf im angrenzenden Kreise Sensburg bevölkert [2]).

2) Vgl. hierüber: J. G. Hoffmann, Die Bevölkerung des preußischen Staates nach dem Ergebnisse der zu Ende des Jahres 1837 amtlich aufgenommenen Nachrichten u. s. w. (Berl. 1839.) S. 78.

Die gefundene geringe relative Population des Kreises beweist, daß derselbe immer noch zu den ödesten Gegenden des preußischen Staates gehört; der Boden ist im johannisburger Kreise aber auch sehr unfruchtbar, sodaß der Ackerbau nur einen geringen Körnerertrag, wol aber viele Kartoffeln liefert, welche die Hauptnahrung der Bewohner ausmachen. Unter den Zweigen der Viehzucht hat sich nur die Schafzucht seit 20 Jahren gehoben: 1821 zählte man im Kreise 7648 Pferde und Füllen, 16,254 Stück Rindvieh, 12,091 Stück Schafvieh, 7527 Schweine; 1837 aber: 6984 Pferde und Füllen, 16,094 Stück Rindvieh, 23,024 Stück Schafvieh, 90 Ziegen und Ziegenböcke und 8078 Schweine, und jede Quadratmeile war der letzten Zählung zufolge nur mit 219 Pferden und Füllen, 506 Stück Rindvieh, 724 Stück Schafvieh, etwa 3 Ziegen und 254 Schweinen besetzt. Die Fischerei in den vielen Seen, besonders die im Spirding, ist dagegen bedeutend. Der Spirding ernährt Hechte, Barsche, Karauschen, Schleie, Welse, Stinte und Brassen. Ein glücklicher Brassenzug ist selten, aber desto reichlicher; man bekommt dann wol 50 bis 100 Tonnen dieser schönen, den Karpfen ähnlichen Fische und löst dafür in einigen Tagen 500 bis 1000 Thaler. Ein kleiner Theil der Fische wird im Kreise verzehrt, der beiweitem größte Theil ging bisher nach Polen, besonders nach Warschau. Stinte werden in unglaublicher Menge gefangen, zur Sommerzeit auf Wiesen getrocknet und nach entfernten Orten, im Winter zu Schlitten, verfahren. An einigen Orten, z. B. zu Kreutzofen am Niedensee, fängt man so viel Fische, besonders der geringeren Gattungen, daß man daraus Thran kocht. Im johannisburger Forste findet eine bedeutende Theerschwelerei statt; es gibt in demselben 5 Theeröfen. Auch findet sich darin das königliche Eisenhüttenwerk Wondollek, welches im Jahre 1804 angelegt wurde, um in dieser Gegend mehr Regsamkeit zu erzeugen und das viele Lagerholz im johannisburger Forste zweckmäßig zu verwenden. Es besteht aus einem Hohofen, einem Frischfeuer und einem Stabhammer, bezieht seine Erze (Wiesenerze) theils aus dem johannisburger, theils und hauptsächlich aus den angrenzenden Kreisen Ortelsburg und Sensburg und liefert jährlich an 3000 Centner Gußwaaren (Grapen von allen Größen und anderes Kochgeschirr, Zapfen und Lager zu Mühlrädern ganz, Roststäbe zu Feuerungen, Treppenstufen u. s. w.) und 1000 Centner Stabeisen. — Im Jahre 1819 gab die Gewerbetabelle für den Kreis an: 22 Wassermühlen mit 30 Mahlgängen, 2 Windmühlen, 5 Roß-, 1 Sägemühle, 2 Stühle auf Leinwand als Nebenbeschäftigung, 3 Gasthöfe für die gebildeten Stände, 25 Krüge und Ausspannungen, 2 Speise- und 84 Schankwirthschaften, Zahlen, welche sich seitdem wol nur wenig verändert haben. — Der Kreis hat zwei Land- und Stadtgerichte zu Arys und Johannisburg, ersteres für die Kirchspiele Arys und Eckersberg, letzteres für die übrigen Kirchspiele, von denen jedoch Bialla, Drygallen und Rosinsko einer besondern von Johannisburg abhängenden Gerichtscommission zu Bialla untergeben sind. Die adeligen Patrimonialgerichte des Kreises sind den genannten Land- und Stadtgerichten fast sämmtlich belegirt und nur das Patrimonialgericht Ublick, welches seinen Sitz zu Arys hat, besteht noch unter einem besondern Richter fort. (*Klähn.*)

Johannischristen, s. Zabier.

Johannisd'or, einerlei mit Johanneser (s. d. Art.).

Johannis Empfängniss, s. Johannes der Täufer.

Johannisengel, s. unter Johannisfest.

Johannis Enthauptung, s. Johannes der Täufer und Johannisfest.

Johannisfackel, gemeine Königskerze, s. unt. Verbascum.

JOHANNISFEST, das zum Andenken an die Geburt Johannes des Täufers von der christlichen Kirche auf den 24. Juni angeordnete Fest [1]). In den von Augustin, Maximus von Turin, Leo dem Großen und Anderen hinterlassenen Homilien wird es als längst bestehendes Fest vorausgesetzt, und muß dem zufolge schon im 4. Jahrhundert üblich gewesen sein. Von der Synode zu Agde (im Jahre 506) C. 14 wurde es neben Ostern, Weihnachten, Epiphanias, Himmelfahrt und Pfingsten zu den Hauptfesten der Christenheit gezählt. Diese Wichtigkeit legte man ihm bei wegen des hohen Ansehens, welches Johannes der Täufer als Vorläufer des Herrn in der Kirche besaß. Schon frühzeitig legte man Gewicht darauf, daß außer dem Erlöser nur Johannes dem Täufer die Ehre einer kirchlichen Geburtsfeier zu Theil werde, indem dies natalis hier nicht, wie bei anderen Heiligen, den Todestag als Tag der Geburt zu einem höhern Dasein, sondern den Tag des Eintritts ins irdische Leben bezeichnete [2]). Doch war die Beziehung auf das Märtyrerthum des Täufers nicht ausgeschlossen, wie sowol aus den alten Homilien, den Martyrologien und Calendarien, als auch aus dem Gebrauche erhellt, dieses Fest mit Blumen, besonders Rosen zu schmücken, als den Symbolen des

---

1) Vgl. *Paul Maria Paciaudi*, De cultu St. Joannis baptistae antiquitates. (Rom. 1755. 4.) Diss. III et IV. und die heortologischen Werke, unter den Neueren besonders Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. 3. Bd. (Leipz. 1820); auch unter dem Specialtitel: Die Feste der alten Christen. 3. Bd. S. 152—167. 2) Vgl. *Augustin.* Serm. de Joann. bapt. 1, ad Hom. 287: Natales dies carnis nulli prophetarum, nulli patriarcharum, nemini apostolorum celebravit ecclesia, *solos duos natales celebrat, hujus et Christi.* — Hom. 292: Occurrit quaestio, quare natalem, quo est ortus ex utero Joannes, potius celebremus, quam cujuslibet apostoli vel martyris vel prophetae vel patriarchae? — Quantum mihi videtur, haec causa est: discipuli domini nati et per aetatis accessum ad annos capaciores perducti, in discipulatum assumti sunt, illorum postea fides domino adhaesit, sed nullius illorum nativitas domino militavit. — Recordemur prophetas, recolamus patriarchas: nati sunt, ut postea prophetarent; Joannis autem *ipsa nativitas* dominum Christum prophetavit, quem conceptum ex utero salutavit. — *Maximus Taurin.* Serm. 60. p. 563: In aliis sanctis electisque Dei colitur dies, qua illos post tot consummationem laborum devictumque mundum in perpetuas aeternitates haec parturit vita, in aliis consummata ultimae diei merita celebrantur. In Christi autem sanctissimo baptista Joanne etiam prima dies atque ipsius quoque hominis initia celebrantur, quia per hunc dominus adventum suum, ne illum subito homines insperatum non agnoscerent, voluit esse testatum.

Märtyrerthums [3]). Erſt ſpäter wurde zum Andenken an des Täufers Hinrichtung ein beſonderes Feſt, das Feſt der Enthauptung (festum decollationis) am 29. Auguſt gefeiert. Nach Anderen jedoch bezog ſich daſſelbe auf die Auffindung des Hauptes und der Gebeine Johannes des Täufers (ſ. d. Art.) und wurde daher auch capitis inventio genannt. Es erhielt niemals beſondere Bedeutung [4]). — Als eins der wichtigſten Feſte wurde das Johannisgeburtsfeſt früherhin in der römiſchen Kirche als ganzer Feiertag begangen, an welchem oft drei Meſſen geleſen wurden. Dieſe ſtrenge Feier ließ ſpäter mit päpſtlicher Erlaubniß nach, und es wurde, wie an den Apoſtel- und anderen kleineren Feſttagen, nach angehörter Meſſe die Arbeit geſtattet. Auch in der evangeliſchen Kirche wird der Johannistag feierlich begangen, obſchon man in der neueſten Zeit wol überall die Feier auf den vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntag verlegt hat [5]). Schon ſeit der älteſten Zeit wurde das Feſt durch vielerlei abergläubige Gebräuche verunſtaltet [6]), von denen ſich manche ſelbſt in der proteſtantiſchen Kirche bis ins 18. Jahrhundert erhielten. So z. B. ſammelte man Kräuter, beſonders Johanniskraut, und hing es an den Häuſern auf, oder ſtellte es in die Fenſter, als kräftiges Mittel wider Zauberei und Leibesbeſchwerden. Ein Öl, das aus Kräutern bereitet wurde, welche man an dieſem Tage geſammelt hatte (Johanniskrautöl), ſollte alle Arten von Schußwunden heilen [7]). Eichenholz, am Johannistage vor Sonnenaufgang ſtillſchweigend auf den Leib geſtrichen, ſollte alle offene Schäden heilen [8]). In der Mittagsſtunde des Johannistages von 11—12 Uhr pflegten ledige Mädchen neunerlei Blumen zu pflücken, unter denen aber Weide, Storchſchnabel und Feldraute nicht fehlen durften. Dieſe Blumen wurden zu einem Kranze gewunden, deſſen Faden in derſelben Stunde von der Binderin geſponnen ſein mußte. Nun wurde der Kranz noch in derſelben Stunde von der Verfertigerin rückwärts auf einen Baum geworfen. So oft er geworfen werden mußte, ohne hängen zu bleiben, ſo viele Jahre vergingen bis zu ihrer Verheirathung. Die ganze Handlung mußte aber ſtill-

3) Vgl. Auguſti a. a. O. S. 156. Deſſelben Handbuch der chriſtlichen Archäologie. I. Bd. (Leipz. 1836.) S. 571: „Mehre alte Martyrologien und Calendarien verbinden am 24. Juni Natale und Passio, wie *Bedae* Martyr. und das Sacram. Gallic., wo dies passionis St. Joannis baptistae et martyris vorkommt. Vgl. *Mabillon.* Liturg. Gall. p. 160. Ein Calendarium aus dem 9. Jahrhundert hat ſogar: Natalis de sanguine Joannis baptistae. Andere wählten die Octave des Geburtsfeſtes, um an derſelben von ſeinem Tode zu handeln." 4) Vgl. Auguſti, Handb. I. S. 571 fg. 5) Vgl. C. Chr. Fr. Siegel, Handbuch der chriſtlich-kirchlichen Alterthümer in alphabetiſcher Ordnung. 2. Bd. (Leipz. 1836.) S. 353. 6) So klagt ſchon Auguſtin Homil. 196 (nat. dom. XIII) über die abergläubigen Luſtrationen, welchen man an dieſem Tage ſich zu unterziehen pflegte: Natali Joannis i. e. ante sex menses (tot enim menses inter se habent praeco et judex) de solemnitate superstitiosa pagana Christiani ad mare veniebant et ibi se baptizabant. — Adjuro per ipsum, qui hodie natus est — adjuro, obstringo, nemo faciat! Ego me absolvo. Und an einer andern Stelle (Append. zu Tom. V. Paris 1683. p. 462) warnt dieſer Kirchenvater: Ne ullus in festivitate St. Joannis in fontibus aut paludibus aut in fluminibus, nocturnis aut matutinis horis se lavare praesumat, quia *haec* infelix *consuetudo* adhuc de paganorum observatione remansit. Nach des *Benedict de Falco* descrizione de luoghi antiqui di Napoli (Nap. 1580) fanden noch ſpäter auch in Italien am Johannistage Luſtrationen am Meere ſtatt, durch welche man ſich Vergebung der Sünden zu erwerben glaubte. — Petrarca in ſ. Epistolis de reb. familiar. I, 4 iſt außer ſich vor Verwunderung über ein Schauſpiel, welches er zu Cöln am Johannisheiligenabend am Ufer des Rheines wahrnahm. Ein ungeheueres Gewühl von Frauen bedeckte das Ufer; ein Theil derſelben, mit wohlriechenden Blumen umkränzt, mit hinter die Ellnbogen aufgeſtreiften Ärmeln, wuſch im Fluſſe die weißen Arme und Hände. Auf ſeine an ſeine Begleiter mit den Worten des Virgiliſchen Verſes: quid vult concursus ad amnem, Quidve petunt animae gerichtete Frage erhielt er zur Antwort: *pervetustum* gentis *ritum* esse, vulgo persuasum, praesertim femineo, omnem totius anni calamitatem imminentem fluviali illius diei ablutione purgari et deinceps laetiora succedere, itaque *lustrationem esse annuam*, inexhaustoque semper studio cultam colendamque. Anderwärts hegte man den Aberglauben, der Thau der Johannisnacht heile den Ausſchlag, und der erſte Eimer, der aus einem Ziehbrunnen geſchöpft werde in derſelben Minute, mit welcher der Johannistag beginne, heile das Fieber. In der Nähe von Nogent le Rotrou in Frankreich gibt es eine durch ihre in der Johannisnacht bewährende Heilkraft berühmte Quelle. Männer und Weiber ſteigen in ihre Waſſer und baden ſich darin, und kein Gedanke an Unſchicklichkeit ſtört die Handlung. Vgl. Jacob Grimm, Teutſche Mythologie. (Göttingen 1835.) S. 329—332 u. S. CXIX. Nr. 33. — Eine nicht minder intereſſante Schilderung ähnlichen Unweſens aus unſern Tagen in der Johannisnacht im Pyrenäendepartement des Arriège gibt ein Reiſender in den Blättern für literariſche Unterhaltung. Jahrg. 1843. Nr. 135. S. 540: „Man denke ſich eine waſſerarme Quelle (die Fontaine du genou), die von den unwirthlichen Höhen des das rechte Ufer des Salat überragenden Gebirges herabſteigt; am Fuße des letzteren fängt eine kleine Vertiefung im Boden die wunderthätige Flüſſigkeit auf. Um dieſes Loch herum, deſſen Waſſer durch die ſich zu ſeinem Gebrauche drängende Menge alsbald in dicken Schlamm verwandelt iſt, ringen ſchreiend, bittend, drohend Hunderte von Menſchen um den Vorrang; denn Keiner will die entſcheidende Stunde vor Mitternacht bis 1 Uhr und mit ihr ſein Heil auf Erden, ſeine Geſundheit, ſein Leben verſcherzen. Der Kränkere und Schwächere erliegt dem geſünderen und kräftigeren Nebenbuhler, die Niedergefallenen ſuchen ſich kriechend einen Weg zwiſchen den Beinen der zum Ziel Gelangten und vor ihnen Stehenden zu bahnen. Bis weithin von der Quelle ab ſieht man auf der bloßen Erde, oder auf Karren oder Tragbahren durch ihre Leiden oder durch ihr Alter zu jeder ſelbſtändigen Bewegung unfähig gewordene Männer und Frauen ausgeſtreckt und von der Freundſchaft oder Liebe ihrer Angehörigen einen Raub an dem erſehnten Quell erwarten; hier und da liegen Kranke, welche bereits zur Quelle gelangt waren, oder aber bei dem allgemeinen Sturme jede Hoffnung aufgegeben haben, den Zweck ihrer Reiſe zu erreichen, von der Müdigkeit überwältigt und auf dem feuchten, kalten Boden in tiefen Schlaf verſunken. Frauen, von der Überzeugung der hier allein noch möglichen Rettung beherrſcht, vergeſſen jedes Gefühl der Scham und entblößen ſich faſt vollſtändig, um die leidenden Theile ihres Körpers in das wohlthätige Waſſer der Quelle zu tauchen; Burſche von 15—16 Jahren ſuchen ganz nackt durch die dichte Maſſe der Gläubigen hindurchzudringen, um ſich in dem ſchlammigen und eiskalten Waſſer niederzuwerfen, Kinder von zwei bis drei Jahren werden durch ihre Mütter entkleidet und trotz ihres herzzerreißenden Geſchreies der Friſche der Nachtluft ausgeſetzt und in die Fontaine du genou getaucht!" Über andere Gebräuche vgl. eines ungenannten Griechen Nachricht, wie man im 15. Jahrhundert das Feſt Johannes des Vorläufers Chriſti zu Florenz begangen hat. In der fortgeſetzten Sammlung von alten und neuen theologiſchen Sachen ꝛc. Jahrg. 1749. p. 803—806.

7) Vgl. *Zeumeri* Diss. de igne Joanneo (Jenae 1699. 4.) p. 4 sq. 8) Vgl. Grimm a. a. O. S. CLII, Nr. 970.

schweigend vorgenommen werden [9]). Überhaupt galt der Tag in mehrfacher Beziehung als kritisch. So sollte z. B. ein an demselben gefallener Regen den Haselnüssen verderblich sein. Besonders aber trieb der Aberglaube sein Spiel mit den am Vorabende des Festes angezündeten Johannisfeuern (vgl. d. Art.). Am beachtenswerthesten ist eine von Johann Beleth, einem pariser Theologen, in seiner ums J. 1162 geschriebenen Summa de divinis officiis (Dillingen, 1572) cap. 137. Fol. 256 bemerkte Gewohnheit: „*rota* (d. i. zu Folge des Zusammenhanges höchst wahrscheinlich ein feuriges Rad; vgl. auch den Artikel Johannisfeuer) in quibusdam locis *volvitur* ad significandum, quod sicut sol ad altiora sui circuli pervenit, nec altius potest progredi, sed sol tunc descendit in circulo, sic et fama Joannis, qui putabatur Christus, descendit, secundum quod ipse testimonium perhibet dicens: me oportet minui, illum autem crescere." deren auch Durandus († 1296) in seinem rationale divin. offic. VII. 14 gedenkt: „In quibusdam locis in festo Joannis baptistae *rotam volvunt*, qua volutione indicant, quod sol in festo Joannis in Zodiaco ad summum gradum jam pervenerit et descendere per diem Joannis incipiat, ut omnium rerum vicissitudo in memoriam revocaretur," indem schon die alten Kirchenlehrer es mystisch bedeutungsvoll fanden, daß das Johannis- und Weihnachtsfest in den Solstitien gefeiert wurde [10]). — Erwähnung verdient auch der ehemals an manchen Orten übliche Gebrauch, nach welchem kleine Mädchen einen in ein weißes Hemd gekleideten kleinen Knaben, den sie Johannisengel nannten, mit allerlei Bändern und Blumen schmückten, ihm einen Blumenkranz aufsetzten und vor ihn einen Tisch mit einem Topfe setzten, welcher mit Blumen und Wachslichtern besteckt war (Johannistopf), worauf sie um diesen Johannisengel unter Absingung von allerlei Liedern und Reimen im Kreise herumtanzten [11]).

Noch ist zu bemerken, daß an dem Johannisfeste die Freimaurer in allen Logen die feierlichste und größte ihrer jährlichen Zusammenkünfte halten (Johannisfest der Freimaurer). Als Schutzheiliger dieses Ordens galt zwar früherhin der Apostel Johannes, dessen Gedenktag, der 27. December (vgl. d. Art. Johannistag), daher zur Hauptversammlung der Maurer bestimmt war. Indessen wurde der besseren Witterung und anderer Umstände wegen nachher der 24. Juni dazu beliebt. Manche Logen feiern aber auch noch heutzutage den 27. December und nennen dieß den kleinen Johannistag, sowie den 24. Juni den großen Johannistag [12]).

Endlich gilt das Johannisfest als Abschluß des zweiten Quartales, welchen Abschnitt man jedoch jetzt größtentheils erst mit dem letzten Tage des Juni macht. — Über die dem Apostel Johannes gewidmeten Feste vgl. d. Art. Johannistag. (*Wilibald Grimm.*)

Johannisfest der Freimaurer, s. Johannisfest und Freimaurerei.

JOHANNISFEUER, die zu Ehren Johannes des Täufers am Vorabende seines Festes (24. Juni) angezündeten Freudenfeuer [1]), in oberteutschen Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts auch Sunwentfeuer, Sunbentfewr, und noch jetzt unter dem österreichischen und bairischen Volke Sunáwetsfeir, Sunwentsfeuer genannt, weil sie in die Zeit fallen, in welcher die Sonne ihren höchsten Gipfel erstiegen hat und nun wieder herabsinken muß [2]). Schon Augustin [3]) gedenkt ihrer als einer althergebrachten, aber fluchwürdigen Sitte. Auch Theodoret spricht sich mit großem Mißfallen über die Feuer aus, welche jährlich ein Mal (*ἅπαξ τοῦ ἔτους*) auf den Straßen angezündet würden, und die von ihm gerügten, bei diesen Feuern beobachteten Gebräuche lassen kaum einen Zweifel, daß er die Johannisfeuer meine [4]). Die Sitte dieser Feuer verbreitete sich

9) Grimm a. a. O. S. CII. Nr. 848. — Unter Nr. 850 wird auch der Wurzel des Fünffingerkrautes gedacht. Dieselbe vor Sonnenaufgang des Johannisfestes gegraben, sollte zu Mancherlei helfen, und Dem, der sie bei sich trüge, die Zuneigung Anderer erwerben. 10) *Augustin.* Hom. 287: natus est Joannes hodie: ab hodierno minuuntur dies; natus est Christus octavo Calend. Januar.; ab illo die crescunt dies. Vgl. Hom. 194. *Caesarius Arelat.* (*Augustin* App. Hom. 197. §. 2.): ut humiliaretur homo, eo die natus est Johannes, quo incipiunt decrescere dies; ut exaltetur Deus, eo die natus est Christus, quo incipiunt crescere dies. Magnum sacramentum, fratres carissimi! Augusti (Denkwürdigk. 3. Th. S. 158. Handb. S. 571) vermuthet daher, daß man aus diesem allegorisch-mystischen Grunde, mit Rücksicht auf Joh. 1, 6–9 die Solstitienzeit zur Feier des Weihnachts- und Johannisfestes gewählt habe. 11) Vgl. Joh. Mich. Mehlig, Historisches Kirchen- und Ketzerlexikon. 1. Bd. (Chemnitz 1758.) S. 817.

12) Vgl. das Johannisfest in der Freimaurerei. Mit Anmerkungen für nachdenkende Brüder, vom Freiherrn von Wedekind d. A. (Frankfurt a. M. 1818.). Gädike, Freimaurerlexikon. (2. Aufl. Quedlinb. u. Leipz. 1831.) S. 281.

1) Außer den allgemeinen Werken über kirchliche Archäologie, welche den Gegenstand nur kurz behandeln, sind zu bemerken: *Ch. Ghf. Blumberg*, Suspiria Johannea, contra superstitiones ex nomine, igne et herbis, ut vocant, elicitas directa. (Schneeberg 1690. 4.). Johann Reiske, Kurze sowol historische als vernunftmäßige Untersuchung des beym alten Teutschen gebräuchlichen heydnischen Nothfeuers, ingleichen des Oster- und Johannesfeuers. (Frankfurt u. Leipzig 1696.). *Jo. Casp. Zeumeri* Diss. de igne Joanneo. (Jenae 1699. 4.). *L. Ch. Bloss*, De igne, ut vocatur, Johanneo. (Rudelst. 1707. 4.). Gebauer, Von dem sogenannten Johannisfeuer, in den Erlanger gelehrten Anzeigen. Jahrg. 1744. Nr. 30 S. 233 fg., *Franc. Const. de Khautz*, De ritu ignis in natali St. Joannis bapt. accensi. (Vindob. 1759. 8.) (wird von Jac. Grimm als die beste Monographie über den betreffenden Gegenstand bezeichnet), und besonders Jacob Grimm, Teutsche Mythologie. (Gottingen 1835.) S. 349–356. Unter diesen Schriften standen mir nur die von Reiske, Zeumer, Bloß und Jacob Grimm zu Gebote. 2) Vgl. Grimm a. a. O. S. 350. 3) Homil. de St. Joanne Baptista, ed. *O. F. Frangipane*, p. 8. (Rom. 1819. Fol.) (angeführt von Rheinwald, Kirchl. Archäologie. [Berlin 1830.] S. 246): Si volumus invenire ejus gratiam, non faciamus natali ejus injuriam. Cessent religiones sacrilegiorum, cessent studia atque joca vanitatum: non fiant illa, quae fieri solent, non quaedam jam in daemonum honorem. Sed adhuc tamen secundum daemonum morem. *Hesterno die post vesperam putrescentibus flammis antiquitus more daemoniorum tota civitas flagrabat* atque putrescebat et universum aerem fumus obduxerat. Si parum attenditis religionem, saltem injuriam cogitate communem. Scimus, fratres, haec a pauperibus fieri, sed a majoribus fieri prohiberi debuerant. 4) *Theodoret.* Comm. in 4 Reg. XVI, 3 (Tom. I. p. 540): *εἶδον ἔν τισι πόλεσιν ἅπαξ τοῦ ἔτους ἐν ταῖς πλατείαις ἀπτο-*

über das ganze südliche und westliche Europa bis nach England, scheint aber über der Mitte Teutschlands ihre Grenze gefunden zu haben. Wenigstens hat man bemerkt, daß überall, wo Osterfeuer üblich sind, wie in Niedersachsen und Westfalen, und wahrscheinlich auch in Friesland, Jütland und Seeland, die Johannisfeuer keinen Eingang gefunden haben, während diese am Rhein, in Franken, Thüringen, Schwaben, Baiern, Österreich und Schlesien einheimisch sind [5]). Doch sind sie auch in Skandinavien nicht unbekannt [6]). Im Mittelalter, bis ins 17. Jahrhundert herab, wurden, wie noch heutzutage im südlichen Frankreich, die Feuer nicht blos auf Bergen und Feldern, sondern auch auf den Märkten und freien Plätzen der Städte angezündet. Die Feier wird an vielen Orten nur von dem jüngeren, besonders männlichen Geschlechte begangen, hie und da nehmen aber auch die Erwachsenen beiderlei Geschlechts Antheil. In früheren Tagen ließ sich auch die vornehme Welt, selbst Fürsten und Könige, zur Theilnahme herab. So wurde im J. 1489 auf dem Markte in Frankfurt am Main vor der Wohnung der Bürgermeister um einen prachtvollen Scheiterhaufen in Gegenwart des Kaisers von vornehmen Herren ein Reigen aufgeführt. In einer münchener Urkunde vom Jahre 1401 wird Herzogs Stephan und seiner Gemahlin gedacht, als sie auf dem Markte mit den Bürgerinnen tanzten bei dem Sonnenwendefeuer. „Zu Augsburg zündete 1497 in Kaiser Maximilian's Gegenwart die schöne Susanna Neidhard das Johannisfeuer mit einer Fackel an und machte dann zuerst den Reigen um die Flamme an Philipp's Hand." „Im Jahre 1578 ließ der Herzog von Liegnitz Johannisabends ein Freudenfeuer auf dem Kynast halten, wobei er selbst mit seinem Hofe zugegen war [7])."

Die mit den Feuern verbundenen muthwilligen und noch mehr abergläubischen Gebräuche waren und sind nach den Ländern und Gegenden verschieden. Am weitesten verbreitet sind die Tänze, welche unter Jubel- und Freudengeschrei um das Feuer herum, und die Processionen mit Fackeln und Bränden, die von den Bergen herab oder durch die Felder angestellt werden, sowie die schon von Theodoret gerügte Sitte [8]), durch das Feuer oder doch wenigstens über die glühenden Kohlen zu springen. Diesem Springen legte man die Kraft bei, von leiblichen Übeln zu befreien oder davor zu bewahren; in Griechenland hofft man sogar durch sie Vergebung der Sünde zu erlangen. An vielen Orten nimmt man ausgeglühete Kohlen und Brände mit nach Hause, indem man von ihnen allerlei heilsame Wirkungen erwartet. Während in Poitou die Jugend um das Feuer herumspringt und tanzt, legen sich die Greise von der Kohle in ihre Holzschuhe als Mittel gegen unzählige Übel. Zu Ebingen in Schwaben wurden Erbsen am Feuer gekocht und dann als Heilmittel gegen Quetschungen und Wunden benutzt. Ungemein weit verbreitet ist auch die Sitte, am Johannisheiligenabend Kräuter zu suchen, sich damit zu bekränzen (Johanniskronen) und sie dann unter Reimen und Sprüchen, z. B.: „Es geh' hinweg und werd' verbrannt mit diesem Kraut all' mein Unglück," ins Feuer zu werfen [9]). Am liebsten bediente man sich für diesen Zweck des Beifußes und des Eisenkrautes. Der Beifuß wurde auch Johannis- oder Sonnenwendgürtel genannt, weil sich viele damit am Johannistage gürteten. Trockene Beifußwurzeln wurden an diesem Tage zu Pulver gestoßen, um als Arznei, besonders gegen Epilepsie, die im Mittelalter auch Johannisübel (Sint Jans evel) genannt wurde, zu dienen. — Der feurigen Johannisräder im Mittelalter wurde schon im Artikel Johannisfest gedacht. Doch ist die desfallsige Sitte noch im J. 1823 zu Konz, einem lothringischen, aber teutschen Dorfe an der Mosel, unweit Sierk und Thionville, beobachtet worden. Jedes Haus lieferte ein Gebund Stroh auf den Gipfel des Stromberges, wo sich gegen Abend Männer und Bursche versammelten, während Frauen und Mädchen beim burbacher Brunnen aufgestellt waren. Auf dem

μένας πυρὰς καὶ ταύτας τινὰς ὑπεραλλομένους καὶ πηδῶντας οὐ μόνον παῖδας ἀλλὰ καὶ ἄνδρας· τὰ δέ γε βρέφη παρὰ τῶν μητέρων παραφερόμενα διὰ τῆς φλογός. ἐδόκει δὲ τοῦτο ἀποτροπιασμὸς εἶναι καὶ κάθαρσις.

5) Vgl. Grimm a. a. O. S. 348. 6) Derselbe a. a. O. S. 702. 7) Derselbe a. a. O. S. 351 fg. 8) Derselben gedenkt auch, neben einem anderen seltsamen Gebrauche, Theodor Balsamon (um 1193) im Commentar zum 65. Kanon des Concil. Trullanum: οὕτως κατὰ τὴν ἑσπέραν τῆς κγ. Ἰουνίου μηνὸς ἠθροίζοντο ἐν ταῖς ὁμιλίαις καὶ ἔν τισιν οἴκοις, ἄνδρες καὶ γυναῖκες, καὶ πρωτότοκον χοιρίδιον νομικῶς ἐσφάλιζον — — Καὶ οὐ μόνον ταῦτα ἐτελοῦντο παρὰ τῶν εὐσυνειωτέρων, ἀλλὰ καὶ δι' ὅλης τῆς νυκτὸς ἀπὸ χόρτου πυρκαϊὰς ἀνάπτοντες ἐπήδων ὑπεράνω αὐτῶν.

9) Die meisten dieser Gebräuche und abergläubischen Vorstellungen findet man noch heutzutage im südwestlichen Frankreich, insbesondere in dem Pyrenäendepartement des Arriège, wie man aus folgender Schilderung eines Reisenden vom Jahre 1842 in Hnr. Brockhaus' Blättern für literar. Unterhaltung. Jahrg. 1843. Nr. 135. S. 539 sieht: „Der täglich mehr zunehmende Holzmangel wird in der Nacht St. Jean vergessen und wenige Tage nach dem Feste schon sieht man in allen Pyrenäendörfern den Baum wieder erstehen, welcher verheißungsvoll der nächsten Festlichkeit entgegenharrt, und um welchen sich demnächst ein großer Scheiterhaufen aufthürmen soll. Dieser Baum ist gewissermaßen die Parteifahne des Ortes, der Ausdruck der allgemeinen Sympathie; um ihn reihen sich von Allen getheilte Wünsche und Hoffnungen für das nächste Jahr, an ihn schließt sich die Verschiedenheit der Formen an, welche die Sitte der Örtlichkeit seit Jahrhunderten für das Fest geheiligt hat. Hier ziehen Jung und Alt in Processionen mit frommen Gesängen der Brandstätte zu, welcher der Segen des Priesters und die Gebete der Anwesenden eine höhere Weihe geben, und die vom Feuer nur halb verzehrten Reste des Holzes werden als wunderthätige Reliquien gesammelt und am häuslichen Herde aufbewahrt; dort wieder vereinigt sich, weniger devot und der ungebundenen Fröhlichkeit ergeben, die Bevölkerung in ungeregelten Fluthen um das heilige Feuer; Männer und Frauen wirbeln in bunter Reihe und, indem sie sich zum Kreise die Hände geben, jubeln um die prasselnden Flammen; hier werfen sich junge Bursche und Mädchen Kränze und ins Kreuz gebundene Blumensträuße zu, und sagen sich so ohne Worte eine bis dahin verschwiegen gebliebene Zuneigung; dort springen die Gewandtesten über die hochaufschlagenden Flammen, die weniger Kühnen über die bereits der Asche verfallene Kohlengluth, und glauben, daß der Sprung sie während des Jahres vor mancherlei Krankheiten schütze; dort wieder wird die noch glühende Asche in alle Winde zerstreut, damit gleich ihr das lauernde Unglück zerstreut sei."

Berge wurde ein mächtiges Rad dergestalt mit Stroh umwunden, daß gar kein Holz mehr zu sehen war. Auf ein vom Maire zu Sierk gegebenes Zeichen wurde das Rad angezündet und schnell in Bewegung gesetzt. Jubelgeschrei erhebt sich und alle schwingen die Fackeln. Ein Theil der Männer bleibt oben, ein anderer folgt dem zur Mosel herabgeleiteten Rade. Wenn dasselbe im Rollen nicht verlischt, sondern brennend bis zur Mosel gelangt, so ist dies eine Weissagung einer guten Weinernte. Während das Rad vor den Weibern und Mädchen vorüberrollt, brechen diese in ein Jubelgeschrei aus, auf welches die Männer auf dem Berge antworten. Auch die Einwohner benachbarter Dörfer hatten sich eingefunden und stimmten in den allgemeinen Jubel ein [10]). — Nach Durandus' [11]) Bericht warf das Volk auch Knochen und anderes unreines Material in das Feuer zum Andenken an die zu Sebaste geschehene Verbrennung der Gebeine Johannes' des Täufers (vgl. d. Art. Johannes der Täufer S. 117 fg.).

Daß die Johannisfeuer nach ihrer symbolischen Beziehung auf Johannes den Täufer christlichen Ursprunges seien, versteht sich natürlich von selbst. Am nächsten liegt die Annahme, daß man neben der christlich-mystischen Beziehung des Sommersolstitium (vgl. d. Art. Johannisfest, S. 263) den Ausspruch Christi Ev. Joh. 5, 35: ἐκεῖνος (der Täufer) ἦν ὁ λύχνος ὁ καιόμενος καὶ φαίνων, ὑμεῖς δὲ ἠθελήσατε ἀγαλλιασθῆναι πρὸς ὥραν ἐν τῷ φωτὶ αὐτοῦ habe versinnbilden wollen [12]). Dagegen muß es dahin gestellt bleiben, ob man nicht vielleicht die öffentlichen Feuer eines heidnischen Festes, die man nicht gern verlieren wollte, auf den Johannistag verlegt und in die genannte christliche Beziehung zu dem Heiligen dieses Festes gesetzt habe. Der Eifer, mit welchem Augustinus und Theodoretus gegen die Johannisfeuer sich erklären [13]), möchte diese Annahme begünstigen. Man hat an die Freudenfeuer der am 9. Juni begangenen Vestalia gedacht [14]), welches aber keine öffentliche, sondern, wie es die Natur dieses Festes mit sich brachte, Herdfeuer waren. Weit näher liegt es, mit den meisten kirchlichen Alterthumsforschern an die Palilia zu denken, welche den 21. April gefeiert wurden. An diesem Feste pflegten sich nämlich die Hirten zu bekränzen, im Freien Feuer anzuzünden, durch dieselben zu springen und das Vieh durchzutreiben, um sich auf diese Weise zu sühnen und das Vieh vor Schaden zu bewahren. Vgl. *Tibull.* II, 5, 89 fg.:

Ille (der Hirt am Palilienfeste) levis stipulae solemnes potus acervos
accendet, flammas transilietque sacras.

Ovid. Fasti IV, 727: certe ego transilui positas ter in ordine flammas.
781 sq.: moxque per ardentes stipulae crepitantis acervos
trajicias celeri strenua membra pede.
785 sq.: Omnia purgat edax ignis vitiumque metallis
excoquit: ideirco cum duce purgat oves.
805: per flammas salvisse pecus, salvisse colonos;
quod fit natali nunc quoque Roma tuo.

Die Vorstellung von der Lustrationskraft des Feuers war bekanntlich auch sonst im heidnischen Alterthume weit verbreitet [15]). Einige Ältere [16]) haben die Sitte, durch die Flamme des Johannisfeuers zu springen, sogar auf den Molochsdienst zurückführen wollen, indem sie 5 Mos. 18, 10 (vgl. mit 2 Kön. 16, 3) das hebräische הַעֲבִיר בְּנֹתָיו בָּאֵשׁ übersetzten: seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lassen, nämlich für den Zweck der Februation; und Viele fanden denselben Sinn auch in der bestimmteren Redensart הַעֲבִיר בָּאֵשׁ לְמֹלֶךְ. Aber diese Ausdrücke bedeuten vielmehr „zu dem Feuer, oder in das Feuer darbringen," nämlich für den Zweck der Verbrennung, in welcher Erklärung alle neueren Ausleger des A. T. einverstanden sind. Was aber das Palilienfest anlangt, so steht dasselbe durch zwei wesentliche Merkmale, nämlich die Treibung des Viehes durch das Feuer, sowie den Umstand, daß das Festfeuer nicht von anderem Feuer entnommen werden durfte, sondern aus Stein geschlagen und in Strohhalmen aufgefangen werden mußte [17]), in weit engerer Verwandtschaft mit dem teutschen Nothfeuer [18]) als mit dem Johannisfeuer. Zwar wollten einige ältere Gelehrte, wie Lindenbrog [19]), beide Feuer, das Noth- und das Johannisfeuer, identifiziren, wogegen aber schon Reiske [20]) und der ihm folgende Zeumer [21]) die wesentliche Verschiedenheit außer Zweifel gestellt haben. Denn während die Johannisfeuer auf gewöhnliche Weise angezündet werden, ist die Hervorbringung des Nothfeuers durch Reibung unerläßliche Bedingung, sowie, bevor solche Hervorbringung nur versucht werden kann und darf, alle Herd-, Ofen- und andere Feuer in den Häusern der betreffenden Gemeinden bis aufs kleinste Fünkchen ausgelöscht sein müssen, woran beim Johannisfeuer nicht im Entferntesten zu denken ist. Während letzteres an den Vorabend des Johannisfestes gebunden ist, wird die Ceremonie des Nothfeuers zu jeder Zeit im Jahre begangen, wenn das Hausvieh von einer

10) Vgl. Grimm a. a. O. S. 352. 11) ration. off. VII, 14. 12) *Joh. Beleth*, Summa de divinis officiis c. 137: feruntur quoque (in festo Jo. bapt.) brandae s. faces ardentes et fiunt ignes, qui significant St. *Joannem*, *qui fuit lumen et lucerna ardens* praecedens et praecursor verae lucis. 13) Vgl. die oben Anm. 3 und 4 abgedruckten Stellen. 14) Vgl. C. Chr. Friedr. Siegel, Handbuch der christlich-kirchlichen Alterthümer. 2. Bd. (Leipz. 1836.) S. 351.

15) Vgl. unter And. J. A. Hartung, Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt. (Erlangen 1836.) 1. Bd. S. 198 fg., II. 151 fg. 16) Am entschiedensten Bloß a. a. O. S. 8. 17) Vgl. *Ovid.* Fasti IV, 795 sqq.:
pars quoque, quum saxis pastores saxa feribant,
scintillam subito prosiluisse ferunt:
prima quidem periit; stipulis excepta secunda est;
hoc argumentum *flamma palilis* habet.
18) über das Nothfeuer vgl. außer der oben (Anm. 1) genannten Schrift von Reiske die gründlichen Erörterungen von Jacob Grimm a. a. O. S. 341—347. Vgl. auch d. Art. Nothfeuer. 19) im Glossarium zu den Capitularien. S. 1445. 20) a. a. O. S. 50 fg. 21) a. a. O. S. 15 fg.

Seuche befallen oder bedroht ist. Während endlich durch das Johannisfeuer Menschen springen, und das nicht einmal an allen Orten, wird durch das Nothfeuer jedes Mal das Vieh getrieben. Endlich findet sich der Gebrauch der Johannisfeuer schon im christlichen Alterthume außerhalb Teutschlands. — Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß die Johannisfeuer, ganz unabhängig von heidnischen Festen und Feuern, ihren Ursprung lediglich einem christlichen Gefühl der Begeisterung für Johannes den Täufer und seine erhabene Stellung in der christlichen Heilsökonomie, sowie der mystischen Beziehung des Sommersolstitium den Ursprung verdanken, und erst nachher die aus dem Heidenthume stammenden abergläubigen Gebräuche sich beigesellt haben.

Nachdem in der früheren Zeit christliche Kirchenlehrer die Johannisfeuer und die damit verbundenen Gebräuche als Überreste des Heidenthums höchlich gemisbilligt [22]); nachdem das Concilium zu Constantinopel im J. 680 in seinem 65. Kanon das Anzünden von Feuern zur Zeit der Neumonde und das Springen über dieselben, damit aber auch indirect die Johannisfeuer verdammt hatte [23]), erfreuten sich letztere im Mittelalter obrigkeitlicher Obhut und Theilnahme, wie man aus den oben mitgetheilten Beispielen sieht. Auch die Geistlichkeit nahm und nimmt hie und da Theil daran. So wird noch jetzt zu Gernsheim im Mainzischen das angezündete Feuer, und im Pyrenäendepartement des Arriège Brandstätte und Feuer vom Geistlichen gesegnet. Doch fehlte es in protestantischen Ländern auch nicht an obrigkeitlichen Verordnungen zur Abstellung der Johannisfeuer als abergläubiger und heidnischer Gebräuche [24]). (*Wilibald Grimm.*)

Johannisfliege, Spanische Fliege, s. Cantharide.

Johannisfluss (St.), s. Fischfluss (grosser).

Johannisgleimchen, s. Lampyris.

Johannisgrade, s. unter Freimaurerei.

JOHANNIS-GROSCHEN. Seit der Zeit, daß in Schlesien das Christenthum eingeführt worden ist, wurde der heilige Johannes der Täufer als erster und vornehmster Schutzpatron des Landes verehrt, und eine Menge Kirchen und Altäre wurden ihm geweiht. So wurde die erste daselbst vom Herzoge Miecislav um das Jahr 966 errichtete Kirche und hierauf das im Jahre 1041 von dort nach Bitschen und dann nach Breslau verlegte Bisthum unter den Schutz desselben gestellt. Auch führte Letzteres und die Stadt Neiße das Bildniß des heiligen Johannes, die Stadt Breslau dagegen das auf einer Schüssel liegende abgeschnittene Haupt desselben als Wappen, und die Verehrung dieses Heiligen von Seiten der Herzoge von Schlesien ging so weit, daß sich unter andern die Gebrüder Heinrich der Bärtige und Boleslaus in ihren Ausschreiben **Dei *et beati Joannis* gratia Duces etc.** zu nennen pflegten.

In den Zeiten nun, wo man noch keine größern Silbermünzen ausprägte, ließen sowol die Könige von Böhmen für das Herzogthum Schlesien, als auch die Bischöfe von Breslau groschenartige Silbermünzen schlagen, welche man mit dem Namen der Johannis-Groschen bezeichnete.

G. Rhonius, Historica exercitatio, Wratisl. 1693. in 4.

Diesen ist entweder die ganze Figur oder auch nur das getrennte Haupt des heiligen Johannes des Täufers aufgeprägt, und die bekannten Stücke werden folgendermaßen beschrieben:

1) Av. **IOANNES. V. EPiscopVS. VRATISLA.viensis.** In einem Perlencirkel das mit der Bischofsmütze und dahinter gestecktem Hirtenstab gezierte Stammwappen, aus einem quergetheilten Schilde bestehend, oben einen wachsenden, doppelschwänzigen, zum Kampfe fertigen Löwen, unten drei in ein Dreieck gestellte Rosen darstellend, zur Seite dieses dem Geschlechte der Thurzo gehörigen Wappens aber die getheilte Jahrzahl 15 — 06.

Rv. **S:ancte BAPTIS—A: SVCVRRE.** Eine Rose. In einem Perlencirkel das vorwärts gekehrte, stehende Bild des heiligen Johannes des Täufers, mit der rechten Hand auf das von ihm links gestellte, jedoch nur etwas hervorragende Gotteslamm mit der Siegesfahne zeigend und in der linken einen langen Kreuzstab haltend.

Eine sehr seltene, in Folge des im Jahre 1505 zu Troppau gehaltenen schlesischen Fürstentagsschlusses (J. Schickfuß, Schles. Chronik, lib. III. c. 18) geprägte Münze.

2) Av. **IOANNES: EPiscopVS: VRAT.islaviensis.** Das quergetheilte, vorhin beschriebene Wappen mit der getheilten Jahrzahl 15 — 09.

Rv. **S:ancte BAPTIST.a SVCVRRE.** Hierauf ein kleiner Stern. In einem Doppelcirkel das getrennte Haupt des heiligen Johannes des Täufers. Unten, etwas rechts, ein französisches Schildchen mit drei in ein Dreieck gestellten Lilien.

3) Av. **CASP.ar LOGVS EPI.scopus WRATIS.laviensis.** In einem Doppelcirkel drei Schildchen; im ersten 6 in drei Reihen herzförmig gestellte Lilien, im zweiten der schlesische Adler und in dem dritten das Stammwappen des adeligen Geschlechts von Logau, nämlich ein schrägrechts gestellter Balken auf einem aus blauen und silbernen Rauten bestehenden Felde.

---

22) Vgl. Anm. 3 und 4. 23) *τὰς ἐν ταῖς νουμηνίαις ὑπό τινῶν πρὸ τῶν οἴκοθεν ἐργαστηρίων ἢ οἴκων ἀναπτομένας πυρκαΐας, ἃς καὶ ὑπερᾴλλεσθαί τινες κατὰ τὸ ἔθος ἀρχαῖον ἐπιχειροῦσι, ἀπὸ παντὸς καθαρχθῆναι προσήκουσιν.* 24) Vgl. Reiske a. a. O. S. 85. — Ein derartiges, vom Rathe der Stadt Nürnberg am 20. Juni 1653 erlassenes Mandat theilt Grimm a. a. O. S. 351 Anm. in extenso mit. Es lautet: „Demnach bishero die Erfahrung bezeugt, daß alter heidnischer boser Gewohnheit nach jährlich an dem Johannestag auf dem Land, sowohl in Städten als Dörfern von jungen Leuten Geld und Holz und darauf das sogenannt Sonnenwendt- oder Zimmetsfeuer angezündet, dabei gezecht und getrunken, um solch Feuer gedanzet, darüber gesprungen mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen und Steckung der Brand aus solchem Feuer in die Felder, und sonsten in vielerleiweg allerhand abergläubische Werk getrieben worden — als hat ein E. E. Rath der Stadt Nürnberg nicht unterlassen sollen noch können, solche und andere Ungeschicklichkeiten, abergläubische und heidnische Werk und gefährliche Feuer bei bevorstehendem Johannestag abzustellen."

Rv. MVNVS CESARis MAXIMILIANI. In einem Doppelcirkel das vorwärts gekehrte Bild in ganzer Figur des heiligen Johannes, auf der Linken das Opferlamm haltend und mit der Rechten auf dasselbe zeigend.

Der Bischof Kaspar ließ nämlich die Umschrift S. Baptista Sucurre scil. nobis weg, und ließ in Folge der Vorschrift des im Jahre 1515 den Bischöfen von Breslau vom römischen Kaiser verliehenen Privilegiums, nunmehr auch goldene Münzen schlagen lassen zu dürfen, statt dessen munus Caesaris auf die Münzen als Devise setzen.

J. D. Köhler, Histor. Münzbelustigungen. 3. Th. S. 357 fg.

Alle sogenannte Johannisgroschen waren von sechslothigem Silber ausgemünzt, sodaß 36 Stück auf einen Gulden und 90 Stück auf die Mark gingen. Im Curse wurden sie den meisnischen Groschen gleich geachtet.

Bei dieser Münzsorte ist noch zu erwähnen, daß mit derselben allerlei Aberglaube getrieben wurde. So hangte sich der Bräutigam dergleichen an die Beine, damit ihm „Eifersucht keine Nestel knüpfen" könne; den an den Pocken oder Masern Leidenden wurden sie angebunden, weil man dadurch verhüten zu können glaubte, daß die Patienten schlimme Augen bekamen, und wer Nasenbluten bekam, wollte dasselbe stillen durch Aufbinden einer solchen Munze auf die Stirn.

J. C. Kundmann, nummi singulares p. 136.

Merkwürdig aber ist, daß nach einem besondern Privilegium festgesetzt worden war, daß die Loh- und Rothgarber zu Breslau, wenn sie daselbst von zur dortigen Lohgärberinnung gehörigen Ältern geboren waren, für drei Stück der sogenannten Johannisgroschen das Stadtbürgerrecht daselbst erhielten, weshalb denn auch die dasigen Rathsherren dergleichen Münzen einwechselten, um solche den betreffenden Bürgerssöhnen zukommen lassen zu können. (*K. Pössler.*)

Johannisgürtel, s. Artemisia vulgaris und unter Johannisfeuer.

JOHANNISHAND. JOHANNISHÄNDCHEN. In den frühern abergläubischen Zeiten, zuweilen aber auch noch jetzt, grub man am Johannistage nach den mit jungen Blättersprossen bedeckten Wurzeln einiger Arten von Farrenkraut und gab ihnen mittels Beschneidens die Gestalt einer kleinen Hand. Vorzüglich nahm man hierzu die Wurzel des weiblichen Farrenkrauts (Polypodium foemina L.), oder auch des dornigen Farrenkrauts (Polypodium aculeatum L.). Ein solches Johannishändchen, das man z. B. den Kindern anhängte, sollte denn ein gutes Mittel wider das Beheren abgeben! Vgl. auch unter Johannisfeuer. — Über die botanische Bezeichnung Johannisband s. Nephrodium Filix mas. (*K. Pössler.*)

JOHANNISHOLM. eine Glashütte im dalekarlischen Kirchspiele Wenjan, auf einem Wasserzuge zwischen dem großen Landsee Wenjan und dem kleinen Landsee Örklingen, da, wo dieser seinen Anfang nimmt. Im J. 1827 beschäftigte sie 29 Arbeiter und lieferte für 34,164 Bankthaler Fabricate. Gemeinsam mit Grängshammer und Limä unterhält sie eine Schule des wechselseitigen Unterrichts, die von den Kindern der Arbeiter 4 Monate im Jahre besucht wird. Johannisholm besitzt eigene weitläufige Waldungen. Der Glashütte vorüber läuft die vor einigen Jahren auf Kosten des Staats angelegte neue Landstraße von Siljansfors bis Vanan im Kirchspiele Jerna, von etwa 4 Meilen Länge, zur Verbindung des neuen von Wermeland durch Appelbo und Malungs Finnmark kommenden Weges mit dem östlichen Theile von Dalekarlien (Österdalarne) und Helsingland*). (*v. Schubert.*)

JOHANNISHOLZ, in botanischer Beziehung, s. Pyrus Malus paradisiaca. — Johannisholz, Johannisapfel, Paradiesapfel (Pyrus malus pumila *L.*), ist ein Apfelbaum, dessen Früchte schon um Johannis reif werden, woher er den Namen bekommen hat. Er behält nur einen niedrigen Stamm, treibt weniges Holz, ist aber dabei äußerst volltragend. Man hat davon zweierlei Sorten, eine, welche rothe, eine andere, welche weiße Früchte trägt. Wenngleich beide Sorten in jedem guten Gartenboden gedeihen, so verlangt doch die erstere, wenn deren Früchte ganz vollkommen werden sollen, eine luftige und den Sonnenstrahlen ausgesetzte Stelle und bringt größere Äpfel als die weiße hervor. Die letztere bekommt am untern Theile des Stammes häufig Beischosse, welche zur Beförderung des bessern Wachsthums, sowol des Stammes als auch der Früchte, gleich nach ihrem Entstehen abgeschnitten werden müssen. Wenngleich die Früchte des Johannisholzes, von denen die weiße Sorte zwar kleiner bleibt, jedoch früher reift als die rothe, an sich schmackhaft sind, so werden die Stämme beider doch gewöhnlich zum Abpfropfen sogenannter Zwergbäume (der Obstorangerie) verwendet, weil diese auf keinem Stamme, selbst nicht auf dem von Quitten, so gut gerathen, wie auf dem Johannisholze. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß das Abpfropfen desselben in den Spalt sehr leicht, das Oculiren der Johannisholzstämme aber nur sehr selten anschlägt, und daß, wenn man durchaus während des Sommers, wo man bekanntlich nicht pfropfen, sondern nur oculiren kann, Zwergobstbäume veredeln will, man sich allein der Quittenstämmchen mit Erfolg bedienen kann. (*K. Pössler.*)

JOHANNISHÜTTE, eine im hanöverschen Amte Neustadt unterm Hohenstein in der Grafschaft Hohenstein liegende herzoglich braunschweigische Eisenhütte, welche ein Frischfeuer und einen Zainhammer hat, an Stabeisen durchschnittlich über 800, an Zaineisen gegen 250 Centner verarbeitet und das Material aus dem herzoglich braunschweigischen Kreisgerichte Walkenried im Districte Blankenburg bezieht †). Vgl. auch d. Art. Ilfeld. (*R.*)

Johannisjünger, s. Zabier.

Johanniskäfer, s. Lampyris.

JOHANNISKLOSTER (St.), früher Nonnenkloster Benedictinerordens, gegenwärtig adeliges Fräuleinstift bei Schleswig im Königreiche Dänemark, auf der sogenannten Freiheit. (*Benicken.*)

*) Nach Tuneld. 2. Bd. 8. Aufl. 1828.

†) Hassel in dem Vollständ. Handb. d. neuest. Erdbeschreib. 1. Abth. 5. Bd. S. 471.

Johanniskorn, ſ. Roggen.

Johanniskraut, ſ. Hypericum perforatum, Salvia Sclarea und Verbascum Thapsus.

JOHANNISKRÄUTER, 1) im weitern Sinne des Worts, werden alle diejenigen Pflanzen genannt, welche an dem auf den 24. Junius fallenden Johannistage zu abergläubiſchen Zwecken geſammelt werden, und die vornehmſten derſelben gehören zum Geſchlecht Artemisia, Ascyrum, Hypericum, Lycopodium und Sedum. So wurden am Johannistage aus Artemisia vulgaris *L.* und Lycopodium clavatum *L.* Gürtel verfertigt, weil man in dem Wahne ſtand, daß Jeder, der ſich mit dieſen Kräutern am Johannisabend gürte und kröne, hierauf an demſelben Tage die Gürtel und Kränze unter beſondern Sprüchen in die Johannisfeuer werfe (ſ. Johannisfeuer), das ganze Jahr hindurch von Geſpenſtern und allem andern Ungemach befreit bleiben würde. Das

Würtembergſche Arzeneybuch, S. 225,

empfiehlt daher, „daß auf St. Johannis des Täufers Tag vor Sonnen-Aufgang unter einem alten Stock rothen Beyfuß zu graben ſei, da man denn gemeiniglich eine Kohle finde, welche am Halß getragen, vor die Schwachheit der ſchweren Noth gut" ſein ſolle. In frühern Zeiten wurden auch dergleichen Kohlen

(cf. *J. Memnitius*, Indic. Plant. Brunsvic., p. 7)

wirklich in einigen Apotheken als Anhängſel wider die Fieber aufgehoben und verkauft, und obgleich ſie in

J. Bauchin. Hist. Plant. XXVI, 78

„Narrenſteine" genannt werden, ſo behauptet man nach

M. Ettmuller, Comment. in *Schroed.* Pharm. Sect. 1.

Gabelkober's Artzeney-Buch, p. 24.

Th. Meyern Prax. med. l, 3.

doch alles Ernſtes, daß es mit dieſen Kohlen weder Fabelwerk noch Aberglaube ſei. Nach neuerer Unterſuchung beſtehen dieſe ſogenannten Kohlen aus alten abgeſtorbenen Wurzeln von Artemisia vulgaris, welche allerdings ein kohlenartiges Anſehen haben.

Vom Sedum Telephium *L.* glaubte ſonſt der gemeine Mann, daß er ſich damit vor Zaubereien bewahren oder davon befreien könne. Es erhielt daher den Namen Anacampseros, weil es einer Sage nach die Hexen *πρὸς τὸ ἀναχάμπτειν τὸν ἔρωτα* (ad amorem revocandum, die Liebe wieder herzuſtellen) zu gebrauchen pflegten. — Das Hypericum perforatum *L.* wurde früher Androsaemum minus (von *ἀνὴρ*, ein Mann und *αἷμα*, Blut), St. Johannisblut genannt, weil deſſen Blume und Same zerquetſcht einen rothen Saft von ſich gibt, woher denn die Annahme entſtand, daß die Pflanzenart aus des enthaupteten Johannes Blute hervorgewachſen ſei. Auch wurden derſelben die Namen Herenkraut, Jageteufel, Teufelsflucht, Teufelsraub beigelegt, weil man mit ihr die Geſpenſter, die böſen Geiſter zu vertreiben und den Teufel abzuhalten im Stande wäre. Auch wider das Beſchreien und Behexen der Kinder wurde die Pflanze und noch zu vielen andern Zauberkünſten angewendet, welcher Aberglaube aber jetzt größtentheils ganz aufgehört hat.

2) Im engern Sinne iſt Johanniskraut der teutſche Name von einigen Pflanzenarten, welche um Johannis blühen, als von Sedum Telephium und dem ganzen Geſchlecht Hypericum. Die meiſten Arten des letztern, ſowie das erſtere, findet man in Teutſchland in Wäldern, auf Wieſen und Bergen wildwachſend, und beſonders mehre Arten vom Hypericum waren in Betreff ihres officinellen Nutzens hochberühmt, indem theils aus den Blättern, theils aus den Blüthen, theils ſogar aus den Wurzeln dieſer Kräuter ſehr verſchiedenartige Medicamente bereitet wurden, über deren Anwendung beſonders

Wedel, Diss. de Hyperico, aliis fuga daemonum. (Jen. 1716.)

nachzuleſen iſt. Aber auch ſchon die alten Ägypter haben durch den dieſer Pflanze beigelegten merkwürdigen Namen „Menſchenblut" zu verſtehen geben wollen, daß ſie den Eigenſchaften und Wirkungen dieſes Pflanzenſtoffs einen hohen Werth beigelegt haben. In den neuern Zeiten iſt jedoch der Gebrauch von den aus Hypericum bereiteten Medicamenten faſt ganz außer Gebrauch gekommen, ſodaß man in unſern Apotheken, außer dem aus den friſchen Blumen dieſer Pflanze mit Baumöl bereiteten Öle, das bei äußerlichen Körperſchäden angewendet wird, und einem deſtillirten Waſſer, faſt kein aus Hypericum bereitetes Mittel mehr antrifft. — In ökonomiſcher Hinſicht iſt zu merken, daß aus den Blumen aller Arten von Hypericum, beſonders aber des quadrangulare, die Bienen einen vorzüglich guten Stoff zu Honig und Wachs ſammeln; daß das Kraut aller Arten dieſer Pflanzen, beſonders wenn ſie noch jung und zart ſind, ein ſehr gutes Viehfutter abgibt; daß die getrocknete blühende Pflanze zum Lohgärben benutzt werden kann; daß die rothe Farbe, welche ſich beſonders bei dem H. perforatum, quadrangulare und officinale findet, in Folge der von dem Profeſſor Gadd zu Åbo

(cf. Abhandlung. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1762 nach der Käſtner'ſchen Überſ. 24. Bd. S. 115—121)

und von Andern

(Wittenberg. Wochenbl. v. J. 1768. S. 209 fg.)

angeſtellten Unterſuchung, einen ſehr guten Färbeſtoff abgibt, welcher jedoch nur für ſeidene und wollene, nicht aber für leinene und baumwollene, oder ſonſt aus Vegetabilien verfertigte Zeuche zu benutzen iſt; daß man mit den Blumen vom Hypericum auf eine ganz unſchädliche Weiſe den Branntwein purpurroth färben und mit dieſem oder auf ſolche Weiſe gefärbtem Spiritus die Schönheitswaſſer verbeſſern kann, wenn man davon etwas bis zu einer angenehmen Roſenröthe hinzutröpfelt. Mit dieſer Miſchung das Geſicht gewaſchen, werden die verſtopften Schweißlöcher geöffnet und geſtärkt, beſonders aber ſoll hiervon die Haut eine gewiſſe Friſche und Reinheit bekommen. Endlich verdient noch angeführt zu werden, daß das Hypericumkraut, zu den Käſen gelegt, bewirken ſolle, daß dieſe dadurch vor den Maden bewahrt würden.

Außerdem geben einige Arten Hypericum beſonders ſchöne Blumenpflanzen für unſere Gärten ab, welche

während des Winters theils im freien Lande, theils im Orangeriehause durchgewintert werden. Zu den erstern gehören besonders H. Kalmianum, olympicum, Ascyrum und das noch schönere calycinum. Alle lieben einen leichten, sandigen, womöglich mit etwas Moorerde versetzten Boden; nur ist besonders die zuletzt genannte Art während des Winters mit einer leichten Laubdecke vor dem Erfrieren zu schützen. Zur zweiten Art ist besonders H. balearicum und monogynum zu rechnen, welche sich vor den übrigen ebenfalls durch eine schönere Blüthe auszeichnen. Sie gedeihen fast in jeder, jedoch nicht zu fetter Orangerieerde und müssen während des Winters mehr trocken als naß gehalten werden. Alle Sorten des Hypericum lassen sich durch Wurzelsprößlinge vermehren, zum Theil auch durch Stecklinge, wie z. B. das H. balearicum.

Auch das Sedum Telephium hat seinen medicinischen Nutzen

(cf. *Th. de Meyern*, Prax. med. III. 5.
G. W. Wendelius. Ephem. Germ. Dec. I. Ann. 2. Obs. 195.
J. C. Frommann, Tract. de haemorrhoid. p. 470)

und seinen Namen daher bekommen, daß Telephus, ein Sohn des Herkules, seine vom Achilles empfangene Wunde mit diesem Kraute angeblich geheilt haben soll.

Plinii hist. natur. Lib. XXV. c. 5.

(*K. Pässler.*)

Johanniskrautspanner, s. Phalaena.

Johanniskrone, s. unt. Johannisfeuer.

Johannismaurerei, s. Freimaurerei.

Johannisminne, s. unt. Johannistag.

Johannismünzen, s. Johannisthaler.

Johannisnuss, s. Juglans regia.

Johannisohr, Judasohr, einerlei mit Hollunderschwamm (s. d. Art.).

Johannispfirsche, s. Pfirsiche.

Johannispflanze, s. Sedum Telephium.

Johannispflaume, s. Pflaume.

Johannisrad, s. unt. Johannisfest und Johannisfeuer.

Johannisroggen, s. Roggen.

Johannissee, s. Iwanowskoi Osero.

JOHANNISSEGEN heißt in der römisch-katholischen Kirche

1) ein Segen, mittels dessen ehemals von Seiten der Priester den Neuvermählten die Liebe des Evangelisten Johannes angewünscht ward;

2) ein Trunk, den man von Seiten der Priester als Glückwunsch für Neuvermählte that. So lesen wir in

G. Spalatin's Historie der Hochzeit des Kurfürsten Johann

„Sie haben den Bräutigam und die Braut vor den Altar geführt, den Seegen vorgelesen und gegeben, allwo der Bischoff von Meissen nach gewöhnlicher löblicher Weise beiden eine glückliche Ehe und alles Gutes angewünschet, und St. Johannis Liebe zum Zeichen wahrer Liebe ihnen zu trinken gegeben."

3) Wein, welcher am St. Johannistage in der Kirche geweihet wird oder wurde, oder, wie es in

Matthesius, Von der Sündfluth, S. 394

heißt, „Wein, welchen man in St. Johannis Namen und Verdienst in der Kirche weihen und segnen läßt (Johannisweihe), und ihm in St. Georg's und St. Urban's Namen aufbewahrt;" Beides als angebliches Heilmittel gegen alle Vergiftung, weil der Evangelist Johannes ohne Nachtheil für seine Gesundheit Gift getrunken habe.

4) Ein in Liebe gethaner Abschiedstrunk (Johannistrunk).

Thomasii Diss. de poculo S. Johannis. (Lips. 1675.)

Kaiserl. Narrenschiff. Fol. 372[b].

Noch jetzt wird auf dem Lande im Rheingau, zumal in den dortigen Klöstern, der Abschiedstrunk mit dem Worte Johannistrunk bezeichnet, mittels dessen man sich die Liebe des Evangelisten Johannes anzuwünschen pflegt. Vgl. auch Johannistag. (*K. Pässler.*)

JOHANNISTAG, 1) soviel als Johannisfest (s. d. Art.), 2) der dem Apostel und Evangelisten Johannes am 27. December von der lateinischen Kirche gewidmete Gedenktag. Er (als feria tertia nativitatis Christi), der St. Stephanstag und das Fest der unschuldigen Kinder bilden die Begleitungsfeste des Christfestes. Er führt nicht die Benennung Natale, sondern entweder Transitus oder Assumtio St. Johannis, mit Bezug auf die Tradition von seinem wunderbaren Entschlafen (vgl. d. Art. Johannes der Apostel, S. 15 fg.) In den älteren Homilien und liturgischen Schriften findet sich noch keine Spur seiner Feier. Die erste Homilie auf denselben haben wir von Beda Venerabilis [1]). Aber auch nach Beda's Zeit scheint die Feier noch nicht sobald allgemein geworden zu sein. Wenigstens wurde erst von der Synode zu Lyon im J. 1240 verordnet, daß dieser Tag künftighin allgemein in der abendländischen Kirche gefeiert werden solle. Die Gründe, warum dieser Apostel-tag mit dem Weihnachtsfeste combinirt wurde, werden verschieden angegeben. Nach den Meisten waren es die eigenthümlichen Vorzüge des Apostels, besonders sein inniges Verhältniß zu dem Erlöser, der ihm die göttlichen Geheimnisse seines Innersten enthüllte [2]), nach Anderen

1) In seinen Opp. ed. Basil. Tom. VII. p. 432—437; in teutscher Übersetzung mitgetheilt von Augusti in den Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. I. Bd. (Leipz. 1817.) S. 292—303. 2) Im Breviar. Rom. lautet die Antiphone des Johannistages so: „Iste est Joannes, qui supra pectus domini in coena recubuit; beatus apostolus, cui revelata sunt secreta coelestia. Valde honorandus est beatus Joannes." Und II. Nocturn. nach Lect. V.: „Diligebat eum Jesus, quoniam specialis praerogativa castitatis ampliori dilectione fecerat dignum. Quia virgo electus ab ipso virgo in aevum permansit. [Über diese Virginität des Apostels vgl. d. Art. Johannes der Apostel S. 12.] In cruce denique moriturus huic matrem suam virginem virgini commendavit." In einem Gebete auf diesen Tag in dem Missale mixtum dict. Mozarabes. (Rom. 1755. 4.) p. 46 (mitgetheilt von Rheinwald, Kirchliche Archäologie [Berlin 1830.] S. 248 fg.) heißt es: Genite ingeniti filius Dei summi, qui sacrum illud arcanum pectoris tui dilecto tuo Joanni apostolo

geſchah die Combination wegen ſeines evangeliſchen Zeugniſſes: „Das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns," nach Anderen, weil nach der kirchlichen Tradition um dieſe Zeit die Kirche des heiligen Johannes zu Epheſus eingeweiht worden war [3]), nach Durandus, weil man den heiligen Chriſttag zugleich durch Gedenkfeſte aller Gattungen von Märtyrern verherrlichen wollte, Solcher nämlich, die wie Stephanus dem Willen und der That nach Märtyrer, Solcher, die es blos dem Willen nach, wie der Apoſtel Johannes, und endlich Solcher, die es zwar der That, aber nicht dem Willen nach geweſen ſeien, wie die auf Herodes Befehl gemordeten unſchuldigen Kinder [4]). Bemerkenswerth iſt der an dieſem Tage ehemals in der römiſchen Kirche allgemein ſtattfindende abergläubige Gebrauch des Johannistrunkes oder Johannisſegens, auch Johannisminne [5]) genannt (Poculum, haustus, amor Joanneus, benedictio Joannea [6]). Es wurde nämlich zum Andenken an den vom Apoſtel ohne Gefahr getrunkenen Giftbecher (ſ. d. Art. Johannes der Apostel) von den Prieſtern öffentlich und feierlich Wein geweiht [7]) und aus dem heiligen Kelche den zum Altare herzutretenden Laien, gegen Erlegung eines Geldſtücks, in mitgebrachte Gefäße gegoſſen, in denen er nach Hauſe getragen wurde. Dieſem Weine ſchrieb man magiſche Kraft zu, beſonders gegen Vergiftungen. Es galt das Sprüchwort: „Am Johannisſegen iſt Alles gelegen." Selbſt den Hausthieren wurde er als Heilmittel bei tödtlichen Biſſen eingegeben. Aber auch in häuslichen Kreiſen wurde der Johannistag durch reichliches Trinken gefeiert, welches ebenfalls den Namen des Johannistrunkes führte, auch wol im Unterſchiede vom vorher genannten heiligen der weltliche Johannestrunk genannt wurde. Hielten ihn doch die Männer für eins der kräftigſten Mittel, ſich Stärke, die Weiber, ſich Schönheit zu erwerben. Mit Unrecht aber haben manche Ältere den Namen des Johannistrunkes auch auf die Trinkgelage ausgedehnt, welche am Gedächtnißtage Johannes des Täufers ſtattfanden [8]). — Die älteren Proteſtanten eiferten mit allem Nachdruck gegen den Aberglauben des Johannistrunkes und ſuchten ihn als Überbleibſel heidniſcher Gebräuche darzuſtellen, ohne daß jedoch der Beweis ihnen gelungen wäre [9]). — Die griechiſche Kirche feiert den Todestag des Apoſtels Johannes am 26. September und 8. Mai zugleich [10]). — Außerdem hat die römiſche Kirche unter dem Namen Festum Joannis apostoli ante portam Latinam (Johannesfeſt vor dem wälſchen Thore) am 6. Mai auch dem Andenken an das Ölmärtyrerthum des Apoſtels eine Feſtfeier gewidmet, worüber Auguſti [11]) aus *Notkeri* martyrolog. (in *Gallandi* Bibl. Patr. T. XIII. p. 783) Folgendes mittheilt: „*Romae d.* 6. *Maji ante portam latinam passio S. Joannis apostoli.* Qui ab Epheso — — ad urbem Romam perductus praesente senatu ante portam latinam in ferventis olei dolium missus est. — — Sed beatus apostolus tam illaesus a poena imanissima exiit, quam a corruptione carnis permansit immunis. — — Ad commendandam ergo ipsius dignam memoriam et apostolicam in fide et confessione Domini nostri J. Chr. constantiam Christiani basilicam ipsius nomine ac memoria gloriosam ut supra dicto loco ante portam latinam praeclaro opere condiderunt. Ubi festivum concursum pridie nonas Majas annuatim usque hodie facere non desistunt. Quod et in plurimis ecclesiae catholicae locis religiose solet actitari."

(*Wilibald Grimm.*)

Johannistag vor dem wälschen Thore, ſ. Johannistag.

JOHANNISTANZ. In England herrſchte nach Webſter um das Jahr 1354 eine epidemiſche Tollheit. Dieſelbe wiederholte ſich im Jahre 1375, beſonders unter den niederen Volksclaſſen und theilte ſich Jahrs darauf in den Sommermonaten über Brabant und Niederteutſch-

reserasti, cum in sinu tuo recubans evangelii sui fluenta ex ipso pectoris sui fonte hauriri promeruit. Tu nos intuere propicius, ut per te abdita cognoscamus, per te bona, quae manifesta sunt, impleamus. Reserans nobis pectoris tui occulta, quibus possimus cognoscere et conditionis nostrae infirmitatem et ad tuae divinitatis pervenire cognitionem etc.

3) Vgl. Auguſti a. a. O. I. S. 146. Vgl. auch ebendaſ. 2. Bd. S. 243 fg. Deſſelben Handb. der chriſtl. Archäologie. 1. Bd. (Leipz. 1836.) S. 538. 4) In der von Siegel (Handbuch der chriſtl.-kirchl. Alterthümer u. ſ. w. 2. Bd. [Leipz. 1836.] S. 193) angeführten Stelle: Sicuti natalis Christi est ingressus in hunc mundum, ita natales martyrum dicuntur egressus eorundem ex hoc mundo. Ecclesia igitur cum natali dominico natales martyrum omnis generis apposuit. Sunt enim ex veterum mente martyres in triplici differentia. Alii *opere et voluntate*, qualis S. Stephani, qui non tantum *voluit* mori pro Christo, sed et *opere* ipso mortuus est. Aliis martyres *voluntate*, sed non *opere;* talis est Joannes evangelista, paratus quidem pro Christo mori, reapse tamen non occisus. Alii denique sunt martyres *opere*, sed non *voluntate*, v. g. pueri innocentes occisi pro Christo, antequam ad usum rationis pervenerunt. Merito igitur cum natali domini natales horum martyrum combinantur. — An einer andern Stelle des ration. divin. offic., l. VII, c. 42 ſucht Durandus die Combination der genannten Feſte durch eine myſtiſche Deutung des hohen Liedes, Cap. 5, 10 zu rechtfertigen: Quemadmodum regi urbem intranti comites additi sunt, sic et ecclesia salvatori mundum ingresso congruos comites voluit adjunctos. Qui autem sunt hi comites? Ea de re in cantico sic dicitur: Dilectus meus, h. e. puer Jesus, est candidus et rubicundus, electus ex millibus. Ecclesia igitur Christo nato comitem rubicundum s. Stephanum, qui rubicundum pro Christo sanguinem fudit, comitem candidum Sct. Joannem evangelistam, quem candor virgineus commendat, et multa millia infantum, e quibus electus est puer Jesus, quum reliqui omnes occiderentur in tractu Bethlemitico, pulchre addidit. 5) Vgl. Jacob Grimm, Teutſche Mythologie. (Göttingen 1835.) S. 37 und den Art. Gertrudenminne. 6) Vgl. *Jacob. Thomasius* (resp *Joh. Adam. Fibiger*), De poculo St. Joannis, quod vulgo appellant St. Johannistrunk. (Lips. 1675. 4.). 7) Zwei Weiheformulare theilt Thomaſius mit a. a. O. §. 3 und 4.

8) Vgl. die gegen dieſe Anſicht gerichteten Bemerkungen von Thomaſius a. a. O. §. 32 fg. und Joh. Reiske, Unterſuchung des beym alten Teutſchen gebräuchlichen heidniſchen Nedfyrs — — ingleichen des Oſter- und Johannes-Feuers. (Frankfurt u. Leipzig 1696.) S. 88 fg. 9) Die Acten des Streites ſ. bei Thomaſius a. a. O. §. 36 41. §. 55 – 67. 10) Vgl. *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique. Tom. I. (à Paris 1701.) p. 353. 11) Denkwürdigkeiten. 2. Bd. S. 245 fg.

land, besonders Utrecht, Lüttich, Spaa u. s. w., fast dem ganzen übrigen Europa mit. Die Zufälle werden verschieden erzählt. Nach Einigen waren die vom Übel befallenen Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen zuerst schäumend und bewußtlos zu Boden gestürzt, und wenn sie sich wieder bewegen konnten, hätten sie bis zur Ohnmacht tanzen müssen. Bei einem solchen einzelnen Anfalle scheint es aber nicht geblieben zu sein, sondern der Berichterstatter fügt hinzu, daß solche einmal Ergriffene eine wahre Tanzwuth hatten: sie entliefen den Ihrigen, gesellten sich zu ihresgleichen, warfen meist die Kleider ab; nur mit Blumen bekranzt und einen Gürtel um den Leib liefen sie, sich an den Händen haltend, durch die Straßen und tanzten besonders in der Nähe von Kirchen und Wallfahrtsorten, bis sie niedersanken. Dann schwoll ihnen der Leib auf, sodaß man ihn binden mußte (Bzovius, Mezeray). Wer diesen Kranken aufmerksam zusah, wurde leicht von derselben unwiderstehlichen Sucht zu tanzen befallen; andere Male wurden aber die Tanzenden von Hinzukommenden durch Tritte und Schläge zur Besinnung gebracht. In den folgenden Jahren wurden aber Betrüger bemerkt an Wallfahrtsorten und bei andern religiösen Zusammenkünften, die sich von Verzückungen befallen stellten und durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen Andere zu einem gleichen Benehmen hinrissen. Im Jahre 1381 wurden zu Strasburg zwei Begharden (s. Beguinen) nebst einem Barfüßermönche verbrannt, weil man sich überzeugt hatte, daß ihre Ekstase Verstellung war. Die Krankheit nannte man Johannistanz, später Veitstanz, aus dem einfachen Grunde, weil die Krankheit meist in die Jahreszeit fiel, in welcher an den Namenstagen der genannten Heiligen die Wallfahrten zu deren Kapellen geschahen. Soweit die Chronikenschreiber.

Auch Felix Plater sah in seinen Knabenjahren um 1520 zu Basel noch eine solche Kranke, mit welcher die Obrigkeit eigens bezahlte, roth gekleidete Leute tanzen ließ, bis die Tanzsüchtige vor Entkräftung aufhören mußte, was aber erst nach einem ganzen Monat geschah (?).

Horst erzählt in seinen medicinischen Briefen (um 1600) von Weibspersonen, die alljährlich um St. Veitstag zu einer bei Ulm befindlichen Kapelle eilten und dort bis zur Erschöpfung tanzten, worauf sie das ganze Jahr gesund und unangefochten blieben.

Auch Willis erzählt in einer Schrift über die convulsiven Krankheiten dergleichen und vergleicht die Sache mit dem Taranteltanze.

Boerhaave endlich beobachtete in seinem Kinderspitale eine Fallsucht, von der nachgerade fast alle Kinder, die die Kranken im Anfalle sahen, selbst befallen wurden. Er ließ Kohlenbecken in das Zimmer bringen und Zangen glühend machen, wobei er versicherte, daß jedes Kind, welches noch einen Anfall bekommen würde, gebrannt werden müsse; und kein Kind wurde wieder befallen.

Man würde irrig schließen, wenn man deshalb die Krankheit für simulirt halten wollte. So gut Verdauungs- und Gefäßkrankheiten durch Arzneimittel materieller Art geheilt werden, mag eine Nervenkrankheit einer Vorstellung weichen. Und, um auf das Obige zurückzukommen: wie Eiter, Ausdünstung u. s. w. gewisse (contagiöse) Krankheiten fortpflanzen, kann auch eine Nervenkrankheit, besonders von solcher, schon den Geisteskrankheiten sich nähernden Art, durch sinnlichen Eindruck mitgetheilt werden (s. d. Art. Veitstanz). (*G. O. Piper.*)

JOHANNISTEN oder JOHANNITEN, heißen in der Kirchengeschichte die Anhänger des Johannes Chrysostomus, welche während der Zeit, wo er von der Kaiserin Eudoxia verfolgt wurde, ihm treu und ergeben blieben und ihm selbst ins Exil nachfolgten. Ihre Zahl war nicht unbedeutend und mag sich vielleicht auf einige Hundert belaufen haben. (*J. T. L. Danz.*)

JOHANNISTHAL (einst Jannestorph genannt), 1) ein zur freiherrlich von Bartenstein'schen Herrschaft Hennersdorf gehöriges, von Alters her freies Bergstädtchen im prerauer Kreise des Markgrafthums Mähren (eine der sogenannten mährischen Enclaven, welche vom schlesischen Gebiete umschlossen sind), am Stryberge der Bischofskoppe in einem Thale gelegen, vom Bache Brutnik durchschnitten, 2 Meilen westwärts von Hotzenplotz entfernt, mit 247 größtentheils steinernen Häusern, 1872 Einwohnern, welche sich meist von der Landwirthschaft und einigen städtischen Gewerben ernähren, Teutsche sind und sich zur katholischen Kirche bekennen, einer eigenen katholischen Localkaplanei, welche zum hotzenplotzer Dekanate des Erzbisthums Olmütz gehört, von zwei Priestern besorgt wird und unter dem Patronate der Herrschaft steht, einer hübschen katholischen Kirche, einer Schule, zwei Mühlen, mehren Garn- und Leinwandbleichen und starker Leinweberei. Die Gegend ist mittelgebirgig, das Klima eben nicht mild und der Boden steinig, aber durch den Fleiß der Bewohner, unter denen es auch viele Handelsleute gibt, tragbar gemacht. (*G. F. Schreiner.*)

2) Geburtsort Zwingli's, s. Johannthal (St.) und Toggenburg.

JOHANNIS-THALER werden alle diejenigen thalerartigen Silbermünzen genannt, auf welchen das Bildniß des heiligen Johannes des Täufers sich befindet. Besonders von den Städten Lübeck und Lüneburg, dem Großherzogthume Florenz, dem Bisthume Breslau und dem Kurfürstenthume Sachsen sind dergleichen vorhanden, wie folgende Beschreibungen derselben ergeben:

1) Av. MONETA. NOVA. LVBECENS.is. Der heilige Johannes der Täufer, auf der linken Hand das auf einem Buche sitzende Opferlamm mit der Siegesfahne haltend. Vor demselben das Stadtwappen, rechts das Familienwappen des Bürgermeisters von Höveln. Unten an den Seiten des Stadtwappens die Jahrzahl 608, d. h. 1608, und am Ende der Umschrift eine Lilie als Münzmeisterzeichen.

Rv. RVDOLPHVS. II. D.ei G.ratia IMP.erator SE.mper AVGVS.tus. Der gekrönte kaiserliche Doppeladler mit der Zahl 32 auf der Brust.

Ist ein nicht gemeiner Thaler.

2) Av. MONETA: NOVA: LVNEBVRGENSIS. 1502. Das Stadtwappen, bestehend aus einem Kastell mit drei Thürmen und einem Thore, vor welchem sich

ein einen aufrecht stehenden Löwen enthaltendes Wappenschildchen befindet.

Rv. SANCT:us IOHANNES: BAPTIST:a. Der das Gotteslamm im linken Arme haltende heilige Johannes der Täufer in einer rosettenartigen, mit Kleeblättern gezierten Einfassung. Darunter das Stadtwappen.

Ist ein sehr seltener halber Thaler mit alter Schrift.

3) Av. COSMVS. III. D.ei G.ratia MAG.nus DVX. ETRVRIAE. Das gepanzerte Brustbild des Großherzogs mit unbedecktem Haupte, unter welchem die Jahrzahl 1684 steht.

Rv. S.anctus IOANNES. BAPTISTA. Der auf einem Steine sitzende Heilige, in der Rechten ein Kreuz mit einem herabhängenden, die Aufschrift: ECCE AGNVS DEI habenden Bande haltend. Neben demselben ein liegendes Lamm, auf welches er herabsieht. Um den Rand stehen die Worte: IPSA. SVI. CVSTOS. FORMA. DECORIS. ERIT.

Ist ein sehr schön geprägter Thaler.

4) Av. COSMVS. MED.iceus FLOREN.tiae ET. SENAR.iae DVX. II. Das gepanzerte Brustbild desselben.

Rv. S.anctus IOANNES. BAPTISTA. Der heilige Johannes der Täufer, neben ihm andere Personen theils stehend, theils liegend, um dessen Predigt zu hören. Unten die Jahrzahl 1569.

Ist ein ungemein seltener halber Thaler.

5) Av. SEBASTIANVS (mit einem verkehrten N.) D.ei G.ratia EPiscopVS. WRAT.islaviensis. Das mit dem Bischofshute und dem Hirtenstabe geschmückte vollständige Wappen in einer zierlichen Einfassung.

Rv. MVNVS. CAESAR.is MAXIMILIANI. I. (Wegen dieser Umschrift s. die Bemerkung bei Johannis-Groschen.) Der heilige Johannes der Täufer in ganzer Figur, in der Linken auf einem Buche das Opferlamm mit der Siegesfahne haltend und mit der Rechten auf dasselbe hinweisend. Neben der Hauptfigur die getheilte Jahrzahl: 16 — 62.

Ein sehr seltener Thaler.

6) Av. FRIeDE.ricus ALBERT.us IOHAnNE.s. Ein vierfeldriges Wappen mit einem behelmten Mittelschilde, in welchem letztern die Kurschwerter, auf den Seiten aber die landsbergschen und pfalzthüringschen Schildchen sich befinden.

Rv. MONET.a ARGEN.tea DVCV.m SAXON.iae. Johannes der Täufer auf das Gotteslamm zeigend, das er auf dem Arme hält, neben ihm die Jahrzahl: 15—00 und auf beiden Seiten zwei Schildchen, das eine das Brehnasche, das andere das Pleißensche Wappen enthaltend.

Ist ein ungemein seltener halber Thaler, der jedoch auch ohne Jahrzahl existirt. (*K. Püssler.*)

Johannistopf, s. unt. **Johannisfest.**

Johannistrunk. s. unt. **Johannistag.**

Johannisübel, s. unt. **Johannisfeuer.**

Johannisvögelchen, einerlei mit **Coccinella** (s. d. Art.)

Johanniswedel, s. **Spiraea Ulmaria.**

Johannisweide, s. **Weide.**

Johannisweihe, s. **Johannissegen.**

Johanniswürmchen, s. **Lampyris.**

Johanniswurz, s. **Nephrodium Filix mas** und **Anthemis Pyrethrum.**

Johanniswurzel, einerlei mit **Bertram**; s. **Achillea.**

JOHANNITER. Der Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, dessen Mitglieder zuerst diesen Namen führten, dann Rhodiser-, zuletzt Malteserritter sich nannten, war der erste und älteste geistliche Ritterorden. Im Beginn eine Vereinigung barmherziger Brüder erhob er sich bald von der Krankenpflege in Jerusalem zu einem souverainen Staate, seinen Einfluß durch ganz Europa verbreitend. Und, so oft er auch seiner Auflösung nahte, raffte er sich doch immer wieder auf, ging aus jeder Gefahr ruhmvoll hervor, bis er endlich in unsern außerordentlichen Zeiten des Kampfes des Neuen mit dem Alten sank, gänzliche Zertrümmerung zwar nicht, doch Zerstückelung erlitt und jetzt nur in einzelnen Zweigen und zu verschiedenen Zwecken noch als ein Schattenbild seiner einstigen Größe fortlebt.

Gastfreundschaft und Menschenliebe ließen ihn entstehen und immerdar wird er eine merkwürdige Erscheinung bleiben, ein Denkmal des mächtigen Einflusses christlicher Sinnesart.

Aus allen Reichen der abendländischen Christenheit waren in der Mitte des 11. Jahrhunderts die Wallfahrten zum heiligen Grabe nach Jerusalem, das damals unter der Herrschaft der Ägyptischen Khalifen stand, üblich. Die Khalifen sahen dies nicht ungern, denn diese Wallfahrten waren ihnen eine ergiebige Quelle zur Vermehrung ihrer Einkünfte, indem sie sich für den Eingang in Jerusalem Gold und Geschenke reichen ließen. Dessenungeachtet schützten sie die Pilger nicht vor den Bedrückungen, welche diese auf mannichfaltige Weise von den Griechen wie von den Muhammedanern dulden mußten. Diesem vorzubeugen, die Lage und das Schicksal der Pilger zu verbessern und zu sichern, vereinten sich eine Anzahl Kaufleute in der neapolitanischen Stadt Amalfi. Sie, die jährlich nach Ägypten reisten, durch Geschenke an Waaren und köstlichen europäischen Erzeugnissen am Hofe des Khalifen Zutritt hatten, wußten sich durch Bestechungen die Erlaubniß zu verschaffen, nicht fern vom heiligen Grabe eine Herberge und eine Kapelle für die abendländischen Christen zu erbauen. Den Gottesdienst in letzterer zu besorgen, wurde Benedictinern übertragen und die Kapelle zur Ehre der Jungfrau Maria und zum Unterschiede von den Kirchen der Griechen, die lateinische Marienkirche genannt. Bald darauf wurden noch zwei Herbergen oder Hospitäler für Pilgrime beiderlei Geschlechts dabei aufgebauet, deren jedes eine Kapelle erhielt, wovon die eine der heiligen Magdalena, die andere dem heiligen Johannes gewidmet ward. Die Benedictiner, welche die Pflege der Kranken besorgen mußten, nannte man später Johanniter, woher des Ordens Name entstand. In den Hospitälern wurde jeder Pilger zum heiligen Grabe gastfreundlich aufgenommen, ihm jede Art Hilfe geleistet und war er krank, verpflegt. Viele Abendländer zogen aus Religionseifer oder angetrieben, die Pflichten eines Christen mit Aufopferung zu erfüllen, hin nach diesem Orte, der Verpflegung ihrer Landsleute

sich zu widmen. Andächtige Christen beschenkten diesen Orden, und die immer wiederkehrenden Kaufleute von Amalfi brachten jedes Mal ihm reiche, in Italien eingesammelte Spenden mit.

So blühte dieses fromme Institut der Gastfreundschaft und Menschenliebe immer mehr und herrlich empor. Als aber um das Jahr 1073 die Türken das Land erobert hatten, da erschollen bittere Klagen in Europa, wie grausam diese Barbaren die Wallfahrer behandelten. Einer dieser gemishandelten Pilger, Peter von Amiens, kam mit den traurigsten Nachrichten über die Lage der unter der neuen Herrschaft seufzenden Pilger und besonders der bedrangten Patriarchen von Jerusalem nach Europa zurück. Er schilderte das Elend der Landsleute mit so eindringlichen Reden, daß die Großen des Reichs, daß Ritter und Edle beschlossen, einen allgemeinen Zug zur Befreiung des heiligen Grabes zu unternehmen. Ihnen scharten sich Völker aus allen Gegenden an und schon im Frühjahr 1096 begann Peter von Amiens, auch Peter der Einsiedler genannt, mit einem großen Volkshaufen, besonders aus der Normandie, den Zug nach dem gelobten Lande. Doch schlecht lief dieser ab. Das Volk kannte weder Zucht noch Ordnung. In Ungarn raubte und plünderte es und wurde dafür erschlagen. Und das kleine Häufchen, welches Kleinasien und das türkische Gebiet erreichte, vernichteten die Sarazenen. Peter rettete sich kaum und kehrte mit wenigen nur im traurigsten Zustande zurück. Während dessen hatte sich ein zweites, besser geordnetes und ausgerüstetes Heer zu gleichem Zuge gesammelt. An seiner Spitze standen viele angesehene Edle, worunter auch Raimund von St. Gilles, Graf von Toulouse, war, der zuerst als Zeichen der Weihe ein rothes Kreuz auf seine rechte Schulter heftete. Zum Anführer dieser Schar wurde der Herzog Gottfried von Niederlothringen und Brabant, bekannt unter dem von seiner Stammburg Bouillon entlehnten Namen, Gottfried von Bouillon, erwählt. Mit der ungeheuern Masse von 90,000 Mann zog er aus, ging durch Ungarn und die Länder des griechischen Kaisers. Zu gleicher Zeit mit andern Fürsten, zog ein ebenso großer Haufen durch Italien und von da zu Wasser nach Constantinopel. Ohne Gottfried's Standhaftigkeit und Umsicht hätte sein Zug ein ebenso trauriges Ende genommen, als der von Peter unternommene; denn die Beschwerden des Marsches auf schlechten Wegen, der öftere Mangel an Lebensmitteln, das ungewohnte Klima und ansteckende Krankheiten, rafften Menschen und Rosse weg. Dazu kam, daß Uneinigkeit unter den Anführern entstand, daß die Griechen treulos genug waren, statt zu helfen, aus Neid das Heer absichtlich in gefahrvolle Lagen versetzten. Kurz, es schoben sich Hindernisse und Schwierigkeiten aller Kraftanstrengung so in Masse entgegen, daß sich des Heeres wie der Anführer Unzufriedenheit und Muthlosigkeit bemächtigte. Wäre Gottfried nicht gewesen, hätte er nicht durch Kühnheit und durch sein Beispiel der Unverdrossenheit und Verachtung aller Beschwerden, Muth eingeflößt, so wäre das ganze Unternehmen gescheitert. So aber ging es gut. Ein Sieg folgte dem andern, und hierdurch ermuthigt, schlug das zwar sehr zusammengeschmolzene Heer sich vorwärts. Syriens Hauptstädte fielen, Antiochien ergab sich und im Sommer 1099 war Jerusalem in den Händen der freudetrunkenen Christen. Man wählte Gottfried zum Könige des neu zu gründenden Königreichs Jerusalem. Doch nicht mit diesem Titel ließ er sich bekleiden, nur den eines Beschützers des heiligen Grabes nahm er an. Sein Erstes war, die Herbergen und das Krankenhaus für Pilgrime zu besuchen. Vorsteher davon war Gerhard, von der Insel Martigues in der Provence abstammend, den die Untergebenen Rector nannten. Dieser gemeinschaftliche Vater aller Hilflosen empfing den großen Sieger mit Freuden und Ehrfurcht und nahm alle Kranken und Verstümmelten des Heeres auf in seine Pflege. Aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl mitzuwirken an diesem großen Institut für das Wohl der Christenheit, entschlossen sich viel Edle des Heeres, hier zu bleiben und zur Ehre Gottes dem Dienst der Kranken sich zu widmen. Gottfried genehmigte dies, sowie, daß Brüder und Schwestern, ihrer Verbindung durch eine gesetzliche Form Dauer zu verschaffen, als Ordenskleid ein einfaches schwarzes Gewand anlegten, an dessen linke Seite ein weiß leinenes Kreuz geheftet ward. Der Patriarch von Jerusalem legte den Brüdern selbst dieses Gewand an und nahm ihnen am Fuße des heiligen Grabes die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Papst Paschal II. bestätigte dies Alles, verlieh dem Orden wichtige Vorzüge und Gottfried schenkte ihm große Besitzungen im eroberten Lande.

Der erste Kreuzzug war nun geendet. Das Heer kehrte in die Heimath zurück, aber Gottfried blieb, sowie sein Bruder Balduin, seine Freunde, der tapfere Tankred und Bohemund, Fürsten von Tarent, die er alle mit Ländern belehnte. Im J. 1100 starb Gottfried, sein Bruder Balduin folgte ihm unter dem stolzen Titel eines Königs von Jerusalem, doch nicht in seinen weisen Einrichtungen. Tollkühn und wild lebte er, und bald erlag er diesem regellosen Treiben. Auch Gerhard entschlummerte 1118. Diesem folgte der schon erwähnte einsichtsvolle Raymund du Puy, als Vorsteher der Hospitaliter, welcher eine förmliche Ordensregel oder Statuten einführte [1]) und die Ordensglieder, außer den erwähnten Gelübden, noch zu dem der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen und des eroberten Reichs verband. Die Brüder theilten nun ihre Zeit zwischen Waffenübungen und Kriegen, zwischen den Werken der Menschenliebe und Hospitalität, und hierdurch bildete sich die Anstalt zu einem geistlichen Militairritterorden um. Der Neigung und Denkungsart des europäischen Adels entsprach eine solche Anstalt ganz. Er strömte nach Palästina, um Theil daran zu nehmen. Hierdurch wuchs die Zahl der Ordensmitglieder so an, daß Raymund sie nach den Nationen, von welchen sie abstammten, abtheilte. Solcher Abtheilungen oder Zungen (lingua, Zunge, Sprache) waren acht; nämlich: Provence,

1) Ihren Hauptinhalt, mit Übergehung der bloßen Disciplinarregeln, findet man in Falkenstein's Geschichte des Johanniterritterordens. (Dresden 1833.) S. 16.

Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien nebst Catalonien und Navarra, Castilien mit Portugal, Teutschland und England. Später wurde ein Ordensrath aus den Rittern erwählt, der das Oberhaupt seiner Nation war. Ihm lag die administrative Leitung des Ganzen ob. Die gesetzgebende oder souveraine Gewalt des Ordens hatte ein Generalcapitel, welches die Repräsentanten aller Nationen des Ordens bildeten. Die Großwürdenträger oder Ordensämter waren stets in den acht Zungen vertheilt und wurden immer nur von Rittern aus einer und derselben Nation erwählt. Sie waren Erbämter der Zungen und ihre Inhaber dirigirende Vorsteher derselben. Sie hießen namentlich: 1) Großkomthur, der Finanzminister, Präsident der Schatzkammer, gehörte der Zunge der Provence an. 2) Großmarschall, der General der Infanterie, Kriegsminister, gehörte der Zunge von Auvergne. 3) Hospitalier, der Oberaufseher der Wohlthätigkeitsanstalten, der Zunge von Frankreich gehörig. 4) Admiral, der Befehlshaber der Seemacht, der von Italien gehörig. 5) Granconservator auch Drapier genannt, der Minister des Innern. Sein Titel war Castellan d'Emposta. Er gehörte der Zunge von Aragonien mit Inbegriff der von Navarra und Catalonien. 6) Turkopilier, der General der Cavalerie, der englischen Zunge angehörig. 7) Großballei, der Oberaufseher der Festungswerke, zur teutschen Zunge gehörig und 8) Großkanzler, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der von Castilien gehörend.

Diese acht Zungenhäupter nannte man Ballivi conventuales. Sie bildeten gleichsam den geheimen Rath des Großmeisters. Außer dem Convente waren die Prioren die höchste Behörde ihrer Provinz. Jedes Priorat umfaßte vier Commenden. Unter ihnen standen die ballivi capitulares, sowie die Ehrenballivi, welche den Titel einer Ballei führten, ohne daran Theil zu haben. Die Prioren, wie die Großwürdenträger und die Baillis, trugen neben dem leinenen auf der Brust, ein großes goldenes Kreuz um den Hals.

Nach den Ballivis folgten die Komthure, die Verwalter der Ordensgüter. Die Ritter konnten nur aus einer der acht Zungen, nie aus einer anderen, nicht darunter begriffenen Nation gewählt werden. Ihrer Geburt zufolge hießen sie Cavalieri di Giustitia. Waren sie ohne bewiesenen Adel, nur des Verdienstes wegen in den Ritterstand erhoben und Ordensmitglieder, so hießen sie Gnadenritter. In der Regel mußten acht Ahnen nachgewiesen werden. Bei Spaniern und Italienern waren vier genug, bei Teutschen aber 16 erfoderlich. Auch Kapellane und Priester hatte der Orden, sowie noch Cavalieri di devotione oder weltliche Ritter von hohem, meist fürstlichem Range, welchen gestattet war, bei dem leinenen Kreuz auf dem Mantel, um den Hals noch ein goldenes zu tragen. Endlich gab es noch Donaten oder Halbkreuze. Dies waren Männer von unbescholtenem Rufe, die zwar geloben mußten, dem Orden treu, hold und gewärtig zu sein, aber dabei weltlich blieben. Sie wurden als Verwalter der Herbergen angestellt, durften aber nur ein halbes Kreuz tragen.

Die gute Verfassung ihres Ordens verschaffte den Johannitern von fast allen europäischen Regenten ansehnliche Freiheiten und Vorzüge vor dem weltlichen Adel. Außer der vom Papst Paschalis ihm verliehenen Befreiung der Abgaben und der bischöflichen Gerichtsbarkeit begünstigte ihn auch auf vielfache Weise Papst Hadrian IV.[2]). Das that auch Kaiser Friedrich I., indem er den Orden unter den Reichsschutz stellte und seine Mitglieder und Güter von allen Abgaben, Diensten u. s. w. freisprach; welche große Gerechtsame alle folgende Kaiser bestätigten, vermehrten und dem erhabenen Meister des Hospitals stets große Ehrfurcht bezeigten. Fort und fort vergrößerte sich der Orden durch glückliche Feldzüge, besonders seitdem der neben ihm entstandene Orden der Templer ihm im Zwecke der Aufrechthaltung des Thrones von Jerusalem, in der Vertheidigung desselben gegen die ihn stets umschwärmenden und umlagernden Sarazenen und Türken, beistand. Ein merkwürdiges Beispiel, in welchem hohen Ansehen der Orden stand, war: daß Alphons I., König von Aragonien und Navarra, der sich König von Spanien nannte, im Jahre 1131 die Johanniter und Templer zu Erben seines Reichs einsetzte. Zwar wurde von den Großen des spanischen Reichs diese Erbeinsetzung nicht anerkannt, jenen aber doch der Besitz desselben auf den Fall zugesagt, daß die erwählte Königin Petronella ohne Erben abgehen sollte.

Je höher aber die Macht des Ordens stieg, desto üppiger und übermüthiger wurden seine Glieder, desto weniger achteten sie ihre Gesetze, ihre Gelübde. Uneinigkeiten unter sich, sowie Zwistigkeiten mit ihren, bisher gleiche Zwecke verfolgenden, Brüdern, den Templern, schwächten ihre Kraft, und das Sprüchwort: Hochmuth geht vor dem Fall, traf auch hier zu. Nach blutigen Kämpfen mit den nach dem Wiederbesitz von Jerusalem stets strebenden Ungläubigen fiel das Reich von Jerusalem am 12. Oct. 1187, nach 80 Jahren christlicher Herrschaft, in die Hände des Sultans Saladin von Ägypten zurück und der Orden mußte seinen Hauptsitz in die Feste Margat verlegen. Als aber zur Wiedereroberung jenes Verlustes, besonders durch die Anstrengungen der Könige von England und Frankreich, Richard und Philipp August und mit Hilfe der Johanniter, im J. 1191 Ptolemais oder Acre wieder erstürmt waren, erhielten Letztere diesen Ort zum Hauptsitz angewiesen. Philipp August war des Kampfes müde und kehrte heim. Richard hingegen setzte ihn kräftig, aber mit abwechselndem Glück fort. Er schloß mit Saladin das Jahr darauf, 1192, einen dreijährigen Waffenstillstand, wobei den Christen die ungehinderte Pilgerschaft nach dem heiligen Grabe vorbehalten ward. Innere Unruhen in den Staaten des Feindes veranlaßten aber die Christen, vom Papste Cölestin unterstützt, den Waffenstillstand zu brechen und einen neuen Kreuzzug zu beginnen. Die Wortbrüchigkeit wurde streng bestraft. Saphadin, der nach seines Bruders Saladin Tode des

2) Die geistlichen Privilegien des Ordens sind in der Bulle Anastasius' IV., „Christianae fidei religio" d. d. 12. Calend. Nov. 1154. (bei Mansi XXI, 780) zusammengefaßt.

Reichs sich bemächtigt, seinem Neffen das ganze väterliche Erbe entrissen hatte, überfiel Jaffa, und 3000 Pilger und Kreuzfahrer fanden hier den Tod. Schrecklichere Rache hätte er noch genommen, wäre er nicht durch die Mißhelligkeiten unter den Oberhäuptern der Ungläubigen genöthigt gewesen, zurückzukehren und deshalb einen neuen Waffenstillstand auf 6 Jahre zu schließen. Wenn nun auch in dieser Zeit nicht offen gestritten ward gegen die Ungläubigen, so wurde doch insgeheim zum künftigen Kampfe gerüstet, der nach Verlauf jener Jahre mächtig, doch stets mit sehr abwechselndem Glücke geführt ward. Vom Sultan von Damaskus wurde Acre, wiewol umsonst, bestürmt. Andreas, König von Ungarn, Leopold von Österreich und Ludwig von Baiern unternahmen 1216 einen neuen Kreuzzug, an dessen Spitze Ersterer sich stellte. Im J. 1228 stand an der Spitze eines neuen Zugs Kaiser Friedrich II. selbst. Doch kaum hatte er ihn begonnen, so rief ihn die Kunde zurück, daß Unruhen in seinem Reich gegen ihn ausbrechen sollten. Und da er überhaupt nicht Freund der Johanniter wie der Templer war, so schloß er wider Willen derselben mit dem Sultan von Ägypten einen zehnjährigen Frieden. Dieser war für den Unternehmungsgeist der Ritter von großem Nachtheil, ungeachtet er der Christenheit die Stadt Jerusalem, doch ohne Mauern, zurückgab. War indessen auch während der zehn Jahre ihre Wirksamkeit in Palästina gänzlich gehemmt, so zeichneten sie sich desto mehr in Spanien gegen die Mauren aus. Diesen entrissen sie das fruchtbare Valencia, wofür König Jacob von Aragonien sie königlich mit Besitzungen belohnte.

Wiewol nun auch nach abgelaufenen Friedensjahren der Kampf der Ritter gegen die Ungläubigen in Palästina wieder begann, und wie viele Kreuzzüge jene auch gegen diese unternahmen, so sank doch ihre Macht in diesem Lande immer mehr. Was sie erobert hatten und behauptet, es wurde allmälig ihnen alles wieder entrissen. Auch Acre, ihre letzte Besitzung hier, verloren sie 1291 und nun befand sich das Grab des Erlösers und die ganze heilige Erde in der Gewalt von Muhammed's Verehrern. Der kleine Rest der Johanniter flüchtete sich nach der Insel Cypern, wo König Johann sie gastfrei aufnahm und ihnen die Stadt Limisso einräumte. Der Großmeister, Johann von Villiers, berief hierher alle in christlichen Provinzen zerstreuten Ritter, welche auch zahlreich herbeiströmten, sodaß man noch kein größeres Ordenscapitel sah, als das, was jetzt hier gehalten ward. Villiers belebte mit neuem Geiste die Brüder, erhob die Bekämpfung der Ungläubigen zum unerschütterlichen Statut des Ordens und legte zu dessen späterhin so bedeutender Seemacht den Grund. Das Ansehen des Ordens und seine Macht wuchsen hierdurch von Neuem, sodaß selbst der Kronprinz von Aragonien, Don Juan, sich bewogen fand, freiwillig der Thronfolge zu entsagen und das Johanneskreuz zu nehmen.

Unruhen, welche in Cypern ausbrachen, die Johanniter und Templer in Verdacht geheimer Theilnahme brachten und den König veranlaßten, von beiden Orden einen Tribut zu verlangen, erzeugte aber bei Ersteren den Entschluß, Cypern zu verlassen und sich einer Insel in der Nähe von Palästina zu bemächtigen. Ihre Wahl fiel auf die Insel Rhodus, welche damals von einigen Edlen aus dem Hause Gualla unter der Oberhoheit des griechischen Kaisers Andronikus beherrscht ward. Der Orden war so glücklich, im J. 1309 Rhodus zu erobern. Dieser Umstand und der zu derselben Zeit erfolgte Untergang des Tempelherrnordens, von deren Besitzungen ihnen viele zugesprochen wurden, hob die Macht und das Ansehen der Johanniter wieder außerordentlich. Alle europäische Nationen legten ihnen jetzt einstimmig den Namen Rhodiserritter bei. Über alle zu Rhodus gehörenden Inseln übte, wiewol nicht ohne häufige Anfechtungen von Außen, der Orden die vollste Souverainität. Seine Macht war der der größten Staaten Europa's gleich. Aber je mehr diese wuchs, je ansehnlicher die Einkünfte wurden, die Schatzkammern sich füllten, desto mehr nahmen auch Üppigkeit, Uneinigkeit und Vergessen ihrer ursprünglichen Bestimmung und Zwecke unter den Rittern wieder zu. Dessenungeachtet behaupteten sie das von ihren Feinden oft bedrohte Rhodus über zwei Jahrhunderte hindurch und verloren es nur in Folge einer Uneinigkeit unter sich. Philipp Villiers de l'Isle Adam war nämlich 1521 im Januar zum Großmeister erwählt, welchen wichtigen Posten auch Andreas von Amoral, Ordenskanzler, zu erhalten strebte. Das Scheitern der Plane des Letzteren erzeugte bei ihm den Entschluß, zu bewirken, daß Villiers der letzte Großmeister auf Rhodus sein sollte. Vermöge seiner Stellung wußte er um Beschlüsse gegen die Türken. Durch einen Juden theilte er diesen alles mit, was zu einer Belagerung und Einnahme von Rhodus günstig sein konnte. Soliman erschien im Sommer 1522 mit einer großen Kriegsflotte von 400 Segeln und 140,000 Streitern am Bord auf der Höhe von Rhodus. Mit nur 4500 Mann und 600 Reitern konnten die Ritter dem Feinde entgegentreten. Dessenungeachtet und ohne daß Hilfe von Außen kam, um welche der Großmeister vergebens flehte, vertheidigten sie die Feste an sechs Monate lang. Endlich aber erlag diese, zerstört und in einen Steinhaufen verwandelt, der Übermacht des gewaltigen Soliman's. Im December 1522 verließen der heldenmüthige Villiers und die wenigen übriggebliebenen Ritter, die 220 Jahre lang in ihrem Besitz gewesene Insel Rhodus, welche sie gegen drei in dieser Zeit unternommene Belagerungen glücklich vertheidigt hatten. Männer, Weiber und Kinder des Eilandes, an der Zahl 5000, folgten in 50 Segeln. Ein Sturm nöthigte sie in die Häfen von Candia zu flüchten. Erst im Mai 1523 kam Villiers nach Messina, das ihm der Vicekönig Pignatelli zum Aufenthalt anbot. Von hier vertrieb ihn die Pest. Er ging mit seiner Colonie nach Civita-Vecchia. Vom Papste Hadrian wurde er freundlich empfangen, und als dieser bald darauf starb, wies ihm dessen Nachfolger, Julius von Medici, die Stadt Viterbo im Kirchenstaate zum einstweiligen Aufenthalte an, sowie seinen Schiffen den Hafen von Civita-Vecchia. Nach vielfältigen Unterhandlungen zwischen dem Papste und Kaiser Karl V. überließ Letzterer dem Orden im J. 1530, in der Hoff-

nung, durch ihn eine gute Vormauer gegen die afrikanischen Raubstaaten zu erhalten, die Schlösser und Festungen auf Malta, Gozzo und Tripolis mit allen Gerechtsamen als ein Lehn und unter verschiedenen Bedingungen, worunter auch die war, dies Lehn zurückzugeben, falls der Orden je Rhodus wieder erobern sollte. Am 26. Oct. 1530 landeten Großmeister und Ritter in diesem ihrem neuen Besitzthum und nannten sich nun Malteserritter.

Auch hier kämpften sie wacker mit und für Kaiser Karl gegen die Türken und die afrikanischen Raubstaaten. Bei der von Karl im Jahre 1541 versuchten, aber unglücklichen Eroberung Algiers ertheilte dieser sieben Jahre darauf dem Admiral der Ordensgaleeren, Georg Schilling, wegen seines heldenmüthigen Benehmens, sowie dem Johannitermeisterthum, die Reichsfürstenwürde. Spätere thatenreiche und heldenmüthige Unternehmungen des Ordens veranlaßten die fromme Königin Maria von England, diesem die Güter zurückzugeben, welche ihr Vater Heinrich VIII. und ihr Bruder Eduard VI. mit gänzlicher Aufhebung der englischen Zunge um das Jahr 1534 eingezogen hatten.

Den Culminationspunkt seines Ansehens und seiner Macht erreichte der Orden unter dem Großmeister de la Valette. Mit Weisheit und Gerechtigkeit bekleidete dieser seinen Posten von 1557 bis 1568. Unter ihm mislang, durch kluge Leitung einer tapferen Gegenwehr, eine harte, vier Monate lang dauernde, Belagerung und Bestürmung Malta's, von den Osmanen unternommen. Und durch die Stadt, welche er erbauen ließ, die noch jetzt seinen Namen Lavalette führt, setzte er sich ein dauerndes Monument in des Ordens Annalen und in der Geschichte der Insel. Nach seinem Tode schienen die Bande der Eintracht und Ordnung unter den Rittern aufgelöst. Es entstand eine Verschwörung gegen den Großmeister de la Cassière, welcher den Ehrgeizigen unter den Rittern, die gern selbst zu dieser Würde gelangen wollten, zu lange lebte. Sie gingen soweit, ihn zu Niederlegung seines Amtes aufzufodern, und da er sich dessen weigerte, thaten sie den unerhörten Schritt, ihr Oberhaupt, unter dem Vorwande, daß seine Altersschwäche ihn zur Verrichtung seines Amtes unfähig mache, fest zu nehmen. Dies geschah 1588. Der Papst, entrüstet über solch Benehmen, beschied sogleich in einem Ausschusse die Aufrührer, wie den festgenommenen Großmeister vor sich. Des Letzteren Einzug in Rom war von der höchsten Auszeichnung. Der Spruch des Gerichts setzte den Greis wieder in seine Würde ein und verdammte die Verbrecher zum Tode, was jener jedoch durch Fürbitte abwendete.

Unter den folgenden Großmeistern und bis zum Jahr 1648 fielen zwar nicht solche Scenen im Innern des Ordens wieder vor, aber nie kehrte seine frühere Einigkeit und daraus hervorgehende Kraft zurück, wiewol er in den Kämpfen gegen die Ungläubigen und gegen Seeräuber nicht nachließ. Auch das Eindringen der Jesuiten auf Malta und in die inneren Angelegenheiten des Ordens wirkte störend. Ein harter Schlag aber traf ihn 1648 unter der Regierung des Großmeisters Laskaris. Hier nahm ihm der westfälische Friede fast alle seine Besitzungen in Teutschland, welche in Ländern protestantischer Fürsten lagen. Im J. 1653 erwarb er zwar durch Kauf die Insel St. Christoph als Ordenssitz auf der andern Hemisphäre, nebst den benachbarten Inseln Barthelemi, S. Martin, St. Croix mit allen darauf liegenden Besitzungen für die Summe von 120,000 Franken; allein schon 1665 wurde alles wieder an eine Handelsgesellschaft verkauft, da kein Vortheil aus diesen Besitzungen hervorgehen wollte.

Eine glänzende Zeit, eine fortlaufende Kette von siegreichen Thaten des Ordens war nochmals unter der Regierung des Großmeisters Roccaful, der von 1697 bis 1720 an seiner Spitze stand. Überall triumphirten seine Waffen über die Feinde der Christenheit und besonders über den Halbmond, und überall verlangten und erhielten christliche Mächte des Ordens Beistand im Kampfe gegen die Ungläubigen.

Prinz Emanuel von Rohan, der 1775 als Großmeister eintrat, wirkte besonders thätig auf geistige Bildung des Ordens. Durch das ein Jahr nach seinem Antritt veranstaltete Generalcapitel — es war das letzte — ward er der neueste Gesetzgeber des Ordens, indem das Ergebniß des Capitels ein neuer Codex für den Orden war, der 1782 gedruckt erschien. Auch in die Gerichtsverfassung brachte Rohan mehr Ordnung. Im J. 1781 erwarb der Orden den größten Theil der Güter des aufgehobenen Ordens der Spitalherren des heiligen Anton's von Vienne und zu gleicher Zeit erhielt er seine ihm schon längst ungerechter Weise entrissenen Güter in Polen zurück. Im Jahre 1782 überließ Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern die in seinem Lande gelegenen Güter des hier zehn Jahre früher aufgehobenen Jesuiterordens ebenfalls dem Johanniterorden, wodurch die seit der Reformation erloschene Zunge in Baiern eine neue an die Stelle der englischen begründete, welche den Namen der englisch-bairischen Zunge erhielt.

So schien unter Rohan's Leitung der alte Orden noch einmal aufzublühen und sich zu verjüngen. Doch, es war nur das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Den ersten und heftigsten Blitz schleuderte auf die durch Alter und Macht ehrwürdige Gesellschaft die französische Republik. Durch ein Decret vom 19. September 1792 erklärte sie alle Ordensgüter in Frankreich für Staatseigenthum und denjenigen für unfähig, französischer Bürger zu sein, welcher eine Ahnenprobe verlangte oder ablegte. Der in Frankreich verfolgte Adel suchte eine Zufluchtstätte auf Malta und fand sie; Rohan unterstützte ihn über seine Kräfte. Die letzte Handlung dieses ausgezeichneten Mannes war der Abschluß eines Vertrags mit Kaiser Paul I. von Rußland, wodurch Rußland zu einem Großpriorat erhoben, der englisch-bairischen Zunge einverleibt ward und der Orden in diesem Reiche ein Geschenk an Land erhielt, das 300,000 Fl. eintrug. Dies geschah im J. 1797, in welchem auch Rohan starb. Ihm folgte Joseph, Freiherr von Hompesch, aus Düsseldorf gebürtig, der erste und auch der letzte Teutsche, welcher zu dieser Würde gelangte. Hompesch war ein schwacher, dem ihm anvertrauten Posten, besonders in so stürmischer Zeit, wie die seiner Regierung, nicht gewachsener Mann. Seine erste Handlung war,

dem Kaiser Paul, der mit blinder Vorliebe dem Malteserorden, wie allem Ritterthümlichen zugethan war, mit ausgezeichneter Feierlichkeit für solche Gesinnungen zu danken. Er sandte den Komthur von Litta als außerordentlichen Botschafter nach Petersburg. Dieser überreichte dem Kaiser das Ordenskreuz, das Lavalette einst getragen haben sollte, sowie dessen Waffenrock. Außerdem war er noch der Überbringer vieler alter, noch von Rhodus herstammender Ordenskreuze, welche Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses erhielten [3]), sowie des Schreibens, worin der Kaiser ersucht ward, Beschützer des Ordens sein zu wollen.

Aber selbst solche hohe Protection war nicht mehr zureichend, die Wetter zu beschwören, welche sich an Malta's Ordenshimmel aufthürmten. Das französische Directorium hatte auf Malta Kundschafter, Aufwiegler und Freiheitsprediger durch Geld zu gewinnen gewußt, das Volk für sich bearbeiten lassen, und mit einem Male war der Großmeister von einer Rotte Verräther umgeben, unter denen sich selbst Vertraute von ihm befanden. Seine Schlaffheit hielt dies der Beachtung ebenso wenig werth, als die ihm von allen Seiten zugehenden Nachrichten, daß die Franzosen Malta scharf ins Auge gefaßt hätten. Statt sich zu rüsten, auf Vertheidigung zu denken, verblieb er in einer unbegreiflichen Unthätigkeit. Plötzlich erschien am 9. Juli 1798 Napoleon Bonaparte mit 194 Segeln vor Malta, zwar nur um frisches Wasser mitnehmen zu wollen, doch als man dies ihm abschlug, landete er, und drei Tage später war Malta in französischen Händen, denn in Lethargie versunken, wurde von dem Großmeister jeder Vorschlag zur Vertheidigung abgewiesen und dadurch des Ordens Schwungkraft gelähmt. Malta, das bis dahin unüberwundene Malta, wurde in der Nacht des 12. Juli übergeben, ohne daß ein Kanonenschuß zur Vertheidigung geschah, und Hompesch blieb im Verdachte, es verhandelt zu haben, denn im Capitulationsvertrage ist nur von seiner, nicht von des Ordens Entschädigung die Rede. Hompesch begab sich mit seinem Hofstaate nach Triest. Die Ritter zerstreuten sich nach allen Gegenden und von den französischen reihten sich mehre dem siegenden Heere an. Einstimmig war es der Wunsch germanischer Zunge, daß Hompesch wegen der Übergabe von Malta sich vertheidigen solle; indessen ergab es sich bald, daß er ein Opfer geheimer Intriguen von Verräthern geworden, welche ihn durch falsche Berichte über den Vollzug seiner Befehle zur Vertheidigung hintergangen hatten.

Die Nachricht von Malta's Schicksal empörte die russischen Priorate aufs Höchste. Man sagte sich von Hompesch los und lud die anderen Großpriorate ein, gemeinschaftliche Sache zu machen. Zu gleicher Zeit ward von ihnen am 16. December 1798 Kaiser Paul als Großmeister ausgerufen und an alle Zungen erging die Aufforderung, dem neuen Oberhaupte zu huldigen. Paul's Wahl fand jedoch großen Widerspruch, selbst beim Papste, und Kurfürst Maximilian von Baiern hob am 21. Febr. 1799 in seinem Staate den Orden ganz auf, um allem Streite mit Paul vorzubeugen. Hompesch entsagte jetzt, verließ Triest, irrte in Teutschland und Italien umher und starb 1803 in Dürftigkeit. Kaiser Paul faßte nun den Entschluß, den Johanniterorden zum ersten militairischen Institut der Erde zu erheben, dadurch den europäischen Adel an seine Person zu fesseln und ihn unter sich zu verketten, wodurch nur, nach seiner Meinung, die Erhaltung aller Throne gesichert sein könne. Auch Malta sollte wieder erobert werden. Doch nicht so wollte es das Fatum. Im September 1800 entrissen die Engländer den Franzosen diese Insel und am 23. März 1801 wurde Paul ermordet. Sein Sohn, Kaiser Alexander, ließ zwar in seinem Reiche die bestehenden Institute des Ordens, die Großmeisterwürde nahm er aber nicht an, nannte sich nur des Ordens Protector. Im Frieden von Amiens 1802 keimte noch einmal die Hoffnung, daß Malta dem Orden wieder werden solle, aber umsonst. Die Mächte fanden es ihren Verhältnissen angemessener, die Besitzungen des Ordens als Staatsgut einzuziehen. Der presburger Friede 1805 und der Rheinbund nahmen dem Johannitermeister in Heitersheim alle Besitzungen im westlichen Schwaben. Von den acht Zungen hatte sich die englische schon längst getrennt, die französische verlor in der Revolution ihr Dasein, die castilische und aragonische trennten sich durch den Frieden von Amiens von Malta und die italienische nebst der teutschen mußte aufhören. Die Ritter waren indessen doch bemüht, eine Verbindung unter sich zu erhalten. Sie wählten daher im September 1802 den Prinzen Ruspoli zum Großmeister, welche Wahl Papst Pius VI. auch bestätigte. Doch schon 1805 resignirte dieser. Nun wählten sie den Grafen Tomasi aus der italienischen Zunge, der in hohem Alter starb, während seiner Amtsführung aber, soviel als es die Umstände zuließen, für das Beste des Ordens wirkte. Ihm folgte nun der Bailli Caraciolo als Großmeister. Der Sitz des Ordens war bisher Catanea in Sicilien gewesen, 1826 wurde es Ferrara. Als Preußen dem Beispiel anderer Staaten folgte und die in seinem Bereiche liegenden Besitzungen des Ordens in dem Jahre 1810 und 1811 auch aufhob, sie für Staatseigenthum erklärte — was auch im westfälischen Königreiche geschah — da sank des Ordens Macht und Reichthum vollends. Seitdem besteht er nur noch aus dem Großpriorate in Böhmen und aus zwei dergleichen in Rußland. Wenn man dies nun auch noch als ein Privatfortleben des Ordens gelten lassen will, so ist er doch in seinem öffentlichen Leben, in seinen eigentlichen Zwecken als völlig erloschen zu betrachten; denn die Decoration, die man in Preußen unter dem Namen eines Johanniterordens vergibt, ist nichts, als, wie sie eben genannt ist, eine gewöhnliche Ordensdecoration, deren es so viele gibt. Sie hat mit dem St. Johanniterorden nichts weiter gemein als das weiße Kreuz und, daß solches nur an einen Adeligen verliehen wird. Nachdem nämlich des Johanniterordens Güter in der preußischen Monarchie eingezogen waren, vermehrte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen die Zahl der preußi-

3) Das dabei beobachtete prachtvolle Ceremoniel beschreibt Boisgelin in seinem Malte ancienne et moderne. 3. Bd. S. 129.

schen Orden noch um einen, diesen sogenannten preußischen Johanniterorden.

In der darüber unterm 23. Mai 1812 emanirten Urkunde heißt es: daß die Stiftung dieses Ordens „zum ehrenvollen Andenken der aufgelösten Ballei Brandenburg des St. Johanniterordens" geschehe. Der König ist souverainer Protector dieses Ordens, ernennt den von ihm abhängigen Großmeister und vertheilt ihn als einen Beweis seiner Gnade. Die Inhaber, deren Zahl unbeschränkt ist, bilden nur eine Classe, müssen aber, wie erwähnt, adelig sein.

Das Ordenskreuz ist golden, achtspitzig und weiß emaillirt. In seinen vier Theilen sind schwarze preußische Adler mit Krone und ausgebreiteten Flügeln. An einem schwarzen Bande wird es um den Hals getragen, und dabei auf der linken Seite des Kleides dasselbe Kreuz ohne die Adler, von weißem Zeuche oder von weißer Seide gestickt. Der Großmeister unterscheidet sich dadurch, daß er beides größer trägt. Alle Mitglieder haben das Recht, zu diesem Orden eine Uniform, scharlachroth, weißen Kragen und Aufschläge, mit goldenen Litzen, weißem Futter und weißen Unterkleidern, goldenen Epaulets, worauf das simple weiße Ordenskreuz liegt, nebst gelben Knöpfen mit weißem Ordenskreuz zu tragen. Auch dürfen sie das Kreuz in ihr Wappen aufnehmen.

Alle bis zur Auflösung der Ballei Brandenburg wirklich eingekleideten Malteserritter wurden gleich bei der Stiftung dieses neuen Ordens zu Rittern desselben ernannt und behielten das Ordenskreuz, wie es sonst war, nämlich: mit goldenen Adlern, statt der schwarzen und mit einer goldenen Königskrone über dem Kreuze. Denen, die frühere Anwartschaften auf den Orden hatten, blieb es freigestellt, auf den Grund derselben um die Ertheilung des neuen Johanniterordens nachzusuchen.

Daß der Johanniterorden, zum Theil wenigstens, zu neuem Leben wieder hervorgerufen werden soll, ergibt sich aus einer in öffentlichen Blättern befindlichen Nachricht, nach welcher der Kaiser Ferdinand I. von Österreich unterm 15. Januar 1839 seinem Oheim, dem Erzherzog Rainer, Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs, die Entschließung mitgetheilt hat: den alten „ehrwürdigen" St. Johanniterorden für Italien wieder herzustellen und namentlich ein lombardisch-venetianisches Priorat zu stiften. Mit dem souverainen Convent des Ordens, der für jetzt in Rom residirt, wird über die Statuten und Modalitäten von der Staatskanzlei in Wien verhandelt werden, bevor die wirkliche Errichtung des Priorats zu Stande gebracht wird. Als Eigenthum soll dieses die Kirche der Malteserritter und das Gebäude des alten Priorats in Venedig erhalten, sowie eine jährliche Dotation von 2000 Fl. aus dem Staatsschatze. Zugleich sind die adeligen Familien der Provinzen Österreichs ermächtigt, über die Gründung der betreffenden Commenden mit den Ordensvorstehern in Unterhandlung zu treten, damit sich das neu errichtete Priorat erweitere. Die Wiederherstellung des Johanniterordens, welche eigentlich wol nicht zeitgemäß sein möchte, geht aus der österreichischen Politik hervor: den alten Adel dem Throne näher zu führen, indem das Band zwischen beiden in der Napoleonischen Zeit und der der Umtriebe häufig durchbrochen wurde.

Ferner hat König Ferdinand II. von Sicilien durch ein am 2. Januar 1840 publicirtes Decret den Malteserritterorden in seinen Staaten in dieser Form wieder hergestellt. Art. I. Der religiöse Orden der Johanniter- oder Malteserritter ist in allen unsern Staaten im Sinne seiner Regeln und Statuten wieder anerkannt und hergestellt. Er soll gleich jeder anderen geistlichen Corporation zum Genuß alles und jedes bürgerlichen und kanonischen Rechts den gegenwärtig bestehenden Gesetzen gemäß zugelassen werden. Art. II. Dem wiederhergestellten Orden werden acht Commenthurien als wirkliches und bleibendes anerkanntes Eigenthum bewilligt; diejenigen nämlich, welche 1815 auf landesherrlichen Befehl an frühere, jetzt noch lebende Ordenstitulare abgegeben wurden. Sie sind: Saracena; Buonanno St. Giovanni di Taormino; St. Silvestro di Bagnara; Benevento, soweit es neapolitanisch ist; Aquila; Schettina di Albiggiano; Colli di Palermo; Vizzini. Art. III. Wir erlauben jedem unsrer Unterthanen, neue Malteserritter-Commenden im Sinne des Ordens innerhalb unsrer Staaten zu fundiren, mit der Bedingung, daß, wie die mit Art. II. bezeichneten, von uns dem Orden zurückgegebenen, so auch die neuen unter die oberste Leitung von Individuen, die uns unterthan sind, gestellt werden. Art. IV. Wir werden in unsrer Residenz dem Orden ein Local zum Hospital überweisen, in welchem die Ritter ihrer Regel gemäß Krankenpflege ausüben können. Art. V. Unsrem Finanzminister und dem Statthalter von Sicilien ist die Execution dieser Verordnung anbefohlen.

Von der Literatur des St. Johanniterordens mögen hier die vorzüglichsten Werke genannt sein.

Hist. des chevaliers de l'ordre de St. Jean, commencée par *P. Boissat* et achevée par *Jean Baudouin*. 1629 et par *T. Naberat* 1659.

Boisgelin, Malte ancienne et moderne. Eigentlicher Bericht dessen, was zu einer vollkommenen Erkenntniß und Wissenschaft des hochlöblichen Ritterordens von St. Johann von Jerusalem zu Malta vonnöthen. 1650.

Vortrefflichkeit des weltberühmten Johanniter- oder Malteserordens von Jerusalem von Ch. v. Osterhausen. Augsburg. 1702.

Beckmann, Beschreibung des ritterlichen Johanniterordens und dessen Beschaffenheit im Herrenmeisterthum, vermehrt von J. Ch. Dithmar. Frankf. 1726. 4.

Codice del Sacro militare ordine Gierosol. riordinato per commandimento de S. generale capitolo celeb. nell' anno 1776. sotto gli auspici di S. A. Eminent. il Granmaestro Fra Eman. de Rohan. a Malta 1782. Fol.

De Naberat, Sommaire des privilèges octroyés à l'ordre de St. Jean de Jerusalem.

Wilcke, Geschichte des Tempelherrnordens. 2 Th. Leipzig. 1826 fg.

Falkenstein, Geschichte der drei wichtigsten Ritterorden des Mittelalters. Dresden 1831. und dessen Gesch. des Johanniterordens, ebenda 1833. (*F. Gottschalck.*)

Johanniterchristen, ſ. Zabier.

Johanniterinnen, ſ. Johanniter und Hospitaliterinnen im Art. Hospitaliter.

Johannitermeister, Johanniterorden, ſ. Johanniter

JOHANNITERORDENS-MÜNZEN. Aus den früheſten Zeiten des im 11. Jahrhunderte n. Chr. Geb. zu Jeruſalem entſtandenen Johanniterritterordens, und ſo lange er daſelbſt oder auf der Inſel Cypern ſeinen Sitz hatte, ſind bisher keine von demſelben herrührende Münzen aufgefunden worden. Erſt aus dem 14. Jahrhunderte, als der Orden ſeinen Sitz auf der Inſel Rhodus aufgeſchlagen hatte, ſind Münzen von ihm auf uns gekommen, und dieſe wenigen Gepräge in Silber und Kupfer gehören zu den numismatiſchen Seltenheiten. Auch aus dem Zeitraume, während deſſen der Orden nach ſeiner Vertreibung aus Rhodus ſich nach Candia, Venedig, Viterbo und Nizza wendete, ſind Münzen deſſelben ebenfalls nicht bekannt und vielleicht dergleichen gar nicht geſchlagen worden. Als aber im 16. Jahrhunderte der Orden ſeinen Hauptſitz auf der Inſel Malta aufſchlug und ſeine ſogenannten Zungen faſt über ganz Europa ausbreitete, gingen von demſelben, beſonders auf der Inſel Malta, mancherlei Münzen in Gold, Silber und Kupfer aus, welche, da ſie ſchwer zu bekommen und zum Theil ſelten geworden ſind, ebenfalls von den Münzſammlern ſehr geſchätzt werden. — Von den intereſſanteſten aller Johanniterordensmünzen wird nachſtehende Beſchreibung ausreichen:

I. Von Großmeiſtern auf Rhodus.

1) **Philibertus de Naillac, 1396—1421.**

Av. PHILI — — In der Mitte der Münze ein kleines N.

Rv. Unleſerliche, verwiſchte Umſchrift, in deren Mitte das Malteſerkreuz mit Ringen in den Ecken befindlich iſt.

(Iſt eine kleine Kupfermünze.)

2) **Emericus d'Amboise, 1503—1512.**

Av. F:rater MERICVS: DAmBOISE: MAGNVS: M:agister RhOD:iorum. Ein quadrirtes Schild, in deſſen erſtem und viertem Felde das Ordenskreuz, in deſſen zweitem und drittem Felde aber das Geſchlechtswappen des Ordensmeiſters befindlich iſt.

Rv. ECCE: AGNVS: DEI: QVI: TOLLIT: PECCAT:a M:undi. Das Opferlamm mit der Fahne.

(Iſt ein halber Thaler in Silber mit Mönchſchrift.)

3) **Fabricius de Caretto, 1513—1521.**

Av. F.ratris FABRICI. DE. CARETTO. M.agni MaGistR.i R.hodiorum. Des Großmeiſters quadrirtes Wappen, auf ähnliche Weiſe wie bei der vorigen Münze.

Rv. ECCE. AGNVS. DEI. QVI. TOLLIT. P.eccata M.undi. Das Bild des heiligen Johannes des Täufers.

(Thalerartige Silbermünze.)

II. Von Großmeiſtern auf Malta.

1) **Johannes von Homedes † 1553.**

Av. F. IO. HOMEDES. M. HOS. HIERosoli-M.orum †. Das Wappen.

Rv. S.ancte IO.annes ORA. PRO. NOBIS †. Das Ordenskreuz.

(Eine kleine Silbermünze, und vielleicht ein Taro.)

2) **Claudius della Sangle, 1553—1557.**

Av. MELITA LIBERATA. Eine Perſon mit der Friedenspalme auf einem auf dem Meere befindlichen Schiffe ſtehend.

Rv. TVRCA FVGATO. Ein galoppirender, das Schwert ſchwingender Reiter. Im Abſchnitte: 1555.

(Von Kupfer, und ſcheint ein Jetton zu ſein.)

3) **Johannes de la Valetta-Parisot, 1557—1568.**

A. Münzen in Silber:

a) Av. F.rater IOANNES DE. VALLETE. M.agister HOSP.italis HIE.rosolimorum. Ein quadrirtes Schild, die Wappen des Ordens und deſſen Großmeiſters, in der Art, wie vorhin erwähnt, enthaltend.

Rv. PROPTER VERITATEM ET IVSTICIAM. Das Haupt des heiligen Johannes des Täufers in einer Schüſſel liegend.

(Ein halber Thaler von 4 Tari.)

b) Av. F. IOANNES. DE. VALETA. M. HOSP. H. Das Wappen.

Rv. ECO. (sic!) QVI. TOLLIT. PECCATA. Das Opferlamm mit der Fahne.

(Ein Taro.)

B. Münzen in Kupfer:

a) Av. **SVB HOC SIGNO MILITAMVS.** † Das Ordenskreuz mit den zwiſchen deſſen Schenkeln geſetzten Buchſtaben **F. I. D. V.**, d. h. **Frater Joannes de Valetta.**

Rv. **NON AES SED FIDES.** † Zwei horizontalgeſtellte, aus Wolken kommende, verſchlungene Hände, darüber: + **VALETTE. M.agister**, darunter die Werthzahl: **T.ara 4.**

b) Av. **SVB HOC SIGNO MILITAMVS.** † In der Mitte der Münze das Ordenskreuz.

Rv. **NON. AES. SED. FIDES.** † Die beiden vorhin bezeichneten Hände, über welchen die Jahrzahl: 1567, und unter welchen die Werthzahl: T.ari 2. ſich befinden.

4) **Hugo de Loubenx-Verdale, 1582—1595.**

Av. **F.rater H.ugo DE. LOVBENX VERDALA. CARD.inalis M.agister HOSP. HIR** † Das mit dem Cardinalshut bedeckte Ordens- und Familienwappen des Großmeiſters.

Rv. + NON + AES + SED + FIDES + Contraſignirt mit fünf kleinen Wappenſtempeln, enthaltend: den Doppeladler, drei Lilien, das Haupt des heiligen Johannes, das Lamm mit der Siegesfahne und einen gekrönten offenen Helm. Unten die Werthzahl: **T.ari 4.**

(Eine durch den Aufdruck der Contreſtempel auf dem Reverſe ſonſt unkenntlich gewordene Billonmünze.)

5) Alofius de Wignacourt, 1601—1622.

A. Münzen in Silber:

a) Av. F.rater ALOFIVS DE WIGNACOVRT. M.agister H.ospitalis H.ierosolimorum. Ein gekröntes quadrirtes Wappenschild, das Ordenskreuz und das Geschlechtswappen des Großmeisters enthaltend. Neben demselben zu beiden Seiten getheilt die Werthzahl: T.ari 4.

Rv. S.ancte IOAN.nes BAP.tista ORA. PRO. N.obis 1611. MO.neta NO.va. Das bärtige Haupt des heiligen Johannes des Täufers auf einer Schüssel liegend.

b) Av. F. ALOFIVS DE WIGNACOVRT. M. MAG. H. H. †. Das gekrönte quadrirte Wappenschild.

Rv. PROPTER VERITATEM ET IVSTICIAM†. Das auf einer Schüssel liegende Haupt des heiligen Johannes des Täufers.

(Ein halber Thaler.)

c) Av. F. ALOFIVS. DE. VIGNACOVRT. M. M. H. H., d. h. Melitensium Magister Hospitalis Hierosolimorum. Das gekrönte quadrirte Ordens- und Familienwappen.

Rv. SVB. HOC. SIGNO. MILITAMVS. Das Ordenskreuz.

(Ein halber Thaler.)

d) Av. F. ALOFIVS. D. WIGNACOVR. (sic!) M. H.† Das Familienwappen.

Rv. S. IO. B. ORA. PRO. N. 1611. In der Mitte ein mit Verzierungen versehenes Kreuz.

(Ein Taro.)

B. Münzen in Kupfer:

a) Av. F. ALOFIVS DE WIGNACOVRT. M. H. Das gekrönte quadrirte Wappen in einem Perlencirkel.

Rv. NON. AES. SED. FIDES. In einem Perlencirkel die beiden verschlungenen Hände. Darüber in zwei Zeilen: ein Kreuz zwischen zwei Sternen und die Jahrzahl 1619 zwischen zwei Punkten, darunter zwischen zwei Punkten die Werthzahl: T.aro I.

b) Av. F. ALOFIVS. DE. WIGNACOVRT. In einem Cirkel das quadrirte Wappenschild.

Rv. HOSPITAL. HIEROSOL. † M. †. Als Inschrift in drei Zeilen: VT — COMMO — DIVS.

(Gleichfalls ein Taro.)

6) Antonius de Paula, 1623—1636.

Av. F. ANTONIVS. DE. PAVLA. M. M. H. H. Das quadrirte Wappenschild mit der zu beiden Seiten desselben stehenden getheilten Werthzahl: T.ari 4.

Rv. Das Haupt des Johannes —, Umschrift verwischt bis auf die Jahrzahl: 1628.

(Ein halber Thaler in Silber.)

7) Johannes Paulus Lascaris, 1636—1657.

A. Münzen in Silber:

a) Av. F. IO. PAVLVS. LASCARIS. M. M. H. H. 1640. Das gekrönte quadrirte Ordens- und Familienwappen des Großmeisters, zu dessen Seiten die getheilte Werthzahl: T. 4.

Rv. S* IOAN* BAP* ORA* PRO* NOBIS. Das Haupt des Johannes auf einer Schüssel.

(Ein halber Thaler.)

b) Av. Wie bei der vorigen Münze, nur vom Jahre 1646 und hinter derselben ein Kreuz.

Rv. S* IOAN* BAP* ORA* PRO* NOBIS* MO* NO* (Moneta nova). Sonst wie vorige Münze.

c) Av. Wie früher, nur vom Jahre 1647 und ohne das Kreuz.

Rv. Ganz wie bei der vorigen Münze.

B. Münzen in Kupfer:

a) Av. F. IOANNES. PAVLVS. LASCARIS. M. M. H. H. † In einem Sternencirkel das gekrönte quadrirte Wappen, auf dessen rechter Seite der Mond, auf der linken die Sonne abgebildet ist. Mit einem kleinen Stempel als Contremarque, den gekrönten türkischen Halbmond darstellend.

Rv. NON + AES + SED + FIDES.†. Die aus Wolken kommenden, horizontal gestellten beiden verschlungenen Hände, über welchen die Jahrzahl 1643, unter denen die Werthzahl: T. 4. befindlich ist. Der Revers ist mittels kleiner Stempel contrasignirt, welche aus dem Reichsadler, den gekrönten französischen Lilien und aus dem Haupte des heiligen Johannes des Täufers bestehen, wodurch das frühere Gepräge dieser angeblich in Constantinopel für den Constantinerorden geprägten, sehr dünnen Münze von Thalergröße nur aus mehren vorliegenden Exemplaren vollständig aufgefaßt werden kann. (Ebenso vom Jahre 1645.)

b) Av. F. IO. PAVLVS. LASCARIS. CASTELLAR. M. M. H. H. Sonst wie vorige Münze, jedoch fehlt der Contrasignaturstempel mit dem Halbmonde.

Rv. Ganz wie bei voriger Münze, jedoch vom J. 1657.

c) Av. F. IOANNES. PAVLVS. LASCARIS. CASTELLAR. M. M. H. H. Das gekrönte, quadrirte Wappen mit dem gekrönten Halbmonde als Contrastempel.

Rv. Wie bei der mit a bezeichneten Münze, nur ist die Werthzahl: T. 2. und die Jahrzahl 1636.

d) Av. Ebenso, nur ohne den Halbmond als Contrastempel.

Rv. Wie bei voriger, nur vom Jahre 1643.

e) Av. F. IO. PAVLVS. LASCARIS. M. Der gekrönte Doppeladler.

Rv. SVB. HOC. SIGNO. MILITAMVS. Das Malteserkreuz, in dessen Winkeln sich die Jahrzahl 1637 befindet.

(Ist ein Taro.)

f) Av. F. IO. PAVLVS. LASCARIS. CASTELLAR. M. M. H. H.† Das quadrirte Wappen gekrönt, in einem Perlencirkel.

Rv. *NON* AES* SED* FIDES* † In einem Perlencirkel die zwei verschlungenen Hände, über welchen eine Sonne mit der unter derselben befindlichen Jahrzahl 1639 steht. Unter den Händen die Werthzahl: *T* I*

8) Nicolaus Contoner. 1663—1680.

Av. F.rater D.on NICOLAVS CONTONER. M. M. H. H. 1664. Das gekrönte, quadrirte Wappen mit

darunter gestelltem Ordenskreuze. Zu beiden Seiten die getheilte Werthzahl: T. 4.

Rv. S. IOAN: BAP. ORA. PRO. NOBIS. MO. NO. Mit einem dahinter gestellten kleinen Ordenskreuze. In der Mitte das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüssel liegend.

(Ein halber Thaler in Silber.)

Dieselbe Münze ist auch vom Jahre 1666 vorhanden.

9) Raimundus Perellus de Rocaful, 1697—1719.

A. Münzen von Silber:

Av. F. D. RAIMVN: PEREL. M. Das Lamm mit der Siegesfahne.

Rv. IN HOC SIGNO MILITAMVS. Das Malteserkreuz, in dessen vier Winkeln sich die Jahrzahl 1697 befindet.

(Ist eine kleine Billonmünze.)

B. Münzen von Kupfer:

a) Av. F. RAIMVN. PERELLOS M. M. H. H. Hinter dieser Umschrift ein kleines Malteserkreuz. In einer Cartouche ein quadrirtes Schild, das Wappen von Malta und das Familienwappen des Ordensmeisters enthaltend.

Rv. NON AES SED FIDES, dahinter ein kleines Malteserkreuz. Die beiden, aus Wolken kommenden, verschlungenen Hände, über welchen sich die Jahrzahl 1719 und unter welchen sich eine römische V als Werthzahl befindet.

b) Av. — — VTILE DVLCI. Das stehende Opferlamm mit der Fahne.

Rv. IN HOC SIGNO MILITAMVS. In der Mitte ein Malteserkreuz, in dessen vier Winkeln sich die Jahrzahl 1703 befindet.

c) Av. IN. HOC. SIGNO. VICTORIA. In einer Cartouche das Kreuz als Wappen.

Rv. NON AES SED FIDES. Die vorhin erwähnten beiden verschlungenen Hände, unter welchen als Jahrzahl 1707 steht.

(Beide letztere Münzen sind Stücke von 1 Taro.)

10) Marcus Antonius Zondodari, 1720—1721.

Av. F. MARCVS. ANTONIVS. ZONDODARI. M. M. H. H. In einem verzierten, runden Schilde das quadrirte Ordens- und Familienwappen des Großmeisters.

Rv. PROPTER. VERITATEM. ET IVSTITIAM. Das Haupt des heiligen Johannes des Täufers auf einer Schüssel liegend.

(Ist ein halber Thaler in Silber.)

11) Antonio Manoel de Vilhena, 1722—1736.

A. Münzen von Gold:

a) Av. F. D. AN: MANOEL DE VILHENA M. M. H. 1723. Ein gekröntes, mit Zierath versehenes, ovales, quadrirtes Wappenschild.

Rv. PIETATE. VINCES. Der heilige Johannes der Täufer dem vor ihm auf einem Knie liegenden Großmeister das mit dem Ordenskreuze bezeichnete Panier überreichend und ihn segnend.

(Ist ein Dukaten, von dem es auch einen andern Stempel mit WILHENA. M. M. gibt.)

b) Av. F. D. AN. MANOEL. DE VILHENA. Das Brustbild des Großmeisters.

Rv. M. M. HOSPITALIS. ET. S. S. HIERUSAL. 1723.

(Ist ein ungemein seltener Doppeldukaten.)

B. Münzen in Silber:

a) Av. F. D. AN: MANOEL DE VILHENA. M. M. Das rechtsgekehrte, geharnischte Brustbild des Großmeisters mit einer langen Perruque und mit dem Ordenskreuze auf der Brust.

Rv. In sechs Zeilen die Aufschrift: ARX AD — MARSAMUCIETVM — IN VALETAE TUTELAM — ET SECURITATEM — POSITA — AN. MDCCXXIII. Oben ein kleiner Stern, unten zwischen zweien dergleichen ein kleines Malteserkreuz.

(Ist eine auf das Fort Manoel zu Malta geprägte Gedächtnißmünze.)

b) Av. F. D. AN: MANOEL DE VILHENA. Das rechtsgekehrte, geharnischte Brustbild des Großmeisters mit langer Perruque und dem Ordenskreuze.

Rv. M. M. HOS: ET S. S. HIER. 1723., d. h. Magnus Magister Hospitalis Et Sancti Sepulcri Hierusalem: 1723. Das gekrönte, quadrirte Wappen mit der zu beiden Seiten stehenden getheilten Werthzahl: T. 12.

c) Av. F. D. AN: MANOEL DE VILHENA. Brustbild wie vorhin beschrieben.

Rv. M. M. HOSP: ET ** S. S. HIERV: 1723. Das gekrönte, quadrirte Ordens- und Familienwappen. Neben der Krone die Werthzahl: T. 4.

(Ein halber Thaler.)

d) Av. Umschrift ganz wie vorhin bezeichnet, ebenso auch verhält es sich mit dem Brustbilde.

Rv. Umschrift wie bei der mit b) bezeichneten Münze, nur mit dem Unterschiede, daß statt HIERV. hier HIERVSA. und die Jahrzahl 1728 steht. Unter einer Krone befinden sich zwei Wappenschilder, in dem ersten das Ordenskreuz, im zweiten das quadrirte Ordens- und Geschlechtswappen des Großmeisters. Oben an der Krone zu beiden Seiten die getheilte Werthzahl: S. 2., d. h. 2 maltesische Scudi, oder 60 Tari, da der einfache Scudo 30 Tari enthält.

C. Münzen in Kupfer:

a) Av. F. D. AN. MANOEL DE VILHENA. M. M. Ein linksgekehrter, beflügelter Arm, in der Hand ein Schwert aufrecht haltend.

Rv. IN HOC SIGNO MILITAMVS. In der Mitte das Malteserkreuz, in dessen vier Ecken sich die Jahrzahl 1726 befindet.

(Ist ein Tara, welcher in demselben Gepräge auch vom Jahre 1734 vorhanden ist.)

b) Av. NON AES SED FIDES. Die aus den Wolken kommenden verschlungenen beiden Hände, darüber die Jahrzahl: 1727, darunter die Werthzahl: T. 2.

Contrasignirt durch zwei kleine Stempel, den Doppeladler und die gekrönte Lilie enthaltend.

c) Av. F. D. AN. MANOEL DE VILHENA. In einer Cartouche ein gekröntes, rundes Schild, das Familienwappen des Ordensmeisters, welches aus dem vorhin erwähnten geflügelten Arme mit Schwert besteht, enthaltend.

Rv. NON. AES. SED. FIDES. Hierauf ein kleines Malteserkreuz zwischen Punkten. In der Mitte die mehrfach erwähnten verschlungenen beiden Hände, über welchen sich die Jahrzahl 1734 und unter welchen sich zwischen zwei Punkten als Werthzahl eine X befindet.

12) Raimundes des Puig. 1736—1741.

a) Av. F. D. RAIMVNDVS DES PVIG M. M. H. S. S. H. Das linksgekehrte, geharnischte und mit dem Ordenskreuze gezierte Brustbild des Großmeisters mit einer großen Perruque.

Rv. Das gekrönte Wappen in einem verzierten Schilde, an dessen Seiten die getheilte Jahrzahl 17—38, und unter demselben die Werthzahl S. I., d. h. 1 Scudo, sich befindet.

(Merkwürdig ist, daß diese Silbermünze, welche nur $^{11}/_{16}$ Loth 4 Grän wiegt, mit jener Werthzahl bezeichnet worden ist, da sie doch nur den Werth eines halben Thalers hat.)

b) Dieselbe Münze, welche sich nur dadurch von der vorigen unterscheidet, daß statt des Endes der Umschrift im Averse, welches aus H. S. S. H. besteht, hier blos die Buchstaben H. H. befindlich sind.

13) Emanuel de Pinto, 1741—1773.

A. Münzen in Silber:

a) Av. F. D. EMMANVEL PINTO. Das rechtsgekehrte, geharnischte, mit dem Ordenskreuze gezierte Brustbild des Großmeisters mit langer Perruque.

Rv. M. M. H. ET S. SEP. HIER. In einem gekrönten zierlichen Schilde das Wappen. Neben der Krone die Jahrzahl: 1741.

(Ist ein halber Thaler.)

b) Av. F. EMMANVEL PINT. Hierauf ein rosettenartiger kleiner Stern. Das geharnischte, vorhin bezeichnete Brustbild.

Rv. M. M. H. ET. S. SEP. HIER. Neben der Krone des quadrirten Ordens- und Familienwappens die Werthzahl: T. 4. und ohne Jahrzahl.

c) Av. F. EMMANVEL PINTO M. M. H. S. Das geharnischte Brustbild in der Art, wie vorhin erwähnt, jedoch mit übergeschlagenem Mantel.

Rv. Das gekrönte, quadrirte Wappenschild in einer zierlichen Einfassung, darüber 17—56 als Jahrzahl, darunter: T.—4. als Werthzahl.

d) Av. F. EMMANVEL PINTO. M. M. H. S. S. 1756. Das gekrönte, quadrirte Wappen in einem verzierten ovalen Schilde.

Rv. NON SVRREXIT MAIOR. Der heilige Johannes der Täufer mit aufgehobener Rechten, die Siegesfahne in der Linken haltend. Zu seinen Füßen das Opferlamm. Im Abschnitt: T. XV. (d. h. 15 Tari) als Werthzahl.

(Diese halben malteser Scudi sind auch von den Jahren 1759, 1764 und 1769 vorhanden.)

e) Av. Umschrift ganz wie unter d), nur vom Jahre 1757. Das gekrönte, quadrirte Wappen in verziertem Schilde.

Rv. Umschrift und der heilige Johannes wie bei d). Im Abschnitte die Werthzahl: T. XXX, d. h. Tari 30, also ein ganzer maltesischer Scudo.

(Diese Münze existirt auch vom Jahre 1768.)

f) Av. Wie vorhin, nur mit der Jahrzahl 1761.

Rv. Umschrift, wie zuletzt erwähnt. Der heilige Johannes mit der Fahne in der rechten Hand und mit der Linken auf das neben ihm stehende Opferlamm zeigend. Darunter die Werthzahl: T. XV.

g) Av. F. EMMANVEL PINTO. M. M. Das mehrbeschriebene geharnischte Brustbild. Im Abschnitte die Jahrzahl: 1768.

Rv. M. M. ET. S. SEP. HIERVS. Neben dem gekrönten, quadrirten Wappen getheilt die Werthzahl: T.—4.

B. Münzen in Kupfer:

a) Av. NON AES SED FIDES. Die zwei verschlungenen Hände, wie vorhin mehrfach beschrieben. Über denselben die Jahrzahl 1742 mit einem darüber befindlichen Malteserkreuze. Unter denselben die Werthzahl: XX.

Rv. CONCVCIATIS NEMINEM. Des heiligen Johannes des Täufers Kopf auf der Schüssel liegend.

b) Av. F. EMMANVEL PINTO M. M. H. H. Ein kleines Malteserkreuz. In der Mitte fünf in ein Kreuz gestellte Halbmonde als Familienwappen.

Rv. IN HOC SIGNO MILITAMVS. Ein kleines Malteserkreuz. In der Mitte ein großes Malteserkreuz, in dessen Winkeln die Jahrzahl 1747 sich findet

Dieselbe Münze, im Umfange etwas kleiner, von den Jahren 1755 und 1757.

(Ist ein Taro.)

c) Av. IN HOC SIGNO MILITAMVS. Das Malteserkreuz, in dessen Winkeln die Jahrzahl 1760 gestellt ist.

Rv. RECTAM FACIT SEMITAM. Das Opferlamm mit der Siegesfahne.

(Auch ein Taro.)

14) Franciscus Ximenez de Texada, 1773—1775.

a) Av. FR. D. FRANCISCVS—XIMENEZ DE TEXADA. M. M. H. H. Das rechtsgekehrte, geharnischte Brustbild mit lockiger Perruque, im Mantel und mit dem Ordenskreuze auf der Brust.

Rv. In einem verzierten, ovalen Schilde das gekrönte, quadrirte Ordens- und Familienwappen. Oben auf beiden Seiten der Krone die getheilte Jahrzahl 17—73. Unten die Werthzahl: S. I.

b) Av. FR. D. FRANCISCVS XIMENEZ DE TEXADA. M. Das geharnischte Brustbild wie bei voriger Münze.

Rv. Das gekrönte ovale Wappen in einer zierlichen Cartouche, neben dessen Krone auf beiden Seiten die Jahrzahl: 17 — 74. Unten: . S. — I. als Werthzahl.

(Sind beides Münzen von Silber.)

15) Emanuel de Rohan, 1775—1797.

A. Münzen in Silber:

a) Av. EMMANVEL DE ROHAN MELITAE PRINCEPS. Das geharnischte, mit Hermelinmantel umgebene Brustbild von der rechten Seite mit dem Ordenskreuze auf der Brust.

Rv. GLORIA EIVS PER ORBEM TERRARVM. Die personificirte Fama auf Wolken, mit der Rechten die Posaune, mit der Linken einen Lorbeerkranz haltend.

(Ist eine Medaille ohne Jahrzahl von vier Loth Schwere.)

b) Av. F. EMMANUEL DE ROHAN. M. M. H. S. S. Das gekrönte Wappen mit dahinter gestelltem Adler, von welchem blos die ausgebreiteten Flügel, die Klauen und der Schweif sichtbar sind.

Rv. In einem Lorbeerkranze: T. 4. als Werthzahl und die Jahrzahl 1776.

c) Av. F. EMMANUEL DE ROHAN M. Das gekrönte Rohan'sche Wappen zwischen zwei Lorbeerzweigen. Die N. in der Umschrift stehen verkehrt.

Rv. M. HOSPI. ET S. SEP. HIER. 1777. Hierauf ein kleines Malteserkreuz. In einem Lorbeerkranze zwischen zwei Kreuzchen die Werthzahl: T. I.

d) Av. F. EMMANVEL DE ROHAN M. M. Das geharnischte Brustbild mit langer Lockenperruque, dem Ordenskreuze und mit umgeschlagenem Hermelinmantel.

Rv. HOSPITALIS ET S⁂ SEPVL⁂ HIERUSAL⁂ 1779⁂ Hinter dem gekrönten, quadrirten Wappen die Flügel, Klauen und der Schweif von einem Adler, auf beiden Seiten der Krone die getheilte Werthzahl: T. — XXX.

Dieser maltesische Scudo ist auch vom Jahre 1789 vorhanden, jedoch ist auf dessen Reverse HOSPITAL. für HOSPITALIS zu lesen.

e) Av. Umschrift wie bei dem unter c) beschriebenen Taro, nur sind die N in derselben nicht verkehrt gestellt. Das gekrönte Rohan'sche Wappen mit den Adlerflügeln, Klauen und dem Schweife.

Rv. M. H. ET S. SEPU. HIERUSALE. In der Mitte das Ordenskreuz, in dessen Winkeln die Jahrzahl 1779 befindlich ist.

(Ist ein 2 Tari.)

f) Av. Umschrift wie bei den unter b) aufgeführten 4 Tari. Gekröntes, quadrirtes Wappen mit den Adlerflügeln u. s. w., wie bei der unter d) beschriebenen Münze.

Rv. Innerhalb eines zur einen Hälfte aus Palmzweigen, zur andern Hälfte aus Lorbeerzweigen bestehenden Kranzes die Werthzahl: T. VI. und die Jahrzahl: 1780.

g) Av. Umschrift ganz wie bei der Münze unter e). Brustbild von der rechten Seite wie bei der unter d) aufgeführten Münze.

Rv. HOSPITA. ET. S. S. HIERUS. 1781. Das Wappen wie auf dem Averse des vorigen Stücks, neben der Krone die Werthzahl: T. — 15.

h) Av. Umschrift wie bei der Münze unter d). Das geharnischte Brustbild von der rechten Seite mit großer Perruque und dem Ordenskreuze.

Rv. Das gekrönte, ovale Ordenswappenschild auf dem Malteserkreuze liegend und von welchem die Ordenskette herabhängt, zwischen zwei Lorbeerzweigen stehend. Oben: ein kleines Malteserkreuz zwischen der getheilten Jahrzahl 17 — 96. Im Abschnitte die Werthzahl: S. I.

B. Münzen in Kupfer:

a) Av. Wie bei der unter c) verzeichneten Silbermünze.

Rv. NON AES + SED FIDES. Die beiden verschlungenen Hände, darüber: 1775 als Jahrzahl und darunter: V. als Werthzahl.

b) Av. F. EMMANUEL DE ROHAN M. M. H. Das gekrönte Rohan'sche Wappen mit den Flügeln, den Klauen und dem Schweife eines hinter demselben stehenden Adlers.

Rv. NON. AES. SED. FIDES. Hierauf ein kleines Malteserkreuz. Die früher beschriebenen verschlungenen beiden Hände, über welchen sich die Jahrzahl 1778 und unter welchen sich als Werthzahl zwischen zwei Punkten eine X befindet.

c) Av. Ganz wie bei der vorigen Münze.

Rv. Die Umschrift wie vorhin erwähnt, jedoch zwischen dem Worte fides und dem kleinen Malteserkreuze ein Punkt zwischen zwei Kleeblättern. Auch ist die Münze vom Jahre 1783, sonst der vorigen im Reverse gleich.

d) Av. Die Umschrift wie bei der unter c) beschriebenen Silbermünze. In der Mitte das Rohan'sche Wappenschild ohne Adlerflügel und sonst.

Rv. NON AES SED FIDES. 1787. In einem Cirkel die Werthzahl: G. I, darunter eine einem Weinblatte ähnliche Figur.

16) Ferdinandus von Hompesch, 1797—1799.

a) Av. F. FERDINANDVS — HOMPESCH. M. M. Das geharnischte Brustbild des Großmeisters von der linken Seite mit Locken und langem Haar.

Rv. HOSPITAL. ET — S. SEP. HIER. Das quadrirte Wappenschild, aus den Wappen des Ordens und der Familie von Hompesch bestehend, auf der Brust eines gekrönten Doppeladlers liegend, welcher in den beiden Schnäbeln zwei Malteserkreuze hält. Über der Krone die Jahrzahl 17 — 98 und auf beiden Seiten der erstern die Werthzahl: T. — 30.

(Ist ein maltesischer Scudo in Silber.)

b) Im Averse ganz dasselbe Gepräge und der Revers weicht nur durch die Werthzahl: T. — 15. und in der Größe von der erstgenannten Münze ab, indem dies hier nur ein halber Scudo ist.

Hiermit schließt die Reihe der von dem Johanniterritterorden in Malta geprägten Münzen. Nun sind außerdem

III. von diesem Orden teutscher Zunge, dessen Hauptsitz Heitersheim im Breisgau war, wo ein Großpriorat des Ordens sich befand, dessen Vorstand den Titel eines Johannitermeisters führte und unter dem Großmeister auf Malta stand, noch einige Münzen geprägt worden, welche größtentheils aus kleinern Stücken in Silber und aus einer im Jahre 1730 ausgegangenen Kupfermünze bestehen. Am merkwürdigsten hiervon ist jedoch der seltene Thaler des Landgrafen Friedrich von Hessen, welcher von demselben als Johannitermeister ausgegangen ist, und folgendes Gepräge hat:

Av. FRIeD.ericus D.ei G.ratia S.acrae R.omanae CARD.inalis PR.esbyter LAND.gravius HASSIAE. Das Brustbild des Johannitermeisters, dessen Kopf mit einem Scheitelmützchen bedeckt ist.

Rv. PRO DEO ET ECCLESIA. In einem mit dem Cardinalshute bedeckten quadrirten Schilde das Ordenskreuz und das hessische Wappen, über welchem ein Kreuz hervorragt. Auf den Seiten desselben: B. P. und die Jahrzahl 1659.

Schließlich ist über die Johanniterordensmünzen noch zu bemerken, daß die ältesten Münzen und Bullen dieses Ordens auf dem Averse den vor einem mit einem doppelten Querbalken versehenen Kreuze knieenden Großmeister darstellen, unter welchem die Buchstaben α ε ω stehen, mit der Umschrift: RAIMVNDVS CVSTOS. Auf dem Reverse dieser Münzen ist dagegen ein offenes Gebäude mit einem im Bette liegenden Kranken, und darüber eine Ampel mit der Umschrift vorhanden: HOSPITALIS IHERVSALEM. In neuern Zeiten haben mehre Großmeister das Gotteslamm mit der Fahne, oder das stehende und das Lamm auf der Hand tragende Bild des heiligen Johannes des Täufers auf den Münzen mit dem Spruche: ECCE AGNVS DEI QVI TOLLIT PECCATA abbilden lassen; allein es hat zuerst Johannes de la Valetta-Parisot, der 49. Großmeister dieses Ordens, angefangen, das auf einer flachen Schüssel liegende Haupt des heiligen Johannes des Täufers auf die von ihm ausgegangenen Münzen setzen zu lassen. Seine Nachfolger, namentlich Petrus de Monte, † 1572, Jean l'Eveque de la Cassière, † 1581, Hugo de Loubenx Verdala, † 1595, Martinus Garzes, † 1601, behielten dies bei, jedoch liegt der Johanniskopf auf einer mit einem zierlichen Fuße versehenen Schüssel und nur das Profil des Kopfes ist zu sehen. Bis dahin gebrauchte man bei der Abbildung des Johanneskopfes auf den Münzen die Umschrift: PROPTER VERITATEM ET IVSTITIAM. Mit dem Regierungsantritte des Großmeisters Alofius de Wignacourt aber und bis zum Tode des Großmeisters Antonius de Paula, also vom Jahre 1601 bis 1636, bediente man sich wieder der flachen Schüssel mit dem Haupte des Johannes auf den Münzen und vertauschte die angegebene Umschrift mit: ORA PRO NOBIS. Alle nachfolgenden Großmeister ließen sowol die Abbildung der Figur als des Kopfes ihres Schutzpatrons ganz auf den von ihnen ausgegangenen Münzen hinweg, und ließen dagegen auf solchen ihr Bildniß und Wappen prägen.

Nachrichten in Betreff der Johanniterordensmünzen findet man

1) in den von Sebast. Paulus im Codice diplomatico del sacro militare Ordine Gerosolimitano oggi di Malta. T. 1 et 2. (Lucca 1633. 37.) niedergelegten Schriften;

2) in *L. A. Muratorii* Diss. de moneta (in *ejus* Antiquit. Ital. medii aevi. Tom. II. p. 546 sqq. und 759 sqq.);

3) in *Argelatus*, De monetis Italiae. 6 Vol. c. tab. aen. (Mediol. 1750. Fol.)

4) in *G. A. Zanetti*, Nuova Raccolta delle Monete e Zecche d'Italia. 5 Vol. c. tab. (Bologna 1775. Fol.).

(*K. Pässler.*)

Johannitius, eins mit Honein (ben Ishak abu Zaid), s. Honein.

JOHANNOLOWA, ein Badeort im jasloer Kreise des Königreichs Galizien, mit einer kalten, wenig benutzten und noch nicht analysirten Schwefelquelle, deren Essig erwähnt. (*G. F. Schreiner.*)

JOHANNOWA, ein zur Allodialherrschaft Wsetin gehöriges Dorf im hradischer Kreise Mährens, im Thale der wsetiner Beczwa gelegen, nach Wsetin (Erzbisthum Olmütz) eingepfarrt, mit 82 Häusern und 572 slawischen Einwohnern, welche sich meist zur evangelischen Kirche augsburgischer Confession bekennen und einer Mahlmühle. (*G. F. Schreiner.*)

JOHANNSBERG, St., slaw. Gora St. Janna, lat. Mons S. Joannis, ein zur gräflich Sierakowski'schen Herrschaft Szczyrzyce gehöriges Dorf im sandecer Kreise des Königreichs Galizien, dicht an der Grenze des bochnier Kreises in hügeliger Gegend gelegen, drei Stunden von Gdow entfernt, mit einer eigenen katholischen Pfarrei (Dekanat Tymbark, Bisthum Tarnow) von 3600 Seelen, welche von dem Cistercienserkloster in Szczyrzyce besetzt wird, und einer katholischen Kirche. Beide sind schon sehr alt. — Andere Orte des Namens s. unter Johannesberg und Johannisberg. (*G. F. Schreiner.*)

JOHANNSDORF, 1) soviel als Hannsdorf (slaw. Hanussowice, latein. Joannis villa), ein zur fürstlich v. Liechtenstein'schen Herrschaft Goldenstein gehöriges Dorf im olmützer Kreise Mährens, in einer Schlucht am Ufer der March, an der Straße von Eisenberg nach Goldenstein gelegen, mit 89 Häusern, 600 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren, einer eigenen, bereits im Jahre 1350 bestandenen, um 1570 an die Protestanten übergebenen und erst um 1625 wieder den Katholiken zurückgegebenen Pfarre (Dekanat Goldenstein, Erzbisthum Olmütz) von 1528 Seelen, einer dem heiligen Nicolaus geweiheten Kirche, einer Schule, Mühle und einer durchs Wasser in Thätigkeit gesetzten Dreschmaschine. (*G. F. Schreiner.*)

2) Dorf in Oberungarn, s. Janocz.

JOHANNSDORF (Albrecht von), teutscher Minnesänger, der vielleicht schon zu Ende des 12. Jahrhunderts

dichtete. Seine Lieder in der Manessischen Sammlung [a]) berühren häufig seine Theilnahme an den Kreuzzügen. Die vaticanische Handschrift enthält von diesem Dichter fünf zusammenhängende Strophen, worunter zwei, die sich in der Manessischen Sammlung nicht befinden. Der Dichter heißt hier übrigens blos „der von Johansdorf" [b]).

(*Heinrich Döring.*)

JOHANNSEN. I. Biographie. 1) **Karl Theodor.** geboren 1805 zu Nortorf in dem holsteinischen Amte Rendsburg, der Sohn eines dortigen Organisten und Schullehrers, kam in früher Jugend nach Borsfleth in dem Amte Steinburg, wohin sein Vater versetzt worden war. In der benachbarten Gelehrtenschule zu Glückstadt legte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung und verließ jene Anstalt zu Ostern 1824. Philologie, besonders orientalische, war das Studium, dem er sich auf den Universitäten zu Kiel und Bonn mit rühmlichem Eifer widmete. Im Jahre 1828 wurde er zu Kiel Doctor der Philosophie und begab sich hierauf nach Bonn, wo auch seine schätzbare Inauguraldissertation gedruckt ward [1]), und nach Paris, wo sein Eifer für die orientalische Literatur neue Nahrung fand. Er widmete sich erst zu Bonn, später (1830) zu Kiel, der Laufbahn eines Privatdocenten. Durch Verwendung seines Bruders Johann Christian Gottborg J., der als Dr. der Theologie und Prediger an der St. Petrikirche in Kopenhagen lebt, erhielt er 1833 an letzterm Orte eine Professur der orientalischen Sprachen, und kam dadurch in einen seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden Wirkungskreis. Gehemmt ward seine Thätigkeit jedoch bald durch oft wiederkehrende Krankheitszufälle. Er mußte seine öffentlichen Vorlesungen aussetzen. Unverkennbar zeigten sich die Symptome der Schwindsucht, die im Jahre 1838 sein Leben bedrohte. Ärztliche Hilfe rettete ihn. Vergebens aber suchte er völlige Genesung auf einer Reise in seine Heimath. Als er 1839 nach Kopenhagen zurückkehrte, deutete seine physische Erschöpfung und die schwache, heisere Sprache auf kein langes Leben. Er starb am 1. Juli 1840 im 35. Lebensjahre. Seine Gattin, eine geborene Wolfhagen, und ein Kind überlebten ihn. Als Schriftsteller hatte er sich in dem kurzen Laufe seines Lebens nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. Im Hermes lieferte er gründliche Recensionen über Gegenstände seines Faches und in den neuen schleswig-holstein-lauenburgischen Provinzialblättern vom J. 1831. 2. Heft theilte er eine mit gründlicher Sachkenntniß geschriebene Abhandlung mit, unter dem Titel: „Das Sanskrit als nothwendiges Erforderniß zum allseitigen Verständniß der classischen und germanischen Sprachen." Zu seinen selbständigen Werken gehören noch: Die Lehre der lateinischen Wortbildung. (Altona 1832.); Die kosmogonischen Ansichten der Inder und Hebräer, durch Zusammenstellung der Manuischen und Mosaischen Kosmogonie erläutert (Altona 1833.) [2]).

2) **Nicolaus.** geboren am 12. August 1740 zu Niebüll in der Bükingharde im Amte Tondern, studirte nach vollendeter Schulbildung Theologie zu Göttingen. Nach der Rückkehr in seine Heimath wurde er 1768 Diakonus zu Flensburg und 1771 Pastor zu Hattstädt; ging jedoch 1776 wieder nach Flensburg zurück, um das ihm angetragene Hauptpastorat an der Nicolaikirche zu übernehmen. 1789 wurde er dort zum Propste ernannt. Mit rastloser Thätigkeit wirkte er in diesen Amtsverhältnissen bis zu seinem Tode. Er starb am 26. August 1806, und hinterließ einen Sohn, wie er Nicolaus genannt, der seit dem Jahre 1801 als Doctor der Medicin und Chirurgie und praktischer Arzt in Flensburg lebte, doch bereits am 13. Juni 1816 in der Blüthe seiner Jahre starb.

Johannsen war geschätzt als Prediger und auch als Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt; sein erster literarischer Versuch war: **Quaedam de divisione librorum V. T. in usum juvenum studiosorum.** (Flensb. 1780. 4.). Nach Anleitung der Sonn- und Festtagsevangelien entwarf er (1786) einen kurzen Abriß der vornehmsten Glaubenslehren und Lebenspflichten. Seiner populairen Darstellungsweise wegen, durch die er sich auch auf der Kanzel empfahl, fand dies Buch vielen Beifall und erlebte in einigen Jahren unter verändertem Titel eine neue Auflage [3]). Außer einigen homiletischen Arbeiten [4]) lieferte Johannsen eine neue Übersetzung der Apokalypse [5]) und fast gleichzeitig auch der Leidensgeschichte Jesu [6]). Aus dem Lateinischen übertrug er auch des Hugo Grotius Vertheidigung der Lehre von der Genugthuung Christi wider Socin [7]). Eins seiner letzten Werke, zu Friedrichsstadt 1804 in drei mäßigen Quartbänden gedruckt, war sein „Versuch, das kanonische Recht, in sofern es für die Protestanten brauchbar, mit den eignen Worten der Kirchengesetze für die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu belegen" [8]).

(*Heinrich Döring.*)

II. Geographie. **Johannsen (St.)**, Schloß im Pfarrdorfe Gampelen, im schweizerischen Canton Bern, in der Nähe der Ausmündung der Zihl in den Bielersee. Bis auf die Reformation war St. Johannsen ein Benedictinermännerkloster, das den Namen Coenobium oder

---

a) 1. Th. S. 173—176. b) s. Fr. Adelung's Nachrichten von altteutschen Gedichten, die aus der heidelberger Bibliothek in den Vatican gekommen. (Königsberg 1796.) S. 116. Koch's Compendium der teutschen Literaturgeschichte. 2. Bd. S. 53. Museum f. altteutsche Literatur und Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 180 fg.

1) Historia Iemanae e codice manuscripto Arabico concinnata. (Bonnae 1828. 4.)

2) s. die biographischen Notizen über Johannsen von Dr. H. Schröder im Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XVIII. 2. Th. S. 739 fg. 3) Predigten über die Glaubenslehren und Lebenspflichten, nach Anleitung der gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien. (Schleswig 1791.). 4) Abrisse von Predigten, in dem Jahre 1789 gehalten. (Flensburg 1790.) Grundrisse von Predigten in den Jahren 1791 u. 1792. (Ebendas. 1793.). Ähnliche Sammlungen erschienen zu Altona für die Jahre 1793—1795. 5) Die Offenbarung Johannis, oder der Sieg des Christenthums über das Heidenthum. (Flensburg 1788.). 6) Hadersleben 1789. 7) Flensburg und Leipzig 1800. 8) Vgl. B. Kordes, Lexikon d. Schleswig-Holsteinschen Schriftsteller. (Schleswig 1797.) S. 182 fg. L. Lübker's Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller. (Altona 1829.) 1. Abth. S. 184. Meusel's gel. Teutschl. 3. Bd. S. 549. 10. Bd. S. 34 fg. 14. Bd. S. 242.

Claustrum Herilacense, Kloſter St. Johannesinſel zu Erlach, Kloſter Erlach, Isle de St. Jean d'Erlach oder auch de Cerlier trug. Nach ſeiner Säculariſation ließ bis 1798 die Regierung von Bern die Einkünfte deſſelben durch einen Amtmann beziehen, der den Titel Landvoigt hatte und zugleich in einem benachbarten Dorfe die Gerichtsbarkeit verwaltete. Jetzt werden die Gefälle durch einen Schaffner erhoben. Cuno, der Bruder des Biſchofs Burkhard von Lauſanne, gründete im Jahre 1090 dieſes Kloſter. 1182 erhielt die Stiftung die Beſtätigung vom Papſte Lucius III. und vorher und nachher reiche Vergabungen von dem umliegenden Adel, namentlich der Familie des Stifters, den Grafen von Neuenburg, welche auch die Kaſtvoigtei über das Kloſter beſaßen. Ulrich III. von Neuenburg machte ihm 1218 ſo große Vergabungen, daß er für den zweiten Stifter gehalten wurde. Die Kaſtvoigtei wechſelte zwiſchen beiden Linien der Grafen, derjenigen, welche Neuenburg beherrſchte und der zu Nydau regierenden. 1474 zog Bern die Anſprüche, die das Haus Chalons an St. Johannſen machte, an ſich, weil dieſes Haus in dem burgundiſchen Kriege ſich feindlich gegen die Eidsgenoſſen gezeigt hatte. Das Kloſter St. Johannſen war ſehr begütert und übte über fünf Ortſchaften, z. B. über Biel, die Patronatsrechte aus. Bei der Glaubensverbeſſerung trachtete der katholiſche Landvoigt, der damals während der nur 17 Jahre dauernden ſchweizeriſchen Beſitznahme Neuenburg verwaltete, die Einführung der Reformation durch Zurückhaltung der Zinſen und Gefälle, welche das Kloſter im Neuenburgiſchen beſaß, zu hintertreiben, allein ſeine Verſuche waren umſonſt, und 1528 übergab der letzte Abt, Rudolf de Benedictis, das Kloſter an Bern.

(*Gerold Meyer von Knonau.*)

JOHANNSTEIN, 1) eine fürſtlich Liechtenſtein'ſche Herrſchaft, zu welcher die beiden Dörfer Sparbach und Weißenbach gehören und ein herrſchaftliches Schloß im V. U. W. W. des Erzherzogthums Öſterreich u. d. Enns, auf einem ſteilen Felſen gelegen und zu dem großen Parke von Mödling und Liechtenſtein gehörig, deren Erbauer und erſte Beſitzer gänzlich unbekannt ſind. Erſt im Jahre 1571 kommt der berüchtigte Andreas Tannrädel urkundlich als Beſitzer derſelben vor. Im Jahre 1648 kam J. durch Erbſchaft an das Nonnenkloſter zur Himmelspforte in Wien. Durch Kauf kam es im Jahre 1655 an die Abtei zu Heiligenkreuz, endlich im Jahre 1809 an den regierenden Fürſten zu Liechtenſtein. Das Schloß gehört mit zu jenen Orten, wohin die Wiener gern Ausflüge machen. Die Herrſchaft gleiches Namens wurde neueſtens mit der Herrſchaft Feſte Liechtenſtein vereinigt und das Schloß in den großen fürſtlichen Thiergarten eingeſchloſſen. (*G. F. Schreiner.*)

2) Ein anderes Johannstein ſ. unter Joachimsstein.

JOHANNTHAL (St.). der oberſte Theil des Toggenburgs (ſ. d. Art.) im ſchweizeriſchen Canton St. Gallen. Ungeachtet dieſes Höhenthal nur eine Länge von ungefähr 3 Stunden und in der Thalſohle eine Breite von 300 bis 600 Schritten hat, iſt es doch in hiſtoriſcher Beziehung einer der merkwürdigſten Punkte der Schweiz, in landſchaftlicher höchſt lieblich. Auf der nördlichen und ſüdlichen Seite wird es von mächtigen Bergen begrenzt. Auf jener von dem Säntis mit ſeinen nackten, ungeheuren Felswänden und furchtbar gähnenden Schlünden, auf dieſer von den ſtolz ſich erhebenden Kuhfirſten. Der vorzüglichſte Fluß iſt die Thur. Drei fiſchreiche kleine Seen können auch als große Teiche betrachtet werden. Das Thal hat ſehr ſchöne und grasreiche Alpen, die beinahe alle bis zu oberſt von dem Vieh abgeäzt werden können. Die beſten liegen an den Kuhfirſten. Hier befinden ſich mehre Höhlen. Auf den Alpen traf man nicht viele Gemſen an. Auch das Murmelthier zeigt ſich heutzutage nur äußerſt ſelten, dagegen gibt es noch Berghaſen. Schneehühner ſind zahlreich. Die Tannenwaldungen bildeten bis in die neueſte Zeit einen maleriſchen Saum zwiſchen dem Thalgelände und den Felſen; Obſtbäume gedeihen hingegen nicht. „Außer Gerſte und Bohnen wächſt bei uns kein Körnchen," ſchrieben 1515 die St. Johanner an den päpſtlichen Legaten. Jetzt werden Bohnen, Erbſen und einige andere Sommerfrüchte, beſonders auch Hanf und Flachs gebaut. Kartoffeln gedeihen ſehr gut. — Nach den Chronikenſchreibern lag das St. Johannthal außerhalb der Grenzen des alten Thurgau's und wurde zu Rhätien gezählt; am wahrſcheinlichſten iſt es aber, daß St. Johann dem Thurgau, der wildhauſer Bezirk hingegen Rhätien einverleibt geweſen ſei, denn nur dieſer ſtand unter dem churiſchen Biſthumsſprengel. Bis in die erſte Hälfte des 12. Jahrhunderts war es eine unwirthliche, mit finſterer Waldung bedeckte Gegend. Damals wählten zwei Männer, Milo und Thüring, ſie zu ihrem Aufenthalte. Nachdem ſie eine Zeit lang als Anachoreten hier gelebt, erweiterten ſie, unterſtüzt von benachbarten Edlen, die Celle zu einem Kloſter und nannten daſſelbe zur Ehre Johannes des Täufers St. Johann. Wenzel von Ganterſchwyl, ihr vornehmſter Gutthäter, der ihnen die Gegend und das Kloſter ſchenkte, wird daher oft als der eigentliche Stifter der Abtei bezeichnet. Aus dem ehemaligen Benedictinerkloſter Truob im Canton Bern wurden Geiſtliche nach St. Johann berufen, welche ihre Ordensregel einführten. Das Kloſter erhielt die freie Wahl des Abtes und des Schirmvoigtes. Der erſte bekannte Abt hieß Burkhard. Unter ihm empfing das Kloſter 1152 vom Papſte Eugen III. zum erſten Male eine urkundliche Beſtätigung ſeiner Beſitzungen und Freiheiten. Eine noch ausführlichere Bekräftigung erhielt daſſelbe 1178 vom Papſt Alexander III. Die Grafen von Montfort, welche im St. Johannthal die Oberherrlichkeit beſaßen, waren neue Wohlthäter des Kloſters, das während ſeines vierhundertjährigen Daſeins, theils durch eigene Schuld, theils durch die Bedrängung von Anderen, in manchen Kampf verwickelt wurde. Aus einer Urkunde von 1219, wo fratres et sorores zum Vorſchein kommen, ergibt ſich, daß bei dem Kloſter St. Johann auch ein Nonnenkloſter beſtand. 1227 übernahm zu Folge einer vom 20. December zu Nürnberg datirten Urkunde König Heinrich die Schirmvoigtei über St. Johann. Unfern des Kloſters erhoben ſich zwei Burgen. Die eine hieß Starkenſtein. Sie

ging in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts von den Montfort an die Grafen von Werdenberg über. Mit deren Besitze scheint damals die Schirmvoigtei über das Kloster vereinigt gewesen zu sein, nachdem sie vom Könige veräußert worden war. Die andere Burg führte den Namen Wildenburg. Von ihr erhielt das benachbarte Dorf die Benennung das Wildehaus oder Wildhaus. Die frühesten bekannten Besitzer derselben waren die Edlen von Sar, von denen sie 1313 an die Grafen von Toggenburg kam. Von der Familie von Ganterschwyl stammten die Edelknechte von St. Johann her. Oswald von St. Johann büßte bei dem Zuge Herzogs Friedrich von Österreich gegen die Appenzeller 1405 in der Schlacht am Stoß sein Leben ein. In diesem Jahre verbanden sich die St. Johanner mit der Stadt St. Gallen zu gegenseitiger Beschützung. Ebenso vereinigten sie sich mit den Appenzellern. 1437 nahmen die Schwyzer und Glarner sie mit andern Toggenburgern zu ewigen Landsleuten auf. 1439 schwuren sie ihrer neuen Herrschaft, den Freiherren von Raron, den Söhnen der Schwägerin Friedrich's VI., des letzten Grafen von Toggenburg, den Eid der Treue und wurden von ihnen mit Freiheiten begabt. Im J. 1440 mußten sich die Johanner mit einem Landrecht gegen die von Schwyz und Glarus verbriefen (urkundlich verbinden). Unter den Raron blieb das Thal bis 1469, in welchem Jahre das Stift St. Gallen die Grafschaft Toggenburg von diesen Freiherren erwarb. Dasselbe hatte schon vorher einzelne Gerichte und Herrschaften in Toggenburg besessen; das Gericht zu Wildhaus gelangte aber erst durch den Ankauf der Grafschaft in sein Eigenthum. Auch das Kloster St. Johann besaß beträchtliche Gebietstheile dieses Landes, in deren Besitz es verblieb, als die Grafschaft an St. Gallen überging. St. Johann übte über mehre Pfarren in und außerhalb der Grafschaft die Patronatrechte aus. 1474 nahm das Kloster St. Johann die Abtei St. Gallen zu seinem Schirmherrn an. In dem nahen Lisighaus, einem Weiler, der zu Wildhaus gehört, wurde zehn Jahre nachher in einer hölzernen, von Steinen bedeckten, jetzt morschen Hütte, einem geachteten Mann, dem Ammann Ulrich Zwingli, am 1. Januar 1484 ein Sohn geboren, der den Namen Ulrich erhielt und schon in früher Jugend die glänzendsten Anlagen des Geistes an den Tag legte und als Mann der Begründer der schweizerischen Reformation wurde (s. d. Art.). Daß diese in Toggenburg früh Wurzel faßte und daß Zwingli unter den Geistlichen und unter dem Volke sich bald zahlreiche Freunde erwarb, ist leicht zu begreifen. Die Wildhauser entfernten 1528 Altäre und Heiligenbilder aus der Kirche. Unruhig war der 1., andere sagen der 14. September desselben Jahres zu St. Johann. An diesem Tage drangen 26 junge Leute, grade als der Abt Messe las, in die Kirche, zerschlugen die Altartafeln, zerstörten die Orgeln und zerrissen die Bücher im Kloster. Der Abt suchte seine Rettung in der Flucht. Franz, Fürstabt von St. Gallen, sah mit Unwillen auf die Fortschritte der Reformation hin und ein anderer, man möchte sagen weit gefährlicherer Feind erhob sich in den unruhigen Wiedertäufern. Die für die Reformation so unglückliche Schlacht bei Cappel (am 11. October 1531), in welcher auch Zwingli als Opfer seines Pflichteifers fiel, hatte die Folge, daß der katholische Cultus in Toggenburg sich wieder ausdehnen konnte und 1533 dem Abte von St. Johann das Kloster zurückgegeben wurde. Die Gotteshausleute des Klosters waren durch die Herrschaft desselben nicht bedrückt, weil es mit seinem eigenen Zerfalle zu ringen hatte, denn der Leichtsinn mehrer Äbte verursachte, daß es seine auswärtigen Besitzungen verkaufen oder verpfänden mußte. Auch die Conventualen, die auf wenige sich vermindert hatten, führten das ausgelassenste Leben. Die Unterthanen benutzten diesen Verfall, um Steuern und Zinsen loszukaufen. 1538 war der Abt und der Convent noch so von der Verpflichtung überzeugt, für die kirchlichen Bedürfnisse aller ihrer Angehörigen sorgen zu müssen, daß sie für die Gemeinde eine evangelische Pfarrpfründe ausstatteten. Nachdem aber 1555 das Kloster dem Stift St. Gallen incorporirt und von dort mit Klostergeistlichen besetzt wurde, sahen sich die Evangelischen sehr bedrängt. Das Stift St. Gallen gab ihnen zwar, als 1563 mit den Klostergebäuden die reformirte Kirche abbrannte, einen Beitrag zur Wiederherstellung derselben, allein dem evangelischen Pfarrer wurde ein Theil seines Pfründeinkommens zum Vortheile des katholischen Priesters entzogen, sodaß die Reformirten mit ihren Glaubensgenossen in Wildhaus sich zu einem gemeinschaftlichen Seelsorger verbinden mußten. In Wildhaus, wo alle Bewohner zum evangelischen Glauben übergetreten waren, blieb bis an das Ende des 16. Jahrhunderts der katholische Cultus ganz abgeschafft. Damals aber traten einige Katholiken hervor und allmälig bildete sich wieder eine katholische Gemeinde, die an dem Fürstabte Bernhard II. eine kräftige Unterstützung fand. Bis nach Rom erscholl hiervon die Kunde und Papst Clemens VIII. schrieb an den Abt: „Perge forti animo, fili, ut facias promovere causam Dei et oves Satanae fraude dispersas ad ovile Christi reducere . .“ Zu Anfang des Jahres 1617 wurde den Reformirten in Wildhaus nicht nur der Taufstein verschlossen, sondern sie mußten sogar einen solchen, den sie verfertigen und bei nächtlicher Weile setzen ließen, wieder entfernen. Dieser Taufsteinstreit verursachte beinahe eine blutige Fehde und konnte erst 1630 beigelegt werden, nachdem er den Evangelischen ungefähr 6000 Gulden gekostet hatte. Inzwischen hatte das Kloster St. Johann ein besonderes Misgeschick betroffen. Seine Bewohner wurden plötzlich mit Schmerzen im Unterleibe befallen. Mehre starben. Ein Theil der Übrigen erlahmte. Alle Vorsichtsmaßregeln halfen nichts, das Übel erneuerte sich immer, indessen außerhalb des Klosters Jedermann verschont blieb. Endlich entschloß man sich, eine in der Nähe befindliche Wohnung zu beziehen und bedauerte es daher wenig, als 1626 das Kloster durch Unvorsichtigkeit abbrannte. Ein Priorat wurde hergestellt, das Kloster aber nach einer gesunderen Gegend, nach Südwald, etwas tiefer im Thale, verlegt. Nach drei Jahren war der Bau vollendet und die neue Anlage erhielt den Namen Neu St. Johann. Dieses Kloster hörte 1798 mit dem Stift St. Gallen auf und ist jetzt theils die Wohnung zweier katholischer Priester, theils

Privateigenthum. 1722 trennte sich die evangelische Gemeinde Alt St. Johann von Wildhaus und wählte einen eigenen Pfarrer. In Wildhaus schieden sich 1775 die Evangelischen von den Katholischen. Jene behielten die alte, diese bauten eine neue Kirche. — Viehzucht und Alpenwirthschaft sind die Hauptbeschäftigungen im St. Johannthal. Fabrication wird noch nicht lange getrieben. Die gesunde Lage trägt dazu bei, daß manche ein hohes Alter erreichen. Um 1818 lebte eine Frau, welche 101 Jahre alt war. Die St. Johanner sind voll geistiger Anlagen. Merkwürdig ist der Kunstsinn, der sich bei Manchem findet. Der Instrumentenmacher Ulrich Ammann lieferte Arbeiten nach Teutschland, Italien, selbst bis nach Lissabon. Die Musikliebhaberei ist sehr groß. Man behauptet, daß von 20 jungen Leuten über die Hälfte musikalisch seien. Beinahe in allen Häusern finden sich Instrumente, und in Wildhaus zählte man vor ungefähr 20 Jahren gegen 50 Zithern und 10 bis 15 Orgeln. Während des Sommers macht man bisweilen zu den Sennen musikalische Lustreisen und kehrt am Abend mit Gesang und Klang wieder ins Thal zurück. Die Sitten sind im Ganzen genommen reiner als in denjenigen Gegenden, wo die Industrie und insbesondere die Schar der Fremden sich hinwenden. Ob diese Einfachheit auch hier nicht aufhören werde, wo noch vor Kurzem beinahe nur diejenigen hinkamen, deren Geschäfte sie in dieses Thal führte, wird zu erwarten sein, denn seit 1830 muß es nun nicht mehr mit seinen Nachbarn in Gambs auf schlechten Wegen verkehren, sondern seit jenem Jahre ist nach langen Erörterungen zwischen den Betheiligten mit Unterstützung von Seiten der Regierung von St. Gallen durch den bündtnerischen Ingenieur Richard la Nicca eine sehr gute Straße nach dem Rheinthale gebaut worden. Alt St. Johann und Wildhaus gehören jetzt zum Bezirke Neu Toggenburg. Nach der Zählung von 1837 beträgt die Bevölkerung des erstern Ortes 1700 Seelen (915 Katholische und 715 Evangelische), die des letztern 1112 Seelen (830 Evangelische und 282 Katholische). (*Gerold Meyer van Knonau.*)

JÖHLINGEN, uraltes katholisches Pfarrdorf im großherzoglich badischen Oberamte Durlach, $1\frac{1}{8}$ teutsche Meile gegen NW. von der Oberamtstadt und $1\frac{3}{4}$ Meile fast gegen Osten von Karlsruhe, mit 2182 Einwohnern, 374 Feuerstätten, einer Kirche, einem Pfarrhause, Schulhause, Rathhause und Jägerhause, drei Mahlmühlen und der nach Süden in seinem Banne liegenden Mariahilfskapelle. Es ist das alte Johanningen (Johaningon) in Rheinfranken auf der südlichen Grenze des alten Kraichgaues, über zwei Leuken oder $1\frac{1}{2}$ Meile, wie heute noch, westlich von des Gaues Hauptorte Brettheim. Hier besaß Herzog Konrad von Rheinfranken aus dem Hause zu Speier ein großes Erbgut, welches sich über das Dorf und seine Marken bis in das Pfinzgau hinein verbreitete; schon vor seiner Erhebung auf den teutschen Königsthron versprach er es der bischöflichen Kirche zu Speier und erfüllte schon 1024 sein Wort, als er eben mit seinem Hoflager zu Ingelheim verweilte, unter Zustimmung seiner Gemahlin Gisela. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Heinrich III., wiederholte die dem Domstifte gemachte Schenkung und bestimmte sie näher 1046 zu Augsburg, von welcher Zeit an der Ort bis zu den großen Staatsveränderungen unserer Zeit zum Fürstenthume und Bisthume Speier gehörte. (*T. A. Leger.*)

JOHN. A. Als Vorname; s. Johann und Johannes. also z. B. John Gaula, s. Johannes Gualensis.

B. Als Zuname.

1) **Augustin**, um 1600 geboren und zu Hamburg gestorben 1678, war Miniaturmaler, Kupferstecher und, wie angegeben wird, auch Medailleur am Hofe des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen und lebte zu Dresden. Von seinen Arbeiten in Kupferstich ist wenig vorhanden; von seinen Miniaturgemälden, welche hier und da noch vorkommen könnten, nur wenig bekannt. Wahrscheinlich lebte er auch einige Zeit in Polen, da in Kunstnachrichten eines Familienbildes des Königs Sigismund III. von Polen gedacht wird, welches er gemalt haben soll. Unter den wenigen von ihm gestochenen Blättern ist besonders zu nennen: Christus bei Nicodemus, in hellen Figuren, bei Abendlichteffect, nach Kilian Fabricius, Hofmaler Johann Georg's I. von Sachsen. Das seltene Blatt ist in 8. und in der Manier Johannes' van der Velde oder des etwas früher lebenden Grafen Goudt mit engen Strichlagen gearbeitet und hat in guten Drucken viele Wirkung*). Derselbe Gegenstand ist auch von Kilian (Cbilian, wie er sich schreibt) Fabricius 1633 als Original radirt worden und gehört ebenfalls zu den Seltenheiten.

2) **Friedrich**, einer der berühmtesten neueren Kupferstecher in der Punktirmanier, geboren 1770 zu Marienburg in Preußen. Er sollte sich für die Militairwissenschaften und vorzüglich für das Geniewesen bilden, dann aber nöthigte man ihn, sich der Handlung zu widmen. Das Haus, wo er in Warschau lernte und später in Condition war, gerieth in ein Falissement und grade zu einer solchen Periode, als er sich in England befand. Schon mit Kunstkenntnissen versehen und zugleich mit Talent zur Kunst ausgestattet, beschloß er schnell, sich diesem Fache und besonders der Kupferstechkunst in der Punktirmanier zu widmen. Diese Manier war zu jener Zeit, also am Ende des 18. Jahrhunderts, sehr beliebt und wurde besonders von England aus sehr begünstiget, da auch der berühmte Fr. Bartolozzi und Wilh. Ryland, sowie einige andere englische Kupferstecher darin Vortreffliches leisteten, Bartolozzi aber derjenige war, welcher dieser Gattung der Kupferstechkunst eine bessere Richtung gab, indem er die durch die Technik hervorzubringende Weichheit auch der Form der Zeichnung und dem Ausdruck zu bewahren wußte. John genoß den Unterricht in der Kupferstechkunst in Leicester-Fields-Inn bei einem dort wohnenden Franzosen, jedoch wurde ihm daselbst einst die Radirkunst und zugleich die Roulettenmanier bekannt

*) Das Blatt mit Zueignung an Graf Loß, früheren Besitzer des königlichen Lustschlosses Pillnitz bei Dresden, ist Nr. 1856 im II. Vol. des gräfl. Sternberg'schen Kupferstichkatalogs von Frenzel aufgezeichnet.

und bei vielem Fleiße machte er auch bedeutende Fortschritte. Francesco Bartolozzi's zarte Arbeiten in der Punktirmanier reizten den angehenden Künstler, sich darin zu versuchen, und zwar mit sehr glücklichem Erfolg, indem er, zwar gegen Bartolozzi's Rath, jene Kunst nicht fortzusetzen, das Bildniß der englischen Künstlerin Maria Cosway sehr gelungen lieferte. Bei so gutem Anfange würde es nur zu bedauern gewesen sein, wenn der junge Mann sich nicht weiter darin bewegt hätte. Er blieb noch einige Zeit in London, suchte durch weitere Studien noch schönere Erfolge zu erlangen, ging dann nach Warschau und erhielt bei längerem Aufenthalte daselbst mittels vieler Bekanntschaften viel Beschäftigung. Es war zu jener Zeit nach den heftigen politischen Stürmen in Polen eine kurze Ruhe eingetreten und einige andere gute Künstler weilten daher dort, darunter der treffliche Marcello Bacciarelli und auch der bekannte und später in Dresden angestellte treffliche Bildnißmaler Joseph Grassi (gestorben 1838). Nach ihnen arbeitete John mehres, darunter das Bildniß des Königs Stanislaus und das des Generals Kosciuczko. Bei später erfolgtem Wechsel der Regierung verließ er Warschau und ging, reichlich mit Empfehlungen versehen, nach Wien, wo er sich ganz niederließ. In seiner Kunst hatte er sich indessen einen hohen Grad der Ausbildung und Vollkommenheit erworben, sodaß er in der Punktirmanier in Teutschland das Schönste lieferte, soweit die Grenzen dieses Kunstzweiges es gestatten. Seine Arbeiten sind theils nach Bildern älterer Meister, theils nach neuern gefertigt und fanden allgemein Beifall. Da es grade Sitte war, die literarischen Werke und besonders die eleganten, für die schöne Welt bestimmten Taschenbücher, Romane und Ähnliches mit Kupfern zu schmücken, so fand sein Talent reichliche Beschäftigung. Für den größten Theil dieser kleinern Sachen lieferte V. Kininger als gewandter Zeichner die Materialien in sehr geistreich ausgeführten Zeichnungen. Lange wurde das Taschenbuch Aglaja durch John's Kupfer (man zählt dazu in mehren Jahrgängen in allem über 100 Blätter) geziert, ebenso einige größere Prachtwerke, als Blätter zu Wieland's Werken (Prachtausgabe bei Göschen in Leipzig) und zu Klopstock's Messiade. Größere Blätter desselben sind: Eine heilige Familie, oder Maria mit dem Kinde und Joseph unter einem Palmbaume, nach Rafael, genannt: La vierge au palmier. — Johannes in der Wüste, nach Guido Reni, ein vorzügliches Bild. — David nach ebend. — Amor nach ebend. — Der heilige Joseph nach Carlo Dolce, die Zingana nach Correggio, Studien von Engelsköpfen nach ebendemf. — Die Lautenschlägerin nach Caravaggio. — Bildniß des Correggio. — Venus und Amor nach ebendemf. — Die Kirchenväter nach Rubens. — Die heilige Katharina nach Leon. da Vinci. — Der Flötenspieler nach Gerh. Dow und a. m. Von seinen übrigen Arbeiten ist auch eine große Zahl Bildnisse theils fürstlicher Personen, theils von Staatspersonen, darunter Kaiser Joseph II., die Kaiserin Maria Karolina, der Kaiser Alexander von Rußland, Fürst Poniatowsky, Karl Theod., Kurfürst von der Pfalz, mit seiner Gemahlin Elisabeth, General Kosciuczko. Ferner gehören viele Bildnisse österreichischer und bairischer Gelehrten, Militairs und Künstler dazu. Er war bis in seine höhern Jahre unausgesetzt thätig, zog sich seit 1832 von dem Kunstleben zurück und wählte das Städtchen Marburg in Steiermark zu seinem Aufenthalte, um in Ruhe und mit dem frohen Rückblicke auf seine Leistungen seine Tage zu beschließen. Über die technische Behandlung in seinen Arbeiten ist noch hinzuzufügen, daß seine Art zu punktiren nichts Gewöhnliches, sondern etwas sehr Körniges, Gediegenes hat; daß er auch zugleich, sowie der Kupferstecher mit dem Grabstichel, mittels der stärkern oder schwächern Strichlagen die Perspective und die verschiedenen Stoffe der Körper auszudrücken versteht. Er brachte dieses durch die runden oder spitzen und in den Hintergründen oft durch eckige Punkte heraus und verlieh dem Ganzen, der eigentlichen einfachen Hilfsmittel ungeachtet, in den Gegenständen eine große Verschiedenheit. (*Frenzel.*)

3) Georg Friedrich, geboren 1742 zu Schmoditten in Ostpreußen, widmete sich zu Königsberg dem Studium der Rechte und beschäftigte sich zugleich mit den schönen Wissenschaften. Auch als er seine akademische Laufbahn beendigt und 1765 Kreisactuar zu Königsberg geworden war, blieb ihm die Liebe zur Poesie und zu mannichfachen literarischen Beschäftigungen. Durch die berühmte Schuch'sche Schauspielergesellschaft, die damals in Königsberg Vorstellungen gab, ward er veranlaßt, einige Kritiken zu schreiben, theils für die berliner Literatur- und Theaterzeitung, theils für die königsberger Zeitung und die Annalen des Theaters. In dem zuletzt genannten Journale (1789. 3. Heft. S. 22 fg.) befindet sich ein von ihm gedichteter Prolog: Das Fest der Verwaiseten. Schon früher (1780) hatte er zwei dramatische Gespräche: Robert und die Schauspieler, zu Königsberg drucken lassen. Seine patriotische Gesinnung zeigte er in einer Ränie auf Friedrich's des Großen Tod (Königsberg 1786) und in einer Ode, bei dem Geburtsfeste Friedrich Wilhelm's II. gedichtet (Königsb. 1788.). Den meisten Beifall fand die von ihm herausgegebene Preußische Blumenlese (Königsberg 1782.). John war im Jahre 1770 Justizamtmann und 1777 Kammersecretair in Königsberg geworden. Er starb dort am 10. Mai 1800, als thätiger Geschäftsmann allgemein geachtet *). (*Heinrich Döring.*)

4) Heinrich oder Henry St. John, s. Bolingbroke (1. Sect. 11. Bd. am Ende).

5) Johann Dionysius, geb. 1764 zu Teplitz, in seiner Jugend Kapellknabe und Sänger bei der dresdener Hofkapelle und tüchtiger Fortepianospieler, ohne dabei das Streben nach gelehrter Ausbildung aufzugeben. Er besuchte das Gymnasium in Dresden, studirte Philosophie und Medicin in Prag, und prakticirte als Arzt daselbst bis zum Jahre 1796, dann in seiner Vaterstadt. Hier erwarb er sich das Verdienst, für unbemittelte Curgäste ein Hospital einzurichten, machte auch im Jahre 1812

*) Vgl. Goldbeck's literarische Nachrichten von Preußen. 1. Th. S. 61 fg. 2. Th. S. 40. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 290 fg.

Vorschläge zu einem neuen Um- und Überbau für die zu benutzenden Mineralquellen und regte die Idee lebhaft an, für teplitzer Kranke das Krankenhaus zu gründen, welches noch jetzt in Segen besteht. Nach der Schlacht bei Kulm war er allein von allen teplitzer Ärzten nicht von der Stelle gewichen und sorgte für die in der Stadt angelegten Militairlazarethe mit Umsicht und Thätigkeit, wurde aber ein Opfer seiner rastlosen Bemühungen in seinem Berufe und starb schon am 14. März 1814. Der König von Sachsen hatte ihm den Hofrathstitel verliehen. Von seinen medicinischen Schriften ist die wichtigste das Lexikon der k. k. Medicinalgesetze (Prag 1790—1798. 6 Bde.). Die schönen Künste liebte und pflegte er, beschäftigte sich auch mit Poesie und musikalischer Composition und gab unter dem Titel: Blumen, Blümchen und Blätter einen Musenalmanach heraus (Prag 1787.). Den Badegästen war seine Allgemeine Beschreibung von Teplitz in Böhmen, mit einer Karte, Grundriß und Kpf. (Teplitz 1813) ein belehrender Leitfaden*). (*R.*)

6) **Johann Friedrich**, ein zu Anfange dieses Jahrhunderts zu Berlin lebender Arzt, als Schriftsteller im Fache der Chemie bekannt durch: Chemisches Laboratorium, oder Anweisung zur chemischen Analyse der Naturalien, nebst Darstellung der nöthigsten Reagentien. Mit einer Vorrede von Klaproth (Berlin 1808.). — Über Kalk und Mörtel (Berlin 1820.). (*H. Häser.*)

7) **Johann Nepomuck**, geboren am 25. Juni 1723 zu Brück in Böhmen, studirte Philosophie und Theologie zu Prag, und wurde dort Magister der Philosophie und Baccalaureus der Theologie. Nachdem er 1746 die Priesterweihe empfangen, wurde er 1762 Domherr der Metropolitankirche zu Prag. Er starb dort am 20. November 1786. Als Schriftsteller zeigte er sich von einer nicht unvortheilhaften Seite in mehren Gelegenheitsreden, bei dem Krönungsfeste der Fürstin des St. Georgenklosters, Maria Josepha, Fürstin von Fürstenberg (Prag 1767. Fol.), bei ihrer Beerdigung (Ebend. 1770. Fol.) u. a. m. Auch den bekannten böhmischen Schutzheiligen St. Nepomuck verherrlichte er durch fünf Lob- und Sittenreden (Prag 1770—1774. Fol.) †). (*Heinrich Döring.*)

C. John, Geographie.

I. **In Afrika.** **John (St.)**, drei Flüsse auf der West- und Südküste des nördlichen Afrika's. 1) Auf der Küste der Sahara, ergießt sich unter 18° 50′ nördl. Br. in den südlichen Theil der Bai von Arguin und wurde früher für einen Arm des Senegal gehalten. Seine Ufer sind fruchtbar und größtentheils mit Gummiwäldern besetzt. Man kann ihn mit Böten 30 Meilen aufwärts befahren. 2) Auf der Malaguetta oder Pfefferküste, fließt von Nordosten nach Südwesten und hat seine Mündung unter 6° nördl. Br. und 8° östl. L. Er ist uns noch weniger bekannt als der vorige, scheint aber kleiner. 3) Nach Balbi auch der Name eines etwas bedeutendern Flusses auf der Goldküste, welcher sonst Pra, Bossompra, auch Chama heißt. Er entspringt im eigentlichen Ashantilande, bewässert Dinkara, Tufel und Warsa, und fällt unter 5° 8′ nördl. Br. und 16° östl. L. auf der Grenze von Fanti ins Meer. (*A. Keber.*)

II. **In Amerika.** 1) **John (St.)**, ein großer See im untern Theile der britischen Provinz Kanada in Nordamerika, zwischen 48° 27′ bis 48° 51′ nördl. Br. und 71° 35′ bis 72° 10′ westl. L. von Greenwich belegen. Er ist fast kreisrund, hat einen Umfang von 22 geographischen Meilen, nimmt mehre ansehnliche Flüsse auf und entläßt auf seiner südöstlichen Seite den Saguenay, einen der größten und merkwürdigsten Zuflüsse des St. Lorenz. Seine Ufer sind noch unbebaut.

2) **John (St.)**, kleine Stadt in der Grafschaft Chambly im untern Theile der britischen Provinz Kanada. Sie liegt am linken Ufer des Flusses St. John oder Richelieu (rechts zum St. Lorenz) und ist ein sehr betriebsamer Ort, der namentlich mit den Städten am Champlainsee, aus welchem der St. John abfließt, durch seine Schiffahrt in lebhaftem Verkehr steht. Auch die Straße, welche von Montreal aus in den Staat Vermont führt und hier über den St. John setzt, wirft Gewinn ab, sowie auch diejenige, welche am linken Ufer des Flusses aufwärts an den Champlainsee führt. Im Jahre 1834 kamen hier 396 Schiffe, zusammen mit 69,128 Tonnen Last, und 754 Frachtwagen mit 377 Tonnen Last aus den Vereinigten Staaten an. Früher scheint der Handel indessen wichtiger gewesen zu sein; zur Zeit des nordamerikanischen Befreiungskrieges war er der erste Hafen Kanada's und das dabei liegende Fort spielte damals eine wichtige Rolle. Es wurde namentlich im Jahre 1775 von dem nordamerikanischen Generale Montgomery belagert und erobert, und ist auch noch jetzt wegen seiner Lage unfern der Grenze der Freistaaten von Bedeutung.

3) **John (St.)** oder **Richelieu**, auch **Chambly**, **Sorel** und **St. Louis** genannt, ist ein rechter Nebenfluß des untern St. Lorenzstromes. Sein Anfang muß in dem Georgssee im Freistaate New-York gesucht werden, welcher See bei dem Fort Ticonderoga in den berühmten Champlainsee abfließt. Dieser letztere ist 27 geographische Meilen lang, ⅕ bis 3⅓ solcher Meilen breit, nimmt ein Areal von 28¼ geographischen Quadratmeilen ein, enthält über 60 reizende Inseln, ist sehr fischreich und für die größten Schiffe tief genug und sein Spiegel liegt nur 87,35 pariser Fuß über der Ebbe im Hudson bei Albany. Der Abfluß des Champlainsees ist nun der in Rede stehende Fluß St. John, welcher vom Georgssee an gerechnet eine Stromentwickelung von 34 geographischen Meilen hat, wovon etwa 15 zu Unter-Kanada gehören; das Areal seines Gebietes beträgt 226 geographische Quadratmeilen, doch ist von seinen Zuflüssen keiner von Wichtigkeit. Die Ufer des St. John sind im Allgemeinen 8 bis 12′ hoch, überall vortrefflich angebaut und mit volkreichen Städten und Dörfern besetzt. Von seiner Mündung an können Schiffe von 150 Tonnen etwa drei geographische

*) Abhandl. d. königl. böhm. Gesellschaft d. Wissensch. 1814. S. 57 fg. Meusel's gelehrt. Teutschl. 5. Ausg. 23. Bd. S. 51.

†) Vgl. de Luca's gel. Österreich. 1. Bd. 1. St. S. 213. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 291.

Meilen weit stromaufwärts gelangen; von da an wird die Schiffahrt mit kleineren Schiffen und großen Booten bis zum Champlainsee betrieben. An der Mündung ist der St. John 750 Fuß breit; er behält diese Breite mit geringen Ausnahmen, welche durch das Auftreten mehrer kleiner, aber sehr reizender Inseln bewirkt werden, bis zum Chambly-Bassin, einer fast kreisrunden, ebenfalls mit schönen Inseln geschmückten Ausbreitung des Flusses von 1 ½ englischer Meile Durchmesser. Von hier an aufwärts bis zur Isle du Portage beträgt die Breite 1500 Fuß, und dieselbe verdoppelt sich bis in die Gegend der Stadt St. John. Das Thal des St. Johnflusses mit dem Champlain- und dem Georgssee, liegt sowie das des ihm gegenüberstehenden Hudsonstromes in der tiefen und sehr merkwürdigen Senkung zwischen dem Gebirgssysteme der Alleghany's und dem von Neu-England, in welcher der Trageplatz zwischen den genannten Flüssen in seinem höchsten Theile nur 138 pariser Fuß Höhe über der Ebbe im Hudson bei Albany und 40,72 pariser Fuß über dem Spiegel des Champlainsees hat, daher es leicht war, den St. John mit dem Eriekanal und dem Hudson, also Kanada mit dem Staate Neu-York, mittels des Champlainkanals in schiffbare Verbindung zu bringen.

4) **John (St.)**, Küstenstrom in Ost-Florida. Er entsteht unter 26° 40′ nördl. Br. aus dem See Mayaca (Espiritu Santo der spanischen Karten) und mündet unter 30° 18′ nördl. Br. in den atlantischen Ocean. Sein nördlicher Lauf ist dem der übrigen Ströme der Vereinigten Staaten von Nordamerika ganz entgegengesetzt; seine große Breite, die auf dem größten Theile seines Laufes 3000 bis 4000 Schritte beträgt und die des Missisippi übertrifft, der merkwürdige Umstand, daß seine Ufer steiler und höher werden, je mehr er sich dem Ocean nähert, während sie im oberen Laufe niedrig sind, und in angeschwemmte Flächen und Savanen übergehen, sowie auch die Natur des ihn umgebenden Landes, deuten darauf hin, daß er ursprünglich eine Meerenge oder ein natürlicher Kanal war, den die fortwährenden Anspülungen des Golfstromes an seinem Südende geschlossen haben. Der Quellsee des Stromes, der Mayaca, in dem Lande der Seminolen gelegen, ist 5½ geographische Meilen lang, ⅘ bis 4 solcher Meilen breit, mit bedeutenden Buchten versehen, und auch dadurch ausgezeichnet, daß er außer dem St. John noch mehre Abflüsse hat, welche mit dem Meere in Verbindung stehen. So durchschiffte Bromme einen von dem See aus sich gegen Westen ziehenden Kanal von 20′ Breite und 5—6′ Tiefe, der in einen ⅗ Meilen langen See führte, aus dem wiederum ein Abfluß zu einem zweiten See stattfand, der mit dem Delawarefluß zusammenhängt, welcher an der Westküste von Ostflorida in die Bai St. Juan mündet. Ein anderer Abfluß ist der südliche Arm des St. Lucie, der sich in den atlantischen Ocean ergießt. Der St. John selbst bildet in der paradiesischen Einöde seines oberen und mittleren Laufes, welcher großentheils mit Orangenhainen, Magnolien und immergrünen Eichen eingefaßt ist, mehre Seen. Es sind dies von S. nach N. 1) der Inselsee (Island Lake) von ⅗ geographischer Meile Länge, ⅕ Meile Breite und fünf bis 6 Fuß Tiefe, den Bromme fast ganz mit kleinen schwimmenden Inseln von Muschelblumen bedeckt fand; 2) der Monroesee von 1⅓ bis 1½ Meile Länge; 3) der Baldezsee von 2 geographischen Meilen Länge und ⅗ Meile Breite, und endlich 4) der mit mehren Inseln gezierte Georgssee, der größte von allen, da er 3½ Meilen Länge, 2 Meilen Breite, 15 bis 20 Fuß Tiefe hat und den der St. John für große Schiffe schiffbar verläßt, obgleich eine Kalkstein- oder Sandbank mit 8 bis 9 Fuß Wasserstand nur kleineren Fahrzeugen die Einfahrt in den See gestattet. Der St. John hat vom Georgssee ab, welcher mit großen Feldern schwimmender Seerosen (Nymphaea odorata) bedeckt ist, bis zur Mündung des Black Creek für 8½ Fuß tief gehende Schiffe ein so breites Fahrwasser, daß diese Schläge machen können, nur müssen sie sich an der Mündung des Ocklawaha durch eine Schlammbank arbeiten. Von der Mündung des Black Creek bis zum Ocean, eine Strecke von 10 geographischen Meilen, ist das Fahrwasser ebenfalls breit, nie weniger als 14′ tief, und würde daher von Schiffen, welche tiefer als 10′ gehen, benutzt werden können, wenn ein beweglicher Stromriegel in der Mündung, welche zur Fluthzeit je nach dem Stande des Windes nur 11 bis 14 Fuß, bei der Ebbe aber gar nur 5½ bis 7 Fuß Wassertiefe hat, dies nicht verhinderte. Von Jacksonville ab, welcher Ort 4½ Meilen oberhalb der Mündung liegt, ist der Lauf des Stromes gegen Osten gerichtet, auch dessen Breite schon von Rollstown ab weit geringer als oberhalb. Dieser Umstand verursacht eine Schnelligkeit der Strömung, deren Einfluß noch drei Stunden lang fortdauert, nachdem die Fluth, welche bei der Fähre von Piccolata noch eine Höhe von 3,72 pariser Fuß erreicht, zu steigen begonnen hat, während das Gegentheil zwei Stunden nach dem Beginn der Ebbe eintritt. Diese Schnelligkeit der Strömung bildet ein Hinderniß, welches die ein- und auslaufenden Schiffe nur mit Hilfe eines starken und günstigen Windes überwinden können, wobei sie aber bei Überschreitung der Barre, über welche stets ein heftiger Wellenschlag stattfindet, großen Gefahren ausgesetzt sind. Fahrzeuge also, welche den St. John beschiffen wollen, müssen oft sehr lange das Zusammentreffen günstiger Umstände zur Überschreitung der Barre, zum Einlaufen in den Strom, abwarten. Dessenungeachtet ist die Mündung des St. John an der so hafenarmen Küste von Ostflorida von großer Wichtigkeit, und der Strom selbst als eine herrliche binnenländische Wasserstraße zu betrachten, die auf die Cultur Florida's den größten Einfluß üben muß. Seine Entwickelung beträgt 66, der Abstand der Quelle von der Mündung 33, die Größe der Krümmungen 13, die Länge der Schiffbarkeit vom Georgssee ab 24 geographische Meilen. Kurz vor der Mündung geht aus dem Strome ein natürlicher Kanal ab, die Inland passage genannt, und zieht gegen Norden zum Nassaufluße und aus diesem weiter, immer der nahen Küste parallel, bis zum St. Mary. Er ist 7⅗ geographische Meilen lang und für Ruderboote fahrbar. Der St. John ist sehr fischreich und auch als der Aufenthalt unzähliger Alligatoren (Crocodilus lucius *Cuv.*) ausge-

zeichnet. Oberhalb Rollstown, wo der Strom öfter einem Landsee gleicht, ist er hier und da mit kleinen schwimmenden Inseln von abgerissenen Muschelblumen, verrotteten Sträuchern und umgestürzten Baumstämmen bedeckt, auf welchen verschiedene blumentragende Pflanzen wuchern und auf und zwischen welchen Schlangen, Frösche, Alligatoren, Fischottern, Krabben und verschiedene Wasservögel nisten, und ähnliche Stellen finden sich viele. Die Stromschwellen betragen der bedeutenden Breite wegen nur 1,87 pariser Fuß über dem mittleren Wasserstand. Der St. John hat nur zwei Zuflüsse von einiger Bedeutung. Sie münden in sein linkes Ufer und heißen Oklawaha und Black Creek. Die Oklawaha entsteht mit einer Beite von 14 und einer Tiefe von 6½ pariser Fuß aus dem Apopkasee, wird jedoch gegen ihre Mündung hin breiter und tiefer. Sie hat einen nördlichen Lauf von 16 geographischen Meilen, nimmt den Orange Creek, einen Abfluß des Orangesees, auf, ist schiffbar und könnte zur Herstellung einer schiffbaren Wasserstraße zwischen dem atlantischen Ocean und der Bai Espiritu Santo dienen, wenn man ihr Bett aufräumen wollte. Black Creek entsteht aus zwei Quellarmen, einem nördlichen und einem südlichen. Der nördliche ist bis zu einer Mühle, eine starke geographische Meile oberhalb der Gabelung, schiffbar, entsteht aus dem Kinsleysee und wird als der Hauptarm betrachtet; der südliche, welcher bis zur Mündung des Bull Creek, bis wohin die Fluth in derselben hinauftritt, für kleine Schiffe schiffbar ist, hat gleich dem nördlichen nur 5¾ Fuß Tiefe. Von der Gabelung abwärts beträgt die Tiefe jedoch 11,27 und bei der Fähre von Branum sogar über 32 pariser Fuß, die Breite an letzterer Stelle aber 312 Fuß, welche sich bis zur Mündung nicht verändert. Die Fluthhöhe bei dieser Fähre beträgt 1½ bis 1,84 pariser Fuß. (Vgl.: Fr. Bromme, Reisen durch die Vereinigten Staaten und Oberkanada, Baltimore 1835, III. S. 1 bis 34 und *Poussin*, Travaux d'améliorations intérieures cet. cet. des états-unis d'Amérique, Paris, 1834, pag. 192—196 cet.). (*Klähn.*)

5) John (St.), eine Stadt in dem nordwestlichsten Theile der Grafschaft Susser im nordamerikanischen Freistaate Delaware, ungefähr 22 englische Meilen von Dover, unter 38° 48′ nördl. Br. und 75° 40′ westl. Länge, am Flusse Nanticoke gelegen*). (*R.*)

6) John (St.), Hauptstadt der britisch-westindischen Insel Antigua auf der NW. Küste derselben belegen, mit dem besten Hafen derselben und einschließlich des 1,32 geographischen Quadratmeilen großen Kirchspiels mit 12,284 Einwohnern (im Jahre 1828), welche Plantagenbau auf Zucker, Schiffbau und bedeutenden Handel mit dem angeführten Producte unterhalten. Die Stadt ist sehr groß, aber unregelmäßig gebaut, der Hafen bietet eins der schönsten tropischen Panoramen dar, da er von Höhen eingefaßt ist, und enthält die kleine Insel Rat Island mit einem Telegraphen.

*) *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W.

7) John (St.), Kirchspiel auf der Nordwestküste der britisch-westindischen Insel Barbados. Es hat einen Flächeninhalt von 0,57 geographischen Quadratmeilen (8600 englische Acker Oberfläche) und zählte 1832 6567 Einwohner, worunter 908 Weiße, 172 Mulatten und 5487 Neger. Die Nahrungszweige desselben sind, wie auf ganz Barbados, der Bau des Zuckerrohres und der Baumwolle; übrigens ist die Fruchtbarkeit gering. (*Klähn.*)

8) John (St.), ein Kirchspiel im Inneren von Jamaica, zwischen den Kirchspielen St. Thomas in the vale und St. Catharina. Hauptort ist das kleine Städtchen gleichen Namens. Der Boden ist ziemlich uneben, indem der größere Theil des Kirchspiels auf den Vorbergen und in den Thälern der Blue mountains gelegen ist. Daß die Erhöhung über dem Meere nicht unbedeutend sein kann, ergibt sich aus der relativen Kühle und Gesundheit. An Wasser und Wäldern ist kein Mangel; die Fruchtbarkeit des Bodens lockte zeitig Colonisten an, und daher galt dieses Kirchspiel schon zur Zeit Sloane's für eins der am Besten angebauten. Hauptgegenstand des Landbaues war, mindestens vor Freilassung der Negersklaven, das Zuckerrohr. (*E. Pöppig.*)

9) Andere Orte und Flüsse, z. B. der in neuerer Zeit so oft erwähnte nordamerikanische Fluß, welcher in die Fundibay mündet, s. unter John's. (*R.*)

JOHN BAPTIST (St.), Kirchspiel im östlichen Districte des nordamerikanischen Freistaates Louisiana, im Delta des Mississippi zu beiden Seiten dieses Stromes belegen. Nördlich stößt dasselbe an die durch einen natürlichen Kanal (den Manchac) verbundenen Seen Maurepas und Pont-Chartrain, östlich an das Kirchspiel St. Charles, südlich an den Bayou Cabenase, westlich an die Kirchspiele Assomption und St. James, ist von N. nach S. 8 geographische Meilen lang, von W. nach O. 3 bis 6 solcher Meilen breit und zählte im J. 1830 5700 Einwohner. Der Hauptort und Gerichtssitz ist das Dorf Bonnet Carré, welches 7½ geographische Meilen von New-Orléans und 265 solcher Meilen von Washington entfernt ist. Das Land ist durchaus flach, an den Ufern der Seen auch marschig, herrlich mit Kiefern und Fichten, Lebenseichen, Cypressen, Magnolien, Gummibäumen, Weiden u. s. w. besetzt, auch mit Rohrbrüchen (swamps) abwechselnd, in denen das indische Rohr eine Höhe von 6 bis 9 Fuß erreicht. Die Ufer der Seen sind mit Massen von Muscheln eingefaßt, die hier zu Kalk gebrannt werden, Gewässer fischreich, die Wälder reich an Wild. Hauptnahrungszweige sind die Pech- und Theerbereitung und die Viehzucht, sowie der Handel mit allen diesen Producten, die in New-Orleans sicheren Absatz finden. Zucker- und Reisbau breiten sich jedoch immer mehr aus. (*Klähn.*)

John Bull, s. Bull.

JOHNHAUER oder JAHNHAUER bezeichnet soviel als Holzhauer; der Name kommt daher, daß das gehauene, in eine Reihe auf einander gelegte Buschholz ein Jahn oder John (anderwärts ein Kamm, eine Zahl) heißt. Jahn und John ist wahrscheinlich verderbt aus

Gehn (ein Gehn für ein Gang), und bezeichnet auch den Raum, welcher beim Hindurchschreiten des Mähenden durch das Gras oder Getreide gehauen und leer gemacht wird (*R.*)

JOHNIA. Eine von Norburgh aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Hippokrateen. Char. Der Kelch fünfspaltig; die Corolle fünfblätterig; den Fruchtknoten umgibt eine becherförmige Haut, auf deren Rande die Antheren aufsitzen; die Frucht ist eine wenigsamige Beere. Zu dieser Gattung gehören zwei Arten, ostindische Bäumchen mit gestielten, einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen. 1) J. salacioides *Roxb.* (Fl. ind. I p. 172) mit ganzrandigen Blättern, fünftheiligem Kelche, kleinen pomeranzenfarbigen Blüthen, ungestielten Corollenblättchen und eßbaren, zwei- oder dreisamigen Beeren; im östlichen Bengalen. 2) J. coromandeliana *Roxb.* (l. c.) mit feingesägten Blättern, fünfzähnigem Kelche, nagelförmigen Corollenblättchen und einsamigen Beeren von der Größe und dem Ansehen einer kleinen Kirsche; in den Bergwäldern der Küste Koromandel. (*A. Sprengel.*)

Johnit, s. **Türkis.**

JOHNIUS. nach Bloch eine Fischgattung aus der Familie der Barsche, nahe verwandt mit der Gattung Sciaena und daher von manchen Naturforschern unter dieselbe geordnet. Vgl. daher Sciaena. (*R.*)

JOHN'S (St.). 1) Fluß, See und Stadt Kanada's im britischen Nordamerika; s. unter John (St.).

2) Einer der bedeutendern unter den vielen Küstenflüssen Labradors, fällt auf der Südküste dieses Landes in den Lorenzbusen. (*R.*)

3) Grafschaft in der britischen Provinz Neubraunschweig in Nordamerika. Es ist der südlichste Bezirk der Provinz, welcher sich längs der Fundybai ausdehnt und das System der kleinen in dieselbe mündenden Küstenflüsse nebst der Mündung des großen St. Johnsstromes umfaßt, und nördlich und nordwestlich von der Königs-Grafschaft, östlich von der Grafschaft Westmoreland und westlich von der Grafschaft Charlotte begrenzt wird. Die Küste längs der Fundybai, welche durch ihre hohen Fluthen so ausgezeichnet ist, besteht fast nur aus einer Reihe steriler Felsen, besonders in dem weitläufigen Kirchspiele St. Martin; aber wegen der Nähe der Seestadt St. John's, der Hauptstadt der Grafschaft, ist das Innere sorgfältig bebaut und bietet einen lachenden Anblick dar, da hier Hügel von mäßiger Höhe mit schönen Seen, unter denen sich die Loch-Lomond-Seenkette auszeichnet, und Wasserlaufen abwechselt. Das Areal der Grafschaft ist nicht bekannt; die Bewohnerzahl betrug im Jahre 1824 12,907, wovon indessen allein 8488 auf die Hauptstadt St. John's kommen, während die übrigen Kirchspiele, Lancaster, Portland und St. Martin respective 793, 3043 und 583 Einwohner zählten. Der Hauptnahrungszweig ist doch immer noch, wie in ganz Neubraunschweig, die Forstbenutzung; 1833 hatte die Grafschaft 29 Sagemühlen, auf welchen 320 Arbeiter 11,305,000 Fuß Tannenstamme zerschnitten, welche am Ausschiffungsplatze einen Werth von 28,262 Pfund Sterling hatten.

4) Hauptstadt der Grafschaft St. John's in der britischen Provinz Neubraunschweig in Nordamerika (nördl. Br. = 45° 15′ westl. L. von Greenwich = 66° 6′ 19″), eine freundliche, regelmäßig gebaute und incorporirte City, welche durch einen Mayor, Aldermen und eine Commonalty regiert wird, am linken Ufer der Mündung des St. John's in die Fundybai. Sie hieß früher Parrtown, wird mit der Vorstadt Carleton, welche auf dem rechten Ufer des St. John's liegt, in sechs Wards getheilt und zählte mit derselben im Jahre 1824 sechs Kirchen, wovon die Episkopalen zwei, die Methodisten, Katholiken, Presbyterianer und Baptisten jede eine besitzen, ein Marinehospital, eine Bank, 4000, zum größern Theile aus Holz, zum kleinern aus Ziegel- und Bruchsteinen erbaute, Häuser und im Jahre 1824 8488 Einwohner, deren Zahl jetzt wol auf 12,000 gestiegen sein wird. St. John's ist das maritime Emporium von Neubraunschweig und besitzt einen geräumigen und sicheren, vor allen Winden, mit Ausnahme des aus Süden kommenden, geschützten Hafen in der Mündung des Flusses St. John's, in welchem die Fluth 30′ hoch steigt und vor welchem die mit einem Leuchtthurme besetzte Insel Partridge liegt. Alle Erzeugnisse der Landwirthschaft des Innern von Neubraunschweig fließen in Fredericton, der Capitale der Provinz, zusammen und werden von hier über St. John's ausgeführt, während die Waldproducte des Landes, wie Breter, Balken, Schindeln, Pot- und Perlasche gleich von den Ansiedlern auf Flachbooten und Flößen hierher zu Markte gebracht werden. Der Handel, dessen Stapelwaaren aus den so eben genannten Hölzern und aus Fischen besteht, da die Landwirthschaft von Neubraunschweig noch in der Kindheit ist, ist daher bedeutend. Die Stadt besaß im Jahre 1832 343 Seeschiffe von 41,114 Tonnen Gehalt, welche mit 1882 Mann besetzt waren, und es liefen in den Hafen ein:

im Jahre	1831	—	1708	Schiffe	von	203,907	Tonnen	Gehalt,	mit	10,184	Mann besetzt.
" "	1832	—	1818	"	"	234,510	"	"	"	11,922	" "
" "	1833	—	2026	"	"	237,039	"	"	"	11,989	" "

Dagegen liefen aus demselben aus:

im Jahre	1831	—	1710	Schiffe	von	212,734	Tonnen	Gehalt,	mit	10,319	Mann besetzt.
" "	1832	—	1758	"	"	239,732	"	"	"	11,683	" "
" "	1833	—	1943	"	"	245,272	"	"	"	12,075	" "

Dieser Handel findet mit folgenden Ländern und in folgendem Verhältnisse statt. Es liefen nämlich in St. John's während des Jahres 1832 ein:

aus Großbritannien und Ireland	473	Schiffe	von	138,583	Tonnen	Gehalt,	mit	6299	Mann	besetzt.
aus dem britischen Westindien . .	52	=	=	7502	=	=	=	368	=	=
aus dem britischen Nordamerika	1039	=	=	56,925	=	=	=	3670	=	=
aus den Vereinigten Staaten	220	britische	=	26,702	=	=	=	1341	=	=
von Nordamerika	28	fremde	=	3346	=	=	=	177	=	=
aus den brit. Besitzungen in Afrika	3	=	=	496	=	=	=	26	=	=
aus andern Ländern	3	=	=	856	=	=	=	41	=	=
Summa	1818	Schiffe	von	234,410	Tonnen	Gehalt,	mit	11,922	Mann	besetzt.

Dagegen liefen in demselben Jahre aus:

nach Großbritannien und Ireland	586	Schiffe	von	162,842	Tonnen	Gehalt,	mit	7186	Mann	besetzt.
nach dem britischen Westindien .	64	=	=	10,119	=	=	=	484	=	=
nach dem britischen Nordamerika	935	=	=	48,636	=	=	=	3094	=	=
nach den Vereinigten Staaten	171	britische	=	13,954	=	=	=	711	=	=
von Nordamerika	28	fremde	=	3446	=	=	=	171	=	=
nach den brit. Besitzungen in Afrika	3	=	=	551	=	=	=	24	=	=
nach andern Ländern	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summa	1787	Schiffe	von	239,548	Tonnen	Gehalt,	mit	11,670	Mann	besetzt.

Im Jahre 1832 rüstete die Stadt sieben Schiffe für den Walfisch- und Seehundsfang aus. — Zu St. John's befindet sich eine Agentur, welche den Einwanderern Land oder Beschäftigung nachweist. Auch ist die Stadt der Landungsplatz vieler aus Europa kommender Reisenden, welche nach Kanada wollen; man geht von hier in Dampfbooten auf dem St. John's nach Fredericton, welches 19 geographische Meilen weiter oberhalb an demselben Flusse liegt und von da auf der königlichen an den großen Fällen des St. John's vorüberführenden Poststraße nach dem St. Lorenzstrome.

5) Eine geräumige Bai an der Westküste von Neufundland, in welche sich der Castor'sriver (Biberfluß), einer der größten Flüsse dieser Insel, ergießt, und zwischen den Vorgebirgen Point Rich im Süden und Point Ferolle im Norden belegen. Sie wird von französischen Schiffern besucht, die auf den Stockfischfang hierher kommen, den sie längs der ganzen West-, sowie auf einem Theile der Süd- und der Nordostküste von Neufundland ungehindert und ausschließlich betreiben, ohne daß ihnen hierzu, der Ansicht der Briten zufolge, welchen Neufundland gehört, ein Recht zustände. In dieser Bai landete im Jahre 1583 Sir Humphrey Gilbert, der Halbbruder Sir Walter Raleigh's, und nahm im Namen der Königin Elisabeth von England Besitz von Neufundland, obgleich die erste wirkliche Niederlassung erst im Jahre 1623 und zwar in einer ganz anderen Gegend der Insel, zu Ferry Low auf der Halbinsel Avalon, durch Sir George Calvert zu Stande kam.

6) Hauptstadt der britischen Insel Neufundland (nördl. Br. des Forts Townshend = 47° 33′ 33″ 8; Länge desselben westlich von Greenwich = 52° 45′ 10″ 7) auf der Ostküste der Halbinsel Avalon und derjenige Punkt Amerika's, welcher Europa am nächsten ist, da von hier in gerader Linie nur 354 geographische Meilen nach Port Valentia, an der Westküste von Irland, sind. Sie ist der Sitz der Regierung des Gouvernements Neufundland und Labrador, eines katholischen Bischofs, eines Erzdekans der Episkopalkirche und einer Handelsgesellschaft, aus deren Mitgliedern jährlich eine Handelskammer zur Beaufsichtigung und Beförderung des Handels und der Fischereien erwählt wird, und hat einen der besten Häfen Neufundlands, welcher zwischen zwei Bergen liegt und in welchen man durch einen so schmalen Eingang („the narrows" genannt), daß immer nur ein Schiff von bedeutender Größe in denselben einlaufen kann, gelangt; die Hafenzeit beträgt hier nach Norie 7^h 50′. Diese Lage des Hafens und zahlreiche Befestigungen und Batterien, zu dessen Schutze erbaut, machen den Ort zu einem sehr festen Platze. Auf Fort Amherst, an der linken Seite des Hafeneinganges, ist ein Leuchtthurm und ein Signalposten, von wo die vorbeisegelnden Schiffe salutirt werden und welcher dem auf einem Hügel zur Rechten des Einganges gelegenen Telegraphen jedes Schiff signalisirt; dieser Telegraph bringt dann die Nachrichten weiter zum Hause des Gouverneurs und zur Stadt. Außer dem Fort Amherst sind unter den Befestigungen noch besonders bemerkenswerth: das Fort Townshend, welches unmittelbar über der Stadt liegt und bisher die gewöhnliche Residenz des Gouverneurs war, dem aber jetzt eine sehr prächtige Dienstwohnung in der Stadt erbaut ist; ferner das Fort William, welches mehr nördlich gelegen ist, und eine Batterie auf einem isolirten pyramidalen Felsen, Crows Nest genannt. Die Stadt hatte mit ihrem Districte im Jahre 1823 13,009, im Jahre 1825 14,025, im Jahre 1828 15,165, 1836 aber 18,926 Einwohner, und jetzt gewiß noch bedeutend mehr; doch läßt sich die Bevölkerung nie ganz genau angeben, da die Population von Neufundland überhaupt der Zahl nach sehr wechselnder Natur ist, indem dieselbe hauptsächlich aus Fischern, Handels- und Kaufleuten besteht, deren Aufenthalt hierselbst zum Theil nur temporair ist. In Stadt und District St. John's ist die Population indessen sehr im Steigen, welches in den andern colonisirten Districten der Insel, die einen weniger fruchtbaren Boden haben, nicht der Fall ist, und in einigen sogar abnimmt. Die Nahrungszweige bestehen hauptsächlich in Fischerei, Robbenschlag und Handel. Der

Stockfischfang ist bedeutend, er beschäftigte in Stadt und District St. John's im Jahre 1826 543 Schiffe, zusammen von 54,600 Tonnen Gehalt und mit 3746 Mann bemannt; für den Robbenschlag rüstete die Stadt im Jahre 1834 122 Schiffe aus, welche 111,500 Robben erlegten. Die Hauptexporten bestehen hier, wie in ganz Neufundland, aus getrocknetem Stockfisch, Lachsen, Häringen, Makrelen, Seehunds- und Biberfellen, Rinderhäuten, Otter-, Marder- und Hasenfellen, Fuchsbälgen, Bären- und Wolfshäuten, Wieselfellen, Fisch- und Seehundsthran, Kniehölzern, Faßdauben, Fischbein u. s. w. Im Jahre 1833 betrugen die Importen:

Brod	97,658	Centner,
Feines Mehl	41,832	Fässer,
Rind- und Schweinefleisch	14,291	=
Butter	98,098	Fäßchen,
Rum	253,016	Gallonen,
Syrup	335,489	=
Wein	57,566	=
Branntwein	24,040	=
Stabholz (lumber)	4,715,794	Fuß,
Schindeln	1,618,850	Stück,
Zucker	7656	Centner,
Kaffee	322	=
Thee	1612	Kisten,
Hafermehl	2275	Fässer,
Salz	13,943	Tonnen,
Bohnen und Erbsen	631	Fässer.

Es liefen während des Jahres 1834 in den Hafen von St. John's ein: 708 Schiffe von 79,320 Tonnen Gehalt, welche mit 4404 Mann besetzt waren; dagegen liefen in demselben Jahre aus: 647 Schiffe von 75,270 Tonnen Gehalt und mit 4226 Mann besetzt.

Von dieser Schiffszahl kamen aus und gingen nach Großbritannien:

einclarirt: 177 Schiffe v. 26,736 T. Geh. mit 1448 M. besetzt,
ausclarirt: 95 = = 11,702 = = = 698 = =

von und nach dem britischen Westindien:

einclarirt: 58 Schiffe v. 6356 T. Geh. mit 391 M. besetzt,
ausclarirt: 77 = = 9333 = = = 585 = =

von und nach dem britischen Nordamerika in britischen Schiffen:

einclarirt: 256 Schiffe v. 18,568 T. Geh. mit 1065 M. besetzt,
ausclarirt: 287 = = 30,602 = = = 1567 = =

von und nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika:

einclarirt:
54 britische Schiffe v. 6654 T. Geh. mit 362 M. besetzt,
16 fremde = = 2483 = = = 111 = =

ausclarirt:
24 britische Schiffe v. 2453 T. Geh. mit 144 M. besetzt,
1 fremdes = = 156 = = = 7 = =

Der übrige Theil des Handels theilt sich zwischen Jersey, Guernesey, Gibraltar, Madeira, den Azoren, Brasilien, der Havanna, St. Thomas, Porto Rico u. s. w. — Bei St. John's befindet sich ein verlassenes Kupferbergwerk, welches von cornischen Bergleuten bearbeitet wurde. — In der Stadt erscheinen nicht weniger als fünf Zeitungen; darunter die „Royal Gazette" und der „Public Ledger" zwei Mal in der Woche, ferner der „Newfoundlander," die „Times" und der „Patriot," welcher letztere wüthend radical ist, ganz im Widerspruche mit der größten Majorität der Bewohner.

7) Kirchspiel in der Königin-Grafschaft der britischen Prinz-Edward's Insel in Nordamerika. Es bildet den südöstlichen Theil der Grafschaft, wird im Osten von der Königs-Grafschaft, im Süden von der Northumberlandstraße (zwischen Prinz-Edward's Insel und dem Festlande von Neubraunschweig und Neuschottland), im Westen von der Hillsboroughbai begrenzt, von welcher einige Arme, wie die Pownallbai, die Orwellbai, tief in das Kirchspiel eindringen und gute Häfen bilden, wie dies auch die in die Northumberlandstraße mündenden Flüsse Jennys, Flatriver, Belle Creek u. a. thun. Von den 67 Townships, worein die Insel bei ihrer Vermessung getheilt wurde, enthält das Kirchspiel fünf, nämlich Nr. 50, 57, 58, 60 und 62, deren jedes 20,000 englische Acres groß ist, wornach also das Kirchspiel St. John's 100,000 Acres oder 7,36 geographische Quadratmeilen Areal hat, wovon indessen 1834 nur erst 45,825 Acres vertheilt waren. In dem genannten Jahre zählte das Kirchspiel 3238 Einwohner (großentheils Schotten von den Hebriden), welche, wie sämmtliche Bewohner der Insel, sehr einträgliche Landwirthschaft und etwas Fischerei treiben, vier Grütz- und sechs Sägemühlen haben (1834), und durch den Handel mit den Producten der Landwirthschaft und der Sägemühlen bedeutenden Gewinn ziehen. 1834 bestand der Viehstapel aus 2953 Stück Rindvieh, 472 Pferden, 4388 Schafen und 1121 Schweinen; in demselben Jahre erntete man: an Weizen 12,507, an Gerste 1313, an Hafer 2318 und an Kartoffeln 93,292 Bushels. In den Baien und Flüssen des Kirchspiels fischt man Forellen, Aale, Makrelen, Flundern, Hummern (in den Flüssen) und Austern, welche letztere nach Quebec und nach Neufundland versandt werden. Unter den Dorfschaften des Kirchspiels sind Belfast an der Orwellbai und Perth am Jennysriver die bedeutendsten.

8) Fluß in Nordamerika. Seine Quellen liegen auf dem seereichen, noch sehr unbekannten Bergplateau von Neuengland, das unter dem Namen Landeshöhe (height of land) als wasserscheidendes Gebirge zwischen dem St. Lorenzstrome und den Flüssen Kennebek, Penobscot, St. John's u. s. w. im Parallelismus mit dem ersteren längs seines unteren Laufes und an seinem rechten Ufer nordöstlich zieht; sie sind den Quellen des Kennebek, des Penobscot und des Chaudière (zum St. Lorenz) benachbart und wahrscheinlich in etwa 1000 Fuß absoluter Höhe, und bilden mit diesen einen merkwürdigen hydrographischen Knoten, der auch zugleich ein Bergknoten ist, da sich hier ein wasserscheidender Höhenzug von der Landeshöhe trennt, gegen Osten streicht, die Südgrenze des Gebietes des oberen St. John's bildet und zwischen den Mündungen des Fallriver und Presqu'ileriver am rechten Ufer des St. John's selbst endet, und zwar mit dem berühmten, gegen 1900 pariser Fuß hohen Marshill, dem höchsten Punkte einer weiten Umgegend, mit vortrefflicher

Aussicht auf dieselbe. Dieser Wasserscheidezug nun im Süden des St. John's ist es, den die Briten als die Grenze von Untercanada gegen den Staat Maine ansehen, wodurch sie dieses Gebiet zu ihren Besitzungen ziehen, während die nordamerikanischen Freistaaten dasselbe als zum Staate Maine gehörig und die obgedachte Landeshöhe zwischen dem St. Lorenz und den nördlichen Zuflüssen des St. John's als Grenze gegen die britischen Besitzungen betrachten. Dieses obere Gebiet des St. John's ist noch Wildniß, eine terra incognita. mit deren geodätischer Aufnahme man sich 1840 beschäftigte, um die Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Nachbarstaaten zu schlichten. Auch der obere St. John's selbst ist bis jetzt nur wenig bekannt; man weiß jedoch, daß er in nordöstlicher Hauptrichtung mit der Landeshöhe und dem St. Lorenz parallel als ein tiefer Kanal, der auch den indianischen Namen Wallustuk führt, sanft dahin fließt, und auf dieser Strecke bis zu der Mündung eines seiner linken Zuströme, des Matawaska, einen Lauf von beiläufig 55 geographischen Meilen entwickelt. Von dieser Stelle an, wo sich die Niederlassung Matawaska befindet, verändert er seinen Lauf in einen südöstlichen, der mit dem Eintritte in die britische Provinz Neubraunschweig, deren Pulsader er bildet, ganz südlich wird. Auf dem Boden dieser Provinz, nahe der Grenze, unter 46° 55′ nördl. Br., bildet der St. John's seine berühmten großen Fälle (the Grand Falls); kurz zuvor, zwischen rauhen, mit Bäumen beschatteten Klippen eingeengt, stürzt er über eine Felsenbank 50 Fuß tief hinab in einen tiefen, zwischen dunklen Felsen gelegenen Strudel, aus dem er sodann durch einen noch engern Kanal, als den oberhalb des Sturzes, mit Ungestüm entweicht, um während der Strecke einer englischen Meile eine Reihe von Fällen und Stromschnellen zu bilden, an deren Seiten die Uferfelsen oft so nahe zusammentreten, daß sie den Fluß fast verbergen. Unterhalb dieser Strudelzone fließt der St. John's in der Breite einer englischen Meile, mit 12 Fuß mittlerer Tiefe und für Boote schiffbar, durch die fruchtbare, aber noch wenig angebaute Grafschaft York, an der kleinen Stadt Woodstock vorüber, in deren Nähe er viele schöne Inseln bildet, immer südlich, bis zur Mündung des Eelriver, unterhalb welcher sich die Meduktik-Rapiden befinden, welche die Boote nur mit Schwierigkeit passiren. Von der Mündung des Eelriver bis unterhalb Fredericton, der Capitale von Neubraunschweig, ist der Lauf wieder südöstlich und durch mehre Inseln ausgezeichnet; an der Mündung des Keswickriver, der dem St. John's von Norden her zufließt, wird in demselben zuerst die Fluth bemerkbar, die demnach 21 geographische Meilen hinaufstritt und bei Fredericton an der Mündung des Nashwauck 6 bis 10 Zoll Höhe erreicht. Von Fredericton abwärts, wo der St. John's eine Breite von ½ englischer Meile erreicht und von wo ab er Schiffe von 50 Tonnen Gehalt trägt, ist dessen Lauf bis zur Mündung des Jemseg immer noch südöstlich; beide Ufer sind hier eine fortlaufende Reihe von Niederlassungen, unter welchen die von Waterborough, Sheffield und Maugerville an der Nordseite des Flusses, in Wahrheit den Garten von Neubraunschweig bilden. Unterhalb der Jemsegmündung ist der inselreiche Stromlauf südlich gerichtet, beide Ufer sind häufig mit dichtem Walde bedeckt und nur selten, und nur an den Mündungen der Nebenflüsse, sieht man kleine Wohnorte, desto häufiger aber begegner man Booten und Schiffen, die zwischen Fredericton und der Hafenstadt St. John's auf- und abfahren, sowie Flößen, welche mit dem Eintritte der Ebbe den Strom herabgehen. So strömt der St. John's der Fundybai zu; bevor er diese jedoch erreicht, erweitert er sich zu einem langgezogenen, zwei englische Meilen breiten See, the long reach. aus welchem er durch einen 1300′ langen und 290′ breiten Felsenspalt, in welchem er den berühmten Fall von St. John's bildet, in den Hafen dieser City hinaustritt. Quer durch diese Felsenenge läuft nämlich eine Felsenbank, auf welcher bei gleichem Wasserstande nur 17 Fuß Wasser sich befindet. Oberhalb des Falles steigt die Fluth bei gewöhnlichem Wasserstande sechs Fuß; zur Zeit der Ebbe ist der Fluß 12 Fuß höher als die Fundybai, zur Zeit der Fluth hingegen diese fünf Fuß höher als der Fluß, wodurch ein doppelter Fall, eine natürliche großartige Schleuse, gebildet wird. Wenn die Fluth 12 Fuß hoch gestiegen ist, also mit dem Flusse gleichkommt, können Schiffe den Fall passiren; doch dauert diese Zeit nur 20 Minuten, denn die steigende Fluth bildet nunmehr einen Fall nach Innen, und nur mit dem Wiedereintritte der Ebbe kommt abermals ein Zeitraum von 20 Minuten, während dessen Schiffe aus- und einpassiren können. Das Thal des St. John's ist durch das terrassenförmige Aufsteigen seiner Ränder ausgezeichnet, wie man ein solches auch bei anderen amerikanischen Strömen bemerkt; die Nebenflüsse des Stromes enthält die folgende Tabelle.

Nebenflüsse des St. John's.

	Länge des Laufs. Geogr. Meilen.	Länge der Schiffbarkeit. Geogr. Meilen.
Rechte:		
1) Alaguasca, eine Reihe von Seen, die sich ins Gleichgewicht zu setzen streben	25	—
2) Eagle River, links durch den kleinen Fishriver verstärkt	12	—
3) Aroostuk oder Restuk . .	55	20
4) Fallriver	7	—
5) Presqu' Isle River . .	9	—
6) Medusnikik	15	—
7) Eelriver	?	—
8) Pokiok	?	—
9) Dromocto	?	—
10) Nerepis	?	—

	Länge d. Laufs. Geogr. Meilen.	Länge der Schiffbarkeit. Geogr. Meilen.
Linke:		
11) St. Francis	20	—
12) Matawasca	20	—
13) Tobique	42	—
14) Muinek	?	—
15) Shiktahauk	?	—
16) Pela-Samik	?	—
17) Nakawick	4½	—
18) Macknaquack	4½	—
19) Keswickriver	5½	für Boote schiffbar.
20) Nashwaaks	3½	—
21) Nashwauk	15	8
22) Little river	8	—
23) Jemseg	18	—
24) Washdemauk	16½	—
25) Belleisleriver	6	—
26) Kennebekasis	17	16, davon 4 für Schiffe jeder Größe.

Die Stromentwickelung des St. John's beträgt 128, der Abstand seiner Quelle von der Mündung 45, die Größe der Krümmungen 83 geographische Meilen oder 6,54 des directen Abstandes, das Areal seines Gebietes etwa 1160 geographische Quadratmeilen, sodaß das Verhältniß zwischen seiner Länge und seinem Stromgebiete wie 1 : 8,6 und also noch geringer als beim Hudson ist, bei dem es nach Meinecke wie 1 : 10 ist. (*Klöden.*)

9) Fluß in dem nordamerikanischen Staate Ostflorida, s. unter John (St.) und Johns (St.), Grafschaft in Florida. (*R.*)

10) Grafschaft im östlichen Theile des nordamerikanischen Gebietes Florida. Sie grenzt gegen Norden an die Grafschaft Duval, gegen Osten an den atlantischen Ocean, gegen Süden an die Grafschaft Mosquito, gegen Westen an das Land der Seminolen und die Grafschaft Alachua, und ist von Norden nach Süden 27, von Osten nach Westen 12 bis 18 geographische Meilen breit. Die Oberfläche besteht, wie fast in ganz Florida, aus einer weiten, beinahe im Niveau des Meeres liegenden, auf einem Conchyliengrunde angeschwemmten Ebene, über die sich im nördlichen Theile der Grafschaft jedoch einige Hügelreihen erheben, unter welchen diejenige die höchste ist, welche als Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ocean und dem mericanischen Golf von Norden nach Süden zieht, und sich dahinwärts allmälig erniedrigt, um sich endlich ganz in die Sumpfebene des südlicheren Theiles der Halbinsel zu verlieren. Der Culminationspunkt dieser Hügelkette in der Grafschaft St. John's, zugleich der höchste Punkt der Halbinsel Florida, liegt an der Quelle des Santa-Fé-Flusses, zwischen den Seen Kinsley und Little-Santa-Fé, und erreicht eine Höhe von nur 150 pariser Fuß. Der schiffbare St. John, der größte Strom Florida's, legt innerhalb der Grafschaft zwei Drittheile seines Laufes zurück, breitet sich hier zu den Seen Monroe, Valoloz und George aus, und nimmt hier die schiffbaren Flüsse Ocklawaha und Black Creek auf; auch entsteht hier der Hauptquellarm der Santa-Fé, eines linken Zustromes der Suwanee. Außer den Seen des St. John liegen hier noch der Dun'see, mit Abfluß in das rechte Ufer des genannten Stromes; der kleine Santa-Fé, mehr ein Cypressensumpf, in 116 pariser Fuß absoluter Höhe; der 1,23 geogr. Quadratmeilen große Orangesee, welcher sich durch den Orangecreek in den Ocklawaha entladet, zur Regenzeit eine Tiefe von 10 bis 11 Fuß erreicht, zur Trockenzeit aber an mehren Stellen durchwatbar ist, und nur zum Theil zur Grafschaft St. John's gehört u. a. m. Das Klima ist sehr gesund; St. Augustin, die Hauptstadt der Grafschaft, wurde in früherer Zeit, als die Spanier noch Besitzer von Florida waren, von den Bewohnern der spanisch-westindischen Colonien während des Sommers als ein Sanatarium zum Aufenthalte gewählt. Die Temperatur steigt in dieser Stadt von Juni bis October selten über 20—22° R.; während der heißen Monate schwankt das Thermometer jedoch zwischen 24—26° R. und steigt öfter sogar bis 28 und 29°; im Winter fällt dasselbe äußerst selten bis auf den Gefrierpunkt, sondern steht fast immer zwischen 8—12° R. Schnee fällt nie; Stürme hausen vom Mai bis September und sind fast immer von starken Gewittern begleitet, besonders aber während der Äquinoctien. Der Frühling fängt hier Mitte März an und dann erst entwickeln sich die jungen Blätter der Cassien, der immergrünen Eiche und anderer immergrünen Gewächse. Der Boden ist im Allgemeinen sandig, zum Theil auch sumpfig, mit Ausnahme jedoch derjenigen Stellen, welche man hier Hammocks nennt, deren Boden aus einer Mischung von Thon und Sand besteht, äußerst fruchtbar ist und deren Größe von 100 bis 400 Hectaren wechselt. Diese Hammocks sind zwar ziemlich zahlreich, machen aber zusammen doch nur einen kleinen Theil der Bodenfläche aus. Auf ihnen ist die Vegetation besonders kräftig; überhaupt vereint sich hier im Pflanzenreiche der rauhe Norden mit dem milden Süden, und Canada's Tannen- und Fichtenwälder wechseln lieblich mit den hohen Palmen der Tropenwelt und der wohlriechenden Magnolie der Wendekreise; der St. John und einige Seen sind mit Orangenhainen bekränzt und die Olive wird mit Erfolg cultivirt. An Handelspflanzen sind bereits Tabak, Baumwolle, Reis, Indigo und Zucker Stapelartikel, und außer diesen kann der neue Ansiedler auch aus den vielen werthvollen Producten des Pflanzenreichs großen Nutzen ziehen. Alle diese Vorzüge haben die Grafschaft St. John's, sowie andere Gegenden Florida's, die bisher nur sehr wenig cultivirt waren, zu einem Lande der Anziehung gemacht. 1830 zählte die Grafschaft St. John's nur 2535 Einwohner, eine Zahl, die sich zum wenigsten verdoppelt haben wird. Nachtheilig ist dem Handel jedoch die flache,

sandige und hafenarme Küste, an der viele Schiffbrüche stattfinden; der Floridakanal, dessen Lauf quer durch die Grafschaft gehen soll, wird jedoch den Handel sehr beleben.

11) Kleine Stadt in der Grafschaft St. John's, in dem den nordamerikanischen Freistaaten gehörenden Gebiete Florida. Sie liegt auf einer etwas erhabenen Landspitze am Südufer des St. Johnflusses, ist südlich von einem Wäldchen duftender Magnolien und Orangen eingefaßt und zählte im Jahre 1830 28 Häuser und 107 Einwohner, hat sich aber seitdem ansehnlich vergrößert. Die Nahrungszweige bestehen in Fischerei, Schildkrötenfang und Handel mit den im Innern des Landes zerstreut wohnenden Pflanzern. (*Klähn.*)

12) Ein westlicher Zufluß des Missouri in Nordamerika, nicht weit von dem Zusammenströmen des letztern mit dem Mississippi. (*R.*)

13) Dänische Insel in Westindien, s. Jean (St.).

14) Kirchspiel und Städte auf den westindischen Inseln, Barbados und Jamaica, s. unt. John (St.).

15) Eine Insel im rothen Meere, auch St. Jean genannt. (*R.*)

16) Andere geographische Bezeichnungen s. unt. John.

JOHNSBACH, uneigentlich **JONSBACH**, eine Gebirgsgemeinde des Bezirkes Admont, im judenburger Kreise der oberen Steiermark, im Thale und am rechten Ufer des Baches gleiches Namens, in tiefer Abgeschiedenheit gelegen, ringsum von Bergen umstanden, die fast sämmtlich über 6000 wiener Fuß absoluter Höhe haben, mit 48 zerstreut liegenden Häusern, 280 Einwohnern, welche sich fast nur durch Viehzucht ernähren, einer eigenen katholischen, dem Benedictinerstifte Admont incorporirten Pfarre (Dekanat Admont, Bisthum Leoben), einer Kirche, Schule, einem Bauernwirthshause, einem reichen Kranze von Alpen, die einen Viehauftrieb von 892 Stücken zulassen, einer Flora seltener Alpenpflanzen und einer ziemlich ergiebigen Gemsenjagd. Höchst interessant ist das wilde Felsenthal gleiches Namens, in das man durch ein überraschend malerisches Felsenthor zweier nahe an einander zusammentretender Felsenwände eintritt, zwischen denen der reißende, verheerende Johnsbach sich seinen Weg nach der nahen Ens gewaltsam gebrochen hat. Nirgends sieht man im ganzen steierischen Alpenlande die Zerstörungen der Natur, und nirgends das Bild der an ihrer eigenen Verwüstung unablässig fortarbeitenden Schöpfung so großartig ausgebreitet, wie in diesem Thale, das wol kaum seines Gleichen hat. (*G. F. Schreiner.*)

Johnsbai, s. unt. John's (St.).

JOHNSBURGH, Township (Ortschaft) in der Grafschaft Warren, des Gebietes Newyork, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt am Hudsonflusse und hat 650 Einwohner. (*R.*)

JOHNSDORF. 1) mehre Dörfer im saazer und chrudimer Kreise Böhmens, s. Jahndorf und Jansdorf.

2) Ein zur gräflich Clam-Gallas'schen Herrschaft Laiberg gehöriges Dorf, im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 36, ¼ Stunde südöstlich von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, nach Seifersdorf (Vicariatsdistrict Gabel, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 82 Häusern, 512 teutschen Einwohnern, welche Landwirthschaft treiben, einer Schule, einem herrschaftlichen Jägerhause, einer Ziegelbrennerei und einem im Jahre 1800 emphyteutisirten, Wüstewiese genannten Meierhofe.

3) Ein mährisches, Janaussow genanntes, zur fürstlich Liechtenstein'schen Herrschaft Trübau und zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 54 gehöriges Dorf im olmützer Kreise des Markgrafthums Mähren, in einer in mineralogischer Hinsicht höchst merkwürdigen Gegend, nächst Krönau gelegen und dahin auch eingepfarrt, zwei Stunden westsüdwestwärts von dem Hauptorte des Herrschaftssitzes entfernt, mit 41 Häusern und 310 teutschen Einwohnern, welche von der Landwirthschaft leben und nach Krönau zur Schule gewiesen sind, einem Wirthshause und einer Bretsäge.

4) Eine gräflich Gleispach'sche Bezirksherrschaft im grätzer Kreise der oberen Steiermark, welche einen Flächenraum von 3211 niederösterr. Joche, 418 □Klaftern, umfaßt, mit einer Bevölkerung von 1462 Seelen in vier Ortschaften, mit einer Pfarrei, einer katholischen Kirche und 250 Häusern. Die Bewohner sind Teutsche, die sich vorzugsweise vom Ackerbaue nähren.

5) Eine zum gleichnamigen Bezirke gehörige Ortschaft im breiten, freundlichen und fruchtbaren Raabthale, am Fuße der nördlichen Hügel, unfern vom linken Flußufer gelegen, sieben Meilen von Grätz entfernt, mit 74 meist im Thale oder auf den Höhen zwischen Wiesen, Feldern, Obstbäumen und Wäldchen zerstreuten Häusern, 462 Einwohnern, worunter sich auch einige Weber befinden, und die nach Hotzendorf eingepfarrt sind, einem herrschaftlichen Schlosse, welches einst die Johnsdorfer besaßen, einer Mühle, Stampfe und einer Schmiede. Diese Gegend ist in geognostischer Hinsicht von hohem Interesse, da sich in der Nähe die vulkanischen Berge der Steiermark bei Riegersburg, Gleichenberg, Kopfenstein befinden.

6) Ein zur fürstlich Kinsky'schen Allodialherrschaft böhmisch Kamnitz gehöriges Rusticaldorf im leitmeritzer Kreise Böhmens, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 42, hoch am Pölichsberge, mitten im Bezirke der Herrschaft Beisdorf gelegen, drei Stunden von dem Hauptsitze der Herrschaft entfernt, nach Arnsdorf (Vicariatsdistrict Kamnitz, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 139 Häusern, 852 teutschen Einwohnern, welche sich vom Ackerbaue und verschiedenen Industrialgewerben ernähren, außerdem aber Holzhandel, Schiffahrt und Holzflößerei treiben, einer Hebamme und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JOHNSINDIANER (St.). Ein gegen 300 Seelen zählender Überrest des ehemals zahlreichen, nun fast ganz ausgestorbenen Volkes der Abenakies, welcher im oberen, zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika streitigen Gebiete des St. Johnsstromes wohnt. Von den Abenakies sind außerdem noch die Penobscots (etwa 280 Köpfe) und die Passamaquoddies (150 Köpfe) im Staate Maine übrig, und diese, wie die

St. Johnsindianer, leben von der Jagd und dem Maisbau, haben schon größtentheils europäische Tracht angelegt und leben unter ihrer herkömmlichen Verfassung in großer Eintracht mit den Bewohnern von Maine. Die St. Johnsindianer, in dem genannten streitigen Gebiete isolirt lebend, sind von Allen am wenigsten in der Cultur vorgerückt und am ungebundensten. Die Sprache dieses Stammes wird für einen Dialekt des Lenni-Lenape gehalten, ist jedoch bis jetzt nicht genau bestimmt worden. (*Klähn.*)

JOHNSINSEL. 1) Kleines Eiland in der Quintabai an der Nordseite des Ontariosees, gehört zum britischen Gouvernement Obercanada.

2) Eine Insel im St. Lorenzbusen, auch Prinz Eduard's Insel genannt, s. **Prince Edward.**

3) Heißen Johnsinseln einige Inseln Amerika's, an der Küste von Südcarolina, südwestlich vom Hafen Charlestown *). (*R.*)

JOHNSHAVEN, eine kleine, neun englische Meilen von Montrose liegende, zum Kirchspiele Benholme und zur Grafschaft Kincardine gehörige Hafenstadt Schottlands, früher eine der bedeutendsten Fischerstädte auf der Südküste dieses Landes, jetzt sehr herabgekommen, hat Manufacturen von Segeltuch †). (*R.*)

Johns mountains, s. unter Jamaica.

JOHNSON. A. Biographie. 1) **Benjamin,** gewöhnlich Ben Johnson (Jonson) genannt, geboren 1574 zu Westminster, stammte aus einer schottischen Familie, die während der Religionsunruhen unter der Königin Maria Regierung sich nach England geflüchtet hatte. Sein Vater, ein Geistlicher, scheint die Absicht gehabt zu haben, ihn der Kirche zu widmen. Den ersten Unterricht erhielt Benjamin Johnson in einer Privatschule in dem Kirchsprengel St. Martins in the Fields. In der königlichen Schule (royal foundation) war Camden sein vorzüglichster Lehrer. Seine Fähigkeiten entwickelten sich schnell, und er machte rasche Fortschritte. Als aber seine Mutter nach ihres Gatten Tode einen Maurer heirathete, wurde er von seinem Stiefvater für dies Gewerbe bestimmt. Abneigung dagegen bewog ihn, zu entlaufen und in Militairdienste zu treten. Er sagt selbst in einem seiner Epigramme, daß er in den Niederlanden gegen die Spanier gefochten. In einem Streite mit einem feindlichen Soldaten tödtete er seinen Gegner, plünderte ihn und nahm die Beute im Angesicht beider Heere mit sich fort [1]). Das Kriegsleben behagte ihm jedoch nicht lange. Unterstützt durch wohlwollende Gönner, zu denen besonders Sir Walter Raleigh gehört haben soll, besuchte er das Johanniscollegium zu Cambridge und widmete sich dort mannichfachen Studien. Auf die gründlichen Kenntnisse, die er sich erwarb, scheint er einen höhern Werth gelegt zu haben, als auf sein poetisches Talent, dessen erste Entwickelung in jene Zeit fällt. Mangel an Unterstützung nöthigte ihn bald, den Musen zu entsagen. Er verließ Cambridge. Um sich eine Erwerbsquelle zu eröffnen, widmete er sich dem Stande eines Schauspielers. Auf einem Winkeltheater, the Green Curtain genannt, in der Nähe von Shoreditch und Clerkenwell, trat er zum ersten Male auf, fand jedoch wenig Beifall. Auch durch einige dramatische Versuche scheint er sich nicht sonderlich empfohlen zu haben. Seine Lage verschlimmerte sich noch durch einen unglücklichen Zweikampf, in welchem er seinen Gegner tödtete. Er mußte einige Zeit im Gefängnisse zubringen. Ein Geistlicher, der ihn dort besuchte, bewog ihn zum Übertritt zur römischen Kirche. Johnson schwur wirklich die Religion seiner Ältern ab. Nachdem er seine Freiheit wieder erhalten, verheirathete er sich. Er war damals etwa 25 Jahre alt. Sein erster mislungener Versuch, für das Theater zu schreiben, schreckte ihn nicht ab, sich wieder mit der dramatischen Poesie zu beschäftigen. An Shakspeare fand er einen bereitwilligen Aufmunterer seines poetischen Talents. Ohne Eifersucht und frei von kleinlichen Künstlerleidenschaften, führte jener große Geist ihn ins Publicum ein. Johnson's Lustspiel: Every man in his humour (Jedermann in seinem Humor) ward (1598) auf die Bühne gebracht. Durch die Sensation, welche seine ersten dramatischen Versuche machten, wuchs sein Selbstgefühl in so hohem Grade, daß er in einem seiner Stücke (the Poetaster), das mit modernen Sitten am Hofe des Augustus spielt, sich heftige Ausfälle erlaubte gegen alle, die in der dramatischen Kunst anderen Regeln folgten, als er selbst. Durch sarkastischen Witz sowol, als durch seine Schulgelehrsamkeit wußte er die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, die ihn über Shakspeare stellten. Diese Schulgelehrsamkeit war die einzige Seite, wo Johnson wirklich einen Vorzug hatte vor jenem großen Dichter. Der allgemeine Beifall, der demselben zu Theil ward, verleitete ihn zu allerlei beißenden Anspielungen in seinen Stücken. Er ließ sich nicht undeutlich merken, seine dramatische Poesie sei nur für den Kenner und nicht für die Menge. Der öffentliche Tadel seiner Stücke machte keinen sonderlichen Eindruck auf ihn. Doch entzweite er sich bald mit den Schauspielern der unter Shakspeare's Leitung stehenden Bühne (The Globe) und ließ auf einem kleinen Theater von den Chorknaben einige seiner Lustspiele aufführen, in denen er die vorhin erwähnte polemische Tendenz verfolgte [2]).

*) Nach *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W.

†) Nach *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W.

1) S. Mortimer's British Plutarch. (London 1770.) Vol. III. p. 257. wo es ausdrücklich heißt: „In an encounter with a single man of the enemy he slew his opponent, and stripping him, carried off the spoils in the view of both armies."

2) Die erwähnten Chorknaben, die schon in dramatischen Spielen geübt worden, und von denen viele bei den größern Theatern als gute Schauspieler späterhin eintraten, machten besonders wol durch Johnson's Unterricht so großes Aufsehen, daß auch andere Dichter ihre Werke für zu vortrefflich hielten, um sie von gewöhnlichen Schauspielern produciren zu lassen, und jene Stücke, nach Johnson's Beispiele, eben jenen Kindern zur Aufführung übergaben. Vgl. Shakspeare's Vorschule von Ludwig Tieck. (Leipzig 1823.) I. Bd. S. XXXIII. Shakspeare selbst erwähnt dies Kindertheater und den dadurch entstandenen literarischen Kampf im Hamlet, in der Scene mit den Schauspielern. Die Stelle lautet, nach A. W. Schlegel's Übersetzung: „Aber es hat sich da eine Brut von Kindern eingefunden, kleine Nestlinge (little eyases), die immer über das Gespräch hinausschreien und höchst grausamlich da-

Sehr luſtig lautet die Überſchrift eines verunglückten Luſtſpiels, das er im Druck herausgab, „wie es niemals vorgeſtellt, ſondern von gewiſſen Dienern des Königs höchſt nachläſſig geſpielt und von andern Unterthanen des Königs noch ekler angeſehen und getadelt worden [3])." Übrigens war die vorhin erwähnte Oppoſition gegen Shakſpeare und ſeine Kunſt durchaus ehrlich gemeint. Ein neuerer Schriftſteller hat J. ſehr bezeichnend den Leſſing der damaligen Zeit genannt, nur daß er für die falſche, verderbliche Kunſtrichtung kämpfe. Nachahmung der gemeinen Wirklichkeit war ihm die Hauptſache; eine andere künſtleriſche Wahrheit kannte er nicht. Einem ſolchen Geiſte mußte das Maß- und Planvolle in Form und Gehalt des antiken Drama's mehr zuſagen, als Shakſpeare's buntgewebte, complicirte Dichtungen. Unverſtändlich und verhaßt blieb ihm aber daher jene zweite Seite der dichteriſchen Perſönlichkeit Shakſpeare's, die, wie das ganze Volkstheater der Engländer, dem romantiſchen Mittelalter angehörte [4]).

Der Manier, in der er ſeinen Freunden und ſich ſelbſt gefiel, blieb Johnſon treu. Aber ein Ausfall auf die ſchottiſche Nation in einem ſatyriſchen Luſtſpiel, Eastward Hoe betitelt, zog ihm und Chapman und Marſton, die ihm dabei hilfreiche Hand geleiſtet haben ſollen, eine Gefängnißſtrafe zu, und beinahe wäre es ihnen noch ſchlimmer ergangen [5]). Als Johnſon ſich wieder in Freiheit ſah, ward ihm der ehrenvolle Auftrag, für den Hof die Erfindung und Direction der unter dem Namen Masken (Masks) damals üblichen Luſtbarkeiten zu übernehmen. Auch dieſe Stücke, wie die Tragödien und Luſtſpiele, die er für die öffentlichen Theater lieferte, hatten das Schickſal, von der einen Partei bewundert und von der andern verſpottet zu werden. In Paris, wohin er (1613) reiſte, fand er eine wohlwollende und ſchmeichelhafte Aufnahme bei dem Cardinal Perron. Ungefähr in dieſe Zeit fällt ſein Zwiſt mit dem Architekten Inigo Jones, den er in einem ſeiner Luſtſpiele (The Bartholomew-Fair) verſpottet hatte. Zum Theil auf Veranlaſſung der erſten Ausgabe ſeiner Werke, die er 1616 in einem Foliobande herausgab, geſchah es, daß der König Jacob I. ihn zu ſeinem Hofpoeten ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 100 Mark anwies. Dadurch vermehrten ſich einigermaßen ſeine Einkünfte, die jedoch nie glänzend geweſen zu ſein ſcheinen. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, daß die ausgezeichnetſten Gelehrten ſeine Bekanntſchaft ſuchten. Er verweilte damals eine Zeit lang in Oxford. Seiner Schulgelehrſamkeit hatte er es zu danken, daß die dortige Univerſität ihn 1619 durch ein Magiſterdiplom auszeichnete. Noch in dem genannten Jahre reiſte er nach Schottland, um ſeinen Herzensfreund, den Dichter Drummond, zu beſuchen. Dieſer Ausflug behagte ihm ſo ſehr, daß er ihn in einem eigenen Gedichte ſchilderte, das durch Zufall verbrannte. In ſeinem Unmuth darüber ſchrieb er ſeine Verwünſchung des Vulkan (Execration upon Vulcan) [6]). Mit mehren dramatiſchen Planen, beſonders aber mit den Masken, die er als königlicher Poet jedes Mal zu Weihnachten verfertigen mußte, beſchäftigte er ſich bis zum Jahre 1625. Bald nachher befiel ihn eine Unpäßlichkeit, die ihn jedoch nicht hinderte, ſeine Verbindlichkeiten gegen den Hof zu erfüllen. In einer Ode, worin er drohte, die Bühne zu verlaſſen, rächte er ſich, als ſein Luſtſpiel The new Inn or the light heart 1629 bei der erſten Vorſtellung durchfiel. Der König Karl I. tröſtete ihn durch ein Geſchenk von 100 Pfund Sterling. Die Verſe, in denen Johnſon für dieſe Gunſt dankte, ſind noch erhalten. Der Monarch ſcheint ſie huldvoll aufgenommen zu haben, weil er bald nachher des Dichters Jahrgehalt von 100 Mark bis auf 100 Pfund Sterling erhöhte und ihm zugleich mit einem Faß Canarienſekt ein Geſchenk machte. Vielleicht geſchah dies aber auch auf Veranlaſſung eines ſcherzhaften Bittſchreibens, in welchem er dem Könige ſeine beſchränkten Verhältniſſe ſchilderte [7]). Gegen das Ende ſeines Lebens ſcheint er ſogar mit offenbarem Mangel gekämpft zu haben.

Johnſon ſtarb an einem Schlagfluſſe im Auguſt 1637 im 63. Lebensjahre. Er ward in der Weſtminſterabtei beerdigt. Auf ſeinem Grabſteine befindet ſich die naive Inſchrift: O rare Ben Johnson! Einer ſeiner Freunde, John Young aus Great-Milton in Oxfordſhire, ſoll ihn auf dieſe Weiſe geehrt haben. Ein beſſeres Denkmal ward ihm ein halbes Jahr nach ſeinem Tode errichtet, als eine Sammlung ſeiner Elegien und Gedichte erſchien unter dem Titel: The Memory of Ben Jonson revived by the friends of the Muses. Durch eine Subſcription, die jedoch nicht zu Stande kam, beabſichtigte man die Errichtung eines Monuments von Marmor, geſchmückt mit Johnſon's Bruſtbilde. Nur letzteres fand in der Weſtminſterabtei eine Stelle durch den Grafen Harley von Oxford. Zahlreiche Trauergedichte ſagten zugleich, was Johnſon ſeinen Zeitgenoſſen geweſen. Sein Stamm erloſch mit ihm, da er alle ſeine Kinder überlebt hatte.

Nach ſeiner eigenen Beſchreibung war er von ſtarkem Körperbau, corpulent und breitſchulterig. Sein Äußeres war ſteif und gezwungen und ſeine Geſtalt ſoll viel Ähnlichkeit gehabt haben mit der des John Fallſtaff in Shakſpeare's Heinrich IV. Sein Charakter war, wenn man dem Zeugniß ſeines Freundes Drummond glauben darf, nicht frei von Schwachen. Er nennt ihn einen Egoiſten, der alle andere verachtet und verſpottet und der lieber einen Freund, als einen witzigen Einfall verloren habe. Drummond ſagt ausdrücklich von ihm,

für bekatſcht werden. Dieſe ſind jetzt Mode und beſchnattern (berattle) die gemeinen Theater (ſo nennen ſie's) dergeſtalt, daß Edle, die Degen tragen, ſich vor Gänſekielen fürchten, und kaum wagen hinzugehen."

3) As it was never acted, but most negligently play'd by some, the King's Servants, and more squeamishly beheld and censured by others, the King's Subjects. 4) Vgl. Blum's und Herloſſohn's Allgemeines Theaterlexikon. (Altenburg 1846.) 1. Bd. S. 165. 5) In Mortimer's British Plutarch. Vol. III. p. 258 sq. heißt es: They were brought in danger of losing their ears and noses in the prison, but, however, had the good fortune to obtain pardon.

6) ſ. *Ben Johnson's* Works. (London 1716.) Vol. I. p. 199 sqq. 7) ſ. *Mortimer* l. c. p. 261.

er sei auf jedes Wort, auf jede Handlung Anderer eifersüchtig gewesen, besonders nach dem Trunke, der zu seinen Lieblingsneigungen gehört habe. Aus seiner rauhen und reizbaren Gemüthsart, die ihn wankelmüthig und unzuverlässig in der Freundschaft gemacht zu haben scheint, floß auch sein oft sehr strenges Urtheil über literarische Producte, ungeachtet es seiner Eitelkeit schmeichelte, daß selbst talentvolle Dichter, wie Beaumont und Fletcher, sich seiner Kritik unterwarfen. Von einer gewissen Partei sich noch immer gefeiert zu sehen, war der einzige Trost, der ihm in der letzten Periode seines Lebens geblieben war.

Unter den Dichtern seiner Zeit zeichnete sich Johnson ebenso vortheilhaft aus durch sein poetisches Talent, als durch seine Gelehrsamkeit. Die letztere sich zu erwerben, war ihm sein ungemein treues Gedächtniß sehr behilflich gewesen. Er erzählte selbst, daß er schon in seiner Jugend Bücher, die er ein Paar Mal gelesen, fast auswendig gewußt und daß vorzügliche Gedichte seiner Freunde sich ihm tief eingeprägt. Dabei besaß er einen sehr gründlichen Verstand, der ihn zu einem kritischen Dichter im guten und schlimmen Sinne des Wortes machte. In dem ziemlich klaren Bewußtsein, daß er die dramatische Kunst mit Ernst und Eifer übe, suchte er sich deutlich Rechenschaft abzulegen, was er jedes Mal zu leisten habe. Daß er seine Werke für verdienstlich hielt, darf man ihm nicht verargen, denn sie waren wirklich ganz sein eignes Verdienst. Es hatte ihm Mühe gekostet, sie hervorzubringen, weil der kalte Verstand in ihm die Oberherrschaft behauptete über die Phantasie. Bei der gründlichen Kenntniß der Alten, die man ihm nicht absprechen kann, und auf deren Nachahmung er als dramatischer Dichter wiederholt drang, ist es merkwürdig, wie weit er sich in seinen Trauerspielen **Sejanus** und **Catilina** von der griechischen Tragödie entfernte, sowol dem Gehalt als der Form nach[8]). An die Aristotelische Einheit der Zeit und des Orts konnte sich Johnson bei dem historischen Umfange, den er den genannten Stücken gab, nicht binden. Er huldigte dem Geschmacke seines Zeitalters, als er, wie Shakspeare in seinen römischen Stücken, eine Menge von Nebenpersonen auftreten ließ, wie man sie in keiner griechischen Tragödie findet. Die ganze Ähnlichkeit mit den Alten beschränkt sich auf die Einführung des Chors, der am Ende jedes Acts, ohne gehörige Verknüpfung mit dem Ganzen, das Publicum mit moralischen Ergießungen zu unterhalten sucht. In ähnlicher Weise, wie Tantalus im Atreus und Thyestes des Seneca, läßt Johnson in seinem Trauerspiel Catilina den Geist des Sylla auftreten und den Prolog sprechen. So sehr er sich auch mit seiner Schulgelehrsamkeit über Shakspeare erhob, vermochte er doch diesem Dichter nicht die eigenthümliche Kunst abzulernen, der Geschichte treu zu bleiben in seinen historischen Stücken und dennoch die Foderungen der Poesie zu befriedigen. Zu rühmen ist übrigens die kräftige Zeichnung der Charaktere und Leidenschaften in den genannten Trauerspielen, von denen Catilina den Vorzug behauptet durch das lebendig erhaltene Interesse an einer furchtbaren Verschwörung, und durch die Liebeshändel und Intriguen verderbter Frauen, durch welche jene Verschwörung ans Licht kommt. In Bezug auf das zweite Trauerspiel, den Sejanus, ist zu bedauern, daß Johnson nur seinen eignen Text drucken lassen, ohne Berücksichtigung der Abänderungen, durch welche Shakspeare die Einförmigkeit des Stücks zu beleben gesucht. Die Sprache in beiden Trauerspielen hat im Allgemeinen Präcision und Würde, doch etwas Steifes und Studirtes, wozu Johnson durch die oft sehr sichtbare Nachahmung der Alten, besonders des Tacitus und Sallust, verleitet worden sein mag. Die kalte Aufnahme, die seine beiden Trauerspiele fanden, scheint der Hauptgrund gewesen zu sein, weshalb er der tragischen Muse für immer entsagte. Vielleicht mochte er auch fühlen, daß er durchaus keine Anlage zum Pathetischen habe. Mehr geeignet war sein Talent für das Lustspiel. Vorzüglich besaß er die Gabe, gemeine Charaktere und Sitten mit treffender Wahrheit zu schildern. Sein reicher Witz gab ihm eine pikante Manier, durch die er als Lustspieldichter zu fesseln wußte. Indessen war seine Charakteristik mehr ernst spottend als zum Lachen reizend. Der leichte harmlose Scherz war ihm fremd. In seinen komischen Erfindungen zeigte sich mehr Beobachtungsgeist, als Phantasie. Mehr aus dem wirklichen Leben, als aus Büchern entlehnte er die Charaktere und Situationen in seinen Lustspielen. Die Entwickelung und Auflösung ist oft unwahrscheinlich und gezwungen, und die Handlung schreitet nicht rasch genug fort. Von dem Verdachte, wirkliche Personen mit dieser oder jener Rolle gemeint zu haben, dürfte er kaum freizusprechen sein. Daß der Komiker das wirkliche Leben darstellen müsse, war Johnson's Grundsatz, dem er unveränderlich treu blieb. In den Sittenschilderungen seiner Nation und Zeit hielt er sich jedoch oft zu sehr an äußerliche Eigenheiten, an Seltsamkeiten des Modetons. Die Folge davon war, daß seine Lustspiele schnell veralteten und schon unter Karl II. selten mehr vorgestellt wurden, weil sich keine Schauspieler fanden, die solche Karikaturen zu geben wußten. Dazu kam, daß in seinen Stücken die komische Kraft sich oft in witzelnden Anspielungen und Einfällen verlor, die nur denen verständlich bleiben konnten, die eine genaue Kenntniß hatten von den Wörtern und Phrasen des gemeinsten Lebens.

Daß Johnson ein Reformator der englischen Bühne sein wollte, bewies er durch den schon früher angedeuteten Spott, den er gegen die historischen Schauspiele in Shakspeare's Manier richtete. Eine solche Stelle findet sich in dem Prolog zu dem Lustspiel: **Every man in his humour** (Jedermann in seinem Humor)[9]), einem komischen Sittengemälde, das die Thorheiten des Zeitalters natürlich und treu nach dem wirklichen Leben schildert. Mehre spätere englische Lustspieldichter haben den sehr gelungenen

8) Eine teutsche Übersetzung der erstgenannten Tragödie lieferte D. W. Andreä unter dem Titel: Sejan oder der gestürzte Günstling (Erfurt 1792.).

9) Diese Stelle verdient hier mitgetheilt zu werden, weil sie gewissermaßen einen Commentar zu Johnson's kritischen Bestrebungen liefert.

Charakter des Hauptmanns Bobadill nachgeahmt, eines bettelhaften und feigen Abenteurers, der sich bei jungen einfältigen Leuten als Raufer geltend macht. Zu dem erwähnten Lustspiel lieferte Johnson späterhin ein Seitenstück, Every man out of his humour (Jedermann außer seinem Humor). Auf den Namen eines Kunstwerkes hat dies Lustspiel keine wohlbegründeten Ansprüche. Es ist eine Reihe von lächerlichen Auftritten, die nur in losem Zusammenhange mit einander stehen und den Abweg zeigen, auf den Johnson gerathen, indem er die komische Wirkung blos in Karikaturzügen suchte, ohne alles Interesse der Situationen. Die Personen in diesen Stücken sprechen, wie bei Shakspeare, abwechselnd in Prosa und in Versen. Aber das unablässige Streben, auf eine seltsame Art witzig zu sein, ermüdet und langweilt, da der echte Humor sich nicht selten in trivialem Geschwätz verliert. Vorzüglichen Beifall scheint unter Johnson's Zeitgenossen sein Lustspiel Bartholomew-Fair gefunden zu haben, in welchem er die Darstellung eines Jahrmarkts benutzte, um das Lächerliche der Sitten und Charaktere aus den niedrigen Ständen zu schildern. Den englischen Pöbel mochte dies Stück besonders ergötzen; denn die gemeine Behaglichkeit wird darin nur allzu natürlich geschildert. Ausgezeichnet zu werden verdient jedoch die Rolle des Puritaners und der unvergleichliche Humor, mit welchem er gegen die Marionetten als einen heidnischen Bilderdienst eifert. Noch höher in der komischen Charakteristik stehen die Lustspiele: Volpone or the fox und the Alchymist. Größtentheils meisterhaft ausgeführt ist in dem erstgenannten Lustspiele der Hauptgedanke, nach welchem ein reicher und kinderloser Wollüstling, der sich krank stellt, von Erbschleichern sich beschenken läßt, sie alle betrügt, zuletzt aber von seinem noch schlaueren Parasiten selbst betrogen wird. In dem Lustspiel The Alchymist [10]) gewähren sowol die Betrüger als die Betrogenen viel Unterhaltung. Zu tadeln ist nur die zu gründliche alchymistische Gelehrsamkeit und das unverständliche Kauderwelsch in diesem Stücke. Der Held, Dunst genannt, ist ein Adept, wie sie in den frühen Zeiten, wo dies Lustspiel gedichtet ward (1610), Mode gewesen sein mögen, ein schlauer Betrüger, der von dem Aberglauben, von der Wundersucht, Habgier und Eitelkeit seiner Zeitgenossen Gewinn zu ziehen sucht. Unterstützt wird er in diesem unrühmlichen Gewerbe von einem Gauner, der den Hauptmann und Raufbold spielt, und von einem schlauen hübschen Mädchen. Ergötzlich ist besonders die Schilderung, wie die Verbündeten sich unter einander selbst zanken und dann doch wieder zusammenhalten, wenn ein Fang zu machen ist; wie sie eitle Gecken, einfältige Weiber, Frömmlinge u. s. w. betrügen, zuletzt entdeckt werden und sich doch mit heiler Haut aus der Schlinge ziehen. Das Stück trägt unverkennbar das Gepräge einer andern Zeit als die jetzige, in die es durchaus nicht passen will mit den darin geschilderten Charakteren und Sitten. Zu der romantischen Gattung scheint das Lustspiel der dumme Teufel oder wie der Titel im Original lautet: The devil's an ass, zu gehören [11]). Es ist eine phantastische Erfindung, die aber freilich nicht Johnson gehört, gleich zu Anfange den Satan daher fahren zu lassen, begleitet von einem dummen Teufel, den er Puck nennt. Der Dichter hat von dieser Erfindung nicht den gehörigen Vortheil gezogen; denn das Interesse wendet sich von diesen abenteuerlichen Gestalten bald ab und wird auf eine moderne Intrigue hingelenkt. Puck tritt in die Dienste Fitz Gimpel's, der seinem Namen Ehre macht, indem er gegen einen schönen Mantel einem Liebhaber seiner reizenden Frau das Recht einräumt, mit derselben sich eine Viertelstunde zu unterhalten, ohne daß er ihn unterbrechen darf. Der Liebhaber benutzt diese Freiheit, um der Frau alles zu sagen, was über ihren Gimpel von Mann zu sagen ist und trägt sich ihr förmlich an. Dies so offen begonnene Verständniß wird nun heimlich fortgesetzt. Unter den vielen Versuchen des Liebhabers, sich der Frau von Neuem zu nähern, ist vorzüglich sein Benehmen in einer Damengesellschaft, wo er als eine Spanierin verkleidet erscheint, von drastischer Wirkung. Ungenügend ist aber der Schluß des Stücks, die Verhaftung des dummen Teufels, seine Flucht aus dem Gefängnisse unter großem Gestank und die Versöhnung der schönen Frau mit ihrem gimpelhaften Manne. So wird die Moral des Stücks gerettet. Auch in diesem Lustspiel, wie in allen übrigen, sind die Charaktere meistens fest und richtig gezeichnet, wiewol nicht immer gehörig hervorgehoben durch den Contrast der Situationen. Eine rühmliche Ausnahme hiervon macht in dem früher erwähnten Lustspiele Every man in his

Though need make many poets, and some such
As art and nature have not better'd much;
Yet ours, for want, has not so lov'd the stage,
As he dare serve th'ill *customs of the age*,
Or purchase your delight at such a *rate*,
As, for it, he himself must justly hate:
To make a child now swaddled, to proceed
Man, and then shoot up, in one beard and weed,
Past threescore years: or with three rusty swords,
And help of some few foot and half — foot words
Fight over York and Lancaster's long jars,
And in the tyring-house bring wounds to scars.
He rather prays, you will be pleas'd to see
One such to-day, as other plays should be;
Where neither chorus wafts you o'er the seas,
Nor creaking throne comes down the boys to please:
Nor nimble squib is seen to make afeard
The gentlemen: *nor rouled bullet heard*
To say, it thunders; nor tempestuous drum
Rumbles, to tell you, when the storm is come:
But deeds, and language, such as men do use,
And persons, such as comedy would chuse,
When she would shew an image of the times,
And sport with human follies, not with crimes.
Except we make them such, by loving still
Our popular errors, when we know th'are ill.

10) Es ist neuerlich durch eine treffliche teutsche Übersetzung des Grafen Wolf von Baudissin bekannt geworden. Sie befindet sich in dem ersten Theile des Werkes: Ben Johnson und seine Schule (Leipzig 1836.). 11) In's Teutsche übertragen in dem eben erwähnten Werke.

humour die Scene, wo der eifersüchtige Kaufmann zu einem wichtigen Geschäft abgerufen wird in dem Augenblicke, wo seine Frau einen ihm verdächtigen Besuch erwartet, und er gern seinen Bedienten zum Wächter bestellen möchte, doch Bedenken trägt, ihm sein Geheimniß anzuvertrauen. Diese Scene ist dem Dichter meisterhaft gelungen und von echt komischer Wirkung.

Zu erwähnen sind noch unter Johnson's dramatischen Arbeiten seine Masken (Masks). In diesen Festivitätsstücken, die von den Herren und Damen des englischen Hofes mit Gesang und Tanz aufgeführt zu werden pflegten, treten allegorische und mythologische Personen auf, böse Geister, Hexen, Priester, Possenreißer u. s. w. im seltsamsten Gemisch. In einer dieser Masken gesellen sich unter andern zu den personificirten Flüssen die Personen: Dignitas, Perfectio und Harmonia; in einem andern erscheint die Vernunft persönlich in einem blauen, mit Sternen besäeten Gewande, in der einen Hand eine Lampe, in der andern ein Schwert. In diesem Costüm hält sie pathetische Reden. Auch die Wahrheit (Truth) und die Meinung (Opinion) disputiren einige Male sehr lebhaft mit einander. Erwähnungswerth ist eins von diesen Gelegenheitsstücken wegen der auffallenden Ähnlichkeit mit den Hexenscenen in Shakspeare's Macbeth. Im Ausdruck des Burlesken und Schauerlichen hat Johnson sein Vorbild fast übertroffen. Vorzüglich gelungen sind die dreifachen Beschwörungen (Charms). Nach einem magischen Tanze, mit welchem die Hexen verschwinden, verwandelt sich die Scene in den Palast des Ruhms (House of Fame), wodurch sich die eigenthümliche Tendenz des Stücks entwickelt. Die bemerkenswertheste Eigenheit jener Masken sind die Antimasken (Anti-Masks), eine Art von Parodie, die der Dichter selbst zuweilen seiner Erfindung beifügt und meistens der ernsthaften Procession vorangehen läßt. Im Allgemeinen erscheint Johnson in diesen Stücken als ein wirklicher Poet. Schöner erfundene und prächtiger ausgestattete Gelegenheitsgedichte lassen sich kaum denken. Erzählt wird, daß sein Bedienter, Broom mit Namen, der durch den Umgang und die Lehren seines Herrn sich zum dramatischen Dichter gebildet, ihm bei dem Entwurfe und der Abfassung jener Gelegenheitsstücke behilflich gewesen sein soll.

Den früher erwähnten Einfluß auf Johnson's Bildung erkennt man nicht blos in seinen dramatischen Werken [12]), sondern auch in seiner Poesie überhaupt. In seinen Epigrammen war Martial sein Muster, in seinen Episteln Horaz. Des ebengenannten Dichters Brief an die Pisonen, oder die sogenannte ars poetica, übertrug Johnson auch in englische Verse. Seine lyrischen Gedichte vereinigte er in zwei Sammlungen, die eine the Forest, die andere Underwoods überschrieben. Man findet sie, nebst einer Sammlung von Notizen und Reflexionen, Discoveries betitelt, und nebst dem, was Johnson für die Bühne schrieb, in den zu London 1616 und 1640 gedruckten Folioausgaben seiner Werke. Ebendaselbst, 1716 und 1756, erschienen zwei Octavausgaben, jene in sechs, diese (von P. Whalley besorgt) in sieben Octavbänden [13]). Eine neuere, von W. Gifford, erschien zu London 1816 in sieben Octavbänden; die neueste, in einem Bande, ebendaselbst 1838 unter dem Titel: The Works of *Ben Jonson*, with a memoir of his life, by *Barry Cornwall*. Johnson's Bildniß befindet sich vor der Octavausgabe seiner Werke vom Jahre 1716 [14]).

(*Heinrich Döring.*)

2) Charles, ein englischer Dichter des 18. Jahrhunderts, studirte zuerst die Rechte, folgte aber später seiner überwiegenden Neigung zur Poesie, namentlich zur dramatischen, und hatte deshalb vielen Umgang mit den Schöngeistern seiner Zeit. Eine vortheilhafte Heirath und der Ertrag seiner dramatischen Arbeiten, deren er viele lieferte — ihre Zahl wird auf 19 angegeben — und welche gern gesehen wurden, setzten ihn in den Stand, unabhängig zu leben. Ohne ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, starb er im Jahre 1744. Man rühmt seinen Charakter als liebenswürdig. Dennoch veranlaßte er, man weiß nicht wodurch, Pope zu satyrischen Ausfällen gegen ihn; dieser verspottete ihn in der Dunciade und sonst. Von Johnson's Theaterstücken werden die Lustspiele am meisten geschätzt und zeichnen sich durch einen lebhaften und natürlichen Dialog aus, z. B. The country lasses [1]). Verschieden von ihm ist ein anderer Karl Johnson, welcher Capitain war und eine auch ins Französische übersetzte (Utrecht 1725. 12.) Geschichte der englischen Seeräuber herausgab [2]). (*R.*)

12) Ein Verzeichniß derselben liefert Watt in der Bibliotheca Britannica. (Edinburgh 1824.) Vol. II. p. 549.

13) Die vor uns liegende sechsbändige Octavausgabe vom Jahre 1716 enthält Nachfolgendes: Vol. I. Every man in his humour; Every man ant of his humour; Cynthia's revels; Poetaster. — Vol. II. Sejanus his fall; Volpone or the fox; the silent woman; the Alchymist. — Vol. III. Catilina's conspiracy; Epigrams; the Forest; Entertainments; Masques, Speeches etc. — Vol. IV. Bartholomew-Fair; the Staple of news; the Devil's an ass; the magnetic Lady, or humour's reconciled. — Vol. V. A tale of a tub; the sad shepherd, or a tale of Robin Hood; Underwoods, consisting of diverse poems; Mortimers Fall; Masques. — Vol. VI. Masques; Horace of the art of poetry, translated into English Verse; Explorata or discoveries made upon men and matter; the New-Inn, or the light heart. Am Schlusse dieses Bandes befinden sich noch: Leges Convivales, or Rules for the Tavern Academy. 14) s. *Barry Cornwall* l. c.; die Prolegomena von *P. Whalley* l. c.; die Einleitung zu dem Werke: Ben Johnson und seine Schule (Leipzig 1836. 2 Bde.). *Th. Mortimer's* British Plutarch. (London 1776.) Vol. III. p. 256 sqq. Eschenburg's Beispielsammlung zu s. Theorie u. Literatur der schönen Wissenschaften. 5. Bd. S. 50 fg. 7. Bd. S. 225. 509. A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur. 2. Th. 2. Abth. S. 274 fg. Shakspeare's Vorschule von Ludwig Tieck. (Leipzig 1823.) 1. Th. S. XXXII fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie u. Beredsamkeit. 7. Bd. S. 295 fg. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 233 fg. Blum's u. Herloßsohn's Allgemeines Theaterlexikon. 3. Bd. S. 164 fg. 4. Bd. S. 322. Blätter für literarische Unterhaltung. 1837. Nr. 44. S. 173 fg. Nr. 45. S. 177 fg. Nr. 46. S. 181 fg. Nr. 47. S. 185 fg. Nr. 48. S. 189 fg. Literaturblatt zum Morgenblatt. 1837. Nr. 120. S. 477 fg.

1) *Cibber*, Lives of Engl. Poets. T. V. p. 341. Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrt.-Lex. 2. Bd. col. 2308. 2) Biograph. univers. T. XXI. p. 588.

3) John (Johann), geboren 1662 zu Friendsbury in der Nähe von Rochester in der Grafschaft Kent, war der Sohn des Predigers Thomas Johnson daselbst und widmete sich ebenfalls dem geistlichen Stande, studirte zu Cambridge, wurde 1685 Magister und erhielt eine Pfarrverweserstelle (curacy) bei Canterbury, wurde 1686 Vicar von Bocton und Hearne-Hill, dann zu Appledore, seit 1707 zu Cranbrook, und starb daselbst am 5. Dec. (a. St.) 1725. Als theologischer Schriftsteller machte er sich bekannt durch eine Paraphrase der Psalmen (London 1706); ein Handbuch für Geistliche (Clergyman's Vade mecum. ib. 1708.), welches Buch schon bis zu des Verfassers Tode fünf Auflagen erlebte; Unblutiges Opfer im Abendmahle ꝛc. (das. 1714 und 1718. 2 Thle.) und anonym 1709: Das Versöhnungsopfer im Abendmahle; eine Sammlung von Kirchengesetzen (ib. 1720.). Nach seinem Tode wurden von seiner Tochter Maria zwei Bände seiner Reden und Predigten herausgegeben. Mit der bekannten politischen Umwälzung in England erklärte er sich einverstanden und vertheidigte die neue Ordnung der Dinge sehr lebhaft. Später, zu Cranbrook, scheint er seine bisherigen Grundsätze und Freunde verlassen zu haben, und kam allmälig dahin, die Suprematie des Königs zu leugnen und das bei der Thronbesteigung Georg's I. vorgeschriebene Gebet nicht lesen zu wollen. Dessenungeachtet wurde er zwei Mal erwählt, die Diöcese von Canterbury als Deputirter zu vertreten. Eine Zeit lang hatte er Verfolgung zu erdulden, bis er sich der Macht unterwarf. Jedenfalls war er ein Mann von vielen Kenntnissen, einem musterhaften und frommen Wandel, und großem Eifer für seinen Beruf. In seinen letzten Lebensjahren ergab er sich einer bigotten und dabei intoleranten Denkart und zeigte sich gegen Solche unduldsam, welche früher von ihm selbst gehegte Ansichten vertheidigten *).

(*A. G. Hoffmann.*)

4) Samuel, erblickte das Licht der Welt in Verhältnissen, die weder der raschen Entwickelung seiner Anlagen, noch seiner geistigen Ausbildung überhaupt sonderlich günstig waren. Sein Vater, Michael Johnson, aus Cublay in Derbyshire gebürtig und von niedriger Abkunft, hatte sich zu Lichfield in Staffordshire niedergelassen und dort eine Art von Buchhandel errichtet. Obschon er in seinem Geschäfte auch die Jahrmärkte der benachbarten Städte bezog, ward er wegen seiner Rechtlichkeit so allgemein geachtet von seinen Mitbürgern, daß sie ihm ein obrigkeitliches Amt in Lichfield übertrugen. Seine äußere Erscheinung war nicht unvortheilhaft. Sein großer, starker Körperbau deutete auf Kraft und Gesundheit. Doch kränkelte er Zeitlebens und neigte sich zu einer tiefen Schwermuth. Wissenschaftliche Bildung im vollen Sinne des Worts besaß er nicht, doch ziemlich gründliche Kenntnisse in der lateinischen Sprache. Überhaupt war er ein Mann von Verstand und nicht gewöhnlichen Talenten. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich ein mäßiges Vermögen erworben, das er aber größtentheils wieder einbüßte durch unglückliche Handelsspeculationen, vorzüglich durch Errichtung einer Pergamentmanufactur. Seine Gattin, Sarah Ford, nach glaubwürdigen Zeugnissen eine verständige, kluge und fromme Frau, stammte aus einem alten Geschlechte in Warwickshire. Ihr Bruder, Joseph Ford, war ein angesehener Arzt und der Vater des berüchtigten Cornelius Ford, Kaplans des Lord Chesterfield, eines Mannes von großen Talenten, aber äußerst ausschweifenden Sitten [1]).

Von solchen Ältern, die schon ziemlich bejahrt waren, als sie sich verheiratheten, ward Samuel Johnson am 7. September 1709 zu Lichfield geboren. Er hatte noch einen Bruder, Nathanael, der des Vaters Gewerbe fortsetzte, doch bereits 1737 im 25. Lebensjahre starb. In einer Grabschrift auf eine eben ausgebrütete Ente, die er unter mehren unvorsichtiger Weise zu Tode getreten [2]), soll sich Johnson's poetisches Talent zuerst gezeigt haben, als er kaum sein drittes Lebensjahr vollendet. Die Echtheit dieser Anekdote, welche von Murphy, Mrs. Piozzi und andern Biographen Johnson's erzählt wird, ist jedoch zu bezweifeln. Er selbst äußerte, wie sein vertrauter Freund und Biograph Boswell berichtet, in spätern Jahren mehrmals, daß sein eigener Vater jenen Vers gemacht, doch das Gerücht verbreitet, er rühre von seinem Sohne her. „Mein Vater," sagte Johnson, „war ein närrischer, alter Mann (a foolish old man), närrisch, mein' ich, wenn er auf seine Jungen zu sprechen kam."

Johnson war in seiner Jugend ein schwächliches Kind. Von seinen Ältern oder einer ungesunden Amme hatte er die englische Krankheit geerbt, von den Engländern bekanntlich King's Evil genannt, mit Hinweisung auf den alten Volksaberglauben, daß jenes Übel durch Berührung eines königlichen Fingers zu heilen sei. Es geschah auf jenen Aberglauben hin, daß Johnson's Mutter, die an eine solche Wundercur glaubte, auf den Rath des Arztes John Floyer in Lichfield, sich mit ihrem dreijährigen Sohne nach London begab. Ungeachtet aber die Königin Anna geruhte, den Knaben mit ihren gesalbten Händen zu berühren, verschlimmerte sich das Übel. Johnson's Züge, an und für sich nicht einnehmend, wurden noch mehr verzerrt. Er soll selbst den Gebrauch des linken Auges verloren haben.

Im Buchstabiren und Lesen ward er von Mrs. Oliver, die einer Schule für kleine Kinder in Lichfield vorstand, und nachher von Tom Brown unterrichtet. Johnson selbst nennt den Letztern „einen Schulmeister, der eine Fibel geschrieben und sie dem Universum dedicirt." Im Lateinischen ward er dürftig unterwiesen durch einen Unterlehrer an der Freischule zu Lichfield, Hawskins mit

*) *Rees*, Cyclopaed. Vol. XIX. unt. d. W. Adelung, Ergänz. u. Forts. zu Jöcher's Gelehrt.-Lex. 2. Bd. col. 2308 nach *Chaufepié* Dictionn.

1) Man hält ihn für das Urbild zu dem Pfaffen auf Hogarth's berühmtem Blatte: Fashionable Midnight-Conversation. 2) Dies von Johnson's Biographen aufbewahrte Epitaphium lautet:

Here lies good master Duck,
Whom *Samuel Johnson* trod on,
If it had liv'd, it had been good luck,
For then we'd had an odd one.

Namen. Einen redlichen und verständigen Mann fand er an dem Oberlehrer Hunter, dessen Zögling er nach Verlauf von zwei Jahren geworden war. Im spätern Lebensalter beklagte sich Johnson oft über Hunter's Jähzorn und seine meistens auf unrechte Art angewandte Strenge. Mehre Männer, die sich späterhin rühmlich hervorgethan, waren Johnson's Schulkameraden, so unter Andern James, der Erfinder des Fieberpulvers, Loun, der nachherige Kanonikus zu Windsor, Dr. Taylor, Oberpfarrer zu Ashbourne u. A. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Hector, nachher Wundarzt zu Birmingham.

Während seiner Schuljahre soll Johnson nicht sonderlich fleißig gewesen sein und keine überwiegende Neigung zum Lernen gezeigt haben. Seine schriftlichen Ausarbeitungen, das Auswendiglernen von Gedichten verschob er gewöhnlich bis auf den letzten Augenblick. Doch fanden seine Lehrer nie Ursache, ihn zu strafen wegen Trägheit oder Unwissenheit, wol aber des Plauderns wegen, wodurch er seine Mitschüler im Lernen störte. Über Alle behauptete er ein unumschränktes Ansehen. Erzählt wird, daß sogar drei seiner Mitschüler ihm jeden Morgen in aller Unterthänigkeit förmlich die Aufwartung gemacht und ihn wie im Triumph auf ihren Schultern zur Schule getragen haben sollen. Johnson's Biograph, Boswell, scheint geneigt, diese Huldigung der Überlegenheit seines Genies beizumessen. Er verdankte sie aber wol mehr seinen derben Fäusten und der Kraft und Gewandtheit seines nach und nach erstarkten Körpers.

Durch seinen Vetter, den früher erwähnten Kanonikus Ford, in dessen Hause er einige Monate lebte, gewann Johnson ein vorübergehendes Interesse an den römischen Classikern. In seinem Leben Fenton's [3]) schildert er seinen Vetter als „einen zu seiner Zeit wohlbekannten Geistlichen, der nach seinen ungemeinen Fähigkeiten und Talenten unter den Weisen und Tugendhaften hätte glänzen können, es jedoch bequemer fand, an den Tafeln der Schwelger den Lustigmacher zu spielen." Es geschah auf den Rath seines Vetters Ford, daß Johnson auf die Schule zu Stourbridge in Worcestershire geschickt ward. Er hatte eben sein 15. Jahr erreicht. Seinen Lehrer Wentworth nennt Johnson „einen geschickten, aber sehr bequemen Mann," der ihn ungemein streng behandelt. „Indessen," fügte er hinzu, „lernte ich doch viel von ihm." Johnson scheint zugleich das Geschäft eines Famulus bei ihm versehen zu haben. Wenigstens vergalt er Wentworth's Belehrung durch den Unterricht, den er seinerseits den jungen Knaben ertheilte. In Bezug auf die Fortschritte, die er in beiden Lehranstalten gemacht, äußerte er in spätern Jahren: „Auf der einen lernte ich viel in der Schule, aber wenig von dem Schulmeister; auf der andern lernte ich viel von dem Schulmeister, aber wenig in der Schule."

Mangel an Unterstützung nöthigte ihn die Schule zu Stourbridge bereits nach einem Jahre wieder zu verlassen. Er studirte nun für sich im älterlichen Hause, ohne Plan und Regel, doch mit so gutem Erfolge, daß er dieser desultorischen Studienweise stets treu blieb, und sie als das beste Mittel empfahl, Lernbegier in jungen Leuten zu wecken. Seine damalige Lectüre beschränkte sich nicht blos auf Unterhaltungsschriften. „Was ich las," sagt Johnson selbst, „waren weder Reisen, noch Romane. Es waren lauter Classiker, alte Autoren, und grade die ernstesten und männlichsten; von den Griechen damals noch wenige, höchstens Anakreon und Theokrit. Allein ich habe bei dieser irregulairen Methode eine Menge Bücher kennen gelernt, von denen man auf der Universität weder etwas zu sehen noch zu hören bekommt, weil man dort kaum etwas anderes liest, als was einem der Professor in die Hände gibt. Daher gestand mir auch, als ich nach Oxford ging, Mr. Adams, ich sei unter allen Jünglingen, die er kennen gelernt, am reifsten zur Universität gewesen."

Theils als Schulübung, theils bei gelegentlichen Veranlassungen, hatte Johnson damals mehre Proben seines Dichtertalentes gegeben. Einige dieser Jugendproducte, meistens Übersetzungen aus Homer, Virgil und Horaz, hat Boswell in seiner Biographie Johnson's aufbewahrt. Der Styl ist fließend und correct, und läßt in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig. Längst sehnte sich Johnson, zu seiner höhern Ausbildung, die Universität Oxford zu beziehen. Die Unterstützung, die ihm sein Vater nicht gewähren konnte, erhielt er von Andrew Corbett, einem Gentleman aus Shropshire, mit dem Antrage, den Sohn seines Gönners, seinen ehemaligen Schulkameraden, nach Oxford zu begleiten. Er ward in das dortige Pembroke-Collegium am 31. December 1728 aufgenommen. Sein hochbejahrter Vater begleitete ihn, und unterließ nicht, die Talente seines Sohnes seinen künftigen Lehrern Jordan, Adams u. A. rühmend hervorzuheben. Er nannte ihn einen gewaltigen Lateiner und einen stattlichen Poeten, der sogar, worauf der Alte besondern Werth legte, lateinische Verse geschrieben. Bei diesen väterlichen Lobpreisungen saß der gigantische Jüngling ruhig da und starrte vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Als er aber im Laufe des Gesprächs den Macrobius citirte, den die Herren nicht gelesen, flößte er ihnen den tiefsten Respect ein vor seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit. Durch eine sehr gelungene Übersetzung des Messias von Pope in lateinische Hexameter vermehrte er die Achtung seiner Lehrer. Sein Vater, der sehnlich wünschte, von seinem Sohne etwas Gedrucktes zu sehen, übergab, ohne ihn deshalb zu befragen, dies Erstlingsproduct der Presse.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob Johnson bei seinem Studiren und Lesen in Oxford einen bestimmtern Plan verfolgte, als früher auf der Schule. Als Kind hatte er am liebsten Gedichte und Ritterromane gelesen. Die Rolle des Geistes in Shakspeare's Hamlet erregte ihm Grausen, als er dies Trauerspiel in früher Jugend las. Die Oden des Horaz fesselten ihn; den Satyren und Episteln des genannten Dichters konnte er jedoch lange keinen Geschmack abgewinnen. Seinem Freunde Boswell gestand er selbst in spätern Jahren: „er habe in Oxford wenig Gründliches gelesen, die Grie-

3) Gedruckt in den später von ihm herausgegebenen Lifes of the most eminent English Poets.

chen abgerechnet, doch nicht die griechischen Historiker, sondern Homer und Euripides, und dann und wann ein Epigramm aus der Anthologie. Das Studium der Metaphysik," äußerte er ferner, „habe ihn zwar sehr angezogen, doch habe er auch in diesem Fache wenig gelesen." Gewiß ist, daß er schon damals eine ausgebreitete Bücherkenntniß besaß. Sein Biograph Boswell erzählt, daß Johnson während seines Aufenthaltes in Oxford sich sechs Folianten weißes Papier habe einbinden lassen; die meisten Blätter wären jedoch leer geblieben. An der Ausführung mancher Vorsätze und Plane hinderte ihn der von seinem Vater auf ihn übergegangene Hang zur Schwermuth. Den furchtbarsten Grad erreichte das Übel, als er in den Ferien des Jahres 1729 seine Vaterstadt Lichfield besuchte. Es war ein abwechselnder Zustand der gewaltsamsten Spannung des Gemüths und gänzlicher Erschlaffung. Er glaubte dem völligen Wahnsinn nahe zu sein. In solcher Stimmung schilderte er seinem Pathen, dem Dr. Swinfen, einem praktischen Arzte in Lichfield, sein Übel in einem lateinischen Aufsatze, der von einer ungemeinen Schärfe des Verstandes und richtiger Beurtheilungskraft zeugt. Er ward nie völlig hergestellt von jenem Übel, und jene constitutionelle Melancholie gewann selbst auf seine Religiosität einen wesentlichen Einfluß.

Schon in früher Jugend hatte ihm seine Mutter die Glaubensartikel der bischöflichen Kirche sorgsam eingeschärft und ihn zur Frömmigkeit und Andacht ermahnt. Den Eindruck, den dies auf ihn gemacht, schildert er selbst mit den Worten: „Der Sonntag war für mich armen Jungen der schwerste Tag in der Woche. Ich mußte dann zwischen den vier Wänden sitzen und die ganze Pflicht des Menschen[4]) lesen, ein Buch, das mir wenig nützen konnte. War ich z. B. mit dem Capitel über den Diebstahl zu Ende, so wußte ich nichts weiter, als daß Stehlen Sünde sei, und das hatte ich vorher ebenso gut gewußt. Bücher dieser Art," fügt Johnson hinzu, „falls man sie Kindern überhaupt in die Hände geben will, müssen durch Vortrag und Einkleidung ihre Aufmerksamkeit fesseln, oder sie werden über der Form der Sache selbst überdrüssig." Auch an Johnson selbst schien sich diese Bemerkung zu bestätigen. „In meinem neunten Jahre," schreibt er, „fing ich an minder aufmerksam und gewissermaßen gleichgültig zu werden gegen religiöse Dinge. Die Kirche zu Lichfield, worin wir unsern Stand hatten, ward ausgebessert. Ich mußte mir daher in andern Kirchen einen Stand suchen. Da ich aber schlimme Augen hatte, auch zu blöde war, mich in fremde Stühle einzudrängen, ging ich lieber ins freie Feld und las. Das that ich bis in mein 14. Jahr, und noch jetzt fühl' ich einen geheimen Widerwillen, in die Kirche zu gehen. Ich fing nun an, wenn nicht frei zu denken, doch ziemlich frei zu schwatzen. Das dauerte, bis ich nach Oxford kam, wo beides verboten war. Law's ernstlicher Aufruf an die Unbekehrten fiel mir in die Hände. Ich glaubte, ein abgeschmacktes Buch zu finden, und gelegentlich darüber zu spotten; allein ich betrog mich. Law war mir zu stark und zwang mich, mochte ich wollen oder nicht, zum Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen."

So war Johnson nach und nach sehr religiös geworden. Aber seine Frömmigkeit trug eine sehr düstere Farbe. Es lag in seiner individuellen Gemüthsstimmung, daß ihm die Dogmen des allerstrengsten Calvinismus am meisten behagten. Sein Glaube an den Unendlichen war ein Zittern vor seiner Macht. Auch der unsträflichste Wandel vermochte nicht ihn über die Zweifel zu beruhigen, ob er zu den Erwählten gehöre. Nie verließ ihn in seiner finstern Bigotterie der Gedanke an die Hölle und ihre Qualen. An die Wirklichkeit erinnerten ihn wieder, mitten unter diesen phantastischen Träumen, seine drückenden Lebensverhältnisse, als sein früher erwähnter Gönner Andrew Corbett ihn nur kärglich unterstützte und zuletzt fast gänzlich die Hand von ihm abzog. Was ihm sein verarmter Vater geben konnte, reichte kaum hin zu seiner nothdürftigen Kleidung. Johnson's Schuhe waren so zerrissen, daß er kaum die Füße bedecken konnte. Dennoch wies er mit edlem Stolze ein Paar neue Schuhe zurück, die ihm von unbekannter Hand gesandt worden. Von Mangel niedergedrückt, gab er sich einer völligen Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Ehre und einem bodenlosen Leichtsinne hin. Vor der Thüre des Collegiums herumschlendernd, suchte er durch allerlei Thorheiten seine Mitschüler vom Fleiße und von der Beschäftigung mit den Wissenschaften abzuhalten, sie auch wol mitunter zur Empörung zu reizen gegen die Schuldisciplin, deren eifriger Lobredner er in spätern Jahren ward. Das völlige Ausbleiben der kleinen Summen, durch die sein Vater ihn bisher unterstützt, nöthigte ihn im Herbste 1731 Oxford zu verlassen. Als er in seiner Vaterstadt Lichfield ankam, war er entblößt von Allem, und blickte in eine trostlose Zukunft. Einigermaßen erleichtert ward seine Lage durch den Zutritt und die Aufnahme, die er in mehren angesehenen Familien fand. Genannt werden unter Johnson's damaligen Gönnern Howard, Swinfen, Simpson, Levett u. A., auch der Capitain Garrick, der Vater des großen Schauspielers. Die größten Beweise uneigennütziger Freundschaft empfing Johnson von dem Archivar des Lehnshofes zu Lichfield, Gilbert Walmsley. Mit inniger Dankbarkeit erinnerte er sich dieses edlen Mannes in spätern Jahren. Um so unbegreiflicher aber bleibt es, wie er seinen Freund und Wohlthäter zugleich als Anhänger der Whigpartei verdächtig machen und ihn mit manchen ungegründeten Beschuldigungen überhäufen konnte. Doch nicht blos Männer, auch mehre geistreiche Damen in Lichfield suchten Johnson, so unbeholfen und wenig empfehlend auch sein Äußeres war, in ihre Cirkel zu ziehen. In dem Umgange mit den Töchtern des Baronet Aston scheint er sich vorzüglich gefallen zu haben. Besonders rühmt er die Schönheit, den Verstand und Witz der Miß Molly Aston. „Ich muß sagen," schreibt Johnson, „daß ich in meinem Leben kein liebenswürdigeres Geschöpf gesehen habe." Durch ein lateinisches Distichon, späterhin von Johnson's Verehrern gleichsam um die Wette in's Englische übertragen, hat er das Andenken

4) The whole duty of men.

jener Schönen verewigt, an der er noch besonders schätzte, daß sie eine feurige Lobrednerin der Freiheit war [5]).

Durch den Tod seines Vaters, der im December 1731 im 79. Lebensjahre gestorben und sein wenig oder nichts hinterlassen [6]), war Johnson genöthigt, die Stelle eines Famulus auf der Schule zu Market Bosworth anzunehmen. Er begab sich dorthin im Juli 1732. Bei dem Schulvorsteher Sir Wolfston Dixie, in dessen Hause er wohnte, bekleidete Johnson zugleich die Stelle eines Hauskaplans. Die rauhe Behandlung, die er dort erfuhr, konnte er nicht lange ertragen. Nach wenigen Monaten riß er sich los aus Verhältnissen, an die er noch in spätern Jahren nie ohne Grauen denken konnte. Sein Schulfreund Hector in Birmingham empfahl ihn dem dortigen Buchhändler Warren, für den er (1735) die ursprünglich portugiesisch geschriebene Reise Lobo's nach dem Französischen des Le Grand ins Englische übersetzte. Der Gewinn, den ihm diese Arbeit abwarf, betrug nicht mehr als fünf Guineen. Obgleich die Übersetzung selbst nicht sonderlich ist, verräth sie doch in Gedanken und Styl schon Spuren der Kraft und Fülle, welche Johnson's spätere Schriften charakterisirt. Auch für eine Zeitung, die damals in dem Verlage des Buchhandlers Warren erschien, war Johnson thätig. Längere Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, die Gedichte des Angelus Politianus, begleitet von einer Biographie und Anmerkungen, herauszugeben. Auch eine Geschichte der lateinischen Poesie von Petrarca bis zum Zeitalter Politian's gehörte zu seinen damaligen literarischen Entwürfen. Aber diese Speculation, wie so manche andere, scheiterte. Kalt sah er sich auch zurückgewiesen, als er sich zu Beiträgen erbot für das Gentleman-Magazine, und mit dem Herausgeber dieses Journals, Edward Cave, in Briefwechsel trat.

Unter so ungünstigen Lebensverhältnissen kam Johnson auf den Gedanken, seine Lage durch eine Heirath zu verbessern. Das schöne Geschlecht war ihm nichts weniger als gleichgültig. Schon als Schüler zu Stourbridge hatte er sich heftig verliebt in eine junge Quäkerin, Olivia Lloyd mit Namen. Die Reize seiner Geliebten besang er damals in ziemlich profanen Versen. In seiner Vaterstadt Lichfield ergriff ihn eine zärtliche Leidenschaft für Miß Lucy Porter, die Tochter eines Krämers zu Birmingham. Das Geschenk eines Myrtenstraußes, den sie ihm einst überreichte, verewigte Johnson durch einige recht artige Verse [7]), die er aber, treuloser Weise, mehr als einer Schönen gewidmet haben muß, weil lange nachher, als er schon den Gipfel seiner Celebrität erreicht, mehre Damen dies Gedicht vindicirten. Seltsamer Weise aber trug Johnson seine Liebe zu der reizenden Lucy auf deren Mutter über, die während seines Aufenthalts in Birmingham Witwe geworden war. Nach dem Feuer, mit welchem er der damals funfzigjährigen Frau seine Hand antrug, hatten Johnson's Freunde wol Recht, wenn sie seine Verbindung eine Heirath aus Liebe (a love-match) nannten. Offenbar konnten es jedoch nur die geistigen Vorzüge sein, die beide an einander schätzten; denn auf körperliche Liebenswürdigkeit konnten sie beide durchaus keine Ansprüche machen. Johnson's äußere Erscheinung hatte, nach glaubwürdigen Berichten, damals etwas wahrhaft Zurückschreckendes. Ungemein hager, bei einem unförmlich starken Körperbau, verzerrte er sein mit Narben bedecktes Gesicht fast convulsivisch auf die seltsamste Weise. Auch vielerlei possirliche Gesticulationen waren ihm zur Gewohnheit geworden. Sein einziger Schmuck waren zwei zierliche Zöpfe, in die er sein schlichtes starkes Haar geflochten. Zu dieser wenig empfehlenden Gestalt lieferte seine Gattin ein würdiges Seitenstück. Sie war nichts weniger als schön, von ziemlicher Peripherie, reichlich geschminkt, dabei in ihrem Betragen affectirt und sehr pretiös in ihren Reden. Johnson aber hielt sie dessenungeachtet für schön und scheint sie wirklich geliebt zu haben, wozu wol auch der Umstand beitragen mochte, daß er durch sie ein Vermögen von 800 Pfund Sterling erhielt.

Er benutzte diese Summe zur Errichtung einer Erziehungsanstalt in Edial bei Lichfield, wo er sich ein großes Haus miethete. Durch die Zeitungen machte er das Publicum mit dieser Idee bekannt; allein der Erfolg entsprach nicht seinen Erwartungen. Er bekam nicht mehr als drei Zöglinge. Unter diesen befand sich der nachher als mimischer Künstler so berühmt gewordene David Garrick. Als dieser nach London ging, um die Rechte zu studiren, begleitete ihn Johnson im März 1737 dorthin, in der Hoffnung, in der glänzenden Hauptstadt vielleicht sein Glück zu machen. Seine Gattin folgte ihm im Sommer des genannten Jahres nach, während seine Pflegetochter, die schöne Lucy, bei ihren Verwandten in Lichfield zurückblieb. Durch seine Umstände zur strengsten Ökonomie genöthigt, miethete Johnson sich eine Wohnung in der Exeterstraße am Strand. Ein irländischer Maler, sein Nachbar, war sein Vorbild in der Kunst, sparsam zu leben, und Johnson verewigte ihn späterhin in einem eignen Gedichte über jene Kunst unter dem Namen Afellas. Von Johnson's literarischer Thätigkeit in der ersten Zeit seines Aufenthalts in London

---

5) Das erwähnte Epigramm lautet:

Liber, ut esse velim, suasisti, pulchra Maria.
Ut maneam liber, pulchra Maria, vale!

6) Was nach der Theilung der Mutter mit ihren Söhnen für Johnson übrigblieb, soll nicht mehr als 20 Pfund Sterling betragen haben. 7) Dies Gedicht, mit der Überschrift: Verses, written on a Sprig of Myrtles, lautet wie folgt:

What hopes, what terrors does this gift create
Ambiguous emblem of uncertain fate!
The myrtle (ensign of supreme command,
Consign'd to Venus from Melissa's hand)
Not less capricious than a reigning fair,
Oft favours, oft rejects a lovins prayer.

In myrtle shades oft sings the happy swain,
In myrtle shades despairing ghosts complain.
The myrtle crowns the happy lovers heads,
The unhappy lovers graves the myrtle spreads.
Oh then the meaning of thy gift impart
And ease the throbbings of an anxious heart.
Soon must this sprig, as you shall fix its doom,
Adorn Philander's, or grace his tomb.

ist wenig mehr bekannt, als daß er dort die drei ersten Acte seines Trauerspiels **Irene** vollendete und eine Übersetzung von Paul Sarpi's Geschichte des tridentinischen Conciliums öffentlich ankündigte. Zu seinen wenigen Freunden gehörte besonders ein gewisser Hervey, dessen Andenken ihm unvergeßlich blieb. „Er hatte seine Fehler," pflegte Johnson zu äußern, „aber gegen mich war er ungemein gütig"[8]).

Zur Vermehrung seines literarischen Rufs würde es wesentlich beigetragen haben, wenn es Johnson gelungen wäre, sein obenerwähntes Trauerspiel auf die Bühne zu bringen. Vergebens wandte er sich deshalb an Fletchwood, den damaligen Director des Drurylanetheaters. Erst im Jahre 1749, als Garrick jene Stelle bekleidete, ward Johnson jene Freude zu Theil. Viel beschäftigt war er damals mit Beiträgen für das **Gentleman-Magazine**, dessen Herausgeber ihn früher kalt zurückgewiesen. Er lieferte zahllose Artikel, kritischen, historischen, politischen, philologischen und poetischen Inhalts. In den meisten Biographien Johnson's findet man ein genaues Verzeichniß jener Aufsätze. Hier genügt zu bemerken, daß er im März 1738 mit einer lateinischen Ode ad **Urbanum** in dem **Gentleman-Magazine** debütirte.

Zu St. John's Gate, wo das genannte Journal gedruckt ward und wo sich die Mitarbeiter an demselben gewöhnlich zu versammeln pflegten, lernte Johnson den genialen Wüstling Richard Savage kennen, der, von einer unnatürlichen Mutter verstoßen, in dem Kampfe mit den widrigsten Schicksalen, unter bodenlosem Leichtsinn und mannichfachen Ausschweifungen, die glücklichsten Naturanlagen und ein nicht gewöhnliches poetisches Talent entfaltete[9]). Johnson, den er so bezaubert, daß er ohne ihn nicht leben konnte, hat eine meisterhafte Biographie und Charakteristik des unglücklichen Mannes geliefert[10]), der sein Leben am 31. Juli 1743 im Gefängnisse zu Newgate beschloß. Ähnliche Verhältnisse und gleiche Sinnesart mochten dazu beigetragen haben, zwischen Johnson und Savage ein unauflösliches Freundschaftsband zu knüpfen. Beide Poeten waren damals sehr arm. Doch weit entfernt, dadurch niedergedrückt zu werden, fühlten sie sich froh und glücklich in ihrer erträumten Unabhängigkeit. Noch in späteren Jahren erinnerte sich Johnson mit Vergnügen, wie sie einst in einer langen Winternacht, aus Mangel eines Quartiers, auf St. James Square umhergewandert, entflammt vom Patriotismus, das Ministerium verhöhnt und feierlich gelobt hätten, für das Vaterland zu leben und zu sterben.

Seine Celebrität als Schriftsteller verdankte Johnson seinem berühmten Gedicht London, eine Nachahmung der dritten Satyre Juvenal's, in welchem er die Laster und Thorheiten der Hauptstadt Englands züchtigte. Für dies Gedicht, das im Mai 1738 gedruckt ward, hatte er lange keinen Verleger finden können. Der Buchhändler Dodsley verstand sich endlich dazu, ihm zehn Pfund Sterling dafür zu zahlen. Dies Werk fand so allgemeinen Beifall und Absatz, daß es in Einer Woche zwei Mal aufgelegt ward. Selbst Pope ward davon so bezaubert, daß er des Verfassers persönliche Bekanntschaft suchte. Johnson's Name war schon hochgefeiert, als eilf Jahre nachher sein Gedicht **Vanity of human wishes** erschien[11]). Es gilt noch immer für eins der besten moralisch-didaktischen Gedichte der Engländer. Von seinem Verleger Dodsley empfing Johnson dafür als Honorar 15 Pfd. Sterling. Neben seinen früher erwähnten zahlreichen Beiträgen zu dem **Gentleman-Magazine** fand Johnson noch Muße zu manchen andern literarischen Arbeiten. In den **Debates of the Senate of Great-Britain** gab er commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten damaligen Parlamentsredner[12]). In manche Irrungen gerieth er durch das Jacobitische Pamphlet, **Marmor Norfolciense** betitelt[13]). Er zog sich dadurch sogar von Seiten der englischen Regierung einen Verhaftsbefehl zu und war genöthigt, mit seiner Gattin sich eine Zeit lang zu Lambethmarch zu verbergen. Gegen den Lordkanzler, der Brooke's Trauerspiel **Gustav Wasa** verboten hatte, richtete Johnson einen satyrischen Angriff in seiner Schrift: **A compleat Vindication of the Licensens of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa.** Bei einer andern literarischen Beschäftigung, der Anfertigung des Katalogs der hinterlassenen Bibliothek des Grafen von Oxford, die der Buchhändler Osbourne an sich gekauft, gerieth er mit diesem Manne in Streit, der damit endete, daß Johnson seinen Gegner auf dessen eignem Zimmer mit einem gewaltigen Folianten zu Boden streckte. Hawkins in seiner Biographie Johnson's[14]) nennt noch 39 verschiedene literarische Unternehmungen, die der fleißige Mann in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Laufbahn begonnen, die jedoch, theils aus Mangel an Beharrlichkeit, theils aus Mangel an Unterstützung, größtentheils unvollendet geblieben.

Der Abhängigkeit von Buchhändlern müde, machte Johnson um diese Zeit mehre fruchtlose Versuche, sich eine minder precäre Existenz zu verschaffen. Eine Lehrer-

8) Noch stärker drückte er einst seine Anhänglichkeit aus durch die Worte: **Give your dog the name of Hervey, and I'll love him.** 9) Johnson nennt seine poetischen Beschreibungen treffend, seine Bilder lebendig, seine Allegorien kunstvoll durchgeführt. „Sein Ausdruck," fügt er hinzu, „war edel, nur etwas gezwungen, und sein Versbau im Ganzen prachtvoll und harmonisch, doch mitunter etwas hart und schwerfällig. Sein Styl hat viel Würde, doch nicht immer Anmuth genug; seine Gedanken sind erhaben, doch nicht ganz frei von dem Fehler der Einförmigkeit." 10) **The life of *Richard Savage*** (London 1744.); wieder abgedruckt in **Johnson's Lifes of the most eminent English Poets.** Vgl. Richard Savage. Ein Genrebild von **Heinrich Döring** (Jena 1840.) und die Tragödie: Richard Savage von **Karl Gutzkow**, in dessen dramatischen Werken. (Leipzig 1842.) 1. Bd.

11) Eine Nachahmung der zehnten Satyre Juvenal's. 12) Johnson lieferte diese Auszüge bis zum Jahre 1743 und Hawkesworth setzte sie bis zum Jahre 1760 fort. Jene Reden, die lange Zeit für echt gegolten, erklärte Johnson jedoch in den letzten Jahren seines Lebens für untergeschoben und bereute die Verunglimpfungen, deren er sich darin schuldig gemacht. 13) Der vollständige Titel lautet: **Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk, by *Probus Britannicus*.** 14) London 1787.

stelle an der Freischule zu Leicestershire mit einem Jahrgehalte von 60 Pfund Sterling war ihm angetragen worden; allein ihm fehlte die statutenmäßig verlangte Magisterwürde, für welche sein Gönner, der Lord Gower, sich fruchtlos verwandte bei den philosophischen Facultäten zu Oxford und Dublin. Das ihm fehlende Doctordiplom hinderte auch seine Aufnahme unter die Mitglieder der Akademie der Rechtsgelehrten (Doctor's Commons). Mit so fehlgeschlagenen Hoffnungen fristete er kümmerlich sein Leben und verwandte, was er irgend erübrigen konnte, zur Unterstützung seiner hochbejahrten Mutter. Seine wichtigste literarische Unternehmung war eine neue Ausgabe Shakspeare's, die er 20 Jahre früher ankündigte, als sie wirklich erschien. Seine im April 1745 gedruckten Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with remarks of Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakespeare enthalten Vorschläge zu einer neuen Ausgabe des Dichters. Zu einer Zeit, wo der berühmte Warburton ein ähnliches Unternehmen beabsichtigte, fand zwar jene anonym herausgegebene Schrift wenig Anklang, doch ward sie nach Verdienst geschätzt, und selbst Warburton rühmte in der Vorrede zu seiner Ausgabe Shakspeare's, die zwei Jahre später erschien, das genannte Pamphlet als das Werk eines Mannes von Genie und Gelehrsamkeit.

Durch ein Wörterbuch der englischen Sprache glaubte Johnson um diese Zeit einem längst gefühlten literarischen Bedürfniß abzuhelfen. Die Idee eines solchen Werks scheint ihn lange beschäftigt, und sein Verleger Dodsley den ersten Impuls dazu gegeben zu haben. Von ihm, der sich mit einigen anderen Buchhändlern vereinigt, empfing Johnson ein Honorar von 1575 Pfund Sterling. Der Entwurf des Ganzen, ein Meisterstück von Gründlichkeit und Einkleidung, erschien 1747. Dem Grafen von Chesterfield, der für einen Beschützer der Wissenschaften galt, ward jener erste Entwurf zugeeignet. Die Folge bewies aber, daß Johnson in der Wahl seines Mäcens sich geirrt. In Fleetstreet hatte er sich eine Wohnung gemiethet, und sechs Gehilfen unterstützten ihn dort bei dem in mehrfacher Hinsicht mühsamen und schwierigen Unternehmen durch das Aufsuchen und Einschalten von Wörtern und Phrasen aus anderen Lexicis. Dazu dictirte Johnson die Etymologien, Erklärungen und verschiedenen Bedeutungen. Da aber diese Arbeit, ihrer Natur nach, nur langsam fortrücken konnte, betrieb Johnson nebenher seine anderweitigen literarischen Beschäftigungen, vor allem die Herausgabe einer Wochenschrift: The Rambler (der Herumschwärmer) betitelt. Das erste Stück erschien am 20. März 1750, das 208. (letzte) am 14. März 1752. Ohne die mindeste Unterbrechung waren zwei Jahre hindurch wöchentlich zwei Nummern dieser Zeitschrift erschienen. Nur fünf Nummern sind von fremder Hand, die Aufsätze in den übrigen alle aus Johnson's Feder geflossen, und so meisterhaft, daß sie in der englischen Literatur Epoche machten, ungeachtet Johnson sich nicht einmal Zeit genommen haben soll, sie vor dem Abdruck noch einmal zu revidiren. Für den Beifall, den diese Zeitschrift erhielt, spricht der Umstand, daß Johnson die zehnte Auflage derselben erlebte, und zwar allein in London, die zahlreichen Nachdrücke in Schottland und Irland ungerechnet.

Zur Erholung von seinen mannichfachen literarischen Arbeiten stiftete Johnson damals den Ivylane-Club, so genannt von der Straße, wo derselbe sich jeden Dinstag Abend zu versammeln pflegte. Unter den Mitgliedern dieser Gesellschaft werden die Doctoren, Bathurst, Hawkeswooth, Barker, Gbie, Hawkins u. A. genannt. Auch ein Kaufmann, Mr. Ryland und der Buchhändler John Payne pflegten sich dort einzufinden. Hawkins (in seiner Biographie Johnson's) hebt unter diesen Männern vorzüglich einen jungen Gelehrten, Samuel Dyer, hervor, der, zum Prediger der Anabaptisten ernannt, durch sein eigenthümlich würdevolles Benehmen sogar dem selbstgefälligen Johnson Ehrfurcht abnöthigte. In jenem Club ward meistens über Gegenstände der Religion und Moral disputirt. Mitunter wich aber auch, wie Hawkins sich ausdrückt, der Platonische Ernst dem mildern Sokratischen Scherz, wie denn unter andern die Entbindung der Mistreß Lenor von ihrem ersten literarischen Kinde (der Henriette Stuart) durch Libationen und ein die ganze Nacht hindurch dauerndes Bacchanal gefeiert ward.

Für seinen Freund David Garrick, der längst der Jurisprudenz entsagt und, allgemein gefeiert als mimischer Künstler, Director des Drurylanetheaters geworden war, schrieb Johnson bei Eröffnung dieser Bühne einen Prolog, der für ein Meisterstück in seiner Gattung galt. Aus Dankbarkeit veranstaltete Garrick eine Vorstellung des Johnson'schen Trauerspiels Irene, das von mehren Theaterdirectionen zurückgewiesen worden war. Des Dichters Freunde fürchteten für das Stück, als, noch ehe der Vorhang aufgezogen ward, sich einige Pfeifen gleichsam übungsweise hören ließen. Diese Besorgniß war nicht ungegründet. Es ereigneten sich stürmische Auftritte, und die Heldin des Stücks ward sogar durch den Lärm des Publicums verhindert, die Schlußworte ihrer Rolle zu sprechen. Johnson ertrug dies Schicksal seines Trauerspiels mit großem Stoicismus und erblickte darin eine Weisung, der dramatischen Dichtkunst, für die er nicht geboren, auf immer zu entsagen. Er blieb diesem Entschlusse treu.

Tiefer und schmerzlicher war der Eindruck, als Johnson's Gattin, mit der er, wenige vorübergehende Unterbrechungen abgerechnet, 17 Jahre in Eintracht und Zufriedenheit gelebt, ihm durch den Tod entrissen ward. Ein härterer Schlag hätte ihn kaum treffen können. Er war untröstlich über den Verlust seiner geliebten Tetty, wie er seine Gattin zu nennen pflegte. Ein gedruckter Leichensermon, von ihm verfaßt, machte auch das Publicum bekannt mit seinem Schmerz und seiner unendlichen Trauer. Wie er bei den Lebzeiten seiner nichts weniger als reizenden Gattin den Verliebten gespielt, so übernahm er nach ihrem Tode die Rolle des Verzweifelnden mit so täuschender Wahrheit, daß man eher seinen Geschmack, als seine Aufrichtigkeit bezweifeln möchte. Wenn man einer ziemlich verbürgten Nachricht glauben darf, war seine Gattin dieser Zärtlichkeit kaum würdig. Erzählt wird, daß sie den Haushalt vernachlässigt, und während ihr Gatte

sich in London kümmerlich behelfen mußte, entfernt von ihm auf dem Lande einen ungebührlichen Aufwand getrieben, überhaupt aber Johnson's ungemeine Gefälligkeit höchst gleichgültig erwiedert habe.

Unter den Freunden Johnson's, die ihn vergebens zu trösten suchten, werden vor allem Bathurst, Hawkesworth, Reynolds, Langton und Beauclerk genannt. Zu seiner Erheiterung ersannen sie mitunter allerlei Schwänke, von denen einer hier erzählt werden mag, weil Johnson's Freunde diesmal ihren Zweck erreichten. Aus einem Gasthofe, wo sie zu Abend gespeist und bis nach Mitternacht gezecht, begaben sich Langton und Beauclerk zu Johnson, der damals im Tempel wohnte. Es war früh um drei Uhr, als sie ungestüm an seine Thür pochten. Johnson erschien im Hemde, statt der Nachtmütze eine kleine schwarze Perücke auf dem Haupt und in der Hand einen tüchtigen Knüttel, um sich muthig zu wehren gegen die Spitzbuben, von denen er überfallen zu sein glaubte. Er erkannte die Freunde. Mit Lächeln vernahm er den Antrag, an ihren Schwärmereien Theil zu nehmen, und zeigte sich sofort dazu bereit, indem er sich schnell ankleidete. In Coventgarden, wohin er seinen Freunden folgte, fanden sie die Frucht- und Gemüsehändlerinnen eben beschäftigt mit dem Auspacken ihrer frischen Vorräthe. Erschreckt jedoch durch Johnson's groteske Gestalt und Grimassen, entzogen sie sich seinen unbehilflichen Dienstleistungen. In einer nahen Schenke wurden durch sein Lieblingsgetränk, eine Bowle Bischof, Johnson's Lebensgeister so aufgeregt, daß er fröhlich jubelnd mit seinen Freunden auf einem Boot die Themse hinab nach Billingsgate fuhr und dort fast den ganzen Tag durchschwärmte.

Von solchen Ausflügen kehrte er wieder, neu gestärkt, zu seinen literarischen Beschäftigungen zurück. Sein mit Ungeduld erwartetes Wörterbuch, nebst einer Grammatik und Geschichte der englischen Sprache, war im Mai 1755 in zwei starken Foliobänden erschienen. Es hatte die hochgespannte Erwartung des Publicums nicht blos befriedigt, sondern sogar übertroffen. Selbst Chesterfield, dem er das Werk zugeeignet, doch von ihm auf unerklärliche Weise vernachlässigt, ja sogar von seiner Thür zurückgewiesen worden, wünschte sich wieder zu versöhnen mit dem gekränkten Autor und theilte in einer damals zu London erscheinenden Zeitschrift (The World) zwei anonyme Briefe mit zur Empfehlung des Johnson'schen Wörterbuchs. Auch suchte er durch einen gewissen Robinson, den er zu Johnson sandte, das obwaltende Misverständniß zu beseitigen. Alle diese Versuche scheiterten jedoch an dem Trotze des Autors, von welchem Chesterfield endlich einen förmlichen Absagebrief empfing. Dies Schreiben verdient hier eine Stelle als ein interessanter Beitrag zu Johnson's Charakteristik.

„Es ist mir," schrieb er, „neuerlich mitgetheilt worden, daß die beiden Aufsätze, worin mein Wörterbuch dem Publicum empfohlen wird, von Ihnen, Mylord, herrühren. So ausgezeichnet zu werden, ist eine Ehre, die ich, wenig gewöhnt an die Gunstbezeigungen der Großen, weder gebührend aufzunehmen noch gehörig zu schätzen weiß. Als ich, einigen leichten Aufmunterungen zufolge, Ihnen, Mylord, zum ersten Mal meine Aufwartung machte, ward ich, wie schon so mancher Andere, von Ihrer Güte übermannt. Ich konnte nicht umhin, den stolzen Wunsch zu nähren, daß es mir gelingen möchte, der Überwinder des Überwinders des Erdkreises zu werden, und eine Achtung, um die ich die Welt sich bewerben sah, für mich in Beschlag zu nehmen. In meinen Bewerbungen fand ich mich jedoch so wenig aufgemuntert, daß weder Stolz noch Bescheidenheit mir erlaubten, dabei zu verharren. Das erste Mal, als ich Sie, Mylord, öffentlich anzureden wagte, hatte ich die ganze Kunst zu gefallen erschöpft, deren der eingezogene Stubengelehrte fähig ist. Ich hatte alles gethan, was ich vermochte, und Niemand hat es gern, daß sein Alles vernachlässigt wird, gesetzt auch, dies Alles sei, an sich betrachtet, noch so wenig."

„Sieben Jahre sind jetzt verflossen, Mylord, seit ich in Ihren Vorzimmern harrte, oder von Ihrer Thür zurückgewiesen worden bin. Seit dieser Zeit habe ich mit meinem Werke durch Mühseligkeiten, über welche mich hier zu beklagen vergeblich wäre, mich hindurchgearbeitet, und habe es bis auf den Punkt fortgeführt, wo es mit einiger Zuversicht ans Licht treten darf. Ich habe das gethan ohne irgend ein aufmunterndes Wort, ohne ein begünstigendes Lächeln. Eine solche Behandlung erwartete ich nicht, denn ich hatte noch nie einen Gönner. Ist ein Gönner, Mylord, ein Mensch, der einem Unglücklichen, der mit den Fluthen um sein Leben kämpft, gelassen zuschaut, und nachdem er das Ufer gewonnen, ihn mit Dienstleistungen beschwerlich fällt? Hätten Sie früher an meinen Arbeiten die Kenntniß genommen, die Ihnen jetzt daran zu nehmen beliebt, so würde ich es mit Dank anerkannt haben. Allein Sie verschoben diese Aufmerksamkeit, bis ich gleichgültig dagegen ward und mich Ihrer nicht mehr erfreuen kann, bis ich einsam ward und sie Niemand mittheilen kann; bis ich bekannt ward und Ihrer nicht mehr bedarf. Ich hoffe daher, es werde mir nicht als cynische Strenge ausgelegt werden, wenn ich, wo ich keine Wohlthaten empfing, auch keine Verbindlichkeit zugestehe, oder wenn ich nicht willens bin, das Publicum zu dem Wahne zu verleiten, als verdanke ich das einem Gönner, was ich nach dem Willen der Vorsehung für mich selbst thun konnte. Da ich mein Werk einmal so weit fortgeführt mit so weniger Verpflichtung gegen irgend einen Beschützer der Gelehrsamkeit, so wird es mich keineswegs gereuen, wenn ich es, wo möglich, mit noch minderer vollenden sollte. Denn längst bin ich aus dem süßen Traume erwacht, in welchem ich in Ihnen, Mylord, einen solchen Beschützer gefunden zu haben glaubte."

Chesterfield ließ dies Schreiben Johnson's unbeantwortet, entschuldigte sich jedoch, als er es dem Buchhändler Dodsley mittheilte, wegen seiner Vernachlässigung des Autors damit, daß Johnson sein Quartier verändert und daß er seine neue Wohnung nicht gekannt habe. Dabei bemerkte er, daß er seinen besten Bedienten sogleich fortgejagt haben würde, wenn er sich's erlaubt hätte, einem so willkommnen Besuche, wie Johnson, die Thür zu weisen. Wirklich macht auch Chesterfield's bekannte Zugänglichkeit und Affabilität einen solchen Mangel an Auf-

merksamkeit fast unglaublich. Erwähnt muß hier noch werden, daß Johnson, seinem eignen Geständnisse nach, einst 10 Pfd. St. von Chesterfield empfangen, doch diese Summe für zu unbedeutend hielt, um davon irgend Notiz zu nehmen in seinem vorhin erwähnten Briefe. Kecker und consequenter wäre es freilich gewesen, wenn er mit jenem Schreiben zugleich die empfangenen 10 Pfd. St. gegen Quittung remittirt hätte.

Eine Auszeichnung, um die sich Johnson früher vergebens beworben, ward ihm jetzt zu Theil, wenige Wochen nach der Erscheinung seines Wörterbuchs [15]). Die Universitäten zu Orford und Dublin sandten ihm (1755) das Diplom eines Meisters der freien Künste (Master of arts) und eines Doctors der Rechte. Überall, aus der Nähe und Ferne, kam ihm Lob und Ehre entgegen. Die Academia della Crusca zu Florenz machte ihm ein Geschenk mit ihrem Vocabulario; die Académie française übersandte ihm ihr Dictionnaire. Garrick feierte seines Freundes Triumph in einem Epigramm, dessen letzte Zeilen auf die vergeblichen Sprachbemühungen von 40 französischen Akademikern anspielen [16]). In der Vorrede zu seinem Wörterbuche hatte Johnson erklärt, daß er im Dunkel seiner Einsamkeit von Lob und Tadel wenig zu hoffen und zu fürchten habe. Einzelne Fehlgriffe, die bei einem so vielseitigen Werke fast unvermeidlich, würden zwar, wie er meinte, der Narrheit eine Zeit lang Stoff zum Gelächter geben, der Unwissenheit Stoff zur Verachtung. Am Ende aber werde doch der redliche Fleiß den Sieg davon tragen, und immer werde es Einige geben, die das Verdienst zu unterscheiden wüßten. Der Erfolg zeigte, daß Johnson sich nicht geirrt. Die kleinlichen Angriffe einzelner Gegner, wie Wilkes, Kenrick, Campbell u. A., konnten seinen allgemein anerkannten Ruhm nicht schmälern.

Die reichen Lorbeern, die er eingeerntet, vermochten gleichwol den hochgefeierten Lexikographen nicht vor der Gefahr des Verhungerns zu schützen. Mit der letzten Zeile seines Wörterbuchs war auch die letzte Guinee des Honorars ausgegeben, das er von seinem Verleger empfangen. Nach zwanzigjähriger mühevoller Arbeit kämpfte er, in einem abgelegenen Gäßchen einer Vorstadt Londons wohnend, oft mit dem Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen. Sein Biograph Murphy erzählt, daß Lord Fitzherbert, als er den Autor besucht und es ihm plötzlich eingefallen, einen Brief zu schreiben, nicht einmal Papier, Feder und Tinte bei dem hochgefeierten Schriftsteller gefunden. Noch ist ein Billet von ihm erhalten, wenige Monate nach Erscheinung seines Wörterbuchs geschrieben. Es enthält eine dringende Bitte an Richardson, ihm fünf Pfd. St. achtzehn Schillinge zu leihen, weil er auf dem Punkte stehe, dieser Summe wegen verhaftet zu werden. Der Verfasser des Grandison soll ihm sechs Pfd. St. gesandt haben. Außer dem Thee, den er sehr liebte [17]), waren Johnson's Bedürfnisse äußerst gering. Aber eine unbegrenzte Gutmüthigkeit verleitete ihn, der selbst Zeitlebens zur Miethe wohnte, mehre kranke und hilfsbedürftige Personen in sein Haus aufzunehmen, so Miß Anna Williams, eine erblindete Schriftstellerin, seinen verarmten Hausarzt Robert Level u. A. Auch ein Neger, Francis Berber mit Namen, den der Vater seines Freundes Bathurst einst aus Jamaica mitgebracht, gehörte aus vieljähriger Anhänglichkeit zu Johnson's Hausgenossen.

Durch rastlosen Fleiß und verdoppelte literarische Thätigkeit sicherte er sich unter so ungünstigen Verhältnissen die Mittel seiner Subsistenz. In diese Zeit (1758) fällt die Herausgabe seiner Zeitschrift: The Idler, die Johnson durch 103 Nummern bis zum 5. April 1760 fortsetzte. An Gehalt kommt dieselbe dem früher erwähnten Journale: The Rambler nicht gleich [18]). Das wichtigste Werk Johnson's war sein anmuthiger Roman: History of Rasselas, Prince of Abyssinia [19]). Wie sein Biograph Boswell behauptet, schrieb Johnson dies Werk, um die Kosten für die Beerdigung seiner im 90. Jahre verstorbenen Mutter bestreiten zu können. Er vollendete jenen Roman in einer Woche, und schickte ihn stückweise in die Presse. Außer diesen größern Arbeiten schrieb er noch mehre kleinere. Kaum zu zählen sind die

15) Der vollständige Titel lautet: A Dictionary of the English language, in which the words are deduced from their Originals, and illustrated in their different significations by exemples of the best writers; to which are prefixed a history of the language and an English grammar. (London 1755.) 2 Voll. Fol. Die sechste Auflage erschien ebendas. 1785 in zwei Quartbänden. Johnson selbst veranstaltete einen Auszug aus derselben in zwei Octavbänden, der schon ein Jahr nach der ersten Bekanntmachung des Werkes erschien. Zusätze lieferte G. Mason in seinem Supplement to *Johnson's* English Dictionary, of which the palpable errors are attempted to be rectified and its material omissions supplied. (London 1801. 4.) Vgl. Allgem. Lit. Zeit. 1801. Nr. 175. 16) Dies Epigramm lautet nach einer freien Übersetzung von Kosegarten:

Zu rühmen: „Ein einziger wackerer Britte
Schlägt zwanzig Franzosen," ist brittische Sitte.
Doch tauschen wir einmal mit der Feder das Schwert,
Und stärker noch brittische Kraft sich bewährt.
Schwitzt immer im Felde des Wissens, ihr Franken:
Locke, Newton und Andere behaupten die Schranken.
Heraus, ihr Heroen, zum rühmlichen Strauß!
Ihr Helden im Epos und Drama, heraus!
Was wandelt euch an? Was lauft ihr so plötzlich?
Ach, Shakspeare und Milton sind euch zu entsetzlich!
Schon flieht auch der Lyriker luftiger Schwarm
Vor Dryden's und Pope's gewaltigem Arm.
Jetzt eben hat Johnson gar vierzig geschlagen,
Und dürft' es mit vierzig noch frischeren wagen.

17) In der Recension einer Schmähschrift von Hanway gegen dies Lieblingsgetränk Johnson's nannte dieser sich selbst „einen verstockten und schamlosen Theeschwelger, der seit vielen Jahren seine Mahlzeiten allein, einzig und allein mit dem Aufgusse dieser bezaubernden Pflanze hinunterspüle. Kaum habe," wie er sich dort ausdrückt, „der Theekessel Zeit, bei ihm zu erkalten, da er mit Thee des Abends sich labe, mit Thee um Mitternacht sich tröste, mit Thee den Morgen begrüße; Te veniente die, Te decedente." 18) Aus dem Idler, Rambler und einigen andern englischen Journalen erschien zu London 1787 in zwei Duodezbänden ein Auszug unter dem Titel: The Beauties of the Rambler, Adventurer, Connoisseur, World and Idler. 19) London 1759. 8. mehrmals aufgelegt, unter andern London 1815. 12. *Cook's* Edition. Ibid. 1816. 12. Eine teutsche Übersetzung erschien zu Mainz 1815, auch gleichzeitig mit dem englischen Original zusammengedruckt.

Zuschriften, Vorreden, Einleitungen und Abhandlungen, die er, ohne Berücksichtigung seiner Lage, mit seltener Uneigennützigkeit gratis für Andere schrieb, mitunter für Leute, die ihn wenig angingen. Eine Menge der interessantesten Aufsätze in dem von Bathurst herausgegebenen Adventurer sind von Johnson, der den Gewinn an Geld, wie an Ehre, lediglich seinem Freunde überließ, indem er ihm jene Aufsätze dictirte, mit der Erlaubniß, sie für seine eigene Arbeit ausgeben zu können.

Einigermaßen verbesserten sich Johnson's ökonomische Verhältnisse, als seine Freunde Sheridan und Murphy die Verwendung der Lords Longborough und Bute in Anspruch nahmen, um dem nothleidenden Autor einen Jahrgehalt auszuwirken. Es war im Juli 1762, als ihm der König eine Pension von 300 Pfd. St. bewilligte, wie es hieß, als Belohnung für die Vortrefflichkeit seiner Schriften und für den durch ihre moralische Tendenz gestifteten Nutzen. Ungeachtet er sie dem Usurpator des Thrones der Stuarts zu danken hatte, nahm Johnson mit Dank einen Ehrengehalt an, der weder darauf berechnet schien, ihn zu einer Veränderung seiner Grundsätze zu bewegen, noch seine Feder in Beschlag zu nehmen. Den Principien, zu denen er sich von Jugend auf bekannt, blieb er unverbrüchlich treu, und es war nur eine Vertheidigung seiner Grundsätze, als er zu Gunsten eines Ministers, dem er keine persönliche Verpflichtung schuldig war, mehre politische Flugschriften durch den Druck veröffentlichte.

Johnson stand damals auf dem Gipfel seines Ruhms, und von allen Seiten kamen ihm Auszeichnungen entgegen. Schmeicheln mußte es seinem Ehrgeize, als die königliche Akademie zu London ihm den Charakter eines Professors der alten Literatur verlieh. Bei den Großen stand er in Gunst, und die Gelehrten und schönen Geister suchten seinen Umgang. Der König selbst wünschte ihn persönlich kennen zu lernen und begegnete ihm mit großer Huld und Herablassung bei einer Zusammenkunft in der Bibliothek zu Buckinghamhouse. „Ich dächte, ich hätte genug geschrieben," antwortete Johnson dem Könige auf die Frage, ob er noch Mehres zu schreiben gedenke. „Das würde auch ich glauben," erwiederte Georg, „wenn Sie nicht so gut geschrieben hätten." Erfreut über die huldreiche Aufnahme, die er gefunden, rühmte Johnson damals in einem Gespräche mit einem Freunde den König als einen so feinen Gentleman, wie es Ludwig XIV. oder Karl II. nur immer gewesen sein möchten.

So glückliche Lebensverhältnisse wurden getrübt, als Johnson unerwartet von seinem alten Übel, den Qualen der Hypochondrie, wieder heimgesucht ward. Wichtig für seine Genesung, ja für die Erhaltung seines ihm völlig gleichgültig gewordenen Lebens war die um diese Zeit angeknüpfte Bekanntschaft mit der Familie des angesehenen Brauers Henry Thrale, der zugleich die Stelle eines Parlamentsgliedes für Southwark bekleidete. Durch seinen Freund Murphy war Johnson mit diesem Manne bekannt geworden. In Thrale's Hause zu Southwark ward ihm ein eignes Zimmer eingeräumt, und so auch auf dem Landsitze der Familie zu Streatham. Unter frohem Lebensgenuß aller Art wich Johnson's Trübsinn. Er hatte in seinem neuen Freunde einen Mann gefunden, der mit Einsicht in seinen Geschäften einen redlichen, unbescholtenen Charakter und eine vielseitige Bildung vereinigte. Seine Gattin pflegte Johnson oft die geistreichste und witzigste Dame zu nennen, die er in seinem Leben kennen gelernt. Durch ihre Belesenheit, durch die Munterkeit ihres Geistes, wußte sie stets eine heitere Stimmung in ihrem häuslichen Kreise zu verbreiten. Ihr Haus war der Sammelplatz vieler ausgezeichneter Gelehrten und achtbarer Männer aus allen Ständen. Um Johnson erwarb sie sich noch das besondere Verdienst, daß sie während einer langwierigen Krankheit durch sorgsame Pflege dazu beitrug, sein Leben zu retten. Er fühlte sich so wohl in diesen Verhältnissen, daß er einst äußerte: „Den Mäcen, den er in Lord Chesterfield geahnt, habe er in dem Brauer Thrale wirklich gefunden."

Mit frischen Kräften arbeitete er in dieser Zeit an seiner bereits 20 Jahre früher angekündigten Ausgabe des Shakspeare. Sie erschien im October 1765 [20]), ohne jedoch die Erwartungen des Publicums zu befriedigen. Man klagte über die Sparsamkeit der Noten, über den Mangel an Scholien, über die vernachlässigte Revision des Textes durch sorgsame Vergleichung der frühern Ausgaben. Nur von Wenigen ward die Sagacität der kritischen Conjecturen, die glückliche Divinationsgabe im Entziffern dunkler Stellen gebührend anerkannt, worin Johnson von spätern Interpreten Shakspeare's, von Steevens, Capel, Malow, Read u. A., kaum erreicht worden. Die Vorrede zu seiner Ausgabe des großen Dramatikers gilt noch immer als ein Muster der englischen Prosa [21]).

Eine veränderte Richtung nahm Johnson's literarische Thätigkeit bald nachher durch die politischen Ereignisse und besonders die Streitigkeiten Englands mit den amerikanischen Colonien. Um seine Loyalität auch im Angesichte der Welt darzuthun, ließ Johnson damals mehre politische Flugschriften drucken. In einer derselben, Falscher Lärm betitelt, suchte er das Ministerium zu rechtfertigen gegen einen Eingriff in die britische Wahlfreiheit. In seinen „Gedanken über die neuerlichen Verhandlungen in Betreff der Falklandsinseln" stimmte er für die Rückgabe dieser Eilande, die unfreundlich im Sommer und grausenerregend im Winter, und daher keiner Veredlung fähig und für jede Ansiedlung unbrauchbar wären. Durch einen andern Aufsatz suchte er zu beweisen, daß die Colonien gar wohl besteuert werden könnten, wenn sie auch keine Pairs im Oberhause und keine Repräsentanten im Unterhause hät-

20) In acht Octavbänden, unter dem Titel: **The Plays of Shakspeare, with the corrections and illustrations of various commentators, to which are added notes by *Samuel Johnson*.** Späterhin vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe, die 1774 zu London in zehn Octavbänden erschien und 1778 wieder aufgelegt ward, mit einem **Supplement to the Edition of *Shakspeare's* Plays, published in 1778 by *Samuel Johnson* and *George Steevens*, containing additional observations by several of the former commentators. (London 1779.)** 2 Voll. 21) Diese Vorrede führt die Überschrift: **By what particularities of excellence *Shakspeare* has gained and kept the favour of his countrymen.**

ten[22]) Kecke Behauptungen, bitterer Spott und Sarkasmus und die Begünstigung des willkürlichsten Despotismus sind der unterscheidende Charakter aller jener Aufsätze, durch welche Johnson eine nicht beneidenswerthe Celebrität, doch die Aussicht gewann, Parlamentsmitglied zu werden. Zu seinem Verdruß, doch allem Anschein nach für seinen Ruhm zum Vortheil, blieb dieser Wunsch unerfüllt. Rednertalent scheint ihm, nach den Versicherungen seiner Freunde, gefehlt zu haben, und schwerlich hätte er da sonderlich geglänzt, wo es nicht auf kernige Sentenzen, auf kecke Einfälle und Gedankenblitze ankam, sondern auf eine mühsame, nach allen Seiten hin beleuchtete Erörterung äußerst verwickelter Staatsgeschäfte.

Um sich zu zerstreuen, unternahm Johnson, der nach seinen eignen Äußerungen „noch nie über den Tweed gekommen," in seinem 63. Lebensjahre (1773) eine Reise nach den Hebriden. Sein Freund und nachheriger Biograph Boswell begleitete ihn. Die Abenteuer und Denkwürdigkeiten jenes Ausflugs schilderte er in dem Account of a Journey to the Hebrides or Western Islands of Scotland[23]). Die Zweifel, die er in diesem Werke gegen die Echtheit der Gedichte Ossian's erhob, verwickelten ihn mit Macpherson in eine heftige Fehde, welche Angriffe befürchten ließ, die nur durch Körperstärke abgewehrt werden konnten; weshalb sich auch Johnson mit einem Prügel versah, um in jedem Falle gedeckt zu sein[24]). Allen äußern Anstand hatte er schon bei Seite gesetzt in seiner Antwort auf ein drohendes Sendschreiben, worin ihn Macpherson über seine öffentlich ausgesprochenen Behauptungen zur Rede setzte. Das noch erhaltene Billet lautet wie folgt: „Ihren närrischen und unverschämten Brief habe ich empfangen. Gegen die Gewaltthätigkeiten, mit denen Sie mir drohen, werde ich mich wehren, so gut ich kann, und was ich nicht kann, wird das Gesetz für mich thun. Nie sollen die Drohungen eines Banditen mich schrecken, einen Betrug zu enthüllen und einen Betrüger zu entlarven. — Was wollen Sie, daß ich widerrufen soll? Ich hielt Ihr Buch für einen Betrug; für einen Betrug halte ich es noch immer. Die Gründe, die mich zu dieser Ansicht bestimmen, habe ich dem Publicum öffentlich vorgelegt, und ich fodere Sie auf, diese Gründe zu widerlegen. Ihrem Grimme biete ich Trotz. Ihre Fähigkeiten sind, nach Ihrem jüngst erschienenen Homer zu urtheilen, so furchtbar nicht; und was ich von Ihrer Moralität höre, läßt mich nicht das beachten, was Sie sagen, sondern das, was Sie beweisen.

Der kurze Ausflug nach den Hebriden hatte Johnson so wohl behagt, daß er zwei Jahre nachher (1775) mit der Thrale'schen Familie nach Frankreich reiste. Er fand jedoch nicht für gut, das Tagebuch, das er auf jener Reise geführt, öffentlich bekannt zu machen. Der berühmte englische Komiker Foote, der ihn in Paris traf, pflegte oft scherzhaft zu erzählen, wie die luftigen Franzosen sich gekreuzt und gesegnet vor Johnson's Figur, Benehmen und Kleidung, vor dem braunen Rocke, den schwarzen Strümpfen und der schlichten Hemdkrause. Seine früher erwähnten Hausgenossen, die erblindete Schriftstellerin Anna Williams, den Dr. Levett u. A. nahm Johnson in die geräumigere Wohnung auf, die er, wieder nach London zurückgekehrt, in Fleetstreet bezog. Ein artiger Garten stieß daran, und ihn zu bewässern war sein Lieblingszeitvertreib. Gegen 5000 Bände zählte seine im dritten Stockwerke des Hauses aufgestellte Bibliothek. Dort verstrich ihm der größte Theil des Tages. Er empfing Besuche und schwatzte über Tagesneuigkeiten. Seine literarische Thätigkeit vertauschte er oft mit einem seligen far niente. Nur die Chemie gewährte ihm ein bleibendes Interesse. Er hatte sich einen bedeutenden chemischen Apparat angeschafft. Auch zu Streatham verdankte er der Aufmerksamkeit seines Freundes Henry Thrale ein für ihn eingerichtetes Laboratorium. Zu fröhlichen Mahlzeiten, die er sehr liebte, empfing er wiederholte Einladungen von Burnay, Murphy, Davies, Boswell, Langton und andern vertrauten Freunden.

Die Zahl der Personen, die Johnson nach und nach in sein Haus aufgenommen und sie dort verpflegte und ernährte, hatte sich so vermehrt, daß er, durch ihre Klagen und Streitigkeiten abwechselnd bestürmt, fast seine Gutmüthigkeit zu bereuen anfing. „Diese Leute," pflegte er zu sagen, „verbittern mir das Leben, blos, weil sie mir es unmöglich machen, das ihrige zu versüßen. Erzeig' ich dem Einen etwas Gutes, gleich wollen alle Andern daran ersticken." Schalt man jedoch in seiner Gegenwart den Undank jener Leute, so nahm er sich ihrer an und sprach von christlicher Duldsamkeit, entschuldigte die Mängel des Einen, beschönigte des Andern Gebrechen und schloß gewöhnlich mit dem Gemeinspruche: Niemand könne über Lagen urtheilen, die er nicht aus eigener Erfahrung kenne.

Seine vielfachen Verdienste um die Literatur krönte Johnson in der letzten Periode seines Lebens durch das Werk: The Lives of the most eminent English Poets. Er war bereits 70 Jahre alt, als er es begann. Dem ersten Plane nach sollten es kurze biographische literarische Umrisse sein, bestimmt, eine Sammlung der vorzüglichsten Werke englischer Dichter zu eröffnen, deren Herausgabe einige edinburgher Buchhändler beabsichtigten, um einem ähnlichen Unternehmen in London zuvorzukommen. Sie wandten sich deshalb an Johnson, und er unterzog sich dieser Arbeit für ein Honorar von 200 Pfd. St. Allein die Materialien häuften sich. Johnson fühlte, daß die einzelnen Dichter eine ausführlichere Charakteristik foderten, als es Anfangs in seinem Plane gelegen. So wuchs das Werk, mit dem er sich in den Jahren 1777—1781 fast ununterbrochen beschäftigte, allmälig zu einer Reihe von Biographien an, womit er die unter seiner Leitung ver-

22) Der Titel dieser Abhandlung lautet: Taxation no tyranny, an answer to the Resolutions and Address of the American Congress. 23) Eine teutsche Übersetzung erschien zu Leipzig 1775 unter dem Titel: Reisen nach den westlichen Inseln von Schottland. 24) Boswell erzählt, dieser Prügel von Eichenholz sei sechs Fuß lang gewesen, habe unten einen Zoll, oben aber drei Zoll im Diameter gehalten und sei in einen Knopf von der Größe einer starken Pomeranze ausgelaufen. Er fügt hinzu: Johnson habe diese Keule in seinem Schlafgemache aufbewahrt, wo sie stets so gestellt gewesen, daß er sie sowol aus seinem Bette, als aus seinem Lehnstuhle habe erreichen können.

anstaltete Sammlung englischer Dichter in 60 Bänden begleitete [25]). Die Kritik hat an diesen Lebensbeschreibungen unstreitig größern Antheil als die Geschichte. Was diese Biographien vorzüglich schätzbar macht, ist die Würdigung des poetischen Verdienstes, die Entwickelung der Schönheiten und Mängel, der Scharfsinn in der Beurtheilung einzelner Werke der berühmtesten britischen Dichter, verbunden mit allgemeinen Winken und Andeutungen. Seinen correcten, oft fast zu sorgsam abgerundeten Styl hatte Johnson nach classischen Mustern gebildet. Durch Fülle der Gedanken und des Ausdrucks erhöhte er das Interesse dieser Biographien. Merkwürdig war übrigens die Kälte, womit eine sehr gute Übersetzung jenes Werkes in Teutschland aufgenommen ward, von der daher auch nur zwei Bände geliefert worden sind [26]).

Johnson's Lebensgeister schienen völlig erschöpft durch diese Arbeit. Seine Kräfte schwanden sichtbar. Die kurz auf einander folgenden Todesfälle mehrer seiner vertrautesten Freunde erinnerten ihn an sein nahes Ende, dem er nicht ohne Furcht entgegengesehen zu haben scheint. Seine Besuche in Streatham wurden immer seltener, seit er dort seinen bewährten Freund Henry Thrale nicht mehr fand, dessen Tod ihm, wie er gestand, den größten Theil seiner Lebensfreuden geraubt. Es war im April 1783, als Johnson einem Hause und einer Familie, in der er fast 20 Jahre hindurch die glücklichsten Stunden verlebt, für immer Lebewohl sagte. Doch blieb er mit Thrale's Gattin in freundschaftlichem Briefwechsel. Ernstlich warnte er sie vor dem unbedachtsamen Schritte einer Vermählung mit einem italienischen Musiker, Piozzi mit Namen. In einem noch erhaltenen Briefe beschwor er sie, ihre verwaisten Kinder nicht dem größten Unglücke preiszugeben, was ihnen begegnen konnte, der Gefahr nämlich, dem Herzen ihrer Mutter fremd zu werden. Als Mistreß Thrale indessen dessenungeachtet ihren Entschluß ausführte, schrieb Johnson ihr einen rührenden Abschiedsbrief.

Vertrieben aus der Wohnung seines ihm unvergeßlichen Freundes, suchte Johnson vergebens in seinem eignen Hause Zerstreuung und Aufheiterung. Der geistlose Umgang mit Verlassenen und Hilfsbedürftigen konnte ihn, der an bessere Gesellschaft gewöhnt war, nicht befriedigen. Er hatte keine Ruhe in seinem Hause und eilte von einem Freunde zum andern. Noch trüber ward seine Stimmung, als ihn am 17. Juni 1783 ein Schlagfluß traf und ihm die Sprache raubte. Doch erholte er sich wieder und machte kleine Ausflüge. Zu Anfange des Winters kehrte er wieder nach London zurück. Ein wöchentlicher Club, der sich in Esserstreet versammelte, gewährte ihm eine Zeit lang Zerstreuung. Zu Anfange des Jahres 1784 befiel ihn ein Brustkrampf, der ihm das Athemholen sehr erschwerte. Auch zeigten sich Symptome der Wassersucht. Im nächsten Sommer beschäftigte ihn der Gedanke einer Reise nach Italien. Um die dazu erfoderlichen Kosten zu decken, bemühten sich Johnson's Freunde vergebens durch den Lord-Kanzler Turlow ihm zu seiner bisherigen Pension einen Zuschuß von 200 Pf. St. auszumitteln. Ungeachtet aber der Lord-Kanzler sich zu einem Darlehn von 500 Pfd. St. erbot, und auch Johnson's Arzt, Dr. Brocklesby, dem leidenden Schriftsteller, so lange er im Auslande lebe, jährlich 100 Pfd. St. zu senden versprach, lehnte Johnson dies zweifache Anerbieten mit dankbarer Anerkennung ab. Er fühlte, daß sein Ende nahe sei. Mit wehmüthigen Empfindungen betrat er noch einmal seine Heimathsgefilde. Er besuchte Ashburn in Derbyshire, seinen Geburtsort Lichfield und hierauf Birmingham und Oxford.

Heftiger und beunruhigender wurden die Symptome von Wassersucht und Engbrüstigkeit seit seiner Heimkehr nach London im November 1785. Vergebens suchten ihn seine Freunde zu beruhigen, als ihn eine namenlose Furcht vor dem Jenseits ergriff, und er zu inbrünstigen Gebeten vergebens seine Zuflucht nahm. In lichten Augenblicken beschäftigte er sich mit der Abfassung eines lateinischen Tagebuchs über seinen Krankheitszustand und die gebrauchten Arzeneien. Es fand sich, mit der Überschrift: Aegri Ephemeris, unter seinen nachgelassenen Papieren. Seine Theilnahme an literarischen Angelegenheiten war noch immer nicht erloschen. Von den sämmtlichen Verfassern der Allgemeinen Welthistorie und ihren einzelnen Beiträgen theilte er seinem Freunde Nichols eine Liste mit, die, seinem Wunsche gemäß, im britischen Museum niedergelegt ward. In schlaflosen Nächten beschäftigte er sich damit, einzelne Epigramme der griechischen Anthologie in's Lateinische zu übersetzen. Die Erinnerung an seine abgeschiedenen Verwandten ward sehr lebendig in ihm. Noch 14 Tage vor seinem Tode verfertigte er Grabschriften auf seinen Vater, seine Mutter und seinen Bruder, und sandte sie an seinen Freund Green in Lichfield, mit der Weisung, sie in Stein hauen und auf eines Jeden Ruhestätte legen zu lassen. Einen ähnlichen Liebesdienst hatte er schon im Sommer seiner Gattin erwiesen, die zu Bromley in Kent beerdigt worden.

Dankbar erkannte er den Antheil seiner zahlreichen Freunde während seiner letzten Krankheit. Zu Langton sagte er einst: „Te teneam moriens, deficiente manu.“ Die geschicktesten Ärzte, Heberden, Brocklesby, Warren u. A., boten vergeblich ihre Kunst auf, sein Leben zu retten. Am 13. December 1785 verschied er so sanft und ruhig, daß seine Freunde nur aus dem Aufhören des schweren Athemholens sich von seinem Tode überzeugten. Wenige Stunden zuvor hatte er eine große Menge von Handschriften, unter andern eine ausführliche Selbstbio-

25) Der Titel dieser Sammlung lautet: Works of the English Poets, with prefaces biographical and critical to each Author, by *Samuel Johnson*, L. L. D. illustrated with heads, engraved by *Bartolozzi*, *Cadwall* etc., mehrmals gedruckt, unter andern zu London in 68 Duodezbänden. Die Biographien stehen jedes Mal vor den Werken der einzelnen Schriftsteller, sind aber auch unter dem vorhin erwähnten Titel: The Lives of the most eminent English Poets, with critical observations en their Works, by *Samuel Johnson*, mehrmals einzeln gedruckt worden, unter andern zu London 1790. 26) Die Übersetzung ist von C. F. v. Blankenburg. Sie erschien zu Altenburg 1781—1783 unter dem Titel: „Samuel Johnson's biographische und kritische Nachrichten von einigen englischen Dichtern, mit Anmerkungen.“ Vgl. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 89 fg.

graphie in zwei Quartbänden, verbrannt. Seine irdischen Überreste fanden ihre Ruhestätte in der Westminsterabtei, zu den Füßen des Shakspear'schen Monuments und dicht neben dem Sarge seines ihm vorangegangenen Freundes Garrick. Seinem Wunsche gemäß ward ein schlichter blaulicher Stein mit einer einfachen Inschrift auf sein Grab gelegt [27]). Durch eine Subscription wurden die Kosten eines Monuments bestritten, das er gemeinschaftlich mit dem Menschenfreunde Howard in der Kathedralkirche zu St. Paul erhielt.

Mit der Feinheit seines vielseitig gebildeten Geistes contrastirte seltsam Johnson's schwerfälliger und unbehilflicher Körper. Er war von Person groß, robust, breitschultrig und unförmlich dick. Seine Leibesstärke war bedeutend, und von seinem persönlichen Muthe erzählen seine Biographen manches Histörchen [28]). In seiner Kleidung war er nachlässig und bizarr, in seinem Benehmen oft plump, anmaßend und hochfahrend. Er konnte keinen Widerspruch ertragen. Immer kampflustig, verschmähte er weder Sophismen noch Sarkasmen, um nur seines Gegners mächtig zu werden. „Es ist mit diesem Menschen nichts anzufangen," pflegte Goldsmith, der berühmte Verfasser des Vicar of Wakefield, zu äußern. „Versagt ihm die Pistole, so kehrt er sie um und schlägt dich mit dem Kolben zu Boden." Oft mürrisch, wie ein eigensinniger Pedant, hatte sein Äußeres etwas Rauhes und Zurückstoßendes. Mit den Schilderungen, die seine Landsleute von ihm entwarfen, stimmt auch die nachfolgende eines Teutschen überein. In einem aus London vom 18. August 1768 datirten Briefe schreibt Sturz: „Ich komme so eben von Samuel Johnson, dem Koloß in der englischen Literatur, der tiefes Wissen und Witz und Laune mit ernsthafter Weisheit vereinigt, und dessen Menschenlarve nichts davon ankündigt. Sein Anstand ist bäurisch und sein Auge kalt, wie sein Spott; nie tagt ein Blick darin auf, der Scharfsinn oder Schalkheit verriethe; er scheint immer zerstreut, und ist es selten. Er hatte Colman und mich eingeladen, und es wieder vergessen. Wir überfielen ihn im eigentlichen Verstande auf dem Landgute des Herrn Thrale. Hier lebt Johnson und herrscht (denn er mag wol herrschen) wie im Schooße seiner eigenen Familie. Er empfing uns freundlich, ob ihn gleich nie eine gewisse Feierlichkeit verließ, die in seine Sitten, wie in seinen Styl verwebt ist. Er rundet auch im Umgange seine Perioden und spricht beinahe im Theatertone; aber was er sagt, wird durch ein gewisses eigenes Gepräge interessant" [29]).

Sonderling im höchsten Grade, konnte Johnson überall kein Maß halten im Leben. Er liebte fröhliche Gesellschaft und eine gute Tafel. Aber zwischen gänzlicher Enthaltsamkeit und grenzenloser Indulgenz kannte er keinen Mittelweg. Er fastete oder er schwelgte; er trank entweder gar nicht, oder er zechte. In solchen Fällen war er oft aufbrausend, wie es in seinem Naturell lag. Unter seiner rauhen Außenseite verbarg er jedoch ein weiches und zartfühlendes Herz. Alle, die ihn näher gekannt, rühmen seinen Edelmuth, seine Milde und Herzensgüte. Der früher erwähnte Umstand, daß er unter sehr beschränkten Verhältnissen mit Andern seine Wohnung und sein Einkommen theilte, schildert seinen Charakter von der liebenswürdigsten Seite. Man durfte nur unglücklich sein, um auf seine Unterstützung sicher rechnen zu können. Er behalf sich lieber selbst schlecht und beschränkte seine ohnehin geringen Bedürfnisse. Seine Humanität machte ihn zur Versöhnung geneigt, wenn er irgend Jemanden beleidigt hatte. Er fühlte dann die tiefste Reue und machte sich die bittersten Vorwürfe. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art hat sich erhalten in einer freiwilligen Selbstbuße, die er sich auferlegt [30]). Es war im November 1776, als Johnson von einer zahlreichen Gesellschaft, die sich in seinem Geburtsorte Lichfield bei der Gräfin von L. versammelt, lange mit Sehnsucht erwartet ward. Er sah bleich und verstört, als er in's Zimmer trat. Sein Anzug war in großer Unordnung und bedeckt mit Schnee und Reif. „Als ich versprach, Sie zu besuchen," sagte Johnson zur Gräfin, „dachte ich nicht daran, daß heute der 21. November wäre. Heute vor 40 Jahren, am 21. November, sprach mein alter kranker Vater zu mir: Samuel, nimm den Wagen, da ich nicht wohl bin, fahre auf den Markt nach Wallstall, und verkaufe für mich die Bücher in dem Laden. Ich weigerte mich, thöricht stolz auf die Kenntnisse, die ich ihm verdankte, und vergessend, daß es mir an Brode gefehlt haben würde, wenn er es nicht erworben. Da sprach mein Vater mit einer Sanftmuth, an die ich jetzt mit dem tiefsten Schmerze denke: Samuel, sei ein guter Sohn! Geh', es wäre Schade, einen Markttag einzubüßen. Ich weigerte mich fortwährend aus thörichtem Stolze. Da fuhr mein Vater selbst. Es war ein so furchtbares Wetter, wie heute. Wenige Tage nachher starb er." Thränen rollten über Johnson's Gesicht, als er dies sprach. „Das geschah," fuhr er fort, „vor 40 Jahren, und seit diesen 40 Jahren komme ich stets den 21. November nach Lichfield. Den Weg, den ich damals nicht fahren wollte, mache ich zu Fuße, ohne gegessen zu haben. Ich bleibe eine Stunde auf dem Markte zu Wallstall auf der Stelle stehen, wo mein Vater 30 Jahre lang die Bude hatte, die ihn und mich ernährte. Seitdem sind 40 Jahre vergangen. Ich bin älter geworden, als mein Vater war, da er starb, und — kann nicht sterben." Niemand wagte ihn zu trösten. Doch kein Auge blieb thränenleer bei der rührenden Erzählung des reuigen alten Mannes.

27) Diese Inschrift lautet:
Samuel Johnson L. L. D.
Obiit XIII. Die Decembris
Anno Domini
MDCCLXXXV
Aetatis suae LXXV.

28) Einen Gastwirth aus Lichfield, der ihm seinen Stuhl auf der Bühne geraubt, soll Johnson sammt dem Sessel vom Theater in's Parterre hinabgeworfen haben. Ein ander Mal wehrte er sich allein gegen vier Kerle, mit denen er auf der Straße Händel bekommen, ungemein tapfer so lange, bis die Wache dazu kam und ihn sammt jenen verhaftete. 29) s. Schriften von H. P. Sturz. (Leipzig 1786.) I. Th. S. 109 fg.

30) Vgl. Bartholomäus, Galerie des Merkwürdigsten aus dem Leben, der Natur und Kunst. (Erfurt 1841.) IV. Jahrg. S. 124 fg.

Johnson's literarische Verdienste hat sein Freund Murphy am ausführlichsten gewürdigt in einem Versuch über dessen Leben und Schriften, den er seiner Ausgabe der Johnson'schen Werke vorausschickte [31]). Auf sein Zeitalter übte er einen sehr bedeutenden Einfluß aus und ein fast beispielloses kritisches Stimmrecht. Kein kleiner Theil des englischen Publicums horchte in Sachen des Geschmacks und der Sprache auf sein Gutachten und auf seine Bemerkungen, die als Orakelsprüche galten. Als Kritiker ward ihm zwar nicht selten Einseitigkeit und zu große Strenge vorgeworfen. Er wußte jedoch seine Gegner zu entwaffnen durch Witz und Scharfsinn und seine oft sehr treffenden Sarkasmen. Auch gestand man ihm ziemlich allgemein literarische Überlegenheit zu, nachdem er sich theils als Dichter, besonders durch seine Satyren, theils als gründlicher Kenner seiner Muttersprache durch sein Wörterbuch bewährt, und auch in seinen Journalen gezeigt hatte, daß er das Publicum auf mannichfache Weise zu belehren und zu unterhalten wisse. Schon die rastlose Mühe, die man sich nach seinem Tode gab, zahlreiche Anekdoten und Einfälle von ihm zu sammeln [32]), sprach für die Celebrität, die er sich erworben. Auch Diejenigen, die sich nicht zu seinen entschiedenen Verehrern zählten, mußten ihm einen hellen und kräftigen Verstand, eine richtige Beobachtungsgabe und einen feinen Geschmack für moralische und ästhetische Verhältnisse zugestehen. Seine Geisteskraft war wahrhaft gigantisch. Was er unternahm, führte er aus mit Muth und Beharrlichkeit. Mit einer kräftigen Phantasie vereinigte er eine gleich starke Urtheilskraft, mit der Schnelligkeit des Ergreifens ein sehr treues Gedächtniß. Er hatte sich einen ungeheuren Schatz von Kenntnissen angeeignet, ohne Plan, System oder Methode. Auch seine Lectüre blieb zufällig und desultorisch. Des Lateins war er Meister; seine Kenntniß des Griechischen war nur oberflächlich. Seine geschichtlichen Studien hatte er vernachlässigt. Gleichwol war er selten verlegen, wo es sich um einen historischen Beleg handelte, gleichviel ob aus älterer oder neuerer Zeit.

Eine parteilose Würdigung seiner Naturanlagen und seiner literarischen Verdienste dürfte zu dem Resultate führen, daß Johnson, seiner mannichfachen Vorzüge ungeachtet, nicht der außerordentliche Mann war, für den er von seinen Zeitgenossen gehalten ward. Die Fülle seiner Kenntnisse und seine große Belesenheit in den classischen Schriftstellern läßt sich nicht bestreiten. Gleichwol war sein Verstand mehr vielumfassend, als tief eindringend. Auch sein Geschmack machte ihn, wie schon früher erwähnt, als Kritiker oft eigensinnig und einseitig. Bis zu einem höheren Gefühle des Schönen vermochte er sich selten zu erheben. Am meisten verstand er sich auf Sprache und Styl, die er auch immer zuerst musterte, wenn er ein Kunstwerk beurtheilte. Selten entging ihm ein grammatischer Fehler oder eine falsche Metapher. Sein Freund Murphy behauptet, „seine Seele sei so voll Bilder gewesen, daß er beständig hätte Dichter sein können." Gleichwol hatte er von der wahren poetischen Schönheit höchst dürftige Begriffe. Das Höchste in der Poesie, wie in den Künsten überhaupt, glaubte Johnson, nach seinem eigenen Lieblingsausdrucke, in dem nützlichen Vergnügen (useful pleasure) zu finden, welches eben jene Künste dem gebildeten Geiste gewähren. Englische Kritiker bedauern, daß er nicht mehr Gedichte geschrieben. Der Kreis, in dem er sich als Poet bewegte, war eng. Nur die Dichtungsarten, in denen der Verstand und Witz vorherrschen, behagten seinem von Natur phlegmatischen Temperamente. Er war ein entschiedener Gegner des kühnen Enthusiasmus und der poetischen Schwärmerei, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, über beide zu spötteln. Dagegen war er ein großer Verehrer der praktischen Axiome und häuslichen Weisheitsmaximen (practical axioms and maxims of domestic wisdom) in Shakspeare's Werken, und großentheils nur deshalb ward jener Dichter ein Gegenstand seiner Bewunderung, während er sich an andern Poeten, namentlich an Milton, durch seine Kritik schwer versündigte. So schadete er durch seine Geschmackslehren oft ebenso sehr, als er nützte. Schwerlich hat Johnson das poetische Gefühl je geweckt und ermuntert durch seine Kritik. Aber zur Bildung des Styls konnte sie wesentlich beitragen. Seine eigene Schreibart war elegant, treffend und unterhaltend, abwechselnd in geistreichen Wendungen, doch mitunter höchst manierirt durch Wortprunk und epigrammatische Kürze in seinen Reflexionen.

Seltsam contrastirten mit der Kraft seines Geistes die beklagenswerthesten Schwächen in Johnson's Charakter. Mit der Fackel der Philosophie oder des gesunden Menschenverstandes die Vorurtheile einer verkehrten Jugend-

---

31) Auch einzeln gedruckt zu London 1792 unter dem Titel: Essay on the life and genius of *Samuel Johnson*. 32) Anecdotes of the late *Samuel Johnson* during the last twenty years of his life, by *Hesther Lynch Piozzi*. (London 1786.) Einige dieser Anekdoten dürfen, als Beiträge zu Johnson's Charakteristik, hier nicht fehlen. Als man ihn an die Lobsprüche erinnerte, die ihm Lord Chesterfield in Bezug auf sein Wörterbuch der englischen Sprache gespendet, meinte Johnson, das wären doch nur zwei kleine Böte (cock-boats), die der Lord aus Eitelkeit abgeschickt, um an dem Triumphe einer langen und gefahrvollen Reise Theil zu nehmen, ohne sich mit ihm auf die Klippen und den Triebsand gewagt zu haben. Von jenen beiden Briefen, die Chesterfield in der Zeitschrift the world mitgetheilt, äußerte Johnson: sie wären grade so, wie er sie erwartet; sie lehrten die Moral einer Hure und die Sitten eines Tanzmeisters. Gegen David Mallet, den bekannten schottischen Dichter, der eigentlich Malloch hieß, ließ er seinen Unwillen aus durch die in seinem Wörterbuche dem Artikel Alias beigefügte Erklärung: Alias, a latin word signifying other wise as, Mallet, alias Malloch, that is otherwise *Malloch*. Als die Kaiserin von Rußland dem Übersetzer seiner Wochenschrift the Rambler eine beträchtliche Pension gegeben hatte, äußerte Johnson mit einer Heiterkeit, die seiner grämlichen Miene fremd war: „Ich müßte wol sehr eitel sein, wenn ich auf Ehrenbezeigungen dieser Art nicht stolz thun sollte. An dem Abend vor dem Tage, an welchem seine Ausgabe des Shakspeare ausgegeben werden sollte, scherzten einige seiner Freunde über das Notenmachen. Da fuhr Johnson plötzlich wie aus einem wachen Traume auf und rief: „Euch mag das ein Spaß dünken, ihr Herren; aber ihr denkt nicht daran, daß nur noch wenige Stunden zwischen mir und der Kritik sind." Garrick's Mutter fragte ihn einmal, was er von ihrem Sohne denke. „Je nun," antwortete Johnson, „David wird entweder gehangen, oder er wird ein großer Mann."

erziehung beleuchten zu wollen, dünkte ihm Frevel und Vermessenheit. Daher blieb er Zeitlebens ein intoleranter Anhänger der hohen Kirche, und bis zu Georg's III. Regierungsantritte ein stürmischer Jacobit. Seine Frömmigkeit grenzte an Bigotterie. Er bückte sich vor den Ruinen zerstörter Klöster und zog den Hut ab, wenn er an Plätzen vorüberging, wo ehemals katholische Kapellen gestanden. Er fürchtete sich vor Gespenstern und glaubte an Ahnungen. Erzählt wird unter andern, daß er sich sorgsam gehütet, eine Thürschwelle anders, als mit dem linken Fuße voran zu betreten, und daß er, wenn er es versehen, lieber umgekehrt sei. Noch muß seiner Antipathie gegen die Universität Cambridge und noch mehr gegen Schottland gedacht werden. Sein entschiedener Widerwille gegen die Dissenters und Presbyterianer grenzte an Aberwitz und verleitete ihn zu den ungerechtesten Machtsprüchen.

Johnson's sämmtliche Werke sind mehrfach herausgegeben worden: *Samuel Johnson's* Works, published by *J. Hawkins*. (London 1788.) 12 Voll. With an essay on his life and genius, by *A. Murphy*. (Ibid. 1792. 12 Voll. Ibid. 1806. 12 Voll. Ibid. 1816. 12 Voll. Alnwick 1816. 12 Voll.) Man hat auch eine Ausgabe in zwei Quartbänden (London 1787), bei welcher sich Johnson's Biographie von Boswell befindet. Seine poetischen Werke wurden einzeln gedruckt zu London 1785 unter dem Titel: The poetical Works of *Samuel Johnson*, complete in one Volume. Diese Sammlung, 1787 neu aufgelegt, enthält die Gedichte: London, a poem in imitation of the third Satire of Juvenal; the vanity of human wishes, an imitation of the tenth Satire of Juvenal; verschiedene Oden, Gesänge und Gelegenheitsgedichte; mehre zum Theil von seinem Freunde Garrick gesprochene Prologe; einige lateinische Gedichte und die Tragödie Irene. Ebendiese Werke findet man auch im 11. Bande der Anderson'schen Sammlung englischer Dichter, nebst einer interessanten Biographie Johnson's. Ein Auszug aus seinen sämmtlichen Werken erschien zu London 1787 unter dem Titel: The Beauties of *Samuel Johnson*, consisting of maxims and observations, moral, critical and miscellaneous, to which are added biographical anecdotes from the late productions of Mrs. *Piozzi*, Mr. *Boswell* and others. Aus Johnson's literarischem Nachlasse wurden noch Andachten und Gebete durch Georg Strahan herausgegeben, Briefe von und an Johnson, durch Mistreß Piozzi, und Predigten durch Dr. Taylor.

Eine autobiographische Skizze Johnson's, die aber nur einen geringen Theil seines Lebens umfaßt, erschien zu London 1805 unter dem Titel: A brief account of the life of *Samuel Johnson*, from his birth to his eleventh year; written by himself; to which are added original letters to Dr. *Johnson* by Miss *Hill Boothby*, from the MS. preserved by the Doctor [33]).

Die umfassendste Schilderung seines Lebens und Charakters enthält die nachfolgende Schrift: *Johnson's* life; an account of his studies and numerous works in chronological order, a series of his letters to eminent persons and several pieces of his composition never before published etc. by *James Boswell*, Esq. (London 1787. 2 Voll. 4. Ibid. 1793. 2 Voll. 4.) A new Edition (considerably augmented by *J. W. Croker*) (London 1831. 5 Voll. 8.) Eine teutsche Übersetzung dieses Werkes, nach der englischen Ausgabe vom Jahre 1793, erschien zu Königsberg 1797 unter dem Titel: Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnson's Leben. Die Recension dieses Werkes in der Allgemeinen teutschen Bibliothek (1798. 36. Bd. 2. St. 8. Heft) enthält zugleich einen gedrängten Auszug dieses reichhaltigen Werkes [34]). (*Heinrich Döring.*)

5) Ein anderer Samuel Johnson, zum Unterschiede von dem vorhergehenden der Ältere genannt, geboren 1649 in der Grafschaft Stafford, nach andrer Angabe aber in der Grafschaft Warwick, hatte sich zu London und Cambridge gebildet, widmete sich der Theologie, lehnte aber aus Rücksicht für seine Gesundheit eine geistliche Anstellung zu Corringham [1]) ab, ging wieder nach London und nahm an den politischen Stürmen seiner Zeit thätigen Antheil. Lord William Russell, mit welchem er sympathisirte, machte ihn zu seinem Hauskaplan; in dieser Stellung eiferte Johnson für den Protestantismus und die Sache der Freiheit, erhielt ebendadurch für die damaligen Verhältnisse eine große Bedeutung, bereitete sich aber auch dadurch für [illegible]re Zeit eine sehr traurige Lage. Seine höchst eindringlich geschriebenen Flugschriften verfehlten den gewaltigen, von ihm beabsichtigten Eindruck nicht und waren eine furchtbare Waffe gegen die Unternehmungen der katholisch Gesinnten, an deren Spitze der Herzog von York, der nachmalige König Jacob II. von England, stand. Vorzüglich unterstützte er den Plan, dieses Oberhaupt der katholischen Partei von der Thronfolge auszuschließen, welcher seinem Gönner Russell das Leben kostete und ihn in den Kerker brachte. Er hatte in offenbarer Beziehung auf den König Karl II. und seinen Bruder eine Schrift drucken lassen, Julian the Apo-

33) Diese Skizze ist ein Fragment der umfassenden Selbstbiographie, die Johnson, wie früher erwähnt, kurz vor seinem Tode verbrannte.

34) Vgl. außer den genannten Schriften The life of *S. Johnson*, by *J. Hawkins* (London 1787.), by *R. Anderson*. (Ibid. 1795.) The life of *Johnson*, to which is added Johnsoniana. (Ibid. 1785.) Essay on the life and genius of *Samuel Johnson*, by *A. Murphy*. (Ibid. 1792.) Two Dialogues, containing a comparative view of the lives, characters and writings of *Philip*, the late Earl of *Chesterfield* and Dr. *Samuel Johnson*. (Ibid. 1787.); den brittischen Plutarch. 7. Bd. S. 308 fg. L. Schubert's englische Blätter. 1793. 2. Heft. Nr. 1. S. Baur's interessante Lebensgemälde. 1. Bd. S. 217 fg. Ideler's und Nolte's Handbuch der englischen Sprache und Literatur. 1. Th. S. 330 fg. 2. Th. S. 478 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 457 fg. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 245.

1) Watt (Biblioth. Brit. Vol. II, 550) nennt den Ort Corrington; Rees dagegen (Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W.) Corringham. Letzteres hat auch die Biographie univers. (T. XXI. p 587); und die von Jöcher (Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1950) dargebotene Form Curingham deutet auch darauf hin.

stat; being an account of his Life, and the sense of the Primitive Christians about his Succession (Lond. 1682. 1689.) und verbreitete sich darin über die damals ziemlich allgemein angenommene Lehre vom leidenden Gehorsam. Georg Hickes (s. d. Art.) suchte in einer Gegenschrift Jovian or a Answer to Julian the Apostate (2 Mal gedruckt im J. 1683) den erwähnten Grundsatz zu rechtfertigen; aber Johnson antwortete darauf in der Schrift: Julian's Arts to undermine and extirpate Christianity; together with Answers to Constantius the Apostate and Jovian [2]). Sie war im Druck vollendet, aber noch nicht ausgegeben, als seine Gegner Kunde davon erhielten; er sollte angeben, wo die ganze Auflage aufbewahrt werde, ließ sich aber lieber ins Gefängniß bringen, ehe er sich dazu verstand. Dies geschah 1683. Auf die Bürgschaft zweier Bekannten wurde Johnson zwar zunächst wieder auf freien Fuß gestellt; aber in Folge einer gerichtlichen Untersuchung, welche man über ihn verhängte, wurde ihm eine Strafe von 500 Mark auferlegt, und bis er diese Summe bezahlt haben würde, mußte er in strenger Haft bleiben. Dies schreckte ihn jedoch nicht ab, seine politische Schriftstellerei fortzusetzen [3]). Am höchsten erzürnte er die Machthaber im J. 1686, als die Armee bei Hounslow Heath lagerte, durch das Schriftchen: An humble and hearty Address to all English Protestants in the present Army. Er wurde deshalb nicht blos zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt, sondern auch am 1. December 1686 an drei Orten an den Pranger gestellt, von Newgate bis Tyburn öffentlich gestäupt und dann wieder ins Gefängniß gebracht. Bevor aber die Körperstrafen an ihm vollstreckt wurden, sollte er degradirt und aus dem geistlichen Stande ausgestoßen werden; allein die damit beauftragten Prälaten, Crew, Sprat und White, vergaßen, ihm seinen Leibrock (cassock) auszuziehen, und dieses Versehen in der Formalität machte es unmöglich, ihm seine Pfründe zu nehmen. Kein Ungemach vermochte seinen Muth zu beugen; seine schriftstellerische Gewandtheit benutzte er nach wie vor, auf das erstrebte Ziel hinzuarbeiten. Nachdem die Staatsumwälzung wirklich erfolgt war und Wilhelm von Oranien den britischen Thron eingenommen hatte, erklärte das Parlament das gegen Johnson beobachtete Verfahren für ungesetzlich und das Oberhaus ersuchte den König, ihm eine Stelle zu ertheilen. Als hartgeprüfter Märtyrer seiner Ansicht hatte sich Johnson mit der Hoffnung geschmeichelt, Bischof zu werden; die ihm angebotene Dechanei Durham lehnte er daher ab. Es wurde ihm deshalb und seinem Sohne auf Lebenszeit eine jährliche Pension von 300 Pfund Sterling, Letzterem eine Stelle von 100 Pfund Sterling jährlicher Einnahme bewilligt und ihm noch ein Geschenk von 1000 Pfund Sterling gemacht. Die Verfolgung gegen ihn hatte damit ihre Endschaft noch nicht erreicht; denn zu Folge seiner Schrift: An argument proving that the Abrogation of King James by the People of England from the Royal Throne and the Promotion of the Prince of Orange in his stead, was according to the Constitution of the English Government and prescribed by it (London. 1692. 4.) brachen sieben Anhänger des vertriebenen Königs Jacob II. am frühen Morgen in sein Haus, umringten sein Bett, verwundeten ihn am Kopfe, mishandelten ihn sonst und drohten ihn zu tödten. Seine große Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge verblendete ihn jedoch nicht für ihre Mängel, unter andern misbilligte er bitter die Dauer der Parlamente, welche er jedes Mal ein Jahr lang versammelt wissen wollte. Zuweilen erreichten sein Tadel und sein Widerspruch eine solche Stärke, daß sogar seine besten Freunde Verdacht schöpften, er möge seinen ursprünglichen Grundsätzen untreu geworden sein. Die kleinen, während seiner fünfjährigen Gefangenschaft herausgegebenen Flugschriften stellte er selbst zusammen unter dem Titel: A second five Year's Struggle against Popery and Tyranny; being a Collection of Papers published by Samuel Johnson during his last Imprisonment of five Year's and ten Days (1689.). Eine vollständige Sammlung aller seiner Schriften dagegen erschien erst nach seinem im J. 1703 erfolgten Tode (Lond. 1710. 2. Auflage 1713. Fol.); vor derselben steht auch eine Skizze seines Lebens [4]). Ein andrer Theolog des Namens, Vicar von Great, hat sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch zahlreiche praktische Schriften verdient gemacht [5]).

(*A. G. Hoffmann.*)

6) Thomas, zu Selby in Yorkshire geboren, war eigentlich Apotheker, beschäftigte sich aber so eifrig mit Botanik, daß er zu den ausgezeichnetsten Botanikern Englands in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehört. Miller suchte daher sein Andenken in der Botanik dadurch zu verherrlichen, daß er einen Strauch in Carolina, der nachher den Namen Callicarpa erhielt, nach ihm benannte. In dem Bürgerkriege, der damals in England wüthete, hielt sich Johnson zur königlichen Partei, und ebenso wol wegen seiner Auszeichnung im Kriege als Lieutenant, wie wegen seiner literarischen Verdienste ernannte ihn die Universität Oxford im J. 1643 zum Doctor der Medicin. Er starb am 30. September 1644 an den Folgen einer bei Hampshire empfangenen Wunde. Er hat folgende Werke hinterlassen: Descriptio itineris investigationis plantarum causa in agrum Cantianum suscepti. (Lond. 1629. 4. und 1632. 8.) Ericetum Hamstedianum. (ibid. 1632.) The herbal or general history of plants, gathered by *John Gerard*, enlarged and amended by *T. Johnson*. (ibid. 1633. Fol. 1630 S. und 2717 Abbildungen.) Diese neue Ausgabe des Werkes von Gerard begründete Johnson's Ruf. Er verbesserte viele Irrthümer Gerard's, namentlich die doppelt aufgeführten Species, gab genauere Charakteristiken, fügte

2) Nach Watt erschien sie London 1689; gedruckt war sie jedenfalls schon 1683. 3) Man findet die Titel der einzelnen Flugschriften von Jöcher (Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 1951. 1952) verzeichnet.

4) Vgl. überhaupt Rees, Watt, die Biograph. univers. und Jöcher, Gelehrtenler. 2. Bd., ferner Crabb, Univers. historic. Dictionary. Vol. II. unt. d. W. 5) Watt a. a. O.

die Abbildungen von Lobel und Clusius nebst eigenen bei, und lieferte so ein Werk, dessen Werth Haller mit den Worten anerkannte: Dignum opus et totius rei herbariae eo aevo notae compendium. (Haller nennt auch eine Ausgabe von 1636. Fol.) Ferner schrieb er Mercurius botanicus s. Plantarum gratia suscepti itineris anni 1634 descriptio (Lond. 1634.). Die Reise ging nach Bath und Bristol, und die Beschreibung handelt auch zugleich von dem Mineralwasser zu Bath. Es werden in dem Buche 117 ausländische cultivirte Gewächse mit aufgeführt. Mercurii botanici pars altera s. Plantarum gratia suscepti itineris in Walliam descriptio. (Lond. 1641.) Es ist im Ganzen nur ein Katalog, ohne Beschreibung, wie der erste Theil. Ferner wird auch T. Johnson die englische Übersetzung der Werke von Ambroise Paré zugeschrieben, die 1643 und 1678 in Fol. erschien. (*Fr. Wilh. Theile.*)

7) Ein anderer Thomas, der Jüngere genannt, zum Unterschiede von einem älteren dieses Namens, geboren zu Stadhampton in Orfordshire, bildete sich zu Cambridge, wurde auch dort 1688 und 1692 graduirt und hat sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als kritisch-philologischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht. Dahin gehört

Gratii Falisci Cynegeticon cum poematio Olympii Nemesiani, notis perpetuis variisque lectionibus adornavit. (Lond. 1699.) Dann seine Ausgabe von *Sophoclis* tragoediae cum nov. vers. lat. et schol. veter. in drei Bänden (Oxford und London 1705 fg.; später mehrfach wiederholt.). *Phaedri* fabulae in usum scholae Eatonensis. (Edit. II. Lond. 1708.) Ferner *Cebetis* tabula. (Lond. 1720.) Auch hatte er Antheil an der Ausgabe des Thesaurus graecae linguae von *R. Stephanus* (Lond. 1734.) und besorgte einen Abdruck von *Sam. Puffendorf*, de officio hominis et civis, cum notis (1736. 4.), übersetzte die Iliade ins Englische nach der französischen der Madame Dacier, jedoch mit Berücksichtigung des griechischen Originaltextes. Sein Novus Graecorum epigrammatum delectus, zum Schulgebrauche, ist seit 1699 mehrmals gedruckt worden. Seine Quaestiones philosophicae in usum iuventutis Academicae (1735.) war für seine Zeit ein recht brauchbares Handbuch. Auch schrieb er An Essay on Moral Obligation (Cambr. 1731.) u. s. w.[1]). Dagegen ist die History of Adam and Eve or an historical and critical account of the origination and fall of men (Lond. 1740. Fol.) wol von einem andern gleichnamigen Gelehrten[2]). (*R.*)

8) William, englischer Arzt, welcher in der Mitte des 17. Jahrhunderts zu London lebte, bekannt durch sein Lexicon chymicum cum obscuriorum verborum et rerum hermeticarum, tum phrasium Paracelsicarum explicationem continens (Lond. 1651. 1660.[3]), auch Frankf. 1678.). Auch schrieb er Animadversions on Mr. G. Thompson's Treatise entitled Galeac Pale etc. (Lond. 1665.)[4]). (*R.*)

JOHNSON. B. Geographie. 1) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Illinois, zwischen den Grafschaften Franklin im N., Gallatin im NO., Pope im O., dem Staate Kentucky im S. und den Grafschaften Alexander und Union im W. belegen, vom Ohio, dem Cash und dem Big Bayriver durchströmt. Sie zählte im Jahre 1820 843, im Jahre 1830 aber 1596 Einwohner. Der Hauptort ist die kleine Stadt Vienna.

2) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Indiana, zwischen den Grafschaften Marion im N., Shelby im O., Bartholomew im S. und Morgan im O. belegen, von dem Sugar Creek durchströmt und im J. 1830 mit 4139 Einwohnern. Der Hauptort ist die kleine Stadt Franklin. (*Klaehn.*)

3) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina, im Distrikt Newbern, mit dem Hauptorte Smithfield, ist dem größesten Theile nach eben und ziemlich fruchtbar, liefert besonders viel Korn und Mais, Tabak und Baumwolle, und wird von den Flüssen Neuse, welche bis Smithfield große Boote trägt, Swift, Middle und Little bewässert; sie ist von andern Grafschaften desselben Freistaates umschlossen, im N. von Nash, im S. von Sampson, im SW. von Cumberland und im W. von Wake, hat einen Umfang von 30 englischen Quadratmeilen und gegen 10,000 Einwohner (im Jahre 1820 bereits 9607, darunter 3201 Sklaven)*).

4) Ein Küstenfluß im Staate Connecticut in Nordamerika, fällt in der Grafschaft Newhaven in den Longislandsund. Die Stadt Branford liegt an demselben.

5) Ein Zufluß der Kenhawa in der Grafschaft Giles des Staates Virginia in Nordamerika.

6) Nebenfluß des Licking im Staate Kentucky in Nordamerika, bewässert vor seiner Einmündung in den Licking hauptsächlich die Grafschaft Mason**). (*R.*)

JOHNSONIA. Diese Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der 16. (oder aus der ersten Ordnung der dritten) Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie des Asphodeleen, hat R. Brown so genannt nach einem der ersten Botaniker seiner Zeit, dem Apotheker, Arzte und königlichen Oberstlieutenant Thomas Johnson, dem Herausgeber von Gerard's Herball (1633. Fol.). Char. Die Blüthen sind ährenförmig, mit Stützblättchen versehen; der Kelch fehlt; die Corolle ist tief sechstheilig, mit lanzettförmigen, gestreiften Fetzen, welche abwechselnd Staubfäden tragen; die Staubfäden sind kurz, an der Basis breit, zusammengewachsen; die Antheren aufrecht, linienförmig, zweifächerig, nach Außen

1) *Watt*, Biblioth. brit. Vol. II, 550. *Crabb*, Univ. histor. Diction. Vol. II. unt. d. W. Biographie univers. T. XXI. p. 586. Adelung, Ergänz. u. Fortf. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2309. 2310. 2) Adelung a. a. O. Weder Watt noch Crabb führen diese Schrift an.

3) So Watt a. a. O.; Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 1952 gibt das J. 1652 in 8. an und die Biograph. univers. T. XXI. p. 586 sagt 1652 und 1653 in 12. und 1655 u. 1660 in 8. 4) Watt a. a. O.

*) *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W. Haffel, Vollst. u. neu. Erdbeschr. d. Verein. Staat. v. Nordam. S. 872.

**) Haffel a. a. O. S. 359. 797 u. 816.

der Länge nach sich öffnend; der Griffel ist faden-pfriemenförmig; die Kapsel dreifächerig: zwei Samenkörner in jedem Fache; das eine aufrecht, das andere niedergebogen; die Keimwarze fleischig, hervorragend. Die einzige Art, J. lupulina *R. Brown* (Prodr. flor. Nov. Holl., *Ferd. Bauer* illustr. t. 1.), ist eine kleine, perennirende neuholländische Pflanze, sieht aus wie ein Scirpus und hat straff-aufrechte, linienförmige Blätter und Blüthenzapfen, welche den weiblichen Blüthen des Hopfens ähnlich sind. *Johnsonia* (*Jonsonia*) Adanson ist Cedrela, *Johnsonia* Miller = *Callicarpa*, *Johnsonia* Necker = *Lycium*. (*A. Sprengel.*)

Johnson's Schösslingsbeere, Johnson's Weidenbeere, s. Stachelbeere.

JOHNS-POINT (cape of St. John, spr. Dschan), Vorgebirge der englisch-irländischen Provinz Donegal, liegt unter 54° 50′ Br. (*G. M. S. Fischer.*)

JOHNSTON. A. Biographie. 1) Arthur, ein schottischer Arzt, geboren 1587 zu Caskieben in der Grafschaft Aberdeen und gestorben 1641, wurde 1610 zu Padua Doctor der Medicin, machte große Reisen in verschiedene Länder Europa's, lebte 20 Jahre in Frankreich und wurde Leibarzt des Königs Karl I. von England. Nach Schottland kam er im Jahre 1632 zurück. Neben seinen Kenntnissen als Arzt glänzte er im In- und Auslande als lateinischer Dichter und wurde als solcher schon in seinem 20. Jahre zu Paris gekrönt. Den Stoff zu seinen größern poetischen Werken entlehnte er der Bibel, deren bedeutendere Dichtungen er in lateinischen Versen paraphrasirte. So Canticum Salomonis (das Hohelied), paraphrasi elegiaca (Lond. 1633; in der amsterdamer Ausgabe seiner Psalmenübersetzung wiederholt). Psalmorum Davidis paraphrasis poëtica et canticorum evangelicorum (Aberd. und Lond. 1637. 12.; Middleb. 1642. 12.; Lond. 1657.; Amsterd. 1706. 12. von Dav. Hogstratanus; Edinb. 1739. Lond. 1741. 4. und 12. mit Anmerkungen von Wil. Benson und einer Biographie des Übersetzers). Eine Übertragung des Te Deum, des Glaubens, des Dekalogus u. s. w. ist dieser Psalmenparaphrase angeschlossen. Man schätzt übrigens seine Übersetzung noch mehr als die von Buchanan [1]). Es erhob sich zwischen Benson und Ruddimann darüber Streit, welche von beiden vorzüglicher sei. Adelung [2]) schreibt ihm auch eine poetische Paraphrase des Buches Hiob zu, wovon aber die englischen Literarhistoriker Watt und Crabb nichts erwähnen. Außer einer elegia in obitum R. Jacobi (Lond. 1625. 4.) machte er bekannt Epigrammata und Parerga (beide Aberd. 1632.). Im ersten Bande der zu Amsterdam 1637 in zwei Duodezbänden von ihm herausgegebenen Sammlung poetischer Producte seines Vaterlandes: Deliciae Poetarum Scoticorum huius aevi illustrium steht von ihm selbst manches dichterische Product, indem er seine Parerga et Epigrammata darin aufnahm. Seine Musae Aulicae (Lond. 1635.) verbreiteten sich in empfehlender Weise über angesehene Männer seiner Zeit in Staat und Kirche [3]). Nach Granger [4]) ist eine Gesammtausgabe seiner Werke später veranstaltet.

2) Charles Johnston oder Johnson, s. unter Johnstone (Charles).

3) John, der berühmte Naturhistoriker, s. Johnston (Johannes). Ein anderer des Namens im Anfange des 17. Jahrhunderts, aus Aberdeen in Schottland, hat sich durch einige Schriften, wie die Inscriptiones historicae regum Scotorum continuatae annorum serie (Amst. 1602. 1603. 4.); Heroes ex omni Historia Scotica lectissimi (Lugd. Bat. 1603. 4.); Icones Regum Judae et Israelis carmine expressae (ib. 1612. 4.) und andres bekannt gemacht [5]).

4) Robert, trat in der Mitte des 17. Jahrhunderts als Historiker auf und verfaßte eine Historia rerum Britannicarum ut et multarum Gallicarum, Belgicarum et Germanicarum, tam politicarum quam ecclesiasticarum ab a. 1572 ad a. 1628 (Amst. 1642. 12. und 1655. Fol.) und eine Geschichte Schottlands während der Minderjährigkeit des Königs Jacob VI., welche ins Englische übersetzt wurde (Lond. 1646.) [6]). (*R.*)

JOHNSTON. B. Geographie. 1) Ein Dorf Englands in der Grafschaft Cumberland, liegt unweit Keswick und hat 700 Einwohner.

2) Ein Kirchspiel Schottlands in der Grafschaft Dumfries, liegt in dem Districte Annandale, ist gegen eine teutsche Meile lang, über ½ Meile breit und hat 1000 Einwohner. (*D. J. C. Schmidt.*)

3) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina, etwa die Mitte desselben bildend. Ein unregelmäßiges Viereck zwischen den Grafschaften Wake im NW., Nash im NO., Wayne im SO., Sampson im S. und Cumberland in SW. belegen und ganz zum Flußgebiete des Neuse, eines in den Pamticosund mündenden Küstenflusses, gehörig. Der Neuse durchfließt das Innere und nimmt hier den Swift Creek und Black Creek auf. Die Littleriver, sowie der Contentny, letzterer Grenzfluß gegen die Grafschaft Nash, münden erst außerhalb Johnston in den Neuse. Außer diesem ist keiner der Flüsse dieser Grafschaft schiffbar. Die Grafschaft zählte im J. 1820 9607, 1830 aber 10,998 Einwohner und ist reich an Getreide, Baumwolle, Tabak und Obst, als Stapelwaaren. Hauptort ist die kleine Stadt Smithfield am Neuse.

4) Fort in der Grafschaft Brunswick im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina, an der Mündung des Küstenstromes Cape Fear in den atlantischen Ocean, unter 33° 51′ nördl. Br. und 78° 05′ westl. Länge von Greenwich. Es wird von der Union besetzt gehalten

1) S. J. Baumgarten, Nachrichten von merkwürd. Büch. 6. Th. S. 493—495. 2) Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Th. Col. 2310.

3) Vgl. *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II, 550. *Crabb*, Univers. histor. Diction. Vol. II. unt. d. W. Adelung a. a. O. Biograph. univers. T. XXI. p. 597. 4) Biogr. Hist. II. p. 313 sqq. 5) Watt a. a. O. S. 551. 6) Watt a. a. O. und Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2310.

und ist besonders als eine der vielen meteorologischen Stationen derselben merkwürdig. Es beträgt hier die mittlere Temperatur

des Januars	6°, 67 R.	des Juli	21°, 78 R.
des Februars	10, 22	des Auguſt	22, 67
des März	12, 44	des Sptbr.	20, 44
des April	15, 56	des Octbr.	15, 56
des Mai	16, 44	des Novbr.	12, 89
des Juni	19, 11	des Decbr.	11, 11

des Jahres 15°, 42 R. (*Klühn.*)

5) Unbedeutender Ort in der Grafschaft Franklin des Staatsgebietes Missouri in den nordamerikanischen vereinigten Staaten.

6) Ortschaft in der Grafschaft Providence des nordamerikanischen Staates Rhodeisland, zählt 1500 Einwohner. (*R.*)

JOHNSTONE. I. Genealogie. Ein Stamm, der von jeher die schottländische Landschaft Annandale, eine der Unterabtheilungen von Dumfriesshire, bewohnt hat. Gleich den meisten Stämmen der Grenze gerieth er in eine gewisse Abhängigkeit von den Douglas, deren sich jedoch Adam Johnstone, vielleicht derselbe, der in der Schlacht an dem Sarkflusse 1448 kämpfte, durch feste Anhänglichkeit an König Jacob II. in der entscheidenden Fehde mit den Douglasen zu entziehen wußte. Seitdem lebte dieses Geschlecht in den Klüften eines beinahe unzugänglichen Gebietes, wenig gekannt von dem übrigen Schottland, fortwährend mit Krieg und Überfall beschäftigt, ebenso bereitwillig zu Ergreifung, wie geübt in Führung der Waffen, und wenn die Johnstone an Zahl manchen anderen Stämmen der Grenze nicht zu vergleichen, so übertraf keiner sie an Kriegslust und entschlossenem Muthe, an Anhänglichkeit zu Häuptling und Clan. In dem verderblichen Zwiste zwischen Mutter und Sohn (Maria und Jacob VI.) erscheinen die Johnstone stets auf Seiten der Königin, was sie jedoch nicht verhinderte, die erbliche Fehde gegen ihre Nachbaren in Nithsdale, gegen die mit ihnen gleicher politischer Ansicht huldigenden Marwell fortzusetzen. Die Marwell, der beiweitem wohlhabendere, zahlreichere und mächtigere Stamm, glaubten sich berechtigt, gegen die Johnstone den Vorrang in Anspruch zu nehmen. Viele Jahre wurde gestritten, ohne wesentliches Ergebniß, bis der Graf von Arran, weiland Capitain Stewart, der unwürdige Minister Jacob's VI., sich die Johnstone ersah, um durch sie den Widerstand bestrafen zu lassen, den er in persönlicher Angelegenheit bei dem Oberhaupte der Marwell gefunden hatte. Um die schlummernde Feindschaft zu erwecken, gab der Minister dem Häuptlinge der Johnstone den Rath, sich um das Amt eines Präfecten von Dumfries zu bewerben, welches sich jetzt, wie seit Jahren, in den Händen des feindlichen Oberhauptes befand. Marwell, von einem königlichen Schreiben hörend, wodurch den Bürgern die Weisung ertheilt, den Laird von Johnstone zu ihrem Präfecten zu wählen, war in der ersten Hitze Willens, die Stadt gewaltsamer Weise zu besetzen und den Nebenbuhler, falls dieser eine wirkliche Bewerbung gestatten sollte, aus dem Wege zu räumen, dann aber das Strafbare und Gefahrvolle einer so offenbaren Verletzung des Landfriedens erwägend, begnügte er sich, dem Laird den Einzug in Dumfries zu verwehren, zugleich aber das bestrittene Amt fortwährend zu üben. Der Graf von Arran, nicht gewöhnt, eine Sache aufzugeben, veranlaßte, daß Marwell der Rebellion angeklagt wurde, theils weil er sich in Ansehung der Präfectur dem Willen des Königs widersetzt habe, theils auch wegen verschiedener auf der Grenze begangener Unordnungen (1589). Die Klage war kaum vorgebracht, so erhielt Johnstone den Auftrag, seinen Nebenbuhler zu verfolgen und aufzuheben, zu welchem Ende ihm der Beistand von zwei geworbenen Compagnien zugesichert wurde. Ihre Vereinigung mit den Johnstone zu bewerkstelligen, durchzogen die Söldlinge Crawford, Moor, aber hier warteten ihrer die Marwell, und die Überraschten erlitten eine schmähliche Niederlage; die zwei Compagnien wurden vernichtet. Nicht wenig entrüstet ob dieses Ereignisses, erhob Johann Johnstone das Banner seines Hauses, um in einem Einfalle in Nithsdale schwere Rache, wie sie bei den wilden Grenzern üblich, zu nehmen, zu brennen, zu plündern und reiche Beute zu entführen. Marwell, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, eroberte Lochwood, des Lairds von Johnstone Hauptfeste, und überlieferte sie den Flammen, um, wie er zu scherzen beliebte, der Lady Johnstone ein Licht anzuzünden, bei welchem sie ihre Kappe aufsetzen könnte; er traf auch in offener Feldschlacht auf den feindlichen Clan. Johnstone ward geschlagen und gefangen; eine Schmach, die den stolzen Sinn dieses Häuptlings allzu tief verletzte, als daß er sie lange hätte überleben können. Johann Johnstone starb im Gefängnisse. Die Fehde dauerte mit aller Heftigkeit zwischen den beiden großen Familien fort, bis Marwell nach verschiedenem Glückswechsel wieder zu Hofgunst und zu dem Amte eines Hüters der Westgrenze gelangte. Jacob Johnstone hingegen, Sohn Johann's und der Margaretha Scott von Buccleuch, nachdem er den Grafen von Bothwell, den unruhigen Francis Stewart, in verschiedenen gesetzwidrigen Unternehmungen unterstützt, zu dem Ende sogar seine Clanmannschaft hergeliehen hatte, fiel in Ungnade und wurde als Rebell nach dem Castell von Edinburgh gebracht, von dem er jedoch den 4. Juni 1593 entkam. Von der Regierung angefeindet, trug der Laird von Johnstone Bedenken, seine Stellung durch Erneuerung der Feindseligkeiten gegen die Marwell noch schwieriger zu machen. Vielmehr schloß er mit ihnen einen Vertrag, so förmlich, wie er zu erdenken, wodurch die Erbfehde für immer abgethan sein und ein enges Bündniß die beiden Stämme vereinigen sollte. Kraft dieses Bündnisses glaubten die Johnstone von Lord Marwell fodern zu dürfen, daß er als Grenzhüter übersehe, was sie gegen andere Familien vornehmen möchten, und in diesem Glauben überfielen sie verschiedene Bezirke von Nithsdale mit einer Wuth sonder Gleichen. Aus den Gütern der Crichton, Douglas, Grierson, Kirkpatrik, trieben sie das Schlacht- und Zuchtvieh heerdenweise fort, und ein Versuch der Beraubten, die Beute den Kuhdieben wieder abzujagen, wurde blutig zurückgewiesen. Sie brachten ihre Klage um Raub und Mord vor den Grenz-

hüter Marwell, fanden jedoch kalte Aufnahme; sichtlich graute dem Lord vor Erneuerung der alten, verzweifelten Fehde, und lieber wollte er seine Pflicht gegen das Land verabsäumen. Den Grund seiner Gleichgültigkeit wahrnehmend, erboten sich die Lords Sanquhar, Douglas von Drumlanrig und andere Betheiligte, ihre Mannschaft zu bewaffnen und ihm in dem zu erwartenden Zwiste beizustehen, vorausgesetzt, daß er sie, durch Erfüllung seiner Hüterpflicht, wirksam beschützen und die Gewaltthätigkeit der Johnstone im Zaume halten wolle. Eine solche Versuchung, die dem Lord die Aussicht gewährte, sich an die Spitze vieler kriegerischen und muthigen Familien zu stellen, und dadurch höchlich zu vermehren, was man in der Sprache der schottischen Edlen die Anhänger nannte, war unwiderstehlich in seinen Augen, und er vermochte es nicht, das von den Edelleuten von Nithsdale angebotene Bündniß auszuschlagen. Bestimmt, der Johnstone Verderben herbeizuführen, konnte diese Vereinbarung für ihr Oberhaupt kein Geheimniß bleiben, und der beunruhigte Laird foderte ihretwegen von seinem vormaligen Feinde und nunmehrigen Bundesgenossen eine Erklärung. Marwell leugnete zuerst, sodann suchte er das Bündniß durch die Pflichten seines Amtes, durch den Beruf, dasselbe ohne Ansehen der Person zu üben, zu rechtfertigen. Johnstone ließ sich durch seine Gründe nicht beruhigen, und nochmals standen die beiden Häuptlinge sich feindlich gegenüber, während ihre Clans sich mit aller Feierlichkeit, wie sie in dem Völkerrechte für streitende Nationen hergebracht, zum Kriege bereiteten. Die Johnstone, in der Zahl den Gegnern keineswegs gleich, riefen die Scott aus dem Esk- und Teviotthale zu Hilfe, und es kamen deren 500; es kamen auch die Elliot aus Liddesdale, die Graham aus dem Debateableland und andere Westgrenzer, die arge Räuber, wie die Johnstone, gleich ihnen die Gerichtsbarkeit des Grenzhüters nicht anerkennen wollten. Aber auch Marwell hatte, von seinen neuesten Verbündeten unterstützt, eine gewaltige Streitmacht ausgehoben und drang mit wenigstens 2000 Mann in die Schluchten von Annandale ein. Johnstone zog sich in Wald- und Sumpfgegenden, um die Gelegenheit zu vortheilhaftem Gefechte wahrzunehmen. Ihn zu höhnen wegen solcher Vorsicht, belagerte Marwell Schloß und Thurm von Lockerby, das Eigenthum eines Johnstone, der sich damals bei der Schar des Häuptlings befand. Die Frau, eine Schwester oder Tochter jenes Lairds, der Marwell's Gefangener gewesen, ein Weib, mit männlichen Gaben ausgerüstet, vertheidigte die Feste. Sie hatte mehre Stürme ausgehalten, als das Gerücht die Annäherung des Entsatzes verkündigte. Unwillig stand Marwell von der Belagerung ab; sich zu dem unvermeidlich gewordenen Treffen anschickend, ließ er zugleich in seiner Heerschar ausrufen, daß ein Zehnpfundsland, d. h. ein Stück Land, welches in dem Gerichtsbuche zu jener Summe jährlichen Ertrags eingeschrieben, demjenigen werden solle, der ihm den Kopf oder die Hand des Laird von Johnstone überliefere. „Ich habe keine Zehnpfundländer zu bieten," sagte Jacob Johnstone demjenigen, welcher die Verheißung hinterbrachte, „aber ein Fünfmarkland gebe ich dem, der mir den Kopf oder die Hand von Lord Marwell bringen wird." Das Treffen, bei Lochmaben, unweit des Flusses Dryffe geliefert und darum die Schlacht von Dryffe-Sands genannt, wurde von Johnstone mit Geschick geleitet. Anfangs ließ er nur eine schwache Reiterschar vorrücken, die sich nach einem heftigen Angriffe auf Marwell's Armee in einer Weise zurückzog, daß der Feind verleitet werden mußte, sie als geschlagen anzusehen und sie mit lautem Siegesgeschrei in unordentlicher Hast zu verfolgen. So wurden Marwell und seine Verbündeten einem plötzlichen und verzweifelten Angriffe von Seiten der feindlichen Hauptmacht ausgesetzt, den sie in ihrer Unordnung nur schwach erwiedern konnten. Sie flohen und litten außerordentlich auf der Flucht. Viele von ihnen wurden in den Straßen von Lockerby ereilt und niedergemacht oder im Gesichte auf eine Weise gezeichnet, die man noch heute in jenem Lande eine Lockerbyschmarre nennt. Marwell selbst, ein ältlicher Mann und schwer bewaffnet, wurde zu Anfange des Treffens vom Gaule herabgestürzt, und als er nun seinen Namen nannte und sich ergeben wollte, wurde ihm die rechte Hand, die er ausstreckte, um Pardon zu erlangen, vom Leibe gehauen. Soweit die Geschichte, der die Familiensage Folgendes hinzufügt. Die in ihrem Thurme belagerte Burgfrau von Lockerby hatte von der Zinne aus die Annäherung des Entsatzes wahrgenommen und sofort die wenigen Getreuen, die ihr noch geblieben, dem Häuptlinge zum Beistande ausgesendet. Sie vernahm das Getöse der Schlacht, ohne ihr jedoch mit den Augen folgen zu können und gerieth darum in peinliche Ungewißheit, die ganz unerträglich wurde, als der Lärm sich westlich zu ziehen schien. Um den Ausgang des Gefechts zu erforschen, wagte sie es, in Begleitung weniger Treuen, den Thurm zu verlassen, nachdem sie vorher die starke eichene Thür und das Eisengitter sorgfältig verschlossen und den großen Schlüssel an ihren Ledergurt geheftet hatte. Auf dem Schlachtfelde angekommen, sah sie des blutigen Tagewerkes Spuren; das enge Thal war mit erschlagenen Männern und Rossen, mit zerbrochenen Rüstungen bedeckt, dazwischen lagen Verwundete, die unfähig waren, sich fortzuschleppen. Unter diesen fiel der Frau von Lockerby auf ein großer, silberhaariger, edelblickender Mann, der gehüllt in eine glänzende Rüstung, doch des Helmes beraubt, unter einer Tanne hingestreckt lag. Sich zu Tode blutend, indem er die rechte Hand verloren hatte, flehte er mit schwacher Stimme die Frau, die ihm in diesem Augenblicke als ein rettender Engel erscheinen mochte, um Hilfe an. Aber er lebte in einem Zeitalter und in einem Lande, wo der Gedanke an vererbten Haß selbst den Busen des Weibes einer Regung des Mitleidens verschloß. Die Edelfrau sah in dem Verwundeten den Feind ihres Clan, den Urheber der Gefangenschaft und des Todes ihres Vaters; sie erhob den gewaltigen Schlüssel und zerschmetterte damit, wie die Sage des Hauses Lockerby berichtet, den Schädel des überwundenen Marwell (1596). Über so arge Gewaltthat entsetzte sich höchlich König Jacob VI., allein der Zustand seiner Angelegenheiten erlaubte ihm nicht, persönlich den Frevel zu ahnden, und

die Großen des Landes, welchen er hierzu Auftrag hätte ertheilen mögen, waren zu weit abgelegen von dem Schauplatze der Begebenheit, oder nicht mit hinreichender Macht ausgerüstet. So blieb Johnstone ungestraft und wurde sogar bald nachher zum Hüter der Westgrenze ernannt. Dafür hatte die Schlacht von Dryffe-Sands, die auch merkwürdig als die letzte große Clanschlacht, welche auf den Grenzen geliefert wurde, eine lange Reihe von Feindseligkeiten zwischen den beiden Stämmen zur Folge und eine Masse von Greueln, wie sie nur in einem Bürgerkriege vorkommen können. In dem letzten Act des Trauerspiels lud der Sohn des erschlagenen Marwell Jacob, den Laird von Johnstone, zu einer freundschaftlichen Unterredung ein, zu welcher jeder der beiden Häuptlinge nur einen einzigen Freund mitzubringen hätte. Am 6. August 1608 trafen sie an dem Auchmanhill zusammen; Marwell's Begleiter führte gegen Johnstone von Gunmalie bittere und vorwurfsvolle Reden, und endigte damit, daß er sein Pistol abfeuerte. Jacob Johnstone wendete sich, um zu sehen, was es gäbe, und Lord Marwell schoß ihn mit einem scharfgeladenen Doppelpistol in den Rücken. Der tapfere, alte Ritter sank zu Boden und Marwell ritt um ihn herum, gleichsam um seine That zu bewundern, doch vertheidigte sich der Verwundete noch mit seinem guten Schwerte, bis Kraft und Leben von ihm wichen. Der Mörder entfloh nach Frankreich, ward nach Verlauf einiger Jahre in den Wildnissen von Caithneß ergriffen und am 21. Mai 1613 öffentlich hingerichtet, zum Beweise, wie sehr die Macht der Krone und der Gesetze seit der Vereinigung der beiden früher getrennten Reiche zugenommen hatte. Des ermordeten Johnstone Sohn, ebenfalls Jacob genannt, ward vom König Karl I. am 20. Juni 1633 zum Lord Johnstone und 1643 zum Grafen von Hartfield ernannt. Nach der Schlacht bei Kilsyth bemühte er sich, für des Königs Dienst Truppen aufzubringen; 50 Jahre früher würde er aus seinem Clan allein eine tüchtige Reiterschar gebildet haben, jetzt brachte er mit Mühe einen schwachen Haufen zusammen, die Bischof Guthrie einer Zigeunerhorde vergleicht, und nichtsdestoweniger mußte er die erfolglose Anstrengung mit dem Verluste seiner Freiheit und seiner Güter büßen. Er starb 1656, aus seiner Ehe mit Margaretha Douglas, einer Tochter des Grafen von Queensberry, den Sohn Jacob hinterlassend, für welchen die Restauration den Grafentitel von Annandale schuf. Jacob's Sohn, Wilhelm, wurde von König Wilhelm III. zum Marquis von Annandale ernannt, war auch dessen Geheimrath und einer der Schatzcommissarien, ferner unter der Königin Anna Staatssecretair, Präsident des schottischen geheimen Raths, Ritter des Distelordens, einer der Commissarien für die Abhandlung der Union, welcher er sich gleichwol eifrig widersetzte, und im Jahre 1707 einer der 16 schottischen Pairs in dem Parlamente von Großbritannien. Im J. 1714 ward er bei König Georg's I. Regierungsantritt Großsiegelbewahrer von Schottland, Lordlieutenant von Dumfriesshire, Tweedale und Kirkubbright, während er zugleich seine Stellung in dem Oberhause beibehielt. Er starb 1721, aus zwei Ehen (die erste Frau, Sophia, war des Ritters Fairholme, auf Cragie Hall in Linlithgowshire, Tochter und Erbin), eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassend. Die Tochter der ersten Ehe, Henriette Johnstone, wurde den 31. August 1699 an Karl Hope, den ersten Grafen von Hopetoun, verheirathet und starb den 25. Nov. (6. Dec.) 1750. Als Witwe hatte sie für die an die Stadt abgetretene erbliche Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern eine Entschädigung von 5000 Pfund Sterling empfangen. Ihr vollbürtiger Bruder, Jacob Johnstone, zweiter Marquis von Annandale, starb zu Neapel im J. 1730, und da er kinderlos war, so fiel Cragie Hall an seinen Neffen Karl Hope, in den Titeln und dem Stammgute aber succedirte dem Marquis sein Halbbruder Georg Johnstone. Dieses Sohn, Georg Johnstone, vierter Marquis von Annandale, Graf von Hartfield, Viscount Lochmaben, Mollet und Evandale, Baron Johnstone, Hereditary Keeper of Lochmaben, starb unbeerbt im J. 1792 und seine weitläufigen Besitzungen fielen an seinen Großneffen, Jacob Hope, den dritten Grafen von Hopetoun, der den Namen Johnstone dem seinigen beifügte, auch die Titel von Annandale u. s. w. in Anspruch nahm.

Johnstone von Westerkirk, ein tapferer und entschlossener Grenzer, hatte gelobt, den Tod seines Waffenbruders, des Malcolm Douglas von Mains, zu rächen, den dieser auf die fälschliche Anklage des Hamilton von Eglismachan hatte erleiden müssen. In der Revolution von 1585 befand sich Johnstone unweit Stirling, im Vortrab der Insurgenten, als er des Hamilton ansichtig wurde. Augenblicklich stürzte er auf ihn ein. Der Angeber, der schon lange mit Bangigkeit diesem Augenblicke entgegensah, suchte Schutz in des Königs Park, wurde aber von dem Bluträcher eingeholt und erschlagen. An dem Morgen des 21. Mais 1650, der Montrose's Leiden enden sollte, drängte sich Archibald Johnstone von Wariston, ein gewaltiger Covenanter, in des edlen Gefangenen Kerker, als dieser eben beschäftigt war, sein Lockenhaar zu kämmen. Der finstere Fanatiker tadelte die eitle Beschäftigung in so feierlicher Stunde. „Ich will meinen Kopf heute, während er noch mein ist, nach meinem Gefallen zurecht machen," antwortete Montrose, „morgen gehört er Euch, und Ihr mögt dann damit machen, was Euch beliebt." Unter der Restauration mußte dieser Archibald, der im Parlament eine Rolle gespielt, dann sich mit Cromwell befreundet hatte, das Schicksal des Marquis von Argyle theilen.

Johann Johnstone zu Kroegburn (Kraigturburn in Nithsdale, unweit Drumlanrig?) war mit Johanna More von Anestan verheirathet und Vater eines Sohnes, Simon Johnstone, der, wie die Sage berichtet, nach Polen wanderte, sich dort mit Anna Becker (sie starb im Juli 1618) verheirathete und mit ihr mehre Kinder, darunter der bekannte Polyhistor Johann von Johnstone, erzeugte, welcher zu Szamatuly*), in der Woi-

*) Der Teutschen Samter, einst das Stammhaus eines gewaltigen Geschlechtes, jetzt der Hauptort des samter'schen Kreises in dem Großherzogthume Posen.

wodschaft Posen, den 3. September 1603 geboren wurde, zuerst die Schule in dem benachbarten Ostrorog, sodann in Beuthen das Schönaich'sche und in Thorn das städtische Gymnasium besuchte. In Thorn hielt Johann eine Oratio de Fraudibus contra Lipsium. Im J. 1622 reiste er über Danzig nach Dänemark, England und Schottland, wo er in St. Andrews bis zum März 1625 seine Studien fortsetzte, auch unter die zwölf königlichen Alumnen aufgenommen wurde. Hier fing er an, Medicin zu studiren, schrieb auch seine Thaumatographia, besuchte 1629 die Universitäten Gröningen und Franeker, im Januar 1630 Leyden und im December 1630 Cambridge, wo er sich vollends in der Medicin ausbildete. Er wurde von dannen abberufen durch Rafael Leszinsky, den Woiwoden von Pelzk, der ihm das Ephorat bei seinem Gymnasium illustre zu Lissa übertragen wollte. In seiner dasigen Stellung hielt Johnstone bis zum J. 1632 aus, dann übernahm er die Führung von zwei vornehmen polnischen Jünglingen, mit denen er England, die Niederlande, Frankreich und Italien bereiste. Im Laufe dieser Reise empfing er zu Leyden am 15. Septbr. 1632 den Doctorhut, am 15. November 1636 traf er wieder in Lissa ein. Im J. 1642 erhielt er einen Ruf nach Frankfurt, einen andern Ruf nach Leyden, und auf beiden Universitäten sollte er als Professor der Medicin wirken, er zog es aber vor, den Wissenschaften und einer durch ganz Europa verbreiteten wissenschaftlichen Correspondenz zu leben. Bei dem Ausbruche des Schwedenkrieges (1655) verließ Johnstone Lissa, um fortan ein Gut, das er sich in Schlesien erkauft, Ziebendorf, in dem lübenschen Kreise des Fürstenthums Liegnitz, zu bewohnen. Er starb daselbst den 8. Juni 1675 und wurde in Lissa beerdigt. Im J. 1637 hatte er sich mit einer Tochter des Samuel Hortensius aus Fraustadt verheirathet; als Witwer ging er 1638 ein zweites Ehebündniß mit der Tochter des Matthäus Vechner ein. Aus der zweiten Ehe kamen vier Kinder, von denen aber Matthäus, Anna Maria und Johann dem Vater im Tode vorausgingen; die jüngere Tochter, Anna Regina, heirathete einen breslauer Patricier, Samuel von Schoff. Über die Schriften Johann Johnstone's s. Jonston (Johannes) und Cuvier's Urtheil in der Biographie universelle T. XXI. Er verstand nicht weniger als zwölf Sprachen. Die schlesischen Johnstone, aus welchen Sebastian Rudolf im J. 1733 in den böhmischen Ritterstand erhoben wurde, mögen von einem Bruder Johann's abstammen; wenigstens ergibt sich nirgends, daß dieser in der ersten Ehe einen Sohn gehabt hätte. Diese Johnstone haben sich in mehre Linien getheilt und gehören zu den ansehnlichsten Familien der Provinz; unter ihren vielen Gütern befand sich 1789 Ziebendorf, die Erwerbung des Polyhistors, das ebenfalls im lübenschen Kreise belegene Ossig, Güntherssdorf im glogauschen Kreise u. s. w. Vgl. den genealog. Art. Jonston. (*v. Stramberg.*)

JOHNSTONE. II. Biographie. 1) Charles, ein Irländer von Geburt, wiewol seiner Abstammung nach ein Schotte, entsprossen aus dem Hause Annandale, erblickte im Jahre 1730 das Licht der Welt. Die dürftigen Nachrichten, die wir von ihm haben, melden nur soviel, daß er eine gelehrte Erziehung erhalten, sich der Jurisprudenz gewidmet und sich dann nach England begeben habe, um jene Wissenschaft praktisch zu üben. Hinderlich in seiner Laufbahn war ihm das Übel der Taubheit, an welchem er schon von früher Jugend an litt. Er empfahl sich indessen durch seine Fähigkeiten und sein muntres, geselliges Wesen. Im Jahre 1782 ging er nach Indien. Das Schiff, auf welchem er sich befand strandete unterwegs. Ein großer Theil der Mannschaft büßte das Leben ein. Nur Johnstone, nebst dem Capitain Mears und einigen Andern ward gerettet. In Bengalen ward er Mitbesitzer einer dort erscheinenden Zeitung, für welche er, unter dem Namen Oneiropolos, mehrfache Beiträge lieferte. Er erwarb sich ein beträchtliches Vermögen und starb ums Jahr 1800.

Seine umfassende Menschenkenntniß und das Talent, die Laster und Thorheiten seiner Zeit mit kräftigem Pinsel zu schildern, zeigte Johnstone vorzüglich in seinem Roman Chrysal, der gewissermaßen als ein Seitenstück betrachtet werden kann zu dem Diable boiteux von Le Sage. Wenigstens herrscht in dem Plane beider Werke eine auffallende Ähnlichkeit. Doch läßt sich nicht leugnen, daß der französische Schriftsteller in dem meisterhaft erfundenen und stets sich gleich bleibenden Charakter Asmodi's ein glücklicheres Medium der Mittheilung gewählt hat, als der englische. Chrysal ist ein bloßer Elementargeist, ohne Gefühl, Leidenschaft, mit einem Worte ohne eigenthümlichen Charakter, der nur wie ein Spiegel die Gegenstände zurückwirft, wie sie sich ihm darstellen, ohne irgend eine Modification. Der Franzose schildert Thorheiten, die zum Lachen reizen, der Brite Laster und Verbrechen, die unsern Abscheu erregen. Doch mochte die Zeit, in der Johnstone lebte, einen so scharfen und unerbittlichen Censor fodern. Eine Reihe von Jahren, in Frieden und Glück verlebt, hatte Selbstsucht, Geiz und Ausschweifungen mancher Art erzeugt. Groß war die Verderbtheit des damaligen Ministeriums und der nicht verhehlte Reichthum desselben, durch ein öffentlich bekanntes Sportelsystem erworben, machte den Geist der Habsucht und Raubgier einheimisch in jedem Departement. Glaubwürdigen Zeugnissen zufolge waren die schändlichen und empörenden Scenen, welche Johnstone in dem erwähnten Romane schildert, welcher 1760 erschienen und bereits im nächsten Jahre in vier Bänden wieder aufgelegt werden mußte, nichts weniger als übertrieben. Bei dem feurigen Charakter, den er besessen zu haben scheint, mochte er sich selbst wol das Geständniß ablegen: Difficile est satyram non scribere. Am wenigsten gerecht scheint er indessen gegen den Stifter der Methodisten, Whitefield, gewesen zu sein, von welchem er ein sehr gehässiges Bild entwarf, und ihm, der bekanntlich in Armuth starb, sogar Schuld gab, die milden Beiträge, zu denen er wiederholt aufforderte, zu eigennützigen Zwecken verwendet zu haben.

Außer dem erwähnten Roman Chrysal schrieb Johnstone noch einige andere Werke, zum Theil satyrischen Inhalts, die jedoch weniger Aufsehen erregten und bald vergessen worden zu sein scheinen. Dahin gehören: The

Dream or an escape into the paradise of fools. (Lond. 1762. 2 Voll. 12.) The History of Arbaces, Prince of Betlis. (ibid. 1774. 2 Voll. 12.) The Pilgrim (ibid. 1775. 2 Voll. 12.) und The History of John Juniper, called Juniper Jack (ibid. 1781. 3 Voll. 12.)*). (*Heinrich Döring.*)

2) George, Abkömmling eines schottischen Baronets, trat schon in seiner Jugend aus Neigung in den Seedienst, wurde im J. 1760 Befehlshaber („master and commander") und zwei Jahre später Postcapitain und nach dem Frieden Gouverneur von Westflorida, mischte sich nach seiner Rückkehr nach England in die Angelegenheiten der ostindischen Compagnie und war namentlich gegen Lord Clive. In Folge davon schrieb er 1771 Thoughts on our Acquisitions in the East Indies, particularly respecting Bengal. Auch sind zwei seiner Reden gedruckt. (Lond. 1768. Fol. und 1775.) Ins Parlament wurde er zwei Mal gewählt und hatte ein Duell mit Lord George Germaine wegen einiger Äußerungen über denselben. Auch gehörte er zu der Commission, welche während des nordamerikanischen Krieges nach Amerika geschickt wurde (mit Lord Carlisle und Mr. Eden), um zu unterhandeln, und starb im J. 1787 [1]).

3) Jacob (James), ein ausgezeichneter englischer Arzt, erst zu Kidderminster, dann zu Worcester, geboren 1730 zu Annan und gestorben 1802, hat sich durch eine ansehnliche Reihe von Büchern und interessanten Aufsätzen in den Philosophical Transactions und andern periodischen Schriften über Medicin und naturwissenschaftliche Gegenstände verdient gemacht. Man findet sie verzeichnet von Watt [2]). Ein anderer des Namens war Kapellan bei der englischen Gesandtschaft in Dänemark und fand dadurch Veranlassung, sich mit der alten skandinavischen Literatur zu beschäftigen. Mehre anerkennungswerthe Schriften entsprangen aus diesen Studien, als The Norwegian account of Haco's Expedition against Scotland: isländisch mit wörtlich englischer Übersetzung und Anmerkungen (Copenhag. 1782.). Lodbrokar-Quida, ebenfalls Grundtext mit englischer Übersetzung, ferner einer wörtlichen lateinischen, mit einem isländisch-lateinischen Glossar und Anmerkungen (ibid. 1782. 12.). Antiquitates Celto-Normanicae containing the Chronicle of Man and the Isles (ibid. 1786. 4.). Schon Camden hatte einen Auszug aus dieser Chronik gegeben, aber Johnstone machte sie zuerst vollständig bekannt, nach einer Handschrift im britischen Museum, versah sie mit einer englischen Übersetzung und Anmerkungen. Endlich schrieb er Antiquitates Celto-Scandicae s. Series rerum gestarum inter nationes Britannicarum insularum et gentes septentrionales [3]). (*R.*)

III. Geographie. Johnstone (auf den Karten auch Nievil oder Lord North, von den Eingebornen Tobie genannt), ist eine einsam liegende Insel nördlich von Neuguinea und östlich von den Molukken, unter 3° 3′ nördl. Br. und 148° 59′ östl. Länge, die man, wie die ihr zunächst nordöstlich liegende Insel Merir und einige andere dort zerstreute Inseln, zuweilen ohne Grund zu den Pelew-Inseln zählt, da letztere eine kleine, ganz für sich abgeschlossene Gruppe bilden. Über die Insel Johnstone sind wir durch den Umstand, daß einige nordamerikanische Matrosen, die 1831 an den Pelew-Inseln Schiffbruch gelitten, 1832 nach wechselnden Schicksalen auch auf jene gelangten und daselbst 1834 gefangen gehalten wurden, näher unterrichtet *). Sie hat eine Länge von ⅛ Meile und eine Breite von ¼ Meile und wird nur durch ein Korallenriff gebildet, das mit einer dünnen Lage Erde bedeckt ist. Ihr größter Theil wird häufig ganz überschwemmt. Sie ist nach dem Wissen der Geographen früher nie von Europäern besucht worden und wurde für unbewohnt gehalten. Jetzt weiß man aber, daß sie eine Bevölkerung von 3—400 Menschen von kupferfarbiger, aber nicht sehr dunkler Hautfarbe, durch die vorstehenden Backenknochen und die Breite der platten Nase den Bewohnern der Pelew-Inseln ähnlich, hat, welche in drei kleinen Dörfern wohnen und von der Tarrowwurzel, welche sie in einer in der Mitte der Insel befindlichen Vertiefung mühsam bauen müssen (denn der unfruchtbare Felsenboden bringt fast nichts hervor, namentlich nicht den Brodbaum, und den Kokosnußbaum nur in verkrüppelter Gestalt) und von spärlich gefangenen Fischen leben. In dieser Abgeschlossenheit, die nach ihren Sagen nur dreimal durch Besuche von andern Inseln unterbrochen sein soll, stehen sie auf der untersten Stufe der Cultur. Sie gehen nackt bis auf eine Schürze, und verwenden nur Sorgfalt auf ihren Haarwuchs, auf die Tättowirung und auf einigen Schmuck von Kieseln und Korallen. Die Ehe kennen sie kaum, da man Polygamie ohne Begriff von Treue und Keuschheit nicht so nennen kann. Geschwister heirathen sich unter einander. Sie verstehen sich nur auf die Aushöhlung eines Kanots und auf die Errichtung einer rohen Hütte. Die Kanots sind mit dreieckigen Segeln aus den Blättern des Soukbaumes und mit Seilwerk aus Kokusnußfasern versehen. Sie haben keine musikalischen Instrumente, als eine Seemuschel, welche sie zu religiösen Ceremonien zusammenruft. Ihre Sprache ist rauh und arm wie ihre Begriffe, sie haben Worte für heute, morgen und gestern, aber nicht weiter; sie zählen nach Monaten, aber nicht nach Jahren, die Zahlen reichen nur bis zehn, dabei gibt es aber einen dreifachen Zahlenapparat für das Zählen der Fische, der Kokusnüsse und für andere Gegenstände. Ihre Religion besteht in dem Glauben an einen Gott Barris, welchem

*) Vgl. Walter Scott's biographische Notizen über Johnstone in dem vierten Bande von Ballantyne's Novellist's library (London 1822.); den Artikel Johnstone in dem von A. Chalmers herausgegebenen Biographical Dictionary of the British Poets (London 1810.); H. Döring's Lebensbeschreibungen britischer Dichter u. Prosaisten. (Leipzig 1826.) S. 61 fg.

1) *Rees*, Cyclopaed. Vol. XIX. u. *Crabb*, Univers. histor. Diction. Vol. II. unt. d. W. *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II, 551. 2) Biblioth. Britann. Vol. II, 551.

3) Vgl. Watt a. a. O.

*) S. den Bericht derselben nach dem North American Review im „Ausland" 1837. S. 404 fg.

sie Kokusnüsse darbringen. In dem diesem Gotte errichteten Tempel stehen auch noch 12 kleine männliche Figuren, welchen sie ebenfalls Anbetung erzeigen. Der Priester steht bei ihnen in hohem Ansehen und erkennt Strafen zu, namentlich bei Diebstählen; sonst scheinen sie kein Oberhaupt zu haben. Eine Art religiöse Reinigung gibt es bei ihnen, wie bei andern Völkern der Südsee, welcher sich z. B. der, welcher einen Leichnam berührt hat, eine Wöchnerin u. A. unterwerfen müssen. Die Reinigung, wie auch der Zustand, derselben bedürftig zu sein, heißt Tabu. (*A. Keber.*)

Johnstone, veilchenblauer Flußspath, s. Flussspath.

Johnstone's Inseln, s. Pelewinseln.

JOHNSTONE'S STRAITS (Johnstonesstraße) heißt in einer Ausdehnung von 12 Meilen Länge der mittlere Theil des Meerarmes, welcher etwa unter dem 50° nördl. Br. die 760 □Meilen große Insel Quadra Vancouver an der Nordwestküste von Nordamerika von dem Festlande (Neugeorgien) trennt. Es finden sich in demselben viele kleine Inseln. Der obere nördliche Theil dieses Meerarmes heißt Charlottensund, der untere südliche Georgsbusen und Straße Juan de Fuka. (*R.*)

JOHNSTOWN. I. In Amerika. 1) Einer der 11 Districte des oberen Theiles der britischen Provinz Kanada in Nordamerika. Er grenzt nördlich an den District Bathurst, östlich an den District Ottawa, südlich an den St. Lorenzstrom, der ihn von den Vereinigten Staaten von Nordamerika trennt, westlich an den mittelländischen District und bildet ein fast regelmäßiges Oblongum von 28,63 geographischen □Meilen Areal (367,147 englische Acres), wovon indessen erst 5,42 □Meilen in Cultur genommen, 23,21 □Meilen aber noch größtentheils mit dichten Wäldern bestanden sind, die auf den Höhen aus Eichen, Buchen, Pappeln, Hickorys, Ulmen, Sycomoren, Kirschen und Zuckerahorn, längs der Flüsse und Creeks aber aus herrlichen Fichten zu Zimmerholz bestehen. An Baumaterialien ist kein Mangel, und der St. Lorenz auf der Südgrenze, sowie der berühmte Rideaukanal im Innern, bieten leichte Absatzwege für die Erzeugnisse dar. Die Flüsse haben Überfluß an Karpfen, Weißfischen, Salmen, Stören, Barschen, Schildkröten u. s. w. Der District Johnstown, sowie die angrenzenden Districte Bathurst und Ottawa, welche von gleicher Beschaffenheit sind, können Ansiedlern daher noch mehr empfohlen werden, als der Westen Oberkanada's. Die Cultur macht daher auch hier reißende Fortschritte. Der District Johnstown zählte im Jahre 1823 erst 14,741, 1833 aber bereits 27,058 Einwohner und jetzt noch weit mehr. Im Jahre 1833 betrug die relative Population 945 Seelen auf die geographische Quadratmeile. Die Nahrungszweige bestehen hauptsächlich in Ackerbau und Viehzucht; 1832 zählte man in dem Districte 3100 Pferde, 3413 Ochsen, 8177 milchende Kühe und 2921 Kälber. Der District zerfällt in die beiden Grafschaften Leeds und Greenville, in welcher letztern die Hauptstadt des Districts, welche ebenfalls den Namen Johnstown führt, belegen ist.

2) Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikanischen Freistaate Newyork, 9,61 geograph. Meilen von Albany, der Hauptstadt des Staates, und 88,68 dergleichen Meilen von Washington gelegen. Sie zählte im Jahre 1830 7700 Einwohner, ein Courthaus, ein Gefängniß, zwei Kirchen und ist der Sitz eines Postamtes. (*Klähn.*)

3) Hauptstadt der britisch-westindischen Insel Antigua, s. John (St.).

II. In Europa heißen so mehre irländische Ortschaften. Die eine in der Grafschaft Kilkenny und Provinz Leinster, auf der Straße von Dublin nach Cork, 60 englische Meilen südwestlich von Dublin, ist eine Poststation und hat viele hübsche Häuser zum Gebrauch derer, welche den in der Nähe befindlichen Stahlbrunnen von Ballyspellan benutzen. Eine zweite in der Grafschaft Kildare und ebenfalls in der Provinz Leinster, ungefähr 13 englische Meilen von Dublin auf der großen südlichen Straße. Auch zwei ehemalige, im Parlamente vertretene Boroughs, einer in der Grafschaft Donegal in der Provinz Ulster an dem ziemlich breiten Flusse Foyle, 108½ englische Meilen nordwestlich von Dublin, der andere in der Grafschaft Longford in der Provinz Leinster, 6 englische Meilen westlich von Granard *). (*R.*)

JOHNSTOWN-BRIDGE, eine kleine Stadt in der irländischen Grafschaft Kildare in der Provinz Leinster, am Flusse Blackwater, 21 englische Meilen von Dublin †). (*R.*)

JOHOR (spr. Dschohor), Johore. 1) Johor, hinterindischer Malaienstaat, welcher, einst weit bedeutender und umfangreicher, jetzt den südöstlichsten Theil der Halbinsel Malacca von Kamamang unter 4° 15′ nördl. Br. an der Ostküste bis zum Flusse oder Mora Muar, welcher unter 2° 10′ der Westküste zueilt, sowie zahllose größere und kleinere Inseln umfaßt. Die Grenzen dieses Staates auf dem Festlande sind im N.W. Malacca, im N.O. Pahang, im O. das chinesische Meer, im S. die Singapore-, im W. die Malaccastraße, und seine größte Länge beträgt nach Alexander Hamilton von Perah bis zum Cap Romano (Romania) [1]) gegen 100, seine größte Breite gegen 80 Leagues.

Das Innere des Festlandes von Johor ist wenig besucht und bekannt geworden. Das Centralgebirge der Halbinsel, hier Johoregebirge genannt, obgleich es den Namen eines Gebirges nicht mehr verdient, da es nur noch aus aneinanderhängenden Hügeln besteht, endigt seinen Lauf in dem bereits erwähnten Vorgebirge Romania, welches, nach Hamilton nur einen Grad nordwärts vom Äquator entfernt, überhaupt die südlichste Spitze Continentalasiens ist, obgleich Ritter die Ehre, dies zu sein, dem Vorgebirge Buros (Tansung Bulos), welches nach Crawfurd unter 1° 15′ nördl. Br. liegt, zuschreiben möchte. Seiner innern Beschaffenheit nach scheint das Johoregebirge zu den secundairen zu gehören. Gleich ihm

*) *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W. Johnstown.

†) Rees a. a. O. unt. d. W. Johnstown.

1) Vor dem Cap Romania liegt eine Klippe, „Pedro Branco," d. i. der weiße Fels, genannt, bei welcher man, von Osten kommend, in die Singaporestraße gelangt.

laufen aus porphyrartigen, mit Feldspathkrystallen durchsetztem Gestein gebildete Felsenstrecken, sandige Baien erzeugend, in das südliche Meer aus [2]), dessen Küsten ein hohes, steiles Uferland zeigen. Das ganze Land ist nach Hamilton äußerst waldig und fast undurchdringliche Wälder finden sich nicht blos an den Küsten, sondern auch im Innern des Landes. In den Küstenwäldern fand Finlayson vorzüglich folgende Bäume und Pflanzen: Casuarina, zwei baumartige Species von Hibiscus, Scaevola, Calophyllum Inophyllum, Lycas revoluta [3]), eine Art schlanker Caryota, Nipa fruticans, eine Art Calamus, und eine andere von Urtica. Daß sich der Teakbaum im Innern finde, ist höchst wahrscheinlich. Das Thierreich liefert Hirsche, Leoparden, Tiger, Elephanten, und die Zähne der letzteren bilden nebst Gold, Zinn, Pfeffer, Agalaholz (Aquillaria Agallocha. *Roxb.* oder Aloëxylum Agallochum, *Loureiro*) und Rohr, an welchen Gegenständen, vorzüglich aber an Zinn, das Land Überfluß hat, die Ausfuhrartikel. Obgleich der ziemlich bedeutende Johorestrom, welcher im Innern des Landes entspringt und sich drei Leagues nach Hamilton oder fünf geographische Meilen nach Ritter westlich vom Cap Romania und dem Nordostende von Singapore gegenüber in das Meer ergießt, und mehre andere Flüsse und Bäche das Land hinlänglich bewässern, so bauen die malaiischen Einwohner doch nur wenig Reis oder andere Früchte. Die im Innern des Landes wohnenden nähren sich hauptsächlich von dem Marke und den in jeder Jahreszeit sich findenden Früchten der Sagopalme, von Wurzeln, welche im Überfluß wachsen, und von Federvieh, welches sie mit Sorgfalt und in Menge auferziehen; die Küstenbewohner dagegen leben mehr von Fischen und Reis, welchen sie aus Java, Siam und Cambodia einführen. Nachlässig, sorglos, träge, treulos, hinterlistig und grausam, überlassen die johorer Malaien, welche die malaiische Sprache am reinsten sprechen sollen, Handel, Industrie und Gewerbe, den Anbau des Reises und der übrigen Cerealien den fleißigen Chinesen, von welchen zu Hamilton's Zeit sich etwa 1000 Familien in den Städten des Landes befanden, eine weit größere Anzahl aber den Handel mit Pulo Penang, Sumatra und Java, zu denen in neuerer Zeit Singapore hinzugekommen ist, mit Fleiß und Vortheil betreibt, und zeigen nur Sinn für Schiffahrt und Seeräuberei [4]), welche letztere ihre zahlreichen, geschützten Ankerplätze begünstigen und bei welcher sie die höchste Verwegenheit und den unerschrockensten Muth beweisen. Gleich ihren Fürsten aus Sumatra stammend, gehören die johorer Malaien zu den sektirenden Muhammedanern und spielen äußerlich durch häufigen Besuch der Moscheen, durch fleißiges Beten und andachtsvolles Anhören der Religionsvorträge gern die Frommen; allein ihr Leben und Treiben zeigt von höchster Irreligiosität und verworfener Sittenlosigkeit.

Die zum Johorereiche gehörigen Inseln liegen zum Theil in der Mündung der Malacca- und in der Singaporestraße zwischen 2° und 1° nördl. Br., zum Theil im chinesischen Meere, wo noch selbst die Gruppen der Anambas und Natunas zu ihm gehören. Die ersteren Inseln, deren äußerste im Osten Bentam [5]) (Bintang) genannt wird, zu welcher früher auch das jetzt so blühende Singapore gehörte und welche sich bei dem Tanjung Bulos endigen, sind, oft bei großem Umfange, meistens unfruchtbar und wenig oder auch gar nicht bevölkert und bewohnt [6]). Auch auf ihnen findet man, wo das zuletzt Gesagte nicht der Fall ist, rohe Malaienstämme, welche Orang-laut, d. i. nach Finlayson: „Menschen, die auf dem Meere leben," oder nach Ritter „Seemänner, Seeleute" genannt und als Seeräuber äußerst gefürchtet werden. Nur einige dieser Inseln liefern etwas Zinn und schwarzen Pfeffer, eine einzige Catechu. Im chinesischen Meere liegen zunächst der Ostküste des Johorestaates, von Süden nach Norden aufsteigend, Pulo-Tingi, Pulo-aure (Aor, Awar), Pulo-Pisang und Pulo-timoun (Timoan, Timun), welche letztere Insel die bedeutendste ist, und weiter ostwärts finden sich die Anambas- und Natunasinseln. Die Anambasinseln, deren Gesammtname den Malaien, welche nur für jede einzelne Insel einen Namen haben (z. B. Siantan, Jamajah, Sarasan), zerfallen in die nördlichen [7]), mittleren und südlichen, und liegen unter

2) In Beziehung auf diese Felsenstrecken sagt Finlayson in seinem Journal of the Mission to Siam and Hué (London 1826): „Wir landeten in einer geräumigen Bai mit sandigem Ufer, auf welchem, wenige Meilen von der äußersten Spitze der Halbinsel, bisweilen Felsen waren, welche ganz aus Hornsteinporphyr bestanden. Wir verfolgten diese Felsen weiter als zwei Meilen, ohne irgend einen namhaften Unterschied zu finden. Große, in zahllose unregelmäßige Massen zertheilte, größtentheils längliche, oder auch backsteinförmige Flächen mit ockerhaltigem Bruche zeigen sich dem Auge und der Felsen besitzt eine außerordentliche Härte." 3) Von ihr, welche sich sehr häufig fand, sagt Finlayson: „Die männlichen Gewächse streuten Blüthenstaub (Ende Februars) in außerordentlicher Menge aus und verbreiteten einen drückend starken Duft. Eine genauere Untersuchung des Baues dieser Palme machte es weniger wunderbar, daß man sie für ein riesenartiges Farrnkraut halten konnte. Die männlichen Palmen laufen in einem großen, fichtenartig geschuppten Kegel von gelber Farbe aus. Jede Schuppe gleicht fast einem Dreieck, dessen Spitze sich an den in der Mitte befindlichen Stiel anschließt. Die untere Schuppenfläche enthält zahllose kleine, stiellose Kugeln, welche, wie dies bei vielen Farrnkräutern der Fall ist, zerplatzend, einen feinen, gelben Blüthenstaub von starkem Geruche ausstreuen. Die gewöhnliche Höhe dieser Palmen beträgt 10—12 Fuß."

4) Die Johorer tragen, wie man sagt, den Namen mit der That, denn das Wort Johor (Dschor) bedeutet einen Seeräuber. 5) Bentam oder Bintang ist von der Mündung des Johoreflusses drei Leagues entfernt und die Holländer haben auf ihr in Rhio eine Factorei. 6) Von diesen Inseln sagt Finlayson: „Diese Inseln unterscheiden sich ebenso hinsichtlich ihrer Gestalt, wie ihres Umfangs und ihrer Höhe. Einige sind nichts als nackte, kaum über das Wasser sich erhebende, Felsenmassen, andere dehnen sich sowol hinsichtlich der Länge, als hinsichtlich der Breite meilenweit aus und bilden sichere Baien und geräumige Buchten. Während einige völlig eben sind, bestehen andere aus Bergmassen. Besonders ist zu bemerken, daß sich, mag ihr Boden beschaffen sein, wie er will, mag er noch so arm und mager, ja wol ganz erblos sein, wider Erwarten auf ihnen Wälder mit den höchsten Bäumen zeigen, die ebenso alt, wie der rauhe Boden, welcher sie trägt, zu sein scheinen. Diese Inseln gewähren daher einen Anblick, welcher schön, reizend und merkwürdig zugleich ist." 7) J. Crawfurd segelte am 7. November 1824 dicht an der Ostseite der nördlichsten Anambasgruppe unter 3° 26′ nördl. Br. und 105° 56′ östl. L. n. d.

104° — 110° östl. L. von Greenwich. Alle zu dieser Gruppe gehörigen Inseln, von welchen Saraſan (Sapatan), bei den Europäern Süd-Natuna genannt, unter 2° 20′ Borneo's Nordküſte am nächſten liegt, ſind nur ſchwach von Malaien der reinſten Race (ihre Zahl wird auf 1500 angegeben) bevölkert, welche ſich von den Erzeugniſſen der Inſeln, Reis, Mais, Sago und Cocosnüſſen und Trepang, eine ſchwarze Art von Holothurienfiſchen, welche auf dem Markte von Singapore guten Abſatz finden, nähren. Außerdem ſcheinen ſie von Falken, Schwalben und anderen kleinen Vögeln bewohnt, an Seevögeln dagegen, den Pelican ausgenommen, Mangel zu haben. Finlayſon bemerkt überhaupt, daß der Mangel an Waſſervögeln in dieſen Breiten ſehr auffallend ſei. Ihre Häfen ſind unſicher und die Nordoſt-Monſuns, ſowie die gegen Südweſt gerichtete Strömung des Meeres bewirkt, daß ſie nur wenig beſucht werden. Die noch weiter nach Oſten gelegenen Natunasinſeln zerfallen in zwei Gruppen, die nördliche und ſüdliche, welche die große Natuna- oder Bangoraninſel, wie ſie bei den Eingeborenen heißt, in ihrer Mitte haben, werden ebenfalls von Malaien bewohnt, und es gilt von ihnen faſt Alles, was von den Anambas geſagt worden iſt. Finlayſon, welcher am 4. März 1821 bei den ſüdlichen Natunas vorbeiſegelte, erklärt, daß ihm ihre Vegetation als eine ganz eigenthümliche erſchienen ſei. Er entdeckte aus einer Entfernung von 200 Ellen auf den Küſten derſelben ſehr ſchöne Scitamineen und eine beträchtliche Anzahl von Palmen.

2) Die ehemalige Hauptſtadt des Johoreſtaates, Johore-Lami, wurde von dem Sultane Mahmud Shah, dem 12. der Könige von Malacca, erbaut, als er 1511 von den Portugieſen aus ſeiner Reſidenz Malacca vertrieben wurde, und liegt etwa fünf geographiſche Meilen aufwärts am Johoreſtrome. Jetzt iſt Johore-Lami nichts als ein etwa 30 auf Pfählen ſtehende Hütten zählendes Fiſcherdorf.

Geſchichte. Johor tritt erſt mit der Ankunft der Portugieſen in dieſer Weltgegend hiſtoriſch auf, doch bleiben die Nachrichten über dies Reich und ſeine Regenten noch lange ſehr mangelhaft. Die Letzteren ſtammen von den alten Königen von Malacca ab, deren letzterer, Mahmud Shah, nach 1511 die Hauptſtadt Johore, von welcher das Land den Namen bekam, gründete, obgleich er ſelbſt nach ſeiner Vertreibung aus Malacca ſeine Reſidenz in Rhio auf der Inſel Bentam oder Bintang aufſchlug. Im Jahre 1586 wird eines Königs von Johor gedacht, welcher mit der einzigen Tochter des Königs von Acheen auf Sumatra vermählt war und mehre Kriege mit dem Uſurpator dieſes Reiches, Aladin, zu führen hatte. Eine Folge dieſer Kriege ſcheint geweſen zu ſein, daß Johor von den Beherrſchern von Acheen abhängig wurde. Denn im Jahre 1607 nannte ſich der Sultan dieſes Reiches, Peducka Siri, in ſeinem Titel: Beherrſcher von Aru, Delhi, Johor, Paham, Queda und Pera. Wahrſcheinlich ſuchte ſich der König von Johor dieſer Abhängigkeit zu entziehen, denn 1633 fiel Peducka in Johor ein, verwüſtete es und führte deſſen König als Gefangenen nach Acheen, entließ ihn jedoch bald wieder, nachdem er von ihm als Lehnsherr anerkannt worden war. Dieſer König hatte drei Söhne. Der älteſte derſelben folgte ihm als Ecang de Patooan [8]) in der Regierung, der zweite erhielt das Siakreich auf Sumatra und der dritte, Raja Bonſoo genannt, regierte mit ſeinem älteſten Bruder gemeinſchaftlich. Dieſer Bonſoo leiſtete den Holländern bei ihrer erſten Belagerung Malacca's Beiſtand und führte ſelbſt einen Briefwechſel mit dem Prinzen Moritz von Oranien. Ob nun gleich die Schweſter dieſer Brüder mit dem Könige von Acheen vermählt war, ſo entſpann ſich doch bald ein langer und grauſamer Krieg zwiſchen ihnen und dieſem, bei welchem auch die holländiſche Factorei zu Johore ſehr zu leiden hatte und viele Holländer in Gefangenſchaft geriethen. Nach Peducka's Tode, welcher im Jahre 1641 erfolgte, gerieth das Reich Acheen durch Weiberregiment in Verfall, und die Vaſallenkönige von Johor erhielten ihre Selbſtändigkeit wieder, doch nur, um ſie bald darauf an Siam zu verlieren, an deſſen Beherrſcher ſie alle drei Jahre eine goldene Roſe in einer goldenen Kapſel, gleich den übrigen tributpflichtigen Malaienfürſten, ſenden mußten. Übrigens war das Johorereich faſt ganz an die Stelle des alten Malaccareiches getreten, zu welchem es früher ſelbſt dem Namen nach gehörte, und gegen das Ende des 17. Jahrhunderts umfaßte es nicht nur das jetzige Johor, ſondern auch Pahang, Trangano (Tringano, Tringanu) und Patang mit den Redang- und anderen Inſeln. Im Jahre 1695 war der Sultan von Johor ein junger Menſch von 20 Jahren, welchen die Schmeichelei ſeiner laſterhaften Geſellſchafter gänzlich verderbt hatte. Der Sodomiterei aufs Höchſte ergeben, misbrauchte er die Söhne der Orangkayos oder Edlen des Reichs und ließ einem jungen, ſchönen Frauenzimmer, welches ſeine Mutter an ihn geſendet hatte, um ihn von dem ihn beherrſchenden Laſter durch ihre Reize abzuziehen, nicht nur die Arme zerbrechen, weil ſie es gewagt habe, Se. königliche Majeſtät zu umarmen, ſondern ſie ſogar enthaupten. Da er darauf einem ſeiner Leibwächter befahl, den Kopf des unglücklichen Mädchens ihrem Vater zu überbringen, ſo weigerte ſich dieſer, dies zu thun, weil er ein Edelmann (Orangkay) ſei. Hierüber ergrimmte der Sultan und ſchleuderte eine Lanze nach dem ſich Weigernden, allein dieſer wich derſelben aus und ſtieß mit ſeiner Lanze den Sultan nieder. Das Reich blieb jetzt drei Jahre lang ohne Beherrſcher und Parteikämpfe und andere bürgerliche Unruhen fingen an, es zu zerrütten. Dies bewog endlich die Orangkayos, einen leiblichen Vetter des Ermordeten, Namens Abdulla Gialil, zum Sultan zu erwählen. Dieſer war ein milder und gerechter Fürſt, welcher ſich, ſo lange er die Regierung ſelbſt führte, die Liebe aller ſeiner Unterthanen erwarb und unter welchem acht bis neun Jahre lang der Handel im hohen Grade

Merid. von Greenwich, vorbei, vermochte aber, durch den Wind verhindert, nicht zu landen.

8) Dieſer Titel iſt nach Marsden unter den Malaien ſehr gebräuchlich, auch der Beherrſcher des eigentlichen Borneo führt ihn immer und corrumpirt wird er Scanderpatoon ausgeſprochen.

blühte. Jetzt aber überließ Gialil, welcher Ruhe und Bequemlichkeit liebte, und übertrieben fromm war, sodaß er fast nur Priester um sich sah, die Zügel der Regierung den Händen seines jüngern Bruders, des Rajah Moudah, und dies hatte für ihn und diesen traurige Folgen. Moudah verband Habsucht und Grausamkeit mit grenzenloser Willkür und bedrückte die Edlen wie die Gemeinen mit gleicher Härte. Da die Gemüther dadurch gereizt wurden, so beredete Moudah den König, seinen Bruder, 1708 die Residenz Johore-Lami mit Rhio auf Bintang, dem ersten Wohnsitze seiner Vorfahren (s. vorher), zu vertauschen, indem er hoffte, von hier aus mit größerer Sicherheit seine Bedrückungen fortsetzen zu können. Kaum sah er seinen Zweck erfüllt, so riß er, zum Theil durch harte Maßregeln, den ganzen damals blühenden Handel der Insel an sich, was endlich 1712 einen Volksaufstand ausbrechen ließ. Moudah floh, ohne Abschied von seinem Bruder zu nehmen, welchen er immer in der größten Unwissenheit über die Landesangelegenheiten gelassen hatte, mit seinen Weibern und Kindern auf einer Galeere, die seine Habe und Schätze trug, zu welchen letzteren unter andern 10 Gewichttonnen Gold gehörten, nach Johore-Lami. Da er dieses von einer kleinen Armee, den von den Johorern zu ihrem Beistande herbeigerufenen Monocaboes, besetzt fand, so überließ er die Galeere mit ihren Schätzen den Rebellen und suchte für sich und seine Familie Schutz in den Wäldern. Bald jedoch ergriff ihn hier die Verzweiflung, und so tödtete er in einem Anfalle von Wuth mit eigner Hand seine Weiber und Kinder, war aber zu feig, sich selbst den Tod zu geben. Da trat ein 12jähriger Page zu ihm, fragte ihn, ob er sich mehr fürchte, wie ein Mann und Fürst, als wie ein gemeiner Sklave, von der Hand eines gemeinen Sklaven zu sterben, und fuhr dann fort: „Obgleich ich wegen meiner Unschuld auf Begnadigung rechnen kann, so will ich Dir doch den Weg zum Tode zeigen.“ Mit diesen Worten stieß er sich den Dolch in die Brust und der Tyrann folgte auf der Stelle seinem Beispiele. Kaum war dies geschehen, so langten die Monocaboes auf dem Blutplatze an und fanden in dem Knaben noch Zeichen des Lebens. Sie verbanden daher seine Wunde und schafften ihn nach Johore, wo er genas und bald wieder zu Kräften kam. Endlich kam die Kunde von diesem Aufstande, welcher eine völlige Staatsumwälzung herbeiführte, zu den Ohren des Königs, und er begab sich daher, um ihn zu stillen, nach dem Festlande. Hier wurde er zwar mit Achtung empfangen, allein die Orangkayos erklärten ihm kurzweg, daß er zu fromm sei, um ein guter König zu sein, weshalb er sich nach Pahang oder Tringano begeben möchte, indem sie es sich vorbehielten, über das Festland Johore's und die zwischen diesem und Sumatra gelegenen Inseln zu verfügen. Gialil wählte Tringano, erhielt für sich und diejenigen, welche ihn freiwillig begleiten wollten, die nöthigen Schiffe und segelte ab. Unterwegs besuchte er die Inseln Pulo-aure, Pulotingi, Pulo-Pisang und Pulo-Timoun; die Bewohner derselben empfingen ihn mit Liebe und versprachen, daß sie ihm treu bleiben wollten. In der Nähe von Pahang angekommen, setzte er daselbst seinen 20 Jahre alten Sohn an das Land, um sich diese Provinz zu erhalten und langte darauf in Tringano an. Von dieser Zeit schreibt sich der Verfall und Zerfall des Johorestaates her; denn abgesehen davon, daß sich Pahang, Tringano und andere früher von ihm abhängige, kleine Staaten von ihm völlig losrissen, litt er selbst durch innere Zerrüttung und gerieth um so mehr in Vergessenheit, da der Handel bald darauf eine andere Richtung nahm. Das letzte Ereigniß, welches die Beherrscher von Johor wieder in nähere Berührung mit den Europäern gebracht hat, ist die Abtretung der Insel Singapore an die Engländer, welche durch den Cessionstractat von 1824 völlig zu Stande kam [9]).

(*G. M. S. Fischer.*)

JOHRENIA nannte Candolle eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Peucedaneen der natürlichen Familie der Umbelliferae, zur Erinnerung an Martin Daniel Johrenius, Professor zu Frankfurt an der Oder, Verfasser einer nach dem Tournefort'schen Systeme bearbeiteten märkischen Flora (Vademecum botanicum. Colb. 1710.) und von 24 Bänden Pflanzenabbildungen, welche in der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt werden. Char. Die gemeinschaftliche Doldenhülle einblätterig oder fehlend; die besonderen Doldenhüllen bestehen aus vier oder fünf linienförmigen, borstigen Blättchen; das Doppelachenium ist oval, glatt, zusammengedrückt, schwammig, mit geschwollenem Rande; jedes Achenium hat drei fadenförmige Rippen auf dem Rücken und zwei Streifen auf der Nahtfläche. Die einzige Art, welche Labillardière auf dem Libanon gefunden hat, J. dichotoma *Cand.* (Mém. sur les Ombellif. p. 54. t. 1. f. C., Prodr. IV. p. 196), ist ein ganz glattes Kraut mit drehrundem, gabelig-ästigem Stengel, dessen untere Blätter doppelt halbgefiedert sind, während die oberen dreitheilig erscheinen und die obersten auf ihren langen, schmalen Scheiden verkümmern. — Johrenia (Jorena) *Adans.*, s. Suriana. (*A. Sprengel.*)

JOHRENIUS (Konrad), im Jahre 1653 in Gudensberg in Hessen geboren, studirte Medicin und wurde 1675 in Gießen Doctor. Er erhielt bald eine Professur der Medicin in Rinteln, die er später gegen die Stelle eines Leibarztes des Grafen von Lippe vertauschte. Später nahm er in Frankfurt an der Oder den Lehrstuhl der Medicin ein, der durch den Weggang von Bernhard Albinus nach Leyden erledigt wurde. Dort starb er im Jahre 1716. Er ist der Verfasser mehrer Dissertationen, die sich zum Theil mit der Erklärung der in der Bibel vorkommenden Krankheiten beschäftigten, und dadurch gerieth er in Streitigkeiten mit den Theologen. Er besaß ein für die damaligen Zeiten nicht unbeträchtliches Her-

9) Vgl. Capitain Alex. Hamilton: A new Account of the East-Indies etc. second. edit. (Lond. 1739.) Vol. II. pag. 94—100. 151—159. Finlayson's Not. 2 angeführtes Werk und Ritter's Erdkunde. V. Th. IV. Bd. I. Abth. *W. Marsden*, The History of Sumatra etc. (London MDCCLXXXIII.)

barium vivum, welches König August II. von Polen kaufte und der dresdener Bibliothek schenkte.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

JOHRNSDORF, 1) eine Ritter von Terschische Allodialherrschaft im olmützer Kreise Mährens, dessen Oberfläche durchaus gebirgig und meist fruchtbar ist, 2870 Joch 242⅓ □Kl. ökonomisch benutzten Bodens, Dorfplätze und Wege abgerechnet, enthält, vom Teßflüßchen und dem rabenseifer Wasser bewässert wird und 7 Dörfer mit 2045 teutschen Einwohnern umfaßt, welche Ackerbau, Obstbaum- und Bienenzucht treiben. Auf dem Gebiete der Herrschaft findet man häufig in Stein verwachsene Granaten, stänglichen Epidot, Eisen- und Magneteisensteine und Alaunerde.

2) Johrnsdorf, slaw. Tremessek, ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges, nach Frankstadt (Dekan. Schönberg, Erzbisthum Olmütz) eingepfarrtes und dahin auch zur Schule gehöriges, im ebenen und malerischen Teßthale gelegenes Dorf, dessen Wiesen und Ackergründe ergiebige Ernten gewähren, zugleich Amtsort der Herrschaft, mit einem Schlosse, das einen hübschen Garten hat, 12 Häusern, 112 Einwohnern, einem Meierhofe, einer Branntweinbrennerei, einem Jäger- und einem obrigkeitlichen Wirthshause. Der Ort kommt zuerst im Jahre 1352 urkundlich vor, war einst bedeutender, da hier 1420 eine Pfarre, ein Freihof und dergleichen vorkommen, was alles aber im Hussitenkriege verwüstet worden zu sein scheint, denn im Jahre 1510 erscheint er als ganz verödet; auch scheint hier in jenen Zeiten ein hitziges Gefecht vorgefallen zu sein, da man noch von Zeit zu Zeit Hufeisen, Sporen, Beile und dergleichen ausgräbt*). (*G. F. Schreiner.*)

JOHSTADT. Bergstadt hart an der böhmischen Grenze im Amte Wolkenstein des erzgebirgischen Kreises im Königreiche Sachsen, liegt am Schwarzwasser, hat 1350 Einwohner, die durch Spitzenklöppeln, Olitätenkrämerei, etwas Viehzucht, Posamentiererei, früher auch durch Bergbau ihr Leben in einer traurigen Gegend kümmerlich hinfristen. (*G. F. Winkler.*)

Jojachim. s. Jojakim.

JOJACHIN, oder mit seinem andern (wahrscheinlich vor dem Regierungsantritt gebräuchlichen) Namen Jechonja, Sohn und Nachfolger Jojakim's, regierte, 18 Jahre alt, nur drei Monate zu Jerusalem 600 (oder 598 nach einer andern Chronologie) vor Christus (2 Kön. 24, 8—17. 2 Chron. 36, 9. 10.). Der mehr unglückliche als schuldige Erbe der schlechten Politik seines Vaters (Jeremias 22, 24 fg.) gelangte zum Throne, da eben Nebukadnezar's Heere im Anzuge waren (s. d. Art. Jojakim), um das abtrünnige Jerusalem zu züchtigen und mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen. Jojachin hatte den Muth zu widerstehen und es gelang ihm, die Feinde einige Zeit aufzuhalten, als aber der König von Babel selbst erschien, um die Belagerung zu betreiben, so ergab sich der König auf Gnade und Ungnade (wie es scheint) und wurde gefangen mit Haus und Hof nach der feindlichen Stadt geführt, Jerusalem und der Tempel geplündert und durch eine gewaltsame Wegführung der Edlen, des Kerns der kleinen Kriegsmacht und der zum Kriege unentbehrlichen Handwerker unschädlich gemacht. Die Zahl der Weggeführten wird 2 Kön. 24, 14 auf zehn Tausend, Jerem. 52, 28 fg. auf das Drittel dieser Summe angegeben. Mit dieser Epoche beginnt das berühmte und in der politischen, literarischen und religiösen Geschichte der Juden so wichtige babylonische Exil, welches zwar, wie sich von selbst versteht und nur von populärer Ungenauigkeit oder dogmatischer Befangenheit verkannt wird, nur die Blüthe der Nation und beiweitem nicht das ganze Volk heimsuchte (2 Kön. 25, 22 fg. Jerem. 40—44), ebendarum aber einen vielfach bemerkbaren Umschwung in den Ideen und Richtungen desselben vorbereitete. Jojachin selbst blieb als Gefangener zu Babylon 37 Jahre, bis ihn Nebukadnezar's Nachfolger Evil-Merodach im ersten Jahre seiner Regierung in Freiheit setzte und großmüthig der langen Buße für eine kurze Schuld ein Ende machte (2 Kön. 25, 27 fg.).

(*Ed. Reuss.*)

JOJADA (יְהוֹיָדָע, Ἰωδαὲ bei den LXX, Ἰώδαος bei Josephus), 1) Hoherpriester bei dem Heiligthume zu Jerusalem, berühmt durch die von ihm geleitete Verschwörung der theokratischen Partei, durch welche die Krone von Juda und Benjamin dem Stamme David's nach der siebenjährigen Zwischenregierung der israelitischen Königstochter Athalja (s. d. Art.) wiedergewonnen wurde. Als nämlich der König Ahasja von Jehu in den Untergang des Hauses Ahab verwickelt worden war, rächte Ahab's Tochter Athalja den Tod ihrer Ältern und Brüder an ihren eignen Enkeln, den Kindern Ahasja's, und wollte auch das Haus David's ausrotten. Nur ein unmündiges Kind, Joas, entging dem Blutbade und wurde durch die Fürsorge einer Schwester Ahasja's, Joseba (Josabeath), im Tempel verborgen. Nach Verlauf von sieben Jahren verband sich Jojada mit den Obersten der königlichen Leibwache, ließ den jungen Prinzen von ihnen anerkennen und zum König ausrufen, worüber Athalja herbeieilte und sofort ergriffen und getödtet wurde. Dies geschah ums Jahr 876 vor Chr. (2. Kön. 11.). Eine andere Quelle (2 Chron. 22—24) macht die Joseba zur Gemahlin des Jojada und läßt die Verschwörung und namentlich deren hier wie dort sehr unklar erzählten Ausbruch nur von den Priestern und Leviten ausgehen. Nach Athalja's Tode blieb Jojada Vormund und Reichsverweser, schaffte den Baalsdienst ab und starb 130 Jahre alt, wonach er zur Zeit der Verschwörung schon 100 müßte gehabt haben! Erwähnt wird noch, daß zu seiner Zeit den Priestern wegen Nachlässigkeit die Sorge für den Unterhalt des Tempels genommen und einer bürgerlichen Bauverwaltung übertragen werden mußte.

2) Jojada, der Sohn Eljasib's, jüdischer Hoherpriester, gegen das Ende der persischen Herrschaft (Neh. 12, 10.). (*Ed. Reuss.*)

JOJAKIM, der Sohn Josia's, König von Juda und Jerusalem, 611—600 (609—598) vor Christus, bestieg den Thron mit Hilfe des Ägyptischen Königs Necho,

*) s. Das Markgrafthum Mähren u. s. w. von Gr. Wolny. (Brünn 1839.) V. Bd. S. 473 fg.

welcher damals, auf einem Zuge gegen die Chaldäer begriffen, mit seinem Heere in Syrien stand und den Joahas abgesetzt hatte, den das Volk auf die Nachricht von Josia's Fall schnell zum Könige gewählt. Sind die Angaben von dem Alter der beiden Prinzen (2 Kön. 23, 31. 36. 2 Chron. 36, 2. 5) richtig, so war Jojakim der ältere und rechtmäßige Thronerbe, und dürfte demnach, um sein Recht geltend zu machen, selbst gegen seinen Bruder Joahas bei dem Pharao eingekommen sein. Wenigstens würde sich so das Verfahren des Letztern am leichtesten erklären. Wie dem auch sei, der neue König, früher Eljakim geheißen und nach damaliger Sitte beim Antritt der Regierung den Namen wechselnd, war durch die Umstände in Abhängigkeit von Ägypten gekommen, während seine Vorgänger gezwungen oder freiwillig es mit den Chaldäern gehalten hatten. Dieses Verhältniß konnte so wenig wie das frühere die Sicherheit des schwachen Staates befestigen und die Lage desselben zwischen zwei eifersüchtigen und kampflustigen Großmächten mußte seinen Untergang herbeiführen. Jojakim's Regierung war nicht glücklich. Drückende Auflagen reichten kaum hin, die Gier des Ägyptischen Eroberers zu befriedigen (2 Kön. 23, 35), und der König, dem weisen Rathe seines Propheten Jeremia abhold, wußte auch in seinem Haushalte und in den Grundsätzen der Politik gegen das Ausland, weder die Kraft des Landes zu schonen, noch die Mittel zu ergreifen, welche den völligen Ruin verschieben oder abwenden mochten (2 Kön. 23, 37. 2 Chron. 36, 5. Jerem. 22, 13 fg.). Die Begebenheiten folgten sich rasch und unaufhaltsam. Im vierten Jahre Jojakim's (Jer. 46, 2) geriethen endlich Ägypten und Babylon an einander; Necho wurde von Nebukadnezar, dem Sohne Nabupolassar's, bei Karkemisch am Euphrat aufs Haupt geschlagen und die Eroberung von ganz Vorderasien bis an die Grenze des eigentlichen Ägyptens war die Folge dieses Sieges (2 Kön. 24, 7). Jojakim war nun ein Vasall von Babylon, doch schon nach drei Jahren durfte er es wagen, wieder abtrünnig zu werden, da die Nachbarschaft seines frühern Gönners und Bundesgenossen ihn gegen den weiter entfernten Herrscher zu decken schien. Von hier an scheinen sich unsre ohnehin mehr als dürftigen Quellen in der Hauptsache zu widersprechen. Die Bücher der Könige erzählen blos von Einfällen der Chaldäer, Syrer und Araber, welche Juda verheerten, und melden dann den Tod Jojakim's mit derselben Formel, wie den aller andern Könige, die der Natur ohne besonders merkwürdige Umstände ihren Tribut bezahlten. Die Chronik hingegen berichtet und mit ihr, doch nicht ganz übereinstimmend, Josephus: Nebukadnezar habe Jojakim gefangen genommen, um ihn nach Babel zu führen. An Vereinigungsversuchen hat es nicht gefehlt, und da dieselben meistens verunglückten, so hat man in neuerer Zeit gewöhnlich sich damit geholfen, daß man dem Chronisten alle Glaubwürdigkeit absprach. Allein zu so extremen Mitteln zu greifen, ist überflüssig. Nebukadnezar's Zug, den Abtrünnigen zu strafen, ist ein Factum, da aber beide Quellen und überdies Jeremias diese Strafe an dem Nachfolger Jojakim's vollziehen lassen, welcher nur drei Monate regierte, so müßten, wenn auch Jojakim sie erfahren hatte, die Chaldäer in 100 Tagen Jerusalem zwei Mal erobert haben, was aus andern Gründen und auch darum ganz unwahrscheinlich ist, weil nach der ersten Züchtigung eine augenblickliche Wiederempörung mehr als unbegreiflich wäre. Vielmehr haben wir uns die Sache so vorzustellen: Jojakim's Abfall, weit entfernt, dem Lande zu nützen, zog ihm nicht nur einzelne (wol mehr räuberische als erobernde) Angriffe der noch im Westen hin und wieder stehenden Chaldäer zu, und andere Nachbarn, Syrer, Moabiter, Ammoniter, ergriffen die Gelegenheit, das geschwächte Juda, welchem jetzt seine aufgegebene Stellung zu Babylon als einer Lehensherrschaft keinen Schutz mehr bot, wie früher auszubeuten (2 Kön. 24, 2). Unter diesen traurigen Verhältnissen starb Jojakim, und als Nebukadnezar vor Jerusalem rückte, um den Abgefallenen zu strafen, fand er dessen Sohn im Besitze der Herrschaft. Bedenken wir, daß zwischen den Schlachten von Megiddo und Karkemisch 4 Jahre verflossen, der Zug Necho's gegen Babylon also so lange sich verschoben hatte, so ist es unschwer zu glauben, daß auch Nebukadnezar etwa drei Jahre die Befriedigung seiner Rache habe aufsparen können. Was die Chronik aber von der Gefangennehmung Jojakim's durch den König von Babel sagt (2 Chron. 36, 6. 7), bezieht man am besten auf die erste Eroberung gleich nach der Schlacht von Karkemisch im 5. Jahre Jojakim's. Offenbar hat der Verfasser der Chronik als ein ziemlich flüchtiger Compilator die Worte: „um ihn gen Babel zu führen" als eine ihm nothwendig scheinende Ergänzung zugesetzt; da er die Bücher der Könige, unter andern, vor sich hatte, so kann sich diese Wegführung nicht auf das Ende der Regierung Jojakim's beziehen; und der Chronist will sie nicht als eine wirklich vollzogene erzählen, weil er sich sonst nicht eines so sonderbaren Ausdrucks bedient hätte. Wir gewinnen somit durch ihn noch die Notiz, daß Nebukadnezar den Jojakim als Bundesgenossen Necho's zuerst feindlich behandelte, nachher aber als Vasallen bestehen ließ. (*Ed. Reuss.*)

JOIGNY (latein. Jovîniacum. nördl. Br. = 47° 59′ 10″, östliche Länge von Ferro = 21° 3′ 30″). Stadt und Hauptort eines Arrondissements und eines Cantons im französischen Departement der Yonne. Sie liegt amphitheatralisch am Abhange eines weinbedeckten Hügels am rechten Ufer der Yonne, ist mit starken Mauern und Thürmen umgeben, enthält schmale, winkelige und sehr abhängige Straßen, einen großen Marktplatz, zwei Vorstädte, ein vom Cardinal Gondi erbautes Schloß, von dessen Terrasse man einer vortrefflichen Aussicht genießt, ein Handelsgericht, ein Gymnasium (collège communal) und zählte

im Jahre	1789	4316
= =	1801	5219
= =	1811	5132
= =	1821	5251
= =	1831	5537
= =	1836	5494

Einwohner, welche Fabriken in Leinewand, wollenen

Zeuchen, Spanisch-Weiß, Feuilletten und Leder, sowie Handel mit Korn, Wein, Wolle, Holz und Kohlen unterhalten. Nach einem zehnjährigen Durchschnitte (von 1825 bis 1835) hat die Stadt jährlich 206 Geburten, worunter 49 uneheliche, 174 Todesfälle und 50 neugeschlossene Ehen. — Früher war Joigny ein sehr wichtiger Platz, der seit dem 10. Jahrhundert seine eigenen Grafen hatte. Expilly hält dafür, daß er von Flavius Jovinus, dem magister equitum des Kaisers Valentinian, erbaut sei (derselbe, welcher auch Joinville erbauete; s. d. Art.); es zeigt noch Spuren hohen Alterthums. Das Arrondissement besteht aus den neun Cantonen: Aillant, Bleneau, Brienon, Cerisiers, Charny, Joigny, St. Fargeau, St. Julien-du-Sault, Villeneuve-sur-Yonne, ist 35,42 geographische Quadratmeilen groß und zählte im Jahre 1836 90,553 Einwohner in 108 Gemeinden.

(*Klähn.*)

Über die Yonne führt eine schöne Brücke, viele Häuser sind wohlgebaut. Die Stadtmauer muß, nach den noch vorhandenen Strecken zu urtheilen, von ungewöhnlicher Mächtigkeit gewesen sein; außerhalb derselben war ein Capucinerkloster gelegen, welches der Freigebigkeit des berühmten Cardinals von Retz eine wohlgehaltene und ziemlich bedeutende Bibliothek verdankte. Die ganze Umgebung der Stadt ist freundlich und ergötzlich, und der hiesige Wein wird zu den vorzüglichsten Gewächsen von Auxerrois gerechnet. Die bedeutende nach Joigny benannte Grafschaft ist ein Abspliß der Grafschaft Sens. Reinald I., Graf von Sens, erbaute das hiesige Schloß; seines Enkels, des Grafen Fromund III. von Sens und Joigny, einzige Tochter, Mantfredis, brachte die Grafschaft Joigny an ihren Eheherrn, Stephan von Baux, welcher der Erbauer von Joinville geworden sein soll. Dieses Enkel, Reinald und Roger, Gottfried's Söhne, theilten sich in das väterliche Erbe, so, daß Reinald Joigny, Roger die Herrschaft Joinville nahm. Reinald, Graf von Joigny, der Dritte genannt in Bezug auf seine mütterlichen Vorfahren, lebte noch 1145 und war verheirathet mit Alix von Champagne, einer Schwester des Königs Stephan von England, oder, nach du Bouchet, mit Wandelmudis von Beaujeu (es scheint aber bei du Bouchet eine Verwechselung mit Reinald II. zu walten). Reinald's III. und der Alix von Champagne anderer Sohn, Galcher von Joigny, Herr von Châteaurenard, bei Montargis, heirathete Adelheid von Venisy, Witwe von Andreas von Brienne zu Rameru, dem sie im Jahre 1184 vermählt worden, und ein Sohn dieses Galcher wird sein Galcher II. von Joigny, Herr von Châteaurenard und Seneschalk von Nivernais, der 1241 in Gemeinschaft mit seiner Hausfrau, Amicia von Montfort (vermählt nach 1223), das Dominikanerkloster zu Auxerre stiftete. Als Witwe nahm Amicia den Schleier in dem Kloster zu Montargis, dessen ausgezeichnete Wohlthäterin sie geworden ist. Ihre Tochter, Petronilla von Joigny, die Erbin von Châteaurenard, heirathete 1) Peter I. von Courtenay, 2) im J. 1252 Heinrich II. von Sully. Reinald IV., Graf von Joigny, allem Ansehen nach ebenfalls ein Sohn von Reinald III., lebte 1180. Wilhelm I., Graf von Joigny, mußte die erste Frau, Alix von Courtenay, der Verwandtschaft halber von sich weisen, und schritt zur zweiten Ehe mit Beatrix von Sancerre, die noch 1221 als lebend vorkommt. Der Sohn der ersten Ehe, Peter, Graf von Joigny, starb ohne Kinder, und es folgte im Besitze der Grafschaft der Sohn der andern Ehe, Wilhelm II., der sich am Donnerstage vor der Octave von Allerheiligen 1257 mit Elisabeth von Mello, Frau auf St. Bris, St. Mauris und Tirouelle, verheirathete, sie aber frühzeitig als Witwe zurückließ, denn sie ging eine zweite Ehe ein mit Humbert I. von Beaujeu, dem Connétable von Frankreich. Elisabeth hat die Karthause Valprofonde bei Joigny gestiftet und ist nach dem Jahre 1301 gestorben. Ihre Tochter, Beatrix von Joigny, wurde an Johann von Nesle zu Falvy verheirathet, ihr Sohn, Graf Wilhelm III. von Joigny, war des Königs Ludwig IX. Gefährte in dem ersten Kreuzzuge und wurde in seiner Ehe mit Agnes von Mercoeur der Vater Johann's I., der mit Maria von Mercoeur die große Baronie dieses Namens in Auvergne erheirathete und 1283 sein Leben in Italien beschloß. Außer der im J. 1295 mit Hakon, dem jüngern Sohne des Königs Erich von Norwegen, verlobten Tochter Isabella, hinterließ Johann die Söhne Johann II. und Robert. Dieser, Bischof zu Chartres, durch Wahl vom Jahre 1314, starb 1326. Johann II., 16. Graf von Joigny, Baron von Mercoeur, verheirathete sich vor dem J. 1306 mit Agnes von Brienne, des Grafen Hugo I. Tochter und starb nach 1324. Sein einziger Sohn, Johann, war 1307 in zarter Kindheit gestorben und wurde in der Kirche des Priorats zu Joigny beigesetzt; es blieb ihm aber eine Tochter, Johanna, Gräfin von Joigny und Frau auf Mercoeur, die, verehlicht durch Vertrag vom April 1314 mit dem Grafen von Alençon, Karl dem Großmüthigen, am 2. Oct. 1336 die Zeitlichkeit verließ. Kinder hat sie nicht gehabt, sie wird aber durch Testament über ihre Grafschaft zu Gunsten des Großmüthigen verfügt haben, denn dieser gab 1338 Joigny tauschweise an Johann von Noyers. Johann's Urenkel, Ludwig von Noyers, 22. Graf von Joigny, starb 1415 und es beerbte ihn seine an Guido von la Tremouille, den Herrn von Huchon, verheirathete Schwester Margaretha. Der Margaretha Sohn, Ludwig von la Tremouille, starb unverheirathet, und es theilten sich am 4. Juni 1467 die Kinder seiner Schwestern in seine Verlassenschaft, dergestalt, daß Karl von Chalons, Baron von Viteaux, ein Sohn der Johanna von la Tremouille, zu seinem Antheil die Grafschaft Joigny erhielt. Dieses einzige Tochter, Charlotte von Chalons, Gräfin von Joigny, Frau auf Viteaux und Antigny, hinterließ Joigny dem Sohne ihrer ersten Ehe, dem Johann III. von S. Maure, Grafen von Nesle und Joigny. Johann's III. Enkel, Karl von S. Maure, 29. Graf von Joigny, starb 1576 und seine Erbschaft gelangte an seines Vaters Schwester, Louise du S. Maure, oder genauer, an deren ältesten Sohn, Johann von Laval-Loué. Dieses Sohn, Guido von Laval, Marquis von Nesle, 31. Graf von Joigny und von Maillé, Vicomt von Brosse, Herr von Loué, Baron von Bressuire, la Roche-

Chabot, la Motte Sainte-heraye und l'Isle-sous-Montréal, Castellan von Rochecorbon, Benays und les Ecluses, starb 1590 an den Folgen der in der Schlacht bei Ivry empfangenen Wunde, und in seine unermeßliche Erbschaft theilten sich des Vaters Schwestern, Gabriele und Anna von Laval, oder vielmehr deren Nachkommen. Gabriele war verheirathet gewesen an Franz aur Epaules, Herrn von Priy, Prèle und Ferrieres in Burgund, Anna an Claudius von Chandio, der ebenfalls einem burgundischen Edelgeschlechte angehörte. Der Gabriele Sohn, Renat aur Epaules, verheirathet mit Margaretha, einer Tochter des sogenannten Prinzen von Cambray, des Marschalls von Montluc-Balagny, nahm derer von Laval Namen und Wappen an, und hinterließ sterbend, im J. 1650, beides, sammt dem reichen Marquisat Nesle, seiner an Bertrand Andreas von Mouchy verheirathete Tochter Magdalena. Der Anna von Laval Eheherr, Claudius von Chandio, war ein Sohn Anton's, der Lieutenant gewesen in Bayard's Ordonnanzcompagnie; als Claudius sich die von Laval beilegte, waren die wichtigsten seiner Stammgüter bereits veräußert, insbesondere Origni und Bussi-le-grand, dieses nachmals bekannter als Roger's von Rabutin gewöhnlicher Wohnsitz. Des Claudius und der Anna von Laval Sohn, Renat von Chandio, erhielt aus der Erbschaft des Hauses Laval die Grafschaft Joigny; sie wurde aber unter ihm subhastirt und von Philibert Emanuel von Gondi, Marquis von Belle-isle, erstanden. Dieser starb zu Joigny, den 29. Juni 1662. Der jüngere seiner Söhne ist jener berühmte Cardinal von Retz. Der ältere, Peter von Gondi, Herzog von Retz, Graf von Joigny, starb den 29. April 1676 und hinterließ vier Töchter, von denen die ältere den Schleier genommen hatte. Darum schreibt die Sevigné, d. d. Joigny, 18. August 1677: „le beau pays et la jolie petite terre! elle n'est pourtant pas plus affermée que vingt mille écus depuis la misère du tems: elle alloit autrefois plus haut. Ma fille, il ne s'en faut qu'une tête, qu'elle ne soit à vous: ce seroit un beau coup de dé." Es ist das die Begehrlichkeit einer Mutter, die schmerzlich leidet, wenn die Gläubiger aus Paris nach der Provence ziehen, um der geliebten Tochter hart zuzusetzen. Sie wurde aber nicht erhört, denn Paula Margaretha Franziska von Gondi war seit dem 12. März 1675 mit Franz Emanuel de Blanchefort-Crequy, Herzog von Lesdiguieres, verheirathet und wurde am 3. October 1678 von einem Sohne entbunden, der jedoch der einzige blieb und im Jahre 1703 ohne Nachkommenschaft starb. Die Mutter überlebte ihn noch um 13 Jahre und verschaffte vor ihrem Ende die Herzogthümer Retz und Lesdiguieres, auch die Grafschaft Joigny, dem Herzoge von Villeroy, dem Sohne des berühmten Marschalls. Dieser, der 36. Graf von Joigny, starb den 22. April 1734, und am 22. März 1766 sein Sohn Ludwig Franz Anna de Neuville, Herzog von Villeroy. Ludwig Franz wurde von einem Vetter, Gabriel Ludwig Franz de Neuville, beerbt. (*v. Stramberg.*)

Joinagur, s. **Jeypur und Radschputen.**

JOINVILLE, ehemals auch Jainville und Ginville genannt, unter 48° 26′ nördl. Br. und 22° 45′ östl. L. von Ferro belegen, ist eine Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Vassy des französischen Departements der Ober-Marne. Sie erhebt sich in einer reizenden Gegend am linken Ufer der Marne, über welche eine steinerne Brücke von drei Bogen führt, und am Fuße eines Berges, auf dem einst ein prächtiges, seit 1790 aber abgetragenes Schloß, die Wiege der Herzoge von Guise, stand, besteht aus der eigentlichen Stadt und den Vorstädten Ruetz oder Royaur, St. Jacques und de Lorraine, und zählt eine Kirche (Notre Dame, das älteste Denkmal der Stadt, welches so alt wie diese letztere selbst sein soll, aber in artistischer Hinsicht nichts Merkwürdiges enthält), ein Hospital (St. Croix), eine lateinische Schule (collège) und 2965 Einwohner, welche Fabriken von Serge, Hüten, wollenen Strümpfen (jährlich etwa 15,000 Dutzend) und Jahrmärkte unterhalten, auch von der Durchfuhr einigen Gewinn ziehen, da die Stadt an der Straße von Paris nach Chaumont liegt. Vor der Revolution war Joinville der Hauptort desjenigen Theils der untern Champagne, welcher wegen seiner Fruchtbarkeit den Namen Vallage führte. In früherer Zeit nahm diese Stadt einen bedeutenden Rang ein, der aber jetzt unwiederbringlich verloren ist; sie hatte Mauern und Gräben, welche letztere in Straßen und Gärten verwandelt sind, und war der Hauptort einer Baronie, welche im Jahre 1551 von Heinrich II. zu Gunsten seines Cousins, des Herzogs Franz von Guise und Aumale, in ein Fürstenthum verwandelt wurde, wovon der jetzt regierende König Ludwig Philipp den Titel auf einen seiner Söhne übertragen hat; allein von dem alten Glanze der Stadt sind nur noch wenige Spuren in einigen Trümmern vorhanden. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt; die meisten französischen Autoren nehmen indessen mit der größten Wahrscheinlichkeit an, daß Jovinus*), der magister equitum des Kaisers Valentinian, welcher, dem Zeugnisse des Ammian Marcellin zufolge, in dieser Gegend einen Thurm gegen die Einfälle der Germanen erbauete, die Veranlassung dazu gegeben habe, wobei sie voraussetzen, daß dieser Thurm hier errichtet worden sei. In alten Werken und Manuscripten führt die Stadt den lateinischen Namen Jonivilla, Janivilla, Joanvilla, Jovisvilla, Jovinvilla, Johannivilla, Jonvilla und selbst Joignyvilla. Der berühmteste der älteren Barone von Joinville ist Johann, der Geschichtschreiber Königs Ludwig des Heiligen. In dem abgetragenen Schlosse wurde am 2. Januar 1585 die Ligue geschlossen. Die öffentliche Promenade, „Petit bois" genannt, besteht aus dem ehemaligen fürstlichen Parke. — Für mehre Details über die historischen Denkwürdigkeiten dieser Stadt vergleiche: *Fériel*, Notice historique sur la ville et les Seigneurs de Joinville. (Paris 1835.) (*Klähn.*)

Das weitläufige und prachtvolle Schloß von Joinville hatte zwei Thürme, wovon der eine, la Tour quarrée, der eigentliche Wohnsitz der Freiherren von Joinville ge-

*) Sein Epitaph befindet sich in der Kathedrale zu Rheims. Er soll auch der Gründer der Stadt Joigny sein. Vgl. d. Art.

weſen iſt; ihr wird die Tour blanche nicht viel nachgegeben haben. An das Schloß lehnte ſich die Stiftskirche zu St. Laurentien, das Werk Gottfried's III. von Joinville, und von einem Dechanten und neun Chorherren (zu 1000 Livres) bedient. Alle Pfründen wurden von dem Capitel vergeben. Die Kirche beſteht aus Chor, Schiff und zwei Seitenſchiffen. In der Mitte des Chors befindet ſich das Monument des Grafen von Vaudemont, Friedrich's von Lothringen († 1471) und ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin Yolanthe von Anjou. Beider Statuen, von Kupfer, in Lebensgröße, ſind aber vorlängſt verſchwunden. Rechts von dem Hochaltare, unter einer Arkade, ſtand das Grabmal des berühmten Johann von Joinville, neben den ſeine zwei Frauen und ſein Sohn Heinrich, von dem uns nichts weiter bekannt, ſich gebettet hatten. Die Inſchrift: Jean, Seigneur de Joinville, et fils de Simon de Joinville, qui fut aussi outre mer au service de M. St. Louis, Roi de France, l'espace de six ans, et en rapporta l'écu de Geoffroi, son oncle, gehört, wie Niemand bezweifeln wird, einer ſpätern Zeit an. Dem rechten Seitenſchiffe ſchloß ſich an die Kapelle Heinrich's von Lothringen, des Biſchofs von Metz († 1505), der ſich dieſe Kapelle zu ſeinem Begräbniß und zugleich des Grafen von Vaudemont Monument erbauet hat. Sein eigenes Monument, in Kupfer, fünf Fuß hoch, lehnte ſich auf der Epiſtelſeite, dem Altare gegenüber, an die Mauer. Oben knieete der Biſchof, in Amtstracht abgebildet. Die Einſchließung war mit Statuen von verſchiedenen Heiligen beſetzt, das Ganze von Cartouchen, worin das lothringiſche Wappen, umgeben. Zwiſchen dem linken Flügel und der Fürſtenkapelle, unter der Arkade bei dem Altar U. L. F., war das Monument der Margaretha von Joinville, Gräfin von Vaudemont († 1416), angebracht und darüber ihre Statue, zugleich mit jener Friedrich's von Lothringen, ihres Gemahls. Unter der zweiten Arkade hatte Anſelm von Joinville, der Marſchall von Frankreich, ſein Grabmal; er ſelbſt und ſeine beiden Frauen ſind in Lebensgröße abgebildet. Die Fürſtenkapelle, la Chapelle des Princes, enthält das prachtvolle Monument, welches Antoinette von Bourbon ihrem Gemahl, dem Herzoge Claudius von Guiſe († 1550), errichtete, und welches den vorzüglichſten Kunſtwerken des Reiches an die Seite zu ſtellen, auch ohne Rückſicht auf das koſtbare Material. Marmor, Jaſpis, Alabaſter und Porphyr waren hier verſchwendet. Die Fronte des Monuments wurde von den vier Cardinaltugenden getragen. Darüber erhob ſich, in der Höhe von 10 Fuß, ein Ruhebett von ſchwarzem Marmor, das von zwei Statuen von weißem Marmor, den Herzog Claudius und ſeine Gemahlin vorſtellend, eingenommen war. In der darunter befindlichen Gruft waren Claudius und Antoinette von Bourbon, ihr älteſter Sohn, der von Orléans ermordete Herzog Franz von Guiſe, ihr Urenkel, der Herzog Karl von Guiſe († 1640), deſſen Kinder, der Prinz Franz von Joinville († 1639), der Chevalier de Guiſe, Roger († 1653) und der Herzog Heinrich von Guiſe († 1664), endlich des Herzogs Karl Enkel, der Herzog Ludwig Joſeph von Joyeuſe, Angoulême und Guiſe († 1671), beigeſetzt. In der Sacriſtei dieſer Kirche bewahrte man den Gürtel des heiligen Joſeph, von weißer Seide gewebt, mit der Aufſchrift: hic est cingulus, quo cingebatur Joseph, sponsus Mariae. Johann von Joinville hatte denſelben in Paläſtina an ſich gebracht und hierhin gegeben. Ein Reliquiarium, la sainte Chapelle genannt, rührt von dem Cardinal Karl von Lothringen her. Ihm war dieſe Kirche werth, weil er in derſelben am 17. Februar 1524 getauft worden, und ſie zu bereichern, erbat er ſich bei König Karl IX. Fragmente aller der Reliquien, welche die Sainte Chapelle zu Paris beſaß; dieſe Fragmente wurden in ein Reliquiarium vereinigt, deſſen Name an ſeinen Urſprung erinnert. An dem Wege, der vom Schloſſe nach der Stadt führt, ſtand die St. Michaelskapelle mit folgender Inſchrift: Cette chapelle fit faire haut et puissant Prince Ferry de Lorraine, Seigneur de Rumigny, Comte de Vaudémont et Seigneur de Joinville; et Madame Marguerite de Joinville, sa femme, Dame des dits lieux, l'an de grace 1403. An dem Südende der Stadt ſelbſt befand ſich ein Benedictiner-Nonnenkloſter, Nôtre-Dame-de-piété genannt, deſſen Priorin wählbar, nur daß ihre Beſtätigung bei der Äbtiſſin zu St. Pierre in Rheims nachgeſucht werden mußte. In der Vorſtadt d'Ecureuil hatten ſich Nonnen vom Annunciatenorden und in der Vorſtadt Ruaux Urſulinerinnen niedergelaſſen. Außerdem gab es hier ein Capucinerkloſter und zwei Hoſpitäler, zu St. Johann und zum heiligen Kreuz; dem einen dieſer Hoſpitäler war das vormalige Kloſter Boucheraumont einverleibt. Die Pfarrkirche zu U. L. F., ein Geſtift der Herren von Joinville, wurde von Graf Theobald dem Großen von Champagne und von ſeiner Gemahlin Mathilde erneuert. Insbeſondere ließ das gräfliche Paar das Portal aufführen, und darum waren vordem Theobald's und Mathilden's Bildſäulen an derſelben angebracht. Eine Viertelſtunde von der Stadt entlegen war das Minoritenkloſter zu St. Anna, in ältern Zeiten ein Benedictinerpriorat, das von der Abtei St. Urbain, 1 Stunde ſüdweſtlich von Joinville, abhängig. Kaiſer Karl V. auf ſeinem Siegeszuge durch die Champagne, nahm Joinville den 20. Auguſt 1544 und ließ die Stadt, nicht aber das Schloß, den Flammen übergeben. Die Brandſtätten wurden aber bald wieder bebaut, und im J. 1552 errichtete König Heinrich II. zu Gunſten des Herzogs Franz von Guiſe das Fürſtenthum Joinville, zu welchem die Städte Joinville und Vaſſy, die Baronien Sailly, Doulevant, Roches, Esclairon, überhaupt 82 Dörfer gehörten, mit welchem auch das Erbamt eines Seneſchall von Champagne verbunden war. Durch Heirath war dieſes alles an die Herzoge von Lothringen gekommen, und durch Erbvergleich vom 27. October 1530 hatte der Herzog Anton Joinville, Ancerville und viele andere große Beſitzungen in verſchiedenen Provinzen von Frankreich, ſammt einer Rente von 6000 Pfund bariſch, wegen der Salzſiedereien zu Joinville, ſeinem Bruder Claudius, dem erſten Herzoge von Guiſe, überlaſſen. Einige Menſchenalter hindurch führte der Erſtgeborne des Hauſes Guiſe bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Prince de

Joinville. Der letzte Herzog von Guise, Franz Joseph, starb den 16. März 1675, und Guise und Joinville fielen an seines Großvaters Schwester, an die Prinzessin Maria von Lothringen. Als diese, unverehelicht, ihr Leben beschloß, den 3. März 1688, fiel das Fürstenthum Joinville, damals jährlich 100,000 Thaler ertragend, an die große Mademoiselle, die Tochter des Herzogs Gaston von Orléans, und diese gab in ihrem Testamente die schöne Besitzung an das von dem Bruder Ludwig's XIV. abstammende Haus Orléans. Noch heute sind die von dem Fürstenthume Joinville herrührenden Domainen Eigenthum dieses Hauses, und führt des Königs Ludwig Philipp dritter Sohn, Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria von Orléans, geboren den 14. October 1818, den Titel eines Prince de Joinville.

Dem Wappen nach zu urtheilen, sind die Freiherren von Joinville mit dem uralten Hause von Broyes eines Herkommens, und zwar müssen jene von einem jüngern Sohne abstammen, denn das beiden Häusern gemeinsame Wappen, drei goldene Flachsbrechen im blauen Schilde, ist für die von Broyes ein redendes Wappen (Flachsbreche, französisch broye); es führen auch die von Broyes das volle Wappen, während die von Joinville, als jüngere Söhne, solches veränderten, durch Hinzusetzung eines wachsenden Löwen, als Schildhauptes. Diesen Löwen haben sie von König Richard Löwenherz, dessen erstes Wappen, wie Spelman lehrt, ein Löwe gewesen. Broyes, Flecken und Baronie, liegt in der Brie, 1½ Stunde nordwestlich von Sezanne. Es haben aber die davon benannten Herren außerdem noch eine bedeutende Menge von Gütern besessen, wovon wir nur Commerci, Lusy, Semur-en-Brienois, Huchon, Bourbon-Lanci, Arc-en-Barois und Châteauvilain nennen; Châteauvilain und Arc-en-Barois, die großen Herrschaften, zumal darum, weil sie Fragmente eines sehr ausgedehnten Eigenthums zu sein scheinen, dem auch die Baronie Joinville angehört haben könnte. Ein jüngerer Sohn dieses großen Hauses Broyes war allem Ansehen nach Stephan von Baur (Vaucouleurs), der, nach Alberich's Angabe, die Burg Joinville erbauete und durch seine Vermählung mit Mantfridis, der Tochter des Grafen Fromund III. von Sens und Joigny, die Grafschaft Joigny (s. d. Art.) erwarb. Sein Sohn, Gottfried II., Graf von Joigny und Herr von Joinville, ein Wohlthäter der Abtei Molesme (im Jahre 1090), starb 1100, aus seiner Ehe mit Hodierna von Courtenay, Joscelin's I. Tochter, mehre Kinder hinterlassend. Darunter war Roger von Joigny, der, abgefunden mit der Herrschaft Joinville, davon den Zunamen annahm und ihn auf seine Nachkommen vererbte. Er befand sich in des Grafen Eudo von Champagne Gefolge, als dieser 1104 nach Molesme kam, um die Schenkungen zu bestätigen, die er auf dem Concilium zu Troyes dem Kloster gemacht hatte. Roger, der mit Adelhardis von Vignory verheirathet, starb um das Jahr 1130 und hinterließ vier oder fünf Kinder. Eine Tochter wird als Äbtissin von Avenay genannt. Ein Sohn, Guido, stand an der Kirche von Chalons-sur-Marne als Archidiakonus, als der neue Bischof, Guido von Dampierre, an dem zu seiner Einweihung gewählten Tage des Jahres 1163 verschied. Den hierdurch erledigten Stuhl bestieg Guido von Joinville, und die Kirche von Chalons zählt ihn zu ihren würdigsten Bischöfen. Im J. 1178 stiftete er bei der Collegiatkirche zu St. Laurentien in Joinville zwei Kanonikate. Zu der Krönung König Philipp's II im J. 1179 berufen, wurde er, in Betracht seiner erlauchten Geburt, zum Grafen und Pair des Reichs ernannt, eine Eigenschaft, die sich auf seine Nachfolger, die Bischöfe von Chalons, vererbt hat. Im J. 1181 gerieth er in Fehde mit verschiedenen Gewaltigen, die sich der Besitzungen seiner Kirche anmaßen wollten. Er verbündete sich mit dem Bischofe Arnold von Verdun, der durch gleiche Anfechtungen beunruhigt war, und mit dem Herzoge Simon von Lothringen, und belagerte die feste Burg St. Menehould. Aber einer jener Räuber, der Bastard Albert Pichot, hatte sich dort eingeschlossen und nöthigte die Belagerer zum Abzuge, nach einem vergeblichen Angriffe, der dem Bischofe von Verdun das Leben kostete. Im Jahre 1183 weihte Guido die Kirche von Notre Dame de la Vallée. Er starb auf einer Pilgerfahrt zu Jerusalem den 31. Januar 1190, und wurde in dem Thale Josaphat beerdigt. Bei ihm hatte der gelehrte Engländer Johann von Salisbury Zuflucht gefunden, als er wegen treuer Anhänglichkeit an Thomas a Becket sein Vaterland verlassen mußte, und Johann dankte dem Beschützer für die gastliche Aufnahme in einem Schreiben, welches in seinen Epistolis ad diversos unter Nr. 143 zu finden ist. Des Bischofs Guido Bruder, Gottfried III. von Joinville, der Alte oder der Fette, empfing von Grafen Heinrich I. von Champagne das Amt eines Seneschalls der Grafschaft, und bediente sich des Titels hiervon bereits in einer Urkunde von 1154. Er starb in sehr hohem Alter um das Jahr 1184 und wurde in der Abtei Clairvaux beerdigt [1]). Die von Gottfried

1) Laut folgender Grabschrift: Diex Sires tous puissans, je vous prie que vous faciez bonne mercy a Joffroy Seigneur de Joinville qui cy gist; cui vous donnastes tant de grace en ce monde, qui vos funda plusieurs Eglises de son temps: Premiers l'Abbaye de Escure de l'Ordre de Cisteaux. Item l'Abbaye de Joinville de l'Ordre de Praemonstrè. Item la maison de Mascon de l'Ordre de Grantmont. Item la Priouste du Val Doune de Molesme. Item l'Eglise de Sainct Lorent dou Chastel de Joinville. Dont tuit cilz, qui sont issus de li, doibuent auoir esperance, que Diex la mis en sa compagnie. Quar li sains tesmoignent, qui fait maison Diex en terre il acquier propre maison ou ciel. Il fut Cheualiers li mileurs de son temps, et ce apparut, par le grands fais, quil fi deça la mer, et dela. Et pour ce, la Senescalcie de Champaigne en fut donnée a li et a ses hoirs, qui depuis l'ont tenuës de lui. Il cilz Joffroy, qui fut Sires de Joinuille et Seneschals de Champaigne, qui fut en Acre, fut Peres a Guillaume, qui gist en la tumbe, couuerte de Plomb, qui fut Euesque de Langres, puis Archeuesque de Reins, et freres germains, Simon qui fut Sires de Joinuille, et Seneschals de Champaigne: et fut du nombre des bons Cheualiers, pour les grands prix d'armes, qui eut deça la mer, et delá, et fut auec le Roy Jean a prendre Damiette. Il cilz Simons fut Peres a Jehan Segnour de Joinuille, et Seneschal de Champaigne, qui encore vit, et feist faire cet escript, l'an mil CCC. et XI. auquel Diex doin salut a l'ame, et Sainctay au Corps. Icilz Simons refut freres à

im Jahre 1144 gestiftete Abtei Ecurey, Cistercienserordens, liegt innerhalb der Grenzen des Herzogthums Bar an dem Flüßchen Saur; daß er auch der Stifter der Abtei Jovilliers, östlich von Ancerville unweit des Saur, geworden sei (1168), wird von der Abtei selbst bestritten, und nur zugegeben, daß er 1132 das Gut Jovilliers geschenkt habe, um daselbst eine Abtei zu begründen. Gewiß hingegen ist, daß Gottfried die Kirche zu St. Laurentien, bei dem Schlosse Joinville, des Ordens von Granmont Kloster zu Macon, und um 1140 das Priorat U. L. F. zu Valdosne, nordöstlich von Joinville, gestiftet, dieses auch der Abtei Molesme übergeben hat. Seine Gemahlin, Felicitas, war die Tochter des Grafen Erhard I. von Brienne. Seine Tochter, Gertrude, wurde um 1179 an den Grafen Gerhard VI. von Vaudemont verheirathet und pilgerte 1188 in Gesellschaft ihres Gemahls nach Compostell, zu dem Grabe des Apostels. Ihr Bruder, Gottfried IV., der junge, Seneschall von Champagne, nahm Theil an dem Kreuzzuge des Königs Philipp August von Frankreich, insbesondere an der Belagerung von Ptolemais, 1190, starb vor dem Jahre 1197 und wurde zu Clairvaux beerdigt. Aus seiner Ehe mit Helwide, einer Tochter Guido's I. von Dampierre (sie besaß Mailei und Remignicourt), kamen die Söhne Gottfried V., Wilhelm, Robert, Simon, Andreas und Guido, dann drei Töchter. Gottfried V., Trouillart, besaß, als ältester Sohn, die Herrschaft Joinville und das Amt eines Seneschall von Champagne, und muß, wie die Inschrift zu Clairvaux andeutet, zwei Mal das heilige Land besucht haben, das erste Mal in Gesellschaft seines Vaters, denn nur in diesem Zuge konnte er die gewaltigen Thaten verrichten, die den König Richard Löwenherz veranlaßten, sein Wappen denen von Joinville mitzutheilen. Der zweite Kreuzzug, für Gottfried nicht minder rühmlich als der erste, wurde durch die Einnahme von Zara und Constantinopel verherrlicht und in Palästina beschlossen. Aber Gottfried sah die Heimath nicht wieder, er starb an den Ufern des Jordans um das Jahr 1204. Und weil er unverehlicht die Welt verlassen hatte, ohne Nachkommen, die für ihn beten konnten, so erhob der Geschichtschreiber Joinville, des guten Ritters Neffe, den Schild des Verstorbenen, und gab ihn nach Joinville in die Burgkirche zu St. Laurentien, daß daselbst für den guten Ritter gebetet werde. Wilhelm von Joinville, Archidiakonus der Kirche zu Rheims, wurde auf den bischöflichen Stuhl von Langres erhoben, vor dem Febr. 1209. Im Sept. 1215 erbaute er den Chorherren von Val-des-écoliers ein Haus in der Nähe von Chaumont, das erste, das ihnen gegeben worden. In einem Vertrage zwischen seinem Bruder Simon und der Gräfin Blanca von Champagne, vom Juni 1218, wird Wilhelm noch als Bischof von Langres bezeichnet, bald darauf aber zu dem Erzbisthume Rheims befördert, nahm er von demselben Besitz den 9. Juni 1219. In einer Verhandlung vom März 1221 erscheint er zugleich als päpstlicher Legat. Im Jahre 1223 hielt er zu Paris ein Concilium, worin beschlossen wurde, die Albigenser zu bekriegen. Am 6. August 1223 krönte er zu Rheims den König Ludwig VIII. und die Königin Blanca, und es wurde ihm bewilligt, den Betrag der hierbei aufgewendeten Unkosten von den Vasallen des Herzogthums Rheims zu erheben; diese für einen bestimmten Fall ertheilte Bewilligung ist von dieser Zeit an zu einer ständigen Abgabe erwachsen. Im Jahre 1226 folgte Wilhelm dem Könige in den dritten Feldzug gegen die Albigenser; allerwärts Sieger, starben König und Erzbischof auf der Heimreise, dieser zu St. Flour den 6., der König zu Montpensier den 8. Nov. 1226. Robert von Joinville schloß sich seinem Vetter an, dem Grafen Walter III. von Brienne, als dieser mit gewaffneter Hand die Rechte seiner Gemahlin auf das Königreich beider Sicilien suchte, starb aber in Apulien, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Andreas, ein Tempelritter, wird nur gelegentlich von Alberich genannt. Guido, der jüngste Bruder, ward in der Theilung, vom Jahre 1208, mit Sailly, zwei Stunden östlich von Joinville, abgefunden, erheirathete Juilly und Chanloc mit Petronilla von Chappes, und hinterließ die Söhne Robert, Simon und Wilhelm. Wilhelm von Joinville auf Juilly, ein Wohlthäter des Dominikanerklosters zu Troyes im Jahre 1280, war der Vater von Johann, Herrn von Juilly, den wir 1303 vor Courtray in dem Heere König Philipp's IV. finden, und der Großvater von Philipp und Wilhelm von Juilly, von denen dieser bei der Belagerung von S. Omer getödtet wurde. Simon von Joinville, Guido's und der Petronilla von Chappes mittlerer Sohn, besaß die Herrschaft Dongeux, südlich von Joinville, an der Marne, und wurde der Vater von Guido I. von Joinville, Herrn zu Dongeux, der um 1286 das Hospital zu Boucheraumont gründete, auch selbst die Statuten entwarf für die Brüder, denen die Pflege der männlichen Kranken anvertraut, und für die Schwestern, die dem Dienste der weiblichen Kranken gewidmet waren. Des frommen Stifters Sohn, Guido II., erbaute die Kapelle zu Boucheraumont; dessen Witwe, Beatrix von Arziliers, starb im Jahre 1370. Ihre einzige Tochter, Beatrix von Joinville, trug die Herrschaft Dongeux in das Haus Bourlemont, durch ihre Vermählung mit Heinrich von Bourlemont. Robert von Joinville, der älteste Sohn Guido's und der Petronilla von Chappes, besaß Sailly und lebte um das Jahr 1256; Auneir, seine Hausfrau, errichtete im Jahre 1278 ihr Testament. Sein älterer Sohn, Guido von Joinville, Herr zu Sailly, vergabte 1274 eine Rente von 20 Sols an das Kloster Ecurey, hinterließ aber nur die einzige Tochter Alix, die mit Reinold von Choiseul, Herrn von

---

Joffroy Troulart, qui refut Sires de Joinuille et Seneschalz de Champaigne. Liquelx Troulart, pour les grands fais qu'il fit deça la mer, et dela, refut au nombre de bons Chevaliers. Et pour ce qu'il trepassa en la terre saincte, sans hoirs de son Corps, pour ce que redonnée ne perist, en apourta Jehan cilz Sires de Joinuille son escu, apres ce qu'il demeure ou seruice du Sainct Roy de France Louys, outre mer, l'espace de sept ans. Liquelx Roy fit au dit Signour moult de biens. Ly dit Sires de Joinuille mit son escu a Sainct Lorent, afin qu'on priat pour ly. Ouquel escu, apres la prouesse qu'il fist, et l'onnour que li Rois Richard d'Angleterre ly fist, an ce que il party ses armes a ceulx.

Bourbonne, verheirathet, am 27. Oct. 1311 verschied, nachdem sie die Herrschaft Sailly ihrer Tochter, Isabella von Oberseul, gegeben. Robert's jüngerer Sohn, Simon von Joinville, genannt von Sailly, Herr des Chenets, lebte um 1326 und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Simon genannt, wie der Vater, besaß les Chenets, einigte sich 1336 mit dem Abte von S. Urbain und starb ohne Nachkommenschaft; von den Töchtern wurde Agnes an Johann Chauderon Laura von Joinville, genannt von Sailly, Frau auf les Chenets, im Jahre 1326 an Johann von Jaucourt, genannt von Dunteville, verheirathet.

In der Hauptlinie folgte Simon, Gottfried's IV. vierter Sohn, seinem Bruder, Gottfried V., in den Herrschaften Joinville und Vaucouleurs, verpflichtete sich im August 1214, den jungen Grafen von Champagne, Theobald VI., den Liedermacher, gegen des Grafen Heinrich I. Töchter zu vertheidigen, besonders gegen die Philippa und ihren Eheherrn, Erhard von Brienne-Ramerü, welche die Champagne zu Erbe foderten, und leistete in dem nämlichen Monate der Gräfin Blanca, als Vormünderin ihres Sohnes Theobald, die Lehenpflicht wegen des Amtes eines Seneschalls, welches ihm vier Jahre später erblich für seine Nachkommenschaft verliehen wurde. Simon unternahm sodann eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande und befand sich 1219 in dem Belagerungsheere vor Damiette. In des Herzogs Matthäus von Lothringen Fehde mit dem Grafen von Bar, 1230, stritt er für den Herzog. Im Jahre 1231 wurde die Champagne von den gegen Theobald VI. verbündeten Heeren überzogen, und namentlich die Hauptstadt Troyes mit Macht belagert. „Et quant les bourgeois de Troye virent qu'ilz avoient perdu le sejour de leur bon maistre et seigneur conte de Champaigne, ils manderent subit Simon seigneur de Jonville, qu'il les viensist secourir; et ainsi le fist le bon seigneur. Car incontinant à toute sa gent vint aprés les nouvelles à lui venues, et fut devant la cité de Troye avant que le jour fust; et de sa part fist merveilles de secourir aux bourgeois, et tant que les barons faillirent à la cité prandre. Et force fust ausditz barons passer outre ladite cité, et s'en aller loger en la praierie avecques le duc de Bourgoigne." Im Jahre 1233 kommt Simon als verstorben vor. Seine erste Gemahlin, Irmgard, die Tochter und Erbin Arnold's von Walcour zu Montclar, hatte er um das Jahr 1206 geheirathet. Mit ihr empfing er die Herrschaft Montclar, bei Metloch an der Saar, welche aber, nach der Mutter Ableben, an ihren Sohn, Gottfried von Joinville, überging. Gottfried von Joinville, Herr von Montclar, ist wol der nämliche, welcher, ein Knabe noch, vielleicht aber durch der Mutter Ableben zu einzelnen Stücken der Herrschaft Joinville gelangt, im Jahre 1213 die vier Präbenden des Collegiatstiftes zu Montel und die dasige Pfarrkirche an die Abtei Jovilliers vergabte; er vermählte sich mit Maria von Garlande, der Witwe des Grafen Heinrich's V. von Grandpré; seine Ehe wurde aber getrennt, und Gottfried starb noch vor dem Vater. Hierauf, im Jahre 1233, zog der Erzbischof Theoderich von Trier Montclar, als erledigtes Leben, an das Erzbisthum. Aber Gottfried hatte vollbürtige Schwestern, deren eine, Isabella, an Simon, Herrn von Clémont, in Bassigny an der Maas, die andere, Beatrix, an Warmund, den Vicomte von Chalons, verheirathet war, und die Frau von Clémont war so standhaft in der Behauptung ihres Rechtes zu der mütterlichen Erbschaft, daß der Erzbischof von Trier genöthigt wurde, Montclar aufzugeben. Gyothus dominus de Monclair, der am Samstag vor Martini 1263 mit dem Erzbischofe Heinrich von Trier verhandelt, ist ein Sohn oder Enkel der Frau von Clémont, und der Stammvater jener Herren von Montclar, die auch im folgenden Jahrhunderte im Besitze der Herrschaft erscheinen, stets aber das redende Stammwappen derer von Clémont beibehielten, einen auf einem Berge aufgerichteten rothen Schlüssel (clef-mont), oder auch den Schlüssel allein. Simon von Joinville, Witwer durch Irmgard's von Montclar frühzeitiges Ableben, trat in die zweite Ehe mit Blanca von Hochburgund, der Tochter des Grafen Stephan von Auronne und der Erbgräfin von Chalons, die ihm die Herrschaft Marnay, in Hochburgund, zubrachte, und eine Mutter von sieben Kindern, Johann, Gottfried, Simon, Wilhelm, Maria, Simonetta und Eluis, geworden ist. Maria wurde an Guigo, den Dauphin von Viennois, Simonetta an Gilles de Trazignies, genannt le Brun, den berühmten Connétable von Frankreich; Eluis, die Stifterin (1286) der Abtei Montigny bei Besoul, an Johann I. von Faucogné verheirathet. Wilhelm erscheint im August 1268 als Domdechant zu Besançon und Archidiakon zu Salins. Gottfried und Simon begründeten, jener die Linie zu Vaucouleurs, dieser die Linie zu Ger.

Johann, Sire de Joinville, denn er war der älteste Sohn, soll nach der gewöhnlichen Angabe 1223 oder 1224, nach P. Griffet 1228 oder 1229, geboren sein. Der gelehrte Jesuit beruft sich auf ein Behufs der Kanonisation Ludwig's IX. angestelltes Zeugenverhör vom 12. Juni (8. August) 1282, worin es heißt: „Monseigneur Jehan Sire de Jonuelle, chevalier, de l'esveché de Chalons, homme d'age experimenté et grand auoir, de environ 50 ans, meint aber, man müsse unter den funfzig Jahren ungefähr 54 oder 55 verstehen, um die Jahrzahl 1228 oder 1229 herauszubringen. Schwer aber ist ein solches Geburtsjahr mit dem Eheverlöbniß, 1231, oder mit der Vollziehung der Ehe, 1239 oder 1240, in Übereinstimmung zu bringen. Johann wurde an dem Hofe des Grafen von Champagne und Königs von Navarra, Theobald's VI., erzogen und erscheint in der cour plenière, die König Ludwig IX. im Sommer 1241 zu Saumur hielt, in den Verrichtungen eines Seneschall an der Tafel des Königs von Navarra. Als der Grafschaft Champagne erblicher Seneschall wurde er in reifen Jahren einer der wichtigsten Männer des Hofes von Champagne. Dieser Hof war der feinste der Christenheit, der Liedermacher einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, wirkend auf Alle, die in seinen Kreisen sich bewegten: in dem Verkehre mit dem Dichter-

könig hat der Seneschall von Champagne vermuthlich die Kunst erlernt, die gewiß in dem Zeitalter der Scholastik und der Glosse selten, die Kunst, seinen Gedanken einen natürlichen, lebendigen, pikanten Ausdruck zu geben. Als der König Ludwig IX. im J. 1245 das Kreuz nahm, erhob sich ganz Frankreich, um ihm nachzufolgen. Auch der Sire de Joinville widmete sich dem Dienste des heiligen Grabes. Vor dem Aufbruche entbot er zu sich nach Joinville Lehenleute und Unterthanen. Sie kamen den Osterabend 1248. Die Osterwoche verging in Schmausereien und Festlichkeiten, denen Johann's Bruder, Simon von Vaucouleurs, und die Angesehensten des Landes beiwohnten; wenn sie gegessen und getrunken hatten, dann sang einer um den andern ein Liedlein, und ein Jeder war in Freuden. Der Freitag kam und zu seinen Gästen sprach der Hausherr: „Wisset, daß ich über Meer ziehe. Unbekannt ist mir, ob ich je wiederkehre. Ist einer unter Euch, dem ich einstens Unrecht gethan und der sich dessen beklagen will, der trete vor; denn ich will ihm das entgelten, wie es mein Brauch ist mit jenen, die sich über mich oder meine Leute beklagen." Und so that er, nach gemeinsamem Ausspruch der Nachbarn und der Insassen der Herrschaft: die Freiheit des Ausspruchs nicht zu beschränken, hatte er sich abseiten begeben. Denn es war sein fester Wille, nicht einen Pfennig mitzunehmen auf die Reise, der fremdes Gut war. Die Anfoderungen seines Gewissens zu beschwichtigen und die Bedürfnisse der Kriegsfahrt anzuschaffen, mußte er aber an Verwandte und Freunde große Stücke seiner Herrschaft verpfänden; ein größerer Antheil war der Mutter, die noch bei Leben, zu Witthum verschrieben, sodaß dem Freiherrn nur 1200 Livres jährlich blieben; davon sollte die kleine Familie und die für den heiligen Krieg geworbene Schar, ihn selbst eingerechnet, unter drei Bannern zehn Ritter (es zeigen sich hierin die Elemente der Ordonnanzcompagnien, wie sie bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestanden) ernährt werden. Zum Aufbruche gerüstet, ließ Johann den Abt von Cheminon zu sich bitten, diesem, „qui pour lors estoit tenu le plus preudomme qui fut en toute l'Ordre blanche," beichtete er; dieser umgürtete ihn mit der Pilgertasche und gab ihm den Pilgerstab in die Hand. Zur Stunde verließ der Freiherr seine Burg, ohne sie wieder zu betreten, bis zu seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, denn er wollte noch einige Wallfahrten zu Gnadenorten der Umgegend verrichten. Zuerst zing er nach Blecourt, von Joinville eine Stunde entlegen. Dort ist eine Kirche, von König Dagobert erbaut in Erfüllung eines Gelübdes, dem der König eines bösartigen Fiebers Heilung verdankte. Dann pilgerte der Seneschall nach der Abtei St. Urbain, abermals barfuß und in Lacken gehüllt. „Und als ich von Blecourt nach St. Urbain ging, und vorüberschritt an der Burg Joinville, durfte ich mein Antlitz nicht gen Joinville wenden, fürchtend, ich möge zu viel Schmerz empfinden und das Herz mir erweichen, daß ich meine zwei Kinder verlasse und die schöne Burg Joinville, die mir sehr werth." Rasch ging er fürboß, mit ihm sein ritterliches Gefolge, dem sich noch der Graf von Saarbrücken und Johann von Aspremont, begleitet von acht Rittern, angeschlossen hatten; diese wollten die Fährlichkeiten der Reise theilen. Mittag wurde gemacht an diesem Tage zu Fontaine-l'archevêque, vor Dongeur. Da traf sie der Abt von St. Urbain, der dem Seneschall und dessen Rittern schöne Kleinodien spendete. Sie letzten sich mit ihm und wendeten sich gen Auronne, wo Frau Blanca von Joinville zu Hause war. Hier bestiegen sie ein Schifflein und langsam glitten sie die Saone, pfeilschnell die Rhone hinab, bis Arles, während die Pferde auf dem Leinenpfad nachgeführt wurden. Im August 1248 war die Gesellschaft auf dem Schiffe vereinigt, welches sie von Marseille nach dem Orient tragen sollte. Die Priester, auf dem Verdecke versammelt, stimmten die Hymne an, Veni, Creator spiritus! Augenblicklich erhob sich ein frischer Wind, um die Segel zu schwellen, und dahin flog das Schiff, daß bald nur mehr Himmel und Wasser zu sehen. „Wol thöricht ist, wer belastet mit fremdem Gute, oder in seiner Seele befleckt mit einer Todsünde, in Meeresgefahr sich begibt; denn wie mag er beim Schlafengehen wissen, ob er nicht am andern Morgen auf des Meeres Grunde gebettet sein wird." Der Wind, Anfangs so günstig, warf sich nach Süden, und trieb die Schiffe gegen ein Vorgebirge der afrikanischen Küste, Angesichts dessen sie ganzer 36 Stunden durch eine Windstille festgehalten wurden. „Alle fühlten wir Todesnoth, denn die Matrosen versahen sich eines Angriffs von den Sarazenen der Barbarei. Da sprach ein frommer Priester, der Dechant von Mauru: Edle Herren, niemals sah ich ein Kirchspiel von Wassersgewalt oder Dürre bedrängt, dem nicht von Gott und seiner Mutter geholfen worden wäre, wenn die Insassen sich drei Samstage hinter einander zu einer andächtigen Processíon vereinigten. Es war Samstag und gleich stellten wir eine Processíon um die Masten des Schiffes an, und ich erinnere mich gar wol, daß sie mich dazu führen und leiten mußten, denn ich war schwer krank. Und alsbald schwand vor unsern Augen jener Berg, und wir waren in Cypern den dritten Samstag, nachdem wir unsere dritte Processíon gehalten hatten. Ich bezahlte mein Schiff, und es blieben mir in Gold und Silber nicht mehr als 240 Livres tournois; verschiedene meiner Ritter erklärten, sie würden mich verlassen, wenn ich kein Geld schaffte. Dessen entsetzte ich mich ein wenig, doch immer auf Gott vertrauend. Und als der gute und heilige König Ludwig von meiner Verlegenheit hörte, ließ er mich rufen, und nahm mich in seinen Dienst und gab mir 800 Livres tournois. Dafür dankte ich Gott, denn jetzt hatte ich mehr Geld, als ich brauchte." Der Winter wurde auf Cypern hingebracht; im Mai erst erhob sich der König von Frankreich von Nicosia, und am Samstage vor Pfingsten 1249 lichtete die Flotte, 1800 Segel klein und groß, die Anker. Es kam ein Sturm, der sie zerstreute, und als der König am Donnerstage nach Pfingsten auf der Rhede von Damiata anlegte, waren höchstens 700 Ritter um ihn versammelt, von den 2800, die sich auf Cypern eingeschifft hatten. Der Moslimen ganze Macht war an dem Strande aufgestellt, nichtsdestoweniger wollte der König schon am fol-

genden Tage die Landung bewerkstelligen; zu dem Ende wurden die Plattschiffe in Bereitschaft gesetzt, indem für größere Schiffe das Wasser zu seicht war. Eine für Erhard von Brienne und Joinville bestimmte Galeere wurde in dem Tumult von andern Rittern bestiegen, und Johann, um nicht ausgeschlossen zu sein von den Gefahren und Ehren der Landung, mußte sich mit einem Schifflein begnügen, das ihm die Frau von Berytus geschenkt und das bisher nur acht seiner Rosse getragen hatte. Sein ganzes Gefolge stürzte sich auf das Schifflein; um nicht zu versinken, mußte er 18 Gleven heraustreiben, mit den übrigen steuerte er dem Lande zu, an des Königs Hauptschiffe vorbei. Er wird angerufen, geheißen, bei diesem Schiffe anzulegen, aber er achtet des Befehls nicht und läßt das Schifflein gegen eine Stelle treiben, wo ein Haufe von wol 6000 sarazenischen und türkischen Reitern hielt. „Die sahen uns kaum am Lande, als sie gegen uns spornten, aber wir pflanzten unsere Lanzen und Schilder in den Sand, die Spitze gegen sie gekehrt. Das sehend, wendeten sie sich urplötzlich in die Flucht. Wisset aber, daß ich, auf dem Lande angekommen, nicht einen der Gesellen um mich hatte, die ich von Hause mitgebracht." Das Ausschiffen wurde fortgesetzt, die Sarazenen, von Schrecken ergriffen, verließen den Strand, auch bald, auf die Nachricht von ihres Sultans Ableben, das feste Damiata. Ohne Schwertstreich wurde diese Stadt von den Kreuzfahrern eingenommen, aber ihr Zögern erlaubte den Sarazenen, sich von dem ersten Schrecken zu erholen, und der Übereilung sich schämend, umschlossen diese Damiata von der Landseite. Das christliche Heer mußte in Unthätigkeit verharren, weil es unumgänglich nothwendig schien, den durch die Stürme der Pfingstwoche verschlagenen Theil der Flotte und vornehmlich den Bruder des Königs, den Grafen von Poitiers, sammt dem Heerbanne des Königreichs zu erwarten. Es ging St. Remigien Messe (1. October) vorüber und noch fehlte alle Nachricht von dem Grafen, worüber König und Heer gleich sehr sich grämten und das Ärgste besorgten. „Da erinnerte ich mich des guten Dechanten von Mauru, und wie wir, von ihm berathen, durch drei Processionen aus großer Gefährlichkeit errettet worden. Der Legat glaubte meinen Worten und ließ im Heere drei Processionen, alle Samstage eine, ausrufen. Den dritten Samstag kam der gute Graf von Poitiers mit seinen Leuten." Alsbald wurde ein Kriegsrath berufen, um die weiteren Operationen zu verhandeln. Der Graf von Bretagne wollte vor allem Alexandria genommen haben, der Graf von Artois meinte, in Babylon (Cairo) würde man der Schlange den Kopf zertreten. Seine Ansicht gefiel, und zu Anfange des Advents wurde der Zug nach Cairo, durch die Landenge zwischen dem Nil und dem See Menzaleh angetreten. Hier vor Cairo traf ein Überfall den Seneschall von Champagne, als er mit den Seinen am Weihnachtsfeste zu Tische saß. Hastig warf er sich zu Roß, dem Feinde entgegen, und die Sarazenen flohen; es wurden ihnen auch abgejagt und hierdurch von bitterer Gefangenschaft erlöst zwei gute Ritter, Freunde des Seneschalls. Von da an wurde bessere Anstalt im Lager getroffen, ein Graben gezogen von dem Aschmum Thenah bis zu dem Nil von Damiata, und eine regelmäßige Bewachung der Linie angeordnet. Die Vertheidigung der südlichen Hälfte dieser Linie war dem Grafen von Poitiers und dem Seneschall von Champagne anvertraut. Wieder kamen die Türken zum Angriff: „glaubt mir aber," sagt Johann, „daß sie empfangen wurden und bedient treffentlich. Sie mußten den Weg zurück, den sie gekommen waren, und hinterließen der Todten viele." Den Menschen, wie den Elementen, trotzten Johann und seine Gefährten; der höllischen Erfindung des griechischen Feuers setzten sie den Muth der Resignation entgegen, das Vertrauen auf göttlichen Schutz. So an einem Abend, als Johann sammt Walter von Curel die Vertheidigung der Katzen (hölzerne Thürme) hatte, welche das Ufer des Aschmum Thenah beherrschen sollten, und die Türken gegen sie das mächtige Steinstück heranführten, welches griechisches Feuer spie in Fasses Dicke. Endlich, als der König an der Möglichkeit zweifelte, in der bisher versuchten Weise den Übergang zu bewerkstelligen, zeigte ein Beduin, durch 500 Byzantiner erkauft, eine Furth in dem Aschmum Thenah, und alsbald wurde die verspätete Entdeckung benutzt (Fastnachtdinstag 1250). Joinville kam in dem Kampfe, welcher sich bei dem Übergange entspann, mehre Male hart ins Gedränge. Er wurde einen langen Sarazenen gewahr, dem ein dienender Ritter das Streitroß vorführte. Indem der Sarazen den Sattel faßte, um sich aufzuschwingen, rennte er ihm den Degen in die Achselhöhle, so tief, daß er auf der Stelle des Todes war. Der dienende Ritter läßt den Todten und das Roß, „erspähet mich aber, wie ich von der Jagd zurückkomme und versetzt mir einen Säbelhieb zwischen die Schultern, daß er mich beuget auf meines Pferdes Hals, hält mich auch so fest, daß ich den Degen, den ich an der Seite trug, nicht zu ziehen vermag, sondern genöthigt bin, einen andern Degen zu fassen, der am Sattel befestigt. Als der Gegner den Degen sah in meiner Faust, zog er seinen Säbel an sich, den ich gefaßt hatte, und er ließ ab von mir." Es kam aber eine neue Fluth von Sarazenen, deren wol 6000 heimkehrten von einem Streifzuge in die Ebene und griff das kleine Häuflein der Christen an. Erschlagen ward Hugo von Trichastel, Herr von Esconflans, der das Banner trug und Raoul von Wanon stürzte. Es gelang Joinville, ihn zu befreien. „Indem ich mich wieder zurückzog, sagt dieser, empfing ich von den Türken so schwere Hiebe, daß mein Roß unter der Last auf die Knie und ich kopfüber stürzte. Gleich erhob ich mich, die Tartsche auf der Brust, das Schwert in der Faust. Und zu mir hielt Herr Erhard von Esmeray, der gleichfalls zu Fall gebracht worden, und wir beide wendeten uns gegen ein zerbrochenes Haus, daselbst den König zu erwarten. Das Haus war noch nicht erreicht, da kam ein Schwarm Türken geritten, um eins unserer Geschwader zu bestreiten, das in der Ferne sichtbar wurde. Im Sturme warfen sie mich zu Boden, daß die Tartsche mir entfällt, und über meinen Leichnam jagen sie hinweg. So schien es ihnen, und wenig fehlte daran. Als sie vorüber gebrauset, kam Herr Erhard, mir aufzuhelfen,

und zusammen erreichten wir das zertrümmerte Haus. Zu uns fanden sich Hugo von Escossé, Ferreys von Loppei, Regnault von Menoncourt und andere mehr. Und es flogen von allen Seiten die Türken herbei, um uns zu bestürmen. Theils saßen sie ab, um in das Innere der uns beschirmenden Mauern einzudringen, und es wurde lange gekämpft mit blanker Klinge. Einer meiner Ritter lieh mir sein Roß, alle aber stritten dergestalt, daß sie hohes Lob gewannen von den erfahrenen Männern, die dessen Zeugen geworden sind." Die Belagerten wurden entsetzt. Unmittelbar darnach erscholl die Kunde, der Graf von Artois vertheidige sich zu Mansura in einem Hause mit Löwenmuth, sei aber des Entsatzes hoch benöthigt, und der König befahl Humbert von Beaujeu, dorthin zu eilen. Ihm schloß sich an der Seneschall von Champagne, welcher ein Pferd erhalten hatte. Sie durchschneiden die weichenden Reihen der Türken und haben eine gute Strecke zurückgelegt, da ereilt sie die Kunde, daß des Königs Person in dringender Gefahr sich befinde. Da wol 1200 Türken zwischen dem Könige schwärmen und ihnen, deren nur noch sechs, räth Joinville zu einem Umwege, der von dem Kanal abwärts führt. Als sie den Strom wieder erreichen, sehen sie ihn mit Piken, Lanzen und Tartschen und ertrinkenden Pferden und Menschen bedeckt, sowie den Rückzug der einzelnen Abtheilungen des Heeres über den Fluß, um in dem alten Lager bei dem Herzoge von Burgund Schutz zu suchen, und kommen zu einer Brücke, gelegt über das Wasser, welches bei El Cubat in den Kanal geht. Joinville entschließt sich, diese Brücke vom linken Ufer aus zu behaupten, so wenig Leute er auch hat, damit das christliche Heer nicht von zwei Seiten angegriffen würde. Es fanden sich zu ihm der Graf von Soissons und Peter von Novilly, auch zwei Herolde des Königs, der Connétable hingegen ritt davon, um Hilfe zu suchen. Ein Haufen Türken unterfing sich, die Brücke zu bestreiten; sie schossen Pfeile, warfen griechisches Feuer, Steine und schwere Schollen. Joinville faßte den Kittel eines Sarazenen und gebrauchte denselben als eine Tartsche; ein Bürger von Joinville brachte ihm das Banner und ein großes Schlachtmesser. So gerüstet, er an fünf, sein Roß an 15 Stellen durch Pfeilschüsse verwundet, that er einen Ausfall; heulend entliefen die Lumpe. „Seneschal," scherzte der Graf von Soissons, „lessons crier et braire ceste quenaille. Et par la creffe Dieu, encores parlerons nous vous et moy de ceste journée en chambre devant les dames." Gegen Sonnenuntergang führte der Connétable des Königs Arcieren herbei; während sie bei der Brücke aufgestellt wurden, suchte Joinville den König in dessen Gezelte, nahm ihm den Helm ab, und setzte ihm seinen eigenen Eisenhut auf, der leichter und kühler war. An denselben Abende mußte er den Degen ziehen, um nicht das Zelt eines französischen Ritters durch die Sarazenen genommen zu sehen. Einige Stunden hatte er geschlummert, da erscholl von Neuem ein Waffengeschrei. Eiligst nahm er Eisenhut und Brustharnisch, und von seiner Mannen, die blutig noch von den empfangenen Wunden, unterstützt, wies er den Angriff ab. In der nächsten Schlacht, den ersten Freitag in der Fasten, stand er bei der Abtheilung, welche die Lücke zwischen dem tapfern Guy Malvoisin und dem Grafen von Flandern ausfüllte; diese kam aber nicht zu dem Gefechte. An diesem Tage fand aber sein Oheim, Josserand III. von Brancion, den Tod. Als hierauf durch Abschneiden der Communication mit Damiette und aller Zufuhr, und durch schreckliche Krankheiten das Kreuzheer in der traurigsten Lage war, hatte auch Joinville viel zu leiden. „Schwere Wunden hatte ich," sagt er, „vom Fastnachtdinstage an, daneben die Seuche an den Beinen und im Munde, und im Kopfe den Schnupfen, daß Mund und Nase ausliefen. Dazu plagte mich ein viertägiges Fieber. Bettlägerig seit Mitfasten, blieb ich es lange. Und war ich krank, so war es weniger nicht mein armer Priester. Einst las er Messe vor meinem Bette, und als es zur Wandlung ging, wurde er schwach bis zur Ohnmacht. Wie ich dieses sah, und daß er anfangen wollte, zu sinken, sprang ich aus dem Bette, krank wie ich war, und den Kittel überwerfend, umfaßte ich den Priester rückwärts, sprechend, er solle gemächlich thun, nach seinem Vermögen, auch dem vertrauen, den er mit seinen Händen berühren werde. Er erholte sich in etwas, doch ließ ich ihn nicht, bis das Opfer vollbracht war. Und die Messe wurde zu Ende gelesen, et oncques puis ne chanta, et mourut. Dieu en ait l'ame [2]). Unter solchen Umständen war eine rückgängige Bewegung nach dem alten Lager, und nach fruchtlosen Unterhandlungen mit dem Sultan nach Damiata unvermeidlich. Joinville begab sich nach seinem Schifflein, begleitet von seinem Gefolge, in dem nur noch zwei Ritter übrig waren. Mit dem Eintreten der Nacht befahl er die Anker zu lichten, doch zögerte man, weil die Sarazenen den Fluß hüteten. Aber die zum Transport der Kranken bestimmten Schiffer, um nicht selbst, wie die am Ufer befindlichen Leidenden, der Barbaren Opfer zu werden, drängten in der eiligen Flucht von allen Seiten her sein Fahrzeug, daß er jeden Augenblick erwartete, in Grund gesegelt zu werden. Aus dieser dringenden Gefahr errettet, trat das Schifflein die Thalfahrt an. Bald wurde es angerufen von dem Könige selbst, der, schwer erkrankt, gleichwol nicht von dem Heere weichen wollte, und der es ungnädig vermerkte, daß sein Beispiel nicht wenigstens die Herren seines Gefolges zu gleicher Ausdauer begeistere. „Er schrie uns zu, wir sollten halten, ließ uns auch mit Bolzen begrüßen, damit wir warteten, bis er uns heiße schwimmen." Mit einem heftigen Nordwinde kämpfend, erreicht Joinville gegen Tagesanbruch die Stelle, wo des Sultans Saiken geankert hatten. Er entgeht dem Feuerregen, der ihn dort erwartet, aber der Sturm schleudert ihn an das Ufer, auf dem eine Wolke von Schützen sich bewegt. Gegenüber hält eine Masse von christlichen

2) Petitot, der neueste Herausgeber von Joinville's Schrift, erkennt in dem Ausdrucke die Grundidee von dem berühmten Verse in den Templiers: Mais il n'étoit plus temps, les chants avoient cessé, doch steht der neuere Dichter offenbar dem alten Geschichtschreiber nach.

Schiffen, den Sarazenen, dem Mord und Raub eine Beute; die Schuyen auf dem andern Ufer verfolgen das Schifflein mit einem Hagel von Pfeilen. Um sich dagegen zu schützen, legt Joinville sein Panzerhemd an; im Augenblicke rufen seine Diener: „Herr, der Steuermann, von den Sarazenen bedroht, will uns ans Land setzen, da ermorden sie uns gleich.“ Er ließ sich vom Lager erheben, indem er noch fiechte, und das blanke Schwert handhabend, drohte er den Schiffern, sie zu tödten, wenn sie ferner dem Ufer und den Sarazenen zusteuerten. Sie antworteten, „weiter zu kommen, sei unmöglich, und ich solle wählen, ob ich ans Land gehen oder im Strome ankern wolle.“ Das fortwährende Morden am Ufer bestimmt den Seneschall, das Letzte zu wählen. Aber es nahen sich die Saiken des Sultans, vier an der Zahl. Da befragt er seine Ritter, was ihnen rathlicher scheine, sich den Saiken zu überliefern oder dem Volke auf dem Lande; die Befragten entscheiden für die Saiken, indem auf diesen die Gesellschaft vereinigt bleiben könne. „Diesen Rath misbilligte ein Einziger, einer meiner Kleriker, der meinte, wir sollten uns Alle tödten lassen, um einzugehen in das Himmelreich. Aber wir glaubten ihm nicht, denn die Furcht des Todes lastete auf uns allzu sehr.“ Gefangenschaft erwartend und sich dazu vorbereitend, warf Joinville ein Kästchen mit Reliquien und Juwelen über Bord. Ein Schiffer bezweifelte, daß die Sarazenen mit Gefangenen sich beschweren würden, im Gegentheile erwarte sicherer Tod die ganze Mannschaft, wenn Joinville nicht erlaube, daß man ihn den Sarazenen als einen Vetter des Königs vorführe. „Ich antwortete, er könne sagen, was er wolle. Der Saiken eine legte bei dem Schifflein an, da schickte Gott mir einen Sarazenen, der als ein Unterthan des Kaisers geboren [3]). Einzig mit der Hose bekleidet, schwamm dieser Mensch meinem Schifflein zu, und sprach, von der Seite mich umfassend: Herr, verloren seid Ihr, so Ihr mir nicht glaubt. Nur eins kann Euch retten: daß Ihr das Schiff verlaßt und Euch ins Wasser stürzt. Beschäftigt mit der Wegnahme des Schiffes, werden die Andern das nicht sehen. Und er ließ von der Saike aus ein Tau nach dem Maste meines Schiffleins werfen, und ich sprang ins Wasser, mir nach der Sarazene; er erhielt mich aufrecht und half mir die Saike erreichen; ohne ihn würde ich gesunken sein, denn in meiner Schwachheit wollten die Beine mich kaum tragen. In die Saike wurde ich hinaufgezogen, und der arme Sarazene hielt mich fest umschlungen, auch nachdem man uns an das Ufer gebracht hatte. Gleich kamen die Spitzbuben gelaufen und wollten mir die Gurgel abschneiden; anderes erwartete ich nicht. Schon fühlte ich das Messer an der Kehle, schon hatte ich mich auf die Kniee geworfen. Aber der Sarazene ließ mich nicht los, er schrie: des Königs Vetter, des Königs Vetter! und errettete mich also. Darnach führte er mich in das Castell, wo die Sarazenen beisammen waren. Die nahmen mir mein Panzerhemd, erbarmten sich aber gleichwol des Siechthums, in welchem sie mich erblickten, und warfen mir zu die scharlachne, mit Grauwerk besetzte Decke, die meine Frau Mutter mir verehrt hatte. Einer reichte mir einen Rock, ein Anderer, ein Rittersmann, gab mir eine Mütze. Die Zähne klapperten mir, theils von Furcht, theils in des Fiebers Anfall. Ich verlangte zu trinken, und das Wasser, das ich zu schlucken meinte, drang mir zu den Nasenlöchern heraus. Gott weiß, wie kläglich mein Zustand war, wie nah ich mich dem Tode glaubte, denn ich hatte ein Geschwür im Halse. Und meine Leute fingen an zu weinen und stimmten die Trauerklage an. Der Sarazene, mein Retter, befragte sie um die Veranlassung ihres Leides, und sie gaben ihm zu verstehen, daß ich schier todt sei, daß ich an dem Geschwür ersticken müsse. Das berichtete der gute Sarazene einem von ihren Rittern, und der vermaß sich, mittels eines Trankes binnen zwei Tagen mich herzustellen, und das hat er gethan. Gleich nach meiner Genesung ließ der Admiral, der die Galeeren des Sultans befehligte, mich rufen, und fragte, ob ich in der That ein Vetter des Königs sei, wie sie sagten. Das verneinte ich, und erzählte, wie und warum das Gerede aufgebracht worden. Da meinte der Admiral, der Schiffer habe mich sehr wohl berathen, denn außerdem würden wir ohne Fehl kalt gemacht und in den Fluß geworfen worden sein. Er fragte, ob ich den Kaiser Friedrich kenne und etwa zu dessen Verwandtschaft gehöre. Mit Wahrheit antwortete ich, daß meine Frau Mutter des Kaisers Muhme sei, von ihrem Großvater her [4]). Deshalb habe er mich um so lieber, versetzte der Admiral. Wir aßen und tranken, als ein Bürger von Paris kam, der gerufen worden, auf des Admirals Geheiß. Was beginnt Ihr? sprach der Bürgersmann, der mich noch beim Essen traf. Ich esse. Darauf strafte mich Jener, daß ich am Freitage esse. Gleich stieß ich die Schüssel zurück, wenngleich der Legat, der den König begleitete, mir oft verwiesen hatte, daß ich als ein Kranker faste, auch zu sagen pflegte, daß ich Unrecht thue, zu fasten, indem ich der einzige von den Herren des Rathes sei, der noch um den König wäre. Aber das hat mich nicht abgehalten, auch in der Gefangenschaft jeden Freitag bei Wasser und Brod zu fasten“ [5]). Den nächsten Sonntag

3) Ein Sarazene aus Apulien, keineswegs aber ein Renegat, wie Michaud (5. Bd. S. 212 der teutschen Übersetzung) wähnt. Irrig ist auch das S. 213 über Joinville's Lage und Fieberanfall im Castell bei den Sarazenen Mitgetheilte.

4) In folgender Weise:

Reinold II., Graf von Burgund.

Reinold III., Graf v. Burgund.	Wilhelm, Graf v. Burgund.
Beatrix, die Erbin von Burgund, Gemahlin Kaiser Friedrich's I.	Stephan, Graf v. Auxonne.
Heinrich VI., Kaiser.	Beatrix, Gem. Simon's von Joinville.
Friedrich II., Kaiser.	Johann von Joinville.

5) Michaud, V, 213, berichtet hiervon genau das Gegentheil, und erklärt das freiwillige Fasten am Freitage für eine von dem Legaten aufgelegte Buße.

darauf wurden die Gefangenen alle an dem Nilufer gemustert, die Kranken ohne Gnade ermordet. Dieses Schicksal traf auch des Seneschalks Kaplan, den kühnen Johann von Wassy, der so berühmt in dem Heere war. Nach solchem Metzeln stiegen der Admiral und Joinville zu Pferde, und sie gelangten zu dem Orte, wo der König gefangen saß, und mit ihm die ganze Schar derjenigen, die von dem unglücklichen Rückzuge übrig waren. An dem Eingange eines großen Gebäudes, wo die Gefangenen untergebracht, mußte Joinville den Schreibern seinen Namen angeben; es schied auch auf dieser Stelle der Sarazene, der sein Retter geworden. „Weiter, Herr, darf ich Euch nicht folgen, das verzeihet mir. Ich empfehle Euch den Knaben, den Ihr bei Euch habt, und bitte, Ihr wollet ihn stets an der Hand halten; denn sonst werden die Sarazenen ihn tödten, das weiß ich." Der Knabe, Bartholomäus von Montfaucon genannt, war ein natürlicher Sohn von Amadäus von Montfaucon-Mömpelgard, dem Herrn von Berytus (Baruth, nicht Bar, wie der Text von Petitot besagt). „Wir traten ein in das Haus, wo die Barone von Frankreich weilten, und 10,000 andere Männer außer ihnen. Sie erhoben ein donnerndes Freudengeschrei, als sie mich erblickten, denn sie hatten mich verloren gegeben." In solcher Gefangenschaft verflossen viele trübe Stunden; manche bittere Todesangst war zu bestehen, bevor das Geschäft der Lösung der Gefangenen berichtigt werden konnte. Endlich war der Vertrag besprochen, und der König und seine vornehmsten Barone wurden auf vier Galeeren eingeschifft, die sie nach Damiata bringen sollten. Sie hielten vor einem Lusthause des Sultans, um über einige wenige Punkte vollends abzuschließen, und schon war der Tag bestimmt, an welchem Damiata den Sarazenen überliefert werden sollte, als unter den Mamlucken eine Empörung ausbrach, die mit der Ermordung des Sultans endigte. Das zuckende Herz des Ermordeten hielt einer der Mamlucken dem Könige von Frankreich dar und fragte: „Was gibst Du mir, daß ich Deinen Feind tödtete? Er hätte Dich hinrichten lassen, wäre er am Leben geblieben." Kein Wort entgegnete der fromme König. Eine Schar Mamlucken, wol 30, stürmten mit gezücktem Säbel in die Galeere, der Joinville zugetheilt war. „Ich fragte Balduin von Iblim, dem ihre Sprache geläufig, was die Leute vorhätten? Sie wollen uns die Hälse abschneiden. Gleich fingen unsere Gefährten an zu beichten einem Mönche von dem Orden der Trinitarier, der sich im Gefolge des Grafen von Flandern befand. Soviel mich angeht, so wußte ich nicht mehr von Sünde, noch von Missethat, ich dachte einzig an den Todesstreich, den ich empfangen sollte. Ich knieete hin vor einen der Mamlucken, streckte ihm den Hals dar und sprach, zugleich das Zeichen des heiligen Kreuzes machend: also starb S. Agnes. Neben mir kniete Guido von Iblim, der Connétable von Cypern; er beichtete mir und ich gab ihm die Absolution, in der Weise, wie mir das von Gott vergönnt; aber von dem, was er mir gesagt, wußte ich kein Wort mehr, sobald ich mich aufrichtete." Auch dieser Schrecken ging vorüber, die Mamlucken wurden befriedigt, und nach mancherlei Zögerung und Quälerei die Gefangenen in Freiheit gesetzt (Freitag nach Christi Himmelfahrt 1250). Aber der König konnte sich nicht entschließen, die Rhede zu verlassen, er habe denn seinen Bruder, den Grafen von Poitiers, gelöset, der den Mamluken als Sicherheit der ersten Zahlung von 200,000 Pfund überliefert worden. Um die Summe voll zu machen, fehlten 30,000 Pfund. Diese rieth Joinville bei den Templern zu entlehnen, wogegen ein Komthur und der Marschall des Tempels eiferten. Joinville erbot sich, das Geld zu schaffen, wenn der König ihm das befehle. Und des Befehles froh, durchsuchte er die Galeeren der Templer; die Schlüssel einer der hier aufgeschichteten Kisten wurden verweigert. Der Seneschalk schwang das Beil, um aufzubrechen, in des Königs Namen. Da reichte der Marschall die Schlüssel; des Geldes genug wurde gefunden, und freudig von dem Könige empfangen. Während der Überfahrt saß er stets dem Könige zur Seite, denn er war krank. In Ptolemais wurden die Pilger in feierlichem Zuge empfangen; aber dem Mangel und der Noth, von welcher Joinville selbst eine anschauliche und ergreifende Schilderung gibt, konnte nicht so leicht abgeholfen werden. Im großen Rathe ließ der König die Frage verhandeln, ob er nach Frankreich zurückkehren möge, und wollte eines Jeden Meinung darüber vernehmen. Die Brüder des Königs, alle die Größten unter den Baronen, waren für die Rückkehr. Nur der Graf von Jaffa und Joinville meinten, es gezieme sich nicht, daß der König als ein Besiegter nach Hause ziehe. Letzterer machte geltend, der König habe noch keineswegs seinen Schatz angegriffen, sondern lediglich das Geld seiner Finanzleute verausgabt; er könne die in Morea und andern Morgenländern befindlichen Ritter und Reisige um guten Sold gewiß in Dienst bekommen und er möge so viele arme Christenseelen befreien, die um Gottes willen in seinen Dienst geführt, niemals mehr das Tageslicht erblicken würden, wenn er einmal von dannen gezogen sei. Der König, beunruhigt durch die widersprechenden Meinungen, erklärte, binnen acht Tagen eine Entscheidung geben zu wollen. Er hatte die Versammelten kaum entlassen, als einer nach dem andern Joinville zu höhnen anfing. Der König selbst redete ihn später allein mit den Worten an: Wie konntet Ihr, junger Mensch, so kühn sein, mich zu berathen, der Meinung der Fürsten von Frankreich entgegen, daß ich verbleiben soll hier Landes? Doch er entgegnete, er solle dem Rathe folgen, falls er gut, hingegen ihn verwerfen, wenn er schlecht sei. Auf die Frage, ob er bei ihm ausharren würde, wenn er bliebe, sagte Joinville: „Gewiß, und sollte ich von dem Meinen oder von Fremdem zehren." Da dankte der König für den Rath, verbot aber gegen Andere darüber zu sprechen. Am folgenden Sonntage (kurz vor Johannis) offenbarte der König im vollen Rathe seinen Entschluß, zu bleiben. Einen Monat später verlangte derselbe seiner Vertrauten Bericht über den Fortgang der anbefohlenen Werbungen. Die Herren, eingedenk, daß Joinville's Rath sie in dem ihnen so widerwärtigen Lande festhalte, waren gleich mit der Antwort fertig: „Dafür ist noch nichts geschehen, was uns aber nicht zuzurechnen; denn en

Jeder macht sich so kostbar und verlangt so schweren Sold, daß wir es nicht wagen, solche Foderungen zu bewilligen." Der König verlangte zu wissen, wer so unverschämt fodere. Einstimmig wurde Joinville genannt, der das Alles in einem Nebenzimmer anhörte. Er wurde gerufen, ließ sich nieder auf die Knie, und der König, nachdem er ihn sitzen geheißen, richtete an ihn diese Worte: „Ihr wisset, Seneschalk, daß ich Euch stets vertraute, wahrhaftig Euch liebte, und doch muß ich hören, daß Ihr so spröde sein, nicht Euch begnügen wollt mit dem gebotenen Solde. Wie ist das?" „Sire," sagte dieser, „mir ist unbewußt, was über mich berichtet worden. Aber wenn ich schweren Sold fodere, so kann ich fürwahr nicht anders. Denn wohl bekannt ist Euch, daß ich Alles verlor, was mein zu nennen, wie sie mich fingen auf dem Wasser, daß ich nichts davon trug, als den Leichnam. Von Wenigem kann ich mein Volk nicht unterhalten. Der König fragte, wie viel ich verlange für meine Compagnie bis zu kommende Ostern, d. i. für zwei Drittel des Jahres. Ich foderte 2000 Livres. Wiederum fragte er, ob ich keine Ritter geworben hätte. Drei, unter einem Banner; sie kosten mich 400 Livres. Da rechnete der König auf den Fingern und hob wieder an: Sonach werden Euch die Ritter (9) und Reisige alle auf 1200 Livres kommen. Brauche ich denn nicht, fragte ich entgegen, reichlich 800 Livres, um Harnisch und Rosse für mich anzuschaffen, auch bis Ostern meine Ritter zu beköstigen? Darauf sprach der König zu den Umstehenden, er finde meine Foderung nicht übertrieben; mich aber machte er fest." Bald wurde des Seneschalks Compagnie bedeutend verstärkt. Eine Unterhandlung mit den Mamlucken hatte einer Zahl von 200 Rittern die Freiheit gegeben. Darunter fand Joinville Bekannte von dem Hofe von Champagne her, an die 40, alle zerrissen und zerlumpt. Er ließ sie alle 40 auf seine Kosten mit Rock und Oberrock bekleiden, und stellte sie, also gekleidet und geraidet, dem Könige vor, zugleich bittend, daß sie seiner Compagnie einverleibt werden möchten. Dazu sagte der König kein Wort. „Aber einer der Räthe strafte mich, daß ich so schlimme Neuigkeit bringe, weil ohnehin ein Deficit sich ergebe von mehr denn 7000 Livres monatlich. Das ließ unser böser Stern Euch sprechen, entgegnete ich; haben wir Champagner doch in des Königs Dienste 35 Ritter eigenen Banners eingebüßt. Auch äußerte ich laut, der König thue nicht wohl, wenn er sie gehen ließe, da es ihm so sehr an Rittern fehle. Und ich fing an zu flennen. Darauf suchte der König mich zu beruhigen, und die Ritter wurden in Bestallung genommen." Gegen Ostern des Jahres 1251 brach Joinville von Ptolemais auf, um dem Könige in Cäsarea aufzuwarten. Der König war mit dem Legaten beschäftigt, wendete sich aber zu Joinville, wie er seiner ansichtig wurde: „Sire de Joinville, ich weiß, daß Eure Bestallung zu Ostern abläuft. Sagt mir, wie viel ich Euch für das nächste Jahr zu reichen habe." „Ich komme nicht," versetzte ich, „um zu handeln, begehre auch nicht ferner Eures Geldes, sondern habe einen anderweitigen Vorschlag anzubringen. Ihr sollt nicht mehr zürnen, wenn ich etwas begehre (wie er häufig zu thun pflegte), und ich verspreche nicht zu zürnen, so Ihr mich abschlägig bescheidet. Deß lachte der König, und blieb ich bei ihm auf solche Bedingung, und freuten sich Alle, daß ich bleiben werde." Zucht und Sitte suchte Joinville bei seinen Rittern in Ehren zu erhalten. Mit Festigkeit vertheidigte er seine Ritter gegen Fremde. So hatte ein Sergeant des Königs, le Goullu, einen von Joinville's Rittern gegriffen und hart geschüttelt; der König aber wollte auf die Klage nicht hören; Joinville erklärte daher, er werde die Klage nicht aufgeben, vielmehr den Dienst des Königs, wenn er ihm nicht gerecht werde, verlassen, ein Sergeant habe keinen Ritter zu berühren. Da stand der König ihm zu Recht nach Landesbrauch. Arm an Kriegsbegebenheiten sind die vier Jahre, die Joinville in Palästina zubrachte. Denn der König hatte niemals über 1400 Streiter, und mußte sich daher beschränken, die Festungen des Landes in wehrhaften Stand zu setzen. Einstens befreite Joinville mit 500 Reisigen den Großmeister der Armbrustschützen, den ein gewaltiger Sarazenenschwarm in offener Fläche umringt hielt. Bei dem Angriffe auf Belinas oder Cäsarea Philippi gerieth er in dringende Gefahr durch den Ungestüm der Ritter des teutschen Ordens, welche die weichenden Sarazenen verfolgten bis zu einem Labyrinthe von Klippen, dann aber in wilder Flucht zerstäubten. Denn die Sarazenen, begünstigt von dem Boden, bestürmten sie von allen Seiten. Des Seneschalks Ritter, Zeugen dieses Misgeschicks, äußerten Furcht. „Ich drohte ihnen mit Cassation, und daß sie für immer des königlichen Soldes unfähig sein sollten. Edler Herr, hieß es, wir haben es ungleich schlimmer, denn Ihr. Ihr seid zu Roß und sprenget davon, wenn es Euch gefällt. Wir sind zu Fuß, und darum in Gefahr todtgeschlagen zu werden, wenn die Sarazenen uns erreichen. Ich stieg ab, um den Zagenden Muth zu geben; gleich stürzte Hugo von Escossé, von einem Pfeile getroffen, neben mir todt zu Boden." Aus so gefährlicher Lage wurde die Schar errettet durch den Beistand und vornehmlich durch die Ortskenntniß von Olivier de Termes. Joinville trat eine Wallfahrt an gen Tortosa. „Dort ist täglich großer Zulauf von Pilgrimen, denn es wird versichert, an dieser Stelle sei der Mutter Gottes der erste Altar errichtet worden. Sie leuchtet auch daselbst in herrlichen Wundern. Nach verrichteter Andacht kaufte ich für 100 Livres Camelot von verschiedenen Farben. Das hatte mir der König aufgegeben, indem er sagte, er wolle den Camelot an die Franziskaner verschenken, wenn wir nach Frankreich zurückkämen. Daraus schloß ich, daß unser Aufenthalt zu Ende ginge. Meine Ritter verwunderten sich des Kaufs, ich half mir durch die Versicherung, daß ich an dem Camelot Gewinnst zu machen denke." Der Fürst von Tripoli, dessen Herrschaft Tortosa unterworfen, kam den Pilgrimen entgegen mit reichen Geschenken. Davon nahm Joinville nur die Reliquien, um sie sammt dem Camelot dem Könige darzubieten. Bald darauf kam die Nachricht von dem Ableben der Königin Mutter. Am 24. April 1254 lichtete die Flotte, die in dem Hafen von Ptolemais den König und sein Gefolge aufgenommen, die Anker. Über Cypern

war sie hinausgekommen, als ein wüthender Sturm ihr den Untergang drohte. Die Königin verlangte, daß der heilige Ludwig ein Gelübde spreche, die Gefahr abzuwenden. Joinville rieth, eine Wallfahrt zu dem heiligen Nicolaus in Varangeville zu geloben; als die Königin Anstand nahm, es zu thun, schlug er ihr vor, sie solle St. Niclasen, für den Fall, daß Gott sie unverletzt Frankreich wiedersehen lasse, ein Schifflein, fünf Mark Silber schwer, für den König, für sich und ihre Kinder geloben. Er selbst gelobe dann, von Joinville aus nach seinem Heiligthume barfuß zu wallfahrten. Das Schifflein wurde versprochen und die von Joinville gefoderte Bürgschaft gestellt. „In Frankreich angekommen," erzählt Joinville, „ließ die Königin das gelobte Schifflein anfertigen, und darauf den König, sich selbst und ihre drei Kinder, die Seeleute, den Mast, das Takelwerk und Steuerruder abbilden, Alles in Silber und Silberdraht; das fertige Schiff wurde mir zugesendet, mit dem Auftrage, solches nach S. Nicolas zu überbringen, wie auch geschah" [6]). Nach einer Schiffahrt von zehn Wochen wurde zu Hieres gelandet. Zu Beaucaire schied Joinville von dem Könige, um seine Nichte, die Dauphine von Viennois, seinen Oheim, den Grafen von Chalons, zu begrüßen, dann sich eines kurzen Aufenthaltes in der Burg seiner Väter zu erfreuen. In Soissons traf er den König wieder, und es wurde ihm ein Empfang, so freudig, daß Alle darüber erstaunten. Dieser Empfang mag den König von Navarra veranlaßt haben, sich des Seneschalks als eines Brautwerbers bei der Prinzessin Isabella von Frankreich zu bedienen (1255). In den friedlichen Jahren, welche der langen Trübsal in Palästina folgten, widmete Joinville sich abwechselnd den Höfen von Frankreich und Navarra, an beiden gleich wohlgelitten. Im Jahre 1258 erhielt er von dem Könige von Navarra, zu Besserung seines Lehens, das Dorf Germay, drei Stunden von Joinville. Wenn er dem Könige von Frankreich aufwartete, mußte er meistentheils an dessen Tafel speisen, häufig an den Thoren des Palastes die Gesuche und Bittschriften der Hülfsbedürftigen aufnehmen. Oft befand er sich auch in der Zahl der Beisitzer, wenn der heilige Ludwig zu Gericht saß zu Vincennes unter den Eichen. Nicht ungern hörte der König, wenn der Seneschalk zu streiten kam mit Meister Robert von Sorbon, dem „hochgelahrten und fürtrefflichen" Priester. Vielfältig verhandelte der König mit Joinville theologische Materien, „pour le subtil sens qu'il disoit congnoistre en moy." Einst von ihm befragt, ob er lieber aussätzig sein, oder lieber eine Todsünde begangen haben wollte, erwiederte Joinville: „qui vnques ne luy voulu mentir, lieber 30 Todsünden, als einmal aussätzig." Gleich entließ der fromme König die Mönche, die eben seine einzige Gesellschaft waren, und zu seinen Füßen mußte Joinville sich niedersetzen. „Wie habt Ihr also sprechen können?" — Und noch spreche ich so, war meine Antwort. — „Ha foul, musart, musart, voys y estes deceu!" Mit diesen Worten hob eine derbe Strafpredigt an, die sich erneuerte, als Joinville bei einer andern Gelegenheit auf des Königs Frage, ob er am Grünendonnerstage den Armen die Füße wasche, versicherte: „Fy, fyes malheur, ja les piedz de ces vilains ne laveray-je mie." Zu Fasten 1268 wurden alle Barone des Reichs nach Paris beschieden. An einem viertägigen Fieber leidend, wollte Joinville seine Burg nicht verlassen. Er würde in Paris der Leute viele finden, die ein Fieber zu heilen mächtig, ließ der König ihm entbieten, und begehre er seine Anwesenheit als eine Liebespflicht. Diesem Rufe war nicht zu widerstehen, aber Niemand in Paris wußte zu sagen, was damit bezweckt werde. Am Tage darauf nahmen der König und seine Söhne das Kreuz. Von den Königen von Frankreich und Navarra lebhaft gemahnt, sich der Kreuzfahrt anzuschließen, entgegnete Joinville, es hätten, während er über Meer gewesen, des Königs von Frankreich Beamte seine Unterthanen dergestalt gedrückt und beschwert, daß sie sowol, als er selbst, das niemals verwinden könnten. Wolle er noch ein Mal ausziehen, so sei das der Untergang seiner armen Leute. Der König starb in fernen Landen; wie er ihn beklagte, das verschweigt Joinville, nur erzählt er in freudiger Rührung, wie er ganzer zwei Tage lang befragt worden über das Leben, die Werke und Wunder des frommen Königs von den hierzu verordneten Prälaten; dann gibt ein von ihm berichteter Traum Zeugniß, wie sehr er im Tode noch den heiligen Freund geliebt. Er ließ einen Altar bauen zu Ehren Gottes und St. Ludwigen, und stiftete an demselben für immer eine tägliche Messe und bedachte ihn mit Zinsen. Vor seinem Aufbruche nach Afrika hatte Ludwig noch einen wichtigen Rechtshandel zu seinen Gunsten geschlichtet. In der Abtei S. Urbain, die innerhalb der Grenzen der Herrschaft Joinville gelegen, wurde eine zwiespaltige Abtswahl durch den Bischof von Chalons cassirt, und keiner der beiden Candidaten, sondern Johann de Mimery, als Abt geweiht. Einer der Zurückgesetzten, Gottfried, appellirte nach Rom, und wurde von Joinville so kräftig unterstützt, daß er in letzter Instanz obsiegte. Viel Kummer machte der Handel seinem Beschützer, denn es wurde dieser von dem Bischofe excommunicirt, weil er die Abtei eingenommen, um sie für Gottfried zu bewahren, und vor mehren Parlamenten mußte darum gerechtet werden. Zum Danke dafür suchte Gottfried seine Abtei dem Schirme der Herrschaft Joinville zu entziehen, und den König zu überreden, daß dieser Schirm der Krone zustehe, ein Beginnen, das nach sorgfältiger Prüfung an der strengen Gerechtigkeitsliebe des Monarchen scheiterte.

Unter dem neuen Könige, Philipp dem Kühnen, blieb Joinville in Ansehen. Als sich jener im Jahre 1283 nach Aragonien begab, bestellte er den Seneschalk zum Statthalter in der Champagne, welche Landschaft Philipp als dem Vormunde der jungen Königin von Navarra untergeben war. Diese Fürstin wurde an Philipp den Schönen verheirathet, den Joinville verachtete, gleichwie er selbst dem ungetreuen und üppigen Könige misfiel. Anders dachte die Königin, welche in den ersten Jahren

6) Das von Joinville berichtete Gelübde scheint Veranlassung geworden zu sein, den Namen Varangeville in den heutigen, S. Nicolas-de-port, bei Nancy, umzuwandeln.

ihres Ehestandes sogar die Regierung ihres Erblandes dem vielgeprüften Seneschalk überließ. Philipp, unersättlich in Lastern und Foderungen, führte sein Volk zum Aufstande, und Joinville trat dem Bunde bei, zu dem sich am 14. Nov. 1314 die Barone der Champagne, von Beauvoisis, Vermandois und Ponthieu vereinigten, um die ungesetzlichen Foderungen des Königs mit gewaffneter Hand zurückzuweisen. Philipp der Schöne erlebte den Ausgang dieser Unruhen nicht, sein Sohn und Nachfolger aber, Ludwig X., mußte sich mit den Misvergnügten vertragen (1315). In demselben Jahre 1315 wurde die gesammte Ritterschaft zu einer Fahrt gegen die Flamänder gefodert. In einem Schreiben an den König, vom zweiten Sonntage des Brachmonats 1315, entschuldigt sich Joinville, daß er ihn nur mit bon Signour angeredet habe, es sei dieses sein Gebrauch bei den vorigen Königen gewesen; in demselben Monate, wie gefodert worden, an der Authie mit seinem Banderium einzutreffen, sei ihm unmöglich, indem dafür die Zeit zu kurz sei. Sobald aber seine Rüstung vollendet, werde er sich einfinden, um zu geben, wohin der König ihn senden wolle. Im Januar 1317 wird Jacob de Non, auf Bitten des Seneschalks von Champagne, des Herrn von Joinville und Resnel, von König Philipp dem Langen in den Adelstand erhoben. Wie lange der Seneschalk diese Verhandlung überlebte, ist nicht zu bestimmen; er starb um 1318 oder 1319 in dem Alter von 94 oder 95 Jahren. Er wurde in der Burgkirche zu St. Laurentien beigesetzt; nach dem Grabsteine zu urtheilen, auf dem er in Lebensgröße ausgehauen, muß er ein Mann von gewaltiger Länge gewesen sein, daß es begreiflich wird, wie er einstens, nicht gar lange nach der Heimkehr aus Palästina, seinen König tragen konnte von dem Hofe des Grafen von Aurerre an bis zu den Franziskanern. Es ist dabei noch zu erwähnen, daß der heilige Ludwig, als er im Kreuzzuge den Aschmum Thenah überschritt, alle seine Begleiter mit den Schultern überragte. Auch einer guten Gesundheit mag sich im späten Alter der Seneschalk erfreut haben, wenn er gleich berichtet, daß er, des dicken Kopfes und kalten Magens halber, auf der Ärzte Rath, seinen Wein ohne Wasser zu trinken pflegte, bis der König, während des Aufenthaltes in Cypern, ihn veranlaßte, den Wein zu mischen. Die gleich geschwätzige und inhaltsleere Grabschrift, die man 1629 in seinem Grabe gefunden haben will, ist zuverlässig ein Machwerk des 17. Jahrhunderts. Ein Krieger von seltener Unerschrockenheit muß Joinville gewesen sein, dieses verräth sich in der ruhigen Anerkennung der ausgezeichneten Waffenthaten seiner Mitstreiter und noch mehr vielleicht in der ungeschminkten Offenherzigkeit, in der er hin und wieder die erlittene Angst berichtet, doch ist er weit berühmter geworden durch die Feder, als durch sein Schwert. Der kriegerische Ruhm jener Zeit gründete sich einzig auf persönliche Tapferkeit, die eine allgemeine Eigenschaft der Zeit, und nur in seltenen Fällen von Resultaten begleitet war. Als Schriftsteller hingegen hat Joinville sich weit über seine Zeit erhoben. Es spiegelt sich in seiner Geschichte des heiligen Ludwig's eine Naivetät der Sprache wie des Gemüthes ab, eine Anmuth, eine Aufrichtigkeit, eine Lebendigkeit, wie sie zusammengenommen selten vorkommen; die Mischung von Heiterkeit und Religiosität, von Scharfsinn und Treuherzigkeit, von Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, hat einen ungemeinen Reiz. In hohem Alter hat er geschrieben auf Begehren der Königin Johanna, Gemahlin Philipp's des Schönen. Die erste Ausgabe seines Buchs besorgte Anton Peter von Rieur (Poitiers 1547.), nach einem Manuscripte, welches König Renat zu Beaufort-en-vallée in seiner Bibliothek gehabt; Rieur kam auf den unglückseligen Gedanken, die Schreibart verbessern zu wollen, und Stellen auszuführen, die ihm dürftig behandelt schienen. Einen zweiten Abdruck besorgte 1617 Claude Mesnard; das ihm dienende Manuscript war zu Laval gefunden. Seine und des Rieur Handschriften gingen verloren, und Du Cange, nachdem er sich lange mit Suchen nach denselben bemüht, mußte sich für die Ausgabe von 1668. Fol. mit den Abdrücken von Rieur und Mesnard begnügen. Erfahren in der Sprache der alten Zeit, suchte er die Widersprüche der beiden Ausgaben zu heben, und es wurde ein correcter, verständlicher Text hergestellt, der jedoch das Gepräge der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nicht jenes der Zeiten Ludwig's des Heiligen trägt. Dieser Umstand, sammt den Widersprüchen in den drei Ausgaben, veranlaßte P. Hardouin, der Geschichte des heiligen Ludwig's anzuthun, was er mit den Classikern versucht hatte. Er will darin einen im 15. Jahrhunderte gedichteten Roman finden. Sein Paradoxon wird im 15. Bande der Mémoires de l'académie des inscriptions widerlegt. Im Jahre 1761 erschien zu Paris, in der königlichen Druckerei, eine neue Ausgabe in Fol. Mellot und Sallier hatten sie veranstaltet, nach einer Handschrift, welche der Marschall von Sachsen mit andern Büchern in Brüssel hatte wegnehmen lassen; Johann Capperonnier erscheint als Herausgeber. Diese Ausgabe liefert den Urtext, ist aber keineswegs frei von jenen Fehlern, in welchen sich die Unwissenheit des Abschreibers gewöhnlich zu erkennen gibt. Sie wurde nicht benutzt für die neueren Abdrücke, welche in der Collection universelle des Mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France, 1785, und in Petitot's Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France, 1824, gegeben. In beiden Sammlungen ist der Text von Du Cange vorgezogen, vorgeblich, weil jener von 1761 in seiner barbarischen Rechtschreibung den Meisten unverständlich sein würde. Ein solches Argument kann die Männer vom Fache kaum zufrieden stellen, obgleich der von Petitot befolgte Text mit jenem von Capperonnier ziemlich übereinstimmt, Ton und Farbe der Urschrift möglichst beizubehalten sucht und in einem Anhange die bei Du Cange fehlenden Stellen beifügt. Als Einleitung gibt Petitot eine dürftige Lebensgeschichte des Seneschalks, und eine gutgeschriebene, außerdem nicht sonderlich bedeutende Lebensgeschichte des heiligen Ludwig. Darin geräth er zuweilen auf Abwege; er meint z. B., Joinville, damals höchstens ein Kind von vier Jahren, sei Zeuge gewesen der Begeisterung, in welcher die Pariser 1228 nach Montlhéry eilten, ihren König zu entsetzen. Joinville berichtet aber S. 191: „et me

compta le saint Roy qui luy et sa mère, qui estoient à Monthléry ..... Et me dist que depuis Monthléry jusques à Paris.“ Petitot will auch, es sei die Königin von Cypern für ihre Ansprüche an Champagne mit viertausend Livres (in Buchstaben geschrieben) abgefunden worden, die habe der König bezahlt, und dafür sich die Grafschaften Blois, Chartres und Sancerre nebst der Vicomté Châteaudun abtreten lassen, welche er sodann der Krone einverleibte. Der Geschichtschreiber gibt aber 40,000 Livres (in Buchstaben) als den Kaufpreis an, um welchen nicht das Eigenthum, sondern nur die Lehnsherrlichkeit, le fyé, der drei Grafschaften für den König erworben wurde. Endlich ist Petitot nicht immer glücklich in der beigefügten Worterklärung [7]). M. Th. Jones, der Übersetzer von Froissart und Monstrelet, hat auch eine englische Übersetzung der Geschichte des heiligen Ludwig's geliefert (bei Hasod 1807. 2 Bde. in 4. und in 8.). Zweckmäßiger wäre es vielleicht, das Werk als französisches Lesebuch in den Gymnasien einzuführen; ein Styl, der so nahe der Latinität verwandt ist, müßte ein trefflicher Leiter sein, den Schüler in die neuere Schriftsprache einzuführen. — Das Monument, das Joinville seiner Pilgerfahrt zu Blecourt in König Dagobert's Kirche setzte, ist nicht mehr; die Veranlassung zu dem Monument erzählt er also: Auf der Heimfahrt, unweit Lampedusa, stürzte ein Knappe über Bord, indem er seinen Herrn gegen die Sonnenstrahlen schützen wollte. Seinem Schicksale überlassen von dem Schiffe, dem er angehörte, wurde der Knappe von einem zweiten Schiffe, das in dem Abstande von einer halben Stunde folgte, bemerkt und geborgen, obgleich er sich nicht gerührt, auch nicht Hilfe gerufen hatte. Wegen so ungewöhnlicher Ruhe befragt, erwiederte er, es sei nicht nöthig gewesen, daß er gerufen oder zu schwimmen versucht habe; denn im Falle habe er gestöhnt: „Unsere Frau zu Valbert!“ und gleich habe die Himmelskönigin ihn bei den Schultern erfaßt und in der Höhe gehalten, bis das Schiff ihn aufnehmen konnte. Solches Wunder ließ Joinville in den Fenstern der Kirche zu Blecourt verewigen.

Des Seneschalks erste Frau, Adelheid oder Ordelia, die Tochter des Grafen Heinrich's V. von Grandpré, wurde ihm durch Vertrag vom 14. Aug. 1231 verlobt, doch nicht vor dem Jahre 1239 oder 1240 vermählt; die zweite Frau, Alix, die Tochter und Erbin Walter's, des Herrn von Resnel, war ihm vor dem Jahre 1262 angetraut worden. Aus der ersten Ehe kamen Johann, Gottfried, Margaretha; der andern Ehe gehören an Johann, Anselm, Andreas, Alix. Johann von Joinville, Baron von Ancerville, der ältere Sohn der ersten Ehe, war an einem Charsamstage zwischen 1241 und 1245 geboren, und soll nach dem Jahre 1303 ohne Nachkommenschaft verstorben sein. Gottfried von Joinville, Herr von Briquenay, bei St. Menehould, war mit einer Margaretha verheirathet und starb nach 1294. Daß man den Familiennamen der Margaretha nicht kennt, scheint genugsam anzudeuten, daß sie der Heimath der Joinville, der Champagne, fremd war. Sie mag eine Erbin aus Apulien gewesen sein, die Gottfried sich freite, indem er zu Neapel, an dem Hofe des einen oder andern Karl, weilte. Gottfried muß in dem Neapolitanischen eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen haben, zu der insbesondere die Barone von Venafro und die Grafen von S. Angelo gehören. Jener Gottfried de Gianvilla, „Barone illustre di sangue et di valore,“ der kurz vor Ludwig's des Baiern Eintreffen in des Legaten und der Neapolitaner nächtlichem Überfalle der Stadt Rom getödtet wurde, 1328, muß ein Sohn Gottfried's und der Margaretha sein, gleichwie Johann de Gianvilla, Herr von Piedimonte, der sich um 1320 mit Belladama Ruffa, des Grafen Peter von Catanzaro Tochter, vermählt, und Philipp de Gianvilla, Graf von S. Angelo, mag ein Sohn des in Rom erschlagenen Gottfried sein. Philipp's Witwe, Hilaria Sus, heirathete den Benedict Gaëtano. Margaretha, die Tochter des Geschichtschreibers aus der ersten Ehe, heirathete den Gottfried I. von Charny. Der älteste Sohn der andern Ehe, Johann von Joinville, Herr von Resnel, starb ohne Nachkommenschaft nach 1300. Andreas von Joinville, Herr zu Beaupré, war mit Isabella, Frau auf Bonnet, verheirathet. Sein Enkel, Albert von Joinville auf Beaupré, wurde am 31. Oct. 1388 mit den Gütern belehnt, die er von dem Könige im Amte Chaumont zu empfangen hatte, und lebte noch 1415. Mathilde von Joinville, Frau auf Beaupré, das einzige Kind, das ihn überlebte, kommt 1440 als des Hugo von Haraucourt Ehefrau vor. Andreas von Joinville, Herr auf Bruslé, des Albert Bruder, mußte 1419 das Gut Nessoncourt an Konrad Bayer von Boppard, den Bischof zu Metz, abtreten, und hinterließ den einzigen Sohn Peter von Joinville, Herrn von Bruslé. Dieser, wol der letzte Mann des Hauses, war der Vater von Johanna von Joinville, Frau auf Bruslé, die im Jahre 1443 ihren Vetter, Anton I. von Lothringen, Grafen von Vaudemont, zum Vormund erhielt. Alix, die Tochter von Johann von Joinville und Alix von Resnel, wurde durch Vertrag d. d. der Kreuzerfindung 1300 mit Johann, Herrn von Arcies-sur-Aube und Chacenay, dann in zweiter Ehe, vor dem Jahre 1316, mit Johann (nicht Heinrich), dem jüngsten Bruder des in den Unruhen unter König Richard II. von England so berühmt gewordenen, zuletzt enthaupteten Grafen Thomas von Lancaster vermählt. Sie besaß die Herrschaften Beaufort und Nogent-l'Artault, von denen ihr zweiter Eheherr gewöhnlich den Titel führte, und verspricht den Sonntag nach Martini 1316 dem Bischofe von Langres den Lehnseid für ihre Herrschaft Chacenay zu leisten, vorausgesetzt, daß sie dazu nach dem Landesbrauch der Champagne gehalten sei. Es scheint auch, als habe das Haus Beaufort, die Seitenlinie des königlichen Hauses Lancaster, von dieser Frau Alix zuständigen Herrschaft Beaufort, bei Arcies-sur-Aube, den Namen entlehnt, und es ist beinahe unbezweifelt, daß die nämliche Herrschaft, vorlängst ein

7) finer, S. 199, heißt nicht beendigen, sondern bezahlen (finance); haie, S. 237, ist keine Kriegsmaschine, sondern ein sich lang dehnender Feuerstrahl; périller, S. 374, ist das Stammwort von périr.

Herzogthum des Hauses Montmorenci, zugleich den englischen Herzogstitel bildet, welchen das Geschlecht Somerset, ein unechter Zweig des Hauses Lancaster, bis auf den heutigen Tag führt. Anselm von Joinville, des Geschichtschreibers zweiter Sohn aus der andern Ehe, gelangte durch seiner Brüder frühzeitiges Absterben zum Besitze der Herrschaften Joinville und Resnel, bekleidete auch das Erbamt eines Seneschalks der Champagne. Von König Philipp dem Langen wurde er zu einem der Executoren seines Testaments vom 26. August 1321 bestellt. Im Jahre 1337 diente er in dem gegen die Engländer nach Guyenne gesendeten Heere, und hatte in seiner Compagnie unter eigenem Banner einen Bannerherrn, 14 Chevaliers bacheliers und 57 Schildknappen. In einer Rechnung des Zahlamtes Paris, Quartal Ascensionis 1338, ist er als Marschall von Frankreich aufgeführt. Im Jahre 1351 (sic) verkaufte er, gemeinschaftlich mit seiner Hausfrau Margaretha, einige Renten an den König von Frankreich. Anselm's erste Frau, Laureta, eine Tochter des Grafen Simon I. von Saarbrücken, war ihm vor dem Jahre 1309 angetraut worden; die andere, Margaretha, eine Tochter des Grafen Heinrich III. von Vaudemont, heirathete er 1322, als er schon im reiferen Alter, und sie wurde ihres Bruders, des bei Cressy erschlagenen Grafen Heinrich IV. von Vaudemont, alleinige Erbin. Von ihr hatte Anselm die Söhne Heinrich, Anselm und Gottfried, dann die Tochter Beatrix, von der ersten Frau die einzige Tochter Johanna. Der jüngere Anselm, Herr von Bizarre, lebte in kinderloser Ehe mit einer von S. Verain, und starb nach 1349. Gottfried, Herr auf Dammartin und Lestrée, wird noch im Jahre 1374 genannt. Heinrich, der älteste Sohn, Sire von Joinville, Graf von Vaudemont, Seneschalk der Champagne, lag 1351 in sehr ernstem Streite mit seinem Vetter, mit dem Seneschalk von Burgund, Johann von Vergy auf Fonvans und Champlitte, und diente 1352 mit 4 Rittern und 35 Schildknappen in der Bretagne unter den Hilfstruppen für Karl von Blois, gleichwie 1356 in dem Heere von König Johann, sammt welchem er in der Schlacht von Poitiers in Gefangenschaft gerieth. Am 11. Aug. 1363 wurde er von dem Herzoge Robert von Bar belehnt mit solchen Lehen, die ein Graf von Vaudemont zu empfangen pflegte, als mit der Grafschaft Vaudemont und Vezelize, mit Châtel-sur-Moselle, Bainville, Montier-sur-Saône und mit der Voigtei der Abtei S. Mihiel, dann auch mit der von Joinville herkommenden Voigtei Ecurey. In demselben Jahre 1363 söhnte sich der Graf von Vaudemont mit dem Herzoge von Lothringen wegen eines langwierigen und bittern Zwistes aus, welche Sühne ihn aber nicht abhielt, in den Jahren 1364 und 1365 neue Verheerungen in Lothringen anzurichten. Er starb 1386, aus seiner Ehe mit Maria von Luxemburg, Frau auf Houdanc, einer Tochter Johann's des Kastellans von Lille (sie wurde vermählt vor dem Februar 1346), die Töchter Margaretha und Alix hinterlassend; zwei Söhne, Heinrich und Anselm, waren in der Kindheit verstorben. Die jüngere Tochter, Alix, Frau auf Resnel, Châtel-sur-Moselle, Bainville, mit der Prachtburg, Chaligny und la Ferté-sur-Amance, heirathete einen großen burgundischen Herrn, Theobald VII. von Neufchâtel; durch diese Heirath sind die von Neufchâtel gewaltig geworden in Lothringen. Margaretha, Frau auf Vaudemont und Joinville, wurde am 9. Mai 1374 dem Grafen Peter von Genf beigelegt. Peter starb bald nach dem 24. März 1393, an welchem Tage er sein Testament machte, und die Gräfin ging 1397 ein zweites Ehebündniß ein mit Friedrich, dem jüngern Sohne des Herzogs Johann I. von Lothringen, der nichts weiter besaß als die Herrschaften Rumigny, Martigny, Aubenton und Noves in der Picardie, dann Fallais in Brabant. Mit diesem Gemahle verkaufte Margaretha das Witthum, welches sie von Genf besaß, Rumilly und Balciron, den 11. Oct. 1411 an Savoyen. Graf Friedrich von Vaudemont, so heißt er seit der Vermählung, blieb bei Azincourt, 1415, Margaretha starb 1416 nach dem 30. Juni und wurde zu Joinville in St. Laurentien, Stifts- und Burgkirche, beerdigt. Sie ist die Ahnfrau des Hauses Lothringen geworden, das in einer Linie den Enkeln des heiligen Ludwig's den Thron von Frankreich bestritt, und in seiner Hauptlinie die grimmigsten Fehden bestand, theils mit dem Geschlechte des heiligen Ludwig's, theils um dieses Geschlecht wieder auf den Thron seiner Väter einzuführen.

Die Linie von Vaucouleurs. Gottfried von Joinville, Simon's und der Gräfin Blanca von Auronne anderer Sohn, besaß Vaucouleurs, die große Herrschaft an der Maaß, und wol auch Ampilly-sur-Seine, zwischen Montbard und Châtillon, wenn er anders derjenige Gottfried von Joinville ist, der im Jahre 1274 seine Vasallen zu Ampilly von der Leibeigenschaft befreite und für die Herrschaft einen Förster bestellte. Er verheirathete sich mit Mathilde, der Tochter Gilbert's von Lacy, die ihm, als die Haupterbin ihres großen Hauses, unermeßliche Besitzungen in England sowol als in Irland zubrachte, in Irland besonders das alte Königreich Meath mit seiner Hauptstadt Trim, in England die gewaltige Feste Ludlow in Shropshire mit dem von ihr abhängenden fruchtbaren Corvedale. Gottfried hatte die Söhne Nicolaus, Walter, Gottfried, Peter, dann eine Tochter, Johanna, die an den Grafen Johann von Salm verheirathet wurde. Nicolaus von Joinville, Herr von Morancourt, vermählt mit Johanna von Lautrec, Vicomtesse von Paulmy, war todt im Jahre 1336. Gottfried, Baron von Corvedale, wird, als einer der einflußreichsten Barone an dem Hofe König Eduard's I. von England, häufig in öffentlichen Verhandlungen, besonders in den Jahren 1290 und 1299 genannt. Peter von Joinville erheirathete mit Johanna von Lusignan, der Tochter des Grafen Hugo XII. von la Marche und Angoulême, die Herrschaft Couhé in Poitou, und wurde ein Vater von drei Töchtern. Zwei derselben, Mathilde und Beatrix, nahmen den Schleier in dem Kloster Acornbury, die älteste, Johanna von Joinville, oder von Geneville, wie man in England schreibt, brachte nicht nur Couhé, sondern auch das ganze unermeßliche Besitzthum ihres Hauses in England und Irland an ihren Gemahl, an Roger Mortimer. Roger em-

pfing von seinem Könige den Titel eines Grafen von Marche, nicht weil er, wie man etwas ungeschickt annimmt, der Hüter der Marches von Wallis gewesen, sondern wegen des Erbrechtes seiner Gemahlin an der französischen Grafschaft und Provinz la Marche, und endigte 1330 am Galgen, nachdem er lange der Buhle der Königin Isabella, Gemahlin Eduard's II., und der eigentliche Beherrscher von England gewesen war. Walter von Joinville, des ältern Gottfried anderer Sohn, besaß die Herrschaft Vaucouleurs, und wurde 1304, in dem Feldzuge gegen die Flamänder, getödtet. Aus seiner Ehe mit Isabella hinterließ er die Söhne Nicolaus, Johann, Peter und Erhard. Erhard von Joinville, Herr von Doulevant, südwestlich von Joinville, diente 1346 in dem Feldzuge von Cressy und wurde in der Ehe mit Helvis der Vater Johann's von Joinville auf Doulevant und Villiers-au-chêne, dessen Sohn, Johann von Joinville auf Doulevant und Villiers-au-chêne, Ritter, im Jahre 1390 vorkommt, und zwei Schwestern hatte. Die eine, Margaretha, wird an Hugo II. von Amboise, Herrn von Chaumont, verheirathet. Nicolaus von Joinville, Walter's ältester Sohn, mit Philippine Fourée verheirathet, lebte 1321. Johann, der andere Sohn, der den Beinamen Boutefeux trägt, vertauschte im Jahre 1334 seine freie Herrschaft Vaucouleurs gegen Güter in der Champagne, nämlich Mery-sur-Seine, Vertus und le Parc-de-Lachy, an den König von Frankreich; ein Ereigniß von großer Bedeutung, da es zuerst den Franzosen Gelegenheit gab, sich innerhalb der Grenzen von Lothringen festzusetzen. Johann lebte noch im Jahre 1337. Seine Gemahlin, Anna, die Tochter des Grafen Heinrich II. von Vaudemont, hatte ihm die Söhne Anselm und Amadäus geboren. Jener, auf Mery-sur-Seine, stritt in den Gefilden von Cressy, und starb nach dem Jahre 1359 ohne Kinder. Amadäus, Herr auf Mery und Estraelles, worüber er 1371 von dem Bischofe von Troyes die Lehen empfing, lebte im Jahre 1378 nicht mehr. Er hatte, außer dem Sohne Johann von Joinville auf Lachy, die Töchter Margaretha, Isabella und Simonetta. Simonetta von Joinville, genannt von Mery, blieb unverehelicht, und ihre beiden Schwestern theilten sich in des Bruders Erbe. Margaretha, Frau auf Mery, heirathete Eudo von Eulant, Isabella, auf Estraelles, Damoiseau von Commercy, Johann von Saarbrücken, und nachmals, als Witwe, Karl von Châtillon, Oberforstmeister von Frankreich.

Die Linie in Gex. Simon von Joinville, Simon's und der Blanca von Auxonne dritter Sohn, erhielt in der Theilung die mütterliche Herrschaft Marnay in Hochburgund, erheirathete mit Lionetta, der Tochter von Amadäus II. von Genf-Gex, die wichtige Baronie Gex und Divonne, an dem genfer See, verglich sich 1261 mit dem Bischofe von Genf, wegen der Villa S. Gervasii, und befand sich 1293 nicht mehr unter den Lebenden. Seiner Söhne waren drei: Hugo's, des mittlern, wird in einer durch ihn veranlaßten Teidigung zwischen Savoyen und dem Bischofe von Sitten gedacht, vom Jahre 1268. Von Peter stammt die Linie in Marnay, deren wir zuletzt gedenken werden. Simon's ältester Sohn, Wilhelm von Joinville, Herr von Gex und erster Baron von Champagne, wie er sich zuweilen nannte, huldigte 1305 dem Bischofe von Genf um Avison und „le marchié de Jaiz (Gex) lyquel est di lons (die Lunae), la marchié de Divone, laquelle est le di Mars, et marchié de S. Jean de Goveillies liquel est le di mescre," und lebte noch 1335. Seine Gemahlin, Johanna, eine Tochter Ludwig's I. von Savoyen, des Freiherrn von der Waadt, war ihm den Freitag vor Mariä Lichtmeß 1293 angetraut worden, und verglich sich den 6. Juni 1338 wegen eines Zwistes, den sie mit dem Sohne gehabt. Dieser Sohn, Hugo von Joinville, genannt Hugard, Freiherr von Gex, ließ sich 1343 als Ritter waffnen, und ernannte, da er selbst unverheirathet war, seinen Schwager, Hugo von Genf, zu seinem Erben. Der von Joinville hatte nämlich drei Schwestern, von denen die älteste, Eleonora, Hugo's von Genf, Herrn von Anthon, andere Gemahlin geworden war. Von den beiden andern Schwestern heirathete die eine, Margaretha, Wilhelm von Montbel und Entremonts, die andere Hubert Alaman, Herrn von Aubonne und Coppet. — Peter von Joinville, Simon's und der Lionetta jüngster Sohn, bekleidete die Vormundschaft über seinen Neffen Wilhelm von Joinville und leistete im Jahre 1300 dem Könige Philipp von Frankreich den Treueid. Sein Sohn, Amadäus I. auf Marnay und Divonne, war mit Amadäa von Coligny, sein Enkel, Berwald, auf Divonne, mit der Tochter des Vicomte von Courtramblay, sein Urenkel, Amadäus II., Herr von Divonne, mit Katharina Bernier verheirathet. Dieser, Amadäus II., hatte außer den Söhnen Ludwig und Amblard, eine an Jacob, Herrn von Gingin, verheirathete Tochter. Amblard wird 1410 als Domherr zu Lyon genannt. Ludwig von Joinville, Herr von Divonne, im Ländchen Gex, war Landvoigt von Waadt im Jahre 1397, und als solcher unter den Zeugen des Gottesgerichts zwischen Otto von Granson und Gerhard von Estavajel, gehegt zu Bourg in Bresse den 7. Aug. 1397. Nach allzu frühem Absterben Rudolf's des Jüngern, Grafen zu Greyerz, führte Ludwig, zugleich mit der Landvoigtei, die Vormundschaft über dessen Sohn, und als Gubernator die Regierung der großen Grafschaft Greyerz. Zu derselben Zeit erneuerte die von Greyerz pflichtige Landschaft Sanen das Burgrecht mit Bern. Solches misfiel, und mit Recht, dem Gubernator. Die Männer von Osch mögen dabei vorzüglich thätig gewesen sein. Ludwig beschloß, sie zu bestrafen, „propter ipsorum excessus." Es empfanden Besorgniß die, welche zu dem hochverrätherischen Bündnisse Anleitung gegeben hatten; sie verbreiteten bei dem Volke von Osch und Sanen das Gerücht, der Gubernator wolle bei Gelegenheit des großen Jahrmarktes in Osch die Angesehensten von Sanenland fahen lassen, dazu habe er den Kastellan in Osch und andere reiche Männer des Ortes gewonnen. Gemeiniglich ziehen in jenen Gegenden jeden Ortes Einwohner in einer vereinigten Schar zu Markt; eine solche Schar von 150 Mann, wohl bewehrt, hatten die Rädelsführer in Osch herbeigerufen. Unruhe, Mistrauen oder Zorn mochte Niemand wahrnehmen, sie zogen ruhig das

Thal hinab. Sie waren in Ösch eingetroffen, als mit 500 Mann der Venner von Greyerz zu Markte zog; auf einige Hundert mehr oder weniger wird es nicht ankommen, denn sie alle gingen unbewaffnet. Da schritt der Venner von Sanen, Cappleser, getrosten Muthes, ohne Wort, auf den Collegen von Greyerz zu, faßte ihn und riß ihn vom Pferde. Unter solchen Zeichen fielen die Bewaffneten auf die Unbewaffneten, sechs der Greyerzer wurden gegriffen, die Andern durch Schrecken vertrieben, jene mit dem Kastellane von Ösch in den Thurm Blankenburg, Obersibenthals, gelegt. Alsbald erschienen die von Thun, vom Sibenthal und von Frutigen, Angehörige der Stadt Bern, auf derselben Mahnung, mit offenen Bannern im Sanenthal, bemächtigten sich der Thürme und besetzten die Päße. Der Gubernator sendete Klage wider Bern, als den Aufruhr begünstigend, an den Herrn dieser Lehen, an den Grafen von Savoyen, fiel ein und nöthigte Ösch, vollkommenen Gehorsam zu schwören; ein Zeichen, daß er niemals genöthigt gewesen, zu Überlistung und Verrath Zuflucht zu nehmen. Die Berner mahnten ihre Mitbürger und alle Eidgenossen. Da zogen die Thuner und ihre Kriegsgesellen, die Sibenthaler, auch jene Reisläufer, für die Rauben und Plündern ein Gewerbe und eine Lust zugleich, durch das wilde Gebirge hinter der Felsenburg Banel, an dem Waldstrome Jaun, durch Affleutschen, vor die hohe, starke und wohlbesetzte Burg Bellegarde, nahmen und besetzten sie. Aber der Bischof von Lausanne und der Propst zu Peterlingen, dessen Vater oder Bruder, Kaspar von Montmayor, vor dem Herrn von Joinville Landvoigt in der Waadt gewesen, mit Hilfe von Basel, Solothurn, Biel und Freiburg, bewogen die feindlichen Parteien, auf einer Tagsatzung zu Murten, denen von Sanen das Burgrecht zu bekräftigen und das Geschehene in Vergessenheit zu stellen. Der Friede zwischen Bern und Greyerz, mit Willen und Ansehen Herrn Ludwig's geschlossen, ist vom 3. März 1407 (1408?), und wurde am 7. März 1408 von Graf Amadäus VIII. von Savoyen bekräftigt. Auf solche Weise und durch solche Mittel gewannen und befestigten die Berner ihre Herrschaft im Gebirge. Ludwig von Joinville blieb unbeweibt, und es beerbte ihn sein Neffe, Johann von Gingin, der 1424 als Herr von Divonne vorkommt. — Jenem Wido von Joinville, der 1154 sammt seiner Hausfrau, Ruffade Montfort, das Kloster Vallis Nonnarum in dem Bisthume Toul stiftete, wissen wir die gehörige Stelle nicht anzuweisen. (*v. Stramberg.*)

Joinvilliers (Gefecht bei), s. **Vauxchamps (Gefecht bei)**.

JOIRE (St.), ein zu der Provinz Faussigny des Herzogthums Savoyen im Königreiche Sardinien gehörender Marktflecken an einem hohen Berge, mit etwa 430 Einwohnern und in der Nähe des verfallenen Bergschlosses Thie *). (*R.*)

JOISZ, auch **Nyulas**, ein zur erzherzoglich Karl'schen Herrschaft Ungarisch-Altenburg (Magyar-ovár) gehöriger, teutsch Goisz genannter, großer Marktflecken, im neusiedler Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) der wieselburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am nördlichsten Ende des Neusiedlersees, an der von Ödenburg nach Presburg führenden Poststraße, südlich von Bruck an der Leitha, am Fuße bewaldeter Höhen gelegen, ½ teutsche Meile westwärts von Neusiedl entfernt, mit einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Raab gehört, einer katholischen Kirche und ein Paar Kapellen, 98 Häusern, 782 teutschen katholischen Einwohnern, welche auch Weinbau treiben, und einem Steinbruche. (*G. F. Schreiner.*)

JÓKA, 1) Kis- und Nagy-Jóka, zwei neben einander stehende, mehren adeligen Familien gehörige Dorfschaften im oberen Jusulaner Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) der presburger Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in der oberen oder kleinen ungarischen Ebene, unfern vom linken Ufer des érsekigvárer Donauarmes gelegen, 1¾ teutsche Meile ostnordostwärts von dem Markte Loipersdorf (Csötörtök) entfernt, mit 273 Häusern, 2225 Einwohnern, welche größtentheils Magyaren sind, und 1690 Katholiken, 294 Reformirte, 200 Juden und 41 Lutheraner unter sich zählen, einer eigenen katholischen und einer Pfarre der Evangelischen, helvetischer Confession, einer katholischen Kirche, welche unter dem Patronate der adeligen Grundeigenthümer steht, einem Bethause der Reformirten, einer jüdischen Synagoge und einer Schule. Die Pfarre gehört zum stampfner Vicearchidiakonats-Districte des graner Erzbisthums und zählt in Allem 2539 Seelen.

2) Jóka-Ujhely, ein diesem benachbartes, zur Religionsfondsherrschaft Dros-Szegh gehöriges und nach Nagy-Jóka eingepfarrtes Dorf mit 61 Häusern und 309 Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

JOKAITZ, Flecken, nach Kämpfer Stadt, im Fürstenthume Izeh und Landschaft Tokaydo, nach Robert's Karte in der Landschaft Jetsegen, der japanischen Insel Niphon. Er liegt in einer Ebene, an einem Busen des großen Oceans und zählt nach Kämpfer mehr denn 1000 Häuser, worunter viele, gute und von den Pilgern zu den in diesem Fürstenthume gelegenen Daysioputempeln stark besuchte Herbergen. Außerdem nähren sich die Bewohner hauptsächlich von der Fischerei. Klaproth zählt diesen Ort nicht unter den Städten der Provinz Izeh auf, daher er auch wol nur ein Flecken ist. (*Klähn.*)

IOKASTE, bei Homer **Epikaste** (Od. XI, 270, die schöne Epikaste). Ohne eine Etymologie dieses Wortes feststellen zu wollen, berechtigt uns doch diese doppelte Namensgestaltung zu der Annahme, daß der einfache Wortsinn der Homerischen Benennung „Epikaste" durch die dafür substituirte „Iokaste" erweitert, wenn nicht dem sich bildenden Mythus näher angemessen ward. Epikaste (Ἐπι κάστη, verwandt mit κήρ — ἐπί κηρος) bezeichnet einfach „die dem Verhängniß Unterworfene," während Iokaste (Ἰο κάστη, wie Ἰό βακχος: bei Arkadius περὶ τόνων p. 115, 2 findet sich Ἰω κάστη) wegen ihres „schmerzlichen" Verhängnisses so betitelt ist. Euripides,

*) Gaspari, Hassel u. s. w., Vollst. Handb. d. neuest. Erdbeschr. 1. Abth. 6. Bd. S. 439.

dessen etymologische Deuteleien mit den Eigennamen bekannt sind, bemerkt — vielleicht in Beziehung auf jenes — ausdrücklich, den Namen Iokaste habe ihr der Vater gegeben (Phoen. 12). Bei Homer (a. a. O.) wird Iokaste blos als Mutter und Gemahlin des Ödipus näher bezeichnet. Euripides (Phoen. Prolog.) läßt ihr selbst ihr Lebensgeschick von ihrer Geburt an erzählen. Iokaste war Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon (bei Sophokles [Oed. tyr. 70] ist Ödipus Schwager des Kreon); nach Diodor Sic. (IV, 64) ist sie jedoch Tochter des Kreon. Sie ward an Laius vermählt: nach Epimenides (bei Schol. zu *Eurip.* Phoen. 13) war dessen Gemahlin Eurykleia, Tochter des Ekphas, welche ihm den Ödipus geboren hätte; nach Andern (wie der Schol. erzählt) hatte er die Eurykleia und Epikaste zugleich zu Gemahlinnen. Der hier gebrauchte ältere Name „Epikaste," sowie die Zeit der Zeugen weisen dieser Sage ihren gehörigen Platz an. — Mit dem Laius zeugte Iokaste den Ödipus. Nachdem Laius durch den Ödipus erschlagen war, und nach der Lösung des Räthsels der Sphinx durch denselben, erhielt Iokaste den Ödipus zum Gemahl, unwissend, daß es ihr Sohn war. Sie gebar dem Ödipus zwei Söhne, Polynikes und Eteokles, und zwei Töchter, Ismene und Antigone (*Eurip.* Phoen. 57; jene nannte der Vater so, diese die Mutter). Hier kommt wieder eine Verschiedenheit der Fabel in Betracht, die der Scholiast (zu *Eurip.* Phoen. 53) angibt. Nach Pherecydes habe Iokaste dem Ödipus die zwei Söhne, Phrastor und Laonytus (die von den Minyern und dem Erginus getödtet worden wären) geboren; nach Verlauf eines Jahres (nach dem Tode der Iokaste und dem Blindsein des Ödipus, bei Schol. *Eurip.* Phoen. 1760) habe dann Ödipus die Eurygone, Tochter des Periphas (oder Hyperphas; nach Einigen ist sie Schwester der Iokaste) geheirathet, aus welcher Ehe die vier oben genannten Kinder entsprossen wären (so auch Pisander bei Schol. Phoen. 1760; vgl. *Apollod.* III, 5, 8. *Paus.* IX, 5); nach dem Tode dieser aber die Astymedusa, Tochter des Sthenelus. Auffallend ist hierbei die Ähnlichkeit der Namen der beiden Gemahlinnen, die für die Iokaste dem Laius und Ödipus zugedacht werden: nach Epimenides war auch Eurykleia, Tochter des Ekphas, Gemahlin des Laius; nach Pherecydes Eurygone, Tochter des Periphas, später die des Ödipus. Der Mythus, nach dem Vater und Sohn eine Gemahlin hatten, scheint auch in seinem abweichenden Gedankenspiel wenigstens eine Gleichheit der Namen behaupten zu wollen; auch der Mythus der Heroenwelt ist durch die Individualität des Menschen dergestalt bedingt, daß die ihr eigens nachgeprägten Modificationen daraus hervorgehen, Modificationen, die mehr oder weniger auch ein inneres mystisches Element andeuten. — Nach Offenbarwerden der ungeahnet geschehenen Unthat erhing sich Iokaste (nach Homer und Sophokles, der im Oed. tyr. v. 1241 sqq. diesen ganzen Act beredt schildert), nach Euripides (Phoen. 1464 sqq.) ersticht sie sich. Hier ist aber die verschiedene Darstellung des Drama bei Sophokles in Oed. tyr. und bei Euripides in den Phönissen zu berücksichtigen. Während Sophokles, in Übereinstimmung mit Homer und Apollodor (III, 5, 9), die Iokaste sogleich, als sie erfahren hatte, in welches Verhängniß sie verstrickt ist, sich das Leben gewaltsam nehmen läßt, um die Schmach nicht zu überleben, endet sie bei Euripides schon bejahrt mitten unter ihren vor Theben gefallenen beiden Söhnen — erst nach dem Blindwerden des Ödipus, nachdem sie sich mit dem aus der Leiche des Sohnes herausgezogenen Schwerte durchstochen hat. Die Abweichung von der gewöhnlichen Sage kommt dem Dramadichter zu Gute. (*B. Matthiae.*)

IOKASTUS (bei Diod. Sic. V, 8, *Ἰόκαστος*, nicht Iokast*es*), wird daselbst nach der Sage als einer der sechs Söhne des Äolus genannt. Dieser Äolus ist Sohn des Hippotes, nach Homer (X, 1 fg.) Beherrscher der Äolischen Insel gleichen Namens, nach Diodor (V, 73) der Insel Lipara, als Äolus II., während jedoch Diodor (V, 67) dasselbe vom Äolus III., dem Urenkel des Hippotes, berichtet. Man könnte dadurch versucht werden, jene auch für Söhne Äolus' III. auszugeben; Homer (a. a. O. V. 6) spricht aber dem Äolus, dem Sohne des Hippotes, sechs Söhne zu. Iokastus beherrschte das Küstenland bis um Rhegium in Italien. (*B. Matthiae.*)

Jokdeam, s. Jocdeam.

JOKELSDORF, slawisch Jacubowice, 1) ein zur fürstlich von Liechtenstein'schen Lehensherrschaft Eisenberg gehöriges Dorf im olmützer Kreise Mährens, in Urkunden Jacobi villa genannt, bergig gelegen, mit 102 Häusern (1837), 618 slawischen Einwohnern, einer eigenen, schon im Jahre 1350 vorkommenden, Seelsorgestation, jetzt Localie (Dekanat Schildberg, Erzbisthum Olmütz), von (1831) 1131 Seelen, die erst im Jahre 1785 neu gestiftet wurde, einer 1697 neu erbauten katholischen Kirche, einer Schule, einem Erbgerichte und einer Armenanstalt.

2) Ein zur fürstlich von Liechtenstein'schen Fideicommißherrschaft Landskron gehöriges Dorf im chrudimer Kreise Böhmens, mit 71 Häusern, 430 teutschen Einwohnern und einer Kapelle. (*G. F. Schreiner.*)

Jokles, s. unter Oikles.

Jokmeam, s. Jocmeam.

Jokneam, s. Jocneam.

Jó-kö, Marktflecken in Niederungarn, s. Dobra Woda.

JOKTAN (יָקְטָן), nach 1 Mos. 10, 25 Bruder des Peleg, und Sohn von Eber, dem Enkel des Arphachsad, welcher als ein Sohn Sem's erscheint. Aus der Anlage der Völkertafel und der Zusammenstellung der einzelnen diesem Joktan zugeschriebenen Nachkommen ist klar, daß darunter lediglich ein Repräsentant der Völkerschaften des südlichen Arabiens zu verstehen, daß es ein ethnographischer Gesammtausdruck für dieselben ist, grade so gewählt, weil überhaupt die Verwandtschaft der verschiedenen Nationen unter einander und der Grad derselben in diesem Abschnitte von 1 Mos. durch die Verhältnisse in der Familie anschaulich gemacht werden sollen. Ihm entspricht in der Genealogie der Araber Kachtan. Die biblische Überlieferung zählt 13 Abkömmlinge desselben, also mit andern Worten ebenso viele arabische Stämme auf: Almodad (Almorad), Saleph (die Salapener), Hazarmapheth

(Hadramaut), Jarah Hadoram, Usal Sanaa, Dikla, Ebal, Abimael, Scheba (Sabäa), Ophir, Havila und Jobab. Über die zum Theil sehr schwierige Deutung dieser Namen sehe man die einzelnen betreffenden Artikel, im Allgemeinen aber vgl. d. Art. Joktaniden. Die Grenzen ihrer Wohnsitze werden zwar 1 Mos. 10, 30 angegeben, allein in zu kurzer und unbestimmter Weise, als daß sich darüber etwas ganz Genaues festsetzen ließe. Sie wohnten nämlich danach von Mesa bis Sephar; das erste Wort bezeichnet wol Mesene an der nordwestlichen Spitze des persischen Meerbusens und das zweite ist wahrscheinlich in der entgegengesetzten Weltgegend zu suchen, doch bleibt seine Deutung zweifelhaft. Außerdem wird noch berichtet, daß ihre Wohnsitze das östliche (d. i. das arabische) Gebirge, also das Hochland Nedschd, in sich begriffen hatten*).

(*A. G. Hoffmann.*)

JOKTANIDEN oder **JOCTANIDEN**, d. h. Nachkommen des Joktan (يقطن), die bei den Arabern Cahtaniden oder Nachkommen des Cahtan (قحطان) heißen (يقطن وهو قحطان), ethnographische Benennung, welche von dem hebräischen Joktan יָקְטָן (vgl. die Völkergenealogie 1 Mos. 10, 25) entlehnt ist. Beide Namen, Joktaniden und Cahtaniden, bezeichnen also ein und dasselbe alte Volk im glücklichen Arabien, welches sich nach dem Tode des Stammvaters Joktan, der im fünften Gliede ein Abkömmling Sem's ist und dessen Grab man noch jetzt nicht weit von Keschin aufzuweisen meint (vgl. Niebuhr's Beschr. Arab. S. 287 fg.), von Jemen aus über die Küste von Tehâma, um die Mündung des arabischen Meerbusens und am persischen Meerbusen vielleicht bis zur Mündung des Schatt El-Arab ausbreitete. Die einheimischen Schriftsteller scheiden sie durch die Benennung der echten Araber (العرب العاربة) von allen später hinzugekommenen aus, und auch ihre Lebensweise scheint diese Ausscheidung begründet zu haben, indem ihre Vorliebe für feste Wohnsitze sie von den nomadisirenden Nachbarstämmen trennte. Unter den Nachkommen Joktan's, eines Sohnes Eber's oder Hud's, begründeten ihre Herrschaft am sichersten die Abkömmlinge Himjar's, welcher ein Sohn Saba's oder Abd-el-shems' (سبا عبد الشمس), im vierten Gliede von Joktan, war und durch seinen Sohn Codhâa den Himjariden den Namen gab. Unrichtig werden sie gewöhnlich Hamjariten und von den Griechen Homeriten, oder auch Sabäer genannt; denn im himjaridischen Staate bildete sich ein sabäischer, indem durch den Bruder Himjar's, Cahlan, eine zweite Dynastie die andere auf eine Zeit lang verdrängte. Über diese Himjariden s. II. Sect. 2. Th. S. 25 fg. Hier nur einige allgemeine Angaben. Der Sohn Joktan's war Jareb, dessen Urenkel Himjar ist, und der zum Bruder den Dschorhem hatte, welcher sich mit seinen Nachkommen in Hedschâz niederließ und dort das zweite Königreich der Joktaniden, das Dschorhemidische, begründete. Dieses ging früher unter als das Himjaridische und hinterließ der Geschichte noch weniger Thatsachen zu berichten, ja selbst fast nur die Erinnerung an seinen Namen. Die Könige waren als politische Herrscher der Landschaft zugleich die Hüter des mekkanischen Heiligthums, der Caaba, dessen Oberaufsicht ihnen eine besondere, auch materiell bedeutsame, Geltung gab. Die Reihe der Regenten ist hier noch lückenvoller als die der Himjaridischen. Die Tochter des letzten derselben, Modhadh, verehelichte sich mit Ismail, der hier seine Wohnstätte nahm, und von dem seine Nachkommen die Bezeichnung Ismailiden ererbten. Der im Art. Hamjariten erwähnte Durchbruch des Dammes Mareb (vgl. meine Gesch. der Araber I. Bd. S. 42 fg.) führte einen Theil der Bewohner, welche den durch die Überschwemmungen verursachten Verheerungen entronnen waren und an deren Spitze Mozeikia stand, in das Gebiet des Stammes Acc, eines Sohnes Adnan's, des Ahnherrn der Coreischiden. Mozeikia's Nachfolger als Stammhaupt ward Thaleba; dieser wandte sich, nachdem einer der Ausgewanderten den König, der gastfreundliche Aufnahme gewährt, ermordet hatte, nach Mekka zu den Dschorhemiden. Unter diesen selbst, oder durch die Bewohner verschiedenen Stammes jener Gegenden veranlaßt, herrschten Uneinigkeiten, welche Thaleba von Batn Ma'r aus, das nicht weit von Mekka lag, benutzte, um sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen. Auch bleibt es ungewiß, ob nicht selbst seiner Aufnahme Hindernisse entgegengestellt wurden, die Vorwand zu Feindseligkeiten hergaben. Ein allgemein entzündeter Bürgerkrieg nöthigte die Dschorhemiden zur Auswanderung zu ihren Stammverwandten nach Jemen, und so scheint das Reich derselben um 210 vor Chr. aufgelöst worden zu sein.

Die schwierigste Aufgabe für die genauere Kenntniß der Geschichte dieser Völker und Stämme bleibt die Bestimmung einer festen Chronologie, für die durch die fleißigen synchronistischen Tabellen in dem Buche von Rühle von Lilienstern: Zur Geschichte der Araber vor Mohammed (Berlin, 1836) übersichtlich viel gewonnen worden ist. Dadurch werden auch die chronologischen oben in dem Art. Hamjariten niedergelegten Angaben vielfach erweitert und zum Theil auf bestimmtere Resultate zurückgeführt. Das aus allen früheren Versuchen, die verschiedenen Berichte der einheimischen Schriftsteller auszugleichen, gewonnene Resultat, zu dem auch Pococke, Volney, de Sacy und Andere nach den ihnen vorliegenden Quellen das Ihrige beizutragen bemüht waren, führt immer zu der Annahme, daß die Gründung des Himjaridischen und Dschorhemidischen Staates um die Zeit zwischen 2000 bis etwa 1700 vor Chr. zu setzen ist. Am meisten hat man noch durch Benutzung von synchronistischen Angaben allgemeine Anhaltepunkte erhalten. Doch ist alle Berechnung nur auf guten Glauben basirt, wie ja überhaupt jene frühe Zeit in der Geschichte aller Völker durch den mythischen Charakter alle historische Sicherheit entbehrt. Die eigentlich historische Zeit für die arabischen Stämme und ihre Reiche kann nicht höher als zwischen

*) Eine übersichtliche Zusammenstellung der neuern Forschungen über den Gegenstand gibt Tuch im Comment. üb. d. Genesis S. 258 fg.

drei bis vier Jahrhunderte vor Chr. hinaufgerückt werden, und die von da an eintretende Chronologie ist durch gewandte Benutzung aller bis jetzt dargebotenen Quellen gesichert. Die in der neuesten Zeit durch Fresnel, Rödiger, Gesenius und Andere angestellten eifrigen und ernsten Untersuchungen über die Himjaridische Schrift lassen noch Manches zu hoffen übrig, sobald nur noch mehr Denkmäler entdeckt und durch genaue Abschriften zu uns gelangen werden. (*Gustav Flügel.*)

Jokthan, Jokthaniden, s. **Joktan, Joktaniden.**

JOKTHEEL, a) Stadt im Stamme Juda (Josua 15, 38), b) eine Hauptstadt der Idumäischen Araber, vormals Sela genannt, welcher der König Amazia den Namen Joktheel beilegte (2 Kön. 14, 7). Eusebius vermuthet, es sei hier die St. Petra gemeint. (*F. G. Crome.*)

Jökul, s. unter **Gletscher.**

Jol, 1) alte Geogr., s. Joël; 2) Schiffsb., s. Jölle und Holzjellen.

JOLA. 1) Biographie. Franz Joseph Jola, geboren 1703 zu Villavidane im vormaligen Königreiche Leon in Spanien und gestorben am 2. November 1781 zu Bologna, trat in den Jesuiterorden und machte sich 1758 durch ein in spanischer Sprache verfaßtes Leben des berühmten Predigers, Bruder Gerundio de Campazas, bekannt. Da er darin zwar gute Vorschriften über christliche Beredsamkeit nebenbei ertheilt, vorzüglich aber die schlechten Prediger tüchtig geißelt, so glaubte man dadurch das Ansehen der Geistlichkeit gefährdet und verbot ihm eine Fortsetzung desselben. Indessen übersetzte Baretti (s. d. Art.) das ganze Werk, also auch den zweiten nicht gedruckten Theil, ins Englische und Bertuch (s. d. Art.) ins Teutsche. (Leipz. 1773. 2 Bde.) Jola hatte sich unter dem Namen Franz Lobon de Salazar verborgen. In der ihm gewidmeten Grabschrift wird er mit Cicero, Livius und Horaz verglichen*). (*A. G. Hoffmann.*)

2) Geographie. Jola, ein Muhammedanisches Negervolk an der Küste von Senegambien, zwischen dem Geba und dem Rio Grande, durch jenen von den Mandingos, durch diesen von den Nalus getrennt; ihre östlichen Nachbarn, weiter im Innern des Landes, sind die Basares. Sie haben in Künsten, Sitten und Gebräuchen viel mit den Mandingos gemein, unterscheiden sich von denselben aber in der Sprache. Sie sind sehr betriebsam, namentlich in der Bearbeitung der bei ihnen wachsenden Baumwolle zu Zeuchen, für welche der Hauptstapelplatz Bitola am Rio Grande ist. Ebendahin lieferten sie früher auch Sklaven. Sie führen auch den Namen Biafaren, sind aber nicht zu verwechseln mit den Biafaren in dem südlichen Theile von Oberguinea, in dem Reiche Biafara (s. d.). (*A. Keber.*)

3) Zoologie, s. Jole.

JOLAENSES. Wenn den Nachrichten Glauben zu schenken ist, welche Pausanias in den Phocicis (X) c. 17 §. 4 von den Bewohnern des alten Sardiniens gibt, so sind die Ἰολαεῖς, lateinisch Jolaenses, und Ἰλιεῖς, lateinisch Ilienses (vgl. d. Art.) verschiedene Völkerschaften, sodaß die erstern unter Anführung eines gewissen Jolaos von Griechenland kommend (ein Zug Thespienser und Athenienser) sich auf der Insel ansiedelten und die Städte Olbia und Ogryle gründeten. Jolaos wird ein Sohn des Iphikles, eines Bruders des Herakles, genannt; und, wie mythisch auch seine Person sein mag, so sollen doch noch zu des Pausanias Zeiten Örter auf Sardinien mit Jolaos' Namen vorhanden gewesen, und Jolaos selbst von den Bewohnern verehrt worden sein. Auch Strabo Buch V. p. 225 Edit. *Casaub.* erwähnt die Ἰολαεῖς als eine von Jolaos nach Sardinien geführte Colonie, setzt aber auf eine etwas befremdende Weise hinzu, daß sie jetzt, also zu seiner Zeit, Diagebres (Διαγήβρεις) genannt würden. Neuere wollen diesen Unterschied nicht zugeben, sie halten die beiden Namen entweder für einerlei, oder nehmen wenigstens an, daß der Name Jolaenses nicht als ein besonderer Völkername in Sardinien passiren könne. Daher in der Stelle des Pomp. Mela II, 7. §. 19: in ea (Sardinia) antiquissimi populorum sunt Ilienses, wofür auch Jolaenses gelesen wurde, jetzt durchweg Ilienses gefunden wird. Ja Mannert in seiner Italia II. S. 479 scheint auch die Ilienses nicht als historische Völkerschaft auf Sardinien anzuerkennen. Allerdings kann man das dafür anführen, was auch Mannert thut, daß Ptolemäus ganz andere Völkernamen in Sardinien aufzählt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jolante (Jolanthe), Tochter Karl's VII. von Frankreich, s. unter **Amadeus IX. von Savoyen.**

JOLAOS (griechisch Ἰόλαος, Ἰόλας und Ἰολέως), Sohn des Iphikles von der Automedusa, der Tochter des Alkathoos (*Apollod.* II, 4, 11), Brudersohn des Herakles, ein gefeierter thebanischer Heros (vgl. *Hesiod.* A. 118. 340. *Paus.* VII. 2; Hyanteus = Thebaner bei Ovid Metam. VIII, 310). Die Sage bezeichnet ihn als den treuen Gefährten des Herakles und als dessen Begleiter bei vielen seiner Kampfzüge (*Paus.* VIII, 14). So war Jolaos beim Kampfe des Herakles gegen Kyknos, des Ares Sohn, Wagenlenker (s. *Hesiod.* ἀσπίς, der davon handelt); als Kampfgenosse desselben beim Zuge gegen Sparta wird er (von Euripides Heracl. 742 und nur von diesem, nicht ohne besondere Absicht der Fiction, wie Pflugk in der Vorrede zu diesem Heracl. bemerkt) genannt. Gefährte des Jolaos war Telamon bei der Einnahme Troja's und dem Kampfe gegen die Amazonen (nach *Pind.* Nem. III, 59); bekannt ist jedoch, daß Herakles, nicht Jolaos, diesen Zug unternahm, und wenn dieser als Führer von dem Dichter angegeben wird, so geschieht es wol mehr im Reflex auf die Mitgenossenschaft des Jolaos mit dem Herakles (vgl. auch *Eurip.* Heracl. 217.). Namentlich leistete aber Jolaos demselben seine Dienste bei Bekämpfung der lernäischen Hyder, wo jener Wagenlenker war. So oft nämlich Herakles einen Kopf der Hyder abschlug, wuchsen zwei neue nach; Jolaos zündete aber den naheliegenden Wald an und fuhr mit einem diesem entnommenen Feuerbrande über den jedesmal abgehauenen Kopf des Thieres, wodurch er das

*) *F. X. de Feller*, Dictionn. histor. T. V. p. 23. (Paris et Lyon 1818.)

Wiederwachſen verhinderte (*Apollod.* II. 5. 2). Euryſtheus wollte dieſe That nicht mit unter die vom Herakles zu vollendenden rechnen, weil ſie mit dem Beiſtande des Jolaos geſchehen war. — Auf dem Zuge mit Geryon's Rindern gründete Herakles in Sicilien bei der Stadt Agyrium dem ihn begleitenden Jolaos einen Tempelhain und jährliche Opferfeſte, die noch zur Zeit des Diodor beſtanden. Derſelbe berichtet (IV, 24), daß man daſelbſt nach Geburt eines Kindes dem Jolaos Haare opfere, ſo lange bis man die glückliche Vorbedeutung habe, daß der Gott verſöhnt ſei. Unterlaſſe man dieſe Weihe, ſo glaube man, die Kinder würden ſtumm und gleich den Todten bleiben; man betrachte vielmehr das Opfer als ein Unterpfand, daß die von einer Krankheit Beſeſſenen ſogleich geheilt würden. Das Thor der Stadt, in deſſen Nähe dieſe Opfer verrichtet werden, nennt man das Herakleiſche; auch finden jährlich Wettkämpfe in Leibesübungen und im Pferderennen ſtatt. — Nach dem überſtandenen Kampfe gegen die Amazonen ſendete Herakles auf Geheiß des Orakels eine Colonie mit 40 Söhnen des Thespius nach Sardinien und übertrug dem Jolaos die Leitung. Jolaos beſiegte die Eingebornen und erwählte das Flächenland der Inſel zur Niederlaſſung, welches den Namen Jolaeion (*Ἰολαεῖον*; ſo auch *Paus.* X, 17, *χωρία Ἰολάϊα*) erhielt. Er machte das Land urbar, pflanzte Fruchtbäume, ließ durch den Dädalus aus Sicilien große Bauwerke aufführen, die von dieſem die Dädaliſchen hießen, errichtete Plätze für gymnaſtiſche Übungen und Dikaſterien, und machte überhaupt das Land zu einem glücklichen und geſegneten (darauf ſcheint die Stadt Olbia [*Ὀλβία* = *ὄλβιος*, glücklich] zu deuten, die Pauſanias erwähnt; ſ. unten). Die Coloniſten nannte Jolaos von ſich das Jolaiſche Volk (*λαοὺς Ἰολαεῖους*), und bei den Opfern, die ihm ſpäter als einem Gott gebracht wurden (vgl. *Paus.* X, 17), wurde er nur als „Vater" begrüßt. — Darnach nach Griechenland zurückkehrend, verweilte Jolaos einige Zeit in Sicilien. Mehre ſeiner Begleiter ließen ſich hier nieder, vermiſchten ſich mit den Eingebornen und genoſſen großes Anſehen. In vielen Städten Siciliens, wie Diodor bemerkt, der uns (IV, 29 fg.) von dieſer ſardiniſchen Coloniſirung berichtet, wurde Jolaos, bewährt durch ſeine großen Wohlthaten, als Halbgott verehrt. — Pauſanias (I, 29. VII, 2. X, 17) läßt den Jolaos mit den Athenern und Thespiaden die Colonie in Sardinien gründen; nach dieſem (X, 17) erbaueten dieſelben eine Stadt Olbia. Die Athener hätten aber dieſe Stadt nach einem ihrer Demen in Attika Ogrylla (*Ὠγρύλλην*) benannt, oder auch, weil der Führer der Colonie Gryllus (*ὁ Γρύλλος*) geweſen wäre. Nach *Paus.* I, 29 wären aber die Athener unter der Leitung des Jolaos nicht allein nach Sardinien, ſondern auch in das ſpätere Jonien und nach Thracien gezogen (wenn nicht die Worte *ἰδίᾳ μετ' Ἰολάου* nur zu *ἐς Σαρδώ* und nicht auch zu *ἐς τὴν νῦν Ἰωνίαν ἐστράτευσαν καὶ τρίτον δὴ τότε ἐς τὴν Θρᾴκην*). — Als nach den überſtandenen zwölf Arbeiten und verſchiedenen Nebenabenteuern Herakles nach Theben zurückgekehrt war, vermählte er ſeine Gemahlin Megara dem Jolaos (*Apollod.* II, 6, 3. *Diod.* IV, 31), und ſo erſcheint das Geſchick des Jolaos immer mit dem des Herakles verſchmolzen. Kurz nachher finden wir den letztern bei der Omphale dienend, in welche Zeit (nach *Apollod.* II, 6, 3) der Argonautenzug und die kalydoniſche Eberjagd fällt. Jolaos nahm ſowol an dieſem (*Paus.* VIII, 45. *Ovid.* Metam. VIII, 310), als an jenem (nur bei Hygin) Abenteuerzuge Theil. — Nach der Einnahme von Elis erneuerte Herakles die Olympiſchen Spiele. Jolaos ſiegte dabei im Pferderennen mit des Herakles Roſſen (*Paus.* V, 8); wonach es erlaubt war, auch mit fremden Pferden zu wettkämpfen. Doch ſcheint hier (nach des Pauſanias Worten) Jolaos mehr blos als Wagenlenker fungirt zu haben, wobei ihm allerdings auch die Ehre des Sieges mit zufiel. Nächſtdem ſiegte Jolaos auch bei den Spielen, die zur Ehre des Pelias ſtattfanden, im Wagenrennen; nach dem Scholiaſten (*Pind.* Isthm. I, 21) im Waffenlaufe (*τὸν ὁπλίτην νικᾷ*). Aus Pindar erſehen wir, daß Jolaos als Sieger in Wettkämpfen jeglicher Art, beſonders im Pferderennen (ſo wird er *ἱπποσόος*, pferdetummelnd [Isthm. V, 40], *ἱππόμητις*, pferdekundig [ebendaſelbſt VII, 12] genannt) zu Theben gefeiert war; neben dem Kaſtor wird er Pyth. XI, 92 und Isthm. I, 21 fg. erwähnt, beide als kundige Wagenlenker; wie es einen beſondern Hymnus auf den Kaſtor (*ὕμνος Καστόρειος, νόμος ἵππιος* genannt) als ruhmreichen Sieger im Pferderennen gab, ſo auch auf den Jolaos (*ὕμνος Ἰολάου* bei *Pind.* Isthm. I, 21; vgl. insbeſondere dieſe ganze Stelle). In Theben gab es ein Stadium und Gymnaſium des Jolaos (vor den Prötiſchen Thoren *Paus.* IX, 23), Jolanion genannt, wo dem Jolaos und Herakles zu Ehren ein Feſt gefeiert (Jolaea genannt, *Ἰολάεια* oder *Ἡράκλεια*) und Wettſpiele gehalten wurden (*Pind.* Olymp. IX, 148). Der Siegespreis war ein eherner Dreifuß (Schol. *Pind.* Olymp. VII, 154). Arrian (I, 7) erwähnt einen Tempelhain (*τέμενος*) des Jolaos zu Theben. — Auch in Attika (nach *Paus.* I, 19) iſt zwiſchen den Altären des Herakles, der Hebe und der Alkmene ein Altar dem Jolaos errichtet, wahrſcheinlich in Bezug auf den Sieg gegen den Euryſtheus. — Beim ſchmerzvollen Leiden des Herakles, das ihm das von Deianira überſchickte Gewand verurſachte, ſendete er (nach *Diod.* IV, 38 fg.) den Jolaos mit dem Likymnius nach Delphi, um den Apoll zu befragen, was er thun ſolle. Nach Verbrennung des Leichnams auf dem Öta wollte Jolaos mit ſeinen Begleitern (Herakles hatte damals nach der Einnahme von Öchalia in Trachin ſein Heer entlaſſen; es ſcheint, daß Jolaos zurückblieb, den wir daher auch bei dieſem Zuge als Begleiter des Herakles bezeichnen dürften) die Knochen ſammeln; ſie fanden aber keine und glaubten ſomit, er ſei zu den Göttern verſetzt worden. Deshalb ſtifteten ſie ihm Opferweihen, als Halbgotte (*ὡς ἥρωι*), errichteten Grabhügel und kehrten hierauf nach Trachin zurück. — Nach des Herakles Tode verſagte Jolaos, bereits in hohem Alter, auch deſſen Nachkommen ſeinen Beiſtand nicht; namentlich verſchaffte er den durch Griechenland vom Euryſtheus verfolgten Herakliden bei den Athenern gegen dieſen Hilfe. Im Bericht weichen die verſchiedenen Zeugen nach An-

ordnung und Ausbildung desſelben von einander ab. Apollodor (II, 8, 1; vgl. *Diod.* IV, 57) thut des Jolaos hierbei gar keine Erwähnung, ſondern läßt den Euryſtheus vom Hyllus bei den ſkironiſchen Felſen getödtet werden. Abweichend davon ſind Strabo (VIII. p. 377. A.) und Pauſanias (I, 44, 10); nach ihnen tödtete Jolaos den Euryſtheus, nach Pauſanias den aus Attika Fliehenden bei den ſkironiſchen Felſen, wo auch das Grabdenkmal des Euryſtheus ſei; nach Strabo ſchlug Jolaos bei der Quelle Makaria (bei Trikorythus) dem Euriſtheus den Kopf (woher dieſer Ort *Εὐρυσθέως κεφαλή*) ab. Euripides behandelt den ganzen Stoff in ſeinen Herakliden. Nach ihm (V. 845 fg.) kämpft Jolaos zugleich mit Hyllus vom Wagen herab gegen den Euryſtheus; als er auf dieſen trifft, fleht er zur Hebe und zum Zeus, ihm nur auf einen Tag ſeine Jugendkraft wiederzugeben,

> Welch Wunder nun geſchah, vernimm.
> Zwei Sterne zu dem Roßgeſpann herabgeſandt,
> Verhüllen ſchnell den Wagen in ein ſchwarz Gewölk.
> Dein Sohn (Alkmene's) und Hebe war es, ſagen Weiſere.
> Und ſieh! entſchlüpfend aus der luftigen Dunkelheit
> Wies er der Jünglingsarme jugendliche Form.
> Bei Skeirons Klippen ging Euryſtheus' Viergeſpann
> Und Wagen der berühmte Held Jolaos. (Nach Bothe.

und läßt ihn gebunden vor die Alkmene führen, die ihn zu tödten befiehlt (vgl. *Ovid.* Metam. IX, 397 fg.). Daneben erwähnt noch der Scholiaſt (zu *Pind.* Pyth. IX, 137) einen andern Mythenzug, wonach Jolaos ſchon geſtorben, auf ſeine Bitte, um den Herakliden gegen den Euryſtheus beizuſtehen, wiederauflebt, und nachdem er dieſen getödtet, wieder ſtirbt. Pindar endlich (Pyth. IX, 139 fg.) verlegt den Tod des Euryſtheus durch den Jolaos nach Theben, wo er auch in Amphitryon's Grab beſtattet ſei. Nähere Details fehlen bei Pindar. Den Zweifel, ob nach ihm Jolaos blos wiederauflebte, oder nur verjüngt wurde, glaubt Müller (Dor. I. S. 55) dadurch zu löſen, daß er ſich für das Letztere entſcheidet, weil jener den frühen Tod des Jolaos nicht erwähne. Mir ſcheint aber grade der Umſtand, daß nach Pindar ſich dies in Theben zuträgt, dafür zu ſprechen, daß deſſen Gedankenreihe den Jolaos als vom Tode wiederaufſtehend bezeichnen wollte, woraus nur noch deutlicher die Tendenz der Mythe erhellt, den Jolaos auch noch im Tode ſeine Anhänglichkeit gegen das Geſchlecht des Herakles bekunden zu laſſen. Denn zu Theben vor den Prötiſchen Thoren in der Mitte des Stadiums des Jolaos (*Paus.* IX. 23) und in Amphitryon's Grab (Schol. *Pind.* Nem. IV. 32. Olymp. IX, 148) war auch das Grab des Jolaos (*τάφος Ἰολάου* Olymp. IX, 148); nach Andern (Schol. Nem. IV. 32) war er in Sardinien begraben. — Sophokles ſchrieb eine Tragödie „Jolaos," die verloren gegangen iſt (*Fabric.* Bibl. gr. T. II, 17. 3.).

2) Jolaos iſt ein macedoniſcher Feldherr bei Thucyd. (I, 62). (*B. Matthiae.*)

3) ſ. Protesilaos.

JOLAS. JOLLAS oder JOLAUS, wahrſcheinlich der Name mehrer alten Ärzte, deren Lebensverhältniſſe und Schriften uns nicht weiter bekannt ſind und die wir deshalb auch nicht näher von einander zu unterſcheiden wiſſen. Der bedeutendſte derſelben war ein Bithynier [1]) und lebte um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Er ſchrieb über die Kräuter und die Wirkungen derſelben ein Buch [2]), welches aber nicht auf unſere Zeit gekommen iſt und auch, wie Dioskorides [3]) ſagt, dieſen Gegenſtand nicht erſchöpfte. Ein Arzt Jolas oder Jollas wird auch häufig von andern alten Autoren [4]) angeführt, vielleicht iſt immer derſelbe gemeint; da aber ſtets nur der Name ohne eine nähere Bezeichnung genannt wird, ſo iſt um ſo weniger Gewißheit möglich, als überhaupt im Alterthume dieſer Name gewöhnlich war und ſpäter, wie es ſcheint, auch Freigelaſſenen, welche die Arzneikunſt ausübten, beigelegt wurde. So finden wir auf einem zu Neapel entdeckten Steine einen Jollas, der Augenarzt (medicus ocularius) war [5]). (*Ph. H. Külb.*)

Jolas oder Biafaren, ein Negervolk, ſ. Jola.

Jolaus. ſ. Jolas und Jolaos.

JOLBASCHI (Dscholbaschi). ein Flecken in der europäiſchen Türkei und zwar zum Ejalet Rumili und Sandſchak Saloniki (dem alten Macedonien) gehörig, treibt beträchtlichen Tabaksbau und liefert mit den umliegenden 15 Dörfern jährlich 4000 bis 5000 Ballen. (*R.*)

JOLCOS (*Ἰωλκός*. bei Homer Il. II, 712 *Ἰαωλκός*), war eine der älteſten Städte Theſſaliens in der Landſchaft Magneſia, welche in eine Halbinſel gen Südweſt ausläuft und den großen Theſſaliſchen Meerbuſen, den Sinus Pagaſäus, von der Oſtſeite einſchließt. In dem innern nordöſtlichen Winkel dieſes Buſens lag die Stadt auf einem Hügel, der die Endſpitze eines vom Gebirge Pelion vorſpringenden Zweiges iſt und hatte einen Hafen, in welchem eine römiſche Flotte während des Krieges mit Perſeus vor Anker gehen konnte (*Liv.* XLIV. 13). Nach Dodwell (Tour through Greece Vol. II. p. 90) lag die Stadt in einer majeſtätiſchen Gegend und hatte öſtlich das jetzt mit Wäldern und Gärten ſchön abwechſelnde und von Städten und Dörfern ſchimmernde Gebirge Pelion, in welchem früher das Volk der Centauren wohnte, im Süden und Weſten den pagaſäiſchen Meerbuſen, der von Mela auch Sinus Pelasgicus und von Ovid Jolciacus genannt wird. Wenn man ſich von der nördlichen Seite dem Orte nähert, durchſchreitet man ein mit Wein- und Ölpflanzungen verſehenes Thal, durch welches drei Bäche, die gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit kein Waſſer haben, ſich ziehen. Der breiteſte von ihnen, am Fuße des mit Ruinen gefüllten Hügels, iſt unſtreitig der Anauros, in welchem Jaſon einſt einen ſeiner Sandalen verlor. Eine kleine Strecke den Hügel hinauf wird die Grundlage eines Thores mit einem Thurme zu beiden Seiten ſichtbar. Höher hinauf finden ſich eine in Felſen gehauene Ciſterne und einige alte Grundmauern,

---

1) *Dioscorides*, De mater. med. in praef. 2) Schol. in *Nicandri* Theriaca. (Paris 1557. 4.) p. 32. 3) l. c. 4) *Galen.* Antidot. l. I. c. I. *Cornel. Celsus*, De medicina, l. V. c. 22. *Plin.* H. N. l. XX. c. 73. 76. l. XXXIV. c. 22. 5) *Gruter.* Inscript. p. DCXXXIV. 2.

anscheinend die Cella eines Tempels, 46 Fuß 8 Zoll lang und 34 Fuß 5 Zoll breit. Auf beiden Seiten derselben ist ein runder Brunnen in Felsen: der eine enthält Wasser, der andere ist mit Erde und Gestein angefüllt. Einige Schritte weiter sind zwei andere Brunnen von ähnlicher Form, aber ohne Wasser. Der höchste Punct der Akropolis steigt von dem Meerbusen auf, der andere Endpunkt senkt sich gegen den Pelion, von dem der Hügel, wie gesagt, ein Vorsprung ist und eine ausgedehnte Ebene in zwei Hälften theilt. Gegen den Gipfel ist der Hügel schmal und die Mauern zur Seite nahern sich stufenweise bis blos ein Raum von einigen Fußen dazwischen bleibt. Die schmalste Kuppe des Felsens ist bey drei Fuß breit und hier gibt es keine Spuren von Mauern, welche durch die Steilheit des Precipices unnöthig wurden. Die allgemeine Dicke der Mauern ist neun Fuß und sie sind vom dritten Styl der Construction, doch sind die Steinblöcke kleiner, als bei den ältesten Städten. Die Mauern haben die größte Aehnlichkeit mit denen am Fuße von Pergama und gehören wahrscheinlich demselben Zeitalter an. Wenn Homer (Odyss. II. 24) Iolcos das Epitheton breitgestreckt, εὐρύχορος, beilegt, so spielt er ohne Zweifel auf die ausgedehnten Ebenen seiner Nachbarschaft an und nicht auf die Stadt selbst, da diese nach der Natur ihrer Lage sehr zusammengedrängt sein mußte. Derselbe Dichter hat dies durch das Epitheton schön gebauet ἐϋκτίμενον Ἰαωλκόν II. II. 712) unterschieden. Seneca (Medea III, 457) gibt ihr die passende Benennung parva. Die Aussicht von dem Gipfel ist schön, ausgedehnt und anziehend. Der wogende Umriß der Hügel, welche den pagasäischen Busen einfassen, die Berggipfel Euböa's, welche den entferntesten Theil der Aussicht begrenzen, der Fuß des Pelion, das vorspringende Ufer von Pagasä, die Ebene von Demetrias und die Gebirge, welche jenseits aufsteigen, sind alle in dem weiten Rahmen dieses prachtigen Prospects vereinigt.

Iolcos glänzt in den Zeiten des Mythus als die vorzualichste Seestadt des Landes. Deukalion, welcher in Pythia herrschte, hatte zuerst das Schiffswesen in Gang gebracht (*Apollod.* I. 7). Sein Enkel Kretheus, des Äolos Sohn, bauete, indem er eine Colonie Minyer aus Orchomenos in Böotien herbeizog (*Strabo* IX. p. 414), einen Bogenschuß weit von dem Anauros die Stadt Iolcos auf (*Apollod.* I. 9). Das Landgebiet, in welchem die Stadt lag, wurde seitdem ebenfalls Iolcos genannt, wie das dortige Uferland selbst nach Zerstörung der Stadt noch zu Strabo's Zeit hieß (*Strabo* IX. p. 436). Des Kretheus Sohn, Pelias, erhielt nachher die Regierung über Iolcos, zu welchem damals das 20 Stadien entfernte Pagasä gehörte. Sein Stiefbruder Äson und dessen Sohn Jason lebten zu Iolcos. Weil diese Ansprüche auf die Herrschaft machen konnten, so suchte Pelias seinen Neffen durch Seeunternehmungen zu beschäftigen und veranlaßte ihn, mit einem glänzenden Gefolge nach dem schwarzen Meere und Kolchis zu schiffen, wohin schon früher Phrixos aus Böotien eine Fahrt unternommen hatte (s. **Argonauten und Argonautenfahrt**). Jason kehrte nach vier Monaten zurück, Pelias wurde getödtet, jedoch Jason, durch den Sohn des Pelias, Akastos, vertrieben, welcher sich der Herrschaft bemächtigte und zu Ehren seines Vaters Leichenspiele anstellte, woraus das Pel. be Berkeit (ἀναίτιος Ἄεθλος) in Iolcos entstand (*Apollod.* I. 28. *Hygin. Fab.* 273. *Strabo* IX. l. c.). Den Akastos überfiel später sein vormaliger Gastfreund Peleus, begleitet von Jason und den Dioskuren, und eroberte und verheerte Iolcos (*Apollod.* III. 13). Akastos flüchtete, und, wie es scheint, blieb Peleus im Besitze der Stadt und des Gebietes (Schol. ad *Apollon.* I. 224), oder verschenkte Iolcos an die Hämonen (*Pind.* Nem. III. 58. IV. 88. Schol. ad *Aristophan.* Nub. 1059). Peleus selbst nahm seine Residenz in Phthia. Im trojanischen Zeitalter gehörte Iolcos zu dem Gebiete des Eumelos, der ein Sohn des Admetos war und offenbar durch das Recht der Verwandtschaft es wieder an sich gebracht hatte. Denn des Admetos Vater, Pheres, ein Sohn des Kretheus, hatte Phera gebauet: in dieser Stadt wohnten Admetos und nach ihm Eumelos. Iolcos war, ob es gleich von Homer noch schon gebauet genannt wird, nicht mehr die Residenz des Landesfürsten, sondern die letzte der drei Städte, welche er beherrschte. Scylax p. 30 stellt unter den Städten der Magnetes Iolcos wieder voran. Die Stadt bestand bis auf die Zeiten des Königs Demetrius Poliorketes. Dieser legte nördlich von Iolcos eine neue Residenzstadt, Demetrias, an, zu deren Bevölkerung er acht nahe gelegene Städtchen, unter denen auch Iolcos war, zusammensiedelte. Alle diese Städtchen wurden nun von Demetrias abhängige Dörfer, welches Schicksal auch Iolcos traf (*Strabo* IX. p. 436).

(*Peter Friedrich Kanngiesser.*)

JOLE (Iolcia. Ἰόλεια bei Hesiod.), die Blondgelockte, Tochter des Eurytus zu Öchalia von der Antiope, der Tochter des Naubolischen Polaon (Schol. *Soph.* Trach. 263; *Hesiod.* Fr. 129; früher hieß sie hier Antioche, Tochter des Aubolus). Ob Öchalia, das Eurytus beherrschte, das Thessalische, Euboische oder Messenische war, ist streitig (s. den betreffenden Art.). Bei Sophokles (Trach. 401) heißt Jole die Euböerin. Herakles, nachdem er seine Gemahlin Megara dem Iolaos vermählt hatte, bewarb sich um die Jole. Eurytus verweigerte aber demselben seine Tochter, weil er fürchtete, es möchte den mit ihr erzeugten Kindern ebenso ergehen, wie denen der Megara. So Diodor (IV. 31: vgl. Schol. *Eurip.* Hippol. 545). Nach Apollodor (II. 6. 1 und dem Herodot bei demselben Scholiasten) hatte Eurytus dem seine Tochter Jole als Kampfpreis versprochen, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde. Herakles kommt auf die Nachricht davon nach Öchalia und siegt; Eurytus und die Brüder der Jole — Iphitus, der ältere, wollte sie dem Herakles geben — verweigerten sie, fürchtend, er möchte die mit ihr gezeugten Kinder tödten. Um sich dafür zu rächen, sammelt Herakles später ein Heer, erobert Öchalia, tödtet den Eurytus und führt die Jole als Gefangene fort (*Apollod.* II, 7. 7. *Diod.* IV, 37). Allein Jole erregte die Eifersucht der Deianira und ward so die unschuldige Ursache zu des

Herakles Tode (vgl. *Eurip.* Hippol. 545 fg.). Diesen Stoff behandelt Sophokles in seinen Trachinierinnen. Sterbend (Trach. 1223 fg. *Apollod.* l. c.) beschwört Herakles noch seinen Sohn Hyllus, die Jole zur Gattin zu nehmen.

Kein andrer nehme, die an meiner Seite lag,
Als du, mein Sohn, zu sich als seine Gattin auf.
(*B. Matthiae.*)

JOLE oder **JOLA**, Bezeichnung des Schillervogels (Schillerfalters), gehört zur Gattung Apatura *Fabr.*; s. d. Art. (*R.*)

JOLIBA oder **DSCHOLIBA**, Fluß in Afrika, unter dem man allgemein jenes uralte geographische Räthsel, den Niger (s. d.), versteht. Er ist uns bis jetzt nur zum Theil bekannt, obgleich durch die Beschiffung seines untern Laufes und die Auffindung seiner Mündung, der Nigermündung, wie man sich auch jetzt noch ausdrückt, durch die Gebrüder Lander (s. d.), eine der wichtigsten geographischen Entdeckungen nicht allein unseres Jahrzehents, nein, unseres und vieler früheren Jahrhunderte gemacht ist. Der erste Europäer, welcher den Joliba gesehen hat, ist Mungo Park (s. d.). Dieser kam auf seiner ersten Reise in Sudan 1796 nach Sego, der Hauptstadt des Staates Bambarra. Hier sah er einen Fluß von der Größe der Themse bei London, den er wegen seiner Richtung von W. nach O., und von seiner dortigen Größe, wo er jedenfalls nicht sehr weit von der Quelle sein konnte, auf ein beträchtliches Anwachsen im weitern Laufe schließend, für den Niger der Alten hielt. Die Eingebornen, denen dieser Name wie in ganz Afrika überhaupt völlig unbekannt war, nannten ihn Joliba, was nach der dortigen Sprache „großes Wasser" bedeutet. Andere Namen, wie Julibi, Gülbi, Gulbi, sind nur verschiedene Aussprachen von jenem. Dagegen führt der Fluß in seiner zweiten Hälfte, wie wir sehen werden, einen ganz andern Namen, Quorra. Die Strecken, welche Mungo Park auf seiner ersten und zweiten Reise kennen lernte, werden wir weiter unten betrachten; fragen wir jetzt zunächst nach seiner Quelle. Dieselbe setzte jener nach Berichten der Eingebornen ungefähr unter 11° nördl. Br. und 12° östl. Länge. Jetzt verlegt man sie weit mehr nach Südwesten und folgt darin dem Engländer Laing, der 1822 den Sierra Leona aufwärts fuhr und an der Quelle desselben am Berge Loma genauere Nachrichten über den Ursprung des Joliba einziehen konnte. Demnach entspringt dieser ebenfalls auf dem Berge Loma, im Lande Kissi, unter 9° nördl. Br. und 7° östl. Länge, und hat also einen Oberlauf von etwa 60 Meilen Länge, bis Bammaku unter 12° 15′ nördl. Br. und 10° östl. Länge, wo er mittels Stromschnellen die Mandingoterrasse herabfallend aus Hochsudan in Flachsudan einbricht und seinen Mittellauf beginnt, zunächst seine ostnordöstliche Richtung beibehaltend. Bammaku ist der höchste Punkt seines Laufes, den wir kennen, denn bis hierhin war Mungo Park auf seiner ersten Reise von Sego aus aufwärts gekommen und hatte sich dann nach der britischen Factorei Pisania am Gambia und zurück nach London begeben, und in Bammaku trat er auch 1805, zum zweiten Male Sudan bereisend, seine Fahrt den Strom abwärts an. Jene Stromschnellen können übrigens bei hohem Wasserstande von Kanoes befahren werden, wenn sie mit Vorsicht dicht an den Felsen hingesteuert und mit Seilen am Ufer angezogen werden. Die eigentliche Schiffbarkeit des Flusses wenigstens bei trockener Jahreszeit, beginnt indessen erst bei Marrabu, 10 Meilen weiter unterhalb. Das südliche Ufer des Joliba nimmt nun mehre bedeutende Zuflüsse auf, die von dem Konggebirge herabströmen, deren Lauf uns aber noch gänzlich unbekannt ist. Mungo Park reiste dieser Ströme wegen auf seiner ersten Reise, die er zu Lande machte, auf dem nördlichen Ufer, in welches sich nur einige unbedeutende Zuflüsse ergießen. Durch erstere wächst der Joliba bald zu einem sehr breiten und schnellfließenden Strome an, der in der Regenzeit weit über seine Ufer tritt. Durch Mungo Park's erste und zweite Reise ist er uns nun von Bammaku bis Silla bekannt, eine Strecke von etwa 80 Meilen, von der ein Theil auch 1819 von dem Chirurgus Dorchard bereist ist. Auf den Reisetagebüchern derselben, sowie auf den Beschreibungen arabischer Geographen und den Nachrichten, welche Bruce (1768), Browne (1792) und Hornemann (1796) von Osten herkommend gesammelt haben, beruht seine neuere kartographische Darstellung, deren erste Rennel's Karte zu Mungo Park's Reise war, von welcher man für die zweite Hälfte seines mittleren Laufes und für seinen unteren Lauf erst seit Lander's Reisen gänzlich abgewichen ist. Es liegen nun an seinem mittleren Laufe von Bammaku abwärts die Städte Marrabu, Kulikurru, Tafara, Dina, Yamina, Sami, Jabli, Sego, letzteres die Residenzstadt des Königs von Bambarra mit mehr als 30,000 Einwohnern, Sansanding, eine bedeutende Handelsstadt mit lebhafter Schiffahrt, Niara, Madibuh und Silla. Die letzte Strecke bis Silla kennen wir nur aus Mungo Park's erster Reise, indem er bis dahin, ehe er nach Bammaku aufwärts ging, den Strom hinabgefahren war. Auf seiner zweiten Reise ist sein letzter Brief, vom 16. November 1805, aus Sansanding datirt, und was wir über sein weiteres Schicksal und über den von ihm bis Bussa, wo er umkam, etwa 180 Meilen unterhalb Silla, befahrenen Strome wissen, schreibt sich her von den Erzählungen Amadi Fatouma's, Park's Begleiter bis an die Grenzen des Reiches Houssa, welche der englische Gouverneur am Senegal 1810 durch Absendung des frühern Dolmetschers des Reisenden nach Sansanding einzog*). Von Silla bis Kabra, dem Hafen von Timbuktu, welches ungefähr ebenso weit ist, wie von Bammaku nach Silla, kann man den Lauf des Flusses wegen der ziemlichen Übereinstimmung älterer Nachrichten mit den nach Amadi Fatouma's zu machenden Vermuthungen, mit einiger Gewißheit angeben. Derselbe verändert nämlich seine ostnordöstliche Richtung in eine nordnordöstliche, fließt bei Jinni vorbei, bildet den Dibbisee, in welchen sich von Süden der Ba Nimma mit einem aus dem Lande Miniana kommenden rechten

*) *Amadi Fatouma's* Journal in *Park* Journ. p. 208—216.

Nebenflüsse ergießt, und erreicht bei Kabra, wo er links den El Almar aufnimmt, unter 15° nördl. Br. seinen nördlichsten Punkt. Von hier wendet er sich südöstlich, passirt Sierromma, Kasso, Kulmana, Zabirma und läßt das Reich Houssa links liegen. Wahrscheinlich führt er schon auf dieser Strecke den Namen Quorra. Die Stadt Bussa, wo Mungo Park auf eine noch nicht ganz ausgemittelte Weise seinen Tod fand, liegt unter 10° nördl. Br. Über seinen weitern Lauf hatte man noch vor acht Jahren ganz falsche Vermuthungen, indem, obwol die alte Vorstellung der griechischen, römischen und arabischen Geographen von dem östlichen Laufe des Niger und seiner Identität mit dem Nil längst aufgegeben war, man ihn doch jetzt nicht in der Fortsetzung der südlichen Richtung fließen, sondern sich nach einem östlichen Bogen als Congo in das Meer münden ließ, welcher Irrthum um so verzeihlicher war, da man die Lage der Stadt Bussa viel zu weit nordöstlich annahm. Reichard's, durch Lander's Reisen glänzend bestätigte Hypothese, die er schon 1803 in einer Denkschrift veröffentlichte, stand vereinzelt da. Der nächste Anstoß zur weitern Erforschung seines Laufes geschah durch Clapperton's Reise, welcher von Sackatu aus, das an einem sich links in den Quorra ergießenden Flusse liegt, auch an letztern gelangte und denselben für eins mit dem Joliba hielt. Letzteren nicht zu bezweifelnden Umstand und neue Bestätigungen dafür, daß Mungo Park zu Bussa umgekommen sei, veranlaßten Clapperton's Diener, Lander, der nach seines Herrn Tode von Sackatu aus nach Europa zurückgekehrt war, zu seiner Entdeckungsreise, auf welcher er das große Räthsel von der Mündung des Quorra löste. Er begab sich nach Badagry auf der Sklavenküste in Oberguinea und ging von hier zu Lande nach Bussa. Nachdem er nun noch von hier eine Strecke stromaufwärts bis Yauri gefahren war, schiffte er im September 1830 den Strom abwärts, fand, daß dieser zunächst zwar sich östlich wendet, dann aber in südwestlicher Richtung, in einem wegen Felsen und Stromschnellen schwer zu befahrenden Bette, das Gebirge durchbricht. Hierauf tritt er in seinen Unterlauf und ergießt sich mit mehren Armen, ein großes Delta bildend, auf der Beninküste in den Meerbusen von Guinea, in den Ausflüssen, welche man früher schon gekannt hatte, ohne zu wissen, welchem Strome sie angehören. Der Arm, auf welchem Lander das Meer erreichte, ist der Nun. Der erste Versuch, auf dieser Entdeckung weiter bauend, den Quorra mit Dampfböten stromaufwärts zu schiffen, woran sich, wenn es einst in den Gang kommen sollte, der bedeutsamste Umschwung der Handelsverhältnisse mit Sudan knüpfen müßte, kostete Lander das Leben. S. d. Art. Lander und wegen des untern Laufes des Stromes und seiner östlichen Zuflüsse, namentlich des räthselhaften Tschadda, den Art. Quorra.

(*A. Keber.*)

JOLIFFIA. Eine von Bojer aufgestellte Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der 22. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Cucurbitaceae, in welcher sie eine eigene kleine Gruppe, Joliffieae *Schrader* (Linnaea XII. p. 402), bildet. Char. Die männliche Blüthe besteht aus einem glockenförmigen, fünfspaltigen Kelche, fünf gefranzten Corollenblättchen, fünf Staubfäden, von denen je zwei zu einem Bündel verwachsen, mit seitlichen, geraden Antheren; die weibliche Blüthe hat einen sehr kleinen fünfzähnigen Kelch, fünf gefranzte Corollenblättchen und einen kurzen Griffel mit drei- bis fünflappiger Narbe; die Frucht ist sehr groß, tiefgefurcht, fleischig, fünf oder sechsfächerig: in jedem Fache sind am mittleren Winkel zahlreiche, horizontale, große, fast kreisrunde, zusammengedrückte, in ein netzförmiges Häutchen gehüllte, Samen befestigt. Die einzige Art, J. africana *Bojer* (Ms., *Delile* Mém. de la soc. d'hist. nat. de Par. III. p. 314., Telfairia pedata *Hooker* bot. mag. t. 2751. 2752. Feuillaea pedata *Smith* bot. mag. t. 2681). ist ein mit Kletterfäden versehenes, hoch an Bäumen hinaufrankendes, perennirendes Kraut mit drei- bis siebenspaltigen, fußförmigen Blättern, deren Fetzen lang zugespitzt und unten rauh anzufühlen sind, mit achselständigen Blüthentrauben, purpurfarbigen Blumen, zwei bis drei Fuß langen, acht Zoll starken Früchten und zahlreichen (ungefähr 164) wohlschmeckenden ölreichen Samen. Diese schöne und nützliche Pflanze, welche auf der Ostküste von Afrika und den Inseln Pemba und Zanzibar einheimisch ist, wo die Neger sie Kuemé nennen, ist von dort durch den französischen Schiffskapitain le Joliff nach den mascarenischen Inseln gebracht (wo sie deshalb Liane Joliff heißt) und durch den englischen Pflanzer Telfair von der Insel Moritz in die englischen Garten eingeführt worden.

(*A. Sprengel.*)

JOLIMONT oder **JULIMONT**, ein aus Sandstein bestehender Berg im schweizerischen Canton Bern, der sich längs dem rechten Ufer der Zihl eine Stunde lang von Südwest nach Nordosten zwischen dem Bieler- und Neuenburgersee hinzieht. An seinem steilen, nördlichen Abhange breiten sich Tannen, Eichen und Buchen aus, zwischen welchen Felsen emporsteigen, am südlichen schöne Waldungen, Getreidefelder und Weinberge. Auch die Ebene auf der Höhe des Jolimont, 2320 Fuß über dem Meere, ist angebaut. Hier bietet sich eine herrliche Fernsicht auf die Alpen vom Titlis bis zum Montblanc, sowie auf die Jurakette dar. Einen lieblichen Vorgrund bilden die drei nahen Seen, der Bieler-, der Neuenburger- und der Murtnersee.

(*Gerold Meyer von Knonau.*)

Jolith (Dichroit, Cordierit), s. **Steinheilith.**

Jolithus (Veilchenstein), s. **Trentepohlia Mart.**

JOLKEN, Name einer kleinen Art von Seeschiffen in Nordteutschland, namentlich im Bremenschen, ähnlich den Schmaken (s. d.) der Dänen, Schweden und Holländer. (*R.*)

Jolkos, s. **Jolcos.**

JOLLANGRSHEIDE, richtiger **Jalángrsheidhi**, jetzt **Jellinge Hede** in Nordjütland [1]), spielt eine merk-

1) Bevor die Eintheilung Nordjütlands in vier Stifter statthatte, hieß eine der neun Syssel, in welche es getheilt war, Jelling-Syssel.

würdige Rolle in den Sagen und der Geſchichte der däniſchen Könige. Zwar iſt ungewiß, ob die Villa Jalunga (der Hof Jálungr, ſpäter Jelinge), von welcher Saro Grammaticus [2]) erzählt, daß König Germund ſich in ihr befunden, als er die Nachricht erhielt, daß der Schwedenkönig Alils mit unermeßlicher Heeresmacht gekommen ſei, in Jütland zu ſuchen iſt [3]), weil es auch auf Seeland Orte des Namens Jelling und Jellinge gibt [4]). Unbezweifelt jedoch bezieht ſich Folgendes auf das in Jütland. Als zur Zeit des Königs Frodi, des Sohnes Fridleif's, nach welchem der Frodi's-Friede genannt iſt, allgemeine Sicherheit herrſchte, hörten auch alle Räubereien und Diebſtähle auf, ſodaß ein Goldring viele Jahre auf dem Volkwege (der Landſtraße) auf der Jalángrsheidhi [5]) in Jütland [6]) lag, ohne daß ihn Jemand aufnahm. Nicht minder berühmt als dieſe Sage ſind in der Nähe des Städtchens Weile in dem Dorfe Jellinge die Grabhügel, welche Jellinge-Höye (Jellinge's Grabhügel) heißen, in welchen König Haralld ſeinen Vater Gorm und ſeine Mutter Tyr begraben ließ [7]). Auf der Jalángrsheidhi hatten König Nicolas und Erik Eimuni im zweiten Jahre nach dem Tode Knut's des Heiligen [8]) eine Schlacht [9]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Jollas, ſ. Jolas.

Jöllblock, ſ. Jölltau.

JÖLLE, JELLE, auch **JEEL**, ein kleines, einmaſtiges Fahrzeug, mit einem Sprietſegel und einer Stagfocke. Die nordiſchen Jöllen ſind als gute Segler bekannt. (*Braubach.*)

JÖLLENBECK, evangeliſches Pfarrdorf, im Kreiſe Bielefeld, des königlich preußiſchen Regierungsbezirkes Minden, 9 Stunden von Minden, mit mehr als 60 Häuſern und über 360 Einwohnern; es wird hier vorzüglich ſchöne Leinwand fabricirt. (*Rauschenbusch.*)

2) Hist. Dan. Lib. IV. Ausg. von Stephanius. S. 60. 3) N. M. Peterſen, im Geografiſk Regiſter zu dem 12. Bande der Oldnordiſke Sagaer S. 185. 186, nimmt an, daß unter der Villa Jalanga des Saxo Grammaticus der berühmte Königsſitz Jellinge (Jalángr) in Jelling Sogn (Kirchſpiel Sogn) in Tyrild Herred (Amtsbezirk Tyrild) zu verſtehen ſei. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſes, doch nicht gewiß, da Saxo Grammaticus nicht angibt, wo die Villa Jalunga gelegen, ſondern blos bemerkt: Wermundo, tunc forte villam Jalungam tenenti. 4) ſ. zweite Sect. 15. Th. S. 200. 5) Die Skallda in der Snorra-Edda Ausg. von Reſenius' Dämeſaga 46. Ausg. von Raſk S. 146; die von Sögubrot in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 413. 6) Saxo Grammaticus. Lib. V. p. 95. 7) Nicht nur Saxo Grammaticus (Lib. X. p. 184) erwähnt die beiden Grabhügel Germ's und ſeiner Gattin Tyr als noch zu ſeiner Zeit beſtehend, ſondern ſie ſind mit ihren Runeninſchriften auch wirklich auf uns gekommen und von Stephanius (Notae Veriores in Lib. X. Hist. Dan. Sax. Gram. p. 101—104) beſchrieben und durch Abbildungen erläutert. Es ſind die antiquariſch merkwürdigſten Stellen in Dänemark, würden aber noch mehr Beachtung verdienen, wenn König Haralld Gormſen nicht Chriſt geweſen, weshalb die Steininſchriften, obwol in Runenſchrift, doch das Gepräge chriſtlichen Geiſtes an ſich tragen, und alſo für die Geſchichte der Runeninſchriften der Heidenzeit nicht geltend gemacht werden können. 8) Mit dem andern Bezeichnungsnamen Láwadhr. 9) Knytlinga-Saga Cap. 95 in den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 337.

JOLLIVET. 1) Everte [1]), war am 20. (10.) Juli 1601 zu Orleans, wahrſcheinlich von Ältern reformirten Glaubens, geboren und in demſelben Glauben erzogen worden. Eine gute Erziehung bildete ſeinen Scharfſinn aus, gab ihm bei großer Heiterkeit des Gemüthes viele Lebensklugheit und die Grundlage zu ſeinem vielſeitigen gelehrten Wiſſen. Er ſoll, wie Moreri behauptet, Theologie, alte Sprachen, Philoſophie und die Rechtswiſſenſchaften ſtudirt haben. In reiferen Jahren lag er der Jurisprudenz vorzüglich ob und wurde zu Paris Parlamentsadvocat, trieb aber daneben Geſchichte und Poeſie. Seine Muſter waren die alten, beſonders die römiſchen Dichter. Was ihn auszeichnete, war ſeine warme Anhänglichkeit an den evangeliſchen Glauben und ſeine große Aufmerkſamkeit auf die politiſchen Vorfälle in Teutſchland, und der große Guſtav Adolf ward ihm Gegenſtand von faſt abgöttiſcher Verehrung. Gleich nach deſſen Tode entſtand in ihm der Gedanke, dieſes Helden Laufbahn in Teutſchland zu beſingen, und er trat daher mit dem ſchwediſchen Reſidenten Johann Heppe am franzöſiſchen Hofe in perſönliche und durch dieſen mit dem ſchwediſchen Reichskanzler Arel Oxenſtjerna in ſchriftliche Verbindung. Beide begünſtigten und unterſtützten ihn mit Nachrichten über den großen König; und ſchon im Juni 1634 ſcheint das heroiſch-politiſche Gedicht fertig geweſen zu ſein, da er den Reichskanzler um Beförderung des Druckes bat. Hierzu benutzte er den Umſtand, daß grade damals ein Teutſcher dem gelehrten franzöſiſchen Staatsmanne, Millotet, ein mit aſtronomiſchen Zeichen und magiſchen Schnörkeln verziertes und von Guſtav Adolf in der Schlacht bei Lützen geführtes Schwert verkaufte, welches bei hohen und vornehmen Perſonen in Paris viele Aufmerkſamkeit erregte. Jollivet nahm eine Abzeichnung davon und ſchickte dieſelbe mit einem lateiniſchen Epigramme dem Reichskanzler zu. Die Antwort deſſelben iſt nicht bekannt, aber gewiß iſt, daß er ſich bei ſeiner kurzen Anweſenheit zu Compiegne und Paris am Ende Aprils 1635 öfters mit Jollivet über den König und über das Gedicht unterhalten hat, und damals wahrſcheinlich die Bekanntmachung deſſelben durch den Druck feſtgeſetzt wurde. Die Zueignung indeſſen nahm der Reichskanzler nicht an, ſie wurde an die Königin Chriſtina gerichtet. Im J. 1636 erſchien das Werk nun unter dem Titel: Evertii Jolliveti Aurelianensis *Fulmen in Aquilam*, seu Gustavi Magni, Seren. Suec., Goth., Vandalorum Regis, bellum Sueco-Germanicum. Heroico-Politicum poëma, zu Paris bei M. Guillemot gedruckt. Es ſcheint aber bald in Vergeſſenheit gerathen zu ſein; denn, wenngleich eine gute Quelle von einem wohlunterrichteten Zeitgenoſſen für die Geſchichte des Schwedenkönigs, ſo iſt es doch bis auf unſere Tage mit Stillſchweigen übergangen und von keinem Geſchichtsforſcher benutzt und angeführt worden. Erſt 1832 erſchien zur Feier des zweihundertjährigen Jubiläums der lützener Schlacht ein neuer ſauberer Abdruck bei Wolbrecht in 8. Dieſes Gedicht beſteht aus 9248 Hexametern, die,

1) Auch Euverte oder Evurte Jollyvet geſchrieben.

wie die Äneide des Virgil, in 12 Gesänge, vom Verfasser aber Jctus genannt, vertheilt sind. Der Anfang ist dem Virgil ganz nachgebildet, aber die Ausführung nicht gelungen. Eine Menge Härten des Versmaßes und der Sprache sammt Willkürlichkeiten stoßen dem Leser auf. Der Dichter selbst gesteht die Schwächen ein und kann den Vorwurf nicht abweisen, daß er mit den Eigennamen leichtfertig gewirthschaftet hat. Der historische Werth des Inhaltes ist jedoch unbestritten gegründet auf schwedische und anderer Augenzeugen Nachrichten; darum als Quelle werthvoll, und bestätigt insbesondere die Meinung, daß der König nicht durch Meuchelmord gefallen sei. Die Vertreibung der Kaiserlichen aus Kursachsen nach Böhmen schließt des Gedichtes geschichtlichen Inhalt, welcher mit des Königs Erscheinen auf teutschem Boden beginnt. Dichterische Ergüsse, wie überhaupt glühender Eifer für den gefeierten Helden und seine Sache, mischen sich in die ausführliche Schilderung, ohne daß der Verfasser seinem eignen katholischen Könige Ludwig XIII. und dem großen Cardinal von Richelieu zu nahe tritt. Jollivet arbeitete auch noch ein Werk über die gesammte schwedische Geschichte bis auf Karl IX. herab aus, wozu ihm, nach eigenem Geständnisse, seltene Hilfsmittel zu Gebote standen. Diese in französischer Sprache abgefaßte Geschichte ist nicht gedruckt, sondern in Handschrift nach Schweden geschickt worden, und soll noch auf der Bibliothek zu Upsala sich befinden. Er fertigte noch andere Arbeiten verschiedenen Inhaltes, die er seinem nach England ausgewanderten Sohne gleichfalls in Handschrift hinterließ. Übrigens starb dieser durch seine Schicksale wenig gekannte Mann am 20. (10.) Juli 1662, an seinem Geburtstage, wie er es sich selbst in folgendem Verse: O utinam nativa dies sit meta dolorum! gewünscht hatte [2]).

2) Johann Baptist Moses, genannt Barallère, Graf, zuletzt Honorarstaatsrath und Commandeur des königlich französischen Ordens der Ehrenlegion, ist als Schriftsteller im Fache der Staatswirthschaft und Gesetzgebung bekannt [3]). Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, widmete er sich von Jugend auf den wissenschaftlichen Studien, die sein Herz und seinen Geist veredelten. Fest von Charakter trat Jollivet mit einem reichen Schatze von Kenntnissen und Lebenserfahrungen erst in seinem reifen Mannesalter bemerkbar hervor und wußte sich in den zerrissenen Verhältnissen seines Vaterlandes durch humane Grundsätze gegen ein rasches und negatives Berechnen der Umstände wie gegen leidenschaftliche Anfechtungen große, dauernde Achtung zu verschaffen. In den Jahren 1791 und 1792 kämpfte er als Deputirter der Seine- und Marnebezirke in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris, vertheidigte die dasige Municipalität gegen unstatthafte Zumuthungen und sprach dreist gegen die Jacobiner in Lafayette's Sache. In allen andern Dingen, welche zur Sprache kamen, trat er ohne Scheu auf, sobald es die Vertheidigung gesunder, heilsamer Staatslehren galt. Daher gerieth er auch in der Katastrophe vom 10. August 1792 in große Gefahr. Kaum aber hatte der Nationalconvent am 18. März 1793 durch Decret den Grundsatz festgestellt, daß die Besteuerung progressiver Art sein müsse, so verlangte Jollivet die Zurücknahme desselben, und als man Schwierigkeiten dagegen einwandte, so arbeitete er eine Druckschrift von 104 Octavseiten aus, die noch im selbigen Jahre bei Dupont zu Paris mit dem Titel: de l'Impôt progressif et du morcellement des patrimoines erschien. Das Ungerechte und Gefährliche dieses Steuersystems wußte er darin so siegreich hervorzuheben, daß es vorläufig ohne Kraft und Anwendung blieb und erst 1799 wieder zur Sprache kam; da reichte Jollivet abermals eine, jedoch nicht gedruckte Denkschrift bei dem Rathe der Fünfhundert ein, worin er von Neuem bewies, daß jenes System den Grundbesitz, den Handel und die Industrie untergrabe. Seine Deputirtenstelle hatte er bereits verloren, als er zu Ende des Jahres 1794 zum conservateur général der Hypotheken gemacht wurde. Über die Verwaltung dieses Amtes stattete er dem Nationalconvente im folgenden Jahre einen Bericht ab. In der Folge brachte er auch neue Vorschläge hierüber zur Sprache, welche in ihrer Heilsamkeit anerkannt, aber wegen mancher Hindernisse nicht in Ausführung gebracht wurden. Gleichwol ermüdete er nicht, sondern ließ sich zu andern Discussionen berufen, so durch seine Schrift de l'Impôt sur les successions, de celui sur le sel, et comparaison de ces deux impôts, soit entre eux, soit avec les contributions directes. (Par. 1798.) Er erreichte durch seine wohlmeinende Thätigkeit doch soviel, daß er 1800 der Commission der Alten bei der Finanzverwaltung zugesellt und bald darauf Staatsrath in dieser Abtheilung der öffentlichen Geschäfte wurde; allein schon 1801 nahm man ihn von diesem Platze wieder weg und wies ihn für außerordentliche Dienste an. Bald indessen rief man ihn zur Präfectur in Mont-Tonnerre und er wurde zugleich Generalcommissar in den vereinten Bezirken des eroberten linken Rheinufers. Im December 1802 löste ihn Saint-André dort ab und Jollivet kehrte in seinen vorigen Wirkungskreis zurück. Seine in den nordischen Departements gesammelten Kenntnisse über die Ortszustände bewogen ihn, im Jahre 1803 dem gesetzgebenden Körper einen Gesetzentwurf über die Gemeindeschulden jener Gegenden vorzulegen; ferner arbeitete er mit Miot einen Entwurf zur fixation de délai pour la signification des procès-verbaux de contravention à la loi du timbre aus, der auch Gesetzeskraft bekam. Ein Gesetzesvorschlag über das Zollwesen und Anderes führten ihn immer tiefer ins Studium der Staatsverwaltung hinein und seine großen Kenntnisse zogen ihn denn endlich noch zur Theilnahme an der Herstellung des code civil. Inzwischen machte ihn die Staatsbehörde zum liquidateur général der Schulden in den Departements des linken Rheinufers, 1805 bereiste er auch das rechte Ufer dieses Stromes und späterhin vertrat er dort

2) s. Moreri's Dict. hist. Art. Jollivet, und *Archenholtz*, Mémoires concernant la R. Christine etc. II, 210 u. fg. 3) Man findet den Namen dieses Staatsmannes auch Jolivet geschrieben.

in Angelegenheiten des Rheinbundes den Kaiser Napoleon. Der König Jerome von Westfalen zog ihn 1807 in sein Finanzministerium, wo er eine Zeit lang provisorisch arbeitete, und als er wieder nach Paris zurückgekommen war, erhob ihn Kaiser Napoleon (1811) in den Grafenstand. Gleichzeitig wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums im Departement Yonne und durch dieses zum Candidaten im Senate ernannt. Im Jahre 1812 saß er über den Grafen Frochot, welcher an einer Verschwörung zum Sturze des Kaiserreichs Theil genommen haben sollte, mit zu Gerichte und half dessen Absetzung bewirken. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba im Jahre 1815 unterzeichnete er als Staatsrath auch die Vorschriften, welche den abgesetzten Monarchen als Kaiser wieder anerkannten (weil es das Volk wünsche) und des Senats Meinungen und Betragen regeln sollten. Daß er nach Wiederherstellung der Bourbons auf den königlichen Thron zum Deputirten von Morbihan ernannt worden sei, beruht auf einem Irrthume, der in einer Namensverwechselung zu suchen ist. Jollivet blieb vielmehr in seiner früheren amtlichen Stellung, zog sich aber nach und nach von den öffentlichen Geschäften in den Schoß seiner Familie und Freunde zurück. Am 29. Juni 1818 starb er zu Paris, 64 Jahre alt, in großer Achtung; denn man hatte nicht vergessen, daß er selbst in Gefahr, der Macht zu misfallen, wahrhaft und gerecht geblieben war, daß er nach bestem Willen gehandelt und zu allen Zeiten die Wohlfahrt seines Vaterlandes zum Zwecke seiner Thätigkeit gemacht hatte. Als er seit dem 10. August 1792 ein Gegenstand der Verfolgung geworden und auch in Haft gerathen war, ließ er, sobald ihm die Freiheit wieder gegeben, doch nicht ab, sich den Freunden der Ordnung zuzugesellen und für das Wohl des Staates unverdrossen zu wirken. Nach Ersch gab Jollivet 1793 noch Principes fondamentaux du Régime social comparés avec le plan de Constitution présenté à la Convention nationale de France in 8. heraus, ferner redigirte er 1795 das politische Blatt le Gardien de la constitution, und zwei Jahre später mit Maille das Journal général de France, weshalb sich beide am 18. Fructidor des Jahres V. eine Verhaftung zuzogen. Alsdann weist man von ihm noch folgende Schrift auf: du Thalweg du Rhin considéré comme limite entre la France et l'Allemagne; des péages et des douanes établis sur les deux rives du Rhin, et du droit de relâche forcée appartenant aux deux villes de Mayence et de Cologne (Mainz 1801.), welche Abhandlung auch ins Teutsche übersetzt worden ist. Zuletzt erschien noch 1802 von ihm ein Schriftchen de l'expertise. (*B. Röse.*)

Jolloifs, s. Jalofs.

JÖLLTAU, ein Tau, welches an der Spitze (dem Top) eines Mastbaumes befestigt, durch den einscheibigen Jöllblock gespannt wird. (*R.*)

Jollyvet, s. Jollivet.

Jolof, Joloffer, Volksstamm in Afrika, s. Jalofs.

Jolo-inseln, s. Sulu-inseln.

JÓLSVA, teutsch Eltsch, slawisch Galssowa, lateinisch Alnovia, ein dem Prinzen Coburg-Kohary unterthäniger, bedeutender Marktflecken im oberen oder rosenauer Gerichtsstuhle (Processus) der gömörer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, im gleichnamigen Thale, am linken Ufer des Jolsvaflusses gelegen, mit 535 Häusern, 4045 Einwohnern, von denen 3015 Lutheraner, die übrigen Katholiken sind, einer eigenen katholischen, zum Bisthume Rosenau gehörigen Pfarre, einem Pastorate der Evangelischen, augsburgischer Confession, einer katholischen Kirche, einem evangelischen Bethause, einer Schule, einem großen Lustschlosse des Herrschaftsbesitzers, das zum größten Theile aus Marmorgestein erbauet ist, merkwürdigen Obstgärten, ziemlich starker Ledergärberei und in der Nähe mehre Eisenwerke. Aus diesen Gegenden kommt viel feines und sehr vorzügliches Obst. Das Eltschthal ist ein sehr tiefes Thal, in dem viele Eisenhämmer liegen, die sich nicht unvortheilhaft auszeichnen, und deren Eigenthümer sich in eine Gesellschaft (Union genannt) vereinigt haben, um ihre Werke mit vereinten Kräften um so nachdrucksvoller betreiben zu können. Dieses Thal wird von dem Jolsvafluſſe bewässert, der die genannten Werke in Bewegung setzt und sich bald darauf mit dem Sajo vereinigt. (*G. F. Schreiner.*)

JOLY, 1) **Benigne**, geb. am 22. Aug. 1644 zu Dijon, stammte aus einer dortigen angesehenen Familie und starb daselbst am 9. Dec. 1694 als Kanonikus an der St. Stephanskirche und Lehrer der Hospitaliter. Seine Bildung hatte er sich zu Beaune und Paris erworben, war 1672 an letzterm Orte zum Priester geweiht und Doctor der Theologie geworden. Bemerklich machte er sich durch seine frommen Übungen und als asketischer Schriftsteller. Dahin gehört le chrétien charitable (Dijon 1697. 12.), das oft aufgelegte Exercise de piété (zuerst das. 1682. 8.), Devoirs du Chrêtien (ib. 1697. 12.), Meditations chrêtiennes. (Das. 1691. 8.) Vollständig verzeichnet sie die Bibliothèque des auteurs de Bourgogne T. I. p. 343. Sein Leben beschrieb Beaugendre (Paris 1700.) *). (*A. G. Hoffmann.*)

2) **Claude**, geb. am 2. Febr. 1607 zu Paris, widmete sich der Jurisprudenz und ward Advocat. Aus Neigung wählte er jedoch später den geistlichen Stand. Im Jahre 1631 ward er Kanonikus an der Kirche zu Notre-Dame. Als Begleiter des Herzogs von Longueville befand er sich 1648 zu Münster, als dort die Friedensunterhandlungen abgeschlossen wurden, die dem dreißigjährigen Kriege ein Ziel setzten [1]). Während der Zeit der innern Unruhen, die einige Jahre nachher in Frankreich ausbrachen, ging er nach Rom. 1671 ward er Cantor an der Kirche zu Notre-Dame und nachher Official. Eine dauerhafte Gesundheit erhielt seine Geisteskräfte ungeschwächt, selbst in höherem Alter. Aber ein

*) Vgl. Biograph. univers. T. XXI. p. 604 und Adelung, Erg. u. Fortf. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Th. Col. 2312, welcher indessen den Todestag auf den 9. Sept. ansetzt.

1) s. seine Voyage de Munster en Westphalie. (Paris 1620. 12.)

unglücklicher Fall, als er sich einst in die Frühmette begeben wollte, endete durch den Hinzutritt eines Fiebers sein Leben am 15. Januar 1700. Er hatte sein dreiundneunzigstes Jahr erreicht. Seine beträchtliche Bibliothek vermachte er dem Capitel der Kirche zu Notre-Dame. Unter dem Namen Joannes Stella schrieb er: De reformandis horis canonicis ac rite constituendis clericorum muneribus consultatio. (Paris 1644. 12.) Traditio antiqua ecclesiarum Franciae circa assumptionem Mariae. (ibid. 1672. 12.) Histoire de la prison et de la liberté de M. le Prince. (ibid. 1651. 4.) u. a. m. Den damaligen Zustand des französischen Schulwesens schildert die Schrift: Statuts et règlements de petites écoles de grammaire de la ville de Paris. Auch in einigen andern seiner Schriften kam er auf diesen Gegenstand zurück. Der größere Theil derselben bezieht sich auf Angelegenheiten seines Capitels oder bespricht einzelne Dogmen der katholischen Kirche [2]). Längere Zeit beschäftigte ihn eine Lebensbeschreibung des Erasmus, die aber ungedruckt geblieben ist. Schon früher hatte er einige Auszüge aus dessen Schriften bekannt gemacht. Die größte Sensation erregte sein Recueil des maximes véritables et importantes pour l'institution du Roi. 1652 zu Paris gedruckt. Diese Schrift wurde durch einen Rechtsspruch Chatelet's zu Paris öffentlich durch den Henker verbrannt. Joly scheint indessen dabei sehr gleichgültig geblieben zu sein, weil er sogar jenen Urtheilsspruch drucken ließ, um den dabei befindlichen Discours Chatelet's zu widerlegen. Dieser Discours ist nebst Joly's Widerlegung einigen Auflagen seines vorhin angeführten Recueil beigefügt worden [3]).

3) Guy (oder Guido), Neffe von Claude Joly, war königl. Rath zu Paris und 1649 Syndicus; hierauf Secretair des Cardinals Retz, dem er unter manchen Widerwärtigkeiten eine unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit bewies. Erst als der Cardinal sich nach Rom begab, löste sich dies Verhältniß auf. Joly, der in Paris zurückgeblieben war, ward vom französischen Hofe beauftragt, die Rechte der Königin von Frankreich auf die Niederlande geltend zu machen gegen Pater Stockmann, der dieselbe in zwei Abhandlungen bestritten hatte [4]). Joly schrieb dagegen seine Remarques pour servir de reponse à deux écrits imprimés à Bruxelles contre les droits de la Reine, späterhin noch Remarques envoyées à Mr. Stockmann, welche sein Oheim Claude Joly ins Lateinische übersetzte. Außerdem schrieb er Mémoires depuis 1648 jusqu'en 1665, die als Ergänzungen der Mémoires du Cardinal Retz zu betrachten sind. Von historischem Interesse sind auch die Intrigues de la paix et les negotiations faites à la cour, par les amis de Mr. le Prince depuis sa retraite en Guyenne jusqu'en 1652. (Paris 1652. 4.) Joly's Todesjahr ist unbekannt [5]). (*Heinrich Döring.*)

4) François Antoine, nach Andern [1]) Marc Antoine, geboren zu Paris 1672, war der Sohn eines Speisewirths, bei welchem sich oft eine Gesellschaft von Literaten zusammenfand, durch deren Unterhaltungen über die neuesten poetischen Erscheinungen auch bei dem Sohne desselben die Liebe zur Dichtkunst, namentlich der dramatischen, geweckt wurde. Einstmals war die Erzählung der Madame de Murat: Palais de la vengeance weitläufig besprochen worden, der junge Joly hatte aufmerksam zugehört und schrieb, dadurch angeregt innerhalb weniger Tage ein versificirtes dramatisches Stück in 3 Acten unter dem Titel: „l'école des amants," und las es jener Tischgesellschaft vor. Es erhielt ihren Beifall und wurde durch ihre Vermittelung 1718 sogar auf dem Theater mit gutem Erfolg mehre Male aufgeführt. Einige spätere Stücke von ihm fanden nicht den großen Beifall, doch wurden an dem im Jahre 1726 auf das italienische Theater gebrachten Lustspiele „la femme jalouse" Leichtigkeit des Styls, Natürlichkeit des Dialogs, geistvoll gezeichnete Charaktere und einige gelungene komische Scenen gerühmt. Außerdem machte er sich noch einen Namen durch Herausgabe der Werke des Molière (Paris 1734. 4.), des P. und Th. Corneille (Paris 1733. 12.), des Racine (Paris 1736. 12.) und des Montfleury (Paris 12.), sowie durch eine sehr umfangreiche, auf der königl. Bibliothek zu Paris niedergelegte Schrift: „Le nouveau et grand Cérémonial de France." Er starb als königlicher Censor 1753 in dem Rufe eines thätigen, sanften und bescheidenen Mannes [2]).

5) Jacob, nach anderer Angabe Heinrich, ein lateinischer Dichter, dessen Epigrammata (Wien 1652) indessen nicht besonders gerühmt werden. Ein Jacob Joly war in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Professor an dem navarrischen Collegio zu Paris und ist wahrscheinlich derselbe; 11 Reden, welche er von seinen Schülern halten ließ, wurden mit seinen Gedichten zusammen abgedruckt (Paris 1609) unter dem Titel: Puella Aurelianensis adversariis orationibus disceptata u. s. w. [3]).

6) Joseph Romain, ein französischer Capuciner, geb. zu St. Claude am 15. März 1715 und gest. am 22. Oct. 1805 zu Paris, gehörte zu den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Heimath und hat sich als ein Mann von vielen Kenntnissen in den mannichfaltigsten Fächern versucht, aber es fehlte ihm am Geschmack; auch war er zu nachlässig in seiner Schreibart. Daher haben ihm seine lobenswerthen Anstrengungen keinen dauernden Ruhm

---

2) Extraits des registres et des conclusions capitulaires de l'église de Paris, pour servir factum generale contre les curés de Paris. Mémoire touchant les demelés du Cardinal *Retz* avec la cour u. a. m. 3) s. *Du Pin*, Des auteurs ecclesiastiques; Niceron's Nachrichten von ber. Gelehrten. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1953 fg. 4) Reductio, ex qua probatur non esse jus devolutionis in Ducatu Brabantiae; und de jure devolutionis in Brabantia.

5) s. Le Long in der Biblioth. histor. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1955.

1) Dictionnaire historique par *de Feller*. Tom. V. p. 142. 2) Vgl. Biogr. univers. Tom. XXI. p. 604. 605. Art. von Tabaraud; Dict. hist. l. c. Biblioth. du Théâtre franç. T. III. p. 162. Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Th. Col. 2311, welcher ihn aber Ant. Franç. Jolly nennt. 3) Adelung, u. Forts. Erg. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2312. 2313.

zu erwerben vermocht. Doch wurde er von der Akademie dell' Arcadia zu Rom als Mitglied aufgenommen, aber nicht, wie er wünschte, von der zu Besançon. Die lange Reihe seiner Schriften eröffnet eine etwas heftige Beurtheilung von Bergier's von der Akademie zu Besançon im Jahre 1754 gekrönten Mémoire über Zahl und Lage der Städte im alten Sequanien (Epinal. 1754 unter dem Titel: dissertation ou l'on examine celle qu'a remporté le prix de l'acad. de Besançon en 1754). Dem Gegenstande nach damit verwandt ist La Franche-Comté ancienne et moderne (Paris 1779. 12., auch mit der Jahreszahl 1786); er beschreibt darin die wichtigsten Städte der Provinz und richtet sich dabei nach dem Lauf der Flüsse und handelt dann vom Umfange des alten Sequaniens, seinen Einwohnern und ihren Sitten, und der Ansiedelung der Burgunder in dieser Gegend. Ein allgemeines Interesse nimmt in Anspruch L'ancienne Géographie universelle comparée à la moderne (Paris 1801. 2 Bde. 8. mit einem Atlas in 4.); die Vorrede bestreitet Ansichten von Malte Brun. Als sein wichtigstes Werk gelten die Lettres sur divers sujets importants de la géographie sacrée et de l'histoire sainte (das. 1772. 4.), wovon La Géographie sacrée et les monuments de l'histoire sainte (das. 1784. 4.) nur eine zweite verbesserte Auflage ist. Er berücksichtigt in den 17 Briefen der ersten Auflage die Wohnsitze der Patriarchen, den Zug der Hebräer durch die Wüste, die Vertheilung Kanaans unter die 12 Stämme und die nachherigen Eintheilungen des Landes bis zum Untergange des jüdischen Staats, gibt einen detaillirten Plan vom jüdischen Lager in der Wüste, von der Stadt Jerusalem zur Zeit David's und des Herodes, sowie vom Salomonischen und Serubabelschen Tempel, und sucht durch Karten und Abbildungen seine Angaben zu verdeutlichen. In dem bei der zweiten Auflage hinzugekommenen 18. Briefe wird das Patriarchat zu Jerusalem berücksichtigt und in einem zweiten ebenfalls hinzugefügten Theile werden die interessantesten Abschnitte aus der biblischen Naturgeschichte behandelt; zu letzterem gehören 10 große, ziemlich gut ausgefallene Kupfertafeln. Seine Histoire de la prédication (Paris 1767. 12.) gibt offenbar Zeugniß von seinem beschränkten Urtheile; er müht sich ab, Adam und die übrigen Patriarchen als die ersten Prediger darzustellen. Nur der dritte Theil hat durch die darin dargebotenen Nachrichten über neuere Homileten einigen Anspruch auf Beachtung. Joly bestreitet den Abt Coyer, welcher eine ähnliche Schrift herausgegeben hatte, in ziemlich bitterer Weise. Daß er ein Dictionnaire de morale philosophique (das. 1772. 2 Bde.) verfaßte, ist in sofern auffallend, als er der Philosophie nicht besonders zugethan erscheint; in einem satyrischen Gedicht: le diable cosmopolite (das. 1760) verhöhnt er die Philosophen. Die Lettres historiques et critiques à Mlle. Clairon sur les spectacles (Avignon [Paris] 1762.), ferner le Phaéton moderne (Paris 1772. 12.), eine poetische Satyre auf Voltaire, dann l'Egyptienne, ein episches Gedicht in 12 Gesängen (das. 1776. 12.) in zweiter Auflage (1786) betitelt: L'Egyptiade ou le voyage de S. François d'Assise à la cour du roi d'Egypte, ein Gegenstück zu Saint-Louis Madeleine, der moralisch-allegorische Roman Aventures de Mathurin Bonice, premier habitant de l'île de l'Esclavage, ancien ministre du roi de Zanfara (das. 1783. 4 Bde. 12.) und die Tragödie Placide von christlicher Tendenz (das. 1786) zeigen hinlänglich, daß er neben seinen ernsten geographischen, antiquarischen und historischen Studien auch den Musen gern huldigte, soweit sich der Anbau ihres Gebietes mit seinem Stande zu vertragen schien. Die Conférences pour servir à l'instruction du peuple sur les principaux sujets de la morale chrétienne (das. 1768. 6 Bde. in 12.) und die Conférences sur les mystères (das. 1771. 3 Bde. 12.) wurden in Frankreich geschätzt. Auch lieferte er ein Abrégé de la théologie (das. 1790. 2 Bde. 12.), und eine Histoire de l'image miraculeuse de Notre-Dame d'Onnoz près d'Orgelet (Besançon 1757. 12.), und einen Guide des missionnaires (das. 1782. 12.), gab Lejeune's Histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du Temple (das. 1789. 2 Bde. 4.) heraus und lieferte Beiträge, zum Theil poetische, zu verschiedenen Journalen [4]).

7) Marc Antoine, s. François Antoine.

8) Marie Elisabeth, geb. am 3. April 1761 zu Versailles, verheirathet mit dem Cavallerieofficier du Lomboy und nach 17jähriger Ehe am 5. Mai 1798 zu Paris verstorben, gehörte zu den gefeiertsten Actricen ihrer Zeit. Schon in einem Alter von neun Jahren gab sie Kinderrollen in den Ballets der Comédie française mit Verstand und Anmuth. Ihr Talent wurde ausgebildet unter der Anleitung von Préville, dessen Gattin und Lekain. Nachdem sie sich zu Versailles zwei Jahre lang geübt hatte, trat sie 1781 auf dem Théâtre français zu Paris auf in Soubrettenrollen, welche sie vortrefflich spielte. Durch ein angenehmes, geistvolles Äußere und ein wohlklingendes Organ sah sie sich in ihren Bestrebungen sehr gefördert. Der Schwäche ihrer Gesundheit ungeachtet wandte sie sich auch im Jahre 1784 der Tragödie zu und zwar mit Erfolg. Als im Jahre 1790 im Palais Royal ein neues Théâtre français eingerichtet worden war, wollte sie sich von ihren früheren Genossen, welche in der Vorstadt St. Germain spielten, durchaus nicht trennen, theilte ihre Gefangenschaft im Jahre 1794 während der Herrschaft des Terrorismus und war nach wieder erlangter Freiheit mit ihnen gemeinschaftlich am Theater der Straße Louvois thätig. Im Jahr 1797 wurde sie von einer Brustkrankheit ergriffen, der sie unterlag. Ihre Liebe zur Kunst hatte sie keineswegs abgehalten, die Pflichten der Gattin und Mutter treulich zu erfüllen. Ihr Mann widmete ihrem Andenken die kleine Schrift: Aux mânes de Mar. Elis. Joly, artiste célèbre du Théâtre Français. (Paris an VII [1798]) Das Bild derselben findet man in Etienne und Martainville's Histoire du Théâtre Français, Vol. IV [5]).

---

4) Biogr. univers. T. XXI. p. 606 sqq. Art. von Weiß.
5) Biogr. univers. T. XXI. p. 605. 606. Art. von L. Dubois.

9) Philippe Louis, um 1680 zu Dijon geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt ein Kanonikat in seiner Vaterstadt. Neben seinen Berufsgeschäften trieb er eifrig seine frühern philologischen Studien und besuchte fleißig die Gesellschaften, welche der gelehrte Parlamentspräsident Bouhier zu Dijon wöchentlich um sich versammelte. Er war ein gelehrter, im Umgange mit Andern sehr schweigsamer und fast übertrieben bescheidener Mann, der sich nur schwer entschließen konnte, seine Schriften zu veröffentlichen. Sein wichtigstes Werk sind seine „Remarques critiques sur le Dictionnaire de Bayle" (Paris 1748—1752) 2 Vol. Fol.; die früher im 29. und 30. Bande der Histoire littéraire de la France enthaltenen Observations critiques über einige Stellen in dem Bayle'schen Werke, welche mit den Remarques fast wörtlich übereinstimmen, stammen unstreitig auch von ihm her. Außerdem schrieb er noch: „Traité de la versification française" in dem Dictionnaire de rimes etc., von Richelet. (Paris 1751.) Von den Eloges de quelques auteurs français (Dijon 1742) hat er neun verfaßt, kleinere Aufsätze und Briefe von ihm über Literatur und einzelne Schriftsteller erschienen in der Zeitschrift Mercure. Endlich sind noch zu erwähnen seine Ausgaben der Poésies nouvelles de *Lamonnaye* (Paris 1740), der Bibliothèque de Bourgogne des Abbé Papillon und der Mémoires historiques, critiques et littéraires von Bruys. Er starb um das Jahr 1755, wenigstens findet sich seit 1760 sein Name nicht mehr unter den Mitgliedern der Akademie zu Dijon, und seit 1751 hat er nichts mehr durch den Druck veröffentlicht [6]). (*R.*)

Joly de Choin (Louis Albert). s. Choin.

Joly de Fleur (Guillaume François), s. Fleury.

JOLYA. Stadt in der, zur vorderindischen Provinz Ajmeer, Präsidentschaft Bengalen, gehörigen Rajaschaft Jeypoor, welche von Rajputen, Banjanen und Kühe haltenden Goalas bewohnt wird. (*G. M. S. Fischer.*)

Jóm, Jumne, s. Jómsborg.

JOMALA, ein Pastorat auf der zu Finnland gehörigen großen Alandsinsel (dem festen Lande, im Gegensatz der vielen kleinern Inseln umher), ohne Kapellgemeinde, mit einem Pastor und einer Kapelle; 1½ M. lang, 1½ M. breit, 1½ □M. Areal. Einwohner, im Jahr 1815 1724, im Jahr 1820 1733, worunter nur wenige Finnisch Redende, die meisten schwedischer Abkunft.

(*v. Schubert.*)

Jomanes, s. Jobares.

Jomba, s. Majomba.

JOMBERT (Charles Antoine), ein bekannter französischer Buchhändler und Drucker, welcher sich selbst vielfach mit Literatur und Kunst beschäftigte und in der gelehrten Welt ein nicht unbedeutendes Ansehen gewann. Er war im Jahr 1712 zu Paris geboren und begann daselbst sein Geschäft 1736 mit gutem Erfolge. Der Plan, nur gediegene Werke bekannter Gelehrten zu verlegen und sich dadurch eine fortwährende Rente zu gründen, war gut, um ihn aber auszuführen, glaubte er wenigstens etwas von Wissenschaft und Kunst selbst verstehen zu müssen. Die Anfangsgründe der Mathematik hatte er bereits von den in ihrem Fache ausgezeichneten Gelehrten Belidor und Deidier erlernt; er verlegte sich nun auch mit Eifer auf das Studium der Architektur und der Kriegskunst, und erwarb sich darin wenigstens die seinen Zwecken entsprechenden Kenntnisse. Sein langer vertraulicher Umgang mit dem berühmten Zeichner und Kupferstecher Ch. Nic. Cochin und andern angesehenen Künstlern bildete seinen Geschmack in der Beurtheilung von Kunstgegenständen und brachte ihn, in Verbindung mit seinem rastlosen Fleiße, dahin, daß er selbst in diesem Fache mit Glück auftreten konnte. Er starb im August 1784 zu Saint-Germain-en-Laye. Seine bedeutendsten Schriften *) sind: „Nouvelle méthode pour apprendre à dessiner sans maître" (Paris 1740 [1755]. 4.), „Catalogue raisonné de l'oeuvre de Ch. Nic. Cochin" (Paris 1770), „Essai d'un Catalogue de l'oeuvre d'Etienne la Belle" (Paris 1772), „Catalogue raisonné de l'oeuvre de M. Le Clerc, avec la vie de cet artiste" (Paris 1774. 2 Vol.), „Répertoire des artistes." (Paris 1765. 2 Vol. Fol.)

(*Ph. H. Külb.*)

JOMELLI (Nicolo), geb. 1714 zu Aversa, welches das alte Atella sein soll (Burney gibt Avellino an), wo er vom Kanonikus Muzzillo den ersten Unterricht im Clavierspiel und Gesang erhielt. 1730 ging er nach Neapel, wo er nicht unter Durante, sondern im Conservatorio della pietà de Turchini unter Prota und Mancini studirte, dann aber viel durch den Umgang mit dem berühmten Leo gewann, der seine Talente früh erkannte und ihn in seinen Compositionen liebte. Manche setzen auch Feo unter seine Lehrer. Nachdem er Kapellmeister des Marchese del Vasto-Avalos geworden war, schrieb er für das neue Theater seine erste Oper 1737: „l'Errore amoroso," die großen Beifall erhielt, da Leo sich für sie entschied, dessen Umgang der junge Componist bestens benutzte, weshalb er auch für seinen Schüler ausgegeben wurde. 1738 erwarb sich seine zweite Oper „Odoardo," die er für Florenz schrieb, noch stärkern Beifall, sodaß er schon 1740 nach Rom berufen wurde. Hier brachte er zuerst sein neues Werk „Ricimero Re de' Goti" auf die Bühne. Im Jahr 1741 „Astianatte," welche Oper noch mehr Glück machte [1]). Noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf

6) Biogr. univers. l. c. p. 605. Art. von Weiß und Adelung, Fortf. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2313. 2314. Letzterer gibt ebenso wie Ersch im Gelehrt. Frankreich an, Joly habe 1775 noch gelebt.

*) Ein vollständiges Verzeichniß seiner eignen Schriften, sowie der von ihm besorgten und vermehrten Ausgaben der Werke anderer Künstler und Gelehrten findet man in J. Hebrail's „France littéraire" (Paris 1769.) Tom. I. p. 300—302 und in J.-M. Quérard's „France littéraire," Tom. IV. (Paris 1830.) p. 240. 241. Vgl. auch die „Biographie universelle." Tom. XXI. p. 608.

1) Die Römer sollen über dieses Werk in solchen Enthusiasmus gerathen sein, daß sie den Maestro auf seinem Sitze aus dem Orchester auf die Bühne trugen und mit ungeheuerem Beifallssturme, der nicht enden wollte, begrüßten. Seit dieser Zeit hatte

nach Bologna, wo er die Oper „Ezio“ schrieb. Das also war die Ursache, warum er dorthin ging. Piccini meint aber, es sei geschehen, um vom P. Martini sich im Contrapunkt und im Style der römischen Kapelle unterrichten zu lassen, damit er das Examen in Rom bestehen könne, was vorhergehen mußte, ehe er Kapellmeister zu St. Peter werden konnte. So belehrt sei er zurückgekommen und habe sich der Prüfung unter der Bedingung unterworfen, daß sich seine Examinatoren darnach wieder von ihm examiniren lassen müßten, worauf er Tages nachher die Stelle ohne Examen erhalten habe. Der damalige Sänger an der päpstlichen Kapelle, der so viele Jahre dirigirte, der Malteser-Ritter Santarelli, versicherte die Unwahrheit der Anekdote, und behauptete, man würde ihn wol gern genommen haben, ohne ihm eine Prüfung anzutragen, wenn er sich nur in solcher Jugend habe binden lassen wollen. Daß jedoch Jomelli in Bologna die Hilfe des gelehrten P. Martini benutzte, ist zuverlässig und gereicht ihm zur Ehre. Übrigens kehrte der hochgepriesene Componist bald nach Rom zurück, wo er nach Piccini's Angabe noch 7 bis 8 Opern in Musik setzte, unter diesen vorzüglich Astianar, Iphigenia, Cajo Mario, in welcher letztgenannten Piccini vor Allem die bewundernswürdige Arie „Sposo io vado a morir“ hervorhebt. Nach den Berichten Anderer soll er in Rom überhaupt 14 Opern geschrieben haben, ohne diejenigen, die er während der Zeit für andere Städte zu verfassen hatte. Beide Nachrichten lassen sich sehr wohl vereinigen, sobald man bemerkt, daß Piccini nur von großen Opern redet, während Andere auch geringfügiger Werke des beliebten Mannes gedenken. Seine Melodien fand man so geistreich, edel und einschmeichelnd, daß man ihn nicht blos den reizenden nannte, sondern ihn zum größten musikalischen Genie seiner Zeit erhob. Seine Instrumentalbegleitung, so einfach wir sie jetzt nennen müssen, war damals Einigen schon zu betäubend. Allein Wirksames gestanden ihr auch die Gegner zu. Vorzüglich wirkte die neue Art, die Bässe oft Staccato erklingen zu lassen; das genaueste Halten auf ein bestimmtes piano und forte des Orchesters erhöhte die gute Wirkung ungemein und namentlich fiel sein crescendo und diminuendo so sehr auf, daß man es ihm als eine neue Erfindung zuschrieb; damit, daß er den Violinen mehr als gewöhnlich zu thun gab, brachte er größeres Leben in das Ganze, sodaß man ihn als Hersteller eines bessern Colorits anzusehen pflegt. Unter seinen zu Rom geschriebenen Opern sind namhaft zu machen: Andromacha; Merope; Semiramide; Sofonisbe; Tito Manlio; Armida. Damals lebte ein junger, kaum 22jähriger Portugiese Terradellas in Rom, voll Anlagen und Bildung in der Tonkunst, voll Leidenschaft der Jugend, mit welcher er einen Ernst des Ausdrucks verband, daß er nie die Wahrheit einer Situation um der Lieblichkeit einer Melodie oder um eines Sängers willen opferte, womit er noch eine weit größere Tiefe harmonischer Kenntniß verband, welche damals entweder dem Jomelli noch gänzlich fehlte, oder welche doch der Italiener, um dem Geschmacke seines Volkes und vor allen den Sängern zu gefallen, nicht sonderlich hochhielt. Dieser war Jomelli's Nebenbuhler geworden. Wirklich hatten sich auch lebhafte Parteien gebildet, sodaß der Portugiese die Kenner und ernsteren Liebhaber, Jomelli aber die Sänger und das größere Publicum für sich hatte. Nicht blos die Kirchenwerke des jungen Terradellas zeichneten sich so rühmlich aus, daß man sie weit höhern italienischen Kirchencomponisten, als Jomelli war, an die Seite stellen konnte, sondern auch seine Recitative und die Begleitung derselben hatten eine Wahrheit und Rundung, daß Jomelli, der sich mit Recht auf die Schönheit seiner Recitative etwas zu Gute thun durfte, hauptsächlich dieses Punktes wegen in verlegenen Neid gerieth, der seine Partei noch höher, als den Betheiligten selbst, entflammte. 1747 standen diese beiden Gegner in der Carnevalszeit mit neuen Werken einander gegenüber. Terradellas gefiel ungemein und Jomelli wurde 14 Tage darauf, wie die Meisten behaupten, in seiner Armida ausgepfiffen. Die Freunde des jungen Portugiesen waren darüber so entzückt, daß sie eine Denkmünze schlagen ließen, wo Terradellas auf dem Triumphwagen von Jomelli gezogen wurde. Auf der andern Seite standen die Worte aus einem Recitative Jomelli's: io sono capace. Des nächsten Morgens fand man Terradellas' Leiche mit vielen Dolchstichen in der Tiber. Man hat aber keinen gültigen Grund, Jomelli selbst als Anstifter dieser That zu beschuldigen. Zum gänzlichen Misfallen seiner Oper trugen manche Nebendinge, auch politischer Art, bei, ohne welche die Aufregung der Masse gegen den vor Kurzem fast vergötterten Componisten unmöglich so hoch hätte gesteigert werden können. Desto willkommener mußte es ihm sein, einen höchst ehrenvollen und einträglichen Ruf vom kunstsinnigen und auf Kunst viel verwendenden Herzog Karl von Würtemberg als Oberkapellmeister nach Stuttgart zu erhalten, den er sogleich annahm und 1748 trat er sein Amt daselbst an. Burney setzt zwar das Antrittsjahr dieser Stelle nicht weniger als 10 Jahre später, allein er ist über Jomelli am wenigsten ein hinlänglich unterrichteter Schriftsteller. Die allermeisten und die sichersten Nachrichten stimmen für 1748. Hier erhielt er einen Jahrgehalt von 10,000 Gulden und fand ein Orchester, das er sich nicht besser hätte wünschen können. Unter andern ausgezeichneten tüchtigen Musikern standen auch Lolli und Nardini unter ihm; dazu war die Oper und das Ballet so glanzvoll, daß dieses Theater etwa 20 Jahre lang unter die prächtigsten gezählt werden muß, die damals vorhanden waren, was nicht wenig sagen will. Hier sah er einen Wirkungskreis vor sich, der seine Ehre als Director und als Componist nur vergrößern mußte. Die Anerkennung seines kunstverständigen Herrn mußte ihn dabei nicht wenig begeistern. Die Liebe der Teutschen zu einer tieferen Harmonie, die der Italiener bisher oft so vernachlässigt hatte, daß Manche deßhalb nicht sehr freundlich von seinen Erzeugnissen sprachen, war nicht das Letzte, was seinen nunmehrigen Leistungen von Nutzen war. Jomelli strebte, sich hierin weiter zu bilden, und so auch

ihn sein Glück bis zum ersten Lieblingscomponisten Italiens emporgehoben.

von dieser Seite seinem neuen Stande und dem Volke, unter welchem er lebte, genug zu thun, ohne dabei das Gefällige italienischer Melodien und Behandlung zu vernachlässigen. Wurde daher auch nicht von ihm der Geschmack der Teutschen gehoben, wie Burney bemerkt, so wurde er es doch selbst. Obgleich der Herzog die in Stuttgart und Ludwigsburg von ihm verfaßten Opern durchaus nur sich selbst behielt und besonders keine Originalpartitur, es geschehe denn mit seiner Einwilligung, aus den Händen gab, so wurde doch Jomelli's Name überall immer mehr gefeiert, wozu die musterhafte Ausführung der neuen Werke außerordentlich viel beitrug. Denn er hatte in dieser Hinsicht vollkommene Gewalt über seine Untergebenen. In der That bewunderte man auch bald die höchst seltene Pünktlichkeit bis in die kleinsten Schattirungen, sodaß der Herzog an den Kaiser, dem er eine Partitur Jomelli's auf Verlangen zum Geschenk gemacht hatte, auf ein kaiserliches Schreiben, ob es dieselbe Oper sei, die in Stuttgart ganz anders geklungen, schreiben konnte, er habe zwar die Partitur, aber nicht zugleich sein Orchester mitgegeben. In diesen Zeiten stiegen Jomelli's Opern auch in London im Ansehen; besonders gefiel 1754 seine Andromache dort vor allen andern. Noch in neuern Zeiten wird Jomelli von englischen Geschichtschreibern überaus erhoben. In Würtemberg schrieb er an Opern: Olimpiade; la Clemenza di Tito; Nitetti; Penelope; Enea nel Lazio; Catone in Utica; il Re pastore; Alessandro nell' Indie; Ezio; Didone abbandonata; Demofoonte; Ciro riconosciuto; Vologeso; Artaxerse; Fetonte; dazu mehre kleinere; es werden 23 angegeben. 1765 machte ihm der König von Portugal der Antrag, an seinen Hof zu kommen, was er ablehnte, doch so, daß er ihm von jetzt an seine Werke in Abschrift übersenden wolle, was auch oft geschehen ist. Nicht nur seine Chöre, Ensembleſätze, Recitative und Arien werden hochgerühmt, obgleich der zweite Theil in den Arien nach Art jener Zeit durchaus nicht mehr gefallen würde, wie denn überhaupt die eigentlichen Arien der Mode verfallen, sondern selbst seine Symphonien und seine Ouverturen, welche eine eigene Einrichtung hatten, von welcher er wenig abwich. Die meisten bestehen aus drei kurzen, mit einander wohlverbundenen, Sätzchen, einem kräftigen Allegro, das zuweilen mit einigen Blasinstrumenten im kurzen Zwischensolo geschmückt war, einem leichten Adagio, nur für Saiteninstrumente und einem Schlußpresto in $^2/_4$ oder $^3/_8$ Takt. Auf Eigenthümlichkeit der Oper war dabei nicht Rücksicht genommen, sondern sie dienten nur eben zu unabhängigen Einleitungen. Eine der berühmtesten ist die Grafenecker Ouverture, mit zwei obligaten Oboen und Waldhörnern, welches überhaupt nach der Gewohnheit der Zeit die Blasinstrumente waren, die, jedoch auch nur sparsam, am meisten gebraucht wurden. Im Jahr 1768 wurde das große Orchester in Stuttgart aufgelöst und die Mitglieder auf halben Sold gesetzt. Jomelli begab sich wieder nach Italien zurück, wo er in Neapel mehre Opern auf das Theater brachte, die er theils daselbst, theils auf seinem Landsitze in Aversa neu geschrieben hatte. Die erste, welche auf dem Theater St. Carlo aufgeführt wurde, war Armida, die er wahrscheinlich nur umarbeitete. Sie gefiel lebhaft, sowie sein Demofoonte, der auch nur umgearbeitet sein konnte. Dennoch hatte man schon in dieser Aufführung bemerkt, daß diese Arbeit mehr die Kenner, als die große Menge befriedigte. Seine dritte daselbst nach seiner Rückkehr aufgeführte Oper „Iphigenia in Aulide" hatte das Unglück, was mit an den Sängern lag, welche sie, da die Musik zu spät fertig wurde, nicht vollkommen einüben konnten, so zu mißfallen, daß sie bald von der Scene genommen werden mußte und auch später nur am Clavier von Kennern vorgenommen wurde. Dieser Unfall bekümmerte ihn so, daß ihn in Folge anhaltender Erregung der Schlag traf, von dem er sich jedoch wieder erholte. Als seine letzte Oper für Rom wird Achille in Sciro genannt, 1772. Außerdem hat er noch verschiedene Kirchenmusiken bis gegen 40 Werke, worunter einige Oratorien, geschrieben, unter welchen öfter genannt wird „Benedictus Dominus Deus Israel," was er nach Piccini für die päpstliche Kapelle in Rom schrieb bei Gelegenheit der erzählten, aber fabelhaften Geschichte seines Examens zur Stelle eines Kapellmeisters an der St. Peterskirche. Daß Jomelli an den drei Hauptkirchen Roms niemals Kapellmeister war, beweisen die Listen Baini's klar. Sein berühmtestes Kirchenstück, an vielen Orten aufgeführt, war das Requiem aus Es, nur von Saiteninstrumenten begleitet, wozu Müller Blasinstrumente fügte. Aber auch in dieser Gestalt ist es lange nicht wieder zu Gehör gebracht worden. Sein Schwanengesang war das Miserere für zwei Soprane und das Quartett der Streichinstrumente, was öfter gedruckt wurde und als sehr einfach von Vielen belobt wird. Im Ganzen haben jedoch alle seine Kirchencompositionen weniger Werth, als seine Opern, deren beste in ihrer Weise musterhaft bleiben werden. Mozart selbst urtheilte über ihn: „Der Mann hat sein Fach, worin er glänzt und so, daß wir es wol bleiben lassen müssen, ihn bei dem, der es versteht, daraus zu verdrängen. Nur hätte er sich nicht aus diesem herausmachen und z. B. Kirchensachen im alten Stole schreiben sollen." Das ist schlagender für Jomelli's Ruhm, als wenn die Franzosen im Separatfrieden mit Würtemberg es zu einer stillen Bedingung machten, daß der Republik eine genaue Abschrift aller Opern Jomelli's ausgeliefert werden müsse. 1783 sollten auf herzoglichen Befehl alle in Stuttgart geschriebene Opern desselben auf Vorausbezahlung gedruckt werden. Die Unternehmung ist aber nicht ausgeführt worden [2]). Sein Bild ist öfter erschienen, unter Anderm in Lavater's Physiognomik und im 7. Jahrg. der allgem. musik. Zeit. in Leipzig. Burney fand viel Gesichtsähnlichkeit mit Händel, nur daß Jomelli viel gefälliger und faßlicher sei. Er starb am 28. Aug. 1774. Aus Liebe und Achtung veranstalteten die Orchester in Neapel auf ihre Kosten eine große Todtenfeier, wozu Salatini die Musik setzte.

2) Als 1802 das kleine Theater in Stuttgart abbrannte, gingen die allermeisten Opern Jomelli's, die dort geschrieben waren, bis auf einige (unter denen Fetonte), die zufällig außerhalb des Theaters lagen, in Flammen auf.

Der Kaufmann Jos. Ant. Bridi in Roveredo hat ihm in Gesellschaft Gluck's, Mozart's, Händel's, Sacchini's und Jos. Haydn's 1823 ein Ehrendenkmal gesetzt. (*G. W. Fink.*)

Jomen, s. la Dent-de-Jaman im Art. Dent.

Jomi (Jumne), s. unt. Jomsborg.

JOMINI (Heinrich, Baron von), russischer General der Infanterie und Generaladjutant des Kaisers, ist 1779 (6. März) zu Payerne (Peterlingen) in Waadtland geboren. Sein Vater war dort Rathsmeister. Kaum in ein Schweizerregiment in französischen Dienst getreten, ward er durch die Auflösung dieser Truppen, welche der 10. August 1792 veranlaßte, dem von ihm gewählten Stande wieder entfremdet. Er widmete sich dem Handelsstande und war 1797 Wechselagent in Paris. Indessen die Revolution in der Schweiz führte ihn wieder dem Kriegsleben zu und er zeichnete sich im Stabe der Landesbewaffnung so vortheilhaft aus, daß er, kaum 20 Jahre alt, schon Bataillonschef und Generalsecretair im Kriegsdepartement ward. Bei einer Sendung in die Schweiz, die den Zweck hatte, Schweizertruppen in den Dienst des ersten Consuls zu bringen, lernte Ney ihn kennen und ward sein Beschützer, obgleich es nicht gelang, ihm eine Stelle im Generalstabe der französischen Armee zu verschaffen. Ein Jahr später (1803) erschien die erste Frucht seiner Muße unter dem Titel: „Traité des grandes opérations militaires," das, als ein theoretisches Werk und bei der Jugend des Verfassers, Anspruch auf Auszeichnung hat, obgleich ihm die Schärfe des Urtheils und die Reife abgeht, die nur die Kriegserfahrung und das Vergleichen der Grundsätze und Ideen mit den Erscheinungen selbst geben können. Es gelang zwar dem Marschall Ney nicht, ihn bei der Bildung des Lagers von Boulogne als Adjutanten zu erhalten, doch wurde er ihm zur Dienstleistung beigegeben: wahrscheinlich weil der Kaiser, der auf bloße Theoretiker nicht viel hielt, erst erproben wollte, ob er praktisch sei und das anzuwenden und auszuführen wisse, was er auf dem Papiere so keck und klar hingestellt. Der Anfang des Feldzugs von 1805 — das sogenannte Manövre von Ulm — entschied zu Gunsten seiner praktischen Brauchbarkeit, und als er unmittelbar nach der Schlacht von Austerlitz dem Kaiser die beiden ersten Theile seines Werkes in Folge eines durch eine Meldung herbeigeführten Gesprächs überreichte, ernannte dieser ihn zum Obersten mit Beibehaltung seiner Stelle bei dem Marschall Ney. Im Sommer 1806 schrieb er in seinem Cantonnement zu Warthausen eine kleine Abhandlung, über die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Preußen, in welcher er durch Schlüsse der Probabilitätslehre mit auffallender Genauigkeit den Gang des Feldzugs vorhersagte, über Preußen und dessen Kriegsmittel ein weit richtigeres Urtheil fällte, als er — nicht ohne absichtliche Huldigung Napoleon's bei den Parallelen zwischen ihm und Friedrich II. in seinem ersten Werke es gethan, und dadurch des Kaisers Aufmerksamkeit so rege machte, daß dieser ihn zu sich berief und erst am Tage der Schlacht bei Jena wieder zum Marschall abgehen ließ. Ihm folgte er nach Magdeburg, ward aber von dort ab wieder zum Kaiser berufen, der, wie es schien, Willens war, ihn in seiner Weise zu fördern. Aber dieses Moment der Gunst ging schnell vorüber; Jomini's Freimüthigkeit, wol auch der allzu scharfe Accent, den er, von seinen literarischen Erfolgen verwöhnt, auf seine Genialität legte und mit dem er unvorsichtig gegen Alle heraustrat, die er unter dem Niveau ihrer Stellung hielt, verdarben ihm seine Laufbahn. Damals, wo die Praxis Alles, oder vielmehr Alles Praxis war und zwar mit dem glänzendsten Erfolge, schreckte die Theorie mehr als billig, und weil Napoleon, die personificirte grandioseste Impertinenz gegen die Idee, deren Sieger er mit seiner Riesenkraft zu sein glaubte, fortwährend die Idee, den Geist haßte und zu verachten sich das Ansehen gab, so äfften seine Getreuen, besonders die Geistlosen, ihm pflichtschuldigst nach. Unter diesen war Berthier, der Günstling des Imperators, grade um seiner Geistlosigkeit willen.

Als Jomini den Kaiser entschlossen sah, die Oder zu überschreiten, glaubte er, daß eine Restauration Polens im Werke und dies Unternehmen in Betracht Österreichs und Rußlands ein Übermaß von Siegerkühnheit sei. Er überreichte Napoleon ein Memoire, worin bewiesen war, daß die Wiederherstellung jenes Reichs ohne die Mitwirkung wenigstens Einer der drei Mächte, die früher es getheilt, als die gewagteste Maßregel für Frankreich schon deshalb erscheine, weil dadurch eine Coalition dieser drei Mächte gegen den Kaiser allzu leicht herbeigeführt werden könne. Dies so kühn gedachte als gut geschriebene Memoire misfiel dem Kaiser, der wol Nachrichten, aber keine Belehrungen, wol Thaten, aber keine Ideen wollte. Berthier — die personificirte Servilität — verfehlte nicht das Echo des kaiserlichen Unmuths zu sein, und Jomini, trotz der ausgezeichneten Dienste, die er in dem Winterfeldzuge 1806—7 leistete, ward bei den mehrmaligen Ernennungen zu Adjutanten des Kaisers übergangen und mußte, ohne bestimmte Stellung, in dem Gefolge Napoleon's bleiben. Anfangs rächte er sich durch Spöttereien über Berthier und eine allerwärts sichtbare Abneigung, sich vor dem allmächtigen Günstlinge zu beugen, und somit den einzigen Weg zur Gnade einzuschlagen, bald aber beunruhigte ihn doch das Schwankende seiner Lage; er setzte Alles in Bewegung, um vom Kaiser ein bestimmtes Loos zu erhalten, und wurde — doch erst nach dem Frieden von Tilsit — gegen Berthier's Willen, zum Generalstabs-Chef im 6. Armeecorps ernannt, das in Schlesien cantonnirte. Mit diesem Corps ging er 1808 nach Spanien und zeichnete sich bei der Verfolgung der englischen Armee unter Moore vorzüglich aus. Nach der Einschiffung desselben stand das Corps acht Monate lang in Galizien. Als aber nach der Schlacht von Oporto die Armee von Portugal zurückweichen mußte und Wellington in Spanien einrückte, bewog Jomini, der aus einer Vereinigung der Engländer mit den Spaniern unter Cuesta und Venegas Gefahr für Soult's demoralisirte Armee, ja für Spanien und den neuen König Schlimmes fürchtete, den Marschall Ney zum Rückzuge aus Galizien, um sich mit Soult zu vereinigen. Zeugniß für das Wohlüberdachte seines Schrittes gab die Schlacht bei Talavera de la Reyna; ohne sie wäre Jomini's Recht-

fertigung vor dem Kaiser zu Schönbrunn wol so leicht nicht gewesen. Während seiner Abwesenheit aber waren die beiden Marschälle in Zwietracht gerathen und Ney kehrte nach Paris zurück, von wo zwar ein Befehl des Kaisers ihn bald wieder nach Spanien trieb, aber ohne Jomini, den auch bei diesem zu verfeinden der Partei der Intriguanten gelungen war. Man hatte nämlich dem Marschall vorgespiegelt, daß Jomini seinem Ruhme gefährlich sei, alle Erfolge sich und seinem Rathe zurechne und sich laut damit brüste, daß eigentlich Er der Befehlshaber des Corps sei. Er mußte in Paris zur Disposition Berthier's bleiben, nahm aber, da er damit seine fernere Laufbahn verschlossen sah, sofort Urlaub und ging in die Schweiz, um sich seinen literarischen Beschäftigungen zu widmen, später seinen Abschied zu nehmen und bis dahin sich eine neue Laufbahn im russischen Dienste zu eröffnen. Bei dem Kaiser Alexander, der ihn persönlich wie aus seinen Werken kannte, bat er um Anstellung, erhielt aber — grade an dem Tage, wo in St.-Petersburg ihm das Patent als Generalmajor ausgefertigt wurde — einen Befehl des Kriegsministers, nach Paris zu kommen. Vorliebe für Frankreich und den Kaiser ließ ihn Folge leisten, und bei seiner Ankunft fand er seine Ernennung zum Brigadegeneral vor. Napoleon mochte von Jomini's Projecten Kenntniß haben; seine Brauchbarkeit war ihm bekannt, und wenn er auch die republikanische Richtung der Schweizernatur nicht mochte, so war ihm der Kriegsschriftsteller nützlich. Er gab ihm den Auftrag, die Geschichte seiner Feldzüge zu schreiben, und als der General sich mit Mangel an Materialien und Geld entschuldigte, auch mit der Erlaubniß zur Benutzung der Archive des Kriegsdepots, die Anweisung auf bedeutende Summen zur Anfertigung von Karten und Planen. Indessen noch im Beginn der Arbeit brach der Krieg gegen Rußland aus. Jomini, im Gefolge des Kaisers, sollte Materialien für die Geschichte des Feldzugs sammeln; was jedoch durch Berthier's Widerwillen, meist aber durch die Dienstforderungen des Feldzugs selbst bald illusorisch wurde. Der General ward Gouverneur von Wilna, später von Smolensk, in welchen Functionen er sich eine große Kenntniß des Landes erwarb, die später dem Kaiser und den Trümmern des rückziehenden Heeres sehr nützlich ward, vorzüglich als die Moldauarmee unter Tschitschagow auf Minsk und Wittgenstein von Polotsk aus auf Czasnicki vordrang, und Jomini, der diese Bewegungen in Smolensk zeitig erfuhr und den Kaiser sofort davon unterrichtete, im Stande war, ihm statt des vielfach schwierigen Weges über Borisow nach Minsk die kürzere und bessere Straße über Zembin nach Molodeczno vorzuschlagen. Der rettende Übergang über die Beresina bei Studzianka war demnach sein Werk. Durch die Anstrengung bei dieser ihm in Gemeinschaft mit dem General Eblé übertragenen Operation schwer erkrankt, folgte der General den Trümmern der Armee, kam nach Danzig, von da glücklich, aber immer noch krank, nach Stettin. Von dort aus nach Paris berufen, genas er erst im März 1813, ging dann mit der Armee nach Sachsen und ward unmittelbar nach der Schlacht bei Groß-Görschen Chef des Generalstabs im Corps des Marschalls Ney. Hier leistete er einen sehr wesentlichen Dienst dadurch, daß er den Marschall von der ihm aufgetragenen excentrischen Bewegung auf Berlin abhielt und ihn bestimmte, sich nach Bauzen zu wenden, wo sein Erscheinen im rechten Momente Napoleon den Gewinn der Schlacht (21. Mai) verschaffte. Für diesen Dienst, den der Marschall dem Kaiser als Jomini's Werk meldete, ward der General, anstatt den Grad eines Divisionsgenerals zu erhalten, den Ney für ihn verlangt hatte, von Berthier mit Vorwürfen überhäuft und im Armeebefehl wegen der verzögerten Einsendung eines Waffenbestandes öffentlich getadelt. Dies und die Überzeugung, die er damals erhielt, daß er, sowie sein Adjutant, der seither als Schriftsteller rühmlich bekannte Bataillons-Chef Koch, auf allen Avancements- und Belohnungslisten ausgestrichen worden, brachte Jomini zu der Betrachtung, daß ihm, als Nichtfranzosen, unter solchen Umständen wol erlaubt sei, den Dienst des Kaisers zu verlassen und sich zu dem Kaiser Alexander von Rußland zu begeben, der schon früher sich ihm gütig bezeigt hatte. Auch verließ er am Tage vor dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten nach Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz die französische Armee und meldete sich zur Dienstleistung bei dem russischen Kaiser, der ihn zuerst in sein Gefolge aufnahm, dann ihn zum Generallieutenant und Generaladjutanten ernannte. Napoleon ließ ihn durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen, die Hauptbeschuldigung aber, daß Jomini dem Feinde den Feldzugsplan des Kaisers verrathen, hat dieser von St. Helena aus noch widerrufen. Nachdem in Folge der Schlacht von Leipzig Napoleon Teutschland verlassen, blieb Jomini zuerst eine Zeit lang in Weimar, ging dann, als die Alliirten durch die Schweiz in Frankreich einrücken wollten, in sein Vaterland. Frankreichs Boden betrat er damals nicht; mit dem Gange der Ereignisse unzufrieden, zog er sich nach Aarau zurück. Die Katastrophe von 1815 führte ihn wieder dem Kaiser Alexander zu, in dessen Gefolge er nach Paris kam, wo er in seinen leider fruchtlosen Bemühungen, den Marschall Ney zu retten, sich als dankbar gegen seinen ersten Wohlthäter erwies. Auch für seinen einstigen Adjutanten, den Bataillons-Chef Koch, den die neue Regierung als Bonapartisten verfolgte, sprach er kräftig und mit Erfolg. Seitdem widmete Jomini sich nur der Kriegsliteratur, lebte selten in Petersburg oder auf den Gütern, die der Kaiser in Rußland ihm geschenkt hatte, dagegen meist in der Schweiz. Nach Alexander's Tode, obgleich in seinen Titeln und Graden von dessen Nachfolger bestätigt, kam er nicht mehr nach Rußland, sondern nahm sein Vaterland zum beständigen Aufenthalt.

Als Kriegsschriftsteller gebührt dem General Jomini eine bedeutende Stelle; seine Operationslehre, bei der er von dem Doppelprincip der Zusammenziehung der Streitkräfte und der Initiative der Bewegungen ausgeht, ist anregend, also Alles, was eine solche Lehre überall sein kann, die — wie zuletzt jede Lehre in der Welt — dem allgemein gültigen Princip der Bewegung anheimfällt, und demnach Orakelsprüche, apodiktische Gewißheiten,

nirgends, nicht einmal für das Moment zu geben im Stande ist. Der kriegsgeschichtliche Theil seiner Schriften hat den Vorzug, daß ihm Archivnachrichten und andere amtliche Quellen zum Grunde liegen. Weniger ist seinem Urtheil über bestimmte Operationen zu trauen. Überall steht bei ihm Napoleon voran, und selbst Friedrich II. muß vor dem Heros der Gegenwart in den Hintergrund treten. Dies darf der denkende Leser und Forscher in den Werken Jomini's nicht übersehen, wenn sein Urtheil unbefangen bleiben soll, vorzüglich aber nie vergessen, daß Lloyd's und Tempelhof's Angaben — bekanntlich nicht die besten Quellen — den Feldzügen Friedrich's zum Grunde liegen. Gaudi's, Rezow's, selbst Friedrich's eigene Schriften muß Jomini entweder nicht gekannt, oder nicht gründlich studirt und mit jenen verglichen haben, sonst dürfte seine Parallele zwischen dem großen Preußenkönige und dem großen Franzosenkaiser, bei genauer Beachtung der Zeiten und Umstände, Mittel und Wege, wie der Grundtendenzen ihrer Kriege überhaupt, doch wol anders ausgefallen sein *). (*Benicken.*)

Jom kippur, s. **Versöhnungsfest (jüdisches)**.

JOMNIUM. Eine von Ptolemäus und dem Itinerar. Anton., vom letztern als Municipium, genannte Stadt auf der Küste von Mauretania Cäsariensis in Afrika, 28 Milliarien westlich von Rusacis, östlich von Rusucurium (auch Rusuccurum), nach Einigen das jetzige Temen, eine kleine Stadt im Gebiete von Algier, nach Andern das jetzige Skurffah. Die Peutinger'sche Tafel schreibt den Ort nach Mannert in s. Afrika (II. S. 413) fehlerhaft Jommium; auch glaubt derselbe Gelehrte, daß die Lage des alten Jomnium ganz nahe auf die heutige Hauptstadt Algier treffe. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JÓMSBORG, eine berühmte Seeräuberfeste, benannt von der Landschaft Jóm [1]), in welcher sie der Hauptort war. Ihre Lage wird klar, wenn man die Sögur mit Adam von Bremen und Saxo Grammaticus und diese wieder mit dem Verfasser des Lebens des heiligen Otto und der Bulle des Papstes Innocentius vom Jahr 1140 vergleicht [2]). In den verschiedenen Handschriften Adam's von Bremen (I, 12 u. 18) wird die ausgezeichnete Stadt, über welche er sein Staunen ausdrückt, Jumine, Jumne [3]), Jumno und Julinum genannt. Sie liegt nach ihm in der Mündung der Oder, welche dort die Pommern von den Wilzen scheidet. Nach kurzem Rudern gelangte man von ihr zur Festung Demin oder Dimin, welche in der Mündung des Flusses Peene liegt, und wo die Rhuni [4]) wohnen. Von Hamburg oder der Elbe kam man zu Lande am achten Tage nach Jumne, und von dort erreichte man zu Schiffe am achtzehnten Tage Ostragard, Rußland [5]). Rücksichtlich Schwedens bemerkt derselbe Geschichtschreiber (Lib. IV. Cap. 228), daß die in der Mitte Sweonia's gelegene Stadt Birka der Stadt der Slawen, Jumine, gegenüberliege. Sein Jumne, Jumine und Julinum aber ist Jómsborg der Nordmannen. Er erzählt (II, 18), daß der in der Schlacht gegen seinen Sohn Swen-Otto und die übrigen Empörer verwundete Dänenkönig Harald nach Jumno (nach andrer Lesart Julinum) geflohen und dort an den Wunden gestorben sei. In dem isländischen Sögubrot, welches nach der Hamborgar istoria (d. h. dem Geschichtswerke Adam's von Bremen) verfaßt ist, heißt es dagegen, er habe sich nach Windland (Wendenland) geflüchtet und sei bei [6]) oder zu Jómsborg gestorben. Die Nordmannen brauchen die Namensform Julin gar nicht. Auch ist Jómsborg nicht etwa die abgesonderte [7]) Burg der großen Stadt Julin gewesen, sondern Name eines festen Ortes in seiner ganzen Ausdehnung. Saxo Grammaticus nennt ihn stets Julinum, wiewol auch bei ihm die Landschaft Jóm vorkommt; in der wahrscheinlich aus einem altnordischen Liede [8]) geschöpften Aufzählung der Streiter der Brávalla-Schlacht erscheint auf der Seite des Königs Harald Hildetand Toki Jumensi provincia ortus [9]), womit das altnordische Toki af Jómi (Toki von Jóm) wiedergegeben sein mag. Daß er aber unter Julinum keinen andern Ort, als die Jómsborg versteht, geht auch daraus hervor, daß er (Lib. X. S. 181) die Einwohner

*) Vgl. Biographie des contemporains; v. Clausewitz hinterlassene Schriften an mehren Stellen; Manuscript de St. Helène u. s. w.

1) Die Form Jómi ist der Dativ und Ablativ; at Jómi (zu Jom) kommt vor in der Strophe Arnor's Jarlaskald's bei Snorri Sturluson in der Saga af Magnúsi Góda, in der Heimskringla bei Peringskiöld. 2. Bd. S. 31. gr. Ausg. 3. Bd. S. 29. 30, wozu im 6. Bde. dieselbe mit Erläuterung wiederholt ist, und eine andere Strophe Arnor's oder auch eine freie Variation der von Snorri Sturluson aufbewahrten, in der Saga Magnúsar Góda des Ungenannten, in den Fornmanna-Sögur 6. Bd. S. 28, und auch der Geschichtserzählung derselben selbst, und in der Jómswikingadrápa Str. 5. S. 164. 2) Eine solche Vergleichung ist in meinem Forum der Kritik 1. Bd. 3. Abth. S. 21. 22, vgl. 2. Bd. 1. Abth. S. 126 angestellt. 3) Bei *Helmold*, Lib. I. Cap. 2. (bei Leibnitz, Scriptt. Rer. Brunsv. T. II. p. 539), welcher aus Adam von Bremen schöpft, steht Vinneta, und unter diesem fehlerhaften Namen kommt die berühmte Stadt in den meisten Geschichtswerken der Neueren vor. Bei dem Annalista Saxo (bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 339) lautet der Name Vimne, obwol auch er auf Adam sich stützt.

4) Das Volk der Rugianer erstreckte sich also weiter, als ihr Hauptsitz, das Eiland Rügen. 5) Ostragard wird von den Dänen und ihnen folgenden Schriftstellern Rußland genannt (s. die Belege in Schlözer, Gesch. des Nordens. S. 501. 502); hier ist von dem Theile Rußlands die Rede, welcher an die Ostsee stieß. 6) vidh Jómsborg. II. Sögubrot 2. Cap. in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 419. Vgl. damit die Quelle, nämlich Adam von Bremen, bei Lindenbrog, Scriptt. Rer. Germ. Ausg. von Fabricius S. 21. 7) So betrachtet sie v. Keffenbrink (Abhandlung in Büsching's Magazin für die Hist. u. Geogr. 8. Th. S. 389 fg.) als Citadelle der alten, 1113 vom dänischen Könige Nicolas zerstörten großen Stadt Julin. Auch Gebhardi (Geschichte aller wendisch-slawischen Staaten. 2. Bd. S. 48) nimmt an, daß Jómsborg im Bezirke oder am äußersten Hafen der alten oder zerstörten Stadt Julin gelegen habe und eine besondere Burg gewesen sei, weil sich, vermöge der Gesetze, kein Weib habe in Jómsborg aufhalten dürfen, dies in einer großen Stadt aber unmöglich gewesen wäre. Aber grade dieses Gesetz gerieth bald in Verfall (s. d. Art. Palnatoki, 3. Sect. 10. Th. S. 197); schon unter der Regierung des Jarls Sigwaldi's von Jómsborg ließ die Strenge derselben nach und zu Adam's Zeit fanden andere Verhältnisse statt. 8) Vgl. *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 572. 573. 9) Saxo Grammaticus Lib. VIII. p. 144 der Ausgabe von Stephanius.

Seeräuber nennt. Ferner sagt er (Lib. X. S. 136) bei Gelegenheit von Harald Blatönn's Flucht, daß sich dieser in das mit dänischen Waffen gefüllte Julin begab, während das oben erwähnte Sögu-Brot dafür Jómsborg setzt. Wenn nach Snorri Sturluson in der Heimskringla (in der Olafs Saga Tryggwasonar, Cap. 38. Bd. II. S. 250) Sigwaldi, Jarl über Jómsborg, den von ihm gefangenen Swein Haraldsson nach Jómsborg in Windland bringt, bemerkt Saxo (Lib. X), daß Swein von den Einwohnern Julin's, welche Dänemark durch Seeräuberei angegriffen, gefangen worden sei. Ferner nennt er (Lib. XIV. S. 333) da, wo er von des Dänenkönigs Waldemar's I. Heerfahrt gegen die Julinenser handelt, die Stadt Julinum. Die Knytlinga-Saga dagegen (Cap. 124. S. 339) läßt denselben König nach Jómsborg ziehen. Saxo Grammaticus gibt bei dieser Gelegenheit auch eine Beschreibung der Örtlichkeit [12]). Der König, durch die Flotte der Rugianer verstärkt, dringt durch die Mündung des Flusses Zwina (Swine) ein, und plündert die Confinia (Umgrenzungen) von Julinum, ohne dieses selbst zu berühren. Hierauf geht er an den mit Julinum und Caminum verbundenen Fluß, welcher an seinem Anfange einerlei, an der Mündung in zwei getheilt ist, mit der Flotte vor. Eine sehr lange an die Mauern Julins stoßende Brücke beengt den Durchgang. Diesseit der Brücke wird der obwaltenden Hindernisse wegen übernachtet. Frühmorgens geht der König auf das Festland und läßt auf der der Festung entgegengesetzten Seite auf dem südlichen Ufer die Brücke zerwerfen. Denselben Eifer zeigen die Seeländer in Zerreißung der zum Behufe des Fischfanges gemachten Verzäunungen. Als die Julinenser durch geheimen Durchgang durch die Brücke auf Kähnen hervorstürzen, um sie zu vertreiben, bemächtigt sich Absalon, welcher mit dem Könige das Ufer bestiegen hat, fremder Fahrzeuge, und bringt den Seinen geeigneten Beistand. Die Feinde werden zurückgetrieben, ein großer Theil der Brücke wird zerrissen und der übrigen Flotte dadurch der Weg eröffnet. Die Bewohner der Stadt greifen sie beim Vorübergehen mit Kähnen an. Absalon und Sunno werfen ihnen ihre mit Schützen gefüllten Kähne entgegen. Endlich weichen die Kähne der Städter, und die dänische Flotte geht ungehindert vorwärts. Sie kommt zur Insel Grisztoa [11]), und rückt zunächst, nachdem der Fluß [12]) durchschifft ist, nach Camin vor. Nach Verheerung der nördlichen Provinz und einem Gefechte an der caminer Brücke kehrt man nach Grisztoa zurück. Hier wird berathschlagt, auf welcher Seite man sich auf die See zurückbegeben solle; denn der Pomeranorum lacus (d. h. das pommersche Haff) läuft in den Sund (die Ostsee) durch drei Mündungen, die peenische, die swinische und die caminische aus. Wegen des längern Weges wurde die letztere gewählt, welcher aber voll seichter Stellen und von unsicherer Tiefe ist, sodaß nur die zurückkehrende Flut ihn fahrbar macht. Absalon, zur Untersuchung mit drei Schiffen ausgesandt, kommt damit nicht zu Stande und die Flotte wagt es, vor seiner Zurückkunft auf demselben Wege abzufahren, wird aber durch schwierige Stellen des Bettes [13]) aufgehalten. Der König faßte daher den Entschluß, in die Juliner Provinz von Neuem einzufallen, landete mit der Reiterei, eilte auf Julinum los, stellte alsbald die Brücke wieder her und setzte die Reiter auf das südliche Ufer über, damit die Flotte zwischen den Verzäunungen des Flusses desto leichter fortschreiten möge. Auch Absalon entkam der ihm drohenden Gefahr, bestieg, damit die Schiffe nicht von den Julinensern angegriffen würden, einen mit Schützen ausgerüsteten Kahn und fuhr mitten zwischen der Flotte und der Festung auf dem Flusse hin. Die ermüdete Flotte erholt sich im Hafen. Wie nun bei dieser Heerfahrt im Jahre 1170 die Swine der dänischen Flotte zur Ein- und Ausfahrt gedient hatte [14]), so auch bei einer spätern im Jahr 1173. Waldemar I. kam mit der Flotte durch die Mündung derselben nach Julin, und von hier nach Camin [15]). Vergleicht man das Leben des heil. Otto mit der Bulle des Papstes Innocenz vom Jahre 1140, so ist klar, daß Julin und Wollin nur mundartlich verschieden sind [16]). Jóm und des Saxo Grammaticus Julinensis provincia ist einerlei und beides bedeutet die Insel Wollin, und Jómsborg, Jumne oder Julin lag an der Diwenow oben in der Gegend des pommerschen Haffs [17]).

10) Bischof von Roeskild, nachmals Erzbischof von Lund. Daß Absalon bei dieser Heerfahrt Waldemar's im Jahre 1170 den Feldherrn machte, ist auch für die Geschichte von Jómsborg oder Julin wichtig; denn Saxo schrieb, wie er (Praefatio p. 2) ausdrücklich bemerkt, nach den Angaben des genannten Heerführers, und konnte also über die Lage der berühmten Festung die genaueste Auskunft erhalten. 11) Die vom See Made gebildete, im Kreise des Domcapitels Camin gelegene Insel Gristow. 12) Saxo nennt den Fluß nicht, sondern bezeichnet ihn durch: Fluvius Julino Caminoque junctus uniformis principiis, ostiis bipartitum; kein anderer als die Diwenow. Wenn nach Adam von Bremen Jumne (Julin) in der Mündung der Oder lag, und nach Saxo Grammaticus eine an Julin anstoßende Brücke von dieser Festung über den Fluß (die Diwenow) hinüber auf das südliche Ufer ging, so kann Jómsborg nicht anders als am Eingange aus dem pommerschen Haff in die Diwenow, also ganz in der Nähe der heutigen Stadt Wollin gelegen haben. Doch mögen freilich die Fluthen die Gestalt der Insel Wollin, von welcher sie hier abrissen, dort hinzusetzten, unterdessen bedeutend verändert haben.

13) Aus Saxo's Beschreibung der Örtlichkeiten läßt sich schließen, daß die Jómsborger aus ihrer Feste mit ihren Kriegsschiffen in das Meer nicht durch die Diwenow, sondern durch die Swina gelangen mußten. Mit der Schilderung, welche Saxo (Lib. XIV. p. 335. 336) von der gefährlichen Lage der königlichen Flotte in dem unsichern Flußbette in der Nähe der Feinde macht, ist zu vergleichen der Bericht der Knytlinga-Saga Cap. 124, wonach Waldemar nach Jómsborg und Steinborg zog, welches östlicher auf Windland (Wendenland) ist, in einen kleinen Sund gelangte, von welchem die Dänen meinten, er sei wie ein Sack u. s. w.; s. die Knytlinga-Saga selbst in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 339. 340, und dänisch in den Oldnordiske Sagaer S. 345. 346. Aus Vergleichung beider Nachrichten geht hervor, daß Saxo's Julin Jómsborg und sein Camin Steinborg ist. 14) *Saxo Grammaticus* Lib. XIV. Ausg. von Stephanius S. 333—337. 15) a. a. O. S. 347. 16) s. F. Wachter, Forum der Kritik. I. Bd. 3. Abth. S. 21. 22. 17) Ungeachtet sich mit Hilfe der Geschichtsquellen die Lage von Jómsborg auf dem südöstlichen Theile der Insel Wollin ziemlich genau angeben läßt, so haben doch Mehre ihr eine andere Stelle angewiesen. So ist nach Micrälius (Vom alten Pommerland. 2. Bch. S. 97) Wineta, wie er

Als Erbauer der Stadt wird am gewöhnlichsten Palnatoki angenommen. Aber Quelle dafür ist blos die spätere Jomswikinga-Saga, welche namentlich auch über die Beschaffenheit der dortigen Festungswerke [18]) vieles Sagenhafte enthält. Nach Snorri Sturluson gründeten die Dänenkönige die Jómsborg und hatten ein großes Jarlsreich dort [19]). Der Verfasser der Knytlinga-Saga, welcher die Heimskringla, oder die Aefi Noregskonúnga [20]) kannte, gibt das, was Snorri Sturluson im Allgemeinen sagt, specieller auf folgende Weise an. König Harald Gormsson in Dänemark hatte ein großes Jarlsreich in Windland (Wendenland), ließ dort die Jomsborg machen [21]) und legte eine starke Besatzung hinein. Er gab ihnen Sold und Recht [22]); sie unterwarfen ihm das Land; im Sommer zogen sie umher, im Winter dagegen saßen sie daheim; sie wurden Jómswikingar (s. d. Art.) genannt. Saxo Grammaticus, welcher, wie er selbst dankbar anerkennt [23]), den größten Theil seines Stoffes aus isländischen Werken schöpfte und nur nach seiner Art verarbeitete, hatte eine ähnliche oder vielleicht dieselbe Quelle vor sich, welcher der Verfasser der Knytlinga-Saga folgte. Obschon Letzterer später schrieb, als jener, so verdient er doch den Vorzug, weil er sich, wie man aus andern Beispielen muthen muß, im Betreff dessen, was er von dem Ursprunge der Jómsborg sagt, treuer an seine Quelle hielt. Doch stimmt Saxo Grammaticus hier mit der Knytlinga-Saga überein, und bemerkt (S. 182): nachdem Harald, Gorm's Sohn, sich Sklaviens (d. h. des Wendenlands) durch die Waffen bemächtigt gehabt, habe er Julin, die edelste Stadt jener Provinz, unter Anführung Sturbiörn's [24]), mit hinreichender Besatzung versehen. Durch ausgezeichneten Muth berühmt und durch die in der Nachbarschaft erworbenen Vortheile nach und nach zur höchsten Kühnheit und zu wilder Frechheit geleitet, trieb diese die Seeräuberei im Großen, sodaß der nördliche Ocean beständig mit Klagen über Verlust der Schiffer erfüllt war. Dieses nützte [25]) der Herrschaft der Dänen mehr, als irgend eine Unternehmung der Landsoldaten. Unter den Seeräubern waren Bo, Ulff, Karlshefni, Sivaldus und mehre andre, deren Aufzählung Saxo Grammaticus zu umständlich findet. Sein Bo ist kein anderer als der von Snorri Sturluson [26]) erwähnte Häuptling Bú Digri (der Dicke) von Borgundarholm (Bornholm), sein Sivaldus ist Sigwaldi, von welchem Snorri Sturluson sagt, daß er zur Zeit des Falles Harald's Gormsson's und der Erhebung Swein's zum Dänenkönige Jarl über Jómsborg gewesen [27]). Dieser Held nahm den König Swein gefangen und brachte ihn nach Jómsborg; dieser Umstand gibt Veranlassung, daß Jómsborg schon für diese Zeit in den Sögur [28]) genannt ward [29]). Um das Jahr

---

die Stadt nach der fehlerhaften Lesart bei Helmold und Crantz nennt, im Lande zu Usedom, zwei Meilen von Wolgast, bei dem Ausgange der Peene gelegen gewesen. Diese Annahme hat der Umstand veranlaßt, daß man Meeresklippen für die versunkene Stadt ansah. Andere Muthmaßungen sind auf Namensähnlichkeiten mit Jómsborg gebaut. Denn Schwarz (Kurze Einleitung zur Geographie des Norderteutschlandes, slawischer Nation mittlerer Zeit S. 378—384 und Commentatio historica de Jomsburgo. [Gryphisw. 1735. 4.]) und Hake (Historisch-kritische Untersuchung sämmtlicher Nachrichten von der ehemaligen auf der pommerschen Küste befindlich gewesenen und so hochberühmten Stadt Jómsborg. [Kopenhagen und Leipzig 1776. 4.]) setzen es an den jamenschen See oder Wik (Jamswik), und zwar Ersterer ans Ufer am Dorfe Jamen in der Kastellanei Dirlow, und Letzterer an eine Stelle am jamenschen See, der einen Ausfluß in die Ostsee hat. Vgl. dagegen Gebhardi a. a. O. S. 48, welcher bemerkt, daß die ältesten Nachrichten in dieser Gegend keinen District oder großen Ort des Namens Jame oder Jumne kennen, sondern vielmehr ganz andere Kastellaneien und Schlösser angeben.

18) s. die mit Bemerkungen begleitete Beschreibung derselben nach der Jómswikinga-Saga im Art. Palnatoki (3. Sect. 10. Th. S. 193. 194). Auch Barthold (Abriß der Geschichte Pommerns bis auf den Untergang des stettiner Fürstenstammes im Jahre 1646, im Deutschen Taschenbuche für 1834) schreibt mit Recht der Phantasie der nordischen Dichter den Wunderbau der Jómsborg zu, und will statt der den Hafen schließenden ehernen Thore höchstens eine ihn sperrende Kette gelten lassen. Selbst über die Örtlichkeit der Jómsborg war der Verfasser der Jómswikinga-Saga nicht gut unterrichtet; denn er nennt sie S. 74 Saewarborg (Seefeste, Feste an der See), sagt S. 75: „ein Theil der Burg (Festung) stand draußen auf (d. h. in) der See." Er denkt sie sich also unmittelbar an der Ostsee, da man doch erst durch die Swina und das pommersche Haff, oder auch zu Zeiten der Fluth durch die caminschen Gewässer und weiter durch die Diwenow zu derselben gelangen konnte. 19) Saga af Magnúsi Gódha Cap. 24 in der großen Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. S. 29. 20) Leben der Könige Norwegens. s. das Citat in der Knytlinga-Saga. Cap. 1. in den Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 179. 21) giöra Jómsborg. Der Angabe der Knytlinga-Saga über Harald Gormsson als Urheber der Jómsborg folgen *Vedel Simonsen, Histor. Undersögelse* om Jómsborg. (1813.) p. 69 sq., Teutsch von L. Giesebrecht (Stettin 1817.) und Langebeck, Scriptt. Rer. Dan. Vol. I. p. 51. 22) Nach der späteren Jómswikinga-Saga dagegen war Palnatokt der Gesetzgeber in Jómsborg. Der Verfasser der genannten Saga könnte freilich, wie er überhaupt Vieles aus eigner Phantasie schöpft, die Gesetze ebenfalls erfunden haben. Vgl. über sie d. Art. Palnatoki a. a. O. S. 193. 194 u. 197.

23) Praefatio p. 2. 24) Dieser, ein Sohn des Schwedenkönigs Biorn, war von Erik, dem Sohne seines Vatersbruders Olaf, des Reiches beraubt worden und hatte sich, um sich Beistand zu erbitten, zu Harald begeben. Vgl. Saxo Grammaticus (Lib. X. p. 181.). Vgl. aber den Thättr Styrbiarnar Svíakappa (zur Olafs Saga Helga als Einzelschrift in den Fornmanna-Sögur. 5. Bd. S. 246. 247), wonach Styrbiörn aber nicht vom Dänenkönige eingesetzt, sondern durch sich selbst Oberhäuptling (yfirhöfdhingi) in Jómsborg wurde. 25) Die Jómswikingar, als Unterthanen des Dänenreiches, durften nämlich kein dänisches Schiff berauben. 26) Weltkreis, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 250. 27) a. a. O. 28) Namentlich in der Snorri'schen Olafs Saga Tryggwasonar. Cap. 48; in der Heimskringla bei F. Wachter. 2. Bd. S. 250 und Cap. 117; bei Schöning T. I. p. 133, in der Oddischen O. S. Tr. in den Fornmanna-Sögur. 10. Bd. S. 285; groß. O. S. Tr. in den Fornmanna-Sögur. Cap. 84 u. 85. 1. Bd. S. 155. 157. 159. Cap. 245. 2. Bd. S. 294 und in der Jómswikinga-Saga in den Fórn.-S. 11. Bd. S. 74. 75. 79. 80. 88—97. 100—108 nicht blos im Betreff Sigwaldi's, sondern auch bei andern Gelegenheiten. 29) Ungewisser ist, oder mit andern Worten, aller Wahrscheinlichkeit nach der reinen Sage gehört an das, was von Olaf Tryggwason's Verhältniß zur Jómsborg erzählt wird. Er soll nämlich diese Feste, welche von seiner Gemahlin, der Königin Geira, der Tochter Burislaw's, abgefallen war, belagert haben und unter dem Vorwande der Übergabe von den Belagerten in die Festung gelockt worden, und da er eine feindlich gesinnte Macht dort gegen sich fand, mit seinen 60 Begleitern über die Festungsmauer gesprungen

1030 befand sich Swein, Sohn des Königs Knut's von Dänemark, in dem Reich auf Windland in der Jomsborg [30]), wurde aber von seinem Vater mit der Regierung von Norwegen beauftragt. Im Jahre 1045 hörte Magnus der Gute, seit 1035 König von Norwegen und seit 1042 auch von Dänemark, daß die Wenden (Windor) in Jómsborg ihm den Gehorsam aufgekündigt hätten. Er segelte daher mit einer großen Flotte dorthin, eroberte die Stadt, verbrannte [31]) sie und verheerte das Land weit umher; vieles Volk kam um. Darauf unterwarf sich ihm eine ansehnliche Zahl der Bewohner, aber weit mehr flohen hinweg. Arnor Jarla-Skald nennt in einer von Snorri Sturluson aufbewahrten Strophe das Volk zu Jóm (d. h. in der Jómsborg) heidnisch. Die Wenden, obwol zum Christenthume bekehrt, kehrten öfters zum Heidenthume zurück. Die Häuptlinge der Jómswikingar dagegen, welche nach Snorri Sturluson um das Jahr 994 am dänischen Hofe Christs-Minni [32]) und Michaels-Minni tranken [33]), waren Dänen, meistens aus Schonen und Bornholm. Im Jahre 1042 dagegen übten die Wenden wieder die Oberherrschaft in Jómsborg aus, das Heidenthum kam wieder bei diesen in Aufnahme, so auch in Jómsborg selbst, welches wieder erbaut worden war. Adam von Bremen schildert um das Jahr 1072 das in der Mündung der Oder gelegene ausgezeichnete Jumne oder Julin, als berühmteste Station der Barbaren und Griechen [34]), welche in der Umgegend sind, als die größte [35]) aller Städte, die Europa einschließt, bewohnt von Slawen nebst anderen Völkerschaften, Griechen und Barbaren. Auch Fremdlinge [36]), Sachsen, seien berechtigt, dort zu wohnen, dürften aber, so lange sie dort weilten, sich nicht öffentlich zum Christenthume bekennen; übrigens sei, vom herrschenden heidnischen Cultus abgesehen, an Sitte kein Volk ehrbarer und gastfreundlicher. In der Stadt sei Überfluß an Waaren aller nördlichen Nationen, auch biete sie alles Angenehme oder Seltene dar. Daselbst sei Vulkan's Topf [37]), von den Einwohnern Griechisches Feuer genannt, der Neptunus [38]), dreifacher Natur, denn von drei Sunden [39]) werde die Insel bespült. Von dem einen sage man, daß er sehr grün aussehe und von dem andern, daß er weißlich sei; der dritte aber mit wüthender Bewegung tobe durch beständige Stürme erregt [40]). Jene Beschreibung scheint auf den ersten Blick auf eine Seeräuberfeste nicht zu passen. Aber wir finden in den Sögur, daß die Wikingar selbst auf ihren Raubfahrten bisweilen Frieden mit den Bewohnern eines Landes auf eine gewisse Zeit schlossen, um mit ihnen Handel zu treiben und das, was sie anderwärts erbeutet hatten, abzusetzen. Um wie vielmehr werden sie mit denen in Frieden gelebt haben, welche des Handels wegen in ihre Festung kamen und sich dort niederließen. Die Seeräuber machten, muß man also vermuthen, ihre Feste, die Jómsborg, zugleich zu einer Handelsstadt; da sie die Waaren, welche sie verkauften, durch Plünderung erworben hatten, so konnten sie billigere Preise bei dem Verkaufe setzen, und dieses mußte eine Menge Kaufleute zu ihnen hinziehen. Von diesem Gesichtspunkte aus mindert sich das Unglaubliche der von Julin gemachten Schilderung. Nach Neueren, besonders nach Schlözer [41]), können die in der Ostsee handelnden Griechen keine andern als Russen sein. Diese brachten ihre morgenländischen Waaren nicht blos auf die ehstnischen Märkte, sondern besuchten auch auswärtige Häfen, und trieben Activhandel. Sind die, welche Adam Griechen nennt, wirklich Russen, so waren sie sicher nicht in der Seeräuber-Feste, um Activhandel zu treiben, sondern sie handelten das ein, was die Seeräuber in den Westländern geraubt und an die Küste der Ostsee gebracht hatten. Der vortheilhafte Handel konnte aber freilich auch eigentliche Griechen hierher locken. Doch kann auch zu der Zeit, von welcher bei Adam von Bremen die

sein, hierauf aber die Feste aufs Neue angegriffen und eingenommen haben. Umständlich erzählt dies die Oddische Olafs Saga Tryggwasonar S. 238. 239. Nach ihrer Angabe S. 344 und nach dem Argrip af Noregs Konungasögum hielt sich Olaf in der Jómsborg auf. Von allem diesem erwähnt Snorri Sturluson nichts, obgleich er von Geira, der Gemahlin Olaf's Tryggwasen, spricht und seine Kriegsthaten für sie erwähnt. s. Snorri Sturluson bei F. Wachter. 2. Bd. S. 214—216. 218. 219.

30) Snorri Sturluson in der Olafs Saga Helga in der Heimskringla, große Ausgabe 2. Bd. S. 383, Ol. S. Hel. als Einzelschrift in den Fornmanna-Sögur. 5. Bd. S. 99. 100. 31) *Snorri Sturluson*, Saga af Magnúsi Gódha. Cap. 25 in der großen Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. S. 40. Olafs Saga Helga als Einzelschrift Cap. 247 in den Fornm.-S. 5. Bd. S. 132. Knytlinga Saga. Cap. 22. S. 207. In der Magnúsar Gódha Saga. Cap. 28. S. 55 ist zwar Jómsborgs Verbrennung nicht ausdrücklich erwähnt, wol aber die Verheerungen in der Landschaft Jom, und das Verbrennen bewohnter Orte und Menschen. 32) Vgl. den Art. Minne (teutsche und nordische Religionsalterthümer). 33) Snorri Sturluson nach F. Wachter's Übers. 2. Bd. S. 252. 34) Schon Micrälius erklärt Griechen durch Russen; freilich bleibt die Frage, ob diese von Adam nicht zu den Barbaren gerechnet wurden, doch scheint er allerdings vorzüglich die Religion berücksichtigt zu haben, sodaß er die Russen, wie die übrigen Slawen darum nicht Barbaren nannte, weil sie Christen waren, sondern Griechen, weil sie der griechischen Kirche anachörten. Doch könnten auch griechische Kaufleute die berühmte Handelsstadt besucht haben, da sich zu jener Zeit der Welthandel noch in den Händen der Griechen befand und sich Kaufleute aus dem Norden noch in Constantinopel aufhielten (s. Fischer, Gesch. des teutschen Handels. 1. Th. S. 387). 35) Adam bemerkt selbst, daß kaum Glaubliches von dem Ruhme dieser Stadt erzählt werde.

36) oder Ankömmlinge aus Sachsen (advenae Saxones). 37) Olla Vulcani, Feuertopf, also wol Töpfe, mit siedendem Öle gefüllt, wie sie bei Belagerungen gebraucht wurden; s. Schwarz, Commentatio acad. de Olla Vulcani, quae olim Julini Pomeranorum fuit. (Gryphisw. 1745.) und Gebhardi S. 46. Doch dürfte das, was der gelehrte Berichterstatter dem Adam von Bremen als griechisches Feuer dargestellt hatte, vielleicht nichts anderes, als in Töpfen unterhaltenes heiliges Feuer gewesen sein, wenigstens berechtigt jener Hauptsitz des Heidenthums an so etwas bei dem Feuertopfe zu denken, und Vulkan kann Benennung für eine slawische Gottheit sein, sowie der sogleich darauf folgende Neptunus. 38) Nicht ganz gewiß ist, ob Neptunus dichterischer Ausdruck für See sein soll, oder, was wahrscheinlicher, ein slawischer Gott in dreifacher Gestalt, etwa mit drei Köpfen und sechs Armen. Die Wenden, namentlich die an der Ostsee, liebten mehr-köpfige und mehr-armige Gottheiten, und namentlich findet man zu Stettin den dreiköpfigen Triglaw (s. d.). 39) oder Meerengen; im Text steht fretis. 40) Tertius vero motu furibundo perpetuis saevit tempestatibus. 41) Gesch. d. Nord. S. 505.

Rede ist, Jumne grade keine Seeräuber-Feste gewesen sein. Aber daß es bald wieder dazu wurde, läßt sich geschichtlich nachweisen. Saxo Grammaticus denkt sich offenbar Julin als solche nicht blos für die Zeiten der berühmten Jómswikingar, also in den Tagen Harald's Blátönn's und Swein's Tjuguskegg, sondern beständig bis zu Waldemar's I. Zeiten, wo die Seeräuber gezähmt wurden, wie aus seinem Berichte hervorgeht [42]). Alli und Herri, welche sich in ihrer Heimath Schonen wegen ihrer Übelthaten nicht aufhalten durften, begaben sich als Verbannte nach Julin, dem sichersten Zufluchtsorte der Dänen, und nahmen eifrig Theil an den dort gewöhnlichen Unternehmungen [43]) und verübten auch Seeräuberei an den Bewohnern ihres Vaterlandes. Da (um das Jahr 1096) griff die dänische Jugend Julin an, beugte die Bürger durch Belagerung und zwang sie, sämmtliche Seeräuber innerhalb ihrer Mauern nebst Gelde auszuliefern. Um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, wurden den Verbrechern gegen das Vaterland die Eingeweide ausgerissen und um Pfähle gewickelt [44]).

Zur Zeit des heil. Otto war Julin, wie Jómsborg in seiner Geschichte heißt, entweder nicht mehr so groß wie damals, wo sie Adam von Bremen schildert, oder, was wahrscheinlicher ist, Letzterer übertreibt ihre Größe in sagenhafter Weise; denn nach Andreas [45]) war Stettin von sehr großem Umfange und größer als Julin. Aber auch dieses war eine bedeutende Stadt, wie sich aus der **Historia S. Ottonis, Lib. II. Cap. 23** [46]) ergibt. Es gelang Otto, die grausamen und barbarischen Bewohner zum Christenthume zu bekehren. Zwar fielen sie wieder ab, wurden aber von ihm zum Bekenntnisse der christlichen Lehre zurückgebracht. Der milde Einfluß derselben brach ihren kriegerischen Muth zwar nicht ganz, aber ihr Kriegsruhm nahm ab, sodaß ihnen Bugislav beim Kriegszuge Waldemar's I. im Jahre 1170, weil sie gegen die Dänen keine Schlacht gewagt, träge Muthlosigkeit vorwerfen konnte [47]). Bei einer andern Heerfahrt Waldemar's (im Jahre 1174) ging die Flotte [48]) durch die Mündung der Swine; Julin war fast wieder hergestellt [49]) und man fand sie leer von Vertheidigern; sie wurde daher in Brand gesteckt. Die Umgegend von Julin und Camin, wohin sich die Bewohner des erstern zurückgezogen hatten, weil die zum Theil noch in Trümmern liegende Stadt eine Belagerung auszuhalten nicht geeignet war, wurde verheert, Camin aber nicht belagert [50]). Hemold [51]), auf Adam von Bremen sich stützend, erwähnt blos, daß die reiche Stadt Vineta (d. i. Jumne) von einem Dänenkönige von Grund aus zerstört worden und daß sich davon noch Spuren fänden [52]). Diese Angabe hat vielleicht bei Neueren die Meinung veranlaßt, sie hätten diese Trümmer entdeckt, oder der Ruhm der Stadt brachte sie auf den Gedanken, die Spuren derselben aufzusuchen. So sah man nach Lübech [53]) vom alten Julin im Jahr 1587 noch Erdwälle und die Ruinen dreier verschiedener Bergschlösser [54]), welche innerhalb der Stadt gelegen hatten; die jetzt vorhandene Stadt Wollin liegt nach seiner Ansicht nicht auf, sondern neben dem alten Julin, welches einen dreißig Mal größern Umkreis eingeschlossen habe [55]). Noch weiter gehen Andere, welche nicht nur Winneta für eine von Jómsborg (Jumne oder Julin) verschiedene Stadt halten, sondern auch zwei Meilen von Wolgast bei dem Ausflusse der Peene mitten im Meere gegen Damerow über, eine halbe Meile vom Ufer bei stillem Wetter gesehen haben wollen, daß die Gassen in einer schönen Ordnung liegen, und der Theil der Stadt allein, welcher unter dem Wasser sichtbar werde, größer sei als Lübeck [56]).

---

42) Lib. X. p. 186. 187, und Lib. XII. p. 225. 43) Cujus (Julini) enixe negotia consectantes, sagt Saxo Grammaticus (Lib. XII.). Er setzt also voraus, daß in Julin die Seeräuberei an der Tagesordnung war, bevor Alli und Herri dorthin kamen. 44) Die umständliche Beschreibung der über die Seeräuber verhängten harten Strafen s. bei Saxo Grammaticus (Lib. XII. p. 225). 45) De vita S. Ottonis. Lib. III. Cap. I. bei Ludewig, Scriptt. Rer. Bamb. p. 491. 46) a. a. O. S. 669. Die Stelle in der Urschrift ist auch mitgetheilt in F. Wachter's Forum der Krit. 1. Bd. 3. Abth. S. 21. 47) *Saxo Grammat.* Lib. XIV. p. 334. 48) *Saxo*, Histor. Dan. Lib. XIV. p. 347. 49) Daß König Waldemar die Stadt Julin auf seiner ersten Heerfahrt zerstörte, sagt Saxo Grammaticus nicht. Es muß also zwischen der Heerfahrt vom Jahre 1170 und der von 1171 geschehen sein. Waldemar zog im Jahre 1171 ins Wendenland und eroberte Stettin. Da nun Saxo in Beziehung auf Waldemar's Heerfahrt im Jahre 1174 gegen Julin sagt: *rehabitatae* urbis *novitatem iterata* penatium strage consumsit etc., und Julinenses cum urbis suae *recentes* ruinas ferendae obsidioni inhabiles cernerent etc.; so muß die Stadt kurz zuvor zerstört worden sein, also am wahrscheinlichsten im Jahre 1171.

50) *Saxo Grammaticus*. Lib. XIV. p. 347. 51) l. c. Lib. I. Cap. 2. p. 539. 52) Wenn Helmold ferner erzählt, es werde daselbst Neptun von dreifacher Natur gesehen u. s. w., so bleibt zweifelhaft, ob er dies in Verbindung mit den unmittelbar vorhergehenden Worten: Praesto sunt adhuc antiquae illius civitatis monumenta sich gedacht, und also ein Denkmal darunter verstanden hat, daß der Sinn wäre, Neptun's Bild ist dort dreigestaltig, weil das Meer von dreifacher Art ist, oder ob es heißen soll: „dort erscheint die See von dreifacher Beschaffenheit." 53) Bericht vom Jahre 1587 in *Rangonis* Pomerania diplomatica p. 297. Er nimmt außer Julin oder Jómsborg auch eine Stadt Vineta an, welche vor dem Jahre 830 von der See verschlungen sei, und auf der Insel Usedom gestanden habe. Eine halbe Stunde weit vom Ufer in der See auf einer Sandbank befindliche große und kleine Kiesel hält er für Fundamente der Häuser und gepflasterte Straßen. Dagegen bemerkt Gebhardi (a. a. O. S. 47), daß keine pommersche Stadt vor dem 13. Jahrhunderte steinerne Häuser und gepflasterte Straßen hatte. 54) Gebhardi (a. a. O. S. 47) stellt daher die Vermuthung auf, daß eins der Bergschlösser vielleicht Jumne oder Jómsborg, ein anderes Hynnisborg und das dritte Saeborg geheißen habe. Doch fügt er selbst hinzu, daß der bei dem Sveno Agonis (*Langebeck*, Scriptt. rer. Dan. T. I. p. 51) sich findende Name Hynnisborg wol aus Inmneborg entstanden sein könne und daß die Olafs Saga Tryggwasonar die Burg Jómsborg Saeborg nenne (*Torfaei* Trifolium historicum p. 61). In der zweiten Recension der großen Olafs Saga Tryggwasonar findet sich allerdings noch die Jómswíkinga-Saga, aber sie nimmt Saeborg und Jómsborg nicht für gleichbedeutend, sondern nach ihr wurde der Theil der Jómsborg, welcher draußen in der See stand, Saeborgir (Seeburgen) genannt. Vgl. den Art. Palnatoki (S. 193). 55) Nach v. Keffenbrink dagegen versank der Boden vom alten Julin und Jómsborg im J. 1309; letzteres hält er für die Citadelle einer alten, 1113 von dem dänischen Könige Nicolas zerstörten Stadt, deren vertriebene Bürger Neu-Julin oder Wollin und Wisby angelegt hätten. 56) Micrä

Aber jene angeblichen Überbleibsel der alten Stadt haben sich für den ruhigen Untersucher als ein rohes Granitgeschiebe ausgewiesen. (*Ferdinand Wachter.*)

JÓMSWÍKINGADRÁPA [1]) (Lied mit Stef auf die Jomswikingar), im Versmaße des Drottquaedi [2]) von dem orknevischen Bischofe Biarni, welcher am Schlusse des 12. und am Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, verfaßt, ist durch den großen Gegenstand, welchen sie betrifft, nämlich die Heerfahrt der Jómswikingar (s. d. Art.) gegen Norwegen wichtig und berühmt. Da der Verfasser kein Zeitgenosse dieser Begebenheiten und überdies Lehrer einer Religion war, welche den Seeräuberfahrten der Nordmannen ein Ziel setzte, so entsteht billig die Frage, wie verfiel er darauf, die Heerfahrt der gewaltigsten aller Raubfahrer zu verherrlichen. Wagn Akason, welchen der Bischof am meisten feiert, entging (vgl. d. Art. Jómswikingar) dem drohenden Tode, und wurde Gemahl einer Norwegerin und durch sie in Dänemark Stammvater eines angesehenen Geschlechts. Stammte der Bischof vielleicht aus diesem oder einem andern, welches von den Jómswikingarn seinen Ursprung nahm, und feierte deshalb nach der Sitte seiner Zeit seine Vorfahren? Von dieser Absicht findet sich keine Spur. Der Eingang [3]) des Liedes besagt, daß er es nicht vor hochgeborenen Männern vortrage, d. h. nicht an einem Fürstenhofe singe, und handelt von dem großen Kummer, welchen ihm die Liebe zu einem Weibe von hoher Abkunft macht. Auch das Stef, welches hier in vier wiederkehrenden Einschaltzeilen [4]) besteht, enthält die Klage, daß eine vornehme Frau ihm alle Fröhlichkeit tödte und großes Ungemach bereite. Das Stef befindet sich zum ersten Mal in der 14. Strophe. In der 13. Strophe, wo er Wagn's Gelübde, die Tochter Thorkell's haben zu müssen, erwähnt, gedenkt er in der vorletzten Zeile seines eigenen Harmes. Also nicht aus Begeisterung für die Jómswikingar ist das Gedicht entsprungen, sondern Biarni benutzte den Stoff, um seinem Liede, worin er seine Liebe auszusprechen beabsichtigte, größeres Gewicht zu geben, als ein bloßes Minnelied gehabt haben würde. Als Wagn Akason in seiner Gefangenschaft das ihm von dem Jarl Eirik angebotene Leben nur unter der Bedingung annehmen wollte, wenn sein Gelübde in Erfüllung gehen solle, war nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er noch mit Ingibiórg verbunden werden würde. Dennoch geschah es; ein solcher Ausgang hatte für einen Sänger, welcher seinen Liebesschmerz in einem Liede aushauchen will, gewiß viel Anziehendes und tiefe Bedeutung. Abgesehen von seinem großen poetischen Werthe nach Ideen und Ausführung, zeigt das Lied auch, wie weit die Sage von den Jómswikingar zu Ausgange des 12. und Anfange des 13. Jahrhunderts ausgebildet war und bietet mit den Angaben und der Darstellung Snorri Sturluson's, eines Zeitgenossen vom Bischofe Biarni, zusammengehalten interessante Vergleichungspunkte dar. Es hat sich erhalten in dem Pergament-Codex der Snorra-Edda auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, und steht hinter der Snorra-Edda, doch nicht vollständig [5]). Die 9. 10. 11. 16. 17. 19. 25. 28. 29. 31. 33. und 37. Strophe, und außer diesen drei Strophen und zwei Halbstrophen aus dem letzten Theile des Liedes, welchen der Codex regius der Snorra-Edda nicht darbietet, finden sich einzeln in die Darstellung der Gelübde und der Heerfahrt der Jómswikingar in der großen Olafs Saga Tryggvasonar verwebt und sind mit dieser in den Fornmanna Sögur 1. Bd. S. 161—163. 166. 167. 169—172. 174—177. 180—183, und in Auflösung der verschränkten poetischen Wortstellung in prosaische Wortfolge nebst Erklärung der Umschreibungen im 12. Bd. S. 39—46, und das Lied, soweit wir dieses haben, nebst den drei Strophen und den zwei Halbstrophen aus der großen Olafs Saga Tryggvasonar im 11. Bd. S. 162—176 und in erläuterter Auflösung im 12. Bd. S. 241—247, herausgegeben, in das Dänische übertragen [6]) im 1. Bd. der Oldnordiske Sagaer die in der großen Olafs Saga Tryggvasonar enthaltenen Strophen, und das Ganze, soweit es auf uns gekommen ist, im 11. Bd. S. 143—256, in lateinischer Übersetzung die Strophen, welche die große Olafs Saga Tryggvasonar enthält, in dem 1. Bd. der Scripta Historica Islandorum p. 184—186. 191. 193. 194. 197. 198. 201—205. 207—210. 212, und künftig das ganze Lied, soweit wir es haben, im 11. Bd. (*Ferdinand Wachter.*)

JÓMSWÍKINGAR (Jom's [1]) Seeräuber) heißen die berühmtesten Seehelden des Nordens. Über den Ur-

---

lius a. a. O. S. 97 und viele Andere. In neuester Zeit jedoch ist man mehr und mehr von diesem Irrthume zurückgekommen. Besonders widerlegt diese Fabeln F. W. Barthold (Gesch. v. Rügen und Pommern. 1. Th. Hamburg 1839). Irrthum ist es, Jómsberg für ein zwar in der Nähe der Handelsstadt Julin befindliches, aber doch von ihm verschiedenes Seeräuberschloß zu halten, beide sind nur verschiedene Namen eines Ortes; berg bedeutet nämlich nicht blos Burg im engern Sinne, sondern, wie das altteutsche Burg, auch jeden, und zwar auch einen großen, und selbst den größten befestigten Ort. s. F. Wachter, Thür. u. Obers. Gesch. 1. Th. S. 137. 138.

1) Buchstäblich der Jómswikingar Drápa; Jómswikinga in Jómswikingadrápa ist der Genitiv der Form der Mehrzahl. Über Drápa s. d. Art. 2) Mit nicht streng durchgeführten Linienreimen; statt der ganzen sind nämlich häufig nur halbe; s. über diesen Gegenstand d. Art. Drottmaelt und F. Wachter, Einleitung zu Snorri Sturluson's Weltkreis. 2. Bd. S. XV—XVIII. 3) Str. 1—5. 4) Wie diese angeordnet sind, ist 3. Sect. 8. Th. S. 289 angegeben. Mit dem Stef in der Jomswikingadrápa vgl. die zwei wiederkehrenden Zeilen ähnlichen Inhalts in dem Liede des Königs Harald Hardradi bei Snorri Sturluson in der großen Ausgabe der Heimskringla. 3. Bd. S. 71. 6. Bd. S. 150 in den Fornmanna-Sögur. 6. Bd. S. 169—171. 12. Bd. S. 144—174. Scripta Historica Islandorum. Vol. VI. p. 158—160, und in der Heimskringla übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 251—271.

5) s. das Nähere in dem Formáli der Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 8 und Oldnordiske Sagaer. 11. Bd. S. VI. 6) Jedoch sind in dieser Übertragung die poetischen Umschreibungen fast alle nicht wirklich übersetzt, sondern nur der in ihnen enthaltene Sinn in prosaischem Ausdrucke wiedergegeben, sodaß das Lied, welches auch in der Urschrift nicht mit Dichterschmuck überladen ist, in der dänischen Übertragung ein ganz dürftiges Aussehen erhalten hat.

1) über die Landschaft Jóm s. d. Art. Jómsborg am Eingange.

sprung derselben und ihre Gesetze s. d. Art. Pálnatóki und über ihre Festung d. Art. Jómsborg. Ihre berühmteste That ist ein Angriff auf Norwegen im J. 994 [2]) oder 995 [3]). Über die Veranlassung dazu spricht sich der größte Geschichtsschreiber des Nordens, Snorri Sturluson, hinlänglich aus [4]). Zu dem großen Gastgebot, welches der Dänenkönig Swein Tjuguskegg veranstaltete, um die Todtenfeier seines Vaters zu halten und den Erbtrunk zu thun, waren alle Häuptlinge des Reiches eingeladen; auch die Jómswikingar kamen dazu mit eilf Schiffen von Wendenland und zwanzig Schiffen von Schonen, und wurden mit dem stärksten Tranke bedient. Nach den verschiedenen [5]) Minnis (Erinnerungen), welche alle tranken, trank Jarl Sigwaldi das Minni seines Vaters (die Erinnerung an seinen Vater), und that hierauf das Gelübde, ehe drei Winter verflossen wären, nach Norwegen zu kommen, und den Jarl Hakon zu erschlagen oder aus dem Lande zu vertreiben. Hierauf machte sich sein Bruder Thorkell Hawi verbindlich, ihm dorthin zu folgen und nicht aus der Schlacht fliehen zu wollen, so lange er sich noch schlüge. Bui Digri verhieß seinen Beistand und machte sich anheischig, nicht vor Jarl Hakon aus der Schlacht zu fliehen; sein Bruder Sigurd erbot sich zum Mitziehen, und wollte Stand halten, so lange der größere Theil der Jómswikingar sich schlüge; Wagn Akason erklärte sich, nicht zurückkommen zu wollen, bevor er Thorkell'n Leira vertrieben, und bei seiner Tochter Ingibiorg, ohne ihre Blutsfreunde zu fragen, gelegen habe, und viele andere Häuptlinge machten sich durch Gelübde zu andern Dingen verbindlich. Als sie am andern Morgen nicht mehr berauscht waren, glaubten sie gelobt zu haben, was über ihre Kräfte ging. Doch beriethen sie sich, auf welche Art sie ihren Heerzug nach Norwegen anstellen sollten, und rüsteten ihre Schiffe und ihr Heer so schnell als möglich. Aber Jarl Eirik, Hakon's Sohn, traf sogleich, als er hiervon Nachricht bekam, Gegenrüstungen, und begab sich zu seinem Vater. Mit 60 Schiffen segelten die Jómswikingar aus dem Limafiord nach Agdir in Norwegen, und sogleich weiter nach Rogaland, welches sie verheerten, und fuhren so nordwärts an der Küste hin, und zwar überall unter Ausübung von Feindseligkeiten. Geirmund, welchem sie die Finger an der einen Hand abgehauen hatten, zeigte diese dem Jarl Hakon, zu dem er nach Mări auf einer Lauf-Skute (Schnellschiffe) eilte, als Wahrzeichen, daß Feinde im Lande seien. Der Jarl fuhr Tag und Nacht in allen Meerbusen herum, und verschaffte sich Kriegsleute, und ließ im obern Eid und in Firdir im Süden, sowie auch im Norden, wo sein Sohn, der Jarl Eirik, mit einem Heere zog, nach den Feinden spähen. Eirik brachte seine Schiffe mit hohen Vordertheilen auf die See, um sich mit Sigwaldi, der aber Schiffe mit noch größerem Bord hatte, zu schlagen, und eilte südwärts. Jarl Sigwaldi umsegelte mit seiner Flotte das Vorgebirge Stad, und legte zuvörderst in Herey [6]) an. Die Jómswikingar erhielten jedoch nirgends von den Leuten des Landes, die sie trafen, wahre Nachrichten über das, was die Jarlar von Norwegen vornahmen, und als sie in Hód [7]) raubten, ließ sich Bui arg von einem Bonden täuschen, welcher listig [8]) ihm die falsche Kunde beibrachte, daß Jarl Hakon den Tag vorher mit einem oder zwei, höchstens drei Schiffen in den Hiórundarfiord hineingesegelt sei, und von den Jómswikingarn nichts gehört gehabt habe. Bui eilte, diese Nachricht zu benutzen, und auch der Jarl Sigwaldi brach sogleich auf, und ruderte mit seiner Flotte um das Eiland Hód. Die Jarlar Hakon und Eirik, deren ganzes Heer in Hallkelswik zusammengekommen war, segelten von hier aus mit 180 Schiffen, um die Jómswikingar aufzusuchen. Sie trafen sie in Hiórunga-wâgr, und beide Theile ordneten sich, um mit den Schiffen an die feindlichen Schiffe zu legen. Hakon stellte sich mit 40 Schiffen gegen die 20 Schiffe Sigwaldi's, Eirik mit 60 Schiffen gegen die 20 Schiffe Bui Digri's und Sigurd's, seines Bruders, und Swein Hakonarson mit 60 Schiffen gegen die 20 Schiffe Wagn Akason's. Die grimmigste Schlacht begann und viele Leute fielen von beiden Theilen, doch mehr von Hakon's Kriegsvolke, da die Jómswikingar sich kühn und tapfer schlugen, und die Schilde der Gegner durchschossen. Der Panzer des Jarl Hakon ward so zerschossen, daß er ihn als unnütz von sich warf. Ungeachtet die Jómswikingar weniger Schiffe hatten, so waren sie doch dadurch in Vortheil, daß ihre Schiffe größer

2) s. *Schöning*, Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlae filii, illustrandam pertinens in der großen Ausg. der Heimskringla. p. LII. 3) s. Aratal zu den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 5. Kronologisk Oversigt zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 5. 4) Vgl. Dessen Heimskringla, übers. v. F. Wachter. 2. Bd. S. 249. 250—253. 256—269. Während nach Snorri Sturluson die Heerfahrt der Jómswikingar gegen den Jarl Hakon in Norwegen kurz nach dem Tode Harald's Hilditönn's, des Sohnes Gorm's, und unter der Regierung Swein's Tjúguskegg's statthatte, sagt Saxo Grammaticus (Lib. X. Ausgabe von Stephanius S. 183), daß Harald, Gorm's Sohn, gegen die norwegische Jugend die Schar der julinischen Seeräuber unter Anführung Bo's und Sigwald's gesandt habe. In der Angabe der Anführer stimmt Saxo mit Snorri Sturluson überein, nach welchem Sigwaldi Jarl über Jómsborg und Búi Digri von Borgundarholm (Bornholm) auch Häuptling über die Jómswikingar damals war. Aber über das Ziel des Zuges ist Saxo Grammaticus offenbar im Irrthume. Der Dänenkönig Harald soll nach ihm Seeräuber von Julin gegen Norwegen geschickt haben, weil Haquin (Hakon) von der christlichen Religion abgefallen sei, und dieser Haquin ist nach seiner Meinung Sohn und Nachfolger des Königs Harald. Er betrachtet also König Haken den Guten von Norwegen, Harald's des Haarschönen Sohn, welcher sich durch Anhänglichkeit an das Christenthum auszeichnete, und den Jarl Hakon den Mächtigen, des Jarls Sigurd Sohn, für eine Person, oder macht den Jarl Hakon den Mächtigen, Sigurd's Sohn, zu einem Sohne des Königs Harald Grafeld's, des Sohnes Harald's des Haarschönen. Ebendeshalb ist es gerathener, dem besser unterrichteten Snorri Sturluson zu folgen. 5) Namentlich Christs-Minni und Michials-Minni (Erinnerung an Michael), s. Snorri Sturluson bei F. Wachter. 2. Bd. S. 252 und den Art. Minne (Teutsche und nordische Religionsalterthümer).

6) Herrö im südlichen Mări. 7) Eiland im südlichen Mări nahe bei Hjórúngawâgr (jetzt Lievaag), in welchem die berühmte Seeschlacht zwischen Jarl Hakon und den Jómswikingarn statthatte. 8) s. das Nähere bei Snorri Sturluson, übers. v. F. Wachter. 2. Bd. S. 259.

waren, und höheres Bord hatten. Wagn Akason griff das Schiff von Swein Hakonarson so hart an, daß dieser sich zur Flucht wandte, aber Eirik nahm seine Stelle ein; da wich Wagn, und der Stand der Schiffe war wie zuvor. Als Eirik zu seiner Flotte zurückkehrte, fand er seine Mannen rückwärts rudernd, und Bui im Begriff die Finnbogen zu treiben; sogleich legte er sein Schiff an das von Bui, und die Hiebwaffen wurden tüchtig gebraucht. Zwei oder drei Schiffe Eirik's bekämpften das eine von Bui. Ein furchtbares Unwetter, welches Hagelkorner eine Unze schwer den Jómswikingar'n ins Gesicht trieb, veranlaßte Sigwaldi zur Flucht, obwol ihn Wagn durch Zurufen zu halten suchte. Er nahm 35 Schiffe mit sich, aber 25 blieben zurück. Bui's Schiff wurde hierauf von den Leuten Eirik's genommen, und Bui warf sich mit zwei Kisten voll Gold ins Meer. Nachdem Eirik auch die andern Schiffe desselben von aller Mannschaft entblößt hatte, griff er Wagn's Schiff an und fand den härtesten Widerstand, nahm aber zuletzt doch Wagn und 30 Mann gefangen, und brachte sie gebunden auf das Land. Thorkell Leira hielt dann Wagn sein Gelübde, ihn erschlagen zu wollen, spottend vor, trat mit einer großen Art zu ihm und den übrigen Gefangenen, welchen die Füße an einen Strang geschnürt und nur die Hände frei gelassen waren, und tödtete denjenigen, welcher am Ende saß. Mit größter Standhaftigkeit sahen die Jómswikingar dem Tode entgegen. Thorkell erklärte aufs Bestimmteste, wenn der Jarl auch alle begnadige, so solle doch Wagn Akason nicht mit dem Leben davon kommen, und sprang mit geschwungener Art auf ihn zu. Aber der Wikinger Skardi schwang sich in dem Strange zum Falle, und fiel, sodaß Thorkell die Länge lang über ihn hinstürzte. Diesen Augenblick benutzte der Bedrohte und versetzte seinem Gegner mit der Art den Todesstreich. Den von Eirik ihm darauf angebotenen Frieden nahm er unter der Bedingung an, daß Alle frei würden. Dies geschah. Der Freigewordenen waren zwölf; achtzehn waren bereits erschlagen. Hawards der Hauend, welchem die Füße abgehauen waren, und den die Sieger in Bui's Schiffe zurückgelassen hatten, half sich doch am äußeren Bord auf die Knie empor, und versuchte mit einem Pfeil den neben andern Männern sitzenden Jarl Hakon zu erschießen, traf aber den belehnten Mann [9]) Gissur von Waldres. Die Beute wurde durch das Loos vertheilt; 25 lange Schiffe waren genommen. Die Sage schrieb den Unfall der Jómswikingar dem Umstande zu, daß Hakon des Sieges halber seinen Sohn Erling geopfert, und dadurch das Unwetter bewirkt habe, welches seine Feinde zum Weichen brachte. Wagn Akason begab sich mit dem Jarl Eirik in dessen Reich, und erhielt von ihm Ingibiorg, die Tochter von Thorkell Leira, und ein gutes, wohlbesetztes Langschiff zur Heimreise nach Dänemark, wo er ein angesehener Mann und Stammvater eines bedeutenden Geschlechts wurde [10]).

(*Ferdinand Wachter.*)

9) Provinzialpräfect. 10) Diese Bemerkung Snorri Sturluson's soll zugleich lehren, wie sich nicht nur auf die Nachkommen

JÓMSWÍKINGA-SAGA (Geschichte der Jómswikingar) heißt ein nordisches Schriftwerk, welches größtentheils Sage und nicht Geschichte enthält, und zerfällt in zwei Theile. Der erstere (Cap. 1—13) liefert meist mit dem stärksten Gepräge des Sagenhaften durchdrungene Erzählungen über die dänischen Herrscher von Gorm dem Kinderlosen und Gorm dem Alten bis Harald Gormsson. Sie sind ihres sagenhaften Charakters wegen doch auch vom Historiker nicht ganz abzuweisen, und dienen zur Vergleichung mit Saxo Grammaticus, welcher für diese Zeiten auch nur Sage darbietet. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, daß beide Theile des Werks ohne Beziehung zu einander wären, aber es ist nicht so. Denn das im ersten Theil zuletzt Erwähnte greift bedeutend in die Geschichte Norwegens ein, und betrifft den Jarl Hakon, den nachmaligen Besieger der Jómswikingar, von welchen der zweite Theil der nach ihnen benannten Saga handelt. Dieser letzte Abschnitt des ersten Theils hat auch noch den meisten geschichtlichen Anstrich, weil er aus Snorri Sturluson's Darstellung der Verhältnisse des Jarls Hakon zu dem Dänenkönige Harald Gormsson geflossen ist. Doch übergeht der Verfasser die Strophen aus den Liedern der den Begebenheiten gleichzeitigen Skalden, durch welche Snorri Sturluson seinem Werke sowol in geschichtlicher, als poetischer Beziehung einen so hohen Werth verliehen hat, und beseelt von einem ähnlichen Geiste, wie er in den Werken unserer gewöhnlichen Romanschreiber sich abspiegelt, nahm er davon nur jene pikante Schmähweise [1]) der beleidigten Isländer auf den König Harald Gormsson von Dänemark, und dessen Voigt Birgir auf. Dagegen findet man bei ihm eine Strophe von Eyolf Walgerdarson, welche Snorri Sturluson nicht hat, und welche auch das Gepräge der Unechtheit deutlich an sich trägt. In dem zweiten Theile der eigentlichen Jómswikinga Saga ist das Verfahren nicht besser; bei Snorri Sturluson hat der Bericht über diesen Gegenstand mehr geschichtliche Grundlage, indem dichterische Aussprüche [2]) von Zeitgenossen der Begeben-

der Besieger der Jómswikingar, sondern auf diese selbst Nachricht von allem diesem fortpflanzen konnte. Eine andere Quelle waren die Lieder gleichzeitiger Skalden, welche die Sieger feierten, und aus denen Snorri Sturluson Stellen mittheilt. Ihre Namen s. im Art. Jómswikinga-Saga. Vgl. Snorri Sturluson in der Olafs Saga Tryggwasonar in Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 253—271. s. auch die Olafs Saga Helga in der großen Ausg. der Heimskringla. 2. Bd. S. 23, und die Sögur und Lieder und Liederstellen in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 154. 156. 157. 160—169. 171—175. 177. 179—184. 187. 188. 2. Bd. S. 70. 296. 3. Bd. S. 30. 4. Bd. S. 24. 62. 84. 10. Bd. S. 257. 258. 11. Bd. S. 43. 76. 79—81. 88. 89. 92. 93. 96—99. 100. 104. 106—109. 111. 113. 116. 117. 120. 122—125. 134. 135. 138—140. 147—149. 155—157. 158. 167. 179. 182. 186. Mit den Angaben der Isländer muß Saxo Grammaticus (Lib. X. Ausg. von Stephanius S. 183. 184) verglichen werden. Nach ihm flieht Sigwaldi nicht aus der Schlacht, sondern wird auch gefangen, und begnadigt nicht Jarl Eirik, den er gar nicht erwähnt, sondern dessen Vater, Haken, die gefangenen Jómswikingar.

1) s. dieselbe in Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. 2. Bd. S. 245. 246. 2) s. a. a. O. S. 253—255. 257. 258. 261—264. 270—274.

heiten, nämlich von Eywind Skaldaspillir aus dem Halcygiatal, Tindr Halkellsson und besonders Thordr Kolbeinsson aus der Eiriksdrapa mitgetheilt werden [3]). Diese wiewol ausgezeichnet schönen Strophen scheinen dem Verfasser der Jómswikingasaga nicht pikant genug gewesen zu sein. Er läßt sie daher hinweg, und läßt dafür Einar'n Skalaglamm [4]), Thorleif'en Skuma, und Wagn Akason Strophen [5]) extemporisiren, von welchen die meisten offenbar erst später verfaßt sind, und also auch keinen geschichtlichen Werth haben. Dieses Verfahren findet sich in dem ältesten auf uns gekommenen Codex [6]) dieser Saga, geschrieben um das Ende des 13. oder im Anfange des 14. Jahrhunderts. Ein späterer Codex aus dem 15. Jahrhundert sucht das Verfahren [7]) des früheren in etwas wieder gut zu machen, und schaltet Strophen von Thordr Kolbeinsson und Tindr Halkellsson ein [8]), welche Snorri Sturluson hat. Doch sind diejenigen Strophen, welche er, als von den genannten beiden Skalden herrührend, mehr gibt, als Snorri Sturluson, der Unechtheit äußerst verdächtig. Handgreiflich unecht ist S. 142 die Strophe, welche er Wigfús Wigaglúmsson improvisiren läßt; sie kann nicht als Beweis dienen, daß dieser Skalde der Schlacht gegen die Jómswikingar beigewohnt habe [9]). In einer noch jüngern und mit noch mehr sagenhaften Zusätzen verunstalteten Bearbeitung oder Recension ist die Jómswikingasaga herausgegeben [10]) von Hamarskiöld zu Stockholm 1815. Den zweiten Theil oder die eigentliche Jómswikinga-Saga in der kürzesten Recension nach einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Stockholm, von welcher Rask eine Abschrift genommen, ließ die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen im J. 1824 erscheinen. Nach dem kopenhagener Codex aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts, mit den Einschaltungen des Codex aus dem 15. Jahrhundert, findet sich die Jómswikinga-Saga in dem 1828 von der genannten Gesellschaft herausgegebenen 11. Bande der Fornmanna-Sögur. Eine dänische Übersetzung des zweiten Theiles oder der eigentlichen Jómswikingasaga in der kürzesten Recension nach dem von Rask benutzten stockholmer Codex ist von der genannten Gesellschaft zu Kopenhagen im J. 1824 abgesondert von der Urschrift erschienen. Das ganze Werk, nach dem kopenhagener Codex aus dem Ende des 13. oder Anfange des 14. Jahrhunderts von Rafn übertragen, steht in dem 1829 erschienenen 11. Bd. der Oldnordiske Sagaer, und wird sich in lateinischer Übersetzung finden in dem 11. Bd. der Scripta Historica Islandorum. (*Ferdinand Wachter.*)

JOM TOV, Name mehrer jüdischer Schriftsteller, von denen jedoch keiner allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Am bekanntesten darunter ist der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. lebende Rabbine dieses Namens, ben Abraham oder Rithaba. Seine Schriften sind nur zum Theil gedruckt. Verzeichnet findet man sie nicht nur bei Wolf in der Biblioth. hebr., sondern auch in Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1955 angegeben. (*A. G. Hoffmann.*)

JOMUSA. Eine Stadt in India intra Gangem, welche Ptolemäus auf der Ostseite des Indos nahe der Mündung des Akesines oder Tschunab setzt.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

ION (Ἴων), 1) Sohn des Xuthus, des Sohnes des Hellen, und der Kreusa, der Tochter des Erechtheus. Nach Apollodor (1, 7, 3) hatte Xuthus den Peloponnes inne, und Kreusa gebar ihm hier den Achäus und den Jon. Nach Pausanias (VII, 1) hätte Xuthus nach dem Tode seines Vaters Hellen vor seinen Brüdern flüchten müssen und sich nach Attika begeben; hier habe er vom Erechtheus dessen Tochter Kreusa, die ihm die beiden Söhne Achäus und Jon gebar, zur Gemahlin erhalten und (Strabo p. 383) die Attische Tetrapolis gegründet. Nach einer andern Sage war Jon Sohn des Apoll von der Kreusa, und diese benutzte Euripides in seiner Fabel Jon, sie nach seiner Weise weiter ausspinnend [1]). Beim Euripides kommt aber der besondere Zweck, den er durch seine Tragödie erreichen wollte, in Erwägung, der nämlich, zu zeigen, daß Jon kein Fremdling, sondern ein eingeborener Erechthide sei (s. O. Müller, Dorer I. p. 246. Gottfr. Hermann in der Vorrede zum Jon p. XXXII fg.), wahrscheinlich um einer damals verbreiteten Meinung von früherer Unterjochung der Athener durch Fremdlinge entgegenzutreten. Somit muß Mehres der Euripideischen Dichtung auf dessen eigne Rechnung kommen. Im Prolog des Jon wird erzählt, wie Apoll die Kreusa geschwängert, und diese aus Scham vor ihrem Vater ihren heimlich geborenen Sohn in die Höhle des kekropischen Felsens Makrá, wo sie ihn empfangen, in einem Kistchen ausgesetzt habe. Auf Bitten des Apoll brachte Merkur das Kind in den Tempel nach Delphi, wo es die Pythia zum Dienste des Gottes erzog. Kreusa ward unterdessen Gemahlin des Xuthus, „eines Achäers, von Äolos' Stamm," der den Athenern

3) Der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggwasonar hat in der Geschichte von den Jómswikingarn die Darstellung Snorri Sturluson's beibehalten und nur durch Einschaltungen erweitert, gibt daher auch die Strophen der gleichzeitigen Skalden, welche Snorri Sturluson als Belege angeführt hatte, wieder, und schaltet noch Strophen aus der Búadrápa und der Jómswikingadrápa in den erweiterten Stellen der Darstellung ein. s. den 1. Bd. der Fornmanna-Sögur. S. 161—163. Die Búadrápa und die Jómswikingadrápa können freilich nicht als Quellen für die Geschichte der Jómswikingar gelten. Da jedoch der Verfasser der großen Olafs Saga Tryggwasonar noch später schrieb, so können sie zeigen, wie weit zur Zeit ihrer Abfassung die Nachricht von den Jómswikingarn schon ausgebildet war. 4) Von diesem finden sich in der Jómswikinga-Saga zwei echte Strophen; s. dieselben in der Allgem. Enc. d. W. u. K. I. Sect. 32. Th. S. 250. 251. Doch ist die Erzählung, welche die Jómswikinga-Saga hinzufügt, ganz sagenhaft, und die in der Egilssaga weit vorzuziehen. 5) Müller, Undersögelse om Snorros Kilder in dem 6. Bde. der großen Ausgabe der Heimskringla S. 279 legt auch den unechten Strophen in der Jómswikinga-Saga geschichtlichen Werth bei. 6) s. über denselben den Formáli zu dem 11. Bde. der Fornmanna-Sögur. S. 5—7. 7) s. über diesen mit B. bezeichneten Codex a. a. O. S. 7. 8) s. Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 125. 137. 9) Müller a. a. O. S. 279 nimmt dieses an. 10) Recensirt findet sich die Hamarskiöldische Ausgabe von Rask in den nach dessen Tode zu Kopenhagen 1834 herausgegebenen: Samlede tildels forhen utrykte Afhandlingar.

1) Eine teutsche Übersetzung davon lieferte Wieland; A. W. Schlegel dichtete mit Zugrundelegung der Euripideischen eine eigne Tragödie Jon.

gegen die Chalkodontiden in Eubóa beigestanden hatte und jene als Ehrenlohn erhielt. Aber ihre Ehe blieb kinderlos. Hier beginnt nun beim Euripides die eigentliche Handlung der auftretenden Personen, die sich im Folgenden weiter entwickelt. Beide entschließen sich nämlich nach Delphi zu gehen, um den Gott deshalb zu befragen. (Euripides läßt den Xuthus vorher erst noch das Orakel des Trophonius befragen, welches ihm die Antwort gibt, er werde nicht kinderlos heimkehren, und ihn auf das Delphische Orakel verweist; während Kreusa diese Zeit der Abwesenheit des Xuthus benutzt, um vom Apoll selbst über ihr Kind Etwas zu erfahren, und so die vom Sohne ungekannte Mutter mit ihrem ebenfalls ungekannten Sohne in ein Zwiegespräch geräth.) Dem Xuthus kündigt nun Pythia an, daß der, der ihm zuerst beim Herausgehen aus dem Tempel begegnen werde, sein Sohn sei. Jon (so genannt, *ὅθ' οὕνεκ' αὐτῶν ἐξιόντι μοι (Ξούθῳ) θεοῦ ἴχνος συνῆψας πρῶτος* V. 652 vgl. 802) begegnet ihm, und Xuthus, sich erinnernd, daß er einst beim Bacchusfest zu Delphi im Weinrausch ein Mädchen umarmt habe, erkennt den Jon für die Frucht dieser Umarmung. Weil Jon fürchtet, als Sohn eines Fremden und von dunkler Geburt beim Auftreten im „autochthonischen" Athen Hohn zu erfahren, und um die Kreusa, die nun kinderlose, nicht zu betrüben, beschließt Xuthus ihr den Hergang der Sache zu verheimlichen, den Jon nicht sogleich als seinen Sohn in Athen einzuführen, sondern ihm erst später in einem günstigern Augenblick das Scepter zu verleihen. Xuthus bereitet darauf ein gemeinsames Mahl, um das Andenken an seinen aufgefundenen Sohn froh zu begehen. Kreusa erfährt durch ihre Weiber das Geheimniß, und durch Eifersucht und Haß angespornt, von ihrem Diener überredet, fürchtend, man möchte der Erechthiden Stamm aus Athen vertreiben wollen, faßt sie den Entschluß, den Jon beim Mahle durch einen Gifttrank zu tödten. Jon aber, durch ein Unglückszeichen gewarnt, spendet den ihm gereichten Trank der Erde und befiehlt den Becher neu zu füllen. Eine Taube, die von dem an Jon's Seite ausgegossenen Most kostete und gleich darauf erstarb, verräth das frevelhafte Vorhaben der Kreusa. Sie soll vom Felsen herabgestürzt werden, flüchtet aber zum Altar des Gottes, um Schutz zu finden. Auch hier droht ihr noch die Gewalt, als eben Pythia das Kästchen hervorbringt, worin sie den Jon an der Schwelle des Tempels aufgefunden hatte, und es demselben übergibt, um seine Mutter einst damit finden zu können. Hiermit löst sich das Räthsel. Kreusa erkennt es an den Kennzeichen, die darin noch aufbewahrt liegen, als das, worin sie einst ihr neugeborenes Kind ausgesetzt hatte, und den Jon als ihren wirklichen Sohn, als dessen Vater aber den Apoll; und als Jon immer noch Zweifel hegt und es aus des Gottes eignem Munde vernehmen will, erscheint Athene und bestätigt die Aussage seiner Mutter Kreusa. Jon erscheint hiernach als ein Autochthon, ein Erechthide (worauf die Prophezeiung der Athene (Jon 1571—1588), noch besonders hinzielt; wiewol grade der Geschichtsforscher nach der poetischen Induction des Euripides sich gezwungen sehen könnte, ihn für einen Ankömmling erklären zu müssen (s. unten). — Strabo (l. VIII. p. 383) berichtet weiter über die zwei Söhne des Xuthus, daß Achäus wegen eines begangenen Mordes nach Lakedämon hätte flüchten müssen, wornach die dortigen Bewohner den Namen Achäer erhalten hätten, Jon aber habe sich durch Besiegung der vom Eumolpus (der von den Eleusiniern in einem Kriege gegen die Athener zu Hilfe gerufen worden war, nach Paus. II, 14. Schol. z. Eurip Phön. V. 854; Erechtheus lebte also noch;) angeführten Thraker einen solchen Ruhm erworben, daß ihm die Athener die Verwaltung ihres Staates übertrugen. Zu dieser Zeit soll auf Anlaß des Sieges des Jon das Fest der Boëdromia eingeführt worden sein (Sponheim z. Kallimach. Hymn. Apoll. V. 69). Jon habe darauf die Athenische Volksmasse erst in vier Phylen (Stämme *φυλαί*), dann nach ihren Lebensweisen in vier Zünfte (*βίοι*) eingetheilt, in Ackerbauer (*γεωργοί*), Handwerker (*δημιουργοί*), Priester (*ἱεροποιοί*), und Krieger (*φύλακες*); und so nahmen die Athener vom Jon den Namen „Joner" an. In diesen vom Strabo erwähnten vier Zünften will man nun auch die sogenannten Jonischen Phylen der Geleonten (*Γελέοντες*; andere *Τελέοντες*), Hopleten (*Ὁπλῆτες*), Argadenser (*Ἀργάδεις*) und Ägikorenser (*Αἰγικορεῖς*) — deren Namen Andere (*Herod.* V, 66; *Pollux* VIII, 109; *Eurip.* Ion 1596 fg.), nach gewohnter Weise Allgemeinheiten zu personificiren, von vier Söhnen des Jon, als: Geleon, Hoples, Argades (*Ἀργάδης*, — *εω*) und Ägikoreus herleiten — wiedererkennen, und identificirt diese mit jenen (wie namentlich Plutarch [Solon 23] thut). Die Schwierigkeit der Erklärung dieser Namen und der Bedeutung als Phylen, d. i. Stammphylen oder Kasten oder Zünfte u. m., hat viele Untersuchungen veranlaßt, die jedoch bis jetzt noch zu keinem bestimmten Resultate geführt haben, (s. K. Fr. Hermann Jahrb. der griech. Staatsalterthümer §. 94. und meine Abhandlung in d. Zeitschrift f. die Alterthumswissenschaft Jahrg. 1840. Nr. 93 u. 94). Eins scheint jedoch aus der Stelle des Strabo als gewiß hervorzugehen, daß die *φυλαί* nicht mit den *βίοι* zu identificiren, sondern daß beide von einander genau zu unterscheiden sind, sodaß die genannten *φυλαί* eine andere Bedeutung für sich beanspruchen müssen, als die *βίοι* (s. unten). — Ferner erzählt Strabo a. a. O., daß Attika damals so mit Menschen überfüllt gewesen wäre, daß die Athenienser eine Colonie von Jonern nach dem Peloponnes geschickt hätten. Nach Pausanias (VII, 1) geschah dies unter Anführung des Jon selbst, und zwar war er bereits Herrscher von Ägialea (*ἐπὶ τῆς Ἴωνος βασιλείας*), als er mit den Athenern gegen die Eleusinier kämpfte, obgleich nach Strabo unentschieden bleibt, ob der Krieg gegen die Eleusinier oder die Colonisation von Ägialea früher war, der blos kurz andeutet „damals" (*τότε*), d. i. als Jon den Eumolpus besiegt und Attika in vier Phylen theilte, hätten die Joner eine Colonie nach Ägialea geführt. Nach Pausanias a. a. O. ging Jon aber nach Ägialea, um die Ägialenser und ihren König Selinus (*Σελινοῦς*) zu bekriegen; dieser bot ihm aber seine einzige Tochter Helike zur Gemahlin an und setzte ihn zum rechtmäßigen

Erben seiner Herrschaft ein. Nach Selinus' Tode besiegt Jon den Thron von Ägialea, baute eine Stadt, der er nach seiner Gattin den Namen Helike gab, und nannte die Bewohner von Ägialea nach sich Joner. (Vgl. Strabo a. a. O., der noch bemerkt, daß auch Ägialea Jonien genannt worden wäre; die Einwohner, die in zwölf Städte vertheilt worden wären, hätten statt Ägialenser Joner geheißen: während daß Pausanias ausdrücklich hinzufügt, daß dieses keine Änderung (μεταβολή) des Namens der Ägialenser in Joner, sondern nur eine neue Benennung (προσθήκη) gewesen wäre; dem Lande selbst aber wäre der alte Name Ägialea vorzugsweise verblieben.) — Nach Euripides (Jon 74; vgl. *Nicander*, Alexipharm. 9 und *Vitruv.* 4, 1) war Jon auch Gründer der Jonischen Colonien in Kleinasien. Nach Strabo (a. a. O.) wurden die Joner nach der Rückkehr der Herakliden von den Achäern aus Ägialea vertrieben und kehrten nach Attika zurück; von hier hätten sie erst unter den Söhnen des Kodrus (1044 v. Chr. G.) eine Colonie nach Kleinasien geführt; Führer war nach Strabo (XIV. p. 938) Androklus, nach Andern (Etym. Magn. p. 327) Neleus. Damit stimmt auch Pausanias a. a. O. überein, welcher angibt, daß die Nachkommen des Jon über die Joner (in Ägialea) so lange geherrscht hätten, bis sie von den Achäern vertrieben hätten flüchten müssen. Ja Pausanias berichtet ebendaselbst, daß Jon zur Zeit, als er den Athenern gegen die Eleusinier beistand, in Attika gestorben wäre, wo ihm im Demos Potamos ein Grabmal errichtet ist (vgl. *Paus.* I, 31). Demnach müßte man annehmen, daß Jon damals, als er in Athen war, auch eine Colonie nach Kleinasien geführt habe — also verschieden von der spätern unter Neleus — was allerdings auch Larcher (Chronol. d'Herodot 14, 2, 3) angenommen wissen will. Jon bleibt aber in seiner geschichtlichen Bedeutung nur allgemeine Personification.

K. Fr. Herrmann (a. a. O. §. 95) sagt: „jedenfalls war es grade das Ende dieser ihrer Macht (der Priesterherrschaft), die Verdrängung der alten priesterlichen Dynastie durch Könige aus einem Kriegerstamme, was die Sage mit dem Gelangen des Jon zum Throne ausdrückt. Denn nicht blos als Feldherr und Ordner des Staats, sondern als wirklicher Fürst erscheint Jon in andern Nachrichten, und Erechtheus als der letzte seines Stammes..." Xuthus, ist die Sage, sei zur Zeit des Erechtheus aus Thessalien nach Attika geflüchtet, habe hier die Attische Tetrapolis gegründet und als Lohn für geleistete Dienste die Tochter des Erechtheus, Kreusa, zur Gemahlin erhalten. Nach des Erechtheus Tode sei er zum Schiedsrichter zwischen dessen Söhnen, die sich um die Herrschaft stritten, gewählt worden, hätte aber, da sein Ausspruch den übrigen, denen er den Thron absprach, nicht zusagte, flüchten müssen; er wäre nach Ägialos gekommen und hier gestorben (*Paus.* VII, 1). Hiernach könnte es als ein geschichtliches Factum erscheinen, als wäre dem Xuthus, oder welche Völkerschaft er repräsentirt, ein Theil von Attika (die Attische Tetrapolis) vom damaligen Herrscher Erechtheus zum Niederlassen eingeräumt worden, sowie daß ihm eine nicht unbedeutende (moralische oder militairische) Macht habe zugänglich gewesen sein müssen, wodurch er einen festen Wohnsitz für sich ansprechen konnte: was eben die Sage durch die Verbindung des Xuthus mit der Kreusa, der Tochter des herrschenden Königs, hätte andeuten wollen. Nichtsdestoweniger gelangte dessen Sohn Jon zu noch größerer Macht, ohne daß wir jedoch annehmen dürfen, er sei nach Verdrängung der Erechthiden alleiniger „Fürst" geworden. Denn wenn wir einestheils die Gewißheit haben, daß die Völker, die Xuthus mit sich führte, Joner gewesen seien, woher der Mythus auf einen Stammvater Jon schloß, so scheinen anderntheils die Joner nicht sowol durch die Waffen eine Übermacht über die Eingeborenen erlangt zu haben, als vielmehr zu derselben in ein gewisses Bundesverhältniß getreten zu sein. Jon, allgemeine mythische Personification, gewann (so deuten wir den Mythus) nicht allein als Krieger (*Herod.* VIII, 44 στρατάρχης genannt, mit den Athenern gegen die Eleusinier und den Thrakischen Eumolpus kämpfend), sondern auch als Regierer und „Ordner des Staats" (durch Eintheilung des Volkes in Kasten und Phylen) großen Einfluß auf Attika, der sich auch nach Auswärts durch Jonische Colonisation in Ägialos geltend machte. — Wenn nun auch der Mythus selbst für die Annahme einer Einwanderung der Joner aus Thessalien in Attika zu sprechen scheint, so bleibt es doch dahingestellt, ob die Mythe auch auf dieses geschichtliche Moment schließen läßt, oder ob sie als nur zufällig entstandene Local- oder Nationalsage rein in die Sphäre einer subjectiven Dichtung zu verweisen sei. Es entsteht daher zweitens ein Zweifel darüber, ist Jon (oder die Joner) ein Eingeborener, ein Autochthon von Attika, und wie (durch eine innere Spaltung u. m.) gelangte er dann zu solchem überwiegenden Einfluß in Attika, oder war er ein Fremder, ein Einwanderer, und gelangte er durch Eroberung von Außen zum festen Besitz eines Theiles von Attika. Der Name Ἴων [2]) läßt mehrfache Deutung zu: theils (von ἰέναι und

2) Man hat den Jon auch mit dem Javan der Mosaischen Völkertafel identificiren wollen (Jon lebte später: *J. G. G. Dunckel*, Disqu. phil. crit. hist. Quid Iones et Ionia significent? in Opusc. Soc. lit. Duisb. Fasc. I. p. 167). Eine lateinische Sage macht aus Jon den Ausonischen Janus (*Aurel. Vict.* de or. g. rom. 2). Diese Annahmen erklären sich, wenn man den Jon einem Jaon (Ἰάων) gleichsetzt. — Die Verwandtschaft des Wortes Ἴων mit Ἰάων kann nicht geleugnet werden. Unsere Etymologie des Wortes Ἰάων wird Vielen wunderbar erscheinen, und doch kann hier eine weitläufige Begründung, deren sie bedürftig ist, nicht gegeben werden. Daher blos folgende Andeutungen. Durch den Stammlaut ᾱ- (ἄ|ω) bezeichnen die Griechen ein jegliches Ursein, die causa alles Seins, durch den Stammlaut ē (ἐ|ω) das Sein, das Dasein und durch das ī (ἰ|ω) das Dasein als ein bestimmtes; oder ἄων bezeichnet die Substanz, ἐω die Quantität, ἰω die Qualität des Seins. Der Stammlaut ᾱ findet sich in Ἀ|ονες, Ἀ|σία. Derselbe findet sich auch in Ἰ-ά|ων, d. i. ein bestimmter Stamm des Urstamms; es bildete sich dieser Urstamm zur bestimmten Einzelgröße in Griechenland aus. Dieser Einzelstamm ist ein autochthonischer, in sofern er seinen Urstamm in sich selbst hat, aus dem er zur besondern Einzelform wurde. So bedeutet Π|ε|λ-α|σγοι einen Urstamm, der in Griechenland erst zum Sein, zur wirklichen nationalen Existenz gelangte, die Urbewohner Griechenlands. Dasselbe sagen die Ἰ|ά-ονες aus, außer daß sie nur die

verwandt mit *Ἰαπετός*) können wir ihn auf ein „Wandervolk" beziehen, theils (wie Buttmann Mythol. II. S. 180 fg. will) kann er seinen Stamm in den alten *Ἰάονες* (*Ἰά-Ἴαονες* = Javan), dem Pelasgisch-Jonischen Urstamme, haben. Die letztere Annahme scheint zwar nicht verwerflich; denn der asiatische Ursprung dieses Pelasgisch-Jonischen Stammes (siehe b. Buttmann) wäre nicht zu verkennen, und wie den Hellenisch-Dorischen Stamm als den eigentlich griechischen *Ἑλλην* als Repräsentant personificirt, so konnte man für jenen einen *Ἰάων* (vielleicht in *Ἰαονες* noch vorhanden) annehmen. Die Verbindung dieser beiden Stämme zum gemeinsamen Volksstamm der „Hellenen" kündigte uns die Mythe durch ihre Genealogie des Hellen, als eines Sohnes des Deukalion und der Pyrrha, an: als Söhne desselben erscheinen dann Äolus, „Dorus" und Xuthus, dessen Sohn „Jon." Daraus wird sich jedoch zugleich ergeben, daß wir diesen letztern *Ἴων* nicht mit dem obigen *Ἰάων* identificiren dürfen, da dieser den asiatisch-griechischen Volksstamm im Allgemeinen repräsentiren würde, jener *Ἴων* aber nur den Attisch-Jonischen Stamm, als einen Zweig des gesammten Hellenischen. So wären „Autochthonen und Pelasger und Ägyptische Ankömmlinge nichts als dunkle Winke der alten Sage über die Bildung dieses Jonischen Stammes; und Theseus, Erechtheus und wen man sich sonst aus der Attischen Mythologie verwirklichen will, sind ebenso viel Jonier" (Buttmann a. a. O. S. 324). Die Joner wären Eingeborene, und der Name Joner nicht sowol der, „den das Volk ursprünglich sich selbst gab, als den ihm die übrigen Hellenen gaben." Ein Jonisches Element hätte sich in Attika ganz besonders herausgebildet, das diesem Lande den Namen Jonien vorzugsweise gab. Freilich ist der Zweifel unentschieden, warum, wenn die Joner ihre ältesten Sitze in Attika hatten, die Attiker doch später erst jenen Namen „Joner" occupirten, da, wofern ihnen dieser Name von den übrigen Hellenen gegeben wurde, doch ein auffallender Grund dazu da sein müßte. Und wenn dieses als Folge einer innern Bewegung oder Spaltung anzusehen ist (Hermann a. a. O. §. 96), so muß doch immer ein von den übrigen abgesonderter Stamm oder eine Phyle und Kaste der Joner gedacht werden. Daher können wir ebensowenig die andere Ansicht (bei Schömann de comit. Athen. S. 351 fg. u. A.) verwerfen, wornach Jon ein Ankömmling war, sei es, daß er ein Eroberer war, oder mehr durch Bündniß zum festen Besitz gelangte. Nichtsdestoweniger bliebe der Pelasgisch-Jonische Stamm der Jaoner („Autochthonen, Pelasger und Ägyptische Ankömmlinge"), als der in Attika ursprüngliche, wenn auch nicht unter dem besondern Namen der Joner. Vielmehr machen Pausanias (II, 37, 3: *πρὶν Ἡρακλείδας κατελθεῖν εἰς Πελοπόννησον, τὴν αὐτὴν ἡμέραν Ἀθηναῖοι καὶ Ἀργεῖοι* [gehören zu dem Jonischen Stamm] *γλώσσαν*) und Herodot (VIII, 73: *οἱ δὲ Κυναίγειρι αὐτόχθονες ἐόντες δοκέουσι μοῦνοι εἶναι Ἴωνες*) es wahrscheinlich, daß die alten Attiker, obgleich sie zu dem Jonischen oder Pelasgisch Jonischen Stamme gehörten, doch einen anderweitig modificirten Namen annahmen (Cynurier, Pelasger ꝛc.); sodaß dann die (in Thessalien und dem Peloponnes oder überhaupt) in den Küstenländern wohnenden insbesondere Joner hießen und somit ihren Namen auf Attika übertrugen. Wenigstens könnte der Mythus, der allein hier eine geschichtliche Analyse zuläßt, mehr für ein Einwandern oder Überziehen der Joner als eines Jonischen oder Pelasgisch-Jonischen, besonders durch Waffenruhm hervorragenden Einzelstammes — zu ihren Stammverwandten in Attika sprechen. Es läßt sich nach diesem auf einen Kriegerstamm der Joner schließen, der als Stammverwandter in Attika einwandernd, sich durch Vergleich einen festen Wohnsitz erstritt, oder die Joner machten unter den übrigen Attischen autochthonischen Phylen die Kriegerkaste (als Jonische Phyle) aus, welche mit der Zeit — nach der Sage, unter Jon — zu einem bedeutenden Übergewicht über die andern gelangte. Der Name Erechtheus (*Ἐρα-χθών* = *Ἐρεχθόνιος* = *ὁ γηγενὴς λεγόμενος* Herod. VIII, 55) identificirt den Pelasgisch-Jonischen Stamm, den einen der beiden Hellenischen „Hauptstämme," als den autochthonischen in Attika; Jon den Pelasgisch-Jonischen Stamm als den Attisch-Jonischen „Einzelstamm" (im Unterschiede von den Jonischen Colonien und den an andern Orten wohnenden Jonern), aber als Kriegerstamm, während Theseus (*Θησεύς-τίθημι*) denselben Attisch-Jonischen Einzelstamm als den Einen Staat bildenden repräsentirt. — Drittens erhalten hiernach die sogenannten Jonischen Phylen der Geleonten, Hopleten, Argadenser und Ägikorenser (siehe oben) einiges Licht. Denn was wir auch annehmen wollen, entweder daß Jon ein Ankömmling oder ein Autochthon sei, jedenfalls können diese vier Phylen nicht eine Stammverschiedenheit unter einander begründen, wie sich aus dem Begriff des Wortes *φυλή* ergeben könnte. Sind die Joner ein fremder Kriegerstamm, der in Attika feste Wohnsitze nahm, so können jene Phylen nur verschiedene Classen dieser Einen Stammphyle der Joner bedeuten, die mit den andern in Attika heimischen Stämmen oder Phylen in Verbindung trat. Sind die Joner die besondere Kriegerkaste des Einen Pelasgisch-Jonischen Stammvolks, so können jene Jonischen Phylen wiederum nur Unterabtheilungen dieser Kriegerkaste sein, aber nicht in einer und derselben Phyle als einer Stammphyle auch noch verschiedene Stammphylen vorhanden sein[3]). In

Besonderheit eines Stammvolkes bezeichnender versinnlichen (durch Übergang des *ϝ* in *ι*). Daher Pelasgisch = Jaonisch. Das Wort *Ἰάων* vereinfacht sich noch mehr in *Ἴων*: *Ἴων* verleugnet sein Ursein der Abstammung (*ὄω*) und erscheint als bestimmter Heros des Stammvolkes der Joner, bringt das Jonische Element zur eignen Größe, gegenüber dem Dorischen. Und zwar erscheint *Ἴων* zuerst in Attika als Kriegsheros.

3) Nach Buttmann, Mythol. II. S. 321 fg., waren diese *φυλαί*, wie es im Namen liegt, ursprünglich wirkliche Volksstämme. „*φῦλα* und *φυλαί* sind Volksmassen, deren jede in sich eines Stammes ist, jede für sich also auch ursprünglich beisammen wohnte, und allenfalls für sich bestehen konnte; die aber zu einem Gemeinvolke verbunden sind, und als solches, so lange sie nämlich nicht unter sich selbst in Streit gerathen, gegen andere Völker für einen Mann stehen. Die Örtlichkeiten und andere Umstände ma-

beiderlei Hinsicht stehen somit die vier römischen Phylen unter sich in dem Verhältnisse der alten (Homerischen) Phretrien (φρήτρη). Die eine φρήτρη, die „der Vornehmen und Anführer" (Buttm. Mythol. II. S. 315) ist die Phyle Geleon[4]), die hiermit als Stammphyle oder als besondere Kriegerkaste mit den noch ältern Phylen von Attika, welche sind: Autochthon, Kekropis, Kranais u. s. w., Eine Gemeinschaft bildet; nach und nach, wie Ein Stammvolk, machten sie Einen Staat aus. Die andern drei Jonischen Phylen der Hopleten[5]), Ägikorenser[6]) und Argadenser[7]) sind die drei φρήτραι (der Einen Jonischen Phyle Geleon) der „Gemeinen." Diese Namen, wie die Etymologie (s. d. Anmerkungen) zeigt, sind bloße Kriegernamen. Nach Strabo (VIII. S. 383.) rührte aber vom Jon auch eine Eintheilung des Attischen Volks in besondere Zünfte nach seinen Lebensweisen her, und fälschlich glaubte man die obigen Jonischen Phylennamen der Kriegerkaste auf diese übertragen zu müssen. Vielmehr erinnern die bei Strabo angeführten *Ἱεροποιοί*, *Γεωργοί* und *Δημιουργοί* auffallend an die Namen der Stände, die unter Theseus entstanden sein sollen: die *Εὐπατρίδαι*, *Γεώμοροι* und *Δημιουργοί*. Jon und Theseus scheinen die Zeit zu personificiren, wo der Attische Staat eine feste Entwickelung im Innern annahm.

2) Sohn des Gargettos (*Paus.* VI, 22: *Ἴωνος τοῦ Γαργήττου*). Er soll aus Athen eine Colonie nach Elis geführt haben. Von ihm die Nymphen Jonides (s. d. Art.).

3) Ion, aus Chios, Sohn des Orthomenes, mit dem Beinamen Xuthus (*Harpocrat.* ed. *Bekk.* p. 103, 12[8]), trat um Olymp. 82 (oder 450 v. Chr.) als Tragödiendichter auf, Olymp. 88, 4. als Preisbewerber, starb Olymp. 90, 2., im 13. Jahre des Peloponnesischen Kriegs. Strabo (p. 645) zählt den Jon neben dem Theopompus und Theokritus unter die berühmten Chier; Kallimachus (beim Suidas) rühmt dessen vielseitige Kenntnisse (*ὅτι πόλλα ἔγραψεν*). Zu Athen siegte er zugleich in der Tragödie und im Dithyrambus, und ließ deswegen den Athenern Mann für Mann ein Gefäß Chier Wein austheilen (*Athenaeus* I, 3); was auf ein nicht unbedeutendes Vermögen des Jon schließen läßt. Das Urtheil des Jon über den Perikles, daß er anmaßend im Reden und prahlend gewesen sei, sucht Plutarch (Pericl. p. 154, D.) dadurch zu entkräften, daß Jon Tugend und Talent nach seiner tragischen Kunst messen wolle; wie diese, so müßten auch jene nach ihm einen „satyrischen" Anstrich haben. Nach Einigen soll Jon 12, nach Andern 30, auch 40 Tragödien geschrieben haben. Aufbewahrt sind uns die Titel von 11 Tragödien bei den alten Grammatikern: *ΑΓΑΜΕΜΝΩΝ* (*Athenaeus* und *Hesych.*). *ΑΑΚΜΗΝΗ* (*Hesych. Pollux* X, 23). *ΑΡΓΕΙΟΙ* (*Hesych.*) *ΜΕΓΑ ΔΡΑΜΑ* (*Pollux* X, 45. *Hesych.* unter *Ὀνοταζομένη*, et *Μελάγχετον.*). *ΦΡΟΥΡΟΙ* (Schol. *Aristoph. Hesych.*). *ΦΟΙΝΙΞ Η ΚΑΙΝΕΥΣ* (*Athenaeus*). *ΦΟΙΝΙΞ ΔΕΥΤΕΡΟΣ* (*Hesych.* unt. *Τιμαλφής. Athen.* fin. lib. IV.). *ΤΕΥΚΡΟΣ* (*Hesych.*). *ΟΜΦΑΛΗ* (Schol. *Aristoph. Harpocr. Hesych.*). *ΕΥΡΥΤΙΔΑΙ* (*Athen.* XI. *Hesych.*). Einen Commentar zu des Jon Tragödien schrieb ein Epigenes (*Athen.* XI, 5). — Außerdem dichtete Jon lyrische Gedichte, Dithyramben, Päanen, Hymnen[9]), Scolien, Elegien, Komödien und Epigramme (Anthol. Epigramm. III, 26). — In Prosa, wahrscheinlich im Jonischen Dialekt, schrieb er auch: Schol. z. Aristophanes: *ἔγραψε σκόλια, καὶ ἐλεγεῖα, καὶ καταλογάδην τὸν ΠΡΕΣΒΕΥΤΙΚΟΝ λεγόμενον* (*ὃν νόθον ἀξιοῦσί τινες εἶναι, οὐχὶ αὐτοῦ*). Ferner: *ΥΠΟΜΝΗΜΑΤΑ*, *ΕΠΙΔΗΜΙΑΙ* (de adventibus clarorum virorum in Chium), *ΧΙΟΥ ΚΤΙΣΙΣ* (de originibus Chii). Philosophische Schriften sind: *ΚΟΣΜΟΛΟΓΙΚΟΝ* und *ΤΡΙΑΓΜΟΣ* (Harpokrat.: *ἔγραψε ... φιλοσόφου τι σύγγραμμα τὸν ΤΡΙΑΓΜΟΝ ἐπιγραφόμενον.*). S. bes. *Rich. Bentleii* epistol. ad Joa. Millium in s. opuscul. philolog. (Lips. 1781.) p. 494 etc. Außerdem *Brunck* Analect. I. p. 161. *Fabric.* Bibl. gr. T. II. p. 126. 307. Baton (*Βάτων*) aus Sinope schrieb *τὰ περὶ Ἴωνος* (*Athen.* X, 10).

4) Ion, aus Ephesus, ein Rhapsode, fälschlich von Einigen mit Jon aus Chios identificirt, doch zur nämlichen Zeit lebend. Beim Plato wird er im Dialog gleichen Namens (*Ἴων*) mit dem Sokrates eingeführt. Die Rhapsoden spielten zu Plato's Zeiten eine ziemlich erbärmliche Rolle — waren eine Art Bänkelsänger, die durch Hersagen Homerischer Gesänge und derer anderer Epiker sich ihren Lebensunterhalt erwarben. So sagt Jon beim Plato von sich: „wenn ich die Zuhörer zum Weinen bewege, so lache ich, daß ich Geld empfange; wenn aber jene lachen, so weine ich, daß ich ums Geld komme." An einer andern Stelle fragt ihn Sokrates, ob er außer dem Homer auch den Hesiod und Archilochus verstände: „nein" ist die Antwort; „nur den Homer, und das genügt."

5) Ion, zur Zeit des Lysippus (um Ol. 114.), Erzgießer, bei Plinius (H. N. 34, 8.), sonst unbekannt. Vgl. O. Müller, Handbuch der Archäologie der Kunst §. 124.

6) Ion, ein Fluß in Elis, der sich mit dem Peneus vereinigt. Die Stadt Orneia liegt an diesem Flusse (*Strabo* p. 327). (*B. Matthiae.*)

Ion (du), s. Junius.

JONA. 1) Bibl. Gesch., s. Jonas.

2) Name mehrer jüdischer Gelehrten, unter denen jedoch nur

---

chen sehr leicht in einem dieser Stämme, und auch leicht in jedem, Eine Lebensart oder Eine Eigenschaft, also auch Tapferkeit und Kriegserfahrenheit, vorherrschend; und so entsteht das kastenartige."

4) *Γέλεα* = *τέλεα* bei Hesychius; *τέλος* = eine Schar, d. i. hier die bevorzugtere Classe von Kriegern, die principes, die dann der Phyle auch den Namen gab. 5) *Ὁπλῆτες* = *ὁπλῖται*, Schwerbewaffnete. 6) *Αἰγικορεῖς* von *αἰγίς* und *κόρ-υς*, *κορ-ύσσειν*, mit einem Brustharnische Bewaffnete. 7) *Ἀργάδεις* oder vielmehr *Ἀργάδαι*, verwandt mit *ἀργός* = *ἀργής*, vehemens, celer: sie sind den *Ὁπλῆτες* entgegengesetzt und zu vergleichen mit den römischen Celeres. — Mehres darüber s. Zeitschrift f. d. Alterthumswissensch. 1840. Nr. 93 u. 94. 8) es wird auch gelesen: *Ζούθου.*

9) auf den *Καιρός* bei *Pausan.* V, 14.

Jona ben Gannach hervorzuheben ist. Dieser scharfsinnige, geistvolle und fruchtbare Begründer des kritischen Studiums der hebräischen Sprache war zugleich tüchtiger Arzt in Theorie und Praxis und Philosoph, hat aber, trotz seiner großen Verdienste um Grammatik und Lexikon und trotz seines glücklichen, bleibenden Einflusses auf alle späteren Bearbeitungen dieser Disciplinen, bisher noch keinen Biographen gefunden; ja selbst die bedeutendsten Encyklopädien machen ihn nicht zum Gegenstande eines besondern Aufsatzes [1]). Es wird daher zweckmäßig sein, über den sehr berühmten und doch so wenig gekannten Mann sich ausführlicher zu verbreiten. Rabbi Jona ben (oder Ibn) Gannach trägt diesen Namen nur bei den jüdisch-rabbinischen Schriftstellern; es war Jona sein hebräischer (Synagogen-) Name, der sogenannte שם הקדש. Dagegen nennt er sich selbst in seinen, sämmtlich Arabisch geschriebenen, Werken مروان بن جناح und in der spätern Zeit vollständiger mit dem Ehrennamen: ابو الوليد مروان بن جناح Abulwalid Merwan ben Gannach [2]). Unter letzterer Benennung führen ihn auch alle Arabisch schreibenden Gelehrten, sowol Moslemen [3]) als Juden [4]) an. Von Abenesra und nach ihm von vielen andern Schriftstellern [5]) wird er auch רבי מרינוס Rabbi Merinus genannt, welches aus מרון i. e. Mervan gebildet ist. Da die meisten Gelehrten, bis auf Wolf, aus den verschiedenen Namen verschiedene Personen gemacht haben, und noch in der Bibliotheca Hebraea ר' מרינוס als Vater des ר' יונה dargestellt wird, so war es desto nöthiger, vorerst mit dem Namen aufs Reine zu kommen, ehe wir zum Leben und Wirken des Mannes übergehen. Hinsichtlich des erstern ist, wie vom Leben der meisten jüdischen Gelehrten, sehr wenig bekannt. Da vollends Abulwalid nicht Oberhaupt einer talmudischen Akademie war, nicht hebräisch schrieb und durch die Vertreibung der Araber aus Nordspanien der Verkehr zwischen den Juden unter den Mauren und denen unter den Christen gelähmt war, so wurde er von den Glaubensgenossen gepriesen, geplündert und übersetzt, aber als Mensch vergessen. Seine Schriften müßten freilich eine reiche Quelle für sein Leben und seine Umgebung sein, aber sie liegen bis jetzt noch sämmtlich in einigen unzugänglichen ausländischen Bibliotheken vergraben. In Ermangelung beglaubigter Nachrichten hat man nun, wie gewöhnlich, nach Unwahrheiten gegriffen und sich an Misverständnissen festgeklammert, und namentlich mit der unerschütterlichsten Standhaftigkeit die Blüthezeit des Mannes fast um ein Jahrhundert zu tief angenommen [6]). Nach sicherer Berechnung ist R. Jona gegen Ende des 10. Jahrhunderts in Cordova geboren [7]). Damals herrschte der allmächtige Hadschib Almanzor über den schwachen König Hescham und Spanien, ein Mann, der in 50 Schlachten siegte, aber auch Wissenschaft und Gewerbfleiß, Schulen und Gelehrte auf das Großartigste zu unterstützen wußte, und die arabische Literatur zu einem bis jetzt ungeahnten Flor erhob. Der junge Mervan ben Gannach konnte in keinem glücklichern Zeitpunkte lernfähiger Knaben sein, um in den blühenden Schulen zu Cordova den Grund für seine von Moslemen so sehr gerühmte Kenntniß der arabischen Sprache zu legen. Auch das Talmudstudium war damals unter den Geonim Rabbi Henoch und Rabbi Josef Stanas im herrlichsten Aufschwunge; und für die Verbreitung der hebräischen Grammatik wirkte grade damals der gefeierte Jehuda (mit dem Beinamen Chiug) in Andalusien [8]). Daß sein angebornes Genie diesen Verein von glücklichen Verhältnissen zu benutzen verstand, beweisen seine Werke. Es waren aber Talmud, Sprachen und Philosophie nur seine Lieblingsstudien;

1) Die dürftigen und falschen Notizen bei Bartolocci, Wolf und de Rossi bilden keine Ausnahme. Einzelne treffliche Bemerkungen jedoch finden sich in hebräischen und teutschen periodischen Schriften der letzten 15 Jahre von jüdischen Gelehrten, namentlich von Luzzatto, Rappaport und Zunz. 2) Abulwalid hat nichts hebräisch geschrieben; irrthümlich sagt Wüstenfeld (Geschichte der arabischen Ärzte. N. 150): Abulwalid habe in beiden Sprachen (arabisch und hebräisch) geschrieben. Auch wird er nirgends als hebräischer Dichter genannt; obgleich sein Zeitalter den größten Reichthum in der hebräischen Poesie, besonders der religiösen, entfaltete. 3) Ibn Baitar, Ibn Abi Osaibia u. s. w. 4) Bechai in Chobat Halebavot, Moses Maimenides, Tanchum Jeruschalmi u. s. w. Letzterer jedoch nennt ihn in seinem Comment. zu Amos VII, 7 auch ר' יונה. s. Gesenius' Thesaurus s. v. אנך. 5) Abenesra ist wahrscheinlich der Erste, welcher ihn nennt, und sein erster Nachahmer ist Abraham ben David (gewöhnlich ben Dior) in S. Hacabbala (am Ende). Abenesra nennt ihn im Comment. zu Genesis, Numeri und Deuteron. nur ר' יונה mit dem Zusatze: הדקדוק oder הדרופא, oder הספרדי: im Comment. zu Exodus (welcher von den Schülern abgefaßt ist) nur ר' מרינוס; ebenso in den kleinen Propheten; im Jesaia wieder nur ר' יונה. In der Gramm. צחות wechseln beide Namen; in ניאזנים nie מרינוס. In der Literaturskizze dieses letztern Werkes: ר' יונה הדרופא אבן גנאח. David Kimchi nennt ihn fast nur ר' יונה und merkwürdig sind folgende Worte von ihm in Michlel (Venet. Fol. f. 13, a): „Und der Lehrer Ben Gannach, derselbe, der in diesem Buche stets R. Jona heißt, und der auch im Munde der Leute R. Merinus genannt wird u. s. w." Der Name בעל הכתבים, welchen ihm der Philosoph Schem Tob. Palkira in seinem Werke Hamebakesch (Haag, f. 24, a) gibt, ist eine geistreich angewendete Bedeutung des Wortes جناح „Flügel." s. meinen Aufsatz in der Allgem. Zeit. des Jud. 1839. S. 635.

6) Selbst Gesenius hat noch in der neuesten Auflage der hebr. Grammatik (S. 11): „R. Jona ben Gannach (um das Jahr 1120)." Auf meine Vorstellung entschloß er sich, in einem Nachtrage den Irrthum zu berichtigen, welcher Nachtrag Haarbrücker'n (Specimen R. Tanchumi etc. X.) entgangen ist. Irrthümlich wird auch bei Letzterm das Hauptwerk Abulwalid's genannt: الاصول النحوية 7) Seines Vaters Name ist nicht bekannt (Ibn Gannach heißt nicht: Sohn eines Mannes mit Namen Gannach, sondern: aus der Familie Gannach), und schwerlich ist er ein Gelehrter gewesen, denn in dem bisher vom Sohne bekannt Gewordenen wird er nicht genannt, und ebenso wenig bei Andern. 8) Gewöhnlich ראש הנדקדקים „der erste Grammatiker" genannt. Daß er in Spanien lebte, ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht ganz sicher. Die obengedachte Stelle in Hamebakesch spricht für die Annahme, während Abenesra's Benennung: „ניערבי" der Nordafrikaner, dagegen zu sein scheint.

sein Fachstudium war die Medicin und die mit ihr zusammenhängenden Disciplinen der Naturwissenschaften, und diese Kunst übte er auch später mit Erfolg [9]). Jenes goldene Zeitalter sollte bald dem eisernen des Krieges weichen. Im Jahre 1008 brachen die Bürgerkriege in Cordova aus, wo die edlen, gebildeten Andalusier in langjährigem, greuelvollem Kampfe mit den rohen Berbern waren, welche als Garden, als Prätorianer, der Könige Macht erlangt hatten. Die Hauptstadt war oft Schauplatz von Verwüstung, und die Brutalität der siegreichen afrikanischen Soldateska schonte der Anstalten der Wissenschaften und Kunst nicht. Die große Judengemeinde zerstreute sich nach allen Weltgegenden hin, und auch Abulwalid wanderte aus. Wie er selbst erzählt, wendete er sich nach Saragossa [10]), in welcher Stadt er sich als Arzt niederließ, wo er sein Wörterbuch schrieb [11]), und auch wahrscheinlich starb. Ein wichtiges Ereigniß ist durch den Lexikographen Salomon Parchon (um 1150) aus seinem Leben bekannt geworden, welches aber grade auf das Unwiderleglichste darthut, daß er schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts schriftstellerisch thätig war [12]). Es ist sein Streit mit dem durch politische Gewalt, Reichthum, Gelehrsamkeit und Wohlthun mächtigen jüdischen Minister Samuel Hannagid. Abulwalid trat nämlich nach seiner Auswanderung [13]) mit einer polemischen Schrift, المستلحق genannt, gegen den berühmten Jehuda Chiug auf, welcher der Lehrer des Samuel war. Dieser vertheidigte seinen Lehrer und wahrscheinlich im gereizten Tone, wie es einem vornehmen Herrn, einem bloßen jungen Gelehrten gegenüber, wol leicht geht, worauf aber Abulwalid kräftig antwortete. Samuel starb 1055 in hohem Alter, er war aber seit 1027 so mit Staatsgeschäften in Granada überhäuft, daß er schwerlich nach 1030 eine linguistische Polemik mit dem rüstigen Abulwalid geführt hat, und ist es daher aus diesen wie aus andern Gründen zu vermuthen, daß مستلحق zwischen 1020—1030 geschrieben ist; jedenfalls wird nun Keiner mehr behaupten wollen, daß Abulwalid um 1120 geblüht habe [14]). Aus seiner Polemik hat uns Serachia Halevi (in der Vorrede seiner Anmerkungen zu den Halachot des Alfasi) einen schönen Zug von Abulwalid's rechtlichem und bescheidenem Sinne aufbewahrt. Er entschuldigt sich nämlich wegen seiner Bekämpfung des in so hohem Ansehen stehenden Jehuda Chiug mit dem Ausspruche eines griechischen Philosophen, der gesagt habe, als er gegen Plato auftrat: „Die Wahrheit ist im Streite mit Plato, beide liebe ich, aber die Wahrheit am meisten!" Trotz seiner Bescheidenheit, die uns wohlthuend in allen seinen Schriften begegnet, klagt er doch über viele Feinde und Neider, welche, lächerlich genug, seine Entdeckungen angeblichen Autoren zuschreiben wollten, die gar nicht existirten [15]).

Abenesra gibt sieben grammatische Werke Abulwalid's an, wovon das letzte ein Lexikon sei [16]). Von den andern sechs Schriften, außer dem Lexikon, nennt er die Namen nicht und fällt auch kein Urtheil darüber, obgleich er bei den unbedeutendern Grammatikern weniger wortkarg ist. Seine Angabe wird nicht nur durch Anführungen bei rabbinischen Schriftstellern bestätigt, sondern durch das Vorhandensein der Schriften selbst. Die Bodlejanische Bibliothek enthält sechs, darunter die zwei wichtigsten, Grammatik und Lexikon; alle im arabischen Original. Das eine fehlende aber wird früh schon von Andern genannt [17]), und Abulwalid selbst beruft sich im Lexikon darauf. Wir nennen die Schriften hier nach ihrer muthmaßlichen Abfassungszeit:

1) كتاب المستلحق (hebr. ספר התשגה, liber animadversionis). *Nic.* cod. XII.

2) كتاب التشويير (hebr. ספר התכלמה, liber pudefactionis, Beschämung, Zurechtweisung).

3) رسالة التنبية (hebr. ספר התערה, liber monitionis). *Nic.* cod. XIII, 2.

4) كتاب التسوية (hebr. ספר התשואה, liber aequationis). *Nic.* XIII, 3.

5) رسالة التقريب والتسهيل (hebr. ספר הקירוב והישור, liber manuductionis et directionis). ib. XIII, 1.

6) كتاب اللمع (hebr. ספר הרקמה, liber splendoris s. variegationis) und

7) كتاب الاصول (hebr. ספר השרשים, liber radicum). *Nic.* IX—XI.

Außer diesen grammatischen Schriften, die nur für ein jüdisches Publicum berechnet waren, sagt uns Ibn

9) Daher nennt ihn Abenesra in der genannten Literaturskizze, wo es darauf ankommt, den Hauptcharakter der Person anzugeben: „Rabbi Jona, der Arzt." 10) In der Grammatik (cod. f. 473 zu Paris) Cap. XXVIII sagt er, Gott habe ihn in's Exil von Cordova nach Saragossa geführt, als in ersterer Stadt die Kriege ausbrachen. 11) Es trägt die Aufschrift „Saragossa." 12) Vorrede zum Lexikon (handschriftlich zu Wien und anderswo) des Parchon. 13) Es heißt nämlich auf dem Titel القرطبى der Kordowaner. 14) S. meine Worte in den berl. Jahrbüchern für wissensch. Kritik 1839. Nov. Nr. 92.

15) Bezeichnend für den Ernst und das liebenswürdige Wesen des Mannes sind auch die zu einem rührenden Satze verbundenen Voces memoriales der sogenannten Servilbuchstaben. Während die meisten Grammatiker vor und nach ihm nur Spielereien, die sich auf ihre Namen beziehen, oder eine fast nichtssagende Phrase geben, hat er die feierlichen, von einer stillen Wehmuth angehauchten Worte: „שלומי אך תבוה," d. h. „Mein Friede, möchtest du zu Stande gebracht werden!" Sollte er zur Zeit, wo er die Grammatik schrieb, noch so, oder noch mehr von Feinden und Neidern verfolgt gewesen sein, wie zur Zeit, wo er seine Vaterstadt verlassen mußte und die Partei des Samuel Hannagid gegen sich hatte? Siehe die Grammatik (handschriftlich zu Paris) Cap. XXVIII, wo obige Erzählung von seinen Neidern sich befindet. Vgl. Michlol von David Kimchi f. 13, a (ed. Ven.). 16) Seine Worte in der Grammatik מאזנים lauten: „Und R. Jona ben Gannach, der Arzt aus Cordova, beendigte sieben Bücher; das siebente ist das Wurzelbuch und ist durchaus herrlich." In seinem Werke יסוד מורא nennt Abenesra zehn Bücher des Rabbi Jona, was Irrthum oder Schreibfehler ist. 17) So Salomon Parchon in der genannten Vorrede.

Abi Oſaibia in ſeinem (handſchriftl.) Werke „Lebensbeſchreibungen arabiſcher Ärzte" S. von einem تلخيص, die einfachen Heilmittel behandelnd, worin aber auch die mediciniſchen Gewichte und Maße beſchrieben werden [18]). Dieſer Araber rühmt daſelbſt noch beſonders, daß ſich Abulwalid in der Logik und der Sprachkenntniß ausgezeichnet habe. Ibn Baitar, der berühmte Botaniker zu Anfange des 13. Jahrhunderts, führt in ſeinem großen Werke [19]) unter dem Worte اذريون die Erklarung von ابن جناح an, die ohne Zweifel aus jenem تلخيص entnommen iſt. Die grammatiſch-lexikaliſchen Werke Abulwalid's haben nach und nach alles Vorhergehende verdrängt und bildeten den reichſten Schacht für alle Nachfolger, von Abenesra bis Elias Levita. Mit Enthuſiasmus ſprechen aber auch chriſtliche Gelehrte von ihm, und zwar Männer, wie Pococke, Schnurrer und Geſenius, und Letzterer hat angefangen ihn zum Gemeingute der Welt zu machen. Aus den vielen Fragmenten, die wir jetzt haben, ergibt ſich, daß dieſe Anerkennung nur gerecht iſt. Geben ihm ſchon ſein feines Urtheil, ſein klarer Blick und ſeine Maßigung ein großes Übergewicht, ſo war er der Erſte, und bis auf den heutigen Tag der Glücklichſte, welcher mit einer ſo durchgreifenden Benutzung der arabiſchen Schweſterſprache das Hebräiſche erklärte; was er um ſo erfolgreicher thun konnte, als er, der geborene Cordovaner, mit dem Geiſte ſeiner Mutterſprache wiſſenſchaftlich vertraut war, und ſich ihm in ihrem Gebrauche Beiſpiele darboten, welche wir jetzt mit aller Mühe und mit tiefſter Kenntniß nicht abzulauſchen vermögen. Die Grammatik und das Lexikon ſind von der Hand Jehuda Tibbon's (1270) ins Hebräiſche überſetzt und noch vorhanden [20]). Da der Überſetzer ein fein gebildeter Kenner des Arabiſchen, ſeiner Mutterſprache, war (er war aus Granada) und dabei ſehr treu überſetzte, ſo müßte die Herausgabe dieſer Werke einen doppelt großen Nutzen für die Philologie gewähren, ſowol für das Bibelſtudium, als für die Bereicherung und Sicherſtellung unſerer Kenntniß des Arabiſchen, abgeſehen davon, daß man hierdurch gewiß reichen Aufſchluß über die Lebensverhältniſſe und die Zeit des Verfaſſers erhalten würde. (*F. Lebrecht.*)

Jona, Inſel bei Schottland, ſ. **Icolmkill.**

JONACA auch **JONACOPOLIS**, eine von Ptolemäus genannte und auf die Oſtſeite des Fluſſes Rhogomanis geſetzte Stadt der Landſchaft Perſis in Aſien.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

---

18) Vgl. *Pusey*, Catal. p. 440. In der Vorrede zum كتاب اللمع hebt er hervor, daß er im Wörterbuche die Namen der Maße und Gewichte erklären wolle, die bisher faſt unbekannt waren. ſ. *Richard Simon*, Hist. crit. du vieux Test. p. 173. 19) Das Original noch ungedruckt. In den Mittheilungen von Dietz ſteht deutlich ابن جناح. Ibn Baitar's großes Werk hat im vorigen Jahre v. Sontheimer teutſch herausgegeben. 20) Die Grammatik liegt in mehren Exemplaren zu Paris, das Lexikon zu Rom.

JONADAB, Sohn Rechab's, wird 2 Kön. 10, 15 fg. erwähnt als ein bedeutender Mann, um deſſen Freundſchaft ſich der Uſurpator Jehu (ſ. d. Art.) bewarb und der ihm bei der Ausrottung des Hauſes Ahab's und ſeiner Prieſter behilflich war. Der Prophet Jeremias (Cap. 35) erwähnt einer Familie von Nachkommen Jonadab's, des Sohnes Rechab's, welche zu ſeiner Zeit vor den eindringenden Chaldäern nach Jeruſalem geflüchtet waren und die ſich als einen von Iſrael abgeſonderten Stamm durch ein erbliches Gelübde zu erkennen gaben. Sie enthielten ſich des Weins, baueten keine Häuſer, beſäeten keinen Acker und pflanzten keinen Weinberg; ſolches war ihnen von ihrem Stammvater empfohlen, „damit ſie lange blieben in dem Lande, da ſie als Fremdlinge wohnten," und ſie hielten ſtreng und treu an der Satzung, dem widerſpenſtigen Iſrael ein ſtrafendes Exempel. Da überdies Diodor von Sicilien (19, 94) von den nomadiſchen Nabatäern vollkommen Gleiches erzählt und Mehres darauf hinweiſt, daß dieſe „Rechabiten" in irgend einer Verbindung mit dem hin und wieder erwähnten Nomadenſtamme der Keniter (ſ. d. Art.) geſtanden haben, ſo dürfen wir ſie unbedenklich aus dem Verzeichniſſe der jüdiſchen Sekten ausſtreichen, wie ſehr auch die Zurückführung ihrer Sitte, die mit Unrecht eine Regel genannt worden iſt, auf ein Individuum, derſelben eine religiöſe Färbung gibt. Die von den Meiſten angenommene Identität der beiden Jonadab hat mit unzureichenden Gründen beſtritten Scaliger in ſ. Elenchus trihaeresii c. 24. Vgl. überhaupt *Witsii* miscell. sacra II. p. 223 sq. *Schelgvig*, Exercitt. gedan. 689. 4. *Carpzov*, Appar. antiqq. ss. p. 148.

(*Ed. Reuss.*)

JONAE. 1) Arngrim, ein gelehrter Isländer, welcher zuerſt richtigere Anſichten über ſein vor ihm wenig gekanntes Vaterland verbreitete, im Jahre 1568 in dem Kirchſpiele Widefal (weshalb ihm auch manchmal der Name Widalin beigelegt wird) geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in der Schule zu Holum und widmete ſich dann vier Jahre lang auf der Univerſität zu Kopenhagen der Theologie, ohne jedoch das Studium der Geſchichte und Literatur zu vernachläſſigen. Nach der Zurückkunft in ſein Vaterland bekleidete er Pfarrſtellen an mehren Orten, am längſten zu Melſtadt, und wurde ſodann zum Coadjutor des Biſchofs von Holum, des durch ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe ausgezeichneten Gudbrand Torlakſen, eines Schülers Tycho Brahe's, ernannt. Nach dem Tode deſſelben bot man Jonae dieſe Würde an; er lehnte ſie aber mit der Bemerkung, daß er ohne Neid und ruhig den Studien zu leben wünſche, ab und begnügte ſich mit dem Amte eines Aufſehers über die Kirchen in der Umgebung von Holum. Er ſtarb im Jahre 1648, nachdem er ſich, wie man erzählt, noch in den letzten Jahren ſeines hohen Alters mit einem jungen Mädchen zum zweiten Male vermählt hatte. Seine Schriften beziehen ſich faſt ausſchließend auf Island und zeichnen ſich neben dem in allen vorwaltenden patriotiſchen Eifer durch Wahrheitsliebe, Unparteilichkeit und durch ebenſo ruhige als gründliche Widerlegung der über ſein Vaterland verbreiteten Fabeln und lächerlichen Anſichten aus. Die be-

deutendsten derselben sind: „Crymogaea sive rerum Islandicarum libri tres“ (Hamburg. 1609. 1610. 1614. 1618. 1620. 1630. 4. und öfter), worin er den Ursprung des isländischen Volkes darzuthun sucht, die Meinung, daß Island das alte Thule sei, bekämpft und die Behauptung aufstellt, daß Island erst seit ungefähr dem Jahre 874 bevölkert sei; Brevis commentarius de Islandia“ (Havniae, 1592. Fol. Ibid. 1593. 8.), „Specimen Islandiae historicum et magna ex parte chorographicum“ (Amsterd. 1643. 4.) und „Vita Gudbrandi Thorlacii“ (Havniae, 1630. 4.). Außer diesen sind noch zu nennen seine Streitschriften über die isländische Geschichte, nämlich: „Anatomia Blefkeniana“ (Hamburg. 1618. 4. gegen Ditm. Blefkens „Islandia,“ Lugd. 1607.), „Epistola pro patria defensoria“ (Havn. 1618.) und „*Ἀποτρίβη* Calumniae“ (Havn. 1622. 4.), ferner Abhandlungen über die Runen und die Mythologie der nordischen Völker in Olaus Worm's „Danica literatura antiquissima“ (N. E. Havn. 1651. F.), über Saxo Grammaticus (in der Ausgabe dieses Schriftstellers von Joh. Stephanius, Sorae, 1644. F.), eine Reihe merkwürdiger Briefe (in *Olai Wormii* et ad eum doct. viror. epist. Havn. 1751.), die „Idea veri magistratus“ (Havn. 1589.) und endlich eine noch nicht gedruckte lateinische Übersetzung einer mit dem 9. Jahrhundert anfangenden isländischen Chronik („Joms-Wickinge saga sive historia Jonisburgensium seu Juliniensium“), aus der Keralio (in den Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi, Tom. II. p. 164 sqq.) einen Auszug gegeben hat *).

(*Ph. H. Külb.*)

2) Petrus, gebürtig aus der nordschwedischen Provinz Helsingland, Bischof zu Strengnäs im mittleren Schweden zu Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Gebildet im In- und Auslande, ward er um 1568 Lesemeister, d. h. Professor der Theologie, zu Upsala. Bei dem Brande dieser Stadt 1572 verlor er seine ganze Habe. Als Gegner der Liturgie von König Johann III. ins Gefängniß geworfen, floh er nach Teutschland. Auch seine erste Gattin (Benedicta Håkansdotter), die die religiösen Grundsätze ihres Mannes theilte und für keinen Preis einen unevangelischen Glauben sich wollte aufdringen lassen, mußte vor dem Hasse des Königs flüchtig werden, segnete ihre Kinder, ließ sie in der Nähe von Upsala zurück, flüchtete von einer Stelle zur andern, bis sie ein Schiff erreichte, welches sie nach Lübeck führte. Diese entschlossene Frau hat selbst ihre traurigen Schicksale rührend beschrieben. Nach einigen Jahren kehrten Gatte und Gattin, unter dem Schutze des Herzogs Karl, ins Vaterland zurück. Der Herzog gab dem Petrus Jonae das erledigte Pastorat Nyköping und ernannte ihn dann zum Bischof von Strengnäs, in welches Amt er aber erst mehre Jahre hernach, 1593, eingeführt wurde. Inzwischen hatte Petrus Jonae eine Schrift wider die Annahme der (1576 durch König Johann III. gegebenen, papistischen) Liturgie (Liturgia Suecanae Ecclesiae catholicae et orthodoxae conformis. Stockholmiae excudebat Torbernus Tidemanni; anno 1576. Fol., außer der Vorrede 76 Blätter) verfaßt, die die meisten Geistlichen des Stifts unterschrieben. Johann erklärte die Gegner für Aufrührer. Doch unter dem Schutze Herzogs Karl (des Bruders Johann's) versammelten sie sich 1588 zu Örebro, von wo sie eine noch strengere Gegenschrift erließen, welche zugleich eine liebreiche Ermahnung an alle Geistliche war, das Evangelium nicht zu verlassen. Als Herzog Karl den Thron bestiegen hatte, beauftragte er den Bischof Petrus Jonae, eine beabsichtigte neue schwedische Bibelübersetzung nach der letzten Ausgabe der Lutherischen zu bereiten; daraus entstanden seine Observationes Strengnenses (um 1602), die aber späterhin verworfen wurden, und bei der erst 1618 zu Stande gekommenen zweiten vollständigen schwedischen Bibelausgabe, der Gustav-Adolf's-Bibel [1]), unbenutzt blieben. Der standhafte Bischof entschlief nach erbaulicher Todesvorbereitung (über welche ein Bericht gedruckt worden) im Jahre 1607 und ward im Dome zu Strengnäs bestattet [2]).

(*v. Schubert.*)

3) Runolph Jonae oder Jonas, isländisch Jonsson, dänisch Johnsen, ein gelehrter Isländer, bekleidete die Rectorstelle zu Holum und starb im Jahre 1654 in Christianstadt in Schoonen an der Pest. Er war der erste, welcher sich an den Versuch einer isländischen Grammatik wagte, und ließ eine solche zu Kopenhagen 1651 in 4. erscheinen unter dem Titel: Recentissima antiquissimae linguae Septentrionalis incunabula, id est, Grammaticae islandicae rudimenta. So unvollkommen diese Arbeit auch war, so bleibt sie doch für die damaligen Zeiten verdienstlich und fand Anerkennung. Deshalb gab sie Hickes in seinen: Institutiones grammaticae anglosaxonicae et moesogothicae, nebst einem isländischen Wörterbuche (Oxoniae, 1689. 4.) von Neuem heraus, und nahm sie auch in seinem Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus linguarum veterum septentrionalium T. II. auf, sodaß sie also drei Mal gedruckt ist.

(*Ferdinand Wachter.*)

4) Sueno, geb. 1590 in Westgothland, studirte zu Upsala, erhielt daselbst 1621 die Professur der morgenländischen Sprachen, bekleidete seit 1635 daneben ein Pastorat und starb 1642. Seine schriftstellerischen Arbeiten bestehen nach der damaligen Sitte der schwedischen Gelehrten vorzüglich meist in Gelegenheitsschriften, darunter sein elementale theologicum. (Ups. 1625. 4.) Da diese Art Schriften nach und nach als Dissertationen herauskamen, so sind die Institutiones Hebraicae (das. 1637 fg. 4.), der Investigator antiquitatum, worin die schwedische und morgenländischen Sprachen mit einander verglichen werden, und der Colonus septentrionalis u. s. w. un-

*) Vgl. *Gerh. Treschow*, Danske Jubel-Laerere etc. (Kiobenhav. 1753. 4.) p. 169. — *P. Bayle*, Dictionnaire, s. v. *Jonas* (Arngrimus) und die Biographie universelle. Tom. XXI. p. 611.

1) v. Schubert, Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen. 1. Bd. (Greifswald 1821.) S. 34. 35. 2) Zum Theil nach *Georg. Gezelii* biogr. Lex.

vollendet geblieben. Den kleinern Katechismus gab er ſyriſch und lateiniſch heraus (daſ. 1627. 4.); das ſyriſche Alphabet iſt angefügt *). (*A. G. Hoffmann.*)

JONAKUR heißt in der nordiſchen Mythologie ein mächtiger König, deſſen Thaten aber und Schickſale unbekannt ſind. Berühmt iſt er dadurch, daß bei ihm, als drittem Gemahle von Gudrun [1]), deren mit Sigurd erzeugte Tochter Swanhilldur aufgezogen wurde. Jormunrekr ſandte ſeinen Sohn Randwer und den Rathgeber Bikki, damit ſie um das Mädchen würben, und Jonakur übergibt ſie ihren Händen. Dieſer iſt ferner bemerkenswerth als Vater von Hamdir und Sörli, welche er mit Gudrun zeugte [2]). Thiodolf von Hwin, Skalde Harald's des Haarſchönen [3]), umſchreibt Steine durch Harm der Söhne Jonakur's, was für das hohe Alter der Sage ſpricht. Weder die Lieder-Edda, noch die jüngere Edda, noch die Wolſunga-Saga geben an, wo man ſich Jonakur's Reich dachte. Doch muß es an der Seeküſte, und nicht gar zu weit von Atli's Reich gelegen haben, denn die beiden letztgenannten Werke und die Einleitung zu den Gudrunar-Hvant erzählen, daß Gudrun, nachdem ſie Atli'n ermordet, hinaus an die See gegangen ſei und ſich habe ertränken wollen, aber nicht habe ſinken können, ſondern über den Meerbuſen getrieben, und zu Jonakur's Land und Feſtung gekommen ſei [4]). Suhm, welcher aus den Perſonen der Heldenſage geſchichtliche zu machen ſucht, ſtellt Jonakur als König in Kurland an der Düna auf. Finn Magnuſen hält für wahrſcheinlich, daß es ein ſlawiſcher König geweſen [5]); Trautvetter [6]), bei welchem der Name in Jaunacker verderbt iſt, erklärt dieſen durch „Junger Acker," und deutet dies durch: der Regen auf dem Acker. (*Ferdinand Wachter.*)

JONAS. I. Bibliſche Perſon, (chriſtliche) Geiſtliche, Gelehrte und Mönche.

1) Jonas, der Sohn des Amitthai aus Gath-Chefer im Stamme Sebulon, ein hebräiſcher Prophet, welcher um 820 vor Chr. dem Könige von Iſrael, Jerobeam II., Siege und Eroberungen verhieß [1]). Daß dieſe Weiſſagung nicht blos mündlich abgegeben wurde, wie es damals noch die allgemeinere Sitte der Propheten geweſen zu ſein ſcheint, ſondern ſchriftlich aufgezeichnet war, iſt an ſich möglich; ob ſie aber in dieſem Falle als verloren zu betrachten oder durch einen günſtigen Zufall erhalten ſei durch die Benutzung derſelben durch einen ſpäteren Propheten [2]), müſſen wir, als eine zu ſehr ſpecielle Frage der höhern Kritik, an dieſem Orte dahingeſtellt ſein laſſen. Doch iſt jedenfalls die letztere Vermuthung eines ſcharfſinnigen Gelehrten [3]) aller Beachtung werth und hat Vieles für ſich.

Bekannter iſt der Name des Jonas durch ein in der altteſtamentlichen Sammlung der zwölf kleinen Propheten befindliches Buch, welches, den andern eilf nach Inhalt und Form unähnlich, angeblich die Schickſale jenes hebräiſchen Sehers erzählt und welches bis auf den heutigen Tag die verſchiedenſten Erklärungen erfahren hat. „Der Prophet Jona," wird darin berichtet, „hatte von Jehova den Auftrag erhalten, nach Ninive zu gehen und wider die Stadt zu predigen. Er floh aber und ſchiffte ſich nach Tarſis ein, hinweg vom Angeſichte Jehova's. Es entſtand ein Sturm, der dem Schiffe den Untergang drohte, und nachdem alle Vorkehrungen und Gebete ſich als fruchtlos erwieſen hatten, warfen die Schiffleute das Loos, um zu erfahren, um weſſen willen der Zorn der Gottheit ihr Fahrzeug getroffen; das Loos traf Jona, welcher auf ſeinen eignen Rath hin über Bord geworfen wurde, worauf der Sturm ſich legte. Der Prophet aber ward von einem großen Fiſche verſchlungen, in deſſen Leibe er einen Pſalm ſang und welcher nach drei Tagen ihn ans Land ſpie. Jetzt folgt Jona dem Rufe Jehova's, geht nach Ninive, verkündigt das nahe Ende der Stadt, und die Einwohner, den König an der Spitze, erſchüttert von der Drohung, bekehren ſich und flehen in Sack und Aſche um Gnade. Jehova verzeiht. Jona aber, unzufrieden mit dieſem Ausgange, hadert mit ihm, ſodaß ihm Gott zur Rechtfertigung ſeiner Langmuth zuletzt noch eine Lehre gibt, indem er einen über Nacht gewachſenen Wunderbaum, unter deſſen Schatten Jona ſich gelagert hatte, um zu ſehen, was mit der Stadt geſchehen würde, verdorren läßt und ſo den troſtloſen Propheten der ganzen Glut der Sonne ausſetzt, ihm alſo die Weiſung gebend, daß an der Erhaltung von Tauſenden von Menſchen mehr gelegen ſei, als an der eines Baumes."

Soweit die kurze Schrift ſelbſt. Da nun an derſelben alle möglichen hermeneutiſchen Grundſätze und Syſteme in neuerer Zeit in Anwendung gebracht worden ſind, ſo iſt es nicht unintereſſant, eine kurze Überſicht dieſer verſchiedenen Auffaſſungsweiſen zu gewinnen, um zugleich den Geiſt der Zeit und die Schickſale des Buches ſelbſt kennen zu lernen. Die Anſicht, daß die Schrift eine buchſtäblich wahre Geſchichte enthalte und an den Wun-

*) Vgl. Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. col. 1957 nach *Witte*, Diarium biographicum und Adelung, Fortſ. u. Ergänz. zu Jöcher. 2. Bd. col. 2314. 2315.

1) Sigurdar Quida en thridia Str. 58 in der großen Ausg. der Edda Saemundar. S. 239. Volsunga-Saga. Cap. 31 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 202. Gudrunar-Hvant. Str. 13 a. a. O. S. 531. 2) Nach der Einleitung zu den Gudrunar-Hvant. S. 820, der jüngern Edda, im Theile der Skalda Dámiſaga S. 74 (bei Raſk S. 142) und nach der Wolſunga-Saga. Cap. 39. S. 224, hatten Jonakur und Gudrun außer Hamdir und Sörli auch noch einen dritten Sohn, nämlich Erpr; dieſer war jedoch nach den Hamdis-Mál. Str. 14. S. 498, von einer andern Mutter. 3) Ynglinga-Tal in der Ynglinga-Saga. Cap. 39. in Snorri Sturluſon's Weltkreis (Heimskringla) überſ. von Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 98. 4) Echtheit und Alter der Sage von Jonakur und ſeinen Söhnen beweiſt auch Bragi der Alte in ſeiner Drápa auf Ragnar Lodbrok (ſ. die Strophen bei Snorri Sturluſon in den Skaldskaparmál bei Raſk, Snorra-Edda. S. 145). 5) Ind. nominum propriorum zum 2. Th. der großen Ausg. der Edda-Saemundar. S. 883. 6) Der Schlüſſel zur Edda S. 149. über Trautvetter's Deutungsart der Heldenſage vgl. 2. Sect. 5. Th. S. 70.

1) 2 Kön. 14, 25. 2) Jeſaj. 15. 16. 3) Ferd. Hitzig, Des Propheten Jonas Orakel über Moab kritiſch vindicirt u. ſ. w. (Heidelb. 1831. 4.) Vgl. Deſſen Commentar zum Jeſaia. 1833. S. 178 fg.

dern nichts abzumarken sei, ist bei den jüdischen und christlichen Auslegern und Theologen sowol der älteren Zeit als auch noch der neuern bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die herrschende. Sie findet sich schon in der Bibel [4]) und hatte durch die Beziehung, welche ihr die apostolische Exegese auf die Auferstehung Jesu gab, für die Dogmatik selbst eine zu hohe Wichtigkeit erlangt, als daß sie hätte können aufgegeben werden, ohne dem Systeme selbst zu nahe zu treten. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch noch seit dem Beginne der in der Theologie erfolgten Revolution Viele derselben zugethan blieben [5]). Indessen konnte es nicht fehlen, daß bei dem erwachten Geiste der Kritik an der Erzählung vielfacher Anstoß genommen wurde. Ein Prophet, der sich einbildet, er könne dem Gott, „der Erde und Meer geschaffen" (1, 9), entfliehen, wenn er sich nach Spanien einschiffte, der den Augenblick des Sturmes wählt, um zu schlafen, der unversehrt im Magen eines Fisches anlangt, dort drei Tage bleibt, ohne zu ersticken, daselbst einen Psalm singt und zwar dankend für seine Rettung; der ferner das Unerhörte erlebt, daß eine heidnische Residenzstadt fremder Zunge sich mit so inniger Zerknirschung bekehrt, daß die Thiere selbst Sacktuch tragen müssen, ehe er recht angekommen ist, und der darüber noch erst unmuthig ist, dem über Nacht ein Baum aus der Wurzel über den Kopf wächst, u. dgl. m.; alles dieses hinzunehmen, war eine allzu starke Zumuthung für den ohnehin nicht mehr festen Glauben des vorigen Jahrhunderts. Man war daher bemüht, das abenteuerlich Wunderbare so oder anders zu beseitigen, und begnügte sich mit dem schalen historischen Schema, welches darnach etwa noch bleiben mochte. Ziemlich geistreich noch hatte schon früher ein durch seine Sonderbarkeiten berüchtigter Theolog [6]) in dieser Erzählung einen allegorischen Bericht über die politischen Begebenheiten unter den Königen Manasse und Josia entdecken wollen. Später aber fielen die Versuche, Geschichte und Wunder zu trennen, ins Triviale und widerlegen sich durch ihre eigene Geschmacklosigkeit. So schrieb man die Vorgänge auf dem Schiffe und im Fische auf Rechnung eines Traumes [7]), oder man ließ den Jonas auf den Leichnam eines Fisches sich retten [8]), oder der „Fisch" wurde ein vorüberseglendes Schiff dieses Namens [9]), oder Sturm und Schiff verflüchtigten sich zu Bildern für die marternde Unentschlüssigkeit des Propheten auf der Reise nach Ninive [10]). Viel mehr beachtenswerth sind diejenigen Auffassungen des Buches, welche darin einfach irgend ein historisches Factum als Grundlage anerkennen und dieses entweder durch den Verfasser zu einer Art von Roman umarbeiten lassen [11]), oder aber dasselbe durch die frei fortbildende Sage mythisch gestalten und so endlich niederschreiben [12]), oder endlich, beides vereinigend, den bereits von der Tradition gebildeten Mythus von einem späteren Verfasser zu irgend einem didaktischen Zwecke weiter modeln [13]). Gewöhnlich nahm man dabei an, das eigentliche Factum sei eine politische Gesandtschaft des Propheten Jonas an den assyrischen Hof gewesen, welcher er sich aus Furcht durch die Flucht entzogen habe, nachher aber habe sich eine prophetische Wirksamkeit daran geknüpft. Schon die große Verschiedenheit der Geschichte, wie sie von den einzelnen Erklärern angeblich wiederhergestellt worden ist, deckt die Willkür auf, mit der man dabei verfuhr; ebenso auffallend ist die Art, wie man die Mythenbildung dabei hin und wieder geschehen läßt. Einen Schritt weiter gingen Andere, welche unter der Hülle dieser hebräischen Erzählung einen ausländischen (phönicisch-griechischen) Mythus wiederzufinden glaubten; und zwar einerseits den von der Andromeda, die eben bei Joppe an den Felsen gefesselt, einem Seeungeheuer preisgegeben war, andererseits den von der Hesione, welche von gleicher Gefahr bei Troja von Herkules befreit wurde, der dem Thiere in den Rachen sprang und drei Tage in demselben verweilte [14]). Allein so gefällig auch dem ersten Blicke Vergleichungen zwischen abend- und morgenländischen Mythen erscheinen, so ist doch eigentlich nirgends eine unbestreitbare Verwandtschaft zwischen einem griechischen und hebräischen nachzuweisen, und in diesem vor uns liegenden Falle bliebe doch in der That von dem ursprünglichen

4) 3 Macc. 6, 8. Tob. 14, 4. Matth. 12, 40. 5) J. Casp. Lavater, Predigten über das Buch Jonas. 1773. *J. Theoph. Lessingii* obss. in vaticinia Nahumi et Jonae. 1780. *Thph. Cael. Piper*, Diss. critico-biblica historiam Jonae a recentiorum conatibus vindicatam sistens. 1786. J. J. Heß, Gesch. der Könige Juda und Israels. 1787. I, 320. J. Balth. Lüderwald, über Allegorie und Mythologie in der Bibel. 1787. J. Chr. Baupel, Die zwölf kleinen Propheten. 1793. *J. H. Verschuir*, De argumento libelli Jonae in ej. Opusc. 1811. p. 36. J. Chr. F. Steudel in Bengel's Archiv f. d. Theol. (1816.) II, 400. G. Conr. Reindl, Die Sendung des Propheten Jonas. 1826. Ein Ungenannter in der Evang. K.-Zeit. 1834. Nr. 27 fg. 6) *Herm. von der Hardt*, Aenigmata prisci orbis. Jonas in luce in historia Manassis et Josiae cett. 1723. Fol. Die bekannte Anekdote, daß er den Fisch als ein Wirthshaus dieses Schildes genommen, beruht auf einer Verwechselung mit einem Spätern. 7) H. Ad. Grimm, Der Prophet Jonas aufs Neue übersetzt und mit erklärenden Anmerkk. 1789. Ähnlich Sonnenmayer in Augusti's theolog. Monatsschrift. 1802. 4. St.

8) Conr. Glob. Anton in Paulus' neuem Repertorium. III, 36 fg. (1791.) *H. Chph. Griesdorf*, De verisimillima librum Jonae interpretandi ratione. P. I. II. 1794. J. Chr. Baupel, Die Propheten. 1795. 9) Gottfr. Leß, Vermischte Schriften. I, 157. 10) Palmer in Scherer's Archiv zur Vervollkommnung des Bibelstudiums. I, 1. 11) Ammon, Entwurf einer Christologie des A. T. 1794. S. 129. Thaddäus von St. Adam (Dereser), Sendungsgeschichte des Proph. Jonas. 1786. 12) Eichhorn, Einl. ins A. T. 5. Aufl. IV, 329. J. Dav. Goldhorn, Exkurse zum Buch Jonas. 1803. G. Lor. Bauer, Einl. ins A. T. 1806. 13) G. Lor. Bauer, Hebr. Mythologie des A. u. N. T. 1802. I, 29. II, 213. *J. H. Pareau*, Institutio interpretis. V. T. 1822. p. 534. P. Friedrichsen, Kritischer Überblick der merkw. Ansichten vom Buche Jona. 1817. 2. Aufl. 1841. De Wette, Einl. ins A. T. und viele andere. J. C. C. Nachtigal in Eichhorn's Bibliothek IX, 221 hält den Psalm für die historische Grundlage, die Sendung nach Ninive für den Apolog und die Fischgeschichte für eine falsche Erklärung des Psalms, und nimmt somit drei Theile und Verfasser an. 14) *Rosenmüller*, Scholia in V. T. VII, 2. p. 341. Gesenius in der A.-L.-Z. 1813. Nr. 23. Krahmer, Hist.-krit. Untersuchung über das Buch Jona. 1839. Vgl. *Ch. J. Forbiger*, De Lycophronis Cassandra cum epimetro de Jona. 1827.

Mythus nichts übrig als der Fisch; alles übrige ist total verschieden und der Aufenthalt des Herkules im Rachen des Fisches wird obendrein nur von ganz späten Schriftstellern erzählt, die möglicherweise aus dem Buche Jona den griechischen Mythus vervollständigten, nach der bekannten Manier älterer Christen, das Heidenthum als eine verunstaltete Offenbarung zu betrachten und seine Sagen auf biblische Elemente zurückzuführen [15]). Verwandt damit ist die neueste Erklärung, nach welcher Jona in Verbindung gebracht wird mit dem fischgestalteten Ungethüme Dannes, welches, aus dem Meere aufsteigend, die Babylonier in Kunst, Wissenschaft, Sitte und bürgerlicher Ordnung unterwies [16]). Allein hier sind Prophet und Fisch zweierlei, Babylon ist nicht Ninive, die Namen sind kaum entfernt ähnlich, und, was das Wichtigste ist, der Fisch ist hier durchaus Nebensache, in der babylonischen Mythe eben allein Alles. — Überhaupt ist aber gegen alle historisirende Erklärung zu erinnern, daß das Factum, welches man durch die mythische Hülle wiedererkennen will, überall auf ein Nichts, auf ein gehaltloses Gerippe zusammenschmilzt, wo man sich vergeblich nach Personen, Zeiten, Orten, Umständen, Ursachen und Zusammenhang erkundigt. Das Ganze ist so durchaus ein Gewebe von Wundern, eine Reihe unmittelbarer Einwirkungen der Gottheit zu jedem noch so geringfügigen Zwecke, daß man sich entschließen muß, entweder an dem Buchstaben des Wunders festzuhalten oder alle Geschichte aufzugeben. Selbst das Eintreffen des an sich Zufälligen und möglicherweise Natürlichen erscheint in seiner Häufigkeit und in seinem überraschenden Geschehen zu rechter Zeit als wunderbar und absichtlich. Und wenn wir mit den historisirenden Erklärern dies Alles bei Seite geschoben haben, könnten wir uns nur aus Vorurtheil überreden, daß noch ein geschichtlicher Grund vorhanden sei: die Flucht des Jonas hat 1, 3 gar kein Motiv (und 4, 2 ein höchst wunderliches); der Zweck der Reise nach Ninive ist eng mit dem übernatürlichen Costüme verknüpft und fällt mit diesem weg; der Charakter des althebräischen Prophetismus ist ganz miskannt und entstellt; der Psalm ist im höchsten Grade unpassend für die Situation; alle Umstände der Erzählung sind berechnet für den doppelten Zweck, den Widerwillen des Jona gegen die Predigt in Ninive schneidend hervortreten und diesen Widerwillen an dem Willen Gottes brechen zu lassen; angelangt am Orte seiner Bestimmung, ist wiederum die Geschichte der Stadt nicht die Hauptsache, denn es wird weder ihr früheres Leben noch ihr nachheriges geschildert, sondern alles läuft auf eine Belehrung über das Verfahren Gottes gegen Sünder, auch wenn sie Fremde wären, hinaus, und das Buch endigt nicht mit einem historischen Schlusse, sondern mit einer moralischen Sentenz. Alles dieses zusammengenommen hat auch viele Erklärer bewogen, von dem geschichtlichen Grunde ganz abzusehen und den Inhalt für bloße Dichtung zu nehmen, entweder nämlich für ein prophetisches Traumgesicht, worin zugleich den Zeitgenossen eine Predigt über ihre Hartherzigkeit, der Gelehrigkeit der Heiden gegenüber, gehalten und eine Weissagung der Auferstehung des Messias gegeben wäre [17]), oder für eine symbolische Parabel, worin der Prophet selbst als Symbol des Volkes in Bildern zeigte, wie Ungehorsam gegen Gott Elend, Besserung aber Gnade erwerbe [18]); gewöhnlich indessen für eine zu moralischen Zwecken von einem Späteren gedichtete Erzählung (Fabel), wobei man dann in Bestimmung des Zweckes aus einander ging. Entweder wurde dieser in eine Belehrung über die Würde des Prophetenamtes gesetzt [19]), oder in eine Warnung vor möglichen Fehlern in Verwaltung desselben [20]), oder in die Empfehlung des Vertrauens auf die Langmuth und Güte Gottes [21]), oder in die Versinnlichung der Wahrheit, daß Gottes Wege andere seien, als die der Menschen [22]), oder in eine Apologie Gottes bei dem Nichteintreffen drohender Weissagungen [23]), oder in die Bekämpfung des jüdischen Partikularismus [24]) u. s. w. Die Schwierigkeit, das Wahre zu finden, darf zum Theil auf Rechnung der Ungeschicklichkeit des Verfassers gesetzt werden, es hervortreten zu lassen; die Schlußworte führen auf einen allgemeinen religiösen Satz, die Langmuth Gottes überhaupt und seine Bereitwilligkeit zu verzeihen, wo wahre Buße eintritt; die Wahl der Einkleidung, wenn sie absichtlich ist, fügt dazu, daß diese göttliche Eigenschaft unabhängig ist von nationellen Verhältnissen und nur auf die Gesinnung Rücksicht nimmt; und wirklich hat Jesus den Sinn der Geschichte in dieser doppelten Beziehung gefunden [25]), was für uns, auch ohne dogmatisches Vorurtheil, ein großes Gewicht in die Wagschale legt. Um dieses Zweckes willen verzeihen wir gern dem Verfasser die Abenteuerlichkeit seiner Dichtung, welche übrigens nach dem Geschmacke seines Vaterlandes beurtheilt werden muß. Die Zeit der Abfassung ist eine sehr späte; Ninive ist nicht mehr (3, 3), der Haß gegen sie ist längst in anderer Noth vergessen. Die Sprache führt auf eine junge Periode der hebräischen Literatur; die Manier, durch historisirende Dichtung zu belehren, auf das Zeitalter, wo auch Esther, Judith, Tobia entstanden.

15) *Tzetzes* ad *Lycophr.* Cassandr. v. 33. *Cyrill. Alex.* in Jon. II. p. 376. 16) Ferd. Chr. Baur, Der Prophet Jonas, ein assyrisch-babylonisches Symbol in Illgen's Zeitschrift für die hist. Theologie. VII, 1. S. 99. Vgl. Berosus bei *Euseb.* Chron. I, 20 sq.

17) J. C. Blasche, Systematischer Commentar über den Brief an die Hebräer. 1782. II, 756. 18) C. F. Stäudlin, Neue Beiträge zur Erklärung der hebr. Propheten. 1791. S. 224. 19) W. Fr. Hezel, Die Bibel A. u. N. T. mit vollständig erklärenden Anmerkungen. 2. Aufl. VII, 153. (1793.) 20) J. Gottfr. Herder's Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 1786. 2. Aufl. S. 136. 21) H. E. G. Paulus, Zweck der Parabel Jonah in den Memorabilien. (1794.) VI, 35. J. G. A. Möller, Jona, eine moralische Dichtung, ebendas. S. 157. Rosenmüller in den Scholien a. a. O. Glob. W. Meyer, Versuch einer Hermeneutik des A. T. 1800. II, 577. 22) A. H. Niemeyer, Charakteristik der Bibel. V, 261. 23) Ferd. Hitzig, Die kleinen Propheten. 1838. S. 362. 24) *J. Sal. Semler*, Apparatus ad liberalem V. T. interpretationem. 1773. p. 269. J. D. Michaelis, Teutsche Übers. des A. T. XI. (1782.) S. 106. De Wette, Einleitung ins A. T. Winer, Realwörterbuch u. d. W. *Pareau* a. a. O. und Andere. 25) Luc. 11, 29 fg.

Die reineren Begriffe von dem Verhältnisse Gottes zu auswärtigen Völkern weisen ebenfalls auf eine gereiftere Zeit und zugleich über die Grenzen von Palästina hinaus. Die Rolle, welche der Wunderbaum spielt, dessen Name קיקיון an das Ägyptische Kiki (ricinus communis *L.*) erinnert, alles vereinigt sich, um das Buch ins 3. Jahrhundert, frühestens in das Ende des vierten vor Christo hinabzurücken und ihm Ägypten, das Vaterland der Mährchen, zur Wiege anzuweisen. Der Psalm im zweiten Capitel ist übrigens weder vom Verfasser aus älteren zusammengestoppelt, noch von fremder Hand in das fertige Buch eingeschoben, sondern ein älteres Gedicht, welches der Verfasser wegen einer ganz entfernten Ähnlichkeit in der Situation brauchbar fand und nach Art der Historiker und Mährchendichter des Orients in seine Erzählung verwebte [26]). (*Eduard Reuss.*)

2) Ein französischer Abt und einer der berühmtesten Schriftsteller des 7. Jahrhunderts, wurde zu Ende des 6. Jahrhunderts zu Susa [1]) im Piemontesischen geboren und ging, nachdem er die nöthige Schulbildung genossen hatte, in das Kloster Bobbio (618), wo er so treffliche Anlagen entwickelte, daß ihn die Äbte Attala und Bertulf allen übrigen vorzogen, um die Stelle ihres Secretairs zu bekleiden [2]). Er ging mit dem letztern in Geschäftssachen nach Rom (628) und machte noch mehre andere Reisen, und sogar, wie man glaubt, nach Irland, um sich näher über die Herkunft und die Thaten des heiligen Columban, dessen Leben er später schrieb, zu unterrichten. Später zog ihn der Ruf des heiligen Amandus, Bischofs von Mastricht, nach dem Kloster Elnon (Saint-Amand) in Belgien [3]), wo er sich bis zum Jahre 643 mehrmals längere Zeit aufhielt. Nach dieser Zeit lebte er im Kloster Evoriac bei Meaux [4]), und im Jahre 659 finden wir ihn im Kloster Reomé (Montier Saint-Jean) in der Diöcese Langres. Wahrscheinlich lebte er, nachdem er das Kloster Bobbio verlassen, gewöhnlich in Frankreich und schrieb auch daselbst seine Legenden [5]). Jonas war Abt, denn er legt sich selbst diesen Titel bei [6]), von welchem Kloster aber, ist ungewiß, obschon die Wahrscheinlichkeit am meisten für Elnon spricht, denn hier kommt in der Mitte des 7. Jahrhunderts ein Abt Jonas oder Jonatus vor. Abt von Bobbio oder Luxeu, wie manche glaubten, kann er nicht gewesen sein, denn die Äbte dieser Klöster während der Lebenszeit des Jonas führen andere Namen. In welchem Ansehen er in Frankreich stand, erweist sich schon daraus, daß er im Jahre 659 von dem jungen Könige Chlotar und dessen Mutter Bathildis, der Regentin, in Staatsangelegenheiten, die uns aber nicht näher angegeben sind, nach Chalons-sur-Saône geschickt wurde [7]). Sein Todesjahr ist unbekannt, doch scheint er im Jahre 665 noch gelebt zu haben. Er wird von seinen Zeitgenossen als ein sehr gewandter, gelehrter und frommer Mann geschildert; auch soll er mit den alten Schriftstellern vertraut gewesen sein, was man freilich, nach seinem schwülstigen, gezwungenen, breiten und dunkeln Style zu urtheilen, kaum vermuthen sollte. Seine Legenden, die nach seiner eigenen Angabe ein Werk in zwei Büchern bilden und die Biographien der Äbte Columbanus, Attala, Bertulf von Bobbio, Eustasius von Luxeu und der Äbtissin Burgundofara von Evoriac umfassen, sind, obschon sie öfter gegen die Chronologie und Topographie verstoßen, für die Geschichte jener an andern Quellen so armen Zeit wichtig, weil der Verfasser meist als Augenzeuge erzählt. Das Werk des Jonas ist noch nicht im Zusammenhange herausgegeben, sondern die Biographien sind einzeln in den Legendensammlungen, am besten in der Mabillon's gedruckt [8]). Außer diesem Werke arbeitete Jonas die von einem Unbekannten verfaßte Biographie des heiligen Johannes von Reomé um und vermehrte sie mit einem Verzeichnisse der Wunder des Heiligen [9]). Diese Umarbeitung wurde im Jahre 659 vorgenommen; der Styl ist beiweitem besser, als in den übrigen Legenden des Abtes Jonas, der sich fortwährend mehr ausgebildet zu haben scheint [10]).

3) Ein Mönch des Klosters Fontenelle in der Diöcese Rheims, lebte in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts und zeichnete sich in dieser an Geist und Wissenschaft äußerst armen Zeit durch seine Kenntnisse und seine Frömmigkeit vortheilhaft aus. Er hatte in dem Kloster den heiligen Vulfran, Erzbischof von Sens, der sich nach der Heimkehr von seiner Missionsreise nach Friesland hierher zurückzog und daselbst im Jahre 720 starb, kennen gelernt und schrieb dessen Lebensgeschichte. Diese hat sich zwar bis auf unsere Zeit erhalten, ist aber durch einen späteren Überarbeiter (vielleicht von Hardoin, einem Mönche desselben Klosters) so sehr mit Albernheiten und Unrichtigkeiten jeder Art verbrämt, daß man den ursprünglichen Zustand nicht mehr zu erkennen vermag; der Styl ist

---

26) Ein ganz identischer Fall ist 1 Sam. 2 und in gewissem Sinne die meisten in den Pentateuch verwebten Gedichte.

1) Nach seiner eigenen Angabe in der Vita S. Attalae. §. 6, wo er erzählt, daß er seine Mutter besuchte. („Erat enim locus Sigusia, urbs nobilis, quondam Taurinatum colonia, ubi ut pervenimus, gratuite a genetrice post tantorum intervalla annorum, suscepti sumus.") Die Meinung mehrer Literarhistoriker, daß Jonas ein Schotte oder Irländer gewesen sei, ist also völlig unbegründet. 2) Jonae Vita S. Attalae. §. 3. *Ejusd.* vit. S. Bertulfi. §. 6. 3) *Ejusd.* vit. S. Columbani. §. 2. 4) *Ejusd.* vit. S. Burgundofarae. §. 5. 5) *Mabillon*, Annal. Ord. S. Benedict. l. XIV. §. 66. cf. l. XI. §. 17. 6) Vit. S. Johannis Abb. Reomaensis, praenot. (Act. SS. Antv. Jan. Tom. II. p. 856).

7) *Mabillon* l. c. l. XIV. §. 66. 8) Vita S. Columbani, bei *Surius*, 21. Nov. bei *Barrali*, Chronologia SS. insulae Lerinensis. (Lugd. 1613. 4.) Tom. II. p. 83—110.; bei *Mabillon*, Act. SS. Ord. S. Benedicti. Tom. II. p. 5—29. — Vita S. Attalae, bei *Surius* und in d. Act. SS. Antverp. unter dem 10. März; bei *Barrali* l. c. Tom. I. p. 97—101.; bei *Mabillon* l. c. p. 123—129. — Vita S. Bertulfi, bei *Surius* und in den Act. SS. Antverp. unter dem 19. Aug.; bei *Mabillon* l. c. p. 160—167. — Vita S. Eustasii, bei *Surius* und in den Act. SS. Antverp. unter dem 29. März; bei *Mabillon* l. c. p. 116—123. — Vita S. Burgundofarae, bei *Surius* unter dem 3. April; bei *Mabillon* l. c. p. 438—449. Man findet alle fünf Legenden auch in Beda's Kirchengeschichte aufgenommen. 9) Vita S. Joannis Reomaensis a Jona Abbate recognita et interpolata, einzige vollständige Ausgabe in den Act. SS. Antverp. unter dem 28. Januar. 10) Vgl. Histoire litéraire de la France. Tom. III. (Paris 1735. 4.) p. 603—608.

übrigens für jene barbarische Zeit gut. Sie wurde von Surius (unter dem 20. März) und von Mabillon (Act. SS. ord S. Benedicti, Sacc. III. P. I. p. 355—382) mit berichtigenden Anmerkungen herausgegeben. Nach Mabillon [11]) könnte Jonas auch der Verfasser der Biographie des heiligen Condedus [12]), eines Mönchs des Klosters Fontenelle, der um das Jahr 685 starb, sein; die Fortsetzer des Bollandus [13]) bestreiten dies aber und schreiben sie dem Aigradus, einem Mönche desselben Klosters aus derselben Zeit, zu. Für keine der beiden Meinungen läßt sich ein haltbarer Grund auffinden. Das Todesjahr des Mönches Jonas ist unbekannt [14]).

4) Jonas Hibernicus, s. Jonas, französischer Abt.

5) Erzbischof von Orleans, ein durch seinen Antheil an der Schlichtung kirchlicher Angelegenheiten und durch seine Schriften im 9. Jahrhundert berühmter Prälat. Er scheint vorher Mönch gewesen zu sein und wurde im Jahre 821 seines religiösen Eifers und seiner Kenntnisse wegen zum Bischofe von Orleans ernannt. Um diese Zeit erregte der Streit über die Verehrung der Bilder in der Kirche große Unruhen und das Concilium zu Paris (825) wurde deshalb zusammenberufen. Jonas wohnte diesem bei und wurde auch in derselben Angelegenheit von Ludwig dem Frommen nach Rom zum Papste Eugen II. geschickt. Auf den meisten andern Concilien dieser Zeit fehlte Jonas ebenfalls nicht. Er starb im Jahre 843. Auf Ludwig's des Frommen Befehl schrieb Jonas ein Werk in drei Büchern zur Vertheidigung der Bilderverehrung gegen den Bischof Claudius von Turin, der die Verehrung der Bilder als Abgötterei darstellte. Die Schrift über die Anbetung des heiligen Kreuzes, welche Jonas an diesen Bischof richtete [15]), ist wol von dem erwähnten Werke nicht verschieden. Bis jetzt wurde es unter keinem der beiden Titel gedruckt und es scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Das bedeutendste Werk, welches von ihm bekannt geworden ist, führt den Titel: „De institutione laicali libri III“ (herausgegeben von L. d'Achery in seinem Spicilegium, Tom. I. p. 1—203. N. E. Tom. I. p. 257—323) und ist ein für jene Zeit sehr gelungener Abriß der Moral, welchen der gelehrte Benedictiner A. J. Mege noch im 17. Jahrhundert seinem Zwecke so entsprechend fand, daß er ihn unter dem Titel: „La Morale chrétienne, fondée sur l'Ecriture et expliquée par les SS. Pères (Paris. 1661. 12. N. E. Ib. 1664. 12.) ins Französische übersetzte. Weniger befriedigend ist des Bischofs Jonas im J. 828 verfaßte kleinere Schrift „De institutione regia“ (ebenfalls von d'Achery in seinem Spicilegium, Tom. V. p. 57—104. N. E. Tom. I. p. 323—335 zuerst herausgegeben). Man schreibt Jonas auch die „Vita S. Huberti, Episcopi Leodiensis“ zu [16]), ohne dafür einen andern Beweis anführen zu können, als die Identität des Namens [17]). (*Ph. H. Kalb.*)

6) Mehre Isländer (Arngrim, Petrus, Ranulph, Sueno) s. unter Jonae.

II. Jonas, jüdische Gelehrte, s. Jona.

III. Jonas, als Zuname.

1) Jacob, geboren zu Feldkirch im Österreichischen oder in der Nähe dieser Stadt. Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt. Man weiß nur soviel, daß seine Ältern Leonhard Jonas und Clara Bienzerin geheißen und daß die Familie Jonas früher zu Rottweil oder in der Nähe dieser Stadt gewohnt habe. Nachdem Jonas zu Wittenberg studirt, kam er 1526 nach Tübingen, wo er unter den dortigen Professoren mehre Landsleute fand, unter andern Jodocus Martinus, Johann Dolstius oder Dolitius und Johann Bernard Velcurio, der 1530 Rector der Universität war [1]).

Jonas muß in Tübingen bald die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, weil er bereits den 1. Mai 1526 von dem akademischen Senate zum Lehrer der hebräischen Sprache ernannt worden war, Anfangs nur auf ein halbes Jahr und mit der geringen Besoldung von 15 Fl., die jedoch bald nachher auf 50 erhöht ward. Dafür mußte er jedoch auch abwechselnd das Griechische lehren, sich aber zugleich für jede versäumte Stunde gefallen lassen, daß ihm von seiner Besoldung der vierte Theil eines Guldens abgezogen ward. Im Jahre 1527 bewarb er sich um die Magisterwürde [2]), die er ungeachtet mancher Schwierigkeiten, welche ihm besonders der damalige Kanzler Ambrosius Widmann, auch Mäuchinger geheißen, in den Weg legte, doch erhalten haben muß. Wenigstens wird er im Jahre 1532 als Doctor aufgeführt. Mit Sebastian Münster scheint er genau bekannt gewesen zu sein [3]). Obgleich er Anfangs Theologie studirte, scheint er sich bald nachher fast ausschließlich der Rechtswissenschaft gewidmet zu haben. Seine früher erwähnte Lectorstelle bekleidete er bis zum Februar 1533. Er legte sie um diese Zeit nieder, mit dem Ansuchen, daß dieselbe ein Jahr hindurch unbesetzt bleiben und für ihn offen gelassen werden möchte, bis er wieder nach Tübingen zurückkehre. Diese Bitte ward nicht gewährt, doch ihm zu erkennen gegeben: „man werde, wenn er sich nach Jahresfrist wieder einstellen sollte, seiner wohl eingedenk und nicht abgeneigt sein, auf ihn vorzüglich Bedacht zu nehmen, nach Befinden der Umstände.“

Es scheint, daß Jonas wirklich die Absicht hatte, nach Tübingen zurückzukehren, weil er, als er diese Stadt

11) Act. SS. Ord. S. Benedicti. Tom. II. p. 862. 12) Vita S. Condedi, bei *Mabillon*, Act. SS. ord. S. Benedicti. T. II. p. 862—865. 13) Act. SS. Febr. Tom. II. p. 345. §. 16. 14) Histoire litéraire de la France. Tom. IV. (Paris 1738. 4.) p. 55—57. 15) Chronic. Turon. in Martene's und Durand's Amplissima collect. Tom. V. p. 972. e.

16) In *Surii* Vitis SS. 3. Nov., vgl. *Baluzii* Capitular. Tom. II. p. 1038. 17) Vgl. die Gallia Christiana. Tom. VIII. (Paris 1744. F.) p. 1423. 1424.

1) s. *Bolze*, praeside *Feustking*, Diss. de primo sacerdote marito Lutherano *Bartholi Bernardi* (Feldkirchense). (Viteb. 1503. 4.) 2) s. Zeller's Merkwürdigkeiten von Tübingen. S. 346. 491. 3) s. Münster's Vorrede zu seinem Dictionarium trilingue. (Basel 1530.)

im April 1533 verließ, einem Afteranwalt den Rechtshandel zu führen übertrug, den er damals vor dem akademischen Consistorium zu führen hatte. Gleichwol kehrte er nicht nach Tübingen zurück. Er war bestimmt, Größeres zu unternehmen, als die Anfangsgründe des Griechischen und Hebräischen zu lehren, und als Sachwalter aufzutreten vor den Schranken des akademischen Consistoriums. Als der Herzog Ulrich von Würtemberg (1548) nach Augsburg vorgeladen wurde, um sich ein großes schönes Herzogthum durch Urtheil und Recht absprechen zu lassen, stand Jonas an der Spitze seiner Ankläger als Hof-Vicekanzler des Königs Ferdinand [4]). Wie er zu dieser Würde gelangt, ist nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich begab er sich von Tübingen nach Speier zu dem kaiserlichen Kammergericht. Vielleicht war die einflußreiche Familie Eisengrein, die ihm eine Gattin gab, neben seiner eignen Brauchbarkeit, ein Mittel, ihn rasch emporzuheben. Bereits im Jahre 1538 war er Assessor des Kammergerichts [5]), und 1541, nebst seinem Bruder Benedict, von Karl V. in den Adelstand erhoben worden [6]). In dem ebengenannten Jahre erhielt er die kurmainzische Kanzlerstelle. Mit dieser hohen Würde bekleidet, erschien er 1543 bei der Visitation des Kammergerichts. Die protestantischen Stände erhoben gegen ihn den Einwand: die Visitation sei hauptsächlich wegen Religionsbedrückungen, die man dem Kammergericht Schuld gegeben, angestellt worden, und er könne, da er selbst Assessor jenes Gerichts gewesen, nicht sein Selbstrichter werden. Kurmainz rief seinen Kanzler zurück und dies beendete den Streit [7]).

Die Würde eines Hof-Vicekanzlers hatte Jonas im Jahre 1544 erhalten [8]). Einen gefährlicheren Widersacher als ihn konnte der Herzog Ulrich von Würtemberg und dessen Sohn Christoph nicht leicht bekommen. Wenn es wahr ist, was man ihm Schuld gibt [9]), daß er 1549, „als er sich wegen der königlichen Rechtfertigung wider Herzog Ulrich in Speier aufgehalten, und alle ausgetretene widerwärtige Buben aus dem Herzogthume Würtemberg wider ihren Herzog undergeschleufft, ihnen ihre supplicationes an das Kammergericht um Proceß selbst gestellt, und solche Sachen betrieben habe," so muß ihm freilich der Eifer für das hohe Interesse seines Herrn zu statten kommen, der den Werth des Dieners zu schätzen und zu belohnen wußte. Andere Beschuldigungen treffen gradezu seinen moralischen Charakter und zeigen denselben nicht im günstigsten Lichte.

Das Ziel seiner diplomatischen Laufbahn und zugleich seines Lebens schien Jonas erreicht zu haben, als ihm bei der Ernennung Ferdinand's zum römischen Kaiser (1558) die Auszeichnung ward, zu Frankfurt am Main den 14. März die Wahlcapitulation zu contrasigniren [10]). Seine leidende Gesundheit hielt ihn nicht ab, die Reise von Wien nach Augsburg anzutreten, wo den 1. Januar 1559 ein Reichstag gehalten werden sollte. In Ingolstadt wünschte er einen Jugendfreund zu besuchen, dessen Wohnung er jedoch nicht erreichte. Zu Abensberg in Baiern überraschte ihn der Tod den 28. Dec. 1558 [11]). Seine irdischen Überreste wurden nach Ingolstadt gebracht und in der akademischen Kirche vor dem Hochaltare im Chor begraben. An einer Säule auf der linken Seite erhielt er ein Denkmal von Erz.

Über seinen literarischen Werth etwas Befriedigendes zu sagen ist schwer bei dem Mangel an hinlänglichen Nachrichten von seinem Leben und von seiner Bildung. Die zu seiner Zeit viel bedeutenden Worte auf seinem Denkmal: **trium linguarum peritissimus**, berechtigen zu der Vermuthung, daß er jedenfalls für einen Sprachkenner gegolten habe. Wilhelm Postel, eine Zeit lang Professor an der Universität Wien, rühmt an Jonas die gründliche Kenntniß des Hebräischen [12]), und Johann Albrecht Widmanstadt aus Nellingen in Schwaben, der als niederösterreichischer Regierungskanzler [13]) das neue Testament in syrischer Sprache edirte (Wien 1555), erinnerte sich mit Vergnügen, daß Jonas zu Tübingen sein Lehrer im Hebräischen und Griechischen gewesen, und daß er sich diesem Berufe mit großem Beifall und Ruhm unterzogen [14]). Er rühmt ausdrücklich, daß Jonas ihn aufgemuntert und unterstützt habe in seinem Unternehmen [15]). Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ihm immer noch eine gewisse Vorliebe für seine früheren Studien geblieben.

---

4) s. Sattler's Geschichte Würtembergs unter den Herzogen. 3. Th. S. 267. 5) s. *H. M. de Ludolf*, De jure camerale commentatio systematica. (Wetzlar 1741.) p. 366. 6) Das kaiserliche Diplom ist zu Regensburg den 10. März 1741 ausgefertigt. 7) s. v. Lünig's Geschichte des kaiserlichen und Reichskammergerichts unter Kaiser Karl V. 5. Th. S. 152. 8) s. *Bernard a Malinckrot*, De Archicancellariis S. Romani Imperii ac Cancellariis imperialis aulae. p. 446. 9) s. Sattler's Geschichte Würtembergs unter den Herzogen. 4. Th. S. 116.

10) s. Häberlin's teutsche Reichshistorie. 3. Bd. S. 447. 11) Cyriacus Spangenberg (in seiner Beschlußrede bei Waldner's nothwendigem Berichte für die Verfolgten. Eisleben 1566.) schildert im Geist und in der Sprache seines Zeital er den Tod des Vicekanzlers Jonas mit den Worten: „Als er Anno 1559 gen Augspurg auf den Reichstag hat ziehen wollen, und sich vernemen lassen, derselbige Reichstag würde ihm aufs wenigste 20,000 oder 30,000 Taler zutragen, ist er nicht weit von Regenspurg schwach worden, sein Ingeweid zum Hals herausgedrungen, daran er erstickt und gestorben." s. Raupach's zwiefache Zugabe zu dem evangelischen Österreich. (Hamburg 1744.) S. 100. 12) In seiner sehr seltenen Schrift: **De linguae Phoenicis sive hebraicae excellentia et de necessario illius et arabicae penes Latinos usu, praefatio, aut potius loquutionis humanaeve perfectionis panegyris.** (Viennae 1554. 4.) Wieder abgedruckt in der Bibliotheca hist. philol. theolog. (Bremae 1718.) Vgl. M. Denis: Wiens Buchdruckergeschichte. S. 578. 13) Diese Stelle soll Widmanstadt dem Vicekanzler Jonas zu verdanken gehabt haben. s. Raupach's zwiefache Zugabe zu dem evangelischen Österreich. (Hamburg 1744.) S. 101. 14) . die Dedication seines syrischen Neuen Testaments an den römischen König Ferdinand. (Wien 1555.) Die Stelle verdient gelesen zu werden. „Quorum utriusque recordatio eo mihi jucundior est, quod *Capnion*, quum ex itinere ad propinquum quendam meum eruditum hominem quondam diverisset, puerile ingenium meum characteribus graecis forte pingendum intentum, boni ominis praefatione ad haec studia suavissimis cohortationibus accendit: *Jonas* vero, quo tempore eum in Suevorum Gymnasio utramque linguam celebritate magna docentem eruditi omnes venerabantur, mihi jam tum adolescenti stimulos admoverit." 15) s. die obenangeführte Dedication und einen Brief Widmanstadt's an Jonas.

Kaspar Brusch in einem langen lateinischen Lobgedichte auf Österreich [16]) sagt von ihm:

Vir gravis eloquio, sapiens doctusque bonusque,
Consilio magnus, carmine et ipse potens.

Eder, ebenfalls sein Zeitgenosse, setzt ihm folgendes Denkmal: 29. Dec. 1558 moritur celeberrimus II. *Jacobus Jonas*, Caes. Majest. intimus consiliarius et procancellarius imperii, optimus hujus academiae fautor et patronus fidelissimus [17]). Dies Zeugniß ist um so weniger verdächtig, da es erst nach dem Tode des Gönners ausgestellt ward.

Für die römisch-katholische Kirche zeigte er großen Eifer und eine rastlose Thätigkeit. Scalichius, in einer von Tübingen den 9. August 1558 datirten Epistel ad Romanum Antichristum [18]), beschuldigt ihn, daß er völlig von den Jesuiten beherrscht worden sei. Fischer, selbst ein Mitglied dieses Ordens, rühmt ausdrücklich, daß Jonas der Erste gewesen, der 1554 vier Söhne der neuen Erziehungsanstalt der Jesuiten in Wien übergeben habe [19]). Wenn Vergerius Glauben verdient, der 1557 insgeheim aus Würtemberg an den Kaiser Maximilian nach Wien gesandt ward [20]), so hatte Jonas den Muth, seine Anhänglichkeit an den Papst auch vor jenem Monarchen nicht zu verbergen, der dieselbe ihm gar nicht als Verdienst anrechnete [21]). Oft geschmäht und heftig angegriffen, erfuhr Jonas offenbar die unwürdigste Behandlung in einer Warnungsschrift an die Verfolger des Wortes Gottes im Lande Österreich [22]). Den Protestanten mußte freilich sein Thun und Treiben um so empfindlicher werden, wenn das richtig war, oder auch nur für richtig gehalten ward, was Spangenberg [23]) versichert, „daß Jonas vorher, eh' er in die mainzische Kanzlei gekommen, ein guter Christ gewesen, das Sacrament nach Christi Ordnung gebraucht, auch selbst wider das Papstthum geredet und geschrieben habe." Diese Nachricht hat an sich nichts Unwahrscheinliches. Vielleicht aber ist die mainzische Kanzlei mit dem Kammergericht verwechselt. (*Heinrich Döring.*)

2) Justus oder Jodocus der Ältere, einer der thätigsten Mitarbeiter an dem Werke der Kirchenreformation, dem an vielseitiger und erfolgreicher Wirksamkeit unter den teutschen Reformatoren nach Luther und Melanchthon der nächste Rang gebührt, war zu Nordhausen am 5. Jun. 1493 geboren. Sein Taufname war Jodocus, und diesen hat er auch bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre regelmäßig geführt; erst seit 1523 bediente er sich statt desselben des Namens Justus, unter welchem er am bekanntesten geworden ist, weil in die späteren Jahre seine eigentliche reformatorische und schriftstellerische Thätigkeit fällt. Dieser Namenwechsel hat früheren Schriftstellern Gelegenheit zu dem Irrthume gegeben, aus dem Jodocus Jonas und dem Justus Jonas zwei verschiedene Personen zu machen, von denen jener in Erfurt, dieser aber in Wittenberg gelebt haben soll [1]), was sich darauf gründet, daß er unter dem Namen Justus allerdings erst in Wittenberg auftritt; ein Irrthum, welchen Kapp [2]) und Motschmann [3]) zuerst widerlegt und die Identität des Jodocus und Justus erwiesen haben. Ebenso ungegründet ist es aber auch, wenn Reinhard [4]) und Knapp [5]) annehmen, daß jene Namensveränderung mit dem Wechsel seines äußeren Lebensberufes und mit seiner Bestimmung für die Theologie in ursachlichem Zusammenhange stehe; da Jonas noch einige Zeit, nachdem er sich schon für die Theologie entschieden hatte, unter dem Namen Jodocus vorkommt. Die einzig richtige Ursache mag wol nur darin liegen, daß ihm der Name Justus wohlklingender schien, und daß man beide Namen für gleichgeltend hielt, in ihrer Vertauschung also keine wesentliche Veränderung erkannte [6]). Sein Vater, der ein angesehener Mann und in seiner Vaterstadt Bürgermeister war, wo er sich durch seine Klugheit und Beredsamkeit auszeichnete [7]), soll nach

16) Es steht vor Cuspinian's (Spießhammer's) Austria. (Basel 1553. Fol.) 17) s. Catalog. Rectorum Archigymnasii Viennensis. (Viennae 1559.) p. 90. 18) Sie steht in der Sammlung einiger seiner Werke, die unter dem Titel: Encyclopaediae, seu orbis disciplinarum, tam sacrarum, quam prophanarum, Epistemon zu Basel 1559 in 4. herausgekommen ist. Seine Worte (S. 683) sind diese: Pauci anni sunt, quod tuo jussu ab *Ignatio* instituta sit (Societas Jesu) nec vigesimum excedit, quod Romae mendicando vixerit. At quaeso videas, ubi nunc sit? Ab ista regitur Pius Caesar. Nam si quid severius exercet in Christianos, non ex se, sed ex hac tua secta habet: ab ipsa *Cusmannus* et *Jonas*, ab intimis consiliis boni Caesaris, pendent: ab ista Episcopi, Archiepiscopi, et tota tua rasa cohors gubernatur. Vgl. Schelhorn's Sendschreiben an Raupach in dem erläuterten evangelischen Österreich. (Hamburg 1736. 4.) 19) s. Brevis notitia urbis Vindobonae. Supplem. I. ad part. II. Cap. 3. p. 98. 20) s. Sattler's Geschichte Wiens unter den Herzogen. 4 Th. S. 124. 21) s. *Fischlin*, Supplem. ad Memor. Theolog. Wittenb. p. 123. 22) s. die zwiefache Zugabe zu Raupach's evangelischem Österreich. (Hamburg 1744.) S. 93. Die dort befindlichen Verse lauten:

Desgleichen Doctor Jonas bald
Als Kanzler kam in des Teufels Gewalt,
Soff sich zu Tod im starken Wein,
Sein Seel dort in der Höllen Pein
In einer ungeheuren Zech
Löscht den Durst mit Schwefel und Pech.

23) In der Beschlußrede bei Raupach a. a. O. S. 100.

1) Z. B. Joh. Heinr. Kindervater, Nordhusa illustris. p. 118. — Dahin gehört es auch, wenn in Pantaleon's bekanntem Heldenbuche versichert wird, Jodocus Jonas habe keinen, Justus Jonas hingegen einen starken Bart gehabt, was ganz natürlich zugegeben kann, da derselbe Mann, so lange er sich Jodocus schrieb, noch jung war, und vielleicht erst in spätern Jahren einen stärkern Bartwuchs bekam. 2) Kleine Nachlese einiger zur Erläuterung der Reformationsgeschichte nützl. Urkunden. 2. Th. S. 444. 3) Erfordia literata. 3. Sammlung. S. 400. — Unter die früheren Schriftsteller, welche jenen Irrthum nicht theilten und daher stillschweigend widerlegten, gehört Seckendorf, welcher im Commentar. de Lutheranismo. Lib. I. p. 152, bei Luther's Reise nach Worms, sagt: Comites habuit Jodocum (sive ut postea nomen suum scribere solebat, Justum) Jonam etc. 4) Comment. de vita et obitu Justi Jonae. Cap. I. §. 3. 5) Narr. de Justo Jona. p. 1. 6) Unter den Zeitgenossen des Jonas erscheint z. B. auch der bekannte Justus Menius in den erfurter Universitätsnachrichten immer unter dem Namen Jodocus; und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ist der nachmalige halle'sche Theolog Joachim Justus Breithaupt in der erfurt. Univ.-Matrikel mit dem Namen Jodocus eingeschrieben. Die gewöhnliche teutsche Verkürzung des Namens Jodocus war Jost, welches mit Justus sehr ähnlich klingt. 7) Melanchthon, in der Zuschrift seiner Syntaxis, 1539, an Justus Jonas den Jüngeren.

Einigen Johann Jonas geheißen haben; es gibt aber für diese Annahme keinen zuverlässigen Beweis; vielmehr ist, nach allen vorliegenden Gründen, anzunehmen, daß des Vaters eigentlicher Name Jonas Koch war [8]), daher auch der Sohn in früheren Jahren zuweilen als Jodocus Coci vorkommt [9]). Wahrscheinlich nannte man den Vater im gemeinen Leben, nach damaliger Sitte, gewöhnlich bei seinem Taufnamen Jonas; denn der Theolog Jonas schreibt sich in früheren Jahren (z. B. in der Matrikel der philosophischen Facultät zu Erfurt) Jodocus Jone (d. h. Jonae, sc. filius), und diese patronymische Bezeichnung ist nachher, in Folge des häufigen Gebrauches, zum Familiennamen geworden; ein Fall, für den es ebenfalls an Beispielen nicht fehlt.

Jonas muß von Kindheit auf, für die damalige Zeit, guten Unterricht genossen und seine eigenen Talente frühzeitig entwickelt haben; denn schon in seinem dreizehnten Lebensjahre, 1506, war er im Stande, die Universität Erfurt zu beziehen, wo er schon im Herbste des folgenden Jahres Baccalaureus, und 1510, also in einem Alter von 17 Jahren, Magister wurde. Bis dahin hatte er sich, nach herkömmlicher Sitte, hauptsächlich mit der Philosophie beschäftigt; ohne Zweifel war er auch in die classische Literatur, welche damals in Erfurt zu gedeihen anfing, eingeführt worden. Was er für Lehrer hatte, läßt sich nur im Allgemeinen aus dem damaligen Zustande der erfurter Universität schließen; bestimmte Angaben sind darüber nicht vorhanden. Eoban Hesse ist unter seine Lehrer wol nicht zu rechnen; wenigstens könnte er dies, da er erst 1509 Magister wurde und damit die Befugniß zum Lehren erhielt, nur sehr kurze Zeit gewesen sein; wol aber kam Jonas, während seines erfurter Universitätslebens, mit ihm, sowie mit Crotus, Eberbach, Draconites und andern talentvollen und ausgezeichneten Männern, in vertraute Bekanntschaft und Freundschaft. Einen besondern Lebens- und Schicksalsgefährten gewann er an Tilemann Plettener aus Stolberg, der mit ihm gleichzeitig in Erfurt Student, Baccalaureus und Magister, sowie auch nachmals in Wittenberg Doctor wurde. Vielleicht kam er auch schon damals, durch Crotus, in Bekanntschaft mit Ulrich von Hutten [10]). Zu seinem Hauptstudium wählte er die Rechtswissenschaft; doch verließ er, bald nach seiner Magisterpromotion, die Universität Erfurt und begab sich nach Wittenberg, weil auf der einen Seite die in Erfurt, sowol in der Stadt als bei der Universität, im Jahre 1510 ausgebrochenen inneren Unruhen, ihn, gleich vielen Andern, verscheuchten, auf der andern Seite aber der neu aufblühende Ruhm Wittenbergs ihn anzog. Hier, wo er im Sommer 1511, unter dem Rectorat seines nachmaligen Collegen Andreas Bodenstein von Carlstadt, eingeschrieben wurde, setzte er seine juristischen Studien fort; da er aber Willens war, in den geistlichen Stand zu treten, wobei ihm die Theologie nicht fremd bleiben durfte, so zog er ohne Zweifel auch diese in den Kreis seiner Beschäftigungen und wiewol er sie noch nicht zu seinem Hauptfache gewählt hatte, so führte sie ihn doch wahrscheinlich in die nähere Bekanntschaft Luther's, die für sein späteres Leben so wichtig wurde; denn daß er in Erfurt schon mit Luther Umgang gehabt habe, davon finden sich keine Spuren. In Wittenberg nahm Jonas die Würde eines Baccalaureus der Rechte an; und als in Erfurt die Ruhe wieder eingekehrt war und die Universität in neuer Blüte sich erhob, so kehrte auch Jonas, im Jahr 1515 oder zu Anfange des Jahres 1516, dahin zurück, wurde von der Juristen-Facultät am 12. April 1516 in die Zahl ihrer Baccalaureen aufgenommen, oder, wie man es nannte, nostrificirt und am 27. August 1518 zum Licentiaten der Rechte befördert, und erhielt ein Kanonikat an der Severikirche. Gleichzeitig trat er auch bei der Universität als Lehrer auf und trug zu der damaligen, leider nur vorübergehenden, Blüthe derselben, neben seinen Freunden Eoban Hesse, Euricius Cordes, Johann Lange, Joh. Draconites u. a. das Seinige bei. Als während dieser Zeit die ersten Schritte zu Luther's Reformation geschahen, war Jonas einer der Ersten, welche sich öffentlich für dieselbe erklärten und die einzige, soviel bekannt, von ihm in Erfurt herausgegebene Schrift [11]) gibt den Beweis, daß er schon damals anfing, durch Vorlesungen über die heilige Schrift an dem großen Werke mitzuarbeiten und sich hierdurch bereits den Weg bahnte, seine bisherige juristische Laufbahn gegen eine rein theologische zu vertauschen, wozu Luther und Erasmus ihn ermahnten. Das erste Zeugniß für das zwischen Luther und Jonas bestehende freundschaftliche Verhältniß finden wir in einem Briefe Luther's an Joh. Lange zu Erfurt vom 13. April 1519, wo jener, in einer besondern Nachschrift, ihn sehr angelegentlich grüßen läßt [12]); und in dem ersten Briefe, den wir von Luther an Jonas selbst besitzen, vom 21. Jun. 1520 [13]), bezeigt er ihm seine Freude, daß er aus dem stürmischen Meere der menschlichen Rechtsgelehrsamkeit zu dem Hafen der heiligen Schrift geflohen sei. In welchem Ansehen Jonas bei der erfurter Universität schon damals stand, erhellt unter anderm daraus, daß man ihn am 2. Mai

8) Vgl. Franke, Geschichte der halle'schen Reformation. S. 254 in der Note. 9) Wenn Reinhard a. a. O. und Knapp S. 3 Note 6) meinen, daß ihm der Name Coci oder Koch nur scherzweise von seinen Freunden beigelegt worden sei, weil er auf der später zu erwähnenden Reise zu Erasmus, in unwirthbaren Gegenden, die Zubereitung der Speisen besorgt habe, so widerlegt sich dies Vorgeben schon dadurch, daß der in Rede stehende Name vor jener Reise gebraucht wird. 10) In diesen ersten Aufenthalt des Jonas in Erfurt fällt auch sein erster schriftstellerischer Versuch, der jedoch nur in einem kurzen lateinischen Gedichte besteht, das er unter der Aufschrift: Jodoci Jonae jocus tumultuarius in defensionem Cupidinis contra Mistotheum, dem Dialogus Platinae contra amores etc. (Erphord. 1510. 4.) beifügte.

11) Praefatio in Epistolas Divi Pauli Apostoli ad Corinthios, Erphurdiae ad Christianae philosophiae studiosorum ordinem habita ab eximio viro D. Jodoco Jona Northusano, Jurium designato D. Canonico ibidem apud D. Severi. Cum epistola Petr. Mosellani ad eundem. Huic addita est non multum dissimili argumento Eobani Hessi praefatiuncula in Enchiridion militis christiani. (Erf. 1520. 4.) 12) Luther's Briefe, herausgeg. von De Wette. 1. Th. S. 256. 13) De Wette a. a. O. S. 456.

1519 zum Rector der Universität erwählte [14]), ungeachtet er um diese Zeit nicht einmal in Erfurt anwesend war; denn er hatte kurz vorher, nach Eoban Hesse's Rath und Beispiel, eine Reise in die Niederlande angetreten, um den berühmten Erasmus von Person kennen zu lernen, mit welchem er auch einige Jahre durch Briefwechsel verbunden blieb. Nach seiner Rückkehr nahm er sich, während der noch übrigen Zeit seines halbjährigen Rectorats, der Universitätsgeschäfte eifrig an und hatte das Glück, daß unter seinem Rectorat eine wichtige Verbesserung bei der Universität, nämlich eine neue Organisation der philosophischen Facultät, zu Stande kam, indem acht Lehrer für die griechische und lateinische Sprache und für die eigentliche Philosophie angestellt wurden, wobei dann die philosophische Facultät sich gefallen ließ, die vielen Gastmähler, die bisher bei verschiedenen Gelegenheiten stattgefunden hatten, auf ein einziges im Jahre zu beschränken, und das dadurch ersparte Geld zu Besoldungen für die neu eingeführten Professoren der beiden classischen Sprachen zu verwenden. Ein Beweis von dem Vertrauen, welches man ebenso sehr in seinen Eifer für das Wohl der Universität, als in seine Geschäftskenntniß setzte, war es auch, daß er im Jahre 1520, mit zwei älteren Professoren, Matthias Meyger und Bernhard Ebeling, als Abgeordneter der Universität nach Hildesheim gesandt wurde, um mit dem dortigen Propste Tilemann Brandis wegen einer von diesem beabsichtigten Stiftung zu unterhandeln, die einige Jahre später unter dem Namen des Collegii Saxonici zu Erfurt ins Leben trat. In dem Freundeskranze, dessen Andenken Crotus in der erfurter Universitäts-Matrikel bei Gelegenheit seines, vom October 1520 bis zum Mai 1521 geführten Rectorates, durch eine sinnreiche Wappentafel verherrlicht hat [15]), nimmt auch Jonas eine Stelle ein und führt das auf seinen Namen anspielende redende Wappen, dessen er sich auch später in seinem Siegel bediente, einen Walfischkopf, der einen nackten Menschen ausspeit. Indessen sollte Erfurt nicht lange mehr der Schauplatz seiner nächsten Wirksamkeit bleiben. Zu Anfange des Jahres 1521 starb in Wittenberg der berühmte Rechtsgelehrte Henning Goede, welcher zugleich die Würde eines Propstes an der dortigen Stiftskirche bekleidet hatte. Diese wurde nun zuerst dem gothaischen Kanonikus Konrad Mutianus angeboten, der sie aber, aus Vorliebe zu seinem bisherigen ruhigen Leben, ablehnte und dagegen Justus Jonas in Vorschlag brachte, ein Vorschlag, der von einem andern Freunde des Letztern, dem bei dem Kurfürsten von Sachsen viel geltenden Spalatinus, aufs Kräftigste unterstützt wurde. Obgleich nun diese Empfehlung sich zunächst eben darauf gründete, daß Jonas damals äußerlich noch für einen Rechtsgelehrten galt, so war es doch grade die mit der Propstei zu verbindende Professur des kanonischen Rechts, durch welche die so ansehnliche Stelle für ihn minder annehmlich wurde; denn die Rechtswissenschaft hatte, seitdem er sich der Theologie entschiedener zugewandt, für ihn allen Reiz verloren, und besonders war ihm das kanonische Recht, nach seiner jetzigen Gesinnung, so zuwider, daß er entschlossen war, die Propstei lieber auszuschlagen, wenn er in Ansehung des mit derselben zu verbindenden Lehramtes keine Veränderung bewirken könnte. Während über diese Sache noch unterhandelt ward, erfolgte, im April 1521, Luther's Durchreise durch Erfurt, wo derselbe mit so außerordentlichen Ehren- und Freudenbezeigungen empfangen wurde. Auch Jonas ging ihm entgegen, aber nicht mit der großen Schar, die Luther'n an der Grenze des damaligen erfurtischen Gebietes empfing; er war diesen allen vorausgeeilt, um seinen ehrwürdigen Freund allein und vertraulicher zu begrüßen [16]). Bei Luther's Abreise von Erfurt begleitete ihn Jonas nach Worms und blieb, so lange Luther dort verweilte, in seiner Gesellschaft, wodurch er denn auch den stürmischen Auftritten, welche in Erfurt auf Luther's Durchreise folgten [17]), glücklich aus dem Wege ging. Ulrich von Hutten, der es selbst nicht wagen durfte, in Worms öffentlich zu erscheinen, aber an allem, was dort vorging, lebhaften Antheil nahm, legte auf des Jonas Entschluß, in Luther's Gesellschaft nach Worms zu ziehen und auf dessen hiermit ausgesprochene, offene Erklärung für Luther's Sache einen so hohen Werth, daß er in einem eigenen, aus Ebernburg den 17. April geschriebenen Briefe, ihn deshalb pries und ihm versicherte, seine Liebe zu ihm sei dadurch um das Hundertfältige gewachsen [18]). Ganz anders urtheilte dagegen Erasmus. Dieser große, aber zu entschiedenem, offenem Kampfe nicht geneigte Gelehrte, hatte auch Jonas, den er bisher sehr freundschaftlich auszeichnete, zu einem Theologen in *seinem* Sinne zu bilden gesucht; er war daher sehr unzufrieden damit, daß Jonas sich so entschieden für Luther's Sache erklärte, und suchte in einem weitläufigen, bald nach dem Reichstage zu Worms am 10. Mai geschriebenen Briefe [19]), ihn ebenso eifrig von Luther's Seite abzuziehen, als er früher ihm die juristische Laufbahn widerrathen und ihn zum Studium der heiligen Schrift ermahnt hatte. Erasmus ging in diesem Briefe von den gewöhnlichen Klagen aus, daß Luther seine Sache zu rauh und tumultuarisch be-

14) Er selbst (in der erfurter Universitätsmatrikel) findet diese Wahl, bei seinen noch jungen Jahren, ungewöhnlich; licet in ipso tum desideraretur aetatis auctoritas, quandoquidem vigesimum sextum duntaxat absolverat annum; und nennt daher die Männer, welche ihn, nach damaliger Verfassung, gewählt hatten, amicos tum nimis amanter errantes. 15) Vgl. den Reformationsalmanach auf das evangel. Jubeljahr 1817. S. LXXXIII.

16) Eoban Hesse (De ingressu Lutheri in urbem Erphurdiam eleg. II.) gedenkt dieses Umstandes ausdrücklich, indem er bei der Erwähnung von Luther's Begleitern sagt:

Hos inter, qui nos praevenerat, ibat Jonas,
Ille decus nostri primaque fama chori.

17) Vgl. hierüber die Lebensbeschreibung des Draconites in der I. Sect. d. Encyklop. 27. Th. S. 300. 18) Dieser Brief steht in Kapp's Nachlese, 2. Th. S. 445, und in Hutten's Werken, Ausg. v. Münch. 4. Th. S. 493. Auch Eoban Hesse fand jenen Schritt des Jonas wichtig genug, ihm ein eignes Gedicht zu widmen: Ad Jodocum Jonam Theologum cum Martino redeuntem a Caesare, elegia V. bei den Gedichten: In evangelici Doctoris Mart. Lutheri laudem defensionemque etc. (Erphurd. 1521. 4.) und in Opp. *Eob. Hessi* Farrag. poster. pag. 123. 19) Opus Epistolar. *Erasmi.* (Basil. 1529. Fol.) p. 577 — 581.

treibe und daß der durch Luther angeregte kirchliche Streit den schönen Wissenschaften so viele gute Köpfe entziehe, unter denen er, neben Jonas, namentlich Melanchthon obenan stellt, den er bei dieser Gelegenheit, durch des Erstern Vermittelung, ebenfalls für sich gewinnen wollte. Jonas fand aber in der Friedensliebe und Behutsamkeit, die ihm Erasmus anrieth, nur eine seinem Charakter widerstrebende Unentschiedenheit und Menschengefälligkeit und ließ sich daher durch den, übrigens von ihm so verehrten, Mann nicht in seinem einmal gefaßten Entschlusse irre machen. Es ist ungewiß, ob Erasmus auf jenes Schreiben von ihm eine Antwort erhielt; es scheint aber der vorher so lebhafte schriftliche Verkehr zwischen Beiden von dieser Zeit an gänzlich erloschen zu sein; obgleich Jonas die frühere Hochachtung vor Erasmus als Gelehrten unvermindert beibehielt, und sich lange nachher noch Mühe gab, selbst Luther's Hitze, in dessen Streitschriften gegen Erasmus, möglichst zu mäßigen.

Mittlerweile waren auch, vielleicht in Folge persönlicher Unterredungen, die Jonas zu Worms mit dem Kurfürsten von Sachsen oder dessen Räthen gehabt hatte, die Unterhandlungen wegen seiner Berufung nach Wittenberg soweit zu Stande gekommen, daß Jonas gar nicht nach Erfurt zurückkehrte, sondern unmittelbar von Worms nach Wittenberg abreiste. Zwar hätte er bei seinem neuen Amte auch die erfurter Stiftspräbende beibehalten können, da nichts gewöhnlicher war, als der gleichzeitige Besitz solcher Präbenden an verschiedenen Orten[20]); allein die Anhänger des Papstes, die um jene Zeit in den beiden Collegiatstiften zu Erfurt wieder ein Übergewicht erhalten hatten, setzten es durch, daß ihm und Draconites, als Anhängern Luther's, ihre Kanonikate entzogen wurden[21]). In Wittenberg zeigte sich indessen Jonas bald als an einer für ihn ganz passenden Stelle. Am 6. Juni 1521 wurde er feierlich in seine Propstei eingewiesen. Die Vertauschung des juristischen mit einem theologischen Lehramte, welche von Seiten des Kurfürsten ohne Zweifel vorläufig bewilligt war, scheint bei der Universität noch Hindernisse gefunden zu haben; denn Melanchthon verwandte sich sehr angelegentlich dafür, daß dieser Wechsel zu Stande kommen möge, damit nicht etwa ein so nützlicher Mann, wie Jonas, der Universität wieder entzogen werde. Die Sache wurde demnach dahin vermittelt, daß Jonas eine theologische Professur erhielt und das kanonische Recht durch einen Andern gelesen wurde, welchem Jonas 20 Gulden jährlich von den Einkünften der Propstei abgab. Er bewarb sich nun auch um die höheren akademischen Würden bei der theologischen Facultät, in welcher er, noch in demselben Jahre, am 24. Sept. die Licentiaten- und am 14. Oct. die Doctorwürde erlangte. Gleichzeitig mit ihm wurde sein, von Erfurt her, vertrauter Freund Tilemann Plettener (der nachmalige Reformator von Stolberg und Quedlinburg) promovirt[22]). Mit Eifer strebte Jonas, die Pflichten seines Lehramtes, sowol bei der Universität als in der Kirche zu erfüllen. In seinen Vorlesungen, die er täglich, und nach Luther's Beispiele, abwechselnd in lateinischer und in teutscher Sprache hielt, beschäftigte er sich vorzüglich mit der Erklärung biblischer Bücher und zwar so, daß er nicht bei der grammatischen Erklärung stehen blieb, sondern auch die praktische Anwendung der aus einer richtigen Auslegung hervorgegangenen Erkenntniß zeigte, und die schriftwidrigen Lehren der römischen Kirche ebenso deutlich als gründlich widerlegte. In seiner Stiftskirche predigte er regelmäßig an jedem Sonn- und Festtage, und fand auch als Prediger großen Beifall, wie denn neben seiner Gelehrsamkeit vorzüglich sein Rednertalent selbst von Melanchthon gerühmt wird. Für seine Person legte er ein öffentliches Zeugniß seiner reformatorischen Gesinnung auch dadurch ab, daß er bereits im Februar 1522 mit Katharina Falck in den Ehestand trat. Thätig in den Gang der Reformation selbst einzugreifen fand er bald, und zwar in seiner eigenen Stiftskirche, die nächste Gelegenheit. Denn obgleich unter den Mitgliedern des damaligen Collegiatstifts an der Allerheiligen-, Stifts- oder Schloßkirche zu Wittenberg, einzelne, wie Carlstadt und Amsdorff, sich entschieden für die Sache der Reformation erklärt und lebhaft an derselben mitgearbeitet hatten, so war doch im Ganzen die aus der römischen Kirche hergebrachte Verfassung derselben, mit allen dazu gehörigen Ceremonien, unverändert beibehalten worden, und während Luther und Jonas (der schon im Jahre 1522, als Luther noch auf der Wartburg lebte, den Rathschlag der wittenbergischen Theologen, wegen Abschaffung der Privatmessen und anderer Ceremonien, zuerst unterschrieben und bei Carlstadt's Bilderstürmerei sich ebenso klug als standhaft benommen hatte) unaufhörlich sich bemühten, die Nothwendigkeit einer, den neu gewonnenen Einsichten und Glaubensgrundsätzen angemessenen Veränderung darzuthun, war doch die Mehrzahl der Stiftsgeistlichen, theils aus Anhänglichkeit an das alte Herkommen, theils aus Besorgniß für die bei der Kirche befindlichen Stiftungen, zu einer solchen Veränderung nicht zu bewegen. Erst nachdem der alte Dechant Schlamau, der am hartnäckigsten die alten Gebräuche aufrecht hielt, im Februar 1523 gestorben war, griffen Luther und Jonas die Bekämpfung der ihnen anstößigen Ceremonien durch Predigt und Schrift mit erneuter Lebhaftigkeit an; aber es kostete einen langwierigen und harten Kampf, ehe sie damit zum Ziele kamen; denn die noch vorhandenen Gegner der Refor-

20) So war noch des Jonas Vorgänger, Henning Goede, gleichzeitig Propst zu Wittenberg und Scholaster des Marienstifts zu Erfurt gewesen. 21) Jonas behielt indessen doch fortwährend einige Renten in Erfurt; wenigstens besitze ich von ihm eine eigenhändige Quittung über 20 Gulden jährlicher Zinsen, welche ihm der Rath zu Erfurt auf Johannis 1542 bezahlt hatte; ob diese aber noch von seinem dortigen Kanonikate, oder von einem aus seinem Privatvermögen dargeliehenen Capitale herrührten, ist nicht bekannt.

22) Der Brief, worin ihm Mutianus, die obtruncati Joannis (also auf Johannis' Enthauptung, den 29. August) schon zu der Doctorwürde gratulirt (in Kapp's Nachlese. 2. Th. S. 475), ist also vor der wirklichen Promotion geschrieben, die Mutianus vermuthlich als bevorstehend erfahren hatte und als schon geschehen sich dachte.

mation im Stifte, zu welchen unter andern auch der neue Dechant Beskau gehörte, wußten den Kurfürsten Friedrich und dessen Räthe für sich zu gewinnen, und brachten es dahin, daß der Kurfürst, der sonst im Verlaufe der Reformation sich so nachsichtig bezeigte und sie ohne thätliches Einschreiten ihren Gang gehen ließ, gleichwol über die im Allerheiligen-Stifte theils beabsichtigten, theils schon begonnenen Neuerungen sein Mißfallen bezeigte und ihre Fortsetzung untersagte. Luther und Jonas ließen sich indessen nicht irre machen, und Letzterer schrieb am 27. Aug. 1523 an den Kurfürsten einen weitläufigen Brief, worin er sowol seine Beweggründe für die Abstellung der im Stifte bis dahin noch beibehaltenen Misbräuche, als den Gang, welchen er dabei einzuschlagen gedachte, ebenso bescheiden als freimüthig auseinandersetzte, ganz nach ähnlichen Grundsätzen, wie er sich auch in zwei andern gleichzeitigen schriftlichen Gutachten [23]) erklärte. Mit großer Vorsicht und Behutsamkeit suchte er nämlich seine Kirche nur allmälig dem Geiste der Reformation gemäß umzubilden, und daher, ohne dem Verdachte übereilten Zerstörens Raum zu geben, vor allem nur die ärgerlichsten Misbräuche abzustellen, was aber irgend zu erhalten war, einstweilen noch in Geduld zu tragen, und dabei hauptsächlich den Gebrauch der heiligen Schrift zu befördern. So sollten, nach seinem Antrage, die täglichen kanonischen Morgen- und Abendandachten zwar beibehalten, aber bei denselben Vorlesungen aus der heiligen Schrift, früh aus dem alten und Abends aus dem neuen Testamente, in lateinischer oder teutscher Sprache veranstaltet, überhaupt anstatt der Legenden die Bibel gelesen, alle Gebete und Gesänge, in welchen die Heiligen angerufen wurden, abgeschafft und zu Gott gerichtete Gebete an ihre Stelle gesetzt, deshalb auch der sogenannte kleine Chor (welcher hauptsächlich der Verehrung der Maria gewidmet war) mit dem großen vereinigt, alle Vigilien und Messen, bis auf die eine sonn- und festtägliche Hauptmesse, aufgehoben, mit dieser Messe aber die Feier des heiligen Abendmahls verbunden, und überhaupt keine Messe ohne Communicanten gehalten werden; die Processionen auf Frohnleichnams- und St. Annen-Tag sollten ebenfalls aufhören; die Canonici und Vicarien sollten zum Studium der heil. Schrift, überhaupt zu einer bestimmten Thätigkeit und einem sittlichen Wandel verpflichtet werden. Die Nothwendigkeit dieser Veränderungen begründete er unter andern durch den Beweis, wie sehr die von der römischen Kirche eingeführte Ordnung des Gottesdienstes von dem Gebrauche der ersten christlichen Kirche abgewichen und anstatt der Erbauung nur auf äußern Prunk berechnet sei; besonders misbilligte er die Verrichtung des Gottesdienstes in einer fremden Sprache und das Übergewicht äußerer Gebräuche über die Predigt des göttlichen Wortes; längeres Zögern oder Abwarten in den für nöthig erkannten Veränderungen fand er weder nützlich, noch zulässig. Der Kurfürst, der sich grade damals fürchtete, bei dem Kaiser anzustoßen, machte zwar noch Schwierigkeiten und drohte sogar, die Einkünfte der Kirche einzuziehen, wenn die alte Kirchenordnung nicht beobachtet würde; doch gab er einige Zeit später soweit nach, daß er erklärte, sich einer in der Furcht Gottes und auf friedlichem Wege unternommenen Reformation nicht widersetzen und Vorschläge zu einer besseren Verwendung der Kanonikal-Einkünfte zum Nutzen der Universität annehmen zu wollen; und so kam es, nach mancherlei anderweitigen Hindernissen, endlich zu Anfange des Jahres 1525 dahin, daß die Reformation der Stiftskirche, in Gemäßheit der obigen von Jonas ausgesprochenen Vorschläge, ins Leben trat [24]).

Wie er nun hier an der Reformation einer einzelnen, aber freilich ihrer Stellung wegen sehr wichtigen, Kirche mit Eifer und Erfolg arbeitete, so erwarb er sich auch um das gesammte Werk der Reformation nicht geringe Verdienste. Mit Luther, dem er in Ansehung des Charakters noch näher stand als Melanchthon, war er unzertrennlich verbunden, und es wurde fast kein Geschäft von einiger Wichtigkeit ohne seinen Rath und seine Mitwirkung unternommen. Wenn er Melanchthon an vielseitiger und ausgebreiteter Gelehrsamkeit nicht erreichte, so übertraf er ihn dagegen an praktischer Geschäftskenntniß und Lebensklugheit, und sein früheres Studium der Rechte kam ihm auch in den Angelegenheiten der Reformation nicht wenig zu statten, indem es ihn befähigte, vorzüglich in solchen Geschäften, bei welchen eine Berührung mit Rechtsverhältnissen stattfand, mit Einsicht und Geschick zu arbeiten. Seine mit Klugheit gepaarte Entschlossenheit und seine persönliche Würde (gravitas omni asperitate carens, nach Stigelius) machte ihn besonders geschickt zu solchen Geschäften, wo Streitigkeiten auszugleichen, und neue Einrichtungen auszuführen waren. In den Streitigkeiten zwischen Luther und Carlstadt zeigten sich zwar seine Vermittelungsversuche fruchtlos; desto wichtiger und nützlicher waren aber seine Dienste bei den sächsischen Kirchenvisitationen. Bei der ersten, auf Befehl des Kurfürsten Johann in den Jahren 1528 und 1529 veranstalteten Kirchenvisitation wurde ihm, mit Luther und Bugenhagen und einigen weltlichen Räthen, das Visitationsgeschäft im Kurkreise und dem meißnischen Landestheile übertragen; und bei der zweiten, von dem Kurfürsten Johann Friedrich veranstalteten Visitation, im Jahre 1533, vollzog er dasselbe Geschäft gemeinschaftlich mit Bugenhagen. Bei dieser letzteren Visitation wurde, nach Luther's, Jonas' und Bugenhagen's Vorschlage, die eidliche Verpflichtung aller derer, welche ein geistliches Amt übernehmen sollten, auf die in der augsburgischen Confession ausgesprochene reine Lehre des Evangeliums, gesetzlich eingeführt [25]). In der Zwischenzeit nahm Jonas

23) Epitome Judicii J. Jonae Praepos. Wittenb. de corrigendis cerimoniis. 1523. In Kapp's Nachlese. 2. Th. S. 590; und D. Jodoci Jonae Judicium de corrigendis in templo omnium divorum cerimoniis. Witenb. ubi praepositum agit. 1523. Ebend. S. 591.

24) Die ganze Geschichte der Verhandlungen wegen der Reformation der Stiftskirche wird ausführlich aus Acten erzählt von Seckendorf, Comment. de Lutheranismo. Lib. I. p. 274 sq.

25) Nach Melanchthon's Zeugnisse bei Reinhard a. a. O. Cap. VII. §. 2. Note.

1529 an dem Religionsgespräche zu Marburg Theil, welches der Landgraf von Hessen veranstaltet hatte, um eine Vergleichung der Lehren Luther's und Zwingli's zu versuchen, und hielt daselbst auch eine besondere Unterredung mit Bucerus, mit dem er in allen Stücken, außer in dem Lehrsatze vom Abendmahl, übereinkam [26]). An der Ausarbeitung der augsburgischen Confession und den übrigen wichtigen Verhandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530, hatte Jonas ebenfalls wesentlichen Antheil. Da Luther selbst nicht in Augsburg anwesend sein durfte, so vertrat Jonas in vielen Stücken gleichsam seine Stelle. Er nahm nicht nur an allen allgemeinen Berathungen Theil und half mehre wichtige Gutachten abfassen, sondern Melanchthon, welchem die schriftliche Abfassung der Apologie, wie man sie damals, oder der Confession, wie man sie später nannte, aufgetragen war, besprach sich auch oft ganz besonders darüber mit Jonas, auf dessen Urtheil er einen vorzüglichen Werth legte und der ihn auch oft in seiner niedergeschlagenen und ängstlichen Stimmung mit kräftigem Trost aufrichtete [27]). Die von dem Kanzler Brück in teutscher Sprache geschriebene Vorrede der augsburgischen Confession übersetzte er ins Lateinische. Mit Luther stand er in fleißigem Briefwechsel und gab ihm von allen merkwürdigen Vorfällen zu Augsburg Nachricht [28]). Als man, nach der Übergabe der augsburgischen Confession, Ursache hatte, zu fürchten, die Gegner möchten die Sache durch langwierige Unterhandlungen in die Länge zu ziehen und zu verwirren suchen, stand Jonas wieder an der Spitze der Theologen, welche den evangelischen Fürsten riethen, sich gradezu persönlich an den Kaiser zu wenden und um schnelle Beförderung der Sache zu bitten [29]); und als die Frage aufgeworfen wurde, ob man nicht, um einer Vereinigung mit den Katholischen möglichst die Hand zu bieten, die Privatmessen, auf welche diese besondern Werth legten, unter gewissen Modificationen zulassen könnte, war es Jonas, der sich am nachdrücklichsten dagegen aussprach [30]). Im Jahre 1533, am 17. Jun., hielt er, als Dekanus der theologischen Facultät, in Gegenwart des Kurfürsten von Sachsen und vieler anderer fürstlicher Personen, einen feierlichen Promotionsact, bei welchem er an Kaspar Cruciger, Johann Bugenhagen und den hamburgischen Superintendenten Johann Äpinus die theologische Doctorwürde ertheilte [31]). Im Jahre 1536 ging Jonas nach Naumburg, wo man vorher mehrmals fruchtlose Versuche gemacht hatte, der evangelischen Lehre öffentliche Anerkennung zu verschaffen, führte hier, ungeachtet aller, von dem Bischof in den Weg gelegten Hindernisse unter dem Schutze des Kurfürsten von Sachsen, die Reformation ein, und blieb daselbst von Ostern bis in den Herbst. Im Jahre 1537 nahm er Theil an dem Convente zu Schmalkalden und unterschrieb die schmalkaldischen Artikel. Als Herzog Heinrich von Sachsen in diesem und dem folgenden Jahre, noch bei Lebzeiten seines Bruders Georg, in seinem damaligen kleinen Landesantheile die Reformation einführte, waren Jonas und Spalatin vorzüglich hierbei thätig; und diese Wirksamkeit erweiterte sich, als Herzog Heinrich, nach Georg's Tode, Regent des ganzen Albertinischen Sachsens wurde und dieses Land der lange entbehrten Reformation öffnete. Jonas hielt nicht nur am Pfingstfeste 1539 in Leipzig eine der ersten evangelischen Predigten, sondern leitete auch, mit Spalatin und zwei weltlichen Beamten, die Kirchenvisitation des ganzen meißnischen Landes, welche um die Mitte des Juli in Meißen begonnen, dann in Dresden, im Erzgebirge, in Leipzig und an andern Orten fortgesetzt und in sieben Wochen, zu Ende des August, beendigt wurde. In einer früheren Zeit desselben Jahres hatte Jonas dem Convente zu Frankfurt a. M. beigewohnt und auf dem Rückwege seine alten Freunde in Erfurt wieder begrüßt, auch daselbst in der Predigerkirche gepredigt. Bei seinen übrigen Geschäften machte er sich auch um das Schulwesen vorzüglich verdient, indem er nicht allein bei den Kirchen, denen er vorgesetzt war, Schulen errichtete und einen zweckmäßigen Unterricht in denselben anordnete, sondern auch Andern in dergleichen Angelegenheiten mit Rath und Ermahnung an die Hand ging. So war er unter andern, nebst Luther und Melanchthon, vorzüglich Ursache, daß der Abt zu Ilefeld, Thomas Stange, nachdem er sich zur evangelischen Religion gewandt hatte, im Jahre 1544 in seinem Kloster die nachmals so berühmte Schule gründete, zu deren erstem Rector Michael Neander berufen wurde. Auch

26) Ein Brief, worin Jonas dem stolbergischen Rathe Wilhelm Reiffenstein ausführliche Nachricht über das marburgische Religionsgespräch mittheilt, steht bei Seckendorf. Lib. II. p. 139. Der Brief ist, abgesehen von seinem Inhalte, auch wegen seiner Fassung interessant, indem Jonas darin mit einer nervösen Kürze das Wesentliche der Sachen klar und lebendig darstellt; wie denn überhaupt an ihm eine besondere Gabe gerühmt wird, in der Erzählung merkwürdiger Begebenheiten und in der Schilderung der Menschen das wesentlich Charakteristische kurz und anschaulich hervorzuheben. 27) Der, sonst um die Reformation wohlverdiente, sächsische Kanzler Brück, der aus irgend einem Grunde gegen Jonas eingenommen sein mochte, setzt zwar dessen Verdienste sehr in Schatten und behauptet unter andern auch, er sei nach Augsburg „mehr pro forma mitgenommen worden, denn daß er etwas gearbeitet oder gethan hätte" (vgl. Franke, Gesch. d. hall. Ref. S. 279); das Gegentheil erweist aber Laur. Reinhard, Unumstößlicher Beweis, daß Melanchthon vornehmlich mit Dr. Jonas wegen der Confession sich zu Augsburg unterredet und sein Gutachten verlangt habe. (Jena 1731.) 28) Ein Theil des Briefes, worin Jonas an Luther ausführlich über den ganzen Hergang bei der öffentlichen Vorlesung der Augsburgischen Confession (wobei er, wie aus seinen Worten hervorgeht, zugegen war) berichtet, steht in *Coelestini* Hist. Comit. August. celebr. Tom. II. p. 205. 29) Der Brief, in welchem dieser Rathschlag ausgesprochen ist, steht in *Spalatini* Annal. Reform. aus dessen Autogr. ans Licht gestellt von E. S. Cyprian. S. 220 fg.

30) Sein Judicium de Missa privata steht bei *Coelestin.* l. c. p. 285. b. 31) Die von Jonas bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede De gradibus in Theologia steht in Select. declamationum Phil. Melanchthonis. Tom. I. (Argent. 1559.) p. 39 sq.; wie denn bekanntlich in diese Sammlung von Melanchthon's Reden mehre von ihm weder verfaßte noch gehaltene aufgenommen sind. Weil die Promotion, dem Wunsche des Kurfürsten gemäß, um noch bei dessen Anwesenheit stattzufinden, früher gehalten wurde, als es vorher beabsichtigt war, so mußte Jonas diese Rede sehr eilig ausarbeiten.

bei dem wichtigen Werke der Bibelübersetzung hatte Luther an Jonas einen treuen und fleißigen Gehilfen.

Das wichtigste und merkwürdigste Unternehmen, bei welchem Jonas an der Spitze stand, war endlich die Reformation der Stadt Halle. Diese zweite Hauptstadt des damaligen Erzstifts Magdeburg war der Sitz einer zahlreichen Geistlichkeit in Stiftern und Klöstern, und zur Zeit der Reformation die gewöhnliche Residenz des größten geistlichen Fürsten Teutschlands, Albert's von Brandenburg, Kurfürsten von Mainz, Cardinals und Erzbischofs von Magdeburg. Dieser Fürst hatte die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit genossen, war selbst ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste, dabei ein kluger Staatsmann, einer der ersten unter den teutschen Fürsten, der seine Staaten nach consequent berechneten Grundsätzen regierte, vor allem ein Freund des Friedens, den er, sowol im Innern seiner Staaten, als im gesammten teutschen Reiche, auf alle Weise zu erhalten suchte; da er aber für die Erhebung zu seinen hohen geistlichen Fürstenwürden bedeutende Summen hatte opfern müssen, daher seine Regierung sogleich mit Schulden antrat und ebenso sehr seiner hohen Stellung einen glänzenden Hofhalt schuldig zu sein glaubte, als durch eigene Neigung und Geschmack zu einem gewissen Prachtaufwand hingeleitet wurde, wobei auch die Zeitverhältnisse ihn zu manchen ungewöhnlichen Ausgaben nöthigten; so befand er sich oft in finanziellen Verlegenheiten, aus denen er sich, bei der geringen Hilfsbereitwilligkeit seiner Domcapitel und Landstände, nur durch Finanzoperationen zu retten wußte, die ihn theils in übeln Ruf brachten, theils in anderweitige Unannehmlichkeiten verwickelten. Da er zwar eine gelehrte, aber durchaus keine theologische Bildung besaß (die man zu seiner Zeit für einen Geistlichen höheren Standes unnöthig, ja unwürdig hielt und den Mönchen und Schulgelehrten überlassen zu müssen glaubte), so betrachtete er die Kirche und sein Verhältniß zu derselben theils nur von der rein politischen, theils von der Seite, wie sie eben sein Gemüth und seinen Geschmack ansprach, der am meisten durch äußern Prunk und ein reiches imponirendes Ceremoniell befriedigt und ebendadurch an die römische Kirche gefesselt wurde. Er verkannte nicht die mannichfaltigen, in die Kirche eingedrungenen Unordnungen und Misbräuche, und stellte nicht in Abrede, daß manche Verbesserung ihres hergebrachten Zustandes wünschenswerth sei; aber er war der Meinung, diese Verbesserung müsse und könne rechtmäßig nur von der höchsten kirchlichen Obrigkeit, dem Papste, selbst veranlaßt werden, und bis zum Eintritt einer solchen, auf gesetzlichem Wege erfolgenden, Reform (die zu hoffen er gutmüthig genug war), wollte er von dem obwaltenden Zustande für sich noch den bestmöglichen Nutzen ziehen. Der Reformation war er an sich nicht Feind, und manche seiner Äußerungen lassen schließen, daß er die Richtigkeit von Luther's Grundsätzen anerkannte, aber abgesehen davon, daß er sie eben darum nicht billigen konnte, weil sie nicht von dem Oberhaupte, sondern nur von einzelnen, seiner Meinung nach dazu unberechtigten Gliedern der Kirche ausging, war sie ihm auch gleich bei ihrem ersten Auftreten deshalb sehr unbequem, weil sie zunächst den Ablaßhandel angriff, auf welchen er eben damals zur Aufhilfe seiner Finanzen große Hoffnungen gebaut hatte; überdies theilte er mit andern von ihm geachteten Männern seiner Zeit, namentlich mit Erasmus, die Meinung, daß die Reformation den öffentlichen Frieden störe und der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung nachtheilig sei. Dies Alles bewog ihn, der Ausbreitung der Reformation entgegen zu wirken, doch that er dies selten mit offener Gewalt; an Luther selbst schrieb er in einem sehr sanftmüthigen und milden Tone; bei verschiedenen Gelegenheiten suchte er die Kampflust mancher leidenschaftlichen Verfechter des Papstthums, wie Herzog Georg's von Sachsen und Heinrich's von Braunschweig, zu mäßigen und überhaupt den Frieden im Reiche, selbst mit Concessionen an die Gegner, zu erhalten, ja, als endlich alle seine Gegenmaßregeln sich unwirksam zeigten, die Fortschritte der Reformation im Magdeburgischen zu hindern, gab er den Umständen soweit nach, die gewünschte Religionsfreiheit in dem größeren Theile des Erzstifts zu gestatten. Nur in Halle, seiner vorzüglich geliebten Residenz, war sein Verfahren ein anderes; hier bediente er sich auch einer ihm sonst nicht eigenen Strenge, um in Ansehung des Kirchenwesens, so lange als möglich, die alte Verfassung unverändert zu erhalten. Hier war es auch, wo er eine Anstalt zu errichten gedachte, die, nach seiner Absicht, ein kräftiges Gegengewicht gegen die Reformation und besonders gegen die benachbarte Universität Wittenberg bilden sollte. Schon Albert's Vorgänger am Erzstifte Magdeburg, Ernst, war Willens gewesen, auf der von ihm erbauten Moritzburg zu Halle ein Collegiatstift zu errichten, hatte auch dazu bereits päpstliche Privilegien erhalten, war aber durch den Tod daran verhindert worden. Albert hatte nun bald im Anfange seiner Regierung diesen Plan wieder aufgenommen, nur mit dem Unterschiede, daß das neue Stift nicht auf der Moritzburg, sondern in der Nähe derselben, in der Stadt, desto größer und prächtiger eingerichtet werden sollte. Diese Stiftung erweiterte er zu einer Umgestaltung des ganzen halle'schen Kirchenwesens; die beiden reichsten der damaligen Klöster, das Moritzkloster in der Stadt und das Neuwerk außerhalb derselben, sollten in Ansehung des Personals und der Güter gleichsam den Stamm des neuen Stifts bilden und wurden deshalb ganz aufgehoben; die Räumlichkeiten des der Moritzburg am nächsten liegenden Dominikaner- oder Paulinerklosters, wurden zum Local des neuen Stifts bestimmt, während die Dominikaner-Mönche in das bisherige Moritzkloster versetzt wurden. Die Kirche, welche für das neue Stift ganz neu und von ansehnlicher Größe (wiewol eben nicht im besten Geschmack) erbaut wurde, erhielt den Namen SS. Mauritii et Mariae Magdalenae ad Sudarium Domini. Dies Alles kam freilich nicht in so kurzer Zeit, als Albert anfänglich beabsichtigt hatte, zu Stande; inzwischen aber entwickelte sich bei ihm eine noch weitere Ausdehnung seines Planes. Das neue Stift sollte nicht nur durch Entwickelung aller möglichen kirchlichen Pracht imponiren und durch einen großen, ihm verliehenen und mit außer-

ordentlichem Pomp angepriesenen Reliquienschatz, den sehr in Verfall gekommenen Ablaß wieder in Aufnahme bringen [32]); es sollte mit demselben auch eine Universität verbunden werden, bei welcher der jedesmalige Propst des Stifts die Stelle des Kanzlers, die Capitularen aber die vornehmsten Lehrämter bekleiden sollten, und von welchen er die Hoffnung hegte, das System der römischen Kirche gegen die von Wittenberg ausgehende Bekämpfung desselben, mit Erfolg zu vertheidigen und aufrecht zu halten. Indessen hatte die Bekanntschaft mit der Reformation, aus dem benachbarten Sachsen her, in Halle schon so viel Eingang gefunden, daß Albert bei der Ausführung seines Planes mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen hatte. Schon 1520, als er von der Stadt Halle eine Beisteuer an Geld zum Bau der neuen Kirche verlangte, gab ihm die Bürgerschaft zur Antwort: sie hätten Kirchen genug, wenn sie nur treue Lehrer und Prediger hätten, die ihnen das Wort Gottes rein und lauter predigten! Nicolaus Demuth, der Propst des Neuwerksklosters, der zu des Erzbischofs Vertrauten gehörte, ihm selbst gegen Luther gedient hatte und von ihm zum Propste des neuen Stifts bestimmt war, verließ 1522 sein Kloster, nahm die evangelische Lehre an und wandte sich nach Sachsen [33]), und viele Mönche befolgten in den nächsten Jahren sein Beispiel. In der neuen Stiftskirche selbst begann der Pfarrer derselben, Georg Winkler aus Bischofswerda, schon 1524 im evangelischen Geiste zu predigen, schaffte allmälig eine Ceremonie nach der andern ab, theilte das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus und trat endlich sogar in den Ehestand [34]). Das unglückliche Schicksal Winkler's, der im Jahre 1527 vor den Kurfürsten, welcher sich damals in Aschaffenburg aufhielt, zur Verantwortung gefodert, aber mit ziemlicher Milde verabschiedet, auf dem Rückwege ermordet wurde, hielt den Pfarrer im Hospitale zum heiligen Geist auf dem Neumarkte nicht ab, mit freisinnigen Predigten aufzutreten, wobei er, gegen die Verbote des Kurfürsten, bei dem Stadtrathe zu Halle nicht undeutliche Unterstützung fand [35]); und so regten sich von Zeit zu Zeit neue reformatorische Bewegungen, zu deren gänzlicher Unterdrückung selbst das strengste Verfahren nicht ausreichte. Am feindseligsten gegen die Reformation bewies sich der Kanzler Türck, wenigstens wurde ihm die Schuld an allen gewaltsamen Maßregeln des Kurfürsten gegen die evangelisch gesinnten Bürger in Halle zugeschrieben. Nachdem nämlich der Kurfürst weder durch Ermahnungen, noch durch Drohungen, noch durch imposante kirchliche Feierlichkeiten seine Absicht hatte erreichen können, schritt er zu ernsteren Demonstrationen, schloß die evangelisch Gesinnten vom Stadtrath und von andern Diensten aus, verbot bei schwerer Strafe den Besuch auswärtiger Kirchen (denn weil in Halle nicht evangelisch gepredigt werden durfte, zogen die Einwohner in großen Scharen nach Eisleben, Brehna und andern benachbarten Orten, wo sie evangelische Predigten hören konnten) und ließ endlich, im Jahre 1534, diejenigen Rathsmitglieder, welche sich weigerten, das Abendmahl unter einer Gestalt zu empfangen, unerbittlich aus der Stadt verweisen [36]). Im folgenden Jahre erneuerte er seine scharfen Strafbefehle gegen diejenigen, welche in der österlichen Zeit nicht beichten und das Abendmahl unter einer Gestalt empfangen wollten, oder auswärtige Kirchen besuchten, und ließ wirklich Einige, von denen ihm das Letztere bekannt wurde, mit Gefängniß oder auf andre Weise bestrafen; doch gelang es ihm nur bei Wenigen, sie ihren evangelischen Überzeugungen untreu zu machen; die Meisten unterwarfen sich geduldig allen Bedrückungen, und erbauten sich, so gut es gehen wollte, zu Hause durch die Bibel und Luther's Schriften und Lieder. In diesem Zustande blieben die Sachen einige Jahre. Selbst als der Kurfürst auf dem Landtage zu Calbe an der Saale, im Jahre 1539, dem Verlangen seiner magdeburgischen und halberstädtischen Landstände, die des Kurfürsten Foderungen unter keiner andern Bedingung, als gegen das Zugeständniß vollkommener Religionsfreiheit, bewilligen wollten, nicht länger hatte widerstehen können, blieb Halle noch von dieser Freiheit ausgeschlossen, weil die von dem Kurfürsten eingesetzten katholischen Rathspersonen nicht darauf antrugen; vielmehr erneuerte der Kurfürst im Jahre 1540 seine scharfen Befehle gegen das Singen Lutherischer Lieder, den Verkauf und das Lesen aller, nicht von dem erzbischöflichen Officiat gebilligter Bücher, den Besuch fremder Kirchen, die Vernachlässigung der kirchlichen Ceremonien u. dgl. m. Dies war aber seine letzte Demonstration, denn bald kam es zu einer durchgreifenden Veränderung. In dem Landtagsabschiede zu Calbe, vom 23. Januar 1541, waren dem Kurfürsten, zur Tilgung seiner Schulden, abermals 500,000 Gulden außerordentlich bewilligt worden, zu welchen die Stadt Halle allein 22,000 Gulden beitragen sollte. Als nun

32) Schon 1520 gab der Kurfürst ein mit vielen Abbildungen versehenes Verzeichniß dieser Heiligthümer, die aber nachher noch beträchtlich vermehrt wurden, heraus: Vorczeichnus vnd Zceigung des hochlobwürdigen heiligthumbs der Stifftkirchen der heiligen Sanct Moritz vnd Marien Magdalenen zu Halle. — Gedruckt in der löbl. stadt Halle. 1520. 4. Dieses Verzeichniß (in welchem 8133 Partikel und 42 ganze heilige Körper aufgezählt werden, welche für 39,245,120 Jahre und 220 Tage sammt 6,540,000 Quadragenen Ablaß gewähren, mit dem Schlusse: Selig sind, die sich deß theilhaftig machen!) ist zugleich merkwürdig als der erste halle'sche Druck. Vgl. Schwetschke, Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. S. 20 fg. — In Dreyhaupt's Beschreibung des Saalkreises. 1. Th. S. 853—866, ist es vollständig wieder abgedruckt, und die Holzschnitte des Originals in Kupferstich nachgebildet. Später, als in Folge der Reformation die Verehrung der Reliquien nebst dem Ablasse sehr in Verfall kam, ließ sie der Kurfürst aufs Neue, durch eigends dazu verfertigte Reden, mit widerlegender Berücksichtigung der von den Reformatoren dagegen aufgestellten Lehren, anpreisen. S. in meinem Aufsatze: Die ersten Erscheinungen der Reformation in Halle, in Ledebur's Archiv für die Geschichte des preuß. Staates. 2. Bd. S. 255 fg. Anschlag und Anrede an das Volk bei Vorzeigung der Reliquien u. s. w. (von dem Kurfürsten selbst vorgeschrieben). 33) Vgl. die ersten Erschein. d. Ref. in Halle, a. a. O. S. 98 fg., wo der merkwürdige Briefwechsel dieses Mannes mit dem Kurfürsten mitgetheilt ist. 34) Ebend. S. 261 fg.

35) Vgl. die ersten Erschein. d. Ref. in Halle. S. 267 fg. 36) Dreyhaupt, Beschr. d. Saalkr. 1. Th. S. 967 fg. Franke, Gesch. d. hall. Ref. S. 113 fg.

der Rath am 28. März die Bürgerschaft versammelte, um ihr den Landtagsabschied bekannt zu machen, erklärte sich dieselbe nur unter der Bedingung willig, das verlangte Geld aufzubringen, wenn ihnen ein evangelischer Prediger und Schullehrer gegeben und die Feier des heiligen Abendmahls nach der Einsetzung Christi bewilligt würde. Nach langen und wiederholten Berathungen blieben sie, ungeachtet der Gegenversuche der katholischgesinnten Rathsglieder, eines Sinnes [37]) und sandten Abgeordnete nach Leipzig, um den dortigen Superintendenten Dr. Pfeffinger zu berufen, allein die ihnen bereits vorausgegangenen Drohungen bewogen diesen etwas furchtsamen Mann, den Ruf abzulehnen. Dies verursachte neuen Verdruß zwischen dem Rath und der Bürgerschaft, welche sich von jenem verrathen glaubte; während aber diese Streitigkeiten noch im Gange waren, erschien ganz unerwartet, ohne Zweifel aber von einigen Mitgliedern des Bürgerausschusses, ohne Vorwissen des Rathes, in Geheim berufen, Justus Jonas, nebst einem andern Prediger Andreas Poach, am grünen Donnerstage, den 14. April, in Halle, wo er sogleich bei einem gewissen Dr. Milde, der auch ein Mitglied des Bürgerausschusses war, seine Wohnung nahm. Die Ankunft der beiden evangelischen Lehrer wurde sogleich in der ganzen Stadt bekannt und verbreitete unter der Bürgerschaft große Freude, bei den katholischen Rathsgliedern aber ebenso großen Schrecken. Da aber der Rath früher in die Berufung eines evangelischen Predigers (wenn auch nur nothgedrungen und zum Schein) gewilligt hatte und nun einen Aufruhr befürchten mußte, wenn er diesem Versprechen zuwider handeln wollte, so ließ er am folgenden Morgen die beiden Prediger freundlich bewillkommnen und aufs Rathhaus einladen, wo sie ersucht wurden, zwischen hier und Pfingsten das Wort Gottes zu predigen. Beide erklärten sich dazu willig, und Jonas hielt noch an demselben Tage (Charfreitag) in der Marienkirche, vor einer großen Volksmenge, die erste evangelische Predigt [38]). Am folgenden Tage predigte er wieder, an jedem Osterfeiertage zweimal, Poach aber einmal und am Donnerstage nach Quasimodogeniti (28. April) wurde zum ersten Male das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt. Mittlerweile kam schon während der Osterfeiertage, von dem Kurfürsten Albert, der sich eben damals auf dem Reichstage zu Regensburg aufhielt, ein Schreiben an seinen Coadjutor und Statthalter, Markgrafen Johann Albert von Brandenburg, in Halle an, worin derselbe meldete, er habe mit Befremden erfahren, daß der Rath zu Halle die Lutherische Lehre angenommen habe; dies hätten sie als Treulose und Abtrünnige gethan, und der Statthalter möge sie anhalten, davon abzustehen, widrigenfalls er mit Ernst gegen sie verfahren werde. Als dies Schreiben im Rathe publicirt und mit dem Ausschusse der Bürgerschaft darüber verhandelt wurde, ergaben sich wieder beträchtliche Meinungsverschiedenheiten; der katholische Syndicus Gosmann aber äußerte sich dabei so ungebührlich, daß man, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, sich genöthigt sah, ihn vom Rathhause zu verweisen, was er sich so zu Gemüthe zog, daß er bald darauf im Wahnsinn starb. Sein Nachfolger, Kilian Goltstein, ein Freund Luther's und gewesener Professor in Wittenberg, beförderte die Reformation ebenso thätig, als sein Vorgänger sie zu hindern gesucht hatte. Viele Geistliche, besonders aus dem neuen Stifte, nahmen selbst die evangelische Lehre an; die meisten der Übrigen verließen Halle, wo sie für sich nichts mehr zu hoffen hatten. Der Kurfürst aber, der sich nun endlich überzeugte, daß alle seine Bemühungen zur Unterdrückung der evangelischen Lehre in Halle fruchtlos waren und dem damit die Stadt selbst verhaßt geworden war, kehrte gar nicht wieder nach Halle zurück, sondern zog von Regensburg mit seinem Hofstaate sogleich nach Mainz. Die Reliquien und andern Kostbarkeiten des neuen Stifts ließ er ebenfalls nach Mainz bringen, die Kirche desselben aber am 7. December 1541 schließen; und damit hatte denn auch das neue Stift sein kurzes Dasein beendigt. Die Universität, welche mit demselben verbunden werden sollte und schon die päpstlichen Privilegien erhalten hatte, war, ungeachtet der Kurfürst, mit Rücksicht auf dieselbe, gelehrte Männer, wie Vehus und den zur römischen Kirche zurückgefallenen Crotus, nach Halle berief, nie recht zu Stande gekommen; es dauerte daher noch anderthalb Jahrhunderte, bis in Halle ein solches Institut, unter ganz andern Verhältnissen, erblühte.

Jonas hatte Anfangs wol nur die Absicht, eine kurze Zeit in Halle zu bleiben und daselbst den Anfang des evangelischen Gottesdienstes zu machen; da aber die mit so großen Schwierigkeiten verbundene Einrichtung eines evangelischen Kirchensystems nicht nur viele Zeit und Mühe, sondern auch eines Mannes von großem persönlichen Ansehen bedurfte, so verpflichtete sich Jonas, mit Erlaubniß des Kurfürsten von Sachsen, drei Jahre in Halle zu bleiben. Da er mithin in Halle noch keine bleibende Stelle übernahm, so legte er auch sein Amt in Wittenberg nicht nieder und genoß fortwährend die Einkünfte seiner dortigen Propstei. In Halle fungirte er inzwischen als Pfarrer und Superintendent; Poach wurde Archidiakonus; auch kam noch im Mai 1541 Benedict Schumann aus Naumburg, zur Unterstützung des Jonas, nach Halle, und wiewol derselbe bald nach Naumburg zurückkehrte, ward er doch im October desselben Jahres wieder nach Halle berufen und daselbst als Diakonus angestellt [39]). Bis dahin hielt man allein in der Marienkirche evangelischen Gottesdienst. Da diese aber dem Bedürfnisse der großen evangelischen Volkszahl nicht genügte, so erlangte der Rath, gegen das Ende des Jahres, daß ihm auch die Ulrichskirche übergeben wurde, welche Jonas am ersten Weihnachtsfeiertage 1541 zum evangelischen

37) Dreyhaupt a. a. O. S. 971 fg. Franke a. a. O. S. 135 fg. 38) Von Einigen ist der grüne Donnerstag selbst als der Tag angegeben worden, an welchem Jonas seine erste Predigt in Halle gehalten; daß es aber erst am folgenden Tage geschehen, wird ausführlich erwiesen bei Franke a. a. O. S. 289 fg.

39) Nach Briefen Nicol. Medler's, damals zu Naumburg, an Jonas, in d. N. Mittheil. a. d. Geb. hist.-antiq. Forschungen. 3. Bd. 2. H. S. 107. 110. 116. 118.

Gottesdienſt einweihte und bei welcher Benedict Schumann als erſter evangeliſcher Pfarrer angeſtellt wurde. Gleichzeitig nahm der Rath ſich auch des ganz verfallenen Schulweſens an und übertrug die Leitung deſſelben einem gelehrten Schulmanne, Emerich Sylvius [40]). Nun blieb noch zweierlei zu wünſchen übrig. Man wollte nämlich gern auch die dritte Pfarrkirche, zu St. Moritz, welche im Beſitze der Dominikanermönche war, für den evangeliſchen Gottesdienſt erhalten, und die in der Stadt noch übrigen Dominikaner- und Franziskanermönche ganz aus derſelben entfernen, weil ſie in ihren Predigten auf die evangeliſche Lehre ſchmähten und läſterten, die Privatmeſſen und andre Misbräuche fortſetzten, ſich in die Bürgerhäuſer eindrängten, um die Leute wieder von der evangeliſchen Lehre abwendig zu machen und überhaupt nichts unterließen, was den Fortgang der Reformation ſtören und den evangeliſchen Predigern und Einwohnern Verdruß machen konnte. Jonas übergab daher ſchon im Januar 1542 dem Rathe ein ſchriftliches Gutachten: Ob die Klöſter in Halle abzuſchaffen, oder nicht [41])? — worin er ſich natürlich bejahend erklärte, wie denn auch der Ausſchuß der Bürgerſchaft ihm beiſtimmte und die Abſchaffung der Klöſter mit einigem Ungeſtüm von dem Rathe foderte. Der Rath fand es indeſſen doch zu bedenklich, hierin mit Gewalt vorzuſchreiten und ein Gutachten, welches von Luther, Melanchthon und Bugenhagen eingeholt wurde, ſtimmte der Anſicht des Rathes bei. Man unternahm daher vor der Hand noch nichts direct gegen die Klöſter, ſondern begnügte ſich, den Mönchen die Austheilung des Abendmahls unter einer Geſtalt zu verbieten, weil ſie vor dieſem auch nicht befugt geweſen, das Abendmahl zu reichen; und da dieſes Verbot dem Rathe einen Verweis von der erzbiſchöflichen Regierung zuzog, weil die Jurisdiction in den Klöſtern nicht dem Rathe, ſondern allein dem Erzbiſchofe zuſtehe, ſo ließ der Rath den Bürgern durch die Stadtknechte von Haus zu Haus ein Verbot anſagen, die Kloſterkirchen zu beſuchen und das Abendmahl in denſelben zu empfangen. Die Moritzkirche wurde indeſſen, nach eingeholtem Rathe der wittenbergiſchen Theologen [42]), doch von den Evangeliſchen in Beſitz genommen, und Jonas hielt in derſelben am 26. Auguſt 1542 die erſte evangeliſche Predigt, worauf am folgenden Tage der für dieſelbe berufene Pfarrer Matthias Wankel ſeinen Anzug hielt. Die Dominikaner, welche dieſe Kirche als ihr Eigenthum betrachteten, wurden darüber ſo erbittert, daß einer von ihnen den Jonas überfiel, um mit einer Axt ihm den Kopf zu ſpalten. Jetzt, da man ſich im Beſitze der ſtädtiſchen Kirchen ſah, fühlte man auch die Nothwendigkeit einer Kirchenordnung. Dieſe wurde, wahrſcheinlich noch im Jahre 1542, von Jonas entworfen. Er legte dabei die von ihm 1539 für den Landesantheil des Herzogs Heinrich von Sachſen verfaßte Kirchenordnung, unter Vergleichung der bei der zweiten kurſächſiſchen Viſitation 1533 aufgerichteten wittenbergiſchen Kirchenordnung, und mit Berückſichtigung der beſondern örtlichen Verhältniſſe, zum Grunde. Die Kirchenordnung erhielt ſchon in dieſer, eigentlich nur vorläufigen Geſtalt, Luther's Billigung, wurde aber ſpäter (jedoch erſt nach Jonas' Abgange von Halle, und wahrſcheinlich erſt nach der, durch den Erzbiſchof Sigismund 1561 bewirkten gänzlichen Aufhebung des katholiſchen Gottesdienſtes in den Klöſtern) weiter ausgeführt, und in dieſer Geſtalt bis in neuere Zeiten beobachtet [43]). Da man ſich in Halle nicht verbergen konnte, wie ſehr, wegen aller dieſer Veränderungen im Kirchenweſen, der Unwille des damals noch lebenden Kurfürſten und Erzbiſchofs Albert zu fürchten ſei, ſo ſuchte man ein Gegengewicht gegen denſelben durch engeres Anſchließen an den Kurfürſten von Sachſen. Gelegenheit hierzu gaben die damaligen Verſuche des Kurfürſten, die Gerechtſame des Burggrafthums Magdeburg und des damit verbundenen Grafengedinges zu Halle wiederherzuſtellen und zu erweitern, und die deshalb zwiſchen ihm und dem Erzſtifte Magdeburg obwaltenden Streitigkeiten [44]). Der Rath zu Halle verſtand ſich dazu, den Kurfürſten als Burggrafen anzuerkennen und ihm ein jährliches Schutzgeld von 1000 Gulden zu zahlen, wogegen der Kurfürſt verſprach, die Stadt gegen Jedermann, ſelbſt gegen den Erzbiſchof, zu ſchützen [45]).

Über dieſen und andern Verhandlungen waren die drei Jahre, für welche Jonas der Kirche zu Halle gleichſam nur geliehen war, abgelaufen, und man verlangte im Jahre 1544 ſeine Rückkehr nach Wittenberg. Die Stadt Halle wünſchte ihn aber noch länger zu behalten, und er ſelbſt glaubte hier auch wichtigere Dienſte leiſten zu können, als in Wittenberg; doch wollte er ſeine Einkünfte aus der wittenbergiſchen Propſtei nicht gern völlig entbehren, und die Beibehaltung derſelben wurde ihm von Seiten der Univerſität, oder vielmehr einiger perſönlicher Gegner, die er daſelbſt haben mochte, ſehr erſchwert. Nach mancherlei Verhandlungen, und nachdem Luther ſich noch angelegentlich für ſeinen alten Freund Jonas bei dem

40) Dreyhaupt, Beſchr. d. Saalkr. I. Th. S. 979. 41) Das Bedenken ſteht vollſtändig bei Dreyhaupt a. a. O. S. 982 und auszüglich, nebſt den folgenden Verhandlungen, ebd. S. 979 fg. 42) Luther's Briefe, herausg. v. de Wette. 5. Th. S. 490.

43) Kirchenordnung der Stadt Halle, wie ſolche E. E. Rath Ao. 1541 zuerſt abfaſſen, Ao. 1640 revidiren und Ao. 1660, nebſt deren Anhang und Beilagen, durch den Druck publiciren laſſen; bei Dreyhaupt a. a. O. S. 993 fg. Die ſpäteren Zuſätze und Veränderungen ſind von dem urſprünglichen Texte durch andere Schrift unterſchieden. Das angegebene Jahr der erſten Abfaſſung, 1541, beruht auf einer falſchen Vorausſetzung, da im Eingange ſchon von drei Pfarreien die Rede iſt, und die dritte doch erſt 1542 hinzukam; wie denn überhaupt ein großer Theil der Kirchenordnung erſt bei dem Daſein mehrer Kirchen möglich wurde. Es wird aber auch ebendaſelbſt geſagt, daß „nun nach Gottes Verleihung durch gottſelige Obrigkeit der Misbrauch und falſcher Gottesdienſt in den Kloſterkirchen abgethan" ſei, was man noch nicht einmal 1542 und ſelbſt einige Jahre ſpäter ſagen konnte, und was vermuthlich erſt auf die 1561 unter Erzbiſchof Sigismund eingetretene Veränderung zu beziehen iſt, wo alſo der urſprüngliche Aufſatz des Juſtus Jonas, den Luther bei ſeiner Anweſenheit in Halle 1545 geſehen haben ſoll, eine Überarbeitung erfahren haben muß. 44) Vgl. was darüber in dieſer Encyklopädie bei Johann Friedrich, Kurf. v. Sachſen, über dieſe Streitſache geſagt und nachgewieſen iſt. 45) ſ. den Schutzbrief bei Dreyhaupt a. a. O. S. 208.

Kurfürsten verwandt hatte, entschied dieser endlich durch ein Rescript an die Universität, aus Lochau den 13. Nov. (Donnerstags nach Martini) 1544: Jonas solle der Propstei Einkommen und Gerechtigkeit gänzlich abtreten und alle dazu gehörigen Urkunden und Register an die Universität abliefern, auch von dem Einkommen des laufenden Jahres 50 Gulden an dieselbe auszahlen, und so sollten die Propstei-Einkünfte forthin durch die Universitäts-Procuratur verwaltet werden; dagegen sollte ihm die Universität lebenslang jährlich 100 Gulden, von Michaelis 1545 anfänglich, auszahlen lassen, und Jonas nichtsdestoweniger für ein Gliedmaß der Universität gehalten werden; der Kurfürst aber wolle darauf Bedacht nehmen, die Lection, welche Jonas gehabt, in andere Wege zu bestellen [46]). Die Stadt Halle nahm ihn nunmehr als Pfarrer und Superintendenten völlig in ihre Bestallung, sodaß er zwar sein eigentliches Pfarramt an der Marienkirche verwalten, über die andern Kirchen aber die Oberaufsicht führen sollte, wofür man ihm 300 Gulden jährlicher Besoldung nebst einer freien Behausung anwies [47]). Luther bezeigte in einem Briefe vom 7. Mai 1545 [48]) über den Zustand des halle'schen Kirchenwesens seine Zufriedenheit, und ermahnte dabei den Rath und die Bürgerschaft, den Dr. Jonas, den er ungern von sich gelassen und noch gern um sich wissen wolle, theuer zu achten. In ebendiesem Jahre kam Luther selbst durch Halle und predigte daselbst am 5. August „von dem rechten Forschen in der heiligen Schrift, daß man Christum und das ewige Leben darin finde." Im Eingange seiner Predigt erklärte er: es sei ohne Noth, daß er zu Halle predige, weil sie daselbst mit gelehrten, fleißigen und guten Predigern reichlich versorgt wären; er thue dies aber, damit sie sehen möchten, daß er mit ihren Predigern einerlei Lehre und Predigt führe. Da Luther in diesem Jahre mehre Reisen machte, so berührte er Halle noch einige Male, predigte auch daselbst wieder, auf der Rückreise aus Mansfeld, am 6. Januar 1546. Nicht lange nachher trat er seine letzte Reise nach Eisleben an, und kam am 25. Januar wieder nach Halle, wo er, wegen des übergetretenen Wassers, drei Tage bleiben mußte. Er benutzte diese Zeit, am 26. Januar wieder eine Predigt zu halten. Seine Wohnung hatte er, wie gewöhnlich, bei Jonas, dem er damals, gleichsam in der Ahnung seines nahen Endes, zum Andenken ein buntes Glas schenkte, woraus er ihm mit dem Spruche zutrank:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut fragili vitro similem se noscat uterque!

Als Luther am 28. Januar seine Reise nach Eisleben fortsetzte, begleitete ihn Jonas dahin, war auch bei seinem Tode, der zu Eisleben am 18. Febr. 1546 erfolgte, zugegen und leistete ihm den letzten Beistand. Dann gab er sogleich dem Kurfürsten von Sachsen, der sich eben in Weimar aufhielt, von dem Abschiede des großen Lehrers Nachricht [49]), und hielt demselben, am 19. Februar, in der Andreaskirche zu Eisleben die Leichenpredigt. Da die ehrwürdige Leiche, nach dem Willen des Kurfürsten von Sachsen, nicht in Eisleben, sondern in Wittenberg bestattet werden sollte, gab ihr auch Jonas bis dahin das Geleite.

Noch vor Luther, am 24. Sept. 1545, war auch der Kurfürst Albert gestorben, und in den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt wurde der bisherige Statthalter und Coadjutor Johann Albert (den man, wegen eines Schadens am Fuße, gewöhnlich nur den lahmen Bischof nannte) sein Nachfolger. Da man gegründete Ursache hatte, von diesem neue Bedrückungen der evangelischen Religion zu befürchten, so verweigerte die Stadt Halle ihm die Erbhuldigung, wenn er nicht vorher ihren Beschwerden abhelfen und ihre Religionsfreiheit bestätigen würde. Daraus entwickelten sich langwierige Streitigkeiten, deren schiedsrichterliche Beilegung endlich von beiden Theilen dem Kurfürsten von Sachsen übertragen wurde. Da man bei dieser Gelegenheit sich vorzüglich der für die Stadt so lästigen Mönche gern entledigen wollte, so mußte Jonas unter andern ein schriftliches Bedenken ausarbeiten: „was auf dem Wittenbergischen Convent mit dem neuen Erzbischofe, Markgrafen Johann Albrecht, sonderlich wegen Abschaffung der Klöster zu verhandeln" [50]). Auch außerdem hatte Jonas an dem günstigen Ausgange dieser Unterhandlungen wesentlichen Antheil. In dem wittenbergischen Vergleiche, am 20. April 1546 [51]), wurde — neben einigen Bestimmungen über Jurisdictionssachen und andere weltliche Händel — der Stadt auch ihre Religionsfreiheit bestätigt und die Besetzung der Pfarreien nebst andern Verfügungen in Kirchensachen überlassen. Aber die Zeit, wo die Stadt in ruhigen Besitz dieser Freiheiten kommen sollte, stand noch nicht so nahe bevor. Der schmalkaldische Krieg brach aus, und Herzog Moritz von Sachsen, der in diesem Kriege, wie bekannt, mit dem Kaiser verbündet, gegen den Kurfürsten Johann Friedrich feindselig auftrat, und dem der Kaiser unter andern auch den Schutz der beiden Bisthümer Magdeburg und Halberstadt aufgetragen hatte, bediente sich dieses Verhältnisses zum Vorwande, die Stadt Halle, deren enge Verbindung mit dem Kurfürsten ihm bekannt war, im November 1546 zu besetzen und sehr hart zu behandeln. Obgleich der Herzog sich das Ansehen gab, als ob er durch die Bekriegung des Kurfürsten, der evangelischen Religion keinen Eintrag thun wolle und als ob der ganze Krieg überhaupt der Religion gar nicht gelte, so war doch unter den Bedingungen, welche er der Stadt Halle vorlegte, die Entfernung des Dr. Jonas und des Syndikus Goltstein aus der Stadt, wozu er nur drei Tage Frist bewilligte. Keine Fürbitte und Verwendung half; der Rath mußte am 25. November einen sehr harten

46) Nach einem in meinem Besitze befindlichen Autographen, welches zwar nicht das Original (weil ihm die Unterschrift des Kurfürsten und das Siegel fehlt), wol aber eine völlig gleichzeitige und zu amtlichem Gebrauche gefertigte Abschrift zu sein scheint. 47) Die Bestallung bei Dreyhaupt a. a. O. S. 986. 48) De Wette. 5. Th. S. 738.

49) Eine lateinische Übersetzung des von Jonas ursprünglich teutsch abgefaßten Briefes an den Kurfürsten gibt Seckendorf. Lib. III. p. 636. 50) Dreyhaupt a. a. O. S. 210 fg. 51) Ebendas. S. 227 fg.

Revers unterschreiben [52]), für die Beobachtung desselben Geiseln stellen und namentlich sich verpflichten, Jonas und Goltstein ihrer Ämter zu entsetzen und aus der Stadt zu entfernen. Mit Mühe erlangte man für beide noch eine Frist von 10 Tagen zur nothdürftigen Bestellung ihrer Angelegenheiten. Man kann sich die Erbitterung des Herzogs Moritz gegen diese beiden Männer leichter erklären, wenn man weiß, daß der gewesene magdeburgische Kanzler Türck damals in des Herzogs Diensten stand. Jonas zog also mit Frau und Kindern von Halle ab und nahm seinen einstweiligen Aufenthalt zu Eisleben. Seine Entfernung dauerte indessen diesmal nicht lange, denn schon im December kehrte der Kurfürst von Sachsen zurück und bemächtigte sich nicht nur seiner eigenen, von Moritz besetzten Länder wieder, sondern auch der Stifter Magdeburg und Halberstadt, welche der Erzbischof Johann Albert, in einem Vertrage vom 6. Januar 1547, ihm förmlich abzutreten genöthigt wurde. Schon am 31. Dec. hatte der Kurfürst auch die Stadt Halle besetzen lassen, worin er am 1. Januar seinen Einzug hielt, sich huldigen ließ und dagegen alle ihre Privilegien und Freiheiten bestätigte. Jetzt durfte Jonas ungehindert wieder nach Halle zurückkehren; er und Goltstein kamen auch am 9. Januar wieder an und übernahmen ihre vorigen Ämter; ja, es ward ihm die Freude zu Theil, um diese Zeit auch in den halle'schen Vorstädten Neumarkt und Glaucha die Reformation einzuführen. Doch auch die nun wieder eingetretene Zeit der Ruhe ging sehr schnell vorüber. Nach der für den Kurfürsten von Sachsen so unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, die ihn den größten Theil seines Landes und für mehre Jahre seine Freiheit kostete, sah auch die Stadt Halle sich genöthigt, am 30. April sich dem Herzoge Moritz wieder zu ergeben. Jonas wartete diesmal seine Verweisung aus Halle gar nicht ab, sondern kam dem Zorne des gegen die evangelischen Prediger besonders erbitterten Kaisers und des Herzogs Moritz, nach dem Rathe der angesehensten, ihm befreundeten Rathspersonen, durch freiwillige Entfernung zuvor. Mit Zurücklassung seiner Bibliothek und sonstigen Habe flüchtete er mit seiner schwangern und kranken Frau und fünf, zum Theil noch kleinen Kindern auf einem Bauerwagen nach seiner Vaterstadt Nordhausen, und auch hier wagte er Anfangs nicht, sich öffentlich sehen zu lassen [53]). Schon während seines ersten Exils hatte er durch seinen alten Freund Medler, damaligen Superintendenten zu Braunschweig, einen Antrag zur Superintendentur nach Hildesheim erhalten [54]), von dem er aber keinen Gebrauch machen konnte, weil ihm eben damals, durch den Kurfürsten von Sachsen, die Rückkehr nach Halle eröffnet wurde. Jetzt, als die abermalige Vertreibung des Jonas von seiner Kirche bekannt wurde, ward im Junius 1547 dieser Antrag wiederholt [55]); Jonas nahm ihn gern an und zog bereits im Julius desselben Jahres mit seiner Familie nach Hildesheim [56]). Seine Bestimmung daselbst scheint nur eine vorübergehende gewesen zu sein; denn eigentlich war Jodocus Isermann als Superintendent in Hildesheim angestellt, der sich aber nicht im Stande befand, das Kirchenwesen in gehörige Ordnung zu bringen und die unter den Bürgern darüber ausgebrochenen Streitigkeiten beizulegen. Dies erwartete man nun auf Isermann's eigenen Vorschlag von Jonas, der seine Geschicklichkeit in dergleichen Geschäften bereits mehrfach bewährt hatte und der auch ganz die auf ihn gesetzten Erwartungen befriedigte. Dabei predigte er fleißig und hielt auch außer den Predigten erbauliche Vorträge über mehre biblische Bücher. Da indessen seine Stellung keine bleibende war, so scheint er auch keinen festen Gehalt bezogen und sich deshalb in einiger Verlegenheit befunden zu haben, da sich Corvinus während dieser Zeit um Unterstützungen für ihn bemühte [57]). Er blieb auch nur drei Vierteljahre in Hildesheim; denn da sich ihm die Aussicht darbot, nach Halle zurückzukehren, indem der nunmehrige Kurfürst Moritz, hauptsächlich durch die Verwendung Melanchthon's und des Fürsten Georg von Anhalt, ihm wieder versöhnt worden war und ihm, unterm 13. März 1548, einen Geleitsbrief ausstellte [58]), wahrscheinlich auch irgend ein unangenehmer Vorfall in Hildesheim dazu kam, so verließ er diese Stadt unerwartet schnell [59]), und kam über Nordhausen (wohin ihm Melanchthon den kurfürstlichen Geleitsbrief übersandte)

52) Dreyhaupt, Beschr. d. Saalkr. 1. Th. S. 238. 53) Nach seiner eignen Erzählung in einem Briefe an den Herzog Albert in Preußen; bei Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten u. s. w. S. 341. 54) N. Mittheil. 3. Bd. 2. H. S. 119. 55) Nach einem Briefe Medler's vom 28. Juni, N. Mitth. a. a. O. S. 120, hatte Jonas damals den Ruf bereits erhalten, denn Medler sagt in der Aufschrift: D. Justo Jonae, Halensis Ecclesiae Inspectori, jam vero Hildesiam postulato. Nach Knapp, Narr. de Justo Jona. p. 44, soll Jonas den Ruf nach Hildesheim in Weimar erhalten haben; dies ist aber nicht gegründet; denn aus des Jonas eigner Erzählung in dem kurz vorher gedachten Briefe an den Herzog von Preußen ist offenbar zu ersehen, daß er den Ruf in Nordhausen erhalten, und sich überhaupt, bis zu seiner Abreise nach Hildesheim, gar nicht von Nordhausen entfernt hat.

56) Ein Brief an ihn von Anton Corvinus, vom 25. Jul. 1547, N. Mitth. 3. Bd. 1. H. S. 121, nennt ihn schon Episcopum Hildesianum, und bezieht sich darauf, daß er sein dortiges Amt bereits angetreten habe. 57) Nach seinen Briefen an Jonas, vom 18. u. 20. December 1547, a. a. O. S. 126. 127. 58) Dreyhaupt a. a. O. S. 987. 59) Nach der gewöhnlichen Erzählung, die auch Dreyhaupt a. a. O. S. 977 anführt, soll Jonas eben seine 11. Lection über die Epistel an die Galater gehalten haben, als sein Famulus kam und ihm etwas von dem öffentlich verlesenen Interim ins Ohr sagte, worauf er alsbald aufstand, mit den Worten: Ihr Herren, ich befehle euch Gott und der Kirche! Abschied nahm, und sofort die Stadt verließ. Diese Erzählung ist ohne Zweifel erdichtet; denn das Interim kann um so weniger die Ursache zu seinem Abgange von Hildesheim gewesen sein, als er schon vor Ostern wieder in Halle war, während das Interim erst im Mai publicirt wurde; auch stimmt diese Erklärung, die seine plötzliche Abreise gleichsam einer Furcht vor dem Interim zuschreibt, weder mit seinem sonst bekannten Charakter, noch mit seinem folgenden Benehmen, da er sich nach Halle wandte, wo ihm, wie er vorhersehen konnte, nicht geringere Kämpfe wegen des Interims bevorstanden. Hamelmann (Hist. rer. evang. in urbe Hildes., in Opp. geneal. histor. p. 940), der von der erzählten Anekdote nichts weiß, läßt Jonas deshalb Hildesheim verlassen, weil der dortige Rath, aus Furcht vor dem Kaiser, ihn nach Isermann's Tode nicht habe zum Superintendenten machen wollen. Da dieser Schriftsteller aber so schlecht unterrichtet ist, daß er den Jonas unmittelbar von Hildesheim nach Regensburg gehen läßt, so ist auf seine Angabe auch nicht viel zu bauen.

noch vor Ostern 1548 nach Halle, wo er bei dem Rathe unter Vorzeigung seines Schutzbriefes das Anerbieten zur Übernahme seines vorigen Amtes, das er einige Zeit vorher durch Joh. Spangenberg hatte thun lassen [60]), persönlich wiederholte. Der Rath trug indessen, aus Furcht vor dem wieder zur Regierung des Landes gelangten Erzbischof Johann Albert, Bedenken, ihm den vollen Wiedereintritt in seine früheren Amtsgeschäfte zu bewilligen, so sehr auch ein Mann von bedeutendem Ansehen, unter den damaligen Verhältnissen, besonders Noth that, wo der Erzbischof nicht nur der Stadt mit Nöthigung zur Annahme des Interims heftig zusetzte, sondern auch das Dominikaner- und Franziskanerkloster aufs Neue mit Mönchen anfüllte und in den Kirchen derselben den katholischen Gottesdienst völlig wiederherstellte. Die kräftigste Stütze der evangelischen Kirche in Halle war damals Sebastian Boetius, ein noch junger, aber gelehrter und thätiger Mann, der im August 1547 als Diakonus an der Marienkirche angestellt worden war, aber anstatt des im Exil lebenden Jonas, die Geschäfte desselben versehen hatte und seinem Amte mit ungemeiner Treue vorstand. Die Ursache, weshalb Jonas in Halle nicht sofort wieder zu seinem Predigtamte zugelassen wurde, worauf er doch, wegen seiner auf Lebenszeit eingegangenen Verpflichtung und seiner unfreiwilligen Entfernung, die gerechtesten Ansprüche hatte, schreibt er selbst [61]) theils der Furcht des halle'schen Stadtrathes vor dem Unwillen des Kaisers zu, an dessen Hofe die Mönche seinen Namen besonders verhaßt gemacht hätten, theils der fortwährenden Weigerung des Erzbischofs, in seine Wiedereinsetzung zu willigen; denn obgleich dem Rathe, nach dem wittenberger Vertrage, die Besetzung der Pfarrämter ausschließlich zustand, so war doch damals nicht die Zeit, dergleichen Rechte gegen den Erzbischof, der sich einmal im Vortheil befand, durchzusetzen; man mußte vielmehr alles vermeiden, was den Unwillen desselben noch höher aufregen konnte. Jonas behielt indessen seine Wohnung in Halle, auch betrachteten ihn die dortigen Geistlichen als ihren rechtmäßigen Superintendenten, aber er durfte nicht öffentlich als Prediger auftreten. Daß er schon 1548 oder 1549 sich nach Weimar und Jena begeben habe, um an letzterem Orte die neue Universität einrichten zu helfen, ist ungegründet, wenn man es so versteht, als ob er seinen regelmäßigen Wohnsitz in eine der gedachten Städte verlegt habe; es ist aber deshalb nicht zu bezweifeln, daß er, als ein alter, gelehrter und erfahrener Mann, von den Söhnen Johann Friedrich's des Älteren bei diesem wichtigen Geschäfte zu Rathe gezogen worden ist, und vielleicht vorübergehend auf kurze Zeit sich, persönlicher Berathung wegen, bei ihnen aufgehalten hat. Sein eigentlicher Wohnort blieb aber Halle, und hier wartete er einige Jahre in Geduld auf eine Wendung des Schicksals, die ihn seiner eigentlichen Bestimmung zurückgeben sollte. Mit dem Tode des Erzbischofs, der am 17. Mai 1550 erfolgte, hätte nun zwar eine solche Wendung erscheinen können; allein es fehlt an Beweisen, ob er wirklich in sein volles Amt wieder eintrat. Jedenfalls könnte dies nur für kurze Zeit geschehen sein, denn im Jahre 1551 folgte er einem Rufe des Herzogs Johann Ernst von Sachsen (Bruders des geborenen Kurfürsten Johann Friedrich's des Älteren) als Superintendent und Hofprediger zu Coburg. Mehr als äußerliche Vortheile bewog ihn ohne Zweifel die alte Anhänglichkeit an das sächsisch-ernestinische Fürstenhaus, mit dem er immer in vertrauter Verbindung geblieben war, zur Übernahme dieser Stelle, in welcher wir ihn im Julius 1551 bereits finden. Doch seine öffentliche Wirksamkeit war hiermit noch nicht abgeschlossen; denn im Jahre 1552 wendete sich die Stadt Regensburg an den Herzog Johann Ernst mit der Bitte, ihnen Jonas auf einige Zeit zu überlassen, um ihre, durch das Interim in große Zerrüttung gerathenen, kirchlichen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Der Herzog bewilligte dies gern, und Jonas, obwol körperlich leidend, brachte in Zeit von 10 Wochen das wichtige Geschäft zu allgemeiner Zufriedenheit zu Stande. Im folgenden Jahre reiste er noch einmal nach Regensburg, wie seine daselbst am Osterfeste gehaltene und nachher gedruckte Predigt beweist. Nach dem, am 8. Februar 1553, erfolgten Tode des Herzogs Johann Ernst ging Jonas auf kurze Zeit nach Jena; doch schon am 23. August desselben Jahres verließ er diese Stadt wieder, um das Amt eines Pfarrers zu Eisfeld, und eines Inspectors der Kirchen in der Pflege Coburg, oder dem sächsischen Ort Landes zu Franken, zu übernehmen. Am 27. August, als den 13. Sonntag nach Trinitatis, hielt er zu Eisfeld seine erste Predigt und zwar zwei Stunden lang [62]), welches als etwas Ungewöhnliches angemerkt wird, weil er sonst, nach Luther's Beispiel, kurz zu predigen pflegte. Er war indessen damals schon durch das Alter etwas entkräftet, daher ihm auch, zu seiner Erleichterung, die Verwaltung der Pfarreinkünfte abgenommen und durch zwei dazu verordnete Rathspersonen besorgt wurde [63]). Die Zeit seines amtlichen Wirkens in Eisfeld dauerte auch nur etwas über zwei Jahre; denn im Jahre 1555, dem 63. seines Lebens, verfiel er in eine schwere Krankheit, die auch sein Gemüth sehr verdunkelte, sodaß er in Kleinmuth gerieth und kein Trost bei ihm ansprechen wollte; nur seinem Diener gelang es, durch die Erinnerung an einige tröstliche Sprüche der heiligen Schrift ihn aufzurichten, und so starb er ruhig, unter gläubigem Gebet, in den Armen seiner Gattin, am 9. October 1555. In Eisfeld, wo er seinen Lauf beschlossen hatte, wurde er auch begraben [64]).

Was seine Familie betrifft, so hat er sich dreimal verheirathet. Das erste Ehebündniß schloß er, wie bereits erwähnt, schon im Jahre 1522, und zwar, nach Spala-

60) Spangenberg erzählt ausführlich den Hergang dieser Verhandlung in einem Briefe an Jonas, vom 28 Febr. 1548, in d. N. Mittheil. 2. Bd. S. 541. 61) In seinen Briefen an den Herzog von Preußen, bei Voigt. S. 342 u. 345.

62) *Krauss*, Antiq. et Memorabil. Hist. Franconicae, darinnen insonderheit der Urspr., Einricht. u. Merkwürdigk. der Stadt Eisfeld abgehandelt werden. (Hildburgh. 1753. 4.) S. 97. 63) Ebend. S. 98. 64) Sein Epitaphium das. beschreibt Krauß S. 99.

tin's genauer Angabe[65]), am 9. Februar zu Wittenberg, mit Katharina, der Tochter eines alten Kriegsmannes (Saxonici veterani), Erich Falcke, der nach andern Nachrichten zu Bleddin im Amte Wittenberg wohnte und zum Adelstande gehörte. Von dieser wurden ihm geboren: 1) im Sommer 1524 ein Sohn Johannes, der im August 1527 an der Pest starb; 2) am 3. December 1525 Justus; 3) im Jahre 1527 Friedrich, welcher 1529 wieder starb; 4) im April 1530 ein anderer Sohn, Namens Friedrich, wahrscheinlich derselbe, welcher am 1. September 1542 beim Baden in der Saale ertrank[66]); 5) ein Sohn Paulus, dessen Geburtstag den 6. December fiel, dessen Geburtsjahr aber nicht bestimmt ist. Die älteste Tochter aus dieser Ehe war ihm noch in Wittenberg gestorben; eine andere, Sophie, verheirathete sich im Jahre 1549 zu Halle an M. Kaspar Wilhelm. Jonas verlor seine erste Gattin, deren Luther mit vorzüglichem Lobe gedenkt, am 22. December 1542. Im Junius des folgenden Jahres verheirathete er sich wieder; doch ist von seiner zweiten Gattin nur der Taufname Magdalena, aber nicht der Familienname bekannt. Sie hatte ihm zwei Knaben, Martin und Philipp (wahrscheinlich Zwillinge) geboren, und war schwanger, als er mit ihr und seinen Kindern 1547 aus Halle floh; das Kind aber, welches sie damals gebar, muß bald wieder gestorben sein, da er selbst bei ihrem Tode nur der beiden Söhne als von ihr hinterlassen gedenkt[67]). Es wurde ihm nämlich auch diese zweite Gattin am 8. Juli 1549, und zwar plötzlich während der Mahlzeit durch einen Schlagfluß entrissen; und nun verheirathete er sich im Jahre 1550 zum dritten Male mit Margarethe Farnröderin aus Naumburg, die ihn überlebte, mit der er aber, wie es scheint, keine Kinder mehr zeugte. Außer dem zweiten Sohne erster Ehe, Justus Jonas dem Jüngeren, von welchem sogleich eine besondere Nachricht folgen wird, ist von dem Schicksal seiner Kinder, deren sechs oder sieben ihn überlebten, denen er aber, in Folge seines unruhvollen Lebens, nur wenig an zeitlichen Gütern hinterlassen konnte, nichts bekannt. Ein gewisser Augustin Jonas, der in den Jahren 1574 und 1575 das Amt eines Superintendenten zu Weißenfels bekleidete, gehört nicht in seine Familie.

Seine Thätigkeit zeigte sich, wie wir aus seiner Lebensgeschichte sehen, vorzüglich im praktischen Leben und verdient um so mehr Anerkennung, als er dabei von schwächlicher Leibesconstitution war und besonders oft an Steinbeschwerden litt. Sein schriftstellerisches Wirken erscheint gegen das praktische nur untergeordnet, und er steht gegen Luther und Melanchthon nicht nur in Hinsicht der Anzahl und des Umfanges seiner Schriften, sondern auch darin zurück, daß, bei aller seiner großen und vielgerühmten Gelehrsamkeit, die Wissenschaften durch ihn keine wesentliche Erweiterung oder Bereicherung erfahren haben. Auch ward er oft durch seine dringenden und wichtigen Berufsgeschäfte verhindert, seinen Schriften die letzte Feile zu geben[68]). Ein eigenthümliches Verdienst hat er sich indessen dadurch erworben, daß er mehre Schriften Luther's und Melanchthon's aus dem Lateinischen ins Teutsche, oder auch umgekehrt, übersetzte und dadurch

65) Chronicon sive Annales *Geo. Spalatini*; ap. *Mencken.* Scriptor. Rer. German. Tom. II. p. 611. 66) Dreyhaupt, Beschr. d. Saalkr. I. Th. S. 978, der ihn aber irrig den ältesten Sohn nennt. 67) In einem Schreiben an den König von Dänemark, bei Schumann, Gelehrter Männer Briefe u. s. w. S. 349.

68) Seine Schriften, soweit sie nicht im Vorigen schon erwähnt wurden, sind, soviel mir bekannt, folgende: Adversus Jo. Fabrum, Constantiensem Vicarium, scortationis patronum, pro conjugio sacerdotali defensio. Addita epistola Lutheri ad Justum Jonam, maritum novum. (Witteb. 1523. 4.) u. m. A. — Annotationes J. Jonae in Acta Apostolorum. Ad Jo. Fridericum Saxon. Ducem. (Witteb. 1524. Basil. 1525.) u. m. A. Ist das Hauptwerk des Jonas und ein Beispiel von seiner praktischen Exegese. — Vom Alten vnd newen Gott, glawben vnd lere, gecorrigirt vnd gebessert. (Wittemb. 1526.) (Anonym. Eine frühere Ausgabe, welche vorhanden sein muß, ist mir nicht bekannt.) — Das sibende Capitel Danielis, von des Türken Gotteslesterung vnd schrecklichen mörderey, mit vnterricht Justi Jonä. (Wittenb. 1530. 4.) — Confratres pagellas Agricolae Phagi, Georgii Witzel, quibus pene Lutheranismus prostratus et voratus esset, J. Jonae responsio. (Witt. 1532.) — Wilch die rechte Kirche, vnd dagegen wilch die falsche Kirche ist, Christlich antwort vnd tröstliche vnterricht, Widder das Pharisäisch gewesch Georgii Witzels. Justus Jonas D. (Wittenb. 1534. 4.) (Witzel hatte gegen Jonas geschrieben: Confutatio calumniosae responsionis Justi Jonae, i. e. Jodoci Koch. [Lips. 1533.] und: Von der christlichen Kyrchen, wider Jodocum Koch, der sich nennet Justum Jonam. [Leipz. 1534.]) — Oratio Justi Jonae Doct. Theol. de Studiis theologicis. (Viteb. 1539.) steht auch in Melanchth. Select. declamat. Tom. I. p. 23.— Vom christlichen abschied aus diesem tödtlichen Leben, des Ehrwirdigen Herrn D. Mart. Lutheri, bericht, durch D. Justum Jonam, M. Mich. Celium vnd andern die dabei gewesen, kurtz zusamengezogen. (Wittemb. 1546. 4.) — Zwo tröstliche Predigt vber der Leich Doct. Mart. Luther, zu Eisleben den 19. vnd 20. Februarii gethan, durch Doct. Just. Jonam, M. Mich. Celium. (Wittemb. 1546. 4.) — Des XX. Psalms Auslegung, zu beten vnd zu singen vor die löblichen vnd gottesfürchtigen Herrn, den Churf. zu Sachsen vnd Landgr. zu Hessen vnd Ihre Churf. v. Fürstl. Mitverwandten, nach der Mel. Vater vnser im Himmelreich. (Wittemb. 1546.) — Der Neun vnd Siebentzigste Psalm, zu diesen ferlichen Zeiten allen Christen zu trost zu singen vnd zu beten in Reime gestalt. (Halle 1546.) — Eyn fast tröstliche Predigt vnd auslegung der Historien von den wunderbaren XL tagen, in Act. Apost. Cap. 1. (dergleichen Tage nie auf Erden gewesen), Item von der aufferstehung der Todten, des künfftigen seligen Lebens im Himmel u. s. w., zu Regensburg in Bayern gepredigt Anno Dni. 1553 erstlich, Itzund Anno 1555 in Druck geben, durch Justum Jonam den Eldern. (Regensb. 4.) (Er ließ diese Predigt drucken und widmete sie den Söhnen des geborenen Kurfürsten Johann Friedrich's des Älteren, um diese wegen des Todes ihrer Ältern zu trösten.)— Seine im Jahre 1529 geschriebene „Kurze Historia von Luthers leiblichen und geistlichen Anfechtungen," eine seiner ausgezeichnetsten Schriften, findet sich in Luther's Werken. Es mögen auch vielleicht noch einzelne Predigten von ihm gedruckt worden sein, die sich aus der Literatur verloren haben. Von seinem Briefwechsel, der sehr ausgebreitet gewesen sein muß, ist verhältnißmäßig viel weniger als von andern Reformatoren bekannt geworden, und seine gedruckten Briefe sind an zu vielen Orten zerstreut, wo man sie zum Theil nicht sucht; eine vollständige Sammlung derselben wäre also zu wünschen. Unter andern ist er auch Verfasser des, um 1531 geschriebenen, anonymen Briefes an Crotus, worin derselbe wegen seines Abfalls von der evangelischen Wahrheit getadelt und als Verfasser der bekannten Epist. obscur. vir. bezeichnet wird. Epistola Anonymi ad Jo. Crotum Rubeanum, verum hunc inventorem et auctorem Epistolar. obscur. virorum manifestans; ed. et not. adj. *J. C. Olearius.* (Arnst. 1720.)

ihre allgemeinere Verbreitung beförderte[69]). Er war beider Sprachen in hohem Grade mächtig, wenn er auch im Lateinischen die Eleganz Melanchthon's, und im Teutschen die Kraft und Gewandtheit Luther's nicht erreichte. In der teutschen Sprache steht er jedoch Luthern am nächsten und wird von keinem andern seiner Zeitgenossen übertroffen. Nach Luther's Beispiele wurde er auch teutscher Liederdichter, indem er den 20., 79. und 124. Psalm zu teutschen Kirchenliedern umarbeitete (der Herr erhör' euch in der Noth ꝛc., Herr Jesu Christ, dein Erb' wir sind ꝛc. und: Wo Gott der Herr nicht bei uns hält ꝛc.) und Luther's Lied: Erhalt' uns Herr bei deinem Wort ꝛc. mit zwei Versen vermehrte. Daß er, bei seinen Verdiensten im öffentlichen Leben, sich auch durch einen achtungs- und liebenswerthen persönlichen Charakter auszeichnete, läßt sich schon daraus schließen, daß er mit den würdigsten Männern seiner Zeit, einem Luther, Melanchthon u. A., zeitlebens und unter allem Wechsel des Schicksals, in so ungestörter, inniger Freundschaft lebte. Selbst bei Königen und Fürsten stand er in großem Ansehen; aber freilich hatte er, wie jeder bedeutende Mann, auch seine Feinde, zu welchen, aus unbekannten Ursachen, selbst der sonst rechtschaffene Kanzler Brück, wenigstens eine Zeit lang, gehörte. Daß die Liebe zu seiner Familie mit einer etwas zu ängstlichen Sorge für ihr Auskommen und daher mit einer etwas zu hohen Werthschätzung zeitlicher Güter verbunden war, ist wol nicht zu leugnen[70]); es war dies aber eine sehr natürliche und verzeihliche Schwachheit, und es bleibt nichtsdestoweniger eine Verleumdung, wie sie auf manchem verdienstvollen Manne schuldlos gelastet hat, wenn man ihn deshalb des Geizes und Eigennutzes beschuldigt; Laster, mit denen es ihm gewiß nicht gelungen wäre, sich im Besitz der Achtung und Freundschaft eines Luther, Melanchthon und anderer

69) Er hat unter andern die berühmten Theses Luther's gegen den Ablaßhandel, mit welchen 1517 der erste Schritt zur Reformation geschah, ins Teutsche übersetzt; es ist mir aber nicht bekannt, ob davon eine einzelne Ausgabe, außer dem Abdrucke in Luther's Werken, existirt. Seine übrigen mir bekannten Übersetzungen aus dem Lateinischen sind: Von den Geistlichen vnd Klostergelübden, Mart. Luth. Vrtheil, an Hans Luther, seinen lieben Vater, verteutscht durch D. Justum Jonam, Probst zu Wittenberg. (Wittemb. 1522. 4.) — Das der freie wille nichts sey, D. Mart. Luth. an Erasmum Rot. Verdeutscht durch Just. Jonam. (Wittemb. 1526. 4.) — Vnderricht Philip. Melancht. wider die Lere der widertäuffer, verd. d. J. J. (Witt. 1528. 4.) — Die Epistel S. Pauli zun Colossern, durch Phil. Mel. vm Latein zum andermal ausgelegt. Verd. d. J. J. (Witt. 1529.) — Vrsprung des Türkischen Reichs, bis uff den igigen Solyman, durch D. Paulum Jovium in Welscher Sprach geschrieben, hernach aus dem Latin F. Bassianati's verd. durch Just. Jon. Von der Türken rüstung vnd kriechsbestellung u. s. w. Vorrede Phil. Mel. (1531.) 4. und eine andere Ausg., wobei noch: Eine Epistel, welche D. Mart. Luth. latein. geschrieben A. 1530 vor einem latein Buch, welches von der Türken Religion zum theil redet, ist auch verdeutscht vnd hierzu gesetzt. Justi Jonae Brieff an Hans Honerd. 1538. 4. — Apologia der Confession, aus dem Latin verdeudschet durch J. J. (Wittemb. 1532.) Macht auch mit der gleichzeitigen teutschen Ausgabe der Augsb. Conf. ein Ganzes unter dem gemeinschaftlichen Titel: Confessio oder Bekantnus des glaubens etlicher Fürsten vnnd Stedte, Vberantwort Kaiserlicher Maiestat zu Augspurg Anno 1530 Apologia der Confessio u. m. a. — Auslegung D. Mart. Luth. vber das Lied Mose am Zwey vnd dreissigsten Cap. Deutero. Vordeudschet aus d. Lat. durch J. J. (Wittemb. 1532. 4.) — Loci Communes, das ist, die fürnemesten Artikel Christlicher Lere, Phil. Mel. Aus d. Lat. verd. durch J. J. (Wittenb. 1536. 4.) u. m. a. mit verschiedentlich abgeändertem Titel, auch noch nach J.'s Tode. — Ecclesiastes oder Prediger Salomo, ausgelegt durch D. Mart. Luth., aus d. L. verd. durch J. J. An Philippum, Landgr. zu Hessen, Justi Jonae Epistel, darin auch die Summa diß Buchs. (Wittenb. 1538.) — Von der Kirchen vnd alten Kirchenlerern, Phil. Mel. Verd. durch J. J. (Wittenb. 1540. 4.) — Epistel an den Landgrafen zu Hessen u. s. w. Phil. Mel. Verd. d. J. J. (Wittemb. 1540. 4.) — Lazari Klage für des Reychen Thür, d. i. wie die armen pfarher die Kirchen vnd Schulen in not vnd elend beklagen vnd beweinen wider die mussigen Heuchler Thumherrn u. s. w. verd. d. J. J. (Wittenb. 1541. 4.) (steht im Verzeichn. der Eberhard'schen Bibliothek. 1828. S. 59.) — Eine Schrift Phil. Mel. newlich latinisch gestellet, Widder den vnreinen Bapstes Celibat vnd verbot der Priesterehe. Verd. d. J. J. (Wittemb. 1541. 4.) — Ein kurtze Schrifft Phil. Mel. Von rechter vergleichung vnd Friedshandlung inn der Religion sachen, Aus d. L. verd. d. J. J. (Wittemb. 1541. 4. Erf. 1541. 4 Witt. 1557. 8.) — Der Prophet Daniel, ausgelegt durch Phil. Mel. aus d. Lat. verd. d. J. J. Mit einer Vorrede an Churf. zu Sachsen. (Wittemb. 1546. 4.) — Vrsachen, warumb die Kirchen, welche reine Christliche lehr bekennen, die selbige lehr angenommen, vnd dabey ewiglich zu bleiben sich schuldig achten, Vnd warumb sie in die parteischen Richter im Concilio zu Trident nicht willigen, Aus d. Lat. (Phil. Mel.) verd. d. J. J. (Witt. 1546. 4.) — Ins Lateinische hat er aus dem Teutschen übersetzt: Praefatio methodica totius Scripturae in epistolam Pauli ad Romanos, e vernac. Mart. Luth. in lat. versa per J. J. (Witteb. 1523.) — Libellus Mart. Luth. Christum Jesum verum Judaeum et semen esse Abrahae, e germ. vers. per J. J. Cum epistola Jonae ad And. Remum. (Witt. 1524.) — Libellus Mart. Luth. de Sacramento Eucharistiae, ad Valdenses fratres, e Germ. transl. per J. J. (Witt. 1526.) — In Psalm. LXXXII. de Magistratibus, enarratio M. Luth. e germ. lat. redd. per J. J. (Witteb. 1531. 4.) — De missa privata et unctione sacerdotum libellus Mart. Luth. e germ. in lat. transl. per J. J. (Vitenb. 1534.) Summaria M. Luth. in Psalmos Davidis, e germ. lat. redd. per J. J. (Viteb. 1534.) — Catechismus pro pueris et juventute in ecclesiis et ditione Illustriss. Princ. Marchionum Brandenburg. et incl. Senatus Norimberg. breviter conscriptus, e german. lat. redd. per J. J. Addita epistola de laude Decalogi, ad Jo. et Pet. Gengebachos. (Witt. 1539.) — Epistola Mart. Luth. contra Sabbatarios, aucta jam ab ipso, et e germ. lat. redd. per J. J. Addita est epistola J. Jonae, de amplissimo beneficio Dei erga populum Judaicum. (Wittemb. 1539.) — Ich gebe dieses Verzeichniß noch nicht für vollständig aus, und vermuthe, daß mir noch einzelne, von J. gelieferte Übersetzungen, besonders ins Lat., entgangen sind.

70) Man sieht dies unter andern aus der Umständlichkeit, mit welcher er, in einem Briefe an den Herzog von Preußen, bei Voigt S. 343, seine im Kriege erlittenen Verluste und andere häusliche Lasten aufzählt, und die Sorge ausspricht, daß, wenn ihn bei seinem zunehmenden Alter eine Krankheit befallen, oder er vielleicht gar sterben sollte, die Seinigen mit großer Dürftigkeit würden zu kämpfen haben; wobei es, wie er deutlich genug zu erkennen gibt, auf eine Unterstützung von Seiten des Herzogs abgesehen war; doch ist nicht zu übersehen, daß er sich in seiner damaligen unentschiedenen Lage allerdings in nicht geringer Verlegenheit befinden mußte. — Vielleicht gehört auch folgende Anekdote hierher. Luther fuhr einst mit Jonas und Andern nach Jessen und gab daselbst den Armen Almosen; da gab Jonas ihnen auch, und sprach: Wer weiß, wo mir's Gott wieder bescheert! Darauf sagte Luther lachend: Gleich als hätte es euch Gott nicht zuvor gegeben! frei einfältig soll man geben, aus lauter Liebe willig. (Lingke, Reisegeschichte D. Mart. Luther's. S. 305.)

ebenso uneigennütziger als aufrichtiger Männer zu erhalten [71]). Sonst wird seine Arbeitsamkeit und Berufstreue, sowie sein richtiges Urtheil und seine Dienstfertigkeit allgemein gerühmt. Da er von Natur etwas hitziger Gemüthsart war, so zeichnet es ihn um so mehr aus, daß er gleichwol eine besondere Geschicklichkeit hatte, Streitigkeiten gütlich beizulegen, und daß man ihn daher nicht selten zum Friedensstifter begehrte [72]).

3) **Justus J.** der Jüngere, der zweite Sohn des Theologen gleiches Namens, war am 3. December 1525 geboren. Sein Vater schrieb ihn, als zeitiger Rector der Universität, im Wintersemester 1530—31, also etwa in einem Alter von fünf Jahren, in die Universitäts-Matrikel ein, was in früheren Zeiten nichts Ungewöhnliches war; doch scheint er, nach seines Vaters Beispiele, auch sein wirkliches Universitätsstudium ziemlich früh begonnen zu haben, denn schon am 15. October 1539, also bei noch nicht zurückgelegtem vierzehnten Jahre, erhielt er, gleichzeitig mit Johann Luther und Philipp Melanchthon, den Söhnen der Reformatoren, die erste akademische Würde eines Baccalaureus. Als sein Vater nach Halle ging, ließ er den Sohn in Wittenberg zurück und zwar in Melanchthon's Hause, unter dessen Aufsicht er seine Studien fortsetzte. Am 4. Sept. 1544 wurde er Magister, und bald darauf in das Collegium der philosophischen Facultät zu Wittenberg aufgenommen. Melanchthon, der ihn sehr liebte und ihm schon 1539 die neue Ausgabe seiner Syntaxis mit einer vortrefflichen Zuschrift zugeeignet hatte, scheint aber doch nicht der Mann gewesen zu sein, der dem Jünglinge voll stolzen Selbstgefühls die strengere väterliche Zucht ersetzen konnte; denn alle Andeutungen vereinigen sich dahin, daß der junge Jonas zwar ausgezeichnete Talente, aber auch viel Stolz und Eigensinn besaß, wodurch er sich, wie die Folge lehrte, sein Leben verbitterte und endlich ins Verderben stürzte. Vermuthlich war durch seine frühen Fortschritte und das damit erlangte Lob, seine Eitelkeit übermäßig genährt worden; er hielt sich zu großen Dingen berufen, und glaubte sich daher auch im Äußeren mehr auszeichnen zu müssen, als ihm die Umstände eigentlich gestatteten; und hieraus läßt sich auch wol die ihm so sehr zur Last gelegte Äußerung erklären: Me oportebat magni Regis filium esse, non Theologi, die, richtig verstanden, nicht grade von Verachtung seines Vaters, wol aber von einer bedenklichen Höhe des Selbstgefühls zeugt. Melanchthon sprach zwar in seinen Briefen an den Vater mit Lob von den Studien und Sitten des Sohnes; aber bald fand er esn öthig, ihn zu entschuldigen. Denn es zeigte sich, daß der junge Jonas, der noch kein eigenes Einkommen besaß, einen größern Aufwand machte, als der Vater, der bei mäßigen Einkünften eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, besonders unter den damaligen unruhigen und bedrängten Umständen, im Anfange des Jahres 1547, zu bestreiten im Stande war. Der jüngere Jonas, der die Rechtswissenschaft zu seinem Beruf erwählt hatte, war Willens gewesen, nach Frankreich zu gehen und dort sein Glück zu suchen; eine Krankheit hatte ihn aber daran verhindert. Melanchthon meldete, am 16. März 1547, dem Vater seines Sohnes Besserung, und suchte zugleich den größern Aufwand des Sohnes, worüber jener unzufrieden war, mit ebendieser Krankheit zu entschuldigen; allein aus einem spätern Briefe zeigt sich, daß diese doch nicht die einzige Ursache der von dem jungen Jonas gemachten Schulden sein mochte, und Melanchthon gab sich alle Mühe, den nicht ohne Grund unwilligen Vater zu besänftigen, und durch Hinweisung auf die ehrenvollen

---

71) Man hat es ihm, freilich nach dem Vorgange seines Zeitgenossen Brück, sehr zum Vorwurfe gemacht, daß er, bei seiner Anstellung in Halle, zugleich die wittenbergische Propstei oder doch eine Pension aus derselben zu behalten suchte; allein wenn irgendwo, so ist er grade hier vollkommen zu entschuldigen. Auf der einen Seite war seine Stellung in Halle doch unter den damaligen Umständen noch manchen Wechselfällen unterworfen; und auf der andern Seite war, nach den damals noch geltenden Begriffen, die Propstei zu Wittenberg eigentlich eine Präbende, auf deren lebenslänglichen Besitz er ein Recht hatte, das ihm, auch wenn er an einem andern Orte lebte, gesetzlich nicht entzogen werden konnte. Die Professur war nur ein mit der Präbende verbundenes onus, dessen er sich auch durch einen Stellvertreter entledigen konnte. Aus dem Gesichtspunkte seiner Zeit ist also vielmehr die Universität (oder wer in dieser Sache das Wort führte) wegen des gegen Jonas angewandten leidenschaftlichen Verfahrens zu tadeln. Ohne Zweifel ging der Streit von den Juristen aus, die vielleicht auf Jonas noch unwillig waren, weil er Anlaß gegeben hatte, ihrer Facultät die Propstei zu entziehen. — Ein anderes Beispiel, das man für die Hartherzigkeit des Jonas anführen will, ist zu vereinzelt und unklar, als daß es irgend etwas beweisen könnte. Johann Spangenberg schreibt ihm nämlich am 7. Febr. 1543 (N. Mittheil. 2. Bd. S. 539), es habe sich in Nordhausen ein Gerücht verbreitet, als ob gewisse arme Verwandte des Jonas durch ihn an einer Erbschaft gehindert würden; aber eben der Unwille, welchen dieses Gerücht erregte, zeigte, daß man die Sache mit dem bekannten Charakter des Jonas nicht zu vereinigen wußte; Spangenberg selbst glaubte es nicht, und bat seinen Freund nur nach seiner gewohnten Menschenfreundlichkeit und Milde, lieber einem Rechte, wenn er ein solches habe, freiwillig zu entsagen, als Arme zu drücken. Jonas muß sich auch wol gegen Spangenberg vollkommen gerechtfertigt haben, da dieser ihm nach wie vor mit Freundschaft und Hochachtung verbunden blieb, ohne jener Sache weiter zu gedenken; und in keinem Falle kann ein bloßes, einzeln stehendes Gerücht, bei welchem so leicht eine Verleumdung unterlaufen konnte, gegen einen ganzen ehrenvollen Lebenslauf zeugen. 72) Außer den bekannten allgemeineren Schriften zur Gelehrten- und Reformationsgeschichte, welche des Jonas beiläufig, oder, ihrem Plane gemäß, mit besonderer Rücksicht auf einzelne Verhältnisse seines Lebens gedenken, und worunter *Adami* Vit. German. Theolog. (Frcf. 1705. Fol.) p. 125. Motschmann, Erford. lit. 3. Samml. S. 399. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises. 1. Th. S. 976, ausgezeichnet zu werden verdienen, hat derselbe zwei besondere Biographen gefunden: *Laur. Reinhardi* Commentatio historico-theologica de vita et obitu Justi Jonae Theologi magnis in Christi ecclesiam meritis celeberrimi, et D. M. Lutheri in emendandis Sacris adjutoris et socii laborum fidelissimi. (Vinar. 1731.) — *Geo. Chr. Knapp*, Narratio de Justo Jona Theologo Vitebergensi atque Halensi conditaeque ab eo evangelicae Halensis ecclesiae primordiis. (Hal. 1817. 4.) mit Jonas' Bildnisse. Alle aber, selbst den Letzten nicht ausgenommen, leiden noch an vielen Irrthümern und Mängeln, deren nicht wenige in der neuesten Geschichte der halle'schen Reformation von Karl Chr. Leb. Franke (Halle 1841.) — ohne Zweifel mit Hilfe des großen Kenners der Reformationsliteratur, D. Förstemann — verbessert sind. Daß mir dessenungeachtet noch manche Berichtigungen und Ergänzungen, sowol in biographischer als in literarischer Hinsicht, möglich geworden sind, wird aus der obigen Arbeit selbst erhellen.

Kenntnisse und Talente des Sohnes aufzurichten. Vielleicht war es auch die zu sehr hervortretende Eitelkeit des jungen Jonas, welche auf andere einflußreiche Personen ungünstig einwirkte und seine Beförderung verhinderte; denn ungeachtet seiner anerkannten Talente war es ihm nicht möglich, zu einem besoldeten Lehramte zu gelangen; eine Zurücksetzung, die sich wol nicht allein aus unverschuldeter Verfolgung erklären läßt, da er Melanchthon zum Gönner hatte und der Name des Vaters für ihn sprach. Gleichwol wagte er es, im Jahre 1553, sich mit Martha, der Tochter eines halle'schen Pfänners Wolf Heußner, ehelich zu verbinden [73]). Bald darauf starb sein Vater, und es lag ihm nun die Pflicht ob, für seine beiden minderjährigen Brüder (aus seines Vaters zweiter Ehe) zu sorgen; eine Last, die sich noch vermehrte, als 1558, nach dem Tode seiner Schwiegermutter, ihm auch die Sorge für einige noch unerwachsene Schwestern seiner Gattin zufiel. Diese Bürde mochte ihm allerdings, da er weder bedeutendes Vermögen, noch sichere Einnahme besaß, drückend genug werden; allein sie scheint auf sein Gemüth nicht reinigend, sondern nur mehr verbitternd gewirkt zu haben. Er hatte sich mittlerweile, da er auf der akademischen Laufbahn kein Glück machen konnte, im Jahre 1557 in die Dienste des Herzogs Johann Albert von Mecklenburg begeben, und war von diesem mit verschiedenen Aufträgen nach Livland gesandt worden. Auf dieser Reise hatte er Gelegenheit gefunden, dem Herzog Albert von Preußen bekannt zu werden. Dieser, dem der jüngere Jonas schon vor vielen Jahren, 1546, von seinem Vater empfohlen worden war, ertheilte ihm ebenfalls gewisse Aufträge und blieb von der Zeit an beständig mit ihm in Verbindung, denn Jonas diente ihm als einer seiner fleißigsten Correspondenten [74]). Seinen Wohnort nahm er, nach jener livländischen Reise, in Leipzig und widmete sich auch hier dem akademischen Lehramte; denn seine Fürstendienste gaben ihm kein bestimmtes Amt, sondern nur vorübergehende Geschäfte, daher er sich auch im Stande sah, mehren Fürsten gleichzeitig zu dienen. Er lebte von einem Jahrgehalte des Herzogs von Mecklenburg, und von den gelegentlichen Geschenken, die er von andern Fürsten für die Besorgung besonderer Geschäfte erhielt; doch gewährte ihm dieses Verhältniß weder einen sichern, noch einen sorgenfreien Lebensunterhalt, und seine Lage verschlimmerte sich noch, indem er fürchten mußte, die Gnade des Herzogs von Mecklenburg zu verlieren. Der Herzog von Preußen, dem Jonas seine traurige Lage (wenn auch vielleicht mit etwas zu stark aufgetragenen Farben) schilderte, nahm ihn, im Jahre 1558, mit einer bestimmten Besoldung, völlig in seinen Dienst, der ihm unter andern die Pflicht auflegte, dem Herzoge von Zeit zu Zeit alles, was sich von einiger Wichtigkeit zutrug, zu berichten. Dies that er unter andern in Ansehung der Flacianischen Streitigkeiten, welche damals das größte Aufsehen machten. Da er für seine Person gegen Flacius Partei genommen hatte, so war es natürlich, daß er auch in diesem Sinne an den Herzog schrieb; aber ein unvortheilhafter Schluß auf seinen Charakter läßt sich daraus machen, daß er es mit einer ungebührlichen Leidenschaftlichkeit that, indem er z. B. sich nicht scheute, den alten vielgeprüften Amsdorff, dessen Ruhm freilich nicht auf seinem Benehmen in den Flacianischen Streitigkeiten beruht, den aber Jonas doch schon als Freund seines Vaters hätte schonen sollen, einen ungestümen wüsten Kopf und groben Esel zu nennen. Indessen trug, unter den damaligen Verhältnissen, eben die von ihm ergriffene Partei dazu bei, ihn am kursächsischen Hofe beliebter zu machen, und so schien ihm ein Glücksstern aufzugehen, indem er, gegen das Ende des Jahres 1558, zum Substituten des Dr. Lindemann, als Professor der Rechte, Assessor des Schöppenstuhls und des Hofgerichts zu Wittenberg, ernannt wurde, wobei ihm zugleich die Dienste der Herzoge von Preußen und Mecklenburg freigestellt blieben. Er verlegte daher seinen Wohnsitz nach Wittenberg, nahm aber die Würde eines Doctors der Rechte, im Jahre 1559, zu Leipzig an, weil er sich auf dieser Universität schon seit längerer Zeit dazu vorbereitet hatte. Die Übernahme des väterlichen Hauses in Wittenberg, das einen bedeutenden Bau erfoderte, stürzte ihn indessen in neue Schulden, die ihm jedoch die Güte des Herzogs Albert erleichterte. Sonst rühmte er seinen Applaus bei den Studirenden, und war überhaupt rastlos bemüht, sich auf alle Weise bemerklich zu machen und in die Höhe zu schwingen. Dies wollte ihm indessen nicht nach Wunsche gelingen; vielmehr klagte er bald über den Neid der älteren Juristen und schrieb selbst eine Reise, die ihm im Jahre 1561 vom kursächsischen Hofe aufgetragen wurde, einer Cabale zu, um ihn nur von Wittenberg zu entfernen, obwol er zu andern Zeiten darüber klagte, daß der kursächsische Hof ihm zu wenig und unwichtige Geschäfte gebe. Überhaupt zeigt sich fast in allen seinen Briefen eine überaus leidenschaftliche Stimmung, die auch das, was er über seine Zurücksetzung, Verfolgung und häuslichen Leiden sagt, der Übertreibung sehr verdächtig macht, und den eigentlichen Grund seiner Klagen in Ungeduld und Überschätzung seines Werthes nicht verkennen läßt. Sein unruhiger Geist, aber freilich auch seine häusliche Noth, trieb ihn zu allerlei Versuchen, einträgliche und einflußreiche Geschäfte zu erlangen, die aber meistens, wenn auch nicht gradezu mislangen, doch den erwarteten glücklichen Erfolg ihm nicht gewährten. Seine ganz unnöthige und unberufene, mehr leidenschaftliche als besonnene Einmischung in die theologischen Streithändel seiner Zeit, in denen er sich ziemlich anmaßend aussprach, trug auch nicht wenig dazu bei, die Zahl seiner Feinde unter allen Parteien und damit die Summe seiner Widerwärtigkeiten zu vermehren. Darüber kam das Jahr 1565 herbei und mit demselben eine grauenvolle, leider nicht unverschuldete Katastrophe seines Schicksals. Seine, schon zur Leiden

73) Dreyhaupt, Beschr. des Saalkr. I. Th. S. 978, führt aus einem halle'schen Gerichtsbuche an, Jonas habe wegen seiner Frau, aus seines Schwiegervaters Nachlasse, 200 Thaler bekommen, und ihr ebenso viel als Gegenvermächtniß verschrieben. Beide waren hiernach doch nicht so ganz mittellos, als Jonas in seinen Briefen es darstellt. 74) Vgl. Voigt, Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. S. 346—424.

schaft gewordene Sucht nach Thätigkeit verleitete ihn, ebenso sehr die Redlichkeit als die Klugheit hintanzusetzen, und zu Anfange des Jahres 1565, während er noch in kursächsischen Diensten stand, sich gleichzeitig in die Dienste Herzog Johann Friedrich's des Mittleren zu begeben, dessen üble Stellung zum kursächsischen Hofe ihm doch nicht verborgen sein konnte. (Vgl. in dieser Encykl. Johann Friedrich II. Herzog zu Sachsen.) Da er nun in den Angelegenheiten des Herzogs öfter Reisen machte, so mußte dies natürlich am kurfürstlichen Hofe auffallen; er wurde nach Dresden berufen, um darüber vernommen zu werden, aber anstatt diesem Befehle Folge zu leisten, reiste er nach Gotha zum Herzoge, und vermehrte dadurch nur den Verdacht, den man ohnehin schon gegen ihn gefaßt hatte. Kaum nach Wittenberg zurückgekehrt, wurde er im April 1565 als Gefangener nach Dresden abgeführt. Hier saß er fünf Wochen im Gefängniß, ohne verhört zu werden, oder die Ursache seiner Gefangennehmung zu erfahren. In Folge eines Bittschreibens an den Kurfürsten, worin er diesen, mit Klagen über sein unglückliches Schicksal und Versicherung seiner Unschuld, bat, ihn zu begnadigen und wieder in seine Dienste anzunehmen, stellte sich endlich die Ursache seiner Verhaftung heraus; weil aber die Angelegenheit des Herzogs Johann Friedrich immer verwickelter wurde, und Jonas sich einmal verdächtig gemacht hatte, so wurde er fortwährend gefangen gehalten, und erst im Mai 1566, auf die Fürbitte des Fürsten Wolf von Anhalt, seiner Haft entlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg begab er sich nun mit seiner Frau nach Gotha, wie er am 29. Juni an Herzog Albert schrieb [75]), „zu dem frommen, löblichen, christlichen Fürsten, Herzog Johann Friedrich von Sachsen," der ihn zu seinem Hofrath ernannte und von welchem er zugleich meldete, „daß man diesem standhaften frommen Fürsten der guten, frommen, ehrlichen, redlichen, tapfern Leute, Wilhelm's von Grumbach u. s. w. halber, die von wegen der gottlosen Pfaffen in die Acht und Aberacht erklärt worden, sehr hart zusetzt, aber doch zur Zeit noch nichts Thätliches vorgenommen." Jonas hatte ohne Zweifel bei diesem Briefe die Absicht, den Herzog von Preußen für die Sache Johann Friedrich's zu gewinnen, oder doch wenigstens über seine Gesinnung hinsichtlich derselben auszuforschen; der Herzog aber hatte unter den damaligen Verhältnissen um so mehr Ursache, behutsam zu sein, als man ohnehin schon das Gerücht ausgesprengt hatte, er wolle sich der Geächteten annehmen. Er ließ sich daher vorerst mit Jonas gar nicht ein, und erst auf ein zweites Schreiben vom 1. September, das auch des Jonas Frau mit einem kläglichen Briefe begleitete, schickte er ihm, auf sein Verlangen, ein Zeugniß des Wohlverhaltens in seinen Diensten, ohne sich über seine dermaligen Verhältnisse anders als mit Bedauern seines traurigen Schicksals zu äußern. Der Sache des Herzogs Johann Friedrich scheint Jonas besonders dadurch gedient zu haben, daß er Flugschriften in seinem Interesse abfaßte und verbreitete; und wenn man weiß, mit welchen Schmähungen in solchen Schriften besonders der Kurfürst von Sachsen angegriffen wurde, so läßt sich auch die Erbitterung des Kurfürsten gegen Jonas erklären, obgleich die unerbittliche Rachsucht desselben, die erst im Blute des Feindes Befriedigung fand, immer ein unauslöschlicher Flecken seines Charakters bleibt. Jetzt trat auch für das Schicksal des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich der Wendepunkt ein; die Acht ward über ihn ausgesprochen und durch den Kurfürsten unerbittlich vollzogen; er selbst fiel lebenslänglicher Gefangenschaft anheim, und mehre seiner Diener starben auf dem Blutgerüste. Jonas war zwar so glücklich gewesen, vor der Katastrophe sich durch die Flucht zu retten und nach Kopenhagen zu entkommen, wo ihn der König von Dänemark als Rath in seine Dienste nahm. Aber auch bis dorthin verfolgte ihn der unversöhnliche Zorn des Kurfürsten von Sachsen; er wurde auf dessen Betrieb verhaftet und am 20. Juni 1567 zu Kopenhagen mit dem Schwerte hingerichtet [76]). So endete der Sohn des verdienstvollen Justus Jonas, der Jugendgespiele von dem ältesten Sohne Luther's! Denn er und kein anderer ist der Jost, dessen in dem bekannten Briefe des Reformators an sein Söhnchen Hänschen (1530) so freundlich gedacht wird! Als er das Blutgerüst bestieg, soll er die Worte gesagt haben:

Quid juvat innumeros scire atque evolvere casus,
Si facienda fugis, si fugienda facis!

worauf aber der Doctor und Professor der Theologie, Nicolaus Hamming, der ihm den letzten geistlichen Beistand leistete, sogleich geantwortet:

At juvat innumeros scire atque evolvere casus,
Si facienda facis, si fugienda fugis [77])! —

(*H. A. Erhard.*)

Jonasfisch (Jonashai), s. **Squalus.**

Jonaskürbis, eine Art Flaschenkürbis, s. **Cucurbita lagenaria** unter dem Artikel **Cucurbita.**

JONATHAN. A. Biographie.

1) Der Sohn Saul's, des Königs von Israel, ein Held, dessen Namen die Sage mit Vorliebe behielt und dessen Ruhm sie mit ebenso zarten als glänzenden Farben

75) bei Voigt S. 419.

76) Seine Frau lebte als Witwe bei ihrem Bruder Jonas Heußner in Halle. Dreyhaupt a. a. O. S. 978. Kinder scheint er nicht hinterlassen zu haben; wenigstens ist von solchen nirgends die Rede. 77) Frühere Schriftsteller haben des jüngeren Jonas nur beiläufig bei seines Vaters Leben gedacht, und, ohne viel mehr als sein tragisches Ende zu wissen, ihn gemeiniglich nur als Beispiel eines ungerathenen Sohnes dargestellt. Die ersten etwas vollständigen Nachrichten über das Innere seines Lebens haben wir durch Voigt's reichhaltige Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Herzogs Albert erhalten; nur hat dieser verdienstvolle Schriftsteller, durch eine leicht erklärliche Vorliebe für den von ihm neu aufgefundenen Gegenstand, sich verleiten lassen, etwas zu einseitig, in Jonas nur den unschuldig Verfolgten und Unterdrückten zu sehen; da doch nicht übersehen werden darf, daß alle Nachrichten über seine Person und Verhältnisse nur aus seinen eignen Briefen zu schöpfen sind, in denen er sich natürlich von der günstigsten und rührendsten Seite darzustellen suchte, und in denen gleichwol die Schattenseiten seines Charakters deutlich genug und ungesucht hervortreten.

auf die Nachwelt vererbte. Von ihm wurde erzählt, wie er die schwachen Scharen seines Vaters gegen die überlegne Macht der Philister zum Siege führte, zu einer Zeit, wo es den Hebräern selbst an den nöthigsten Kriegswaffen gebrach (1 Sam. 13, 3. 19—22); wie er mit seinem Knappen allein die Felsen bei Michmas erklimmte und den Feind überraschend, ihn durch einen panischen Schrecken in die Flucht schlug (ebend. 14, 1—31); wie sein Vater ihn tödten wollte, weil er gegen sein Verbot vor der gänzlichen Niederlage der Philister Honig im Walde genossen, und wie das Volk ihn losbat (ebend. 14, 27, 38 fg.); vor allem aber, wie eine zärtliche Freundschaft ihn an den jungen Helden David kettete, den er lieb hatte wie seine Seele (ebend. 18, 3. 20, 17) und mit welchem er lange, zuletzt vergebens, seinen eifersüchtigen Vater auszusöhnen suchte, dem er dann zu seiner Flucht behilflich war, und noch während der Trennung nahe blieb (ebend. 19 u. 20. 23, 16—18). Einen ganz eignen Reiz gibt diesem Verhältniß die Vorstellung, daß Jonathan in David den dereinst glücklichen Nachfolger seines Vaters sah, ohne Groll oder Neid, ja daß diese Aussicht seinen vom Druck häuslichen und politischen Unglücks gebeugten Geist heben konnte. Geschichte oder Dichtung, ehrt diese Vorstellung die Zeit, welche einen solchen Charakter hervorbrachten und gewinnt diesem Helden eine Stelle neben oder über denjenigen, von welchen die griechische Sage die schönsten Züge von Freundschaft erzählt. Jonathan fiel mit Vater und Brüdern in dem unglücklichen Treffen bei Gilboa (ebend. 31, 2) und David stiftete ihm und sich ein unvergängliches Denkmal in einem Trauergesang, den die Jünglinge erlernten, um sich zu kriegerischen Thaten zu begeistern und welchen später David's Geschichtschreiber in einer Liedersammlung fand und seinem Werke einverleibte. (2 Sam. 1, 17 fg.)

2) Name mehrer Priesterfürsten aus dem Geschlechte der Haschmonäer (Makkabäer).

a) Jonathan mit dem Beinamen Apphus (d. h. סְפַר der Verstellter?), einer der fünf Heldensöhne des Priesters Mattathja von Modin, welche ihrem Volke zuerst die religiöse, endlich auch die politische Freiheit gegen die Tyrannei der Seleuciden erkämpften. Schon unter der Anführung seines Bruders Juda Makkabi für die heilige Sache thätig, wurde er nach dessen Fall zu seinem Nachfolger gewählt (160 v. Chr.[1]). Die Lage der patriotischen Partei war dazumal höchst traurig. Von einheimischen Griechenfreunden, von denen sie der bitterste Haß trennte, ebenso sehr als von den Syrern gedrängt, blieb ihr für den Augenblick nichts übrig, als sich in die wüste und sumpfige Gegend am untern Jordan zurückzuziehen, wo sie zwar kaum vor den blutigen Neckereien arabischer Horden sicher war, wo aber doch der syrische Feldherr Bakchides trotz wiederholter Angriffe sie nicht unterdrücken konnte. Von dem letztern erhielt Jonathan endlich einen Waffenstillstand und übte hierauf ziemlich ungestört von seinem Hauptquartier Michmas aus mehre Jahre lang eine Art Herrschaft aus, welche in vieler Hinsicht der der alten Richter nicht unähnlich gewesen zu sein scheint. Plötzlich aber gestalteten sich die Dinge anders; Bürgerkriege, im Interesse zweier nahverwandten Regentenfamilien geführt, fingen an das syrische Reich zu zerreißen, und da jedem neuen Thronprätendenten daran gelegen sein mußte, einen Anhang im Innern zu erwerben, so war es der klugen Politik Jonathan's ein Leichtes, eine Reihe von immer ausgedehntern Privilegien, Würden und Vollmachten zu erhalten, um so mehr, als er sich an der Spitze eines tapfern Heeres befand, dessen Hilfe bei der unzuverlässigen Treue der eigenen Truppen den makedonischen Herrschern besonders wünschenswerth war. Zuerst als (152 v. Chr.) der angebliche Sohn des Antiochus Epiphanes, Alexander Philopator (Balas) gegen Demetrius I. Soter auftrat, zog Letzterer die Besatzungen aus den jüdischen Festungen an sich, wodurch Jonathan sie alle außer Bethzur und der Burg Zion in die Hände bekam; der Usurpator aber erkannte ihn förmlich in der Würde eines Oberhauptes von Judäa an und übertrug ihm die Würde eines Hohenpriesters, welche seit 7 Jahren Niemand bekleidet hatte[2]). Später als Alexander in Demetrius II. Nikator (147 v. Chr.) einen Gegner fand, benutzte Jonathan die Wirren des Reichs zu neuen Vergrößerungen, eroberte Joppe, schlug ein syrisches Heer bei Asdod und ließ sich von dem bedrängten Alexander die Toparchie von Ekron schenken[3]). Von dem durch Ägyptische Hilfe zuletzt siegreichen Demetrius erhielt er (145 v. Chr.) Bestätigung seiner Würde und der Freiheiten des Landes, sowie eine Vergrößerung seines Gebiets, und den Vortheil, daß sämmtliche Abgaben in einen jährlichen Gesammttribut von 300 Talenten verwandelt wurden. Demetrius nahm sogar eine Leibwache von 3000 Juden zu sich[4]), ließ aber, trotz seines Versprechens, eine syrische Besatzung auf der Burg Zion, gegen welche die Festungswerke von Jerusalem immer verstärkt werden mußten. Als gegen Demetrius ein neuer Gegenkönig aufgestellt wurde in der Person des Sohns Alexander's, Antiochus VI. Θεός, nahm Jonathan sogleich von diesem die Bestätigung an, und sein Bruder Simon erhielt außerdem die Statthalterschaft über die ganze Seeküste von Tyrus bis Ägypten. Jonathan rückte für Antiochus ins Feld und siegte unter andern bei Hazor in Galiläa[5]). Zu dieser Zeit schickte er, zu mehrer Sicherung seiner Stellung Gesandte nach Rom, um das frühere Freundschaftsbündniß zu erneuern, bei welcher Gelegenheit auch

1) s. für diese Chronologie gegen die des Josephus *Wernsdorf*, De fide libb. Maccab. p. 132.

2) *Joseph.* Antiqq. XX, 10. Anders XII, 10. Was derselbe XIII, 2 nach 1 Makk. 10, 22—47 von Anerbietungen des Demetrius sagt, die Jonathan ausgeschlagen hätte, ist offenbar übertrieben. 3) Nach 1 Makk. 10, 76 fg. wäre dieser Zug für Alexander gegen einen Feldherrn des Demetrius gewesen; dagegen vgl. Wernsdorf a. a. O. S. 135. Aber die Erzählung von Josephus XIII, 4 ist noch sonderbarer. 4) Von deren Thaten Joseph. XIII, 5 nach 1 Makk. 11, 43 fg. eine etwas abenteuerliche Geschichte erzählt. 5) Lächerliche Ausschmückung dieses Sieges 1 Makk. 11, 70 fg. Vgl. Joseph. XIII, 5. Wernsdorf S. 139 und Michaelis zu 1 Makk. l. c.

von einem Briefwechsel mit den Spartanern als mit Blutsverwandten der Juden die Rede ist [6]), über welchen die Gelehrten mancherlei Muthmaßungen gemacht haben, der aber jedenfalls auf irgend einem Misverständniß beruht und, wie er vorliegt, den Verdacht der Unechtheit erweckt [7]). Jonathan unterlag zuletzt der List des Tryphon, des ehrgeizigen Vormunds des jungen Antiochus, welcher in ihm ein Hinderniß für seine Absichten auf die Krone sah, ihn nach Ptolemais lockte, wo er sich seiner Person bemächtigte, und ihn zu Baskoma in Gilead tödtete (143 v. Chr.), nachdem er noch durch eine neue Verrätherei auch seine Söhne in seine Gewalt bekommen hatte. Jonathan erscheint zwar in der Geschichte der Haschmonäer in einem weniger glänzenden Lichte als sein Vorgänger und Nachfolger; indessen hat doch grade er den Grund zu der nachmaligen Erhebung seines Hauses und zu der gänzlichen Befreiung der Juden gelegt. Bei der Beurtheilung seiner allerdings treulos und eigennützig scheinenden Politik darf man nie vergessen, daß die syrischen Herrscher ihn ebenfalls nur wegen der Noth und des Vortheils des Augenblicks begünstigten und den Juden von Herzen nie etwas zu Liebe gethan hatten.

b) **Jonathan**, Sohn des Johannes Hyrkanus, folgte seinem ältern Bruder Judas (Aristobulus I.) als König und Hoheprieſter, und ist bekannter unter seinem griechischen Namen Alexander Jannäus. (s. d. Art.)
(*Eduard Reuss.*)

c) **Jonathan**, Urenkel des vorigen, Hoheprieſter unter Herodes dem Großen, bekannter unter seinem griechischen Namen Aristobulus III., war ein Bruder der Mariamne, der Gemahlin des Herodes. Seine Mutter Alexandra, Gemahlin des Prinzen Alexander, eines Sohnes von König Aristobulus II., hatte darin eine Zurücksetzung ihrer Familie gefunden, daß einem Juden Ananel aus Babylon die hoheprieſterliche Würde übertragen worden war und wußte dem Antonius Interesse für ihren Sohn einzuflößen, so daß dieser ihn zu sich kommen hieß. Herodes hielt es aber nicht für gerathen, den damals 16jährigen bildschönen Jüngling zu dem üppigen Feldherrn der Römer zu lassen und machte daher, um Alexandra zu beschwichtigen, seinen Schwager zum Hohenprieſter, bemühte sich aber zugleich, den etwanigen Intriguen seiner Schwiegermutter durch möglichste Beschränkung derselben zu begegnen. Diese traf daher Anstalten, mit ihrem Sohne nach Ägypten zur Kleopatra zu entfliehen, allein ihr Plan wurde entdeckt und vereitelt, und der mistrauische König, scheinbar das Geschehene verzeihend, faßte den Entschluß, den ihm gefährlich werdenden letzten männlichen Sproß des makkabäischen Hauses hinwegzuräumen. Dieser Gedanke fand durch die Bemerkung neue Nahrung, daß Jonathan bei dem jüdischen Volke viel Liebe und Theilnahme fand, wie sich unter andern bei der Feier des Laubhüttenfestes deutlich gezeigt hatte. Er verleitete ihn an einem heißen Tage gegen Abend zum Baden, und Jonathan wurde, anscheinend aus Scherz, aber offenbar nach vorhergetroffener Abrede von Anhängern des Königs untergetaucht und absichtlich ertränkt. Das Hoheprieſteramt hatte er etwa ein Jahr lang bekleidet und er erreichte ein Alter von 18 Jahren *). (*A. G. Hoffmann.*)

d) **Jonathan**, der Sohn Absalom's und Bruder eines Mattathja, besetzte (143 v. Chr.) Joppe für den eben an die Spitze der Juden getretenen Simon. Nach den genannten Eigennamen und einer Äußerung des Josephus zu urtheilen mag er ein Vetter der fünf Makkabäer gewesen sein. (1 Makk. 13, 11 [vgl. 11, 70]. *Joseph.* Antiqq. XIII, 6, 4.) (*Eduard Reuss.*)

3) Historisch minder wichtige Personen.

a) Sohn des Gerson, ein Levit zur Zeit der Richter, aus Bethlehem gebürtig, war zuerst Götzenprieſter im Hause eines reichen Ephraimitischen Privatmannes, Micha, dann, von den Danitern gezwungen, Prieſter desselben Götzen zu Dan, dem ehemaligen Lais. Vgl. Richt. 17 u. 18.

b) Einige Helden und Beamte zu David's Zeit. Ein Sohn Simea's (Simei's), Bruders von David, erlegte zu Gath im Zweikampfe einen riesenmäßigen Philister, Sohn des Rapha, welcher an jeder Hand sechs Finger und ebenso viele Zehen an jedem Fuße hatte. Vgl. 2 Sam. 21, 19—21. In der Chronik (1 B. 12, 34) kommt unter David's Helden auch ein Jonathan, der Sohn des Sage, vor; 2 Sam. 23, 31 steht dagegen einfach Jonathan. Ferner Jonathan, der Sohn des Usia, Aufseher über David's Einkünfte (1 Chron. 28, 25).

c) Ein Sohn des Oberprieſters Abjathar, blieb bei dem Aufstande Absalom's gegen seinen Vater David ein treuer Anhänger des Letztern (2 Sam. 17, 17 fg.). Als sein Vater später an dem Unternehmen des Adonja, noch bei David's Lebzeiten sich krönen zu lassen, Theil nahm (1 Kön. 1, 7. 19. 25), scheint er nach 1 Kön. 1, 42 fg. dies nicht gethan zu haben.

d) Ein Beamter („Schreiber") unter dem Könige Zedekia von Juda, in dessen Hause und unter dessen Aufsicht der Prophet Jeremias zu Jerusalem in harter Gefangenschaft gehalten wurde (Jer. 37, 15. 20).

e) **Jonathan**, ein Sohn des Asahel, nach Esr. 10, 15 ein angesehener Mann in der jüdischen Colonie nach der Rückkehr von Babel.

f) Ein Sohn des jüdischen Prieſters Jojada zur Zeit des persischen Königs Artaxerxes Mnemon (Neh. 12, 11); man betrachtet ihn als identisch mit dem Hohenprieſter Johannes, welcher nach Josephus seinen Bruder Josua tödtete (vgl. Johannes, jüdische Fürsten, Feldherren und Gelehrte), wahrscheinlich weil die

6) 1 Makk. 12. *Jos.* XIII, 5. 7) Vgl. Michaelis, Das erste Buch der Makkabäer. S. 263 fg. und für ihn Leo, Jüd. Geschichte. S. 217. — Gegen die Echtheit des Briefwechsels *Rainold*, Censura libb. apocr. V. T. I. 1305 sq. Mosheim zu Calmet's bibl. Unterss. VI, 220 fg. *Jablonsky*, Opuscula III, 261 sqq. *Wernsdorf*, De cognatione Judaeorum et Spartanorum. 1744. 4. *Ej.* de fide libb. maccab. 140 sqq. Den Bericht der Quellen vertheidigt noch Jost, Allg. Gesch. der Israeliten. I, 502. s. überh. Winer's Realwörterbuch unter d. W. *Sparta*.

*) Vgl. *Joseph.* Antiquitatt. Judd. XV, 2 u. 3.

ihnen bei Nehemia und in Josephus zugewiesene Zeit zusammenfällt.

4) Andere jüdische Gelehrte und Priester

1) Jonathan, Sohn des Hohenpriesters Ananus, und selbst Hoherpriester der Juden, Nachfolger des Kaiphas, wurde zu dieser Stelle durch Vitellius, römischen Statthalter von Syrien, befördert, mußte aber bald seinem Bruder Theophilus weichen auf Befehl desselben Machthabers [1]). Darauf bot ihm Herodes Agrippa, welcher das Hoheprieſterthum erſt dem Simon Cantheras übertragen hatte, dasſelbe wieder an, allein Jonathan lehnte es ab und empfahl seinen Bruder Matthias dazu [2]). Er trug wesentlich dazu bei, daß Felix die Verwaltung Judäa's erhielt und glaubte daher es auch wagen zu dürfen, ihm wegen seiner Bedrückungen des Volkes und seiner Grausamkeit Vorstellungen zu machen. Aber Felix entledigte sich seiner, indem er einen Freund desſelben, Dora aus Jerusalem, dazu verleitete, denſelben durch Meuchelmörder umbringen zu lassen [3]).

(*A. G. Hoffmann.*)

2) Jonathan ben Usiel, s. unter Targum.

3) Jonathan Eibeschüz [1]) (auch blos Eibeschützer oder Eibeschützer) vollständig: יהונתן בן נתן נטע Jonathan ben Nathan Nata, der scharfsinnigſte, gelehrteſte und berühmteſte Rabbine seiner Zeit, stammt aus Krakau, wo sein Großvater Oberrabbiner war und sich als Kabbalist auszeichnete [2]). Nach beglaubigten Nachrichten ist er zu Eibenschütz an der Iglava in Mähren, 1696, geboren [3]), von welchem Städtchen er auch den Beinamen hat. So großen Ruhm er auch später bei seinen Glaubensgenossen erworben, so hat sich doch Keiner gefunden, der authentische Lebensnachrichten von ihm veröffentlicht hätte, und selbst seine eigenen, noch lebenden Großenkel wissen fast nichts mehr als die vom Hörensagen überlieferte Fabeln. Von seiner Jugend vollends wissen wir gar wenig. Er selbst erzählt [4]), daß sein sehr früh verstorbener Vater der Lehrer seiner Jugend im Thalmud war. Er soll dann eine Zeit lang in Wien gewesen sein, wo ein reicher Jude (Samson) die Sorge für seine Erziehung übernommen; die Mutter des Knaben aber fürchtete, das glänzende Wohlleben im Hause des reichen Wieners könnte ihren Sohn am Studium des Thalmud hindern, und sie nahm ihn deshalb unversehens aus Wien weg, um ihn in dürftigern Umständen seiner rabbinischen Bestimmung zuzuführen [5]). Um 1712 ging er nach Prag, lebte in den Jahren 1713 und 14 zu Hamburg [6]), wo er sich verheirathete und ging nach ersterer Stadt zurück, wo er bald darauf zum Prediger (דרשן) und öffentlichen Lehrer ernannt wurde. Sein Auskommen scheint er Anfangs auf Privatwegen erlangt zu haben [7]). Kurze Zeit vor der Eroberung Prags durch Kaiser Karl VII. im Jahre 1742 folgte er dem Rufe als Oberrabbiner nach der damals sehr großen Gemeinde in Metz; allein seine Habe ging bei der Occupation Prags verloren, er aber betrauerte den Verlust nur deshalb, weil er nun verhindert war, seine zum Drucke reifen Werke zu veröffentlichen. Doch ohne bedeutende Werke bekannt gemacht zu haben, war sein Ruf schon so sehr durch seine Vorträge, bei denen er nach und nach 20,000 Zuhörer hatte [8]), verbreitet, daß die größten Gemeinden, z. B. Fürth, Nickolsburg, Krakau, sich beeiferten, ihn zum Oberrabbiner zu berufen. Acht Jahre nur gelang es der metzer Gemeinde, ihn zu fesseln. Im Sommer 1750 trat er die Oberrabbinerstelle der drei vereinigten Gemeinden Altona, Hamburg und Wandsbeck an. Hier beginnt eine neue Wendung seines Lebens. Neben seiner ausgebreiteten Thätigkeit nämlich in Auslegung des Thalmud und der Rabbinen war Jonathan auch ein Anhänger der Kabbala, durch deren Anwendung aufs Leben, er oft Heilwunder bewirkte, indem Einbildung und Glauben der Patienten seine Verfahrungsweise begünstigte. Besonders waren es die sogenannten Pergament-Amulete (קמיעות), die er vertheilte, deren heilige Inschriften wunderwirkende Kraft haben sollten. Er war hierin glücklich und erlangte ein so großes Ansehen, daß der Neid aufmerksam wurde. Ohnehin war sein großer Ruf als Thalmudist manchem Rabbiner nicht ganz erträglich; auch witterten Eiferer überall Grundsätze der Anhänger des Sabathai Zebi, und endlich scheint man eine unverzeihliche Vorliebe für Natur- und Sprachwissenschaften an ihm verspürt zu haben. Diese Umstände veranlaßten mehre hochgestellte Rabbiner, darunter Josua Heschel in Frankfurt a. M., Jonathan als Ketzer zu verschreien. Besonders wild in öffentlicher Verfolgung und Beschimpfung war der zanksüchtige Jacob ben Zewi Emden in Hamburg. Die Gegner öffneten fünf Amulete und lasen die Inschriften auf das Willkürlichste, bald anagrammatisch, bald nach verschiedener alphabetischer Ordnung, um durch solche Künstelei den Namen שבתי (Sabathai) herauszuklügeln. Nicht zu bezweifeln ist es, daß die Absichten der vornehmsten Gegner rein waren, und daß sie einen Anhänger der damals sehr um sich greifenden Sekte der Sabathianer in ihm verfolgen zu müssen glaubten; allein sie waren offenbar von Fanatismus und geheimem Neid verführt, und die Mittel, deren sie sich bedienten, waren nicht immer edel, ja sie verschmähten es nicht, den rein religiösen Streit zu einer peinlichen Anklage gegen den Verfolgten zu machen, und sie gingen bis an den König von Dänemark, als sie der Senat von Hamburg abgewiesen. Diesem Allen setzte der bescheidene

1) *Joseph.* Antiquitatt. XVIII, 4. §. 3. p. 5. §. 3. 2) a. a. O. XIX, 6. §. 2 u. 4. 3) a. a. O. XX, 8. §. 5.

1) In der Documentensammlung Luchoth Eduth (s. u.) habe ich weder in seiner Unterschrift, noch in den vielen Zuschriften den Namen „Eibeschütz" gefunden; wol aber unterzeichnet er sich so in einem Briefe an den Rabbiner Josua Heschel; s. die hebräische Zeitschrift Kerem Chemed. 1838. S. 32. 2) Er ist Verfasser des kabbalist. Werkes מגלה עמוקות. 3) Nach mündlichen Mittheilungen von Seiten seiner in Berlin lebenden Nachkommen; Voigt, Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten. S. 119. 4) Vorrede zum Werke כרתי ופלתי. 5) Mündliche Mittheilung seiner Nachkommen in Berlin.

6) Vorrede zu כרתי ופלתי. 7) Luchoth Eduth. Bl. 46, a. 8) l. l. 46, b.

Jonathan die Wahrheit und die Unschuld seiner Sache entgegen, und führte den Kampf so kräftig und geschickt, daß er alle Welt, bis auf wenige Gegner, die sich nicht für überführt erklären mochten, überzeugte, wie ehrenhaft und redlich er es meinte [9]). Auch nahm sich der König von Dänemark, Friedrich V., seiner aufs Huldvollste an. Bei der Nachwelt steht er ganz rein da, obgleich die Sekte der Sabathianer eilte, wie sich leicht erwarten ließ, ihn des erhobenen Verdachtes wegen schnell zu den Ihrigen zu zählen. Für's rabbinische Judenthum war der jahrelange, in vielen Ländern geführte Streit von bedeutenden Folgen. Die gegenseitige Verdächtigung der Rabbinen brach ihren großen Einfluß, und lockerte so den Boden, auf welchen der eben auftretende Mendelssohn seinen Samen streuen sollte.

Jonathan hatte bis zum Ausbruche dieses Streites noch nichts Wesentliches herausgegeben, und seine Feinde wie seine Freunde kannten ihn nur durch die Scharen seiner Schüler. Erst jetzt, nachdem der Sturm sich gelegt, eröffnete er die Reihe seiner mit der größten Bewunderung aufgenommenen Werke; aber nur ein einziges von den vielen Geschriebenen konnte er der Presse übergeben, es ist der Commentar zum Ritualcoder Jore Deah, den er כרתי ופלתי Krethi Uplethi nannte. Das Buch erschien im J. 1763, aber sein Verfasser wurde 1764 zu Hamburg vom Tode ereilt.

Wie groß die geistigen Kräfte dieses Rabbinen gewesen sein müssen, das beweisen tausendfache Huldigungen von Seiten der Juden aller Länder und selbst von Fürsten, hochgestellten Gelehrten und Kirchenhäuptern. Sein ganzes Leben hindurch war er der Vorkämpfer in den Religionsdisputationen, die damals zwischen christlichen Geistlichen und Rabbinen nicht ungewöhnlich waren. In Anerkennung seiner scharfen Dialektik wurde ihm auch von den Regierungen Vieles zugestanden, was bisher den Juden untersagt war [10]), und nach der Erzählung soll ein Cardinal, der schon mit dem hochbegabten Knaben Jonathan disputirte, soviel Wohlgefallen an demselben gefunden haben, daß er sich seiner aufs Kräftigste annahm. Bei der hervorragenden Stellung, die er unter den Glaubensgenossen durch seine Gelehrsamkeit, Geistesschärfe und seine Ämter einnahm, muß man mit Recht die Bescheidenheit, ja Demuth loben, welche in Wort und That bei ihm herrschte. Auch werden sein Edelmuth, sein Wohlthätigkeitssinn, seine Uneigennützigkeit und seine Enthaltsamkeit gepriesen. Trotz seiner überhäuften Geschäfte und der Nothwendigkeit, stets Thalmud zu lernen und zu lehren, fand er doch Zeit für Naturwissenschaft, Latein und neuere Sprachen. Sein Fleiß soll beispiellos gewesen sein.

Seine vorzüglichsten gedruckten Werke sind:

1) Das schon genannte כרתי ופלתי Krethi und Plethi.

2) אורים ותומים Urim Vethumim, Comment. zum Choschen Mischpat.

3) בני אהובה Bene Ahubah, Comment. zu Maimonides und zum Eben Haëser. Dies Werk ist erst 1819 im Drucke erschienen.

4) בינה לעתים Binah Laïthim, Comment. zum Orach Chajim.

5) תפארת ישראל Thiphereth Israel, Comment. zum Gesetze über die Reinigung der Frauen.

6) יערות דבש Jaaroth Debasch und

7) אהבת יהונתן Ahabath Jonathan sind Predigten, die er zu Metz und Hamburg gehalten. Letzteres nach den Wochenabschnitten geordnet.

8) לוחות עדות Luchoth Eduth hat besonders als Documentensammlung in dem ebengenannten Streite Werth. Ebenso das diesem Werke angehängte

9) אילת אהבים Ajeleth Ahabim. Ein mystisches Gedicht aus der Jugendzeit, in welchem die Gegner sabathäische Klänge finden wollten. (*F. Lebrecht.*)

B. Geographie.

1) Jonathan, Nebenfluß des Muskingum im nordamerikanischen Staate Ohio, gehört zum Stromgebiete des Ohio, welcher den Muskingum bei Marietta aufnimmt.

2) Ein Fluß im nordamerikanischen Staate Kentucky, fällt in der Grafschaft Hickmanns in den Tennessee und mit diesem in den Ohio. (*R.*)

Jonathanerorden, s. Joachimsorden.

Jonathas, s. Jonathan.

Jonc, französische Benennung für Binsenzug in der Architektonik, s. unter Säule.

JONCELS, Marktflecken von 800 Einwohnern im Canton Lunas und Arrondissement Lodève des französischen Departements des Herault. (*Klähn.*)

JONCHEERE (Jacob de), gest. 9. April 1704 zu Brügge, war in den Dominikanerorden getreten, hatte mehre Ämter in demselben, namentlich das Priorat im Profeßhause zu Brügge drei Male bekleidet, beschäftigte sich fleißig mit der Geschichte seines Ordens in den Niederlanden, hat darüber auch mehre, zum Theil umfangreiche Schriften zusammengestellt, welche jedoch bisher nicht gedruckt worden sind *). (*A. G. Hoffmann.*)

JONCHERE (de la), ein französischer Ingenieur, welcher bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt zu haben scheint, von dessen Lebensverhältnissen aber nichts Näheres bekannt ist. Er schrieb außer mehren kleinern Flugschriften folgende größere Abhandlungen: Nouvelle méthode de fortifier les plus grandes Villes

9) Er sammelte von den angesehensten Rabbinen Europa's Zeugnisse und gab sie unter dem Namen: לוחות עדות Luchoth Eduth, Tafeln des Zeugnisses, heraus. 10) Vorrede zu Krethi Uplethi.

*) *Echard* u. *Quetif*, Scriptores Ord. Praedic. T. II. p. 763 und Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1960.

etc. (Par. 1718. 12); Principes d'Hydraulique et de Mechanique etc. (ib. 1719.); Projet à un Canal en Bourgogne pour la communication de deux Mers (ib. 1719. 12.); Decouverte de Longitudes estimée generalement impossible à trouver (ib. 1737. 12.)*). (*R.*)

Jonckheer, s. Jonghheer.

JONCOURT (de), 1) Ellies, erst reformirter Prediger und Professor der Philosophie zu Herzogenbusch, dann privatisirender Gelehrter in Haag, wo er 1770 im 63. Jahre seines Alters gestorben ist. Er war der Unternehmer der Bibliothèque anglaise, die er im J. 1756, als Fortsetzung des Journal Britannique, die ein gewisser Maty besorgt hat, herauszugeben anfing. Außerdem hat er eine französische Übersetzung von Schultens lateinischem Commentar über das Buch Hiob, und mehre dergleichen von Schriften in englischer Sprache verfaßt, verfertigt[1]).

2) Pierre, kam, durch die Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben, nach Holland und erhielt hier eine Anstellung als reformirter Prediger an der Wallonischen Gemeinde in Haag. Seine Schrift: Entretiens sur les differentes Méthodes d'expliquer l'Ecriture et de prêcher de ceux, qu'on appelle Cocceiens et Voëtiens dans les Provinces unies. (Amst. 1707. 12.), worin er die Coccejaner wegen ihrer Bibel-Erklärung und Predigt-Methode hart angegriffen, erregte einen hitzigen Streit zwischen diesen und ihm, in welchem er aber endlich der Gewalt unterlag. Die Synode der Wallonenkirche zu Nimwegen, im Jahre 1708, verurtheilte ihn zum Widerruf einiger seiner Behauptungen, wozu er sich verstand. Eine andere Streitigkeit hatte er mit de la Placette über die Moralität der Hazardspiele, weil dieser behauptet hatte[2]), daß dieselben, wenn man den Misbrauch dabei vermeide, wol als erlaubt anzunehmen seien, wie es auch Barbeyrac behauptet hatte. Der Streit hatte aber weiter keine Folgen.

(*J. T. L. Danz.*)

JONCQUETIA. Diese Pflanzengattung, aus der fünften Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und verwandt mit der natürlichen Familie der Terebintheen, machte Aublet zuerst unter dem barbarischen Namen Tapirira, welchen Jussieu in Tapiria umwandelte, bekannt. Schreber (Gen. n. 785) wählte den Namen Joncquetia zu Ehren Denis Joncquet's, Professors der Medicin und Botanik in Paris, welcher seinen eigenen reichen Garten zu St. Germain des Prés (Hortus s. Index onomasticus plantarum, quas excolebat, Par. 1659. fol.) und den königlichen pariser Garten, dessen Vorsteher er von 1665 bis an seinen, im Jahre 1671 erfolgten, Tod war (Hortus regius, Par. 1671. fol.), beschrieb. Char. Der Kelch fünfblättrig, mit rundlichen, hinfälligen Blättchen; fünf Corollenblättchen sind mit den Staubfäden auf einem unterhalb des Fruchtknotens befindlichen Ringe eingefügt; fünf, auf dem Fruchtknoten aufsitzende Narben; die Kapsel fünffurchig, fünfklappig, fünffamig: Die Samen auf den Klappen befestigt, mit einer Ausbreitung des Keimgangs (Arillus) umgeben. Die einzige Art, J. paniculata *Willdenow* (Sp. pl. II. p. 750. Tapirira guianensis *Aubl.* guj. I. p. 470. t. 188., *Lamarck* illustr. t. 386., Tapiria guianensis *Persoon* syn. I. p. 509) ist ein in den Wäldern von Guajana einheimischer, gegen 50 Fuß hoher Baum mit unpaar-gefiederten, zwei- oder dreipaarigen, unbehaarten Blättern, länglichen Blättchen, achsel- und gipfelständigen Blüthenrispen und kleinen, weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

JONCY, Flecken im Canton La Guiche und Bezirke Charolles, des französischen Departements Saône und Loire. Es liegt an der Guye, an der Departementalstraße Nr. 3, von Châlon für Saône nach Charolles und zählte 1836 274 Häuser und 1181 Einwohner. Die Flur ist 1515 Hectaren groß, wovon 807 dem Ackerbau und 45 dem Weinbaue gewidmet sind. Joncy ist der Hauptort einer Perception (Steuerbezirks) oder der Sitz eines Postamtes. Eine Korn- und zwei Ölmühlen an der Guye; drei Kalköfen und Ziegeleien. Viehhandel. — Der Flecken war der Hauptort der gleichnamigen Baronie in der Grafschaft Charollais. (*Klähn.*)

Jonden (tib. Mythol.) s. Gikten.

JONDOT (Stephan), ein gelehrter Geschichtschreiber und Publicist Frankreichs, war im Jahre 1770 zu Montcenis bei Autun geboren und wohnte, nachdem er kaum die erfoderliche Ausbildung erhalten hatte, noch ziemlich jung dem Vendéerkriege als Secretair im Generalstabe bei. Seine hier eingesogenen und festgewurzelten Grundsätze vom Lehnwesen und von der Legitimität legte er zuerst in der Parallèle de Louis XVI. et de Tsong-Ching, empereur de la Chine, nieder, welche Schrift zur Zeit des ersten friedlichen Zustandes von ihm herausgegeben wurde. Dieselben Ansichten finden sich auch in seinem gleich darauf erschienenen Esprit de la révolution française wieder. Zugleich, wie in der Folge, schrieb Jondot in mehre einheimische Journale seiner politischen Farbe, besonders in das des Débats, in welchem Blatte er nicht nur über erschienene Reisebeschreibungen und Geschichtswerke berichtete, sondern auch beachtenswerthe, wenn auch nur zum Theil ansprechende Aufsätze über das Museum in der Straße Petits-Augustins zu Paris, über den Wald bei Fontainebleau, über die königlichen Gräber zu St. Denis und, wie sich's von ihm vermuthen läßt, eine Widerlegung des von Villers verfaßten Werkes: de l'influence de la réformation de Luther sur les progrès de l'esprit humain en Europe mittheilte. Inzwischen gab er seine observations critiques sur les Leçons d'histoire du *C. Volney* (Paris 1800) heraus, worin er (in einem Anhange mit zahlreichen Noten) nicht nur gegen den Atheismus heftig loszog, sondern auch eine neue Lehrmethode für die Geschichte vortrug. Endlich erreichte er im J. 1804 seinen Zweck, selbst Geschichte lehren zu können, indem er die Professur

*) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2315. 2316.

1) s. Adelung's Forts. zu Jöcher's Gel. 2. Bd. Col. 2316.

2) In seinen Divers traitez sur des matières de Conscience. (Amst. 1698. 12.)

für dieses Fach an der Militairschule zu Fontainebleau erhielt, 1810 in derselben Würde an das Lyceum zu Rouen versetzt wurde und zwei Jahre darnach denselben Posten an einer ähnlichen Anstalt zu Orleans einnahm. Hier nahm er aber schon 1813 seine Entlassung, um sich mit mehr Ungebundenheit seinen Privatstudien hingeben zu können. Er widmete seinen Fleiß zunächst der römischen Geschichte und legte die Ergebnisse desselben der gebildeten Welt in einem Werke vor, welches unter dem Titel: Histoire de l'empereur Julien, tirée des auteurs idolâtres et confirmée par ses propres écrits, suivie du récit de la désastreuse retraite des légions romaines, Paris 1817, 2 vols. in 8. erschien und ihm getheilten Beifall brachte. Der Moniteur berichtete jedoch sehr vortheilhaft darüber [1]), und Jondot erhielt im Herbste 1818 die Professur der Geschichte am königlichen Collège-Bourbon zu Paris. Seit dieser Zeit nun erschien von ihm noch Anti-Pyrrhonien, ou réfutation complète des principes contenus dans le 2. volume de l'essai sur l'indifférence en matière de religion vom Abte de Lamennais Paris 1821; sodann arbeitete er sein, ebenfalls zu Paris 1808 f. in vier Octavbänden erschienenes, bekanntes Werk: Tableau historique des nations, ou Rapprochement des principaux événemens arrivés à la même époque sur la surface de la terre etc. um, welche Auflage 1829 ebendort erschien. Jondot hat auch nach Quérard [2]) eine neue Ausgabe des Précis de l'histoire universelle (1807) besorgt, und mit Hilfe Mutin's und Salgues' gab er die Schrift: La philosophie rendue à ses premiers principes, ou Cours d'études sur la religion, la morale et les principes de l'ordre social, pour l'instruction de la jeunesse, Paris 1801, 2 voll. in 8. heraus. Endlich nennt man ihn noch als Verfasser der Lettres troyennes, ou Observations critiques sur les ouvrages d'histoire qui concourent pour le prix décennal, Paris 1810. (*B. Röse.*)

JONDRABA nannte *Fab. Colonna* (Ecphr. I. 284) und neuerdings auch *Medicus* (Gen. nov. t. 1. f. 14) dieselbe Pflanzengattung, für welche der Linné'sche Name Biscutella allgemein angenommen ist. (*A. Sprengel.*)

IONE (*Ἰόνη*). 1) Mythol. Eine Nereide (*Apollod.* I, 2, 6). Heyne hält sie für die *Ἠιόνη* (Eione) aus *Hesiod.* Theog. 255. Weiter oben erwähnt Apollod. eine *Ηιόνη* als Nereide, wahrscheinlich mit Heyne zu lesen *Ηιόνη*. (*B. Matthiae.*)

2) Zool. s. Eione.

Ioner, Ionier, s. unt. Ionia.

JONER, ein im Königreiche Baiern immatriculirtes gräfliches Geschlecht, welches die Patrimonialgerichte Tettenweiß und Scheibelsgrub im Unterdonaukreise und Weiching und Gerstorf im Isarkreise besitzt. Seinen Ursitz hatte es in Oberelsaß, wo die Familie vom Kaiser Sigismund (d. d. Feldkirch am St. Gallustag 1420) in den Adelstand erhoben wurde; nachher bestätigte dieses (d. d. Prag 2. März 1584) Kaiser Rudolf II. den Brüdern Matthäus, Kaiserl. Geh. Rath, Walthern und Hans, in Kolmar, und am 16. August 1733 bekräftigte dies abermals Kaiser Karl V. zu Wien dem kurfürstl. bairischen Geh. Rath und Pfleger zu Neu Ölting, Matthäus v. Joner. Dieser Letztere war der Sohn von Matthäus, königl. französischem Rathe in Kolmar, verpflanzte sein Geschlecht nach Baiern, indem er nicht nur die Herrschaft Tettenweiß ankaufte, sondern sich auch die Güter Ottenberg, Sulzbach, Inham, Karpfham, Rottenbergham, Erlbach, Ober- und Nieder Schwarzenbach, Itzling, Pörring, Weichling, Gerstorf und Scheibelsgrub erwarb. Die andere Linie blieb in Elsaß und die davon Abstammenden waren Mitglieder der dortigen Reichsritterschaft. Matthäus, ein Sohn von dem obenerwähnten Matthäus, war ebenfalls Pfleger in Neu-Ölting und hinterließ einen Sohn Simon Jud. Thad. Anton, kurbairischen Regierungsrath in Burchhausen, welcher vom Kurfürsten Karl Theodor am 10. November 1789 in den Freiherrnstand und endlich am 18. Septbr. 1790 in den Grafenstand erhoben wurde. Seine Söhne waren Franz Xaver Bruno Pater (geb. 15. Juli 1752), königl. bair. Kämmerer und des Ordens St. Michael Großkreuz und Joseph Anton Franz Clem. (geb. 23. März 1754), ebenfalls königlich bair. Kämmerer. Letzterer hinterließ mit Maria Anna Gräfin v. Spretti einen Sohn, Joh. Nep. Heinrich, während sein älterer Bruder drei Söhne erzielte: 1) Joh. Nep. Anton Simon (geb. 4. Jul. 1783), königl. bair. Kammerherr und Ceremonienmeister, vermählt seit 1810 mit Maria Anna Gräfin von Törring-Seefeld und durch sie Vater von Clemens (geb. 1814), königl. bair. Lieutenant, Joseph (geb. 1821), Antonia (geb. 1823). 2) Franz Xaver Ludwig (geb. 20. Januar 1780), königl. bair. pensionirter Major der Cavalerie, vermählte sich 1820 mit Amalia Freiin von Stromer, welche ihm zwei Töchter hinterließ: Amalia (geb. 1821) und Emilie (geb. 1822). 3) Matthias Joh. Nep. (geb. 21. April 1792) starb 1. Jan. 1836 als königl. bair. Rittmeister und hinterließ mit seiner Frau, Wilhelmine Freiin von Pechmann, mit der er 1817 vermählt wurde, einen Sohn, Joh. Nep. Heinrich (geb. 23. März 1820), königl. griech. Forstmeister, dessen Gemahlin Henriette Elisa de Castelli am 28. Januar 1837 verstarb.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

JONER (Wolfgang), verdient genannt zu werden als einer der verdienstvollen Männer, die in der Reformationszeit, ohne selbst durch literarische Leistungen sich bekannt zu machen, in kleinern Kreisen durch ihr Wirken die wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützten und die Reformation beförderten. Er stammte aus einem adeligen Geschlechte im Thurgau, welches früher von Strasburg in diese Gegenden soll gekommen sein, und den Zunamen Rüppli führte, der nachher den Namen Joner ganz verdrängte. Ein „Hans Joner genannt Rüppli" war schweizerischer Hauptmann in der Schlacht von Schwaderloch bei Constanz 1499 im Schwabenkriege. Wahr-

1) s. Jahrgang 1817. S. 1075. 2) La france littéraire. IV, 243.

scheinlich war dieser der Schultheiß zu Frauenfeld, Hans Joner, der Vater Wolfgang's. Über die Jugendgeschichte des Letztern ist nichts bekannt. Er muß um 1470 geboren sein, da er bei seinem Tode 1531 60 Jahre alt war. Er trat in den Cistercienser-Orden und wurde 1519 Abt des zürcherischen Klosters Cappel an der Grenze gegen Zug. Unter seiner Leitung zeichnete sich das Kloster bald durch ein geregeltes, stilles Leben aus. Er hielt die Mönche zum Studiren an, las selbst mit Eifer die heilige Schrift, und predigte öfters. Er errichtete im Kloster eine Schule, und berief 1523 als Lehrer an dieselbe den nachherigen zürcherischen Antistes Heinrich Bullinger, (s. d. Art.), der im Jahre vorher zu Cöln die Magisterwürde erhalten hatte, obgleich er sich mehr mit Melanchthon's Locis und mit der heil. Schrift beschäftigt hatte als mit der scholastischen Philosophie. Joner nahm neben den Mönchen auch eine Anzahl jüngerer Leute in diese Schule auf, die theils ohne Entschädigung, theils für ein kleines Kostgeld im Kloster unterhalten wurden. Bullinger lehrte in dieser Schule in teutscher Sprache sechs Jahre lang. Vormittags erklärte er die heilige Schrift, Melanchthon's Loci communes, Schriften von Erasmus u. s. w.; Nachmittags gab er Unterricht in der lateinischen Sprache und in den sogenannten freien Künsten, und es sind aus derselben mehre geschickte Männer hervorgegangen. Auch die Mehrzahl der Mönche wurde durch diesen Unterricht für die Reformation gewonnen. Joner selbst erscheint im J. 1525 bei der zu Zürich mit den Wiedertäufern gehaltenen Disputation als einer der vier Vorsteher des Colloquiums. Im folgenden Jahre wurden die Bilder, Messe und Chorgesang im Kloster abgeschafft, und hierauf 1527 das Kloster von dem Abte Joner und dem Convente dem Rathe zu Zürich übergeben, der die Einkünfte theils zur Stiftung von zwei reformirten Pfarreien in der Gegend, theils zur Fortsetzung der von Joner angelegten Schule, theils zu Armenunterstützungen bestimmte. Joner verwaltete die Ökonomie und führte die Aufsicht über die Schule. In der Schlacht bei Cappel (11. Octbr. 1531) besiegelte er, wie Zwingli, seine Überzeugung mit seinem Leben. Schon verwundet drang er wieder in die Feinde ein, und wurde dann im dichtesten Kampfgewühl erschlagen. Am besten zeugt für seine Humanität und seinen edlen Sinn, daß er nicht nur von den Seinigen, sondern auch von vielen Katholischen, besonders von den benachbarten Zugern, die ihn genau kannten, aufrichtig betrauert wurde. (*Escher.*)

JONES. A. Biographie.

1) wird Jones als ein aus Italien nach England gekommener, blinder Harfenspieler genannt, welcher 1748 daselbst gestorben sein soll. Als beliebter Harfenist könnte er grade in damaliger Zeit bei der Vorliebe der Engländer für italienische Musiker dort gute Geschäfte gemacht haben. Sein Vorname ist nicht bekannt; es gibt aber nicht wenige Jones, welche mit einander verwechselt wurden, weil man sie nicht näher bezeichnete. So nennt z. B. Burney einen solchen, der in London 1750 Organist geworden ist*). (*G. W. Fink.*)

*) Rees (Cyclopaed. Vol. XIX. unt. d. W. Jones) erwähnt

Der hier gemeinte Jones galt als der beste Spieler seines Instruments zu damaliger Zeit. Die Herzogin von Marlborough wünschte ihn zwar für immer in Dienst zu nehmen, aber die damit nothwendig verbundene Beschränkung war seiner Natur zuwider. Er ging daher lieber auf den Antrag eines gewissen Evans ein, in einem großen Zimmer seines vielbesuchten Gasthauses zu London, wo Alle verschenkt wurde, während des Winters seine Kunst zu Unterhaltung der Gäste zu verwenden. Jones gab demnach hier eigne Phantasien, vieles von Corelli und Gesänge aus Händel's Opern zum Besten mit ungewöhnlicher Fertigkeit. Sein netter Vortrag mußte um so mehr gefallen, je weniger andere Harfner es wagten, über den Vortrag einer Volksmelodie und deren Variirung hinaus zu gehen. Auch die Violine war ihm nicht fremd. Besonderes Aufsehen machte sein Kunststück, das Schluchzen, Seufzen und Stöhnen der Quäker mit der Geige genau nachzuahmen. Nachdem Evans gestorben war, richtete die hinterlassene Witwe desselben in einem Garten nicht weit von den Theatern Drury-lane und Coventgarden zu London für den Sommer eine Abendunterhaltung ein, zu welcher die besten musikalischen Kräfte der Hauptstadt, darunter auch Jones, herbeigezogen wurden. Allein schon nach vier oder fünf Sommern wurden diese Vergnügungen nicht länger gestattet und Jones verlor dadurch seinen Gehalt. Er starb um das Jahr 1748. Die sehr zahlreiche Begleitung seiner Leiche ist ein Beweis des großen Rufes, dessen er sich erfreut hatte*). (*R.*)

2) David, ein Historiker am Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh., vorzüglich bekannt durch seine Secret History of Whitehall from the Restoration down to the Abdication of the late K. James (Lond. 1697. 2 Vols.), die Continuation of the Secret History of Whitehall from 1688 to 1696 (ib. 1697. und 1717. 2 Vols.) und Life of king James II., illustrated with medals. (1702.) Das zuerst genannte Werk enthält geheime und detaillirte Mittheilungen, vorzüglich über die Verhältnisse zwischen England und Frankreich in jener Zeit nach Originalpapieren. Sonst schrieb er noch Complete History of the Turks from their origin in the year 1655 to 1701 in zwei Bänden und Vindication against the Athenian Mercury concerning Usury (Lond. 1692. 4.)†) (*R.*)

3) Edward, geb. in Wales zu Meirionyd'd, wurde

einen Organisten an der St. Paulskirche, der Karthause und dem Tempel zu London mit dem Vornamen John, dessen Vater ein guter Musiker gewesen und als solcher lange Zeit im Dienste der Lady Vanbrugh gestanden habe. Der einflußreichen Gönnerschaft dieser Dame habe John Jones es verdankt, daß er zu drei sehr ehrenvollen und einträglichen Ämtern gelangte, da er als Orgelspieler und Compositeur sich nicht über das Mittelmäßige erhoben habe. Geburts- und Todesjahr desselben gibt Rees nicht an, sondern bezeichnet ihn nur als verstorben. Nach dem Ausdrucke zu schließen gehörte dieser Organist der neuern Zeit an. (*R.*)

*) Vgl. *Rees*, Cyclopaed. Vol. XIX. unt. d. W.

†) Vgl. *Watt*, Bibl. Britt. Vol. II. 552. Adelung, Fortf. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Th. Col. 2317, welcher diesen Historiker indessen Daniel nennt.

zum Barden des Prinzen von Wales ernannt und gab 1784 den ersten Theil eines Werkes heraus, das für einen zu beachtenden Beitrag zur Aufhellung der ältern Geschichte der walischen Barden und ihrer Musik von den Engländern angesehen worden ist: Musical and poetical Relicks of the Welsh Bards, preserved by tradition and authentic Manuscripts from remote Antiquity, never before published (fol.). Den hier bekannt gemachten altwalischen Bardengesängen geht ein geschichtlicher Aufsatz voraus, welcher im Januarhefte der Zeitschrift Monthly Review 1786 gerühmt wird. Eine zweite Ausgabe des Buchs erschien 1795 und eine dritte 1812. Eine 1789 angekündigte Fortsetzung dieses Werkes kam in London bei Strahan 1802 unter folgendem Titel heraus: The Bardic Museum of primitive British Literature, and other admirable Rarities; forming the second Volume of the Musical, Poetical and Historical Relicks of the Welsh Bards and Druids, drawn from authentic Documents of Remotic Antiquity. By *Edward Jones*, Bard to the Prince of Wales. Die Vorrede zählt 20 und das Übrige 112 Folioseiten. Außer den geschichtlichen Notizen und Erläuterungen werden mancherlei Bardenmelodien mitgetheilt, leider jedoch mit neuen Bässen und allerlei Veränderungen zugestutzt, um sie für die damalige Zeit genießbar zu machen, daß man sie auf der Harfe oder dem Clavier, auch auf der Violine oder Flöte spiele. Dergleichen Zurichtungen verdarben die ganze Sache. Übrigens war der Mann eifrig genug, den lange schon versunkenen Ruhm der walischen Barden wieder zu heben und das Harfenspiel in neue Achtung zu bringen. Wirklich brachte er es auch dahin, daß 1788 zu Corwen der vor Zeiten alljährlich gefeierte Wettkampf der Barden des ganzen Landes wieder erneuert wurde. Die alten Preisvertheilungen fanden wieder statt und die Feier sprach so an, daß sie in vielen Städten oder Orten des Berglandes bis in das jetzige Jahrhundert wiederholt wurde. Dennoch ist das todte Alte unwiederbringlich verloren und nur der Schein erneuert. (*G. W. Fink.*)

Sonst machte Jones noch Lyric Airs bekannt (Lond. 1810 fol.), worin er Proben griechischer, albanischer, walachischer, türkischer, arabischer, persischer, chinesischer und maurischer Nationalgesänge mit Melodien mittheilt. Diese Sammlung, so unvollkommen sie auch sein mag, gewährt schon in sofern ein großes Interesse, als sie die erste der Art ist, welche veröffentlicht wurde. Jones setzte Bässe für Harfe und Pianoforte zu den Melodien, damit sie sich bei der Ausführung besser ausnehmen möchten. Ferner ist zu erwähnen Terpsichore's Banquet; or Select Beauties of various National Melodies (1813). Auch wird ihm noch eine englische Übersetzung von Cicero's Brutus und Orator (Lond. 1776.) beigelegt. — Ein anderer Edward Jones, Esquire und Rechtsgelehrter, machte sich durch einen Index to Records von der Zeit des Kaisers Heinrich VIII. bis zur Regierung der Königin Anna (Lond. 1793–95. 2 Vols. fol.) sehr verdient *). (*R.*)

*) *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II, 552.

4) G., gab in London 1819 eine Geschichte der Musik heraus, worin vorzüglich auf musikalische Aufzeichnung und Instrumente Rücksicht genommen wird, namentlich auf Beschreibung der Instrumente und Angabe ihrer Tonleitern. Das Werkchen führt den Titel: A History of the Rise and Progress of Music, theoretical and practical (4.). Sie ist von J. F. von Mosel verteutscht und mit Anmerkungen versehen herausgegeben worden: „Geschichte der Tonkunst von G. Jones u. s. w. Wien 1821. S. 227. 8. (*G. W. Fink.*)

5) George, Historien- und Schlachtenmaler in London, geboren gegen 1790. Den ersten Unterricht empfing er auf der königlichen Akademie zu London; da er talentvoll war, so machte er in kurzer Zeit die bedeutendsten Fortschritte und das Höhere der Kunst fing an sich ihm zu erschließen. Seine Bestimmung zum Militairdienst aber hielt ihn, da er mehren Feldzügen beiwohnte, einige Zeit von dem weitern kunstgerechten Studium ab. Indessen versäumte sein aufgeweckter und lebendiger Geist es nicht, die sich oft darbietende Gelegenheit zu benutzen, sich eine Sammlung einzelner Studien von solchen Gegenständen anzulegen, mit denen er am meisten umgeben war. Als Hauptmann wohnte er der Schlacht von Waterloo bei, nahm nach erfolgtem Frieden seinen Abschied, um mit neuem Eifer die Kunst zu üben, wozu er so mannichfachen Stoff mitbrachte. Jene so entscheidende Schlacht hatte in ihm den mächtigsten Eindruck zurückgelassen, um davon eine große genaue und geistvolle malerische Darstellung unternehmen zu können, welches ihm auch aufs Vollkommenste gelang. Das Gemälde für das große Invalidenhaus zu Chelsea (Chelsea Pensioners) bestimmt, wo es sich jetzt befindet, erlangte auf der Ausstellung der königlichen Akademie in London den ungetheiltesten Beifall. Geistreiche Erfassung der Hauptmomente, Treue und Genauigkeit in den einzelnen Dingen, sowie eine kräftige Wirkung in Licht und Schatten zeichnen dieses Werk aus. Ein anderes großes Bild, welches der Lord Liverpool besitzt, ist die Darstellung des dem Könige Georg IV. bei seiner Krönung gegebenen großen Bankets in Guildhall. Ein Bild voll Leben von sehr reicher Composition und mit vielen ähnlichen Bildnissen; es machte bei seinem Erscheinen ebenfalls sehr viel Aufsehen, da der Gegenstand neu und zugleich den Glanz der Krönung Georg's IV. in lebendiger Erinnerung zu erhalten geeignet war. Später arbeitete der Künstler an einem sehr großen Gemälde: das Haus der Lords während des langen Kampfes über die Emancipation der Katholiken darstellend; ebenfalls ein Bild, welches sich durch seine Bewegung und durch die Bildnisse der darin handelnden Personen sehr auszeichnet. Überhaupt besitzt der Künstler großes Feuer in dem Entwurfe seiner Compositionen, damit verbindet er zugleich eine schöne Kenntniß des Colorits und viel Haltung im Ton; auch die Technik des Pinsels beurkundet das Eigenthümliche der englischen Schule, indem die Malerei sehr pastos und frei behandelt ist. Diese Kenntniß zeigt sich schon in seinen Aquarelzeichnungen und in den vielen Studien, welche er in dieser Art nach der Natur schnell entwarf;

in ihnen verräth sich sein Geist und herrscht eine selten so erreichte Wahrheit. In allem diesem aber gibt sich der fleißige und tüchtige Meister zu erkennen. Eine Reise, welche Jones später durch Teutschland unternahm, gab ihm reichen Stoff für sein Portefeuille, namentlich sammelte er Figuren und Zeichnungen von Landschaften, Studien und Ansichten, darunter manches Vortreffliche, was alles ihm nachher wieder zu Vollendung größerer Gemälde nützlich wurde. Eine solche Sammlung bildete er sich auch in Frankreich, und manches Gemälde, wie z. B. eine schöne Ansicht des Hafens von Dieppe, hatte darin seinen Grund und seine Veranlassung. Noch Zeitgenosse des berühmten Thomas Lawrence, dann seiner großen Kunstgenossen D. Wilkie, Callcott, Turner, Eastlake, Westmacott u. a. fand er nichts destoweniger viel Auszeichnung, wurde Mitglied der londoner Akademie, und erfreute sich allgemeiner Achtung. Geist und Lebendigkeit, offener und wahrer Biedersinn im Umgange mit seinen Freunden, eine Eigenschaft aller vorher genannten Kunst-Zeitgenossen desselben, erhoben ihn, auch abgesehen von seiner Kunst, über das Gewöhnliche. (*Frenzel.*)

6) Griffith, ein englischer Theolog, Pfarrer („rector") zu Llandowror in der Grafschaft Carmarthen, geb. 1684 und gestorben den 8. April 1761, hat sich um seine Heimath Wales sehr große und lange nachwirkende Verdienste erworben. Er brachte es nämlich zunächst bei der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß dahin, daß sie eine doppelte Ausgabe der walischen Bibelübersetzung, jede von 15,000 Exemplaren, veranstalten und zu sehr geringem Preise an die ärmere Volksclasse verkaufen ließ. Dann schrieb er sowol in walischer als in englischer Sprache nützliche Handbücher für die große Menge, wovon Ausgaben zu 8 u. 12,000 Exemplaren erschienen und durch ganz Wales vertheilt wurden. Den Aufwand dafür bestritt er durch die Unterstützung wohlhabender Freunde, welche er für seinen Plan zu gewinnen gewußt hatte. Auch trug er dazu wesentlich bei, daß die sogenannten Reihenschulen (circulating schools) in Wales zu Stande kamen. Er suchte sich selbst so viele medicinische Kenntnisse anzueignen, daß er den Armen in ihrer Krankheit beistehen und aus seiner zu dem Ende angelegten Hausapotheke helfen konnte. Ein anderer Griffith Jones, geboren 1721 und gestorben 12. Septbr. 1786, ist deshalb bemerkenswerth, weil er zuerst die sogenannten Kinderbücher zur Belehrung sowol als zur Belustigung der Jugend in England einführte. Gemeinschaftlich mit J. Newbery und seinem Bruder verfaßte er viele von den Lilliputgeschichten, welche selbst bei Erwachsenen Beifall fanden, und war mehre Jahre hindurch Herausgeber des London Chronicle und Public Ledger. Auch besorgte er mit Samuel Johnson die Redaction des Literary Magazine und mit Smollett und Goldsmith die vom British Magazine. Aus dem Französischen übersetzte er vieles, nannte sich indessen nicht [1]). (*R.*)

7) Henry, ein Dichter aus Drogheda in Irland gebürtig, war der Sohn eines Maurers und trieb selbst das Handwerk des Vaters, machte aber dabei Verse. Gebildet hatte er sich durch sich selbst. Der Graf von Chesterfield lernte ihn kennen, nahm ihn mit nach England und traf Veranstaltung, daß eine Sammlung seiner Gedichte gedruckt wurde. Sonst gab Jones heraus: Poems on several occasions (Lond. 1749.), eine poetische Epistel an den Grafen von Orrery (das. 1751 fol.); The Earl of Essex (das. 1753), seine vorzüglichste Leistung; die Gedichte Merit und The Relief or Day Thoughts (das. 1753. 4.); eins auf Pelham's Tod (das. 1754. 4.); The patriotic Enterprize (das. 1760. 4.); Kew Garden in zwei Gesängen und Vectis or the Isle of Wight in drei Gesängen (beide Lond. 1766. 4.). Eine Tragödie: The Cave of Idra hinterließ er unvollendet, indessen vollendete sie Hiffernan und machte sie unter dem Titel: The Heroine of the Cave (Lond. 1775.) bekannt. Durch die Artigkeit und Güte, welche man ihm erwies, verlor sich seine frühere Bescheidenheit gänzlich. Mangel an Ordnung in seinem Haushalte brachten ihn immer wieder in die Armuth, der seine Freunde ihn entreißen wollten. Er starb im April 1770 in großem Mangel. Sein poetisches Talent erhob sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Ein anderer Heinrich Jones excerpirte den Inhalt der Philosophical Transactions vom J. 1700—20 und ordnete ihn unter allgemeine Gesichtspunkte. Diese nützliche Arbeit erschien Lond. 1721 in 2 Bänden [2]). (*R.*)

8) Jeremiah, ein englischer Theolog der nonconformistischen Partei, geboren um das J. 1693 und gestorben 1724, zeigte frühzeitig großen Eifer für ernste Studien, und bildete sich vorzuglich unter Leitung seines Oheims Samuel Jones von Tewksbury in Gloucestershire, aus dessen Seminar mehre angesehene Männer, als Bischof Butler von Durham, Erzbischof Secker von Canterbury, Samuel Chandler hervorgingen. Nach Vollendung der akademischen Bildungszeit wandte er sich nach Avening in Gloucestershire zu einer Dissentergemeinde, und vereinte mit gründlicher ausgebreiteter Gelehrsamkeit eine populaire Darstellung; dabei war er keineswegs rauh und abstoßend, sondern nahm zu seiner Erholung auch an einfachen Vergnügungen gern Theil. In einer Vindication of the former part of Saint Matthew's Gospel from Mr. Whiston's Charge of Dislocations (1719) bemühte er sich zu zeigen, daß in dem jetzigen griechischen Matthäus die Ordnung in dem Texte noch die ursprüngliche sei und außerdem die Evangelienharmonie in einigen Punkten zu begründen. Sein wichtigstes Werk war aber A New and Full Method of settling the Canonical Authority of the New Testament, welches erst nach seinem Tode (Lond. 1726. 3 Bde.) herauskam und später wieder gedruckt wurde. Bei längerem Leben würde Jones ein Werk über die apostolischen Väter darauf haben folgen lassen [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

1) Watt a. a. O. *Crabb*, Univers. historic. Dictionary. Vol. II. unt. d. W. Biographie univers. T. XXI. p. 618. 619.

2) Vgl. *Crabb*, Univers. histor. Dictionary. Vol. II. unt. d. W. und *Watt*, Bibliotheca Britann. Vol. II, 552. Biograph. univers. T. XXI. p. 618. 3) *Rees*, Cyclopaed. Vol. XIX. unt. d. W. *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. II, 553.

9) Inigo, einer der berühmtesten Baukünstler Englands, geboren zu London 1572, gestorben 1651, war der Sohn eines Wollenwebers und nach dem Willen seiner Ältern zum Tischlerhandwerk bestimmt, bezeigte aber schon in seiner Jugend große Neigung für die bildende Kunst. Merkwürdig bleibt es, daß er, der später sein Auge blos für geregelte Formen und geometrische Figuren gebildet, früher die mehr frei bewegten unregelmäßigen Linien, welche zur Darstellung von Landschaften nöthig sind, in seinem Kunstleben anwendete, indem er sich einige Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftigte. Die damals in England wohnenden großen Kunstmäcene, Graf Arundel und William Pembroke, unterstützten sein Talent; er reiste nach Frankreich, den Niederlanden, Teutschland und dann nach Italien, wo die großen Denkmäler der alten römischen und griechischen Baukunst in ihm eine eigenthümliche Richtung hervorbrachten. Er bildete sich ganz für die Architektur aus. Bei seiner Rückkehr wurde er nach Kopenhagen an den Hof des Königs Christian IV. berufen, welcher ihm einige Bauten auftrug. Hier lernten ihn, wie erzählt wird, Jacob I. aus dem Hause Stuart und die Königin Anna kennen, in deren Dienst er als Baumeister eintrat und darauf für sie in Schottland mehre Gebäude errichtete. Nachdem er von einer zweiten Reise nach Italien zurückgekehrt war, wurden ihm nun unmittelbar einige Arbeiten für den Hof in London zu Theil, zwar keine Neubauten, sondern Vergrößerungen des Whitehall-Palastes. Er entwarf dazu einen besondern Plan, sowie auch für Somersethouse. In erstgenanntem Palast baute er das Innere ganz aus; die schöne, später wieder eingerissene, Galerie, dann im Palast S. James eine Kapelle wurden besonders gerühmt. Für seinen Gönner, den Grafen Pembroke, baute er ferner Pishionbury in Hertforthshire und Thorney Abbey. Der Bogengang in Coventgarden zu London ist auch unter seiner Leitung errichtet, sowie die Landsitze Gunersbury bei Brentford, Lindseyhouse, Cothemhall, Grange und viele andere Gebäude. Den großartigsten Plan zeigt das Hospital Greenwich, welches herrliche Meisterwerk nach seinen Zeichnungen und Entwürfen von seinem Schüler Webb ausgeführt ist und durch seinen großartigen Charakter unter derartigen Gebäuden sich sehr auszeichnet. In dem bekannten Werk: Vitruvius Britannicus sind mehre Entwürfe von Gebäuden vorhanden, welche Inigo Jones gemacht hat; eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke erschien in zwei Foliobänden 1727 und später 1770. Auch als Schriftsteller machte er sich bemerklich; er verfaßte z. B. eine Beschreibung und Abhandlung über die berühmten Felsbauten Stonehenge auf der Ebene von Salisbury in der Grafschaft Wilt. Ebenso lieferte er auch Notizen über seine Lieblingsvorbilder, nämlich über Vitruv und Palladius, deren System er sich bemühte in den architektonischen Formen durchzuführen. Er muß daher als ein solcher Künstler betrachtet werden, welcher den in England seit König Heinrich VIII. eingeführten Styl der Baukunst, eine Mischung des Italienischen mit dem Gothischen, gänzlich umgestaltete. Er suchte durchgehends in seinen Werken den reinern italienischen Styl, basirt auf die Grundzüge des Alt-Römischen, festzuhalten. Ob nun wol der hochgeläuterte zarte Sinn und die Erhabenheit des so einfachen alten griechischen Styls darin nicht gefunden wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Plane desselben und Vieles in den äußern Haupttheilen an den von ihm errichteten Gebäuden etwas Solides und Großartiges haben und daß die allgemeine Umwandlung des Baustyls in England und seine bessere Richtung durch ihn geschehen ist. Sein Styl hat sich bis in die neuere Zeit erhalten, nachdem Christoph Wren, ein trefflicher geistreicher und gebildeter Schüler desselben, des Lehrers Bahn betrat und mit Kunst und feinem Sinn auf ihr fortwirkte. Inigo Jones war ein Mann von großartigem, edlem Charakter. Zu einer Zeit lebend, wo durch innere Spaltungen und bürgerliche Unruhen im englischen Reiche traurige Begebenheiten sich ereigneten, blieb er ein treuer Anhänger des Königs; um so mehr machte das tragische Ende seines hohen Beschützers einen tiefen und düstern Eindruck auf sein Gemüth, sodaß er bald nach der Hinrichtung desselben die Welt verließ.

Sein Bildniß von van Dyck zeigt die Züge eines lebendigen Geistes, welcher auch noch im höhern Alter weiterm Fortschreiten im Kunstleben freudig nachfolgte. In Kupfer gestochen ist jenes Bild von R. v. Voerst zu der Sammlung der Portraits von van Dyck, ferner von Val. Green in Schwarzkunst. (*Frenzel.*)

10) John, heißen auch mehre englische Gelehrte, unter denen folgende hervorzuheben sein möchten. Zunächst zwei Ärzte. a) Einer aus dem 16. Jahrhundert, aus Wales gebürtig, zu Oxford und Cambridge gebildet und an letzterm Orte zum Doctor der Medicin promovirt, zeichnete sich zu Bath, und in den Grafschaften Nottingham und Derby in der Übung seiner Kunst sehr aus und hat auch mehre Schriften herausgegeben. Nämlich: The Dial of Agues (Lond. 1556. 8.), handelt über die verschiedenen Arten der Fieber, ihre Namen, Bestimmungen, Eintheilungen, Ursachen und Zeichen. Ferner: The Benefit of the ancient Bathes of Buckstone, which cureth most grievous Sicknesses (ib. 1572. 4.), worin jedoch mehr allgemeine Vorschriften über Diät und Verhalten bei einer Badecur aus frühern Schriftstellern zusammengestellt werden, als die Beschaffenheit der Buckstone'schen Bäder beschrieben und ihre Geschichte mitgetheilt ist. Eine andere Compilation der Art ist die Schrift: The Bathes of Bathes ayde, wonderfull and most excellent agaynst very many Sicknesses. (ib. 1572. 4.) Dann A brief, excellent and profitable Discourse of the Natural Beginning of all growing and living Things, Heat, Generation etc. (ib. 1574.), scheint eine bloße englische Übersetzung von Galen's 4 Büchern de elementis zu sein. Man hat allerdings eine solche Übersetzung daneben als besondere Schrift aufgeführt, wahrscheinlich nur deshalb, weil die Herausgabe unter beiden Titeln erfolgt war. Für die große Menge berechnet war The Art and Science of preserving Body and Soul in Health, Wisdom and Catholic Religion. (ib. 1579. 4.) Endlich legt ihm

Watt[1]) außerdem noch bei: Democritus the most Ancient Philosopher (ib. 1572. 4.)[2]).

b) Ein anderer, geboren zu Landaff, Mitglied des königlichen Collegiums der Ärzte zu London, gegen Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts, machte sich bekannt durch Novarum dissertationum de morbis abstrusioribus Tractatus primus, de Febribus intermittentibus (Lond. 1683.), auch von Jöcher[3]), aber blos unter dem Specialtitel de febr. intermitt. erwähnt. Ferner schrieb er De morbis Hibernorum et de Dysenteria Hibernica (ib. 1698. 4.) und The Mysteries of Opium revealed (ib. 1701.)[4]). (*R.*)

c) ein gelehrter Benedictiner, welcher sich besonders um die Erklärung der heil. Schrift verdient gemacht hat; im J. 1575 zu London geboren, widmete er sich zuerst der Jurisprudenz, ging aber, nachdem er viele der zahlreichen religiösen Streitschriften seiner Zeit gelesen hatte, zur katholischen Confession über und begab sich nach Spanien, wo er in den Benedictinerorden trat und den Namen Leander a S. Martino annahm, unter welchem er auch am bekanntesten ist. Nachdem er einige Zeit zu Compostella die Theologie gelehrt hatte, kam er als Lehrer derselben Wissenschaft und der hebräischen Sprache an das Collegium St. Waast zu Douay und wurde Prior des Benedictinerklosters derselben Stadt. Er war zweimal Präses der englischen Generalcongregation seines Ordens und hielt sich zuletzt zu London auf, wo er am 17. December 1636 starb. Die unter seiner Leitung von den Theologen des Collegiums zu Douay besorgte Ausgabe der heil. Schrift mit der gewöhnlichen Glosse („Biblia juxta editiones ante correctionem Clementinam vulgatas, cum glossa ordinaria primum a Strabo Fuldensi collecta, nunc novis explicationibus locupletata, cum postillis Nic. de Lyra, nec non additionibus *Pauli Burgensis* et *Matthiae Thoringi*." Duaci. 1617. 6 Voll. F. Nov. ed. Antverp. 1634. 6 Voll. F.) wird als die beste betrachtet und stand lange in wohlverdientem Ansehen. Seine Ausgabe des Arnobius („*Arnobii* libri VII. disputationum adversus gentes," Duaci. 1634.) dagegen entspricht nicht den Anfoderungen der Kritik. Von seinen übrigen jetzt wenig mehr beachteten Schriften sind noch zu nennen: „Historia et harmonia Conciliorum." (Francof. 1618. f.) „Conciliatio locorum specietenus pugnantium totius S. Scripturae," (Duaci. 1623.) und Sacra ars memoriae ad Scripturas divinas in promptu habendas memoriterque addiscendas accommodata." (Duaci. 1623.) (*Ph. H. Külb.*)

d) ein englischer Geistlicher, im Jahre 1700 wahrscheinlich zu Carmarthen geboren, hat sich hauptsächlich durch einen von ihm angeregten Streit über die Liturgie bekannt gemacht und starb durch einen Sturz vom Pferde. Als sein Hauptbuch betrachtet man die 1749 erschienenen Tree and Candid Disquisitions. Die erwähnte Streitigkeit, welche indessen nicht von langer Dauer war, veranlaßte seine Compilation of Authorities, taken from the writings of some eminent Divines of the church of England, welche anonym herauskam, und zugleich den Nachweis liefern sollte, daß eine Revision der Liturgie nothwendig, wenigstens sehr nützlich sei. In mehren Flugschriften wurde für und wider diesen Satz gekämpft, auch vertheidigte sich Jones in einer besondern Schrift. Im J. 1755 machte er bekannt Catholic Faith and Practice. Aus seiner Correspondenz mit Dr. Birch hat Nichols ausführliche Auszüge mitgetheilt und einige biographische Notizen enthält das Gentleman's Magazine[1]).

e) ein unitarischer Lehrer und Mitglied der philologischen Gesellschaft zu Manchester. Seine griechische Grammatik nach einem neuen und verbesserten Plan (Lond. 1805. 3. Ausg. 1814. 12.) fand Beifall; seine lateinische zum Schulgebrauch (das. 1810. 12.) und sein lateinisch-englisches Vocabularium zeugen von seiner Liebe zu den classischen Sprachen. Der Theologie bemühte er sich ebenfalls in mehren Schriften förderlich zu sein. So verfaßte er eine Vertheidigung der Mosaischen Erzählung von der Schöpfung (1797), eine Analyse des Briefes Pauli an die Römer (1802), Illustrations of the four Gospels (Lond. 1808.), Ecclesiastical Researches (ib. 1812.), worin gezeigt werden soll, daß Philo u. Josephus als historische Quellen und als Apologeten Christi und des Evangeliums zu betrachten sind, und Sequel to the Researches (1813.). In der letztgenannten Schrift will er den Ursprung der einleitenden Capitel in Matthäus und Lucas aus Josephus erläutern und die rechtgläubige Lehre bis zur Ansicht der Gnostiker verfolgen. Auch verfaßte er eine Vertheidigung zu des Bischofs von Llandaff Apologie der Bibel (Lond. 1797.) und The Reason of Man (1793), worin er Th. Paine zu widerlegen sucht[2]). (*R.*)

11) John Gale, ein Apotheker zu London am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, hauptsächlich durch seinen Eifer für politische Reform bekannt geworden. Darauf beziehen sich auch fast alle seine Schriften von geringem Umfange, z. B. auch sein Sketch of a Political Tour through Rochester, Chatham, Maidstone, Gravesend etc. (P. I. Lond. 1786.), eine Rede über Washington's Charakter (das. 1797.). Er ist ein Vertheidiger der Freiheit, Gleichheit und der Souverainität des Volkes. Mit verschiedenen politischen Gesellschaften stand er in genauer Verbindung, besonders mit dem sogenannten Forum von Westminster. Wegen eines in Manuscript verbreiteten Aufsatzes gegen das Haus der Gemeinen kam er ins Gefängniß nach Newgate; einen Bericht von dem gegen ihn beobachteten Verfahren gab er in seiner Farewell Oration (das. 1798.). Er wurde indessen wieder frei zu derselben Zeit, als Francis Burdett aus dem Tower entlassen ward. Später erschienen noch von ihm Invocation to Edward Quin, Esq. (1804.)

1) Biblioth. Brit. Vol. II, 553. 2) Vgl. besonders *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. u. *Crabb*, Universal Histor. Diction. Vol. II. unt. d. W. Watt a. a. O., welche sich auf *Aikin*, Biogr. Mem. of Med. stützen. 3) Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1961. 4) s. Rees u. Watt a. a. O.

1) *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. II, 553. 2) *Watt* l. c.

und Five Letters to — — G. Tierney (daſ. 1806.). Mit ſeinem Fache hingen nur die Observations on the Tussis convulsiva (ib. 1794.) zuſammen[3]). Auch nachdem er lange Zeit ſich ruhig verhalten hatte, wurde ſein Name doch in den miniſteriellen Blättern ſehr häufig erwähnt, wenn es galt, ſich über Parteien zu beklagen. (*R.*)

12) John Paul, geboren am 10. Juli 1747 zu Arbeghland am Solway in Schottland, Sohn eines Gärtners, ging 1761 als Kaufmannslehrling nach Nordamerika, wo er Handlung trieb, durch verfehlte Speculationen aber fallirte und darauf als Commiſſionair für Schiffer und Rheder Seereiſen machte. Als 1775 der Congreß der vereinigten Staaten eine Flotte gegen England ausrüſtete, bot er ſeine Dienſte an, und wurde im December deſſelben Jahres als Lieutenant in der Marine angeſtellt. Als ſolcher nahm er Theil an einer Unternehmung gegen die Bahama-Inſel New-Providence, die jedoch fehlſchlug; worauf er als Commandeur des Sloop Providence Handels- und Proviantgeſchwader convoyirte oder gegen die Engländer kreuzte, und von ihnen mit Liſt und Kühnheit viele Priſen aufbrachte. So eroberte er 1776 das engliſche bewaffnete Schiff Mellish mit Kriegsvorräthen, namentlich mit 10,000 Uniformen, die den ſchlechtgekleideten Amerikanern ſehr zu ſtatten kamen. Für dieſen Fang wurde Jones Capitain; die neue Unionsflagge pflanzte er als ſolcher zuerſt auf dem Ranger von 20 Kanonen auf, mit dem er nach Breſt ſegelte, um die engliſchen Küſten zu beunruhigen. Am 22. April 1778 erſchien er vor Whitehaven, erſtieg Nachts die Hafenforts, vernagelte die Geſchütze und ſteckte mehre Schiffe mitten im Hafen in Brand; die Aufhebung des Lords Selkirk auf der Inſel St. Marie, der als Geiſel für die beſſere Behandlung der amerikaniſchen Kriegsgefangenen dienen ſollte, gelang nicht, weil der Lord in London war. Den Cutter Drake, der ihn verfolgte, nahm er im Kanal, und brachte ihn mit mehren Priſen nach Breſt auf. Hierdurch als tüchtiger Seeheld bekannt, legte er jedoch den Grund zu ſeiner hiſtoriſchen Berühmtheit durch ſeinen 1779 beſtandenen Kampf mit zwei engliſchen Fregatten, die eine große Kauffahrerflotte convoyirten. Obgleich an der Spitze von fünf zu L'Orient ausgerüſteten Fahrzeugen, mußte er doch, da die übrigen vier durch die bewaffneten Kauffahrer beſchäftigt waren, mit ſeinem Schiffe le bon Richard von 42 Kanonen den Kampf allein beſtehen. Er nahm die Fregatte Serapis von 44 Kanonen, was kaum geſchehen war, als ſein eignes Schiff ſank. Für dieſen Sieg erhielt Jones von Ludwig XVI. einen Ehrendegen und den Militairorden; der Congreß ließ ihm zu Ehren eine Medaille ſchlagen. Der Sieger entging den ihm nachſetzenden Engländern, ward aber im Texel, wo er einlief, von ihnen blokirt. Umſonſt drang man von Frankreichs Seite in ihn, die franzöſiſche Flagge aufzuziehen; er wollte durchaus die Ehre der Unionsflagge aufrecht erhalten. Gegen Jahres Ende gelang es ihm doch, auf einer amerikaniſchen Fregatte den Feinden zu entſchlüpfen und in L'Orient einzulaufen. Der Schutz, den ihm Holland angedeihen ließ, hatte die Kriegserklärung Englands zur Folge und Holland ward Amerika's Verbündeter. Viele zum Theil großartige Plane für ſeines zweiten Vaterlandes Ruhm zur See ſcheiterten theils aus Mangel an Mitteln, theils an der lauen Theilnahme Frankreichs und der Parteiſucht im Congreſſe ſelbſt. Jones hielt lange aus; endlich aber ſchiffte er auf dem Cutter Ariel nach Amerika, wo er 1781 das erſte Linienſchiff von 74 Kanonen, das vom Stapel lief, commandiren ſollte. Weil aber ein franzöſiſches Linienſchiff im Hafen von Boſton verunglückt war, ſchenkte der Congreß das neue dem Könige von Frankreich zum Erſatz. Von dem an konnte Jones nur für die Ausrüſtung und Übung der neuen Marine thätig ſein, als deren Begründer er mit Recht gilt. Nachdem die Unabhängigkeit der nordamerikaniſchen Freiſtaaten anerkannt und der Friede hergeſtellt war, ging Jones im Auftrage des Congreſſes nach Paris und Kopenhagen, um rückſtändige Priſengelder einzutreiben. Da dies jedoch ſeiner Sehnſucht nach Thätigkeit nicht genügte, ſo trat er 1788 in ruſſiſche Dienſte als Viceadmiral auf dem Limanſee, zerſtörte dort eine türkiſche Flotte, erhielt zwar dafür den St. Annenorden, konnte ſich aber mit der ruſſiſchen Art und Weiſe ſo wenig befreunden, daß er ſeinen Abſchied nahm, 1789 über Wien nach Paris ging und den Morgenaufgang der franzöſiſchen Revolution freudig begrüßte. Aber die Täuſchung dieſer Freude, wie ſo Viele ſie betroffen, ſollte er nicht erleben. Nach längerer Kränklichkeit ſtarb er 1792, kurz vor der erſten Wandlung der Freiheit in Pöbelherrſchaft. Die Nationalverſammlung trug Trauer um den treuen Freiheitskämpfer und eine Deputation aus ihrer Mitte begleitete ihn zum Grabe. (Vgl. The life of Paul Jones, from original documents, etc. (Lond. 1825.) Iſt teutſch überſetzt.) (*Benicken.*)

13) Rice (Riceus), ein Dichter aus Wales, gebürtig aus Merionetſhire, ſtarb 1801 in einem Alter von 86 Jahren und hat ſich literariſch bekannt gemacht durch eine Welch Anthology (1770. 4.), worin er Dichtungen von Eingeborenen ſeines Vaterlandes aus den verſchiedenſten Zeiten mittheilt[1]).

14) Richard, ein ſehr thätiger Buchdrucker und Buchhändler Englands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nach der Sitte jener Zeit wechſelt die Orthographie ſeines Zunamens Jones mit Johnes und ſelbſt Jhones ab. Die große Maſſe der bei ihm gedruckten Schriften verzeichnet Watt's Biblioth. Britann. II, 553—54. Ein anderer Richard Jones lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts und ſchrieb Periochae in Nov. Test., metris Britannicis (Lond. 1653.) und Abstract of the Bible, digested into Cambrian Metrical Numbers (ib. 1655.)[2]). (*R.*)

3) *Watt*, Biblioth. Britann. II, 553. Galérie histor. des contempor. (Brux. 1819.) T. V. p. 418.

1) *Crabb*, Univers. histor. Dictionary. Vol. II. unt. d. W.
2) *Watt* l. c.

15) Robert, war im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts und zum Anfange des 17. nicht nur als Lautenspieler in England berühmt, sondern auch als Componist. Hätte er sich nicht bereits glücklichen Erfolg durch seine Tonsätze erworben, so würde er schwerlich zu der Ehre gekommen sein, unter die Preiscomponisten mit aufgenommen zu werden, von denen Madrigale in das berühmte Werk: The Triumphs of Oriana, das Thomas Morley 1601 zu Ehren der Königin Elisabeth herausgab, gedruckt wurden. Alle diese Gesänge sind fünf- und sechsstimmig. Sind nun auch in diesem Buche von Robert Jones nicht verschiedene Gesänge des Preises würdig befunden worden, wie Gerber versichert, sondern nur ein einziges sechsstimmiges Madrigal, so ist schon dies Ehre genug, da durchaus nur das Ausgezeichnetste geliefert werden sollte. Von früher gedruckten Werken seiner Arbeit wird uns nichts genannt, allein überall wird von ihm als von einem sehr fruchtbaren Tonsetzer gesprochen. In der Abhandlung, welche der zweiten Ausgabe der Triumphe der Oriana (London, von W. Hawes) vorangeht, wird von ihm gesagt, daß 1607 die erste Folge seiner Madrigale gedruckt worden wäre. Man konnte jedoch nichts Bestimmtes darüber melden, da man das Werk selbst, das also auch in London sich äußerst selten gemacht haben muß, nicht gesehen hatte. Ungleich bekannter sind folgende seiner Werke: A Musical Dream, or the fourth Book of Ayres, for voices with the lute, viol da gamba etc. printed in 1609. Das erste Buch bringt zweistimmige Arien, das zweite vierstimmige mit Begleitung; die beiden letzten geben Sätze für die Laute allein oder mit andern Instrumenten, auch italienische Arien. Endlich: The Muses' Gardin for Delights, or the fifth Book of Ayres, onely for the Lute, the Bass Viol and the Voice (Lond. 1610. Fol.). Die erste Folge seiner Madrigalen (1607) wird so lange für ungewiß zu halten sein, bis ein glaubwürdiger Mann sie gesehen hat. Angekündigt wurde sie zuverlässig. Wäre der Mann ein beliebter Zeitcomponist seines Landes gewesen, würde mehr von seinen Arbeiten gedruckt worden sein.

(*G. W. Fink.*)

16) Rowland, in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, beschäftigte sich lebhaft und vielfach mit Sprachstudien und verwandten Untersuchungen; namentlich spürte er dem Ursprunge und Zusammenhange der ihm nahe liegenden Sprachen eifrig nach; allein seine Methode führte ihn auf Abwege, sodaß seine mühsamen Arbeiten der Wissenschaft wenig Nutzen brachten. Er ist in dem Vorurtheile befangen, daß die Sprache von Wales die wichtigste Sprache sei und dies zu beweisen, ist sein Hauptzweck in der Schrift: The Origin of Language and Nations, hieroglyphically, etymologically and topographically defined and fixed after the method of an English Celtic Greek, and Latin English Lexicon (Lond. 1764.), der auch eine allgemeine celtische Grammatik angefügt ist, sowie in dem Postscript containing a further illustration of Languages (ib. 1767), ein Nachtrag dazu kam. Den Gedanken einer allgemeinen Sprache verfolgte er mit Eifer und Ausdauer. Darauf beziehen sich die Hieroglyphics or a Grammatical Introduction to an Universal Hieroglyphic Language etc. (ib. 1768) und sein Essay towards an Investigation and Introduction of English as an universal Language upon the first principles of Speech. (ib. 1771.) Verwandt mit diesen Schriften ist The Philosophy of Words in two Dialogues between the Author and Critic (ib. 1769.), worin sich unter andern auch ein Lexikon verschiedener in der Bibel und bei alten Schriftstellern vorkommender Namen befindet. Endlich in The Jo-triads or the Tenth Muse (ib. 1773.) beabsichtigt er nichts Geringeres, als Ursprung, Natur und Zusammenhang der heiligen Symbole, Töne, Worte u. s. w. zu entdecken und zu erforschen, nach Maßgabe der Platonischen Zahlen, und zu zeigen, daß sich die Principien aller menschlichen Erkenntniß sowol als der ersten Sprache im Englischen wiederfinden [1]). (*R.*)

17) Stephen, verfaßte seit dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts verschiedene Schriften für das große Publicum. Dahin gehören seine Auszüge von Burke's Betrachtungen über die französische Revolution (1791. 12.), von Ward's Naturgeschichte (1793. 3 Bde. 12.) und von Donald Campbell's Reise nach Indien (1796. 12.), Monthly Beauties (1793), Geschichte von Polen (1795); vorzüglich aber gefielen sein New Biographical Dictionary in Miniature (2. Ausg. Lond. 1796. 12.), und seine Biographia Dramatica (Lond. 1812. 4 Bde. mit Zusätzen von Isaak Reed.). Auch verfaßte er ein Pronouncing and Explanatory Dictionary der englischen Sprache, gab Gray's poetische Werke (1798), John Blair's Chronologie mit Fortsetzung bis zum Jahre 1802 (1802. Fol.), Garrick's Leben von Davies mit Zusätzen (1808 in 2 Bdn.), *Dodds*, Beauties of History in vermehrter Gestalt (1796. 12.) und The Spirit of the public Journals (von 1799 an gerechnet) heraus. Endlich die Masonic Miscellanies (Lond. 1797. 12.) enthalten theils Gedichte, theils prosaische, auf Freimaurerei bezügliche, Aufsätze [2]). (*R.*)

18) Thomas (Sir), seit 1683 Oberrichter (Lord chief justice) am Gerichtshofe der gemeinen bürgerlichen Processe während der Regierung der Könige Karl II. und Jacob II., bekannt durch seine dem Letztern ertheilte kühne Antwort, als dieser ihm zu verstehen gegeben hatte, er könne leicht 12 Richter seiner Ansicht finden. Jones erwiederte nämlich, 12 Richter möge er vielleicht finden, aber nicht 12 Rechtsgelehrte [3]). Er gab eine Sammlung von Rechtssprüchen Reports of Special Cases in the Courts of King's Bench and common-Pleas in einer doppelten Ausgabe, die erstere blos französisch 1695. Fol., die letztere französisch und englisch Lond. 1729. Fol. mit Zusätzen [4]). Sonst schrieb er nach Watt noch The Rise

1) *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II. 554. 2) *Watt* l. c. 3) *Rees*, Cyclopaed. Vol. XIX. unt. d. W. 4) *Crabb*, Univers. historic. Dictionary. Vol. II. unt. d. W. *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. II. 554. Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Th. Col. 2318.

and Progress of the honourable Society of Ancient Britons. (Lond. 1717.) Unter den übrigen zahlreichen englischen Gelehrten des Namens Thomas Jones ist nur der Kaplan an der Erlöserskirche in Southwark zu London bemerkenswerth. Außer mehren einzelnen Reden, welche er drucken ließ, gab er auch eine größere Sammlung heraus, unter dem Titel: Discourses (1756; wieder gedruckt 1763) und eine Erklärung des kirchlichen Katechismus (Lond. 1755.). Vor der Ausgabe seiner Werke steht auch ein kurzer Abriß seines Lebens[5]). (*R.*)

19) W., schrieb nach Sulzer: Theorie der schönen Künste. 2. Bd. S. 586, **A Treatise on the Art of Music as a Course of Lectures, preparatory to the Practice of Thorough-Bass and Musical Composition. Vol. I. (London 1784. Fol.)** Davon findet sich eine Anzeige in Monthly Review 1786. Wenn Forkel in seiner allgemeinen Literatur der Musik S. 337 den Titel dagegen so faßt: **A Treatise on the art of Music, in which the Elements of Harmony and Air are particularly considered. (Colchester 1784. [4.])** und Jones ohne Vornamen läßt, dagegen einen englischen Geistlichen nennt, so könnte man versucht werden, zwei verschiedene Schriften und Verfasser anzunehmen, allein Sulzer läßt nur den vordern, Forkel dagegen den hintern Theil des langen Titels hinweg, wie aus *Watt*, Biblioth. Britann. II. 554, deutlich erhellt. Forkel hat noch vergessen zu bemerken, daß, wie der Titel sagt, die Elemente der Harmonie u. s. w. auch durch 150 Beispiele in Noten aus den besten Autoren entlehnt, erklärt werden. (*G. W. Fink.*)

20) **William**, ein geschickter Mathematiker, geboren auf der zu Nordwales gehörenden Insel Anglesey im Jahre 1675. Seine Familie gehörte zu den ältesten keltischen Ureinwohnern seiner Heimath und war nicht ganz unbemittelt, daher Jones, als ältester Sohn seines Vaters, eine für jene Zeit und Gegend etwas mehr als gewöhnliche Erziehung erhielt. Er ging frühzeitig nach London und trat dort in das Comptoir eines Kaufmanns, dessen Vertrauen er in so hohem Grade gewann, daß ihm derselbe das Commando eines nach Westindien segelnden Schiffes anvertraute. Nach seiner Rückkehr legte Jones eine mathematische Schule an und schrieb **A new compendium of the whole art of navigation etc.** (London 1702.) Nach dem Tode des vorher erwähnten Kaufmanns heirathete er dessen Witwe. Unter seinen Zöglingen befand sich der Sohn des Lord Macclesfield, dessen Achtung und Zuneigung Jones so gewann, daß er Secretair des Kanzlers und durch diesen nachher bei der Schatzkammer angestellt, ja gewissermaßen seines Gönners rechte Hand wurde. Nachdem Jones sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, lebte er die letzten Jahre seines Lebens als Privatmann in vertrautem Umgange mit Newton und andern großen Mathematikern und Naturforschern seiner Zeit, und war einer von den Vicepräsidenten der royal Society. Er starb den 3. Juli 1749. Sein Sohn war der gelehrte Richter in Indien Sir William Jones. — Geschrieben hat Jones der Ältere, außer dem schon genannten Werke: 2) **Synopsis Palmariorum Matheseos or a new Introduction to the Mathematics etc. (London 1706.)** 3) **A compendious disposition of equations for exhibiting the relations of goniometrical lines. Philos. Transact. vol. 44. p. 560.** 4) **A tract on Logarithms ibid. vol. 61. p. 455.** 5) **Account of the person killed by lightning in Pottenham-Court-Chapel and its effects on the building. ibid. vol. 62. p. 131.** 6) **Properties of the conic sections deduced by a compendious method. ibid. vol. 63. p. 340.** Alle diese Schriften zeichnen sich durch Genauigkeit, Eleganz und gedrängte Kürze aus. Jones soll die beste mathematische Bibliothek in ganz England besessen haben, in welcher sich auch viele wichtige Manuscripte und Briefe früherer Mathematiker befanden. Nach seinem Tode wurden diese Papiere leider zerstreut; viele davon, worunter Jones' eigene Manuscripte sich befanden, kamen in die Hände des gelehrten Buchhändlers John Robertson und wurden nach dessen Tode von Charles Hutton erstanden. Aus seinen Sammlungen gab Jones im Jahre 1711 zum ersten Male die sonst vielleicht verloren gegangene Schrift Newton's **Analysis per quantitatum series, fluxiones ac differentias, cum enumeratione linearum tertii ordinis** heraus. (*Gartz.*)

21) **William (Sir)**, dessen vielseitiger gelehrter Charakter uns einen Helden seiner Sphäre aus dem 18. Jahrhundert darstellt, gilt seinem Vaterlande als Gesetzkundiger dasselbe, was dem Auslande als Orientalist, womit aber nicht gesagt sein soll, als wenn England nicht auch seine großen Verdienste auf dem Felde der morgenländischen Literatur hochachte. Neben diesen Eigenschaften glänzen die des glücklichen Dichters und gewandten Prosaikers nicht weniger, während alle eine bewunderungswürdige, weitumfassende Gelehrsamkeit beherrscht. Jones wurde am 28. September 1746 in London geboren, wo sein Vater seine Hauptbeschäftigung in Ertheilung von mathematischem Unterrichte suchte, bisweilen auch als Schriftsteller in seinem Fache auftrat (z. B. in den Philosoph. Transact.) und zu den berühmtesten Männern seiner Zeit, wie zu Newton, in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Seine Mutter blieb der Kenntniß dieser Wissenschaften nicht fremd, und William verdankt ihrer sorgfältigen Erziehung, die sie ihm bis zum achten Jahre ohne fremde Hilfe widmete, den Grund seines künftigen Ruhmes durch die Weckung seiner vielseitigen Talente. Der Vater starb, als Jones das dritte Lebensjahr erreicht hatte. Noch nicht acht Jahre alt, übergab ihn die Mutter der Pensionsanstalt Harrow (Harrow school), wo es ihr glückte, selbst als Lehrerin mit ihrer Schwester einzutreten und so ganz aus der Nähe die weitere Ausbildung des Sohnes zu beaufsichtigen. Während der eilf Jahre, die er hier verweilte, übte den entschiedensten Einfluß auf seine Studien Robert Sumner, von dem er im **Prooemium** zu seinen Comment. Poes. Asiat. selbst sagt: **Ille, qui studiorum meorum fuerat hortator atque adjutor, qui me, qualiscunque eram, aut si quis**

5) *Watt* l. c.

essem omnino, instruxerat, erudierat, efflinxerat, *Robertus Sumner*. Der Lehrer und Schüler wetteiferten in gegenseitigen Lobeserhebungen. Während dieser jenem Eigenschaften eines Sokrates und Demosthenes beilegte, rühmte jener von diesem, daß er die griechischen Schriftsteller besser verstehe als er. Daß Jones schon als Zögling dieser Anstalt mit entwickelter Geisteskraft ausdauernden Fleiß und unermüdliche Beharrlichkeit in den ergriffenen Studien verband, beweist allein schon die Anwendung der künstlichen Mittel, wie Thee und Kaffee, um sich die Arbeitszeit nicht durch den lästigen Schlaf abkürzen zu lassen. Die nächste Folge dieser Übertreibung war eine schmerzliche, einige Monate lang anhaltende Augenkrankheit, die er jedoch ebenfalls entweder dadurch, daß seine Mitschüler ihm vorlasen oder er ihnen dictirte, soviel thunlich, nicht ganz für sich verloren geben lassen wollte. Auf diese Weise kam der Anfang einer Übertragung schöner lateinischer oder englischer Dichterstellen in griechische Verse zu Stande, die als Versuche des vierzehnjährigen Knaben in der Sammlung seiner sämmtlichen Werke (Tom. IV.) unter dem Titel Limon seu Miscellaneorum liber abgedruckt worden sind, sich aber auch den Comment. Poes. Asiat. beigebunden finden. Er dichtete in dieser Zeit ebenso in seiner Muttersprache gern, was eine ebenda aufgenommene Gedichtsammlung unter dem Titel Arcadia beweist, von der mir aber nicht bekannt ist, ob und wann sie in früherer Zeit besonders erschienen ist.

Nicht völlig 18 Jahre alt, bezog Jones die Universität Oxford, wo er unter dem persönlichen Schutze seiner Mutter am 21. Oct. 1764 in den Genuß der Stiftung, die der Dr. Bennett für vier junge und unterrichtete Philologen gegründet hatte, eintrat. Die dortigen Reichthümer an orientalischen Schätzen, sowie seine von materiellen Sorgen frei gewordene Stellung erzeugte in ihm den Gedanken, auch die Literatur des Morgenlandes in den Kreis seiner Studien aufzunehmen, und er rief auf seine Kosten einen Halebiner, dessen Bekanntschaft er in London gemacht hatte, in seine Nähe, um sich von ihm im Vulgär-Arabischen und dessen Aussprache und Schreibweise unterrichten zu lassen. Mit diesen Studien verband er die der Rechtswissenschaft und der europäischen Sprachen und stärkte den Körper durch Reiten und Fechten. Nach drei Jahren (1767) wurde er öffentlicher aggregirter Lehrer an der Universität, vertauschte aber diese Stellung alsbald mit der eines Erziehers des siebenjährigen Lord Althorp, der später unter dem Namen Graf Spencer durch die Anlegung einer kostbaren Bibliothek auch im Auslande Aufsehen erregte. Zu gleicher Zeit bot man ihm das Regierungsdolmetscher-Amt für orientalische Sprachen an; er empfahl, obwol ohne Erfolg, als mehr dazu geeignet, seinen syrischen Lehrer zu diesem Posten, und zog obige Erzieherstelle mit jährlich 100 Pfund allen übrigen Anerbietungen vor. Übrigens hatte ihn sein Hang zum Studiren keineswegs für den geselligen Umgang gleichgültig gemacht, was auch schon sein gewandter und im Verkehr mit Andern selbst höchst feiner und gebildeter Lehrer Sumner verhindert haben würde. Die Badereise seines Zöglings nach Spaa führte ihn zum ersten Male auf das Festland und zeigte den jugendlichen Lehrer in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und in allseitiger Entwickelung der Fülle seiner für alle Verhältnisse gleichartig sich eignenden Anlagen. — Er selbst kam oft darauf zurück, wie ihn in dieser Periode die Schrift De laudibus legum Angliae zuerst auf die Trefflichkeit der Verfassung seines Vaterlandes aufmerksam gemacht habe. Sie ergriff ihn so lebhaft, daß er sich mit aller Kraft seines Geistes und regen Eifers in die Geschichte der Ausbildung dieser freien Institutionen stürzte und vorzüglich durch die Forschungen der gewaltsamen Umänderung derselben in der Zeit vor und während des Protectorats gefesselt wurde.

Die Früchte der von Jones gemachten orientalischen Studien schienen durch die Annahme der so eben erwähnten Stellung und durch eigene Vernachlässigung nicht zur Reife gedeihen zu sollen, als eine von Außen kommende Veranlassung dem jungen Gelehrten Gelegenheit bot, von dem Gelernten auf ausgezeichnete Weise Gebrauch zu machen. Niebuhr hatte während seiner Reise nach Persepolis die vom Mehdikhan Masenderani verfaßte Lebensbeschreibung des Nadirschah abschreiben lassen und diese Copie nach Kopenhagen gesandt, wo sie in der königlichen Bibliothek noch jetzt aufbewahrt wird. Der König Christian VII. schickte sie durch den geheimen Rath von Bernstorf an den Staatssecretair des Äußern nach London mit dem Anliegen, eine französische Übersetzung des persischen Originals anfertigen zu lassen. Dow schlug diese Arbeit aus, worauf der Minister dieselbe Jones übertrug. Das Werk erschien französisch im Jahre 1770 (4.) mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die orientalische Dichtkunst in sieben Abschnitten, die auch, nebst Anmerkungen zu einer Geschichte von Nadirschah's Tode an (1747) bis 1765 aus mündlichen Nachrichten von Niebuhr gesammelt, in die teutsche zu Greifswalde 1773 erschienene Übersetzung übergegangen sind. Die Abhandlung über die Dichtkunst enthält Übersetzungen aus der Hamása von Abu Temmám, Ibn Arabschah, Firdusi, Amru'lkeis, Hafis (zehn Oden) und andern Dichtern, und kündigt gewissermaßen die später herausgegebenen Commentarii an. Trotz dem nun, daß mancher Franzose an der von einem Engländer gemachten Übersetzung in seiner Muttersprache, die er bisweilen verletzt glaubte, Anstoß nahm, so sprachen doch Andere wieder mit hoher Achtung von dem erst 23jährigen Jünglinge, der aus einer fremden Sprache treu in eine ihm ebenfalls fremde mit solcher Geschicklichkeit zu übersetzen wußte. Außer dankbarer Anerkennung von Seiten des Königs ward ihm dafür auch das Diplom eines Ehrenmitgliedes der königlichen Akademie von Kopenhagen zu Theil. Zugleich trat er seit dieser Zeit in nähere Bekanntschaft mit dem Kenner der orientalischen Sprachen, Baron von Rzewuski, die eine Correspondenz nach sich zog, welche Lord Teignmouth in die von ihm (London, Hatchard. 1807.) herausgegebenen Memoirs of the life, writings and correspondence of Sir William Jones vollständig aufnahm. Das folgende Jahr 1771 brachte uns die seitdem fortdauernd neu aufgelegte Grammatik der persischen Sprache (A grammar of the Persian language. London,

Richardson. 4.), deren französische Übersetzung (Grammaire persanne, trad. de l'anglais de Jones, revue et corrigée par l'auteur. Londres, Cadell. 1772.) er das Jahr darauf selbst besorgte. Seitdem hat sich vorzüglich Lee bei den neuen Ausgaben durch Zusätze und Verbesserungen verdient gemacht, und die beigegebenen Lesestücke bleiben noch immer eine gute Zuthat. Wie weit er es in dieser Zeit im Hebräischen gebracht hatte, zeigen seine Bemerkungen zum Jesaias, die überall den selbständigen Forscher verrathen. Eine zweite Reise auf das Festland nach Frankreich und Italien gab ihm die Muße dazu, sowie zur Verfolgung seiner chinesischen Studien, deren Literatur er durch Übersetzung mehrer poetischen Fragmente aus dem Schiking zugänglicher machte. Mit seiner Rückkehr in das Vaterland, nach dem er sich lebhaft sehnte, da ihm das Ausland und seine Verhältnisse nicht mehr zu behagen schienen, verließ er gleichzeitig die Familie Spencer und ließ sich in die Reihe der Advocaten (1770) aufnehmen. Trotz dem blieb er seinen alten Studien getreu und bereitete die Ausführung manches schriftstellerischen Planes vor, wie der in London erschienene Prospectus einer neuen Ausgabe des Meninsky'schen Wörterbuchs sattsam beweist, eine Riesenarbeit, die jedoch nicht zur Ausführung kam. Welches Ansehen er aber auch hinsichtlich seiner Kenntnisse der orientalischen Literatur genoß, davon vor aller Welt Zeugniß ohne persönliches Zuthun abzulegen, gab ein eigenthümlicher, von Außen kommender Zwischenfall Gelegenheit. Nachdem nämlich 1771 die Reisebeschreibung Anquetil's du Perron erschienen war, worin dieser auf Veranlassung seines zweitägigen Aufenthaltes in Oxford (vom 17. bis 19. Januar 1762 vgl. S. CCCCLVIII sq. jener Reise) einige nicht ganz zarte Bemerkungen über die äußere Erscheinung mehrer dortigen Gelehrten (z. B. Swinton) und ihren literarischen Standpunkt (z. B. des Dr. Hunt) niedergelegt hatte, trotz dem, daß sie ihm die zuvorkommendste Aufnahme gewährten, gingen diese Männer ihren jüngern Collegen, Schüler und Freund an, für sie eine Lanze zu brechen und die unterdessen ebenfalls erschienenen Schriften des Zend-Avesta einer Kritik zu unterwerfen. Jones that es in einem anonymen Briefe: Lettre à Mr. A*** du P*** dans laquelle est compris l'examen de sa traduction des livres attribués à Zoroastre (London, Emsly. 1771.), der im Catalogue Langlès gradezu Diatribe des plus virulentes genannt wird. Das mag er in den Augen beleidigter Eitelkeit sein; allein Jones selbst, voll von seinem englischen Patriotismus und auch sonst dem französischen Charakter nicht hold, wollte an und für sich keine Kritik üben, sondern hauptsächlich durch schelmische Gegenrede mehr necken und beleidigen. Der Brief ward auch ins Teutsche übersetzt und zeigt die Gewandtheit des Stylisten und witzigen Kämpfers, der immer mehr in den Augen seiner Landsleute stieg und durch erlangte höhere Grade an der Universität Oxford Gelegenheit fand, in einer Inauguralrede seine Vorliebe für die freien Institutionen Englands, für die Universität, für die Vertheidiger der Religion und der Wissenschaft auf das Kräftigste auszusprechen. Als Advocat fuhr er fort, emsig und unermüdet seinen Geschäften obzuliegen, und er selbst spricht sich über die Verschiedenartigkeit seiner Thätigkeit aus, die ihn nicht immer ruhig essen und schlafen ließ. Deshalb erschienen auch die bereits 1766 begonnenen Poeseos asiaticae commentariorum libri sex cum Appendice erst 1774 und gaben den glänzendsten Beweis der fast in alle Gebiete der orientalischen Literatur einschlagenden Gelehrsamkeit, mit welcher Jones bei der Auswahl des Gegebenen einen sichern Geschmack verband. Eichhorn in seinem 1777 zu Leipzig bei Weidmann's und Reich's Erben besorgten Wiederabdruck dieses Werkes spricht sich ausführlicher über den Werth desselben in seiner Vorrede aus und fügt einen Abschnitt über die syrische Poesie bei, die Jones nicht berührt hatte. Zwei Jahre darauf (1776) wurde er commissioner of bankrupts, und auch in dieser Stellung bewies er gleiche Geschicklichkeit und constitutionellen Freimuth bei jeder Gelegenheit. Seine juristische Befähigung führte ihn, nachdem er seit dem Jahre 1772 Mitglied der königlichen Gesellschaft geworden, auf eine Übersetzung der Reden des Isäus über das Athenienische Erbschaftsrecht (Orations of Isaeus 1778.) mit einer Vorrede, Anmerkungen und besonderm Commentar, welche wegen der Eleganz des Styls, kritischer Tiefe und historischer Forschung allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der berühmte Burke bezeigte ihm diese in einem besondern Glückwünschungsschreiben und schenkte ihm von nun an seine Freundschaft. Aus gleichem Grunde zog er die Muhammedanischen Schriften über denselben Rechtsgegenstand in den Kreis seiner Studien, deren erste Frucht folgendes Werk war: The Mahomedan law of succession to the property of intestates, in arabic, engraved on copper plates from an ancient manuscript, with a verbal translation and explanatory notes, by *Will. Jones*, Esq. of the middle Temple. (London, Nichols. 1782. 4.) Es war für den Gebrauch der englischen Richter in Indien bestimmt und hat den Ibn Almocatanna zum Verfasser, der als Schiit sich vorzüglich zur Anwendung unter den Muhammedanern jenes Landes eignete. (Vgl. Sämmtliche Werke III, 477—504.) Gleichen Zweck hatte (vgl. denselben Band) Al-Sirajiyyah السراجية (Hadsch. Chalf. III, 590. n. 7093.) or the Mahomedan Law of inheritance, with a Commentary by Sir *W. Jones*. — Sein höchstes Streben war jetzt, Parlamentsmitglied zu werden, allein da er seine Grundsätze und seinen Charakter den mancherlei zu bestehenden Intriguen nicht aufopfern wollte, sah er sich genöthigt, auf diese Ehre Verzicht zu leisten, und schrieb eine Schrift über die Wahlumtriebe, in welcher er die gesetzlichen Mittel, die die Constitution böte, nachzuweisen suchte, durch welche künftighin dieselben verhindert werden könnten. Während er als Jurist einen immer höhern Ruf genoß, hörte er nicht auf, gleiche Fortschritte in der politischen Literatur zu machen; ein Mal übersetzte er morgenländische Gedichte, ein anderes Mal dichtete er selbst lateinische Oden, wie die über die Freiheit (März 1780), in welcher er sich unverhohlen zu Gunsten der Amerikaner im Kampfe

gegen sein eigenes Mutterland aussprach, und vertheidigte ebenso energisch die Sache der unglücklichen Sklaven. In allen diesen Ergießungen verband er den Geist des Staatsmannes mit dem Feuereifer des Patrioten und suchte verwickelte Fragen einheimischer und fremder Politik mit gleicher Schärfe zu entwirren, zog sich aber auch mancherlei Verdruß durch seinen Freimuth zu.

Eine kurze Reise nach Frankreich gewährte ihm vorzüglich auf der Bibliothek zu Paris und in dem Justizpalaste Beschäftigung, ohne daß er mit Anquetil du Perron in Berührung kam. Diesen Besuch der französischen Hauptstadt wiederholte er 1781 in Geldangelegenheiten eines seiner Freunde. Hier war es, wo er die Bekanntschaft Franklin's machte, der ihm mit Empfehlungen und Paß die Möglichkeit der Reise nach Amerika annehmlich machte. Jones kehrte nach England zurück und vollendete vor der Ausführung der Reiseplane die Ausgabe der Moallacas: **The Moallakat, or seven Arabian poëms, which were suspended on the temple at Mecca; with a translation and arguments, by *W. Jones* Esq.** (London, 1783. 4. pagg. 160). Eigenthümlicherweise ist hier der arabische Text mit lateinischen Typen gedruckt, was bei der englischen Aussprache des Lateinischen große Schwierigkeit beim Lesen gewährt. Ein erläuterndes Vorwort und der versprochene Commentar erschienen nicht, doch sichert die Übersetzung allein dem Verfasser die Anerkennung seines Wissens und seiner Gründlichkeit, welche seine Ausgabe dieser Gedichte vor andern des Festlandes bevorzugen ließ. Später (1808) druckte Alexius Boldyrew den Text der beiden Moallacas von Antara und Hareth aus dieser Ausgabe zu Göttingen ab.

Dasselbe Jahr (1783) brachte ihn der Erfüllung eines seiner lebhaftesten Wünsche näher. Noch im März ward er Richter am obersten Gerichtshofe von Bengalen, der im Fort William seinen Sitz hatte. Zugleich erhielt er die Ritterwürde (**the honour of knight**) und verheirathete sich mit Miß Shipley, der Tochter des Bischofs von St. Asaph, mit welcher er sich schon im April nach Indien einschiffte. Noch unterwegs, wie er selbst erzählt, es war im August, als er Indien vor sich und Persien zu seiner Linken hatte und ein von Arabien kommender Wind das Schiff mächtig vorwärts trieb, ging er eines Abends die den Tag über gemachten Bemerkungen prüfend durch. Unwillkürlich maß seine Gedankenwelt die mächtige um ihn liegende Fundgrube unermeßlicher Schätze der Wissenschaft, als deren Hauptgegenstand ihm der Mensch und die Natur erschien. Sie auszubeuten war nicht die Sache des einzelnen Mannes, sie verlangte die vereinten Anstrengungen mehrer, und Jones fühlte, daß, wenn es ein Land gäbe, wo diese Vereinigung mit dem glänzendsten Erfolge sich verwirklichen lasse, so sei es Bengalen mit seinen dort wohnenden Landsleuten. Sobald er in seine richterliche Verwaltung unter den schönsten Hoffnungen, die er durch seine beredte Umsicht und gediegene Kenntniß nicht nur rechtfertigte, sondern übertraf, eingeführt war, gedachte er fortdauernd seines unterwegs gefaßten Planes und benutzte seine Mußestunden zu wissenschaftlichen Untersuchungen. Die königliche Gesellschaft seines Vaterlandes, die ihren Ursprung ebenfalls nur einer kleinen Anzahl ordentlicher Freunde verdankte und einen Halley zum Secretair, einen Newton zum Präsidenten hatte, leuchtete ihm als nachzuahmendes Muster vor. Langsam, aber sicher sollten die Schritte, Indien der Mittelpunkt der Forschungen, ganz Asien mit den verwandten Theilen Afrika's nach und nach der gelehrten und gründlichen Untersuchung unterworfen werden. Bereits am 15. Jan. 1784 wurde die Asiatische Gesellschaft — die Bezeichnung „Orientalische" verwarf Jones als unklar und relativ — gebildet, und, nachdem der Generalgouverneur Warren Hastings den ihm angetragenen Vorsitz unterm 30. Januar abgelehnt und den Schöpfer des ganzen Planes, dem er seinen vollen Schutz zusagte, als den bezeichnet hatte, der am sichersten und ruhmwürdigsten den noch jugendlichen Verein seinem hohen Ziele entgegenführen würde, Jones zum Präsidenten gewählt. Die erste Sitzung eröffnete er mit einem Vortrage über die Errichtung einer Gesellschaft mit der Absicht, Untersuchungen über die Natur- und Volksgeschichte, die Alterthümer, die Künste, die Wissenschaften und die Literatur Asiens anzustellen. Vier Jahre später, 1788, erschien der erste Band der **Asiatic Researches, or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the History etc. of Asia**, die nebst einem Journal ungestört in einer Reihe der schätzbarsten Abhandlungen zu erscheinen fortfuhren. Die ersten Bände erregten ein solches Aufsehen in England, daß sie eine dreifache Auflage erlebten und in Frankreich und Teutschland übersetzt wurden; dennoch blieben jene Nachdrucke hinter dem indischen Originale an Correctheit und genauer Ausführung der Zeichnungen zurück. Da Jones, was er war, ganz sein wollte, erkannte er alsbald die Nothwendigkeit an, Kenntniß von der heiligen Sprache der Hindus zu besitzen, um in seinen Urtheilssprüchen nicht von den willkürlichen Deutungen der Pandits abzuhängen. Mit einem für seine Gesundheit gefährlichen Feuereifer durchdrang er das neue Gebiet seiner Studien, nahm einen gelehrten Hindu in seine unmittelbare Nähe, der ihn rasch weiter brachte, durchreiste Bengalen, Behar, sah die höchsten Spitzen des Himaleh und behauptete zuerst, daß diese die Gipfel der Andes überragen müßten, was Colebrooke in einer dem Bande XII. der **Asiatic Researches** eingerückten Denkschrift über die Höhe der Himalehgebirge weiter und unwiderleglich erhärtete. Einen Theil der Ergebnisse dieser Reise und sonstigen wissenschaftlichen Forschungen über die Geschichte und Literatur der Hindus, Perser, Araber, tatarischer Volksstämme, über Astronomie, Chronologie, Botanik, nebst Übersetzungen und Nachahmungen in Prosa und Versen, legte Jones in den Abhandlungen (z. B. der **Treatise on the Gods of Greece, Italy and India**) und den jährlichen Stiftungsreden der asiatischen Gesellschaft nieder, oder sprach sich in besonderen Werken darüber aus. Im Jahre 1788 erschien der persische Text von Medschnún und Leila nach Hatefi, wovon nur die Vorrede in seinen Gesammtwerken sich wiederabgedruckt findet. Wie er diese Schrift zu Gunsten insolventer Schuldner herausgab, so that er es auch mit

der englischen Übersetzung des indischen Drama's Sacuntala: Sacontala or the fatal ring, an indian drama by Calidàs, translated from the original sanscrit and pracrit. (Calcutta, Cooper. 1789.) Auch diese Übersetzung wurde in London wieder abgedruckt. Eine seiner letzten Arbeiten war eine Übersetzung des Gesetzbuches des Menu (Ordinances of Menu), die zwar das Datum von 1794 trägt, aber bereits zu Ende des Jahres 1793 in Calcutta erschienen war. Dadurch erschloß er eine der wichtigsten Quellen für die Kenntniß des gesetzlichen, religiösen und bürgerlichen Lebens der Hindus, eine Quelle der Kenntniß der tiefsten Betrachtungen des Geistes wie seiner störendsten Verirrungen, einer scholastischen Weisheit neben trostlosem Aberglauben, einer tiefen Speculation und Theorie neben der alltäglichsten Erfahrung und Praxis. Jones dachte bei dieser Veröffentlichung an eine Benutzung des Buches durch die Obrigkeiten und wollte zu gleicher Zeit dem Forscher Gelegenheit geben, einen Blick weiter in der Culturgeschichte der Menschheit zu thun, zumal da dieses Buch in seiner Anlage sicher einer unbekannten Vorzeit angehört. In gleicher Absicht war er fortdauernd mit der Sammlung und Redaction der indischen Pandekten beschäftigt, ward aber mitten in dieser wie in mancher andern Arbeit durch den ihn frühzeitig ereilenden Tod unterbrochen. Als er nämlich am 20. April 1794 seinen Abendspaziergang etwas zu sehr verlängert hatte, zog er sich ein plötzliches Unwohlbefinden zu, das ihn am folgenden Tage an das Bett fesselte und in eine Leberentzündung sich ausbildete, an der er bereits am 27. April in den Armen des Generalgouverneurs, Lord Teignmouth, getrennt von seiner Gemahlin, die vor mehren Jahren aus Rücksicht für ihre Gesundheit nach Europa hatte zurückkehren müssen, verschied. In seinem Schmerz über ihre Abwesenheit hatte er schon immer in ununterbrochener Arbeit einen Trost gesucht, und kaum erwartet, daß er, erst 47 Jahre alt, einer allerdings in Bengalen sehr gewöhnlichen tödtlichen Krankheit erliegen würde. Er nahm den Ruhm eines unermüdlichen und unparteiischen Richters und eines freimüthigen Vorfechters für die constitutionelle Monarchie mit in das Grab. Seine Privattugenden waren jedoch nicht weniger glänzend als seine öffentlichen; war er ein aufgeklärter und unbestechlich redlicher Bürger, so war er auch ein edler Mensch und in jeder Beziehung von unbescholtenem Charakter. Neben dem öffentlichen Beamten und dem Privatmanne dürfen und müssen wir auch dem Gelehrten noch einen Augenblick schenken. Hier erscheint er uns nicht blos als Sprachgelehrter voll Gedächtnißkram — von den mehr als 20 gründlich erlernten Sprachen standen ihm acht zu jedwedem Gebrauch beim Sprechen und Schreiben zu Gebote — sondern wir finden überall den philosophischen Kopf wieder, der den Geist des fremden Elements zu durchdringen ankämpft und seine Leser mit dem innersten Wesen des unbekannten Stoffs vertraut zu machen sucht. Von den Abhandlungen der asiatischen Gesellschaft waren bis zu seinem Tode drei Bände erschienen, die alle Spuren seines Fleißes und seines glücklichen Talentes verrathen. Eine Übersetzung des Fabelbuches Hitopadésa hatte er ebenfalls vollendet, und die von ihm begonnene Redaction der Pandekten kam durch Colebrooke im Jahre 1800 zu Stande, wo unter dem Titel Digest of hindoo laws die drei Quartbände erschienen, die im Jahre 1801 in London in einer Octavausgabe wiederabgedruckt wurden. Ihnen lag das Gesetzbuch des Menu zu Grunde, doch blieb kein bedeutenderes Werk unbenutzt, und die zu erlangende Literatur mußte allseitig ihr Bestes dazu beitragen. Die Gesammtwerke des berühmten Mannes erschienen unter dem Titel The Works of W. Jones unter Überwachung seiner Witwe zuerst in einer Quartausgabe (6 Bände, London, Robinson 1799) und dann in 13 Octavbänden. Was aus seiner Bibliothek geworden, ist unbekannt, seine Handschriften dagegen im Sanskrit, Arabischen, Persischen, Hindustani und Chinesischen, an der Zahl 170, hatte er bereits 1792 der londoner königlichen Gesellschaft der Wissenschaften unter der einzigen Bedingung überreicht, daß man sie jedem Orientalisten, der sie verlange, ohne alle Schwierigkeit leihen solle. Die Witwe fügte diesem Geschenke die seit 1792 erworbenen Handschriften hinzu, deren Katalog der 6. Band der Gesammtwerke enthält. — Ein schönes Monument ward ihm in der St. Paul's Kathedrale errichtet und auf Kosten der ostindischen Compagnie in Calcutta ein Standbild. Die beste Quelle für sein Leben und Wirken sind die Memoirs of the life, writings and correspondence of Sir Will. Jones, by Lord Teignmouth, herausgegeben zu London 1804 und dann wiederholt 1807 (bei Hatchard). Ein Auszug dieses schönsten aller Denkmäler, das ihm der edle Lord aus innigster Ergebenheit setzte, und das nur durch die Gesammtwerke des Gefeierten selbst an Werthe übertroffen wird, ist in den Archives Littéraires Tom. VIII. p. 79 sqq. enthalten und liefert zugleich erhebliche Nachträge zu Teignmouth's Werke. Eine spätere vermehrte Ausgabe der Biographie mit Anmerkungen, Auszügen aus Jones' Werken und einer Denkschrift über Lord Teignmouth ist in folgender Schrift enthalten: Life of Sir William Jones, by the late Lord Teignmouth. With Notes, Selections from his Works, and a Memoir of his Noble Biographer, by the Rev. *Samuel Charles Wilks*, M. A. (2 Vols. London, Parker 1840). Vgl. noch Annual Biography and Obituary for 1817 und Biographie Universelle unter Jones. (*Gustav Flügel.*)

22) William, ein Richter an der Königsbank (King's bench) zu London während der Regierung der Könige Jacob I. und Karl I. und geschätzt als Herausgeber von Rechtssprüchen: Les Reports de divers Special Cases en le Court de Bank du Roy come le Common Bank in Angleterre (Lond. 1675. Fol.). Auch wird ihm von der anonym herausgekommenen Exact collection of Debates in the House of Commons, Oct. 21, 1680. (Lond. 1681. 1689. 1725.) der letzte Theil zugeschrieben[1]).

23) William, ein gebildeter Mechanikus, Verfertiger mathematischer Instrumente zu London gegen Ende des

1) *Crabb*, Univers. historic. Diction. Vol. II. unt. d. W. *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II, 555.

vorigen Jahrhunderts, hat sich auch durch mehre, sein Fach betreffende Schriften bekannt gemacht, als die Beschreibung eines neuen tragbaren Planetariums — orrery — (Lond. 1782. 12.); Geometrical and Graphical Essays, worin die in der Geometrie, bei Vermessungen u. s. w. gebrauchten Instrumente beschrieben werden (das. 1798. 2 Bde.) und Briefe über die Elektricität (das. 1800.). Außerdem besorgte er von G. Adam's Lectures on Natural and Experimental Philosophy eine neue vermehrte Aufl. (Lond. 1799. 5 Bde.) und von desselben Astronomical and Geographical Essays die sechste verbesserte (das. 1812.) [2]).

21) William heißen auch mehre Theologen. Unter ihnen ist vorzüglich der im Jahre 1726 zu Lowick in der Grafschaft Northampton geborne, am 6. Februar 1800 [3]) verstorbene, durch zahlreiche Schriften auch in weiten Kreisen bekannt gewordene englische Geistliche dieses Namens bemerkenswerth. Seine Bildung erwarb er sich in der Karthause (Charter-House) zu London, und machte dort nicht nur im Griechischen und Lateinischen schnelle Fortschritte, sondern zeigte auch frühzeitig Neigung und Geschick zu philosophischen Untersuchungen. In Oxford, wo er hierauf mit Eifer und Fleiß studirte, befreundete er sich mit John Hutchinson's (s. d. Art.) theologischen und physischen Ansichten; ein Umstand, welcher auf sein ganzes geistiges Leben von großem Einfluß blieb. Obwol er sich schon 1749 den Grad eines Baccalaureus erworben hatte und zum Diakonus, 1751 zum Priester geweiht worden war, erhielt er doch erst 1764 die Stelle eines Vicars von Bethersden in Kent. Um seine Einnahme zu vermehren, beschäftigte er sich neben Verwaltung dieser Stelle mit Erziehung und Unterricht, wozu er sehr geeignet war. Dasselbe that er auch, als ihm 1765 die Pfarrei Pluckley zu Theil wurde. Seine literärische Laufbahn eröffnete er 1753 mit einer apologetischen Schrift: A full Answer to Bishop Clayton's Essay on Spirit; er bemüht sich darin, die rechtgläubige Lehre zu vertheidigen und dafür die Kenntniß des heidnischen Alterthums zu benutzen. Die zweite Ausgabe wurde (Lond. 1770.) durch Remarks on the Principles and Spirit of a Work, entitled The Confessional vermehrt. Sein zweites Werk: The Catholic Doctrine of the Trinity proved (Lond. 1756.) erlebte mehre Auflagen (die dritte bereits 1757). Er meint fast 100 Beweise für das damals angefochtene Dogma in Bereitschaft zu haben und bestrebt sich, sie meist mit Worten der Bibel auszudrücken. Im Jahre 1767 kam ein Letter to the Common People hinzu, worin mehre populäre Einwendungen gegen die Dreieinigkeitslehre widerlegt werden sollten, und noch später kam er darauf zurück in der Grand Analogy or the Testimony of Nature and Heathen Antiquity to the truth of a Trinity in Unity. Verwandten Gegenstandes sind auch die Considerations on the Religious Worship of the Heathens, as bearing unanswerable testimony to the principles of Christianity. Dann legte er sich mit aller Gewalt darauf, seine Theorie von der Natur durch eine Reihe mühevoller und kostspieliger Versuche zu erläutern und zu begründen; seine Freunde unterstützten ihn dabei mit wahrhafter Liberalität, sodaß er sich den erfoderlichen Apparat anzuschaffen vermochte. Eine Folge dieser Arbeiten war sein Essay on the first Principles of Natural Philosophy (Lond. 1762. 4.). Daran schließen sich Physiological Disquisitions or Discourses of the Natural Philosophy of the Elements etc. (Lond. 1781. 4.), worin zum Theil in fantastischer Weise, aber nicht ohne Geist nach den Gründen der Dinge geforscht und eine wissenschaftliche Kenntniß der Natur erstrebt wird. Zum Ausgangspunkte dieser Forschung sind natürlich die in dem Essay vorgetragenen Lieblingsmeinungen genommen worden, welche von Hutchinson entlehnt sind [4]). Physikalischen Inhalts sind die später erschienenen Six Letters on Electricity. The Religious Use of Botanical Philosophy (Lond. 1784. 4.) und die Considerations on the Nature and Oeconomy of Beasts and Cattle (ib. 1786. 4.) beabsichtigen fromme Gefühle und Gesinnung auf Naturkenntniß zu gründen. Mit Theologie beschäftigen sich die meisten seiner Schriften. Dazu gehören außer den schon erwähnten seine Lectures on the Figurative Language of the Holy Scriptures and the Interpretation of it from the Scripture itself (ib. 1787.), worin er auch über das Verhältniß des Alten und Neuen Testaments handelt und einzelne schwierige Stellen der Bibel nach ihrem Zweck und Gebrauch bespricht. Ferner ein Letter to a young Gentleman at Oxford, intended for Holy Orders, die Reflections on the growth of Heathenism among Modern Christians, seine Sermons on Moral and Religious Subjects (ib. 1790. 2 Bde.) und sein Preservative against the Publications of Modern Socinians. Seine Zoologia Ethica (Lond. 1771.) beschäftigt sich mit der bekannten Unterscheidung der Thiere in reine und unreine, und hat zum Zweck, die Angemessenheit dieser Mosaischen Bestimmung ins Licht zu setzen. The Sacrifice of Isaak reconciled with the Divine Laws begegnet den zahlreichen Zweifeln, welche diesen alttestamentlichen Abschnitt trafen, wie An Inquiry into the circumstance and moral intention of the Temptation of Jesus Christ in einer verwandten Erzählung des N. T. die obwaltenden Schwierigkeiten zu heben bestimmt ist. Die Three Dissertations on Life and Death (Lond. 1771.) haben auch einen theologischen Charakter und schließen sich an bekannte Bibelstellen an. Durch sie wurde Jones auf die Considerations on the Life, Death and Burial of the Patriarchs geleitet, und auf die Untersuchung On the Metaphorical Application of Sleep, as an Image of Death in the Scriptures. Von den praktischen Arbeiten sind zu erwähnen An Essay on Confir-

2) *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. II, 555. 3) Nach Rees (Cyclopaed. Vol. XIX. unt. d. W.), *Watt*, Biblioth. Brit. Vol. II, 555 und Biograph. univers. T. XXI. p. 630. Die Angabe von Crabb (Univers. histor. Diction. Vol. II. unt. d. W.), daß er 1801 gestorben sei, ist falsch.

4) The Book of Nature or the Sense of Things in 2 Theilen zeigt, daß er nicht blos vorübergehend diesen Gegenständen nachforschte.

mation; Letters from a Tutor to his Pupils; The Churchman's Catechism; The Constitution of the Church of Christ demonstrated; A Morning and Evening Service u. s. w. Mehr allgemeine Beachtung verdienen seine Memoirs of the Life, Studies and Writings of Georg Horne, bishop of Norwich (Lond. 1795.). Die zweite Ausgabe (1799) dieses Werkes zeichnet sich durch eine gedrängte Darstellung der Grundansichten von Hutchinson aus, welche der ersten nicht beigegeben war. Der urkundlichen Specialgeschichte der Gotteshäuser in den Grafschaften Devon und Cornwall widmete er eine kleine Schrift (1779. 12.). Auch ein Brief desselben on the Use of the Hebrew Language wird erwähnt. Er schrieb nicht nur über Musik (Art of Music und A treatise on the Art of Music with plates of examples), sondern übte sie auch praktisch und componirte selbst mehre beifällig aufgenommene Kirchensachen. Im Jahre 1792 wandte er sich sogar der Politik zu, sodaß er eine Flugschrift A Letter from Thomas Bull to his Brother John herausgab, welche durch die Freunde der Verwaltung überallhin verbreitet wurde, und eine Gesellschaft zur Reform der Principien zu stiften suchte, was ihm aber nicht gelang. Dagegen gründete er ein periodisches Blatt, British Critic betitelt, und gab eine Sammlung von Abhandlungen in zwei Bänden heraus: The Scholar armed against the Errors of the Time (Lond. 1792.); es sind Aufsätze von Law, Norris, Horne u. s. w., und beziehen sich nicht blos auf das Religiöse und Kirchliche, sondern auch auf die Staatsverwaltung. Bemerkenswerth sind auch noch seine Observations in a Journey to Paris by way of Flanders. (1776. 2 Bde. 12.) Seine letzte Druckschrift war A Discourse on the Use and Intention of some remarkable Passages of Scripture. Bald nach Herausgabe derselben traf ihn der Schlag und führte sein Ende im 74. Lebensjahre herbei. Unleugbar war er ein Mann von großer Gelehrsamkeit, von treuer und eifriger Anhänglichkeit an die Kirchenlehre und von untadelhaftem Wandel, wohlthätig gegen Hilfsbedürftige und sorgsam als Geistlicher. Außer einer Sammlung mehrer seiner kleinen Schriften und in Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze (Collection of smaller Pieces), wurde eine vollständige Ausgabe seiner Theological, Philosophical and Miscellaneous Works (Lond. 1801. in 12 Bdn. und 1810 in 6 Bdn.) veranstaltet; in dieser letztern findet man auch eine Skizze seines Lebens von Will. Stephens [5]).

Ein anderer William Jones, dem 19. Jahrhundert angehörig, schrieb einen Versuch über das Leben und die Schriften des baptistischen Geistlichen Abraham Booth (Lond. 1808.), eine Geschichte der Waldenser, welcher er einen Abriß der Geschichte der christlichen Kirche überhaupt anschloß (das. 1811.), weshalb er auch in der zweiten Auflage (1817. 2 Bde.) graoezu den Titel History of the Christian Church dafür wählte. Am bekanntesten aber ist er durch seine biblische Encyklopädie (das. 1816. 2 Bde.) und sein Wörterbuch der religiösen Meinungen (das. 1817. 12.). Auch gab er 1817 Archibald M'Lean's Predigten heraus und theilte zugleich Nachrichten über sein Leben und sein Wirken mit [6]).

Verschieden von beiden ist der englische Geistliche Wilhelm Jones, welchen Adelung [7]) unter dem Beinamen der jüngere berücksichtigte; nach ihm lebte derselbe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und übersetzte Phil. v. Limborch's Schrift Theologia christiana unter dem Titel A complet Body of Divinity (Lond. 1701. 2 Bde.) ins Englische. (*A. G. Hoffmann.*)

JONES. B. Ethnographie und Geographie.

1) Ione oder Ionier, s. unter Ionia und Ionier.

2) Name mehrer Flüsse in Nordamerika:

a) Ein Küstenfluß in Massachusetts, fällt in der Grafschaft Plymouth in die Plymouthbai.

b) Ein Küstenfluß, welcher in die Delawarebai fällt, nachdem er den Mill und Tidburg-branch aufgenommen. An ihm liegt in der Grafschaft Kent die Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Delaware, Dover, mit einem Flußhafen für kleinere Schiffe.

c) Ein Nebenfluß des Delawarestromes, auch Jones's creek genannt, ergießt sich in diesen in der Grafschaft des nordamerikanischen Staates Pennsylvanien.

d) Ein Nebenfluß des Cumberlandstromes, fällt diesem im nordamerikanischen Staate Tennessee zu; an ihm liegt Charlotte, Hauptort der Grafschaft Dickson.

e) Ein kleiner Fluß im Staate Virginia, ergießt sich in der Grafschaft Pittsylvania in den Dan.

f) Ein anderer kleiner Fluß in ebendemselben Staate, fällt in der Grafschaft Powhatan in den Jamesfluß.

g) Ein Zufluß des Yadkinflusses in der Grafschaft Anson des nordamerikanischen Staates Südcarolina; Wadesborough, der Hauptort dieser Grafschaft, liegt an demselben. (*R.*)

3) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Georgien, zu beiden Seiten des 33. Grades nördlicher Breite, etwa in der Mitte des Staates und zwischen den Grafschaften Monroe im W., Jasper im N., Putnam im NO., Baldwin im O., Wilkinson im SO., Twiggs im S. und Bibb im SW. belegen. Sie zählte im Jahre 1820 16,570, im Jahre 1830 aber nur 13,342 Einwohner, worunter 6469 Weiße und 6873 Farbige (meistens Sklaven). Hauptort ist die kleine Stadt Clinton.

4) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Mississippi, zwischen dem Lande der Choctaws im N., den Grafschaften Wayne im O., Perry im S., Marion im SW. und Covington im W. belegen. Sie zählte im Jahre 1830 1471 Einwohner. Der Hauptort ist die kleine Stadt Ellisville.

5) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina, zwischen den Grafschaften Crawen im N. und O., Cartaret im SO., Onslow im S., Dupplin im SW. und Lenoir im W. belegen, ein niedriger, von weiten Moräften und Haiden und der schiffbaren Trent (links zur Neuse) durchzogener Landstrich, welcher 1820 5216,

5) Vgl. überhaupt Rees, Watt, Crabb und Biographie universelle a. a. O.

6) *Watt* l. c. Vol. II, 555. 7) Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2318.

1830 aber 7335 Einwohner zählte. Hauptort ist die kleine Stadt Trenton. (*Klähn.*)

6) St. Jones, eine Stadt in dem nordamerikanischen Freistaate Delaware in der Grafschaft Kent mit ungefähr 1600 Einwohnern *). (*R.*)

JONESBOROUGH. 1) Hauptstadt der Grafschaft Washington im nordamerikanischen Freistaate Tenessee, 63,67 geographische Meilen von Nashville, der Hauptstadt des Staates, und 91,66 dgl. Meilen von Washington. Ein noch unbedeutender Ort.

2) Hauptstadt der Grafschaft Union im nordamerikanischen Freistaate Illinois, 32,9 geographische Meilen von Vandalia, der Hauptstadt des Staates, und 178,82 dgl. Meilen von Washington. Ebenfalls noch unbedeutend, aber der Sitz eines Postamtes. (*Klähn.*)

Jonescreek, s. Jones (Fluß in Pennsylvanien).

JONESEILAND, JONESINSEL, eine Insel in der Hudsonsbai unter 61° 52′ nördl. Br. und 63° westl. Länge †). (*R.*)

JONESIA. Diese Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Cassieen der Gruppe der Cäsalpinieen der natürlichen Familie der Leguminosen hat Roxburgh so benannt nach dem als Schriftsteller bekannten ehemaligen Richter von Bengalen, William Jones (gestorben 1794), welcher auch über ostindische Pflanzen schätzbare Abhandlungen (Asiatic researches Vol. II und IV) geliefert hat. Char. Der Kelch gefärbt, trichterförmig, mit langer, fleischiger, geschlossener Röhre und offenstehendem, vierlappigem Saume; an der Basis des Kelches zwei gegenüberstehende, rundliche Stützblättchen; keine Corolle; die langen, oft zum Theil an der Basis verwachsenen Staubfäden sind auf einem Ringe im Rachen des Kelches eingefügt; der Fruchtknoten ist gestielt; der Griffel fadenförmig, die Hülsenfrucht säbelförmig, vier- bis achtsamig, mit schwieligen Näthen. Die beiden Arten sind in Ostindien einheimisch: 1) J. Asoca *Roxb.* (As. res. IV. p. 355., Cat. hort. calc. 26., Bot. mag. 3018., J. pinnata *Willdenow* sp. pl. II. p. 287., Saraca arborescens *N. L. Burmann* fl. ind. 85. t. 25. f. 2., Saraca indica *L.* Mant. 98., Asjogam *Rheede* hort. malab. V. p. 117. t. 59), ein mäßig hoher Baum mit abwechselnden, abgebrochen-gefiederten, zwei- oder dreipaarigen Blättern, glatten, glänzenden, lanzettförmigen Blättchen und achsel- und gipfelständigen Afterdolden. Die pomeranzenfarbenen Blüthen dieses Baumes, welcher in Malabar, Bengalen und auf Java einheimisch ist, werden von den Sanskritdichtern unter dem Namen Asjoka häufig erwähnt. 2) J. scandens *Roxb.* (cat. l. c.), ein kletternder Strauch von Sumatra, ist noch nicht genauer bekannt. (*A. Sprengel.*)

Jonesinsel, s. Joneseiland.

JONESKEY (Jones-Schlüssel), eine kleine, mit Felsen umgebene Insel in der Nähe der Mosquitoküste unter 15° 35′ nördl. Br. und 82° 27′ westl. L. *). (*R.*)

*) Nach *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XIX. unt. d. W. †) Vgl. *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XIX. unt. d. W. *Jones's Island.*

*) Nach *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XIX. unt. d. W. *Jones's Key.*

Jones's Creek, s. Jones (Fluß in Pennsylvanien).

Jones's Island, s. Joneseiland.

Jones's Key, s. Joneskey.

Jones'stown, Jonestown, s. Williamsburg.

JONESVILLE. Hauptort der Grafschaft Lee im nordamerikanischen Freistaate Virginien, im fruchtbaren Thale des Powellflusses, 83,8 geographische Meilen von Richmond, der Hauptstadt des Staates, und 100 dgl. Meilen von Washington gelegen. Hier ist der Sitz eines Postamtes. (*Klähn.*)

JONG (de oder du). 1) Cornelius de J., gebürtig aus Oudewater in Holland, trat schon in früher Jugend in den Seedienst und machte 1777—79 am Bord der holländischen Fregatte Thetis eine Reise durch das Mittelmeer, und in den zwei darauf folgenden Jahren auf dem Mars als Lieutenant zu den karaïbischen Inseln. Nach seiner Rückkehr blieb er bis zum Jahre 1783 in seiner Heimath, unternahm dann am Bord des Prinz Wilhelm eine zweite Reise in das mittelländische Meer, erhielt das Commando eines Kutters, wurde 1799 Capitain und führte den Cerberus. Damals foderten die auf dem Helder, der äußersten Spitze von Nordholland, gelandeten Engländer die holländische Flotte auf, sich ihnen zu ergeben, um sie dem französischen Einflusse zu entziehen; ein unter den Matrosen ausgebrochener Aufstand begünstigte dieses Ansinnen und de Jong wurde wie die übrigen Officiere, welche sich auf den Schiffen der batavischen Republik befanden, als Kriegsgefangener nach England gebracht, erhielt aber auf seine Bitte die Erlaubniß, sich in sein Vaterland zurückzubegeben. Diesen Entschluß hatte er aber Ursache zu bereuen; denn es gelang ihm nicht, wie er gehofft hatte, vollkommen gerechtfertigt zu erscheinen. Ein Kriegsgericht, vor welches er gestellt wurde, wollte ihn nicht unschuldig finden, erklärte ihn für unfähig, weiter zu dienen, trug bis zum Abschluß des Friedens auf Gefangenhaltung desselben an und dann auf seine Verbannung aus dem Vaterlande. Zwar verlangte er Revision des harten Urtheils, aber ohne Erfolg. Nach dem Frieden von Amiens im Jahre 1802 wurde er frei, begab sich nach Cleve und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten, welche günstig aufgenommen wurden. Außer einer 1804 und 1805 erschienenen „Vertheidigung seiner am 30. August 1799 beobachteten Handlungsweise zur Zeit der Übergabe der holländischen Flotte an die Engländer, vor und nach diesem Ereigniß" in 3 Bänden, hat er Beschreibungen seiner Seereisen geliefert, welche sich durch Genauigkeit der Angaben und treffliche Beobachtung der geschilderten Gegenden empfehlen. Dahin gehört die Reise zum Cap der guten Hoffnung, nach Irland und Norwegen während der Jahre 1791—2 (1803. 3 Bde.); Reise in das mittelländische Meer (1808); Zweite Reise in das mittelländische Meer (1809); Dritte Reise in das mittelländische Meer (1810); Reise zu den karaïbischen Inseln (1808); Reise im Kanal während der Jahre 1785 und 1786. (1808.) Nachdem die Alliirten im November 1813 Holland besetzt und der Prinz Wilhelm von Oranien zu großer Freude der Bevölkerung die Zügel der Regierung ergriffen hatte, wandte sich de Jong

an denselben mit der Bitte, das gegen ihn gefällte Urtheil aufzuheben. Dies geschah. Seitdem zog er sich in seine Vaterstadt zurück*). (*R.*)

2) Franz du J., s. Junius.

Jonghe, s. Janus.

JONGHHEER oder **JONCKHEER**, H. u. J. P. V., Zeichner und Radirer in Holland nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die unter obigen Bezeichnungen bekannten schönen radirten Blätter, welche verschiedene Gruppen Hunde darstellen, sind von zwei verschiedenen Meistern herzuleiten, da ihre Ausführung ganz verschiedenartigen Charakter hat. Die entgegengesetzte Annahme würde sehr gewagt sein, zumal sich die mit P. V. H. bezeichneten Blätter, welche oft als von P. v. Hillegart gelten, schon durch das Monogramm unterscheiden, während andere mit J. Jonckheer bezeichnet sind. Misverständniß war dadurch leicht veranlaßt, daß die Blätter beider Meister mit fortlaufenden Nummern versehen sind; wahrscheinlich ließ irgend ein Kunstverleger des 17. Jahrhunderts (vermuthlich Clement de Jonghe) die Zahlen darauf bemerken, um so eine Folge zu gewinnen. Die mit Jonckheer bezeichneten Blätter haben sehr nette Zeichnung und die Nadelarbeit ist sehr zart und dicht, auch den äußern Formen der Zeichnung entsprechend. In den mit P. V. H. bezeichneten Blättern hingegen ist die Arbeit weniger nett, sondern mehr breit, wie denn auch die Zeichnung weniger genügt. Beide Folgen der Blätter, 12 zusammen, sind von den Sammlern holländischer Radirungen sehr gesucht und werden oft in Kunstauctionen sehr theuer bezahlt. Bartsch gibt in seinem Peintre-Graveur, sowie La Lande in dem Rigal'schen Katalog ein ausführliches Verzeichniß davon; in letzterem werden einige Veränderungen in den Blättern angezeigt, wovon Bartsch keine Erwähnung gethan hat. (*Frenzel.*)

JONGLEURS hießen im Mittelalter zur Zeit der Troubadours diejenigen, welche die Instrumentalbegleitung zum Gesange ausführten. Vgl. das Nähere unter Minstrels. Nach jetzigem Sprachgebrauch ist der Ausdruck mit Taschenspieler, Gaukler u. s. w. gleichbedeutend. Doch wendet man ihn insbesondere dann an, wenn die damit Bezeichneten entweder indischen Ursprungs sind, oder die bei indischen Gauklern vorzüglich beliebten Kunststücke machen. (*R.*)

JONI (Johannes), ein ungarischer Jurist, gebürtig aus Iglau und gestorben um 1755, bildete sich auf den Universitäten Halle und Jena, erhielt zwar nach seiner Rückkehr nach Ungarn die Advocatur, machte aber von dieser Berechtigung keinen Gebrauch, sondern lebte von Geschäften zurückgezogen in seiner Vaterstadt. In der Geschichte seines Vaterlandes besaß er ausgezeichnete Kenntnisse, beschäftigte sich aber auch mit Metallurgie. Seine Schriften beziehen sich auf die Rechtsverhältnisse Ungarns; nämlich seine Commentatio historico-juridica de origine et progressu juris Hunno-Hungarici (Leutschau 1727. 4.) und Tractatus juris publici et historici Hungarici. (Jena. 1756. 4.) In dem letztern Werke sind mehre, früher einzeln erschienene zusammengestellt, namentlich ein Schediasma historico-juridicum de auspicio Regis Stephani primi Hungarorum apostoli und eine diss. de usu et auctoritate juris Romani in Hungaria circa doctrinam de patria potestate, sowie *Joh. Graevius* und *Joh. Andr. Lochner* dissert. de facie Juris publici Hungariae, welche er mit Anmerkungen begleitet hatte*). (*R.*)

*) Galérie historique des contemporains. T. V. p. 418 sq.

JONI, ein Sanskritwort, von der Wurzel ju, verbinden, abgeleitet. Es bezeichnet die weiblichen Geschlechtstheile und diese sind Symbol der Göttin Dêvî, welche auch Bhavânî, Durgâ, Pârvatî u. s. w. genannt und als Energie (im Sanskrit çakti Kraft, vgl. 2. Sect., 17. Bd. S. 181), oder, im anthropomorphistischen Sinn, Gattin des Siva gefaßt wird [1]). Daher wird joni als ein heiliger Gegenstand genannt (z. B. in dem in Indien hochgeschätzten Hymnus auf die Pârvatî Ananda-Lahari von Çakkara Akârja, herausgegeben von Troyer im Journ. asiat. 1841. T. XII. dist. 33 vgl. 41, wo die Gegend um die joni mâla-âdhâra Ort der Wurzel genannt und als Sitz der Erde bezeichnet wird), hat aber keineswegs eine besondere Bedeutung für den indischen Cultus erhalten, am wenigsten eine solche, welche sich der näherte, die das männliche Zeugungsglied (Lingam; vgl. d. Art.) als Ausdruck des Siva erhielt. Während Siva schon seit langer Zeit fast nur in der Form des Lingam verehrt wird, findet kein ähnliches Verhältniß in Bezug auf die Joni statt [2]). Daß es eine Sekte in Indien gebe, welche die Joni in ähnlicher religiöser Bedeutung verehren, wie die Sivaiten das Lingam, darüber fand Vans Kennedy, jetzt entschieden der genaueste Kenner des Inhalts der Puranen und des heutigen religiösen Zustandes in Indien, weder in den Puranen, noch sonst einen Beleg [3]).

Häufig erscheint das Bild der Joni in Verbindung mit dem Lingam. Vgl. die Schilderung von Vans Kennedy [4]): „Das Lingam wird aus einem Stein geformt und besteht aus einer Base, die drei oder vier Fuß hoch, deren Spitze von einem erhobenen Rand umgeben ist; in der Mitte ist die Figur einer Joni schwach ausgehöhlt und zu gleicher Höhe mit dem Rand erhoben; aus dem Centrum von dieser steigt aufwärts ein glatter runder Stein, gegen die Spitze zu ein wenig conisch geformt, ein und ein halb Fuß hoch und etwa drei Zoll Durchmesser an der Basis."

Eine Abbildung dieser Verbindung findet sich bei Moor Hindu Pantheon 32 und daraus bei Creuzer Abbildungen zur Symbolik und Mythologie Taf. XXIX. oben in den offenen Hallen einer Pagode. Da aber Bhavânî und Siva nie im Cultus verbunden werden [5]), so werden wir auch die Verbindung dieser Symbole nicht als eine symbolische Verbindung beider Gottheiten zu betrachten haben, sondern die Joni ist zum Lingam, dem Symbol des Siva, gefügt, um dasselbe gleichsam zu vervollständigen. (*Theodor Benfey.*)

*) Adelung, Fortsf. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2318 nach *Horanyi* Mem. Hungar.

1) *Vans Kennedy*, Researches into the nature and affinity of ancient and Hindu Mythology. (Lond. 1831.) p. 283. 2) *Vans Kennedy* l. c. p. 306. 3) l. c. 4) l. c. p. 303. 5) *Vans Kennedy*. p. 314.

IONIA, 1) Jonien in Kleinasien, wovon nachher die Rede sein soll, nennen die Griechen *Ionía* nämlich *Gē*, also eigentlich Jonisches Land, denn die Einwohner waren die Iones; bisweilen wird es auch *Ionís, ídos* scil. *Gē* genannt. Ähnlich verfahren die römischen Schriftsteller, welche das Land zu bezeichnen bald Ionia, bald Ionis gebrauchen, letzteres aber mehr die Dichter. Propertius II. 21 (28). 53 hat auch Iona gesagt, was ein Adjectiv Ionus, a, um voraussetzt. Die andern mehr gebräuchlichen Adjectivformen sind Ioniacus, Ionicus und Ionius selbst, die natürlich alle aus dem Griechischen stammen. Das lat. Adverbium Ionice „auf Jonische Art," „in Jonischer Sprache" ist, wie es scheint, nur vom Gellius in den Noct. Attic. VI. 15 gebraucht worden.

Als während der Zeiten der Heraklidischen Unruhen im europäischen Griechenlande und kurz darauf Völkerwanderungen und Volkerüberfüllungen daselbst entstanden, so mußte die westliche Küste Kleinasiens mehr als einmal zur Ableitung dienen. So geschah es, daß der Norden von Äolischen, der Süden von Dorischen Völkerschaften besetzt wurde; Äolis und Doris waren lange Zeit blühende Staaten Kleinasiens. Auf ähnliche Art entstand der Jonische Staat im mittlern Theile, eingeschlossen von den genannten griechischen Brüderstaaten. Als nämlich nach des Kodros, des letzten Königs in Athen, Tode, wie von Pausanias (VII. c. 2) erzählt wird, kein Nachfolger beliebt, sondern die Archontschaft eingeführt wurde, so gab es viele Misvergnügte. An ihre Spitze stellten sich (gegen 1060 v. Christi Geb.) Neleus und Androklos, die sich nicht unter die Herrschaft ihres zum Archonten erwählten Bruders, des Medon, ältesten Sohnes des Kodros, begeben wollten, und schifften sich nach Kleinasien ein, begleitet von vielen Athenern und Peloponnesischen Flüchtlingen Jonischen Stammes. Die reizende Küste Lydiens und Kariens, die sie in gerader Richtung ostwärts von Attika erreichen mußten, gab ihrer Fahrt ein erwünschtes Ziel; die vorgefundenen, wahrscheinlich mit Pelasgern vermischten alten Bewohner wurden zum Theil vertrieben, zum Theil mit den Ankömmlingen verschmolzen. Das neuangekommene Volk war das an Bildung überlegene, daher die Vermischung demselben nicht zum Nachtheile gereichte. Die politische Verfassung, die man aus dem Mutterlande mitbrachte und in die neuen Wohnsitze verpflanzte; die zum Handel nach dem Innern Asiens und übers Meer nach allen übrigen Welttheilen so ganz geeignete Lage; der äußerst fruchtbare Boden des Küstenstrichs, welchen man eingenommen, verbunden mit dem milden Himmel Joniens; dazu die günstige, politische Weltlage Asiens und Europa's überhaupt, welche die Völker noch nicht gegen einander reizte; selbst die Nachbarschaft der nicht ganz ungebildeten Lydier und Phrygier, mit welchen sich ein lebendiger Verkehr wie von selbst anknüpfte: alle diese Umstände, in Vereinigung mit der eigenthümlichen geistigen Richtung der Hellenisch-Jonischen Population, beförderten eine schnelle Entwickelung und führten die neue Colonie sehr bald auf eine Höhe, zu der man in der Geschichte nicht leicht ein Seitenstück finden wird. Jonische Bildung, Sprache und Kunst haben lange Zeit zum Muster in dem Abendlande gedient und Aufklärung bewirkt. Wir erinnern nur an Jonische Dichtkunst und Philosophie. Aus der Sängerschule der Homeriden ragte schon 1000 v. Chr. der Schöpfer des herrlichsten Epos, das die Welt gesehen, hervor: Homer; Mimnermus aus Kolophon, der Vater der zartklagenden Liebeselegie und der teiische Sänger Anakreon waren Jonier im sechsten Jahrhunderte v. Chr., und auf dem Felde der Speculation entwickelten kurz darauf ein Thales, Anarimenes, Anarimandros, alle drei aus Miletus, sowie Xenophanes und Anaragoras, jener aus Kolophon, dieser aus Klazomenä, die ersten großartigen Systeme der Philosophie. Von der Jonischen Baukunst wollen wir nur das erwähnen, daß sie im ganzen Alterthume, wie noch jetzt, für die geschmackvollste gehalten wurde. Was aber Handel und Schiffahrt, verbunden mit Colonisationsversuchen aller Art, anbetrifft, so stehen die Jonier wenigstens keinem der alten in dieser Hinsicht ausgezeichneten Völker nach; ja man kann sagen, daß sie die Phönizier, ihre Vorgänger in der Schiffahrt, bald einholten und übertrafen. Ihre politische Verfassung war eine rein republikanische, eine Föderativverbindung mehrer kleiner Staaten zu einem großen Ganzen, wobei sie lange Zeit, bis auf die Persische Periode, sich gut standen.

Die statistisch-geographischen Verhältnisse Joniens sind ein wenig verwickelt. Die Frage, wie weit ins Land hinein Jonien reichte, wird verschieden von den Geographen beantwortet; wir meinen dagegen, daß alles Land Lydiens und Kariens dazu gezählt werden müsse, wo Jonischer Geist, Sprache und Sitte herrschten. Der gewöhnlichen Annahme zufolge, die durch Strabo im Eingange des vierzehnten Buches seiner Geographie, wie durch Plinius, P. Mela und selbst den viel ältern Zeugen Herodot (I. 142) begründet ist, erstreckte sich Jonien von Phokäa in Lydien südwärts bis Miletus in Karien, umfaßte dabei westlich noch die beiden Inseln Samos und Chios, gegenüber der Lydischen Küste, und reichte landeinwärts östlich bis zu einer unbestimmten Linie, innerhalb welcher aber noch Priene und Smyrna (das später zum Jonischen Bunde gehörte) lagen; Magnesia und Sardes am Hermos, Larissa am südlichen Abhange des Tmolus und Tralles in Lydien waren jenseit dieser Linie. Ptolemäus hingegen rückt die nördliche und südliche Grenze Joniens näher zusammen. Nach ihm erstreckte sich das Land zwischen den Flüssen Hermos in Lydien und Mäandros in Karien, sodaß Phokäa im Norden, Miletus, Pyrrhe und Heraklea am Mäandros und am nördlichen Abhange des Latmos im Süden von Jonien ausgeschlossen werden. Jene zählt er zu den Äolischen Städten, diese rechnet er zu Karien. Insbesondere waren es zwölf Städte, welche auf eine im europäischen Griechenlande bekannte Weise, wir erinnern an den Achäischen Bund im Peloponnese, unter sich zwar verbündet waren, doch so, daß jede ihre eigenthümlichen Einrichtungen und Freiheiten hatte, worein die Übrigen nicht reden durften: Miletus, Ephesus, Erythrä, Klazomenä, Priene, Lebedos, Teos, Kolophon, Myus und

Phokäa auf dem Festlande, Chios und Samos auf den Inseln. In dieser Ordnung zählt Älian die Städte in seinen Variis Historiis VIII, 5 auf, wobei Neleus als Gründer genannt wird. Was Smyrna anbetrifft, das hier nicht mit aufgezählt wird, so war dies allerdings ursprünglich eine Äolische Stadt und gehörte dem Äolischen Städtebunde an, kam aber später gegen die 23. Olympiade, d. h. gegen 700 v. Chr. Geb., durch Verrätherei an die Jonier, die ihr dieselben Rechte zugestanden, sodaß der Jonische Städtebund 13 große Städte zählte, die sich gegenseitig Schutz und Beistand gegen äußere Feinde garantirten. Vgl. *Herod.* 1, 149 und *Paus.* Achaic. c. 5. Strabo, welcher in dem bereits angeführten Buche seiner Geogr. p. 633 edit. *Casaub.* ebenfalls den Übertritt Smyrna's zu den Joniern erzählt, läßt durchblicken, daß die Ephesier dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben; in uralter Zeit hätten Ephesier und Smyrnäer zusammen gewohnt, ja Ephesus habe früher Smyrna geheißen.

Der Centralpunkt aller Jonier war das berühmte Panionium, τὸ *Πανιώνιον*, bei Plinius (V, 29) Panionia Regio genannt, worunter zunächst, wie Herodot (I, 148) ausdrücklich angibt, nicht sowol eine Stadt, als vielmehr ein geheiligter Hain am nördlichen Abhange des Vorgebirges Mykale zu verstehen ist. *Χῶρος ἱερὸς τῆς Μυκαλῆς.* Auch Strabo in der angeführten Stelle sagt: „Wenn man aus dem Samischen Gewässer, das bei Mykale ist, nach Ephesus schifft, so hat man rechts die Küste der Epheser, wovon einen Theil die Samier inne haben. Das erste auf dieser Meeresküste ist das Panionium, welches drei Stadien über dem Meere (landeinwärts) liegt, da, wo die Panionia, d. i. die feierliche Versammlung der Jonier, dem Helikonischen Poseidon zu Ehren gehalten werden." So auch *Plin.* V, 29 und *P. Mel.* I, 17. Nur Stephanus Byzantinus redet von einem Haine und einer Stadt. Die neuern Geographen verlegen auf die Stelle des alten Panioniums die türkische Stadt Dschängli. Sonst aber war im Alterthume die nächste Stadt Priene, daher auch die Einwohner derselben die Verpflichtung hatten, die zu den Versammlungen auf dem Panionium nöthigen Einrichtungen zu treffen, und bei den Feierlichkeiten zu präsidiren, wie Strabo a. a. O. sagt. Im Übrigen gehörten vor die Versammlung an diesem Orte nur Gegenstände, welche das Ganze betrafen, weil jede einzelne Stadt des Jonischen Staatenbundes ihre eigne republikanische Verfassung hatte. Wir erinnern dabei an das Amphiktyonen-Gericht im europäischen Griechenlande. Es blühten die Jonischen Städte bis auf die persische Zeit; der gewaltigen Hand des Überwinders des Lydischen Reiches, des Kyros, konnten sie nicht widerstehen; sie mußten die Oberherrschaft desselben anerkennen. Aus dem sogenannten Persischen Kriege, welchen die europäischen Griechen ein halbes Jahrhundert mit Darius und seinen Nachkommen führten, ist bekannt, daß die Jonier durch ihre Empörung und den damit in Verbindung stehenden Brand von Sardes 500 v. Chr. zu jenem die erste Veranlassung gegeben haben. Das Schicksal der schnell wieder Unterjochten gab nachher den Landsleuten in Europa oft einen erwünschten Vorwand, mit den Persern anzubinden. Aber weder durch den jetzt immer mehr bezweifelten Cimonischen, noch viel weniger durch den Antalcidischen Frieden sind die Jonier in den frühern Zustand zurückgekommen. In den spätern Zeiten ist es gar nicht möglich gewesen; denn Macedonier, Römer, Griechen (Byzantiner), Araber und Türken legten ein hartes, eisernes Joch auf Land und Leute Kleinasiens, unter welchem dieselben noch heute schmachten. Und wenn auch zu einer gewissen Zeit nach der persischen Periode, wir meinen die Zeit der Einführung des Christenthums, eine herrliche Gelegenheit sich darbot, grade Kleinasien auf eine höhere Stufe der Intelligenz, Sittlichkeit und Religiosität von Neuem zu erheben — wer würde dieses von den sieben kleinasiatischen christlichen Gemeinden zu Ephesus, Smyrna u. s. w. anzunehmen sich nicht für berechtigt halten? — so ist doch nur zu bald das prophetische Wort des heiligen Sehers in seiner Offenbarung in Erfüllung gegangen: „Ich werde bald kommen und Deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo Du nicht Buße thust!" *Joh.* Apoc. II, 5. Das Letztere ist nicht geschehen, das Erstere nur allzu sichtbar in Erfüllung gegangen. Das alte Jonien macht jetzt einen Theil der türkischen Provinz Anadoli (Levante) im engern Sinne aus. Wem es darum zu thun, über alte und neue Zustände dieses Landes sich mehr zu belehren, den verweisen wir unter andern auf Schubert's Reise in den Orient, wovon schon ein Vorgeschmack gegeben wurde durch die Mittheilungen in der Evangelischen Kirchenzeitung, Octbr. 1837. Nr. 84 fg.

Zum Schlusse wollen wir noch eine Nachricht über Jonien in archäologischer Hinsicht aus Pausanias in den Achaicis c. 5. §. 2 fg. geben: „Das Land der Jonier," heißt es daselbst, „ist durch die Milde des Klima's sehr angenehm, und hat Tempel, wie sie nirgends sich finden. Am meisten zeichnet sich der zu Ephesus aus, sowol durch seine Größe, als durch seinen Reichthum. Zwei Tempel des Apollo sind noch unvollendet, der eine bei den Branchiden in dem Milesischen Gebiete, der andere zu Klaros im Lande der Kolophonier. Zwei andere Tempel in Jonien wurden unglücklicher Weise von den Persern verbrannt; einer der Hera auf Samos, und einer der Athene in Phokäa; doch sind sie noch in ihren Ruinen bewunderungswürdig. Auch das Herakleum in Erythrä und den Tempel der Athene in Priene muß man mit Wohlgefallen betrachten, diesen wegen einer Bildsäule, jenen wegen seiner Alterthümlichkeit. Die Bildsäule nämlich ist in jeder Hinsicht ganz Ägyptischer Art." §. 4. „Zu Erythrä ist ein Tempel der Athene Polias mit einem großen Bilde aus Holz, das auf einem Throne sitzt, und in beiden Händen einen Spinnrocken und auf dem Haupte eine Weltkugel hat. Zu meiner (des Pausanias) Zeit wurde von den Smyrnäern ein Tempel des Asklepios erbaut zwischen einem Berge Koryphe und einem See, der nicht mit anderm Wasser vermischt ist. Jonien hat aber außer den Tempeln und dem milden Klima auch noch andere Merkwürdigkeiten." Von da an führt Pausanias berühmte Flüsse, Quellen, Haine, Höhlen, Bäder

u. dgl. an, und ſchließt ſeine Nachrichten §. 6 mit den Worten: „Es gibt in Jonien viele Merkwürdigkeiten, die denen in Hellas nicht viel nachſtehen.“

2) Ionia hieß die Landſchaft Achaia im Peloponnes, ehe ſie von den Achäern beſetzt und Achaia genannt wurde. Jon, der Sohn des Xuthus, führte aus Athen dahin eine Colonie und gab zur Benennung Jonia Veranlaſſung. Vorher hieß dieſe Landſchaft Ägialea, Küſtenland, von ὁ αἰγιαλός, die Küſte. Siehe d. Art. Ionier.

3) Ionia iſt auch eine Benennung Attika's zur Zeit des Jon in Athen. Siehe d. Art. Ionier.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

Ionicus a majore und Ionicus a minore, ſ. unter Metrik.

Ionideen, ſ. Ionidium.

IONIDES. So hießen die vier Nymphen Kalliphaeia (Καλλιφάεια), Synallaris (Συνάλλαξις), Pegäa (Πηγαία) und Jaſis (Ἰασις) nach *Pausan.* VI. 22. die oberhalb der Quelle des Fluſſes Kytheros in Elis einen Tempel hatten. Den Geſammtnamen Jonides (Ἰωνίδες) ſollen ſie von Jon, einem Sohne des Gargettos (ſ. den Art. Ion) erhalten haben, welcher aus Athen nach dieſer Gegend eine Colonie führte — als Nachkömmlinge dieſes Jon. Die Quelle ſelbſt war eine Heilquelle: die in ihr badeten, ſagt Pauſanias, werden von Krankheiten und allerlei Schmerzen geheilt. Darauf deuten auch die beſondern Namen, die dieſen Nymphen beigelegt wurden, namentlich Jaſis = die Heilende, Synallaris = die Verſöhnende. Wahrſcheinlich ſind dies die nämlichen Nymphen, die beim Athenäus (XV. 8) Joniades genannt werden; von dieſen ſoll zuerſt Jon (welcher? — bleibt unentſchieden) das Veilchen (τὸ ἴον) erhalten haben, wie Nikander im zweiten Buche ſeiner Georgica erzählt. (*B. Matthiae.*)

IONIDES INSULAE. Die Inſeln im Ägäiſchen Meere werden vom Dionyſius (Periegesis v. 525 sq. vergl. *Avienus*, descript. orbis v. 704 sq.) in Cykladen, Sporaden, Joniſche (νῆσοι Ἰονίδες) und Äoliſche Inſeln eingetheilt. So zählt auch Strabo (p. 485) auf: Cykladen und Sporaden „und die vor Karien und Jonien und Äolis bis Troas gelegenen (Inſeln).“ Somit waren es die längs der Küſte von Jonien in Kleinaſien oberhalb der Sporaden gelegenen Inſeln, die man davon auch die „Joniſchen“ nannte. Dionyſius a. a. O. nennt deren drei: Kaunos, Samos (*Strabo*, p. 347 τῆς Ἰωνικῆς Σάμου) und Chios. (*B. Matthiae.*)

Ionidia *Vent.*, ſ. Violeae.

IONIDIUM. Eine zuerſt von Sprengel (Schrader's Journ. 1800. II. p. 190. t. 6) unter dem Namen Solea, dann von Ventenat (Jard. de la Malmais. p. 27) gegen die Regeln der botaniſchen Terminologie Ionidium (ἴον Veilchen mit der Diminutiv-Endung) benannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Violeen. Die neueſten Bearbeiter dieſer Familie, Gingins de Laſarraz und Candolle, haben auf feinere Unterſchiede Gewicht gelegt, und ſowol die beiden genannten Gattungen neben einander beibehalten, als auch noch die Gattungen Pombalia *Vandelli* und Pigea *Cand.* davon getrennt. Hiernach iſt der Charakter von Ionidium (eigentlich Solea zu nennen) folgender: Fünf kleine, ungleiche, am Stiele herablaufende Kelchblättchen mit pergamentartigem Rande, ohne Anhängſel; fünf ungleiche Corollenblättchen: das unterſte zwei- bis dreimal größer als die übrigen, nagelförmig, mit gewölbtem, kielförmigem oder höckerigem Stiele und ausgebreiteter Platte; die an der Baſis etwas breiten, zuſammenſtoßenden Staubfäden tragen die Antheren unterhalb der Spitze: die beiden vorderen ſind an der Baſis oft mit einer Nektardrüſe verſehen; die einbis neunfamige Kapſel löſt ſich bei der Reife mit dem obern Theile des Stiels in einem Gelenke des letztern ab. Es ſind gegen 30 Arten dieſer Gattung bekannt, welche als Kräuter oder Halbſträucher mit gegenüberſtehenden oder abwechſelnden Blättern, einzeln ſtehenden, einblumigen, oberhalb der Mitte mit zwei Stützblättchen und einem Gelenk verſehenen Blüthenſtielen und faſt aufrechten, violetten, blauen, gelben oder weißen, zuweilen wohlriechenden Blumen vorzugsweiſe im tropiſchen Amerika, wo ihre holzigen, äſtigen, faſerigen Wurzeln unter dem Namen weißer Ipecacuanha als Arzeneimittel benutzt werden, einheimiſch ſind; einzelne Arten wachſen jedoch auch in Oſtindien und China, auf Madagaskar, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Senegambien. Die als officinell angeführten Arten ſind: 1) I. strictum *Vent.* (l. c., Viola stricta *Poiret* encycl. VIII. p. 648) in Weſtindien; 2) I. parviflorum *Vent.* (l. c., Viola parviflora *L. Fil.* suppl. p. 396) in Columbien; 3) I. polygalaefolium *Vent.* (l. c. t. 27., Viola verticillata *Ortega* dec. IV. p. 50., Solea verticillata *Spr.* l. c.) in Mexico; 4) I. brevicaule *Martius* (Mat. med. bras. t. 3) in den Urwäldern Braſiliens, wo dieſe Pflanze Poaya branca da praya oder do mato heißt; und 5) I. Poaya *Aug. de St. Hilaire* (Plant. usuell. du Brés. II. p. 9) in den Campos Braſiliens, unter dem Namen Poaya branca do campo bekannt. — Ionidium Itubu *Kunth*, ſ. Pombalia. (*A. Sprengel.*)

Ionien, ſ. Ionia.

IONIER. Urſprung, Ausbreitung und ſonſtige Schickſale der Jonier ſind großentheils in die Geſchichte der Hellenen, alſo der Griechen, verwebt; denn unter dieſem Namen, griechiſch Ἴωνες, iſt ein Hauptzweig der Helleniſchen Nation in Griechenland und Kleinaſien zu verſtehen. Die Entwickelung der Verhältniſſe, in welchen die Jonier zu dem übrigen griechiſchen Volke ſtanden, greift in die Urgeſchichte Griechenlands ein, die das mythiſche Gewand, worein ſie gehüllt iſt, nicht verkennen läßt. Was wir hierher Bezügliches, beſonders bei Herodot, Thucydides, Strabo, Pauſanias, Plinius, Stephanus Byzantinus und einigen andern griechiſchen oder römiſchen Schriftſtellern finden, beſteht im Weſentlichen in Folgendem.

Nach der gewöhnlichen, freilich mythiſchen, Erzählung ſtammen die Jonier von dem Gründer der Hellenen, Deukalion, ab. Die Einwanderung Deukalion's, des Sohnes des Prometheus, in Aſien, ſeine Niederlaſſung in Phocis am Parnaß, ſeine Auswanderung nach Theſſalien, angeblich wegen der ſogenannten Deukalioniſchen Fluth,

und die Vertreibung der dort bereits angesiedelten Pelasger machen die Anfänge der Hellenischen Geschichte überhaupt und somit auch der Jonischen aus. Die Nachkommen des Deukalion, welche von dem Sohne desselben, Hellen, sich Hellenen, griechisch Ἕλληνες, nannten, werden bald das herrschende Volk Griechenlands und breiten sich überall hin aus. Die Eifersucht war wol schuld, daß schon früh vier Hauptzweige des Einen Stammes der Hellenen sich unterschieden und daß auch späterhin dieser Unterschied, der sich allmälig in Sprache, Sitte und Staatsverfassung, unbeschadet der nationalen Einheit, herausstellte, lange Zeit fortbestand. Hellen hatte nämlich nach der Sage drei Söhne: Dorus, Xuthus und Äolus, die Häupter ebenso vieler Stämme und Völkerschaften, wovon aber die Söhne des Xuthus: Achäus und Jon, mit ihren Nachkommen wieder in zwei Stämme sich separirten, sodaß es vier Hauptstämme Hellenischer Abkunft bei den Griechen gab. Man denke aber dabei ja nicht an ebenso viele Kasten bei ihnen, wie diese unter den Ägyptern und Indiern vorkommen. Wir beschränken uns hier auf die weitern Nachrichten über die Jonier, welche als Nachkommen Jon's betrachtet werden.

Xuthus war der jüngste Sohn Hellen's. Während nun der älteste Äolus mit seinen Descendenten in dem väterlichen Besitze Phthiotis im südlichen Thessalien blieb, Dorus aber mit seinen Nachkommen in den höhern Norden Thessaliens, nach Hestiäotis, wo Hellen ebenfalls angesessen war, steigt, ist Xuthus genöthigt, nach dem tiefern Süden zu wandern und sich und den Seinigen Wohnsitze daselbst zu suchen. Erst in Attica fand er das Ziel seiner Wanderung. Die bekannte Attische Tetrapolis: Önoe, Marathon, Trikorythos und Probalinthos wird wenigstens von Strabo (Libr. VIII. p. 383 edit. *Casaub.*) und Stephanus Byzantinus (s. v. Τετράπολις) als eine Gründung des Xuthus bezeichnet. Nach Herodot indessen (VII, 94) ist er bis in den Peloponnes gekommen. Den Grund der Auswanderung gibt eine Erzählung bei Pausanias (VII. 1. §. 1) so an, Hellen's übrige Söhne hätten den Xuthus aus Thessalien vertrieben, weil sie ihn beschuldigten, den väterlichen Besitz allein an sich gezogen zu haben. Strabo hingegen in der angeführten Stelle begnügt sich mit der einfachen Relation, der Vater habe dem ältesten Sohne das Reich bestimmt, die übrigen aber ausgeschickt, sich Sitze zu suchen, was nach der Sitte der damaligen Welt auch als viel wahrscheinlicher erscheint. Kruse, in s. Hellas Bd. I. S. 503, bemerkt daher mit Recht, die erstere Erzählung bei Pausanias könne entweder die Abneigung der Äolier gegen die Jonier erklären, oder wol gar erzeugt haben. In Attica scheint Xuthus großen Einfluß auf den König von Athen, Erechtheus, gehabt zu haben; denn er weiß diesen zu Dankbarkeit zu verpflichten und zu vermögen, daß er ihm seine Tochter Kreusa zum Weibe gibt, mit welcher er den Achäus und Jon erzeugt. Wahrscheinlich erhielt er damit auch das Land, wo er die Tetrapolis gründete, als Mitgift. Jener Einfluß des Vaters Xuthus auf Erechtheus und die Athener scheint auf den Sohn Jon übergegangen zu sein. Wir erkennen dieses daraus, daß Jon von Erechtheus zum ersten Feldherrn (Polemarch) im Kampfe gegen die Eleusinier ernannt wird, daß die ursprünglichen vier Tribus der Bewohner Attika's unter Erechtheus nach den vier Söhnen des Jon: Geleon, Ägikores, Argades und Hoples, benannt werden, während sie sonst andere Namen führten (s. *Herod.* V, 66), ja daß nach Strabo (Libr. VIII. p. 383 edit. *Casaub.*) die Athener den Jon selbst zum Könige machen und daß Attica unter den mehren Namen, die es führte, auch den Namen Jonia hatte. Vergl. *Strab.* Libr. IX. p. 397 edit. *Casaub.* Auch gehört hierher eine Bemerkung des Apollonius Rhodius, nach welcher die angesehene Priesterfamilie der Eteobutaden von Butes, einem Enkel des Jon, herzuleiten ist. *Ap. Rhod.* I. 96. Um diesen Einfluß zu erklären, nimmt Kruse a. a. O. eine Symmachie der Jonier mit Cekrops, dem Nachfolger des Erechtheus, an, welche Attika zu Lande gegen die Böotischen Aoner, zur See gegen die räuberischen Carer vertheidigen mußte, und deshalb die zwölf Attischen Poleis, zu welchen auch die angeführte Tetrapolis gehörte, in Eine Stadt, Athen, zusammenzog; was auch Strabo (Libr. IX. p. 397 edit. *Casaub.*) in soweit bestätigt, als er jenen Krieg und eine solche Zusammenziehung unter Cekrops erwähnt. Daß die Jonier die angeführte Tribus der Hopleten allein ausgemacht haben, ist zwar nicht erwiesen, aber wahrscheinlich, wie auch O. Müller in den Doriern (Th. I. S. 237) annimmt. Hieraus würde ebenfalls der Jonische Einfluß auf die Athener ersichtlich sein. Das gute Vernehmen indessen muß nach des Erechtheus Tode wenigstens in Etwas gestört worden sein, denn wir erfahren, daß die Söhne des Verstorbenen den Jon vertrieben, angeblich, weil er den ältesten unter ihnen, den Cekrops (II), als König anerkannte. So erzählt Pausanias VII, 1. §. 2. Jon floh in den Peloponnes, was, wenn Herodot a. a. O. recht berichtet hat, um so erklärlicher wird, weil schon der Vater Niederlassungen daselbst hatte. Jon ging mit seinem Bruder Achäus nach Ägialea, d. i. in das nördliche Küstenland, ὁ αἰγιαλός, des Peloponnes, das von den Achäern später Achaia genannt wurde, und war hier ebenso glücklich, wie sein Vater in Attika. Er erhielt vom Könige Selinus die Tochter, Namens Helike, zugleich mit dem Versprechen, ihn für die Thronfolge als Sohn anzunehmen. Nach Selinus' Tode bekam auch Jon die Herrschaft über die Ägialeer und nannte die Unterthanen nach sich Jonier, die zur Erinnerung an den früheren Namen noch den Zusatz hinzufügten Ägialeische Jonier. So erzählt Pausanias a. a. O. den Übergang der Jonier aus Attika nach dem Peloponnes. Anders lautet des Strabo Erzählung; denn nach ihm (Libr. VIII. p. 383 edit. *Casaub.*) sandten die Athener wegen Überfüllung eine Colonie der Jonier in den Peloponnes, welche der Gegend, die sie einnahm, den Namen Jonia statt Ägialea gab, sodaß nun auch die Einwohner statt Ägialeer Jonier genannt wurden. Diese Nachricht halten wir deshalb für begründeter, weil zwischen den Athenern und Joniern im Peloponnes ein freundschaftliches Verhältniß fortbestand, was auch Pausanias a. a. O. in soweit berührt, als er erzählt, daß unter Jon's Herrschaft in dem neuen Jonia (d. i. in

dem nachherigen Achaia) die Athener Jenen zum Beistande gegen die Eleusinier aufgerufen hätten; Jon sei auch nach Athen gegangen und habe daselbst seinen Tod gefunden, wovon noch zu des Pausanias Zeiten ein Denkmal Kunde gäbe. Auch wissen wir aus Strabo a. a. O., daß späterhin nach dem Zuge der Herakliden in den Peloponnes, als die Jonier durch die Achäer aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden, jene sich wieder nach Attica flüchteten, wo sie, wie auch Pausanias (VII, 1. §. 4) angibt, von den Athenern und deren Könige Melanthens, Andropompos' Sohne, als Mitbewohner aufgenommen wurden, besonders des Jon wegen und um seiner Dienste willen, die er den Athenern als Führer im Kriege geleistet hatte. Pausanias scheint den Widerspruch mit der früheren Angabe gefühlt zu haben, denn er setzt hinzu, die Athener hätten dieses weniger aus Wohlwollen gegen die Jonier gethan, als vielmehr, um sich durch ihre Aufnahme gegen die Dorier, die damals die griechische Welt in Furcht und Schrecken setzten, zu schützen. Dem sei indessen, wie ihm wolle, wir finden die Jonier nach dem Heraklidenzuge wieder in Athen, wo sie ein bedeutendes Übergewicht über die eigentlich Pelasgische Einwohnerschaft erlangen, die namentlich ihre Sprache gegen die der Jonier austauscht, woraus später der eigenthümliche Attische Dialekt sich bildete, welcher seine Pelasgischen Bestandtheile nie ganz aufgegeben hat, wie Xenophon in der Staatsverfassung der Athener c. II. §. 8 andeutet, wenn er sagt: „Die Hellenen bedienen sich mehr ihrer eigenen Sprache, Lebensart und Kleidung, die Athener hingegen einer aus allen Griechen (namentlich Joniern) und Ungriechen (Pelasgern) gemischten." Nun wird die fast sonderbare Behauptung Herodot's VII. 94 klar: „Die Jonier heißen auch ein Pelasgisches Volk," da doch eigentlich Pelasger und Hellenen in Griechenland ursprünglich so verschieden sind, wie, um ein späteres Beispiel aus der vaterländischen Geschichte anzuführen, Germanen und Slawen. Übrigens bezeugt Herodot I. 56 die Annahme der Jonischen Sprache von Seiten der Pelasger ausdrücklich.

Anders, als hier geschehen ist, weiset die Ansiedelung der Jonier in Attika und Ägialea, oder dem nachherigen Achaia, Mannert in s. Griechenland S. 9 u. 10 und S. 504 folg. nach, was wir nicht ganz unberücksichtigt lassen können. Mannert hat über die Urvölker Griechenlands eine von der gewöhnlichen Annahme abweichende Hypothese; er nimmt drei unter sich wesentlich verschiedene Völkerstämme an: 1) die Graiki, in spätern Zeiten Hellenes genannt, 2) die Leleges nebst Cureten, und 3) die Pelasger. Die Graiki theilten sich nach ihm in die zwei Hauptzweige Hellenes und Jones (Jonier); die erstern waren im Norden Griechenlands zu Hause, die letztern im Süden, sodaß sie in Böotien zusammengrenzten. Von selbst folgt aus dieser Deduction, daß, um die Jonier in Attika und im Peloponnes zu erklären, nun nicht mehr eine Einwanderung des Xuthus aus dem Norden anzunehmen nöthig ist. Nach Mannert sind die Attischen Jonier Autochthonen und das Erzählte von Xuthus und Jon ist für eine baare Unwahrheit zu halten. Xuthus ist nach einer alten Sage, die Mannert festhält, ein Sohn des Äolos und ein Achäer, während Jon für einen Sohn des Apollo ausgegeben werde. Der Äolier Xuthus sei mit einem Haufen Achäer nach Athen gekommen; zu seinen weitern Unternehmungen in dem Peloponnes habe er sich durch eine Anzahl ihn begleitender Jonier verstärkt; so sei er also Vater des Achäus und des Jon geworden. Wir haben schon an einem andern Orte (Handb. der alten Geogr. 2. Aufl. S. 147 folg.) gegen die Mannert'sche Hypothese in Betreff der Graiki, die in der Folge Hellenen geheißen haben sollen, gesprochen, was wir nur deshalb anführen, um zu zeigen, daß wir dieser Annahme unsern Beifall versagen.

Kehren wir zu der angeknüpften Erzählung von der Ausbreitung der Jonier zurück. In Attika nahm die Population dergestalt zu, daß eine Auswanderung nöthig schien, das Mittel, dessen die Alten sich so gern und deshalb auch so oft bedienten, um die Verhältnisse beider Theile, der Zurückbleibenden wie der Abziehenden, zu bessern. Nach Kodros, des letzten Attischen Königs, Tode wanderte ein großer Theil Attischer Jonier unter Neleus nach Kleinasien aus, und gründete daselbst den Jonischen Städtebund, welcher in dem Art. Jonia (s. S. 433 fg.) umständlicher beschrieben ist. Wir finden aber auch noch anderwärts Jonische Staaten, die von dem Mutterstaate Athen und Attika unmittelbar ausgegangen sind. Die von Tochterstaaten entstandenen Colonien werden später genannt werden. Eine der ältesten Jonischen Colonien ist Kynuria in Argolis, die wol schon von den Joniern in Ägialea ausgegangen ist. Die dortigen Jonier nennt Herodot VIII. 73 Autochthonen, woraus Mannert (S. 10 im angef. Werke) den Schluß zieht, daß die Jonier überhaupt schon vor Jon existirt hätten; denn er findet darin den Beweis, daß die Colonie aus der vorhellenischen Zeit herrühre. Herodot nennt aber mit demselben Rechte die Jonier in Kynuria Autochthonen, mit welchen die früher Pelasger genannten Jonier in Attika Autochthonen hießen. So sieht auch Kruse in der angef. Hellas (Bd. I. S. 507) die Sache an. Es ist aber Kynuria, griechisch *Κυνουρία γῆ* eine kleine Landschaft zwischen Argos und Sparta, bergiger Natur und an der Küste des Argolischen Meerbusens gelegen, um dessen Besitz die Argiver und Spartaner lange Zeit sich stritten, wie Herodot I. 82 und Pausanias III, 2. §. 2 erzählen, und die zuletzt in die Gewalt der Argiver kam. Diese Jonische Colonie stammte eigentlich von Orneä in Achaia her, das Orneus, ein Sohn des Erechtheus, gegründet hatte, ein Umstand, welcher darthun kann, daß Kynuria, wie oben bemerkt wurde, von den Joniern in Ägialea gegründet wurde. Damit steht die Nachricht desselben Pausanias nicht im Widerspruche, daß nämlich die Kynurier (*Κυνουρεῖς*) ursprünglich auch Argiver seien; Kynuros, des Perseus Sohn, sei ihr Stammherr. Es würde daraus nur soviel folgen, daß nach der Jonischen Colonie auch eine Argivische dorthin kam. Außerdem waren noch Jonisch im Peloponnes: Lessa in Argolis, Kaphyä in Arkadien, Kolonis in Messenien und Heraklea in Elis. Auch im eigentlichen Hellas finden sich außerhalb Attika Jonische Niederlassungen; in Phocis und Böotien werden nach heimischen Mythen

Lebadeia und Stiris als solche genannt; in Euböa soll Ellopia von Ellops, einem Sohne Jon's, gegründet worden sein, das so berühmt wurde, daß davon oft die ganze Insel Ellopia oder Hellopia genannt wurde, und neue Colonien, wie Cerinthus, Adepsus, Orobia u. a., auf Euböa gründete. Noch andere Colonien Jonischen Ursprungs führten eben dahin die durch Symmachie mit den Joniern verbundenen Athenienſischen Könige aus dem alten Geschlechte Cekrops: so Chalkis und Eretria in Euböa. Elatea und Thespiä in Böotien sind gleichfalls Jonisch. Auch übers Meer nach dem Westen mag eine Jonische Colonie in jener vorhistorischen Zeit (nämlich vor dem Heraklidenzuge) gewandert sein, und zwar nach Cephallenia, wenn, wie die Mythe sagt, der Gründer Cephalus ein Sohn der Kreusa, der Tochter des Erechtheus und Gemahlin des Xuthus, war, wie aus *Hygin.* Fab. 161 bekannt ist. Von diesen Joniern, die ihre Herrschaft auch über Theile von Akarnanien ausgebreitet und sogar das Ätolische Athen, welches Demetrius aus Skepsis bei *Steph. Byzant.* s. v. Ἀθῆναι kennt, gegründet haben mögen, soll das Jonische Meer im Westen Griechenlands nach Herodot IV, 91 seinen Namen haben, sodaß also nicht mehr an die Irrläufe der Jo zu denken wäre.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, daß der Hauptpunkt der Jonischen Niederlassungen in der vorhistorischen Zeit — so nennen wir die Zeit der Mythen vor der Heraklidenwanderung circa 1100 v. Chr. Geb. — Attika und Ägialea (Achaia) waren, von wo aus die Verbreitung Jonischer Stämme, Sitten und Cultur abgeleitet werden muß, wie wir eben gesehen haben. Keine Auswanderung der Jonier aus dem Hauptmittelpunkte Athen hat aber mehr Celebrität erhalten, als die nach Kleinasien, welche die Bewahrerin des Jonischen Lebens und Dialekts, der Jonischen Gesittigung und Eigenthümlichkeit auf eigenem Grund und Boden mit eigenthümlicher Verfassung geworden ist. Schon der Umstand macht sie merkwürdig, daß ihre Niederlassung in historische, d. h. beglaubigte, Zeiten fällt, da sie als Folge der Heraklidenwanderung im europäischen Griechenlande angesehen werden muß. Um 1044, nach Andern schon 1060 vor Chr. Geb., nach dem Tode des letzten Athenischen Königs Kodrus, als die neue Regierungsform der Archontschaft unter Medon, dem ältesten Sohne des Kodrus, eingerichtet wurde, waren es die übrigen Söhne des Königs Neleus und Androklos, welche, mit dem Wechsel der Staatsverfassung unzufrieden, sich als Anführer der Jonier, die einer bedenklichen Vermehrung der Population oder auch der neuen Regierung aus dem Wege gehen wollten, gebrauchen ließen und die Massen der Auswanderungslustigen durch viele andere Bewohner Griechenlands, wie Thebaner, Phocenser, Abanter aus Euböa u. a., zu vermehren wußten. Ihre Landung in Vorderasien, die geographische Beschreibung des neuen Landes Jonia, sowie die Nachweisung der zum Jonischen Staatenbunde gehörigen Städte s. in d. Art. Jonia. Wir haben hier mehr das Historische dieses, man könnte sagen, neuen Volkes auf fremdem Grund und Boden, der bald zur angenehmsten Heimath wurde. Denn die Jonier in Kleinasien erreichen bald eine so achtbare Bedeutsamkeit durch politisches, merkantilisches und wissenschaftliches Treiben und Leben, daß sie mehr oder weniger zugleich mit den Schwesterstaaten der Dorier und Äolier in demselben neuen Welttheile den Gegensatz zu den in Europa wohnenden Griechen bilden. Man spricht von kleinasiatischen und europäischen Griechen und darf hinzusetzen, daß die erstern, wiewol die jüngern, später doch die Lehrer der letztern geworden sind. Die Jonier in Vorderasien haben ihre eigene Geschichte und Literatur. Erst später ist ihr Schicksal zum Theil an das des Mutterstaates geknüpft, als die Blüthe der Politik und Staatsverfassung vorbei war. Jonische Poesie, Philosophie und Baukunst sind für sich abzuhandelnde Materien, die wir hier nicht berühren.

Die Jonier, welche sich, wie Herodot schon I, 142 angemerkt hat, in der reizendsten Gegend der Erde, nämlich in Vorderasien an den Küsten Lydiens und Kariens, niederließen, gründeten bald zwölf Städte als ebenso viele, von einander unabhängige, aber zu gemeinschaftlichen Interessen verbundene kleine Staaten, die auf dem Festlande von Norden nach Süden in folgender Ordnung lagen: Phocäa, Erythrä, Klazomene, Teos, Lebedos, Kolophon, Ephesus, Priene, Myus, Miletus, auf den Inseln aber Samos und Chios. Später kam auch das früher Äolische Smyrna zu dem Jonischen Bunde. Jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, die unter den besondern Artikeln abgehandelt ist. Hier wird von der Geschichte derselben nur das berührt, wobei alle Jonier betheiligt waren. Der Versammlungspunkt für Alle war das Panionium. Siehe darüber Jonia. Während jeder einzelne Staat sich auf seine Weise unabhängig und selbständig ausbildete, in staatsbürgerlicher Beziehung einrichtete, durch Betreibung des Land- und Seehandels bereicherte, in Anlegung neuer Pflanzstädte seine Macht vergrößerte und für Geistesbildung besorgt war, wobei Miletus, Ephesus, Phocäa und Smyrna sich auszeichneten, genossen alle, wenn wir von den innern Factionen absehen, die einzelne Tyrannen veranlaßten, unangefochten Ruhe, Friede und Unabhängigkeit nach Außen bis auf die Zeit der Mermnaden im lydischen Reiche von 727 — 557 v. Chr. und der Perser, deren Angriffen unter Cyrus 558 v. Chr. sie zuletzt unterliegen mußten. Denn schon seit Gyges, der bis 689 König von Lydien war, waren fast beständig Kriege mit den griechischen Pflanzstädten und Gyges selbst eroberte Kolophon; der Nachfolger Ardys nimmt Priene ein; Alyattes, der bis 571 regierte, bemächtigte sich Smyrna's; und als Lydien unter Krösus jenes große Reich Vorderasiens wurde, das bis an den Halys sich ausdehnte, so wurde nicht nur Ephesus eine Beute desselben, sondern auch die übrigen Staaten werden von ihm unterjocht. Nachdem auch dieses Reich von dem Gründer des großen persischen Reichs, von Cyrus, 557 erobert worden war, kamen die Jonischen Pflanzstädte unter persische Oberhoheit. Dieser Zustand, wiewol er die innere Verfassung des Staatenbundes wenig störte, aber einen drückenden Tribut und oft harte Tyrannen (Unterstatthalter) und herrische Satrapen (Oberstatthalter) herbeiführte, war den freiheitliebenden Joniern, die nur an republikanische Verfassungen gewöhnt

waren, sehr widerwärtig. Daher benutzten sie bald einzeln, bald in Verbindung jede Gelegenheit, sich vom persischen Joche loszumachen. Kein Versuch sich freizumachen, wiewol er in seinen Folgen nicht der glücklichste war, hat ein größeres Interesse für die Theilnehmer, als der bekannte Aufstand der Jonier im Jahre 500 v. Chr. Geb. gegen Darius Hystaspis auf dem persischen Throne, der nach langer Zeit den Mutterstaat in Europa mit den Tochterstaaten in Asien in Berührung brachte und den Beweis gibt, daß die Griechen, wenn es galt, Alle für Einen zu stehen, dazu den Muth und die Liebe hatten.

Die Jonier standen während der Regierung des Darius unter der Satrapie erst des Megabyzus, nachher des Artaphernes, der in der lydischen Stadt Sardes seinen Sitz hatte. Dabei gab es, wie schon bemerkt worden ist, Unterstatthalter, gewöhnlich tyranni genannt, in den einzelnen Städten, die, in der Regel Griechen, doch mehr oder weniger dem Interesse des persischen Hofes ergeben waren. Ein solcher Tyrann für Milet war Histiäus, ein geborner Grieche, der dem persischen Hofe ganz besonders huldigte, darum auch bei Darius in großem Ansehen stand. Seine Gesinnung hatte Histiäus auf eine eclatante Weise bei Erhaltung der Brücke über den Istros an den Tag gelegt, ohne welche das persische Heer mitsammt dem Könige dem Untergange im Lande der Scythen preisgegeben war. Die Scythen sowol, als auch Miltiades hatten zur Abtragung der Brücke gerathen, Histiäus hatte sich diesem Ansinnen mit Eifer widersetzt und den Sieg davon getragen. Solche Dienste mußten belohnt werden. Er bekam einen Landstrich am Strymon in Thracien, worin er sich gar gemächlich ausbreitete und ebendadurch dem persischen Satrapen den Verdacht einflößte, sich unabhängig machen zu wollen. Dies brachte demselben eine Berufung an den persischen Hof zu Wege, die bei allem Scheine von Auszeichnung einer Gefangenschaft nicht unähnlich war. Seinem Schwiegersohne Aristagoras übertrug man die durch dieses Verfahren erledigte Unterstatthalterschaft in Milet. An diese beiden Männer ist die große Erscheinung geknüpft, die jetzt unter den Joniern auftauchte. Der misvergnügte Histiäus, der so gern in sein Vaterland zurückgekehrt wäre und keine Aussicht dazu fand, insgeheim auch gewiß Hellenisch von Herzen gesinnt war, glaubte, kein anderer Weg dazu sei sicherer, als ein allgemeiner Aufstand der Jonier. Dabei durfte er hoffen, in seine Stadt Milet als Besänftiger zurückgeschickt zu werden. Er muß freilich nicht gewußt haben, daß er im geheimen Cabinette des Königs anders angeschrieben stand, als es äußerlich aussah. Kurz er setzt durch fast räthselhafte Correspondenz (er grub sie dem Haupte eines Sklaven ein) sich mit seinem Schwiegersohne in Verbindung und läßt ihm die Aufforderung zukommen, alle Landsleute gegen die Perser aufzuwiegeln. Dem Aristagoras kam diese Aufforderung grade zu rechter Stunde. Auch war er in Verhältnissen, die ihm einen allgemeinen Aufstand wünschenswerth machten. Dieselben waren durch eine gescheiterte Unternehmung gegen die Narier bedingt, wozu die von der Insel Naros vertriebenen Oligarchen eingeladen hatten. Der ihm vom Satrapen Artaphernes beigegebene vornehme Perser Megabates hatte verrätherisch gehandelt, und für ihn außer der mit der Verunglückung verbundenen Schmach auch Verarmung, d. h. die Gefahr herbeigeführt, die Kosten für die Ausrüstung der Schiffe ersetzen zu müssen, wiewol er schon ohnedies einen großen Theil seines Vermögens darauf gewendet hatte. Aristagoras, dem die Aufforderung des Histiäus also erwünscht kam, leistete auf der Stelle Folge. Die vornehmsten Milesier wurden zusammenberufen und, wenn auch der Geschichtschreiber Hekatäus aus Milet manche Bedenklichkeit in der Versammlung dagegen stellte, indem er sich auf die ungeheure Übermacht der Perser berief, so wurde doch einmüthig der Entschluß gefaßt, die Ketten zu zerbrechen und die Freiheit für sich und alle übrige asiatische Griechen unter jeder Bedingung zu erkämpfen. Die bei Myus liegende Flotte wurde mit den Anführern, die zugleich Tyrannen Jonischer Städte waren, in Beschlag genommen; die Anführer wurden in ihre Städte mit der Nachricht zurückgeschickt, daß Jonien frei sei. Alle Griechen in Kleinasien geriethen in Aufregung; es erzeugte sich ein wahrer Freiheitsschwindel. Doch verlor man die Besinnung nicht. Man sann auf Verstärkung der Macht und mußte dabei auch an den Mutterstaat Athen, wie an alle übrigen Staaten Griechenlands denken, mit welchen stammverwandtschaftliche Verhältnisse obwalteten. Aristagoras begab sich selbst nach Europa. In Sparta, wo der unzugängliche Kleomenes weder für Belehrung ein Ohr, noch für dargebotenes Gold einen Sinn hatte, richtete er nichts aus; desto mehr Theilnehmer erweckte seine Darstellung in Athen, dessen leichter erregbare Einwohner sogleich 20 Schiffe zu senden versprachen, denen die Eretrienser — Eretria eine Jonische Colonie — noch fünf hinzufügten. Im Jahre 500 v. Chr. segelte diese kleine Flotte nach Milet und von da verstärkt nach Ephesus, dem eigentlichen Sammelplatze. Es war der Plan, den noch wenig vorbereiteten Satrapen in seiner Residenz Sardes zu überfallen, was auch sofort ausgeführt wurde. Mit Erfolg drangen die Griechen immer vorwärts, eroberten und plünderten die Stadt und gingen in ihrer Unvorsichtigkeit und Freude soweit, ein Haus in Brand gerathen zu lassen, der in Kurzem sich über die ganze Stadt verbreitete und ein Signal zur Gegenwehr für die nun erst zusammenlaufenden und herbeieilenden Perser wurde. Wie schwer haben nicht blos die Jonier, sondern auch die Athener die Einäscherung von Sardes im Jahre 500 büßen müssen! Diese Flammen zündeten den Zorn des persischen Königs dergestalt an, daß er Rache zu nehmen schwur nicht nur an den Joniern, sondern noch mehr an den Athenern als den Verführern. Darum mußte ihm täglich ein Diener zurufen: „Gedenke der Athener!“ Die nächste Folge jenes Brandes — die ferneren übergehen wir hier: die Einäscherung Athens und Persepolis' — war, daß die zusammengekommenen Perser und sonstigen Bewohner von Sardes den Angreifenden sich widersetzten, sie an den Tmolus drängten und am andern Morgen nöthigten, sich nach Ephesus zurückzuziehen. Unter den Mauern dieser Stadt erlitten die Jonier eine totale Niederlage, die, an sich schon hart, die

noch härtere Folge hatte, daß auch die Athener sich zurückzogen, d. h., in ihre Heimath kehrten. Die Jonische Sache war zwar noch nicht ganz verloren, allein sie konnte nur zur See betrieben werden, wodurch zwar Byzanz und die übrigen griechischen Städte an der Propontis, wie auch Karien für die Empörung gewonnen wurden; allein zu Lande machten die Perser um so gewaltigere Fortschritte, nahmen eine Jonische Stadt nach der andern ein und concentrirten zuletzt alle ihre Kräfte, um Milet, den Herd der Revolution, von dem sie ausgegangen war, zu zerstören. Aristagoras, der einen andern Ausgang erwartet hatte, verzweifelte an der Sache der Freiheit, ja sogar an seinem eigenen Muthe und an seiner Entschlossenheit; feig und treulos zog er sich an den Strymon zurück, angebend, er wolle daselbst den Milesiern im Falle der äußersten Noth ein Asyl errichten. Die Thracier am Strymon mochten ihn aber nicht unter sich dulden; sie erschlugen ihn. Nicht viel besser erging es dem andern, eigentlich ersten, Urheber, dem Histiäus, der zwar den Zweck, zur Unterdrückung der Empörer nach Sardes geschickt zu werden, erreichte, aber gewiß schon insgeheim dem Artaphernes vom persischen Hofe notirt worden war. „So ist es, Histiäus, dir hast du den Schuh gemacht und Aristagoras hat ihn angezogen!" Mit diesen Worten wurde er nach Herodot VI. 1 vom Satrapen empfangen. Konnte er sie misverstehen? Er machte sich eiligst aus dem Staube, floh zu seinen Landsleuten, wurde aber als Urheber des Unglücks abgewiesen. Später nachdem er zur Seeräuberei gegen Freunde und Feinde sich gewendet, fiel er den Persern in die Hände. Artaphernes ließ ihn kreuzigen; seinen Kopf schickte er eingesalzen nach Susa! So Herodot VI. 30. Unterdessen wurde Milet belagert. Die Jonier, welche der Landmacht der Perser nicht gewachsen waren, suchten ihr Heil auf dem Meere. Sie brachten mit Hilfe der Lesbier, Samier und Chier eine Flotte von 353 Triremen zusammen, welche bei der Insel Lade vor Milet erschien. Die persische Flotte, welche phönicische, ägyptische, cilicische und cyprische Schiffe im Gefolge hatte, und fast noch ein Mal so stark war, kam zwar entgegen, wagte aber nicht sogleich einen Angriff, sondern nahm erst zu dem bei den Persern beliebten Mittel der Bestechung ihre Zuflucht, wodurch auch bewirkt wurde, daß die Samier, als ein Angriff geschah, flohen. Die Lesbier und Chier, dadurch in Nachtheil gebracht, thaten nun dasselbe. Die Niederlage wurde nun allgemein, und Milet, auch von der Seeseite eingeschlossen, mußte sich ergeben. Die männlichen Einwohner wurden zum Theil niedergehauen, die Weiber und Kinder wurden mit den übrigen nach Susa geschleppt. Der großmüthig gesinnte Darius wies diesen Milesiern eine Stadt an der Mündung des Tigris in Babylonien in der Nähe von Charax an, welche Herodot Ampis, Andre Ampe nennen, Plinius aber Ampelone Milesiorum Colonia VI, 28 bezeichnet. Die Einnahme von Milet, welche 496 geschah, vernichtete allen weitern Widerstand der Jonier. Daher auch die übrigen Landstädte, sowie die Inseln Chios, Lesbos, Samos bald überwunden wurden. Anfangs wurden die Jonier grausam behandelt, bald aber ließ Darius Milde eintreten und Einrichtungen treffen, wodurch künftigen Empörungen vorgebeugt werden könnte. Abgeordnete aus ihren Städten selbst mußten die Mittel dazu vorschlagen. Neue Lasten wurden nicht aufgelegt; die Abgabe bestand in einem Erbzins für Ländereien. Auf diese Weise wurde Land und Leuten eine erträgliche Ruhe zur Erholung gegeben. Aus der griechischen Geschichte ist bekannt, daß aus dem Aufstande der Jonier in Kleinasien sich das große Drama der persischen Kriege entwickelte, die bald in Europa, bald in Kleinasien von 500 — 449 geführt wurden und den Zorn der persischen Könige über den Muth und die Geistesgegenwart eines so kleinen Volkes, wie die Griechen im Verhältnisse zu der ungeheuern Persermacht, abzukühlen im Stande waren. Es leuchtet von selbst ein, daß sowol in dem langen Laufe des Krieges, als auch besonders am Ende desselben die Jonier nicht unbetheiligt blieben. So finden wir sie in der Seeschlacht bei Artemisium 480 v. Chr. Geb. Als Tributpflichtige mußten sie ihre Mannschaften und Schiffe den Persern sogar gegen ihre Stammverwandten in Europa stellen. Merkwürdig ist, was bei dieser Gelegenheit Herodot VIII. 22 erzählt. Themistokles, der in jener Schlacht, wie auch sonst, die Seele des Ganzen war und daher jede Gelegenheit zu ergreifen wußte, die den Seinigen nützlich werden konnte, schrieb, ehe die Stellung nach der Schlacht aufgegeben wurde, in die Felsen bei Artemisium, wo wegen des frischen Wassers die Perser und mit ihnen die Jonier landen mußten, folgende Worte: „Ihr Männer von Jonia, ihr thut sehr Unrecht, daß ihr gegen eure Väter in den Streit zieht und Hellas unterjochet. Tretet auf unsere Seite, und wenn ihr das nicht könnt möglich machen, so tretet wenigstens noch jetzo ab von dem Kampfe und bittet die Karier, ein Gleiches zu thun; ist aber keins von beiden möglich, und lastet auf euch das Joch der Nothwendigkeit zu schwer zum Abfallen, so thut wenigstens ihr gemach in dem Kampfe, wenn es zur Schlacht kommt, und denket, daß ihr von uns abstammt, und daß ihr eigentlich schuld seid an unserer Fehde mit den Barbaren." Vgl. *Plutarch.* Them. c. 9 und *Justin.* II. 12. Natürlich mußte diese Inschrift die Perser wenigstens mistrauisch gegen die Aufrichtigkeit der Jonier machen, wie auch Herodot vermuthet; wenn auch im Augenblicke sie den übrigen Griechen keinen Vortheil verschaffen konnten, so erfuhren sie doch, wie sie vorkommenden Falls sich zu betragen hatten. Eine Gelegenheit dazu bot sich bald in der Schlacht bei Mykale 479 dar. Während nämlich der Sieg bei Platää von den Griechen errungen wurde, lag ihre Flotte in den Gewässern von Delos gegenüber der persischen bei Samos. Samische Abgeordnete brachten insgeheim den griechischen Flottenführern Leotychides aus Sparta und dem Athener Xanthippus die Nachricht, es bedürfe nur des Erscheinens der griechischen Flotte an der Jonischen Küste und alle asiatischen Griechen, die Jonier an der Spitze, würden einen allgemeinen Aufstand erregen; zudem sei die persische Flotte jetzt in solcher Verfassung, daß sie leicht eine Beute der griechischen werden könnte. Wegen der nahen Winterstürme waren in der That die

phönizischen Schiffe schon zur Heimkehr abgefahren. Die Griechen schifften heran nach Samos; die Perser zogen sich eiligst an das Vorgebirge Mykale, wo ein Landheer von 60,000 Mann unter Tigranes sie unterstützen konnte. Ehe es hier zur Schlacht kam, bediente sich Leotychides, wie früher Themistokles bei Artemisium, aus Vorsicht des Kunstgriffes, die Jonier durch einen Herold, der in einem Boote an's Lager derselben heranfahren mußte, in folgenden Worten anrufen zu lassen: „Ihr Männer aus Jonia, wer von euch mich verstehen kann, der höre, was ich euch sage, denn die Perser werden durchaus nichts verstehen von dem, was ich euch rathe. Wenn die Schlacht beginnt, so gedenke ein Jeglicher zuerst vor Allem der Freiheit, sodann des Feldgeschreies, das ist Hebe. Und wer von euch das nicht gehört hat, dem sage es der, welcher es gehört hat." Herodot IX, 98. Die Absicht, welche Leotychides dabei hatte, war klar und wurde von den Joniern verstanden. Denn bei dem Angriffe der europäischen Griechen auf die hinter ihre Verschanzungen geflüchteten Perser kehrten die Jonier ihre Waffen ebenfalls gegen ihre Unterdrücker. Und selbst auf der Flucht fielen nicht wenige Perser in den Gebirgspassen durch die Milesier, welche von den Persern, die ihnen nicht trauten, dahingestellt worden waren. Die Jonier erlangten durch diesen Sieg theilweise Vortheile; erstlich wurden sie in den griechischen Bund aufgenommen, sodann wurden sie in den Stand gesetzt, ihre Freiheit so lange zu genießen, wie lange sie der persischen Übermacht, die aber durch die zwei Niederlagen bei Platää und Mykale sehr geschwächt worden war, Gewalt entgegensetzten. Dabei konnten sie auf den Beistand der europäischen Griechen rechnen. Xerres war nach Susa geflohen und konnte an neue Züge nach dem Abendlande nicht denken; er war jetzt auf die Defensive beschränkt. In der Folge, denn der Krieg dauerte ja noch an 30 Jahre, knüpften daher die Jonier ihr Schicksal immer an das der Griechen. So wollten sie z. E. nicht der Führung des persisch gesinnten Pausanias sich anschließen, sondern der des redlichen Aristides. Ja sie erkannten späterhin eine gewisse Abhängigkeit von Athen an, die sie vielleicht nicht viel weniger hart empfanden, als die von Persien. So kam es, daß sie in den alten Zustand der unbeschränkten Freiheit und Selbständigkeit nie wieder sich versetzen konnten. Denn was von den Bedingungen des Cimonischen Friedens, durch welchen die Jonischen Griechen mitsammt allen übrigen Griechen Asiens vom Könige Artaxerres ihre Freiheit erhalten sollten, durch spätere Schriftsteller in Umlauf gesetzt worden ist, bleibt sehr problematisch und beruht auf demselben unsichern Grunde, wie der ganze Cimonische Friede. Thucydides und Plutarch, die man, wenigstens den erstern von beiden, für untrügliche Gewährsmänner halten muß, wissen nichts von einem solchen Frieden. Letzterer muthmaßt nur einen solchen nach Cimon's Sieg am Eurymedon 469. Erst bei Diodor (XII, 3 u. 4), Pausanias (I, 8. §. 3) und einigen Athenischen Rednern ist davon die Rede. Wahrscheinlich wurde eine solche Foderung, wie die erwähnte, an Artaxerres gestellt, aber nicht bewilligt; gleichwol bestand factisch eine gewisse Unabhängigkeit. Vgl. über den Cimonischen Frieden Dahlmann's Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. Th. I.

Die specielle Geschichte der Jonier in Kleinasien läuft hier zu Ende; wir ersehen dies schon aus dem Resultate des Friedens, dessen so eben gedacht worden ist, auch angenommen, daß er in der Form ratificirt worden ist, in welcher von ihm die Rede ist; denn die Jonier treten in ihm nicht mehr allein auf, sondern werden unter dem allgemeinen Namen der kleinasiatischen Griechen mitbegriffen. Noch mehr tritt ihre Verschmelzung mit den übrigen Griechen Asiens in den spätern Friedensartikeln des Antalcidas 387 hervor, wo von den Griechen jenes Landes immer im Allgemeinen die Rede ist, die Dorier und Äolier also ebenso gut Theil daran haben. Es ist demnach mit Recht anzunehmen, daß das Schicksal der Jonier von nun an an das Kleinasiens geknüpft war. Antalcidas brachte nämlich durch seine Vorschläge die Griechen Asiens wieder unter Artaxerres, wenn anders sie nicht noch unter dem persischen Joche seufzten. Denn jener Spartaner that am Ende nur, was nicht zu ändern war; er räumte ein, was doch nicht zu halten war. Das Zeitalter Alexander's des Großen, noch mehr das seiner unmittelbaren Nachfolger, verwischte die Unterschiede der Bewohner Kleinasiens, die sehr gemischt waren, dergestalt, daß nicht einmal mehr Griechen und Asiaten getrennt hervortreten. Und so blieb es immer mehr, je weiter die Zeit vorschritt unter den Römern, Byzantinern und Türken. Wollen wir daher Jonisches Leben und Wirken noch weiter verfolgen, so müssen wir andere Gegenden und andere Zeiten aufsuchen. Denn theils gingen allerdings von dem Jonischen Asien, das wir geschildert haben, einzelne Jonische Colonien in andere Länder und Welttheile aus, theils erhielten sich noch im Mutterlande der Jonier, in Griechenland, Spuren Jonischer Eigenthümlichkeit, die noch nicht berührt worden sind, aber in sichtbaren Andeutungen herausgefunden werden können. Um mit den letztern in unserer weitern Darstellung fortzufahren, so müssen die Anfänge des sogenannten Peloponnesischen Krieges in Griechenland (von 431—404) berührt werden, die in der strengen Fixirung der ursprünglich Hellenischen Stammverwandtschaft ihre Nahrung, wenn auch nicht Entstehung hatten. Jedenfalls hatte der Stammunterschied Einfluß auf die Verbindung der Hellenischen Staaten unter sich. Athen tritt als der erste vorherrschende Jonische, Sparta als der erste vorherrschende Dorische Staat auf; jenes ist Haupt der Jonisch-Attischen Symmachie, dieses Haupt der Dorisch-Spartanischen. Es soll damit nicht gesagt werden, daß von allen Verbündeten ohne Ausnahme der Dorische oder Jonische Ursprung nachgewiesen werden könne; vergl. die nachher aus Herodot (I, 143) angeführte Stelle; allein ausgemacht ist, daß wenigstens die Meisten, wenn sie nicht gezwungen dem Bunde beitraten, dieses mit einer Rücksicht auf die Stammverwandtschaft thaten. Daß die kleinasiatischen Jonier auf dem Festlande, wie auf den Inseln Chios und Samos, zur Attisch-Jonischen Symmachie gehörten, läßt sich von selbst vermuthen; ebenso Chalkis und Eretria auf Euböa, deren Jonischer Ursprung schon oben gezeigt worden ist. Im Übrigen gilt

die Bemerkung, daß Athen seine meisten Bundesgenossen in dem Peloponnesischen Kriege weniger in Griechenland selbst, als außerhalb, unter den Inselbewohnern und auf der kleinasiatischen Küste aus keiner andern Ursache fand, als weil da viel mehr Jonier anzutreffen waren. Bei der frühen Ausbreitung der Jonier zogen diese über das Meer. Daher auch manche der kleinern Inseln des Archipelagus von Joniern besetzt wurde, ohne daß der Name es verriethe. Herodot in der oben angeführten Stelle macht eine hierher passende Bemerkung: „Die andern Jonier," sagt er, „und selbst die Athener legten den Namen ab, nur die Kleinasiaten behielten ihn förmlich bei." Gleichwol gab es auf dem europäischen Continente auch außer Athen Jonische Städte, wie bereits oben gezeigt worden ist, und weiter unten noch mehr gezeigt werden soll, wenn von den Colonien in Sicilien, Frankreich und Unteritalien die Rede sein wird. Aber an der Spitze aller abendländischen Jonier steht das Athenische Volk, das allein wie an Ruhm und Macht, so an hervorstechender Eigenthümlichkeit das übrige Griechenland (das Griechenland der Dorier, Achäer und Äolier) übertrifft. Auffallende, nicht zu verkennende Unterschiede haben sich an den Joniern Europa's und Asiens ausgeprägt, die mit den hervorstechenden Eigenthümlichkeiten des Hellenisch-Dorischen Volksstammes, unbeschadet der nationalen Einheit des griechischen Volkes überhaupt, parallel laufen. Vortrefflich gezeichnet sind sie bei Heeren in seinen Ideen u. s. w. 3. Thl. Abschn. 2, woher wir nur die Charakteristik der Jonier entlehnen: „Eine viel größere Beweglichkeit und Reizbarkeit zeichnete den Jonischen Stamm aus. Alte Sitte band ihn viel weniger als den Dorer. Er war leicht bereit sie zu verlassen, sobald sein Vergnügen dabei seine Rechnung fand. Er wollte genießen, und schien immer gleich empfänglich für den verfeinerten Genuß des Geistes und der Sinnlichkeit. Er lebte in seinen Festen; ohne Gesang und Tanz war für ihn keine Freude. Seine weiche Sprache erinnert fast an die Dialekte der Südsee; aber auch bei ihm, sowie bei den dortigen Völkern, bestätigte sich die Bemerkung, daß eine weiche Sprache deshalb keineswegs den Mangel an kriegerischem Muthe bezeichnet. In den Verfassungen seiner Staaten wurden erbliche Rechte entweder gar nicht zugelassen, oder doch nicht lange geduldet. Es waren Volksherrschaften, zwar durch manche Einrichtungen beschränkt, aber das Volk gab doch den Ton an. Auf Alles konnte man bei diesen Staaten eher als auf innere Ruhe zählen. Nichts war so groß, das sie nicht glaubten erreichen zu können; und eben weil sie es glaubten, haben sie es nicht selten erreicht."

Um aber soviel als möglich Nichts unberührt zu lassen, was in historischer Hinsicht von den Joniern angeführt werden kann, so muß noch von denjenigen Jonischen Colonien die Rede sein, die an der Propontis, am schwarzen Meere, in Unteritalien und sonst anzutreffen sind. Die meisten dieser Colonien stammen von den asiatischen Joniern, besonders von der zu ihrer Zeit größten und blühendsten Handelsstadt derselben, von Miletus, her. *F. G. Rambach* de Mileto ejusque coloniis 1790. 4. Die östlichen Colonien wurden meist zwischen den Jahren 800 — 600 v. Chr. Geb. gegründet, also etwas früher, als die westlichen Pflanzstädte, deren Anlage bei den meisten zwischen 750 — 650 fällt. Viele von ihnen wurden bedeutend durch Schiffahrt auf dem schwarzen Meere und Handel durch das ganze südliche Rußland und östlich bis zu den Ländern jenseit des kaspischen Meeres, oder bis nach der großen Bucharei. Wir zählen folgende auf: Abydos, am Hellespont, eine Colonie der Milesier nach *Thucyd.* VIII, 61 und *Strabo* XIII. p. 587 edit. *Casaub.*; Lampsakus, an demselben Meere, eine Colonie der Milesier nach *Strabo* c. l.; Parium, Pásus, Priapus, Kolonä u. a. m., an demselben Meere, welche Strabo a. a. O. als Colonien der Milesier bezeichnet; Cyzikus, auf einer Halbinsel in der Propontis, eine Colonie der Milesier nach *Plin.* V, 32 und *Strabo*, Libr. XIV, 681 edit. *Casaub.*, wo sie auch *Μιλητούπολις* genannt wird; Bisanthe und Perinthus, am thracischen Ufer der Propontis, Colonien der Samier nach *Plin.* IV, 11, *Steph. Byz.* s. v. *Βισάνθη* und *Marc. Heracleot.* Perieg. p. 29; Byzantium, Chalcedon in Asien gegenüber, eine Colonie der Milesier nach *Vellej. Pat.* II, 15, wiewol nach Andern eine Colonie entweder der Athener, wie nach *Amm. Marcell.* XXII, 12, oder der Spartaner, wie nach *Justin.* IX, 1, sodaß es wahrscheinlich ist, mehre Colonien haben dieser Stadt Verstärkung zugeführt; Sinope, in Paphlagonien am südlichen Ufer des schwarzen Meeres, wol eine der berühmtesten Colonien der Jonier in jenen Gegenden, gleichwie Heraclea Pontica die berühmteste Dorische Niederlassung daselbst war. Bewährte Schriftsteller, wie *Strabo*, Libr. XII. p. 545 edit. *Casaub.*, *Diod. Sic.* Libr. XIV. c. 32 und *Xenoph.* Anab. VI, 1 nennen Sinope mit Bestimmtheit eine Colonie der Milesier; nach Andern hingegen muß schon vor der Ankunft der Milesier eine Stadt da gewesen sein, denn auch Autolykus, ein Begleiter des Anführers der Argonauten, Jason, wird Gründer von Sinope genannt, vergl. *Apoll. Rhod.* Argon. II, 948 und *Valer. Flacc.* V, 108. Jedenfalls war Sinope ein Hauptstapelplatz der Milesier und ist Mutterstadt vieler anderer Colonien am schwarzen Meere, wie von Cerasus und Trapezus, geworden. Späterhin haben auch die Römer eine Colonie dahin geschickt. Die interessanten Schicksale dieser Stadt siehe in der schon oben angeführten Dissertatio de Mileto von Rambach. Amisus, in Pontus am Sinus Amisenus, war nach Theopompos bei *Strabo* Libr. XII. p. 547 edit. *Casaub.* ebenfalls eine Colonie der Milesier, woselbst jedoch später auch die Athener eine Niederlassung unter Athenokles gründeten und die Stadt nun Piräeus nannten; Phasis, im Lande der Kolcher an der Ostküste des schwarzen Meeres, wird von *Pomp. Mela* I, 19. §. 12 eine Colonie der Milesier unter Themistagoras genannt; vergl. auch *Steph. Byz.* s. v. *Φάσις*. Von Dioskurias und Phanagoria an derselben Küste ist der Jonische Ursprung nicht so gewiß; sicherer aber ist Pantikapäum auf der Chersonesus Taurica, die Haupt-

ſtadt des kleinen griechiſchen Reichs Bosporus, eine Colonie der Mileſier wie *Plin.* IV, 12. *Strabo* Libr. VII. p. 309 edit. *Casaub.* und *Amm. Marcell.* XXII, 8 berichten. Die Stadt Tanais, an der Mündung des Fluſſes gleiches Namens, wird wenigſtens eine Gründung der den cimmeriſchen Bosporus bewohnenden Griechen von *Strabo* Libr. XI. p. 493 edit. *Casaub.* genannt; Olbia aber, an der Mündung des Boryſthenes, war eine Colonie der Mileſier nach *Strabo* Libr. VII. p. 306 edit. *Casaub.* und *Plin.* IV, 12, wo ſie Olbiopolis et Miletopolis genannt wird.

An der Weſtküſte des ſchwarzen Meeres lagen ebenfalls Joniſche Colonien, die aber nicht die Berühmtheit erlangt haben, wie die meiſten der ſchon aufgezählten. Hierher gehören aber: Apollonia, in Thracien, eine Colonie der Mileſier nach *Strabo* Libr. VII. p. 319 edit. *Casaub.*; Iſtros, an der heiligen Mündung des Iſtros, eine Colonie der Mileſier nach *Strabo* l. c.; Tomi, ſüdlich von Iſtros am ſchwarzen Meere, eine Colonie der Mileſier nach des *Anonymi* Peripl. P. Euxin. edit. *Gailianae* der Geogr. Gr. Minorr. Tom. III. p. 226; Odeſſus, an derſelben Küſte Möſiens, eine Colonie der Mileſier nach *Strabo* Libr. VII. p. 319 edit. *Casaub.*; Salmydeſſos, an derſelben Küſte des ſchwarzen Meeres, aber ſüdlicher in Thracien, wahrſcheinlich auch eine Joniſche, wenigſtens griechiſche Niederlaſſung, wohin der aus Aſien zurückkehrende Xenophon mit ſeinen 10,000 Griechen gelangte, nach *Anonym.* Peripl. P. Eux. p. 231. Tom. III. edit. *Gail.* Es mögen noch andere Städte in jenen Gegenden Joniſche Niederlaſſungen ſein, die man aber nicht mehr als ſolche bezeichnen kann. Denn derſelbe *Anonymus* P. P. Eux. ſagt da, wo er von dem ſchon erwähnten Apollonia redet, 50 Jahre vor Cyrus, alſo circa 600 v. Chr. Geb., wären die Jonier in jene Gegenden gekommen und hätten ſehr viele Niederlaſſungen dorthin an den Pontus geführt, der früher wegen der räuberiſchen Anwohner der Unwirthbare (*Ἄξενος*) geheißen habe, von den daſelbſt ſich anſiedelnden Joniern aber der Wirthbare (*Εὔξεινος*) benannt worden ſei. Von den Städten an der macedoniſchen Küſte iſt wol nur Chalkis als eine Joniſche Colonie anzuführen, denn es iſt von den Chalkidenſern auf Eubóa angelegt worden; von Olynthos iſt es nicht ganz ſicher, ob es eine Colonie der Athener iſt.

Eine nicht geringere Anzahl griechiſcher Pflanzſtädte finden wir weſtlich von dem Mutterlande in Unteritalien, Sicilien, Sardinien, Corſica, an der galliſchen Küſte, ſelbſt in Hiſpanien und Afrika. Darunter ſind viele Joniſchen Urſprungs. Nicht von allen kann mit Beſtimmtheit der Urſprung nachgewieſen werden. Die Joniſchen, ſoweit ſie bekannt ſind, wollen wir nennen. In Unteritalien ſind es: Thurii, an der Stelle des alten Sybaris, 446 v. Chr. Geb. von Athen aus gegründet nach *Diod. Sic.* XII, 10; Rhegium, in Bruttium, eine Colonie der Stadt Chalkis auf Eubóa nach *Strabo* Libr. VI. p. 257 edit. *Casaub.*; Elea, in Lucanien, eine Colonie der unglücklichen, umherirrenden Phokäer aus Jonien und zu Alalia auf Corſica, welche der Übermacht des Cyrus entgehen wollten, nach Herodot (I, 167); Kumá, in Campanien, eine Colonie des Äoliſchen Kyme in Kleinaſien, aber mit Beihilfe der Joniſchen Einwohner von Eretria und Chalcis auf Eubóa, nach *Strabo* Libr. V. p. 243 edit. *Casaub.*, wo zugleich die Bemerkung gemacht wird, daß Kumá unter allen griechiſchen Pflanzſtädten in Unteritalien und Sicilien die älteſte ſei; Neapolis, in der Nähe von Kumá, als ein neuer Anbau der Kumäer, daher auch nur Neuſtadt (*Νέα πόλις*) genannt und für eine Colonie der Chalcidenſer gehalten, nach *Strabo* Libr. V. p. 246 edit. *Casaub.*, *Plin.* III, 5 und *Scymnus Chius.* v. 252.

In Sicilien ſind Joniſchen Urſprungs: Naxus, auf der Oſtküſte, eine Colonie der Chalcidenſer auf Eubóa, mit Megara in Sicilien die älteſte griechiſche Niederlaſſung auf dieſer Inſel, nach *Thucyd.* VI, 3 und *Strabo* Libr. VI. p. 267 edit. *Casaub.*, wo die Bemerkung zu leſen iſt, daß der Anführer derſelben, der Athener Theokles, vorher den Zuſtand der Küſte unterſucht und ſeine Mannſchaften mit Doriern verſtärkt habe; die letztern gründeten ſodann Megara, er mit den Joniern Naxus; Leontini, an derſelben Küſte weiter ſüdlich, eine Colonie derſelben Chalcidenſer, die Naxus gegründet haben, aber von Naxus aus unternommen, daher auch als eine Gründung der Naxier bekannt, nach *Thucyd.* VI, 3; Katana, an derſelben Oſtküſte nördlich von Leontini, eine Colonie der Chalcidenſer auf Eubóa, unter Anführung des Euarchos fünf Jahre nach der Gründung von Syrakus gegründet, wie *Thucyd.* c. l. bemerkt; Tauromenium (griechiſch *ἡ ἐπὶ τοῦ Ταύρου μονή*, d. i. Wohnung auf dem Berge Taurus [in der Nähe von Naxus] nach *Diod. Sic.* XVI, 7) auf derſelben Oſtküſte in der Nähe von Naxus, eine Colonie der Naxier und Chalcidenſer nach *Diod. Sic.* c. l. und *Plin.* III, 8, welcher Letztere ſogar behauptet, daß Tauromenium der ſpätere Name für Naxus geworden ſei, wahrſcheinlich weil beide Orte ſo nahe lagen, und erſtrer erſt nach der Zerſtörung von Naxus durch den Naxier Andromachus angebaut wurde; Strabo hingegen (Libr. VI. p. 268 edit. *Casaub.*) behauptet, Tauromenium ſei eine Gründung der Zankläer in Hybla, woraus folgen würde, daß es chalcidenſiſchen, alſo doch Joniſchen Urſprungs iſt; Zankle, an der nördlichſten Spitze der Oſtküſte, bevor es von den Meſſeniern im Peloponnes beſetzt und Meſſene benannt wurde, eine Colonie der Kumäer in Italien in Verbindung mit dem Hauptmutterſtaate Chalcis in Eubóa nach *Thucyd.* VI, 4, womit die Angabe des *Strabo* Libr. VI. p. 268 edit. *Casaub.*, Zankle ſei eine Anlage der Naxier bei Katana, nicht grade im Widerſpruche ſteht, wenn man, wie Mannert in ſ. Italia Bd. II. S. 266 thut, annimmt, daß die Chalcidenſer ihren Antheil zur Bevölkerung Zankle's aus Naxus, ihrer Tochterſtadt in Sicilien, ſchickten; Himera, auf der Nordküſte, eine Colonie der Zankläer nach *Thucyd.* VI, 8 und *Scymn. Chius.* v. 288 sqq., nach Strabo aber (Libr. VI. p. 272 edit. *Casaub.*) der Einwohner von Mylá; Mylá aber, unweit Zankle, war ſelbſt erſt eine Colonie der Zankläer, wie derſelbe *Strabo* l. c. und *Scymn. Chius.* v. 287 angeben.

Auf der Insel Sardinien können nur zwei Jonische Städte mit ziemlicher Gewißheit genannt werden, Olbia und Ogryle, beide nach *Paus.* X, 17. §. 4 von Thespiern und Attikern unter Jolaus angelegt; auf Corsica ist Aleria oder Alalia eine Colonie der unglücklichen, umherirrenden Phokäer (s. vor. S.), die schon bei Elea genannt worden sind, zu erwähnen. Nach der genauen Erzählung indessen bei Herodot (I. 167) hatten die Phokäer schon zwanzig Jahre vor der Einnahme ihrer Hauptstadt in Jonien durch den persischen General Harpagos eine Handelsniederlage auf Corsica; diese nannten sie Alalia. Als sie nun das oben erwähnte Unglück betraf, auszuwandern, so zogen sie mit ihren Habseligkeiten und mit der, dem Schwure, nicht nach Phokäa zurückzukehren, treu gebliebenen Mannschaft nach Alalia, was nun sich schnell hob. Da sie aber Seeräuberei trieben, so verbanden sich fünf Jahre nachher die Tyrrhener und Karchedonier, besiegten sie und nöthigten sie zu neuer Auswanderung; ein Theil ging nach Unteritalien und gründete daselbst Elea (Hyela bei Herodot genannt); ein anderer begab sich nach Norden, in die schon früher bei den Ligurern angelegte Colonie Massilia, das als die äußerste Jonische Colonie im Abendlande anzusehen ist, vergl. *Senec.* de Consol. ad Helviam matrem c. 8. *Plin.* III, 4. *Pomp. Mela* II. 5. §. 3. *Tacit.* Agr. c. 4 und *Strabo* Libr. IV. p. 179 edit. *Casaub.* Denn Sagunt in Spanien, von den Einwohnern der Insel Zakynthos angelegt, ist Achäischen, (*Thucyd.* II, 66), Cyrene aber in Afrika, eine Gründung der Theräer, Dorischen Ursprungs.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

JONIN (Gilbert), geboren in Auvergne 1596, gestorben zu Tournon 1638, wurde im Jahre 1613 Jesuit und in seinem Orden Lehrer der Philosophie, Theologie und schönen Wissenschaften. Daneben schrieb er auch gute lateinische und griechische Gedichte, z. B. Anthologia sacra (Lyon 1634. 12.; darin die einzelnen Gedichte: Musae, Gratiae religiosae, Anacreon christianus); Aenigmata, beatitudines, miracula, sidera, Bion, Pleiades, Hyades (Toulouse 1636. 8.); Lyricorum libri IV. (Lyon 1630. 16.); Elegiarum l. III.; Hendecasyllaborum libri II.; jamborum libri III.; Scazontum l. II. (Das. 1630. 16.); Ethica, Poesis. (Lyon 1637. 16.) Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 5 Bänden (Lyon 1634—1637.) *). (*R.*)

IONISCH. Alle Zusammenstellungen dieses Eigenschaftswortes mit Hauptwörtern, welche im Folgenden nicht besonders abgehandelt sind, sehe man unter den betreffenden Artikeln dieser fraglichen Hauptwörter. (*R.*)

Ionische Arcade, Ionische Bogenstellung, s. unt. Gewölbe.

Ionische Basis, s. unt. Säule.

Ionische Baukunst, s. Bauart und Geschichte der Baukunst im Art. Bau, Bauen (1. Sect. 8. Th. S. 120 u. 130 fg.).

Ionische Blumen, s. Jonische Säulenordnung im Art. Säule.

Ionische Bogenstellung, s. unt. Gewölbe.

Ionische Inseln, s. Ionische Republik.

Ionische Ordnung, s. unt. Säule.

Ionische Philosophie, s. Ionische Schule.

Ionische Poesie, s. Griechische Poesie.

IONISCHE REPUBLIK. Republik der Jonischen oder sieben Inseln. Unter den Jonischen Inseln, welche die ebengenannte Republik bilden, begreift man eine Anzahl von Inseln, die sich zum Theil ganz dicht, an der Westküste Griechenlands, im Jonischen Meere, zum Theil an der Südküste Morea's im Ägäischen Meere, unter 36° 1′ bis 39° 46′ nördl. Br. und 37° 40′ bis 40° 46′ östl. Länge finden. Berücksichtigt man den Umfang dieser Inseln, welche dem erstgenannten Meere ihren gewöhnlichen Namen verdanken, so zerfallen sie in größere, mittlere, kleinere und kleine, und da die Zahl der zu den ersten beiden Classen gehörigen Inseln sich grade auf sieben beläuft, so werden die sämmtlichen Jonischen Inseln deshalb, wie bereits bemerkt, auch schlechtweg die sieben Inseln genannt. Es bilden aber diese Inseln, welche einen Flächenraum von etwas mehr als 47 □Meilen einnehmen, drei Gruppen, von welchen die erste und nördlichste Albanien gegenüber liegt, die zweite und mittlere den Golf von Patras umkränzt, die dritte aber sich im Ägäischen Meere in der Nähe des Caps Maleo (St. Ange) findet. Zu der ersten Gruppe gehört 1. a) Corfu mit den Eilanden und Klippen Merlere, Fano, Salniatrachi, Skorpidachi, Diaplo, Koravi, Vido, Kondilonissi, Lazaretta, Barchetti, Kaparetti, Sclavo Viglia, Sierpa Ludro, Lagudia, Li Formichi, b) Paxo mit Antipaxo; die mittlere Gruppe bilden 2. a) S. Maura mit den Inseln Megalonissi und Sessole, b) Ithaka (Thiaki) mit den Inseln und Klippen Daskalia, Kalamo, Atako (Jotaka), Megannis; 3. Cefalonia; 4. Zante mit den Strivalis (Strophaden); die dritte Gruppe endlich enthält die Inseln Cerigo, Cerigotto und das kleine Eiland Pori.

Betrachten wir die Jonischen Inseln im Allgemeinen und ihrer Natur nach, so ist wol soviel gewiß, daß sie ihre Entstehung großen Revolutionen verdanken, mochten diese nun Neptunischen oder Vulkanischen Ursprungs sein, oder mochte Wasser und Feuer vereint wirken. Sie wurden durch diese Umwälzungen, wie es scheint, theils von dem Festlande ab [1]), theils von einander gerissen oder auch gradezu aus dem Meere gehoben. Darauf deuten theils Sagen, wie bei den Strophaden (insulae ploteae), welche die Alten erst schwimmen, dann sich drehen lassen, wozu man noch rechnen muß, daß diese Inseln äußerst niedrig sind, theils die zerrissenen Küsten, die zahlreichen,

*) Vgl. Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 1962, nach *Witte*, Diarium biographicum; *Alegambe*, Biblioth. script. societatis Jesu und *Baillet*, Poet. mod.

1) So machte Paxo nach Bellaire früherhin einen Theil der Insel Corfu aus, Sta. Maura hing mit dem alten Akarnanien zusammen, und noch jetzt ist der künstliche Kanal, welcher die Insel vom Festlande trennt, so seicht, daß er zu manchen Jahreszeiten durchwatet werden kann, weil eine ungeheure Sandbank ihn ausfüllt. Gleich Paxo sind wahrscheinlich die meisten der kleinern Inseln von den Hauptinseln abgerissen worden, da die sie scheidenden Kanäle meistens äußerst schmal und oft sehr seicht sind.

steilen Vorgebirge, die kahlen oft 4000 Fuß hohen Berge in dem Innern der Inseln, endlich die häufigen Erdbeben, welche die meisten Inseln fortwährend erschüttern (Zante, St. Maura, Ithaka, Cefalonien, Corfu), obgleich keine derselben einen Vulkan hat. Auf der letztgenannten Insel sind die Erdbeben zwar häufiger, doch weniger stark als auf den übrigen Inseln.

An Vorgebirgen, Felsenriffen, guten Häfen, Rheden und Ankerplätzen, welche wenigstens die zahlreichen Monorylen, wie man eine Art Piroguen nennt, welche, aus einem Baumstamme gemeiselt, gewöhnlich 9 Fuß lang, 34 Zoll breit, ebenso tief und mit Rudern und Segeln versehen sind, aufzunehmen vermögen. Die Inselbewohner, vorzüglich auf St. Maura, bedienen sich dieser Fahrzeuge, welche schon den alten Griechen bekannt waren, theils um die Waaren der größern Handelsschiffe an das Land zu schaffen, theils um diese mit ihren Producten zu versehen, theils um sich selbst ihre Bedürfnisse gegenseitig zuzuführen. Große Flüsse finden sich nur auf Corfu, den übrigen Inseln mangeln sie gänzlich, selbst Bäche geben häufig ab. Einige Inseln haben Seen und Sümpfe, und an Quellen, welche ein gutes Trinkwasser liefern, fehlt es fast nirgends. Dennoch sieht man sich genöthigt, das Regenwasser in Cisternen aufzufangen. Der Boden ist meistens felsig, steinig, kalkig und dürr; doch findet man auch zuweilen und zwar dann gewöhnlich an den Küstenstrichen schönen weißen Sand. Lehm, Thon und andere fruchtbare Erdarten finden sich in den Thälern.

Das Klima der ionischen Inseln ist, wie sich dies bei ihrer Lage nicht anders erwarten läßt, äußerst mild. Man hat nur drei Jahreszeiten: die heiße Zeit oder den Sommer, die Regenzeit oder den Winter, und den Frühling. Die Erscheinungen des Herbstes kennt man nicht, da die Bäume nie ihre Blätter verlieren und man vom October bis Mai von Neuem Blumen, Früchte, Gemüse und selbst Getreide hat. Schnee fällt nie; der Frost dringt selbst nicht eine Linie tief ein. Sich gegen die Kälte durch Feuer zu schützen, ist bei den Neuioniern ungebräuchlich, dagegen werden Mäntel stark getragen und die Kleidung wird von den Wohlhabenderen des Tages mehrmals nach der Witterung gewechselt. Die stärkste Hitze herrscht nach Bellaire von der Mitte des Mai bis in die Mitte des Octobers. Während dieser Zeit, wo das Thermometer meistens auf 28—30, selten aber auf 32 Grad steigt, fällt kein Regen, das Gras vertrocknet überall, wo Schatten und Wasser fehlen, man erntet wenig Gemüse, selbst die Thiere fühlen sich durch die Hitze gedrückt, Futtermangel bringt oft Tausende derselben um, und das Pflaster ist von 10 Uhr des Morgens bis 4 Uhr Nachmittags so heiß, daß man sich kaum aus dem Hause wagt. Für die Beschwerden des Tages entschädigt dann aber auch die Nacht die erschöpften Bewohner fast völlig durch die angenehme Kühle, welche die über die Schneeberge des Festlandes herüberstreichenden Nord- und Nordostwinde von der sechsten Abendstunde bis zur sechsten Morgenstunde herbeiführen. Diese Kühle nimmt aber oft auch einen solchen Grad der Stärke an, daß der plötzliche Übergang von der Hitze zur Kälte die bei einem solchen Wechsel gewöhnlichen Krankheiten erzeugt. Zu diesen letzteren gehören Fieber und Rheumatismen. Außerdem leiden die Insulaner an der Krätze, was man dem Genusse der Salzfische, des jungen Weines und oft salpeterhaltigen Wassers zuschreibt, an der englischen Krankheit und an Brüchen. Überhaupt werden die genannten Winde in der heißen Zeit oft sturmähnlich und haben zuweilen Erderschütterungen zu Begleitern. Ein den Insulanern gleichgefährlicher Wind ist der Südostwind oder Sirocco. Die mit drückenden Nebeln verbundene Hitze, welche er herbeiführt, erschwert das Athmen, erregt eine übermäßige Ausdünstung und macht lösende und abführende Getränke nöthig. Eine treffliche Schilderung der furchtbaren Wirkungen dieses Windes gibt Castellan in seinen Briefen über Morea, indem er sie durch eigene Erfahrungen kennen lernte. Eine auch auf der Insel Helena, welche überhaupt viel Ähnlichkeit mit den Jonischen Inseln hat, beobachtete Erscheinung ist die, daß sich in den Sommermonaten der Himmel oft mit regendrohenden Wolken umzieht, welche jedoch sogleich verschwinden, wenn die Sonne untergegangen ist. Nicht mit Unrecht sucht man den Grund dieser Erscheinung in dem Mangel an Wäldern, welche die Wolken zu fesseln vermögen und sie gewissermaßen zwingen, sich zu entladen. Die Regenzeit, welche hier, wie gesagt, für den Winter gilt, beginnt in der Mitte des Octobers und endigt Ausgang Decembers. Nach Hassel ist der jährliche Niederschlag gering und beträgt kaum 11 Zoll; Bellaire dagegen versichert, daß der von heftigen Winden herbeigeführte Regen oft einen Monat anhalte, stärker falle, als man je in Frankreich sich zu erinnern wisse, und die zahlreichen Cisternen fülle.

Producte. Diese sind, besonders was das Thier- und Mineralreich betrifft, äußerst gering und nur das Pflanzenreich ist im Ganzen reicher ausgestattet. Metalle und edle Steine fehlen gänzlich, doch will man hier und da Spuren von Gold- und Silberminen entdeckt haben. Dagegen findet sich Porphyr, grauer Marmor, Gyps, Schwefel, und Cerigo liefert Tropfsteine, welche wahrscheinlich Spon meint, wenn er erzählt, der Commandant von Spalatro und Oberaufseher (Proveditor) in Cerigo habe aus dieser Insel Säulen mitgebracht, welche weißem, durchsichtigem Marmor ähnlich gewesen wären. Bau- und natürliche und künstliche Mühlsteine[2]) liefern Paro und Corfu. Erdpech findet man auf Zante und an Salz ist kein Mangel. Dieses wird aus dem Meerwasser geschlemmt und die bedeutendsten Salzwerke finden sich auf Corfu und Sta Maura. Beide Inseln, welche jährlich 280,000 Centner Baisalz gewinnen, versorgen die übrigen Inseln mit diesem Erzeugniß, ohne ihren Vorrath zu erschöpfen, ja dieses wurde, wenigstens war dies früher der

2) Diese künstlichen Mühlsteine, welchen Bellaire, der ihre Verfertigung ausführlich beschreibt, den Vorzug vor den in Europa gebräuchlichen gibt, sind auf den Jonischen Inseln allgemein im Gebrauche. Man hat übrigens auf den Jonischen Inseln wenig Wassermühlen, da Flüsse und Bäche mangeln, um sie zu treiben. Mehr dagegen sind Wind- und selbst Handmühlen im Gebrauche. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Windmühlen meistens sechs bis acht Flügel haben.

Fall, selbst nach Italien und bis nach Schweden verfahren. Schwefel- und andere Mineralquellen finden sich ebenfalls, ohne daß sie jedoch besonders benutzt würden. Nicht viel reicher ist die Thierwelt versehen, was sich wiederum aus der natürlichen Beschaffenheit der Inseln erklärt. Der Mangel an Wiesen und Triften verbietet Pferde- und Rindviehzucht fast gänzlich; nur die Kaloyers auf der größeren Strophade haben große Rinderheerden, die übrigen Inseln müssen ihren Rindfleischbedarf größtentheils von dem festen Lande beziehen. Dagegen finden sich Esel, Maulesel, Schweine von schwarzer oder brauner Farbe, Ziegen und Schafe in größerer Menge; letztere vorzüglich auf Corfu, Cefalonia, Cerigo und Antiparo, doch ist die Wolle, welche man gewinnt, nur schlecht, da es den Thieren sehr oft an hinlänglicher Nahrung fehlt, sodaß sie immer äußerst mager sind. Da die Schweine meist frei herumlaufen und sich von den edelsten Früchten nähren, so wird ihr Fleisch als vorzüglich wohlschmeckend gerühmt. Dasselbe gilt auch von den Ziegen, deren Fleisch durch die aromatischen Kräuter, welche sie sich auf den höchsten Bergen suchen, dem der Rehe ähnlich werden soll. Auch bereitet man aus ihrer Milch, welche man mit Schafmilch vermischt, schmackhafte Käse, die gesalzen und in Öl aufbewahrt werden. Doch vermißt man bei der Bereitung dieses Nahrungsmittels größere Reinlichkeit. Hochwild mangelt gänzlich; die Jagd beschränkt sich auf Hasen, Kaninchen, welche beiden Thiere sich vorzüglich auf den Strophaden sehr vermehrt haben, Vögel und Robbenschlag. Die meisten zahmen und wilden Land- und Seevögel finden sich auch auf den Jonischen Inseln. Von Raubvögeln findet man Falken, seltener Geier. Krammetsvögel, Wald- und Feldschnepfen, Wachteln, Turteltauben berühren die Inseln fast nur als Zugvögel und verlassen sie meist alle in der heißen Jahreszeit aus Wassermangel. Dagegen trifft man Pelikane, Wasserhühner, Taucher, wilde Enten in großer Anzahl. Die Flüsse und Bäche der Inseln liefern fast nur Schmerlen und Forellen; dagegen findet man in den Seen der Inseln und dem sie umgebenden Meere Austern, Muscheln und andere Schalthiere, Piedâne (Piedsd'âne), Octopodia, Calamaria (Tintenfische), 4, 5, 6 Fuß lange Aale, Sohlen, Kliesche, Schollen, und man versteht die Kunst des Einmachens sehr gut. Die Aale besonders werden geräuchert und einmarinirt, da sie als Fastenspeise dienen. Aus dem Roggen des Chiefali (Großkopf), der schön und wohlschmeckend ist, bereitet man einen gesuchten Caviar. Trotz dieses Fischreichthums betreiben doch nur die Einwohner von Paro und Cerigo den Fischfang als Erwerbsquelle, während die übrigen Inseln sich ihren Bedarf an Fischen lieber von Fremden, selbst von Italienern zuführen lassen. Bienen und Seidenwürmer werden unterhalten und Honig und Wachs gehören zu den Haupterzeugnissen mancher Inseln (Zante, Cefalonien, Cerigo). An schädlichen Insekten und Gewürmen, von welchen jedoch Paro gänzlich frei sein soll, fehlt es nicht. Man hat zwei Eidechsenarten (lucerton und lucerta), welche für giftig gelten. Den Biß der Skorpionen heilt man mit einem Kraute, welches Scorpio corto genannt wird. Der Stich einer kleinen weißen Fliege, Namens Papatasi, erregt große Blasen, und die Mussoni geheißenen, den französischen ähnlichen Mücken sind ebenso unwillkommene Gäste, wie der Tausendfuß (galera). Korallen liefert das Meer bei St. Maura und sonst. Wälder mangeln den meisten Jonischen Inseln, und streng genommen kann das einzige Corfu deren aufweisen, weshalb die übrigen Inseln ihr Bau- und Brennholz von dem festen Lande beziehen müssen. Die Bäume, aus denen die Wälder bestehen, sind Eichen, Cypressen, Fichten, Ahornbäume, Tannen und Platanen. Die gewöhnlichen Fruchtbäume sind Oliven-, Orangen-, Citronen-, Limonien-, Granaten-, Nuß-, Kastanien-, Feigen-, Sebesten und Johannisbrodbäume. Ferner findet man Palmdatteln, welche jedoch keine Früchte tragen, Maulbeerbäume, diese aber für den Seidenbau nicht in hinreichender Menge, gemeine Lorbeer-, Myrthen- und Wachholderbäume, gewöhnliche Capernsträucher, Epheu, Ginster. Der indische Feigenbaum (Nopal), hier Feigenbaum der Barbarei genannt, dient mit der Aloe zu Hecken und Zäunen. Von Sträuchern, Pflanzen und Kräutern findet man nach Bellaire, mit Ausnahme des Johannisbeerstrauches, alle in Frankreich vorkommenden Arten. Vorzüglich gedeihen Spargel, Artischocken (diese vorzüglich auf Sta Maura), Skorzoneren, Wälschkohl, Sommer- und Wintermelonen (Bacchieri), Kresse, Gurken (Zucchetti), welche gekocht oder als Salat stark gegessen werden, ausgesuchte Schwämme, Broccoli oder italienischen Kohl, Erbsen, Bohnen, Linsen u. s. w., wogegen Sauerampfer, Petersilie und Körbel wenig bekannt sind. Corfu, Cefalonien und Zante sind äußerst reich an Medicinal- und aromatischen Gewächsen, und André-Grasset Saint-Sauveur erwähnt eines Krautes (Voyag. T. III. p. 21 sq.), welches die Zähne der Schafe und Ziegen gleichsam vergoldete. Sehr weißes Manna liefert der Schwarzwald auf Cefalonien; lotus edulis cretensis findet sich auf Cerigo.

Daß die Viehzucht auf den Jonischen Inseln sehr unbedeutend sei, haben wir, mit Anführung der Ursachen ihrer Vernachlässigung, bereits erwähnt. Dennoch könnte sie sehr gehoben werden, wenn die Neuionier in dieser Hinsicht nicht zu träge wären und es verständen, künstliche Wiesen anzulegen, was an vielen Orten mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen sein würde. Ebenso ungnügend, wie die Viehzucht, ist der Feldbau. Wo der Boden einer Insel es zuläßt, bestellt man die Äcker mit Korn, Mais, Hirse und anderen Hülsenfrüchten, selten aber nur mit Weizen. Dagegen erbaut man nach Bellaire eine andere Getreideart, Calambochio [3]) genannt, welche der genannte Ver-

3) In Hinsicht der Blätter, Stiele, Ähren, der gewöhnlichen Hirse ähnlich, bringt der Calambochio mattweiße Körner, welche die Größe eines Wickenkorns haben. Castellan sagt S. 139 über diese Pflanze, welche er Kalembrock nennt: „Sie ist eine Getreidepflanze, deren Gestalt gewissen Binsen gleicht. Die langen, spitzigen Blätter hängen unmittelbar und wechselsweise an einem hohen und starken Stengel entlang. Die Ähre bildet einen Kopf, welchen man mit dem einer Samenzwiebel vergleichen kann. Das Brod aus dem Mehle des Kalembrock ist schwarz, aber unverdaulich, welches vielleicht an seiner Zubereitung liegt." Die reichern Inselbewohner

faſſer für den Ägyptiſchen Durra-Chami zu halten geneigt iſt. Nur ſelten gewinnen einige Inſeln ihren nöthigen Getreidebedarf [4]), bei den meiſten reichen die Feldfrüchte nur für einige Monate aus. Getreide und Hülſenfrüchte ſind daher Hauptartikel der Einfuhr, und viele Inſelbewohner (beſonders Zantioten und Cefalonier) begeben ſich zur Erntezeit nach Morea, um daſelbſt für ihre Hilfsleiſtung beim Einſammeln der Früchte das, zum Unterhalt ihrer Familien wenigſtens für einige Monate ausreichende, Getreide, Schlachtvieh u. ſ. w. zu erhalten. Caſtellan, welcher dieſen Gebrauch nicht kannte, wunderte ſich daher ſehr, als ihm während ſeines Rittes nach den berühmten Erdpechquellen bei dem Dorfe Itakia auf Zante viele Weiber entgegenkamen und ihn baten, ſich bei ihnen zu erquicken, während weit und breit kein männliches Weſen zu erblicken war.

Fleißiger wird der Obſt- und Gemüſebau betrieben, obgleich man es auch hier oft an der nöthigen Verbeſſerung fehlen läßt; den größten Fleiß wendet man dagegen auf den Wein- und Olivenbau, indem ſich mit jenem mehr die nördlichen, mit dieſem mehr die mittleren Inſeln beſchäftigen. Hier zeigen ſich die Neuionier in ihrer ganzen Thätigkeit und Geſchicklichkeit, denn ſie erkennen, daß aus dem Wein- und Olivenbau die Hauptquelle ihres Wohlſtandes, ja ſelbſt ihrer Exiſtenz und Subſiſtenz entſpringe. Corfu, welches nur ſchlechte und mittelmäßige Weine liefert, welche nicht einmal für den jährlichen Gebrauch ausreichen, erzeugt dagegen trotz der Trägheit ſeiner Bewohner die ſchönſten Oliven, und man gewinnt nach Bellaire jährlich durch eine zweimalige Ernte 250,000 Krüge, den Krug zu 33 franzöſiſchen Pfunden und deſſen Werth zu 11 Francs 50 Centimes gerechnet, woraus man leicht abnehmen kann, welchen Vortheil der Verkauf dieſes Products der Inſel bringen muß, da ſie ſelbſt nur ein Drittel deſſelben verbraucht. Paro erzielt nach demſelben Schriftſteller 30,000 Krüge, welche ebenfalls ſeinen Bedarf überſteigen. Zante, welches gute Muscatweine und jährlich 22,000 Fäſſer Öl, jedes zu 120 Pfund, mit dem mittleren Preiſe von 40 Fr. 50 Cent., erzeugt, liefert nach einem zehnjährigen Durchſchnitte 6 Millionen Pfund Korinthen (uva passa), wie dies Letztere wenigſtens Bellaire und die Gebrüder Arbois angeben. Cerigo, deſſen Weine ſehr geſund und von angenehmem Geſchmacke ſind, erzeugt 5000 Centner Roſinen. Der Handel mit dieſen und den Weinen verſchafft den Bewohnern dieſer Inſel die Mittel, ſich die ihnen abgehenden Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen. Ithaka, obgleich ſteinig und dürr, bringt doch jährlich 500,000 Pfund Roſinen in den Handel, wofür die Bewohner andere Waaren eintauſchen, und Cefalonien liefert nach den verſchiedenen Angaben, welche ſich bei Bellaire, Saint-Sauveur und den Arbois finden, jährlich 6—10 Millionen Pfund Korinthen [5]).

Das Fabrik- und Manufacturweſen liegt auf den Joniſchen Inſeln noch ſehr darnieder, ſcheint ſich aber in der neuern Zeit etwas mehr heben zu wollen. Die Inſulaner kochen Seife, verfertigen Teppiche aus mit Wolle vermiſchten Ziegenhaaren (Zemie), ſeidene Zeuche, Leinwand für den Handel und das Haus, Mühlſteine, wie bereits erwähnt wurde, irdenes Geſchirr, welches außerordentlich feſt, im Bruche glänzend und glatt wie Porzellan iſt, obgleich es weniger geſchmackvoll als das übrige europäiſche gearbeitet wird. Andere Gefäße werden aus Stein verfertigt. Leder wird auf Zante, Corfu und St. Maura gegärbt, und zwar auf eine ſonderbare Weiſe in Zante. Man breitet nämlich die friſchen Felle mitten auf den Straßen aus und läßt ſie hier unter den Füßen der Menſchen und Thiere trocknen, Baumwollefpinnerei beſchäftigt ebenfalls Viele, ſowie man auch baumwollenes Zeuch von verſchiedener Farbe und Art webt, welches in Cefalonien Dimitto und Skamito genannt wird. Anis, Roſoli aus Treſtern und Kornbranntwein gehörten nebſt Eſſenzen, Tincturen und Parfümerien gleichfalls zu den Erzeugniſſen der Inſeln. Unter Künſtlerarbeiten verdienen Halsketten, Armbänder und Uhrketten genannt zu werden, welche die Zantioten liefern. Auf den meiſten Inſeln fehlt es dagegen ſelbſt an den nöthigſten Handwerkern.

Die Schiffahrt der Neuionier, welche früher ganz unbedeutend war, hat ſich in neuerer Zeit ſehr gehoben, und während ſie ſich vor der franzöſiſchen Revolution faſt nur mit den erwähnten Monoxylen begnügten [6]), ſieht man jetzt vorzüglich die Handelsſchiffe der Zantioten und Cefalonier bereits im Mittel-, ſchwarzen und adriatiſchen Meere, wo ſie die Hauptproducte ihres Landes, Wein, Oliven, Korinthen, Roſinen, Salz und ſehr fein geſponnene Baumwolle bei den Küſtenbewohnern, Velanidis (Eichäpfel) [7]), eingeſalzene Fiſche und Wachteln für eigne Rechnung abzuſetzen ſuchen. Während früher faſt der ganze Handel der Joniſchen Inſeln in den Händen der Juden Venedigs war, ſieht man jetzt auf denſelben große, von Eingebornen errichtete, Handelshäuſer, welche ausgebreitete Geſchäfte treiben. So gering nun auch die Zahl der Ausfuhrartikel der Inſeln iſt und ſo viele Gegenſtände

vermiſchen daher das Calambochiomehl nach Bellaire mit Korn- und Maismehl. Der Kalembrock hat auch einige Ähnlichkeit mit dem ährenblüthigen Roßgras (houque à épi, holcus spicatus) und dem ſeiner langen Ähren wegen ſogenannten Lichthirſen (mil à chandelle).

4) So reicht der Ertrag des Feldbaues auf Corfu kaum auf ſechs Monate aus; auf Zante befriedigt er die Bedürfniſſe höchſtens drei Monate, auf Sta. Maura noch eine geringere Zeit. Ithaka gewinnt beinahe, was es bedarf, Cerigo allein hat Überfluß.

5) Nach Saint-Sauveur führte Corfu zur Zeit der Venetianer für 2,080,000 Liv. Öl und Salz aus; nach Ebendemſelben gewann Paro jährlich 35,000 Krüge (jarres). Den Krug zu 11 Liv. gerechnet, hatte der ganze Olivenertrag dieſer Inſel einen Werth von 385,000 Liv. Da nun die Einwohner ein Drittheil des Products ſelbſt verbrauchten, ſo minderte ſich die angegebene Summe auf 276,667 Liv. und ſank nach Abzug der Steuern bis auf 274,913 Liv. 6) Zu Bellaire's Zeit beſtand die Marine der Corfioten z. B. nur aus großen Barken ohne Verdeck und ſeit undenklichen Zeiten hatte man auf dieſer Inſel nur ein Kauffahrteiſchiff gebaut, welches, der Seltenheit wegen, der älteſte Sohn genannt wurde. 7) Man verſteht unter Velanidis (abgeleitet von Βελάνι, Eiche) die Eichelſpitzen, welche zur Schwarzfärbung des Leders dienen. Der einzige Canton Milichia auf Corfu liefert 500 Säcke dieſes Färbemittels, welche Ancona erhält. Die Velanidi der übrigen Cantone werden auf der Inſel ſelbſt verbraucht.

diese selbst bedürfen, so dürfte doch jetzt die Bilanz zwischen Ausfuhr und Einfuhr ziemlich hergestellt sein, während noch zu Bellaire's Zeit die Summe der Einfuhr die der Ausfuhr auf allen Jonischen Inseln um ein Fünftel überstieg [8]). Es bezogen aber damals die Inseln Holz, Rindvieh und Getreide aus Morea und Albanien, andere Lebensmittel, Zucker, Kaffee, Häute, seidene Waaren, Tücher, Leinwand, Glaswaaren, Metalle, Spiegel, Luxusartikel und Werkzeuge aus Frankreich, Italien, Teutschland über Ancona, Venedig, Triest und Marseille. Jetzt setzen die Insulaner ihre Producte mehr an die Engländer ab, sowie sie auch ihre Bedürfnisse hauptsächlich von diesen zugeführt erhalten.

Wie es im Interesse der venetianischen (verkehrten) Politik lag, alle Thätigkeit der Neuionier Hinsichts des Handels und der Schiffahrt zu hemmen, so lag es noch mehr in ihrem Interesse, womit sich das der Papas (Priester) vereinigte, jedem geistigen Aufschwung in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft entgegenzutreten. Spuren der schönen Künste mit Ausnahme der Malerei, mit welcher sich vorzüglich die Papas der Heiligenbilder wegen oft nicht ganz ohne Glück beschäftigten, suchte man vor der französischen Zeit auf den meisten Jonischen Inseln ganz vergeblich, nur in Corfu hatte man ein Theater, Bälle, Concerte, welche die Venetianer in Beziehung auf das römische panem et Circenses eingeführt hatten. An Schulen, Akademien, Universitäten war noch viel weniger zu denken. Wer die griechischen Buchstaben kannte, galt für einen Gelehrten, und in der Regel fand man diese Kenntniß nur bei einigen Papas; wer es etwas weiter bringen und Medicin [9]) oder die Rechtswissenschaft studiren wollte, mußte seine Zuflucht nach Italien (Bologna, Padua), Frankreich, Teutschland nehmen, und ein Solcher wurde nach seiner Rückkehr meist wie ein Wunderthier angestaunt und behandelt [10]). Vorzüglich vernachlässigt war das weibliche Geschlecht. Man übergab die Töchter der höheren Stände den Nonnenklöstern, in welchen sie aber nichts lernten, als einige mechanische Arbeiten und religiöse Ceremonien. Daher herrschte selbst unter den vornehmsten Frauen die höchste Unwissenheit, und selbst die neuere Zeit soll hierin noch wenig geändert haben. Daher war es eins der ersten Geschäfte des französischen Generals Gentili, daß er für die Errichtung einer Primärschule in Corfu sorgte, damit die Kinder der Griechen, Italiener und Juden wenigstens Unterricht im Rechnen, Schreiben, Lesen, sowie in der französischen Sprache erhalten könnten. Dabei hatte es aber auch sein Bewenden, denn die bald für die Franzosen ungünstigen Ereignisse verhinderten diese, auch in jedem Hauptorte der drei Departements eine solche Primärschule anzulegen, wie dies nach dem Befehle Napoleon's geschehen sollte. Zu derselben Zeit erhielten die Jonischen Inseln auch die erste Druckerei und öffentliche Bibliothek. Der Secretair Paris brachte nämlich im Mai 1798 aus den Klöstern 4000 Bände zusammen, welche bisher in diesen, unbeachtet und unbenutzt, zerstreut gelegen hatten, und diesen 4000 Bänden fügten die französischen Officiere und Beamten 500 Bände der besten französischen Werke hinzu. Wurden nun gleich die Franzosen, wie gesagt, bald gehindert, mehr für die geistige Aufklärung der Insulaner zu thun, so war doch ein Grund gelegt, auf welchem sie bei der abermaligen Besitznahme der Inseln fortbauen konnten, und die Engländer sind nicht hinter ihnen zurückgeblieben. Man hat eine Universität auf Corfu, höhere Unterrichtsanstalten und Seminarien auf mehren Inseln errichtet; Volksschulen sind fast überall eingeführt; Gesellschaften zur Beförderung des Ackerbaues, der Künste und Gewerbsthätigkeit sind zusammengetreten, und bald wird der Neuionier es seinen Brüdern auf dem Festlande gleich, vielleicht gar zuvor thun.

Kommen wir jetzt zu den Bewohnern der Jonischen Inseln, welche ihrer Abstammung nach sind 1) Griechen, 2) Franken [11]), 3) Juden. Die Griechen bilden den Hauptstamm und sind auch gewissermaßen jetzt wieder der herrschende Theil des Jonischen Inselvolkes, daher wir von ihnen zuerst reden. Dabei müssen wir bemerken, daß wir immer nur bei der Schilderung ihres Charakters, ihrer Sitten und Gebräuche denjenigen Theil im Auge haben können, welcher mit Fremden am wenigsten in Berührung gekommen ist. Denn wenn Bellaire, vielleicht nicht mit Unrecht, bemerkt, daß es unter allen neuen Völkern keins gäbe, dessen Charakter so verschieden wäre, als das griechische, so gilt das auch von den Griechen der verschiedenen Jonischen Inseln, indem sich z. B. der griechische Charakter reiner auf denjenigen Inseln erhalten hat, welche Morea nahe liegen, als auf denen, welche mehr an Italien grenzen. Indem wir daher Hinsichts vieler Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten gradezu auf die einzelnen Inseln verweisen müssen, halten wir uns nur an das Allgemeine. In Beziehung auf dieses sind die Neuionier beiderlei Geschlechts, was ihre Gestalt anbetrifft, schlank, groß, stark und wohlgebaut. Der Mann, seinen Werth erkennend

8) So betrug die Ausfuhr der Insel Corfu nach Saint-Sauveur 2,180,000 Liv., die der Einfuhr aber 2,500,000 Liv., sodaß die Summe der letztern die Summe der erstern um 320,000 Liv. überstieg. Dabei bemerkt der genannte Schriftsteller: Les articles importés à Corfou étoient tous relatifs aux besoins factices, au luxe introduit chez l'insulaire. Ces articles étoient ils le produit du sol et de l'industrie d'Italie? Non, elle les recevoit presque tous de Marseille. Si le Corfiote se fût addressé directement à la première source, n'auroit il pas gagné les frais de première et seconde mains qu'il payoit nécessairement aux places où il alloit chercher, ou dont il recevoit ses besoins.

9) Ärzte sind auf den Jonischen Inseln sehr geachtet, obgleich man sich ihrer nur in höchst dringenden Fällen bedient. Man curirt sich selbst, so lange es geht, durch Säuren, Gewürze, Kräuterthee, schweißerregende Tisanen, Spirituosa u. s. w. Daher fand Bellaire, welcher überhaupt wenig alte Leute auf den Jonischen Inseln und in Niederalbanien antraf, keine eigentlichen Apotheker auf den genannten Inseln, sondern blos Gewürzhändler, welche ihre Stelle vertraten.

10) „Vor der Ankunft der Franzosen war weder auf Corfu, noch auf einer andern Insel eine öffentliche Unterrichtsanstalt zu finden," sagt Bellaire, „weil es Grundsatz der Venetianer war, die Griechen in der tiefsten Unwissenheit zu lassen, um ihr Genie und ihre Einbildungskraft zu ersticken."

11) Wir nehmen dies Wort hier in der Bedeutung, welche ihm die Levante gibt, nach welcher es alle europäischen Westländer in sich begreift.

und seiner Kraft sich, wenn auch nur dunkel, bewußt, trägt im eigentlichen Sinne des Wortes, den Kopf hoch, zieht die Schultern zurück und läßt die Brust vortreten. Frei in seinen Bewegungen, zeigt er in seinem Gange denjenigen Stolz, welchen das Bewußtsein der Mannheit erregt. Dies Letztere läßt ihn Jeden mit lebhaften Augen offen anblicken und hindert ihn, seinen Rücken selbst vor dem Gebieter zu krümmen. Die Weiber zeichnen sich weniger durch Regelmäßigkeit der Gesichtszüge als durch Weiße der Haut und Schönheit des Busens aus. Krüppel, d. h. Bucklige, Lahme, Verwachsene, sind unter beiden Geschlechtern äußerst selten, und die Maler und Bildhauer des alten Griechenlands würden nicht lange zu suchen brauchen, um Vorbilder zur Darstellung von Göttern und Göttinnen zu gewinnen. Zu dem Pentathlon der alten Gymnastik hat der Neuionier noch die Fertigkeit im Schießen [12]) hinzugefügt, und nie fehlt es ihm an Muth, diese auszuüben und fühlbar zu machen, wie dies auch bei den Mainoten der Fall ist [13]). Während Sanftmuth, Klugheit, warmes Gefühl und liebende Hingebung das Weib auszeichnet, ist der Mann stolz, furchtlos und tapfer, aber dabei auch rachsüchtig im höchsten Grade. Die geringste Streitigkeit endigt meist mit Blut, und den beleidigten Vater oder Geschlechtsgenossen zu rächen, hält sich der Sohn, Enkel und jeder Verwandte verpflichtet. Diese Rachelust erstirbt nie, sie füllt Jahrhunderte aus, bewaffnet oft nicht blos Familien, sondern ganze Gemeinheiten gegen einander, und wenn die sterbende Mutter dem Sohne den Vater zu rächen befiehlt, so eilt Schwester und Braut, ihm selbst im blutigsten Kampfe die Mittel zu reichen, um den Befehl der Mutter vollstrecken zu können. Die Lebendigkeit der Phantasie, welche der Neuionier mit seinen Stammgenossen auf dem Festlande theilt, tritt seiner Urtheilskraft und Scharfsicht durchaus nicht in den Weg, und in der Dialektik ist er häufig Meister. Oft äußerst beredsam, lieben die Inselbewohner des Jonischen Meeres Musik, Gesang und Tanz [14]), und verbinden mit dem allen Griechen und Bekennern der griechischen Kirche eigenthümlichen, religiösen Gefühle, welches selbst bis zum Aberglauben sich steigert, die höchste Eifersucht auf ihre Weiber. „Die morgenländische Eifersucht," sagt Castellan in seinen Briefen über Morea, „scheint sich in diesem Lande (Neuionien) fortgepflanzt zu haben, wo sie oft Streitigkeiten und sogar Meuchelmorde veranlaßt. Die Weiber werden bewacht und gestatten nur ihren nächsten Anverwandten Zutritt zu sich. Ihre Fenster sind mit engen Gittern verwahrt, daß sie kaum sehen, geschweige denn gesehen werden können" [15]). Daß dies jedoch fast nur von den Reichen und Vornehmen gilt, brauchen wir wol nicht zu sagen. Überhaupt leben die Weiber auf den Jonischen Inseln in einer Art von Sklaverei. Die Reichen sperren sie, wie gesagt, ein und bedienen, oder vielmehr, lassen sie bedienen; die Armen brauchen sie als Dienstmägde und Lastthiere. „Es ist etwas sehr Gewöhnliches," sagt Bellaire, „den griechischen Bauer [16]) bei Tische von seiner Frau bedient und ihr und den Kindern den Rest lassen zu sehen; auch gibt er den Unglücklichen weder Schuhe noch Strümpfe, dahingegen er gut gekleidet ist und die Tasche voll Geld hat, welches er verspielt oder in der Schenke verzehrt." Was jedoch die Neuionier wiederum auszeichnet, das ist die große Mäßigkeit, welche sie sowol Hinsichts der Schlafgeräthe als Hinsichts des Essens und Trinkens zeigen [17]).

12) Unbewaffnet geht der Neuionier nie, oder doch höchst selten aus. Ein messerähnlicher Dolch, dessen Griff meistens ein Negerkopf ziert, weshalb er selbst Moro genannt wird, steckt in einer mit Metallplatten verzierten Scheide im Gürtel, sobald der Neuionier sich öffentlich zeigt. Im Kriege wird der Dolch noch durch das spitzige Stilet vermehrt. Ihre kurzschaftigen Flinten und Pistolen zeichnen sich durch die Länge des Laufs und dessen Dicke aus. Der Ladestock ist von Holz, der Tragriemen äußerst locker, der Zapfen wie die Verzierungen sind von Silber oder Kupfer. Ein cirkelrunder Einschnitt am Ende des Kolbens, welcher platt, klein und gekrümmt ist, erleichtert, indem die Schulter hineingedrückt wird, das Halten des Gewehrs und sichert den Schuß. Brescia, Venedig und Dalmatien lieferten früherhin den Neuioniern ihren Waffenbedarf, späterhin that dies Frankreich, jetzt beziehen sie ihn aus England. Vgl. Bellaire's Beschreibung der Jonischen Inseln. S. 59 fg. 13) „Die Maineten sind rachsüchtig," sagt Castellan, „nie verzeihen sie dem Mörder ihrer Anverwandten; sie machen sich die Rache gegen denselben zu einem Ehrenpunkte und lassen sich den Bart so lange wachsen, bis sie ihren Haß in dem Blute des Mörders oder eines von seiner Familie abgekühlt haben. Sind sie zu schwach, sich selbst zu rächen, dann verbinden sie sich mit jungen, starken Leuten von angesehener Familie. Sie glauben diese Handlungen durch Vorbitten ihrer Priester zu heiligen; gegenseitige Gelübde der Treue, welche sie ablegen, indem sie ihr eigenes Blut trinken, verbinden sie aufs Innigste mit einander; sie werden mehr als Brüder und verpflichten sich, einander gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde mit Gefahr ihres Lebens beizustehen. Die Mütter erziehen ihre Kinder in denselben Gesinnungen."

14) Die bei den Neuioniern jetzt gewöhnlichsten Tänze sind die Romaika, der Arnaut oder albanische und der candiotische Tanz, welcher aus dem pyrrhichischen entstanden ist. Ihre musikalischen Instrumente sind die dreisaitige Violine, die Flöte (flûte à bec), die türkische Guitarre und das Tambourin; gewöhnlich aber begnügt man sich mit der Trommel und dem Hautbois (Hoboe), welche bei ihren Festen selten fehlen dürfen. 15) „Die Griechen" (d. i. die Neuioniер), bemerkt Bellaire, „nehmen trotz allen Empfehlungen Fremde ungern in ihre Häuser auf, wenn sich Frauenzimmer darin befinden. Kommen Fremde in ein Haus, wo dies der Fall ist, so ziehen sich die Frauen sogleich in ihr Zimmer zurück, wenn jene nicht besonders gute Bekannte ihres Vaters oder Gatten sind, der den Fremden die Gefälligkeit erweiset, sie zur Tischzeit seine Frau oder seine Töchter sehen zu lassen. Fremde können es nie dahin bringen, daß Frauenzimmer sich mit an den Tisch setzen, sie müssen sie in einiger Entfernung betrachten; die Frauen dürfen sich nicht einmal in dem Zimmer niedersetzen." Weniger eifersüchtig sind die Bewohner von Cerigo und Sta. Maura, und die Frauen genießen auf diesen Inseln größere Freiheit. Auch zeichnen sich die Bewohner dieser Insel, sowie die von Ithaka, durch ihre Gastfreiheit aus. 16) Bauern in der bei uns gebräuchlichen Bedeutung gibt es auf den Jonischen Inseln nicht viele. Denn wie in England und Italien hat man meistens nur große Landeigenthümer und Zeit- oder Erbpächter, welche ihren Pacht fast immer in Naturalien und zwar oft bis zur Hälfte des Ertrags entrichten. Dennoch gibt es oft sehr reiche Leute unter dieser Menschenclasse. Allein auch der reichste Pächter bringt seine Producte selbst auf die Märkte und besorgt ihren Verkauf, theils weil dies das Herkommen so mit sich bringt, theils weil ihn die Eifersucht dazu treibt. 17) Die Neuionier sind dem Tabakrauchen äußerst ergeben und selbst Frauen huldigen zuweilen diesem Genusse. Das Kauen des Tabaks findet man jedoch nur bei Schiffern. Auch Schnupftabak wird wenig

Arme und Reiche schlafen auf Lagern, welche einem Nordländer hart erscheinen müssen, die aber der Südländer wegen ihrer Kühle liebt, und ihre vorzüglichste Nahrung besteht, Festgelage ausgenommen, aus dem bereits erwähnten Kalambochiobrode, Mais, Obst, Gemüse, Käse aus Schaf- oder Ziegenmilch, und Fischen; Fleisch wird selten genossen, da es an Rindfleisch fehlt und das Schöpsenfleisch zu mager ist, um schmackhaft zu sein. Das gewöhnliche Getränk der Neuionier ist Wein, nach alter Weise mit Wasser vermischt. Hinsichts der Kleidung herrscht unter den Neuioniern wenig Verschiedenheit. Sie besteht nach Bellaire 1) aus dem Kondoguni (*Κοντογούνι*, Pelz, Pelzmantel), d. i. einem kragenlosen, mit breiten Schnuren oder verschiedenartigen Stickereien versehenen Camisol von Tuch oder Seide, von blauer oder brauner Farbe, dessen lange, am Gelenke aufgestützte, und am Ende, wo sie, ebenso wie das Vordertheil des Camisols, mit Sammt oder Seide, welche jedoch eine andere Farbe als der Stoff des Camisols haben müssen, gefütterte Ärmel unten mit goldenen oder silbernen oder auch nur mit kupfernen, aber versilberten oder vergoldeten Knöpfen besetzt sind. Ähnliche Knöpfe schließen die Vorderseite des Camisols, welches im Winter mit Pelzwerk verbrämt wird; 2) aus dem Sokardi, d. i. einem gleichfalls kragenlosen, unten breit bordirten und mit Knöpfen besetzten Latze, welcher unter dem Camisol (Weste) getragen wird; 3) aus den schurzartigen, sehr weiten und bis unter das Knie reichenden Hosen, welche im Sommer aus blauwollenem Zeuche, im Winter, wenigstens bei den Begütertern, aus blauem Tuche bestehen. Die Strümpfe werden aus gefärbter Baumwolle verfertigt und durch Strumpfbänder festgehalten, welche Skalsodeta heißen, meistens aus carmoisinrother Seide bestehen, mehr oder minder reich gestickt und mit Knöpfen besetzt sind und über der Wade durch breite Metallschnallen geschlossen werden; 4) aus dem Zonari oder Gürtel, welcher gleichfalls mannichfach verziert wird; 5) aus Lederschuhen mit breiten Metallschnallen; 6) aus der Skuphia genannten, rothwollenen Mütze, welche, um sie zu befestigen, mit einem Nesseltuche umwunden wird und deren sich nach Millin's antiken Monumenten bereits die alten Griechen bedienten. Die Stelle dieser Mütze vertritt oft das Fessi (Phesi), d. i. eine oben mit einer kleinen, seidenen Troddel versehenen Kappe, welche gleichfalls aus rothem, feinem Wollenzeuche verfertigt wird; endlich 7) aus einem leinwandenen oder baumwollenen Hemde, welches beide Geschlechter tragen. Schnupftücher sind wenig im Gebrauche [18]).

Die Weiber der nördlichen und mitleren Inseln lieben lange Kleider, während man die der südlichen oder dritten Inselgruppe kurze Kleider tragen sieht. Während die Männer ihr langes Haar — denn nur wenige lassen sich dasselbe abscheeren [19]) — unter der Skuphia oder dem Fessi verbergen, daß diese Bedeckungen auf der Stirn Falten schlagen, durchflechten die Weiber das ihrige mit dem Taftades, d. i. einem feinen, rosafarbenen Bande, eine Guirlande um den Kopf bildend, und bedecken diesen, auf dessen rechter Seite sie eine, oft mit Edelsteinen oder Perlen besetzte Nadel aus Gold oder Silber tragen, welche Fiori heißt, dann mit einem schwefelgelben und mit Spitzen bedeckten Musselinshawl, welcher sehr lang ist und auch zur Bedeckung der Brust benutzt wird. Gleich den Männern, welche jedoch nur einen Ohrring tragen, tragen sie mehr oder minder kostbare Ohrringe oder Perloques und den Hals umwinden sie mit Manini genannten Ketten oder Gold- und Silberschnuren. Ihre übrigen Kleidungsstücke bestehen aus einem Tuchcamisol (Zileko) von scharlachrother oder blauer Farbe, welches mit mehr oder minder kostbaren Borden besetzt ist. Unter diesem Camisole tragen sie gleich den Männern einen Latz (Sokardi), welcher ebenfalls aus mehr oder minder kostbaren Stoffen verfertigt und mit Knöpfen besetzt wird, und schützen den Busen durch die Petturina, d. i. ein Stück mit Tuch oder anderen Stoffen überzogene Pappe, wie dies, früher mehr wie jetzt, auch in Teutschland gebräuchlich war. Über dem Camisole tragen sie einen bis auf die Knöchel herabreichenden und gleichfalls mit breiten Borden besetzten Tuchüberrock (Karpeta). Zitzschürzen sieht man häufig; die rothwollenen Strümpfe (Skalzunia Stamata) sowie die mit hohen Absätzen und silbernen Schnallen versehenen und bordirten Schuhe (Lenetia) vollenden den Anzug [20]).

---

und meistens nur von Greisen und Greisinnen genommen, weshalb man auch der Schnupftücher weniger bedarf.

18) Gegen Sonne und Regen schützt sich der Neuionier durch ein 6 Fuß langes und 1½ Fuß breites Stück blauer Leinwand mit bunten Kanten und Troddeln an den Enden, welches Fouta genannt wird. Man bedeckt mit dem Fouta zu dem angegebenen Zwecke den Kopf, auf welchem man ihn auch in der Form eines Turbans trägt. Sonst behandelt man ihn auch als Shawl, gleich wie dies auch bei uns gebräuchlich ist, indem man ihn um den Hals windet und die Enden auf der Brust oder auf dem Rücken herabhängen läßt. Ein anderes gelegentliches Kleidungsstück ist der Mantel, welcher Levantine heißt, aus braunem, dichtem Wollenzeuch verfertigt wird und einem kurzen, mit einer Kappe versehenen Überrocke gleicht. Die eine Seite dieser Levantinen, welche bei Regenwetter auswärts, bei kaltem Wetter einwärts gekehrt wird, ist rauh, die andere glatt gearbeitet und an Schnuren-, Borden- und andern Verzierungen fehlt es auch hier nicht. Die ärmern Pächter tragen Hosen von grauer Leinwand, Strümpfe gar nicht und statt der Schuhe eine Art von Sandalen (Zarucchia), welche sie aus haarigem Schweinsleder in Sohlenform schneiden und mit Riemen am Fuße befestigen.

19) Den Bart scheeren die Neuionier gleich den übrigen Griechen bis auf die Zwickelbärte ab, denn auf diese setzen sie einen hohen Werth und betrachten sie als ein großes Schönheitsmittel.

20) Andere Neuionierinnen tragen einen kurzen Rock aus schwarzem und ein Camisol aus weißem, selbstgefertigtem Wollenzeuche. Ein großes weißbaumwollenes Tuch wird um den Kopf geschlungen und durch eine starke silberne Nadel festgehalten. Ihre Feierkleider, welche oft von Geschlecht auf Geschlecht forterben, bestehen jedoch aus Tuch, Gold- und Silberbrocaten u. s. w., Gürteln mit silbernen Schnallen und kostbaren Armbändern. Überhaupt legen die Neuionier einen hohen Werth auf eine glänzende Kleidung, auf Putz und Schmuck, sobald sie sich öffentlich zeigen, allein selbst vornehme Damen scheuen sich nicht, im Hause blos im Hemde und Unterrocke zu erscheinen, wie dies Castellan versichert. Nach demselben Schriftsteller bedienen sich die Neuionierinnen hier und da nach italienischer Weise schwarzflorener, mit kleinen Spitzen eingefaßter Masken.

Das Ebengesagte gilt, wie wir bemerkten, nur von denjenigen Neuioniern, welche von fremdem Einflusse frei geblieben sind und sich in einem gewissen Wohlstande befinden. Die Bewohner und Bewohnerinnen der größeren Städte nahmen und nehmen, wie die Sitten und Gebräuche, so auch meistens die Kleidung ihrer Herrscher an und zwar oft in sonderbarer Vermischung des Einheimischen mit dem Fremden [21]). So fand Bellaire die Griechinnen der Stadt Corfu halb venetianisch, halb französisch gekleidet, und zwar nicht nach der neuesten Mode; doch verdrängen jetzt die Moden des civilisirten Europa's wenigstens bei den höheren Ständen die alte griechische Kleidung immer mehr, da die Neuionier durch ihren fortwährend höher steigenden Handel und den sich vermehrenden Reichthum in größere Berührung mit fremden Nationen kommen und sich diesen durch die Kleidung zu nähern suchen.

Die Sprache der griechischen Neuionier ist die sogenannte neugriechische, welche zur Wurzel das Alt- oder gelehrte Griechische hat, aber hier mehr als anderswo mit italienischen und albanesischen, ja selbst mit französischen Worten gemischt ist, was sich theils aus der langen Beherrschung dieser Inseln durch die Venetianer und Franzosen, theils durch die früherhin häufig aus Albanesern bestehenden Besatzung erklären läßt.

Den zweiten Bestandtheil dieser Inselbewohner bilden die Franken, und unter diesen kommen nur die Italiener in Betracht, weil die Zahl der sich hier aufhaltenden Engländer und Franzosen zu gering ist. Diese Italiener oder vielmehr Venetianer sind in Hinsicht der Sitten, Gebräuche, Kleidung und Sprache ihren Vorfahren völlig gleich geblieben. Wenige sind reich, die meisten träge und arbeitsscheu, alle prachtliebend. Daher sieht man sie häufig zu Hause darben, um öffentlich glänzend gekleidet erscheinen zu können. Gleich den wirklichen Venetianern lieben sie den Besuch der Kaffeehäuser und Casinos. Hier vergeuden sie, in weiße oder rothe Mäntel gehüllt, ihre Zeit mit dem dolce far niente. Die Sprache, der sie sich bedienen, ist die italienische, und diese herrscht überhaupt in den Städten bei dem Adel und den höheren Ständen vor; den Kaufleuten ist sie ohnehin unentbehrlich.

Den dritten Bestandtheil der Neuionier liefern die Juden, welche sich durch Industrie und Arbeitsamkeit vortheilhaft vor ihren griechischen und venetianischen Mitbürgern auszeichnen. Man findet sie hauptsächlich in Corfu und Zante, in welchen Städten ihre vom Papst Paul IV. aus Ancona vertriebene Vorfahren einen Zufluchtsort fanden. Wie fast überall traf sie auch hier Anfangs der Fluch der Verachtung; ein gelbes Stück Tuch, welches sie auf der Brust tragen mußten, machte sie kenntlich; liegende Gründe zu erwerben, war ihnen verboten. Wie in Rom, Frankfurt am Main und sonst waren ihnen bestimmte Quartiere angewiesen, welche sie namentlich zur Osterzeit nicht verlassen durften, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen. Die Zeit und der vorzüglich durch die Franzosen veränderte Geist derselben hat auch hier ihre Lage verbessert, doch sie immer noch nicht ganz allen Bedrückungen und der auf ihnen in allen Ländern lastenden Verachtung entzogen.

Außer diesen drei Hauptbestandtheilen des neuionischen Volkes finden wir noch unter denselben Arnauten, Slavonier, aus Kandia stammende Sfacchioten (Sphagioten, welche sich 1773 auf Cerigotto, 17 Familien stark, niederließen), Türken, Griechen des Festlandes (Pargioten, Sulioten), Franzosen und Engländer, alle jedoch in zu geringer Anzahl, als daß sie, wie gesagt, einer besonderen Erwähnung bedürften.

In Hinsicht der Stände theilen sich die griechischen Neuionier in Adel, Bürger, Bauern und Soldaten. Der Adel, welcher zahlreich und theilweise sehr reich ist, da ihm, wie in England, fast alles Grundeigenthum gehört, ist auch fast allein im Besitze der Macht und Ehre und höherer Bildung. Mit der letzteren verbindet er aber auch Ränkesucht, Ehrgeiz und große Geschmeidigkeit, und es bedarf einer festen Hand, um ihn in seinen Anmaßungen zu beschränken. Gleich den schottischen Clanhäuptlingen herrscht der Adel auf manchen Inseln in seinen Besitzungen fast unumschränkt, und mit den Gliedern desselben werden meist alle höheren Ämter im Staate, wie in der Kirche besetzt. Diese Privilegien, sowie die den Neuioniern überhaupt eigene Eitelkeit und Titelsucht, bewirkten, daß man eifrig darnach strebte, in das Adelsbuch eingeschrieben zu werden, und da Venedig dies leicht machte, so gab es bald eine Anzahl von Grafen, Vicomten, Marquis, Rittern u. s. w., welche, wie Saint-Sauveur sagt, meist alle von griechischen Kaisern abstammen wollen. Der Bürgerstand, welcher Handel und Gewerbe treibt und sich namentlich durch den ersteren, bei welchem er Gewandtheit und Verschlagenheit entwickelt, oft bedeutende Reichthümer erwirbt, genießt ebenfalls manche Vorrechte und kann leicht in den Adelstand übertreten, was, wie wir bemerkten, auch häufig geschieht, sobald das Vermögen [22]) es erlaubt, ein unabhängiges Leben zu führen. Denn dies letztere wird von einem Adeligen unerläßlich erfodert, da dieser nach dem Herkommen ein von einem christlichen Vater erzeugter, christlicher Eingeborne der Jonischen Inseln sein muß, weder Handel, noch Kunst, noch Gewerbe treiben, auch keine entehrende Strafe erlitten haben darf. Den dritten Stand bilden die Bauern, über welche wir bereits das Nöthige bemerkt haben, und der Soldatenstand ist erst in neueren Zeiten bei den Neuioniern in sofern entstanden, als aus ihnen Nationalregimenter errichtet worden sind, während zur venetianischen und französischen Zeit Söldner oder Franzosen die Besatzungen bildeten.

Kirchenwesen. Zur Zeit der Venetianer war zwar die lateinische (unirte griechische) Kirche die herrschende, allein die griechische war ihr in Hinsicht der Anhängerzahl

21) „Der größte Theil der Mannspersonen in der Stadt" (Zante), sagt Castellan, „trägt sich italienisch und die andern Einwohner der Insel haben durch Vereinigung der griechischen und fränkischen Tracht einen seltsamen Mischmasch gebildet."

22) Akademische Würden und das Leben von erworbenen Kenntnissen gelten den festen Einkünften gleich und berechtigen daher zum Adel.

weit überlegen. Denn während zu jener sich nur die Regierungsbeamten, die Land- und Seesoldaten, sowie eine geringe Anzahl Fremder bekannten, hielten sich alle übrigen Insulaner zur griechischen Kirche. Jetzt haben beide Kirchen gleiche Rechte. Die lateinische Kirche wird durch einen Erzbischof [23]) vertreten, welcher seinen Sitz mit 11—12,000 Livres Einkünften und ein Capitel von zehn Domherren in Corfu hat. Dieses Capitel erwählt den Großvicar und jährlich drei Syndicos aus dem Adel, welchen die Verwaltung der geringen Einkünfte obliegt, die es von den verschiedenen unter ihm stehenden Klöstern bezieht. Dabei ist es nicht grade nöthig, daß sich ein solcher Syndicus zur lateinischen Kirche bekennt, wenn er nur derselben während seiner Dienstzeit anzugehören scheint. Unter diesem Erzbischofe, welcher seine geistliche Gerichtsbarkeit durch einen Secretair und Kanzler verwalten läßt, stehen die Bischöfe zu Zante und Liuri auf Cefalonia, sowie zahlreiche Klöster und Kirchen [24]) auf Corfu, St. Maura, Zante, Cefalonia, Cerigo. Die griechische Kirche besitzt gleichfalls einen Erzbischof, der in Cefalonien residirt und unter welchem die griechischen Bischöfe zu St. Maura, zu Argostoli (Cefalonien) und Kapsali (Cerigo), sowie der Großprotopapa zu Corfu und die Protopapas (Erzpriester) der übrigen Inseln stehen. Der Großprotopapa wird immer aus den ersten Familien des Adels erwählt und verwaltet sein Amt mit bischöflichem Range fünf Jahre lang, worauf er wieder Weltpriester wird und nichts behält, was ihn an seine frühere Würde erinnert, als das Vorrecht, einen carmoisinrothen Gürtel zu tragen. Weder der Großprotopapa [25]) noch die unter ihm an seiner Kathedrale und an der Spitze der griechischen Geistlichkeit stehenden Domherren [26]) haben bestimmte Einkünfte oder Präbenden, sondern sie sind auf die Accidenzien angewiesen, welche ihnen von Taufen, Trauungen und Leichenbegängnissen [27]) zufließen. Außer den zahlreichen Weltpriestern, die sich übrigens durch ihre Unwissenheit auszeichnen, oft weder lesen noch schreiben können, fast aller Kenntniß der christlichen Moral und Dogmatik ermangeln und nur die auswendig gelernte Messe zum Scheine abzulesen, sowie einige Gebete herzusagen verstehen [28]), findet man auf den Jonischen Inseln auch zahlreiche Klöster, welche mit Mönchen (Kaloyern, Kalugern, neugriechisch *Καλογερος*, d. i. Mönch) und Nonnen des Basiliusordens besetzt sind. Von beiden gilt der Hauptsache nach, Hinsichts der Unwissenheit, dasselbe, was wir von den Weltpriestern gesagt haben. Übrigens hat jede Insel, ja fast jeder Ort seinen Heiligen, unter welchen der heilige Spiridion, der heilige Dionysius und Georg den ersten Rang einnehmen, und die Verehrung derselben übersteigt alle Grenzen. „Der stärkste Schwur der Corfioten ist," sagt Bellaire, „wenn sie beim heiligen Spiridion schwören, welcher übrigens auch bei den Lateinern, sowie bei den Griechen des Festlandes in hohem Ansehen steht. Das gemeine Volk der Stadt würde eher Gott lästern, als sich den geringsten Scherz gegen seinen Heiligen erlauben. Alle Griechen haben in ihren Häusern eins oder mehre Heiligenbilder am Haupte des Bettes, vor welchen eine brennende Lampe steht. Selbst die Lustdirnen beobachten diese Gewohnheit streng; sie würden in der Nacht zu sterben fürchten, wenn sie nicht beim Schlafengehen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau (denn auch diese steht in hohen Ehren) und ihres Schutzheiligen ein Gebet hersagten." Man feiert auch dem heiligen Spiridion, sowie den übrigen Heiligen zu Ehren, jährlich in Städten und Dörfern oft mehre Tage lang dauernde Feste, wo sich die Menge, welche von weit und breit zusammenströmt, nach abgewartetem Gottesdienst durch Schmausen, Tanzen und andere Lustbarkeiten ergötzt [29]). Wir haben bereits früher bemerkt, daß der Grieche äußerst abergläubig

23) Das Erzbisthum Corfu wurde vom Papste Gregor III. im Jahre 1600 errichtet, während das Bisthum seinen Ursprung bis in die ältesten Zeiten des Christenthums zurückverlegt. Nach Bellaire betragen die Einkünfte des Erzbischofs 15,000 Franken mit Inbegriff einer ihm von der Stadt gezahlten Rente von 2500 Franken. 24) Die Bauart der griechischen Kirchen auf den Jonischen Inseln ist höchst einfach. Im Innern werden sie sehr reinlich gehalten und durch viele Lampen erleuchtet, welche Tag und Nacht vor den Heiligenbildern brennen. Ein einfaches Getäfel, Bilder und Schnitzeleien auf Holz oder Metall machen ihre Zierden. Statuen fehlen. Der Altar findet sich hinter einem Verschlage, weshalb der Priester den Gottesdienst ungesehen verrichten kann. Der Kirchengesang ist übeltönend und einem an italienischen Kirchengesang gewöhnten Ohre fast unerträglich. 25) Dem Großprotopapa, welcher jedoch eine Amtswohnung hat, stehen ein Archidiakonus und ein Diakonus zur Seite, welche ihn im Hause bedienen und beim Gottesdienste unterstützen. Ebenso hat er gleich dem lateinischen Erzbischofe seine Syndicos, welche ebendieselben Verrichtungen haben, wie die lateinischen. 26) Ihre Insignien sind ein violetter Gürtel, sowie eine gleichfarbige Schnur mit einer Eichel, welche sie an ihrem Hute tragen. 27) Der Protopapa erhält bei einer solchen Gelegenheit 11, jeder Domherr aber 3 Liv. und eine 1 Pfund schwere Wachskerze. Sehr einträglich für den Protopapa und die übrige Geistlichkeit ist der Bannfluch, welchen jeder Neulonier bei dem geringsten Anlasse über seinen Nachbar, obgleich gegen theuere Bezahlung, aussprechen lassen kann und wobei oft der Priester beiden Theilen dient. Der Excommunicirte sieht sich, sobald der Bann über ihn ausgesprochen worden ist, aus der Kirche völlig ausgestoßen und hat keinen Theil mehr am Gebet der Gläubigen. Da nun ein solcher sich nur durch eine, gleichfalls theuer zu bezahlende, Gegenexcommunication von dem Banne befreien kann, so sah man oft Beispiele, daß Excommunicirte, welchen die Mittel dazu fehlten, sich durch Meuchelmord an ihren Gegnern rächten. Übrigens ist der Eindruck, welchen das Aussprechen des Fluches auf das Volk macht, unglaublich, wie Saint-Sauveur sagt.

28) Unter der griechischen Geistlichkeit zu Corfu, Zante u. s. w. hat es jedoch zu jeder Zeit auch ausgezeichnete Köpfe und wirklich gelehrte Männer gegeben; allein ihre Zahl ist zu gering, als daß sie das allgemeine Urtheil umstoßen könnte. 29) Das Fest des heiligen Spiridion beschreibt Saint-Sauveur ausführlich (Voyag. T. II. p. 26 sq.); ein anderes Heiligenfest Bellaire S. 63 fg. Für die griechische Geistlichkeit sind diese Feste gleichfalls eine reiche Erwerbsquelle, indem Jedermann sich beeilt, ihnen geschnitzte oder gemalte Heiligenbilder, geweihte Kerzen, Amulete u. s. w. abzukaufen, und es finden sich deshalb z. B. bei dem Spiridionfeste selbst Priester von dem Festlande ein. Die Heiligenbilder werden auf Holztafeln gemalt, welche dick mit spanischem Weiß überzogen sind. Man erkennt an diesen Bildern auch nicht die geringste Spur von den Regeln des Malens, das Colorit ist überall dasselbe, die Farben werden mit Eiweiß überzogen. Der Grund ist gewöhnlich vergoldet und die Fleischpartien sind meistens sehr dunkel gehalten. Man vgl. auch Castellan S. 211 fg.

sei und unsern Lesern so eben in der Heiligenverehrung einen Beleg gegeben; allein dieser Aberglaube zeigt sich auch sonst. So lassen sich viele Neuionier in der Nacht des grünen Donnerstags durch eine ungleiche Zahl junger Mädchen, welche alle Maria heißen müssen, ein Hemd verfertigen. Dieses Hemd muß von der Mitternacht bis zum Morgen zugeschnitten, genäht, gewaschen und geplattet werden, und hat dann die Kraft, denjenigen, welcher es trägt, unverwundbar zu machen. Ist bei einer Trauung [30]) in dem Augenblicke, wo die Brautleute das Ja aussprechen, ein Feind des Bräutigams zugegen, so ist dies diesem sehr gefährlich. Knüpft ein Anwesender in dem erwähnten Augenblicke drei Knoten in einen Strick oder sonst Etwas, spricht er einige Zauberworte dazu und wirft er dann diese Knoten in das Meer oder in das Feuer, so wird der Bräutigam dadurch durchaus unvermögend. Doch gibt es Mittel gegen dieses Nestelknüpfen. Der Neuvermählte braucht nur ein Pistol, mit welchem mehre Mordthaten begangen worden sind, unter das Kopfkissen des Brautbettes zu legen, so wird der Zauber unwirksam. Dies letztere ist auch der Fall, wenn der Vater oder die Mutter in dem verhängnißvollen Augenblicke auf den Fuß des Bräutigams tritt, und dasselbe wird bewirkt, wenn man den Bräutigam vor der Trauung nestelt. Auf einigen Inseln herrscht auch die Sitte, daß man die Brautleute, wenn sie sich während des Segens die Hand reichen, augenblicklich durch einen jungen Menschen trennen läßt, weil man überzeugt ist, das Erstgeborene werde dann ein Knabe sein. Ist die junge Gattin kalt bei den Liebesbezeigungen des Ehemannes, so bedarf es für diesen weiter nichts, als daß er ihr ein kleines Büschel Haare abschneidet, ohne daß sie es merkt, und sich eines Gegenstandes bemächtigt, welcher ihr gehörte, als sie noch Jungfrau war. Hierauf muß er einen schwarzen Hahn lebend mit den Haaren und dem erwähnten Gegenstande in einen glühenden, sorgfältig verschlossenen Ofen werfen und dabei Zauberworte sprechen. So wie der Hahn verbrennt, entbrennt die Liebe der bisher kalten Schönen. Die uralte Sitte des Nestelknüpfens oder vielmehr der Glaube an dasselbe findet sich fast im ganzen Europa, selbst bis in den hohen Norden hinauf, wie wir in dem Artikel Inverneß gezeigt haben. Auch das böse Auge, von so vielen Völkern gefürchtet, findet sich wieder auf den Jonischen Inseln. Die Frauen der Jonier sind überzeugt, daß man ihren Kindern durch den bösen Blick jedes Übel anheren könne, und solchen Blicken schreiben sie meist alle Kinderkrankheiten zu. Um den Wirkungen dieser Blicke zuvorzukommen, muß man das Kind unter Schmeicheleien anspucken und dabei sprechen: *Ναι μην ἀβαοχαϑη*, „daß es kein Unglück treffe." Würde man dies nicht thun, so würde Euch die Mutter lebhaft zurufen: *φτηστο, νε*, spucket es doch an! Etwas Ähnliches haben wir in der Mark Brandenburg gefunden. Lobt man daselbst ein Kind, so versehlt die Mutter oder Amme selten, den Zuruf der griechischen Mutter selbst zu vollziehen [31]).

30) Sind die Präliminarien wegen der Verheirathung zweier junger Leute zwischen deren Ältern abgeschlossen, und hat der Vater der Braut dem des Bräutigams die Mitgift ausgezahlt, so begibt sich der Letztere einige Tage darauf zu der für ihn Erkorenen, welche ihn im Kreise ihrer Familie empfängt und ihn nach Überreichung eines Ringes küßt, wodurch der neue Bund besiegelt wird. Solche Besuche in Begleitung der Ältern und Gevattern, denn diese sind auf den Jonischen Inseln auch bei Hochzeiten gebräuchlich und zu Geschenken verpflichtet, werden mehrmals wiederholt. Am Tage der Trauung wird in dem besten Zimmer des Brautvaters auf einem Tische das Evangelienbuch zwischen zwei Kerzen aufgelegt, auf dessen einer Seite ein Credenzteller ein Glas, eine kleine Flasche Wein und ein wenig Brod trägt, während auf der andern Seite ein zweiter Credenzteller zwei aus Baumwolle verfertigte und mit Rosabändern durchflochtene Kronen zeigt. Die Ältern, Gevattern und Freunde stellen sich darauf an den Wänden des Zimmers auf, in der Mitte steht die Braut zwischen ihrer Mutter und nächsten Verwandtin. Die verheiratheten Frauen stehen, nach dem Grade der Verwandtschaft geordnet, zu beiden Seiten, die Jungfrauen befinden sich in einem Nebenzimmer. Sobald der Papa ankommt, zieht er seinen geistlichen Ornat vor der Versammlung an, tritt vor den Tisch und theilt an die Brautleute und ihre Gevattern geweihte Kerzen aus. Hierauf tritt der Bräutigam mit der Braut hinter den Papa, worauf sie, jedes für sich, ein Blatt seines Gewandes halten; die Gevattern folgen ihnen der Reihe nach. Ist die Trauung nach griechischem Ritus vollzogen, so bildet man aus den beiden Kerzen der Neuvermählten, indem man sie um einander schlingt, eine Rose. Die Enden der Kerzen werden zu einer Art von Griff benutzt, welcher mit Rosabändern zusammengebunden wird. Diese Krone, welche durch die Vereinigung der Kerzen die Eintracht andeuten soll, die man von den Neuvermählten erwartet, wird am obern Theile des Brautbettes aufgehangen. Während der Trauung muß die Braut weinen, ebenso wenn sie das Haus ihres jungen Eheherrn betritt, wohin sie von ihren Ältern, Gevattern und Freunden begleitet wird. Jetzt beginnt der Schmaus mit den sonst gebräuchlichen Lustbarkeiten; das Brautbett wird zugerichtet und von Allen genau besichtigt. Haben endlich die jungen Vermählten dasselbe bestiegen, und ist der Gürtel glücklich gelöst, so verkündet der Sieger dies durch einen Pistolenschuß. (Man vergleiche den Text.) Die jungen Leute des Dorfes tanzen und jubeln die ganze Nacht hindurch, indem man sie reichlich mit Speise und Trank versieht. Am nächsten Morgen muß dann das Hemde der Braut den Beweis der Jungfrauschaft liefern. Dies letztere ist auf allen Jonischen Inseln gebräuchlich, und man verfährt dabei in manchen Dörfern, denn daß hier nur von einer Dorfhochzeit die Rede war, glauben wir nicht sagen zu dürfen, oft auf eine höchst indecente Weise, wenigstens nach unsern Begriffen. Die Braut hebt dies Hemd, welches, z. B. auf Sta. Maura, aus weißer Seide besteht und am untern Rande wie am Halse mit Gold und Silber gestickt ist, als den Beweis ihrer Ehre, zeitlebens auf. Übrigens liefert der Bräutigam dies Hemde. Gevattern sind auch bei Kindtaufen gebräuchlich.

31) Etwas Ähnliches findet sich auch in Thüringen und den angrenzenden Ländern. Lobt man daselbst ein Kind in irgend einer Hinsicht, ohne dazuzusetzen: „Gott behüt's," so ist es behext oder beschrieen und die Mutter trägt Sorge, durch einen Gegenzauber diesen Zauber unwirksam zu machen. In der Gegend von Wittenberg, wo der Teufel trotz Dr. Martin Luther immer noch sein Wesen treibt, legt man, wenn man glaubt, daß ein Kind beschrieen sei, drei glühende Kohlen nach einander auf ein Gefäß mit Wasser und sagt bei jeder Kohle:

Hat dich beschrieen die Mutter,
Die hat's im Leibe wie Futter;
Hat dich beschrien die Magd,
Die Hure, der sei es geklagt;
Hat dich beschrieen der Knecht,
Dem sei dann der Galgen gerecht.

Die Kohle, welche untersinkt, zeigt dann den Beschreier an. Solche Übereinstimmungen, selbst in abergläubischen Dingen, haben uns immer höchst merkwürdig geschienen und wir wünschten wol, daß ein zweiter Horst sie uns auf psychischem oder historischem Wege

Der Glaube an die sogenannten Vampyre und Gespenster ist allgemein verbreitet und fast jedes Unglück wird den Seelen der Verstorbenen [32]) zugeschrieben, welche Gebete verlangten. Leider begünstigen die Priester, ihres Vortheils wegen, diesen letzteren Aberglauben, statt ihn zu verdrängen.

Die Städte und Flecken, welche die Neuionier bewohnen, tragen größtentheils den italienischen Charakter. Die Häuser haben, der Erdbeben wegen, höchstens zwei Stockwerke, sind oft mit Bogengängen durchbrochen, ruhen auf Säulenreihen, welche auch die Vorhallen bilden und Schutz gegen die Sonnenstrahlen und den Regen gewähren, weshalb man sich ihrer auch zum Lustwandeln bedient, und sind theils mit flachen, theils mit terrassenförmigen oder schiefen Dächern versehen. Das Innere derselben, in welchen man selten Kamine findet, da man sich bei kaltem Wetter mit einem Kohlentopfe zu behelfen pflegt, wird äußerst reinlich gehalten. Auf den Dörfern sind die Häuser höchst einfach gebaut und mit Stroh gedeckt. Es beträgt aber die Zahl der Städte auf sämmtlichen Jonischen Inseln 6, die der Flecken 20, die der Dörfer und Weiler 356. Die Einwohnerzahl belief sich nach Hassel 1814 auf 218,211 Köpfe, von welchen 8000 auf die Italiener, 5000 auf die Juden kamen [33]).

Die Jonischen Inseln bilden einen unabhängigen Bundesstaat unter englischem Schutze. Obgleich repräsentativ, ist dieser seinem Wesen nach eine Aristokratie, da der Adel nicht blos im Besitze der höheren Ämter ist, sondern auch die Deputirten liefert. Über das Kirchenwesen dieses Staates, sowie über die in ihm herrschenden Sprachen haben wir bereits das Nöthige gesagt, und wir bemerken daher nur noch, daß das Neugriechische die Gesetzes- und Gerichtssprache ist. England, welches den Jonischen Staat bei den übrigen Staaten vertritt (weshalb dieser weder Gesandte sendet noch empfängt), auch die Festungen der sieben Inseln mit der nöthigen Besatzung versieht, unterhält auf denselben einen Lordobercommissair, welcher das Recht hat, die gesetzgebende Versammlung zusammenzuberufen und den Oberbefehl über die englischen, wie über die einheimischen Truppen führt. Dieser, welcher für den letztern Zweck auf jeder der sieben Inseln einen Stellvertreter hat, residirt in Corfu, welches als die Hauptstadt des Staates betrachtet wird, weshalb sich auch der Senat, der oberste Gerichtshof und die gesetzgebende Versammlung in ihr befinden. Die Sitzungen dieser letzteren beginnen am 1. April und sie zählte 1817 nach Hassel 29 von Adel (den Possidenti, d. h. adeligen Güterbesitzern) aus seiner Mitte erwählte Deputirte, indem Corfu sieben, Cefalonia acht, Zante sieben, St. Maura vier, Ithaka einen, Cerigo und Paxo gleichfalls einen derselben sendete. Eigentlich jedoch sollte

---

erklären möchte. Sollte nicht auch hier vielleicht Indien Aufschlüsse geben können, wie dies ja schon in so mancher Hinsicht auf eine überraschende Weise der Fall gewesen ist?

32) Noch ist oft ein Gestorbener nicht erkaltet, als man auf den Jonischen Inseln schon eilt, ihn zu bestatten. Man beginnt damit, daß man ihn in eine Art von Hemde hüllt, welches so genäht ist, daß nur die Hände und das Gesicht unbedeckt bleiben. Hierauf zieht man ihm seine besten Kleider (Uniformen, Amtskleider) an und legt ihn, auf diese Weise ausgestattet, auf eine, gewöhnlich mit einem rothen Teppiche bedeckte, Tragbahre, und gibt ihm ein Kissen unter den Kopf und ein Crucifix in die Hände. So stellt man den Todten in dem besten Zimmer aus, bis der Priester ankommt. Ist der Todte ein Adeliger oder hoher Beamter, so legt man den blanken Degen auf Corfu im Kreuz mit der Scheide auf den Körper. Vier Rathsdiener tragen die Bahre, die drei Syndici der Stadt und ein Adeliger halten die vier Zipfel des Leichentuches. Den Priester, welcher die Leichenceremonien zu verrichten hat, tragen vier Papas auf einem Lehnstuhle. Verstorbenen Knaben und Mädchen setzt man eine Blumenkrone auf den Kopf, zu welcher man eine baumwollene Schnure und Rosabänder gebraucht. So lange sich der Todte noch im Hause befindet, hört man in diesem nichts als Klagegeschrei, wobei sich die Weiber die Haare ausraufen, die Brust zerschlagen und das Gesicht zerkratzen. Man ruft den Todten bei seinem Namen und fragt ihn, warum er Haus, Frau und Kinder verlasse; man zählt ihm sorgfältig auf, wie man ihn gepflegt und gewartet habe, und ist der Verstorbene ein Jüngling, so erinnert man ihn an die Braut, die er erwählt, an die Kinder, die er gezeugt, an das glückliche Leben, was er geführt haben würde. Diese Klagen werden in einem gewissen Takte und einer höchst traurigen Weise vorgetragen. Hierauf geht man zum Lobe des Verstorbenen über, rühmt seine Eigenschaften, gedenkt seiner Reisen und Unternehmungen, hebt sein Glück hervor und preist seine Thaten, und zwar in einer Melodie, welche Freude ausdrückt. Sobald darauf der Leichnam dem Geistlichen übergeben ist, wirft man Töpfe und andere irdene Gefäße aus dem Hause auf die Straße und schüttet auch Wasser, gleichsam zur Erfrischung für die Seele des Verstorbenen, auf dieselbe. Dies wird in allen Häusern beobachtet, vor welchen der Leichenzug vorübergeht. Nach Vollendung der Leichenceremonien in der Kirche küssen Ältern, Verwandte und Freunde dem Verstorbenen den Mund, die Augen, die Nase und die Ohren, in welche letzteren man ihm den Wunsch einer glücklichen Reise oder einen Auftrag in die andere Welt ganz leise zu flüstern pflegt. Die Trauer dauert für einen Vater oder eine Mutter ein Jahr, sonst richtet sie sich nach dem Grade der Verwandtschaft. Man kleidet sich dann ganz schwarz, selbst das Hemd muß diese Farbe haben, und vernachlässigt jede Sorge für den Körper. Gemeine Leute ziehen während der Trauerzeit ihre schlechtesten Kleider an und wechseln während ihrer Dauer selbst das Hemde nicht. Alle drei Monate trägt man geröstetes Getreide, Brot, Kuchen, Wein und Öl auf das in der Kirche befindliche Grab und ladet unter neuen Klagen den Entschlafenen ein, das Mahl zu genießen, was dann an seiner Stelle der Papa thut.

33) Nach Bellaire zählte man auf Corfu eine Stadt mit 2 Vorstädten, 11 Flecken, 118 Dörfer und Weiler und 59—60,000 Einwohner; auf Zante eine Stadt, 27 Dörfer und Weiler und 35,000 Einwohner; auf Cerigo einen Flecken, 30 Dörfer und Weiler und 7000 Einwohner; auf Paxo nur einige Dörfer und Weiler und 5000 Einwohner; auf Sta. Maura eine Stadt, 40 Dörfer und Weiler und 15,000 Einwohner; auf Ithaka 3 Flecken, einige Dörfer und Weiler und 7500 Einwohner (bei Saint-Sauveur 7—8000); auf Cefalonien 2 Städte, mehre Flecken, 120 Dörfer und Weiler und 69—70,000 Einwohner; auf der größeren Strophade nur ein befestigtes Kloster mit 50 Kalugern. Dagegen lassen die Arbois Corfu von 70,000, Zante von 30,000 (Griechen, Saint-Sauveur von 45—50,000), Sta. Maura von 16,000, Cefalonien von 70,000 Seelen bewohnt sein. Nach andern Geographen beläuft sich die Zahl der Einwohner auf 227,000 (inclus. 9000 Italiener, 7000 Juden und 800 Briten und andere Fremde). Die geringste Schätzung gibt dagegen 175,000 Einwohner, und diejenigen, welche 200,000 annehmen, dürften wol am sichersten gehen. Offenbar mußte die Menschenzahl auf den Jonischen Inseln weit höher zu der Zeit sein, als die Bewohner Parga's und viele Sulioten auf denselben Schutz suchten, als zu jeder andern Zeit. Denn allein die Zahl der Pargioten, welche 1817 eine Zuflucht auf den Jonischen Inseln suchten, belief sich auf 4000.

ſich die Zahl der Deputirten auf 40 belaufen, und man findet dieſe Zahl derſelben oft gradezu ohne weiteren Nachweis angegeben. Die Wahl iſt für fünf Jahre, die Geſetzesvorſchläge ſind aber nur dann gültig, wenn der Lordobercommiſſair [34]) ihnen ſeine Zuſtimmung gibt. Obgleich England ſich, was die Rheden und Häfen anbetrifft, die Gerichtsbarkeit vorbehalten hat, ſo wird doch die Flagge der Neuionier als eine völlig unabhängige betrachtet und genießt in manchen Ländern, z. B. in Öſterreich, dieſelben Rechte, wie die britiſche.

Die Republik führt in ihrem Wappen einen Löwen im weißen Felde, welcher in der einen Pranke ein zugeſchlagenes Evangelienbuch, in der andern ſieben verbundene Pfeile mit dem darüber ſtehenden Kreuze hält. Auf der einen Seite dieſes Wappens ſteht die Jahreszahl 1800, auf der andern daſſelbe Jahr nach der Hedſchra berechnet.

An der Spitze des Staates ſteht, wie geſagt, der engliſche Lordobercommiſſair, welcher gewiſſermaßen als der Regent deſſelben betrachtet werden kann. Die ausübende Gewalt hat jedoch der bereits erwähnte Senat in Corfu. Den Präſidenten, welcher den Titel Hoheit führt, erwählt der König, die fünf Senatoren die geſetzgebende Verſammlung aus ihrer Mitte, und zwar mit dem Rechte der Wiedererwählung auf fünf Jahre, den Staatsſecretair der Lordobercommiſſair. Letzterer kann ein Engländer oder ein Neuionier ſein, und von den fünf Senatoren vertritt einer die Inſeln Paxo, Ithaka und Cerigo zugleich, von den vier übrigen jedes Mal einer die Inſeln Corfu, Zante, Cefalonia und St. Maura. Der Senat iſt befugt, Geſetze vorzuſchlagen und beſorgt alle allgemeinen Angelegenheiten der Inſeln.

Der oberſte Gerichtshof auf Corfu entſcheidet in Civil- und Criminalſachen als letzte Inſtanz. Friedensrichtern liegt die Schlichtung geringerer Angelegenheiten ob; das römiſche Geſetz iſt vorläufig beibehalten. Jede Inſel hat dabei ihre beſondere Verfaſſung mit Civil-, Criminal- und Handelsgerichtshöfen.

An der Spitze der Finanzverwaltung der geſammten Inſeln, deren jede ihren beſonderen Schatzmeiſter hat, ſteht ein Generalſchatzmeiſter. Die geſammten Einnahmen beliefen ſich 1822 auf 1,414,000, die Ausgaben auf 1,800,260 Gulden, wobei England ſeine Truppen ſelbſt beſoldete. Eine andere Annahme ſchlägt die Einnahme auf 1½ Million Gulden an, wofür Haſſel 120,000 Pfund Sterling oder 2½ Millionen Franken gibt (1817).

Das Militair auf den Inſeln beſteht aus 2400 Engländern und vier Nationalregimentern, deren jedes 800 Mann ſtark ſein ſoll. Feſtungen, Forts und Citadellen finden ſich von größerer oder geringerer Bedeutung auf Corfu, St. Maura, Zante und Cefalonien. Die Seemacht beſteht aus einigen engliſchen Fregatten.

Geſchichte. Wir beginnen dieſe mit dem Friedensſchluß von Campo formio, indem wir nur bemerken, daß die Venetianer nach und nach, vorzüglich aber durch die Friedensſchlüſſe von Carlowitz (1699) und Paſſarowitz, durch welchen letzteren ſie Cerigo, Parga, Butrinto u. ſ. w. zur Entſchädigung für Morea erhielten, in Beſitz der ſieben Inſeln gekommen waren, weshalb dieſe auch die venetianiſchen Inſeln genannt wurden. Die Republik ließ die einzelnen Inſeln durch Provediteren verwalten, denen der Senat zur Seite ſtand, und die oft gradezu durch einen Senator vertreten wurden [35]). Durch den zuerſt erwähnten Friedensſchluß, welcher bekanntlich am 9. October 1797 unterzeichnet wurde, kam Frankreich in den Beſitz der venetianiſchen Inſeln ſowol, als in den von Preveza, Parga, Butrinto und Vonizza, welche Orte in der Nähe der Inſeln auf dem Feſtlande liegen. Die erſte Nachricht von dieſer Beſitzergreifung brachte Arnault nach Corfu, indem er am 26. Juni 1797 (9. Meſſidor anno V.) die franzöſiſche Flagge auf den Thürmen von Corfu aufpflanzen ließ, und am 5. Juli (15. Meſſidor) des genannten Jahres wurde dieſe durch den Diviſionsgeneral Gentili und den Brigadegeneral Baudin la Salcette, welche bei dieſer Gelegenheit 510 Kanonen in Corfu und 3828 venetianiſche Soldaten auf den ſämmtlichen Inſeln fanden, förmlich vollzogen. Bonaparte theilte die venetianiſchen Inſeln mit den erwähnten Beſitzungen auf dem Feſtlande in drei Departements [36]) und übertrug die Verwaltung jedes derſelben drei bürgerlichen Beamten und einem Generalſecretair, welche vier aus den Eingebornen genommen wurden, indem ein franzöſiſcher Regierungscommiſſair über ſie die Aufſicht führte. Im Allgemeinen waren die Inſulaner mit dieſer Veränderung nicht unzufrieden, nur mit dem Adel, den Prieſtern und venetianiſchen Beamten, ſowie mit den ſlavoniſchen Truppen war dies nicht der Fall, und Gentili ſah ſich daher genöthigt, die letzteren nach Dalmatien zu ſenden. Da Gentili, durch Kränklichkeit genöthigt, bald um ſeinen Abſchied nachſuchte, ſo ernannte Napoleon den General Chabot zu ſeinem Nachfolger und dieſer kam zugleich mit dem General Verrières, welcher die Artillerie befehligen ſollte, und

34) Der erſte Lordobercommiſſair war, wenn wir nicht irren, der Lord Maitland, welcher nach der Zeitſchrift „Das Ausland" die Neuionier engliſchen Stolz und engliſche Launen auf jede Weiſe empfinden ließ. Vorzüglich verhaßt machte er ſich dadurch, daß er 1817 Parga, den letzten freien chriſtlichen Staat in Albanien, für 500,000 Pfund Sterl. an Ali, Paſcha von Janina, verkaufte und ſpäterhin die kriegsluſtigen Inſelbewohner durch ſtrenge Maßregeln hinderte, ihren Glaubensbrüdern auf dem Feſtlande zu Hilfe zu eilen, während er den Türken allen Vorſchub leiſtete.

35) Nächſt dem Großproveditor auf Corfu, welcher immer, gleich den übrigen höheren Staatsbeamten, ein Venetianer ſein mußte, ſtand der gleichfalls vom Senate erwählte Schatzmeiſter, welchem das geſammte Finanzweſen, die Beſoldung der Land- und Seetruppen, die Beaufſichtigung der Magazine, ſowie die Anſtellung der Einnehmer auf den übrigen Inſeln oblag. Der Großproveditor hatte ſeinen Kanzler, welcher die Proceſſe inſtruirte und entſchied, und ſeinen Dispaciſta, welcher ſeinen Briefwechſel beſorgte. Über die übrigen Beamten ſehe man Saint-Sauveur. Tom. II. p. 58 sq. 36) Dieſe Departements waren: 1) das Departement Corcyra (Corfu), welches die Inſeln Corfu, Paxo, Fano, Merlere, Vido, Antipaxo und die Bezirke Butrinto und Parga in Niederalbanien enthielt; der Hauptort war Corfu; 2) das Departement Ithaka mit dem Hauptorte Argaſtoli. Es umſchloß die Inſeln Cefalonien, Sta. Maura, Ithaka, Calamo, Megaloniſſi, Caſtro und die Bezirke Preveza und Vonizza; 3) das Departement des Ägäiſchen Meeres mit dem Hauptorte Zante. Zu ihm gehörten, außer Zante, die ſtrophadiſchen Inſeln, Cerigo, Cerigotto und Port-

einigen Verstärkungstruppen am 29. December 1797 im Hafen von Corfu an.

Jetzt beschloß die französische Regierung, die Jonischen Inseln förmlich, dem ursprünglichen Entwurfe Napoleon's (s. Note 36) gemäß, zu organisiren und sie übertrug dies Geschäft einem Generalcommissair mit einer gewissermaßen dictatorischen Gewalt und zwei diplomatischen Secretairen. Zum ersten Generalsecretair wurde der bisherige Resident in Graubündten, Comeyras, erwählt, welcher seinen Secretair Paris zur Vorbereitung der Organisation vorausssendete. Dieser war es, welcher, wie wir bereits erwähnt haben, die erste öffentliche Bibliothek auf Corfu anlegte, die später Comeyras feierlich einweihete und vorzüglich dem Sanitätswesen eine besondere Aufmerksamkeit schenkte, sodaß er sich, im eigentlichen Sinne des Wortes, um Leib und Seele der Neuionier Verdienste erwarb.

Ehe Comeyras am 28. Juli in Corfu ankam, sah sich der General Chabot genöthigt, den lateinischen Erzbischof nach Dalmatien schaffen zu lassen, weil er durch Verbreitung falscher Gerüchte mit mehren anderen Unzufriedenen Unruhen zu erregen versucht hatte. Das erste Geschäft des Generalcommissairs war der Besuch der Casernen und des Militairhospitals, und in Folge desselben erhielten die meisten Soldaten, welche bisher auf nackten Feldbetten geschlafen hatten, Hängematten. Hierauf organisirte er die Centraladministration, errichtete für die drei Departements drei Gendarmencompagnien aus Italienern und Griechen, und setzte eine Commission von fünf Rechtsgelehrten nieder, um die Verwaltung der Civil- und Criminaljustiz zu verbessern. Mehr zu thun, hinderte ihn seine Abberufung, die er nicht lange überlebte, da er bald darauf in Ancona, wohin er sich in der Mitte des Septembers begab, von einem epidemischen Fieber hinweggerafft wurde.

Sein Nachfolger Dubois langte in dem kritischen Zeitpunkte auf den Jonischen Inseln an, wo diese von den vereinigten Russen und Türken bedroht wurden und selbst Ali Pascha als Feind gegen die Franzosen auftrat. Dieser Letztere entriß ihnen, da sich der General Chabot jetzt genöthigt sah, die Vertheidigung Albaniens aufzugeben, in kurzer Zeit Bonizza, Butrinto und Preveza, welche nur von 300 Mann Franzosen besetzt waren, und würde schon damals sich auch Parga's bemächtigt haben, wenn dieses nicht noch zur rechten Zeit von den Russen besetzt worden wäre. Die Insel Cerigo war die erste Insel der Heptarchie, welche an die russisch-türkische Flotte verloren ging. Denn nach einer tapfern Vertheidigung des Forts Kapsali, dessen Besatzung aus nicht mehr als 68 Mann bestand, mußte man am 13. November 1798 die Insel übergeben, doch erhielten die Franzosen einen ehrenvollen Abzug. Am 24. November war dasselbe mit Zante der Fall, indem hier, wie auf den übrigen Inseln, die Russen an den Eingebornen als Glaubensgenossen Helfer und treue Verbündete fanden, welche sich, aufgeregt von der Geistlichkeit und anderen Unzufriedenen, im Geheimen und offen gegen die Franzosen erhoben. Die gegen 400 Mann starke Besatzung mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie wurde erst nach Morea, späterhin nach Constantinopel geführt. Auf Zante folgte Cefalonien, dessen Besatzung 350 Mann stark war. Von diesen gelang es allein den wenigen Soldaten in Lixuri nach St. Maura zu entkommen; die übrigen fielen den empörten Bauern in die Hände, die sie entwaffneten und in Amakuki den Russen überlieferten. Ebenso wurde die 300 Mann starke Besatzung von Argastoli, welche sich nach dem Fort Asso ziehen wollte, unterwegs mehrmals von größeren und kleineren Haufen bewaffneter Bauern überfallen und ausgeplündert. Auch diese Krieger mußten sich in dem genannten Fort, in welches sie nur gänzlich erschöpft gelangten und wo der Pöbel sie mit neuen Gefahren bedrohte, an die Russen ergeben. Auch sie wurden zuerst nach Morea, dann nach Constantinopel abgeführt. Nicht glücklicher waren die Franzosen auf St. Maura, wo sie 500 Soldaten zählten, da sich die Reste der erwähnten, von Ali Pascha eroberten, albanesischen Städte auf diese Inseln geflüchtet hatten. Der Festungscommandant Mialet hielt sich zwar vom 29. October, wo sich die russisch-türkische Flotte zuerst bei der Insel zeigte, bis zum 12. November, obgleich man nichts unversucht ließ, ihn zur Übergabe zu bewegen, doch zwangen Mangel an Munition und Lebensmitteln ihn endlich, sich dem russischen Viceadmiral, Utschakow, zu ergeben, welcher die Festung mit 12,000 ihm angebotenen Türken zu stürmen drohte. Mialet durfte mit 12 Officieren auf sein Ehrenwort nach Frankreich zurückkehren; die übrigen Soldaten wurden, den Bataillonschef Royer und seine Adjutanten ausgenommen, wie die übrigen Gefangenen nach Constantinopel [37]) gesendet. Noch war Corfu übrig. Die gleichfalls durch russische Emissaire, den Adel und die Geistlichkeit, bearbeiteten und aufgehetzten Einwohner dieser Insel befanden sich zum Theil in einer gefahrdrohenden Gährung, zum Theil im förmlichen Aufstande gegen die Franzosen, sodaß sich Chabot genöthigt sah, am 2. Nov. die Bewohner der Stadt Corfu zu entwaffnen, was einige Tage darauf auch mit denen der Vorstädte geschah. Manduchio wurde niedergebrannt. Am 5. November ankerten ein russisches Linienschiff, eine Fregatte und mehre türkische Carabellen bei der Friedensinsel, zwei andere feindliche Schiffe bei dem Dorfe Lebenizza, dessen Bewohner gleich denen Manduchio's sich in völligem Aufruhrstande befanden. Mehre Aufforderungen, sich zu ergeben, schlug Chabot ab, in der Hoffnung auf verheißene Verstärkung. Allein da nicht er, sondern der Feind diese am 20. November erhielt, welcher darauf die Lazarethinsel einnahm, so sah sich der General doch endlich gezwungen, am 25. Februar 1799 zu capituliren. Die Besatzung, welche beim Beginn der Belagerung aus 1800 Mann bestand, verlor bei der Wegnahme der Friedensinsel an Gefangenen, Todten und Verwundeten 600 Mann, außerdem bei acht Ausfällen gegen 500 Mann und litt, vorzüglich an Fleisch, solchen Mangel,

37) Nach diesem Vertrage wurden der Jonischen Heptarchie alle Inseln und Klippen zuerkannt, welche von Avlone im adriatischen, bis Cerigo im Ägäischen Meere sich im Angesichte des Festlandes befänden.

daß sie ihre Zuflucht zu Ratten nehmen mußte. Die Garnison erhielt einen ehrenvollen Abzug, alle öffentlichen Effecten, sowie zwei Kriegsschiffe von 84 und 74 Kanonen, eine Corvette von 32 Kanonen, ein Bombenschiff und vier schlechte Galeeren wurden dem Feinde ausgeliefert. Chabot und Berrières, ihre Adjutanten, sowie die Kranken und Verwundeten wurden nach Ancona, Dubois und der General Piveron mit der Besatzung nach Toulon, alle übrigen Franzosen nach Toulon oder Ancona geschafft.

So endete der französische Besitz nach einer kaum zweijährigen Dauer, indem, sonderbar genug, der Erbfeind der Pforte diese christlichen Länder zu unterwerfen und das Kreuz unter den Halbmond zu bringen suchte. Durch eine Ukase vom 21. März 1800 erklärte darauf der Kaiser Paul in Folge des mit der Pforte abgeschlossenen Vertrages [38]) die venetianischen Inseln zu dem Freistaate der sieben Inseln, welcher von den Ersten des Landes regiert und von der Pforte geschützt werden sollte. Doch die neuen Regenten waren der Sache nicht gewachsen, jeder suchte seinen Vortheil, überall bildeten sich Parteien, und ohne die Gegenwart der Russen würde es an Fehden und blutigen Kämpfen nicht gefehlt haben. Dies währte bis 1803, wo sich die Inselbewohner eine neue Verfassung gaben, welche auch von Rußland bestätigt wurde. Im Jahre 1807 erzwang Napoleon die Zurückgabe der sieben Inseln an Frankreich und verleibte sie dem Kaiserreiche ein, doch bereits 1815 erlangte England, welches die Wichtigkeit dieser Inseln für seinen Handel und sein politisches Übergewicht in dem mittelländischen wie in dem adriatischen Meere richtig erkannte, durch einen am 5. Nov. mit Rußland abgeschlossenen Vertrag, welchem späterhin auch Österreich beitrat, die Oberherrschaft über den vereinigten Staat der Jonischen Inseln, wie die Heptarchie jetzt genannt wurde [39]). (*G. M. S. Fischer.*)

Ionische Säule, Ionische Schnecke. s. unt. **Säule.**

IONISCHE SCHULE, IONISCHE PHILOSOPHIE. Mit dem letzteren Namen bezeichnete man schon im Alterthum [1]) die ersten Versuche griechischer Denker, den letzten Grund aller natürlichen Dinge zu erkennen, und von der Betrachtung der einzelnen Phänome der Natur sich zu der Idee eines ewigen, allgemeinen Weltgesetzes zu erheben. Zwar könnte man gegen die Zweckmäßigkeit jener Benennung einwenden, daß sie theils von einem ganz äußerlichen Moment, von dem Volksstamme, welchem zufällig die ältesten Denker Griechenlands angehörten, hergenommen, theils auch zu unbestimmt und zu weiten Umfanges sei, da ja die ersten Begründer der Pythagoreischen und eleatischen Schule ihrer Abstammung nach ebenfalls Jonier waren; in der That aber entspricht sie durchaus dem Bildungsgange des griechischen Geistes, der uns in der Wissenschaft einen nicht minder tiefen Gegensatz zwischen Jonischem und Dorischem Leben zeigt, als in der Politik und in der Kunst. Denn während die Jonischen Stämme mit frischem, heiterm Sinne sich der Anschauung und Erforschung des Natürlichen hingaben, wie sie auch im Handeln unbefangen und harmlos den Gesetzen der Natur folgten, rangen die Dorier mit tiefem Ernst nach Selbsterkenntniß und suchten in der eigenen Brust die Gesetze ihres Handelns und Lebens und die höchsten Principien aller Dinge [2]). Daher blieb die Jonische Philosophie im Wesentlichen stets Naturphilosophie, und wenn sie auch je länger, je mehr das geistige Leben mit in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen anfing, so suchte sie es doch immer sogleich wieder auf ein allgemeines Naturgesetz zurückzuführen; so überwog in ihr das Stoffartige, und dieselbe Objectivität, welche wir in der Poesie und in der Geschichtschreibung der Jonier bewundern, herrschte auch in ihrer Philosophie; wie aber das ganze Jonische Leben im Fortgange der Zeit in ein flaches, äußerliches, ideenloses Treiben ausartete, so versank auch die Philosophie zuletzt in Mechanismus und Materialismus. Die Dorier dagegen gingen, dem tiefern Drange ihres Herzens folgend, gleich in ihren ersten, durch Pythagoras geweckten philosophischen Bestrebungen von der Betrachtung des Geistes aus, und bald glaubten sie, in den Gesetzen des Geistes und in den reinen Formen des Denkens und Anschauens das höchste und allein wahre Weltgesetz gefunden zu haben; daher herrschte bei ihnen die subjective, ideale Richtung vor, die aber zuletzt in ihrer Ausartung in einen todten und leblosen Formalismus auslief. Dabei muß indessen anerkannt werden, daß, grade wie die lyrische Poesie der Dorischen Stämme ihre erste Anregung durch das Homerische Epos empfing [3]), so auch die Dorische Philosophie erst durch die Jonische Naturbetrachtung angeregt worden ist. So können wir denn die in Großgriechenland eingewanderten Jonier Pythagoras und Xenophanes, welche, ursprünglich noch von dem Jonischen Standpunkte ausgehend, sich bald der ethischen Richtung des Dorischen Geistes anschlossen, recht eigentlich als verbindende Mittelglieder Jonischen und Dorischen Geisteslebens ansehen, und wie überhaupt auf großgriechischem Boden aus der Mischung der verschiedenen Stämme so manche neue, wunderbare Gestaltung hervorging, so erscheint uns auch

38) Die auf den Inseln gefangenen französischen Soldaten litten auf dem Transporte nach Constantinopel ebendieselben Mißhandlungen, wie die, welche auf dem Festlande in die Hände der Türken gefallen waren. In Constantinopel selbst wurden die gemeinen Soldaten im Bagne eingesperrt und, zwei und zwei an einander gefesselt, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, die Officiere und Unterofficiere, deren etwa 400 waren, wurden in die 14 Festungen Natoliens, Romaniens und Bulgariens vertheilt. 39) Benutzt sind S. P. Bellaire's u. s. w. Beschreibung der vormals venetianischen Inseln u. s. w. (Weimar 1806.); A. L. Castellan's Briefe über Morea u. s. w. (Weimar 1809.); Voyage historique, littéraire et pittoresque dans les isles et possessions ci-devant vénetiennes du Levant etc. (Paris an VIII.); Voyage dans la Grèce par *F. C. H. L. Pouqueville.* (Paris MDCCCXXI.); Historical and topographical essay upon the islands of Corfu etc. (London 1822.); „The ionian islands." (London 1822.)

1) *Diog. Laert.* prooem. 14. 15. Schon Platon bezeichnet Herakleitos als Jonische Muse im Gegensatze der sicilischen, des Empedokles, Soph. p. 242.

2) Vgl die schöne Schilderung der Volksthümlichkeit der verschiedenen griechischen Stämme bei Bernhardy, Grundriß der griech. Lit. 1. Bd. S. 76—98 3) Bernhardy, Gr. Lit. S. 244 fg.

die Pythagoreische und noch mehr die eleatische Philosophie, die ja selbst einer Jonischen Pflanzstadt entstammte, bereits als das Product einer Mischung des Dorischen und Jonischen, als höhere Stufen des denkenden Geistes. Sehr verschieden sind von Verschiedenen die Grenzen und der Umfang der Jonischen Philosophie bestimmt worden. Zwar als Begründer derselben wurde wie durch ein allgemeines Einverständniß schon im Alterthume Thales angesehen [4]); dagegen werden in einer von Diogenes von Laerte aufgenommenen, ohne Zweifel einem Alexandriner entlehnte, bis auf Epikuros und Chrysippos fortgesetzten Reihenfolge der griechischen Philosophen [5]) sämmtliche Sokratische Schulen noch der Jonischen Philosophie zugewiesen, weil man den Sokrates durchaus zu einem Schüler des Archelaos machen wollte; nur den Epikuros führte man durch Nausiphanes auf Demokritos, und diesen auf die Eleaten zurück [6]). Während nun in dieser Eintheilung nur zwei Schulen, die Jonische und italische, angenommen wurden, unterschieden Andere [7]) mit größerem Rechte drei Schulen, die Jonische, italische oder Pythagoreische, eleatische, eine Eintheilung, die sich bis jetzt erhalten hat und schon von den Alten in Verbindung mit den drei Haupttheilen der Philosophie, Physik, Ethik, Dialektik, gebracht wurde [8]). Wie bei Diogenes, so wurden auch von den meisten Neueren Empedokles und die Atomiker aus dem Kreise der Jonischen Systeme ausgeschlossen, und erst von Brandis in denselben mit aufgenommen [9]). Hegel sonderte sogar Heraklit und Anaxagoras von der zusammenhangenden Darstellung der Jonischen Lehren ab [10]) und behandelte sie mehr als isolirte, über die Schranken dieser Schule hinausgehende Denker, indem er ihnen ihren Platz erst hinter den Eleaten anwies. Wenn man indessen weder von äußerlichen noch von einseitigen Bestimmungsgründen ausgeht, sondern nach der höheren Einheit sucht, in welcher die verwandten, wenn auch vielfach divergirenden Bestrebungen zusammenkommen, so wird man alle Systeme, in denen die Richtung des Denkens auf das natürliche Sein und das Streben nach Erforschung natürlicher Grundstoffe und Grundkräfte vorherrscht, zu der Jonischen Philosophie zählen müssen, wogegen alle Lehrgebäude, in welchen diese auf das Physische hingewendete Richtung schon durch eine tiefere, geistige Betrachtungsweise überwunden ist, bereits über die Grenzen derselben hinausliegen. Darum haben wir keinen Grund, noch über Thales zurückzugehen, da uns nicht überliefert ist, daß irgend ein früherer Denker bereits aus einem Grundstoff oder einer Grundkraft alles Seiende abgeleitet habe; aber wir dürfen auch nicht den Herakleitos oder den Anaxagoras von dem lebendigen Zusammenhange dieser Reihe von Philosophemen ausschließen, obgleich beide schon den Grund zu einer tiefern Speculation gelegt hatten; denn jenem diente sein Grundsatz vom ewigen Werden, diesem sein nach Zwecken bildender, einfacher νοῦς doch immer nur zur Erklärung der Weltbildung und der einzelnen Gestaltungen der Natur, zu einem tiefern Nachdenken über die Phänomene und Gesetze des Geistes sind beide nicht gekommen. Aber auch Leukippos und Demokritos gehören noch derselben Reihe an; denn auch sie hatten, wenngleich der Lehre des Demokritos sich schon manches Ethische und Dialektische beigemischt hat, doch noch überwiegend das Interesse, das Einzelne der Natur aus allgemeinen Grundstoffen zu erklären. Dabei darf indessen nicht geleugnet werden, daß auf diese spätern naturphilosophischen Systeme die gleichzeitigen oder früheren Systeme der Pythagoreer und Eleaten nicht ohne Einfluß geblieben sind, wie ja namentlich auf Herakleitos und wol auch auf Anaxagoras die Lehre des Xenophanes und Pythagoras anregend eingewirkt hat [11]), die Atomiker aber von dem ihnen ungenügend erscheinenden eleatischen Standpunkte bei ihren Grundsätzen ausgingen und gegen diesen zunächst ihre Polemik richteten; doch wurde dadurch die naturphilosophische Grundrichtung jener Lehren im Wesentlichen nicht verändert. Dagegen können wir den Empedokles, obwol auch er noch der Seite der Naturbetrachtung zugewendet blieb, doch nicht mehr als ein Glied der Jonischen Philosophie ansehen, vielmehr sehen wir bei ihm den frühesten Versuch einer Synthesis der drei Grundrichtungen des philosophischen Denkens, die damals in Griechenland neben einander bestanden [12]). Am entschiedensten aber müssen wir die Herakliteer der Sokratischen Zeit, einen Protagoras oder Kratylos, von dieser Entwickelungsreihe ausschließen, da ihr Streben nicht mehr auf Erkenntniß, sondern auf Aufhebung der Wahrheit ging, und auch der große Physiker Hippias hat, soviel wir wissen, kein neues Princip mehr in die Wissenschaft zu bringen vermocht. In der Jonischen Philosophie ist weder an eine schulmäßige Überlieferung gewisser Grundsätze [13]), überhaupt nicht an Schulen im spätern Sinne des Wortes, noch an eine constante Fortbildung gewisser Grundgedanken zu denken, vielmehr erscheint uns jeder der bedeutenderen Denker derselben durchaus als selbständig und als Urheber eines neuen Princips, was einen wesentlichen Unterschied derselben von

4) *Diog. Laert.* I, c. *Arist.* met. I, 3. *Θαλῆς ὁ τῆς τοιαύτης ἀρχηγὸς φιλοσοφίας.* 5) *D. L.* l. c. Daß jene *διαδοχή* nicht über Theophrastos, Chrysippos und Kleitomachos, sowie der italischen Philosophen nicht über Epikuros hinausgeführt ist, darin zeigt sich deutlich, daß Diogenes sie nicht selbst entworfen, sondern irgend einem Alexandriner entlehnt hat. 6) *D. L.* ebendas., vgl. X, 14. 7) *Clem. Alex.* Strom. I, p. 300, c. 8) *D. L.* prooem. 18, wo die physische Richtung des Philosophirens richtiger, als in der vorhergegangenen *διαδοχη* mit Archelaos abgeschlossen wird, wogegen die ethische den Sokratikern zugewiesen ist, statt den Pythagoreern, die somit in dieser Eintheilung gar keine Stelle finden; richtiger war es, die Sokratik als den Anfang der Vereinigung jener drei früher getrennten und daher einseitig ausgebildeten Richtungen zu bezeichnen. 9) Gesch. der gr.-röm. Phil. I. S. 165. 10) Vorl. über Gesch. der Phil. Werke. 13. Bd. Heraklit ist S. 327—353 zunächst hinter den Eleaten, Anaxagoras, den Hegel nicht ganz mit Recht als den letzten Abschluß der ganzen vorsokratischen Philosophie bezeichnet, erst hinter Demokrit, S. 380—418, abgehandelt worden.

11) Über Heraklit's Verhältniß zu Xenophanes und Pythagoras s. Note 74. Auch Anaxagoras scheint doch mit der Pythagoreischen Idee des *κόσμος* nicht ganz unbekannt gewesen zu sein. 12) Vgl. meinen Art. über Empedokles in d. allg. Encykl. I. Sect. 24. Th. S. 83—105. 13) Richtig urtheilt darüber Ritter, Gesch. der Jon. Phil. S. 24 und Brandis, Gesch. der gr.-röm. Phil. S. 195 fg.

dem mehr in sich geschlossenen und unter sich stetig zusammenhangenden Systeme der Pythagoreer und Eleaten begründet. Dennoch findet auch in ihr, wenngleich im Einzelnen lückenhaft und unterbrochen, im Ganzen und Großen ein steter Fortgang von unvollkommenen, mehr oder weniger mythischen Vorstellungen zu vollkommneren Begriffen und Ideen statt. Die Mannichfaltigkeit ihrer Entwickelungen hat Ritter [14]) in zwei Hauptgruppen zusammengefaßt, indem einige derselben das Werden des Einzelnen mehr als dynamische Verwandlung und Veränderung eines allgemeinen Urgrundes, andere mehr als mechanische Scheidung aus einem oder mehren Urstoffen darstellten; nach dieser Eintheilung würden auf die Seite der dynamischen Ansicht Thales, Anarimenes, Herakleitos, Diogenes von Apollonia, auf die Seite der mechanischen Richtung Anarimandros, Anaragoras, die Atomiker zu stellen sein. Doch setzt diese Eintheilung schon einen Gegensatz voraus, der jenen ältesten Denkern, blos mit Ausnahme der Atomiker, noch keineswegs zum klaren Bewußtsein gekommen war, und erschöpft auch nicht das wahre Wesen jener Lehren; sie ist daher durch eine zweite zu ergänzen, bei welcher wir auf das mehr oder weniger deutliche Hervortreten oder das gänzliche Verkennen eines geistigen, über der Welt erhabenen Principes Rücksicht nehmen. In dieser Hinsicht nun finden wir, daß die Jonische Philosophie sich in drei Hauptstufen fortentwickelt hat; bei den ältesten Physikern, bei Thales, Anarimandros, Anarimenes, bemerken wir nur erst vereinzelte, dunkle Ahnungen einer geistigen Weltmacht, wogegen bei Herakleitos, Diogenes und am reinsten bei Anaragoras die Anerkennung des geistigen Principes immer klarer hervorbricht, während Leukippos und Demokritos die weltbildende Macht des Geistes mit Bewußtsein negiren und dadurch dieser ganzen einseitig physischen Richtung den Untergang bereiten [15]). Es ist Schleiermacher's Verdienst, zuerst in diese fragmentarischen Anfänge der griechischen Philosophie Licht und Ordnung gebracht und einer richtigeren Darstellung derselben vorgearbeitet zu haben; in seinen Abhandlungen über Anarimandros und Diogenes [16]), sowie in seiner Sammlung der Fragmente des Herakleitos [17]), welchen leider nicht, wie er verheißen hatte, der Demokritos gefolgt ist, finden wir die fruchtbarsten und belebendsten Andeutungen für das Verständniß jener in Form und Inhalt noch wenig ausgebildeten und daher häufig misverstandenen Lehren, wobei indessen die innere, genetische Entwickelung des philosophischen Gedankens, wie er sich von einem System zum andern immer klarer und reiner herausbildet, nicht genug hervorgehoben wurde. Schleiermacher's Andeutungen wurden weiter verfolgt und vielfach modificirt oder erweitert in H. Ritter's Geschichte der ionischen Philosophie (Berlin 1821), einem Werke, das, in Verbindung mit desselben Verfassers Geschichte der Philosophie (Hamburg, 1829—34, bis jetzt vier Bände) für jenes Gebiet Epoche machte; aber abgesehen davon, daß auch in Ritter's Darstellung der innere Zusammenhang der philosophischen Grundgedanken der verschiedenen Systeme nicht klar genug hervortritt, sind dort die noch über Thales hinausgehenden, elementaren Anfänge des griechischen Denkens im Mythus und Mysterium ganz unbeachtet geblieben, und mehre Philosophen, wie Herakleitos, Anaragoras und besonders Demokritos, nicht genug in ihrer wahren Bedeutung anerkannt, dieser sogar unverdient herabgewürdigt. Auf den letztern Fehler hat schon Brandis in seiner schätzbaren Abhandlung: über die Reihenfolge der ionischen Physiologen und einzelne ihrer Lehren, im rhein. Museum 1829, aufmerksam gemacht, den ersteren in seiner classischen Geschichte der griechisch-römischen Philosophie (1. Bd. bis auf Sokrates, Berlin 1835) zu verbessern gesucht.

Die ersten Anfänge einer höheren Naturbetrachtung dürfen wir in den epischen Theogonien und Kosmogonien suchen, die ursprünglich im Jonischen Stamme, sei es als Grundlage, sei es als Schlußstein des Heldenepos, in reicher Fülle hervorgewachsen waren und, indem sie von dort sich besonders über die Äolischen Stämme ausbreiteten, doch in Geist und Ton, wie in Dialekt und Versmaß den Jonischen Grundcharakter nie verleugneten. Wir finden bereits in der Theogonie des Hesiodos, in der Form des auseinanderhaltenden, zersplitternden, die ewigen Thaten des göttlichen Geistes als successive Schöpfungen und ihre immanente Entwickelung aus sich selbst als Zeugung darstellenden Mythus [18]), die Grundgedanken einer ursprünglichen chaotischen Materie, einer über die Materie sich erhebenden, weltbildenden Kraft [19]), und eines stetigen Fortganges vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, von den maßlosen, ungeheuern titanischen Mächten der Natur zu den heitern, schönen, in seliger Vollendung in sich abgeschlossenen Erscheinungen des freien, schaffenden Geistes. Nirgends, als bei den Griechen, hat sich in den Mythologien des Alterthums dieser tiefe Gegensatz einer alten und neuen Götterwelt in dieser Weise entwickelt, der, wie er die frühere religiöse Bildungsgeschichte des Volkes in

14) Gesch. der Jon. Phil. S. 5. Gesch. der Phil. I. S. 200 fg. Ritter legt auf die Trennung der mechanischen und dynamischen Naturansicht bei den Häuptern der Jonischen Schule einen viel zu scharfen Accent, und setzt über diesem einseitigen, für jene Zeit nicht einmal passenden Principe die historische Entwickelung ihrer Lehren nach der Zeitfolge, die keineswegs, auch wenn man von Schulen abstrahirt, zu vernachlässigen ist, allzu sehr hintenan. 15) Nach diesem Principe ist bisher die Geschichte der Jonischen Philosophie noch nicht behandelt worden; Brandis hat in seiner schätzbaren Abhandlung über die Reihenfolge der Jonischen Physiologen und einzelne ihrer Lehren, im rhein. Museum 1829, eine andere Gruppirung versucht, worin jedoch verfehlt erscheint, daß Herakleitos zunächst mit Anarimandros zusammengestellt wird: lassen sich wol größere Gegensätze denken, als die Lehren beider Männer? 16) Schleiermacher über Anarimander's Philosophie. (Berlin 1815. 4.) Derf. über Diogenes von Apollonia. (Berl. 1815. 4.) 17) Heraklitus aus Ephesus, der Dunkle, dargestellt nach den Trümmern seines Werkes und den Zeugnissen der Alten, im 3. Stück des 1. Bandes des von F. A. Wolf und Buttmann herausgegebenen Museums der Alterthumswissenschaft. (Berl. 1808.)

18) Schon Plotin (Enn. III. 5. 9) unterscheidet die mythische Darstellung von der philosophischen so, daß jene zeitlich und räumlich auseinanderhalte, was wesentlich eins sei, sodaß, was seiner Natur nach ewig ist, als Erzeugtes und Geborenes erscheine. 19) *Hes.* Theogon. 116 sq.

kurzen Zügen darstellte, so auch den spätern Entwickelungsgang des denkenden Geistes gleichsam vorbildlich aussprach. Aber in dieses künstlerisch-phantastische Element griff dann vielfach eine wesentlich verschiedene Richtung ein, die Naturlehre der Mysterien, eine Lebensform, die, obwol unter den verschiedensten Namen und in den verschiedensten Gestaltungen über die griechische Welt ausgebreitet, auch in sich selbst allmälig zu immer größerer Reinheit fortgebildet, doch in ihrem innersten Wesen nur eine ist; denn darin begegnen sich doch alle Mysterien, daß sie das Naturleben als ein in sich mächtiges und gewaltiges darstellen, und das geheime, nächtliche Walten der Naturmächte in seiner ewigen Gesetzmäßigkeit über den klaren Tag des Geistes und seiner Freiheit setzen. Da nun eine gleiche Vergötterung der Naturgewalten den vorderasiatischen Götterdiensten und der ägyptischen Mythologie zum Grunde lag, so können wir die Mysterien wol als das altorientalische, ursprünglich auch in Griechenland vorherrschende, bald aber durch die freie Entwickelung des Hellenischen Geistes in das Dunkel zurückgedrängte, aber noch immer neben der reichen Blüthe griechischer Kunst und Wissenschaft bis in die spätesten Jahrhunderte der heidnischen Zeit fortwirkende Element, gleichsam als die Nachtseite des griechischen Lebens, bezeichnen. Nun finden wir bereits zwischen der Ansicht der epischen Kosmogonien und der Lehre der Mysterien einen tief eingreifenden Gegensatz angedeutet, der auch in der spätern Ausbildung der Philosophie nie ganz wieder verschwunden ist, vielmehr sich in höheren Formen fortgesetzt und weiter entwickelt hat. In der mystischen Lehre nämlich hat die Natur in sich selbst ursprüngliches Leben, ihre Entwickelung, wenn auch durch Gegensätze bedingt, ist eine immanente und erfolgt in ewiger Gesetzmäßigkeit, und obschon die poetische Ausbildung des Mythus auf das Mysterium nicht ohne Einfluß blieb, so war es doch immer nur die Naturseite, die an den Gottheiten hervorgehoben wurde[20]). Im kosmogonischen Mythus dagegen erscheint die Natur ursprünglich als ein todtes Chaos, über welches sich eine höhere, göttliche, bildende Kraft siegreich erhebt, die dann, Geistiges mit Natürlichem vielfach mischend und zu immer reineren Gestaltungen fortschreitend, sich endlich zu der freien, sinnlich geistigen Schönheit der neuen Götterwelt und ihrer Productionen steigert. So finden wir im Mysterium bei der Weltbildung das Gesetz der Nothwendigkeit, im kosmogonischen Mythus das Gesetz der Freiheit vorherrschend, wenn auch diese verschiedenen Grundprincipien in beiden noch mythisch verhüllt erscheinen. Daher war denn auch die Materie in den meisten uns überlieferten mystischen Fabeln schon eine ursprünglich bestimmte, entweder in der Gestalt eines einzelnen Elements erscheinende, wie denn in der Orphischen Lehre, nach Hellanikos, sich alles aus dem Wasser entwickelt haben soll[21]), oder in den Gegensatz eines zeugenden und empfangenden Princips gespaltene[22]), und aus diesem entweder einfachen oder doppelten Urgrunde ist denn alles mit Nothwendigkeit nach unabänderlichen Gesetzen hervorgegangen; wie nun diese Lehre selbst zunächst an den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten und anderer natürlichen Phänomene, sowie der dadurch bedingten wechselnden Geschäfte des Menschenlebens anknüpfte, so legte sie den Grund zu der höheren Erkenntniß der Naturgesetze, und alle jene Systeme, in denen das Einzelne sich aus einer bestimmten ἀρχή entwickelt, wie die des Thales, Anarimenes, Diogenes, können als die letzten Nachwirkungen dieser ursprünglichen Naturreligion der Griechen angesehen werden; am geistigsten, wiewol ebenfalls noch durch mystische Formeln und Anschauungen bedingt, erscheint diese Ansicht bei Herakleitos. Dagegen ging der kosmogonische Mythus von dem völlig bestimmungslosen Chaos aus, in welches erst eine höhere Kraft eintreten mußte, um den todten, trägen Stoff zu zerspalten; so war im Mysterium bereits das System der Immanenz, im Mythus das System der Transcendenz angedeutet, oder, wenn es erlaubt ist, für so arme Anfänge des Denkens diese Worte zu gebrauchen, das Mysterium enthielt die ersten Keime des Pantheismus, der Mythus die des dualistischen Theismus. Wie nun aber das Mysterium dem kosmogonischen Mythus vorherging, so gingen auch in der Geschichte der Philosophie die Systeme der Immanenz denen der Transcendenz voraus; wir finden die ersten, wiewol noch wenig entwickelten Grundzüge der letzteren Ansicht bei Anaximandros, während Pherekydes sich noch ganz in mythischer Weise für dieselbe aussprach; sie tritt dann mit überraschender Klarheit und bereits zu einem schroffen Dualismus fortgebildet bei Anaxagoras auf, von welchem sie, aber in sehr geläuterter und vergeistigter Form, in die Sokratische Lehre überging. Die Atomistik endlich können wir als die Ausartung oder vielmehr Zerstörung beider Richtungen ansehen; in ihr wird die Natur weder von einer geistigen Macht gebildet und getragen, noch entwickelt sie sich aus sich selbst in ursprünglicher Lebenskraft; sie ist in ihren ersten Gründen

20) Mit unserer Hypothese von dem ursprünglichen Unterschiede der Lehre der Mysterien und des kosmogonischen Epos scheint freilich im Widerspruche zu stehen, daß auch in den Orphischen Gedichten aus dem chaotischen Weltei sich Eros als Weltbildner erhebt, und später erst mit Zeus die vollkommnere Weltgestaltung sich abschließt; vgl. *Lobeck*, Aglaophamus (Regiomont. 1829. 2 vol.) p. 465 sq.; überhaupt dürfte es mislich sein, auf so dunklem und schlüpfrigem Gebiete scheiden und sichten zu wollen, da ja selbst Lobeck in seinem herrlichen Aglaophamus mehr gezeigt hat, was die Mysterien nicht waren, als was sie waren. Doch im Ganzen und Großen dürfte eine genauere Untersuchung unsere Annahme wol bestätigen, mit welcher auch das übereinstimmt, daß Aristoteles (metaph. I, 3) ausdrücklich die Lehre des Anaxagoras von der weltbildenden Kraft des νοῦς mit dem Eros des Hesiodos zusammenstellt, wogegen er den ältesten Theologen, worunter er doch wol nicht Homer, sondern die Orphiker versteht, den Satz zuschreibt, daß Okeanos und Tethys aller Dinge Urheber seien. Am wenigsten aber können die Orphischen Gedichte, in die soviel Hesiodeisches eingeflossen ist, als Zeugen für die alte, unverfälschte Lehre der Mysterien dienen.

21) *Damasc.* περὶ ἀρχῶν. p. 381. Vgl. *Lob.* Agl. p. 381. Brandis, Gesch. der gr.-röm. Phil. S. 66 fg. 22) Über diese als männliches und weibliches Princip, als Sonne und Erde, oder Warmes und Kaltes vorgestellte, in den verschiedensten Formen sich in asiatischen und griechischen Götterdiensten und Mysterien wiederholende Duplicität der ursprünglichen Lebenskräfte vgl. Creuzer, Symbolik und Mythologie. 2. Th. S. 2—10.

ſelbſt ein Unbegreifliches, Tranſcendentes, aus dem nichts werden und ſich entwickeln kann; alles iſt das Product einer rein mechaniſchen Syntheſis, die aber ſelbſt ein bloßes Poſtulat und eine unbegründete, leere, ſich widerſprechende Vorſtellung bleibt, ſo kann man ſagen, daß in ihr, wie Nothwendigkeit und Freiheit im blinden Zufall ſich aufheben, ſo Pantheismus und Theismus gleichmäßig vernichtet ſind und an ihre Stelle der Atheismus getreten iſt.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, wo in den Joniſchen Städten Kleinaſiens die Urſprünge der Geſchichtſchreibung aus dem Heldenepos hervorgingen [23]), wurden auch die erſten Verſuche gemacht, in ungebundener Rede Gedanken über Gott, Natur und Welt auszuſprechen, und da jenes faſt nothwendig zu dieſem hinführte, ſo mögen im Anfange beide Gebiete noch ungeſchieden in einander geweſen ſein. Zugleich führte die praktiſch-politiſche Weisheit, die damals in den griechiſchen Städten als Frucht der Tyrannis und des Kampfes gegen dieſelbe überall verbreitet war und viele mächtige und beredte Organe fand, deren größte noch in der Sage als die ſieben Weiſen fortleben, immer mehr darauf hin, Wahrheiten, die über das gewöhnliche Maß des Erkennens hinausgingen, in der Sprache des Gedankens und in der Form der Allgemeinheit darzuſtellen. Es iſt daher wol nicht anzunehmen, daß Thales zuerſt ſollte ein allgemeines Princip der Natur aufgeſtellt haben, und nur der hohen ſittlichen Kraft des Mannes und dem ungewöhnlichen Umfange ſeines Wiſſens iſt es zuzuſchreiben, daß er als der Anfänger ſyſtematiſcher Philoſophie genannt wird. Aber in einer Schrift hat er ſeine Lehre noch nicht zuſammengefaßt, ſondern er lehrte nur mündlich und, wie es ſcheint, nicht für einzelne, auserleſene Schüler, ſondern für jeden aus dem Volke, der ihn hören wollte [24]). Er ſchloß ſich dabei an den Orphiſchen Satz an, daß aus Waſſer alles hervorgegangen ſei, und fügte noch hinzu, daß auch die Erde auf Waſſer ruhe [25]); ſo kann man ſagen, daß er den Anfang in der Reihe der Denker machte, die nach einem qualitativ beſtimmten Urgrunde ſuchten [26]), ohne daß er ſelbſt ſchon des Ausdrucks ἀρχή ſich bedient hätte. Ob auch die Begründung jenes Satzes, wie, daß alle Nahrung und aller Dinge Same feucht ſei und daß das Warme ſelbſt aus dem Feuchten ſich entwickele [27]), von ihm ſelbſt herrühre, läßt ſelbſt Ariſtoteles unentſchieden. Das aber, daß alles in der Natur beſeelt oder voll Götter ſei [28]), das konnte auch ein anderer ſagen, der nicht wie Thales, Einzelnes aus Allgemeinem erkennen wollte. Daß er in der Geometrie und Aſtronomie neue Bahnen gebrochen hat, das wenigſtens ſcheint keinem Zweifel unterworfen [29]). Auf dieſe dürftigen Sätze des Thales dürfen wir alſo nur in ſofern ein Gewicht legen, als ſie uns zeigen, daß um ſeine Zeit [30]) das Beſtreben begann, ohne mythiſche Hülle und mit klarerem Bewußtſein nach einem einfachen Urelemente zu ſuchen, und daß man in der Beſtimmung dieſes Urgrundes ſtufenweiſe von den niedern Elementen ſich zu den höheren erhob. Denn die Erde, als bereits organiſirtes Ganzes, hat, wie Ariſtoteles ausdrücklich bemerkt [31]), kein alter Phyſiker als ἀρχή angenommen, ſondern als allgemeine Macht der Dinge fand man zuerſt das alles umfangende und nährende Waſſer, dann die allburchdringende und allbelebende Luft, bis man endlich zu dem alles in ſich verflüchtigenden und verzehrenden Feuer als letztem Urgrunde gelangte. Nach Thales hat, ſoviel wir wiſſen, nur noch Hippon das Waſſer als Urelement geſetzt; doch ſoll er ſich des unbeſtimmten Ausdrucks des Feuchten bedient haben, womit er indeſſen wol nicht die höhere Einheit von Luft und Waſſer hat bezeichnen wollen, da er ja auch das Weſen der Seele als Waſſer beſtimmte [32]). Hieraus und aus anderem geht hervor, daß ſeine Anſicht eine ganz rohe und materielle war, wie denn auch Ariſtoteles ihm ein beſchränktes Denkvermögen und eine rohe Weiſe des Philoſophirens zuſchreibt [33]). Mit viel größerem Rechte, als Thales, kann Anarimandros von Milet der Vater der ſyſtematiſchen Philoſophie genannt werden; denn nicht nur ſcheint er zuerſt ſeine Sätze ſchriftlich im Zuſammenhange vorgetragen zu haben [34]), ſondern er hat auch die wichtigſten Naturphänomene in den Kreis ſeiner Unterſuchungen mit aufgenommen und ſie aus ſeinem Grundprincip abzuleiten verſucht, und mehre bedeutende Entdeckungen auf dem Gebiete der Aſtronomie und Geographie ſichern ihm den Ruhm eines der erſten Begründer wiſſenſchaftlicher Phyſik [35]). Obgleich er dem Thales der Zeit nach am nächſten ſtand [36]), ſo iſt doch ſeine Lehre keineswegs als eine Fortbildung der Lehre des Letzteren anzuſehen, vielmehr kann man ſagen, daß des Anarimandros

23) Vgl. Creuzer, Hiſtoriſche Kunſt der Griechen. 2. Abſchnitt. 24) Nirgends wird von ihm eine Schrift erwähnt, auch war von Manchen ausdrücklich berichtet, daß er nichts geſchrieben habe. *Diog. L.* I, 23. 25) *Arist.* metaph. I, 3. 26) *Arist.* l. l. ὁ τῆς τοιαύτης (nämlich derer, welche nach einem materiellen, aber in dem Werden des Einzelnen ſich behauptenden Urgrunde forſchten) φιλοσοφίας. 27) Alle jene Gründe leitet Ariſtoteles mit einem ἴσως oder φασί ein, wie metaph. I, 3. de anima I, 5. de coelo II, 13. Viel poſitiver ſchreibt ihm, nach ſeiner unkritiſchen Weiſe, dieſe Gründe der Verfaſſer der placita philosophorum zu. I, 3. 28) πάντα πλήρη θεῶν, *Arist.* de anima. I, 5. *Diog. Laert.* I, 24.

29) Fuit geometriae Grajae primus repertor et naturae rerum certissimus explorator et astrorum peritissimus contemplator, *Apulej.* Florid. p. 144. Bipont. Nach Eudemos bei *Diog. L.* (I, 27) ſagte er das Eintreten von Sonnenfinſterniſſen voraus und erfand mehre wichtige geometriſche Sätze; Brandis, Geſch. der Phil. S. 110. Vgl. *Herod.* I, 74. 30) Sein Geburtsjahr um Ol. 35 nach Apollodoros bei *Diog. L.* I, 37. 31) *Arist.* phys. III, 5. 32) *Arist.* de anima I, 2. 33) *Arist.* l. l., wo er ihn zu den φορτικώτεροι rechnet; met. I, 3 ſchreibt er ihm εὐτέλεια τῆς διανοίας zu. — Schätzbare Bemerkungen über Hippon ſ. in *Beryk*, Commentatt. de reliquiis comoediae Atticae antiquae (Lips. 1838.), worin die Meinung aufgeſtellt wird, daß die Panopten des Kratinos gegen den Hippon und deſſen Anhänger ſeien gerichtet geweſen. 34) *Themist.* orat. 25. p. 317. *Hard.* ἐξάρξησε πρώτος ὧν ἴσμεν Ἑλλήνων λόγον ἐξενεγκεῖν περὶ φύσεως συγγεγραμμένον. 35) So ſeine Berechnungen über Größe und Entfernung der Geſtirne; *Simpl.* in *Arist.* de coelo, f. 115, ſeine Sonnenuhr, *Diog. L.* II, 1 ſeine Erdkarte, *Diog. L.* II, 2. *Suidas* s. v. 36) Nach Apollodoros (*Diog. L.* II, 2) ſtarb er bald nach Ol. 58, 2 64 Jahre alt, wonach er allerdings den Thales, wie die Tradition will (*Sext. Emp.* adv. math. IX, 360. *Simpl.* in phys. *Ar.* f. 6), noch kann gehört haben.

tiefsinniger Geist bereits den nächsten Entwickelungen der Philosophie vorauseilte [37]). Denn ihm genügte nicht mehr der unbestimmte Ausdruck, daß aus dem Wasser oder einem andern Elemente alles hervorgegangen sei, und es war ihm unbegreiflich, wie ein bereits bestimmter Urstoff zu allem werden könne, ohne sein eigenes Wesen in diesem steten Wechsel des Werdens unaufhörlich aufzugeben, darum setzte er der Lehre des Thales zunächst die Vorstellung des kosmogonischen Mythus von einem ursprünglichen Chaos entgegen, in welchem die Keime oder Samen aller Dinge ungesondert in einander lägen. Indem er aber diese rohere Vorstellung zu vergeistigen suchte, erhob er sich zu dem Gedanken eines ungewordenen und unvergänglichen, völlig bestimmungslosen, also vielmehr ideellen als materiellen Urgrundes, den er das Unendliche (*ἄπειρον*) nannte, und auf das Bestimmteste von den sinnlichen Elementen unterschied; denn wenn es heißt, er habe sein Unendliches doch wieder als eine Natur, nur als eine von den Elementen verschiedene, bestimmt [38]), so durfte dies von Älteren und Neueren nicht so verstanden werden, als habe er noch ein anderes Element neben den gewöhnlichen angenommen, oder wol gar ein zwischen zweien derselben, wie zwischen Wasser und Luft oder Luft und Feuer, in der Mitte liegendes als Urelement gesetzt [39]); denn mag jener Ausdruck auch wirklich sein eigener sein, soviel ist doch aus den Bruchstücken seiner Lehre klar genug, daß sein bestimmungsloser Anfang ihm das Allgemeine, Unsinnliche, Unveränderliche, Ewige, die Macht aller Dinge, das im Dunkel verborgene indifferente Substrat aller Veränderung war, und daß er es dem Sinnlichen, Einzelnen, Werdenden scharf genug entgegensetzte [40]). Wenn es nun aber galt, nachzuweisen, wie in diesem unbestimmten Allgemeinen dennoch die Anfänge aller Dinge liegen und aus demselben sich entwickeln konnten, so konnte hier kaum eine andere Vorstellung entstehen, als die, daß in ihm die Samen aller Dinge enthalten wären und daß durch Scheidung aus dem Allgemeinen zuerst die ursprünglichen Gegensätze, also doch wol die Elemente mit ihren entgegengesetzten Qualitäten des Warmen und Kalten, des Feuchten und Trockenen hervorgingen [41]), dann durch Anziehung des Verwandten an einander und durch Mischung die einzelnen Gestaltungen entständen [42]), woraus dann von selbst folgte, daß der Untergang des Einzelnen als Auflösung der Mischung mußte gedacht werden. So war denn nun durch Anaximandros' Lehre in doppelter Hinsicht künftigen höheren Entwickelungen der Weg gebahnt. Denn zuerst hatte Anaximandros einen scharfen Gegensatz zwischen dem Einzelnen, Bestimmten, und dem Allgemeinen, Unbestimmten, der alles in sich fassenden Ursubstanz ausgesprochen, ein Gegensatz, von dem auch die Philosophien des Orients auszugehen pflegten; da aber war er doch nicht zu dem harten Ergebniß gelangt, in welches die orientalischen Lehren gewöhnlich auslaufen, daß alles Einzelne ein Nichtiges und Wesenloses sei in Beziehung auf das Allgemeine und in diesem aufgehe und untergehe, sondern das Einzelne hatte ihm neben dem Allgemeinen wirklichen Bestand, es war im Gegentheil die reale Seite neben der idealen des Allgemeinen. Ferner hat auch Anaximandros zuerst, soviel wir wissen, in seiner Naturansicht auf den Gegensatz der Anziehung und Abstoßung hingewiesen, der so vielen Phänomenen der organischen und unorganischen Natur zum Grunde liegt, und indem er über die rohe, sinnliche Vorstellung von einem Werden und Vergehen der Dinge hinaus war, da ja die Keime aller Dinge ihm in dem Ewigen, also selbst unvergänglich waren, so konnte er auch von seinem Standpunkte aus nicht zu der Ansicht mehrer spätern Physiker von der Veränderung eines Urelementes zu Allem und in Alles gelangen, da sein *ἄπειρον* eben der unveränderliche, immer in Allem fortbestehende Grund alles Einzelnen war; wenn ihm aber so sein Unendliches selbst als ein Gemischtes, und alles Werden und Vergehen als Hervorgehen und Zurückgehen in das Unendliche oder von einer andern Seite her als Mischung und Scheidung erschien, so dürfen wir ihn deshalb noch nicht als Urheber der mechanischen Naturansicht ansehen, denn bis zu diesem Gegensatze war seine Speculation noch nicht gekommen, und daß er das Unendliche sich nicht blos als todte Masse, sondern auch als allumfassende Allkraft dachte, das sieht man aus den Bestimmungen, daß es ein immer bewegtes sei [43]), daß es den Grund aller Dinge habe [44]), daß es alles umfasse und alles regiere [45]). Ebenso wenig darf man fragen, wie ihm denn das Unendliche zugleich als Erstes und als Product der Mischung habe erscheinen können, denn solche Fragen hat er selbst noch nicht aufgeworfen und konnte sie noch nicht aufwerfen. Man darf also in seiner Lehre nicht den Gegensatz des Einen und Vielen, den erst die Eleaten in bewußterer Weise aussprachen [46]), noch weniger die Aristotelische Unterscheidung des Möglichen und Wirklichen hineintragen und etwa sagen, daß in seinem Unendlichen das

37) Vgl. Schleiermacher über Anaximandros. 38) *Simpl.* phys. Fol. 6, a. *λέγει τὴν ἀρχὴν μήτε ὕδωρ μήτε ἄλλο τι τῶν καλουμένων εἶναι στοιχείων, ἀλλ' ἑτέραν τινὰ φύσιν ἄπειρον.* 39) Vgl. Schleiermacher. S. 98. 40) *Arist.* phys. III. 4. *ἀθάνατον καὶ ἀνώλεθρον, ἀγένητον καὶ ἄφθαρτον.* 41) *Arist.* phys. I, 4. *οἱ ἐκ τοῦ ἑνὸς ἐνούσας τὰς ἐναντιότητας ἐκκρινεσθαι (φασιν), ὥσπερ Ἀναξίμανδρος.* Was können diese ursprünglichen Gegensätze anders sein, als die elementarischen? 42) *Theophr.* ap. *Simpl.* ad phys. Fol. 6, b. *ἐν τῇ διακρίσει τοῦ ἀπείρου τὰ συγγενῆ φέρεσθαι πρὸς ἄλληλα.* Hier ist nun freilich in unserer Kenntniß der Lehre Anaximander's eine Lücke, da wir nicht wissen, wie er das Verhältniß der Urkeime der einzelnen Dinge, die er, ähnlich den Homöomerien des Anaxagoras, nur unbestimmter, im *ἄπειρον* sich enthalten dachte (*Simpl.* l. l.), zu den allgemeinen elementarischen Qualitäten sich vorgestellt, und wie er dann die Anziehung selbst bestimmt hat.

43) *Simpl.* ad phys. Fol. 9, b. *τὴν ἀΐδιον κίνησιν αἰτίαν εἶναι τῆς τῶν ὄντων γενέσεως.* Er zuerst nannte die Ursubstanz *ἀρχή*, *Simpl.* ad phys. Fol. 32. b. 44) *Plut.* ap *Euseb.* pr. ev. I, 8. *τὴν πᾶσαν αἰτίαν ἔχειν τῆς τοῦ παντὸς γενέσεως καὶ φθορᾶς.* 45) *Arist.* phys. III, 4. *περιέχειν ἅπαντα καὶ πάντα κυβερνᾶν.* Von ihm mochte Herakleitos die Bestimmung des *περιέχον* entlehnt haben. 46) Darum mag auch Aristoteles (phys. I, 4) ihn noch nicht bestimmt mit denen zusammenstellen, welche mit klareren Ausdrücken das Eine neben dem Vielen annahmen, unter denen er Empedokles und Anaxagoras nennt.

Einzelne der Möglichkeit nach sei enthalten gewesen [47]), aber Keime zu diesen beiden Lehren lagen doch schon in seinen Vorstellungen. Worauf aber seine ganze Lehre stets hinstrebte, ohne es doch in klarerer Weise aussprechen zu können, das war die Anerkennung eines höhern geistigen Princips, das den todten Stoff zertheile und den Act der Scheidung und der Bildung des Einzelnen vollziehe, da in seinem Unendlichen an sich die Nothwendigkeit dieser Scheidung nicht gesetzt war. So war die Lehre des Anaxagoras gewissermaßen durch die des Anaximandros gefodert und die natürliche Fortsetzung derselben nur so, daß der Unterschied des Mechanischen und Dynamischen dort schon klarer heraustrat, indem die mechanische Mischung und Scheidung der Urkeime der Dinge dem dynamischen Proceß des νοῦς auf eine noch völlig unvermittelte Weise entgegengesetzt wurde. Nicht minder war die Lehre des Empedokles, der die geistige Urkraft selbst als eine doppelte setzte, ganz inconsequent aber statt der unendlichen Mischung die vier Elemente als Urstoff annahm, und zuletzt die der Atomiker, in welcher die mechanische Naturansicht mit Bewußtsein als die allein richtige geltend gemacht wurde, ursprünglich durch die Sätze des Anaximandros hervorgerufen. Wie aber an allgemeine Sätze der Art sich sofort bei der Durchführung ins Einzelne ein gewisses dialektisches Verfahren anknüpft, so erscheint auch schon bei Anaximandros in den Worten, daß alle Dinge einander Buße und Strafe ihrer Ungerechtigkeit geben nach der Ordnung der Zeit, eine Ahnung des speculativen Satzes, daß jeder erscheinende Gegensatz nur ein relativer und durch innere Nothwendigkeit dazu bestimmt sei, in sein Gegentheil überzugehen [48]). Zugleich sehen wir aus diesen und anderen Ausdrücken [49]) das Bilderreiche und Ahnungsvolle seiner noch fast poetischen Ausdrucksweise. Auch in der Betrachtung der einzelnen Phänomene der Natur sehen wir ihn in gleicher Richtung, wie später Anaxagoras, Diogenes, Empedokles, wie er gleichmäßig das Einzelne scharf beobachtet und es auf sein höheres Gesetz zurückzuführen sucht, wie dies aus seinen, hier nicht weiter zu entwickelnden Ansichten von der Natur der Himmelskörper, die er als unzählige Welten in der einen Welt dachte [50]), und namentlich über die Stufenfolge und successive Entstehung der organischen Wesen [51]) hervorgeht. Der nächste bedeutende Physiker, Anaximenes von Milet, den die Tradition zu einem Schüler des Anaximandros macht [52]), verfolgte zunächst nicht die von diesem gebrochene Bahn, sondern lenkte zu dem elementarischen Principe des Thales zurück, indem er nur, statt des Wassers, die freiere, dem Unsinnlichen näher stehende Luft [53]) als Urgrund der Dinge setzte, aus welchem alles werde, in welchen alles sich auflöse. Deshalb aber darf man nun nicht meinen, daß die Lehre des Anaximandros ihm ganz fremd oder doch ohne Einfluß auf ihn geblieben sei [54]); vielmehr finden wir in seiner Lehre zwei wichtige Bestimmungen, die erst durch Anaximandros bei ihm scheinen angeregt zu sein. Zuerst nämlich war ihm, wie jenem, sein Urgrund ebenfalls das Unendliche, an sich Bestimmungslose [55]), nur, daß er dasselbe nicht als ein für sich Bestehendes ansah, sondern er gab ihm gleichsam einen Körper, indem er es von der Luft, als dem die ganze sinnliche Welt auch äußerlich umfassenden Elemente, prädicirte [56]); so mochte er meinen, den Anaximandros verbessert zu haben, indem er das wesenlose Unendliche, das doch im Grunde nichts war als ein leeres, substanzloses Prädicat, an die Luft als an ein festes Subject band, an welchem es auch den Sinnen wahrnehmbar zur Erscheinung komme. Zweitens aber nahm er von Anaximandros auch den Gedanken auf, daß alles Werden des Einzelnen zurückzuführen sei auf eine entgegengesetzte Wirksamkeit der ἀρχή, die er aber nun, um sie dem Wesen der Luft anzupassen, als Verdichtung und Verdünnung [57]), oder, was vielleicht sein eigentlicher Ausdruck war, als Anspannung und Abspannung (συστολή, χάλασις) bestimmte [58]). In dem letztern Ausdrucke liegt denn auch bereits die Ahnung eines belebten Weltganzen, wie denn überhaupt in seiner Forschung auch das ein bedeutender Fortschritt ist, daß er zuerst auf das Wesen der Seele zu reflectiren anfing, und die Luft eben darum besonders als Urgrund aller Dinge annahm, weil ihm auch die Seele, die Beherrscherin des Leibes, als ein luftartiges Wesen erschien [59]); hieraus ging ihm dann ein ähnliches Verhältniß zwischen der Luft, als dem die ganze Welt Zusammenhaltenden und Umfassenden [60]), und zwischen der aus ihr hervorgegangenen Welt hervor, wie zwischen der Seele und dem Leibe, sodaß man wol sagen kann, bei ihm zeigen sich, in der griechischen Philosophie wenigstens, die ersten Spuren jener pantheistischen Ansicht, welcher das All ein aus einer Weltseele und einem Weltleibe bestehender Organismus ist. Jedenfalls aber war dem Anaximenes sein ἀρχή, wenn auch elementarisch,

47) *Arist.* met. XI, 2. ἐξ ὄντος γίγνεται πάντα. δυνάμει μέντοι ὄντος, ἐκ μὴ ὄντος δὲ ἐνεργείᾳ. Hierauf führt er sowol des Anaxagoras als des Empedokles und Anaximandros Mischung zurück. 48) *Simpl.* ad phys. Fol. 6, a. 49) So, wenn er von der Geburt, dem Tode und der unendlichen Anzahl der Götter spricht, worunter er Welten verstand; *Cic.* de n. d. I, 10. 50) *Plut.* ap. *Euseb.* pr. ev. I, 8. (ἀποκεκρίσθαι τοὺς ἅπαντας ἀπείρους ὄντας κόσμους). Die Sonne erkannte er als (acht und zwanzigmal) größer als die Erde an, *Gal.* hist. ph. c. 24. 51) *Plac.* phil. V, 19, wo die Meinung berichtet wird, die ersten Thiere seien im Feuchten geboren und haben stachlige Schalen gehabt, später seien sie dann trockner geworden und die Schale gebrochen. Nach *Plut.* symp. qu. VIII, 8, 4 seien die ersten Menschen unter den Fischen erzogen. Wir sehen hier die ersten Keime der Empedokleischen Ansicht.

52) *Diog. L.* II, 3. *Cic.* qu. ac. II, 37. Freilich unmöglich, wenn er, nach Apollodoros, erst Ol. 63 geboren ist. 53) *Pl.* ap. *Eus.* pr. ev. I, 8. τῶν ὅλων ἀρχὴν ἀέρα. *Pl.* phil. I, 3. 54) Ritter geht zu weit, wenn er (Gesch. der Phil. I. S. 211 fg.) diesen Einfluß ganz leugnet. 55) *Pl.* ap. *Eus.* l. l. τὸν ἀέρα εἶναι τῷ μὲν γένει ἄπειρον, ταῖς δὲ περὶ αὐτὸν ποιότησιν ὡρισμένον. 56) *Pl.* ph. I, 3. ὅλον τὸν κόσμον πνεῦμα καὶ ἀὴρ περιέχει. 57) *Pl.* ap. *Eus.* l. l. γεννᾶσθαι πάντα κατά τινα πύκνωσιν τούτου καὶ πάλιν ἀραίωσιν. (μάνωσιν, nach *Theophr.* bei *Simpl.* ad phys. Fol. 32, a.) 58) *Plut.* de primo frigido. c. 7. Hier wird das συστελλόμενον der ὕλη mit dem Kalten, das ἀραιὸν oder χαλαρὸν mit dem Warmen zusammengestellt. 59) *Stob.* ecl. p. 798. *Pl.* ph. I, 3. ψυχὴ ἡ ἡμετέρα ἀὴρ οὖσα συγκρατεῖ ἡμᾶς. 60) *Pl.* ph. I, 3.

doch ein Anderes und Höheres, als dem Thales, und nicht die sinnlich erscheinende, sondern die an sich qualitätlose, indifferente Luft war es, die er als Anfang und als Macht der Dinge annahm. Dann nahm er auch das vom Anarimandros auf, daß er sich die ἀρχή als ein immer Bewegtes dachte [61]), was ja eben auch an der Luft schon der sinnlichen Betrachtung sich darstellte. Wie nun die Wirksamkeit der Luft eine ursprünglich entgegengesetzte und alles Werden und Vergehen ein Spiel dieser entgegengesetzten Kräfte war, so waren in der Luft schon unmittelbar, grade wie in dem ἄπειρον des Anarimandros, beide Enden des Gegensatzes vereinigt [62]), was er wol auch an dem Beispiele klar machte, daß der aus unserm Munde ausgehende Athem zugleich kalt und warm sei [63]). Übrigens scheint er nur die zwei elementaren Gegensätze des Feuchten und Trocknen, die eben wieder dem Gegensatze der Verdünnung und Verdichtung entsprachen, nicht aber die Abstufung in vier verschiedene Elemente angenommen zu haben, weshalb ihm auch, ohne weitere Mittelstufen, aus der zusammengefilzten Luft sofort die Erde und aus der Erde wieder das Feuer und die feurigen Himmelskörper hervorgehen konnten [64]). In der Physik und Astronomie scheint er des Anarimandros Beobachtungen fortgesetzt zu haben; wie er denn die Sonne eine durch ihre heftige Bewegung sehr erwärmte Erde nannte [65]). Von seiner Schrift wissen wir nur, daß sie, ohne Zweifel auch darin der seines Vorgängers ähnlich, im reinen Jonischen Dialekte und in einfacher, schmuckloser Darstellung abgefaßt war [66]). Wir würden nun die erste Reihe der Jonischen Philosophen, deren einzelne Häupter noch nicht zu der bewußten Anerkennung eines höhern, geistigen Principes gekommen waren, abschließen können, wenn wir nicht zuerst noch auf eine Lücke in unserer Kenntniß der alten Philosophie hinweisen müßten; denn wir wissen, daß einzelne Denker jener Zeit auch ein Mittelwesen (μεταξύ), sei es zwischen Wasser und Luft, sei es zwischen Luft und Feuer, als Princip gesetzt [67]), andere ein ursprüngliches, doppeltes Princip, wie der Gegensatz des Warmen und Kalten [68]), gelehrt haben, was wol auch mit der Lehre der Mysterien zusammenhangen mochte, und dann in den Theil der Lehre des Parmenides, der von der Erscheinungswelt handelte, mit aufgenommen worden ist. Aber von den Männern, welche jenen beiden Lehren mögen angehangen haben, sind uns nicht einmal die Namen übriggeblieben. Auch der Logograph Pherekydes, der an die Spitze der Weltbildung ein dreifaches Princip, Zeus, Chronos, Chthon, setzte [69]) und damit vielleicht eine Synthesis der Vorstellungen des Mythus mit denen der Mysterien bezweckte, kann doch kaum zu den Philosophen gezählt werden; denn, obgleich in seiner Lehre die Ahnung einer tiefen Wahrheit unverkennbar ist, daß nämlich neben den beiden realen Principien der Materie (Chthon) und dem weltbildenden Geiste (Zeus), noch ein drittes formales, das Princip der leeren, anfangslosen Zeit (Chronos) müsse angenommen werden, so trägt doch sowol dieser Satz selbst, als auch seine weitere Ausführung [70]) zu sehr das Gepräge des Mythus, als daß man sie Philosopheme nennen könnte.

An der Spitze der zweiten Reihe Jonischer Philosophen steht uns der ohne Zweifel tiefsinnigste Denker dieser ganzen Richtung, der große Herakleitos von Ephesos, dessen zurückgezogenes, wiewol dem Öffentlichen stets mit Liebe anhangendes Leben [71]) und dunkle, aber von den gewaltigsten Lichtblicken der wunderbarsten Ahnungen häufig durchblitzten Schreibart [72]) auffallend an die Propheten des Morgenlandes erinnert, wie ja überhaupt in jener Zeit des noch unausgebildeten Denkens, wo es auch noch keine Philosophenschule gab, die wenigen bedeutenden Individuen, welche sich aus dem Gebiete des Dichtens zu den reineren Höhen des Denkens mit unsicherm Fluge zu erheben wagten, sich auch äußerlich von der Menge aussonderten und wie mit einer priesterlichen Weihe umkleidet erschienen. Durch Herakleitos machte das reine Denken einen ungeheuren Fortschritt, und auf alle Gebiete der Natur und des Menschenlebens warf die urkräftige Genialität dieses Mannes erleuchtende Strahlen, die zuweilen blendeten, meistens aber von spätern Denkern wieder aufgenommen, in ihrer wahren Bedeutung erkannt und in anderer Form an die Spitze ihrer Systeme gestellt wurden. Auch darin erscheint er als hoch über den meisten Jonischen Physikern stehend, daß sich bei ihm bereits die Anfänge der Ethik und Dialektik aus seiner Physik herauszubilden anfingen, wiewol man nicht, wie Einige gethan, annehmen darf, daß diese beiden Theile der Philosophie schon selbständig von ihm wären behandelt worden [73]), sondern sie blieben immer noch gleichsam eingehüllt

61) Orig. phil. c. 7. δηλοῦσθαι (τὸν ἀέρα) — τῷ ψυχρῷ. Cic. de n. d. I, 10. Anaximenes aëra deum statuit, eumque gigni esseque immensum et infinitum et semper in motu. 62) Orig. phil. c. 7. δηλοῦσθαι τῷ ψυχρῷ καὶ τῷ θερμῷ καὶ τῷ ὑγρῷ. (Sollte hier nicht das fast unentbehrliche letzte Glied der Doppelreihe: τῷ ξηρῷ, ausgefallen sein?) 63) Plut. de pr. fr. c. 7. 64) Orig. phil. c. 7. Plut. ap. Eus. I. 8 65) Plut. ap. Eus. l. l. 66) Diog. L. II. 3. κ χρῆται γλώσσῃ Ἰάδι ἁπλῇ καὶ ἀπερίττῳ. 67) Arist. metaph. I. 3. ὅσοι πυρὸς μὲν πυκνότερον, ἀέρος δὲ λεπτότερον (ἔγνωσαν). 68) Arist. metaph. I. 3. τοῖς πλεῖον ποιοῦσι — οἷον τοῖς θερμὸν καὶ ψυχρὸν ἢ πῦρ καὶ γῆν. 69) Diog. L. I. 111.

70) Cfr. *Pherecydis* fragmenta, collegit. emendavit, illustravit *Fr. G. Starz*. ed. alt. (Lips. 1824.) Die weitere Ausführung bei *Damasc.* de princ. p. 384 ist ganz mythisch, weshalb auch Aristoteles richtig die Weise des Pherekydes also bezeichnet, daß er sagt, er habe in gemischter und nur nicht völlig in mythischer Weise geredet, met. 13. p. 301. Br. 71) Seine Blüthe um Ol. 69. *Diog. L.* IX. 1. Seine Liebe zum Gemeinwesen geht aus vielen seiner Sprüche hervor, doch grollte er seinen Mitbürgern, theils wegen seiner melancholischen Gemüthsstimmung (*Diog. L.* IX, 2), theils weil das Pöbeltreiben ihm zuwider war. (ὀχλολοίδορος nannte ihn der Sillograph Timon, bei *Diog. L.* IX. 6.) 72) ὁ σκοτεινός, *Arist.* de mund. c. 5. Nach Sokrates bedurfte sein Buch eines Delischen Schwimmers, *Diog. L.* IX, 12. Über die, wahren und vermeintlichen, Gründe seiner Dunkelheit s. Schleiermacher in der angef. Abhandlung. S. 322 fg. Vielleicht führte sein Werk den Titel Musen, wie Brandis (Gesch. der gr. Ph. S. 152) aus *Plato* Soph. p. 242 vermuthet; in drei Bücher, wie *Diog. L.* IX, 5 angibt, war es schwerlich getheilt; Schleierm. S. 349 fg. 73) *Sext. Empir.* adv. math. VII, 7 gibt an, daß viele ihn einen ethischen Philosophen nennen; auch die Dreitheilung seiner Schrift soll sich auf die Unterscheidung von Physik,

in die Physik. Als den ersten und größten Fortschritt aber, den Herakleitos' Lehre in der Geschichte der Wissenschaft bezeichnete, müssen wir das annehmen, daß sein Denken nicht mehr auf die Auffindung eines Urstoffes aller Dinge gerichtet war, und auch der abstract ideale Urgrund des Anarimandros konnte ihm nicht genügen, vielmehr suchte er vor allen den Begriff des Werdens selbst zu fixiren und wie im Fluge zu erfassen, und aus diesem Begriffe ergaben sich ihm dann die weitern Grundbestimmungen seiner Lehre. Daraus folgte dann, daß er überhaupt vor allem auf die vielfachen Gegensätze in der Erscheinungswelt reflectirte, die er mit seiner dialektischen Schärfe in ihrer innern Nichtigkeit zu erfassen und auf ihre Grundformel zurückzubringen strebte. Hiermit war er denn nun an der Schwelle einer neuen, geistigen Betrachtungsweise des Natürlichen angelangt, die er zwar noch nicht vollendete, die aber doch in allen seinen Lehrsätzen immer hindurchblickt. Vielleicht hatte auch Xenophanes beigetragen, seinen Geist auf neue Bahnen zu lenken, sowie es nicht unwahrscheinlich ist, daß er vom Pythagoras zu der großen Idee der Weltharmonie, die er freilich ganz selbständig zu begründen und weiter zu führen wußte, ist angeregt worden; das wenigstens ist gewiß, daß er beide Männer kannte, freilich aber sie wegen ihrer vermeintlichen Vielwisserei bitter tadelte [74]). Daß nun Herakleitos als Grundproblem seiner Untersuchungen sich den Begriff des Werdens setzte, dazu bewog ihn die Erfahrung, die sich ihm, gegenüber der gewöhnlichen Meinung und dem Sinnenscheine [75]), ergab, daß alles in der Natur immer sich bewege und Ruhe und Stillstand nirgends zu finden sei [76]); dies war sein berühmter Satz von dem Flusse aller Dinge, wovon er sagt, daß alles immer gehe und nichts bleibe und daß niemals Jemand zwei Mal in denselben Fluß steigen könne, denn immer fließe anderes und anderes Wasser hinzu [77]). Noch allgemeiner und schärfer drückte er diesen Satz so aus: in denselben Fluß steigen wir zugleich hinein und nicht hinein [78]). Dieser allgemeine und unaufhörliche Fluß der Dinge aber ist nun eben das Werden, und daher erschien ihm die Natur als ein immer Werdendes, und alles Sein war ihm nur denkbar unter der Form des Werdens, weshalb er auch sagte: wir sind zugleich und sind nicht [79]); denn im Momente des Werdens ist das Nichtsein wirklich dem Sein gleich, indem jenes sich zu diesem aufhebt. So gelangte denn nun Herakleitos zu dem wahrhaften Begriffe des Werdens, indem er dasselbe bestimmte als das Sein und Nichtsein in sich habend und zu einer momentanen Vereinigung bringend, und damit war denn zugleich auch in jenem ewigen Flusse gewissermaßen die Ruhe gefunden, da eben der Moment des Werdens, in welchem das Nichtseiende ein Seiendes wird, den Fluß als augenblicklich zur Ruhe gekommen, gleichsam als gehemmt durch die entgegengesetzte, sich im Gleichgewicht haltende Bewegung darstellt. Wir können sagen, daß des Herakleitos' Scharfsinn zuerst jenen Streit über die Realität des Nichtseins weckte, welcher so lange die eleatische Schule beschäftigt hat und endlich vom Platon befriedigend gelöst wurde. Aber Herakleitos konnte jenen Gegensatz noch nicht in seiner metaphysischen Reinheit festhalten, er knüpfte vielmehr alles, was er über denselben lehrte, in seiner lebensvollen Ausdrucksweise, welche selbst das Wort γένεσις verschmähte, sogleich wieder an ein Concretes und Wirkliches an. Das Werden war ihm ein Streit, ein Kampf entgegengesetzter Bewegungen, und daher sagte er auch, der Streit sei der Vater aller Dinge [80]); da aber doch in dem Momente des Werdens der Gegensatz augenblicklich aufgehoben erschien, so sah er durch den Kampf immer zugleich auch die Harmonie, die Einheit des Gegensatzes, die ganze Welt glich ihm der Harmonie einer Lyra oder eines gespannten Bogens [81]), und wenn er zuerst gesagt hatte, der allgemeine Strom des Werdens zerstreue zuerst und führe dann wieder zusammen, so verbesserte er diesen Ausdruck sofort dahin, daß er zugleich sich zusammenstelle und loslasse, zugleich zufließe und abfließe [82]). Wenn er nun auf die sinnliche Welt blickte, so erschien ihm in der ganzen Schöpfung nichts, was ihm seine Idee des ewigen Werdens reiner darzustellen schien, als das Feuer, das ihm ein sinnliches Bild der anfangs- und endlosen Zeit war [83]), die ja schon in einigen mystischen Lehren an die Spitze der Weltbildung war gestellt worden [84]). Denn im Feuer schien sich ihm alles aufzulösen, in ihm verdampft das Feuchte, in ihm verzehrt sich das Feste, es selbst aber verlöscht nie, es ist ein ewig Lebendes [85]). Zugleich aber ist es in seiner

Politik, Theologie bezogen haben, was jener Zeit noch völlig fremd war.

74) *Diog. L.* IX, 1. *Πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει, Ἡσίοδον γὰρ ἂν ἐδίδαξε καὶ Πυθαγόρην αὖτίς τε καὶ Ξενοφάνεά τε καὶ Ἑκαταῖον.* Daß er sich mit Xenophanes, den er, nach unglaubwürdigen Gerüchten, gehört haben soll (*Diog. L.* IX, 5), im tiefsten Gegensatze wußte, kann aus dem fast entgegengesetzten Charakter beider Lehren schon vermuthet werden. 75) Daher soll er auch gesagt haben: *τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι*, *Sext. Emp.* adv. math. 126. *Diog. L.* IX, 7. Doch wird er Sehen und Sehen unterschieden haben; vgl. den Ausspruch bei *Sext. Emp.* adv. math. VII, 126. 76) *Plato* Crat. p. 402, a. *Pl.* de pl. phil. I, 23. *ῥοπήν τε καὶ στάσιν ἐκ τῶν ὅλων ἀνῄρει· ἐκεῖ γὰρ τοῦτο τῶν νεκρῶν.* 77) *Euseb.* pr. ev. 15, 20. (nach Kleanthes' Bericht) *ποταμοῖσι τοῖσιν αὐτοῖσιν ἐμβαίνουσιν ἕτερα καὶ ἕτερα ὕδατα ἐπιῤῥεῖ.* *Plat.* Crat. p. 402, a. *ποταμοῦ ῥοὴ ἀπεικάζων τὰ ὄντα λέγει ὡς δὶς ἐς τὸν αὐτὸν ποταμὸν οὐκ ἐμβαίης.* 78) *Heracl.* all. *Hom.* p. 443, *Gale*, *ποταμοῖσι τοῖσιν αὐτοῖσιν ἐμβαίνομέν τε καὶ οὐκ ἐμβαίνομεν.*

79) *Heracl.* all. *Hom.* l. l. Dort folgt sogleich auf eben die Worte der Ausspruch: *εἰμέν τε καὶ οὐκ εἰμέν*, den ich nicht mit Schleiermacher mit dem vorigen verbinde, sondern ihn für sich nehme. 80) *Πόλεμος πατὴρ πάντων*, *Plut.* de Is. et Os. p. 370. 81) *Παλίντονος ἁρμονίη κόσμου, ὅκωσπερ λύρης καὶ τόξου*, ebendas. p. 369. Einer der reinsten speculativen Ausdrücke Heraklit's ist: *τὸ ἀντίξουν συμφέρον*, auch: *ἐκ διαφερόντων καλλίστη ἁρμονία*, *Ar.* eth. *Nic.* VIII, 2. 82) *σχίζηται καὶ πάλιν συνάγει — ἅμα συνίσταται καὶ ἀπολείπει, πρόσεισι καὶ ἄπεισι*, *Plut.* de *εἰ* ap. Delph. p. 392. 83) *τὸ ἓν καὶ τὸ πρῶτον σῶμα χρόνος ἐστί*, *Sext. Emp.* adv. math. X, 231. 232. 84) So bei den Orphikern, nach Hellanikos, welche die Zeit unter dem Bilde des Herakles personificirten; Brandis, Gesch. d. gr. Ph. S. 64 fg. 85) *Clem. Al.* Strom. V. p. 599. *ἦν ἀεὶ καὶ ἔστιν καὶ ἔσται πῦρ ἀείζωον. Diog. L.* IX, 7. *πάντα δι' πυρὸς συνιστάναι καὶ εἰς τοῦτο ἀναλύεσθαι.*

sinnlichen Erscheinung das Allumfassende (*περιέχον*), das Oberste im ganzen Weltraume[86]), womit indessen nicht gesagt ist, daß es nicht auch die niederen Räume mit seiner belebenden Kraft durchdringe. Somit war denn das Element des Feuers dem Heraklit allerdings das Grundwesen der erscheinenden Dinge; aber nicht darein dürfen wir den wahren Werth seiner Lehre setzen, daß er das Feuer als *ἀρχή* bestimmt habe, ja nicht einmal das ist zu erweisen, daß er selbst sich dieses Ausdruckes bediente[87]), sondern das Feuer war ihm nichts als das sinnliche Substrat der Idee des ewigen Werdens, der Stoff, woran das Werden sowol in seinem beständigen Übergange aus Andrem in Andres als in seiner momentanen Ruhe sich am deutlichsten zu manifestiren schien; doch ist zuzugeben, daß, indem er ein an sich ideelles Gesetz sogleich wieder auf die Natur eines, wenn auch noch so feinen körperlichen Stoffes zurückbrachte, er im Wesentlichen noch in den Schranken seiner Schule blieb, die er durch manchen einzelnen kühnen Blick überstiegen zu haben schien. Da nun also das Feuer ihm das Höchste im Weltraume war, so sah er alles Werden theils als Entstehen aus dem Feuer, theils als Rückgang in das Feuer an[88]), was er dann für die sinnliche Anschauung als eine doppelte, entgegengesetzte Bewegung, als Bewegung nach Oben und nach Unten, faßte[89]); in dem Moment aber, wo beide Bewegungen sich in ihrem Gegenlaufe begegnen, mußte die eine die andere nothwendig hemmen, und der Moment dieser Hemmung war dann eben wieder der Moment des Werdens, in welchem Sein und Nichtsein zusammenfallen[90]); dieser Moment läßt uns denn auch das Werdende als ein Seiendes und Ruhendes erscheinen, doch ist dies nur eine Täuschung der Sinne; denn ein Ruhendes gibt es nirgends. Natürlich aber war ihm der Weg nach Oben, auf welchem sich die gröberen Stoffe im Feuer auflösten, die reinere und vollkommnere Bewegung, wogegen ihm der Weg nach Unten, die Verkörperung und gleichsam Erstarrung des reinen Feuers, als die niedere und verderbliche Bewegung erschien, wie überhaupt nichts mehr ihm zuwider war, als alles Todte und Starre[91]). Nun war aber in jener Hemmung des Gegenlaufes ihm zugleich ein Verhältniß (*λόγος*) zweier entgegengesetzten Bestimmungen[92]) gesetzt, und da blieb denn eben im Einzelnen zu untersuchen, in welchem Verhältniß die Entgegengesetzten zu einander stehen, und ob und in wiefern das Feurige jedes Mal vorherrsche oder das Starre. So hatte denn nun die Wissenschaft einen neuen, fruchtbaren Gedanken gewonnen, daß alles in der Natur nach Gesetzen und Verhältnissen geordnet sei, wiewol wir nicht finden, daß er diese Verhältnisse bereits bei den einzelnen Dingen durch gewisse Formeln ausgedrückt habe, wie es die Pythagoräer und Empedokles thaten. Auch die Theorie der Stoiker von ihren in der ganzen Natur erscheinenden Verhältnißbegriffen (*λόγοι*) ist in ihrem ersten Grunde Herakleitisch, wie ja überhaupt die Stoiker sich in der Physik gern als Nachfolger Herakleitos' bekannten[93]). Darum hatte bei Heraklit alles sein bestimmtes Maß; in Maßen entzündete sich, in Maßen erlosch das Feuer[94]), und so wird er auch im großen Weltganzen größere Perioden angenommen haben, in welchen bald das Feurige, bald das Starre vorherrsche, weshalb seine Lehre von der Auflösung aller Dinge in Feuer (*ἐκπύρωσις*), die ebenfalls in die Stoa überging, wol nicht blos ein concreter Ausdruck für die absolute Macht des Feuers überhaupt gewesen zu sein scheint[95]). Natürlich konnte er in dieser Auflösung nicht den Untergang, sondern nur die Rückkehr zur wahren Bewegung, die Sättigung, welche alles Verlangen stillt[96]), erkennen. Ein merkwürdiger Unterschied aber zwischen Heraklit und den übrigen Physikern ist es, daß er auf die Beobachtung des Einzelnen wenig zu geben schien, wie ja auch kein einziger bedeutender physischer Satz auf ihn zurückgeführt wird, sondern in seiner Naturlehre überließ er sich Hypothesen, die eigentlich jede Möglichkeit einer Naturwissenschaft zerstörten, wie, wenn er lehrte, die Sonne entstehe und verlösche täglich von Neuem[97]); doch war dies nur eine Folge seines Grundprincipes vom ewigen Fluß der Dinge, mit welchem die Annahme fester und gleichmäßiger Gesetze kaum vereinbar war. Eben weil er eine immerwährende Bewegung von Unten nach Oben und umgekehrt annahm, kam er auch darauf, zwischen Erde und Feuer das Feuchte als verbindendes Mittelglied zu setzen, aus welchem das Feuer durch Verdampfung sich stets wieder herstelle; unter dem Feuchten begriff er Wasser und Luft zusammen, nahm also nur drei Elemente an[98]), doch glaubte er auch, daß das Feuer sich unmittelbar zur Erde verdichten, die Erde

86) *Sext. Emp.* adv. math. VII, 127—130. 87) Vielmehr sagt Aristoteles, daß Niemand das Feuer, so wenig als die Erde, als das Eine und Unendliche, also als *ἀρχή*, gesetzt habe; phys. III, 5. 88) *Diog. L.* IX, 9. 89) *ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω*, *Diog. L.* IX, 7 u. ö. 90) Er selbst nannte diesen Moment *ἐναντιοτροπή*, *δι' ἧς ἡρμόσθαι τὰ ὄντα*, *Diog. L.* l. c. Noch schärfer: *συνᾴδον καὶ διᾴδον, συμφερόμενον καὶ διαφερόμενον, ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα·* doch sind die letzten Worte schwerlich vom Heraklit. — Anderswo *ἐναντιοδρομία*, *Stob.* ecl. I. p. 58. 91) *τὸ μὲν ἐπὶ τὴν γένεσιν ἄγον καλεῖσθαι πόλεμον καὶ ἔριν, τὸ δ' ἐπὶ τὴν ἐκπύρωσιν ὁμολογίαν καὶ εἰρήνην*, *Diog. L.* IX, 7. Ritter durfte diese Angabe nicht bezweifeln, da ja Heraklit auch sonst über den Kampf sich zu der Idee des Friedens, den er in die volle Harmonie der Bewegung setzte, erhoben hat. 92) Daher ist das *περιέχον* ihm *λόγος θεῖος*, *Sext. E.* adv. math. 129.

93) Ritter, Gesch. der Phil. 2. Th. S. 583. 94) *Clem. Alex.* Strom. V. p. 599. *ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα.* 95) Zwar in der Stelle bei *Diog. L.* IX, 7 ist *ἐκπύρωσις* nichts als die unaufhörliche Verflüchtigung aller Dinge im Feuer; doch gibt es Stellen genug, worin von jenem Wechsel der Herrschaft des Feurigen und des Starren nach bestimmten Perioden die Rede ist, was schon *Arist.* phys. III, 5 andeutet; vgl. *Diog. L.* IX, 8. (*ἐναλλὰξ γεννᾶσθαι ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκ πυροῦσθαι κατά τινας περιόδους.*) *Clem. Al.* Strom. V, I. Brandis, Gesch. d. gr. Phil. S. 178. 96) Daher empfindet Alles, so lange es von dem Allgemeinen gesondert ist, den Mangel (*χρησμοσύνη*), der aber durch das Eingehen in das Allgemeine sich zur Sättigung (*κόρος*) aufhebt; *Philo*, alleg. legg. III, 3. p. 88. 97) *νέος ἐφ' ἡμέρῃ*, *Arist.* meteor. II, 2. 98) *Diog. L.* IX, 7. *σχεδὸν πάντα ἀνάγων ἐπὶ τὴν ἀναθυμίασιν τὴν ἀπὸ τῆς θαλάττης. Clem. Al.* Strom. V. p. 599. *πυρὸς τροπαὶ πρῶτον θάλασσα, θαλάσσης δὲ τὸ μὲν ἥμισυ γῆ, τὸ δὲ ἥμισυ πρηστήρ.*

sich zum Feuer verflüchtigen könne, ohne Vermittelung des zwischengelagerten Feuchten [99]). Besonders hat er meteorologische Phänomene zu erklären gesucht, weil die Meteore am meisten das Werdende und Wechselnde in der Natur darstellen; indessen sind seine Ansichten darüber ohne wissenschaftlichen Werth und ohne bleibendes Interesse [1]). Von dieser tieferen Betrachtung des Werdenden, wobei die Naturbeobachtung immer mehr zurücktrat, gelangte er dann zuletzt auch zu der Anerkennung eines allgemein verbreiteten geistigen Lebens, dessen reinsten Ausdruck er in dem allumfassenden Feurigen, im Äther, fand, ohne daß ihm deshalb Äther und Geist ein völliges Identisches zu sein brauchten, und aus welchem auch der endliche, an den Körper gebundene Geist ein Ausfluß sei [2]). Dabei war ihm natürlich das Allgemeine, das er auch als göttliches Verhältniß (*θεῖος λόγος*) bezeichnete [3]), das Höhere und der einzelne Geist war ihm in demselben Grade höher und reiner, in welchem er dem allgemeinen Geiste näher stand, weshalb er auch die feurige, trockene Seele für die beste erklärte [4]). Wenn er auch das Allgemeine unter der Form des Verhältnisses dachte, so konnte er darunter wol nur das beständige Ineinandersein des allgemeinen und individuellen Lebens verstehen. Man kann sagen, daß Heraklit zuerst die große Foderung des Delphischen Gottes, sich selbst zu erkennen, als höchstes Gesetz seines Forschens ausgesprochen hat [5]), und die eine, wahre Weisheit bestand ihm darin, die ewige Vernunft zu erkennen, die Alles durch Alles regiert [6]). Darum konnte er reiner als alle früheren, von dem Göttlichen sprechen, und jene tiefe Frömmigkeit, die sich in allem der höheren allgemeinen Macht unterordnet, ohne sich in derselben völlig aufzugeben, und sich nach Vereinigung mit dem Göttlichen sehnt, war ein bedeutender Grundzug seiner Lehre [7]), durch welchen er den morgenländischen Denkern vielfach sich annähert. In dieser frommen Hingabe an das Allgemeine bestand ihm die Wahrheit, Irrthum aber entsteht, sobald wir uns von dem Allgemeinen isoliren und selbst für uns etwas haben wollen [8]). Man kann sagen, daß in diesen Sätzen bereits der Keim des Stoizismus lag, dessen wahres Wesen ja eben in dieser Hingabe an das allgemeine Weltgesetz und in dem resignirenden Aufgeben alles besondern Willens bestand. Auch der Tod, als die physische Vereinigung mit dem Allgemeinen, war ihm nichts anderes, als das Wiederaufleben unserer Seele, wie das Leben der Seele Tod [9]), sodaß auch im Leben sowol als im Tode der Menschen immer beides zusammen war, Leben und Tod; ebendasselbe besagt auch der mythische Ausdruck, die Götter leben unsern Tod und sterben unser Leben [10]). So herrschte denn nun jener stete Kampf des Werdens, den er in der Natur wahrnahm, auch im Menschenleben, und dies brachte ihn zu manchen äußerst hellen Blicken über Seelenlehre und Ethik. So war ihm das Wachen darum ein höherer Zustand als der Schlaf, weil im Wachen der Geist sich gleichsam mit allen seinen Poren den Einflüssen des allgemeinen Lebens hingibt, während er im Schlafe ein vom Allgemeinen abgesondertes, nur durch den Athem mit dem äußern Leben zusammenhangendes, niederes Traumleben führe [11]). Diese Erkenntniß des Allgemeinen war ihm zugleich die Anerkennung des göttlichen Gesetzes, und daher folgt alles, was er hier und da über Ethik und Politik aufstellte, aus dem schönen Grundsatze, daß man in Allem dem Allgemeinen und dem Gesetze der Welt folgen müsse [12]), ein Grundsatz, der auch das Princip der stoischen Ethik geworden ist. In der Kürze läßt sich nun der Grundgedanke der Lehre Herakleitos' so zusammenfassen, daß er ein ewiges Werden als Grundgesetz aller Dinge, im Momente des Werdens aber die Einheit des Gegensatzes zwischen Sein und Nichtsein, oder, sinnlicher gefaßt, der Bewegung nach Oben und nach Unten, des Entstehens und Vergehens, des Lebens und Sterbens fand. Aber freilich war dieser Gedanke noch viel zu haltungslos, um sich in seiner Einseitigkeit behaupten zu können; dieser ewige Fluß des Werdens mußte als entgegengesetzte Einseitigkeit die Lehre der Eleaten von dem unbewegten, unveränderlichen, ewigen Sein hervorrufen, und erst dem Platon konnte es gelingen, durch Eindringen in die Tiefe des Geistes die Fließenden, wie er die Herakliteer nannte, mit den eleatischen Beruhigern des All zu versöhnen [13]). Fast nothwendig mußte Herakleitos' Lehre zu der Consequenz des Protagoras, des Kratylos und anderer sophistischen Herakliteer führen, daß alles nur als Wahrgenommenes oder Empfundenes wahr sei, indem, wie alles andere, so auch das Wissen und Erkennen auf den schnell vorüberrauschenden Moment der Empfindung gestellt wurde, und so konnte Aristoteles mit Recht sagen, daß in einer solchen Lehre alles zugleich sei und nicht sei, und Wahres und Falsches nicht mehr könne unterschieden werden [14]); denn führen

Schleiermacher S. 372. In seiner bildlichen, kühnen Weise: *ἀὴρ ζῇ τὸν πυρὸς θάνατον, ὕδωρ ζῇ τὸν ἀέρος θάνατον, γῆ τὸν ὕδατος*, **Max. Tyr.** diss. 25. p. 269.

99) Max. Tyr. a. a. O. sagt auch: *ζῇ πῦρ τὸν γῆς θάνατον.*

1) s. Brandis. S. 164—169. 2) *τὸ περιέχον ἡμᾶς λογικὸν καὶ φρενῆρες*, **Sext. E.** adv. math. 127. *τὴν ἀρχὴν εἶναι τὴν ψυχήν, εἴπερ τὴν ἀναθυμίασιν — καὶ ἀσωματώτατον δὴ καὶ ῥέον ἀεί.* 3) Sinnliche Vorstellung: *τοῦτον τὸν θεῖον λόγον δι' ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γιγνόμεθα*, **Sext. E.** adv. math. VII, 129. Anderswo heißt dies vernünftige Allgemeine *τὸ ξυνὸν* (*κοινόν*), daher: *τοῦ λόγου ἐόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν*, **Sext. E.** adv. math. VII, 133. *ξυνὸν πᾶσι τὸ φρονέειν*, **Stob.** Serm. III, 84. 4) *αὖη ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη*, **Philo** bei **Euseb.** pr. ev. 8, 14. 5) *ἐδιζησάμην ἐμεωντόν*, **Plut.** adv. Colot. 20. 6) *ἓν τὸ σοφὸν, ἐπίστασθαι γνώμην, ἥτε οἴη* (nach Schleierm.) *κυβερνήσει πάντα διὰ πάντων*, **Diog. L.** IX, 1. *ἀνθρώποισι πᾶσι μέτεστι γιγνώσκειν ἑαυτοὺς καὶ φρονέειν*, **Stob.** Serm. V. p. 119. 7) Daher *ἄνθρωποι θεοὶ θνητοὶ θεοὶ τ' ἀνθρωποι ἀθάνατοι*, **Max. Tyr.** diss. 10. p. 175, ein Satz, der fast orientalisch klingt. 8) **Sext. E.** adv. math. VII, 133. Sextus gibt dort mehr den Sinn als die Worte des alten Denkers wieder.

9) **Sext. E.** hyp. Pyrrh. III, 230. *καὶ τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθανεῖν καὶ ἐν τῷ ζῆν ἡμᾶς εἶναι καὶ ἐν τῷ τεθνάναι.* 10) **Max. Tyr.** diss. 10. p. 175. 11) **Sext. E.** adv. math. VII, 129. 130. 12) *δεῖ ἕπεσθαι τῷ κοινῷ*, **Sext. E.** adv. math. VII, 133. 13) Besonders im Theätetos, im Parmenides, im Sophisten, im Kratylos; die Herakliteer sind ihm die *ῥέοντες*, die Eleaten die *στασιῶται τοῦ ὅλου*, Theaet. p. 179 sq. 14) **Arist.**

wir das Wissen des Wahren auf das momentane Empfinden zurück, so kann alles wahr sein, im Grunde aber ist nichts wahr. Heraklit selbst freilich würde solche Folgerungen entschieden verworfen haben, denn alles strebt ja bei ihm zur Erkenntniß des Allgemeinen, Vernünftigen hin; aber zuletzt konnte doch er selbst sich nicht aus dem von ihm aufgestellten Gegensatze herausfinden; denn auf der einen Seite lehrte er, daß das Allgemeine ein ewig Werdendes sei und in diesem Werden seine Wahrheit und Wirklichkeit habe, also wesentlich ein Erscheinendes sei, und auf der andern Seite war ihm doch auch das Einzelne, das Wirkliche wieder ein Nichtiges und Unwahres, dem Allgemeinen gegenüber. So steht das Allgemeine nicht über dem Gegensatze, sondern es ist selbst ein Glied des Gegensatzes, und mußte es sein, da er es noch zu sehr von der physischen Seite, noch zu wenig als geistige Macht faßte, also auch auf die einzig wahre Vermittelung des Gegensatzes zwischen Sein und Werden, die von dem festen Beharren des Geistes bei sich in allem Wechsel der Erscheinung herzunehmen ist, noch nicht kommen konnte. Darum gelang es dem Empedokles nicht, das eleatische Sein mit Heraklit's Werden auszugleichen, und ihm gegenüber erscheint, wie Platon sehr wahr bemerkt [15]), Heraklit beiweitem als der Strengere und Consequentere. Was aber bis auf Anaxagoras der Lehre aller Physiker anhaftete, das Zurückgehen auf eine dunkle, unbegriffene Nothwendigkeit (εἱμαρμένη) als letztes und höchstes Weltgesetz, das trifft auch noch Heraklit's [16]) ahnungsreiche und selbst in ihren Bruchstücken noch gewaltige Lehre, die in ihrer weitern Ausbildung im Stoicismus zu dem consequentesten Pantheismus geführt hat, dessen der griechische Geist fähig war.

So war nun durch Anaximandros die Anerkennung eines weltbildenden geistigen Principes wenigstens vorbereitet, Herakleitos aber hatte den Geist in der Natur nicht blos geahnt, sondern mit klaren Worten ausgesprochen, ihn aber doch immer noch an einen materiellen Stoff gebunden, und, indem er ihn einseitig als das immer Werdende faßte und ihn nicht in sich zur Ruhe kommen ließ, sein wahres Wesen sofort wieder verkannt. Da konnte nun die nächste Entwickelungsstufe der Naturphilosophie, wenn sie nicht etwa, im Sinne der Eleaten, völlig aus ihren bisherigen Bahnen heraustreten wollte, keine andere als diese sein, daß der Geist als weltbildende Macht ausdrücklich anerkannt, in seiner ewigen Identität mit sich selbst, in seinem ruhigen Sein und in seiner absoluten Unabhängigkeit von der Materie begriffen, und somit zu der Natur in ein unauflösliches Wechselverhältniß, zugleich aber auch in den schärfsten Gegensatz gestellt wurde. Diesen kühnen Schritt that nun der große Anaxagoras von Klazomená, dessen Verdienst dadurch nicht geschmälert wird, daß bereits vor ihm sein Landsmann Hermotimos [17]) den νοῦς als Princip gesetzt haben soll; denn nicht die lange vorher vorhandene Annahme einer in der Natur allgemein verbreiteten, dem Menschengeiste analogen bewegenden Kraft ist das eigenthümlich Neue dieser Philosophie, sondern die Prädicate, die derselben gegeben wurden, um sie von allem Materiellen auf das Strengste zu scheiden, und daß diese von Anaxagoras zuerst gefunden sind, darin stimmen doch alle Berichte überein, in denen jener Hermotimos immer nur als ein von großen Gedanken ahnungsvoll bewegter und zu denselben mächtig anregender, ja, wie späte Fabeln entstellend und vergrößernd andeuten, oft zu den höchsten Graden der Ekstase erhobener Vorläufer [18]) des Anaxagoras erscheint, nirgends aber über seine Lehre Bestimmteres überliefert wird; selbst, wann er gelebt, und wie er gelehrt, ob durch das Wort allein oder auch durch die Schrift, liegt völlig im Dunkeln. In jeder Beziehung dürfen wir den Anaxagoras zu den welthistorischen Individuen rechnen; denn nicht nur, daß er für den längst vorhandenen, auch in der Mythenbildung der Griechen je länger je klarer hervortretenden Drang, über der Welt eine allbeherrschende, freie geistige Macht anzuerkennen, endlich das rechte Wort und die entsprechenden Formeln fand, so war er auch der erste Philosoph, der sich mit aufopfernder Energie von Staat und Vaterland, von allen Bezügen des öffentlichen Lebens, denen selbst Herakleitos nur gezwungen und mit dem bittern Gefühle der Resignation entsagt hatte, völlig losriß und so dem Staate gegenüber ein selbständiges Reich der Wissenschaft gründete, zugleich aber auch die Philosophie, deren höchster Werth noch von den Pythagoreern in ihren umgestaltenden und verjüngenden Einfluß auf das Staatsleben gesetzt wurde, dem Leben immer mehr zu entfremden begann [19]). Hiermit hing zusammen, daß Anaxagoras, als ahnte er, daß die vielfach auseinandergehenden Bestrebungen der verschiedenen griechischen Stämme in Wissenschaft und Kunst jetzt endlich in Athen ihren Mittelpunkt finden würden, im kräftigsten Mannesalter [20]) nach dieser Stadt ausgewandert war, wo später,

metaph. III, 3. Der größte Theil des dritten Buches der Metaphysik ist gegen die Herakliteer gerichtet, die ihren Meister so überboten, daß sie z. B. sagten, man könne auch nicht einmal in denselben Fluß steigen, da er in jedem Moment ein anderer sei; metaph. III, 5.

15) Soph. p. 242. 16) Stob. ecl. I. p. 58. εἱμαρμένην λόγον ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων.

17) Arist. met. I, 3. φανερῶς μὲν οὖν Ἀναξαγόραν ἴσμεν ἀψάμενον τούτων τῶν λόγων, αἰτίαν δ' ἔχει πρότερον Ἑρμότιμος ὁ Κλαζομένιος εἰπεῖν. — Nirgends wird Anaxagoras Schüler des Hermotimos genannt. 18) Gleich den Weisen des Orients und den späteren Platonikern soll er oft Gesichte gesehen haben und dann von der Größe und Gewalt seiner Gedanken wie überwältigt, dem Körper fast abgestorben sein, was man auf eine rohe Weise so ausdrückte, seine Seele habe oft den Körper verlassen, sei in entfernten Regionen umhergeschwärmt und dann mit vielfachem Wissen göttlicher und menschlicher Dinge bereichert in ihre Hülle zurückgekehrt; Plin. H. N. VII, 53. Plut. περὶ τοῦ Σωκράτους δαιμονίου, vol. 8. p. 340. R. Vgl. Carus, über die Sagen von Hermotimos aus Klazomená, in Fülleborn's Beiträgen z. Gesch. d. Phil. 9. Stück. S. 58—188. 19) Diog. L. II, 7. περὶ τὴν τῶν φυσικῶν θεωρίαν ἦν, οὐ φροντίζων τῶν πολιτικῶν. Cic. de orat. III, 15 wird er in dieser Hinsicht mit Pythagoras (nicht ganz richtig) und mit Demokrit zusammengestellt. — Er entsagte auch seinen Erbgütern zum Besten seiner Verwandten, um ganz der Wissenschaft leben zu können. 20) Die Lebensgeschichte des Anaxagoras leidet an großer chronologischer Verwirrung; daß er Ol. 70 geboren sei, kann ohne Bedenken nach

gewiß nicht ohne seine anregende Einwirkung, unter dem mächtigen Schutze des Perikles[21]) ein allverbreiteter, schöpferischer Geist alle Lebensgebiete zu den kühnsten und gewaltigsten Entwickelungen fortbewegte; dort war es ihm bestimmt, durch Anhänger und Schüler, wie Thukydides[22]) und Euripides[23]) [ja mittelbar selbst Sokrates[24])], ein höchst bedeutendes Werkzeug zur völligen Umgestaltung des griechischen Geisteslebens zu werden, und gewiß war es nicht auf Perikles allein abgesehen, wenn die dem Neuen abholde Partei den Philosophen als Gottesleugner anklagte und ihn die Stadt zu verlassen zwang[25]); denn während die Lehren der früheren Physiker, in welchen die Natur mehr oder weniger als ein Lebendes, in eigener Kraft Wirksames erschien, dem Götterglauben des Volkes immer noch eine Hinterthür offen ließen, trat Anaxagoras zuerst, indem er die Natur entgötterte und entseelte, mit Mythus und Mysterium in den entschiedensten und bewußtesten Gegensatz, und obgleich Keime seiner Lehre schon in der Hesiodeischen Theogonie lagen, so verschmähte er doch, die Reinheit seiner Lehre durch scheinbares Anknüpfen an die Vorstellungen derselben zu verdunkeln. Er starb in Lampsakos, arm, doch hochgeehrt[26]). Im Leben, wie in der Lehre, bewies er Adel und Hoheit des Geistes, Zartheit und Reinheit der Seele, mehr in sich durch beschauliche Tiefe als nach Außen durch Thatkraft mächtig, mehr still duldend als energisch handelnd[27]). Unter den Monographien über Anaxagoras sind am meisten bemerkenswerth: F. A. Carus, Anaxagoras aus Klazomenä und sein Zeitgeist, in Fülleborn's Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, 10. Stück, und dessen Schrift: **De Anaxagoreae cosmotheologiae fontibus. Lips. 1797.** ***J. T. Hemsen.*** **Anaxagoras Clazomenius, sive de vita ejus atque philosophia disqu. phil. hist. Gott. 1821.** Breier, Philosophie des Anaxagoras nach Aristoteles. Berlin 1840. Noch dankenswerther sind die fleißigen Sammlungen seiner Fragmente von W. Schorn (***Anax. Claz.*** **et** ***Diog. Apollon.*** **fragm. disp. et illustr. Bonn 1829) und besonders von E. Schaubach (*Anax. Claz.* fragm. quae supersunt omnia coll. comm. ill. accedunt de vita et phil. Anaxagorae comm. duae. Lips. 1827).** Anaxagoras hat zunächst die Lehre des Anaximandros weiter ausgebildet und zu ihren nothwendigen Consequenzen fortgeführt; denn die beiden Seiten, die in dem halb realen, halb idealen Urgrunde jenes alten Denkers noch unentwickelt in einander lagen, ließ er mit scharfer, klarer Sichtung auseinandertreten und stellte sie als absolute Gegensätze gegen einander. Schon bei Anaximandros strebte alles auf eine Trennung zwischen einem unendlichen Urstoff und einer unendlichen Urkraft, also auf

---

Apollodor (*Diog. L.* II, 7) angenommen werden; wenn aber Demetrius Phalereus hinzufügt, er habe im 20. Jahre, also um die Zeit des zweiten Perserkrieges, zu Athen angefangen zu philosophiren, unter dem Archen Kallias (wo wenigstens Kalliades zu lesen wäre, denn dieser war Ol. 75 Archon), so stimmt damit in keiner Weise die Tradition, er habe 30 Jahre in Athen gelebt, denn seine Entfernung aus Athen würde dann in eine Zeit fallen, wo des Perikles öffentliche Wirksamkeit kaum erst begonnen hatte; es ist daher wol mit Schaubach (*Anax. Claz.* Fragm. p. 15) anzunehmen, daß bei Diogenes statt κ' (zwanzig) μ' (vierzig) zu lesen sei, wo dann auch der Name des Archon Kallias (Ol. 81, 1) ganz richtig würde angegeben sein. Überdies ist wol kaum zu glauben, daß Anaxagoras sich sein System in Athen erst gebildet habe, denn gewiß würde er dort manchen seiner Sätze eine andere, mehr ethische, Fassung gegeben, auch der Politik sich nicht so völlig entfremdet haben.

21) Perikles wird sogar sein Schüler genannt, *Diog. L.* II, 13. *Diod. Sic.* XII, 39. *Plut.* epp. 2. p. 311. *St. Dem.* erot. p. 1414. R. *Quint.* inst. XII, 2. Richtiger wol *Plut.* Pericl. 4. πλείστα Περικλεῖ συγγενόμενος. Sehr wahr schildert Platon (Phaedr. p. 270. a.) den bedeutenden Einfluß der Lehre des Anaxagoras auf die Beredsamkeit des Perikles, die, durch jene gehoben und getragen, voll kühnen Geistes und erhabenen Schwunges gewesen sei. Ganz ähnlich Plutarch (a. a. O.), der noch hinzufügt, daß Perikles dem Philosophen seinen über den Aberglauben und die Vorurtheile der Menge erhabenen Sinn, den er auch in seinen Reden bei Thukydides immer zeigt, und seinen tiefen Ernst verdanke. 22) *Marcellin.* vit. Thuc. p. 4 nach Antyllos; bezweifelt von Krüger, Ü Leben des Thukydides. (Berlin 1832.) — Wie voll Anaxagoreischen Geistes der Vater der historischen Kritik war, bedarf keiner Auseinandersetzung. 23) *Diog. L.* II, 10. 45. *Diod. Sic.* I, 7. Seit Valckenaer (diatribe de Eur. perd. dram. reliqu. p. 25 sq.) darauf aufmerksam machte, ist allgemein anerkannt, daß Euripides die Hauptsätze des Anaxagoras auf die Bühne brachte; doch bedarf die Sache noch genauerer Erörterung, wobei auch die Einflüsse des Prodikos und Sokrates nicht zu übersehen sind. — Merkwürdig genug, daß von Anaxagoras jene beiden gewaltigen Männer lernten, die, der eine der Geschichtschreibung ihre für alle Zeiten gültige reine Gestalt, der andere der tragischen Poesie einen neuen, aber zerstörenden Charakter gaben. 24) Erst Spätere machen den Sokrates zum Schüler des Anaxagoras; *Ael. Arist.* III. p. 540. (λέγεται.) *Diog. L.* II, 19. (κατά τινας). Daß er des Anaxagoras Schrift gelesen habe, daran ist nach *Plat. Phaedo* p. 98. b, wol kaum zu zweifeln. 25) Vielfache Erdichtungen entstellen den kaum zu ermittelnden Hergang der Sache; bei *Diog. L.* II, 12 ist, wie immer, Unvereinbares zusammengebracht. Am glaublichsten scheint, daß er, der Asebie beschuldigt, weil er die Sonne einen glühenden Steinklumpen genannt, vom Kleon (nicht, wie eine andere Nachricht will, vom älteren Thukydides) angeklagt, vergebens vom Perikles vertheidigt, zur Erlegung von fünf Talenten (nicht in contumaciam zum Tode) verurtheilt, dann, da er diese nicht erlegen konnte, eingekerkert, und endlich, auf Verwendung des Perikles, unter der Bedingung der Selbstverbannung freigelassen sei. Seine Zurückberufung durch Perikles ist ohne alle Autorität; nur *Olympiodor.* in *Arist.* met. p. 5, a spricht davon. — Über das Verfahren bei den zu jener Zeit sehr gehäuften Processen wegen der ἀσέβεια s. Meier und Schömann, Att. Proceß. S. 303—306, wo sehr wahrscheinlich gemacht ist, daß Anaxagoras, wie Sokrates, von den Heliasten gerichtet wurde.

26) *Diog. L.* II, 14. *Suidas* s. v. — Schwach beglaubigt ist das Gerücht von seinem freiwilligen Hungertode, *Diog. L.* 13. *Suid.* und abgeschmackt das Mährchen bei *Plut.* Pericl. 16. — Anaxagoras starb 72 Jahre alt, nach *Diog. L.* II, 7, lebte also, wenn er wirklich 30 Jahre zu Athen zugebracht hat, in Lampsakos nur noch zwei Jahre. Die Lampsacener ordneten zu seinem Gedächtnisse, wie er selbst gewünscht, Kinderspiele an, *Diog. L.* II, 14, und bauten (gewiß erst in späterer Zeit) dem νοῦς und der ἀλήθεια Altäre, *Ael.*, Var. hist. VIII, 19. 27) Von seinem tiefen und strengen Ernste zeugt sein Beiname ἀγέλαστος, *Ael.*, Var. hist. VIII, 13, wie auch Perikles ἄθρυπτος εἰς γέλωτα war, *Plut.* Pericl. 4. Seine Kinder soll er mit eigener Hand begraben haben, *Diog. L.* II, 13. Das Wesen der Glückseligkeit und den wahren Werth des Lebens setzte er in die selige Betrachtung der erhabensten Dinge, *Arist.* Eudem. I, 4. *Nicom.* X, 9. Sein Lebensziel war θεωρία καὶ ἡ ἀπὸ ταύτης ἐλευθερία, *Clem. Alex.* Strom. II. p. 416. In Leben und Lehre steht er an der Grenzscheide des alten und neuen Griechenlands. — Seinen hohen Sinn ehrte auch der Beiname νοῦς, *Suid.* s. v.

die dualistische Weltansicht hin: Anaximenes, dessen Urstoff selber ein seelenhafter war, hatte beide Seiten mehr materiell, Herakleitos in der Idee des ewigen Werdens mehr ideell zu vereinigen gesucht, aber das Bedürfniß der Scheidung des Entgegengesetzten ließ sich nicht abweisen, und so sprach denn Anaxagoras endlich in den bestimmtesten Worten diese Scheidung aus. Er setzte, wie Anaximandros, als Urstoff eine chaotische Mischung, welche die Samen und Keime aller Dinge enthalte, eine Allbesamung [28]), aus welcher alles durch Ausscheidung hervorgehe; denn ein Verwandeln eines einfachen Urstoffes in alle Dinge und aller Dinge in den Urstoff konnte er so wenig begreifen, als ein Werden aus Nichts, und ebendenselben Begriff, um welchen sich Heraklit's ganze Lehre bewegte, hob er ganz auf, indem er lehrte, daß nichts werde noch vergehe, sondern alles aus seienden Dingen gemischt und geschieden werde. Werden war ihm Mischung, Vergehen Scheidung [29]). Jene ursprüngliche Mischung nun dachte er sich als ein unendliches Durcheinander unendlich verschiedener Keime und Samentheilchen; in ihr, so sagte er, waren alle Dinge zugleich [30]), in Allem war Alles [31]), und wie schon Anaximandros gelehrt hatte, daß, was in der unendlichen Mischung Gold oder Erde sei, auch bei der Aussonderung Gold oder Erde werde [32]), so nahm Anaxagoras an, daß die Urkeime der einzelnen Dinge schon ursprünglich in qualitativer Geschiedenheit neben und in einander, daß also z. B. die Samen des Brodes, Fleisches und anderer Theile des organischen Körpers ebenfalls schon in der Urmaterie vorhanden gewesen seien [33]); auch alle Unterschiede der Gestalt, Farbe, Qualität lägen schon, meinte er, in diesen Urstoffen [34]). Die Materie war ihm also eine räumlich zusammenhangende, unzertrennliche [35]) Anhäufung vieler unendlich verschiedener, zugleich aber auch unendlich kleiner Urstoffe, deren keiner dem anderen gleich oder ähnlich sei [36]), die einzelnen aber in sich selbst aus ähnlicher oder gleicher Masse beständen, und daher ὁμοιομέρειαι genannt wurden [37]). Schon in diesen scheinbar rohen und gedankenlosen Vorstellungen von der Materie finden wir dennoch eine höhere, ideale Richtung, durch welche sich die Lehre des Anaxagoras sehr bestimmt von der rein mechanischen, atomistischen Naturansicht scheidet; es war der Begriff der qualitativen und quantitativen Unendlichkeit, den er zwar noch nicht dialektisch entwickeln konnte, den er aber doch als das wesentlichste Attribut der Materie erkannt hatte; denn, indem Alles in Allem war, ging ihm die Mischung sofort ins Unendliche; unendlich viele, unendlich kleine Samentheilchen [38]) in unendlicher räumlicher Ausdehnung, dabei unendlich unter sich verschieden an Form, Beschaffenheit, Farbe, da blieb zuletzt von der Materie kaum etwas übrig, als der leere, abstracte, sich selbst aufhebende Begriff der negativen Unendlichkeit, und wol mit Recht konnte da der Philosoph klagen, daß die Sinne zu dunkel seien, um das Wahre zu erkennen [39]); ja, diese unendliche Mannichfaltigkeit der Urmaterie war auch in den einzelnen materiellen Dingen noch nicht aufgehoben, denn in jedem war ja Alles, in Allem war Warmes und Kaltes, Brod, Fleisch, Knochen und aller Dinge Samen vereint [40]), jedes Ding stellte in sich gleichsam ein Bild der chaotischen Urmischung dar, jedes war ebenso, wie diese, wenn auch

---

28) *πανσπερμία*, *Arist.* de gen. et corr. I, 1. Der Ausdruck scheint Anaxagoreisch, obgleich er in den Fragmenten nicht vorkommt; *σπέρματα* (*Simpl.* in phys. *Arist.* p. 33, b. u. ö.) und *χρήματα* (*Simpl.* 33, b. 34, b u. ö.) nannte er seine Urstoffe. 29) *οὐδὲν χρῆμα γίγνεται οὐδὲ ἀπόλλυται, ἀλλ' ἀπ' ἐόντων χρημάτων συμμίσγεταί τε καὶ διακρίνεται, καὶ οὕτως ἂν ὀρθῶς καλοῖεν τό τε γίγνεσθαι συμμίσγεσθαι καὶ τὸ ἀπόλλυσθαι διακρίνεσθαι*, *Simpl.* phys. p. 34, b. 30) *ὁμοῦ πάντα χρήματα ἦν*, ein oft bei ihm wiederkehrender Satz, *Simpl.* phys. p. 33, b. (die ersten Worte seiner Schrift) p. 103, a. *Plat.* Gorg. p. 465, d. *Arist.* phys. I, 5. met. III, 4. X, 6. XII, 2. *Diog. L.* II, 3. 31) Ebenfalls ein Lieblingssatz; *ἐν παντὶ πάντα*, *Simpl.* p. 35, a. 37, a. *ἐν παντὶ δεῖ νομίζειν ὑπάρχειν πάντα χρήματα*, *Simpl.* in *Arist.* de coelo. p. 149, b. 32) *Simpl.* in phys. 6, b. 33) *Lucret.* I, 835 sqq. Er suchte dies auch dadurch zu beweisen, daß jeder Nahrungsstoff dem Blute und dem Fleische und den andern Theilen des organischen Körpers Nahrung zuführe, mithin müßten in jedem Stoffe Keime dieser Dinge liegen; *Arist.* de gen. anim. I, 18. phys. III, 4. *Simpl.* in phys. p. 106. 34) *σπέρματα πάντων χρημάτων καὶ ἰδέας παντοίας ἔχοντα καὶ χροιὰς καὶ ἡδονάς*, *Simpl.* p. 33, b. Doch war dies alles in der Urmaterie noch unklar und verworren, *Simpl.* ebendaf. *οὐδὲ χροιὴ εὔδηλος ἦν οὐδεμιῆ.* — Daß *ἡδονή* im Gegensatze der *χροιή*, die nur an der Oberfläche erscheint, die innere Qualität der Dinge bildlich bezeichne, hat Brandis (Gesch. d. gr.-röm. Phil. S. 282) sehr wahrscheinlich gemacht; doch möchte ich den Grund dieser Benennung weniger in dem Gefühle, das die Dinge erregen, als in dem den Dingen selbst, in Folge ihrer verschiedenen Zustände, zugeschriebenen Gefühl suchen. 35) Daher der bildliche Ausdruck: *οὐ κεχώρισται τὰ ἐν ἑνὶ κόσμῳ, οὐδὲ ἀποκέκοπται πελέκει*, *Simpl.* p. 37, b. 38, a.

36) *ἕτερον* (*τοῦ νοῦ*) *οὐδέν ἐστιν ὅμοιον οὐδενὶ ἄλλῳ*, *Simpl.* in phys. p. 33, b. *οὐδὲ γὰρ τῶν ἄλλων οὐδὲν ἔοικε τῷ ἑτέρῳ τὸ ἕτερον*, ebendaf. 37) Mit Unrecht hat man diesen in den Fragmenten allerdings nicht vorkommenden Ausdruck dem Anaxagoras abgesprochen; nicht nur spricht für seine Echtheit, daß fast Alle, die vom Anaxagoras reden, sich desselben bedienen (*Arist.* met. I, 8. de gen. et corr. I, 1. de gen. anim. I, 18. *Lucret.* I, 830), sondern ausdrücklich bestätigt es auch *Simpl.* phys. p. 258, a. *τὰ εἴδη ἅπερ ὁμοιομερείας καλεῖ*. Am wenigsten darf die ungrammatische Bildung des Wortes befremden. — Richtig erklärt *Arist.* de gen. et corr. I, 1. *ὁμοιομερῆ ὧν ἑκάστου τὸ μέρος συνώνυμόν ἐστι· (τῷ παντί)*, also nicht Alles war mit Allem, sondern jedes nur mit sich selbst verwandt. 38) *ἄπειρα καὶ πλῆθος καὶ σμικρότητα, καὶ γὰρ τὸ σμικρὸν ἄπειρον ἦν*, *Simpl.* phys. p. 33, b. *ἄπειρα κατὰ πλῆθος καὶ κατ' εἶδος*, *Arist.* phys. I, 4. 39) *ὑπὸ ἀφανρότητος αὐτῶν οὐ δυνατοὶ ἐσμεν κρίνειν τἀληθές*, *Sext. E.* adv. math. VII, 90. Daher rechnet ihn Cicero (acad. post. I, 12) zu den ältesten Skeptikern. — Mit jenem Ausspruch, der sich zunächst auf das Wesen der Mischung und überhaupt auf das unsichtbare Ineinandergemischtsein aller Dinge bezog, weshalb er auch (acad. pr. II, 31) lehren konnte, der Schnee sei sowol schwarz als weiß, da er die schwarze Farbe, die er zu Wasser geworden annimmt, schon im Keime in sich trage, steht nicht im Widerspruche das Wort (*Arist.* met. III, 5), seinen Freunden sei das Seiende so, wie sie meinen, daß es sei, da der Philosoph hier ja nicht seine eigene, sondern die falsche Meinung der Freunde tadelnd bezeichnen wollte. 40) *οὐδὲ διακρίνεται οὐδὲ ἀποκρίνεται ἕτερον ἀπὸ τοῦ ἑτέρου*, *Simpl.* in phys. p. 38, a. *οὔτε τὸ θερμὸν ἀπὸ τοῦ ψυχροῦ οὔτε τὸ ψυχρὸν ἀπὸ τοῦ θερμοῦ*, 37, b. *ὁποῦν οἷον τὸν ἄρτον τόνδε καὶ σαρκὸς τῆσδε καὶ τοῦδε τοῦ ὁτουοῦ μίγμα εἶναι ὁμοίως τῷ παντί*, *Simpl.* p. 106, a. Sehr wahr sagt daher Aristoteles (*Simpl.* l. l.), *οὐ μόνον τὸ ὅλον μίγμα ἄπειρον, ἀλλὰ καὶ ἑκάστην ὁμοιομέρειαν ὁμοίως τῷ ὅλῳ πάντα ἔχουσαν ἐνυπάρχοντα.*

scheinbar ein Ganzes, in seinen Theilen der unendlichen Differenz hingegeben; aber so scharf faßte Anaragoras den Begriff des Unendlichen mit Absicht, um die unbedingte Nothwendigkeit eines über die Materie erhabenen, ewigen, ordnenden Geistes zum klareren Bewußtsein zu bringen. Diesen Geist nun faßte er zuerst rein, nicht mehr versenkt in den Urstoff, wie Thales und Anarimenes, nicht mehr als ewig Werdendes, wie Herakleitos, sondern er erkannte ihn, wie er in eigener Macht und Herrlichkeit der Natur gegenübersteht; er nennt ihn ungemischt [41]), frei und Selbstherr [42]), allein bei sich, nur sich selbst und keinem anderen gleich, mit sich selbst aber überall und wesentlich gleichartig [43]), das reinste, das feinste [44]), das mächtigste [45]) aller Dinge; der Geist schied zuerst die unendliche Vielheit der Urstoffe zu einzelnen Gestaltungen, er ordnet alles, was war, was ist, was sein wird [46]); aber auch das höchste Bewußtsein seiner selbst, seines Thuns und aller Dinge kommt ihm zu, er kennt und weiß alle Dinge, er erkennt alles, was ausgeschieden wird aus der Mischung [47]). Als höchstes, alles zusammenfassendes Prädicat schrieb er auch ihm, wie der Materie, Unendlichkeit zu [48]), aber gewiß doch in einem ganz anderen Sinne; denn was dort extensive Unendlichkeit war, das konnte in dem einfachen, ungemischten Geiste nichts anderes sein, als intensive Unendlichkeit, die nach verschiedenen Seiten hin als Ewigkeit, Allmacht, Allweisheit erschien. In allen jenen Bestimmungen des Geistes waren negative und positive Prädicate gemischt, und wir sehen, wie Anaragoras durch ein schon ausgebildeteres dialektisches Verfahren die einen durch die anderen zu begründen suchte; denn, sagte er, mischte sich der Geist mit anderem, so hätte er Theil an allen Dingen, weil in jedem ein Theil von jedem ist, und da könnte er keines Dinges mächtig werden [49]); aller Dinge mächtig aber nannte er ihn, weil er alle Dinge wisse. Es ist klar, daß Anaragoras wirklich die wahrhaften und wesentlichen Bestimmungen des Geistes, seine unendliche Macht und sein unendliches Wissen erkannt und aus ihnen erst die relativen Prädicate entwickelt hat, durch welche er im Gegensatz mit der Materie erschien. So hatte nun der Philosoph mit genialem Blicke die Grundzüge einer wirklich theologischen Naturbetrachtung aufgestellt, und zugleich kann man sagen, daß sein System mehr als irgend ein früheres, dem klaren, plastischen Sinne der Griechen entspricht; denn es war das Princip der Plastik, der frei die Materie nach seinen Zwecken zur schönen Form gestaltenden Kunst des schaffenden Geistes, das er an die Spitze seiner Lehre stellte. Die weitere Schwierigkeit aber war nun, zu entwickeln, wie der Geist in seinem einigen, sich selbst gleichen Wesen sich zu der unendlichen Vielheit der Homöomerien verhalte und nach welchen Gesetzen er die Materie bewege und ordne. Zunächst mußte da aus der theologischen Naturansicht die teleologische hervorgehen; denn ein zugleich allmächtiger und alles wissender Geist kann alles nur nach vernünftigen Zwecken ordnen und bilden, und darum sagt Aristoteles mit Recht, Anaragoras habe zuerst unter allen den höchsten Zweck aller Dinge, also das Gute, als Princip gesetzt [50]); auch hier war Anaragoras Entdecker; denn obgleich das Verhältniß der entgegenstrebenden Bewegungen, in welchem Herakleitos die Harmonie der Welt erkannte, und die Pythagoreische Lehre von der kunstvollen Harmonie und Symmetrie des Weltganzen schon Anfänge einer solchen höheren Naturbetrachtung enthielten und gewiß auch anregend auf Anaragoras eingewirkt haben, so waren doch beide Lehren noch weit davon entfernt, die Zweckmäßigkeit und relative Vollkommenheit jeder einzelnen Naturbildung anzuerkennen, wie das Anaragoras that, und dabei schon sehr auf Einzelnes einging, wie wenn er sagte, der Mensch sei das verständigste Wesen, weil er Hände habe [51]), was wol nur eine Umkehrung seiner eigenen Worte ist; denn das vielmehr scheint er haben sagen zu wollen, daß der Mensch Hände habe, weil er das verständigste Wesen sei. Aber wie nun der Geist auf die Materie wirken könne, das ist ihm nicht gelungen zu entwickeln, weil er den Geist doch noch zu abstract, zu negativ gefaßt hatte; das ewig sich Gleiche sollte auf das unendlich Verschiedene, das Ungemischte auf das unendlich Gemischte wirken, darin lag ein Widerspruch, den Anaragoras, sobald er bei der absoluten Scheidung

---

41) *νοῦς μέμικται οὐδενὶ χρήματι*, *Simpl.* in phys. p. 33, b. *ἀπαθὴς καὶ ἀμιγὴς*, *Arist.* phys. VIII, 5. *ἁπλοῦς*, *Simpl.* p. 285. *ἀσώματος*, *Philopon.* ad *Ar.* de anima c. 9. *ἀκίνητος*, *Simpl.* p. 285, a. Letztere drei Ausdrücke sind wol nur dem Sinne nach Anaragoreisch. 42) *αὐτοκρατές*, *Simpl.* 33, b. *αὐτοκράτωρ*, *Plat.* Crat. p. 413, c. 43) *μόνος αὐτὸς ἐφ' ἑαυτοῦ*, *πᾶς ὅμοιος*, *Simpl.* l. l. 44) *λεπτότατον πάντων χρημάτων καὶ καθαρώτατον*, *Simpl.* l. l. Diese Worte durften nicht so missverstanden werden, als habe Anaragoras dennoch wieder einen wenn auch noch so feinen Stoff als das Wesen des Geistes gesetzt, da er ja nur vergleichungsweise redet. Richtig *Plut.* Pericl. c. 3. *νοῦς καθαρὸς καὶ ἄκρατος*. 45) *ἰσχύει μέγιστον*, *Simpl.* l. l. 46) *ὁποῖα ἔμελλεν ἔσεσθαι καὶ ὁποῖα ἦν καὶ ὅσα νῦν ἐστι καὶ ὁποῖα ἔσται πάντα διεκόσμησε νοῦς*, *Simpl.* l. l. *πάντα χρήματα ἦν ὁμοῦ, εἶτα νοῦς ἐλθὼν αὐτὰ διεκόσμησε*, *Diog. L.* II, 3. — Wir finden zuerst bei Anaragoras den charakteristischen Ausdruck *διακοσμεῖν*, *διακόσμησις* (omnium rerum descriptionem ac modum, *Cic.* de n. d. I, 11), um die verständige Ordnung der Welt auszudrücken. Pythagoreische Einwirkung ist hier unverkennbar. 47) *γνώμην περὶ παντὸς πᾶσαν ἴσχει, καὶ τὰ συμμισγόμενά τε καὶ ἀποκρινόμενα καὶ διακρινόμενα πάντα ἔγνω νοῦς*, *Simpl.* l. l. Aristoteles hebt dies als dem Anaragoras besonders eigenthümlich hervor, daß er dem Geiste nicht nur bewegende Kraft, sondern auch Bewußtsein und Wissen von den Dingen zugeschrieben habe, de anima. I, 2. 48) *ἄπειρον*, *Simpl.* l. l. 49) *εἰ μὴ γὰρ ἐφ' ἑωυτοῦ ἦν ἀλλά τεῳ ἐμέμικτο ἄλλῳ μετεῖχεν ἂν ἁπάντων χρημάτων εἰ ἐμέμικτό τεῳ*, *Simpl.* l. l. Anderswo sagte er, der Geist sei ungemischt, um über alle Dinge zu herrschen, d. h. wie Aristoteles erklärt (de anima. II, 4), um alle Dinge zu erkennen.

50) Met. XI, 10. *Ἀν. δὲ ὡς κινοῦν τὸ ἀγαθὸν ἀρχὴν, ὁ γὰρ νοῦς κινεῖ, ἀλλὰ κινεῖ ἕνεκά τινος ὥστε ἕτερον.* — Einen falschen Begriff schiebt ihm Plutarch (de Is. et Osir. p. 370) unter, wenn er in dem Gegensatze des Geistes und der Mischung schon entschieden den Gegensatz des Guten und Bösen finden will; dagegen findet Aristoteles (met. III, 7) in der dem Geiste zur Seite gestellten Mischung ein indifferentes Mittleres, das weder gut noch böse sei, woraus er folgert, daß Anaragoras beim Setzen der Materie den Satz des Widerspruchs aufgehoben habe. 51) *διὰ τὸ χεῖρας ἔχειν προνημότατον εἶναι τῶν ζώων ἄνθρωπον*, *Arist.* de part. anim. IV, 10.

beharren wollte, nur so lösen konnte, daß er annahm, der Geist, als die ruhig in sich beharrende Einheit, sei nichts als der feste Punkt, von welchem der erste Anstoß der Bewegung ausgehe, im Übrigen aber erfolge die Mischung und Scheidung, also das, was Werden und Vergehen genannt werde, und überhaupt alle Bewegung nach unabänderlichen mechanischen Gesetzen. Im Einzelnen also war ihm die Natur durchaus vom Geiste verlassen, und nur der Anfang der Bewegung ging vom Geiste aus. Daher sucht er denn auch in seiner Naturlehre nicht mehr, wie Heraklit, das Walten des höchsten Princips im Einzelnen nachzuweisen, er faßte allein die mechanischen Gesetze der Bewegung, der Mischung und Scheidung ins Auge, und auch hierin ging er, indem er die Auffindung der Naturgesetze durch besonnene, klare Empirie der genialen, aber oft schwärmenden und träumenden Combination des Herakleitos vorzog, auf Anaximandros zurück, den er aber an Schärfe und Sicherheit der Beobachtung weit übertraf; er schrieb von der Quadratur des Kreises [52]), von der Perspective des Theaters [53]), besonders aber lebte und webte er in der Betrachtung des gestirnten Himmels, den er sein wahres Vaterland nannte [54]), und nicht nur sprach er klarer und bestimmter, als die früheren, von dem Lichte und den Verfinsterungen des Mondes [55]), sondern er gelangte auch zu gesunderen Ansichten, als je einer seiner Vorgänger, über die wahre Natur der Himmelskörper [56]), wie er denn namentlich den Mond eine zweite Erde nannte und für bewohnbar hielt [57]). Die Scheidung des Einzelnen aber aus der Urmischung dachte er sich zunächst als eine in der Zeit begonnene und noch immer zu größerer Vollkommenheit fortschreitende; denn, sagte er, im Anfange waren alle Dinge zusammen, dann kam der Geist und ordnete sie [58]); er fing damit an, das Kleine im Umschwunge zu bewegen, dann bewegte er mehr und wird immer noch mehr bewegen [59]); er folgte hierbei abermals der Analogie des künstlerischen Verfahrens, und schwerlich hat ihn dabei die Schwierigkeit geirrt, eine Zeit zu denken, wo der Geist der Materie unthätig und unwirksam gegenüberstand; denn noch war der Begriff der Zeit nicht dialektisch entwickelt, und erst die Eleaten gingen soweit, alle die Lehren von der successiven Entstehung des Weltalls wegzuwerfen und alles Sein als ein ewiges zu setzen. Bei dieser Aussonderung, so lehrte er, traten nun zuerst die Gegensätze hervor, die auch von früheren Philosophen als die ursprünglichen angenommen wurden; das Warme schied sich vom Kalten, das Helle vom Dunklen, das Trockene vom Feuchten, das Dünne vom Dichten [60]); das äußerlich bewegende Princip aber dieser Scheidung war ihm der unendliche, allumfassende Äther nebst der niederen, ebenfalls unendlichen Luft [61]); beide waren zuerst aus der unendlichen Mischung hervorgegangen, die er auch, nach Heraklit, indem er sie als räumlich unendlich setzte, das *περιέχον* nannte [62]), dabei jedoch den leeren Raum von seiner Welt völlig ausschloß [63]); der Äther wurde dann seinerseits durch seinen beständigen Umschwung für die einzelnen Theile der Welt gewissermaßen, was der Geist für das Ganze; denn durch seinen Umschwung schieden sich im Raume jene ebengenannten Gegensätze [64]), und das Leichte, Warme, Trockene, was zur Natur des Äthers gehört, wurde nach Oben geführt, und bildete dort

52) Angeblich im Gefängniß, *Plut.* de exil. 17. vgl. *Procl.* ad Eucl. II, 19. *Ἀναξ. ὁ Κλαζ. πολλῶν ἐφήψατο κατὰ γεωμετρίαν.* 53) Dies war seine *ἀκτινογραφία*, *Vitruv.* VII, praef. vgl. *O. Müller*, Aeginetica. p. 104. 54) Als man ihm Mangel an Vaterlandsliebe vorwarf, zeigte er gen Himmel, als auf sein wahres Vaterland, *Diog. L.* II, 7, er sei, sagte er, zur Betrachtung der himmlischen Dinge geboren, 10. In diese erhabene Wissenschaft setzte er des Lebens wahren Werth, *Arist.* Eudem. I, 5. *Jamblich.* protrept. 6. Freilich erschien dies der Menge thöricht und unbegreiflich, Eudem. V, 7. 55) *Plut.* Nic. c. 23. *πρῶτος σαφέστατόν τε πάντων καὶ διαβοήτατον περὶ σελήνης κατανγασμῶν καὶ σκιᾶς λόγον εἰς γραφὴν κατέθετο.* 56) Daher besonders seine Verketzerung; vgl. Anm. 25. Sonne, Mond und alle Sterne hielt er für feste Körper, für Steine, *Plut.* apol. Socr. 14. *Origen.* phil. 8. *Achill. Tat.* isag. in *Arat.* 11. Die Sonne hielt er für viel größer als den Peloponnes, *Diog. L.* II, 8. *Plut.* plac. phil. II. 21. Die Wärme der Sterne, meinte er, empfänden wir nicht wegen ihrer großen Entfernung, *Orig.* phil. 8. 57) *τὴν σελήνην οἰκήσεις ἔχειν ἀλλὰ καὶ λόφους καὶ φάραγγας*, *Diog. L.* II, 8. Das dunkle Fragment aber bei *Simpl.* p. 8, a. (*Schaubach* fragm. 4) von einer zweiten bewohnten Erde, wo alles sei, wie hier, das Simplicius platonisirend auf die Idealwelt bezieht, kann wol nicht vom Monde verstanden werden, weil es dort auch heißt, die Bewohner hätten, wie wir, Sonne und Mond. Sollte die Ahnung einer bewohnten Gegenseite der Erde darin liegen? 58) *Diog. L.* II, 3.

59) *πρῶτον ἀπὸ τοῦ σμικροῦ ἤρξατο περιχωρῆσαι, ἔπειτα πλέον περιχωρεῖ καὶ περιχωρήσει ἔτι πλέον*, *Simpl.* phys. p. 33, b. 60) *Simpl.* p. 38, b. 61) *Simpl.* p. 33, b. *πάντα ἀήρ τε καὶ αἰθὴρ κατεῖχεν, ἀμφότερα ἄπειρα ὄντα· ταῦτα γὰρ μέγιστα ἔνεσιν ἐν τοῖς σύμπασι καὶ πλήθει καὶ μεγέθει.* 62) *καὶ γὰρ ὁ ἀὴρ καὶ ὁ αἰθὴρ ἀποκρίνεται ἀπὸ τοῦ περιέχοντος τοῦ πολλοῦ, καὶ τόγε περιέχον ἄπειρόν ἐστι τὸ πλῆθος*, *Simpl.* p. 33, b. — Der Äther (von *αἴθειν*) war ihm das Feurige, die Luft das Niedere, das die Samen des Feuchten und Starren enthielt; er nahm also nur zwei, nicht, wie Empedokles, vier Urelemente an. — Daß sein *περιέχον* ihm nicht, wie dem Herakleitos, die alles zusammenhaltende oberste Weltmacht war, sondern nur die ursprüngliche Mischung, die als die äußerste Grenze aller Dinge gedacht wurde, liegt am Tage. 63) Ein leerer Raum war nach seiner Lehre schon an sich undenkbar, da ja in Allem Alles war; hierhin gehört auch das Anm. 35 angeführte Wort; außerdem bewies er die Nichtigkeit desselben noch dadurch, daß er in hohlen Gefäßen Luft nachwies; *Arist.* phys. IV, 6. — Merkwürdig, wie in der ältesten griechischen Philosophie die Vorstellungen vom Leeren wechseln; die Jonier konnten auf diesen Gedanken gar nicht kommen, denn ihr Urstoff war überall verbreitet; erst die Pythagoreer, die alles Sein auf Zahlen zurückführten, dachten sich, wie bei den Zahlen, ein zwischen die Dinge eintretendes Leeres als Grenze, das sie dann auch auf den Himmel übertrugen und zwischen die Weltkörper einschoben; das absolute Eine der Eleaten schloß dann wieder den Begriff des Leeren völlig aus, die Atomiker endlich kehrten zu demselben zurück, weil sie sonst für ihre Atome keinen Platz gefunden hätten. 64) In dem poetischen Ausdrucke des Euripides wird oft der Äther selbst als Gott angesehen und dem Zeus gleichgesetzt; *Pirith.* fragm. 2. fragm. inc. 110. *Dind.* Seine Wirbel (*ῥόμβος*, *δῖνος*) bilden und erhalten die Welt; Alc. 244. Melanippe I. fr. 6. Wir sehen hier, daß durch Anaxagoras (*Diog. L.* II, 11) die physisch-allegorische Erklärung der Homerischen Gedichte immer mehr um sich griff. — Wenn es oben hieß (Anm. 59), der Geist schwinge das Einzelne um, so ist hierbei eben an die durch den Umschwung des Äthers vermittelte Wirksamkeit des Geistes zu denken.

die Welt der Gestirne [64]), das Dunkle, Kalte, Feuchte aber ging nach Unten, wo sich zuerst aus den Wolken das Wasser, aus dem Wasser die Erde ausschied und noch stets ausscheidet, aus dieser endlich, durch verdichtende Einwirkung des Kalten, die Steine, als das Dichteste der Schöpfung, entstehen [65]). Eben durch den steten Umschwung des Äthers und durch die breite, flache Gestalt der Erde geschah es denn, daß die Erde ruhig in der Mitte des Alls blieb [67]). Wie aber überhaupt Alles in Allem war, so waren auch im Äther noch genug erdartige Stoffe zurückgeblieben, und als solche nahm er die Gestirne; dies war sein berühmter Satz, der Himmel sei voll Steine und Erde [68]), und die Sonne eine von Feuer durchglühte Masse von Eisenstein [69]); die Bewegung der Gestirne aber leitete er dann eben wieder von dem alles fortreißenden Umschwunge des Äthers ab [70]), dem auch ihr Glühen zuzuschreiben sei. Aber obgleich so von den Elementen die weitere Weltbildung ausging, so waren sie doch bei ihm nicht, wie bei anderen Physikern, die einfachsten Dinge, sie waren vielmehr selbst schon aus den Homöomerien zusammengesetzt [71]), und als viel einfacher setzte er die Grundbestandtheile des organischen Körpers, wie Fleisch und Knochen [72]), woraus man, wie schon aus der Bezeichnung des Urstoffes als Samen, sieht, daß er, wiewol zur Mechanik hinneigend, doch in dem lebendigen Organismus etwas Höheres fand, als in den Elementen, was allerdings auch mit seiner teleologischen Ansicht zusammenhangen mochte. Bei dieser beständigen, immer fortwirkenden Ausscheidung blieb nun, wie er meinte, das Quantum des Ganzen immer dasselbe [73]); ja, er sagt ausdrücklich, nichts werde überhaupt von dem anderen geschieden, sondern nur der Geist sei von Allem geschieden [74]), in der Natur aber bleibe dennoch Alles in Allem, und aus dem Kleinsten könne immer noch wieder ein Kleineres ausgesondert werden, das Größte aber sei immer wieder aus einem noch Größeren ausgesondert [75]); daher lehrte er auch, daß jedes nur nach der überwiegenden Anzahl seiner Theile benannt werde, wie das uns als Gold erscheine, worin der Goldstoff vorwalte, daneben aber doch auch alles andere in demselben enthalten sei [76]). Damit hob er nun eigentlich den Begriff der Scheidung und Mischung völlig auf, und hinter der scheinbaren Ordnung jedes einzelnen und als Ganzes erscheinenden Dinges verbarg sich ihm in allem noch ein nicht überwältigtes und auch nimmer zu überwaltigendes Chaos. Nirgends ist überliefert, daß Anaxagoras die Bildung der einzelnen Naturwesen auf feste, etwa in Zahlen zu bestimmende Verhältnisse der Mischung zurückgebracht habe, wie wir dies, wenn auch in höchst willkürlicher Weise, bei Empedokles finden, und eigentlich waren auch dergleichen Bestimmungen nach seinem Grundsatze unmöglich; denn da alles bis ins Unendliche theilbar war, so reichte auch keine Scheidung hin, die Urbestandtheile jedes einzelnen Dinges genau zu erkennen. Seine Physik wird daher im Einzelnen sehr ungenügend gewesen sein und sich auf die allgemeinsten Sätze von der Mischung der Elemente beschränkt haben. So wußte er auch die Entstehung des organischen Lebens nicht anders zu erklären, als aus einer Mischung des Feuchten, des Warmen und des Erdartigen [77]), und wie er das Werden der Pflanzen erklärte, daß die Samen derselben in der Luft zerstreut wären und dann durch das Wasser zusammengeführt würden [78]), nicht anders wird er sich die Entstehung der ganzen organischen Schöpfung gedacht haben. Denn zwischen Pflanzen und Thieren nahm er, gleich den früheren Physikern, keinen wesentlichen Unterschied an, sondern nannte sie Thiere, die in der Erde hafteten [79]), und schrieb ihnen auch Empfänglichkeit für Freude und Schmerz zu, was er durch die Phänomene des Wachsthums und des Verlustes der Blätter zu beweisen suchte; ja selbst am Geist und am Erkennen sollten sie Antheil haben [80]). Dies war nun aber eben der dunkelste und schwierigste Punkt in der Naturlehre des Anaxagoras, daß der Geist zugleich in allen Lebenden sein und dennoch in seiner absoluten Freiheit von der Materie sich behaupten sollte. Zwar den Unter-

65) *Simpl.* p. 38, b. *τὸ μὲν πυκνὸν καὶ δερὸν καὶ ψυχρὸν καὶ ζοφερὸν ἐνθάδε συνεχωρησεν, ἐνθα νῦν ἡ γῆ· τὸ δὲ ἀραιὸν καὶ τὸ θερμὸν καὶ τὸ ξηρὸν ἐξεχώρησεν εἰς τὸ πρόσω τοῦ αἰθέρος.* Die Bewegung nach Oben nannte er *ἐκχωρεῖν*, das Heraustreten aus dem Starren, die nach Unten *συγχωρεῖν*, das Zusammengehen in das Starre. 66) *Simpl.* p. 38, b. *ἐκ τῶν νεφελῶν ὕδωρ ἀποκρίνεται, ἐκ δὲ τοῦ ὕδατος γῆ, ἐκ δὲ τῆς γῆς λίθοι συμπήγνυνται ὑπὸ τοῦ ψυχροῦ.* 67) *Simpl.* in *Arist.* coel. p. 128, b. *Origen.* phil. 8. 68) *Plut.* legg. XII. p. 967. *τὰ καὶ οὐρανὸν φερόμενα μεστὰ εἶναι λίθων καὶ γῆς καὶ πολλῶν ἄλλων ἀμίχων σωμάτων. Diog. L.* II, 12. *τὸν Ἀν. εἰπεῖν ὡς ὅλος ὁ οὐρανὸς ἐκ λίθων συγκοιτο.* 69) Sein eigener Ausdruck war: *τὸν ἥλιον εἶναι μύδρον διάπυρον*, *Diog. L.* II, 12. *Stob.* ecl. phys. I, 26. vgl. *Schaub.* 139—142. *Valck.* diatribe. p. 31. Xenophon (Memorab. IV, 7) hat dafür ungenau *λίθον διάπυρον.* Des Ausdruckes *μύδρος* aber bediente er sich, um die Ähnlichkeit des Sonnenkörpers mit der Masse der Meteorsteine zu bezeichnen, wie er damals von dem am Ägosflusse niedergefallenen meinte, er sei aus der Sonne gefallen; denn *μύδρος* ist *πεπυρακτωμένος σίδηρος*, *Olympiod.* in *Arist.* met. p. 5, a. Schol. in *Eur.* Orest. 980. 70) (*τὰ ἄστρα*) *λιθώδη ὄντα καὶ βαρέα λάμπειν μὲν ἀντερείσει καὶ περιλάσει τοῦ αἰθέρος ἕλκεσθαι δὲ ὑπὸ βίας σφιγγόμενα δίνῃ καὶ τόνῳ τῆς περιφορᾶς*, *Plut.* Lysand. 12. Plac. phil. II, 13. 71) Im geraden Gegensatze zu Empedokles, den auch *Arist.* de gen. et corr. I, 1 scharf hervorhebt. 72) *Arist.* de coelo. III, 3. *τὰ γὰρ ὁμοιομερῆ στοιχεῖα* (*λέγω δ' οἷον σάρκα καὶ ὀστοῦν καὶ τῶν τοιούτων ἕκαστον*) *ἀέρα δὲ καὶ πῦρ μίγμα τούτων καὶ τῶν ἄλλων σπερμάτων πάντων. Simpl.* in *Arist.* phys. p. 6. 73) *Simpl.* p. 33, b. *τουτέων δὲ οὕτω διακεχριμένων γιγνώσκειν χρὴ ὅτι πάντα οὐδὲν ἐλάσσω ἐστὶν οὐδὲ πλέω, οὐδὲ ἀνυστὸν πάντων πλέω εἶναι ἀλλὰ πάντα ἴσα ἀεί.*

74) *Simpl.* 33, b. *παντάπασι δὲ οὐδὲν ἀποκρίνεται ἀπὸ τοῦ ἑτέρου πλὴν νόου.* 75) *Simpl.* p. 35, a. *καὶ ἀπὸ τοῦ ἐλαχίστου δοκέοντος ἐκκριθήσεταί τι ἔλαττον ἐκείνου, καὶ τὸ μέγιστον δοκὸν ἀπό τινος ἐξεκρίθη ἐωυτοῦ μείζονος.* 76) *Simpl.* p. 6, b. *πάντων μὲν ἐν πᾶσιν ὄντων, ἑκάστου δὲ κατὰ τὸ ἐπικρατοῦν ἐν αὐτῇ ᾠχαρακτηριζομένων· χρυσὸς γὰρ φαίνεται ἐκεῖνο ἐν ᾧ πολὺ τὸ χρυσίον καίτοι πάντων ἐόντων.* p. 33, b. *ἀλλ' ὅτεω πλεῖστα ἔνι, ταῦτα ἐιδηλότατα ἓν ἕκαστόν ἐστι καὶ ἦν.* 77) *Diog. L.* II, 9. *ζῶα γενέσθαι ἐξ ὑγροῦ καὶ θερμοῦ καὶ γεώδους, ὕστερον δὲ ἐξ ἀλλήλων.* 78) *Theophr.* hist. plant. III, 2. *Ἀν. μὲν τὸν ἀέρα πάντων φάσκων ἔχειν σπέρματα καὶ ταῦτα συγκαταφερόμενα τῷ ὕδατι γεννᾶν τὰ φυτά.* 79) *Plut.* qu. nat. I. *ζῶον ἔγγειον τὸ φυτὸν εἶναι.* 80) *Arist.* de plant. I, 1. *καὶ νοῦν καὶ γνῶσιν ἔχειν τὰ φυτά.*

schied zwischen Geist und Seele hat er wol geahnt, wenn auch nicht wissenschaftlich ausgeführt[81]); denn wenn er sagt, jeder Geist sei sich selbst gleich, sowol der größere als der kleinere[82]), so liegt doch hierin zuerst die Unterscheidung einer größeren und geringeren Wirksamkeit des Geistes auf höheren und niederen Stufen der Schöpfung und des bewußtlosen Seelenlebens von dem bewußten Wirken des Menschengeistes, zugleich aber auch die Anerkennung, daß das Wesen des Geistes an sich in allen dasselbe sei. Aber damit war doch jener Widerspruch nicht gehoben, vielmehr hat er selbst schroff genug das sich Widersprechende seiner Lehre vom Geiste so ausgedrückt, daß in Allem ein Theil von Allem sei, außer dem Geiste, in einigen Dingen aber sei auch der Geist[83]). Über die rohe Vorstellung von einer Theilung des Geistes in die Vielheit war er längst hinaus, aber er konnte doch auch die Freiheit und Sichselbstgleichheit desselben nicht retten, wenn er, je nach der Verschiedenheit der Materie, verschiedene Stufen seiner Wirksamkeit annehmen mußte. Da blieb nun zuletzt nichts anderes übrig, als den Knoten durch den Ausspruch zu zerhauen, daß der Geist von Außen wie durch eine Thür in die Dinge hineintrete[84]). Es ist klar, daß Anaxagoras eingesehen hatte, der Geist sei die Macht jedes einzelnen Dinges wie der Welt, aber seine noch mangelhafte Dialektik reichte nicht aus, zu erklären, wie der Geist zugleich in und über der Welt sein und wie er der Vielheit sich hingeben könne, ohne sein eigenstes Wesen zu verlieren. Und das war denn auch der wesentlichste Mangel und die Schwäche seiner Lehre. Anaxagoras erschien, wie Aristoteles sich höchst treffend ausdrückt[85]), gegen die früheren Physiker wie ein Nüchterner gegen willkürlich und bewußtlos Redende; vom Anaximandros seinen Ausgangspunkt nehmend, war er durch Anaximenes[86]) und Herakleitos durchgegangen, hatte aber, was in beiden noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen war, das Wort vom freien Geiste zuerst klar und bewußt ausgesprochen; auch Xenophanes und die Pythagoreer mögen auf ihn gewirkt haben[87]); er selbst aber, indem er mit scharfem Dualismus den Geist zuerst gegen die Materie stellte, und nicht, wie die früheren, die Dinge vor dem Geiste, sondern den Geist vor den Dingen und in ihm die vernünftige Zweckmäßigkeit aller Dinge zu erkennen suchte, lenkte das Denken auf eine ganz neue Bahn und bereitete zuerst die Scheidung der Naturphilosophie von der Philosophie des Geistes vor. Aber jene schroffe Scheidung zwischen Materie und Geist konnte er doch nicht durchführen, sobald er das Werden des organischen Lebens zu erklären suchte, und ebenso wenig konnte er angeben, wie man sich den seiner Natur nach allwirksamen Geist eine unendliche Zeit hindurch ruhend denken könne[88]), und was ihn dann endlich angetrieben habe, auf einen von ihm völlig unabhängigen, ihm in keiner Weise homogenen, vielmehr in allen Beziehungen entgegengesetzten Urstoff ordnend und bildend einzuwirken. Er hatte ausgesprochen, der Geist sei die Macht aller Dinge, aber die Bedeutung dieses Satzes war ihm selbst noch nicht klar geworden, er hatte den Geist noch nicht in seiner unendlichen Fülle, er hatte ihn nur in seiner abstracten Freiheit erkannt. Darum klagt auch Platon mit Recht[89]), daß er bei der Weltbildung von dem Geiste gar keinen Gebrauch mache und gar keine inneren Gründe für die Ordnung und Gestaltung der Dinge anführe, sondern immer nur bei den äußern Ursachen, wie Äther, Luft, Wasser, stehen bleibe, womit die Äußerung des Aristoteles übereinstimmt[90]), daß er, gleich einem ungeschickten Fechter, mit seinem Grundsatz nicht umzugehen wisse, und den Geist nur dann herbeiziehe, wenn er weiter keine Gründe angeben könnte, sonst aber eher alles andere als Ursache setze, als den Geist. Dies konnte auch nicht anders sein, da ihm der Geist doch nicht wahrhaft über, sondern nur neben der Materie war; beide standen fremd gegen einander, wie Anderes gegen Anderes, ein Übergang von dem Einen zum Andern konnte nur vorausgesetzt, nicht dialektisch entwickelt werden, so lange die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Materie festgehalten wurde, und die Unabhängigkeit des Geistes war sogleich zerstört, wenn er in seinem Wirken durch einen außer ihm befindlichen Stoff beschränkt und bedingt wurde. Vielleicht war es ein Gefühl dieses Mangels, was den Anaxagoras abhielt, den Geist Gott zu nennen[91]), obgleich sich nicht leugnen läßt, daß er dem im vorigen Jahrhundert herrschenden reinen Theismus in seinen Sätzen schon nahe genug gekommen ist. Wie aber sein νοῦς in sich selbst einen Widerspruch trug, so auch die Materie; in der ursprünglichen Mischung waren schon die Grundbestandtheile specifisch verschieden, alle auf besondere Weise zusammengesetzt und eigenthümlich modificirt, wozu bedurfte es da noch des bildenden Geistes? Ferner war diese Mischung eine ins Unendliche fortgehende, also das

81) *Arist.* de anima. I, 1. ἧττον διασαφεῖ περὶ αὐτῶν, πολλαχοῦ μὲν γὰρ τὸ αἴτιον τοῦ καλῶς καὶ ὀρθῶς τὸν νοῦν λέγει, ἑτέρωθι δὲ τούτων εἶναι τὴν ψυχήν. 82) *Simpl.* p. 33, b. νόος δὲ πᾶς ὅμοιός ἐστι καὶ ὁ μείζων καὶ ὁ ἐλάσσων. 83) *Simpl.* p. 35, a. ἐν παντὶ παντὸς μοῖρα ἔνεστι πλὴν νοῦ, ἔστιν οἷσιν καὶ νοῦς ἐστι. 84) *Stob.* ecl. I. p. 790. Θύραθεν εἰσελυνεσθαι τὸν νοῦν. 85) *Arist.* met. I, 3. οἷον νήφων ἐφάνη παρ' ἐκεῖ λέγοντας τοὺς πρότερον. 86) Widersinnig ist die Meinung, daß er (*Diog. L.* II. 11. *Cic.* de n. d. I, 11) ein Schüler des Anaximenes sei, was schon der Zeit nach unmöglich ist. 87) Mit Xenophanes theilte er die Idee eines ewigen, sich selbst gleichen, unveränderlichen geistigen Seins, mit den Pythagoreern den Gedanken einer zweckmäßigen, kunstvollen Weltharmonie; denn, obgleich er verschiedene bewohnte Theile der Welt annahm und deshalb von mehren Welten redete, so war ihm die Welt doch wesentlich eine: *Simpl.* p. 37, b. οὐ κεχώρισται τὰ ἐν ἑνὶ κόσμῳ.

88) *Arist.* phys. VIII, 1. ὁμοῦ πάντων ὄντων καὶ ἠρεμούντων τὸν ἄπειρον χρόνον κίνησιν ἐμποιῆσαι τὸν νοῦν καὶ διακρῖναι. Schon Aristoteles tadelte dies, phys. III, 5, ebenso Eudemos, *Simpl.* ad phys. p. 273. 89) Phaedo. p. 98, b. 90) Met. I, 4. Ganz ähnlich Eudemos, bei *Simpl.* ad phys. p. 73, b. τὸν νοῦν ἐάσας αὐτοματίζων τὰ πολλὰ συνίστησιν. Vgl. *Plotin.* enn. II, 4, 7. 91) Nie hat Anaxagoras seinen νοῦς Gott genannt; erst Spätere thaten dies, weniger berichtend als von dem Ihrigen unterschiebend, wie *Stob.* ecl. phys. p. 56. *Themist.* orat. 26. p. 317. Weniger gehört hierher *Cic.* qu. ac. pr. II, 37. similes particulas in ordinem adductas a mente divina. — So war es denn freilich den Athenern leicht, ihn als ἄθεος zu bezeichnen.

Einfache auch in dem unendlich Kleinen nirgends zu entdecken, im Großen wie im Kleinen, im Sichtbaren wie im Unsichtbaren immer dasselbe gestaltete und doch nicht gestaltete Chaos, worüber Aristoteles scharfsinnig sagt, die Theile der Mischung seien nach Anaxagoras nicht unendlich, sondern unendlich mal unendlich gewesen [92]). Anaxagoras mochte vielleicht diesen Widerspruch dadurch gelöst zu haben glauben, daß er die Materie schon von Anfang an bis in ihre Urbestandtheile hinein als vom Geiste geformt annahm, aber da war doch die Lehre von der successiven Ausscheidung der einzelnen Dinge nicht länger zu halten. Auf solche Widersprüche legte er aber überhaupt noch kein Gewicht, so wenig er den Begriff der Unendlichkeit, den er in so verschiedenem Sinne der Materie und dem Geiste beilegte, dialektisch begründet hat, denn dialektisches Interesse waltete bei ihm noch nicht vor, wie bei den Eleaten; auch ethische Ideen finden wir bei ihm noch nicht, wie bei den Pythagoreern, entwickelt, obgleich seine Lehre von der Bildung der Materie durch den Geist nach vernünftigen Zwecken der wissenschaftlichen Ethik, wie sie in der Sokratik sich immer reiner ausbildete, bedeutend vorgearbeitet hat. Eine wahrhafte Geistesphilosophie konnte nur dann aus seinen Sätzen herausgebildet werden, wenn mit dem tiefen, ethischen Bewußtsein des Sokrates sich die dialektische Schärfe der Eleaten verband, wie dies bei Platon und Aristoteles geschah. Eine bleibende Frucht aber seiner Lehre war, daß der vielgestaltige Aberglaube jener Zeit durch sie den ersten Stoß bekam, und, indem das Streben erwachte, alles auf natürliche Gründe zurückzuführen, ein fester Grund zur wahrhaften Naturwissenschaft gelegt wurde; das Wunder fing an, aus der Welt zu verschwinden, und an seine Stelle trat, wenigstens im Bewußtsein der Gebildeten, ein einförmiger Mechanismus von Ursache und Wirkung, der einer unmittelbaren Wirksamkeit höherer Mächte keinen Raum mehr gab. Auch das war ein höchst wesentlicher Fortschritt des Anaxagoras, daß er, zuerst unter allen, als letzten Grund alles Seins und Werdens nicht mehr eine dunkle, geheimnißvolle Nothwendigkeit, sondern das freie Walten des Geistes annahm [93]), ein Gedanke, der in den Sokratischen Schulen mächtig fortwirkte, von den Stoikern aber wieder aufgegeben wurde. Zu Empedokles aber verhielt er sich, wie Aristoteles sagt [94]), der Sache nach, wie der spätere zum früheren, obgleich er der Zeit nach der ältere war; denn das ideale Princip der Liebe und des Hasses, das Empedokles neben die vier einfachen Elemente stellte, stand noch im Gegensatze mit sich selbst, über den der νοῦς des Anaxagoras hinaus war; freilich hatte auch die Lehre des Empedokles von dem durchgreifenden Gegensatze der abstoßenden und anziehenden Kraft auf dem Gebiete des natürlichen Seins ihre Wahrheit, aber der Geist durfte an diesen Gegensatz nicht mehr gebunden werden. — Erst dem Platon, der alle Einseitigkeiten der früheren Systeme durch ein über allen stehendes Princip zu überwinden wußte, konnte es gelingen, den strengen Dualismus des Anaxagoras zum Monismus zurückzuführen; ein Physiker, so lange er noch in den engen Schranken seiner Schule blieb, durfte diesen Versuch nicht wagen, wenn er nicht von der Höhe, welche Anaxagoras bereits erreicht hatte, zu längst überschrittenen, niederen Standpunkten zurückkehren wollte. So ging es den beiden Männern, welche mit ungleichen Kräften diesen Versuch unternahmen, Diogenes von Apollonia in Kreta und Archelaos von Athen, jener ein wahrscheinlich jüngerer Zeitgenosse [95]), dieser ein Schüler [96]) des Anaxagoras. Für Diogenes ist in der neueren Zeit manches geschehen; Schleiermacher in der oben angeführten Abhandlung hat zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn wieder hingelenkt, worauf Panzerbieter in zwei Schriften sein Leben und seine Lehre besprach und dann seine Fragmente sammelte und erklärte:

Frid. Panzerbieter, De Diogenis Apolloniatae vita et scriptis (Meining. 1823. 4.) und De Diog. Apoll. vita, scriptis et doctrina. (Lips. 1830.)

Die Sammlung von Schorn s. oben.

Mehr, als er es verdiente, war Diogenes schon im Alterthume vergessen, und sein größerer Zeitgenosse Anaxagoras, den er freilich an speculativer Kraft und Tiefe beiweitem nicht erreichte, scheint ihn völlig in Schatten gestellt zu haben. Selbst sein Leben liegt fast im Dunkel, und in dem Wenigen, was von ihm überliefert wird, wie, daß er in Athen gelebt habe und dort wegen seiner freieren Ansichten in Gefahr gekommen sei [97]), erscheint er ebenfalls als Nachtreter des Anaxagoras. Daß er durchaus davon ausging, die Lehre dieses Philosophen, ohne ihr Wahres fortzuwerfen, so umzubilden, daß sie vom Dualismus und den aus ihm folgenden Widersprüchen befreit würde, wird aus den wenigen Bruchstücken seines Werkes höchst wahrscheinlich [98]). Aber die Wege beider

92) *Simpl.* ad *Ar.* phys. p. 106. οὐδὲ ἄπειρα μόνον ἀλλὰ καὶ ἀπειράκις ἄπειρα. (Worte des Aristoteles.) 93) *Alex. Aphrod.* de fato 2. μηδὲν τῶν γιγνομένων γίγνεσθαι καθ' εἱμαρμένην ἀλλὰ εἶναι κενὸν τοῦτο τοὔνομα. Ebenso verwarf er den entgegengesetzten Irrthum derer, die alles von einem blinden Zufalle ableiteten, plac. phil. I, 29. 94) Met. I, 3. τῇ μὲν ἡλικίᾳ πρότερος ὢν τούτου (τοῦ Ἐμπεδοκλέους), τοῖς δ' ἔργοις ὕστερος.

95) Nach *Diog. L.* IX, 57 lebte er zur Zeit des Anaxagoras, was Simplicius (in *Arist.* phys. p. 6) in Übereinstimmung mit *Sidon. Apollinar.* XV, 91 genauer dahin bestimmt, daß er ein Nachfolger und jüngerer Zeitgenosse desselben gewesen sei. Wenn Antisthenes bei Diogenes ihn zum Schüler des Anaximenes macht, so ist dies eben nur dieselbe Verwirrung der Zeiten, die wir eben bei Anaxagoras sahen; vgl. Anm. 86. 96) *Simpl.* phys. p. 6, b. 97) διὰ μέγαν φθόνον μικροῦ κινδυνεῦσαι Ἀθήνησιν, *Demetr. Phaler.* bei *Diog. L.* IX, 57, ein Ausdruck, der uns über die Motive und die Art seiner Verfolgung völlig im Dunkeln läßt, und eigentlich gar nichts Factisches aussagt. 98) Daß beide Philosophen ohne alle Beziehungen zu einander sollten geblieben sein, wie Panzerbieter (S. 18 des zweiten Werkes) annimmt, ist bei dem damals schon so regen Wechseltausche der verschiedenen philosophischen Bestrebungen gewiß nicht anzunehmen; wenn aber Schleiermacher (S. 93 der oben angef. Abh.) den Diogenes darum vor den Anaxagoras rückt, weil vom νοῦς des Anaxagoras zur νόησις des Diogenes kein Fortschritt, sondern Rückschritt sei, so wissen wir ja, daß die Geschichte jeder Wissenschaft, und zumal der Philosophie, an solchen Rückschritten reich genug ist. Auch daß Anaxagoras, wäre nicht Diogenes ihm vorausgegangen, ohne alles verbindende Mittelglied auf Anaximenes folgen würde, ist eine unrichtige An-

Denker trennten sich schon bei der Bestimmung des Grundprincipes, und noch weiter gingen sie oft aus einander, als es zu der Erklärung des Einzelnen kam. Gleich die scharfe Scheidung zwischen Materie und Geist kam dem Diogenes bedenklich vor; darin zwar, daß nur ein geistiges, denkendes Princip der Grund aller Dinge sein könne und daß in der ganzen Natur Maß, Regel, vernünftige Zweckbestimmung herrsche, war er durchaus mit ihm einverstanden, aber er nannte sein Princip nicht Geist (*νοῦς*), sondern Denken (*νόησις*), weil er wohl einsah, daß der Geist, wenn er wirklich die Macht aller Dinge sein solle, nicht der Materie unbewegt gegenüber stehen dürfe, sondern als unendliche schöpferische Wirksamkeit müsse gedacht werden. Von diesem schöpferischen Urgedanken nun sagte er: nicht möglich wäre es ohne eine denkende Vernunft, daß Alles in der Welt so maßvoll vertheilt wäre, Sommer und Winter, Nacht und Tag, Regen und Wind und heitres Wetter, und wer über alles Andere nachdenken will, der wird Alles so schön wie möglich geordnet finden [99]); darum nannte er auch im Beginn seines Werkes sein Princip unwidersprechlich und seine Entwickelung desselben einfach und erhaben [1]); er bestimmte dann ferner die *νόησις* als ewigen und unsterblichen Leib [2]), im Gegensatz des immer Werdenden und Vergehenden, und fügte hinzu: dies aber scheint mir klar zu sein, daß sie ein Großes, ein Starkes, ein Ewiges und Unvergängliches und Vielwissendes ist [3]). Er ging also, wie Anaxagoras, von der Anerkennung der Schönheit, Vernünftigkeit, Zweckmäßigkeit der Natur aus, und in dem festen, geregelten Verlauf ihrer bedeutendsten Phänomene ahnete er das Dasein einer höchsten Regel, eines Weltgesetzes und einer geistigen Macht, welche durch ihre ewige Bewegung dies Weltgesetz hervorbringe. Aber sogleich blieb er doch schon darin sehr hinter Anaxagoras zurück, daß er den Geist nicht von der Seele schied und sein Princip nicht als geistiges, sondern nur als seelenhaftes Wesen bestimmte; denn das Dasein desselben suchte er namentlich auch dadurch zu beweisen, daß der Mensch und andere Thiere durch Athmen leben, sobald aber der Athem aufhöre, sterben sie und das Denken gehe ihnen aus; dies Athmen nun, sagt er, ist dem lebenden Wesen Seele und Denken [4]). Wir sehen, daß Diogenes den Rhythmus des Athmens mit jenen regelmäßig wiederkehrenden meteorischen Gegensätzen des Naturlebens in Parallele stellte; er ahnte in der ganzen Natur ein nach ewigen Gesetzen pulsirendes Leben, und die schöpferische Bewegung des Urgedankens dachte er sich als ein nie nachlassendes Athmen eines organisch beseelten Wesens; er ging also zurück zu der unklaren und dürftigen Vorstellung einer Weltseele, wie sie bereits Anaximenes angenommen hatte, und so vernichtete er selbst den speculativen Gehalt, der aus dem Begriffe der *νόησις* sich hätte entwickeln lassen. Noch einen andren höchst speculativen Gedanken deutete er an, ohne ihn weiter verfolgen und dialektisch durchführen zu können: es war der Gedanke, mit dem er seine ganze Auseinandersetzung anfing, daß alles Sein aus demselben Urwesen verändert werde (*ἑτεροιοῦσθαι*), und dennoch dasselbe bleibe; er beweist dies durch den sehr wahren Satz, daß Dinge, die einander dem Wesen nach ganz fremd wären, unmöglich auf einander wirken könnten; wenn Etwas, sagt er [5]), von Allem, was in dieser Welt ist, seiner eigenen Natur nach zu dem Andern sich verhielte als ein wesentlich Anderes, und nicht, da es doch dasselbe ist, vielfach verwandelt und verändert würde, so könnten sich die Dinge weder mit einander mischen, noch einander nützen oder schaden, keine Pflanze könnte aus der Erde wachsen, kein Thier und nichts anderes entstehen, wenn nicht alles ursprünglich eins wäre; vielmehr erscheint dies Alles, aus demselben Grundwesen verändert, immer und immer anders und kehrt in dasselbe zurück. Es ist allerdings auch hier der bereits von Anaxagoras aufgegebene Satz, daß alles aus einem Urgrunde hervorgehe und in denselben zurückgehe, den Diogenes hier gegen ihn wieder geltend macht, aber kein früherer Physiker hatte doch mit so großer Klarheit den Gedanken ausgesprochen, daß alles in der Natur zugleich verschieden und doch wesentlich identisch sei; denn indem die früheren immer nur von der Verwandlung aus dem Einen und in das Eine redeten, übersahen sie über der Identität die Differenz, wie wenn Anaximenes noch halb poetisch das Werden und Vergehen mit dem Zusammenziehen und Nachlassen der Luft verglich. Schon die Wahl des Wortes *ἑτεροίωσις* ist charakteristisch; es zeigt ein Wechselverhältniß verschiedener, aber doch wesentlich zusammengehöriger Dinge an [6]). Durch diesen Satz von der ursprünglichen Verwandtschaft aller Dinge, den auch Aristoteles [7]) lobend hervorhebt, stellte sich Diogenes in einen bestimmten Gegensatz zu allen denen, welche in der Materie eine ursprüngliche Differenz annahmen, wie das Anaximandros und viel bewußter Anaxagoras und in anderer Weise Empedokles thaten; sein Anderswerden des Einen, wie er es faßte, war ein klarer und schärferer Begriff, als die Vorstellung von der Mischung und Sonderung aus Urstoffen, es lag darin eine Ahnung der allgemeinen Wechselwirkung aller Dinge und des großen

---

nahme, da ja Herakleitos die reinere Lehre des Klazomeniers hinlänglich vorbereitet hatte. Unverkennbar sind selbst in den wenigen Bruchstücken des Diogenes polemische Beziehungen auf Anaxagoras, wohin namentlich der Widerspruch gegen die ursprüngliche Verschiedenheit der Dinge gehört, bei welcher jede Wechselwirkung und jedes gegenseitige Verhältniß derselben unmöglich sei. Auch in den einzelnen Sätzen zeigt sich vielfache Übereinstimmung mit Anaxagoras. Vgl. Brandis, Gesch. d. gr. Phil. I. S. 275 fg.

99) *Simpl.* in phys. p. 32, b.

1) *Diog. L.* IX, 57. 2) *Simpl.* p. 33, a. *ἀΐδιον καὶ ἀθάνατον σῶμα.* *σῶμα* mag hier, wie später bei den Stoikern, das Wirkliche, Concrete, im Gegensatze des blos Gedachten, Idealen bezeichnen, immer liegt darin ein scharfer Gegensatz zu Anaxagoras und dessen idealem Principe. 3) *Simpl.* l. l. *μέγα καὶ ἰσχυρὸν καὶ ἀΐδιόν τε καὶ ἀθάνατον καὶ πολλὰ εἰδὸς ἐστιν.* 4) *Simpl.* 32, b. *τοῦτο αὐτοῖσι καὶ ψυχὴ ἐστι καὶ νόησις.*

5) *Simpl.* phys. 32, b. 6) *ἄλλος* bezeichnet das Verhältniß verschiedener einander gleichgültiger, durch keine Beziehung mit einander verbundener Dinge, während *ἕτερος* die Verschiedenheit oder den Gegensatz ursprünglich zusammengehöriger Dinge ausdrückt; darum ist die *ἑτεροίωσις* des Diogenes ein schärferer Begriff, als die unklare *ἀλλοίωσις* früherer Physiker. 7) de gen. et corr. I, 6.

Weltzusammenhanges, welche Platon und die Stoiker weiter ausgebildet haben, zugleich aber trat auch in der Vorstellung von einer beständigen Selbstentäußerung des Urwesens die pantheistische Ansicht von der Immanenz des schaffenden Principes, die schon Anarimenes angedeutet hatte, in größerer Schärfe heraus, im bestimmten Gegensatze zu Anaragoras, der zuerst mit klaren Worten das transscendente Princip ausgesprochen hatte. Da nun aber Diogenes sich sein Urwesen als Seele dachte, so mußte er derselben auch einen Leib finden, und da zeigt sich nun, wie wenig er doch seiner eigenen Grundgedanken Herr geworden war. Da er nämlich als die ursprünglichste und nothwendigste Lebensthätigkeit das Athmen gefunden hatte, so nahm er die Luft als leibliches Substrat seiner *νόησις* an, und kehrte somit zu Anarimenes zurück, nur mit dem Unterschiede, daß dieser sie noch als materielles Princip in ihrer wirklichen Substanz gefaßt hatte, Diogenes sie aber mehr ideell, als den reinsten und adäquatesten Ausdruck der schaffenden Seele nahm; dabei aber blieb er doch stets in einem unbestimmten Schwanken zwischen dem materiellen und ideellen Princip, und leicht lief er da Gefahr, das Erstere gradezu an die Stelle des Letzteren zu setzen. Noch ein anderer Grund mochte ihn bewegen, die Luft gleichsam als Trägerin der *νόησις* anzunehmen, ihr indifferentes, die Gegensätze des Warmen und Feuchten vermittelndes und in sich aufhebendes, dabei aber doch immer bewegtes Wesen, weshalb er sie auch das Feinste aller Dinge [8]) nannte; sie war ihm ein Vielgestaltiges, bald wärmer, bald kälter, bald trockener, bald feuchter, bald schwächer, bald heftiger bewegt, und unendlich viele andere Verschiedenheiten an Farbe wie an Qualität sind in ihr; darum meinte er nun, die Luft sei es, was das Denken an sich habe, sie regiere und beherrsche Alles, sie komme zu Allem und ordne Alles, und sei in Allem, und nichts sei, was nicht Theil habe an ihr, aber jedes auf verschiedene Weise [9]). Wie nun das denkende Grundwesen überall in seinen Veränderungen ihm dennoch dasselbe blieb, so suchte er auch in seiner Erklärung der einzelnen Erscheinungen der Natur die Luft als die Mitte aller Gegensätze und den materiellen Grund aller Dinge zu erweisen. Er ging hierbei von dem Gedanken der in einem Mittleren zusammentreffenden Bewegung aus, wodurch sich seine Physik der des Herakleitos und des Empedokles nähert und der mechanischen Richtung des Anaxagoras gegenüber lebendiger und sinnlicher, aber auch weniger wissenschaftlich erscheint. Die beiden Enden des Gegensatzes waren ihm, wie schon dem Anarimenes, Verdünnung und Verdichtung und als deren Wirkungen Erwärmung und Erkältung [10]), die in dem an sich weder warmen noch kalten, aber immer bewegten und darum stets nach beiden Seiten hinstrebenden Wesen der Luft ihren Mittelpunkt fanden. Aus dieser Duplicität aller Lebensfunctionen ergab sich ihm ein höchst einfacher Schematismus, in welchem er das Werden, Bestehen, Vergehen der einzelnen Dinge und ihre verschiedenen Abstufungen in Gattungen und Arten in ziemlich materieller Weise zu erklären suchte. Manche Phänomene der Natur scheint er mit gesundem, frischem Blick und oft glücklicher Combination beobachtet zu haben, indem er durchweg den Grundsatz des Gleichmaßes entgegengesetzter Bewegungen als erhaltendes Princip geltend machte; an den beiden Enden des Gegensatzes lag ihm Übermaß, und in Folge dessen Zerstörung, bald als Erstarrung im Feuchten und Kalten, bald als Verflüchtigung und Verzehrung im Warmen, weshalb er auch annahm, daß in der jetzt bestehenden Welt einst ein Übermaß des Feuchten geherrscht habe und künftig einmal ein alles verzehrendes Übermaß des Feuers eintreten werde, nur scheinbar hierin mit Heraklit übereinstimmend [11]). Es ist für diese allgemeine Übersicht ohne Interesse, ihm bis in das Einzelne seiner Naturansicht zu folgen, weshalb wir auf unseren Artikel über diesen Philosophen in der Encyklopädie verweisen. Am merkwürdigsten sind seine Ansichten über den thierischen Organismus und über das Wesen der Seele und ihrer verschiedenen Zustände und Thätigkeiten. Die Seele war ihm in ihrer Erscheinung warme Luft [12]), und je wärmer die Luft, desto vollkommener, je kälter, desto unvollkommener war ihm der Organismus lebender Wesen; namentlich schien ihm bei den vernunftlosen Thieren ein Übermaß bald des Starren, bald des Feuchten einzutreten, und er verglich ihr halb bewußtloses Seelenleben recht treffend mit dem Traumleben der Wahnsinnigen [13]); von der verschiedenen Erwärmung der Luft leitete er alle Verschiedenheit der Thiere an Gestalt, Lebensweise, Denkkraft her [14]), und das Denken selbst geschah, wie er meinte, vermittels reiner und trockener Luft, denn die Feuchtigkeit hindere den Geist, weshalb wir auch im Schlafe, in der Trunkenheit und bei jeder Überfüllung schwächer denken, das Übermaß der Feuchtigkeit aber zerstöre die Denkkraft völlig [15]). Da nun aber die Lebenswärme zunächst im Blute erschien, so setzte er den Act des Denkens, den er anderswo mit dem Athmen verglich, noch materieller auch wol in den

8) *Arist.* de anim. I, 2. *ἀέρα λεπτομερέστατον εἶναι.* 9) *Simpl.* phys. p. 33, a. 10) *Plut.* bei *Eus.* praep. evang. I, 8. — Obgleich Diogenes bei Simplicius (a. a. O.) der Luft noch unzählige andere verschiedene Modificationen, außer der Feuchtigkeit und Trockenheit und der Erwärmung und Erkältung, beizulegen scheint, so sehen wir doch leicht, daß er alles zuletzt auf diese ursprünglichsten Gegensätze zurückbringen wollte.

11) *Simpl.* phys. p. 257, b. — Herakleitos sah in der *ἐκπύρωσις* nur eine Rückkehr in das Vollkommene des wahrhaften Seins, Diogenes dagegen betrachtete sie als die Folge allzu großer Erwärmung der Luft, also als zerstörendes Übermaß. 12) *τὸ θερμόν*, *Simpl.* 33, a. 13) *Plut.* plac. phil. V, 20. *Διογένης μετέχειν μὲν αὐτὰ (τὰ ζῶα) τοῦ νοητοῦ καὶ ἀέρος, διὰ δὲ τὸ τὰ μὲν πυκνότητι τὰ δὲ πλανασμῷ τῆς ὑγρασίας μήτε διανοεῖσθαι μήτε αἰσθάνεσθαι, προσφερῶς δὲ (Schleierm. δὴ) αὐτὰ διακεῖσθαι τοῖς μεμηνόσι, παρεπταικότος τοῦ ἡγεμονικοῦ.* — Man hat es widersprechend gefunden, daß hier Diogenes den Thieren das Denken und Wahrnehmen zugleich zuzuschreiben und abzusprechen scheint; aber wir müssen hier die Worte *διανοεῖσθαι* und *αἰσθάνεσθαι* im strengeren Sinne als Bezeichnungen des klaren und deutlichen Denkens und Wahrnehmens nehmen, worauf ja auch die Vergleichung mit dem schlummernden Seelenleben der Wahnsinnigen hinweist. 14) *Simpl.* phys. 33, a. 15) *Theophr.* de sensu. 44. *φρονεῖν τῷ ἀέρι καθαρῷ καὶ ξηρῷ, κωλύειν γὰρ τὴν ἰκμάδα τὸν νοῦν — ἔτι δὲ ἡ ὑγρότης ἀφαιρεῖται τὸν νοῦν.*

Luftstrom, der vermittels des Blutes durch die Adern des Körpers dringe [16]). Aus dem symmetrischen Zusammenwirken der äußeren und der inneren organischen Luft erklärte er dann auch die Thätigkeiten der verschiedenen Sinne [17]), und aus der dem Blute sich mittheilenden, bald dünneren und rascheren, daher ungehinderten, bald schwereren und in ihrer Bewegung gehemmten Luft entstanden ihm Freude und Schmerz, die Wurzeln aller Affecte [18]). Die Pflanzen schloß er, im Widerspruche mit Anaragoras, von der Theilnahme am Geistigen ganz aus, weil er an ihnen keine Öffnung zur Aufnahme der Luft wahrnahm und ihnen deshalb auch das Athmen absprach [19]). Da scheint nun freilich darin ein Widerspruch zu liegen, daß er die Luft zuerst als indifferent, also an sich weder warm noch kalt ansah, und sie dann doch, in ihrer vollkommensten Erscheinung als Seele, als erwärmt setzte, wo sie dann nicht mehr als Mitte der Gegensätze, sondern selbst im Gegensatze erscheinen würde; auch läßt sich nicht leugnen, daß er nach der Seite des Warmen hin das Vollkommenere annahm, und bei größerer Consequenz hätte er da zu Heraklit gelangen und das Feuer als Substrat des Geistigen bestimmen müssen, wie ja wirklich Einige behaupteten, er habe als Princip ein Mittleres zwischen Luft und Feuer gesetzt [20]); aber dennoch ist jener Widerspruch eigentlich nicht vorhanden, denn Diogenes sagte auch, daß die Luft des beseelten Organismus zwar wärmer sei, als die äußere, doch aber kälter, als die Luft und die Sonne [21]), woraus hervorgeht, daß er allerdings als Ende des Gegensatzes nicht die erwärmte organische Luft, sondern die feurige des obern Weltraums setzte, die eben wegen ihres Übermaßes keine organische Bildung mehr zuließ. In seinen Sätzen über die allmälige Ausbildung des Weltalls hängt er sehr an Anaragoras; auch er meinte, daß durch den Gegensatz des Warmen und Kalten, der räumlich als Gegensatz des Leichten und Schweren erschien, ein Oben und Unten in der Welt entstehe, und daß durch den kreisförmigen Umschwung des Alls, der eben die Folge jener auf einander wirkenden Gegensätze sei, sich das Leben der Welt im Gleichgewicht erhalte [22]), auch die [ob kugelförmige, ob flach gerundete? [23])] Erde im Mittelpunkt feststehe. Überhaupt aber scheint er weniger wie Anaragoras das Himmlische und die Welt der Gestirne, sondern mehr das Irdische und die thierische Welt beobachtet zu haben, und dies bezeichnet denn auch die wesentliche Verschiedenheit, die ihn von Anaragoras trennte. Er gab das ideale Princip dieses Denkers auf, weil er es nicht fassen konnte, und ließ überall eine sehr materielle Weltanschauung durchblicken; ja, wir können ihn als einen Vorläufer jenes zu Platon's Zeit so verbreiteten dynamischen Materialismus ansehen [24]), dem in der Atomistik ein noch consequenterer mechanischer Materialismus zur Seite trat. Weit entfernt, die Lehre des Anaragoras weiter zu führen, ging er sogar hinter Heraklit zurück, zu der noch völlig ungebildeten Lehre des Anaximenes; da er aber doch der Anerkennung eines geistigen Urprincipes sich nicht entziehen konnte, so wurde er, indem er die Wirksamkeit desselben ganz materiell faßte, mit klarerem Bewußtsein der Verkündiger einer materialistischen Weltanschauung, als jene früheren Physiker, die noch gar nicht zu der Scheidung von Stoff und Kraft gekommen waren. Als Beobachter und Erklärer natürlicher Erscheinungen hat er manches geleistet, und sogar dem Platon, der einzelne seiner Ansichten in seinen Timäos übergehen ließ, und dem Aristoteles hier und da vorgearbeitet; er ging sehr ins Einzelne der Anatomie und Physiologie, wie sein Fragment über die Adern beweist [25]), und vielleicht irren wir nicht, wenn wir in ihm einen Arzt vermuthen; aber wir begreifen es, warum seine Lehre im Ganzen so bald unterging, weil sie den Geist in seiner Freiheit nicht anerkannte. Hätte er seine *νόησις* weniger zu verleiblichen, ihren Begriff mit schärferer Dialektik zu bestimmen gesucht, so würde er nicht unter, sondern neben Anaragoras stehen, und man würde dann als drittes Glied dieser Reihe den Parmenides ansehen können, der weder das Denkende als bloßes Subject, wie Anaragoras, noch das Denken selbst als reines Prädicat ohne Subject, wie Diogenes, sondern das Gedachte (*νοητόν*), das reine Object des Denkens als das allein Wahre setzte; so aber müssen wir urtheilen, daß Diogenes, grade wie in seinem Vaterlande Kreta sich verschiedene Völker berührend mischten, ohne zur völligen Einheit zu verschmelzen, die in dieser Weise unvereinbaren Gegensätze, Geist und Materie, vergeblich zu verknüpfen unternahm. Von Leukippos aber, wie Einige annehmen [26]), hat er schwerlich gelernt. Noch viel ungenügender und unwissenschaftlicher war der Versuch des Archelaos, das System seines Lehrers Anaragoras [27]) zu berichtigen. War er wirklich, wie die meisten annahmen [28]), ein geborener Athener, so muß man zugeben

16) *Simpl.* phys. p. 33, a. *νοήσεις γίγνονται τοῦ ἀέρος σὺν τῷ αἵματι τὸ ὅλον σῶμα καταλαμβάνοντος διὰ τῶν φλεβῶν.* 17) *Theophr.* de sensu. 39. 18) *Theophr.* de sensu. 42. 19) *Theophr.* de sensu. 44. *τὰ δὲ φυτὰ διὰ τὸ μὴ εἶναι κοῖλα μηδὲ ἀναδέχεσθαι τὸν ἀέρα παντελῶς ἀφῃρῆσθαι τὸ φρονεῖν.* 20) Nicolaos von Damaskos und Porphyrios, nach *Simpl.* phys. 6, b. 32, b. 21) *Simpl.* p. 33, a. *πάντων ζώων ἡ ψυχὴ τὸ αὐτό ἐστιν, ἀὴρ θερμότερος μὲν τοῦ ἔξω, ἐν ᾧ εἰμὲν, τοῦ μέντοι παρὰ τῷ ἡελίῳ πολλὸν ψυχρότερος.* 22) *Plut.* bei *Euseb.* pr. ev. I, 8. *τοῦ παντὸς κινουμένου καὶ ἢ μὲν ἀραιοῦ ἢ δὲ πυκνοῦ γινομένου, ὅπου συνεκίρησε τὸ πυκνὸν, συστροφὴν ποιῆσαι, καὶ οὕτω τὰ λοιπά· κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον τὰ κουφότατα τὴν ἄνω τάξιν λαβόντα τὸν ἥλιον ἀποτελέσαι.* 23) *Diog. L.* IX, 57. *τὴν γῆν στρογγύλην ἐρηρεισμένην ἐν τῷ μέσῳ τὴν σύστασιν εἰληφυῖαν κατὰ τὴν ἐκ τοῦ θερμοῦ περιφορὰν καὶ πῆξιν ὑπὸ τοῦ ψυχροῦ.* — *στρογγύλος* kann an sich ebenso wol die Rundung der Kugel als der Fläche bezeichnen; auch war dem Diogenes die Pythagoreische Vorstellung von der Kugelform der Erde gewiß nicht unbekannt, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß er grade in diesem einen Punkte aus dem Kreise der Jonischen Physik sollte herausgetreten und zu den Pythagoreern übergegangen sein; vgl. Voß, Krit. Blätter. II. S. 141.

24) Als Repräsentanten dieses Materialismus, den wir den dynamischen nennen möchten, können wir den Kritias ansehen, der die Seele in das Blut setzte, *Arist.* de anima. I, 2. Schon Hippon, dessen Zeitalter ganz unbestimmt ist, mag als Vorläufer eines solchen Materialismus angesehen werden. 25) *Arist.* hist. anim. III, 2. 26) *Simpl.* phys. p. 6, a. *τὰ μὲν κατὰ Ἀναξαγόραν τὰ δὲ κατὰ Λεύκιππον λέγων.* 27) *Diog. L.* II, 16. *Simpl.* p. 6, b. 28) *Sext. Emp.* adv. math. VII, 14. *Simpl.* phys.

[illegible] die Philosophie der Athener, die sich bald in den Sokratischen Schulen so hoch erheben sollte, von ziemlich schwachen Anfängen ausging; denn Archelaos faßt zwar das Active und das materiale Princip des Anaxagoras, den Geist und die Homöomerien, neben einander bestehen [29]), hebt aber die Unabhängigkeit und Ungemischtheit des Geistes auf, indem er annahm, daß von Natur auch dem Geiste [illegible] etwas von der Mischung beiwohne [30]), er meinte also, daß der Geist nicht minder aus der Mischung hervorgegangen sei, als alle andere Dinge, woraus dann weiter folgte, daß dieselbe unendliche Vielheit, die nach Anaxagoras das Wesen der Materie war, auch im Geiste müsse zu finden sein. In welcher Weise er nun einen so materialisirten Geist zur Weltbildung verwandt habe, darüber fehlt es uns an Nachrichten; doch was Stobäos [31]) anführt, er habe den Geist überhaupt nicht als weltbildend gesetzt, das mag wol mehr gefolgert als mit seinen eigenen Worten berichtet sein; denn hatte er dem Geiste das Geschäft der Weltbildung ausdrücklich abgesprochen, so würde er ja nicht mehr, wie doch Simplicius ausdrücklich angibt, zwei Principien neben einander angenommen haben, sondern sein einziges Princip wäre dann die unendliche Mischung geblieben, und er würde sich da etwa zu Anaximandros verhalten, wie Diogenes zu Anaximenes: vielleicht aber mochte er, wie eine Stelle andeutet [32]), die Thätigkeit des Geistes auf das Zusammenfügen und Zerstreuen der Homöomerien beschränken, wofür er selbst sich der unklaren Ausdrücke *συνοικίζειν* und *ἐκδιδόναι* scheint bedient zu haben [33]). Gewiß ist, daß er die Hoheit und Reinheit des Gedankens bei Anaxagoras nicht gefaßt hatte, also auch das Widersprechende desselben nicht zu vereinigen wußte; denn keine rohere Vorstellung konnte es geben, als ein mit Materie und noch dazu mit unendlich verschiedener Materie gemischter Geist, und consequenter wenigstens war doch da Diogenes, der zu der Einheit des Geistigen und Materiellen zurückkehrte, indem er das geistige Leben an einen einfachen elementarischen Grundstoff band. Auch ist es wol kein Zufall, daß von der Physik des Archelaos so wenig überliefert ist; denn schon dies Wenige zeigt, wie schwankend und widerspruchsvoll seine Lehre war. Er folgte im Wesentlichen wol dem Anaxagoras, doch scheint sein Eigenthümliches [34]) hauptsächlich darin gelegen zu haben, daß er bei der ursprünglichen Aussonderung der einzelnen Dinge aus der Mischung nicht dem Äther, sondern der Luft, welche Anaxagoras ausdrücklich vom Äther unterschieden hatte, die Hauptwirksamkeit beilegte [35]), woraus auch die falsche Meinung entstand, er habe, wie Diogenes, die Luft als Grundprincip angenommen [36]). Wie er also den Geist des Anaxagoras durch Beimischung der Materie vergröberte, so setzte er auch den feineren Äther zur gröberen Luft herab, wenn er nicht etwa das Wesen des Geistes selbst im Äther gefunden hat, wie man daraus schließen könnte, daß er als Allumgebendes, Höchstes, doch nicht Luft, sondern Feuer annahm [37]). Aber auch, daß er Feuer und Wasser aus der Verdünnung und Verdichtung der Luft erklärt haben soll [38]), ist mit seiner Lehre von den Homöomerien unvereinbar, und auch hier ist anzunehmen, daß er nur, nach Anaxagoras, die räumliche Scheidung des bewegten Warmen, also des Feuers, von dem unbewegten Kalten, also der Erde, vermittels des Umschwungs der Luft wird gelehrt haben [39]); nicht unwahrscheinlich aber ist, daß er schon in den Geist einen Gegensatz, wie etwa des Warmen und Kalten, setzte [40]), um so das Empedokleische, freilich auch entstellt, mit dem Anaxagoreischen zu verbinden. An Empedokles erinnert auch seine Ansicht von der successiv zu größerer Vollkommenheit fortschreitenden Bildung der Thierwelt, indem er die ältesten Thiere als kurzlebende, der Fortpflanzung unfähige annahm, worauf dann immer vollkommenere Gattungen und endlich der Mensch aus der Mischung des Feurigen und Kalten hervorgegangen sei [41]). Freilich entstellte er auch hier die Gedanken des Anaxagoras dadurch, daß er den Geist allen Thieren auf gleiche Weise eingepflanzt sein ließ [42]). Mit besonderer Vorliebe verweilte er, wie es scheint, bei der Bildungsgeschichte des Menschen, dessen Bestimmung zur Politik er nachdrücklich hervorhob [43]); und überhaupt bezeichnet das besonders in ihm den Athener, daß er, zuerst unter den Physikern, aber nicht unähnlich dem Demokritos, die Physik auf die Ethik und Politik hinüberzuführen anfing, und da rührt er doch ganz dicht an die Sophisten mit seinem Satze, das Gerechte und das Schändliche sei nicht von Natur, sondern durch das Gesetz [44]). Nicht ohne Zwang

p. 6, b. Nach Andern war er ein Milesier, und erst nach Athen ausgewandert, *Diog. L.* II, 16.

29) *Simpl.* phys. p. 6, b. *τὰς ἀρχὰς τὰς αὐτὰς δίδωσιν ὥσπερ Ἀναξαγόρας· οὗτοι μὲν οὖν ἀπείρους τῷ πλήθει καὶ ἀνομοιομερεῖς τὰς ἀρχὰς λέγουσι, τὰς ὁμοιομερείας τιθέντες ἀρχάς. Clem. Alex.* protrept. p. 44. *τούτῳ ἅμα τὸν νοῦν ἐπεστησάτην τῇ ἀπειρίᾳ. Orig.* phil. 9. 30) *Orig.* phil. c. 9. *οὗτος δὲ (ἔφη) τῷ νῷ ἐνυπάρχειν τι εὐθέως μίγμα.* 31) *Stob.* ecl. phys. p. 56. *οὐ μέντοι κοσμοποιὸν τὸν νοῦν.* 32) *August.* de civ. dei VIII, 2. de particulis inter se dissimilibus, quibus singula quaeque fierent, ita omnia constare putavit, ut inesse etiam mentem diceret, quae corpora dissimilia, i. e. illas particulas, conjungendo et dissipando ageret omnia. 33) Die Vermuthung Heinderf's, daß Platon im Sophisten (p. 242) mit den Worten: *δύο δὲ ἕτερος εἰπών, ὑγρὸν καὶ ξηρὸν ἢ θερμὸν καὶ ψυχρόν, συνοικίζει τε αὐτὰ καὶ ἐκδίδωσι*, auf den Archelaos deute, wird durch eine übrigens ziemlich dunkle Stelle bei *Orig.* phil. c. 9 bestätigt, wo es heißt, die Erde ruhe in der Mitte, *ἐκδεδομένον* (*Br. ἐκδιδομένην*) *ἐκ τῆς περιόσεως*, gewiß die eigenen Worte des Archelaos.

34) *Simpl.* 6, b. *καὶ Ἀρχέλαος — ἐν μὲν τῇ γενέσει τοῦ κόσμου καὶ τοῖς ἄλλοις πειρᾶταί τι φέρειν ἴδιον.* 35) *Stob.* ecl. phys. p. 56. *Ἀρχέλαος ἀέρα καὶ νοῦν τὸν θεόν.* 36) *Sext. Emp.* adv. math. IX, 360. 37) *Diog. L.* II, 17. *ἡ μὲν (ἡ γῆ) ὑπὸ τοῦ ἀέρος, ὁ δὲ ὑπὸ τῆς τοῦ πυρὸς περιφορᾶς κρατεῖται.* 38) *Plut.* plac. phil. I, 3. *ἀέρα ἄπειρον καὶ τὴν περὶ αὐτὸν πυκνότητα καὶ μάνωσιν, τούτων δὲ τὸ μὲν εἶναι πῦρ τὸ δὲ ὕδωρ.* 39) *Orig.* phil. c. 9. *τὸ μὲν θερμὸν κινεῖσθαι, τὸ δὲ ψυχρὸν ἠρεμεῖν.* 40) *Plut.* soph. p. 242. *Diog. L.* II, 16. *ἔλεγε δὲ δύο αἰτίας γενέσεως, θερμὸν καὶ ψυχρόν.* 41) *Diog. L.* II, 16. 42) *Orig.* phil. c. 9. *νοῦν πᾶσιν ἐμφύεσθαι ζώοις.* 43) *Diog. L.* II, 16. *διεκρίθησαν ἄνθρωποι ἀπὸ τῶν ἄλλων (ζώων), καὶ ἡγεμόνας καὶ νόμους καὶ τέχνας καὶ πόλεις καὶ τὰ ἄλλα συνέστησαν.* 44) *Diog. L.* II, 16. *ἔοικε δὲ καὶ οὗτος ἅψασθαι τῆς ἠθικῆς, καὶ γὰρ περὶ νόμων πεφιλοσόφηκε καὶ καλῶν καὶ δικαίων· — τὸ δίκαιον εἶναι καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φύσει ἀλλὰ νόμῳ.*

kann man, wie Ritter gethan [45]), dieſen Worten eine phyſiſche Deutung geben, und wir thun wol einem ſo ſchwachen Denker, wie Archelaos, kein Unrecht, wenn wir annehmen, daß er die Begriffe des Guten und Böſen, für die er freilich in der Natur kein Analogon fand, und die, weil ſie nur aus der tieferen Erkenntniß des Geiſtes zu erklären ſind, überall und immer von den Materialiſten in Frage geſtellt wurden, nicht als natürliche und allgemein gültige, ſondern als conventionelle und nur durch poſitives Geſetz beſtimmte anſah. Daß Archelaos Lehrer des Sokrates geweſen ſei, iſt eine ganz unverbürgte Sage [46]).

Die der Joniſchen Phyſik eigenthümliche Weltanſicht, deren Grundvorausſetzung immer die Realität der Materie, deren höchſte Aufgabe das Auffinden eines Urſtoffes und einer den Stoff zuſammenhaltenden Urkraft blieb, war in der Lehre des Anaxagoras auf die höchſte Spitze getrieben und eigentlich ſchon über ſich hinausgegangen; erſt mußte nun die einſeitige Objectivität der Jonier mit der ebenſo einſeitigen Subjectivität der italiſchen Schulen, von denen die Pythagoreer das Weſen der Materie in die Form ſetzten, die Eleaten aber es ganz aufhoben, ausgeglichen werden, es mußte aus der tiefen Sokratiſchen Ethik ſich eine Geiſtesphiloſophie herausbilden, ehe eine neue, reinere Naturphiloſophie entſtehen konnte. Dennoch aber waren die Verſuche, die Natur vor dem Geiſte zu erforſchen, noch nicht erſchöpft; ſchon Diogenes und Archelaos ſanken, indem ſie den Anaxagoras überbieten wollten, von ſeiner Höhe zu einem halt- und bodenloſen Materialismus zurück, aber ſie hatten das geiſtige Moment noch nicht völlig aus der Natur verbannt; es blieb nun noch übrig, auf den todten Stoff allein zu reflectiren, ohne ihm eine ordnende Kraft beizugeſellen, und nicht blos die Götter, ſondern auch Gott und den Geiſt aus der Natur zu vertreiben, und zu dieſer unwirthbaren Höhe des conſequenteſten Materialismus wurde das Denken durch die Atomiſtik des Leukippos und Demokritos fortgetrieben, jener, wie es ſcheint, ein nach Abdera übergeſiedelter Mileſier [47]), dieſer zu Abdera geboren [48]). Es iſt merkwürdig genug, daß aus dieſer verrufenen Stadt, welcher auch Protagoras angehörte, grade die Philoſophen hervorgingen, die zuerſt und am kühnſten das Daſein des Göttlichen zu bezweifeln oder völlig zu leugnen wagten. Selten wird Leukippos ohne Demokritos, ſehr häufig dieſer ohne jenen genannt, woraus hervorgeht, daß Demokritos für das Haupt und den wiſſenſchaftlichen Begründer dieſer Lehre galt [49]); kaum wußte man von Schriften des Leukippos [50]); nirgends aber, wo beide zuſammen genannt werden, wird auf ein Verhältniß wie zwiſchen Schüler und Lehrer hingedeutet [51]), vielmehr erſcheinen ſie überall als Freunde und gemeinſchaftlich ſtrebende Genoſſen [52]). Wir ſind deshalb berechtigt, da vom Leukippos faſt nichts Eigenthümliches, was ihn vom Demokritos unterſchiede [53]), berichtet wird, an den Namen des Letzteren alle weſentlichen Lehren der Atomiſtik anzuknüpfen. Auch über das Leben und die Perſönlichkeit des Leukippos wiſſen wir nichts; Demokritos dagegen hat ſich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit unvergänglichen Ruhm erworben; denn vor allen früheren Denkern glänzte er durch Umfang und Tiefe des vielſeitigſten Wiſſens, durch Fülle und Schärfe der Beobachtung natürlicher Dinge, durch klaren, hellen, am liebſten der Geometrie zugewandten Verſtand, die er mit manchen wichtigen Entdeckungen bereichert zu haben ſcheint [54]); dazu hatten lange Reiſen, die er mit dem Aufwande ſeines ganzen Vermögens [55]) durch die gebildetſten Lande des Orients [56]) unternahm, ſeinen Geſichtskreis ungemein erweitert und ihn mit regem Intereſſe für Geſchichte, Länder- und Völkerkunde erfüllt; er ſelbſt ſagt: von allen meinen Zeitgenoſſen bin ich das meiſte Land durchwandert, das Fernſte erforſchend, ich ſah die meiſten Länder und Himmelsſtriche, hörte die meiſten gelehrten Männer, und keiner hat mich je an Darſtellung und künſtleriſcher Compoſition übertroffen [57]). So erſcheint er in Wahrheit als der Vater der griechiſchen Gelehrſamkeit und als würdiger Vorläufer des Ariſtoteles, der ihn oft genug mit anerkennendem Danke erwähnt. Aus geringen Andeutungen können wir ſchließen, daß er auf einem ganz anderen Wege, als Leukippos, zur Speculation gelangte; denn dieſer ging ſofort von der Philoſophie der Eleaten und namentlich des Zenon aus, deſſen Schüler er ſogar

45) Geſch. der Phil. I. S. 341. 2. Aufl. 46) Zuerſt bei *Cic.* Tuscul. V, 4: Socrates, qui Archelaum Anaxagorae discipulum audierat. Viel behutſamer *Simpl.* phys. p. 6, b. ᾧ καὶ Σωκράτην συγγεγονέναι φασίν. 47) *Μιλήσιος*, *Simpl.* in *Arist.* phys. p. 7, a. *Clem. Alex.* protrept. p. 43, d., wornach auch bei *Diog. L.* IX, 30. *Μήλιος* in *Μιλήσιος* zu ändern ſein wird. — Andere machten ihn zu einem Abderiten, *Diog. L.* I. I. *Suidas* s. v., was mit jener Angabe vielleicht durch obige Vermuthung ausgeglichen werden kann, noch Andere, doch nur aus Misverſtand, zum Eleaten. 48) *Diog. L.* IX, 34. *Arist.* de coelo. III, 4. de gen. anim. II, 6. meteor. II, 7. Daß Einige, nach Diogenes, auch ihn zum Mileſier machten, kann dagegen nicht in Betrachtung kommen.

49) Ganz richtig ſcheint ihr Verhältniß bezeichnet *Cic.* ac. pr. II, 37. Leucippus plenum et inane, Democritus huic in hoc similis, uberior in ceteris. 50) Schon Ariſtoteles ſpricht ſich über das Daſein echter Schriften des Leukippos zweifelnd aus, de Xenoph. Zen. et Gorg. 6. ἐν τοῖς Λευκίππου καλουμένοις λόγοις. Hiermit ſtimmt nicht überein, daß Theophraſt ihn für den Verfaſſer des *μέγας διάκοσμος* gehalten haben ſoll, *Diog. L.* IX, 46, was, wenn die Nachricht echt iſt, vielleicht auf gemeinſchaftliche Arbeit beider Philoſophen an dieſem Werke hinweiſt. 51) Ein ſolches Verhältniß liegt auch in der Angabe bei *Diog. L.* IX, 34 nicht: ὕστερον δὲ Λευκίππῳ παρέβαλε. 52) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. περὶ πάντων ἑνὶ λόγῳ διωρίκασι Λ. καὶ Λ. met. I, 4. Λεύκιππος καὶ ὁ ἑταῖρος αὐτοῦ Δημόκριτος. 53) Zwar wird die Lehre von der Bildung der Welten bei Diogenes dem Leukippos allein zugeſchrieben, IX, 31—33, die ohne Zweifel dem *μέγας διάκοσμος* entlehnt war, doch wird über alle dieſe Dinge Demokritos nicht anders gelehrt haben. 54) Unter ſeinen mathematiſchen Schriften, welche *Diog. L.* IX, 47 anführt, findet ſich auch eine περὶ ψαύσιος κύκλου καὶ σφαίρης, und eine andere über irrationale Linien und Körper; er ſtellte Forſchungen über die Kegelſchnitte an, *Plut.* de Stoic. comm. not. p. 1079. 55) ἅπαντα καταναλῶσαι, *Diog. L.* IX, 36. 39. 56) Er ſelbſt erwähnt Ägyptens, *Clem. Alex.* Strom. I, 304. Andere fügen Perſien, Babylon (*Clem. Al.* I. I. auch ſchrieb er über die heiligen Schriften in Babylon und in Meroe, *Diog. L.* IX, 49), ja ſogar Indien (*Ael.* var. hist. IV, 20) hinzu. 57) *Clem. Al.* Strom. I, p. 304.

gewesen sein soll [58]). Demokritos dagegen soll erst später, nachdem er ohne Zweifel schon einen reichen Stoff empirischen Wissens gesammelt hatte, sich den Bestrebungen des Leukippos angeschlossen haben [59]). Vielleicht erklärt sich aus diesem Umstande manches, was uns in seiner Lehre widersprechend scheint. Nach seiner eigenen Aussage war er 40 Jahre jünger als Anaxagoras [60]); seine beste Zeit fällt also in die Periode der höchsten geistigen und politischen Erregung, aber auch des beginnenden Verfalls der griechischen Staaten. Von beidem finden wir Spuren in seiner Lehre. Die Wissenschaft fing damals eben an, da die Bestrebungen der verschiedensten philosophischen Schulen immer inniger zusammenwirkten, aus dem engen Kreise einseitiger Weltanschauungen sich zu befreien, sich höhere und weitere Ziele zu stecken, nach Totalität und Universalität zu streben; darum genügte auch dem Demokritos nicht die rein physische Richtung der früheren Jonier, und nicht allein auf Naturwissenschaft im weitesten Sinne, auf Astronomie [61]), Geographie [62]), Geometrie gingen seine Studien, er zog auch die Ethik, die Musik [63]), die Grammatik [64]) in den Umkreis seiner Forschungen. Auch als Schriftsteller schlug er eine ganz neue Bahn ein; während die früheren Physiker ihre Weltansicht meistens in einem einzigen Werke, der Frucht und dem Abschluß eines ganzen der Wissenschaft geweihten Lebens, zusammengefaßt hatten, legte er seine über so viele Gegenstände ausgebreiteten Kenntnisse zuerst in einer großen Menge einzelner Schriften nieder [65]), und wurde so bei den Griechen der Anfänger der Polygraphie, die später so verderblich wucherte. Noch finden wir in den wenigen Überresten seiner zahlreichen Schriften, denen wol, bei dem Glanze seines Namens bald genug von andern, in gleicher Richtung gehenden Schriftstellern abgefaßte mögen zugesellt worden sein [66]), jene poetische Prosa, welche die früheren Physiker bezeichnet; aber sie erscheint bei ihm nicht mehr, wie bei jenen, als der natürliche Übergang der Poesie zur Prosa, sie hat schon etwas Gemachtes und Gekünsteltes, durch eine Menge selbstgebildeter Worte und künstlicher Wendungen [67]) suchte sie das Dürre und Öde der Lehre zu verdecken, und auch in dieser Hinsicht wurde Demokrit ein Vorbild des Epikuros. In Allem übrigens, was aus seinem Leben uns überliefert wird, oder in seinen Bruchstücken sich darstellt, zeigt er würdige Haltung, tiefen Ernst, dem die Wissenschaft höchste Freude und einziger Beruf des Lebens ist, ein starkes, stolzes, fast in Ruhmredigkeit ausartendes Selbstgefühl [68]); er starb im höchsten Alter [69]), und seine Mitbürger, die ihm schon in seinen letzten Lebensjahren ein Ehrengeschenk von 500 Talenten gemacht hatten, setzten ihm nach seinem Tode Bildsäulen [70]). Auf eine höchst eigenthümliche Weise mischte sich in ihm mit kaltem, nüchternem Verstande Enthusiasmus, ja Schwärmerei [71]); aber beide Seiten seines Wesens verschmolzen nicht zur harmonischen Einheit, sie blieben im unvermittelten Widerspruche neben einander. Wol mögen manche seiner naturwissenschaftlichen und mathematischen Entdeckungen noch jetzt, ohne daß sein Name dabei genannt wird, fortleben; wie aber seine Vaterstadt von den großen Bewegungen jener Zeit kaum berührt wurde, so blieb auch seine Philosophie ganz außer dem großen Zusammenhange des geistigen Lebens, wie er damals in Athen sich bildete, und eine lebendige Frucht für Mitwelt und Nachwelt ist daher aus seiner Lehre nicht hervorgegangen; es ist charakteristisch, daß er, wie er selbst erzählt, zu Athen war, ohne dort ein Verhältniß anzuknüpfen, oder auch nur gekannt zu werden [72]), ja, Platon scheint ihn sogar mit stark ausgesprochener Antipathie vermieden zu haben [73]).

58) *Δ. ἤκουσε Ζήνωνος*, *Diog. L.* IX, 30. Andere lassen ihn den Parmenides hören, *Simpl.* in phys. p. 7, a. 59) *Diog. L.* IX, 34. *ὕστερον δὲ Λευκίππῳ παρέβαλε.* 60) *Diog. L.* IX, 41. Hiernach setzt Apollodoros seine Geburt in die 80. Olympiade; genauer vielleicht gab Thrasyllos Ol. 77, 3 als sein Geburtsjahr an. 61) Seine astronomischen Werke s. bei *Diog. L.* IX, 48. Das Hauptwerk führte den Titel *μέγας ἐνιαυτός.* — Schon Theophrast schrieb ein eigenes Buch über die Astrologie Demokrit's, *Diog. L.* V, 43. 62) Er behandelte nicht blos die mathematische Geographie in mehren Werken, *Diog. L.* IX, 48, sondern auch die Länder- und Völkerkunde in weitem Umfange, 49. 63) Diogenes führt von ihm Schriften über Rhythmus und Harmonie und über den Gesang an, 48, auch nennt er mehre Werke über Poetik. 64) Dahin gehörten Schriften *περὶ φωνῶν*, *περὶ ῥημάτων*, ein *ὀνομαστικόν*. *περὶ εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων*, *Diog. L.* 48. Vgl. *Lobeck*, paral. gr. p. 30. — Selbst eine Taktik und Schriften technischen Inhalts, namentlich auch über Malerei, werden erwähnt. 65) Vgl. die lange Reihe seiner Schriften bei *Diog. L.* IX, 46—49, die schon Thrasyllos in Tetralogien theilte. Mit Recht konnte ihn Diogenes *ἐν φιλοσοφίᾳ πενταθλος* nennen, 37. Zu den Polygraphen wird er auch *Diog. L.* I, 16 gezählt. 66) Höchst übertrieben indessen ist die Angabe, welche Suidas aufgenommen hat, daß nur zwei seiner Schriften echt seien, der *μέγας διάκοσμος* und *περὶ φύσεως κόσμου*. Sollte hier eine Verwechselung mit Leukippos zum Grunde liegen?

67) Nach Cicero redete er ornate (de orat. I, 11), ja, oberflächliche Beurtheiler verglichen ihn sogar mit Platon, quod incitatius feratur et clarissimis verborum luminibus utatur, Orat. c. 20. — Unverkennbar ist, daß er zuerst nach einer philosophischen Kunstsprache strebte, dabei aber ziemlich willkürlich mit der Sprache umsprang, wie wenn er dem *μηδέν* das *οὐκ ὄν* entgegensetzte (*Plut.* adv. Col. p. 1109); als eigene, mehr oder weniger gelungene Bildungen Demokrit's dürfen wir die Worte *διαθιγή* (*Arist.* met. I, 4), *εὐστοώ* (*Stob.* ecl. eth. p. 76 u. ö.), *περιπαλαίεσθαι* (*Simpl.* in phys. p. 310), *ἐπιῤῥύσμιος* (*Sext. Emp.* adv. math. VII, 137), und andere ansehen. Von dem Vorrechte der Philosophen aber, schon vorhandenen Worten einen prägnanten, hier und da vom gewöhnlichen Gebrauche ganz abweichenden Sinn zu geben, machte er den ausgedehntesten Gebrauch. 68) Vgl. die oben erwähnte pathetische Selbstpreisung, Anm. 57. 69) Über 100 Jahre alt, wie Diogenes nach einer vielleicht übertriebenen Angabe berichtet, IX, 39. 70) *Diog. L.* IX, 39. Ja sogar göttlicher Ehren sollen Einige ihn gewürdigt haben, 39. 71) Hoher Enthusiasmus für Wahrheit und Recht spricht sich in seinen ethischen Sprüchen aus, aber seine Lehre führte ihn sogar zur Mantik (*Diog. L.* IX, 39), zum Glauben an zauberische Willenseinflüsse (*Plut.* symp. quaest. V, 7, 6), zu einsamem Brüten über dunkle Dinge hin, wie er denn gern an Gräbern sich aufgehalten haben soll, um die Vorstellungen der Einbildungskraft zu prüfen, *Diog. L.* 38. Charakteristisch ist auch, was Cicero (de divin. I, 37) angibt: negat sine furore Democritus quemquam poëtam magnum esse posse. 72) *Diog. L.* IX, 37. *ἦλθον εἰς Ἀθήνας καὶ οὐτις με ἔγνωκεν.* Wenn Demetrius Phalereus gegen dies ausdrückliche Zeugniß in Abrede stellt, daß Demokrit je in Athen gewesen sei (ebendas.), so geschah dies wol nur, um eine rhetorische Phrase dabei anzubringen. 73) *Diog. L.* IX, 40. *ὁ Πλάτων οὐδαμοῦ Δημοκρίτου μνημονεύει.* Lächerlich ist, wenn Diogenes, vielleicht nach Demetrius, hinzufügt,

Alles trägt in ihm den Charakter der Isolirung, seine Physik war geistlos, todt, aller wahrhaften Fortbildung unfähig, seine Dialektik willkürlich und unzureichend, seine Ethik eng begrenzt und im Grunde egoistisch, wiewol in vielen schönen und erhabenen Aussprüchen über ihre Schranken hinausgehend; er eröffnet die Reihe jener später so zahlreichen Philosophen, die das höchste Ziel des Lebens nicht in freudiges Wirken für Staat und Vaterland, sondern in selbstsüchtiges Zurückziehen von der Welt und in unerschütterliche, beschauliche Seelenruhe setzten. — Die Lehre der Atomiker, für deren Kenntniß namentlich bei Aristoteles sich so reicher Stoff findet, unternahm zuerst Papencordt in wissenschaftlicher Entwickelung darzustellen: **de Atomicorum doctrina commentationes specimen I. scr. *Fel. Papencordt*** (Berol. 1832.). Leider blieb das Werk unvollendet. — Die wenn auch vielleicht unhistorischen Nachrichten, daß Leukippos aus Zenon's Schule hervorgegangen sei, und daß Demokritos sich einen Augenblick dem Anaxagoras angeschlossen habe, um sich sogleich wieder von ihm zu entfernen [74]), bezeichnen recht deutlich den ganzen Standpunkt dieser Philosophie; denn eleatischer und Anaxagoreischer Einfluß wirkte in ihrer Bildung zusammen, aber beide Lehren dienten derselben nur zum Ausgangspunkt, und nicht ihr positiver Gehalt, sondern nur das Schwächere, Negirende in ihnen wirkte anregend auf die Atomiker, um von ihnen theils aufgenommen, theils bekämpft zu werden. Nicht weniger vertraut war Demokritos mit der Lehre der Pythagoreer, und wenn auch ein persönliches Verhältniß zum Philolaos [75]) nicht hinlänglich erwiesen ist, so hat doch gewiß die Pythagoreische Philosophie jene idealere Betrachtungsweise in ihm geweckt, wonach er mehr auf die Form als auf das materielle Wesen, mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Dinge reflectirte; wie aber die Pythagoreer dabei von der Arithmetik ausgingen, so die Atomiker von der Geometrie, und auch hierin zeigt sich ein charakteristischer Unterschied der ionischen und der italischen Philosophie; denn die arithmetische Richtung suchte die Form, indem sie sie unter der Bestimmung der Zahl faßte, sofort selbst zu idealisiren, der geometrischen dagegen blieb die Form ein äußerlich Gegebenes, Sinnliches, und ihr Fortschritt bestand zunächst nur darin, daß sie die Oberfläche und die Erscheinung nicht mehr von ihrem Wesen und ihrem inneren Kerne trennte. In ihrem Gegensatze gegen die Pythagoreische Richtung gingen nun die Atomiker eine Strecke mit den Eleaten zusammen; denn sie konnten ebenso wenig, wie diese [76]), begreifen, wie die Einheit sich zur Zweiheit fortbilden, wie also aus dem Einen das Viele werden könne [77]); das ideale Wesen der Zahl, in welchem sich eine unendliche Vielheit zur Einheit zusammenschließt, schien beiden Schulen einen unlösbaren Widerspruch zu enthalten, sie faßten die Einheit als monadischen Punkt, als ein Festes, Undurchdringliches, dem das Viele schlechthin entgegengesetzt sei. Aber Demokritos entfernte sich doch sogleich wieder von den Eleaten; er mochte ihnen in ihrem kühnen Versuche, das reale Sein der Vielheit völlig zu leugnen und das mit der Vielheit nicht behaftete, abstracte Eins als das wahre Sein zu behaupten, um so weniger folgen, da die Häupter jener Lehre selbst noch keine dialektische Vermittelung zwischen beiden Begriffen gefunden hatten, und so nahm er denn eine unendliche Vielheit ursprünglich neben einander bestehender, realer, undurchdringlicher, durch ein unendliches Leeres von einander getrennter, nie sich berührender, nie in einander übergehender, ewig sich abstoßender Einheiten an; der Inbegriff dieser Einheiten war ihm das Volle, die trennende Grenze derselben, die in einem idealeren Sinne auch die Pythagoreer angenommen hatten, das Leere [78]). Hierbei ging er denn zugleich auf die Dialektik der Eleaten über das Sein und Nichtsein ein; er erkannte mit diesen die Realität des Seins gegen das ewige Werden Heraklit's an, aber er wollte das Nichtsein so wenig ganz aufheben, wie die Vielheit, wie ja auch beide Begriffe auf das Genaueste zusammenhangen; denn wie dem Einen das Viele, so mußte dem Seienden ein Nichtseiendes als Grenze und Gegensatz gegenüberstehen, und nur durch Vermittlung der Negation konnten die vielen, einander ausschließenden Einheiten mit einander in Verhältnisse treten. Nun aber trug den Demokritos seine schwache Dialektik noch nicht zu der Höhe des Platon, dem das Nichtsein nur eine ideale, relative Geltung behielt; in den Schranken der Jonischen Schule befangen, faßte er die Materie oder den erfüllten Raum als das Seiende, dem er dann den leeren Raum als ein ebenso reales Nichtseiendes entgegensetzte [79]);

Platon habe nicht gegen einen so großen Philosophen streiten wollen; dagegen liegt der von Aristoxenos (ebendas.) überlieferten Anekdote, Platon habe Demokrit's Schriften verbrennen wollen, gewiß ein wahrer Zug zum Grunde. — Ob er unter dem ungenannten Unterredner in den pseudo-platonischen Anteraſten gemeint sei, wie Thrasylos vermuthete (*Diog. L.* IX, 37), ist mehr als zweifelhaft.

74) *Diog. L.* IX, 34. *ὕστερον — παρέβαλε καὶ Ἀναξαγόρᾳ κατά τινας.* — Die dort nach Phavorinus mitgetheilte, durchaus unchronologische Angabe, Demokrit sei ein Feind des Anaxagoras gewesen, weil dieser ihn nicht zum Schüler angenommen habe, ist wol reine Erdichtung. 75) Nur Apollodor von Kyzikos deutete auf persönliche Verhältnisse beider Männer hin, *Diog. L.* IX, 38.

76) In der sogenannten *διχοτομία* des Zenon sehen wir aus seinem Widerspruche gegen die Theilbarkeit des Einen schon ganz klar die Atomenlehre hervorgehen; denn wäre das Eine theilbar, sagt er, so gelange man entweder zuletzt auf unendlich viele, kleinste, aber untheilbare Körper, aus denen das Ganze bestehe, oder man setze die Theilung ins Unendliche fort, und dann löse sich alles in Nichts auf und bestehe aus Nichts; beides aber sei gleich abgeschmackt; *Arist.* phys. I, 3. *Simpl.* ad phys. p. 30. 77) *Arist.* met. VI, 13. *ἀδύνατον εἶναι ἐκ δύο ἓν ἢ ἐξ ἑνὸς δύο γενέσθαι.* de gen. et corr. I, 8. *ἐκ τοῦ καὶ' ἀλήθειαν ἑνὸς οὐκ ἂν γενέσθαι πλῆθος, οὐδ' ἐκ τῶν ἀληθῶς πολλῶν ἕν, ἀλλ' εἶναι τοῦτ' ἀδύνατον.* 78) *Arist.* met. I, 4. *στοιχεῖα μὲν τὸ πλῆρες καὶ τὸ κενόν·* de gen. et corr. I, 8. *τὸ κυρίως ὂν παμπλῆρες ὄν.* — Nach Stobäos (ecl. phys. p. 306) soll nur Leukippos das Volle *πλῆρες* genannt, Demokrit dafür den Ausdruck *τὰ νασιά* gebraucht haben. — Aristoteles nennt (met. I, 4) das Volle auch das Feste (*στερεόν*), das Leere das Lockere (*μανόν*), letzteres wenigstens gewiß gegen die Meinung Demokrit's, der ja durch eine solche Bezeichnung den Begriff des Leeren sogleich wieder aufgehoben hätte. 79) *Ar.* met. I, 4. *λέγοντες τὸ μὲν ὄν, τὸ δὲ μὴ ὄν, τούτων δὲ τὸ μὲν πλῆρες καὶ στερεὸν τὸ ὄν, τὸ δὲ κενὸν καὶ μανὸν τὸ μὴ ὄν.* Wenn Demokrit dann hinzufügte: *οὐδὲν*

die vielen Einheiten waren ihm das Sein, das Leere das Nichtsein. Bei tieferem Nachdenken hatte ihm freilich die Unmöglichkeit einleuchten müssen, so abstracte Begriffe, wie Sein und Nichtsein, als äußerlich gegebene Realitäten zu fassen. Aber noch einen dritten Begriff, den die Eleaten, im scharfen Gegensatz zu Heraklit und zu allen Physikern, geleugnet hatten, den Begriff der Bewegung, glaubten die Atomiker nun gerettet zu haben; denn indem sie ein Leeres annahmen, hatten sie für die Bewegung ihrer Einheiten Raum geschafft, und darin, daß sie die Einheiten als unaufhörlich einander abstoßend dachten, lag im Grunde schon, was sie auch ausdrücklich aussprachen, daß dieselben immer bewegte waren[80]). Die nächste Frage aber war nun, wie das Wesen jener Einheiten theils an sich, theils in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem Leeren, zu bestimmen und welche Einwirkung auf einander ihnen beizulegen sei, damit aus ihnen die ganze Fülle der Erscheinungen hervorgehen könne. Das Wesen der Materie setzte Demokrit, wie Anarimandros und Anaragoras, in die unendliche Vielheit, und hier eben war es, wo er einen Augenblick mit Anaragoras zusammentraf; denn, wie dieser, lehrte er eine unendliche Menge von Urtheilchen, deren Zusammensetzung und Trennung das Werden und Vergehen der einzelnen Dinge bewirke. Aber ganz richtig erkannte er hier den doppelten Widerspruch, der in den Homöomerien des Anaragoras lag; denn wenn alles bis ins Unendliche theilbar war, so fand der Verstand keinen Ruhepunkt, und alles Reale löste sich in der Vorstellung des Leeren auf[81]); auch verschwand dann der Begriff der Einheit, und nur ein unendlich Vieles blieb übrig; darum setzte er seine Einheiten weder unendlich klein, noch unendlich theilbar, sondern untheilbar, als Atome[82]), und nur unsichtbar wegen ihrer Kleinheit[83]); dann aber konnte er auch nicht begreifen, wie diese einfachen Urtheilchen schon qualitative, noch dazu unendliche Unterschiede an sich haben, wie Alles in Allem sein konnte; deshalb nahm er unter seinen Atomen nur einen formalen, quantitativen Unterschied an, er faßte sie als unendliche Fülle unendlich verschiedener Gestalten[84]), und in dieser Beziehung nannte er sie ἰδέαι[85]). Zugleich legte er ihnen verschiedene Größe bei[86]); aber diese idealere Vorstellung, welche ihn zunächst bei dem Aufstellen der Atome geleitet hatte, trübte er sogleich wieder dadurch, daß er von ihnen auch Schwere prädicirte[87]), sie also doch als Körperchen mit gediegenem Inhalt ansah, weil er eben sonst nicht zu erklären wußte, wie aus ihnen Körper entstehen könnten. Das Grundprädicat aber dieser gesammten Raumerfüllung blieb ihm die quantitative, extensive Unendlichkeit, die dann ebenso auch dem leeren Raume zukommen mußte, in welchem kein Oben und Unten, kein Erstes und Letztes zu denken möglich war[88]); denn erst mit dem erfüllten

μᾶλλον τὸ ὂν τοῦ μὴ ὄντος, ὅτι οὐδὲ τὸ κενὸν τοῦ σώματος, so erkannte er doch auch dem Nichtseienden eine Realität zu, und hob damit im Grunde den Unterschied seiner und der eleatischen Lehre wieder auf; denn daß das Nichtsein nur ein relativer Begriff sei, mag er geahnt haben, von dialektischer Entwickelung dieses Gedankens finden wir nirgends eine Spur, vielmehr war ihm sein Leeres so absolut als das Volle. — Gern bediente er sich der Formeln οὐδέν (s. Note 67) und μηδέν, *Plut.* adv. Colot. c. 8.

80) *Arist.* de coelo. III, 2. ἀεὶ κινεῖσθαι τὰ πρῶτα σώματα ἐν τῷ κενῷ καὶ τῷ ἀπείρῳ. de gen. et corr. I, 8. ἐν τῷ κενῷ φέρεσθαι. 81) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. εἰ πάντη διαιρετόν, οὐθὲν εἶναι ἐν, ὥσιε οὐδὲ πολλὰ ἀλλὰ κενὸν τὸ ὅλον. 82) In den Fragmenten des Demokritos kommt zwar die Bezeichnung ἄτομοι nicht vor, doch ist es durch die bewährtesten Zeugen beglaubigt, daß er sich dieses Ausdrucks bedient hat; *Ar.* de anima. I, 2. *Simpl.* in phys. p. 8. τὰ ἐλάχιστα πρῶτα σώματα ἄτομα καλοῦντες. *Cic.* de fin. I, 6. ille, quas atomos appellat, cet. 83) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. οὐχ ἓν ἀλλ' ἄπειρα τὸ πλῆθος καὶ ἀόρατα διὰ σμικρότητα τῶν ὄγκων. 84) *Arist.* de coelo. III, 4. διαφέρει τὰ σώματα σχήμασιν, ἄπειρα δὲ τὰ σχήματα, ἄπειρα καὶ τὰ ἁπλᾶ σώματά φασιν εἶναι. de gen. et corr. I, 2. τὰ σχήματα ἄπειρα ἐποίησαν. I, 8. (*Λεύκιππος*) ἀπείροις ὡρ'σθαι σχήμασι τῶν ἀδιαιρέτων στερεῶν ἕκαστον. *Simpl.* in phys. p. 7, a τῶν ἐν ταῖς ἀτόμοις σχημάτων ἄπειρον τὸ πλῆθος. — Jede qualitative Bestimmung fiel bei den Atomen weg, daher ἄποιοι, *Plut.* adv. Col. c. 8.

85) *Plut.* adv. Col. 8. Auch σχήματα, nach *Arist.* phys. III, 4. — Hierhin gehört auch das von *Sext. Empir.* adv. math. VII. 136 angeführte Werk περὶ ἰδεῶν. 86) *Arist.* phys. III, 4. τὸ κοινὸν σῶμα — μεγέθει κατὰ μόρια καὶ σχήματι διαφέρον. *Simpl.* in phys. p. 106, b. τὴν διαφορὰν αὐτῶν κατὰ μέγεθος καὶ σχῆμα τιθείς. Aus den Worten bei *Diog. L.* IX, 44: ἀπείρους εἶναι τὰς ἀτόμους κατὰ μέγεθος καὶ πλῆθος, darf nicht etwa gefolgert werden, daß Demokrit auch unendlich verschiedene Größen der Atome angenommen habe, was ihn ja zuletzt zu den unendlich kleinen Homöomerien des Anaragoras zurückgeführt hätte; Diogenes dehnte gedankenlos die unendliche Menge auch auf die Größe aus, wie auch Eudemos (bei *Simpl.* phys. p. 106) beides gleichsetzt. — Demokrit sah freilich nicht, daß jede Gestalt schon eine Zusammensetzung voraussetze und daß also die Einfachheit der Atome durch die Bestimmung der Gestalt ebenso wol aufgehoben werde als die Idee des monadischen Punktes durch die Bestimmung der Größe. Wenn daher Aristoteles (de coelo. III, 4) bemerkt, daß auch die Atomiker auf gewisse Weise alles aus Zahlen machten, so ist dies in sofern richtig, als Demokrit nur quantitative Bestimmungen seinen Atomen beilegte, aber das ideale Wesen der Zahl, in welcher Vielheit und Einheit nicht neben, sondern in einander ist, hat er doch nicht erkannt. 87) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. καίτοι βαρύτερόν γε κατὰ τὴν ὑπεροχήν φησιν εἶναι Δημόκριτος ἕκαστον τῶν ἀδιαιρέτων. Dagegen führt Stobäos (ecl. phys. p. 348) an, Demokrit habe gelehrt, κατὰ βάρος οὐκ ἔχειν. Wir dürfen dies Zeugniß nicht so gradehin verwerfen, vielmehr wird anzunehmen sein, daß Demokrit selbst sich unbestimmt und schwankend über diesen Punkt ausgedrückt hat; er sah, was auch aus den Worten des Aristoteles hervorgeht, die Schwere nicht als ursprüngliche, sondern nur als accidentale Eigenschaft der Atome und als eine Folge ihrer verschiedenen Größe an; dasselbe sagt auch Theophrast (de sensu. 61): βαρὺ καὶ κοῦφον τῷ μεγέθει διαιρεῖ Δημόκριτος. 88) Das Volle mußte ihm, wegen der unendlichen Menge der Atome, wenn auch dem Wesen nach eins, doch in seiner räumlichen Verbreitung unendlich sein, und der Begriff des Ganzen fand auf dasselbe eigentlich gar keine Anwendung; daher nennt es Aristoteles (de gen. anim. II, 6) mit Recht τὸ ἀεὶ ἄπειρον. — Das Leere konnte natürlich nicht anders als unendlich gedacht werden; es griff als Umgebendes über die Körperwelt hinaus, und es war nicht möglich, von Theilen oder Gegenden desselben zu sprechen; *Simpl.* in *Arist.* phys. p. 144, b. *Cic.* de fin. I, 6. in infinito inani, in quo nihil nec summum nec infimum nec medium nec ultimum nec citimum sit. — Das Leere war sowol in allen zusammengesetzten Körpern, als auch, wie es scheint, zwischen den unendlichen Welten, wo es rein und von keinem Körper erfüllt war; doch hat vielleicht die wahre Meinung des Demokritos *Arist.* met. III, 5 aufbewahrt: τὸ κενὸν καὶ τὸ πλῆρες ὁμοίως καθ' ὁτιοῦν ὑπάρχειν μέρος. So gefaßt, sind beide Be-

und begrenzten Raume konnten solche Bestimmungen eintreten. Indem nun Demokritos von solchen Grundlagen ausging, hatte er freilich die bei allem Materiellen unerläßliche Foderung der unendlichen Theilung nicht gelöst, sondern nur abgewiesen; ja, schon die Begriffe der Atome und des Leeren in ihrer strengen Entgegensetzung enthielten in sich selbst einen Widerspruch, und was Demokritos dem Anaxagoras vorwarf, seine Homöomerien seien eigentlich das Leere, trifft ihn selbst nicht minder. Denn Atome, die nichts Reales haben als die bloße Gestalt und dabei ewig sich von einander ausschließen, sind ja nur ein wesenloser Schein, sie sind selbst das nichtige Leere, und umgekehrt kann der Verstand ein unendliches Leeres nicht fassen, ohne sofort in demselben wieder eine unendliche Zahl monadischer Punkte zu setzen; so wurde ihm unter den Händen das Leere zu Atomen, die Atome zum Leeren. Gegen einander aber dachte er sich die Atome als undurchdringliche, feste Wesen, die sich nie berühren könnten [89]), ewig durch den trennenden Raum aus einander gehalten; wie also konnten diese spröden, einander völlig gleichgültigen Punkte mit einander in Verhältnisse treten, um durch ihr Zusammenwirken die Welt hervorzubringen? Wenn Demokrit, gleich Diogenes, an den Homöomerien des Anaxagoras auch das tadelt [90]), daß sie als ursprünglich verschieden gesetzt waren und darum nicht auf einander wirken konnten, so sah er nicht ein, daß von seinen Atomen doch ganz dasselbe mußte gesagt werden; denn auch an ihnen war alles verschieden, was eben nach ihrem Begriffe verschieden sein konnte. Dennoch fand er in der ewigen Bewegung der Atome einen Anfangspunkt ihrer gegenseitigen Einwirkung; es fiel ihm aber gar nicht ein, nach dem ersten Grunde dieser Bewegung zu fragen [91]), er nahm die Atome von Ewigkeit her als bewegt, ohne die Nothwendigkeit dieser ewigen Bewegung zu deduciren [92]); er mochte wol, wie oben angedeutet wurde, in der Vorstellung der Repulsion der einander gleichgültigen Einheiten schon die Vorstellung ihrer Bewegung begründet finden, aber diese Bewegung war doch eine abstoßende, keine anziehende; ebenso wenig konnte ihre Schwere eine andere als eine senkrechte, abwärts gehende Bewegung bewirken; er konnte also allein in der Gestalt der Atome den Grund ihrer Annäherung finden, und da muß er wol den gebogenen Atomen einen besonderen Einfluß beigelegt haben, denn diese mußten bei ihrer steten Bewegung wenigstens scheinbar mit andern Atomen sich berühren, es mußte ein Stoß und Gegenstoß [93]), ein Wirbel, eine wechselseitige Umflechtung [94]) entstehen, aus welcher dann durch immer wachsende Atomenhäufung (denn das Wachsen war ihm nur ein äußerliches Agglomeriren) [95]) einzelne Dinge entstanden. Sehr inconsequent aber war es, wenn er diese doch immer nur scheinbare Berührung der Atome als Wechselwirkung derselben, als gegenseitiges Thun und Leiden [96]) faßte; denn, wie er selbst anderswo anerkennt [97]), nur leidenlos und unveränderlich waren die Atome zu denken, und der Begriff der Wirksamkeit und des Leidens mußte ganz fern von ihnen gehalten werden. Dagegen mußten nun bei Demokrit die Vorstellungen der Mischung und Scheidung, wie wir sie noch bei Anaxagoras und Empedokles finden, eine ganz andere Gestalt gewinnen; bei Anaxagoras war die Mischung von vorn herein eine unendliche und hob sich eigentlich selbst auf, bei Empedokles dagegen, dessen vier Elemente einander völlig fremd waren und nie in einander übergehen konnten, war ihre Mischung, wie schon Aristoteles bemerkte [98]), keine wirkliche, sie war nur eine mechanische Nebeneinanderstellung; viel consequenter verfuhr nun Demokrit; er verbannte bei der spröden Undurchdringlichkeit der Atome völlig jeden Gedanken ihrer Vermischung, und alles, was frühere Physiker Werden und Vergehen, andere Mischung und Scheidung genannt hatten, war ihm nichts als ein rein mechanisches Zusammentreten und Auseinandergehen der Atome [99]). So meinte er denn auch, das vom Anaxagoras und den Eleaten geleugnete Werden und Vergehen wiederhergestellt zu haben; er nannte die Zusammensetzung Werden, die Auflösung Vergehen [1]); freilich entging es

griffe mehr ideell und speculativ als reell und physisch zu nehmen, indem beide in jedem einzelnen Punkte in einander gedacht werden, mithin ein physischer leerer Raum gar nicht zu finden ist. Nur entfernte sich der Philosoph gewiß oft genug von diesem reineren Ausdrucke.

89) *Arist.* de coelo. I, 7. *οὐ συνεχὲς τὸ πᾶν, ἀλλὰ διωρισμένα τῷ κενῷ.* 90) *Arist.* de gen. et corr. I, 7. *τὸ αὐτὸ καὶ ὅμοιον εἶναι τό τε ποιοῦν καὶ τὸ πάσχον, οὐ γὰρ ἐγχωρεῖν τὰ ἕτερα καὶ διαφέροντα πάσχειν ὑπ' ἀλλήλων.* Zwar konnte Demokrit dem Anaxagoras entgegenhalten, daß doch die Natur aller Atome wesentlich eine sei, wie wenn etwa ein jedes Ding ausgesondertes Gold wäre (*Arist.* de coelo. I, 7. vgl. *Simpl.* in phys. p. 10. *τὸ εἶδος καὶ τὴν οὐσίαν ἓν*), denn die Verschiedenheit der Gestalt schloß die Einerleiheit des Wesens nicht aus; aber Anaxagoras hätte ihm erwiedern können, daß die Atome eigentlich nicht dasselbe, sondern gar kein Wesen hatten, und daß die unendliche Verschiedenheit ihrer Gestalten, wenn der Begriff streng genommen werde, ihrem Einwirken auf einander nicht weniger Eintrag thue, als die unendliche Verschiedenheit der Qualität. 91) *Arist.* met. I, 4. *περὶ δὲ κινήσεως, ὅθεν ἢ πῶς ὑπάρχει τοῖς οὖσι, καὶ οὕτω παρεκλησίως τοῖς ἄλλοις ῥᾳθύμως ἀφεῖσαν.* 92) *Arist.* phys. VIII, 1. *τοῦ ἀεὶ οὐκ ἀξιοῦ ἀρχὴν ζητεῖν.* Nach Simplicius zwar (in phys. p. 96) hätte Demokrit gelehrt, *φύσει ἀκίνητα τὰ ἄτομα πληγῇ κινεῖσθαι*, aber der Widerspruch ist nur scheinbar, denn der Stoß war doch immer ebenso ewig, als die Atome. — Von der Schwere leitet Simplicius selbst an einer andern Stelle (in phys. p. 310) die Bewegung ab.

93) *ἀντιτυπία*, *Plut.* plac. I, 26. *ἀλληλοτυπία*, *Stob.* ecl. phys. p. 348. *Simpl.* in phys. p. 9, b. *Cic.* de fin. I, 6. ita ferri, ut concursionibus inter se cohaerescant. 94) *δίνη Sext. Emp.* adv. math. IX, 13. *Diog. L.* IX, 31. 44. 45. Schon Anaxagoras hatte den Ausdruck; *παλμός*, *Stob.* ecl. phys. p. 394; *περίπλεξις*, *συμπλοκή*, *Arist.* de coelo. III, 1. de gen. et corr. I, 8. *συντιθέμενα καὶ περιπλεκόμενα γεννᾶν.* Sein eigener Ausdruck war *ἐπάλλαξις*, wie die Abderiten für *συμπλοκή* sagten, *Simpl.* de coelo. p. 150. — Auch scheint er den Ausdruck *περιπαλαίειν* gebildet zu haben, *Simpl.* in phys. p. 310. 95) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. (*γιγνομένης*) *τῆς αὐξήσεως ὑπεισδυομένων στερεῶν.* 96) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. *ποιεῖν καὶ πάσχειν ἢ τυγχάνουσιν ἀπτόμενα.* 97) *ἀπαθεῖς ἄτομοι*, *Arist.* de coelo. III, 3. Vgl. *Diog. L.* IX, 44. *ἀπαθῆ καὶ ἀναλλοίωτα διὰ τὴν στερρότητα.* *Plut.* adv. Colot. c. 8. 98) *Arist.* de gen. et corr. II, 7. 99) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. *συνισάμενα μὲν γένεσιν ποιεῖν, διαλυόμενα δὲ φθοράν.*

1) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. (*Λεύκιππος*) *ἔχειν φήθη λόγους, οἵτινες πρὸς τὴν αἴσθησιν ὁμολογούμενα λέγοιτες οὔτε*

ihm dabei, daß er das Unerklärliche, was bei andern in der Vorstellung des Werdens aller Dinge aus einem Urstoffe lag, eben nur in die ebenfalls unerklärliche Bewegung der Atome verlegt hatte. Wir kommen hier auf den Punkt, der schon seine ersten Grundsätze als völlig verfehlt und seine ganze Lehre als eine todtgeborene erscheinen ließ; es war dies die Abwesenheit eines höheren, wirkenden Principes in der Bewegung der Atome, einer Kraft, wodurch von vorn herein eigentlich alles Werden unmöglich wurde. Wir sehen dies deutlich in der Art und Weise, wie Demokritos die Entstehung einzelner Dinge zu erklären suchte. Er nahm drei Grundverhältnisse der Atome zu einander an, durch deren unendlichen Wechsel die einzelnen Erscheinungen hervorgebracht würden: Gestalt, (ῥυσμός, abderitisch-ionische Form für ῥυθμός) [2]), Ordnung oder Berührung (διαθιγή), Lage oder Wendung (τροπή) [3]), also die oberflächlichsten und äußerlichsten Beziehungen; in die Gestalt scheint er das eigentliche Wesen der Dinge, in die Ordnung und Lage ihre verschiedenen Modificationen gesetzt zu haben, denn der Ordnung nach verschieden nannte er das Erste und Letzte, der Lage nach verschieden das Oben und Unten, das Rechts und Links [4]). Wahrscheinlich wollte Demokrit aus den verschiedenen Gestaltungen der zusammengesetzten Atome das Werden der verschiedenen Dinge, aus der verschiedenen Lage und Ordnung derselben die Veränderungen und Affectionen desselben Dinges erklären; doch war dieser Unterschied überhaupt von keiner Wichtigkeit, denn alles Werden war ihm ja eben nur ein Wechsel der Erscheinungen und umgekehrt jede theilweise Veränderung ein neues Werden. Es liegt nun in der Natur der Sache, daß in einer Welt, wo alles aus dem zufälligen Zusammenstoß dieser oder jener Atome hervorging, jede Spur einer vernünftigen Zweckbestimmung verloren ging; nur der blinde Zufall, also die unbedingteste Gesetzlosigkeit, worauf schon Empedokles oft genug, wo er keine andere Erklärung wußte, zurückgegangen war [5]), waltete in der Welt der Atomiker [6]), und wenn Demokrit dennoch auch, gleich den früheren Physikern, die Nothwendigkeit als Weltgesetz aufstellt [7]), so dachte er dabei theils an die einzelnen Erscheinungen, die allerdings meistens aus einem einfachen Mechanismus von Ursache und Wirkung sich erklären ließen, theils war es nicht zu verwundern, wenn ihm bei seiner geringen Dialektik die nur scheinbar entgegengesetzten Begriffe des blinden Zufalls und der ebenso blinden Nothwendigkeit ganz in einander verschwammen. Wir begegnen diesem Walten des Zufalls in seiner Lehre überall, sowol in seiner ganzen Weltanschauung, als in dem Einzelnen seiner Physik. Seine Weltanschauung nämlich unterschied sich von allen früheren, am meisten aber von der Pythagoreischen, dadurch, daß er die Harmonie und überhaupt die Einheit der Welt völlig aufhob und eine unendliche Menge von Welten lehrte [8]); denn Welt war ihm nichts als eine ins Große gehende, zu einem gewissen System verbundene Häufung der Atome, und wie es unendlich viele und verschiedene Atome gab, so ließen sich auch unendlich verschiedene Aggregate derselben denken; er nahm also an, es gebe unendlich viele an Größe verschiedene, durch ungleiche Zwischenräume getrennte Welten, von denen immer zu gleicher Zeit einige blühten, andere wuchsen, andere untergingen, die nicht alle Sonne und Mond hätten, auch zum Theil von Thieren, Pflanzen und aller Feuchtigkeit entblößt wären [9]); näher aber bestimmte er das Werden einzelner Welten als Bildung kreisförmiger, von einer Haut umschlossener Systeme, wo die festeren und dichteren Atome immer nach der Mitte strebten und zum Kern, zur Erde würden, die leichteren und dünneren aber sich nach Außen ebenfalls zusammenschlössen und den unten luftigen, oben feurigen Umkreis mit den Sternen bildeten [10]). Die vom Zufall herbeigeführte Verbindung gleichartiger Atome war ihm im Großen wie im Kleinen das Grundgesetz aller Bildung [11]). Da-

---

ἀναιρήσουσιν οὔτε γένεσιν οὔτε φθοράν. Vgl. dagegen *Arist.* de coelo. III, 7. λανθάνουσιν αὐτοὶ αὑτοὺς οὐ γένεσιν ἓξ ἑλλήνων ποιοῦντε, ἀλλὰ φαινομένην γένεσιν.

2) *Jo. Philop.* in *Arist.* de anima. p. 14. ῥυσμὸς λέξις ἐστὶν Ἀβδηρική, σημαίνει δὲ τὸ σχῆμα. 3) Die Hauptstelle *Arist* met. I, 4. Aristoteles erklärt dort ῥυσμός durch σχῆμα, διαθιγή durch τάξις; τροπή durch θέσις; diese Grundverhältnisse nennt er ἀρχαί, αἰτίαι. 4) *Arist.* met. I, 4. phys. I, 5. *Simpl.* in phys. p. 39. Bei jedem der drei Verhältnisse nahm Demokrit verschiedene Reihen von Gegensätzen an; Gegensätze der Gestalt waren das Gerade, das Runde, das Winkelförmige, der Ordnung das Erste und Letzte, der Lage das Oben und Unten, das Rechts und Links, das Vorn und Hinten. Hierbei ist der Unterschied der διαθιγή und der τροπή freilich nicht ganz klar; wenn Aristoteles (met. I, 4) sagt, *A* und *N* unterscheiden sich durch Gestalt, *AN* und *NA* durch die Ordnung, *Z* und *N* durch die Lage, so scheint da das Vorn und Hinten doch mehr der διαθιγή als der τροπή zuzukommen; indessen mag Demokrit alle eigentlich räumlichen Unterschiede der Lage, der Ordnung dagegen die als in einer Richtung sich fortbewegende Linie gedachte Reihenfolge zugewiesen haben. — Aristoteles gibt ausdrücklich an, daß Veränderung der Gestalt das Werden, Veränderung der Ordnung und Lage die verschiedenen Modificationen der Dinge bedinge, de gen. et corr. I, 2. 5) *Emped.* fragm. ed. *Karsten.* v. 236. 312 u. ö. 6) *Arist.* de gen. anim. V, 8. τὸ οὐ ἕνεκα ἀφεὶς λέγειν. phys. II, 4.

7) *Arist.* de gen. anim. V, 8. πάντα ἀνάγει εἰς ἀνάγκην. Ja, auf das Entschiedenste bekämpft er selbst die Vorstellung des Zufalls; *Stob.* ecl. eth. p. 344. ἄνθρωποι τύχης εἴδωλον ἐπλάσαντο πρόφασιν ἰδίης ἀβουλίης, διὰ γὰρ προνόησιν τύχη μάχεται. Ebenso Leukippos bei *Stob.* ecl. phys. p. 160. οὐδὲν χρῆμα μάτην γίγνεται, ἀλλὰ πάντα ἐκ λόγου τε καὶ ὑπ' ἀνάγκης. Durchaus richtig ist das Urtheil des Simplicius (in phys. p. 74), Demokrit habe nur bei der Weltbildung den Zufall gesetzt, das Werden des Einzelnen aber immer auf bestimmte natürliche Ursachen zurückgebracht. 8) *Arist.* phys. VIII, 1. ἀπείρους κόσμους εἶναι, καὶ τοὺς μὲν γίγνεσθαι τοὺς δὲ φθείρεσθαι τῶν κόσμων. *Diog. L.* IX. 31. κόσμους (ἐκ στοιχείων) ἀπείρους εἶναι καὶ διαλύεσθαι εἰς ταὐτά. 9) Am ausführlichsten bei *Orig.* philos. c. 13. Schwerlich hat Demokrit behauptet, was *Cic.* Acad. pr. II. 17 ihn sagen läßt, daß einige Welten nicht nur einander sehr ähnlich, sondern durchweg gleich wären, und noch obenein, daß es eine unzählbare Menge solcher gleicher Welten gebe. 10) So im Wesentlichen die dem Leukippos zugeschriebene Entwickelung bei *Diog. L.* IX, 31. 32. 11) Eine eigentliche Anziehung des Gleichen, wie andere Physiker lehrten, konnte nach den Atomikern gar nicht stattfinden, sondern nur eine zufällige Zusammenhäufung gleich oder ähnlich gestalteter Atome; er führte als Beispiel dafür an, daß am Strande bei dem Wellenschlage sich immer nur Steine von gleicher Gestalt zusammenfänden, sowie auch beim Durchsieben des Getreides sich die gleichen Arten angehörigen Körner zusammengesellten, *Sext. Emp.* adv. math. VII, 117.

bei erkannte er die Realität und ursprüngliche Verschiedenheit der vier Elemente an, die er aus den Formen und der Größe der in denselben vorherrschenden Atome erklärte, dabei aber, wie es scheint, nur das Wesen des Feuers genauer bestimmte, indem er es als aus sehr feinen kugelförmigen Atomen bestehend annahm [12]). Nach seinem Princip gab es nun, außer der Gestalt, nur vier objective Grundeigenschaften der Dinge, Weiche und Härte, Leichtigkeit und Schwere [13]); beide Gegensätze fand er durch die Größe und Gestalt der Atome und die verschiedene Beimischung des Leeren bedingt, aber er unterschied zwischen beiden, weil er sah, daß oft das Weichere, wenn es fester zusammengeschlossen sei und weniger des Leeren in sich habe, das Schwerere, und umgekehrt das Härtere, wenn es, weniger fest zusammengefügt, des Leeren mehr habe, das Leichtere sei [14]). Alle andere Eigenschaften der Dinge hatten ihm nur eine subjective Geltung; er erklärt sie als das gemeinschaftliche Product der Gestalt und Lage der Atome und der mit den Dingen correspondirenden Empfindungen der Sinne [15]). So die Farben [16]), die Geschmäcke [17]), die Empfindungen des Warmen und Kalten [18]), ohne Zweifel auch die Gerüche und die Töne; den Grund dafür fand er in der Erfahrung, daß verschiedene Menschen oft über dieselben Dinge verschiedene Empfindungen hätten [19]), und daß wir selbst nicht immer gleich empfänden, was nur aus einer in uns selbst vorgegangenen Veränderung könne erklärt werden. Überall suchte er nun mit einförmigem Schematismus die Eindrücke der verschiedensten Sinne bald von rauhen, harten, eckigen Atomen abzuleiten, wie das Schwarze, Kalte, Scharfe, Saure, bald von runden, leichten, glatten, wie das Rothe, Warme, Süße; gewiß that er hier, gleich Empedokles, manchen geistreichen Blick in die Analogie der verschiedenen Sinne und in ihre Übergänge in einander, übersah aber dabei ihre Differenz. Aber hier hatte er doch bereits eine durch nichts Früheres begründete Voraussetzung gemacht; jede Empfindung setzt ein von Leben durchdrungenes Organ und dieses eine Seele voraus; woher aber sollte der todten Atomenhäufung die Seele kommen? Er konnte hier, da er der Erfahrung die Existenz eines seelenhaften, die Organe des Leibes bewegenden Wesens einräumen mußte, nichts anderes thun, als denen folgen, die das Wesen der Seele in den leichtesten Stoff gesetzt hatten, und da nahm er denn an, daß die Seele aus feinen, feuerartigen, kugelrunden, mit Sonnenstäubchen zu vergleichenden Atomen zusammengesetzt sei [20]); denn solche allein vermöchten leicht durch Alles hindurchzugehen und durch ihre eigene rasche Bewegung Anderes zu bewegen [21]). Die Seele war ihm also, wie dem Heraklit, ein feuriges Wesen, aber seine Vorstellung war doch um vieles roher, als die des genannten Denkers; denn diesem war das Feuer ein durchaus einfacher Stoff, er sah in demselben eigentlich schon, wenn auch weniger bewußt als Anaxagoras in seinem νοῦς, die Negation aller Materie, den Atomikern aber war beides, Seele und Feuer, ein aus Theilen Zusammengesetztes, also auch in Theile sich wieder Auflösendes; kein alter Philosoph hat jemals die Seele so mit klarem Bewußtsein materialisirt. Ebenso roh setzte er dann den ganzen, durch das Athmen bedingten [22]) Lebensproceß in einen unaufhörlichen Kampf der Atome, indem der Leib, diese aus gröberen Atomen zusammengehäufte Umhüllung der Seele, die feinen Atome zusammenzupressen und zu verdichten strebe, denen dann beim Athmen von Außen durch neu eindringende Feueratome Hilfe komme [23]), und nur so lange erhalte sich das Leben, als die Seele diesen Kampf bestehen könne. Wer wird da wol erwarten, daß Demokrit noch Seele und Geist unterschieden hätte [24])? erst spätere Atomiker dachten zu einer Zeit, wo Niemand mehr sich dieser Unterscheidung entziehen konnte, für den Geist ein noch freieres Gebilde noch rascher bewegter Atome aus [25]). Sogar darin konnte

12) Über die Elemente sagte er: *καὶ ταῦτα ἐξ ἀτόμων συσιήματα*, *Diog. L.* IX, 4 aber auch: *τὰ τέσσαρα στοιχεῖα τῶν συνθέτων εἶναι σωμάτων ἀρχάς*, *Simpl.* phys. p. 8. — Vom Feuer s. *Arist.* de coelo. III, 4. *τῷ πυρὶ τὴν σφαῖραν ἀπέδωκαν*. vgl. de anima. I, 2. Dagegen geht aus der ersteren Stelle hervor, daß er die übrigen Elemente nur nach der verschiedenen Größe der sie bildenden Atome bestimmt hat. 13) *Theophr.* de sensu 62 führt nur diese beiden Gegensätze an; der Gegensatz des Dichten und Lockern, der anderswo hinzugefügt wird, fiel wol ganz mit dem des Leichten und Schweren zusammen; denn leicht und locker war, was viel, schwer und dicht, was wenig Leeres in sich hatte. 14) *Theophr.* de sensu 62. Er erläutert dies durch die Vergleichung von Blei und Eisen; denn Blei sei weicher, aber schwerer, Eisen härter, aber leichter, weil es mehr Leeres in sich habe, poröser sei. 15) *Theophr.* 63. *πάντα πάθη τῆς αἰσθήσεως ἀλλοιουμένης ἐξ ἧς γίγνεσθαι τὴν φαντασίαν*. 16) Bei der Bildung der Farben hat er wol zugleich auf ihre Gestalt (nach *Theophr.* de sensu p. 74 erklärte er das Rothe aus runden Atomen) und auf ihre Lage (*Arist.* de gen. et corr. I, 2. *τροπῇ χρωματίζεσθαι*) Rücksicht genommen. 17) *Theophr.* 65. Die Säure wurde von kleinen, feinen, aber winkligen und vielfach gebogenen Körpern abgeleitet. 18) *Theophr.* 63. *οὐδὲ γὰρ τοῦ ψυχροῦ καὶ τοῦ θερμοῦ φύσιν ὑπάρχειν, ἀλλὰ τὸ σχῆμα μετὰ πίπτον ἐργάζεσθαι καὶ τὴν ἠιετέραν ἀλλοίωσιν.* — Über die übrigen Empfindungen scheinen sie weniger bestimmt gesprochen zu haben. — In ihrer Vergleichung der verschiedenen Wahrnehmungen brachten sie das Rothe mit dem Warmen und Süßen (*Theophr.* 74, 75), das Schwarze also mit dem Kalten und Sauren zusammen; dort wirkten glatte und runde, hier rauhe und eckige Atome. Dennoch schrieben sie auch dem Sauren einen erwärmenden Einfluß auf den Körper zu, weil diesem dadurch viel Leeres zugeführt werde, und das, was am meisten Leeres in sich habe, am leichtesten sich erwärme, *Theophr.* 65. 19) *Theophr.* 63. vgl. Note 18. — Bekannt ist, wie die späteren Skeptiker sich aller dieser Gründe bedienten, um die Realität des Wahrgenommenen überhaupt zu bestreiten.

20) *Arist.* de anima. I, 2. *πῦρ καὶ θερμὸν εἶναι — τὰ σφαιροειδῆ πῦρ καὶ ψυχὴν λέγει, οἷον ἐν τῷ ἀέρι τὰ καλούμενα ξύσματα.* 21) Ebendas. *διὰ τὸ μάλιστα διὰ παντὸς δύνασθαι διαδύνειν τοὺς τοιούτους ῥυσμοὺς καὶ κινεῖν τὰ λοιπὰ κινούμενα καὶ αὐτά.* 22) Ebendas. *τοῦ ζῆν ὅρον εἶναι τὴν ἀναπνοήν.* 23) Ebendas. *συνάγοντος τοῦ περιέχοντος τὰ σώματα καὶ ἐκθλίβοντος τῶν σχημάτων τὰ παρέχοντα τοῖς ζώοις τὴν κίνησιν διὰ τὸ μηδ' αὐτὰ ἠρεμεῖν μηδέποτε, βοηθειαν γίγνεσθαι θύραθεν ἐπειοιόντων ἄλλων τοιούτων ἐν τῷ ἀναπνεῖν — καὶ ζῆν δὲ ἕως ἂν δύνωνται τοῦτο ποιεῖν.* Daher war die Seele *ἐν ὅλῳ τῷ σώματι*, *Sext. Emp.* adv. math. VII, 349. 24) Ebendas. *ἁπλῶς ταὐτὸν ψυχὴν καὶ νοῦν.* 25) *Lucret.* III, 130—206, nach Epikur. Der Schluß war doch auch kein anderer, als animum corporibus parvis et levibus atque rotundis constare.

nun Demokrit, wenigstens den Worten nach, mit früheren Physikern übereinstimmen, daß überall in der Natur Leben sei und alles irgendwie an einer Seele Theil habe, denn er fand ja das Feurige allgemein verbreitet; ja selbst die Leichname schienen ihm der Seele nicht ganz zu entbehren, in soweit sie noch der von Außen kommenden Wärme zugänglich waren [26]). Wie aber Seele und Geist, so war auch Wahrnehmen und Denken nach Demokrit nicht wesentlich verschieden, denn beides bestand eben in dem Zusammentreffen objectiver und subjectiver, innerer und äußerer Bewegung, und wie jede Wahrnehmung der Sinne, so setzte auch jeder Gedanke ein von der Oberfläche der Dinge sich ablösendes, die Gestalt der Dinge darstellendes Bild und zugleich eine entgegenkommende Thätigkeit der Seele voraus [27]). Ein Kriterium der Wahrheit war daher in dieser Philosophie nicht möglich, alles Erscheinende mußte ihr als wahr gelten [28]), weil nichts erscheinen konnte, dem nicht ein von Außen kommendes Bild zum Grunde lag, ja selbst die Träume hatten ihm eine reale, objective Seite, denn Abflüsse und Bilder des Wirklichen waren auch in ihnen [29]). Und dennoch stimmt auch Demokritos, wenn irgend ein anderer alter Denker, in die Klagen über die Ungewißheit der Sinne ein; Süßes und Bitteres, Warmes und Kaltes, die Farben sind ihm nur ein Conventionelles, und das allein Wahre und Reale sind die Atome und das Leere [30]); ja, soweit geht sein Scepticismus, daß er ausruft: in Wahrheit wissen wir von nichts etwas, sondern fließend ist jedem die Meinung, und was wir wahrnehmen, wechselt stets nach dem Zustande des Leibes und der Beschaffenheit des Eindringenden und Widerstehenden [31]); nur den einen Kanon will er gelten lassen, daß der Mensch der Wahrheit durchaus fern stehe [32]); auch unterscheidet er, wie Empedokles und Parmenides, die echte und lautere Erkenntniß durch das Denken von der falschen und dunkeln durch die Sinne [33]), als dämmerte in ihm schon eine Ahnung der Platonischen Unterscheidung der *δόξα* und *ἐπιστήμη*; wie verträgt sich dies alles mit seinen Principien? Wir müssen einen Theil dieser Klagen allerdings dem ernsten und tiefen Wahrheitsgefühle des Denkers zuschreiben, der wohl einsah, wie wenig er aus seinen Grundsätzen die wirkliche Welt erklären konnte; dann haben wir auch das schon oben gesehen, daß er als feste, wesentliche Eigenschaften der Dinge nur die aus dem Wesen der Atome unmittelbar herfließenden, also Leichtes und Schweres, Dichtes und Dünnes, Hartes und Weiches ansah, den andern aber, wegen des häufigen Wechsels der Empfindungen, nur eine relative, also ungewisse und schwankende Wahrheit beilegte; endlich aber scheint er doch auch eine höhere, auf die Atome und den Grund der Dinge gerichtete Wahrnehmung, die er dann Denken nennen mochte, von der gewöhnlichen, den einzelnen Dingen und Erscheinungen zugewendeten, immer wechselnden und schwankenden unterschieden [34]) und bei jener einen vollkommen mit sich selbst und mit den Objecten symmetrischen Zustand der Seele angenommen zu haben [35]); aber er fiel sogleich in das Materiale wieder zurück, indem er diese Symmetrie des Denkens in ein Mittelmaß zwischen Erwärmung und Erkältung setzte, wie er denn überhaupt alles Denken doch immer nur als ein Leiden, als eine reale Veränderung der Seele durch ein gegebenes Object auffassen konnte [36]). Wie er das begehrende Vermögen im Menschen ansah, ist nicht ganz klar; wir wissen nur, daß er das Gefühl (*πάθος*) als Kriterium des Willens annahm [37]), woraus hervorzugehen scheint, daß er das Begehren und Wollen für eine unmittelbare Folge der durch das Empfinden und Wahrnehmen der Objecte bewirkten Veränderung der Seele hielt; dabei mag er denn auch gelehrt haben, daß, wie in der Wahrnehmung etwas in den Menschen einfließe, so beim Wollen etwas aus ihm herausfließe, und

26) ***Plut.*** plac. phil. IV, 4. *πάντα μετέχειν ψυχῆς ποιᾶς, καὶ τὰ νεκρὰ τῶν σωμάτων, διότι ἀεὶ διαφαιῶς τινος θερμοῦ καὶ αἰσθητικοῦ μετέχει τοῦ πλείονος διαπνεομένου.* — Nach ***Cic.*** Tusc. I, 34 focht Epikur diese Meinung des Demokrit an, die aber von den Demokriteern nicht als echt anerkannt wurde. Wahrscheinlich wollten die aufgeklärteren Schüler hier den Meister, der sich ja überhaupt nicht immer von abergläubischen Vorstellungen frei hält, von dem Verdacht einer Meinung reinigen, die leicht zum Gespensterglauben führen konnte. 27) ***Plut.*** plac. phil. IV, 8. *τὴν αἴσθησιν καὶ τὴν νόησιν γίγνεσθαι εἰδώλων ἔξωθεν προσεόντων, μηδενὶ γὰρ ἐπιβάλλειν μηδετέραν χωρὶς τοῦ προσπίπτοντος εἰδώλου.* ***Theophr.*** de sensu 50. *ἅπαντος ἀεὶ γίγνεσθαί τινα ἀπορρύην.* — Aus der Correspondenz der Sinneswerkzeuge mit den Bildern erklärte er die einzelnen Sinne, worüber zu vergleichen ***Burchard***, de Democriti de sensibus philosophia. (Mindae. 1830.) So adoptirte er den Satz früherer Physiker, daß wir Gleiches nur mit Gleichem wahrnehmen können, ***Theophr.*** de sensu p. 49. Daß die Lehre von den Poren hier, wie in seiner ganzen Physik, eine große Rolle spielen mußte, grade wie in der Empedokleischen, liegt am Tage, doch finden wir in den Fragmenten nirgends den Ausdruck *πόροι*. 28) ***Arist.*** de anima I, 2. *ἀληθὲς τὸ φαινόμενον.* met. III, 5. *τὸ φαινόμενον κατὰ τὴν αἴσθησιν ἐξ ἀνάγκης ἀληθὲς εἶναι.* 29) ***Arist.*** *περὶ τῆς καθ' ὕπνον μαντ.* 2. 30) ***Sext. Emp.*** adv. math. VII, 135. *νόμῳ γλυκύ, καὶ νόμῳ πικρόν, νόμῳ θερμόν, νόμῳ χροιή, ἐτεῇ δὲ ἄτομα καὶ κενόν.* 31) ***Sext. Emp.*** adv. math. VII, 136. 137. *ἐτεῇ οὐδὲν ἴδμεν περὶ οὐδενὸς ἀλλ' ἐπιρυσμίη ἑκάστοισιν ἡ δόξις.* 32) Ebendas. 137. *γιγνώσκειν χρὴ ἄνθρωπον τῷδε τῷ κανόνι ὅτι ἐτεῇ ἀπήλλακται.* — *ἐτεῇ οἷον ἕκαστον γιγνώσκειν ἐν ἀπόρῳ ἐστίν.* Vgl. ***Diog. L.*** IX, 72. *ἐτεῇ οὐδὲν ἴδμεν, ἐν βυθῷ γὰρ ἡ ἀλήθεια.* ***Cic.*** acad. pr. II, 10.

33) ***Sext. Emp.*** adv. math. VII, 138. 139. *γνώμης δύω εἰσὶν ἰδέαι, ἡ μὲν γνησίη ἡ δὲ σκοτίη, καὶ σκοτίης μὲν τάδε σύμπαντα, ὄψις, ἀκοή, ὀδμὴ, γεῦσις, ψαῦσις, ἡ δὲ γνησίη ἀποκεκρυμμένη* (viell. *ἀποκεκριμένη*) *ταύτης.* 34) Ebendas. *ὅταν ἡ σκοτίη μηκέτι δύνηται ὁρῆν ἐπ' ἔλαττον.* — *ἀλλ' ἐπὶ λεπτότερον.* Leider bricht hier, wo eben die Erklärung folgen sollte, das Fragment ab, doch sieht man hinlänglich, daß Demokrit auch für die Erkenntniß der Atome ein Organ im Menschen annahm. 35) ***Theophr.*** de sensu 58. *περὶ δὲ τοῦ φρονεῖν ἐπὶ τοσοῦτον εἴρηκεν, ὅτι γίγνεται συμμέτρως ἐχούσης τῆς ψυχῆς μετὰ τὴν κίνησιν.* (Unnöthig ist Schneider's Conjectur *κατὰ τὴν κρᾶσιν.*) 36) ***Theophr.*** l. c. *ἐὰν δὲ περίθερμός τις ἢ περίψυχρος γένηται, μεταλλάττειν φησί — ὥστε φανερὸν ὅτι τῇ κράσει τοῦ σώματος ποιεῖ τὸ φρονεῖν.* 37) ***Sext. Emp.*** adv. math. VII, 140. Wenn es dort heißt, Demokrit habe drei Kriterien angenommen, Gefühl für den Willen, das Erscheinende für das Begreifen des Unsichtbaren, die Denkkraft für das Untersuchen, so ist hier Späteres aus Epikur in die Lehre der alten Atomiker hineingetragen, die nach Kriterien noch nicht fragten, und Demokrit mag wol nur gesagt haben, daß der Wille zunächst im Gefühle seinen Sitz habe. Übrigens unterschied er wol Wollen und Begehren so wenig klar als Denken und Empfinden.

ſo verleitete ihn denn grade ſein ſtrenger Materialismus dazu, eine unmittelbare, magiſche Einwirkung auf Entferntes durch den bloßen Willen anzuerkennen, wie er etwa dem Neide eine ſolche bezaubernde, in die Ferne wirkende Kraft zuſchrieb [38]). Nur indem er aller und jeder Erſcheinung eine gewiſſe Realität beilegte, konnte er nun auch wenigſtens den Namen der Götter retten, denn ihrem Weſen nach waren ſie von einer Lehre, die vom Geiſte nichts wußte, völlig ausgeſchloſſen. Wenn die Menge an Götter glaubte, um für ungewöhnliche Naturerſcheinungen einen Grund zu finden, ſo ſchien ihm dies durchaus verwerflich [39]); er leitete den Götterglauben von der Einwirkung gewiſſer Phantaſiebilder ab, denen aber, wie allen Bildern, doch ein Objectives zu Grunde lag, wodurch denn ſeine Götter wenigſtens mit einem blaſſen Scheine von Realität überzogen wurden; ſie waren ihm Geſtalten, die den Menſchen bald ſegnend, bald furchtbar und ſchädlich wirkend nahten, von rieſenhafter Größe; ſie erſchienen den Menſchen als Verkündiger der Zukunft, ſie ließen prophetiſche Stimmen erſchallen, ſie waren ſchwer vergänglich, aber doch keineswegs unvergänglich [40]); ſie waren nichts als Idole, luſtige, aus dünnen Atomen zuſammengewebte, aber doch mit der Kraft, zu ſchaden und zu nützen, ausgerüſtete Dämonen. Seltſam genug, daß Demokritos bei einem ſo verblaßten und verſtümmelten Götterglauben ſich dennoch durch ſeinen tieferen, mit orientaliſchen Vorſtellungen genährten Sinn zur Anerkennung der Mantik und manches Aberglaubens beſtimmen ließ, während Epikuros grade darum alles Göttliche aus der Welt verbannte, um allen Aberglauben, wie er meinte, mit der Wurzel auszurotten. Nur die tüchtige, gediegene Perſönlichkeit des Demokritos kann es erklären, daß er bei einer Weltanſicht, die weder Gott noch Geiſt, noch Seele, weder Freiheit noch Geſetz anerkannte, der alles ein zufälliges Spiel todter Atome war, dennoch zu einer nicht unwürdigen ethiſchen Betrachtungsweiſe gelangte. Freilich war ſeine Ethik nichts weniger als eine Wiſſenſchaft, dazu fehlte es ihr an aller Grundlage; ſie war nur eine individuelle, auf den ſittlichen Takt und die reiche Erfahrung einer edlen Natur gegründete, daher auch am meiſten in prägnanten Sentenzen [41]) niedergelegte Lebensweisheit, in welcher nicht ſelten die Ahnung einer höheren Wahrheit, als er in der Phyſik hatte finden können, durchbricht [42]), die aber doch aus ihrer engen Subjectivität ſich nicht zu der reinen Anerkennung einer ſittlichen Weltordnung erheben konnte. Das höchſte Ziel des Lebens war dem Demokritos, deſſen ethiſche Ausſprüche ſtets ihm allein, nie auch dem Leukippos zugeſchrieben werden, eine heitere, von Furcht und Aberglauben nicht geſtörte, feſte Begründung der Seele in ſich ſelbſt, die er bald εὐθυμία, bald mit einem neuen Worte εὐεστώ nannte [43]). Ihr Weſen ſetzte er nicht nur, wie ſpäter die Epikureer und andere Philoſophen, in unerſchütterte Ruhe [44]), möglichſte Schmerzloſigkeit [45]), Freiheit von allem Störenden in und außer uns, ſondern auch in die reinſte Harmonie und Symmetrie der Seele [46]), in die wahrſte Freude [47]) und Glückſeligkeit [48]); Friede und Freude war in ihr unzertrennlich vereint, es war das ſtille, glückliche Behagen einer feſt und harmoniſch in ſich geſchloſſenen Seele. Er ſagt: der Wohlgemuthe (εὔθυμος) freut ſich Tag und Nacht, er iſt feſt in ſich, völlig frei von Sorgen [49]). Aber das Meiſte in Demokrit's ethiſchen Werken ſcheint ſich doch um die Beſchreibung jenes Zuſtandes gedreht zu haben; fragte er ſich, wie man zu dieſem Ziele gelange, ſo zeigte ihm ſeine eigene Erfahrung einen doppelten Weg, einmal die Wiſſenſchaft, die treue Erforſchung der Natur, die ihm das wahre Weſen der Dinge kennen lehre [50]), und dann Mäßigung und Beſonnenheit in allem Thun, ruhige Abwägung und Unterſcheidung der wahren und falſchen Freuden [51]), Enthaltſamkeit von allem Übermaß, damit die Seele nicht zu heftig bewegt [52]) und der Friede des Gewiſſens [53]) bewahrt werde. Keineswegs aber war ihm ein müheloſes Leben das Höchſte, vielmehr fand er in der Arbeit, wenn ſie nur zum Ziele führte, viel höhere Freude, als im Genuß [54]). Aber abgeſehen davon, daß hierbei der Gedanke der ſitt-

38) *Plut.* symp. qu. V, 7, 6. 39) *Sext. Empir.* adv. math. IX, 24. 40) Die Hauptſtelle bei *Sext. Emp.* adv. math. IX, 19. τὰ μὲν εἶναι ἀγαθοποιὰ, τὰ δὲ κακοποιά — μεγάλα καὶ ὑπερφυῆ καὶ διάφθαρτα μὲν οὐν ἄφθαρτα δὲ, προσημαίνειν τε τὰ μέλλοντα τοῖς ἀνθρώποις θεωρούμενα καὶ φωνας ἀφιέντα. Die wohlthätigen Bilder nannte er auch εὔλογχα, im activen Sinne: beglückende Vgl. *Cic.* de nat. deorum I, 12, wo dem Demokrit ganz fälſchlich aufgebürdet wird, er habe auch unſere Denkkraft und unſer Wiſſen unter die Zahl der Götter aufgenommen; I, 43, imagines divinitate praeditas — principia mentis (?) quae sunt in eodem universo deos esse dicit, tum animantes imagines, quae vel prodesse nobis solent vel nocere, tum ingentes quasdam imagines tantasque, ut universum mundum complectantur extrinsecus. Epikur hat ſeine Götterlehre offenbar aus dieſen vom Demokrit wol nur leicht hingeworfenen Sätzen mit vergröbernden Zuſätzen herausgebildet. 41) Solcher Sätze, deren uns Stobäus eine ziemliche Anzahl aufbewahrt hat, waren wol beſonders in den ὑπομνήματα ἠθικά, die *Diog. L.* IX, 46 anführt, an einander gereiht.

42) Dahin gehört namentlich der fromme Spruch über Zeus: πάντα οὗτος οἶδε καὶ διδοῖ καὶ ἀφαιρέεται καὶ βασιλεὺς οὗτος τῶν πάντων. *Clem. Alex.* Protrept. p. 45. 43) *Diog L.* IX, 45. τέλος εἶναι τὴν εὐθυμίαν, καθ' ἣν γαληνῶς καὶ εὐσταθῶς ἡ ψυχὴ διάγει ὑπὸ μηδενὸς ταραττομένη φόβου ἢ δεισιδαιμονίας ἢ ἄλλου τινὸς πάθους καλεῖ δ' αὐτὴν καὶ εὐστοὶ καὶ πολλοῖς ἄλλοις ὀνόμασι. 44) ἀταραξία, *Stob.* ecl. II. p. 76. ἀθαμβία, *Cic.* de fin. V, 29. Seneca erklärt εὐστοί: stabilem animi sedem — ego tranquillitatem voco, de tranqu. 2, 3. 45) *Stob.* serm. V, 24. ἄριστον ἀνθρώπῳ τὸν βίον διάγειν ὡς πλεῖστα εὐθυμηθέντι καὶ ὀλίγιστα ἀνηνθέντι. 46) *Stob.* ecl. eth. II. p. 76. Serm. I, 31. 47) τέρψις, *Stob.* serm. I, 31. (μειρώδης τέρψις) III, 35. ὅρος συμμέτρων καὶ ἀσυμμέτρων τέρψις καὶ ἀτερψίη ἡδονή, V, 77. 48) So in dem ſchönen Spruche: εὐδαιμονίη οὐκ ἐν βουκολίῃσιν οἰκεῖ οὐδ' ἐν χρυσῷ· ψυχὴ δ' οἰκητήριον δαίμονος, *Stob.* ecl. eth. p. 76. 49) *Stob.* ecl. eth. p. 408. ὕπαρ καὶ ὄναρ χαίρει τε καὶ ἐρρῶσται καὶ πανακήδης ἐστί. 50) *Stob.* serm. IV, 73. ἀνοήμονες ὑπισοῦνται τοῖς τῆς ψυχῆς κέρδεσι οἱ δὲ τῶν τοιῶνδε δαίμονες τοῖς τῆς σοφίης. 51) *Stob.* ecl. eth p. 76. συνίστασθαι (τὴν εὐστοί) ἐκ τοῦ διορισμοῦ καὶ τῆς διακρίσεως τῶν ἡδονῶν. Epikur brachte dies in ein Syſtem. 52) *Stob.* serm. I, 31. τὰ λείποντα καὶ ὑπερβάλλοντα μεταπίπτειν φιλεῖ καὶ μεγάλας κινήσιας ἐμποιεῖν τῇ ψυχῇ. 53) *Stob.* serm. 98, 61. 54) *Stob.* serm. 29, 88. τῆς ἡσυχίης πάντες οἱ πόνοι ἡδίονες, ὅτ' ἂν ὧν εἵνεκεν πονέουσι τυγχάνωσι ἢ εἰδέωσι κύρσοντες.

lichen Freiheit, die doch nach dem System der Atomiker eigentlich ein Unding war, stillschweigend schon vorausgesetzt wurde, und daß aus einem Wissen, wie es Demokritos gefunden zu haben glaubte, unmöglich eine wirkliche Beruhigung der Seele hervorgehen konnte, so war auch eine Tugend, deren höchster Zweck das Individuum war, selbst nach der Vorstellung der Alten noch nicht die wahre Tugend; auf der einen Seite fehlte die Anknüpfung an eine höhere, göttliche Weltordnung, auf der andern konnte sich Demokrit's Ethik nicht zu einem System von Pflichten erweitern, es fehlte in ihr die Beziehung zu Familie und Staat, und keine Politik oder Ökonomik ist aus ihr, wie aus der Sokratischen Ethik, hervorgegangen. Zwar hat er nirgends, wie dies manche Sophisten thaten, Gesetz und Recht geleugnet, vielmehr die Heiligkeit rechtlicher und gesetzlicher Ordnungen durchaus anerkannt [55]); aber schon regt sich doch in ihm die auch bei seinem Zeitgenossen Euripides und noch viel mehr bei den spateren Philosophen so stark hervortretende Abneigung gegen politisches [56]) und Familienleben [57]); denn solche Beschäftigungen, meinte er, zumal im Übermaß getrieben, störten die Ruhe der Seele; schon setzte er die höchste Tugend und das höchste Glück in die stille, beschauliche Ruhe des Weisen, das Wissen ging ihm über das Handeln, das Glück des Subjectes über das allgemeine Wohl. Seine εὐεστώ war etwas Reineres und Höheres, als die ἡδονή des Aristippos und auch des Epikuros, aber sie stand weit zurück hinter der Gerechtigkeit der Platonischen und der Glückseligkeit der Aristotelischen Ethik, denn in beiden war das Individuum nicht mehr auf sich allein bezogen, es erschien als die ganze Mannichfaltigkeit innerer Triebe und Neigungen und äußerer Zwecke und Lebensverhältnisse beherrschend und zugleich als Glied einer geistigen, sittlichen Welt. — Allerdings war die ganze Lehre der Atomiker ein nicht einmal consequenter Irrthum, und nie ist einer Philosophie mit größerem Rechte der Vorwurf gemacht worden, daß sie auf dem Atheismus beruhe; aber dennoch verbietet uns die edle und würdige Lebenshaltung Demokrit's, der mit warmem und redlichem Eifer nach Wahrheit strebte, der wissenschaftliche Gang seiner doch immer von einem Grundsatze getragenen Lehre und endlich die Reinheit und Tüchtigkeit seiner Ethik, ihn, wie Ritter gethan und bereits Brandis widerlegt hat, den Sophisten zuzugesellen. Aber über Demokrit hinaus konnte nun jene rein physische Betrachtungsweise der Jonischen Philosophie nicht fortgeführt werden; sie war mit ihm zu ihrer äußersten Grenze, zu ihren letzten Consequenzen gelangt. Auch war die Atomistik keiner inneren Fortbildung fähig, und eine eigentliche Schule von Atomikern (nur von einem Schüler Demokrit's, dem Metrodoros von Chios, finden sich geringe Überlieferungen) [58]) scheint sich nur kümmerlich und unterbrochen fortgepflanzt zu haben; desto mehr war diese materialistische Richtung, wie es noch jetzt geschieht, das Eigenthum oberflächlich denkender Weltmänner und engherziger Egoisten geworden. Noch einmal lebte die Atomenlehre in Epikur's Schule auf, aber ihres wissenschaftlichen Gehaltes beraubt und zur Dienerin der Ethik herabgesetzt.

So finden wir denn in der Geschichte der Jonischen Philosophie eine ziemlich regelmäßige Fortbildung, die aber nicht immer ein Fortschritt zu nennen ist. Alle gingen von der Realität der Materie aus und fanden einen unendlichen Urstoff als Urgrund aller Dinge, aus welchem alles hervorgehe, in welchen alles zurückgehe; aber die einen dachten sich diesen Urstoff einfach, die andern vielfach, bald quantitativ, bald qualitativ verschieden; neben diesen Urstoff setzten dann die meisten als Princip der Bewegung eine Urkraft; die älteren aber pflanzten diese Kraft, die sie überhaupt nur dunkel ahnten, in den Stoff selbst, Anaragoras erhob sie über den Stoff, die Atomiker leugneten sie gänzlich. Ein Werden aus Nichts und ein Vergehen in Nichts bestritten alle, ein Werden und Vergehen des Einzelnen, also einen Wechsel aus Sein in Nichtsein, aus Nichtsein in Sein lehrten alle, nur die Atomiker gaben diesen Begriffen eine etwas andere Wendung, indem sie das Nichtsein als Leeres und als Grenze neben das Sein als Volles setzten. Jenes Werden aber war dem einen mehr organische Selbstentwickelung des Urstoffes, den andern mehr chemische Scheidung und Mischung, wieder andern mehr mechanische Zusammensetzung. Niemand leugnete die Realität des Vielen neben dem Einen, Niemand die Wirklichkeit der Bewegung. Thales faßte zuerst die Fabeln der Mysterien von einem zu Allem werdenden Grundwesen in klarere Worte, Anaximandros gab zuerst dem kosmogonischen Mythus von einem ursprünglichen Chaos eine wissenschaftliche Form, nur daß er den Eros oder die geistige Kraft in denselben mehr ahnte als aussprach. Anaximenes und Herakleitos setzten dann den Thales, Anaragoras den Anaximandros fort; Anaximenes faßte das Grundwesen als ein organisches, beseeltes, Herakleitos idealisirte es, indem er weniger seinen ruhigen Bestand als seine reine Thätigkeit, seine unerschöpfliche Lebensbewegung ins Auge faßte und sich zu der Idee einer aus dem Kampfe entspringenden Welt-

55) *Stob.* Serm. 9. 32. *μοῖροι θεοφιλέες ὅσοις ἐχθρὸν τὸ ἀδικέειν.* 43, 33. *ὁ νόμος βούλεται εὐεργετεῖν βίον ἀνθρώπων.* 56) *Stob.* Serm. 103, 25. *τὸν εὐθυμεῖσθαι μέλλοντα χρὴ μὴ πολλὰ πράσσειν, μήτε ἰδίῃ μήτε ξυνῇ, μηδὲ ἅσσ' ἂν πράσσῃ ὑπέρ τε δύναμιν αἱρεῖσθαι τὴν ἑαυτοῦ καὶ φύσιν.* Freilich wird hier nur vor dem die eigene Kraft übersteigenden Übermaße gewarnt, aber man sieht doch, daß grade das politische Wirken, das in den besten Tagen Griechenlands für das höchste und würdigste Thun galt, dem Demokritos schon eine πολυπραγμοσύνη war, in der man sich nicht übernehmen müsse. 57) Serm. 76, 13. *τεκνοτροφίη σφαλερόν.* 15. *οὐ δοκεῖ μοι γαμεῖν παῖδας κτᾶσθαι.* — Mit Recht sagt über diese ganze Ethik *Cic.* de fin. V, 29. haec etsi praeclare, nondum tamen et perpolite, pauca enim, neque ea ipsa enucleate ab hoc, de virtute quidem, dicta.

58) *Simpl.* in phys. p. 7. *Cic.* Acad. pr. II, 23. Aus dem Anfange seiner Schrift de natura wird dort der ganz sophistisch klingende Anfang mitgetheilt: nego scire nos, sciamusne aliquie an nihil sciamus, ne id ipsum quidem nescire aut scire, scird nos, nec omnino sitne aliquid an nihil sit. Daß er ein unmittelbarer Schüler Demokrit's gewesen sei, geht aus beiden Stellen nicht hervor.

harmonie erhob; Anaragoras dagegen erhob den freien, ungemiſchten, ſelbſtbewußten Geiſt über das Chaos, er ſtellte einen Dualismus auf, deſſen Gegenſätze und Widerſprüche er zwar nicht aufheben konnte, doch aber eben durch dieſen Dualismus der Vater aller wahrhaften Philoſophie wurde. Diogenes und Archelaos, wie geblendet von der Größe dieſes Gedankens, kehrten, wiewol durch Anaragoreiſche Gedanken bereichert, zu früheren, von Anaragoras ſchon überwundenen Betrachtungsweiſen zurück, klarer und conſequenter Diogenes, unſicherer und ſchwankender Archelaos. Die Atomiker endlich, im ſtrengen Gegenſatze zu Anaragoras, ließen das Chaos ſtehen ohne den Geiſt, ſie hoben auf gleiche Weiſe die nach nothwendigen Geſetzen erfolgende Selbſtentwickelung eines Urweſens und das Daſein einer frei den Stoff nach ſelbſtgeſetzten Zwecken bildenden, geiſtigen Kraft auf, und bereiteten dadurch dieſer ganzen einſeitigen und materiellen Weiſe des Philoſophirens, neben welcher ſchon längſt in der italiſchen Philoſophie eine höhere, idealere Richtung entſtanden war, den Untergang. Empedokles dagegen, überhaupt mehr divinirender Dichter als conſequenter Denker, verſuchte zuerſt, die Phyſik der Jonier mit der ethiſchen Kraft der Pythagoreiſchen und der dialektiſchen Schärfe der eleatiſchen Lehre zu erfüllen und die Verſchiedenheiten dieſer drei älteſten Formen der griechiſchen Philoſophie, wenn auch in ganz äußerlicher und dürftiger Weiſe, mit einander auszugleichen; er mußte deshalb von dieſer Darſtellung ausgeſchloſſen bleiben. (*Steinhart.*)

Ionische Tonart, ſ. Tonarten (alte).

Ionischer Baustyl, ſ. unt. Bauart und Geſchichte der Baukunſt im Art. Bau, Bauen (1. Sect. 8. Th. S. 120 u. 130 fg.).

Ionischer Bund, ſ. unt. Ionia.

Ionischer Busen, ſ. unt. Hadriaticum mare und Ionium mare.

Ionischer Dialekt, ſ. Griechiſche Sprache.

Ionischer Säulenstuhl, ſ. unt. Säule.

Ionischer Versfuss, ſ. Metrik.

Ionisches Capital, ſ. unt. Säule.

Ionisches Geländer, ſ. Geländer.

IONISCHES HAUS nennt man ein ſolches, welches mit Joniſchen Säulen verziert iſt. (*R.*)

Ionisches Meer, ſ. Ionium mare.

Ionisches Portal, ſ. unt. Portal.

Ende des zweiundzwanzigſten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Dreiundzwanzigster Theil.

IONIUM MARE — IRKUTZK.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H — N.

Dreiundzwanzigster Theil.

IONIUM MARE — IRKUTZK.

IONIUM MARE.

IONIUM MARE, *Ἰόνιον πέλαγος*, auch *Ἰόνιος κόλπος*, hieß nach den Scholiaſten zu Lykophron 630 früher *Κρώνιος κόλπος* und *Ῥέας κόλπος*. Die Grenzen deſſelben werden von den Alten verſchiedentlich angegeben. Im Allgemeinen und gewöhnlich wird unter dem Joniſchen Meere derjenige Theil des mittelländiſchen Meeres verſtanden, welcher von den weſtlichen Küſten des Peloponnes, Ätoliens, Akarnaniens bis zu der Spitze der akrokerauniſchen Gebirge und von einer Linie, welche von den Akrokeraunien nach dem Vorgebirge Japygium, wie *Skylax* und *Agathias* II. 5 annehmen, oder nach Brunduſium gezogen wird, eingeſchloſſen iſt. Manche ziehen dieſe Linie von Dyrrhachium nach dem Berge Gargarus in Italien und rechnen denjenigen Theil des adriatiſchen Meeres, der zwiſchen dem Gargarus, Brunduſium, den Akrokeraunien und Dyrrhachium liegt, noch zu dem Joniſchen Meere. Daher liegt nach *Theophrast.* hist. plant. VIII, 10 Apollonia am Joniſchen Meere. Späterhin ward die nördliche Grenze noch höher ausgedehnt. Nach *Appian.* civil. V reichte das Joniſche Meer faſt über das ganze adriatiſche Meer. Denn nach ihm lag Skodra, eine Stadt Illyriens, mitten an dem Joniſchen Buſen. *Procop.* I, 1, 15 läßt den Joniſchen Meerbuſen von Epidamnos bis nach Ravenna reichen und ſchränkt daher den Adrias ebenfalls ſehr ein. Die dritte Linie iſt faſt noch unbeſtimmter; denn nach Einigen wird ſie von der Spitze des Peloponnes, nach Andern von Kreta nach dem untern Italien, von Andern, inſonderheit den Dichtern, bis zum Ätna und Syrakus ausgedehnt. Der Name dieſes Meeres wird von Äſchylus im Prometheus von der Jo abgeleitet, und der Scholiaſt zu Euripides Phöniſſen 217 bemerkt, daß dieſer Dichter, dem Äſchylus folgend, annehme, daß jede Stelle Joniſch genannt werde, zu welcher die irrende Jo gekommen ſei. Ebendeshalb würde auch das Meer bei Euböa Joniſch genannt, weil auf dieſer Inſel die Jo in einer Grotte den Epaphos geboren haben ſoll, durch welche Veranlaſſung die Inſel ſelbſt den Namen Euböa erhalten habe, *Strabo* X. im Anfange; ja ſelbſt das Meer zwiſchen Syrien und Hellas ſei auch das Joniſche genannt, weil auch dahin die Jo gekommen ſei. Von Manchen wird auch das Meer, wo die neue Colonie der Jonier ſich an der Küſte Kleinaſiens angeſiedelt hatte, Joniſches Meer genannt. Nach Apollodorus nahm die Jo ihre erſte Richtung zu dem von ihr genannten Meere zwiſchen Griechenland und Italien. Die Jo, von der die Jonier unſtreitig ihren Namen empfangen haben (ſ. d. Art.), war die höchſte Landesgottheit des Pelasgiſch-Joniſchen Volkes, und war ebendieſelbe Mondgöttin, welche ſpäterhin Artemis und andere Namen erhielt. Wohin dieſe Jonier, die von den erſten Zeiten durch ihre Seefahrten berühmt waren, hinſegelten, dahin wurde auch der Cultus der Jo oder der Monddienſt verpflanzt. Nach Archidamas bei den Scholiaſten zu Pindar's Pythica III. hatte das Meer zwiſchen Griechenland und Italien davon ſeinen Namen erhalten, daß Jones in demſelben umgekommen wären. In dieſer Nachricht liegt unſtreitig etwas Wahres. Bekanntlich können die Küſten der ſüdöſtlichen Spitze Italiens, ſowie die weſtlichen Küſten Griechenlands, gegenſeitig geſehen werden, und es mußte daher ſchon in den früheſten Zeiten bei den ſeefahrenden Helleniſchen Völkern ein Reiz entſtehen, die Küſten Italiens zu beſuchen, was Anfangs gewiß nicht ohne mancherlei Schiffbrüche unternommen wurde. Unter den Joniſchen Völkern hatten die am korinthiſchen Meerbuſen wohnenden in den älteſten Zeiten die ſtärkſte Seemacht, und es iſt wol ſicher, daß, bevor jener Buſen der korinthiſche genannt wurde, er von den Küſtenbewohnern der Joniſche hieß. *Mela* II, 3. Es iſt übrigens ſehr natürlich, daß auch ein Theil des an den Buſen ſtoßenden Meeres und endlich die ganze Fläche bis Italien, über welche ſich die Schiffahrten der Jonier erſtreckten, ebenfalls den Namen des Joniſchen Meeres erhielt; daß aber die Jones Unteritalien vor den trojaniſchen Zeiten beſuchten und namentlich am Siris eine Colonie gründeten, wird von den Scholiaſten zu Lykophron 987 berichtet. Vgl. *Palmerius*, De mari Ionio in Graecia antiqua pag. 98. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Jonkakonda (in Senegambien), ſ. Gniani.

JONKE (Dschonke), oder **JUNKE**, eine Art in China und Oſtindien gebräuchlicher Boote, welche höchſtens 50 Laſten führen, und einen oder zwei Maſten mit Segeln von Binſenmatten haben. Die Bauart dieſer Fahrzeuge iſt etwas plump; das Steuerruder iſt ſehr groß, und die Anker ſind oft von ſchwerem Holze. (*Karmarsch.*)

JÖNKÖPING, die alte Hauptſtadt der ſmåländiſchen Statthalterſchaft (Lån) Jönköping, und die zweite Stadt der ganzen ſchwediſchen Provinz Småland (deren

volkreichste Stadt Kalmar ist), im J. 1825 mit 3969 Einwohnern, in einer reizenden Lage am See Wettern. Nachdem sie im J. 1824 die Stapelfreiheit erhalten, kann sie, nachdem im J. 1832 der Göthakanal, welcher mittels der Seen Wettern und Wenern die Ost- und Nordsee verbindet, vollendet worden, sehr in Aufnahme kommen. Sie hat, nach mehren Feuersbrünsten, breite, freundliche Gassen, zwei Märkte, drei Kirchen, in deren einer, vor der Stadt gelegenen, nur im Sommer gepredigt wird, und eine höhere Trivialschule mit einem Rector und fünf Lehrern, und diese Schule und die neue Kirche sind steinerne Gebäude. Die ehemaligen Festungswerke sind verfallen; von dem uralten, jedoch unter Gustav II. Adolph verlegten, Schlosse finden sich nur Reste, die zu Gefängnissen dienen. In der Stadt wurden im 14., 15. und 16. Jahrhundert merkwürdige Reichstage gehalten. Das gothische Hofgericht hat zu Jönköping seinen Sitz, ebenso der Landshofding des Län. Die dort bestehende Buchdruckerei war früher auf der Insel Wisingsö im Wettern. Seit 1827 findet man in der Stadt eine gymnastische Anstalt mit eignem Gebäude und einem Lehrer. Eine halbe Meile von Jönköping liegt Husquarn, eine der Sture'schen Familie gehörige Gewehrfactorei, seit 1827 mit einer eigenen Kirche; bei Husquarn sind ansehnliche Wasserfälle. 1½ Meile von Jönköping ragt der 420 Fuß hohe, steile Eisenberg Taberg empor, um welchen her viele Schmelzhütten, Hochöfen und Kohlenbrennereien angelegt sind. In dem Eisen, welches aus dem Erze des Taberg gewonnen wird, hat Director Säfström von Falun ein neues Metall, Vanadin, entdeckt, welches mit dem Chrom Ähnlichkeit hat. (*v. Schubert.*)

JÖNKÖPINGS-LÄN, der nördliche Theil von Småland zwischen 56° 50′ und 58° 10′ Breite, enthält 95 □M., im J. 1820 mit 121,554, im J. 1825 mit 129,996 Einwohnern. Das Land ist bergig; doch sind die Berge nicht nackt, auch mehre Bergrücken zum Theil mit Holz bedeckt; auch findet man größere angebaute Ebenen und Heiden. Die Länge des Län beträgt 16, die Breite 8 M. Im Norden grenzt es an einen Theil von Westgothland (Mariestads-Län), an den See Wettern und an Ostgothland, im Westen an Halland und Westgothland (Wenersborgs-Län), im Süden an Werió-Län, im Osten an Kalmar-Län. Es zerfällt in 9 Härader (Kreise). In kirchlicher Hinsicht ist es ein Theil des Stifts Werió. Für das Län besteht eine Landhaushaltungsgesellschaft. Getreide, Kartoffeln und Flachsbau haben sehr zugenommen. Bergwerks- und Hüttenwesen ist ein ansehnlicher Erwerbszweig; das Goldbergwerk zu Ädelfors gewährt aber nicht die Kosten. (*v. Schubert.*)

Jonkulle, s. unter Kiölen.

Jonopolis, s. Abonitichos.

Jonopsidium *Reichenb.*, s. Thlaspi (Capsella.)

Jonopsis *Kunth*, s. Cybelion.

Jonquetia, s. Joncquetia.

JONQUIÈRES, Dorf im Bezirk Brignolles des französischen Var-Departements. Der Baron Walkenaer (Géographie ancienne des Gaules cet. II, 197) hält dafür, daß hier die aus einem Fragmente des Diodor von Sicilien bekannte gallische Stadt Jontora gestanden habe. (*Klähn.*)

Jonquille, in botan. Beziehung, s. Narcissus Jonquilla; über ihre Cultur s. Jonquillen-Narcisse.

JONQUILLENFARBE, eine gemischte Farbe, welche aus irgend einem vegetabilischen Gelb (z. B. Kreuzbeerengelb, Schüttgelb u. fg.) und geschlemmter Kreide, wol auch aus einem Mineralgelb und Bleiweiß, zusammengesetzt und theils und vornehmlich als Wasserfarbe, theils auch, aber seltener, als Ölfarbe angewendet wird. (*Fr. Thon.*)

JONQUILLEN-NARCISSE, Narcissus Jonquilla *L.*, eine für unsere Gärten sehr zu empfehlende Zierpflanze, deren wohlriechende gelbe Blumen sich im Frühjahre entwickeln. Durch ihre Cultur sind mehre Varietäten entstanden, welche sich theils durch verschiedene Größe, theils durch mehreres oder geringeres Gefülltsein der Blumen, aber auch dadurch unterscheiden, daß die Sorten mit gefüllten Blumen weniger Frost vertragen können als die einfach blühenden. Ein gutes, mit etwas Flußsand gemengtes Erdreich und eine vor den Nord- und Ostwinden geschützte Lage sagt den Jonquillen besonders zu, und bei den gefüllblühenden Sorten ist es außerdem erfoderlich, daß sie während des Winters eine Decke von Laub erhalten, welche mit der im Frühjahre eintretenden gelinden Witterung wieder zu entfernen ist. Die gefüllt blühenden Jonquillen müssen alle Jahre im Monat September aus der Erde genommen und nach Ablösung der Brut von der Hauptzwiebel zu Anfange Octobers wieder in das freie Land gelegt werden, wo man denn die die Vermehrung ausmachenden kleinen Brutzwiebeln zugleich mit auspflanzt. Mit den einfach blühenden Sorten hat man dies nach neuerer Erfahrung nicht nöthig, und da diese stets an den Stellen, wo sie einmal eingelegt worden sind, liegen bleiben können, sich hier auch durch Brutzwiebeln sehr bald bestauden, so kann man sie auch zu Einfassungen von Blumenpflanzenrabatten, besonders der Blumenzwiebelbeete, verwenden.

Alle verschiedene Arten der Jonquille lassen sich auch im Winter treiben. Man bedient sich zu dem Ende hierzu einer guten, mit Flußsand gemengten, Blumenerde, füllt mit dieser Töpfe von etwa fünf Zoll Weite und sechs Zoll Höhe, setzt die Zwiebeln so tief ein, daß man bei dem Abstreichen der Erde die Spitzen der Zwiebeln noch etwas bemerkt, begießt hierauf die Töpfe mäßig mit einem Sprenger (Gießkanne), bedeckt sie einen Zoll hoch mit Moos, damit die Zwiebeln stets mäßig feucht bleiben, und setzt sie so lange der freien Luft und Sonne aus, bis sich Frost einstellt. Alsdann werden die mit den Jonquillen bepflanzten Töpfe in den Hintergrund eines Gewächshauses, oder in dessen Ermangelung in einen warmen Keller getragen, mäßig gegossen, so oft die obere Erde in denselben trocken geworden ist, und erst dann in das Fenster eines erwärmten Zimmers gesetzt, wenn die Zwiebeln etwa zwei Zoll lang bereits den Keim entwickelt haben. Nun fängt man an, die Töpfe mit lauwarmem Wasser öfters zu begießen, läßt sie jedoch stets

und unverrückt an derſelben Stelle im Fenſter ſtehen und treibt die Blumen auf dieſe Weiſe langſam heraus, da alle etwa anzuwendenden Mittel, die Blüthen früher hervorzulocken, beſonders dadurch, daß man die Zwiebeln mehr der Ofenwärme ausſetzt, die größten Nachtheile hervorbringen würden, welche bei den gefüllt blühenden Sorten am erſten eintreten dürften. — Eine andere zu empfehlende Methode, die Jonquillen im Winter zu treiben, iſt folgende. Nachdem man die Zwiebeln auf die beſchriebene Weiſe im Monat October in Töpfe eingeſetzt hat, gräbt man ſie einen Fuß tief in das freie Land ein, nimmt ſie im Monat December, ſobald es nur nicht friert, wieder mit den Töpfen heraus, ſetzt ſolche mit den bereits gekeimten Zwiebeln in das Fenſter eines Gewächshauſes, oder einer geheizten Stube, und verfährt dann weiter bis zur Flor auf die vorhin beſchriebene Weiſe. Will man jedoch eine etwas ſpätere, aber gewiſſe Blumenflor erzielen, ſo hebt man die im October in das freie Land eingepflanzten Jonquillenzwiebeln bei einfallendem Thauwetter im Januar oder Februar mit Wurzelballen aus der Erde, pflanzt ſie in Töpfe und ſetzt ſie hierauf in das Treibhaus oder in die Stube an das Fenſter, und binnen ganz kurzer Zeit hat man die Zwiebeln auf dieſe Weiſe in voller Flor. Beſonders die einfach blühende Jonquille eignet ſich hierzu, welche auch ſtatt in Erde in Laubmoos getrieben zur Blüthe gebracht werden kann. Letzteres geſchieht auf folgende Weiſe. Man ſammelt im Herbſte eine beliebige Quantität Laubmoos, reinigt es von Baumblättern und wäſcht es. Nachdem daſſelbe an der Luft in etwas wieder abgetrocknet worden iſt, daß es noch eine mäßige Feuchtigkeit behalten hat, füllt man damit die beſtimmten Töpfe an, drückt aber das Moos nicht ſehr feſt und legt die Zwiebeln ſo tief in daſſelbe hinein, daß die Spitzen derſelben mit dem Rande des Topfs gleich hoch ſtehen, ſtellt die ſo angefüllten Töpfe an einen froſtfreien Ort und bedeckt ſie einen Fuß hoch außerdem mit gereinigtem, ſtark angefeuchtetem Mooſe, ſodaß der Zutritt der Luft, und ſomit das Austrocknen der Töpfe, verhindert wird. Nur erſt im Monat December, nachdem die Zwiebeltöpfe in die Fenſter des Treibhauſes oder eines geheizten Zimmers geſtellt worden ſind, fängt man an, ſie mit lauwarmem Waſſer und ſo oft zu begießen, daß ſich das Moos ſtets feucht erhält. Auch hier iſt die Vorſicht zu empfehlen, die Zwiebeltöpfe nicht von einer Stelle auf die andere zu rücken, oder ſie zu drehen, weil ſonſt die Blüthenſtengel leicht vor der Ausbildung der Blumen verderben.

Angemeſſener iſt es, den zu treibenden Zwiebeln von Oben herab mit lauwarmem Waſſer als von Unten durch Einguß deſſelben in die Unterſetznäpfe der Töpfe die erfoderlichen Feuchtigkeiten zuzuführen. Über das eigentlich Botaniſche ſ. Narcissus Jonquilla. (*K. Pässler.*)

JÖNS, genannt der Daljunker, der falſche Sture, bekannt durch die von ihm veranlaßten aufrühriſchen Bewegungen im ſchwediſchen Reiche während der Regierung des Königs Guſtav I., war der Sohn einer Frau von niederem Stande und eines ungewiſſen Vaters im biörkſtader Kirchſpiel in Weſtmannland, diente erſt als Stallknecht bei dem Reichsrathe Knut Anderſon (Lilje) auf Öknа, ſtahl hier 40 Mark Geld, verſchaffte ſich dann einen Dienſt bei dem Reichsrathe Nils Krumme, kam von da zu Pehr Jacobſon Sunnanwäder, vormals Kanzler des im Jahre 1503 verſtorbenen Reichsvorſtehers Sten Sture, wurde durch ihn von allen Umſtänden des Sture'ſchen Hauſes unterrichtet und für Nils [1]) Sture, den Sohn des genannten Reichsvorſtehers, ausgegeben. Dieſer hinterliſtige Anſchlag gegen den König Guſtav Erikſon trat aber erſt nach Sunnanwäder's Hinrichtung, welche im Jahre 1526 vor ſich ging, im Jahre 1527 ans Licht. Eben damals ſtarb der echte Nils Stenſon in ſeinem 13. Jahre an des Königs Hofe, und Jöns erhielt dadurch freieres Spiel. Gute Geſtalt und Munterkeit empfahlen ihn, und an Dreiſtigkeit fehlte es ihm nicht. In Dalen, wohin er ging, beſonders in den Kirchſpielen Mora, Orſa und Lekſand, überredete er das Volk, daß er Sten Sture's Sohn ſei. Rache über den König ſchreiend, klagte er über Beraubung der Kirchen, Ermordung oder Verjagung der Biſchöfe und Unterdrückung des Sture'ſchen Namens. Nach ſeiner Erzählung ſollte er (der angebliche Nils Stenſon) von Kalmar an den Hof, wie in ein Gefängniß geſchleppt, ſeine Erziehung vernachläſſigt und er ſelbſt gehaßt und vom Könige verfolgt worden ſein, deswegen ſei er der Gewalt deſſelben entflohen und habe zu den Dalekarliern, unter denen noch das Andenken an ſeinen Vater lebe, ſeine Zuflucht genommen; er bitte ſie, ihm ſein ſonſt unglückliches Leben zu retten, doch liege ihm dies weniger am Herzen, als das arme, unter einem tyranniſchen Könige ſeufzende, Vaterland; ſein ganzes Verbrechen beſtehe darin, daß er ein Sohn eines beliebten Reichsvorſtehers ſei. Für die Seele deſſelben ein Pater noster zu beten und mit ihm auf die Kniee zu fallen, bat er die Anweſenden. Der König habe, fuhr er fort, das Gerücht ausgeſprengt, er ſei geſtorben, einen andern an ſeiner Stelle begraben laſſen, und eine Summe Geldes auf ſein Haupt geſetzt. Alles dieſes trug er unter anſcheinend bitteren Thränen vor, und bewog dadurch die Bauern, allen ſeinen Ausſagen Glauben zu ſchenken. Sie ſagten ihm Beiſtand zu, gaben ihm eine Leibwache und wählten zum Anführer derſelben Peder Gröms, einen alten Diener des Sture'ſchen Hauſes, welcher mit Sunnanwäder von dem Könige abgefallen war. Mit ihr begab ſich Jöns in das rättwiker Kirchſpiel, wurde hier aber überall für einen Betrüger gehalten. Dieſes ſchreckte ihn jedoch nicht ab, ſondern er zog nach Norwegen, um ſich mehr Unterſtützung zu verſchaffen, und ging nach Drontheim. Der dortige Erzbiſchof ließ ſich überreden, daß der verſchmitzte Abenteurer den ſchwediſchen Thron beſteigen und folglich die Grenzprovinz Wik oder Bohuslän einmal wieder an Norwegen zurückbringen könne, was jener verſprach. Er berief daher die norwegiſchen Stände zuſammen und übernahm es, aus eignen Mitteln 300 Mann auf ein Jahr zu des angeblichen Sture's Dienſt zu unterhalten. Zwar hätte Vincenz Lunge [2]),

1) Nicolaus. 2) Ein in Norwegen begüterter Däne, den König Friedrich zum Statthalter in Bergen gemacht hatte.

welcher die Söhne Sten Sture's als Gefangene mit ihrer Mutter in Kopenhagen gesehen hatte, im Stande sein müssen, den Betrug zu entdecken. Aber er bezeugte vielmehr die Richtigkeit der Angabe. Dem Könige Friedrich von Dänemark, welchem er hierüber schrieb, rieth er, ungeachtet der mit dem Könige Gustav stattfindenden Freundschaft, es nicht so genau zu nehmen, wenn man unter der Hand Sture'n einigen Beistand leistete, denn dieser könne durch einen Aufruhr in Schweden Dänemark gute Dienste thun. Friedrich schickte daher Martin Schenkel ab, dem angeblichen Sture Glück zu wünschen. Dieses aber machte denselben stolz, und er hatte daher die Dreistigkeit, sich um die Hand eines reichen und vornehmen norwegischen Fräuleins zu bewerben. Ingierd auf Stens-Kloster, die Mutter der Jungfrau, gab mit Vergnügen das Jawort und dem Bräutigam eine große goldene Kette, welche er als Schmuck anlegte, als er nach Dalen ging, sowie andere kostbare Sachen zu seiner Hofhaltung und Tafel. Die norwegischen Großen, welche sich in Drontheim versammelten, versprachen, ihm mit Volk, Geld, Pulver und Gewehren beizustehen, und die dem Sture'schen Hause gehörigen Gelder, welche Sunnanwäder dort niedergelegt haben sollte, aufsuchen zu lassen. Vincenz Lunge und Erik Ugerup, dessen Geschlecht in Schweden viele Verwandte hatte, wollten selbst mit nach Dalen gehen, Schenkel aber und Äke, Lunge's Schwiegersohn, sollten in Norwegen zurückbleiben. Mittels dieser großen Vorkehrungen glaubte Jöns der schwedischen Krone sicher zu sein, ließ größere [3]) und kleinere Münzen mit drei Kronen und dem Namen Nicolaus Sture schlagen, hielt sich einen Hofstaat und hatte die Vermessenheit, sich nach Schweden zu wenden. Die dänischen Herren wagten nicht, ihn weiter zu begleiten als nach Jämteland. Hier übertrugen sie die Anführung seiner norwegischen Truppen dem Priester der nächsten Gemeinde, Erik Ofterdal.

Als Jöns in die Kirchspiele Mora, Leksand und Orsa zurückkam, fand er die Bewohner standhaft bei seiner Partei beharrend; jedoch Tuna, Gagnef und Rättwik gaben ausweichende Antwort. Hedemora, Skedwi und Husby, von größerer Unerschrockenheit, wiesen seine verrätherischen Anträge gänzlich von sich und ermahnten ihre Nachbarn zur Treue gegen ihren rechtmäßigen König. Hierüber erzürnt, schickten die Aufrührer einen Haufen Knechte zu einem Angriff auf das Kupfergebirge aus; aber diese kamen mit blutigen Häuptern zurück. Dieser Umstand hatte die Wirkung, daß auch die drei neutral bleiben wollenden Kirchspiele den Anhängern des Königs beitraten. Dessenungeachtet zog der Daljunker mit seinen Leuten nach der Dal-Elf zur börstader Fähre. Die Bergleute sandten wegen dieses Aufruhrs Botschafter an Gustav, und sechs Kirchspiele, welche sich auf einem Landtage in Tuna versammelten, beschlossen die Vertilgung des Daljunkers und seines Anhangs. Um jedoch nicht unglimpflich zu verfahren, schickten sie zunächst vier Männer mit ernstlicher schriftlicher Warnung an sie ab. Der verleitete Haufe, hierdurch betroffen gemacht, bat um einen Monat Bedenkzeit, um der Wahrheit nachforschen zu können. Der König hatte sogleich bei der Nachricht von diesen Unruhen eine Anzahl Soldaten zum Beistande seiner Anhänger abgeschickt und zugleich einen Brief von Sture's Witwe an die aufrührischen Thalbauern gelangen lassen, in welchem sie versicherte, daß der Betrüger, dem sie ins Verderben folgten, nicht unter ihrem Herzen gelegen habe, und daß ihr ältester Sohn in ihrer Gegenwart gestorben sei. Zwar wurde der Daljunker etwas bestürzt darüber, faßte sich aber bald wieder und suchte den Eindruck des Briefes dadurch zu schwächen, daß er sagte, seine Mutter schäme sich, weil sie ihn vor ihrer Ehe geboren habe, ihn anzuerkennen. Unterdessen hatten sich die von dem Könige abgesendeten Truppen an der Dal-Elf gelagert, den Aufrührern grade gegenüber, welche von der andern Seite her sie einige Tage mit Kugeln und Pfeilen beunruhigten. Endlich wurde Waffenstillstand geschlossen. Während desselben suchten einige zuverlässige Männer [4]) von des Königs Seite die Irrenden auf den rechten Weg zu führen, namentlich setzte Måns Nilson in Aspeboda sein Haupt zum Pfande, daß der Daljunker nicht Sture's Sohn sei. Die Aufrührer begannen auch zu unterhandeln, indem sie zwei Bevollmächtigte, den Priester H. Evert in Leksand, und Jeppe Honson (Swinhufwud), an den König mit allerlei Beschwerden, zum Theil religiöser Art, absandten, welche gehoben werden müßten, bevor sie die Waffen niederlegen könnten. Gustav beantwortete die Beschwerdeschrift sogleich durch ein Schreiben vom 17. Mai 1527 Punkt für Punkt, und suchte sich zu rechtfertigen, die Empörer dagegen von ihrer Schuld zu überzeugen. Zugleich foderte er sie auf, zu der bevorstehenden Reichsversammlung in Westerås Bevollmächtigte zu senden. Die unterdessen vom Könige nach Alt-Upsala zusammenberufenen sämmtlichen Gemeinden aus Upland erneuerten ihm den Schwur der Treue. Darauf wurden sofort zehn zuverlässige Männer aus Upland und Westmannland mit einer Schrift von Bürgern und Bauern nach den Thalgegenden abgesandt, um die Einwohner zur Rückkehr zum Gehorsam gegen den König zu ermahnen. Die Aufrührer, welche vergeblich auch andere Landschaften (namentlich die Helsingländer, an welche sie den 19. Mai 1527 ein Schreiben richteten) aufzuwiegeln suchten [5]), waren zwar davon nicht abzubringen, daß der Daljunker Sture's Sohn sei, verkannten

3) Diese waren ein ganzer Örtug. Auf der einen Seite erblickte man ein gekröntes N. mit einem aufsteigenden Kreuze und einen Ring an beiden Seiten, mit der Unterschrift rund umher: Nicolaus Sture; auf der andern Seite drei Kronen in einem Schilde mit der Umschrift: M. N. IN VALDIBUS (vallibus), d. i. Moneta nova (neue Münze) in den Thälern (Dalarne). Vgl. Köhler's Münzbelustigungen 1739. 40. St. S. 313. Dem Gerüchte nach ward der Daljunker, der Münzen schlagen lassen konnte, auch von Schweden aus mit Geld unterstützt, und unter andern sollte ihm der Bischof von Linköping 300 Mark gesandt haben, wie sich aus Peder Gröm's Bekenntniß in Olai Petri Tenkjebok, in Skrifter och Handlingar. II. S. 280 ergibt.

4) Peder Swenson in Wibbarboda, Anders Pederson auf Rankhytta und Måns Nilson, welcher Letztere doch nachher abtrünnig wurde. 5) Die Helsingländer jedoch ließen sich endlich noch zur Theilnahme an der Empörung bewegen.

jedoch das Mißliche ihrer Lage nicht, und zeigten sich bereit, die Waffen niederzulegen, unter gewissen Bedingungen, namentlich auch, daß ihr Anführer, der Daljunker, ungehindert aus dem Lande reisen und sich frei aufhalten dürfe, wo er wolle. Außerdem verlangten sie auch Straflosigkeit für das Geschehene, keinen neuen Glauben, keine Lutherische Lehre eingeführt, daß dagegen die ausgeschnittenen oder bunten Kleider, welche neulich aufgekommen wären, abgeschafft, und Alle, welche am Freitage Fleisch essen würden, verbrannt oder auf andere Weise hingerichtet würden. Die beiden erstern Punkte gestand ihnen der König zu, aber die drei letzten schlug er ihnen nachdrücklich ab. Da sich die Dalekarlier zu schwach fühlten, dem Könige allein zu widerstehen, so versprachen sie, sich ruhig zu verhalten und Bevollmächtigte nach Westerås zu senden. Ein Jeder ging nach Hause und der Daljunker hielt sich so nahe als möglich an den norwegischen Grenzen auf. Auf dem Reichstage zu Westerås zu Erörterung der großen Fragen über die Ansprüche des Königs und die Klagen der Geistlichen siegte Gustav, indem er sich stellte, als wenn er die Krone niederlegen wolle.

Das Unternehmen des Daljunkers scheiterte daran, daß die Macht der Geistlichen gebrochen, das Interesse des Adels mit dem des Königs ausgesöhnt und das Volk durch Popularität in den nicht von den Dalekarliern bewohnten Landschaften gewonnen wurde. Aber freilich erlaubte sich Gustav dabei Wortbrüchigkeit gegen die Dalekarlier. Von ihren Abgesandten hatte er nämlich im Juni 1527 verlangt, daß sie den Aufwiegler, der sich für Sture's Sohn ausgebe, nach Westerås bringen sollten; würde der Daljunker in der Stände Gegenwart von der Frau Christina als ihr und Sture's Sohn anerkannt, so sollte alles vergessen und vergeben sein. Auch im entgegengesetzten Falle solle nur nach den Gesetzen über ihn gerichtet werden. Freilich kehrten die mit dieser Botschaft Abgesendeten nicht zu ihm zurück, weil die Täuschung der Dalekarlier noch fortdauerte, aber der König war doch durch sein Wort gebunden. Die Priester Lars in Tuna, Sten in Orsa und Olaf in Malung, die treuen Beschützer des Daljunkers, halfen ihm und seinem Anhange heimlich nach Westmannland fort, wo er den Winter über Raub und Gewaltthätigkeiten verübte. Hernach begab er sich, um sicher zu sein, nach Norwegen, und fand dort eine zuvorkommende Aufnahme und Unterstützung. Überall streute er aus, der König Gustav sei plötzlich gestorben, und der Graf von Hoya an seiner Stelle gewählt (oder strebe wenigstens nach der schwedischen Krone). Sein Beschützer, Vincenz Lunge, versicherte in einem Entschuldigungsschreiben an den König, er sei wahrhaftig Sture's Sohn, welchen er früher in Dänemark unter den Gefangenen gesehen, ihm habe er also seinen Schutz nicht versagen können, weil er nicht anders gewußt habe, als daß der König todt sei, in welchem Falle aber Sture's Sohn zum Throne wol näher sein müsse, als ein teutscher Graf. Lunge gleichfalls verbot den damals in weltlichen Dingen unter Norwegens Botmäßigkeit stehenden Jämtländern, ihre Abgaben an die upsaler Domkirche zu entrichten, bis Gustav Trolle wieder in sein Erzbisthum gesetzt sei. Von Norwegen aus ließ der Daljunker einen offenen Brief (Östvandt, den 26. Jan. 1528) nach Dalland und Bärgslagen abgehen, in welchem er den König Gustav mit dem tyrannischen Christiern verglich, nur daß er ein noch größerer Feind der Religion sei, als dieser, und die Thalmänner, seine Freunde, zurückgesetzt habe, auch behauptete, daß König Gustav nun todt und der Graf von Hoya sein Nachfolger sei. Er erinnerte die Thalmänner an die Verdienste seines Vaters, des Reichsvorstehers, um das Reich, bezeichnet sich als Schwedens einzigen Trost und einzige Zuflucht, und fodert auf, ihn in Eintracht zum Reichsvorsteher zu wählen und mit ihm und Peder Gröm Leib und Leben daran zu setzen. Er ermahnt weiter, in einem gerechten Kriege für das Leben und des Vaterlandes Heil zu kämpfen, und Alle ernstlich und mannhaft dem beizustehen, der für ihr Gut, Blut und ihre Wohlfahrt sich wage, und sie und ihr Vaterland von aller Tyrannei, unchristlicher fremder Gewalt, Macht, Noth und Verderben retten wolle u. s. w. Die Teutschen, sagt er in Beziehung auf das Bestreben des Grafen von Hoya um die schwedische Krone, seien dem Reiche immer zum Verderben gewesen, hätten sich nur zu bereichern gesucht, und seien dann mit vollen Taschen davongezogen. Er wolle in seines Vaters Fußtapfen treten. Allen, die ihm folgen würden, bot er eine dreijährige Steuerfreiheit an, und versicherte seine Anhänger der äußersten Dankbarkeit. Dieser Brief wurde auf den Kirchhöfen verlesen, und brachte einen Theil der Dalekarlier wieder in volle Empörung gegen Gustav und zum Anschluß an die Norweger, mit deren Hilfe sie den Daljunker auf den Thron zu heben gedachten. Bereits arbeitete man an einem neuen bequemen Wege über das Gebirge für die norwegischen Hilfstruppen.

Um den Aufruhr zu dämpfen, ließ der König im Februar 1528 den Adel und die königlichen Knechte in Westerås sich versammeln, und machte mittels eines Manifestes bekannt, daß er sich nach der Grenze begeben werde, um sich eine bestimmte Antwort zu verschaffen, ob die Verräther noch länger in Norwegen eine Freistätte finden würden? Zugleich ertheilte er den Befehl, daß sich alle Dalekarlier zu Aschermittwoch (1528) in Tuna stellen sollten, wo der Reichsrath und andere unbescholtene Männer ein Landgericht über die königlichen Beamten halten würden. Er verhieß Allen, selbst denen, welche sich schuldig wüßten, ein sicheres Geleit, kam am bestimmten Tage mit einem Heere von 14,000 Mann auf das Feld Tuna, ließ das versammelte Volk durch dieselben umzingeln und das Geschütz richten. Zuerst wurde ein Brief von den Einwohnern der übrigen Provinzen verlesen. In ihm wurde den Thalmännern ihre Treulosigkeit vorgeworfen und sie wurden ermahnt, zur Treue zurückzukehren; dann hielt der Reichsrath Magnus Bryntesson (Liljehök) im Namen des Königs eine Rede in gleichem Sinne, und erklärte, auf das Geschütz des Königs zeigend: Ihr Leben hänge jetzt von ihrer Aufführung ab. Durch den ernsten Ton des Redners, und noch mehr durch die Umgebung, in Furcht gesetzt, begannen sie, sich zu entschuldigen, aber der Reichsrath fuhr in seinen An-

klagen fort und schloß mit der Äußerung, daß sie die nachdrücklichste Strafe verdient hätten. Jetzt verschwand das Vertrauen auf das sichere Geleite, in welchem sich die Thalmänner eingefunden hatten, und mit ihm der Muth; sie baten die Räthe und die Ritterschaft um ihre Verwendung bei dem zornerfüllten Herrscher. Der König aber befahl, die Bergleute und die Bewohner der weniger schuldigen Kirchspiele von dem übrigen Haufen abzusondern. Die Schuldigsten und die, welche als Rädelsführer angegeben waren, wurden ohne Verzug von dem Reichsrathe nach schwedischem Gesetze verurtheilt und hingerichtet. Die Bauern, durch Gustav's Wortbrüchigkeit in Schrecken gesetzt, fürchteten das Äußerste von seiner Rache, fielen, als sie das Blut ihrer Brüder vergießen sahen, auf die Kniee, flehten um ihr Leben und gelobten, keinen Verräthern mehr zu trauen, noch an Aufständen Theil zu nehmen. Erst nach langer Weigerung gewährte der König ihnen ihre Bitte und ließ sie einen neuen Eid der Treue schwören. Von Tuna wandte er sich nach Helsingeland, welches auch an dieser Empörung Antheil hatte, und beschied die Helsinger, Angermannländer und Medelpader auf den 12. März (1528) nach Dilsbo, bestätigte hier den Landschaften ihre Freiheiten, und nahm von ihnen neue Versicherungen der Treue. So verlor der Daljunker alle Aussicht auf Erfolg in Schweden. Aber auch in Norwegen ließ ihn Gustav nicht in Ruhe; denn er schrieb an den Erzbischof von Drontheim und einige norwegische Herren in drohender Weise, daß er, wenn man die Verräther noch länger wider ihn hegen und schützen werde, sich selbst Recht und Rache verschaffen werde, und setzte sie dadurch so in Furcht, daß sie den Daljunker in aller Eile zu Schiffe von Marstrand nach Rostock durch einen Bürger dieser Stadt sandten. Doch richtete Vincenz Lunge ein Schreiben an den König von Schweden und machte geltend, daß Sture's Sohn des Königs Gnade verdiene, weil er mehr aus Edelmuth als bösem Willen gehandelt habe, und zu seinem Unterhalte in Teutschland der Renten von seinen Erbgütern bedürfe. In Rostock gab sich der Daljunker für einen Ritter aus, und lebte in der Stille. Aber sein Aufenthalt wurde verrathen. König Gustav sandte seinen teutschen Secretair, Wolf Gyler, dorthin und ließ ihn vor dem Stadtrathe anklagen. Auch der König von Dänemark schickte zwei Schreiber ab, die ihn vernehmen sollten, in wieweit Dänen in seine Angelegenheit verwickelt wären, allein der Magistrat ließ sich darauf nicht ein. Der Daljunker wurde nach Messenius des Diebstahls, welchen er vor seiner öffentlichen Rolle verübte, hingegen nach Tegel und Hwidfeld des Aufruhrs wegen enthauptet. Vermuthlich aber war in der Anklage ihm beides zum Verbrechen gemacht. Nicht wahrscheinlich ist die Ansicht, man habe ihn nicht der Empörung wegen, weil darin, wie Dalin bemerkt, zu Viele verwickelt gewesen und ihm dadurch zu große Ehre widerfahren sein würde, sondern der früher begangenen Diebereien wegen verurtheilt und am Leben gestraft [6]). Gustav hatte die Dalekarlier wegen der Empörung hart gezüchtigt, sollte er den Urheber derselben haben ungestraft lassen wollen?

(*Ferdinand Wachter.*)

Jonsac, s. Jonzak.

Jonsbach, s. Johnsbach.

Jonsdorf, s. Jahndorf, Jahnsdorf und Johnsdorf.

JONSIUS oder JONSENIUS (Johann), ein besonders um die Geschichte der Philosophie verdienter Gelehrter des 17. Jahrhunderts, am 20. October 1624 zu Flensburg im Herzogthume Schleswig geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in den Schulen seiner Vaterstadt und in denen zu Kiel, wohin er im Jahre 1641 kam. Sein musikalisches Talent verschaffte ihm hier, sowie zu Hamburg, wohin er von Kiel aus im Jahre 1644 ging, den nöthigen Unterhalt. Gegen das Ende des Jahres 1645 begab er sich nach Rostock und studirte daselbst mit großem Fleiße Philologie, Philosophie und Theologie. Nach der Beendigung seiner Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück (1649) und ward daselbst als Conrector der Schulen angestellt. Die schlechte Besoldung, welche er hier erhielt, nöthigten ihn schon nach Jahresfrist (1650) nach Königsberg zu gehen und dort Unterricht in der Philosophie zu geben. Obschon er hier Hoffnung hatte, eine Professur zu erhalten, so nahm er doch die ihm von dem Senate seiner Vaterstadt angebotene Stelle eines Rectors der Schulen an (1652). Später verlockten ihn glänzendere Bedingungen, als Rector an die Schule der Kathedrale zu Schleswig überzugehen (1656), wo ihn aber das ungesunde Klima und unangenehme häusliche Verhältnisse in kurzer Zeit so sehr niederdrückten, daß er sein Vaterland zu verlassen beschloß. Er wandte sich zuerst nach Leipzig (1657) und von da nach Frankfurt a. M., wo er die Stelle des Unterrectors an der Schule annahm. Seine Gesundheit war aber bereits so sehr zerrüttet, daß er schon im April 1659 in ein frühes Grab sank. Das bedeutendste seiner Werke, welches einen ungewöhnlichen Beifall fand, ist sein Abriß der Literaturgeschichte der Philosophie: „De scriptoribus historiae philosophicae libri IV“ (Francof. 1659. 4. Neue von J. C. Dorn besorgte und vermehrte Ausgabe, Jenae. 1716. 4.), welcher alle frühere Versuche dieser Art übertraf und zwar eigentlich keine Literatur der Philosophie im strengeren Sinne des Wortes, aber eine sehr gute und brauchbare Übersicht der ganzen (besonders jedoch der alten) Literargeschichte ist. Die Behauptung, daß das Werk eigentlich eine Arbeit des Marq. Gudius und eine Zufriedenstellung für den von ihm beleidigten Ehemann gewesen sei [1]), beruht wol nur auf einer unverbürgten Sage. Die übrigen Schriften des fleißigen Jonsius sind: „Disputatio de

6) *Messenius*, Chronolog. p. 105. *Joh. Loccenius*, Rer. Svec. Hist. (stockh. Ausg. von 1654.) S. 230. 232. Dalin, Gesch. des Reichs Schweden; a. d. Schwed. übers. d. Dähnert. 3. Thls. 1. Bd. S. 118. 119. 120—124. 139. 140. 148—150. 177, und die von ihm angeführten Schriftsteller. Kritischer verfährt Rühs, Gesch. Schwedens. S. 125—129. 144—146. Seine Versuche jedoch, durch einen rostocker Gelehrten aus dem dortigen Archive einige Aufschlüsse über die letzten Schicksale des Jöns, besonders im Betreff der gegen ihn gerichteten Klagepunkte, zu erhalten, haben keinen Erfolg gehabt.

1) Schleswig. gel. Neuigkeiten. 1. Bd. S. 254.

Syllogismo ex mente Aristotelis“ (Regiomont. 1651. 4. Hamburg. 1653. 4.), „Discursus philologicus de vocis ἀκρίδες, Matth. III. 4. Marc. I. 6 significatione“ (Regiomont. 1651. 4. Hamburg. 1653. 4.), „Dissertationum de historia peripatetica Partis primae prima, in qua recensentur, qui Aristoteli fuerunt homonymi, et unde ejus secta peripatetica fuerit appellata, indicatur“ (Hamburg. 1652. 4. Wittenb. 1720. 4., auch in J. de Launoy's Schrift De varia Aristotelis in academia Parisiensi fortuna, Wittenb. 1720.) und „Epistola ad Marq. Gudium de Spartis, Cadmi sociis, aliisque nonnullis. Accessit Fragmentum de ordine librorum Aristotelis, edente *Gudio*“ (Jenae. 1656. 4., auch in *G. Graevii* Syntagm. variarum dissertationum rar., Ultraj. 1702. 4.). Jonsius hatte noch andere für die Förderung der Wissenschaft sehr ersprießliche Werke begonnen, die aber durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen wurden [2]). (*Ph. H. Külb.*)

JONSKNUD, ein etwa 1400 norwegische Ellen (nach Esmark) sich über die Meeresfläche erhebender, einzeln liegender, nackter Felsen im südlichen Norwegen, bei Kongsberg, in der Voigtei Numedal und Sandsvärd, Amts Buskerud, Stifts Aggerhuus. (*v. Schubert.*)

Jonson, s. Johnson.

Jonsonia *Adans.*, s. Cedrela.

JONSSEN (Svein), ein isländischer Gelehrter, geboren 1603 und gestorben 1687, wurde nach Beendigung seiner Studien zu Kopenhagen Conrector der Schule zu Holum in Island, später Domprediger daselbst und endlich Pfarrer zu Barde in dem Kreise Fliotum. In Verbindung mit dem Bischofe Thorlak Skuleson von Holum übersetzte er die Bibel ins Isländische. Außerdem übertrug er allein noch Arnd's „Wahres Christenthum“ und „Magnalia Dei“ von Herberger in seine Muttersprache, doch ist nichts davon gedruckt worden [1]). (*R.*)

JONSSON. 1) Gisle, ein Isländer, Domprediger zu Holum, dann Bischof zu Skalholt, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und machte sich verdient durch die 1580 zu Holum herausgegebene Übersetzung des Buches Jesus Sirach, sowie der Margarita theologica; außerdem wird ihm auch eine Übersetzung der Propheten zugeschrieben [2]).

2) Ranulph, s. Jonae.

3) Steen, ein Isländer und Bischof zu Holum, lebte zu Anfange des 18. Jahrhunderts, bekannt als Verfasser der auf Königs Friedrich IV. von Dänemark Befehl neuveranstalteten isländischen Bibelübersetzung, welche 1728 erschien [3]). (*R.*)

JONSTON oder JOHNSTON. Den Ursprung dieses Geschlechts leitet man von einer angesehenen Familie Schottlands, deren Mitglieder zum Theil Barone des Königreichs und Parlamentsglieder waren, ab. (Vgl. d. Art. Johnstone.) Der erste dieses Geschlechts, welcher sich in Teutschland (Schlesien) ansässig machte, ist Johann Jonston, edler Herr zu Krögburn in Schottland, der mit Mariana, Tochter von Johannes Mori, Herrn von Anneston, verheirathet war. Sein Enkel war der berühmte Polyhistor Johannes Jonston (s. d. Art.), Herr auf Ziebendorf bei Lüben, der zu Samter in Polen am 3. September 1603 geboren worden, und nur eine Tochter hinterließ, da seine übrigen Kinder schon vor ihm starben. Einer seiner Neffen war 1720 Bestandesinhaber der freiherrlich Bibran. Güter Modlau und Seifersdorf; die Nachkommen desselben haben sich in verschiedenen Kreisen Schlesiens ansässig gemacht. Gegenwärtig ist zu erwähnen Karl Alexander Sebastian von Jonston und Krögeburn, ehemaliger Landrath, Director der liegnitz-wohlau'schen Fürstenthumslandschaft, des rothen Adler- und Johanniterordens Ritter und Herr der Güter Mittel-, Nieder- und Antheil Ober-Steinsdorf. Ein anderer v. Jonston ist Regierungsrath in Stettin. Im 7. Cuirassierregiment steht der Rittmeister von Jonston, Ritter des eisernen Kreuzes 2. Classe, erworben in der Schlacht bei Leipzig *).

(*Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

JONSTON oder JOHNSTON (Johannes), ein Arzt, Naturforscher und Polyhistor des 17. Jahrhunderts, der sich besonders als Compilator in der Naturgeschichte für seine Zeit einen Namen erwarb. Er hieß eigentlich Johnstone und wird auch von den Engländern gewöhnlich so geschrieben; allein er ist unter der oben erwähnten Namensform bekannter. Nach Haller's Zeugniß †) sind seine Schriften ohne sonderlichen Werth; doch gilt dies nur mit einiger Einschränkung, nämlich besonders von den botanischen Schriften. Aus einer alten angesehenen schottischen Familie stammend, wurde er am 3. September 1603 zu Samter in der Nähe von Lissa in Polen geboren. Seine erste Bildung erhielt er zu Ostrog, machte dann seit 1614 seine Studien auf dem Gymnasium zu Beuthen an der Oder in Schlesien. Er hatte bereits gute Fortschritte gemacht, als ihn der Tod seiner Ältern in seine Vaterstadt zurückrief (1618). Er setzte jedoch bald darauf zu Thorn (1619—22) das Angefangene fort und weiterhin im Colleg zu St. Andrews in Schottland. An letzterem Orte erwarb er sich bedeutende Kenntnisse in der Geschichte und der hebräischen Sprache, vergeudete aber auch viele Zeit mit der Scholastik. Nach der über Danzig erfolgten Rückkehr aus Schottland im Jahre 1625, um seine Familienangelegenheiten in Samter zu ordnen, übernahm er zu Lissa die Erziehung zweier Söhne des Grafen Kurtzbach. Drei Jahre später besuchte er mehre Universitäten in Teutschland, und studirte Medicin und Naturgeschichte. Namentlich kam er nach Frankfurt, Leipzig, Wittenberg, Magdeburg, Berlin und Hamburg. Nachdem er auf diese Weise mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Teutschlands bekannt geworden war und durch den Umgang mit ihnen den Schatz seines Wissens bereichert hatte,

2) *J. G. de Chaufepié*, Nouveau dictionnaire historique et critique, s. v. *Jonsius*.

1) Adelung, Forts. und Erg. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2318. 2319. Dänische Bibl. 8. St. S. 103. 2) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2319. Dänische Bibl. 8. St. S. 20.-52. 3) Adelung a. a. O. Dänische Biblioth. a. a. O. S. 132; *Clement*, Bibl. cur. T. IV. p. 48.

*) Vgl. v. Zedlitz-Neukirch, Neues preuß. Adelslexikon.

†) Bibl. botanica. I. p. 450.

begab er sich nach Holland (1629), studirte zu Franeker Medicin und Mathematik und zu Leyden hauptsächlich Anatomie und Botanik, besuchte darauf England, wo er sich zu London und Cambridge in der praktischen Arzneikunde und Physik weiter ausbildete und von allen, mit denen er in Berührung kam, hochgeachtet, im Jahre 1631 in sein Vaterland zurückkehrte. Hier übernahm er im J. 1632 wieder die Erziehung von zwei anderen jungen Edelleuten, mit denen er in England, Frankreich, den Niederlanden und Italien reiste. Während dieser Reise wurde er, am 15. September 1632, in Leyden Doctor. Nach der Heimkehr (1636) vermählte er sich und lebte als Privatmann den Wissenschaften. Sowol der Kurfürst von Brandenburg, als die Curatel von Leyden, boten ihm einen medicinischen Lehrstuhl an (jener in Frankfurt 1642); er zog es aber vor, ohne Anstellung zu bleiben, aus Liebe zur Unabhängigkeit. Die Kriegsunruhen in Polen veranlaßten ihn, sich nach Schlesien zurückzuziehen; er kaufte in der Nähe von Liegnitz ein Landgut, Ziebendorf, beschäftigte sich dort mit der Ausarbeitung gelehrter Werke und starb am 8. Juni 1675. Seine Leiche wurde nach Lissa gebracht und daselbst ehrenvoll bestattet. (Vgl. auch den genealogischen Art. Johnstone am Ende.) Seine vorzüglicheren Schriften sind: **Thaumatographia naturalis in decem classes distincta** (Amstelod. 1632. 16.). Eine Compilation alles Wunderbaren in den drei Reichen, am Himmel, in der Luft. Das letzte Buch z. B. handelt von Riesen, Zwergen, Misgeburten, von solchen, die lange Zeit hungern oder dursten u. s. w. (Andere Ausgaben erschienen 1633. 1661. 1665.; eine englische in Folio im Jahre 1657.) Dann folgte das **Systema dendrologicum.** (Lesnae 1646. 4.) Sein bedeutendstes Werk aber ist die **Historia animalium** (Francof. ad Moenum. 1649—1653). Dieses berühmte Buch erschien in vier Abtheilungen: die Fische und Cetaceen in fünf Büchern, die weißblütigen Wasserthiere in vier Büchern 1649; die Vögel in sechs Büchern 1650; die Säugethiere in vier Büchern 1652; die Insekten in drei, die Schlangen in zwei Büchern 1653. — Die Bearbeitung stützt sich besonders auf Aldrovandi; die Lebensweise, Fortpflanzung, Geburt der Thiere, die Misbildungen werden beschrieben, manchmal auch wol Anatomisches beachtet. Die Tafeln sind theils nach der Natur gezeichnet, von dem damals berühmten Matthias Merian, theils sind sie aus Geßner, Aldrovandi, Markgraf, Mouffet copirt; dazwischen kommen leider auch rein imaginäre Abbildungen nach Beschreibungen vor. Das Buch stiftete trotz seiner Unvollkommenheit großen Nutzen und wurde bis auf Linné als Elementarwerk in der Naturgeschichte benutzt, und dieser citirt fast überall noch Jonston. Es erschienen mehre Ausgaben in zwei Bänden in Folio, z. B. Amstel. 1657, und die letzten 1755 und 1767 in Heidelberg; es erschienen ferner teutsche und holländische Übersetzungen davon. Der Sohn des berühmten Ruysch besorgte unter dem Titel: **Theatrum universale omnium animalium.** 2 Tomi (Amstel. 1718. Fol.) eine Ausgabe, die nur ein Abdruck von Jonston's Werk ist mit Abbildungen von mehren Fischen vermehrt, die aber gleichwol nicht des Verfassers, sondern nur des Herausgebers Namen auf dem Titel nennt. Einen Anhang zu der Naturgeschichte der Thiere bildet die in derselben Weise gehaltene, mit gutgestochenen, aber etwas zu kleinen und undeutlichen Kupfern von Merian versehene **Dendrographiae s. Historiae naturalis de arboribus et fruticibus tam nostri, quam peregrini orbis Libri X** (Francof. 1662. Fol.). Über den Werth dieses Buches äußert sich Haller folgendermaßen: **Compilator omnia J. Bauhini, inde nuperorum scriptorum rerum Indicarum et Ferrarii inventa compilavit, ordine nullo, adfinitatibus vanissimis, cum erroribus innumeris.** Gleichwol erlebte auch dieses Buch ein Jahrhundert nach seinem ersten Erscheinen noch neue Auflagen. Es erschien zu Heilbronn im Jahre 1754 und 1768 in Folio unter dem Titel: **Historiae naturalis Libri X de arboribus et plantis.** Unbedeutender sind: **Notitia regni vegetabilis** (Lips. 1661. 12. Die Bauhin'sche Eintheilung, mit Angabe des medicinischen Gebrauches); **Notitia regni mineralis** (Lips. 1661. 12.); **De naturae constantia** (Amst. 1632. 16. ib. 1634. 12.). In letzterer vergleicht er die alte und die neue Zeit, und sucht nachzuweisen, daß sich die Welt nicht verschlechtert habe. Neue Entdeckungen in der Wissenschaft oder geistreiche Auffassung und Verbindung des bereits Bekannten darf man in allen diesen Werken nicht suchen. Die medicinischen („Idea universa medicinae practicae," Amst. 1644. 12. und öfter; „Idea Hygienis recensita," Jen. 1661. 12. Francof. 1664. 8.) und historischen Schriften („Historia universalis, civilis et ecclesiastica," Lugd. 1633. 12. und öfter; „Polyhistor seu rerum ab ortu Universi ad nostra usque tempora gestarum enarratio," Jen. 1660. 2 Voll. Lips. 1667.) wollen nicht viel bedeuten. Seine philosophischen Versuche („Polymathiae philologicae adumbratio," Francof. 1667. „Enchiridium ethicum," Lugd. 1643. 24.), sowie seine archäologische Schrift „De festis Hebraeorum et Graecorum" (Vratisl. 1660. 8. Ib. 1670. 12., auch in *Gronovii* Thesaur. antiq. gr. Tom. VII.) sind längst vergessen. Seine Ausgabe der „Coacae praenotiones" des Hippokrates (Amst. 1660. 12.) aber wird noch geschätzt und gesucht*). (*Ph. H. Külb* und *Fr. W. Theile.*)

JONTE, ein linker Nebenfluß des Tarn. Er entspringt im französischen Garddepartement, etwa in 4300 pariser Fuß absoluter Höhe auf dem der Sevennenkette angehörigen 4825 pariser Fuß hohen Berge Aigonal, auf dem auch der Tarnon (links zum Tarn) und der Hérault entspringen, tritt bald darauf in das Departement Lozère, das er zum Theil von dem Departement Aveyron trennt, fließt stets in einem tiefen Thale und mündet nach einem 6¾ geographische Meilen langen Laufe unterhalb Peyrelau in den Tarn. Von seiner Mündung an ist er auf 1,48 geographische Meilen (11,000 Meter) für Scheitholz flößbar. (*Klähn.*)

*) Vgl. *C. Sagittarii* Introductio in historiam ecclesiasticam. (Jen. 1694. 4.) p. 217—230. *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. Vol. XLI. p. 272—275. Cuvier in der Biographie universelle. Tom. XXI. p. 632. 633.

JONTHLASPI. Mit diesem Namen bezeichnete Fab. Colonna (Ecphras. I. 285) eine Pflanzengattung, welche nach Tournefort (Instit. p. 214 t. 101) Thlaspidium und nach Linné Clypeola (s. d. Art.) heißt. (*A. Sprengel.*)

Jonthus, s. Finne.

Jontora, s. Jonquières.

JONVELLE, Dorf im Canton Jussey und Arrondissement Vesoul des französischen Departements der oberen Saône. Es liegt am linken Ufer der Saône, deren Spiegel hier nach Thirria 782 pariser Fuß über dem Meere liegt, und zählt 885 Einwohner. In seiner Nähe sind wichtige Eisengruben (Bohnenerzgruben). Mehre Autoren führen diesen Ort als Stadt auf, was er aber nicht ist. (*Klähn.*)

JONZAC (nördl. Br. = 45° 26′ 36,″ östl. L. v. F. = 17° 13′ 40″), Stadt und Hauptort eines Arrondissements und eines Cantons im französischen Departement der Nieder-Charente. Sie liegt an der Seugne (links zur Charente), welche sumpfige Wiesen durchfließt, hat eine mit Ebenen und malerischen Hügeln abwechselnde Flur von 1269 Hectaren Areal, ein altes Schloß, eine katholische Pfarrkirche für das Erzpriesterthum Jonzac, dessen Grenzen mit denen des Cantons Jonzac zusammenfallen, ein Gefängniß (wozu das ehemalige Karmeliterkloster benutzt wird), eine Buchdruckerei, eine Erziehungsanstalt für Mädchen, welche von zehn Nonnen des Ordens der Weisheit unterhalten wird, und 647 Wohnhäuser, deren Zahl Expilly (im Jahre 1764) auf 610 angibt. Die Stadt ist der Sitz der Behörden des Arrondissements, sowie der des Cantons Jonzac, einer Postdirection, einer Ackerbaugesellschaft ꝛc., und zählte einschließlich der 40 zur Gemeinde gehörigen kleinen Weiler

im Jahre	1789	2065
= =	1801	2509
= =	1811	2504
= =	1821	2465
= =	1831	2618
= =	1836	1514

Einwohner, unter welchen sich eine ansehnliche Zahl von Protestanten befindet. Die Nahrungszweige bestehen in Ackerbau (auf 696 Hectaren), Weinbau (auf 184 Hectaren) und dem Handel mit Wein, Branntwein und Vieh, welcher durch 12 Jahr- und einen Wochenmarkt, durch die Departementalstraße von Port Maubert nach Barbezieux, an der die Stadt liegt, und welche ihr eine leichte Communication mit der königlichen Straße Nr. 137 von Bordeaux nach St. Malo, in die sie bei St. Genis mündet, verschafft, sowie durch die gut unterhaltene Vicinalwege Nr. 18, 19 und 20, von Archiac über Jonzac nach Monttendre, von Jonzac nach St. Bonnet und nach Chevanceaux, sehr befördert wird. Ehemals verfertigte man hier auch viele wollene Zeuche, welche bis Canada ausgeführt wurden, jetzt aber hat dieser Industriezweig fast ganz aufgehört. — Nach einem zehnjährigen Durchschnitt von 1825 bis 1835 hat die Stadt jährlich 63 Geburten, worunter zwei uneheliche, 60 Todesfälle und 18 neugeschlossene Ehen, und jährlich stirbt hier Einer von Vierundvierzig. — Die Kirche von Jonzac ist groß und schön; der Sage nach im 8. Jahrhundert erbaut, wurde sie im Jahre 1530 wieder aufgebaut. Das Gewölbe ist von großer Kühnheit und die Fenster des Chors sind ebenso schön und merkwürdig, wie die gewisser Kathedralen. Das alte Schloß erhebt sich majestätisch auf einem Felsen über der Stadt, ist kreisrund, an drei Seiten mit einem 7 Meter breiten und 15 Meter tiefen, in Felsen gehauenen Graben mit Zugbrücke, an der vierten aber von der Seugne umgeben, über die es sich 22 Meter hoch erhebt, und seine Architektur gehört dem 12. oder 13. Jahrhunderte an. Im Jahre 1500 fügte man einen Flügel hinzu, in welchem Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Zeit lang wohnten, die übrigen Anbauten aber stammen aus dem 17. Jahrhundert. Über jedem Fenster, welches auf den großen und kreisrunden Hofraum geht, sind die zwölf Zeichen des Thierkreises sculptirt, und die Büsten sämmtlicher Connetables von Frankreich zierten diesen Hofraum, wurden aber im Jahre 1793 während der Revolution verstümmelt. Dieses Schloß war der Sitz der alten Grafen von Jonzac aus dem Hause Sainte-Maure, jetzt aber ist es eine Privatbesitzung und zu Wohnungen für die vorzüglichsten Beamten der Stadt eingerichtet; während der Religionskriege hatte es mehr als eine Belagerung auszuhalten, und die Höhlen von Orteleise, deren man am Eingange in die Stadt ansichtig wird, haben ebenfalls mehr als ein Mal den Hugenotten zum Zufluchtsorte gedient. — Obgleich Jonzac keine Spuren eines hohen Alterthums aufzuweisen hat, kann man diese Stadt doch als sehr alt betrachten. Vor 30 Jahren etwa entdeckte man bei Durchhauung eines Felsen-Souterrains, worin Todtennischen ausgehauen waren, von denen einige noch Asche und Gebeine enthielten, welche Nischen wol gallischen Ursprungs sind. Zuweilen fand man in der Umgegend auch Medaillen aus der Zeit der römischen Kaiser. — Das Arrondissement Jonzac enthält einen Flächenraum von 26,09 geographischen Quadratmeilen, worauf 1836 82,936 Einwohner in 120 Gemeinden lebten, welche in die sieben Cantone: Jonzac, Archiac, Mirambeau, Montlieu, Montguyon, Monttendre und St. Genis vertheilt sind. Der Canton Jonzac dagegen ist dem Kataster zufolge 16,955 Hectaren (3,09 geographische □Meilen) groß und zählte 1836 12,166 Einwohner in 20 Gemeinden mit 3768 Wohnhäusern. (*Klähn.*)

JOOBAR (bei Berghaus, Karte des Himalaja Djabur), ein kleines Dorf in dem zu Joobul gehörigen Staate Pundur (vgl. d. Art. Joobul), einem der kleinen Himalajastaaten; es ist auf Berghaus' Karte etwa 31° 1′ nördl. Br., 77° 32′ östl. L. v. Gr. angesetzt und hat 81 Familien. (*Theodor Benfey.*)

JOOBUL, oder **JUBAL** geschrieben, bei Berghaus (Karte der Himalajastaaten) Djubal, zu sprechen Dschubal, ist ein kleiner Alpenstaat im Himalaja, begrenzt: im Süden von Sirmore, im Westen von Sirmore, Kiari, Bulsun, im Norden von Kotjuru, Silli, Sari, im Osten von Utrodj, Deogar, Bhowar, mit Ausnahme von Sirmore lauter kleinen Alpenstaaten, die theils zu Bissahir, theils zu Ghurwal gerechnet werden. Dschubal

ſelbſt gehört ebenfalls zu den Alpenſtaaten zweiten Ranges, iſt aber wegen ſeiner geographiſchen Lage insbeſondere von größerer Bedeutung. Es beſteht faſt ganz aus Bergen und Thälern; die ſüdliche Bergkette iſt der Choor, die nördliche der Urrukta; beide werden durch eine von Norden nach Süden ſtreichende Kette, deren Rücken der Gadhala bildet, verbunden. Der Fluß Pabur berührt die Oſtgrenze; mitten durch das Gebiet fließt der Nar, welcher ſich in den Tonſe ergießt; ſonſt iſt es durch mehre Bergſtröme bewäſſert. Die Thäler ſind auffallend fruchtbar im Verhältniß zu ihrer Lage und ſehr menſchenreich. Das Ländchen reicht von etwa 30° 40′ bis 31° 10′ nördl. Br. und 75° 8′ bis 75° 20′ öſtl. L. von Greenw. Früher hatte Dſchubal eigne Könige, welche einem der bedeutenderen Alpenfürſten aus der Nachbarſchaft tributpflichtig waren; gewöhnlich dem Raja von Sirmore, je nach Umſtänden aber auch dem von Ghurwal oder Biſſahir; doch war die Lehensherrſchaft von Sirmore die gewöhnlichſt anerkannte und Sirmore inveſtirte den Rana von Dſchubal bei Antritt ſeiner Regierung mit dem Ehrenkleide und der Autorität. Als die Goorkhas von Nepal ihre Macht über dieſe Gegenden ausdehnten, fiel ihnen auch Dſchubal zu; der König ward abgeſetzt und lebte als Privatmann von dem Mitleid ſeiner ehemaligen Unterthanen. Wie bei den indiſchen Dynaſtien faſt durchgängig, war auch der König in Dſchubal nur nomineller Herr; die eigentliche Herrſchaft des Landes war in den Händen zweier Veziere, von denen der eine, Dangee, ein Mann von vielen Talenten, der bedeutendere war, und ſich auch unter der Herrſchaft der Nepaleſen ſeine Macht und ſeinen Einfluß zu erhalten wußte. Als der Krieg der Engländer gegen die Goorkhas begann, wußte er mit echt aſiatiſcher Diplomatie lange ein doppeltes Spiel zu ſpielen, und erſt als ſich das Glück entſchieden zu Gunſten der Engländer ausſprach, trat er offen zu ihnen über; die Engländer ſetzten den abgeſetzten König wieder ein, und das Land zerfiel nun in drei Theile, welche jedoch die Oberhoheit des Königs anerkennen; ein Theil ſteuert dem König unmittelbar und wirft dieſem etwa 2000 Rupien ab; der zweite ſteuert dem Vezier Dangee und wirft etwa 5000 Rupien ab, der dritte dem Vezier Praim Singh etwa 3000 Rupien; von dieſen ihren Einkünften zahlen Dangi dem Könige 1000 Rupien und Praim Singh 600.

Die Hauptfeſte des Landes iſt Choupal auf dem Gadhalarücken; ſchlecht angelegt, ſodaß ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermag, da ſie von höheren Punkten beherrſcht wird und ihr das Waſſer abgeſchnitten werden kann. Eine Hauptſtadt findet ſich in Dſchubal nicht. Der König reſidirt im nördlichen Theile des Landes, im Thal Deyrah.

Eine beſondere Erwähnung verdienen die zwar dem Namen nach zu Dſchubal gehörigen, in der That aber ganz unabhängigen und überaus freiheitsliebenden Bewohner des Thales Poonnur (bei Berghaus Pundur). Sie beſtehen etwa nur aus 1000 kriegsfähigen Männern, allein während alle ihre Umwohner mit Leichtigkeit den Goorkhas zufielen, ſetzten ſie dieſen einen verzweifelten Widerſtand entgegen und unterlagen nur einer ſechsmal überlegenen Macht nach Verluſt einer blutigen Schlacht. So wie ſich aber die Engländer näherten, waren ſie wieder in den Waffen und entledigten ſich — jedoch auf verrätheriſche Weiſe — ihrer Unterdrücker. Ihre Kriegsluſt und Raubſucht macht ſie zu ſehr läſtigen Nachbarn. Vgl. *Fraser*, Journal of a tour through the showy range of the Himàlà Mountains p. 138 sqq.; Ritter, Erdkunde, Aſien II, 744. 752. 860. 864. 874. *Hamilton*, Description of Hindostan II, 625. (*Theodor Benfey.*)

Jood, ſ. unter Jend.

JOOD-BOODANG nennt Rees*) eine auf der Weſtküſte der Inſel Celebes unter 1° 39′ ſüdl. Br. und 119° 21′ öſtl. Länge liegende Stadt. (*R.*)

Joodhour (Joudpoor), ſ. Marwar.

JOODHUN, Fort in dem zur vorderindiſchen Provinz Aurungabad, Präſidentſchaft Bombai, gehörigen Diſtricte Jooneer. Es liegt auf einem Felſen, welcher mittels 240 Stufen erſtiegen wird, beherrſcht gleich den anderen in dieſer Gegend liegenden Forts einen der zu den Gats führenden Päſſe und hat auf einer in ſeiner Nähe befindlichen Bergfläche einen 300 Fuß hohen, natürlichen Obelisk. (*G. M. S. Fischer.*)

JOOGDANPOUR, Name einer 16 engliſche Meilen nordweſtlich von Kiſhenagur liegenden Stadt, welche zur vorderindiſchen, den Engländern unterworfenen, Provinz Bengalen gehört**). (*R.*)

JOOGDEA (Yugadewa), Stadt in dem zur vorderindiſchen Provinz und Präſidentſchaft Bengalen gehörigen Diſtricte Tiperah, liegt am bengaliſchen Meerbuſen und treibt Baftasweberei und Meerſalzbereitung. (*G. M. S. Fischer.*)

Joogdya, ſ. Joogdea.

JOOKY, eine 14 engliſche Meilen nordöſtlich von Boglipour liegende, den Engländern gehörige Stadt in der Provinz Bengalen†). (*R.*)

JOOLMEE oder JULMEE, eine anſehnliche Stadt im Beſitze der Holkardynaſtie im Diſtricte Mondeſſor in Malva in Vorderindien, 24° 35′ nördl. Br., 76° 4′ öſtl. L. von Greenw., 47 engliſche Meilen ſüdöſtlich von Kotah; in der Gegend iſt viel Weizen- und Opiumbau. (*Hamilt.* East-Ind. Gazett. 457.) (*Theodor Benfey.*)

JOONEER (Soonur). 1) J., gut angebauter und zur vorderindiſchen Provinz Aurungabad, Präſidentſchaft Bombai, gehöriger Diſtrict, welcher im N. an Sungumnere, in NO. an Admednuggur und Perrainda, in SO. an Solapoor, im S. an Bejapoor und im W. an die Gats grenzt. Voll Berge und Hügel; es durchziehen dieſen Diſtrict die Flüſſe Beema, Neera, Moola, Paile, Koorkah, Motah u. ſ. w.

2) J., Hauptſtadt des genannten Diſtricts, welcher unter 19° 12′ nördl. Br. und 91° 44′ öſtl. L. an dem Koorka liegt. Sie hat ein verfallenes, gegen die Gats beſtimmtes Felſenfort, mehre Moskeen und andere denk-

*) Cyclopaedia. Vol. XIX. unt. d. W.
**) *Rees*, Cyclop. Vol. XIX. unt. d. W.
†) Rees a. a. O. unt. d. W.

würdige Muhammedanische Gebäude und enthält selbst, sowie auch in ihrer Nähe Tempel und mönchscellenähnliche Felsenhöhlen, deren einige mit kolossalen, indischen Figuren geschmückt sind. (*G. M. S. Fischer.*)

JOORIA (auch Juria und bei Bergbaus Djuria geschrieben), eine volkreiche Hafenstadt an der Nordseite der Halbinsel Guzerate am Meerbusen von Cutch in der Provinz Nova Nagur im Districte Hallaur (vgl. Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Gaspari u. s. w. IV. 3. S. 295). Ehemals soll von hier ein Fußpfad nach dem gegenüberliegenden Cutch geführt haben (Ritter, Asien. IV, 2, 1066). (*Theodor Benfey.*)

JOOSLAND (St.), kleine Landstrecke auf der Insel Walchern, zwischen Aramurden und Rammekens. Sie gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Theilen der Insel, wird durch einen schmalen Kanal, welcher fast verschlammt ist, von Walchern getrennt und enthält einen einzigen Weiler, Namens Nieuwland. St. Joosland wimmelt von Enten und ernährt eine Menge wilden Geflügels *). (*G. M. S. Fischer.*)

Joosten Node (St.), s. **Josseten Noode** (St.)

Joostens, s. **Justus** (Paschasius).

Joostland, s. **Joosland.**

JOOSY, eine Stadt nahe am Ganges im Districte Allahabad in der Provinz Allahabad, Vorderindien, britischer Besitz (bei Bergbaus Djosy). (*Theodor Benfey.*)

JOOTSISIMA, Gestadeinsel, zum Fürstenthume Noto in der Landschaft Fukurokudo **) der japanischen Insel Niphon gehörig. Sie liegt im NW. des Cap Noto, nach La Pérouse's Observation unter 37° 51′ nördl. Br. und 155° 20′ östl. L. von Ferro, ist klein und flach, gut bewaldet, ungemein stark bewohnt und zeichnet sich schon von weitem durch ein darauf gelegenes Schloß aus. (*Klähn.*)

IOPE [*Ἰόπη* †], bei Steph. Byzant. h. v., Stadt in Phönizien, nach Andern in Palästina (*φοινίκη γὰρ καὶ ἡ Παλαιστίνη*), so benannt von Iope, Tochter des Äolus, Gemahlin des Kepheus (*Κηφεύς*, woher die Äthiopier *Κηφῆνες*), des Gründers der Stadt. (Ähnlich nennt Ion eine Stadt, die er in Ägialea gründet, nach seiner Gemahlin Helike.) Auch nach P. Mela (I, 11. vgl. *Plin.* h. n. V, 13) regierte hier einst Kepheus, Vater der Andromeda. Nach Andern war Kepheus König in Äthiopien; worüber Strabo (p. 43) bemerkt, daß Äthiopien auch mit Phönizien identificirt würde, und daß das von der Iope Erzählte in Iope (Phönizien) geschehen sein soll (vgl. p. 759. *Paus.* IV, 35). Eine Stadt Iope gab es auch in Thessalien. Endlich heißt Iope die Tochter des Iphikles, Gemahlin des Theseus bei *Plut.* Thes. 29. (*B. Matthiae.*)

Jope, Jupe, s. **Wams.**

IOPEINE ist die von Forrest herrührende Benennung eines uns sonst ganz unbekannten Landstrichs auf der Nordostküste von Neuguinea, zwischen Warmassime und Mandamy (*A. Keber.*)

IOPHON von Athen, ein Sohn des Sophokles und ebenfalls ein Tragödiendichter, von dessen Werken aber nur einige unbedeutende Fragmente, die Hugo Grotius (in seinen „Excerpta ex tragoediis et comoediis graecis." Par. 1626. 4.) gesammelt hat, auf unsere Zeit gekommen sind. Er blühte um die 93. Olympiade und soll 50 Tragödien geschrieben haben, wie Suidas sagt [1]), der auch einige derselben namhaft macht, nämlich: *Ἀχιλλεύς*, *Τήλεφος*, *Ἀχαιών*, *Ἴλιος*. *Περσὶς* [*Ἰλιονπέρσις*?], *Λεξαμενός*, *Βάκχαι* und *Πενθεύς*. Iophon errichtete seinem Vater ein Grabmal, worauf er dessen Verdienste um die tragische Poesie pries [2]). Er soll auch die Tragödien seines Vaters überarbeitet haben. (*Ph. H. Külb.*)

IOPHOSSA (*Ἰοφῶσσα*), Tochter des Äetes (nach Akusilaos und Hesiod *ἐν ταῖς μεγάλαις ἠοίαις* bei Schol. *Apollon.* II, 1125), Gemahlin des Phrixos, dem sie vier Söhne, Argos, Phrontis, Melas und Kytisoros, und (nach Epimenides) noch einen fünften, Presbon, gebar. Nach Herodorus aber bei demselben Schol. wird die Tochter des Äetes Chalciope (*Χαλκιόπη*) genannt. Nach Pherecydes (bei Schol. *Apollon.* II, 1153) habe sie Evenia (*Εὐηνία*) geheißen; ihr Beiname war Chalciope und Ophiusa (*Ὀφιοῦσα*), setzt der Scholiast hinzu. Für *Ὀφιοῦσα* will man nun *Ἰοφῶσσα* lesen (s. *Sturz*, *Pherecyd.* Fragm. p. 117 sq.). Hesychius hat noch die Glosse: *Ἰοφῶσσα, ἡ χάλκειος· ὡς φησι Φερεκύδης*, und Sturz a. a. O. S. 175 vermuthet, daß in der Sprache der Kolcher *Ἰοφῶσσα* vielleicht soviel bedeutet habe, als *χάλκειος*, dem man dann die Form eines Nom. propr. in *Χαλκιόπη* gegeben habe. Die Glosse bei Hesychius scheint wenigstens nicht mehr anzudeuten, als daß Pherecydes das Wort *Ἰοφῶσσα* durch *χάλκειος* erklärt hat. Der eigentliche Name der Tochter des Äetes war Evenia (bei Pherecydes); als Beinamen wurden ihr gegeben: Chalciope (bei Herodorus; von der kupfernen, *χάλκειος*, Farbe; bei *Apollodor.* I, 9, 1 wird gleichfalls Chalciope eine der Töchter des Äetes genannt, an Phrixos vermählt, Mutter der vier oben erwähnten Söhne), Iophossa (bei Akusilaos und Hesiod; *ἰόεις* wird Il. XXIII, 850 das *σίδηρος* genannt, dunkelfarbig, eisenfarbig) und Ophiusa (bei Schol. *Apollon.*; *ὄφις* und *δράκων* haben oft das Beiwort *δαφοινός*, *κνάνεος*, dunkelfarbig). So zeichnete sich vielleicht die Evenia durch ihre Hautfarbe vor allen Andern aus, sodaß ihr diese Epitheta zugetheilt wurden. — Noch eine Nymphe Iophossa wird genannt,

*) Vgl. T. Speeleveldt's u. s. w. Briefe über die Insel Walcheren. (Weimar 1810.) S. 101. 128.

**) Nach Robert's Karte in der Landschaft Jetsegen.

†) Die Handschriften des Strabo, Josephus u. s. w. haben *Ἰόππη*, bei Dionysius (Perieg. 910) und auf Münzen bei *Eckhel.* Vol. 3. p. 433 *Ἰόπη*. Suidas will *Ἰόππη* als Ort geschrieben haben, *Ἰόπη* als Personenname.

1) Sub v. *Ἰοφών.* 2) *Valer. Max.* l. VIII. c. 7. extern. 12.

die mit Haliphron einen Deukalion (s. d. Art.) zeugte. (Hellanikus bei *Nat.* Com VIII, 18.) (*B. Matthiae.*)

IOPOLIS, bei den alten Geographen eine kleine Stadt unweit des Orontes in der syrischen Provinz Seleucis. (*R.*)

JOPPA *Fabric.* nennt Latreille eine mit Trogus nahe verwandte Gattung aus der Familie der Schlupfwespen. Vgl. Ichneumonides und Trogus. (*R.*)

JOPPE jetzt Jaffa, vgl. den Art. Palästina. 3. Sect. 9. Bd. S. 358. Hier soll es gewesen sein, wo Andromeda an einen Felsen gefesselt war; hier wurden die Cedernstämme gelandet, welche Hiram zum Tempelbau sandte, Jonas schiffte sich hier ein, und in den Kreuzzügen verrichtete Richard Löwenherz bei Joppe seine glänzendsten Waffenthaten, und von ganz entgegengesetzter Natur ist das, was in Bonaparte's syrischem Feldzuge hier vorgegangen sein soll. Im Jahre 1837 kamen nach den Zeitungen von Jaffa's 16,000 Einwohnern 15,000 durch ein Erdbeben um. Vgl. auch Jope. (*F. G. Crome.*)

Joppeapfel (Cardinalapfel), s. unt. Apfelbaum.

JO-PRI, eine Provinz des birmanischen Reiches in Hinterindien im Süden von Munipur zwischen den Bergen von Chiaen (Kyen) im Westen und den Dankhii im Osten, etwa zwischen 21 bis 23° nördl. Br. und 91 bis 92° östl. L. von Greenw. Die Einwohner heißen Jo und sollen nach San Germano einst zu den Kyen gehört haben und später erst birmanisirt sein, wenigstens haben sie die birmanische Sprache und Sitten angenommen; nach Hamilton sind sie ein Zweig der Birmanen. Den Umfang ihres Gebietes berechnet Berghaus auf 297 teutsche □Meilen (vgl. Ritter, Erdkunde Asien. IV, 1, 159. 277). Die Jo gelten für Zauberer und sind deshalb von den Birmanen sehr gefürchtet.

(*Theodor Benfey.*)

IOPS (Ἴοψ), ein spartanischer Heros, dessen Monument neben dem des Leler und Amphiaraos, Sohnes des Oikles, von *Pausan.* III, 12 erwähnt wird.

(*B. Matthiae.*)

JORAM (יְהוֹרָם, יוֹרָם, Ἰωράμ bei den LXX). Name zweier hebräischen Könige:

1) Joram, Sohn Ahab's, folgte seinem Bruder Ahasja auf dem Throne von Samarien und regierte 12 Jahre (ungefähr 895—883 vor Christus). Die Geschichte seiner kurzen, aber kriegerischen Regierung ist zwar in der sonst so magern Quelle ausführlicher erzählt als die seiner meisten Vorgänger und Nachfolger (2 Kön. 3—9), aber leider auf Kosten der historischen Treue und selbst der Anschaulichkeit, in sofern sie mit den Wundersagen von dem Propheten Elisa aufs Engste verbunden ist. Indem wir deshalb auf den diesen Letztern betreffenden Artikel verweisen, begnügen wir uns, als reines Ergebniß, soweit es sich ohne Willkür aus der Sage herauslesen läßt, Folgendes herzustellen. Joram war dem fremden Baalscultus abhold und duldete nur den nationalen Jehovadienst in der alten Form, d. h. mit Thierbildern, im Lande. Nach seines Vaters Tode waren die Moabiter von Israel abgefallen und hatten den Zins verweigert; Joram verband sich mit dem Könige Josaphat von Jerusalem, um sie zu züchtigen, und zog durch das mit Letzterm verbündete Edom gegen die Feinde, welche geschlagen wurden und mit grausamer Verwüstung ihres Landes büßten. Weitere Früchte scheint aber dieser Sieg nicht gebracht zu haben. Gefährlicher war die Nachbarschaft der damascenischen Syrer und ihrer raublustigen Könige Ben-Hadad II. und Hasael, welche nicht nur das jedem Einfalle offen stehende Ostjordanland viel ausbeuteten, sondern selbst Samarien hart, doch vergeblich, belagerten; Joram selbst wurde, wie einst sein Vater, vor Ramoth in Gilead verwundet, und während er krank zu Jesreel lag, empörte sich einer seiner Kriegsobersten, Jehu, der Sohn Josaphat's (s. d. Art.), in dem Lager vor jener Feste, auf Anstiften des Propheten Elisa, zog mit dem Heere gen Jesreel und erschoß den überraschten König eigenhändig mit einem Pfeile. Die sämmtlichen Angehörigen des königlichen Hauses, 70 Söhne Ahab's, wurden zu Samarien getödtet und ihre Köpfe vor dem Thore zu Jesreel aufgeschichtet.

2) Joram, Sohn Josaphat's, folgte seinem Vater auf dem Throne zu Jerusalem und regierte acht Jahre (etwa 890—883 vor Chr.). Er war vermählt mit der berüchtigten Athalja (s. d. Art.), einer Tochter des Königs Ahab von Samarien [1]). Seine Regierung war unglücklich, und die beiden Quellen (2 Kön. 8, 16 fg. 2 Chron. 21, 2 fg.) stimmen darin überein, sein Unglück als ein verdientes darzustellen. Seinen Antritt schändete die Ermordung von sechs Brüdern, die der Vater mit Geld und Gut ausgewiesen hatte; die herrische Königin brachte ihren heidnischen Gräuel ins Land; Edom fiel ab und gab sich einen eignen König, ungeachtet eines von Joram zu Zair erfochtenen Sieges; selbst die alte kanaanitische Königsstadt Libna, in der Nähe von Jerusalem, durfte sich gegen das hebräische Regiment auflehnen, und zuletzt, wenn anders die Nachricht ganz zuverlässig ist (2 Chron. 21, 16. 17), plünderten Philister und Araber die Hauptstadt und schleppten des Königs Weiber und Kinder mit sich fort [2]). Der unglückliche Fürst wurde zuletzt von einer unheilbaren Krankheit der Eingeweide befallen und starb nach langem Leiden im 40. Jahre seines Alters [3]). Die Chronik verweigert ihm sogar das königliche Begräbniß gegen 2 Kön. 8, 24.

Die chronologischen Daten zu diesen beiden Regierungen unterliegen einer bedeutenden Schwierigkeit wegen des offenbaren Widerspruchs in den Angaben der Quellen, besonders zwischen 2 Kön. 3, 1 und Cap. 1, 17, wozu

1) Nicht des Königs Omri, wie nach dem misverstandenen Sprachgebrauche 2 Kön. 8, 26 der Art. Athalja in dieser Encykl. angibt. 2) Der vermeintliche Widerspruch dieser Nachricht, daß nämlich alle Söhne Joram's, außer dem einzigen Ahasja, dabei umgekommen, mit 2 Kön. 10, 13, erledigt sich wol durch die etwas weitere Bedeutung von אַחִים. 3) Über den Brief des Elias, worin diese Krankheit angedroht wurde, und welchen Einige als vom Himmel gekommen angesehen, Andere anders erklärt haben, s. d. Art. Elias und überhaupt *Fabricii* Codex Pseudepigr. V. T. I. 1075.

noch der verderbte Text in Cap. 8, 16 kommt. Auf die Lösung dieser und ähnlicher Schwierigkeiten, deren in der israelitischen Königsgeschichte mehre vorkommen (s. d. Art. Hosea), ist sonst viel Fleiß und Scharfsinn verwendet worden. In vorliegendem Falle half man sich gern mit der Annahme einer zweijährigen Mitregentschaft Joram's mit seinem Vater und brachte so, wiewol nicht ohne Gewalt, die nöthigen Zahlen heraus. Wir geben wenig auf diese Untersuchungen, welche auf sehr lockerem Boden ruhen, und halten die hebräischen Angaben selbst für nicht ganz genau und durch die Abschreiber öfters noch verderbt. Die im obigen und allen ähnlichen Artikeln enthaltenen Jahrzahlen möchten wir selbst nur als einen ungefähren chronologischen Haltpunkt betrachtet wissen.

(*Eduard Reuss.*)

Jorasch, s. Dsiorasch.

JORAT, teutsch Jurten, wird im engern Sinne der Berg zwischen den Städten Lausanne und Moudon, im schweizerischen Cantone Waadt, genannt, im weitern der an der Nordseite des Genfersees sich von den Alpen bis an den Jura erstreckende Höhenzug, den man auch das Plateau des Waadtlandes nennen kann. Er wird von Einigen als eine Verzweigung der Alpen betrachtet; allein er darf weder als ein Arm dieser, noch als eine Verzweigung des Jura angesehen werden. Sein Charakter, seine Richtung, vor allem aber seine Formation, beweisen, daß er keinem dieser Nachbarn angehört. Ungeachtet seiner zahlreichen Absenkungen stellt er sich weniger als Berg, sondern mehr als schiefe Fläche dar. Auf seinen Höhen erblickt man noch zahlreiche Waldungen, die meistens aus Tannen bestehen. Er bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere. Weit größer als das Rhone- ist das Rheingebiet. Der südliche Abfall ist anmuthiger und belebter als der nördliche. An jenem liegen Lausanne und die andern Orte, die den Schmuck des waadtländischen Seeufers ausmachen und die, vom See gesehen, gleichsam aus einem beinahe zusammenhängenden Weingarten sich herausheben. Der Hügel der Tour de Gourze hat (nach Roger) 2825 Fuß, der Übergang Galet à Gobet (ebenfalls nach Roger) 2665 Fuß Höhe über dem Meere. Der Jorat besteht beinahe ganz aus Sandstein, zwischen Cully und Vevay aus Breccien, die aus abgerundeten, größtentheils kalkichten Kieseln bestehen und durch einen Spath enthaltenden Kitt verbunden sind. Der Sandstein und die Breccien haben eine ungleiche Härte. Des weichen Sandsteines, Molasse genannt, bedient man sich zum Bauen. Er läßt sich leicht bearbeiten, hält aber Feuchtigkeit und Kälte nicht gut aus. Zwischen diesem Sandsteine und dem ganz harten gibt es mehre Mittelarten. Auch die Breccien sind verschieden. Bei dem einen sind die Kieselsteine schwach verbunden, sodaß der Stein leicht zerbröckelt, bei andern so stark, daß der Kitt beinahe dieselbe Festigkeit wie der Kiesel hat. Aus dieser letztern Art werden sehr gute Mühlsteine verfertigt. Hin und wieder findet man Braunkohlen; bei Pauder (zwischen Lutry und Lausanne) ist das stärkste Lager. Es besteht aus drei Lagen, jede von 7 bis 10 Zoll Mächtigkeit. Für den Geognosten ist die große Menge von Muschelsandstein bei Correvon und andern Orten mehr merkwürdig. Er ruht auf der Molasse. Auch hat man schon Haifischzähne, seltener Knochen gefunden. Über den Jorat führen stark gebrauchte Straßen in das Innere der Waadt und nach den angrenzenden Cantonen Freiburg, Bern und Neuenburg.

(*Gerold Meyer von Knonau.*)

Jord, s. Hertha.

JORDAENS auch **JORDAANS** (Jacob), einer der berühmtesten Maler aus der Periode des großen Rubens und zum Theil Schüler oder Nachahmer desselben. Für einzelne Gegenstände der bildenden Kunst jedoch hat er sich nicht an den Charakter von Rubens' Arbeiten gehalten. Geboren ist er 1594 zu Antwerpen und war in seinen Jünglingsjahren, als er sich dem Kunstleben zuwandte, Schüler des Malers Adam van Dort. Freundliche Bande fesselten ihn an des Lehrers Haus, da die Tochter desselben ihm ihre Hand reichte und so seinen Aufenthalt daselbst fixirte. Sein Wunsch, Italien zu besuchen, wurde durch seine Verheirathung vereitelt; er mußte sich begnügen, die Werke einiger venetianischen Meister, darunter vorzüglich die des Titian und des Bassano, zu copiren. Es bildete sich dadurch bei ihm für das Naturleben und besonders für die ländlichen Scenen eine Auffassungsweise aus, welche ihn befähigte, sie in einem wirklich eigenthümlichen Charakter darzustellen, zugleich aber dasjenige darin hervortreten zu lassen, was dem berühmten Rubens eben als Originalität in dieser Art von Gegenständen beigelegt wird. Überhaupt hatte Rubens einen großen Einfluß auf seine weitere Entwickelung; nachdem er die Bekanntschaft desselben gemacht, gewann er ihn so lieb, daß er ihn mit mehren Arbeiten beschäftigte, woraus sich der Übergang von Rubens' Weise auf denselben um so mehr erklären läßt; denn Form der Zeichnung, Charakter, Ausdruck und Führung des Pinsels, sowie das äußerst lebendige und feurige Colorit in Jordaens' Arbeiten liefern dafür die unwiderleglichsten Beweise. Es wird erzählt, daß Rubens ihn die Cartons in Wasserfarben malen ließ, welche der König Philipp IV. bestellt hatte, um darnach Tapeten wirken zu lassen. Leider haben aber auch Kunstschriftsteller ihn bei diesem Gegenstande beschuldigt, dies blos deshalb gethan zu haben, um ihn von der Ölmalerei zu entfernen, weil er geglaubt habe, in dem feurigen und lebendigen Colorit, sowie der freien Führung des Pinsels, an ihm einen Nebenbuhler zu finden. Diese Behauptung dürfte jedoch wol nur auf Erdichtung beruhen, Rubens' freisinniger Charakter scheint sich mit so engherziger Gesinnung und Handlung nicht zu vertragen. In der Behandlung seiner Malereien hat Jordaens etwas Großartiges; besonders für Arbeiten im größern Maßstabe dürfte sie bewundernswürdig zu nennen sein. In der äußern Form der Zeichnung und in dem eigentlichen Style derselben herrscht nicht Zartheit, sondern mehr eine gewisse Derbheit; in dem Nackten der weiblichen Gestalten findet sich sogar Schwülstigkeit der Formen. Der Malerei dagegen und dem Farbentone kann man eine wahrhaft künstlerische, magische, großartige Wirkung nicht absprechen. Zugleich

offenbart sich in seinen Gemälden eine freie, ungebundene Nachahmung der Natur; wenn sie nicht zu nahe, sondern in angemessener Entfernung betrachtet werden, vollenden sie sich bis zur täuschendsten Wahrheit, indem die große Meisterschaft des Künstlers im Helldunkel die Figuren sehr hervortreten läßt. Seine Compositionen sprechen für die größte Genialität desselben; manche Darstellungen lassen sogar oft eine zu große Ungebundenheit erkennen, am meisten ist dies in denjenigen Werken der Fall, worin er die freien Scenen des Bacchischen Lebens aus der Mythe schildert. Silen- und Satyrzüge, in welchen Trunkenheit und thierische Wollust des sylvanischen Lebens in einer eigenthümlichen Art erscheinen, waren Gegenstände, die er oft wiederholte und wovon mehre Galerien treffliche Werke besitzen.

Ein anderer Gegenstand, welchen er ebenfalls öfters darstellte, und welcher den Frohsinn und die Geselligkeit des häuslichen Familienlebens jener ältern Zeit schildert, ist der Bohnenkönig, oft auch der König trinkt, genannt. Bekanntlich heißt so ein altes holländisches bis auf neuere Zeiten erhaltenes Fest, welches auch außer Holland vorkommt und das Familienleben nicht blos des Bürgers, sondern auch der Vornehmen belebte *). Fröhlichkeit, Scherz und heitere Laune herrschen in diesen Bildern allgemein und dieser Stimmung entsprechen die im Bilde dargestellten Figuren, sodaß der Beschauer unwillkürlich zum Lachen gereizt wird. Als eins der berühmtesten Gemälde dieses Gegenstandes gilt das in lebensgroßen Figuren in Chiswick in England, nach welchem Paul Pontius einen vortrefflichen Kupferstich lieferte. Oft wendete der Künstler diesen Gegenstand so, daß eine Darstellung singender Personen entstand, nach dem alten holländischen Sprüchworte: Zoo d'oude zongen, zoo pypen de jongen (wie die Alten sungen, so pfeifen auch die Jungen). Die dresdener Galerie, das berliner Museum und andere Cabinete haben schöne Gemälde dieser Art. Hieran reihen sich ebenfalls zwei dem häuslichen Leben, doch aber mehr der Mythe und Fabel entnommene Gegenstände, nämlich die häufig wiederholte Scene von Philemon und Baucis, und die des Satyrs beim Bauer, letztern nach Äsop's Dichtung; beide Darstellungen verrathen Originalität, Witz und Laune. Von der erstern Composition war ein treffliches Gemälde auf Holz aus der Stenglin'schen Sammlung in Hamburg 1801 um hohen Preis verkauft worden. Der gute Kupferstecher aus Rubens' Schule, Nicol. Lauwers, lieferte schon in alten Zeiten ein vorzügliches Blatt davon. Vom Satyr beim Bauer ist ein ebenso vorzügliches Gemälde im berliner Museum, woran Rubens selbst mit Antheil gehabt haben soll. Trefflich gestochen wurde dasselbe schon zur Zeit des Malers von Paul Pontius. Mehre fabelhafte oder mythische Scenen, z. B. Pan mit der Flöte, Merkur tödtet den Argus, Argus und Jo, und ähnliche ins Hirtenleben übergehende Gegenstände, schilderte er im größern Maßstabe; mehre solche Gemälde befinden sich in verschiedenen Sammlungen und wurden meist auch diese von dem Maler gleichzeitigen Kupferstechern gestochen. Dahin gehören auch zwei witzige Darstellungen, nämlich die Eitelkeit und Narrheit, höchst charakteristische Compositionen in halben Figuren, gestochen von Voet und de Jode. Aber auch dem ernstern historischen Fache widmete Jordaens sein Talent und lieferte auch darin manches Großartige; so zeigt z. B. ein herrliches Bild von 15 Fuß Höhe in der dresdener Galerie, die Darstellung Jesu im Tempel, die ganze Kraft des Meisters, worin er die große flandrische Schule repräsentirt. Ferner verdient in der dresdener Galerie das große Bild, Geschichte des verlorenen Sohnes, wegen der feinen Behandlung genannt zu werden; ferner Magdalena, sich zur Buße bereitend. Ein anderes ähnliches großartiges Bild war das in der St. Walpurgiskirche zu Furnes, welches Christus unter den Lehrern im Tempel darstellt, sowie mehre andere Kirchen seines Vaterlandes viele größere Bilder desselben besitzen. — Im pariser Museum ist die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel ein Hauptbild. Desgleichen malte Jordaens für den König Karl Gustav von Schweden die Passion Jesu in 12 großen Gemälden. Eins seiner merkwürdigsten größern Werke ist das große allegorische Bildniß des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, welcher auf einem Triumphwagen, von vier raschen Pferden gezogen, dargestellt ist. Dieses Meisterwerk befindet sich im großen Saale des berühmten Hauses im Busch bei Haag. Ein anderes vorzügliches Portraitbild ist in Devonshirehaus in London, welches ebenfalls den Prinzen von Oranien mit seiner Gemahlin darstellt. Ferner war das Bildniß des Herzogs Alba sonst in der Galerie Orleans als merkwürdig bekannt. Es ist kaum möglich, alle die Werke des fleißigen Künstlers zu nennen, da die meisten Hauptgalerien davon Vorzügliches besitzen. Ein Beweis, wie der Künstler seine Zeit bis in sein höheres Alter benutzte. Dabei war er von edlem Charakter, pflegte traulichen Umgang mit seinen Freunden und liebte heitern und frohen Lebensgenuß. Er starb im October 1678 und wurde zugleich mit seiner Tochter Elisabeth, welche zu ebenderselben Zeit starb, an einem Tage beerdigt. Außer der Malerei übte Jordaens auch noch die Radirkunst; er hinterließ den Kunstsammlern acht Blätter verschiedener Radirungen, welche in Hecquet's und Basan's Katalog, sowie in mehren andern classischen Kupferstichkatalogen, verzeichnet sind. Mehre davon, zum Theil sehr fein ausgeführt, sind nicht ganz glücklich geätzt und einige mit dem Jahre 1652 bezeichnet. Vorzüglich ist nach Hecquet's Katalog Nr. 7 Jupiter und Jo, sowie Nr. 19, die Erziehung des Jupiter, und dann eine Gruppe Landleute. Nach Jacob Jordaens ist, sowie nach Rubens, von den großen Kupferstechern in jener für diesen Meister wahrhaft classisch zu nennenden flandrischen Schule vieles gestochen worden; Hecquet gibt zugleich mit dem Katalog der Kupferblätter nach Rubens ein Verzeichniß derer, welche nach Jordaens' Werken gestochen wurden. Ausgezeichnet sind: Geburt Jesu von de Jode. — Derselbe Gegenstand von Marinus. — Flucht nach Ägypten von

*) Gewöhnlich am Dreikönigetage; bei einem Gastmahle wird der Finder der in einem Kuchen liegenden Bohne zum König erklärt und genießt diese Würde im Hause bis zum nächsten Bohnenfeste.

Pontius. — Christus vor den Hohenpriestern von Marinus. — Der heilige Martinus von P. de Jode. — Marter der Apolloma von Marinus. — Argus und Jo von Bolswert. — Jupiter und Merkur von Lauwers. — Jupiter's Erziehung von Bolswert. — Der Satyr von J. Falck dem Polen. — Der Bohnenkönig von P. Pontius, sehr berühmtes Blatt. — Die Eitelkeit und Narrheit von A. Voet. — Die Narrheit von Pet. de Jode und Waumans. — Das Concert von Bolswert. — Der Satyr beim Bauer von Luc. Vorsterman und auch von Neeffs. (*Frenzel.*)

JORDAKIS (*Γεωργάκης*), vom Berge Olympos in Thessalien, daher auch Georgios Olympios genannt; der ausgezeichnetste Führer der Griechen unter Alexander Ypsilantis in der Moldau und Walachei. Der Ruf großer Tapferkeit, der ihm schon in früher Jugend zu Theil geworden war, hatte ihm die Verfolgungen der Paschas zugezogen und ihn veranlaßt, auszuwandern und nach der Walachei zu gehen, wo er in dem Kriege der Russen mit den Türken Gelegenheit fand sich auszuzeichnen, indem er mit einer kleinen Schar Getreuer den Feind neckte, die Zufuhren wegnahm, und nicht selten größere Truppenabtheilungen in die Flucht schlug. Nachdem der Friede von Bukarest (1812) jenen Krieg geendet hatte, ging Jordakis nach Serbien, wo ein kriegerisches und freiheitsliebendes Volk das Joch der Knechtschaft abzuwerfen sich bemühte, an dessen hierauf gerichteten Anstrengungen er auch so lange einen thätigen und rühmlichen Antheil nahm, bis er alle und jede Hoffnung auf auswärtige Unterstützung der Serben aufgeben mußte. Er kehrte nach der Walachei zurück, wo er den Oberbefehl über ein Corps Albanesen übernahm, das zum Schutze des Landes bestimmt war. Hier, wenn es nicht schon früher geschehen, scheint er in die Plane der Hetairisten (s. den Art. Hetärie) eingeweiht worden zu sein; und bald ward er einer der eifrigsten und ausgezeichnetsten derselben, dessen sich Alex. Ypsilantis zum Vollstrecker seiner Maßregeln zur Vorbereitung des Aufstandes in den Donaufürstenthümern bediente. Als Letzterer im März 1821 in Folge des Einrückens des Alex. Ypsilantis in die Moldau zum Ausbruche gekommen war, nahm Jordakis auch an diesem und an den damit verbundenen Heerzügen thätigen Antheil. Er war es auch, der, der Sache Griechenlands und des Alex. Ypsilantis getreu, den Walachier Theodor Wladimiresko festnahm, welcher, anfänglich nur selbstsüchtige Zwecke verfolgend, nachher für die Sache Griechenlands und der Hetairisten, namentlich durch Jordakis selbst, gewonnen und durch diesen veranlaßt worden war, im Interesse des Aufstandes der Griechen und des Unternehmens des Ypsilantis in der Walachei einen Aufstand zu erregen, endlich jedoch die Sache Griechenlands und der Hetairisten, wahrscheinlich nicht ohne auswärtigen Einfluß, aufgegeben hatte und zum Verräther an derselben geworden war. Ebenso nahm Jordakis an dem Gefechte bei Dragaschan, in der kleinen Walachei (am 7./19. Juni), welches das Unternehmen des Alexander Ypsilantis auf traurige Weise endete, einen thätigen Antheil, nachdem Letzterer, gegen den bedächtigen Rath des mit den Verhältnissen genau bekannten Jordakis, nun einmal sein Glück im offenen Felde zu versuchen beschlossen hatte. Die eigene Kühnheit des Jordakis, sowie die heldenmüthige Aufopferung der heiligen Schar, vermochte den unglücklichen Ausgang des Treffens bei Dragaschan und mit diesem das Ende des ganzen, nicht gehörig vorbereiteten, falsch geleiteten und mit den nothwendigen Mitteln zu schwach unterstützten Unternehmens des Alex. Ypsilantis nicht zu verhindern. Jordakis selbst rettete bei Dragaschan sein Leben; er entkam mit Pharmakis und einer geringen Zahl Getreuer, mit denen Beide noch eine Weile den Kampf in der Moldau und Walachei fortsetzten, um — nicht mit Schimpf, sondern rühmlich zu enden. Dieses rühmliche Ende ward auch Jordakis zu Theil. Nachdem er und Pharmakis den Türken, während Beide gegen sie den Parteikrieg fortsetzten, manche Nachtheile zugefügt hatten, warfen sie sich in das Kloster Seko, wo sie sich mit wenigen Getreuen gegen die mit großer Macht andringenden Türken während mehrer Tage vertheidigten, endlich aber Jordakis seinen Tod fand, indem er sich nach einigen Berichten in die Luft sprengte, Pharmakis dagegen in Gefangenschaft gerieth und dann in Constantinopel schmählich ums Leben kam. Mehre neugriechische Volkslieder feiern die letzte Heldenthat des Jordakis und erhalten sein Andenken und das des Pharmakis im Volke lebendig.

(**Dr.** *Theod. Kind.*)

JORDAN. I. Biographie.

A. Ohne Vornamen, s. **Jordanus**.
B. Mit Vornamen.

1) **Camille.** Dieser ausgezeichnete Bürger Frankreichs, der aus allen Stürmen der Revolution rein und achtungswerth hervorgegangen ist, war am 11. Jan. 1771 zu Lyon geboren. Er gehörte einer Familie an, deren Name im Handel auf das Vortheilhafteste bekannt war und deren angeerbte Tugend auch ihm allgemeine Hochachtung seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben zusicherte. Der Handel hatte indessen für ihn keine Reize, vielmehr zogen ihn schon früh die Wissenschaften an, und er widmete sich denselben mit ebenso beharrlichem Eifer, als glücklichem Erfolge. Die Grundlage zu seiner literarischen Laufbahn legte er in dem damals berühmten Collegium des Oratoriums in seiner Vaterstadt und vollendete seine Studien im Collège Irenée, wo ihn Philosophie und Naturkunde ganz besonders beschäftigten. In dieser Zeit schloß er die innigsten Freundschaftsbündnisse mit den Gebrüdern Augustin und Scipio Périer, mit de Gerando und mit dem Hospitalprediger Roanne, einem der würdigsten Geistlichen in der gallicanischen Kirche. Im Jahre 1788 begab er sich nach Grenoble zu seinem Oheim Claud. Périer und ward hier Augenzeuge der Unruhen, welche am 7. Juli die beabsichtigte Verhaftung der Parlamentsmitglieder in Grenoble veranlaßte, sowie jener merkwürdigen Versammlung der Landstände aus der Provinz Dauphiné, die am 21. Juli bei Vizille, dem Schlosse seines Oheims, stattfand, um hier zu berathen, wie und in welcher Form die ständische Verfassung, welche die

Willkür der Regierung der Provinz [illegible] seit dem Jahre 1628 entzogen hatte, wieder herzustellen und ferner zu erhalten sei [1]). Die Anwesenheit von mehr als 900 Personen, die Festigkeit der Versammlung, ja ihre drohende Haltung, und die unerwartete Schlußerklärung, daß alle Bewohner der Provinz Verzicht leisteten auf jedes Vorrecht vor andern Theilen der Monarchie, auf Alles, was der Freiheit oder den allgemeinen Menschenrechten zuwider sei — alles dies machte auf Jordan's junges Gemüth den tiefsten Eindruck und gewann dasselbe für die Sache der neuen Freiheit, in der so viele edle Gemüther mit ihm die Anfänge einer bessern Zukunft erblickten. Von derselben Wirkung waren die Debatten in der Nationalversammlung, deren Sitzungen er beiwohnte, als er im 19. Jahre seines Alters (1790) mit seiner vortrefflichen Mutter nach Paris gereist war. Wie stürmisch auch schon damals die Parteien sich unter einander bekämpften, so gewann doch Jordan schon jetzt jenen Sinn für eine edle, gesetzmäßige Freiheit, der sein ganzes Leben geweiht gewesen ist. Drei Jahre später fand er Gelegenheit, dies durch die That zu beweisen. Nach den Ereignissen des 31. Mai und 2. Juni 1793 war allerdings in Paris die Besiegung der Girondisten durch die Partei des Berges entschieden. Nicht aber so in den Provinzen, wo das lebendige Wort der flüchtigen Girondisten fast überall den Haß gegen die blutigen Tyrannen in Paris vergrößerte. In Lyon hatte eine Jacobinische Partei, die von dem Mutter-Club in Paris aufgehetzt und unterstützt wurde, den Widerstand einer Gegenpartei, die ohne streng royalistisch zu sein, doch dem republikanischen Blutdurste feindlich gegenüber stand, hervorgerufen. Zu dieser gehörte auch der junge Jordan und ließ in einer der Sectionsversammlungen die ersten Laute einer Beredsamkeit vernehmen, welche ganz Lyon in Erstaunen setzte. Es gelang ihm, durch das Feuer seiner Worte den Muth seiner Mitbürger zu erwecken und sie zur Ausdauer gegen das grausame Verfahren des Nationalconvents zu begeistern. Und als am 29. Mai das auf dem Platze Terreaux vor dem Rathhause aufgestellte Bürgerbataillon Brutus von den Jacobinischen Rotten plötzlich angegriffen wurde, war Jordan unter denen, die gegen die Jacobiner fochten und thätig zu ihrer Besiegung mitwirkten [2]). Darauf nahm er als Freiwilliger an entfernteren Feldzügen Theil, bis ihn der unglückliche Ausgang der Belagerung von Lyon (1793) zwang, seine Vaterstadt zu verlassen. Er lebte nun zuerst in der Schweiz, durchstreifte sechs Monate lang die Gebirge derselben und begab sich darauf nach London. Hier trat er in nähere Verbindung mit Malouet, Cazalès, Lally-Tolendal und andern Koryphäen aus der ersten Revolution, die gleich ihm ihr Vaterland hatten verlassen müssen, und ward durch diese auch berühmten englischen Staatsmännern, wie Fox, Erskine und Holland, zugeführt. Jordan ergab sich nun mit großem Eifer dem Studium der englischen Sprache, der Sitten, Gesetze und Verfassung des Landes, wohnte fleißig den Sitzungen des Parlaments bei und suchte auf alle Weise sich nach großen Mustern englischer Beredsamkeit zu bilden. Gegen das Ende des Jahres 1796 rief ihn kindliche Liebe an das Sterbebette seiner Mutter, die er in seinen Armen verscheiden sah. Gleich darauf wählte ihn seine Vaterstadt zu ihrem Deputirten in den Rath der Fünfhundert, eine große Auszeichnung, da er erst 26 Jahre alt war, und das Gesetz die Zulassung von Mitgliedern auf dreißigjährige Männer beschränkt hatte.

In diesem Rathe schloß sich (seit dem 20. Mai 1799) Camille Jordan an die Majorität der Mitglieder an, die für Reaction waren. Unter ihnen waren Boissy d'Angles, Dumolard, Larivière, Pastoret, Quatremère de Quincy, Pichegru, Siméon, Vaublanc und andere, die allzumal schonendes Verfahren gegen die Emigranten und die Diener des alten Kirchenthums beobachtet wissen wollten und Alles haßten und bekämpften, was von der Schreckenszeit übriggeblieben war. Das reinste Streben für das Gute beseelte Jordan's Rede und Vorschläge, der sich durch eine erhabene, großherzige Beredsamkeit auszeichnete. Wir erwähnen hier nur des berühmten Vortrages vom 17. Juni (19. Prairial), in welchem er mit allem Feuer der Jugend auf die Revision der Cultusgesetze, auf die Rücknahme der priesterlichen Eidesleistung, auf die Herstellung des katholischen Cultus und auf den Gebrauch der Glocken drang [3]). Diese Rede der Glockenfrage ward in ganz Frankreich besprochen [4]). Von der einen Seite erschienen Pasquille; Bailleul [5]) bezeichnete den Bericht Jordan's mit dem Namen einer horriblen Conspiration; er selbst hieß zum Spott Cavillon oder Jourdan-les-Cloches; von der andern Seite wurde die Sehnsucht nach der lange entbehrten Äußerlichkeit des Cultus laut.

Während nun aber die französischen Heere jeden Tag neue Siege erfochten, sah sich das Vaterland im Innern von Factionen zerrissen und seufzte unter dem ebenso furchtsamen und kraftlosen als mistrauischen und tyrannischen Directorium. Die Beeinträchtigungen der Constitution durch dasselbe hörten nicht auf, die Vertheidiger der Verfassung und die Reactionsmänner misbilligten immer lauter ein solches Betragen, bis das Directorium einen Staatsstreich gegen sie auszuführen beschloß, den verwegenen Augereau von der italienischen Armee kommen ließ und ihm alle militairische Kräfte in Paris und in der Umgegend zur Verfügung stellte. Schneller als die Constitutionellen es vermutheten, wurden sie in der Nacht auf den 18. Fructidor des Jahres 8 (4. September 1797) theils verhaftet, theils von den Anhängern des Directoriums zerstreut und aus ihren Sitzungssälen vertrieben. An demselben Tage wurde von der demokratisch-directorialen Partei die Unfähigkeit einer Anzahl von Mitgliedern des

1) (v. Schütz) Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich. II, 155 fg. 2) Wachsmuth's französische Geschichte. II, 153.

3) Moniteur. T. V. p. 274—276. *Buchez* und *Roux*, Histoire parlément. de la révol. Fr. XXXVII, 279. Vgl. *Lacretelle*, Histoire de France depuis la restauration. T. II. chap. 10. p. 211. Stuttgart. Abdr. 4) M. s. Vertrauliche Briefe über Frankreich und Paris. (Zürich 1798.) 2. Bd. S. 49. Deux amis de la révolution. XV, 205. 5) Monit. T. V. p. 293.

Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten decretirt und Deportation nebst Sequestration der Güter über sie verhängt. Unter der Zahl derselben war auch Camille Jordan[6]). Aber in demselben Augenblicke, als er verhaftet werden sollte, war er beinahe wider seinen Willen von einem Freunde den Händen der Polizei entrissen und nach Basel geführt worden. In der Gegend von Neufchatel, wo er eine Protestation gegen die Verfügungen der Regierung vom 18. Fructidor geschrieben hatte[7]), lief er aufs Neue Gefahr, verhaftet zu werden, aber der nämliche Freund, dem er schon ein Mal sein Leben verdankt hatte, rettete ihn zum zweiten Male von dem schrecklichen Schicksale, mit den Übrigen nach Cayenne deportirt zu werden. Nunmehr suchte der Landflüchtige in Schwaben Sicherheit, hielt sich einige Zeit in Tübingen auf und begab sich von da nach Weimar. Hier erwarb er sich auch einige Kenntniß der teutschen Literatur und sah sich von den berühmtesten Dichtern und Schriftstellern mit derjenigen Zuvorkommenheit aufgenommen, deren seine edle Denkungsart vollkommen würdig war.

Nach Jordan's Rückkehr in sein Vaterland (1800) konnte ein Mann von seiner Thatkraft dem damaligen ersten Consul Bonaparte nicht unbekannt bleiben. Er ließ ihm daher die verführerischsten Anträge machen, um ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Aber Jordan widerstand allen Lockungen, ja, er ging noch weiter; denn als im Jahre 1802 für die lebenslängliche Consularwürde die Stimmen in ganz Frankreich gesammelt wurden, gab er eine der beredtesten und muthigsten Schriften heraus: Vrai sens du vote national sur le consulat à vie. Er erhob sich in derselben gegen das verfassungswidrige Unternehmen des ersten Consuls, indem er jedoch dessen großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ, er rügte in derselben die Umtriebe und Bedrückungen der Polizei, er sprach weissagend von den Misbräuchen, wie sie eine nachfolgende, unumschränkte Regierung erzeugen müßten, und redete mit Nachdruck der so theuer erkauften Freiheit das Wort. Einer seiner Verwandten, Namens Duchesne, kam in Verdacht, der Verfasser dieser Schrift zu sein, und wurde gefänglich eingezogen. Camille Jordan erfuhr dies nicht sobald, als er sich selbst auf der Stelle nannte; aber die Consularregierung hielt es nicht für rathsam, einen so geachteten Mann deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Dafür blieb er auch unter der Napoleonischen Herrschaft durchaus unberücksichtigt, denn der Kaiser hielt ihn für einen schlimmen Republikaner und gestattete ihm gern die Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Geschäften. Jordan lebte also seit 1805 glücklich verheirathet, still in Lyon, beschäftigte sich mit Philosophie und Moral, und vollendete eine Anzahl von Aufsätzen aus dem Gebiete dieser Wissenschaften, die sich nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden haben. Als Mitglied der Akademie zu Lyon las er in den öffentlichen Sitzungen derselben mehre mit Eleganz abgefaßte Arbeiten, z. B. eine Rede über Klopstock, die von dem Einflusse der teutschen Literatur auf ihn ein rühmliches Zeugniß ist, und eine andre über den wechselseitigen Einfluß der Revolution auf die Beredsamkeit und der Beredsamkeit auf die Revolution. Seine politische Ansicht aber blieb unverrückt dieselbe. Napoleon's Militairdespotismus galt ihm als das größte Unglück für Frankreich, dessen Glück nach seiner Ansicht einzig aus der Herstellung einer gesetzmäßigen Freiheit unter dem Schutze eines Königs aus dem alten Herrscherstamm erblühen zu können schien. Camille Jordan war einer der edelsten Anhänger der Bourbons während der ganzen Zeit ihrer Verbannung geblieben, aber im wahren Interesse derselben, welches er wiederum nicht von dem Interesse des Vaterlandes und der Freiheit zu trennen vermochte.

Als daher im Frühjahr 1814 die siegreichen Waffen der gegen Napoleon verbündeten Mächte die kaiserliche Herrschaft in Frankreich zertrümmert hatten, wurde Jordan im März 1814 als Deputirter der Stadt Lyon nach Dijon geschickt, um dort dem Kaiser Franz von Österreich den Wunsch seiner Mitbürger für die Wiederherstellung der Bourbons auf den Thron von Frankreich zu erkennen zu geben, und einen Monat später wurde ihm der nicht minder wichtige Auftrag, die Huldigung der zweiten Stadt des Königreichs zu den Füßen des Thrones auszusprechen. Sein Eifer und seine aufrichtige Anhänglichkeit blieben auch von Ludwig XVIII. nicht unbelohnt; in kurzen Zwischenräumen erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, wurde in den Adelstand erhoben und später (1817) auch zum Staatsrathe ernannt. Vorher aber hatte er im Jahre 1815 noch eine neue Gelegenheit, dem königlichen Hause seine Treue und seinen Muth zu bethätigen. Denn in dem Augenblicke, als sich Napoleon, von Elba zurückkehrend, am 10. März der Stadt Lyon näherte, war Camille Jordan der Letzte, welcher dem Grafen Artois zur Seite blieb, wofür ihm aber das Volk die Fenster einwarf, da es seiner Person nicht habhaft werden konnte. Nach der hunderttägigen Regierung des ehemaligen Kaisers ging er als Deputirter der Stadt Lyon nach London, um das reiche Vermächtniß zu heben, welches der in Indien verstorbene General Martin seiner Vaterstadt hinterlassen hatte. Auf dieser Reise erneuerte er seine frühere Bekanntschaft mit ausgezeichneten Engländern und schloß wichtige Verbindungen für die Zukunft.

Nach seiner Rückkehr wurde Jordan (1816) vom Departement de l'Ain, bei dessen Wahlcollegium er den Vorsitz hatte, zum Mitgliede der Deputirtenkammer ernannt. Das damalige Ministerium, bestehend aus Richelieu, Lainé, Corvetto und Decazes, folgte, in sich einträchtig und fest, keinen andern Grundsätzen als denen, die mit der Charte übereinstimmten, und Camille Jordan machte es sich daher zur Pflicht, mit zu der Zahl derjenigen zu gehören, welche die Absichten dieses Ministeriums in Allem, was edel und gerecht war, eifrig zu unterstützen. Daher wird in der Geschichte der Session vom Jahre 1816 und 1817 sein Name neben denen eines Royer-Collard, Barante, Villemain, de Serre, Broglie und Guizot, den ersten

6) Wachsmuth a. a. O. II, 622. 7) Auch später gedruckt unter dem Titel: Camille Jordan, député du Rhone, à ses commettans sur la révolution du 18. Fructidor 1797. (Hamburg 1798.) p. 144.

und talentvollſten Männern Frankreichs immer genannt. Jordan iſt einer der eigentlichſten Begründer des Doctrinalismus in den parlamentariſchen Verhandlungen, er beſaß mit den übrigen Männern ſeiner Partei das tiefſte Gefühl für die öffentlichen Freiheiten, die meiſten Kenntniſſe in der Theorie des Staatslebens und den größten Glanz der Beredſamkeit. Aber es fehlte dieſer Fraction, die man wol die Gironde des Royalismus nennen könnte, der Blick ins praktiſche Leben, die Kunde des Geſchäftsweſens und die Fähigkeit, ihren philoſophiſchen Theorien die nöthige Anwendung auf die Gegenwart und den Geiſt der Nation zu verſchaffen, was den kühneren und beweglicheren Liberalen beſſer gelungen iſt [8]). In dieſem Sinne redete Jordan zu wiederholten Malen im Verlaufe der Sitzungen mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge, unter andern in den Debatten über das Wahlgeſetz, über die individuelle Freiheit, über die beſchränkte Freiheit der Tageblätter und über eine Jury für Preßvergehen. Eine beſondere Aufmerkſamkeit erregte ſein Antheil an dem gefährlichen und hitzigen Kampfe gegen und für die Waldungen des Klerus. Mit aller Kraft ſeines ſcharfſinnigen Talentes nahm der Vicomte von Bonald die Geiſtlichkeit und ihre Anmaßungen gegen den Staat in Schutz, aber Camille Jordan, unveränderlich in den Grundſätzen, die ihn bereits im Jahre 1797 hatten ſo mannhaft zur Vertheidigung der unterdrückten Geiſtlichkeit ſprechen laſſen, beſtritt ihn mit Geiſt und Redlichkeit, und zeigte, wie ſolche Vertheidiger der Geiſtlichkeit nicht beſſer wären, als ihre ſchlimmſten Feinde [9]). Nicht minder zeichnete er ſich als Redner und warmer Vertheidiger der Grundſätze einer vernünftigen Freiheit bei andern Veranlaſſungen aus: ſeine Rede über den Geſetzentwurf hinſichtlich der Vollzähligmachung des Heeres, über die Ausgaben des Polizeiminiſters und über die vorgeſchlagene Anleihe für das Budget erregten allgemeines Aufſehen, und auch, wo ſeine Anſichten nicht getheilt wurden, konnte man die Rechtlichkeit und Beharrlichkeit in ſeinen Grundſätzen nicht in Zweifel ziehen.

Als unter dem neuen Miniſterium, an deſſen Spitze ſeit dem 29. December 1818 Deſſolle ſtand, die Anſichten eine bedeutende Veränderung gegen das Richelieu'ſche Miniſterium erfahren hatten, gab ſich Jordan viele Mühe, den mit ihm vertrauten Mitgliedern des Miniſteriums die Augen über einzelne Misgriffe zu öffnen. Als aber alle Vorſtellungen fruchtlos waren, ſo glaubte er nach ſeiner Überzeugung nicht anders handeln zu können, als die miniſteriellen Maßregeln öffentlich zu beſtreiten. Für dies aufrichtige Benehmen lohnte ihn die wiederholte Ernennung zum Deputirten des genannten Departements und ſeiner Vaterſtadt Lyon. In dem Zwiſchenraume zwiſchen den Sitzungen der Jahre 1818 und 1819 gab er ſeine berühmte Schrift **sur la session de 1817** heraus, worin er mit ſo vieler Kraft als Scharfſinn die Abſichten, die Umtriebe, die Hoffnungen und die Hilfsquellen einer geheimen Partei, die nur das Unheil des Vaterlandes bezweckte, zur öffentlichen Kenntniß brachte. Aber in ebendieſem Zeitraume fühlte er auch die erſten Spuren der Krankheit, die ihn bald darauf hinweggerafft hat, und deren Fortſchritte er nicht nur zu hemmen vernachläſſigte, ſondern durch ſeine anhaltenden Arbeiten noch um vieles vermehrte. Solche beſchäftigten ihn namentlich in der Sitzung des Jahres 1819. Er ſprach hier in Verbindung mit Royer-Collard ſtandhaft gegen Cenſur und Ausnahmsgeſetze, nicht minder kühn und glänzend trat er bei den Debatten über das neue Wahlgeſetz auf, bei welchem der letzte Entwurf von Decazes umgearbeitet war, und mußte hier mit tiefem Schmerze gegen ſeinen alten Freund, den Großſiegelbewahrer de Serre, das Wort nehmen [10]). Sein doctrinäres Amendement ſiegte mit 128 gegen 127 Stimmen und die Entſcheidung fiel gegen das Miniſterium aus. Jetzt aber war er nahe daran, ſich um ſeiner zerrütteten Geſundheit willen von den Geſchäften der Kammer zurückzuziehen, und nur die dringende Überzeugung, daß er ſeinem Vaterlande noch nützlich ſein könne, vermochte ihn, auf ſeinen Poſten zurückzukehren und ſich dem Wohle des Vaterlandes zu widmen. Seines Amtes als Staatsrath aber war er mit ſeinen Freunden Guizot und Royer-Collard bereits im Jahre 1820 entlaſſen worden, ohne daß dadurch ſeine Anhänglichkeit an den König nur im Geringſten vermindert worden wäre. Zum letzten Male erſchien er auf der Rednerbühne am 28. Januar 1821 [11]). Am Tage zuvor war eine gefahrdrohende Pulvererploſion in der Nähe der Tuilerien vernommen worden, und die Kammer berieth daher eine Adreſſe, um dem Könige ihre Trauer und ihre gute Geſinnung an den Tag zu legen. Einige Äußerungen in dem Entwurfe derſelben gaben Camille Jordan Gelegenheit, mit der ganzen Kraft ſeiner Rede gegen die aufzutreten, welche dem Könige zu dienen meinten, wenn ſie ihn gegen den Geiſt des franzöſiſchen Volkes feindlich ſtimmten und dieſe Veranlaſſung für günſtig hielten, um auf Wiederherſtellung einer unumſchränk-

8) Lacretelle a. a. O. (T. II. ch. 11. p. 253 sq.) ſpricht hierüber in folgender Weiſe: Deux de ces orateurs, M. M. Royer-Collard et Camille Jordan, étoient loin de tout acte d'hostilité, plus loin encore de tout mobile ambitieux et de ce genre de servitude que crée souvent l'amour de la popularité. Comme ils parlaient de leurs doctrines on imagina de les appeller *doctrinaires*. L'on crut ou l'on affecte de croire, que leurs doctrines avoient quelque chose de mystérieux, de vague, et qu'ils prétendaient tout gouverner d'après des théories nouvelles, d'après des hautes abstractions empruntées du transcendentalisme de la philosophie allemande. Rien n'était moins fondé que ce genre de reproche. M. Royer-Collard avait fait intervenir dans les discussions parlamentaires un ordre des considérations très-élevé, un language ferme et précis qui liait toutes les parties de ses raisonnemens, comme pour en former une armure impénétrable: mais rien ne répugnait plus à sa raison que ces gouvernemens hypothétiques, créés *a priori*, dans le cabinet des spéculateurs, qui ne veulent jamais se laisser déranger par l'expérience des siècles. Sa loi première était de s'intredire tout autre modèle, tout autre type que la charte donne, mais de ne reculer devant aucune de conséquences qu'implique ce système de lois. M. M. de Serre et Camille Jordan partageaient cette sévérité rationelle et ne l'exagéraient pas. 9) Einige Stellen aus dieſer Rede bei *Lacretelle*. T. II. ch. 13. p. 213 sq.

10) Lacretelle ebendaſ. ch. 15. p. 527. 536 sq. 11) Ebendaſ. T. III. ch. 17. p. 38.

ten Macht zu bringen. Bald nach diesem Ereignisse starb Camille Jordan am 19. Mai 1821. Ein feierliches Leichenbegängniß zeigte, daß Paris den Verlust eines der besten Bürger Frankreichs, eines der ausgezeichnetsten Redner und eines sehr gebildeten Mannes anzuerkennen wußte. Die Leichenrede hielt Royer-Collard. Adieu, mon cher Camille, sprach er am Schlusse derselben, nous sommes entrés ensemble, il y a 24 ans, dans la carrière publique et pas un seul jour dans une si longue route nous n'avons été desuni, même but, mêmes pensées, mêmes efforts, même fortune. La mort seul nous a pu separer pour un tems. In den nach Jordan's Tode gesammelten Reden besitzt die französische Literatur eins der besten Denkmale politischer Beredsamkeit. (*K. G. Jacob.*)

2) Charles Etienne, geboren zu Berlin den 27. August 1700 von bürgerlichen Ältern, die aus Dauphiné stammten, doch während der Religionsverfolgungen ein Asyl in den preußischen Staaten gefunden hatten. Den Schulen seiner Vaterstadt verdankte Jordan die erste wissenschaftliche Bildung. Im Jahre 1719 ging er nach Genf, wo er sich mit philosophischen und theologischen Studien beschäftigte und dieselben zu Lausanne fortsetzte. Als er 1721 nach Berlin zurückkehrte, ward er vier Jahre später Prediger zu Potzlow in der Uckermark und 1727 zu Prenzlau. Der Tod einer geliebten Gattin stürzte ihn 1732 in eine unheilbare Schwermuth. Er legte sein Amt nieder und unternahm, um sich zu zerstreuen, eine Reise durch England, Holland und Frankreich. Die Beschreibung dieser Reise [1]) ward die Veranlassung, daß ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, zu sich nach Reinsberg nahm. Nach seiner Thronbesteigung (1740) ernannte er ihn zum geheimen Rath, übergab ihm späterhin die Aufsicht über die preußischen Universitäten und erhob ihn 1744 zum Vicepräsidenten der Akademie zu Berlin. Jordan stiftete seitdem viel Gutes durch Verbesserung des Polizeiwesens und durch Errichtung eines Armenhauses für muthwillige Bettler. Die Verfolgung dieser gemeinnützigen Zwecke erwarb ihm allgemeine Achtung. Er ward, als er den 23. März 1745 starb, von vielen bedauert, am meisten von seinem Monarchen, dessen Gunst er fortwährend besessen.

Auf dem Denkmale von Marmor, welches ihm Friedrich II. errichten ließ, befindet sich die Inschrift: Ci gît Jordan, l'ami des muses et du roi. In einer akademischen Lobrede schilderte ihn der große König mit den Worten: „Sein Geist war lebhaft und durchdringend, sein Gedächtniß vielumfassend, seine Beurtheilungskraft war sicher und gründlich, seine Einbildungskraft beherrscht durch den Verstand, sein Charakter edel und menschenfreundlich." Über das nähere Verhältniß zwischen Jordan und seinem Monarchen gibt die Correspondenz zwischen Beiden manche Aufschlüsse. Briefe des Königs an Jordan befinden sich im achten Bande der hinterlassenen Werke Friedrich's II., Briefe Jordan's an den König in zwölften Bande. Außer der bereits erwähnten Reisebeschreibung machte sich Jordan als Schriftsteller noch durch einige andere bekannt, obgleich er mehre aus Bescheidenheit unterdrückte. Zu denen, welche zur Kenntniß des Publikums kamen, gehört eine Abhandlung: de vita et scriptis Jordani Bruni, l'histoire de la vie et des ouvrages de Mr. de la Croze, und eine schätzenswerthe Sammlung unter dem Titel: Recueil de litérature, de philosophie et d'histoire [2]).

3) Dora, geboren 1762 unweit Waterfort in Irland, aus einer wälischen Familie stammend, widmete sich schon als Kind der theatralischen Laufbahn und zog mit einer Schauspielertruppe umher, zu der ihre Ältern gehörten. Ihr Vater hieß Bland und ihre Mutter war eine geborene Philipps. Unter dem Namen Miß Francis, den sie als Kind geführt und den sie erst in spätern Jahren mit dem Namen Mrs. Jordan vertauschte, entzückte sie noch 1782, zur blühenden Jungfrau herangewachsen, das englische Publicum auf dem Theater zu Leeds, dessen Director der beliebte Tate Wilkinson war. Durch ihr meisterhaftes Spiel, ihre treffliche Mimik und Action bezauberte sie in eben dem Grade, wie durch die ungemeine Biegsamkeit ihrer melodischen Stimme, die im Gesange die feinsten Nüancen auszudrücken vermochte. Als Calliste rührte sie die Zuhörer bis zu Thränen, während sie in der naiven Rolle der Greenwood-Lady allgemeine Lust und Heiterkeit verbreitete. Ihr kunstreiches Spiel ward noch gehoben durch die körperlichen Reize, die sie schmückten. Nach dem Ausspruch eines der berühmtesten englischen Maler soll sie eine der anmuthigsten Gestalten gewesen sein.

Unbekannt ist, weshalb sie in York, wohin sie sich noch im Jahre 1782 mit ihrer Mutter begab, ihren bisher geführten Namen mit Mrs. Jordan vertauschte. Auch das londoner Publicum ließ ihr als Schauspielerin und Sängerin volle Gerechtigkeit widerfahren, als sie nach einem dreijährigen Aufenthalte zu York, am 18. October 1785, in dem Theater zu Drury Lane als Country girl zum ersten Mal auftrat, und seitdem mit einem wöchentlichen Honorar von 4 Pfund Sterling von jener Bühne engagirt ward. Noch günstiger für ihre äußere Existenz, wiewol nicht ohne Nachtheil für ihren bisher tadellosen Ruf, war um diese Zeit ihr Verhältniß zu dem Herzoge von Clarence, nachherigen König Wilhelm IV., der etwa drei Jahre jünger als sie, durch ihre blendende Schönheit gefesselt ward, als er von seiner Seereise nach London zurückkehrte. Indessen würde sie die Liebeserklärung des Herzogs entschieden zurückgewiesen haben, wenn der Advocat Ford, der Sohn eines Eigenthümers des Drurylanetheaters, der allgemein für ihren Gatten galt, nicht Bedenken getragen hätte, ihr die Hand am Altare zu reichen. Sie erklärte vielmehr, daß in diesem Falle keine Versuchung in der Welt sie vermögen könnte, ihm

1) Histoire d'un voyage litéraire etc. à la Haye 1735. 12.

2) Vgl. Histoire de l'Académie des Sciences de Berlin pour l'an 1746. p. 457 sqq. Nouvelle Biblioth. germ. Tom. IV. P. II. p. 251 sqq. (*Formey*) Souvenirs d'un citoyen. T. I. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1965 fg. Baur's Neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 929 fg.

und ihrer Pflicht untreu zu werden. So ging sie, als er seine Ansprüche aufgab, die Verbindung mit dem Herzoge ein, der für die mit ihr erzeugten Kinder väterlich zu sorgen versprach. Als bald nachher in öffentlichen Blättern die verletzende Frage aufgeworfen ward: „Was wird bei der neuen Verbindung, die Mrs. Jordan eingegangen, aus ihren Kindern werden?" gab sie mit ehrlicher Offenheit in eben jenen Blättern die lakonische Antwort: „Ich habe für meine Kinder bereits gesorgt"[3]). Diese Worte unterzeichnete sie am 30. November 1790 mit dem Namen Dora Jordan.

Ihr Verhältniß zu dem Herzoge war eins der glücklichsten durch gegenseitige Übereinstimmung und treue Anhänglichkeit. Er hatte an ihr die treueste Genossin gefunden, die sich in stiller Häuslichkeit zu Bushy nur ihm und seinen Angelegenheiten und Vergnügungen widmete. Das Glück dieser Ehe steigerte sich durch eine zahlreiche Familie. Seine Gattin, der nichts als der gesetzliche Titel fehlte, blieb dem Herzog lieb und werth durch die anmuthigen Kinder, die sie ihm geboren, und ebenso genoß sie seiner Brüder und der höchsten Staatsbeamten allgemeine Achtung. Die nachfolgende Notiz in einem öffentlichen Blatte vom 21. August 1806 liefert dafür einen Beweis. „An dem Geburtstage des Herzogs von Clarence war das Schloß zu Bushypark herrlich geschmückt. Des Morgens zogen die Musiker des Herzogs von York und Kent auf und spielten die schönsten Arien aus Haydn's Schöpfung. Um fünf Uhr langten der Prinz von Wales, die Herzoge von York, Kent, Sussex und Cambridge, der Lordkanzler u. a. m. an. Um sieben Uhr gab eine Glocke das Zeichen zum Festmahl. Der Prinz von Wales (nachheriger König Georg IV.), führte Mrs. Jordan in den Saal, setzte sie an die Spitze der Tafel, dann sich zu ihrer Rechten und den Herzog von York zu ihrer Linken u. s. w. Der Herzog von Clarence nahm seinen Platz am untersten Ende der Tafel. Das Publicum erhielt Einlaß und durfte dem königlichen Bankett zuschauen. Des Herzogs zahlreiche Familie wurde dann eingeführt und von den königlichen Brüdern und der ganzen Gesellschaft bewundert. Das jüngste Kind mit den schönsten blonden Locken trug die Amme in ihren Armen."

Bald nach diesem frohen Ereignisse enthielten öffentliche Blätter kränkende Hindeutungen auf einen Bruch zwischen dem Herzoge und Mrs. Jordan. Man meint, es sei darauf abgesehen gewesen, der darüber beunruhigten Frau Geld abzudringen. Eine Störung schien allerdings in dem bisher so glücklichen Verhältnisse eingetreten zu sein. Schon im Jahre 1811 erfolgte auf des Herzogs Antrag eine völlige und ewige Trennung. Zu Cheltenham, wo Mrs. Jordan sich damals befand, erhielt sie einen Brief des Herzogs, der sie zu ihm nach Maidenhead beschied. Sie ahnte ihr Schicksal. Die zahlreich versammelten Zuschauer in dem Schauspielhause zu Cheltenham, wo sie zum Benefiz des Directors Watson die Rolle der Nell spielte, merkten deutlich, daß sie alle ihre Kräfte aufbieten mußte, um ihre zunehmende Schwäche zu verbergen. Überwältigt von ihren trostlosen Gedanken brach sie an einer Stelle, wo sie laut lachen sollte, in einen Strom von Thränen aus. Doch gewann sie bald wieder die nöthige Fassung, um ihre Rolle zu Ende spielen zu können. In ihrem Theatercostüm führte sie der Wagen nach Maidenhead, wo der Herzog sie erwartete. Mit ruhiger Fassung ertrug sie das harte Geschick, in die Trennung von einem Manne zu willigen, mit dem sie 20 Jahre so glücklich gelebt und ihm während dieser Zeit zehn Kinder geboren. Ein Brief, den sie nicht lange nachher an einen Freund schrieb, schildert ihre Empfindungen.

„Ich erhole mich," schreibt sie, „allmälig von dem Schlage und der Überraschung (surprise), die mich vor Kurzem betroffen. Sie und die Welt dürfen sich überzeugt halten, daß innerhalb der 20 Jahre es auch nicht einen Schein von Zwist zwischen uns gegeben hat. Das weiß Jeder, der unsern häuslichen Cirkel näher kennt. Um so größer aber ist das Erstaunen. Geld! Geld! mein geehrtester Freund, das ist es, was ihn, nach meiner festen Überzeugung, zum beklagenswerthesten Manne gemacht hat. Aber hat er nun einmal übel (wrong) gethan, so wird er sich nicht zum Widerruf bequemen (he does not like to retract). Ach, bei allen seinen übrigen vortrefflichen Eigenschaften, seinen häuslichen Tugenden, seiner Zärtlichkeit für seine liebenswürdigen Kinder — was wird er da in diesem Augenblick leiden müssen! Man hätte seinen Verlegenheiten abhelfen sollen, vorher; aber dieses ist entre nous! Alle seine Briefe sind voll des unbeschränktesten Lobes über mein Verhalten, und es ist der herzgefühlteste Segen, mich dessen bewußt zu sein, daß ich nach meinen besten Kräften jenes Lob zu verdienen mich bestrebt habe. Es ist mir vom Prinz-Regenten und jedem Zweige der königlichen Familie, die sämmtlich dieses traurige Ereigniß in unumwundenen Ausdrücken beklagen, die huldreichste Freundlichkeit und Theilnahme bewiesen worden. Der ganze Briefwechsel liegt jetzt dem Prinzregenten vor, und ich bin stolz darauf, daß ich hinzufügen kann, mein früheres und mein gegenwärtiges Benehmen habe mir einen Freund erworben, der mich nie verlassen zu wollen erklärt hat. Meine Geduld (forbearance), sagt er, übersteigt Alles, was er sich habe vorstellen können. Aber was wird nicht ein Weib thun, das treu und innig liebt? Und hätte er mich im Elend vergehen lassen (starve), dennoch würde nie ein Wort zu seinem Nachtheil mir entschlüpft sein. Und nun, mein Freund, hören

3) Unter ihren vor ihrer Verbindung mit dem Herzoge von Clarence erzeugten drei Töchtern ward die älteste, Francis, 1808 mit dem Lieutenant Alsop, einem Artillerieofficier, vermählt; die zweite Tochter, Dora, ward 1810 die Gattin des im Artilleriebüreau angestellten Lieutenants March, und Lucy, die dritte, fast gleichzeitig mit dem Obersten und nachherigen General Hawkes verheirathet. Die Kinder, welche Mrs. Jordan dem Herzoge nach ihrer Verbindung mit ihm geboren, sind folgende: 1) Graf Munster, Pair von England, Schwiegersohn des Grafen Egremont. 2) Lord Frederic Fitzclarence, Oberst, Stallmeister und Adjutant des Königs. 3) Lord Adolph Fitzclarence, Schiffscapitain und Obergarderobier des Königs. 4) Lord Augustus Fitzclarence, Pfarrer zu Maple-Durham und Kaplan des Königs. 5) Lady Sophia Fitzclarence, Gemahlin Sir Philipp Sidney's, Stallmeisters des Königs. 6) Lady Mary Fitzclarence, Gemahlin des Obersten Fox, Marschalls von Schottland. 7) Lady Amalia Fitzclarence, Gemahlin des Viscount Falkland.

sie nicht weiter auf die Schmähungen, womit man den Herzog von Clarence mishandelt. Er hat übel gethan, und er leidet dafür. Aber so weit es in seiner eignen Macht steht, thut er alles Liebe und Edle, und sollte es auch zu seiner eignen Bedrangniß gereichen u. s. w."

Die Schmähungen, deren Mrs. Jordan in dem eben mitgetheilten Briefe gedenkt, flossen aus der unlauteren Quelle von Schriftstellern, die, ohne den Charakter und die Verdienste des Herzogs zu kennen, ihn haßten. Auf ähnliche Weise maßen andere Scribler, die mit den Theatern in Verbindung standen, den lügenhaften Gerüchten Glauben bei, die den Ruf der reizenden Schauspielerin in ein zweideutiges Licht stellten und ihre Tugend verdächtig machten. Auch fehlte es nicht an Personen von hohem Range, die aus scheinbarer Ehrerbietung für die königliche Familie und den muthmaßlichen Thronerben in dem Herzoge Mistrauen und Misfallen an seinem bisherigen Verhältniß zu Mrs. Jordan zu wecken suchten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie zur Abhilfe seiner finanziellen Bedrängnisse eine Verbindung mit der sehr reichen Miß Tilney Long zu betreiben suchten, die sich jedoch im Marz 1812 mit William Pole Esquire vermählte und so jenen Plan vereitelte.

Bei der oben erwähnten Trennung im Jahre 1811 war festgestellt worden, daß Mrs. Jordan für ihre vier jüngsten Töchter bis zu einem gewissen Alter derselben Sorge tragen, doch für dieselben mit 1500 Pfd. Sterl. entschädigt werden solle. Für Haus und Equipage wurden ihr 600 Pfund Sterling zugesichert, für ihre eigne Person 1500 Pfund Sterling. Außerdem sollten ihre drei Töchter aus der frühern Verbindung 800 Pfund Sterling erhalten. Zugleich erbot sich der Herzog, seine vier Töchter selbst zu sich zu nehmen, im Fall Mrs. Jordan gesonnen sei, auf die Bühne zurückzukehren. Wirklich geschah dies bereits nach wenigen Monaten. Die nachfolgende Erklärung ließ Mrs. Jordan in die öffentlichen Blätter rücken, um hämischen Ausfällen auf sie und den Herzog dadurch zu begegnen:

„Was mich selbst betrifft, will ich mit Stillschweigen übergehen. Das kann ich jedoch nicht hinsichtlich dessen, was eine nicht weniger ehrenwerthe als erlauchte Person betrifft. Ich erkläre daher, daß Sr. Königl. Hoheit Liberalität gegen mich im höchsten Grade edel und großherzig gewesen; daß der Herzog jedoch seine Güte nicht über die Grenze seiner eignen Existenz habe ausdehnen können, und deshalb mir verstattet hat, es zu versuchen, für mich selbst zu sorgen. Dieses ist der einzige Grund, weshalb ich auf die Bühne zurückgekehrt bin, und ich hoffe nun, daß unter diesen Umständen das Publicum sich nicht werde beleidigt fühlen, wenn ich dessen Unterstützung und Schutz in Anspruch nehme. Dieser Unterstützung und dieses Schutzes gewiß, will ich geduldig jene Art unmännliche Verfolgung ertragen, worin ein weibliches Wesen in so besonderer Lage sich fügen muß. Stets bereit, meine Schwächen in jeder Hinsicht anzuerkennen, wage ich hinzuzufügen, daß ich es nie an Aufrichtigkeit und Dankbarkeit habe fehlen lassen, noch jemals der Sorge, die Jedem für die gute Meinung des Publicums am Herzen liegen muß, vergessen habe."

In große Verlegenheit stürzte sich Mrs. Jordan im Jahre 1815 durch ihr zu großes Vertrauen in die Ehrlichkeit eines ihrer nähern Bekannten, als sie in seiner Geldnoth sich für ihn mit ihres Namens Unterschrift für einige Summen verbürgte, die ihr als unbedeutend vorgespiegelt worden waren, deren Zahlung jedoch für den Augenblick ihre Kräfte überstieg. Der Gedanke, die Familie des Mannes, der sie so bitter getäuscht, vom gänzlichen Untergange zu retten, bewegte ihr gefühlvolles Herz mehr, als die ihr selbst drohende Gefahr der Verhaftung durch die ungestümen Gläubiger. Um zu Unterhandlungen mit ihnen die erfoderliche Zeit zu gewinnen, kam ihr der Entschluß, ihren bisherigen Aufenthalt in England einstweilen mit Frankreich zu vertauschen. Aber in der Hoffnung, in ihr Vaterland zurückzukehren und ihre geliebten Kinder wiederzusehen, sah sie sich getäuscht, als der unwürdige Freund, der sie in diese große Verlegenheit gebracht, die von ihr verlangte eidliche Erklärung von sich wies, daß das unterdessen angefertigte Verzeichniß seiner Schulden wirklich alle enthalte, die auf ihm lasteten. Der Gram darüber brach ihr das Herz. Sie starb im Juni 1815 zu St. Cloud, herabgestürzt von der Höhe des Glücks und mit der trostlosen Aussicht auf Verlassenheit, Armuth und Noth. Sie konnte sich das Zeugniß geben, als die zwanzigjährige vertrauteste Genossin eines Fürsten nie ihren mächtigen Einfluß zum Nachtheil Anderer oder der öffentlichen Wohlfahrt misbraucht zu haben. Wahrhafte Bewunderung erregt die stille Resignation, womit sie ihr hartes und unverdientes Geschick ertrug, und über die eigentlichen Ursachen der Auflösung eines so zarten und innigen Verhältnisses bis zum Grabe ein tiefes Schweigen beobachtete. Das über ihre Lebensgeschichte schwebende Dunkel wird nicht ganz aufgehellt durch die unten angeführte Biographie, von der überdies fast zwei Drittel der Geschichte des englischen Theaters in den letzten funfzig Jahren gewidmet sind. Gleichwol enthält dies Werk doch manche echte und interessante Notizen[4]). (*Heinrich Döring.*)

4) Estevan oder Stephan, Maler, Bildhauer und Architekt unter König Philipp II. von Spanien gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Er genoß einen außerordentlichen Ruf und wurde vom König zu dessen Hofbildhauer ernannt. Als sehr merkwürdig geschildert wird der Hauptaltar in der reich geschmückten schönen Klosterkirche des Montserrat bei Barcelona, wofür er 23,000 Kronen erhalten haben soll. Ebenso hoch stellt man von ihm sechs Gemälde in der Magdalenakirche zu Valladolid, wo auch noch mehre Statuen, Basreliefs und andere Kunstwerke von ihm sich befinden. (*Frenzel.*)

5) Gotthelf Friedrich, geboren 1770 zu Göttingen, studirte dort in den Jahren 1787—1792 Medicin und

4) s. The life of Mrs. *Jordan*, including original private correspondance and numerous anecdotes of her contemporaries. By *James Boaden*. (London 1831.) 2 Voll. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 4. Bd. 8. Heft. S. 91 fg.

erwarb sich durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de prolapsu ex ano (Gott. 1793. 4.) die Doctorwürde. Er verließ um diese Zeit seine Vaterstadt und ward Militairarzt bei der preußischen Armee, die er in den Feldzügen von 1793—1795 begleitete. Durch seine Kenntniß und Thätigkeit zeichnete er sich dort nicht minder aus, als späterhin in seinen Verhältnissen als praktischer Arzt zu Göttingen. Im Jahre 1801 ward er zum Hofmedicus ernannt. Auch als akademischer Lehrer wollte er nützen. Im Jahre 1802 habilitirte er sich zu Göttingen als Privatdocent. Gemeinschaftlich mit dem Professor Cappel übernahm er die Direction des clinischen Instituts. In den Jahren 1803—1808 lebte er als Brunnenarzt zu Driburg. Er ward 1814 hessischer und 1817 hannöverischer Landphysikus, kehrte jedoch späterhin wieder nach Göttingen zurück, vorzugsweise seiner ärztlichen Praxis sich widmend. Er starb dort am 17. April 1827. Außer seiner erwähnten Inauguraldissertation schrieb Jordan noch: Erste Nachricht von dem medicinischen Clinicum (Göttingen, 1802. 4.) und eine Zweite Nachricht u. s. w. (ebendas. 1803. 4.) [1]).

6) **Martin Ludwig von J.**, geb. am 31. August 1762 zu Treptow in Pommern, der Sohn eines dortigen Gutsbesitzers, verdankte seine wissenschaftliche Bildung dem Waisenhause und dem Pädagogium zu Halle. Auf der dortigen Universität betrieb er auch seine juristischen Studien mit Eifer und beschäftigte sich daneben mit der Theologie. Den entschiedensten Einfluß auf seine theologische Bildung gewann A. H. Niemeyer. Er hatte sein 22. Lebensjahr erreicht, als er (1782) zu Bischdorf in Oberschlesien Pfarrer an der dortigen evangelischen Kirche ward, die von dem damaligen Besitzer jener Herrschaft, der sein Verwandter war, unlängst erbaut worden. Die im dortigen Kreise zerstreut wohnenden evangelischen Christen sammelte Jordan in Bischdorf zu einer zahlreichen Gemeinde. In seinen Verhältnissen als Seelsorger fühlte er sich so glücklich, daß er nur durch oft wiederkehrende Kränklichkeit bewogen werden konnte, sein Predigtamt niederzulegen. Seit dem Jahre 1789 lebte er, glücklich verheirathet, auf dem von ihm erkauften Rittergute Schönwald im rosenberger Kreise. Im Jahre 1800 ward er in den Adelstand erhoben. Nach bestandenem juristischen Examen trat er 1800 in königlich preußische Staatsdienste als Justizrath und Commissarius perpetuus des lublinitzer Kreises. Späterhin ward er durch einstimmige Wahl der Kreisstände des rosenberger Kreises zum Landrath erwählt. Neben diesen Ämtern wurden ihm auch noch einige andere übertragen. Er ward zum Ökonomie-Urbariencommissarius, späterhin zum Landesältesten und General-Landschaftsrepräsentanten für das oberschlesische System ernannt. Auch erhielt er, noch als Landrath, die Oberaufsicht über das Landarmenhaus zu Kreuzberg.

Das Jahr 1810 führte ihn als Regierungsrath nach Breslau. Im nächsten Jahre folgte er einem Rufe nach Berlin. Als ständischer Deputirter nahm er dort an den Berathungen über die neue agrarische Gesetzgebung thätigen Antheil. Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn um diese Zeit, mit dem Charakter eines Präsidenten, zum Generalcommissarius in Oberschlesien. Ein lebensgefährlicher Sturz vom Pferde nöthigte ihn im Jahre 1823 jenen Posten aufzugeben, der die äußerste körperliche und geistige Anstrengung unerläßlich foderte. Er genas nur langsam, in stiller Zurückgezogenheit von allen Geschäften. In den Jahren 1825 und 1828 erschien er wieder auf den schlesischen Provinziallandtagen als Abgeordneter des zweiten Standes. Friedrich Wilhelm III. belohnte seine rastlose Thätigkeit und seine mannichfachen Verdienste durch die Insignien des rothen Adlerordens dritter Classe. Die letzten Jahre seines Lebens widmete Jordan vorzugsweise dem Betriebe der Landwirthschaft. Immer blieb ihm dabei ein lebendiges Interesse an den neuesten Erscheinungen der Literatur, an Kunst und Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes. Besonders aber widmete er den politischen Ereignissen eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Im Kreise seiner Familie, geliebt von ihr und geschätzt von seinen Freunden, endete er sein thätiges Leben am 6. August 1833.

Durch gewissenhafte Berufstreue und rastlose Thätigkeit hatte er sich in allen seinen Dienstverhältnissen ausgezeichnet. Nie ruhte in ihm der Eifer, Gutes und Gemeinnütziges mit der äußersten Aufopferung zu fördern, oft unter dem Kampfe mit ungünstigen Verhältnissen und mannichfachen Schwierigkeiten, die sich seiner landräthlichen Verwaltung in den Jahren 1806—1810 entgegenstellten. Geschäftskenntniß und Umsicht zeigte er auch während seines Generalcommissariats in Schlesien bei der ihm übertragenen Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, und durch den großen Umfang seines Wissens und seiner Erfahrungen konnte er als landständischer Abgeordneter seine gemeinnützige Wirksamkeit in einem nicht gewöhnlichen Grade entfalten. Durch ein gründliches Studium der besten landwirthschaftlichen Werke hatte er auf einem unbedeutenden Grundstücke in wenigen Jahren eine Musterwirthschaft eingeführt, die bei Vielen Nachahmung fand und noch heute an den segensreichen Einfluß erinnert, den Jordan auf die schlesische Landescultur gehabt [2]). (*Heinrich Döring.*)

7) **Wilhelm**, ein Niederländer, war Canonicus regularis des Augustinerordens zu Antwerpen und lebte in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Er hat sich durch eine lateinische Übersetzung einiger Schriften Ruysbroek's bekannt gemacht. (*J. T. L. Danz.*)

II. Geographie.

JORDAN. 1) Fluß in Palästina (vgl. den Art. Palaestina 3. Sect. 9. Th. S. 345. 346). In Hinsicht der Jordansaue, dem Thal el Ghôr, ist nachträglich noch

1) s. Neues vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover. 1827. 4. Heft. Fr. Saalfeld's Geschichte der Universität Göttingen. (Hannover 1820.) S. 247. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. V. Jahrg. 1. Th. S. 402.

2) s. Preuß. Staatszeitung. 1833. Nr. 260. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. XI. Jahrg. 2. Th. S. 540 fg.

zu bemerken, daß der Boden desselben überall von der besten Beschaffenheit ist und daß die Breite desselben, mit Ausnahme der kurzen Erstreckung, in welcher der Korn el Hemmar aus der östlichen Bergmasse in das Thal vorspringt, da wo sie am schmalsten ist, doch wenigstens ½ Meile mißt. Die Beweise s. in meinem Syrien I. Th. 1. Abth., besonders S. 143. (*F. G. Crome.*)

2) Zwei Flüsse in den nordamerikanischen Freistaaten. Der eine im Staate Pennsylvania, fällt bei Allenstown, dem Hauptorte der Grafschaft Lehigh, in den Lehighfluß. Der andere, ein kleiner Küstenfluß im Staate Mississippi, geht in der Grafschaft Hancock daselbst in die St. Louisbai. (*R.*)

3) Name zweier Flüsse in Australien. a) Auf der Insel Vandiemensland. Er ist ein nördlicher Nebenfluß des Derwent, eines der größten Flüsse dieser Insel, und dessen Flußsystem zu den ausgebildetsten Australiens überhaupt gehört. Der Jordan entsteht östlich vom Mittelpunkte der Insel auf dem hohen, aber weidereichen Datlandsplateau, das östlich von dem Bluehill, westlich von dem Berge Table begrenzt und überragt wird, aus zwei Quellarmen, von denen der südliche aus dem Lemonssee kommt und die Ebene Jericho, einen Theil des Datlandsplateau's, bewässert, der nördliche dem Frederikfee, an welchem der Ort Datland gelegen, entfließt, und die Westmorelandplains, ebenfalls einen Theil jenes Plateau's, durchströmt. Beide Quellflüsse haben eine ostwestliche Richtung. Nach ihrer Vereinigung fließt der Jordan südlich durch die Ebenen am Südabhange des Springhill und bewässert die reichen Niederungen Blackmarsh und Großmarsh, worauf er, die südlichen Ketten der westlich vom Constitutionhill gelegenen Berge durchbrechend, in sehr gewundenem Laufe die fruchtbaren und gut angebauten Thäler Broadmarsh und Blackbrush durchfließt, und sich unterhalb Brighton, wo er den Strathallan aufnimmt, in die Herdmanscove, eine große Binnenbucht des Flusses Derwent, ergießt. Das Jordanthal ist eine der bekanntesten Gegenden von Vandiemensland, indem die große Straße von Hobarttown nach Launceston zum Theil hindurchführt. Dieselbe passirt nämlich den Derwent an der Mündung des Jordan, geht neben dem Flusse durch die Bagdadplains, wendet sich dann von ihm ab nach dem Passe von Constitutionhill und erreicht ihn wieder in seinem Mittellaufe, den man zwischen dem Constitutionhill und dem Springhill rechnet. Aus dem Jordanthale, und zwar aus der Niederung Blackmarsh, führt westlich eine Straße durch den Bergrücken Abyssinia nach Bothwell im Clydethale. Außer den schon erwähnten am Jordan gelegenen Ortschaften sind noch Melville und Strangford zu bemerken. (Nach Meinicke.) — b) Auf der Heiligengeistinsel, fließt zwischen fruchtbaren und an Naturschönheiten reichen Ufern und ergießt sich in die große Bai oder St. Philippsbai. (*A. Keber.*)

4) Jordan oder der teutsche Bach, heißt ein kleines Gewässer, das nördlich bei der Stadt Altenburg im Herzogthume Sachsen-Altenburg vorbeifließt und sein Gewässer durch den Gerstenbach in die Pleiße abgibt, deswegen, weil an ihm bei dem Dörfchen Lossen bald nach der Reformation zuerst in der Umgegend ein Kind Lutherisch mit teutschem Ritus getauft worden ist. (*G. F. Winkler.*)

5) Kleiner Badeort bei der Stadt Biberach im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, dessen Quelle vorzüglich gegen Hautausschläge gute Dienste leisten soll.

6) Ein in der Provinz Ostfriesland des Königreichs Hannover und zwar im Amte Stickhausen gelegener, mit einer starken Grasdecke überwachsener See. (*R.*)

7) Am Jordan, eine Waldgegend an der hohen Salfe, einem Berge, der sich nordwestlich von der Stadt Brixen (Kreis im Pusterthale und an der Eisack Tyrols) erhebt, die von einer einsamen und trübselig inmitten einer dunkeln Waldung stehenden Kapelle, welche die Taufe Christi im Jordanflusse zeigt, den Namen erhalten hat. Darüber beginnt sich die Aussicht rings zu weiten, während eine köstliche Flora den Boden, Wohlgerüche aushauchend, bedeckt. Die höchsten Bergspitzen des Großglockners, der Salas- und Hohenwartshöhe, des heiligen Bluter-Tauerns, und vieler anderer Berggipfel reihen sich wie ernste Altväter um den äußersten Saum des Horizonts, den das Auge mit Entzücken überschaut. (*G. F. Schreiner.*)

Jordanbad, s. unter Jordan.

Jordanes, s. Jornandes.

JORDANESTIE, ein Gut, welches zum Theil dem galizischen Religionsfonds, zu zwei Theilen aber Privaten gehört, im czernowitzer Kreise (Bukowina) Galiziens, mit ausgebreiteten Waldungen, einem trefflichen Boden, der besonders längs des Serethflusses sehr humusreich ist, und dem Dorfe gleiches Namens. Dieses liegt in der Nähe des linken Serethufers, hat eine Pfarre, Kirche und eine sehr anmuthige Lage. (*G. F. Schreiner.*)

JORDANI (Raymund), ein durch gute moralische Schriften bekannter Augustinermönch aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als daß er zuerst Propst zu Uzes in Niederlanguedoc und später Abt zu Celle in Berry war. Seine vielgelesene Schriften machte er unter dem angenommenen Namen Idiota bekannt, und unter diesem waren sie verborgen, bis Theoph. Raynard im 17. Jahrhundert auf den wahren Verfasser hinwies. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Contemplationes de amore divino," „De Beata Virgine Maria," „De vera patientia," „De conflictu continuo inter animam et carnem," „De innocentia perdita," „De morte ejusque lucris" (zusammengedruckt Paris. 1519. 4. Ibid. 1530. 8. Ibid. 1535. 12.), „De statu religioso" (Paris. 1521.), „De oculo spirituali," welches letztere Werk von Andern dem Johannes Gualensis zugeschrieben wird, und „De miserabili cursu vitae." Alle Schriften Jordani's, so viele deren aufzufinden waren, gab Theoph. Raynard (Lugd. 1641. 4. N. Ed. Paris. 1654. 4.) heraus *). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vgl. *C. Oudin*, De scriptoribus eccles. Tom. III. p. 1180—1182.

JORDANNE oder **JOURDANNE.** Fluß im französischen Departement des Cantal. Er entspringt in der Gemeinde Mandailles am Col de Cabre aus einer so starken Quelle, daß er sogleich eine Mühle treiben kann. Er bildet bei dem Dorfe Lascelle schöne Cascaden, fließt an Aurillac, der Hauptstadt des Cantaldepartements, vorüber und mündet unterhalb derselben nach einem Laufe von 4⅘ geographischen Meilen in die Cère. Das Jourdanthal ist eins der interessantesten in der Auvergne; es beginnt am Westabhange der Gebirgsgruppe des Cantal am Col de Cabre (über welchen ein Weg in das Thal von Dienne führt) und Puy Mary mit dem Amphitheater von Mandailles, welches ganz das Ansehen eines erloschenen Kraters hat und auch von Steininger (Die erloschenen Vulkane von Südfrankreich, Mainz 1823. S. 189) dafür gehalten wird. In seiner weiteren Erstreckung ist das Thal eng, wird erst bei dem Dorfe St. Simon geräumiger und erweitert sich von hier allmälig zu dem schönen, fruchtbaren und geräumigen Bassin von Aurillac, in dem sich Cère und Jordanne vereinigen und dessen absolute Höhe (am Pont Bourbon zu Aurillac) 1888 pariser Fuß beträgt. Die engsten Theile des Thales sind am sogenannten Saut de la Menette, wo die Jordanne sich ein tiefes Bett in den Trachytfelsen gegraben hat, und bei Lascelle, wo der Fluß seine Kataraktenzone hat und wo zuerst der Obstbau beginnt. Die Thallehnen sind steil, an mehren Stellen mit den schönsten Basaltsäulen und mit vielen alten Schlössern geziert, unter denen Oyat bei dem Dorfe Belliac von einigen für den Geburtsort des Papstes Sylvester II. gehalten wird. Bei dem Dorfe Perruches unweit Mandailles, quillt auf der Thalsohle eine kalte Mineralquelle hervor, welche Kohlensäure enthält, und auf jeder Seite des Saut de la Menette sieht man einen prächtigen Wasserfall von der Thallehne herabstürzen. Der einzige Nebenfluß der Jordanne ist die Autre, die ihr bei Lacapelle Viescamps zufließt, sonst nimmt sie nur geringe Bäche auf. (*Klöhn.*)

JORDANOW, ein zur von Grünthal'schen Herrschaft Spickowice gehöriges Städtchen im wadowicer (ehemals mysleniczer) Kreise Galiziens, am rechten Ufer der Skawa, die zum Holzflößen aus dem Karpathengebirge sehr fleißig benutzt wird und über die unterhalb dieses Ortes eine Brücke führt, am Fuße eines hohen Berges an der sogenannten Karpathenstraße gelegen, über 10 Meilen von Bielitz entfernt, mit einer katholischen Localie (Pfarre Letownie, Dekanat Myslenice, Bisthum Tarnow) von 5400 Seelen, einer katholischen Kirche und Schule, einem Weg- und Brückenmauthamte und einer Poststation, welche mit Makow und Mszana dolna Pferde wechselt. Hier ist auch der Sitz eines Wegmeistersubstituten und es werden auch Wochen- und vier privilegirte Jahrmärkte abgehalten; J. ist auch der Mittelpunkt des bedeutenden Leinwandhandels der ganzen Umgegend. Die hiesigen Einwohner kaufen die Leinwand der umliegenden Gegend und verführen sie nach Ungarn bis Presburg, sodaß man die Ausfuhr dieses Artikels auf 8000 Stücke angeben kann. Dagegen wird wieder ordinair gefärbte Leinwand zur Kleidung der weiblichen Landbewohner aus dem 10 Meilen entfernten Käsmark herbeigeführt. (*G. F. Schreiner.*)

JORDANOWKA, ein ehemaliges Religionsfondsgut, jetzt dem Grafen Drohojewski gehörig, im südlichsten Theile des przemysler Kreises Galiziens, südlich von dem Marktflecken Hussákow, in gebirgiger Gegend gelegen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, ausgebreiteten Waldungen und dem Dorfe gleiches Namens, welches 6 Stunden von der Kreisstadt entfernt, in einem anmuthigen Thale liegt, eine eigene Kirche hat und theils von Katholiken, theils von Anhängern der unirten griechischen Kirche bewohnt wird, davon die letzteren nach Bulanowice eingepfarrt sind. (*G. F. Schreiner.*)

Jordans (Lucas), s. Giordano.

Jordansaue, s. unter Palaestina.

JORDANSFEST, JORDANSTAUFE. Diese Taufe, die auch Flußtaufe heißt, ist keine eigentliche Taufe, sondern die sogenannte größere Wasserweihe bei den Griechen, in deren Kirche sie jetzt noch allein gewöhnlich ist, *ἀκολουθία τοῦ μεγάλου ἁγιασμοῦ*, oder *μέγας ἁγιασμός* genannt. Sie besteht heutzutage in der Aussprechung gewisser Weihungsgebete über dem Flusse, wo sie gefeiert wird, der Eintauchung eines Kreuzes in denselben und der Aussprengung des Wassers über alle Anwesende. Nach Schmitt [1]) wird sie besonders in St. Petersburg auf dem Flusse Newa mit großer Feierlichkeit, sogar unter Kanonendonner, gehalten. Nicht nur der gesammte Klerus ist dabei zugegen, sondern auch der kaiserliche Hof, die hohen Staatsbeamten, das ganze in der Stadt befindliche Militair und eine unermeßliche Volksmenge [2]). Der Tag, an welchem diese Wasserweihe geschieht, heißt Jordansfest. (*J. T. L. Danz.*)

JORDANUS, 1) ein im Jahre 1151 an den König Konrad von Teutschland geschickter päpstlicher Legat. Bernhard von Clairvaux macht in einem seiner Briefe [3]) eine gräßliche Beschreibung von ihm. Man sagt, schreibt er, daß er sich überall, wohin er gekommen, schändlich betragen, die Kirchen geplündert und die geistlichen Ämter unbärtigen Knaben übertragen habe. Die Furcht vor ihm war so groß, daß mehre Örter sich durch Geld von seinem Besuche losmachten. Er war die Fabel der Schulen, der Höfe und der Landstraßen: alle Welt hatte nur Böses und Schändliches von ihm zu erzählen; Weltliche und Geistliche, Arme und Reiche, Mönche und Kleriker nur Klagen über ihn.

2) **Jordanus**, eigentlich **Gordanus** statt **Gordianus** [4]), war der Nachfolger des heiligen Dominikus im Generalat des Dominikanerordens. Von seinem Vaterlande Niedersachsen heißt er gewöhnlich **Teutonicus de Saxonia.** Nach Einigen stammte er aus der Familie

---

1) Morgenländ. russische Kirche. S. 276. 2) Vgl. Schmid, Liturgik. III, 62 fg. 3) Epist. 290 ad Card. Hugonem, Episc. Ostiensem. 4) Die Unkenntniß der Entstehung des Namens Jordanus (Jourdan) hat Veranlassung zu der Sage gegeben, die Einige für historische Wahrheit genommen haben, daß nämlich dieser Dominikaner im gelobten Lande geboren und mit Wasser des Jordans getauft worden sei.

der Grafen von Eberstein, nach Andern derer von Dach; auf jeden Fall war er von vornehmer Geburt. Zum geistlichen Stande bestimmt, machte er seine Studien in Paris und war Baccalaureus der Theologie, als er im Jahre 1219 sich mit einem gewissen Heinrich von Cöln in den Orden des heiligen Dominikus aufnehmen ließ. Auf dem ersten Ordenscapitel, welches im Jahre 1220 zu Bologna versammelt war, zeichnete ihn der heilige Dominikus besonders aus, und er scheint keinen geringen Antheil an der auf demselben vorgenommenen Abfassung der Ordensstatuten gehabt zu haben. Nach Paris zurückgekehrt, hielt er Vorlesungen über das Evangelium des Lucas, die man mit einer ungewöhnlichen Theilnahme besuchte. Auf dem zweiten Generalcapitel des Ordens, gleichfalls zu Bologna, bei welchem er aber nicht persönlich gegenwärtig war, erhielt er das Priorat der Lombardei; als er aber auf der Reise dahin begriffen war, starb der heilige Dominikus. Fast zehn Monate blieb das generale Magisterium des Ordens unbesetzt — vom August 1221 bis zu Pfingsten 1222 —, wo das dritte Ordenscapitel zu Paris gehalten und Jordanus, obschon kaum etwas über zwei Jahre im Orden, zum Ordensmeister oder General erwählt wurde, hauptsächlich auch wol mit darum, weil man allgemein wußte, daß er ein großer Liebling des Papstes Gregorius IX. war.

In dieser Stelle zeigte er dann einen außerordentlichen Eifer, theils für die Verehrung des heiligen Dominikus, theils für die Ausbreitung und das Gedeihen des von ihm gestifteten Predigerordens. Er schrieb zu diesem Zwecke nicht nur eine Geschichte der Stiftung und der ersten Schicksale desselben, in welcher das Leben des heiligen Dominikus den meisten Raum einnahm und die Heiligsprechung desselben nicht wenig befördert hat, sondern er hielt sich auch größtentheils an denjenigen Orten auf, wo die berühmtesten Schulen waren. Daher brachte er die Fastenzeit ein Jahr um das andere in Paris und Bologna zu, und machte diese beiden Universitäten gewissermaßen zu Seminarien des Predigerordens, woraus er die Religiosen nach den verschiedenen Provinzen schickte. Wenn er in einer der beiden Städte ankam, ließ er sogleich eine große Anzahl Ordenskleider verfertigen, in dem Vertrauen, daß ihm Gott Brüder zusenden werde, und öfters traf es sich, daß sie für die sich zur Aufnahme Meldenden nicht zureichten. Als ein besonderes Verdienst um seinen Orden wird ihm auch die Errichtung einer eignen Provinz für denselben im gelobten Lande angerechnet. Er starb im Jahre 1236 auf einer Inspectionsreise in dieses Land, indem er auf dem Rückwege in der Nähe von Satalia Schiffbruch litt und mit mehren Ordensbrüdern ertrank.

Nicht blos seine Lebensbeschreiber, sondern auch Andere sind voll vom Lobe seiner ausgezeichneten Beredsamkeit. **Circa verbum Dei et praedicandi officium fuit adeo gratiosus et fervens, ut vix ei similis sit inventus. Dederat ei Dominus quandam praerogativam et gratiam specialem, non solum in praedicando, sed etiam familiariter colloquendo, ut, ubicunque et quibuscunque esset, ignitis semper abundaret eloquiis, propriis et efficacibus fulgeret exemplis, ita quod secundum conditionem cuiuscunque cuilibet loqueretur; unde omnes eius eloquia sitiebant.** So wird auch noch besonders seine große Pietät gegen die heilige Jungfrau gerühmt, die sich deswegen auch sehr dankbar gegen ihn und den Orden erwiesen hat. Er war es, der im Orden den Gebrauch einführte, nach der Completa, d. h. den Kirchengebeten und Gesängen, welche Abends nach der Vesper den Schluß des täglichen Gottesdienstes in der römischen Kirche machen, noch die Segnung Salve Regina misericordiae [5]) zu singen. Seine Schriften, die, außer dem Historischen, für unsere Zeiten ihren Werth verloren haben, sind bei Jöcher verzeichnet [6]).

3) **Jordanus Brixius**, richtiger **Bricius**, denn er stammt nicht von Brixen in Tyrol, sondern von Briey, lat. Bricum, in Lothringen. Er lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war Professor der Rechtsgelahrtheit, Consistorialadvocat und Oberrichter der Provinz Gallien (Judex major Provinciae Galliarum). Von ihm ist ein Tractat zur Vertheidigung der Papstes wahl Eugen's IV. gegen den Cardinal Dominikus von Capranica, welcher, obschon von Martin V. zum Cardinal designirt, doch von den andern Cardinälen nicht mit zur Wahl gezogen worden war. Er ist datirt vom Jahre 1433 und befindet sich in *Baluze*, Miscell. T. III. p. 303.

4) Ein anderer **Jordanus** war Bischof von Limoges und lebte im 11. Jahrhundert. Er stand an der Spitze derjenigen, welche dem ersten Bischof von Limoges, den heiligen Martialis, nur die Ehre und Würde eines Märtyrers zuerkannt wissen wollten, im Widerspruch gegen diejenigen, an deren Spitze Hugo, der Abt des Klosters zum heiligen Martialis, stand, und die den heiligen Martialis für einen Apostel erklärten, die Jordanisten aber als Ebioniten in den Ruf der Ketzerei zu bringen suchten. Als sich aber der Papst Johann XIX. für die Mönchspartei ausgesprochen und den heiligen Martialis des Titels und der Verehrung eines Apostels für würdig erklärt hatte, gab Jordanus seine Meinung auf und der heilige Martialis wurde auf einer Provinzialsynode zu Bourges [7]) förmlich und feierlich unter die Apostel aufgenommen, weil Paulus und Barnabas, obschon nicht unmittelbare Schüler von Christus, doch auch Apostel genannt wurden [8]).

5) **Jordanus von Quedlinburg**, ein Augustinermönch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hat sich besonders durch seine **Vitas Fratrum Ordinis sui**

---

5) Die ganze Segnung, die man in Erfurt, nach Einführung der Reformation im Jahre 1525, statt an die heilige Jungfrau, an den Erlöser selbst richtete, lautet so: **Salve regina misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra. Salve, ad Te clamamus exules filii Evae; ad Te suspiramus querelas et flentes in hac lacrymarum valle. Eya ergo Advocata nostra! Illos tuos misericordes oculos ad nos converte, et Jesum benedictum sanctum ventris tui nobis post exitium ostende, o clemens, o pia, o dulcis Maria!** 6) s. Acta Sanctor. d. 15. Febr. 7) *Phil. Labbe*, Biblioth. nova Msptor. II, 766 sqq. 8) s. Histoire litér. de la France. VII, 301 sq.

in 4 Büchern bekannt gemacht. Sie sind zu Rom 1587 gedruckt. Er war eine Zeit lang Lector der Theologie zu Magdeburg und gelangte von da bis zu den höchsten Ämtern seines Ordens. (*J. T. L. Danz.*)

6) Jordanus Saxo, s. Jordanus, General der Dominikaner.

7) Jordanus, mit dem Beinamen Teutonicus (der Teutsche), ein wenig bekannter und häufig mit andern Schriftstellern des Mittelalters verwechselter Geschichtschreiber des 13. Jahrhunderts, über dessen Lebensverhältnisse man nichts ganz Zuverlässiges weiß, denn bald wird Strasburg, bald Osnabrück als seine Vaterstadt angegeben. Er scheint ein Augustinermönch gewesen zu sein und zu Paris studirt, oder sich doch wenigstens längere Zeit dort aufgehalten zu haben. Aus seinem Werke selbst geht hervor, daß er zur Zeit des Kaisers Rudolf von Habsburg lebte und daß er es wahrscheinlich kurz nach dessen Tode schrieb [1]). Es führt den Titel „Chronica: qualiter romanum imperium translatum fuit in Germanos," und scheint nach der großen Anzahl der handschriftlichen Exemplare, die sich allenthalben finden, in bedeutendem Ansehen gestanden zu haben. Die Ausgaben (zuerst s. l. et a. [2]) [Romae, U. Han. c. 1475.], gr. 4., dann mit *Aud. Alciatus*, De formula romani imperii, Basil. 1559.) in S. Schard's Syntagma tractatuum de imperiali et ecclesiastica jurisdictione, Basil. 1566. F. Argent. 1609. und 1618. F. und in Goldast's Monarchia S. Romani Imperii, T. III. p. 1466—1476) stimmen nicht mit einander überein und die Herstellung eines guten Textes nach den ältesten Handschriften wäre sehr wünschenswerth. — Auch der Dominikanergeneral Jordanus (s. d. Art.) wird J. Teutonicus oder Teutonicus de Saronia genannt und ist also nicht mit diesem Chronisten zu verwechseln.

8) Ein anderer, nicht näher bekannter, Jordanus aus dem 13. Jahrhundert, von dem man nur vermuthen kann, daß er Franziskanermönch war und in Italien lebte [3]), schrieb ebenfalls ein Chronicon, welches von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1320 reicht und aus dem L. A. Muratori (in seinen Antiquitates Italicae. Tom. IV. p. 952—1034) Auszüge mittheilt. Da diese Chronik nicht unwichtig ist und Muratori bei seinen Auszügen nur Italien berücksichtigt, so wäre ein vollständiger Abdruck recht verdienstlich. Eine gute Handschrift besitzt die Bibliothek zu Bamberg. (*Ph. H. Külb.*)

JORDANUS (Thomas), geb. 1539 zu Kologwar in Siebenbürgen, studirte unter Duretus, Rondelet, Trincavella, Capivacci, Vidius, Eustacchi u. s. w. Medicin, erwarb sich zu Wien die Doctorwürde und begleitete bald darauf das Reichsheer als Feldarzt nach Ungarn. In diesem für das letztere so unglücklichen Feldzuge sammelte er die Materialien zu seiner so berühmten Schrift über das sogenannte ungarische Fieber, den zur vollen Wuth eines verheerenden Typhus gesteigerten endemischen Hagymatz (vgl. d. Art. Ungarisches Fieber, sowie d. Art. Hungarica febris in der Berl. medic. Encyklopädie [Verf. Hecker] und den zweiten Theil der „historisch-pathologischen Untersuchungen" des Unterzeichneten), den er so vortrefflich beschrieb, daß seine Schrift noch jetzt classischen Werth hat. — Im Jahre 1570 finden wir Jordanus als praktischen Arzt zu Brünn und bald darauf (1577) als Beschreiber der „Brünn'schen Krankheit," eines höchst wahrscheinlich syphilitischen Übels, welches sich zu Brünn in Folge directer contagiöser Übertragung durch Schröpfköpfe über eine große Anzahl von Personen verbreitete. (Vgl. d. Art. Syphilis, sowie des Unterzeichneten „historisch-pathologische Untersuchungen" I. S. 209.) Jordanus starb zu Brünn im Jahre 1585. Er hinterließ folgende Schriften, die sich sämmtlich durch Gelehrsamkeit und Hippokratischen Beobachtungsgeist auszeichnen: *Pestis phaenomena*, s. de iis, quae circa febrem pestilentialem adparent, exercitatio (Francof. 1576.); *Brunno-Gallicus*, s. luis novae in Moravia exortae descriptio (ib. 1577. Lips. 1580. ib. 1583.); Commentariolus de aquis medicatis Moraviae. (Francof. 1586.) Außerdem einige Streitschriften mit Joubert (s. dessen Paradoxa) und Consilia (bei Scholz). Nach Kestner (medic. Gelehrtenlexikon) hinterließ Jordanus noch ein Manuscript de aquis medicatis in genere.

(*H. Häser.*)

JORDE (St.), Villa in dem zur spanischen Provinz Palenzia gehörigen Valle de Ojeda. (*G. M. S. Fischer.*)

JORDEN (Eduard), ein englischer Arzt des 16. Jahrhunderts, geboren im Jahre 1569 zu High-Halden in der Grafschaft Kent, in Italien gebildet. Jorden prakticirte eine Zeit lang zu London, woselbst er auch Mitglied des Collegiums der Ärzte war; später zog er sich nach Bath zurück, woselbst er am 7. Januar 1633 starb. Er ist Verfasser zwei unbedeutender Schriften über Hysterie und Mineralquellen: A brief discourse of a disease called the suffocation of the mother. (Lond. 1603. 4.) A discourse of natural baths and mineral waters. (Lond. 1631. 4.) (*H. Häser.*)

JORDENS (Georg), wurde am 12. Januar 1718 zu Deventer in der holländischen Provinz Oberissel geboren. Nachdem er auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt die ersten Studien gemacht hatte, begab er sich im Jahre 1739 auf die Universität zu Utrecht, und widmete hier den einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft vier Jahre lang so anhaltenden Fleiß, daß ihm, nachdem er im Jahre 1743 zu Utrecht Doctor der Rechte geworden, bald nach der Rückkehr in seine Vaterstadt die eben erledigte Stelle eines Professors an dem vorerwähnten dortigen Gymnasium academicum 1746 übertragen ward. Bekanntlich verdankte diese Anstalt ihre erste Begründung dem berühmten, aus Deventer selbst gebürtigen, Gerhard Groote (Gerhardus Magnus), dem verdienstvollen Stifter der nützlichen Gesellschaft der Fraterherren. Sowie nun dasselbe schon im 15. und 16. Jahrhundert durch Zöglinge, wie Rudolf von Lange,

1) *C. Oudin*, Comment. de scriptoribus ecclesiasticis. Tom. III. p. 626. 2) Die von G. W. Panzer (Annal. typogr. Tom. IV. p. 147) angeführte Ausgabe s. l. et a. fol min. ist wol dieselbe. 3) *L. A. Muratori*, Antiquit Ital. Tom. IV. p. 949. Archiv der Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde, herausgeg. von G. H. Pertz. 4. Bd. (Hannov. 1824.) S. 195.

Rudolf Agricola, Moritz, Graf zu Spiegelberg, Anton Liber aus Soest, Ludwig Dringenberg aus Paderborn, Alexander Hegius u. s. w. allgemeinen Ruhm erwarb, so erhielt sich sein Ruf auch späterhin eine lange Zeit hindurch aufrecht, und neben mehren andern würdigen Männern war nun auch Jordens in der Zeit von 1746 bis 1770 bestens bemüht, fortwährend brauchbare Schüler zu ziehen. Er konnte dies um so besser, da zu Deventer nichts von dem gefährlichen Einfluß der Jesuiten auf das Schulwesen zu spüren war, welcher in der Nähe herum, wie z. B. an der Schule und Universität zu Munster seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, so viele Rückschritte im Schul- und Erziehungswesen herbeiführte. Die Unterrichtsgegenstände, denen Jordens beim Gymnasium academicum seiner Vaterstadt sich widmete, betrafen zwar im Allgemeinen die Humanitatswissenschaften überhaupt, bezogen sich aber doch namentlich mit auf die Jurisprudenz, weil die Anstalt ihres akademischen Zuschnitts wegen einige Facultätswissenschaften mit in den Bereich ihres Unterrichtsgebietes zu ziehen pflegte. Gelegenheit dazu, den praktischen Gesichtspunkt der Jurisprudenz kennen zu lernen, erhielt Jordens zum Besten seines Lehramtes namentlich dadurch, daß eine alte Rechtsgewohnheit seiner Vaterstadt ihm Anlaß zum Rechtsprechen gab. Es bestand nämlich damals in der Umgegend von Deventer noch der alte Gebrauch, bei Civilstreitigkeiten, deren Object den Werth von 50 Goldgülden niederländischer Währung (30 Thaler nach unserem Gelde) überstieg, die Acten in Gegenwart der Parteien versiegelt und an einen, oder in wichtigeren Fällen an zwei unparteiische Rechtsgelehrte, die in der Provinz Oberissel wohnen und akademisch graduirt sein mußten, zum Verspruch Rechtens einzusenden, worauf denn diese Rechtsgelehrten ihr mit Gründen zu unterstützendes Gutachten versiegelt wieder an den Richter zurückzusenden hatten, welcher es dann in Gegenwart der Parteien zu eröffnen und als gültiges Urtheil ihnen zu publiciren hatte *). Jordens nun nahm an dieser Art von Dikasterialthätigkeit in der Periode von 1750—1770 lebhaften Antheil und vermochte also auch als Lehrer der Rechtswissenschaft deren praktische Bedeutung gleich ihrem theoretischen Gehalte genau in Anschlag zu bringen, was er bis zu seinem am 17. April 1771 erfolgenden Tode mit Eifer und Ausdauer that †).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

JÖRDENS. 1) **Christian Friedrich**, geboren am 24. August 1725 zu Hof im Baireuthischen, wo sein Vater Christian Friedrich Jördens Stadtphysikus war, besuchte die Lehranstalten seines Geburtsorts und studirte sodann zu Leipzig und Erlangen Medicin. Auf der zuletzt genannten Hochschule erwarb er sich die Doctorwürde durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de pathologia dolorum gravidarum, parturientium et puerperarum. (Erlangae. 1750. 4.) Zu seiner höhern wissenschaftlichen Ausbildung besuchte er noch die Universität Strasburg. Nach der Rückkehr in seine Heimath ward er 1754 Stadtphysikus zu Hof und 1758 Scholarch des dortigen Gymnasiums. Er starb am 13. Januar 1791, als praktischer Arzt und als Schriftsteller, besonders durch die ursprünglich von seinem Vater (Hof 1739.) herausgegebene, doch von ihm gänzlich umgearbeitete und vermehrte Schrift: Kern der Chirurgie, oder gründliche, deutliche und vollständige Anweisung zur Wundarzneikunst [1]). Außerdem lieferte er einige Beiträge zu Baldinger's neuem Magazin für Ärzte: Gutachten über die Historia morbi [2]); Zweites Schreiben über denselben Gegenstand [3]) u. a. m. Eine von Weitershausen herausgegebene Schrift über die Gesundbrunnen zu Steben und Langenau (1787. S. 87—105) enthält Bemerkungen von Jördens über die Eigenschaften, den Nutzen und Gebrauch jener Mineralquellen [4]).

2) **Johann Heinrich**, geboren am 13. October 1764 zu Hof im Baireuthischen, verdankte den Lehranstalten seiner Vaterstadt die erste wissenschaftliche Bildung. Ein rastloser Fleiß unterstützte seine Geistesanlagen, die sich in frühem Alter entwickelten. Mit gründlichen Elementarkenntnissen bezog er 1782 die Universität Leipzig. Aus Neigung widmete er sich dort dem Studium der Medicin. Auch die Naturwissenschaften betrieb er mit Eifer. In Jena, wohin er sich 1783 begab, gewann vor allen Loder einen entschiedenen Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung und auf die Erweiterung seiner Kenntnisse, besonders in der Anatomie und Chirurgie. Zum praktischen Arzte bildete er sich durch einen längern Aufenthalt in Berlin, Dresden und Freiberg. Von da besuchte er Strasburg, Rouen und Paris. Mit Nutzen besuchte er die Hörsäle der dortigen Professoren und bildete sich in ihrem Umgange. Nach seiner Heimkehr erhielt er zu Erlangen die medicinische Doctorwürde durch öffentliche Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de vitiis pelvis muliebris ratione partus (Erlangae 1787. 4. [5]). Er begab sich hierauf in seine Vaterstadt Hof, wo er seitdem als ausübender Arzt eine ausgebreitete Praxis erhielt. Er übernahm zugleich den Unterricht der Hebammen, für die er auch ein brauchbares Werk schrieb [6]). Nützlich in seinem Beruf, fehlte es ihm nicht an äußern Aus-

*) Vgl. Joh. M. Afffrung, Briefe über die vereinigten Niederlande. (Ulm 1787.) S. 397 fg. †) Vortheilhaft bekannt ist er durch zwei Dissertationen De legitimatione (Utrecht 1742. 1743.); sie sind auch von Daniel Fellenberg in die von ihm herausgegebene Sammlung selten gewordener kleiner juristischer Monographien, welche er Jurisprudentia antiqua (2 Bde. 4.) betitelt hat, aufgenommen und zwar in den 2. Bd. (Bern 1761.) Vgl. Biographie univers. T. XXII. p. 6. 7. (*R.*)

1) Hof 1786—1789. 4 Bde. s. Allgem. teutsche Biblioth. 86. Bd. 2. St. S. 105 fg. 95. Bd. 2. St. S. 424 fg. 116. Bd. 2. St. S. 374. 2) 1783. 5. Bd. 5. St. S. 484 fg. 3) 1784. 6. Bd. 3. St. S. 248 fg. 4) Vgl. Rötger's Nekrolog. 1. St. S. 87 fg. Fikenscher's gel. Baireuth. 4. Bd. S. 397 fg. Baader's Lexikon verstorbn. Bairischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 258. Den Leipziger allgem. literär. Anzeiger. 1800. S. 447 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbn. teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 289. 5) Auch gedruckt im 2. Bande von Schlegel's Sylloge operum minorum ad artem obstetriciam spectantium. (Lipsiae 1796.) 6) Selbstbelehrung für Hebammen, für Schwangere und Mütter; ein nützliches und nöthiges Handbuch für alle Entbindungs- und Wochnerinnenstuben. (Berlin 1797.) Vgl. Göttinger gel. Zeit. 1797. III. S. 1445. Jenaische Lit. Zeit. 1798. IV. S. 754 fg.

zeichnungen. Die mineralogische Societät zu Jena und die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt nahmen ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder auf, jene im Jahre 1798, diese 1801. Auch erhielt er den Charakter eines königlich preußischen Hofraths. Er starb am 24. December 1813.

Mit einem sanften, wohlwollenden Charakter vereinigte er eine rastlose Thätigkeit und gründliche Kenntnisse in seinem Fache. Auch als Schriftsteller hatte er sich schon früh nicht unvortheilhaft bekannt gemacht, besonders durch seinen Hausarzt[7]). Er schrieb außerdem eine Art von Makrobiotik[8]) und eine Entomologie und Helminthologie des menschlichen Körpers[9]). Aus seinen naturhistorischen Studien, die er in Mußestunden eifrig betrieb, ging seine Geschichte der kleinen Fichtenraupe hervor[10]). Zahlreiche und wichtige Beiträge lieferte er vorzüglich zu Hufeland's Journal der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst, unter andern: Krankengeschichte und Leichenöffnung einer an der Wassersucht der rechten Tuba, des linken Ovariums und der sich dazu gesellten Brustwassersucht gestorbenen Dame[11]); Einige Bemerkungen über Samenverlust und dessen Behandlung[12]); Glückliche Heilung eines Rasenden durch eine kleine chirurgische Operation[13]); Etwas zur Diagnose und Heilung der Hämorrhoiden[14]); Beispiel der Tödtlichkeit venerischer Geschwüre[15]); Gefahren der blos örtlichen Behandlung venerischer Zufälle[16]); Über einige Arten der Unfruchtbarkeit[17]); Schnupfen, Heiserkeit und Husten, oder das einfache Katharralfieber[18]); Versuch einer medicinischen Topographie der Stadt Hof[19]); Über den Scirrhus und das Carcinoma der innern weiblichen Geburtstheile[20]); Beitrag zu den Beobachtungen über verlarvte venerische Krankheiten und ihre Entwicklungsarten und Verheerungen[21]); Beobachtung und Abbildung einer monströsen Anschwellung der Brüste in der Schwangerschaft[22]); Beispiellose und räthselhafte Dauer einer Leibesverstopfung[23]); Über den Nutzen der mineralsauren Mittel in verschiedenen Krankheiten[24]); Über die Schlaflosigkeit[25]); Über verschiedene pathologische Erscheinungen, welche das gestörte Ausdünstungsgeschäft zur Folge hat[26]) u. a. m. Auch Loder's Journal für Chirurgie enthält von Jördens mehre Abhandlungen: Beispiele von einer besondern, mit dem Zeugungsvermögen bestehenden Deformität des männlichen Gliedes[27]); Einige Bemerkungen über diejenigen Blutflüsse in der Schwangerschaft, welche von einem Vorfalle der Gebärmutter abhängen[28]) u. a. m. In Arnemann's Magazin für die Wundarzneiwissenschaft (Göttingen 1798. S. 1 fg.) theilte Jördens interessante Bemerkungen über die äußerliche Behandlung der Geschwüre mit und den Gebrauch empirischer Heilmittel bei denselben. Ebendaselbst (S. 137 fg.) beschrieb er eine sehr wirksame Augensalbe und die Heilung derjenigen Ptosis, die nach langwierigen feuchten Augenentzündungen zurückzubleiben pflegt[29]).

3) Karl Heinrich, geboren am 24. April 1757 zu Fienstädt in der Grafschaft Mansfeld, verdankte den ersten Unterricht seinem Vater, Heinrich Andreas Jördens, der dort Rector war und späterhin eine gleiche Stelle zu Dassel im Stifte Hildesheim begleitete. Durch Fleiß und Talent zeichnete sich Jördens in seinen Schuljahren aus. Er hatte sich gründliche Vorkenntnisse, besonders in den alten Sprachen, erworben, als er in seinem 16. Jahre (1773) die Universität Halle bezog. Bis zum Jahre 1776 studirte er dort Theologie und Philologie, beschäftigte sich jedoch aus Neigung auch viel mit den schönen Wissenschaften. Er ging hierauf nach Berlin, wo er bis zum Jahre 1778 eine Hauslehrerstelle bekleidete. Um diese Zeit ward er Lehrer an dem Schindler'schen Waisenhause in Berlin. In den Jahren 1784—1790 verwaltete er das Subrectorat an den dortigen cölnischen Schulen. Während seines Aufenthaltes in Berlin stand er mit mehren dortigen Gelehrten in Verbindung. Am innigsten schloß er sich an Ramler an, dem er auch späterhin ein biographisches Denkmal setzte[30]). Durch den genannten Dichter angeregt, entstanden seine ersten schriftstellerischen Versuche, eine Übersetzung von den Oden des Horaz[31]) und von Virgil's Eklogen[32]). Auch edirte er mehre griechische und römische Classiker[33]), und gab einzelne Ge-

7) Der Hausarzt in gefahrvollen und schmerzhaften Zufällen, nebst einer Anweisung zur klugen Behandlung solcher Krankheiten, die durch unvorsichtige Selbsthilfe gefährlich werden können. (Hof 1789.) s. Allgem. teutsche Biblioth. 96. Bd. 1. St. S. 83 fg. Jenaische Literat.-Zeit. 1789. IV. S. 462 fg. Oberteutsche Zeitung. 1791. I. S. 940. 8) Über die menschliche Natur oder die Mittel, ein hohes Alter zu erreichen; zu früher Beherzigung der studirenden Jugend und aller Personen, welche ein sitzendes Leben führen. Mit anatomischen und physiologischen Abbildungen. (Leipzig 1797.) 2 Bde. s. Neue Allgem. teutsche Biblioth. 42. Bd. 2. St. S. 299 fg. 9) Oder Beschreibung und Abbildung der Bewohner und Feinde des menschlichen Körpers unter den Insekten und Würmern. (Hof 1801, 1802.) 2 Bde. Mit 22 colorirten Kpfrn. 10) Oder der Larve von der Phalaena Monacha *Linn.*, nebst einem Beitrage zur Berichtigung der Ausrottungsmittel dieser Waldverheererin. (Hof 1798. 4.) Mit 1 color. Kupfertafel. s. Jenaische Lit.-Zeit. 1798. IV. S. 623 fg. Gothaische gel. Zeit. 1798. II. S. 633 fg. Oberteutsche Lit. Zeit. 1799. II, 1189. 11) 1796. 2. Bd. S. 119 fg. 12) 1797. 4. Bd. S. 212 fg. 13) 1797. 4. Bd. S. 234 fg. 14) 1797. 4. Bd. S. 228 fg. 15) 1797. 4. Bd. S. 826 fg. 16) 1797. 4. Bd. S. 828 fg. 17) 1798. 5. Bd. S. 652 fg. 18) 1798. 6. Bd. S. 423 fg. 19) 1798. 6. Bd. S. 830 fg. 20) 1800. 9. Bd. S. 140 fg. 21) 1800. 10. Bd. 2. St. S. 3 fg. 3. St. S. 73 fg. 22) 1801. 13. Bd. S. 82 fg.

23) 1801. 13. Bd. S. 139 fg. 24) 1802. 14. Bd. S. 1 fg. 25) 1803. 17. Bd. S. 1 fg. 26) 1804. 9. Bd. 1. St. 27) 1797. 1. Bd. 4. St. S. 675—678. 28) 1798. 2. Bd. 1. St. S. 131—138. 29) Vgl. Fikenscher's gel. Baireuth. 4. Bd. S. 401 fg. 11. Bd. S. 61. Baader's Lexikon verstorbn. Bairischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 113 fg. Meusel's gel. Teutschl. 3. Bd. S. 546. 10. Bd. S. 32. 14. Bd. S. 239. 18. Bd. S. 272. 30) Kurze Nachricht von K. W. Ramler's Leben und Schriften, in dem Berliner Musenalmanach für d. J. 1791. S. 161—176. 31) Berlin 1781. Erstes und zweites Buch. Späterhin fügte Jördens noch das dritte und vierte hinzu. Berlin 1787 (eigentlich 1786). Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1787. 4. Bd. S. 462 fg. Allgem. teutsche Bibl. 1788. 2. Bd. S. 543 fg. 32) Berlin 1782. 33) *Virgilii Maronis* Bucolica. (Berol. 1782.) *C. C. Taciti* de situ, moribus et populis Germaniae libellus. (Ibid. 1783.) *Phaedri* Fabulae selectae. (Ibid. 1788.) (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 3. Bd. S. 711 fg. 1791. 3. Bd.

dichtsammlungen zum Gebrauche der Jugend heraus [34]). Das Jahr 1792 führte ihn nach Bunzlau in Schlesien. Er ward Inspector und Condirector an der dortigen Waisen- und Schulanstalt. 1796 erhielt er einen Ruf nach Lauban. Das Rectorat an dem dortigen Lyceum bekleidete er mit gewissenhafter Berufstreue bis zum Jahre 1825. Er ward um diese Zeit in den Ruhestand versetzt. Seine irdische Laufbahn beschloß er am 6. Dec. 1835 im 79. Lebensjahre. Er hinterließ eine nicht unbeträchtliche und auserlesene Bibliothek, die ihm bei seinen mannichfachen literarischen Arbeiten wesentliche Dienste geleistet hatte. Am wenigsten eignete er sich durch seine Naturanlagen zum Dichter. Dennoch wagte er, besonders während seines Aufenthaltes in Berlin, durch Ramler's Beispiel verführt, mehre poetische Versuche, die sich nicht über das Mittelmäßige erhoben. Gedruckt wurden sie in Müchler's lehrreichen Nebenstunden beiderlei Geschlechts und in den von Jördens selbst herausgegebenen berliner Musenalmanachen für 1791 und 1792. Ein gewisser Pedantismus, der in seiner Natur und seinem ganzen Wesen lag, war den Musen nicht günstig. Größere und unbestreitbarere Verdienste erwarb sich Jördens als Literator, besonders als Bibliograph, durch gründliche Kenntnisse und eisernen Fleiß. Davon gab er die unzweideutigsten Beweise in seinem, in mehrfacher Hinsicht schätzbaren, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten [35]), einem umfassenden Werke, das, wenigstens in Bezug auf die bibliographischen Notizen, bisher noch nicht übertroffen worden ist. Nach seinen eignen Äußerungen fühlte er die mannichfachen Schwierigkeiten und das Gewagte, ein Werk von solchem Umfange zu schreiben, wie er es beabsichtigte. „Dennoch," schrieb er in der aus Lauban vom 10. Dec. 1805 datirten Vorrede, „dennoch ließ ich mich nicht zurückschrecken, da ich einmal von der Nützlichkeit, und, ich mag wol hinzusetzen, von der Nothwendigkeit eines solchen Werkes für unser jetziges Zeitalter überzeugt zu sein glaubte. Ich rechnete darauf, daß, wenn man nur im Ganzen Bekanntschaft mit unserer Literatur und sorgsamen Fleiß nicht vermissen würde, man auch meine Arbeit mit eben der billigen Schonung aufnehmen werde, die man sonst gern demjenigen zu Theil werden läßt, der etwas Nützliches, das zumal mit nicht geringer Arbeit verbunden ist, zuerst unternimmt, und Andern dadurch für die Zukunft gewissermaßen die Bahn bricht. Jetzt erwarte ich nun, ob man mir das Erstere zugestehen kann, um mich der letztern nicht unwerth zu finden. Unendlich leichter würde es freilich gewesen sein, mit Hilfe des einen und andern unserer wohlbekannten Literaturwerke, z. B. der Arbeiten von Jöcher und Adelung, des Koch'schen Compendiums, des Meusel'schen gelehrten Teutschlands, des Todtenlexikons von ebendemselben u. s. w., einige kurze Notizen von den Schriftstellern zu geben und sodann die etwa vorgefundenen Schriftenverzeichnisse derselben in treuer Abschrift nachfolgen zu lassen. Ich habe indessen weiter gehen wollen. Ich habe aus den ältern sowol, als aus den mittlern und neuern, ja, so mislich dies schien, selbst aus der neuesten Zeitperiode unserer Literatur auswählen; ich habe, was man über einen Schriftsteller zu wissen mit Recht begehren konnte, möglichst zusammenreihen; ich habe beim Gebrauche der vorhandenen Hilfsmittel Andern in ihren Nachrichten und Urtheilen nicht auf das Wort glauben, sondern, soweit meine Lage es verstattete, mit eignen Augen sehen, und, soweit meine Kraft nur reichte, selbst prüfen wollen. In magnis voluisse sat est, ist ein bekannter Ausspruch. — Ich müßte weit weniger wissen, als ich es zu wissen glaube, was man für Foderungen an mich thun, worüber man mich in Anspruch nehmen könnte, wenn ich mein Werk für etwas anderes, als einen bloßen Versuch eines solchen Lexikons, als höchstens für die erste Grundlage desselben ausgeben wollte. Sollte indessen meine Arbeit so glücklich sein, den Beifall des Publicums zu gewinnen, sollte ich es jemals erleben, daß ein zweiter Abdruck derselben erfoderlich würde, so darf man es sicher erwarten, sie alsdann aus meinen Händen in einer bessern, vollkommnern Gestalt zu erhalten. Jetzt habe ich, bei meinen vielfältigen Amtsgeschäften, nichts weiter thun können, als die seit einer nicht unbeträchtlichen Reihe von Jahren gesammelten Materialien zusammen zu ordnen."

Eine so rühmliche Bescheidenheit verdiente die förderliche Aufnahme, welche das genannte Werk im Allgemeinen fand. Unter den vorhin erwähnten öffentlichen Anzeigen und Beurtheilungen lauteten die meisten günstig und ermunternd. Nur der Satyriker Falk unternahm in seiner Zeitschrift „Elysium und Tartarus" (Weimar 1806)

S. 460 fg.) *Plutarchi* Vitae parallelae. (Berol. 1788.) Editio nova, cura *J. N. Ch. Barby*. (Ibid. 1797. 8. maj.) (Vgl. Allgem. teutsche Biblioth. 1787. 1. Bd. S. 284 fg. Goth. gel. Zeit. 1788. 1. Bd. S. 374 fg. Nürnberger gel. Zeit. 1788. S. 254 fg.) Anakreon's Lieder, griechisch, mit einem vollständigen griechisch-teutschen Wortregister, für Schulen. (Berlin 1789.) (Vgl. Allgem. teutsche Biblioth. 100. Bd. 2. St. S. 540 fg. Gothaische gel. Zeit. 1789. 2. Bd. S. 493 fg.) *Apollodori* Bibliotheca; mit einem vollständigen griechisch-teutschen Wortregister. (Berlin 1789.) (Vgl. Allgem. Lit. Zeit. 1789. 3. Bd. S. 619 fg. Allgem. teutsche Biblioth. 1790. 1. Bd. S. 259 fg.) *M. T. Ciceronis* de officiis L. III. (Berol. 1790. *Eutropii* Breviarium Historiae Romanae. (Ibid. 1791.) u. a. m.

34) Auserlesene Fabeln und Erzählungen von Gellert, Gleim und Hagedorn, für die Jugend. (Berlin 1788.) (Vgl. Nürnberger gel. Zeit. 1788. S. 352 fg.) Blumenlese teutscher Sinngedichte. (Berlin 1789—1791.) [eigentlich 1790.] 2 Bde. (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1792. 1. Bd. S. 419 fg. Neue Biblioth. d. schön. Wissensch. 45. Bd. 2. St. S. 255 fg.) Originaldialogen und Erzählungen der Teutschen. (Berlin 1789, 1790.) 2 Bdchn. (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 2. Bd. S. 567 fg. Allgem. teutsche Biblioth. 1793. 1. Bd. S. 158 fg. 1798. 1. Bd. S. 172 fg.) Epigrammenlese, oder Sammlung von Sinngedichten aus den vorzüglichsten ältern und neuern Epigrammatisten der Teutschen; nebst einem Anhange über das Epigramm. (Berlin 1789.) (Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1791. 1. Bd. S. 707 fg. Allgem. teutsche Biblioth. 1790. 1. Bd. S. 155 fg.) 35) Leipzig 1805—1811. 6 Bde. (Vgl. Lausitzisches Magazin. 1806. 1. Bd. S. 346 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1807. 1. Bd. S. 213 fg. Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1807. 2. Bd. S. 609 fg. Intell.-Bl. z. Leipz. Lit.-Zeit. 1807. Nr. 51. S. 817 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1807. 3. Bd. S. 1376 fg. Lausitzisches Magazin. 1808. 1. Bd. S. 241 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1809. 3. Bd. S. 1799 fg. 1810. 3. Bd. S. 1821 fg.)

einige groteske Streifzüge mit Jördens. Am empfindlichsten kränkte diesen indessen eine von B. J. Docen verfaßte Beurtheilung seines Dichterlexikons [36]), die dasselbe als ein flüchtig gearbeitetes, unvollständiges und völlig unbrauchbares Werk, und den Verfasser desselben sogar als einen Plagiarius bezeichnete. „Diese Beurtheilung meines Werkes," äußerte Jördens selbst, „ist von der Art, daß ich, da meine literarische Ehre mir nicht weniger am Herzen liegt, als meine bürgerliche, unmöglich dazu schweigen kann, indem ich mir vollkommen bewußt bin, bei allen von mir selbst zugestandenen jetzigen Mängeln und Unvollkommenheiten meines Buches, eine solche Herabwürdigung nicht verdient zu haben. — Ich finde keinen Gefallen an gelehrten Kämpfen, sondern liebe den Frieden. Hätte man auf gerechte Weise mein Buch getadelt, selbst wenn es mit aller Strenge geschehen wäre (obwol ich nach meinen eignen Äußerungen in der Vorrede zum ersten Bande auf billige Schonung Anspruch machen zu dürfen glaubte), so würde ich diesen Tadel aufgenommen haben, wie ihn jeder Schriftsteller aufnehmen muß, dem es um Vervollkommnung seiner selbst und seiner Arbeit zu thun ist, und dem Recensenten meinen Dank, nicht nur im Herzen, sondern mit Vergnügen auch öffentlich bezeigt haben." In der von ihm öffentlich bekannt gemachten Apotheose jener Recension zeigte Jördens eine größere Reizbarkeit, als sie sich von einem Manne erwarten ließ, der, nach seinem eignen Geständnisse, „die Ruhe und den goldnen Frieden liebte." Eine ähnliche Stimmung herrscht in einem aus Lauban vom 3. Febr. 1808 datirten Briefe an die Redaction der Allgemeinen Halle'schen Literaturzeitung, die der Ankündigung der obenerwähnten Apotheose den Abdruck verweigert hatte. Am ausführlichsten vertheidigte Jördens sein Werk gegen die ihm vorgerückten Mängel in der Vorrede zum dritten Bande seines Lexikons, wo man auch seine Apotheose abgedruckt findet. In halb muthloser Stimmung äußerte er dort: „Ich wünschte bei Zeiten zu erfahren, ob man die halle'sche Recension für gerecht halten kann und wird, oder nicht. Sollte das Erstere sein, so bedarf das Publicum des vierten Bandes meines Lexikons nicht, und noch weniger der verschiedentlich von mir gefoderten Supplemente. Ich bin nicht Willens, demselben mit saurer Anstrengung etwas zu liefern, was eine solche Herabwürdigung verdient." Der Muth kehrte ihm jedoch wieder zur Fortsetzung und Beendigung seines Werkes. Der darauf verwandte Fleiß und das gründliche Quellenstudium, das dem Literaten schätzbar bleiben muß, lassen bedauern, daß jenes Lexikon an einer ungemeinen Schwerfälligkeit und Breite des Styls leidet. Durch eine Überhäufung von bibliographischen Notizen wuchs das Werk zu einem sehr bedeutenden Umfange an, und schreckte dadurch einen großen Theil des Publicums zurück, statt ihn anzulocken. Nur wenige Schriftsteller haben gleichwol die ihnen zu Gebote stehenden literarischen Hilfsmittel mit gleichem Fleiße und gleicher Umsicht benutzt.

Verwandten Inhalts mit jenem Werke war ein anderes, das Jördens einige Jahre nachher unter dem Titel: Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten teutschen Dichter und Prosaisten erscheinen ließ [37]). Die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkes gab ihm sein Dichterlexikon, dessen Ausarbeitung ihn, nach seinem eignen Geständnisse, genöthigt hatte, Alles, was nur über jene Schriftsteller in biographischer oder literarischer Hinsicht geschrieben und ihm irgend zugänglich war, durchzulesen. „Es konnte," sagt Jördens, „nicht fehlen, daß mir auf diesem Wege manche interessante Merkwürdigkeit, mancher treffliche Charakterzug, manche angenehme und witzige Anekdote aus dem Leben derselben entgegenkam, deren Wiedererzählung sich indessen nicht für das Lexikon eignete. Es schien mir eine besondere Sammlung solcher Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten für das gebildetere Publicum nicht ohne Unterhaltung und Nutzen zu sein, und ich faßte daher den Entschluß zur Herausgabe einer solchen Sammlung."

Auch in einzelnen Programmen lieferte Jördens, selbst noch in spätern Jahren, schätzbare biographische und bibliographische Notizen [38]). In andern beschäftigte er sich mit Gegenständen der Pädagogik [39]). Mit den vorzüglichsten teutschen Übersetzungen und Nachahmungen gab er *Owenii* Epigrammata selecta heraus [40]), und zu Görlitz 1817 eine zweibändige Sammlung der travestirten Oden und Epoden des Horaz [41]). (*Heinrich Döring.*)

JÖRDENSDORF, ein Domanialdorf und Kirch-

36) In der Halle'schen Allgem. Lit.-Zeit. 1807. Nr. 232 und 233.

37) Leipzig 1812. 2 Bde. (Vgl. Jenaische Allgem. Lit.-Zeit. 1813. 4. Bd. S. 231 fg. 38) Vorläufige Lebensbeschreibung der Dichterin Anna Luise Karschin, in dem Berliner Musenalmanach für 1792. S. 163—186. (Ein eigenhändiger Aufsatz der Dichterin, mit Zusätzen von Jördens.) Einiges über den zu Lauban 1737 geborenen und 1805 zu Berlin verstorbenen Dichter G. W. Burmann. (Lauban 1805. 4.) Erinnerungen an den Verfasser des Liedes: Befiehl du deine Wege. (Ebend. 1814, 1815.) 2 Stücke. 4. Erinnerungen an J. Agricola, genannt Eisleben. (Ebend. 1820—1823.) 6 Stücke. 4. Über Leben und Charakter des Apostels Paulus. (Ebend. 1822.) 2 Stücke. 4. Erinnerungen an Hans Sachs, ehemaligen Schuhmacher und Meistersänger in Nürnberg. (Ebend. 1824, 1825.) 2 Stücke. 4. u. a. m. 39) Pr. Commendatio laboris scholastici. (Laub. 1796. 4.) Einige Gedanken über die Bildung des Herzens junger Leute auf Schulen. (Ebend. 1796. 4.) Sollen auch teutsche Schriftsteller auf Schulen gelesen und erklärt werden? (Ebend. 1797. 4.) Etwas über die Verteutschung der alten classischen Schriftsteller in Schulen. (Ebend. 1798, 1799.) 2 Stücke. 4. Laubanische Schulsachen. (Ebend. 1805—1813.) 9 Stücke. 10. Stück. (Ebendas. 1823. 4.) Nachrichten von der gegenwärtigen Verfassung der laubanischen Currende. (Ebend. 1811—1815.) 4 Stücke. 4. 40) Leipzig 1813. (Vgl. Leipziger Lit.-Zeit. 1813. 2. Bd. S. 1952 fg. Göttinger gel. Anzeigen. 1814. 1. Bd. S. 72 fg. 41) Vgl. Otto's Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. S. 236 fg. Supplementband von J. D. Schulze. S. 192 fg. Nachtrag zu den Büsten von berliner Gelehrten. (1792.) S. 113 fg. Meusel's gel. Teutschl. 3. Bd. S. 547 fg. 10. Bd. S. 33. 11. Bd. S. 401 fg. 14. Bd. S. 239 fg. 18. Bd. S. 272. 23. Bd. S. 48. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. XIII. Jahrg. 2. Th. S. 1284 fg.

spiel des großherzoglich mecklenburg-schwerinischen Amtes Dargun. (*Rüder.*)

Jordur, s. Hertha.

JORE (Claude François), ein französischer Buchdrucker und Verleger zu Rouen, der durch das Unglück, welches ihm durch die Herausgabe einer Schrift Voltaire's widerfuhr, bekannt geworden ist. Er machte im Jahre 1730 die Bekanntschaft Voltaire's und druckte im folgenden Jahre dessen Lettres philosophiques. Obschon er, aus Furcht vor den Folgen des Bekanntwerdens dieser Briefe, alle Exemplare bis auf sehr wenige verbarg, so wurden sie doch im Jahre 1734 nachgedruckt. Jore wurde in die Bastille gesperrt. Als er nachwies, daß er der Drucker dieser Ausgabe nicht sein konne, ließ man ihn zwar frei, entzog ihm aber, da man bei der Haussuchung die frühere Ausgabe bei ihm fand, das Privilegium als Buchdrucker und Buchhändler. Voll Verzweiflung fiel er nun über Voltaire her und maß diesem in dem „Mémoire contre le sieur Fr.-M. de Voltaire" (1736.), alle Schuld bei. Später bereute er aber sein Unrecht, wie aus mehren Briefen, die er an Voltaire schrieb und die sich bei Condorcet's Biographie Voltaire's befinden, erhellt, und ging nach Italien, wo er sich zu Mailand aufhielt und Unterricht in der französischen Sprache gab. Voltaire unterstützte ihn durch eine Pension. Er lebte noch im Jahre 1773 zu Mailand. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. In dem gut geschriebenen Romane „Les aventures portugaises" (Braganee [Paris] 1756.) 2 Voll. 12. erzählt er unter erdichteten Namen sein Schicksal. Man schreibt ihm auch einigen Antheil an den berüchtigten „Volteriana ou Eloges amphigouriques de Fr.-M. Arrouet, sieur de Voltaire" (1748) zu, aber wol mit Unrecht *). Sein Sohn hat sich in der neueren Zeit durch einige Vaudevilles, die er gemeinschaftlich mit P. G. A. Bonel arbeitete, als dramatischer Dichter bekannt gemacht.

(*Ph. H. Külb.*)

Jorena *Adans.*, s. Suriana.

Jorge, 1) Biographie, s. Georg. 2) Geographie St. Jorge, 1) s. Georg im Art. Bermudas; 2) Bahia de San Jorge, Bai an der Ostküste von Patagonien, s. unt. Patagonien.

JORGE JUAN Y SANTACILIA, am bekanntesten unter dem Namen Don Jorge Juan, ein geschickter spanischer Mathematiker und Nautiker, wurde geboren zu Orihuela im Königreiche Valencia im Jahre 1712. Als er das 15. Jahr erreicht hatte, trat er in Dienst bei der königlichen Gardemarine und studirte in der Schule dieses Corps zu Carthagena. Sein Fleiß und seine schnellen Fortschritte, besonders in den mathematischen Wissenschaften, zeichneten ihn schon dort so sehr aus, daß er von seinen Mitschülern ihr Euklides genannt wurde. Er war kaum 23 Jahre alt, als ihm seine Regierung das Commando einer Corvette anvertraute, mit welcher er mehre Reisen nach Amerika machte. Bald machte er sich auch durch Schriften über nautische und astronomische Gegenstände rühmlich bekannt, wodurch der berühmte Don Antonio de Ulloa veranlaßt wurde, ihn im Jahre 1735 zu seinem Begleiter auf der Reise nach Peru zu wählen. Diese in Verbindung mit den französischen Gelehrten Bouguer, la Condamine und Godin unternommene Reise hatte bekanntlich die Messung eines Meridiangrades in der Nähe des Äquators zum Zwecke (vgl. die Artikel Bouguer und Condamine). Der junge Santacilia leistete hierbei sehr nützliche Dienste, namentlich bei den barometrischen Höhenmessungen. Nach seiner Rückkehr nach Spanien wurde er zum Schiffscapitain ernannt und avancirte im Jahre 1748 zum Escadrechef. Im Jahre 1753 wurde er Commandant bei der Gardemarine und wandte jetzt seine meiste Sorgfalt auf Verbesserung der Schiffswerfte, von denen sich besonders die zu Carthagena und zu Cadir unter seiner Verwaltung sehr hoben. Von seinem Könige geliebt und vielfältig ausgezeichnet, starb Don Jorge Juan zu Cadir den 21. Juni 1774. Das berühmteste Werk Don Jorge's ist sein Examen maritimo theorico-practico, o tratado de mechanica applicado a la construccion, conocimiento y manejo de los navios y demas embarcaciones (Madrid 1771. 2 Bde. 4.), welches in dem vierten Bande (p. 491 sq.) der neuen Ausgabe von *Montucla*, Hist. des Mathématiques (achevé et publié p. *Jér. de la Lande* 1802) als das vollständigste und beste Werk über Schiffbau und Schiffahrt gepriesen wird. Montucla [oder De la Lande] sagt (a. a. O. p. 498), daß Don Gabriel Ciscar eine zweite *) sehr vermehrte Ausgabe des Examen etc. unternommen habe, deren erster Band im Jahre 1793 zu Madrid in gr. 4. erschienen und die auf wenigstens 4 Bände berechnet gewesen sei. Ob und wann die folgenden Bände dieser Ausgabe erschienen sind, ist mir unbekannt. Eine französische Übersetzung der ältern Ausgabe wurde von Levêque mit Anmerkungen und Zusätzen zu Nantes (2 Bde. in 4.), zu Folge der Angabe Murhard's schon im Jahre 1771, zu Folge Bocous' in der Biogr. univ. (T. XXII. p. 87) erst 1783, herausgegeben. — Eine Sammlung der von Don Jorge Juan und Don Antonio Ulloa in Peru angestellten physischen und astronomischen Beobachtungen erschien zu Madrid 1748, neu aufgelegt 1773, und in französischer Übersetzung von Mauvillon zu Amsterdam 1752 in 2 Bdn. 4. Eine gleichfalls von Ulloa und Jorge Juan gemeinschaftlich ausgearbeitete historische und geographische Abhandlung über den zur Demarcationslinie zwischen den spanischen und portugiesischen Besitzungen (in Amerika) festgestellten Meridian erschien zu Madrid 1749 und in französischer Übersetzung zu Paris 1776. — Don Jorge Juan war Mitglied der londoner royal society, der berliner Akademie der Wissenschaften und Correspondent der pariser Akademie.

(*Gartz.*)

*) Biographie universelle. Tom. XXII. p. 7.

*) oder vielmehr dritte, da nach Murhard's Literatur der mathemat. Wissensch. 4. Bd. 2. Abth. S. 72 bereits im Jahre 1780 eine zweite Ausgabe erschienen war.

JÖRGE, gräflich von Brabeckischer Kupferhammer an der Innerste bei Dörnten im hildesheimischen Amte Liebenburg des Königreichs Hanover. (*Crome.*)

Jörge (St.), s. Jáák; Jörgen (St.) oder St. Georgen, s. unt. Bayreuth und Jürgen (St.).

JÖRGER, altes und vornehmes Geschlecht, das im Lande ob der Ens einheimisch, doch auch unter der Ens sehr bedeutende Güter besessen hat. Schwabeck, in der Pfarrei St. Georgen und dem Commissariat Tollet des Hausruckviertels, 1 Stunde von Grieskirchen entfernt, war das Stammhaus, es ist aber von dieser Burg, mit deren Steinen nachmals Tollet erbaut worden, nichts mehr übrig, als die von einem Wassergraben umschlossene Lagerstelle, die im gemeinen Leben am Gaisschedel heißt. Helmhard Jörger oder de S. Georgio erscheint 1255 in einer Urkunde des Erzbischofs Philipp von Salzburg, soll auch noch im Jahre 1300 gelebt und die vier Söhne Konrad, Bernhard, Hans und Hermann hinterlassen haben. Hans hatte sechs Söhne, von denen Ulrich und Heimhard die bei ihrer Burg Schwabeck gelegene St. Georgenkapelle im Jahre 1357, mit Einwilligung von Meister Nicolaus, Pfarrer zu Hofkirchen, durch den Bischof von Passau zu einer Pfarrkirche erheben ließen, auch 1366 in dem Kloster Wilhering für ihr Geschlecht einen ewigen Jahrstag stifteten. Auch als Stammväter der beiden Hauptlinien sind diese Brüder Ulrich und Helmhard merkwürdig. Ulrich's Urenkel, Christoph Jörger zu Neidharting, Ritter, Pfleger zu Kammer und Orth, erkaufte 1472 von Christoph von Hohenfeld die Feste Schlüsselberg, die er zwar 1492 wieder an Wolfgang Pruckner überließ, erhielt 1477 vom Kaiser Friedrich IV. das Schloß Roith, um solches gegen einen Pfandschilling von 400 Gulden vier Jahre lang zu besitzen, und erhielt ferner im Jahre 1492 für sich und seine Söhne die dem Landesherrn durch derer von Walsee Abgang heimgefallene Herrschaft Scharnstein, als Pfand für ein Darlehen von 3000 Gulden. Als kaiserlicher Rath befand er sich unter den Beisitzern des am St. Moritztage 1491 auf dem Schlosse zu Linz abgehaltenen Reichshofgerichtes, von welchem die Stadt Regensburg in die Acht erklärt wurde. Am 25. Nov. 1499 verschrieb ihm Kaiser Maximilian die Herrschaft und Landfeste Starhemberg, im Hausruckviertel, für dargeliehene 6000 Gulden rhein., lebenslänglich zum Genusse. Er starb den 29. Januar 1518. Sein Sohn Bernhard Jörger zu Roith und Neidharting, Pfandherr zu Scharnstein und Starhemberg, erhielt 1519 die Herrschaft und Stadt Freystadt, im Machland, pfleg- und pfandweise um 10,600 Goldgulden, dann auch, am 18. Oct. 1523, gegen weitere Erlegung von 8100 Gulden, für seine Leblage die Bestätigung des pfandschaftlichen Besitzes von Starhemberg und Scharnstein. Mit dessen Sohne, Hans Jacob, auf Roith und Neidharting u. s. w., als welcher mit Mechthilde von Frauenberg in kinderloser Ehe lebte, ist diese ältere Hauptlinie im Jahre 1557 ausgegangen.

Die jüngere Hauptlinie. Ihres Begründers, Helmhard's Sohn, Hans, erbte 1393 von seiner Mutter Bruder, von Leuthold Lerböller, die Feste Parz und wurde ein Vater von drei Söhnen, von Wolfgang, Ulrich und Helmhard. Helmhard Jörger zu Tollet und Lichtenau hinterließ gleichfalls drei Söhne, von denen doch nur Hildebrand, ebenderjenige, der 1483 die Lehen über Tollet und Lichtenau empfing, in Betracht kommt. Ihm wurde 1484 die Herrschaft Wolfseck von dem Landesherrn um 200 Pf. Pfennige versetzt, und mit Benigna Anhanger hat er die Herrschaft Köppach erheirathet. Sein Sohn, Wolfgang Jörger von St. Jörgen zu Tollet, Kreußbach, Roith, Köppach, Oberweiß, kaiserlicher Truchseß, Landrath ob der Ens und Salzamtmann zu Gmunden (1505—1508), wurde vom Kaiser Maximilian zu Aachen am Krönungstage, 5. April 1486, zum Ritter geschlagen, half 1485 und 1486 die Neustadt gegen die Ungarn vertheidigen und folgte 1494 dem Kaiser nach den Niederlanden. Im Jahre 1500 übergab ihm der Kaiser das Schloß und die Herrschaft Wolkenstein, im Ensthale, sammt dem Amt und Gericht Unterburg, pfandweise um 3000 Gulden, 500 Gulden Gnadengeld eingerechnet, und sollte diese Pfandschaft binnen der nächsten fünf Jahre nicht abgelöst werden. Am 8. Dec. 1504 verpfändete der Kaiser ihm ferner das Schloß, die Herrschaft und das Gericht Wärenberg, im Mühlviertel, gegen ein Darlehen von 5575 Fl. rhein., auf fünf Jahre, die am 15. Nov. 1511 um weitere vier Jahre verlängert wurden. Am 21. Febr. 1513 wurde er zum Landeshauptmann in Österreich ob der Ens mit einem Jahrgehalte von 700 Gulden bestellt, welches Amt er aber, Alters halber, im Jahre 1520 aufgeben mußte. Sonst hat er 1514 das Gut und Schloß Oberweiß, bei Gmunden, von den Pirchingern, und am 22. Nov. 1521 von Erasmus von Hohenberg um 35,000 Fl. die Herrschaft und Feste Kreußbach, V. O. W. W., erkauft, dagegen aber am Ertag nach St. Annentag 1518 die Herrschaft Roith, im Hausruckviertel, verkauft. Er starb am Ertag nach Judica 1524. Seine Witwe, Dorothea von Raming, ist als eine eifrige Beförderin der Reformation bekannt, unterhielt mit Luther selbst einen Briefwechsel, und verwendete große Summen zu Unterstützung dürftiger, in Wittenberg studirender Theologen. Seine Söhne, Christoph, Hans und Hildebrand, theilten am Montage vor St. Laurentien 1525 und abermals den 3. Dec. 1536, wurden insgesammt vom Kaiser Maximilian II. am 22. Aug. 1570 in den Herrenstand erhoben, mit dem Prädicate: Freiherren zu Tollet, Köppach und Kreußbach, und gründeten jeder eine besondere Linie. Die Christophorische Linie. Christoph Jörger zu Tollet und Köppach, Freiherr zu Kreußbach, Herr zu Pernstein, Köppach und Walpersdorf, V. O. W. W., niederösterreichischer Regimentsrath im Jahre 1543, erkaufte 1530 von Georg's von Liechtenstein Töchtern die Herrschaft Steyreck, im Machland, erhielt laut Intimat vom 13. Dec. 1570 für sich und seine vier Söhne, Wolfgang, Helmhard, Abraham und Bernhard, und deren weitere männliche Nachkommenschaft, das oberste Erbland-Hofmeisteramt in Österreich ob der Ens, und starb zu Kreußbach den 19. Januar 1578. Der jüngste seiner Söhne (in der ersten Ehe mit Barbara von Harrach erzeugt), Bernhard, Herr zu Hohenberg, Kreuß-

bach, Bergau, Arbing, erlangte 1571 vom Kaiser Maximilian II. die Pflege der landesfürstlichen Burgvoigtei und Herrschaft Welß, die er jedoch 1578 an seinen Bruder Wolfgang abtrat, und erkaufte im Jahre 1580 von Wilhelm's von Roggendorf Erben die Herrschaft Hohenberg, V. O. W. W. Von seinen vier Söhnen erlebte nur der einzige Ferdinand die Jahre der Mannbarkeit, und auch dieser starb, ohne Kinder in seiner Ehe mit Elisabeth von Pöllnitz zu haben. Ein anderer von Christoph's Söhnen, Wolfgang, Herr zu Steyreck und zu Erlach, im Hausruckviertel, kaiserlicher Hofkammerrath und Kämmerer, Oberst-Proviantmeister in Österreich, der Landschaft ob der Ens General-Landesoberster und Herrenstandesverordneter, kämpfte in dem zu Wien am 12. Juni 1560 angestellten prächtigen Turniere, in der siebenten Partei, mit Adam von Neydeck, und starb zu Steyreck den 7. März 1613. Sein Sohn, Helmhard Jörger der Jüngere, Freiherr auf Kreußbach, Erbherr zu Steyreck, Parz, Erlach, Kreußbach, Bergau und Hernals, des Erzherzogs Matthias Vorschneider und niederösterreichischer Regimentsrath (1598), unterzeichnete, als eifriger Protestant, die von den österreichischen protestirenden Ständen zu Horn im Jahre 1608 und zu Rötz im Jahre 1619 errichteten Einigungen, gleichwie er nach Kräften von seinen Gütern aus die dem Kaiser entgegenstrebende böhmische Partei unterstützte, und sich den verwegenen Sechszehn beigesellte, die, den Andreas Thannrädl an der Spitze, es wagten, den Kaiser in Person zu beleidigen. Darum wurde er zur Haft gebracht und als Hochverräther zum Tode und zur Confiscation seiner Güter verurtheilt (17. April 1622). Indessen hatte er mächtige Freunde, die sich für ihn verwendeten und seine Begnadigung erwirkten; Leben und theilweise Eigenthum wurden für ihn gerettet, und nur Hernals, bei Wien, mit seiner berühmten Lutherischen Kirche, bei welcher zu Zeiten zu Anhörung einer Predigt sich 20, 40, ja 50,000 Menschen versammelten, schenkte der Kaiser dem wiener Domcapitel; dann wurde die Herrschaft Kreußbach sammt Bergau und Araberg, V. O. W. W. von der Hofkammer um 75,000 Fl. an die Abtei Lilienfeld verkauft und das Erbland-Hofmeisteramt eingezogen und an die Grafen Meggau von Neuem vergeben. Helmhard soll im Jahre 1623 (glaublicher im Jahre 1630) verstorben sein. Sein Sohn (aus der ersten Ehe mit Maria Magdalena von Polheim), Wolf Ludwig, war 1624, im Duell, zu Linz geblieben, und die sämmtlichen nicht confiscirten Güter fielen daher an Helmhard's Tochter, Maria Elisabeth, die an David Ungnad, den ersten Grafen von Weißenwolf, verheirathet war. Durch diese Verbindung sind die schönen Jörger'schen Güter, Steyreck, Lustenfelden, Erlach und Parz (die drei letztern im Hausruckviertel), an die von Weißenwolf gekommen; die kostbare, von Helmhard Jörger in Steyreck gesammelte Bibliothek war aber im Laufe der über sie verhängten Untersuchung von den Commissarien veräußert und von Joachim Enzmüller, dem neuen Grafen von Windhaag, erstanden worden. — Der ältere Helmhard Jörger war, als ein Sohn Christoph's und der Barbara von Harrach, Helmhard's des Jüngeren Oheim. Geboren zu Tollet den 29. Jan. 1530, wurde er den 1. Jan. 1565 als niederösterreichischer Regimentsrath, den 11. Dec. 1567 als wirklicher Hofkammerrath und 1580 vom Kaiser Rudolf II. als niederösterreichischer Hofkammerpräsident angestellt. Am 29. Juni 1581 verkaufte der nämliche Kaiser ihm die Herrschaft und Burgfeste Pernstein, im Traunviertel, sammt dem Landgerichtsbezirke zu Kirchdorf, Wartberg und Pöttenbach, und den Unterthanen in den Pfarreien Kirchdorf und Wartberg, erbeigenthümlich, um 37,500 Fl., und am 25. Sept. 1583 erhielt er die Herrschaft Scharnstein, im Traunviertel, welche längst schon als landesherrliche Pfandschaft bei dem Jörger'schen Geschlechte gewesen, schenkungsweise, frei und erbeigenthümlich. Er starb den 18. Dec. 1594 und wurde in der Schloßkapelle zu Walpersdorf (auch diese Herrschaft war sein Eigenthum) beigesetzt. Mit seiner ersten Gemahlin, Elisabeth Grabner, hat er die Herrschaft Zäcking, V. O. W. W., erheirathet, als Witwer nahm er noch zwei Frauen, Judith von Liechtenstein, des Freiherrn Georg Hartmann Tochter, und Katharina von Zelking (verm. 11. Febr. 1582). Aus der ersten Ehe kam der Sohn Georg Wilhelm, aus der andern Ehe ein Sohn, Karl Georg Wilhelm Jörger zu Tollet, Freiherr auf Kreußbach, Herr zu Scharnstein, Köppach, Walpersdorf, Judenau, V. O. W. W. und Breitensee, V. U. W. W., Erbland-Hofmeister in Österreich ob der Ens, war 1604 des Erzherzogs, nachmaligen Kaisers, Matthias Mundschenk, auch, gleich seinen Vettern, ein eifriger Beförderer der Reformation, hinterließ aber aus zwei Ehen nur Töchter. Sein Halbbruder, Karl Jörger, Herr zu Pernstein, Stauff, Pürnstein und Liebenstein, im Mühlviertel, war 1605 Landrath und 1614 Verordneter des Herrenstandes in Österreich ob der Ens, unterzeichnete, wie die meisten seiner Glaubensbrüder, das horner Bündniß, 1608, mußte darum nachmals flüchtig werden, und starb als Exulant im Jahre 1623. Auch er hinterließ nur Töchter aus seiner Ehe mit Anna Hofmann von Strechau. Seine Herrschaften Pernstein und Scharnstein wurden von der Abtei Kremsmünster erkauft.

Die Hildebrand'sche Linie. Hildebrand Jörger zu Tollet, Freiherr auf Kreußbach, Herr zu Tollet, Roith, Prandeck, im Machland, und Ottensheim, des Wolfgang Jörger und der Dorothea von Raming jüngster Sohn, geboren im Jahre 1507, kommt als Kaiser Ferdinand's I. Rath und Landrath ob der Ens, dann 1555 als der dasigen Landschaft Verordneter des Ritterstandes vor. Im Jahre 1529 wurde ihm die Herrschaft Pernstein, für seine Lebetage, von dem Landesherrn um 9895 Fl. pfandweise verschrieben. Im Jahre 1536 erkaufte er vom Pfalzgrafen Johann, dem Administrator des Hochstifts Regensburg, den Markt Zell, im Machland, wie solchen ehedem die von Thannberg und die Walche von Prandeck von dem Bisthume in Versatz gehabt. In den Jahren 1539, 1547 und 1570 hat er dem Christoph Walch, dem Georg Wankhamer, den Artstettern Lagelberg u. s. w. verschiedene Zehnten, Wiesen, Höfe, theils auch Unterthanen, sämmtlich von Prandeck und Zell abhängend, zu Lehen gereicht. Im Jahre 1562 erkaufte er den Markt Ottensheim, im Mühl-

viertel, sammt Urbar, Kirchenlehen, Gericht, Voigtholden und Unterthanen, so er bisher als Pfandschaft inne gehabt, von der Hofkammer um 5000 Fl. zu Erbe. Im Jahre 1570 wurde er sammt seinen Brüdern in den Herrenstand erhoben. Er starb den 27. Febr. 1572, aus seiner Ehe mit Ursula Mager von Fursstadt drei Töchter, dann die Söhne Hans Adam, Georg, Wilhelm, Joachim und Hans Maximilian hinterlassend. Hans Adam, zu Prandegg, Roith, Ottensheim, überlebte alle seine Kinder, und starb den 8. April 1591. Wilhelm, auf Prandeck und Zell, gestorben im Jahre 1575, hinterließ den einzigen Sohn Hildebrand, mit dessen Sohne Ferdinand (er starb zu St. Pölten, unverehelicht, im Jahre 1622) die Hildebrand'sche Linie im Mannsstamme erloschen ist; ihre, durch den allmäligen Ankauf von Zellhof, Prandhof, Habichriegl, Thurnhof und Thannberghof gar sehr erweiterte Herrschaft Prandeck, brachte Hildebrand's Tochter, Anna Katharina, an ihren Gemahl Johann Maximilian Jörger, aus der andern, von Hans Jörger abstammenden Linie.

Des Hans Jörger Nachkommenschaft. Des Wolfgang Jörger und der Dorothea von Raming zweiter Sohn, Hans Jörger zu Tollet, Erbland-Hofmeister in Österreich ob der Ens, geboren 1503, hatte in der ersten Ehe, mit Barbara von Knöringen, die Söhne Lasla (Ladislaus) und Sebastian. Lasla, der unverheirathet geblieben zu sein scheint, schloß in seinem und seines Bruders Namen, d. d. Samstag nach Pfingsten 1553, mit der Großmutter, mit Wolfgang's Witwe, einen Vertrag, die beiderseitigen Erbschaftsansprüche und Foderungen betreffend. Sebastian hingegen, Herr zu Tollet und Köppach, war mit Maria von Rabenhaupt verheirathet und durch sie Vater eines einzigen Sohnes. Dieser, Hans Jörger, der Jüngere, Freiherr, Herr zu Tollet, Zäcking und Johannstein, Oberster Erbland-Hofmeister in Österreich ob der Ens, geboren 1558, war seit 1583 Landrath und 1598—1603 Verordneter des Herrenstandes in Österreich ob der Ens. Ein besonderer Eiferer für die evangelisch-lutherische Kirche, kommt er 1605 und 1607 als der evangelischen Stände des Landes ob der Ens gewählter Ausschuß vom Herrenstande vor; auch unterzeichnete er das von sämmtlichen protestantischen österreichischen Ständen mit jenen von Böhmen und Mähren auf dem Congresse zu Horn, 1608, errichtete Bündniß. Im Jahre 1596 erkaufte er von Christoph Oberhaim's Erben das Schloß und Gut Johannstein, V. O. W. W. [1]). Das Schloß Tollet hat er in den Jahren 1607—1611 von Grund aus neu erbaut, auch diese alte Stammherrschaft mit mehren dazu angekauften Gütern und Unterthanen ansehnlich verbessert. Mit Barbara Jörger, Helmhard's, des Hofkammerpräsidenten und der Elisabeth Grabner Tochter, hat er die Herrschaft Zäcking, V. O. W. W., erheirathet. Er starb im Nov. 1618 und wurde, sammt seiner Gemahlin, in St. Maximilian's Pfarrkirche, bei Tollet, beerdigt. Von seinen 13 Kindern sind außer dem jüngsten, jenem Maximilian Karl, der als Rittmeister in der Schlacht bei St. Gotthard, 1664, fiel, allein die Söhne Johann Maximilian, Johann Septimius und Johann Helfreich zu merken. Johann Maximilian diente den evangelisch-lutherischen coalisirten Ständen von 1618—1620 als Dragonerhauptmann, und wurde darum in der zweiten Proclamation der Rebellen, vom 14. Oct. 1620, sammt seinem Bruder Johann Helfreich, in die Acht erklärt. Beider Güter wurden zugleich eingezogen, doch erhielten sie durch kaiserliche Resolution vom 18. Mai 1621 Begnadigung, und es wurden ihnen ihre Herrschaften Pottenbrunn und Zäcking, gegen Erlegung von 40,000 Fl. für jede, zurückgegeben. Johann Maximilian lebte fortan in stiller Ruhe auf seinem Schlosse Pottenbrunn, V. O. W. W., und können wir nur noch berichten, daß er am 28. März 1631 seine Herrschaft Prandeck an den Obersten Gotthard von Schärffenberg verkaufte. Er hatte sie mit seiner Muhme, Anna Katharina Jörger, der Erbin der Hildebrand'schen Linie, erheirathet. Seine einzige Tochter, Esther Dorothea, heirathete einen von Praunfalck. Johann Septimius, Freiherr, nachmals Reichsgraf Jörger, Freiherr zu Tollet und Köppach, Herr auf Zäcking, Götzersdorf, V. O. W. W., Pottenbrunn und Johannstein, geboren 1594, wurde, sammt seinem Neffen Johann Quintin, im Jahre 1659 vom Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben. Am 6. Juni 1621 vermählte er sich zu Strechau, in Obersteiermark, mit Anna Pudentiana Hofmann, mit welcher er zugleich die anmuthige Herrschaft Strechau erheirathete. Sie blieb des Ehepaares Wohnsitz, bis Johann Septimius sie am 29. Juli 1629 um 100,600 Fl. an das Stift Admont verkaufte, und sodann in Frankfurt, später in Nürnberg, freie Religionsübung suchte. In Nürnberg starb seine Hausfrau, bald nach der Geburt des 12. Kindes, im Jahre 1639, und der Witwer freite sich zum andern Male eine Witwe, Regina von Praunfalck, geborene von Rattmannstorf, die ihn selbst überlebte. Er starb zu Nürnberg im Jahre 1662 [2]). Einer seiner Söhne, August Septimius, wendete sich zur katholischen Confession und starb als Cisterciensermönch, ein anderer, Andreas Christian Graf Jörger, kaiserlicher Kämmerer und Generalfeldwachtmeister, auch seit 1688 Commandant zu Stuhl-Weißenburg (früher zu Leopoldstadt), wurde in der Ehe mit Maria Katharina von Gebeckh Vater von zwei Söhnen. Der eine, Maximilian Karl Graf Jörger, blieb

1) Schweickhart von Sickingen, in seiner ausführlichen Darstellung von Österreich unter der Ens, weiß weder von so frühem Jörger'schen, noch von dem Oberhaim'schen Besitze von Johannstein.

2) Als ausübender Kunstliebhaber machte er sich durch einige kleine radirte Blätter bekannt, die sehr zart und nett in Matth. Merian's und Saftleven's Manier radirt sind und ebenso auch einiges von Wenceesl. Heller's Charakter an sich tragen. Eine kleine Folge von 6 Blättern Landschaften zeigt auf dem Titel das Bildniß des Grafen in ganzer Figur und reich gekleidet, wie er an einem Stück eines Architravs zeichnet; neben ihm steht ein Page und noch ein Diener. Auf dem Steine die Inschrift: *In quarto giorno a Leopoldo diac. etc. G. Sept. Jörger Comes* 1662. quer 12. Diese zart radirten Blättchen gehören zu den Seltenheiten; s. gräfl. Sternbergischer Kupferstichkatalog. Vol. II. S. 191. Nr. 1713, wo vier Blatt angezeigt sind. In dem von Blücher'schen Katalog 1827 teutsche Schule Nr. 1643 stehen sechs Blatt verzeichnet. (*Frenzel.*)

als Oberſt und Commandant des Regiments Rüdiger Starhemberg in der Schlacht bei Zenta, 1697; er hatte ſich im Jahre 1685 mit der Gräfin Katharina Tökóly, einer Schweſter des berühmten Emmerich, die damals des Grafen Franz Eſterhazy Witwe, verheirathet, von ihr aber keine Kinder. Der andere von des Grafen Andreas Chriſtian Söhnen, Johann Joſeph, lebte gleichfalls in kinderloſer Ehe mit Maria Roſalia Engl von Wagrain, und ſtarb zu Wien den 1. Febr. 1703. — Johann Helfreich, das 12. Kind von Hans dem Jüngern und von Barbara Jörger, iſt nur wegen ſeines einzigen, in der erſten Ehe mit Eliſabeth Polyxena von Alttann geborenen Sohnes merkwürdig. Dieſer, Johann Quintin, geboren um 1624, wurde, nachdem er zur katholiſchen Confeſſion getreten (der Vater lebte und ſtarb in der evangeliſchen Kirche), im Jahre 1650 kaiſerlicher Kämmerer, 1651 Hofkammerrath, 1658 Kaiſer Leopold's I. Kämmerer und bald darauf Hofkammer-Vicepräſident. Am 9. Auguſt 1659 wurde er, ſammt ſeinem Oheim Johann Septimius, in den Reichsgrafenſtand erhoben, und im Jahre 1681 mit der Würde eines kaiſerlichen Geheimraths beehrt. Am 23. Oct. 1687 wurde er an des Grafen Konrad Balthaſar von Starhemberg Stelle zum Statthalter der niederöſterreichiſchen Lande ernannt, und da wenige Tage darauf der Kaiſer ſich nach Presburg begab, um der Krönung des Erzherzogs Joſeph beizuwohnen, benutzte Johann Quintin deſſen Abweſenheit, um der Stadt Wien eine der nützlichſten Einrichtungen, die nächtliche Beleuchtung der Straßen, zu verſchaffen, und mit dem ungewohnten Reſultate hiervon den Kaiſer, als dieſer am 26. Jan. 1688 in ſeine Reſidenz zurückkehrte, zu überraſchen. Auch andere polizeiliche Einrichtungen, die Rumor- oder Sicherheitswege, die Marktordnungen, die Löſchanſtalten, verdankt die Kaiſerſtadt dem Grafen. Ritter des goldenen Vließes ſeit dem Jahre 1688, wurde er im folgenden Jahre zum Principalcommiſſarius für die mit einer türkiſchen Geſandtſchaft vorzunehmende Friedenshandlung, und bald darauf zum geheimen Staatsconferenzminiſter ernannt. Als Miniſter, gleichwie als Statthalter, erwarb er ſich den Ruf wahrer Redlichkeit, eines lebendigen Eifers für Wahrheit und Gerechtigkeit, einer wirkſamen Thätigkeit, und Kaiſer Leopold zählte ihn zu ſeinen beliebteſten und vertrauteſten Dienern. Seine erſte Gemahlin, Maria Anna von Königsberg, hatte ihm zwei Söhne, die andere, Maria Roſalia Gräfin von Loſenſtein, 13 Kinder geboren. Er ſtarb als Witwer zu Wien den 17. Febr. 1705. Der älteſte Sohn, der erſten Ehe, Johann Peter Graf Jörger, geboren 1656, zählte nur 21 Jahre, als er, laut Patents vom 6. Oct. 1677, als Regimentsrath in Dienſte trat. Die ſchönſte Zukunft ſchien den hochbegabten jungen Mann zu erwarten, aber ſchon war er Mörderhänden verfallen. Der alte Graf hatte ſeinen bisherigen Amtmann zu Zäcking, Johann Grueber, entlaſſen, doch, wie es ſcheint, verſprochen, demſelben zu einem andern Unterkommen zu verhelfen. Ein ſolches wollte ſich nicht ſogleich finden laſſen, Grueber „meynte, daß ihn ſein voriger Herr nicht genugſam recommandirte, ſuchte ſich alſo auf ſolche weiſe an ihm zu rächen, daß er es lebenslang empfinden ſolle; paßte alſo bey der ſogenandten Michaelerkirche in Wien, biß der alte Graf Jörger mit dieſem ſeinem liebſten Sohne dahin in die Meſſe gefahren kam, da er dieſen, als er aus der Kutſchen (Kohlwagen) ſtieg, nahe an ſeinem Vater erſchoſſen, und ob er zwar ſein asylum in der Kirche ſuchte, ward er doch ausgeliefert und lebendig gerädert, wobey er, ungeachtet ſeiner Marter, dennoch darüber vergnügt war, daß er den Graf Jörger ſo beleydiget, daß er ſich lebenslang darüber würde betrüben müſſen." Die Frevelthat wurde den 15. Febr. 1680 verübt. Der andere Sohn der erſten Ehe, Johann Chriſtoph Ehrenreich, geboren 1658, blieb in Ungarn, als kaiſerlicher Oberſter eines Infanterieregiments, im Jahre 1691. Von den Kindern der andern Ehe heirathete Maria Joſepha am 4. März 1689 den heldenmüthigen Vertheidiger von Wien, den Grafen Ernſt Rüdiger von Starhemberg, und nachmals, als Witwe, deſſen Halbbruder, den Grafen Gundackar Thomas von Starhemberg. Johann Karl Graf Jörger blieb als Oberſtlieutenant in dem Gefechte bei Keczkeret, am 26. Aug. 1696. Johann Joſeph Ignaz Graf Jörger zu Tollet, Herr zu Zäcking, Pottenbrunn und Johannſtein (dieſes letztere Gut ſoll er nach Schweickhart von Sickingen im Jahre 1735 von der Abtei Heiligkreuz erkauft haben), ward 1697 kaiſerlicher Kämmerer, auch niederöſterreichiſcher Regimentsrath (bis um das Jahr 1713), baute von 1721 an das ſchöne Schloß zu Zäcking, das er mit Mauern und Graben befeſtigte und meiſtentheils ſelbſt bewohnte, und ſtarb als kaiſerlicher Geheimrath zu Wien den 5. April 1739. Seine Witwe, Maria Juliana Barbara, Herrin von Stubenberg, verwitwete Gräfin von Rattmannsdorf, vermählt 1697, folgte ihm im Tode den 21. Jan. 1756. Von den vier Kindern, die ſie geboren, erreichten nur zwei Töchter die Jahre der Mündigkeit. Die eine, Maria Anna, heirathete in den Bürgerſtand und ſtarb zu Paſſau im Jahre 1757, die andere, Maria Thereſia, blieb unverehelicht und ſtarb zu Wien den 5. Febr. 1761. Johann Franz Anton Dominikus Graf Jörger zu Tollet, Herr zu Schönau und Katzelsdorf, V. U. W. W., der jüngſte Sohn des Grafen Johann Quintin, war ſchon vor Ausgang des 17. Jahrhunderts Oberſtlieutenant bei dem Herbeville'ſchen Dragonerregimente. Den 18. Mai 1706 wurde er Oberſter, den 27. Dec. 1709 erhielt er das Herbeville'ſche Regiment, einige Jahre ſpäter Generalmajorsrang und den 15. April 1716 den Kammerherrenſchlüſſel. Alles dieſes hatte er ſich durch ſeine Theilnahme an den italieniſchen und ſpaniſchen Feldzügen verdient. Als Generalmajor half er die Schlachten bei Peterwardein und Belgrad ſchlagen, und am 1. Oct. 1723 wurde er Feldmarſchalllieutenant, einige Jahre ſpäter wirklicher Hofkriegsrath. Er ſtarb als kaiſerlicher Geheimrath, General der Cavalerie (ſeit April 1735) und Commandant zu Ofen, den 11. Dec. 1738. Aus ſeiner Ehe mit Eva Conſtantia von Peſtaluzzi kam ein einziger Sohn, Johann Quintin Graf Jörger zu Tollet, Herr der Herrſchaften Zäcking, Schönau und Katzelsdorf, kaiſerlicher Kämmerer, auch ſeit 1739 niederöſterreichiſcher Regimentsrath und ſeit 1748

wirklicher Reichshofrath. Er mußte aber, körperlicher Schwäche wegen, im Jahre 1756 abdanken, verfiel in melancholischen Wahnsinn, und starb in diesem traurigen Zustande, unverehelicht, zu Gratz den 5. Oct. 1772. Mit ihm ging eins der berühmtesten österreichischen Geschlechter zu Grabe. Johannstein und Katzelsdorf hatte er schon 1743 verkauft. — Das Stammwappen ist ein die Länge herab getheilter Schild, rechts Silber, links Schwarz, in dem silbernen Felde eine schwarze, in dem schwarzen Felde eine silberne Pflugschar. Das vom Kaiser Leopold I. ertheilte gräfliche Wappen ist zu ausgedehnt, um hier beschrieben zu werden, zudem auch der Gedanke, ein altes berühmtes Wappen durch Hinzufügung von mancherlei Schnörkeln verbessern zu wollen, so wenig heraldisch, daß wol nicht nöthig ist, davon zu handeln.

(*v. Stramberg.*)

JORHAT, JORHÁTH (bei Berghaus Djorhat), **JOORHATH** (Jurhath), **JORAHAWT, JORHAUT,** Haupt- und Residenzstadt der Könige des hinterindischen Staates Asam (Assam) seit 1792, wo sie der Raja Gaurinath [1]) während der unter ihm von 1780—1794 dauernden Unruhen dazu erhob. Sie liegt in Oberassam, gegen 20 Meilen von Ranggapur in westlicher Richtung entfernt, in einer gut angebauten und volkreichen Gegend nach des Colonel Wood's Berechnung unter 26° 48′ nördl. Br. und 91° 48′ östl. L., nach einer neueren Vermessung unter 26° 46′ nördl. Br. und 91° 54′ östl. L., nach einer dritten Bestimmung unter 26° 42′ nördl. Br. und 111° 40′ östl. L. von Ferro, auf beiden Seiten des Dikhoi- (auch Ditschori, Ditchoi und Dessue geschrieben) flusses, welcher sich in den Dihing, einen Arm des Brahmaputra, der hier die Insel Madjuli bildet, ergießt; sie ist schlecht gebaut, hat keine steinernen Gebäude (denn selbst der König und die Großen des Reichs bewohnen nur Hütten bengalischer Art mit Strohdächern, bogenförmigen Firsten, Lehmtennen und Wänden aus Salzsäulen und Rohrmatten) und wurde 1828 von den Engländern wegen des ungesunden Klima's von Rungpore zum Hauptquartiere gemacht. Zur Zeit Bura Gohaing's bestand die Besatzung Jorhats aus 300 westindischen und 800 einheimischen Soldaten [2]). Die Einwohner, deren Zahl wir nicht anzugeben vermögen, treiben Handel, indem die Märkte von Jorhat von den Noras und anderen Grenzvölkern stark besucht werden, und sind Goldarbeiter, Waffenschmiede, Weber, Drechsler, Matten-, Fächer- und Kopfkratzerfabrikanten. Die letzteren bedienen sich des Elfenbeins und sollen die Kunst verstehen, Elephantenzähne durch einen dicken Überzug von Lehm und Kuhdünger, welche sie dem Feuer aussetzen, gerade zu machen.

(*G. M. S. Fischer.*)

1) Vgl. Asiatic Researches. Vol. XVI. p. 337. 339. 2) Die Officiere dieser Truppen stammen alle aus dem Westen Indiens, sind aber in Assam verheirathet und ziehen ihren Unterhalt aus ihren angewiesenen Landgütern. Jede Compagnie von 100 Mann hat 1 Subahdar, 1 Jumadar, 6 Havildars und 1 Adjutanten, welche, nebst dem Gohaing (Hauptmann), den Befehl führen. M. s. Berghaus, Historisch-Geographische Beschreibung von Assam. S. 43. 46. 69. Ritter's Erdkunde. 3. Bd. S. 317. 318.

JÖRIG VON EYSENHOFEN, teutscher Minnesänger, Hofmeister Herzog Albrecht's von Baiern um das Jahr 1478. Ulrich Fürterer gedenkt dieses Dichters in seiner bairischen Chronik, wo er ihm und dem Hesenloher den Vorzug vor sich selbst in der Poesie gibt, ohne jedoch dies Urtheil durch Anführung von Proben zu bestätigen *).

(*Heinrich Döring.*)

JORIS (David), d. h. David, Georg's Sohn, einer der beachtenswertheren unter den Führern jener schwärmerischen Gesellschaft des 16. Jahrhunderts, welche unter dem Namen der Wiedertäufer begriffen werden, weil die Wiedertaufe ein den Meisten gemeinsames, obgleich bei Manchen sehr in den Hintergrund tretendes, Merkmal ist. Er wurde zu Delft oder Gent 1501 von armen Ältern geboren; der Vater Georg Arnold's (Sohn) war von Amerfort, die Mutter von Delft gebürtig. Damals waren in Holland die Familiennamen, besonders unter den untern Ständen, noch sehr selten, und man fügte deswegen dem Taufnamen denjenigen des Vaters bei. Georg ist im Holländischen Joris, wie in einigen Gegenden der Schweiz dieser Name im Munde des Volkes Jöri lautet. Daher der Name David Joris (Sohn). Über den Beruf seines Vaters sind die Nachrichten verschieden, so wie überhaupt über sein Leben zwischen seinen Freunden und Feinden große Widersprüche stattfinden. Nach dem Einen war der Vater ein Schauspieler und Possenreißer, der auf Jahrmärkten u. s. w. herumzog; nach Anderen ein Kaufmann. Beides scheint richtig zu sein, indem er wahrscheinlich später den früheren Beruf mit dem eines Krämers vertauschte. David besuchte die Schule zu Delft, machte aber, obgleich er vorzügliche Talente besaß, geringe Fortschritte, weil er seine Zeit mit Allem lieber zubrachte, als mit seinen Aufgaben. Besonders zeigte sich bei ihm früh große Neigung zur Malerkunst, sodaß er, wenn er lernen sollte, sich immer mit Zeichnen beschäftigte. Dabei wird ihm ein lebhafter, religiöser Sinn, aber auch Neigung zur Schwermuth, und daher Anlage zur Schwärmerei, zugeschrieben. Indessen erkannten seine Ältern, die ihn übrigens hart sollen gehalten haben, daß es mit dem Studiren nicht gehe, und stellten ihm endlich frei, einen Beruf zu wählen. Er entschied sich für den gewinnvollen und Ehre bringenden Beruf eines Glasmalers und machte dann schnelle Fortschritte. Nach zwei bis drei Jahren aber verließ er seinen Meister wieder, wie erzählt wird, wegen übler Behandlung, half dann einige Zeit in der Krambude seines Vaters und kam endlich, nachdem sein Vater und mehre Geschwister an einer ansteckenden Krankheit gestorben, um das Jahr 1520 zu einem sehr reichen Kaufmann. Bei diesem soll er sich so beliebt gemacht haben, daß ihm der Kaufmann seine einzige Tochter habe zur Ehe geben wollen, was aber David nicht habe bewegen können, bei ihm zu bleiben. Es ist indessen diese Nachricht etwas verdächtig, da die Stadt, wo sich dieser Kaufmann aufhielt, nicht genannt und nur von ihm gesagt wird, er sei nachher dort Bürgermeister geworden,

*) s. Museum f. altteutsche Literatur und Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 181.

besonders aber, weil David, wenigstens später, das Geld keineswegs verachtete. Er verließ also dieses Haus, blieb einige Zeit bei seiner Mutter und setzte dann seine Lehrzeit bei einem Glasmaler fort. Nach einem Jahre hatte er sie vollendet, und ging dann von Antwerpen mit einem Genossen der Kunst nach Valenciennes, Lille und Calais, wo sie bei Thomas Howard, Lordschatzmeister Heinrich's VIII., in Dienste traten, mit dem sie nach London reisten. Sie hatten einige Zeit auf dessen Schlosse gearbeitet, als sie wegen Streitigkeiten dasselbe wieder heimlich verließen und nach London zurückgingen. Eine heftige Krankheit, in die David verfiel, bestimmte ihn dann, England wieder zu verlassen; er kam im Jahre 1524 über Antwerpen nach Delft zurück, um seine Kunst auf eigne Rechnung zu treiben, und verheirathete sich bald nachher. Um dieselbe Zeit wurde er mit Luther's Lehren bekannt und sein lebhafter Geist wurde von schwärmerischem Eifer für die Ausbreitung derselben ergriffen. Öffentlich verwünschte er die Verehrung der Bilder, schlug bei Nacht Schriften gegen den katholischen Glauben an die Kirchthüren an, oder legte sie in die Beichtstühle, und besuchte mit Gefahr seines Lebens gefangene Anhänger der Reformation. Als er einst um 1530 eine öffentliche Procession störte und mit lauter Stimme dem Magistrate und der Geistlichkeit Vorwürfe machte, daß sie solche Gräuel duldeten, wurde er verhaftet, aber wegen seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit gegen die Armen und auf vielfache Fürbitte mit der Todesstrafe verschont und nur für sechs Jahre aus der Stadt verbannt. Andere fügen noch bei, seine Zunge sei mit einem glühenden Eisen durchbohrt worden. Über seine Schicksale während der Zeit dieser Verbannung weiß man wenig Anderes, als daß er nun nach wiederholten Unterredungen und nach langer Weigerung zu den Wiedertäufern trat; das Jahr 1534 wird als dasjenige angegeben, wo er sich taufen ließ. In dasselbe Jahr fällt die Entstehung des berüchtigten Reiches der Wiedertäufer zu Münster, das den 24. Juni 1535 durch die Eroberung der Stadt sein Ende erreichte. Der heftigen Verfolgung der Wiedertäufer in den Niederlanden, die dadurch veranlaßt wurde, suchte er sich durch eine Reise nach Strasburg 1535 zu entziehen, in der Meinung, dort seine Kunst zu treiben. Allein durch einen Wiedertäufer, der ihn kannte, gewarnt, verließ er nach zwei Tagen mit seiner Frau und einem Kinde Strasburg wieder und kehrte nach den Niederlanden zurück. Von seinem Vorhaben, nach England zu gehen, schreckten ihn Nachrichten von der dort wüthenden Verfolgung ab. Er hielt sich nun unter großen Gefahren an einigen Orten in Holland bei den Wiedertäufern auf, bis ihn die herannahende Niederkunft seiner Gattin nöthigte, im Januar 1536 heimlich nach Delft zurückzukehren, um ihr bei seiner Mutter ein Unterkommen zu verschaffen. Er selbst arbeitete dann bei einem Meister, der ihn verborgen hielt, den Winter über. Hier wurde er oft von Wiedertäufern besucht, mit denen er häufig über die damals unter ihnen streitigen Fragen discutirte und sich besonders ihren gewaltthätigen Anschlägen entschieden widersetzte. Sein natürliches Rednertalent, genaue Bekanntschaft mit der heiligen Schrift und einige von ihm gedichtete religiöse Gesänge, sowie verschiedene kleine Schriftchen, worin er zur Frömmigkeit und Mäßigung ermahnte, verschafften ihm bei Vielen großes Ansehen. Damals waren die Wiedertäufer in vier Parteien getheilt, die sich besonders seit dem Falle des Reiches zu Münster von einander getrennt hatten. Die Anhänger des Kürschners Melchior Hofmann aus Schwaben, der in den Niederlanden vorzüglich wiedertäuferische Grundsätze verbreitet hatte, und diejenigen von Menno Simonis und Ubbo, zu denen unter andern die friesländischen Wiedertäufer gehörten, waren gemäßigter; sie tadelten entschieden die Erregung von Unruhen und die Gewaltthätigkeiten und Gräuel, welche die münsterschen Fanatiker und ihre Anhänger seit der Einnahme von Münster, wo sie konnten, in wüthender Rachsucht begingen. Dagegen waren aber auch diese Gegner der münsterschen Partei über das Wesen des Reiches Gottes getheilt. Nach Hofmann's Lehre waren alle bisherigen Verrichtungen der Wiedertäufer nur ein rohes und unvollkommnes Werk, wie bei den Aposteln, ehe am Pfingstfeste der Geist über sie ausgegossen worden; wenn aber dieser Pfingstgeist werde ausgegossen werden, dann würden diese neuen apostolischen Manner, die zu Strasburg, wo Hofmann sich aufhielt, gehörig ausgerüstet worden, das neue Jerusalem bauen, nachdem alle Erstgeburt Ägyptens, d. h. das Papstthum mit allen seinen Vertheidigern, vertilgt sei. Die Mennoniten dagegen lehrten, es sei auf dieser Erde kein andrer Zustand des Reiches Gottes zu erwarten, als der dermalige, wo es der Verfolgung ausgesetzt sei. Es sei keine neue apostolische Berufung zu erwarten, sondern wem durch das getaufte Volk das Predigeramt aufgetragen werde, der habe dasselbe vor Andern zu üben, so lange dieser Auftrag dauere; die Erwartung der Mittheilung eines neuen apostolischen Geistes sei fanatisch und verwerflich. Mit den Hofmannianern stimmten die Münsterer in der Vorstellung eines durch solche Mittheilung des neuen apostolischen Geistes zu gründenden Reiches Gottes, dem Alles unterworfen sein müsse, überein; aber sie gingen noch weiter und behaupteten, die Zeit der Verfolgung der Heiligen sei vollendet und die Ernte reif, wo Gott sein Volk befreien und dessen Feinde in seine Gewalt geben werde; am weitesten trieb dies Johannes Batenburg, welcher lehrte, das Mittel dieser Aufrichtung des Reiches Gottes sei dasselbe, welches dessen Feinde gebraucht haben; man müsse zu den Waffen greifen, nicht nur zu Vertheidigung der Heiligen, sondern um die gegen sie begangene Ungerechtigkeit zu vergelten, die Erde von aller Gottlosigkeit zu reinigen und der Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit die Herrschaft zu verschaffen. Unter ihm bildete sich eine wahre Räuber- und Mörderbande, die mit Feuer und Schwert gegen Andersgesinnte wüthete und die furchtbarsten Gräuel beging, während die Überbleibsel des zu Münster zerstörten Reiches, durch das Unglück abgekühlt, zwar jener schwärmerischen Erwartung nicht entsagten, aber die Greuel der Batenburger verdammten. Diese Trennung in vier Hauptparteien trug viel dazu bei, die Fortschritte der Schwärmer zu hemmen. Joris neigte sich sehr zu der Hofmann'schen Ansicht und wurde deswegen

von Batenburg, dessen Wüthen er verwarf, auf alle Weise geschmäht. Ein Lehramt wollte er damals noch nicht übernehmen, obgleich Mehre ihn dazu nöthigen wollten. Dennoch wurde er von Delft zu einer Versammlung mehrer Wiedertäufer im Wasserland (zwischen der Süderſee und dem Y) geführt, wo er sich den Vorschlägen, die auf Gewalt gingen, entschieden widersetzte. Ebenso schrieb er, nachdem er unter vielen Gefahren wieder nach Delft zurückgekommen war, Briefe an andre Schwärmer, um sie von Gewaltthätigkeit abzumahnen. Auch zu der Versammlung der Häupter der verschiedenen Parteien, welche nahe bei Bockolt in Westfalen gehalten wurde, um eine Vereinigung zu Stande zu bringen, wurde Joris berufen. Nach einiger Weigerung folgte er der Auffoderung. Die von Strasburg erwarteten Abgeordneten, sowie Batenburg, blieben aber aus. Zu den heftigsten gehörten die aus England gekommenen Wiedertäufer. Über zwei Punkte, die Polygamie und das körperliche Reich Christi, welche von den friesischen, geldrischen und westfälischen Wiedertäufern vorzüglich vertheidigt wurden, kamen die Schwärmer beinahe in Handgemeng. Joris suchte auf alle Weise zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln und setzte zuletzt eine Vereinigungsschrift auf, die sie zwar unterschrieben, deren Inhalt aber nicht gehalten wurde, indem sie einander bald wieder als Irrlehrer verdammten und verfolgten. Nach derselben sollten sie Gott um mehr Licht über jene beiden Punkte bitten und sich übrigens alles Streites enthalten, da sie doch in den Hauptlehren einig seien. Dann wurde auch die blutige Rache gegen ihre Gegner und Verfolger, die Plünderung der Kirchen u. s. w. verworfen, und zugleich bestimmt, daß die Taufe, welche die Anhänger Batenburg's eingestellt hatten, denen solle ertheilt werden, deren Frömmigkeit man kenne. Der Name von Joris kam durch diesen von ihm vermittelten Vergleich in noch größeres Ansehen bei den Wiedertäufern; doch gnügte eine Schrift über jene beiden streitigen Punkte, die er bald nachher bekannt machte, keiner Partei. Er war unter vielen Gefahren glücklich nach Delft zurückgekommen. Indessen nöthigten ihn die gegen alle Wiedertäufer verhängten Verfolgungen, bald hier, bald dort einen Zufluchtsort zu suchen, und immer entrann er den Nachstellungen durch die Hilfe seiner Anhänger. Diese anhaltenden Gefahren, unablässiges Fasten und Beten, häufiges Nachtwachen und beharrliches Nachdenken über die unter den Wiedertäufern streitigen Fragen, wodurch ein Geist, der keine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, leicht in Verwirrung kommen konnte, alles dies erklärt die, auch durch körperliche Anlage beförderte, Überspannung seiner Phantasie um diese Zeit. Es werden allerlei, zum Theil wollüstige, Visionen, die er einige Monate nach jener Zusammenkunft zu Bockolt und dann längere Zeit hindurch hatte, erzählt. Sein natürlicher Stolz wurde dadurch noch gesteigert. Schon vorher von dem Wahne eines sichtbaren Reiches Christi auf Erden erfüllt, dem durch eine auserwählte Gemeinde frommer Christen der Weg sollte bereitet werden, und von der Nothwendigkeit fortdauernder unmittelbarer Offenbarung und Erleuchtung, von der Untrüglichkeit des dadurch angesteckten innern Lichtes überzeugt, wodurch allein das wahre Verständniß der heiligen Schrift möglich werde, mußte er bald von den Wünschen und Gebeten um diese Erleuchtung, zu der Ahnung und endlich zu der Überzeugung übergehen, daß ihm dieselbe zu Theil geworden. So konnte er in den Ausgeburten einer kranken und unzüchtigen Phantasie, die sich auch später in den Bildern bei seinem Hauptwerke, dem sogenannten Wunderbuche, zeigt, göttliche Eingebungen sehen, und die so oft misbrauchte Bibelstelle, daß den Reinen Alles rein sei, auf den Hang zu sinnlichen Genüssen anwenden. Vergehungen dieser Art, die ihm von seinen Gegnern vorgeworfen wurden, leugnen seine Anhänger, und es ist unmöglich, bei der Leidenschaftlichkeit, die sich auf beiden Seiten zeigt, die Wahrheit auszumitteln. — Nachdem Joris sich von der Untrüglichkeit seiner göttlichen Sendung überzeugt hatte, strebte er vergeblich durch Briefe, die er nach England, Teutschland, Friesland u. s. w. sandte, die verschiedenen Sekten der Wiedertäufer unter seinem Panier zu vereinigen. Am heftigsten widersetzte sich ihm der blutgierige Batenburg, und verkündigte seinen Anhängern, wenn Joris nicht in Kurzem durch seine Hand bestraft werde, so sei er selbst nicht ein Werkzeug Gottes. Denn obgleich die Schwärmerei bei Joris auf einen hohen Grad gestiegen war, so behielt doch sein milder, menschenfreundlicher Sinn die Oberhand, und er verabscheute die Gewaltthätigkeiten der Wiedertäufer ebenso sehr als früher. Als nun Batenburg, ohne seine Drohung auszuführen, selbst den Untergang fand, traten viele der Seinigen zu Joris über. Dies vermehrte sein Vertrauen auf seine göttliche Sendung, zumal da Viele nicht mit leeren Händen zu ihm kamen. Verschiedene kleine Schriften, die er bekannt machte, verbreiteten diesen Wahn immer weiter. Daher wurde er von den Überbleibseln der münsterschen Wiedertäufer ins Oldenburgische zu einer Unterredung berufen, im Frühjahre 1538. Da er sich überall soviel möglich nach den Meinungen Andrer bequemte, wenn man nur seine göttliche Sendung gelten ließ, so gelang es ihm, eine Vereinigung mit ihnen zu Stande zu bringen, die aber von keiner Dauer war, da sie bald verschiedene seiner Meinungen völlig verwarfen. Indessen erregte diese Vereinigung bei ihm die Hoffnung, auch die Anhänger von Hofmann gewinnen zu können, die zu Strasburg ihren Hauptsitz hatten und bei den niederländischen, rheinischen und englischen Wiedertäufern in großem Ansehen standen. Er veranstaltete daher im Juni 1538 eine Zusammenkunft ihrer Häupter, zu welcher selbst aus England einige kamen, und begab sich auf diese Zeit selbst nach Strasburg. Da aber Joris in den Unterredungen immer nur auf der ihm unmittelbar zu Theil gewordenen göttlichen Offenbarung beharrte, blinden Glauben an dieselbe foderte, sich auf die von den Hofmannianern gefoderten Beweise aus der heiligen Schrift nicht einließ und ihnen erklärte, seine Lehre sei nicht aus derselben gezogen, sie könnten ohne dieses göttliche Licht auch die heilige Schrift nicht verstehen, so wenig als seine Lehre, so mußte der Versuch, seinen Anhang durch die Hofmannianer zu verstärken, gänzlich

mislingen. Zwar billigten sie seine Begriffe von der ängstlichen Furcht vor Gott, von der Zerknirschung und Buße, die soweit gehen müsse, daß durch die anhaltende Trauer selbst der Körper ganz abgezehrt werde u. s. w.; dagegen verwarfen sie entschieden das von ihm geforderte öffentliche Bekenntniß aller begangenen Sünden, die von ihm aus dem Satze, daß den Reinen Alles rein sei, gezogene Lehre, es müsse alle Scham in Rücksicht der Geschlechtsglieder vertilgt werden, und die Erlaubniß der Trennung der Ehe wegen Verschiedenheit des Glaubens. Als dann die Trinität und die Personen in der Gottheit zur Sprache kamen, antwortete Joris nicht unpassend, diese Frage sei von geringem Nutzen; sie gehe auch nur die an, deren Seelen in Betrachtung höherer Dinge geübt und von allen menschlichen Leidenschaften frei seien; seine Art sei es nicht, in Mysterien einzudringen, welche ihm zu hoch seien, er erwarte vielmehr die Offenbarung und Erleuchtung durch den heiligen Geist, um nicht durch Vorwitz zu sündigen; dabei tadelte er unverhohlen, daß man diese Lehre als ersten Glaubensartikel aufstelle. Natürlich erklärten nun die Hofmannianer dieses, sowie jene andere Lehren, für unchristlich und ketzerisch, was ihm dann auch in den Niederlanden sehr schädlich war. Denn nach seiner Rückkunft entwickelten sich bald Streitigkeiten zwischen ihm und den kurz vorher mit ihm vereinigten münsterschen Wiedertäufern. Auch diese verwarfen nun seine schändliche Verirrung, daß die Entblößung der Geschlechtstheile zur Erreichung der Vollkommenheit beitrage; ferner das öffentliche Bekennen begangener Sünden, das Aufhören der Ehe unter den Gläubigen, die Lehre, daß die Teufel nicht Substanzen seien, sondern nur in der Empörung des Fleisches gegen den Geist bestehen, die Erwartung eines neuen Gesandten Gottes, und die Behauptung, daß Joris' Lehre nicht nach der heiligen Schrift dürfe geprüft werden. Es erfolgte daher auch mit diesen ein völliger Bruch, und ihr Beispiel bewirkte, daß auch in Ost- und Westfriesland und in Westfalen viele von ihm abfielen. Kurz nachher begann, vorzüglich wegen der Verbrechen des Batenburgischen Anhangs, eine blutige Verfolgung der Wiedertäufer in Holland. Der Magistrat zu Delft gebot zwar zuerst allen, bei Todesstrafe die Stadt innerhalb acht Tagen zu verlassen; wenige folgten aber der Auffoderung, so sehr war ihre Schwärmerei gesteigert worden; sie drängten sich selbst zu der vermeintlichen Märtyrerkrone hin, und da sie meistens bis dahin, wenigstens äußerlich, ein ehrbares Leben geführt hatten, so machte der Muth, mit dem sie den Tod ertrugen, großen Eindruck. Ungefähr 35 Personen wurden damals zu Delft hingerichtet. Joris blieb während der Verfolgung in der Stadt verborgen und tröstete und ermunterte die Gefangenen durch Briefe, die er ihnen zustecken ließ. Dem Bürgermeister soll zwar sein Aufenthaltsort verrathen worden sein; allein da man wußte, daß er die Gewaltthätigkeiten der Fanatiker möglichst verhindert hatte, so soll er deswegen frei geblieben sein. Unter den Hingerichteten war Joris' eigne Mutter. Dieselbe Verfolgung traf auch die Wiedertäufer zu Harlem, Amsterdam, Leyden, Rotterdam und im Bisthum Münster. Endlich gelang es Joris, mit seiner Familie aus Delft zu entfliehen; aber obgleich er unter den größten Gefahren unstät und flüchtig umherirrte, gab er seine Hoffnungen doch noch nicht auf. In einem weitläufigen Schreiben an die Staaten von Holland mahnt er sie von der Verfolgung ab, durch welche sie nur dem römischen Antichrist dienten. Drohungen der göttlichen Rache, die um so schneller eintreten werde, weil er nun genöthigt werde, das Land zu verlassen, verbindet er mit der Erinnerung, wie große Dienste er dadurch geleistet, daß er immer von Aufruhr und Gewaltthätigkeiten abgemahnt habe. Er fodert die Staaten auf, beim Kaiser die Veranstaltung eines Concils auszuwirken, wo er nicht blos die Katholiken, sondern auch die sogenannten Evangelischen widerlegen und seine göttliche Sendung beweisen werde. Der Bogen des Zorns Gottes sei schon gespannt. Darum sollen die Staaten ihm und den Seinigen Sicherheit gewähren, daß sie nach ihrem Glauben leben und ihren Unterhalt auf ehrliche Weise erwerben können; sie würden sich in allem Übrigen als gehorsame Unterthanen zeigen. Achteten die Staaten dieses nicht, so würden sie elend umkommen. Dieses Schreiben sandte er durch einen seiner Anhänger, der aber zu Leyden verhaftet und nachher hingerichtet wurde, an die Staaten von Holland. Allein obgleich die darin enthaltenen Drohungen bei manchen Mitgliedern Besorgnisse erregten, so konnte er doch seinen Zweck nicht erreichen. Nicht günstiger war der Erfolg eines Schreibens, welches er 1539 an den Landgrafen Philipp von Hessen erließ. Er geht darin von der Klage über die Verfolgungen seiner Anhänger und von den großen Geheimnissen aus, die ihm durch den heiligen Geist zur Verbreitung anvertraut seien, mit Hindeutung auf den neuen Gesandten Gottes, und erklärt sich bereit, mit allen Lehrern in den Kampf zu treten. Dadurch werde jenes Geheimniß klar, die ganze Erde erneuert, alle Religionsstreitigkeiten beendigt und eine feste Eintracht hergestellt werden. Da werde sich zeigen, wer von Gott gesendet sei und deswegen gehört werden solle. Er bittet daher den Landgrafen, zu bewirken, daß, bis eine solche Unterredung zu Stande komme, ihm und den Seinigen Sicherheit gestattet werde. Ihm seien ausgezeichnete Gaben zu Herstellung von Ruhe und Eintracht verliehen, wenn er nur öffentlich damit auftreten könnte. Was er im Geiste gesehen, gehört, geschmeckt habe, werde zu seiner Zeit offenbar werden, wenn jener Knabe an Weisheit, Alter und Gnade noch mehr zugenommen habe. Er rede dies aus dem Leben Gottes, und sein Zeugniß sei so groß, als irgend jemals eins auf Erden gewesen. Er wisse, was er sage, aber er finde keinen Glauben, vielmehr werde ihm nach dem Leben getrachtet. Aber die Wiedergeburt aller Dinge könne nur durch diejenigen geschehen, welche selbst zuerst wiedergeboren seien; das Äußere könne wol durch die Fürsten und ihre Theologen reformirt werden, aber das Innere müsse durch die wahrhaft Geistigen gereinigt werden. — Diesem Schreiben war ein anderes an den Kaiser und an alle Reichsstände beigelegt, worin, wie in dem Schreiben an den Landgrafen, als Thema für das verlangte allgemeine Concilium die Stelle Matth. 11, 27 vorgeschlagen wird,

„Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und auch den Vater erkennet Niemand, als nur der Sohn, und der, dem es der Sohn offenbaren will;“ als diesen scheint er sich selbst angesehen zu haben; die Fürsten aber fragten vergeblich ihre Theologen über den wahren Sinn dieser Stelle. Die Antwort des Landgrafen war jedoch nicht nach Joris' Wunsche; sie ging dahin, daß sein Land allen wegen der evangelischen Lehre Verfolgten offen stehe, sobald sie aufrichtig und einfach die augsburgische Confession annehmen, oder, wenn sie glauben, daß etwas darin mit Gottes Worte streite, dies aus der heiligen Schrift beweisen. Dagegen gehe ihn nichts an, wie der Kaiser und seine Statthalter in ihrem Lande regieren. — So ungünstig sich aber auch damals die Angelegenheiten von Joris gestalteten, indem er neben der, alle Wiedertäufer treffenden, Verfolgung auch von den Parteien derselben fortwährend angefeindet wurde, so scheint er doch damals in dem Wahne von seiner göttlichen Sendung noch nicht gewankt, und ein Gesicht eines seiner Anhänger soll ihn noch darin befestigt haben. Der Armuth, in welche er kam, da er in seinen Schlupfwinkeln seine Kunst nicht mehr treiben konnte, halfen bald einige reiche niederländische Familien ab, die ganz für ihn eingenommen wurden und ihn gleichsam zum Eigenthümer ihrer Güter machten. Damals soll denn auch durch diese Reichthümer seine Lebensart glänzender und ausgelassener geworden sein. Um seine Partei wieder stärker zu verbreiten, entschloß er sich, sein Hauptwerk, das Wunderbuch, zu schreiben, von dem er sich große Wirkung versprach. (T'Wonder-boeck waer in dat van der Werldt aen versloten gheopenbaert is.) Es fehlt ihm jedoch sehr an der Gabe, seine Gedanken klar darzustellen. Ordnung und Zusammenhang ist nicht in dem Werke; er überläßt sich ganz den Eingebungen seiner Einbildungskraft. Den Inhalt bilden immer wiederkehrende Klagen über die Verdorbenheit der Menschen; die Verkündigung der bevorstehenden großen Veränderung, der Erscheinung des Reiches Christi, und der Sendung, welche er durch den Geist Gottes erhalten habe. Je dunkler es war, desto mehr wirkte es bei den damals so aufgeregten und für Eindrücke der Schwärmerei empfänglichen Gemüthern. Während Joris mit diesem Werke beschäftigt war, fand 1541 das bekannte Colloquium auf dem Reichstage zu Regensburg zwischen katholischen und protestantischen Theologen statt. Sobald er Kunde davon hatte, beschloß er, einen Abgeordneten mit einem Schreiben an die Versammlung zu senden. Da er sich dadurch der Gefahr aussetzte, entdeckt zu werden, so ist kaum zu bezweifeln, daß er damals wenigstens noch fest an seine göttliche Sendung glaubte und sein Wunderbuch wirklich im Wahne göttlicher Eingebung schrieb. Der Brief an das Colloquium begann mit dem 46. und 47. Psalm, wobei er zu verstehen gibt, die Erfüllung dieser Verheißungen zeige sich bei ihm und seinen Anhängern. Dann ermahnt er die Theologen, daß sie in Glaubenssachen nichts nach dem Buchstaben der heiligen Schrift entscheiden, deren Geheimnisse sie nicht verstehen können. Er verweist dabei wieder auf jene Stelle bei Matthäus (11, 27) und erklärt, daß die Schrift ohne den dort Verheißenen nicht könne verstanden werden. Diesen müsse man zuerst suchen; wobei zu Bezeichnung der Gegend, aus welcher er kommen solle, die Niederlande mit Ägypten verglichen werden. Als Joris' Gesandter nach Regensburg kam, vernahm er von Bucer, daß das Colloquium abgebrochen worden. Er hielt daher das Schreiben zurück, wie ihm Joris auf diesen Fall hin befohlen hatte, pries aber gegen Bucer die Wirkungen Gottes durch das auserwählte Werkzeug, das in den Niederlanden Buße und Besserung verkünde. Den Namen verschwieg er. Bucer, der in seinen Vermittelungsversuchen zwischen den Parteien der Protestanten unermüdlich war und dabei auch doppelsinnige Ausdrücke benutzte, lud in der Antwort, die er dem Boten mitgab, den ihm unbekannten außerordentlichen Mann zu sich nach Strasburg ein. Allein Joris, der den dortigen Hofmannianern, die kurze Zeit vorher durch Bucer zur Vereinigung mit der protestantischen Kirche waren vermocht worden, nur zu bekannt war, hütete sich, dieser Einladung zu folgen, beschleunigte hingegen die Ausarbeitung seines Wunderbuchs, dem er eine vielversprechende Ankündigung vorausgehen ließ. Ein andres Mittel, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, war die Erlaubniß, sich äußerlich an die herrschende Kirche zu halten und ihre Gebräuche mitzumachen, dadurch konnten sie sich den Verfolgungen entziehen, und es soll dies besonders auch manche Anhänger des Menno Simonis zu Joris' Partei hinübergezogen haben. Menno wirft ihm auch in einer 1543 erschienenen sehr heftigen Streitschrift vor, daß seine Anhänger sich an Papisten, Lutheraner und Zwinglianer anschlössen. — Auch in Ostfriesland fehlte es Joris nicht an eifrigen Anhängern. Der Superintendent Johann von Lasco hielt um diese Zeit eine Unterredung mit ihnen, bei welcher eine Übereinkunft verabredet wurde, welche die Joristen mit dem Vorbehalte der göttlichen Sendung ihres Hauptes, die keinem Irrthum unterworfen sei, annahmen; was aber die Prediger nicht zugeben konnten. Lasco wechselte daher einige Briefe mit Joris selbst, der aber auf seiner Sendung beharrte, und, weil Lasco seine Behauptung, daß Adam nicht durch ein andres Wesen, sondern durch die Gelüste seiner Natur zur Sünde verführt worden, verwarf, ihm in einem Schreiben vom 25. Mai 1544 seine Idee von dem jetzt kommenden dritten Zeitalter, die allegorische Erklärung der Schlange im Paradies und seine Begriffe von der vollkommnen Heiligkeit entwickelte, welche der Mensch durch die neue Regeneration erlange, sodaß der Gebrauch der äußerlichen Dinge die Wiedergebornen nicht mehr beflecken könne. Dennoch wären wahrscheinlich seine Anhänger in Ostfriesland auch jetzt noch geduldet worden, wenn nicht aus den Niederlanden ein Anstoß zur Verfolgung gekommen wäre. Um diese Zeit wurde nämlich Cornelius von Leyden, einer der Wildesten der Batenburgischen Sekte, der Verbrechen aller Art begangen hatte, zu Leyden verhaftet. Aus Haß gegen die Anhänger von Joris verrieth er mehre derselben, unter diesen Georg Retel, den Gesandten von Joris an Bucer. Von diesem wurden auf der Folter die Namen mehrer Anhänger von Joris in Ostfriesland erpreßt, und hierauf die verwit-

wete Gräfin durch die Drohungen des Hofes zu Brüssel gezwungen, diejenigen, welche seine Lehre nicht unumwunden verdammen wollten, zu verbannen. — Wo sich aber Joris selbst in den letzten Jahren bis zum Frühjahre 1541 aufgehalten habe, wird nicht gemeldet; wahrscheinlich an verschiedenen Orten Hollands, auch einige Zeit zu Antwerpen; bis er dann, obgleich die Zahl seiner Anhänger nicht unbedeutend muß gewesen sein, die Überzeugung scheint gewonnen zu haben, daß seine hohen Erwartungen, wenigstens jetzt noch nicht, in Erfüllung geben würden. Hatte er nun vorher blos als Schwärmer gewirkt, wodurch bekanntlich Schlauheit in der Wahl der Mittel nicht ausgeschlossen wird, so erscheint er von jetzt an mehr im Lichte eines verschlagenen Mannes, der, nachdem er von mancher Verirrung zurückgekommen ist, doch die Verhältnisse geschickt zu seinem Vortheile zu benutzen weiß. Im Herbste des Jahres 1541 erließ er eine Zuschrift an seine Anhänger, worin er ihnen befahl, seine Lehren nicht weiter auszubreiten, sondern einstweilen bei dieser bösen Zeit zu schweigen. Dadurch und durch die frühere Erlaubniß, sich äußerlich an die Kirche zu halten, wurden in der That Viele gerettet. Er selbst war damals nicht mehr in den Niederlanden, wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, aber alle Versuche, seiner habhaft zu werden, mislungen waren, sodaß sich sogar das Gerücht verbreitete, er könne sich unsichtbar machen. Im Frühjahre 1544 war er unter dem Namen Johannes von Bruck (Brügger) als Flüchtling wegen der evangelischen Lehre zu Basel erschienen. Nachdem er sich sorgfältig nach allen Verhältnissen erkundigt hatte, bat er den Rath um Erlaubniß, mit den Seinigen sich zu Basel niederzulassen. Die Würde und der Anstand seines Äußern erregte die Vermuthung, daß er von nicht niedriger Herkunft sei, da die Religionsverfolgungen damals in den höhern wie in den niedern Classen so viele Auswanderungen bewirkten. Sein Gesuch wurde gewährt, und im August kam er mit seiner Gattin, seinen Kindern und mehren Begleitern in Basel an, wo sie als Bürger angenommen wurden. Drei Knaben von Joris, wovon der älteste 11 Jahre alt war, und zwei Mädchen hatte der Magistrat zu Delft bei dortigen Einwohnern untergebracht; allein sie verschwanden nach und nach und kamen mit dem Vater nach Basel. Er brachte bedeutenden Reichthum aus Holland mit, kaufte nach und nach zwei Häuser in der Stadt, ferner das Schloß Binningen, eine halbe Stunde von Basel, das kleine Schloß Gundeldingen, und noch einige andere Häuser und Grundstücke nahe bei Basel. Die älteren Gebäude verbesserte er und führte auch einige neue Häuser auf. Sein Hausrath war reich und glänzend; in Nürnberg hatte er große Summen angeliehen, und in seinen Häusern fanden sich große Vorräthe an Wein und Getreide. Dieser Reichthum kam theils von einem seiner Schwiegersöhne, theils von Schenkungen, die ihm aus den Niederlanden gesandt wurden. So glänzend aber sein Hauswesen war, so ging alles doch sehr ruhig und still zu. Selbst seine Gegner geben ihm das Zeugniß einer guten und frommen Erziehung seiner Kinder und eines ehrbaren Wandels, sodaß weder er noch die Seinigen durch Handlungen oder Reden jemals Verdacht erregten. Dabei besuchten Alle die Kirche fleißig und beobachteten alle kirchlichen Gebräuche aufs Genaueste. Die reichliche Unterstützung von Armen und Kranken, die Aufnahme von flüchtigen Evangelischen, verbunden mit einem einnehmenden, freundlichen Äußern, machten ihn allgemein beliebt. Seine Zeit theilte er zwischen schriftlichen Arbeiten, Zeichnen, Besuchen auf seinen Gütern und in benachbarten Dörfern, die er zu Pferde machte. Den Spielen der Kinder sah er mit lebhafter Theilnahme und großem Vergnügen zu, und man sah ihn dabei oft laut auflachen. Maler und Bildhauer schätzte er sehr; Gelehrte hingegen waren ihm zuwider, und es wird ihm vorgeworfen, er habe heimlich das Ansehen der Prediger bei den Seinigen zu schwächen gesucht. Seinen wahren Namen verbarg er übrigens mit großer Vorsicht, und die veränderte Kleidung, Lebensart und der Umgang mit den vornehmsten Geschlechtern war ihm dabei behilflich. Indessen erzählt Hottinger (Helvet. Kirchengesch. 3, 833), daß Bucer schon im Jahre 1545 oder 1546 an Mykonius nach Basel geschrieben habe: est apud vos schemate nobilis hominis pestilentissimus homicida et vastator ecclesiarum, David Georgii, qui se regem fecit multorum millium talium homicidarum et seditiosorum hominum; es habe aber damals nichts können erwiesen werden. Wahrscheinlicher ist aber, daß man die Sache nicht untersuchen wollte, da seine Gegenwart der Stadt sehr nützlich war, und er sich wol hütete, irgend etwas von seinen Lehren gegen Baseler oder andere Schweizer laut werden zu lassen, indem er aller Proselytenmacherei in der Nähe entsagt hatte. Dagegen blieb er in unausgesetzter Verbindung mit seinen Anhängern in den Niederlanden durch Briefe und kleinere Schriften, die er von Zeit zu Zeit unter ihnen verbreitete. So einträchtig übrigens die zuletzt aus ungefähr 30 Personen bestehende Colonie längere Zeit gelebt hatte, entstanden endlich doch Zerwürfnisse. Die erste Veranlassung sollen Plane des Vaters zur Verheirathung einiger seiner Kinder gegeben haben. Dann habe einer der Hausgenossen (wahrscheinlich sein Schwiegersohn Blesdyk) Zweifel und Einwendungen gegen seine Lehre geäußert und sich darüber mit ihm entzweit, sodaß er durch Briefe gesucht habe, die Zahl von Joris' Anhängern zu vermindern. Ein Niederländer, der nach Basel kam, soll endlich seinen wahren Namen Einzelnen verrathen haben. Ehe aber die Gefahr ihn erreichen konnte, starb er den 26. August 1556. Zurückgetretene Gicht raffte ihn nach vierzehntägigem Krankenlager weg. Zwei Tage vorher war seine Gattin gestorben, und diese Nachricht beschleunigte seinen Tod.

Nach Joris' Tode brachen unter den Seinigen heftige Streitigkeiten aus, zu denen theils Verschiedenheit der religiösen Ansichten, theils ökonomische Verwickelungen den Anlaß gegeben zu haben scheinen. Einer der Hausgenossen, der 15 Jahre theils als Lehrer der Kinder, theils durch andere Verrichtungen Joris Dienste geleistet hatte, wurde dadurch aus dem Hause vertrieben, und entdeckte dann aus Rache einem baseler Gelehrten, bei welchem er in Dienste trat, alles. Sobald dieser das Geheimniß den

Predigern mitgetheilt hatte, wurde der Verräther auch von ihnen examinirt. Schriften von Blesdyk, welcher abwesend war, wurden entwendet, und als er zurückkam, wurde auch er von den Predigern verhört. Nach seinem eigenen Berichte entdeckte er seine frühern Irrthümer sowol, als seine jetzige bessere Überzeugung; über den frühern oder den jetzigen Glauben der übrigen Mitglieder der Colonie verweigerte er jede Erklärung, da sie erwachsen seien und selbst antworten könnten. Daher wurden auch sie examinirt. Ihre Antwort ging aber einstimmig dahin, sie glauben nichts anderes als die übrigen Bürger, und sie haben, seit sie hier seien, nie eine andre Religion gekannt oder gebilligt. Diese Aussage und eine Verdammung jeder Ketzerei, ausdrücklich auch der Davidischen, wurde von ihnen unterschrieben. Allein dies genügte einem der Eiferer nicht. Er verwarf die Unterschrift, und ruhte nicht, bis er durch Aufhetzung der Bürger und durch Briefe an Auswärtige es dahin brachte, daß die Sache dem Rathe vorgelegt und derselbe als vor einer großen Gefahr gewarnt wurde. Nun wurden, nachdem zuerst noch jener Ankläger verhört war, alle männlichen Glieder der Familie und einige Freunde und Diener derselben im März 1559 aufs Rathhaus berufen. Da sie alle ihnen vorgelegte Fragen über Joris' wahren Namen, über sein Wirken als Lehrer u. s. w. verneinten, oder sich mit Unwissenheit entschuldigten, so wurden sie, an der Zahl eilf, ins Gefängniß geworfen, ihre Häuser durchsucht, alle Schriften und Bücher aufs Rathhaus gebracht und dann einigen Theologen und Juristen zur Prüfung übergeben. Nach dem von der baseler Universität selbst bekannt gemachten Berichte wurden die Gefangenen summa verborum severitate verhört; ob wirklich peinliches Verhör angewendet wurde, wird nicht gesagt; die Vollmacht dazu hatten diejenigen, welche sie verhörten, und es ist von einer exquisitior quaestio die Rede, die auf das erste fruchtlose Verhör folgte. Der wahre Name des Johannes von Bruck wurde endlich von ihnen erpreßt, aber als man ihnen seine angeblichen Lehren vorhielt, erklärten sie beim Verhöre sowol, als gegen die nachher in Begleitung von Rathsgliedern zu ihnen und zu den weiblichen Familiengliedern gesandten Prediger, daß sie niemals etwas dieser Art von ihm gehört haben; dasselbe betheuerten auch diejenigen, welche ihn erst zu Basel kennen gelernt hatten. Einer nur, Blesdyk, erklärte, er habe zu der Sekte gehört, aber seinen Irrthum schon lange erkannt. Unterdessen war eine Anzahl Sätze aus Joris' Schriften ausgezogen und als ketzerisch durch die Universität und die Prediger verdammt worden. Dann wurde das Urtheil über die Familie gefällt: die Gefangenen wurden nach zweimonatlicher Haft endlich freigelassen; es wurde ihnen verboten, ferner Grundstücke außer der Stadt ohne Bewilligung des Rathes anzukaufen; Fremde aus den Niederlanden, selbst Verwandte, in ihren Häusern zu beherbergen; sie sollten alle Bücher von Joris, die sie noch besitzen möchten, abliefern; kein in holländischer Sprache geschriebenes Buch in ihren Häusern haben; niemals etwas schreiben, was der angenommenen Religion zuwider wäre; ihre Kinder nur in der baseler Schule unterrichten lassen; keine Heirathen zwischen Personen aus den Niederlanden, welche jetzt unter ihnen sich befänden, schließen; keine fremde Familie in ihren Häusern oder Landgütern unterhalten, und wenn ihnen vom Rathe eine Geldbuße aufgelegt würde, sie ohne Weigerung bezahlen. Dies Alles war aber noch nicht genug. Auch eine öffentliche Beschimpfung kam noch hinzu. Sie mußten alle mit ihren Weibern, ungefähr 30 Personen, an einem bestimmten Tage in der Kirche erscheinen: absichtlich wählte man denjenigen Wochentag, wo die Kirche ohnedies stark besucht war, und versammelte Tags vorher auch die Landprediger des Cantons zu einer Synode in der Stadt. Sonntags vorher war das Schauspiel auf allen Kanzeln angekündigt worden. Nach der Predigt wurden alle zu der Familie gehörigen Personen mit Namen hervorgerufen, dann von dem ersten Geistlichen der Stadt, Sulzer, die Irrlehren von Joris entwickelt und die aus seinen Schriften ausgezogenen Sätze verlesen, worauf sie, jeder besonders, erklären mußten, daß sie dieselben verdammten. Dann wurden ihnen nach Anleitung des nicänischen Symbolum Fragen über ihren Glauben vorgelegt, die zum Theil über dasselbe hinausgingen, worauf sie ihre Zustimmung erklären mußten. Auf den Knien mußten sie hierauf nicht blos Gott um Verzeihung bitten, sondern auch die, mehr Ablaß spendenden Priestern als protestantischen Geistlichen gleichenden, Prediger, und zum Schlusse noch versprechen, den Glaubenslehren, welche sie bekannt haben, treu zu bleiben, und Andere, welche noch dieser Sekte anhangen möchten, nach besten Kräften von ihren Irrwegen zurückzubringen, worauf der, seine Sendung so sehr miskennende Priester ihnen Gnade und Verzeihung aller ihrer Sünden u. s. w. verkündigte. Die ganze pfäffische und unprotestantische Glaubensinquisition empörte um so mehr, da Sulzer ihnen selbst am Schlusse seiner Rede noch das Zeugniß geben mußte, daß man bisher Friedliebe, Wohlthätigkeit gegen die Armen, Mäßigkeit und Vermeidung jeder Unanständigkeit im Reden an ihnen bemerkt habe. — Noch während der Untersuchung war auch Joris' Leichnam unter dem Vorwande ausgegraben worden, daß die Seinigen denselben aufbewahren und statt seiner irgend etwas Anderes in den Sarg gelegt hätten. Das Gerücht erwies sich als falsch; indessen wurde dann, zwei Tage nach Ausfällung des Urtheils über seine Familie, Blutgericht über den Leichnam gehalten und derselbe hierauf mit seinem Bildnisse und seinen Schriften unter dem Galgen verbrannt. Zur Rechtfertigung des Verfahrens wurde dann folgende Schrift bekannt gemacht: Davidis Georgii Holandi haeresiarchae vita et doctrina, quamdiu Basileae fuit, tum quid post ejus mortem cum cadavere, libris ac reliqua ejus familia actum sit: per rectorem et academiam Basil. in gratiam amplissimi senatus ejus urbis conscripta. (Basil. 1559. 4.)

Verfolgt man den ganzen Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes ohne vorgefaßte Meinung, so muß man sich von der Ungerechtigkeit des Vorwurfs überzeugen, daß er blos schlauer Heuchler und Betrüger gewesen sei. Er war unzweifelhaft ein wohlmeinender Schwärmer, der wenigstens früher von der Unfehlbarkeit seiner Ansichten

überzeugt war, womit übrigens List und Verstellung, wie die Erfahrung bei manchen Schwärmern lehrt, sich leicht vereinigten. Später scheinen dann seine ausgezeichneten Geistesgaben und sein wirkliches religiöses Gefühl über die Verirrungen seiner Phantasie gesiegt zu haben, zumal da die äußern Ereignisse und vielleicht auch die allmälige Abkühlung seiner sinnlichen Triebe den Sieg erleichterten. Ob er aber damals auch die Grundlage seiner ganzen Lehre, den Wahn einer besondern göttlichen Sendung, die ihm zu Theil geworden, aufgegeben habe, ist kaum zu entscheiden. Überhaupt ist die Darstellung dessen, was er wirklich gelehrt hat, mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Joris fehlte die Gabe gänzlich, sich klar und bestimmt auszudrücken, und da seine Schriften mehr die Frucht vorherrschender Phantasie, als ruhigen Denkens waren, so konnte das von ihm unklar Gedachte auch in der Mittheilung niemals klar werden. Daher klagen auch seine Gegner einstimmig über die Dunkelheit seiner Schriften, was sie aber nicht hindert, mit völliger Zuversicht den ganzen Inhalt seiner Lehren zu entwickeln, indem sie einzelne Stellen herausheben und willkürlich zusammenordnen. So geschieht es in der angeführten Schrift der baseler Gelehrten, unter denen übrigens nur wenige waren, welche die holländische Sprache, worin das Wunderbuch, sowie seine übrigen Schriften verfaßt sind, hinlänglich kannten, und wol Keiner, der vermocht hätte, sich in die mystischen Vorstellungen des Schwärmers hineinzudenken, daher Manches buchstäblich genommen wird, womit Joris einen ganz andern Sinn verband. Am meisten war des Joris Schwiegersohn, Blesdyk, theils wegen des langen Umganges, da er schon in den Niederlanden sein Anhänger war, theils weil das Holländische seine Muttersprache war, geeignet, die Lehren von Joris getreu darzustellen. Derselbe gibt auch in seiner Schrift (Historia vitae, doctrinae ac rerum gestarum Davidis Georgii haeresiarchae, Daventriae 1642) einen Abriß, theils derjenigen, die Joris auch andern Lehrern der Wiedertäufer mitgetheilt habe, theils einer Geheimlehre für seine vertrautern Anhänger. Indessen darf man Blesdyk's Behauptungen nur mit Vorsicht annehmen, da er sehr leidenschaftlich gegen Joris, mit welchem er sich entzweit hatte, schreibt, und vielleicht, um sich bei den Gegnern in Gunst zu setzen, Manches übertrieb; er wurde auch wirklich nachher als reformirter Prediger in der Pfalz angestellt und schrieb eine Geschichte der niederländischen Wiedertäufer, von welcher aber nur das angeführte Bruchstück, das von Basel 1560 datirt ist, bekannt geworden ist; das Übrige scheint ganz verloren zu sein. — Die Hauptquelle für Joris' Lehre ist in der That das Wunderbuch; aber grade wegen der verworrenen Schreibart kann es leicht misdeutet werden, und es ist ganz begreiflich, daß bei dem damaligen Sektenhasse manche Ausdrücke weit härter gedeutet wurden, als sich Joris dieselben dachte. Daher müssen auch seine übrigen kleinern Schriften verglichen werden, wobei man freilich auf Widersprüche stößt, die wegen der unklaren Vorstellungen des Verfassers unvermeidlich waren. Mit den übrigen Wiedertäufern und andern Schwärmern stimmt er in der Idee eines neuen Reiches Gottes überein, das von einer Gemeinde von Auserwählten oder Heiligen ausgehen und durch sie über die Erde solle verbreitet werden. Die Stiftung dieser Gemeinde schreibt er einer neuen, unmittelbaren Sendung des Geistes Gottes zu und findet die Zusicherung derselben in den so vielfach misdeuteten Verheißungen Jesu (Joh. Cap. 16) von dem Tröster und Geiste der Wahrheit, welcher solle gesendet werden. Diese Sendung bezog er nun auf seine Zeiten, und lehrte, daß ohne diesen Tröster auch die heilige Schrift niemals richtig habe können verstanden werden. Daher dann seine uneigentliche Erklärung der heiligen Schrift und seine heftigen Äußerungen gegen die, welche er Buchstabenknechte nennt. Aus diesen allgemeinen Vorstellungen so vieler Schwärmer entwickelte sich die, zwar auch sonst sich findende, aber bei ihm eigenthümlich ausgebildete, Lehre von den drei Zeitaltern oder Stufen der göttlichen Offenbarung. Die erste Offenbarung im Alter der Kindheit geschah in Abraham, Moses und den Propheten. Sie ist gleichsam ein Schatten oder Bild. Auf sie folgte im Jünglingsalter die Offenbarung in Christus Jesus nach dem Fleische und in den Aposteln. Sie ist vollkommner, gehaltreicher, wie der Körper mehr ist als sein Schatten oder Bild. Dennoch blieb sie noch Stückwerk und unvollkommen, und konnte deswegen auch wieder verdorben werden. Auf sie aber folgte nun im Mannesalter die wahre, geistige Offenbarung, wo sich Gott im Geiste und in der Wahrheit offenbart, und weder Bilder noch körperliche Verhüllung der Wahrheit mehr stattfinden. Auf dieses Zeitalter weisen die vorhergehenden beständig hin. Diese dritte vollkommene Offenbarung geschieht nun durch Christus David, durch welchen die große Anstalt Gottes zur Seligmachung der Menschen vollendet werden soll. In diesen ist der Geist Gottes wieder herabgestiegen, nachdem bei Christi Himmelfahrt dessen menschliche Natur verschwunden und nur der Geist, aber allen Menschen unbekannt, übriggeblieben. Durch diesen Christus David wird endlich das wahre Reich Gottes aufgerichtet, vor welchem alle Kirchen, die Lutherische und Zwinglische, wie die päpstliche, weil sie des wahren Lichtes ermangeln, vergehen müssen; auch die in der Wiedertaufe angefangene Erneuerung wird erst durch ihn vollendet. Zu dieser Vollendung und diesem Eintritt in die Gemeinde Gottes vermag aber der Mensch gar nichts, sondern er muß durch den Geist Gottes erneuert werden und seinem natürlichen Wesen völlig absterben. — Die Hauptfrage ist nun, wen sich Joris unter diesem Christus David, der Vollkommneres wirken soll als Christus Jesus, gedacht habe. Seine Gegner behaupten entschieden, daß er damit sich selbst gemeint und sich über Christus gesetzt habe. Allerdings ist das Spiel mit dem Namen David, das sich zwar immer auf Bibelstellen stützt, auffallend, und daß er sich selbst für ein auserwähltes Werkzeug Gottes ausgab und wol auch hielt, kann nicht geleugnet werden. Er rühmt sich in der Vorrede zum Wunderbuche, daß ihm Gott die ewigen Wunder, welche der Mensch zu seinem Heile wissen müsse, enthüllt habe, und nicht undeutlich bezieht er die Stelle bei Matthäus (11, 27) auf sich. Aber ob er sich wirklich für jenen Christus

David, oder nur für einen Vorläufer desselben, wie Johannes der Täufer war, gehalten habe, bleibt bei den Widersprüchen, die sich zeigen, unentschieden. In einer 1542 erschienenen Schrift (Eine sehr gute Vermahnung oder Unterweisung für alle gutwillige, gottesfürchtige Herzen) sagt er: „Wer denn von der gesalbten Art David's nicht ist, Christi Geist nicht hat, gehöret Gott nicht zu, ist auch nicht von seiner Gemeinde; nein, nicht David Joris Sohn genannt nach dem Fleisch, der wie andere Menschen in Sünden empfangen und geboren, die Gnade Gottes wie ein andrer Mensch von Nöthen hat, sondern der verheißene David, Gottes Sohn, der von dem Geiste im Wort des lebendigen Gottes geboren, eine Pflanze der Gerechtigkeit, ein Sohn des allerheiligsten Glaubens ist; denn David Joris' Sohn, immer sowol als ein Andrer empfangen, Gnade bei dem Herrn durch die Barmherzigkeit finden mag." Noch entschiedener lehnte er jenen Vorwurf ab in seiner an die Gräfin von Emden im Jahre 1540 gerichteten Vertheidigungsschrift, worin es heißt: „Daß ich, David Georg, mich selbst für den dritten David ausgegeben, ja, daß ich mich Christo gleich geachtet habe, ist erlogen, und ich negire alles. Ich bin (Gott Lob) klüger und weiß wohl, daß Christus Gottes Sohn in Ewigkeit sei, und nicht Joris' Sohn; denn ich rühme mich nicht, die ganze Vollkommenheit und das Alter Christi bekommen zu haben, wiewol ich, soviel an mir, seine ewige himmlische Erkenntniß nach der Wahrheit von Gottes Gnaden rühmen und ausbreiten will." Ferner sagt er (in der Schrift Hoort de Stimme des Heeren. 1539.): „Ich bitte alle durch die Barmherzigkeit Gottes und unsers Herrn J. Chr., daß ihr von keinen hohen Worten, die von mir in dies Buch geschrieben wären, schließen wollet, als schienen etliche von mir und auf mich zu lauten und geneigt zu sein. Sehet, sie sind mir aus der Feder durch den heiligen Geist geflossen, der mirs eingegeben; ihr glaubts denn oder nicht, so ist der Herr mein Zeuge, ja der weiß alle Dinge, wie und was er in mir zu sehen und zu erkennen gegeben hat." Wenn aber auch die Vorstellung, die er seinen Anhängern gestattete, das Gewicht dieser Äußerung schwächt, so findet sich dagegen ein merkwürdiges Zeugniß von einem seiner Gegner. Dieser, Martin Duncanus, Prediger zu Delft, äußert in einem Briefe (XIV. Kal. Decembr. 1559.) an Acronius, Professor zu Basel: „Joris habe zu Delft niemals jenes Gift ausgespien, daß er sich über Christus erhoben habe" [1]). Am wahrscheinlichsten ist, daß weder er noch seine Anhänger sich sein Verhältniß zu dem Christus David jemals deutlich gedacht haben. Übrigens erklärte er den Widerstand gegen diesen für eine größere Sünde, als den Widerstand der Juden gegen Jesus, indem dies die wahre Sünde gegen den heiligen Geist sei. — An diese auf typische und allegorische Deutungen einer Menge von Bibelstellen gegründete Vorstellung vom Plane Gottes schließt sich dann die Schilderung der neuen Gemeinde, auf welche neben missdeuteten Bibelstellen eine ungeregelte Phantasie entscheidenden Einfluß hat. Das Aufhören alles äußern Cultus, aller Sacramente hat er mit andern Sekten gemein; ebenso zeigt sich auch bei ihm die nicht seltene Erscheinung, daß dieselbe Schwäche der Seele, die den Visionen einer kranken Phantasie nicht zu widerstehen vermag, den Menschen auch den schmutzigsten Sinngelüsten preisgibt. Einiges hierher Gehörige ist schon oben angeführt worden. Es gründete sich auf Visionen, welche er 1536 soll gehabt haben. Einst wurde er im Geiste verzückt und sah mehre, die größte Fröhlichkeit ausdrückende, Kinder, denen dann die Könige der Erde ihre Kronen zu Füßen legten. Dann erblickte er an der gegenüberstehenden Mauer nackte Weiber, bei deren Anblicke er ausgerufen habe: O Herr, nun kann ich alles mit reinen Augen anblicken; denn den Reinen ist alles rein. Endlich hätten sich diese Weiber in Tauben verwandelt und er als Tauber sich mit ihnen begattet. Es ist kein Zweifel, daß diese Bilder mit seiner Vorstellung von dem herannahenden Reiche Gottes, dem sich die ganze Erde unterwerfen werde, und von dem Stande der Unschuld, in welchem eine heilige, gottgefällige Nachkommenschaft ohne eheliche Verbindung solle erzeugt werden, zusammenhängen, aber sie geben für die Richtung seiner Phantasie kein günstiges Zeugniß. Weitere Entwickelungen dieses Gegenstandes findet man bei Blesdyck (S. 23 fg.). In wiefern aber diese Verirrungen auch eine praktische Tendenz hatten oder bloße Speculation waren, ist wegen der Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten nicht zu entscheiden; seine spätern Schriften sind frei davon und ein billiger Richter wird das Frühere als Jugendsünden betrachten, die das bessere Streben der folgenden Zeit ausgelöscht hat. Seine asketischen Schriften, deren er mehre während des Aufenthaltes zu Basel ausarbeitete, zeigen in der That einen wahrhaft frommen, auf praktisches Christenthum gehenden Sinn. Auch sind manche seiner Äußerungen in Beziehung auf den Geist jener Zeit bemerkenswerth. So erklärt er sich entschieden gegen die unfruchtbaren dogmatischen Streitigkeiten und jeden Gewissenszwang oder jede Verfolgung Andersgesinnter. In dem Wunderbuche sagt er in Beziehung auf die Trinität: „Lasset uns nur den Lehren der Weisheit und Wahrheit zur Gottseligkeit nachgehen und auf ihren Wegen bleiben. Wer, wie und was Gott sei, wird sich zuletzt wol finden." Dabei deutet er die Trinität auf Moses, Elias und Christus, durch die sich Gott den Menschen geoffenbaret habe, erklärt aber dabei, daß er darüber mit Niemandem streiten wolle. An einer andern Stelle sagt er: Gott hat sich als Vater unter Moses, als Sohn in Jesus Christus offenbaret und wird sich als heiliger Geist in Christus David offenbaren. — Die Erneuerung des Himmels und der Erde beim Weltgerichte, die Wolke, worin Christus kommen werde, den Erzengel, die Trompete u. s. w. deutet er allegorisch auf die Erneuerung des Lebens und der Sitten der Frommen durch die Lehre des Christus David und versetzt den Ort der ewigen Seligkeit auf die Erde. Der Himmel besteht nach ihm im Genusse der geistigen, die Erde im Genusse der körperlichen Güter; Engel und Teufel sind keine außer dem Menschen bestehende

1) s. diesen Brief in Mosheim's Geschichte des Servet. S. 429.

Substanzen; die erstern sind Empfindungen, welche Gott dem Menschen einflößt, die letztern sind mit schreckenden Gespenstern zu vergleichen, die in der Einbildung der Menschen ihren Ursprung haben. — Ein Schreiben von Joris an den ebenfalls verketzerten Castellio (1550), worin er sein Streben billigt und seine Vorrede zu der lateinischen Übersetzung der heiligen Schrift lobt; ferner ein, zwar anonymes, Fürbittschreiben (1553) an die reformirten Städte der Schweiz für den unglücklichen Servetus [2]) beweisen eine in jener Zeit seltene Unbefangenheit, durch die er aber bei den Eiferern sich nicht weniger verhaßt machen mußte, als durch seine frühern eigenthümlichen Ansichten. Besonders mußte sie die Schrift „Von den gottlosen oder ungerechten und von den frommen oder rechten Predigern" erbittern, die manche derbe Wahrheit enthält; ebenso die Schrift „Von der wahren Gemeinde Christi und welches die rechten Ketzer sind," worin unter andern folgende Stelle vorkommt: „Die rechte wahre Gemeinde bringt Niemanden um, sondern stellet sich allenthalben dar für einander zu leiden; sie hat ihre Feinde lieb und bittet für die, so ihr leid anthun. Wer solches thut, ob er sich noch so sehr mit Feigenblättern bedecken und mit eigner Heiligkeit und selbsterwählter Geistlichkeit durch Gutdünkel bekleiden wollte, so wird er ihn doch nicht fromm noch schön, sondern nur desto häßlicher machen und seine Missethat anzeigen; weil alle solche sich Christi rühmen und selbst für orthodox und gläubig halten oder dünken wollen, so haben sie desto mehr Schuld, angesehen sie unter dem Namen Christi den Mord begehen und dem Einen Dienst thun wollen, den sie nie erkannt haben." Solche Äußerungen erklarten hinlänglich den Haß der baseler Geistlichen. Daher empfahl auch die theologische und juristische Facultät dem Rathe die Anwendung der alten kaiserlichen Ketzergesetze gegen Joris' Leichnam und gegen solche seiner Angehörigen, die in der Ketzerei verharren würden [3]). Indessen sagt der Antistes Sulzer selbst in einem Briefe an Marpach (22. Mai 1559) von seinen Angehörigen: quorum aliqui haec prodigiosa capita ignorasse videntur. forte quod — ne liberis quidem suis arcana crediderit, et quae typis exstant lingua Brabantica excusa, sic habent involuta mysteria, ut gravissimum fuerit eruere mentem et sententiam [4]). Überhaupt findet sich keine Spur, daß er irgend Jemandem während des Aufenthaltes zu Basel etwas von seinen frühern Ansichten mitgetheilt habe, und selbst die kleinen asketischen Schriften, die er nach den Niederlanden sandte, drehen sich zwar in mystischer, seinen Gegnern unverständlicher Sprache, um die Lehre von der gänzlichen Erneuerung des Herzens durch den Geist Gottes, von dem Abziehen von Fleisch und Blut u. s. w., aber ohne jene frühern Meinungen einzumischen. Nur der Wahn einer besondern Sendung, die er erhalten habe, blickt noch durch. Das Verfahren gegen seinen Leichnam und gegen die Seinigen wird dadurch doppelt verwerflich.

Übrigens ist es bei manchen kleinern Schriften, die ihm zugeschrieben werden, ungewiß, ob er wirklich der Verfasser ist, weil sie immer anonym und ohne Druckort erschienen. Verzeichnisse derselben finden sich in *Vincentii Placcii* theatrum anonymorum et pseudon. (Cap. 12. de Script. Belgicis p. 488. No. 1933), ferner in Adelung's Geschichte der menschlichen Narrheit (3. Bd. S. 398), in Jessenii aufgedeckter Larve Davidis Georgii (Kiel 1670.) und in Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorien (2. Th. 16. Bch. Cap. 21. S. 880). In letzterm Werke sind auch mehre, freilich in schlechter Übersetzung, abgedruckt. Das Hauptwerk ist das schon angeführte Wunderbuch, welches zuerst (ohne Zeitbestimmung, jedoch im Jahre 1542) zu Deventer in einem Bande in klein Fol. erschien und nachher 1551 ohne Druckort mit etwas verändertem Titel neu aufgelegt wurde. Nächst demselben ist das wichtigste seiner Werke Verklaringhe der Scheppenissen (Erklärung der Schöpfung). 1553. in Fol. Es enthält eine mystische Erklärung der sechs Tagewerke der Schöpfung, des Sündenfalls und der Wiederbringung durch Christus. Christelycke Sendbrieven, in vier Theilen (vgl. Reimann's Catal. Bibl. theolog. 708), woraus man die ausgebreiteten Verbindungen erkennt, in denen Joris stand. — Zu den harten und leidenschaftlichen Urtheilen über Joris gab zuerst die oben angeführte Schrift der baseler Akademie den Ton an. Zugleich mit der lateinischen Ausgabe erschien zu Basel auch eine teutsche, dann 1560 eine französische und in den Niederlanden eine holländische Übersetzung. Die lateinische Ausgabe ist auch in *Schardii* Script. rerum germanicarum. die teutsche in den zufälligen Relationen von alten und neuen denkwürdigen Geschichten. (Ulm 1717. S. 167.) Der historische Theil bezieht sich nur auf die Ereignisse seit seiner Ankunft zu Basel; die Darstellung seiner Lehren ist so, wie er sich von einseitigen und zum Theil persönlich beleidigten Eiferern, die den schwärmerischen Mystiker weder verstehen konnten, noch wollten, erwarten läßt. Mit dieser Schrift ist wegen der historischen Daten zu verbinden ein Brief des Johannes Acronius, Professors der Arzneiwissenschaft und Mathematik zu Basel (in *Simon Abbes Gabbema*, Epist. illustr. et clarorum virorum, in den Zufälligen Nachrichten und teutsch bei Arnold). Acronius war aus Friesland gebürtig, hatte mit Joris zu Basel Umgang und im Auftrage der Akademie, da er die holländische Sprache kannte, seine Schriften untersucht. Gegen die Schrift der Baseler gab dann 1559 ein ungenannter Anhänger von Joris einen Gegenbericht in holländischer Sprache heraus. (Teutsch bei Arnold.) Es scheint, daß man zu Basel darauf antworten wollte; denn aus dem oben angeführten Briefe des Predigers Duncanus zu Delft an Acronius zeigt sich, daß Letzterer von Duncanus Aufschlüsse über die Verhältnisse von Joris verlangt hatte, nachdem die baseler Schrift schon verbreitet war. Duncanus äußert nun, er habe zuerst für besser gehalten, zu schweigen; endlich habe er aber doch des Acronius Brief dem Rathe übergeben, und theilt ihm dann mit, was man über Joris' Lebensumstände vernommen habe. Vielleicht verstand man zu

2) Mosheim a. a. O. S. 209 und 421. 3) s. das Gutachten bei Mosheim. S. 431. 4) *Fecht*, Hist. eccles. saec. XVI. Suppl. p. 91.

Basel diesen Wink und es erschien einige Zeit nichts mehr über Joris; denn was Blesdyck bei der Untersuchung über die Lehren seines Schwiegervaters eingegeben hatte, blieb ungedruckt, und die ausführlichere Bearbeitung (s. oben) wurde erst 1642 herausgegeben. Allein als gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden und in Ostfriesland gegen geheime Anhänger von Joris Untersuchungen stattfanden, erhielt der Streit über seine Person und Lehre größeres Leben. Zuerst erschien Ein grundtlick Bericht van de Leere ende den Geest des Erzketters David Joris, door Ubbonem Emmen, Rector der Schole van Groeningen. (S. l. 1597.) Dann mit dem veränderten Titel Grondelicke Onderrichtinghe van de Leere cet. (Middelburgh 1598.) Gegen diese Schrift erschien eine Widerlegung von Andres Huygelmumzoon (1600) auch bei Arnold. Der wahre Name des Verfassers soll sein Bernhard Kirchen, Arzt und Schwiegersohn von Joris. Emmius antwortete darauf in Den David Jorischen Gheest in Leven ende Leere, breeder ende wydtloopigher ontdeckt cet. (Gravenhaghe 1603.) Noch erschienen von Zeit zu Zeit andere Schriften für und wider Joris, durch welche aber die Hauptfrage wenig gefördert wurde. Die, welche Joris am besten vertheidigten, suchten nachzuweisen, daß er von seinen Gegnern nicht verstanden werde; worin man ihnen beistimmen muß; allein sie gaben dann auch wieder durch ihre Übertreibungen den Gegnern manche Blöße. In dieser Beziehung fehlt besonders auch Arnold in der Kirchen- und Ketzerhistorie, der ihn zum wirklichen Heiligen macht, übrigens aber doch zu einer billigern Beurtheilung des vielfach verkannten Mannes beigetragen hat [5]). (*Escher.*)

JORISTEN oder **Davidisten**, die Anhänger des David Joris (s. d. Art.), die sich noch lange nach dessen Tode in Holland, Ostfriesland, im Oldenburgischen und in Holstein erhielten, wozu besonders dessen Wunderbuch, das von ihnen sehr hoch gehalten wurde, beitrug. Sie hielten sich ganz zur protestantischen Kirche und waren völlig unschädliche Mystiker, die von demjenigen, was die Theologen dem David Joris Schuld gaben, wahrscheinlich keine Ahnung hatten. Von der Wiedertaufe, welche Joris selbst nirgends verlangt, zeigt sich keine Spur bei ihnen, und wenn sie als eine Sekte dargestellt werden, so lag der Grund davon mehr in der Verketzerungssucht der sogenannten orthodoxen Theologen, als in eigentlicher Abweichung dieser Leute von dem protestantischen Lehrbegriffe. Nachdem man lange Zeit nichts von ihnen gehört hatte, erregten die Prediger in Ostfriesland wieder Lärm im Jahre 1590, als es ruchtbar wurde, daß der Pfarrer zu Uttermór in Ostfriesland Joristischer Meinungen verdächtig sei, weil er das Wunderbuch gelobt hatte. Sie hielten eine Zusammenkunft und beauftragten drei aus ihrer Mitte und den Rector zu Gröningen, Ubbo Emmius, mit der Untersuchung des Wunderbuchs. Letzterer machte dann den im Artikel Joris angeführten gründlichen Bericht bekannt, wodurch der Streit über die Lehre und die Person des David Joris wieder aufgeweckt wurde. Am längsten scheinen sich die Joristen in der Gegend von Tönningen und im Eiderstädtischen im Herzogthume Schleswig erhalten zu haben. Ein Prediger in diesen Gegenden, Christian Moldenits, machte zwischen den Jahren 1633 und 1643 einige Schriften über Joris und seine Lehren bekannt. Die Verdächtigungen dauerten nun fort. Im Jahre 1642 wurde ein Bürger zu Tönningen, welcher das Leiden Christi sollte gelästert haben, verhaftet und durch die Drohung der Folter zum Bekenntniß gebracht, daß er zur Joristischen Sekte gehöre. Da von ihm auch die Namen anderer Joristen angegeben wurden, so nöthigte man sie, alle Schriften von Joris auszuliefern, und ließ diese Schriften verbrennen. Der Verhaftete, der sich weigerte, die Lehren von Joris zu verdammen, wurde des Landes verwiesen; einige andere flüchteten sich. Die übrigen gaben ein Glaubensbekenntniß ein (bei Arnold, S. 1387 der schaffhauser Ausgabe), worin sie erklärten, daß sie mit dem Katechismus Luther's übereinstimmten; und weil wegen der Taufe und des Nachtmahls einiger Verdacht entstehe, so erklärten sie, ihr Glaube sei, „daß wir nicht durch das Wasser, sondern durch die Kraft des heiligen Geistes müssen getauft sein, und halten dafür gewiß, daß wir dadurch des Verdienstes unsers gekreuzigten Heilandes Jesu Christi genießen und von Neuem geboren werden, das Kleid der Sünden ablegen und täglich durch die Kraft des heiligen Geistes aufwachsen und zunehmen." In Beziehung auf das Abendmahl könnten sie nichts andres bezeugen, als die heilige Schrift davon lehre, „daß, wer dann nicht wird essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein heilig Blut, der hat kein Leben noch Theil an ihm. Wer aber Jesu Christi Fleisch isset und sein Blut trinket, der wird ewig leben, und er wird ihn am jüngsten Tage auferwecken zu seinem ewigen Heil." — Da die Eiferer den Inhalt des Glaubensbekenntnisses nicht angreifen konnten, so sagten sie in ihrer Prüfung desselben unter andern, „in specie erklären sie (die des Jorismus Verdächtigen) Christi seligmachendem Amte von Neuem Gehorsam, allein mit Worten der Schrift, die nicht also in unsern Symbolis und Predigten gebraucht werden." Sie verlangten daher auch noch ausdrückliche Abschwörung der Joristischen Irrthümer. Allein Herzog Friedrich erklärte in einem Proclama vom 10. October 1642, „daß diese Personen, welche des Joris Bücher besessen haben, durch ihr Glaubensbekenntniß, worin die Lehre der ungeänderten augsburgischen Confession approbirt werde, sich purgirt haben und daher des Verdachtes des Jorismus entlassen sein sollen." Das Verbot, dergleichen Bücher im Hause zu haben, wird dann zwar unter Strafdrohung beigefügt, zugleich aber ernstlich befohlen, „daß Niemand sich unterstehe, diese Leute, die nunmehr mit Unterschreibung ihrer Confession allen Verdacht von sich gelehnet, als David-Joristen oder dessen Lehre Anhängige zu schelten, sie oder die Ihrigen diesfalls zu injuriren und zu beschimpfen." Von dieser Zeit an verschwand auch hier der sogenannte Jorismus,

5) Vgl. Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte. 2. Bd. S. 265 fg. *Clement*, Bibl. curieuse. Baumgarten, Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek. *Gerdes*, Florileg. libr. rariorum.

wie in den Niederlanden, weil man aufhörte Juristen zu suchen. (*Escher.*)

Joritomo, s. unter Japan (2. Sect. 14. Bd. S. 377.

JORK (York), im Königreich Hanover, Herzogthum Bremen, Hauptmannschaft des Altenlandes, eines reichen Marschdistrictes oberhalb Stade an der Elbe, bestehend aus der Bürgerschaft Jork und den Ortschaften Ostern und Western Jork und Gerden, zusammen 194 Häuser und 1300 Einwohner; Sitz des Gräfengerichts Altenlandes. (*Crome.*)

JÖRKAU, Görkau, czech. Girkow, Jurkow, auch **Bor** und **Borek**, eine Municipalstadt der gräflich von Bouquoi'schen Herrschaft Rothenhaus im saatzer Kreise Böhmens, in der Nähe von Kommotau, am Bilaflüßchen gelegen, 12 Meilen von Prag entfernt und wegen seines Bieres im ganzen Lande bekannt, mit einem eigenen Magistrate, 245 Häusern, 1515 teutschen Einwohnern, welche, außer Feldbau, auch mit Holz und Getreide Handel treiben und über 100 in festen Sandstein ausgehauene Keller besitzen, in denen das nach dieser Stadt benannte bittere (jörkauer) Bier im Sommer kühl erhalten wird, einer eigenen katholischen Pfarre (Dekan. Brüx, Bisthum Leitmeritz) von 3590 Seelen, die unter landesfürstlichem Patronate steht, einer im Jahre 1590 erbauten katholischen Kirche, einer Kapelle auf dem Gottesacker, einer Schule, starker Bierbrauerei, einem Spitale, Armeninstitute, zwei Papiermühlen, vier Jahr-, Vieh- und auch Wochenmärkten. Der Stadtgemeinde, welcher Kaiser Rudolf II. ein eigenes Wappen verlieh, gehört das Dorf Neuhaus; sie besitzt aber auch sonst alte, wichtige Privilegien. Der hiesigen Pfarrkirche geschieht schon im Jahre 1384 Erwähnung. (*G. F. Schreiner.*)

JÖRMUNGANDR, JÖRMUNGANDR [1]), in der nordischen Mythologie anderweite Benennung für Midgardsormr (Midgardsschlange, Schlange der irdischen, von den Menschen bewohnten Welt), das mittelste der drei von Loki mit dem Riesenweibe Angurboda erzeugten Kinder, wurde nebst seinen Geschwistern, dem Wolfe Fenrir und der Hel, in Jötunheimar (den Welten der Riesen) erzogen. Da die Götter aus Weissagungen wußten, daß ihnen von denselben große Übel bevorständen, und daß diese Kinder Böses von Seiten der mütterlichen, aber noch Schlimmeres von Seiten der väterlichen Abstammung erwarten ließen, so sandte Allfödur Götter ab, sie zu ergreifen und zu ihm zu bringen. Als sie zu ihm kamen, warf er [2]) die Schlange in die tiefe See, welche alle Länder umgibt. Sie wuchs so, daß sie mitten im Meere um alle Länder herumliegt und sich in den Schwanz beißt [3]). Als ein so bedeutendes Riesenwesen wurde Jörmungandr als Gegner Thor's, des Hauptfeindes der Riesen, aufgestellt. Nach der Sage der Gylfaginning, in welcher Utgardaloki den Thor durch Anwendung von Zaubereien zum Besten hatte, lief in der Halle des Ersteren eine sehr große graue Katze über den Boden. Thor ging hin, faßte sie unter dem Leibe und hob sie in die Höhe; sie aber krümmte den Rücken. Endlich, als er sie so hoch gehoben hatte, als er vermochte, richtete sie den einen Fuß auf, und er konnte nicht weiter damit kommen. Utgardaloki sagt: „Es ging, wie ich dachte; die Katze ist außerordentlich groß und Thor kurz und klein, im Vergleich mit denen, welche hier sind." Als Thor wieder aus Utgardaloki's Burg gekommen war und dieser ihm den wahren Hergang erzählte, sagte er, Allen sei bange geworden, als sie gesehen, daß er einen Fuß der Katze von der Erde gebracht, „denn es war," bemerkt er weiter, „keine solche Katze, als du glaubtest, es war eigentlich die Midgardschlange, welche alle Länder umspannt; kaum war sie lang genug, daß Schwanz und Haupt die Erde erreichen konnten, und du hobst sie so hoch, daß sie beinahe den Himmel berührte." Weit furchtbarer war jedoch der Kampf, welchen Thor mit Jörmungandr unternahm, als er zu Hymir kam. (Vgl. d. Art. Hymis-Quida.) Es wird in dieser Sage nicht bemerkt, ob Thor die Schlange tödtete oder nicht. Von Bragi dem Alten sind fünf Halbstrophen erhalten, worin es heißt, daß Thor sie angelte, an den Bord und gegen den Sand zog, den Hammer gebrauchte, sie aber ihn anstierte [4]). Aber die Angabe vom Ende des Fangs hat sich leider nicht erhalten. Ulfr Uggason hat die Bildwerke in dem neuen Hause Olaf's des Pfaus besungen, und in einer Strophe seines in Bruchstücken auf uns gekommenen berühmten Liedes heißt es, daß der Innenmond der Stirn des grimmigen Freundes der Götter (d. h. das Auge Thor's) geschienen, die Schlange wieder auf ihn geblickt und Gift geblasen habe. In einer andern Halbstrophe ist gesagt, daß Thor mit dem Hammer der glänzenden Natter das Haupt abgeschlagen habe [5]).

1) In der Wölu-spá Str. 44 (große Ausg. der Edda Sämundar. 3. Th. S. 47), in der Gylfaginning Jörmungandr sowol in der Stelle der Wölu-spá. Cap. 51 (bei Rask, Snorra-Edda. S. 74), als auch überhaupt (Cap. 34. S. 32; im Eptirmali Eddu S. 89, in den Kenningar in der Strophe des Skalden Bragi S. 101). Unter den Orma-heiti (Benennungen der Schlangen) jedoch steht Jormungandr. 2) Nach der Darstellung der Gylfaginning der jüngeren Edda (bei Rask S. 32) wirft Allfodur (Odin) den Jörmungandr ins Meer, nach einer unrichtigen Auffassung, welcher Rühs (die Edda S. 191) folgt, thut es der Vater des Jörmungandr, nämlich Loki.

3) Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 32. Der Verfasser der Gylfaginning in derselben hat das Umspannen der Erde durch Jörmungandr entweder unmittelbar aus der Volkssage, oder aus den Liedern der alten Skalden geschöpft. So umschreibt Ulfr Uggason, ein Dichter des 10. Jahrhunderts, in der Húsdrápa jenes Ungeheuer durch men stordar (Halsband der Erde). Bragi der Alte (in einer Strophe in der Skalda bei Rask S. 102) durch den starken Barden (Schwingen, Armen, Kanten), der alle Länder umfaßt; Eystein Waldasen (ebendas. S. 101) durch Gürtel der Erde; Ölver Hnúfa, ein Norweger des 9. Jahrhunderts, durch Gürtel aller Länder; ebenso der Verfasser der Hymisquida Str. 22. 4) Finn Magnusen (Lex Mytholog. p. 481 482) hat die fünf Halbstrophen von Bragi dem Alten aus der Skalda zusammengestellt, sowie auch S. 482 zwei auf den Fang der Midgardschlange durch Thor bezügliche Halbstrophen von Eystein Waldasen, und zwei andere von Ölver Hnúfa, welche sich ebenfalls in der Skalda, in dem Theile derselben finden, der Skaldskaparmál heißt (bei Rask, Snorra-Edda S. 101). Hier wird auch unter den Kenningar (Bezeichnungen oder Umschreibungen) Thor's S. 101 dólgr Midhgarths-orms (Feind der Midgardschlange) aufgeführt. 5) s. die Strophe und die Halbstrophe bei Finn Magnusen a. a. O. S. 480.

Dagegen findet [6]) sich eine Viertelstrophe eines unbekannten Dichters, welche offenbar Hymir umschreibt durch: „der, welcher das dünne Seil des Sumpfes der Möven [d. h. des Meeres] [7]) vor Thor zerschnitt." Dieser Skalde folgte also der Sage, welche der Verfasser der Gylfaginning aufbewahrt hat [8]). Darnach schnappt die Schlange nach dem Ochsenkopfe an Thor's Angel, und der Haken geht in ihren Gaumen hinein. Als sie es merkt, schwingt sie sich so kräftig, daß Thor's beide Fäuste auf das Bord fliegen. Nun wird er zornig, nimmt seine Götterstärke an und stemmt sich so entgegen, daß seine beiden Füße durch das Boot gehen und auf dem Boden stehen bleiben. Dann zieht er die Schlange an den Bord hinauf, und es hat nie einen schrecklichern Anblick gegeben, als die Scene, wo Thor die Augen scharf auf die Schlange heftete, und diese, Gift schnaubend, hinauf entgegenstierte. Da sei der Jötunn fahl geworden, habe sich gefürchtet, als er die Schlange bemerkt und gesehen, daß Hymir die See von Oben und Unten in den Nachen gefallen, und in dem Augenblicke, als Thor nach dem Hammer griff und ihn hob, und mit dem Fischmesser hinzu tappend, Thor's Schnur vom Borde losgehauen, worauf sich die Schlange in die See senkte. Thor habe zwar den Hammer nach ihr geworfen, und man habe auch gesagt, daß er ihr in der Nähe des Grundes des Meeres das Haupt abgeschlagen, aber es sei als wahr anzunehmen, daß die Midgardschlange noch lebe und in der See liege. Der Dichter der Hymisquida, Str. 22, umschreibt Thor'n durch: orms einbani (Alleintödter der Schlange, d. h. der sie ohne Beistand eines Andern erschlägt). Aber diese Bezeichnung bezieht sich wol nicht auf dessen Fang des Meerungeheuers mittels der Angel, sondern wahrscheinlicher auf seinen Kampf damit am Ende dieser Welt. Von Jörmungandr heißt es in der Wöluspa Str. 44: er wälzt sich in Riesenwuth [9]); die Schlange drängt die Wogen (das Meer); und Str. 50: da kommt der berühmte Sohn Hlodyn's (der Erde). Es geht Odin's Sohn wider den Wolf [10]) zu kämpfen. Ihn erschlägt aus Zorn Midgard's Vertheidiger. Es werden alle Menschen die Weltstätte räumen (verlassen). Neun Fuß geht Fiorgyn's (der Erde) Sohn wankend von der Schmach (Verletzung) nicht scheuenden Natter. Gylfaginning (51) gibt an: das Meer fährt heftig auf die Länder, deshalb, weil die Midgardschlange sich in Riesenwuth wälzt und hinauf auf das Land sich begibt. Sie bläst das Gift so, daß es durch die ganze Luft und Gewässer sich verbreitet, und sie ist allfürchterlich, und befindet sich auf der einen Seite des Wolfs. Thor geht auf der einen Seite Odin's vor, aber er kann ihm nicht helfen; denn er hat genug zu thun, mit der Midgardschlange zu kämpfen. Er trägt zwar den Ruhm, der Tödter derselben zu sein, aber, nachdem er neun Schritte davon steigt, fällt er todt zur Erde, von dem Gifte, das die Schlange auf ihn blies. In Bezug auf die Wiedergeburt der Welt, oder Entstehung der neuen, heißt es in der Wöluspa Str. 53: Es finden sich die Asen auf Idavöllr und urtheilen über den mächtigen Moldthinur (Erdausdehner, Erdumspanner). Wie aus dem Folgenden erhellt, und wie der Verfasser [11]) der Gylfaginning diese Stelle der Wöluspa auffaßt, thun dieses die Asen in Erinnerung an ihre großen Thaten. Der Jörmungandr wird also für die neue Welt nicht wieder geboren, und diese, wie überhaupt von allem Übel, so auch von diesem und den andern Riesenungeheuern frei sein. Für diese Welt ist es einer der gehaßtesten Gegenstände, als das größte Riesenwesen in Schlangengestalt; Schlangen waren überhaupt äußerst verhaßt. Im Königsspiegel heißen die Schlangen Leidindi [12]), d. i. leidige (verabscheuungswürdige) Dinge, und in der Skirnisför Str. 27 sagt der die Gerdur verwünschende Skirnir unter anderm: Speise sei dir leidiger (unangenehmer) als jedem Menschen die glänzende Schlange bei den Lebenden (d. h. den Menschen). Man [13]) nimmt an, daß das enn fráni ormr in dieser Stelle sich besonders auf den Jörmungandr beziehe. In dem Sögubrot af fornkonúngum Cap. 3 [14]), richtet der König Iwar Widfadmi an Hördr [15]) die Frage: „Wer (was) werde ich bei den Asen sein?" Hördr antwortet: „Du wirst die Schlange sein, welches die schlimmste ist, die Midgardsormr heißt." Der König geräth darüber in den größten Zorn. Den Jörmungandr dachte man sich vielleicht mit Flügeln, also als einen Drachen. Wenigstens nimmt man an, daß dieses Bragi der Alte thue; denn er nennt ihn im Liede von Thor's Angeln brautarringr barda. Wegring der Schwingen (Schlange mit Schwingen), und in einer andern verstärkend, öflugbarda, der Starkschwingen (mit starken Schwingen), wenn nämlich Bragi der Alte unter bárd hier Schwingen [16]) verstanden haben will; es bedeutet nämlich auch vorstehender Rand, Kante, und namentlich am Schiffe die vordere Spitze. Hier könnte es mit dem dänischen Barder, Hwalbarder, Walfischbarden, gleichbedeutend sein. Bragi umschreibt ferner Jörmungandr durch: úri thafdan jardar

6) Ebenfalls in der Skalda, und aus derselben auch bei Finn Magnusen a. a. O. S. 460. 7) d. h. die Angelschnur. 8) Snorra-Edda, Ausg. von Rask. S. 61—65. 9) i iotunmódi. Vgl. den Art. Jötnar. 10) ulfr steht hier für gandr, ein mit Zaubermacht begabtes Riesenwesen. Der Fenrisulfr und sein Bruder, der Jörmungandr (s. die Wöluspá im 3. Bde. d. groß. Ausg. der Edda-Sámundar. S. 1131), sind dem Wesen nach eins, nämlich Riesenungeheuer, nur daß jener Wolfs- und dieser Schlangengestalt hat.

11) Dieser versteht unter dem Moldthinur den Midgardsormr, und hiermit stimmt überein Ulfr Uggason in der Húsdrápa, welcher den Jörmungandr Stird-Thinull (den Strafausdehner oder Strafausgedehnten) nennt. Nichtsdestoweniger kann, wie Finn Magnusen zum Glossar. im 3. Th. der groß. Ausg. S. 238 bemerkt, unter Moldthinur die Esche Yggdrasill verstanden werden, und der Sinn der Stelle der Wöluspá wäre dann: die Asen werden um (bei) dem mächtigen (großen) Erdbaum richten (Gericht halten). 12) Man vgl. damit das Lateinische: cane pejus et *angue* fugere. 13) Gudmund Magnäus zur Skirnisför in der groß. Ausg. der Edda-Sámundar. S. 91. Note 25, und Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 479. 14) In den Fornaldar Sögur. I. B. S. 37. 15) s. Allgem. Encyklopäd. d. W. u. K. 2. Sect. 10. Th. S. 483. 16) Finn Magnusen (Lex. Mytholog. p. 481) erklärt: er allra landa eygir öflugbarda durch: qui validis axillis (alis) cunctas regiones amplectitur, und barda brautarhringr durch: alis (sive axillis) praeditus anguis. Vielleicht ist aber öflugbarda zu lesen.

reist, von Waſſer bewegter (oder verdichteter) Aufreger (Beweger) der Erde.

Auf Anklänge der nordiſchen Sage mit der angelſächſiſchen ſcheint die bei Beda Venerabilis [17]) befindliche Beſchreibung des Leviathan zu führen, indem er ſagt: Leviathan umfaſſe die Erde und halte den Schwanz auf ſeine Weiſe; werde dieſer einmal von der Sonne verbrannt, ſo ſuche er ihn zuſammen zu faſſen, und ſo werde, wie man glaube, durch die vom Unwillen deſſelben veranlaßte Bewegung auch die Erde bewegt. Auch verſchlucke er zuweilen unermeßlich viel Waſſer, daß ſogar, wenn er es wieder von ſich gebe, alle Meere überfüllt und die Länder dadurch erſchüttert werden würden. Ferner fügt Beda hinzu: „Man ſagt, daß unſere Wohnungen ſich in der Nähe von dem Munde des Leviathan befänden; wenn er die Wellen verſchlucke, erſcheine die Erde, und wenn er ſie wieder herauslaſſe, werde ſie bedeckt.“ Nur darf nicht vergeſſen werden, daß ähnliche ausſchweifende Vorſtellungen ſich auch ſchon im ſpätern Judenthume entwickelten und aus dieſer Quelle dem chriſtlichen Gelehrten zugekommen ſein könnten. Die älteſten Ausleger der Bibel unter den Isländern ſetzten ohne Bedenken für Leviathan einen andern ihnen vorher bekannten Namen, nämlich Midgardsormr. Skulo Thorlacius [18]) hält dafür, daß die Sage von der Midgardsſchlange aſiatiſchen Urſprungs ſei, und führt dafür die bibliſchen Stellen über den Leviathan an. Finn Magnuſen [19]) macht beſonders die Stelle im Hiob (40, 20) geltend, wo es heißt, daß der Leviathan nicht mit der Angel herauszuziehen ſei (nämlich von keinem Menſchen). Wenn Eyſtein Asgrimsſon, ein Dichter des 14. Jahrhunderts, in ſeinem berühmten, Lilium genannten, Gedichte [20]), in der 60. Strophe, wornach er Satanas bei Jeſu Tode verſtohlen auf das Kreuz blicken läßt, ſagt: „Nicht wird nun die gebogene Schlange, den Köder verſchlingend, ſich freuen;“ ſo ſcheint er (nach Finn Magnuſen) die Sage von dem durch Thor gefangenen Jörmungandr auf den von Chriſto überwundenen Teufel angewandt zu haben. Finn Magnuſen bemerkt, daß den Indern der Mythus von der das Weltmeer umgebenden Schlange ſehr wohl bekannt ſei und ſie eine ſolche Schlange Vaſughi, Ananda (isländiſch án enda, ohne Ende, unendlich) nännten. Von Vaſughi ſagt die Dichtung, daß er die verfinſterte Sonne verſchlinge. Nach Finn Magnuſen hat man einſt die Midgardsſchlange, welche das die Erde umringende Meer bewohnt, für den Genius des Oceans ſelbſt oder das Symbol des Weltmeers gehalten. Die Bewegung des ſtürmenden Meeres ward nach der Meinung der Vorzeit von einem mit Leben begabten, aber in der Tiefe verborgenen Weſen hervorgebracht. Hierauf wurde man wahrſcheinlich durch die ungeheuren Seefiſche und die Meerſchlangen geleitet. Der heftig ſich bewegende oder der wüthende Ocean, beſonders zur Winterszeit, wurde von den Menſchen gefürchtet. Von Thor, dem Blitzer, glaubte man, daß er im Frühlingskampfe mit dem Rieſen Erde und Luft friedlich mache, und von ihm wurde alſo auch geſagt, daß er jene ſchreckliche Schlange des Meeres erſchlagen habe. Die ſo entſtandene Dichtung erlitt im Verlaufe der Zeit viele Veränderungen und Erweiterungen, und der wahre Sinn des Mythus blieb allmälig ſehr Vielen verborgen. Auch Thor's Herausziehen der Schlange mit der Angel ſcheint auf eine alte, aber uns jetzt unbekannte Naturrevolution anzuſpielen, wenn nicht jene jährliche mit Recht darunter verſtanden werden muß. Dieſes iſt wenigſtens die Anſicht von Finn Magnuſen [21]). Über Thor's Kampf mit der Schlange am Ende dieſer Welt wird zu dem oben angegebenen Inhalte der 50. Str. der Wöluſpa, im 3. Th. der Edda Sámundar S. 51 Note 36 bemerkt: „So wird das hohe Toben des Oceans durch die elektriſche Gewalt des Blitzes ermüdet, ſie wird jedoch ſelbſt durch ſo ſchwere Anſtrengung abgemattet, und verſchwindet kurz darauf gänzlich.“ Deutet man Jörmungandr vom Ocean ſelbſt, ſo iſt feſtzuhalten, daß dieſe Auffaſſung den Skalden völlig unbekannt iſt; denn ſie würden dann wol dies Wort dichteriſch für Meer gebraucht haben, was aber durchaus nicht der Fall iſt. Dagegen gehört es zu den Benennungen der Schlangen und wird z. B. in den Skaldſkaparmál (bei Rask, Snorra-Edda. S. 180) dichteriſch für Schlange überhaupt geſetzt. Auch der Dichter der Sage von Thor's Abenteuern bei Utgardaloki in der Gylfaginning, S. 60, weiß von jener Deutung noch nichts, denn es erſcheinen hier Meer und Jörmungandr neben einander, und zwar als von einander verſchieden. So auch rudert ja Thor in die See hinaus, um die Midgardsſchlange zu angeln. Schlug der Blitz in einen Felſen, ſo glaubte man, er habe einen Rieſen erſchlagen. Aber man wurde gewahr, daß Blitze auch auf die Wellen des Meeres ſchlugen, ohne daß dieſe dadurch litten. Daß Thor den Miölnir umſonſt ſchleudere, konnte man ſich nicht denken; man nahm daher an, er beabſichtige, die Midgardsſchlange zu erlegen. Wenn bei ſtarkem Gewitter in der Ferne Wogen und Wolken ſich zu vereinigen ſchienen, mußte man geneigt ſein, die Erhebung des tobenden Meeres daher zu leiten, daß Thor den Jörmungandr mit der Angel emporgebracht und mit ihm im Kampfe ſei. Die Wolke dachte man ſich als das Boot, in welchem Thor ſchiffe, und an deſſen Bord er die Schlange gezogen. War das Gewitter vorüber, und man ſah keine Spuren des Kampfes, ſo glaubte man, Jörmungandr ſei in die Tiefe zurückgeſunken. Daß der Rieſe Hymir dabei eine Rolle ſpielt, iſt auch ganz erklärlich, denn Jörmungandr gehört der Rieſenwelt an, und hatte alſo ſein Haupt in derſelben. Hymir zerſchneidet Thor's Angelſchnur, um ein ihm verwandtes Weſen frei zu machen. Die Rieſen ſind die Repräſentanten der Kälte. Nach dem Gewitter iſt die Luft abgekühlt. Man mußte alſo annehmen, durch die Dazwiſchenkunft eines Rieſen ſei Thor's Kampf mit Jör-

17) de ratione temporum in ejus Opp. (Basileae 1563. Fol.) p. 377, 378 und daraus bei Finn Magnuſen, Lex. Mythолog. p. 484. 18) Om Thor og hans Hammer. (Skand. Mus. 1802. IV. 46 u. f. w.). 19) Lex. Mythолog. p. 484. 20) bei *Finnus Johannaeus*, Histor. eccles. Island. und die 60. Str. daraus bei Finn Magnuſen a. a. O. S. 485.

21) Lex. Mythol. p. 485. 486.

mungandr aufgehoben worden (weil nämlich Thor sich durch Blitzen erschöpft habe und Kälte eingetreten sei). Aber in dem letzten Kampfe am Ende dieser Welt wird die Schlange erlegt, weil dann alle Riesenwesen fallen, in sofern in der neuen Welt alles Übel aufhören soll. Thor selbst auch verliert sein Leben, weil er seine Bestimmung als Feind der Riesen erfüllt hat. Aber seine göttliche Kraft kann nicht untergehen; sie erscheint daher in seinen Söhnen Modi und Magni wiedergeboren. Diese werden den Miölnir haben, aber wol mehr als Andenken, als zum Gebrauch als Waffe, wenigstens der Hauptgebrauch gegen die Riesenwesen fällt nun hinweg, weil keine solche mehr da sind. Zu friedlichem Gebrauche, zum Einweihen der Ehen, kann der Miölnir jedoch noch dienen. Daß man Jörmungandr nicht als Sinnbild des Meeres selbst aufgestellt hatte, geht auch daraus hervor, daß dieses bleibt; denn aus ihm steigt die Erde zum zweiten Male empor. Da aber in dieser zweiten Welt alles Übel aufhört, so wird sich das Meer nur wohlthätig für die Menschen des neuen Geschlechts zeigen, und der größte und schrecklichste Bewohner der See, Jörmungandr, ist nicht mehr. Der Glaube an Seeschlangen [22]) hat aller Wahrscheinlichkeit nach den Grund zur Ausbildung der Sage vom Jörmungandr gegeben. Merkwürdig ist dabei, daß man glaubte, die Meerschlange erscheine zu einer bestimmten Zeit; denn Peter Daß [23]) sagt in seinen Versen von ihr: „Wenn der Julius in seinem fürstlichen Staate geht und Phöbus umwanket in dem Palaste der Luft, alsdann läßt sich dieses Thier vernehmen;" also zur Zeit oder kurz nach der Sommersonnenwende. Die Sonnenwenden spielten im altnordischen Glauben eine sehr wichtige Rolle. Da sie zu einer Zeit erfolgt, wo es auch die meisten Gewitter zu geben pflegt, so ist Thor's gefährlicher Kampf mit der Midgardsschlange wol nicht in den Frühling, sondern in die Mitte des Sommers zu setzen. Über die Unhaltbarkeit der Deutung von Trautvetter [24]), wornach Jörmungandr „der Nebel, Pytho," sein soll, ist nicht nöthig etwas hinzuzufügen.

Um noch auf die etymologischen Erklärungen zu kommen, so ist nach Haldorson Jörmôngandr, wie er das Wort schreibt, eine Schlange mit einer Mähne, gleich einem Rosse [25]); er muß also den ersten Theil des Wortes für zusammengesetzt halten aus jór, Roß, und mön, Mähne. Nach Andern soll jörmun die Erde und zwar die hervorbringende, fruchtbare [26]), und Jörmungandr die Schlange des Erdreichs bedeuten [27]). Den wahren Aufschluß gibt jedoch (vgl. Jörmungrund) das angelsächsische eormen; Jörmungandr bedeutet demnach die ausgezeichnet große [28]), allumfassende, allgemeine oder Universalschlange. Doch wird Jörmungandr dichterisch auch für Schlange überhaupt gebraucht. Gandr bedeutet nach Haldorson [29]) Schlange; Rask setzt hinzu: vielmehr ein Wolf. Es hat aber beide Bedeutungen nicht im natürlichen Sinne, sondern in Bezug auf Zauberwesen. Gan und gand wird für jede Zauberei gebraucht; gand-fluga bedeutet Zauberfliege, mittels deren man, wenn man sie ans Ohr hält, Verborgenes hören kann, und vor Gefahr gewarnt wird, gand-reid und gan-för, Zauberritt und Zauberfahrt, gandr und gand, Zauberfuhrwerk, mittels dessen die Zauberer durch die Luft fahren. Die Riesenweiber brauchten zu ihren Reisen besonders Wölfe [30]). Außer den Wölfen waren die wichtigsten Zauberwesen Schlangen, daher gandr im Namen der Midgardsschlange. Ihr Bruder, der Fenris-úlfr, ward nach den Skaldskaparmál 16. S. 106 auch durch Wanargandr umschrieben, das ist gandr (Zauberwolf) der Won (so hieß der Fluß, der aus dem Speichel seines Mundes entstand). Gandvig, Zauberwesenbucht, hieß das Meer zwischen Finnmarken und Biarmeland [31]) (jetzt das weiße Meer). In die Nähe dieser Gegenden setzte man auch Jötunheimar (s. den Art.). Den Schauplatz, wo Thor den Jörmungandr angelte, dachte man sich jedoch am jenseitigen Ende der Riesenwelt; denn Hymir wohnt im Osten der Eliwagar an des Himmels Ende [32]). (*Ferdinand Wachter.*)

22) s. hierüber Erich Pontoppidan's Vers. einer natürl. Hist. v. Norwegen. 2. Th. Aus d. Dän. übers. v. Joh. Ad. Scheiben. S. 368 – 393. Nach ihm wird das Dasein der großen Meerschlange durch eine Menge unverwerflicher Zeugen bestätigt, und er gibt zu S. 334 die Abbildung von zwei Arten nordischer Seeschlangen. Dies beweist nun zwar noch nicht ihre Existenz, aber, was schon für mythologische Untersuchungen wichtig ist, den Glauben an sie. Warum hätten auch die alten Nordmannen nicht an das Dasein der Midgardsschlange glauben, und warum sie für ein bloßes Symbol des Oceans halten sollen? Selbst das Giftblasen, welches die Sage ihr beilegt, konnte ihnen in der Natur begründet scheinen. Debell Bennet (über die Naturgeschichte des Cachalots [Physeter macrocephalus] in der Isis 1841. 11 und 12. S. 918) sagt: „Es kommt wol bei dem Kampfe mit dem Cachalot vor, daß er unter die Mannschaft bläst; diejenigen, welche es erfahren haben, sagen, es habe einen stinkenden Geruch und wirke scharf." Das Blasen des Walfisches erwähnt schon Plinius, und bei Olaus Magnus findet es sich abgebildet. Wahrscheinlich haben die alten Nordmannen es von dem Walfische entlehnt und gesteigert auf die Midgardsschlange übergetragen. Gegen die Richtigkeit der Annahme des Jörmungandr als Symbol des Oceans streitet sein Blasen des Giftes am Ende dieser Welt, welches sich durch die ganze Luft und Gewässer (oder See) verbreitet. Doch auch nach Jacob Grimm (Teutsche Mythologie. S. 459) ist der Midgards-ormr Jörmungandr offenbar das Weltmeer. Aber dann wären ja Jörmungandr und Ägir, welcher doch mit den Göttern zu gewissen Zeiten verkehrt, eins. Jörmungandr könnte nur Personification für das Gefährliche des Weltmeers sein, und wäre dieses in seiner gegen die Götter und Menschen feindseligen Beziehung, während es Ägir blos in der wohlthätigen wäre, was jedoch nicht statthat, da Ägir der Furchtbare bedeutet, und seine Gattin Ran das Netz besitzt, welches alle Menschen fischt, die in die See kommen, und da die durch Schiffbruch Verunglückten in ihren Hallen wohnen. 23) Beskrivelse over Nordland. S. 45.

24) Der Schlüssel zur Edda. S. 95. 25) Lexicon Islandico-Latino-Danicum *Biörnis Haldorsonii*. Vol. I. p. 433. 26) Ettmüller, Vaulu-spá. S. 134. 27) Trautvetter. S. 95. 28) Jac. Grimm (Teutsche Mythol. S. 83), welcher eormungrund (Beowulf 99) und andere mit eormen zusammengesetzte angelsächsische Wörter mit den teutschen und altnordischen mittels irmin und jörmun gebildeten zusammengestellt hat, überträgt jörmungandr durch anguis maximus. 29) Vol. I. p. 268. 30) Über den Gebrauch von gandr und gand s. die Nachweisungen im Index vocum zu Islands Landnámabók. p. 186. 31) s. über Gandvig das Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 107. 32) Hymis-quida. Str. 5. S. 122.

JÖRMUNGRUND [die [1])], **JÖRMUNGRUND, JORMUNGRUND** [2]), heißt in der nordischen Mythologie der Raum, über welchen nach den Grimnismál (Str. 20) Huginn und Muninn (die Raben Odin's) jeden Tag hinfliegen. Nach dem Hrafna-Galdr Othins, Str. 25, geben in der Jörmungrund nördliche Roßthüre [3]) unter die äußerste Wurzel des Hauptbaumes [4]) zu Bette die Gygiur (Riesenweiber) und Thursar (die Riesen), die nahen [5]) Zwerge und die Dóck-Alfar. Die Bedeutung von grund ist klar; es heißt Grund, Feld, Ebene, dichterisch die Erde. Von Jörmun oder Jormun nimmt man an, es müsse im Altnordischen die Erde bedeutet haben, daher komme die dichterische Benennung Jörmunrekr für Ochse, das soviel sei als agricola, von Jormun (tellus) und Rekr für Raekiandi [colens, exercens [6])], oder speciell in Beziehung auf das Pflügen terram secans [7]). Besseren Aufschluß gibt das Angelsächsische, in welchem eormungrund die ganze Erde bedeutet; eormen heißt nämlich allgemein, allumfassend und dergleichen, eormencyn, das ganze Menschengeschlecht, eormenrice, eine große allgemeine Herrschaft [8]). Dem angelsächsischen eormungrund entspricht aber das altnordische Jörmungrund vollkommen. Letzteres überträgt daher Bartholinus in Antt. Dan. richtig durch: orbem universalem. Im Althochteutschen würde das Wort Irmingrund lauten, denn Irminsul übersetzt Rudolf von Fulda [9]), dessen Lebenszeit dem Bestehen derselben noch nicht fern lag, durch universalis columna. Der Verfasser der Gylfaginning faßt das Wort, da wo er aus der 20. Str. der Grimnismál schöpft und sie als Beleg gebraucht [10]), in ähnlicher Weise auf, indem er bemerkt, daß Odin seine Raben jeden Tag, um oder durch die ganze Welt (nämlich um allan heim) zu fliegen, aussandte. In der Ynglinga-Saga, wo Gott Odin zu einem irdischen und menschlichen, aber durch Zauber gewaltigen König gemacht ist, heißt es von seinen Raben: sie flogen weit durch die Länder [11]). Also auch selbst hier, wo der Begriff der Jörmungrund, wie ihn die Grimnismál darbieten, nicht vollständig wiedergegeben werden konnte, ist er doch nicht ganz verwischt. Auf den ersten Blick scheint mit der gegebenen Erklärung von Jörmungrund im Widerspruche zu sein, daß die nordischen Dichter des Mittelalters, namentlich in der christlichen Zeit, die dänische Insel Seeland Jörmungrund nannten. Aber hier heißt Grund nicht Erde überhaupt, sondern Grund und Boden. Jörmungrund als Benennung von Seeland ist soviel, als ausgezeichneter Boden, Boden mit vorzüglichem Erdreich. Daher sagt Haldorson [12]): „Jörmöngrund, f. universa terra fertilis, den hele frugtbare Jord, et frugtbart Land (die ganze fruchtbare Erde, ein fruchtbares Land)."

(*Ferdinand Wachter.*)

JÖRMUNREKR [1]) (hinn Riki, der Mächtige), ein mythischer König des Nordens, hörte von der Schönheit Swanhilldur's, der Tochter von Sigurd, dem Fafnirtödter und der Gudrun, welche bei ihrem Stiefvater Jonakur erzogen wurde, und sandte seinen Sohn Randwer, um sie zu werben. Diesem wurde sie auch übergeben, sie sicher zu seinem Vater zu geleiten. Aber Bikki, der treulose Gefährte und Rathgeber desselben, machte ihn darauf aufmerksam, daß er als junger Mann besser für das Mädchen passen würde, als der alte König, und Randwer erwies sich daher freundlich gegen die Jungfrau und sie auch gegen ihn. Bei der Ankunft in der Heimath erklärte Bikki dem Könige, sein Sohn habe Swanhilldur's volle Liebe erlangt [2]), und foderte ihn auf, ihn dafür zu bestrafen. Wie Jörmunrekr schon zuvor manchem übeln Rathe desselben gefolgt war, so that er es auch jetzt. Unfähig, seinen Zorn zu mäßigen, ließ er seinen Sohn ergreifen und zum Galgen führen. Randwer rupfte deshalb seinem Habicht die Federn aus, und ließ ihn in diesem Zustande seinem Vater bringen; Jörmunrekr erkannte hieraus, daß er, wie der Vogel flug- und federlos, alt und ohne Sohn sei, mithin seinem Reiche selbst den Un-

---

1) Grund ist im Altnordischen weiblichen Geschlechts. 2) Jörmungrund und Jormungrund sind nur verschiedene Lesearten; s. darüber die Anmerkung g) zur 22. Str. der Grimnismál in der groß. Ausg. der Edda Sámundar. I. Th. S. 49. In der Gylfaginning (Snorra-Edda, herausgeg. v. Rask. S. 44), in der Strophe der Grimnismál steht Jörmungrund, sowie auch im Hrafnagaldr Othins. Jörmungrund ist jedoch die bessere Lesart. 3) Jö-dyr (Zugthier = Thüre, Roßthüre) heißt die Thüre wahrscheinlich von Hrimfari, dem Rosse der Nacht, auf welchem sie bei Anbruch des Morgens sich durch diese Thüre zu Bette begab. Rask macht jadar, Rand, daraus. 4) Oder Urbaumes, nämlich adalthollar (Nom. adalthollr); es wird darunter die Esche Yggdrasil (d. h. das Weltgebäude) verstanden. 5) Entweder weil sie in der Nähe der Riesen wohnen (vgl. Thiedolf von Hwin in Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. I. Bd. S. 43), oder weil sie überhaupt den Riesen verwandt sind, nämlich im Gegensatze zu der Welt der Götter und der der Menschen die dritte, da sie die der Dämonen bilden; s. den Art. Jötnar. 6) s. das Specimen Glossarii zum I. Th. der groß. Ausg. der Edda Sámundar, S. 599, 600; dort wird auch Vergleichung mit dem dänischen Jordmen (das Erdreich, der Boden) empfohlen. Aber im ersten Theile dieses Wortes ist ja, wie im schwedischen, Jordmon, Erdreich, Boden, Jord, Erde. Statt jörmungrund würde es demnach jardargrund, nach der Analogie von jardar-men, grüner, an beiden Enden in der Erde festsitzender Rasen, unter welchen in der Heidenzeit sich die einen Eid leistenden stellten, oder jardgrund, nach der Analogie von jardmen (dasselbe was jardarmen), jardhús (Erdhaus, Haus unter der Erde) u. s. w. lauten. 7) Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 486, 487, wo er bemerkt, daß noch jetzt eine gewisse Erdart bei den Norwegern Jörme oder Jörme-jord bedeute. 8) Vgl. H. Leo, Erklärendes Verz. der angelsächs. Wört. z. d. Altf. u. Angelsächs. Sprachproben. S. 95. 9) Translatio S. Alexandri. Cap. 3. bei Pertz, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 676. Mehre Zusammensetzungen mit irmin s. im Art. Irminsul.

10) Raskische Ausgabe der Snorra-Edda. S. 43. 11) Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. I. Bd. S. 23. 12) Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. I. p. 433.

1) Auch Jörmunrekr, so findet es sich in den Hyndlu-lióth Str. 23, groß. Ausg. der Edda Sámundar. I. Th. S. 331, in der Wölsunga-Saga in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. I. Bd. S. 203. 224. 225. 226. 228. 229, in den Skaldskaparmál bei Rask, Snorra-Edda. S. 143. 144 und 145 in einer Strophe aus der von Bragi dem Alten auf Ragnar Lodbrock verfaßten Drápa, welche auch in den Figurur i Raedunni ebendaselbst S. 430 angeführt ist. An letzterer Stelle steht aber Eminrekr, was der teutschen Namensform näher kommt, sowie auch die Wilkina-Saga Ermenrekr hat. 2) Sie sei seine Frilla, Geliebte, Beischläferin.

tergang bereite, und ertheilte daher Befehl, seinen Sohn wieder vom Galgen zu nehmen. Aber Bikki hatte inzwischen dafür gesorgt, daß die Hinrichtung schon vollzogen war, und rieth außerdem, auch Swanhilddur in Schmach sterben zu lassen. Der verblendete König ließ daher, als er mit seiner Leibwache von der Jagd kam, über sie, während sie mit dem Waschen ihrer Haare beschäftigt [3]) da saß, hinwegreiten und sie todttreten. Als ihre Mutter Gudrun dies hörte, trieb sie ihre Söhne zur Rache an, gab ihnen Panzer und Helme, an denen kein Stahl haftete, und kam mit ihnen überein, daß es am besten sei, den Mörder ihrer Schwester in der Nacht, wenn er schliefe, zu überraschen. Sörli und Hamdir sollten ihm die Füße, aber Erpr das Haupt abhauen. Unwillig gegen ihre Mutter, weil sie von ihr mit bösen Worten hinausgetrieben worden, erschlugen die beiden Erstern auf dem Wege den Dritten. Beim Trinken erhielt Jörmunrekr die Nachricht, daß man gehelmte Männer bemerkt habe und die Warnung, sich vor ihnen zu hüten, da Swanhilddur auf seinen Befehl umgekommen sei. Er lachte aber darüber und erklärte, sie binden und aufhängen zu lassen, wenn sie zu ihm kämen. Sie erschienen bei Nacht, als er im Schlafe lag, hieben ihm Hände und Füße ab und warfen sie ins Feuer. Als er seine Leute durch Rufen zu wecken suchte, sprach Hamdir, ab wäre nun auch das Haupt, wenn Erpr lebte. Die Leibwache kam herbei, konnte aber den beiden Helden mit den Waffen nichts anhaben. Der König rieth [4]) darauf, sie mit Steinen anzugreifen, und wirklich fanden sie dadurch den Tod [5]).

Über das Alter der Sage gibt die Vergleichung derselben mit dem, was Jordanes von dem Gothenkönige Ermanricus erzählt, einigen Aufschluß; auch läßt sich dabei die im Laufe der Zeit eintretende Verschiedenheit der Ansicht über die Beweggründe des Königs verfolgen. Jordanes' [6]) Bericht ist im Art. Herrmanrich mitgetheilt. Nicht blos im Norden wurde die Heldensage vom König Jörmunrekr erhalten, sondern auch in Teutschland. Nach dem Chron. Vrsperg. [7]) wurde der über viele Könige herrschende König der Gothen, Hermenricus, von den beiden Brüdern Sarus und Ammius verwundet, und als Vermuthung ausgesprochen, daß sie mit den gewöhnlich Sarelo und Hamidiecus genannten Personen identisch wären. Das Chron. Quedlinburg. [8]) berichtet, Ermanricus, König der Gothen, sei von den Brüdern Hernidus, Serila und Adoaker, deren Vater er umgebracht, erschlagen worden, nachdem ihm die Hände und Füße abgehauen, also seine Todesart ganz so angegeben, wie nach den Hamdismál Jörmunrekr umkam. Große Veränderung erlitt die Überlieferung von Ermanricus in der späteren teutschen Heldensage, s. d. Art. Ermerich (Ermenrich). Auch die Gestalt des Namens erfuhr eine Umwandlung; denn Ermanricus ist Ermana, Genitiv der Mehrzahl, sodaß es bedeutet: der an Heermannen Reiche, der durch Heermannen Mächtige. Wie dagegen Ammianus Marcellinus [9]) den Namen bildet, nämlich Ermenrichus, entspricht ermen dem eddischen Jörmun. Denn wie die Form Ermensul für Irminsul zeigt, lautete das dem Angelsächsischen eormen [10]) entsprechende altteutsche Wort nicht blos irmin, auch ermen. Ermenrich ist also der ausgezeichnet Reiche, der allgemein Mächtige. Im letzten Theile entsprechen sich jedoch Ermenrich und Jörmunrekr nicht ganz, sondern dies würde mit Jörmunrikr (der ausgezeichnete oder ganz Mächtige) der Fall sein. Jörmunrekr gibt jedoch auch einen guten Sinn, wenn wir den

3) So erzählt Snorri Sturluson in der Skalda; nach der Wolsunga-Saga wurde sie im Burgthore gebunden und die Rosse liefen dann über sie hinweg. 4) Snorri Sturluson a. a. O. Zu Folge der Wolsunga-Saga gibt ein einäugiger Mann (Odin) dem Könige den Rath, es so zu machen. Es kommt darauf an, ob wir inn regin-kunnigi, wie sich die Hamdismál Str. 24 ausdrückt, in der Bedeutung „divinus (inclytus) iste magnus," und mit der Wolsunga-Saga als Umschreibung von Odin nehmen, oder es übersetzen: der den Göttern Verwandte (d. i. König, in sofern die Herrscher ihr Geschlecht von Odin ableiteten), oder auch: der den Herrschern (Königen) Verwandte, der sehr Berühmte. Snorri Sturluson versteht also mit Recht darunter Jörmunrekr. Der Ausdruck: baldr i brynio (tapfer im Panzer) deutet nicht an, daß der König jetzt mit einem Panzer angethan gewesen, sondern ist Umschreibung eines Kriegshelden, und geht auf die früher von ihm errungenen Siege, wie denn auch der geschichtliche Ermenrichus von Ammianus Marcellinus (Lib. 31. p. 692) bellicosissimus rex genannt wird. Die Worte: thá hraut vid sem biörn hryti (da schnarchte [brummte], als wenn ein Bär schnarchte [brummte]), ist offenbar der Lage des Königs, welchem Hände und Füße abgehauen worden, angemessener, als von Odin zu erklären. Jedoch könnte es auch heißen: da sprang hervor, als wenn ein Bär hervorspränge. Da aber Odin auch nach der andern Form der Sage nicht an dem Kampfe Theil nimmt, sondern nur den Rath ertheilt: „Steinigt die Menschen" u. s. w., so ist hraut und hryti besser von der furchtbaren Stimme des Rathgebenden zu verstehen, und am sichersten mit Snorri Sturluson auf den König zu beziehen. Jedoch tritt Odin auch bei Saxo Grammaticus auf und ertheilt (nicht Jarmericus, wie er Jörmunrekr nennt) den zweckmäßigen Rath. 5) Sigurdar-Quida Fafnisbana en thridia Str. 59 in der groß. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 239, 240. Hamdismál Str. 17—24, ebend. S. 502—512, wo S. 503 Note 55 sich auch die das Erwachen des Königs Jörmunrekr zum Übel betreffende Stelle aus Bragi's des Alten Dráp a auf Ragnar Lodbrok, welche Snorri Sturluson in der Skalda aufbewahrt hat, findet; Gudrunar-Hwaut, die Einleitung in ungebundener Rede in der groß. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 520, 521 und Str. 4, 5. S. 526, 527. Snorri Sturluson in der Skalda Dámisaga 72, 73 bei Fr. H. v. d. Hagen, Altnord. Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. S. 14—16; Wolsunga-Saga Cap. 31 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. S. 203. Cap. 40—42. S. 224—229.

6) *Jordanes* (vulgo *Jornandes*). De rebus Geticis. 24. Cap. S. 203. 204. 23. Cap. S. 202—204 beschreibt die große Macht des Ermanaricus, indem er die Völker aufzählt, welche er bezwungen hatte. Die Edda kennt diese Umstände zwar nicht mehr, hat aber in der Einleitung zu den Gudrunar-Hwaut S. 502 von Jörmunrekr's Macht die Erinnerung, daß sie ihn hinn Riki, den Mächtigen, nennt. Die Wolsunga-Saga, 40. Cap. S. 224, sagt von ihm: er war ein mächtiger König in jener Zeit. 7) Strasburger Ausg. v. 1609. S. 85. 8) Bei Leibnitz, Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 273. 9) Rer. Gest. Lib. XXXI. Ausg. v. 1552. S. 692. 10) Vgl. die Belege im Art. Jörmungrund. Der Name dieses Helden lautet im Angelsächsischen Eormanrik, s. die Stelle des angelsächsischen Trostliedes bei W. Grimm, Die teutsche Heldensage, S. 20. 21, und das vom Wanderer, bei Ettmüller, Scôpes vid sidh p. 1. 2. 6. 12.

legten Theil desselben, rekr [11]). Held, im Altteutschen Recke, nehmen; es bedeutet dann einen ausgezeichneten Helden, einen Helden im vollkommensten Sinne des Wortes. Trautvetter [12]) sucht diese mythische Person nach seiner Art zu deuten, indem er zur 77. Dämisaga bemerkt: „Jorundreck (soll heißen Jörmunrekr) der Rauch. (Sowie Jorungau der Nebel). S. Kenning. Ochse heiter, sowie Wolken, Wellen." Unter der Rubrik: Uxi heiter (der Ochse heißt) findet sich in den Kenningar bei Resenius allerdings Jormenrekur (Jörmunrekr), in den Denkversen bei Rask S. 221 unter auxna-heiti (Ochsenbenennungen) jörmunrekr. Haldorson [13]) hat: Jörmönrekr, m. bos jugalis, en Okse, som drager Aag. Jac. Grimm [14]) erklärt das Wort jörmunrekr durch „taurus maximus." Rekr ist Umlaut von rakr [15]). stark, tapfer, arbeitsam, und jörmunrekr bedeutet daher einen ausgezeichnet Starken, ungemein Arbeitsamen, ganz Tapferen. So erklärt sich, wie es sowol Benennung für den Ochsen, als Name des mächtigen Königs im Mythus sein konnte.

Eine von der Überlieferung bei Snorri Sturluson in den Skaldaskarmál 42. S. 143, welcher anzunehmen scheint, daß Swanhild wirklich verheirathet gewesen, da er sie zuletzt Drottning (Königin) nennt, und von der in der Wölsunga-Saga. 40. Cap. S. 225, 226 befindlichen Darstellung abweichende Sage, muß der Verfasser von Hyndlu-lioth Str. 23. S. 331 gekannt haben. Denn er führt von Jörmunrekr, Sigurd's Schwiegersohne, Erzeugte auf, und Str. 24 wird von Sigurd's Abstammung gehandelt. Hiernach und nach dem ganzen Zusammenhange zu schließen, hat Jörmunrekr mit Sigurd's Tochter Kinder gezeugt. Kannte derselbe Referent die Sage, daß jener König Swanhild umbringen ließ, so sah er in ihr nicht seine Braut, sondern Frau. Hiermit stimmt auch Saxo Grammaticus überein, welcher indessen den König Jarmericus nennt. Nach ihm ist dieser der Sohn des Dänenkönigs Sywardus (Sigurd), wurde nebst seinen beiden ganz kleinen Schwestern von den Slawen als Beute hinweggeführt und mit seinem Milchbruder Gunno bei Ismar, dem Könige derselben, ins Gefängniß geworfen. Endlich wurde er aus dem Kerker befreit und zum Landbaue benutzt, welchen er mit solchem Fleiße betrieb, daß man für gut fand, ihn über die königlichen Leibeigenen zu setzen. Da er auch in diesem Amte sich auf das Beste zeigte, wurde er sogar unter die Hofleute des Königs aufgenommen, und gewann des Königs besonderes Vertrauen. Um seine Jugend nicht thatlos hinzubringen, legte er sich mit Eifer und Geschick auf das Kriegswesen. Allen waren seine guten Eigenschaften angenehm, nur bei der Königin erregte sein Geist Argwohn. Voll Sehnsucht, sein Vaterland wieder zu sehen, flüchtete er sich, als König Ismar wegen des Leichenbegängnisses seines Bruders abwesend war, wiewol die Königin dafür Sorge trug, daß keiner der Gefangenen entrinnen sollte. Seine List bringt ihn zum Ziele. In ein aus Wieden gefertigtes, einem Menschen ähnliches, als Vogelscheuche gebrauchtes Geflecht steckte er einen Hund und zog ihm, damit er ein menschliches Ansehen gewinne, seine Kleider an. Hierauf erbrach er des Königs geheime Schatzkammer, trug das dort befindliche Geld heraus und verbarg es. Während dessen wußte sein Gefährte Gunno seine Abwesenheit zu verhehlen. Der so bekleidete Hund wurde in des Königs Wohnung gebracht, wo Jarmericus das Hauswesen mit zu besorgen hatte, und zum Bellen gereizt, der Königin aber als der angeblich verrückt gewordene Jarmericus bezeichnet. Diese, dadurch getäuscht, befahl, den Unsinnigen hinauszuwerfen; man schaffte daher das Phantom hinweg, und Gunno legte dasselbe gleich einen Wüthenden ins Bett. In der Nacht aber schnitt Jarmericus den mit Wein zu reichlich bedienten und daher schlafenden Wächtern die Köpfe ab; die Königin aber, welche, von dem Geräusche aufgeregt, zum Nachforschen vor die Thüre gegangen war, durchbohrte Gunno mit dem Schwerte. Beide verbrannten dann den König Ismar in seinem Zelte, nebst allen denjenigen, welche sich bei dem oben erwähnten Leichengelage berauscht hatten, und eilten zu Rosse hinweg. Die Balken einer Brücke, welche ihre Verfolger überschreiten mußten, hatten sie schon zuvor eingeschnitten, sodaß sie unter diesen zusammenbrachen. Ein Theil derselben ertrank, Andere wurden von den beiden Flüchtlingen erschlagen. Am Strande trafen Letztere ein Schiff und stießen damit vom Lande; vergebens bemühten sich die am Ufer stehenden Slawen, sie zurück zu rufen, indem sie ihnen die Nachfolge auf dem erledigten Throne versprachen. Buthlus, des Sywardus Bruder, beherrschte damals einstweilen die Dänen, wurde aber vom heimgekehrten Jarmericus gezwungen, diesem die Regierung zu überlassen. Bald fand sich eine Veranlassung, Schweden seinem Reiche einzuverleiben. Denn der schwedische König, Götharus, erschlug um jene Zeit Sybbo, weil er der Entehrung seiner Schwester beschuldigt worden war. Die Schwäger des Getödteten eilten daher zu Jarmericus, und versprachen ihren Verwandten zu rächen, mit ihm gemeinschaftlich den Schwedenkönig zu bekämpfen. Wirklich überwältigte er mittels ihrer Hilfe denselben und erlangte so sein Land. Als Beherrscher der Dänen und Schweden glaubte er es auch mit den Slawen aufnehmen zu können, machte in einer Schlacht 400 von ihnen gefangen und ließ sie mit ebenso viel Wölfen zusammenbinden, um ihr räuberisches Verfahren gegen Dänemark zu veranschaulichen. Ihr Gebiet unterwarf er sich, legte Besatzung in dasselbe und brachte auf seinem weitern Zuge den Sembonen [16]), Kureten [17]) und sehr vielen andern Völkern des Ostens Niederlagen bei. Indessen hatten die Slawen diesen Zug desselben für eine günstige Gelegenheit zum Abfalle gehalten, brachten also die ihnen von ihm bestellten Beamten um und plünderten Dänemark. Aber der König traf

11) s. Haldorson, Lex. Isl.-Lat.-Dan. Vol. II. p. 203, welcher sagt: „Reckr, m. heros, vir generosus, en modig tapper Helt." 12) Der Schlüssel zur Edda. S. 149. 13) Lexicon Isl.-Lat.-Dan. Vol. II. p. 433. 14) Die teutsche Mythologie. S. 83. 15) Haldorson. Vol. I. p. 190: 1) Rackr, fortis, strenuus, tapper, rask, virksom, 2) ardnus, steil, brat."

16) Bewohner von Samland (Semland) an der Ostsee. 17) Kurländer.

ihre Flotte zufällig, als er vom Seeraubzuge zurückkehrte, und vernichtete sie. Die Vornehmsten unter ihnen ließ er an die Klauen ungeheurer Stiere binden, und dann große Hunde auf sie hetzen. Dies beugte den Muth der Slawen so, daß sie zitternd seine Herrschaft anerkannten. Von der so vielen Völkern abgenommenen Beute gründete er auf einem hohen Felsen eine prachtvolle Festung, mit vier Thoren nach den vier Weltgegenden, und brachte dorthin seine Schätze. Hierauf setzte er die Raubzüge fort und begegnete auf der See vier Brüdern, welche von Geschlecht Hellespontier [18]) und erfahrene Seeräuber waren. Drei Tage lang kämpfte er mit ihnen, dann erbot er sich, den Kampf aufzugeben, wenn sie ihm ihre Schwester, nebst der Hälfte des von ihnen eingetriebenen und bei sich führenden Tributs, übergeben wollten. Hierauf kam Bikko [19]), der Sohn des Königs der Liven, welcher bei jenen vier Brüdern als Gefangener gelebt hatte, zu Jarmericus. Einst seiner Brüder von demselben beraubt, wollte er sich jetzt an ihm rächen, obwol er von ihm gütig behandelt wurde und sich seines Vertrauens erfreute. Letzteres misbrauchte er vielmehr, sobald er sich überzeugt hatte, daß derselbe durch Zureden leicht zu Allem zu bewegen sei, und verleitete ihn zu Verbrechen, besonders gegen seine Blutsverwandten. So rächte er den Tod seiner Brüder durch Ränke. Natürlich machte sich der König durch seine Grausamkeit, welche er auf Antrieb desselben verübte, allgemein verhaßt. Namentlich kam es zu einem Aufstande der Slawen. Ihn zu stillen, ließ Jarmericus ihre Anführer, welche er gefangen genommen, an Pferde binden und in Stücke zerreißen, und erhielt dann die Slawen in Unterwürfigkeit. Doch bald drohte ihm von andern Seiten her Gefahr. Von seinen beiden Schwestern nämlich, welche in ihrer frühesten Jugend mit ihm in die Gefangenschaft der Slawen gekommen waren, hatte man die eine nach Norwegen, die andere nach Teutschland verkauft, und sie hatten sich Beide verheirathet. Die von der Letzteren in Teutschland geborenen und herangewachsenen Söhne ergriffen, auf den Namen ihres Großvaters sich stützend, gegen ihren Oheim die Waffen, und glaubten auf das Reich keine geringern Ansprüche zu haben als er. Doch ihre Festen in Teutschland fallen in dessen Hände; er belagert viele Städte, nimmt sie zum Theil ein, schleift einige, und kehrt nach errungenem, blutigem Siege nach Dänemark zurück. Die Hellespontier bringen ihre Schwester, Swavilda, zur Vermählung zu ihm, aber nach vollzogener Hochzeit begibt er sich auf Bikko's Antrieb wieder nach Teutschland, nimmt seine Schwestersöhne in einer Schlacht gefangen und läßt sie hängen [20]). Gleiches that er mit den Großen derselben, welche er unter dem Vorwande eines Gastmahles zu sich gebracht hatte. Unterdessen war einem Sohne desselben aus früherer Ehe, Broderus, die Obhut seiner Stiefmutter übertragen und von ihm gewissenhaft geführt worden. Bikko beschuldigte Beide bei dem Könige der Blutschande, und stellte falsche Zeugen auf. Den Ministern ward das Urtheil überlassen, und Bikko verurtheilte den Prinzen zum Tode, und zwar zum Strange, und die Königin sollte zur Strafe ihres angeblichen Verbrechens von Pferden zertreten werden. Ihre große Schönheit indessen hielt, wie erzählt wird, die Thiere ab, den Fuß auf sie zu setzen und der König schloß daraus ihre Unschuld, aber Bikko unterdrückte diese Regung bei ihm, versichert, sie halte die Rosse durch Zauberlieder zurück, und schlägt vor, sie so zu legen, daß das Gesicht unten sei [21]). Auf solche Weise erlitt sie den Tod. Während dessen kam der Hund des Broderus, gleichsam über die Hinrichtung seines Herrn klagend, zum Könige, und der herbeigebrachte Habicht des Ersteren begann die dem Körper zunächst liegenden Federn (Dunen) mit dem Schnabel herauszuziehen. Dies deutet Jarmericus, er werde kinderlos sein, wenn er seinen Sohn nicht dem Strange entreiße, und befiehlt also, dieses eilig zu thun. Nachdem Broderus dem Tode entgangen, fürchtete Bikko Strafe wegen seiner Verleumdung, und meldete den Hellespontiern, ihre Schwester Swavilda sei von ihrem Manne ruchloser Weise umgebracht worden. Als er sie zur Rache bereit fand, kehrte er zu Jarmericus zurück und zeigte ihm an, daß sie sich zum Kriege rüsteten. Der König hielt es für gerathener, keine Schlacht zu versuchen, und zog sich in die von ihm erbaute Festung zurück. Die Hellespontier aber tödteten bei einer beabsichtigten Vertheilung der Beute einen großen Theil der Ihrigen, eines angeschuldigten Diebstahls wegen, und wagten, durch diesen Verlust geschwächt, es nicht, die Festung zu erstürmen. Eine von ihnen befragte Zauberin, Guthruna, bewirkt, daß die Kämpfer des Königs plötzlich blind werden und die Waffen gegen sich selbst kehren. Die Hellespontier besetzten daher die ersten Zugänge der Thore, brachen die Thüren auf, drangen ein und machen die blinden Scharen des Feindes nieder. Zu diesem Tumulte kam jedoch Odin, und stellte den Dänen, welche er immer mit väterlicher Liebe gepflegt, ihr Gesicht wieder her und belehrte sie, daß die Hellespontier ihren Körper durch Zauber gegen die Geschosse zu sichern wüßten, aber durch Steine zu tödten wären. Beide Heere wurden auf solche Weise vernichtet. Der König aber, beider Füße

18) Lachmann versteht unter diesen bei Saxo Grammaticus (Hist. Dan. Lib. VIII p. 156. 157 der Ausg. von Stephanius) erwähnten Seeleuten Dänen von Hwen, weil man den von demselben Schriftsteller Lib. IX. p. 172 u. 175 genannten Hellespontus vom Öresund deutet. Vgl. Wilh. Grimm, Die teutsche Heldensage. S. 46. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß nicht Danicus dabei steht; auch kommen die Hellespontier und der Hellespontus auch in den wunderbaren Sagen von Regnerus (Ragnar Lodbrek) vor, welcher (s. S. 173) das ganze Heer der Hellespontier besiegt, und dann eine ähnliche Niederlage den Scythen beibringt, ferner (s. S. 175) von Dublin aus mediterraneum fretum pernavigans ad Hellesponticum penetravit. Wir haben hier aber nur Sage, nicht Geschichte vor uns. Es könnte demnach bei Saxo Grammaticus der eigentliche Hellespont gemeint sein. Wären die Dänen von der Hwen zu verstehen, so hätte Regnerus (s. S. 172) wol nicht verschiedene Schlachten gebraucht, um sie und ihren König Dian mürbe zu machen. 19) Latinisirt aus Bikki.

20) Vgl. damit Ermerich's (s. d. Art.) Verfahren gegen seine Brudersöhne, die Harlungen, wozu ihn Sibich bestimmt. 21) Nach der Wolsunga-Saga, 40. Cap. S. 226, schlug Swanhildur die Augen auf und blieb verschont; Bikki aber ließ ihr einen Balg (ledernen Sack) über das Haupt ziehen, um seine Absicht zu erreichen.

und Hände beraubt, wälzte sich mit verstümmeltem Körper unter den Todten. Er war nach Saxo Grammaticus der funfzigste König der Dänen [22]), ihm folgte Broderus [23]). Schon Gram [24]) und Torfäus [25]) haben aber gezeigt, daß die Geschichte des Jörmunrekr der Edda und der Wolsunga-Saga, sowie des Jarmericus bei Saxo Grammaticus einerlei ist mit der des Ermanarik, Königs der „getischen [26]) Gothen," und ihrer letzten Quelle nach aus Jordanes stamme. Doch hatte Saxo Grammaticus [27]) aller Wahrscheinlichkeit nach eine der eddischen Sage höchst verwandte, oder auch gleiche nordische Sage vor sich und suchte sie auf seine Weise zu dänischer [28]) Geschichte zu gestalten. Suhm will sich aus dem Labyrinthe der Verstöße der Sage gegen die Chronologie dadurch helfen, daß er die Personen verdoppelt, nimmt also Jörmunrekr der Edda und der Wolsunga-Saga und Jarmericus des Saxo Grammaticus, welche der Mythe [29]) nach eins sind, als zwei verschiedene historische Personen.

(*Ferdinand Wachter.*)

JORNANDES oder (und zwar richtiger) **JORDANES**, ein Geschichtschreiber des 6. Jahrhunderts, über dessen Lebensverhältnisse uns nur äußerst wenig bekannt ist, war ein Gothe und sein Großvater, wie er selbst sagt [1]), Notar bei dem alanischen Fürsten Candar in Mösien. Auch er bekleidete, obschon er keine wissenschaftliche Bildung genossen hatte, vor seiner Bekehrung zum Christenthume dieselbe Stelle bei einem der Nachfolger des Candar. Er ward später Mönch und, wie man gewöhnlich annimmt, Bischof von Ravenna. Aber weder aus seiner Geschichte, noch aus andern alten und unverdächtigen Quellen geht hervor, daß ihm diese Würde übertragen wurde. Bischof nennen ihn zwar mehre Schriftsteller des Mittelalters, aber ohne den Ort, wo er Bischof war, anzugeben. Gewiß ist, daß er in den ältesten Verzeichnissen der Bischöfe von Ravenna nicht vorkommt. Da seine Geschichte mit dem Jahre 552, nämlich mit dem ostgothischen Könige Vitiges und dem westgothischen Könige Athanagild, schließt, so darf man voraussetzen, daß er sie um diese Zeit schrieb. Sie führt den Titel: „De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis" und ist nach seiner eigenen Angabe [2]) nur ein Auszug aus der gothischen Geschichte des Senators Cassiodor. Da diese aber leider nicht mehr vorhanden ist, so kann man über die Art und Weise, wie Jornandes den Auszug machte, ob er zusetzte oder änderte, nicht urtheilen, und vielleicht fanden sich die Fehler, welche man ihm vorwirft, Ungenauigkeit, allzu mangelhafte Kenntniß der Schicksale seines eigenen Volkes, Verwirrung in der Darstellung der Thatsachen, chronologische Irrthümer und Parteilichkeit für die Gothen, schon in der Geschichte Cassiodor's. Da aber dieser jedenfalls alte Überlieferungen seines Volkes benutzt hatte, so bleibt das Werk des Jornandes trotz seiner Mängel für die Geschichte der Gothen immer sehr wichtig. „Es ist," sagt J. Aschbach [3]), der hier als competenter Richter betrachtet werden muß, „in mancher Rücksicht sehr schätzbar, in sofern er von der früheren Geschichte nach heimischen Überlieferungen Vieles aufbewahrt hat, was wir aus keinem griechischen und römischen Schriftsteller wissen; allein auf der andern Seite ist es als eine unkritische, von Fabeln und Unwissenheit strotzende Geschichte fast nicht zu beachten. Ihm ist hauptsächlich die Verwechselung der Gothen, Geten und Scythen, wozu ihn die Belesenheit in frühern römischen und griechischen Geschichtschreibern verleitete, zuzuschreiben. Daher schrieb er den Gothen alles zu, was die Alten von den Scythen und Geten berichten, weswegen er ihre Auswanderung von den Küsten der Ostsee in die entfernteste Vorzeit hinaufrückt .... die Nachrichten über die Niederlassungen der Gothen am schwarzen Meere und ihre ausgedehnte Herrschaft unter Hermanrich's Regierung, sind noch eine der besten Partien des Buches." Die gothische Geschichte des Jornandes ist öfter herausgegeben, zuerst mit Paulus Diakonus von C. Peutinger (Aug. Vind. 1515. F.), dann mit Procopius von Beatus Rhenanus (Basil. 1531. F.), mit Cassiodor von W. Fournier (Paris 1579. F. Ib. 1583. 4. u. öfter), von B. Vulcanius (Lugd. Bat. 1597. 8. und nach dieser Recension in den „Scriptores Gothic. et Longobard. rerum." Lugd. Bat. 1617. 8. und in H. Grotii historia Gothorum, Vandalorum et Longobardorum. Amst. 1655 und 1676. 8.), von Gruter (in den Hist. Aug. Script. lat. min. Hanov. 1611. F.), von Fr. Lindenbrog (in den Diversar. gentium histor. antiq. script. Hamb. 1611. 4.), in der Bibliotheca maxima Patrum (Lugd. 1677. F. Tom. XI. p. 1074 sqq.), von J. Garet in seiner Ausgabe des Cassiodor (Rothomag. 1679. F. Venet. 1729. F.) und am besten von

22) Lib. VIII Ausg. von Stephanius. S. 154—157. 23) Vgl. *Pontanus*, Rer. Danic. Hist. Lib. I. p. 34. 24) In den Notis ad *Meursii* Histor. Dan. p. 87. 25) In der Serie dynastarum et regum Daniae a Skioldo Odini filio ad Gormum grandaevum. (Havn. 1702.) p. 335. 339. In der Historia regum Norvegicorum. (Havn. 1711.) T. I. p. 486 macht Torfäus den Jörmunrekr der Edda und der Wolsunga-Saga zu einem kleinen teutschen Könige. 26) Zum Unterschiede der Gothen der skandinavischen Halbinsel; doch waren die Gothen des Festlandes oder des Südens aller Wahrscheinlichkeit nach keine Geten. 27) Natürlich haben auch die Verfasser der Eddalieder, Snorri Sturlufon, der Verfasser der Skalda, und endlich der Verfasser der Wolsunga-Saga nicht unmittelbar aus Jordanes geschöpft, sondern aus der im Munde des Volkes und in Liedern lebenden Heldensage, welche sich an den Namen des großen Gothenkönigs Hermanarich geknüpft hatte. Über das Schicksal dieser Heldensage bei den Teutschen in engerer Bedeutung s. den Art. Ermerich. 28) Wie wenig eigentlich dänische Geschichte man im ersten Theile des Werkes von Saxo Grammaticus finde, kann diese Sage von Jarmericus lehren. 29) Eine Vergleichung der Nachrichten der Edda, der Wolsunga-Saga und des Saxo Grammaticus gibt Wilh. Grimm in den Zeugnissen über die teutsche Heldensage (Altteutsche Wälder. I. Bd. S. 285—288) und in der Schrift: Die teutsche Heldensage. S. 45—47.

1) Cap. 50. „Cujus Candacis Alanowamuthis patris mei genitor, Peria, id est, meus avus, Notarius quousque Candax ipse viveret, fuit.... Ego item (quamvis agrammatus) Jornandes, ante conversionem meam Notarius fui."

2) Praef. „Suades ut duodecim Senatoris volumina de origine actuque Getarum ab olim usque nunc per generationes, regesque descendente in unum, et hoc parvo libello coartem." 3) „Geschichte der Westgothen." (Frankf. a. M. 1827. 8.) S. IX — XI.

L. A. Muratori (Scriptt. rer. Ital. Tom. I. P. 1. p. 191 sqq.). Auch dieser letzte Abdruck läßt noch vieles zu wünschen übrig und eine neue kritische Ausgabe wäre sehr verdienstlich. Die französische Übersetzung der gothischen Geschichte von J. B. Drouet de Maupertuis („Histoire générale des Goths.“ Par. 1703. 12.) ist sehr schlecht, besser ist die schwedische von J. F. Peringskiöld (Stockh. 1719. 4.). Ein Abriß der allgemeinen Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf Justinian („De regnorum et temporum successione“) von demselben Verfasser befindet sich fast bei allen Ausgaben der gothischen Geschichte als Anhang, enthält aber, außer einigen unbedeutenden Notizen über nordische Völker, nichts Neues und Brauchbares. (Vgl. *D. G. Moller*, De Jornande disputatio. Altorf 1690. 4. *L. A. Muratori*, Scriptt. rer. Ital. Tom. I. P. 1. p. 189. 190.)

(*Ph. H. Külb.*)

JÓROWELLIR, JÓRUWELLIR [1]), in der nordischen Mythologie eine Gegend, von welcher es in der Wöluspá Str. 13 [2]) heißt, daß die Zwerge in Dwalin's Gefolge von Salar-Staein (Stein des Saales) [über] Aurwanga-Siaut (die Sitze der Feuchtwiesen) darnach gesucht (d. h. gestrebt, sich nach derselben durchgearbeitet, sich begeben) hätten. Nach der jüngeren Edda sind die Zwerge von Swarins-haugr (Swarin's Hügel) nach Örwangar auf Jóruwellir gekommen. Unter Letzterem sind also die späteren oder bleibenden Sitze derselben anzunehmen, welche von dem Zwerge Lofar stammten [3]). Als dorthin Gegangene werden in der 14. Strophe der Wöluspá aufgezählt: Draupnir, Dolgthrasir, Har, Haugspori, Hlåwangr, Gloi, Skirwir, Wirwir, Skafidr, Ai, Alfr, Yngwi, Eikinskialdi, Fialarr, Frosti, Finnr, Ginnarr, Heri, Högstari, Hliodolfr, endlich Moinn. Von diesen Zwergen, welche mit den übrigen in der Wöluspá Str. 11, 12 und 14 erwähnten die Zahl 73 ausmachen, meint Finn Magnusen [4]), daß sie zur Bezeichnung der Fimten (Woche von fünf Tagen) des altnordischen Kalenders genommen worden, deutet Lofar (den gelobten, geliebten) durch gelobte, geliebte Jahreszeit, und versteht darunter die Ernte; Jórowellir aber, welches wörtlich Gefilde oder Felder des Kampfes heißt, erklärt er Erntefelder, doch wol mit Rücksicht auf die beschwerliche Arbeit der Ernte. Jóra kommt allerdings in Snorri Sturluson's Hattalykill als dichterische Benennung für Kampf, Schlacht vor, und Jóro, Jóru ist Beugung von diesem Worte. Ungewiß ist, ob durch den Namen Jóruwellir Felder oder Ebenen einer wirklichen Schlacht bezeichnet werden soll, oder Kampf hier nur bildlich stehe, z. B. von Arbeit. Doch könnte Jóra auch eine sonst unbekannte mythische Person sein, weshalb Studach [5]) Jórowellir durch „Jora's Plan“ überträgt, zu den Worten: „aus Aurwang's Sumpf zu Jora's Plan“ in einer Anmerkung minder gut bemerkt: „d. h. von sumpfiger Mark zu Aufgang's (Ida's?) Höhen.“ In der Ausgabe der Wöluspá von Resenius findet sich Jórwellir für Jórowellir, welches Roßfelder heißen würde, da jórr Roß heißt, und Ettmüller erklärt daher in seinem Glossar zur Wöluspá die Einzahl auf diese Weise: „jórvöllr, m. 3. Decl. Erde; eigentlich Rosses (des Hrimfari) Land; das Land des Aufganges; jórr Roß und vallr Flur.“

(*Ferdinand Wachter.*)

JORQUERA, Villa im spanischen Partido de Cuenca und in der gleichnamigen Provinz, liegt am Xucar und zählt mehr als 2000 Einwohner. (*G. M. S. Fischer.*)

Jörth, s. Hertha.

JORTIN (John), geboren den 23. October 1698 in dem Kirchspiele St. Giles in the fields in der Grafschaft Middlesex, widmete sich dem Studium der Theologie zu Cambridge und ging, nachdem er in der Nähe jener Universität eine Predigerstelle bekleidet hatte, nach London. Dort war er 32 Jahre hindurch Prediger an verschiedenen Kapellen, zuletzt Archidiakonus zu London und Vicar zu Kensington, wohin er sich 1762 begeben hatte. Er starb den 5. September 1770 mit dem Ruhme eines Mannes von gründlicher und ausgebreiteter Gelehr-

---

1) Bei Rühs (die Edda S. 178 u. 272) und Andern fälschlich „Jornvall, Jornwall.“ 2) Große Ausg. der Edda Sämundar. 3. Bd. S. 30. 3) Nach der Wöluspá Str. 13, 14. S. 30—34 konnte es ungewiß scheinen, ob die Zwerge, welche nach Jóruwellir kamen, von Lofar abstammten, oder Lofar von ihnen. Auf letztere Weise hat der Verfasser der Gylfaginning (in der Snorra-Edda, Ausg. von Rask S. 16) es aufgefaßt; auf erstere Weise Finn Magnusen (Lex. Mythолog. p. 406). Die Wöluspá sagt Str. 13: „Nun ist es Zeit, die Zwerge in Dwalin's Gefolge den Kindern der Menschen bis zu Lofar zu zählen“ (aufzuzählen), und Str. 14: „Dieses Langnidiatal Lofar's („Genealogia Lofari“) wird, so lange Menschen zählen, oben (d. h. für berühmt) gehalten werden.“ Es ist allerdings nicht angegeben, ob die Zählung mit Lofar anhebt oder aufhört. Doch bedeutet Langnidiatal die Aufzählung der Abkömmlinge Lofar's. Der Verfasser der Gylfaginning hat die Stelle so gefaßt, als wenn Langfedgatal, Aufzählung der Vorväter (Ahnen), dastände. Doch dürfte in dem letzteren Theile der Stelle: „Aber diese kamen von Swarinshaugr nach Aurwangar (Örwangar) auf Jóruwellir, ok eru komnir (und sind gekommen) thathan Lowarr,“ zu lesen sein: ok er kominn thathan Lowarr (und ist gekommen von da Lowarr, d. h. Lowarr stammt von ihnen ab). 4) Specimen Calendarii gentilis im 3. Bde. der groß. Ausg. der Edda Sámundar.

5) Sámund's Edda des Weisen. I. Abth. S. 11. Das Their er sótto frá salar staeinì überträgt er: „Die von steinernen Sälen emporgestrebt.“ S. 156 bemerkt er jedoch: „Im Wolagesicht, G. 13 u. 14, kommt Aurwanger (Örwanger) als Eigenname eines Zwerges vor und „Aurvánga siot“ (Örwang, Erzau, Erzfeld, Erzgrund, wo siot, das ich G. 14 mit Sitz übersetzte, auch Reichthum, Menge heißen kann, nach Biörn Halborsen) als der Zwerge frühester Aufenthaltsort in des Weltsaales Gestein, welcher Ausdruck aber richtiger als Eigenname Salarsteinn genommen werden muß, weil ihn die jüngere Edda zu Swarin's Berg oder Hügel umtauscht, Örwang auf Joruwalla“ setzend, was die ältere ungewiß läßt, sodaß man auch übersetzen dürfte: „Die von Salarsteins reichem Erzgrund zu Jora's Ebene strebten oder sich erschwangen.“ Zu dieser Auseinandersetzung Studach's ist zu bemerken, daß Jóruwalla Genitiv von Jóruwellir ist. Nach der Anmerkung in der groß. Ausg. S. 30 ist unter dem Palatium (salr) das Weltgebäude und unter seinem Stein oder Felsen, oder seiner steinernen Grundlage entweder der höchste Berg (Kaukasus), auf welchem das irdische Asgard gelegen, oder auch jener Bergring zu verstehen, von welchem die Alten glaubten, daß die Erde von ihm umgeben werde. Aber es scheint vielmehr, daß die Jórowellir höher als der Salarstaein (des Saales Stein) gedacht werden, und daß die Zwerge sich aus Steinen in der Tiefe in die Höhe nach Jórowellir gearbeitet haben sollen.

samkeit, großem Scharfsinn und feinem Geschmack. Er vereinigte mit diesen Vorzügen eine liberale Denkungsart. Eine gesunde und vernünftige Moral, in einen einfachen Styl gekleidet, empfahl seine Predigten (Sermons. London 1771. 7 Voll.) [1]). Lehrreiche und höchst interessante Bemerkungen lieferte er über kirchenhistorische Gegenstände in seinen Remarks on ecclesiastical history (London 1751—1773. 5 Voll. [2]) und in den Discourses concerning the Truth of the christian religion. (London 1758.) [3]) In Verbindung mit mehren Gelehrten gab er Miscellaneous Observations on Authors ancient and modern zu London 1731 in zwei Bänden heraus. Dies Werk, in Holland ins Lateinische übertragen, ward fortgesetzt unter dem Titel: Miscellaneae Observationes in auctores veteres et recentiores etc. (Amsterd. 1732—1739. 10 Voll.). In dem von ihm verfaßten Werke: The life of Erasmus (London 1758. 2 Voll. 4.) löste er zwar die eigentliche Aufgabe einer musterhaften Biographie nicht; aber schätzbare Materialien dazu enthält doch jenes, mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattete Werk. Auch als Dichter und Kritiker zeigte sich Jortin von einer beachtenswerthen Seite. Seine Lusus poetici, bereits 1722 zu London gedruckt, zeigten von einer seltenen Eleganz des Styls. Seine einzelnen Kritiken: Remarks on Spenceers Poems, on Milton's Paradise lost etc. befinden sich nebst einem Briefe über die Musik der Alten (Letter concerning the music of the ancients) in dem von seinem Sohne herausgegebenen literarischen Nachlaß. Er erschien unter dem Titel: Tracts philological, critical and miscellaneous zu London 1790 in zwei Bänden [4]). (*Heinrich Döring.*)

JÖRTSÖN, eine Insel im schwedischen Flusse Dalelf in Upland, nicht weit von dessen Mündung; eine kleine Meile lang und eine starke Meile breit; da wo Upland und Gesterikland grenzen. Hier liegt, im großen Pastorate Tierp, das berühmte Söderfors, eine ansehnliche Eisenmanufactur und Ankerschmiede, angelegt 1676, jetzt Eigenthum der Familie Grill. Unter den ansehnlichen Gebäuden findet man auch ein Witwenhaus für 11 Witwen der Arbeiter, eine schöne Kirche (eingeweiht 1792, statt der 1739 abgebrannten), ein Naturaliencabinet und anmuthige Gartenanlagen. Ein eigener Fabrikarzt (bruks-läkare) ist angestellt. Auch besteht eine Schule des wechselseitigen Unterrichts *). (*v. Schubert.*)

JORULLO, Vulkan im mexicanischen Staate Mechoacan auf dem Abhange der Cordillera von Anahuac gelegen und von besonderem Interesse, da seine Entstehung in neue Zeiten fällt, genau beobachtet worden ist und die Spuren damaliger Verwüstung noch so frisch sind, daß dem Physiker und Geologen Gelegenheit zu umfassenden Forschungen bleibt. Alex. von Humboldt besuchte ihn und hat in seinem „Gemälde von Neuspanien" umständliche Berichte über seine Entstehung und sein Verhalten mitgetheilt. Die ganze Umgegend trägt Spuren einer uralten vulkanischen Thätigkeit, doch gibt es keine Nachrichten über Ausbrüche in älteren Zeiten. Im Juni 1759 ließ sich unterirdischer Donner hören, der mit geringen Pausen den Boden zu erschüttern fortfuhr, bis in der Nacht vom 28—29. September ein Landstrich von 2 □Meilen (el Malpays de Jorullo) sich wie eine große Blase erhob, die, in der Mitte 480′ hoch, endlich barst. Ein spaltenartiger Krater bildete sich und warf eine erstaunliche Menge geschmolzener oder glühender Stoffe aus, zugleich aber traten Tausende kleiner Kegel hervor, aus welchen noch jetzt dicke Rauchsäulen emporwirbeln und eine furchtbare Hitze ausströmt. Der Centralvulkan, der eigentliche Jorullo, erlosch um 1760, allein jene kleinen Kegel („hornitos," d. h. Öfen, von den Bewohnern der Umgegend genannt) setzen noch jetzt ihre Thätigkeit fort, wenn auch in etwas verminderter Stärke. Die Berichte neuer Reisender, zumal einiger Engländer, welche 1838 den Jorullo besuchten, stimmen im Wesentlichen ganz mit den Humboldt'schen überein. Die Ebene am Fuße des Vulkans liegt 487 Toisen über dem Meere, die Spitze des erloschenen Centralvulkans, der bereits Pflanzen zu tragen begonnen, hat 667 Toisen Höhe. (*E. Pöppig.*)

JÓRUNN, ohne Zeichen des Nominativs Jórun, ein weiblicher Eigenname im Altnordischen, welcher jedoch bei den Isländern auch jetzt noch gebräuchlich ist. Er wird verschieden abgeleitet: 1) von ar, ár für ör mit einem nicht ohne Beispiel vorgesetzten j, die Arbeitsame, Arbeitliebende; 2) könnte er soviel sein als Örunn (Örunn), die Schnelligkeit Liebende; oder 3) als ör-runn, die schnell Laufende [1]); oder 4) von Jóra, Jara, einer skaldischen Benennung für Schlacht herkommen, bedeutete also die Streit-Liebende, dem Streit Ergebene, Streitsüchtige, und entspräche dem männlichen Namen Jórundr und Jörundr (der den Streit Liebende), einem der vielen Namen Odin's, welcher vormals auch bei Männern gewöhnlich war und bei den Isländern noch jetzt gebräuchlich ist [2]); oder er stammt 5) von jórr, ohne Zeichen des Nominativs jór (Roß), also die Roß oder Rosse Liebende (Philippica), was es nach Finn Magnusen [3]) unbezweifelt bedeutet. Nimmt man aber Jór als Nominativ (wo dann der Genitiv jós, der Accusativ jó u. s. w. lautet), so müßte der Name Jó-rún heißen, entspräche dann Formen wie Gud-rún, Sig-rún, und bedeutete die Vertraute der Rosse, oder die, welche mit Rossen umgeht. Es wäre dann von rún gebildet, welches Mit-

1) Teutsch zu Hanover 1776. 6. Bde. 2) Die ersten Theile dieses Werkes erschienen in einer teutschen Uebersetzung zu Bremen 1751. 3) Teutsch von J. A. Ebert unter dem Titel: Dr. Johann Jortin's Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion. (Hamburg 1769.) 4) Vgl. Memoirs of the life of *J. Jortin* by *J. Disney*. (London 1792.) Den Britischen Plutarch. 7. Bd. S. 155 fg. Bamberger's Anekdoten von großbritannischen Gelehrten. 1. Bd. S. 25 fg. Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 1. Th. S. 91. 208. 2 Th. S. 555. 557. 3. Th. S. 442. 4. Th. S. 39.

*) Nach Tuneld. 8. Aufl. 1. Bd. 1827.

1) Diese drei Ableitungen hat Gudmund Magnäus zur 16. Strophe des Grafna-Galdr Othins Note 61 in der großen Ausg. der Edda Sämundar. 1. Th. S. 221. 2) Gudmund Magnäus im Glossar zum 1. Th. der groß. Ausg. der Edda Sämundar. S. 600. 3) Lex. Mythol. p. 469. 470. Note ***.

schwester, Freundin, Vertraute bedeutet. Aber der Name wird Jórunn gebildet, nach Analogie von Thorunn (d. i. Thor-unn, von Thor und una, lieben, zufrieden mit etwas sein) und ist zu trennen in Jór-unn (Roß-Freundin). Von den Vielen [4]), welche ihn führten, ist zu bemerken:

1) Die mythische Jórunn, wurde nach dem Hrafna-Galdr Othins von den Göttern um Baldur's Schicksal befragt, gab aber nur Thränen zur Antwort, keine Worte [5]). Ob die zweite Orakelfrage bei der Jórunn mit der ersten bei der Nanna für eins zu nehmen, oder davon verschieden sei, ist schwer zu entscheiden; das Lied erzählt nur, daß der Schlafdorn von Osten aus den Elivâgar und von kalten Reifriesen gekommen sei, und Jórunn auf keine Frage Antwort geben konnte. Bragi wird als Wächter bei Jórunn zurückgelassen, welche hiernach wol dieselbe mit Ithunn sein könnte [6]). Finn Magnusen gesteht zwar zu, daß der Ithunn (Idunn) der Beiname Jórunn [Roß-Freundin] [7]) vormals habe beigelegt werden können, fürchtet jedoch, daß letzteres blos durch einen Fehler des Abschreibers für das einfache Ithunn (Idunn) in den Text eingedrungen sei. Aber der Dichter braucht Str. 8 Nanna. Die Göttin dieses Namens kann noch nicht darunter verstanden werden, denn Baldur, ihr Gatte, lebte noch, und sie war also nicht vor Schmerz über seinen Tod gestorben und in die Unterwelt gekommen. Daher bemerkt Gudmund zu Str. 8 des Hrafna-Galdr Othins, daß der Dichter für Ithunn Nanna setze, und zu Str. 15, daß er schon „zum dritten" (zweiten) Male den Namen der Ithunn, welcher Str. 6 gebraucht wird, variire. Da der Hrafna-Galdr Othins nicht der einfachen Schreibart der meisten übrigen Eddalieder folgt, auch unter ihnen die meisten Skaldenausdrücke hat, so suchte der Dichter eine Schönheit darin, Ithunn nur einmal zu nennen, und dann sie durch andere Namen zu bezeichnen. Wer den Geist und die Sprache des Hrafna-Galdr Othins erwägt, wird nicht glauben, es werde in ihm gesagt, daß die Götter drei Seherinnen befragt haben. An sich wäre dies freilich wegen der Wichtigkeit der Sache möglich, sodaß in Jórunn eine besondere mythische Seherin anzunehmen sein würde. Dagegen streitet jedoch der Zusammenhang und Gang des Liedes; Jórunn ist vielmehr ein Beiname der Ithunn (Idunn), welcher für die weissagende Göttin wegen der Orakelrosse sehr gut paßt.

2) Jórunn Skaldmaer (Skaldmädchen, d. h. dichtende Jungfrau). Sie verfaßte das Lied Sendibit (Sendebiß, d. h. Sendestück), behandelt darin die Geschichte der Händel und Versöhnung zwischen König Harald dem Haarschönen und seinem Sohne Halfdan dem Schwarzen durch den Beiden befreundeten Skalden Guthormr Sindri und wendet darin den Stabreim oder die Alliteration und zugleich An- oder Linienreim [8]) an. Snorri Sturluson hat es in seinem Geschichtswerke benutzt und daselbst auch die erste Halbstrophe mitgetheilt, welche sich daraus auch in der Olafs Saga Helga und in der großen Olafs Saga Tryggwasonar [9]) findet. Die beste Handschrift der Olafs Saga Helga hat nur die von Snorri Sturluson in der Heimskringla mitgetheilte Halbstrophe, die Handschrift N. 75 c., welche in den Fornmanna-Sögur durch E bezeichnet ist, bietet außerdem noch vier Zeilen, sodaß die Strophe vollständig wird, und außer derselben noch zwei, also im Ganzen drei, Strophen dar [10]). Diese, besonders die beiden letzten, wo erwähnt wird, daß Guthormr Sindri guten Lohn für sein Lied dadurch empfängt, daß er den Streit der Könige abwendet, wären sehr merkwürdig und wichtig, wenn wir nur von ihrer Ächtheit Gewißheit hätten. Denn leicht kann ein Späterer, welcher bedauerte, daß der Geschichtschreiber aus dem Sendibit nur die eine Halbstrophe mitgetheilt hat, nach Angabe des Inhaltes vom Liede die letztere Halbstrophe und die ganzen zwei andern Strophen hinzugefügt haben. Eine Halbstrophe der Jórunn, welche von der Schlacht eines Königs handelt, findet sich in den Okend Heiti in den Skaldskapamál [11]). Sie ist auch im Drottmált mit Linienreim und kann, dem Versmaße nach, zu dem Sendibit gehören. Ist dies der Fall, so enthielt dieses Lied aller Wahrscheinlichkeit nach allerdings mehr, als Snorri Sturluson in der Heimskringla vom Inhalte mittheilt, und konnte zum Theil der Verewigung der Schlachten Harald's des Haarschönen gewidmet gewesen sein. Aber ebenso leicht

4) Der geschichtlichen Jórunn gibt es sehr viele; so sind z. B. im Index Personarum zu Islands Landnámabók (Kopenh. 1774. S. 442) 14 namhaft gemacht. 5) Über den Zustand dieser Seherin s. Allg. Enc. 2. Sect. 4. Th. S. 295. 6) Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 444. 7) Es entspreche, bemerkt er (Lex. Mythолog. p. 470), dem bekannten *Ἰτωνία* der Athene.

8) Heimskringla Ausg. von Peringskiöld. 1. Bd. S. 117, große Ausg. 1. Bd. S. 117 und 6. Bd. S. 21, übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 232—235, wo auch die verschiedenen Lesarten berücksichtigt sind. Wenn z. B. nach einer Lesart „Harald der Haarschöne Halfdan's harte Thaten hörte," so stellt die andere die Namen um, sodaß „Halfdan Harald's des Haarschönen harte Thaten hörte." Dadurch wird die Auffassung des Folgenden bestimmt. Nach letzterer Lesart ist also dann in den nächsten Worten: „Aber dem Versucher des Schwerts" Halfdan gemeint. Die letztere Lesart Haralds ens hárfagra ist handschriftlich, und die erstere Halfdans Verbesserung der Ausleger. Biörn Egilsson findet es wahrscheinlich, daß Jórunn das Gedicht Sendibit („frustum missile") zu Ehren des Königs Harald verfaßt, und seine Schlachten und Heerfahrten aufgezählt habe. Aber das Lied kann ebenso gut zu Gunsten Halfdan's verfaßt worden sein; s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 234. 235. 9) in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 13. 12. Bd. S. 25, wo die Lesart Haralds en hárfagra berücksichtigt ist, und zu lögdis reyni (dem Versucher des Schwertes) Hálfdáni (dem Halfdan) und zu bragr (Sitte) Haralds zur Erklärung gesetzt, und also das Lied als ein zu Gunsten Halfdan's gesungenes genommen wird, so auch S. 71. Anders dagegen Biörn Egilsson, Scripta Historica Islandorum. Vol. I. p 13, sowie auch schon im 6. Bde. der groß. Ausg. der Heimskringla die Ausleger Hálfdans herdibrögd („acria facinora") annehmen; doch läßt sich dieses auch, wie Egilsson thut, in „strenua facinora" mildern. 10) Fornmanna-Sögur. 4. Bd. S. 12. 13. 12. Bd. S. 71. Scripta Islandorum Historica. Vol. IV. p. 12. 13, wo auch Egilsson der handschriftlichen Lesart Haralds ens hárfagra herdibrögd folgt, aber auch dieses hier mild durch: Haraldi Pulcricomi strenuitatem wiedergibt. 11) Bei Rask, Snorra-Edda ásamt Skaldu. p. 193.

kann die zuletzt erwähnte Halbstrophe aus einem andern Liede stammen. (*Ferdinand Wachter.*)

JORY (De S.), nach Adelung*) ein französischer Schriftsteller in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dessen Oeuvres mêlées (Amst. 1735. 12.) gedruckt wurden. Die Biographie universelle indessen, das Dictionnaire historique, Ersch im Gelehrten Frankreich erwähnen ihn nicht. (*R.*)

IOS (Ἴος). 1) eine Insel des Ägäischen Meeres, zu den Cykladen gehörig, 700 Stadien von Kreta und gleich weit von Anaphe und Therasia entfernt, südwestlich von Amorgos, 24,000 Schritte von Naxos gelegen, ehemals auch Phönice genannt, 25,000 Schritte lang und etwa 13 Meilen im Umfange, mit nicht sehr steilen Küsten und vortrefflichen Häfen, von denen der östliche von Manganari die größten Flotten aufnehmen kann, war von Joniern bewohnt und besonders durch Homer's Grabmal berühmt, der hier gestorben, wie seine Mutter hier geboren sein soll. Späterhin war sie eine römische Colonie. Es lag auf derselben eine Stadt, welche gleichen Namen mit der Insel hatte. Jetzt heißt sie Nio und bildet Piloten, die für die geschicktesten in dem dortigen Meere gehalten werden. Vgl. *Strabo* X. p. 741. *Scylax* p. 21. *Plin.* H. N. IV, 22. *Stephan.* v. *Ios.*

(*Peter Friedrich Kanngiesser.*)

2) Ios, eine Festung in der lakonischen Provinz Skiritis. (*R.*)

JOSABAD (יוֹזָבָד), Name mehrer biblischen Personen, jedoch geschichtlich meist nicht sehr wichtig. 1) Ein Benjaminit, zu denen gehörig, welche David anhingen im Streite gegen die Partei des in der Schlacht gegen die Philister gebliebenen Saul (1 Chron. 12, 4); 2) Sohn Obed Edom's, einer von den Wächtern der Stiftshütte zur Zeit David's (1 Chron. 26, 4); 3) zwei Kriegshauptleute aus dem Stamme Manasse, ebenfalls Anhänger und Begleiter David's (1 Chron. 12, 20); 4) ein Kriegsoberster unter dem Könige Josaphat von Juda (2 Chron. 17, 18); 5) Sohn des Somer und der Moabitin Simrith, einer der Verschworenen, welche den König Joas von Juda meuchelmörderisch umbrachten und dessen Sohn Amazia auf den Thron setzten (2 Kön. 12, 21. Vgl. 2 Chron. 24, 26); 6) ein Oberster der Leviten unter Hiskia, König von Juda (2 Chron. 31, 13); 7) Sohn des Priesters Jesua, war unter Esra aus dem babylonischen Exil nach Jerusalem zurückgekehrt und gehörte zu denen, welche sich auf Esra's Ermahnung von ihren ausländischen Weibern trennten (Esr. 8, 33. Vgl. 10, 22. Nehem. 11, 16). (*A. G. Hoffmann.*)

Josabath, s. Joseba.

JOSAPHAT. A. Biographie. (יְהוֹשָׁפָט, *Ἰωσαφὰτ*, bei den LXX.) 1) Sohn Asa's, König von Juda und Jerusalem während 25 Jahren, ungefähr 914—890 vor Chr. Die ältere Quelle seiner Geschichte (1 Kön. 22, 41 fg.) schildert seine Regierung als eine den theokratischen Grundsätzen huldigende. In politischer Hinsicht verließ er das von seinen Vorgängern festgehaltene System einer feindlichen Stellung gegen das Reich Israel und machte gemeinschaftliche Sache mit den Königen Ahab und Joram in ihren Feldzügen gegen die Länder östlich vom Jordan. Die damalige Schwäche und theilweise Abhängigkeit der Edomiter gab ihm die Mittel, die Erneuerung der Salomonischen Handelsexpeditionen nach dem Goldlande Ophir zu versuchen, doch so, daß er Israel von allem Antheil daran ausschloß; allein seine Schiffe verunglückten vor dem Auslaufen aus dem Hafen von Eziongeber (s. d. Art. Ahasja). Die jüngere Quelle (2 Chron. 17—20), welche diesen König als einen ihrer Lieblingshelden mit besonderem Lobe erhebt, rühmt seinen Reichthum und sein Ansehen, berichtet, daß er feste Schlösser gebaut, Magazine angelegt, Besatzungen in die Städte gelegt und außer diesem, in gewissem Sinne so zu nennenden stehenden, Heere eine bewaffnete Landwehr von eilfmalhundertundsechzigtausend Mann organisirt habe, eine Angabe, welche auf das Übrige zugleich den Verdacht der Übertreibung, wenn nicht gar der Erdichtung, wirft. Auch nach Innen habe seine schaffende und reformirende Thätigkeit gewirkt; nicht nur die Abgötterei, sondern auch der Höhendienst (im Widerspruch mit 1 Kön. 22, 44 und selbst 2 Chron. 20, 33) sei abgeschafft, das Volk zu Jehova zurückgeführt und Priester und Leviten mit dem Gesetzbuche (über dessen damaliges Nichtvorhandensein s. d. Art. Moses und d. Art. Josia) zur Belehrung der Einwohner in alle Städte gesandt worden. Aus denselben und den Stammhäuptern seien aller Orten Richter bestellt, und, was besonders interessant ist, die bürgerliche Gerichtsbarkeit von der kirchlichen in Bezug auf Beamte und Rechtsfälle geschieden worden (2 Chron. 19, 11). Von selbst bietet sich hier die Muthmaßung dar, die politischen Institutionen dieses Königs seien eines der Elemente gewesen, aus denen im Laufe der Zeit das sogenannte Mosaische Recht erwuchs, wie es später schriftlich aufgezeichnet und geordnet worden ist; nach Maßgabe dieses Verhältnisses wären dann die obigen Berichte leicht zu beurtheilen. Zur Charakteristik dieser letzten mag noch besonders dienen, was von Josaphat's Kriegsthaten in der Chronik erzählt wird. Gegen einen Einfall der Moabiter und Ammoniter*) schützt sich der heerfeste König durch ängstliches Fasten und sieht dann auch die Feinde durch ein Wunder untergehen (Cap. 20). Bei der Belagerung von Ramoth in Gilead, wo sein Bundesgenosse Ahab den Tod fand (Cap. 18, 31), schreit er, als die Feinde auf ihn eindringen, laut auf, was nach dem Zusammenhange mit der darauf folgenden Rettung durch Jehova nur als ein Ausdruck der Furcht erscheinen kann, weswegen auch Josephus (Antiqq. 8, 15) es übergeht. Von der Expedition nach Ophir heißt es hier (Cap. 20, 35), er habe sich dazu mit Israels König Ahasja ver-

*) Fortsf. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2321.

*) Trotz der gänzlichen Verschiedenheit der Relation glauben die Kritiker diesen Feldzug mit dem oben unter Joram erwähnten (2 Kön. 3) identificiren zu dürfen (s. Winer im Realwörterb. 2. A. I, 710 fg. Gesenius zum Jesaia I, 502), wobei die Glaubwürdigkeit des Chronisten noch mehr gefährdet wäre, wenn nicht die andere Erzählung ihrerseits des Unglaublichen genug einmischte.

bunden und deswegen sei sie verunglückt. In allen diesen Angaben zeigt sich die asketische und der freiern Entwickelung der Volkskraft abholde Tendenz, welcher zu Gefallen die Geschichte nicht selten von dem Chronisten misbraucht worden ist. Das Leben und die Thaten Josaphat's soll Jehu, Hanani's Sohn (s. d. Art. Jehu) beschrieben haben.

2) Josaphat, der Sohn Ahilud's, Kanzler oder Historiograph David's (2 Sam. 8, 16).

3) Josaphat, der Sohn Pharuch's, Präfect des Districts Issaschar unter Salomo (1 Kön. 4, 17).

4) Josaphat, der Sohn Nimsi's, Vater des israelitischen Königs Jehu (2 Kön. 9, 2). (*Ed. Reuss.*)

B. Geographie. 1) Das Thal Josaphat bei Jerusalem s. unter Jerusalem und Palästina.

2) Ein noch aus den Hussitenzeiten berüchtigtes Thal südlich von dem zu der gräflich Kolowrat-Krakowsky'schen Herrschaft Radenin und Hroby gehörigen Dorfe Borzin im taborer Kreise Böhmens gelegen, mit einem trefflichen Kalksteinbruche, dessen man sich auch bei dem Wasserbaue mit gutem Erfolge bedienen kann.

(*G. F. Schreiner.*)

C. Josaphat (Appellation an das Thal). Der Ausdruck Thal Josaphat (Joel 3, 7. 17) wurde sonst nicht poetisch aufgefaßt, sondern lange Zeit als Eigenname einer bestimmten Localität des heiligen Landes betrachtet [1]). Diese Auffassung der Stelle, daß in jenem Thale Gott dereinst Gericht halten werde, gewann auch Einfluß auf die Justizpflege der damaligen Zeit. Die Justiz, damals noch nicht so unabhängig wie jetzt gestellt, war nicht immer ein Schutz gegen Eingriffe des Landesherrn in dieselbe theils durch Cabinetsjustiz, theils durch Anordnung außerordentlicher Gerichte, deren Beisitzer im Sinne des Hofes zu richten bereit waren, der sie bestellt hatte. Die noch jetzt so vielem Streite unterworfene Lehre über den im äußersten Falle der Ungerechtigkeit in Anspruch genommenen Widerstand des Volkes gegen den Landesherrn war selbst noch weniger als jetzt erörtert. So kann in jener Zeit ein gewisses Haschen nach Hilfe für den, der ein Gegenstand grausamer menschlicher Willkür wurde, nicht in Verwunderung setzen. Blieb einem solchen Unglücklichen am Ende nichts übrig, als sich der Willkür zu unterwerfen im gläubig-religiösen Vertrauen, daß der höchste Richter dereinst seine Unschuld an das Tageslicht fördern werde; so lag es sehr nahe, daß er, nach Erschöpfung aller nicht angenommenen Rechtsmittel, sich endlich auf die einzig ihm übrigbleibende Entscheidung Gottes berief und dies nach der misverstandenen Deutung jener Joel'schen Stelle durch eine Berufung auf Gottes Gericht im Thale Josaphat ausdrückte. So bildete sich durch die damals noch übliche Einmischung religiöser Dogmen in die staatlichen Verhältnisse die appellatio ad vallem Josaphat, provocatio extrema ad tribunal Christi. Der juristische Pedantismus jener Zeit begnügte sich auch nicht mit der bloßen Anrufung Gottes, der bloßen Beziehung auf das gerechte Gericht Gottes, z. B. mit den Worten: „Ich will es Gott befehlen, der wird es wol richten," um dies für eine wahre Appellation an das Thal Josaphat zu erklären [2]), sondern dazu gehörte auch die förmliche Anberaumung eines Termines. Die Gottheit mußte sich gefallen lassen, daß ihr der Tag des Gerichtes von dem Provocanten selbst vorgeschrieben wurde. Sehr richtig definirt daher der Schriftsteller, der zuerst es wagte, umständlich das Unsinnige dieser Provocation im juristischen Sinne darzustellen [3]), dieselbe als „diejenige Provocation, da einer seinen Beleidiger vor Gottes Gericht fodert und ihm die Zeit bestimmet, wenn er daselbst erscheinen, der Klage gewärtigen und sein Urtheil anhören soll." Ja die frömmelnde Einfalt ersann und erzählte eine Menge Legenden, nach denen der durch Gewissensbisse oder zufällig, wirklich oder vorgeblich, grade zu der vom Provocanten bestimmten Zeit erfolgte Tod des ungerechten Richters gleichsam die „Annahme der Appellation" am Richterstuhle Gottes bezeugen sollte (invenimus provocationem ad Judicium et Tribunal *Dei*, hancque appellationem ita receptam ab eodem, ut velut citati ad diem certum ante id comparuisse videantur) [4]). Am bekanntesten ist die Geschichte Ferdinand's IV. von Spanien (geb. 1285), der davon den Zunamen „der Vorgeladene" in der Geschichte führt, weil er (im Jahre 1312, also in seinem 27. Lebensjahre) in der letzten Nacht vor Ablauf derjenigen 30 Tage starb, auf deren letzten er angeblich von Johann und Peter Corvai bei ihrer Hinrichtung, die er wegen beschuldigten Hochverraths verfügte, vor Gottes Gericht geladen worden war [5]). Wir erwähnen nur noch umständlicher der Hinrichtung (1313) eines der vielen auf Philipp's des Schönen von Frankreich (geb. 1268) Befehl aus Habsucht geopferten Tempelherren, eines Neapolitaners, weil man sogar die Worte berichtet, mit welchen dieser gedachten König und den, von Letzterem zum Papste (nachmals in Avignon) beförderten, Clemens V., der die Grausamkeiten gegen den Tempelherrenorden durch dessen Aufhebung herbeiführte, in Burdegal, wo die Hinrichtung geschah, vor Gottes Gericht foderte: „Du grausamer Tyrann Clemens," rief er den beiden seiner Hinrichtung Zuschauenden zu, „da Niemand unter den Sterblichen ist, an welchen ich jetzt appelliren kann, so appellire ich an Christi Richterstuhl, und lade Dich nebst König Philippus, daß Ihr daselbst binnen Jahresfrist erscheinen und meiner

1) Andere biblische Stellen, wie Joel 3, 19 und 2 Chron. 20, 26, hätten freilich darauf hinleiten können.

2) *Cortrejus*, Diss. de extrema provocatione ad constantiss. atque innocentissimum tribunal Jesu Christi in causis civilibus atque criminalibus. Von der Fürladung vor Gottes Gericht in Bürger- und Peinlichen Sachen (Jenae 1665.), ein selbst für den damaligen Stand der Wissenschaft sehr schlechtes Werkchen, worin die Sache nicht einmal auf den historischen Gesichtspunkt zurückgeführt, sondern aus angeblichen Principien des Naturrechts zu rechtfertigen versucht wird, Cap. IV. No. 3. *Lauterbachii* collegium theoretico-practicum. P. III. Lib. XLIX. Tit. IV. §. VI. 3) Jäger, Von der Appellation an das Thal Josaphat, in Schott, Juristisches Wochenblatt. (Leipzig 1772.) §. 2. S. 758. 4) *Besoldus*, De appellationibus. (Tubingae 1608.) Cap. II. pag. 50. 5) *Besoldus* l. c. Jäger a. a. O. §. 5. S. 762.

Klage sowol, als des Beweises gewärtigen sollt" [6]). Die Geschichte nennt allerdings das Jahr 1314 als das Todesjahr Beider. Unter den vielen, das Zeichen des Mahrchens an der Stirn tragenden Geschichten, gedenken wir noch der derartigen Appellation eines auf Befehl eines Herzogs Rudolf von Österreich (welches?) angeblich von einer Brücke herabgestürzten Ritters, welche Appellation mit Bestimmung einer Jahresfrist auch innerhalb derselben den Tod Rudolf's zur Folge gehabt haben soll [7]). Der sofortige Tod eines westgothischen Richters, Johann Turson, soll, auf gleiche Appellation mit Bestimmung der Zeit: „zu dieser Stunde," zugleich mit dem des Hingerichteten erfolgt [8]), dann der mit dem Zusatze „binnen wenigen Tagen" von einem Abte zu Hervelden auf seinem Sterbebette, wegen Entziehung eines sächsischen Zehenten durch Proceß, vor Gottes Gericht geforderte Kläger, Bischof Burchard zu Halberstadt, wenige Tage darauf gestorben sein [9]). Klüger machte es freilich der bekannte Hieronymus von Prag, der seine Verdammer, das Concilium Constantiense, erst nach 100 Jahren vor Gottes Gericht foderte. Da waren sie gewiß sämmtlich todt [10]). Man sieht aus alle dem, daß nicht blos die Monarchen, sondern auch Richter und Proceßgegner die waren, gegen welche dieses angebliche Rechtsmittel gerichtet werden konnte. Nur darüber scheint man einig gewesen zu sein, daß seine Heiligkeit eigentlich dessen Gebrauch um Geldes und Gutes willen nicht, sondern blos wegen Vernichtung des Lebens und daher nicht im Civilprocesse, sondern blos im Criminalprocesse gestatte. Deshalb findet man auch Bestrafungen Solcher mit Ketten-, Fustigations- und Geldstrafe, die leichtsinnig und in Civilsachen sich dieser Appellation bedienten [11]). Was aber den Gebrauch derselben bei Verdammung zum Tode anlangt, so wagten selbst ausgezeichnete frühere Rechtslehrer im Sinne jener Zeit nicht, sie direct als verwerflich darzustellen. Sogar der scharfsinnige Lauterbach im Anfange des 18. Jahrhunderts trat (a. a. O.) nicht direct dagegen auf, sondern deutete blos auf die mit dem Zwecke dieser Appellation im Widerspruche stehenden Gebote der Liebe und Verzeihung in unserm Religionscodex [12]) hin. Aber freilich wurden solchen Demonstrationen eine große Menge von Bibelstellen [13]) entgegengesetzt, die, wenngleich sehr viel, doch von dieser Appellation nichts enthalten, und die Beispiele aus der Geschichte wurden übergangen, in denen die Einwendung der Erstern ohne allen Erfolg blieb, z. B. die Berufung Karl's II. von England vor Gottes Gericht von Seiten eines zum Tode verurtheilten Mitschuldigen an der Hinrichtung Karl's I., eine gleiche Berufung Heinrich's III. von Frankreich von Seiten des Papstes Julius III. u. s. w. [14]). Gestattete doch der berühmte Criminalist Koch, über dessen Criminallehrbuch noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts auf mehren Universitäten Criminalrecht gelesen wurde, in diesem Lehrbuche [15]) für gewisse Fälle eine Revision des Processes auf geschehene Einwendung der fraglichen Appellation. (*Buddeus.*)

JOSAS (Le), kleiner Bezirk in der vormaligen Landschaft Hurepoix, jetzt zum Arrondissement Versailles des französischen Departements der Seine und Oise gehörig. (*Klüber.*)

JOSCELIN VON COURTENAY, Vater und Sohn, Grafen von Edessa. Großem Hause entsprossen (s. d. Art. Courtenay; 14. Bd. S. 414 der I. Sect.), nahm Joscelin II. das Kreuz gleichzeitig mit Stephan, dem Grafen von Blois, und mit Stephan, dem Herzoge von Burgund (1101), und glücklicher, als die meisten seiner Waffenbrüder, entrann er den Unfällen, welche in Paphlagonien das christliche Heer vernichtend trafen. In Jerusalem geborgen, fand er einen warmen Freund an Balduin von Bourg, dessen Mutter, Melisendis, von Joscelin's Mutter, Elisabeth von Montl'héry, die leibliche Schwester war. Balduin, mächtig vor allen Großen des heiligen Landes durch seine nahe Verwandtschaft mit König Balduin I., gab Joscelin zu Lehen seine auf dem westlichen Ufer des Euphrats belegene Festen, als Marasch, Turbessel (Tellbascher), Aintab, Daluk und Ravendan. Im engsten Vereine mit seinem Wohlthäter erscheint bald der Herr von Tellbascher, wie seit jener Belehnung Joscelin genannt wird, als ein Gegner des ritterlichen Tankred; bald ist er bemüht, durch Eroberungen, dem Fürsten von Haleb abgewonnen, seine Herrschaft weiter auszudehnen. Fürchterlich vor vielen andern wurden, von ihm angeführt, den Ungläubigen die Franken von Tellbascher, bis sie mit den Scharen des Grafen von Edessa, Balduin von Bourg, vereinigt, in der Schlacht von Rackah (1104) der Überzahl erlagen. Joscelin gerieth, gleichwie sein Lehensherr, der Graf, in Gefangenschaft, und Beide wurden, mit Fesseln belastet, nach Mosul abgeführt. Nach fünf Jahren einer traurigen Gefangenschaft löste sich Balduin um 100,000 Byzantiner, indem diese aber nicht sogleich baar aufzubringen, blieb Joscelin als Geisel in den Händen der Ungläubigen zurück, und würde noch geraume Zeit geschmachtet haben, ohne Maudud's siegreiche Waffen. Durch solche bedrängt, löste der sarazenische Fürst Dschavali die Bande des zeitlebens in Dschabar verwahrten Joscelin; mit reichen Kleidern ihn beschenkend, foderte der Sarazene allein, daß er den Vetter aufsuche, um die Entrichtung des vertragsmäßigen Lösegeldes zu befördern (1109). Das zu leisten, gelobte Joscelin, und eifrig hat er die Erfüllung seines Versprechens sich angelegen sein lassen, indem er es nicht verschmähte, für die Aufbringung der erforderlichen Summe die Milde aller christlichen Fürsten und Männer, groß und klein, auch aller christlichen Gemeinden, in Anspruch

---

6) *Besoldus* l. c. p. 51. Jäger a. a. O. §. 6. 7) *Besoldus* l. c. pag. 50. 8) *Besoldus* l. c. pag 51. *Cortrejus* l. c. Cap. V. No. 16. 9) Jäger a. a. O. §. 7. S. 764. 10) *Besoldus* l. c. pag. 52. 11) *Cortrejus* l. c. Cap. III., welcher in No. 13 sqq. mehre derartige Bestrafungen aus dem 17. Jahrhundert anführt, namentlich ein solches Erkenntniß der Juristenfacultät zu Leipzig vom Mai 1656. 12) Apgesch. 7, 60. Luc. 23, 34. 13) 1 Mos. 4, 10. 15, 5. 31, 53. 1 Sam. 24, 13. 2 Chron. 24, 22. Judith 7, 13. 2 Makk. 7, 35. 2 Tim. 4, 14. Offenb. Joh. 6, 10. 1 Petr. 2, 23.

14) Jäger-Schott a. a. O. §. 9. 15) *Koch*, Institutiones juris criminalis. (Jenae 1791.) §. 928.

zu nehmen. Die Nothwendigkeit, die eingegangene Verpflichtung zu ehren, hätte dem Grafen von Edessa und seinem Vetter der Sorgen genug bereiten mögen, aber es erwartete sie noch anderweitiger Kummer; die verwaiste Grafschaft Edessa hatte die fünf Jahre lang Tankred mannhaft vertheidigt, jetzt weigerte er sich, in offenem Wortbruche, das ihm anvertraute Pfand dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben. Als nach heftigem Zank der Normann seinen Irrthum erkannte und that, was Pflicht und Ehre ihm geboten, da hätten wol die beiden Vettern sich zufrieden geben sollen, aber es konnte die verspätete Erfüllung einer Schuldigkeit ihren Unwillen nicht besänftigen. Trotzig warfen sie, das empfangene Unrecht zu vergelten, den Fehdehandschuh dar, und als sie erlagen in dem ersten Treffen, als Balduin in der Burg Dalluk von Tankred belagert ward, da scheute sich Joscelin nicht, christlichen Brüdern entgegen, der Heiden Hilfe anzurufen. Hinüberreitend zu seinem Freunde Dschavali, erhielt er von ihm eine ansehnliche Hilfsmacht. Darauf sprach auch Tankred den Fürsten Rodvan von Haleb, den Feind Dschavali's, um Beistand an, und es stritten bei Tellbaschcr in der Schlacht Christen gegen Christen, Türken gegen Türken. Da fielen in dem ersten Angriffe von den Antiochenern 500, die Übrigen wankten, doch ermannte sich Tankred und Rodvan, und es blieb ihnen ein vollständiger Sieg. Es traten aber fromme und biedere Männer in das Mittel, und ihren vereinigten Bemühungen gelang es, das Ärgerniß, das der Christen Fehde mit Christen gegeben, durch eine Sühne zu beseitigen, gegen welche Joscelin jedoch nach Kräften sich sträubte. Denn da seine Besitzungen auf dem rechten Ufer des Euphrats lagen, so war durch solche unmittelbare Berührung seine Feindschaft mit dem Staate von Antiochia zumal gesteigert worden. Wenn dem Geschichtschreiber von Haleb, dem Muselmann Kemaleddin, zu trauen, so hätten Balduin und Joscelin die Absicht genährt, das gegebene Ärgerniß durch eine an Dschavali zu verübende Treulosigkeit zu krönen. Im Einverständnisse mit Tankred sollen sie beabsichtigt haben, den Fürsten auf seinem Heimzuge zu überfallen. Darin kam ihnen aber der Türke zuvor; er traf auf Joscelin's Reisige und erschlug sie bis zum letzten Mann (1109). Zwei Jahre später, nach der Einnahme von Tellkarad, legten mehr als 200,000 sarazenische Krieger sich vor Tellbaschcr, um nach allen Regeln der Kunst die Belagerung dieser festen Burg zu führen. Die erschwerte ihnen mit Löwenmuth Joscelin, und wenig hatten in wiederholten Angriffen, in dem Versuche, der Burg Grundlage, den Felsen, zu untergraben, die Heiden ausgerichtet, als das Mißvergnügen des Heeres um eine vergebliche Anstrengung von zwei ganzen Monaten die Fürsten nöthigte, von ihrem Unternehmen abzustehen. So erzählen Albertus Aquensis und Fulcher, denen jedoch Kemaleddin widerspricht. Diesem zufolge hatte Joscelin in heimlicher Zusammenkunft, durch das Versprechen einer baaren Summe, den Kurdenfürsten Ahmedijel gewonnen, und beredete der ungetreue Kurde die Fürsten zum Abzuge von dem auf das Äußerste gebrachten und aller Aussicht auf Hilfe entbehrenden Tellbaschcr durch Vorzeigung eines Schreibens, worin Rodvan klagte: „ich befinde mich in der höchsten Noth und wünsche nichts sehnlicher, denn ungesäumt Haleb verlassen zu können. Kommt auf das Schnellste." Nach Haleb sich wendend, fand das vereinigte Heer auch dort nur Feinde; es trennten sich, nach zweckloſem Zaudern, die Fürsten, und wurden diejenigen, welche dem linken Euphratufer zueilten, lebhaft von Joscelin verfolgt, als er mit 150 Rittern und 100 Fußknechten ausziehend, von den Säumigen und von der Bedeckung des Proviants Tausende erschlug und das Gepäck großentheils erbeutete. Als hierauf Antiochia selbst bedroht, führte dahin, des Zwistes mit Tankred uneingedenk, der Herr von Tellbaschcr 100 Helme und 50 Fußknechte, gleichwie auch der Graf von Edessa mit 200 Helmen und 100 Fußknechten sich einfand. Ob sie aber hiermit eine Vasallen- oder eine allgemeine Christenpflicht erfüllten, dieses ist aus des Albertus Aquensis Worten nicht genau zu ermitteln. Am Osterfeste 1110 zum heiligen Grabe nach Jerusalem wallfahrend, wurde Joscelin sofort von den Gesandten des griechischen Kaisers Alexius zu einem Bündnisse wider Tankred eingeladen; sie rechneten für ihren Antrag auf eine verjährte Abneigung, mußten aber bald sich überzeugen, daß der Herr von Tellbaschcr, so willkommen ihm die kaiserlichen Geschenke, doch im Mindesten nicht gesonnen sei, mit den Griechen gegen Tankred gemeine Sache zu machen. Zu der Schlacht vom 30. Juni 1113, die in schimpflicher Flucht der Christen endigte, hatten weder Balduin von Edessa noch Joscelin gewirkt; erst am dritten Tage konnten sie mit ihren Banderien bei dem zagenden Könige sich einfinden, daß wiederum eine Streitmacht von 16,000 Mann den Heiden entgegenstand. Unzertrennlich waren bis dahin der Graf von Edessa und sein Lehensträger geblieben, und ihre genaue Verbindung hatte sie stets aufrecht erhalten in dem fortwährend ungleichen Strauße mit den Ungläubigen, aber auch diese innige Freundschaft sollte in bittern Haß sich wenden. Es lastete 1116 auf den Gebieten von Edessa drückende Hungersnoth, eine Folge der steten Streifereien der Türken, die allen Anbau untersagten; wiewol nun Joscelin's Herrschaft, durch ihre Lage auf dem rechten Ufer des mächtigen Stromes feindlichen Verheerungen ungleich weniger ausgesetzt, an Lebensmitteln Überfluß besaß, wiewol Joscelin sein ganzes Land von Balduin empfangen, so fiel es ihm nicht ein, mit solchem Überfluß der Dürftigkeit seines Wohlthäters abzuhelfen, im Gegentheil ließ er zu, daß sein Hofgesinde Spott und Hohn trieb mit des Grafen von Edessa Lage. Als einst Boten, von Graf Balduin nach Antiochia an seinen Schwager, den Fürsten Roger, entsendet, auf ihrer Hin- und Herreise von Joscelin freundliche Bewirthung empfingen, da verhöhnte das Gesinde in Tellbaschcr dieselben Boten wegen der Dürftigkeit ihres Grafen, prahlend dagegen mit Joscelin's unsäglichen Reichthümern, Wein, Öl, Früchten, Gold und Silber, auch mit der großen Zahl seiner Söldner. Ja die frechen Buben äußerten, Balduin möge es wol anzurathen sein, daß er ein Land, dessen Regierung und Beschirmung ihm allzuschwierig falle, gegen eine Ab-

findung in Geld ihrem Herrn zu starker Hand überlasse, um in Frankreich sein Leben in Ruhe und Frieden beschließen zu können. Diese Worte, dem Grafen hinterbracht, entflammten seinen Zorn zum Äußersten, da er in ihnen Joscelin's undankbares Gemüth zu erkennen glaubte. Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ersann er eine List. Gefährlich erkrankt und dem Lebensende nahe, hieß es, wünsche der Graf von Edessa noch einmal seinen Vetter zu sehen, und solchem Rufe gehorchte willig Joscelin, da er keine Ahnung hatte von Balduin's feindlicher Stimmung. In einem abgelegenen Gemache der Burg von Edessa dem Kranken vorgestellt, fragte er, nach den ersten freundlichen Begrüßungen, theilnehmend nach dessen Befinden. „Besser befinde ich mich," erwiederte Balduin, „als du wünschen magst." In harten Worten hierauf Joscelin's Undankbarkeit strafend, foderte er von ihm die Rückgabe aller frühern Verleihungen. Dessen weigerte sich Courtenay, und er wurde in Fesseln geschlagen und mit Martern gepeinigt, bis er der Foderung sich fügte (1116). In Bekümmerniß und Traurigkeit wendete er sich vorerst nach Jerusalem. Als er dort seinen Entschluß, in die Heimath zurückzukehren, offenbarte, wollte der König einen so tapfern Ritter nicht ziehen lassen, und belehnte ihn lieber, damit er dem heiligen Lande erhalten werde, mit dem Fürstenthume Tiberias in Galiläa. Solche Gnade zu verbitten, hat Joscelin sich nicht getrauet, vielmehr wie einst das verlorene Land am Euphrat, so nun in Tugend und Tapferkeit das Fürstenthum in Galiläa beschirmt; nicht nur daß er dessen Grenzen erweiterte, er ängstigte auch vornehmlich die Bewohner des stolzen Tyrus durch häufige Verwüstung und Einäscherung ihrer Saaten. Ob er noch zu König Balduin's I. Lebzeiten mit seinem Vetter, mit Balduin von Bourg, sich versöhnte, kann zweifelhaft erscheinen, in jedem Falle aber ist er es gewesen, der der Barone Ungewißheit in der Königswahl (1118) zu Gunsten des Grafen von Edessa entschied. Denn viel mußte ihnen das Zeugniß gelten, von Joscelin, einem Feinde, oder auch nur einem vermeintlichen Feinde, ausgestellt. Mag aber heimliche Verabredung der beiden Vettern, mag Joscelin's Überzeugung von der Tüchtigkeit des Grafen ihn geleitet haben, ausgemacht bleibt, daß er sofort den Lohn seiner Verwendung empfing. Gleich nach Balduin's II. Krönung (2. April 1118) wurde er mit der Grafschaft Edessa, einschließlich der ihm 1116 entrissenen Besitzungen, belehnt, und er scheint daneben, wenigstens bis 1119, die Herrschaft von Tiberias beibehalten zu haben. Zwischen dem Grafen von Edessa und den muselmännischen Beherrschern von Haleb pflegte regelmäßig eine thätigere Feindschaft zu walten, als diejenige, durch welche Christen und Muhammedaner im Allgemeinen geschieden, und gleich im Laufe des Jahres 1118 mußte Joscelin das von dem Atabeg Togthekin aus Damascus denen von Haleb zugeschickte Hilfsvolk zurücktreiben. Darauf belagerte er Ezaz, die einzige noch unbezwungene Burg des Fürstenthums Haleb, von der Tankred selbst unverrichteter Dinge hatte abziehen müssen. Der rasche Fortgang der Belagerung und der durch sie verbreitete Schrecken nöthigte die Einwohner von Haleb, sich an den von ihnen zeither als Feind gehaßten turkomanischen Fürsten von Mardin, an Ilgazi, zu ergeben; aber auch dieser, bestimmt, so fürchterlich den Christen zu werden, konnte den Fall von Ezaz nicht abwenden. Seine Vorschläge und Anerbietungen wies Joscelin zurück, und in der Verzweiflung um die verlorene Burg traten, gegen einen Waffenstillstand, die Muhammedaner die ganze nördliche und westliche Hälfte des Gebietes von Haleb an den Grafen von Edessa ab. In der Schlacht bei Hab (1. Juli 1119) stritt Joscelin, gleich den übrigen Lehensmannern des Fürstenthums Antiochia, unter des Königs oberstem Befehl, und der Waffenstillstand, bis zu dem Lenzmonat 1121 mit Ilgazi abgeschlossen, vermochte keineswegs in seinen fernern Unternehmungen gegen die Heiden ihn zu stören. Unter dem Vorwande, daß ihm wegen eines niedergeworfenen und in Gefangenschaft nach Mambedsch abgeführten Dieners die Genugthuung versagt worden, fiel er zwei Mal (im Januar 1121) sengend und brennend in die Gebiete von Elmokra, Alabasz und Elwadi; von seinen räuberischen Scharen wurden selbst Greise und Kranke der Kleider beraubt und Alle nackt und bloß der Kälte preisgegeben. Um solcher Gewaltthat willen während jenes Waffenstillstandes erhob vor König Balduin der Statthalter von Haleb Klage, und er empfing die Antwort, daß in dergleichen Dingen dem König über Graf Joscelin keine Macht zustehe. Bald dehnte der Graf seine Verwüstungen bis an die Thore von Haleb aus; viele Gefangene und zahlreiche Heerden ließ er forttreiben, und als der König selbst den streifenden Haufen sich angeschlossen, da glaubte Ilgazi um jeden Preis Frieden suchen zu müssen. Den bewilligten endlich die Christen unter der Bedingung, daß Sarmin, Eldscheser, Leilun, überhaupt der ganze nördliche Theil des Fürstenthums, ja selbst die halbe Gemarkung der Stadt Haleb an sie abgetreten werde. So gewissenhaft wurde diese Theilung vollzogen, daß die Mühle Draiba, als ein untheilbarer Gegenstand, der Christen und Muhammedaner gemeinschaftliches Eigenthum blieb. Jedoch die ebenfalls abgetretene Burg Alsareb zu räumen, weigerten sich die Burgmänner, und den Bestimmungen des Vertrags entgegen wurde durch ihre fanatische Hartnäckigkeit die wichtige Feste den Muhammedanern erhalten. Auch anderweitige Verletzung der Friedensbedingnisse ließen die Moslimen sich zu Schulden kommen, und wiederum belagerten 10,000 Turkomanen vom 30. Juli 1122 ab die Feste Sardanah. Die wurde durch ein christliches Heer, bei welchem Joscelin sich eingefunden, entsetzt; es starb Ilgazi an den Folgen der Unmäßigkeit, und seine den Christen allzufürchterliche Macht kam zur Theilung; aber schon vorher (im August 1122) war Joscelin, in Gesellschaft seines Neffen Galeran und 60 anderer Ritter, bei Sarudsch in Gefangenschaft gerathen, als er eben seine neu vermählte zweite Gemahlin, die Schwester des Fürsten Roger von Antiochia, nach Edessa heimführen wollte. Nun wähnte zwar Balak, der Turkomanenfürst, aus solchem Ereignisse große Vortheile zu ziehen, indem er als einzigen Preis für die Freiheit seines Gefangenen die Abtretung der Grafschaft Edessa foderte; aber den

Glauben an die Möglichkeit solcher Abtretung beeilte sich Joscelin ihm zu benehmen: „Unsere Länder," sprach er, „gleichen der einem Kameele aufgebürdeten Last. Wird durch eine Verletzung am Fuße das Thier untüchtig, so legt man seine Last einem andern Kameele auf. Unter gleichen Umständen gehen unsere Länder an andere über." Auf solche Antwort wurden die Gefangenen nach der Burg Chortbert gebracht, der Vertheidigung der Grafschaft Edessa aber unterzog sich auf das Neue König Balduin. Der, eingedenk seiner frühern Thaten und allzusicher in seiner genauen Kenntniß des Landes, unternahm die abenteuerlichsten Streifzüge. Auf einem solchen wurde er bei Uraſch von Balak's Reisigen aufgefangen und, bevor seine wenigen Begleiter dies nur hatten wahrnehmen können, in sichere Haft gebracht. Im Kerker zu Chortbert fand er sich mit Joscelin zusammen. Noch lastete um solche unglückliche Begebenheiten tiefe Bestürzung auf dem christlichen Orient, da verbreitete sich (im August 1123) das Gerücht, Joscelin sei dem Kerker entsprungen, der Burg Chortbert habe König Balduin sich bemeistert. Und so verhielt es sich in der That. Das kühne Unternehmen hatten die beiden Gefangenen mit Hilfe einiger entschlossener Armenier ausgeführt, aber gegen den Rath Joscelin's bestand der König darauf, sich in der Burg zu behaupten, während er doch der hierzu nöthigen Mittel entbehrte. In seiner Verblendung ließ er geschehen, daß die an dem Fuße der Burg ansässigen Türken alle Zugänge besetzten, und nur zögernd bewilligte er, daß Joscelin aufbreche, um in den Ländern jenseit des Euphrats Hilfe zu suchen. Der Graf von Edessa, nachdem er geschworen, seinen Bart nicht scheeren zu lassen, die Kleider nicht zu wechseln, keinen Wein zu trinken, er habe denn für des Königs Befreiung ein reisiges Zeug aufgebracht, unternahm in Begleitung dreier Ritter, die feindlichen Posten zu umgehen. Das gelang ihm bei mondheller Nacht unter vielen Schwierigkeiten. Nachdem die erste Gefahr überstanden, schickte er einen seiner Ritter nach der Burg zurück; dem hatte er seinen Ring anvertraut, und das Kleinod sollte dem Könige überliefert werden, als das verabredete Zeichen der glücklich angetretenen Fahrt. Aber es blieben der Hindernisse noch viele zu beseitigen: wegen der aller Orten streifenden Türken durfte Joscelin nur bei Nacht reisen, und um allem Verdachte auszuweichen, hatte er, der schlechte Fußgänger, sich bequemen müssen, demüthig zu Fuße zu gehen. Als endlich der Euphrat erreicht, war weit und breit kein Boot aufzufinden für den des Schwimmens unkundigen Wandersmann. Der aber band sich unter jeden Arm einen aufgeblasenen Schlauch und erreichte also, von seinen zwei Gefährten, geübten Schwimmern, unterstützt, nach mühsamer Anstrengung das jenseitige Ufer. Zum Tode ermüdet, von Hunger und Durst gequalt, gönnt er sich unter dem Schatten eines Nußbaumes, an des Stromes Rand, eine erquickende Ruhe; sorgsam versteckten ihn unter Zweigen im Gebüsche die Gefährten, bevor sie ausgingen, dem Hungernden Speise zu suchen. Indem sie in angstlicher Besorgniß spähend die Ebene durchschnitten, begegnet ihnen, mit Trauben und Datteln beladen, ein armenischer Bauer. Freudig erfassen sie den willkommnen Fund, und ohne Umstände wird der Bauer dem Nußbaume, unter welchem Joscelin verborgen, zugeführt. Gleich bricht aus seinem Verstecke der Hungrige hervor, und ebenso schnell wirft sich auf die Knie der Bauer mit den Worten: „Grüß Euch Gott, Herr Joscelin." — „Ich bin nicht," erwiederte in seiner Bestürzung der bis dahin jeder Entdeckung entgangene Graf, „derjenige, für welchen du mich ansiehst, und welchem, wo er sich auch befindet, Gott beistehen möge." Aber der Armenier ließ sich nicht irren, betheuerte, daß er den Grafen wohl kenne, und daß ohne Gefahr volles Zutrauen ihm geschenkt werden dürfe, wußte davon endlich auch die Reisenden zu überzeugen. Darauf erzählte ihm der Graf von den bestandenen Abenteuern, und mit inniger Theilnahme lauschte der Armenier seinen Worten. Am Schlusse der Erzählung von dem Grafen aufgefodert, als Führer nach Tellbascher ihm zu dienen und fortan daselbst zu wohnen, war im Augenblick entschlossen der Mann. „Einstens," sagte er zu Joscelin, „theiltet Ihr mir, dem Hungrigen, von Eurem Brode mit, Ihr ließet mich, der erste, davon essen und nahmt vorlieb mit dem, was übrig blieb, jetzt ist es an mir, Gleiches mit Gleichem zu vergelten." Zwei Ochsen, eine Eselin, ein Schwein machten des Bauers ganzen Reichthum aus, das Schwein mußte er im Stiche lassen, denn ohne die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen, hätte er solches nicht von der Weide zurückrufen können. Das übrige Vieh wurde sogleich in Bewegung gesetzt, die Eselin bestieg der Graf, ihm zur Seite gingen der Bauer, die Frau, zwei Söhne. Die einsamsten Pfade suchte die Karavane, und in der Furcht, irgend die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu beschäftigen, wurde jedes Gespräch vermieden. Aber des Bauers jüngstes Kind, ein Mägdlein, das der Brust noch nicht entwöhnt, und das der Graf in seiner verhältnißmäßig bequemen Lage auf der Eselin in seinen Armen trug, schrie und war nicht zu besänftigen: „quia nec altricis lac inerat papillis nec ipse mulcere noverat fescenninis (i. e. cantibus nutriciis)." und wollte in der Besorgniß um dieses verrätherische Geschrei der Graf von seinen Begleitern sich trennen. Aber es rührte ihn des Bauers innige Betrübniß bei Vernehmung dieses Entschlusses, daß er sich gefallen ließ, Freude und Leid mit seinem Führer zu theilen. Sie erreichten Tellbascher, und dessen konnte jetzt zumal Joscelin sich freuen, wenn anders ein Traum, den man dem Fürsten von Mardin zuschreibt, ihm zu Ohren kam. Balak träumte, so erzählen Fulcher und Wilhelm von Tyrus, Joscelin habe ihm die Augen ausgestochen, und als er solches Gesicht seinen Traumdeutern erzählte, gaben diese den Rath, ohne Säumen den Gefangenen tödten zu lassen. Boten wurden ausgesendet, um der Wahrsager Spruch zu vollstrecken, hörten aber, in der Nähe von Chortbert angelangt, von dem, was sich mit der Burg zugetragen und kehrten unverrichteter Dinge heim. In Tellbascher angelangt, verweilte Joscelin nur kurze Zeit, hauptsächlich um die Verheißungen vollkommenen Ersatzes alles dessen, was der Bauer in der Heimath verlassen, zu erfüllen und der Entrichtung einer heiligen Schuld zwei Joch auserlesene

Stiere, Stellvertreter des Ochsenpaares, als Geschenk hinzuzufügen, dann trat er seine Fahrt an durch das Christenland, in der Absicht, alle und jede zu Befreiung des Königs aufzubieten. Von Antiochia begab er sich über Tripolis nach Jerusalem, um an dem heiligen Grabe dem Erlöser seinen Dank darzubringen für die wunderbare Erlösung, auch derselben und seiner Gefangenschaft zu ewigem Gedächtnisse eine eiserne und eine silberne Fessel auf dem Calvarienberge aufzuhängen. Nur drei Tage brachte Joscelin in der heiligen Stadt zu, und schon war, ergriffen von edlem Eifer für des Königs Befreiung, unter Vortragung des wahren Kreuzes, die gesammte Ritterschaft des Reichs ausgezogen. In Tripolis erst konnte Joscelin die Eilenden einholen, aber in Tellbascher schon vernahm man, daß Balak am 14. September 1123 die Burg Ghortbert wieder erobert und die wenigen Vertheidiger geschlachtet habe, mit alleiniger Ausnahme des Fürsten, den er nach Harran hatte bringen lassen. Auf diese Nachricht und um nicht vergeblich gewaffnet zu haben, fielen die Pilger verwüstend in das Land von Haleb und entführten Heerden und Menschen, bis sie nach abgelaufener Dienstzeit nach Jerusalem zurückkehrten und an Joscelin allein die Fortsetzung des Kriegs überließen. Es hat auch dieser des ihm geschenkten Vertrauens vollkommen würdig sich erzeigt. Unablässig beunruhigte er den Feind, heute das Land von Haleb verheerend und morgen Turkomanen oder Kurden jenseit des Euphrats bestreitend; wenn in dem Thale von Buzaa keine Beute mehr zu holen war, dann fiel er in die Gebiete von Elnokra und Alahasz ein, um die Heerden aufzutreiben und Karavanen zu plündern. Im November, mithin in den Fasten der Muselmänner, während deren sie gar gern alles Raufen vermeiden, entführte er von der Weide über 500 der Ritterschaft von Haleb zuständige Rosse, sodaß, als sein treuer Waffenbruder, Alain von Atfareb, bald darauf 300 andere Pferde erbeutete, jener mächtigen Stadt kaum mehr als 50 berittene Krieger übrig blieben. Unermüdlich in dem Aufsuchen der Feinde des Christenglaubens, suchte einst Joscelin das Troglodytenland von Dschebbul heim, und ohne Gnade wurden alle die Höhlenbewohner in ihren Löchern durch Rauch erstickt. Selbst nicht die Gräber haben, so klagen die Muhammedaner, diese Wegelagerer verschont, sie durchsucht, und wäre es nur gewesen, um die Leichentücher zu rauben. So übermüthig wurde Joscelin durch den großen, im Januar 1124 über die vereinigte Macht von Balak, Atsonkor und dem Atabeg Togtbekin erfochtenen, durch den Entsatz von Ezaz gekrönten Sieg, daß er gleich darauf nach dem unüberwindlichen Mambedsch, Hierapolis, die Hände ausstreckte. Dieser Stadt hatte Balak durch Verrath sich bemächtigt, aber in der Burg behauptete sich Isa, der Bruder des entsetzten Fürsten, und, um sich Beistand gegen den Bluthund Balak zu erwerben, vermaß sich der, diese Burg dem Grafen von Edessa einzuräumen. Gleich war zu den gewaltigsten Anstrengungen Joscelin entschlossen, ein Heer von 10,000 Streitern brachte er unter seinen Vasallen und durch nahmhafte, aus Jerusalem, Antiochia und Tripolis empfangene Unterstützung zusammen, und ohne weitern Zeitverlust trat er den Marsch nach Mambedsch an. Hier aber wartete seiner Balak, und es erfolgte die Schlacht vom 3. April 1124, hartnäckig und blutig, wie je eine des heiligen Krieges, und in welcher namentlich Balak in stürmischer Tapferkeit sich selbst überbot. Mehr als funfzig Mal sahen die erstaunten Muselmänner, wie er in die dichtesten Haufen der Christen brechend, gleich meisterhaft und unermüdlich Lanze und Schwert führend, allerwärts Schrecken und Tod verbreitete, und endlich, ohne irgend eine Verletzung empfangen zu haben, durch seine Tapferkeit den glänzendsten Sieg mit der Zerstreuung des christlichen Heeres erstritt. So erzählen die sarazenischen Chroniken, anders Fulcher und der Erzbischof von Tyrus. Diesen zufolge blieb der Sieg den Christen, und sie erkauften denselben mit dem Verluste von 30 Rittern und 60 Fußknechten, während von den Turkomanen über 3000 Ritter, das Fußvolk ungerechnet, erschlagen wurden. Den Balak erlegte Joscelin mit eigner Hand, ohne jedoch diesen seinen Gegner zu kennen, wie Wilhelm von Tyrus berichtet, während dessen Epitomator, der Thesaurarius Bernardus, zu vollständiger Erfüllung jenes Traumgesichtes hinzufügt, daß der Graf von Edessa mit seinem Kurzschwerte dem abgehauenen Kopfe des Balak die Augen ausschnitt. Nach Fulcher hingegen wäre Balak unter dem Schwerte eines von Joscelin's Knappen gefallen; dieser hätte seinem Gebieter das Haupt des Fürchterlichen überbracht und dafür eine Belohnung von 40 Byzantinern empfangen, gleichwie er die willkommene Botschaft von des Wütherichs Fall, und als deren Beglaubigung den Kopf in der Christen Lager vor Tyrus bringend, von dem Grafen Pontius von Tripolis zum Ritter geschlagen wurde. Hingegen versichern wiederum die Sarazenen, hierin durch des Abulfaradsch Zeugniß unterstützt, daß Balak, die Belagerung der Burg zu Mambedsch fortsetzend, von einem durch den Emir Isa selbst abgeschossenen Pfeil am linken Beine verwundet, den Pfeil aus der Wunde zog, ihn bespie und mit den Worten: „diese Wunde ist allen Muselmännern tödtlich," auf der Stelle verschied (5. Mai 1124). Als am 27. August desselben Jahres durch Vertrag König Balduin seiner Gefangenschaft entledigt wurde, gab Joscelin, als Geisel für des Königs Worttreue, seinen eignen Sohn hin, um nichtsdestoweniger nachmals dem Bündnisse beizutreten, welches, des Eidgelübdes uneingedenk, Balduin mit dem Emir Dobais und mit dessen Beschützer Ebn Salem einging, in der Absicht, der Stadt Haleb sich zu bemächtigen. Schon hatte in deren Angesicht der König sich gelagert, als auch Graf Joscelin und Dobais mit ihren Scharen bei ihm eintrafen, nachdem sie, von Tellbascher ausgehend, das Thal von Buzaa heimgesucht, und besonders in Baumwollen- und Hirsenpflanzungen einen von den Muhammedanern zu 100,000 Byzantinern berechneten Schaden angerichtet hatten. Joscelin schlug seine Zelte in dem der Straße von Ezaz anliegenden Gefilde auf, ohne doch durch seine Anstrengungen einen glücklichen Ausgang der Belagerung herbeiführen zu können. Aber schon im nächsten Jahre nahm er seine Rache; die Ungläubigen belagerten Ezaz, und obwol nicht mehr als 1100 Reisige und 2000 Fußknechte zu-

sammenzubringen waren, schien es doch dem König, dem Grafen Joscelin und Pontius keine übermäßige Verwegenheit, mit dem geringen Haufen ein Heer von 15,000 Reitern anzufallen (21. Mai 1125). Es hat auch ein glänzender Erfolg ihre Entschlossenheit gelohnt; mit einem Verluste von 2000 Mann mußte Aksonkor den Rückzug nach Haleb antreten. Dieses Misgeschick hat indessen den moslimischen Fürsten in dem nächsten Jahre zu verdoppelter Rüstung herausgefodert; während die Christen das Land um Emesa verheerten, überzog er die Umgebung von Rakka und das Gebiet von Elnokra. Da trafen ihn die Boten, von Joscelin ausgesendet, um eine Theilung des Landes zwischen Ezaz und Haleb vorzuschlagen, vorbehaltlich der beiderseitigen, durch Waffengewalt zu erledigenden Ansprüche auf verschiedene andere Gebiete. Den Vorschlag nahm Aksonkor an, ohne doch den Verwüstungen seiner Scharen Einhalt zu thun, hingegen aber ließ er sich äffen durch die von König Balduin und Graf Joscelin auf die Bahn gebrachten Friedensvorschläge. Ohne irgend Ergebnisse aufweisen zu können, gingen im August die beiden einander feindlichen Heere nach Hause, und im November desselben Jahres 1126 wurde Aksonkor zu Mosul in der Moschee von Assassinen erdolcht. Im Jahre 1127 folgte Joscelin mit seinem Banderium dem Könige in das verfehlte Unternehmen auf Damaskus, dann kam er zu heftigem Zwist mit seinem Nachbar, dem königlichen Schwiegersohne Boemund, an welchen kürzlich der Monarch das Fürstenthum Antiochia übertragen hatte. Es erneuerte bei dieser Gelegenheit der Graf von Edessa das schon mehrmals seinen Mitchristen bereitete Ärgerniß, daß er die Moslimen ermunterte, durch verheerende Einfälle das Gebiet von Antiochia heimzusuchen. Um weitern Folgen dieses Zwistes vorzubeugen, eilte König Balduin nach Antiochia; seinen Gründen fügte der dasige Patriarch, Bernard, Bann und Interdict, über Joscelin ausgesprochen, hinzu, und der verstockte, darauf aber reumüthige Sünder bequemte sich, nachdem der Bann von ihm genommen, dem Könige zu einem Unternehmen gegen Haleb zu folgen. Das wurde gestört, entweder durch schwere Krankheit, in welche Joscelin verfiel, oder durch einen verrätherischen, gegen sein Leben gerichteten Anschlag. Seine Köche sollen, geblendet durch Gold der Muselmänner von Haleb, ihn und die sechs betrautesten seiner Rittersmänner vergiftet haben; es soll aber, während die sechs der Gewalt des Giftes unterlagen, durch die Gnade Gottes und die Kunst der Ärzte Joscelin gerettet worden sein. Im Verlaufe der Krankheit kam dieser zu der Erkenntniß des wider den Fürsten von Antiochia begangenen Unrechts, sodaß er für den Fall der Genesung gelobte, des Fürsten Mann zu werden. Es scheint demnach eine durch den Grafen verkannte Lehensbeziehung dem Zwiste Veranlassung gegeben zu haben, und der Zwist ward vollständig abgethan, wie Joscelin, vom Krankenbette erstanden, in des Fürsten Hände den Lehenseid schwur. Schier möchte man diese Nachgiebigkeit des trotzigen Barons der allmälig eintretenden Abnahme seines Geistes zuschreiben, zumal wenn man sie der gleichzeitig von ihm, dem aufstrebenden Eroberer Zenki gegenüber, angenommenen, befremdenden Haltung vergleicht. Als dieser ihm durch die Einnahme von Mosul und Harran seine Absichten auf Haleb zu erkennen gab, da beförderte er, durch einen mit dem Eroberer eingegangenen Waffenstillstand, die Befestigung einer der Christenheit so bedrohlichen Macht. Als in den letzten Augenblicken seines Lebens König Balduin gezwungen war, in Antiochia seine eigne Tochter, die ehrgeizige Elisa, zu bestreiten, da befand sich auch Joscelin in dem königlichen Heere, und während sein Sohn der Fürstin Sache verfocht, wurde dem alten Grafen von Wilhelm von Aversa St. Paul's Thor geöffnet, und hierdurch Elisa genöthigt, zuerst in die Burg sich zurückzuziehen, dann des Vaters Verzeihung zu suchen (1131). Kaum von solchem Zuge heimgekehrt und noch tief gebeugt durch seines königlichen Freundes Ableben, wurde der Graf abermals zum Schlachtfelde gerufen durch die verwegenen Angriffe Zenki's und durch einen Einfall der Turkomanen, die jeden Augenblick bereit, gleich den Heuschrecken der Wüste sich über die Ebenen von Mesopotamien zu ergießen. Die Belagerung eines alten Schlosses der Umgebung von Haleb zu fördern, ließ Joscelin den Hauptthurm untergraben; indem er ungeduldig den Fortgang der Arbeit untersuchte, brach des Thurmes Gewölbe über ihm zusammen, und nur durch ausdauernde Anstrengung konnte er aus dem Schutt und Graus hervorgezogen werden. Schwer verletzt erwartete der alte Frohnkämpe sein baldiges Ende, als ein Bote die Nachricht brachte, daß der türkische Fürst von Iconium das Schloß Cressum belagere. Augenblicklich gebot der Graf seinem Sohne auszuziehen mit den Mannen von Edessa, der belagerten Feste zum Entsatze. Mit den wenigen Streitern dem zahlreichen Heere der Ungläubigen entgegenzutreten, weigerte sich der jüngere Joscelin. Von edlem Unwillen ergriffen, beschloß der alte Mann, in seiner Schwachheit zu vollbringen, was zu unternehmen der Jugend bangte. Dem Banderium, das er so oft zum Siege geführt, wurde er in einer Sänfte vorgetragen; als, in der Nähe von Cressum angelangt, das reisige Zeug zum entscheidenden Angriffe sich bereitete, trat einer der Barone von Edessa, Gottfried le Moine, der auf Kundschaft ausgewesen, vor des Feldherrn Sänfte, zu melden, wie die Ungläubigen die Annäherung des gefürchteten Gegners merkend, auf und davon geritten seien, daß also hiermit die Belagerung zu Ende sei. Da ließ Joscelin die Sänfte auf den Boden setzen, zum Himmel die Hände erhebend, dankte er dem gütigen Schöpfer, daß er noch einmal sich seiner bedient, um die Feinde zu schrecken, und in solchem Dankgebete gab er den Geist auf, „der Übermüthigste unter den Franken und der Teufel unter ihnen," als in welchen Worten der Sarazene Abu Schamah den unüberwindlichen Verfechter des Christenglaubens im Grabe noch zu schmähen vermeint. Die Leiche wurde nach Edessa zurückgebracht und die ganze Bevölkerung strömte ihr entgegen, um aus den Händen der trauernden Krieger die Reste desjenigen zu empfangen, dem als seines Volkes Schild und Stütze die schmerzlichsten Thränen flossen, begleitet jedoch von den Äußerungen eines gerechten Stolzes wegen des letzten wunderbaren Sieges des christlichen Helden.

Die Grafschaft Edessa, in dem Umfange, in welchem Joscelin sie dem Sohne hinterließ, anhebend mit des Taurus östlichem Abhange, dehnte sich in weiten Strecken über beide Ufer des Euphrats aus; sie enthielt mehre blühende Städte und war, durch eine ganze Reihe unbezwinglicher Burgen vertheidigt, stets zwar dem ersten Anfalle der Feinde ausgesetzt, zugleich aber, in den Händen eines tüchtigen Mannes, dem übrigen Syrien das festeste Bollwerk. Leider war des alten Herrn Nachfolger, wie der Vater Joscelin genannt, kein Mann für der Zeiten und des Landes Bedarf. Freigebig zwar, und wohl geübt in ritterlicher Kunst, hatte Joscelin III. frühzeitig der Völlerei und unmäßiger Fleischeslust sich hingegeben, wie denn auch seine körperliche Bildung vollkommen entsprechend den gewöhnlichen Ansichten von der entwürdigten Natur der Fulanen oder syrischen Mestizen war. Stark und untersetzt, aber von niedrigem Wuchse, war der Sohn der Armenierin schwarz von Haut und Haaren, entstellt sein breites Gesicht, durch die große Nase, durch viele Blatternarben und eine Augengeschwulst. Gleich das erste Gefecht, welches er als regierender Graf mit den Ungläubigen bestand, kam ihm theuer zu stehen; von Samar, dem Emir von Haleb, in seinem Lager überfallen, büßte er eine Menge tapferer Leute ein. Nicht zu größerem Fleiße gestimmt, nur entmuthigt scheint ihn zu haben die bittere Erfahrung. Den Ehrenposten von Edessa verließ er, um in der anmuthigen Sicherheit von Turbessel, am Euphrat, ungestört seinen Neigungen sich hingeben zu können; während er in Üppigkeit sich wälzte, die Sorgen der Regierung und die drohende Stellung der Sarazenen vergaß, verfielen die Grenzhäuser in Schutt, erschlafften unter den lässig oder gar nicht besoldeten Kriegern die Bande des Gehorsams und der Zucht, zumal nachdem ihr eigentlicher Führer, des Grafen Vatersbruder, Gottfried Charpalu, in dem Versuche, das belagerte Barin oder Montferrand zu entsetzen (1137), den rühmlichsten Tod, wie er des unerschrockenen Frohnkämpen würdig, gefunden hatte, und ein Bote, von König Fulco entsendet, nach Turbessel die betäubende Nachricht trug: „judicante Deo, cuius judicia justa sunt et vera, pene tota Christianorum acies est collapsa.“ Wol mußte, in solchen Augenblicken der höchsten Noth, Graf Joscelin der trägen Ruhe entsagen, und seine Lehensmänner aufbietend, zog er hinab nach Montferrand, um, wo nicht die Burg, doch den König zu retten. In des Fürsten von Antiochia Gesellschaft auf der Ebene von Arka angelangt, begegnete er dem König Fulco und dessen Heergenossen. „Es fragten die christlichen Hilfsvölker die abziehenden Franken, wie es ihnen ergangen, und sie erzählten, was sich mit der Übergabe der Burg zugetragen, worauf jene ihnen Vorwürfe machten, indem sie sagten: konntet Ihr denn nicht einen oder zwei Tage länger das Schloß behaupten? Es schwuren aber die andern: wir wußten nichts von Eurem Anzuge, denn seit wir belagert gewesen, bis heute, haben wir keine Nachricht von Euch gehabt, und weil wir nichts von Euch hörten, so meinten wir, Ihr kümmertet Euch nicht um uns, und wir ersparten uns das Vergießen unseres Blutes durch Übergabe der Burg.“ Nach seiner Hauptstadt zurückeilend, fand sie der Fürst von Antiochia in der Lage, darin er sie verlassen, von einem griechischen Heere, unter des Kaisers Johannes unmittelbaren Befehlen, umschlossen. Durch das obere, von den Griechen unbeachtete, Thor eingelassen, konnte er gleichwol nur kurze Zeit gegen die Überlegenheit von Zahl und Kunst die Mauern vertheidigen. Indem er, der Gewalt weichend, dem griechischen Kaiser den Lehenseid schwur, wurde sein Vasall, der Graf von Edessa, des morgenländischen Reiches Aftervasall, und gleichwie an den Fürsten von Antiochia, so gelangte an Joscelin im März 1138 die Auffoderung, sein Banderium dem kaiserlichen Lager zuzuführen. Beide Fürsten zögerten, denn einem wie dem andern erschien die Abhängigkeit von Constantinopel unerträglich, und daneben empfand Joscelin, in Betracht der reichen Besitzungen, die laut seines Vertrags mit dem Kaiser, der Fürst von Antiochia am obern Orontes erhalten sollte, bittern Neid. Um diesen Neid zu beschwichtigen, verlieh der Kaiser an Joscelin seine erste Eroberung, das feste Buzaa, und nicht länger wollte dieser, wollte Raimund von Antiochia widerspenstig bleiben. Sie trafen beide in den letzten Tagen des Aprils in dem Lager vor Schaisar ein, um Theil zu nehmen an dem am 30. April Abends versuchten Sturme, und wie vor der siegenden Muhammedaner Ausfall Raimund in der Moschee Semnoun sich verbarg, so suchte Joscelin in einem Bethause Zuflucht. In einem zweiten Sturme wurde gleichwol die Stadt genommen, die Burg aber beharrte in ihrem Widerstande, den zu brechen Fürst Raimund und Joscelin wenig bekümmert waren: in Unthätigkeit oder beim Brettspiel verbrachten sie ganze Tage in ihren Zelten. „Viel erzählte man sich von der hierunter verborgenen Tücke des Grafen. Denn er hatte, wie sich nachmals zu voller Klarheit entwickelte, im Verborgenen Haß geschworen dem Fürsten, seinem Herrn, und darum jede, demselben zugedachte, Vergrößerung fürchtend, suchte er, der Schlaukopf, das Gemüth des unerfahrenen Jünglings zu verderben. Sein ganzes Dichten war dahin gerichtet, daß Raimund, mit dem Unwillen des Kaisers sich belastend, der Vergrößerung, die ihm zugesagt gewesen, verlustig gehe.“ Voll Unwillens wegen der Unthätigkeit der Lateiner, ergriff der Kaiser mit Freuden die erste Gelegenheit, unbeschadet seiner Ehre von der Belagerung ablassen zu können, und als eine solche benutzte er die aus Edessa eingetroffene Meldung, daß eine Horde von mehr denn 50,000 Turkomanen den Euphrat überschritten habe, daß die Stadt selbst, von Feinden umringt, in peinlicher Ungeduld eine aus Samosata angekündigte Zufuhr von Lebensmitteln erwarte, daß jedoch die Bedeckung dieses Convoi, 300 Reiter und 4000 Fußgänger, in einem von Timurtasch, dem Fürsten von Mardin, ihr gelegten Hinterhalte schmerzliche Einbuße erlitten und sofort Timurtasch sich der Burg Cafus bemächtigt habe. Der Kaiser nahm die Geschenke des Fürsten von Schaisar und führte, unbekümmert um das Schicksal von Buzaa, das am 9. Oct. 1138 von Zenki wiedergenommen wurde, sein Heer nach Antiochia zurück, angeblich um daselbst einige Tage der Ruhe zu pflegen. Dort einzukehren, hätte gern Joscelin

ihn abgehalten, aber Johannes bestand auf seinem Willen und ritt zur Stadt ein, in einer Weise, als habe er den glänzendsten Triumph zu feiern. Ihm zur Seite gingen Raimund und Joscelin, die Zügel des kaiserlichen Leibrosses führend. Nicht als Gast, als Herr benahm sich Johannes in Stadt und Palast, und die Geschenke, welche er mit verschwenderischer Hand an Raimund und Joscelin, an Ritter- und Bürgerschaft austheilte, waren keineswegs vermögend, die Besorgnisse der lateinischen Fürsten um des Monarchen fernere Absichten zu zertheilen, und es wuchsen diese Besorgnisse, wie mehr und mehr mit Griechen die Stadt sich füllte, ungeachtet das Heer außerhalb der Mauern blieb. Den höchsten Grad erreichte die Bestürzung, als nach einigen Tagen in der Versammlung der lateinischen Barone Kaiser Johannes zu dem Fürsten Raimund, seinem „lieben Sohne," sprach von den uneigennützigen Absichten, die ihn veranlaßt, die mühsame Heidenfahrt nach Syrien anzutreten, und so es also Gottes Wille, ferner zu verfolgen. Hingegen sei es jetzt an der Zeit, daß der Fürst, sein Versprechen erfüllend, die Burg von Antiochia griechischen Völkern zur Bewahrung übergebe, zugleich auch diesen seinen Verbündeten für alle Zeit den ungehinderten Durchzug durch die Stadt versichere, sie sähen in Antiochia den einzigen Waffenplatz, um von dort aus Haleb zu bekriegen, und andere Städte, die den Heiden zu entreißen der Kaiser sich verpflichtet habe. In dumpfem Schweigen vernahm die Versammlung diese Rede, in welcher der Kaiser zwar nur die Erfüllung eines Versprechens foderte, die aber begleitet waren von Umständen, welche abmahnten von jedem Widerspruche, Angesichts der in den Straßen und vor dem Palast sich drängenden Griechen. Zuerst faßte sich Joscelin, welcher, wenn auch dem Fürsten von Antiochia eine Demüthigung gönnend, doch lieber den ohnmächtigen Jüngling, als den Kaiser der Griechen zum Nachbar haben wollte. „Ihr habt gesprochen, sehr gnädiger Herr," so ließ er sich vernehmen, „wie durch den Geist Gottes; es sind auch genugsam den Lateinern Eure wohlwollenden Absichten bekannt. Was Ihr aber, und mit Recht, verlanget, das kann Euch, nach den Satzungen des Lehenrechtes, der Fürst nicht gewähren, ohne vorher den Rath und Willen der Barone des Fürstenthums zu vernehmen. Ihr wollet also zu solcher Berathung ihm Frist vergönnen." Das billige Ansuchen zu gewähren, konnte der Kaiser nicht umhin; die Barone, Joscelin unter ihnen, begaben sich nach ihren Herbergen, der Fürst Raimund aber blieb im Palast zurück, scharf bewacht, wie man erzählte. Für seine Befreiung war bereits Joscelin thätig. Von der Herberge aus verbreitete er unter dem Volke das Gerücht, die versammelten Barone wären festgehalten worden, bis sie Antiochia an den Kaiser verkauft und als des Handels Pfand vorläufig ihm die Burg überantwortet hätten; es sei auch die Absicht, sämmtliche Antiochier, lateinischer Abkunft, zum Auswandern zu nöthigen, wobei sie natürlich Hab und Gut im Stiche lassen müßten. Dergleichen Mittheilung versetzte, wie Joscelin vorhergesehen, das Volk in die wildeste Aufregung; alle Lateiner griffen zu den Waffen, durch alle Straßen wälzte sich der Aufruhr. Angstvolle Besorgniß heuchelnd, warf sich Joscelin zu Roß; dem Palast zueilend, drängte er ungestüm sich in das kaiserliche Gemach, um sich niederzulassen auf sein Knie. Betroffen fragte der Kaiser nach der Veranlassung einer Keckheit, die ihm unangemeldet das Cabinet seines Herrn zu betreten erlaube, und der Graf begann seine Erzählung; wie in wildem Ungestüm vor seiner Herberge das Volk sich zusammengerottet, unter fürchterlichen Drohungen ihm als dem Verräther an Stadt und Bürgerschaft Tod und Verderben geschworen, endlich das Haus erstürmt habe, daß er mit genauer Noth habe entrinnen können. Noch redete Joscelin, als des Volkes Wuthgeschrei dem Kaiser selbst in den Ohren dröhnte, als einzelne Griechen, zitternd und zum Theil mit Wunden bedeckt, in den Palast drangen und Zuflucht suchend erzählten, wie sie in den Straßen von dem grimmigen Volke mishandelt, wie andere, die Widerstand versuchten, ermordet worden seien. Dieses alles verfehlte seine Wirkung nicht. In Furcht und Angst nahm der Kaiser die Foderung der nächstvergangenen Stunde zurück, versprach, am andern Tage eine Stadt zu verlassen, deren Bevölkerung seine Gegenwart anstößig, und bat nur, daß Raimund und der Graf von Edessa sich um die Beruhigung des Volkes verwenden möchten. Die Weisheit, Klugheit und Vorsicht, welche der Kaiser in dieser Entschließung geoffenbart, bis zum Himmel erhebend, stellten die besagten Fürsten ohne viel Mühe das Volk zufrieden. Es verließ auch schon am andern Tage, der Zusage eingedenk, der Kaiser die Stadt; indem er aber von seinem Feldlager aus immer noch den Anstiftern jener Volksbewegung Verderben bereiten konnte, wurden dahin gewandte Unterhändler abgesendet, um in Raimund's und Joscelin's Namen zu betheuern, daß einzig Wahnsinn des Volkes von Antiochia die freventliche Beleidigung der geheiligten Majestät herbeigeführt habe. Ohne den wider Joscelin gefaßten Verdacht zu verbergen, schien der Kaiser durch die Betheuerungen der Abgeordneten befriedigt; er ließ die beiden lateinischen Fürsten in sein Lager zu freundschaftlicher Unterredung einladen, versprach ihnen, künftig mit größerer Macht auszuführen, was er für jetzt nur andeuten können, und trat mit seinem Heere den Marsch nach Cilicien an (1138). Das gemeinschaftliche Interesse hatte den Fürsten und den Grafen zu Widerstand gegen des morgenländischen Kaisers Absichten vereinigt; als der Sturm beschworen, kehrte Joscelin in Betreff von Antiochia zu seiner gewöhnlichen Politik zurück. Bei ihm fand Radulf, der Patriarch, in seinen Streithändeln mit dem Fürsten Schutz (1139), und die Aufnahme, welche er dem Flüchtlinge gewährte, nöthigte dem Fürsten eine Versöhnung ab, die jedoch nachmals, unter der Einwirkung des Cardinallegaten Alberich, zu der Absetzung des Patriarchen führte. Die Furcht erneuerter Unternehmungen der Griechen scheint den Grafen von Edessa dahin gebracht zu haben, daß er einem unabwendbaren Schicksale seinen Schützling überließ; gleichwol vergingen noch zwei volle Jahre, bevor die Griechen ihre angekündigte Heerfahrt antraten. Unter dem Vorwande der Angelegenheiten von Armenien führte der Kaiser in Eilmärschen sein Heer durch Isaurien und Cilicien, und vollkommen unvorbereitet fand

er die lateinischen Fürsten. Joscelin namentlich empfing die erste Botschaft von der Annäherung der Griechen, indem ihre Vorposten sich Angesichts von Turbessel aufstellten. Wehrlos bewilligte er der Gewalt, was zu versagen ihm unmöglich, und als Pfand des gegebenen Wortes überantwortete er dem Kaiser (1142) seine Tochter Isabella. Aber es hatte durch Rede und Gegenrede und Zögern der Graf die Feinde im raschen Vordringen gen Antiochia aufgehalten, mit dem Fürsten und dessen Baronen waren nicht minder Unterhandlungen zu pflegen, und des Kaisers unvorgesehenes Ende befreite mit einem Male die Lateiner aus aller Verlegenheit. Auf das Neue überließ sich Joscelin den Vergnügungen in Turbessel, im mindesten nicht achtend der langsamen, aber unwiderstehlichen Fortschritte, die Zenki in seinen Entwürfen für die Erweiterung der muselmännischen Herrschaft machte. Denn noch zur Zeit enthielt dieser sich, so hart ihm das ankommen mochte, aller ernstlichen Feindseligkeit gegen Edessa. „Großen Schaden erlitten die Muselmänner" (des Abu Schamah Worte), „von den Franken in Roha (Edessa). Diese besaßen von Mardin zum Euphrat, auf dem Wege von Schabechtan, der Burgen viele, wie Saradsch, Bira, Hamlin, Mauser, und bis nach Diarbekr, Mardin, Nesibin, Ras-Ain und Rakka dehnten sie ihre Plünderungen aus. Dieser Zustand war dem Märtyrer (Zenki) sehr empfindlich, der aber einsah, daß sein Ziel, so lange Joscelin in Edessa anwesend wäre, keineswegs erreichbar sein werde. Darum suchte er durch List den Grafen von dannen zu entfernen, und er bestritt, auf Edessa nicht achtend, die muselmännischen Fürsten in Diarbekr. Das gewahrend, hielt Joscelin sich jeden Angriffs von Seiten des Athabegen sicher, und er wendete sich nach seinen Staaten in Syrien, um deren Zustand zu ordnen und die Einkünfte zu untersuchen. Hierauf rückte Zenki unverweilt vor Edessa," nachdem er im Vorbeigehen der Grafschaft Vorwerke gegen Osten, Hamlin, Mauser, Tall-Mauser, weggenommen. Misvergnügt über die vielen Soldverkürzungen, stand die schwache Besatzung in keinem Verhältnisse zu der Mauern weitem Umfange, und nur geringen Beistand konnte sie empfangen von der Bürgerschaft, als die, wenige Lateiner abgerechnet, meist aus armenischen, des Krieges gleich unkundigen und unfähigen Handelsleuten zusammengesetzt war. Vom 16. November 1144 ab bestürmte ein unermeßliches Heer die Mauern, welche zugleich durch seine Minirer Zenki untergraben ließ, während Geschosse, von sieben Rollthürmen herabgeschleudert, den Vertheidigern kaum erlaubten, auf diesen Mauern sich blicken zu lassen. Indem Joscelin eifrigst beschäftigt war, die Mittel eines Entsatzes vorzubereiten, wiewol er von dem Fürsten von Antiochia statt des erbetenen Beistandes nur Ausflüchte, der eignen Blindheit Geständnisse empfangen hatte, da wurde Edessa, unter kaum noch erhörtem Blutvergießen, am 13. December 1144 von den Ungläubigen erstiegen; zwei Tage darnach ergab sich die auf der mittäglichen Felsenspitze belegene Burg, gleichwie die Stadt Sarudsch ohne Schwertschlag fiel, und nachdem, um nicht der Gewalt Zenki's zu erliegen, die Stadt Bira noch in des Jahres Laufe die Herrschaft des Emirs von Mardin anerkannte, hatte die Grafschaft Edessa aufgehört zu sein. Doch als am 14. September 1146 Zenki durch Meuchelmord umkam und sein Sohn Nureddin in der Nahe von Haleb sich beschäftigte, glaubte Joscelin den Augenblick günstig, um sich von seinem Verluste zu erholen. Einverständniß mit den armenischen Söldnern der Besatzung eröffnete ihm die Thore seiner ehemaligen Hauptstadt, ohne ihm jedoch die Burg zu überliefern. Im Gegentheil hätte diese, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf reichlich versehen, einer langwierigen Einschließung trotzen können, da Joscelin weder das zu einer Belagerung nöthige Zeug bei sich führte, noch auch Holz vorfand, zum Bau von Maschinen. Bevor er noch irgend einen Ausweg für solche Verlegenheit hatte finden können, am sechsten Tage von seinem Triumph an gerechnet, war die Stadt bereits von den Geschwadern der Türken umlagert. Zu Vertheidigung nicht gerüstet, sahen die Lateiner keine Möglichkeit eines Rückzuges, er werde denn über der Feinde Leiber hin erstritten. Also ordnen sie sich zu einem Ausfalle, dem freiwillig oder gezwungen die armenischen Einwohner sich anschließen. Während noch in den engen Straßen die Nachhut sich verwickelt, öffnet die Besatzung der Burg den Scharen Nureddin's ein Außenthor, und ein Binnenthor führt sie ein in die Straßen der Stadt, wo sie die abziehenden Christen im Rücken fassen, denen zugleich die türkische Hauptmacht eine undurchdringliche Fronte darbietet. Nach der Stadt zurückzukehren, wird den Lateinern eine Unmöglichkeit; jeden Schritt vorwärts müssen sie durch unglaubliche Anstrengungen erkämpfen. Ist schrecklich in der Verwirrung und Dunkelheit der Nacht das Gefecht, so ist ungleich schrecklicher das Loos der friedlichen Bürger, die ungewaffnet der Heersäule der Lateiner folgen und zu Tausenden von dem Schwerte der Barbaren erlegt, von den anstürmenden Rossen zertreten, oder in dem Gedränge der eigenen Brüder erdrückt werden. „O Wolke des Zorns," wehklagt Abulfaradsch, „Tag ohne Erbarmung, o Nacht des Todes und Morgendämmerung der Hölle, o Tag des Verderbens, der aufging über die unglücklichen Edessener, Söhne der einst beneidenswürdigen Stadt." Endlich wie oben die Sonne sich erhob, um das gräßliche Schauspiel zu beleuchten, haben die lateinischen Ritter, ein Theil des Fußvolkes und der Bürger etwa Tausend eine Gasse sich gebahnt, und allmälig in seinen Gliedern sich ordnend, sucht das ermüdete Häuflein den fernern Rückzug zu bewerkstelligen. Aber schon ziehen zur Verfolgung auf blitzschnellen Rossen neue Geschwader von Türken heran, und ihnen zu entfliehen verzweifelnd werfen Knechte und Edessener sich in das verfallene Schloß Kaukabah, indessen die Ritter und Reisigen allein beharren in dem Unternehmen, den Euphrat zu erreichen. Aber auch von diesen fallen die meisten unter der Hand der türkischen Bogenschützen, viele empfangen die Märtyrerkrone, einzelne retten sich durch schimpfliche und verborgene Flucht. Etwa 1000 Männer erreichten Samosata, unter ihnen „der verruchte Joscelin," wie Abulfaradsch in dem Andenken der 30,000 Gemordeten, der 16,000 in die härteste Dienstbarkeit entführten Edessener zürnt. Nicht lange, und auch

Joscelin, hinauf nach Jerusalem fahrend, wurde von streifenden Sarazenen aufgefangen und in die Mazmorra von Haleb geworfen, wo Kummer und Elend seinem Leben ein Ende machten (1147). Über seinen Sohn, Joscelin IV., vergleiche man den Art. Courtenay.
(*v. Stramberg.*)

Jose, s. Joseph.

Jose, s. Cyprinus.

Jose (St.), Departement in Uruguay, s. unter Uruguay.

Jose (De St.), Insel, s. S. Jago de Chile.

JOSE (St.) DE COMANGILLAS, Ort in dem Staate Guanaxuato des mexicanischen Reiches in Amerika, bekannt wegen einer dort befindlichen, aus einer Basaltbreccie hervorbrechenden heißen Quelle, welche 96° 3′ Fahrenheit hat *). (*R.*)

JOSE (S.) DEL PARRAL, ein Hüttenort und Deputation de la Mineria im Staate Chihuahua des Reiches Mexico in Amerika, so benannt von den vielen wilden Reben in seiner Umgebung, mit 5000 Einwohnern. In der Nachbarschaft liegt die reichhaltige Grube Francisco del Oro †). (*R.*)

JOSEBA [1]) oder JOSEBEATH [2]), JOSABATH, JOSABETH, Tochter des Königs Joram von Juda, Schwester des Königs Ahasja und Gattin des Oberpriesters Jojada, rettete ihren jüngern Bruder Joas vor der mord- und herrschsüchtigen Mutter Athalja, welche, um selbst zu regieren, wahrscheinlich zuerst ihren ältesten, regierenden Sohn Ahasja aus dem Wege räumte, dann ihre übrigen Söhne ebenfalls ermordete. Joseba aber verbarg mit ihres Mannes Hilfe sich selbst und Joas fast sieben Jahre lang im Tempel vor den Ränken der Königin, bis der günstige Augenblick gekommen war, Athalja zu stürzen. (*A. G. Hoffmann.*)

JÓSEFFALVA, ein magyarisches, zu dem Kalugierkloster Stahria gehöriges Colonialdorf im czernowitzer Kreise (Bukowina) des Königreichs Galizien, an der moldauischen Grenze gelegen, mit einer eigenen Pfarre und Kirche. Die Einwohner sind Ungarn, welche überhaupt in der Bukowina nur dieses und die Dörfer Loudon-, Hadik-, András-Falva, Fogady-Isten und Isten-Segits bewohnen und im Ganzen gegen 3200 Seelen zählen.
(*G. F. Schreiner.*)

JÓSEFHÁZA, ein Marktflecken im nagy-bányaer Gerichtsstuhle (Processus) der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, eben zwischen Wäldern gelegen, nur ¾ Stunde nord-nord-ostwärts von dem Markte Aranyos-Megyes entfernt, mit 126 Häusern, 926 walachischen Einwohnern, einer eigenen griechisch-katholischen und einer Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer lateinisch- und einer griechisch-katholischen Kirche, einer Schule und einem Steinbruche, welcher gute Mühlsteine liefert. (*G. F. Schreiner.*)

Josefinos, s. unt. Spanien.

*) Vollständ. Handb. d. neuest. Erdbeschr. von Gaspari, Hassel u. s. w. 5. Abth. 3. Bd. S. 141. 142. †) a. a. O. S. 206.

1) יְהוֹשֶׁבַע, 2 Kön. 11, 2. 2) יְהוֹשַׁבְעַת, 2 Chron. 22, 11.

JOSEPH. A. Biographie.

1. Biblische Personen.

1) Der Sohn Jacob's und der Rahel, einer der 12 Stammväter des hebräischen Volkes. Er war 17 Jahre alt und hütete die Schafe mit seinen Brüdern, Jacob liebte ihn aber mehr als die andern und darum haßten sie ihn. Auch erzählte er ihnen seine Träume, die ihm große Dinge versprachen, und sie beneideten ihn noch mehr. Einst, da sie weggezogen waren, nach Dothain, sandte ihn der Vater aus, nach ihnen zu sehen. Sie aber gedachten ihn zu tödten, besannen sich jedoch eines andern, warfen ihn in eine leere Grube und verkauften ihn, auf Juda's Rath, an vorüberziehende Ismaeliter, die ihn nach Ägypten führten. Die Brüder aber schickten dem Vater seinen Rock, in Blut getaucht, und ließen ihm sagen, so hätten sie ihn gefunden! Joseph kam als Knecht in das Haus Potiphar's, des Obersten der Schergen Pharao's, der ihn lieb gewann und hoch hielt. Potiphar's Weib aber warf ihre Augen auf Joseph und begehrte sein; er aber scheute sich, Übels zu thun, und wich von ihr. Da verklagte sie ihn bei seinem Herrn und dieser warf ihn ins Gefängniß. Auch hier machte er sich angenehm bei dem Aufseher und legte zweien Mitgefangenen, dem Schenken und dem Bäcker Pharao's, ihre bedeutungsvollen Träume aus. Darnach geschah es, daß auch Pharao einen Traum hatte, den keiner seiner Weisen auslegen konnte, und der Oberste der Schenken gedachte Joseph's und berichtete dem Könige von ihm und Joseph wurde gerufen und legte den Traum aus, und verkündete sieben Jahre der Fruchtbarkeit und sieben Jahre des Hungers, und gab Rath, wie für das Volk in dieser Zeit zu sorgen sei. Pharao aber setzte ihn über das ganze Land und er traf Anstalt, Vorräthe zu sammeln. Auch gab ihm Pharao ein Weib, die Tochter eines Priesters, und er zeugte zwei Söhne. Und die Jahre der Fruchtbarkeit gingen vorbei und es kamen die Jahre des Hungers und auch im Lande Kanaan war Mangel. Da schickte Jacob seine Söhne nach Ägypten, Korn zu kaufen, und als sie kamen, erkannte sie Joseph und redete hart mit ihnen und fragte sie aus, als wären sie fremde Kundschafter. Zuletzt ließ er sie ziehen, mit dem Versprechen, daß sie ihren Bruder Benjamin mitbringen wollten, und einer mußte als Bürge bleiben. Als sie aber nach Hause kamen, fanden sie ihr Geld wieder in ihren Säcken. Mit schwerem Herzen ließ Jacob auch seinen jüngsten Liebling ziehen und sandte Geschenke mit, für den Mann, der das Korn verkaufte. Die Brüder wurden reich bewirthet, als sie aber fortzogen, ließ Joseph ihnen ihr Geld wiederum in die Säcke binden und in Benjamin's Sack seinen silbernen Becher. Unterwegs aber ließ er sie anhalten, als Diebe, des Bechers wegen, und als seine Knechte die Säcke untersuchten, da fand er sich in Benjamin's Sacke. Da zogen sie Alle wieder hin, und Joseph wollte den

bei welchem sich der Becher gefunden, als Knecht behalten, Juda aber, der sich bei dem Vater für ihn verbürgt hatte, bat so flehentlich um seinen Bruder und bot sich selbst für ihn an, daß Joseph sich nicht mehr halten konnte und weinend sich zu erkennen gab. Jetzt aber befahl er ihnen, ihren Vater zu holen und das ganze Haus und alle ihre Habe, und zu ihm nach Ägypten zu ziehen. Dies geschah denn auch, und als sie kamen, stellte er sie dem Könige vor, und dieser gab ihnen das Land Gosen zur Wohnung für sie und ihre Heerden. Joseph aber blieb der Oberste in Ägypten nach dem Könige und kaufte alles Vieh und alles Land um Korn aus den Vorrathskammern, und so mußten die Ägypter dem Pharao zinsen und den Fünften geben, dafür, daß er ihnen Brod und Samen verschafft hatte. Jacob aber segnete die beiden Söhne Joseph's, Manasse und Ephraim, und gab dem jüngern den bessern Segen, und nahm Beide zu seinen Söhnen an, daß sie einst erben sollten mit den Brüdern ihres Vaters. Joseph aber wurde hundert und zehn Jahre alt und beschwor seine Brüder, ihn zu begraben im Lande seiner Väter.

Soweit die Geschichte, wie sie in den hebräischen Büchern erzählt ist (1 Mos. 37—50). Es ist unstreitig unter allen Patriarchensagen die schönste, rührendste, am meisten in der Sphäre reiner Menschlichkeit sich bewegende und dabei an poetischem Gehalte reichste. Ja, im ganzen Alten Testamente wüßten wir keine von gleichem Umfange zu nennen, welche bei einem solchen Reichthume an einzelnen und wechselnden Scenen ein so in sich vollendetes Ganze bildete und bei welcher ein so vollkommen epischer Stoff grade durch die kunstloseste aller Einkleidungen eine so innige Theilnahme, eine so nachhaltige Wirkung erregte. Kein Wunder, daß der Volksmund sich dieser Geschichte bemächtigte und nach dem herrschenden Geschmacke jeder Zeit sie weiter ausführte und bereicherte; aber auch kein Wunder, daß sie durch diese Fortbildung nur verlieren konnte. Schon die Juden in den traditionellen Zusätzen, womit die alttestamentlichen Erzählungen in den chaldäischen Überarbeitungen (Targumim) versetzt sind, und später im Talmud [1]), schmückten auch diese mit ihren meist abenteuerlichen Dichtungen aus. Joseph's hinreißende Schönheit und sein Verhältniß zu dem Weibe des Ägypters waren die vorzüglichsten Punkte, an denen sich ihre Phantasie übte. Vielfach verändert, und überall verunstaltet, war die Sage bereits weit im Morgenlande und selbst über dessen Grenzen hinaus [2]) verbreitet, als Muhammed sich bewogen fand, sie den Arabern als eine Offenbarung, der Wahrheit gemäß, zu erzählen [3]). Ob er sie so vorgefunden, und wie er dazu gekommen, ob durch Juden oder seine Stammgenossen, oder ob er selbst frei gedichtet, kann Niemand sagen. Genug, er erzählt, außer andern abweichenden Umständen, daß Jusuf zufällig von der Karavane in der Grube gefunden worden; daß er eine Neigung zu der Ägypterin gehabt und durch ein göttliches Zeichen im Augenblicke der Gefahr vor der Sünde behütet wurde; daß seine Unschuld durch den klugen Spruch eines Hausverwandten herausgebracht wurde, welcher rieth, nachzusehen, ob sein Rock hinten oder vorn zerrissen sei; daß die Verführerin, deren Geschichte zum Stadtgespräche geworden, die andern Weiber zu sich lud und ihnen Messer in die Hand gab, mit welchen sich dieselben, als nun Jusuf erschien, im sehnsüchtigen Anstaunen seiner Schönheit, selbst verwundeten; daß Jusuf im Kerker den Islam predigte; daß Jacob vor Gram blind geworden, aber wieder sehend wurde, als sein Sohn ihm sein Hemd schickte, es auf die Augen zu legen u. s. w. Abgesehen von der Geschmacklosigkeit der hier angeführten Veränderungen, ist die ganze Erzählung im höchsten Grade prosaisch geworden, unzusammenhängend, dunkel und Vieles, selbst die Erkennungsscene, ganz unmotivirt. Vollends aber ins Ungeheure geht nun, was die Anhänger des Propheten von Mekka, und in ihrem Namen die Erklärer des Koran [4]) weiter über diesen Bericht zu sagen wissen. Sie kennen den Namen der Sterne, die sich vor Jusuf im Traume neigten, den des Ägyptischen Königs Rijan ben Walid; der Ägypter heißt Kitfir, sein Weib Suleicha; Jusuf, eine stille Neigung im Herzen hegend, heirathet sie nach ihres Mannes Tode und findet sie noch Jungfrau. Er redet mit Pharao in 70 Sprachen; derjenige, der durch jenen Rath ihm zur Anerkennung seiner Unschuld verhilft, ist ein Kind in der Wiege, und davon trägt Jusuf den Beinamen El Siddik, der die Wahrheit ans Licht bringt. Alle diese Auswüchse, deren ästhetischer Werth gerichtet ist, beweisen wenigstens das ungetheilte Interesse, mit welchem die uralte Mähr immer wieder hervorgesucht wurde, selbst von dem Volke, welches in sich selbst die unerschöpflichste Quelle zur Befriedigung seiner Erzählerlust besaß. Noch heute lebt Jusuf's Andenken unter den Arabern. Seine Grube zeigt man in der Wüste; sein Name haftet an mehren Riesenwerken des alten Ägyptens. Daß die morgenländischen Dichter sich des Stoffes bemächtigten, ist natürlich; interessant aber ist, daß dieser Stoff nicht sowol als ein geschichtlicher ihnen gedient hat, sondern daß sie willkürlich, die Episode der Liebe zu Suleicha herauslesend, diese als einen gesonderten Gegenstand besangen, und zwar so, daß diese Liebe nur als das Symbol des mystischen Verhältnisses zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, die sich in brünstig überschwenglicher Sehnsucht suchen und genießen, behandelt wird. So namentlich der Perser Dschami in seinem berühmten Gedichte Jusuf und Suleicha; auch sein Landsmann Hafiz sang in gleichem Tone von dem „Monde Kanaans" [5]). So wurden den Mystikern im Osten, durch eine wunderseltsame Verkettung ihres der Phantasie anheimgegebenen Looses, Joseph und die von ihm verschmähte Schöne,

1) *Otho*, Lex. rabb. p. 331. *Fabric.* Codex Pseudepr. V. T. I, 760 sqq. Talmud babyl. cod. Joma. c. 3. Allgem. Welthist. II, 347 fg. 2) *Justin.* hist. l. 36. c. 2. *Artapanus* bei *Euseb.* praep. evang. 9, 23. u. a. bei *Fabric.* l. c. 3) Coran. Sur. XII.

4) Besonders Beidhawi, aus welchem Sale in den Anmerkungen zu seiner englischen Übersetzung des Koran viele Belege mittheilt. 5) Vgl. *Herbelot*, Biblioth. or. u. d. Art. Jousouf ben Jacob. *Maracci*, Nott. ad Alcor. l. c. *Maillet*, Descr. de l'Égypte. p. 211 suiv.

was den Mystikern im Westen, mit ungefähr gleichem Anrechte, Salomo und die umsonst begehrte Hirtin vom Libanon geworden.

Aller dieser theils natürlichen und lieblichen, theils erkünstelten und barokken Poesie gegenüber steht nun die nüchterne Prosa der Kritik, welche sich an dieser Geschichte in den verschiedensten Formen geübt hat. Zuerst wurde sie von Seiten der Gegner der positiven Religion angegriffen, aus dem Gesichtspunkte der Moral und Politik, und Joseph's Einrichtungen in Ägypten, sowie die Übersiedelung seiner Familie mit scharfem Tadel belegt [6]). Dagegen verwahrte sich nicht nur die ältere Theologie, welche den Buchstaben der Mosaischen Erzählung vertheidigte, durch analoge Gründe [7]), sondern auch eine, in der Darstellung der Thatsachen nachgiebigere, Ansicht, durch erbaulich-psychologische Charakterzeichnung [8]), und endlich eine neuaufgekommene, der Poesie wie dem Glauben entfremdete Richtung, welche die Apologetik auf Kosten der Quellen selbst trieb und die Geschichte in spießbürgerliche Proportionen einschrumpfen ließ [9]). Einen ganz andern Weg schlug die Kritik zu Anfange dieses Jahrhunderts ein, als sie den kurz vorher zur Sprache gebrachten Begriff des Mythos auch in consequenter Durchführung auf die Patriarchengeschichte anwendete [10]), und nun die Geschichte Joseph's, mit den ihr voraufgehenden Erzählungen, entweder das Product der freien Dichtung eines Einzelnen sein ließ, welcher sie als eine wichtige Episode in das großartige Epos der Nationalgeschichte Israel's einfügte [11]), oder in ihr einen historischen Kern erkannte, um welchen aber die Zeit und der poetische Geist des Volkes mancherlei mythische Zuthat als Schale angesetzt habe [12]), wobei das Mehr oder Weniger von Jedem anders bestimmt wurde, und namentlich die Spuren übernatürlicher Einwirkung verwischt zu werden pflegten [13]).

Indessen kann sich die Wissenschaft nur bei einer von den beiden folgenden Ansichten beruhigen, welche beide von der gleichen Wahrnehmung ausgehen, daß zwischen der Geschichte der Patriarchen, sowol im Ganzen, als bis in die kleinsten Umstände und Einzelnheiten herab, und der Geschichte der hebräischen Nation, ihren Schicksalen, ihren Verhältnissen zu den Nachbaren, und der Stellung der einzelnen Stämme zu einander, die auffallendste und bewundernswürdigste Ähnlichkeit, ja ein förmlicher Parallelismus unverkennbar ist. Dies kann nicht bloßer Zufall sein. Entweder liegt in diesem Verhältnisse eine tiefe providentielle Ordnung, eine typische und prophetische Beziehung der einen Periode auf die andere, welche zugleich der sicherste Beweis für die hohen Vorrechte dieses Volkes, für die ausgezeichnete Bedeutung seiner Repräsentanten und für die ganz specielle Leitung ist, deren es sich von Anfang bis zu Ende erfreute; dann aber darf auch an keinem Wunder gemäkelt, um keine Zahl gemarktet, kein unbegreifliches, übermenschliches Factum so lange geradebrecht werden, bis es in unsere Vorstellungen passen will und bis wir's mit unserer gemeinen Elle messen können. Die Geschichte ist und bleibt eine heilige, eine Ausnahme, eine Sache des Glaubens, eine Offenbarung. Oder aber die Kritik will sich durchaus nicht mit dem zufrieden geben, was von ihr eine unbedingte Verzichtleistung auf ihre Ansprüche heischt; sie stößt sich am Wunder, sie entdeckt die Grenze der Möglichkeit diesseit der erzählten Begebenheit, sie kommt einem anderweitigen Interesse auf die Spur, aus welchem die Darstellung erwachsen scheint: dann aber darf sie auch nicht willkürlich das Eine stehen, das Andere fallen lassen, darf nicht der Überlieferung das Feierkleid ihres Reichthums ausziehen, um ihr die Lumpen der dürren Chronik umzuwerfen. Die Geschichte muß zur Dichtung werden, aber zu einer Dichtung, deren Verfasser ein ganzes Volk, deren Geburtstag viele Menschenalter sind.

Wer sich zu dieser letztern Ansicht entschlösse, der fände in der Geschichte Joseph's zweierlei. Einmal Andeutungen über die Ansprüche des Stammes Joseph gegenüber den andern Stämmen (1 Mos. 37, 5—11. 42, 9 u. s. w., bes. 48, 22); über die Theilung desselben in zwei große Familien (C. 48, 5); über den verlangten und behaupteten Principat Ephraim's (C. 48, 14—19); über seine angestammte Feindschaft mit Juda, dem Verräther (37, 26), dem, wie Ammon und Moab, der Makel der Blutschande anhängt (C. 38); über die Blutsfreundschaft Joseph's und Benjamin's (C. 43, 29—34); über die engern Beziehungen des Letztern zu Juda (C. 44, 14—34); und überhaupt, wenn auch dunkler, über die einstigen Verhältnisse in Ägypten. Er fände dies alles ebenso, wie es hier von Individuen erzählt ist, von den Massen gethan und gedacht, von der Geschichte verwirklicht, nach einem größern Maßstabe. Zweitens aber, und hauptsächlich, würde sich das dichtende Volk und seine der Mythenschöpfung fähige Zeit mit hellen Farben gemalt haben und die hochpoetischen Anlagen dieser nördlichen Stämme, welchen auch das Deboralied, die Salomonischen Liebesidyllen und die schönern Richtersagen angehören, in ein glänzendes Licht gestellt sein. Mehr noch dürften wir uns an seiner Innigkeit und Gemüthlichkeit erbauen, welche sich allezeit und nach der tiefsten Kränkung zur Verzeihung und zum Wohlthun bereit findet, während andere analoge Mythen einen so harten Sinn an der Nation hervortreten lassen. Diese Andeutungen im Einzelnen zu verfolgen, geben wir dem anheim, dem

---

6) Besonders von den Engländern Morgan, Shaftesbury u. A. und in den „übrigen noch ungedruckten Werken des wolfenbüttler Fragmentisten." 7) Allg. Welthistorie. 2. Th. Leß, Gesch. der Religion. 1. Th. S. 267 fg. Jerusalem's Betrachtungen. II, 375 fg. Heß, Gesch. der Patriarchen. 2. Th. 8) Niemeyer, Charakteristik der Bibel. Art. Joseph. 9) Bauer, Gesch. der hebr. Nation. 1. Th. S. 181 fg. Schmidt, Bibliothek für Kritik u. Exegese. III, 179. 10) De Wette, Kritik der israelit. Gesch. 1. Th. (1807.) 11) v. Bohlen, Die Genesis, hist.-kritisch erläutert. (1835.) 12) So die meisten Neueren, welche nicht auf den ältern Standpunkt zurückgingen, namentlich Tuch, Commentar über die Genesis. (1838.) 13) Wir übergehen hier die Verhandlungen über die Einheit des Berichts der Genesis über Joseph, welche von Ilgen (Urkunden des ersten B. Mos. 1798, De Wette a. a. O., Gramberg (libri geneseos adumbr. 1828) geläugnet, von Ewald (Compes. der Genesis. 1823), Tuch u. A. vertheidigt worden ist, welcher Letztere nur einzelne, zum Theil freilich verwirrende, Einschiebsel anerkannt. In der That fallen die vermeintlichen Widersprüche so ziemlich hinweg.

sie überhaupt zusagen; die Gründe zur Annahme des Princips können weder in den wundervollen Träumen, noch in den, nicht immer glücklich nachgewiesenen, Verstößen gegen das Costüm liegen [14]), sondern einzig und allein in dem Umstande, daß anderwärts die Nöthigung dazu noch dringender ist und daß auch hier bei aller Natürlichkeit der Erzählung die Individuen und ihre Handlungsweise erst dann vollkommen verständlich werden, wenn sie — keine Individuen mehr sind. (*Ed. Reuss.*)

2) **Joseph** [1]), der Gatte der Maria, der Mutter Jesu, und nach der rationalistischen Ansicht auch leiblicher Vater des Letzteren. Nach Matth. 1, 16 war er der Sohn eines gewissen Jacob, nach Lucas 1, 23 dagegen eines gewissen Eli, und stammte in gerader männlicher Linie vom Könige David ab, Luc. 2, 4 [2]), vgl. mit 1, 27. Matth. 1, 20; was bekanntlich die Evangelisten Matthäus und Lucas auch durch besondere Geschlechtstabellen nachzuweisen suchen (Matth. 1, 1—17. Luc. 3, 23—38), um darauf einen Beweis für die Messianität Jesu zu gründen. Es kann hier nicht der Ort sein, von Neuem die Schwierigkeiten aus einander zu setzen, welche sowol die Genealogie des Matthäus für sich, als auch beide Genealogien in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander bieten [3]). Wir können vielmehr als ein von allen unbefangenen Theologen zugestandenes Resultat voraussetzen, daß die zwischen beiden Genealogien obwaltenden Schwierigkeiten sich durch keine Ausgleichungshypothese beseitigen lassen. Auch hat man es nicht mit Unrecht befremdlich befunden, daß bei Joh. 7, 42 einige Gegner Jesu an diesem die Davidische Abstammung und die bethlehemitische Geburt als Creditive der Messianität vermissen, und daß der Evangelist Johannes, der zu Folge seines Verhältnisses zur Maria (Cap 19, 27) die beste Kunde von der Sache haben konnte, nichts zur Berichtigung jenes Vorwurfes der Gegner Jesu beibringt. Mehre Neuere, namentlich Schultheß [4]), Strauß [5]), De Wette [6]), Weiße [7]), Bruno Bauer [8]), haben daher die Davidische Abkunft Jesu, und somit auch des Joseph, völlig in Abrede gestellt, indem sie der Meinung sind, daß erst, nachdem Jesus den Eindruck als Messias gemacht habe, aus der jüdisch-messianischen Vorstellung von der urchristlichen Gemeinde auch jenes Merkmal der Messianität auf ihn übertragen worden sei. Die Anrede an Jesus, „Sohn David's," wird von diesen Kritikern als bloßer Ehrentitel, für gleichbedeutend mit Messias, genommen. Indessen kann weder die genannte Beschaffenheit der beiden Stammbäume, noch jenes Schweigen des Johannes ein vollgültiges Argument gegen die Davidische Abkunft Joseph's und Jesus' abgeben. Denn das Schweigen des Johannes kann im geistigen Charakter dieses Evangelisten begründet sein, dem es bei seiner Vorstellung von einem übermenschlichen Wesen Jesu auf dessen leibliche Herkunft weniger anzukommen brauchte [9]). Und jedenfalls

14) Nur den einen wollen wir hervorheben, daß die Hirtenfamilie, welche ihr Vieh doch erhalten kann, Korn kauft; daß zu diesem Behufe alle zehn Söhne gehen, daß Jeder nur einen Sack holt und dieses für ein Jahr ausreicht, daß Joseph den Kornhandel unmittelbar selbst betreibt, und daß die Zahlen und Zeitrechnung keiner Liebe und Mühe sich fügen wollen.

1) Literatur zu dem ganzen Artikel: Historia fabri lignarii, arab. et latine ed. *G. Wallin* (Lips. 1722. 4.); neue Recension im Codex apocryph. ed. *Thilo.* Tom. I. p. 1—61 mit Thilo's Prolegomenen p. XV—XXVI. (Vgl. auch über dieses abenteuerliche Apokryphon v. Ammon, Geschichte des Lebens Jesu. 1. Th. [Leipz. 1842.] S. 98 fg.) — Acta Sanctorum. Martii. T. III. p. 4—24. *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique. Ed. II. T. I. (Paris 1701.) p. 73—79. — *Andr. de Soto*, Vida y excellentias del glorioso San Josef. (Bruxelles 1600.) — Des Kapuziners *Anton. Maria Affaitati* Vita di S. Giuseppe. (Mil. 1716.) — *Calmeti* Diss. de St. Joseph S. Virginis marito, in dessen Prolegomena et Dissertationes in omnes et singulos S. S. libros. T. II. (Lucae 1729.) p. 421—427. — *S. Reay*, Narratio de Josepho e sacro codice desumta notisque instructa. (Oxonii 1822.) Andere Schriften, besonders poetische Darstellungen der Sagen von Joseph, zählt Thilo auf im Cod. apocr. p. XVI u. p. 375. 2) ἐξ οἴκου καὶ πατριᾶς Δαυίδ. οἶκος bezeichnet die Familie, πατριά aber den Stammzweig, und der Sinn ist mithin, Joseph habe nicht blos zu demselben Stammzweige, wie David, gehört, sondern er sei ein unmittelbarer Nachkomme David's selbst, mithin nicht blos in einer Seitenlinie mit ihm verwandt. 3) Vgl. Strauß, Leben Jesu. 1. Bd. S. 156—180. 211—222. 3. Aufl. (Tübingen 1838.); Fr. Friedr. Gelpke, Die Jugendgeschichte des Herrn. (Bern 1841.) S. 91—116.

4) Symbolae ad internam criticen librorum canonic. (Lips. 1833.) Tom. I. p. 64 sq. 5) a. a. O. I. S. 180. 6) Exegetisches Handbuch zu Matth. (Leipz. 1836.) S. 14. 1. Aufl. vgl. mit dessen bibl. Dogmatik. (Berlin 1831.) S. 245. 3. Aufl. 7) Die evangel. Geschichte kritisch u. philosophisch bearbeitet. (Leip. 1838.) I. Th. S. 167 fg. u. 586 fg. 8) Kritik der evangel. Geschichte der Synoptiker. I. Bd. (Leipz. 1841.) S. 1—23. — Weiße und Bruno Bauer (a. a. O. S. 7) finden in dem Gespräche Christi mit den Pharisäern bei Matth. 22, 41—46. Marc. 12, 35—37. Luc. 20, 41—44 einen unwiderleglichen Beweis, daß Jesus selbst die Erwartung von der Davidischen Abkunft des Messias als falsche Satzung der Schriftgelehrten bezeichnet habe. Denn einmal war es des Herrn durchaus nicht unwürdig, die Pharisäer einmal von ihrem eigenen Standpunkte aus, dem Standpunkte der leeren Schulspitzfindigkeit, ihre geistige Schwäche zum lebendigen Bewußtsein zu bringen. Oder war ihm, wie immer, der höhere Zweck der Belehrung die Hauptsache, so wollte er den Gegnern bemerklich machen, daß die Messianität nicht durch die leibliche Abkunft von David, sondern durch eine höhere geistige Würde bedingt sei. In beiden Fällen ließ er seine eigene Davidische Herkunft nur dahingestellt sein, ohne sie abzuleugnen. — Auch Ammon in der „Geschichte des Lebens Jesu" schließt, 1. Th. S. 180, seine Erörterung über die Genealogien mit der Bemerkung, „daß die Davidisch-messianische Legitimität Jesu bei dem Zwiespalte der Evangelisten nicht in ein vollkommen klares Licht gestellt worden sei." Bruno Bauer freut sich darüber, daß die Bezeichnung Jesu durch *υἱὸς Δαυίδ* bei Marcus nur ein Mal, Cap. 10, 47 fg., vorkomme, und findet darin einen Beweis für die größere Ursprünglichkeit dieses Evangeliums. Allein auch in dem umfangreicheren Lucasevangelium findet sich das fragliche Ehrenprädicat nur ein Mal und zwar 18, 38 fg., also grade der Parallelstelle zu Marcus. Selbst Matthäus hat dasselbe im Ganzen nur acht Mal. 9) Man könnte freilich entgegnen, daß ja auch Paulus in der Person Jesu ein übermenschliches und vorweltliches Wesen anerkenne (1 Kor. 8, 6. 10, 4. 15, 47. Röm. 1, 4. Kolosf. 1, 15—17. Philipp. 2, 6 fg.), und dennoch die Davidische Herkunft Jesu als Merkmal der Messianität urgire. Indessen ist doch das Paulinische Denken von jener höheren christologischen Vorstellung noch lange nicht so ganz und gar durchdrungen und beherrscht wie das Johanneische. Und muß denn der eine Apostel in der Durchführung einer Vorstellung dieselbe Consequenz beweisen wie der andere? Es kommt hinzu, daß auch Paulus der Davidischen Abstammung Jesu nur an der einen

wird dieses Stillschweigen durch das Zeugniß des Paulus [vgl. Röm. 1, 3: *γενομένου ἐκ σπέρματος Δαβὶδ κατὰ σάρκα*, coll. 2 Tim. 2, 8. Apstgsch. 2, 30. Apok. 5, 5. 22, 16] vollständig aufgewogen, indem dieser Apostel, als ehemaliger eifriger Pharisäer, mit dem Einwande der Gegner Jesu wider dessen Davidische Abkunft sicherlich bekannt war, und mithin, wenn er dem Herrn solche Abstammung dennoch vindicirt, jenen Einwand für ungegründet gehalten haben muß. Hierzu kommt, daß nach dem Zeugnisse des Hegesippus, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, eines in unseren Tagen von der negativen Kritik sehr hoch gehaltenen Gewährsmannes, in einem Fragmente bei Eusebius K.-G. III, 19. 20, Abkömmlinge des Judas, eines leiblichen Bruders Jesu, am Hofe des Domitianus, trotz der Lebensgefahr, in welche sie sich durch solches Geständniß brachten, als Nachkommen des Königs David sich bekannten [10]). Bei der Lebendigkeit der messianischen Hoffnung im jüdischen Volke läßt es sich recht wohl denken, wie in der Davidischen Familie eine dunkle Tradition an ihre Herkunft sich erhalten haben konnte, wenn man sie auch nicht mehr durch diplomatische Stammbäume nachzuweisen vermochte, sondern deren Mangel durch Combinationen auszugleichen suchen mußte; und als zwei solche Versuche haben wir die genannten Genealogien der beiden Evangelisten zu betrachten. Auch beweist die Stelle Philipp. 3, 5 ohne Widerrede, daß damals in manchen jüdischen Familien sogar Traditionen von ihren Urstammvätern sich erhalten hatten. Bei der Herabgekommenheit und Dürftigkeit der Davidischen Abkömmlinge kann es aber durchaus nicht befremden, wenn dieselben von Seiten der regierenden jüdischen Dynastien keiner Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind.

Nach Matth. 13, 55 und einer Variante bei Marc. 6, 3 betrieb Joseph das Handwerk eines *τέκτων*, mit welchem Ausdrucke man damals einen Verfertiger von Holzarbeiten jeglicher Art bezeichnete, indem dem Joseph von den Verfassern der apokryphischen Evangelien sowol Zimmermanns-, als auch Tischler-, Wagner- und Drechslerarbeiten beigelegt werden; vgl. Hist. Joseph. arab. c. 2, 4 u. 9. Ev. infant. arab. c. 38 sq. Protev. Jac. c. 9 u. 13. Ev. Thomae. cap. 13. Ev. de nativ. Mariae et de infantia Salv. c. 10. coll. *Justin.* Dial. cum Tryph. 88. Damit stimmt auch die älteste kirchliche Tradition überein, wogegen Hilarius, Petrus Chrysologus, Beda, Anselmus u. And. ihn für einen Schmied gehalten zu haben scheinen, ganz gegen den Sprachgebrauch, nach welchem *τέκτων* ohne weiteren Beisatz einen Handarbeiter in Holz bezeichnet [11]).

Nach der Relation des Matthäus hatte sich Joseph mit der Jungfrau Maria verlobt, entdeckte aber noch vor der Verehelichung, daß sie schwanger war. Als rechtschaffener Mann wollte er sie nicht öffentlicher Schmach aussetzen, und beschloß daher, ohne alles Aufsehen das mit ihr angeknüpfte Verhältniß abzubrechen. Da klärte ihm im Traume ein Engel das Geheimniß der durch unmittelbare göttliche Causalität bewirkten Schwangerschaft seiner Verlobten auf, ihm zugleich die welthistorische Bestimmung ihrer Leibesfrucht verkündigend, und brachte ihn dadurch von der Ausführung seines Entschlusses ab. Doch enthielt sich Joseph bis zur Niederkunft seiner Gattin des ehelichen Umganges mit derselben. Nach der Geburt des heiligen Kindes flüchtete er mit demselben und dessen Mutter nach Ägypten, um den argwöhnischen Nachstellungen des Königs Herodes des Großen zu entgehen. Durch eine neue, im Traume empfangene, Engelserscheinung vom Tode des Tyrannen benachrichtigt, kehrte er in sein Vaterland zurück. Hier erfuhr er, daß bei der Landestheilung die Provinz Judäa dem Archelaus zugefallen sei. Er trug daher gerechtes Bedenken, sich in derselben niederzulassen. Da erhielt er im Traume die göttliche Weisung, nach Galiläa zu entweichen, wo er die Stadt Nazareth zum Wohnorte erwählte; Matth. 1, 18 — Cap. 2. In dieser Erzählung wird augenscheinlich Bethlehem als ursprünglicher Wohnort des Joseph vorausgesetzt, Cap. 2, 5 fg. Während nun nach der Erzählung des Matthäus Joseph die Hauptperson des Drama bildet, tritt derselbe in dem Berichte des Lucas beinahe ganz zurück, und statt seiner erscheint im Vordergrunde der Scene die Maria (Luc. 1, 26—56). Diese erhält nämlich durch den Engel Gabriel die Eröffnung, daß sie von Gott erkoren sei, den verheißenen Messias zu gebären und zwar lediglich mittels Einwirkung seiner unmittelbaren schöpferischen Kraft, ohne Vermittelung eines männlichen Individuums, Cap. 1, 26—35. Als ursprünglicher Wohnsitz des Joseph wird hier ausdrücklich Nazareth genannt, Cap. 2, 4. 39. Erst ein vom Kaiser Augustus ausgeschriebener Census veranlaßte ihn, sich mit Maria in seinen Stammort Bethlehem zu begeben, wo diese den Verheißenen gebar, nach dessen Darbringung im Tempel die heilige Familie nach Nazareth zurückkehrte, Cap. 2, 1—38. — Diese Berichte von dem Verhältnisse des Joseph zur Maria sind von den Verfassern der apokryphischen Evangelien aufs Abenteuerlichste erweitert und ausgeschmückt worden. Allen diesen Dichtungen liegt das Bestreben zu Grunde, einmal die beiden differenten kanonischen Berichte auszugleichen und in einander einzuschieben, dann aber auch insbesondere jedem Zweifel an der fortwährenden Jungfräulichkeit der Maria zu begegnen und auch dem leisesten Verdachte vorzubeugen, daß Jesus aus der ehelichen Verbindung Joseph's mit Maria entsprossen sein könne. Nach einstimmiger Relation der Historia Josephi fabri lignarii arab. c. 3, des Protevang. Jacobi c. 3 und des Ev. de nativitate Mariae c. 6 war Maria frühzeitig von ihren Ältern in den Tempel gebracht und nach den beiden letztgenannten Evangelien daselbst von Engeln besucht und gespeist worden. Als sie das 14. (nach Protev. Jac. das 12.) Jahr erreicht hatte, wollten sie nach dem Evang.

Stelle Röm. 1, 3 gedenkt, indem die andere, 2 Tim. 2, 8, einem Briefe von sehr zweifelhafter Authentie angehört.

10) Vgl. Krabbe, Vorless. über das Leben Jesu. (Hamb. 1839.) S. 39. Hase, Leben Jesu. (Leipz. 1840.) S. 48. 11) Vgl. *Thilo*, Cod. apocr. N. T. I. p. 368 sq. Strauß a. a. O. I. S. 355 fg.

de nativ. Mariae c. 7 u. 8 die Priester entlassen, damit sie sich verheirathe. Sie aber weigerte sich und schützte das Gelübde immerwährender Keuschheit vor. Auf göttlichen Befehl wurden nun alle unverehelichten und heirathfähigen, der Davidischen Familie angehörigen Männer (nach Protev. Jac. alle Witwer des Volkes, nach der Hist. Jos. arab. zwölf Greise aus dem Stamme Juda) zusammenberufen. Aus wessen Stabe nach der buchstäblich verstandenen Stelle des Jesaia 11, 1 fg.: egredietur virga de radice Jesse, et flos de radice ejus ascendet, et requiescet super eum spiritus domini, eine Blume hervorsprossen (vgl. 4 Mos. 17) und auf dessen Spitze der heilige Geist in Gestalt einer Taube sich niederlassen werde, der solle die Maria ehelichen. Dieses Zeichen ereignete sich am Stabe des greisen Joseph und er gehorchte dem göttlichen Befehle [12]). Noch klarer offenbart sich der oben angegebene Zweck, die jungfräuliche Reinheit der Maria außer Zweifel zu stellen, in der Angabe der Hist. Josephi, daß die 12jährige Maria dem Joseph nur zur Behütung übergeben worden sei, während in dem Protev. Jacobi beide Darstellungen in einander fließen. Nach Cap. 8 dieses Apokryphon bestimmt nämlich der Engel des Herrn: an wessen Stabe das Zeichen sich ereignen werde, dessen Weib (γυνή) solle die Maria sein. Nachdem nun das Zeichen an dem Stabe des Joseph geschehen ist, wird dieser aufgefodert, die Jungfrau zur Behütung zu sich zu nehmen [παραλαμβάνειν αὐτὴν εἰς τήρησιν ἑαυτῷ [13]]). Er aber weigert sich, vorschützend, daß er als alter Mann mit einer so jungen Frau vor den Kindern Israel sich lächerlich machen werde. Von den Priestern jedoch mit dem göttlichen Zorne bedroht, gab er nach und nahm die Maria auf in seine Behausung zur Obhut ihrer jungfräulichen Reinheit [εἰς τὴν τήρησιν c. 9; ἐφύλαξε τὴν παῖδα c. 14 [14])], und ist nachmals bei der Schatzung in Zweifel, ob er sie als seine Gattin oder als seine Tochter einschreiben lassen solle, indem er im ersten Falle sich lächerlich machen, im zweiten eine Unwahrheit sagen werde [15]) (Cap. 17), wie denn auch im Verlaufe der Erzählung der Ausdruck γυνή vermieden und dafür κόρη, παρθένος oder παῖς gebraucht wird, und Joseph, nachdem er die Schwangerschaft der Maria bemerkt hat, Letztere nicht als beleidigter Ehegatte, sondern als von Gott bestellter und ihm verantwortlicher Ehrenwächter zur Rede setzt (Cap. 13). — Was aber den zweiten Punkt betrifft, nämlich die Ausgleichung und Ineinanderschiebung der beiden kanonischen Berichte von den Engelserscheinungen, so sucht das Protev. Jacobi c. 9 – 16 dieselben in folgender Relation zu vereinen. Nachdem Joseph die Maria in sein Haus aufgenommen hat, begibt er sich auswärts auf Arbeit. Inzwischen empfängt Maria die Verheißung des Engels Gabriel und stattet der Elisabeth den von Lucas erzählten Besuch ab. Im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft kehrt Joseph zurück, geräth vor Schrecken über die Entdeckung des Zustandes seiner Pflegebefohlenen außer sich und setzt dieselbe zur Rede. Dieser ist die Offenbarung des Engels gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden, und sie betheuert, die Ursache ihrer Schwangerschaft nicht zu kennen. Schon im Begriffe, die Maria seiner Obhut heimlich zu entlassen, erhält er im Traume durch den Engel den beruhigenden Aufschluß. Joseph und Maria, vom Priester wegen des Geschehenen ins Verhör genommen, betheuern aufs Heiligste ihre Unschuld, und werden, nach dem Gesetze in 4 Mos. 5, 14 fg., Fluchwasser zu trinken genöthigt. Sie bleiben unversehrt, und der Priester erklärt sie für unschuldig. Hierauf erfolgte die Reise nach Bethlehem zur Schatzung. Nach dem Evang. de nativ. Mariae c. 8 sq. dagegen feierte Joseph, nachdem er durch das göttliche Zeichen zum Gemahl der Maria erkoren war, mit derselben seine Verlobung und kehrte darauf in seinen Wohnort Bethlehem zurück, um seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und die zur Hochzeit nöthigen Anstalten zu treffen. Maria aber begab sich wieder nach Nazareth ins Haus ihrer Ältern. Daselbst empfing sie die Eröffnung des Engels Gabriel. Im vierten Monate ihrer Schwangerschaft kam Joseph wieder zu ihr. Ihren Zustand bemerkend, wollte er sich heimlich von ihr trennen, ward aber durch des Engels Mittheilung eines Besseren belehrt. Er vermählte sich nun mit Maria, aber ohne sie zu berühren, übernahm er nur das Amt eines Ehrenwächters ihrer jungfräulichen Reinheit und Unschuld. — Auch nach den Angaben der Kirchenväter heirathete Joseph die Maria erst als abgelebter Greis, und nicht um ehelichen Umgang mit ihr zu pflegen, sondern um die von ihr gelobte Keuschheit in Obhut zu nehmen [16]).

Diese apokryphischen Legenden bedürfen heutzutage keiner Kritik. Aber auch der historische Charakter der mitgetheilten kanonischen Berichte, insbesondere des Mittelpunktes derselben, der übernatürlichen Empfängniß und jungfräulichen Geburt des Herrn und deren Ankündigung durch Engel, ist seit dem Erwachen der historisch-kritischen Forschung den gerechtesten Bedenklichkeiten ausgesetzt gewesen. Kann auch die Möglichkeit eines solchen Wunders nicht in Abrede gestellt werden, so läßt sich doch dessen Nothwendigkeit in keiner Weise darthun. Denn der von orthodoxer Seite für die Nothwendigkeit gewöhnlich angeführte Grund, Jesus habe als sündenreiner Erlöser von der Sünde schon durch die Geburt aus dem

12) Nach der Hist. Jos. arab. c. 3 wurde Joseph unter den zwölf Greisen durchs Loos als derjenige bestimmt, welchem die Maria zur Behütung übergeben werden sollte. Die Art des Looses wird aber nicht angegeben. — Nach dem Protev. Jac. c. 9 kam die Taube aus dem Stabe und setzte sich auf Joseph's Haupt. 13) Die alte lateinische Version dieses Apokryphon hat schon vorher: hujus erit uxor *in custodiam*. 14) Mit dieser Darstellung stimmt auch das, wie es scheint, ungleich später verfaßte Evangelium de nativitate Mariae et de infantia Salvatoris c. 7—8 unter einigen Modificationen überein. 15) Nach der lateinischen Version, die auch hier größere Consequenz beweist, als ihr Original, soll letzteres in beiden Fällen geschehen, indem sie dem Joseph folgende Deliberation in den Mund legt: de hac autem puella quid faciam? Quomodo illam inscribam? Uxorem ipsam inscribam? Atqui *uxor mea non est*: ipsam enim *in conservationem accepi* ex templo Domini. Nonne filiam? sed noverunt omnes filii Israel, quod non est mihi filia.

16) Vgl. *Thilo*, Cod. apocr. I. p. 359 u. 365.

Zusammenhange mit der Sünde heraustreten müssen, beruht auf der falschen Voraussetzung, daß die allgemeine sittliche Mangelhaftigkeit durch die physische Zeugung fortgepflanzt werde. Aber die Richtigkeit dieser Voraussetzung selbst einmal zugegeben, so würde ja der mütterliche Antheil an der Sünde geblieben sein. Wollte man nun eine Entfernung dieses Antheiles durch übernatürliche Causalität annehmen, so berichten die Evangelisten hierüber nicht das Geringste, und dann hätte ja ganz auf gleiche Weise auch der männliche Antheil entfernt werden können [17]), und es hätte folglich der übernatürlichen Erzeugung überall nicht bedurft. Dazu kommt, daß sich weder ein Zusammenhang dieser Vorstellung mit irgend einer christlichen Grundidee, noch eine Bedeutung für das religiöse und sittliche Interesse im Allgemeinen nachweisen läßt. Nicht geringer sind die der Vorstellung entgegenstehenden historisch-kritischen Schwierigkeiten. Wir meinen keineswegs die von dem beiderseitigen Verhältnisse der Berichte des Matthäus und Lucas entnommene Bedenklichkeit [18]). Dieselbe erscheint uns nicht so groß, daß sie sich nicht könnte durch allerlei Vermuthungen beseitigen lassen [19]). Sondern die Hauptschwierigkeiten beruhen in Folgendem: Aus Apstgsch. 1, 21—32. 10, 36—41 erhellt nämlich aufs Unwidersprechlichste, daß die mündliche apostolische Tradition mit der Taufe des Johannes anhob und sich folglich nur auf das öffentliche Leben und Wirken Jesu bezog, worauf sich auch die Evangelien des Marcus und Johannes beschränken. Indem also der Inhalt der beiden ersten Capitel des Matthäus und Lucas nicht mit zu der mündlichen Verkündigung der Apostel gehörte, kann er auch nicht auf denselben Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wie die evangelischen Berichte vom öffentlichen Leben des Herrn. Es kommt hinzu, daß Johannes, welcher die Mutter Jesu zu sich genommen hatte (Joh. 19, 27), nirgends auch nur die leiseste Hindeutung auf die übernatürliche Empfängniß des Herrn gibt. Ebenso wenig wird sie sonst im N. T. berührt und die für dieselbe geltend gemachten Stellen, Marc. 6, 3. Gal. 4, 4. Röm. 1, 3. Hebr. 7, 3, beweisen nicht das Mindeste. In der Stelle Marc. 6, 3 haben nämlich Einige die Bezeichnung Jesu durch *υἱὸς Μαρίας* urgirt, um so mehr, als Marcus auch sonst des Joseph, als des Vaters Jesu, nirgends gedenke. Allein in dieser Stelle werden ja die gegen den Herrn übelgesinnten Nazarethaner redend eingeführt, in deren Munde der Ausdruck nur zur Herabsetzung Jesu dienen und nicht die leiseste Andeutung auf dessen jungfräuliche Geburt enthalten kann. Und wenn, wie wir weiter unten sehen werden, Joseph frühzeitig, wenigstens jedenfalls noch vor dem öffentlichen Auftreten Jesu gestorben war, so lag die Bezeichnung *ὁ υἱὸς Μαρίας* den Übelwollenden am nächsten, um Jesum seiner leiblichen Herkunft nach kenntlicher, und, wenn seine Mutter als Witwe in ärmlichen Umständen lebte, verächtlich zu machen. Der Umstand, daß in dem zweiten Evangelium des Joseph nirgends gedacht wird, ist ganz bedeutungslos, da Marcus außer unserer Stelle keine Gelegenheit hierzu hatte, und auch die beiden anderen Synoptiker, mit Ausnahme von Luc. 4, 22 und Matth. 13, 55, in allen Abschnitten, die sie mit Marcus gemeinschaftlich haben, den Joseph unerwähnt lassen [20]). — In der Stelle Gal. 4, 4 ist der Ausdruck „vom Weibe geboren" nichts weiter, als Bezeichnung des rein Menschlichen mit dem Nebenbegriffe der Schwäche und Hinfälligkeit (vgl. Hiob 14, 1. Matth. 11, 11), und es soll damit der Contrast bemerkbar gemacht werden, der zwischen der erhabenen inneren Würde Christi als des Gottessohnes und seiner irdisch hinfälligen Erscheinung als Mensch stattgefunden habe. — Daß in der Stelle Röm. 1, 3 *πνεῦμα ἁγιωσύνης* nicht das den irdischen Ursprung Jesu bedingende, sondern vermöge des Gegensatzes *κατὰ σάρκα* das seine Person constituirende göttliche Princip, die göttliche Seite seines Wesens, bezeichne, darüber sind von jeher die namhaftesten Ausleger einverstanden gewesen. — Wollte man endlich Hebr. 7, 3 von Melchisedek in seiner Vergleichung mit Christus prädicirte *ἀπάτωρ* pressen, so würde zugleich aus dem beigesetzten *ἀμήτωρ* folgen, daß Jesus auch keine menschliche Mutter gehabt habe, was nicht einmal die Orthodoxen be-

17) Die altprotestantischen Dogmatiker erklärten die übernatürliche Entfernung des mütterlichen Antheiles der Erbsünde durch drei Hypothesen: 1) die der purificatio, nach welcher das vom heiligen Geiste mit Lebenskraft erfüllte weibliche Ei der Maria zuvor von der Erbsünde gereinigt wurde; 2) der conservatio, nach welcher dieses Ei seit der Erschaffung der Eva durch alle Generationen hindurch rein erhalten worden war; 3) der creatio, nach welcher bei der Conception ein neues Ei geschaffen wurde; vgl. *Hase*, Hutt. rediv. p. 228. 5. Aufl. Man begreift nun nicht, warum diese drei Hypothesen auf orthodoxem Standpunkte nicht auch auf das Semen virile des Joseph Anwendung erleiden sollen. 18) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 188 fg. Bruno Bauer, Kritik der Synoptiker. (Leipz. 1841.) 1. Th. S. 84 fg. 19) Vgl. z. B. Ebrard, Wissenschaftl. Kritik der evangel. Geschichte. (Frankf. a. M. 1842.) S. 228 fg.

20) Zwar existirt in Marc. 6, 3 noch die Variante *ὁ τοῦ τέκτονος υἱὸς καὶ Μαρίας*, welche Fritzsche, Comm. zu Marc. S. 200, zu vertheidigen sucht. Allein sie findet sich nur in wenigen und noch dazu späteren Codd. und Verss., und ist wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Parallelstelle Matth. 13, 55 aus dem Vorurtheile entstanden, daß ein solches Handwerk der göttlichen Hoheit des Erlösers unwürdig sei, während man nicht begreift, wie aus der gewöhnlichen Lesart jene Variante habe entstehen können. Zwar setzte Origenes c. Cels. 6, 36, dessen Zeugniß Fritzsche geltend macht, dem Spotte des Celsus, daß der Stifter des Christenthums ein Zimmermann gewesen sei, die Bemerkung entgegen: *ὅτι οὐδαμοῦ τῶν ἐν ταῖς ἐκκλησίαις φερομένων εὐαγγελίων τέκτων αὐτὸς ὁ Ἰησοῦς ἀναγέγραπται.* Allein entweder kann Origenes unsere Stelle übersehen haben, oder, wenn er in seinem Texte die andere Lesart vorfand, so beweist dies nur den Anstoß, den man schon frühzeitig an der gewöhnlichen Lesart nahm, und der eben durch die Spöttereien der Heiden genährt und erhöht worden sein mochte. Zwar erinnert Fritzsche, daß die Betreibung eines Handwerkes unter den Juden nicht habe zur Verachtung gereichen können, da selbst die Gelehrten ein solches zu erlernen gepflegt hätten. Aber die spöttischen Landsleute Jesu wollen doch offenbar nur sagen, daß sie Jesum bisher nur als Zimmermann gekannt hätten, und darum dessen Weisheit ihnen befremdlich sei. Vgl. Neander, Leben Jesu. (Hamb. 1837.) S. 46 fg. Strauß a. a. O. I. S. 355. — Übrigens führt Jesus bekanntlich im Koran an unzähligen Stellen das Prädicat Sohn der Maria, jedenfalls wegen seiner übernatürlichen Erzeugung, die auch jenes Religionsbuch anerkennt; vgl. die 3. u. 19. Sure.

haupten können und wollen. Endlich galt Jesus unter seinen jüdischen Zeitgenossen für einen Sohn Joseph's; sie äußern dies sogar in seiner Gegenwart, ohne daß er sie widerlegt; vgl. Matth. 13, 55. Luc. 4, 22. Joh. 6, 42. Cap. 1, 46. Den Stammregistern bei Matthäus und Lucas liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß Jesus ein Sohn Joseph's aus der Ehe mit Maria sei [21]), welcher Ansicht in der ältesten Kirche bekanntlich auch ein Theil der Ebioniten, Cerinth, Karpokrates u. And. waren [22]). Matthäus und Lucas können daher bei ihrer Ansicht von der übernatürlichen Empfängniß Jesu die jedenfalls bereits vorgefundenen Genealogien entweder nur in Inconsequenz, oder weil sie dem genealogischen Interesse judenchristlicher Leser Gnüge leisten wollten, aufgenommen haben. Begreift doch auch Lucas den Joseph mit unter dem Ausdrucke οἱ γονεῖς αὐτοῦ Cap. 2, 41 [23]), und läßt die Maria den Joseph als Vater Jesu bezeichnen Cap. 2, 48. „Und gesetzt," bemerkt Röhr [24]) mit Recht, „es wäre zu Jesu Zeit die Geschichte seiner übernatürlichen Geburt im jüdischen Lande bekannt gewesen, wie wurden dies seine Widersacher benutzt haben, die Ehre seiner hehren Mutter zu beschmitzen, ihm eine zweideutige Entstehung vorzuwerfen, kurz, mit ihm in demselben Geiste zu verfahren, wie es die späteren jüdischen Rabbinen in ihren bekannten Schmähschriften thun." Es bleibt daher der rationellen Betrachtung nichts Anderes übrig, als Jesum für einen in der Ehe mit Maria erzeugten Sohn Joseph's [25]), die Erzählung von der übernatürlichen Empfängniß Jesu aber für einen reinen (d. h. einen solchen, dem gar nichts Factisches zu Grunde liegt) oder philosophischen Mythus zu halten [26]). Hierin sind auch alle aufgeklärten Theologen einverstanden, so sehr sie auch über den Entstehungsgrund des Mythus verschiedener Ansicht sind. Nach E. F. K. Rosenmüller's [27]) Vorgange fanden Viele, zuletzt noch Strauß [28]) und Ammon [29]), die Quelle des Mythus in der messianisch gedeuteten Stelle Jes. 7, 14. Allein da man im damaligen Judenthume die Vorstellung von einer übernatürlichen Erzeugung des Messias vergebens sucht, so muß sich die urchristliche Ansicht von dieser Eigenschaft des Herrn unabhängig von der Jesaianischen Stelle gebildet, und erst nachdem sie sich gebildet hatte, kann man in dem prophetischen Ausspruche, als vermeintlichem Orakel, einen Stützpunkt für dieselbe gesucht haben. Ebenso wenig läßt sich der Ursprung des Mythus mit Strauß [30]) aus der materialistischen Auffassung des messianischen Ehrenpradicates Sohn Gottes, oder aus der buchstäblichen Deutung des auf den Messias bezogenen göttlichen Ausspruches Psalm 2, 7: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt," ableiten, da außer Luc. 1, 35 der Ausdruck υἱὸς θεοῦ im N. T. nirgends im physischen Sinne vorkommt, der Ausspruch Ps. 2, 7 aber in der einzigen Stelle, wo er auf Jesum bezogen wird, Hebr. 1, 5, nicht zum Beweise für die physische, sondern für die metaphysische Bedeutung des Namens Sohn Gottes gebraucht wird. Strauß erinnert auch an die jüdische Vorstellung, daß bei Erzeugung frommer Personen der heilige Geist mitwirke. Allein in den betreffenden rabbinischen Stellen ist ausdrücklich von naturgesetzmäßiger Beiwohnung der Eheleute die Rede, bei welcher die Wirksamkeit des göttlichen Geistes nur concurrirt, keineswegs aber den geschlechtlichen Antheil des männlichen Ehetheils ersetzt [31]). Noch weniger läßt sich ein historischer Zusammenhang der biblischen Erzählung mit den in Sinn und Charakter ganz disparaten griechischen und indischen Mythen [32]) von Götter- und Jungfrauensöhnen nachweisen. Dieselben beweisen nur, wie weit im Alterthume die Neigung verbreitet war, ausgezeichnete und um ihr Geschlecht hochverdiente Männer durch übernatürlichen Ursprung zu verherrlichen und darin zugleich die

21) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 211 fg. 22) Vgl. die hierher gehörigen patristischen Stellen bei Ludewig, Historisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Meinungen von der Abkunft unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. (Wolfenbüttel 1831.) S. 96 fg. — Unter den apostolischen Vätern kommt nur bei Ignatius ad Ephes. c. 7 (γενόμενος θεὸς — — ἐκ Μαρίας καὶ ἐκ θεοῦ) die Vorstellung von der jungfräulichen Geburt der Maria vor. 23) Auch Luc. 2, 33 haben viele alte und gute Auctoritäten statt der gewöhnlichen Lesart Ἰωσὴφ καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ die von Griesbach aufgenommen, für welche sich auch De Wette entscheidet: ὁ πατὴρ αὐτοῦ καὶ ἡ μήτηρ. Indessen findet sich V. 43 Ἰωσὴφ καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ ohne Variante, daher man mit größerer Wahrscheinlichkeit annimmt, daß jene Variante aus einer dem Namen Ἰωσὴφ beigeschriebenen Glosse ὁ πατὴρ αὐτοῦ entstanden ist. Vgl. Meyer, Krit.-exeget. Handb. zu Matth., Marc. u. Luc. S. 254. 24) Briefe über den Rationalismus. S. 234. 25) Vgl. (Ernst Joh. Conr. Walther) Versuch eines schriftmäßigen Beweises, daß Joseph der wahre Vater Jesu sei. (Berlin 1792.) 52 SS. (Eine kurze Inhaltsangabe dieses Schriftchens s. in Bretschneider's Dogmatik. [Leipz. 1838.] 2. Bd. S. 174 fg. Anm. 135. 4. Aufl.) Vgl. dagegen Euchar. Ferd. Chr. Örtel, Antijosephismus. Germanien 1792. *Gebauhr* (praes. *Hasse*), Diss., in qua probatur, Josephum verum ac genuinum Jesu patrem ex scriptura s. non fuisse. (Regiom. 1792. 4.) 26) Vgl. die von Strauß a. a. O. I. S. 229 angeführte Literatur, wo noch Weiße, Die evangel. Gesch. I. Th. S. 151 und Gelpke, Die Jugendgeschichte des Herrn. S. 16 fg. beizufügen sind.

27) Über die Geburt des Heilandes von der Jungfrau in Gabler's theol. Journal für auserlesene theol. Literatur. Jahrg. 1806. S. 253 fg. 28) a. a. O. I. S. 233. 29) Leben Jesu. I. Th. S. 190 fg. Die übrigen für und wider die biblische Vorstellung erschienenen Schriften sind verzeichnet von Ludewig a. a. O. S. 51 fg. Hase, Leben Jesu. S. 48 fg. 3. Aufl. Bretschneider's systemat. Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe. S. 567—570. 4. Aufl. (Leipz. 1841.) 30) a. a. O. I. S. 233. 31) Vgl. Paulus, Exeget. Handbuch. I. a. S. 115. 32) Vgl. Baumgarten-Crusius, Biblische Theologie. S. 397. Neander, Leben Jesu. S. 16. Schon der Verfasser des Koran Sure 19 bewährt eine richtigere Einsicht in den Unterschied zwischen den griechischen Mythen und der biblischen Erzählung, wenn er daselbst bemerkt: Es schicke sich nicht für Gott, einen Sohn gezeugt zu haben; wolle er etwas, so dürfe er nur sagen, es werde, und im Augenblicke sei es da. Am würdigsten ist noch die Vergleichung mit dem übernatürlichen Ursprunge des Platon, den nach einer von Diogenes von Laerte aufbewahrten Sage Apollon mit der Jungfrau Periktione erzeugt haben soll, und welche daher auch von ihrem Gatten Ariston nicht eher berührt wurde, als bis sie den Platon geboren hatte, daher in Bezug auf Letzteren *Hieronym.* adv. Jovinian. I, 26 mit Recht bemerkt: Sapientiae principem non aliter arbitrantur nisi de partu virginis editum.

Quelle ihrer höheren geistigen Gaben und Kräfte zu erklären. Die Quelle des biblischen Mythus ist daher lediglich in der Triebkraft der urchristlichen religiösen Überzeugung zu suchen, daß in der Person Jesu göttliche Lebenselemente zur Erscheinung gekommen seien und gleich von Geburt an eingewohnt haben, wie denn auch von der geläutertsten Vernunftbetrachtung die in Jesu von Nazareth in höchster Potenz wirksame religiöse Genialität und die in ihm waltenden höheren Kräfte, durch die er mit der Gottheit auch in engerer metaphysischer Verwandtschaft stand, als irgend ein Anderer unseres Geschlechtes, als etwas Ursprüngliches, vom Schöpfer selbst zum Zwecke der Erlösung der Menschheit Mitgetheiltes anerkannt werden müssen. Nun galten die Jungfrauen von jeher als Symbole der Reinheit und Unschuld. Daher lag es nahe, Jesum als den Träger göttlicher Lebenselemente und als den Reinen und Sündlosen aus dem Schoße einer Jungfrau hervorgehen zu lassen [33]). Und da Maria durch Pflegung sinnlicher Lust die göttliche Leibesfrucht in ihrem Schoße entweiht haben würde, so wurde die dichtende Sage von selbst zu der Annahme geführt, daß Joseph bis zur Geburt des Herrn sich des ehelichen Umganges mit seiner Gattin enthalten habe; Matth. 1, 25; während diejenige Form der Sage, welcher Lucas folgt, den Joseph zur Maria bis zur Geburt des heiligen Kindes nur in das Verhältniß der Verlobung setzt, Luc. 2, 5.

Durch die Annahme eines Mythus entgeht man zugleich der Nothwendigkeit jener empörenden, ebenso ungeschichtlichen, als der jungfräulichen Unschuld und Ehre der Maria nachtheiligen, zum Glück einer ernstlichen Widerlegung nicht bedürftigen Meinungen von einer natürlichen außerehelichen Schwangerschaft der Maria. Es gehört hierher I) die im Detail sehr verschieden ausgeprägte Verleumdung, daß dieselbe als bereits mit einem Andern Verlobte der sträflichen Umarmung eines gewissen Panthera oder Pandira sich preisgegeben habe [34]). Diese Verleumdung finden wir zuerst bei Celsus bei Origenes contra Celsum I, 28, 32, und dann in fast ununterbrochener Tradition in der jüdischen Polemik wider das Christenthum. Wahrscheinlich bezieht sich darauf auch die jüdische Anklage in den Acten des Pilatus, daß Jesus ἐκ πορνείας entsprossen sei [35]), und der im Koran Sure 4 den Juden gemachte Vorwurf, daß sie wider die Maria eine schreckliche Lästerung ausgestoßen hätten. Im Talmud findet sich dieselbe in verschiedenen Gestaltungen; z. B. tract. Sanhedrin c. 7. fol. 67. col. 1. Schabbath c. 12. fol. 104. col. 2, und im Detail ist sie durchgeführt in den beiden wahrscheinlich nicht vor dem 13. Jahrhunderte verfaßten jüdischen Schandschriften סֵפֶר תּוֹלְדוֹת יֵשׁוּ (herausgegeben mit Widerlegung von Wagenseil als Beilage zu s. Tela ignea Satanae. Altd. 1781. 4.) und סֵפֶר תּוֹלְדוֹת יֵשׁוּעַ הַנָּצְרִי (herausgeg. von *Jo. Jac. Huldricus*, Tigurinus. Lugd. Bat. 1705. 8. 128 SS.). In den verschiedenen Gestaltungen der Sage führt der Buhle jenen Namen entweder ohne Beisatz, und in diesem Falle schließen sich die Verleumder an den biblischen Bericht in soweit an, als sie den beeinträchtigten Verlobten Joseph nennen. Oder Panthera wird mit Joseph identificirt als יוֹסֵף פַּנְדֵּרָא, und in diesem Falle als Verlobter der Maria ein gewisser Jochanan genannt. Nach der Darstellung des von Huldricus herausgegebenen Buches endlich hatte sie einen Mann, Namens Papus, gehabt, war aber diesem entlaufen und mit Joseph sträflichen Umgang eingegangen. Diese verleumderische Sage mag wol nicht viel jünger sein, als das christliche Dogma von der übernatürlichen Erzeugung Jesu, und letzteres scheint den Feinden des Christenthums den Anknüpfungspunkt für die Anklage dargeboten zu haben. Über den Ursprung des Namens Panthera sind mancherlei Vermuthungen aufgestellt worden. Am ansprechendsten und wahrscheinlichsten ist die von Nitzsch [36]): der Name sei nichts weiter als der griechische Thiername *παν9ήρα*, und der Panther, insbesondere der weibliche Panther, habe, wie das lateinische lupa, als Bild habsüchtiger Wollust, geiziger Buhlerei gedient, und man habe demgemäß ursprünglich Jesum als „Sohn der Buhlerin" bezeichnet. Sonach wäre die Verleumdung heidnischen Ursprunges und von da zu den Juden übergegangen. Bald aber hätte sich die Sage, wie das oft der Fall war, über ihre eigene Erfindung getäuscht, und man hätte den Ausdruck Bar oder Ben Panthera für ein wirkliches Patronymicum gehalten, sodaß sich dieselbe Erscheinung darböte, wie in der jüdischen Streitfrage, ob in der Bezeichnung Jesu als Ben Stada (Sohn der Abgewichenen) das Wort Stada Name des Mannes der Mirjam oder der Mirjam selbst sei. Das Auffallendste bei der ganzen Sache war aber, daß der Name Panthera wieder von den christlichen Kirchenvätern ergriffen und in die evangelischen Geschlechtsregister Jesu mit eingereihet wurde, indem Epiphanius (Haer. 78, 7) den Joseph und Kleophas als Söhne des Jacob mit dem Beinamen *Πάν9ηρ* bezeichnet, Johannes Damascenus dagegen in seiner *ἔκθεσις τῆς ὀρθ. πίστεως* IV, 14 behauptet, Levi habe den Melchi und Panther, Letzterer den Barpanther und dieser den Joachim, den Vater der Gottesgebärerin, gezeugt [37]). — II) Die Behauptung eines Ungenannten in einem handschriftlichen Aufsatze Meditatio de Josepho Christi parente naturali, welche in den „Unschuldigen

33) So hätten wir denn hier einen von den wenigen Fällen, auf welche das Princip Bruno Bauer's seine Anwendung findet, nach welchem die evangelischen Erzählungen als Verkörperungen urchristlicher Ideen zu betrachten und nicht aus jüdisch-messianischen Begriffen abzuleiten sind. 34) Vgl. außer den eben im Texte zu nennenden Hauptwerken von Wagenseil und Huldricus folgende Schriften: *Schöttgen*, Horae hebraicae. II. p. 693 sqq. Eisenmenger, Entdecktes Judenthum. I. Bd. S. 105 fg. Paulus, Exeget. Handbuch. I, a. S. 156 fg. *Thilo*, Codex apocr. I. p. 528 sq. Ammon a. a. O. I. S. 131. 147. 35) Vgl. *Thilo* l. c. p. 528.

36) In d. Abhdl: Über eine Reihe talmudischer und patristischer Täuschungen, welche sich an den misverstandenen Spottnamen בן־פנדירא geknüpft, in Ullmann und Umbreit, Theol. Studien und Kritiken. Jahrg. 1840. 1. Heft. S. 115—120. 37) Das Genauere hierüber s. bei Nitzsch a. a. O. S. 118 fg.

Nachrichten." Jahrg. 1711 S. 622—627 zu widerlegen gesucht wird: Jesus sei der leibliche Sohn des Joseph, den derselbe auf Geheiß des Engels Gabriel mit Maria noch vor der Verehelichung gezeugt habe[38]). III) Der Einfall Venturini's[39]): Der wirkliche Vater Jesu sei Joseph von Arimathäa, welcher damals ein schöner und blühender Jüngling, obgleich schon Mitglied des hohen Rathes, selbst von der messianischen Hoffnung schwärmerisch durchdrungen, in der gleichfalls schwärmerischen Maria erst geheimnißvolle Erwartungen entzündet und dann unter günstigen Umständen die religiös-begeisterte Stimmung der Maria benutzt habe, um in ihrer Umarmung den Messias zu erzeugen. Venturini ist frech genug, zur Begründung dieses Einfalls als Analogie eine Erzählung des *Joseph.* Antiqq. XVIII, 3, 4 zu benutzen. Nach derselben hatte sich zu Rom ein vornehmer Wollüstling, der Ritter Decius Mundus, in die schöne und keusche Paulina, die Gattin des edlen Saturninus, verliebt. Diese aber wies alle seine Anerbietungen standhaft zurück. Da bestach er die Isispriester, welche der Paulina die Meinung beibringen mußten, der Gott Anubis wünsche sie im Tempel zu umarmen. Der Betrug gelang, und Decius Mundus war noch dazu so grausam, nach geschehener That sich desselben zu rühmen und so die edle Römerin aus ihrem süßen schwärmerischen Wahne furchtbar aufzuschrecken. — IV) Die von einem Ungenannten in der Schrift: „Die natürliche Geburt Jesu von Nazareth historisch beurkundet durch Flavii Josephi jüdische Alterthümer XVII, 2, 4. Geschrieben von einem Greise im Jahre 1823. (Neustadt an d. Orla 1830. VI u. 150 S.)[40]) mit unerhörter Willkür aus der genannten Stelle des Josephus[41]) herausgesponnene Hypothese: Die Pharisäer, der tyrannischen Herrschaft Herodes' des Großen müde, hätten einen Messias aufzustellen beschlossen und zur Erzeugung desselben einen bildschönen, wollüstigen Jüngling, Namens Carus, ausersehen. Die Hauptleitung des Betruges habe der Priester Zacharias, der Vater Johannis des Täufers, übernommen. Durch einen geheimen Boten sei die Maria in dessen Haus gelockt worden, und daselbst habe man den Carus in der Rolle des Engels Gabriel mit ihr zusammengebracht. Das neuge-

38) Durch des Verfassers Gründe wird zwar nicht die eigene Meinung begründet, wol aber das Dogma von der übernatürlichen Erzeugung Jesu widerlegt, und sie treffen in dieser Beziehung größtentheils mit der neuesten Kritik zusammen, daher die Mittheilung der wichtigsten unter denselben nicht uninteressant sein dürfte: 1) Christum ex semine Davidis oriundum dici non posse, si non sit a Josepho procreatus, eo quod illa phrasis semper de mascula stirpe intelligatur. 2) Genealogiam Christi apud Matthaeum et Lucam utrinque a Josepho deduci, nullibi a Maria. 3) Josephum ab evangelistis diserte patrem Christi appellari. 5) Ad verum et naturalem hominem formandum non opus esse miraculosa conceptione. 7) Nihil prophetas, nihil apostolos, nihil ipsum servatorem de articulo illo fidei divisse. 8) Religionem nostram hoc miraculo carere posse. Der Verfasser sucht seine Ansicht theils durch freie Kritik der evangelischen Berichte zu gewinnen, in welcher Beziehung seine Bemerkung: Matthaeum et Lucam in enarranda hac historia, *ut in aliis non raro*, *errasse* bona fide, *ex fama* videlicet scribentes; argumento esse ipsorum dissensiones ganz an die neueste Zeit erinnert, theils sucht er sie durch gezwungene Exegese mit dem Texte in Einklang zu bringen. So sucht er z. B. die Notiz in Luc. 3, 23 durch die Bemerkung unschädlich zu machen, *νομίζειν* werde sehr häufig auch von einer richtigen Meinung gebraucht. 39) in seinem berüchtigten Buche: Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. 1. Bd. (1800.) S. 140 fg. Auf dieselbe oder eine ähnliche Blasphemie läuft zuletzt auch die Ansicht des Dr. Paulus hinaus, wie sehr derselbe auch sie ins Dunkel zu hüllen bemüht ist. Er erklärt nämlich das *πνεῦμα ἅγιον* in Luc. 1, 35 von der eigenen Frömmigkeit der Maria, und *δύναμις ὑψίστου* übersetzt er durch gottwohlgefällige Wirksamkeit, nämlich eines männlichen Individuums. In Luc. 1, 28 läßt Paulus nach einigen, jedoch lange nicht ausreichenden, kritischen Zeugnissen das Wort *ἄγγελος* weg, sodaß blos zu übersetzen sei: ein Hereinkommender. Demnach kann die Ansicht des Dr. Paulus kaum eine andere sein, als Maria habe in einem schwärmerischen Wahne, zur Messiasgebärerin ausersehen zu sein (*πνεῦμα ἅγιον*), dem Umgange eines unbekannten Betrügers oder Betrogenen, den sie für den Engel Gabriel gehalten, sich preisgegeben. Ja I, a S. 118 sucht er die Muthmaßung Venturini's noch durch mehre angebliche Anknüpfungspunkte in jüdischen Vorurtheilen zu schärfen. Gleichwol fügt er wieder einlenkend hinzu: „Wer aber einen höheren Standpunkt erreicht hat, wird alle dergleichen Muthmaßungen nur mit dem Wunsche anhören: Möchte doch nie an den Körper Jesu mehr als an seinen Geist gedacht werden!" Gegen Paulus' Ansicht vgl. Gabler im neuesten theolog. Journal. 7. Bd. 4. Stück. S. 407 fg. Strauß a. a. O. 1. S. 225 fg. Mit Unrecht machen Olshausen, Bibl. Commentar. I. S. 47 und Neander a. a. O. S. 9 der mythischen Auffassung den Vorwurf, daß auch sie solche blasphemische Annahmen begünstige, indem, sobald die übernatürliche Erzeugung Christi geleugnet werde, man doch eine geschichtliche Grundlage des Matthäischen Berichtes anzunehmen genöthigt sei, und dies sei dann eine natürliche Schwangerschaft der Maria zum Nachtheile ihres Verlobten. Allein diese Nöthigung leuchtet durchaus nicht ein. Jene Theologen verkennen gänzlich die dramatisirende Art der dichtenden Sage. Diejenige Sage nämlich, welcher Matthäus folgt, hat sich jedenfalls in folgender Weise gebildet: Die übernatürliche Empfängniß Jesu durch eine Jungfrau stand bereits in der Anschauung der urchristlichen Gemeinde fest. Da drängte sich nun der Sagenpoesie ganz natürlich die Frage auf, wie sich Joseph bei Wahrnehmung des leiblichen Zustandes seiner Verlobten verhalten habe. Ein Mistrauen desselben in die Maria und in Folge der Entschluß, das Verhältniß zu ihr abzubrechen, war die natürlichste Annahme. Der Gerechtigkeit, Güte und Weisheit Gottes geziemte es nun, dies Mistrauen zu beseitigen, und die dichtende Sage wählte als Vermittelung das Traumgesicht, welches zugleich geeigner war zur feierlichen Ankündigung der Geburt des Erlösers.

40) Ausführliche Relationen des Inhaltes dieser wunderlichen Schrift findet man im theologischen Literaturblatt der allgem. Kirchenzeitung 1832. Nr. 16—18 u. Leipziger Literaturzeitung. Jahrg. 1832. Nr. 119. 41) In dieser Stelle wird nichts weiter erzählt, als die Pharisäer hätten der Gemahlin des Pheroras, Bruders des Herodes, die baldige Entthronung dieses Königs und seiner Nachkommen geweissagt, worauf die Herrschaft auf Pheroras und seine Nachkommen übergehen werde. Herodes, hiervon in Kenntniß gesetzt, habe die Schuldigsten hinrichten lassen, unter ihnen den Eunuchen Bageas und den Carus, der alle seine Zeitgenossen an Schönheit übertroffen habe. Bageas nämlich sei von den Pharisäern durch die Zusicherung gewonnen worden, daß er der Vater und Wohlthäter des nach ihrer Weissagung zukünftigen Königs genannt werde, welcher, Alles in seiner Gewalt habend, ihm die Kraft des Beischlafs und der Erzeugung eigener Kinder verleihen werde. — Es handelte sich mithin, besonders nach dem letzten Theile dieser Notiz, allerdings um die Aufstellung eines Messias, aber die Erwartung desselben wurde ja, nach dem klaren Wortsinne der Stelle, an die Familie des Pheroras, nicht aber an die Person des Carus, geknüpft.

borene Kind, Jesus, sei den Essäern zur Erziehung übergeben worden. Als nach des Archelaus Entfernung die Pharisäer und Synedristen für ihre hierarchischen Bestrebungen wieder freiere Hand bekommen, hätten sie eines Messias nicht mehr bedurft und daher Jesum aufgegeben. Nun erst, nachdem dieser sich selbst überlassen gewesen, sei die besondere Gestalt seines Charakters und Auftrittes möglich geworden, wie er denn schon von den Essäern in ihrem Sinne zum Messias erzogen worden sei. Vgl. hiergegen Korb, Anticarus. (Leipzig 1831.)

Aus Luc. 2, 7 und Matth. 1, 25 (*οὐκ ἐγίνωσκεν αὐτὴν, ἕως οὗ ἔτεκε τὸν υἱὸν αὐτῆς τὸν πρωτότοκον*) geht unzweifelhaft hervor, daß Joseph mit Maria noch mehre Kinder erzeugte. Zwar hat man nicht selten aus nachher zu berührenden dogmatischen Gründen behauptet, Jesus werde hier *πρωτότ.* deshalb genannt, weil Maria vorher noch keine Kinder gehabt habe. Allein, wenn man auch ein Kind bei seiner Geburt das Erstgeborene nennen kann, weil die Möglichkeit vorhanden ist, daß noch Andere nachgeboren werden [42]), so konnte dies doch keineswegs in dem fraglichen Falle von den Evangelisten geschehen, welche zu einer Zeit schrieben, in der es nach jener Annahme längst entschieden war, daß Jesus das einzige Kind seiner Mutter gewesen. Da nun in den Stellen Matth. 12, 46 fg. 13, 55 fg. Marc. 3, 31 fg. 6, 3. (hier und in der Parallelstelle Marc. 13, 55 werden die Brüder mit Namen genannt: Jacobus, Joses, Simon und Judas) Luc. 8, 19. Joh. 2, 12. Apstgsch. 1, 14 ausdrücklich Brüder oder Brüder und Schwestern [43]) Jesu in Verbindung mit seiner Mutter Maria (Matth. 13, 55 auch in Verbindung mit Joseph), anderwärts (Joh. 7, 3. 5. 1 Kor. 9, 5. Gal. 1, 19) Brüder des Herrn schlechthin erwähnt werden, so scheint es beim ersten Blicke die ausgemachteste Sache zu sein, daß man in allen diesen Stellen an nachgeborene leibliche Kinder des Joseph aus der Ehe mit Maria zu denken habe. Gleichwol ist diese Annahme theils durch anderweite historische Data, theils aber auch durch die dogmatische Befangenheit der kirchlichen Theologen dermaßen zweifelhaft geworden, daß die Frage, wer jene Brüder und Schwestern Jesu gewesen, und in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse sie mithin zu Joseph gestanden haben, zu den verwickeltsten, die Urgeschichte des Christenthums betreffenden Untersuchungen gehört und im Verlaufe der Zeit sechs Ansichten hierüber ans Licht getreten sind; nämlich: I) die Brüder und Schwestern des Herrn seien leibliche Kinder Joseph's aus einer früheren Ehe. Dies ist die Ansicht sämmtlicher apokryphischer Evangelien (Protev. Jac. 9. 17. Hist. Josephi arab. 2. Ev. infant. arab. 35 u. 43. Ev. de nativ. Mariae et inf. serv. c. 8 (ed. *Thilo* p. 362), sowie der meisten Kirchenväter [44]), welche in Relation der Namen der vier *ἀδελφοί* mit Matth. 13, 55. Marc. 6, 3 übereinstimmen, während sie desto mehr in Angabe der Namen der Schwestern Jesu, deren die älteren Kirchenschriftsteller zwei, spätere dagegen drei [45]) annehmen, von einander abweichen [46]). Jene angebliche frühere Gattin des Joseph nennen Einige Salome, Andere Escha [47]). Erwägt man aber die oben geschilderte unverhohlene Tendenz der apokryphischen und patristischen Schriftsteller im dogmatischen Interesse für die übernatürliche Zeugung Jesu auch die immerwährende Jungfrauschaft der Maria zu vertheidigen, indem der zu einem so ausgezeichneten Gefäße der göttlichen Allmacht und Gnade ausersehen gewesene Leib durch sinnliche Berührung eines Mannes entweiht worden wäre [48]), so wird man diese Ansicht zwar als dogmatisch consequent und in ihren Prämissen ästhetisch-schön finden, desto gerechteren Verdacht aber gegen deren historische Wahrheit hegen müssen. — Eine bloße Modification der so eben beurtheilten Ansicht, nur künstlicher, complicirter und willkürlicher, ist die neuerdings von Tholuck [49]) als die beste Auskunft zur Schlichtung der Streitfrage bezeichnete Hypothese Theophylakt's [50]): die Brüder und Schwestern Jesu seien Kinder des Joseph aus einer Leviratsehe (5 Mos. 25, 5—10) mit seines Bruders Klopas oder Alphäus Weibe, der Maria, der Schwester der heiligen Jungfrau (Joh. 19, 25), weshalb der Erstgeborene, Jacobus, der nachmalige Apostel, sowol den Beinamen *ὁ τοῦ Ἀλφαίου* und doch zugleich auch *ἀδελφὸς τοῦ κυρίου* habe führen können. Gegen diese Hypothese streiten aber nicht nur die der vorigen Ansicht entgegenstehenden Bedenken, sondern auch diejenigen Gründe, die wir gegen die dritte Meinung geltend zu machen haben werden. Da übrigens die vermeintliche Leviratsgattin Maria zur Zeit des Todes Jesu noch lebte (Joh. 19, 25. Matth. 27, 56. Marc. 15, 40. 47. 16, 1. Luc. 24, 10), so hätte man überdies noch anzunehmen, daß ihre Ehe mit Joseph vor dessen Verlobung mit der Jungfrau Maria wieder aufgelöst worden sei. — Nach der dritten Ansicht werden in allen neutestamentlichen Stellen unter den Brüdern und Schwestern Jesu Geschwisterkinder desselben (*ἀνεψιοί*, consobrini), nämlich Kinder der Maria, der Schwester der heiligen Jungfrau, und des Klopas

42) Die Voraussetzung dieser Möglichkeit liegt auch in der alttestamentlichen Gesetzesvorschrift 2 Mos. 13, 2, auf welche sich daher die Orthoderen mit Unrecht berufen, zum Beweise jenes angeblichen Gebrauches von *πρωτότοκος*. Gegen die noch unsinnigere Behauptung, daß durch den Satz *οὐκ ἐγίνωσκεν αὐτὴν ἕως οὗ κ. τ. ἔ.* die eheliche Gemeinschaft zwischen Joseph und Maria für alle Zeiten ausgeschlossen werde, vgl. Strauß a. a. O. I. S. 239. 43) Auch in Marc. 3, 32 haben Mill, Matthäi, Griesbach und Lachmann nach vielen kritischen Auctoritäten einen Zusatz *καὶ αἱ ἀδελφαί σου* aufgenommen, aber wol mit entschiedenem Unrecht; vgl. Fritzsche u. Kühnöl z. d. St.

44) Vgl. die Stellen bei Thilo a. a. O. S. 362 fg. Origenes zu Matth. p. 463. T. III., ed. *de la Rue* führt als Quelle dieser Ansicht auch das Evangelium Petri an. 45) Auch der Evangelist Matthäus scheint an mehr denn zwei Schwestern gedacht zu haben, indem er sonst den Nazarethanern nicht wohl die Worte *καὶ αἱ ἀδελφαὶ αὐτοῦ οὐχὶ πᾶσαι πρὸς ἡμᾶς εἰσι;* hätte in den Mund legen können. 46) Vgl. Thilo a. a. O. S. 363. 47) Vgl. Thilo a. a. O. 48) Origenes a. a. O. spricht dies geradezu aus: *οἱ ταῦτα λέγοντες τὸ ἀξίωμα τῆς Μαρίας ἐν παρθενίᾳ τηρεῖν μέχρι τέλους βούλονται, ἵνα μὴ τὸ κοιτὸν ἐκεῖνο σῶμα διακονήσασθαι τῷ εἰπόντι λόγῳ· πνεῦμα ἅγιον ἐπελεύσεται ἐπί σε — — γνῷ κοίτης ἀνδρὸς μετὰ τὸ ἐπελθεῖν ἐν αὐτῇ πνεῦμα ἅγιον κ. τ. ἔ.* 49) Commentar zu Joh. 2, 12. 50) Comment. zu Matth. Cap. 13 und zu Galat. 1, 19.

oder Alphäus, nach Hegesippus (bei Euseb. K.-G. III, 11 und IV, 22) eines Bruders des Joseph, verstanden. Diese Ansicht wurde zuerst von Hieronymus [51]), dann von Theodoret [52]), Augustinus [53]) und Anderen vorgetragen, gelangte zu fast allgemeiner Anerkennung in der Kirche des Mittelalters, erhielt sich in diesem Ansehen auch nach der Reformation bei den Katholiken und orthodoxen Protestanten [54]) und fand noch neuerdings an Jessen [55]), Guerike [56]), Olshausen [57]), Kuhn [58]), Schneckenburger [59]) und Anderen namhafte Vertheidiger. Ihren Ursprung verdankt diese Ansicht einem noch weit stärkeren dogmatischen Vorurtheile als die beiden ersten. Die kirchlich dogmatische Strenge begnügte sich nämlich für die Länge nicht mit der beständigen Jungfrauschaft der Maria, sondern vindicirte dieselbe auch, und zwar that dies zuerst Hieronymus [60]), dem Joseph, und sah sich daher genöthigt, die ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου zu bloßen Vettern herabzusetzen. Doch fehlt es auch nicht an historischen Gründen, um deren willen mehre Neuere für diese Ansicht sich entschieden, während Andere mehr oder minder bewußt durch dogmatische Motive sich zu deren Gunsten bestimmen lassen [61]). Jene historischen Gründe sind aber folgende: Nach dem Tode des älteren Jacobus, des Zebedaiden (Apstgsch. 12, 2), erscheint auf dem Schauplatze der urchristlichen Geschichte fortan nur ein Jacobus und zwar an der Spitze der Gemeinde zu Jerusalem in engster Verbindung mit den Aposteln und als Mann von apostolischem Ansehen und Einflusse (Apstgsch. 12, 17. 15, 13 fg. 21, 18 fg. Galat 2, 9. 12. 1 Kor. 9, 5. 15, 9). Derselbe führte nicht nur das Ehrenpradicat des Gerechten (nach Hegesippus bei Euseb. K.-G. 2, 23), sondern auch nach Gal. 1, 19. *Joseph.* Antt. 20, 9. 1 und in vielen patristischen Stellen das eines ἀδελφὸς τοῦ κυρίου. Nun gedenkt Lucas der Brüder des Herrn nur an zwei Stellen (Evgl. 8, 19. Apstgsch. 1, 14), und zwar ohne sie mit Namen zu nennen. Hätte nun Lucas bei Erwähnung des zweiten Jacobus einen leiblichen Bruder des Herrn von diesem Namen, folglich ein bis dahin von ihm nicht genanntes Individuum gemeint, so erwartet man, daß er ihn, um jeder Verwechselung vorzubeugen, als neues Subject nach der genannten Eigenschaft bezeichne. Da dies nun nicht geschieht, so fühlt man sich versucht, an den zweiten Jacobus zu denken, welcher im Apostelkatalog als Sohn des Alphäus aufgeführt wird. Daß aber Lucas nicht gewußt habe, welcher Jacobus der Gemeinde von Jerusalem vorgestanden, läßt sich nicht denken, da er denselben mit Paulus selbst (σὺν ἡμῖν Apstgsch. 21, 18) besucht hatte [62]). Es kommt hinzu: In Matth. 27, 56. Marc. 15, 40. 47. 16, 1. Luc. 24, 10 wird eine Maria als die Mutter eines Jacobus und Joses angeführt. Diese Maria war nach Joh. 19, 25 eine Schwester der Mutter Jesu und, Gattin des Klopas [63]). Klopas und Alphäus aber lassen

51) de vir. illustr. c. 2; contra Helvid. c. 7 u. 13 und zu Matth. 12, 46. — Kuhn in seinem Aufsatze: „Die Brüder Jesu und Jacobus Alphäi" in den von ihm, Lederer, Luft und Staudenmaier herausgegebenen Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie. Jahrg. 1834. 1. Hft. S. 41 fg., sucht auch den Origenes zu einem Gewährsmanne für diese Ansicht zu machen. Und allerdings fällt es auf, daß derselbe zu Matth. S. 103 die von uns oben im Texte unter Nr. 1) angeführte Ansicht wie eine fremde Meinung anführt: τοὺς δὲ ἀδελφοὺς, Ἰησοῦ φασί τινες εἶναι — — ἐκ τοῦ Ἰωσὴφ ἐκ προτέρας γυναικὸς συνοικησάσης αὐτῷ πρὸ τῆς Μαρίας. Gänzlich verfehlt ist aber das von Kuhn aufgestellte Argument. Da Origenes a. a. O. auf die Paulinische Stelle im Galaterbriefe sich beziehe, wo des Jacobus als Bruders des Herrn gedacht werde (Ἕτερον δὲ τῶν ἀποστόλων οὐκ εἶδον, εἰ μὴ Ἰάκωβον τὸν ἀδελφὸν τοῦ κυρίου Γαλ. 1, 19), wo Jacobus für einen Apostel, mithin für den Sohn des Alphäus und für einen Vetter Jesu gehalten haben, weil ihn Paulus a. a. O. zu den Aposteln rechne. Allein letzteres fragt sich eben und ist diese Frage, wie wir glauben und weiter unten nachweisen werden, zu verneinen. In Homil. 7 ad Luc. dagegen erklärt Origenes die Brüder Jesu geradezu für Söhne Joseph's aus einer andern Ehe als der mit Maria (quod asserunt [sc. haeretici] eam nupsisse post partum, unde approbent non habent. Hi enim *filii, qui Joseph dicebantur, non erant orti de Maria*, neque est ulla scriptura, quae ista commemoret. Dasselbe erklärt er in der von Credner, Einleit. ins N. T. 1. Th. S. 588, mitgetheilten Stelle: Ζητεῖται παρὰ πολλοῖς, περὶ τῶν ἀδελφῶν Ἰησοῦ, πῶς εἶχε τούτους, τῆς Μαρίας μέχρι τελευτῆς παρθένου διαμεινάσης. Ἀδελφοὺς μὲν οὐκ εἶχε φύσει, οὔτε γὰρ παρθένον τεκοῦσης ἕτερον, οὐδὲ αἰτὸς ἐκ τοῦ Ἰωσὴφ τυγχάνων. Νόμῳ τοιγαροῦν ἐχρημάτισαν αὐτοῦ ἀδελφοί, οἱοι Ἰωσὴφ ὄντες ἐκ προτεθνηκυίας γυναικός. Origenes hat demnach entweder in der ersten Stelle von den daselbst genannten τινες sich selbst nicht ausschließen wollen, oder, wenn dies der Fall war, nicht immer dieselbe Ansicht über die Streitfrage gehabt. 52) zu Galat. 1, 19. Ἀδελφὸς τοῦ κυρίου ἐκαλεῖτο μὲν, οὐκ ἦν δὲ φύσει· οὔτε μὲν, ὡς τινὲς ὑπειλήφασι, τοῦ Ἰωσὴφ υἱὸς ἐνυπάρχων, ἐκ προτέρων γάμων γενόμενος, ἀλλὰ τοῦ Κλωπᾶ μὲν ἦν υἱὸς, τοῦ δὲ κυρίου ἀνεψιὸς· μητέρα γὰρ εἶχε τὴν ἀδελφὴν τῆς τοῦ κυρίου μητέρος. 53) Tractat. 28 in Joannem. 54) Vgl. Kuhn a. a. O. S. 69. *Geyer*, De consobrinis J. Chr. (Viteb. 1777. 4.) 55) De authentia epistolae Judae. (Lips. 1821.) p. 36 sqq. 56) Beiträge zur Einleit. ins N. T. (Halle 1828.) S. 156 fg. Dessen historisch-kritische Einleitung ins N. T. (Leipz. 1843.) S. 483 fg. 57) Bibl. Commentar zu Matth. 13, 55 fg. 58) a. a. O. S. 71 fg. 59) Annotatio ad epistolam Jacobi (Stuttg. 1832.) p. 144 sqq. Dessen Beiträge zur Einleitung ins N. T. (Stuttg. 1832.) S. 214 fg. 60) In den Anmerk. 51 angeführten Stellen.

61) Vgl. z. B. Olshausen, Bibl. Comment. zu Matth. 1, 25 (S. 59 fg.): „Offenbar kannte Joseph nach solchen Erfahrungen [der übernatürlichen Erzeugung Jesu und ihrer wunderhaften Vorausverkündigung] mit Fug und Recht glauben, daß seine Ehe mit Maria einen anderen Zweck habe, als den, Kinder zu erzeugen; — — naturgemäß scheint es doch zu sein, daß die letzte Davididin (?) des Geschlechts, aus dem der Messias geboren ward, nun eben auch mit diesem letzten ewigen Sprößling ihr Geschlecht beschloß." — Dagegen Stier, Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß. 1. Samml. S. 406: „Warum sollte Gott eine fromme Ehe nicht gesegnet haben, die er doch durch den Engel auch nach Jesu Empfängniß ausdrücklich als Ehe bestätigt und geboten hatte Matth. 1, 20? Gott will nirgends Schein, also auch hier nicht eine Scheinehe." 62) Vgl. Wieseler, „Über die Brüder des Herrn" u. s. w. in Ullmann und Umbreit theologischen Studien und Kritiken. 1842. 1. Heft. S. 86—89. 63) Diese von jeher allgemein gangbare Annahme von dem verwandtschaftlichen Verhältnisse der beiden Marien hat Wieseler (in d. Abhdl.: „Die Söhne Zebedäi, Vettern des Herrn" in d. theol. Studien u. Kritiken. 1840. 3. Heft. S. 648 fg.) durch eine neue Erklärung der Stelle Joh. 19, 25 zu bestreiten gesucht, welche aber schwerlich Stich hält, wie wir in dieser Encyklopädie 2. Sect. 22. Bd. S. 1 fg. nachgewiesen haben.

sich leicht als verschiedene Gräcisirungen des Namens חַלְפַי fassen, nach den Analogien von חַגַּי, *Ἀγγαῖος*, פָּסַח, *Φασέκ* LXX zu 2 Chron. 30, 1. עֵבֶר, *Ταλέκ*[64]). Da nun, wie oben bemerkt wurde, nach Hegesippus' Angabe Klopas ein Bruder Joseph's war, so waren Jesus und der Alphäide Jacobus von beiden Ältern Geschwisterkinder. Da ferner in Marc. 15, 40 Jacobus der Sohn der Maria das Epitheton *ὁ μικρός* erhält, so wird man kaum umhin können, dasselbe als Gegensatz zu dem Zebedaiden, als dem älteren Jacobus, zu fassen. Weiter kommt in Betracht, daß der Verfasser des Briefes Judä im Eingange als *ἀδελφὸς Ἰακώβου* sich bezeichnet. Zu dieser Selbstbezeichnung hatte er aber nur dann genügenden Grund, wenn dieser Jacobus ein allgemein bekannter Mann war, und als solchen bietet uns die älteste Kirchengeschichte nur jenen berühmten Jacobus, den Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem. Nun aber nennt Lucas Ev. 6, 16 den Apostel Judas *Ἰούδας Ἰακώβου*. Zwar fehlt der Name dieses Apostels in den Verzeichnissen des Matthäus und Marcus, aber statt dessen nennen diese einen Anderen, Namens Thaddäus oder Lebbäus[65]) [welche beiden Namen wahrscheinlich identisch sind, indem Lebbäus von לֵב das Herz, Thaddäus vom aram. תַּד die Mutterbrust (hebr. שַׁד), dann wahrscheinlich soviel als Herz, gebildet ist, und den Beherzten bezeichnen] und zwar in Verbindung mit dem Alphäiden Jacobus. Dieser Umstand ist in dem Verzeichnisse des Matthäus von besonderer Wichtigkeit, indem dieser Evangelist die Apostel nach Paaren zusammenstellt und kurz vorher zwei Brüderpaare nennt. Man wird sich daher kaum der Vermuthung entschlagen können, daß bei Lucas *ἀδελφὸς* zu *Ἰακώβου* zu suppliren sei, wogegen auch von Seiten der Grammatik nichts einzuwenden ist[66]), und daß mithin Judas der eigentliche Name des Apostels, Thaddäus oder Lebbäus dagegen sein Beiname war. Endlich hatte nach Hegesippus bei Euseb. K.-G. 3, 11 und 4, 22 Klopas noch einen Sohn, Namens Symeon, was bekanntlich eine andere Form für Simon ist. Da nun nach Matth. 13, 55 und Marc. 6, 3 die vier Brüder Jesu die Namen Jacobus, Judas, Joses und Simon führten, so könnte man sich veranlaßt fühlen, dieselben mit den Söhnen der Maria, der Mutterschwester Jesu, für identisch und folglich für Vettern Jesu zu halten, indem das Wort *ἀδελφὸς* wie das hebr. אָח und das lateinische frater bekanntlich auch im weiteren Sinne von Vettern gebraucht wird; vgl. *Xen.* Cyrop. I. 5. 4. *Cic.* ad Attic. I, 5. *Liv.* 35, 10. LXX zu 1 Mos. 13, 8. 29, 15. 1 Chron. 3, 15 fg. Warum dieser weitere und unbestimmte Ausdruck statt des speciellen *ἀνεψιοί* gebraucht sei, davon lassen sich verschiedene Gründe denken. Es ließe sich mit Schneckenburger annehmen, die Mutter Jesu sei nach dem frühzeitig erfolgten Tode ihres Gatten in das Haus ihrer Schwester gezogen, und so habe man sich gewöhnt, die Söhne des Alphäus, welche von Kindheit an mit Jesus zusammenlebten, als dessen Brüder zu bezeichnen. Oder die judaisirenden Christen, bei denen bekanntlich Vorzüge leiblicher Abstammung soviel galten, hätten jene Vettern Jesu durch die engere Verwandtschaftsbezeichnung besonders zu ehren gemeint. Oder endlich die Bezeichnung des jüngeren Jacobus durch *ἀδελφὸς τοῦ κυρίου* kann sich im Gegensatze zu *ἀδελφὸς Ἰωάννου*. dem Epitheton des Zebedaiden Jacobus (Apstgsch. 12, 2), gebildet haben und dann auf die übrigen Söhne des Alphäus übertragen worden sein. Indessen streiten gegen diese Identificirung der Brüder Jesu mit den Söhnen des Alphäus folgende Gründe: 1) werden die Brüder Jesu bei dessen Lebzeiten, und zwar geraume Zeit nach der Auswahl der 12 Apostel (Joh. 6, 70) noch als ungläubig dargestellt, Joh. 7, 5 coll. Marc. 3, 21. Erst nach der Himmelfahrt Jesu erscheinen sie unter den Christen, werden aber alsdann ausdrücklich von den Aposteln unterschieden, Apstgsch. 1, 14. Hätten nun zwei dieser Brüder zu den Aposteln gehört, so hätte in den Stellen Joh. 7, 5. Apstgsch. 1, 14 nicht von „den Brüdern Christi" schlechthin die Rede sein können. Auch würde es befremden, daß in den Apostelkatalogen Jacobus und Judas nicht nach ihrer Eigenschaft als *ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου* genannt werden. 2) Wenn der Alphäide Jacobus nach dem Abschiede Jesu von der Erde zu so bedeutendem Ansehen und Einfluß gelangt wäre, wie dem *ἀδελφὸς τοῦ κυρίου* dieses Namens beigelegt wird, so müßte es auffallen, daß sich Derselbe in den Evangelien auch nicht ein einziges Mal durch eine besondere Eigenschaft, Rede oder Handlung bemerkbar macht, während es recht wohl denkbar ist und durch das Beispiel des Paulus am klarsten veranschaulicht wird, daß ein früherhin Ungläubiger seit seiner Bekehrung eine bedeutende Kraftfülle im Dienste des göttlichen Reiches entfaltete. 3) Weit entfernt, daß die Stelle Gal. 1, 19 einen Beweis für die Identität des Jacobus, Bruders des Herrn, mit dem Alphäiden dieses Namens enthielte, wird vielmehr in dieser Stelle, sobald man sie richtig versteht, Jacobus von den Aposteln unterschieden. Diejenigen nämlich, welche jene Identität vertheidigen, stellen die Worte *ἕτερον δὲ τῶν ἀποστόλων οὐκ εἶδον* in Beziehung zum Folgenden *εἰ μὴ Ἰάκωβον κ. τ. λ.* und nehmen *εἰ μή* exceptive in der Bedeutung außer, wie 2 Kor. 12, 5 und 1 Kor. 2, 12, sodaß Jacobus als Apostel bezeichnet würde. Allein die Worte *ἕτερον τῶν ἀποστόλων* können doch offenbar nur auf das Vorhergehende, auf Petrus, sich beziehen. Hätte Paulus ihre Beziehung mit auf das Folgende ausdehnen wollen, so würde er ohne Zweifel *εἰ μὴ ἕτι Ἰάκωβον* gesagt haben. Das *εἰ μή* kann daher nur rein exclusive in dem Sinne von blos gefaßt werden, wie Matth. 12, 4. Apokr. 21, 27, sodaß Jacobus vom Kreise der Apostel ausgeschlossen wird. Zwar bemerkt Schneckenburger[67]): da Apstgsch. 9, 27 fg. und Gal. 1, 19 von

64) Andere Beispiele s. bei Mayerhoff, Einleitung in die Petrinischen Schriften. (Hamburg 1835.) S. 54 fg. 65) Statt der gewöhnlichen Lesart *Λεββαῖος ὁ ἐπικληθεὶς Θαδδαῖος* bei Matth. 10, 3 ist höchst wahrscheinlich nur *Λεββαῖος* zu lesen ohne den Beisatz; vgl. De Wette, Exeget. Handb. zu d. St. 66) Vgl. Winer's neutest. Grammatik. S. 175. 4. Aufl. Dessen bibl. Realwörterbuch. I. Bd. S. 746.

67) Annot. ad epist. Jacobi. (Stuttg. 1832.) p. 145.

einem und demselben Aufenthalte des Paulus in Jerusalem die Rede sei, und nach ersterer Stelle (*ἦλθε πρὸς τοὺς ἀπεστόλους καὶ διῆγεν μετ' αὐτῶν κ. τ. λ.* u. V. 28: *καὶ ἦν μετ' αὐτῶν*) Paulus mit mehr als einem Apostel zusammengetroffen sein müsse: so könne Gal. 1, 19 nur der Alphäide Jacobus gemeint sein. Allein es wird jetzt immer mehr anerkannt, daß die Apostelgeschichte bei ihrem bekannten mangelhaften Charakter nicht zum Regulativ der historischen Erklärung der Paulinischen Briefe dienen kann. Lucas kann sich ja auch hier eine historische Ungenauigkeit haben zu Schulden kommen lassen; aber man hat diese Annahme nicht einmal nöthig, da er den Ausdruck *ἀπόστολοι* auch im weiteren Sinne gebraucht haben kann, wie Apstgsch. 14, 4. 14. — In der Stelle 1 Kor. 15, 7, auf welche sich die Vertheidiger der in Rede stehenden Ansicht ebenfalls für denselben Zweck berufen haben, sind die Worte *τοῖς ἀποστόλοις πᾶσι* keinesweges im Gegensatze zu dem einen Jacobus [68]) gesagt, sodaß dieser mit zu den Aposteln gerechnet würde. In diesem Falle hätte es *πᾶσι τοῖς ἀποστόλοις* heißen müssen. So aber urgirt Paulus nur die Universalität der apostolischen Augenzeugenschaft als solche ohne irgend eine gegensätzliche Beziehung. 4) Der Verfasser des Briefes Judä schließt sich selbst V. 17 ausdrücklich von den Aposteln aus. 5) Hegesippus, welcher als Judenchrist und vermöge seiner Stellung zu den judenchristlichen Parteien die beste Kunde von den verwandtschaftlichen Verhältnissen Christi haben konnte, unterscheidet den Jacobus, Bruder des Herrn, ausdrücklich von den Aposteln, indem er bei Euseb. K.-G. 2, 23 sagt, derselbe habe mit den Aposteln (*μετὰ τῶν ἀποστόλων*) die Leitung der Kirche übernommen, während er, wenn er ihn mit zu denselben gerechnet hätte, *μετὰ τῶν λοιπῶν ἀποστόλων* gesagt haben würde. Zwar haben die Vertheidiger der Identität der beiden Jacobus durch Annahme einer Ungenauigkeit des Ausdruckes sich zu helfen gesucht und zu diesem Behufe auf Apstgsch. 5, 29 (— *ὁ Πέτρος καὶ οἱ ἀπόστολοι εἶπον*) sich berufen. Allein wenn auch mittels der Copula aus einer Gesammtheit ein zu derselben gehöriges Subject besonders herausgehoben und neben dieser Gesammtheit genannt wird, wie in dieser Stelle der Apostelgeschichte, so wird man den gleichen Fall wol schwerlich bei Präpositionen, wie *μετὰ*, *σὺν* und dergl. wahrnehmen. Ferner haben Viele, und zuletzt noch Kuhn [69]), ein anderes Fragment des Hegesippus bei Euseb. K.-G. 4, 22, wo es heißt: *μετὰ τὸ μαρτυρῆσαι Ἰάκωβον τὸν δίκαιον, ὃς καὶ ὁ κύριος ἐπὶ τῷ αὐτῷ λόγῳ* (auf Veranlassung derselben Lehre) *πάλιν ὁ ἐκ θείου αὐτοῦ Συμεὼν ὁ τοῦ Κλωπᾶ καθίσταται ἐπίσκοπος, ὃν προέθεντο πάντες ὄντα ἀνεψιὸν τοῦ κυρίου δεύτερον*, für ihren Zweck dahin erklärt: Nach dem Martyrertode des Jacobus sei abermals ein Sohn des väterlichen Oheims [70]) Jesu, Symeon, Sohn des Klopas, als Bischof eingesetzt worden, welchen Alle als zweiten Neffen (im Gegensatze zu seinem Vorgänger im Episkopate als erstem Neffen) des Herrn vorgeschlagen hatten. Diese Erklärung ist aber entschieden irrig. Zwar hat man nicht nöthig, mit Credner das *αὐτοῦ* auf das Hauptsubject des Satzes, den Jacobus, zu beziehen, welche Construction ohnehin durch eine andere Stelle des Hegesippus bei Euseb. 3, 20 bedenklich gemacht wird, wo derselbe den Symeon ausdrücklich *τὸν ἐκ θείου τοῦ κυρίου* nennt. Sonach ist die gewöhnliche Auslegung natürlicher, nach welcher Symeon Sohn des väterlichen Oheims Jesu, also des Klopas, genannt wird. Daß aber zu den Worten *πάλιν ὁ ἐκ θείου* nicht Jacobus, als ebenfallsiger Sohn des Oheimes Jesu als Gegensatz zu denken sei, lehrt schon der Gebrauch des Artikels; solch eine antithetische Beziehung hätte nur durch *ἄλλος τις τῶν ἐκ θείου* oder dergleichen ausgedrückt werden können. Daher kann *πάλιν* nicht mit *ὁ ἐκ τοῦ θείου*, sondern nur mit *καθίσταται* verbunden werden in dem Sinne: es wird von Neuem als Bischof eingesetzt, nämlich nachdem der erste gestorben war. *Δεύτερον* aber gehört nicht zu *ἀνεψιόν*, sondern ist vom Vorhergehenden durch Komma zu trennen, und *ἐπίσκοπον* dazu zu suppliren, im Gegensatze zu Jacobus als erstem Bischofe [71]).

68) Daß hier der berühmte Jacobus gemeint sei, geht daraus hervor, daß ihn Paulus ohne weiteren Beisatz nennt. Wäre der Sohn des Zebedäus gemeint, so hätte es Paulus nicht unbemerkt lassen können, indem dieser Apostel zur Zeit der Abfassung des ersten Briefes an die Korinther nicht mehr am Leben war. Auch die früheste kirchliche Tradition nahm Jacobus den Gerechten als denjenigen an, welchem die Erscheinung des Auferstandenen zu Theil geworden sei, wie man aus der von Hieronymus de viris illustr. c. 2 angeführten Stelle des Hebräerevangeliums sieht. 69) a. a. O. S. 64; auch Neander in der ersten Auflage seiner Geschichte des apostolischen Zeitalters S. 427 und sogar De Wette, Einleit. ins N. T. S. 303 u. 305. 4. Aufl. (Leipz. 1843.) Doch hat Neander in der dritten Auflage diese Erklärung stillschweigend zurückgenommen.

70) Kuhn a. a. O. will sogar *θείας* ändern, um es auf die Mutterschwester Jesu zu beziehen. 71) Versteht man unter den Matth. 13, 55. Marc. 6, 3 mit Namen genannten *ἀδελφοῖς* des Herrn Vettern desselben, so war nach keiner dieser Stellen Symeon der zweite, sondern nach Matthäus der dritte und nach Marcus der vierte Vetter Jesu, wenn nämlich, wie es das Wahrscheinlichste ist, die Reihenfolge der *ἀδελφοί* in diesen Stellen nach dem Alter gemacht ist. Als einen unter mehren Vettern mit Rücksicht auf Jacobus als schon genannten Vetter hätte Hegesippus den Symeon durch *ἄλλον τινὰ ἀνεψιόν* bezeichnen müssen. Wollte man aber mit Neander (Gesch. der Leitung und Pflanzung des Christenthums durch die Apostel. 2. Bd. S. 483. 3. Aufl.) und Schaf (Das Verhältniß des Jacobus, Bruders des Herrn, zu Jacobus Alphäi, aufs Neue exegetisch und historisch untersucht. Berlin 1842.) die genannten Stellen der Evangelien von leiblichen Brüdern verstehen, und gleichwol in der Stelle des Hegesippus in den Worten *ὄντα ἀνεψιὸν τοῦ κυρίου δεύτερον* einen Gegensatz zu dem Alphäiden Jacobus als ersten Vetter annehmen, ohne aber deshalb Letzteren mit dem Bischofe Jacobus dem Gerechten zu identificiren: so begreift man nicht, warum die Wähler diese zweite Stelle in der Altersfolge zum Motive ihrer Wahl gemacht hätten. Dies hätte nach jüdischem Legitimitätsprincipe doch nur dann der Fall sein können, wenn der Vorgänger im Episkopate erster Neffe des Herrn gewesen wäre. Denn in dem Participialsatze *ὄντα ἀνεψιὸν τοῦ κυρίου* soll jedenfalls das Motiv von *προέθεντο* bezeichnet werden, und derselbe ist keineswegs bloße Apposition zu *ὃν* ohne logische Beziehung; als bloße historische Apposition würden die Worte im Nominativ mit *ὁ τοῦ Κλωπᾶ* verbunden worden sein. Andere Gründe s. bei Credner in d. Jen. Lit.-Zeit. 1843. Nr. 195. S. 791.

Auch von Eusebius wird Jacobus, der Bruder des Herrn und Bischof von Jerusalem, als Sohn des Joseph bezeichnet [72]) und in mehren Stellen ausdrücklich von den Aposteln unterschieden, oder höchstens als Apostel im weiteren Sinne zu ihnen gerechnet [73]). Endlich unterscheiden auch die apostolischen Constitutionen gedachten Jacobus aufs Unzweideutigste von den Aposteln [74]). 6) Wie viele Gründe sich dem Obigen zufolge auch denken lassen, welche die Bezeichnung der Vettern Jesu durch ἀδελφοί hätten veranlassen können, so müßte es doch auffallen, daß weder im Neuen Testamente, noch in den älteren kirchlichen Schriften sich jemals der genauere Ausdruck ἀνεψιοί findet, obschon derselbe dem neutestamentlichen Sprachschatze nicht fremd war; vgl. Kolossi. 4, 10. — So sieht man sich denn von allen Seiten zu der vierten Ansicht hingedrängt, die wir gleich im Eingange dieser Untersuchung als die natürlichste und am ersten sich darbietende bezeichneten, nach welcher unter ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου leibliche Brüder verstanden werden. Dieselbe fand schon im christlichen Alterthume ihre Vertreter an dem Arianer Eunomius, den Antidikomarianiten Helvidius, Bonosus, Jovinianus, wie es scheint auch an Tertullianus [75]) und wahrscheinlich allen Denen, welche Jesum für den leiblichen Sohn des Joseph und der Maria hielten, in dem Diesen doch die Annahme am nächsten lag, daß die Ältern Jesu nach dessen Geburt ihre Ehe fortgesetzt hätten [76]). In unserer Zeit aber ist sie von Herder [77]), De Wette [78]), Clemen [79]), Fritzsche [80]), Winer [81]), Rückert [82]), Mayerhoff [83]), Credner [84]), Neander [85]), Blom [86]), Schaf [87]) und Andern vertheidigt worden, und scheint jetzt unter den aufgeklärten und wissenschaftlichen Theologen allgemein herrschend zu werden. Wir haben somit aus dem Vorigen das Resultat gewonnen, daß zwei ganz eng verwandte Familien je vier Söhne hatten, welche die Namen Jacobus, Judas, Simon und Joses führten. Diese Gemeinsamkeit der Namen kann nicht weiter auffallen, einmal da grade die genannten Namen unter den Juden sehr gangbar waren, dann aber bei dem Werthe, den dieses Volk auf die Na-

---

72) Hist. eccles. II, 1: *τότε δὴ καὶ Ἰάκωβον, τὸν τοῦ κυρίου λεγόμενον ἀδελφόν, ὅτι δὴ καὶ οὗτος τοῦ Ἰωσὴφ ἀνόμαστο παῖς, τοῦ δὲ Χριστοῦ πατὴρ ὁ Ἰωσήφ* [oder statt οὗτος bis πατὴρ ὁ Ἰωσὴφ nach richtigerer Lesart: *οὗτος υἱὸς ἦν τοῦ Ἰωσήφ*, vgl. Credner, Einleit. ins N. T. 1. Th. S. 585] — — *τοίνυν δὴ οἶν αὐτὸν τὸν Ἰάκωβον, ὃν καὶ δίκαιον ἐπίκλην οἱ πάλαι δι' ἀρετῆς ἐκάλουν προτερήματα, πρῶτον ἱστοροῦσι τῆς ἐν Ἱεροσολύμοις ἐκκλησίας τὸν τῆς ἐπισκοπῆς ἐγχειρισθῆναι θρόνον.* 73) H. E. II, 23: — *Ἰάκωβον τὸν τοῦ κυρίου* — — *ἀδελφὸν, ᾧ πρὸς τῶν ἀποστόλων ὁ τῆς ἐπισκοπῆς τῆς ἐν Ἱεροσολύμοις ἐγχεχείριστο θρόνος.* Vgl. damit VII, 19. Commentar. ad Jes. 17, 5 sq. [bei Credner a. a. O. I. S. 581.]: — — *δέκα καὶ τέσσαρας ποιήσει τοὺς πάντας (ἀποστόλους) ὧν δώδεκα μὲν τοὺς πρώτους ἀποστόλους εἶποις ἂν εἶναι, οὐκ ἐλάττω δὲ αὐτῶν τὴν ἀρετὴν Παῦλον, καὶ αὐτὸν κλητὸν ἀπόστολον, καὶ τὸν Ἰάκωβον γεγονέναι τὸν ἀδελφὸν τοῦ κυρίου, ὃς πρῶτος ἐπίσκοπος τῆς Ἱεροσολύμων ἐκκλησίας ὑπ' αὐτοῦ κατασταθῆναι τοῦ σωτῆρος μηνυονεύεται.* 74) Constitt. apost. 2, 55: *ἡμεῖς (οἱ ἀπόστολοι)* — — *σὺν Ἰακώβῳ, τῷ τοῦ κυρίου ἀδελφῷ, καὶ ἑτέροις ἑβδομήκοντα δύο μαθηταῖς.* 6, 12: *ἡμεῖς οἱ δώδεκα* — — *ἐπεσκεπτόμεθα ἅμα Ἰακώβῳ, τῷ τοῦ κυρίου ἀδελφῷ.* In 6, 14 werden als diejenigen, welche die katholische Lehre verkündigten, zuerst die 12 Apostel mit Namen, unter ihnen auch Jacobus, des Alphäus Sohn, aufgeführt und dann beigefügt: *Ἰάκωβός τε, ὁ τοῦ κυρίου ἀδελφὸς, καὶ Ἱεροσολύμων ἐπίσκοπος, καὶ Παῦλος, ὁ τῶν ἐθνῶν διδάσκαλος.* Vgl. auch 7, 46. 8, 35 und 46. — Gegen die vereinte Kraft solcher Zeugnisse hat die Stelle *Clement.* Homil. 11, 35, wo Jacobus *ὁ λεχθεὶς ἀδελφὸς τοῦ κυρίου* genannt wird, nicht das mindeste Gewicht, selbst dann nicht, wenn hier das Bruderverhältniß des Jacobus zu Jesus in Abrede gestellt würde. Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht erklären nämlich die Worte durch „sogenannter Bruder," und meinen, der Verfasser könne den Jacobus weder für einen Stief-, noch für einen leiblichen Bruder gehalten haben. Diese Erklärung ist aber keineswegs nothwendig. Denn wenn man auch Credner's Auskunft in der Jenaischen Lit.-Zeit. 1843. Nr. 195. S. 791, *λεχθέντι* als eine Rückweisung auf den den Clementinen vorgesetzten Brief des Clemens, dessen Überschrift (pattr. apost. I. p. 611) lautet: *Κλήμης Ἰακώβῳ τοῦ κυρίου ἀδελφῷ κ. τ. λ.*, zu nehmen, bedenklich finden sollte, zumal da diese Worte *τοῦ κυρίου ἀδελφῷ* zweifelhafter Authentie sind, so kann ja der Ausdruck auch bedeuten: „welcher den Zunamen führete," wie sonst *λεγόμενος*, nur mit dem Unterschiede, daß in dem Aoriste die Zubenamung als abgeschlossenes historisches Factum einfach referirt wird. Dagegen hat der Alexandrinische Clemens bei *Euseb.* H. E. II, 1 Jacobus den Gerechten für einen der 12 Apostel gehalten, und fast möchte man aus der Zusammenstellung mit Johannes und Petrus (*Ἰακώβῳ τῷ δικαίῳ καὶ Ἰωάννῃ καὶ Πέτρῳ μετὰ τὴν ἀνάστασιν παρέδωκε τὴν γνῶσιν ὁ κύριος· οὗτοι τοῖς λοιποῖς ἀποστόλοις παρέδωκαν . . . Λέγει δὲ γεγόνασι Ἰάκωβοι· εἷς ὁ δίκαιος* — — — *ἕτερος δὲ ὁ κατακοπεὶς*) vermuthen, er habe ihn mit dem Zebedaiden Jacobus verwechselt, was jedoch wieder zweifelhaft wird durch die von Eusebius unmittelbar vorher citirte Stelle des Clemens: *Πέτρον γάρ φησιν καὶ Ἰάκωβον καὶ Ἰωάννην μετὰ τὴν ἀνάληψιν τοῦ σωτῆρος, ὡς ἂν καὶ ὑπὸ τοῦ κυρίου προτετιμημένους, μὴ ἐπιδικάζεσθαι δόξης, ἀλλὰ Ἰάκωβον τὸν δίκαιον ἐπίσκοπον τῶν Ἱεροσολύμων ἑλέσθαι*, indem man dem Clemens doch schwerlich die Meinung aufbürden kann, Jacobus habe sich selbst mitgewählt, sondern unter dem zuerst erwähnten Jacobus ist der Zebedaide gemeint und sonach hat Clemens Jacobus den Gerechten mit dem Sohne des Alphäus verwechselt. In der syrischen Kirche dagegen unterliegt die Verwechselung des Jacobus des Gerechten mit dem Zebedaiden keinem Zweifel. Vgl. Credner a. a. O. I. S. 586. Dieselbe Verwechselung wurde auch von Hieronymus zu Galat. 1, 17 gerügt.

75) de monogam. c. 8. de carne Christi. c. 7 u. a. St. Vgl. Kuhn a. a. O. S. 5 fg. 76) Vgl. *Suiceri* Thesaur. s. v. *Μαρία* fol. 395. Walch, Geschichte der Ketzereien. 3. Th. S. 577 fg. Kuhn a. a. O. S. 5—25. 77) Briefe zweener Brüder Jesu in unserem Kanon (Lemgo 1775.) und in den sämmtl. Werken. 11. Bd. der stuttg. Ausgabe. 78) Einleit. ins N. T. S. 265 fg. 3. Aufl. und S. 303—306. 4. Aufl. 79) In der Abhdl.: Die Brüder Jesu in Winer's Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie. 1829. 3. Heft. S. 352 fg. 80) Comment in Matth. p 480 sqq. 81) Bibl. Realwörterb. 1. Bd. S. 663 fg. 82) Commentar zu Gal. 1, 19. 83) Einleit. in die Petrinischen Schriften. S. 43 fg. 84) Einleit. ins N. T. 1. Th. §. 240 —243. und Jen. Lit.-Zeit. 1843. Nr. 195 fg. 85) Geschichte der Leitung und Pflanzung des Christenthumes durch die Apostel. 2. Bd. S. 278—284. 3. Aufl. 86) Diss. de *τοῖς ἀδελφαῖς* et *ταῖς ἀδελφαῖς τοῦ κυρίου*. (Lugd. Batav. 1839.) Unentschieden ist Strauß a. a. O. I. S. 246, doch mit der Anerkennung, daß man keinen Grund habe zu leugnen, „daß Jesu Mutter ihrem Gatten außer Jesu noch mehre Kinder geboren habe, jüngere und vielleicht auch ältere; Letzteres, weil die Angabe, daß Jesus der erstgeborene Sohn gewesen sei, so gut zur Mythe als neutestamentlicher gehören könne, wie, daß er der einzige gewesen sei, zu ihr als patristischer." 87) In der Anm. 71 angeführten Schrift.

men legte, allerlei Gründe die beiderseitigen Ältern bewegen konnte, ihren Kindern dieselben Namen zu geben [88]). Wichtiger ist folgendes Bedenken: Paulus sei bekanntlich darum von den Judenchristen verworfen worden, weil er nicht in äußerem und leiblichem Verkehre mit dem Herrn gestanden habe. Man begreife aber nicht, wie dieselben Judenchristen den Jacobus trotz des Mangels derselben apostolischen Eigenschaften, welche sie an Paulus vermißten, über alle Apostel gestellt haben sollten; man begreife nicht, warum Paulus im Briefe an die Galater seinen Gegnern nicht zu Gemüthe führe, wie sie am wenigsten Grund hätten, gegen seine kirchliche Stellung zu eifern, da sie ihrerseits den Jacobus mit so ungemessenem Ansehen bekleideten, der ja ebenfalls kein Apostel sei. Paulus müsse demnach den Jacobus zu den Aposteln gerechnet und folglich für den Sohn des Alphäus gehalten haben [89]). — Allein der Entwickelungsgang der historischen Verhältnisse in jener ersten Zeit des Urchristenthums ist viel zu dunkel, als daß solcherlei Bedenken die Beweiskraft der Gegengründe aufzuwiegen vermöchten. Wir wissen ja nicht, ob Jacobus nicht schon längere Zeit vor dem Abscheiden Jesu dessen Messianität anerkannt, ob er nicht schon zur Zeit seines Unglaubens eine freundlichere Stellung zur Sache Christi eingenommen habe, als dessen übrige Brüder, sodaß die Judenchristen sowol um seiner Persönlichkeit, als auch um seiner leiblichen Verwandtschaft mit dem Herrn willen, sein früheres moralisches Verhältniß zu Christus, sowie den Mangel der Apstgsch. 1, 21—32 genannten, zum Apostolate erforderlichen, Eigenschaften übersehen konnten. Hatte ihn doch der Auferstandene seiner Erscheinung gewürdigt (1 Kor. 15, 7), stand er doch in dieser Beziehung mit dem Apostel Paulus ganz auf einer Linie, und hatte vor diesem noch die Priorität des Glaubens voraus! Und lehrt nicht noch täglich die Erfahrung, daß Viele in der Leitung eines Gemeinwesens factisch einen weit stärkeren Einfluß üben, als Andere, denen der Einfluß rechtlich zusteht? Und wird nicht trotz dem Allen Jacobus von den Aposteln unterschieden? War nicht auch Barnabas ein Mann von apostolischem Ansehen und Einflusse, ohne die Würde eines Apostels im engeren Sinne zu besitzen? Und wagte nicht dieser Barnabas, sich dem auf sein Apostolat so eifersüchtigen Paulus zu widersetzen (Apstgsch. 15, 39)? Daß Lucas in der Apostelgeschichte den Jacobus nicht als neu auftretende Person und nach seiner Eigenschaft als Bruder des Herrn bezeichnet, ist allerdings befremdlich, kann aber doch gegen die für unsere Ansicht sprechenden Gründe in keinen Betracht kommen, da ohnedies es allgemein zugestanden wird, daß absolute Genauigkeit nicht Sache dieses Schriftstellers ist. Auch ist diese Nachlässigkeit ebenso erklärlich und verzeihlich, wenn in dem Kreise, dem Lucas zunächst seine beiden Schriften bestimmte, die verwandtschaftlichen und anderen Verhältnisse des Jacobus allgemein bekannt waren.

Durch die wider die dritte Ansicht unter Nr. 2—6 angeführten Gründe ist zugleich die fünfte, aus der dritten und vierten combinirte, von Pott [90]), Eichhorn [91]), Schott [92]), Meier [93]), Wieseler [94]) und Anderen vorgetragene Hauptansicht widerlegt, nach welcher in den Evangelien und Apstgsch. 1, 14 zwar leibliche Brüder Jesu verstanden werden, dagegen der von Apstgsch. 12 an, sowie in den Paulinischen Briefen und älteren kirchlichen Schriften erwähnte berühmte Bischof, Jacobus der Gerechte, mit dem Alphäiden gleiches Namens identificirt wird. Außerdem lastet auf dieser Ansicht der Vorwurf der Inconsequenz, indem nach ihr der Ausdruck ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου einmal im engeren, dann wieder im weiteren Sinne gefaßt werden muß [95]). — Endlich die sechste, aus Nr. I und III combinirte, nur von Wenigen, wie Dr. Paulus und Bertholdt, vertretene Ansicht, daß in den Evangelien und Apstgsch. 1, 14 Kinder Joseph's aus einer früheren Ehe gemeint, der berühmte Jacobus aber mit dem Alphäiden identisch sei, findet schon im Obigen sattsam ihre Widerlegung.

Außerdem ist auch Salome, die Mutter der Zebedaiden, in der älteren kirchlichen Tradition bald in engeres, bald in weiteres Verwandtschaftsverhältniß zu Joseph gestellt worden; vgl. den Art. Johannes der Apostel S. 1.

88) Doch findet die Gemeinsamkeit aller vier Namen auch nur bei der gewöhnlichen Lesart statt. Dagegen haben in Matth. 13, 55 statt Ἰωσῆς viele und bedeutende kritische Zeugnisse Ἰωάννης, andere Ἰωσήφ, welches letztere Lachmann in den Text aufgenommen hat, wogegen in der Parallelstelle Marc. 6, 3 die Zeugnisse für Ἰωσῆς überwiegend sind. Dasselbe gilt von den Stellen Marc. 15, 40. Matth. 27, 56. Da nun bei Nennung derjenigen Joseph's, über deren Namen kein Zweifel obwaltet, namentlich des Vaters Jesu, mit Ausnahme der unbedeutenden Varianten in Apstgsch. 1, 23. 4, 36, sich nirgends eine Verschiedenheit der Lesart findet, so möchten jene Abweichungen der Lesart in den genannten Stellen keineswegs in dem bloßen Gleichklang der Namen, oder in einer Verschiedenheit der Form eines und desselben Namens, oder in Abbreviatur, sondern lediglich in abweichender Tradition über das historische Sachverhältniß ihren Ursprung haben. Und da bietet sich als wahrscheinlichste Annahme folgende dar. Ἰωσήφ war in Matth. 13, 55 ursprüngliche Lesart. Die Variante Ἰωσῆς dagegen rührt von Abschreibern her, welche die ἀδελφοὶ τοῦ κυρίου als bloße Vettern Christi mit den Söhnen des Alphäus für identisch hielten. Das Schwanken zwischen beiden Namen blieb dann aber auch nicht ohne Einfluß auf die Stellen, wo die Söhne des Alphäus genannt werden, und wo Ἰωσῆς die ursprüngliche Lesart war, Matth. 13, 55. Marc. 6, 3, welches man in Ἰωσῆφ änderte. Die Lesart Ἰωάννης endlich verdankt Denen ihren Ursprung, welche die Salome für eine Schwester Joseph's, des Vaters Christi, hielten, und dem zufolge deren Söhne, die Zebedaiden, mit den Brüdern des Herrn identificirten. Vgl. Wieseler in d. theol. Studien u. Kritiken. 1839. 3. Heft. S. 670. 677 fg. und in derselben Zeitschrift 1842. 1. Heft. S. 75. 89) Vgl. Wieseler in d. theol. Studd. u. Kritiken. 1843. 1. Heft. S. 82—84.

90) Prolegg. in Epist. Jacobi. p. 84. 90. 91) Einleitung ins N. T. 3. Th. S. 570 fg. 92) In der Abhdl.: über die Brüder Jesu, in Röhr's Magazin für christliche Prediger. 3. Bd. (1830.) 1. St. S. 33 fg. 93) In dieser Encyklopädie. 2. Sect. 13. Bd. S. 23—26. 94) In der öfters angeführten Abhandl. in den theol. Studien und Kritik. 1842. 1. Heft. 95) Doch versteht Wieseler unter dem Gal. 1, 19 genannten Jacobus den leiblichen Bruder Jesu. Auch rührte nach Wieseler's Ansicht die Verwandtschaft Jesu mit den Söhnen des Alphäus nur von väterlicher, nicht zugleich von mütterlicher Seite her, indem Wieseler die gewöhnliche Erklärung von Joh. 19, 25 bestreitet. Vgl. unsere Bemerkk. in dieser Encykl. 2. Sect. 23. Bd. S. 1 fg.

Bleibt es also dabei, daß Joseph nach der Geburt Jesu mit seiner Gattin Maria mehre Kinder erzeugt habe (nach Matth. 13, 55 fg. wenigstens sechs), so kann derselbe bei seiner Verheirathung noch nicht abgelebter Greis gewesen sein, wie ihn die apokryphische Sage im dogmatischen Interesse darstellt [96]). Wir begegnen demselben zum letzten Male auf der Rückkehr von einem Besuche des Paschafestes in Jerusalem, als der zwölfjährige Jesus ohne Wissen seiner Ältern in der heiligen Stadt zurückgeblieben war (Luc. 2, 41—52). Joseph scheint noch vor dem öffentlichen Auftritte Jesu gestorben zu sein, indem von dieser Zeit an nur noch hin und wieder die Mutter und Brüder auf dem Schauplatze der evangelischen Geschichte erscheinen, so z. B. gleich beim Beginn des öffentlichen Lebens Jesu auf der Hochzeit zu Kana. Vom Tode des Joseph besitzen wir eine höchst abenteuerliche und fabelhafte, Christo selbst in den Mund gelegte, Schilderung in der Historia Jos., fabri lignarii. arabica Cap. 12 fg.: Als Joseph vom Engel des Herrn die Kunde von seinem nahen Tode empfangen hatte, ging er nach Jerusalem in den Tempel und bat Gott, er möge den Engel Michael senden, damit er ihm in seiner letzten Noth beistehe. Nach seinem Dahinscheiden aber möge ihn auf dem Wege zum Himmel derjenige Engel begleiten, der ihn während seines Lebens zum Schutze gedient habe; vornehmlich aber möge ihn Gott auf dieser Reise vor dem Zusammentreffen mit schrecklichen Dämonen bewahren; auch möge er ihn am Eingange des Paradieses durch die dortigen Thürsteher nicht zu lange aufhalten, nach dem Eintritte aber ein gnädiges Gericht über ihn ergehen lassen. Nach Nazareth zurückgekehrt, verfiel Joseph in eine schwere Krankheit und richtete an Gott ein wehmüthiges Beichtgebet. Hierauf tritt Jesus zu ihm ein, bei dessen Anblick seine geängstete Seele sich beruhigt. Joseph bittet ihn um Verzeihung alles Dessen, was er ihm zu Leide gethan habe, vorzüglich aber wegen seines ehemaligen Zweifels an der Jungfrauschaft der Maria. Unterdessen tritt die Letztere ein, Joseph wird immer schwächer, und naht sich je länger je mehr seiner Auflösung. Da blickt Jesus auf und sieht von Mittag her den Tod kommen sammt allen höllischen Heerscharen, bei deren Anblicke Joseph in lautes Weinen und Seufzen ausbricht. Jesus richtet daher ein Gebet an Gott, daß Michael und Gabriel sammt den himmlischen Heerscharen die Seele Joseph's abholen und auf ihrer Reise ins Jenseit begleiten möchten. Michael und Gabriel erscheinen auch wirklich, nehmen die Seele in Empfang, hüllen sie in ein leuchtendes Gewand, behüten sie vor den Dämonen und singen Hymnen, bis sie an den himmlischen Wohnungen angelangt sind. Der Leichnam Joseph's aber soll unversehrt bleiben bis zur Aufrichtung des tausendjährigen Reiches. — Nach der kirchlichen Tradition liegt Joseph im Thale Josaphat bei Jerusalem begraben, woselbst sein Grab neben denen anderer biblischer Personen noch heutiges Tages gezeigt wird [97]).

Obgleich Joseph in der katholischen Kirche unter dem Namen eines Patriarchen, Bekenners und sogar Collegen des heiligen Geistes angerufen wird, so hat doch aus nahe liegenden Gründen seine Verehrung niemals einen so hohen Grad erreicht, wie die der Apostel und Märtyrer, geschweige denn der Maria [98]). Seinem Gedächtnisse ist in der römischen Kirche der 19. März, in der griechischen der Sonntag vor Weihnachten, und bei den Kopten und anderen orientalischen Christen der 20. Juli geweiht [99]). Die Zahl seiner Reliquien ist sehr gering. Sein wunderthätiger Verlobungsring wird zu Perugia, in Italien, aufbewahrt; doch eignen sich auch einige belgische und burgundische Klöster die Ehre des Besitzthumes dieses Kleinods zu. Ein Stück des Mantels, in welchen Joseph den neugeborenen Erlöser aufnahm, nebst seinem Stabe wird in der Kirche der heiligen Cäcilia in Rom aufbewahrt. Ein anderes nicht unbeträchtliches Stück dieses Schatzes erhielten die Karmeliter zu Antwerpen vom Cardinal Ginetti zum Geschenk *). Auf kirchlichen Gemälden wird Joseph als abgelebter Greis mit grünendem Stabe dargestellt, letzteres zur Erinnerung an jenes göttliche Orakel, durch welches ihm die Jungfrau Maria als Gattin zuerkannt wurde.

3) **Joseph**, Bruder Jesu, nach einer, wie es scheint, nicht unrichtigen Variante im Matth. 13, 55. Vgl. Art. Joseph, Gatte der Maria, S. 84, besonders Anmerk. 88. S. 85.

4) **Joseph von Arimathäa** oder Rama [1]), einer Stadt in Judäa, ein angesehenes Mitglied des jüdischen Synedriums (*εὐσχήμων βουλευτής* [2]) Marc. 15, 43. coll.

96) *J. Fr. Mayer*, Num Josephus tempore nativitatis Christi fuerit senex decrepitus. (Lips. 1672.) — Nach *Epiphan.* Haer. 78. n. 10 war Joseph bei seinem Tode 92, nach der Hist. arab. Jos. lign. dagegen 111 Jahre alt. Nach *Epiph.* haer. 51. 10 war er bei seiner Verheirathung eher älter denn jünger als 80 Jahre, und bei der Rückkehr aus Ägypten 84 Jahre. Nach der Hist. arab. Josephi. c. 4. 10. 14 und 15 war er 90 Jahre alt gewesen, als ihm die heilige Jungfrau zur Behütung übergeben wurde. — Weiße in s. B.: Die evangelische Geschichte u. s. w. 1. Th. S. 214, hat sich nicht gescheut, selbst diesen apokryphischen Zug in seiner Weise allegorisch auszudeuten: Joseph symbolisire das Judenthum. Ergraut und abgelebt, wie es gewesen, habe es den göttlichen Sohn, das Christenthum, nicht eigentlich zu erzeugen, sondern nur den unmittelbar von Oben Erzeugten aufzuerziehen vermocht.

97) Vgl. Robinson, Palästina. 2. Bd. (Halle 1841.) S. 173. 98) *G. H. Götze*, Diss. de cultu Josephi. (Annaeb. 1702.): auch in dessen Melett. Annaeb. (Lubec. 1707.) p. 947 sqq. 99) Acta Sanct. Martii. T. III. p. 7—9.

*) Acta Sanct. l. c. p. 15 sq.

1) Die Monographien: *Broemel*, Diss. de Josepho Arimath. (Viteb. 1683. 4.) und *Björkland* (resp. *Jos. A. Kranck*), Diss. de Josepho ex Arimathia. (Abo 1729.) habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. Vgl. außerdem Acta Sanctorum. Martii. T. II. p. 507—510. 2) Daß dieser Ausdruck auf die angegebene Weise und weder mit Erasmus, Michaelis und Anderen von einem Mitgliede des Stadtrathes zu Rama, noch, wie Grotius meinte, des Stadtrathes von Jerusalem, noch mit Lightfoot von einem aus Priestern bestehenden Tempelrathe zu verstehen sei, darüber ist man jetzt mit Recht allgemein einverstanden, indem sich obige Erklärung am natürlichsten aus den Worten *οὗτος οὐκ ἦν συγκατατεθειμένος κ. τ. λ.* bei Luc. 23, 51 darbietet; vgl. Kühnöl zu Matth. 27, 57 und Winer, Bibl. Realler. I. S. 717.

Luc. 23, 50), ein reicher und dabei rechtschaffener und braver Mann (Matth. 27, 57 Luc. 23, 50), welcher mit Sehnsucht auf das messianische Heil harrete (προσδεχόμενος τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ Marc. 15, 43. Luc. 23, 51). Der Sache Jesu zugethan, wagte er doch aus ängstlicher Rücksicht auf seine Standes- und Amtsgenossen nicht, sich öffentlich für dieselbe zu erklären (Joh. 19, 38). Erst als der Conflict zwischen Jesum und der jüdischen Hierarchie zur Entscheidung kam [3]), überwand er seine rücksichtelnde Schüchternheit und versagte dem Beschlusse und Verfahren des Synedriums wider Jesum seine Stimme (Luc. 23, 51). Und nach dem Tode Jesu faßte er sich ein Herz (τολμήσας Marc. 15, 43), ging zu Pilatus und bat ihn um den Leichnam seines göttlichen Meisters, demselben die letzte Ehre in einem vornehmen Begräbniß zu erweisen (Matth. 27, 58 und Parall.). Da wegen der unmittelbaren Nähe des Pascha die Zeit drängte, ließ er nach Joh. 19, 41 fg. den Leichnam in ein neu ausgehauenes Felsengrab eines benachbarten Gartens bringen [4]). Nach Matth. 27, 60 war dieses Grab Joseph's Eigenthum, ohne daß dieser Evangelist von der Dringlichkeit der Zeit etwas bemerkt, um deren willen man den Leichnam in dasselbe gelegt habe. Eine zwar unbedeutende, aber schwer auszugleichende Differenz. Denn die gewöhnliche Behauptung, durch die Johanneische Erzählung werde die Angabe des Matthäus nicht ausgeschlossen, ließe sich nur unter der gezwungenen und willkürlichen Voraussetzung hören, daß Joseph mehre Grabhöhlen besessen habe und ohne die Dringlichkeit der Zeit für Jesum eine andere bestimmt haben würde [5]). So aber scheint die Angabe des Matthäus auf einem falschen Schlusse aus der Benutzung der Grabhöhle durch Joseph sich gebildet zu haben. Nach Johannes war noch Niemand in dieses Grab gelegt worden, und dieser zufällige Umstand mag dem Gefühle der Ehrfurcht des Joseph gegen Jesum willkommen gewesen sein, weil nach alterthümlichen Begriffen eine solche Eigenschaft des Grabes der Heiligkeit des Getödteten am würdigsten erscheinen mußte [6]). Aber Leichtfertigkeit und Übereilung würde es verrathen, wenn man mit Strauß [7]) die Angabe für eine aus diesem Gefühle der Ehrfurcht entstandene Dichtung erklären wollte, da Johannes den Umstand nur ganz im Vorübergehen erwähnt und als Grund vom Verfahren des Joseph lediglich die Dringlichkeit der Zeit angibt. — Nach Johannes 19, 39 gesellte sich zu Joseph Behufs der Bestattung des Leichnams noch ein anderer geheimer Anhänger Jesu, Nicodemus. Derselbe brachte ein Gemisch von Aloe und Myrrhen (d. h. entweder aus beiden Substanzen bereitetes Pulver oder Salbe, in dem die Myrrhe im flüssigen Zustande auch das Hauptingredienz einer kostbaren Salbe bildete und das Aloeholz sehr harzreich war) mit, ungefähr an 100 Pfund, um nach jüdischer Sitte den Leichnam einzubalsamiren. Die große Quantität dieser Aromen wird man minder befremdlich finden, wenn man sowol die Größe der Ehrfurcht dieser Männer, welche es an Liebeserweisen sich nicht leicht genug thun kann, als auch die Verschwendung erwägt, mit welcher damals die Wohlhabenden unter den Juden mit solchen Aromen umzugeben pflegten. Vgl. *Joseph.* Archaeol. XVII. 6, 3. Zu größerem Bedenken berechtigt dagegen die Differenz, welche zwischen Johannes und den beiden mittleren Evangelisten darin stattfindet, daß nach letzteren einige dem Herrn befreundete Frauen der Bestattung desselben mit beiwohnten und nach ausdrücklicher Bemerkung des Lucas auch die Art derselben (ὡς ἐτάφη) mit ansahen und gleichwol am Sonntage früh ebenfalls eine Einbalsamirung vornehmen wollten (Marc. 15, 47. 16, 1. Luc. 23, 55 fg. 24, 1), sodaß Marcus und Lucas nichts von der Einbalsamirung durch Joseph und Nikodemus wissen, dem Johannes dagegen die Absicht der Weiber unbekannt ist, während Matthäus von einer Einbalsamirung Jesu überhaupt nichts gewußt zu haben scheint. Die gewöhnlichen Ausgleichungsversuche sind allerdings sehr ungenügend [8]), und wenn das Johanneische Evangelium den autoptischen Bericht enthält, so ist es freilich sehr möglich, daß in dem weiteren Verlaufe der Zeit die Sage sich nicht mit dem einfachen Besuche einer oder mehrer Frauen am Grabe begnügte, sondern es diesen Verehrerinnen Jesu für angemessen und geziemend hielt, die Gefühle ihrer Ehrfurcht und Liebe auf die angegebene ausgezeichnetere Weise an den Tag zu legen. Aber auf der andern Seite ist es auch gar nicht undenkbar, daß die Frauen, selbst wenn sie der vollständigen Einbalsamirung während der Grablegung beigewohnt hatten, einem natürlichen Gefühlsdrange folgend, auch von ihrer Seite ein Übriges thun wollten, gleichwie man auch bei uns einer schon aufs Vollständigste geschmückten Leiche eines theueren Angehörigen oder Freundes überflüssige Blumen in ungeordneter Fülle in den Sarg oder ins Grab nachschüttet.

Den Mangel an begründeten Nachrichten über die Lebensverhältnisse des Joseph von Arimathäa hat die kirchliche Tradition durch allerlei Fabeln zu ergänzen gesucht. Nach diesen Sagen gehörte er zu den 70 Jüngern [9]) Jesu und sammelte, während er den Leichnam Jesu zum Begräbniß bereitete, das mit großer Sorgfalt aus dessen noch triefenden Wunden abgestrichene Blut, ingleichen das aus der gestochenen Seite geflossene Wasser in einem kostbaren Gefäße, in einem anderen das Wasser, womit er den Leichnam abgewaschen. Nachmals theilte er diese kostbaren Flüssigkeiten mit Nikodemus, welche endlich im Jahre 1248 durch Vermittlung des Patriarchen von Jerusalem in den Besitz Königs Heinrich III. von England kamen [10]). Vgl. Art. Graal (Heiliger). Nach dem Evangelium Nikodemi gerieth er unmittelbar nach der Bestattung Jesu mit den Synedristen in Wortwechsel, die ihn sogleich in ein Haus ohne Fenster einkerkern, dessen Thür

3) Vgl. Psychologische Bemerkung zu Joh. 19, 38 im (halle'schen) Journal für Prediger. 16. Bd. (1785.) S. 429—431. 4) Über die Localität dieses Grabes vgl. die Artikel Heiliges Grab und Jerusalem. 5) Vgl. Strauß, Leben Jesu. 2. Bd. S. 609 fg. 3. Aufl. 6) Vgl. Winer a. a. O. I. S. 407. Anm. 4. 7) a. a. O. II. S. 669.

8) Vgl. Strauß a. a. O. I. S. 605 fg. 9) Dies war die Relation der syrischen Kirche; vgl. *Assemani*, Bibliotheca orientalis. T. III. P. I. p. 319 sq. 10) Vgl. Acta Sanctorum. Martii. T. II. p. 508.

versiegeln und mit starker Wache besetzen ließen, um sogleich nach Ablauf des Sabbats weiter gegen ihn zu verfahren. Inzwischen deliberirte man, welche Todesart man über ihn verhängen wolle und befahl, ihn dem Synedrium vorzuführen, fand aber, daß er trotz Siegel und Wache verschwunden war. Als man nachmals auf dem benachbarten Gebirge Untersuchung wegen der Himmelfahrt Jesu anstellen ließ, fanden die Abgesandten des Synedriums den Joseph zu Arimathäa. Hierauf bat ihn das Synedrium in einem Schreiben um Verzeihung und veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Jerusalem, wo er mit großem Jubel empfangen wurde und weitläufig erzählte, wie ihn in der Nacht nach dem Sabbat Jesus erschienen sei und ihn auf wunderbare Weise aus seiner Haft befreit habe. Auch machte er seine Collegen darauf aufmerksam, daß Jesus nicht allein auferstanden sei, sondern auch Andere auferweckt habe, und veranlaßte sie, sich von der Wahrheit dieser Aussage durch eigne Anschauung zu überzeugen [11]). Nach der Tradition der englischen Kirche soll Joseph über Frankreich nach England gekommen sein und daselbst das Christenthum verkündigt, auch einige Briefe an die englischen Gemeinden hinterlassen haben, auf welchen Umstand auf den Concilien zu Pisa und Kostnitz die englischen Hierarchen einen Vorzug ihrer Landeskirche vor der französischen gründeten, indem letztere erst später durch den heiligen Dionysius gestiftet sei. Denselben Vorzug machte die englische Kirche später auf den Concilien zu Siena und Basel nicht nur gegen Frankreich, sondern auch zugleich gegen Spanien und Schottland geltend [12]).

Als geheimer Lehranhänger Jesu war Joseph von Arimathäa den Freunden der natürlichen Wundererklärung eine zu bequeme Erscheinung, um ihn nicht hie und da eine Rolle hinter den Coulissen spielen zu lassen und dadurch geheimnißvolle Partien der evangelischen Geschichte aufzuklären und ihnen den Nimbus des Wunderhaften zu benehmen. So machte Venturini den Joseph von Arimathäa zum Geliebten der Maria und leiblichen Vater Jesu; vgl. Art. Joseph, Gatte der Maria, S. 79. Am liebsten ließ man dem Joseph die Hand im Spiele haben bei den Wiederbelebungsversuchen, von denen man vermuthete, daß sie an dem getödteten Jesus gemacht worden seien. So hat noch ganz neuerlich Gfrörer [13]) nicht ohne Scharfsinn und Beredsamkeit die Hypothese zu vertheidigen gesucht: Joseph als reicher Mann habe die Macht seines Geldes am römischen Landvoigte, oder wahrscheinlicher an einem der Hauptleute, der die Hinrichtungswache befehligte, zu erproben gesucht, damit Jesus nur zum Scheine, nicht in Wahrheit vom Leben zum Tode gebracht würde. Nur unter dieser Voraussetzung seien manche auffallende Umstände bei der Kreuzigung und Grablegung Jesu erklärlich, namentlich, daß die Soldaten Christo die Beine nicht gebrochen hätten. Sei nämlich derselbe noch am Leben gewesen, so habe der Zweck der Kreuzigung auch bei ihm das Crurifragium erfodert. Im Falle des bereits eingetretenen Todes aber hätte es nichts geschadet, wenn dem Leichname auch die Beine zertrümmert worden wären. Als sodann Joseph von Pilatus den Leichnam erhalten habe, habe er einen wohlgelungenen Versuch der Wiederbelebung gemacht. Die große Masse der Specereien habe Nikodemus vielleicht nur zur Schau getragen, um unter dem Volke den Schein zu verbreiten, er sei mit nichts beschäftigt, als mit dem möglichst glänzenden Begräbniß eines Todten. — Allerdings erscheint das Verfahren der Soldaten auffällig und sonderbar, berechtigt darum aber noch nicht zu dem raschen Schlusse Gfrörer's. Denn augenblickliche Laune und Zufall bestimmen ja die Handlungen der Menschen oft ganz anders, als wir nach den gegründetsten Voraussetzungen zu erwarten berechtigt sind. Und jedenfalls ist es würdiger, unser Unvermögen zu Lüftung des Schleiers, welchen die Vorsehung über die letzten Schicksale des Herrn gezogen hat, offen einzugestehen, als uns in ein Gewebe von Voraussetzungen und Muthmaßungen zu hüllen, durch welche das Decorum der heiligen Geschichte so schwer verletzt wird.

Gedenktag des Joseph von Arimathäa ist in der griechischen Kirche der 31. Juli, in der lateinischen der 17. März [14]).

5) Joseph Barsabas (d. i. wahrscheinlich soviel als Sohn des Sabas, analog dem Namen Bartholomäus, d. i. Sohn des Tholmai), mit dem Beinamen „Justus," hatte nach Apstgsch. 1, 21 fg. in ununterbrochener Gemeinschaft mit Jesu während dessen öffentlichen Lebens gestanden und wurde darum als Zeuge der Thaten, Lehren und Schicksale des Herrn neben Matthias zur Wiederbesetzung der durch Judas Ischarioth's Ausgang erledigten Stelle eines Apostels vorgeschlagen. Es wurde zwischen beiden Männern gelooſt, das Loos traf aber den Matthias. Von der syrischen Kirche wurde er, wie alle im N. T. aufgeführten Christen, die nicht Apostel waren, zu den 70 Jüngern gerechnet; vgl. *Assemani* Bibliotheca orient. T. III. P. I. p. 320. Auch soll er nach einer uralten Sage in einem Fragmente des Papias bei Eusebius, Kirchengeschichte 3, 39, den Giftbecher ohne Schaden an Gesundheit und Leben getrunken haben. Aus sehr unzureichenden Gründen hielten Heinrichs zu Apstgsch. 1, 23 und Ullmann in seinen und Umbreit's theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1828, 2. Heft, S. 377 diesen Joseph Barsabas für identisch mit Joses Barnabas, dem bekannten apostolischen Gehilfen des Paulus, wogegen unter anderen besonders die ausführliche Namhaftmachung und Charakterisirung des Barnabas als einer neu auftretenden Person in Apstgsch. 4, 36 spricht. Vgl. besonders Winer's bibl. Reallexikon I. Bd. S. 718.

(*Wilibald Grimm.*)

11) Evgl Nicodemi. c. XII sqq. 12) Vgl. *Illig*, Diss. de patribus apostolicis. p. 21—24. Auch noch der protestant. Theolog Plessing (über Golgatha und Christi Grab. Halle 1789. S. 45 fg.) will den Joseph um jeden Preis zu einem Verkündiger des Christenthums machen, und sucht, auf die willkürlichsten Prämissen gestützt, zu erweisen, derselbe habe um des Evangeliums willen alle seine Güter, selbst die Grabhöhle, verkauft. 13) In seiner Schrift: Das Heiligthum und die Wahrheit. (Stuttg. 1838.) S. 234 u. 241—249.

14) Vgl. *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'hist. eccles. Tom. I. p. 81.

II. Teutſche Kaiſer.

Joſeph I., älteſter Sohn Kaiſers Leopold I. aus dritter Ehe mit Eleonore Magdalena Thereſia von Pfalzneuburg, war den 26. Juli (n. St.) 1678 zu Wien geboren und ſieben Jahre lang der weiblichen Pflege überlaſſen worden; ſobald er ſein achtes Lebensjahr angetreten hatte, richtete ihm ſein Vater einen eignen Hofſtaat ein, welcher in der Folge, nachdem der junge Erzherzog die ungariſche und römiſch-teutſche Königswürde erhalten hatte, bedeutend vermehrt wurde [1]). Zu gleicher Zeit ſorgte man auch für ſeine Erziehung, welche der träge, bigotte Vater ganz der Sorgfalt des Fürſten Karl Dietrich Otto von Salm überließ. Nur die Kaiſerin Eleonore bekümmerte ſich fleißig um den Sohn, und ſah auf ſtrenge Zucht, welche wol die große Lebhaftigkeit Joſeph's veranlaßt haben mochte, und ihm darum auch fühlbar gemacht wurde. Daher Einige behaupten, er habe bis zu ſeines Vaters Tode ſeiner Mutter deshalb gegrollt; indeſſen bemerkte man an ihm ſtets kindlichen Gehorſam gegen ſie [2]). Der Fürſt von Salm, Oberhofmeiſter und Lehrer des Erzherzogs, war Ausländer, kenntnißreich, erfahren und aufgeklärt, dabei heftig und derb, worüber er ſich große Feindſchaften am kaiſerlichen Hofe zuzog. Auch der Umſtand, daß er die Jeſuiten aus dem Lehrkreiſe des Prinzen ausſchloß, ſetzte ihn vielen Unannehmlichkeiten aus. Noch mehr aber mußte Joſeph's erſter Lehrer, Franz Ferdinand von Rummel, aus ähnlichen Gründen dulden, und die Jeſuiten würden ihn gern entfernt haben, wenn nicht der Prinz ſelbſt ſich ihren Ränken ſtandhaft widerſetzt hätte. Rummel, ein oberpfälziſcher Edelmann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, hatte die Rechte ſtudirt und war auf einer Reiſe in Italien von einem Franziskaner überredet worden, gegen den Willen ſeines Vaters in den geiſtlichen Stand zu treten. Der Pfalzgraf von Neuburg brachte ihn an den kaiſerlichen Hof, und als Lehrer Joſeph's erwarb er ſich deſſen Vertrauen in dem Grade, daß ihn derſelbe nachmals bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog, zum Fürſtbiſchofe von Wien ernannte und ihm auch noch den Cardinalshut verſchafft haben würde, wenn er nicht zu früh geſtorben wäre. Sein zweiter Lehrer war Wagner von Wagenfels, der ihm in der Geſchichte und Politik Unterricht ertheilte. Hierin griff Salm namentlich mit dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen ein, und ſcheute ſich nicht, auf die Fehler Leopold's I. hinzuweiſen, welche ein weiſer Regent umgehen müſſe. Auch ließ er durch Wagenfels ein Lehrbuch für die Politik entwerfen, welches nur in drei Exemplaren gedruckt wurde und dem Erzherzoge zur Belehrung dienen ſollte. In dieſem Werkchen wird unter Anderem Haß gegen die Franzoſen gelehrt, das Regentenbeiſpiel Leopold's nur mit Ausnahme geprieſen, dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit Schranken angewieſen und vor zu großem Zutrauen gegen die Ausländer, namentlich gegen die Italiener, gewarnt [3]). In letzterem Punkte blieb Joſeph jedoch ungelehrig; denn er beſaß ſtets große Vorliebe für die Italiener. Gleichzeitig gab man dem Erzherzoge den hiſtoriſchen Bildersaal des Sulzbacher geheimen Rathes von Imhof, in die Hände, welcher, obſchon Proteſtant, dieſes berühmt gewordene Geſchichtswerk auf Veranlaſſung des kaiſerlichen Hofes geſchrieben hatte [4]). Für den Sprach- und mathematiſchen Unterricht wurde ebenfalls vortrefflich geſorgt, gleichwie für die Unterweiſung in der bürgerlichen und Kriegs-Baukunſt. In letzterer war der Baron Fiſcher von Erlach ſein Lehrer. Um ihm Eifer und Strebſamkeit anzugewöhnen, ſo wurden mit ihm zugleich des Fürſten von Salm Sohn, Ludwig Otto, und die jungen Grafen Leopold Donat Trautſon von Falckenſtein und Leopold Matthias von Lamberg, ſein nachheriger Liebling, unterrichtet. Bis zu ſeinem 18. Jahre hatte ſich Joſeph ſchöne Kenntniſſe erworben, beſonders in Sprachen. Denn außer der teutſchen Sprache lernte er noch Lateiniſch, das er fertig ſchrieb, Italieniſch (dies ſehr umfangreich in allen ſeinen Dialekten), Spaniſch, Böhmiſch, Ungariſch, und von den Hofleuten, die ſich in Frankreich aufgehalten hatten, auch Franzöſiſch, worin ihm nachmals ſeine Gemahlin, die in Frankreich erzogen worden war, zu Hilfe kam. Von allen übrigen Künſten, welche der wißbegierige Prinz erlernte, waren ihm Muſik und Jagd am werthe-ſten. Sein Vater konnte in der Folge nicht unterlaſſen, ihm einen Jeſuiten zum Beichtvater zu geben, und als dieſer ſtarb, nahm er den Beichtvater ſeiner Gemahlin, der auch zur Geſellſchaft Jeſu gehörte, zum Gewiſſensrathe, ſodaß zur großen Verwunderung der Welt das Fürſtenpaar nur einen Beichtvater hatte, Joſeph aber gleichwol ein Freund der Jeſuiten wurde. Auf dieſe Weiſe fiel er in einige Abhängigkeit von der Geiſtlichkeit zurück, gleichwie ſein großer Ahnherr, Karl V., den er ſich zum Vorbilde genommen hatte. Dafür quälte ſie ihn öfters, beſonders empfand er dies von den ſpaniſchen und italieniſchen Prieſtern, welche unter dem Vorwande, wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Öſterreich verfolgt zu werden, in Wien zur Laſt fielen. Wenn auch hinlänglich unterſtützt, wurden Manche von ihnen doch bis zur Unverſchämtheit frech, ſodaß Joſeph ihnen die Wahl eines neuen Berufes ernſtlich anrathen oder ſie gehen heißen mußte. Es waren nicht unbedeutende Summen, welche er auf dieſe Müßiggänger, gewöhnlich Audienzbrüder genannt, alljährlich verwendete. Man rieth ihm, ihr Almoſen in Penſionen zu verwandeln, wodurch Erſparniſſe gemacht worden wären; allein er blieb bei der Gewohnheit, die ſchon bei ſeinem Vater üblich war,

1) Joſeph's vollſtändiger Name, den er bei der Taufe bekam, iſt Joſeph Jacob Ignaz Johann Anton Euſtach. Aus Verehrung gegen den Schutzheiligen Joſeph gab Leopold nicht blos dieſem Sohne, ſondern auch allen andern Kindern dieſer Ehe den Zunamen Joſeph oder Joſephe. 2) Die Kaiſerin, welche niemals unthätig war, überſetzte ein franzöſiſches Gebetbuch und vermehrte daſſelbe bei ſeiner Erſcheinung durch den Druck mit eignen frommen Betrachtungen unter dem Titel: Geiſtliches Senfkörnlein.

3) Das Lehrbuch, welches immer geheim gehalten worden iſt, führte der Baron von Wagenfels nachmals weiter aus und gab es zu Wien in Folio mit dem Titel: „Ehren-ruff Teutſchlands der Teutſchen und ihres Reichs" heraus. 4) ſ. den Art. Imhof (Andr. Lazarus von). 2. Sect. 16. Bd. S. 309.

empfand aber auch die Last, daß sich die Audienzbrüder in seinem Vorzimmer weit zahlreicher einfanden, als zu Leopold's I. Zeiten. Auch gegen seine Diener bewies er Langmuth, dafern sie anerkannt wurde. Die Verdienste belohnte er, ohne sich daran erinnern zu lassen. Man erzählte sich schöne Beispiele davon. Als gerechter Fürst nahm er die schuldlos Bedrückten in Schutz, und als er zur Regierung kam, ließ er das Justizwesen auf einen sichern Stand bringen, und das peinliche Recht in seinen Erblanden erhielt durch seine Verordnungen eine wesentliche Verbesserung. Die eingerissenen Verbrechen in der Verwaltung und die Bestechlichkeit der Beamten konnte er, so streng er auch darüber dachte, nicht völlig unterdrücken, da seine Aufmerksamkeit für die kurze Zeit seiner Regierung zu sehr auf auswärtige Verhältnisse hingelenkt wurde.

Die Kriege, die er von seinem Vater erbte, hinderten ihn, die Provinzen seines weitläufigen Staates kennen zu lernen; sein Vorsatz, sie zu bereisen, blieb unausgeführt. Hingegen wußte er die Eintracht seines Ministeriums zu erhalten, indem er die Vorzüge eines Jeden seiner Rathgeber zu würdigen verstand und Keinen muthwillig oder übereilt verletzte, aber auch keinen Franzosenfreund unter ihnen dulden wollte. So unterblieb die Beförderung des Cardinals von Lamberg, seines Lieblings, zum Premierminister, weil der Prinz Eugen von Savoyen dadurch verletzt worden wäre. Mit diesem berühmten Kriegshelden und dem Prinzen Ludwig von Baden hatte er frühzeitig Umgang gehabt und von ihnen, weil er Lust zu den Waffen besaß, die Kriegführung erlernt. Als er 1702 den Befehl über das Belagerungsheer Landau's übernahm und seinen Auftrag rühmlich vollbrachte, folgte er mit edler Selbstverleugnung den Rathschlägen Ludwig's von Baden und des erfahrenen Generalfeldmarschalls von Thüngen. Er entriß nach kaum anderthalbmonatlichem Bemühen den Franzosen den Platz, der als Meisterstück der Vauban'schen Baukunst für fast unüberwindlich galt; und als sie im folgenden Jahre die Stadt zurückeroberten, erschien Joseph im Herbste 1704 abermals vor ihren Mauern und zwang sie nach zweimonatlicher Belagerung zur Übergabe. Sie trat nun (1706) in der Reihe der Reichsstädte wieder hervor, aus welcher sie von den Franzosen 1661 verdrängt worden war. Der Tod seines Vaters (5. Mai 1705) hielt ihn von fernerer persönlicher Theilnahme am Kriege ab. Bereits am 9. December 1687 ward Joseph zu Presburg als Erbkönig von Ungarn und den 26. Januar 1690 als römisch-teutscher König gekrönt worden. Er brachte nach dem tödtlichen Abgange Leopold's gründlich gebildete und für alles Große und Gute empfängliche Gesinnungen mit auf den Thron. Reifer Verstand, rasche und kräftige Entschlossenheit führten ihn zum Glücke, das beherzten Männern geneigt zu sein pflegt. An die ernsten Geschäfte des Staats war er schon gewöhnt. Seine schlecht besoldeten Heere, die neben den Truppen seiner Bundesgenossen in Italien, Spanien, den Niederlanden und am Rhein kämpften, hatten damals einen höchst schwierigen Stand; in Ungarn dauerte der lästige Krieg fort, erfoderte ein besonderes zahlreiches Heer und war schwierig zu führen, verminderte aber auch des Kaisers Macht bedeutend. Joseph's Gegner, König Ludwig XIV. von Frankreich, wußte dies besser, als die Türken zu benutzen, und wenn auch jener viel billigere Foderungen an die Ungarn stellte, so dauerte dieser Krieg mit kurzen Unterbrechungen, zumal da Österreich jegliche Einmischung fremder Mächte dabei zu umgehen suchte, doch in größter Erbitterung fort, und erst nach Joseph's Tode kam der Friede von Szathmar zu Stande, wozu er die Einleitung noch getroffen hatte.

Härter als sein Vater verfuhr Joseph gegen Baiern. Der Kurfürst dieses Landes, Maximilian Emanuel, hatte im Gange des spanischen Erbfolgekrieges, der noch unter Leopold's I. Herrschaft (1701) mit Frankreich zu Gunsten Erzherzogs Karl von Österreich ausgebrochen war, die erklärten Reichsfeinde, die Franzosen, ins Herz von Teutschland geführt. Seine beharrliche Anhänglichkeit an Frankreich hatte ihn nach und nach in den Verdacht gebracht, daß er nicht nur das Erzhaus Österreich stürzen, sondern auch die Verfassung des teutschen Reiches untergraben und sich durch Ludwig XIV. zu einem Könige über schwäbische und fränkische Länder erheben lassen wollte. Daher suchte schon Leopold sich diesen gefährlichen und verblendeten Nachbar unschädlich zu machen und dessen Länder, welche der Kurfürst seit der höchstädter Schlacht (1704) verlassen mußte, als die seinigen zu betrachten; doch schonte er immer und litt wenigstens die Kurfürstin, welche seine Gnade suchen mußte, mit ihrer Familie in dem Kurstaate, bis sein Sohn durch rasche Maßregeln jeglicher Rücksicht ein Ende machte. Gleich nach seines Vaters Tode sandte Joseph auf die Nachricht von einer Verschwörung zu München unter Gronsfeld ein Heer nach Baiern, davon 5000 Mann München besetzten und die Übrigen im Lande umher vertheilt wurden. Das Land mußte dem Kaiser huldigen. Die Kurfürstin Theresia Kunigunde, die im Februar 1705 die Residenz verlassen und sich nach Venedig zu ihrer Mutter begeben, hatte ihre Kinder dort zurückgelassen und wurde unter fast lauter erdichteten Vorwänden vom Kaiser nachmals gehindert, zu diesen zurückkehren zu können. Die vier ältesten Söhne ließ Joseph nach Klagenfurt in Kärnthen abführen und dort als Grafen von Wittelsbach gut erziehen, die übrigen vier Kinder, darunter eine Prinzessin, blieben in den Händen einer Oberhofmeisterin zurück. Nebenher ließ er das ganze Land entwaffnen, die Zeughäuser ausleeren und deren Vorräthe wie die Kostbarkeiten der kurfürstlichen Residenz nach Österreich bringen. Auch die Festungswerke Münchens, die erst vor vier Jahren erbaut worden waren, ließ er schleifen. Das ganze Land gerieth durch die kaiserlichen Truppen und deren Erpressungen in verzweiflungsvollen Zustand, und andere gewaltsame Maßregeln, die hinzukamen, brachten das Volk zur Empörung, welche bis zum Eingange des Jahres 1706 wieder gedämpft wurde. Mittlerweile wurde der Umstand, daß der Krieg gegen Frankreich ein Reichskrieg war, auf Antrag des Kurfürsten von Mainz gegen die Kurfürsten von Baiern und Cöln von dem Kurfürstencollegium in Berathung gezogen, und den 27. November

1705 die Erklärung gegeben, daß gegen sie nach den Gesetzen, welche die Reichsacht bedingen, gehandelt werden könne. Da nun Joseph ohnehin der Meinung war, daß der Kurfürst von Baiern jenen Aufruhr seiner Unterthanen begünstigt habe, so entschied er sich in voller Aufreizung zum Vollzuge der Reichsacht. Am 29. April 1706 erfolgte bei großem Gepränge auf dem Rittersaale der kaiserlichen Burg zu Wien die Achtserklärung in Gegenwart der fremden Gesandten, der kaiserlichen Minister und eines zahlreichen Adels. In seinem Beisein ließ der Kaiser durch den Reichsvicekanzler die Vergehen der beiden Kurfürsten von Cöln und Baiern gegen S. Majestät und das ganze teutsche Reich, sowie die Gründe ihrer Bestrafung, vorlesen. Sodann las ein Reichshofrath den Achtsbrief wider Maximilian Emanuel ab. Der Kurfürst Joseph Clemens von Cöln, Bruder des Baiernfürsten und ebenso tief in die französischen Händel verwickelt, als dieser, obschon er seinen Kurhut vorzüglich den Bemühungen Österreichs verdankte, wurde zwar auch geächtet, aber aus Rücksicht auf seinen geistlichen Stand nicht für vogelfrei erklärt; indessen verlor er Alles, was er vom Kaiser und Reiche zu Lehen hatte. Seine Lande wurden kaiserlichen Bevollmächtigten zur Verwaltung übergeben. Joseph zerriß hierauf die Lehnbriefe beider Fürsten und trat die Stücke derselben mit Füßen. Die beiden feierlich gekleideten Reichsherolde, die vor den untern Stufen des kaiserlichen Thronhimmels standen, nahmen diese Stücke, zerrissen sie nochmals und warfen sie zum Fenster hinaus; alsdann verkündeten sie die Achtsbriefe auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. Mit ähnlichen Feierlichkeiten wurde die Achtserklärung am 11. Mai 1706 zu Regensburg vollzogen[5]). Der Kaiser sah Baiern nunmehr als sein Eigenthum an; doch gab er die Oberpfalz, die böhmischen Lehen und die Kurwürde nebst dem Erztruchseßamte und der Grafschaft Cham (Vortheile, welche bis 1623 das pfalzsimmern'sche Haus besessen hatte) dem Pfalzgrafen Johann Wilhelm bei Rhein, neuburger Linie, und belehnte denselben im Juni 1708 damit bei großen Feierlichkeiten zu Wien. Andere Stücke von Baiern wurden Freunden und bewährten Dienern zur Belohnung gegeben. Dem Herzoge Marlborough übergab Joseph die Herrschaft Mindelheim, und erhob selbige zum Fürstenthume mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Donauwerth bekam seine ehemalige Reichsunmittelbarkeit wieder, die Reichsstadt Nürnberg erhielt eine kleine Gebietserweiterung von Baiern, ebenso der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. Die Landgrafschaft Leuchtenberg wurde dem Grafen Leopold Matthias von Lamberg als Lehen ertheilt und in ein Fürstenthum verwandelt mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, worüber der neue Reichsfürst in Streit mit Mecklenburg-Schwerin gerieth, welches alte Ansprüche auf dieses Gebiet vorwies. Noch andere Stücke erhielten mehre kaiserliche Diener, sodaß das Ganze nach und nach zersplittert und blos ein kleiner Theil jenseit des Inn zwischen Salzburg und Passau den österreichischen Erblanden einverleibt wurde. Die bairische Fürstenfamilie wurde nirgends mehr erwähnt, und Joseph ließ sogar in seiner Burg ihre Bildnisse entfernen, um damit anzuzeigen, daß sie erloschen sei; allein die Fürsten von Baiern waren, wie es die Reichsgesetze ausdrücklich verlangten, weder vorgeladen, noch vernommen worden, und der Kaiser hatte die Reichsfürsten nicht einmal darüber befragt, sondern sich nur mit der Einwilligung der Kurfürsten begnügt. Daher beschwerten sich jene, der Kaiser berief sich auf die Wahlcapitulation, und da diese Entschuldigung nicht genügte, so verlangte er, daß diese abgeändert werden sollte. Dies geschah auch; man wurde aber vor Joseph's Tode über die Abänderung dieser Reichsinstitution nicht einig, während der Fortgang des Kriegs im Grunde doch dabei im Auge gehalten werden mußte, um zu beobachten, welche Wendungen für das Schicksal der beiden geächteten Reichsfürsten dadurch herbeigeführt werden könnten. Gleichen Unwillen erweckte Joseph unter den Reichsständen, als er den 30. Juni 1708 den Herzog von Mantua ebenfalls wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich mit der Reichsacht belegt hatte. Wenige Tage nachher starb zwar der unglückliche Fürst ohne Kinder. Der Kaiser behielt demnach das Land für sich, mit Ausnahme Montferrats, das an Savoyen verschenkt, und Bozzolo's nebst Sabionetta, welche Gebiete für Ansprüche an Guastalla abgegeben wurden. Kleinere Fürsten Italiens, die es mit den Franzosen hielten, wurden ebenfalls geächtet und verjagt.

Was den Krieg gegen Frankreich betrifft, so betrieb ihn Joseph mit größerem Eifer, als sein Vater. Anerkannt klug nannte man es, daß er seinen einsichtsvollen Feldherren freiere Hand ließ, als sie zuvor gehabt hatten. Dies bewies sich auch bald sehr erfolgreich. Eugen's von Savoyen Sieg über die Franzosen bei Turin am 7. September 1706 befreite ganz Italien, sowie Teutschland zwei Jahre früher durch die Niederlage der Franzosen bei Höchstädt frei geworden war. Der Krieg in Italien nahm durch einen Vertrag vom 13. März 1707 zwischen Frankreich und Österreich ein Ende. Die Österreicher besetzten nun im Juli desselben Jahres Neapel und Kaiser Joseph belehnte seinen Bruder Karl III. von Spanien mit Mailand, dem auch im Königreiche Neapel gehuldigt wurde. Sicilien kam auch in die Hände der Österreicher, die Engländer aber eroberten 1708 Sardinien und Eugen siegte mit Marlborough am 11. Juli dieses Jahres bei Oudenaerde über die Franzosen. Ganz Flandern ging für diese verloren und ihren Feinden schien der Eingang ins Herz Frankreichs offen zu stehen. Dies und andere Bedrängnisse zwangen Ludwig XIV. zu Friedensverhandlungen, welche sich jedoch wieder zerschlugen. Am 11. September 1709 verloren seine Generale die äußerst blutige Schlacht bei Malplaquet gegen Eugen und Marlborough. Im März 1710 wurden die Friedensverhandlungen erneuert, worin, wie früher, Joseph auf die Anerkennung der Ansprüche seines Bruders, seines Hauses und

5) Vgl. den Curieusen Bericht, mit was vor Solennitäten Ihro Kayserl. Majestät Josephus I. die beyden Gebrüdere und bißherige Churfürsten von Cölln und Bayern in Wien und Regenspurg in die Acht und Ober-Acht erklähren lassen in 4. 1706, fünf Bogen stark.

des teutschen Reiches drang. Je mehr aber Ludwig XIV. zugab, desto mehr foderten seine Gegner; darum brach er die Unterhandlungen abermals ab. Vermuthlich glaubte Joseph, daß die ihm verbündeten Mächte stets geneigt sein würden, ihre Interessen den seinigen zu opfern; allein bald nach dem Abbruche der Verhandlungen stürzte das längst untergrabene Whigministerium in London zusammen. Dieses Ereigniß stellte zwei Parteien mit unversöhnlichem Hasse einander gegenüber, und da man durch die Kriegsbegebenheiten in Spanien erfuhr, daß Philipp V. zur dortigen Thronentsagung niemals bewegt und Spanien nie erobert werden könne, so trat die Geneigtheit zum Frieden immer entschiedener hervor, welcher aber nur durch Joseph's frühzeitigen Tod erreicht wurde, indem dadurch alle Länder und Ansprüche Österreichs ausschließlich in Karl's III. Hände gebracht wurden, dieser aber sie nicht gegen Philipp V. ausschließlich behaupten konnte.

Im Gange dieses Krieges dienten dem Kaiser und Reiche die Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen nebst den Grafen von Stahremberg (Heister befehligte in Ungarn) und von Thüngen. Letzterer war ein so großer Franzosenfeind, daß er bei der Taufe seiner Kinder der damals gewöhnlichen Entsagung des Teufels eine ähnliche Entsagung der Franzosen und alles Französischen beifügen wollte. Als der Generallieutenant Ludwig von Baden (1707) starb, bekam nach langen Streitigkeiten den Heerbefehl am Rhein der Markgraf Christian Ernst von Baireuth, grade in einer Zeit, als der Kaiser und seine Bundesgenossen mit der größten Zuversicht auf Waffenglück Plane und Vorsätze zur Erweiterung und Vollendung der allenthalben gemachten Eroberungen gefaßt hatten. Ihr Erfolg aber entsprach den Erwartungen keineswegs, am wenigsten am Rhein, wo der alte Markgraf Christian Ernst wider Willen Vieler commandirte. Eugen hatte ebenfalls widerrathen und den bewährten General von Thüngen vorgeschlagen. Des Markgrafen Eifer konnte den Mangel an Fähigkeiten um so weniger ersetzen, als ihn das Reich schlecht unterstützte, wenn auch Holland und England die säumigen Reichsstände bestürmte, für die Kriegsbedürfnisse gewissenhaft zu sorgen; denn alle Bemühungen schlugen fehl, die Franzosen durchbrachen die Linien, welche Ludwig von Baden sieben Jahre hindurch vertheidigt hatte. Der Markgraf legte aus gekränkter Ehre und auf Verlangen im September 1707 sein Commando nieder, während die Stände des schwäbischen und fränkischen Kreises auf dem Reichstage zu Regensburg drohten, vom Kaiser abzufallen und sich mit Frankreich zu vergleichen, wenn ihrem Elende nicht gesteuert werden würde. Furcht vor Spaltung unter den Reichsständen trieb den Kaiser zu schleunigen Maßregeln, dem Übermuthe der Franzosen mit Nachdruck zu begegnen. Da er aber hierzu die Mitwirkung der Reichsstände nicht erhalten und der Prinz Eugen in Italien noch nicht entbehrt werden konnte, so nahm er den Kurfürsten Georg Ludwig von Hanover in Anspruch, aus seinem Lande ein starkes Corps zu stellen und die oberste Reichsmarschallswürde zu übernehmen. Georg Ludwig übernahm nach langem Zögern (schon vor des Markgrafen Verabschiedung war er dazu aufgefodert worden) mit zugestandenen, aber nicht erfüllten Bedingungen noch im September 1707 die Führung der Reichstruppen, nachdem die Königin Anna von England etliche Tausend Mann sächsischer Hilfstruppen versprochen hatte. Die Franzosen räumten das rechte Rheinufer. Eugen befehligte seit 1708 mit Marlborough in den Niederlanden. Der Kurfürst von Hanover wollte, nachdem er 1708 laute vergebliche Klagen über den erbärmlichen Zustand des Reichsheeres geführt hatte, im folgenden Jahre ins Innere von Frankreich eindringen, wurde aber vom teutschen Reiche zu schwach unterstützt, und so brachte er Nichts zu einer Entscheidung. Im Anfange des Jahres 1710 legte er aus Unmuth den Heerbefehl nieder und der Prinz von Savoyen bekam dieses Amt. Dieser zog die Hauptstärke vom Rhein in die Niederlande, wo, wie in Spanien (in Oberitalien hatte der Krieg auch wieder begonnen) ungleich wichtigere Dinge zur Entscheidung des großen Kampfes vorfielen. Dadurch schienen zwar die Vortheile des Kaisers und seiner Verbündeten bedroht, allein die Hauptgründe der Unfälle waren Mangel an Lebensmitteln und Truppen, welche im folgenden Jahre leicht wieder ersetzt werden konnten. Überdies sprachen für Joseph noch mehre glückliche Umstände, die sein Ansehen und seine Macht vermehrten. Hierzu kann man zunächst seine Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle rechnen, gegen welchen er gleich bei seiner Thronbesteigung einen weit festern Ton annahm, als Leopold I.

Schon 1705 ereigneten sich zwischen dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Lamberg, und dem Papste Clemens XI. wegen eines gerichtlich verfolgten römischen Edelmannes, der unter dem Schutze des Ersteren stand, solche Mishelligkeiten, daß jener ohne Abschied Rom verließ und der päpstliche Nuntius aus Wien gewiesen wurde. In ebendemselben Jahre noch übte der Kaiser zum Verdrusse des heiligen Vaters das Recht der ersten Bitten aus, d. h. er brachte eine Person zu geistlichen Pfründen ein Mal in Vorschlag, welches Recht schon die frühern Kaiser ausgeübt hatten. Kaiser Friedrich III. und seine Nachfolger aber hatten hierzu um päpstliche Einwilligung gebeten, Joseph hingegen unterließ es, weil er behauptete, den Kaisern sei jenes Vorrecht durch den westfälischen Frieden ohne Beschränkung ein für alle Male zuerkannt worden. Also übte er sein Recht beim Domcapitel zu Hildesheim im gedachten Jahre aus, wogegen aber Clemens XI. Widerspruch einlegte. Eine dritte Irrung veranlaßte des heiligen Vaters Weigerung, den Erzherzog Karl, Joseph's Bruder, als König von Spanien anzuerkennen, obschon er gleich beim Ausbruche des Kriegs sich neutral erklärt hatte. Gleichwol hielt ihn Joseph — einige Unvorsichtigkeiten des päpstlichen Hofes mögen mitgewirkt haben — für einen offenen Anhänger Ludwig's XIV. Seit der Eroberung Oberitaliens durch die Kaiserlichen im Jahre 1706 kam auch der Kirchenstaat ins Gedränge, und als vollends das Königreich Neapel von ihnen besetzt worden war, spürte man zu Rom desto fühlbarer die widrigen Gesinnungen des Kaisers. Es kam zu einem Federkriege über Rechte und Pflichten, die sich dieser und jener zuschrieben, aber auch einander absprachen. Endlich

wurde Clemens mit Gewalt bedroht, als die Kaiserlichen ins Gebiet Ferrara einrückten, eine andere Heerabtheilung auf Rom losging und ein Geschwader von englischen und hollandischen Schiffen die Küsten des Kirchenstaates bewachte. Zwar rüstete sich der Papst und ließ auch acht Thore seiner Residenz zumauern; er mußte aber eine Katastrophe fürchten, wie sie einst Karl von Bourbon über diese Stadt verhängt hatte. Da gab er nach und unterschrieb am 15. Januar 1709 einen Vertrag, kraft dessen er seine Truppen bis auf 5000 Mann abdanken, seiner Verbindung mit Frankreich entsagen und den Erzherzog Karl als König von Spanien und beider Indien anerkennen sollte. Andere streitige Punkte wurden genaueren Untersuchungen anheim gegeben; indessen mußte eine wiederholte Drohung erst angewandt werden, ehe Clemens XI. Karl'n III. in seiner neuen Königswürde anerkannte. Dies geschah den 14. October 1709. Der Lehnstreit wegen Parma's, Piacenza's, Comachio's und Anderes blieben gleichwol unerörtert.

Ein anderer glücklicher Umstand war, daß Joseph zur Zeit, als seine Erblande ganz von Truppen entblößt waren, vom eroberungssüchtigen Könige Karl XII. von Schweden unangetastet blieb, obschon man das Gegentheil zu fürchten guten Grund hatte, weil der Einbruch der Schweden in Sachsen im Herbste 1706 über ganz Teutschland Schrecken verbreitete. Man fürchtete, daß Karl ein Freund Frankreichs, den spanischen Erbfolgekrieg zu Gunsten Philipp's V. entscheiden könnte. Kaiser Joseph mußte allerdings mit der größten Behutsamkeit jeden Vorwand zu Feindseligkeiten vermeiden, ja sich gefallen lassen, in Foderungen dieses Königs, die er unter andern Umständen abgelehnt haben würde, ohne Zögern einzugehen. Hierzu gehört die freie Religionsübung der Schlesier und Zurückgabe aller Kirchen, welche die Protestanten in Schlesien seit dem westfälischen Frieden verloren hatten. Ein Glück für Joseph war, daß Karl XII. sich nun anderwärts zu schaffen machte und dort unterlag. Daher jener die schwedischen Foderungen verletzte und neue Bedrückungen über die Protestanten in Schlesien verbreitete. Nicht minder hartnäckig zeigte er sich gegen die Bemühungen des Königs von Preußen zu Gunsten der Reformirten in gedachter Provinz. Diese Umstände und die bald darauf erfolgte Überwältigung Ungarns setzten den Kaiser in den Stand, seine ganze Macht zur Entscheidung des spanischen Erbfolgekampfes zu verwenden. Er schien allerdings mit seinen Verbündeten zu hoffen, daß ohne weitere Unterhandlungen mit Frankreich der Friede vorgeschrieben und Entschädigungen für die Kriegskosten bewirkt werden könnten. Man war allgemein auf die Entscheidungen des Jahres 1711 gespannt, da starb Joseph zum Glücke seiner Projecte, die er schwerlich durchgeführt haben würde, in seinem 33. Lebensjahre zu Wien an den Kinderblattern am 17. April 1711 und hinterließ den Beinamen des Sieghaften[6]).

Zu den besonders wichtigen Reichssachen, welche Joseph unternahm und beseitigte, gehört außer den bereits erzählten Vorfällen noch die Feststellung der von seinem Vater schon errichteten Kur Hanover. Er brachte die Reichsstände am 30. Juni 1708 durch Beruhigungen zur wirklichen Zustimmung, indem ihnen versichert wurde, daß zur Verhinderung eines Übergewichts, welches die Protestanten im Kurcollegium hätten, wenn die Kurpfalz jemals wieder an einen Fürsten ihrer Religion zurückfiele und Kurhanover dann noch bestände, die Stimmen der katholischen Kurfürsten in diesem Falle um eine vermehrt werden müsse und daß kunftig ohne Einwilligung des gesammten Reiches keine neue Kur wieder geschaffen werden sollte. Kurhanover, dem Anfangs das Reichserzpannerherrnamt zugedacht, hierin aber sehr widersprochen worden war, erhielt nun das von Kurpfalz abgegebene Amt eines Reichserzschatzmeisters. Am 3. April 1710 wurde der Kurfürst darin bestatigt und acht Tage nachher von Joseph damit feierlich belehnt. Gleichzeitig (im Jahre 1708) brachte der Kaiser ohne große Schwierigkeiten die von seinen nächsten Vorfahren vernachlässigte Kurwürde von Böhmen wieder zur vorigen Wirksamkeit und Anerkennung, wodurch der katholischen Partei das bisherige Übergewicht erhalten wurde. Das seit mehren Decennien verfallene Reichskammergericht suchte Joseph durch einen Reichstagsbeschluß wieder in Aufnahme zu bringen; viele Schwierigkeiten und Mängel aber hinderten, daß vor Ende Januars 1711 die erste Versammlung dieses Gerichts gehalten werden konnte. Sonst hatte der Kaiser während seiner kurzen Regierung sieben Familien in den Reichsfürstenstand und mehre Andere zur reichsgräflichen Würde erhoben, während die alten Reichsstände von langen Zeiten her so viele eingegangene Vota für die Reichstage hervorbrachten, daß man, bemerkt ein Zeitgenosse, wenn sie alle Anerkennung und Geltung gefunden hätten, die Reichsversammlungen aus Mangel an Raum hätte wieder auf freiem Felde abhalten müssen. So suchte z. B. Kurfürst August von Sachsen vier neue Reichsvota hervor. Ein fühlbares Gebrechen im Reiche war, daß die Kreistage unterblieben, und manche Kreise, so Ober- und Niedersachsen, auch wenn sie ernstlich dazu anermahnt wurden, keine Versammlungen unter sich abhielten; daher sich die Stände nicht zur Kreishilfe verstanden, was laute Klagen gegen sie verursachte. Dagegen wurde einem andern Übelstande abgeholfen: da nämlich seit vielen Jahren die Reichsstädte keine eignen Bevollmächtigten auf den Reichstagen hielten, sondern ihre Anliegen durch den Magistrat zu Regensburg besorgen ließen, so wurde im Jahre 1707, als diese Nachlässigkeit die beiden andern reichsständischen Collegien übel nahmen, bewirkt, daß jede Reichsstadt durch besondere Abgeordnete wieder Theil an den Reichssachen nehmen mußte. Dieser Bestimmung indessen wurde nicht lange Folge geleistet; die Reichsstädte kamen unter den folgenden Kaisern wieder auf die wohlfeile Bequemlichkeit zurück, sich auf den Reichstagen durch etliche regensburger Magistrats-

6) Obschon diese Krankheit als wahr anerkannt ist, so hat man doch gefragt, ob nicht Joseph's Tod ein gewaltsamer gewesen sei, und man hat einen Cavalier deshalb verdächtigt, auf dessen Familienarchiv das Publicum aufmerksam gemacht wurde. Vgl. Wekhrlin's Chronolog. XI, 348.

personen vertreten zu lassen. Die Beschwerden der Reichsstände über den Reichshofrath dauerten indessen ebenso lästig fort, als viele Religionsstreitigkeiten wegen zu großer Weitläufigkeit des Geschäftsganges unerörtert blieben und vorherrschende Unduldsamkeit der friedlichen Ausgleichung den Weg verlegte. Stritt man sich doch nach des Markgrafen von Baden Tode, ob ein Katholik oder Protestant das Reichsheer befehligen sollte. Gleich nachlässig wurde das Münzwesen im Reiche betrieben. Obgleich heilsame Verordnungen gegen den schlechten Zustand der Reichsmünzen bestanden, so wurden sie dennoch hintangesetzt, selbst durch das verführerische Beispiel der Großen. Kaiserliche Commissaire, die sich in den Reichskreisen aufhielten, waren bevollmächtigt, das Münzwesen zu beobachten und allenfalls auch mit versteckter Hilfe den Münzverbrechern aufzulauern und sie alsdann zum Nutzen des kaiserlichen Fiscus einzuziehen. Dergleichen Eingriffe, die sich die kaiserlichen Beamten erlaubten, hatten in der Regel Streitigkeiten zur Folge mit denjenigen Reichsständen, auf deren Gebieten die Gewaltstreiche vollbracht worden waren. Einer der merkwürdigsten Vorfälle dieser Art ereignete sich im Jahre 1709 auf würzburgischem Gebiete. Der Hofjude des dortigen Fürstbischofs war seit geraumer Zeit der Münzverfälschung verdächtig, ohne daß sein Gebieter davon Kenntniß gehabt haben sollte. Der Reichsvicekanzler Graf von Schönborn aber, der darum wußte, ließ den Juden ohne Vorwissen des Prälaten zu verschiedenen Malen vor sich laden, nahm ihn jedoch bei seiner Ankunft niemals an, sondern kaiserliche Diener hoben ihn im Januar 1709 auf offener Landstraße im Würzburgischen auf und brachten ihn nach Saalfeld zum Reichshofrathe von Obernitz, welcher ihn so lange in Haft behielt, bis er 4000 Reichsthaler baar erlegt und einen Wechselbrief auf 20,000 Reichsthaler zur Bürgschaft ausgestellt hatte. Der Fürstbischof beschwerte sich, sobald er den Hergang erfahren hatte, bei dem Grafen von Schönborn über Verletzung seiner landesherrlichen Gewalt; der Graf warf alle Schuld von sich und schob sie kaiserlichen Dienern zu, die in Joseph's Namen gehandelt hätten. Die Klage kam vor den Kaiser, und obschon die That eine reichsgesetzwidrige genannt wurde, so konnte der Fürstbischof doch nicht erlangen, daß ihm die Frevler ausgeliefert wurden, noch ließ man zu, daß weder er noch der Magistrat zu Frankfurt, wo des Hofjuden eigentlicher Wohnsitz war, das Vergehen desselben untersuchen und bestrafen konnte. Dieser Mangel an genauem Rechtssinne ging Hand in Hand mit der Langsamkeit und Schläfrigkeit der Unterhandlungen auf den Reichstagen und mit dem Ungehorsam der einzelnen Reichsstände gegen die dort gefaßten Beschlüsse. Man brachte im Jahre 1707 nicht einmal die kleine Summe von 200,000 Reichsthalern für das Heer am Rhein zusammen, noch weniger die Million, die für das Jahr 1708 angewiesen worden war. Die Kreiscontingente waren selten vollzählig und unter ihren Führern herrschte gewöhnlich Eifersucht. Die Berathungen der Reichstage wurden lächerlich und die Nation sank in der Achtung vor ganz Europa. Selbst die Bundesgenossen der Teutschen, die Engländer und Holländer, spotteten in öffentlichen Blättern und Schriften über sie, und holländische Bevollmächtigte scheuten sich nicht, die bittersten und derbsten Reden auf den Reichstagen zu führen [7]).

Wie die Fürsten des Reichs mit thörichter und geschmackloser Pracht große Summen zu Festen und Feierlichkeiten verschwendeten und Scharen von Pedanten und Hofleuten an ihren Höfen ernährten, ebenso tadelhaft erwies sich Joseph I. zu Wien. Er liebte die Pracht mehr, als sein Vater; darum kleidete er sich auch kostbarer, als dieser, und führte an seinem Hofe die Manteltracht (Imperiale) nebst einem strengen, steifen Ceremoniel ein, welches die Reichsfürsten verletzend fanden. Seine Leibwache verbesserte und vermehrte er. Schlittenfahrten, die er ganz besonders liebte, wurden mit großer Pracht gehalten. Schon vor seiner Thronbesteigung (1705) hielt er einen zahlreichen Hofstaat, der 115 Kämmerer mit einem Oberstkämmerer und 287 andere Personen verschiedenen Standes zählte und nachmals so stark vermehrt wurde, daß bei seinem Tode zwei Oberstkämmerherren und 395 Kammerherren gezählt wurden. Jeder von ihnen hatte 400 Fl. Besoldung, welche jedoch die Meisten von ihnen nicht annahmen, darum nicht zur Last fielen. Dagegen hatte er eine Menge anderer Hofdiener in seiner Haushaltung, welche den Staat verschlingen halfen. Als Joseph im Februar 1699 seine Braut von Roveredo nach Wien abholen ließ, schickte er ihr ein Gefolge von mehr als 200 Personen entgegen, darunter 47 Diener waren, welche für die Küche und den Keller sorgen mußten. Als Joseph im Jahre 1702 zum ersten Male zu Felde ging, hatte er ein Gefolge von 233 Personen bei sich, welche sämmtlich für den Waffendienst unbrauchbar waren und von den Ländern, welche sie berührten, ernährt werden mußten. Dieser Troß bestand aus Leuten von allen Ständen, und es befanden sich darunter Oberstthofmeister, Oberstküchenmeister, Kämmerer, Silberkämmerer, Mundschenken, Vorschneider, Truchsesse, Fischmeister, Ziergärtner nebst Gehilfen, Geflügelmaier mit Mägden, Kellerdiener, Kellerbinder, Mundbäcker nebst Jungen, ein Vicemundkoch, 20 Meister- und Unterköche, mehre Kesselreiber, acht ordinari und 13 extraordinari Jungen nebst einer großen Menge Gepäckwagen. Die Königin, welche ihren Gemahl bis Heidelberg begleitete, wo sie bis zur Einnahme Landau's verweilte, hatte 170 Personen in ihrem Gefolge, und die 63 Chaisen und 14 Kaleschen, worin diese Leute gefahren wurden, erfoderten auf jeder Station 192 Wagenpferde und 14 Rennpferde. Zur Ausrüstung dieses Kriegszuges gaben die Stände von Österreich nur 40,000, die von Ungarn 100,000 Fl. außerordentliche Beisteuer her.

---

7) Ein teutscher Publicist jener Zeit sagt von seinem Vaterlande: Teutschland bleibet wol bey seiner Natur und Eigenschaft, welche es bereits vor langer Zeit an sich genommen hat. Es gehet ihm nemlich, wie vielen ungewöhnlich langen Personen, welche zwar starck, aber auch darbey desto ungeschickter seynd, also, daß wenn sie den Kopf bewegen, sie gleichsam zuvor eine Staffeta an die Hände und Füße schicken müssen, um denenselben Nachricht zu geben, daß jener, als das vornehmste Glied an dem Leibe, etwas beschlossen habe, und daß sie dannenhero auch allmählich anstalt machen möchten, ihre Gelencke mit guter Gemächlichkeit zu bewegen.

Das Finanzwesen war schon unter Leopold I. in solchem Zustande, daß die Cassen erschöpft waren und große Zahlungen durch einen Hofjuden gemacht werden mußten. Dies fand Joseph, obschon er nicht immer wirthschaftlich war, kostspielig und beschwerlich; er errichtete demnach, um dem Wucher dieses und anderer Juden zu wehren, im Jahre 1703 eine Bank zu Wien und erneuerte sie zu Ende des Jahres 1705, nachdem sie in Verfall gerathen war, wieder. Gleichwol wirkten Manche, welche bei den Juden mehr Nutzen genossen, als bei der Bank, gegen ihre heilsame Wirksamkeit, und da ihr ohnehin die rechte Einrichtung mangelte, so ging sie nach Joseph's Tode wieder ein. Indessen litt der Kaiser immer auch an nöthigen Mitteln, nöthige Zahlungen konnten zuweilen nur in kleinen Raten gemacht werden, und Prinz Eugen sah sich oft genöthigt, das Brod für seine Soldaten auf eigne Rechnung zu kaufen. Die Bauten betreffend, welche Joseph unternahm, so gehören hierher die Josephsvorstadt zu Wien, die prächtige Josephssaule, ein Theater und die Wiederherstellung der alten Peterskirche ebendaselbst, und das schöne Lustschloß Schönbrunn, welches er indessen nicht vollendete; an Ausführung anderer großer Prachtgebäude hinderten ihn der Krieg und sein frühzeitiger Tod. Dagegen stellte er den 7. December 1705 zur Bildung und Verbreitung des Geschmackes eine Kunstakademie zu Wien, und zu Liegnitz 1708 eine Ritterakademie her.

Im Übrigen war Joseph ein Mann von kräftigem, schönem, majestätischem Äußern, lebhafter Gesichtsfarbe und blonden Haaren. Er besaß einen scharfen Verstand, wußte seinen Zorn meistens zu beherrschen, war ehrgeizig und liebte das Schöne und Anständige. Heitern und sinnreichen Umgang zog er vor und trotz seiner Vergnügungssucht mied er doch die ernsten Geschäfte nicht. Kurz vor seinem Tode übertrug er, da er keinen Sohn hinterließ, die Verwaltung seiner Erblande seiner rüstigen Mutter bis zur Ankunft seines Bruders Karl, welcher als der Sechste seines Namens sein Nachfolger wurde. Der Kaiserin Mutter wurden zur Stütze gegeben die Fürsten Eugen und Trautson, der Kanzler Schönborn, der Graf von Wratislav und der Baron von Seiler. Vermählt war Joseph worden den 15. Februar 1699 zu Modena mit Wilhelmine Amalie, vierter Tochter Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Hanover (s. d. Art.) durch Procuration und den 24. Februar desselben Jahres durch den päpstlichen Nuntius zu Wien. Dieselbe gebar ihm 1) den 8. December 1699 Marie Josephe, welche den Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, der auch König von Polen war, am 20. August 1719 heirathete, und starb den 17. November 1757 als Erzfeindin Friedrich's des Großen, Königs von Preußen. 2) Leopold Joseph, den 28. October 1700 geboren, starb den 4. August 1701. 3) Marie Amalie, geboren den 22. October 1701, vermählte sich 1722 am 17. October mit dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, der als Kaiser sich Karl VII. nannte, und starb den 11. December 1756. Beide kaiserliche Töchter hatten ihrem Oheime, Karl VI., versprechen müssen, keine Ansprüche auf die Nachfolge in den österreichischen Erblanden erheben zu wollen. Die Kaiserin Wilhelmine Amalie starb 1742 den 10. April. Ihres Gemahls Herz wurde in einer silbernen Kapsel in der kaiserlichen Hofkirche bei den Augustinern, seine Eingeweide in einer Gruft der St. Stephanskirche und sein Leichnam in der kaiserlichen Gruft bei den Capucinern beigesetzt [8]).

Joseph II., ältester Sohn Kaisers Franz I. und Maria Theresia's, war den 13. März 1741 zu Wien geboren worden und hatte in der Taufe den Namen Joseph Benedict August Johann Anton Michael Adam bekommen. Die Geburt dieses merkwürdigen Fürsten fällt fast in die Augenblicke, da König Friedrich II. von Preußen den ersten Sieg über die österreichischen Waffen erfocht. Das Erzhaus und die Wiener vergaßen über die Freude der Geburt eines Thronerben den Schmerz über den Verlust der Schlacht bei Mollwitz. Der Krieg, in welchen Maria Theresia wegen ihrer Erbfolge fast nach allen Seiten hin verwickelt war, drangte sie so in die Enge, daß sie im September 1741 nach Presburg eilte und dort mit ihrem Sohne auf dem Arme in der Ständeversammlung die Ungarn zum Beistande entflammte. Die dankbare Königin ließ nachmals, um den Ungarn ihre Vorliebe zu erkennen zu geben, ihren Prinzen in ungarische Nationaltracht kleiden und ihm Unterricht in ungarischer Sprache ertheilen; auch wurde ein Ungar, der Fürst Bathiany, sein Hofmeister. Franz I., seit dem 4. October 1745 teutscher Kaiser, aber am wiener Hofe mehr Privatmann als Regent und den hervorragenden Eigenschaften seiner Gemahlin stets untergeordnet, hatte keinen freien Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes. Maria Theresia ordnete dessen Erziehung nach ihren Einsichten und Vorurtheilen; daher war ihr Hauptzweck, dem Prinzen vornehmlich Gottesfurcht einzuflößen. Die Wahl seines Hofmeisters war nicht glücklich; indessen schadete sie dem jungen Prinzen wenig, da derselbe feurig und rasch, bald seinen eignen Weg einschlug. Christoph von Bartenstein unterrichtete ihn in der Geschichte, im Natur- und Völkerrechte auf eine Weise, die zu selbständiger und unabhängiger Meinung führte und ein sittliches wie rechtliches Gefühl ausbildete. Ganz entgegengesetzte Theorien suchten ihm die beiden Jesuiten Parhammer und Franz beizubringen, welche den Unterricht in der Religion, Logik und Physik besorgten, verleideten ihm aber das Lernen durch ihre widerwärtige Pedanterie. Brequin, Martini, Leporini und Bek unterrichteten ihn in den übrigen Wissenschaften nach einer ungeschickten Methode. Joseph faßte leicht

8) Benutzt wurden die Memoria gloriosa Regiae stirpis Habspurgicae (Frankf. u. Leipz. 1706 in 12.), Joseph's des Sieghaften Röm. Kayfers Leben und Thaten (Cöln 1712 in 8. Der Verfasser dieses Werkes ist Joh. Ehrenfried Zschackwitz), Leben und Thaten des glorwürdigsten Kayfers Josephi im Curieusen Bücher-Cabinet. 1. u. 2. Bd., Wagner's Historia Josephi I. etc., (Wien 1745 in Fol.), v. Westenrieder's sämmtliche Werke. 28. Bd. und Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts u. s. w. 1. Bd. nebst Milbiller's Geschichte Teutschlands im 18. Jahrhundert. 1. Bd. und Herchenhahn's Geschichte der Regierung Kaiser Joseph's des Ersten. 2 Bde.

und schnell, wollte sich aber nie nach fremden Vorschriften richten und erregte oft die Unzufriedenheit seiner Lehrer. In den angestellten Prüfungen stand er oft hinter seinen beiden Brüdern Karl und Leopold zurück. Joseph's leidenschaftliche Wißbegierde, die ihn nie verließ, bezeugt, daß sich seine pedantischen Lehrer und Quäler in die Fähigkeiten ihres Zöglings nicht finden konnten und daß der zum Selbstdenker geneigte Prinz keinen Schulzwang ertragen wollte. Außerhalb der Lehrstunden erwies sich der Prinz offenherzig, liebenswürdig und heiter, in freier Unterhaltung entfaltete er vielen Witz, überraschenden Scharfsinn, überhaupt die glänzendsten Anlagen. Daher ihm seine Mutter, so sehr sie auch über seinen Ungehorsam klagte, im Ganzen nachsah. In den Leibesübungen erfüllte Joseph die Wünsche seiner Lehrer, und an der Musik fand er soviel Geschmack, daß er ihr lebenslänglich zugethan blieb und mehre Instrumente spielen lernte. Zu Gesellschaftern seiner Jugend gab man ihm mehre guterzogene Edelleute, mit denen er zuweilen kleine französische Schauspiele bei Hofe aufführte. Da er gesund, lebhaft, schalkhaft, frohsinnig und eigenwillig war, so gab er auch zu manchen Jugendstreichen Anlaß, obschon sie hart bestraft wurden. Er war übrigens von mittler Größe und gut gewachsen mit sehr ausdrucksvoller Gesichtsbildung. Nachdem er im Jahre 1757 die Blattern glücklich überstanden hatte, wünschte er, da der siebenjährige Krieg bereits ausgebrochen war, seine Leidenschaft zu den Waffen zu befriedigen. Daun, Loudon und Lascy hatten ihn bereits im Kriegswesen unterrichtet. Seine Mutter hatte auch ihre Zustimmung gegeben, daß er unter Daun fechten sollte; plötzlich aber nahm sie ihr Wort zurück, aus Furcht, der Krieg möchte in dem Prinzen Gleichgültigkeit gegen die Pflichten eines weisen, friedliebenden Regenten vermehren und seinen Trotz verstärken. Joseph gehorchte äußerst ungern und es blieben die Geschichten eines Karl XII. und die Kriege Cäsar's seine Lieblingslectüre. Im Jahre 1761 erhielt er Sitz im Staatsrathe. Am 6. October 1760 verheirathete sich der Erzherzog zu Wien mit Isabella, ältester Tochter Herzogs Philipp von Parma. Sie (geboren am 31. December 1741) übte vielleicht allein einen großen Einfluß auf ihn aus, und verstand seine Hitze zu dämpfen. Diese liebenswürdige Prinzessin starb aber schon am 27. November 1763, nachdem sie Mutter von zwei Töchtern geworden war; die erstere überlebte die Mutter nur sieben Jahre, die andere starb am Tage ihrer Geburt. Joseph liebte diese Gemahlin, obschon sie etwas schwermüthig war, so sehr, daß er sie nie ganz vergessen konnte. Der hubertsburger Friede im Februar 1763 mit Preußen verschaffte dem Erzherzoge die Stimme Friedrich's des Großen zur Würde des römischen Königs. Die Ruhe Teutschlands wurde zur Königswahl benutzt. Joseph begab sich mit seinem Vater nach Frankfurt. Die Wahl fiel den 27. März 1764 auf ihn und am folgenden 3. April wurde er feierlich gekrönt. Nach seiner Rückkehr von Frankfurt bereiste Joseph Ungarn und untersuchte mit besonderer Aufmerksamkeit die dortigen Bergwerke. Eine Zusammenkunft mit der Schwester des Kurfürsten von Baiern, Marie Josephe (geboren den 30. März 1739), jüngster Tochter Kaisers Karl VII., hatte seine eheliche Verbindung mit ihr zur Folge, in der Hoffnung männliche Erben zu bekommen, und, wie seine Verwandten dringend wünschten, einst die Allodialgüter vom Bruder dieser Prinzessin zu erben. Am 22. Januar 1765 vollzog er zu Schönbrunn die erzwungene, feierliche Vermählung mit ihr. Sie besaß weder die innern noch die äußern Vorzüge, welche nur Joseph's Liebe erwerben konnten, und ihre unglückliche Persönlichkeit, die Joseph stets mit Kälte behandelte, wurde durch den Ausbruch von Skorbut noch widerwärtiger, sodaß des Gemahls Gleichgültigkeit in Ekel überging. Indessen löste der Tod dieses unglückliche Band bald auf, Josephe starb, wie ihre Vorgängerin, an den Blattern den 28. Mai 1767. Nie räumte Joseph einem Weibe wieder Macht über sich selbst ein, obschon er den Umgang der Frauen, wie Coxe behauptet, leidenschaftlich geliebt haben soll; wenigstens verletzte er die Sittlichkeit nie durch bekannt gewordene Anhänglichkeit an Beischläferinnen.

Im Jahre 1765 benutzte Joseph die Reise des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck, wo die Vermählung seines Bruders Leopold mit einer spanischen Infantin gefeiert wurde, zu einer Wanderung durch Tyrol bis nach Verona, um seine Kenntnisse der österreichischen Länder zu vermehren. Nach seiner Rückkunft starb ihm der Vater am 18. August in seinen Armen am Schlagflusse. Joseph war tief ergriffen vom Schmerze, noch mehr aber seine Mutter, die in den ersten Augenblicken der Betäubung die Regierung niederlegen und ihr Leben im Kloster beschließen wollte. Dringende Vorstellungen änderten jedoch diesen Plan, obschon sie sich selbst gestand, der Regierung nicht mehr allein vorstehen zu können; darum übergab sie im September 1765 einen Theil der Geschäfte ihrem Sohne Joseph, der seit des Vaters Tode Kaiser von Teutschland geworden war.

Die selbständige Kraft seines Geistes hatte sich bis dahin zu großer Festigkeit entwickelt, und da weder fremdes Beispiel, noch fremde Lehre auf ihn als Knaben schon überwiegenden Einfluß ausübte, so ist kaum zu glauben, daß er in seinen reifen Jahren Neigung zur Nachahmung verrathen habe, und darum erweist sich auch die Beschuldigung, er habe mit kleinlicher Ängstlichkeit Friedrich dem Großen nachgeäfft, als grundlos, wenn sich auch zuweilen der Schein dazu offenbart hat. Er verzichtete seit dem Tode seiner zweiten Gattin auf die Freuden des häuslichen Lebens und lebte nur seinem Volke. Dieses wurde seine Familie, sein Vaterland, sein Haus. Eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die sein Haus und ihn seit seiner Geburt betroffen, hatten seine Seele gestärkt und gereinigt. In Bezug auf das Verständniß seiner Zeit studirte er die geistreichen Schriften der neuen Philosophen, die Friedrich II. bewunderte. Er nahm aus ihnen den Geist der Humanität in sich auf, sympathisirte mit ihren Empfindungen, aber nicht immer mit ihren Meinungen und Ansichten. Seiner menschenfreundlichen Stimmung gemäß handelnd, befestigte er seine Grundsätze und die moralische Richtung seines Willens. Er lernte die Menschheit achten, setzte die Verdienste der Ge-

burt und des Ranges hintenan, er begriff, daß der Herrscher nur des Volks wegen da sei, daß religiöse Duldung, strenge Gerechtigkeit und gewissenhafte Staatswirthschaft unerläßliche Pflichten eines Regenten sein müssen. Bald merkte seine Mutter, wohin er ziele; sie ließ ihm daher nie freie Hand, bewachte alle seine Unternehmungen und gestattete ihm außer dem Kriegswesen, für das sie sich nicht fähig genug glaubte, nur noch einen sehr geringen Wirkungskreis für seine ungestüme Kraft. Gleichwol verschaffte er sich großen Einfluß und wußte seine Mutter mehr und mehr zu gewissen Verbesserungen zu bestimmen. Da er sich aber endlich berechtigt glaubte, seiner Mutter zu widersprechen, was sie nicht gewohnt war, so wies sie ihn hart zurück und entriß ihm zuletzt, in Folge der Eingebungen einer Hofpartei, noch vollends alle freie Wirksamkeit in der Regierung, bis auf die Einzelnheiten in den Militairsachen. In dieser Abhängigkeit lebte er bis zu seiner Mutter Tode, fand aber dessenungeachtet als Thronfolger doch auch seinen Anhang, der ihn in seinem, wenn auch schwachen, Gegenwirken redlich unterstützte. Die Partei der Regentin Mutter und ihre Grundsätze behielten natürlich immer die Oberhand, ja sie wirkte noch in die Zeiten von Joseph's Alleinherrschaft hinein. Ein schädlicher Zwiespalt, der daraus entstand, ließ Manches befürchten; doch Fürst Kaunitz, an der Spitze der vermittelnden Partei, trat unablässig in Unterhandlung, wiewol er im Herzen mehr der Partei des Kaisers, als den Grundsätzen seiner Mutter zugethan war.

Seine Wirksamkeit eröffnete Joseph mit einer Menge nützlicher und wohlthätiger Anordnungen. Zuerst ließ er als Erbe des großen Schatzes von seinem Vater, 22 Millionen Coupons (Staatspapiere, die nach dem siebenjährigen Kriege gemacht worden waren), zum Besten des Staates verbrennen und erwarb sich dadurch die Herzen aller Patrioten. Sodann gab er dem Staate die Domainen zurück, die sein Vater als Eigenthum an sich gebracht hatte. Als Großmeister der Ritterorden nahm er mit dem militairischen Theresienorden einige Veränderungen vor. Um den Zustand der jährlichen Ausgaben genau übersehen zu können, foderte er von allen Hofleuten, Beamten und Pensionairen eine richtige Liste; sodann beredete er seine Mutter, den Hofhalt einzuschränken. Joseph selbst ging mit ermunterndem Beispiele voran: er trank Wasser, schlief auf hartem Lager und vermied allen Prunk [9]). Alle Gallatage, mit Ausschluß des Neujahrstages, wurden abgeschafft. Alle Schleichwege zu Ämtern und Ehrenstellen wurden verboten; ferner verbot er die Hazardspiele und verbesserte die Polizei. Er setzte durch, daß den Ungarn manche Erleichterung verschafft und daß Zauberei wie Wahrsagerei an sich nicht als schwere Strafen behandelt wurden. Die lästigen Abgaben wurden vermindert, das Heirathen erleichtert und den Armen Unterstützung verschafft. Jede Gelegenheit benutzte der Kaiser, um sich herablassend und menschenfreundlich zu beweisen; besonders gewann er beim Volke durch die Einrichtung, daß Jedermann, der seinen Schutz suchte, freien Zutritt zu ihm erhielt [10]). Auf Reisen erwies er sich ebenso. Dieselben unternahm er als Graf von Falkenstein mit geringer Begleitung, aber mit bedeutenden Summen, um der Noth, wo sie ihm begegnete, sogleich abzuhelfen. Dabei schützte er die Gerechtigkeit, bestrafte das Schlechte und bahnte allen seinen Unterthanen den Weg zum Landesherrn. Seine erste Reise (im Jahre 1766) richtete er ins temeswarer Banat, dessen Bewohner sich in einer sehr schlimmen Lage befanden. Hier half er durch neue Anordnungen sogleich dem Elende auf einmal ab. Nebenbei besah er alle Festungswerke, musterte die Truppen, wie er es bereits in Böhmen und Mähren gethan hatte, untersuchte die Manufacturen und den Ackerbau, und erforschte die verschiedenen Standesverhältnisse. Die zweite Reise nach Ungarn unternahm er 1768. Im Übrigen schenkte er dem Handel, dem Ackerbau und dem Militairwesen, sowie der Verschönerung Wiens und den Wohlthätigkeitsanstalten große Aufmerksamkeit. Im Jahre 1769 reiste er nach Italien. Am 15. März fuhr er ganz einfach und unerkannt zu Rom ein, wo eben Papst Clemens XIII. gestorben war. Er erschien auch mit seinem Bruder, dem Großherzoge von Toscana, im Conclave, wo die Cardinäle mit einer neuen Papstwahl beschäftigt waren. Ihnen empfahl er, ohne Vorurtheil und Parteilichkeit, einen würdigen Papst zu wählen und verhehlte sonst seine kräftigen Äußerungen gegen den heiligen Stuhl nicht. Von Rom aus, wo man ihm den Aufenthalt auf alle mögliche Weise angenehm zu machen sich bemüht hatte, begab er sich nach Neapel. Hier und in der Umgegend entging Nichts seinem Scharfblicke. Auf seiner Rückreise besuchte er Florenz und erforschte auch hier Alles, wie in Parma, wohin er einen Ausflug machte, und in Savoyen. In Mailand, wo er sich einige Zeit aufhielt, widmete er sich den Staatsgeschäften. Er übte hier große Strenge an unredlichen Richtern aus. Bald nach seiner Rückkunft zu Wien begab sich Joseph noch im August nach Schlesien, um dem Könige von Preußen einen Besuch zu machen, wie es schon drei Jahre früher, als er von Ungarn und Böhmen aus einen Ausflug an den sächsischen Hof gemacht hatte, die Absicht gewesen, aber von der Kaiserin Mutter verhindert worden war. Auf der Reise nach Neiße zum großen Friedrich begegnete Joseph bei Proßnitz in Mähren einem Ackersmanne, vertrat eine Weile dessen Stelle hinter dem Pfluge und ackerte. Der Fürst von Liechtenstein, der Grundbesitzer jener Gegenden, verewigte das Ereigniß durch ein marmornes Denkmal mit lateinischer Inschrift. Ebenso wurde der Pflug mit einer Inschrift versehen, in Seide eingewickelt und den mährischen Ständen als Andenken geschenkt.

Am 25. August traf Joseph bei Friedrich zu Neiße ein, der diesen Tag als den schönsten seines Lebens an-

9) Seine Toilette, schrieb Einer aus seiner Umgebung im Jahre 1769, ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterlieutenants, seine Erholung Arbeit, sein Leben beständige Bewegung. — Auf Reisen schlief er auf einer Hirschhaut, die über ein Bündel Stroh ausgebreitet wurde, und trotzte allen Beschwerden.

10) Hierüber erschien 1782 ein Schriftchen zu Wien, mit dem Titel: Joseph II. im Controleurgang, oder allerlei Scenen aus der heutigen Regierung, von Ibrahim Goether.

sah, aber dennoch immer der natürlichen Herzlichkeit des Kaisers eine schlau verdeckte, kalte Klugheit entgegensetzte. Beide schlossen während ihres Zusammenseins einen Vertrag mit einander ab, der die Ruhe und Neutralität Teutschlands erhalten sollte, dafern zwischen England und Frankreich Krieg ausbrechen würde. Die folgenden Tage wurden zur Heerschau benutzt. Nach viertägigem Aufenthalte kehrte Joseph in seine Staaten zurück. Eine zweite Zusammenkunft hielten beide Monarchen zu Neustadt in Mähren am 3. September 1770, um zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln. Wie Friedrich zu Neiße, so empfing Joseph den König hier in der Umgebung seiner besten Truppen. Die Hauptgeschäfte besorgte Kaunitz mit dem Könige, ohne daß Joseph besondern Antheil daran genommen zu haben scheint; denn dieser selbst antwortete dem Könige, der ihn um seine Meinung anging, gelegentlich: „die politischen Geschäfte überlasse ich meiner Mutter."

Eine dritte Reise nach Ungarn im Jahre 1770 verschaffte dem Kaiser genauere Kenntniß von diesem fruchtbaren Lande. Und als eine große Theuerung vom Ende genannten Jahres bis zum Eingange 1772 allgemeine Noth über Böhmen, Österreich und Mähren verbreitete, eilte der Kaiser in alle diese Gegenden und half persönlich dem Elende ab. Im Jahre 1772 führte er die militairische Conscription in seinen teutschen Erblanden ein, wo diese Einrichtung große Unzufriedenheit erweckte, obschon man dadurch erst die Kräfte der Provinzen kennen lernte, während man früher darüber im Irrthume gewesen war; Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardei setzten sich gradezu entgegen und blieben deshalb vorläufig davon befreit. Im Jahre 1773 besuchte er Galizien und Lodomerien, Provinzen, die Österreichs Beherrscherin im April desselben Jahres durch die erste Theilung Polens von diesem Königreiche empfangen hatte. Ein anderes merkwürdiges Ereigniß war gleichzeitig die Aufhebung der Jesuiten. In Portugal, Spanien und Frankreich hatte man ihren Orden bereits unterdrückt, als Maria Theresia noch großen Widerstand leistete. Joseph, Kaunitz und fremder Eifer besiegten endlich die Bedenklichkeiten der Kaiserin, und als Clemens XIV. endlich die berühmte Bulle, welche die Gesellschaft der Jesuiten in der ganzen christlichen Welt aufhob, erlassen hatte, ließ Kaiser Joseph seine Freude darüber gegen alle seine Freunde laut werden. In Österreich jedoch fand die Aufhebung der Jesuiten nicht allenthalben den gehofften Beifall. Selbst der Cardinal Migazzi, der den Orden zuvor aus guten Gründen angegriffen hatte, lobte jetzt die Tugenden desselben und tadelte die Strenge gegen denselben. Ein österreichischer Exjesuit behauptete sogar, daß die Aufhebung seines Ordens im Ganzen wider den Wunsch der Nation geschehen sei, in welcher derselbe mehr Freunde als Feinde zähle. Noch in neuerer Zeit hat sich der berühmte, in seinen Grundsätzen lose Gentz mit großer Bitterkeit darüber ausgesprochen.

Außerdem trug Joseph stets Sorge für ein gutgeübtes Heer und für die Verbesserung und Veredelung des Geistes in demselben. Er selbst besuchte alljährlich die großen Übungslager. Gegen die Zweikämpfe verfuhr er mit unerbittlicher Strenge. Dem großen Publicum öffnete er zu Wien den Prater und Augarten, um Hohe und Niedere an einander zu gewöhnen und sich dulden zu lernen; er nahm das teutsche Schauspiel in seinen Schutz und sorgte durch Verbesserung der Theater für Verbreitung des guten Geschmacks und zur Reinigung der teutschen Sprache. Gleichzeitig verfügte er Strenge gegen die Zigeuner, gleichwie er großen Antheil an der Abschaffung der Tortur hatte. Ohnehin durch häufige Reisen in die Provinzen von Wien entfernt, unternahm er im Sommer 1775 eine zweite Reise zur Erweiterung seiner Länder- und Völkerkunde nach Italien. Viel wichtiger jedoch war die im Jahre 1777 nach Frankreich unternommene Reise. Sein Zweck dabei war wol, die Gesinnungen Frankreichs genau zu erforschen, seine Schwester Marie Antoinette auf Ludwig XVI., dessen Gemahlin sie war, einflußreich zu machen und dann sich dessen Freundschaft zu erwerben zur Erreichung politischer Zwecke, wozu Rußlands Anmaßungen gegen die Türkei vorzüglich Anlaß gaben. Am 1. April 1777 trat er wiederum als Graf von Falkenstein diese Reise mit einem Gefolge von 24 Personen, darunter die Grafen von Cobenzl und Colloredo, an. Da er weder alle auffallende Vorbereitungen noch feierliche Anstalten zu seinem Empfange und seiner Bequemlichkeit duldete, so mußte er sich allen Plagen der Reisenden unterziehen und unzählige Anekdoten wurden von diesem bescheidenen Reisezuge des teutschen Kaisers verbreitet. Nur seine Großmuth und die Huldigungen der Fremden verriethen zuweilen sein strenges Incognito, welches sonst oftmals Anlaß zu lustigen Auftritten, anständigen Schwänken und spaßhaften Verkennungsscenen gab, zumal da Witz und Laune den Kaiser nie verließen. Indessen machte er doch auch bald nützlichen, bald wohlthätigen Gebrauch von seinem Incognito: er half den Bedrängten aus der Noth, befreite Unschuldige aus unverdienter Gefangenschaft und vertrat bei armen Familien Pathenstelle bei der Taufe eines Kindes. Daneben versäumte er nie eine Gelegenheit, sich zu unterrichten; er besah Denkmale, besuchte die öffentlichen Anstalten, widmete der Kunst und den Wissenschaften große Aufmerksamkeit, und wußte aus Allem, was er gesehen und gehört, Nutzen zu ziehen. So reiste er denn durch München, Stuttgart, Strasburg, Metz und Rheims nach Paris, wo er den 18. April ankam. Madame Campan, die viel von seinem Aufenthalte zu Paris erzählt, spricht eben nicht günstig von seiner Erscheinung am Hofe zu Versailles. Man fand ihn hier, wo nur gesellige Hoftugenden einen Werth hatten, weniger bewundernswürdig, als sonderbar, während ihm die besten Männer der Nation großes Lob spendeten. Allerdings verletzte er die Hofsitten durch seine natürliche Offenheit und gab auch den Hofleuten, so sehr sie Rechnung darauf gemacht, bei seiner Abreise keine Geschenke. Die Marquisin du Deffand berichtet über ihn: Er hat hier große Anerkennung gefunden, allein da er Niemanden auszeichnete, so fangen Jene, welche ausgezeichnet sein wollen, an, in seinem Lobe zu erkalten. Indessen verschaffte er sich nach glaubwürdigern Berichten große Zuneigung und aufrichtige Verehrung, und alle Stände wetteiferten, ihm

davon Beweise zu geben. Verglichen sie ihn mit seinem Schwager, dem Könige Ludwig XVI., so verlor der Letztere gar sehr durch Vorwürfe und Tadel, welche in Joseph's Denk- und Handlungsweise von ihnen nie entdeckt wurden. Joseph besuchte alle Denkmäler, Anstalten und Werkstätten der Künstler in Paris, unterhielt sich freundlich mit den Begegnenden und fürchtete nicht, bei den Franzosen den Ruf eines Kritklers zu erlangen. Die Taubstummenschule des Abtes de l'Epée, welche erst im Aufblühen war und vom Kaiser auch besucht wurde, gab ihm Veranlassung, eine ähnliche Anstalt in Wien zu errichten. Im Übrigen aber fand er die Hauptstadt Frankreichs, worin er sechs Wochen verweilte, nicht nach seinem Geschmacke und den Charakter der Franzosen seinen Foderungen nicht entsprechend. Bei seiner Abreise erwies er sich nur denen großmüthig, denen er in der That Dank schuldig zu sein glaubte. Er besuchte zunächst die Normandie und hernach das südliche Frankreich, um besonders dem französischen Handel und der Industrie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, indessen versäumte er nicht, die Kriegsübungen, Kriegsschulen, Arsenale und Häfen zu besichtigen. Von Bayonne ging er über die Pyrenäen und besah die Festungen Fuentarabia und San Sebastian mit ihren Häfen. Von da ging er nach Lyon zurück. Und obschon Joseph alle Männer von Verdienst und Gelehrsamkeit in Frankreich ausgezeichnet hatte, so wich er doch, als er durch Ferney reiste, wider Erwarten einem Besuche bei Voltaire aus und beantwortete die Auffoderung mit der Kälte: Ich habe seine Bildsäule schon gesehen. Man erschöpfte sich in Vermuthungen darüber, Voltaire selbst entschuldigte den Kaiser deshalb öffentlich, obschon er das Wahre nicht getroffen hatte. Das Richtige ist: Joseph hatte bei seiner Abreise seiner Mutter versprechen müssen, diesen Gelehrten, dessen Schriften ihr Zartgefühl und ihren religiösen Sinn verletzt hatten, nicht zu besuchen, wenn er ihm nicht durch ein Ungefähr irgendwo begegne. Die Franzosen nahmen Joseph's Verachtung gegen Voltaire so übel, daß sie nun den so oft und feurig gepriesenen „Mark Aurel" durch abgeschmackte Erdichtungen verlästerten. In Bern überraschte er den greisen Dichter Haller mit einem Besuche und in Genf machte er mit Saussure, in Waldshut mit Lavater Bekanntschaft, der in seinen Gesichtszügen einen Mann von seltenen Talenten und vom besten Charakter entdeckte. Am 1. August traf er in Wien wieder ein. Kaum hatte Joseph hier die einheimischen Staatsgeschäfte wieder ergriffen, als der Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern seiner Thätigkeit eine neue Richtung gab; denn mit diesem Fürsten erlosch der in Baiern herrschende Zweig des Hauses Wittelsbach, und sein nächster Erbe, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, hatte zwar uneheliche Kinder genug, aber keinen Sohn aus rechtmäßiger Ehe. Der arme Herzog Karl von Zweibrücken hatte daher die Aussicht, Beherrscher Baierns und der Rheinlande von Mannheim bis Düsseldorf zu werden. Karl Theodor aber hatte eine besondere Vorliebe zu seinen natürlichen Kindern und setzte den zweibrückener Herzog nach. Kaiser Joseph, der, wie auch Friedrich der Große bestätigt, mit Planen zur Erweiterung seiner Staaten umging, benutzte diesen Umstand, gleichwie den Kurfürsten zu seinen Absichten. Er bot Geld und Grundstücke einem Theile der natürlichen Kinder Karl Theodor's, sobald dieser die hervorgesuchten und noch zu beweisenden Ansprüche Österreichs an einen Theil Baierns anerkennen wolle. Diese Unterhandlungen hatte Joseph noch bei Lebzeiten Maximilian Joseph's angeknüpft und ließ durch Publicisten darthun, daß er ganz Niederbaiern, die Herrschaft Mindelheim, die Grafschaft Leuchtenberg und noch vieles Andere in Anspruch nehme. Dieser Anspruch hatte zum Theil gar keinen Grund, zum Theil fand er sich nur in den böhmischen Lehen oder im teutschen Reichslehnverbande. Da nur Preußen damals zu fürchten war, welches dagegen auftreten würde, von ihm aber nicht geglaubt wurde, daß es ohne fremde Unterstützung Krieg anfangen würde, so schien Joseph's Plan obsiegen zu wollen. Karl Theodor nahm nach Maximilian Joseph's Tode den 30. Dec. 1777 mittels Patente Besitz von der ganzen Erbschaft, sein Minister aber unterzeichnete am 3. Januar 1778 zu Wien einen früher schon abgeschlossenen, geheimen Vertrag, welcher Österreichs Ansprüche öffentlich anerkannte. Sofort besetzten österreichische Truppen die in Anspruch genommenen Gebiete und verlangten die Huldigung. Zwar erhob Zweibrücken dagegen nicht sogleich Widerspruch, wol aber Kursachsen und Mecklenburg-Schwerin: jenes verlangte die ganze Allodialerbschaft des verstorbenen Kurfürsten sammt 13 Millionen, die auf der Oberpfalz lasteten, und dieses, wie früher schon ein Mal, die Landgrafschaft Leuchtenberg. Der König von Preußen, der die Vergrößerung der österreichischen Macht in Teutschland nicht zugeben wollte, trat in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe, wo Maria Theresia den übereilten Schritt ihres Sohnes nicht zum Ausbruche eines Krieges kommen lassen wollte. Zum Vorwande seiner Einmischung machte er die Ansprüche des Herzogs von Zweibrücken, welcher bisher standhaft geblieben, sich den preußischen Beistand gar gern gefallen ließ. Graf von Görz, der Erzieher des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, trat als preußischer Gesandter am zweibrücker Hofe auf und leitete nun alle Schritte des Herzogs Karl in Wien und auf dem Reichstage zu Regensburg. Joseph machte sich in ganz Baiern und in einem großen Theile Teutschlands verhaßt, und Friedrich II. erklärte nach vielfachen Bemühungen am 28. März 1778, daß er die gerechten Ansprüche des Herzogs von Zweibrücken gegen Österreich mit den Waffen vertheidigen werde, wenn nicht die kaiserlichen Truppen das Land sogleich räumten. Joseph's Mutter aber hinderte den Ausbruch des Kriegs, sie setzte bis in den Herbst hinein die Unterhandlungen fort, that Vorschläge zum Vergleiche, sandte einen Botschafter nach dem andern ab und versuchte noch in dem Augenblicke, wo ihr Sohn mit Friedrich II. schon im Felde lag, ohne sein Mitwissen die Ausgleichung der Sache. Kaunitz und Thugut führten von österreichischer, Finkenstein und Herzberg von preußischer Seite die Unterhandlungen, während der König und der Kaiser mit einander dazwischen Briefwechsel pflogen und Dohm, Görz und Andere einen teutschen Federkrieg in zahlreichen Schriften über diese

Angelegenheit erhoben [11]). Mittlerweile hatte Preußen am 18. Mai den Kurfürsten von Sachsen gewonnen und ihm versprochen, die Allodialforderungen desselben zu verfechten. Friedrich stand mit seinem Heere an der böhmischen Grenze schlagfertig und ließ auch vom 5. Juli an seine Truppen in Böhmen bis Nachod hin einfallen. Joseph erschwerte die Übereinkunft seiner Mutter mit Friedrich, der nunmehr die Angelegenheit seines Hauses in die ihm fremde einmischte und die Vereinigung der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth mit dem Zweige der Erstgeborenen seines Hauses in Anregung brachte. Indessen zögerte er, da er die Kaiserin von Rußland gebrauchen wollte; Joseph zögerte auch, da sein Lehrer in der Kriegskunst, Lascy, nicht zum kühnen Anführer im Felde taugte. Beide Theile wollten nur vertheidigungsweise verfahren und luden durch ihre für die Truppen sehr verderblichen, für die Sache selbst ganz unbedeutenden Unternehmungen im Herbste 1778 und im Eingange des folgenden Jahres den Tadel aller kriegserfahrenen Befehlshaber auf sich, während Jedermann damals diese Bewegungen mit dem Namen Kartoffelkrieg verspottete. Endlich wurden Rußland und Frankreich zur Vermittelung herbeigezogen, es kam am 7., 8. und 10. März 1779 an den betreffenden Orten zum Waffenstillstande und Teschen wurde zum Orte der Friedensverhandlungen ausersehen, nachdem man eigentlich schon, gegen Joseph's Willen, über die Hauptbedingungen einig geworden war; da aber von beiden Parteien noch Verschiedenes in Anspruch genommen wurde, so verzögerte sich der Abschluß des teschener Friedens bis zum 13. Mai 1779, an welchem Tage er unterzeichnet wurde. Joseph war über den Gang dieser Dinge so ärgerlich, daß er mit Übergehung seines Bruders Leopold dessen Sohn Franz zum römisch-teutschen Könige erwählen ließ. Mit seiner Mutter zerfiel er, entfernte sich nachher von ihr und nahm späterhin bis zu ihrem Tode an der Verwesung der Erblande, die sie damals ganz wieder an sich genommen hatte, wenig oder gar keinen Antheil. Er war der Letzte, welcher diesem Friedensschlusse beitrat und schrieb bald nachher einem seiner Freunde: „Zwar genehmigte ich, um die Kaiserin nicht zu betrüben, diesen Frieden und leistete die Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hierbei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzuge mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiffe, war aber der Letzte, der es that. Ich bin wie Einer der venetianischen Generale, der im Kriege ihre Landarmee commandirt und in dieser Rücksicht die Bestallung der Republik erhält. Wenn die Feldzüge vorbei sind, erhält er eine Pension." Der teschener Friede hob die wiener Convention vom 3. Januar 1778 wieder auf und gestand Österreich, das auf 250 Quadratmeilen von Baiern Anspruch machte, nur 34 zu, welche zwischen dem Inn, der Salza und der Donau gelegen, unter dem Namen des Innviertels mit dem Lande ob der Ens vereint wurden.

In seinem Mismuthe unterließ Joseph denn doch nicht, auf bessere Verwahrung der böhmischen Grenzen zu sehen. Seine Reise im Herbste 1779 dahin gab die Veranlassung, daß die Festungen Theresienstadt und Pleß erbaut und daß die Werke von Königsgrätz und Eger verstärkt wurden; alsdann besuchte er das Innviertel, um diese neue Erwerbung kennen zu lernen. Mittlerweile richtete er seine Sorge auf Rußland, um die Kaiserin Katharina von Preußen ab und an sich zu ziehen. In dieser Absicht also reiste er zu Ende Aprils 1780, abermals unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, von Wien durch Mähren, Galizien und Polen nach Mohilow, wo zwei Tage später auch die Kaiserin von Rußland eintraf. Von hier begaben sich beide in einem Wagen nach Smolensk, wo Katharina vom Kaiser schied, um nach Petersburg zurückzukehren, während Joseph erst Moskau besah, ehe er der Kaiserin nachreiste. Joseph erreichte nach seiner Ankunft zu Petersburg vollkommen seinen Zweck, dem die bald darauf erfolgte Sendung des Prinzen von Preußen nach Rußland nicht entgegenwirken konnte; und nachdem er alles Merkwürdige dort besehen hatte, traf er zu Anfang Augusts wieder in Wien ein, enthielt sich aber der Geschäfte in Betreff der Erblande, bis ihn der Tod seiner Mutter zum alleinigen Regenten erhob. Maria Theresia starb nach einer kurzen Krankheit am 29. November 1780, Regeln der Staatskunst ihrem Sohne zurücklassend, von welchen dieser nachmals oft gestand, daß sie dem Geiste Montesquieu's Ehre gemacht hätten. Zu den Ermahnungen, welche die Sterbende mit matter Zunge dem Sohne gab, gehört auch, daß er niemals von der Religion seiner Väter ablassen sollte. Gleichwol sah man nun in Österreich mit Bangigkeit und Freude dem anbrechenden Tage der Bewegungen entgegen; Europa war gespannt und Friedrich II. rief aus: Voilà une nouvelle ordre des choses! und diese neue Ordnung der Dinge in der österreichischen Monarchie traf auch zu.

Joseph wollte als unumschränkter Herr, zwar beseelt von den stärksten und edelsten Gefühlen der Menschenliebe, doch zu eitel auf seine neuen Schöpfungsideen, mit Verachtung der öffentlichen Meinung, das bunte Gemisch der ihm zugefallenen Länder und Völker in ein Land und in einen Staat mit einerlei gesetzlicher Verfassung, mit einerlei Interesse, Steuern, Hauptsprache, Handlungssysteme und nationeller Denkweise umschaffen. Daher strebte er nach gleichmäßiger Organisation der Landesverfassung in allen Provinzen, nach einer gänzlichen Umänderung des Wesentlichen in der Staatsverwaltung, nach einer vortheilhaften Veränderung der Grenzen des Staates; ferner schien ihm dazu unerläßlich Herstellung eines vollkommenen Rechtszustandes und vollkommene Gleichheit vor dem Gesetze, Sturz der Patronanz und Hebung des wahren Verdienstes, Verminderung der unmäßigen Vorzüge einiger Stände, Freiheit der Presse, Vermehrung und Verbesserung der Unterrichtsanstalten, und in Bezug auf Religion allgemeine Duldung und dabei Einschrän-

11) In der allgemeinen teutschen Bibliothek findet man Band 36, 37, 39 und 45 zweihundert und acht und achtzig Schriften verzeichnet und beurtheilt, die über den bairischen Erbfolgestreit und die darüber geführten Verhandlungen sehr umständlich unterrichten können.

lung der geistlichen Macht und des päpstlichen Einflusses, wie Abschaffung der Gebräuche, welche als unnütz, bigott und schädlich erschienen; darum also allgemeine Aufklärung, Bildung und Cultur, Erweckung des Gewerbsfleißes, Belebung des Handels und Verbreitung des Nationalwohlstandes, womit noch Beförderung der öffentlichen Bequemlichkeit, Sicherheit und Ordnung zusammenhing, damit dieser große Staat (er zählte damals ungefähr 20 Millionen Menschen) in sich stark und von fremden Staaten völlig unabhängig werde. Aber allen diesen löblichen Vorsätzen thürmten sich in ihrer allzu raschen und zum Theil unüberlegten Ausführung ungeheure Hindernisse entgegen. Joseph erkannte das Schwere seiner Aufgabe recht wohl, sah den Kampf vorher, der sein Gemüth mit Bangigkeit erfüllte; er war aber kein Neuling in den Regierungsgeschäften mehr, stand in der Blüthe seines Alters, war voll Kraft des Leibes und Stärke des Geistes, wißbegierig, unermüdlich thätig, entschlossen, kühn, ausdauernd, zuversichtlich und mit den nöthigen praktischen Kenntnissen ausgerüstet, die, verbunden mit seiner sorgfältigen theoretischen Bildung, ihm den schweren Beruf erleichterten. Mit dem Wahlspruche: virtute et exemplo und mit tadelnswerther Ungeduld, die von allen Einrichtungen auch sogleich die Wirkungen sehen wollte, ging er an das große Reformationswerk und unterließ die feierlichen Huldigungen, damit die Erblichkeit seiner Regentenrechte völlig anerkannt würde. Da er aber wußte, daß nicht alle seine Einrichtungen überall hin paßten, oder doch Misgunst erwecken dürften, und daß namentlich die widerspenstige Stimmung der Patrioten in Ungarn und den Niederlanden gefährlich werden könnte, so unternahm er im Mai 1781 eine Reise nach Belgien, um dort die Gesinnungen zu erforschen und die Herzen zu gewinnen. Und als er dort diesen Zweck vollkommen erreicht hatte, ging er, nachdem ein Ausflug nach Holland seine Kenntnisse von diesem Lande bereichert hatte, nach Frankreich, um dort durch einen kurzen Aufenthalt die Gemüther mit sich zu versöhnen und friedfertige Gesinnungen zu offenbaren. Er theilte den ganzen Staat in 13 Regierungsbezirke, diese wieder in Kreise, deren Vorsteher, die Kreishauptleute, als Sachwalter des Volks, namentlich zur Beschützung des Landmannes und Bürgers gegen die Gutsbesitzer angestellt waren. Um gewissenhafte und tüchtige Beamte zu haben, führte er Eingangs 1781 in den Civilämtern Conduitenlisten ein, die eine Schilderung von der Fähigkeit, Thätigkeit und Aufführung der Beamten enthielt und alle halbe Jahre von den Chefs an den Kaiser abgeliefert wurden. Er stellte die willkürlichen Jahr- und Gnadengelder ab und führte dafür geregelte Pensionen der Witwen und Waisen ein. Überdies ließ er zu, daß 10 Jahre untadelhaften Dienstes Anspruch auf ein Drittel, 25 Jahre auf die Hälfte und 40 Jahre auf die ganze Summe des Gehaltes als Pension gaben. Er setzte aus einigen Secretairen ein Cabinet zusammen, mit welchem er von früh Morgens bis in die Nacht hinein arbeitete. Alle Sachen bis zu geringer Bedeutung mußten ihm vorgelegt und von ihm entschieden werden. Daher er auch aus Eifer allen Leuten aus den verschiedenen Classen freien Zutritt gestattete, so oft sie ihm persönlich ein Anliegen vorzubringen hatten.

Nachdem er in solcher Weise Anordnungen getroffen, schritt er zu Maßregeln für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, überhaupt zu umgreifender Verbreitung der Geistescultur [12]). Seine Mutter hatte sich zwar schon bedeutende Verdienste um diese Angelegenheiten erworben, damit die grobe Unwissenheit im Volke zweckgemäß bekämpft und zugleich geläuterte Religionsbegriffe und nützliche Kenntnisse eifrigst verbreitet werden konnten; auch hatte sie die Macht der römischen Jurisdiction in ihren Staaten gründlich angegriffen und deren gänzlichen Sturz vorbereitet; dessenungeachtet aber hatte ihre große Ehrfurcht vor dem Oberhaupte der Kirche immer noch zugelassen, daß eine öffentliche Intoleranz fortbestand und den Unglauben gar sehr beförderte, obschon Joseph als Mitregent dieses schreckliche Übel zu mildern gesucht hatte. Denn die religiöse und sittliche Strenge der Kaiserin Mutter wirkte grade dem entgegen, was sie beabsichtigen wollte. Sie hegte eine Art von Glaubenspolizei und eine Keuschheitscommission, welche Institute großes Unheil anrichteten und die Kaiserin selbst oft hintergingen. Joseph aber trat nach ihrem Tode selbständig auf, und als vernünftiger Denker begierig, von allen Zuständen Wissenschaft zu haben, setzte diesem Unfuge auf ein Mal Schranken. Zuerst wollte er als unumschränkter Selbstherrscher alle päpstliche Gewalt aus seinen Staaten verbannt wissen. Der römische Hof hatte ihn beim Tode seiner Mutter schwer beleidigt. Es war herkömmlich, daß der Papst in eigner Person dem Andenken eines eben verstorbenen gekrönten Hauptes vom katholischen Glauben eine Todtenfeier hielt. Dies geschah aber für Maria Theresia nicht, weil die Jesuiten, die zu Rom noch großen Einfluß hatten, es durch ihre Ränke dahin gebracht hatten, daß dieser Sitte zuwider gehandelt wurde. Als der Papst auf die Vorstellungen des kaiserlichen Gesandten sich hartnäckig weigerte und zornige Äußerungen hören ließ, schrieb der Kaiser seinem Gesandten zurück: „Mir gilt es gleich, ob dieser Bischof von Rom höflich oder grob ist." Joseph schritt, obschon auch dies ohne den eben erzählten Vorfall geschehen sein würde, nun zu den Verordnungen, welche das politische Verhältniß seiner Monarchie zum römischen Stuhle feststellten. Am 26. März 1781 erneuerte er den Hofbefehl von 1767, daß ihm alle päpstliche Breven, Bullen und sonstige Verfügungen vor ihrer Veröffentlichung und Geltung vorgelegt werden und seine Zustimmung erhalten müßten, widrigenfalls dieselben kraftlos verbleiben würden. Hiermit hing das am 2. April 1784 an die inländischen Bischöfe erlassene Verbot zusammen, gedruckte oder geschriebene Anordnungen, Belehrungen und Hirtenbriefe ohne Bewilligung des Landesherrn an ihre Diöcesanen auszufertigen. Endlich erließ er den

12) Diese kirchlichen Reformen gründete Joseph namentlich auf die Ansichten des damals berühmt gewordenen Buches: *Justini Febronii* de statu praesenti ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis etc. Der Verfasser heißt eigentlich Johann Nicolaus von Hontheim (s. d. Art.).

1. October desselben Jahres ein Decret, worin der gefährliche Eid abgeschafft wurde, durch welchen jeder Bischof den Befehlen des Papstes unterworfen wurde. Inzwischen erließ Joseph noch andere Verordnungen, durch welche die Abhängigkeit seiner Landesgeistlichkeit vom römischen Stuhle theils geschwächt, theils aufgehoben wurde. So wurden die Recurse nach Rom in Ehesachen eingeschränkt und endlich alle andere Recurse aufgehoben, dagegen den Consistorien der Landesbischöfe erlaubt, in erster Instanz auch über weltliche bei ihnen vorkommende Gegenstände abzusprechen, ohne doch dadurch die Appellationen bis zur höchsten Hofstelle hinauf abgeschnitten zu haben. Selbst die vom Papste verliehenen Gunstbezeigungen wurden unter die landesherrliche Controle gestellt.

Nebenher schritt Joseph auch zu Reformen der in seinen Staaten bestehenden geistlichen Orden. Zuerst verbot ihnen das Decret vom 24. März 1781 alle Verbindlichkeiten und jeglichen Zusammenhang mit auswärtigen Provinzen, Klöstern und andern Ordenshäusern und Vorstehern gänzlich und auf immer. Sie wurden unter die Aufsicht der einheimischen Erzbischöfe und Bischöfe gestellt. Das verborgene Wirken der Klöster war hiermit der Staatspolizei unterworfen, und die Macht der römischen Ordensgenerale, welche von ihrem Wohnsitze aus jene Institute beherrschten, war sonach vernichtet. Die Klöster der Monarchie zählten ungefähr 2045 bis 2067 einzelne Institute, welche Joseph nun auch zu vermindern und auf eine dem Staate nützliche Weise zu verwenden beschloß. Zunächst ließ er die ausländischen Mönche aus den Klöstern entfernen und untersagte diesen, innerhalb 12 Jahren Novizen aufzunehmen. Sodann ließ er sich ein genaues Verzeichniß des beweglichen und unbeweglichen Vermögens sämmtlicher Kloster- und Weltgeistlichen, Stiftungen und Brüderschaften übergeben und hob auch vorläufig einige Klöster auf, deren Gebäude zu Casernen und Findelhäusern benutzt wurden. Mönche und andere Andächtige sahen darin eine schmähliche, mit dem katholischen Glauben unverträgliche Verhöhnung des Priesterstandes. Ohne sich an den trotzigen Widerstand und die hinterlistige Gegenwehr zu kehren, verfügte Joseph am 20. December 1781, daß alle die geistlichen Orden beiderlei Geschlechts, welche blos ein beschauliches Leben führten und darum zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbarliches beitrugen, sogleich aufgehoben werden sollten [13]). Dieses Schicksal traf die sämmtlichen Karthäuser, Camaldulenser und Eremiten, alle Karmeliterinnen, Clarissinnen, Capucinerinnen und Solche, welche keine Jugend erzogen, keine Schulen hielten und keine Kranken pflegten. Kaiserliche Commissaire zogen das Vermögen und die Einkünfte dieser Orden ein, ihren Angehörigen wurde einstweilen gewisser Unterhalt gegeben, aber auch zugleich freigestellt, entweder, wenn sie nicht zahlreich waren, ohne Jahrgelder in auswärtige Klöster ihres Gelübdes zu gehen, oder aber in andere inländische Orden von nützlichem Berufe einzutreten, oder endlich, wenn ihnen auch dies nicht anstand, in den weltlichen Stand wieder zurückzukehren. Diese Härte wurde bald nachher etwas gemildert durch den Zufluß vorgeschriebener Unterstützung. Joseph hob binnen acht Jahren auf diese Weise, wie Schneller berichtet, 700 Klöster auf und verminderte die Zahl der Ordensleute um 36,000 Personen; es blieben indessen immer noch 1324 Klöster, darunter die reichsten, mit 27,000 Individuen beiderlei Geschlechts. Viele Gebäude und Grundstücke von diesen aufgehobenen Klöstern wurden steuerbar gemacht und an Bürger und Bauern verkauft, die übrigen der Domainenverwaltung unterworfen. Der Erlös davon floß in den sogenannten Religionsfond zur Bestreitung der Kosten für die neu errichteten Pfarreien, deren nicht wenige waren. Für die aufrecht erhaltenen Klöster und Orden sorgte Joseph so, daß ihre Bewohner und Mitglieder dem Staate nunmehr nützlicher wurden, als bisher. Namentlich wurden die Mönche als Lehrer in Normalschulen oder auch als Seelsorger bestellt, und wer von ihnen nicht tauglich dazu befunden wurde, mußte entweder entlassen oder zu Arbeiten der Laienbrüder bestimmt werden. Dem Leben der Ordensbrüder überhaupt wurde durch Abstellung der Misbräuche eine ganz neue Richtung, eine umgeänderte neue Thätigkeit gegeben. Ihren Stiftern setzte Joseph statt der bisherigen Prälaten sogenannte Abbés commandataires vor, die nur das Politische und Ökonomische beaufsichtigten, aber doch landstandfähig waren. Ebenso suchte Joseph den Weltpriesterstand aus seiner Niedrigkeit zu erheben und ihm durch Lehre und Erziehung, durch Einschränkung der Macht zum Bösen zu derjenigen Ehrwürdigkeit wieder zu verhelfen, welche ihm kraft seiner Bestimmung eigentlich gebührt. Außer der Abschaffung der unnützigen Meßpriester, die sich zwecklos umhertrieben, verordnete Joseph noch, daß sich kein österreichischer Unterthan zur Ausbildung seiner theologischen Gelehrsamkeit in das teutsche Collegium zu Rom begeben sollte, welches als Quelle des antirationalen Sektengeistes unter den hohen römischgesinnten Geistlichen angesehen wurde. Der Kaiser stiftete daher 1782 eine Anstalt zu Pavia, welche das römische Collegium ersetzte und dem wahren Zwecke durch genaue Vorschriften entsprach. Sein Zweck war, der Monarchie ihre Bischöfe zu liefern. Nebenbei wurden noch Generalseminarien errichtet zur Ausbildung des niederen Priesterstandes. Dieser trefflichen Einrichtung folgte eine jedoch minder glückliche, nämlich die Concursprüfungen bei Vergebung der Pfarrämter, durch die Verordnung vom 9. Februar 1784. Man behauptet, daß die dazu bestellten Examinatoren wegen ihrer Bestechlichkeit der Chicane und der Parteilichkeit ein weites Feld geöffnet hätten, wo das Verdienst der Gunst weichen mußte; gleichwol soll diese neue Einrichtung besser gewesen sein, als die alte Gesetzlosigkeit und Willkür. Dagegen sah sich die Erhebung des Priesterstandes befördert durch größere Strenge und Wachsamkeit bei Vergebung der Pfründen und durch andere Maßregeln, die denn doch die Unwürdigen vom Stande der

13) Diese Verfügung rief eine Menge Schriften ernsten und satyrischen Inhalts zu Tage; dahin gehören die vertrauten Briefe über die Aufhebung der Klöster, 1782 ohne Druckort; andächtige Gedanken über die Karthäuser, Camaldulenser und Nonnenklöster, von Gallan (Wien 1782.); die befreite Nonne, ein Lied zur Aufmunterung. (Freiburg 1782.)

Geistlichkeit zurückhielten. Um der Ungleichheit der religiosen Bildung im Volke abzuhelfen und Niemandem die Lehre zu entziehen, so verordnete Joseph eine neue Pfarreintheilung, wonach alle entlegene Filialkirchen und die Gemeinden, die aus mehr als 700 Seelen bestanden, eigne Pfarrer oder Kaplane erhielten, deren Gehalt aus dem Religionsfond bezogen wurde. Auch die Einkünfte der höhern Geistlichkeit, die bisher sehr ungleich waren, wurden verändert: jeder Erzbischof wurde auf 20,000 und jeder Bischof auf 12,000 Fl. gesetzt, wodurch dem Lande ein Ansehnliches erspart wurde. Überhaupt verwendete Joseph große Aufmerksamkeit auf die Sicherstellung und Ordnung der Einkünfte und des Unterhalts der Seelsorger; daher eine seiner gepriesensten Anstalten die Errichtung der Religionscasse war, welche aus dem Vermögen der 1782 und 1783 aufgehobenen Klöster gebildet wurde. Aus ihr wurden zunächst die ausgetretenen Mönche erhalten und nach ihrem Absterben das Beste der Religion befördert; ferner wurden aus dieser Casse die Kosten zur Einrichtung der Gebäude für die Generalseminarien, für Kirchen und Pfarrwohnungen und viele andere Auslagen bestritten; da deren aber zu viele und diese zum Theil sehr bedeutend waren, so mußten zur Religionscasse noch der Schmuck und die Gelübdeopfer gezogen werden, welche man aus den Abteien, Kirchen und Kapellen nahm, und außerdem wurden noch manche andere ansehnliche Einkünfte von eingezogenen geistlichen Benefizien dazu geschlagen.

Kaiser Joseph ging weiter und dehnte seine kirchlichen Verbesserungen auf das Gebiet aus, wo ihm nach der allgemeinen Meinung keine Eingriffe zustanden; daher er nun auch auf Seiten des Volks Unzufriedenheit und Widerstand erweckte und alle Herzen der Gläubigen verwundete. Das erste Ärgerniß gab seine neue Gottesdienstordnung vom 21. April 1783, die mit großer Weitläufigkeit nicht nur die Stunden, Anzahl und Feierlichkeit der Messen bestimmte, sondern auch über einzelne Altargebräuche, über die Ausstellung der Monstranzen, die Kirchenmusik, die zu betenden Litaneien, die Predigten, über die Ceremonien in der Charwoche und vieles Andere sehr genaue Vorschriften enthielt. Ein zweiter Befehl vom 21. Februar 1786 führte den Gebrauch der Landessprache bei allen gottesdienstlichen Handlungen ein; ein Jahr früher ließ er alle Kirchen von unpassendem Putze und Prunke, von unnöthigen Verzierungen und Altären, von Ablaßtafeln, Gemälden, Standbildern, Lampen und dgl. m. reinigen. Ebenso mußten auch die von Rom aus privilegirten Altäre abgestellt werden. Ferner schaffte er 1782 und 1785 alle Processionen ab, mit Ausnahme des Frohnleichnamsfestes und der allgemeinen Bittgänge; und auch für diese Bittgänge machte er besondere Vorschriften. Außerdem unterdrückte er noch viele andere religiöse und abergläubische Gebräuche, auf welche das Volk bisher einen großen Werth gelegt hatte. Dem Ablaßkrame wirkte er streng entgegen und die Brüderschaften unterdrückte er, weil sie mehr Aberglauben als wahre Religiosität beförderten. Sie waren Vereine frommer Menschen, welche unter dem Schutze der Mönche standen und schon von Maria Theresia als anstößig befunden worden waren. Joseph zog ihr Vermögen zum Religionsfond und führte nur eine einzige Brüderschaft, die der thätigen Liebe des Nächsten, ein, welche die Pflege hilfloser Armen zum Zweck hatte und in Verbindung mit der Armencasse gesetzt wurde.

Mit allen diesen wohlthuenden Vorschriften stand die kaiserliche Anweisung für die Prediger (vom 4. Februar 1783) im Zusammenhange, die Kanzel nur zum Unterrichte des Volkes in den Glaubenswahrheiten und Sittenlehren und zur Unterdrückung schädlicher Vorurtheile, nicht aber zu verdeckten Ausfällen auf Gesetzgebung und Staatseinrichtungen, noch weniger zu Schmähungen gegen die Bekenner anderer christlicher Confessionen zu gebrauchen, wiewol es nebenher den Geistlichen auch zur Pflicht gemacht wurde, die landesherrlichen Verordnungen von der Kanzel herab zu erläutern und ihren Zuhörern auch Verhaltungsregeln bei besonderen Unglücksfällen zu ertheilen. In Einklang hiermit brachte der Kaiser ein Jahr darnach die Einführung des katechetischen Unterrichts in den Kirchen an den Sonntagen, wo Kinder und Erwachsene in Religion und Moral unterwiesen werden mußten, obschon die Reformen des Schulunterrichts etliche Jahre zuvor gemacht worden waren.

Der Kaiser fand nämlich bei seinem Regierungsantritte, erzählt Feßler, einen Haufen unwissender, feiler Beamten, Minister ohne Weisheit, Richter ohne Achtung für Recht und von Vorurtheilen befangen, eine Menge gemeiner Priester ohne Religion, Wissenschaft und Bildung, Soldaten ohne Ehrliebe und Zucht, Bürger ohne Sitten und Gemeingeist. Der Quell dieses Übels lag in der verkümmerten Volksbildung, in der barbarischen Vernachlässigung der Geistescultur. Joseph, dies einsehend, nahm sich daher vor, den Nachwuchs seines Volkes nach einem großen Erziehungsplane überall gleichmäßig zu guten, unterrichteten Bürgern, zu brauchbaren Staatsdienern, Soldaten und Volkslehrern zu bilden. Da er aber zur Erreichung dieses Zweckes ein allgemeines System vorschrieb, welches die ganze Volkserziehung nach streng militairischen Grundsätzen mit eiserner Folgerechtigkeit behandelte, so wurde seine geregelte Schulzucht von den Pädagogen jener Zeit auch sehr getadelt. Man fand aber doch Nothwendigkeit und Klugheit in der Anwendung dieses Systems, wenn es auch nicht allenthalben passend war. Zunächst verbesserte und vermehrte er die Volksschulen, versah sie mit tüchtigen Lehrern, erleichterte den Kindern den Schulbesuch durch Hinwegräumung der Hindernisse, und ließ von Zeit zu Zeit diese Schulen untersuchen. Und es gelang seinen unermüdlichen Bemühungen allerdings, den Werth der Schulen zur allgemeinen Anerkenntniß zu bringen und die Begierde nach Unterricht zu vermehren. Hieran schloß sich seine Sorge für die Gymnasien, wo er verordnete, daß das Studium der lateinischen und griechischen Sprache nicht ganz auf Kosten der übrigen weit wichtigeren Lehrgegenstände betrieben wurde. Die Vorschriften für die Zucht in diesen Mittelschulen waren nach denselben Grundsätzen verfaßt, wie die der Volksschulen; nur wurden dort alle körperliche Züchtigun-

gen abgeschafft. Die Hochschulen indessen unterwarf Joseph keiner weitern Umgestaltung, obschon sie es bedurften, außer daß er hier auch das Schulgeld einführte, wie in allen andern öffentlichen Unterrichtsanstalten, und offenbare Misbräuche wie schädliche Gewohnheiten abstellte. Seine ganze Aufmerksamkeit lenkte sich nur auf den Volksunterricht und auf wesentliche Verbesserung des Studiums der Medicin und Chirurgie. Hierin erwarb sich Joseph große Verdienste. Im Jahre 1786 errichtete er das Josephinum oder die medicinisch-chirurgische Militairakademie zu Wien. Auch die Hebammen nun wurden einer besondern Prüfung unterworfen, und eine strenge Gesundheitspolizei, die bisher sehr vernachlässigt worden war, durch besoldete Kreisärzte eingeführt.

Ehe der Kaiser in seinen Reformen weiter schritt, dachte er daran, den herrschenden Geistesdruck aufzuheben, um den Fortschritten der Aufklärung eine sichere Bahn zu brechen und zugleich die verborgenen Quellen der geheimen Übel in seiner Monarchie, wie die passendsten Mittel zu ihrer Heilung entdecken zu können. Hierzu war ihm die Mitwirkung der denkenden Köpfe von Bildung nöthig, und diese konnte er am sichersten durch Freiheit der Schrift und des Wortes gewinnen. Joseph gestattete eine seiner Zeit angemessene Preßfreiheit, welche schlummernde Kräfte und die betheiligten Gefühle aufregen und die Fortschritte beschleunigen sollte, ohne gewaltsam vernichtend einwirken zu können. Er änderte demnach am 11. Juni 1781 die Censur ab und schrieb ihr gemäßigte Grundsätze vor, wonach nur das Unsittliche, Ungereimte, Alles, was der vernünftigen Aufklärung entgegen war und was die christliche Religion überhaupt oder die katholische insbesondere angriff, streng verboten blieb; periodische Schriften mit einzelnen anstößigen Stellen, wenn sie sonst nur nutzbar waren, sollten geduldet werden, ebenso Alles, was Gelehrsamkeit und Kenntnisse berührte, ja Kritiken, möchten sie treffen, wen sie wollten, sobald sie nur keine Schmähungen waren. Zur Erleichterung und Vereinfachung dieser Verordnung wurde zu Wien nur eine Büchercensur-Hauptcommission für alle Erbländer eingesetzt, welcher alle Bücherrevisionsämter in den verschiedenen Districten untergeordnet waren. Ihren allgemeinen Vorschriften folgten von 1782 an noch verschiedene genauere und einzelne Bestimmungen, um die Absicht, welche der Kaiser dabei hatte, klar an den Tag zu geben, nämlich eine nach humanen Grundsätzen geregelte Geistespolizei herzustellen, welche die Aufklärung befördern, Misbrauch und schlechte Mittel der Gewinnsucht hindern sollte. Nicht minder genau verfuhr er — der complicirte Zustand seiner Staaten und deren unvorbereitete Bildung verlangte es — mit seinen Verordnungen für die Duldung der verschiedenen christlichen Confessionen in seiner Monarchie. Eine vollkommene Gleichstellung der Rechte aller Glaubensbekenntnisse scheint aus zu großen Rücksichten gegen den Katholicismus, der in das innerste Wesen des österreichischen Staatslebens verwebt war, nicht in seinem Plane gelegen zu haben, zumal da er Einheit der Monarchie nur durch Aufrechthaltung der herrschenden Kirche erzielen und erhalten wollte. Er trennte daher die bürgerliche Toleranz von der kirchlichen, und ließ nur jene bestehen, weil diese nach den Dogmen unzulässig erschien. Dadurch wurde der Stolz und Eifer der Katholiken nicht verletzt, den Protestanten aber wurden nur solche Rechte und Vorzüge entzogen, welche der Vernünftige im Grunde nur als unwesentlich und neidlos seinen Gegnern überlassen konnte. Er verordnete daher im März, Juni und October 1781, daß der katholischen Religion blos der Vorzug des öffentlichen Gottesdienstes verblieb, allen Nichtkatholischen (d. h. den Lutheranern, Calvinisten und Griechen) aber die Privatausübung ihres Glaubensbekenntnisses allenthalben gestattet wurde, sonst aber wurden diese jenen in Allem völlig gleichgestellt. Nur in gemischten Ehen verlangte das Gesetz, daß, wenn der Vater katholisch war, die Kinder beiderlei Geschlechts ohne Anfrage in dessen Religion erzogen werden mußten; bei einem protestantischen Vater und einer katholischen Mutter hingegen folgten die Kinder nach ihrem Geschlechte der Religion des Vaters und der Mutter. Da Joseph die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag betrachtete, selbe auch möglichst erleichterte und vereinfachte, so entzog er sie der geistlichen Gerichtsbarkeit und verhinderte durch manche weise Anordnungen die Menge der Eheprocesse. Im Übrigen wurden alle Religionsstreitigkeiten und Religionsgespräche an öffentlichen Orten, wie alle Religionszänkereien auf den Kanzeln verboten, gleichwie alle christliche Nebensekten, wie die Deisten in Böhmen, von der öffentlichen Duldung ausgeschlossen blieben und gegen sie mit großer Härte verfahren wurde. Zugleich sorgte Joseph, daß die Schande, in welche die zu Falle gekommenen Jungfrauen geriethen, zum Theil aufgehoben, zum Theil gemildert, sowie auch die Brandmarkung beseitigt wurde, welche uneheliche Kinder traf. Wohlthätig war, aber undankbar wurde aufgenommen seine Sorge für Abstellung der bisherigen Begräbnißplätze. In vielen Kirchen, Klöstern, Spitälern, Städten und Dörfern befanden sich Grüfte und Begräbnißplätze. Der Kaiser verfügte vom 7. Februar 1782 bis 2. April 1785, daß diese Plätze als höchst schädlich für die Gesundheit geschlossen, die Gottesäcker vor die bewohnten Orte verlegt werden und die Leichname in leinene Säcke genähet, mit ungelöschtem Kalk überdeckt und ohne Särge zur Erde bestattet werden sollten; da aber diese Art der Beerdigung großen Widerstand fand und der Kaiser die Zwangsmittel hierzu nicht für rathsam hielt, so stellte er Jedem, der die Vorzüge der neuen Vorschrift nicht einsehen wollte, frei, die Seinigen mit oder ohne Särge begraben zu lassen, wiewol er unerbittlich bei Abschaffung anderer Vorurtheile blieb, welche bisher mit den Leichenbestattungen verbunden waren und besonders gegen die gemeinschaftliche Beerdigung von Leuten gemischten Glaubens gestritten hatten.

Ein anderes Geschäft der rastlosen Thätigkeit Joseph's war die Bestimmung der Unterthanspflichten überhaupt und der Verhältnisse der Unterthanen zu den Behörden, worin bisher eine heillose Verwirrung geherrscht hatte. Zuerst half er der Schutzlosigkeit der Ersteren ab, steuerte dem eingerissenen Unfuge der Winkelschreiber, die den Leuten gegen Geld zu ihren Rechten zu verhelfen suchten,

die Formen der Klagen wurden durch allgemeine Unterschriften geregelt, die Verhältnisse zwischen Unterthanen und Herrschaften genauer bestimmt, sodaß nicht nur das von Übermuth und Willkür bedrückte Volk gegen seine Dränger, sondern auch die Rechte der Herren gegen unbefugte Anmaßungen in Schutz genommen wurden. Zugleich traf man Vorkehrungen gegen den Geist der Widersetzlichkeit. Das Verhalten der Advocaten unterlag einer sorgfältigen Vorschrift, damit die Beschwerdeführungen erleichtert werden sollten, sowie das Strafverfahren eine neue Umänderung erhielt. Gleichfalls wurde der Wucher unterdrückt und die Landescultur befördert; ferner schaffte der Kaiser unverständige Gewohnheiten und Gebräuche, die das Volk drückten, gänzlich ab und erleichterte die Bekanntschaft der Unterthanen mit den Landesgesetzen, welche bisher von geistlichen wie weltlichen Obrigkeiten dem Volke verhehlt worden waren. Die Frohndienstverhältnisse wurden da, wo sie noch sehr drückend waren, erleichtert, soviel es die Umstände gestatteten, die Leibeigenschaft in den slawischen Ländern aufgehoben und statt derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit eingeführt. Ein Jahr später (1782) hob Joseph auch die Leibeigenschaft in den österreichischen Vorlanden, in Kärnthen und Krain auf. Da nun durch diesen Schritt neue Begriffe der Dienstverpflichtungen entstanden, so mußte nun auch an eine besondere Ordnung für das Gesinde in den Städten und auf dem Lande gedacht werden: diese gab Joseph im September 1782 und 1787 und im März 1784. Hieran reihte sich die gestattete Erweiterung der Freizügigkeit in den österreichischen Staaten und die Ausdehnung der Gewerbefreiheit.

Minder wohlthätig, vielmehr störend wirkte der Kaiser durch die Ausführung seines Planes ein, einen allgemeinen Steuerfuß in seinen Staaten festzusetzen und dadurch einen durchaus neu geschaffenen Staatsorganismus zu bewirken. Eine große Zahl von vorläufigen Gesetzen ging dieser unglücklichen Maßregel voran und begleitete sie. Hierzu gehörte die 1786 vom Kaiser größtentheils selbst entworfene und ausgearbeitete, ausführliche Belehrung der Gründe und Erhebung des wahren Grundertrages; indessen fanden sich doch Unausführbarkeit und eine leicht zu Ungerechtigkeiten Anlaß gebende Strenge in dieser Verordnung, obschon sie durch eine Menge Erklärungen und Ergänzungen vervollständigt und erläutert worden war, sodaß neue Verfügungen erlassen werden mußten. Nachdem nun mehre Vorbereitungen getroffen worden waren und die bestellte Untersuchungscommission den richtigen Steuerfuß entdeckt zu haben glaubte, so wurde die Grundlage des neuen Steuersystems festgestellt und den 10. Februar 1789 das berühmte Steuerpatent erlassen, dessen merkwürdiges Schicksal dem Kaiser harten Tadel zugezogen hat. Es wurde darin bestimmt, daß der Unterthan von 100 Fl. Grunderwerb im Hauptdurchschnitte wenigstens 17 Fl. 46⅔ Kr. jährliche Steuern entrichten sollte. Eine besondere Last wurde die am 1. November 1788 ausgeschriebene allgemeine Kriegssteuer zur Deckung der Kosten im Kampfe mit den Türken. Von dieser drückenden Last blieben blos das wirkliche Militair, die Livreebedienten und Alle, die nicht über 100 Fl. Einkünfte hatten, gänzlich befreit.

Mit den Bestimmungen der Unterthanenverhältnisse verband Joseph noch die Verfügung vom Jahre 1784 über Äußerlichkeiten und Förmlichkeiten der Unterwürfigkeit im Allgemeinen. Er schaffte die Hof- und Appartementskleider und die üblichen Ehrfurchtsbezeigungen ab, als den Handkuß, die Kniebeugungen vor den Gliedern der kaiserlichen Familie, sowie das Niederknien vor dem Kaiser selbst, weil sich dies nur gegen Gott gezieme. Einige Jahre später erließ er Vorschriften über die Behandlungsweise der Obrigkeiten und über die Pflichten der Unterthanen. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden neue Straßen gebaut und die schon bestehenden in gutem Stande erhalten; über das Heimfallsrecht der Güter wurden neue billigere Bestimmungen gegeben und die Erbfolge der begüterten Bauern auf rechtlichere Grundsätze zurückgeführt. Alle Staatsgüter, deren Menge nicht leicht zu übersehen war, wurden solchen Landwirthen, deren Kenntnisse und Eifer für die Aufnahme der Landescultur bewährt waren, gegen billige Bedingungen feil geboten. Um die Bukowina mit Galizien inniger zu vereinigen, wurde dem dasigen Adel eine gleichförmige Verfassung mit dem galizischen gegeben.

Mittlerweile erschien es dem Kaiser nothwendig, das bürgerliche Gesetz vom geistlichen zu trennen, die Begriffe von diesem Rechte auf schärfere und den Fortschritten der Bildung angemessenere Grundlagen zu bringen und darnach die Rechte der Einzelnen unter sich und gegen einander festzustellen; daher gab er, nachdem bereits eine allgemeine Gerichtsordnung und verschiedene Justizverfassungen für die verschiedenen Provinzen nebst einer gemäßigten Sporteltaxe erlassen worden waren, seinem Volke ein neues Civilgesetzbuch, dessen erster Theil, das Personenrecht, vom 1. Mai 1787 an in Kraft trat. Dieses bestimmte die Verhältnisse zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, zwischen Ältern und Kindern, Vormündern und Waisen u. dgl. m. Später kamen noch Erläuterungen und Nachträge hinzu, es blieb aber unvollständig und wurde häufig geschmähet, diente jedoch späterhin als Grundlage desjenigen Gesetzbuches, das Franz I. seinem Volke vollendet gab und noch jetzt in Geltung steht. Was das peinliche Recht betrifft, so hatte Maria Theresia ein grausames Gesetzbuch gegeben, und sie milderte dies nur durch Abschaffung der Folter. Joseph II. aber, der einen leidenschaftlichen Haß gegen die Natur des Verbrechens besaß, änderte von 1780 bis 1786 Manches in den Criminalsachen, blieb jedoch immer weniger zur Milde, als zur gewaltsamen, heftig-strengen Gerechtigkeit geneigt. War er auch entschlossen, das peinliche Recht umzugestalten nach den Principien seiner humanen Bestrebungen, so zögerte er gleichwol mit der Ausführung dieses Planes, weil sich sein persönliches Gefühl empört fand. Indessen milderte er allmälig alte Gesetze und brachte an den Platz richterlicher Willkür vorschriftsmäßige Gesetzlichkeit. Endlich entschloß er sich, seinen Erbländern ein neues, auf meist menschenfreundliche Tendenzen zielendes Gesetzbuch über Verbrechen und deren

Bestrafung am 13. Januar 1787 zu geben, das am 1. August des folgenden Jahres in Kraft trat und nachher noch einige Zusätze erhielt. Die Strafen durch Stock-, Karbatschen- und Ruthenstreiche blieben, gleichwie das grausame Schiffziehen, welches indessen nicht so peinlich als die Galeerenstrafe gewesen sein soll. Hiermit wurde ein Theil der peinlichen Halsgerichtsordnung, die seine Mutter gegeben, aufgehoben. Mit dieser Verfügung war eine neue Einrichtung der Criminalgerichte und wesentliche Verbesserung der Gefängnisse, wie überhaupt mildere Behandlung der Verbrecher im Kerker und vor Gericht verbunden. Gleichermaßen schritt Joseph zur Organisation der städtischen Behörden; konnte eine Stadt ihren Magistrat, dafern demselben die freie Justizverwaltung zustand, aus der Gemeindecasse nicht füglich besolden, so mußte sie die Gerichtsbarkeit der landesfürstlichen Obrigkeit überlassen. Nächstdem schuf Joseph die in Verfall gerathene Polizei der Ordnung, Bequemlichkeit, Gesundheit und Sitten um und verlangte durch sie milde Gesetze mit eiserner Strenge beobachtet zu wissen; und obschon er die Freimaurer an sich geringschätzte, so ertheilte er ihnen doch 1785 gesetzliche Duldung und Anerkennung ihrer Verdienste, so lange sie Gutes wirken und unter den Schutz des Staates treten wollten. Er gestattete die Logen blos in den Hauptstädten der Provinzen, wo eine Landesregierung sich befand, und verbot alle Winkel- und Nebenlogen. Ein anderer Theil der neuen Josephinischen Polizeigesetze beschäftigte sich mit Anweisungen der Sträflinge zu nützlichen und öffentlichen Arbeiten, mit Vorschriften für Flüchtlinge aus dem Militairdienste, fremde Werber und Unterhändler, derselbe verbot auch zur Verminderung des Kindermordes die Bestrafung geschwächter Weibspersonen, ertheilte Weisungen über die Untersuchung, Aburtheilung und Bestrafung politischer Verbrecher, die nicht den Criminalrichtern zufielen, über Blutschande, wehrte das muthwillige Betteln und arbeitsscheue Vagabundiren ab und nahm das allgemeine Mitleiden für Arme und Hilfsbedürftige, welche zur Arbeit unfähig waren, in Anspruch. Daher Armenanstalten errichtet wurden. Hiermit hing die Sorge für die öffentliche Wohlthätigkeit, d. h. für Kranken-, Siech-, Gebär-, Waisen-, Findel- und Tollhäuser zusammen, und die Aufsicht der Straßen. Die neue Einrichtung des Hauptspitals und der Waisenverpflegung zu Wien aus kaiserlichen Mitteln wurde zum Muster für alle andere Anstalten dieser Art in den Erbstaaten. Die neuen Paßgesetze waren sehr streng und enthielten bedeutende Verbesserungen. Das Auswandern Einheimischer in fremde Länder wurde von Neuem geregelt und 1784 sogar sehr streng verboten. Einzelne Ausnahmen gestattete nur der Kaiser; hingegen wurde das Einwandern aus der Fremde in die Erbländer, besonders nach Böhmen, Ungarn und Galizien, außerordentlich erleichtert, sofern es fleißige Handwerker und arbeitsame Landleute betraf. Auch die Aufsicht auf Feuer-, Wetter- und Überschwemmungsgefahren erlitt eine wesentliche Umänderung und Verbesserung, gleichwie die allgemeine Gesindeordnung mancherlei Abänderungen und Verbesserungen unterworfen wurde. In Bezug auf Herstellung neuer und auf Verbesserung alter Straßen zur Erleichterung und Verbreitung des Verkehrs, auf bessern und dauerhafteren Bau der Häuser auf dem Lande wie in den Städten that Joseph soviel als thunlich, doch konnte er nicht so Großes ausführen, als nachmals sein Neffe. Indessen war das, was er that, der Anerkennung werth. Der Mauth gab er 1784 ganz neue Vorschriften, um dem freien Verkehre soviel, als möglich, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und die Erbstaaten mit einander desto ungestörter handeln zu lassen. Ein strenges Prohibitivsystem suchte der inländischen Industrie mächtig aufzuhelfen und den Reichthum des Landes durch Vermehrung der Ausfuhr und Verminderung der Einfuhr zu befördern. Nur Tabak wurde Monopol der Regierung, um die Einfuhr dieses Productes aus dem Auslande gänzlich zu vernichten. Gleichwol aber unterstützte Joseph auch den Handel seiner Provinzen mit Cherson, Spanien, Ostindien und Amerika. Ackerbau und Viehzucht wurden auf des Kaisers Geheiß da verbessert, wo sie noch vernachlässigt wurden. Die Manufacturen und die Schiffahrt wurden mannichfach begünstigt, das Zunft- und Innungswesen ganz umgewandelt und von vielen alten Misbräuchen befreit.

Joseph's reformatorischer Sinn beschäftigte sich auch mit Anordnung eines richtigen Münzfußes, mit Verhinderung der Gold- und Silberausfuhr durch die Juden, mit Entfernung falscher, unrichtig ausgeprägter und über den Werth geltender Münzsorten, mit denen seine Erbländer überschwemmt waren. Diese nöthigen Vorkehrungen und Maßregeln schützten das Publicum gegen Nachtheile und erhöhten den Staatscredit. Das Bergwesen erhielt durch ihn eine umgeänderte Gestalt. Das Postwesen wurde von den eingeschlichenen Misbräuchen und Unordnungen gereinigt und zweckmäßig verbessert. Auch auf die Forstwirthschaft lenkte Joseph seine Aufmerksamkeit und half durch gute und strenge Gesetze dem Holzmangel vorbeugen, und die Jagd wurde durch ihn so geregelt, daß sich der daraus für den Landmann erwachsende Schade möglichst verringerte.

Was die sittlich tiefgesunkenen Juden in den österreichischen Staaten anbelangt, so suchte sie Joseph sittlich zu bessern und stufenweise zum Genusse der Freiheiten und Rechte vorzubereiten, der ihnen allerdings auch gebührt. Zuerst schaffte er 1781 den Unterschied ihrer Kleidung ab, wodurch sie sich vor allen Andern kenntlich machten. Ein zweites gleichzeitiges Gesetz verlangte, daß sie sich binnen zwei Jahren in allen Dingen der Landessprache bedienen und ihre Nationalsprache blos beim Gottesdienste, der aber kein öffentlicher sein durfte, gebrauchen sollten. Die Juden bekamen Schulen und deren Aufsicht wurde christlichen Schuldirectoren übertragen. Diejenigen Juden, welche keine Gelegenheit hatten, Schulen ihrer Genossen zu besuchen, durften christliche, niedere und höhere Lehranstalten besuchen und konnten Studentenstipendien beziehen. Gleichzeitig ward ihnen mit einigen Einschränkungen gestattet, alle christliche Gewerbe zu erlernen und zu betreiben, um sie der allgemeinen Achtung mehr und mehr werth und dem Staate nützlicher zu machen. Große Mühe kostete es übrigens, sie unter das neue

Steuersystem zu bringen, da sie immer noch zu jeglicher Defraudation geneigt waren.

Bei der Strenge Joseph's im Staatshaushalte konnte auch die Fürsorge für die Staatsdiener und deren Angehörigen nicht übergangen werden. Es wurde demnach für Pensionen gesorgt und das ungeregelte Wohlthätigkeitssystem seiner Mutter aufgehoben. Das Stempelwesen wurde gänzlich umgeschaffen und der Papierstempel in vier Classen getheilt. Seine Bestimmung wurde entweder aus dem Range der Personen, die eben in vier Classen vertheilt wurden, oder aus dem Werthe des Gegenstandes, den die Urkunde betraf, oder aus der Gattung der Urkunde selbst entnommen. Zugleich (1784) wurde auch ein Spielkarten- und Kalenderstempel eingeführt. Die Freizügigkeit wurde vermehrt und die Abfahrtsgelder wurden theils aufgehoben, theils auf gewisse Procente gestellt, um die Lasten der Auswanderer zu mindern, die in vielen unnützen Plackereien, schädlichen Misbräuchen und Unordnungen bestanden und nunmehr abgestellt wurden. Den Fiskalämtern gab Joseph 1783 eine neue, durchaus veränderte Verfassung; denn er verlangte, daß sie nicht blos das Interesse des Landesherrn vertreten, sondern auch über die Gesetze überhaupt wachen und das Interesse des Inlandes an den Grenzen gegen die Nachbarstaaten mit gegenseitiger rechtlicher Rücksicht wahren sollten. Dadurch erhielt er eine Controle über seine reformatorische Wirksamkeit, welche, wenn sie getreu verwaltet wurde, für die Gesetzgebung von großem Nutzen sein mußte.

Die schwierigste, aber auch undankbarste Arbeit, der sich Kaiser Joseph unterzog, waren wol unbestritten die gewaltigen Veränderungen dieses Monarchen mit den Staatsbeamten. Unter der milden Kaiserin Mutter hatten sich Trägheit im Geschäftsgange, Laubeit der Gerichte und Nachlässigkeit in Vollstreckung der landesherrlichen Befehle eingeschlichen bei einem Theile von Beamten, denen es an Sitten, Fähigkeiten, Kenntnissen, Vaterlandsliebe und Redlichkeit fehlte. Diesen Gebrechen und Klagen abzuhelfen, schritt Joseph mit Kühnheit und Vertrauen ans Werk. Die Conduitenlisten, die schon bestanden, bestätigte er am 31. Januar 1781 und schärfte die Anfoderungen aufs Genaueste. Die Chefs wurden insgesammt verantwortlich gemacht und durch Instructionen angetrieben, die Geschäfte ohne alle Förmlichkeiten zu leiten und darum zu beschleunigen. Gleichwol konnten seine Verordnungen den tiefgewurzelten und herrschend gewordenen Schlendrian so wenig als den bösen Willen allenthalben unterdrücken. Deshalb fühlte er sich gekränkt und erließ im Jahre 1783 eine weitläufige Ermahnung an die Staatsbeamten, worin er ernsthaft verlangte, daß alle Obere, Vorsteher und Vorsitzer in geistlichen, weltlichen und militairischen Amtsgeschäften sich zunächst mit dem Sinne aller in ihr Fach einschlagenden, von ihm erlassenen Haupt- und Normalbeschlüsse ganz genau bekannt machen, den Sinn derselben klar und deutlich auffassen, deren Vollziehung nicht verschieben und ihre Willensmeinung den Bittstellern auf bescheidene Weise erklären und verständlich machen sollten. Ferner trieb er darin zu wahrer Liebe und warmem Eifer für die Amtsgeschäfte an, warnte vor mechanischer Betreibung derselben, vor Eigennutz, vor Ceremonie, vor kleinlichen Nebenrücksichten, vor Weitschweifigkeit, vor Eifersucht, vor Vorurtheilen, vor Eigenliebe, vor Trägheit und Langsamkeit, und empfahl Genauigkeit, Pünktlichkeit, Wachsamkeit und überhaupt Erfüllung aller Pflichten, die ein tüchtiger, redlicher und gewissenhafter Staatsdiener seinem Berufe und dem allgemeinen Interesse, dem selbst das des Monarchen als Privatmann nachstehe, schuldig sei. Wer von den Beamten aber nicht so denken und handeln wolle, der solle, bemerkt der Kaiser am Schlusse, doch sein Amt niederlegen, zu dem er weder würdig noch tauglich sei, da der Staatsdienst nur Aufopferung seiner selbst und mancher Gemächlichkeiten erfodere[14]). Man nannte diese strenge Ermahnung des Kaisers Tyrannei und Despotismus, welche die Schuldigen noch mehr erbitterte; dennoch machte sie einen gewaltigen und erschütternden Eindruck, der noch lange auf die Trägheit der Beamten erfolgreich nachwirkte. Im Mai 1786 erließ er noch mittels Decretes eine umständliche Weisung an sämmtliche Länderstellen, wodurch alle unnöthige Umständlichkeiten und Schreibereien aufgehoben, aber auch der Wirkungskreis der Behörden und Gerichte bedeutend erweitert wurden. Sehr viel zur Vereinfachung und Beschleunigung der amtlichen Geschäfte trug die fortan begünstigte Verbreitung der teutschen Sprache bei, welche nach Joseph's Sinne seine verschiedenen Völker zu einem Ganzen verbinden sollte. Er selbst, obschon mehrer Sprachen mächtig, wollte nur teutsch und nicht ausländisch angeredet sein. Auch tadelte er die einheimischen Weiber, wenn sie sich in fremde Trachten kleideten. Vom 1. November 1784 führte er die teutsche Sprache in Ungarn ein, wo bisher außer dem corrupten Latein, dessen sich die Gebildeten, Gerichte und Schulen bedienten, noch die magyarische Sprache und mehre slawische Dialekte geredet wurden. Der Nationalstolz der Ungarn ward dadurch sehr beleidigt, obschon er die Landessprache nicht zu vertilgen gesonnen war, sondern nur die Führung der Geschäfte und die Mittheilung bei öffentlichen Vorfällen damit erleichtern wollte; gleichwol wurden diese Eingriffe späterhin als Misgriffe wieder abgestellt und dem Volke seine Landessprache zurückgegeben. Ein Jahr später führte er auch in Galizien die teutsche Sprache zu gleichen Absichten ein. Im Jahre 1786 organisirte er die Kreisämter, seine Schöpfung, von Neuem trefflich und sehr gemeinnützig, ja man darf behaupten zu segensreicher Wirksamkeit.

Was endlich Joseph's Bestrebungen zur Umgestaltung des Heerwesens anlangt, so gab er schon als Mitregent viele Bestimmungen im Dienst- und Exercirreglement und Verpflegungs- und Bewaffnungsangelegenheiten; die größten Verdienste aber hierin erwarb er sich als Alleinherrscher durch eine Gesetzgebung, welche die schädlichen

14) Diese Ermahnung ist auch besonders abgedruckt worden unter dem Titel: Eine Probe der weisen Regierung Joseph's des Zweyten in einem Handbillet an seine Chefs und sämmtliche geistliche und weltliche Obrigkeiten der österreichischen Erblande vor seiner Abreise nach Italien. (Wien 1784 in 8.)

Vorurtheile ausrotten, das soldatische Ansehen und die Kriegerehre erhöhen, den Geist der Krieger verbessern und alle Willkür bei der Rekrutirung entfernen, aber auch die verdienten alten Krieger versorgen und belohnen sollte. Ebenso drang er eifrig auf bessere Organisation der Militairgerichte, wie auf Einrichtung von Militairschulen. Für dies alles erschien eine Reihe von kaiserlichen Verordnungen, und wenn auch die Strafe derjenigen, welche sich durch Selbstverstümmelung zum Militairdienste untauglich machten, sehr streng und hart war, so erreichte der Kaiser doch nicht in Allem seinen Zweck. Misgriffe von seiner Seite sind wol schwerlich abzulehnen. Den meisten Anstoß fand sein neues, grade nicht strenggerechtes Werbbezirkssystem, eine Art von Conscription für alle Erbländer, mit Ausnahme Ungarns und Siebenbürgens. Diese Conscription, welche in verschiedenen Theilen der Monarchie Unruhen erregte, erstreckte sich auch auf Pferde; ausgenommen aber waren von der Militairpflicht eine große Menge Leute, als die Geistlichen, Adeligen, Beamten, Honoratioren und aller Derer Söhne sammt jeder Classe von Unterthanen, welche zum Ackerbau, zu den Gewerben und Fabriken, zum Bergbaue, zu den Salinen, bei der Schiffahrt wie bei den Pulver-, Salpeter- und Eisenwerken u. dgl. m. durchaus nöthig waren. Die Juden blieben bis 1788 vom Militairdienste verschont, dann aber wurden sie auch hinzugezogen, mit Ausnahme ihrer Rabbiner und deren Söhne, welche den Honoratioren gleichgestellt wurden. Was blieb dem Kaiser aber nach so vielen Ausnahmen, welcher den Kastengeist und bevorzugte Verhältnisse augenscheinlich in Schutz nahm, aus dem Kerne seiner Völker für den Soldatenstand, den er übrigens gehoben und ehrgefühlsvoll wissen wollte, noch übrig? Tagelöhner, überflüssige Glieder von Gewerbe treibenden Familien und Landstreicher, von denen jedoch die Verbrecher nicht zugelassen wurden, sowie auch das Unterstecken schlechter Individuen unter das Kriegsvolk zur Strafe bedeutend eingeschränkt worden war. Verdienstvoll dagegen war die 1781 eingeführte planmäßige Versorgung der Invaliden und kranken Soldaten, die früher schon getroffene Errichtung von Erziehungshäusern für Soldatenkinder, welche dann in reifern Jahren passend weiter untergebracht wurden. Auch der krüppelhaften Soldatenweiber nahm sich der Kaiser an. Den gesunden Soldaten wurde Gelegenheit gegeben, sich außer der Löhnung noch etwas zu verdienen. Manche Officierclassen bekamen höhern Sold, wogegen zur Ersparniß der verhaßte Chargenverkauf eingeführt wurde. Besonders erwähnenswerth ist die 1786 im Mai errichtete Militairakademie in Wienerisch-Neustadt, in welcher taugliche Officiere für das Heer gebildet wurden.

Alle diese Verbesserungen und Neuerungen erweckten Widersacher, und die gewaltigsten unter ihnen waren die Glieder der hohen Geistlichkeit, welche zumeist dem römischen Hofe ergeben waren. Ihr Haupt, der Cardinal Graf Migazzi, Erzbischof von Wien, der schon zur Zeit der Kaiserin Mutter dem Kaiser in Manchem entgegengewirkt hatte, glaubte, daß durch Joseph's kirchliche Reformen der Papst und die ganze Geistlichkeit ihr Ansehen vor dem Volke verloren hätten. Seit 1781 begann ein offener Krieg zwischen dem Kaiser und Migazzi mit der größten Erbitterung. Der Streit wurde hitziger, als Joseph verordnete, daß kein Bischof mehr als eine Pfründe besitzen sollte. Das Beispiel des Erzbischofs verführte die Bischöfe in den Erbländern zu ähnlichen Widersetzlichkeiten. Ja Ungarn, das unter allen Provinzen am wenigsten Empfänglichkeit für Joseph's Reformen bezeugte, lehnte sich zuerst gegen die kirchlichen Veränderungen auf. Die dortigen Bischöfe hatten den Grafen Bathyany, Cardinal und Erzbischof von Gran, an der Spitze. Der Kaiser hatte die Constitution dieses Landes nicht beschworen, also auch die Vorzüge der Geistlichkeit daselbst nicht anerkennen wollen. Der Kampf blieb indessen dort unentschieden. In den allgemeinen Streit der höhern Geistlichkeit mischte sich auch der Kurfürst von Trier, der aber bald vom Kaiser durch einen lakonischen Brief zur Ruhe gewiesen wurde. Außer diesen Widersachern unter der höhern Geistlichkeit gab es doch auch eifrige Freunde, welche des Kaisers kirchliche Neuerungen unterstützten, so die Bischöfe von Laibach und Königgrätz, und der Erzbischof von Salzburg, welche in ihren Hirtenbriefen an die Untergebenen ihrer Sprengel den Geist der religiösen Duldung aufs Dringendste empfahlen. Der Hirtenbrief des Letztern wurde vom Kaiser in mehren tausend Abdrücken verbreitet. Doch blieben immer Unruhe und Zweifelsucht in den aufgeregten Gemüthern des Volkes und der Priesterschaft. Natürlich aber mußten diese kirchlichen Zerwürfnisse den römischen Hof um so mehr in den Kampf hineinführen, als der Kaiser die kirchliche Oberherrlichkeit des Papstes in seinen Ländern zu stürzen trachtete. Die deshalb ergriffenen Maßregeln Joseph's erregten zu Rom große Bestürzung, und hätten sie überall Nachahmung gefunden, so würde der Papst verarmt sein und seine Macht verloren haben. Nach wiederholten Beschwerden schrieb Pius VI. dem Kaiser ein umständliches Breve, in welchem er ihn mit vieler Beredsamkeit und großem Nachdrucke beschwor, Alles beim Alten zu lassen. Joseph aber antwortete, daß er keines Rathes in Sachen seiner eigenen Staaten und Unterthanen bedürfe. Im Gange des Streites stellte Joseph den später zum Gesetze erhobenen Satz auf, daß die Abstellung der Misbräuche in der Kirchenzucht dem Landesherrn zukäme, was man aber in Rom nicht zugeben wollte, weil dort behauptet wurde, nur die Kirche könne beurtheilen, was ihr und der Religion schädlich und was Misbrauch sei, und des Fürsten Ansehen sei hierin nichtig. Der Kaiser aber hielt die Behauptung fest, daß sich seine Gewalt über Alles in der Kirche erstrecke, was in derselben nicht von göttlicher, sondern nur von menschlicher Erfindung und Einsetzung sei. Als Fürst Kaunitz den Streit mit dem Nuntius abgebrochen hatte, leitete Pius selbst, anstatt zu einem Machtspruche zu schreiten, einen Briefwechsel mit dem Kaiser ein; allein dieser hielt die einmal angenommenen Grundsätze fest. Da faßte der Papst in seiner Bekümmerniß und Verzweiflung den Entschluß, den Kaiser in Wien zu besuchen und persönlich zu bekehren.

Joseph hatte ihm in Voraus alle Aussichten dazu

benommen, alle Freunde des römischen Hofes riethen ihm von der Reise ab; gleichwol bestand Pius VI. darauf. Der Kaiser bereitete einen freundlichen und würdevollen Empfang vor, ohne dabei seine Rechte im Vereine mit dem gesunden Menschenverstande zu verletzen. Der Papst reiste am 27. Jan. 1782 mit kostbarem Prunkgeräthe von Rom ab, in seiner Begleitung waren zwei listige Männer, Franz Anton Marcucci und Joseph Conteffini, jener Patriarch von Constantinopel und Viceregent von Rom, dieser Bischof von Athen, und sein vertrautester Rathgeber, der Abt Ponzetti. Das übrige Gefolge war ansehnlich. Joseph fuhr dem heiligen Reisenden bis Neukirchen entgegen und empfing ihn dort mit einer herzlichen Umarmung. Das Volk zu Wien empfing ihn, zum Verdrusse des Kaisers, am 22. März mit einem ungemessenen Freudengeschrei. Er stieg in der kaiserlichen Burg ab und bezog die Zimmer der verstorbenen Kaiserin Mutter. Der Eifer, den Papst zu sehen und seinen Segen zu empfangen, grenzte an Wahnsinn. Derselbe mußte des Tages einige Male auf dem Balkone erscheinen, um der ungeduldigen Menge die leichte, beißerstellte Wohlthat zu gewähren. Der Zulauf, selbst aus den entferntesten Theilen der Erbländer, war in der Kaiserstadt so groß, daß man dort Mangel an Lebensmitteln befürchtete [15].

Joseph störte diese Freuden des heiligen Vaters blos durch Fortsetzung seiner Maßregeln. Die Zurücknahme derselben zu bewirken, war aber des Papstes Hauptstreben. Joseph wies ihn deshalb an seinen Kanzler, dieser aber, Fürst Kaunitz, war der Hierarchie noch abgeneigter, als sein Gebieter, den, wie alle kaiserliche Rathgeber, Pius VI. in seinen Breven auf das Schonungsloseste beleidigt hatte. Gleichwol machte der Papst diesem großen Staatsmanne, da derselbe ihm nicht entgegenkam, einen Besuch, wurde aber unhöflich behandelt. Pius kam nicht zum Ziele, vielmehr errang der Kaiser den Triumph, daß jener selbst ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Dessenungeachtet reizten ihn die missvergnügten Bischöfe der Monarchie zu Schritten, die seine Würde aufrecht halten und des Kaisers Wirken Hindernisse in den Weg legen sollten. Ja, man beschuldigte ihn, daß er während seines Aufenthaltes in Wien die Gastfreundschaft zu Umtrieben gemisbraucht habe, wiewol sich hierüber im Ganzen Nichts nachweisen läßt. Am 22. April reiste der Papst von Wien wieder ab, der Kaiser begleitete ihn bis Mariabrunn, wo Beide von einander rührenden Abschied nahmen. Sie hatten sich als redliche Männer lieben und achten gelernt, sie waren Freunde geworden, konnten aber nicht darnach handeln, stille Vorwürfe blieben in Beiden zurück [16].

Joseph hatte zwar den Papst nicht ohne Hoffnungen entlassen; er hatte ihm versprochen, daß er keinen Mönchsorden gänzlich abschaffen, sondern nur die überflüssigen Klöster aufheben wollte, und daß keine Druckschrift gegen den rechtmäßigen Gebrauch der päpstlichen Gewalt die Censur passiren solle; allein bald nachher, den 30. Mai, erließ er einen Befehl, welcher seinem wesentlichen Inhalte nach nur eine Bestätigung aller seiner bereits erlassenen kirchlichen Verordnungen enthielt. Während aller Welt unverborgen blieb, daß der Papst vom Kaiser Nichts habe erreichen können, wollte Pius lange nicht zugeben, daß seine Reise fruchtlos gewesen sei. Das Volk zu Rom zischte ihn auf öffentlicher Straße aus. Dies und eine Menge Quälereien, die der Papst nun von allen Seiten erdulden mußte, reizten ihn bald wieder zur Feindseligkeit gegen den Kaiser, der in seiner Kirchenverbesserung ungestört fortfuhr. Endlich aber wurde er übellaunig und stumpfsinnig, und ließ geschehen, was eben der Kaiser zu thun für gut befand. Nur dann erst, als dieser einen neuen Erzbischof in Mailand ernannt hatte, den der Papst zu bestätigen sich weigerte, erboste Pius VI. durch äußere Anreizungen so sehr, daß er ihm einen schonungslosen Drohbrief schrieb. Joseph schickte denselben erbrochen mit dem Beisatze zurück, daß dieser Brief Sr. Heiligkeit nothwendig von einem Menschen herrühren müsse, welcher ihre gegenseitige Eintracht stören wolle, und daß Se. Heiligkeit sofort nach dem Urheber dieser beleidigenden Schrift forschen und denselben zur verdienten Strafe ziehen solle. Die Bestürzung zu Rom war allgemein, als Joseph den Streit versönlich zu schlichten beschloß. Er eilte ganz unvermuthet dahin und kam den 23. Dec. 1783 unerwartet an. Hier handelte er stets mit Geistesüberlegenheit und zeigte dabei eine Gemüthsneigung, welche keinen Misbrauch davon zu machen fähig war. Und so brachte er es durch seine Charakterfestigkeit dahin, daß man ihm Dasjenige nun aufdrang, was ihm vor Kurzem verweigert worden war. Der Kaiser erhielt durch Übereinkunft das Zugeständniß, als souverainer Herr seine Bischöfe selbst ernennen zu dürfen. Am 21. Jan. 1784 schieden beide Theile höchst zufrieden von einander; Joseph ließ sich nicht abhalten, seinen Hauptplan zu verfolgen, den der Papst nie ins Auge genommen hatte, sondern nur einzelne Unternehmungen des Kaisers, worüber bei den geringsten Gelegenheiten der Streit immer wieder aufgenommen wurde, ohne daß jemals ein Erfolg für den heiligen Stuhl zu hoffen gewesen wäre.

Schon im nächsten Jahre versuchte Rom seine Macht über das teutsche Reich wieder auszubreiten, was den Kaiser beunruhigte. Pius VI. schmälerte durch die Errichtung einer neuen Nuntiatur zu München das geistliche Ansehen der teutschen Prälaten. Da erklärte Joseph im

15) Über die Ankunft und Anwesenheit des Papstes zu Wien erschienen mehre Schriften, so z. B. Über die Ankunft Pius' VI. in Wien, Fragment eines Briefes, herausgegeben von J. von Sonnenfels (Wien 1782); Prophetischer Prolog an das Publicum auf die Ankunft Pius' VI. in Wien von Aloys Blumauer (Wien 1782). Darauf folgte dessen Epilog auf die Abreise Pius' VI. von Wien; und Warum kommt Pius VI. nach Wien? Eine patriotische Betrachtung von Rautenstrauch. (Wien 1782.) Derselbe gab auch im Sinne des kaiserlichen Reformators zu Wien gleichzeitig heraus: Vorstellung an Se. päpstliche Heiligkeit Pius VI. aus dem französ. Manuscr. des Herrn Delaurier.

16) Zum Andenken an die Gegenwart des Papstes Pius VI. zu Wien ließ Joseph zwei Denkmünzen von verschiedener Größe, aber mit gleichen Inschriften in Gold und Silber prägen.

October 1785 durch eine Verordnung, daß die Nuntien in Teutschland keine Macht zu Gerichtsbarkeiten besäßen und die Bischöfe im vollen Besitze ihrer Rechte bleiben sollten. Die katholischen Reichsfürsten machten diesen Befehl in ihren Ländern bekannt, und die Erzbischöfe von Mainz, Cöln, Trier und Salzburg erkannten in einer Versammlung zu Ems des Kaisers kirchliche Grundsätze unbedenklich an. Der Kurfürst von Mainz ging in seiner Unzufriedenheit soweit, daß er dem Kaiser Vorschläge machte, die den Papst erschrecken mußten; allein Joseph's Mäßigung verlangte hierin weder Demüthigung noch Herabsetzung der päpstlichen Würde. Er begnügte sich Anfangs mit den kirchlichen Reformen in seinen Staaten, bis nach langen Reibungen seine persönlichen Rücksichten gegen den Papst geschwächt waren und er dann endlich dem Betragen der vier Erzbischöfe Teutschlands seine Zustimmung gab und die übrigen Bischöfe aufmuntern ließ, sich jenen anzuschließen. Der Streit dauerte hier fort bis zu Joseph's Tode. Der Kaiser blieb fest auf der einmal betretenen Bahn, ließ seine Grundsätze über Staat und Kirche durch Schriften verbreiten, gestattete, daß in einem Theile seiner Staaten die Sacramente in der Landessprache ausgetheilt wurden, gab dem Toleranzedicte in Ungarn eine größere Ausdehnung und ließ in Constanz eine reformirte Kirche bauen.

In keinem Theile seiner Monarchie wüthete der Streit mit der Kirche ärger, als in den Niederlanden, wo man die Neuerungen Joseph's zugleich aus nationalen Interessen bekämpfte. Mit dem abergläubischen Volke vereinten sich der Erzbischof von Mecheln und der päpstliche Nuntius gegen die kaiserlichen Verfügungen. Der Letztere, ein fanatischer Eiferer, suchte das Volk aufzuwiegeln; allein keine Partei kam zum Ziele, der Kaiser verlor dieses Land, und der Papst, der dort den Aufruhr angeregt hatte, fand sich im Verlaufe der Zeit außer Stand, ihn zu dämpfen. In den übrigen Theilen der Monarchie war der Unwille des gläubigen Volkes über Joseph's Kirchenverbesserungen nicht gering. Der reinsinnliche Kirchendienst, den der Kaiser angegriffen hatte, war mit den herrschenden Religionsbegriffen so innig verwebt, daß die Bekenner des katholischen Glaubens sich äußerst gestört fanden. Viele nannten den Kaiser einen Ketzer, Gottesleugner und Werkzeug des Satans, oder prophezeiheten doch ein schreckliches Unheil von seiner Regierung. In den Gegenden, wo wilder, finsterer Aberglaube wohnte, oder wo unwissende Priester waren, die das Volk nicht aufklären konnten, verkannte man das Heil der Verbesserungen ganz und gar. Hierzu kam, daß sich die Mönche wegen erlittener Unbillen am Kaiser rächen wollten. Kanzel und Beichtstuhl wurden also benutzt, die Gemüther aufzuhetzen. In einigen Provinzen wurde die Unzufriedenheit wirklich so laut und ernsthaft, daß die ganze Wachsamkeit und Strenge der Behörden Mühe hatten, den Ausbruch einer Empörung zu verhindern. Am gefährlichsten zeigte sich die Volksstimmung in Tyrol. Alles das, sowie der Mangel an tüchtigen Weltpriestern, wirkte dem Reformationswerke entgegen, und die Übelstände, welche dieser Priestermangel erzeugte, dauerten bis zu Joseph's Ende ununterbrochen fort, und des Kaisers Anstalten machten nur äußerst langsame Fortschritte. Daher geschah auch, daß die Toleranzedicte desselben von einem großen Theile seiner Völker mit beispiellosem Hasse aufgenommen wurden. Andere misbrauchten die zugestandene Freiheit bis zu willkürlichen Ausschweifungen, sodaß sich Joseph gezwungen sah, seinen menschenfreundlichen Verfügungen viele strenge Weisungen und verständliche Erläuterungen nachfolgen zu lassen; allein bei der vorherrschenden Mehrzahl der Katholiken und der Orthodoxie aller Behörden und Richter war eine gleichmäßige Vollstreckung der kaiserlichen Vorschriften gegen alle Confessionen nicht ausführbar. Sodann gaben die Verfügungen allen im Glauben Wankelmüthigen Anlaß zu muthwilligem Religionswechsel. Ganze Gemeinden fielen vom Glauben ab und stützten sich auf die Toleranzgesetze, um dem absoluten Unglauben ebenfalls Duldung zu verschaffen. Der Kaiser war deshalb bitterm Tadel ausgesetzt, ebenso den Lästerungen der Fanatiker. Der Pöbel erlaubte sich die gröbsten Schmähungen. So wurde er in dem an der neuerbauten evangelischen Kirche zu Wien angehefteten Pasquille Verführer der Braut Christi, Schwächer reiner Jungfrauen, berüchtigter Verächter der heiligen Kirchengesetze und ein Mann von keiner Religion gescholten. Joseph aber verachtete diese Schmähschrift so sehr, daß er sie drucken und zum Besten der protestantischen Armen öffentlich verkaufen ließ. Dabei versäumte er doch nicht, die ernste Bedeutung der frevelhaften Beschuldigung in nachdrücklichen Verordnungen zu rügen und sich für die Erhaltung des katholischen Glaubens kräftig auszusprechen. Gleichwol vermochten diese nachträglichen Erläuterungen und Beschränkungen weder einer unheilvollen Verwirrung noch dem herrschenden Fanatismus, der darin nur neuen Vorwand zu Ungerechtigkeiten fand, gründlich vorzubeugen. Am Schlimmsten kamen die Protestanten dabei weg, weil die Beamten nicht wagten, sie zu sehr in Schutz zu nehmen. Weniger Anstoß veranlaßte die Duldung der Juden.

Großen Widerstand fanden Joseph's Toleranzedicte auch bei Denen, die ehedem der Religion wegen Vorzüge genossen hatten. Sodann unterstützten ihn, wie schon bemerkt, seine Beamten zu wenig, und war er gegen ihre Fahrlässigkeit streng, so verschlimmerte sich die Stimmung um so mehr. Ebenso bot die Aristokratie Alles auf, dem Kaiser allenthalben Hindernisse in den Weg zu legen. Dieselbe fand sich schwer verletzt durch die Gleichstellung ihrer Rechte vor dem Gesetze mit dem geringsten Bürger; am widrigsten zeigte sich der ungarische Adel. Das ganze Königreich war im Herbste 1783 in größter Gährung, und fünf Jahre nachher noch verweigerten die Stände Ungarns die außerordentliche Beisteuer zum Türkenkriege, weil der Kaiser ihre Krone in Wien zurückbehielt, sich nicht krönen lassen wollte, und sie gezwungen wären, Teutsch zu lernen und sich der Militairconscription zu unterwerfen. Jene Kriegssteuer vermehrte auch allenthalben die übele Stimmung der Völker; diese ergriff zuletzt das Heer. Das Ausreißen der Soldaten nahm zu, die Zucht verfiel und konnte selbst durch die strengsten Maßregeln nur theilweise wieder hergestellt werden.

Im Übrigen wurde der Zweck aller kaiserlichen Anstalten auch vielfach misverstanden, und dieser Irrthum brachte großes Ärgerniß und offenbare Widersetzlichkeit hervor. Am heftigsten waren die Unruhen in Siebenbürgen 1784. Zu den auffallendsten unter den falschen Wirkungen, welche Joseph's Aufklärungsversuche hervorbrachten, gehört die Reaction der Presse, die Joseph selbst entfesselt hatte. Ungeschickte Wortführer und unbescheidene Tadler verbreiteten die schädlichsten Meinungen über des Kaisers Plan und Wirken unter das Volk. Ein wiener Buchhändler, Namens Wucherer, machte eine einträgliche Speculation mit Schmähschriften gegen den Kaiser. Neben einheimischen fanatischen Priestern, Erjesuiten, Schmeichlern, Phantasten, Pasquilanten und andern Unsinnigen, fanden sich noch fremde Schwachköpfe und Zungendrescher ein, und überschwemmten das Publicum mit einer großen Menge der abscheulichsten Geistesproducte, sodaß die Tagesliteratur zur verachtungswürdigsten Gemeinheit herabsank [17]). Auch die Kirche und ihre Diener blieben dabei nicht verschont. Freilich war auch der Kaiser an allen diesen Gegenwirkungen in sofern mitschuldig, als es in seinem Charakter lag, seinen redlichen Willen mit schonungsloser Rauheit geltend zu machen; dagegen steht er sehr großartig da, wenn man ihn gegen den unzufriedenen Adel, der ihn wegen seiner strengen Justiz einen Despoten schalt, ebenso unnachsichtig findet, als gegen den Geringsten seiner unzufriedenen Unterthanen. Der Kaiser vertheidigte sich gegen solchen Vorwurf, als er einen vornehmen Grafen, welcher falsche Banknoten gemacht hatte, zum öffentlichen Gassenkehren und zum Schiffzuge hatte verurtheilen lassen, auf folgende Weise: „Laster ist Laster. Wie soll sich ein Solcher seiner Strafe schämen, der sich nicht schämte das Laster zu begehen? Will ein Lasterhafter unter Lasterhaften einen Vorzug haben; ei so strafe man ihn um so härter, weil er der Lasterhafteste, der Abscheulichste ist. Nur der Tugend wartet Belohnung. Würde man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzüge einräumen, und sie nicht ganz die Strafe ihres Lasters fühlen lassen, was würde dann Gerechtigkeit sein? Und hieße das nicht, das Laster in der Person belohnen?" Gleichwol erhob sich das praktische Leben niemals zu diesen Ansichten.

Ebenso großen Widerspruch fand Joseph's Plan der Gleichheit in der Besteuerung. Sie paßte nirgends hin, beleidigte viele Interessen und erweckte Verwirrung und Misverständniß. Überdies wurde das Ausmessungsgeschäft, worauf lediglich die Billigkeit der neuen Einrichtung beruhte, von unkundigen und schlechten Beamten sehr nachlässig betrieben. In Ungarn fand dieses System den härtesten Widerspruch. Sonst aber waren die österreichischen Niederlande diejenigen Erbstaaten, welche dem Kaiser die gefährlichsten Einwendungen auf seine Reformen machten. Joseph sah im Voraus, daß diese Provinz, welche für das Haus Österreich schwer zu behaupten war, zu reformiren ein kühnes Wagstück sei, daher er sich durch Austausch ihrer entledigen wollte; als aber dieser Plan an den Ränken seiner Nebenbuhler scheiterte, beschloß er, die Niederlande mit seinem Reiche zu verschmelzen und ihre Verfassung wie Verwaltung demgemäß zu organisiren. Nun aber hatte Joseph ihnen die großen Freiheiten, welche der utrechter Friede in Schutz genommen, beim Antritte seiner Regierung bestätigt, und diese Verfassung war eine der widerwärtigsten und unsinnigsten von der Welt. Jede Landschaft, sogar manche Städte und kleine Bezirke hatten ihre besondere Verfassung, welche mit einander in keinem Einklange standen. Brabant und Limburg hatten aus den Zeiten Philipp's des Guten von Burgund die bekannte joyeuse Entrée (fröhlicher Einzug) zur Verfassungsurkunde, die sehr starke Bestimmungen enthielt, so unter andern dem Beherrscher den Gehorsam aufzukündigen, wenn dieser ihre Freiheiten angreifen würde. Die Stände aller dieser Landschaften theilten mit dem kaiserlichen Oberstatthalter die Obergewalt. Die Gerichtsbarkeit war dort umfassend, verschiedenartig und zerstückelt. Die Geistlichkeit beherrschte das Volk durch ihre Lehren und ihren Reichthum. Gleichwol begann der Kaiser, nachdem er 1781 jene Provinzen bereist hatte, die Gerichte umzugestalten, die Kirchen, trotz aller Warnungen, zu reformiren und die Nichtkatholiken gesetzlich zuzulassen. Die hohe Geistlichkeit fand sich sehr beleidigt und machte das Volk mistrauisch, was zwar Joseph geringschätzte; allein bald mußte er wenigstens den Fortgang aller seiner politischen Anstalten einstellen lassen und bis zu einer günstigern Zeit verschieben, d. h. bis die Gemüther über diese wichtigen Gegenstände besser unterrichtet sein würden; in kirchlichen Dingen hingegen fuhr er fort zu verbessern. Zu Löwen und Luxemburg wurden theologische Seminarien am 1. Nov. 1786 eröffnet, aber fünf Tage nachher entstand schon ein Aufruhr unter den Studenten, welchen die Einwohner zu Löwen unterstützt haben würden, wenn nicht derselbe mit Macht unterdrückt worden wäre. Der Vorfall wurde mit möglichster Schonung untersucht, ohne die Jugend zum Gehorsam zurückzuführen. Die Meisten von ihnen verließen Löwen. Hingegen wurde der päpstliche Nuntius Zondadari, als Theilhaber dieser Widerspenstigkeit, aus Belgien verwiesen, der Erzbischof von Mecheln nach Wien berufen, der Bischof von Namur in eine Abtei verbannt und mehre Capucinerguardiane außer Landes geschickt. Der Kaiser ließ dem Erzbischofe von Mecheln in Wien alle bestehende neue Einrichtungen zeigen, ihn darüber belehren und sandte ihn dann mit der Weisung nach Hause, dort das Evangelium zu predigen. Allein er bewies nachmals durch sein Betragen, daß er des Kaisers Absichten nicht fördern wollte. Auch die Bischöfe blieben ihm feindselig. In den Civilsachen begann Joseph 1787 von Neuem zu ändern, die uralte Verfassung der Provinzen wurde völlig aufgehoben und Belgien in neun Kreise eingetheilt; jedem dieser Kreise stand nun ein Intendant vor, und jeder Kreis zerfiel in mehre Districte, welche von Commissarien verwaltet wurden. Als die Grundzüge der Verwaltung festgestellt waren, erhoben sich zunächst die Geistlichen, Adeligen, Ad-

17) Es erschienen aber auch Schriften, welche des Kaisers Verdienste richtig zu würdigen verstanden. Dahin gehört die Vorlesung von Sonnenfels, herausgegeben von Jos. von Retzer. (Wien 1782.)

vocaten, Procuratoren und Justizbeamten, welche sich durch diese Neuerungen sehr verletzt fanden. Ihre Unzufriedenheit wurde übersehen, Entschädigungen wurden nicht gewährt, und so konnte bei der Unsicherheit des kaiserlichen Statthalters der Ausbruch einer Volksempörung nicht umgangen werden. Denn aus dem verbreiteten Misvergnügen entstand allgemeine Gährung, die schnell zum Ausbruche kam, als man den Kaiser, der so eben in die Krim gereist war, weit entfernt wußte. Ja, man will behaupten, Joseph habe sich das Nachsenden von Depeschen aus den Niederlanden verbeten, um seinen Besuch bei der Kaiserin von Rußland nicht durch unangenehme Nachrichten stören zu lassen.

Unglücklicherweise stand es damals, wenn man den Nachrichten eines Augenzeugen von jenen beklagenswerthen Ereignissen trauen darf, mit der Regierung in den Niederlanden sehr schlecht, die Glieder derselben waren unter sich zerfallen und das Volk verachtete sie. Die Fehltritte der königlichen Statthalterei gibt man einem Emporkömmlinge, Namens Crumpipen, schuld, welcher nicht nur den Kaiser getäuscht, sondern auch durch seine Rathschläge die Statthalterei zu allen ungemessenen Handlungen verleitet haben soll. Es ist hier nicht der Ort, die Sachen umständlich aus einander zu setzen, sondern es verdient nur bemerkt zu werden, daß die Schwäche der Statthalterei der offenbar meuterischen Auflehnung in Brabant nachgab, worauf ein unbedeutender Vorfall von den Misvergnügten benutzt wurde, um zu neuen Anmaßungen und zur Willkür zu schreiten. Der Pöbel zu Brüssel gerieth nach und nach in wilden Frevel, während ein Theil vom Hennegau, ganz Limburg und Luxemburg die größte Zufriedenheit über die Neuerungen äußerten. Von den übrigen Kreisen blieb die Statthalterei bestürmt und am 30. Mai 1787 verlangten die Städte schon, daß alle Neuerungen zurückgenommen und alle verhaßte Personen aus dem Rathe der Statthalterin Christine, Schwester Joseph's, entfernt werden sollten. Die eingeschüchterte Erzherzogin bewilligte Alles, was man verlangte. Dies machte die Unzufriedenen kühner und trotziger. Gab auch Joseph nach seiner Rückkehr aus Cherson am 22. Juni eine beruhigende Erklärung, so wurde insgeheim doch an der Aufwiegelung des Volkes fortgearbeitet, weil die einmal festgefaßten Anschläge in Gefahr standen, vereitelt zu werden. Man war nicht mehr zufrieden, daß Geistliches und Weltliches wieder in seine alten Rechte zurückversetzt worden war, sondern man schien mehr zu verlangen. Mit Mühe willigte man in die Wahl der Deputirten, welche die kaiserliche Bestätigung aller von der Statthalterschaft gegebenen Zugeständnisse einholen sollten. Der Kaiser erwartete diese Abordnung bis zum 15. Juli und erklärte dabei, wenn sie bis dahin nicht erschiene, müßte er die Niederländer für Rebellen halten. Unbekümmert darüber hielten die Stände die Abreise der Erzherzogin Christine und ihres Gemahls, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, bis zum 19. Juli von Brüssel nach Wien zurück. Ihnen folgte am nächsten Tage der Minister Belgiojoso, und erst in der Mitte des Augusts erschienen 30 Deputirte beim Kaiser, der sie zwar leutselig empfing, aber auch Truppen in Bereitschaft zum Marsche nach Belgien hielt, von denen jedoch nur ein Regiment nach Luxemburg abging. Von den Deputirten verlangte er inzwischen, daß Alles in den Stand der Dinge vor dem 1. April zurückversetzt werden müsse, dann erst werde er das ihnen Misfällige aus eigener landesherrlicher Gewalt aufheben. Dieselbe Nachricht in größerer Ausdehnung wurde dem Grafen Murray, welcher bis zur Ankunft des Grafen von Trautmannsdorf das Amt eines Generalstatthalters in den Niederlanden versah, vorausgeschickt und von ihm am 28. Aug. den Ständen vorgetragen. Da nun Murray nicht die nöthige Militairmacht hatte, so blieben die Abzeichen der Parteiungen, die Bewaffnungen und alle polizeiwidrige Störungen beim Volke in Kraft, und als der General Murray ernste Schritte dagegen thun wollte, entstanden am 20. October zu Brüssel und Mecheln blutige Auftritte. Murray sah sich gezwungen, den kaiserlichen Befehl zurück zu nehmen und die ganze Verfassung dem Eigensinne des Volkes zu überlassen. Das Volk war nun froh und alles Misvergnügen war plötzlich verschwunden.

Bald darauf kamen der Graf von Trautmannsdorf als bevollmächtigter Minister des Kaisers und der an Murray's Stelle gesetzte commandirende General d'Alton in Brüssel an. Ihnen folgten etliche Monate später, im Vertrauen auf Wiederherstellung der Ruhe, die Erzherzogin Christine und Herzog Albert, ihr Gemahl, welche Beide die Generalstatthalterschaft bildeten. Sie Alle hatten Befehl, die Fehler des Grafen Murray wieder gut zu machen und dessen nachgiebige Bewilligungen umzustoßen. Inzwischen machte die Geistlichkeit wieder Einwendungen, eine Menge Schmähschriften gegen den Kaiser wurde aus Teutschland in die Niederlande gesendet, um das Volk abermals irre zu führen über die guten Absichten seines Beherrschers. In Löwen entstand zuerst noch im December 1787 ein gewaltiger Tumult, der Erzbischof von Mecheln trat mit neuen Foderungen auf und die Studenten zu Löwen verbanden sich mit ihm. Gleichwol blieb der Kaiser in seinen Entschließungen unerschütterlich; allein seine Sache litt durch die Uneinigkeit seiner beiden Stellvertreter, Trautmannsdorf und d'Alton. Jener hatte keine Festigkeit, wurde auf eigene Verantwortung nachgiebig, dieser hingegen hielt sich unerschütterlich an seine Aufträge und scheint sie zuweilen auch wol überschritten zu haben. Darüber entstand zwischen Beiden Eifersucht, welche der guten Sache Hindernisse in den Weg legte. Beide schoben zu ihrer Rechtfertigung späterhin einander die Schuld zu; man darf aber dabei nicht vergessen, daß auch fremder Einfluß auf die Gemüther der Belgier gar sehr mit einwirkte. Den ersten Anstoß gab im Januar 1788 die Wiedereröffnung des Generalseminars zu Löwen, und der Anspruch der dasigen Universität auf die Rechte eines brabantischen Landstandes. Darüber entstanden Widersetzlichkeiten, in deren Folge ein Theil der Universität nach Brüssel verlegt wurde, während die theologische Facultät sammt dem Generalseminar in Löwen blieb. Dennoch dauerten die Streitigkeiten, in welche sich die Stände mischten, ununterbrochen fort, die

Zuhörer verließen die Hörsäle, die widerspenstigen Professoren, deren Zahl die Mehrheit ausmachte, kamen und blieben in Haft. Mitten in diesen Gährungen erklärte Kaiser Joseph, daß sich der Erzbischof von Mecheln, der Bischof von Antwerpen und alle andere dem Generalseminar widerstrebende Bischöfe nach Löwen begeben und dort den theologischen Vorlesungen beiwohnen sollten, um sich entweder von der Rechtgläubigkeit der Lehrer selbst zu überzeugen, oder aber diese, wenn sie Irrlehren vorbrachten, zurechtzuweisen. Der Erzbischof von Mecheln wich diesem Befehle aus und fuhr fort, die Lehren der kaiserlichen Professoren, die er gar nicht kannte, zu verketzern. Er blieb im Streite mit Trautmannsdorf und dem Erzbischofe; mehre Bischöfe traten diesem bei, das Volk kam wieder in Bewegung und ein ungestümer Trotz theilte sich allen Gemüthern mit. Der Kaiser gebot größere Strenge gegen das empörte Volk; allein Trautmannsdorf zögerte und verfehlte dadurch den Zweck der langsam ins Werk gesetzten Maßregeln. Joseph wußte gleichwol durch Verordnungen für Verwaltung, Gerechtigkeit und Steuererhebung bald Ruhe wieder zu verschaffen. Äußere Zufalle jedoch und störende Einwirkungen von Frankreich her, sowie d'Alton's Strenge, brachten neue Gährung hervor und beschleunigten den Ausbruch der Unruhen, wobei Priester und Mönche das ganze Land durchrannten und die Gemüther erhitzten. D'Alton und der Minister Trautmannsdorf blieben auch jetzt wieder in Ergreifung der Maßregeln zur Dämpfung der Revolte uneinigen Sinnes, während die Schritte des Einen wie des Andern zweckwidrig und unzeitig erschienen. Der Aufstand wurde also mit der größten Regelmäßigkeit betrieben. Fremde Mächte wurden von den Rebellen in die Angelegenheiten gezogen, und ihnen wenigstens ein vorläufiger Beifall abgelauscht. Nachdem die Rebellen unter Anführung des Obersten van der Mersch, der die kaiserlichen Dienste verlassen, einige Vortheile errungen hatten über die kaiserlichen Truppen, so nahm auch der landesflüchtige van der Noot, nachdem er in London, im Haag und in Berlin als bevollmächtigter Minister des brabanter Volkes um Beistand nachgesucht hatte, keinen Anstand mehr, in einem Manifeste den Kaiser Joseph aller seiner Rechte auf Brabant verlustig zu erklären. Trautmannsdorf ließ zwar diese Schrift durch die Henker verbrennen und diese Handlung allenthalben bekannt machen; dennoch aber dauerte der Aufruhr fort, und mehre angesehene Städte fielen vom Kaiser gänzlich ab. Ganz Flandern und Hennegau vereinten sich mit Brabant. Am 18. Nov. verließ der Statthalter mit den Seinen die Hauptstadt Brüssel. Zu spät schickte der Kaiser den Grafen Cobenzl mit unumschränkter Vollmacht in die Niederlande; denn Trautmannsdorf hatte durch seine Nachgiebigkeit die Regierung schon zu sehr herabgesetzt. Der General d'Alton mußte am 12. Dec. auch aus Brüssel weichen, und dieses Ereigniß kündigte den unbezweifelten Verlust der Niederlande an. Am folgenden Tage erklärten die Patrioten die Niederlande für unabhängig. Die Stände derselben constituirten sich nun mittels einer neuen Verfassung. Nur Luxemburg wurde für den Kaiser behauptet, und d'Alton fand sammt Trautmannsdorf sonst nirgends persönliche Sicherheit mehr.

Dieses Beispiel der Niederlande wirkte auf die ganze Monarchie verderblich und drohte in Ungarn und andern Provinzen, wo der Geist des Widerspruchs erwachte, Nachahmung zu finden, und es war zu fürchten, daß der dort ausbrechende Widerstand nicht gedämpft werden könnte, wenn nicht Gewaltmittel angewendet werden würden; allein der Staatsschatz war erschopft, Alles in Gährung und alle Verhältnisse, auch die nach Außen, in Verwirrung, Joseph dazu noch todtkrank und fast ohne Leben mehr. Da brach sein Stolz, als er nicht wollte, daß sich der ganze Staat nach seinem Tode auflöse: er widerrief in Ungarn alle die Anstalten, welche dort den meisten Anstoß gegeben hatten. Ungarn nahm diese Verordnung mit lautem Jubel auf. In Tyrol und Falkenstein wurde nicht nur die Conscription abgestellt, sondern auch alle Neuerungen in Kirchensachen wurden abgeschafft. Indessen blieben hier wie dort immer noch heilsame Folgen von den wohlthuenden Anstalten, welche Joseph äußerlich aufgehoben hatte.

Sonach kann Joseph's Regierung selbst ihren Principien zufolge als eine fehlerhafte getadelt werden; Österreich aber, dieser große Erbstaatenverein, befand sich im lockern, schwankenden Zusammenhange, ohne festes politisches System. Es fehlte ihm an einer festen Stellung, im Innern locker und zum Theil verfallen, voll uneiniger Nationalgemüther, umlauert von ländersüchtigen Nebenbuhlern; es war also den unglücklichsten Zufällen ausgesetzt. Joseph dagegen strebte diesem Staatenbunde ein anerkannt festes Verhaltniß zu verschaffen, um Kraft und Reichthum desselben zu erhöhen. Dies mislang. Dienten doch seine Popularität, seine Menschenliebe, seine strenge Gerechtigkeit und seine wahre Frömmigkeit dazu, sein Misgeschick zu vermehren, da alle Leidenschaften und die grellsten Vorurtheile sich mit aller Kraft gegen ihn kehrten. Nicht nur sein großer Plan, sondern auch die Gesinnungen, mit welchen er ihn auszuführen suchte, fanden Anstoß bei seinen Zeitgenossen.

Nicht viel besser erging es dem Kaiser als Oberhaupt des teutschen Reichskörpers, den er, wie schon Gustav Adolf geurtheilt hatte, als ganz verfallen ansah. Hier wollte er einen schnellern, besser organisirten Geschäftsgang und eine durchaus unparteiische Rechtspflege einführen. Joseph betrieb diese Angelegenheit seit seinem Regierungsantritte mit seltenem Eifer und noch nie empfundener Wärme; allein seine Bevollmächtigten geriethen gar bald mit denen der Reichsstände in einen Streit, welcher endlich alle Bemühungen fruchtlos machte. Aus Überdruß und Verachtung wandte nun der Kaiser, nach dem Vorschlage des Fürsten Kaunitz, alle seine Kraft auf die Organisation seiner Erbstaaten und opferte dieser Aufgabe alle andere politische Entwürfe. Dies erregte Neid und Eifersucht, besonders am preußischen Hofe, und Joseph kam, als er den Formen der Reichsverfassung und den Rechten mancher Reichsstände zu nahe trat, in das Gerede, als strebe er nach der Alleinherrschaft in Teutschland, nach dem Umsturze der Reichsverfassung. Friedrich der

Große benutzte diese Sache, um der wachsenden Macht Österreichs in allen ihren Unternehmungen entgegen zu wirken und seinem Einflusse auf Teutschland ein Übergewicht zu verschaffen. Zur Beschönigung seines reichsverfassungswidrigen Strebens nahm er die Beschützung eben der Reichsverfassung gegen das Oberhaupt zum Vorwande. So griff er die alten begründeten Vorrechte der teutschen Kaiser, die Joseph wieder geltend zu machen suchte, an, setzte sie in Zweifel, oder stellte sie in ein verhaßtes Licht. Dahin gehört der Einfluß, welchen Joseph auf die Besetzung katholischer Stifter und Bisthümer im teutschen Reiche auszuüben begann zu Gunsten seines Hauses und seiner Erblande; ferner der Streit über das kaiserliche Recht der Panisbriefe, welches seit Karl IV. vergessen worden war, von Joseph aber im Jahre 1783 wieder hervorgesucht wurde, endlich des Kaisers Streit mit den Hochstiften Passau, Salzburg und Lüttich, weil er keinem fremden Bischofe die Ausübung der Diöcesanrechte in seinen Staaten gestatten wollte, und dadurch manches alte Recht kränkte. Die preußischen Publicisten aber entstellten des Kaisers Bestrebungen bis zur äußersten Gefährlichkeit für das teutsche Reich. Hierzu kam, daß Joseph den alten Plan Leopold's I., Baiern gegen die Niederlande einzutauschen, mit aller Lebhaftigkeit wieder aufnahm. Nachdem er Rußland und Frankreich gewonnen und der Kurfürst Karl Theodor von Baiern seine Einwilligung zum Austausche, der nach den Berechnungen der damaligen Publicisten sehr ungleich und Baiern besonders ungünstig war, gegeben hatte, mußte zunächst der Nachfolger dieses Fürsten, der Herzog Karl von Zweibrücken, gewonnen werden. Der russische Gesandte, Graf von Romanzow, machte ihm im Jan. 1785 den Antrag, daß ohne Zuziehung Preußens und des teutschen Reiches, jedoch unter der Gewährleistung Rußlands und Frankreichs, das Haus Pfalzbaiern dem Hause Österreich ganz Ober- und Niederbaiern, die obere Pfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach abtreten, wogegen jenes unter dem Titel eines Königreichs von Burgund die österreichischen Niederlande mit den Vortheilen, die man sich von Holland versprache, mit Ausnahme von Luxemburg und Namur, empfangen sollte, und dazu noch eine Summe von drei Millionen Fl. zu beliebiger Anwendung an den Kurfürsten von Baiern und an den Herzog von Zweibrücken gezahlt werden würde. Der Herzog Karl wandte sich sogleich klagend an die Könige von Preußen und Frankreich und an die Kaiserin von Rußland, den Bürgen des teschener Vertrages. Friedrich der Große griff die Sache mit der größten Lebhaftigkeit auf und da seine Vorstellungen bei Katharinen II. keinen Eingang fanden, so brachte er die Sache an die teutschen Fürsten. Zuerst schloß er mit Kursachsen und Hanover den 23. Juli 1785 ein Bündniß, den sogenannten Fürstenbund, in welchen nachher noch viele Reichsmitstände gezogen wurden. Die bairischen Landstände verlangten von ihrem Hofe eine Erklärung über die Gerüchte vom Ländertausche. Dieser erklärte sie für falsch, d. h. leugnete seine Einwilligung in den Tausch ab, und Österreich, das mit Hilfe Rußlands keinen Gewaltstreich beabsichtigte, ließ von seinem Vorhaben ab, obschon die damaligen politischen Zustände die Ausführung des Planes begünstigten. Joseph ließ sogar die Gerüchte vom Austausche öffentlich widerlegen, auf dem Reichstage hingegen feierlich erklären, daß die Unterhandlungen wegen Baierns aufgehoben worden seien, und daß er das Reichssystem in allen seinen Theilen erhalten und den Reichsgrundgesetzen keinesweges entgegen handeln wolle. In Preußen aber glaubte man, daß das Project wieder aufgenommen werden könnte, und so spann Friedrich der Große den Streit weiter aus, als es die Natur der Sache erheischte. Der Fürstenbund, den Friedrich schon längst entworfen und auch ausgeführt hatte, ehe Joseph ihn hintertreiben konnte, zog alle teutsche Reichsstände auf Preußens Seite, bis auf Würtemberg, Oldenburg, Hessen-Darmstadt, Anhalt-Zerbst, Kurcöln, Münster und Trier, die dem Kaiser treu blieben; die übrigen gingen alle in das politische Gewebe Friedrich's ein, wodurch er des Kaisers Ansehen untergraben wollte; angeblich sollte es zur Aufrechthaltung der teutschen Reichsverfassung dienen. Indessen kam man doch bald in ganz Teutschland zu Ansichten, die den Fürstenverein tadelten und ihm theilweise sogar geheime Zwecke unterschoben, während die Folge lehrte, daß er mit Friedrich's II. Tode als zweck- und erfolglos erschien.

Während Joseph in viele Streitigkeiten verwickelt war, mengte er sich, in der Absicht, um den Handel seines Reiches zu heben und die ihm noch anhängenden Fesseln zu lösen, in Händel mit Holland. Diese Fesseln waren der bekannte Barrierenvertrag der vereinten Republik und die Beschränkung der Scheldeschiffahrt. Jene Demüthigung der österreichischen Niederlande wurde 1715 dem Kaiser Karl VI. abgenöthigt und diese Zerstörung des großen Handels war schon 1648 von König Philipp IV. den Generalstaaten zu Gunsten zugestanden worden. Unter Maria Theresia's Regierung waren wegen der Barrieren, da die Bedingungen des sie betreffenden Vertrags nicht alle erfüllt worden waren, Streitigkeiten entstanden, die aber nicht geschlichtet wurden, und als Joseph die Regierung antrat, waren die Barrieren gewissermaßen verschwunden und ihr Zweck war aufgehoben, da von Frankreich her Nichts mehr zu besorgen war, was ihnen doch einst den Ursprung gegeben hatte. Gleichwol bestanden noch einzelne Vertragsbestimmungen fort, welche den österreichischen Unterthanen verderblich und den Holländern nützlich waren. Als sich Joseph selbst 1781 in den Niederlanden von diesen Hindernissen des Wohlstandes in seinen Provinzen persönlich überzeugte, stimmte er mit Kaunitz darin überein, daß selbige gehoben werden müßten. Und als er nach Wien zurückkam, ließ er durch Kaunitz mit aller Kraft die grade damals im Kriege mit England begriffenen Generalstaaten bearbeiten, daß sie in die Räumung aller Barriereplätze willigten. Diese Plätze ließ nun Joseph, mit Ausnahme einiger wenigen, unkluger Weise schleifen. Kaum war nun die Barriere gehoben, so sprach der Kaiser die Ausdehnung der Grenzen seiner Niederlande gegen Holland an, wie sie 1664 bestanden hatten, und welche zurückzufodern bisher versäumt

worden war. Diese und mehre andere Foderungen zielten auf Erwerbung der Freiheit für die Scheldeschiffahrt und auf die Erhebung Antwerpens zum Freihafen. Der Ton, in welchem diese Foderungen gemacht wurden, kündigte ein gewaltsames Verfahren an, und die Republik traf die furchtbarsten Anstalten zur Gegenwehr, ehe noch ein Feind vorhanden war. Joseph hatte damals nur eine kleine Truppenzahl in seinen Niederlanden; allein die Republik war so eifrig, daß ihre Besatzung zu Sas van Gent einst mit großen und kleinen Gewehren auf eine Heerde Schafe feuerte, die sie für anrückende Österreicher hielt. Da Frankreichs friedliche Vermittelung anfanglich kein Gehör fand, Joseph's ungestümer Eifer auch fortwährend beleidigte, so schien der Krieg unvermeidlich zu sein. Die Generalstaaten, endlich im Gedränge, baten Frankreich denn doch um Vermittelung, welche es wegen einer doppelten Gebundenheit nicht füglich ablehnen konnte. Auch Rußland wirkte nachdrücklich auf die Holländer, und so wünschte der Kaiser endlich selbst eine friedliche Ausgleichung des Streites. Er verlangte eine Geldentschädigung für seine Kriegskosten, und diese erhielt er auch. Joseph hatte seine großen, zum Theil absurden, Foderungen an die Republik auf eine Abbitte derselben wegen Beleidigung seiner Flagge und auf die Summe von 9½ Millionen Fl. beschränkt. Die Generalstaaten verstanden sich zwar zur Abbitte, wollten aber nur 5 Mill. Fl. zahlen. Frankreich erklärte nun, da Joseph auf obiger Summe beharrte, daß es den Zuschuß geben wollte, und versicherte sich dabei Vortheile, welche jenes Opfer beiweitem überstiegen. Der Kaiser hingegen zog in Bezug auf die Hauptsache gar keinen Vortheil aus diesen Händeln und mußte sogar geschehen lassen, daß sich Frankreich ein großes Übergewicht bei den Generalstaaten sicherte. Die Sache wurde zu Wien im Juli und zu Fontainebleau im November 1785 beigelegt, zum großen Triumphe Friedrich's II., der nicht aufhörte zu spotten. Das Ansehen Österreichs wurde in Europa verkleinert. Indessen hatte diese Monarchie eine Stütze an Rußland erhalten gegen die Gefahren der preußischen Eifersucht.

Die Freundschaft Rußlands war schon zur Zeit der Mitregentschaft Joseph's erworben worden, theils eben zum mächtigen Gegengewichte gegen Preußen, theils zur Erwerbung wichtiger Handelsvortheile. Katharina II. rechnete dagegen auf Joseph's Beistand, um die Türken desto erfolgreicher bekämpfen zu können, wenn nicht gar sie gänzlich in Europa zu vertilgen und ein griechisch-östliches Kaiserreich gründen zu wollen, wozu auch Voltaire sie auffoderte. Im Laufe ihrer Streitigkeiten mit der Türkei nahm Katharina die Krim unter ihre Oberherrschaft, welches Recht die Türken für sich in Anspruch genommen hatten, und Joseph wurde durch Verletzungen des belgrader Friedens von den Türken beleidigt. Nun erklärte er der Pforte, Rußlands Erwerbung in der Krim anzuerkennen, und verlangte noch Sicherstellung seines Handels auf der Donau. Er drang durch und der Friede schien gesichert; allein Katharinen's Ehrgeiz störte ihn, während er die Störungen der Türken an den Grenzen seines Reiches langmüthig ertrug. Auf ihre Einladung kam Joseph im Frühjahre 1787 mit Katharinen in Cherson zusammen, um den Krieg mit der Pforte zu berathen; die unglücklichen Nachrichten aber, die der Kaiser damals aus den Niederlanden erhielt, brachten den Russen die Meinung bei, den Ausbruch jenes Kampfes zu vermeiden oder doch zu verschieben.

Joseph hatte diese Reise am 11. April 1787 mit dem Generale Kinsky und einem kleinen Gefolge, das Segur, wol irrig, nur auf zwei Bedienten beschränkt, unter strengem Incognito angetreten, sich unterwegs zu Korsun mit dem Könige von Polen besprochen und war den 14. Mai in der von Katharinen erbauten Stadt Cherson angelangt. Hier lebte er meistens in Gesellschaft mit der Kaiserin, oder durchstreifte mit Segur, der sich in Katharinen's Gefolge befand, vertraulich die Umgegend, und den 27. gedachten Monats trat er mit der Kaiserin die Reise durch die Krim an. Am 13. Juni nahm er Abschied von ihr und gelangte den letzten Tag desselben Monats wieder zu Wien an. Die Pforte blieb bei diesem Ereignisse nicht gleichgültig, sondern zog ihre Land- und Seemacht bei Ozakow zusammen. Rußland aber wurde noch durch die Gesinnungen der großen Mächte, besonders Englands, an der Ausführung seines Vorhabens abgehalten, und Joseph mußte den bedenklichen Zuständen in den Niederlanden, wie der gefährlichen Stimmung in Ungarn, wo seine Neuerungen, wie bemerkt, glühenden Haß erweckt hatten, nachgeben und alle kriegerische Entwürfe, so sehr er ihnen auch zugethan war, vermeiden; gleichwol mußte er, wegen Preußens, sich die russische Freundschaft erhalten, sowie ihm und seinen Erbstaaten der Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Rußland äußerst günstige Folgen darbot. Überdies lag ihm noch sehr am Herzen, dem Königreiche Ungarn wieder die alte Ausdehnung seiner Grenzen zu verschaffen, die es 1526 an die türkische Macht verloren hatte. In dieser zwiespältigen Lage war er entschlossen, beim Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und der Türkei so lange sich ruhig zu verhalten, als seine eigene Sicherheit keine Gefahr laufe. Allein die Türken, von England und Preußen unterstützt, reizten fortan rücksichtslos und unklug, und schlugen auch die französische Vermittelung aus. Am 6. August schon erklärte die Pforte den Russen den Krieg, da diese noch nicht darauf vorbereitet waren. Auch Joseph wurde dabei so beleidigt, daß er seinen Beistand gegen die Pforte den Russen nicht mehr versagen konnte. Der Kaiser stellte eine Hauptarmee an der Donau und Save auf, die er selbst befehligen wollte, fünf andere Heerhaufen deckten die Provinzen, die man in Gefahr glaubte, und die ganze Seeküste wurde in Vertheidigungsstand gesetzt. In Betreff des zusammenwirkenden Kriegsplans setzte er sich mit den Russen in festes Einverständniß. Mit Ablauf des Jahres 1787 war Joseph's Gesammtheer schlagfertig. Dasselbe zählte 245,062 Mann mit 36,725 Pferden und 898 Stück Feldgeschütz.

Während dieser gewaltigen Rüstungen suchte der Kaiser mit ebenso großem Eifer den Frieden zu erhalten; allein die Pforte vereitelte alle dahin zielende Plane.

Am 2. Febr. 1788 erließ Joseph an sie seine Kriegserklärung [18]). Mit großer Kraftentwickelung eröffneten die österreichischen Truppen am 9. Febr. selbständig die Feindseligkeiten an verschiedenen Punkten, während der Kaiser, sein Testament dem Fürsten Kaunitz hinterlassend, den Cordon von der Meeresküste bei Triest an über Kroatien und Slavonien bis an die Donau besichtigte und sich dann vor die Festung Schabacz begab, wo der Feldmarschall Lascy die Belagerung leitete. Der Kaiser wurde mit seinen Grundsätzen, die nur für Friedenswerke passen, ungern im Heerlager gesehen, man wünschte laut Loudon's Gegenwart herbei, der auf seinem Landgute bei Wien lebte und empfindlich war über die geringe Aufmerksamkeit, die er seit der Kaiserin Mutter Tode empfangen hatte. Joseph begann den Feldzug mit einer Mäßigung, Menschlichkeit und Großmuth, die wol seinem Charakter, nicht aber den Geboten der Kriegskunst, worin er sich noch dazu Friedrich den Großen zum Muster nahm, entsprach. Er hatte den Russen Flaggenpatente zur Kaperei gegen die Türken versagt, um den Handel möglichst zu schonen, zu Fiume einige Türken aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, empfahl fortwährend die schonendste Behandlung der Gefangenen und geizte mit dem Leben der Seinigen mehr, als mit seinem eigenen. Demnach unterließ er große Angriffe und beschränkte sich auf den Vertheidigungskrieg mit großen Kosten, wobei die Kräfte in Unthätigkeit aufgeopfert wurden. Nur der Heerhaufe unter dem Prinzen von Coburg durfte angriffsweise verfahren.

Schabacz an der Save nahm der Kaiser am 24. April mit Sturm, darauf traf er alle Anstalten zur Belagerung Belgrads; plötzlich aber hob er, vermuthlich aus Rücksicht auf das Zögern der Russen, die Vorbereitungen wieder auf und befestigte Semlin. Jetzt erzeugte die ungesunde Luft in der Sommerhitze unter den Truppen zahlreiche Erkrankungen an Wechselfiebern, zu welchen sich bald die Ruhr gesellte. Zu Ende Juli's lagen 20,000 Österreicher in den Spitälern. Joseph bot alle erdenkliche Mittel auf, um das Leben und die Gesundheit seiner Leute zu erhalten; er bereiste die Spitäler, um sich von der Befolgung der Anordnungen zu überzeugen, die er zur Pflege der Kranken getroffen hatte. Gleichwol starben Tausende seiner Soldaten. Er selbst fing an zu kränkeln, und da er sich nicht schonte, unterlag er zuletzt den Beschwerden des Kriegs und der Last der Arbeiten. Er wurde von einem Faulfieber befallen. Nachdem sich allgemeine Muthlosigkeit verbreitet hatte, ging der Kaiser auf den Wunsch seiner Soldaten und der öffentlichen Stimme ein, den alten Feldmarschall Loudon an die Spitze des Hauptheeres zu stellen. Der Antrag an ihn ward auf eine Weise gestellt, daß er ihn nicht füglich ablehnen konnte. Im August wurde er mit lautem Jubel von der Armee empfangen. Wo er sich zeigte, blickte neues Leben und frischer Muth hindurch. Dessenungeachtet fand sich die österreichische Hauptarmee bald nicht mehr sicher in ihrer Stellung, nachdem die Türken alle wichtige Pässe an der Donau genommen hatten und ihre Gegner im Rücken bedrohen konnten. Diese wollten nun eine neue Stellung bei Karansabes beziehen, wurden aber auf dem Marsche dahin des Nachts durch einen unbedeutenden Vorfall in schreckliche Verwirrung versetzt, sodaß der Kaiser sein Lager bei Lugos aufschlagen mußte. Die Türken folgten ihm beständig auf dem Fuße nach und fast täglich gab es blutige Gefechte bei der Nachhut. Inzwischen ermannten sich die Österreicher wieder, sodaß die Türken am Schlusse des Feldzuges, im Nov. 1788, kein Dorf mehr auf feindlichem Gebiete besaßen, der Kaiser vielmehr wesentliche Vortheile in der Moldau und Walachei, in Serbien, Bosnien und türkisch Kroatien errungen hatte. Sein Verlust an Mannschaft betrug etwa die Hälfte weniger, als die Türken eingebüßt hatten, und von diesen 60,000 Mann war der größere Theil durch Krankheiten hingerafft worden. Die Russen hatten im Gange dieses Feldzuges noch einen zweiten Feind bekommen, die Schweden, welche ihren Kraftaufwand, der gegen die Türkei bestimmt war, nothwendig zertheilte. Andererseits hatte die Kriegssteuer, die Joseph in seinen Staaten ausgeschrieben hatte, in denselben allenthalben großen Unwillen erregt, während die abenteuerliche Sendung des Hauptmanns Philipp Vukassevich ins Gebiet Montenegro nichts weiter erzielte, als den Pascha Mahmud in Albanien so zu beschäftigen, daß die Österreicher in Bosnien ungehindert wirken konnten.

Der Kaiser hatte Anstalten treffen lassen, dem zweiten Feldzuge im Jahre 1789 auch persönlich beizuwohnen, wurde aber durch seine ernsthaft zunehmende Krankheit daran gehindert. Er blieb in Wien zurück, ebenso auch Lascy. Sein Gegner, der Sultan Abdul-Hamid, starb und dessen Nachfolger, Selim III., erklärte sich für den Fortgang des Krieges. Den Oberbefehl der kaiserlichen Heere übernahmen die Feldmarschalle Haddik und Loudon. Jener wurde im Laufe des Feldzuges wegen Altersschwäche und seiner offenen Wunden nach Wien zurückgerufen und dieser bekam nun ganz allein die oberste Leitung der Heerabtheilungen. Loudon hatte am 10. Juli Gradiska (Berbir) erobert und der Prinz von Coburg, in Verbindung mit einem russischen Heerhaufen unter Suwarow, die Türken am 31. desselben Monats bei Fokczan geschlagen. Dieselben erfochten am 22. Sept. einen glänzenden Sieg über den Großvezier bei Martinestie in der Walachei, und noch einige Vortheile wurden von den Österreichern errungen, ehe sie Belgrad eroberten. Dieser wichtige Platz ergab sich am 8. Oct. an Loudon. In Wien feierte man drei Tage lang dieses glückliche Ereigniß und diese Freudenfeste wiederholten sich in der ganzen Monarchie. Loudon erhielt aus der kaiserlichen Schatzkammer den brillantenen Stern des Maria-Theresienordens, der eigentlich nur dem Großmeister zukommt.

Noch einige schöne Waffenthaten wurden verrichtet, ehe der Feldzug geschlossen ward. Auch die Russen waren

18) Daß der Kaiser zu diesem Kriege Hilfsgelder von seiner Schwester, Marie Antoinette, Königin von Frankreich, bezogen habe, ist nach neuern Berichtigungen eine bloße Schmähung der Franzosen.

seit Ende 1788, als sie Dezakow erstürmt hatten, in ihren Unternehmungen glücklich gewesen, hatten Ackerman und Bender genommen und sich in Bessarabien und in der Moldau ausgebreitet, und gegen die Schweden siegreiche Stellung behauptet.

Dieses Kriegsglück der Verbündeten ließ die Pforte für den nächsten Feldzug Alles fürchten; aber die Entscheidung erlebte Joseph nicht. Bevor er im Frühjahre 1788 zur Armee gegangen war, hatten ihn schon mehrmals mancherlei körperliche Unfälle geplagt, die seine starke Leibesbeschaffenheit jedes Mal überwand. Im Lager bei Semlin aber vom Fieber befallen, kam er den 5. Dec. 1788 kränklich nach Wien zurück. Dieser Zustand wechselte mit Besserung und Rückfällen ab, bis sich im Frühjahre 1789 seine Gesundheit völlig untergraben erwies. Er durfte Wien nicht verlassen und bald glaubte er selbst an keine Genesung mehr. Auf Anrathen seiner Ärzte mußte er sich im Mai nach Larenburg begeben. Hier, in Hetzendorf und Schönbrunn, erholte er sich wider Erwarten dergestalt, daß die Ärzte ihren Beistand nicht mehr für nöthig erachteten. Allein im December wurde er wieder kränker, seine Leiden verschlimmerten sich im Januar und Februar 1790, und einer seiner Ärzte erkannte endlich selbst die Krankheit als unheilbares Brustübel. Schon den 14. Febr. ließ er durch den Hofkriegsrathspräsidenten Haddik von der Armee schriftlich Abschied nehmen. Als er vier Tage später den Tod der Gattin seines Neffen, Franz II., erfuhr, rief er bewegt aus: Und ich lebe noch? Herr, dein Wille geschehe! Das kaum geborene Kind der Verblichenen nahm er in seine schwachen Arme und sprach: Liebes Kind, du Ebenbild deiner liebenswürdigen, tugendhaften Mutter [19]). Er nahm schriftlichen und mündlichen Abschied von seiner Familie, von den Staatsmännern und Feldherren, denen er seine Völker und Heere anempfahl und schrieb einen rührenden Brief an die vier vornehmen Frauen, deren Umgang ihn oft erheitert hatte. Sie waren die Fürstin Karl Liechtenstein, die Fürstinnen Kinsky und Klary und die Gräfin Ernst Kaunitz. Am Tage vor seinem Tode hatte er noch bis 10 Uhr Abends mit seinen Secretairen gearbeitet. Am andern Morgen, den 20. Febr. 1790, früh 5 Uhr starb er in den Armen seines Neffen, des Erzherzogs Franz, mit vollem Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke. Am 22. desselben Monats Abends wurde der Leichnam in die Familiengruft bei den Capucinern zu Wien gebracht und dort feierlich beigesetzt. Der Verblichene hinterließ, kinderlos, seinem Bruder Leopold II. das in allen Theilen durch Gährung und innere Unruhen zerrissene Erbreich, welches auch gegen Außen, mit den meisten Mächten gespannt, keine Hilfe für seine Bedrängnisse zu erwarten hatte.

Joseph war sich reiner Absichten bewußt, wenn er auch nicht immer politisch klug verfahren war. Von seinen Völkern ward er verkannt und erlebte vor seinem Tode darum noch das Unglück, fast alle seine Entwürfe scheitern zu sehen. Indessen hatte seine zehnjährige Wirksamkeit doch herrliche und unvergängliche Früchte getragen. Alles das, was er vor seinem Tode hatte widerrufen müssen, war im Grunde nur der Form nach zurückgenommen worden, der Geist seiner aufgehobenen Verordnungen konnte nicht allenthalben erstickt werden, und was durch ihn einmal geschaffen worden war, was den Widerspruch der Negationen im innern Staatsleben aushielt und widerstand, das blieb als ehrenwerthes Denkmal seiner rastlosen Regententhätigkeit unerschütterlich. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die vermehrte und verbreitete bürgerliche Ordnung, die Beförderung des Wohlstandes, des Handels und der Industrie — Alles das waren seine Schöpfungen, wirkte belebend auf seine Völker und schon im sechsten Jahre seiner Alleinherrschaft ergab sich, daß sich die Bevölkerung seiner Staaten um ein Viertel vermehrt hatte. Die augenscheinlich großen Fortschritte der einzelnen Provinzen lockten zahlreiche ausländische Familien zur Einwanderung in die österreichischen Erbstaaten, wo ihnen überdies noch das Unterkommen außerordentlich erleichtert wurde. Dies geschah namentlich in Galizien, Ungarn und Böhmen, wohin die Einwanderungen am häufigsten waren.

Die Staatseinkünfte hatten sich unter Joseph so ziemlich um das Doppelte vermehrt, gegen den frühern Stand dieser Dinge. War beim Unterrichtswesen Joseph's Hauptzweck, nur nützliche Bürger und brauchbare Staatsdiener zu bilden, so wurde doch auch der höhere Unterricht nicht vernachlässigt. Es geschah Vieles zur Aufmunterung der höhern Wissenschaften und der Künste. Denn alle Verordnungen des Kaisers, zum Aufschwunge der materiellen Kräfte, gaben in ihren Wirkungen auch dem Steigen der geistigen und moralischen Bildung, die er in aller Weise durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern suchte, nichts nach. Freilich verursachte die Raschheit der Bewegungen auch einen ausartenden Schwindel, der das innere Staatsleben erschütterte, in seinen Wirkungen aber den Vortheilen beiweitem nicht gleich kam, welche das Hauptergebniß von Joseph's Anstrengungen ausmachten. Jenes Übel war nur vorübergehend; moralische Kraft und physische Wohlfahrt blieben nach überstandener Krisis als heilsame Nachwirkung von Joseph's Herrschaft. Österreichs nachherige Stärke ruhte auf der Grundlage, welche Joseph geschaffen hatte. Selbst seine Gegner in den Ansichten konnten die Inschrift auf seinem ehernen Denkmale nicht verweigern: **Josepho secundo, qui Saluti Publicae vixit, non diu, sed totus** [20]).

(*B. Röse.*)

19) Diese Prinzessin war Elisabeth von Würtemberg, deren Heirath mit Erzherzog Franz II. Kaiser Joseph am 6. Jan. 1788 erst gestiftet hatte, um seine Freundschaft mit Rußland fester zu knüpfen.

20) Benutzt wurden Leben und Geschichte Kaiser Joseph des Zweiten in 5 Theilen mit Kpfrn. (Amsterdam ohne Angabe des Jahres); Charakteristik Joseph's II. von Johann Pezzl; Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph's des Zweiten und Gemälde seiner Zeit von Groß-Hoffinger (4 Bde.); Recueil de lettres originales de l'Empereur Joseph II. au Général d'Alton (Paris 1790); Joseph der Zweite, eine Skizze. (Leipzig 1786.); Kurze Administrationsanzeige Sr. Maj. Kaiser Joseph's des Zweiten. (Gera 1785.); Joseph der Zweite, geschildert von K. E. Edeln

III. Joseph, Könige.

1) König von Neapel.

Joseph, Bruder des Kaisers Napoleon, s. unter Neapel.

2) König von Portugal.

Joseph, auch **Joseph Emanuel** genannt, ältester, seine Ältern überlebender Sohn und am 6. Juni 1714 zu Lissabon geboren, wird gewöhnlich als der Erste seines Namens im königlichen Hause Braganza bezeichnet, da man seinen Enkel, Joseph Franz Xaver, Prinzen von Brasilien, von welchem am Schlusse dieser Nachrichten die Rede sein wird, Joseph den Zweiten nannte, wiewol derselbe nicht auf den Thron gelangt ist, indem er nach kaum zurückgelegtem 27. Lebensjahre starb. Joseph I. ward von seinem Vater, König Johann V. von Portugal (s. d. Art.), hart, sklavisch und fast kärglich erzogen und aus erbärmlichen Vorurtheilen in Unwissenheit gelassen. Die sanfte Mutter, Maria Anna, eine geborene Erzherzogin von Österreich, konnte, vom harten Eigensinne ihres düstern Gemahls abhängig, nicht günstig auf ihn einwirken, und darum blieb er sogar nach seiner Verheirathung noch auf die Lebensdauer seines Vaters unter dem Drucke, den vermuthlich auch die Mönche und Jesuiten, die am Hofe großen Einfluß hatten, unterstützten. Der Hofmeister des Prinzen war Graf von Unhar und Beichtvater der Jesuit Joseph Moreira, ein Mann ohne Erfahrung und sonderliche Menschenkenntnisse, der seinen Zögling in Furchtsamkeit, Aberglauben und Mistrauen hinhielt, um als dessen Rathgeber stets unentbehrlich zu bleiben. Wurden auch dem Könige von Vernünftigen dringende Vorstellungen gemacht, seinen in Jahren heranreifenden Sohn an den Staatsgeschäften Theil nehmen zu lassen, so wandte er dessen Unfähigkeit dazu ein, und soll sogar vor ihm gewarnt haben, als derselbe einst doch mit seiner Erlaubniß einer Sitzung des Staatsrathes beigewohnt und die dort verhandelten Geheimnisse verplaudert hatte. Auch die langjährige Krankheit des Königs brachte keine günstige Veränderung in die Verhältnisse des Prinzen, weil seine Mutter, wenngleich Regentin geworden, ohne Macht blieb. Der Prinz, welchen die Natur nicht ganz vernachlässigt hatte, lernte inzwischen die Fehler seiner Erziehung selbst einsehen und tadelte sie nicht allein, sondern sprach sich auch empfindlich über die fehlerhafte Staatsverwaltung seines Vaters aus, worüber man ihn noch mehr zurücksetzte. Natürlich fehlte es ihm an Kraft, um sich selbst emporzuarbeiten, und seine Geistesschwäche, Folge seiner schlechten Erziehung, drückte ihn in Abhängigkeit und untergeordnete Stellung zurück, wenn er auch einige Einsicht und Herzensgüte, die ihm eigen waren, blicken ließ. Joseph wurde ein feiger, ausschweifender, wollüstiger Fürst, der bei beschränkten Kenntnissen jegliche Anstrengung scheute und die ernsten Geschäfte gern Andern überließ, jedoch dabei das Glück hatte, in der Folge von einem Minister beherrscht zu werden, welcher durch seine Talente und rastlose Thätigkeit den Staat, soviel es dessen Zerrissenheit und gänzlicher Verfall gestatteten, zu heben und von den übermächtigen Vorurtheilen zu befreien suchte. Man hat daraus irrig geschlossen, daß Joseph selbst das Bessere gewollt und eine gewisse Ruhmsucht besessen habe; in der That aber hat er keinen Antheil weiter an der großes Aufsehen erregenden Staatsverwaltung seines zur Allmacht gelangten Ministers gehabt, als daß er nicht ohne Furcht und Zaghaftigkeit, zum Theil sogar wider Willen, eben Alles billigte und gut hieß, was ihm dieser vortrug oder, zur Unterzeichnung vorlegte. Und dieses Verhalten wurde darum nur ein fühlbares Unglück für den Staat, weil die Grundsätze dieses Ministers nach des Königs Tode sofort wieder als verderblich verworfen und die ehemalige finstere Mönchsherrschaft eingeführt wurde.

Außer am Reiten und an der Jagd brachte man dem Prinzen Joseph noch Geschmack an Kunstwerken (so ließ er in Rom Zeichnungen, Gemälde und Modelle einkaufen) und an Musik bei. Letztere liebte er so sehr, daß er sich bei seiner Thronbesteigung eine treffliche Kapelle einrichten und dazu die besten Künstler herbeirufen ließ. Hierzu ließ er ein kostbares Opernhaus bauen, welches aber vom Erdbeben 1755 zerstört und nachmals nicht wieder aufgebaut wurde, da die Opern auf dem in seinem Schlosse neu eingerichteten Theater aufgeführt zu werden pflegten. Die öffentlichen Schauspiele besuchte Joseph nie. Seine Tochter und Nachfolgerin auf dem Throne schaffte die herrliche Kapelle wieder ab. Hat Joseph, wie hin und wieder behauptet wird, große Leibesstärke besessen und angreifende körperliche Anstrengungen (doch nur auf der Jagd, die er liebte) aushalten können, so mag dies blos mit Einschränkung als wahr angenommen werden können, da er, wie die meisten Prinzen aus dem Hause Braganza, am Erbübel einer Fußgeschwulst litt.

Joseph wurde frühzeitig, im October 1725, mit Maria Anna Victoria (geboren den 31. März 1718), ältester Tochter des Königs Philipp V. von Spanien aus zweiter Ehe mit Elisabeth von Parma, verlobt, sowie gleichzeitig seine Schwester Maria Barbara mit dem Prinzen Ferdinand (VI.) von Asturien. Das zweite feierliche Verlöbniß erfolgte am 3. September 1727 und die Überlieferung beider Bräute am 19. Januar 1729 zu Elvas in Gegenwart ihrer Ältern; doch wurde die Vermählung Joseph's mit der spanischen Infantin deren Jugend wegen bis zum 31. März 1732 verschoben [1]). Diese Prinzessin in zarter Kindheit dem Könige Ludwig XV. von Frankreich zur Gemahlin bestimmt und mehre Jahre lang am dortigen Hofe deshalb erzogen, war kurz vor ihrem zweiten Eheverspruche ihren Ältern wieder zurückgeschickt worden und brachte, durch die schmerzlichen Eindrücke ihrer Mutter angeregt, einen unauslöschlichen Haß gegen Frankreich mit nach Lissabon. Engländer und Franzosen, welche den

Herrn und Graven zur Lippe (Leipz. 1774. Dasselbe Schriftchen erschien 1782 wieder, doch ohne Namen des Verfassers, unter dem Titel: Das Bild Joseph's, ohne Druckort) und Schlosser's Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturze Napoleon's, 3. Bd.

1) Neue genealogisch-historische Nachrichten. I, 553 fg. u. 626 fg.

damaligen portugiesischen Hof schildern, nennen sie charakterfest, kenntnißreich, klug und witzig, aber auch stolz und eifersüchtig auf ihren Gemahl, welchen sie zärtlich liebte und darum in Wuth gerieth, so oft sie seine Verletzungen der ehelichen Treue vernahm. Sie begleitete ihn stets auf der Jagd, die sie ebenfalls liebte und soll nach Dalrymple sogar nicht geduldet haben, daß sich ihre Hofdamen vor ihm sehen ließen. Joseph fürchtete sich allerdings vor ihr, hielt deshalb seine Liebschaften sehr geheim und machte anfänglich nur seinen vertrauten Kammerdiener Tereira, späterhin noch seinen Minister Pombal zum Mitwisser seiner Abenteuer. Er schlich sich daher nicht nur des Nachts auf geheimer Treppe aus dem Schlosse, sondern bediente sich auch zu diesen heimlichen Ausflügen des Wagens seines Freundes Tereira, der in großer Gunst bei ihm stand und dieselbe nach und nach misbrauchte. Maria Anna, wie Joseph's Gattin oft genannt wird, bekam keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, haßte aber den mächtig gewordenen Emporkömmling Pombal, weil er ihr wenig Nachsicht schenkte und alle ihre Günstlinge entfernte, die ihm im Wege standen. Sie war übrigens vorsichtig genug, ihren Groll nicht laut werden zu lassen.

Als am 31. Juli 1750 sein Vater starb, bestieg Joseph den portugiesischen Thron. Das Reich, welches er zu beherrschen übernahm, bedurfte eines Erlösers aus den zerrütteten Zuständen, in welche es eine allgewaltige Mönchsherrschaft zur Zeit der Krankheit Johann's V. gestürzt hatte; Joseph aber kannte weder dieselben, noch wußte er sie zu verbessern. Er bedauerte laut seine Verwahrlosung, seinen Mangel an Erfahrung und Geschäftskenntniß, und gerieth in Tiefsinn darüber. Zwei Ministerstellen waren grade erledigt und viele andere Ämter seit längerer Zeit unbesetzt geblieben: auf Peter von Motta lastete allein die Masse der Geschäfte. Diego von Mendoza und Sebastian Joseph von Carvalho und Melo waren schon bei Lebzeiten Johann's V. in Vorschlag gewesen, die erledigten Ministerplatze auszufüllen; sie blieben aber unbesetzt, weil dieser eigensinnige König den letztgenannten Edelmann nicht leiden konnte. Seit 1745 hatte Carvalho in gesandtschaftlichen Verhältnissen zu Wien gelebt, hier wie zuvor in England europäische Cultur und Einrichtung mehrer europäischen Staaten kennen gelernt und dadurch die Überzeugung gewonnen, daß ihnen gegenüber sein Vaterland in Allem sehr zurückstehe. Er hatte sich dort die Achtung Aller, die mit ihm in Berührung gekommen waren, erworben und ging mit großem Lobe im Eingange des Jahres 1750 nach Lissabon zurück, wo die Königin Maria Anna, die Freundin seiner zweiten Gattin, einer geborenen Gräfin von Daun, seine Gönnerin wurde. Als diese nach ihres Gemahls Tode mehr Einfluß auf die Geschäfte bekam, bemühte sie sich, ihren Günstling ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu bringen. Carvalho, der selbst schon längst nach dem Staatsdienste getrachtet hatte, war klug genug, sich noch die Gunst der Jesuiten bei Hofe und besonders Moreira's, des königlichen Beichtvaters, zu verschaffen. Es gelang, er bekam jenes Ministerium, Mendoza das Seewesen und die Colonien, und Motta die übrigen Angelegenheiten des Reichs. Carvalho, ein Mann von großer Einsicht und Kraft, von Muth und unerschütterlicher Beharrlichkeit, lernte bald des Königs Abneigung gegen ernste Beschäftigung, seine Eitelkeit und Schwächen kennen, sowie die Herrschaft, die der Jesuit Moreira über ihn ausübte; darum befestigte er sich in der Gunst des Letzteren bald so stark, daß, als er nach Verlauf der ersten Monate durch seine Ungebundenheit gegen die fremden Gesandten sein Amt plötzlich verloren hatte, in kurzer Zeit wieder zu Gnaden angenommen wurde und zu höherem Ansehen gelangte, als er vormals genossen hatte. In einer Zeit von fünf bis sechs Jahren stieg er, nachdem die Königin Mutter gestorben, der altersschwache Motta vom Amte entfernt und Mendoza gestürzt worden war, zu einer Unentbehrlichkeit und schwindelnden Höhe, wie sie, außer dem Cardinalherzoge von Richelieu in Diensten Ludwig's XIII., nicht leicht ein Minister errungen hat. Carvalho störte den König in seinen unschädlichen Vergnügungen nicht (die Weiber konnten nicht zur Herrschaft gelangen), Joseph hinwiederum ließ den Minister machen, was er wollte, und mußte ihn zuletzt noch bei seiner großen Feigheit als seinen eigenen und seines Landes Retter und Schutzengel anerkennen. Daß der Minister im Besitze einer solchen Gewalt, welche die wichtigsten Staatsämter in sich vereinte, bei der Zahl seiner Feinde, die sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, bis man seinen völligen Terrorismus inne wurde und vor demselben verstummte, die Schranken der Mäßigung zuweilen, oder gar oft überschritt, daß er schreiende Gewalt ausübte, und schonungslos zurückstieß, was sich seinen einmal festgestellten Planen widersetzte, das ist leicht begreiflich; bedenken aber muß man auch, daß, wenn er das Land in aller Hinsicht emporbringen und vor seiner unvermeidlichen Auflösung, womit die eingerissene arge Unordnung drohte, verwahren wollte, wie es sein ernster Vorsatz war, er mit fürchterlichen Vorurtheilen, schädlichen Vorrechten und eingewurzelten Misbräuchen zu kämpfen hatte, und daß dieselben nur mit großer Kühnheit und Beharrlichkeit, oft gewiß auch mit schonungsloser Härte und Hitze angegriffen werden mußten, sobald er der Zeit nicht Raum zur Besinnung gewähren konnte oder wollte. Und grade der Umstand, daß er weder Empfänglichkeit, noch Reife des portugiesischen Volkes für seine Alles erschütternden Reformen vorfand, noch selbst Geduld besaß, diesen Zeitpunkt glimpflich vorzubereiten und abzuwarten, macht sein Bestreben tadelhaft und seine Raschheit im Verfahren theils ungerecht, theils grausam. Auch der Mangel an Zusammenhang in seinen Maßregeln und das theilweise Unvollendete in ihrer Ausführung wurde bedauerlich gefunden. Es ist sonach kein Wunder, daß dieser gefürchtete Mann heftig getadelt, ja zuweilen außerordentlich verleumdet, aber auch wieder sehr hoch gehalten wurde. Der Wechsel und die Verschiedenheit menschlicher Gesinnungen, Leidenschaften und Interessen prüft sich an solchen außerordentlichen Talenten von Einfluß am stärksten und ausdrucksvollsten, und artet bis zur Ausschweifung aus. In seinem Vaterlande fand er in der fanatischen Priesterschaft, in den

verfinsterten Mönchen, im übermüthigen Adel und theilweise auch unter gewinnsüchtigen Bürgern, seine heftigsten Widersacher; der große Volkshaufe verehrte ihn bald, bald verwünschte er ihn, bis nach seinem Sturze die Rückschritte des neuen Weiber- und Priesterregiments den Klägern die Augen öffneten und alsbald fühlbar wurden, während sich das Ausland jedoch, sobald keine jesuitischen Grundsätze unterlagen, meistens mit Mäßigung im Urtheile über ihn theilte. Freilich ist sein 27jähriges rastloses Wirken aus Mangel an glaubwürdigen Nachrichten bis jetzt noch nicht genug ermittelt, manches Wichtige davon im Dunkel und Widerspruche geblieben, Anderes überschätzt oder entstellt der Öffentlichkeit übergeben worden; und so hat auch sein Verhältniß zum Könige Joseph noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit erfahren, wie sich etwa das des gewaltigen Richelieu zu seinem Könige zu erfreuen gehabt hat. Im Voraus aber möchte denn doch der schwachsinnige Joseph, soviel namentlich seine Persönlichkeit angeht, kein Ebenbild von Ludwig XIII. genannt werden können, so wenig sein Minister Pombal mit Richelieu treffend zu vergleichen ist. Wir wissen bis jetzt nur ohne Widerspruch der besten zugänglichen Quellen, daß Joseph's größtes Lob oder größter Tadel darin besteht, seinem Minister so ziemlich allen Willen ungehemmt gelassen zu haben, während dieser die Privatneigungen seines Monarchen unschädlich zu machen und sie da, wo es des Staates Gemeinwohl und Aufnahme betraf, zu beschränken wußte.

Johann's V. unnützige Verschwendungen hatten die Staatscassen erschöpft und dem Lande beträchtliche Schuldenmassen aufgebürdet. Daneben waren die Domainen meistens in die Hände des ungelehrigen und stolzen Adels, der den Thron zu erschüttern drohte und gewohnt war, sich über die heiligsten Gesetze ungestraft hinwegzusetzen, durch unvernünftige Freigebigkeit früherer Könige nach und nach gekommen. Das verfallene Militair- und Seewesen war so sehr in Verachtung gerathen, daß es zu seiner Wiederherstellung im Inlande an sachkundigen Leuten gebrach. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder und statt emsiger Thätigkeit herrschten armseliger Kleinmuth, schwermüthige Andächtelei, bornirte Heuchelei und verderblicher Aberglaube im Volke, wodurch die letzten Regungen der Gefühle von Kraft und Würde vollends erstickt wurden. Die Engländer spielten in Allem den Meister und saugten das Königreich aus, während Viele fürchteten, sie würden das Königreich ihren Colonien einverleiben. Die Stellen der Beamten waren verkäuflich, diese selbst bestechlich und im Berufe untreu, nachlässig oder verworren. Nach Chatelet's Behauptung fand Joseph, der wie ein Erlöser vom Volke erwartet wurde, bei seiner Thronbesteigung nicht einmal 50,000 Cruſaden vor, um eine Verbesserung am Schlosse Salvaterra machen zu können; die Summe mußte geborgt und dann doch Anstalt zur Bezahlung der übrigen Schulden nach und nach getroffen werden [2]). Um aber allen Übeln abzuhelfen, mußte man sie erst kennen lernen. Es erhielt Jedermann Erlaubniß, Klagen, Bitten und Vorstellungen überreichen zu dürfen. Sodann wurde der Misbrauch bei der Verkäuflichkeit der Ämter gemildert, jedoch nicht ganz aufgehoben, der Bestechlichkeit der Staatsdiener wurde vorgebeugt und zur See wurden Anstalten getroffen, daß der Schiffsbau durch Berufung geschickter Ausländer verbessert, die Flotte vermehrt und die Küsten vor den Räubereien der Korsaren geschützt und gesichert, sowie die Handelsschiffe auf ihren Fahrten gedeckt wurden. Die verfallenen Grenzfestungen erhielten nur zum Theil ihre schnelle Wiederherstellung. Um den schädlichen Einfluß der Engländer auf Handel und Wandel zu schwächen, entstanden nach und nach (1754, 1755 und 1759) verschiedene Handelsgesellschaften mit ausgedehnten Gerechtsamen für den Verkehr nach Ostindien, China und Südamerika. Auch der Weinhandel wurde 1756 einer Gesellschaft zu Oporto überlassen und dieselbe bekam noch seit 1761 ausschließlich die Fabrication und den Vertrieb des Branntweins. Alle diese Monopole, vielleicht nur ertheilt, um das Volk erst für den Handel empfänglich und gewerbthätig zu machen, verursachten Beeinträchtigung bei Vielen und erregten Unzufriedenheit, gleichwie die eigensinnige Beschränkung des Kleinhandels im Allgemeinen große Erbitterung. Indessen verlor dieser 1766 seine Fesseln wieder, gleichwie die übrigen Anordnungen in der Folge größere gemeinnützigere Ausdehnung erhalten haben würden und segenbringender geworden wären, wenn der Empfänglichkeit und Geschicklichkeit dazu im Fortschritte der Zeit gleichmäßige und ungehinderte Vorbereitungen und erleichternde Ermunterungen zu Hilfe gekommen wären; allein mit Pombal's Sturze erstarb auch der Geist dieser Anregung wieder. In den Gegenden, wo schlechter Wein wuchs, wurde seit 1764 verordnet, daß die Weingärten in Kornfelder umgewandelt werden mußten. Das Königreich verlor dadurch ein Drittel von seinen Weinstöcken, erhielt zwar bessere Weine, gewann aber nicht soviel Getreide, daß die fremde Einfuhr davon hätte entbehrt werden können. Vielmehr nahm die Regierung den Getreidehandel, als sie denselben in den verderblichen Händen der Wucherer sah, welche den Wechsel der Getreidepreise in ihrer Gewalt hatten, als ein Vorrecht an sich, kaufte und verkaufte nach einem mäßigen, bestimmten Preise, sodaß sich die Portugiesen, wie versichert wird, sehr wohl dabei befunden haben sollen. Ebenso ermunterte sie jegliche Art von Gewerbe, Industrie und Handelsartikel; mit großen Kosten ließ sie viele Manufacturen und Fabriken anlegen, mehre Verfügungen zu deren Gunsten wiederholt veröffentlichen, fremde Handwerker, die sich durch ihre Geschicklichkeit auszeichneten, herbeirufen und die Bahn des Verkehrs auch nach Frankreich, Hamburg, Dänemark, Schweden, Rußland und endlich nach Marocco eröffnen. Allein alle diese Plane und Anordnungen wirkten zwar nachtheilig auf die Speculationen der Engländer und verursachten häufige Klagen und Streitigkeiten mit ihnen,

2) Im Jahre 1754 sollen sich die Staatsschulden in Portugal noch auf fast 19 Mill. Rthlr. belaufen haben, und in Brasilien schuldete die Krone außerdem noch 11,340,000 Livres. Heinze's Europäische Staatskunde. I, 352.

ohne daß sich dadurch die portugiesische Regierung irre machen ließ; sie gelangen aber nur zum Theil, sowie die einheimischen Producte den englischen und französischen Waaren am Gehalte stets nachstanden. Hieran mag nicht blos Trägheit und Unwissenheit der Portugiesen schuld gewesen sein, sondern die ungestümen Maßregeln und vorübergehende Willkür des Ministers und die Organisation seiner ganzen Staatsverwaltung mögen auch Manches wieder verdorben, oder doch gehemmt haben [3]). Sechs Jahre vor des Königs Tode, versichert Chatelet, kamen immer noch volle Schiffsladungen mit englischen Schuhen in Portugal an, obschon der Minister mit einer Art von Fanatismus durch seine Schärgen gegen andere fremde Gewerbserzeugnisse, welche zu Gunsten der inländischen verboten waren, wüthen ließ. Sie rissen den Leuten auf öffentlicher Straße die ausländischen Knöpfe von den Kleidern und zerschnitten ihnen am Leibe die Kleidungsstücke, wenn sie von fremdem Tuche waren. Gleichwol war das im Umlaufe befindliche Geld in der Masse seiner verschiedenen gültigen Sorten lange Zeit in keinem befriedigenden Verhältnisse zu einander, kleine Münze zur Ausgleichung und zum Umwechseln mangelte noch fühlbar im Jahre 1762.

Ebenso halb waren die Wirkungen, welche die gemachten Veränderungen und Beschränkungen der Macht des erschrecklichen Inquisitionsgerichts hervorbrachten. König Joseph hatte zu Anfange Decembers 1750 einem Autodafé beigewohnt, wo vier Juden lebendig verbrannt wurden, und einen solchen Abscheu vor diesen Glaubenshandlungen bekommen, daß er noch vor Ablauf genannten Jahres die Verordnung erließ, die Todesurtheile der Inquisition dürfen in Zukunft nicht eher vollzogen werden, bis sie seine Genehmigung erhalten haben. Gleichwol wurde noch so lange gebrannt, gestäupt und auf die Galeeren geschmiedet, bis Carvalho zu größerer Gewalt gelangt war, und dann erst milderte sich die Zahl der unglücklichen Schlachtopfer. Die Autodafés unterblieben zwar nicht, seit 1761 aber wurde Niemand wieder verbrannt. Von jetzt an wurde dieses finstere Gericht meist nur zu politischen Zwecken unter dem Vorwande heimlicher Ketzerei benutzt, und außerdem noch über die schlechtesten Leute, ärgerliche Priester und Mönche, die aus Unwissenheit in Ketzerei verfielen, über einfältige Juden und zauberische Betrüger Gericht gehalten. Es verschwand ferner der schmähliche Gebrauch, die Namen Derjenigen, welche ehedem von der Inquisition zum Tode verurtheilt worden waren, an öffentliche Plätze anzuschlagen und ihre Nachkommen für unehrlich zu erklären, und 1775 befahl der König, daß nur die Güter der zum Tode Verurtheilten zu des Staates Nutzen eingezogen werden sollten. Unbegreiflich erscheint, daß der Minister im Jahre 1769 diesem Gerichte den Titel Majestät verschaffte.

Der erste Angriff auf den Adel geschah 1753 durch ein mit dem Throneide des Königs im Widerspruche stehendes Gesetz, wonach alle Güter und Herrschaften auf den Azoren, in Afrika, Asien und Amerika, welche von den früheren Königen verdienstvollen oder sonst begünstigten Adeligen geschenkt worden waren, ihren Besitzern entrissen und wieder mit der Krone vereint werden sollten. Für die großen Verluste wurden zur Entschädigung jährliche Gnadengelder und etwa Titel, welche nur zu größerem Aufwande, so sehr auch die Einkünfte der Betheiligten geschmälert waren, verbindlich machten. Da man bei diesem Geschäfte auf allerlei Schwierigkeiten traf und nicht immer auf den Grund der Art der Gütererwerbung kommen konnte, so wurden solche Güter seit 1769 den Prüfungen eines besonderen Gerichtes unterworfen, welches untersuchen mußte, mit welchem Rechte sie von der Krone ehedem getrennt worden waren, und wenn ihre Besitzer die Urkunden zu diesen Rechten nicht aufweisen konnten, so wurden sie ihnen ohne Erbarmen entrissen. Der Präsident dieses Gerichtes war der Erzbischof von Evora, welcher in kurzer Zeit viele Güter an die Krone zurückbrachte. An diese Maßregeln, die man Carvalho auch zuschreibt, reihte sich sein Kampf mit dem Jesuitenorden. Dieser Orden bedrohte den portugiesischen Staat theils durch Reichthümer, die er im Handel erwerben wollte, theils durch den Besitz einer blühenden Colonie in Südamerika auf eine gefährliche Weise. Er hatte bereits am Uruguay sowol da, wo portugiesische, als da, wo spanische Oberhoheit anerkannt wurde, eine selbständige, weltliche Herrschaft erlangt und sich von beiden Höfen die ausschweifendsten Privilegien zu verschaffen gewußt, sodaß weder Spanier noch Portugiesen ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß ihre Missionen betreten durften. Daneben drohten diese Jesuiten, trotz der Verbote des heiligen Stuhls zu Rom, auf den Antillen und in den europäischen Seeplätzen durch Speculationen und ausgedehnte Handelsgeschäfte alle große Unternehmungen der Privatleute an sich zu reißen, während von Frankreich her bekannt wurde, daß die Casuistik dieser frommen Väter der Gesellschaft Jesu erlaubte, die Gläubigen zu betrügen. Als nun Johann V. mit den Jesuiten in Südamerika bereits im Streite lag, beredete ihn ein Einwohner zu Rio Janeiro durch den dortigen Statthalter, daß im jesuitischen Paraguay die Berge unermeßliche Schätze verbärgen. Der König, dadurch gelockt, hoffte alsbald, ohne die Sache untersuchen zu lassen, mittels Ländertausches zu den Besitzungen zu gelangen, und entschloß sich deshalb, den langen Streit mit Spanien wegen San Sagramento's und des Schleichhandels am Para zu beenden. Er wandte sich an seine vielgeltende Tochter Maria Barbara, Gemahlin Königs Ferdinand VI. von Spanien, und nach vielfachen Ränken, die der unter dem Einflusse der Jesuiten stehende Minister Ensenada verursacht hatte, kam am 13. Januar 1750 der Vertrag zu Stande,

3) Heftigkeit und Gewaltsamkeit namentlich charakterisiren die meisten Anordnungen Carvalho's; daher auch zum Theil das Mislingen ihrer Ausführung. So ließ er z. B. verschiedene Male (1755 und 1768) das herumstreichende und lüderliche Gesindel beiderlei Geschlechts im Mutterlande aufgreifen, zur Ehe zwingen und alsdann zum Anbau wüster Ländereien in die Colonien transportiren. Ein Gleiches geschah mit befreiten Galerensklaven und öffentlichen Lustdirnen. Beide Versuche mislangen.

zu Folge dessen Spanien die Colonie San Sagramento erhielt, und an Portugal in Galizien den Bezirk Tuy und in Amerika sieben Missionen in Paraguay abtrat. Allein die Vollziehung desselben, welche nunmehr in Joseph's Regierungszeit fiel, fand bei der dortigen Bevölkerung so großen Widerstand, daß die Spanier und Portugiesen mit Kriegsgewalt gegen sie einschreiten mußten. Die Widersetzlichkeit der Indianer wurde den Jesuiten mit Recht schuld gegeben, und da die Waffen nichts entschieden, sandte Carvalho im Jahre 1753 seinen Bruder Franz Xaver mit einem beträchtlichen Heere dahin ab und gab ihm insgeheim, obwol der Inhalt der Bulle Benedict's XIV. vom December 1741 (Immensa pastorum) laut dazu berechtigte, noch die Vollmacht, die irdische Herrschaft der Jesuiten zu zerstören. Indessen konnten erst nach der Königin Witwe von Portugal Tode, die eine große Verehrerin dieses Ordens war, die strengen, zum Theil barbarischen Maßregeln angewendet werden. Der Aufstand wurde (1755) blutiger und hartnäckiger und endete erst nach zweijähriger Verübung arger Gräuel mit gänzlicher Überwältigung der Empörer.

Inzwischen ereignete sich am 1. November 1755 das furchtbare Erdbeben, welches ganz Portugal, besonders aber die Hauptstadt des Landes erschütterte. Der größte Theil dieser Stadt stürzte zusammen und begrub eine Menge Einwohner und Schätze unter dem Schutte der Häuser und Paläste. Viele fanden auch ihren Tod in den Fluthen des ausgetretenen Tejo [4]). Den Schmerz und die Verzweiflung vermehrten eine Menge Bösewichter, welche raubten, was die verheerenden Elemente unversehrt gelassen hatten; denn alle Zucht und Ordnung waren bei diesem allgemeinen Unglücke aufgelöst. Der König befand sich an diesem Tage mit seiner Familie grade in Belem und sah von einer Anhöhe herab aus der Entfernung der Schreckensscene mit Bestürzung zu. Sein Palast in der Hauptstadt, voll der kostbarsten Sachen, wurde von der Erde verschlungen und brachte ihm einen Verlust von ungefähr 15 Millionen Livres bei. Acht Tage lang lebte er mit den Seinen in Kutschen und unter Zelten im Garten zu Belem, gab aber trotz des allgemeinen Schreckens ein auffallendes Beispiel der Festigkeit und des Mitleids. Er sorgte gleich Anfangs für die Begrabung der Todten, an welchen sich Niemand vergreifen wollte, ließ Brod, Geld und Bretter zu Hütten unter die Unglücklichen, die das Leben gerettet hatten, austheilen, während er selbst in der ersten Noth sich in grobe, sonst nur der ärmeren Volksclasse wegen ihrer Wohlfeilheit verkäuflichen Zeuge kleiden mußte. Doch erhielt er bald vom englischen Hofe kostbare Dinge für seinen Haushalt zum Geschenke. Aus Furcht, irgend ein Mal durch wiederkehrende Erderschütterungen verschüttet zu werden, bezog Joseph je wieder weder ein anderes steinernes Schloß, noch ließ er sich zu Lissabon einen neuen Palast aufbauen, sondern zu Belem wurde, sobald der Vorschlag, die Residenz einstweilen nach Coimbra oder Oporto zu verlegen, entschieden abgelehnt worden war, für ihn und seinen Hofstaat in aller Eile auf einer Anhöhe eine hölzerne, in einem Stockwerke bestehende Baracke errichtet, welche, mit Kalk übertüncht, nach und nach erweitert wurde. Der König und die Seinen bezogen dieses elende Gebäude, von welchem Bourgoing sagt, daß jeder etwas wohlhabende Privatmann in andern Städten Europa's Mühe haben würde, sich darin einzurichten. Diese Wohnung, königlicher Palast genannt, blieb bis 1794, als sie abbrannte, der gewöhnliche Aufenthalt der königlichen Familie. Nur an Ceremonientagen bezog sie auf kurze Zeit ein Gebäude, das einen Theil des Klosters das Necessidades bildete [5]).

Floß auch aus ganz Europa den Hilfsbedürftigen nach und nach Unterstützung zu, so mußten doch alle Klugheit und menschliche Mitleidsgefühle angewendet werden, um vom Anfange herein der drückenden Noth abzuhelfen, die Leiden zu mildern und Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Der Minister versagte sich mehre Tage nach einander die Ruhe und zuweilen auch die Speise, war allenthalben zugegen und gewann durch seine Anordnungen, durch seinen Trost und Beistand die Herzen Aller, welche in Gefahr schwebten. Die Verzweiflung war freilich groß und der Schmerz, sich plötzlich aller Bedürfnisse beraubt zu sehen, unbeschreiblich. Leistete auch Carvalho Außerordentliches in diesen traurigen Zuständen — er soll in kurzer Zeit 230 Verfügungen deshalb erlassen haben —, so wußte er doch den durch zügellose Roheit, Raub und Mord eingerissenen Übeln keine andern Maßregeln entgegenzusetzen, als die äußerste Härte. Er ließ daher alle Ausgänge der Stadt und alle Straßen derselben mit Wachen besetzen und ohne Umstände an Jedem, der sich verdächtig erwies, die Todesstrafe augenblicklich vollziehen. Einige Galgen standen rings um die verfallene Stadt, an welchen binnen wenigen Tagen 350 Menschen aufgeknüpft wurden [6]). Diese Härte benutzten treulose Geistliche und Jesuiten, die den Minister bereits unversöhnlich haßten, in Schriften und auf den Kanzeln, um Unruhen und Widerspenstigkeit gegen die guten Anordnungen zu erregen. Dem abergläubischen Volke deuteten sie jenes schreckliche Naturereigniß als eine göttliche Strafe für die Vergehungen des Königs und seiner Minister, und verkündeten noch größere Gefahren voraus. Carvalho ließ die Leichtgläubigen Anfangs in der Güte eines Besseren belehren, und als dies Nichts half, mit militairischer Gewalt gegen sie einschreiten. Daneben traf er Anstalten, daß die verschüttete Stadt an derselben Stelle wieder nach einem regelmäßigen und bequemen,

4) Die Zahl der Umgekommenen schwankt in den Angaben zwischen 15,000 und 70,000 Menschen.

5) In der Fastenzeit bezog der Hof das Schloß Salvaterra; außerdem scheint sich der König oft auch im Palaste von Ajuda aufgehalten zu haben, weil von dort aus viele Staatspapiere datirt worden sind. Ein Engländer behauptet, daß Joseph diese Wohnung auf Carvalho's Vorschlag gewählt habe, um vom Volke nicht zu sehr mit Klagen überlaufen zu werden.

6) Mit Berufung auf Jagemann's teutsche Bearbeitung der italienischen Biographie Pombal's nimmt man gewöhnlich 100 Galgen an, welche rings um die Stadt errichtet worden waren. Es steht dort I, 62 wirklich auch so; allein am Ende des Werkes wird unter den Verbesserungen diese Angabe sehr beschränkt.

wenn auch nicht schönen Plane aufgebaut wurde. Zu diesem Behufe wurde eine Abgabe von vier Procent auf alle fremde Waaren gelegt, welche besonders den Engländern zur Last fiel, da sie damals noch den größten Antheil an dem portugiesischen Handel hatten. Ihre Vorstellungen wurden zurückgewiesen. Gleichwol ging der Aufbau der Stadt, soviel Mühe und Geld auch die Regierung darauf verwendete, nur langsam und nicht ohne Bedrückung der Betheiligten von statten; Dalrymple sah 1774 noch viele Gassen in ihren Trümmern begraben. Überschwemmungen, Feuersbrünste, Hungersnoth und epidemische Krankheiten brachten seit 1755 noch Jahre lang Elend über das Land. Gleichzeitig erregten die Verfügungen wegen des Handels und besonders des Weinhandels, dem der Minister zum Vortheile der Einheimischen, wenn nicht auch der königlichen Einkünfte halber Schranken angelegt hatte, ernstliche Unruhen im Lande. Es entstand im Februar 1757 zu Oporto ein gefährlicher Aufruhr, welcher vielleicht von benachtheiligten Kaufleuten angezettelt worden war, von Carvalho aber den aufgebrachten Jesuiten Schuld gegeben wurde, da diese wenigstens ihren Handel mit Brasilien auf eigne Rechnung hatten aufgeben müssen. Den Aufstand ließ er durch Waffengewalt schonungslos bestrafen. Die Jesuiten dagegen waren nun schlau genug, diese Empörung dem Minister selbst aufzubürden, um ihren eignen Verdacht auf Rechnung der Bosheit dieses strengen Machthabers abwälzen zu können. Freilich umlagerte eine Menge von ihnen die ganze königliche Familie und klagte besonders über die Strenge Carvalho's gegen ihre Genossen in Südamerika, wo er sie wie Wildpret verfolgen ließ. Insbesondere suchte der im Geruche der Heiligkeit stehende italienische Pater Gabriel Malagrida, der damals schon vermuthlich geistesverwirrt war, den König und die Seinen in die jesuitischen Netze zu ziehen. Carvalho hatte aber schon soviel Macht über Joseph, daß er zeitig Vorkehrungen treffen konnte. Malagrida wurde nach Setubal verwiesen, und die übrigen Jesuiten, welche Beichtväter der königlichen Familie waren, oder sonst Einfluß bei Hofe hatten, wurden von dort entfernt. Die Wegweisung geschah in der Nacht vom 19. *f* 20. Septbr. 1757: man brachte die frommen Väter, darunter Moreira, der zu des Ministers Glück wesentlich beigetragen hatte, auf bereit stehenden Wagen eiligst von Belem nach Lissabon und ihre zurückgebliebenen Habseligkeiten wurden ihnen nachgeführt. Andere Geistliche von fügsamerer Gesinnung traten in die Beichtväterstellen bei Hofe ein. Um diesen Aufsehen erregenden Schritt zu rechtfertigen und den ihm verhaßt gewordenen Orden überhaupt anzugreifen, ließ Carvalho eine merkwürdige Schrift, deren Verfasser vermuthlich er selbst ist, mit actenmäßigen Belegen über das Verfahren der Jesuiten in den außereuropäischen Welttheilen und besonders über den mit den Indianern in Paraguay geführten Krieg bekannt machen und 20,000 Exemplare davon überall vertheilen [7]). Sie erregte allenthalben großes Aufsehen und machte besonders großen Eindruck auf den aufgeklarten kaiserlichen Minister Kaunitz zu Wien; auffallend aber bleibt immer dabei, daß der Provinzial des angeklagten Ordens zu Lissabon verbot, die Beschuldigungen öffentlich zu widerlegen. Hierauf erschien auf Carvalho's Anlaß eine zweite Schrift, welche die heimlichen Ränke der Jesuiten am portugiesischen Hofe und ihre Handlungen im ganzen Königreiche aufdeckte. Beide Klageschriften wurden dem portugiesischen Gesandten am päpstlichen Hofe zugeschickt mit dem Bemerken, von Benedict XIV., der damals todtkrank darniederlag, eine völlige Reform des Ordens dringend zu verlangen. In einem Breve vom 1. April 1758 ernannte dieser den Cardinal Franz von Saldanha zum Visitator und Reformator der Misbräuche und Gebrechen dieser Gesellschaft Jesu im Reiche Portugal. Saldanha ging bei Verrichtung seines Auftrags noch besonders in die raschen Vorschläge des Ministers ein und erklärte nach beendeter Untersuchung die Jesuiten für schuldig, den päpstlichen Verboten zuwider Handel und Wechselgeschäfte getrieben und das Volk aufgewiegelt zu haben. Er untersagte ihnen daher in einem Erlasse vom 15. Mai allen Handel und Wucher, und in einem zweiten vom 7. Juni 1758 das Predigen und das Beichthören auf das Strengste. Für diesen bewiesenen Eifer wurde er nun zum Patriarchen von Lissabon ernannt. Inzwischen hatte Clemens XIII. nach dem Ableben Benedict's den heiligen Stuhl bestiegen und die Jesuiten in Schutz genommen; aber diese Begünstigung half ihnen nur auf gar kurze Zeit, da ein neues wichtiges Ereigniß dem Minister bald Gelegenheit verschaffte, den Orden in peinliche Untersuchung zu bringen.

In der Nacht des 3. Septembers 1758 wurde König Joseph zwischen 11 und 12 Uhr bei einer Ausfahrt von Belem, die er öfters um gedachte Zeit in Gesellschaft seines Kammerdieners und vertrauten Freundes Peter Tereira (? Teireira), welcher neben ihm im Wagen saß, in größtem Geheim zu seiner Geliebten, der jüngern Marquise Therese (nicht Johanna, wie Mehre wollen) von Tavora zu unternehmen pflegte, am Arme und in der Seite durch zwei Schüsse mit grobem Schrot leicht verwundet [8]). Zwei verdächtige Personen, die sich nicht

7) Die französische Übersetzung davon, durch Pineault besorgt, führt den Titel: Rélation abrégée, concernant la République que les Religieux, nommés Jésuites, des Provinces de Portugal et d'Espagne ont établie dans les Pays et Domaines d'Outremer de ces deux Monarchies etc.; traduite de l'original portugais de Don Carvalho, publié par ordre de la cour de Portugal. (Amsterd. 1758.) Eine teutsche Übersetzung findet sich in Klausing's Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. II, 270 fg.

8) Joseph pflog mit mehren Weibern höhern Standes Liebschaften und von ihnen besuchte er besonders obige Marquise regelmäßig. Um diese Ausschweifungen seiner äußerst eifersüchtigen Gemahlin zu verheimlichen, schlich er sich etwa eine Stunde vor Mitternacht auf einer verborgenen Treppe aus seinem Cabinete, wo er den Minister Carvalho arbeitend zurückließ, bestieg einen ganz einfachen Wagen und kehrte erst nach 2—3 Stunden zurück. Deshalb ging er nie vor 4 Uhr zu Bette und machte seiner Gemahlin weis, daß er so lange mit Carvalho arbeiten müsse. Tereira, der um dies Alles wußte, pflegte den Unterhändler bei diesen Liebschaf-

weit von einem Kreuzwege im Bereiche der Hauptstadt hatten blicken lassen, hatten ihre Gewehre auf die hintere Wand der zweirädrigen, mit zwei Maulthieren bespannten Kutsche des Monarchen abgefeuert, nachdem ein kurz zuvor von einer dritten Person auf den Kutscher gerichteter Schuß versagt hatte, während dieser erschrocken, doch mit Besonnenheit, sei es aus eignem oder auf seines Herrn Antrieb, seine Thiere abwärts nach dem in der Nähe an der Straße Junqueira gelegenen Hause des Marquis von Anjeja lenkte, von welchem bekannt war, daß er dem Könige getreu anhing. Er wurde aus dem Schlafe geweckt und der Hofchirurg Anton Soarez herbeigeholt, um den Verwundeten zu verbinden. Nach einiger Ruhe konnte derselbe mit Anbruch des Tages, sobald der Weg sicher befunden worden war, nach Belem zurückfahren. Am andern Morgen wurde — Chatelet meint, unwahrscheinlicher Weise, auf Veranlassung der Thäter selbst — auf der Börse und allenthalben mit allen Umständen ungescheut erzählt: der Herzog von Aveiro und die Marquisen von Tavora hätten den König ums Leben bringen wollen. Bei Hofe dagegen, wo dieses Gerücht sehr willkommen war, blieb der Vorfall sorgfältig verschwiegen, und außer Carvalho und Soarez, welcher den König pflegte, hatte drei Monate hindurch Niemand Zutritt zu ihm; ja der Königin war nur selten gestattet, ihn in einem ziemlich verdunkelten und verschlossenen Zimmer zu besuchen, sodaß sie wol mit ihm sprechen, ihn aber nicht sehen konnte. Jede Nacht mußte einer von den drei Staatssecretairen abwechselnd im königlichen Palaste schlafen. Sonst blieb Alles in seinem ungestörten, gewohnten Gange. Die Nachfragen und Beileidsbezeugungen der Fremden und Einheimischen wurden ruhig und gleichgültig beantwortet und ihre Neugierde mit der Ausflucht abgewiesen, Seine Majestät wäre im Zimmer ausgegleitet, oder (nach Andern) über ein Stück Kürbis gefallen und habe sich dadurch beschädigt [9]). Auch der Oberhofmarschall und Herzog von Aveiro und der ältere Marquis von Tavora fragten nach dem Grunde seines Übelbefindens; sie allein sollen mit der Wahrheit berichtet, doch zugleich bedeutet worden sein, der Königin wegen keinen Gebrauch davon zu machen. Allem Vermuthen nach erfuhr sie auch vor Eröffnung des Processes Nichts davon. Indessen ist gewiß, daß sich im gedachten Zeitraume dieser streng gehaltenen Verschwiegenheit Nichts ereignete, Nichts geschah, weder Unruhe in der Stadt, noch auf dem Lande, und die Meuchelmörder verhielten sich ebenfalls ruhig und glaubten ihre Personen gesichert zu wissen. Der Herzog von Aveiro bekam späterhin obenein noch die Erlaubniß, sich auf sein Landschloß Azeitão zu begeben. Als endlich eine gute Anzahl Truppen aus den Provinzen unter falschem Vorgeben nach Lissabon gezogen worden war, schritt der Minister im Namen des Königs, nachdem er in der Stille unvermerkt und rastlos geforscht hatte, am 13. December des Morgens plötzlich zu zahlreichen Verhaftungen, während gleichzeitig ein am 9. desselben Monats datirtes und oberflächlich abgefaßtes Manifest den Hergang des Mordversuches unvollständig unter lockenden Verheißungen mit der Auffoderung veröffentlichte, Jeder, der darum wisse, solle unverweigerlich Anzeige machen [10]). Die Behälter der wilden Thiere zu Belem, die vor dem Erdbeben darin verwahrt worden waren, hatte man nothdürftig in Gefängnisse umgewandelt, und eingesperrt wurden darin, wie die gemeinsten Verbrecher, Leute, die durch fürstliche Weichlichkeit verzärtelt waren; nämlich zu allererst der ältere Marquis von Tavora, Franz d'Assiz, seine beiden Söhne, Ludwig Bernhard und Joseph Maria, seine Schwiegersöhne, der Graf von Atouguia und der Marquis von Alorna nebst Don Manuel de Souza Calhariz; die Marquise Leonore von Tavora aber, des Franz d'Assiz Gattin, wurde mit ihren Töchtern, der Gräfin von Atouguia und der Marquise von Alorna, und vermuthlich auch deren Kinder, gleichwie die Herzogin von Aveiro (Leonore's Schwägerin und Base) nebst ihren beiden Töchtern in verschiedenen Nonnenklöstern eingekerkert und unter strenge Aufsicht gestellt. Die reizende Marquise Therese von Tavora hingegen, Gattin Ludwig Bernhard's, die zugleich ihres Mannes Base, des Grafen Bernhard von Alvor Tochter, des Marquis Franz d'Assiz Schwester, des Herzogs von Aveiro Schwägerin und des Königs Beischläferin war, kam, vermuthlich auf dessen ausdrückliches Geheiß mit ihren beiden Töchtern in anständige milde Haft des Nonnenklosters dos Santos, wo ihr monatlich 30 Moedas zum Unterhalt gereicht und bald soviel Freiheit geschenkt wurde, daß sie sich ohne Aufsicht dort ungehemmt bewegen konnte. Sie lebte 1794 noch und blieb auch nach des Königs Tode versorgt. Ob sie des Verraths an Ältern und Verwandten mit Grund beschuldigt werden kann, läßt sich so bestimmt nicht aussprechen, als es neuerdings geschehen ist, wenngleich ihre Stellung zu den Ihrigen eine bedenkliche gewesen sein mag. Der Sohn des Herzogs von Aveiro und die Söhne des Grafen von Atouguia und des Marquis von Alorna wurden — alle noch sehr jung — der Aufsicht und Pflege der Karthäusermönche und der Väter der Mission anvertraut.

---

ten zu machen. Hin und wieder beschuldigte man ihn auch, daß er mit der Herzogin von Aveiro vertrauten Umgang gepflegen habe; falsch aber ist wenigstens der angebliche Umgang mit einer von ihren Töchtern, da diese noch zu jung waren. Sonst wußten blos Carvalho, Tereira und noch ein Kammerdiener die Zeit dieser nächtlichen Ausflüge.

9) Eine dritte, doch weniger annehmbare Abfertigung ist, der König habe sich durch den unglücklichen Fall seiner Kalesche eine Quetschung zugezogen.

10) Diejenigen, welche die Verhaftungen des Abends geschehen lassen, glauben entweder, so der leichtgläubige Dumouriez und der Herzog von Chatelet, von denen jener 1766 und dieser 1777 in Portugal reisten, daß grade um diese Stunden die Festlichkeiten der Hochzeit von des Ministers Carvalho Tochter mit dem Grafen von Sampaio stattgefunden hätten, oder, wie von Junck, daß großer Ball bei der englischen und teutschen Factorei zu Lissabon gewesen sei. Hier, wie dort, erzählen die Reisenden mit Berufung auf ihre persönlich eingezogenen Nachrichten, sollen die vornehmsten von Adel zugegen gewesen und nach ihrer Heimkehr gefangen genommen worden sein. Sie und noch Andere nehmen an, der ältere Marquis von Tavora sei im königlichen Schlosse verhaftet worden, wohin er gefahren, um sich zu erkundigen, weshalb so harte Maßregeln gegen seine Familie ergriffen würden.

Sonderbarerweise hatte man indessen den Haupturheber des Hochverraths, den Herzog von Aveiro, Schwager des Marquis Franz d'Assiz, vergessen, und darum wurde er erst am folgenden Morgen des 14. Decembers durch eine Reiterabtheilung zu Azeitão aufgehoben und in die Gefängnisse von Belem gebracht. Von seinem Kammerdiener Joseph Polycarp von Azevedo, welcher die Truppen von fern heransprengen sah, zwar gewarnt, glaubte er sich gleichwol in Sicherheit und erlaubte blos seinem bestürzten Diener, die Flucht zu ergreifen [11]). Theils gleichzeitig, theils in der Folge, zuverlässig ohne vorgeschriebenes Zeitmaß, wurden mehre Verwandte, Freunde und Diener beider Familien nebst vielen Andern, die dem Minister besonders gefährlich, oder doch verdächtig erschienen, zu Lissabon und auf dem Lande gefänglich eingezogen, die sieben Häuser der Jesuiten in der Hauptstadt aber schon am 13. December mit Soldaten umstellt und scharfer Bewachung anheim gegeben, sodaß Keiner von ihnen seine Wohnung verlassen durfte und alle ihre Papiere einer genauen Durchsicht unterworfen wurden. Zuletzt nahm man alle im dortigen Hafen befindliche Schiffe, mit Ausnahme von wenigen, auf die Dauer des Processes in Beschlag, während Jedwedem, der sich entfernen wollte, allenthalben ein Paß von nur 24stündiger Gültigkeit verabreicht wurde. Erst am 17. December endete des Königs geheimnißvolle, lästige Gefangenschaft und seine Genesung wurde am selben Tage durch feierlichen Zutritt der Fremden und Einheimischen bei Hofe bekannt gemacht. Auch den durchlöcherten Wagen, worin er verwundet worden war, sah man einige Tage lang zur öffentlichen Schau ausgestellt. Im Übrigen aber durfte sich Niemand seit jenem Vorfalle der königlichen Wohnung ohne ausdrückliche Erlaubniß nahen, und auf dem Platze, wo der Mordanfall geschehen, ließ Joseph eine Kapelle, Memoria genannt, errichten, die am 27. August 1760 eingeweiht wurde.

Fragt man nun, in welch großer Gefahr der König und sein Staat geschwebt, worin ferner der Umfang des begangenen Verbrechens bestanden und ob endlich eine so weit verzweigte Verschwörung, in welche so viele und guten Theils so angesehene Personen verwickelt gewesen sein sollen, dabei wirklich stattgefunden habe, so ist sehr schwer darauf zu antworten, da die darüber vorhandenen Nachrichten eines Theils von Freunden und Feinden des Ministers Carvalho mit Widersprüchen angefüllt sind, oder doch auf schwankenden Vermuthungen beruhen, andern Theils durch die Schuld der Regierung, welche, wie allgemein behauptet wird, den König dabei wegen seiner Liebschaft mit Theresen von Tavora nicht öffentlich bloß stellen wollte, so absichtlich ins Dunkel gestellt worden sind, daß daraus weder der wahre Zusammenhang und Umfang, noch der Zweck der nicht abzuweisenden schleichenden Ränke, die nachher mit beispielloser Härte verfolgt und bestraft wurden, in klares Licht gesetzt werden können [12]). Ein Jeder erzählte und deutete das tief verborgene Geheimniß nach seinem Gefallen und beurtheilte den Hergang der Sache nach der Farbe seiner Gesinnung, bis die Portugiesen erst in unsern Tagen eine Verschwörung gegen des Königs Leben als wirklich erwiesen anzunehmen anfingen.

Diejenigen, welche die Familie Tavora, deren Haupt der Herzog von Aveiro war, gegen die Beschuldigung in Schutz nahmen und das Bestehen einer Verschwörung bestritten, meinten, der Angriff auf den König in jener berüchtigten Nacht wäre ein von Carvalho selbst angestiftetes Spiegelfechten, oder ein bloßes Misverständniß gewesen, indem Jemand in der Absicht, seinen Feind nach leidiger Landessitte, wie die häufigen Mordthaten bei Tag und Nacht in der Hauptstadt damals bewiesen, von einem Hinterhalte her aus dem Wege zu räumen, den rechten Wagen verfehlt hätte. Andere äußerten, der Mordversuch hätte dem Minister selbst gegolten, wieder Andere, das Verbrechen hätte der jüngern Marquise von Tavora den Untergang bereiten sollen, weil ihre Verwandten in ihrem ehebrecherischen Umgange mit dem Könige einen Schandfleck der Familie erkannt und dieses hätten tilgen wollen. Daher auch in jener verhängnißvollen Nacht die Kammerfrau der Marquise schon vermißt und ihr Leichnam nachher an einem entlegenen Orte gefunden worden wäre. Endlich war man auch der Meinung, welche die meisten und scharfsinnigsten Vertheidiger gefunden hat, der Anschlag wäre blos auf den königlichen Kammerdiener Tereira, dessen Wagen sich der König zu seinen ehebrecherischen Ausflügen des Nachts zu bedienen pflegte, abgesehen gewesen. In diesem Falle (alle andere Meinungen bedürfen wegen ihrer Unhaltbarkeit keiner ausführlichen Widerlegung) hätten die Meuchelmörder freilich voraussetzen müssen, daß Tereira allein im Wagen gesessen habe. Allerdings ist auch die, wiewol nicht verbürgte, Sage beigebracht worden, der Kammerdiener habe des Nachts die Kammerfrau Theresen's von Tavora, seine Geliebte, im Wagen besucht, während andere Nachrichten für dieselbe Meinung darzuthun sich bemühen, daß die Meuchelmörder von jener berüchtigten Nacht in dem Wahne gestanden hätten, Tereira pflege die Frau von Tavora zum verabredeten Orte der Zusammenkunft mit dem Könige zu bringen und diesen nachher wieder abzuholen. Allein die Familie Tavora, welcher das Verbrechen schuld gegeben wurde, kannte das Verhältniß des Königs zu Theresen und die dabei eingeführten Gewohnheiten sicher zu genau, als daß sie, wenn sie den Kammerdiener Joseph's wirklich hätte ermorden lassen wollen, ein so auffallendes Versehen in der verfolgten Person hätte be-

11) Vergebens wurde ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt, 10,000 Cruzaden für einen Inländer, und noch einmal soviel für einen Ausländer, wenn er ihn ausliefern würde. Gewisse Nachrichten über das fernere Schicksal dieses Flüchtlings sind nicht vorhanden. Späterhin behaupteten zwar öffentliche französische Blätter, daß er im Dec. 1782 zu Lissabon gestorben sei; allein weit wahrscheinlicher ist, daß er einen Monat früher im Spitale zu Sevilla sein Leben endete, ohne sich und seinen Herrn verrathen zu haben, wie auch die brieflichen Nachrichten bei von Murr erzählen.

12) Die Acten zu dem dieses Ereigniß betreffenden Processe wurden mangelhaft aufbewahrt, ja das Protokoll, das den Thatbestand des Mordversuchs festgestellt hat, fehlte schon 1781, und sonst scheinen nur abgetrennte Papiere aus den Proceßacten auf die Nachwelt gekommen zu sein.

gehen können. Man kann also voraussetzen und neuerdings ist's erwiesen worden, daß wenigstens der Herzog von Aveiro, der an jenem Abende die gedungenen Mörder anführte, wohl wußte, der König habe im Wagen gesessen, und war ihm dasselbe auch von Texeira bekannt, so würde es ihm willkommen gewesen sein, wenn dieser ihm verhaßte Gegner zugleich mit gefallen wäre. Ebenso war auch Theresen's Gatten ihr Umgang mit dem Monarchen, der seit 1752 leidenschaftlich in sie verliebt war, schon längst bekannt, gleichwie man von dessen früherem Umgange mit ihrer Schwiegermutter, der Marquise Leonore von Tavora, wußte; allein zur Bestärkung obiger Annahme fügt man noch hinzu, daß sich Texeira vor Allem die Rache nicht nur seines Vorgesetzten, des Herzogs von Aveiro, weil der König die Genugthuung verweigert hätte, durch sein grobes, übermüthiges und widerspenstiges Betragen, sondern auch des Mannes der königlichen Geliebte durch unanständige kränkende Foppereien zugezogen habe. Wenn indessen aber diese Familien keinen andern Grund zur Rache gehabt hätten, als den groben Übermuth dieses Kammerdieners zu bestrafen, so würden sie sich dessen auf einem anderen weit sichereren Wege haben entledigen können, als auf dem, wo er wirklich mißglückte. Die Schüsse galten also unbezweifelt dem Könige, und Texeira hatte wol nur wider seinen Willen die That fördern helfen; was man aber dabei eigentlich beabsichtigte, ist nicht historisch erwiesen; das darüber Bekannte enthält blos Vermuthungen und Sagen, während Carvalho in seinen raschen Maßregeln gegen die Angeschuldigten von seinen Muthmaßungen und vorgefaßten Meinungen, sogar wol von seinem Hasse gegen den stolzen Adel zu sehr verblendet gewesen sein mochte und dabei noch die Öffentlichkeit sowol aus despotischem Grundsatze, als aus schonender Rücksicht gegen seinen Herrn streng vermied. Der richterliche Ausspruch, daß eine weitverzweigte Verschwörung gegen König und Staat der Thatsache zum Grunde liege, ward späterhin (1781) aus Mangel an Beweisen umgestoßen, und ein teutscher Gelehrter, von Olfers, welcher 1822 die Revisionsacten dieses Processes zu Lissabon einsah und prüfte, fand als Ergebniß, daß der Herzog von Aveiro und seine beiden gedungenen Diener am mißglückten Mordversuche gar keine Mitwisser gehabt, wenn auch ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit einen gänzlichen Umsturz der Staatsverwaltung gern gesehen hätte.

Es ist eine peinliche Verlegenheit für den Forscher, hierin aus Mangel an sichern Beweisen eine feste Ansicht von dem Geschehenen abzugeben und mit sicherer Hand die Fäden des Gewirres zur Klarheit zu ordnen, ohne hintennach mit sich selbst verlegen zu werden. Es ist zwar einzuräumen, daß die Familie Tavora, von welcher doch der Anschlag unbezweifelt ausging, am Könige Joseph schwerlich darum eine Privatrache habe ausüben wollen, weil sein ehebrecherischer Verkehr mit Theresen von Tavora ihre Ehre beschimpfte [13]). Gewiß waren die Begriffe von ehelicher Treue in Portugal nicht so streng, wenigstens unter den Großen nicht; und überdies hatten ja die Tavoras diesem Liebesunfuge Jahre lang ebenso gleichgültig und stillschweigend zugesehen und ihn geduldet, als das vor 1750 unterhaltene Verhältniß des Monarchen mit der Schwiegermutter dieser Frau. Warum hätte die Familie grade erst zu einer Zeit sich zu rächen angeschickt, als die Ausführung davon durch die wachsende Gewalt Carvalho's mislicher als je geworden war? Vielmehr ist zu glauben, daß sie aus dieser Leidenschaft des Königs ihren Nutzen zog, sie darum duldete und zu allernächst wol die steigende, ihr selbst gefährliche, Macht des ihr verhaßten Emporkömmlings zu vernichten, oder doch in Schranken zu erhalten strebte; daher um so fabelhafter erscheint, wenn die Familie Theresen selbst oder des Königs Günstling Texeira habe umbringen wollen und aus Versehen auf des Königs Person getroffen sei. Will man aber in diesem Attentate eine staatsgefährliche Verschwörung suchen und finden, wie es früher schon und besonders neuerdings geschehen ist und die Richter der Angeklagten gefunden zu haben glaubten, so weiß man nicht, wie der Leichtsinn, die Sorglosigkeit und die Gleichgültigkeit der Verschworenen erklärt werden sollen. Alle eilen recht absichtlich in ihr Verderben hinein und stellen sich nach mislungener That wie die gemeinsten Meuchelmörder zu Lissabon an, welche nach vollbrachter Rache sich blos mit ihrem Gewissen vor Gott abzufinden suchen. Nirgends Spuren von Vorkehrung zu ihrer Sicherheit, kein Argwohn, keine Ahnung wegen Nachforschung der Thäter von Seiten des Hofes. Nur ein einziger Mensch, der aber wegen seines geringen Standes für die Sache zu unbedeutend ist, als daß er in Betracht gezogen werden konnte, der gedungene Bediente des Herzogs von Aveiro, ist auf seiner Hut, als die Gefahr naht, und auf seine Sicherheit bedacht. Er flieht, noch dazu mit Erlaubniß und mit einem Pferde seines Gebieters; alle Andere und grade die vornehmsten und wichtigsten Verschworenen bleiben nach der mislungenen That in ihrer verzärtelten Ruhe; sie eilen sogar an den Hof und wollen in ihrer erkünstelten Verstellung warmen Antheil an dem Unfalle ihres verhaßten Gegners nehmen, lassen sich durch des Ministers Schlauheit spöttisch abweisen und daneben noch zu solcher Einfalt einschläfern, daß Einer von ihnen, der ältere Marquis von Tavora, wenn anders diese Thatsache begründet ist, sogar nach Hofe eilt, sobald er von dem Anfange der unerwarteten Verhaftungen Kenntniß erhalten hat, und dort Rechenschaft von den gewaltsamen Maßregeln gegen die Seinen fodern will. Statt eine Antwort zu erhalten, nimmt man ihm die Freiheit; er läßt sich großmüthig verhaften, gleichwie alle seine übrigen Verwandten gutwillig in die scheußlichsten Kerker gehen. Tausende, sagt der acht Jahre nach dem Ereignisse an

13) von Junck, auf dessen Stimme als besonnenen Beobachters Etwas zu geben ist, versichert, daß aus den Liebeshändeln in Portugal gar Nichts gemacht werde. Er lebte einige Jahre nach dem Vorfalle mit dem Grafen von der Lippe dort. Der weniger glaubwürdige Baretti hingegen behauptet im ersten Theile seiner Reisebeschreibung S. 225, daß die Eifersucht der Portugiesen auf ihre Frauen zuweilen zur schrecklichsten Rache anreize. Er war aber zu kurze Zeit in Portugal, als daß er dort genau hätte beobachten können.

Ort und Stelle forschende von Junck, der unter allen frühern Berichterstattern wegen seiner Besonnenheit den meisten Glauben verdient; Unzählige, erzählt von Olfers, welcher, wie schon bemerkt, neuerdings zu Lissabon diese Begebenheit untersuchte, folgten ihrem Beispiele ohne das geringste Widerstreben, und ließen sich in Kerker werfen, deren Schilderung Grausen erregt. Man begreift diese beispiellose Selbstverläumniß bei einer solchen Menschenmasse nicht, zumal wenn erwiesen wäre, daß Aveiro's Wohnung mit Waffen angefüllt gewesen. Nichts von Unruhen in der Hauptstadt, die doch anfänglich von Truppen schwach besetzt war, geschweige in den Provinzen; Nichts sogar von verdächtigen Bewegungen! Unbekümmert um die Folgen, lassen die Verschworenen in ihrem vornehmen Dünkel, als dürfe ihnen kein Haar gekrümmt werden, den schlauen Minister mit rastloser Thätigkeit in größtem Geheim nach den Thätern forschen, bis derselbe auf den Grund der ihm gemachten Anzeigen soviel erkundschaftet zu haben glaubt, daß er unfehlbar zu gerichtlichen Beschuldigungen schreiten könne. Darüber aber verfloß ein volles Vierteljahr, und während dieses Zeitraums blickt keine Überlegung, kein fester Plan, kein Zusammenhang im Benehmen der Verschworenen hervor, die mit ihrer schweren Schuld einem Minister gegenüberstanden, der, wie sie doch wol voraussetzen konnten, ihren an der Person des Monarchen verübten Frevel im Falle des Verrathes auf das Strengste und Heftigste zu ahnden entschlossen war. Zuverlässig konnten sie doch auf Beistand rechnen bei den zahlreichen Jesuiten, bei der noch zahlreicheren Geistlichkeit und bei einem guten Theile des Bürgerstandes, der sich an die neuen und strengen Anordnungen Carvalho's noch nicht gewöhnt hatte[14]). Auch dann, wenn sich unter der Masse von Verdächtigen, die eingekerkert wurden, wirklich nur eilf Schuldige befunden hätten, erscheint ihr bewiesener Gleichmuth lächerlich und stumpfsinnig, da derselbe schwerlich als sicheres Zeichen ihrer Unschuld angenommen werden kann, obschon es von Mehren, selbst auch von Junck, geschehen ist. Die Geschichte ihres Vaterlandes konnte sie darüber belehren, konnte ihnen zeigen, daß eine hohe Stellung durch Geburt oder Würde in Portugal Niemanden, der des Hochverraths verdächtig gewesen, vor grausamer Strafe geschützt hatte. Endlich kann sie nicht einmal der Gedanke, daß des Königs Liebschaft mit einem ihrer Familienglieder sie vertreten und vor peinlicher Verfolgung verwahren werde, entschuldigen. Unter solchen Umständen wird man verführt, zu glauben, jene vornehmen Urheber der That ließen sich überlisten und verriethen sich entweder selbst durch Leichtfertigkeit, oder wurden durch treulose Diener verrathen, wobei leicht möglich war, daß jene schauervolle Nacht noch andere aufmerksame Verräther des Verbrechens vor den Augen der Verschworenen verborgen hatte.

Wie aber Carvalho zu ihrer Kenntniß gekommen ist, bleibt für jetzt noch ein Räthsel. Der Kutscher des Königs und Tereira, die verhört wurden, hatten in der Dunkelheit der Nacht Niemanden erkennen können. Jedenfalls wurden Anzeigen gemacht, bevor am 13. December die amtliche Aufforderung dazu unter verführerischen Versprechungen erschien. Die Nachrichten, welche von solchen Denuncianten sprechen, stimmen in der Person nicht überein: bald soll die Verschworenen in jener berüchtigten Nacht der Liebhaber eines weiblichen Dienstboten im Hause Aveiro oder Tavora, bald ein Handschuhmacher, der mit einem der gedungenen Bedienten des Herzogs von Aveiro verschwägert gewesen sei, bald ein Bedienter dieses Herrn selbst beborcht und die erste Anzeige gemacht haben. Von Olfers fand in den äußerst mangelhaften Acten zwar auch den Liebhaber einer Dirne im Hause Aveiro als Horcher und Angeber, allein seine Muthmaßungen kamen erst am 15. December zur Kenntniß der Richter und zum Verhöre. Gleichwol schimmert durch den ganzen Gang des Processes die größte Hast und Heftigkeit mit einer Menge von Verstößen gegen Gesetz und Form, und als derselbe schnell beendet worden war, so verbot der König fünf Tage nach dem gefällten Straferkenntnisse in feierlichen Ausdrücken jegliche Revision desselben. Er und sein Minister wollten also weder klares Recht, noch öffentliche Anerkennung. Nur höchste Despotie ließ dieses Verfahren erklären.

Was nun die Personen betrifft, welche als Haupturheber des Complottes gelten und den schmählichsten Tod erlitten, so ist Folgendes über sie beizubringen. Joseph von Mascarenhas, der zugleich Marquis von Gouvéa und mit Franz d'Assiz von Avora jüngerer Schwester Leonore Thomasia verheirathet war, gehörte zu dem ältesten Adel des Königreichs und bekleidete als Familienerbtheil noch das Amt eines königlichen Oberhofmarschalls. Einige theilen ihm auch die Präsidentenschaft in einem Obergerichte zu. Im Jahre 1752 gewann er zu seinen schönen Besitzungen durch einen glücklichen Proceß noch die Titel und Güter der ehemaligen Herzoge von Aveiro, die den natürlichen Sohn Königs Johann II. (s. d. Art.), Don Georg, zum Stammvater hatten, aber schon 1665 in männlicher Linie wieder erloschen waren. Ihr Erbe ging in weiblicher Linie auf das Haus Ponce de Leon über und von diesem auf Mascarenhas. Als Herzog von Aveiro genoß Don Joseph von Mascarenhas das Vorrecht, vom Könige Neffe (Sobrinho) genannt zu werden und das königliche Wappen mit dem Beizeichen der Bastarde zu führen; daher seine Tafelservice keinen Verdacht erwecken konnten, wenn sie damit geschmückt waren, obschon einige Nachrichten darüber bedenklich sprechen wollen. Bei der Gebrechlichkeit seines Leibes, bei seiner kriechenden, niederträchtigen, rohen und eiteln Denkungsart war der Herzog durch grenzenlosen Hochmuth, Ehrgeiz, Habsucht und Prahlerei zu allen Lastern fähig geworden und strebte, durch seine Herkunft — schon sein Oheim, der berüchtigte Mönch Gaspard, hatte bei Johann V. Alles vermocht —, durch seine Verbindungen und amtliche Stellungen an großen Einfluß gewöhnt,

14) Die vorhandene Unzufriedenheit erweist sich schon durch die im August 1756 eingerichtete Untersuchungscommission, welche immerwährend beschäftigt sein sollte mit Ausmittelung derjenigen Personen, welche von den Ministern schlecht sprächen, oder Anschläge auf ihr Leben machten.

denselben zu erweitern und zu befestigen. Zunächst wünschte er seinen Sohn mit einer Prinzessin von Cadaval zu vermählen und trachtete nach mehren Pfründen der einheimischen Ritterorden. Diese und andere ehrgeizige Bestrebungen vereitelten der König und sein Minister; dafür öffnete der Herzog den Jesuiten, die er früher weidlich gehaßt hatte, sein Haus und er beschloß, sich am Könige zu rächen, wie er selbst bekannt, hintennach jedoch wieder widerrufen hat. Die ihm nahe verwandte Familie Tavora, welche sich in ihren strebesüchtigen Wünschen auch verletzt glaubte, wurde in den Plan gezogen, nachdem er sich vorher mit ihr durch den Jesuiten Malagrida ausgesöhnt hatte, dafern die mehrjährige Feindschaft zwischen ihnen, wie einige Nachrichten melden, begründet gewesen war.

Die Familie Tavora, die ihre Abkunft, sagen Einige, von den alten Königen von Leon hat herleiten wollen, war nicht minder mächtig und gefährlich. Von jeher hatte sie die höchsten Würden bekleidet und noch kürzlich war der ältere Marquis Franz d'Assiz aus Ostindien zurückgekommen, wo er als Vicekönig geherrscht hatte. Als General der Reiterei zu Lissabon konnte er seine vorige glanzvolle Stellung nicht vergessen. Seine Frau, die früher beim Könige Alles vermocht hatte, wollte ihm den Herzogstitel verschaffen. Der Monarch oder doch sein Minister hintertrieb es. Sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, voll von heftigen Leidenschaften und außerordentlichen Fähigkeiten, und ebenso zu guten als schlechten Handlungen aufgelegt. Ihr Charakter, sagt Chatelet, machte sie furchtbar bei Hofe. Der König, die Königin und Carvalho hatten von ihr zu fürchten. Dabei verbarg sie ihren Stolz und ihre Laster unter einem Schein von Heiligkeit und war eine der größten Verehrerinnen des unsinnigen Schwärmers Malagrida, der wie andere Jesuiten mit ihrer Familie den vertraulichsten Umgang pflog. Schwerlich kommt hier eine Eifersucht auf die Schwiegertochter Therese, welche ihren Haß gegen den König hätte vermehren können, in Betracht, da Leonore damals schon 58 und Therese 35 Jahre zählten; wichtiger dagegen ist ihre unverhehlte Verachtung gegen Carvalho, dessen harte Maßregeln gegen Adel, Geistlichkeit und besonders gegen die mit den Tavoras befreundeten Jesuiten Haß hervorgerufen haben mochten. Mißglückte Versuche der Annäherung durch den Minister und dabei erlittene persönliche Verhöhnungen mehrten die Feindschaft. Hierzu kommen die Vorwürfe, die man der alten Marquise machte; sie hatte großen Anhang, galt viel in ihrer Familie, schonte in ihren Gesprächen weder den Hof, noch die Staatsverwaltung, und ihr traulicher Umgang mit den Vätern aus der Gesellschaft Jesu, welche den Königsmord als erlaubt predigten, machte ihren ausgesprochenen Wunsch, der König möge sterben, verdächtig, als sehne sie sich nach einer bessern, ihren Ansichten angemessenen Regierung. Dies wurde ihr zum Verbrechen gemacht, aber nicht ein Mal vorgehalten, da sie, als eine der wichtigsten Personen dieses Complottes, gar nicht verhört worden ist; denn ihre Verurtheilung scheint sich, soweit man bis jetzt nachkommen kann, nur auf Gerüchte und Aussagen der Gefolterten zu gründen.

Mit dieser Familie also, in welcher Leonore das Factotum war, vereinte sich der Herzog von Aveiro; sie hielten Berathungen und schossen auch kleine Summen zur Ausführung ihres unreifen Mordplanes zusammen, wie das Straferkenntniß ihnen schuld gibt. Wie weit aber die Verschwörung verzweigt war und wie hoch sich die Zahl der wirklichen Theilnehmer belief, läßt sich, wie schon oben angedeutet worden ist, nicht gründlich ermitteln, noch weniger aus der großen Menge der Eingekerkerten folgern, sobald man den Charakter des Ministers dabei in Anschlag bringt. Der leichtfertige Dumouriez spricht von 250 Personen, der Herzog von Chatelet, der sonst doch Eigenthümliches beobachtete und erforschte, sagt es ihm nach, und über 150 von ihnen sollen am Abende des Mordversuchs auf dem Wege, wo dem Könige aufgepaßt wurde, an verschiedenen Stellen verborgen gewesen sein. Beide lassen auch 40 Musketenschüsse auf ein Mal auf des Königs Kalesche fallen, während alle andere Berichterstatter nur von zwei Schüssen wissen, und aus den Untersuchungsacten hat von Olfers nur 11 Personen zusammenfinden können, die an jenem Abende auf dem Platze waren, aber auch nur zwei Schüsse thaten. Sollten diese wenigen Personen nach mislungener That sich ebendarum für ganz sicher vor Verrath geglaubt haben? Was sie dabei bezweckten, ist auch nicht erwiesen. Der Sage nach wollten sie des Königs Bruder Peter oder den Herzog von Aveiro auf den königlichen Thron setzen und den verhaßten Carvalho stürzen [15]). Das Wahrscheinlichste dürfte wol sein, der Herzog von Aveiro und die Tavoras wollten durch des Königs Mord den Minister stürzen und ihren geschwächten Einfluß wieder stärken und befestigen. In dieser Absicht bestach der Herzog Einige von seinen Dienern, welche, nachdem sie mehre Nächte allein auf den König gelauert, sich aber nicht zum Schießen hatten entschließen können, am 3. September endlich in Gesellschaft ihres Herrn, der sie zur That antrieb, den Mordversuch wagten. Nach zwei Schüssen, die sie gethan, ritten sie davon, der Herzog hatte sich, sobald er seine Leute an ihre Plätze gewiesen hatte, bereits nach Hause zurückgezogen. So erzählt von Olfers aus den Revisionsacten als ermittelte Thatsache. Andere gute Nachrichten lassen den Herzog den ersten Schuß, der bekanntlich versagte, auf den Kutscher thun, und die Flucht des königlichen Wagens scheint den getroffenen Anstalten der eilf anwesenden Meuchelmörder ganz zuwider gewesen zu sein, da sie nicht alle zum

15) Offenbar falsch ist, was die portugiesischen Anekdoten zur Regierungsgeschichte der Könige aus dem Hause Braganza S. 80 fg. erzählen, daß nämlich der Herzog von Aveiro vor den Prinzen von Braganza ein Näherrecht auf den Thron gehabt hätte. Jedenfalls mußte das ganze Haus Braganza erst vernichtet werden, ehe er Ansprüche erheben konnte, da er nicht einmal in gerader Linie von Don Georg abstammte. Dem Herzoge von Aveiro mögen wol solch hohe Gedanken zuzutrauen gewesen sein; ob sie aber nach Wünschen seiner übrigen Verwandten waren, ist eine andere Frage, besonders wenn man festhalten will, daß diese Familie, ausgenommen im Königsmorde, keine Eintracht in der Gesinnung zusammenkettete.

Schießen kamen. Darauf hin und auf die unsicheren erst am 15. December gemachten Anzeigen des Liebhabers der Kammerjungfer im Hause Aveiro, eines 19jährigen Menschen, der in jener Nacht aus seinem Verstecke unter einer Brücke am Garten des Herzogs gehört und gesehen haben wollte, setzten die Richter den Proceß zusammen, schritten fleißig zur Folter und zum Verhöre mehrer Zeugen. Der Richter waren sechs, fünf von ihnen aus dem Ordensgerichte. Sie bildeten unter dem Vorsitze Carvalho's das bekannte Inconfidenzgericht. Nach von Murr war einer von ihnen ein alter schwacher Mann, und den andern fehlte es an ehrlichem Rechtssinne. Die Untersuchungen mit offenbaren Ungerechtigkeiten, mit Übereilung, Heftigkeit und Harte betrieben, waren schwierig, in ihrem Ergebnisse aber verhältnißmaßig sehr gering, wenn man bedenkt, daß nach den Acten zwar fünf Zeugen und zwei Inculpaten nothdürftig gegen die Tavoras aussagten, sechs Zeugen und vier Inculpaten dagegen bei dem höchsten Grade der Folter standhaft leugneten. Um sich nun zu helfen, nahmen die Richter ihre Zuflucht zu gesetzlichen Vermuthungen, die dann für erwiesene Wahrheit galten. Die gefangenen adeligen Frauen kamen nie ins Verhör, und die alte Marquise Leonore, die nebst dem Herzoge, ihrem Schwager, im Straferkenntnisse für das Haupt gehalten wurde, gelangte erst in der Nacht vom 11 und 12. Januar 1759 aus dem Kloster do Grillo, wo sie bisher gesessen hatte, in die Gefängnisse zu Belem, wo sie sofort verdammt wurde. Man sagt, sie habe den angebotenen Rechtsbeistand abgelehnt. Der Rechtsbeistand der übrigen Inculpaten erhielt nur 24 Stunden Zeit zur Abfassung der Vertheidigung für Alle, nachdem man ihm aus den Acten nur lose Papiere mitgetheilt hatte. Und doch hatte der König ausdrücklich befohlen, daß der Proceß genau und wahr nach göttlichen und menschlichen Rechten geführt werden sollte. Trotz der großen Schwierigkeiten und des großen Umfangs, den der Proceß durch die Masse der eingezogenen Personen bekam, wurden die Untersuchungen doch schon am 9. Januar 1759 geschlossen und die Acten wegen der unter den Inculpaten befindlichen Ordensritter an das geistliche Ordensgericht gesendet. Dieses, aus der Mehrzahl der Inconfidenzrichter bestehend, erkannte am folgenden 11., daß die Ritter, ihrer Privilegien verlustig, dem weltlichen Amte überliefert werden sollten. Gleichzeitig erhielt die Inconfidenz auf ihr Verlangen vom Könige die Vollmacht, sowol die gesetzmäßigen Strafen über die Schuldigen zu verhängen, als auch wegen der ungeheuren Verbrechen, die sie begangen, alle die Strafen auf sie anzuwenden, für welche sich der Richter Stimmenmehrheit entscheiden würde. Hierauf wurden am 12. Januar vermuthlich auf äußere Veranlassung von der städtischen Rewräsentation zu Lissabon, welche erst vom Stande der Dinge in Kenntniß gesetzt worden war, die Schuldigen aus der Reihe der Unterthanen gestrichen und für Vagabunden erklärt, damit der portugiesische Name durch sie forthin nicht befleckt werde; und sobald der Vertheidiger der Inculpaten angehört, aber nicht beachtet worden war, wurde das weitläufige, 23 Seiten lange Straferkenntniß unterzeichnet. Am folgenden Tage erschien es schon gedruckt, und schnell in verschiedene Sprachen übersetzt, wurde es an die meisten europäischen Höfe geschickt und sonst noch allenthalben verbreitet, erhielt aber mit vollem Rechte sehr verschiedenartige Auslegungen.

Zum Tode wurden verurtheilt der Herzog von Aveiro nebst fünf in seinen Diensten stehenden Personen, der ältere Marquis von Tavora und seine Gattin, ihre beiden Söhne, ihr Schwiegersohn, der Graf Hieronymus von Atouguia und ein Corporal aus der Compagnie Ludwig Bernhard's von Tavora. Der Marquis von Alorna blieb mit Frau und drei Kindern im Kerker bis zum Sturze des Ministers [16]). Ein Gleiches geschah auch mit der Gräfin von Atouguia. Indessen kamen am 13. Januar nur zehn Verbrecher auf das Schafot, da der Stallmeister des Herzogs auf die afrikanische Küste verwiesen und der flüchtige Azevedo im Bilde verbrannt wurde. Jene erschienen sämmtlich mit einem Stricke um den Hals auf dem Blutgerüste vor dem königlichen Schlosse zu Belem. Die alte Marquise erlitt den Todesstreich zuerst, weil sie auf die leichteste Weise hingerichtet wurde, man sagt mit großer Fassung; die Übrigen hatten viele Martern auszustehen, ehe sie starben, wobei sich der Herzog von Aveiro, an den die Reihe zuletzt kam, am elendesten bewiesen haben soll. Nach Vollstreckung des Urtheils wurde das Gerüst sammt den Leichen angezündet, in Asche verwandelt und diese in den Tejo geworfen. Das ganze schauerliche Schauspiel dauerte von früh 7 bis Nachmittags 3 Uhr [17]). Die Güter der Hingerichteten wurden eingezogen, ihre Häuser niedergerissen, die Plätze derselben mit Salz bestreut und ihre Titel, Wappen und Namen auf immer vernichtet. Auch der Name des kleinen Flusses Tavora, der durch die Gebiete der gleichnamigen Familie floß, wurde verändert und erhielt den Namen rio morto,

16) Chatelet behauptet, zwei von diesen Kindern, die Töchter, waren Säuglinge gewesen, als sie mit ihren Ältern wären eingesperrt worden. Ist die Geschlichtstafel bei von Olfers richtig, so ist dies eine offenbare Unwahrheit: selbst das jüngste Kind, der Sohn, war zu jener Zeit schon ziemlich fünf Jahre alt. Ebenso unerweislich ist nach derselben Quelle die Behauptung, die Gräfin Atouguia sei schwanger in den Kerker gekommen und habe dort ihre Niederkunft abgehalten. 17) Carvalho soll nach von Murr, der freilich ein Gegner von ihm ist, dieser Tragödie aus seiner Wohnung neben dem königlichen Schlosse zugesehen haben. Ein Mohr, der ebenfalls Zuschauer war, brachte dem Könige ein Vivat und allen Schurken ein Pereat. Des andern Tages fand man ihn todt auf der Straße. Den Verurtheilten war nicht gestattet worden, zum Volke zu reden, obschon es hin und wieder behauptet worden ist. Die Hinrichtung wurde in fünf Kupferstichen dargestellt und diese wurden verkauft. Teutsche Beschreibungen von ihr ohne Werth sind: Das in Portugal wegen den allervermessenst gewagten Königsmord bestiegene Chavot mit 2 Abbildungen und elenden lateinischen Versen. (Frankf. u. Leipz. 1759. 4.) Der portugiesische Hochverrath und Proceß der verurtheilten und hingerichteten Personen, wie ihn der Hof selbst öffentlich bekannt machen lassen. Nebst dem Decret des Cardinal Saldanha. (Frankf. und Leipz. 1759 in 8.). Die franzöf. Übersezung davon steht im Mercure historique et politique. Tom. 146, 258 sq. Die umständlich wahrhafte Beschreibung, sowol des grausamen Unternehmens gegen Ihre Maj. den König von Portugall Josephum I. u. s. w. mit Kpfrn. (1759 ohne Druckort. 4.)

Todtenfluß. Noch 1822 sah von Olfers an der Kuppel des Wappensaales im Schlosse zu Cintra die Wappen Aveiro's, Tavora's und Atouguia's ausgelöscht und zu Lissabon eine Schandsäule mit einer dem Verbrechen entsprechenden Inschrift, wie das Straferkenntniß vorgeschrieben hatte. Die meisten andern Gefangenen, welche in diesen Hochverrathsproceß verwickelt waren, blieben bis nach Joseph's Tode zum Theil in den Kerkern zu Belem, woraus sie in der Folge in die großen Staatsgefängnisse zu Junqueira wanderten, zum Theil wurden sie in die überseeischen Besitzungen verwiesen. De Souza Calhariz starb im Kerker.

Wie über alle politische Verbrecher nach Joseph's Tode und Pombal's Sturze neue Richter zu Gerichte saßen, um Carvalho's Verfahren gegen sie nochmals zu untersuchen, so ließ die Königin Maria Franziska vornehmlich auch den Hochverrathsproceß zwei Mal prüfen. Die deshalb verordnete Junta stieß am 23. Mai 1781 das Straferkenntniß, soweit es die Familie Tavora anging, als offenbar ungerecht und falsch um, und verlangte, daß die noch lebenden Glieder derselben, welche gleich nach Joseph's Tode ihre Freiheit wieder erhalten hatten, restituirt werden sollten; allein die Königin Maria Franziska fand Bedenken, die gänzliche Umstoßung jenes Straferkenntnisses öffentlich anzuerkennen, obschon man allenthalben mit großer Zuversicht darauf gewartet hatte. Dieselbe Vorsicht beobachtete ihr Sohn und Nachfolger, König Johann VI., gleichfalls aus unbekannten Gründen, so sehr man sich auch für die Ehrenrettung der Verurtheilten verwendete. Die Familienglieder des Hauses Tavora nahmen nun den Namen ihrer Mutter und Großmutter, die eine Tochter des Herzogs von Cadaval war, Lorena an und wurden auf verschiedene Weise versorgt. Die Herzogin von Aveiro war im Gefängnisse gestorben, und ihr einziger Sohn behielt nur den Familiennamen Mascarenhas nebst einem spärlichen Gnadengehalte, welchen die Königin ihm aussetzte.

Was nun die Jesuiten belangt, welche gleich nach Beendigung des Hochverrathsprocesses der bekannte harte Schlag traf, so ließ der Minister Carvalho in der Nacht vom 11. zum 12. Januar 1759 die Angesehensten von ihnen, welche bisher nebst ihren übrigen Genossen in ihren Ordenshäusern streng bewacht worden waren, in die Kerker zu Belem werfen. Darunter waren der Provinzial und der Generalprocurator des Ordens, die Beichtväter der königlichen Familie und ehemaligen Lehrer der königlichen Kinder, nebst dem heiligen Gabriel Malagrida, einem Mailänder, dem Pater Johann Alexander, einem Irländer, und Pater Johann von Mattos aus Portugal. Die drei letzten sind zwar in den Proceßacten und im Straferkenntnisse vom 12. Januar öfters erwähnt worden, der Beweis zu ihrer Theilnahme an der Verschwörung aber war blos auf Geständnisse gestützt, welche von einigen Zeugen und drei Angeklagten durch die Folter ausgepreßt worden waren. Jedoch wurde ihnen auf den Grund verschiedener Gerüchte noch Manches zum Vorwurfe gemacht, was gewiß wol die begründeten Vorurtheile gegen sie bestärkte. Denn der Minister hätte gern den ganzen Orden mit in die Untersuchung gezogen, da er eben mit ihm im Streite über die Herrschaft lag und es in der That nicht unwahrscheinlich ist, daß die Jesuiten auf den Sturz des Ministers eifrig hingewirkt hatten. Sie konnten ja nach den Vorfällen in Südamerika den Verlust großer Vortheile voraussetzen. Allerdings wollte sie Carvalho mit Beziehung auf den Mordversuch am Könige vor ein dazu eigens bestelltes Gericht ziehen und der Papst hatte auch den Plan genehmigt; allein der Minister stand bald wieder davon ab und überlieferte blos den Pater Malagrida der Inquisition, die ihn als Ketzer und Gotteslästerer am 21. September 1761 öffentlich verbrennen ließ [18]). Der erste Inquisitor gab zur Feier dieses Tages ein prächtiges Fest im Dominikanerkloster.

Gegen alle andere Jesuiten im Lande wurde durchgehends mit Strenge in anderer Weise verfahren — die in Ost- und Westindien waren bereits in Haft und ihrer Güter beraubt worden. Am 19. Januar 1759 verloren sie auch im Mutterlande alle ihre Güter und Habseligkeiten, welche der Staat in Beschlag nahm und meistens zu gemeinnützigen Zwecken verwendete, und am folgenden 5. Februar dazu noch ihre Freiheit. Dem Papste wurde am 20. April eine Denkschrift zugefertigt, in welcher die Gründe entwickelt waren, weshalb sich der König berechtigt glaubte, gegen den ganzen Orden erbittert zu sein und ihn nicht länger in seinem Reiche zu dulden. Clemens XIII. hat wenigstens für die Unschuldigen des Ordens, und der König selbst warnte seinen Minister, ihn mit dem heiligen Stuhle deshalb in einen Streit zu verwickeln, allein dieser ließ im Laufe der Verhandlungen ihn nur wissen, was dieser bigotte Fürst eben wissen sollte. Mit eiserner Festigkeit schritt er auf seiner Bahn fort, ohne sich durch das überall erhobene Geschrei gegen seine Mishandlungen des Ordens irre machen zu lassen. Seine Ansichten über die Gefährlichkeit und Verderblichkeit desselben ließ er drucken und allenthalben verbreiten. Auch wußte er vorher, daß man in Spanien, Frankreich und Neapel bald zu ähnlichen Maßregeln greifen würde; indessen darf man bei seinem Verfahren gegen den verhaßten Orden freilich nicht nach Recht und Gerechtigkeit fragen, wiewol es für Portugal und ganz Europa wohlthuend war, daß seine Kühnheit den Anfang machte, dieses verderbliche Institut zu zerstören und sich, wie seine ärgsten Feinde behaupten, keine Mühe verdrießen ließ, noch Kosten sparte, dasselbe auch in andern europäischen

18) Dieser hochbejahrte Greis war früher schon für einfältig und blödsinnig und zuletzt gar für verrückt und für einen Onanisten gehalten worden. Nach Nachrichten bei von Murr hatte er in portugiesischer Sprache — Manche sagen im Gefängnisse — das Leben der heiligen Anna beschrieben und darin die abgeschmacktesten Dinge behauptet, welche ihm auch die Inquisition zum Vorwurfe machte, als z. B. die heilige Maria habe im Bauche ihrer Mutter Lateinisch gesprochen. Es gab aber schon, nach von Junck, ähnliche lächerliche Schriften von andern Verfassern, als zwei Biographien Christi im Bauche der Jungfrau Maria und ein Leben der Maria im Bauche der heiligen Anna. Malagrida's Proceß wurde gedruckt, und die französische Übersetzung davon: Procès-verbal de condamnation de G. Malagrida, Jesuite, par l'Inquisition de Portugal etc. erschien zu Amsterdam 1762.

Staaten zu vernichten. Am 3. September 1759 endlich erschien auf seinen Betrieb die königliche Verfügung, welche den Jesuitenorden in allen portugiesischen Staaten aufhob und dessen Glieder ohne Ausnahme als Verräther, Rebellen und Feinde des Reiches erklärte. Noch im Herbste desselben Jahres wurden in verschiedenen Transporten über 500 Jesuiten auf Schiffen aus dem Reiche geschafft und zu Civita vecchia ans Land gesetzt, nachdem sie unterwegs lauter Ungemach hatten ausstehen müssen. Ein Gleiches geschah nach und nach mit allen Jesuiten in den Colonien, die bei den langwierigen Überfahrten überdies noch harter Behandlung ausgesetzt waren. Mehr als Hundert von ihnen, meist Vorsteher der Collegien und andere vornehme Häupter des Ordens, blieben in den gräßlichen Kerkern zu Lissabon und Junqueira zurück; 72 derselben erhielten 1767 auf Fürbitte der Kaiserin Maria Theresia ihre Freiheit und wurden im Herbste desselben Jahres ebenfalls nach Civita vecchia gebracht; die Übrigen hingegen, deren Zahl sich nicht genau angeben läßt, erhielten, soviel ihrer (etwa 60) noch am Leben waren, erst nach Pombal's Sturze die Freiheit wieder. Die Inländer wurden alsdann versorgt und die Ausländer mit Schonung nach ihrer Heimath gesendet [19]).

Dieses heftige Verfahren brachte den frommen König Joseph ins größte Gedränge, da er zu Allem doch seine Zustimmung geben mußte, und seine Angst dabei schwächten blos die Vorstellungen seines Ministers, daß er nur Gift und Dolch von den Jesuiten zu befürchten hätte. Daher auch der Streit mit dem heiligen Stuhle seinen ungehemmten Fortgang behielt und die erste passende Gelegenheit zum Bruche mit demselben benutzt wurde. Derselbe erfolgte auch wirklich am 2. Juli 1760, sobald der päpstliche Nuntius Acciajuoli schimpflich aus dem Reiche gewiesen worden war. Die Veranlassung hierzu gab die am 6. Juni gedachten Jahres gefeierte, bis dahin geheim gehaltene Vermählung der Kronprinzessin Maria Franziska mit ihrem Oheime, dem Infanten Peter, der Großprior von Crato war. Alle fremde Gesandten bekamen hiervon Anzeigen, nur der bereits verhaßte Nuntius nicht. Natürlich nahm dieser, als auf seine Beschwerden keine gnügende Antwort erfolgte, keinen Antheil an den Glückwünschen und Freudensbezeugungen, er erleuchtete auch während der Festlichkeiten seinen Palast nicht, sondern ließ sich beim Infanten Peter deshalb entschuldigen. Der Oberkammerherr dieses Prinzen, der die Entschuldigung überbrachte, wurde verhaftet, wie Gegner des Ministers erzählen, der Nuntius selbst aber am 15. Juni unter militairischer Bedeckung schleunigst an die spanische Grenze gebracht und dort seinem Schicksale überlassen [20]). Der Papst erhielt zugleich Nachricht vom Betragen seines Nuntius zu Lissabon, welches verwerflich genannt wurde, mit Angabe der Gründe, weshalb ihm die Vermählung der Königstochter nicht unmittelbar und förmlich hätte angemeldet werden können. Eine päpstliche Erklärung kündigte nun, wie oben schon gesagt, den Bruch an. Der portugiesische Botschafter verließ Rom und nahm seinen Wohnsitz in Toscana, von wo aus er eine Menge Schriften vertheilte, die gegen Rom und die Jesuiten gerichtet waren. Da nun aber kein Bannstrahl erfolgte, so wurde auch der Bruch so streng nicht gehalten und bald traten wieder einiger Verkehr und einzelne Begünstigungen ein, obschon Carvalho fortfuhr, die Macht des heiligen Stuhls zu schwächen, sowol durch kränkende Schriften, die sein Ansehen verkleinerten und schwächten, als auch durch eigenmächtige Schritte gegen Kloster und Weltgeistliche. Die stolze Nachtmahlsbulle von Pius V. wurde unterdrückt, und was Clemens XIII. zur Erhaltung der Jesuiten that und schrieb, öffentlich widerlegt. Erst unter Clemens XIV., welcher für klug hielt, die Eingriffe der portugiesischen Regierung in die kirchlichen Vorrechte zu übersehen, erfolgte die völlige Aussöhnung zwischen beiden Höfen. Seit Ende Juni's 1770 erschien ein Nuntius wieder zu Lissabon, erhielt aber die Vorrechte beiweitem nicht, die ehedem der Stellvertreter des heiligen Vaters dort genossen hatte. Er behielt blos den Rang eines einfachen Gesandten bis zu Carvalho's Sturze.

So war denn die Macht des Papstes, mit welcher derselbe bisher über Portugal geherrscht hatte, gänzlich gebrochen, und Alles, was die Rechte der weltlichen Herrschaft durch sie verletzen konnte, unterdrückt worden. Wenn aber dies Alles zur Aufklärung des verfinsterten Volkes nicht mitwirkte, so lag es in dem Mangel an Geneigtheit und Vorbereitung dazu. Nur gewaltsame und heftige Mittel wurden bei der allgemeinen Verblendung, von welcher auch der Hof nicht frei gesprochen werden kann, angewendet, und diese unterdrückten die segensreichen Wirkungen einer vernünftigen Aufklärung wieder, da der Ungestüm der Maßregeln nur Unfolgsamkeit oder doch halsstarrige Verstellung im Volke erweckte. Indessen war es ein Verdienst der Regierung, daß sie durch Schriften und Verfügungen die Religion von Aberglauben, Fanatismus und pfäffischer Verschrobenheit zu reinigen suchte. In seiner Bekanntmachung, wodurch den Jesuiten der Schulunterricht in Portugal entzogen worden war, deckte Carvalho die Beschaffenheit und den Gehalt ihres Unterrichts wie ihres verderblichen Einflusses auf die Jugend auf. Der Unterricht wurde nun auf ganz neue Grundsätze gebaut und nach einer veränderten Methode betrieben. Durch eine mäßige Erhöhung der Accise ward der Minister in den Stand gesetzt, 837 neue Lehrerstellen an Elementarschulen, woran es in den kleineren Städten gänzlich gemangelt haben soll, zu gründen. Ob oder wie viel er für den Jugendunterricht auf dem Lande gethan hat, wird nicht erzählt. Die Universität zu Coimbra, welche in Verfall gerathen war, wurde von Grund aus reformirt. Der Minister vom Könige besonders dazu durch unbeschränkte Vollmacht ermächtigt, bereitete die Gemüther durch eine Schrift darauf vor. Nach dem Muster guter auswärtiger Anstalten dieser Art schuf er die portugiesische um, damit Fanatismus und Aberglaube desto gründlicher getilgt werden sollten.

19) Am 29. Sept. 1773 wurde in Portugal ein feierliches Dankfest gehalten wegen der allgemeinen Aufhebung der Jesuiten durch den Papst. 20) Vgl. hierüber (Lebret's) Ausführlichen Bericht wegen der Verstoßung des päpstlichen Nuntius, Cardinals Acciajuoli, aus Lissabon. (1761. 4.)

Nur Lehrer, die ihm tüchtig erschienen, wurden auf die Lehrstühle, die ansehnlich vermehrt wurden, gesetzt, und da es im Lande an dergleichen Leuten fehlte, so mußten Ausländer berufen werden. Für Naturgeschichte und Mathematik, welche Wissenschaften bisher gänzlich vernachlässigt worden waren, wurde durch Gründung neuer Lehrerstellen gesorgt. Es wurden ferner Cabinete für Naturgeschichte, Medicin und Chemie und eine Sternwarte errichtet, sowie die Universitätsgebäude erweitert. Die Ferien wurden auf zwei Monate beschränkt und die Studenten, deren Hauptbeschäftigung zuvor Fertigung von Zahnstochern gewesen sein soll und die übermäßig lange Ferien gehalten hatten, wurden zum Fleiß und zur Ordnung angehalten [21]). Am 1. October 1772 erfolgte die feierliche Einweihung der Anstalt. Viel früher war das Jesuiten-Noviziat zu Lissabon in ein Adelscollegium (Ritterakademie), umgeschaffen und den 19. März 1766 eröffnet worden, nachdem sich der König zum unmittelbaren Oberhaupte und Beschützer desselben erklärt hatte. Die Anstalt machte indessen kein Glück, weil der vorurtheilsvolle Adel für Thätigkeit und Geistesbildung geringe Empfänglichkeit bewies; sie ging bald wieder ein und in die Gebäude derselben wurde nachmals die polytechnische Schule verlegt. Eine ähnliche Anstalt für Bürgerliche erstand zu Mafra und eine Handelsschule zu Lissabon, in welcher die Theorie des Handels in ihrem ganzen Umfange gelehrt wurde. Eine Art von Gewerbsschule gründete der Minister ebendaselbst, indem er die armen und verwahrlosten Kinder ohne Umstände, wo man sie fand, aufgreifen und unter Aufsicht im Arsenale einschließen ließ, wo sie acht Jahre hindurch für den Künstler- und Handwerkerstand vorbereitet wurden. Die Leitung des gesammten Unterrichtswesens erhielt ein aufgeklärter und gebildeter Mann, der Kammerherr Thomas von Almeida [22]). Minder löblich, und zwar wegen der einseitigen Ansicht von der Politik, war die Veränderung, welche im April 1768 mit der Censur vorgenommen wurde. Die Inquisition, in deren Händen sie bisher gewesen, verlor sie und sie ging an ein unter dem Namen **Regia mensa censoria** gegründetes Collegium über, das aus geistlichen und weltlichen Personen bestand. Der Präsident desselben hatte sieben ordentliche und zehn außerordentliche Deputirte neben sich. Sie verboten natürlich lauter Bücher und Zeitschriften, die gegen des Ministers Ansichten und eben nicht sehr durchgebildeten Geschmack waren, wodurch der Aufklärung die vielseitige Richtung, welche wahrhaft fördern konnte, genommen wurde, und die Anstalt blieb demnach so streng, als sie vielleicht noch nie in Portugal gewesen war; denn Carvalho hinderte alle Mittel der Aufklärung, die seinen meist despotischen Grundsätzen entgegen waren. So duldete er keine politische Zeitung, weil er fürchtete, die Portugiesen würden gefährliche Schwätzer werden. Mit Spanien und dem übrigen Auslande litt er nur ein Mal wöchentlich den Postenlauf. Nur er wußte, was außerhalb des Königreichs vorging, seine Portugiesen hingegen blieben darin unwissend. Er beförderte blos andere unschädliche Kenntnisse und philosophische Ideen, und gewiß auch diese nicht in ihrem vollen Umfange [23]). Endlich wurde noch im folgenden Jahre eine königliche Druckerei hergerichtet.

Mit gleicher Strenge und Heftigkeit wurden auch die Klöster reformirt, wenngleich die Verbesserung ihrer Disciplin dabei vernachlässigt blieb. Es scheint blos auf allmälige Aufhebung derselben abgesehen gewesen zu sein. Denn die Aufnahme von Novizen wurde untersagt, um die Bevölkerung der Klöster zu vermindern. Nur einzelnen wenigen Orden wurde späterhin der Zuwachs an Mitgliedern wieder gestattet, sobald der König seine Zustimmung zur Aufnahme gegeben hatte. Sonst aber wurden je zwei Klöster gewöhnlich in eins verschmolzen, und Reisende versichern aus jener Zeit, daß die 600 Klöster im Lande nach und nach auf die Hälfte herabgesetzt worden wären. Den Franziskanern schrieb der Minister Regeln vor, den Augustinern nahm er drei Klöster und versetzte sie sammt ihren Gütern nach Mafra, nachdem er die Minoriten daselbst anderwärts untergebracht hatte. Den Mönchen überhaupt wurde die Freiheit ertheilt, am weltlichen Leben Theil zu nehmen, in der Voraussetzung, daß sie damit keinen Misbrauch zum Nachtheile ihrer öffentlichen Achtung treiben würden. Dies geschah aber nicht, sie überließen sich vielmehr einem ausschweifenden Lebenswandel; indessen wurden nur solche Klosterbrüder streng bestraft, die politisch verdächtig erschienen, oder sich sonst grobe Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen. Ebenso mislich blieb die Verbesserung der Nonnenklöster, obgleich auch hier exemplarische Strenge angewendet wurde. Die Aufhebung und Zerstörung mancher Klöster hatte keinen Nutzen weiter, als die Bereicherung der Staatscasse. Würdiger war das Gebot von 1752, daß kein Kloster reiche Mädchen aus Brasilien noch ferner, wie es bisher geschehen war, kommen lassen und sie in der Absicht, sich mit ihrem Erbtheile zu bereichern, zu Nonnen machen sollte. Ausgelassenheit und Ausschweifungen blieben nach wie vor in den Klöstern herrschend und Ausländer, die sie besuchten, können besonders die Lüderlichkeit der Nonnen nicht arg genug schildern. Die vielen unnützen Brüderschaften wurden gänzlich aufgehoben und ihre Einkünfte an die Armen vertheilt.

Weit erfolgreicher erzeigte sich die Veränderung mit der Kirche und deren Dienern. Anerkennung verdiente die Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit, wie die vielleicht nur zu mäßige Verminderung der überflüssigen Menge von Feiertagen und die Abschaffung vieler nichtssagender kirchlicher Gebräuche, wobei jedoch, wenn sich die Gelegenheit darbot, Zwang angewendet wurde [24]).

21) Umständliche Nachrichten von dieser neuen Schöpfung gibt die kleine teutsche Schrift, welche 1781 zu Stendal unter dem Titel erschien: Etwas Neues aus Portugal. 22) Daß den Dominikanern der Unterricht der portugiesischen Jugend angetragen worden sei, diese sich aber entschuldigt hätten, wie Einige behaupten, mag wol nur für den großen Mangel an Lehrern sprechen; außerdem aber war Carvalho mit ihnen gewiß ebenso unzufrieden, als mit den andern Mönchsorden.

23) Archives littéraires de l'Europe. XI, 160. 24) Hierbei ging der Minister gleichwol nicht so rasch zu Werke, als man

So sah sich ein Oberster, der einst bei dem Marineminister in der Fastenzeit zur Tafel eingeladen war, genöthigt, trotz seiner Gewissensbisse Butter zu essen, wenn er nicht der höchsten Ungnade sich aussetzen wollte. Der Misbrauch der frommen Legate wurde sehr beschränkt und dabei verordnet, daß die Fideicommisse ohne königliche Genehmigung nicht gültig sein sollten. Erleichterung gewährten die Beschränkung der zahlreichen Todtenmessen und die vorgeschriebene Feststellung ihres Preises. Wenn aber die Kosten des prächtigen Patriarchats beschränkt, die Verwaltung seiner Güter der königlichen Kammer übertragen und manche überflüssige Stellen dabei eingezogen wurden, so bleibt dagegen auffallend, daß die schnöde Betrügerei mit der Kreuzbulle erneuert und die damit verknüpfte lächerliche Procession zur Vermehrung der Einnahmen weit prächtiger gehalten wurde, als der Umzug am Frohnleichnamsfeste [25]), während doch die Aufhebung des verderblichen und bisher gemisbrauchten Unterschiedes zwischen alten und neuen Christen echtchristliche Gesinnung verrieth [26]). Die Geistlichen, welche Carvalho das gefährlichste Ungeziefer für den Staat nannte, erlitten durch ihn mancherlei harte Unbillen, wenn sie sich seinen Grundsätzen nicht fügen wollten. Freilich suchten die rachsüchtigen Priester seine Neuerungen zu schmähen und von den Kanzeln herab lächerlich zu machen, während sie sonst noch, so oft sie konnten, heimlich Ränke gegen ihn schmiedeten. Daher mußten sie auch dafür schwer büßen. Einkerkerung war ihr gewöhnliches Loos. Der Bischof von Coimbra, der ihn öffentlich der Ketzerei beschuldigte und die Besorgniß aussprach, daß davon der Hof und das ganze Königreich ergriffen werden würde, verlor sein Amt und kam ins Gefängniß. Mehre andere Geistliche, die seinem Beispiele folgten oder Schlimmeres im Sinne hatten, erlitten dasselbe Schicksal oder Verbannung in die Colonien.

Auch die Gerechtigkeitspflege erhielt bei der Masse von Gesetzen, die erlassen wurden, wesentliche Verbesserungen, namentlich wurde der Gang der Processe vereinfacht und das Recht selbst, oft nur auf willkürliche und persönliche Meinungen und Urtheile gestützt, auf die Ansprüche der strengen Gerechtigkeit wie auf sichere Quellen zurückgeführt, die entweder in den einheimischen Gesetzsammlungen, oder, wenn diese nicht ausreichten, in fremdem Rechte, das dann seine Gültigkeit hier bekam, gesucht wurden. Unter den Verordnungen dieser Art fand ein Gesetz von 1771 großen Beifall, das selbst England beschamte; es entzog die Schuldner der Verfolgung und Haft ihrer Gläubiger und gebot dafür eine billige Maßregel, wonach die begründeten Foderungen der Letztern befriedigt werden konnten. Ebenso schätzenswerth waren die Anordnungen, um den Negersclaven und Indianern ein besseres Loos zu bereiten. Die Indianer in Brasilien erhielten volle Freiheit und ebendiese bekamen auch die Neger insgesammt, welche nach Portugal herübergebracht wurden. Auch die Polizei erhielt Verbesserung und Verschärfung, und die wohlthätigen Folgen davon zeigten sich bald in der Hauptstadt zur Beruhigung derer, welche Sicherheit, Ruhe und Reinlichkeit in den Straßen liebten, woran früher gänzlicher Mangel gewesen war. Alle diese und viele andere Einrichtungen bewirkten indessen nach allen Richtungen hin im Volke großen Haß, heimliche Tücke und Meuterei, während die Faction des Adels gegen das neue Regierungssystem immer noch nicht vollkommen gedämpft war. Angeberei wurde zur bezahlten Tugend, das Volksleben blieb von Schlechtigkeiten überfüllt und die Sittenverbesserung machte keine Fortschritte [27]). Daher auch seit dem Aufstande zu Oporto ein Gesetz bekannt gemacht wurde, welches jeden Widerstand gegen die königlichen Verordnungen für ein Majestätsverbrechen erklärte. Hinrichtungen und Einkerkerungen nahmen sonach kein Ende, die Gefängnisse blieben stets angefüllt und die Zahl der Verbannten, Eingesperrten und Hingerichteten wuchs außerordentlich stark an. Außer der Inquisition wirkte in diesem peinlichen Verfahren noch das berüchtigte Inconfidenzgericht, das seit seiner Gründung zu Ende 1758 in voller Thätigkeit blieb und großes Unheil in Familien, unter Freunden und Verwandten verursachte [28]). Die natürliche Folge von dieser seltenen Härte war, daß sich Carvalho nie ohne Leibwache, die ihm seit Entdeckung jener Verschwörung gegen den Monarchen zugestanden worden war, außerhalb seines Hauses sehen lassen durfte. Auch der zaghafte König, der zwar mit aller erdenklichen Vorsicht in Acht genommen wurde, ließ den Gedanken an neue Mordversuche niemals wieder fahren, sondern seine Furcht steigerte sich von Jahr zu Jahr durch absichtlich genährten und oft gemisbrauchten Argwohn [29]). Ganz grundlos waren jedoch die Besorg-

---

glauben könnte. Er ließ immer noch viele solche unnöthige Feste und Gebräuche, sodaß sich die Ausländer in ihren Reiseberichten äußerst tadelnd darüber aussprechen; ja Gegner Carvalho's haben in von Murr's Journale gradezu behauptet, derselbe habe nicht einen einzigen Festtag abgeschafft.

25) Die Kreuzbulle hatte König Philipp II. von Spanien von Gregor XIV. 1591 bekommen, angeblich zur Erhaltung der portugiesischen Festungen in Afrika. Er führte sie ein, und seine Nachfolger ließen sie alle drei Jahre erneuern; aus Misbrauch erhielt ihre Kraft eine willkürliche Ausdehnung. Heinze, Europäische Staatskunde. I. 350. 26) Unter neuen Christen verstand man in Portugal die Nachkommen von bekehrten Mauren und Juden, sowie von Ketzern; unter alten aber solche, deren Vorfahren unbescholtene Christen gewesen waren.

27) Seit dem großen Erdbeben 1755 bestand ein Gesetz, das Jedem, der Leute anzeigte, welche von der Regierung oder den Ministerialbeamten schlecht gesprochen hatten, eine ansehnliche Belohnung zusicherte. 28) Zu seiner Entschuldigung wegen dieser Grausamkeit sagte Carvalho dem Herzoge von Chatelet, der ihn in seiner Verbannung zu Pombal besuchte: „War ich grausam, so gebot die Nothwendigkeit, hart zu strafen. Kündigte ich des Königs Befehle an, und man verschmähte es, ihnen zu gehorchen, so mußte man dann zur Gewalt schreiten. Gefängnisse und Kerker waren die einzigen Mittel, dieses verblendete und unwissende Volk zu bändigen." Das Hauptgefängniß für die Staatsverbrecher befand sich in der kleinen Festung Junqueira, eine Stunde weit von Lissabon. Eine gute Beschreibung davon liefert nebst belehrenden Nachrichten über die vornehmsten Gefangenen daselbst, folgendes Büchelchen: Des Herrn Marquis Johann von Alorna Beschreibung der Gefängnisse von Junqueira in Portugal u. s. w. Teutsch von Eckart und herausgegeben von Murr. (Nürnberg 1803.) 29) Daß damit öffentlich Misbrauch getrieben wurde, beweist unter An-

nisse keineswegs, zumal da er am 3. December 1769 auf der Jagd bei Villaviçosa, wo er sich von seinem Gefolge abgesondert hatte, von einem abgedankten Artilleristen meuchlerisch angefallen und nur erst durch herbeigeeilte Hilfe aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr gerettet wurde. Da artete freilich seine Unruhe in ein so übermäßiges Mistrauen aus, daß er die Zahl der wöchentlichen Audienzen sehr beschränkte, und wenn er deren zu geben genöthigt war, so schloß er sich am Ende des Audienzsaales auf einer erhöhten Stelle ein und hörte seine Unterthanen in gewisser Entfernung durch ein Gitter an oder reichte ihnen auch von da aus die Hand zum Küssen. Diese übertriebene Ängstlichkeit erhielt bald ihren Spott und man pflegte von einer Audienz im Schlosse zu sagen: Laßt uns gehen und den König in seinem Käfig sehen! In der Regel wurden nur Solchen Audienzen zugestanden, welchen es der Minister erlaubt hatte. Es war sonach kein Wunder, wenn reisende Ausländer ausprengten, daß Joseph in den drei letzten Jahren seines Lebens Niemanden mehr vor sich gelassen habe. Gewiß ist, ausländische Söldner dienten zur Bewachung seiner Wohnung und auch in der Hofküche wurde das Personal verändert. Der Infant Peter, der seines Bruders Mistrauen bald wahrgenommen hatte, ging ihm nicht von der Seite, begleitete ihn auf allen Spaziergängen, wohnte mit seiner Familie bei ihm in einem engen Schlosse und suchte ihm jeglichen Argwohn zu entreißen. Dies gelang aber nicht; König Joseph wurde vielmehr selbst gegen seinen Bruder mistrauisch, überraschte ihn oft in seinem Cabinete, in der Absicht, etwa eine verdächtige Person dort anzutreffen, und häufig kehrte er wieder, auch seine Papiere und Bücher zu untersuchen, obschon sich der Infant immer bemüht haben soll, jenen von seiner unveränderlichen Liebe und Treue zu überzeugen. Die natürlichen Brüder des Königs, Anton, Kaspar und Joseph, die als legitimirte Söhne Johann's V. den Namen Braganza führten, waren als Misvergnügte nach und nach vom Hofe entfernt worden [30]). Don Joseph, der Großinquisitor war, weigerte sich einst unter dem Beistande Don Anton's, dem Buche de potestate regia in ecclesiasticos das verlangte Imprimatur zu geben, so standhaft und verletzend, daß Beide sofort in ein entlegenes Gefängniß, welches sie im Karmeliterkloster Bossaco erhielten, verwiesen wurden. Das erledigte Großinquisitoriat bekam ein Bruder des Ministers Carvalho. Don Kaspar, Erzbischof von Braga, war zwar vorsichtiger, wagte aber doch nicht aus dem Bereiche seines Erzstiftes zu treten, da er stets auch Gefangenschaft befürchtete. Ein vierter legitimirter Infant von Braganza, Don Johann, der natürliche Sohn vom Infanten Franz, dem Oheime Joseph's, wurde zeitig aus dem Lande gejagt, wenn er nicht aus Vorsicht freiwillig auf Reisen gegangen war, um seine bedrohte Freiheit zu bewahren. Er nahm zuletzt Dienste in Österreich und kehrte erst nach Pombal's, seines Feindes, Sturze in die Heimath zurück. Die Königin Maria Franziska nahm alle diese Prinzen bei ihrer Thronbesteigung wieder zu Gnaden und Ehren an. Die übrigen rechtmäßigen Verwandten des Königs männlichen Geschlechts waren in den ersten Jahren seiner Regierung gestorben und somit gewiß manchem Ungemache entgangen, das sie sonst erwartet haben würde.

Der furchtsame König blieb gegen seinen gewaltigen Günstling gleichwol nicht unerkenntlich, obschon viele von den Unternehmungen desselben seinen und seiner Familie Beifall nicht fanden. Am 6. Juni 1759 ernannte er den Minister zum Grafen von Oeyras, den 17. Sept. 1770 zum Marquis von Pombal und außer manchen leiblichen Vortheilen, die ihm seine Gunst zuwandte, zeichnete er ihn zuletzt noch mit der Ehre aus, daß sein Brustbild von Marmor am Fußgestelle der bronzenen Reiterstatue des Königs angebracht wurde. Diese Bildsäule enthüllten am 6. Juni 1775 der Minister Pombal und sein ältester Sohn feierlich und mit großem Gepränge. Sie steht auf dem großen Handelsplatze zu Lissabon. Joseph sitzt geharnischt zu Pferde und durchbohrt mit einer Lanze den Kopf eines Drachen, womit die Verschwörung gegen sein Leben angedeutet sein soll. Ein hölzernes, stark vergoldetes Geländer umgab das Denkmal. Nach Joseph's Tode wollte der aufgereizte Pöbel Pombal's Medaillon am Standbilde nicht mehr dulden: er warf mit Steinen und Koth darnach und drohte, die ganze Bildsäule umzuwerfen. Man zog schleunigst Wachen davor, und in einer Nacht wurde das Medaillon auf Befehl der Königin wieder herausgehauen und ein anderes hineingebracht, das ein segelndes Schiff, das Wappen der Stadt Lissabon, vorstellte. Auch wurden in der Inschrift die Pombal betreffenden Worte wieder ausgelöscht [31]).

Was die Politik des Königs nach Außen betrifft, so suchte sein Minister das gesunkene Ansehen des portugiesischen Staates wieder zu heben. Mit den nordischen Mächten wurden Handelsverträge abgeschlossen, die aber von den trägen Portugiesen wenig benutzt wurden. Es fehlte ihnen überdies noch, wie dem ganzen Staate, an Mitteln, dem verfallenen Handel einen nachdrücklichen Aufschwung nach allen Richtungen hin zu geben. Gegen England, das Portugal in gewisser Abhängigkeit oder doch in einer Art von schuldiger Verbindlichkeit zu er-

derm das ausgestreute Gerücht, der Minister habe die Bande fremder Maulthiertreiber, welche sich 1767 auf portugiesischem Boden blicken ließ, für verkleidete Jesuiten angesehen, die nach dem Leben des Königs trachten wollten.

30) Anton war den 1. Oct. 1713, Kaspar den 8. Oct. 1716 († 1789) und Joseph den 8. Sept. 1720 geboren worden. Der Erste und Letzte lebten noch zu Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts.

31) Die Inschrift am Sockel des Standbildes lautet in goldenen Buchstaben: Senatus Populusque Vlyssiponensis Josepho I., Regi Fidelissimo, Augusto, Pio, Patri Patriae, novae urbis aedificatori, in perpetuae gratitudinis monumentum, *adiuvante Marchione Pombalio*, Equestrem hanc statuam, ex aere fusam, erigi curavit. Übrigens wurde auch zum Andenken dieser Bildsäule zur Zeit ihrer Aufstellung eine Medaille geschlagen, welche auf der einen Seite die Reiterstatue mit der Inschrift Magnanimo Restauratori, auf der andern die Stadt Lissabon in einer gekrönten, mit Baukünstlern und Kriegern umgebenen weiblichen Gestalt darstellt und zur Umschrift die Worte hat: Post fata resurgens.

halten wußte, zeigte Pombal zwar bei verschiedenen Gelegenheiten große Kraft, ließ es aber nie mit dieser Seemacht zu einem Bruche kommen. Gegen die Bourbonischen Höfe verrieth er gewöhnlich große Abneigung aus begründeter Vorsicht. Die Spanier waren in ganz Portugal verhaßt. Die Anhänglichkeit der Königin an ihre Geschwister zu Madrid milderte die Erbitterung und erleichterte auch zu Zeiten die wechselseitige Annäherung beider Höfe. In Madrid und zu Paris faßte man den Plan, Portugal in einen Familienverband zu bringen und von England gänzlich zu trennen, besonders als jene beiden Höfe in Krieg mit dieser Seemacht verwickelt waren. Als nun im August 1761 König Karl III. von Spanien sich mit Frankreich durch den bekannten Familienvertrag eng verbunden hatte, beschlossen die Spanier und Franzosen mit Portugal gemeinschaftliche Sache gegen die Engländer zu machen. Der König von Spanien wies in einem Briefe an Joseph die militairische Ohnmacht Portugals nach, und erbot sich zum Beistande gegen England, wenn dieses den Abfall rächen würde. Pombal hielt die Unterhandlungen hin, als aber die französischen und spanischen Botschafter plötzlich mit Drohungen verlangten, der König solle seiner Verbindung mit England entsagen, ihm seine Häfen verschließen und seine Truppen mit den Spaniern und Franzosen vereinen, da erklärte der gereizte Minister, dem man keine lange Bedenkzeit zugestand: eher werde sein König die Dachsteine von seinem Palaste verkaufen, als solche erniedrigende Bedingungen eingehen. Die schnelle Abreise der Gesandten war die Kriegserklärung. Im Mai 1762 rückte wirklich ein spanisches Heer von 40,000 Mann ins portugiesische Gebiet und besetzte die Provinz Tras los Montes. Die Engländer rissen nun, als getreue Bundesgenossen, die Portugiesen aus der größten Verlegenheit.

Bisher war zwar versucht worden, das portugiesische Heer in eine bessere Verfassung zu bringen; allein die pfäffische und mönchische Disciplin, an welche das Volk gewöhnt war, hatte in demselben allen kriegerischen Geist unterdrückt, und die Truppen waren soweit herabgekommen, daß sie Baretti, der sie 1759 sah, in Übereinstimmung mit andern Reisenden, mit einer Bande von Zigeunern, Bettlern oder Räubern vergleichen konnte. Ihr Generalfeldmarschall war der heilige Anton von Padua, der Schutzpatron Portugals. Viele Officierstellen in der Armee waren erledigt geblieben, weil man seit der Verschwörung gegen des Königs Leben für vorsichtig hielt, keine Beförderungen vorzunehmen, wenngleich das Heer keinen Verdacht der Meuterei erweckt hatte. Jetzt aber, da der Krieg mit Spanien ausbrach, mußte das zerlumpte Gesindel zur Vertheidigung des Vaterlandes organisirt werden. England sandte sogleich, als die Gefahr hereinbrach, den alten Lord Tirawley, einen geborenen Irländer und gewesenen Liebling Königs Johann V., nach Lissabon, um die Mittel zu erforschen und zu verabreden, mit welchen dem bedrängten Königreiche geholfen werden könnte. Der Lord, von jeher gegen die Portugiesen nicht ohne Unrecht eingenommen, zerfiel bald mit dem Marquis von Pombal in seinen Berathungen wegen der Kriegsrüstungen und verließ den Hof unter dem Vorwande, die Bäder in Cintra zu gebrauchen. Am 29. Juli 1762 schiffte er sich wieder nach England ein, ohne an den Vertheidigungsanstalten persönlichen Antheil genommen zu haben. Zuvor aber waren 6000 und etliche hundert Mann englische Hilfstruppen gelandet, und zur Überleitung des Kriegswesens hatte der britische Hof den sehr erfahrenen Grafen Friedrich Wilhelm Ernst von Lippe-Bückeburg, der sich im siebenjährigen Kriege unter den Preußen vorzüglich ausgebildet und ausgezeichnet hatte, empfohlen. Dieser Graf, gewöhnlich Wilhelm von Bückeburg geheißen, kam am 16. Juli gedachten Jahres in Portugal an und bezog für einige Tage in der Nachbarschaft von Belem zu Petrousa ein Haus, das der König Joseph zu seinem Empfange hatte zubereiten lassen. Der heilige Anton mußte nun zurücktreten und einem Ketzer aus Teutschland Platz machen[32]). Graf Wilhelm erhielt die Bestallung eines Generalfeldmarschalls mit 20,000 Cruſaden, welchen Gehalt er aber, wie sein treuer Gefährte von Junck versichert, wieder zurücksandte, sondern nur Geschenke von Diamanten und Gold annahm. Der König übergab ihm unbeschränkte Vollmacht in den Kriegsangelegenheiten und ertheilte ihm, wie einem Reichsfürsten, noch den Titel Alteza (Hoheit), was in Portugal, wegen der bekannten Eifersucht auf äußere Ehre, sehr viel sagen will. Der Graf ging nun zum Heere ab, das 16,590 Mann stark, wenn nicht in geringerer Anzahl, bei Tomar und Castelbranco stand. Der den Grafen begleitende Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz erhielt nicht das Artillerieweſen unter seine Leitung, wie früherhin und noch neuerdings behauptet worden ist, sondern ein Dragonerregiment mit dem Titel eines Generalmajors. Das englische Hilfsheer führte der General Loudhon. Der Graf von der Lippe fand die portugiesischen Truppen in dem jammervollsten Zustande, schlecht gekleidet, mit unbrauchbaren Waffen versehen, ohne Sold, Übung, Zucht und Ordnung. Den Officieren fehlte es an Kenntnissen; die Meisten von ihnen, bis zum Hauptmanne und Major hinauf, waren Bediente oder Kutscher bei dem hohen Adel gewesen. Der Graf drang zuerst darauf, daß die Truppen vier Monate rückständigen Sold bekamen und jeden Monat auf die Dauer des Krieges pünktlich befriedigt,

32) Dieser Heilige, ein Portugiese von Geburt (s. den Art. über ihn), war unter König Peter II. im Jahre 1706 zum Generalfeldmarschall erhoben worden, grade als Portugal in Krieg mit Spanien und Frankreich verwickelt war und das portugiesische Heer einen tüchtigen Heerführer bedurfte; man konnte keinen finden, da schlug man diesen Heiligen dazu vor, und als seine hölzerne Bildsäule in sehr kurzer Zeit den Kriegsdienst von Unten hinauf in allen Graden verrichtet hatte, erhielt er obige Bestallung mit dem mäßigen Gehalte von 150 Dukaten. Dieses Sümmchen brachten die Könige von Portugal selbst alljährlich in einem rothsammtenen Beutel ihm dar und legten es in seiner Kapelle ehrerbietig nieder. Sein Bild wurde als commandirender Obergeneral der Armee in einer Sänfte vorgetragen, und als eine feindliche Kanonenkugel ihm einst den Kopf weggenommen hatte, riß eine solche Bestürzung im Heere ein, daß die allgemeine Flucht nicht aufgehalten werden konnte. Der Heilige bekam einen neuen Kopf und blieb fortan Generalissimus.

und daß die Officiere, die sich ihres Standes unwürdig betrugen, oder für den Dienst nicht brauchbar waren, sofort weggejagt wurden. Engländer und andere Fremde wurden an ihre Stellen gesetzt; indessen blieben vorläufig noch genug unnütze Subjecte im Dienste, weil nicht sogleich andere Tauglichere zur Hand waren, die ihre Stellen hätten einnehmen können. Zur Bespannung der Artillerie mußten, da es an Pferden mangelte, der König, der Patriarch und der Minister ihre Maulthiere und Knechte aus ihren Ställen hergeben; als aber die Artilleristen schießen sollten, zeigten sie solche Ungeschicklichkeit, daß kein Schuß gethan werden konnte. Engländer wurden herbeigeholt, um den Portugiesen die Bedienung des Geschützes zu lehren. Gleichwol blieb immer große Unordnung in diesen Dingen, so lange die höheren Officierstellen noch mit trägen, vorurtheilsvollen und unwissenden Leuten besetzt waren. Ein Artilleriepark hatte seinen Marsch einst eingestellt, weil ein Knecht desselben krank geworden war. Der Commandant zu Abrantes bekam Prügel vom Adjutanten des Grafen von Bückeburg, weil er das Geschütz dieser Festung nicht zu gebrauchen verstand, und als sich der Graf selbst auch davon überzeugte, erhielt er auf der Stelle seine Entlassung. Bei Anlegung eines großen Magazins wurde Graf Wilhelm von einem portugiesischen Befehlshaber so schlecht unterstützt, daß er sich nicht enthalten konnte, denselben zu prügeln und dazu noch die Treppe hinabzuwerfen. Es fehlte auch an guten Karten und an tüchtigen Ingenieurs, die mit dem Lande genau bekannt waren.

Nachdem sich der Graf von Allem mühsam unterrichtet und in der kurzen Zeit einige Verbesserungen gemacht hatte, wollte er die Belagerung Almeida's durch die Spanier erschweren, oder verhindern, obschon seine Truppen noch nicht fähig waren, jenen unter die Augen geführt zu werden. Am 25. August ging Almeida an die Spanier verloren, nachdem diese von den tapfern Gebirgsbewohnern der Provinz Tras los Montes unter geschickter Leitung englischer Officiere von dort vertrieben worden waren. Die Unwissenheit und Fahrlässigkeit der Spanier aber, und Hunger und Krankheiten derselben, wie die Hitze des Sommers, halfen den Portugiesen den Feldzug erleichtern. Ferner wußte die Geschicklichkeit des Grafen Wilhelm die Spanier, ohne von ihnen angegriffen zu werden, durch Märsche so zu ermüden, daß diese sich Ende Octobers aus dem Lande zurückzogen. Den Grafen unterstützte in diesem kurzen glorreichen Feldzuge der General Bourgoyne aufs Trefflichste, indem er seine Aufträge meisterhaft ausführte. Er überfiel die Spanier mit Erfolg und deckte die Provinz Alemtejo. Außerdem wirkte auch zur Rettung Portugals noch eine englische Flotte mit. Der plötzliche, und man sagt durch Pombal's List, wenn nicht durch Vermittelung der Königin von Portugal geschlossene, Friede vom 10. Febr. 1763 rettete aus aller Verlegenheit, und der Graf von Bückeburg benutzte nun die erhaltene Ruhe, das portugiesische Heer vollends auf preußischen Fuß zu bringen. Er brachte Ehrgefühl unter die Truppen, indem er das Duell gesetzlich einführte und auf pünktliche Zahlung der Löhnung drang, damit die Officiere und Soldaten weder betteln, noch sonst einen Nebenerwerb treiben durften, wie's bisher unter ihnen üblich gewesen war. Er schrieb dem Heere überhaupt neue Gesetze vor, und ließ überall tüchtige, gediente Leute anwerben, um mit ihnen die Portugiesen einzuüben. Sein Ruf lockte viele französische und teutsche Officiere herbei, die doppelten Sold bekamen. Auf diese Weise organisirte er 32 Regimenter zu Fuß und 12 zu Pferde, d. h. 32,000 Mann[33]), und als er 1764 reich beschenkt seinen Abschied nahm, trat Pombal selbst in seine Würde als Generalissimus ein und ließ den heiligen Antonius nur zum Scheine noch bei seiner Charge, um des Hofes und Volkes Frömmigkeit zu schonen. Zwar verfiel das Kriegswesen wieder, wenngleich der Minister mit seiner gewohnten Strenge gegen Officiere und einzelne Soldaten, ja gegen ganze Regimenter wegen Disciplinarvergehen wüthete[34]); doch blieben immer noch Spuren von den Schöpfungen des Grafen Wilhelm im Heere zurück, auch dann noch, als die Pfaffen und Finsterniß wieder zur Herrschaft gelangt waren.

Jener Friede im Februar 1763 zwischen Spanien und Portugal gab dem letztern Reiche alle die verlorenen Verluste zurück, wozu auch die südamerikanische Colonie del Sagramento gehörte, welche die Spanier beim Ausbruche des Kriegs in Europa erobert hatten, da der Tausch durch den Krieg mit den Jesuiten in Paraguay und ihren Indianern bisher verzögert oder sicherlich doch von Portugal, das man auf die Nachtheile des frühern Vertrags aufmerksam gemacht hatte, verschoben worden war. Gleichwol setzten die Spanier, da sie aus den Eroberungen nicht weichen wöllten und sich auf leere Ausflüchte beriefen, die Streitigkeiten mit den Portugiesen dort fort. Verschiedene Versuche zur Beruhigung beider Kronen wurden zwar gemacht; allein da sie Nichts bewirkten, bot der König Joseph durch seinen Minister 1766 dem Hofe zu Madrid, als dort ein Aufruhr ausgebrochen war, seinen Beistand an. Man nahm den guten Willen dankbar an und die Streitigkeiten in Brasilien wurden sechs Jahre lang eingestellt. Mittlerweile wollte Pombal, erzählen Chatelet und Andere, des Königs Enkel, den Prinzen von Beira, mit einer französischen Prinzessin, Elisabeth Philippine, Schwester Ludwig's XVI., vermählen, um die Bourbonischen Höfe mit dem portugiesischen enger an einander zu bringen und der Engländer großen Einfluß, den man schmählich nannte, allmälig zu zerstören; da aber Frankreich verlangte, daß die Prinzessin Maria Franziska von Brasilien zu Gunsten ihres ältesten Sohnes dem Throne entsagen sollte, diese aber nicht dazu zu bewegen war, weil sie von ihrer Mutter, welcher der

33) s. Die Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe von Schmalz (Hanover 1783) und Schlözer's Briefwechsel vom Jahre 1782. 55. Heft. Chatelet spricht auch von einer Landmiliz, 100,000 Mann stark, die seit 1762 wesentliche Verbesserungen erhalten habe. 34) So cassirte er im September 1765 ein ganzes Regiment, die Gemeinen wurden verabschiedet, die vornehmsten Officiere verhaftet und der Oberst erschossen. Im Jahre 1774 nahm er eine neue Reform bei den Truppen vor, die Viele unglücklich machte.

Staatssecretair Seabra da Silva dieses Geheimniß zeitig verrathen hatte, ernstlich gewarnt worden war, so wurde der Plan vereitelt und der Verräther mußte mit Verhaftung und bald darauf mit der Verbannung nach Angola büßen. Nun brachen 1774 die Feindseligkeiten in Brasilien wieder aus und erreichten einen solchen Grad von Erbitterung, daß auch in Europa der Krieg zwischen beiden Mutterstaaten wieder auszubrechen drohte. Der Marquis von Pombal unternahm 1776 unter dem Beistande des Engländers Macleau gewaltige Rüstungen: die Landmacht wurde zur Stärke von 36,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, die Flotte auf 12 Linienschiffe mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Fregatten und andern Fahrzeugen gebracht [35]). Inzwischen erkrankte König Joseph gefährlich, kein Bad, keine Veränderung der Luft, kein Versuch der Heilkunst half dem Übel ab. Der Tod des Cardinalpatriarchen Franz von Saldanha, den Joseph liebte, verschlimmerte die Krankheit. Hierzu gesellte sich am 12. November ein Schlagfluß, der ihn der Sprache auf immer beraubte; doch behielt er seine Besinnung und bekümmerte sich noch fortwährend um die Staatsgeschäfte. Zur Mittheilung bediente er sich eines Bleistiftes, mit dem er seinen Willen niederschrieb. Endlich übertrug er am 29. November die Regentschaft seiner Gemahlin Maria Anna Victoria in einem Decrete, das am 4. December bekannt gemacht wurde. Dieser Schritt untergrub Pombal's Macht und bereitete seinen Sturz vor. Die Königin verbot den Ärzten bei Verlust ihres Lebens, dem Marquis den wahren Krankheitszustand ihres Gemahls zu entdecken, vielmehr zu sagen, daß derselbe noch lange leben könne. Dadurch wurden nun des Ministers Bemühungen, den Prinzen von Beira nach des Königs Tode auf den Thron zu bringen, gänzlich vereitelt und der Anfang zu den alten Verkehrtheiten wieder gemacht. Am 4. Februar 1777 rührte den König von Neuem der Schlag, welcher das Übel verschlimmerte. Am 20. Febr. eröffnete er seiner Gattin den Plan, seinen Enkel Joseph Franz Xaver mit seiner jüngsten Tochter Maria Franziska Benedicta zu verheirathen, wozu die päpstliche Dispensation schon in seinen Händen gewesen sein soll. Diese Infantin wird von reisenden Ausländern, welche sie kennen lernten, als schön, wohlerzogen und talentvoll geschildert. Sie war den 25. Juli 1746 geboren und späterhin dem Kaiser Joseph II., als er Witwer geworden, zur Ehe vorgeschlagen, aber nicht angenommen worden. Ihr Neffe, der Prinz von Beira, den 21. August 1761 geboren, wurde nun den 21. Februar 1777, also zwei Tage vor des Königs Tode, mit ihr feierlich vermählt, wenn nicht erst verlobt, da Einige die Hochzeit erst am folgenden 27. April folgen lassen. Am 23. Februar [36]) starb König Joseph ohne großes Bedauern der Seinen und seines Volks. Mit großen Feierlichkeiten ward sein Leichnam in die Gruft der Könige aus dem Hause Braganza, d. h. ins Kloster San Vincente de Fóra, welches den regulirten Chorherren des heiligen Augustin gehörte, gebracht. Seine älteste Tochter Maria Franziska bestieg den Thron und den 4. März erhielt Pombal schon seinen Abschied, damit die alte Verwirrung im Reiche so schnell als möglich und ungehemmt wieder freien Platz gewinnen konnte. Die natürlichen Brüder und Vettern des Verstorbenen kamen zu ihrem vorigen Ansehen, die Kerker wurden geöffnet und die Verbannungsdecrete aufgehoben. Auf diese Weise erhielten ungefähr 800 Menschen ihre Freiheit wieder [37]), da doch eine Commission ermittelt haben wollte, daß 9640 Personen unter Joseph's Regierung theils hingerichtet, theils eingekerkert, theils in die außereuropäischen Besitzungen verwiesen worden waren, von welchen man überhaupt 3970 für ganz unschuldig hielt. Freilich sparte die große Menge von Feinden des Ministers keine Mühe, denselben so verhaßt als möglich zu machen und das Gute, was er gestiftet, zu verunglimpfen. Obschon ganz entgegengesetzte Grundsätze fast in Allem, selbst im Bauplane der Stadt Lissabon, wieder Platz gewonnen hatten und Pombal in scharfe Verhöre genommen wurde, so war es doch schwer, dem alten Löwen beizukommen.

Er hatte Alles mit königlicher Genehmigung beschlossen und vollbracht, und die Reichthümer, die er besaß, waren entweder aus Familienerbschaften oder aus königlicher Freigebigkeit mit vollem Rechte ihm zugeflossen. Mag er auch hier und da seine große Gewalt durch Eigennutz befleckt haben, so bleibt doch unbestritten, daß er den Staatsschatz, der früher immer leer gewesen war, stets angefüllt hatte, und daß derselbe nach Joseph's Tode eine Summe von 48 Millionen Cruſaden und die Zehntencasse einen Vorrath von 30 Millionen aufweisen konnte, ungeachtet aus demselben die kostspieligen Kriege in Paraguay und Portugal, die Kosten zur Erlangung des päpstlichen Breves für die Reform der Jesuiten und endlich zur Verjagung dieser Gesellschaft selbst bestritten worden waren, des Baues der öffentlichen Gebäude zu geschweigen, welche nach der Zerstörung durch das furchtbare Erdbeben wieder aufgeführt werden mußten. Möglich ist indessen, daß hierbei die eingezogenen Jesuitengüter und manche ansehnliche Einkünfte aufgehobener Klöster einen nicht geringen Zuschuß hergaben. Ein großes Verdienst war, daß Pombal ein neues Finanzbureau unter seiner Leitung herstellte, strenge Rechnungsbücher einführen ließ, die er mit dem Könige alle Wochen durchsah und berichtigte, das Einnahme- und Ausgabesystem vereinfachte, eine Menge unnützer Beamten (nur nicht 22,000 Schreiber, wie mehrfach versichert wird) abschaffte, unverdiente Pensionen einzog, die Ver-

35) Vgl. die Archives littéraires de l'Europe. XI. 158. während andere Nachrichten bei Sprengel die Landmacht zu 56,000 Mann angeben. 36) Dieses Datum haben der italienische Biograph Pombal's und seine beiden Übersetzer, der unbekannte Franzose und der Teutsche, Jagemann nebst von Murr in des Marquis von Alorna weiter vorn angeführten Beschreibung der Gefängnisse zu Junqueira und von Olfers; alle übrige, so Viele von ihnen den Todestag des Königs angeben, nehmen den 24. Febr. dafür an und scheinen sich auf die Historia persecutionis S. J. etc. zu berufen.

37) Manche geben die Zahl der Geretteten zu 2000 an, wie Dalrymples; die gewöhnlichere Angabe aber ist 800. Nach den Nachrichten bei von Murr kamen nach Joseph's Tode allein gegen 900 Geistliche und Mönche aus den Gefängnissen wieder zu ihrer vorigen Freiheit.

schwendung der königlichen Domainen hemmte, und sonst, wo er nur konnte, Ersparnisse machte, obschon hier und da drückende Abgaben vermindert wurden. Gleich ersprießlich wirkte die Beschränkung der Gewalt, welche die obersten Beamten in den Colonien ausübten, sowie die Aufhebung des Titels Vicekönig daselbst. Wenn aber der König Joseph sein Hofgesinde Jahre lang nicht bezahlte und darum bei seinem Tode beträchtliche Schulden hinterließ, so lag wol an ihm die Schuld allein, da er so wenig Sinn für Wirthschaftlichkeit hatte; dagegen wendet man noch ein, daß Pombal Scharen von Hofgesinde, welches unter allerlei Vorwänden des Staates Kräfte verschlang, fortgejagt und dadurch neue Ersparnisse gewonnen habe. Ob er aber früherhin die Vermählung der Prinzessin von Brasilien mit dem Herzoge von Cumberland, welcher der Beichtvater Joseph's kräftig entgegengetreten wäre, betrieben habe, wie Einige erzählen, bleibt eine unverbürgte, ja unwahrscheinliche Sage [38]); hingegen vereitelte er die von der Königin durch den Staatssecretair Mendoza beförderte Heirath derselben Infantin mit dem spanischen Infanten Don Ludwig. Man hoffte den König, der abgeneigt war, zu überlisten, Pombal aber warnte ihn vor den schlimmen Folgen, welche dieses Ehebündniß durch Spanien über Portugal hereinziehen würde, und Mendoza wurde 1756 seines Amtes entsetzt, mit Kerker und Verbannung bestraft. Von den ehelichen Kindern Königs Joseph — außereheliche scheint er nicht gezeugt zu haben, da deren nirgends gedacht wird — ist noch beizubringen, daß er durch Maria Anna Victoria, die mehrmals Fehlgeburten ausgestanden hatte, Vater von folgenden vier Töchtern geworden war: 1) Von der ältesten, Maria Franziska Isabelle, die den 17. December 1734 geboren war, ist schon mehrmals die Rede gewesen; sie folgte ihrem Vater auf dem Throne, verlor den 25. Mai 1786 ihren schon längst kränkelnden Gemahl, den Infanten Peter III. (geb. den 5. Juli 1717), der ein stiller, andächtiger und finsterer Fürst war, wurde wahnsinnig und starb den 20. März 1816. Auf die Stiftung dieser Ehe, welche unter uns noch jetzt manchem harten Tadel ausgesetzt ist, wurde ein großes Gewicht gelegt, insofern die Infantin durch sie erst thronfolgefähig geworden, die Reichsgesetze unverletzt geblieben und die Furcht benommen worden war, daß die Prinzessin, mit einem Ausländer, besonders mit einem verhaßten Spanier verheirathet, Unruhen und Blutvergießen im Innern des Reiches hätte erwecken können. 2) Maria Anna Franziska, schlechthin Maria Anna genannt, geboren den 7. October 1736, liebte das Mönchthum, erbaute nach ihres Vaters Tode ein prächtiges Kloster zur heiligen Clara und starb 1811 ledigen Standes in Brasilien. 3) Maria Dorothea Franziska, geboren den 21. September 1739, blieb ledig und starb an einer langwierigen Krankheit am 14. Januar 1771. 4) Maria Franziska Benedicte wurde, wie schon erwähnt, mit ihrem Schwestersohne, dem Prinzen von Beira (nachmals von Brasilien), vermählt, und seit dem 11. September 1788 Witwe blieb sie ledig und starb um's Jahr 1829. Die Königin-Witwe reiste bald nach ihres Gemahls Tode zu ihrem Bruder, dem Könige Karl III. von Spanien, um den zwischen beiden Höfen herrschenden Unfrieden beizulegen. Sie machte sich durch Stolz und Launen, wie Bourgoing, der sie damals persönlich kennen lernte, versichert, eben nicht beliebt, hob aber gleichwol die Schwierigkeiten, die der vollen Aussöhnung entgegenstanden, und kehrte nach Ablaufe eines Jahres vollkommen befriedigt wieder nach Portugal zurück. Sie starb, gleichfalls ohne Theilnahme, den 7. Januar 1781 [39]) zu Lissabon und wurde fast zwei Jahre nach ihrem Tode erst beerdigt und zwar nicht neben ihrem Gemahle, sondern in die Eremitenkirche S. Paulo, wo ein neues Begräbniß errichtet worden war [40]). (*B. Röse.*)

38) Der Marschall von Belle-Isle glaubte daran, wenn er in seinem testament politique (1762) S. 108 sagt: Bekanntlich hat sich der Herzog von Cumberland geschmeichelt, König von Portugal zu werden, wenn er die Prinzessin von Brasilien heirathen würde. Ich zweifle nicht, daß er's durchgesetzt haben würde, wenn sich nicht die jesuitischen Beichtväter der königlichen Familie widersetzt hätten. Die neuen genealogisch-historischen Nachrichten I, 131 lassen diese Kronprinzessin schon seit 1750 dem Infanten Peter III. bestimmt sein.

39) Nach Voigtel; die Königin Mathilde von Dänemark setzt ihren Tod irriger Weise grade um ein Jahr früher, während von Murr in seinem Journale zur Kunstgeschichte XII, 281 den 15. Jan. 1781 dafür angibt. 40) Benutzt wurden noch Jagemann's Leben Sebastian Joseph's von Carvalho und Melo u. s. w. 1782. 2 Bände nebst den Mémoires du Marquis de Pombal. 1784. 4 Bände. (Beide Werke sind Übersetzungen der Vita di Sebast. Giusep. di Carvalho e Melo etc. in 5 Octavbänden, von einem ungenannten tüchtigen Gegner dieses Ministers.) Hiermit wurde verglichen die Historia persecutionis Societatis Jesu in Lusitania, von einem teutschen Jesuiten, der in Portugal lebte, den 28. Febr. 1759 dort eingesperrt wurde, nach Pombal's Sturze erst seine Freiheit wieder erhielt und dann in seine Heimath zurückging. Diese Schrift findet sich in von Murr's Journal zur Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur. VII.—IX. Bd. Außerdem wurden noch die Notizen über Portugal in demselben Journale vom IV.—XIV. Bande zu Rathe gezogen, ferner *Rabbe*, Résumé de l'histoire de Portugal, Seidel's neueste Geschichte von Europa. I. Bd., von Junck's Einleitung zu seiner portugiesischen Grammatik, Dessen Nachrichten über Pombal und Portugal im historischen Portefeuille 1783. 1. u. 2. Band; Costigan's Skizzen der Sitten und des gesellschaftlichen Lebens in Portugal, aus dem Englischen, 2 Theile; die Briefe über Portugal u. s. w., aus dem Französischen herausgegeben von M. Chr. Sprengel 1782 (das Original erschien 1777 zu London in englischer Sprache); des Herzogs von Chatelet Reise in Portugal, mit Anmerkungen von Bourgoing, Teutsch 1799; Dalrymple, Reisen durch Spanien und Portugal, Teutsch 1778; Murphy's Reisen durch Portugal, Teutsch von Sprengel 1796; Nachrichten vom portugiesischen Hofe u. s. w., aus dem Englischen 1768; die wirkliche Verfassung des Königreichs Portugall im Jahre 1766, aus dem Französischen 1778 (der Verfasser ist der bekannte General Dumouriez; sein Name aber wurde erst 1797 bei der zweiten vermehrten Ausgabe des Originals genannt) und Schloffer's Geschichte des 18. Jahrhunderts u. s. w. 3. Bd. 1. Abth. mit von Olfers, Mordversuch gegen König Joseph von Portugal am 3. Sept. 1758 in den philologischen und historischen Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1838. S. 273—386, und mehren Bänden der Neuen genealogisch-historischen Nachrichten. In Hoff's kurzen Biographien, 3. Theil, findet sich zwar auch eine Lebensbeschreibung Königs Joseph, ihr fehlt aber alles Quellenstudium und die Kritik.

3) König von Spanien.

Joseph, Bruder des Kaisers Napoleon, s. unter Spanien.

IV. Großherzoge, Herzoge, Fürsten, Pfalzgrafen und Prinzen.

1) Joseph Clemens, Herzog zu Baiern, s. Joseph Clemens, Fürstbischof zu Freisingen.

2) Großherzog von Florenz.

Joseph Johann Baptist Ferdinand, s. Ferdinand III., Großherzog von Florenz.

3) Joseph, Landgraf von Hessen-Darmstadt, s. Joseph I., Fürstbischof von Augsburg.

4) Joseph, Prinz von Hildburghausen, s. Joseph, Prinz von Sachsen-Hildburghausen.

5) Fürsten von Hohenzollern-Hechingen.

Joseph Wilhelm I. oder **Joseph Wilhelm Eugen Franz**, ältester Sohn des Grafen Hermann Friedrich aus zweiter Ehe mit Josephe Theresia, einer geborenen Gräfin von Öttingen-Spielberg, war den 12. November 1717 geboren, wurde zuerst zu Freiburg im Breisgau, wo sein Vater als Statthalter den 23. Januar 1733 starb, und sodann in Wien erzogen. Das Beispiel und die Verbindungen seines Vaters und seiner Vettern brachten ihn in österreichischen Kriegsdienst. Zuerst focht er 1738 im kaiserlichen Heere gegen die Türken, hernach im österreichischen Erbfolgekriege, in welchem er sich durch Kühnheit, Geschicklichkeit und unerschrockenen Muth bis zum Generalfeldmarschall und Reichsgeneral emporschwang und Commandeur einer Reiterbrigade wurde. Er hatte sich aber in den Feldzügen so viele Wunden und Narben zugezogen, daß, als ihm nach seines Vetters, des Fürsten Friedrich Ludwig, unbeerbtem Tode den 4. Juni 1750 das Fürstenthum Hechingen dem Erbfolgerechte gemäß zufiel, er für rathsam hielt, den Waffendienst aufzugeben und sich ausschließlich den Regentensorgen zu widmen. Fürst Joseph Wilhelm, wie er sich zu nennen und zu schreiben pflegte, war bis dahin unvermählt geblieben, hatte aber zu Wien Maria Theresia (geboren 1732), die Tochter und reiche Erbin des Fürsten Franz Silvio Fokhard (Folch) von Cardona in Catalonien, von wo diese Familie während des spanischen Successionskrieges ausgewandert war, kennen gelernt und vermählte sich mit ihr am 25. Juni 1750. Die Ehe währte nur etliche Monate; denn Maria Theresia war kaum in Hechingen angelangt, als sie in eine schwere Krankheit verfiel, in deren Folge sie nach Wien zurückgebracht werden mußte und daselbst am 25. September genannten Jahres schon starb. Ihren Gemahl hatte sie zum alleinigen Erben aller ihrer Güter in Spanien und ihres Vermögens in Teutschland eingesetzt. Sonach bekam Joseph Wilhelm die Titel eines Granden von Spanien und Grafen von Castilnovo, welche die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen noch heute führen. Mehre jener ihnen auf die bemerkte Weise zugefallenen spanischen Grundstücke blieben ihnen eigenthümlich, nur Cardona nicht, welches an die Herzoge von Medina-Celi verkauft wurde. Fürst Joseph Wilhelm verheirathete sich den 7. Januar 1751 wieder mit Maria Theresia Friederike, Tochter und Erbin des Grafen und Truchsessen Franz Ernst von Waldburg-Zeil-Wurzach (geboren den 26. Januar 1732). Mit ihr erzeugte er mehre Kinder, darunter den Erbprinzen Joseph Hieronymus, die aber alle im Kindesalter starben, bis auf eine Tochter, Maria Antonia Anna Eleonore, die am 10. November 1760 geboren, sich an einen Fürsten von Fürstenberg, dessen Vormund ihr Vater gewesen war, verheirathete und den 25. Juli 1797 starb.

Die Erbschaft von seiner ersten Gattin brachte sein Privatvermögen in einen sehr guten Zustand, sein Ländchen aber hob er in Wohlstand durch sparsame Verwaltung, durch Förderung der Landwirthschaft, indem er die bisher nutzlos gelassenen Weide- und Heideplätze des Landes in Ackerland umschaffen und den Kartoffel- und Kleebau einführen ließ, und durch andere weise Anordnungen, als zum Beispiel durch ausgesetzte Preise, um zur Industrie aufzumuntern. Der siebenjährige Krieg störte diese löblichen Bestrebungen nur sehr wenig, und seit dem hubertsburger Frieden genoß das Ländchen volle Ruhe zur Entwickelung seiner moralischen, intellectuellen und physischen Kräfte, bis der Ausbruch des französischen Revolutionskrieges 1792 verderbliche Störungen brachte. Sobald der Krieg sich über das südliche Teutschland herwälzte, wurde auch Zollern hart mitgenommen, besonders weil sich Fürst Joseph Wilhelm vom Reichsverbande nicht lossagen wollte. Manche Frucht seiner rastlosen Bestrebungen zum Besten des Landes wurde dadurch vernichtet, und wenn die Franzosen auch 1796 wieder zurückgetrieben wurden, so erlebte Joseph Wilhelm doch die Zeiten nicht, wo er die Verluste wieder ersetzt sehen konnte. Er starb zu Hechingen am 9. April 1798, als Inhaber mehrer Orden und im Besitze des Reichserbkämmeramtes, das ihm den 7. December 1750 ertheilt worden war. Zehn Jahre vor seinem Tode hatte er den öffentlichen Rechtsverhältnissen seines schönen Ländchens durch einen Lehensvergleich eine wohlthätige Richtung gegeben und sich daneben noch durch den Bau einer neuen, größeren und schönen Stifts- und Stadtkirche in seiner Residenz ein herrliches Denkmal gesetzt. Seine Witwe zog nach seinem Ableben nach Augsburg und starb dort am 17. Januar 1802. Sie wurde auch daselbst, wie sie gewünscht hatte, auf dem Kirchhofe der ehemaligen regulirten Chorherrenabtei zum heiligen Kreuze beerdigt*). Nachfolger von Joseph Wilhelm wurde dessen Neffe Herrman Friedrich Otto.

Joseph Wilhelm II. oder **Joseph Wilhelm Friedrich**, zweiter Sohn des Prinzen Friedrich Anton von Hohenzollern-Hechingen und der Gräfin Ernestine von Sobeck und Kornitz, war zu Troppau den 20. Mai 1776 geboren, wurde 1803 Abt von Oliva und Fürstbischof von Ermeland seit dem 12. Juli 1818; s. dieses Werkes 1. Sect. 37. Bd. S. 245. (*B. Röse.*)

*) Vgl. G. Schilling, Geschichte des Hauses Hohenzollern u. s. w. (Leipzig 1843.) S. 245—249 und die Jahrgänge des neuen genealog. Reichs- und Staatshandbuches von 1751 an.

6) Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.

Joseph Friedrich oder **Joseph Friedrich Ernst**, zweiter Sohn des Fürsten Meinhard II. und dessen Gemahlin Katharina Victoria aus dem gräflichen Hause Montfort, war zu Sigmaringen den 24. Mai 1702 geboren und wurde nach dem frühzeitigen Tode seines ältern Bruders Karl Erbprinz. Während sein Vater dem österreichischen Waffendienste oblag, erzog ihn seine sehr gebildete Mutter daheim, die ihm in Folge der damaligen Kriegsunruhen im Jahre 1707 zur größern Sicherheit von Sigmaringen nach Wien führte, wo er unter ihrer Pflege trefflichen Lehrern anvertraut wurde; und als sein Vater nach hergestelltem Frieden die Familie 1714 nach Hause zurückführte, blieb Joseph noch dort, um seine Studien ungestört fortsetzen zu können. Jener starb aber am 20. October 1716 und Joseph Friedrich kam nun unter die Vormundschaft seiner ausgezeichneten Mutter, bis er selbst 1720 mündig geworden war und die Regierung übernehmen konnte.

Indessen war er kurz zuvor in den österreichischen Kriegsdienst getreten und nahm an den Kriegen Kaisers Karl VI. gegen die Türkei und gegen Frankreich persönlichen Antheil. Er erwarb sich in den Kämpfen die Würde eines Obersten in einem Dragonerregimente, und als Teutschland 1733 wegen der polnischen Thronfolge mit Krieg abermals bedroht wurde, trat er in die teutsche Reichsarmee, wurde General der Reiterei und zuletzt Generalfeldmarschall-Lieutenant des schwäbischen Kreises. Als Kurfürst Karl Albrecht von Baiern 1742 unter dem Namen Karl VII. zum teutschen Kaiser erwählt worden war, ging er in dessen Dienste als erster Geheimerath über und wurde Großcommandeur des bairischen St. Georgenordens, wie auch Generalfeldmarschall-Lieutenant dieses unglücklichen Fürsten. Joseph Friedrich glaubte unter ihm sein Glück zu machen; allein er täuschte sich gar sehr. Mehr Glück und Ruhm wurde ihm zu Theil durch die Verwaltung seines Ländchens. Er residirte in den Jahren der Ruhe abwechselnd zu Sigmaringen und Haigerloch, welchen letzten Ort er besonders liebte, obschon er in ersterem bequemer wohnen konnte, pflegte die Künste und Wissenschaften, verbesserte das Schul- und Kirchenwesen, legte neue Straßen an, richtete mehre Bauten auf und ließ sich überhaupt das Wohl seiner Unterthanen angelegen sein. Zu den Gebäuden, die er aufrichtete, gehören die schöne St. Annenkirche zu Haigerloch, das dortige Jesuiterhospiz, das jedoch aus Mangel an hinreichenden Pfründen zu keinem Flor gelangte, und ein kleines Lustschloß im chinesischen Geschmacke, welches späterhin wieder niedergerissen und das Material davon in Sigmaringen zu andern nöthigen Bauten verwendet wurde. Der siebenjährige Krieg berührte sein Ländchen nur wenig, bald aber nach demselben, am 8. December 1769, starb er zu Haigerloch, einen Sohn, den Erbprinzen **Karl Friedrich** (s. d. Art.), und eine Tochter, Maria Johanna, hinterlassend *). Diese Kinder hatte Joseph Friedrich mit seiner ersten Gattin, Maria Franziska Ludowika, einer geborenen Gräfin von Öttingen-Spielberg (geboren den 27. Mai 1703) gezeugt. Dieselbe hatte er am 20. April 1722 geheirathet und am 29. November 1737 durch den Tod wieder verloren, bevor er aus dem polnischen Thronfolgekriege zurückgekehrt war. Sodann vermählte er sich am 6. Juli 1738 wieder mit Maria Judith, Tochter des Grafen Georg Franz Anton von Clusen, die zu Anfange des Jahres 1743 starb, ohne Mutter geworden zu sein; ebenso lebte er mit seinem dritten Weibe, Maria Theresia, einer geborenen Gräfin von Waldburg-Trauchburg (geboren den 30. März 1696) in unfruchtbarer Ehe. Er reichte ihr am 22. October 1743 die Hand und wurde durch ihren Tod am 7. Mai 1761 Witwer. Seine einzige Tochter Maria Johanna, geboren am 13. December 1726, ging ins Stift Buchau und starb als dessen Seniorin und Küsterin am 9. April 1793. (*B. Röse.*)

*) Dieses Datum vom Ableben des Fürsten haben Krebel, in seinem Europäischen genealog. Handbuche, Voigtel's Tabellen und Klüber; Schilling hingegen, dessen vorhin genanntes Werk von S. 283—287 hier mitbenutzt wurde, setzt dafür das Jahr 1764.

7) Fürsten von Liechtenstein.

a) **Joseph Johann Adam**, zuweilen auch **Joseph Adam** geheißen, dem Gundackar'schen Zweige dieses reichen Fürstenhauses angehörend, war einziger Sohn des Fürsten Anton Florian von Liechtenstein und Eleonore Barbara's, einer geborenen Gräfin von Thun und Erbin der Herrschaft Kunewald. Geboren am 27. Mai 1690 hatte er kaum den ersten Unterricht genossen, als ihn sein Vater, welcher den neuen König Karl III. von Spanien, seinen Zögling, in der Eigenschaft eines Oberhofmeisters nach Barcelona begleitete, mit sich nahm und bis 1709 dort bei sich behielt; dann aber kehrte der Prinz, vermuthlich im Besitze der Würde eines spanischen Granden erster Classe, zu Wasser nach Genua zurück und unternahm von dort aus zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Teutschland, Holland und England. Seine Vorbildung hatte er unter der Leitung seines in Schulen, auf Reisen und in großen Geschäften gründlich gebildeten Vaters empfangen. Im October 1711 befand er sich bei der Kaiserwahl zu Frankfurt am Main und wurde ein Jahr darnach vom Kaiser Karl VI. zum wirklichen Kämmerer und 1721 zum Ritter des goldnen Vließes befördert, nachdem er kurz zuvor die Majoratsgüter, die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf sammt Allem, was sein eben verstorbener Vater besessen, geerbt hatte. Zu dieser Erbschaft gehörte denn auch das neugeschaffene Reichsfürstenthum Liechtenstein, d. h. die reichsunmittelbar gewordenen Herrschaften Vaduz und Schellenberg, für welche er im Jahre 1723 das Glück hatte, Sitz und Stimme auf der weltlichen Fürstenbank in den Reichsversammlungen zu erhalten, von welchem bisher verweigerten Rechte sein Gesandter am 13. August genannten Jahres zu Regensburg zum ersten Male Gebrauch machte. Am 1. September desselben Jahres empfing er vom Kaiser die Lehen über die beiden schlesischen Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, wurde so-

dann zum wirklichen geheimen Rathe und im folgenden Monat November zum Principalcommissar Karl's VI. auf dem Fürstentage in Schlesien ernannt. In solcher Wirksamkeit, deren er sich mehr mit Bescheidenheit als Prahlerei unterzog, ereilte ihn eine auszehrende Krankheit, an welcher er auf seinem Schlosse zu Feldsberg an der mährischen Grenze am 17. December n. St. 1732 starb. Vermählt hatte er sich zuerst mit Gabriele (geb. 1692), Tochter des Fürsten Johann Adam Andreas von Liechtenstein (s. d. Art.), am 1. (12.?) December 1712, und durch ihren im October 1713 erfolgten Tod Wittwer geworden, schritt er am 3. Februar 1716 mit Maria Anna, Tochter des Grafen Maximilian von Thun (geboren den 27. September 1698), zur zweiten Ehe, die in der dritten Woche darnach schon starb, worauf er sich am 3. August 1716 abermals verehelichte mit Maria Anna Katharine, Tochter des Fürsten Franz Albrecht von Öttingen-Spielberg (geboren den 21. September 1693), und als diese am 15. April 1729 gestorben war, wählte er sich am 22. August desselben Jahres die Tochter des Grafen Franz Karl von Kottulinsky, Mariane oder Maria Anna (geboren den 12. December 1707) zur vierten Gattin, die nach seinem Tode, im October 1740 zu einer neuen Ehe mit dem Grafen Ludwig Ferdinand von Schulenburg-Oynhausen schritt. Von seinem dritten Weibe hinterließ er zwei Kinder, nämlich Maria Theresia, geboren am 28. December 1721, die sich am 22. August 1741 mit dem Fürsten Joseph Adam Johann Nepomuk von Fürstenberg vermählte; und Hans Karl, oder Johann Nepomuk Karl (s. d. Art.), der dem Vater auch in der Regierung folgte [1]).

b) **Joseph Wenzel Lorenz** oder **Joseph Wenzel**, zuweilen auch **Wenzel** schlechthin genannt, ein naher Verwandter des vorhergehenden Fürsten und aus der Gundackar'schen Linie entsprossen, war der älteste Sohn des Fürsten Philipp Erasmus von Liechtenstein und Christine Theresia's, einer geborenen Gräfin von Löwenstein-Wertheim. Geboren am 10. August 1696 wurde Joseph Wenzel mit seinem jüngern Bruder Emanuel sorgfältig in den Wissenschaften und besonders für den Staatsdienst herangebildet, weil vom Vater, der schon am 13. Januar 1704 starb, keine große Erbschaft zu nehmen war, und erst 1712 kam er durch den Tod seines sehr reichen Vetters, des Fürsten Johann Adam Andreas von Liechtenstein (s. d. Art.) nicht nur in den Besitz der teutschen Reichsherrschaften Vaduz und Schellenberg, sondern er erbte auch von demselben das zweite oder neue Liechtenstein'sche Majorat, welches aus den böhmischen Herrschaften Turau und Buczowitz bestand, nebst dem Palaste in der Herrenstraße zu Wien, dem fürstlichen Hause zu Brünn, allen Liechtenstein'schen Häusern zu Prag und dem Capitale von 250,000 Fl., welches der Erblasser dem schwäbischen Kreise vorgeschossen hatte. Dieses Capital jedoch mußte er sammt den schwäbischen Herrschaften Vaduz und Schellenberg im Jahre 1718 den 12. März mit kaiserlicher Zustimmung an seinen Oheim Anton Florian von Liechtenstein wieder abtreten und erhielt dafür am 1. April desselben Jahres die Hand von dessen Tochter Maria Anna Josepha (geboren 21. October 1699), welche damals Witwe vom Grafen Johann Ernst von Thun war. Sie gebar ihm drei Kinder, die frühzeitig hinwegstarben und denen sie am 20. Januar 1753 ins Grab nachfolgte.

Joseph Wenzel hatte inzwischen seine glänzende Laufbahn in kaiserlichen Diensten begonnen. Er trat zuerst bei dem Cuirassierregimente Locatelli ein und schwang sich bald bis zum Obersten und Befehlshaber desselben hinauf, indem er während des Türkenkriegs von 1716 bis 1718 die Feldzüge in Ungarn mitmachte und bei allen Gelegenheiten dort große Unerschrockenheit zeigte. Im letztgenannten Jahre wurde er kaiserlicher Kämmerer und trat dann nebst seiner Gattin eine Reise nach Italien an, auf der er bis Rom gelangte, und nach seiner Rückkunft bekam er 1723 vom Kaiser die Führung eines Dragonerregiments, welches in Siebenbürgen stand. Daher er sich 1726 dahin begeben mußte. Gleichzeitig erbte er von seinem Oheime, dem Fürsten Hartmann von Liechtenstein, ein Capital von 100,000 Fl. und mit seinem Bruder Emanuel gemeinschaftlich dessen herrlichen Palast zu Wien. Als nach des Königs von Polen Tode das österreichische Heer unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg im Mai 1733 ein Lager bei Oppeln und nachmals bei Großglogau bezog, um die neue Königswahl der Polen zu Gunsten August's III. von Kursachsen zu decken, fand sich Joseph Wenzel mit seinem Regimente ebenfalls dort ein und wurde im September zum Generalfeldwachtmeister ernannt. Als solcher ging er im folgenden Jahre mit dem bereits stumpf gewordenen Helden Eugen von Savoyen gegen die Franzosen an den Rhein, die eben ihren gestörten Einfluß auf Polen zu rächen suchten. Im Februar 1735 rief ihn der Kaiser aus dem Lager, wo kein Ruhm zu erwerben war, zurück, um eine Botschaft nach Berlin zu übernehmen, und als er diese verrichtet hatte, fand er sich im Juni wieder im Heere am Rheinstrome ein. Jetzt erschien er als Generalfeldmarschall-Lieutenant. Bevor er nun mit dem Grafen Johann Palffy ein Lager in Ungarn zur Beobachtung der Türken bezog, wohnte er als Oberhofmeister der Erzherzogin Maria Anna, die nachmals Statthalterin der österreichischen Niederlande wurde, im Februar 1736 den Vermählungsfeierlichkeiten der Erzherzogin Maria Theresia und des Herzogs Franz Stephan von Lothringen, sowie einige Monate später dem Leichenbegangnisse des großen Eugen von Savoyen bei. Nach seiner Rückkehr aus Ungarn wurde der Fürst im Februar 1737 zum wirklichen geheimen Rathe befördert und im Herbste darnach zum Botschafter am königlich französischen Hofe ernannt, wo bereits die Friedensverhandlungen eingeleitet waren. In Begleitung seines Vetters Hans Karl von Liechtenstein, dessen Vormund er war, und des Prinzen Georg von Hessen-Cassel reiste er den 16. November 1737 von Wien nach Versailles ab.

1) Benutzt wurden Neues Genealogisch-Schematisches Reichs- und Staatshandbuch vor das Jahr 1751 und Krebel's Europäisches genealogisches Handbuch (1776) S. 364 mit Ranft's Genealogischem Archivarius. Tom. I u. II.

Am 22. März des folgenden Jahres schloß er mit Frankreich einen Vertrag wegen Grenzstreitigkeiten in Luxemburg und half den weitläufigen, doch bald wieder unnütz befundenen Friedensvertrag vom 18. November 1738 befördern, worauf er erst am folgenden 21. December seinen prachtvollen Einzug in Paris öffentlich hielt. Durch großen Aufwand, den er machte, erregte er Erstaunen bei den Franzosen, bei dem Könige Ludwig XV. aber erwarb er sich durch seine geselligen Eigenschaften große Achtung. Dieser sah ihn gern um sich und spielte mit ihm öfters zu hohen Preisen. Einst gewann er ihm die Summe von 1,200,000 Livres auf ein Mal ab, wovon der kleinere Theil auch sofort baar ausgezahlt, der größere aber auf die Rentkammer angewiesen wurde. Inzwischen machte ihn der Kaiser im März 1739 zum General der Reiterei und den 29. November ebendesselben Jahres zum Ritter des goldenen Vließes. Nach Karl's VI. Tode merkte der Fürst, daß Frankreich die Ansprüche des Kurfürsten von Baiern auf die österreichischen Erblande unterstützte, und nahm daher am 23. Januar 1741 seinen Abschied zu Versailles. Er ging im November zur Armee nach Böhmen ab, wo sich die Österreicher zurückziehen mußten und nicht einmal Prag entsetzen konnten. Im folgenden Jahre focht er unter Karl von Lothringen abermals in Böhmen, und als der Großherzog von Toscana den Oberbefehl dort übernommen hatte, ging er mit diesem nach Baiern, welches 1743 völlig unterworfen wurde. Hierauf zog Fürst Joseph Wenzel mit dem Prinzen Karl von Lothringen an den Rheinstrom, und da sie denselben nicht überschreiten konnten, gingen sie nach Baiern in die Winterlager zurück. Im Juni 1744 wurde er General-Land-, Feld- und Haus-Artilleriezeugmeister und überhaupt Chef des Artilleriewesens, gleichwie im Juli 1745 Generalfeldmarschall, Statthalter von Mailand und commandirender General in Italien. Am 29. Sept. in Mantua angekommen, besah er einige Festungen und traf den 15. Oct. beim kaiserlichen Heere ein, das bisher der Graf von der Schulenburg befehligt hatte. Sofort machte er große Veränderungen im Heere, begann seine Schöpfungen im Artilleriewesen, wodurch er sich besonders bei den Österreichern unvergeßlich gemacht hat, und schaffte auch das unnütze Gesindel im Heere ab. Die Weibspersonen wurden entfernt, und tauglichen Männern, welche zurückgehalten wurden, Waffen in die Hände gegeben. Neben ihm befehligte der König von Sardinien gegen die Franzosen und Spanier. Beide aber konnten wegen Überlegenheit des Feindes Nichts ausrichten, sondern mußten sich über den Po nach Crescentino zurückziehen. Je mehr sich bei der ungünstigsten Witterung die Feinde siegreich ausbreiteten und zuletzt noch am 16. Dec. Mailand besetzten, desto weniger konnte Fürst Joseph Wenzel gegen sie thun. Er zog sich ins Novaresische hinter den Tessino zurück, während die Franzosen den König von Sardinien von Maria Theresia eifrigst abzuziehen suchten. Allein diese bestärkte ihn nicht nur in seiner Standhaftigkeit, sondern sandte auch im Februar 1746 dem Fürsten von Liechtenstein ansehnliche Truppenhilfe zu, wodurch dieser in Stand gesetzt war, den Feind aus dem Mailändischen wieder zu vertreiben, und dessen ganze Kraft auf die Vertheidigung Parma's, Piacenza's und Guastalla's zu beschränken, welche Plätze er ebenfalls in Besitz genommen hatte. Joseph Wenzel, nachdem er Mailand wieder besetzt hatte, belagerte und eroberte nun auch Pavia und Parma, rückte siegreich nach Piacenza vor, mußte aber wegen Kränklichkeit den Oberbefehl eine Zeit lang dem Malteserritter und Artilleriegeneral Botta Adorno überlassen, und kehrte, als sich die Franzosen unter dem Marschalle von Maillebois in die hartbedrängte Stadt am 14. Juni geworfen hatten, zur Armee wieder zurück, um dem vereinigten Feinde vor Anbruch des Tages am 16. desselben Monats eine blutige Schlacht zu liefern, die bis zum Einbruche des Abends dauerte. Obschon krank, saß er beständig zu Pferde, behauptete die Wahlstatt, und übergab erst nach errungenem vollständigem Siege dem Marquis von Botta Adorno den Oberbefehl, um seine Gesundheit in Padua wiederherzustellen. Allein in Colorno mußte er liegen bleiben, weil ihn ein hitziges Fieber in sehr bedenklicher Weise befiel. Nachdem er sich wieder erholt hatte, ließ er dem Generale Botta Adorno den Heerbefehl, der sich mit dem Könige von Sardinien vereinte, und kehrte nach Wien zurück, wo ihm die Kaiserin von der Contribution Genua's 100,000 Fl. schenkte, wiewol er keinen Antheil an der Unterwerfung dieser Republik gehabt hatte. Im Jahre 1747 ward er Commandant der Stadt Wien, legte aber diese Stelle bald wieder nieder, und übernahm nach dem Tode des jungen Fürsten Hans Karl von Liechtenstein vor Ablauf des Jahres 1748 die Verwaltung von dessen Besitzungen und Ländern so lange, bis dessen schwangere Gemahlin durch ihre Niederkunft mit einer Tochter den Zweifeln an der großen Erbschaft ein Ende machte. Dies geschah am 13. Juni 1749, und da Hans Karl keine männlichen Erben hinterlassen hatte, nahm Joseph Wenzel von seinen ausgedehnten mittelbaren und unmittelbaren männlichen Lehen sofort Besitz und gelangte auf diese Weise auch zu den Besitzungen und Vortheilen, die er vor 30 Jahren des Erblassers Großvater hatte überlassen müssen. Jetzt nun teutscher Reichsfürst geworden, wollte man ihm doch Sitz und Stimme auf den Reichstagen nicht eingestehen, weil behauptet wurde, dieses Vorrecht sei blos dem Fürsten Anton Florian und dessen männlichen Nachkommen, nicht aber den Seitenverwandten zugestanden worden. Joseph Wenzel wußte aber hierauf seine geerbten Rechte siegreich in einem Circularschreiben an die Reichsstände zu vertheidigen.

Im Jahre 1751 bezog er während des großen ungarischen Landtags ein Heerlager bei Pesth, wo er den Oberbefehl führte, die Truppen fleißig übte und vor der kaiserlichen Familie mehre Waffenübungen ausführte. In seinem Hauptquartiere ließ er dieselbe auf das Herrlichste mit eigenen Kosten bewirthen. Dasselbe geschah auch, nachdem er zuvor das sächsische Lager bei Dresden besehen hatte, im August 1753 im Lustlager bei Thein in Böhmen. Hier namentlich bewies er seine großen Kenntnisse im Artilleriewesen, die nachmals auch Friedrich der Große zu rühmen wußte, und um welcher willen ihm

1758 im Zeughause zu Wien ein schönes Denkmal gesetzt wurde. Nachdem er im October 1752 commandirender General in Ungarn geworden war, wo ihm grade ein Jahr darnach der General Graf Serbelloni substituirt wurde, da er das Obergeneralat der gesammten kaiserlichen Reiterei übernehmen mußte, erhielt er zugleich die Vollmacht, unter dem Beistande einiger Kriegsräthe über alle Vorfalle bei dieser Truppengattung ohne weitere Appellation entscheiden zu können. Indessen trat er dieses Befehlshaberamt im März 1759 an den Prinzen Friedrich von Zweibrücken wieder ab und übernahm im September 1760 den Auftrag, für den Erzherzog Joseph um die Hand der Prinzessin Isabelle von Parma zu werben und durch Procuration die Vermählung zu vollführen. Der Fürst vollzog diesen Auftrag am parmesaner Hofe mit ungemeiner Pracht und führte die Braut alsbald nach Wien. Im Jahre 1763 ging er in geheimen Angelegenheiten seines Hofes abermals nach Italien, um mit den Bourbonischen Höfen wegen der Erbfolge in Toscana und Modena eine Abkunft zu treffen. Maria Theresia hatte früher für ihren Sohn Peter Leopold die Erbprinzessin von Modena zur Gemahlin bestimmt, und da dieser nun von seinem Vater, dem Kaiser Franz I., als Nachfolger in Toscana erklärt wurde, mußte Fürst Joseph Wenzel in Modena den jüngern Sohn des Kaisers, Ferdinand, als künftigen Gemahl der Prinzessin Marie Beatrix von Este substituiren. Gleichzeitig warb er für den künftigen Großherzog von Toscana um die Hand der spanischen Infantin Marie Luise. Nachdem seine Aufträge mit Glück abgethan worden waren, übernahm er die Vollmacht, Namens des Kaisers auf dem kurfürstlichen Collegialtage zu Frankfurt zu erscheinen und die Wahl Erzherzogs Joseph zum römisch-teutschen Könige zu betreiben. Dort erschien er im Febr. 1764 als kaiserlicher Principalcommissar mit unbeschreiblicher Pracht, und reiste nach vollbrachtem Wahlgeschäfte im März mit ebenso geräuschvollem Aufsehen, als er angekommen und empfangen worden war, wieder ab. Joseph Wenzel begab sich auf das Jagdschloß Kranichstein zum Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und reiste nach Verlauf eines Tages ohne öffentlichen Charakter wieder nach Frankfurt zurück, um die Krönungsfeierlichkeiten Joseph's II. mit anzusehen. Noch ein Mal trat Joseph Wenzel mit ebenso vielem Aufsehen als Ruhme auf; dies geschah im Juni 1766 bei Trein in Böhmen, wo Kaiser Joseph ein Artillerielager errichten ließ und der Fürst von Liechtenstein dabei die Früchte seiner neuen Schöpfungen einerntete. Im Übrigen lebte er nun zurückgezogen, ganz den friedlichen Geschäften ergeben, zeigte Pracht und Aufwand, wo es darauf ankam, und machte sich dem Kaiserhause in Allem, wozu er gebraucht wurde, durch große Gewandtheit und unbestechliche Treue auf immer verbindlich. Zu bemerken ist, daß er den sonderbaren Einfall Joseph's II., auf seiner Durchreise in Mähren, im August 1769, den Ackerpflug in die Hände zu nehmen und ein Stückchen Landes damit umzuackern, durch ein marmornes Denkmal mit einer passenden lateinischen Inschrift verewigte, und dasselbe am 15. August 1770 an der Stelle, wo die Begebenheit geschehen war, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung unter dem Donner des Geschützes enthüllen ließ. Von seinem neuen Gebieter, dem Kaiser Joseph, bekam er im November 1765 das Großkreuz vom ebengestifteten ungarischen St. Stephansorden, die russische Kaiserin schenkte ihm im folgenden Jahre einen kostbaren Staatswagen mit acht finnländischen Schimmeln und zwei Reitpferden; dafür sandte er ihr vier herrliche Standbilder vom feinsten Alabaster, die Jahreszeiten vorstellend, nebst einem vortrefflichen Gebilde der Göttin Cybele, zum Gegengeschenke. Und vom Könige Friedrich dem Großen bekam er ein Tafelgeschirr vom besten berliner Porzellan, mit der Bemerkung: obschon dieses Geschenk zerbrechlich, so solle doch die Hochschätzung des Gebers gegen den würdigen Empfänger desto dauerhafter sein. Nach und nach kränkelnd geworden, überfiel ihn endlich eine solche Schwäche, daß er am 10. Febr. 1772 zu Wien sein ruhmvolles Leben nach langem Witwerstande im hohen Alter kinderlos beschloß. In seinem Testamente war seiner zahlreichen Dienerschaft auf freigebige Weise gedacht, und zum Erben seiner Fürstenthümer und Majoratsgüter war sein Neffe Franz Joseph von Liechtenstein (nicht Karl Joseph, wie Gebhardi behauptet), ältester Sohn seines 1771 verstorbenen Bruders Emanuel, ausersehen worden. Noch an seinem Todestage schrieb Kaiser Joseph an den Erbnehmer, Fürst Franz Joseph, unter Andern folgende merkwürdige Worte: „Sie, mein Prinz, haben in Ihrem Oheim einen Vater, Wir aber den ergebensten und würdigsten Diener und der Staat einen verdienstvollen Bürger verloren. Lassen Sie mich mein Bedauern zu dem Ihrigen fügen, und da Sie seine Wohlthaten nimmermehr vergessen werden, so lassen Sie mich seine Verdienste verewigen, und unserer Erkenntlichkeit Gerechtigkeit widerfahren, indem ich vor den Augen der ganzen Welt bezeuge, wie hoch man ihn geschätzt, und was man von seinem Neffen erwartet, dessen Verwandte sich an Redlichkeit, Eifer und Muth unveränderlich hervorgethan haben." Das schöne Dragonerregiment, welches dem Verstorbenen gehörte, gab Joseph einem dritten Neffen desselben, dem Prinzen Johann Joseph von Liechtenstein [2]). (*B. Röse.*)

8) Pfalzgraf bei Rhein.

Joseph Karl Emanuel August, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Baiern von Pfalz-Neuburg zu Sulzbach, zu Jülich, Cleve und Berg Herzog, Fürst zu Mörs, Graf zu Veldenz und Sponheim, der Mark und zu Ravensberg, Herr zu Ravenstein, des österreichischen goldenen Vließes und des kurpfälzischen Hubertsordens Ritter, kaiserl. königl. Heerführer, Feldmarschall Statthalter, war des Pfalzgrafen Herzogs Theodor zu Sulzbach Erstgeborener und Erbfürst. Vgl. d. Art. **Johann Christian** von der Pfalz, welcher ein Bruder von Joseph Karl war. Der Letztere wurde zu Sulzbach am 2. Nov. 1694 ge-

2) Vgl. die fortgesetzten neuen genealogisch-historischen Nachrichten Tom. XII, 237—255 u. a. m. a. St. nebst Krebel's Europ. genealogischem Handbuche. (1776.) S. 364.

boren, anfänglich an dem Hofe des Pfalzgrafen und Kurfürsten Johann Wilhelm zu Düsseldorf, seit 1708 aber zu Insbruck an dem des Pfalzgrafen und Herzogs Karl Philipp, damaligen kaiserlichen Statthalters in Vorderösterreich, erzogen. Bei der Überzeugung von dem baldigen Erlöschen der Kurreihe Pfalz-Neuburg zu Neuburg gab man sich alle Mühe, aus diesem vermuthlichen Nachfolger im Kurfürstenthume der Pfalz einen großen Fürsten zu bilden. Ausgestattet mit allen Gaben, welche einem Herrscher wohl anstehen, entsprach er auch bald der auf seine Bildung verwendeten Sorge vollkommen. Seine wohlgebildete Gestalt, seine strenge und erhabene Haltung und seine ernsten Gesichtszüge bei anziehender Gefälligkeit im Betragen empfahlen ihn überall. Mit des Kurfürsten Karl Philipp's einziger Tochter, der Fürstin Elisabethe Auguste Sophie, im Jahre 1717 am 2. Mai vermählt, hielt er sich fortwährend an dessen Hoflager zu Insbruck, dann zu Neuburg und Heidelberg, endlich zu Schwetzingen und Mannheim auf, nachdem der Pfalzkursitz dahin verlegt war, und wurde von Karl Philipp nicht nur als wirklich erklärter Kurerbfürst behandelt und geehrt, sondern hatte sich auch der lebhaftesten Zeichen innigster Zärtlichkeit seines Schwiegervaters zu erfreuen, dem er wieder mit der tiefsten Ehrfurcht begegnete. In einigen Feldzügen, welche er unter dem Fürsten Eugen von Savoyen gegen die Türken mitmachte, durch Muth, Tapferkeit und Kenntniß des Krieges, besonders im Jahre 1718 vor Belgrad ausgezeichnet, wurde er vom Kaiser Karl VI. im Jahre 1721 zum Ritter des goldenen Vließes ernannt. Als die verwandten Häuser des Schyrenstammes, die Fürsten von Pfalz und von Baiern, nachdem Jahrhunderte lang zwischen ihnen ein den Kindern von Wittelsbach nachtheiliger Zwist, in Folge von Eifersucht und Eigennutz, obgewaltet hatte, im Jahre 1724 in München zusammentraten, um ihres Gesammthauses Eintracht und Ordnung zu bereden und die folgenreiche Hauseinigung, den sogenannten Hausunionstractat, am 15. Mai unterzeichneten, war auch Joseph Karl gegenwärtig. Sein Lieblingssitz war das eine halbe Meile von Mannheim jenseit des Rheinstromes liegende Städtchen Oggersheim, wo er ein Schloß und dabei eine Lorettokapelle nach dem Vorbilde des heiligen Hauses zu Loretto erbauen ließ. Aber die Eröffnung der Wallfahrt zu dem dasigen Gnadenbilde erlebte er nicht. Diese erfolgte erst im Jahre 1733; eine auch jetzt nicht sehr seltene Gedächtnißmünze von Silber, 1 Zoll im Durchmesser, verherrlicht das Andenken daran. Auch zum Kurfürstenthume der Pfalz gelangte er nicht, ja nicht einmal zur Herrschaft über seine Erblande, denn noch vor dem Kurfürsten Karl Philipp und vor seinem Vater Theodor starb er zu Oggersheim in seinem Schlosse am 18. Juli 1729. Sein Leichnam wurde nach Heidelberg geführt und hier in der Gruft der Karmeliter unter dem Langhause der St. Jacobskirche neben seiner ein Jahr zuvor verblichenen Gemahlin beigesetzt, später nebst dieser in das 1735 unter dem Hochaltare genannter Kirche erbaute pfalzgräfliche Grabgewölbe und endlich 1803 mit allen Sargen dieser Gruft nach München gebracht. Abbildungen desselben, sowie seiner Gemahlin in Brustbild, in Lebensgröße in Öl gemalt, sieht man zu Heidelberg in der öffentlichen Alterthümerhalle des Grafen von Graimberg unter den Nummern 165, 166, 167 und 168. Auch ist sein Bildniß, gezeichnet von Melchior Steudl in München und gestochen von Jacob Andres Friedrich, dem Vater, zu Nürnberg herausgekommen, das ebenfalls in dem „Erklärenden Verzeichnisse" der genannten Alterthümerhalle unter Nr. 918 beschrieben ist. Ferner befinden sich noch einige in Handzeichnung und in Silber getrieben in derselben Halle. Seine Gemahlin, aus Karl Philipp's erster Ehe mit Ludwige Charlotte, geb. Fürstin Radziwil, war am 15. März 1693 zu Brieg in Schlesien geboren, und war liebenswürdig, munter und gegen die Armen wohlthätig. Nachdem sie ihrem Gemahle zwei Söhne und vier Töchter geboren hatte, starb sie in Folge einer am 27. Jan. 1728 erfolgten schweren Niederkunft drei Tage nachher. Von ihren Kindern lebten bei ihrem Tode nur noch drei Pfalzgräfinnen. Die älteste, Maria Elisabetha Augusta Aloysia Innocentia u. s. w., wurde Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz (s. d. Art.); die andere, Amalie Marie Anne, heirathete Karl Albrecht's Kurfürsten zu Baiern Brudersohn, den Herzog Clemens Franz von Ober- und Niederbaiern, und die jüngste, Franziska Dorothea Christina, den Pfalzgrafen Herzog Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, durch welchen sie Großmutter Ludwig's, des jetzt herrschenden Königs von Baiern, ist.

(*Thomas Alfried Leger.*)

9) Prinz von Sachsen-Hildburghausen.

Joseph, auch **Joseph Friedrich** und vollständig **Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus** geheißen, ein Enkel des berühmten Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha und dritter Sohn Herzogs Ernst von Sachsen-Hildburghausen, des Stifters dieser Ernestinischen Nebenlinie, und Sophie Henrietten's von Waldeck, war den 5. Oct. 1702 geboren. Zehn Tage nachdem er das Licht der Welt erblickt hatte, verlor er seine Mutter und nach zurückgelegtem 13. Jahre auch seinen Vater; und da dieser das Recht der Erstgeburt in seinem Hause eingeführt hatte, so war der Prinz auf eine bescheidene Apanage gewiesen, mit welcher er nicht Lust hatte, sich zufrieden zu stellen. Er wählte also nach dem Vorgange seines Vaters, der in niederländischen Diensten gestanden hatte, und nach dem Beispiele seines ältern Bruders, Herzogs Ernst Friedrich I., und seiner übrigen Verwandten die militairische Laufbahn, nachdem er den nöthigsten Unterricht empfangen hatte, sehr frühzeitig, um sich bei damals dargebotenen Gelegenheiten der kriegerischen Verhältnisse ein besseres Loos zu erkämpfen. Schon 1719 trat er in österreichische Kriegsdienste, kam unter die Leitung des theils gepriesenen, theils verschrieenen Reichsgrafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, welcher österreichischer General war und in Sicilien focht. Unter diesem tapfern und vom großen Eugen sehr geschätzten Manne verrichtete Prinz Joseph seine ersten Waffenthaten, überstieg bald die ersten Grade des Militairdienstes,

und um sich Erleichterung im Emporkommen zu verschaffen, schwur er im October 1727 den Glauben seiner Väter ab und trat, was man in Wien so gern sah, und an seines Lehrmeisters von Seckendorf standhafter Weigerung so übel genommen wurde, in den Schoß der katholischen Kirche. Im Jahre 1732 sah man ihn bereits an der Spitze des Cuirassierregiments Niklas Pallfy. Im folgenden Jahre focht er als kaiserlicher Generalfeldwachtmeister unter Mercy's Oberbefehle in Italien gegen die Franzosen, sorgte für Proviant aus Ungarn, deckte nachmals den Rückzug der Österreicher unter steten Gefechten, und als diese wieder vorgedrungen waren, stand er nach Mercy's Falle unter dem Grafen Joseph von Königseck im Sommer 1734 bis Mitte Septembers an der Secchia den Franzosen gegenüber. Der Prinz verschmähte hier nicht, als Tabaks- und Branntweinhändler verkleidet, ins französische Lager zu gehen, Alles auszukundschaften, und auf seine Entdeckungen hin überfielen die Österreicher am 15. Sept. den Marschall von Broglio zu Quistillo und nahmen den größten Theil des dort liegenden französischen Corps gefangen. Einen Monat später zwang er den furchtsamen Marquis von Maillebois zur Übergabe eines Platzes, vor welchem er hölzerne Kanonen aufgepflanzt hatte. Im Herbste 1735 führte er als Generalfeldmarschall-Lieutenant, mit welcher Würde er zugleich Inhaber eines Fußregiments wurde, den Österreichern einen starken Heerhaufen in Oberitalien zu, setzte über die Etsch und verjagte die Spanier mit Verlust aus ihrem Posten an diesem Flusse und an der Secchia. Dadurch wirkte er zum Abschlusse des Waffenstillstandes vom 16. Nov. mit und half hernach auch zu Verona mit den Franzosen die Grenzscheidungen reguliren. Nach hergestellter Ruhe ging er nach Wien zurück, erwies dem Helden Eugen die letzten Ehren am Grabe und begab sich sodann im Sommer 1736 als Generalfeldzeugmeister zur Armee nach Ungarn, nachdem er die Statthalterschaft zu Comorra, welche ihm ein Jahr zuvor übertragen worden war, wieder abgegeben hatte. Er kam in Kroatien und Illyrien zu stehen, brachte das Grenzvolk der erstgenannten Provinz unter kaiserlichen Gehorsam und war einer der Vornehmsten, welche den Kaiser Karl VI. mit verführerischen Gründen zum unglücklichen Kriege gegen die Türken in den Augenblicken bestimmten, wo dieser seinen Bundesgenossen, den Russen, eine vertragsmäßige Anzahl Krieger gegen dasselbe Volk abschicken wollte. Er werde, so sprachen Joseph von Hildburghausen und seine Gleichgesinnten, bei den erschöpften Kräften dieses Volkes auf leichte Weise wiedergewinnen, was er in Italien hätte aufopfern müssen; der Zeitpunkt sei günstig, werde sobald nicht wiederkehren, müsse also benutzt werden, und mindestens sei an der Eroberung der ganzen Walachei, Bosniens und Dalmatiens nicht zu zweifeln. Der in Wien sehr verhaßte protestantische Reichsgraf von Seckendorf erhielt den Oberbefehl über das 44,000 Mann starke kaiserliche Heer. Davon bekam Prinz Joseph den vierten Theil, mit welchem er im Juli 1737, nach Vorschrift des Hofkriegsraths, in Bosnien eindrang und Banjaluka belagerte; weil ihn aber der Ban von Kroatien, Joseph Esterhazy, welcher über den Heerbefehl des Hildburghäusers in jenen Gegenden neidisch war und sich deshalb zurückgesetzt fühlte, mit seinen 10,000 Kroaten nicht unterstützte, obschon er dazu angewiesen war, sondern sich in einen Streit mit ihm einließ, so wurde er am 4. Aug. mit bedeutendem Verluste über die Save zurückgetrieben. Nicht weniger Zwist und Uneinigkeit gab es bei den übrigen kaiserlichen Heerhaufen, und der ganze Feldzug lief so unglücklich ab, daß man im folgenden Jahre nicht auf Angriffe, sondern daran denken mußte, die Grenzen zu decken, während der Oberfeldherr von Seckendorf, von seinen Feinden, den Pfaffen und dem aufgehetzten Volke zu Wien, als Urheber allen Unglücks, verleumdet, wider des Kaisers Willen verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Prinz Joseph und Herzog Franz von Lothringen, des Kaisers Eidam, welche weit mehr Fehler begangen hatten, schlüpften nicht allein durch, sondern behielten während des Feldzugs 1738 auch ihre ansehnlichen Stellen im neugerüsteten Heere; dasselbe wurde aber so schlecht geführt, daß Königseck und Herzog Franz, welche inzwischen den Oberbefehl bekommen hatten, ihre Posten gezwungen aufgeben mußten. An ihre Stellen traten nun der Hildburghäuser, der zwar ein guter Parteigänger, aber ein schlechter Obergeneral war, und der Graf von Styrum, der sich im spanischen Erbfolgekriege nur durch Fehler und Niederlagen bekannt gemacht hatte; endlich wurden sie im Obercommando von ebenfalls zwei ungeschickten Männern, den Grafen von Wallis und von Neipperg, abgelöst: jener hing vom Kaiser, dieser von dessen Tochter ab, und so brachten diese Helden unter schmählicher Waffenführung den für Österreich ebenso schmachvollen belgrader Frieden am 18. Sept. 1739 zu Stande. Beide Oberfeldherren erlitten dieselbe Haft zur Strafe, die Seckendorf getroffen hatte, während der Hildburghäuser nichtsdestoweniger mit Ehren davon kam. Am 20. April 1739 hatte ihn Karl VI. zum Ritter des goldenen Vließes erhoben und ein Jahr früher (am 15. April 1738) hatte er sich mit kaiserlicher Zustimmung zu Hof, einem acht Meilen von Wien gelegenen Orte, mit des großen Eugen Erbin und Bruderstochter, die irrig zuweilen auch für seine Tochter gehalten wird, Anna Victoria (geb. nach Krebel am 13. Sept. 1683), Tochter des Grafen Ludwig Thomas von Savoyen-Soissons, in der Stille vermählt, mit der Bedingung, ihn zum Universalerben einzusetzen, dafern sie vor ihm mit Tode abgehen würde. Auch lief das Gerücht um, der Kaiser habe seine Ansprüche auf Eugen's Güter in Ungarn zu Gunsten Joseph's von Hildburghausen fallen lassen; allein dieser wurde betrogen und seine glänzende Ehe war in ihrem Erfolge ebenso unglücklich, als beide Gatten einander in Jahren verschieden waren. Sie lebten stets getrennt von einander, und 1752 endlich entfernte sich die Prinzessin von Wien und wählte ihren Aufenthalt zu Turin. Hier starb sie den 10. Oct. 1763.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges und des Kampfes mit Preußen in Schlesien übernahm der Hildburghäuser, da ihm Maria Theresia sehr gnädig gesinnt war, das Generalcommando und die Leitung des Militairwesens im Innern Österreichs und sorgte namentlich

für neue Sendungen von Truppenverstärkungen an die Streiterhaufen. Im Jahre 1749 legte er diesen Posten nieder, gelangte aber noch zu den Würden eines wirklichen geheimen Rathes und Generalfeldmarschalls. Und nachdem er mit diesen hohen Titeln ohne glänzendes Verdienst in den Ranglisten des österreichischen Heeres geprangt hatte, wurde er beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges durch Vorschub des wiener Hofes zum Obergeneral der teutschen Reichsarmee mit dem Titel eines Reichsgeneralfeldmarschalls befördert. Am 8. Juni 1757 legte er zu Wien in des Kaisers Hände den Eid wegen seines neuen Commando's ab, und trat darauf an die Spitze des elenden Reichsheeres, meist aus gemischten Haufen zusammengesetzt, wozu dieser und jener Bischof etwa 10, dieser und jener Reichsgraf 12 Mann geschickt hatte. Mit Reiterei versah es die Kaiserin. Man betrachtete den großen König Friedrich II. von Preußen als Reichsächter, und jenes zusammengeschobene und schlecht geordnete Gesindel, ohne belebenden Geist, sollte an ihm, unter der Leitung des abenteuerlichen Prinzen von Hildburghausen, eines Feldherrn zur Hofparade und ohne großartigen Sinn (obschon von den Franzosen in dem italienischen Kriege, die aber eben nicht viel besser waren als er, le grand Saxon genannt), gewissermaßen die Strafe vollstrecken. Prinz Joseph vereinte sich daher zu dem Ende mit dem Prinzen von Soubise, welcher an der Spitze eines zuchtlosen französischen Heerhaufens stand und bald nachher noch mit 17,000 Mann unter dem Marschall von Broglio verstärkt wurde. Das verbündete Heer nahm an der Saale bis Merseburg hinab eine vortheilhafte Stellung ein, welche der König von Preußen, als er mit einem um die Hälfte schwächern Schlachthaufen zu Eingange Novembers 1757 einen Angriff zu versuchen herbeigeeilt war, sofort bewog zurückzuweichen. Daraus nahmen seine Gegner Anlaß, ihn als Feigen zu verfolgen, und waren so zuversichtlich auf den glücklichen Erfolg ihrer Einbildung, daß sie beim Hervortreten ins freie Feld sorglos blieben und sich eben angegriffen sahen, als sie im Begriffe waren, selbst den Angriff zu thun. Weder das Reichsheer noch die Franzosen hatten Lust zu fechten und ihre uneinigen Befehlshaber widersprechende Weisungen; darum erhielt Friedrich einen leichten Sieg über sie. Die Niederlage und Flucht der Verbündeten bei Roßbach war allgemein, und durch das panische Schrecken, das sich unter ihnen verbreitete, berüchtigt. Die ganze Reichsarmee wurde, nebst der französischen, völlig zersprengt, ihr Gepäck und Geschütz erobert. Soubise floh nach Hessen, Joseph nach Franken und sammelte zu Erlangen, wo er sein Hauptquartier nahm, die Überbleibsel des erbärmlichen Heeres wieder. Um neuer Schmach zu entgehen, übergab er dem Landgrafen von Fürstenberg einstweilen den Oberbefehl, ging am 19. Jan. 1758 nach Wien und legte sein Reichsobercommando nieder, das nunmehr der Pfalzgraf Friedrich von Zweibrücken übernahm, ihm aber ebenso wenig Ehre als seinem Vorgänger einbrachte.

Der Hildburghäuser trat vom Kriegsschauplatze gänzlich ab und zog sich in den Privatstand nach seiner Heimath zurück. Hier regierte sein Großneffe, Herzog Ernst Friedrich Karl, das hildburghäuser Land in äußerst mislichen Umständen, und die Finanzen desselben waren so zerrüttet, daß der Kaiser im Jahre 1769 eine Debitcommission ernannte, welche dem Prinzen Joseph übertragen wurde, um das Schuldenwesen zu ordnen und zu tilgen. Der Herzog starb 1780, die Zerrüttung war noch nicht gehoben, sein Sohn und Nachfolger, Friedrich, kam unter die Obervormundschaft Joseph Friedrich's, welcher denn auch bis zu seinem Tode die Regierung verwaltete. Während dieser unerfreulichen Geschäfte übertrug ihm der Kaiser am 15. Jan. 1773 aus gleichen Gründen die Debit- und Administrationscommission im Herzogthume Coburg-Saalfeld, welche nach seinem Tode, da er bis dahin die Schuldenmasse noch nicht getilgt hatte, auf Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha überging. Mittlerweile war durch den Tod Herzogs Friedrich III. von Sachsen-Gotha (1772) das Seniorat im Ernestinischen Hause Sachsen erledigt worden und Joseph Friedrich sah sich unter seinen Vettern als der Älteste berechtigt, den Genuß des an diesem Range noch haftenden Vorzugs zu beanspruchen, wie es die gemeinschaftlichen, wiewol nicht durchweg anerkannten, Beschlüsse der ernestinisch-sächsischen Fürsten von 1706 bis 1708 bei Aufhebung des wirklichen Seniorats angeordnet hatten. Dieser einzige Vorzug, der dem Senior unter allen männlichen Gliedern der Ernestinischen Häuser übriggeblieben war, bestand im Genusse der Einkünfte des an der Unstrut gelegenen Amtes Oldisleben, welche jenen Beschlüssen zufolge nun auch einem apanagirten Prinzen zu Theil werden konnten, sobald er alle seine regierenden Vettern im Alter überragte. Joseph Friedrich, der erste unter ihnen, als apanagirter Prinz, welchen dieser Altersvorzug traf, fand mit seinen Ansprüchen gleichwol bei Coburg-Saalfeld und besonders bei Weimar, wo die Herzogin Anna Amalia die Obervormundschaft für ihren ältesten Sohn, Karl August, führte, heftigen Widerspruch. Darum wandte er sich mit einer gelehrten Deductionsschrift „Recht und Receßmäßiger Bericht, daß die Successsion in dem Genusse des Amtes Oldisleben denen apanagirten Herzogen der sächsisch-ernestischen Linie allerdings zustehe" an den kaiserlichen Reichshofrath, welcher ihm denn auch durch das Decret vom 21. Jan. 1773 das Senioratamt Oldisleben zusprach. Die Herzogin Witwe von Sachsen-Weimar wünschte darüber genauere Aufklärung zu haben, allein der Reichshofrath wies sie am 7. August desselben Jahres ab und die Erben des verstorbenen Herzogs von Gotha an, dem Prinzen Joseph Friedrich binnen Jahresfrist jene Ergötzlichkeit abzutreten, wozu sie ohnehin durch die Hausverträge verpflichtet waren. Der Hildburghäuser ließ sich in dem Marktflecken Oldisleben huldigen, seine Widersacher schwiegen, und so genoß er diesen kleinen Zuwachs von Einkünften bis an seinen Tod*). Derselbe erfolgte am 4. Jan. 1787. (*B. Röse.*)

*) Über diesen Vorfall schrieb im Jahre 1776 der leipziger professor Heinr. Gottlieb Francke das Programm in 4.: De ortu et praecipuis mutationibus Senioratus in Serenissima

10) Erbprinz von Sachsen-Meiningen.

Joseph Bernhard, ältester Sohn Herzogs Ernst Ludwig I. von Sachsen-Meiningen und Dorothea Marien's von Sachsen-Gotha. Sein Vater, ein genußsüchtiger und prachtliebender Fürst, der sich in den Kriegen seiner Zeit gegen Frankreich beim teutschen Reiche, wie bei dem Kurfürsten von der Pfalz, bis zum Generalfeldzeugmeister emporgeschwungen hatte, wünschte, daß auch sein Sohn für das Kriegshandwerk erzogen werden sollte. Nachdem also der Knabe den Händen der Frauen entwachsen war, kam er nach zurückgelegtem sechsten Jahre unter die Leitung zweier Lehrer, Friedrich Ernst Schenk's und Ernst Ludw. Schröter's, welcher Letztere späterhin durch einen gewissen Hammerer abgelöst wurde [1]). Unter der Aufsicht des Oberhofpredigers, welcher alljährig eine Prüfung mit dem Prinzen im Beisein der höchsten Beamten anstellte, lehrten diese ihm Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Genealogie und Heraldik; in der Religion unterwiesen ihn nach einander die Hofdiakonen Krebs und Silchmüller, und sobald sein Geist reifer geworden war, empfing er vom Inspector des Lyceums zu Meiningen, Weinrich, auch noch Unterricht in der Dichtkunst, Beredsamkeit und im teutschen Style. Vor seinem Abgange zur Akademie in Strasburg, der im Juli 1721 erfolgte, nahm Joseph Bernhard zu Coburg, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, auch Unterricht in der praktischen Geometrie, Feuerwerkerkunst und überhaupt im Artilleriewesen bei einem dortigen Rathsherrn (Wolrab) und zu Strasburg hörte er unter Leitung seines Hofmeisters Schenk bei den Gebrüdern Böckler die Rechte und Experimentalphysik, bei Reuchlin teutschen Styl und bei Hirtenstein Astronomie. Daneben trieb er noch Französisch, Fechten, Reiten, Tanzen und Musik, und widmete auch der Kriegsbaukunde seine Studien. Der Prinz war überhaupt ein wißbegieriger Jüngling, der vortreffliche Gaben des Kopfes und Herzens entwickelte, sich allgemeine Achtung erwarb und ausgezeichnete Erwartungen erweckte. Er fühlte sich sogar berufen, einst auch als Opponent in einer Disputation öffentlich aufzutreten; doch schon im October 1722 unterbrach er seine Studien durch eine Reise nach Rheims zur Krönung des Königs Ludwig XV. von Frankreich und nach Lothringen. Im folgenden Jahre durchstreifte er Ober- und Unterelsaß und das Gebiet von Basel, und schenkte dabei den Festungen besondere Aufmerksamkeit. Am pfälzischen Hofe zu Schwetzingen, wo er längere Zeit verweilte und wo sein Vater in Ansehen stand, erhielt er vom Kurfürsten Karl Philipp die Würde eines Obersten über das Regiment Sachsen-Meiningen, mit der Versicherung, bei nächster Capitelversammlung auch den Orden des heiligen Hubertus zu erhalten. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Hause ging er am 21. Aug. 1723 mit seinem jüngern Bruder Ernst Ludwig II. abermals auf Reisen. Zunächst begab er sich nach Prag, um der Krönung des böhmischen Königs beizuwohnen, Bekanntschaft mit der kaiserlichen Familie zu machen und alsdann die wichtigsten Städte an der Donau zu besehen, von wo er nachmals, sobald dieses geschehen war, durch Tyrol nach Italien wanderte und bis nach Neapel hinab gelangte. Entzückt von der Schönheit der dortigen Natur und den Denkmalen des Alterthums trat er mit Bereicherung seiner Kenntnisse von den italienischen Staatsverfassungen seine Rückreise von Neapel an, wurde aber von einem hitzigen Fieber, mit Seitenstechen verbunden, überfallen und starb zu Rom den 22. März 1724 in seinem noch nicht völlig zurückgelegten 18. Lebensjahre mit allgemeinem Bedauern. Der Leichnam blieb nicht in Rom, wie ein Gerücht aussprach, sondern der Kammerdiener Lozze überbrachte denselben in einem Koffer dem betrübten Vater, welcher ihn in der Schloßkirche zu Meiningen beisetzen ließ. Als dieser Prinz am 27. Mai 1706 geboren wurde, war Ernst Ludwig I. so erfreut über dieses Familienereigniß, daß er gelobte, alljährlich auf seines Sohnes Geburtstag so viele arme Knaben zu kleiden, zu speisen und zu beschenken, als derselbe eben Jahre erreichte, und die Zahl dieser Kinder bis auf zwölf steigen zu lassen. Der Herzog hielt, da der Prinz sein Liebling wurde, das Gelübde bis zum Tode Joseph Bernhard's; die Knaben aber hießen beim Volke die Josephsbrüder [2]).

(*B. Röse.*)

V. Joseph, Patriarchen, (geistliche) Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe.

A. Joseph, Patriarch von Alexandrien, s. unt. Josephus.

B. Bischöfe von Augsburg.

1) **Joseph I.**, Landgraf von Hessen-Darmstadt, Fürst zu Hirschfeld, Graf zu Katzenellenbogen u. s. w., Fürstbischof von Augsburg, wurde den 23. Jan. 1699 zu Brüssel geboren, widmete sich dem Militairstande, brach aber beide Beine, weswegen er seine Dienstzeichen nach der Genesung in der Kapelle zu Loretto niederlegte und sich dem geistlichen Stande gelobte. In den Jahren 1728 und 1729 erhielt er durch den Bischof Heinrich Vialard von Mantua die verschiedenen Weihen zum Priester, während Papst Benedict XIII. ihm eine

---

ducum Sax. gente Ernestina usitati. Mehres theilt auch Moser in seinem Reichs- und Staats-Handbuche, Jahrg. 1773. S. 211 fg. mit, umständlicher jedoch Weiße im Museum zur sächs. Geschichte. III, 2, 28—69. Vgl. noch von Schultes, Sachsen-Coburg-Saalfeldische Landesgeschichte. III, 61 fg.

1) Jener Schenk, Sohn des bekannten geistlichen Liederdichters Hartmann Schenk, schrieb für seinen fürstlichen Zögling, Joseph Bernhard, ein Werkchen, dessen Titel ich hier wiedergebe, wie ich ihn gefunden: **Demonstration mecaniques et geometriques des theoremes du I. libre de elemens d'Euclide, Par le moyen de figures mobiles et transportables desinées sur du Carton et distinguées de differentes Couleurs avec l'application de cette methode a la Geodesie. Ouvrage nouveau consacre a la Bibliotheque par Fr. Ern. Schenk.**

2) Vgl. Europäische Fama. Jahrg. 1724. S. 820 nebst Georg Emmrich's Archive für die herzoglich Sachsen-Meiningischen Lande. I. Bandes 2. Heft. S. 163—169, das mir in einem, mit handschriftlichen Bemerkungen bereicherten, Exemplare durch die gefällige Vermittelung meines gelehrten Freundes, des Hofpredigers Ackermann zu Meiningen, zu benutzen vergönnt war.

Dompfründe zu Lüttich, die Wahlfähigkeit für das Bisthum Osnabrück und alle andere erz- und bischöfliche Würden, eine Dompfründe zu Augsburg wie zu Cöln verliehen hatte. Durch dessen Nachfolger Papst Clemens XII. erhielt er am 10. Juni 1731 die Coadjutorie der Dompropstei zu Constanz, am 13. August desselben Jahres eine Pension von 6000 Fl. bei der bischöflichen Kammer zu Gent, und am 13. Juni 1733 eine Dompfründe zu Constanz. Unterdessen war er auch infulirter Abt zu Feldwar in Ungarn und Ritter des kurpfälzischen Hubertsordens geworden. Am 17. December 1739 wurde er als Dompropst zu Augsburg und am 18. August 1740 als Fürstbischof gewählt. Vom Papst Benedict XIV. erhielt er am 27. December 1740 ein Wahlfähigkeitsbreve für das Bisthum Lüttich und am 2. Januar 1741 für jenes zu Augsburg die begünstigende Bestätigung, daß er die Dompfründen zu Lüttich, Cöln und Constanz, die Abtstelle zu Feldwar und die Pension von Gent beibehalten dürfe. Diese Gunst des Papstes benutzte er auch 1743 für seine Domherren zum Tragen der Inful und anderer Auszeichnungen an großen Festen, welche bewilligt wurden. Am 17. Mai 1744 erhielt er, bei Gelegenheit der Seligsprechung der Nonne Crescenz Höß von Kaufbeuern, vom Papst Benedict XIV. das Lob, daß er seiner Geistlichkeit nebst der Erlernung der scholastischen Theologie auch Kirchengeschichte und Rechtswissenschaft empfohlen habe. Am 22. Februar 1755 wurde er von demselben ersucht, auf Zurücknahme des Reichstagsbeschlusses, welcher bei dem Übergange des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zur katholischen Confession gefaßt wurde, durch andere katholische Reichsstände zu wirken. Am 25. Februar 1761 erhielt er vom Papste Clemens XIII. die Wahlfähigkeit für das Erzbisthum Cöln und am 1. Juli 1763 für das Bisthum Worms. Im Jahre 1747 erlangte er vom Kaiser Franz I. und im Jahre 1767 vom Kaiser Joseph II. die Bestätigung aller Privilegien seines Bisthums.

Gleich bei seinem Regierungsantritte vollendete er zu Pfaffenhausen das von seinem Vorgänger Alexander Sigmund begonnene Priesterhaus, welches 1768 durch den augsburger Kaufmann J. A. von Obweker mit einem Capitale von 57,400 Fl. unterstützt wurde. Zur Beförderung dieser Anstalt ließ er durch seinen Hoftheologen E. Amort besondere Leitfäden verfassen. Seiner Geistlichkeit machte er viele Vorschriften über Kleidertracht, über Erfüllung ihrer Berufspflichten, über Enthaltung vom Besuch der Wirthshäuser, über öfteres Beichten ꝛc. Doch überschritt sein frömmelnder Geist in mancher Verordnung die Schranken der Billigkeit. Die vieljährigen Irrungen seines Ordinariats mit der Propstei Elwang über geistliche Gerichtsbarkeit schlichtete er am 5. August 1760 durch einen Vergleich, welcher 1769 erneuert und bestätigt wurde. Im Jahre 1763 fühlte er die Abnahme seiner Kräfte und bat den römischen Hof um die Ernennung des Bischofs Clemens Wenzeslaus von Freisingen und Regensburg zum Coadjutor. Im Herbste 1764 wurde er selbst und das Domcapitel vom Kaiser Franz I. und dessen Gemahlin Theresia ersucht, die Wahl zu betreiben, weswegen sie auch am 5. November 1764 vollzogen und 1765 vom Papste Clemens XIII. bestätigt wurde. Er starb im 70. Lebensjahre den 20. August 1768 und wurde in die Domkirche neben dem Kreuzaltare begraben *).

2) **Joseph II. Maria Johann Nepomuck, Freiherr von Fraunberg**, zuerst Bischof von Augsburg, dann Erzbischof von Bamberg, wurde geboren am 10. October 1768 und starb am 21. Januar 1841. Als Edelknabe hatte er sich am fürstbischöflichen Hofe zu Eichstädt, und als Theolog zu Regensburg gebildet, wo er eine Dompfründe erhielt; als Priester widmete er sich der Seelsorge. Am 30. October 1801 wurde er vom Kurfürsten Max Joseph I. in Baiern als Gesandter zu Rom ernannt, nach der Vereitlung dieser Bestimmung aber im Jahre 1802 mit der obersten Leitung des Schulen- und Studienwesens beauftragt, in welcher Eigenschaft er bis 1808 viel Gutes wirkte. Da der umfassende Geist des Ministers Montgelas nach der Constitution von 1808 der Idee eines Ministers für den Unterricht und Cultus nicht huldigte, sondern eine neue Organisation folgen ließ, so wurde Fraunberg seiner pädagogischen Wirksamkeit entbunden. Den dadurch für ihn eingetretenen Stand der Ruhe benutzte dieser zur allseitigen höhern Ausbildung seines Geistes. Bei der Vollziehung des mit Rom 1817 abgeschlossenen Concordats im September 1821 wurde er zum Bischofe von Augsburg ernannt, im November desselben Jahres durch den päpstlichen Nuntius Franz Serra Cassan eingesegnet und eingesetzt. Bei seiner innigsten Vertrautheit mit dem Zeitgeiste, gemäß seiner vieljährigen Erfahrung, und bei der in ihm vorherrschenden Sanftmuth, traf er so zweckmäßige Maßregeln, daß er fortdauernd in gutem Andenken bleiben wird. Er hatte bald nicht nur die Liebe aller Katholiken, sondern auch die Hochachtung der Protestanten gewonnen. Deswegen wurde er vom Könige Max Joseph I. von Baiern am 4. März 1824 zum Erzbischofe von Bamberg befördert, wo er am 26. Juli seinen feierlichen Einzug hielt. Auch hier wurde er bald der allgemeine Liebling durch seine freundliche Herablassung, Wohlthätigkeit und zeitgemäße Anordnungen, unter welchen die Stiftung von Leseanstalten in jedem Landcapitel und die monatlichen Berathungen der Pfarrer über Gegenstände ihres Berufs, wie seine Würdigung ihrer Aufsätze vorzüglich zu rühmen sind. Allen Candidaten der Theologie, wie der ganzen Geistlichkeit, erleichterte er den Gebrauch seiner Privat-Bücherssammlung durch öffentliche Vertheilung eines lithographirten Verzeichnisses derselben. Wären alle Mitglieder seines Domcapitels von gleichem Geiste erfüllt gewesen, so würde dieses sich über alle andere Capitel hoch erhoben haben. Sein Streben, mit der königlichen Regierung jede Irrung zu beseitigen, mag wol manchen streitsüchtigen Geistlichen nicht gefallen haben, aber die unbefangene Nachwelt wird ihn desto mehr segnen. (*Jaeck.*)

---

*) *Steiner*, acta sel. — Braun, Gesch. d. Bisch. v. Augsb. IV, 449, 497, und dessen Domkirche. 141.

C. Erzbischöfe von Bamberg.

1) **Joseph**, Freiherr von Stubenberg, s. **Joseph**, Fürstbischof von Eichstädt.

2) **Joseph Maria Johann Nepomuck**, s. **Joseph II.**, Bischof von Augsburg.

D. Katholici (Patriarchen) der Chaldäer, s. unter Josephus.

E. Fürstbischöfe von Chur.

1) **Joseph Mohr**, Fürstbischof zu Chur, wurde als Domscholaster daselbst am 27. August 1627 zu dieser Würde befördert, am 10. Septbr. vom Papst Urban VIII. bestätigt und am 16. October durch den päpstlichen Gesandten Aler. Scapius eingesegnet. Er bemühte sich, wie sein Vorgänger, vergebens für die Ausübung der Rechte seines Bisthums. So lange das österreichische Militair ihm zur Seite stand, fand er sein Loos erträglich. Nachdem aber jenes durch französisches unter dem protestantischen Generale von Rohan verdrängt war und der schwedische Einfluß auf die Schweiz auch fühlbar geworden war, verlor er die meisten Ansprüche, und endlich durch die Pest, welche mehre Jahre in jener Gegend hauste, das Leben am 6. August 1635.

2) **Joseph Benedict**, Freiherr von Rost, Fürstbischof von Chur, war am 7. Februar 1696 in Tyrol geboren, hatte schon geraume Zeit die Stellen des Scholasters, Cantors und Generalvicars an seinem Stifte bekleidet, als er am 13. December 1728 durch einstimmige Wahl zur höchsten Würde gelangte. Die Bündtner wollten sich wieder in die Wahl und Bestätigung des Bischofs, wie der früheren einmischen; allein Joseph Benedict vertraute auf den kräftigen Schutz des Kaisers Karl VI., dessen schweizerischer Gesandte, Freiherr von Risenfels, anwesend war, erklärte sich frei von Bündten und als unmittelbares Glied des römischen Reiches. Mit dem Magistrate gerieth er in einen heftigen Streit durch die Gestattung des Asylrechtes in der Domkirche, wohin ein Dieb sich geflüchtet hatte. Er versah auch zwei Jahre lang die Stelle des österreichischen Gesandten zu Bündten, erbaute das Schloß Fürstenau vom Grunde, verbesserte die Residenz zu Chur und bewährte durch viele Verordnungen seine Einsicht und billige Denkart. Er starb am 12. November 1754 und wurde an die Seite seiner Vorgänger in der Domkirche zu Chur begraben. (*Jaeck.*)

F. Patriarchen von Constantinopel, s. unter Josephus.

G. Fürstbischof von Eichstädt.

Joseph, Freiherr von Stubenberg, erster Erzbischof von Bamberg, letzter Fürstbischof von Eichstädt und erster geistlicher Reichsrath des Königreichs Baiern, war am 8. Februar 1740 geboren. Nach mannichfaltiger Vorbildung begab er sich zum 3½jährigen Studium der Theologie in das Seminar zu Rom und wurde dort mit der Doctorwürde bekleidet. Geraume Zeit nach seiner Rückkehr wurde er zum infulirten Propst bei St. Johann in Regensburg ernannt, im Jahre 1780 in das Domcapitel zu Eichstädt aufgenommen und am 21. September 1790 auf den fürstbischöflichen Stuhl daselbst erhoben. Die 12 Jahre später eingetretene Veränderung in den teutschen Staaten machte ihn der weltlichen Herrschaft verlustig und beschränkte ihn auf die Ausübung des eigentlichen bischöflichen Amtes. Bei der Vollziehung des im Juni 1817 zwischen Baiern und Rom abgeschlossenen Concordats wurde er, ungeachtet der höchsten Gebrechlichkeit seines Körpers und seines 81jährigen Alters ersucht, die Verwaltung des neu errichteten Erzbisthums Bamberg zu übernehmen. Er ließ sich auch aus Eitelkeit von zudringlichen Speculanten des bairischen Ministeriums, welche die erzbischöfliche Besoldung von 15,000 Fl. für Bamberg, an seiner Pension von 46,000 Fl. für Eichstadt, zu ersparen irriger Weise wähnten, zur Nachgiebigkeit bewegen, täuschte aber durch spätere hartnäckige Erklärung das Finanzministerium, obschon er sein Bett nicht mehr verlassen und folglich gar nicht nach Bamberg kommen konnte. Nach diesen Umständen war natürlich, daß er nur die Wünsche und Gutachten Anderer, z. B. des Erdominikaners Pius Brunquell zu Bamberg, des zu seiner Hilfe ernannten Weihbischofs (und Nachfolgers) Friedrich Österreicher und des Domcapitulars Jacob Wagner, zur Besorgung der bamberger Diöcesangeschäfte unterzeichnen konnte. Er erreichte das seltene Alter von mehr als 83 Jahren und wurde in die Domkirche zu Eichstädt begraben *). (*Jaeck.*)

H. Bischof und Fürstbischöfe zu Freisingen.

1) **Joseph**, dritter Bischof von Freisingen, erhielt von einem gewissen Amilo am 12. Februar 749 ein Geschenk für seine Domkirche, nachdem sein Vorgänger Erimbert am 1. Januar dieses Jahres gestorben war. Am 3. Sept. 750 erbat er sich von dem Gutsbesitzer Fagen den öden Platz Erching, legte den Grund zum Kloster Isen, theils aus gekauften, theils aus geschenkten Gütern nächst der Kirche des heiligen Bischofs Zeno aus Verona. Im Jahre 753 weihte er die Kirche Tulpach im Landgerichte Mosburg zur Ehre Johannes des Täufers ein; im Jahre 755 erwarb er für sein Domstift mehre Höfe, Felder, Wiesen, Teiche, Waldungen u. s. w. von den Gutthätern Eparhar und Starcholph. Im December 757 erlangte er von einem gewissen Hamming viele Güter an der Isar, von Theodorich die Bestätigung des früher geschenkten Gutes Dirnzhausen; von Hahold und dessen Sohn Arno die neu gebaute Kirche Pietenbach. Im Jahre 759 weihte er die Kirchen zu Pach und Abens ein und nahm sie in seinen besonderen Schutz. Im Jahre 760 empfing er von einem gewissen Wetting das Gut Ruedlfing und von Fridaperht das Gut Ebrach bei Wasserburg. Im Jahre 763 vollendete er das Kloster Scharnitz nach dem Willen des Herzogs Tassilo. Auch erbaute er die Martinskirche zu Biberbach. Er starb den 17. Januar 764 und wurde zu Isen begraben **).

2) **Joseph Clemens**, Herzog von Baiern, Erzbischof und Kurfürst von Cöln, Fürstbischof zu Freisingen,

*) Vgl. Dr. Brenner's Trauerrede.

**) *Hundii* metrop. Salisburg. I, 70. — *Meichelbeck*, Hist. Frising. I, 47—61.

Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern und Bruder des Kurfürsten Maximilian Emanuel, wurde zu München am 5. December 1671 geboren, durch einen Freiherrn von Weichs unterrichtet, und erhielt schon 1683 die erste Tonsur, um am 13. März dieses Jahres als Coadjutor des Fürstbischofs Albrecht Sigmund, seines herzoglichen Vetters, zu Freisingen erwählt zu werden. Nach dessen am 4. Nov. 1684 erfolgtem Tode erhielt er als 14jähriger Knabe am 27. Nov. 1684 dessen Bisthum Freisingen und 1685 auch Regensburg, nach der freien Wahl der beiderseitigen Domstiftsglieder. Papst Innocenz XI. war nicht allein leichtsinnig oder habsüchtig genug, ihn am 6. October jenes Jahres zu bestätigen, sondern auch Kaiser Leopold I. ertheilte ihm am 11. April 1687 die Reichs-Belehnungsurkunde, während dem freisinger Dompropste, Johann Sigmund Zeller, die Verwaltung der beiden Fürstenthümer übertragen war. Im Jahre 1688 wurde Joseph Clemens nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Cöln durch die Begünstigung des Papstes Innocenz XI. und des Kaisers Leopold I., ungeachtet sehr wesentlicher Mängel, dem dortigen Domcapitel als Nachfolger unter der Bedingung aufgedrungen, daß er, sobald er in den ruhigen Besitz des Erzbisthums Cöln gekommen sei, die Bisthümer Freisingen und Regensburg niederlegen müsse. Obschon er durch seine Minderjährigkeit von der geistlichen Amtsführung noch ausgeschlossen war, so erhielt er doch im nämlichen Jahre noch die Verwaltung der gefürsteten Propstei Berchtesgaden und zugleich die kaiserliche Befreiung von dem Altershindernisse, um im Kurfürstenrathe mit Sitz und Stimme erscheinen zu können. Am 24. Januar 1690 war er auch als Kurfürst mit seinem ganzen Hofstaate von 420 Personen und 425 Pferden auf dem Reichstage zu Augsburg, die Wahl von Joseph I. zum römischen Könige in der Sacristei der Abtei Ulrich und Afra zu befördern, und am 26. Januar der Krönung desselben, wie dessen Mutter Eleonora, in der Domkirche beizuwohnen. Am 7. Januar 1692 ertheilte er dem Collegiatstifte Veit zu Freisingen die Gerichtsgewalt der ersten Instanz mit dem Rechte, Hinterlassenschaften der Stiftsherren und Kaplane unter Siegel zu legen; das Collegiatstift erwiederte seine Gefälligkeit durch die Abtretung der ihm früher zugekommenen Sterbemonate für Verleihung der erledigten Pfründen an Edelleute, wie Doctoren des Rechts und der Theologie. Am 8. Januar 1694 wurde er zum Coadjutor des Fürstbischofs Jobst von Hildesheim, und am 20. April desselben Jahres zum Fürstbischofe von Lüttich ernannt; allein beide Würden sind ihm vom Papste Innocenz XII. nur unter der Bedingung genehmigt worden, daß er die beiden Bisthümer Freisingen und Regensburg abtrat. Doch war dieser Verzicht mit keinem reellen Nachtheile verbunden; denn er wußte bei beiden Domcapiteln die kluge Einleitung zu treffen, daß sie sich über die Wahl seiner Nachfolger mehr als 1½ Jahr nicht vereinigen konnten und deswegen im December 1695 ihm die beiden Bisthümer wieder anboten, welche er auch mit den übrigen vereinigte. Doch er erfreute sich nicht des ruhigen Besitzes der vielen erschlichenen Pfründen. Denn während des spanischen Erbfolgekrieges schloß er sich an Frankreich und mußte sich deswegen auch dahin flüchten, nachdem seine Länder von feindlichen Truppen besetzt und er in die Reichsacht erklärt war. Durch die Unterstützung des Königs Ludwig XIV. lebte er jedoch während seines 12jährigen Aufenthaltes zu Valenciennes, Namur und an anderen Plätzen der Niederlande im höchsten Überflusse, und nach dem badischen Frieden wurde er in alle seine Länder und Würden wieder eingesetzt. Im Jahre 1716 entsagte er dem Bisthume Regensburg zum Vortheile seines Vetters Clemens August von Baiern. Die letzten Jahre seines Lebens bemühte er sich, den Handel am Rhein zu befördern. Er starb im 51. Lebensjahre am 12. December 1723 zu Bonn und wurde in die Domkirche zu Cöln begraben *). (*Jaeck.*)

3) **Joseph Konrad**, s. unter **Joseph Konrad**, Fürstbischof von Regensburg.

I. Patriarchen von Jerusalem, s. unter Josephus.

K. Patriarchen der Maroniten, s. unter Josephus.

L. Erzbischof von Cöln.

Joseph Clemens, Erzbischof von Cöln, s. **Joseph Clemens**, Fürstbischof von Freisingen.

M. Fürstbischöfe von Passau.

1) **Joseph Dominicus**, Fürstbischof von Passau, Graf von Lamberg, Sohn des Fürsten, geheimen Raths und Landhauptmanns in Oberösterreich, Franz Joseph von Lamberg, wurde am 8. Juli 1680 zu Steier in Österreich geboren. Nach Vollendung des Gymnasialunterrichtes, welchen er bei den Jesuiten zu Linz empfing, reiste er durch Teutschland und Frankreich, und verweilte einige Zeit an den Rechtsschulen zu Besançon und dann zu Siena in Hetrurien. Er begab sich in das Clementinische Collegium zu Rom für die Pflege der Naturlehre und Theologie. Der im Jahre 1700 ernannte Papst Clemens XI. wählte ihn zu seinem Hausprälaten und Referendar beider Unterschriften. Da er durch seinen Oheim, den Cardinal von Lamberg, als Bischof von Passau eine Dompfründe daselbst erlangt hatte, so folgte er 1703 dessen Winke zur Rückkehr und Übernahme des Officialates und Generalvicariates, wie auch der Stelle eines Weihbischofs und Präsidenten des Consistoriums in Österreich unter der Ens, welche er im November jenes Jahres antrat. Am 4. October 1704 wurde er in der Mariakirche zu Passau als Priester geweiht, am 19. October zum Dompropste gewählt, bald auch zum Generalvicar von ganz Steiermark ernannt, am 28. Juni 1706 mit der Dompfründe zu Salzburg versehen und am 8. April 1712 zum Bischofe von Seckau mit fürstlichem Titel befördert. Während dieser achtjährigen Dienstesleistung hatte er sich in jedem Amte so große Achtung erworben, daß er nach dem Tode seines Oheims, des Cardinals,

*) *Moercken*, Conatus chronol. Colon. 175. *J. Mich. Fuchs*, Leben d. Bisch., Erzbisch. u. Kurf. zu Cöln. 55. — *Meichelbeck*, Hist. Frising. II, 415.

schon mit einigen Stimmen seiner Mitbrüder für die Bischofswürde zu Passau 1713 beehrt wurde, aber nicht hinlänglich. Erst nach dem Tode seines Vorgängers Raimund Ferdinand von Rabatta (2. Jan. 1723) und nach hartnäckigem Kampfe des österreichischen und baierischen Hofes für ihre bischöflichen Candidaten gelangte er zum Besitze dieser Würde, welche im März dieses Jahres vom Papste Innocenz XIII. unter der Beschränkung bestätigt wurde, daß er zwar die Dompfründe von Salzburg beibehalten dürfe, dagegen das Bisthum Seckau niederlegen müsse. Sein erster Beschluß für das Wohl des Bisthums war ein scharfes Verbot gegen Dienstgeschenke, wie auch gegen alle aus Begünstigung oder um Geld vorher gewöhnliche Amtsverleihungen der Polizei- und Gerichtsstellen. Bei dem Besuche seines Kirchsprengels erließ er einen ausführlichen lateinischen Hirtenbrief, und verfügte, daß Niemand mehre Meßpfründen besitzen und alle Pfarrstellen durch tüchtige Geistliche besetzt sein sollen. Am 11. Sept. 1723 ließ er sich zu Prag von Kaiser Karl VI. die Reichslehen ertheilen. Im Januar 1724 begab er sich nach Wien zur Unterredung über die künftige Abtretung von 15 Meilen seines Kirchsprengels diesseit der Donau, welche ungeachtet des hartnäckigsten Widerspruches des Domcapitels vom Papste Benedict XIII. gebilligt und genehmigt wurde. Zur Entschädigung wurde das Bisthum Passau der Oberherrlichkeit des Erzbisthums Salzburg entrückt, dem päpstlichen Hofe unmittelbar untergeordnet, auch jedem künftigen Bischofe das Pallium und Kreuz als erzbischöfliche Auszeichnung versprochen, der Bischof Joseph Dominikus sogleich mit demselben beschenkt, die Weihbischofsstelle von Passau, die alte Propstei zu Ilz und die freie Propstei zu Ardagger den Domherren überlassen und dem Domdechanten der Gebrauch der Infel gestattet. Ungeachtet dieser Ehren- und Geldentschädigung des Domcapitels blieb doch die Mehrheit seiner Mitglieder dem Bischofe so gram, daß Papst Benedict XIII. im Mai 1729 durch eine nachdrückliche Bulle zum Gehorsam für den Bischof vergebens auffoderte. Deswegen bestätigte dessen Nachfolger, Papst Clemens XII., die früheren Verfügungen im Jahre 1730 noch ein Mal; erst von diesem Zeitpunkte erhielt sich die Unabhängigkeit des Bisthums Passau von seinem Domcapitel, wie vom Erzbisthume Salzburg. Im Jahre 1731 kaufte Bischof Joseph Dominikus die österreichische Herrschaft Neuburg am Inn nebst Wörnstein unter bedeutendem Zuschusse aus seinem Privatvermögen für das Bisthum Passau, obschon dasselbe im nämlichen Jahre 58,405 Fl. zur Erbauung ungarischer Festungen, nach einer Anordnung des Papstes Benedict XIII., gezahlt hatte. Im Jahre 1732 begründete er aus eigenen Mitteln zwei Domvicarien und 1736 machte er eine Stiftung für vier Adelige zu Linz. Am 10. April 1738 erhielt er von Papst Clemens XII. durch Kaiser Karl VI. in der Hofkapelle zu Wien das Cardinalsbiret. Im December 1739 verfügte er sich nach Rom zum Empfang des Purpurhutes; da er aber erst am 8. Februar 1740, zwei Tage nach dem Tode des Papstes, eintraf, so begab er sich mit den übrigen Cardinälen am 18. Februar in das Conclave, in welchem erst am 17. August Papst Benedict XIV. gewählt wurde. Von diesem erhielt er am 29. August den Cardinalshut, am 16. September die Mundöffnung mit dem Priestertitel des heiligen Peter auf dem goldenen Berge, und kehrte nach Teutschland zurück. Nach dem im Jahre 1740 erfolgten Tode des Kaisers Karl VI. entspann sich ein Krieg zwischen Baiern und Österreich, welcher auch für den passauer Kirchensprengel höchst verderblich war. Dessenungeachtet setzte der Bischof seine Sorgfalt für alle kirchliche Angelegenheiten durch öfteres Herumreisen in jedem Jahre unter größter Anstrengung fort. Viele Bischöfe, Äbte und Pröpste, Kirchen und deren Inhalt wurden von ihm gesegnet. Am 4. Oct. 1753 feierte er sein Jubelfest, und am 30. August 1761 starb er zu Passau und wurde in die große Fürstengruft der Domkirche begraben. Sein letzter Wille bezeugte noch einmal die gute Gesinnung für sein Bisthum und dessen Individuen *).

2) **Joseph Maria**, Graf von Thun und Hochenstein, Fürstbischof zu Passau, geboren am 24. Mai 1713, wurde 1729 Domherr zu Salzburg und 1731 zu Passau. Er reiste als Auditor Rotae und Minister des Königreichs Ungarn nach Rom, wo er am 24. Februar 1742 im Namen seines Königs der Anerkennung des Kaisers Karl VII. durch den Papst Benedict XIV. schriftlich widersprach. Zur Belohnung für diesen Eifer wurde er gleich hernach von Letzterem selbst zum Bischofe von Gurk bestellt. Nach seiner Rückkehr stiftete er zu Gurk ein Priesterhaus und übergab dessen erste Leitung dem berühmten Kanonisten Gregor Zalbein. Am 19. Novbr. 1761 wurde er durch einhellige Wahl des passauer Domcapitels zum Bischofe befördert. Nachdem er vom Papste Clemens XIII. bestätigt und mit dem Pallium beschenkt war, hielt er am 23. Mai 1762 seinen feierlichen Einzug durch das Burgthor zum Empfang der Huldigung; den kaiserlichen Belehnungsbrief erhielt er erst am 16. März 1763. Während seiner kurzen Regierung suchte er den Eingriffen Baierns in seine geistliche Gerichtsbarkeit Schranken zu setzen, die Volksschulen zu verbessern, die Viehzucht, Fabriken und den Handel zu beleben, den Flachsbau vorzüglich zu befördern, die Bettler und Müßiggänger in Arbeitshäusern zu beschäftigen, mit den geistreichsten Männern seiner Umgebung sich über die Bedürfnisse des Landes zu berathen, ohne es dabei am Eifer eines Seelenhirten fehlen zu lassen. Er starb am 15. Juni 1763 zu Mattighofen und wurde in die Domkirche zu Passau begraben **).

N. Fürstbischöfe von Regensburg.

1) **Joseph Clemens**, s. unter Joseph Clemens, Fürstbischof von Freisingen.

2) **Joseph Konrad**, Freiherr von Schroffenberg, Fürstbischof zu Freisingen und Regensburg, auch Reichs-

*) Buchinger's Gesch. von Passau. 2. Th. S. 439—448. — Lenz, Beschr. v. Passau. I, 268—270. — *Hansizii* Germania s. II, 816—854.

**) Buchinger's Gesch. v. Passau. S. 448. — Godeau, Kirchenl. 18. Th. S. 239. — Lenz, Beschr. v. Passau. I, 271—274.

Vicariats-Principalcommissair bei der Reichsversammlung daselbst und Fürstpropst zu Berchtesgaden, geboren am 3. Februar 1743, war einer der edelsten Fürsten, welche den Scepter und Bischofsstab trugen. Ausgerüstet mit einem gefühlvollen, für alles Gute und Edle empfänglichen Herzen, entwickelte er sich durch zweckmäßige Erziehung; die in ihm schlummernden Keime wurden durch die Lehren der Religion aufs Herrlichste befruchtet. Schon schmückten ihn zwei Infuln und zwei Fürstenkronen; schon hatte er sich als Fürstpropst zu Berchtesgaden, welche Würde ihm 1780 geworden, und als Fürstbischof zu Freisingen, zu welcher Stelle er 1790 gelangte, durch seine hohen Tugenden, Geistesgaben und umfassende Kenntnisse in der Staatswirthschaft besondern Ruhm erworben und sich ganz vorzüglich durch eine seltene Herzensgüte ausgezeichnet, als er 1790 in einer von Außen stürmisch bewegten drangsalvollen Zeit auch zur Würde eines Fürstbischofs von Regensburg, nach einer höchst uneinigen Wahl, gelangte und mit Jubel bei seinem Eintritte begrüßt wurde. Er ließ sich nun nichts angelegener sein, als in einem, echt apostolischen Geist athmenden, Hirtenbriefe seinen Klerus zur thätigsten Pflicht, zur Erbauung des Volkes durch einen wahrhaft priesterlichen Sinn und Wandel und zur Verkündigung des Wortes des Herrn mit Salbung im Geiste des Mittlers aufzufodern. Die heimathlos aus Frankreich gekommenen Priester fanden durch ihn eine gastliche, freundliche Zufluchtsstätte in seiner Diöcese, ja selbst an seinem Fürstenhofe, wie der vielseitig gebildete Schriftsteller Franz von Feller, der auch daselbst im Jahre 1802 starb. Als fremde Kriegsvölker sich, wie ein Alles verheerender Strom, auch über Baiern ergossen, wußte er Schutz, Ruhe und Ordnung zu erwirken und die schwersten Lasten zu erleichtern. Ganz besonders hielt er auch die öffentlichen wohlthätigen Institute für Waise, Kranke und die Erziehung der Jugend seiner Sorge werth. Selbst während der Donner des Geschützes erscholl, Regensburg erstürmt und besetzt wurde, durfte der Unterricht in der öffentlichen Schule nicht unterbrochen werden; denn die Jugendbildung lag ihm ganz vorzüglich am Herzen. Eine besondere Sorgfalt widmete er, nachdem die Stadt mit Sturm an die Feinde übergegangen war, der Pflege selbst fremder, im Kampfe für ihr Vaterland verwundeter Krieger. Auch für Berchtesgaden, wo man ihn allgemein nur mit dem Namen Vater begrüßte, war er in der That der zärtlichste, liebreichste Vater. Als er die Regierung in diesem Lande übernommen, hatte er mit drückenden Schulden und mit einem gänzlich zerrütteten Haushalte einen harten Kampf zu bestehen; dazu fehlte der einem Lande höchst nöthige Credit. Allein seine thätige Umsicht, seine Kenntnisse in der Verwaltung und seine weise Sparsamkeit bewirkten bald wieder ein neues reges Leben in den ihrem Verderben nahen Zweigen des Staatshaushaltes. Als 1786—87 eine fürchterliche Wasserfluth, welche mehren Menschen das Leben raubte, über die Gebirge von Berchtesgaden sich ergoß und der angerichtete Schade sehr groß war, wußte wieder sein mildes Vaterherz nicht blos zu trösten, sondern auch thätige Hilfe zu leisten, indem er die aus ihren zertrümmerten Wohnungen Geflüchteten gastfreundlich auf dem Lustschlosse Friedensberg aufnahm, der Ausfuhr des Salzes und der Kunstwaaren, der vorzüglichsten Erwerbsquellen des Landes, durch schnelle Wiederherstellung der zerstörten Wege und Brücken eine freie Bahn eröffnete, viel Geld unter die Verunglückten vertheilte, die Felder und Wohnungen wieder in brauchbaren Stand setzte und die Abgaben bedeutend verminderte, wie er schon früher den dritten Theil der gewöhnlichen Güter- und Gewerbesteuer erlassen hatte. Auch ermunterte er zur erhöhten Industrie und ließ kein Mittel unversucht, um dem so gewerbsfleißigen Volke den durch ein kaiserliches Verbot gehemmten Absatz seiner Kunsterzeugnisse nach Österreich wieder zu verschaffen; er steuerte dem allmälig einreißenden Holzmangel durch Anlegung einer Torfstecherei, gründete, um Müßiggang und Dürftigkeit soviel möglich fern zu halten, mehre Baumwollespinnschulen, war für eine bessere Verpflegung der Armen und für einen gründlicheren Unterricht in der Schule besorgt. Da das Kriegsgewitter, alles verheerend, auch seinen stillen Thälern sich genaht, nützte seine Geistesgegenwart dem von Angst erfüllten Lande mehr, als ein bewaffnetes Heer. Die Milde seines Herzens, wie sein einnehmendes und liebreiches Benehmen, entwaffnete und verwandelte den erbitterten, siegreichen Feind in einen Freund. Als Fürstbischof von Regensburg war er ernstlich bemüht, die langen Zwiste mit Baiern auszugleichen und die unter seinem Vorfahren Maximilian Prokos, Grafen von Törring, aus dem neuen Concordate entstandene Mißhelligkeit durch freundliches Benehmen mit dem Kurfürsten Karl Theodor beizulegen. Als die Zeitverhältnisse der Säcularisation von 1802 ihn zwangen, seiner Fürstenwürde zu entsagen, nahm man in rührenden Dankadressen von ihm Abschied. Von einem Schlagflusse gerührt, doch seiner Sinne bis zum letzten Athemzuge mächtig, starb der Edle am 4. April 1803 *). (*Durach.*)

VI. Joseph, Geistliche, (christliche) Gelehrte und Mönche.

1) **Joseph a Cannobio**, ein in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Mailand lebender Capuciner, bemerkenswerth als Geschichtschreiber seines Ordens. Außer dem Leben des Joseph (Giuseppe) da Leonesso (Mailand 1737.), bereicherte er den Anhang zum dritten Bande der Annali de' Cappuccini (das. 1744. Fol.), aus dem Lateinischen übersetzt, mit Zusätzen. Auch machte er eine Rede über die Idee der besten Regierung in einem christlichen Staate bekannt, welche er zu Lucca gehalten hatte (das. 1735. 4.).

2) **Joseph a Capriola**, ein Capuciner im 17. Jahrhundert, beschäftigte sich mit Mechanik. In der Schrift:

*) Hirtenbrief an die Bisthümer Regensburg und Freising (1792. 4.); Tschiderer, Dankrede wegen eines dem Fürsten zugestoßenen Unfalles (Regensburg 1794.); Geschichte der Fürstbischöfe von Regensburg (1795. 4.); Monumenta caritatis erga sacerdotes Gallos (Aug. Vind. 1796.); Ostermayr, Trauerrede auf Joseph Konrad (Regensburg 1803.); Rheinisches Conversationslex. V. Bd. F—G. 59. S.; Gandershofer, Denkwürdigk. der Domkirche in Freising. (1824.)

La Misura del Tempo (Pad. 1663.) ertheilt er Anweisung, Uhren mit Rädern und Wasseruhren ohne Räder zu verfertigen *). (*R.*)

3) Joseph, der bekannte Capucinermönch und Staatsmann unter dem Ministerium Richelieu, auch Joseph von Paris genannt, stammte aus der berühmten französischen Familie Leclerc, welche sich nach ihren ansehnlichen Besitzungen in die Zweige Leclerc de Fleurigny, Leclerc d'Aunay und Leclerc du Tremblay trennte. Die männliche Nachkommenschaft des letzteren Astes soll seit ihrer Erhebung in den Adelsstand unter dem Könige Karl VI. bedeutende Staatsämter bekleidet haben. Zu ihnen gehört nun auch Johann Leclerc, Herr du Tremblay, Botschafter zu Venedig, alsdann Requetpräsident (nicht Parlamentspräsident, wie Einige fälschlich annehmen) zu Paris und zugleich Kanzler bei Franz von Alençon, Prinzen vom Geblüte. Vermählt mit Marie von Lafayette, welche ihren Calvinismus abschwor, zeugte Johann Leclerc mit ihr drei Kinder, Karl, welcher Commandant der Bastille wurde, Marie, die sich mit dem Marquis von Saint-Etienne, französischem Botschafter, verehelichte, und Franz, das älteste Kind, welches unter dem Namen Pater Joseph als das Ebenbild Richelieu's ebenso berühmt, als von Vielen auch verrufen wurde. Er war zu Paris den 4. November 1577 geboren, von fürstlichen Personen aus der Taufe gehoben und von seinen Ältern dem weltlichen Stande bestimmt worden, verrieth aber frühzeitig eine vorherrschende Neigung für alles Geistliche. Franz ahmte zu Hause die kirchlichen Gebräuche nach, die er während des öffentlichen Gottesdienstes hatte verrichten sehen, bewies den Mönchen vorzügliche Anhänglichkeit, und die Leidensgeschichte Christi, die er einst von einem Bedienten hatte vorlesen hören, beschäftigte ihn öfters mit ungewöhnlicher Rührung. Indessen lernte er Alles, wozu ihn die sorgfältige Erziehung seiner Ältern anleitete. Aus den Händen der Frauen kam er, sieben Jahre alt, unter die Aufsicht eines gewandten Lehrers, bis die häuslichen Zerstreuungen ihn nöthigten, das Collège de Boncourt zu beziehen, aus welcher Anstalt ihn aber die große Hungersnoth während der Belagerung der Hauptstadt auf seinen Familiensitz du Tremblay unweit von Versailles trieb. Von hier flüchtete er sich späterhin vor der Rohheit der Krieger nach Meun, wo er, soviel es die Kriegsunruhen gestatteten, den Wissenschaften oblag, bis er nach wiederhergestellter Ruhe in die gelehrten Anstalten zu Paris wieder zurückkehren konnte. Hier studirte er nun die alten und mehre neue Sprachen, Philosophie, Civil- und Kirchenrecht, Mathematik und die schönen Künste mit allem Eifer und erwarb sich in allen diesen Zweigen des Wissens nicht geringe Kenntnisse, ohne die seinem Stande angemessenen ritterlichen Übungen zu vernachlässigen; denn die genußsüchtige Mutter — der Vater starb, als Franz erst zehn Jahre zählte — wollte den Sohn durchaus an ein weltliches, geräuschvolles Leben gewöhnen, wiewol er in seinem 14. Jahre durch eine von ihm selbst ausgearbeitete Abhandlung über das Glück des Mönchslebens seine entschiedene Neigung für den geistlichen Stand verrieth, der er zwar unbedenklich auf seinen bald darauf angetretenen Reisen nach Italien und Teutschland nachhing, jedoch auch alles Merkwürdige und Sehenswerthe in diesen Ländern seiner Aufmerksamkeit würdigte und sich sonach kein gemeines, faules Mönchsleben zum Ziele steckte. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland wohnte er mit Auszeichnung der Belagerung von Amiens unter dem Connetabel von Montmorency im Jahre 1597 bei und begab sich darnach zur französischen Botschaft am Hofe Elisabeth's von England, wo der Umgang mit Andersgläubigen in ihm einen gewaltigen Bekehrungseifer erweckte, der seine Verwandten nicht wenig ängstigte. Nach seiner Rückkehr aus London schloß er sich an den Theologen Duval, an den Pater Bérulle, der nachmals Cardinal wurde und an mehre andere Ähnlichgesinnte an, wodurch er seine Mutter mit banger Ahnung erfüllte. Sie suchte aus allen Kräften den festwurzelnden Neigungen des schwärmerischen Sohnes entgegenzuarbeiten, und um ihn für das Weltliche zu erhalten, bemühte sie sich, seine früherhin erwachte, bald aber mit großer Selbstbeherrschung unterdrückte Neigung zur schönen Tochter eines pariser Parlamentspräsidenten wieder zu erwecken. Allein Kämpfe im Innern und Vorwürfe von Außen beschleunigten die bereits heimlich vorbereitete Ausführung seines Vorsatzes, in das Capucinerkloster zu Orleans zu gehen. Nach ausgehaltener Prüfungszeit wurde er am 2. Februar 1599 mit dem Namen Pater Joseph als Ordensglied eingekleidet. Ein Fußfall der Mutter vor Heinrich IV. erwirkte zwar allen möglichen Beistand, den Sohn in die Welt zurückzuführen, dieser aber, dem das Kloster Alles anheim stellte, räumte nicht mehr ein, als in seiner Mutter Nähe ein Kloster seines Gelübdes zu beziehen. Dies geschah denn auch mit großen Feierlichkeiten am 3. Febr. 1600 bei den Capucinern der Saint Honoréstraße zu Paris [1]). Eigne Neigung sowol, als der Vorsteher Wille, bestimmten ihn zum Predigen und Missionswesen, wozu ihn ein zweijähriges Studium der Theologie zu Chartres vorbereitete. Dieser Beruf aber bestärkte in ihm den früher erwachten Bekehrungseifer, wie denn dieser ohnehin auch in seinem Ordensgelübde lag, und erweckte sogar verwandte abenteuerliche Plane. Nachdem Joseph eine Zeit lang mit großem Beifalle in Paris gepredigt hatte, schickte ihn sein Kloster als Guardian nach Bourges, wo er binnen anderthalb Monaten eine Menge junger Leute zum Klosterleben verführte. Und im Jahre 1606 besuchte er in Aufträgen seiner Vorsteher die nordwestlichen Theile Frankreichs, predigte in Le Mans, Angers, Caen, Rennes,

*) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2321 nach *Bern. a Bononia*, Bibl. Capuccinorum.

1) Vgl. über die Jugend Joseph's des Abtes Richard Histoire de la vie du R. Père Joseph. Tom. I. p. 1—20 und Le Véritable Père Joseph Capucin. p. 1—30. Richard nennt den Pater vor dem Eintritte ins Kloster Baron von Mafflée, und der ungenannte Verfasser der ebengenannten zweiten Schrift Marquis du Tremblay. Flassan in seiner Histoire de la diplomatie française. II, 437 erzählt auch, daß Joseph vor seinem Eintritte in den Franziskanerorden unter dem Namen eines Barons von Mafflée gereist und bei Amiens mit gekämpft habe.

Saumur, Chinon, Tours und Poitiers mit Erfolg und dehnte seine Wirksamkeit nach und nach auch auf die Landschaften Aunis, Saintonge und Angoumois aus. Sie alle waren durch die innern Kriege und durch das Übergewicht, welches die Hugenotten dort behaupteten, in Verwirrung gerathen, der Verkehr in denselben für die katholische Geistlichkeit und Klöster gehemmt oder unterbrochen, die katholischen Kirchen und Klöster theils zerstört, theils beraubt, und die Sicherheit überhaupt gefährdet worden. Anfangs mußten sich Joseph's Kühnheit, Gewandtheit und Schlauheit vorsichtiger Weise nur auf die Klostereinrichtungen beschränken. Er gründete zuerst in Saumur, einem Hauptsitze der Protestanten, ein Capucinerkloster, wie es scheint, zur Bildung der Missionare. Die ihrem Untergange nahe gebrachten Nonnenklöster zu Poitiers und Fontevrault richtete er wieder ein und verbesserte ihre Regeln. Durch die Bekanntschaft mit der Äbtissin des letzteren Klosters erwarb er sich die Freundschaft der dort lebenden fürstlichen Witwe, Antoinette von Orleans. Diese wählte ihn zu ihrem Gewissensrathe und Beistande in wichtigen Dingen, weshalb er sich zu Chinon öfters aufhalten mußte. Ihre Angelegenheiten aber und ihre entschiedene Abneigung gegen die Nachfolge in der Würde der abgeschiedenen Äbtissin von Fontevrault führten den jungen Mönch im Jahre 1611 zur persönlichen Bekanntschaft des Bischofs von Luçon (Armand Jean du Plessis, Herrn von Richelieu) und der Königin Witwe, Maria von Medicis. Die verwandten Ansichten, welche Richelieu und Joseph über die Hugenotten hegten, legten gar bald den Grund zu ihrer vertrauten Freundschaft. Noch in demselben Jahre wurde Joseph in Tours zum Definitor und bald nachher in Rom, wohin er in Angelegenheiten seines Ordens reiste, zum Provinzialpater erwählt; eine für seine Jugend außerordentliche Auszeichnung. Dieses Amt mehrte seine Thätigkeit durch das Besuchen der Franziskanerklöster und durch den päpstlichen Auftrag, unter Mitwirkung Antoinetten's von Orleans und des Bischofs von Luçon eine Musteranstalt zur Erweckung eines geregelteren Lebens in den weiblichen Orden zu errichten. Der Zulauf von Frauenzimmern ward bald so groß, daß man an ein neues Gebäude für die Anstalt denken mußte. Der Bischof von Poitiers gestattete auf dem Berge Calvaire, nahe bei genannter Stadt, den Raum dazu, und so führte diese Stiftung am Ende des Jahres 1614 wirklich, wie behauptet wird, die Verbesserung des Ordens der Benedictinerinnen in Frankreich herbei, die sich von nun an zu unsern lieben Frauen von Calvaire (Congrégation de Notre-Dame du Calvaire) nannten [2]). Mitten in solcher Thätigkeit fügte es sich, daß Joseph, vielleicht bei Besichtigung der Klöster in der Landschaft Poitou, nach Saint-Mairent kam, wo der Prinz von Condé, Führer der unzufriedenen Großen, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, während der König mit seiner jungen spanischen Gemahlin auf der Rückreise von den Pyrenäen nach der Hauptstadt begriffen war. Ungewiß, ob mit oder ohne Beruf, mischte sich der Pater Anfangs in die Verhandlungen zwischen dem Prinzen und dem königlichen Hofe, bis er auf Betrieb des päpstlichen Nuntius Ubaldini zum Congresse in Loudun gesandt wurde, wo er durchsetzte, daß in dem Friedensschlusse vom 6. Mai 1616 der für den Papst und französischen Klerus gefährliche Artikel über das Verhältniß des Königs zur Kirche nicht übergangen, sondern einer neuen Prüfung unterworfen und gemildert wurde [3]). Der Staatsrath von Villeroy schrieb das Verdienst dieses, jedoch theuer erworbenen, Friedens der Gewandtheit Joseph's zu und lehnte nach seiner Rückkunft zu Tours, wo sich der Hof aufhielt, deshalb alle Auszeichnung von sich ab. Soviel mag gewiß sein, daß Joseph's Einfluß dabei (der, wie man sagt, hauptsächlich durch seine Freundschaft mit Condé's Günstlinge erfolgreich wurde) ihm die vorzügliche Aufmerksamkeit und das Vertrauen der königlichen Familie wie des heiligen Vaters verschaffte. Daher nahm ihn auch Luynes 1619 bei der Aussöhnung des Königs Ludwig mit dessen Mutter zu Hilfe, wobei der Pater die Zurückberufung des im April 1618 nach Avignon verwiesenen Bischofs von Luçon zur ersten Bedingung machte. Und als diese erfüllt war, wirkte er mit seines Freundes Beistande auf die Königin Witwe zu Angoulême so geschickt, daß sie sich wenigstens auf kurze Zeit mit dem Könige zu Tours versöhnte [4]). In mancherlei Handlungen de Luynes' frische Nahrung zum geheimen Grolle findend, trat Marie im Sommer 1620 an die Spitze einer Verbindung von Unzufriedenen, welche der Zahl und Bedeutung nach dem Connetabel so gefährlich zu werden schien, daß er Joseph's Gewandtheit zur Beschwörung des Sturmes wiederum zu Hilfe nehmen mußte. Ihm gelang zwar nicht, den Ausbruch des offenen Krieges zu hindern, er rettete aber mit Hilfe seines Freundes, des Bischofs von Luçon, die Stadt Angers durch Wiederanknüpfung der Verhandlungen, zu welchen de Luynes denn auch aus Furcht die Hände bot. Drei Tage nach dem Frieden vom 10. August 1620 erfolgte die abermalige Versöhnung des Königs und seiner Mutter zu Brissac, wobei sich der Capuciner bemühte, zwischen Luçon und Luynes eine dauernde Freundschaft zu stiften, indem er die Heirath Combalet's, der ein Neffe des Connetabel war, mit des Bischofs Nichte, Fräulein von Pontcourlay, vermittelte [5]); allein es gelang ihm nicht, seinem Freunde den Cardinalshut zu verschaffen, weil ihm hierin Luynes' Eifersucht insgeheim in den Weg trat.

Während sich der fromme Pater unter solchen erbärmlichen Ränken dem königlich französischen Hofe genähert hatte, trieben ihn Kühnheit und Ehrgeiz an, sich in den Annalen der katholischen Kirche unsterblich zu machen. Er begnügte sich nicht nur nicht, neue Klöster zu

2) Vgl. *Richard.* I, 60—154 mit le véritable P. Joseph. p. 31—75.

3) Vgl. *Richard.* I, 213—224 und le véritable P. Joseph. p. 111—119 mit v. Raumer's histor. Taschenbuche. I. Jahrg. S. 37. In den Mémoires du Card. de Richelieu wird bei dieser Angelegenheit des Paters nicht gedacht. 4) Vgl. *Richard.* I, 250 sq. mit *Richelieu.* I, 533 sq. 5) *Richard.* I, 273 sq., le véritable P. Joseph. 143 sq. u. *Richelieu.* II, 97 sq.

gründen und alte zu verbessern, sondern er wollte auch der zerrütteten katholischen Kirche im nordwestlichen Frankreich wieder aufhelfen, zur gänzlichen Vertilgung der Hugenotten, die er, sammt allen nichtkatholischen Christen, für Rebellen hielt, eifrig mitwirken, in welcher Beziehung aber er weder bei Luynes noch später bei Richelieu volles Gehör fand, und endlich die christlichen Fürsten und Völker Europa's gegen den Erbfeind der Christenheit in die Waffen bringen. Zunächst lag ihm hierbei die Befreiung Griechenlands und sodann die Eroberung des heiligen Grabes am Herzen. Gleich Peter von Amiens wußte er mit voller Begeisterung den königlichen Hof für diese Plane einzunehmen und begab sich alsdann im Mai 1616 nach Rom, wo er mit großer Auszeichnung und Willfährigkeit empfangen wurde.

Papst Paul V. ertheilte ihm nicht nur für das Kloster- und Missionswesen unbeschränkte Vollmacht, sondern er versprach ihm auch seine Verwendung bei den italienischen Fürsten, bei dem Könige von Polen und dem Kaiser von Teutschland zu Gunsten eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen, und an die Könige von Frankreich und Spanien ließ er für denselben Zweck Breves ausfertigen. Indessen blieb ihm als nächste Folge dieser Reise die Beschäftigung mit Missionen und Klöstern. Zuvörderst weihte er das neue Kloster Calvaire ein und stiftete, oft mit Besiegung vieler Schwierigkeiten, mehre andere Institute derselben Art, wie die Klöster zu Angers und zu Paris im Palaste Luxemburg, zum großen Ärgernisse des Adels, weil dessen Töchter, die der Königin Witwe Hoffräulein waren, zum Ordensgelübde verleitet wurden. Gregor XV. bestätigte in der Bulle vom 21. März 1621 diese Stiftungen, Pater Joseph widmete ihnen fortwährend seine Aufmerksamkeit und gründete dann auch, unter Mitwirkung des Königs, Richelieu's und der Frau von Combalet, zum Vorbilde für sie, ein neues Kloster, Crucifirion genannt, im Marais-du-Temple zu Paris. Man hat diese Anstalt, in welcher eine strenge Auswahl ihrer Mitglieder stattfand, das Meisterwerk von Joseph's Klugheit genannt [6]).

Für das Missionswesen im In- und Auslande hatte ihm der heilige Vater die oberste Leitung übertragen, und vom Ordenscapitel zu Orleans bestätigt, hatte er Poitiers zum Versammlungsplatze der Missionare auserwählt. In Lusignan errichtete er noch vor Ablauf des Jahres 1617 das Kreuz und alsdann ließ er in Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois an der Verbesserung des zerrütteten kirchlichen Zustandes eifrigst arbeiten. Die Ordnung trat nach Verlauf eines Jahres in den dortigen Parochien wieder ein und die Bekehrungsversuche unter den Hugenotten sollen auch erstaunliche Wirkungen zur Folge gehabt haben [7]).

Sprach Joseph auch während seines Aufenthaltes zu Brissac im Sommer 1620 für die gewaltsame Bekämpfung der Hugenotten, so gab er doch nicht den nächsten Anlaß zu dem zweijährigen Religionskriege, der sich aus der Landschaft Bearn über Languedoc verbreitete. Während dieses Kampfes war Joseph mit Predigen, Klöstergründen und Versuchen, einzelne Hugenotten zu bekehren, äußerst beschäftigt. Seine Versuche an Sully und Bouillon scheiterten an deren festem Charakter, allein an des Marschalls von Lesdiguières Übertritte zur katholischen Kirche mag er wol großen Antheil gehabt haben. Seine Berichte an den Papst Gregor XV. hierüber fielen so günstig aus, daß dieser den Muth bekam, einen Verein von 13 Cardinälen und zwei andern Prälaten für die Verbreitung des katholischen Glaubens zu errichten. Dies gab dem Pater Joseph neuen Reiz für die Ausführung seines projectirten Kreuzzuges.

Der Tod des Sultans Achmed I. und die dadurch hervorgerufenen Parteiungen und Unruhen im türkischen Reiche schienen seinen Plan zu begünstigen. Die abgeschickten Missionare sollten die Ungläubigen nicht nur bekehren, sondern auch gegen die neue Regierung aufwiegeln. Frankreich gab seine Einwilligung zum Kreuzzuge, der Cardinal Clesel, des Kaisers Minister, und die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand waren vom Papste ebenfalls dazu gewonnen worden; König Siegmund von Polen sehnte sich des eignen Vortheils wegen darnach, und Venedig sammt Savoyen war dem Unternehmen nicht abgeneigt, wurde aber durch die Unruhen in der Nachbarschaft von der Mitwirkung abgehalten. Unter solchen Umständen knüpfte Joseph in Italien, Teutschland und Polen Verbindungen an, in Frankreich begeisterte er den Herzog von Nevers und andere bedeutende Kronvasallen zum brennenden Thatendurste für das heilige Grab [8]). Mit ihrer Hilfe stiftete er die sogenannte christliche Miliz, wies sie an gewisse Gesetze und setzte ihre Stärke vorläufig auf 50,000 Mann, die sich von Abgaben der Geistlichkeit und milden Beiträgen der Fürsten so lange ernähren sollte, bis sie den Boden der Ungläubigen, was ihm binnen zwei Jahren ausführbar schien, betreten haben würden. Er gedachte durch seine Missionare die Moldau und Walachei in Aufruhr zu bringen, die Teutschen und Polen hoffte er zu einem Einbruche über die Donau ins Osmanische Reich zu vermögen, die Franzosen, Spanier und Italiener sollten Morea besetzen, und so träumte er im Voraus, den Sultan und alle seine Paschas, mit dem Stricke um den Hals, schon in Paris zur Schau ausgestellt zu sehen. Die französische Regierung begünstigte sein Streben, und zum Beweise hierfür unterstützte sie seine Reise im Jahre 1618 nach Madrid, wohin er auf die Nachricht aus Rom eilte, daß Alles nur noch auf der Entscheidung der Spanier beruhe. Bei dieser Gelegenheit bekam er vom Papste und Könige von Frankreich den Auftrag, dort die italienischen Angelegenheiten auszugleichen [9]).

6) *Richard*. I, 160—193 und le véritable P. Joseph. 79 sq. Der ungenannte Verfasser dieses Werkes stimmt meistens mit Richard so genau überein, daß man sagen kann, er habe jenen ausgeschrieben. 7) *Richard*. I, 231 sq.

8) *Richard*. I, 238—250 u. 257 sq., le véritable P. Joseph a. m. O. und *le Vassor*, Histoire du règne de Louis XIII. Tom. VI. Part. 2. p. 426 sq. 9) *Aubery*, Mémoires pour l'histoire du Cardinalduc de Richelieu. I, 44 und *Flassan*, Histoire de la diplomatie française. II, 437.

Am Tage Allerheiligen 1619 weihete Joseph, als päpstlicher Bevollmächtigter, die christliche Miliz in der Kathedrale zu Nevers feierlich ein, und nahm den anwesenden Kreuzrittern den Eid ab. Eine ähnliche Handlung soll zu Olmütz in Mähren vorgegangen und in Wien soll gleichzeitig ein Verein zu denselben Zwecken zusammengetreten sein. Mittlerweile schrieb Joseph mehre begeisternde Abhandlungen zu Gunsten seines unzeitigen Planes. Schon auf dem Rückwege von Rom, den er am 10. März 1617 zu Fuße, wie alle seine Reisen, angetreten hatte, schrieb er seine Turciade, d. h. einen poetischen Aufruf an alle christliche Fürsten zur Bekämpfung der Ungläubigen, welches Epos Urban VIII. die christliche Äneide nannte und seinen Verfasser in einem Lobgesange mit Begeisterung feierte [10]). Sodann foderte er in einem zweiten, mehr als 200 Verse enthaltenden, Epos den König Ludwig XIII. insbesondere auf, die bedrängten Griechen aus der türkischen Sklaverei zu retten [11]). Ferner entflossen, nach Richard, seiner begeisterten Feder les dispositions à la Guerre contre le Turc; l'interêt des Princes pour cette entreprise, l'instruction pour les Princes; l'état déplorable de la Chrétienté et la manière de la relever; traité de la Milice Chrétienne, et les moyens de l'établir et de la faire subsister. Wenn nun auch die Unruhen, welche in Teutschland und Böhmen ausbrachen, sowie der Krieg in Italien diesem chimärischen Plane in den Weg getreten waren, so hörte Joseph doch nicht auf, ihn (wenn auch nicht zur Bekämpfung des Hauses Habsburg durch die Türken) von Zeit zu Zeit lebhaft zu verfolgen. Im Jahre 1625 verhandelte er diese Sache mit Urban VIII., der die Errichtung der christlichen Miliz nicht nur für gut hielt, sondern sie auch in seinen Schutz nahm, und 1630 besprach er sie zu Memmingen auch mit dem Herzoge von Friedland [12]). Inzwischen sorgte er fortwährend für Sendungen von Missionaren nach der Türkei, ebenso nach Griechenland und auf die Inseln des mittelländischen Meeres, ferner nach Armenien, Palästina, Ägypten, Marocco und nach den nordafrikanischen Küstenländern, worin ihn Ludwig XIII., der sich dadurch geschmeichelt fühlte, willig unterstützte. Die Leitung dieses Geschäftes, für welches einst hundert Capuciner thätig waren, blieb dem Pater bis an sein Lebensende eine Lieblingsarbeit. Im Übrigen hatte ihm die Mühe für den vereitelten Kreuzzug eine ausgebreitete Bekanntschaft erworben, seinen Ruf als Diplomaten begründet und in ihm zugleich den Sinn zur Entwerfung von Kriegsoperationen erweckt, welcher ihm als Beistand Richelieu's in der Folge zu statten kam.

Während Joseph in so verschiedenartiger Weise im nord- und südwestlichen Frankreich thätig war, rief ihn der nunmehr zum Cardinal erhobene Bischof von Luçon im Herbste 1622 zu sich nach Paris und arbeitete mit ihm bis im März des folgenden Jahres; da wurde er ins Ordenscapitel zu Orleans beschieden. Hier wies man ihm, als Provinzialpater, wie früher zu Tours, einen neuen Wirkungskreis an, worin ihn aber ein Feind seines Ruhmes durch Anklagen wegen Ketzerei, die er gegen den eifrigen Pater erhob, und durch Vorwürfe von Irrthümern in seiner Schrift de l'Oraison mentale zu hindern suchte. Der Patergeneral ließ die Beschuldigungen sofort untersuchen und den Pater, sobald er schuldlos befunden worden war, freisprechen. Und als er im folgenden Jahre abermals eine Reise nach Rom zur Generalcapitelversammlung antreten wollte, rief ihn Richelieu, der am 29. April 1624 Staatsminister geworden war, mit dringenden Auffoderungen wiederum zu sich nach S. Germain en Laye [13]), und er arbeitete nun mit diesem ausschließlich in wichtigen Staatsgeschäften bis in März des Jahres 1625, da befahl ihm sein Ordenscapitel zu Orleans, ungesäumt nach Rom zu gehen. Er nahm Aufträge des Cardinalministers mit auf den Weg, um an einem Vergleiche zwischen den Herzogen von Savoyen und Mantua zu arbeiten. Zu Rom zeichnete ihn Papst Urban VIII., der schon als Cardinal Barberini seine Bekanntschaft gemacht hatte, aus, während ihm das Generalcapitel seines Ordens bedeutende Würden übertragen wollte. Joseph schlug sie nicht nur aus, sondern legte auch bald nach seiner Heimkehr in der Capitelversammlung zu Tours alle Geschäfte seines Ordens nieder, damit er desto ungestörter dem Cardinale Richelieu, namentlich in den auswärtigen Angelegenheiten, dienen konnte [14]). Er war acht Jahre älter, als der Minister.

Das wichtigste der Staatsgeschäfte, deren sich der Pater nun unterzog, war die Schwächung der Macht des Herrscherhauses Habsburg, wozu anfänglich die französische Einmischung in die veltliner Angelegenheiten dienen sollte, um die unmittelbare Verbindung der teutschen Besitzungen Österreichs mit den spanischen in Italien zu verhindern. In dieser Sache verhandelte Joseph schon während seines vorhin genannten Aufenthaltes zu Rom, allein mit ebenso wenigem Glücke, als im folgenden Jahre am spanischen Hofe. Dagegen warf er den von du Fargis abgeschlossenen vorschriftswidrigen Vertrag mit Olivarez um und verbesserte durch seine Weisungen an den Botschafter den diplomatischen Fehler, sodaß nun der bekannte monçoner Vertrag (1626) entstand, welcher für Frankreich günstiger ausgefallen wäre, wenn nicht die von

10) *Richard.* I, 154 sq., le véritable P. Joseph. p. 75 sq. u. 119 sq. mit Le Vassor a. a. O. S. 426. 11) *Capefigue*, Richelieu, Mazarin, la fronde etc. IV, 241. 12) Le Vassor ist S. 428 a. a. O. irriger Weise ganz entgegengesetzter Meinung.

13) Das Einladungsschreiben des Cardinals an den Pater steht bei Richard und in le vérit. P. Joseph. Es heißt in demselben: Comme vous êtes le principal Agent dont Dieu s'est servi pour me conduire dans tous les honneurs où je me vois élevé, je me sens obligé de vous en mander les premières nouvelles et de vous apprendre qu'il a plû au Roi me donner *la Charge de son premier Ministre* à la prière de la Reine etc. Voltaire in den Oeuvres complètes. XIX. p. 75 sq. hält dieses Schreiben für unecht; allein in der That wurde der Cardinal erster Minister, wenn auch nur dem Namen nach so lange, bis Vieuville im October desselben Jahres abgesetzt wurde. Das Patent vom 21. Nov. 1629 bei Aubery I. S. 308 fg. kann nicht irreleiten. 14) Richelieu II. S. 287 klagt selbst über seine geringe Kenntniß in den affaires étrangères passées depuis quelques années, les quelles doivent régler les subséquentes.

dem schwachen und genußsüchtigen Gaston, Herzoge von Orleans, Monsieur und Bruder des Königs, genährten und gepflegten Unruhen die Aufmerksamkeit auf den innern Zustand Frankreichs gelenkt hätten. In dieser schwierigen Zeit war Joseph des Cardinals unentbehrlicher Beistand, und war unermüdet in seinem Bemühen, denselben aufrecht zu erhalten und die Verschwörung gegen dessen Leben zu entdecken. Hierbei soll ihm zunächst eine besondere List geholfen haben, indem er einen Pagen in eine Capucinerkutte kleiden, ihn in einem Kloster dieses Ordens zu Paris mit der Lebensweise der Mönche bekannt machen ließ und ihn sodann nach Brüssel schickte, wo, wie er behauptete, am sichersten die Verschwörung entdeckt werden könnte [14]). Daher war er auch in der Sache des Marschalls von Ornano und des Garderobemeisters Grafen von Chalais mit thätig. Den Monsieur half er mit dem Könige aussöhnen und beförderte unter großen Schwierigkeiten dessen Vermählung mit Fraulein von Montpensier. Das andere Hinderniß, welches den Einfluß Frankreichs nach Außen hemmte, war die Empörung der Hugenotten. Nach Richard's und Anderer Zeugnissen wollte Joseph diese Empörer als Ketzer behandelt und vertilgt wissen, allein der Gang der Dinge lehrt, daß dieser Kampf eher ein Krieg gegen Rebellen als gegen Andersgläubige genannt werden kann, sodaß Joseph sich des Cardinals Ansichten unterordnen mußte. Er wurde erst nach Vertreibung der Engländer aus der Insel Ré von dem Cardinale in die Landschaft Poitou berufen. Im October 1627 begab er sich zu Fuße in Richelieu's Hauptquartier vor la Rochelle, welches in einem einsamen, unweit des Meeres gelegenen Hause bestand, wo er bald genug seine Unerschrockenheit und seinen Muth darlegte, als die Belagerten den Cardinal des Nachts überfallen wollten. Die Geschäfte des Paters im Lager bestanden in Predigen, Beichtehören, Bekehrungen, Besuchen der Spitäler, in Vernehmungen der Spione, welche des Nachts vorgenommen und über welche auch sogleich an den Cardinal Bericht erstattet wurde, und in der Theilnahme an den Belagerungsarbeiten. Man erwähnt blos einen von ihm gemachten Vorschlag zur Eroberung der Stadt, welcher unausführbar gefunden wurde, dagegen befolgte man einen andern von ihm, die aus Noth von den Belagerten ausgetriebenen Weiber, Kinder und Greise mit Gewalt der Waffen in die Stadt zurück zu jagen. Solche und andere, einem Mönche ungewohnte und ungeziemende Verrichtungen schärften zeitig den Stachel des Witzes, Spottes und Hohnes, womit Joseph verfolgt wurde. Nach der Einnahme der Stadt (30. Oct. 1628) weihte er die Wohnung der Herzogin von Rohan zum Ordensgebäude der Capuciner ein und gründete darin ein neues Kloster [16]). Man will behaupten, der König habe ihn zum Bischof von la Rochelle erheben lassen wollen, was er ausgeschlagen haben soll; es fragt sich ohnehin, ob Richelieu ihn von seiner Seite entfernen wollte? Denn kaum waren die Rebellen unterjocht, so arbeitete Joseph an dem mantua'schen Erbfolgekriege und begleitete seinen Freund im Januar 1629 nach Italien. Zu Rosse sitzend, wohnte der Mönch, zum Spotte seiner Feinde, der Erstürmung des Passes von Susa bei, und als er hierauf nach Mantua gesandt wurde, besah er abermals zu Pferde, gleich einem Ingenieurofficier, sorgfältig die Werke der Stadt und Citadelle Casales. Des Herzogs von Mantua Unwillen über den susaer Vertrag wußte er dergestalt zu besänftigen, daß er demselben denn doch beitrat [17]). Nach der Rückkehr ins königliche Lager leitete Joseph in Richelieu's Gemeinschaft den Gang der öffentlichen Dinge, bis der vorausgeeilte König ihn nebst dem Cardinale nach Languedoc rief (26. Mai). Joseph wohnte, während der Cardinal kränklich war, der wilden Erstürmung der Stadt Privas bei, und half mit großer Geistesgegenwart mehren hundert Menschen das Leben retten, wiewol ihn seine Feinde der schmählichsten Barbarei beschuldigten. Er blieb nach dem Friedensschlusse zu Alais mit Richelieu im südlichen Frankreich zurück, wo er noch einmal auf seinen frühern Lieblingsplan rücksichtlich der Hugenotten, jedoch in ganz eigner Weise, zurückkam, nämlich die Katholiken und Protestanten Frankreichs mittels einer Versammlung der gewandtesten Theologen beider Glaubensgenossenschaften zu vereinen. Der Versuch, ohnedies äußerst schwierig, wurde durch wichtige politische Dinge verdrängt, und Joseph mußte sich nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt mit folgenden genehmigten Beschlüssen beschäftigen: mit der Zerstörung der gegen den Inhalt des Edictes von Nantes erbauten Kirchen, und mit der Entfernung aller ausländischen protestantischen Geistlichen aus Frankreich, wodurch die Hugenotten angesehene Geistliche verloren. Um diese Zeit machte ihm der starrsinnige Sorbonnist Edmund Richer viel zu schaffen. Dieser aufgeklärte Theolog hatte 1611 ein Buch De ecclesiastica et politica potestate geschrieben, welches gegen die Jesuiten und die Macht des Papstes gerichtet war, und sofort nicht nur ein gewaltiges Geschrei, sondern auch einen langwierigen, großes Aufsehen erregenden Streit hervorrief [18]). Jahre lang stand der freisinnige Doctor der

15) Vgl. Le véritable Père Joseph. p. 198 sq. Richelieu III. erwähnt mehrmals des Paters Geschäftigkeit in Ornano's Angelegenheiten und Anklagen. Übrigens wird in diesem Werke des Paters selten und noch spärlicher in Aubery's beiden Werken über den Cardinal von Richelieu gedacht. 16) Richard. II. S. 1—38, le véritable P. Joseph. p. 207—236 mit den Mémoires *de Pontis*.

17) Vgl. Richard II, 39 fg. und le véritable P. Joseph. p. 251 sq. Sein Erzfeind, der Abt von S. Germain (de Morgues), bespöttelt des Paters bravoure sur l'un des plus beaux chevaux du Cardinal, und le Vasser a. a. O. S. 428 will wissen, daß Joseph während dieses Feldzuges eine große weiße Feldbinde, gleich einem Turban, um seine Capuze getragen habe. 18) Vgl. die Mémoires du Cardinal de Richelieu a. m. O., besonders I, 136 und V, 348 sq. Der Verfasser ist mit Richard II, 64 fg. darin einverstanden, daß Richer's Buch sehr gefährlich gewesen sei. Vielleicht hatte sein Inhalt in der letzten reichsständischen Versammlung 1614 den Antrag des dritten Standes: der König möge als unumschränkter Monarch weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen einen Obern über sich dulden, mit Hinweisung auf den Papst veranlaßt. Der Cardinal du Perron, ein leidenschaftlicher Bekämpfer dieses Antrags, war auch ein Gegner jener Schrift von Richer.

Sorbonne deshalb mancherlei Bedrückungen aus, konnte sich aber, wie der Papst es verlangte, zu keinem Widerrufe entschließen, während seine mildernden Erklärungen des anstößigen Buches durchweg verworfen wurden. Er widerstand also auch in den Jahren seines vorgerückten Alters und des Siechthums jeglicher kränkenden Zumuthung, bis endlich der Cardinal Richelieu, wenn auch nicht aus Verehrung gegen den heiligen Stuhl, so doch aus Gefälligkeit für Urban VIII., sich entschloß, diese Händel nach des Papstes Wunsche beizulegen. Durch sanfte Behandlung wußte er den Doctor Richer zur Unterschrift einer Erklärung zu bewegen, welche dessen Gegner gewissermaßen günstig für sich erklären konnten; als aber das Gerücht einen wirklichen Widerruf daraus machte, so gab er in voller Entrüstung eine Protestation heraus, mit der Versicherung, daß er nicht nur die Gesinnungen, um welcher willen er soviel gelitten hätte, unerschütterlich festhalten, sondern auch ungeachtet alles Dessen, wozu er genöthigt werden könnte, nie von den Grundsätzen seiner Schrift abweichen werde. Dies verdroß den Kirchenfürsten so sehr, daß er seinem vertrauten Gehilfen Joseph Befehl ertheilte, den widerspenstigen Doctor zu zähmen. Der Capuciner lud, so erzählt Richer's Biograph, Baillet [19]), ihn wiederholt zu Tische zu sich, und als er nach langem Weigern endlich erschien, wurde er nach dem Essen in gebieterischem Tone aufgefodert, seine Schrift zu widerrufen, und als er dies ausschlug, drangen plötzlich einige gedungene, im Verstecke lauernde, Meuchelmörder mit Dolchen auf ihn ein. Der bestürzte Theolog unterschrieb nun ein vorgelegtes Actenstück, das den Widerruf enthielt. Anders, und weit wahrscheinlicher, erzählt Richard [20]) die Beilegung dieses Meinungskampfes, welche von Baillet überdies um zwei Jahre fälschlich weiter hinaus geschoben worden ist. Pater Joseph unterredete sich nämlich in Gemeinschaft des pariser Pfarrers Talon öfters mit Richer über gedachten Punkt so lange, bis dieser vielleicht durch Drohungen erschreckte altersschwache Mann sich zu völliger Sinnesänderung geneigt erklärte. Alsdann entwarf er mit vier Doctoren der Sorbonne die Urkunde der Verdammung gedachter Schrift, und als Richelieu dieselbe gebilligt hatte, legte er sie ihm im Beisein Talon's zur Unterschrift vor. Dies geschah im December 1629 und Joseph erwarb sich hierfür ein Dankschreiben des Papstes.

Hierauf begleitete Joseph am Neujahre 1630 den König und Cardinal abermals nach Italien, wohnte dem Feldzuge daselbst bei, unterhandelte mit Mazarini, und nahm auch an der Eroberung Pinerolo's, am 22. März, Theil [21]); alsdann bereitete er sich für die berühmte Sendung zu dem regensburger Collegialtage vor. Man hätte ihm, dem Eingeweihten in Richelieu's Politik, gern ausschließlich das Geschäft übertragen, wenn des Mönches Gelübde mit der Pracht eines königlichen Vertreters vereinbar und das dürftige Mönchskleid für den Glanz weltlicher Herren anständig gewesen wäre. Also ernannte man den alten erfahrenen, bei den Eidgenossen residirenden, Karl Brulard de Leon zum Botschafter und Joseph zu seinem Gehilfen [22]); dieser aber besaß ausschließlich das ganze Geheimniß der wichtigen Sendung und hatte nach des Cardinals Bagni Zeugnisse auch volle Gewalt, jenen für die öffentliche Erscheinung zu unterweisen, sich selbst aber mit den einzelnen Gliedern der Versammlung in Unterhandlungen einzulassen. Die Unterordnung des Botschafters mag demselben einen innern Groll erzeugt haben, der sich nachmals auch in einer schmählichen Schilderung von Joseph's Wirken zu Regensburg geäußert hat [23]). Joseph reiste am 2. Juli 1630 in Gesellschaft zweier Mönche, seines Schwagers, S. Etienne, und etlicher Anderer von Adel von Grenoble nach Solothurn ab, ließ hier die neue Gesandtschaft für die Schweiz zurück und setzte mit Brulard die Reise weiter fort. In Memmingen wurde er von Waldstein prächtig empfangen und bewirthet; hierauf zog er am 26. Juli in Regensburg ein unter glanzvollen Ehrenbezeigungen des Kaisers und der Kurfürsten [24]). Die Ausgleichung der italienischen Angelegenheiten war allerdings die nächste Veranlassung seiner Erscheinung, wurde aber Anfangs Nebensache, weil er im Sinne Richelieu's unter den anwesenden teutschen Reichsfürsten und deren Abgeordneten vorerst die Ansicht geltend machen wollte, daß Frankreichs Schutz ihnen unentbehrlich und diese Monarchie unter allen europäischen Staaten allein im Stande wäre, der gefährlichen Macht des Hauses Habsburg ein Gegengewicht zu setzen. Demnach versuchte er die Liga vom Kaiser zu trennen, deren Haupt, den Kurfürsten von Baiern, zu einer Übereinkunft mit Frankreich willfährig zu machen, die protestantischen Reichsstände, zum Erstaunen der Katholiken, gegen den Kaiser aufzureizen und der Erscheinung des Schwedenkönigs auf

19) *Adrian Baillet*, Vie d'Edmond Richer, docteur de Sorbonne. (Lüttich 1714.) p. 205 – 407, wonach sich Schröckh im 3. Bande seiner christl. Kirchengesch. seit der Reformation ausschließlich gerichtet hat. Die Erzählung dieser rohen List wurde früher schon durch einen Brief vom 27. April 1633 in Morisot's Sammlung bekannt, und darum auch von Richard in einem Anhange zum zweiten Bande seines mehrmals hier angeführten Werkes S. 1—34 umständlich widerlegt. Er hält sie für eine erdichtete Schmähung, zu der Richer selbst Anlaß gegeben haben soll. 20) Richard. II, 64 fg. Die Verdammungsurkunde nebst ihren Unterschriften S. 70 fg. Der Cardinal Richelieu schreibt im 5. Bande seiner Memoiren die Sinnesänderung Richer's irriger Weise lediglich seinen persönlichen Bemühungen zu.

21) Richelieu. VI. S. 33 fg. u. 41 mit Aubery. II. S. 899 fg. 22) In dem Creditife an den Kaiser (écrit à Grenoble le 29. Juin 1630, signé: Louis, Bouthillier) heißt es: Outre le sieur de Leon Brulard, Conseiller en notre Conseil d'Etat que nous envoions notre Ambassadeur Extraordinaire en cette Assemblée: nous avons resolu d'y faire trouver avec lui de notre part le *Père Joseph l'un de nos Prédicateurs ordinaires*, afin que selon la confiance toute particulière que nous avons en lui, il vous puisse faire connaitre les intentions sinceres que nous avons. Brulard's Zuname de Leon rührt von seinem Priorate in der Bretagne her. 23) Der Botschafter sagt unter andern argen Herzensergießungen: Imbu des maximes de la Politique que la plus rafinée, il s'est uniquement appliqué à surprendre les Princes d'Allemagne, a méprisé toutes les règles de la bienseance et de l'honnéteté etc. s. le Vassor a. a. O. S. 425, Siri. VII, 259. 24) s. Richard. II, 78 – 110 und le véritable P. Joseph. p. 304—320; Richelieu. VI. S. 281.

teutschem Boden Erleichterung zu verschaffen [25]). Wie viel Joseph auch auf die Abdankung Waldstein's und auf die von den Kurfürsten vereitelte römisch-teutsche Königswahl, wozu er allerdings Auftrag hatte, gewirkt haben mag, läßt sich zwar nicht bezweifeln, aber nicht näher bestimmen, da alle Reichsstände gegen Ferdinand II. und dessen Oberfeldherrn Klage führten. Er hat jenes Ereigniß unbezweifelt unterstützt und den Kaiser zur Nachgiebigkeit beredet [26]). Daher die Sage von Ferdinand's Äußerung: Ein Mönch habe ihn entwaffnet, und dazu noch sechs Kurhüte unter seine Kappe geschoben. Die italienische Sache hingegen wurde von französischer und österreichischer Seite — die Spanier verweigerten ihre Theilnahme — so lange schläfrig betrieben, bis ihr folgende Dinge eine schnelle Wendung gaben. Der bedenkliche Zustand des französischen Heeres in Italien, vorzüglich aber Ludwig's XIII. tödtliche Krankheit zu Lyon und die Ränke der beiden Königinnen in Verbindung mit einer Menge angesehener Familien zum Sturze des Cardinals trieben den Pater und den Botschafter einer Seits, sowie die Bestürzung verbreitende Nachricht von Gustav Adolf's raschen Fortschritten in Pommern und der Entschluß der protestantischen Reichsstände zum bewaffneten Vereine für Selbsthilfe die Kaiserlichen anderer Seits zur Beschleunigung des Friedens. Daher geschah, daß am 13. Oct., gewiß in Verlegenheit Joseph's [was auch seine Mitunterschrift vermuthen läßt [27])], ein Vertrag zwischen Frankreich und Österreich abgeschlossen wurde, welcher allen Einfluß der Franzosen auf die Gegner Österreichs, sowie ihre im mantuanischen Erbfolgekriege errungenen Vortheile vernichtete. Zu seiner Rechtfertigung legte Joseph, da ihm alle Verantwortlichkeit zufiel, der Vertragsurkunde eine Denkschrift an den Cardinal bei. Der Staatssecretair von Chavigny aber sandte bei Ankunft des Couriers zu Lyon die Depeschen uneröffnet zu Richelieu, der sich mit der Königin zu Rouanne aufhielt. Dieser hatte die Depeschen kaum eröffnet, als ihn die Königin zu sich rufen ließ, und um diese nicht warten zu lassen, entfernte er sich, die Papiere auf dem Tische zurücklassend, aus welchen alsbald ein neugieriger Höfling, bei Eröffnung des Packetes anwesend, Joseph's wichtige Schrift behende herauszog. Bei der Rückkehr in sein Zimmer fand der Cardinal blos die Urkunde des Vertrags; er las in demselben die Entwürdigung der französischen Krone, die Vereitelung seiner Plane, und wurde höchlich gegen den Pater erbittert, als er im Friedensinstrumente die zugestandene Verbindlichkeit las, daß Frankreich den gegenwärtigen und künftigen Feinden des Kaisers weder mit Geld und Waffen noch mit Rath Beistand leisten sollte [28]). Joseph, auf dem Rückwege begriffen, erhielt als Übertreter der königlichen Vorschriften die Weisung, sich zur Strafe für seine Übereilung in das Capucinerkloster der S. Honoréstraße zurückzuziehen, und Sieur Brulard wurde, da der Cardinal den Frieden verwarf, durch neue Vollmacht befähigt, seinen begangenen Fehler zu entschuldigen und den Vertrag zu widerrufen. Die Unterhandlungen wurden nun nach Italien verlegt und endeten im Frieden zu Chierasco am 6. April 1631 zum Vortheile Frankreichs [29]). Joseph kam im December zu Paris an und bezog sein Kloster. Sein Bruder konnte den Cardinal nicht eher besänftigen, bis er auf dringendes Bitten seiner Anverwandten eine Abschrift seiner Verantwortung diesem zuschickte, während der Diebstahl ziemlich gleichzeitig entdeckt wurde [30]). Auf diese Weise gelangte der Pater wieder zu Ehren, und um ihn alle Beweise der Achtung und des Vertrauens genießen zu lassen, wies ihm Richelieu auf immer ein Zimmer neben seinen Gemächern zu Ruel, eines in seinen Quartieren der Feldzüge, welchen er in des Paters Begleitung beiwohnte, der König eines im Louvre, zu S. Germain en Laye und zu Fontainebleau an, sodaß es an des Cardinals Gemächer stieß und Beide unbemerkt zu einander gehen konnten. Ferner ertheilte ihm Ludwig XIII. (wenn nicht schon früher) einen bestimmten Jahrgehalt, sodann eine Besoldung den in vier Capucinern bestehenden Geheimschreibern Joseph's, nebst einem sechsspännigen Wagen zu eigenem Gebrauche. Ob solcher unerhörten Gunst glaubte man den Pater und den Cardinal fast in einer Seele zu finden und die Höflinge pflegten, mit Anspielung auf des Letztern Würde, zu sagen: Zwei Köpfe wären unter einem Hute verborgen [31]). Des Paters Kühn-

25) Die katholischen Stände klagten darüber in einem Schreiben: On trouve fort étrange, qu'un moine négocie une assemblée dans la quelle vingt-cinq princes ou villes de la communion protestante doivent à sa solicitation de former une ligue contre les fidèles. *Capefigue*. VI, 376. 26) S. bei Richelieu VI, 275 fg. die doch nur auf Brulard gerichtete königliche Instruction. Der Verfasser bemerkt (S. 285), daß die Reichsstände Vertrauen zu Joseph gefaßt hätten, und im testament politique du Card. de Richelieu (1709) p. 30 sq. wird ihm allerdings bedeutender Einfluß zugestanden. 27) Dies läßt sich nach Richelieu a. a. O. S. 360 fg. eher vertheidigen, als die Meinung Richard's, Siri's, Nani's und le Vassor's, daß der Cardinal in seiner Angst erst einen geheimen Befehl zum willkürlichen Abschlusse des Friedens abgeschickt, bald darauf, jedoch zu spät, denselben widerrufen habe; denn er siegte erst am 10. Nov. desselben Jahres über die furchtbaren Hofränke. Weiteren Aufschluß gibt die gesandtschaftliche Anweisung vom 26. Oct., in der auch Joseph's Namensunterzeichnung aus dem Grunde getadelt wird, weil er blos ein *assistant* de Conseil comme un docteur gewesen sei; que Mr. Leon aurait mené, lequel ne signe jamais et n'étant point nommé dans les pouvoirs du Roi. Die Ausstände, die Richelieu am Vertrage machte, s. bei Flassan a. a. O. S. 440 fg.

28) Vgl. Richard. II, 110 fg. und le véritable P. Joseph. p. 325 sq. 29) Nach Richard, le vérit. P. Joseph und le Vassor; dagegen wird in Richelieu VI, 378 die freiwillige Rückkehr Joseph's zum Cardinale angenommen. Der Verfasser scheint den Pater sehr zu schonen, was besonders im testament politique p. 28 sq. klar hervortritt. Des Paters geistlicher Stand wird als Ursache davon angegeben. Siri weiß Nichts von diesem Vorfalle; Schmidt in seiner neuern Geschichte der Teutschen, VIII, 196, hält denselben mit mehren französischen Geschichtschreibern für ein raffinirtes Gaukelspiel, um den Kaiser zu täuschen. 30) Zugleich, nämlich den 31. Jan. 1631, sandte Joseph eine Denkschrift in das königliche Cabinet, welches den Zustand der teutschen Angelegenheiten, wie er ihn eben gefunden hatte, schilderte, und auf den Nutzen hinwies, den Frankreich daraus ziehen könnte. Man nahm diese Winke auch an. Flassan. II, 443 fg. 31) Vgl. Richard. II, 113 fg., Mémoires de M. le Marquis de Monbrun (1702) p. 305 und Le Vassor a. a. O. S. 452 fg.

heit und Entschlossenheit ersetzten, was dem Cardinalfürsten abging.

Diese innige Verschmelzung der innern und äußern Verhältnisse mußte für die Lebens- und Sinnesart Joseph's nothwendig wichtige Folgen haben. Seine ungestüme Lebhaftigkeit verwandelte sich durch die mannichfaltigsten Berührungen mit dem menschlichen Leben in Geschmeidigkeit, die Härte seiner Ansichten, die Folge der düstern Büßungen seines Mönchsgelübdes, löste sich allmälig in Freundlichkeit und Heiterkeit auf, die pfäffische Demuth und Bescheidenheit wurden von Kühnheit der weltlichen Angelegenheiten und vom Ehrgeize verdrängt, sein unduldsamer Bekehrungseifer wurde durch die diplomatischen Verbindungen mit den auswärtigen Protestanten gemildert, aber der Glanz in den Palästen des Königs und Cardinals ließ ihm doch immer das dürftige Mönchsgewand, welches er abzulegen sich niemals entschließen konnte. Kein Wunder also, wenn dem rastlosen Gehilfen eines bei Vielen verhaßten Ministers Falschheit, Heuchelei, Schmeichelei, Verstellung, Schamlosigkeit und andere unedele Eigenschaften beigemessen wurden, die seine Feinde, hauptsächlich Marien's Söldlinge und die französischen Reformirten, mit grellen Farben schilderten oder lächerlich machten. Einige von ihnen sprachen ihm sogar die adelige Geburt ab und hielten sein Ansehen bei Hofe für Wirkungen der Ränke und des Fanatismus. Kein Wunder, wenn Molière diesen Charakter zur Grundlage seines Tartuffe machte! Dagegen übertrieben Freunde und Schmeichler seine Strenge und Einfachheit in Befolgung des Mönchsgelübdes während seines Zusammenlebens mit dem Cardinale und Könige [32]). Sie sprechen ihm die Bedienung ab, die seine Stellung erfoderte, sowie den Zutritt der Frauen, welchen sein gewaltiger Einfluß unvermeidlich machte (ohne dabei an wirkliche Liebschaften zu denken, die ihm Gegner vorgeworfen haben), und vergleichen seine Wohnung mit einer ärmlichen Mönchscelle, da sie doch für den Aufenthalt mehrer Secretaire und für die Besuche der Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte sammt anderen Personen hohen Ranges eingerichtet sein mußte. Sein abgemessenes Leben glich einem von Geschäften überhäuften vornehmen Staatsmanne, welcher jeden Augenblick des Tages gewissenhaft vertheilt hat. Er war täglich mit Instructionen und Briefen, die sich durch große Klarheit und Kürze auszeichnen, für Gesandte und auswärtige Minister beschäftigt, von jeder eingegangenen Depesche an den König bekam er eine Abschrift, der Capuciner, Pater Ange, setzte seine Depeschen in Ziffern, und entzifferte die Eingaben. Um 9 Uhr des Morgens gab er den Gesandten und Staatssecretairen Gehör, arbeitete mit ihnen und führte sie dann zu Richelieu, der sich eben in vielen Sachen ganz auf ihn verließ; daher pflegte er auch öfters von ihm zu sagen: **qu'il ne connaissait aucun ministre en Europe, en état de faire la barbe à ce capucin, quoi qu'il y eût une belle prise.** Wenn Joseph nicht bei dem Cardinale zu Mittag oder zu Abend aß, was öfters geschah, speiste er auf seinem Zimmer mit dem Pater Ange, seinem Gehilfen; allein die letzten Stunden des Abends brachte er dann regelmäßig bei Richelieu zu, und erlaubte es der Drang der Geschäfte, so ließen Beide geistreiche Höflinge oder andere Leute von vorzüglicher Bildung zur Erholung eintreten. Joseph liebte die geistvollen Menschen nur mit größter Vorsicht; daher man ihn beschuldigte, daß er die vorzüglichsten Schriftsteller durch Geschenke oder Jahrgehalte gewonnen habe [33]). Soviel ist indessen anzunehmen, daß er bei seinem Leben unter den Franzosen blos von Morgues und den Gegnern der Richelieu'schen Politik öffentlich angegriffen und auch nach seinem Tode noch von witzigen Schriftstellern dieser Farbe geschmäht wurde. Joseph war übrigens von Körper groß, schlank und mager, in der Jugend rüstig, später durch die Anstrengungen schwächlich, durch die Blattern und eine platte Nase entstellt, kurzsichtig, mit kleinen Augen, die hinter dickhaarigen Wimpern verborgen waren, aber feurig und lebhaft; sein brennendrothes Haar wußte er, weil es der König nicht leiden konnte, mittels bleierner und stählerner Kämme braun und endlich, durch ein besonderes Geheimniß, weiß zu färben. Sein langer und eckiger Bart erhöhte den Ernst seiner Gesichtszüge, über welche sich niemals ein Lächeln verbreitete [34]). Seine Neigung für die Klöster erhielt sich in sofern lebenslänglich, als er wöchentlich ein Mal, und — erlaubten es die Geschäfte — auch zwei bis drei Male die Capuciner und Nonnen von Calvaire in Paris allein zu Fuße, bisweilen auch in Gefolge vornehmer Hofleute besuchte. Seine Ehrerbietung gegen höhere Kirchenbeamte pflegte Joseph auch im Höhestande seines Rufes niemals aus den Augen zu setzen, und unterschrieb seine Briefe an dieselben mit dem Beisatze **Capucin indigne.** Ungeachtet seiner Geschäftsthätigkeit lieferte er, nach Richard, alljährlich prosaische oder poetische Geisteserzeugnisse, welche meist auf wichtige Ereignisse Bezug hatten, wie z. B. seine, von Morgues feindselig und grob bekämpften Schriften: **Le Coup d'Etat, Defense du Roi et de ses Ministres** (unter dem Namen Montagnes) und **Avertissement aux Provinces** (unter dem Namen Cleonville). Ferner soll er sich mit Erklärungen und Zusätzen der Macchiavelli'schen Schriften beschäftigt haben, sowie man ihm auch eine Handschrift in Folio zuschreibt: **l'Unité du Ministre et les qualités qu'il doit avoir**, welches Werk in den Händen Ludwig's XIII. geblieben sein soll [35]).

32) Wie z. B. Richard II, 265 fg. Ein Spötter macht unter Anderm folgende Verse auf ihn:

Il a des Laquais insolens,
Qui jurent comme ceux des grans —
Il a Suivant et Secretaire,
Il a carosse, il a litière.

33) Vgl. Richard II, 268 und le véritable P. Joseph. p. 518 sq. 34) Vgl. le véritable P. Joseph. p. 585 sq. mit *Capefigue* IV, 243. 35) Der Verfasser des vérit. P. Joseph sah die Handschrift des Werkes. On n'aura pas de peine (erzählt er S. 582 fg.) à reconnaître que le P. Joseph en est l'auteur, et qu'il ne la composé que pour faire plaisir au Cardinal. Die mitgetheilten 15 Überschriften der Abschnitte über die Grundsätze der Staatsverwaltung erinnern unwillkürlich an das Testament politique du Cardinal de Richelieu. P. I. Cap. 8.

Im Übrigen behauptet man, daß er die elende Sekte der Illuminés (s. d. Art.), die sich aus Spanien nach Frankreich geflüchtet hatten, dort während ihres Entstehens (1635) unterdrückt und dabei einen seiner Verwandten nicht geschont habe. Auch mischte er sich fast gleichzeitig, und wie es scheint nur mittelbar, in den bekannten Proceß Urban Grandier's, aber in die damit zusammenhängenden Untersuchungen gegen die angeblich seit 1632 verzauberten Ursulinerinnen zu Loudun durch eine zweimalige persönliche Überzeugung nur vorsichtig, wiewol dieses lächerliche, Aufsehen erregende Gaukelspiel ihn nicht gänzlich vom Aberglauben jener Zeit geheilt hat [36]). In den Angelegenheiten der königlichen Familie, den Ränken der Königinnen Maria und Anna, des Monsieur und der Großen des Reichs sieht man den Pater übereinstimmend mit den Ansichten des Cardinals sprechen und handeln. Man will wissen, Joseph habe des Königs plötzliche Entfernung von Compiegne im Februar 1631, wo man die widerspenstige Königin Mutter in einem der Haft ähnlichen Zustande zurückließ, hauptsächlich befördert und sei nachmals zu Fontainebleau mit dem Cardinal übereingekommen, Marien zu Moulins unter strenge Aufsicht zu setzen; allein der Umstand, daß sie der König ungern sah und daß ihr hochfahrender, herrschsüchtiger Charakter sie im Auslande weniger schädlich machen würde, als in Frankreich, läßt vermuthen, daß die Erleichterung ihrer Flucht (im Juli 1631) von Compiegne nach Brüssel der kostbaren und glänzenden, ohne Zweifel lebenslangen Bewachung auf einem königlichen Schlosse vorgezogen worden sei.

Was des Monsieur Benehmen anlangt, so sah der Pater mit großer Schonung auf ihn und hielt aus Rücksicht auf die lang dauernde Unfruchtbarkeit der Ehe des Königs für nothwendig, ihn nicht aus dem Reiche fliehen zu lassen. Und als derselbe 1631 ins Ausland entwich, sprach Joseph mit Nachdruck für dessen Zurückberufung, sogar wenn sie, behauptet Richard, des Cardinals Tod nach sich gezogen haben würde; denn dies sei ruhmvoller, als sich die Anklage von ganz Frankreich aufbürden zu lassen, daß er des Prinzen Flucht und die Folgen derselben veranlaßt habe. Eine solche Ansicht erklärt auch den Umstand, daß demselben und seinem gleichgesinnten Stammgenossen, dem Grafen von Soissons, im Jahre 1636 der Heerbefehl in der Picardie übertragen wurde: eine Unvorsichtigkeit, welche dem Cardinale beinahe das Leben gekostet hätte [37]). Dagegen war Joseph, wie Richelieu, streng und unerbittlich gegen Orleans' Anhänger. So hielt er z. B. ein streng gerichtliches Verfahren gegen den in der Schlacht bei Castelnaudary gefangenen Herzog von Montmorency für unerläßlich. Was ferner die heimlichen Umtriebe der Königin Anna und ihres Anhangs gegen Richelieu betrifft, so wies der Pater deren verführerische Anträge, in des Cardinals Stelle einzurücken, entschieden zurück und gab dadurch seiner Freundschaft zu diesem einen hohen Werth, wofür der Cardinal nicht unempfindlich blieb. Einen andern Beweis seiner Anhänglichkeit an diesen zeigte er schon 1632, indem er den kranken Cardinal aus der Landschaft Languedoc nach Bordeaux begleitete und dort nicht eher, als bis derselbe genesen war, vom Krankenbette wich. Späterhin schonte Joseph, um der Plane seines Freundes willen, selbst das Fräulein von Lafayette, welche seine Verwandte und des Königs Sprechfreundin war, nicht und half sie zum Klostergelübde verurtheilen.

Die Wirksamkeit Joseph's für das Ministerium Richelieu's endlich betreffend, so ist bei der Verschmelzung der Ansichten beider Männer und bei dem täglichen Austausche ihrer Gedanken schwer zu sagen, wie viel er geleistet habe; daher kommt auch die Dürftigkeit der Nachrichten über Joseph seit seinem innigen Zusammenleben mit dem Cardinalminister. In der Hauptsache mag Richelieu's gewaltiger Geist den Pater übersehen haben, er ertrug aber gern die derbe und rauhe Sprache seines Lieblings, weil dieser ihm durch seine Empfänglichkeit für durchgreifende Maßregeln, durch ausgebreitete Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde, worin ihm alle Staatssecretaire nachstanden, durch bewundernswerthe Geistesgegenwart, durch Stärke des Charakters, wie durch Gediegenheit, Klarheit und Scharfsinn diplomatischer Arbeiten unentbehrlich geworden war [38]). Soviel ist gewiß, daß seine Thätigkeit in den auswärtigen Angelegenheiten vorzüglich gerühmt wird [39]). Joseph leitete außer den italienischen Angelegenheiten noch besonders Charnacé's Unterhandlungen mit dem Könige Gustav Adolf von Schweden, sowie den Verkehr anderer französischer Botschafter (de Lisle's, S. Etienne's, de Lagrange's aux Ormes und Anderer) mit den leipziger Schlußverwandten und den Gliedern der katholischen Liga; ferner suchte er des Schwedenkönigs wachsende Macht durch Planentwürfe in Schranken zu halten, und schrieb auch dem Herzoge von Rohan Befehle vor, nach welchen er im Veltlin den befürchteten Heerzug der Schweden nach Italien (1632) vereiteln sollte. Aber in unsern Tagen darf kaum erwähnt werden, daß Joseph mit Richelieu den Schwedenkönig habe meuchelmorden lassen. Nach dieses Königs Tode tritt Joseph's Wirksamkeit für Teutschland und den Norden bestimmter, als je, hervor. Der eben

36) In Bezug auf Joseph s. hierüber Richard II., le véritable P. Joseph und Le Vassor VIII. S. 1. Im Jahre 1694 erschien ein eigenes Buch über diese Hexereien: Histoire des Diables de Loudun. Nach Richard hielt Richelieu diese Teufeleien für eine Posse; ebenso der Abt Quillet. Menage hingegen behauptet, daß die Nonnen von heftigen Winden gequält worden wären; es scheinen aber verkappte Liebschaften gewesen zu sein, die der Kanonikus Grandier, eine liebliche männliche Gestalt von zweideutigem Rufe, erst veranlaßt haben mag. Richelieu VIII, 187 fg erzählt den Hergang der Dinge äußerst behutsam. 37) Bemerkenswerth ist, daß der Pater am 24. Nov. 1636 über die Verschwörung beider Prinzen schrieb: J'estime que l'affaire de Monsieur et de Mr. le Comte s'accommodera; ce n'est qu'une terreur panique sans aucun fondement.

38) Mehre dieser Vorzüge rühmten schon die französischen Botschafter, Graf von Cezi bei der Pforte und Graf von Avaux in Teutschland. Nani sagt vom Padre Giuseppe, col quale non solo il Richelieu communicava la confidenza, ma pareva c'havesse quasi ripartito l'ingegno. 39) Siri nennt ihn Fabro et proponitore di tutte le negotiationi d'Almagna e del Norte

erſt katholiſch gewordene Marquis von Feuquières, ſein naher Verwandter (ſ. d. Art. Pas), erſchien auf ſeine Empfehlungen von 1633 bis 1635 als außerordentlicher Botſchafter Frankreichs bei Oxenſtjerna und den Höfen der teutſchen proteſtantiſchen Reichsſtände. Joſeph, der dieſe berühmte Sendung anordnete und leitete, und an welchen in den wichtigſten Fällen ausſchließlich Bericht erſtattet wurde, ging dabei ſehr gründlich zu Werke[40]). Der Marquis nämlich mußte neben ſeinen geſandtſchaftlichen Verrichtungen noch — ein Beweis von damaliger geringer Kenntniß der Franzoſen vom Auslande — über Statiſtik und Geographie der Länder, die er betrat, ſowie über Genealogie und Charakter der teutſchen Reichsfürſten und über deren vornehmſte Rathgeber, mit welchen er in Berührung kam, genaue Erkundigung einziehen. Daher bekam Joſeph nach Ablauf von anderthalb Jahren einen richtigen Überblick über die Lage der Proteſtanten in Teutſchland, ohne jedoch die katholiſche Religion und deren Anhänger dort aus den Augen verloren zu haben[41]). Die Franzoſen ließen, nachdem ſie Waldſtein's Empörung gegen den Kaiſer trügeriſcher Weiſe aus allen Kräften unterſtützt hatten, die ſchwediſche Macht in Südteutſchland nicht eher ſinken, bis ſie ſich ſelbſt nach der nördlinger Schlacht nicht mehr behaupten konnte und der Bruch Frankreichs mit dem Hauſe Habsburg unvermeidlich war. Sie drangen auf das Beſatzungsrecht in einer Kette von Feſtungen längs des Rheins von Breiſach bis Coblenz hinab, ſuchten aber den tapfern Arm ſolcher proteſtantiſcher Fürſten nebenbei zu erkaufen, die im Felde Bedeutung hatten, merklich in der Meinung, ohne ſie den Krieg in Teutſchland nicht führen zu können. Den Werth ihrer tapfern Dienſte ermeſſend, äußerte Joſeph in der Folge zum Oberſten von Degenfeld: Nous ne laisserons pas nos étrangers, ils sont ceux, qui nous maintiendront! In dieſem Sinne entſtand der pariſer Vertrag vom 1. November 1634. Derſelbe verdrängte die Schweden nach Nordteutſchland und zerſtörte den uneinigen und verarmten heilbroner Bund, von welchem blos der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Caſſel nebſt dem Herzoge Bernhard von Sachſen-Weimar als Vorfechter der Sache und unverſöhnliche Gegner Öſterreichs in Thätigkeit blieben. Den Letzteren, obwol durch den Verluſt der nördlinger Schlacht in arges Geſchrei gekommen, ſuchte Frankreich leidenſchaftlich für ſich zu gewinnen, woran Joſeph einen großen Antheil hatte. Derſelbe war es auch, welcher dieſen Kriegsfürſten ſpäterhin in dem nun einmal eingegangenen Verhältniſſe zu Frankreich feſtzuhalten wußte, früher die geheimen Verhandlungen des Marquis von Feuquières mit den Grafen von Kinsky zur Aufwieglung Waldſtein's gegen den Kaiſer (1633—34) leitete und nachmals nach Groot's Behauptung die Unruhen der Schotten nährte, ſowie gewiß iſt, daß er noch wenige Monate vor ſeinem Tode an der Empörung der Portugieſen gegen Spanien zu Gunſten des Herzogs Johann von Braganza arbeitete, darüber aber mit dem Cardinalfürſten in Spannung gerathen ſein ſoll, weil dieſer für die Sendung einen andern Agenten, als den Marquis von Feuquières, beſtimmte[42]).

Während der Gefahr Frankreichs, als im Jahre 1635 die Kaiſerlichen und Spanier an mehren Orten über den Rhein und die Moſel vordrangen, und während der großen Beſtürzung, welche der Einfall der Feinde in die Picardie 1636 verurſachte, bewies Joſeph, zu Folge mehrer Zeugniſſe, größere Beſonnenheit, Kühnheit und Entſchloſſenheit, als der Cardinal[43]). Als er ſah, daß König und Volk ihre verdrießliche Stimmung gegen den Cardinal geltend zu machen ſuchten und dieſer in „dem Schreckensmonate von Corbie" allen Muth verloren hatte, war ſein innigſter Vertrauter, der Capuciner Joſeph, der Einzige, welcher mit richtigem Takte jegliche Verlegenheit beſeitigte. Zuerſt beredete er den Oberintendanten von Bullion, durch die Straßen der Hauptſtadt zu reiten und das entrüſtete Volk zu gewinnen. Bullion that es, hörte die Schmähungen „der Canaille" ruhig an, beſänftigte aber bald durch ſeine Höflichkeit und Verheißungen die aufbrauſenden Gemüther, die nun ihre Drohungen und Flüche auf die Feinde des Landes anwendeten. Tags darauf ahmte Richelieu ſeinem Beiſpiele nach, fuhr ohne Wache und Gefolge überall umher und hielt auf allen Plätzen, wo er zuſammengerottete Haufen bemerkte. Niemand wagte, die ſchuldige Ehrerbietung gegen ihn aus den Augen zu ſetzen, vielmehr freute man ſich über ſeine Standhaftigkeit und die verheißenen Maßregeln zur

40) Die Lettres et négociations du Marquis de Feuquières, Ambassadeur extraordinaire du Roi en Allemagne etc., in drei Octavbänden, zeugen davon, ſowie die Relation du Voyage que le Sieur de Feuquières a fait en Allemagne, et de l'estat auquel les affaires générales s'y trouvoient, lorsqu'il en est party pour reuenir trouuer Sa Maj. à Nancy, bei Aubery I, 381 fg. Die Mütter des Marquis und des Capuciners waren Schweſtern und ſtammten aus dem Hauſe Lafayette. 41) Im Mai 1634 ſchrieb Pater Joſeph an Feuquières in Teutſchland: Vous ferez tout ce qui se pourra au monde en faveur de la Religion Catholique tant pour Dieu, que pour Sa Majesté et Richelieu.

42) Vgl. *Grotii* Epp. 1122, 1148 und le véritable P. Joseph. p. 564 sq. mit Aubery II, 219 fg. Ganz richtig bemerkt Montglat in ſeinen Mémoires I, 220 über den Capuciner Joſeph: le principal confident du Cardinal de Richelieu, lequel l'avait employé dans de grandes négociations principalement en Allemagne, où il avait fomenté la ligue des princes contre l'Empereur; et la conspiration du Valstein, qui aurait détruit la maison d'Autriche dans l'Empire, si elle n'eut été découverte. Il avait aussi traité de l'entrée du roi de Suède: enfin c'était un fort habile homme, qui avait mis le feu dans toute l'Europe, et tout capucin qu'il était, avait fait son possible pour rendre les luthériens maîtres de l'Allemagne. Wie gern er ſeine Verwandten vorzog, beweiſt unter Anderm auch der Umſtand, daß er den Schwager des Marquis von Feuquières, Arnauld, welcher die franzöſiſche Beſatzung in der Feſtung Philippsburg befehligte und dieſelbe aus Leichtſinn an die Kaiſerlichen im Jan. 1635 verlor, aus der Baſtille, wohin er zur Strafe abgeführt worden war, bald wieder zu befreien wußte. Feuquières III, 292 und Richelieu VIII, 222. 43) In dieſer ſehr ſchwierigen Lage ſchrieb Joſeph am 23. Aug. 1636 an den Cardinal de Lavalette: Depuis six semaines tout nous est allé à rebours, de tous costez, hormis du vostre. La lascheté des trois Gouverneurs de Picardie n'a point d'exemple. Vierzehn Tage früher meldete er demſelben: Cet orage n'est pas petit, où il est besoin que chacun imite le courage et l'affection de V. Em.

Rettung der Stadt und des Staates, und Alle, die ihn zuvor gescheimpft und geschmäht hatten, fanden sich nun erbaut und bereit, die Waffen zu ergreifen, oder Mittel zur Beförderung der Kriegsplane darzureichen. Nun, sagte der Capuciner bei der Rückkehr des Cardinals, habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr ein begossenes Hähnchen wäret und daß Ihr mit ein klein wenig mehr Muth Euch der Pariser versichern und die Dinge wiederherstellen könntet? Es ist jetzt keine Zeit zu verlieren, benutzt die Anerbietungen der Pariser. Richelieu umarmte dankbar den Capuciner und sorgte nun auch, daß die kräftigsten Maßregeln ergriffen wurden, wobei ihm sein Liebling den eifrigsten Beistand leistete. Die Spanier und Teutschen zogen sich zurück, und bald konnten die Franzosen mit Glück wieder angriffsweise verfahren [44]).

Durch eine solche Bedeutsamkeit seines Einflusses verführt, erlaubte sich Joseph auch Rathschläge über Kriegsplane zu geben, welche von Sachkundigen zuweilen hart widerlegt oder bespöttelt wurden. Hiervon geben der Herzog von Sachsen-Weimar, der joviale Marschall von Gassion, der Cardinal von Lavalette und dessen Bruder, der Herzog von Candale, hinreichende Beweise. Im Ganzen aber zeugt sein Briefwechsel mit dem Cardinale von Lavalette, daß er in schwierigen Lagen der Feldherren große Sorgfalt, scharfe Urtheile und richtige Umsicht gebrauchte; ja er konnte in Fällen, wo es des Staates Vortheil erheischte, den katholischen Geistlichen völlig verleugnen. So rieth er, als man bei Hofe wegen der ersten Vereinigung des eben gedachten Cardinals mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar im Juli 1635 die Besorgniß hegte, sie würde des Prälaten Würde verletzen, zur Nachsicht, und fand auch Gehör [45]). Hingegen zog er aus dieses protestantischen Fürsten erster Anwesenheit am französischen Hofe die Lehre, ihn künftig, wenn möglich, von ähnlichen Reisen abzuhalten. Man hat dem Pater vorgeworfen, wie Hugo de Groot, Pufendorf und Andere, daß er die teutschen und schwedischen Angelegenheiten sehr vernachlässigt habe [46]), während die Feinde seines Vaterlandes ihm das Gegentheil Schuld gaben. Indessen ist zu bedenken, daß Frankreich diesen Krieg als politischen und nicht als Religionskampf betrachtet wissen wollte, daß es bisweilen in Geldverlegenheit war und daß es sein Übergewicht zu befestigen, nicht aber die Eroberungssucht seiner Söldlinge zu befördern strebte. Gegen jeden Vertrag mit Österreich und Spanien, der die Bundesgenossen ausschließen sollte, sprach Joseph indessen immerdar und half auch alle dahin zielende Versuche (1637 und 1638) vereiteln.

Daß seine unermüdete Thätigkeit bei Richelieu nicht unbelohnt blieb, bedarf keiner umständlichen Beweise. Die vorzüglichste Anerkennung seiner Verdienste jedoch offenbart sich am deutlichsten in der Bemühung des Königs, ihn, der es selbst wünschte und von Spöttern bereits Eminence grise geheißen wurde, zum Cardinal erheben zu lassen; ob Joseph auch nach dem Erzbisthume Rheims, wie Groot behauptet, und nach der Herzogs- und Pairwürde gestrebt habe, ist zweifelhaft. Hingegen ließ Ludwig XIII., sichern Nachrichten zufolge, am Ende des Jahres 1635 den Pater am heiligen Stuhle für die Cardinalswürde empfehlen, die mit dem Vorwande, Joseph sei ein Ordensgeistlicher, abgeschlagen wurde. Im Sommer des folgenden Jahres wurde der Antrag erneuert und im Weigerungsfalle der heilige Vater mit Wegrufung der königlichen Gesandtschaft bedroht. Urban VIII. schlug einen mildernden Ausweg vor, den die französische Regierung mit Festigkeit verwarf, den Antrag mit starken Ausdrücken wiederholte und ununterbrochen, allem Anscheine nach mit Erfolg, fortsetzte, bis das befürchtete Lebensende Joseph's die Vorsicht gebot, die Gesuche am heiligen Stuhle schleunigst zurückzunehmen [47]). Nämlich im Frühjahre 1638 befiel den Pater zu Compiegne ein Unwohlsein, welches er trotz der ärztlichen Warnungen vernachlässigte und ihm am 11. Mai einen Schlagfluß zuzog. Er soll diesen heftigen Zufall für den Vorboten seines nahen Todes gedeutet und sich deshalb, nach Andern aber aus Furcht vor Nachstellungen nach seinem Leben, Anfangs zu den Capucinern in Senlis, gleich darauf zu den in Paris zurückgezogen und hier mit abwechselnden Besuchen bei den Calvairenonnen die letzten Monate seines Lebens fast ohne Theilnahme an den öffentlichen Geschäften vollbracht haben [48]). Allein nach den bessern Nachrichten Groot's hatte sich Joseph schon zu Ende Mai's allmälig wieder erholt, war im Juni in voller Thätigkeit, unterhandelte mit Schmalch, einem schwedischen Abgeordneten, und mit dem Generalmajor von Erlach, des Herzogs von Weimar Gesandten, versah im August, während Richelieu abwesend war, dessen Stelle und las bei den Nonnen des Calvairekloster am 5. September, grade in der Geburtsstunde des Dauphin (Ludwig's XIV.), die Messe, als ihm Richelieu die Nachricht von diesem erfreulichen Ereignisse geben ließ [49]). Sonach mag er (ob mit oder ohne Kränklichkeit, läßt sich nicht bestimmen) thätig geblieben sein bis gegen Mitte Decembers, und befand sich eben bei

44) Montglat I, 142 fg., Le Vassor VIII, 2, 398, Le véritable P. Joseph 443 und *Grotii* Epp. 634 u. 641. Etwas abweichend erzählt diesen Hergang Capefigue in seinem Richelieu etc. V, 326 sq., und bemerkt zugleich, daß der päpstliche Nuntius Mazarini dem Pater Joseph's in seinem Vorschlage beigestimmt habe. 45) Val. Aubery I, 500 und Feuquières III, 196 fg. Dieser Sache wegen fertigte Joseph an einem Tage drei Schreiben nach Teutschland aus. 46) Groot sagt in Ep. 1087 sogar von ihm: Is per iniquissimam spem multum nocuit rebus Protestantium.

47) Die Verhandlungen hierüber s. bei Richard II, 215 fg. nach Urkunden. Wichtig ist der Umstand, daß der Courier mit den Depeschen wegen Zurücknahme des Antrages erst zwei Stunden vor Joseph's Tode nach Rom abging. Der Grund war (S. 234): Sa Maj desire qu'on ne differe point de rendre à S. S. et au dit Sieur Card. Barberin les Lettres de revocation du dit P. Joseph, de peur qu'on ne fût surpris à la Promotion, et que le Cardinal Barberin sçachant l'état auquel il est, ne le fit malicieusement Cardinal pour faire perdre cette place à la France. Richelieu X, 84 äußert sich kurz und beißend über des Papstes standhafte Weigerung. 48) Vgl. Richard II, 274 fg., le vérit. P. Joseph. p 533 sq., nebst Le Vassor IX, 2, 107 fg. 49) s. *Grotii* Epp. 961, 974, 984 u. 1026. Le véritable P. Joseph. p. 535.

den Nonnen von Calvaire, als er krank wurde. Der Zustand war bedenklich, und Richelieu, zu Ruel davon benachrichtigt, schickte ihm am 14. December seinen Tragsessel in der Absicht, seinen Freund der dumpfen Klosterluft zu entziehen [50]). Joseph folgte, die Abmahnungen seines getreuen Gefährten Ange verschmähend, der wohlmeinenden Auffoderung. Am folgenden Tage arbeitete er wieder, ohne auf die Warnungen zu hören, die ihm Richelieu ertheilte, las die Messe, unterhielt sich mit Richelieu und Bichi, und als er sich Abends nach Tische den Kreuzzug Gottfried's von Bouillon vorlesen ließ, traf ihn abermals ein Schlagfluß. In diesem gelähmten Zustande konnte er Nichts sprechen, als die wichtigen Worte rendre compte! zum sichern Beweise fester Überzeugung von seiner wohlüberlegten, planmäßigen Handlungsweise. Der Zudrang von ausgezeichneten Personen des Staates und Hofes nach seinem Krankenbette war groß; alle ärztliche Hilfe jedoch vergebens. Noch glaubte der Cardinal ihm neue Lebensgeister einhauchen zu können, als er auf die Nachricht, die Festung Breisach capitulire, an sein Krankenlager eilte und ihm zurief: Courage, père Joseph, courage, Brissac est à nous! Allein der Pater starb am 18. December 1638 des Morgens um 11 Uhr im Landhause seines großen Gönners zu Ruel [51]). Mit der Auszeichnung eines Cardinals wurde der Leichnam im Capucinerkloster der Saint-Honoréstraße zu Paris beigesetzt und das Herz desselben den Schwestern von Calvaire in des Cardinals Gallawagen überbracht. Richelieu weinte an der Gruft und betrauerte den Verlust seines innigsten Vertrauten so schmerzlich, daß er wehklagend in die Worte ausbrach: „Ich verliere meinen Trost, meine einzige Hilfe, meine Stütze!" Der König glaubte in ihm seinen getreuesten Unterthanen verloren zu haben. Auch der unruhige und schwache Monsieur spürte bald, daß er eine Stütze an ihm gehabt hatte; die Bundesgenossen Frankreichs hingegen blieben gleichgültig bei seinem Tode, und seine Feinde lästerten von jetzt an sein Andenken [52]). (*B. Röse.*)

4) Joseph de Carabantes, ein spanischer Capuciner, der sich besonders durch die Verbreitung des Evangeliums unter den Wilden Amerika's verdient gemacht hat, im Jahre 1628 in der Provinz Aragonien geboren, widmete sich der Theologie und ging, nachdem er seine Studien beendigt und sich in den Orden der Capuciner hatte aufnehmen lassen, von glühendem Bekehrungseifer entflammt, nach Amerika, wo er sich unter die wildesten Völker wagte und unter unsäglichen Entbehrungen und Leiden stets mit unerschütterlichem Muthe seinen Zweck verfolgte. Später kehrte er nach Spanien zurück und arbeitete daselbst mit nicht geringem Erfolge an der Ausbildung anderer Missionaire. Er starb am 11. April 1694 zu Montforte de Lemos in Galizien, wohin er sich in seinen letzten Lebensjahren zurückgezogen hatte. Nach seinem Tode erzählte man mancherlei Wunder, die er gewirkt haben soll, und nannte ihn den neuen Apostel des Königreichs Galizien. Auch als Schriftsteller erwarb er sich einen Namen. Sein bedeutendstes Werk, die „Platicas dominicales y lecciones doctrinales de las cosas mas essenciales sobre los Evangelios de las Dominicas de toto en anno" (Madr. 1686—87. 2 Voll. 4.), war in Spanien lange sehr beliebt und gelesen. Seine übrigen Schriften, die meistens die Belehrung der Missionaire zum Zwecke haben, sind: „Practica de Missiones, remedio de Peccadores, aplicado en el exercicios de una Mission, fundata en los motivos mas poderosos para reducir a las almas" (Vol. I. Leon. 1674. Vol. II. Madr. 1678. 4.), „Ars ad discendi atque docendi Idiomata pro Missionariis ad conversionem Indorum abeuntibus" (Madr. 16..), „Lexicon sive vocabularium verborum, adverbiorum, conjunctionum et interjectionum, ad meliorem intelligentiam et significationem Indorum" (Madr. 16..) und „Jardin florido del alma, cultivado del christiano, con el exercicio del Rosario, via Crucis y de otras muchas devociones" (Madr. 1677.). Vgl. Diego Gonzales de Quiroga, „La vida, virtudes, predicacion y prodigios del P. J. de Carabantes" (Madr. 1705. 4.). (*Ph. H. Külb.*)

5) Joseph, mit dem Beinamen Fernensis, ein Capuciner, gelangte bis zur Würde eines Generalvicars zu Bologna und seit 1552 zur Stelle eines Generaldefinitors des ganzen Ordens und starb 1556 zu Mailand. Er genoß als Prediger einen sehr bedeutenden Ruf und stiftete das 40stündige Gebet bei dem Abendmahle, worüber er auch eine eigne Schrift verfaßte: Methodus s. instructio celebrandi devote et cum fructu orationem 40 horarum. (Med. 1571 und später wiederholt gedruckt.) Daß einem solchen Manne auch Wunder zugeschrieben wurden, darf nicht auffallen [1]).

6) Joseph a Leonissa, ein Capucinermönch, gestorben im December 1611 zu Rom in seinem 58. Lebensjahre, hatte sich dem Missionsberufe gewidmet und hielt sich für diesen Zweck einige Zeit in Constantinopel auf. Er schrieb: Praeparationes ad bene moriendum (Rom. 1602) und ein mehrmals aufgelegtes Opusculum

50) s. Aubery II, 88 fg. mit Richard II, 285 fg. 51) Vgl. le véritable P. Joseph. p. 550 sq. in Übereinstimmung mit Richard und Le Vassor. Mortuus hic est pater Josephus, schreibt der pikante Groot in der Ep. 1087, nihil minus quam quod dicebatur Cappucinus, ideoque Cappucinis odiosus semper non minus quam proceribus plebique. Est tamen nonnihil damni in ejus morte, quia aliquos se pejores reliquit in negotiis. Nach le véritable P. J. p. 556 sq. gab es Politiker, welche behaupteten, der Cardinal Richelieu habe seinen unentbehrlichen Vertrauten vergiftet; allein selbst Le Vassor, ein heftiger Widersacher des Ministers, würdigt diesen Verdacht nicht einmal einer genauen Widerlegung. Bei Groot findet sich keine Spur von diesem Gerüchte und die verdachtlose Eröffnung des Leichnams, die ohne Zustimmung und Theilnahme des Patergenerals nicht geschehen konnte, weist am bestimmtesten jene Beschuldigung zurück. 52) Groot sagt in Ep. 1098: Nobis quidem nihil in eo (Josepho mortuo) periisse arbitror; und in ep. 1093: P. Josephi mortui memoria virulentis multorum scriptis laceratur, et a multis quotidie insultatur ejus tumulo per ignominiam.

1) Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 2322 nach *Bern. a Bononia*, Bibl. Capuccinorum.

de protestationibus frequenter faciendis ab iis, qui ad piam mortem obeundam se praeparant (zuerst Brescia 1610) und wurde vom Papste Clemens XII. kanonisirt [2]). (*R.*)

7) Joseph aus Madrid, zu seiner Zeit, d. h. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, einer der berühmtesten Kanzelredner, und daher Hofprediger der Könige von Spanien, Karl's II. und Philipp's V. Er gehörte dem Capucinerorden an, und war Provinzial desselben und zugleich Qualificator der Inquisition. s. Adelung, Forts. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenler. II, 2322 (*J. T. L. Danz.*)

8) Joseph Maria, ein bei Mönchen häufig vorkommender Name. Dahin gehört a) Joseph Maria von Ancona, ein Franziskaner, geboren 1689, gestorben zu Rom im Jahre 1741 als Provinzial seines Ordens, machte sich bekannt und verdient durch die Fortsetzung der von Lucas Wadding unter dem Titel Annales minorum s. trium ord. a S. Francisco institutorum unternommenen Geschichte seines Ordens [1]). b) Der Capuciner Joseph Maria a Catanea aus der Provinz Abruzzo, Verfasser von Sacra et Arithmetico-anagrammatica opuscula (Neap. 1710), welche sich auf die Marienfeste, Bedeutsamkeit der Heiligen und verwandte Gegenstände beziehen [2]). c) Ein Mönch desselben Ordens, mit dem Beinamen a Cento, aus der Provinz Bologna, gestorben im Jahre 1682 zu Mirandola, beschäftigte sich mit Astronomie und Arithmetik und gab auch einige darauf bezügliche Schriften in italienischer Sprache heraus [Mantua 1664 und Forli 1667. 4.] [3]). d) Ein anderer Capuciner mit dem Beinamen a Clusio in der Provinz Mailand, verfaßte in den Jahren 1713 fg. mehre Andachtsbücher und genoß ein solches Ansehen, daß ihm sogar Wunder zugeschrieben wurden [4]). e) Der Capuciner Joseph Maria von Florenz, gestorben 1742, Verfasser von Paraphrasen einzelner Psalmen und ähnlicher kleiner praktischer Schriften [5]). f) Joseph Maria a Leuca, Ordensbruder und Zeitgenosse des Vorhergehenden, gehörte zur Provinz Otranto, gelangte zur Würde eines Definitors in seinem Orden, schrieb eine populaire Schrift: Le Massime de ben vivere [Alassa 1730. 4.] [6]). g) Ein Capuciner der Provinz Aragonien, aus Majorka, Zeitgenosse der beiden Vorhergehenden und Verfasser einer praktischen Schrift, welche Palma 1734. 4. erschien [7]). h) Joseph Maria de Novara, hieß eigentlich Bagliotto und stammte aus einer adeligen Familie im Novaresischen, trat 1649 in den Capucinerorden und lieferte erbauliche Lebensbeschreibungen in italienischer Sprache, als des ersten Bischofs Gaudentius von Novara (Ven. 1674 und 1678, auch breve ristretto della vita di S. Gaudenzio. Novara 1687.), des novaresischen Priesters Lorenzo (Mail. 1684), des novaresischen Patriziers Agap. Silone (Nov. 1687); ferner unter dem Namen Tobias Luva Torniensis idyllium divis martyribus Julio et Camillo de Nazariis sacrum. (Mailand 1689 und vermehrt 1701) und einiges Andere praktischen Inhalts [8]). Mit ähnlichen Arbeiten befaßten sich auch die beiden Capuciner Joseph Maria a S. Stephano und a Sarulo, jener aus der Provinz Lyon in der letzten Hälfte des 17., dieser aus der Provinz Lombardei in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts [9]). (*R.*)

9) Joseph a Matre Dei, s. Lainez (Joseph v.).

10) Joseph ab Osseria, ein Capuciner aus der Provinz Valencia, bekannt durch seine Hagiographia Prolegomena, eine Art Einleitung zur Bibel [Valent. 1700. Fol.] [10]). (*R.*)

11) Joseph von Paris, s. Joseph (der Capucinermönch).

12) Joseph de Texera wird als Verfasser des angeblich vom Dominikaner Peter Olim gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Lyon geschriebenen Buches De electionis jure, quod competit viris Portugalensibus in augurandis suis Regibus ac Principibus gehalten [11]). (*R.*)

13) Joseph bar Vahib, Bischof von Maredin, ehe er in den geistlichen Stand trat, Bader Zache und später als Patriarch der Jacobiten in Syrien Ignatius V. (nach anderer Zählung der erste) genannt. Seine Wahl zu der letztern Würde geschah im Jahre 1604 der Griechen (1293 nach Chr. Geb.); mit Übergehung seiner gleichnamigen Vorgänger fing man die Reihe der Patriarchen seines Namens bei ihm wieder von Neuem an, und alle folgenden wählten nach ihm den Namen Ignatius. Er stand der Jacobitischen Kirche 40 Jahre lang vor und starb am 19. April des Jahres 1643 der Griechen (1332 nach Chr. Geb.). Indessen entstand bei seiner Wahl eine Spaltung; denn in Cilicien gaben sich die Jacobiten einen eignen, auch vom armenischen Könige Haithon bestätigten Patriarchen; außerdem wußte der Bischof Constantin von Melitine eine Anzahl von Bischöfen zu gewinnen und für die westlichen Landschaften das Patriarchat an sich zu bringen. Der armenische starb zwar bald, aber der Letztere, welcher sich auch Ignatius nannte, erhielt sich und die Spaltung dauerte bis zum Jahre 1805 der Griechen (1494 nach Chr. Geb.). Die Schriften des rechtmäßigen Patriarchen sind nicht von großem Belange: Ausführliche Erklärung des syrischen Alphabets, ein Buch der Worte (صمعثا؟) und eine sogenannte Anaphora oder Liturgie, welche noch handschriftlich vorhanden und von Renaudot [12]) in lateinischer Übersetzung bekannt gemacht ist [13]).

(*A. G. Hoffmann.*)

---

2) Adelung a. a. O. nach derselben Quelle.

1) Adelung a. a. O. nach *Mazzuchelli* Scritt. Ital. T. II. p. 688. 2) Adelung a. a. O. nach *Bern. a Bononia* biblioth. Capucc. 3) Adelung a. a. O. Col. 2323. 4) Adelung a. a. O. 5) Adelung a. a. O. 6) a. a. O. 7) a. a. O. 8) Adelung a. a. O. 1. Th. Col. 1341 nach Mazzuch. a. a. O. 9) Vgl. Adelung a. a. O. 2. Th. Col. 2324 nach *Bern. a Bononia.* 10) Adelung a. a. O. nach *Bern. a Bononia*, Biblioth. Cap. 11) Jöcher's Gelehrtenler. 3. Th. Col. 1059 nach *Echard*, De scriptt. ord. Dominicanorum. 12) Liturg. oriental. T. II. p. 528. 13) *Assemani*, Biblioth. orient. Vatic. T. II. p. 381. 382. 464. Vgl. auch Jöcher's Gelehrtenler. 2. Th. Col. 1877.

VII. Ausgezeichnetere Personen jüdischen Glaubens.

a) In der Familie Herodes des Großen kommen vor:

1) **Joseph**, der dritte Sohn des Idumäers Antipater, welcher von den Römern zum Landpfleger von Judäa war gemacht worden, und jüngerer Bruder des Herodes. Er zeichnete sich in den Kriegen des Letztern gegen den hasmonäischen König Antigonus aus, wurde, während sich Herodes in Rom den Königstitel holte, in Masada belagert, später von seinem Bruder entsetzt, zuletzt aber bei Jericho von Antigonus überfallen und mit den römischen Cohorten, die er befehligte, niedergemacht, ums Jahr 38 vor Chr. (*Joseph.* Antiqq. XIV, 7—15. Bell. Jud. I, 17.)

2) **Joseph**, Sohn des Vorigen und Gemahl der Olympias, einer Tochter des Herodes. (*Jos.* Ant. XVIII, 5.)

3) **Joseph**, Oheim des Herodes und Gemahl der Salome, der Schwester dieses Fürsten, war nach *Joseph.* Antiqq. XV, 3 von demselben in Jerusalem gelassen, als er von Antonius zur Verantwortung gezogen wurde, mit dem Befehle, die Königin Mariamne zu tödten, wenn dem Herodes etwas Widerwärtiges begegnen sollte. Die Unvorsichtigkeit des Joseph, welcher seinen Auftrag der Mariamne selbst mittheilte, und die Eifersucht der Salome, wurden die Ursache, daß Herodes bei seiner Heimkehr seinen Schwager, wegen eines vermeintlichen ehebrecherischen Verhältnisses mit Mariamnen, sofort hinrichten ließ und daß diese Letztere später (nach Bell. Jud. I, 22 fin. unmittelbar) ein gleiches Schicksal traf.

b) In den hohenpriesterlichen Familien der Juden kommen vor:

1) **Joseph**, Sohn des Tobia und Neffe des Hohenpriesters Onias II. (*Joseph.* Antiqq. XII, 4), war noch ein Jüngling, als sein Oheim dem Könige Ptolemäus Euergetes den schuldigen Tribut verweigerte und deshalb die Juden in Gefahr kamen. Nach vergeblichen Versuchen, seinen Oheim zu besserer Besinnung zu bringen, gewann er den Ägyptischen Gesandten Athenion und wußte später den König selbst persönlich für sich einzunehmen und die Sache beizulegen. Mittels kühner Speculationen konnte er es wagen, die Einkünfte von Syrien, Phönikien und Judäa um eine viel größere, als die gewöhnliche, Summe zu pachten, und durch kecke und durchgreifende Maßregeln zwang er die schwierige Bevölkerung, ihn als Generalpächter anzuerkennen. Er blieb es 22 Jahre lang und erwarb sich ungeheure Reichthümer. Was Josephus weiter von ihm und seinen Familienverhältnissen erzählt, ist historisch zu unbedeutend, um hier wiederholt zu werden, mag aber ganz geeignet sein, uns einen tiefern Blick thun zu lassen in die politischen und sittlichen Zustände der damaligen Juden, deren bürgerliche Erniedrigung nur ihrer eignen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit gleichkam, und welche bereits den Geist der Geldspeculationen in hohem Grade und auf Kosten aller andern Bildung entwickelt hatten.

2) **Joseph**, Sohn Sacharja's, einer der Waffengefährten Juda's des Makkabäers, wurde zu Jamnia von Gorgias aufs Haupt geschlagen. (*Joseph.* Antiqq. XII, 8.)

3) **Joseph**, Hoherpriester zur Zeit Jesu, bekannter unter dem Namen Kaiphas (s. d. Art.).

4) **Joseph**, der Sohn des Cami (oder Camydos) von Herodes, dem Fürsten von Chalcis und Bruder Agrippa I., auf kurze Zeit zum Hohenpriester eingesetzt [J. 48]. (*Joseph.* Ant. XX, 1, 5.)

5) **Joseph Cabi**, Sohn Simon's VI., von Agrippa II. im Jahre 61 auf kurze Zeit zum Hohenpriester eingesetzt; floh während der Belagerung Jerusalems zu den Römern. (*Jos.* Ant. XX. 8. Bell. Jud. VI, 2.) (*Ed. Reuss.*)

c) Jüdische Gelehrte, s. am Ende des Buchstaben I.

JOSEPH. B. Geographie.

a) In Afrika.

1) **Joseph (St.)**, ein ehemaliges französisches Fort in Senegambien, am Senegal in Kamera, der östlichen Provinz des Reiches Ghalam. Es war dies die östlichste Niederlassung der Franzosen in Senegambien, die in Folge der am Ende des 17. Jahrhunderts von dem dortigen Compagniedirector Andr. Brue den Senegal aufwärts unternommenen Expeditionen 1702 in dem von den Eingebornen Dramanet geheißenen Orte, 7 Meilen unterhalb des Feluhkatarakts, wo der Senegal seinen sanften Lauf beginnt, angelegt wurde. Nun fuhr jährlich im Juli die Handelsflotte der Franzosen mit 40 Schiffen den Strom aufwärts bis zum Fort St. Joseph, auf welcher Strecke von 190 Meilen sie drei Monate zubrachte, und hielt daselbst einen 14tägigen Markt, zu dem sich maurische Völkerschaften von Norden und Mandingos von Süden und Osten einfanden. Der ungesunden Luft wegen wurde dieses Fort vor etwa 20 Jahren aufgegeben, und an seine Stelle trat, 12 Meilen unterhalb, das Fort Charles.

2) **Joseph (St.)**, eine der größern unter den Amiranten- oder Admiranteninseln bei Afrika, ist reich an Schildkröten. (*A. Keber.*)

b) In Amerika.

Joseph (St.), 1) Bai im mericanischen Meerbusen an der Küste der zu Westflorida gehörigen Grafschaft Washington, und zwar in der hervorspringenden Landstrecke, durch welche das westfloridanische Küstenmeer in zwei große Busen getheilt wird, deren einer sich von der Bai Espiritu-Santo mit einer Küstenlänge von 73 geographischen Meilen bis zum Cap St. Blas, der andere mit 66 geographischen Meilen Küstenentwicklung vom Cap St. Blas bis zum See Pont-Chartrain im Staate Louisiana erstreckt. Sie wird durch eine Landzunge (die Halbinsel St. Joseph) gebildet, welche sich vom Cap St. Blas nördlich erstreckt und ist vor allen Winden gesichert. Ihre Länge beträgt 3, die größte Breite im Innern 1,08, an der Mündung 0,6 geographische Meilen. In letzterer liegt eine sich nördlich bis zur Bai St. Andrew erstreckende Sandbank mit 4½ Fuß Wasserstand, durch welche sich der Einfahrtskanal in die Bai 164 Toisen lang und bei einer zur Zeit der Ebbe 16½ Fuß betragenden Tiefe erstreckt. Im Innern der Bai beträgt die Wassertiefe dagegen 23½ bis 31 Fuß und die Fluth-

höhe 0,86 Fuß. Diese Bai ist wegen ihrer centralen Lage an der westlordamischen Küste und wegen ihrer großen Sicherheit, wenn sie nur der Bai von Pensacola nachsteht, berufen, der Marine der vereinigten Staaten von Nordamerika die wichtigsten Dienste zu leisten. Vor der Bai Espiritu Santo hat sie den Vorzug größerer Vertheidigungsfähigkeit und des größeren Vorgeschobenseins in das Meer.

2) Ein zum See Michigan mündender Fluß im nordamerikanischen Freistaate Michigan. Er wird gewöhnlich St. Joseph der Seen oder von Michigan genannt, um ihn von einem benachbarten und gleichnamigen Quellflusse des Maumee (zum Eriesee) zu unterscheiden, entspringt im östlichen Theile des Staates Michigan, hat eine westliche Normaldirection, eine Stromentwicklung von 40 geographischen Meilen und mündet in das Südostende des Michigansees. Er hat ein tiefes, im Mittel etwa 300 Fuß breites Bett, in seinem oberen Theile einen langsamen, dann aber einen raschen Lauf zwischen üppigen Wiesen, und ist fast von der Quelle an für große Boote schiffbar. Auf seinem linken Ufer nimmt er einige ansehnliche, größtentheils dem Staate Indiana angehörende Zuflüsse auf, worunter besonders der Elkheart, der Devil's river (Teufelsfluß) sich auszeichnen. Diese seine linken Zuströme entspringen ganz nahe den Quellen der rechten Zuflüsse des Wabash und der linken des Illinois (welche beide zum Stromsysteme des Mississippi gehören) in einer feuchten, mit üppigem Graswuchse prangenden Savane, die sich mit wenigen Unterbrechungen vom Fort Wayne am Maumee bis zu den Quellen des Illinois erstreckt; eine Gegend, wohin Buache den Hauptgebirgsknoten Nordamerika's versetzte, die aber größtentheils so ganz ohne relative Bodenerhebung ist, daß man zur Regenzeit auf Booten von 8 bis 10 Tonnen aus den Zuflüssen des Mississippisystems in die des St. Lorenz überschiffen kann, während man zur Trockenzeit leichte Fahrzeuge über die Tragplätze aus einem Stromsysteme in das andere hinüberträgt. Diese Tragplätze sind zur Anlegung von Kanälen vorgeschlagen worden, und namentlich kann die Verbindung des St. Joseph mit dem Illinois unter Anderem durch den Theakiki, einen secondairen Zufluß des letzteren, über den entsprechenden Trageplatz bewerkstelligt werden.

3) Heißt so der nördliche Quellarm des großen Maumeeflusses, eines der Hauptzuströme des Eriesees in Nordamerika. Er entspringt im Freistaate Michigan, in der Nähe der Quellen des St. Joseph der Seen, und fließt in südwestlicher Richtung durch die nordwestliche Ecke des Staates Ohio in die nordöstliche des Staates Indiana, wo er sich dem Fort Wayne gegenüber mit dem aus SO. kommenden St. Mary vereinigt, um den Maumee zu bilden. Der St. Joseph hat eine Entwicklung von etwa 25 geographischen Meilen, wovon 10 für große Boote schiffbar sind; der St. Mary ist dagegen einen Theil des Jahres 28 geographische Meilen weit für Schiffe von 100 bis 200 Lasten fahrbar, und der Maumee wird dies durch die Vereinigung seiner beiden Quellflüsse für Schiffe von 300 Lasten. Dieser Vereinigungspunkt des St. Joseph und St. Mary ist aber auch noch wichtig wegen seiner Lage am Eingange zu dem etwa 2 geographische Meilen langen Trageplatze zwischen dem Maumee und dem Wabash, auf der gewöhnlichen Verbindungsstraße zwischen dem Eriesee und den nördlichen Gegenden des Staates Indiana, auf welchem Wege ein beträchtlicher Handel stattfindet. Schon früh hatte dieser Punkt daher die Aufmerksamkeit der Regierung der Vereinstaaten auf sich gezogen, welche hier das Fort Wayne, einen der vordersten Posten des westlichen Grenzcordons des Staates Ohio, erbauten, um die Indianer dieser Gegenden zu zügeln und Handelsverbindungen zu begünstigen. Die Umgegend des Forts war von 1791 bis 1794 und von 1812 bis 1815 der Schauplatz blutiger Schlachten mit den Indianern, jetzt aber begünstigt dasselbe das Aufblühen einer Niederlassung (ebenfalls Fort Wayne genannt), welche hierdurch der Hauptort der im Gebiete der Pottowatomis isolirt liegenden, jedoch östlich vom Staate Ohio begrenzten, zum Staate Indiana gehörenden Grafschaft Allen werden konnte, während die Pottowatomis, die Miamis und andere Indianer jetzt nur wegen des Pelzhandels und zum Empfange des jährlichen Einkommens hierher kommen, welches ihnen die Regierung der vereinigten Staaten zahlt.

4) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Indiana, im nördlichen Theile dieses Staates belegen, aber noch auf keiner Karte enthalten. Nach Hinton zählte sie im Jahre 1830 287 Einwohner. Ihr Hauptort heißt Tarecoopy.

5) Grafschaft im nordamerikanischen Freistaate Michigan, im südwestlichen Theile desselben belegen und von St. Joseph der Seen durchflossen (s. diesen Fluß). Sie gilt für den fruchtbarsten und schönsten Theil des so außerordentlich fruchtbaren Staates und schreitet jetzt schnell in der Cultur vor; 1830 zählte sie erst 1313, jetzt aber wahrscheinlich 5 bis 6000 Einwohner, da die Zahl der Ansiedler fast täglich zunimmt. Aber schon vor etwa 100 Jahren fand von Canada aus eine Colonisirung dieser Gegenden statt; die Überschiffbarkeit der Trageplätze zwischen dem St. Joseph der Seen einerseits und dem Wabash und Illinois andrerseits, zur Regenzeit, überhaupt die Leichtigkeit der Verbindungen zwischen den Stromsystemen des St. Lorenz und des Mississippi, hatte schon die Franzosen als Besitzer von Canada veranlaßt, hier Handelsniederlassungen zu gründen, deren Ruinen man noch heute längs des St. Joseph sieht. Der Hauptort der neuen Grafschaft St. Joseph heißt White Pigeon Prairie.

6) Heißt so eins der vielen Eilande in der langgestreckten Inselreihe, welche längs des Nordgestades des Huronensees in Nordamerika von Osten nach Westen zieht. Sie hat einen Umkreis von 14 geographischen Meilen und wird von Osten gegen Westen von einer Hügelreihe durchzogen, welche den Namen „Hochlande von St. Joseph" trägt und eine relative Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel des Huronensees erreicht. Die Insel, deren nordwestliche Spitze unter 46° 18′ nördl. Br. und 84° westl. Länge von Greenwich liegt, gehört zu Obercanada und ist durch den Portlock Harbour, einen großen, mit felsigen Eilanden besetzten und mit waldigen Hügeln um-

kränzten Hafen ausgezeichnet, woselbst die Briten eine Militairstation haben, welche 233 geographische Meilen von Quebek entfernt ist. Die südliche Nachbarinsel von St. Joseph heißt Drummond; sie gehört den nordamerikanischen Freistaaten, welche hier ebenfalls eine Militairstation haben. Der Palletan'skanal, welcher St. Joseph von dem Festlande Obercanada's trennt, ist wegen seiner romantischen Scenerie merkwürdig. (*Klähn.*)

7) Fluß und Kirchspiel auf der westindischen Insel Barbadoes (s. d. Art.).

8) Ein Kirchspiel auf der westindischen Insel Dominica.

9) Joseph (St.) d'Oruna, Fluß und Stadt auf der westindischen Insel Trinidad (s. d. Art.). (*R.*)

c) In Australien.

Joseph (St.), s. Saypan.

d) In Europa.

Joseph (Sanct) in Lersach, ein auf einer kleinen Anhöhe unter Toblach gegen die Heerstraße nach Innichen zu gelegenes altes Kirchlein im Kreise im Pusterthale und an der Eisack der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welches Kaiser Maximilian I. durch Christoph Herbst als Gelübde in seinem Kriege mit den Venetianern in Rundform zierlich erbauen ließ und der Kaiser Joseph II. außer Dienst setzte. (*G. F. Schreiner.*)

C. JOSEPH, technologische Bezeichnung, s. unt. Papier.

Joseph Adam, Fürst von Liechtenstein, s. unter Joseph S. 140.

Joseph Benedict, Fürstbischof von Chur, s. S. 149.

Joseph Bernhard, Prinz von Sachsen-Meiningen, s. unter Joseph S. 147.

Joseph Carl Emanuel August, Pfalzgraf, s. S. 143.

Joseph Clemens, Bischof von Freisingen und Regensburg, Kurfürst von Cöln., s. S. 149.

Joseph Conrad, Bischof von Freisingen und Regensburg, s. S. 151.

Joseph Dominicus, Bischof von Passau, s. S. 150.

Joseph Emanuel, König von Portugal, s. S. 118.

Joseph Friedrich, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, s. S. 140; **Joseph Friedrich**, Herzog zu Sachsen (-Hildburghausen), s. S. 144; **Joseph Friedrich Ernst**, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, s. S. 140.

Joseph Johann Adam, Fürst von Liechtenstein, s. S. 140; **Joseph Johann Baptist Ferdinand**, Großherz. von Florenz, s. Ferdinand III., Großherzog von Florenz.

Joseph Karl Emanuel August, Pfalzgraf, s. S. 143.

Joseph Konrad, Bischof von Freisingen und Regensburg, s. S. 151.

Joseph Maria, Bischof von Passau, s. S. 151; **Joseph Maria Friedrich Wilhelm**, Prinz von Sachsen-Hildburghausen, s. S. 144; **Joseph Maria Johann Nepomuk**, Bischof von Augsburg und Erzbischof von Bamberg, s. S. 148.

Joseph Mohr, Bischof zu Chur, s. S. 149.

Joseph Wenzel oder **Joseph Wenzel Lorenz**, Fürst von Liechtenstein, s. S. 141.

Joseph Wilhelm I. und II. oder **Joseph Wilhelm Eugen Franz** und **Joseph Wilhelm Friedrich**, Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, s. S. 139.

JOSEPH-BONAPARTEN-BAI ist eine weite Bucht an der Nordwestküste Neuhollands, zum Theil Van Diemensland, zum Theil de Wittsland angehörig, welche sich zwischen Cap Van Diemen auf der Insel Melville (11° 18′ 15″ südl. Br. und 148° 0′ 6″ östl. L.) und Cap Londonderry (13° 44′ südl. Br. und 144° 33′ 26″ östl. L.), mit einer Öffnung gegen das Meer von 65 Meilen, 30 Meilen weit in das Land hinein erstreckt. Die Länge ihrer Küste beträgt 110 bis 120 Meilen. Dieselbe läuft zuerst 45 Meilen weit südsüdwestlich, bei der Clarencestraße vorbei, welche die Joseph-Bonapartenbai mit der Van Diemensbai verbindet, bildet zuerst eine südsüdöstlich ins Land tretende Bai, mit waldigen Ufern, welche bei den Geographen noch keinen Namen führt, dann, zwischen dem Westcap und dem Cap Grose die Bai Paterson, 10 Meilen weiter südlich die Ansonbai, einen guten Ankerplatz, vor welcher die Peroninseln liegen, darauf das Cap Dombey, in dessen Nähe die Barthelemyberge zu merken sind (welche Baudin für Inseln hielt), ferner zwischen Cap Treepoint und dem Cap Hay den sichern Hafen Keats, und endlich das Cap Pearce. Hierauf wendet sie sich südöstlich und bildet eine der Felsenriffe wegen noch gänzlich unerforschte Bucht mit einer etwa 8 Meilen weiten Öffnung. Dann geht sie bis Cap Domett grade westlich, und hat neben sich im Meere, in einer Entfernung von etwa 4 Meilen, eine Kette von Untiefen, Medusenbank genannt. Zwischen Cap Domett und Cap Dussejour biegt in südsüdwestlicher Richtung der schmale Cambridgegolf 16 Meilen weit in das Land, vor dessen Eingang die Insel Lacrosse liegt. Von Cap Dussejour, das noch 24 Meilen von Cap Londonderry entfernt ist, wird die Richtung der Küste wieder nordwestlich. Auf dieser Strecke befinden sich nur unbedeutende Baien und namentlich kein Hafen. Zu bemerkende Punkte sind Cap Lambert, Cap Rulhières und die Insel Lesueur, zwischen letzterem und dem Cap Londonderry. Die Joseph-Bonaparten-Bai ist für die Schiffahrt gefahrlos. Ihre Küste ist bis zum Pearcecap größtentheils bewaldet, von da aber öde und felsig. (Nach Meinicke.) (*A. Keber.*)

Josephia *Salisb.*, s. Dryandra.

JOSEPHINE (Marie Rose Tascher de la Pagerie), des Kaisers Napoleon erste Gemahlin und eine der ausgezeichnetsten Frauen in der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Ihr Geburtsort war die Stadt St. Pierre auf der Insel Martinique, wo sie als das Kind wohlhabender, altadeliger Ältern am 9. Juni (nach Anderen am 9. Mai) 1763 geboren war und ihre Jugend in den behaglichen Genüssen Westindiens verlebt hatte. Der Charakter der Creolinnen, namentlich ihre anmuthige Nachlässigkeit, sowie überhaupt die reizende Art, sich ihren Umgebungen darzustellen, ist auch während ihres ganzen Lebens und unter allen Wechselfällen desselben unverändert geblieben. Als sie mit ihren Ältern sich nach Frankreich übergesiedelt hatte, trat die junge Creolin, durch ihre Geburt begünstigt und durch ihre anziehende

Gestalt und freundliche Sitte ausgezeichnet, bald in die höchsten Kreise und erwarb sich auch die wohlwollende Berücksichtigung der Königin Maria Antoinette, ohne grade in den eigentlichen Gesellschaftscirkel derselben aufgenommen zu werden. In diesen angenehmen Verhältnissen blieb sie auch nach ihrer Verheirathung mit dem ebenfalls auf Martinique geborenen Vicomte Alexander von Beauharnais, die im Jahre 1780 zu Paris stattfand. Die Ehe war glücklich, denn der Vicomte war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, gebildet, edel und von wahrhafter Gesinnung für das Beste seines Vaterlandes, dessen Zukunft bereits damals immer drohender zu werden begann. Zwei Kinder waren die Frucht dieser Verbindung, Eugen, der nachmalige Vicekönig von Italien, und Hortensie Eugenie, die spätere Königin von Holland.

Bei dem Ausbruche der Revolution schloß sich Beauharnais der Zahl der gemäßigten Monarchisten an, die mit dem Namen der Constitutionellen bezeichnet wurden und unter denen sich mehre der begabtesten und angesehensten Mitglieder des Klerus und des hohen Adels befanden [1]). Er sprach in der Nationalversammlung stets verständig und freisinnig, in der berühmten Nacht des 4. August 1789 erklärte er sich für die Gleichheit vor Gericht und für die Zulassung aller Bürger zu den Staatsämtern [2]), als Mitglied des Militairausschusses redete er mit Eifer für die Aufrechthaltung der Disciplin und sorgte für die Bewahrung eines ehrenhaften Geistes im Heere. Die Volksgunst aber verscherzte er, als er nach dem blutig unterdrückten Aufstande der Garnison zu Nancy (im August 1790) das energische Verfahren des Generals Bouillé gelobt und vertheidigt hatte, wußte aber doch während seiner Präsidentschaft in der Nationalversammlung (vom 19. Juni bis 3. Juli und vom 31. Juli bis 14. August 1791) sich durch Ruhe und Besonnenheit die Achtung seiner Gegner zu erwerben; namentlich war es sein großes Verdienst am 21. Juni, als die Flucht des Königs Ludwig XVI. und seiner Familie bekannt wurde, eine würdige Mäßigung in der Versammlung zu erhalten. Ebenso benahm er sich auch im Felde, wo er unter Custine bei Soissons tapfer focht und nach dessen Abberufung verbunden mit Houchard rastlose Angriffe machte, um die verbündeten Österreicher und Preußen zur Aufhebung der Belagerung von Mainz zu nöthigen. Die Unternehmung aber mislang und ward ihm späterhin unter der Schreckensregierung, der er schon als ein Altadeliger verhaßt war, zum Vorwurf gemacht, da er überdies wegen seiner freien Äußerung, er wolle nicht mehr da General sein, wo man den Adel aus der Armee stieß, jenen Machthabern unerträglich erschien. Man schleppte ihn also von seinem Landgute zu Ferté-Imbault nach Paris und verurtheilte ihn hier ohne weiteres zum Tode, den er am 23. Juni 1794 mit großer Fassung auf dem Schaffot erlitt. Ein männlich geschriebener Brief empfahl seiner Gemahlin die Sorge für seine Kinder und die Herstellung seiner Ehre.

Diese unglückliche Frau erwartete damals in den Gefängnissen der Conciergerie ein ähnliches Schicksal, wo ihr die französische Sibylle, Demoiselle Le Normand, ihre Wiederverheirathung mit einem berühmten Krieger, der sich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen würde, weissagte, aber auch die Möglichkeit einer Ehescheidung [3]). Wichtiger für sie war die Freundschaft, welche sie in diesen Kerkern mit der schönen Frau von Fontenay, der Geliebten Tallien's, schloß, durch den sie auch gleich nach dem neunten Thermidor, als Robespierre gestürzt war, ihre Freiheit erhielt. Aber sie war arm geworden, ihre Güter in fremden Händen, ihr Wohlstand zerrüttet. So folgte sie denn einem alten Freunde Chanvrier in sein Haus in dem Dorfe Croissy und lebte hier mit ihren Kindern von der Arbeit ihrer Hände; Eugen lernte das Tischlerhandwerk, Hortensia klöppelte Spitzen. Diese Einsamkeit dauerte jedoch nicht lange. Barras, einer der Mächtigen jener Zeit, verschaffte bald der Vicomtesse von Beauharnais einen Theil ihrer Güter wieder, und die innigste Dankbarkeit fesselte sie seit jener Zeit an ihn. Die allerdings leichte Moral im damaligen Paris und die große Freiheit in allen geschlechtlichen Dingen, nachdem die Schranken früherer Sitte und Decenz in den Stürmen der Anarchie fast überall eingesunken waren, konnten auch in dem Verhältnisse Barras' und Josephinen's leicht den Anschein einer traulichen Verbindung geben und die Stellung der letzteren zu ihm mit ehrenrührigen Namen brandmarken. Barras war ein Wüstling, dem die schöne Witwe in Trauer unstreitig sehr gefiel, aber daß ebendiese Witwe und Mutter so schnell hätte des ersten Gemahls vergessen können, um sich dem fremden Manne hinzugeben, dies ist mit Josephinen's zartem und gefühlvollem Charakter nicht gut zu vereinigen. Im Herzen ist sie gewiß rein und treu geblieben, wie auch der Schein in einzelnen Augenblicken gegen sie gewesen sein mag. Und allerdings war dies in den glänzenden und verführerischen Abendgesellschaften bei Barras im Schlosse Luxembourg und bei Madame Tallien in Chaillot wol öfters der Fall. Denn Josephine erschien auch hier, und die Huldigungen, welche ihr von so vielen Seiten dargebracht wurden, blieben nicht ohne Eindruck auf das Gemüth einer Frau, die Jahre lang Kummer und Sorge getragen hatte und in der das leichte Blut der Creolin den Lustbarkeiten, Vergnügungen und Zerstreuungen mit großer Heftigkeit entgegenwallte. Josephine war aber auch nach allen Berichten der Zeitgenossen eine reizende, bezaubernde Gestalt, voll Anmuth und Güte, ohne eigentlich eine regelmäßige Schönheit zu sein. Ungewöhnlich graziös in jeder ihrer Bewegungen und dem Auge gefällig durch das höchst anmuthige Sichgehenlassen ihrer Landsmänninnen, zeigte sie dabei in ihrer ganzen Haltung die vornehme

1) Unter den in Wachsmuth's französischer Geschichte I, 106, 155 Genannten steht auch sein Name. 2) *Droz*, Histoire de la révolut. franç. I. p. 409.

3) Historische und geheime Denkwürdigkeiten der Kaiserin Josephine von Demoiselle Le Normand. S. 59. Teutsche Übers. Es kann übrigens dies Buch nur selten und dann mit großer Vorsicht als Quelle gebraucht werden.

Dame aus altem Geschlechte. Ihre Stimme war so bezaubernd, daß der bloße Klang derselben schon entzückte, in ihren dunkelblauen Augen lag ihre ganze Seele, und die Freundlichkeit, mit welcher sie einen Jeden bewillkommnete, erwarb ihr überall Freunde und Verehrer [4]). Ihren Einfluß auf Gohier und Barras aber brauchte sie nur, um Wohlthaten auszuspenden, oder Unglückliche zu retten; man hat ihr nie eine eigennützige Absicht zur Last legen können. Dagegen herrschte sie mit Madame Tallien unumschränkt im Reiche der Mode und des neu auflebenden Luxus, Beide in der besten Eintracht; nur wenn die Letztere in einem Costüme erschien, das eigentlich Nichts verhüllte, so war Josephine bescheidener, jedoch stets neu und geschmackvoll gekleidet [5]). Ihr Vermögen (sie besaß 25,000 Fr. jährliches Einkommen) [6]) setzte sie in den Stand, solche Ausgaben zu bestreiten.

Unter diesen Freuden und Vergnügungen, durch welche man das elegantere Leben in Paris wieder herzustellen nicht ohne guten Erfolg versuchte, entschied sich Josephinen's Lebensschicksal. Der General Napoleon Bonaparte, dessen energischen Maßregeln Barras den Sieg des 13. Vendemiaire über die Sectionen von Paris verdankte, warb um die Witwe Beauharnais, deren zwölfjähriger Sohn Eugen durch seine Thränen und seine Begeisterung den General entzückte, als er ihn um den Degen seines hingerichteten Vaters gebeten hatte [7]). So war die erste Bekanntschaft vermittelt, und da sie Barras auf der einen, und die Frauen Tallien und Recamier auf der andern Seite begünstigten, so fand Bonaparte bald Erhörung, als er seine Hand der Witwe im Februar 1796 antrug. Ihren Kindern einen Vater, sich selbst eine bessere, festere Stellung zu geben, das waren wol Rücksichten, die nach einem, freilich nur zweijährigen, Witwenstande Josephinen bestimmen konnten, das neue Ehebündniß einzugehen. Dem Gemahl brachte sie ein schönes Vermögen zu und die Aussicht, durch sie manche neue Verbindungen knüpfen zu können, wie sie sich der Ehrgeiz nur immer wünschen konnte. Die Heirath geschah am 9. März 1796 vor der bürgerlichen Obrigkeit zu Paris und vor zwei Zeugen, Lemarrois, dem Adjutanten des Generals, und Calmelet, einem Freunde der Familie Bonaparte's; die kirchliche Einsegnung unterblieb als damals nicht nothwendig [8]).

Dies ist der einfache Hergang der Sache. Da aber in Schriften und Memoiren manche unziemliche Nachricht über dieses Ehebündniß verbreitet ist und Barras' Antheil dabei die Folge eines früheren Liebesverständnisses genannt wird, so ist es nicht überflüssig, die Worte eines der zuverlässigsten und am besten unterrichteten Schriftsteller aus der Napoleonischen Zeit, des Staatsraths Thibaudeau, darüber anzuführen. Er sagt: nous n'examinerons point ici si Bonaparte fut nommé général de l'armée d'Italie par l'influence du Barras ou par celle de Carnot; si son mariage fut la condition de sa nomination et pour ainsi dire la dot de Josephine; c'est une question odieuse et indifférente, à laquelle repond assez l'amour de Bonaparte pour sa femme et la réputation militaire qu'il s'était déjà faite. Il fut nommé parceque le Directoire le sentit le plus capable de tirer l'armée de la position ternie où on laissait croupir son courage invincible et son admirable constance [9]).

Wenige Tage nach der Hochzeit reiste Bonaparte von Paris ab, um den Oberbefehl der italienischen Armee zu übernehmen und Josephine blieb allein in Paris zurück. Wie hoch nun auch ihres Gemahls Glücksstern von dieser Zeit an stieg, so blieb Josephine doch ohne Hochmuth und Launen; sie lebte nur für Bonaparte's Glück, Ehre und Ruhm; ihr glühendster Eifer ging dahin, ihm zu dienen, ihm Freunde zu erwerben, Beleidigte zu versöhnen und für Verurtheilte zu bitten, wie denn glaubwürdig bezeugt wird, daß, wenn sie einmal zu bitten angefangen hätte, sie nicht früher aufzuhören pflegte, als bis ihre Bitte erfüllt war [10]). Napoleon aber hielt auch bald nach seiner Verheirathung (und vorzugsweise nach seiner Rückkehr aus Ägypten) Josephinen für den guten Genius seines Lebens, und man kann wol sagen, daß selbst rauschende Feste und glänzende Ehren ihn bis zur Kaiserkrönung nie gegen die sanfte Stimme seiner Gemahlin gleichgültig ließen. Daher läßt sich trotz einiger Mißhelligkeiten ihre beiderseitige Ehe eine glückliche Ehe nennen [11]), deren Frieden am meisten die Familie Bonaparte's trübte. Denn trotz Josephinen's großer Herzensgüte sah sie sich von der Mutter ihres Gemahls von Anbeginn ihrer Ehe gehaßt, von den Schwestern angefeindet und mit unwürdigen Ränken umsponnen, um durch irgend eine Unvorsichtigkeit das Herz des Gemahls ihr zu entfremden, das alle der Schwägerin nicht gönnten. Von den Brüdern war nur Ludwig ihr treu und hold, Joseph nährte sogar bei Napoleon schon nach der Rückkehr aus Ägypten den Gedanken an eine Ehescheidung, Lucian

4) Über ihr Äußeres s. Jacob, Erinnerungen aus dem Leben der Kaiserin Josephine, in der Minerva 1841. April S. 122, außerdem *Meneval*, Napoléon et Marie-Louise. T. I. p. 236. (cöln. Abdr.) In dem erstern Aufsatze hat man sorgfältige Quellensammlung, möglichstes Detail und Kritik zu vereinigen gesucht. 5) *Lairtullier*, Les femmes célèbres de 1789 à 1795 (unter denen aber Josephine keine Stelle gefunden hat). T. I. p. 291—297, und im Allgemeinen über diese Zustände *Thibaudeau*, Mémoires sur la convention et le directoire. T. I. p. 131—136, und Jacob, über die Frauen der französischen Revolution in Raumer's histor. Taschenb. (1840.) S. 258—267. 6) *Meneval*. T. I. p. 142. 7) *Thibaudeau*, Hist. génér. de Nap. Bonap. T. I. p. 130, *Las Cases*, Mémorial. V, 57. 8) Minerva 122 fg. Meneval I, 237 fg. Nach des Letztern Berichtigung (S. 142) ist das in vielen Memoiren bei dieser Gelegenheit erzählte Geschichtchen vom Notar Raguideau nur zur Hälfte wahr, und Bourienne (Mém. VI, 98 sq.) hat das zweite Stück hinzugesetzt. Auffallend genug, daß beide Geheimschreiber Napoleon's sich hier, wie sonst auch, widersprechen.

9) Thibaudeau a. a. O. 130. Mem. der Herzogin von Abrantes. II, 107. Bei der Le Normand (S. 78 fg.) ist nur Geschwätz zu finden. 10) Savary, über die Ermordung des H. von Enghien. S. 33. 11) *Thibaudeau*, Mém. sur le consulat p. 19: en tout c'était un très bon menage. Bonaparte était persuadé que sa femme lui portait bonheur; elle le croyait aussi. Für das Folgende Minerva. 156 fg.

haßte sie, weil sie die für ihres Gatten Feinde erklärte, die ihm die Ideen von Erblichkeit des Thrones und Gründung einer neuen Dynastie zu empfehlen suchten. Das wollten aber eben die Brüder haben, weil sie nur dann glaubten in Ruhe die Schätze genießen zu können, welche sie der Klugheit und Thätigkeit ihres Bruders Napoleon verdankten.

Das Leben Josephinen's ist bis zum Jahre 1809 nicht reich an solchen äußern Ereignissen, wo sie etwa selbst handelnd eingegriffen oder sonst einen großen Einfluß ausgeübt hätte. Die Schilderung muß sich also mehr auf häusliche und gesellige Verhältnisse einlassen, und würde hier etwa die Periode enger ehelicher Vertraulichkeit in den Jahren 1796 bis 1804 von der einer strengen Etikette, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, bis zum Eintritt der Ehescheidung zu trennen haben. In der erstern Periode herrschte noch eine liebenswürdige Einfachheit, die sich aber mit der Anmuth, Höflichkeit und Eleganz des alten Frankreichs zu vermischen anfing, vor. Josephine sah in ihrer Stadtwohnung und auf ihrem Landsitze in Malmaison eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer und Frauen, Künstler und Gelehrter aus allen Ständen und von allen Parteien um sich, ja selbst Männer und Frauen des alten Adels erschienen immer häufiger bei ihr, je mehr sich die Zustände des neuen Frankreichs befestigten. Sie wußte mit bezaubernder Anmuth und Zuvorkommenheit alle gleichmäßig zu fesseln, allen Reibungen, allen politischen Streitfragen vorzubeugen, und erwarb sich auf diese Weise ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Einigung der Gemüther [12]). Verkannte dies auch Napoleon, durch die Einflüsterungen seiner Geschwister misleitet, bei seiner Rückkehr aus Ägypten, und konnte er nur durch die rührenden Bitten der beiden Kinder, Eugen und Hortensia, ausgesöhnt werden, so sah er doch bald seinen Irrthum ein [13]). Er wollte ja als erster Consul mehr Sittlichkeit und Anstand in die Gesellschaft eingeführt wissen, aber beides sollte mit Eleganz und Anmuth der Formen verschwistert sein. Hierbei traf es sich sehr glücklich, daß er seine eigne Gemahlin der Nation zum Muster aufstellen konnte, an der, wie er selbst gesagt hat [14]), man in keinem Augenblicke eine Lage oder Stellung sah, die nicht reizend oder verführerisch gewesen sei; es war ganz unmöglich, sie auf einer Unschicklichkeit zu überraschen oder davon berührt zu werden. Durch ihre Vermittlung wurde vielen Emigranten ihr Vaterland und ihr Vermögen wiedergegeben; ihr gelang es in Malmaison, die Familie Gobier mit Bonaparte zu versöhnen, zwischen ihm und Bernadotte ein besseres Verhältniß zu begründen und die von ihrem Gemahle mit nicht geringer Unhöflichkeit behandelte Schwiegermutter des General Moreau zu begütigen. Weniger erfolgreich aber war ihre Verwendung für den Herzog von Enghien; sie lag nach Bourienne's Bericht [15]) vor dem ersten Consul auf den Knien und bat und flehte, aber er stieß sie mit fast ungekannter Heftigkeit zurück und herrschte ihr zu, daß dies keine Weibersachen wären und daß sie ihn in Frieden lassen solle. Denn damals stiegen immer höher die ehrsüchtigen Pläne des ersten Consuls, dessen Ernennung auf Lebenszeit der treuen Josephine bereits den bittersten Schmerz verursacht hatte. Sie allein nämlich war es nach ganz unverdächtigem Zeugnisse [16]) vom ganzen Hofe, die von dem Taumel des Enthusiasmus, der Verblendung und des Götzendienstes, den Lucian Bonaparte, Roderer, Regnault, Talleyrand und Andere damals mit Bonaparte trieben, nicht fortgerissen wurde, die bald mit Heiterkeit, bald mit Ernst die Absichten Bonaparte's zu erschüttern und über seinen wahren Nutzen, sowie über seine falschen Freunde ihn aufzuklären suchte. Selbst die nachtliche Ruhe raubten ihr diese Sorgen. Aber ehe sie es gedacht hatte, trat das gefürchtete Ereigniß ein, und damals äußerte sie sich gegen ihren vertrauten Freund, den Staatsrath Noel, daß sie es jetzt nicht bedauere, ihrem Gemahle keine Kinder gegeben zu haben, weil sie nur für deren Schicksal immerfort würde zittern müssen. „Ich selbst," setzte sie hinzu, „werde mein Schicksal nicht von dem Bonaparte's trennen, wie gefährlich es auch fallen möge, so lange er gegen mich die Rücksichten und die Freundschaft bewahrt, die er mir immer bewiesen hat. Sollte ich aber eine Änderung hierin erleben, dann verlasse ich auch die Tuilerien; ich weiß ja ohnehin, daß man mich gern fortbaben möchte und daß Lucian seinem Bruder die übelsten Rathschläge gibt."

In der zweiten Periode (1804 — 1809) stand der Kaiser Napoleon bereits zu hoch, als daß er der freundlichen Vermittelung widerstreitender Parteien durch Josephine bedurft hätte. Jetzt fürchtete er sogar, daß sie ihren alten aristokratischen Verbindungen zu viel Macht über sich einräumen möchte, er tadelte ihre Hinneigung zu den Cirkeln der Vorstadt St. Germain, wo seine erbittertsten Feinde unter dem alten Adel wohnten, ja es blieb ihm nicht unbekannt, daß schon früher die vertriebenen Bourbons die ehemalige Vicomtesse Beauharnais hatten für ihre Sache günstig zu stimmen gesucht. Daher hielt er streng darauf, daß Josephine nicht mehr Leuten von allen politischen Farben den Zutritt in ihre Gesellschaft gestattete [17]). Vielmehr mußte sie jetzt ganz Kaiserin sein, selbst der trauliche Verkehr mit ihrem Gatten ward sehr beschränkt, denn ein glänzendes Gefolge umgab sie überall, wo sie sich bewegte, und der Kaiser prägte es ihr fortwährend ein, daß die Kaiserin nicht dahin gehen könne, wo sich die Gattin eines Privatmannes aufhält, und daß Josephine seines Beifalls um so sicherer sein würde, wenn sie jeder Vorschrift der Etikette nachkäme [18]). Josephine befolgte

12) *Bouilly*, Mes récapitulations. T. II. p. 108—116 und der Aufsatz: über die Frauen der franz. Revolut. S. 263 fg. 13) M. s. Minerva. 127. 128. 14) Las Cases II, 38 vgl. mit *Thibaudeau*, Mém. 19. 20. 15) Memoir. V, 212. Andere Beweisstellen stehen in der Minerva. 134. 135. Aber nach Meneval (T. II. p. 391) hat Josephine von der bevorstehenden Hinrichtung gar nichts gewußt und also auch nicht Fürbitte einlegen können.

16) *Thibaudeau*. Mém. 242 und für das Folgende vgl. Bourienne V, 69. 17) Abrantes II. 107. Bourienne V, 26. 83 fg. vgl. VI, 126 fg. 18) Briefe Napoleon's an Josephine. I, 125. Die Sammlung ist echt, worüber Buddeus (Blätt. für literar. Unterhaltung. 1833. Nr. 233) nachgesehen werden kann.

mit dem größten Gehorsam alle Befehle ihres Gatten, sie war schon glücklich, wenn sie sich nur in seiner Nähe wußte und zitterte für sein Leben, so oft ihn ein neuer Krieg von ihr entfernte. Denn sie durfte ihn nie auf seinen Zügen begleiten, und wie sehr sie auch in der verführerischsten Weise flehte, wie sie alles aufbot, um sich zu seiner Begleitung stark zu machen, so mußte sie doch zurückbleiben [19]) und blieb allein mit den Qualen einer nicht unbegründeten Eifersucht, die ihr Herz zerriß. In einer Reihe von Briefen und schriftlichen Mittheilungen aus den Jahren 1805, 1806 und 1807 besitzen wir ein innerliches Zeugniß des Verhältnisses des Kaisers zu Josephinen. Sie sind freundlich, vertraulich, fast herablassend geschrieben, und enthalten theils kurze Mittheilungen an die Gattin von seinen Siegen und Schlachten, theils beziehen sie sich auf Ereignisse am Hofe zu Paris, wo Josephine oft getadelt und ihr vorgeworfen wird, daß sie ihm unangenehme Leute in ihren Salons empfangen oder mit ihnen verkehrt habe. Sich so von der Polizei bewacht und umstellt zu sehen, war für Josephinen sehr betrübend, wogegen denn das Gerücht auch ihr Manches zutrug, was geeignet war, den ehelichen Frieden einer Gattin zu stören, die sich ohnehin von Jahr zu Jahr in ihrem Hause weniger fest fühlte.

Ehe wir zu diesem Ereignisse, mit welchem ihr öffentliches Leben beschlossen worden ist, übergehen, verweilen wir noch bei einer Seite in Josephinen's Charakter, die sie dem Tadel ihres Gemahls oft bloßgestellt hat. Das waren ihre übermäßigen Ausgaben und dadurch herbeigeführten Schulden. Kostbare Perlen oder Edelsteine, elegante Waaren, reiche Stoffe hatten für sie den größten Reiz, aber zugleich auch keinen Preis, sie kaufte Alles, jedoch zur Bezahlung fehlte nur zu oft das Geld. Die Toilette war nun einmal für sie eine solche Lebensangelegenheit, daß sie ohne dreimaliges Ankleiden an einem Morgen nicht hätte leben können [20]). Dabei war sie sehr wohlthätig, kein Armer ging ungetröstet von ihr; sie hat unzähligen Nothleidenden beigestanden, unbegüterte Mädchen ausgesteuert, an jedem Neujahrstage dürftige Kinder in großer Anzahl beschenkt und namentlich den Emigranten zu aller Zeit sehr viel Gutes erwiesen. Für solche Dinge reichten ihre Einnahmen nicht aus, zur Deckung der Ausgaben und Verschwendungen mußte also manches sonderbare Mittel ergriffen, manche kleine List ersonnen werden, und zwischen ihr und ihrem Gemahle gab es öfters heftige Auftritte, weil dieser sich zu bezahlen weigerte, bis ihn die Thränen seiner Frau wieder besänftigten.

Ist es nun selbst aus ähnlichen häuslichen Scenen, wie sie uns namentlich Bourienne, Josephinen's treuer Freund, geschildert hat [21]), hinlänglich zu ersehen, daß beide Gatten zusammen eine gute Ehe geführt haben, so war es doch bereits vor dem Jahre 1809 bei Napoleon fester Entschluß geworden, seine Ehe zu trennen, da ihm Josephine keine Kinder gegeben hatte und er eine neue Dynastie in Frankreich gründen wollte. Was er ihr an Liebe und Dankbarkeit schuldig war, hat er gewiß nicht vergessen [22]), aber die Herrschsucht überwog Alles.

Der Gedanke an die Scheidung des Kaisers von Josephinen war seiner Familie niemals fremd gewesen. Bei der ihr bekannten Erbitterung derselben hatte sie gestrebt, durch die Verheirathung ihrer Tochter Hortensia mit Napoleon's Bruder Ludwig (am 3. Januar 1802) sich eine Stütze in der Familie zu verschaffen, aber ohne Erfolg, obgleich Napoleon mit dieser Ehe sehr zufrieden gewesen war. Denn Hortensia liebte ihren Gatten nicht, das erstgeborne Kind dieser Ehe, Ludwig Napoleon, den der Kaiser wie seinen leiblichen Sohn betrachtete, starb plötzlich am 5. Mai 1807 und Josephine sah sich nun ganz verlassen und den bangsten Befürchtungen preisgegeben. Wie schamlos schon früher Lucian Bonaparte die Kinderlosigkeit der Ehe seines Bruders gegen Josephinen gerügt und sie aufgefodert hatte, dem Reiche auf irgend eine Weise einen Erben zu geben, erzählt Thibaudeau, und es ist nach solcher Behandlung wol glaublich, daß Josephine diesen Schwager heftig hassen mußte, sich selbst aber nie zur Unterschiebung eines Kindes hergegeben haben würde, ebenso wenig auch im Jahre 1806 mit Junot in Verbindung getreten sei, um bei Napoleon's etwanigem Ableben ihrem Sohne Eugen den Thron zu verschaffen [23]). Napoleon selbst aber scheute sich immer, den Gedanken der Ehescheidung auszusprechen, bis endlich Fouché wagte, diese zarte Seite zu berühren. Der Kaiser antwortete darauf zwar nur wenige Worte, aber Fouché's Scharfblick errieth sogleich die eigentliche Absicht seines Gebieters, nur hielt er den Zeitpunkt zu einer öffentlichen Erklärung noch nicht geeignet. Als aber Napoleon im Jahre 1809 in Österreich die glänzendsten Siege erfochten und auch die spanischen Angelegenheiten eine bessere Gestalt erhalten hatten, da stellte Fouché ohne amtlichen Auftrag der Kaiserin die Nothwendigkeit vor, in eine Auflösung ihrer Ehe mit Napoleon zu willigen und dadurch das Glück Frankreichs zu befördern. Durch die Frechheit überrascht, entließ Josephine den Minister ohne Antwort und hielt dafür mit ihrer Tochter Rath, worauf denn Beide be-

19) Eine solche Scene ist in der Minerva (147—150) beschrieben. Auch hier hat Thibaudeau wieder ein wahres Wort gesagt: Josephine répondait de tout son coeur à la tendresse de son époux, elle supportait patiemment son humeur, mais elle ne pouvait se resigner à ses infidelités. (Mém. p. 18.)

20) Mem. der Herz. von Abrantes. IV, 250. 21) Mem. III, 177—179. IV, 21—27. 80 fg. VI, 176—179.

22) Elle avait épousé autant sa gloire que sa personne, sagt Meneval, Napoleon's Lobredner, in einer guten Stelle (I, 236).

23) Man sehe hierüber Minerva 158. Anm. Aber Lucian's Worte sind zu charakteristisch, als daß sie hier nicht mitgetheilt werden sollten. En sortant de Bonaparte (Josephine erzählt selbst) Lucien me dit: vous allez aux eaux, et faut y faire un enfant. — Comment pouvez-vous donner un semblable conseil à la femme de votre frère? — Oui, il le faut, puisqu'il ne peut pas vous en faire. Si vous ne le pouvez pas, ou si vous ne le voulez pas, il faut que Bonaparte en fasse à une autre femme et que vous l'adoptiez. C'est dans son interêt, dans le notre et dans le votre. Il faut assurer l'hérédité. — J'aimerais mieux travailler pour gagner ma vie que de consentir à une action si infame. Croyez vous d'ailleurs que la nation consentit à tout cela et à se laisser gouverner par un bâtard? Il faut que vous n'ayez guère de respect pour elle. Vous perdez votre

schlossen, Napoleon's Rückkehr abzuwarten [24]). Sollte sie bei dieser oder bei einer ähnlichen Veranlassung die von ihr berichteten Worte [25]) gebraucht haben: nos destinées nous ont uni et si c'est la volonté de Napoléon de voir ce lien dissous, j'attends de lui même la proposition et ce n'est qu'à lui même que je repondrai, so waren sie wenigstens ihrer ganz würdig. Auch blieb diese Eröffnung nicht lange mehr aus, denn Napoleon kam unstreitig von Schönbrunn mit dem entschiedenen Vorsatze zurück, sich von Josephinen zu trennen.

Die Einleitung dazu ward schon am 26. October 1809 zu Fontainebleau, wo Napoleon seine Gattin sehr unfreundlich behandelte, getroffen. In Paris erklärte er am 30. November den beiden Kindern Josephinen's, daß er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sahe, sich von ihrer Mutter zu scheiden und die theuersten Neigungen seines Herzens dem Glücke seines Volkes zum Opfer zu bringen. Die ehrfurchtsvollen Einwendungen Eugen's und Hortensia's wartete er nicht ab, sondern beauftragte die letztere, ihre Mutter auf ihr bevorstehendes Schicksal vorzubereiten. Aber Hortensia weigerte sich und so beschloß denn der Kaiser, die Sache auf sich zu nehmen; „es gibt Dinge," sagte er, „die man selbst zu machen verstehen muß." Dies geschah denn noch am Abende desselben 30. Novembers. Napoleon betrug sich dabei mit großer Zartheit, die Rührung und das Andenken der frühern Zeit hätten ihn fast überwältigt, Josephine erlag dem heftigen Schmerze, sie ward bewußtlos vom Kaiser selbst und dem Palastpräfecten Bausset über eine kleine Treppe in ihr Zimmer hinabgetragen. Hierauf wurde von Seiten der pariser Geistlichkeit die kaiserliche Ehe aufgelöst, und ein Senatusconsult erklärte die Ehescheidung des Monarchen. Die Urkunde wurde am 16. December 1809 in Gegenwart Napoleon's der kaiserlichen Familie und der Großwürdenträger des Reichs vorgelesen, Josephine bewährte hierbei große Fassung und Würde, sodaß Keiner der Anwesenden ohne Mitgefühl blieb. Am folgenden Tage reiste sie nach Malmaison ab, der Kaiser verließ gleich nach der Feierlichkeit Paris, nachdem er die Gemahlin noch ein Mal gesprochen hatte, und begab sich nach Trianon, wo er acht Tage in einer an ihm sonst ungewöhnlichen Unthätigkeit hinbrachte [26]). Der erste Schmerz war gewiß wahr und tief, aber bald wendeten sich seine Gedanken der österreichischen Kaisertochter Marie Luise zu, die er am 2. April 1810 in seine Hauptstadt einführte.

Josephinen's öffentliches Leben war jetzt beschlossen. Napoleon hatte sie mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet, zwei Schlösser, Malmaison und Navarre, waren ihr als Witthum angewiesen, sie behielt den Rang einer Kaiserin-Königin und bezog eine Einnahme von drei Millionen Franken [27]). Wer sich dem Kaiser gefällig zeigen wollte, mußte auch Malmaison aufsuchen und Josephine'n aufwarten. So lebte sie äußerlich glänzend und angesehen fort, aber im Innern war sie tief betrübt und ertrug ihr Schicksal nur in der festen Überzeugung an Napoleon's fortwährende Liebe. Diese bethätigte sich ihr auch durch öftere, wenn auch nur kurze, Briefe, durch freundlichen Rath und theilnehmende Vorwürfe, daß sie nicht sparsam genug sei, endlich auch durch die herzliche Anzeige von der Geburt des Königs von Rom, die Josephine'n durch einen besondern Courier überbracht wurde [28]). Ebenso erlaubte er auch, daß sie dieses Kind sehen durfte, was aber ohne Wissen der Kaiserin Marie Luise geschehen mußte, die noch immer den Einfluß der einst so geliebten Josephine auf Napoleon mit eifersüchtiger Ängstlichkeit betrachtete.

Josephine hatte in stiller und geachteter Zurückgezogenheit gelebt, als der Marsch der Verbündeten auf Paris (im März 1814) sie nöthigte, Malmaison zu verlassen und sich nach dem entfernten Navarre zu flüchten. Aber nach wenigen Tagen stellten sie der Kaiser von Rußland und der König von Preußen unter ihren besondern Schutz, namentlich zeigte sich ihr der Erstere sehr günstig, auch die Bourbons nahmen sich ihrer an und sie sollte in den nächsten Tagen am Hofe Ludwig's XVIII. erscheinen. Solche Aufmerksamkeiten schmeichelten die tief gekränkte Frau, und es war ihr nicht zu verdenken, wenn sie dieselbe mit Freundlichkeit erwiederte, denn bei der damaligen Entfesselung aller Leidenschaften in Frankreich war ja ihre Lage und ihr Besitzthum, als das einer so warmen Freundin des gestürzten Kaisers, von mehr als einer Seite gefährdet. Hat ihr Napoleon dies Benehmen später übel ausgelegt und hat er, wie erzählt wird [29]), der Königin Hortensia nach seiner Zurückkunft von Elba heftige Vorwürfe über das Betragen ihrer Mutter gemacht, so zeigt dies nur wieder, daß er in eigner Selbstsucht befangen, die Verhältnisse und Zustände Anderer niemals hat hinlänglich erwägen wollen.

Indessen dauerte dies Glück nur kurze Zeit. Ein katarrhalisches Übel, von dem damals in Paris Viele heimgesucht wurden, überfiel auch Josephine'n. Anfangs zwar nur gelind, aber bald ward es zur ausgebildeten Halsentzündung, gegen welche die ersten Ärzte von Paris ihre Kunst erschöpften. Sie starb am 29. Mai 1814 zu Malmaison in den Armen ihrer beiden Kinder und umgeben von einer treuen Dienerschaft. Ihre Leiche ward in dem benachbarten Dorfe Ruel beigesetzt, wo auch am 20. Oct. 1837 ihre Tochter Hortensia an ihrer Seite beerdigt worden ist.

frère. Lucien persista et se rétira. (Mém. p. 271.) Ebenso bei Bourienne V, 12 fg.

24) Fouché's Mem. I, 332—338. Savary's Mem. III, 190—192. Lavalette's Mem. II, 38—40 und Meneval I, 222 fg. 25) In den Memoiren eines teutschen Staatsmannes (Grafen Schlitz) aus den Jahren 1788—1810. S. 236. Sonst enthält dies Buch auf S. 207 fg. und S. 234—237 fast nur Klatschgeschichten über Josephinen, deren Feind aber der Verfasser nicht ist. 26) Das ausführliche Detail über diese Vorgänge ist in der Minerva S. 162—170 aus den gedruckten Nachrichten zusammengestellt, wozu noch einzelne interessante Notizen bei Meneval I, 233—240 gegeben sind.

27) Meneval 281. 28) Ebendas. 367. 325. Minerva 172 und Fabre de l'Aude's mündliche Mittheilungen in Lewald's Europa. (1842.) 3. Bd. S. 497—509. 29) Mem. der Herz. von Abrantes (zweite Folge). II, 91.

„Dieser Tod," sagt ein damals in Paris anwesender Teutscher [30]), „wurde von vielen Franzosen aufrichtig bedauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemesis erkennen, die ihm sage, es sei mit seinem Glücke vorbei und die ihn furchtbarer Reue überliefere, Andere wollten darin eine rächende Strafe für Josephinen sehen, weil diese den Feinden ihres Gemahls sich befreunden wollte." Das letzte Parteiurtheil hat längst die besonnenere Nachwelt unterdrückt und sich über Josephinen's Grabe zum Lobe dieser milden und liebenswürdigen Fürstin vereinigt.

Von ihren beiden Kindern starb Hortensia in der angegebenen Zeit, nach einem unruhigen Leben voll ehrgeiziger, hochfliegender Plane, durch welche sie die Napoleon'sche Größe und den Umsturz der damaligen Regierung in Frankreich herbeiführen zu können wähnte. Eugen, der Vicekönig von Italien, ertrug dagegen den Gedanken an eine thatenreiche Vergangenheit mit Fassung und Ergebenheit, endigte sein schönes Leben als Herzog von Leuchtenberg zu München am 21. Febr. 1824 und ist der Stammvater eines in frischer Kraft blühenden Fürstengeschlechtes geworden. (*K. G. Jacob.*)

Josephine (Inselgruppe), s. Flindersland.

Josephinengolf oder Golf de St. Vincent, s. Vincent (St.).

Josephinenstrasse, s. Josephinische Strasse.

JOSEPHINENTHAL, eine zur gräflich Clam-Gallas'schen Herrschaft Reichenberg gehörige Ortschaft im nördlichsten Theile des bunzlauer Kreises Böhmens, zur Gemeinde Christianstadt conscribirt, nächst dem gewerbreichen Städtchen Reichenberg gelegen, mit einer Branntweinbrennerei, einer Schönfärberei und einer englischen Mange. (*G. F. Schreiner.*)

Josephiner. Josephisten, s. Waldenser.

JOSEPHINIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Pedalinen (Sesameen), hat Ventenat nach der ersten Gemahlin Napoleon's, der Kaiserin Josephine, so benannt. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle mit kurzer Röhre, weitem Rachen und fünflappigem, offenstehendem, fast zweilippigem Saume: der mittlere Lappen der Unterlippe ist verlängert; vier Staubfäden und das Rudiment eines fünften stehen in der Corollenröhre; der Griffel ist einfach, mit vierspaltiger Narbe; die stachelige Steinfrucht vier- bis achtfächerig, mit einsamigen Fächern. Die beiden bekannten Arten sind neuholländische, schönblühende Kräuter. 1) J. Imperatricis *Vent.* (Jard. de la Malmais. p. et t. 103), mit ästigem, feinbehaartem, gegen drei Fuß hohem Stengel, großen, elliptisch-lanzettförmigen, zugespitzten, unten feinbehaarten Blättern, einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen und vier- oder fünffächerigen Steinfrüchten; die Kelche sind dunkelbraun, die Blumen gelb mit rothen Flecken. 2) J. grandiflora *R. Brown* (Prodrom. fl. Nov. Holl. p. 520) mit unbehaartem Stengel, lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern und achtfächerigen Früchten. (*A. Sprengel.*)

JOSEPHINISCHE STRASSE (die), ein Straßenzug, welcher Karlstadt mit Zengg verbindet und sich an die sogenannte Karolina oder Karlsstraße, die von Karlstadt nach Fiume führt und an die viel schönere und großartigere Maria-Luisenstraße anschließt, welche dieselbe Verbindung, wie die Karolina, nur auf eine viel bequemere Weise bewerkstelligt, ist nur 15⅞ Meilen lang, aber beiweitem besser als die karolinische Straße. Sie wurde von Kaiser Joseph II. in den siebenziger Jahren mit einem Aufwande von 388,000 Fl. erbauet. Sie zieht über Generalski-Stoll, Josephsthal, Jezerana und Xutaloqua durch das fluiner, oguliner und ottochaner Regiment, geht bei Modruß über die große Kapella, und unweit Zengg über den Berg Vratnik. Sie ist zwar nicht minder beschwerlich, aber kürzer und weniger rauh als die Karolina und führt auch durch besser bebaute Gegenden, welche nicht Mangel an Wasser leiden, hat aber nur doppelte Wagenbreite. Sie hat 14 gemauerte Brücken, worunter sich die 24 Klafter lange, aus gehauenen Quadersteinen erbaute und mit Bildsäulen gezierte Brücke bei Thorun am meisten auszeichnet. Obgleich diese Straße auch über bedeutende Berge führt, so kommen doch Frachtwagen auf ihr sehr gut fort, das landesübliche Fuhrwerk ist aber die Taliga, ein Wagen mit vier hohen Rädern ohne alles Eisen; sie werden mit 3—4 Pferden in einer Reihe bespannt. So sehr man auch noch immer dafür sorgt, diese Straße in gutem Zustande zu erhalten, so hat doch Erwerb, den die Grenzer beim Gütertransporte auf Saumpferden und Frachtwagen (Kyria) bezogen, seit Erbauung der prächtigen Luisenstraße bedeutend abgenommen. Bei Xutaloqua geht von ihr die dalmatiner Poststraße ab, welche durch das ottochaner und lucaner Regimentsgebiet nach Dalmatien führt. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHO (A Sancto), bei einigen Mönchsorden, namentlich den Karmelitern und Piaristen, beliebter Name, von welchen bemerkenswerth sind:

1) **Angelus** [1]), geboren 1636 zu Toulouse in Frankreich, hieß vor seinem Eintritte in den Barfüßerorden Joseph de la Brosse, kam zur Osterzeit des Jahres 1662 aus seiner Heimath nach Rom, erlernte daselbst die arabische Sprache unter der Leitung des Niederländers Cölestin a Sancta Ludovina, eines leiblichen Bruders von dem berühmten Orientalisten Jac. Golius, und wurde zum Missionar in den Orient bestimmt. Zu Ende des Jahres 1663 begab er sich daher mit drei andern Männern gleichen Berufes nach Malta, gelangte im Mai 1664 nach Smyrna, suchte sich bereits hier die dort geredeten Sprachen (die griechische, türkische, persische und armenische) unmittelbar aus dem Leben anzueignen, legte sich

30) Varnhagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten III, 225. Zweite Ausg.

1) Vgl. über ihn besonders das Vorwort zu seinem persischen Wörterbuche; Jöcher's Gelehrtenlex. I. Bd. Col. 1401 u. 2. Bd. Col. 1977 nach *Martial. a S. Joanne Baptista*, Bibl. scriptor. Carmelit.

auch schon dort eine Wortersammlung an und benutzte diese auf seiner Weiterreise beim Sprechen der orientalischen Sprachen. Im November 1661 traf er zu Isfahan ein und war sich in dem dortigen katholischen Kloster unter dem portugiesischen Mönche Balthazar mit so großem Eifer auf das Persische, daß er es schon nach wenigen Monaten wagen konnte, ohne einen Dolmetscher anzugeben, mit den Eingeborenen zu verkehren und diejenigen Orte in Persien und Arabien zu besuchen, wo die katholische Kirche Geistliche stationirt hatte. Auch persische Schriftsteller wurden, wie er wenigstens behauptet, von ihm viel gelesen und der Beschluß gefaßt, zum Besten anderer Missionare ein italienisch-persisches Wörterbuch zusammenzustellen. Auch in Bassora, wo er später, bis April 1678, lebte, wurde dieser Plan festgehalten und das Werk fast ganz vollendet. Durch Mesopotamien und Syrien reiste er 1678 nach Tripolis, besuchte dann Cypern, Rhodus und andere Inseln des Mittelmeeres, kam nach Constantinopel, schiffte sich im März 1679 nach Italien ein, gelangte aber erst im August nach Venedig und eilte dann nach Rom. Der Wunsch, sein Wörterbuch drucken zu lassen, galt zunächst für unausführbar, doch hielt er ihn fest. Nach einem kurzen Besuche der Heimath wandte er sich im August 1680 nach Paris, wo man sein Unternehmen sehr billigte, aber die damit verbundenen Schwierigkeiten zu groß fand. Inzwischen war er zum Prälector der orientalischen Sprachen zu Rom bestimmt, aber der Ordensvorstand übertrug ihm die Stelle eines Generalvisitators der Missionen in Holland, zu welchem Ende er nach Brüssel gehen mußte. Da seine Amtspflichten ihm die Beaufsichtigung des Druckes seiner Arbeit nicht wohl gestatteten, so waren die Aussichten für letztere sehr trübe. Aber sein Eifer und Muth überwanden alle Schwierigkeiten. Als Missionar zu Amsterdam kaufte er die arabischen Typen aus dem Elzevir'schen Nachlasse um sehr billigen Preis, half beim Setzen und besorgte die Correctur, und selbst die Gefahr, seine Gesundheit gänzlich einzubüßen, oder doch das Gesicht zu verlieren, vermochte nicht, ihn abzuschrecken. Von seiner sonstigen Wirksamkeit ist noch zu erwähnen, daß er auch in England für Verbreitung des katholischen Glaubens zu wirken suchte. Er starb am 29. Dec. 1697 zu Perpignan als Provincial seines Ordens. Sein **Gazophylacium linguae Persicae reseratum** (Amstel. 1684. Fol.), dieses „sein Schmerzenskind," wie er es nennt, ist ein sehr einfach angelegtes Lexikon des Persischen. Es ist das Italienische zu Grunde gelegt; neben den alphabetisch geordneten Worten dieser Sprache steht die lateinische und französische Übersetzung und dann folgen die entsprechenden persischen Ausdrücke dafür. Desshalb zerfällt jede Seite in vier Spalten. Durch zwei Register, ein lateinisches und ein französisches, wird es möglich, auch sogleich für jedes Wort in diesen beiden Sprachen die persische Bezeichnung aufzufinden. Übrigens kommen auch viele Redensarten vor, besonders solche Gegenstände betreffend, welche den Missionarien von Wichtigkeit oder besonderem Interesse zu sein schienen. Der berühmte französische Reisende Chardin hatte den Verfasser im Orient kennen gelernt und gibt ihm das Zeugniß (abgedruckt vor dem Gazophylacium), daß er das Persische mit Eleganz gesprochen, und wünschte, daß er auch ein Werk über die Sitten, Industrie Persiens u. s. w. abfassen möchte, wozu es indessen nicht kam. Ein sehr dürftiger Abriß einer persischen Sprachlehre geht der lexikalischen Arbeit voraus. In der Pronunciation findet sich manches Ungewöhnliche und Ungenaue; auch ist die Orthographie des Persischen im Wörterbuche oft fehlerhaft. Überhaupt war das von Castellus in seinem Lexicon heptaglotton (Lond. 1669) schon vor dem des Angelus a St. Joseph bekannt gemachte persische Wörterbuch in jedem Betracht viel besser [2]). Sehr hart erklärt sich Thom. Hyde in der Castigatio in Angelum a Sto. Joseph, alias dictum De la Brosse, Carmelitam discalceatum [3]) über die Arbeit des Karmeliters. Freilich war dieser ausgezeichnete Orientalist dadurch gereizt, daß sich Angelus in der 1681 zu Paris in kl. 8. erschienenen Pharmacopoea persica ex idiomate Persico in latinum conversa über die londoner Polyglottenbibel ein sehr strenges, noch dazu nicht gehörig begründetes Urtheil erlaubt hatte, bei welchem nationelle und confessionelle Antipathien nicht ohne Einfluß gewesen war. Eine darauf bezügliche schriftliche Mittheilung Hyde's hatte Angelus nicht beantwortet und später, bei einer persönlichen Zusammenkunft Beider zu Oxford, vermochte er nicht, seine Ausstellungen gegen die Polyglotte zu rechtfertigen [4]). Hyde behauptet übrigens, daß nicht Angelus die persische Pharmakopöe, wie er angebe, ins Lateinische übersetzt habe, sondern der Mönch Matthäus. (*A. G. Hoffmann.*)

2) **Augustin Thomas**, ein angesehener Mathematiker und Maschinenbauer, war 1646 zu Auspitz in Mähren geboren, trat in den Mönchsorden der Piaristen und lehrte in demselben, wie es scheint, besonders zu Wien Mathematik. Sein Todesjahr ist nicht bekannt; Leibnitz, mit dem er in Briefwechsel stand, sagt nur, daß er „am Himmelfahrtstage zu Horn in Österreich" gestorben sei. Gedruckt sind von ihm: **Metamorphosis geometrica** proportionum vinculis expedita (Wildberg 1690. 4.) und eine Anzahl lateinischer Briefe an den Grafen Ferd. Ernst v. Herberstein (Prag 1713. 8.)*). (*R.*)

3) **Cherubin**, ein Karmeliter, hat sich durch die **Bibliotheca Criticae sacrae circa omnes fere sacrorum librorum difficultates** berühmt gemacht. Die Abfassung dieses Werkes war ihm vom Orden übertragen worden, weil er für den dazu geschicktesten unter den Karmelitern seiner Zeit gehalten wurde. Der Orden wollte der Welt zeigen, daß er auch im Fache der Erklärung der heiligen Schrift etwas Tüchtiges zu leisten im Stande sei. Cherubin übernahm die Arbeit sub poena

---

2) Vgl. auch *Jenisch*, De fatis lingg. oriental p. CVII vor der 2. Ausgabe von *Mesg. Meninski*, Lexicon Arabico-Persico-Turcicum. 3) Im Syntagma dissertt., herausgeg. von G. Sharpe. Vol. I. p. 292 sq. 4) Vgl. auch Th. Hyde, Brief an Wetstein vom 26. Aug. 1688 im Syntagma dissertatt. Vol. II. p. 473.

*) Vgl. *Voyt*, Acta litter. Bohem. T. I. p. 444. Hirsching, Historisch-literarisches Handb. 3. Bd. 2. Abth. S. 130.

peccati und lieferte vier Foliobände von 18 Alphabeten und 19 Bogen. Der erste und zweite Theil wurde 1704 zu Löwen gedruckt; der dritte und vierte 1705 und 1706 zu Brüssel. Das Ganze war dem Papste dedicirt. Man findet darin 17 Dissertationen. In der ersten wird zum Studium der Bibel ermahnt, dabei ausdrücklich versichert, daß sie nicht zu dunkel sei, auch in der alten Kirche das Lesen derselben selbst den Katechumenen erlaubt gewesen sei. Darauf wird untersucht, was zur exegetischen Theologie gehört. Die folgenden Abhandlungen beziehen sich auf jüdische Alterthümer, als: von der Stiftshütte; von den Götzenhöhen; vom Tempel zu Jerusalem und dem Dienst; von den Opfern; von den Festen; von Urim und Thummim u. s. w.; von den Sekten, dem Talmud u. s. w.; von der jüdischen Exegese; von der Cabbala, den Synagogen, Synedrien und Rechtsangelegenheiten; von den Bibelübersetzungen, wo vorzüglich die französischen und italienischen berücksichtigt werden. Die Frage, ob die Bibel in die Muttersprache übersetzt werden solle, wird unbestimmt erörtert, dennoch ausdrücklich gesagt, im Widerspruche gegen die erste Dissertation, daß das Lesen der Bibel durchaus nicht Allen nachgelassen werden dürfe. Besonders ist der Abschnitt de Bibliis polyglottis zu beachten. Die letzte Abhandlung handelt de suppositis scriptis Patrum. Zu diesen vier Bänden wurden noch zwei andere, nicht minder große und noch wichtigere, versprochen, worin erst im Allgemeinen von den Schwierigkeiten der Erklärung der heiligen Schrift, dann im Einzelnen die Erklärung jedes einzelnen Buches verhandelt werden sollte. Sie sind aber nicht erschienen. Joh. Georg Walch (Bibliotheca theologica selecta. Vol. IV. p. 199) urtheilt ganz richtig: Exhibentur res variae, diligenter quidem, sed non tali, quale adhiberi debebat, judicio collectae; und die „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" vom Jahre 1707 S. 631 weisen auf die ungünstige Behandlung protestantischer Theologen hin: „Gebhardus, Pfeifferus und andere unserer Theologen werden hier oft citirt, aber auch sehr hart tractirt." (*G. W. Fink.*)

4) Franciscus, aus Tarragona in Aragonien, geboren um das Jahr 1560, hieß vor seinem Eintritte in den Dominikanerorden Blancas; nachdem er zu Piedrochita die schönen Künste gelehrt und zu Yepes als Prediger gewirkt hatte, begab er sich als Missionair auf die Philippinischen Inseln und starb 1614 auf der Rückreise nach Spanien, von wo er sich Gehilfen holen wollte. Er hat mehre religiöse Schriftchen in tasgalischer Sprache verfaßt, auch eine Grammatik dieser Sprache geschrieben unter dem Titel: Arte per aprender la lengua tagala und für die dortigen Eingeborenen eine Anweisung zur Erlernung des Spanischen: Arte para aprender los Indios tagalos la lengua Espannola*). (*R.*)

5) Paullinus, s. im Art. Piaristen.

6) Thomas Aquinas, ein französischer Karmelitermönch, lebte zu Paris in der Mitte des 17. Jahrhunderts, gab ein schon unter Karl dem Kahlen von einem unbekannten Verfasser geschriebenes Gedicht „De origine atque primordiis gentis Francorum" mit Anmerkungen heraus und schrieb selbst eine Dissertatio de nomine, situ etc. episcopatus Arisitensis; Dissert. de patriarchatu carmelitico Eliae prophetae. (*R.*)

JOSEPHOVA, auch JOSEPOVA, ein großes, von Raitzen und Walachen bewohntes Dorf im Banate, und zwar im kanisaer Gerichtsstuhle (Processus) der torontaler Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Niederungarns, am linken Theißufer in sumpfiger und fieberhafter Gegend gelegen, ¼ Stunde von Kanisa entfernt, mit 196 Häusern, 1423 Einwohnern, einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHSBERG, 1) ein Bergsitz und ehemaliges Kloster Hieronymitanermönche im Landgerichte Meran, im Kreise an der Etsch der gefürsteten Grafschaft Tyrol, in dunkler, frischer Waldung auf dem Berge ob Forst gelegen, welches im Jahre 1695 aus frommen Beiträgen gegründet, vom Kaiser Joseph II. aber aufgehoben wurde, mit einer schönen Kirche, in der man mehre vorzügliche Gemälde, besonders zwei von Glantschnig, bewundert; einer Quelle, deren Wasser im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts auch als Bad gebraucht worden ist, hübschen Gartenanlagen und einem benachbarten Brunnen, der an Schwefel sehr reich sein soll. Auf der hochliegenden Waldflur, Quadrat genannt, bricht ein weißer Marmor, der jetzt schon sehr stark benutzt wird. Von hier führt ein Felsensteig über das Gebirge nach der Töll (Teloniana), wo eine Brücke, unter der die Etsch durch eine fürchterliche Felsenenge, die dem Auge viel Malerisches zeigt, hindurchbraust, einen sehr romantischen Punkt bildet. Unweit dieser Brücke hat man ein höchst merkwürdiges Denkmal eines römischen Straßenzuges aufgefunden.

2) Ein Berg, 504 wiener Klaftern über der Meeresfläche erhaben, ehemals Saurüssel genannt, allen Jenen, die von Osten her nach dem Gnadenorte Mariazell wallfahrten, wohl bekannt, auf der dahin von St. Pölten und Wien führenden Straße im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich gelegen, mit einem Orte gleiches Namens, der aus einigen wenigen Häusern, 60 an der Zahl, besteht und 470 Seelen zählt, die meist arme Holzknechte sind und weit und breit herum in der schönen Gebirgslandschaft zerstreut wohnen. Eine zu dem Cistercienserstifte Lilienfeld gehörige katholische Localie, eine Kirche und Schule (Dekanat Wilhelmsburg, Bisth. St. Pölten), ein Wirthshaus und ein herrlicher Quell lebendigen Wassers, das den müden Pilgern zur stärkenden Labung dient, nehmen das engumschriebene Plateau des St. Josephsberges ein, dessen Name durch ganz Österreich bekannt und dem der Ötscher mit seinen Urwäldern und seiner herrlichen Gebirgsscenerie unmittelbar benachbart ist [1]). Im Jahre 1840 wurde eine sehr schöne Kunst-

*) Vgl. Jöcher's Gelehrtenler. I. Bd. Col. 1119. 1120 nach *Antonii* Biblioth. hispan. u. *Echard*, De scriptoribus ordin. dominicanorum.

1) Über die höchst interessanten Lebensverhältnisse der dortigen Gegend, besonders jener der Holzknechte, s. die historische und topographische Darstellung der Pfarren, Stifter, Klöster, milden Stif-

straße nach der steilen Höhe dieses Berges von dem Prälaten zu Lilienfeld angelegt [2]).

3) Ein teutsches, zur Herrschaft Medenice gehöriges, Colonicdorf im samborer Kreise Galiziens. (*G. F. Schreiner.*)

Josephsblume, s. Tragopogon pratensis

JOSEPHSBURG (die), eine Felsenfestung, welche sich über das Städtchen Kufstein (unterinn- und wipptha1er Kreis der gefürsteten Grafschaft Tyrol) erhebt, aber von mehren nahen Höhen beherrscht wird und zu der aus dem Städtchen nur ein einziger, aus einer bedeckten Wendeltreppe bestehender, Zugang hinaufführt. Sie führte früher den Namen Geroldseck und erhielt von Kaiser Joseph II., vergrößert zum Theil, diese Benennung. Die meisten Werke derselben sind in Felsen gebauen, deren verschiedene Absätze die Batterien tragen. Das Schloß, welches durch zwei Aufzüge mit der nöthigen Munition u. s. w. versehen wird, zeigt fünf mit Casematten und Batterien versehene und unter einander verbundene Thürme, darunter hat der sogenannte Kaiserthurm 14′ dicke Mauern und bestreicht aus seiner oberen Batterie einen der jenseitigen dominirenden Hügel. Vom Schlosse ist die Stadt durch eine Mauer, von drei Thürmen flankirt, und einen Graben getrennt, welchen eine unterirdische Leitung aus dem mittendorfer Bache unter Wasser setzt. Die oberen Stockwerke des Hauptgebäudes werden von Staatsgefangenen, die übrigen Theile von gemeinen Verbrechern bewohnt. Unbeschreiblich reizend ist die Aussicht, welche man von Oben genießt. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHSCHLAG, ein zur Herrschaft Gmünd gehöriges Dorf im V. O. M. B. Niederösterreichs, in waldiger Gegend, westlich von der Stadt Gmünd gelegen, mit 38 Häusern, 237 Einwohnern, starker Kattunweberei, einem herrschaftlichen Thiergarten, großen Waldungen und ausgedehnten Moosgründen, die sich von diesem Dorfe nordwestwärts bis gegen die böhmische Grenze hin erstrecken. (*G. F. Schreiner.*)

JOSEPHSDORF, 1) früher Schablia, Zsablja oder Xablya genannt, ein sehr großes Dorf im csaikisten Districte des peterwardeiner Generalats der slavonischen Militairgrenze, in der großen oder unteren ungarischen Ebene zwischen der Donau und Theiß, in der Nähe ausgedehnter Sümpfe gelegen, 2¼ Meilen von Peterwardein entfernt, von der aus dieser Festung nach Becskerek führenden Straße durchschnitten, mit 584 Häusern, 3042 ungarischen und raitzischen Einwohnern (2581 nicht unirten Griechen, 442 Katholiken, 19 Reformirten), einer eigenen katholischen und einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einer katholischen und einer griechischen Kirche, einer Schule und stark besuchten Wochen- und Jahrmärkten.

2) Ein auf der Höhe des Josephsberges (ehemals Schweinsberg), der zweiten westlichen Spitze des Kohlenberges, gelegenes, nach 1782 aus dem aufgehobenen Kamaldulenserkloster entstandenes Dorf im V. U. W. W. Niederösterreichs, 2 Stunden von Wien entfernt, mit 27 Häusern, 57 Einwohnern, einer katholischen Filialkirche der Pfarre zu Heiligenstadt, einem herrschaftlichen (fürstlich Liechtenst.) Gebäude und einer Schäferei, einem Gasthofe, in dem man noch die Stube zeigt, in der Mozart seine Zauberflöte gesetzt hat, einer Försterei und der Grabstätte des berühmten geistreichen Fürsten und Feldmarschalls Karl Jos. de Ligne († 13. Dec. 1814). Man genießt hier eine der herrlichsten Fernsichten über Wien, das Marchfeld, bis nach Ungarn und in die steyrischen Gebirge. (*G. F. Schreiner.*)

Josephsehe, s. unt. Ehe (1. Sect. 31. Th. S. 341).

JOSEPHSHÖHE, eine schöne Anlage, welche im Jahre 1835 der 1839 gestorbene regierende Graf Joseph zu Stolberg auf dem in seiner Grafschaft Stolberg befindlichen Auerberge (s. 1. Sect. 6. Th. S. 285) erbauen ließ. Sie besteht in einem Thurme in der Form eines Kreuzes und einigen Gebäuden dabei, zum Aufenthalte von Reisenden. Sie ist von Stolberg 2 Stunden entfernt. Von dem Thurme genießt man eine überaus weite Aussicht auf den ganzen Unterharz, in die goldene Aue, nach dem thüringer Walde und nördlich nach Magdeburg und Wolfenbüttel, sowie westlich sich das ganze Brockengebirge zeigt. Der Reichthum der Aussicht führt jährlich eine große Menge von Fremden hierher, und Keiner, der den Harz bereist, versäumt es, diesen überaus schönen Punkt desselben zu besuchen. (*F. Gottschalck.*)

JOSEPHSKANAL heißt einer der zahlreichen Kanäle des Nils in Ägypten; er befindet sich auf der westlichen Seite des Stromes, wird genährt von dem westlichen Arme desselben und gehört den Provinzen Dschiseh und Bahireh an. Der See Möris (jetzt Birket Karun) empfing durch ihn sein Wasser [1]). Unter dem Namen Bahr Joseph (Josephsfluß) schildert ihn Pococke [2]) als etwa 100 englische Ruthen (an einer andern Stelle 50 Fuß) breit, fand an seinem westlich und östlich liegenden Ufer Klippen von 30—40 Fuß Höhe. Auf dem Wege zu den großen Pyramiden stößt man auf denselben. Neuere Bestimmungen geben ihm eine Länge von 36 Lieues und eine Breite von 100—140 Metres. (*A. G. Hoffmann.*)

JOSEPHSLUST, im Fürstenthume Hohenzollern-Sigmaringen, Jagdschloß mit einem Parke, 1 Stunde von Sigmaringen. (*Klemm.*)

JOSEPHSORDEN, Orden des heiligen Joseph. Es gibt zwei verschiedene Orden dieses Namens. Den ersten und ältern stiftete der teutsche Kaiser Joseph II. am 6. Nov. 1768 „zur Ehre und Zierde" der damaligen kaiserlichen und des heiligen römischen Reichs Burg,

---

tungen und Denkmäler im Erzherzogthume Österreich. 1. Abth. 6. Bd. (Wien 1825.) S. 264 fg.

2) In der Nähe dieses Berges ist der Lassingfall, der schönste Fall des Landes unter der Ens, zu sehen.

1) Pococke, Beschreibung des Morgenlandes, übers. von Breyer. 1. Th. S. 98. vgl. auch S. 92. 2) a. a. O. S. 92.

Friedberg bei Frankfurt am Main, wo er ihn durch seinen Commissarius, den Grafen Neipperg, am 20. Juli 1769 feierlich einsetzen ließ. Großmeister war der teutsche Kaiser; Großprior und steter Verweser des Großmeisterthums, welcher auch die Aufnahme der Ritter, nach Vorschrift der Statuten, besorgte, der Burggraf von Friedberg; zwölf Baumeister und Regimentsburgmänner waren Commandeurs und die Meister der gemeinen Burgmänner Ritter dieses Ordens. Das Ordenszeichen war ein goldenes, achtspitziges Kreuz mit weißem Rande, auf welchem der doppelte teutsche Reichsadler, das alte Burgwappen, ruhte. Auf des Adlers Brust stand auf goldenem Grunde: St. Joseph mit der Umschrift: Virtutis avitae aemuli (Nacheiferer altväterlicher Tugend). Die Kehrseite des Kreuzes ist blau, am Rande weiß. Im Mittelschilde standen die Worte mit goldenen Buchstaben: Imperatoris auspiciis lege imperii conservamur. (Unter des Kaisers Schutz erhalten uns die Reichsgesetze.) Der Großprior und die Commandeurs trugen dieses Ordenszeichen an einem hellblauen Bande mit schwarzer Einfassung, von der rechten Schulter nach der linken Hüfte und zugleich auf der linken Brust einen der Vorderseite des Ordens ähnlichen Stern. Die übrigen Glieder trugen dasselbe Kreuz, doch kleiner, an einem schmalen Bande um den Hals und ohne BrustStern. Mit der Auflösung der Verhältnisse des Stiftes endete die Dauer des Ordens; die Mitglieder trugen ihn bis an ihren Tod.

Ein zweiter Orden des heiligen Joseph (Ordine del merito sotto il titulo di S. Giuseppe) verdankt sein Dasein dem 1824 gestorbenen Großherzoge von Toscana, Ferdinand III., Sohn des teutschen Kaisers Franz I. Im lüneviller Frieden vom 9. Febr. 1801, wo er sein Großherzogthum Toscana verlor, erhielt er zwar dafür das zu einem Kurfürstenthume erhobene Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Eichstädt, Propstei Berchtolsgaden nebst Theilen des Bisthums Passau, mußte aber auch alles dieses, in Folge des presburger Friedens vom 26. Dec. 1805, wieder, und gegen das Fürstenthum, bisheriges Stift, Würzburg, abtreten. Als Großherzog von Würzburg stiftete er am 19. März 1807 in Würzburg den Orden des heiligen Joseph. Als er im Jahre 1814 wieder zum Besitze von Toscana gelangte und Würzburg zurückgab, nahm er diesen Orden mit dahin, erneuerte ihn drei Jahre später förmlich, erklärte ihn für einen großherzoglich toscanischen Orden, den Regenten des Hauses für den jedesmaligen Großmeister desselben, und wies ihm den Platz nach dem ältern toscanischen Orden des heiligen Stephan an. Als ein Verdienstorden im weitesten Umfange des Wortes wird er Civil- und Militairdienern, Geistlichen, wie auch Auswärtigen verliehen; hierbei jedoch in der Regel darauf Rücksicht genommen, daß der Empfänger der katholischen Kirche angehöre. Ohne die Auswärtigen ist die Zahl der ersten Classe — der Großkreuze — auf 20 bestimmt, welche aber Alle aus angesehenen Familien sein müssen. Von der zweiten Classe — den Commandeurs — sollen 30 sein, welche, sind sie bürgerlich, durch die Verleihung des Ordens den erblichen Adel erhalten, wogegen die dritte Classe — die Ritter —, deren Zahl nicht über 60 steigen darf, den Adel für ihre Person erhalten. Das Ordenszeichen*) ist ein Oval, aus welchem sechs weiß emaillirte Doppelstrahlen, mit Knöpfchen auf den Spitzen, ausgehen. In der Mitte steht der heilige Joseph, von den Worten Ubique similis, auf rothem Grunde, umgeben. Eine Krone deckt das Kreuz. In der Mitte der Kehrseite stehen die Buchstaben: S. J. F. 1807. (Sancto Josepho Ferdinandus.) An einem rothen Bande mit weißer Einfassung wird es von der ersten Classe von der rechten Schulter zur linken Hüfte getragen und dabei auf der linken Brust ein silberner Stern, welcher wie die Vorderseite des Ordenszeichens gestaltet ist. Bei Geistlichen dieser Classe hängt es an einem schmalern Bande um den Hals. So trägt es auch die zweite Classe, aber ohne Stern; die dritte links im Knopfloche. Bei festlichen Veranlassungen hängt das Ordenszeichen an einer goldenen Kette, die aus verschiedenen Gliedern von Rosen und aus Kugeln hervorstrahlenden Flammen besteht.

(*F. Gottschalck.*)

Josephspriester oder Gesellschaft der Mission des heiligen Joseph, s. unt. Cretenet (Jac.).

JOSEPHS RIVER (St.), kleiner Fluß auf Barbadoes im gleichnamigen Kirchspiele. (*R.*)

Josephsschwestern, s. unt. Hospitaliter (2. Sect. 11. Th. S. 180.).

Josephsstab, s. Narcisse.

Josephsstift, s. Narcisse.

JOSEPHSTADT, 1) eine kaiserl. königl. Festung und königl. Freistadt im westlichen Theile des königgrätzer Kreises des Königreichs Böhmen, auf einer mäßigen Anhöhe, am linken Ufer der Elbe, in die sich innerhalb der Festungswerke die Mettau ergießt, gelegen, 15 Postmeilen ostnordostwärts von Prag entfernt, sehr schön gebaut, von geraden Straßen durchschnitten, trefflich gepflastert, mit 68 Häusern, worunter 15 ärarische Militairgebäude, 1704 Civileinwohnern, welche meist teutsch sprechen, drei mit Zugbrücken versehenen Thoren und einigen Nebenpforten (Ausfällen), einer katholischen Stadtpfarre, welcher der militairische Garnisonskaplan vorsteht, einer im Jahre 1805 neuerbauten, schönen katholischen Kirche, einer Spitalskapelle, die einen eigenen Spitalskaplan hat, einer Schule, einem geräumigen Gottesacker, drei entfernter gelegenen Pulvermagazinen, einer mit einer Wasserleitung verbundenen Ärarialmühle, einem eigenen regulirten Magistrat vierter Classe, einem Krankenhause, einer Reiterkaserne, einem Zeug- und einem Erziehungshause, Militairmagazinen, einem Schlachthause, einem von Linden umgebenen großen Marktplatze, auf dem das Commandantenhaus steht, den sogenannten Mayer'schen Anlagen (einem sehr angenehmen, nach Art eines englischen Gartens mit exotischen Gesträuchen und Bäumen bepflanzten

*) In Gottschalck's Almanach der Ritterorden auf 1818 befindet sich eine illuminirte Abbildung des Ordenszeichens.

weiten Raume), die den Bewohnern zum Beluſtigungsorte dienen. Joſephſtadt iſt der Sitz eines kaiſerl. königl. Feſtungs- und eines Garniſons-Artillerie-Diſtrictscommando's, einer kaiſerl. königl. Fortifications-Localdirection, eines Fortificationsbauamtes und einer kaiſerl. königl. Garniſonsſpitals Apotheke. Die Feſtung und die Stadt wurden von Kaiſer Joſeph II. vom Jahre 1781 bis 1787 auf der Stätte des Dorfes Pleß erbaut, deſſen Namen ſie Anfangs behielt, bis ihr Kaiſer Franz I., dem Erbauer zu Ehren, ihren gegenwärtigen Namen gab. Es werden hier vier Jahr- und Viehmärkte, und regelmäßig auch ſtark beſuchte Wochenmärkte gehalten.

(*G. F. Schreiner.*)

2) ſ. Jöhstadt.

JOSEPHSTHAL. 1) eine freiherrlich von Malowtziſche Glashütte, auf der Herrſchaft Waldheim im pilſener Kreiſe Böhmens, im Böhmerwaldgebirge, mit einer Glasſchleiferei, welche, ſowie die benachbarte Neufürſtenhütte, Fenſter- und Spiegelglas, auch Spiegel erzeugt.

2) Ein zur gräflich Desfours-Waldirode'ſchen Herrſchaft Morchenſtern gehöriges Dorf im bunzlauer Kreiſe Böhmens am Kamenitzbache gelegen, mit 71 Häuſern, 483 teutſchen Einwohnern, einer Schule, einer Compoſitions-, Glasperlen- und Luſterſteinfabrik, 10 Glasſchleifmühlen, mehren Glas- und Perlenarbeitern, einer Mühle und vier Wirthshäuſern.

3) Ein zur gräflich von Mirbach'ſchen Allodialherrſchaft Kosmanos gehöriges Dorf im bunzlauer Kreiſe Böhmens am linken Ufer der Iſer gelegen, nach Kosmanos (Dekanat Jungbunzlau, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 14 Häuſern, 124 czechiſchen Einwohnern und einer zur kosmanoſer Kattunfabrik gehörigen Bleiche, Färberei und Walke.

4) Ein zur gräflich Stadion-Thannhauſen'ſchen Herrſchaft Chlumetz gehöriges Colonialdorf im budweiſer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einem obrigkeitlichen Eiſen-Schmelz- und Hammerwerke, welches Guß- und Schmiedeeiſen hervorbringt.

5) Ein zur Herrſchaft Litſchau gehöriges, neu angelegtes Dorf im V. O. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in waldreicher Gegend, nahe an der böhmiſchen Grenze gelegen, mit einer neu errichteten Glashütte, welche im Jahre 1834 mit 12 Arbeitern einen Schmelzofen betrieb und ſowol Tafel-, als auch Schleif- und Kreideglas verfertigte.

6) Eine zur Herrſchaft, zum Diſtrictscommiſſariate und zur Pfarre Schwertberg (Bisthum Linz) gehörige Ortſchaft im Mühlkreiſe, und zwar ganz im Nordweſten deſſelben, im Böhmerwalde, gelegen, merkwürdig, weil daſelbſt ſeit einigen Jahren eine Draht- und Nadelfabrik im Betriebe ſteht.

7) Ein Dorf im Cantone Nr. III. des oguliner Grenzregimentsgebietes im karlſtädter Generalate der kroatiſchen Militairgrenze, an der ſogenannten Joſephiniſchen Straße gelegen, ſechs Meilen von Karlſtadt entfernt, mit 200 Häuſern, 1146 katholiſchen Einwohnern, einer eigenen katholiſchen Pfarre, einer Kirche, Schule und einem kaiſerlichen Magazine. (*G. F. Schreiner.*)

Josephsweizen, ſ. Triticum compositum.

JOSEPHUS. I. Bibliſche Perſonen, ſ. Joseph.

II. Kaiſer, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürſten, Pfalzgrafen, Landgrafen und Prinzen, ſ. Joseph.

III. Patriarchen, (geiſtliche) Kurfürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Geiſtliche, Gelehrte, Mönche.

A. Patriarchen.

a) Patriarch von Alexandrien.

Josephus (Jusaf), Jacobitiſcher Patriarch in Alexandrien zur Zeit des rechtgläubigen Patriarchen Chriſtophorus, welcher 805—836 nach Chr. Geb. dieſe Stelle bekleidete, und Nachfolger von Simon (Simeon), welcher nur kurze Zeit der Jacobitiſchen Kirche vorgeſtanden hatte. Wie gewöhnlich war die Wahl nach Simon's Tode zwieſpältig, bis man ſich darüber vereinigte, Joſeph, damals Vorſteher des Kloſters des heil. Makarius im Thale Habib, auf den Patriarchenſtuhl zu erheben. Der moslimiſche Befehlshaber zu Alexandrien wollte aber die Ordination nur zulaſſen, wenn er die Summe empfinge, welche ein gewiſſer Iſaak, früherer Bewerber um dieſe Würde, ihm verſprochen gehabt. Joſeph war geboren im obern Menuf, unter dem Syncellus des Patriarchen Marcus gebildet und hatte das Griechiſche erlernt, ehe er ſich dem Mönchsleben widmete. Als Patriarch ſuchte er ausgebrochene Widerſetzlichkeiten gegen die Muhammedaniſche Herrſchaft unter ſeinen Glaubensgenoſſen zu dämpfen, nahm ſich der kirchlichen Angelegenheiten thätig an, ſo auch in Nubien und Äthiopien und dem nördlichen Afrika. Von den moslimiſchen Machthabern hatte er viel Ungemach zu ertragen. Die Verbindung mit dem Jacobitiſchen Patriarchat in Antiochien hielt er aufrecht und ſtarb am 20. Oct. 859, nachdem er faſt 19 Jahre lang Patriarch geweſen war *). (*A. G. Hoffmann.*)

b) Katholicus und Patriarchen der Chaldäer oder Neſtorianer.

1) Katholicus der Chaldäer.

Josephus, ein geſchickter Arzt, gebildet im griechiſchen Reiche, lebte längere Zeit zu Niſibis in einem Kloſter, heilte den perſiſchen König Chosru Anuſchirwan von einer Krankheit und wurde, da man ihn für einen frommen Mann hielt, auf die Empfehlung des genannten

*) Vgl. *Le Quien*, Oriens Christianus. T. II. col. 466. 467. *Takieddini Makrizii* Hist. Coptor. christian. ed. ab *H. J. Wetzer*. p. 105. *Assemani* Biblioth. orient. Vat. T. II. p. 347.

Königs, nach dem Tode des Patriarchen Mar Aba im Jahre 863 der Griechen oder 552 nach Chr. Geb., zum Oberhaupte der Nestorianer erwählt. Veranlaßt durch Ansuchen der ihm untergebenen Geistlichkeit stellte er im zweiten Jahre seiner Verwaltung die Kanones der Nestorianischen Kirche, 23 [nicht 22, wie Amru in seiner kurzen Geschichte der Nestorianischen Patriarchen angibt [1])] an der Zahl, in einem Werke zusammen, damit sich Jeder desto leichter darnach richten könnte; sie sind wiederholt in dem Nomocanon des Metropoliten Elias von Damaskus [2]). Seit dem dritten Jahre seines Patriarchats bewies sich Josephus äußerst hart und gewaltthätig gegen seine Untergebenen, vertrieb Bischöfe von ihren Sitzen und mißhandelte die Priester. Einige der erstern wußten sich indessen gegen seinen Willen durch die Gunst des Hofes in ihrer Stellung zu erhalten. Eine vom versammelten Klerus ihm zugefertigte Beschwerde über sein Verfahren bewirkte keine Änderung, auch nach Aufhebung der Kirchengemeinschaft mit ihm unterstand er sich, zu ordiniren und andere Functionen vorzunehmen. Endlich sah man sich genöthigt, dem Könige die Angelegenheit vorzulegen und erhielt von diesem die Erlaubniß, den Lästigen abzusetzen. Man wagte aber doch nicht, aus Rücksicht auf den König, vor Josephus' Tode eine neue Wahl vorzunehmen, sodaß nach der im dritten Jahre seines Patriarchats verhängten Absetzung noch 12 Jahre vergingen, bis ihm in Ezechiel (878 der Griechen) ein Nachfolger gegeben wurde. Sonach gilt er auch für diese Zeit noch als Patriarch der Nestorianer. Es werden ihm auch einige Briefe und ein Verzeichniß der Bischöfe zu Seleucia zugeschrieben [3]).

2) (Unirte) Patriarchen der Chaldäer.

Josephus I., Bischof von Amida (Karamit, Diarbekr), wurde von Papst Innocenz XI. im Jahre 1681 zum Patriarchen der Chaldäer geweiht, legte aber 1695 freiwillig seine Stelle nieder und begab sich nach Rom, wo er im Jahre 1706 starb [4]). Sein Nachfolger

Josephus II., geboren 1667 im Gebiete von Mosul, war von ihm im Jahre 1691 als Bischof von Amida, 1695 zum Patriarchen ordinirt, wurde vom Papste Innocenz XII. im Jahre 1696 als Patriarch bestätigt und mit dem Pallium beschenkt und starb 1713 nach langjähriger Verwaltung. Er zeigte viel Eifer für Literatur und Gelehrsamkeit, besuchte daher selbst nach seiner Erhebung zum Patriarchen die Muhammedanische Schule, um das Arabische zu erlernen, und legte sich auf die darin vorgetragenen Lehrgegenstände, namentlich auf Philosophie und Physik. Auch verfaßte er mehre Schriften, besonders übersetzte er aus dem Arabischen ins Syrische [5]).

Josephus III., früher Bischof von Marda unter dem Namen Timotheus, wurde von Papst Clemens XI. im Jahre 1714 bestätigt und verwaltete seine Diöcese noch im Jahre 1725 [6]). (*A. G. Hoffmann.*)

c) Patriarchen von Constantinopel.

Josephus I., Patriarch von Constantinopel, wurde nach der Entfernung des Germanos zu Ende des Jahres 1267 gewählt und zu Anfange des folgenden Jahres ordinirt. Er war Abt des Klosters Galesium und früher unter der Hofgeistlichkeit, welchem Umstande man seine Leutseligkeit und seine mit großer Frömmigkeit verbundene Lebenslust zuschrieb. Milde scheint ein Hauptvorzug seines Charakters gewesen zu sein, denn er benützte das Wohlwollen des Kaisers fast nur zu edlen Zwecken, befreite viele Gefangene und half den Unglücklichen, wo er nur immer konnte. Den Kaiser Michael Paläologus sprach er im Jahre 1268 von dem Banne, den er durch die Blendung des rechtmäßigen Thronerben auf sich geladen hatte, los, suchte ihn aber auf alle Weise von dem Gedanken, die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche herzustellen, abzubringen. Er erklärte sogar, daß er lieber seiner Würde entsagen, als in eine Vereinigung willigen werde. Als der Kaiser aber dennoch zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft auf das Concilium zu Lyon (1274) schickte, ging der Patriarch bis zur Entscheidung der Angelegenheit in das Kloster Peribleptes, nachdem er vorher mit dem Kaiser die Übereinkunft getroffen hatte, daß er bei einem günstigen Erfolge der Sendung abdanken wolle, bei einer ungünstigen Wendung aber seine Würde behalten solle. Während seines Aufenthaltes in dem Kloster führte er fortwährend den Titel Patriarch und bezog ohne alle Schmälerung seine Einkünfte; als aber die Vereinigung zu Stande kam, mußte er seiner Würde entsagen und Johannes XI., Beccus, der im Ernste für die Einigkeit beider Kirchen gestimmt war, trat an seine Stelle. Nach der Abdankung desselben (1282) wurde Josephus, bereits ein hinfälliger Greis, zum zweiten Mal auf den patriarchalischen Stuhl gesetzt. Er versammelte sogleich die Geistlichkeit und ließ alle Beschlüsse, die in Bezug auf die Vereinigung der beiden Kirchen gefaßt worden waren, für nichtig erklären. Die Gegenpartei fing aber bereits an, sich wieder kräftig zu regen und Einfluß zu gewinnen, als Josephus zu Anfange des März im folgenden Jahre (1283) starb *).

Josephus II., vorher Metropolitan von Ephesus, wurde im Jahre 1416 erwählt und zeigte sich als einen ruhigen, friedliebenden Mann. Er bemühte sich ernstlich für die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche und kam zu diesem Zwecke mit dem Kaiser Johannes Paläologus auf die Kirchenversammlung zu Florenz, wo er am 9. Juni 1439 starb. (*Ph. H. Külb.*)

---

1) Bei J. S. Assemani in der Biblioth. orient. Vat. T. III. P. I. p. 432. Nach dem Synodikon waren ihrer 23; vgl. *Assemani* l. c. p. 435. 2) l. c. p. 514. 3) Vgl. überhaupt *Assemani* l. c. T. II. p. 413. T. III. P. I. p. 432—435. 514. 615. *Le Quien*, Oriens christianus. T. II. col. 1118. 4) *Assemani* l. c. T. II. p. 457. T. III. P. I. p. 623 und *Le Quien* l. c. col. 1162. 5) *Assemani* l. c. T. II. p. 457. 458. T. III. P. I. p. 603—608. 623. *Le Quien* l. c.

6) *Assemani* l. c. T. II. p. 458. T. III. P. I. p. 623 und *Le Quien* l. c.

*) Vgl. *Georg. Pachymer.* De Michaele Palaeologo. l. IV. c. 24. 25. l. V. c. 15—17. 22—29. de Andron. Pal. l. I. c. 5—7. 12. 13.

Josephus III., oder Jonsaph I (*Ἰωσάφ*), mit dem Beinamen Kokas oder Koktas (*Κόκκας*, *Κόκκης*), nach des Malarus Angabe aber Kutas (*Κοῦτας*), bekleidete die Würde eines Patriarchen von Constantinopel um das Jahr 1460, nachdem die Türken diese Stadt schon zur Haupt- und Residenzstadt ihres Reichs gemacht hatten und die Christen unter dem harten Drucke derselben lebten. Er war der Nachfolger des Patriarchen Isidorus, welcher nach Gennadius' Abdankung gewählt worden war [1]). Er bewies sich in seinem Amte als einen friedliebenden, zugleich aber furchtlosen und strengen Mann, welcher selbst Beschimpfung und den Verlust seiner hohen Stelle mit Gleichmuth ertrug. Sein Klerus machte ihm durch unaufhörliche Zänkerei soviel zu schaffen, daß er sich unmuthig in einen Brunnen stürzte; er wurde indessen wieder herausgezogen und gerettet [2]). Als er aber einem der ersten Beamten des vormaligen trapezuntischen Reiches, welcher mit einem türkischen Pascha verwandt war, die nachgesuchte Ehescheidung von seiner rechtmäßigen Frau verweigerte, weil jener die Trennung nur wünschte, um sich mit der schönen Witwe eines vornehmen Griechen verheirathen zu können, befahl der über seine Verweigerung erzürnte Pascha dem Patriarchen den Bart abzuscheeren. Da er dessenungeachtet bei seiner Weigerung beharrte, wurde er seines Amtes entsetzt und ein gewisser Marcus Xylocarabes zu seinem Nachfolger ernannt [3]). Was ferner aus ihm wurde, ist unbekannt. Der von Mart. Crusius [4]) mitgetheilte Brief eines Patriarchen Josaph ist nicht von ihm [5]), sondern von Joasaph II. [6]).

Josephus IV. oder Joasaph II., aus Krapsa (*Κράψα*), einem Flecken in der Landschaft Joannina, wurde im Jahre 1555 Nachfolger von Dionysius II. im Patriarchate von Constantinopel [7]). Die erhaltenen Nachrichten über ihn sind sehr widersprechend. Nach Malarus nämlich, dessen Angaben Martin Crusius [8]) mittheilt, erscheint er als ein stolzer, ehrgeiziger Mann, machte sich vieler Vergehungen schuldig, lebte mit dem ihm untergebenen Klerus in Streit und wurde hauptsächlich seiner Simonie wegen im Jahre 1564 abgesetzt, worauf seine Stelle Metrophanes erhielt [9]). In einem noch erhaltenen Briefe [10]) appellirt er an die Entscheidung sämmtlicher Patriarchen, Metropoliten und Erzbischöfe, und bezeichnet das gegen ihn beobachtete Verfahren als ungerecht. Einen zweiten Brief, welchen Mart. Crusius [11]) mittheilt, schrieb er noch vor seiner Erhebung zum Patriarchen, von Constantinopel aus nach Adrianopel, wo er die Stelle eines Erzbischofs bekleidete, und verhandelte darin allerlei kleine Angelegenheiten, sogar ökonomische [12]), zeigt sich aber dabei als sehr umsichtig. Ganz anders urtheilt über ihn Theodosius Zygomalas [13]), indem er Malarus' Darstellung ausdrücklich als unwahr bezeichnet und seine Absetzung lediglich von dem Zusammenwirken seiner Feinde ableitet. Seine große Gewandtheit zeigte sich schon darin, daß er das damals bereits herkömmliche Geschenk an den Sultan (das sogenannte *πεσκέσιον*) von 3000 Dukaten (*φλωρία*) auf zwei Drittheile herabzudrücken verstand. Die Umgebung des Patriarcheums zu Constantinopel säuberte er schon wenige Tage nach seiner Erhebung, indem er die dort befindlichen Buden hinwegschaffen und dagegen eine tüchtige Mauer um dasselbe aufführen ließ, sodaß es nun einer schönen befestigten Burg glich. Auch bauete er zwei schöne Paläste innerhalb des so eingehegten Raumes, auch eine Küche und eine Mühle, schaffte prachtvolle Gewänder und heilige Gefäße für die Hauptkirche an und zeigte in allen Stücken große Thätigkeit. Eine von ihm zusammenberufene Synode sollte seine Gegner zur Ruhe bringen, setzte ihn aber ab. Das Absetzungsdecret, von vielen hohen Geistlichen unterzeichnet, hat Mart. Crusius bekannt gemacht [14]). Er ging hierauf in seine frühere Stelle nach Adrianopel zurück [15]). Bemerkenswerth ist noch, daß Phil. Melanchthon im Jahre 1559 einen griechischen Brief an diesen Patriarchen schrieb, um die verbreiteten Verleumdungen gegen die evangelische Kirche zu widerlegen. Abgedruckt ist er schon 1566 zu Basel zusammen mit Mart. Crusius' griechischen Gedichten und Reden [16]).

(*A. G. Hoffmann.*)

d) Patriarchen der Jacobiten.

1) Patriarch der Jacobiten (Kopten) in Ägypten, s. Josephus, Patriarch von Alexandrien.

2) Patriarch der Jacobiten in Syrien.

Josephus, Jacobitischer Patriarch zu Antiochien in Syrien, wurde aus dem Kloster Guba im Jahre 790 nach Chr. Geb. auf den Patriarchenstuhl erhoben als Nachfolger des Georgius, starb aber bereits 792, sodaß seine Wirksamkeit nicht bedeutend sein konnte [1]).

3) Maphrian (Primas) der Jacobiten im Orient, s. unter Maphrian.

e) Patriarchen von Jerusalem.

Josephus I. wird in Eusebius' Chronicon als 14. Patriarch von Jerusalem genannt und soll kurz vor

1) *Mart. Crusii* Turco-Graeciae (Bas. 1584. Fol.) L. I. p. 17. L. II p. 120. 2) l. c. L. II. p. 121. 3) l. c. p. 122 sq. 4) l. c. L. IV. p. 290. 5) Wie z. B. in Zedler's Universallex. 14. Bd. col. 1148 angenommen wird. 6) Vgl. auch Spondanus zum J. 1461. *Phil. Cyprii* Chronic. eccles. graec. p. 345 sq. *Le Quien*, Oriens christ. T. I. col. 314. 315. 7) *Onuphr. Panvinii* Chronicon ecclesiast. (Colon. 1568. Fol.) p. 142. 8) Turco-Graeciae L. II. p. 169—178. 9) Vgl. auch *Onuphr. Panv.* l. c. p. 143. 10) Bei *Mart. Crusius* l. c. L. IV. p. 290 sq. 11) l. c. L. IV. p. 335 sq.

12) Fabricius in Bibl. Graec. L. VI. cap. 5. §. 28. p. 683. 684. Vol. VIII. p. 94 ed. *Harless.* erwähnt beide Briefe ebenfalls. 13) De Constantinop. cladibus. p. 96. Vgl. auch *Mart. Crusii* annotatt. in hist. eccles. l. c. p. 204. 14) l. c. L. II. p. 170 sq. 15) Vgl. überhaupt Mart. Crusius a. a. O. *Phil. Cyprius*, Chron. eccles. graec. p. 345 sq. *Le Quien*, Oriens christ. T. I. col. 324. Spondanus zum J. 1461. 16) Vgl. *Mart. Crus.* l. c. p. 204.

1) *Assemani* Biblioth. orient. Vat. T. II. p. 325. 341 und 479. Vgl. auch *Le Quien*, Oriens christ. T. II. col. 1370,

der Empörung der Juden gegen Kaiser Hadrian gelebt haben. Nachrichten von seiner Wirksamkeit fehlen ganz [2]).

Josephus II., angeblich 78. Patriarch von Jerusalem, wird als Philosoph und Arzt bezeichnet und seine Thätigkeit für kirchliches Leben in Zeiten der Verfolgung, sowie seine Freigebigkeit, gerühmt [3]).

f) Patriarchen der Maroniten.

Josephus I., Zeitgenosse der Kreuzzüge und Maronitischer Patriarch zu Januh im Gebiete von Byblis, schloß sich nach Eroberung des heiligen Landes durch Gottfried von Bouillon an die abendländische Kirche an, schrieb an Papst Paschalis II. und wurde von demselben im Jahre 1100 mit freundlicher Antwort und angemessenen Geschenken geehrt. Um das Jahr 1111 kam der Monothelet Thomas, Metropolit von Kefartab, ins Gebirge Libanon, um seiner Ansicht dort Anhänger zu gewinnen, wurde aber von dem Patriarchen lebhaft bekämpft. Der Letztere scheint noch um das Jahr 1119 gelebt zu haben [4]).

Josephus II., mit dem Beinamen Risius, Patriarch seit Ende des Jahres 1596 bis 1608, nach einer Angabe Enkel seines Vorgängers Sergius, nach einer andern dagegen dessen Bruder, ist besonders deshalb bemerkenswerth, weil er zuerst, nämlich im Jahre 1606, die Kalenderverbesserung des Papstes Gregor XIII. bei den Maroniten einführte [5]).

Josephus III., mit dem Beinamen Accurensis, Sohn eines Bischofs, war 1626 Bischof von Sidon und gründete als solcher ein Kloster zu Haras in der Landschaft Chosroene, gelangte 1644 zur Patriarchenwürde und starb 1647 im 74. Lebensjahre. Als Schriftsteller machte er sich durch eine syrisch geschriebene Grammatik der syrischen Sprache bekannt (Rom 1647.), welche für die Maroniten bestimmt war und daher eine arabische Übersetzung des Syrischen darbietet, wie denn die Vorrede ganz arabisch ist [6]). Auch in Gedichten versuchte er sich in arabischer Sprache, und schrieb über die Kalenderverbesserung [7]).

Josephus IV., mit dem Beinamen Chasen, wurde im Jahre 1733 zum Patriarchen der Maroniten erwählt, hauptsächlich durch den Einfluß der weltlichen Machthaber der Landschaft Kesruan, wo die hohe Geistlichkeit in einem Kloster sich über die Wahl nicht hatte vereinigen können. Geboren war er zu Aosta in der Landschaft Kesruan, über welche seine Familie schon über zwei Jahrhunderte lang die Herrschaft behauptet hatte. In frühern Lebensjahren war er verheirathet gewesen, trat aber nach dem Tode seiner Gattin in den Mönchsstand und wurde darauf Bischof. In Leitung der weltlichen Angelegenheiten zeigte er große Gewandtheit [8]). (*A. G. Hoffmann.*)

B. (Geistliche) Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, s. unter Joseph.

C. Geistliche, Gelehrte, Mönche.

1) **Josephus**, ein christlicher Priester in Ägypten, von dessen Lebensverhältnissen man weiter nichts weiß, als daß er am Ende des 14. und zu Anfange des 15. Jahrhunderts Vorsteher der katholischen Kirche der Jungfrau Maria in Alexandrien war. – Sein Name würde in der Geschichte nicht genannt werden, wenn er nicht die Beschlüsse der von den Griechen angenommenen Concilien ins Arabische übersetzt hätte. Eine Handschrift dieser Übersetzung befindet sich in der Bodlejanischen Bibliothek, und man wünschte lange ihre Bekanntmachung, weil man aus der arabischen Paraphrase Aufschluß über manche dunkle Stelle des griechischen Originals hoffte. Als Wilhelm Beveridge (in seinem Synodicon. Oxon. 1672. F. Tom. I.) eine lateinische Übersetzung der Beschlüsse der vier ersten allgemeinen Concilien zur Probe mittheilte, sah man sich in seinen Erwartungen getäuscht, denn der Sinn des Originals ist oft verfehlt, die Sprache der Paraphrase unrein, der Styl breit und nicht selten dunkel. Übrigens dient sie doch hier und da zur Erklärung und Hardouin nahm deshalb das bekannt gewordene Stück nach Beveridge's lateinischer Übersetzung in seine Concilienſammlung auf. Wegen seiner arabischen Übersetzung der in der griechischen Kirche recipirten Kirchenverordnungen heißt dieser Priester auch Josephus Arabicus. (*Ph. H. Külb.*)

2) **Josephus Alexandrinus** war der Archidiakonus des Patriarchen Michael's I. von Alexandrien, welcher als dessen Legat auf der achten Constantinopolitanischen Kirchenversammlung im Jahre 869, von der neunten Sitzung an, gegenwärtig war, und dessen Ansichten und Urtheile mit denen der päpstlichen Legaten im Ganzen und in der Hauptsache übereinstimmten. Er gehörte daher auch zu denen, die ihre Zufriedenheit mit den Verhandlungen des Concils erklärten. (*J. T. L. Danz.*)

3) **Josephus Arabicus**, s. Josephus, Priester in Ägypten.

4) **Josephus Bryennius**, ein griechischer Mönch zu Constantinopel und zu seiner Zeit der berühmteste geistliche Redner seines Landes, lebte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und stand bei dem Kaiser Manuel Palåologos, dem Patriarchen und der hohen Geistlichkeit in so großem Ansehen, daß er öfter in kirchlichen Angelegenheiten an andere Höfe geschickt wurde und auch der Unterredung mit dem päpstlichen Gesandten im Jahre 1423 wegen der Vereinigung der griechischen und römischen

nach welchem Josephus jedoch schon 789 Patriarch geworden und 791 gestorben sein soll.

2) Vgl. auch *Le Quien* l. c. T. III. col. 143 sq. 3) *Le Quien* l. c. T. III. col. 473. 4) *Le Quien*, Oriens christ. T. III. col. 54. 55, besonders nach *Faust. Nairon.* Evoplia fidei cath. p. 67 sq. und dissert de nomine, origine et relig. Maronit. p. 69 sq. 5) *Le Quien* l. c. T. III. col. 68. *Assemani* Bibl. orient. Vat. T. I. p. 553. 554. 6) Vgl. *Hoffmann*, Grammat. Syriac. p. 50. 7) *Assemani* l. c. T. I. p. 553 und *Le Quien* l. c. T. III. col. 71.

8) *Le Quien* l. c. T. III. col. 76.

Kirche, welche ihm sehr am Herzen lag, beiwohnte. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, doch fällt es zuverlässig zwischen die Jahre 1431 und 1438. Bruchstücke seiner Reden und Abhandlungen flocht Leo Allatius in seine Werke ein [1]), auch kannte man eine lateinische Übersetzung seiner Lobrede auf den heiligen Apostel Bartholomäus [2]); über sein rednerisches Verdienst konnte man aber nicht urtheilen, weil nichts Vollständiges im Original vorlag. Endlich besorgte der Diakon Eugenios Bulgaris auf Kosten des Fürsten Ghikas von der Walachei eine Sammlung aller Werke des Josephus, deren er habhaft werden konnte. Die Ausgabe, welche den Titel führt: *Ἰωσὴφ Μοναχοῦ τοῦ Βρυεννίου τὰ εὑρεθέντα, δὲ ἐπιμελείᾳ Εὐγενίου Δασκάλου τοῦ Βουλγάρεως ἐξῆλθε τὸ πρῶτον τύποις ἐκδοθέντα* (Lips. 1768. 2 Voll.), ist für Griechenland gedruckt und scheint in andern Ländern sehr selten und fast unbekannt zu sein. Sie enthält in Allem 47 Schriften (Reden über die Dreieinigkeit, vom Glauben u. s. w., Gespräche vom Ausgange des heiligen Geistes, eine Ermahnungsrede über die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche u. s. w.), es scheinen aber deren noch mehre in Handschriften verborgen zu liegen. Die gedruckten zeichnen sich im Allgemeinen durch eine im 15. Jahrhundert höchst seltene Reinheit der Sprache, gesunde Moral, Einfachheit und Anmuth aus; an Übertreibungen, sophistischen Trugschlüssen, ermüdender Breite und falschem Witze fehlt es jedoch, wie schon der Geist jener Zeit nicht anders erwarten läßt, auch nicht.

(*Ph. H. Külb.*)

5) Josephus Byzantinus, s. Genesius (Joseph).

6) Josephus a Carabantes, s. Joseph a Carabantes.

7) Josephus Castiliensis, s. Joseph Gekatilia in den Nachträgen zu I.

8) Josephus Castus, s. Crocus (*Corn.*).

9) Josephus Christianus nennt man, zum Unterschiede von dem jüdischen Geschichtschreiber gleiches Namens, den Verfasser eines, auf der cambridger Bibliothek handschriftlich befindlichen, in griechischer Sprache abgefaßten und aus fünf Büchern und 167 Capiteln bestehenden Werkes, mit dem Titel *Ὑπομνηστικόν*, worin allerlei Zweifel und Einwürfe gegen das Christenthum und die im Orient bestehende katholische Kirchenlehre aufgestellt und beantwortet werden. Über das Leben und die Schicksale dieses Schriftstellers ist uns soviel wie Nichts bekannt. Aus dem Umstande, daß er mit der Irrlehre des Makedonius und den Ketzern der Anthropomorphiten sein Werk beschließt, der Nestorianischen Ketzerei aber, die seit dem Jahre 428 die morgenländische Kirche in Aufruhr brachte, mit keiner Sylbe Erwähnung thut, hat man geschlossen, daß derselbe zu Anfange des fünften Jahrhunderts gelebt und vielleicht ums Jahr 420 sein Werk beendigt habe. (*J. T. L. Danz.*)

Da dieser Josephus an einer Stelle seines Werkes die Chronik des Hippolytus Thebanus, welcher zu Ende des 11. Jahrhunderts lebte, anführt, so muß er jedenfalls weit jünger sein, als Cave [1]) glaubt, der ihn in das fünfte Jahrhundert setzt und, weil er ihn einmal für alt halten will, die erwähnte Stelle für eingeschoben erklärt, ohne seine Behauptung durch irgend einen Beweis stützen zu können. Joh. Alb. Fabricius hat den Inhalt und eine Probe des noch nicht gedruckten Gedenkbuchs gegeben [2]), welche beweist, daß es fast nur ein Auszug aus dem größeren Werke des Epiphanius über die Ketzereien ist und seine Bekanntmachung nicht sehr verlangen läßt.

(*Ph. H. Külb.*)

10) Josephus, genannt Confessor oder *Ὁμολογητής*, Erzbischof von Thessalonich, lebte zu Anfange des neunten Jahrhunderts und war ein Bruder des bekannten Abtes Theodor Studites *); Andere stellen dieses ohne allen Grund gradezu in Abrede und behaupten sonach, Josephus Confessor werde wol manchmal, aber sehr unrichtig, Studites genannt. Beide Brüder wurden im Jahre 808 von dem Kaiser Nicephorus, weil sie den Beschlüssen des Patriarchen widerstrebten, mit der Verbannung bestraft, aber von dem Kaiser Michael Kuropalates wieder zurückgerufen (811) und mit dem Patriarchen ausgesöhnt. Der Bilderstreit erregte damals große Unruhen in der Kirche; Josephus Confessor gehörte zu den Vertheidigern der Bilderverehrung, wie aus seiner Rede von dem heiligen Kreuze: *„Λόγος εἰς τὸν τίμιον καὶ ζωοποιὸν Σταυρὸν“* (griechisch und lateinisch herausgegeben von Jac. Gretser in seinem in mehren Auflagen verbreiteten Werke: De cruce Christi; auch in H. Savile's Ausgabe der Werke des Chrysostomus [Etonae 1613. F. Vol. V. p. 819], dem sie hier fälschlich zugeschrieben wird) hervorgeht. Die Rede ist übrigens unbedeutend. Einen Brief des Josephus Confessor an den Mönch Simeon findet man in lateinischer Übersetzung in den Annalen des Baronius (ad ann. 808. §. 22). Seine Rede auf Palmensonntag (anfangend: *„Νῦν ἡμῖν τὴν κοινὴν ἀνάστασιν Λαζάρου“*), sowie seine Kirchenhymnen, wenn überhaupt diese letzteren ihm und nicht einem jüngeren Josephus angehören, sind noch nicht gedruckt †). Das Jahr seines Todes ist unbekannt. (*Ph. H. Külb.*)

11) Josephus Crocus, s. Crocus (*Cornel.*).

12) Josephus Diaconus, zu Antiochien in Syrien, welcher nebst mehren Andern in einer Christenverfolgung, noch unter den heidnischen Kaisern, als Märtyrer gestorben ist. Er ist darum zu bemerken, weil er oft mit mehren andern Josephis verwechselt worden ist, die im neunten Jahrhundert sich einen Namen im Bilderstreite und als Hymnographen gemacht haben.

(*J. T. L. Danz.*)

13) Josephus Fernensis, s. Joseph Fernensis.

---

1) Vgl. *Fabricii* Bibl. gr. lib. V. c. 45. (Tom. X. p. 525.)
2) In *Surii* Act. SS. 24. Aug.

1) Script. ecclesiast. hist. literaria. Tom II. ad ann. 420.
2) Bibliotheca gr. T. VII. p. 476—478. T. X. p. 110—121.

*) *Cedreni* hist. ed. Paris. p. 409. †) *C. Oudin*, De scriptor. eccles. comment. Tom. II. p. 24—26.

14) Josephus, wahrscheinlich ein geborener Gallier, woher sein Beiname Gallus, war ein Schüler und Zögling der Erzbischöfe Amalrich von Tours und Paulus von Rouen, welcher Letztere ihn auch zum Presbyter ordinirte. Später wurde er Kanzler des aquitanischen Reichs, und von Karl dem Kahlen zum Lehrer seines Sohnes, Ludwig's des Stammlers, ausersehen; auch wurde ihm von demselben das Ministerium sacri palatii Cancellariorum anvertraut. Seine Legende von der Translation der heiligen Rangobert und Zeno, Bischofs und Diakoni von Bayeux, befindet sich in *Dacherii* Spicileg. XII, 600 sqq. (*J. T. L. Danz.*)

15) Josephus Genesios, s. Genesius (Joh.).

16) Josephus Gorionides (Josephus, filius Gorionis, יוסף בן גוריון), auch Josippus und Josiphon (יוסיפון) genannt, ein jüdischer Geschichtschreiber, über dessen Lebenszeit man viel gestritten hat. Die meisten Juden und auch einige christliche Literarhistoriker (wie Seb. Münster und J. Fr. Breithaupt) halten diesen Josephus, Gorion's Sohn, für eine und dieselbe Person mit dem bekannten Historiker Flavius Josephus, wozu der Erstere, welcher selbst als der Letztere gelten möchte, durch lügenhafte Behauptungen Veranlassung gab. Erwägt man aber, daß die jüdische Geschichte des Josephus Gorionides von keinem Schriftsteller, der älter als das 10. Jahrhundert ist, erwähnt wird, daß darin Quellen, die jünger als Flavius Josephus sind, angeführt werden, daß darin Namen von Völkern, Ländern und Städten vorkommen, welche jünger als das siebente und achte Jahrhundert sind [1]), und daß die Art und Weise der Darstellung überhaupt von dem Geiste des Alterthums sehr abweicht, so kann man unmöglich der Behauptung der jüdischen Gelehrten, daß dieses Machwerk echt sei, beistimmen. Josephus, Gorion's Sohn (mag dies nun sein wirklicher oder ein angenommener Name sein), scheint nach den annehmbarsten Gründen im neunten Jahrhunderte gelebt zu haben und zwar in Frankreich, denn er bedient sich in der Geographie gewöhnlich der in Frankreich üblichen Namen. Sein Werk, welches in sechs Bücher zerfällt und den Titel „Jüdische Geschichte" führt, ist zwar in gutem, wenn auch hier und da mit neueren Wörtern gemischtem Hebräisch geschrieben, bietet aber dem Geschichtsforscher keinen neuen Stoff, denn es kann nur als ein schlechter, mit einigen Albernheiten aus neueren Schriftstellern verbrämter Auszug aus Flavius Josephus gelten. Es ist übrigens sehr häufig gedruckt, sowol vollständig, als auch in einem Auszuge, der R. Abraham Levita Ben-Dior (c. 1161) zugeschrieben wird [3]). Die erste Ausgabe [4]) des vollständigen Textes gab Abrah. Konath, Constantinop. 270 (1510). 4., welche mehrmals wieder abgedruckt wurde (Venet. 304. [1544] 4. Cracov. 355. [1595] 4. Francof. ad M. 450. [1690] 12.). Neuere gute Ausgaben mit lateinischer Übersetzung lieferten J. Gagnier (Oxon. 1706. 4.) und J. F. Breithaupt (Gothae 1710. 4.). Der Auszug erschien schon früher zu Mantua ohne Angabe des Jahres (vor 1480) Fol. und ist (wenngleich mit einigen Änderungen) am besten von Seb. Münster mit einer lateinischen Übersetzung herausgegeben (Basil. 1541. Fol.). Münster besorgte auch einen Auszug des größeren Werkes. (Wormat. 1529. 8. Basil. 1559. 8.) Das unbedeutende Werk stand früher in so hohem Ansehen, daß es in mehre neuere Sprachen übersetzt wurde, in die teutsche von H. Schwyzer (o. O. 1530. 4.), in die jüdisch-teutsche von Menachem Mann (Amst. 505. [1742. 8.]) und in die englische [Lond. 1662. 8.] [5]). (*Ph. H. Külb.*)

17) Josephus der Hymnendichter (ὑμνόγραφος), ein sehr frommer Mann, den die Kirche als Heiligen verehrt, lebte im neunten Jahrhundert und stammte aus Sicilien. Als diese Insel von den Barbaren Afrika's verheert wurde, flüchtete er sich mit seiner Mutter nach dem Peloponnes und ging von da nach Thessalonich, wo er sich in seinem 15. Jahre in ein Kloster aufnehmen ließ. Nachdem er später die Priesterweihe erhalten hatte, begab er sich nach Constantinopel, wo er im Kloster der heiligen Sergius und Bacchus ruhig den Übungen der Frömmigkeit oblag, bis unter der Regierung des Kaisers Leo, des Armeniers, eine heftige Verfolgung gegen die Bilderverehrer ausbrach. Josephus wurde um diese Zeit mit Gregorius Decapolita nach Rom geschickt, um dem Papste die Noth der Gläubigen im Orient darzustellen. Auf dem Wege fiel er aber Seeräubern in die Hände, welche ihn nach Creta brachten und in einen Kerker warfen. Nach seiner (wie die Legende erzählt) wunderbaren Befreiung hielt er sich wieder in Constantinopel auf; sein Eifer für die Bilderverehrung zog ihm jedoch bald viele Verfolgungen zu und der Kaiser Theophilus verwies ihn nach dem Chersones; er wurde aber bald zurückberufen und von dem Patriarchen Ignatius zum Skeuophylax (Aufseher über die heiligen Gefäße) an der Sophienkirche ernannt, welche Stelle er auch unter Photius, dem Nachfolger des Ignatius, bekleidete. Er starb um das Jahr 883. Wir besitzen eine Darstellung seines Lebens und Wirkens von seinem Freunde, dem Diakon Johannes (griechisch und lateinisch in den Act. SS. Antverp. Aprilis. Tom. I. p. 269—276. Append. p. XXXIII—XLII.). Man verwechselt ihn oft mit einem andern Josephus, genannt Confessor (s. d. Art.), welcher ebenfalls Hymnen geschrieben haben soll. Seine Hymnen sind nur in lateinischer Übersetzung von Hyppolit. Maracci unter dem Titel: „Mariale S. Josephi Hymnographi" (Rom. 1662.) herausgegeben. Man kann sie zum Theil vorzüglich gelungen nennen und die Bekanntmachung des Originals wäre sehr zu wünschen. (*Ph. H. Külb.*)

18) Josephus, Verfasser des Hypomnesticon, s. Josephus Christianus.

19) Josephus Iscanus, Devonius, s. Iscanus.

---

1) So wird l. III. c. 15 von der Berberei, l. V. c. l. 4 von den Franken gesprochen. Vgl. auch l. I. c. I. 2) Vgl. l. I c. I. 3. l. VI. c. 61. 88. 3) s. *J. Gagnier*, Praef. ad Josipp. p. VII. 4) Eine angeblich frühere Ausgabe (Constantinop. 1490. F.) existirt nicht.

5) Vgl. *Wolfii* Bibl. hebr. Tom. I. p. 508—523 und *C. Oudin*, De script. eccles. T. II. p. 1032—1062.

20) Josephus (Flavius), der jüdiſche Geſchichtſchreiber, ſ. am Ende des Buchſtaben I.

21) Josephus aus Madrid, ſ. Joseph aus Madrid.

22) Josephus Maria von Ancona, ſ. Joseph Maria von Ancona.

23) Josephus Maria a Cento, ſ. Joseph Maria a Cento.

24) Josephus a Matre Dei, ſ. Lainez (Joseph).

25) Josephus, Biſchof zu Modon auf Morea, lebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts und hielt ſich, obgleich von Geburt ein Grieche, zur lateiniſchen Kirche. Ob er ſich auf dem Concilium von Florenz befand, iſt ungewiß. Viele Schriftſteller behaupten dies zwar, bei den Unterſchriften des Conciliums findet ſich aber ſein Name nicht. Vielleicht entſtand der Irrthum dadurch, daß er eine auf dieſe Kirchenverſammlung bezügliche Schrift ausarbeitete. Als ſich der Patriarch von Conſtantinopel mit ſeinem Gefolge nach Florenz begab, befand ſich Joſephus zu Modon und empfing die Reiſenden, welche hier raſteten, auf ſehr ehrenvolle Weiſe [1]). Das Jahr ſeines Todes iſt ungewiß. Seine Vertheidigung der Anſichten des florentiniſchen Conciliums gegen die Angriffe des Biſchofs von Epheſus, Marcus Eugenicus („*Ἀπολογία εἰς τὸ γραμμάτιον κῦρ Μάρκου τοῦ Εὐγενίκου μητροπολίτου Ἐφέσου, ἐν ᾧ ἐκτίθεται τὴν ἑαυτοῦ δόξαν, ἣν εἶχε περὶ τῆς ἐν Φλωρεντίᾳ ἁγίας καὶ ἱερᾶς συνόδου*“), findet ſich nebſt der lateiniſchen Überſetzung des Johannes Matthäus Caryophilus in den Concilienſammlungen, und iſt nicht minder langweilig, als die übrigen Machwerke, welche dieſen unfruchtbaren, endloſen Streit betreffen. In dieſer Schrift ſpricht Joſephus von einer andern Apologie der fünf Hauptlehrſätze der lateiniſchen Kirche gegen die griechiſche („*Ὑπὲρ εἰρήνης καὶ βοηθείας τῇ πατρίδι, παράκλησις πρὸς τὴν ἀνατολικὴν σύνοδον ἐν Φλωρεντίᾳ*“), welche er verfaßt habe. Eine ſolche Apologie iſt nun auch gedruckt (griechiſch und lateiniſch in den Acten des Conciliums zu Florenz, Rom. 1577. F., lateiniſch Diling. 1581. 8. und neugriechiſch mit lateiniſcher Überſetzung, Rom. 1628. 4.), aber unter dem Namen des bekannten griechiſchen Theologen Gennadius (ſ. d. Art.), weshalb ſie auch dieſem gewöhnlich zugeſchrieben wird. Die Behauptung, daß ſie nicht ihm, ſondern Joſephus angehöre [2]), wird Jedem, der da weiß, von wie vielen Theologen derſelbe Gegenſtand, und zwar unter denſelben Titeln, ausgebeutet wurde, zu voreilig erſcheinen. Die Schrift des Joſephus kann ja noch ungedruckt ſein, was übrigens für die Wiſſenſchaft durchaus kein Verluſt iſt. Leo Allatius [3]) hält dieſen Joſephus auch für eine und dieſelbe Perſon mit dem Archipresbyter Joannes Pluſiadenus, der eine Schrift über den Streit zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche und über das Concilium von Florenz („*Περὶ τῆς διαφορᾶς τῆς οὔσης μέσον Γραϊκῶν καὶ Λατίνων· ἔτι τε καὶ περὶ τῆς ἱερᾶς καὶ ἁγίας Συνόδου ἐν Φλωρεντίᾳ*“) verfaßte (griechiſch und lateiniſch in des Leo Allatius Graecia orthodoxa. Tom. I. p. 583—651), weil er eine Handſchrift der Vertheidigung des Joſephus gegen Marcus Eugenicus ſah, welche den Namen des Joannes Pluſiadenus an der Spitze trug, und weil in einer andern Handſchrift mehre Faſtenreden in neugriechiſcher Sprache unter dem Namen eines Joſephus Pluſiadenus, Biſchofs von Modon, vorkommen. (*Ph. H. Kulb.*)

26) Josephus von Paris, ſ. Joseph der Capucinermönch.

27) Josephus Presbyter, lebte zu Anfange des neunten Jahrhunderts in Conſtantinopel und machte ſich dadurch einen Namen, daß er, wider den Willen des Patriarchen Taraſius, die unerlaubte Ehe des Kaiſers Conſtantinus mit der Theodora eingeſegnet hatte. Er wurde deshalb ſeines Amtes entſetzt, in der Folge aber, als ſich der Kaiſer Nicephorus ſeiner annahm, von dem Nachfolger des Taraſius wieder eingeſetzt. (*J. T. L. Danz.*)

28) Josephus de Siguenza, ein Spanier, aus Siguenza gebürtig, lebte zur Zeit der Reformation, war Mönch vom Orden der Hieronymiten in ſeinem Vaterlande, ſchrieb die Geſchichte ſeines Ordens (Historia de la Orden de San Geronimo. 2 Voll. Fol.) und außerdem noch kleine theologiſche Schriften, z. B. einen Commentar über: Jesus Christus heri et hodie; de sensibus Scripturae regulisque ad eandem intelligendam etc., Sermones etc., welche Schriften Nicolaus, Biſchof von Leon, 1650 herausgab. (*R.*)

Josepin (Giuseppino), ſ. Cesari (Giuseppe).

Josepova, ſ. Josephova.

Josgu, Fürſtenthum in Japan, ſ. Ijo.

JOSIA (יֹאשִׁיָּהוּ, Ἰωσίας bei den LXX), der Sohn Amon's, gelangte ſchon im achten Lebensjahre auf den Thron von Jeruſalem und regierte 31 Jahre, ungefähr von 640 bis 610 vor Chr. (2 Kön. 22, 23. 2 Chron. 34, 35). Zu ſeiner Zeit war Juda tief herabgekommen, theils durch feindliche Gewalt, theils durch Geſetzloſigkeit und Verwilderung im Innern, und aus den Schriften der gleichzeitigen Propheten, Zephanja, beſonders aber Jeremia, läßt ſich nur ein düſteres Gemälde des damaligen Zuſtandes entwerfen. Die theokratiſche Partei, welche entweder die Vormundſchaft über den jungen König geführt hatte, oder ſonſt zu dem lang entbehrten Einfluſſe auf den Gang der Dinge gelangt war, verſuchte zwar mittels durchgreifender Reformen das Volk zu heben, oder doch vor dem Untergange zu bewahren, aber ſelbſt ihre beredteſten Sprecher gaben ſich nur ſelten und zaghaft der Hoffnung des Gelingens hin. Dieſe Reformen knüpften ſich an die im 18. Jahre [1]) ſeiner Regierung erfolgte Auffindung des Geſetzbuches, eine Begebenheit, deren Verſtändniß und Beurtheilung Schlüſſel und Maßſtab für die Geſchichte der ganzen hebräiſchen Literatur werden dürfte. Der doppelte, durchaus übereinſtimmende, Bericht der Quellen geht dahin, daß der Prieſter Hilkia dem königlichen Schreiber Saphan, bei einer anderweitigen

1) *Sylv. Sguropuli* Hist. Concil. Flor. Sect. IV. c. 4. 2) *C. Oudin*, Comment. de script. eccles. Tom. III. p. 2423. 3) De consensu utriusque ecclesiae. l. III. c. 3.

1) 2 Chron. 34, 3 läßt ſie ausdrücklich ſchon ſechs Jahre früher beginnen.

Veranlassung, ein Buch einhändigte, welches er behauptete gefunden zu haben, und welches er für „das Gesetzbuch" (סֵפֶר הַתּוֹרָה) erklärte. Saphan las es sofort dem Könige vor, welcher in schmerzlicher Überraschung sein Gewand zerriß und die Prophetin Hulda um Bescheid fragen ließ. Das ganze Volk wurde hierauf mit dem Buche bekannt gemacht, auf die darin enthaltenen Satzungen verpflichtet, und der König legte Hand an, Alles denselben gemäß einzurichten.

Hier begegnen uns zwei wichtige Fragen: Was hat es mit diesem Finden des Gesetzes für eine Bewandtniß? und was enthielt das gefundene Buch? In älterer Zeit ging man flüchtig über diese Fragen hinaus und begnügte sich im Allgemeinen, auf die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Vernachlässigung des Mosaischen Gesetzes unter antitheokratischen Regierungen hinzuweisen, im Besondern aber in dem gefundenen Exemplare das Autograph Mosis zu erkennen. Beides aber hält vor der Kritik nicht Stich. Gegen letzteres streitet das Schweigen des Textes, der Verlauf der Geschichte, wo nicht blos das Exemplar, sondern der Inhalt als neu erscheint, die Unwahrscheinlichkeit der Erhaltung eines so alten Buches und die ebenso große der Vernachlässigung desselben von Seiten treuer Priester, wenigstens während der 18 Jahre Josia's, endlich selbst die Möglichkeit für den Schreiber Saphan, es so ohne Weiteres zu lesen, wenn es schon 1000 Jahre alt war. Selbst die Auskunft, es sei nur ein besonders merkwürdiges Exemplar gewesen, begegnet nur einem Theile dieser Einwürfe und vermehrt die Schwierigkeit auf der andern Seite, weil man nun noch weniger begreift, wie denn die äußerliche Merkwürdigkeit eines einzelnen Exemplars eine solche Bestürzung und solche Kraftanstrengung wecken konnte! Man kommt daher immer wieder auf die Frage, wie sich das Vergessen des Inhalts des Gesetzes von Seiten der Priester und Leviten, deren Existenz daran geknüpft war, überhaupt denken lasse. Daß ungünstige politische und moralische Verhältnisse das Gesetz zurückdrängten, seine Vertreter niederhielten, ist wohl begreiflich, aber nicht, wie nach Veränderung jener Verhältnisse nicht augenblicklich auch diejenigen, welche dem Gesetze anhingen und selbst aus Interesse anhängen mußten, es wieder geltend gemacht haben sollten! Dazu bedurfte es ja nicht erst eines Buches; die Überlieferung reichte vollkommen aus; die Priester oder Propheten brauchten nur zu reden, und Josia war bereit zu gehorchen. Dies fühlte der Chronist und läßt deswegen auch die Reform vor dem Funde anfangen, allein dies reicht nicht aus! Erst aus dem Buche lernt die jüdische Welt, daß sie ein Passah halten soll, wie seit Josua nie gehalten worden[2]); erst aus dem Buche, daß auch der Höhendienst verboten sei, welchen selbst der fromme Josaphat unverfänglich gefunden, der doch auch das Gesetz hatte predigen lassen. Das hätten doch die Priester vor dem Funde wissen und darum auch sagen müssen. Die Geschichte, wie sie gewöhnlich aufgefaßt und erklärt wird, ist unbegreiflich, denn nach dieser Erklärung müßten die Priester gesagt haben: Wir besaßen einst ein Gesetzbuch, wissen aber nicht, was darin stand; wer aber möchte sich eine solche Wendung gefallen lassen? Sie ist unhistorisch, geschmacklos und wunderlich.

Die Kritik schließt aus diesen nur kurz entwickelten Gründen, daß das Gesetzbuch vor dieser Zeit nicht so existirt habe[3]); es fragt sich nur, in welchem Umfange es damals zum Vorschein kam. Hier gehen die Meinungen aus einander. Die Einen sehen darin das Deuteronomium, folglich den Schluß der ganzen Mosaischen Gesetzsammlung, und glauben so ein Datum für die letzte Redaction des ganzen Pentateuchs zu finden; die Andern wollen nur den Anfang dieser großen Arbeit hier entdecken, und suchen daher Stücke der ersten Bücher Mosis in dem Funde nachzuweisen. In beiden Ansichten scheint ein Theil der Wahrheit enthalten zu sein. Was wir in der Relation von dem Inhalte des Buches erfahren, weist wirklich auf das Deuteronomium. Hier finden sich C. 28 die Flüche und Drohungen, vor denen der König erschrickt; hier sind alle Arten des Götzendienstes verboten, C. 5. 7, ferner auch Zauberei und Todtenbeschwörung C. 18; endlich ist hier auch das Passah angeordnet C. 16. Soweit bleibt also die erste Ansicht gerechtfertigt, daneben aber die Möglichkeit offen, daß entweder die Gesetzsammlung mehr als einmal vollständig ausgegeben, oder aber mit ebendiesem Theile erst der Anfang gemacht worden war; denn der dritte Fall, daß andere Theile bereits vorhergegangen wären, ist durch die obigen Gründe schon ausgeschlossen. Fragen wir nun die nächstfolgenden Schriftsteller um ihre Bekanntschaft mit dem Mosaischen Gesetze, so kommen wir zu den überraschendsten Entdeckungen. Jeremias, der Zeitgenosse Josia's, kennt das geschriebene Gesetz Jehova's, doch ohne bei dessen Erwähnung Mosis Namen zu nennen. Erweislich aber fällt keine seiner Reden, worin es genannt wäre, vor das 18. Jahr des Josia, und das Merkwürdigste ist, daß überall, wo bestimmte, einzelne Gesetze berührt werden, diese sich grade im Deuteronomium finden. Vgl. Jer. 3, 1 über Ehescheidung mit Deut. 24. Jer. 34, 13 über Freilassung der Knechte mit Deut. 15. Besonders aber Jer. 7, 22 fg., wo Jehova erklärt, er habe keine Gesetze über Brandopfer und Schlachtopfer gegeben, mit dem ganzen Deuteronomium, wo wirklich nicht ein solches Gesetz vorkommt, während die andern Bücher davon voll sind[4]) und grade diese Ceremonien mit nichten als Nebendinge behandeln. Auch finden sich die Schlußworte der Stelle des Jeremias grade häufig im Deuteronomium 7, 6. 14, 2. 26, 18. Dazu kommt noch die auffallende Ähnlichkeit zwischen der Sprache dieses Buches und der des Jeremias,

2) Sollte sich dies auf die Pracht beziehen, nicht aber auf Form und Bedeutung, so würden beide Quellen den Salomonischen Cultus nicht vergessen haben. Und in der That kommt in der ganzen hebräischen Geschichte, von der Richter Zeit an bis hierher, kein Passah vor.

3) Der Beweis, daß die sogenannten Mosaischen Gesetze überhaupt in der Periode der Richter und Könige nicht bekannt waren, kann noch viel weitläufiger geführt werden, gehört aber mehr in die Untersuchungen über den Pentateuch überhaupt. 4) Im Deuteronomium werden allerdings Opfer erwähnt, aber als etwas Bestehendes, Gebräuchliches; keine Regeln für den Ritus werden gegeben

welche schon zu einer Zeit erkannt war, wo man noch gar keine Ahnung von der kritischen Wichtigkeit dieser Entdeckung hatte und die jetzt zum allgemeinen Bewußtsein gebracht ist [5]). Der Zeitgenosse von Jeremias, Ezechiel, gibt nur wenige Ausbeute; das Gesetz wird nur in einigen Stellen (22, 26. 44, 24) namentlich aufgeführt, und da dieser Prophet nicht in Jerusalem lebte, so begreift sich dieses Stillschweigen um so leichter. Ganz besonders wichtig ist aber, daß, während Jeremias (und Deuteronomium) zwischen Priestern und Leviten nicht unterscheidet, Ezechiel C. 44 weissagend die Leviten vom Heiligthume ausschließt und zu diesem nur eine priesterliche Familie zuläßt, grade sowie es wirklich in den andern Mosaischen Büchern verordnet ist. Endlich bestätigt auch das Buch Josua (s. d. Art.) diese Entdeckung auf eine glänzende Weise. Andere aus der Vergleichung der einzelnen Bücher entnommene Beweise für die Priorität des Deuteronomiums übergehen wir hier der Kürze wegen [6]).

Aus dem Bisherigen muß die Kritik schließen, daß ein geschriebenes Gesetz, wenigstens in sofern es einen Theil unseres jetzigen Pentateuchs bildete, vor Josia nicht vorhanden war. Zwar finden sich unter mehren frühern Königen Spuren von förmlicher Promulgation von Gesetzen, die aber wahrscheinlich als bloße mündliche Proclamationen anzusehen sind. Erst unter Josia faßten die Leiter des Volkes den Entschluß, die theils von den Vätern überlieferten, theils von ihnen selbst den Bedürfnissen des Augenblicks angepaßten Gesetze, welche den Typus der ursprünglichen Mosaischen Ideen von der Einheit Gottes und der Theokratie, oder den Charakter der späteren aus den Mosaischen Ideen entwickelten Gesetze beibehielten, geschrieben der Nation vorzulegen. Die Auflösung des Staats, welche ganz unvermeidlich war, mahnte dringend dieses Mittel als das einzige an, die Nation vor dem Untergange zu bewahren, denn ohne Sicherstellung der Mosaischen Ideen wäre sie spurlos in den andern Völkern aufgelöst worden. Diese erste schriftliche Gesetzgebung begriff, was wir jetzt Deut. 4, 44 — Cap. 28 lesen, wozu später noch ein Prolog (1, 1—4, 40) und ein Epilog (C. 29. 30) kam. Über die Sache selbst kann man verschieden urtheilen, nur hüte man sich, dieselbe aus dem Gesichtspunkte moderner Begriffe von literarischem Eigenthume zu richten und zu übersehen, daß alle theokratische Gesetzgebung bei den Hebräern vor und nach Josia, eine fortlaufende Entwickelung von Begriffen und Gebräuchen war, deren Ursprung in dem Dunkel einer heiligen Vorzeit verschwand, also nie schlechthin eine Innovation genannt werden durfte.

Die Reform Josia's erstreckte sich selbst auf diejenigen Landestheile, welche einst zum Reiche Israel gehört hatten. Allein das gesunkene Ansehen des Prophetenthums und der Königswürde hinderten den Erfolg ebenso sehr, wie die politischen Parteiungen, welche die letzten Kräfte des Staats aufzehrten. Es hätte auch mehr als menschliche Klugheit dazu gehört, die Selbständigkeit dieses kleinen, wehrlosen Reichs zu bewahren in dem zerstörenden Conflicte zweier benachbarten Großmächte, welche eben damals, aus der Gährung eines innern Kampfes emporgewachsen, die entfesselten Kräfte nach Außen wirken zu lassen strebten. Ägypter und Chaldäer standen sich gegenüber, Juda mußte Partei nehmen: der Geist ließ die Propheten den Sieger zum Voraus wissen und Josia zog dem König Necho entgegen, als dieser in Asien einfiel, um den Chaldäer in seinen Grenzen aufzusuchen. Aber die von Jeremias (C. 46 fg.) so glänzend besungene Niederlage der Ägypter erfolgte erst später, und Josia fiel in dem ungleichen Kampfe, welchen er denselben in der Ebene von Megiddo zwischen dem Karmel und Thabor lieferte (611 oder 609 vor Chr.). Jeremias dichtete Klagelieder auf den vielbeweinten, edeln Fürsten, und selbst ins Ausland drang, wenn auch entstellt, die Kunde von der Schlacht [7]). (*Ed. Reuss.*)

5) Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache und Schrift. S. 32. v. Bohlen, Die Genesis. Einl. S. 167. 6) George, Die jüdischen Feste. S. 13—69.

7) *Herodot.* II, 159 läßt durch Necho die Syrer *ἐν Μαγδώλῳ* schlagen und diesen die Stadt *Καδύτις* (Gaza? nach Andern Jerusalem) einnehmen; s. die Lit. bei Winer, Realw. I, 642. 2. Aufl.

JOSIAS. I. Herzog von Sachsen-Coburg, s. Franz Josias, Herzog von Sachsen-Coburg.

II. Grafen von Waldeck.

Josias I., Stammvater aller jetzt noch lebenden Fürsten und Grafen von Waldeck, war der dritte Sohn des Grafen Wolrad II. von Waldeck und Anastasia Güntherinen's von Schwarzburg. Geboren zu Eisenberg den 8. (?10.) März 1554, empfing er am Hofe des Kurfürsten August von Sachsen seine Erziehung, wo er vermuthlich auch seine nachmalige Gattin Maria, Tochter des Grafen Albert von Barby, kennen lernte, die er im Jahre 1582 ehelichte. Josias folgte seinem Vater am 15. April 1578 in der Regierung, so beschränkt auch dieser Wirkungskreis in Beziehung auf seinen geringen Antheil an der Grafschaft damals war (erst seinen beiden Söhnen fiel die ganze Grafschaft durch Erbschaft zu), bekam 1585 einen unglücklichen Vormundschaftsstreit wegen des unmündigen Sohnes vom eben verstorbenen Grafen Günther von Waldeck, worin er den abweisenden Bestimmungen Hessens nachgeben mußte, und starb, als eifriger Anhänger der Lutherischen Eintrachtsformel, am 6. Aug. 1588 auf dem Schlosse zu Eisenberg. Seine Witwe (geb. 1563) vermählte sich 1592 wieder mit dem Grafen Georg von Erbach, starb am 19. Dec. 1619 zu Waldeck im zweiten Witwenstande und wurde neben ihrem ersten Gemahle zu Korbach begraben. Die Kinder, welche sie demselben geboren hatte, sind außer einer Tochter, Maria Anastasia, die am 5. März 1585 in früher Kindheit starb, 1) Christian, hin und wieder auch Christian Ludwig geheißen, geb. den 24. Dec. 1585, der seine Bildung am landgräflichen Hofe zu Cassel, auf der Universität zu Strasburg und auf Reisen in Frankreich

empfing, sich mit Elisabeth von Nassau-Siegen verehelichte und in Folge der mit seinem jüngern Bruder unternommenen Landestheilung die gräfliche Linie Waldeck-Eisenberg gründete; 2) Juliane, geboren 1587, vermählte sich mit dem Grafen Ludwig von Erbach und starb am 28. Febr. 1622. 3) Wolrad IV., geboren 1588, studirte zu Strasburg und bereiste Frankreich. Er ward nachmals der Gründer der gräflichen Linie Waldeck-Wildungen, nachdem er Anna von Baden zum Weibe genommen hatte, und brachte die Grafschaft Kuylenburg und mehre andere niederländische Herrschaften an sein Haus, welches 1692 wieder ausstarb, sich zuvor aber den Reichsfürstenstand erworben hatte [1]).

Josias II., Großenkel des vorhergehenden Grafen und zweiter Sohn Philipp's VII. von Waldeck-Eisenberg und Anna Katharinen's von Sayn-Witgenstein. Geboren den 3. Juli 1636, kam er nach dem Tode seines Vaters (1645) unter die Vormundschaft seiner Mutter und Verwandten, die ihm und seinem ältern Bruder, Christian Ludwig, eine treffliche Erziehung geben ließen. Nachdem er 1649 mit seinem Vetter, dem nachmals kriegserfahrenen Feldherrn Georg Friedrich von Waldeck-Wildungen den nürnberger Congreß besucht hatte, suchte er sich mit seinem vorhingedachten Bruder durch einen zweijährigen Aufenthalt in Holland, wohin sie sich im October 1650 begaben, weitere Ausbildung zu verschaffen; sodann besuchten Beide im Mai 1653 den Reichstag zu Regensburg, wo sie bei Kaiser Ferdinand III. eine freundliche Aufnahme fanden und bereicherten hierauf ihre Kenntnisse noch durch Reisen in Italien und Frankreich. Sobald Josias nun seine ersten Waffendienste bei dem großen Kurfürsten von Brandenburg und dem Könige von Schweden im polnischen Kriege mit Auszeichnung verrichtet hatte, erschien er in den Kämpfen Kaisers Leopold I. mit den Türken als kaiserlicher Generalmajor und that sich durch unermüdliche Thätigkeit und Wachsamkeit hervor. Seine Anstrengungen bei der Belagerung Kanisa's im Frühjahre 1664 warfen ihn eine Zeit lang aufs Krankenlager. Im September 1668 wurde er in die Dienste der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg gezogen, die ihn zum Befehlshaber (General) über ein für die Republik Venedig bestimmtes Hilfscorps von 2400 Mann bestellten. Diese kleine Schar war vertragsmäßig zur Rettung der Insel Candia aus der Gewalt der Türken bestimmt worden und die Brüder-Herzoge, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernst August von Lüneburg, begleiteten sie in den ersten Monaten des Jahres 1669 bis Verona, wo sie sich vom beschwerlichen Marsche erholte. Hierauf wurde ihr in der Umgegend von Venedig gute Pflege gegeben und auf einer der Laguneninseln musterte sie Graf Josias den 12. März im Beisein von Abgeordneten der Republik. Erfreut über die auserlesenen, gut ausgerüsteten Kriegsleute, voll Kampflust, welche 18 Ingenieurs mit sich führten, verehrte die Signoria dem Grafen eine goldene Kette von 1000 Kronen an Werthe, jedem Obersten, deren zwei waren, einen ähnlichen Schmuck von 200 Kronen, jedem der 16 Hauptleute ein Kleinod, 100 Kronen werth, und ebenso bekamen die Lieutenants und Fähndriche verhältnißmäßige Geschenke, die Gemeinen aber den doppelten Monatssold. Am 14. desselben Monats verabschiedete sich Josias beim Senate, schiffte sich mit seiner Mannschaft ein und landete, nach mehren ausgestandenen Gefahren auf der See, am 14. April in Candia. Hier trat er unter den Oberbefehl des Generalcapitains Morosini und kämpfte mit rastloser Thätigkeit ruhmvoll gegen die Türken, bis er Eingangs Juli eine gefährliche Schußwunde in den Schenkel bekam, an welcher er am 29. Juli 1669 starb. Sein verlassenes Häuflein stritt noch bis zum Verluste der Insel an die Osmanen tapfer und zog dann nach Hause. Josias hatte sich 1659 mit Wilhelmine Christine von Nassau-Siegen (gest. 21. Jan. 1700) vermählt und mit ihr sieben Kinder gezeugt, von welchen nur eine Tochter, Charlotte Johanna, am Leben geblieben war, die sich in der Folge mit Herzog Johann Ernst von Sachsen-Saalfeld verheirathete. S. den Art. **Johann Ernst VIII. von Sachsen Ernestinischer Linie** [2]).

Josias III., Stifter der noch blühenden gräflichen Linie zu Bergheim, die sich gegenwärtig von Waldeck-Pyrmont nennt, ist der jüngere Sohn des regierenden Grafen Christian Ludwig aus zweiter Ehe mit Johanna von Nassau-Idstein und geboren den 20. Aug. 1696. Er trat nach empfangener Ausbildung in französische Waffendienste und brachte es darin bis zum Brigadier. Dieses Verhältniß gab er 1736 auf und nahm kaiserliche Dienste an, worin er als Befehlshaber eines Dragonerregiments bezeichnet wird. Späterhin trat er in den Privatstand zurück und errichtete seinen Wohnsitz zu Bergheim, wo er den 2. Febr. 1763 an einem hitzigen Brustfieber starb. Im Jahre 1745 führte er nach Moser einen Proceß mit dem Fürsten von Waldeck, wegen Verletzung des Erstgeburtsrechts, beim Reichshofrathe; indessen wurde er für sich und seine Nachkommen mit einer gewissen Apanage und den waldeck'schen Orten Bergheim, Melba und Königshagen, die mit Gerichtsbarkeit und andern obrigkeitlichen Gerechtsamen in paragirenden Bestimmungen versehen wurden, ausgestattet, und hatte sich im Jahre 1757 einen, auch auf seine männlichen Nachkommen übergegangenen, Antheil an der damals reichsunmittelbar gewesenen Grafschaft Limpurg-Gaildorf durch seine Gat-

1) Vgl. das Chronicon Waldeccense in *Hahnii* collectio monumentor. veter. I, 847 sq., David Chyträus, Chronik von Sachsen. S. 497 und von Rommel's Geschichte von Hessen. VII, 196 fg., wo, wie bei Moser, den Linien Eisenberg und Wildungen die wahren Stammväter nachgewiesen werden, während noch in neuerer Zeit von einigen Statistikern Widersprüche deshalb gemacht worden sind.

2) *Hahnii* collectio monumentor. veter. I, 874, das Theatr. Europ. IX, 1155 sq., X, 2, 130—141, wo auch ein Brustbild des Grafen Josias zu sehen ist, und Pfeffinger's Historie des Hauses Braunschweig-Lüneburg. III, 40 fg. Der Rector Joh. Christoph Rumetsch zu Speier schrieb und gab 1676 eine gekünstelte und mit vielen gelehrten Anmerkungen versehene Lobschrift auf Josias II. unter dem Titel heraus: Sanguine purpuratus in Candia Germaniae Candor, sive beatae memoriae Cippus illustrissimo Comiti ac Domino D. Josiae Waldeccensi et Piermontano etc. Fol.

tin, welche dort mitregierend war, erworben. Diese Gattin, Dorothea Sophie Wilhelmine, geborene Gräfin von Solms-Assenheim (geb. am 27. Jan. 1698 und gest. den 6. (?26.) Febr. 1774), hatte er am 27. Jan. 1725 geheirathet und mit ihr sieben Kinder gezeugt [3]), darunter Georg Friedrich Ludwig der Belgier und

Josias IV., welcher dem ebengenannten kinderlosen Bruder am 9. April 1771 in der paragirten Grafschaft folgte. Dieser Josias (Wilhelm Leopold; fälschlich Julius Wilhelm Leopold geheißen) war den 16. Oct. 1733 geboren, trat zeitig in kursächsische Militairdienste und vertauschte dieselben 1756 mit den französischen, welche er 1762 als Oberst wieder aufgab. Er starb den 4. Juni 1788, nachdem er sich erst am 5. März 1772 mit Christine Wilhelmine von Isenburg-Büdingen (geb. 21. Juni 1756) vermählt und mit ihr fünf Söhne und eine Tochter gezeugt hatte. Die Witwe erlebte ein hohes Alter und starb ziemlich gleichzeitig mit ihrem ältesten Sohne, dem Grafen

Josias V. (Wilhelm Friedrich Christian Karl). Geboren den 13. Mai 1774, wuchs er unter mütterlicher Vormundschaft auf, nahm dann preußische Waffendienste, die er als Hauptmann 1797 wieder aufgab, und wurde späterhin Oberst und Chef des fürstlich waldeck'schen Contingents. Graf Josias von Waldeck und Pyrmont, oder von Waldeck-Bergheim, vermählte sich am 10. Jan. 1802 mit Wilhelmine Karoline Luise von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (geb. 23. April 1774) und folgte derselben, da sie im Jahre 1818 kinderlos gestorben war, den 9. Juni 1829 in die Gruft nach. Sein Nachfolger in der Grafschaft wurde sein jüngerer Bruder Karl. (*B. Röse.*)

JOSIDA oder **JOSJIDA**, Hauptstadt des Fürstenthums Mikawa in der Landschaft Tokaydo*) auf der japanischen Insel Niphon. Sie liegt auf einer Anhöhe, deren Fuß ein Fluß bespült, der sich einige Meilen unterhalb in den Ocean mündet, und begreift nach Kämpfer (II. pag. 251) in einer langen und einigen Nebenstraßen etwa 1000, in ihren beiden längs der Landstraße (von Miako nach Jeddo) erbauten Vorstädten aber noch andere 350 Häuser. Kämpfer brauchte eine Stunde, um sie zu durchziehen. An der Nordostseite der Stadt liegt ein Schloß, das auf drei Seiten mit Graben und Wällen, auf der vierten aber durch den vorbeifließenden Fluß befestigt ist, dessen hohe, weiße und zierliche Mauern aber ohne Wehr- und Schießthüren sind, da es nur zu einem temporairen Aufenthalte der durchreisenden Großen bestimmt ist. Kämpfer sagt ferner, daß man in Josida viele Schmiedearbeit verfertige, allein Klaproth bezeichnet diese Stadt als einen der Hauptmärkte des japanischen Gewerbfleißes. (*Klähn.*)

JOSIMATH, Dorf in dem vorderindischen Districte Gurwal und in der gleichnamigen Provinz, Präsidentschaft Bengalen. Es liegt unter 30° 34′ nördl. Br. und 97° 12′ östl. L., an der Vereinigung des Dauli und Vishnu, zählt noch nicht 200 Häuser, hat aber einen berühmten Tempel des Nara Singh und dient dem Oberpriester von Bhadrinath jährlich sechs Monate lang zur Residenz. (*C. M. S. Fischer.*)

Josippon, s. Josephus Gorionides.

Josjida, s. Josida.

JOSLENUS oder **JOSLIN VON VIERZY**, ein ebenso tugendhafter als gewandter Staatsmann des 12. Jahrhunderts, hatte sich der Theologie gewidmet und sowol in dieser als auch in andern Wissenschaften ausgezeichnete Kenntnisse erworben. Nach Beendigung seiner Studien ward er Erzdiakon zu Bourges und dann Lehrer der Theologie zu Paris. Sein Ruhm verbreitete sich schnell und veranlaßte seine Ernennung zum Bischof von Soissons. Ludwig VII. berief ihn in seinen Staatsrath, in welchem er durch seine strenge Rechtlichkeit und sein richtiges Urtheil viel vermochte. Auf den Concilien zu Troyes (1127) und zu Paris (1142) erwarb er sich durch seine Handlungsweise allgemeinen Beifall. Er starb im Jahre 1152. Seine Frömmigkeit wird von seinen Zeitgenossen, die ihm besonders die Stiftung zahlreicher Klöster als hohes Verdienst anrechnen, sehr gepriesen. Das einzige Werk, welches bis jetzt von ihm bekannt geworden ist, die Expositio symboli et orationis dominicae" (in E. Martene's und U. Durand's „Veterum scriptorum et monumentorum amplissima collectio." Tom. IX. p. 1101—1120) enthält nur Gewöhnliches. (*Ph. H. Külb.*)

JOSLOWITZ, mährisch **JAROSLAWICE**, 1) eine große, dem Grafen Wilhelm von Hompesch-Boltheim gehörige Allodialherrschaft im znaymer Kreise des Markgrafthums Mähren, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einem Flächeninhalte von 25,108 Jochen 744 □Kl. eines meist ebenen Bodens, 10,597 katholischen Einwohnern teutscher Zunge, welche in 4 Märkten, 9 Dörfern und 1555 Häusern wohnen und vom Acker- und Weinbaue, von einigen Gewerben und vom Taglohne leben. Das Gebiet der Herrschaft, auf dem sich nur hier und da einige unbedeutende Hügel von aufgeschwemmter Erde erheben, wird von der Taja, von dem Jaispitzerbache und dem Deinisch bewässert, und umfaßt an landwirthschaftlich benutzter Bodenfläche 2672 J. 468 □Kl. obrigkeitliche und 15,678 J. 315 □Kl. unterthänige Äcker; 111 J. 809⅖ □Kl. obrigkeitl. und 2430 J. 1172⅖ □Kl. unterth. Weingärten; 497 J. 356⅘ □Kl. obrigkeitl. und 1240 J. 354 □Kl. unterth. Hutweiden; 921 J. 1221⅘ □Kl. obrigkeitl. und 726 J. 1051 □Kl. unterth. Wiesen; 713 J. 1562 □Kl. obrigkeitl. Waldungen, endlich 2 J. 1121⅖ obrigkeitl. und 113 J. 312⅘ □Kl. unterth. Gärten. Der tragbare Boden besteht in seiner oberen Schicht aus fruchtbarer Dammerde, die auf Lehm oder Sand aufgelagert ist, alle Getreidearten des gemäßigten europäischen Erdstrichs, Hülsenfrüchte, Hirse und Gemüse, die gemeineren Obstsorten und Wein hervorbringt und reich an Wald ist. Der Viehstand umfaßt 940 Pferde, 2181 Rinder, 5782 Schafe, 2187 Stück Borstenvieh und 37

3) Vgl. Fortgesetzte und neue genealog. Nachrichten, Jahrg. 1763, S. 805, wo der Verfasser den Grafen Josias III. 1699 geboren werden läßt, so auch die Voigtel'schen Geschlechtstafeln; Krebel, Klüber und Andere haben das oben im Texte stehende Jahr.

*) Nach Robert's Karte in der Landschaft Jetsegen.

Ziegen. An Weinen werden jährlich gegen 18,000 Eimer erzeugt und zum Theil nach Österreich verhandelt. Zwei Handelsstraßen durchschneiden das Territorium. Übrigens befinden sich auf dieser Herrschaft noch 6 Pfarren, 3 Localien, 11 Trivialschulen, 8 Armenanstalten, 1 Meierhof, 3 Schäfereien, 6 Wundärzte und 5 Hebammen.

2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken und Amtsort, in der Nähe der österreichischen Grenze, im Thale unweit vom rechten Ufer der Taja und unfern von der Einmündung der Pulka in jene, 2 Meilen ostwärts von der Kreisstadt entfernt, mit 182 Häusern, 1257 Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum erdberger Dekanate des brünner Bisthums gehört, unter obrigkeitlichem Patronate steht und 1297 Pfarrkinder zählt, einer dem heiligen Abte Egydius geweihten, in den Jahren 1790 und 1791 erbauten Kirche, einer Schule, einem großen, im Jahre 1730 in einem edlen Style und länglichen Vierecke erbauten herrschaftlichen Schlosse, welches auf einer Anhöhe über dem Orte liegt, eine öffentliche Kapelle und einen eigenen Schloßkaplan hat und von einem Lust- und Fasanengarten umgeben ist; einem obrigkeitlichen Meierhofe, einer Branntweinbrennerei, einem Gasthause, einer Armenanstalt und zwei Jahrmärkten. Bereits im Jahre 1255 war hier eine Burg, 1325 eine Pfarre und seit dem 15. Jahrhunderte stand nächst dem Orte eine Feste. Die Herrschaft Joslowitz wurde im Jahre 1790 für 890,000 Fl. und 2000 Dukaten Schlüsselgeld, im Jahre 1801 um 958,478 Fl. und im Jahre 1808 um 1,400,000 Fl. verkauft. (*G. F. Schreiner.*)

Josomirgott, s. **Heinrich**, Herzog von Österreich (2. Sect. 4. Th. S. 343.).

JOSQUIN DES PRÈS oder **Desprèz**, auch **Giosquino del Prato** und **Jodocus Pratensis** genannt, gehört unter die merkwürdigen Männer, deren Herkunft, Geburts- und Todesjahr, trotz ihrer Berühmtheit, so wenig gewiß ist, daß sich Niederländer, Teutsche, Franzosen und Italiener um die Ehre stritten, ihn den Ihrigen zu nennen. Der fleißige, aber auch nicht selten oberflächliche und schnellgläubige Burney hielt ihn, seiner vorgefaßten Meinung wegen, es sei Italien das erste Hauptland harmonischer Gesänge, für einen Toscaner aus der Stadt Prato, weil Josquin auch a Prato genannt wurde. Forkel entscheidet nicht, möchte ihn jedoch gern als einen Teutschen gelten lassen. Die verschiedenen Ansichten findet man in Gerber's neuem Ler. der Tonkünstler; auch werden daselbst die noch vorhandenen Werke dieses größten Contrapunktisten seiner Zeit angeführt. Perne in der **Revue musicale. 1827. No. 36** lieferte auch eine Untersuchung über Josquin, welche Fétis mit Bemerkungen begleitete. Die hauptsächlichsten Ergebnisse waren: Josquin, geboren zu Cambray in Burgund um 1440, kam als Knabe an die Collegiatkirche zu St. Quentin in der Picardie als Sänger; nach der Mutation der Stimme sei er um 1455 in Ockenheim's Schule gegangen, um den Contrapunkt zu erlernen, worauf er wieder als Lehrer nach St. Quentin gekommen und so lange dort geblieben sei, bis er unter Sixtus IV. (regierte von 1471 bis 1484) an die päpstliche Kapelle berufen wurde. Von Rom kehrte er, ungewiß wann? nach Cambray zurück, wo er verweilte, bis ihn Ludwig XII. von Frankreich als ersten Sänger an seine Kapelle rief, nach allen geschichtlichen Umständen zu schließen 1498; auch erhielt Josquin schon 1499 vom Könige eine Pfründe zu Condé im Hennegau, wo er 1501 gestorben und daselbst am Hochaltare begraben sein soll. Dagegen hatte Fétis Hennegau als Heimath und wahrscheinlich die Stadt Condé als Geburtsort nachzuweisen gesucht. Schon in der gekrönten Preisschrift R. G. Kiesewetter's: „Über die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst" (Amsterdam 1829. 4.) wurde S. 89 sehr richtig bemerkt, daß der König von Frankreich über die Pfründen zu Condé nicht verfügen konnte, und daß auch der Gewährsmann, Aubert Misé, nicht sage, daß Josquin diese Pfründe der Gnade des Königs zu verdanken habe. Es wird daher für viel glaublicher gehalten, was auch von frühern Geschichtsforschern ausdrücklich gesagt wird, Josquin sei in die Dienste Kaisers Maximilian I. getreten, dessen Kapellmeister er von Lucas Lossius genannt wird, welcher Titel auch auf einigen seiner gedruckten Werke zu lesen ist. Nach des Sivertius Athen. Belg. befand sich Josquin's Bild auf einem Epitaph zu Brüssel in der St. Gudulakirche, was auch Forkel anführt im 2. Theile seiner Geschichte der Musik S. 556. Weder in diesem noch in einem andern von Gerard Avidius verfaßten Gedichte ist das Todesjahr angegeben, noch gesagt, daß er dort begraben liege. Daß Josquin's Todesjahr in obiger Darstellung Perne's zu früh angegeben wurde, erhellt daraus, daß Josquin ein Trauergedicht auf den noch 1512 lebenden Ockenheim componirte. Die neueste Untersuchung von Kiesewetter steht in der Leipz. allgem. musikal. Zeitung 1835 Nr. 24, worin den Gewährsmännern der genannten frühern Forscher mit Gründen widersprochen wird. Nach einem alten handschriftlichen Codex der Bibliothek zu St. Gallen, welcher in den 1530ger Jahren abgeschlossen sein muß, wird eine Überschrift kund gemacht: **Jodocus Pratensis, vulgo Josquin du Près, Belga Veromanduus omnium princeps.** Es wird gezeigt, das französische Vermandois sei ein kleiner District der Picardie, der eigentlichen, von der Somme durchströmt; der Hauptort, St. Quentin, gehörte zu Burgund, was 1477 an Maximilian I. kam und nach mancherlei Kämpfen an Frankreich 1559 abgetreten wurde. Die alte Augusta Veromanduorum wurde schon im fünften Jahrhundert von den Vandalen zerstört; sie lebte in St. Quentin (Quintonopolis) wieder auf. In der Nähe liegt noch ein kleiner Ort Vermand. Hier ist also der Geburtsort des Musikers zu suchen, und also weder in Cambray noch in Condé. Da nun Quentin von Gregor von Tours wirklich Oppidum Veromanduorum genannt wird, Josquin auch seine Jugend dort verlebte, so ist St. Quentin am wahrscheinlichsten seine Geburtsstadt. Er stammte also aus der eigentlichen Picardie und war ein Niederländer. Dagegen ist sein Todesjahr noch nicht ermittelt. Obwol seine Nänien erst 1545 bei Tileman Susato in Antwerpen gedruckt wurden, muß er dennoch früher gestorben sein. Wenn übrigens unter den Liedercomponisten in Italien ein Josquin (Giosquino) d'Ascanio genannt

wird, so mag dies nach Kiesewetter's Urtheil der Leichtfertigkeit der Arbeiten wegen weit eher ein Pseudonymus als dieser Josquin sein, dessen contrapunktische Sätze stets meisterlich und für damals musterhaft waren und als solche anerkannt wurden. Forkel, Burney, Hawkins und nach ihnen Kiesewetter liefern mancherlei Compositionen von ihm, und Gerber zählt viele seiner gedruckten und in Manuscripten vorhandenen Werke auf. Josquin's Schüler sind bedeutend *). (*G. W. Fink.*)

JOSSA. I. Erdbeschreibung.

1) Ein kleines Flüßchen, das im Hinterspessart des bairischen Landgerichts Orb, in Unterfranken und Aschaffenburg, beim Dorfe Villach, entspringt, Anfangs gegen Ost, dann gegen Norden zu fließt, bei Marienjossa in das kurhessische Gebiet übertritt, hier einen kleinen Teich bildet, dann eine östliche und südliche Richtung nimmt und, durch den Distelbach und Orbig verstärkt, bei Obersinn in die Sinn sich ergießt. Es nährt viele Forellen, Krebse, liefert Perlenmuscheln, setzt viele Mühlen in Bewegung und wird häufig zum Holzflößen benutzt. Das Thal, welches von der Jossa gebildet wird, heißt Jossagrund, und gewährt seinen Bewohnern einen guten Viehstand. Die hohen Waldungen, welche diesen Grund begrenzen, und theils zum bairischen, theils zum kurhessischen Gebiete gehören, nähren hohes Wild, Auer-, Birk- und Haselhühner, und verschaffen den Anwohnern nützliche Holzgeschäfte. (*Eisenmann.*)

2) Ein in den Vorbergen des Vogelsberges, bei den Dörfern Willofs und Wernyes, in dem großherzoglich hessischen Bezirke Alsfeld entspringender Bach, nimmt seinen Lauf nördlich, geht durch Grabenau und fällt bei Niederjossa in Kurhessen in die Fulda. Der alte Name dieses Baches war Jazapha oder Jazzaha, und wird in einer Grenzbeschreibung von 1011 als die äußerste Grenzlinie von Buchonien oder des westlichen Grabfeldes angegeben. (*G. Landau* u. *Wagner.*)

II. Genealogie.

Das vom Flüßchen Jossa, welches an des Spessarts nördlichem Abhange, am Fuße des orber Reisigs, unweit Füllbach, entspringend, nach einem Laufe von vier Meilen sich unterhalb der Joßmühle, unweit Alten-Gronau, in die Sinn ergießt, durchströmte Thal, der Joßgrund, war meist Eigenthum der Herren von Jossa, oder, nach der Schreibart des Mittelalters, Jazza, Jazzahe, die, als Dynasten niedern Ranges, bald dem hohen, bald dem niedern Adel sich anschlossen. Giso von Jazza wird unter den Zeugen einer Urkunde der Abten Burkard von Fulden 1176, Gerhard von Jazza 1229, Gyso de Jaza, Herbipolensis archidiaconus, 1241, genannt, und ist dieser vielleicht eine Person mit G. de Jaza, 1239. Ein Sohn vielleicht Gerhard's, scheint mit einer der Erbtöchter Konrad's von Tannenberg verheirathet gewesen zu sein, und finden wir daher dessen Söhne, Reinhard, Giso, Konrad und Gerhard von Jossa, in dem gemeinschaftlichen Besitze mehrer Tannenberg'schen Güter in der Bergstraße. Von diesen Brüdern werden Reinhard, Giso und Konrad bei Gelegenheit eines Rechtsstreites mit dem Capitel zu Aschaffenburg, dessen Gegenstand ein Hof zu Kälberau, im Freigericht, genannt, und entschieden die Austräge, Dinstag nach Marien Magdalenen 1300, zu Gunsten des Stiftes, „Sepedictis fratribus de Jazahe perpetuum silentium imponentes." Schwerlich wird lange diese Verhandlung Reinhard überlebt haben, und es nahmen die ihn beerbenden Brüder eine Theilung vor, sodaß Konrad seine Erbportion meist im Joßgrunde empfing, während die übrigen Güter, in der Bergstraße namentlich, das Eigenthum von Giso und Gerhard wurden. Diese Theilung scheint zu der 1313 vervollständigten Veräußerung der Stammherrschaft Veranlassung gegeben zu haben, nach welcher weder von Konrad, och von dessen Nachkommenschaft die Rede ist. Gerhard und Giso von Jossa, die Inhaber der Güter in der Bergstraße, fanden es schwierig, sich in derselben Besitze zu behaupten, zumal das Schloß Tannenberg, den Antheil derer von Bickenbach ausgenommen, mit einer andern Tannenberg'schen Erbtochter an die Schenken von Erbach gelangt war; um die unsichere Herrschaft zu befestigen, bauten die Brüder auf einem Berge ob des Dorfes Jugenheim eine Burg und nannten sie Darberg. Indem aber zu diesem Baue die kaiserliche Ermächtigung fehlte und deshalb die von Jossa Widerspruch und Fehde von Seiten der Reichsbürger zu Oppenheim besorgten, indem überhaupt in jenen kriegerischen Zeiten der Bau einer Burg eine an die Nachbarn gerichtete Herausfoderung war, suchten die Brüder einen mächtigen Schutzherrn, und sie trugen am 4. Aug. 1312 den Darberg dem Erzbischofe Peter von Mainz zu Lehen auf, verschrieben auch dem Erzstifte zu ewigen Tagen das Öffnungsrecht, um gegen alle und jede, ausgenommen Ulrich I. und Gottfried II. von Bickenbach, Erkinger von Frankenstein, Konrad, den Schenken von Erbach, und den Ritter Eberhard Ruckelin und deren Kinder, sich der Burg bedienen zu können; bedingten endlich für den Fall, daß sie zu einer Veräußerung sich entschließen würden, denen von Bickenbach und Frankenstein, subsidiarisch dem Erzstifte Mainz, das Verkaufsrecht. Giso von Jossa hinterließ aus seiner Ehe mit der 1312 und 1346 genannten Hedwig, den einzigen Sohn Giso, der 1356 seine Hälfte an Darberg an den Schenken von Erbach, und 1357 seine fuldischen Lehen an Ulrich von Hanau verkaufte. Gerhard, des ältern Giso Bruder, starb vor 1335, aus seiner Ehe mit Lukardis, einer Tochter des Schenken Eberhard von Erbach, drei Kinder, Gerlach, Reinhard und Elisabeth, hinterlassend. Elisabeth von Jossa bewilligt 1337, in Gemeinschaft ihres Gemahls, Albrecht's von Buchenau, daß ihre Mutter Lukardis an ihren Bruder Konrad, den Schenken von Erbach, um 500 Pfd. Heller das ihr auf die Güter zu Darberg, Jugenheim und Dietersklingen verschriebene Witthum ver-

*) Man vergleiche noch über ihn, was Baini in seinem Werke über Palestrina und seine Zeit, vorzüglich S. 160 der teutschen Übersetzung, von ihm sagt. Es werden auch in Rom noch viele Handschriften von ihm aufbewahrt, z. B. mehr als 70 Messen und eine große Sammlung Motetten.

kaufe. Der Elisabeth Brüder, Gerlach und Reinhard von Jossa, mit Schulden beschwert, konnten gleich wenig der Veräußerungen sich enthalten. Am 19. Juni 1335 verkauften sie, mit Frau Lukarden Willen, an Schenk Konrad von Erbach ein Fuder Wein, jährlich aus den Gefällen der ihnen zur Hälfte zustehenden Burg Darberg und des Dorfes Jugenheim zu entrichten. Darauf, 1336, gab ihnen und Frau Lukarden Abt Heinrich von Fuld 100 Pfd. Heller als Burglehen in Saalmünster. Endlich haben sie, etwa 1337, was ihnen an Darberg und Jugenheim eigen, an den Schenken von Erbach verkauft. Zum letzten Mal wird Gerlach 1339 genannt, und er mag, eben wie sein Bruder, unbeweibt verstorben sein. Des Geschlechtes geschieht nirgends weiter Erwähnung. Die Stammherrschaft war eine mainzische Amtsvoigtei geworden, von einem Amtsvoigte und Amtsvoigteischreiber regiert, und dem Amte und der Amtshalterei Orb untergeordnet. Diese Amtsvoigtei dehnte sich 1785 über 7 Ortschaften aus: Burgjossa, Amtssitz, von 25, Aalsberg von 15, Deutelbach von 4, Hausen von 3, Mernes von 58, Oberndorf von 57, Pfaffenhausen von 45 Häusern. Außerhalb der Grenzen der Voigtei haben die von Jossa noch Marienjossa, das nachmals dem hanauschen Amte Schlüchtern zugetheilte reformirte Kirchdorf, unterhalb Mernes, dann das fuldische Saalmünster besessen, und an Stadt und Schloß Hain zur Dreieich, an dem Dorfe Götzenhain, an den Mansen in Arheiligen und an dem Lichtforste wenigstens Ansprüche geltend zu machen gesucht, weil Philipp der Ältere von Falkenstein, indem er die fraglichen Güter der Abtei Fulda zu Lehen aufträgt, zugleich hinsichtlich solcher Ansprüche die Währschaft übernimmt, 8. Mai 1318. (*v. Stramberg.*)

Josse, Markgraf von Mähren, s. **Jodocus.**

JOSSE (Pierre), ein ausgezeichneter französischer Pharmaceut, geboren zu Paris 1745, war ein Schüler von Rouelle und De Laborie, bereicherte und vervollkommnete seine Wissenschaft durch mancherlei interessante und nützliche Entdeckungen; namentlich gelang es ihm, das Opium von nachtheiligen Bestandtheilen zu befreien und dadurch als Arzneimittel brauchbarer zu machen, wurde 1779 Mitglied des pharmaceutischen Collegiums, 1784 aushelfender Professor der Chemie an demselben, endlich 1797 Vorsteher dieser Anstalt und starb 1799*). (*R.*)

JÖSSE, ein Härad (Kreis) in der westschwedischen Provinz Wärmeland, im Jahre 1815 mit 18,594 Einwohnern in drei Pastoraten (Arvika, Kjöla und Brunskog) und 11 Kirchspielen, die eine Propstei bilden. Das Volk von Jösse ist von schönem, kräftigem Wuchse, rasch, munter, arbeitsam, mäßig, uneigennützig, aufrichtig, immer froh und zufrieden und gottesfürchtig; hier und da hat der letzte norwegische Krieg die Sitten verschlimmert. Die Einwohner nähren sich von Ackerbau, Kohlenbrennen und Hüttenwerken; doch besteht der frühere Wohlstand nicht mehr. Die Einwohner haben viele Eigenthümlichkeiten, auch eine besondere geschmackvolle Tracht. In Gunnarskog wohnen auch etwa 200 Finnen seit alter Zeit; sie treiben Viehzucht, reden Finnisch und Schwedisch, wohnen meist in Pörten, haben finnische Badestuben und sind in hohem Grade gottesfürchtig und, in Armuth, gastfrei. (*v. Schubert.*)

JOSSELIN, kleine Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Ploërmel des französischen Departements Morbihan. Sie liegt am Oust und dem Kanale von Nantes nach Brest, besteht aus zwei Theilen: St. Nicolas de Josselin und St. Martin de Josselin und zählt 2695 Einwohner, welche Fabriken von grobem Tuche unterhalten. Über der Stadt erhebt sich ein altes Schloß und in der Nähe quillt eine Mineralquelle hervor und befindet sich die Feenhöhle (pertuis des fées), ein Felsengewölbe von 20 Fuß Tiefe. (*Klähn.*)

Josselin de Courtenay, Graf von Edessa, s. **Joscelin.**

JOSSELINUS BRACKELONDE oder **Brackelunde** oder **Braclandus**, ein zu St. Edmundsbury in England im Anfange des 13. Jahrhunderts lebender Benedictiner, hauptsächlich bekannt durch ein **Chronicon monasterii Buriensis***). (*R.*)

JOSSETEN-NOODE (St.), Commune in der Provinz Südbrabant des Königreichs Belgien, an der Woluwe (Zufluß der Dyle, der bei Boitsford entspringt und unterhalb Vilvorde sich ergießt) mit bedeutenden Hammer- und Hüttenwerken und gutem Gartenbaue. (*Benicken.*)

JOSSIGNY (Gausiniacum), Dorf im Canton Lagny und Arrondissement Meaux des französischen Departements Seine und Marne. Es liegt eine Lieue südlich von Lagny, an der Quelle des Crochet, in 399,47 par. F. absoluter Höhe und zählt mit den zur Gemeinde gehörigen Ortschaften (einem Weiler, einem Vorwerke und zwei Schlössern) 550 Einwohner. Nach der Meinung einiger Schriftsteller wurde der Ort von Chlodowig der heiligen Genoveva geschenkt; gewiß ist, daß er schon vor 1170 den Chorherren der Kirche St. Genoveva zu Paris gehörte. Hierher zog sich Levasseur im Jahre 1608 aus Furcht vor der Pest zurück und componirte hier eine Sammlung von Gedichten unter dem Namen „Le boccage de Jossigny," worin er in schlechten Versen die Schönheiten des Ortes pries. Zur Gemeinde gehört das Schloß Belle-Assise, welches seinen Namen der dominirenden Lage auf einem Hügel in 432 par. F. absoluter Höhe verdankt, von dem man einer vortrefflichen Aussicht genießt, und das Vorwerk Mauny, mit einer alten Kapelle, welche schon im Jahre 1407 existirte. (*Klähn.*)

Jossinia *Commers.*, s. **Myrtus.**

Jossius oder **Joice**, s. **Thomas Anglicus.**

*) Biogr. univers. Tom. XXII. p. 37. 38. (Art. von Cadet-Gassicourt.)

*) Jöcher's Gelehrtenlex. 1. Bd. Col. 1324 nach *Oudin*, De scriptor. eccles. *Vossius*, De histor. latin. *Balaeus*, De scriptor. Britanniae und *Pitseus*, De scriptor. Angliae.

JOST. A. Biographie.

1 Grafen von Hohenzollern.

1) **Jost Niclas I.**, auch Jodocus oder Jobst Niclas, Justus und ganz irrig, vermuthlich durch Nachschreiben der Druckfehler, Joseph Niclas genannt, war, nach den neuesten Forschungen des Geschichtschreibers Schilling von Hohenzollern, ältester Sohn des Grafen Eitelfritz IV. von Zollern und Ursula's von Rayún, anderen gewöhnlichen, doch unerwiesenen Nachrichten zufolge, so bei Pregitzer und Jobler, hatte er den unglücklichen Grafen Friedrich VII. von Zollern und die ebengenannte Ursula, die sein Weib gewesen sein soll, zu seinen Ältern. Dieser verschwenderische Graf Friedrich VII., der Öttinger genannt, und der ältere Bruder von Eitelfritz, Jost Niclas' *wirklichem* Vater, war nach der Zerstörung seines Stammschlosses Zollern im Jahre 1423 in würtembergische Gefangenschaft gerathen und nach seiner Befreiung seines Landes beraubt, auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe gestorben. Drei Jahre nach seinem Tode erhielt Eitelfritz (1429), welcher dem Hause Österreich treffliche Dienste geleistet hatte, die zollernsche Grafschaft zurück, mit Verlust einiger Dörfer, welche die Grafen von Würtemberg behielten, und mit einem erblichen Dienst- und Lehnverhältnisse, zu welchem er sich diesen Grafen gegen Empfang eines Jahrgeldes verbindlich machen mußte. Das Land war zerrüttet und verschuldet. Eitelfritz IV. starb schon 1439 den 21. Sept. und hinterließ die ganze Grafschaft seinem bereits herangereiften Sohne Jost Nicolaus I., welcher in Folge eines dauerhaften Friedens, welchen er sich zu erhalten wußte, durch Förderung des Wohlstandes und durch weise Wirthschaftlichkeit nicht nur dem verfallenen Lande bald wieder aufhalf, sondern dasselbe auch bedeutend vergrößerte. Schon 1470 schien er dem benachbarten Würtemberg ein gefährlicher Vasall geworden zu sein, obschon er das gute Vernehmen mit dieser Grafschaft nicht unterbrach, sondern den Vertrag gewissenhaft beobachtete, welchen er am Sonntage Lätare 1456 mit dem Grafen Ulrich dem Vielgeliebten von Würtemberg abgeschlossen hatte. Im Jahre 1465 gelangte er in den ausschließlichen Besitz des sehr einträglichen Fischfanges im Federsee bei Buchau, und als die benachbarten Städte und Dörfer sich dagegen auflehnen wollten, verschaffte er sich vom Kaiser Friedrich III. einen besondern Schirm- und Gewaltsbrief, kraft dessen ihn alle schwäbische Reichsstände und selbst seine Vettern von Brandenburg bei jedem Vorfalle im Genusse dieses erworbenen Rechtes beschützen sollten. Derselbe Kaiser ermächtigte auch ihn und seine Nachkommenschaft, eigne Münzen zu prägen und im ganzen Umfange seiner Grafschaft, selbst in künftigen Erwerbungen, Bergwerke anzulegen. Im Jahre 1467 brachte er, als die Grafschaft Haigerloch, durch das Aussterben des hohenbergischen Hauses im Mannesstamme, an Österreich zurückgefallen war, alle Gefälle und Gerechtsame der dazu gehörenden Dörfer Rangendingen und Steinhofen an sich; nicht lange darnach erwarb er sich die volle Belehnung mit dieser ganzen Grafschaft und gab dafür die von seiner Mutter geerbte, in Graubündten gelegene Herrschaft Rayún, deren bedeutende Schulden er erst bezahlt hatte, an Österreich zurück. Im Jahre 1473 brachte er durch einen Tauschvergleich mit Eberhard von Würtemberg die Güter Jungingen, Starzla, Killer, Hausen und Burladingen nebst allen Gefällen des Killerthales, welche bis dahin noch an Würtemberg verpfandet gewesen waren, an sein Haus. Gleichzeitig erkaufte er das Dorf Willmandingen und das Schloß Hohlstein sammt den Dörfern Stetten und Hörschweg (? Hörschwang) und den Hof zu Erpfingen, wovon nachmals ein Theil an Würtemberg abgetreten wurde, da Jost Niclas das Geld zu diesem Kaufe geliehen hatte und die Rückstände der Kaufsumme dem Darleiher in Gütern ersetzt werden mußten. Hierauf kaufte er die Herrschaft Welrstein, welche aus dem gleichnamigen Schlosse und den Dörfern Impfingen, Vischingen und Bethera (Petra) bestand, späterhin durch Heirath an Österreich kam, und erst kurz vor Grafen Karl I. an Hohenzollern zurückfiel. Im Jahre 1487 endlich brachte er mittels Vertrags, den er mit den ihm verschwägerten Schenken von Limpurg abschloß, noch einen ansehnlichen Theil von der Hinterlassenschaft des Grafen Sigmund von Hohenberg an sein Haus. Durch dieses Wachsthum seiner Besitzungen neidisch geworden, pflegten seine Nachbarn ihn nur den zollernschen Natterer zu nennen, sowie wegen seines Einflusses auf den schwäbischen Kreis „Jost im Barte."

Allerdings stand der Graf in hohem Ansehen sowol wegen seiner Milde, Gerechtigkeitsliebe und Gefälligkeit, als auch wegen seines rastlosen Bemühens für Erhaltung des Friedens in seinem Lande wie in der Nachbarschaft in jenen unruhigen Zeiten. Ebendiese Eigenschaften erwarben ihm häufig das Schiedsrichteramt zwischen streitenden Parteien; z. B. nahm er sich 1471 des Grafen Wernher von Zimbern gegen Eberhard von Würtemberg an, und 1479 schlichtete er den Streit zwischen Baden und Würtemberg, hinsichtlich des Zolles in Eßlingen. Kaiser Friedrich III. übergab ihm 1486, nachdem sein Sohn Friedrich, welcher würtembergischer Rath und Domdechant zu Strasburg war, bei zwiespältiger Wahl durch mächtigen äußern Einfluß zum Bischofe von Augsburg erkoren worden war, die Verwaltung dieses Hochstiftes, weil von Baiern her dieser Wahl wegen Unruhen zu befürchten waren.

Im Übrigen verschönerte Jost Niclas die Stadt Hechingen durch Bauten und stiftete sich bei seinen Nachkommen ein unvergeßliches Andenken durch den Wiederaufbau des alten zerstörten Stammschlosses Zollern. Diesen Bau begann er gleich nach seinem Regierungsantritte (nach Pregitzer schon 1430), wurde aber aus Eifersucht der Nachbarn, die eine furchtbare Stütze der zollernschen Grafen darin erblickten, daran sehr gehindert, bis er bei Verwandten und Freunden Hilfe suchte und erhielt. Es erschienen, nach Pregitzer, die Erzherzoge von Österreich, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Karl von Baden, Herzog Philipp III. von Burgund und andere vornehme Gehilfen. Sie legten goldene und silberne Münzen in den Grundstein, ein Graf von Fürstenberg trug den Mörtel herbei und ein Herr von Brandis rührte „den

Zeug," und während man mit silbernen Hämmern und Kellen, welche Jost mit den Wappen aller dieser Herren hatte bezeichnen und fertigen lassen und im 17. Jahrhunderte noch vorhanden waren, also schaffte, drohte man zugleich mit Eisen und Schwert Allen, besonders den Reichsstädten, die es wagen würden, den Aufbau fürder anzufeinden. Trotz der vielen Schwierigkeiten, mit welchen der Graf dabei zu kämpfen hatte, war der Bau doch im Frühjahre 1454 vollendet und im Herbste desselben Jahres bezog Jost die feste Burg auf derselben Stelle, wo seine Väter gewaltet hatten, zum ersten Male. Sie blieb nun für alle seine Nachkommen Wohnung und Residenz, bis sich diese in drei Linien spalteten und geeignete Wohnplätze errichteten.

Graf Jost war, nach dem Beispiele seines Vaters, frühzeitig in kaiserliche Dienste getreten und hatte sich in vielen verwickelten Fällen unter Friedrich III. durch feste Ergebenheit, Klugheit, Muth und Erfahrung ausgezeichnet, wodurch er seinen Söhnen eine glückliche Zukunft eröffnete, wie sie noch nie zu hoffen gewesen war. Dieselben traten auch Alle, außer dem Bischofe Friedrich von Augsburg, in österreichische Dienste, in welchen sie ihr Leben opferten bis auf den ältesten, Eitelfritz V., welcher dem Vater in der Regierung folgte. Jost Niclas starb den 9. Febr. 1488, nachdem er das Jahr zuvor noch dem Reichstage zu Nürnberg beigewohnt hatte, und wurde im Kloster Gnadenthal beigesetzt, während der Bischof Friedrich zu Augsburg in allen Klöstern und Pfarreien seines Stiftes feierliche Exequien halten ließ. Seine Gattin Elisabeth (nicht Agnes, wie Crusius annimmt), eine geborene Gräfin von Werdenberg, soll gleichzeitig mit Tode abgegangen sein. Die Kinder ihrer Ehe waren fünf Söhne, von denen die drei jüngsten vor den Ältern gestorben waren, und eine Tochter. Letztere, Helene, vermählte sich mit dem Erbtruchseß Johann dem Jüngern von Waldburg, welcher Hauptmann des schwäbischen Bundes war und 1511 starb. Von den Söhnen war Eitelfritz V., oder IV. bei Denen, welche seinen Großvater nicht mitzählen, der älteste und Erbe der ganzen Grafschaft Zollern. Der zweite, Bischof Friedrich von Augsburg, am Hofe Kaisers Friedrich III. erzogen, führte mit Hilfe seines ältesten Bruders die vom Vater schon beabsichtigte, doch unterlassene Gründung eines Chorstiftes in der Marienkirche zu Hechingen aus. Derselbe that sonst noch Vieles zum Besten des zollernschen Landes: er verschönerte und vergrößerte Hechingen, erweiterte die Schlösser zu Burladingen und Dillingen, und verwendete große Summen auf den völligen Ausbau des neuen Stammschlosses auf dem Zollerberge. Er starb im Rufe eines gelehrten und menschenfreundlichen Prälaten am 8. März 1505 in seinem 55. Jahre. Eitelfritz der Jüngere stand in niederländischen Diensten bei Maximilian I. (nach Crusius war er Admiral) und fiel in der Schlacht bei Dendermonde; Albrecht Friedrich und Friedrich Johann, zwei ausgezeichnete Kriegsoberste, fochten, ebenfalls in Maximilian's Diensten, im Kriege gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund und fielen 1483 bei der Belagerung Utrechts. Ihre Leichname wurden nicht in Antwerpen, wie Crusius behauptet, sondern in der Domkapelle zu Altdorf beerdigt. Ein sechster Sohn des biedern Grafen Jost Niclas, der des Vaters Namen getragen haben soll, mag, dafern er wirklich gelebt hat, in früher Jugend gestorben sein [1]).

2) **Jost Niclas II.**, von Johler irrig Joseph Nicolaus genannt, war ein Großenkel des vorhergehenden Grafen und ältester Sohn Joachim's von Zollern und Anastasia's von Rüffeln (? Stoffeln). Frühzeitig dem Waffendienste bestimmt und ohne Aussicht auf die Nachfolge in Zollern, trat er in kaiserliche Dienste, und als sein Vetter, Graf Christoph Friedrich, 1536 unbeerbt aus der Welt gegangen war, bekam er die Regierung der zollernschen Grafschaft, weil sein Vater Joachim, der rechtmäßige Nachfolger, schon zu alt und lebensmüde geworden war. Kaiser Karl V. bestätigte ihn am 18. März 1538 in der Hauptmannschaft der Grafschaft Hohenberg. Zwei Jahre darnach sandte er der Stadt Rottweil 100 Knechte zu Fuß auf ihre Kosten zum Beistande gegen Wied Stoffel von Landenberg, und im April 1542 ertheilte ihm der römisch-teutsche König Ferdinand I. die Vollmacht, auf der Tagfahrt zu Baden in der Schweiz mit den Eidgenossen wegen des Beistandes gegen die Türken zu unterhandeln. Nicht lange darnach bedrohte ihn der Vorfall, daß er auf der Jagd einen Würtemberger in der Meinung, er wäre ein Wilddieb, erlegt hatte, mit der Feindschaft Herzogs Ulrich, welcher er nur dadurch entgehen konnte, daß er sich mit einer Anzahl gutgerüsteter Reiter dem schmalkalder Bunde anschloß. Der Graf zog sich aber durch diesen Ausweg die Ungnade Karl's V. zu, welcher, sobald er Jost's Sinnesänderung erfahren, ihm am 5. Mai 1547 die Hauptmannschaft in Hohenberg entriß. Indessen trat sein Bruder, Eitelfritz VI., der mit dem Kaiser auferzogen worden war, nebst dem Bischofe Otto von Augsburg als Vermittler auf, und Beide brachten am 31. März 1548 in Augsburg die Versöhnung zu Stande, nachdem sich Karl von der Unschuld des Grafen hatte überzeugen lassen. Statt der Hauptmannschaft Hohenberg, die Jost denn doch einbüßen mußte, gab ihm der Kaiser andern Ersatz. So erhielt er, als bewährter tapferer Krieger, den 28. Mai 1552 von ihm ein Reiterregiment, mit welchem er noch am Schlusse desselben Jahres der Belagerung von Metz beiwohnte; alsdann ließ der Kaiser mit ihm wegen rückständigen Soldes unterhandeln und ertheilte ihm auch, da die Grafen von Werdenberg, welche Sigmaringen besessen hatten, und die Familie von Vöhringen ausgestorben waren, die Belehnung mit diesen erledigten Herrschaften. Im Mai 1542 hatte der Graf dem Hause Weisingen die in der haigerlocher Grafschaft gelegenen Dörfer Großelfingen und Stetten für 18,500 Fl. abgekauft. Er starb übrigens am 10. Juni 1558 und hinterließ von seiner Gattin Anna, einer Geborenen von

1) Vgl. M. Crusius, Schwäbische Chronik. 2. Bd. Prezitzer, Teutscher Regierungs- und Ehrenspiegel. Johler, Geschichte, Land- und Ortskunde von Hohenzollern und G. Schilling, Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Zimbern zu Mösskirch und Wildenstein, eine Tochter, Namens Johanna, die sich im Nov. 1544 mit dem Erbtruchseß Jacob von Waldburg verheirathete. Da Jost keine Söhne hatte, fiel die Grafschaft an seinen jüngern Bruder Eitelfritz VI. (V.), der von Pregitzer fälschlich sein (damals schon verstorbener) Oheim genannt wird [2]).

(*B. Röse.*)

II. Jost, Markgraf von Mähren, s. Jodocus.

B. Geographie.

Jost (Sct.), ein Kirchdorf des oldenburgschen Amtes Tettens im nördlichsten Theile der vormaligen Herrschaft Jever mit 75 Häusern und 350 Einwohnern, die zum Theil von Fischerei leben. (*Rüder.*)

Josthal, s. Vierthäler.

JÖSTER, Jöstcher, Goschen, Gosken, Göschen sind gleichbedeutende Bezeichnungen

1) von einer kleinen, vor dem dreißigjährigen Kriege am Niederrhein und in Niedersachsen, besonders aber im Hanöverschen gangbaren Scheidemünze aus schlechtem Silber. Wahrscheinlich ist sie zuerst von der damaligen freien Reichsstadt Goslar ausgegangen und hat nach dieser für die Benennung „Goslarsche Pfennige" den Namen Goschen u. s. w. auf ähnliche Weise erhalten, wie die aus derselben Gegend herrührenden halben Mariengroschen von der auf selbigen befindlichen Abbildung des heiligen Matthias den Namen Mattir oder Matthiser empfangen haben. — Obige Scheidemünzen hatten nicht allenthalben gleichen Werth: denn ein Stück derselben galt im Osnabrückschen 5¼ Pfennige, in Braunschweig 6 Pfennige, im ehemaligen Cölnschen, wo sie Jöstcher oder Göstcher hießen, 1¼ clevesche Stüber oder 1⅔ Albus oder 20 Heller. Von der Stadt Hameln gibt es Stücke von I, II und III Gosken, welche folgendes Gepräge haben:

1) In einem granulirten Kranze die Aufschrift: I GOSKEN, einseitig und ohne Jahr. Dann

Av. In einem Perlenkranze die Stiftskirche mit zwei Thürmen, als Wappen der Stadt Hameln.

Rv. In einem Perlenkranze ein römisches I, und als Umschrift um diese Werthzahl: GOSKEN 1620.

2) Av. Ganz wie die zuletzt beschriebene Münze.

Rv. Ebenso, nur als Werthzahl eine römische II.

(Diese Münze ist noch einmal so groß wie die unter 1) beschriebene.)

Eine ähnliche Münze von demselben Jahre hat auf beiden Seiten des Stadtwappens in zwei Zeilen die getheilte Jahrzahl 1620, welche außerdem auf dem Reverse, wie bei der zuletzt erwähnten, nochmals vorkommt.

3) Av. Ganz wie bei der unter 2) bezeichneten Münze.

Rv. Ebenso, nur mit der Werthzahl III.

Im Übrigen scheinen alle vorstehend beschriebenen Münzen nicht die geringste Spur von Silber zu haben und aus reinem Kupfer zu bestehen.

2) Pregitzer a. a. O. S. 114 und Schilling a. a. O. S. 200 fg.

2) Ist es eine in Niedersachsen und dem ehemaligen westfälischen Kreise übliche Rechnungsmünze, deren 48 auf den Thaler gehen, und welche nur durch die neuesten Münzveränderungen mehr und mehr außer Gebrauch gekommen sein mag. Der Werth derselben schwankte in den betreffenden Ländern zwischen 4⅓ bis zu 6¼ Pfennigen, wie aus Folgendem hervorgeht:

1) Nach dem 25 Fl.-Fuß, Pistolen zu 6¼ Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 11,830, Silber 800. Der Werth in Pistolen zu 5 Thlrn. ist daher 4⅓ Pf.

2) Nach dem 24 Fl.-Fuß, die Pistole zu 6 Thlrn., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 11,356⅔, Silber 768. Der Werth in Pistolen à 5 Thlr. daher 5 Pf.

3) Nach dem preußischen Courantfuß, Pistole zu 5⅓ Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 9937⅓, Silber 672. Der Werth in Pistolen 5 Thlr. ist daher 5⅓ Pf.

4) Nach dem Conventions-20 Fl.-Fuß, pass. Pistole 5 Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 9464, Silber 640. Der Werth ist daher 6 Pf.

5) Nach dem (vor einiger Zeit aufgehobenen) hanöverschen Cassenfuße, Pistole 4⅘ Thlr., gehen auf die cölnische Mark fein, Gold 8833⅓, Silber 597⅓, sodaß der Werth in Pistolen zu 5 Thlrn. 6⅔ Pf. beträgt.

(*K. Püssler.*)

JOSUA (יְהוֹשֻׁעַ, abgekürzt früher הוֹשֵׁעַ, später יֵשׁוּעַ, daher Ἰησοῦς bei den LXX und sämmtlichen Hellenisten), Eigenname mehrer in der jüdischen Geschichte vorkommender Männer.

1) **Josua**, der Sohn Nun (Ἰησοῦς Ναυῆ, LXX) aus dem Stamme Ephraim, nach Mose und David der gefeiertste Held der alten Hebräer, der Eroberer Kanaans und Gründer der israelitischen Herrschaft in diesem Lande. Sein Name erscheint schon bei mehren Gelegenheiten in dem Mosaischen Berichte von dem Zuge durch die Wüste, mit dem Lobe der Tapferkeit und klugen Gewandtheit beim Auskundschaften des Landes (2 Mos. 17. 4 Mos. 20). Da er selbst noch in Ägypten gewesen, so war er bei Mose's Tode wol der älteste Mann im Volke und wurde von dem greisen Propheten und Gesetzgeber zu seinem Nachfolger ernannt (4 Mos. 27. 5 Mos. 3). Er führte sofort das Volk über den Jordan, bemächtigte sich zuerst der festen Stadt Jericho, und dehnte seine Züge und Eroberungen zunächst nach Süden, später auch nach Norden aus, bald die einzelnen Häuptlinge und ihre Burgen, bald große verbündete Heere der Ureinwohner bewältigend. Als die Eroberung, und zwar auf die blutigste Weise, vollendet war und alles Land von Ägypten und der arabischen Wüste bis hinauf in die Thäler des Libanon Israels Obmacht anerkannte, vertheilte er es unter die einzelnen Stämme. Wie lange Josua an der Spitze des Volkes stand, erzählt die Geschichte mit keinem Worte. Die neuern Chronologen schwanken zwischen 17 und 25 Jahren. Sein Tod erfolgte sonach (vgl. 1 Kön. 6, 1) um

das Jahr 1440 vor Chr. Er erreichte ein Alter von 110 Jahren.

Die Geschichte Josua's ist erzählt in dem Buche, welches seinen Namen trägt und welches in der Sammlung der heiligen Schriften der Hebräer unmittelbar auf die Mosaischen Bücher folgt. Der Pragmatismus der darin gegebenen, im Obigen nur mit zwei Worten ausgezogenen, Erzählung ist ein durchaus religiöser und hat den doppelten Zweck im Auge, zu zeigen einmal, daß die den Patriarchen gewordene Verheißung des Besitzes Kanaans für ihre Nachkommen auf eine entsprechende Weise, d. h. unter offenbarer Mitwirkung der göttlichen Macht, in Erfüllung gegangen, sodann, daß Josua in allen Stücken der treue Fortsetzer des Werkes Mosis war und nicht nur im Geiste seines Vorgängers, sondern nach dessen ausdrücklichen Befehlen handelte. Zum ersten gehört einerseits der wunderbare Verlauf der Begebenheiten, z. B. der trocknen Fußes bewerkstelligte Durchgang durch den Jordan, zur gewöhnlichen Zeit seines höhern Wasserstandes, der Fall der Mauern Jericho's vor dem Posaunenschalle aus den Umgebungen der Bundeslade, der Stillstand der Sonne zur Vollendung eines Sieges u. s. w., überhaupt aber die ganze Reihe der von den Einwohnern erlittenen totalen Niederlagen bei der eingestandenen Feigheit der Hebräer; andererseits der religiöse Charakter des Zuges, welcher das Ganze als einen Einzug Jehova's in sein auserwähltes Eigenthum erscheinen läßt. Zum andern rechnen wir, was von der Ausdehnung der Eroberung, von der Verloosung des Landes, von der Vernichtung der Kanaaniter und von der Stellung Josua's, als Handhaber der Mosaischen Gesetze, berichtet wird. Die Glaubwürdigkeit dieser Berichte hängt nicht von der Möglichkeit ab, sie auf Verhältnisse gewöhnlicher Erfahrung zurückzuführen, die Wunder natürlich zu erklären und die Thaten Josua's mit dem Maßstabe moderner Kriegskunst zu messen, als wozu sämmtliche bisherige Versuche verunglückt sind; wol aber hängt sie ab von dem Resultate der kritischen Untersuchungen über das Buch Josua (s. d. Art.) und wofern sich beweisen läßt, daß dasselbe weder seiner Abfassung noch seinen Quellen nach auf Gleichzeitigkeit mit den Begebenheiten, die es erzählt, Anspruch machen kann, wird die Geschichte als eine solche erscheinen, welche im Lichte der verschönernden und concentrirenden Sage ihre Gestalt bekommen hat, in welcher sie vorliegt. Namentlich würde sich dann erklären, wie auf Rechnung des einen Namens Siege und Eroberungen kommen konnten, welche nach authentischen Berichten (in den BB. der Richter und Samuel's) einer spätern Zeit angehören; wie die angebliche Vertheilung des Landes einen Besitz voraussetzt, der in der That nie wirklich existirt hat; wie trotz der vorgegebenen Ausrottung der Aborigines und der Zerstörung ihrer Städte, diese Städte und ihre Bewohner noch Jahrhunderte lang einen oft siegreichen Kampf mit den Israeliten bestehen konnten u. s. w.

Die Erzählung des Buches Josua ist im Ganzen wiederholt, mit geringfügigen Änderungen im Colorit von *Josephus*, Antiqq. V, 1. Was spätere Juden und Kirchenväter über den Helden gefabelt haben, verlohnt sich nicht der Mühe zu wiederholen *).

2) Josua, der Sohn Jozadak's, Hoherpriester der ersten unter Serubabel aus dem Exil zurückkehrenden Colonie, welche den von den Chaldäern zerstörten Tempel wieder aufbaute. (Esra C. 1—5. Zach. 3, 1. Hagg. 1. *Joseph.* Antiqq. XI, 3 sq.) Die Wichtigkeit dieses in den genannten Quellen kaum genannten Mannes steigt, wenn man bedenkt, daß die in den alten Zeiten so selten gehandhabte, so oft gestörte Mosaische Cultordnung, die später so streng gehalten wurde, grade um jene Zeit sich zu befestigen anfing; mehr noch, wenn man mit vielen Neuern anzunehmen sich bewogen findet, daß sie eben damals erst sich eigentlich ausbildete. (*Ed. Reuss.*)

JOSUA (das Buch), eins der historischen Bücher des alten Testaments, hat seinen Namen von dem Helden (s. d. Art.), dessen Thaten es erzählt. Es knüpft die Geschichte unmittelbar an den Bericht über Mosis Tod an und meldet sofort die Aufträge, die Josua (dessen Erhebung zu Mosis Nachfolger als bekannt vorausgesetzt wird) von Gott zum Behuf der Eroberung Kanaans erhalten. Die einzelnen Auftritte dieser letztern füllen den ersten Theil des Buches (C. I—XII), welcher mit einer Recapitulation der erfochtenen Siege schließt und die erzählten Begebenheiten, obgleich ohne bestimmte Zeitangabe, auf einen sehr kurzen Zeitraum im Anfange der Regierung Josua's zusammenzudrängen scheint. Darauf folgt ein blos geographischer Abschnitt (C. XIII—XXI), worin die Besitzungen der einzelnen Stämme der Reihe nach, theils durch genaue Bestimmung der Grenzen, theils durch Aufzählung der dazu gehörigen Städte verzeichnet und geschieden werden. C. XXII nimmt den historischen Faden wieder auf, indem es den Heimzug derjenigen Stämme erzählt, welche, jenseit des Jordans wohnend, die Feldzüge in Kanaan für ihre Brüder mitgemacht hatten. Der Schluß (C. XXIII. XXIV) enthält Ermahnungen und Abschiedsworte Josua's an das Volk und Nachricht von seinem Tode.

Die Urtheile über das Alter und den Verfasser dieses Buches sind schon in der ältern Zeit sehr verschieden ausgefallen. Die einfachste, durch den Titel begünstigte, durch die Analogie mit den Mosaischen Büchern unterstützte, vielleicht auch älteste Ansicht war, daß Josua selbst der Verfasser sei, wobei man dann blos die letzten Zeilen, worin sein Tod gemeldet wird, einer andern Hand, etwa dem Hoheprieſter Eleasar oder dessen Sohne Pinechas, zuschreiben dürfte [1]). Auch hat diese Ansicht immer ihre Freunde behalten, und die etwa auftauchenden Zweifel konnten durch die weitere Annahme beschwichtigt werden, daß bei einer spätern Gelegenheit hin und wieder Nachträge, Berücksichtigungen jüngerer Zustände u. s. w. ein-

*) s. *Othonis* Lexicon rabbin. s. h. v. *Fabricii* Codex Pseudepigr. V. T. I, 871 sq. *Carpzov*, Introd. I, 148. *Hottinger*, Smegma orient. p. 408 sq.

1) Talmud, Baba bathra c. 1. Fol. 14. *Sixtus Senensis*, Biblioth. Sancta. l. 1. *Huet*, Demonstr. evang. prop. 4. *Hottinger*, Thes. philol. l. 2. c. 1 und viele Andere.

geschoben seien [2]). Doch fanden sich auch Manche, welche eben von diesen einzelnen Spuren einer jüngern Zeit ausgingen und darnach das Alter des ganzen Buches bestimmen wollten [3]), wodurch man ziemlich willkürlich bald auf die Zeit der Richter, bald auf die der Könige [4]), bald auf eine noch spätere [5]) geführt wurde, indem man ohne sichere historische Kritik und ohne feste Totalanschauung der hebräischen Literaturgeschichte von dem ersten, dem besten Winke sich führen ließ. Wer dabei das Bedürfniß fühlte, einen berühmten Namen zu finden, auf welchen das Buch zurückgeführt werden könnte, blieb entweder bei Eleasar [6]) stehen, oder rieth auf Samuel [7]), oder ging selbst bis zu Esra [8]) herab, dessen Wirken für die hebräische Literatur durchaus sagenhaft erscheint, sich aber um so eher zum allgemeinen Anknüpfungspunkte für alle herrenlose Schriften eignete. Jedenfalls ließ man diese angenommenen spätern Verfasser aus ältern Quellen schöpfen, und zwar aus eigenhändigen Aufsätzen Josua's [9]), oder aus Archiven [10]). Überhaupt aber hatten diese Untersuchungen kein höheres Interesse, und man konnte daher diese Fragen füglich dahin gestellt sein lassen [11]), da nach der damaligen theologischen Überzeugung der Werth des Buches und dessen Glaubwürdigkeit nicht von der Beantwortung derselben abhing, in sofern für diese schon dessen Einverleibung in den Kanon bürgte und somit der heilige Geist doch der eigentliche Verfasser und die nächste Quelle war.

Anders gestaltete sich die Lage der Sachen, als man im vorigen Jahrhundert anfing von jenen dogmatischen Grundsätzen abzusehen und die biblischen Geschichtsbücher nach ihrem Inhalte allein zu prüfen und zu beurtheilen. Seit dieser Zeit ist neben der Frage nach dem Verfasser und seiner Zeit auch noch die andere von der Zusammensetzung („Composition") des Buches in den Vordergrund getreten, und darnach sind die Meinungen noch vielfacher aus einander gegangen. Während nämlich die Einen die ältere Ansicht festhielten, daß das Buch ein zusammenhängendes, in Plan und Ausführung in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze bildet, welches Josua entweder selbst so geschrieben [12]), oder welches höchstens einzelne Interpolationen erfahren, oder endlich welches, obgleich auf gleichzeitige Quellen gestützt, einer spätern Zeit seinen Ursprung verdankt [13]), suchten Andere jenen Zusammenhang in Abrede zu stellen. Entweder glaubten sie, verschiedene Quellen entdeckt zu haben, aus welchen das Buch als eine (nach Mehren unkritische) Compilation erwachsen sei [14]), oder sie zerlegten es in einzelne Bestandtheile, welche ohne weitere Überarbeitung nur neben einander gestellt wären [15]), oder sie sprachen von mehren Fragmenten, welche da und dort von dem Verfasser aufgenommen, oder sonst in das Buch hineingekommen wären [16]), und setzten es, nach seiner jetzigen Gestalt, bald an den Schluß der Richterperiode [17]), bald unter die ersten Könige [18]), bald, wenigstens kurz, vor dem Exil [19]), bald in dasselbe [20]), bald endlich noch später an [21]). Die Gründe der Zerlegung und der Bestimmung des Alters waren dabei bald von dem sprachlichen Charakter, bald von dem Mangel an Zusammenhang, bald von entdeckten Widersprüchen, bald von den Wundererzählungen, bald von einzelnen, oben schon berührten Hinweisungen auf jüngere Verhältnisse und Zustände hergenommen.

Aus diesem Chaos widersprechender Ansichten, welche fast geeignet wären, den Forscher an der Möglichkeit, das Wahre zu ermitteln, verzweifeln zu lassen, werden wir zuerst den, nach dem jetzigen Stande der Untersuchung, wol unbestrittenen Satz herausnehmen, daß das Buch Josua, sowie es vorliegt, in unleugbarer Verwandtschaft mit dem Pentateuch steht, also, daß das Urtheil über diesen, in Hinsicht auf Alter und Entstehung, auch für jene Schrift entscheiden wird. Dieselben Gründe, welche gegen die Mosaische Abfassung des Pentateuchs geltend gemacht worden sind, treffen auch das Buch Josua, und dieselben Gegengründe, womit man sie zu bekämpfen pflegt, sind auch für dieses anwendbar. In sofern nun nicht nur das theologische Interesse, sondern auch das zur Kritik oder Vertheidigung dienliche Material, bei dem Pentateuch viel bedeutender ist, als bei dem Buche Josua, wegen des Umfanges, der Mannichfaltigkeit des Inhaltes und des historischen Einflusses des erstern, so wird die Untersuchung über das Buch Josua immer eine untergeordnete bleiben, d. h. eine solche, die nicht erledigt werden kann, ohne Rücksicht auf die den Pentateuch betreffende, die aber auch sofort erledigt sein wird, sobald einmal und wenn je die größere und wichtigere Frage zum Abschluß gebracht werden kann. Es muß daher hier genügen, wenn wir die Streitpunkte näher bezeichnen und beleuchten.

Den wichtigsten Beitrag zur Erforschung der Wahrheit glauben wir enthalten in der für die Wissenschaft neuen Entdeckung, daß die Beziehung des Buches Josua

---

2) *Fr. Spanheim*, Hist. eccl. V. T. Opp. P. I. p. 339 u. A. 3) Synopsis Scr. S. in Opp. *Athanasii* T. II. p. 73. *Theodoret*, Quaestt. in Jos. 14. *Hobbes*, Leviathan. c. 33 u. A. 4) *Franc. Junius* ad Jos. 11, 21. 5) s. Note 8. 6) *Calvin* und *Lud. Lavater*, Comment. in l. Jos. 7) *Abarbenel*, *Alpl Tostatus*, Quaestt. in Jos. *Abr. Calovius* in Bibl. illustratis. 8) *And. Masius* (*Dumas*), Josuae imp. historia illustrata. (Antw. 1574. Fol.) Zum Theil auch Grotius in den Annott. in V. T. *Spinoza*, Tract. hist. politicus. c. 8. 9) *Heidegger*, Enchiridion. l. I. c. 7. *Clericus*, De Scriptoribus ll. histor. in s. Comment. vor Josua. 10) *Rich. Simon*, Hist. Crit. du V. T. L. I. ch. I. 11) *Du Pin*, Prolegg. l. I. ch. 3. *Walther*, Officina bibl. etc. *Carpzov*, Introd. I. p. 154. 12) König, Authentie des Buches Josua. (Meurs 1836.) 13) Hävernick, Einl. ins A. T. II, 1. S. 22 fg.

14) Eichhorn, Einl. III, 382 fg. *Rosenmüller*, Scholia in Jos. p. XI. *Paulus*, Conservatorium. II, 158 sq. 15) *C. H. van Herwerden*, De libro Josuae. (Gron. 1826.) 16) Bertholdt, Einl. III, 851 fg. Meyer, Über die Bestandtheile und die Ökonomie des Buches Jos. in Bertholdt's Journ. III, 337 fg. De Wette, Einl. §. 166 fg. Maurer, Commentar über das Buch Jos. (Stuttg. 1831.) 17) Jahn, Einl. II, 1. S. 167. Dereser, Hävernick. 18) Eichhorn, Einl. ins A. T. III, 396. Bertholdt S. 865. Ereg. Handb. des A. T. St. 3. 19) *Rosenmüller* l. c. *de Wette* l. c. 20) Nachtigal in Henke's Magazin. IV, 1. 21) Hasse, Aussichten zu künftigen Aufklärungen über das A. T. S. 84 fg. Gramberg, Relig. Ideen des A. T.

auf den Pentateuch, in gesetzlicher Rücksicht sowol als in historischer, sich zunächst auf das Deuteronomium beschränkt und auf denjenigen (letzten) Theil des Buches Numeri, welcher mit jenem das gleiche Local für die gesetzgebende Thätigkeit Mosis gemein hat. Die sämmtlichen Mosaischen Gesetze, welche das Buch Josua namentlich citirt, sind in jenen Theilen des Pentateuchs enthalten: (VIII, 31 in Deut. 27, 4. XI, 12. 15. 20 in Deut. 13, 17. 20, 16. XIII, 8 in Deut. 3, 16. XIII, 33 in Deut. 10, 9. XIV, 2 in Num. 33, 54. XIV, 5 in Num. 34, 13. XIV, 6 in Num. 14, 24. XVII, 4 in Num. 27, 7. XX. 2 in Num. 35, 12. XXI, 2 in Num. 35, 2. XXII, 2 in Num. 32, 20.) Auch andere nicht ausdrücklich auf Mosen zurückgeführte Gesetze gründen sich auf jene Theile: (VI, 18 auf Deut. 13, 17. 20, 16. VIII, 29 auf Deut. 21, 23. XXI, 41 auf Num. 35, 7. XXII, 16 auf Deut. 12, 13.) Die angeführten Mosaischen Verheißungen finden sich ebendaselbst: (I, 3 in Deut. 11, 24. I, 5. 6 in Deut. 31, 6—8. 23. XXIII, 14. 15 in Deut. 28.) Die Erinnerungen an die Mosaische Geschichte bieten die nämliche Erscheinung dar: (I, 13. IV. 12. Vgl. Deut. 3, 18. Num. 32. II, 10. IX, 10. XII, 6. Vgl. Deut. 2, 3. Num. 21. III, 1. Vgl. Num. 25, 1. V, 6. Vgl. Num. 14, 23. XIII, 12. Vgl. Deut. 3, 11. XIII, 21. Vgl. Num. 31, 8. XIV, 7. Vgl. Num. 13, 7. XIX, 51. Vgl. Num. 34, 17. XXII, 17. Vgl. Num. 25. XXIV, 9. Vgl. Num. 22. 23.) Überall ist keine Spur von irgend einem andern Theile des Gesetzbuches; denn die Genesis kommt hier nicht in Betracht. Ja, das Interessanteste ist, daß die sprachliche Verwandtschaft, welche verschiedene Gelehrte zwischen dem Buche Josua und dem Pentateuch nachgewiesen haben [22]) und wozu die Beispiele sich beträchtlich vermehren ließen, grade wiederum, und ohne daß man es nur bemerkt oder verfolgt hätte, einen engern Zusammenhang dieses Buches mit den genannten Theilen der Mosaischen Schriften verrathen: (Vgl. besonders I, 7. XXIII, 6 mit Deut. 5, 32. 28, 14. II, 11 mit Deut. 4, 39. IX, 23 mit Deut. 29, 10. XXII, 5 mit Deut. 8, 6. 13, 4. 5. XXIII, 3 mit Deut. 1, 30. 3, 22. XXIV, 12 mit Deut. 7, 20 u. viele a. m.) Daraus folgt nun für die allgemeinere Verhandlung die Vereinfachung, daß sich das Alter des Buches Josua nach dem Alter des Deuteronomiums bestimmen wird; für diejenigen also, welche das letztere vom übrigen Pentateuch trennen und für dasselbe die Epoche glauben gefunden zu haben, die Nöthigung, jenes erstere ungefähr in dieselbe Zeit, doch etwas jünger, zu setzen, weil die Annahme eines gleichen Verfassers für jene beiden Werke unstatthaft ist. Weiter aber folgt dann daraus, was noch nicht beachtet worden, daß das Buch der Zeit nach zwischen die von ihm citirten Theile des Pentateuchs und die nicht citirten (also die vom Sinai datirten) mitten hineinfällt, somit, wenn das Deuteronomium vielleicht in die Zeit des Königs Josia gehören sollte (s. d. Art.), frühestens in das Exil gesetzt werden dürfte, während die andern Bücher noch jünger wären.

Diesen Folgerungen entgehen nur Diejenigen, welche die vollkommene Einheit des Pentateuchs behaupten. Diese müssen dann die Beschränkung der Citationen im Buche Josua dem Zufalle anheimgeben, da sich dieselbe nicht ableugnen läßt. Und so ist die Frage von dem Alter des Buches Josua einfach abhängig gemacht von der Frage nach der Einheit des Pentateuchs, ohne daß man nöthig hätte, das unfruchtbare Hin- und Herstreiten über einzelne, eine jüngere Epoche verrathende Ausdrücke und Notizen im Buche Josua fortzusetzen, in Bezug auf welche die Apologetik nicht eben noch zum Nachgeben gezwungen worden ist.

Damit aber das eine oder das andere Resultat vollkommen fest stehe, ist dann ferner der Beweis zu führen, daß das Buch Josua, wie es vorliegt, nicht eine schlechte Compilation aus allerlei willkürlich vorausgesetzten Quellen oder sogenannten Fragmenten sei, bei welchen sich eine kritische Geschichte der hebräischen Literatur gar nichts zu denken weiß; sondern ein zusammenhängendes, geordnetes Ganze, ein aus einem Guß geschriebenes Buch, an welches man nur nicht den Maßstab unserer philosophischen und tiefpolitischen Historiographie legen muß. Dieser Beweis ist zu führen, theils negativ durch die Beseitigung alles Dessen, was man von unnützen Wiederholungen, parallel laufenden und doch nicht zusammenstimmenden Doppelberichten, von Widersprüchen zwischen einzelnen Stellen u. s. w. gesagt hat, eine Aufgabe, die nicht so schwierig ist; theils aber und vorzüglich positiv, besonders durch Erforschung des Plans und Zwecks des Buches. Letzterer ist mit nichten der eines bei den Facten unbetheiligten Berichterstatters. Die Erzählung von der Einnahme Kanaans ist ihm an und für sich nicht das Wichtigste, wol aber der theokratische Charakter dieser Eroberung und die ganz im theokratischen Sinne geschehene Benutzung derselben. Sowie der Pentateuch (oder resp. das Deuteronomium) die officielle Gesetzgebung enthält, dieselbe aber historisirend, nicht rein decretirend, einführt, so will das Buch Josua die officielle Geographie, einen wichtigen Nachtrag zu jener mittheilen, führt sie aber auf gleiche Weise ein, weil dazu (wenn auch nur als frommer Wunsch) die gänzliche Entfernung der kanaanitischen Stämme und der unbestrittene Besitz aller ihrer Grenzen gehörte. Diesem seinem Zwecke nach muß das Buch Josua enthalten und erzählen nicht nur Alles, was von Mosis Tode an für die Eroberung des gelobten Landes geschah, bis zu deren Vollendung, sondern auch die Beschreibung von der Vertheilung des erworbenen Gebietes an die verschiedenen Stämme oder Classen von Betheiligten. Es ist also nur der Form nach ein Geschichtsbuch, in der That ein Codex und bewegt sich daher nicht sowol innerhalb gewisser Grenzen der Zeit, als vielmehr des Raums. Diese Tendenz spricht der Verfasser selbst klar aus, wenn er (24, 25 fg.) erzählt, daß Josua seine Reden und Anordnungen, und somit ganz gewiß auch die Vertheilung des Landes, in „das Gesetzbuch" geschrieben habe, grade wie gleiches von Mose (Deut. 31) erzählt

22) z. B. Eichhorn, Einl. III, 368. *König* l. c. p. 110.

wird; welche beide Stellen überdies deutlich zeigen, daß im Sinne der Concipienten jenes Gesetzbuch und diese ihre respectiven Bücher nicht zu verwechseln seien [23]).

Diese von uns behauptete Einheit und Ganzheit des Buches Josua schließt nicht die Benutzung von Quellen aus. Doch denken wir uns unter solchen nicht, wie viele Neuere, fliegende Blätter, sogenannte Fragmente, worauf bald dieser bald jener Vers oder Theil eines Capitels geschrieben gewesen wäre, was eine ganz abenteuerliche Vorstellung ist; die Hauptquelle des Verfassers war vielmehr einerseits der geographische Thatbestand seiner Zeit, welche diese auch gewesen sein mag, und andererseits die theokratische Idee von der idealen und normalen Begrenzung des Landes, welche historisch nie verwirklicht war; grade wie ja auch die Gesetze des Pentateuchs, wenigstens bis zum Exil, nie vollständig beobachtet wurden. Weiter aber mündliche Berichte (mehr authentische oder mehr sagenhafte, an alterthümliche Denkmale geknüpfte, je nachdem es gelingen wird, dem Buche ein höheres oder jüngeres Alter zu vindiciren) von den Scenen der Eroberung, endlich auch schriftliche Quellen, wie Deuteronomium, ein Theil von Numeri, das Buch der Richter, besonders Cap. 1 und Heldenlieder (Jos. 10, 12 fg.).

Beides, Zweck und Beschaffenheit der Quellen, bedingt auch den Charakter der Erzählung. Dieselbe ist vielfach aprioristisch, indem es dem Verfasser viel wichtiger war, zu sagen, wie es sein sollte, als wie es wirklich war. Darum wird es bei der Vertheilung des Landes den Stämmen ausdrücklich anheimgegeben, die Eroberung fortzusetzen, während doch anderwärts dieselbe als vollendet erscheinen konnte (C. 13, 1 fg. 23, 5 vgl. mit 11, 16—23. 12, 7 fg.) und darum ist Josua persönlich der historische Mittelpunkt für alle Eroberungen geworden, sie mochten nun wirklich unter seiner Leitung oder erst nach ihm, oder auch gar nie gemacht worden sein, was man nur sehr einseitig mit dem Namen von Anachronismen bezeichnet hat, sofern man das Buch rein als Geschichtswerk betrachtete (X, 36 fg. XI, 16 fg. XII, 9 fg. passim. u. a. m. vgl. mit Richt. C. 1). Aber auch in anderer Hinsicht ist die Erzählung ideal gehalten. Wir wollen nicht von den Wundern sprechen, von welchen wenigstens das eine (Jos. 10, 12 fg.) anerkanntermaßen aus Misverstand einer Dichterstelle entstanden ist; allein wir müssen aufmerksam machen auf eine Menge kleiner Züge, welche die Geschichte in befremdlichem Lichte erscheinen lassen, z. B. V, 2. 3. 9. 12. VII, 5. 6. 16. VIII, 18 fg. 32 u. s. w., vor allem aber auf die Vorstellung, daß das ganze Volk, mehre Millionen Seelen stark, Jahre lang mitten in einer durch Feuer und Schwert verheerten Gegend, in einem Lager gehaust habe, während die Eroberung vor sich ging, und daß es daselbst ruhig wartete, bis das ganze Land gemessen, katastrirt und verloost war, und zwar von 21 Mannern, in Gegenwart von Tausenden noch unbesiegter und in ihren Burgen unbesiegbarer Feinde! Überall durchaus dieselben Erscheinungen wie im Pentateuch, für uns eine bestimmte Nöthigung, beide Werke, selbst ihren Quellen nach, von der Berührung mit der Epoche, wo die Begebenheiten statthatten, zu trennen, wo sich dann die Schwierigkeiten von selbst heben und selbst für anscheinende Räthsel eine ungezwungene Lösung finden läßt.

Das Buch Josua gehört wesentlich mit seinem Inhalte in den Ideenkreis der Theokraten von Jerusalem, sei es, wie wir dafür halten, daß es ihnen sein Dasein verdankt; sei es, nach der Hypothese von der Echtheit der Mosaischen Bücher, daß es nur bei ihnen Eingang fand: das Heiligthum stand ruhig zu Silo unter Josua, und der Ephraimitische Held dachte nicht daran, es seinem Stamme zu entziehen, aber sein Geschichtschreiber eröffnet die Aussicht, daß Jehova einen andern Ort sich wählen würde. (IX, 27. vgl. 1 Kön. 9, 21.) Indessen war, wie gesagt, Josua selbst aus Ephraim, und Ephraim, früher der Freiheit verlustig und den Isaiden abhold, bewahrte treu das Andenken an den Mann, der es einst an die Spitze der Nation gestellt hatte. Spät, und als alle Geschichte längst von Fabeln getrübt war, erwachte unter den Ephraimiten, die jetzt Samaritaner hießen, die Lust, ihn auch durch die Schrift zu verherrlichen. Zur Quelle hatten sie das Judäische Buch, das viel ältere, und ihre Überlieferungen. So entstand das Buch Josua der Samaritaner, vielleicht im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, vielleicht aber auch viel später noch. Denn das verkümmerte Volk hat es längst verloren und ein einziges Exemplar in arabischer Sprache, mit samaritanischer Schrift, angeblich eine Übersetzung aus dem Hebräischen, besaß Joseph Scaliger und schenkte es der Universitätsbibliothek zu Leyden [24]). Golius und J. H. Hottinger nahmen Abschriften davon und machten es durch Inhaltsanzeigen und Auszüge bekannt [25]). Es ist in 47 Capitel getheilt, wovon die 24 ersten mit den letzten des Buches Numeri und dem Buche Josua parallel laufen, indem sie dieselbe Geschichte, aber mit bedeutenden Abweichungen und Vermehrungen, erzählen. C. 25 bis 36 enthalten weitere Nachrichten von Kriegen Josua's mit auswärtigen Königen. Cap. 37 bis 42 geben Auszüge aus der Richter-Geschichte bis auf Eli, unvollständig und parteiisch geschrieben. Das Übrige gibt Abgerissenes von Bachtnezar (Nebukadnezar) und Alexander, und das Buch endigt mit Sagen aus dem jüdischen Kriege Hadrian's. Bei dem Verluste des Originals, im Fall ein solches je existirt hat, ist es schwer zu sagen, ob das Buch ursprünglich ein

23) Auf die Ansicht J. J. Stähelin's (in den Theol. Stud. und Kritik. von Ullmann u. Umbreit. 1835. 2. Hft. S. 461 fg. vgl. seine Kritischen Beiträge über den Pentateuch, die Bücher Josua, Richter, Samuel's und der Könige. [Berl. 1843.]), daß der Pentateuch mit andern historischen Büchern des A. T., namentlich dem Buche Josua, einen Verfasser gehabt, welcher die sogenannte Elohimsurkunde und daneben mit einer gewissen Selbständigkeit benutzt habe, was ihm selbst entweder aus der Tradition oder sonst woher bekannt war, läßt sich natürlich hier nicht speciell eingehen.

24) *Scaliger*, De emendatione tempp. l. VII. p. 669. Catalog. Mss. bibl. Leid. p. 282. 25) *Reland*, De Samaritanis, disc. misc. T. II. p. 16. *Hottinger*, Exercitt. antimorin. (Tig. 1644 4.) passim. *Ej.* Smegma Or. p. 437. 476. *Ej.* Hist. orient. passim. *Ej.* Enneas disp. I.

Ganzes bildete, oder ob die letzten Abschnitte spätere, vielleicht sogar mehre besondere, Zusätze sind. Wir sind geneigt, der erstern Meinung beizutreten, müssen aber ebenso sehr die Ansicht bestreiten, daß in dieser Schrift echte Documente („Fragmente!") Josua's benutzt seien, wodurch dieselbe zum Theil „reiner und glaubwürdiger" würde, als unser Josua [26]), als jene andere, nach welcher die Samaritaner, ein ursprünglich ganz heidnisches Volk und mit nichten Söhne des Zehnstämmereichs, jenes Buch geschrieben hätten, um sich den Namen Israeliten zu erwerben [27]).

Mit diesem Buche Josua ist nicht zu verwechseln eine andere samaritanische Chronik, welche Huntington von Nablûs mitgebracht hat und die zu Oxford aufbewahrt wird. Sie ist im 16. Jahrhundert geschrieben und bis auf diese Epoche fortgesetzt [28]) Ihr Verfasser heißt Abulfatah. (*Ed. Reuss.*)

JOSVAFEÖ, auch **JÓLSAFEÖ**, **JOSSAFEÖ** genannt, ein mehren adeligen Besitzern gehöriges großes Dorf in der tornaer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am josaföer Bache, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 113 Häusern, 910 magyarischen Einwohnern, von denen 802 Calvinisten, 69 Katholiken und 39 Juden sind, einer eigenen Pfarre der evangelischen Kirche helvetischer Confession, einem Bethause derselben, einer Schule und vier Mahlmühlen. Der josaföer Bach, welcher sich in den Bodvafluß ergießt, nimmt den aus der Agtelekerhöhle kommenden Bach auf, der mit so vielen Kalktheilchen geschwängert ist, daß er auch die in ihm lebenden Krebse mit einer dicken Steinrinde überzieht. (*G. F. Schreiner.*)

JOSZ, ungarisch **JÁSZÓ**, ein bedeutender Markt im eserhäter Gerichtsstuhle (Processus) der abaujvarer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am linken Ufer des Bodvaflusses, in gebirgiger Gegend gelegen, 1½ Stunde von Unter-Metzenseifen entfernt, mit 204 Häusern, 1581 magyarischen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisthum Kaschau), einer Prämonstratenserabtei, einer prachtvollen, an Marmorstatuen und modernem Marmorschmuck überreichen Kirche, die zu den schönsten in Ungarn gehört, eine herrliche Orgel besitzt und auch an Vergoldungen reich ist, und dem schönen Stiftsgebäude, in dem sich eine ansehnliche Bibliothek und Urkundensammlung, ein großer und herrlicher Park mit einer Orangerie und in der Nähe ein Thiergarten, Eisengruben, reiche Marmorbrüche, Papiermühlen sich befinden. Die Einwohner bringen Töpferwaaren und Zischmen in den Handel. (*G. F. Schreiner.*)

JÓSZA, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im szobranczer Gerichtsstuhle (Processus) der unghwárer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am Fuße des Gebirges gelegen, vom Szokolybache durchflossen, 2 Meilen von dem Markte Nagy-Mihály entfernt, mit 92 Häusern, 537 slawischen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 23 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisthum Szathmár), einer katholischen Kirche, ausgedehnten Waldungen und zwei Mahlmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

JOSZÁS, ein Kammeraldorf im boros-jenöer Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) der arader Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in gebirgiger Gegend am rechten Ufer des weißen Körösflusses gelegen, nur ¾ Meile von der siebenbürgischen Grenze entfernt, mit 72 Häusern, 502 walachischen Einwohnern, die sich fast sämmtlich zur morgenländisch-griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen. (*G. F. Schreiner.*)

Jota, 1) Gramm., s. J. 2) Zool., s. **Unca jota**, *Ochsenh.*

Jotae, s. **Asiotae.**

JOTABE. Eine aus dem Procopius (Pers. I, 19) bekannte Insel des arabischen Meerbusens, die nach der Angabe desselben Schriftstellers 1500 Stadien von der Stadt Ailas (von den Griechen Elana, auch sonst Ailana oder Aila genannt) entfernt war, also in dem nördlichsten Theile dieses Meerbusens lag. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jotaismus, Jotaisten, s. unt. **Griechische Sprache.**

JOTAPATA, Stadt im untern Galiläa, südöstlich von Sepphoris, nordwestlich von Itabyrion, auf einem Felsen belegen, wurde im jüdischen Kriege von Josephus befestigt, aber von Vespasian erobert. (Joseph., Jüd. Krieg. 2, 20. 3, 7. 11. 21. 23.) (*F. G. Crome.*)

JOTAPE. Eine von Plinius (V, 27) und Ptolemäus (V, 8) erwähnte Stadt in der Cilicia Trachea oder Aspera unweit Selinus, angeblich jetzt Castel Lombardo. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Joten (Jötun), s. **Jötnar.**

JOTHAM (יוֹתָם, *Ἰωάθαμ* bei den LXX), Sohn Usija's, folgte seinem Vater auf dem Throne zu Jerusalem und regierte 16 Jahre (ungefähr 759—743 vor Christo), nachdem er schon vorher einige Zeit seines Vaters Stelle vertreten hatte (2 Kön. 15, 5. 32—38. 2 Chron. 27, 1 fg.). Er sah noch die letzten Jahre der Blüthe seines kleinen Reiches, welches die mehr als 50jährige Regierung seines ruhmgekrönten Vorgängers sehr gehoben hatte, und that das Seinige, um diese Blüthe zu erhalten, durch Anlegung von Städten und Schlössern, sowie durch die Befestigung der Residenz; auch soll er glückliche Kriege gegen die Nachbarn geführt haben. Aber vor seinem Ende noch wurde die in ihren entferntern, mehr noch als in ihren nächsten Folgen für Juda so verderbliche Allianz zwischen Samarien und Damaskus geschlossen (s. d. Art. Ahas) und eine Reihe entweder schlechter oder schwacher Regenten führte den Verfall des Reiches sofort herbei. Jotham starb im 41. Jahre seines Lebens, der Jehovacultus blühte unter

26) Bertholdt, Einl. III, 870. 27) Hengstenberg, Beiträge zur Einl. 2. Th. S. 1 fg. Hävernick, Einl. II, 1. S. 64. 28) s. Eichhorn's Repertorium. IX, 54. Paulus, Neues Repert. I, 117. Acta erudit. (Lips. 1691.) p. 167 sqq.

ihm in seiner freiern Form (2 Kön. 15, 35) und, klüger als sein Vater, bulete er sich, die Priester in ihren damaligen Vorrechten zu stören (2 Chron. 27, 2. vgl. 26, 16 fg.). Wegen der chronologischen Schwierigkeit in 2 Kön. 15, 27. 30. 32 verweisen wir auf die Anmerkung im Art. Joram. (*Ed. Reuss.*)

JÖTNAR (in der Einzahl Jautun, Jötunn [1]), Jotun), Riesen, spielen in der nordischen Mythologie eine sehr wichtige Rolle, indem sie, wie in der indischen Mythologie, die Welt der Dämonen oder bösen Geister bilden. Sowie noch jetzt im Glauben der Indier die Riesen ihre Wirksamkeit nicht verloren haben, so wird sie auch in der nordischen Sage als noch nicht erloschen betrachtet; sie bekämpfen vielmehr die Götter und die Menschen, so lange die gegenwärtige Welt dauert, und sind nur von der neuen, wiedergeborenen, ausgeschlossen, weil da alles Übel aufhört. Die Jötnar sind jetzt nur zum Theil gefesselt und brechen am Ende der jetzigen Welt sämmtlich hervor, um Götter und Menschen des Lebens zu berauben, verlieren es dabei aber selbst, ohne, wie jene, wieder geboren zu werden. Die Jötnar haben also eine weit größere Bedeutsamkeit, als die Titanen und Giganten der Griechen, welche nur in der ältesten Zeit thätig erschienen, hingegen mit der Homerischen Götterwelt nicht im Kampfe, sondern bereits in den Tartarus gestürzt und gefesselt sind. Während so die griechische Mythologie in der spätern Zeit ihrer Götterwelt fast nur noch zwei Welten, die der Götter und die der Menschen, hat, und die Riesenwelt in den Hintergrund gestellt ist, stellt die Mythologie der Nordmannen die drei Welten noch in ihrer vollsten Wirksamkeit neben einander. Die wichtigsten Momente von den Riesen, wie sie in der nordischen Sage hervortreten, lassen sich mit der teutschen Mythologie in Beziehung bringen, soweit dies nach den erhaltenen Bruchstücken möglich ist.

Das älteste Wesen, Ymir oder Örgelmir [2]), entsteht aus Gifttropfen, wie Bure, Großvater der Asen, Odin, Wili und We, aus Salzsteinen. Die Asen werden mit der Tochter eines Jötunn oder Riesen von Bör, Bure's Sohne, erzeugt. Überhaupt steht die Götter- und Riesenwelt zwar im Gegensatze, aber er ist nicht festgehalten. Vgl. d. Art. Dualismus. Bör's Söhne erschlugen Örgelmir und ertränkten in seinem Blute das ganze Hrimthursengeschlecht bis auf seinen Enkel Bergelmir. Vgl. d. Art. Örgelmir und Hrimthurs. Diese Angabe der Grimnismal erläutert der Verfasser der Gylfaginning in der jüngeren Edda auf diese Weise. Längs den Küsten des tiefen Meeres (Weltmeers), welches außerhalb der runden Erde ist, gaben Bör's Söhne den Geschlechtern der Jötnar die Länder zu bewohnen; aber innerhalb auf der Erde bauten sie rings um die Welt eine Festung (Midgard) gegen ihren Angriff [3]). Als Baumaterial dienten ihnen die Augenbrauen des Jötunn Ymir. Das Roth in dem Regenbogen (auf der Brücke Bifröst, welche die Götter von der Erde zum Himmel machten) ist brennendes Feuer. Die Hrimthursar und Bergrisar würden hinauf auf den Himmel gehen, wenn Jeder über diese Brücke kommen könnte. Darum sitzt der in Himinbiörg bei Bifrauft wohnende Heimdallr als Wärter (Wachter) der Götter an des Himmels Ende, die Brücke vor den Bergriesen zu behüten. Ein Schmied (Baumeister), ein sein Geschlecht verhehlender Jötunn, kam in den ersten Zeiten Asgard's, als jedoch Midgard hergestellt und Walhaull erbaut war, zu den Asen, und erbot sich, ihnen in drei halben Jahren eine so feste Burg zu bauen, daß die Bergrisar [4]) und Hrimthursar [5]) sie nicht einnehmen könnten, wenn sie auch Midgard überschritten hätten. Zum Lohne dafür verlangte er Freya'n nebst der Sonne und dem Monde. Die Asen gingen den Vertrag ein, unter der Bedingung, daß er in einem Winter mit der Arbeit fertig werde und keinen Gehilfen habe. Er verlangte daher nur, sich seines Pferdes Swadilfari bedienen zu dürfen. Der Vertrag wurde mit Zeugen und vielen Eiden bekräftigt, weil der Jötunn seinen Aufenthalt bei den Asen ohne ausdrückliche Zusicherung des Friedens für unsicher erachtete, wenn Thor heim käme, der damals nach Austrwegr (in die Ostgegend) gereist war, Tröll [6]) zu erschlagen. Der verkappte Riese baute die Burg, führte in der Nacht Steinmassen von erstaunenswerther Größe herbei, und die Festung ward so stark, daß Niemand sie angreifen konnte. Nur noch drei Tage vom Winter blieben übrig, und der Baumeister war fast bis

1) Der größte Kenner der germanischen Sprachen, Jac. Grimm (Deutsche Mythologie S. 296), bemerkt zwar, daß das Wort iötunn, pl. iötnar, nicht jötunn, jötnar laute, die Isländer und Dänen haben jedoch letztere Schreibart. Die älteste Form ist iotunn, iötunn, iötnar, wie sie sich in der großen Ausgabe der Lieder-Edda findet, aber nur dann, wenn der Stabreim mit dem Worte gebildet wird, in welchem Falle der erste Laut desselben für einen Vocal gilt. Ebenso verhält es sich ja mit iörd, welches, abgesehen von dem Stabreim, bei den Isländern jörd geschrieben wird. Gleiches Verfahren beobachten sie bei jötunn und Jötnar. In der von Rask herausgegebenen Snorra-Edda, in dem von ihm jedoch nicht selbst besorgten Register, S. 378, ist I und J getrennt, und Jörd. Jötnar u. s. w. findet sich unter J, wiewol im Texte meistens iötunn auch in der Prosa steht. 2) Vgl. 3. Sect. 5. Th. S. 183 – 188.

3) Midgard (mit dem Zeichen des Nominativs Midgardr) bedeutet eine in der Mitte liegende Verschanzung, Verzäunung. Da im Gothischen, im Althochteutschen, im Alt- und Anaelsächsischen sich dieselbe Benennung für die von den Menschen bewohnte Erde (nur in mundartlich etwas veränderten Formen, s. Jac. Grimm, Deutsche Mytholog. S. 458) wiederfindet, so läßt sich schließen, daß die Sage von der Verschanzung der Erde durch die Götter für die Menschen gegen die Riesen, den gesammten Germanen gemeinsam war. 4) Bergfelsen-Riesen. 5) Vgl. jüngere Edda (Snorra-Edda. Ausg. von Rask. S. 18). Nach der Wöluspá zu schließen, war die Veranlassung zu dem Baue der Wanenkrieg, wo die äußerste Mauer der Burg der Asen zerbrochen werden war, vorausgesetzt, daß die 21. Strophe mit der 23. Zusammenhang hat. Diese lautet: „Da (oder dann) gingen die Herrscher alle auf die Hochstühle, die sehr heiligen Götter, und beriethen sich darüber, welche die ganze Luft hätten mit Betruge (Schaden, Blut, hier für Dunkel) gemischt, oder dem Geschlechte des Jötunn's Od's Mädchen (Weib, nämlich Freia) gegeben." In einer andern Recension der Wöluspá ist aber die Reihenfolge der Strophen nicht so (s. Additamentum Continens Carminis Wölu-spá in der gr. Ausg. der Edda-Sámundar. 3. Bd. S. 199) und der Vertrag mit dem Jötunn erscheint nicht als Folge jenes Krieges. 6) Böse, zaubermächtige Wesen, besonders Riesenweiber.

zur Burgthüre gekommen. Die Asen wurden unruhig darüber, daß Freya nach Jötunheimar verheirathet und Sonne und Mond vom Himmel hinweggenommen und dem Jötunn gegeben werden solle, und bedrohten Loki mit dem Tode, wenn er nicht den Handel mit dem Baumeister rückgängig mache. Dieser nahm die Gestalt einer Stute an und verlockte den Hengst Swadilfari, ihm nachzurennen; so wurde der Baumeister von der Arbeit abgehalten. Als er sah, daß sein Bau zur bestimmten Zeit nicht fertig werden würde, gerieth er in Riesenwuth. Die Asen hielten daher ihre Eide nicht und riefen Thor, welcher sogleich erschien und mit seinem Hammer Miölnir auf den ersten Schlag ihm seine Hirnschale zerschmetterte, und ihn unter Niflhel hinabsandte. Nach der Sage von Loki's Wette mit dem Zwerge Brok (in den Skaldskaparmál 35. S. 130. 131) urtheilten Odin, Thor und Freyr, daß der Hammer von allen Kostbarkeiten die beste und die zuverlässigste Wehr gegen die Hrimthursar sei. Von ihm heißt es in der Gylfaginning Cap. 21 [7]), es empfänden ihn die Hrimthursar und Bergrísar, wenn er emporgehoben werde, und das sei nicht zu verwundern, denn er habe ihren Vätern und Blutsfreunden manchen Schädel zerschlagen. Als der Riese Thrymr Thor's Hammer gestohlen hatte, erklärte daher Loki: daß die Jötnar sogleich Asgard bewohnen würden, wenn er nicht wieder heimgeschafft würde [8]). Thor sagt im Harbarz-lioth Str. 22: „Ich war im Osten und erschlug der Riesen [9]) unheilskundige Bräute (Weiber), als sie zum Bergfelsen gingen. Groß würde das Geschlecht der Jötnar sein, wenn Alle lebten, nichts von Menschen (kein Mensch) würde unter [10]) Midgard (sein)." Daher heißt Thor Midgardsveor (Midgard's Vertheidiger), Jötnadólgr (Feind der Jötnar), Jötna-ótti (Schrecken der Jötnar), Mellodólgr [11]) (Feind des Riesenweibes), Thurs-rádbani [12]), (der verrätherische Tödter des Thurs oder der Thursar [13])). Rádbani (Tödter mittels Verraths) wird Thor in der Hymisquida aller Wahrscheinlichkeit nach darum genannt, weil er sich bei manchen Gelegenheiten nicht als Thor zu erkennen gab, wenn er sich zu Riesen begab und sie erschlug; so als er zu Hymir und als er zu Thrymr ging. Unter allen Göttern ist Thor der unversöhnlichste [14]) Gegner der Riesenwesen. In der Einleitung zur Ägisdrecka, wo die zu Ägir's Schmause gekommenen Götter und Göttinnen aufgezählt werden, heißt es von Thor: „er kam nicht, denn er war in Austrwegr." Seine Gemahlin war bei dem Mahle, er selbst wußte davon, da er zum Trinkgelage von Hymir den großen Kessel herbeigeschafft hatte [15]). Auch als Hrungnir zum Trinkgelage von den Asen eingeladen wird, ist er nicht zugegen [16]), und als er, gerufen, erscheint, ist der Jötunn gefährdet. Mittels des Miölnirs (Zermalmers) oder Donnerhammers werden Hrungnir und andere Riesen von ihm erlegt. Dem Riesen Geirröd, welcher Loki gefangen hielt, schwur dieser, um sein Leben zu retten, daß er Thor ohne seinen Hammer und Kraftgürtel und Eisenhandschuhe nach Geirrödsgardar schaffen wolle. Auf der Reise kehrte Thor bei einer Gygur (einem Riesenweibe), Gridr, der Mutter Widar's des Schweigsamen, ein. Sie sagte ihm, daß Geirröd ein hundeweiser [17]) und schwer zu behandelnder Jötunn sei, und lieh ihrem Gaste ihren

7) Snorra-Edda, Ausg. von Rask, S. 26. 8) Thrymsquida Str. 19 große Ausg. der Edda Sámundar. 1. Bd. S. 190. 9) Wenn wir Jötna als Genitiv der Mehrzahl nehmen, und mit brúthir baulvísar verbinden. Ist Jötna vom Dichter als Accusativ der Mehrzahl gebraucht, so heißt die Stelle: ich erschlug Riesen, unheilweise (des Bösen kundige, Böses zu thun kundige) Bräute (Weiber). 10) undir (unter) steht wol mit Rücksicht auf die Verschanzung Midgard's; unter Midgard heißt soviel, als hinter Midgard, wie wir sagen: hinter den Mauern einer Festung. 11) Eywind Skallaspillir bei Snorri Sturluson Weltkreis (Heimskringla) übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 115. 12) Hymisquida Str. 19. S. 130. 13) Thurs (Mehrzahl Thursar), Benennung für Riese, vielleicht ursprünglich für eine besondere Art Riesen, und dann dichterisch für Riesen überhaupt gebraucht, kommt nicht so häufig vor wie Jötnar, welches, wenn die Thursar eine besondere Art bilden sollen, auch diese mit umfaßt. Denn so z. B. heißt es in der Thrymsquida Str. 22 S. 191: Da sprach das Thrymr der Thursen Herr (Thursa drottin): Steht auf Jötnar! und macht die Bänke zurecht u. s. w. Vgl. in Str. 31 S. 197: er (Thor) erschlug zuerst der Thursen Herrn (Thursa drottinn) und lähmte das ganze Geschlecht des Jötunn (aett iötuns), und Str. 32 S. 139: die Schwester der Jötnar (iötna systor, Nominativ systir).

14) Vgl. Wóluspá Str. 24 S. 26. Nur ausnahmsweise erscheint Thor in Beziehung auf die Riesen anders, so z. B. im Betreff Örwandil's (s. 3. Sect. 6. Th. S. 222). Auch erzählt er selber in den Harbarzlioth Str. 28 S. 104 einen Kampf mit Swarang's Söhnen, wobei sie gezwungen gewesen, ihn „eher" (zuerst) um Frieden zu bitten. Es scheint, als habe er die Bitte derselben gewährt, obgleich Swarangr in der Skalda unter den (bei Rask S. 211) Benennungen der Riesen vorkommt, wonach dieser also als solcher anzusehen ist. 15) Doch ließe sich auch annehmen, man dachte Thor sei deshalb nicht als Gast dabei, weil sonst Loki die dabei geschehene Lästerung der Götter nicht gewagt haben würde. Als die Götter dem Riesen Ägir ein Gastmahl in Asgard gaben, war auch Thor zugegen, weil der Dichter den Zweck hat, daß, da die 12 Asen Richter sein sollten und als solche die Hochsitze einnahmen, keiner derselben leer bliebe (Bragarádur, bei Rask S. 76). 16) Er war in die Ostgegend gezogen, zaubermächtige böse Wesen zu erschlagen (Skaldskaparmál 17 bei Rask S. 106. 107). 17) hundwiss (caninae sagacitatis), weise wie Hund, oder hundertfachweise, wie hund (centum) in hundmargr (permultus) und in hundgamall (steinalt) zur Verstärkung dient. Vgl. Jac. Grimm's deutsche Mythol. S. 304. Jedoch ist die erstere Erklärung wegen des dann in der Bezeichnung liegenden üblen Nebenbegriffs als Epitheton für verhaßte Wesen angemessener. So sagt Helgi zu Hrimgendur, die zum Ersatz- oder Bußgelde dafür, daß er ihren Vater, den Jötunn Hati, erschlagen, seine Liebe genießen will, in der Helgaquida Haddingiaskata Str. 25 (bei F. Wachter, Forum der Kritik S. 102): „Lothinn heißt der, der dich haben (heirathen) soll, leidig (verhaßt) bist du dem Menschengeschlechte. In Tholley wohnt dieser Thurs, ein hundeweiser Riese (hund-wiss iötunn), der Klippenbewohner (Hraun-búar) schlimmster. Das ist ein deiner würdiger Mann." Hund-wiss („multifaria sive etiam canina sagacitate praeditus," wie es Finn Magnusen in der gr. Ausg. der Edda 2. Bd. S. 679, 3. Bd. S. 488 gibt) wird Hymir in der Hymisquida Str. 5 S. 122 genannt, sowie auch Geirröd nach den Skaldskaparmál (18. Str. S. 113) ein iötunn hundwiss ok illr vidhreignar (böses Umgangs, böse zum Umgang, übel mit ihm Verkehr zu haben) war. Als Thor den Jötunn Hrungnir bei dem Trinkgelage der Götter in Walhaull findet, fragt er: wer das gebiete oder veranlasse, daß hundweise Riesen (iötnar hundwisir) dort trinken sollen; s. Skaldskaparmál Str. 17. S. 108. In der Saga Gautreks Cap. 3. S. 15 heißt es von Starkadr Aludrengr: er war ein hundweiser Riese (hundwis jötunn).

Kraftgürtel, ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab Gridarvölr. Als Thor durch den allergrößten Strom Wimur waten will, wächst das Wasser so hoch, daß es um seine Schultern schlagt. Thor steht in eine Bergkluft hinauf und wird gewahr, daß Gjalp, Geirröd's Tochter, dort zu beiden Seiten des Flusses steht und sein Anwachsen verursacht. Er (Thor) wirft sie mit einem großen Steine und sagt: bei der Ader (Quelle) muß man den Fluß stemmen (hemmen). In Geirröd's Gastgebäude hebt sich der Stuhl, auf welchem Thor sitzt, gegen das Dach. Er stemmt den Gridurstab gegen die Decke, drückt den Stuhl nieder und zerbricht den Töchtern Geirröd's, Gjalp und Grip, welche unter dem Stuhle sind, den Rücken. Geirröd wirft mit einer Zange einen glühenden Eisenspieß nach Thor. Dieser ergreift ihn mit den Eisenhandschuhen und schwingt ihn in die Luft. Geirröd springt hinter eine eiserne Säule, um auszuweichen. Thor wirft den Spieß so, daß er durch die Säule, durch Geirröd, durch die Wand und draußen in die Erde fährt. Das gewaltigste Riesenungeheuer, der Jörmungandr, wird von Thor mittels eines Ochsenkopfes geangelt und aus dem Meere emporgezogen [18]). Vorsichtiger ist Utgardaloki und rettet sich mittels seiner Zauberkünste. Als Thor nach Jötunheimar reist, täuscht er ihn und läßt ihn mit dem Hammer drei tiefe Thäler in einen Felsen schlagen, während er wähnt auf des Schlafenden Haupt die Schläge zu richten, und läßt ihn die Midgardschlange emporheben, während er glaubt, es sei eine Katze, aus dem Trinkhorne trinken, welches mit dem andern Ende draußen im Meere ist, und mit der Elli (dem Alter) ringen, während Thor glaubt, ein altes Weib zur Gegnerin zu haben. Als Utgardaloki ihn über die Täuschung aufklärt, schwingt er den Hammer, sieht aber Utgardaloki nicht mehr; er gedenkt die Burg desselben zu zerbrechen, wird sie aber nicht mehr gewahr, sondern ein weites und schönes Gefilde [19]).

Während Thor, als Vertheidiger Asgard's und Midgard's [20]), sich des Donnerhammers gegen die Jötnar bedient, gebraucht Odin meistens [21]) andere Waffen gegen sie. Harbardr (Odin) in den Harbarz-lioth Str. 19 singt: „Viele Liebesbetrügereien hatte ich mit Nachtreiterinnen [22]) da, als ich sie durch Betrug von ihren Männern abzog. Ich glaubte, daß Hlebardr ein harter (tapferer) Jötunn sei, er gab mir einen Gambantein [23]), doch betrog ich ihn um seinen Verstand." Durch List, Trug und Zauberkunst setzte sich auch Odin in den Besitz des Methes, welcher Weisheit und Dichtergabe verleiht [24]). Dieser Meth heißt iötna-miödhr (Riesenmeth), Suttúnga-miödhr Meth Suttungi's oder der Suttungen] [25]), und saudhurgiölld iötna [26]) Vatervergeltung der Riesen, d. h. die Buße, welche Suttungr dafür, daß die Zwerge Fialar und Galar den Jötunn Gillingr, Suttung's Vater, welcher nicht zu schwimmen verstand, ums Leben gebracht hatten, erhielt, und welche eben in dem Methe bestand] [27]).

Sowie die Jötnar für ein älteres Geschlecht galten, als die Götter, so dachte man sich auch jene ursprünglich weiser oder mehrwissend, was wol mit der Voraussetzung des höheren Alters derselben zusammenhängt. Der Urriese Örgelmir, sein Enkel Bergelmir, werden daher durch inn fróði iotunn (der weise Riese) von Wafthrudnir [28]) bezeichnet. Dies ist freilich selbst ein Jötunn, aber auch Gagnrádr (Odin) nennt ihn ebenso und selbst wiederholt alswither [29]) iotunn (allwissender, Alles wissender Riese). Auch weiß er alle Fragen, die Odin über die Schöpfung und andere Gegenstände der Sage an ihn richtet, auf das Beste zu beantworten, und verliert die Wette und das Haupt nur dadurch, daß ihm unbekannt ist, was Odin selbst dem Sohne ins Ohr sagte, bevor er auf den Scheiterhaufen stieg [30]). Zwar bemerkt ihm Wafthrudnir schließlich: „Du bist immer das weiseste Wesen;" aber er ist es doch nur dadurch, daß er sich der Weisheitsmittel der Jötnar bemächtigt, indem er ihnen jenen Weisheit verleihenden Meth nahm. Doch waren die Jötnar schon vor der Zeit der Entstehung des Dichtermethes Weise. Es ist also anzunehmen, daß man sie sich als die ursprünglichen oder wenigstens als die älteren Orakelmächte dachte. Auch befragten die Jötnar noch zur Zeit, als der Ase Baldur heftige Träume hatte, die Orakel, spár framvisar (vaticinia futuri praescia). Die Frettir (Orakel) sagten, daß der einzig beliebteste [31]) Verwandte Ullur's dem Tode nahe (feigr) wäre. Framvisar (eigentlich Vorwärtsweise) werden auch die in die Zukunft

---

18) s. den Art. Jörmungandr und über die Händel, welche Thor bei dieser Gelegenheit mit dem Jötunn Hymir hat, s. 2. Sect. 12. Th. S. 434—436. 19) Gylfaginning 45—47. a. a. O. S. 50—63. 20) veriandi Asgardhz, Midhgardz und dólgr (Feind) ok bani (Tödter) iötna ok tröllquenna (der Riesen und Riesenweiber) sind Bezeichnungen (Kenningar) Thor's, sowie auch speciell vegandi Hrúngnis, Geirröthar, Thrivalda (Erschlager Hrungnir's, Geirröd's, Thrivaldi's). Vgl. Skaldskaparmál 3. bei Rask S. 101. 21) Nicht durchaus, denn er kämpft im Goldhelm und schönen Panzer mit dem Spieße Gungnir gegen das Riesenungeheuer Fenris-úlfr am Ende dieser Welt. Gylfaginning 51. a. a. O. S. 78—83. 22) Myrkrithor'n, Reiterinnen im Dunkeln, heißen die Riesenweiber, welche den Anblick des Lichtes nicht ertragen und durch dasselbe versteinert wurden, wie z. B. Hrímgerthur (Hrimgerd), s. das I. Helgilied bei F. Wachter, Forum der Kritik. I. Bds. 2. Abth. S. 100—103. 23) tein (mit dem Zeichen des Nominativs -teinn) bedeutet schmaler Stab, Ruthe; Gamban ist dunkel; doch bedeutet Gambanteinn, wenn wir es hier im Zusammenhange nehmen und mit Skinnisfer 32, wo es auch vorkommt, vergleichen, aller Wahrscheinlichkeit nach Zauberruthe.

24) Im Art. Othin (3. Sect. 7. Th. S. 309. 310) ist mitgetheilt, wie Odin den Riesen Suttung um den Trank betrog, und Letztern aus den Welten der Riesen nach Asgard brachte. 25) Suttúnga ist nämlich der Genitiv von Suttúngar (Mehrzahl von der Einzahl) Suttúngr (so hieß der den Meth besitzende Riese), oder soll Suttúnga-miödr Suttung's Meth bedeuten, müssen wir in Suttúnga-miöthr für Suttúngr die Form Suttúngi nehmen, welches Beides sich dann wie Surtalogi zu Surtr verhielte. 26) Es heißt „der Riesen" (in der Mehrzahl), weil die Buße für Unterlassung der Blutrache nicht blos Suttung'n allein, sondern dem Gilling'schen Hause überhaupt zukam. 27) Bragarádur bei Rask S. 84—87. Skaldskaparmál 3. S. 98. 28) Wafthrudnismál Str. 33 S. 19. Str. 35 S. 20. 29) Mit dem Artikel: inn alswinni iotunn (der allwissende Riese). Am häufigsten heißen die Riesen hunde- (oder hundertfach-) weise. 30) s. Othin. 3. Sect. 7. Th. S. 306. 307. 31) Von der Theilnahme der Jötnar an Baldur's Schicksal weiter unten mehr.

schauenden Bergriesentöchter, Fenja und Menja, im Grótasaungr [32]) genannt. In Mimir's [33]) Brunnen, welcher sich unter der Wurzel der Esche Yggdrasil befindet, die zu den Hrimthursarn geht [34]), ist Weisheit und Vernunft verborgen [35]). Mimir, der Besitzer des Brunnens, ist voll Weisheit, denn er trinkt jeden Morgen daraus. Um einmal einen Trunk daraus zu erhalten, setzte Odin sein Auge zum Pfande [36]). Steht der letzte große Kampf der Riesen mit den Göttern durch den Anzug der erstern bevor, redet Odin Mimir's Haupt [37]) an, wie die Wóluspá 42 sagt, oder nimmt, wie die Gylfaginning 51 S. 75 bemerkt, Odin, der zum Mimirsbrunnen reitet, Rath für sich und sein Gefolge.

Mit dem Umstande, daß die Jötnar, als die Älteren, in der Weissagungskunde stärker sind, als die Götter, hängt auch zusammen, daß von jenen die Schicksalsbestimmung der Götter und Menschen abhängt. So werden nach den Wafthrudnismál 48. 49. S. 30 die Hamingior derjenigen, die in der Welt sind, bei den Jötnar geboren und erzogen, und fliegen von da über das Meer und die Dörfer (bewohnten Orte). Hamingior bedeutet Glückseligkeiten, Glücksbestimmerinnen, Schutzgeister und sind Mädchen. Die Asen spielten nach der Wóluspá Str. 8 im Anfange der Zeiten Würfel auf der Hauswiese [38]), waren heiter, hatten keinen Mangel an Gelde, bis drei sehr übermächtige Thursenmädchen aus „Jotonheimar" (den Welten der Jötnar) kamen [39]). Von diesen stammen also nicht blos die Bestimmerinnen des Schicksals der Götter, sondern hier werden die Riesenungeheuer geboren, welche es vollziehen. Mit der Gygur (der Riesin) Angurboda in Jötunheimar zeugte Loki drei Kinder, den Fenris-ulfr, den Jörmungandr (die Midgardschlange) und Hel. Da die Götter wußten, daß die drei Geschwister in Jötunheimar erzogen wurden und erforschten, daß ihnen von diesen Geschwistern großes Übel und Unheil entstehen würde, so sandte Allfaudr (Allvater) Götter hin, die Kinder zu ergreifen und zu ihm zu bringen, und warf die Schlange in die tiefe, alle Länder umfließende See und Hel nach Niflheimr, und gab ihr die Herrschaft über neun Welten [40]). Zu ihr kommen alle vor Alter und Krankheit gestorbenen Menschen, für deren Bewirthung sie den elendesten Haushalt hat, sodaß sie als Riesenwesen den Gegensatz zu Odin macht, welcher Denen, die zu ihm nach Walhaull kommen, eine Fülle von Trank und Speise gewährt. Den Wolf erzogen die Asen bei sich daheim, und Tyr wagte allein, ihm Speise zu geben. Da aber die Götter sahen, wie sehr er jeden Tag wuchs, und alle Weissagungen versicherten, er werde ihnen Schaden bringen, so entschlossen sie sich, ihn zu fesseln, was aber erst das dritte Mal gelingt, durch eine von Zwergen verfertigte Zauberfessel. Ungeachtet die Asen Böses von ihm zu erwarten hatten und die Weissagungen versicherten, daß er für Odin Ursache des Todes werden würde, erschlugen sie ihn doch nicht, um nicht ihre Heiligthümer und Friedensstätten durch sein Blut zu beschmutzen [41]). Besondere Beachtung verdienen vor allen die Riesenungeheuer, welche die Sonne verfolgen und sie und den Mond verderben. In den Grimnismál singt Grimnir (Odin) Str. 39 (S. 58): „Skaull (Sköll) heißt der Wolf, welcher der hellaussehenden Gottheit (der Sonne) zum Meere folgt. Aber der andere Hati [42]), er ist Hrodwitnir's [43]) Sohn, der soll vor der heitern Braut des Himmels (gehen)." Die Gylfaginning 12 erläutert dieses auf folgende Weise: „Gangleri sprach: Die Sól (Sonne) fährt schnell und beinahe so, als wenn sie erschreckt sei, und sie könnte doch den Gang nicht mehr beschleunigen, wenn sie ihren Tödter (oder Tod) fürchtete. Da antwortet Har: Nicht ist das zu verwundern, daß sie emsig fährt; nahe geht der, der sie verfolgt, und sie hat keinen Ausweg, außer denn hinwegzurennen. Da sprach Gangleri: Wer ist der, der ihr dieses Ungemach macht? Har sagt: Das sind zwei Wölfe, und der, der ihr nachfährt, heißt Sköll. Ihn fürchtet sie, und er wird sie fassen; aber der, der Hati Hrodwitnir's Sohn heißt, der läuft vor ihr, und er will das Túngl (den Mond) fassen, und so wird es werden. Da sprach Gangleri: Welches ist das Geschlecht dieser Wölfe? Har sagt: Eine Gygur (Riesin) wohnt im Osten von Midgard in demjenigen Walde, welcher Járnwidhr (Eisenwald) heißt. In diesem Walde wohnen diejenigen Traulkonur [44]), welche Járnwidhiur (Eisenwälderinnen) heißen. Die alte Gygur gebiert viele Jötnar, und alle in Wolfsgestalt, und von daher sind diese Wölfe gekommen, und so wird gesagt, daß von diesem Geschlechte der eine der mächtigste wird, welcher Mánagarmr [45]) ge-

32) In den Skaldskaparmál bei Rask S. 147—150. 33) Mimir findet sich unter den Benennungen der Riesen in den Skaldskaparmál 75. S. 209. 34) Drei Wurzeln breiten sich auf drei Seiten unter der Esche Yggdrasil aus, Hel wohnt unter der einen, unter der andern die Hrimthursar, unter der dritten die menschlichen (d. h. eigentlich wahren) Menschen. Grimnismál Str. 31. S. 55. 35) Gylfaginning 15. S. 17 sagt spekdh (Weisheit) und mannwit (Menschenwitz, Verstand) der Hrafna-Galdr Othin's 15. S. 211: vissa vera (Kenntniß der Wesen oder Menschen). 36) Wóluspá Str. 26. Gylfaginning 15. S. 17. 37) Dieses gibt auch nach der Ynglinga-Saga, wo Odin und Mimir zu Menschen gemacht werden, dem Ersteren viele Nachrichten über Ereignisse aus andern Welten und über verborgene Dinge überhaupt, mittels der Zauberei, die Odin mit dem Haupte des erschlagenen weisen Mimir vorgenommen hat; s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 46. S. 22. 23. 38) tun, eingezäunter Platz. 39) Vgl. mit dieser Stelle der Wóluspá Str. 8. S. 27 die Gylfaginning Cap. 14. S. 15. Letztere berichtet, daß das goldene Zeitalter durch die Ankunft der Weiber aus Jötunheimar verderbt worden. Der Verfasser der Gylfaginning leitet die Benennung gullaldr (Gold-Alter) von der Menge des Goldes ab, welche die Götter hatten.

40) Diese Angabe von Hel's Herrschaft über neun Welten scheint aus den Wafthrudnismál 43 genommen; denn es heißt dort, daß die Halir (Menschen) aus Hel hinweg in die neun Welten unterhalb Niflhel sterben. Besonders hervorzuheben ist noch, daß Thor dem Jötunn, welcher nach Asgard gekommen war und die Rolle des Baumeisters spielte, in Jötunheimar zu wohnen nicht verstattete, sondern ihm den Schädel zerschmetterte und ihn unter Niflhel hinabsandte. 41) Gylfaginning 34. S. 32 36. Hyndluljóth Str. 36. S. 339. Ágisdreka Einleitung S. 148. 149. Str. 38. 39. S. 167. 42) Hasser oder Verhaßter. 43) Ausrottungswolf, Wolf der Verwüstung. 44) Trölkonur, zaubermächtige Riesenweiber. 45) Mani's (des Mondes) Garmr, d. h. das wilde Thier oder der Hund, der den Mond verdirbt oder

nannt wird. Er füllt sich mit dem Leben aller Menschen, die sterben, verschlingt das Tungl (den Mond) und besprützt mit dem Blute den Himmel und die ganze Luft. Hiervon verliert die Sonne ihren Schein, und die Winde sind dann unruhig und sausen von hierher und dorther." In der Wöluspa lesen wir: „Östlich saß [46]) die Alte im Eisenwalde (a Jarnwidhi) und gebar [47]) dort Fenrir's Geschlechter. Es wird von diesen allen ein Gewisser des Tungl's Verschlinger (eigentlich Rauer) in Trölligestalt [48]). Er füllt sich mit dem Leben feiger (d. h. zum Tode bestimmter, sterbender) Menschen, rothet der Götter Sitze mit rothem Blute. Schwarz wird der Sonnenschein in den Sommern nachher; die Wetter alle veränderlich." In den Grimnismal Str. 46. 47 wird auf Gangrad's (Odin's) Frage: „Von woher kommt eine Sonne an den glatten [49]) Himmel dann, wenn diese Fenrir verderbt hat?" von Wafthrudnir geantwortet: „Eine Tochter gebiert Alfraudull (die Elfenröthevin, d. h. die Sonne), bevor sie Fenrir verdirbt; es wird dann, wenn die Götter sterben, das Mädchen der Mutter Wege reiten." Unter Fenrir ist hier entweder das Riesenungeheuer in Wolfsgestalt, Loki's und Angurboda's Sohn, zu verstehen; er richtet die Sonne zu Grunde, bevor er mit Odin kämpft, diesen verschlingt und dafür von Widar des Lebens beraubt wird. Oder Fenrir steht hier für wolfsgestaltiges Riesenungeheuer überhaupt; denn Fenrir konnte dichterisch für Wolf und besonders für ein dem Fenrir verwandtes Wesen gebraucht werden. Auf letztere Weise hat es der die Stelle aus den Grimnismál in der Gylfaginning Cap. 53. S. 77 anführende Verfasser der Gylfaginning Cap. 51. S. 71 aufgefaßt; denn erst nachdem er bemerkt hat, daß der eine Wolf die Sonne verschlinge und der andere den Mond fasse, und nachdem er von dem Verschwinden der Sterne vom Himmel und dem Beben der Erde, welches das Zerbrechen und Zerreißen aller Fesseln verursacht, gehandelt hat, bemerkt er: „Da wird der Fenrisulfr los," und versteht also unter den beiden vorher erwähnten Wölfen Skoll und Hati. In den Worten der Wöluspá Str. 40: „Es hellt Garm sehr vor Gnipahellir. Die Fessel (Kette) wird reißen, aber (und) Freki rennen," ist wol dasselbe Riesenwesen unter zwei Ausdrücken gemeint, und zwar der Fenrisulfr, von welchem es auch in der Gylfaginning 34 S. 56, nachdem seine Fesselung erzählt ist, heißt, daß er grimmig heule. Neuere verstehen jedoch unter Garmr den Riesenhund dieses Namens, von welchem die Gylfaginning Str. 45 S. 73 [50]) handelt und die Grimnismál Str. 48 den vorzüglichsten der Hunde nennen, und unter Freki den Fenrisulfr, weil Freki (der sich Hinzudrangende) dichterische Benennung für Wolf ist, besonders weil einer der Wölfe Odin's so heißt. Eine andere wichtige Stelle über das Freiwerden der gefesselten Riesenungeheuer bei bevorstehendem Ende dieser Welt und zur Vollziehung des Unterganges derselben ist die in der Wöluspá Str. 53: „Es seufzt der alte Baum (das Weltgebäude), aber (und) der Jotunn kommt los." Hierzu findet man bemerkt: Jotunn sei hier als allgemeines Appellativ des Ungeheuren, des alten Feindes, das ganze verstoßene Geschlecht, in der Tiefe und an der Welt Enden wohnend, zum Kampf nun stürzend um verlorenen Besitz, selbst dem Verderben verfallen, an seiner Klugheit irre gegangen [51]) u. s. w. Andere [52]) verstehen wahrscheinlicher unter dem Jötunn Loki; denn Str. 32 der Wöluspá wird gesagt, daß der treulose Körper Loki's unter Hwera-lund (dem Hain der Heilquellen) gebunden liege. Nach der Gylfaginning 33 S. 32 wird zwar Loki unter die Asen gezählt, und nach den Skaldskaparmál 16 S. 106 sind zwei seiner Umschreibungen hinn bundni ás (der gebundene Ase) und hinn slaegi ás (der arglistige Ase). Aber die Gylfaginning 16 S. 106 nennt seinen Vater Farbauti ausdrücklich einen Jötunn. Solche Abkunft mußte der Götha-dólgr (der Götter Feind), der Raegiandi ok Vaelandi gothauna (der Verleumder und Betrüger der Götter), der Baulwa-smidhr (der Schmied oder Künstler der Übel), der Ráthbani Balldurs (der Urheber von Baldur's Tode durch seine Verrätherei), wie er auch heißt, nothwendig haben. Daß der zwar Böse von Gemüth, aber Schöne von Ansehen [53]), unter die Asen gekommen, erklärt sein Name Loki, welches mit Logi verwandt ist, sodaß er als das personificirte Feuer betrachtet werden kann, welches, ungeachtet von Riesenabkunft, wegen seiner Wohlthätigkeit unter die Götter auf-

verschlingt. Mani (Mond) und Túngl (Mond) können mythologisch so unterschieden werden, daß jener der Mondführer und dieses der Mondkörper ist, aber Beide zugleich kommen durch das Riesenungeheuer um.

46) Nach der Lesart, welche das Additamentum cont. Apr. Carm. Völuspá in d groß. Ausg. d. E. S. 3 Th. S. 200, und Gylfaginning S. 13 hat, wohnt. 47) Foeddi (gebar, erzog); nach der Lesart des Additam. a. a. O. u. d. Gylfaginning faedhir (gebiert, erzieht). 48) i trölls hami. Das Wort hamr (induviae, forma) wird in der nordischen Mythologie gebraucht, wenn ein Wesen statt seiner gewöhnlichen eine andere Gestalt, z. B. ein Jötunn Adlergestalt, annimmt. So heißt es in den Bragaradur S. 82 von Thiassi: tekr hann arnarhaminn, er nimmt das Adlerhemde (Adlerhülle) durch Zauberkunst an. Tröllshamr bedeutet die Hülle und mittels derselben die Gestalt eines bösen, zaubermächtigen Wesens, und wird in der Stelle der Wöluspá 36. S. 43 specied die Wolfsgestalt darunter verstanden, weil sie die gewöhnlichste Zauberhülle der Riesenungeheuer ist und es ausdrücklich heißt, daß der Mondesverschlinger zu den Fenriskindir'n gehört. kind (Mehrzahl kindir) bedeutet Geschlecht und Kind. Der Túngls-tiúgari ist also Nachkomme des Fenrir. 49) Oder schlichten, ebenen (sletta), nach anderer Lesart swasa (süßen, d. h. heiteren), nach einer dritten svala (kühlen).

50) Wo der Verfasser der Gylfaginning Cap. 51 sagt, daß der Hund Garmr losgeworden sei, der vor Gnipahelli gebunden. 51) Studach, Sámund's Edda des Weisen S. 20. 52) So der Verfasser der 72. Anmerk. zur Wöluspá in der gr. Ausg. der Edda Sámundar. 3. Th. S. 47. Ettmüller (Vaulusþá S. 32) bemerkt: „Der Jote ist entweder Loki oder sein Sohn Fenrir." In letzterem Falle dürfen wir aber freilich unter dem Freki in der Str. 40 dann nicht den Wolf Fenrir verstehen, sondern müssen Garmr und Freki als ein Wesen, unter zwei Benennungen, auffassen, was dem Zusammenhange und aller Wahrscheinlichkeit nach die ursprüngliche Meinung des Dichters war. Nur bleibt zweifelhaft, ob er unter Garmr ein besonderes, von dem Fenrisúlfr verschiedenes, Wesen verstand, wie der Verfasser der Gylfaginning thut, oder ob er den Fenrir, hier in Str. 40, dichterisch Garmur nennt. 53) Gylfaginning 33. S. 32.

genommen werden mußte. Aber es bleibt wegen des Unheils, das es, sich selbst überlassen, oder nicht gehörig bewacht und verwahrt, anstiftet, immer ein zweideutiges, trügerisches Wesen. Nachdem Loki dafür, daß er durch seinen Verrath Baldur'n des Lebens beraubt und die Götter gelästert [54]) hat, von ihnen gebunden wird, ist er nur noch speciell das unterirdische Feuer; er verursacht das Erdbeben und ist dadurch auch wieder aus der Zahl der Götter oder wohlthätigen Mächte gestrichen, und wieder ein reiner Jötunn, als welcher er am Ende dieser Welt aus seinen Fesseln loskommt, um gegen die Asen zu kämpfen. Er ist einer der drei Häuptlinge, welche die Riesenwesen gegen die Götter in den Kampf führen. Die Wöluspá sagt Str. 44: „Hrymr fährt von Osten her, es erhebt sich der Sprudel [55]) (das Meer) davor, Jörmungandr wälzt sich in Riesenwuth [56]). Die Schlange nöthigt die Wellen, aber (und) der Adler gellet [57]), der schnabelfahle zerreißt Leichen. Naglfari [58]) wird gelöst [59])." Str. 45: „Der [60]) Kiel fährt von Osten her, kommen werden Muspell's [61]) Völker über das Wasser. Aber (und) Loki steuert. Des rasenden Ungeheuers Verwandten (fifls [62])-megir) fahren alle mit Fréki (dem Wolfe). Mit ihnen ist der Bruder Byleip's" [63]). Str. 47: „Surtr fährt von Süden her mit der Krümmungen Flamme (flackernder Flamme), es scheint (blitzt) die Sonne von dem Schwerte des Waltifi [64]), Steinberge stoßen zusammen, aber (und) die Gifor (Riesenweiber) straucheln, die Halir (Menschen) betreten den Hel- (Todes-) Weg, aber der Himmel spaltet." Die Gylfaginning stellt den Anzug der Riesenhäuptlinge gegen die Götter und ihr Heer, die Einheriar, auf folgende Weise dar. Der Jötunn Hrymr steuert Naglfari'n, der Fenrisulfr fährt mit aufgesperrtem Munde, der obere Kiefer ist an dem Himmel und der untere an der Erde. Feuer brennen aus seinen Augen und Nasenlöchern. Die Midgardschlange bläst das Gift so, daß es sich durch die ganze Luft und die Gewässer verbreitet, und ist an der einen Seite des Wolfes. In diesem Lärm spaltet der Himmel, und von da [65]) reiten die Muspells-Söhne (synir), Surtr reitet vorn, und

---

54) Mit Worten lästert Loki die Götter in der Ägisdrecka, aber auch in der That hatte er es gethan, indem er als Logi (Feuer) auch ungeheuern Schaden durch Brände gebracht, und er ist in dieser Beziehung eine wömm allra gotha ok manna (eine Schande aller Götter und Menschen) und ein rógberi Asanna (Chicaneur, Zwistträger, Verleumdungsträger, Verleumder der Asen) (Gylfaginning 33. S. 32), indem die Feuersbrünste die von den übrigen Göttern den Menschen gewährten Wohlthaten nicht selten zu nichte machen, und sie also durch Vernichtung derselben gleichsam als mangelhafte Wesen verleumden. 55) Nach anderer Lesart: „er hat die Linde vor" (trägt den Schild vor), nach anderer: hat Kriegsvolk vor (geht von Kriegsvolke bedeckt). 56) í iotunmódi. 57) hlakkar (clangit), bedeutet auch exultat, was gut auf den Str. 38 erwähnten frohen Egdir paßt. 58) Das größte Schiff wird von den Nägeln todter Menschen gemacht, ist nach dem 43. Cap. der Gylfaginning S. 48 ein Eigenthum Muspell's, nach Cap. 51 S. 72 steuert es der Jötunn Hrymr. 59) wird auf die See gebracht. 60) Folgen wir dem Verfasser der Gylfaginning 51 S. 72, welcher sagt: Hrymr heißt der Jötunn, welcher Naglfari'n steuert, so müssen wir in der 41. Str. der Wöluspá übertragen: „Ein Kiel fährt von Osten her," und das Schiff, welches Loki steuert und auf welchem Muspell's Kriegsvölker fahren, ist ein anderes Schiff als Naglfari. Mit der Darstellung der Gylfaginning stimmt aber nicht, daß die 44. Str. der Wöluspá anhebt: Hrymr ecr austan, hefiz lind fyri und schließt Naglfar losnar; nehmen wir an, daß der Naglfar oder Naglfari erst jetzt gelöst wird, so muß Hrymr anfangen von Osten her zu Wagen zu fahren; hefiz lind fyri wird dann am passendsten übersetzt: die Linde (der Schild) wird sich vor ihm erheben, nicht: lind (die Quelle, der Strudel, d. h. das Meer) erhebt sich vor ihm. Aber der Verfasser der Gylfaginning ist mit sich selbst im Widerspruche, weil er 42 S. 48 gesagt hat: aber Naglfar (Naglfari) ist das größte Schiff, dasjenige, das Muspell hat. Am besten beziehen wir also den Inhalt der 45. Str. der Wöluspá: Kiöll fer austan koma muno Muspellz um laug lydir (der Kiel fährt von Osten her, kommen werden Muspell's Völker durch [über] das Gewässer [Meer] u. s. w.) auf den Naglfari, und erhalten als Steurer desselben Loki'n und nicht Hrymr'n, welcher also ein besonderes Schiff hat. 61) Diesen Häuptling hatte erweislich auch die teutsche Mythologie, denn im altteutschen Gedichte vom jüngsten Gerichte (bei Wackernagel, Altd. Lesebuch S. 21) heißt es: da kann kein Verwendter dem Andern vor dem Muspille helfen, wenn das breite „Wasal" (Gluthregen nach Grimm) Alles verbrennt und Feuer und Luft Alles reinigen. Auch in der Bearbeitung der Evangelien in altsächsischen Stabreimen kommt Mudspelli, Mutspelli zwei Mal in der Bedeutung von Feuer vor (s. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. 466. 467). Loki als Steurer von dem Schiffe, das Muspell's Völker führt, paßt also sehr gut mit diesen zusammen. Der Kiel kommt nach Wöluspá Str. 74 von Osten her (austan), was man nicht mit Legis (Fundgruben 2. Bd. S. 31) verwandle in: „von Süden," mit der Bemerkung: „von Osten" heißt es weniger richtig im Texte, denn Surtr kommt ja „sunnan" (von Süden). Der Verfasser der Gylfaginning 4. S. 5 hat die Sache dadurch verwirrt, daß er unter dem Sudheimr (Südwelt) der Wafthrudnismál Str. 31 den Muspellzheimr verstanden und diesen für Sudheimr gesetzt hat. Daraus aber, daß Loki (das unterirdische Feuer) das Schiff, das die Völker Muspell's über das Meer trägt, nach Wöluspá Str. 45 steuert, geht hervor, daß Muspell einer andern Feuerwelt angehört als Surtr.

62) fifl wird hier durch „monstrum, daemon infestus" erklärt, gewöhnlich bedeutet es einen thörichten oder tollen Menschen, und man leitet von ihm das dänische und norwegische Fiol, Fiolle ab; s. Finn Magnusen, Gloss. z. 3. Th. der groß. Ausg. der Edda Sämundar S. 220. 63) Loki's, des Sohnes des Jötunn Farbauti, Brüder sind nach der Gylfaginning 33. S. 34 und den Skaldskaparmál 16. S. 106 Byleistr (oder Byleipr) und Helblindi (Hel-Blinder), welcher Letzterer in der 45. Str. der Wöluspá gemeint sein muß, wenn nämlich nicht, was wahrscheinlicher ist, Loki in derselben zwei Mal genannt wird, nämlich ein Mal mit seinem Namen selbst, und dann weiter unten umschrieben. Doch muß auch Helblindi ein bedeutungsvoller Jötunn gewesen sein, und wird in der 76. Anmerkung zur Wöluspá 45. in d. gr. Ausg. der Edda Sämundar S. 48 unter Byleip's Bruder verstanden und durch „Mortis vel oceani daemon" erklärt, nämlich Todesdämon ist er wegen der in seinem Namen vorkommenden Todtengöttin Hel, welches auch Tod überhaupt bedeutet. 64) Oder auch der Waltifar, je nachdem wir Waltifa für den Genitiv der Einzahl oder der Mehrzahl nehmen; Waltifi heißt ein Gott der Wahlstatt, der in der Schlacht Fallenden, oder auch der Gott, welcher Wal (Erschlagene) veranlaßt, also Schlachtgott, was hier Surtr ist, da er in den großen Kampf gegen die Götter und Einheriar zieht. 65) thadan (inde); der Verfasser der Gylfaginning 51. S. 70 nimmt es wol hier nicht als Adverbium loci, sondern temporis, also in der Bedeutung: von da an, letzteres besonders deshalb, weil die Muspellz-synir (Muspells-Söhne) über Bifrauft reiten, um gegen die Götter zu kämpfen. Auch schon Cap. 13. S. 14 sagt er, daß die von der Erde zum Himmel führende Brücke Bifrauft, so stark sie auch ist, dann brechen werde, wenn die Muspells-Verwandte ziehen, über sie zu reiten.

sowol vor als nach ihm ist brennendes Feuer. Sein Schwert ist sehr gut, und von ihm scheint (blinkt) es glänzender, als von der Sonne. Aber wenn sie über Bifrast reiten, bricht sie. Muspells-Söhne, oder Verwandte (megir), dringen vor auf das Gerichtsfeld Wigridr [66]. Dorthin kommt dann auch der Fenrisulfr und der Midhgardhs ormr, dorthin ist dann auch Loki gekommen und Hrymr, und mit ihm alle Hrimthursar, aber Loki'n folgen alle Heliar-sinnar (Gefährten oder Genossen der Hel) [67]; die Muspell's-Söhne haben eine sehr glänzende Schlachtordnung für sich. So der Verfasser der Gylfaginning, welcher zwar die Strophen der Wöluspá mittheilt, aber ihnen nicht genau gefolgt ist; denn nach ihm erscheinen Surtr und Muspell's-Söhne zusammen, während nach der Wöluspá die Muspell's-Völker auf dem von Loki gesteuerten Schiffe sich befinden, welches von Osten her fährt und Surtr von Süden heranzieht. Drei Arten Riesenwesen finden wir also hier. Hrymr ist von hrim (Ruß, Reif) gebildet, und da sich die Hrimthursar (Reif-[68]) Riesen) bei ihm befinden, so erscheint er offenbar als Repräsentant der Kälte, welche auch überdies im Fimbulwetr [69]), welcher vor Ragnarök vorhergeht, eine Rolle spielt. Da der Ursprung der Welt von dem reifkalten Ymir ausging, so ist es natürlich, daß auch bei der Auflösung derselben die Kälte wieder als ungebunden erscheint, und gegen die Götter und Menschen kämpft. Ebenso muß die Hitze bei Wiederauflösung der Welt als ungebunden erscheinen. Hrymr, könnte man denken, müsse aus Norden kommen, aber er kommt aus Osten (d. h. Nordosten), weil hier die Jötunheimar gedacht wurden. Deshalb kommen auch Loki und Muspell's-Söhne von dort. Sie erscheinen auf einem und demselben Schiffe und bilden also eine und dieselbe Art Feuerriesen. Die zweite Art Feuerriesen macht Surtr aus, welcher von Süden kommt, also als Repräsentant concentrirter oder gesteigerter Süd- und Mittagshitze erscheint, oder wenigstens als ein Feuer, das man als von einer andern Seite, als Loki und Muspell's-Völker, heranziehend dachte. Zur Berichtigung der Meinung, Surtr sei ein Allvater oder der höchste Gott vor Odin, als dem zweiten Allvater [70]), dient der wichtige Umstand, daß Surtr unter den Benennungen der Jötnar [71]) aufgeführt ist. Auch nach dem Verfasser der Landnamabok [72]) war Surtr ein Jötunn. Er erzählt von Thorwaldr Holbarki, dem vierten Sohne Thord's, wie er sich hinauf zur Felsenhöhle Surtr's [73]) begeben und die Dráþa [74]) darbrachte, welche er auf den Jötunn in der Felshöhle [75]) gemacht hatte [76]). Auf Island wird ein Mineral vegetabilischen Ursprungs, das bitumen lignum fossile Surtarbrandur (Surt's Brand) genannt. Wäre diese Benennung nicht erst in Island entstanden, sondern dorthin mit verpflanzt, und stände an Alter nicht gegen den Verfasser der Wöluspá zurück, so dürfte Surtr nicht als reiner Gegensatz zu Loki genommen werden, in sofern Ersterer dann auch mit dem unterirdischen Feuer einen Zusammenhang hätte und keineswegs blos das Feuer der Südwelt darstellen würde.

Sowie, um der beliebten Dreiheit willen, Odin, Wali und We den Urriesen Ymir erschlagen, so müssen dafür am Ende dieser Welt die Götter durch drei Riesenhäuptlinge: Hrymr nebst den Hrimthursar'n, Loki nebst Muspell's Völkern und Surtr umkommen, also durch einen Repräsentanten der Kälte und zweien des Feuers. Wenn

66) Wafthrudnismál Str. 18: „Wigridhir heißt das Feld, wo sich zur Schlacht finden Surtr und die süßen Götter; hundert Rasten ist nach jeder Seite dieses Feld bestimmt (abgesteckt)." Nach dem Vorbilde des Zweikampfes wurden nämlich im nordischen und germanischen Alterthume überhaupt die Felder der Schlachten, zu welchen man sich herausforderte, durch Haselpfähle abgesteckt, wie Gerichtsstätten. Vgl. z. B. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 65. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 32. Th. S. 372. 67) Es können darunter nur die an Krankheit und vor Alter gestorbenen Menschen und die erschlagenen Jötnar gemeint sein, welche nun aus den neun Unterwelten zum Kampfe gegen die Götter und Einheriar heranziehen; Hel als Riesenwesen bildet so den Gegensatz zu Odin, und seine Genossen zu denen des Letzteren. Von der großen Zahl der Einheriar, welche aus den Thüren der Walhall ziehen, um wider den Wolf zu kämpfen, handelt die 23. Str. der Grimnismál; vgl. die Gylfaginning 38. S. 41. 42, wo bemerkt wird, daß die große Zahl der Einheriar doch noch klein erscheinen wird, wenn der Wolf kommt. Dieser ist Fenrir, der Bruder Hel's, deren Genossen ihr Vater Loki gegen die Götter und Einheriar in den Kampf führt (Gylfaginning 51. S. 72). 68) Daß Hrim in dem Worte nicht Ruß, sondern Reif bedeute, geht daraus hervor, daß Ymir im Wafthrudnismál 21. S. 13 hinn hrímkaldi iotunn (der reifkalte Riese), und in der Ägisdrecka Str. 50. 51. S. 172 Loki's Sohn hrimkaldi mögr (Sohn) genannt wird. Dieses könnte dem zu widersprechen scheinen, daß Loki am einfachsten als unterirdisches Feuer gedeutet wird, aber auch feuerspeiende Berge, wenn sie ruhen, sind ja wegen ihrer Höhe, oder rücksichtlich ihrer nördlichen Lage, mit Eis und Schnee bedeckt. 69) Wafthrudnismál Str. 44. Im Fimbulwetr weht es Schnee aus allen Himmelsgegenden; großer Frost ist da und scharfe Winde, Genuß der Sonne fehlt (d. h. sie wirkt nicht). Drei solche Winter kommen zusammen und keine Sommer dazwischen (Gylfaginning 51. S. 71). Windswalr (Windkalter), der Vater des gewöhnlichen Wetr's (Winters, Grimnismál Str. 27 S. 17. Gylfaginning 18. S. 23) ist schon ein Jötunn (Jötna-heiti, in den Skaldskaparmál S. 210); was für ein furchtbares Riesenwesen muß erst der Fimbulwetr sein?

70) Finn Magnusen, Lex. Mythолog. p. 174. 729. Doch ist der Irrthum schon alt, schon im upsaler Codex der Snorra-Edda (bei Rask S. 75) ist Surtr als Herrscher von Gimli angenommen, aber in einer erst durch christlichen Einfluß veranlaßten Stelle, welche den Inhalt einer später in die Wöluspá (Str. 57) eingeschobenen Strophe wiedergibt und von da in die jüngere Edda, in die Gylfaginning S. 4, 21, 75 gekommen ist. 71) In den Denkversen in der Skaldskaparmál 75. S. 209. 72) Islands Landnámabók. 3. Th. Cap. 10. (Kopenhagener Ausg. von 1774.) S. 220. 73) Es ist dieses der berühmte Surtshellir (und Surtar hellir), eine Felsenhöhle, welche von einer durch unterirdisches Feuer ausgebrannten und in Lava verwandelten Gegend umgeben ist. 74) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 25. Th. S. 344—346. 3. Sect. 8. Th. S. 287—289. 75) um iötunin í hellinom. 76) Hieraus darf man nicht mit Finn Magnusen schließen, daß Surtr kein wirklicher Jötunn, sondern ein Ase sei, und nur deshalb ein Jötunn genannt werde, weil er älter als die Asen war. Der Dichter fand sich wahrscheinlich durch den prächtigen Anblick, welchen das Innere des Surtshellirs gewährt (s. *Henderson*, Iceland. [Edinburg 1818.] T. II. p. 196), bewogen, dem Erbauer und Bewohner dieses wunderbaren Werkes seine Bewunderung auszudrücken, und ihn zugleich mild zu stimmen, daß er ihm, wenn er die Höhle besuche, kein Leid zufügen und die Umgegend mit neuen vulkanischen Ausbrüchen verschonen möge.

der Verfaſſer der Gylfaginning 51 S. 78, indem er der Wöluſpá nicht genau folgt, Muspell's Söhnen eine beſondere Schlachtordnung beilegt, ſo geſchieht dieſes doch wol aus keinem andern Grunde, als weil die Rieſenungeheuer der Südwelt, wohin er nicht nur, wie die Wöluſpá den Surtr, ſondern (Cap. 4. S. 4. 5. Cap. 5. S. 56) auch Muspell's Welt verſetzt, zwar zu gleicher Zeit mit den Ungeheuern der Oſtwelt [77]), genauer Nordoſt- und Nordwelt überhaupt [78]), die Götter und Einheriar bekriegen, aber als entgegengeſetzte Weſen nicht zuſammenkommen können, weil ſie ſonſt einander nicht mehr helfen, ſondern einander ſelbſt bekämpfen würden, da Hitze und Kälte in ewigem Streite ſind und ſich ausſchließen. Zwar iſt eigentlich die Kälte an ſich, da ſie blos ein Mangel an Wärme iſt, nichts. Doch ſo ganz abſtract [79]) faßten die alten Nordmannen die Sache nicht auf, ſie hielten die Kälte nicht blos für etwas Negatives und mußten ihr daher ihren Repräſentanten unter den Reifrieſen geben und dieſen zum Häuptlinge der Hrymr machen. Doch werden in dem Kampfe der Rieſen gegen die Götter und Einheriar keine Thaten von Hrymr gemeldet, ſondern nur von folgenden: Surtr fällt Freyrn [80]), der Hund Garmr kämpft gegen Tyr und Beide tödten einander [81]). Der Fenris-úlfr verſchlingt Odin und wird dafür von Widar des Lebens beraubt, die Midgardſchlange verliert es durch Thor, dieſer aber kommt durch ihr Gift um [82]). Loki kämpft wider Heimdall und der Eine tödtet den Andern [83]). Demnächſt wirft Surtr Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt [84]). Wenn Surtr's Flamme verloſchen iſt [85]), erſcheinen zwar Aſen und ein neues Menſchengeſchlecht wieder, aber keine Jötnar.

Dies ſind die Hauptmomente der Sage vom Verhältniſſe der Jötnar zu den Göttern und von ihrer Wirkſamkeit ſeit Urſprung dieſer Welt bis zu ihrem Untergange, wo ſie aufhört. Dazu noch folgende Specialitäten. Wenn Skirnir (in der För Skirnis Str. 34) in dem über Gerdur geſprochenen Fluche ſagt: „Hören (ſollen es) die Jötnar! hören die Hrimthurſar! die Söhne Suttungi's [86]) (oder der Suttungar), ſelbſt die Aſ-lithar" (die Genoſſen der Aſen!), ſo kann es ſcheinen, als ſei Jötnar von Hrimthurſar und Synir Suttunga verſchieden, und hätte nicht den Sinn von Rieſen überhaupt. Der Dichter nennt nur erſt Rieſen im Allgemeinen, und ſetzt dann, um der Stelle noch mehr Gewicht zu geben, noch eine beſondere, und zwar die wichtigſte, Art derſelben hinzu, und nennt wiederum von dieſer Art (den Hrimthurſar) noch einen beſonderen Zweig, nämlich die Synir Suttunga. Unter den Aſ-lithar verſteht man die Licht-Elfen (Elfen beſſerer Natur), oder auch die Einheriar. Aber es können auch darunter noch Rieſen gemeint ſein, nämlich ſolche, welche mit den Aſen in friedlichem Verkehre ſtehen und daher gleichſam ihre Genoſſen ſind, wie die unter die Götter aufgenommene Skadi, die Tochter des Jötunn Thiaſſi, wie Ägir (mit anderm Namen Gymir), welcher bei den Aſen zu Gaſte war und dieſelben dann wieder bewirthete. Dies geht recht wohl an; denn Skadi, welche die Berge bewohnt und jagt, iſt zugleich den Menſchen feindlich (als Symbol des Gefährlichen der Bergeinöden) und freundlich (durch Ertrag der Jagd, welchen die Berge geben), und Ägir, das Meer, iſt verderblich und wohlthätig für die Menſchen. Selbſt die Rieſenweſen, welche ſich in einer Beziehung wohlthätig erweiſen, werden zu Zeugen des Fluches genommen, in dem Sinne, daß ſie gegen die damit Belegten nur ſchädlich ſein ſollen. Gerdur, Tochter eines in Jötunheimar wohnenden Jötunn, Namens Gymir [87]), war ſchön, von ihren Armen leuchtete Luft und Waſſer, ſodaß Freyr ſich in ſie verliebte und um ſie werben ließ [88]); ſie machte alſo ihrer lich-

77) Weil man ſich die Welt der Schrecken im Oſten (Nordoſten) dachte, fließt auch der Strom Slíthr von dort her. Von dem Dorn, welcher jede Nacht alle Völker auf Midgard in Schlaf ſenkt, heißt es im Hrafna-galdr Othins Str. 13. S. 219: Von Oſten aus Eliwagar (dem eiskalten Wagen) kommt der Dorn von Antrieb (d. h. durch Wurf) des reifkalten Rieſen (Thurs hrímkalda). Nach der Hymisquida Str. 5. S. 122 wohnt der Jötunn, der hundeweiſe Hymir, im Oſten der Eliwagar an des Himmels Ende. Nach Snorri Sturluſon in den Skaldſkaparmál 17. S. 110. 111 wadet Thor von Norden her über die Eliwagar und trägt in einem Korbe auf ſeinem Rücken Aurwandil'n (Örwandil) von Norden her aus Jötunheimar. Nach der Herwarar-Saga Cap. 1. S. 412 (ſp. Bearb. S. 513) reiſet Starkadhr von dem entgegengeſetzten Standpunkte aus nach Norden über die Eliwagar. 78) Vgl. die Gylfaginning Cap. 4. S. 4, 5, wo Niflheimr den Gegenſatz zu dem in der Südhälfte (des Weltalls) liegenden Muspellzheimr macht, und den Art. Jötunheimr. 79) Doch denkend genug, indem ſie den Urrieſen einen reifkalten ſein laſſen, auch die Nacht zur Mutter des Tages machen, alſo jene (den Mangel des Lichtes) als älter als das Licht annehmen. Von dem Jötunn Nörwi oder Narfi ſ. nachher. 80) Wöluſpá Str. 48. S. 49. Gylfaginning 51. S. 73. 81) Zu bemerken iſt jedoch, daß die Wöluſpá den Kampf Garmr's mit Tyr nicht kennt, ſondern blos die Gylfaginning 51. S. 73. Hieraus iſt zu ſchließen, daß unter dem Garmr in der Str. 40. S. 45, wie wir oben bemerkt haben, der Fenris-úlfr zu verſtehen ſei, weil dieſer nur kämpfend auftritt, nämlich Str. 48 mit Odin. Auch iſt Tyr nur nach der jüngeren Edda ein Sohn Odin's, nach der Hymisquida hingegen ein Sohn des Jötunn Hymir (ſ. 1. Sect. 28. Th. S. 103. 2. Sect. 12. Th. S. 435). Wahrſcheinlich kannte der Verfaſſer der Wöluſpá Tyr'n noch gar nicht als Gott. Daß Tyr allein dem Fenrir Speiſe gab, davon war vielleicht auch nach der urſprünglichen Sage nicht die Urſache, welche der Verfaſſer der Gylfaginning 34. S. 33 angibt, daß er nämlich allein die Kühnheit gehabt habe, zu dem Wolfe zu gehen, ſondern er that es wol deshalb, weil Beide aus Rieſengeſchlecht ſtammten, alſo Verwandte waren.

82) Wöluſpá Str. 48 — 50. Gylfaginning 51. S. 73. 83) Die Gylfaginning hat blos die letztern S. 51, nicht auch die erſtern. 84) Wöluſpá Str. 43. S. 47. Str. 51. S. 51. 85) Waſthrudnismál Str. 50. S. 31. 86) Suttunga kann nämlich Genitiv der Einzahl ſein von Suttungi, welches dann für die gewöhnliche Namensform Nominativ Suttungr, Genitiv Suttungs gebraucht wird, oder Suttunga iſt der Genitiv der Mehrzahl und bedeutet der Suttungar. 87) För Skirnis Einleitung S. 67. Str. 6. Proſa S. 73. Str. 11. 12. Str. 40. S. 87. Vgl. die Hindlu-lioth Str. 28. S. 334, wonach Gerdur, Gymir's Tochter, vom Geſchlechte der Jötnar war. Gerdur's Mutter, Aurbodha, war, nach Gylfaginning 37. S. 39, vom Geſchlecht der Felſenbergrieſen (Bergrisar). 88) Skirnisför S. 67—88. Gylfaginning 36. S. 39—41. Freyr mußte ſeinem Diener Skirnir, welcher die Reiſe nach Jötunheimar machte, das Zauberſchwert geben, welches ſich gegen das Geſchlecht der Jotnar von ſelbſt ſchwingt (Skirnisför Str. 8. S. 72), weil ſich gegen die Zaubermächtigen nur mittels

ten[89]) Erscheinung wegen eine Ausnahme von anderen Riesenwesen; denn Nott (Nacht), Tochter des in Jötunheimar wohnenden Jotun Norwi oder Narfi, war schwarz und dunkel, wie ihre Abkunft es mit sich brachte. Ihr letzter Gemahl, Dellingr[90]), war vom Asengeschlechte, und ihr Sohn Dagr (Tag) war licht und schön, seiner Abkunft von väterlicher Seite zufolge[91]). Die Riesen waren nächtliche Wesen; daher sagt der Verfasser des Hrafna galdr Othins, nachdem er, Str. 24, den Anbruch des Tages beschrieben, Str. 25, daß in die nördliche Noſthür der Jötunngrund (des allgemeinen Grundes) unter der äußersten Wurzel des vorzüglichsten Baumes, der Esche Yggdrasil, zu Bette gingen die Gygiur und Thursar, die nahen Zwerge und die Dökk-Alfar (Schwarz-Elfen). Diese nächtlichen Wesen wurden daher, wenn sie sich von Strahlen des Tages betreffen ließen, in Stein verwandelt; so die Riesentochter Hrimgerdur[92]) und der Zwerg Alwis[93]). Hel ist halb blau [d. h. schwarz[94])] und halb von Haut- (d. h. gewöhnlicher oder menschlicher) Farbe[95]). Die Flögd (das Riesenweib) oder die Tröllkona, Namens Forat (Verderben), welche Ketill Hängr, als er nach Skrofar (aller Wahrscheinlichkeit nach dem jetzigen Eiland Skroven in Westfjorden in Norwegen) kam, auf dem Vorgebirge sah, war nach der Saga Ketils Hängs Cap. 5. S. 127 schwarz wie Pech. Die Gygur, vor deren Felsenhöhle vorüber Brynhilldur ging, als sie den Helweg (Weg in die Unterwelt) ritt, war nach dem Söguthattr af Norna-Gesti Cap. 9. S. 333 schwarz von Antlitz. Der Jötunn Hymir wird in der Hymisquida Str. 20. S. 131 durch áttrunn apa, Sprößling oder Verwandter der Affen, umschrieben. Während bei den Slawen und Indiern selbst Götter vielhäuptig gedacht und dargestellt werden, sind es bei den Nordmannen nur die Jötnar. Nach einer der Lesarten[96]) der 33. Str. der Wafthrudnismál zeugte der Jötunn Örgelmir einen sechshäuptigen Sohn. Nach der Hymisquida Str. 7 hatte die Ältermutter (Amma) Tyr's, des Sohnes des Jötunn Hymir, neunhundert (d. h. neun großhundert, also 1080) Häupter, und nach Str. 35 sieht Thor aus den Höhlen mit Hymir vielhäuptiges Volk ziehen. Unter den Verwünschungen, welche Skirner gegen Gerdur in Str. 31 der Skirnisför ausspricht, ist auch die: Mit einem dreihäuptigen Thurs sollst du ewig leben oder mannlos sein. Im mittelhochteutschen Wachtelmähre[97]) findet man einen „drihouptigen Tursen." Odin's Pferd Sleipnir, gezeugt vom Hengst Swadilfari des Jötunn, der sich als Baumeister den Asen verdungen hatte, und geboren von Loki, welcher Stutengestalt annahm, hat acht Füße[98]). Starkadhr, ein Abkömmling von Thussar (Thursar), und ihnen gleich an Stärke und Natur, hatte acht Hände und kämpfte zugleich, nach der Herwarar-Saga[99]), mit vier Schwertern. Nach der Überlieferung aber bei Saxo Grammaticus[1]) hatte der von Giganten erzeugte Starcatherus sechs Hände, von welchen der Gott Thor ihm vier abriß, um seiner Gestalt das Riesenhafte zu nehmen und sie der menschlichen ähnlich zu machen. Im Rosengartenliede auf Gibich's Frage: Wer den Riesen Schreitan bestehen werde? antwortet Hildebrand: Den besteht Hrimr, der hat vier Elbogen[2]). Vielhäuptigkeit und Vielarmigkeit der Riesen ist bei den Nordmannen und Germanen überhaupt vorausgesetzt, wahrscheinlich weil sie die Ge-

gleicher Waffen kämpfen ließ. Selbst Thor's Hammer Miölnir war ein Zauberhammer, da er geworfen, doch niemals verloren ging, sondern zur Hand zurückkehrte. Skaldskaparmál 35. S. 132.

89) Wegen ihres Leuchtens wird sie von Finn Magnusen als Symbol des Nordlichts genommen. 90) Morgendämmerung. 91) Gylfaginning 10. S. 11. 92) s. das 1. Helgilied bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103. 93) Alwis-mál Str. 35. S. 274. In diesem Lehrgedichte über dichterische Bezeichnung der in den Gesängen am häufigsten erwähnten Gegenstände wird vorausgesetzt, daß die Menschen, welchen die gewöhnliche prosaische Benennung zugeschrieben wird, die Götter, die Wanir, die Jötnar, die Alfen und die Zwerge andere Worte dafür haben. Zwar legt der Stabreim einen gewissen Zwang dabei auf, doch sieht der Dichter auch hierbei soviel als möglich auf das Charakteristische der Wesen. Die Jötnar nennen die Erde Igrön (Grünlich), den Himmel Uppheimr (Emporwelt), den Mond Skyndir (Eilter), die Sonne Eygló (immer Glühende, weil deshalb, weil sie im hohen Norden in der Mitte des Sommers nicht untergeht), die Wolken Urwan (Erwartung von Nässe, Anzeige von baldigem Regen), den Wind Aepir (Schreier), die Windstille Oflyr (obere Laulichkeit, oder ringsverbreitete Wärme, oder Überlaulichkeit, Schwüle, weil nämlich die Riesen des Windes und Sturmes gewohnt sind und die den Gewittern vorhergehende Windstille von Schwüle begleitet ist), das Meer Alheimr (Aalwelt), das Feuer Frekr (Begieriger oder Heftiger), den Wald Eldi (Nahrung, Brennstoff, Zunder), die Nacht Oliós (Unlicht) nach der Lesart in den Skaldskaparmál 63: Osorg (ohne Sorge), die Saat Aeti (Essen), das Bier Laugr (Lögr, Nässe), und Suttung's Söhne nennen es Sumbl (Schlürfbares). Letztere sind deshalb von den Jötnar nicht verschieden, sondern sie werden nur des Stabreims wegen in Beziehung auf Sumbl erwähnt, wie Str. 18 die Asen und die Upregin (oberen Mächte), welche eben nichts anderes als jene sind, und Str. 30 die Goth (Götter) und die Ginregin (ausgezeichneten Mächte, welches ebenfalls die Götter sind). 94) Vgl. Bláland (Blauland, Mohrenland) und Blámenn (Blaumänner, Mohren) bei Snorri Sturluson, Weltkreis (Heimskringla) übersetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 12, wo in Anmerk. 13 auch bláfialldr, Beiwort des Raben, erläutert wird. Vgl. auch Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 54. 95) Gylfaginning 34. S. 33.

96) s. 3. Sect. 5. Th. S. 183. 97) Bei Maßmann, Denkm. S. 109. Vgl. Jac. Grimm, Deutsche Mytholog. S. 223, welcher auch die Vielhäuptigkeit an den slawischen und indischen Göttern nachweist. Aus welchem Grunde die Germanen wol nie ihren Göttern Vielhäuptigkeit und Vielarmigkeit beigelegt haben, entwickelt F. Wachter in der Allgem. Lit.-Zeit. Aug. 1836. S. 570. 98) Getspeki Heidreks Konúngs in der Herwarar-Saga Cap. 15 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 486. Gylfaginning 42. S. 47. 99) Cap. 1. S. 412, spätere Bearbeitung S. 513.

1) Hist. Dan. Lib. VI. Ausg. von Stephanius S. 103. 2) Der große Rosengarten bei v. d. Hagen und Primisser, Heldenbuch S. 13. Auch nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches (frankfurter Ausg. von 1560. S. 185), sowie nach der Wilkina-Saga (s. Wilh. Grimm, Deutsche Heldensage. S. 257) hat Heime vier Elbogen. Hieraus ist zu schließen, daß Heime nach der ursprünglichen Sage nicht zu den Helden, sondern den Riesen gehörte. Freilich wurden auch Helden in der ihnen feindseligen Sage den Riesen angenähert; so Sigfrid in den Rosengartenliedern, wo er mit zwölf Schwertern fechtend dargestellt wird. Vgl. F. Wachter in der Allgem. Lit.-Zeit. Aug. 1836. Nr. 149. S. 570. 571.

birge [3]) als Riesen betrachteten, welche nicht selten mehre Spitzen und Zweige haben. Die Bergrisar (Bergfelsenriesen) kommen oft neben den Reifriesen vor, und Heimdallr behütet an des Himmels Ende, wo sich die Berge mit dem Himmel zu vereinigen scheinen, die von der Erde zu dem Himmel gehende Brücke Bifrauſt vor jenen [4]). Sie sind Personificationen der Gebirge und der Schrecken der Bergeinöden. In der Herwarar-Saga Cap. 1 heißt es von dem Manne Arngrimr, daß er Risi (Riese) und Bergbúi (Bergbewohner) war, aus Ymisland Ama, Ymir's Tochter, heirathete und Beider Sohn, Hergrimr Halftröll (Halbtröll), bald bei den Bergrisar'n, bald bei den Menschen sich befand, Stärke wie die Jötnar besaß, ein gewaltiger Zauberer und großer Berserkr war, auch aus Jötunheimar Ögn Alfasprengi heirathete. Unter den Benennungen der Jötnar [5]) findet sich Dofri. Nach dem Thattr Halfdanar Swarta Cap. 5. S. 172 war des Tröll Dofri Heimath in oder auf dem Gebirge (i fjalli), welches nach ihm genannt ist. Man dachte sich also, wie man den Namen Dofrafiall (Dofri's [6]) Berg) und Dofrafiöll (Dofri's Gebirg), jetzt Dovrefjeld, auffaßte, jenes Gebirge Norwegens, welches den Reisenden so viele Schwierigkeiten darbot, als von einem Riesen (bösen Dämon) bewohnt und beherrscht. Während man wol die Wohnung der Hrimthursar in dem äußersten Norden oder dem kältesten Lande, dem kältesten Theile von Jötunheimar, annahm, und von ihnen wahrscheinlich glaubte, daß sie nur in der strengsten Jahreszeit Midgard oder die von den Menschen bewohnten Länder besuchten und beim Antritt wärmerer Witterung in ihre Heimath zurückkehrten, meinte man von den Bergrisar'n, daß sie nicht blos in Jötunheimar wohnten, sondern auch auf einzelnen Punkten der von Menschen bewohnten Erde, nämlich in den Gebirgseinöden, die für Menschen unbewohnbar waren. Bergbúi, Felsenbewohner [7]), Bergbewohner, bedeutet einen Jötunn oder Riesen [8]). Thor, der Feind der Jötnar, wird in der Hymisquida Str. 17. S. 429 und in dem von Thiodolf von Hwin verfaßten Liede Hauſtlaung [9]) durch Briótr Berg-dana, Brecher der Berg-danir (Bergfelsenherren [10]), d. h. Riesen) bezeichnet. Durch Flódrifsdanir (der Fluthrippe, d. h. des Steines oder des Felsen Herren) umschreibt Eilifr Gudhrunarson in der Thórsdrápa Str. 12 [11]) die Riesen. Hraun-búi (Hraunbewohner) wird in der Hymisquida Str. 28 der Vater [12]) Thialfi's und Röska's genannt; hraun bedeutet einen rauhen Ort, speciell eine verbrannte Klippenstrecke, Lava, und Hraun-walir (Hraunwale, Walfische steht für Ungeheuer) heißen in der Hymisquida Str. 36 die Jötnar. Der große hohle Stein, in welchen von einem Zwerge der König Swegdir gelockt wurde, wird von Thiodolf dem Hwinischen in dem Ynglinga-tál jötun-bygdr (von Riesen gebaut oder bewohnt) genannt [13]). In den Skaldskaparmál 32. S. 128 wird Gold durch munntal oc rödd oc ordh jötna (Mundzahl, Mundsprache, Rede und Worte der Jötnar) umschrieben. Über den Ursprung dieser sonderbaren Bezeichnung berichtet Bragi in den Bragarädur 53. S. 83, daß Aulwaldi's Söhne, Thiassi, Idi und Gangr, das von ihm hinterlassene Gold so theilten, daß Jeder seinen Mund voll nahm und Alle dies gleich viel Mal thaten. In den Bjarkamál en fornu [14]) heißt das Gold daher auch Idhja glismál (Idi's Glanzreden) und Thjassa thingskil (Thiassi's Thing- [d. h. Gerichts- oder Volksversammlungs-] Gründe, d. h. Reden), und in den Skaldskaparmál 38. S. 135 umschreibt Bragi das Gold durch Rede Ali's des Unterknoten der Meere, und Snorri Sturluson bemerkt dazu, hier heiße Stein beim Dichter der Meere Untergeschwulst, Unterknoten, Unterkugel, unten befindlicher Knoten oder Kugel; Riese werde Ali des Steins und Gold Rede des Riesen genannt. Ali ist Name eines Asen, und steht für Gott oder Herrscher, und Riese wird also durch Gott (Beherrscher) des Steins umschrieben. Wahrscheinlicher ist es, daß ein aus der Natur hergenommener Grund jenen

3) Man vgl. die urkundlich apex Hunnorum genannte Hundskoppe (also eigentlich Hunskoppe, d. h. Koppe des Hünen), die nordwestliche Spitze des Jenzig über dem Thalsteine unweit Jena's, die bei Blankenburg an der Schwarza sich erhebende Hünenkoppe, nach der Sage der Wohnsitz einer Riesin mit ihrer Tochter, die als Spielzeug einen Bauer mit seinem Pfluge und zwei Ochsen in die Schürze gesteckt, also wol ursprünglich Hüninkoppe, d. h. Koppe der Hüninn (Riesin), den Hundsrücken (Tractus Hunnorum), das Gebirgsland zwischen dem Rheine, der Mosel und der Nahe, urkundlich Hundesruck und Hunesruck, als Rücken des Hunen (Riesen). Vielleicht hat der ähnliche Klang von Hun und Hund auch veranlaßt, daß man den Jötnar das Beiwort hund-wiss (weise wie Hund) mit gewisser Stetigkeit und Vorliebe als Anspielung auf Hun gegeben hat. 4) Gylfaginning Cap. 27. S. 30. 5) in den Denkversen in der Skaldskaparmál 75. S. 210–242. 6) Doch kann Dofra in Dofrafiall der Genitiv der Mehrzahl von Dofrar (jetzt Dovre oder Dofre, s. Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer 12. Bd. S. 73 und Stada-Register z. d. Fornmanna-Sögur 2. Bd. S. 275) genannt sein, da Dofrar, Döfrar berühmt war, weil Einar Skalaglamm (bei Snorri Sturluson, Weltkreis [Heimskringla] übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 220) den Jarl Hakon den Mächtigen, den damaligen Herrscher von Norwegen, durch Döfra-dróttinn (Herr von Döfrar) umschreibt. Doch auch Döfrar oder Dofrar erscheint in der Sage als Sitz eines Riesen, nämlich der König über Heidmörk, Rolfr in Berg geheißen, war der Sohn des Jötuns Swadi aus Norden von Dofrar (nordhan af Dofrum); s. Frá Fornjoti ok hans Aettmönnum in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 4. Fundinn Noregr ebendaselbst S. 20.

7) Das altnordische Berg ist nicht ganz unser Berg, sondern bedeutet saxum, rupes; unser Berg heißt fiall und die Mehrzahl fiöll, Gebirg. 8) *Biörn Haldorson*, Lex. Island.-Lat.-Dan. p. 72: „Bergbúi, m. 1) saxicola, monticola, en Bjergboer, Fjäldboer; 2) pholas crispatus, en Skjälfisk (Schuppenfisch) paa Klipperne i Söen; 3) Gigas, genius saxicola, Bjergtrold, Bjergmand." 9) in den Skaldskaparmál S. 112. 10) Oder Bergfelsen-Dänen, wo dann Danir (Dänen) dichterisch für Volk oder Geschlecht überhaupt steht. Da aber die Engländer Dan (Herr), welches nicht, wie man annimmt, aus dem Lateinischen Dominus gebildet und nicht das spanische Don zu sein braucht, sondern ein ursprünglich germanisches Wort sein kann, noch jetzt haben, dem Angelsächsischen aber und dem Altnordischen viele Worte gemeinschaftlich sind, so könnte man auch Dan als letzterer Sprache zugehörig voraussetzen. 11) In den Skaldskaparmál S. 114. 12) Er war also ein Jötunn, dagegen in der Gylfaginning, wo manches Ältere gemildert ist, Cap. 44. S. 49, ein Búandi (colonus). 13) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 42. 43. 14) in Skaldskaparmál 44. S. 154, in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 111.

Ausdruck veranlaßte und nicht jene Sage. Vielleicht wirkte dazu der Umstand, daß gewisse Flüsse, welche aus Felsengebirgen, die man sich als Jötnar dachte, Gold mit sich führten; dichterisch konnte man sagen: Gold ist die Sprache der Jötnar, weil es aus dem Munde derselben (den Öffnungen der Berge) kam. Das Gold heißt dichterisch auch Ägir's (des Meeres) Feuer [14]), Ägir's Licht, Ran's Glanz, Ran's oder der Ägis-Töchter Glanz; die Entstehung des ersten Namens erzählt die Skaldskaparmal 33. S. 129. Der Ausdruck Feuer der Gewässer oder des Flusses [15]) ist aber wol nicht von der Sage abzuleiten [16]), daß Ägir (d. h. das Meer) bei einem Mahle Gold in die Halle tragen ließ, und sich dessen als Licht bediente, sondern vielleicht, weil es im Wasser leuchtet, oder weil es im Alterthume nicht durch Bergbau, sondern blos durch Loslösen der Flüsse gewonnen wurde. Da sich die alten Nordmannen die Erde belebt dachten, und zwar aus dem Körper des Jötunn Ymir geschaffen, so heißt sie auch Ymir's Fleisch, die See Ymir's Blut und der Himmel Ymir's oder des Riesen Schadel [17]). Wasser konnte man auch durch Speichel des Wolfs Fenrir [18]) umschreiben, weil dieser dem an große Steine Gefesselten aus dem mittels eines Schwertes aufgesperrten Munde entfließt; dies ist der Fluß Won. In einem Verse von Hallarstein heißt die See abschüssige Wiese des Ebers Widblindi's, das ist nach Snorri Sturluson (in den Skaldskaparmál 45. S. 56) der Aufenthaltsort der Walfische, und Widblindi ein Riese, welcher sie aus dem Meere zog. Auch der Jötunn Hymir angelt Walfische [20]), lebt aber nicht blos von Waidwerk [21]), sondern besitzt auch eine Rinderheerde [22]). Auch andere Jötnar besitzen Hausthiere. Daher heißt nach den Skaldskaparmál 16. S. 106 Loki auch Dieb des Bockes der Jötnar. Als er auf seiner Reise nach Thor's Hammer nach Jötunheimar [23]) kommt, sitzt Thrymr, der Thursenherr, auf einem Hügel [24]), schnürt seinen Hunden [25]) die goldenen Halsbänder, und macht seinen Rossen die Mähnen glatt [27]). Als Thrymr befiehlt, daß Anstalten zur Hochzeit mit Freya gemacht würden, gingen zum Hofe goldgehörnte [27]) Kühe, ganz schwarze [28]) Ochsen, dem Jötunn zum Vergnügen. Er rühmt, daß er viel Rostbarkeiten und Halsbänder besitze [29]).

Die Sehnsucht der Jötnar, besonders nach Freya und auch nach andern Göttinnen, ist schon oben berührt. Auch noch für menschliche Frauen empfinden sie Neigung. Hrimgerdr sagt von ihrem Vater Hati, daß er viele Frauen geraubt, bevor ihn Helgi tödtete [30]). Auch die weiblichen Riesenwesen streben nach den Helden und Göttern. So verlangt Hrimgerdr von Helgi, zur Sühne dafür, daß er ihren Vater erschlagen, solle er eine Nacht bei ihr zubringen, erhält aber zur Antwort, daß der Riese Lothin ein würdigerer Mann für sie sei [31]). Gewisse Riesen stehen in einem höheren Range, als andere. Als die Tochter des von den Asen erschlagenen Jötunn Thiassi ihren Vater rächen will, wird der Vergleich getroffen, sie solle sich von den Asen einen Mann wählen dürfen, aber von ihm blos die Füße sehen. Sie wählt Niördr von Noatun, welchen sie für Baldur [32]) gehalten hatte. Nach der Bragaródur 56. S. 82. 83. warf Odin auch zur Genugthuung für Skadi Thiassi's Augen an den Himmel und machte zwei Sterne daraus [33]). Thor

15) So umschreibt Glumr Geirason in der Gráfelldardrápa (in Snorri Sturluson's Weltkreis [Heimskringla] übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 187) Geld durch saewar bál (Scheiterhaufen, Feuer, Flamme der See). 16) Wie z. B. Eywindr Skaldaspillir (in Snorri Sturluson's Weltkr. übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 116) das Geld durch álfrauthull elfar (Elfenröthe der [Sonne]), den Elf (des Stromes) umschreibt. 17) Der Verfasser der Bragaródur und der Skaldskaparmál, welcher wußte, daß so viele dichterische Bezeichnungen als Anspielungen auf die Riesen- und Götterfage gebraucht wurden, ging zu weit, wenn er den Ursprung aller dichterischen Bezeichnungen, bei denen es sich nur immer thun ließ, aus den Riesen-, Götter- und Heldensagen ableitete. 18) Skaldskaparmál Cap. 23—25, bei Rask S. 122—124. 19) s. bei Resenius in der unpaginirten Ausgabe der Edda Nr. 6. 20) Hymisquida Str. 21. S. 132. Str. 26. 27. S. 135. 21) a. a. O. Str. 9. 22) a. a. O. Str. 17—19. S. 129—131. 23) Thrymsquida Str. 4 u. 5. S. 184. 24) Nämlich wie ein menschlicher Herrscher, s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 31. 25) Als Skyrnir nach Jötunheimar nach Gymis-gardar geritten, waren dort tolle Hunde vor die Thüre der hölzernen Umzäunung von Gerdur's Wohnung gebunden. Vgl. die Bemerkung in ungebundener Rede zu der För Skirnis S. 73. 74. Strophe 9 fragt Skyrnir den auf dem Hügel sitzenden Hirten (Hüter): Wie kann ich zum Gespräche mit dem jungen Mädchen vor Gymir's Hunden kommen?

26) Thrymsquida Str. 5. S. 184. Als Odin behauptet, seinem Hengste Sleipnir komme in Jötunheimar kein Pferd gleich, rühmt Hrungnir, der seine, Gullfari, sei großfüßiger. Skaldskaparmál 17. S. 107. Des Jötunns Hengst, Swadilfari, schleppte erstaunenswerthe Steinmassen. Gylfaginning 42. S. 45. 46. 27) Kühe, deren Hörner mit Gold verziert waren. Dies geschah besonders bei Opferthieren; s. die Helga-Quida en fyrsta bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 1. Abth. S. 97. 28) So wird auch in der Hymisquida Str. 18 der Stier in Hymir's Heerde, dem Thor das Haupt abbrach, geschildert. Jötun-uxi, Jötun-oxi (Riesenochse) heißt übrigens auch eine Art schwarzer Raubkäfer, nämlich staphylinus pubescens niger. *Biorn Haldorson*, Lex. Isl. Dan. Lat. Vol. I. p. 434. G. Pauli im 1. Th. der groß. Ausg. der Edda Sämundar S. 192 sagt, daß er ihn als Knabe nicht selten, aber nicht ohne einen gewissen Schauder gesehen, und meint, die Benennung komme von gewissen, goldenen Kreisen gleichenden Flecken desselben her. 29) Thrymsquida Str. 28. S. 191. 192. 30) Helga-quida Haddingiaskata bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 100. 31) a. a. O. S. 102. 32) Obgleich ein Ase, wird dieser doch von den Riesen geliebt, denn zu seiner Leichenfeier kamen nicht blos Götter, sondern auch viele Hrimthursar und Bergrisar. Da die Götter Baldur's Schiff, das größte aller Schiffe, auf welchem sie seine Leiche verbrennen wollen, nicht von der Stelle bringen können, wird nach Jötunheimar zur Gygur Hyrroki gesandt, welche das Schiff fortschob. 33) Der Verfasser der Grimnismál setzt, wie aus dem Zusammenhange sich schließen läßt, Thiassi's Wohnstätte an den Himmel. Nach dem Verfasser der Gylfaginning 23. S. 97 war Thrymheimr ein Gebirge; er erzählt dann weiter, wie Niördr von Noatun das Leben an der See und Skadi das auf dem Gebirge liebt. Vgl. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 90. Die Riesen haben auch verschiedene Neigungen. Während Ägir das Meer selbst ist, hat Skadi, Tochter des Jötunn Thiassi, Misfallen an dem Leben an der See und zieht das an dem Gebirge vor.

bildete nach den Skaldskaparmál 17. S. 111 aus der Zehe des Jötunn Örwandil (s. d. Art.) einen Stern, der Örwandilstá (Örwandil's Zehe) heißt, und bezeichnet in den Harbarz-lioth Str. 18. S. 99 dies als eins seiner größten Werke. Von Thiassi's Ansehen, vermöge dessen er den Göttern näher stand als andere Riesen, zeugt auch die Grimnismál Str. 11; denn darnach wohnte er in Thrym-Heimr (Donnerwelt). Nach Eywindr Skaldaspillir [34]) zeugte Odin mit der Jarnwidia (Eisenwälderin) Skadi [35]), als er mit ihr in Mannheimar (den Welten der Menschen) wohnte, viele Söhne, namentlich Sáming'en, bis zu welchem Jarl Hakon der Mächtige das Geschlecht seiner Vorväter hinaufführte. Daher nennt Kormakr [36]) Ögmundarson dessen Vater, den Jarl Sigurdr, Abkömmling Thiassi's, in der Sigurdardrápa, einem Gedichte zu Ehren des Jarl Sigurd, ungeachtet die Jötnar verhaßte Wesen waren, weil Odin mit Thiassi's Tochter in Verbindung gelebt haben sollte. Heimdallr wurde an der Erde Saum von neun Riesenmädchen: Gjálp, Greip, Elgia, Angeyia, Ulfrún, Aurgiafa, Sindur, Atla und Járnsara nach den Hyndlu-lioth Str. 23. 24. S. 337. 338 geboren. Sogar Thor, der unversöhnlichste Feind der Jötnar und Gygiur [37]), zeugte mit der Riesin Jarnsara einen Sohn, Namens Magni [38]), welcher mit Modi nach dem Untergange der jetzigen Welt seinen Hammer haben wird, sodaß in jener zweiten bessern Welt einer Riesin Sohn, einer Gygur, fortleben wird. Dasselbe geschieht mit Widar dem Schweigsamen, dem Sohne der Riesin Gridar [39]) und Odin's [40]). Sie genießen dies Loos aber wahrscheinlich nur als Söhne von Göttern.

Die Jötnar erscheinen auf der Oberwelt nicht wieder, und werden sie ja wieder geboren, so geschieht es immer tiefer unter Niflhel hinab, also immer entfernter von den neuen Sitzen der Götter und Menschen. Die Wiedergeburt, wenigstens für diese Welt, haben die Jötnar mit den Göttern und Menschen gemein. Gewaltsamer Tod bringt sie aber nicht nach Walhaull. So wird der Riese, welcher nach Ásgard als Baumeister gekommen war, und dem Thor den Schädel zerschmettert, unter Niflhel hinabgesandt [41]). Vom Jötunn Geirröðr heißt es in der Thorsdrápa [42]), er sei von Elfr Gudrunarson der Hel geopfert. Zu Folge der Wafthrudnismál Str. 43 sterben aus Hel die Halir nach Niflhel. Die Wiedergeburt derer, welche nach oder zu Hel kamen, mit Ausnahme Baldur's, nahm also die Richtung abwärts. Doch muß man sich für diese Welt auch Jötnar nach oberwärts wiedergeboren gedacht haben, nach den Erzählungen der Saga Gautreks Konungs Cap. 3 und 7 [43]). Der achthändige Riese Starkadr Aludrengr nahm aus Alfheimar (den Welten der Elfen) Alfhild, die Tochter des Königs Alfr, wurde dafür durch Thor getödtet, aber Alfhild gebar einen Sohn, Storwirkr, welcher schön von Ansehen, aber schwarz von Haar, auch größer und stärker als andere Menschen war. Mit Önnr, Tochter des Jarl Forki von Hálogaland, erzeugte er Starkadr, welcher schon in seinem zwölften Jahre einen Bart hatte. Diesen nannte man einen wiedergeborenen Riesen. In einigen ihm zugeschriebenen Strophen sagt er, daß man an ihm eine Riesenmaske (jötun-kuml) mit acht Händen [44]) zu sehen glaubte, daß die Recken ihn wegen seiner Häßlichkeit, wegen seines langen Schnabels, seines wolfgrauen Haares und dergleichen mehr, verlacht hätten.

Die Riesen dachte man sich in der Regel häßlich. Eine bemerkenswerthe Ausnahme davon macht besonders Swasudhr, dessen Name von swas (süß, angenehm) gebildet ist, während er in den Skaldskaparmál Str. 75. S. 2 doch unter die Riesen gerechnet wird. In den Wafthrudnismál heißt er Vater des Sommers [45]), ebenso in der Gylfaginning 19. S. 23, welche noch hinzufügt, daß er saellifr (glücklich lebend, dem Vergnügen ergeben, oder es Andern gewährend) sei. Da die Elemente nach nordischer Vorstellung Riesen sind, so lag es nahe, auch dem Sommer einen Jötunn zum Vater zu geben, aber einen von milderer Gemüthsbeschaffenheit als der Winter. Daß man die Elemente entweder als Jötnar oder als Wirkungen und Erzeugnisse gewisser Riesen ansah, läßt sich leicht beweisen. Thiodolf von Hwin [46]) umschreibt das Rauschen des Meeres durch Gymir's Lieder und das Feuer durch Verwandte der See und durch Sohn Fornjot's. In den Skaldskaparmál Cap. 27. S. 126 werden unter den Umschreibungen des Windes aufgeführt Sohn Fornjot's, Bruder Ägir's (der See, des Meeres) und des Feuers; ebenso heißen in Swein's Nordhrsetudrápa die Winde Fornjot's Söhne. Vgl. auch Skaldskaparmál Cap. 28. S. 126 u. Cap. 75. S. 209.

In der kleinen Schrift **Frá Fornjóti ok hans aett mönnum** [47]) und im **Fundinn Noregr** [48]) wird zwar versucht, die Riesensage auf Geschichte der Menschen zu-

34) s. dessen Verse in Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 29. 30. 35) Sie wird saewar-beins öndr-dis genannt, d. h. Göttin, welche auf dem Felsen wohnt, auf Schneeschlittschuhen läuft. 36) s. dessen Strophe in Snorri Sturluson's Weltkreis a. a. O. 2. Bd. S. 40—42. 37) In der Einzahl Gygur, Riesenweib; von Jötunn wird keine Femininalform gebildet. 38) Skaldskaparmál 17. S. 110. Odin macht es Thor'n zum Vorwurfe, daß er Hrungnir's gutes Pferd Gullfaxi an Magni, den Sohn der Riesin, und nicht ihm, seinem Vater, gegeben habe. Ebendas. Cap. 21. S. 119 wird Sif unter Anderm eifersüchtige Mitbeischläferin Jarnsara's genannt, und 75. S. 210 steht Jarnsara unter den Traullquenna-Benennungen. 39) Skaldskaparmál Cap. 18. S. 113 und Cap. 75. S. 110, wo Widar unter den Riesennamen vorkommt, aber S. 211 auch unter denen der Asen. Gylfaginning 83. S. 76. 40) Wöluspá Str. 49. Grimnismál Str. 17. Ägisdrecka ungeb. Rede S. 149. 155. 41) Gylfaginning 42. S. 47. 42) Str. 19 in den Skaldskaparmál S. 118.

43) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 15. 36. 37. 44) Der ältere von Thursen abstammende Starkadr Storwidsson, welcher acht Hände hatte, tödtete Hergrim (s. Hervarar Saga Cap. 1. S. 412). Nach der Saga Gautreks Konungs Cap. 7. S. 37 glaubte man nun, daß der Hergrimstödter in seinem Enkel Starkadr Storwerksson wiedergeboren sei. 45) Über den Vater des Winters und den des Sommers s. auch Skaldskaparmál Cap. 29 u. 30. S. 127. 46) Im Ynglinga-tál in Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla) übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 47. 117. 47) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 2. 48) a. a. O. S. 17.

rückzuführen, ohne jedoch den Charakter derselben ganz zu verwischen. Fornjotr hatte drei Söhne, Hlèr oder Ägir, Logi (Feuer) und Kari (Wind). Der Letztere herrschte über die Winde, Logi über das Feuer, Hlèr über die See. Kari war Vater Jokul's [49]) (des Eisberges, Gletschers), des Vaters vom Könige Snär (Schnee) dem Alten. König Snar's Kinder waren Thorri, Fonn (dicht zusammengeschlagener Schnee), Drifa (Schneeflockensturm) und Mjöll (Schnee, weich wie Mehl). Thorri führte das Opfer in der Mitte des Winters ein, davon ist der Thorramanadhr (Thorri's Monat) benannt [50]). Seine Tochter Göi verschwand, deshalb opferte er den Monat darauf; daher kommt der Monat Göi [Góa [51])]. Die Gaungu-Hrólfs Saga sagt Cap. 2 [52]): Es ist die Meinung eines Theiles der Menschen, die Mutter Grim's werde eine See-Gygur (sjógygr) gewesen sein, denn er konnte sowol auf der See als in dem Binnengewässer reisen, wenn er wollte, er ward deshalb Ägir genannt. Nach Wafthrudnismál Str. 37. S. 21 kommt der Wind von den Schwingen des Jötunn Hráswelgr's [Leichenverschlinger [53])], welcher an des Himmels Ende in Adlergestalt sitzt, über alle Menschen. Der Verfasser der Gylfaginning 18. S. 22, welchem die Grimnismál zur Quelle und zum Belege dienen, sagt von diesem Adler: Wenn er sich zum Fluge ausbreitet, entstehen die Winde ihm unter den Schwingen. Nach den Skaldskaparmál 70. S. 206 ist Geist (huginn) durch Wind der Zaubergeistweiber (windr tröllquenna) zu umschreiben, sodaß man jede dabei nennen kann, welche man will, als Wind der Gridhur [54]) oder leitender (d. i. günstiger) Wind des Jötunn [55]).

Als Namen der Riesen kommen in den Denkversen in den Skaldskaparmál Cap. 75. S. 209—211 folgende vor: Ymir, Gángr, Mimir, Ithi, Thjassi, Hrüngnir, Hrimnir, Hraudhnir, Grimnir, Hwedhrüngr, Hasli (Seemann), Hripstodhr, Gymir, Hardhwerkr, Hrókqwir, Hástigi, Hráswelgr, Herkir, Hrimgrimnir, Hymir, Hrimthurs, Hwalr [56]), Thrigeitir, Thrymr, Thrudhgelmir, Thistilbarthe, Geirróthr, Fyrnir, Galarr, Thriwaldi, Fjólwerkr, Geitir, Fleggr, Blapthwari, Fornjótr, Sprettingr, Fjalarr, Stigandi, Somr, Swasudhr, Swarángr, Skrati [57]), Surtr, Störwerkr, Sákals-múli, Skorir, Skrymir, Sterkir, Salfángr, Ausskrudhr, Swartr [58]), Andudhr, Stúmi, Alswartr, Aurnir, Amr, Skalli [59]), Kauthr [60]), Alfarinn, Windswalr, Widarr, Wattkrudnir, Eldr, Aurgelmir, Ägir, Rangbacinn, Windr, Widhblinndi, Wingnir, Leifi, Beinwidhr, Bjorgelmr, Brandüngi, Dumr, Bergelmir, Dofri, Midhjüngr, Nati, Sokmimir, Eimgeitir, Wer, Imi, Hringwólnir, Widdi, Widhgripr, Wannbill, Gyllir, Grimnir, Glaumarr, Glámr, Sám-endill, Waurnir, Hardhgreipr, Wagn-haufthi, Kýrmir, Suttüngr, Kallgrani, Jótunn, Ogladhnir, Aurgrimnir, Grimlingr, Gustr, Ofóte, Hlóe, Gánglati, Helregin, Hrosshjófr, Durnir, Hundalir, Baugi, Hraudhüngr, Fenrir, Hróarr, Mithi. Die Benennungen der Zaubergeistweiber (traullquenna-heiti) sind in den Denkversen in den Skaldskaparmál Cap. 75. S. 210. 211 diese: Gridhr, Gnissa, Gryla [61]), Bryja, Glumra, Geitla, Grima, Bakrauf, Grottintanna, Gjólp, Hyrrockin, Hengikepta, Gneip, Gnepja, Geysa, Hala, Horn, Hrýga, Hardhgreip, Forat, Hrýgtha, Hwethra, Haulga-brúdhr, Hrimgerthr, Hára, Herkja, Fála, Imd, Jarnsara, Ima, Fjólwór, Njaurn, Iwidhja, Amgerthr, Simul, Siwór, Strikja, Sweipin-Falda, Auflugbartha, Járn-glumra, Imgerthr, áma [62]), Járnwidhja, Margerdhr, Atla, Eisur-fala, Leikn [63]), Munnharpa, Leirwór, Ljóta, Lothin-fingra, Kráka, Wardhrún, Kjallandi, Wigglaudh, Thurbaurdh, Nýgur, Risin-gaufla. Zu den Benennungen der Art gehörten (nach S. 215) auch Namen der Riesinnen, als gýgr, fála, wigglaudh u. s. w., weil sie große Beschädigung bewirken kann; vollständig hieß sie daher Tröllkona hlisa [64]), Zaubergeistweib (d. h. Beschädigerin) der Schirmwaffen, speciell der Schilde. Eywindr Skaldaspillir in den Hákonarmál (in Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 100) nennt die Streitart sár-gymir (Wunden-Gýmir, Versehrungs-Gýmir); Gýmir, ein Riesenname, steht für Riese überhaupt. Charakteristisch ist ebenfalls die in den Skaldskaparmál Cap. 54. S. 175 angeführte Antwort einer Riesin auf Bragi's des Alten Frage, wer sie sei. Sie erklärt, man nenne sie Traull (böses, zaubermächtiges Wesen), Mond des Sitzes von Hrungnir [65]) (d. h. des Riesenlandes), Herbeizieherin des Vermögens des Riesen,

49) Nach dem Fundinn Noregr Frosti's (des Frostes). 50) Der Monat Thorri, in welchem das Thorrablót (Thorri's Opferfest), auch Midswetrar-blót (Opferfest im Mitt-Winter, Mitte des Winters) genannt, stattfand, fällt nach unserer jetzigen Monatsrechnung in die Zeit vom 22. Jan. bis 20. Febr.; s. *Finn Magnusen*, Specimen Calendarii gentilis p. 1059. 51) Fällt in die Zeit vom 21. Febr. bis 22. März; s. a. a. O. S. 1065—1070. 52) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 241. 53) Vgl. auch Jac. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. S. 39. 54) Name einer Riesin, der Mutter Widar's des Schweigsamen, zu welcher Thor auf seiner Reise zu dem Jötunn Geirröor kam. 55) s. Kormaksfaga. (Hafniae 1832.) S. 12—14. 56) Walfisch, wahrscheinlich weil man glaubte, die Riesen nähmen auch die Gestalt von Walfischen an. Dichterisch heißen sie auch hraunhwalir (Walfische der Lava), wenn sie in felsigen Einöden wohnen. 57) Schrecken, Schreckbild, böser Geist, und speciell ein Jötunn (Riese); s. *Biörn Haldorson*, Lex. Island. Dan. p. 278.

58) Bezieht sich wol auf die dunkle Farbe, welche den Riesenwesen beigelegt wird. Bei Umwandlung der Riesensage in Menschensage fand man bedeutungsvoll, daß die Völker finnischen Stammes sich von den Germanen durch dunklere Hautfarbe unterschieden. Von Ögmundr, welchen der König Harekr von Bjarmaland mit einer in einem Wasserfalle gefangenen Riesin zeugte, und welcher in Finnmark die Zauberkünste erlernt hatte, heißt es in der Örwar-Saga Cap. 19. S. 291, in Beziehung auf die Zeit, wo er nach Bjarmaland heimkehrte: nicht hatte er bei den Finnen sein Aussehen verbessert; denn er war beides, schwarz (swartr) und blau (blár), aber (und) sein Haar herabhängend und schwarz u. s. w. 59) Kahler Mensch. 60) Kater; Zaubergeister nehmen nicht selten Katzengestalt an. 61) Gespenst. 62) Ältermütter. 63) Hallfredr Wandrádaskald (in Snorri Sturluson's Weltkreis [Heimskringla], übers. von F. Wachter. 2. Bd. S. 236) umschreibt Wolf durch Leikn's Hengst, und Heerde von Wölfen durch Stutenhengstheerde der Abendreiterin. 64) s. die Kenningar in der unpaginirten Reseniſchen Ausg. der Edda unter der Rubrik Aux heiti (Art heißt) Nr. 28. 65) In den Sólar-lioth Str. 51 wird der Mond Sonne der Gygur genannt.

der Sonne Unglück (d. i. Gewitter), freundliche Begleiterin der Wala (Weissagerin), Wächterin des Leichen-Meerbusens, Verschlingerin der Halbkugel des Himmels.

Weil die Riesen bösartig sind, gilt es auch als starker Fluch, Jemanden ihnen überliefert zu wünschen. Daher stellt Wingi, Gesandter des arglistigen Atli, in seinem zu Verdeckung des Verraths ausgesprochenen Schwure sie mit dem Galgen zusammen [66]). In den Harbarz-lioth Str. 58. S. 116 sagt Harbarthr (Odin) zu Thor: Fahr (gehe) nun dahin, wo dich ganz die Gramir haben (mögen)! Nach dem Formáli til Grimnismála S. 37 spricht Geirröðr, als er, seinen Bruder zu verderben, das Schiff abstößt: Fahr du nun dahin, wo dich die Smyl haben (mögen)! Smyl und Gramir sind nur besondere Ausdrücke für Jötnar und bedeuten böse Geister.

In ihrem Benehmen sind sich Götter und Riesen oft sehr gleich. Wie von Thor, als er unter Blitz und Donner gegen Hrungnir zum Kampfe eilt, gesagt wird, daß er in Asen-(Götter-) wuth gewesen, so heißt es von seinem Gegner, als dieser Othin verfolgte: Hrungnir war in so großer Riesenwuth, daß er, ohne es zu merken, bis über Asgrindur (Asen-Gatter) fortgestürmt war [67]). Vermuthlich wurde diese durch Zaubermittel bewirkt oder wenigstens gesteigert, sodaß sie (der iötunmodhr) mit dem Berserksgáugr [68]) genau verwandt ist. Am Ende dieser Welt wälzt sich der Jörmungandr in Riesenwuth [69]). Von den Bergriesentöchtern Menja und Fenja heißt es im Gróttasaungr, daß sie beim Mahlen in Riesenwuth sind und durch ihre übermäßige Kraft die Mühle in Stücken brechen [70]). Nach der Gylfaginning Cap. 42. S. 47 bringt sich der Baumeister, dessen Plan Loki vereitelt hatte, in Riesenwuth, oder sie überfällt ihn, und die Asen sahen eben daran, daß er ein Bergriese war.

Als Zeugniß für die vormalige Wirksamkeit der Riesen im Dänenlande betrachtet Saxo Grammaticus [71]) die an Grabhügel und Höhlen der Alten angefügten Felsen von ausgezeichneter Größe; denn nur durch Riesenkraft könnten Steine von solchem Umfange auf die Scheitel gewisser hoher Berge gebracht sein. Noch jetzt werden in Dänemark die durch menschliche Arbeit aufgeworfenen Hügel, besonders Grabhügel mit Todtenkammern, Jaettestuer (Riesenstuben), Troldestuer (Unholdenstuben), Jynovne (Jün- oder Hünenöfen) genannt, und mehre zusammenliegende heißen Troldraekke [Zauberwesen- oder Unholdenreihe [72])]. Auch andere Arbeiten, als Bauten, schrieb man den Riesen zu. So kommt im Beowulfliede [73]) eald sweord eotenisc ecgum thyhtig alt eotenisches (d. h. von Riesen gemachtes) an den Scheiden tüchtiges Schwert vor, und weiter unten wird es der Giganten Werk [74]) genannt.

Die Angelsachsen gebrauchen für Riese nicht blos das dem nordischen jötunn entsprechende eoton, eoten, wovon eotonisc (von Riesen herrührend), sondern auch ent [75]) (Mehrzahl entas, Genitiv der Mehrzahl enta). Von ent findet sich im Beowulflied Z. 5955 entisc helm. In altteutschen Glossen kommt vor antiquos *eintisce*, was wieder auf das Riesengeschlecht, als das ältere, hinweist [76]); ent könnte durch Buchstabenversetzung aus eoton, eoten entstanden sein. Das altnordische Jötunn lautet im Schwedischen Jätte [weiblich Jätinna [77])]. Jaette (weiblich Jaettinde), auf der dänischen Insel Mön Jöde, erhielt nach dem alten Aberglauben bei der Ernte die letzte Hafergarbe mit den Worten: das ist für den Jöde von Upsala, das soll er haben julabends [78]) für sein Pferd [79]). Unter dem Jöden von Upsala ist wahrscheinlich Odin gemeint; da sich der Glaube an ihn nicht vertilgen ließ, so wandelten die Bekehrer ihn in einen Riesen um [80]). Auf Island wird aus gleichem Grunde Odin in der Bedeutung von Teufel gebraucht. In dem auf der Insel Mön gelegenen Walde Grünewald jagt nach dem Volkswahne der Grönjette jede Nacht zu Pferde, das Haupt unter dem linken Arme, einen Spieß in der Rechten, eine Meute Hunde um sich herum. Zur Erntezeit legen ihm die Bauern ein Gebund Hafer für sein Pferd hin, daß er nicht bei Nacht ihre Saaten zertrete [81]). Mit Hilfe des altenglischen etin, ettin, dem schottischen

66) Vgl. Atlamál Str. 31. S. 435. 436 und Wölsúnga Saga Cap. 35. S. 214. 67) Skaldskaparmál 17. S. 107. 109. 68) s. über diesen Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 22. 190. 69) Wöluspá 44. S. 47. 70) s. das Nähere in den Grottasaungr in den Skaldskaparmál 42. S. 250. Über die Kraft zorniger Riesen kommt auch in den teutschen Sagen Manches vor. So tritt nach dem Liede vom Kön. Rother Z. 942, 943 (bei v. d. Hagen und Büsching. 1. Bd. S. 10) Asprian der Riese in die Erde bis an das Bein. Der zornige Riese Widolf mit der Stange stampft nach der Wilkina-Saga (60. Cap.), als er von den beiden andern Riesen festgehalten wird, mit beiden Füßen bis an die Knöchel in die Erde. Mehres andere s. bei Jac. Grimm, Deutsche Myth. S. 304. 71) Hist. Dan. Praef. Ausg. von Stephanius. S. 4.

72) Vgl. Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde, herausgeg. von d. königl. Gesellsch. f. Nord. Alterthumsk. (Kopenh. 1837.) S. 28. Gewisse runde topfförmige Löcher, die man in Bergen findet, sind nach dem norwegischen Volksglauben von Riesen gebildet. Sie werden jättegryter (Riesentöpfe), troldgryter (Zauberwesentöpfe) genannt. (Jac. Grimm, Deutsche Mythol. S. 321 nach Hallagar 38 b.) Da jene Löcher aber auch S. Oles gryter (des heil. Olaf's Töpfe) heißen, so könnte auch wol an jenen Öffnungen ursprünglich Göttern geopfert worden sein, aus welchen man beim Sturze des Heidenthums Riesen oder böse Geister machte, mit denen der heilige Olafr gekämpft habe. 73) Ausg. von Thorkelin S. 118. 202. 74) Giganta geweork steht hier des Stabreimes wegen, denn für diesen Begriff wird anderwärts Z. 3356 enta geweorc, Z. 5431 enta aergeweorc, Z. 5554 eald enta geweorc gebraucht. 75) Ælfred im Orosius S. 48 übersetzt Hercules gigas durch Ercol ent. 76) Zu ent wird auch enterisch und enzerisch (ungeheuer, seltsam), der Enzenberg (Riesenberg) und die persönlichen Eigennamen Enzawip und Enzemann gezogen; s. Jac. Grimm, Deutsche Myth. S. 391. 77) Das Altnordische mußte in diesem Falle für das Femininum ein besonderes Wort: Gygur, Tröllkona, Flögd gebrauchen; so bedeutet Irpa eine schwarzbraune Riesin, eine Wölfin und eine schwarzbraune Stute. 78) Am Abend der Wintersonnenwende in der Heidenzeit, Weihnachtsabend in der Christenzeit. 79) In dem schaumburgischen Schnitterliede wird Wodan Häven-Hüne (Himmelsriese) genannt; s. das Lied bei Finn Magnusen, Lex. Mythолog. p. 643, bei Jac. Grimm, Deutsche Mythol. S. 105. 80) Thiele, Danske Folkfaga. 1. Th. S. 192. 81) Vgl. Jac. Grimm a. a. O. S. 529. 530.

ettyn, eyttyn (Riese) und dem niedersächsischen eteninne (Riesin) leitet Jac. Grimm, welcher aus dem urkundlichen Ortsnamen Etanasfeld, Etenesfeld, ein altsächsisches etan, eten folgert, den Namen Jötunn von essen ab [82]). Allerdings vermögen die Jötnar im Essen und Trinken viel. So schnappt der Riese Thiassi von einem Schiffe auf ein Mahl beide Schenkel und beide Buge hinweg [83]), und Hrungnir leerte bei einem Trinkgelage der Asen jede der Schalen aus, aus welchen Thor zu trinken gewohnt war [84]). Die Riesen gaben in dieser Beziehung dem Gotte Thor [85]) nichts nach, aber sie waren ärmer an Glücksgütern als die Asen. Vielleicht bezieht sich auf ihre Sehnsucht nach den Genüssen der Asen in der 1. Str. des Hrafna-Galdr Othins die Äußerung threyia Thursar (die Thursen verlangen, erwarten ungeduldig). Zugleich wird dort angedeutet, daß sie ihre Begierden nicht beherrschen können. Man findet Jötunn teutsch durch: „der Jote," und Jötnar durch: „die Joten" wiedergegeben [86]). Aber den König Domaldi von Schweden umschreibt Thiodolfr von Hwin [87]) durch Jótadólgr (Feind der Joten, d. h. Jütländer), und die Umschreibung von Thor, dem Feinde der Riesen, lautet Jötnadólgr. Jotunn (nach der ältesten Form), jötunn (nach der späteren) ist aller Wahrscheinlichkeit nach zusammengesetzt aus iot, später jöt und unn ohne Zeichen des Nominativs un von uni (ich bin vergnügt, zufrieden, bin günstig, liebe); der Dativ iotni, jötni (dem Riesen) ist zusammengezogen aus iotuni, jötuni, sowie die Form der Mehrzahl iotnar, jötnar aus iotunar, jötunar. Das Wort bedeutet also nicht die Joten selbst, sondern solche, welche den Joten günstig sind; da aber Jotnar, Jötnar den Gegensatz von God (Götter) bildet, so müssen darunter die Götter der Joten verstanden worden sein. In den Wafthrudnismál Str. 42. S. 25 u. 26 werden die Runen der Riesen und Götter neben einander erwähnt für Wissenschaft überhaupt. Jotnar, Jötnar, sind also vermuthlich die Götter der Ureinwohner Skandinaviens [88]). Die einwandernden Gothen mußten sie natürlich zu Riesen machen, weil sie sich die Götter ihrer Gegner mit ihren eigenen Göttern im Kampfe begriffen denken mußten. Als die Joten in specieller Bedeutung, nämlich die auf Jütland wohnenden, germanisirt waren, standen von den Ureinwohnern in Skandinavien blos noch die Finnen, worunter auch die des Zaubers kundigsten Lappen mit begriffen wurden, in Beziehung auf Götterdienst und in Feindseligkeit gegen die Eroberer selbstständig den Germanen gegenüber. Von der späteren Gleichstellung der Jötnar und der Finnen in den nordischen Sagen, sowie über das im Beowulfliede beobachtete Verfahren, die den Dänen feindlichen Joten und Friesen zu Eotenes (Riesen) zu machen [89]), s. d. Art. Jötunheimr. Der Haß gegen die Riesen spricht sich auch noch darin aus, daß jötunn in abgeleiteter Bedeutung ein krebsartiges Geschwür im Isländischen [90]) bedeutet. (*Ferdinand Wachter.*)

JÖTUNHEIMR, in älterer Form **Jotunheimr** (Riesenwelt), häufiger in der Mehrzahl **Jötunheimar**, in älterer Form **Jotonheimar**. In den Denkmälern der frühesten Zeit wird es rein mythisch aufgefaßt, als eine der drei Welten neben Asgardr, welches die Götter, und Midgardr, welches die Menschen bewohnen. Später, als man die Sage von den Göttern, Riesen und Helden in wirkliche Geschichte der Menschen umzuwandeln suchte, erhielt auch Jötunheimar seinen Platz in der Mittelfeste (Midgardr) oder der von den Menschen bewohnten Welt, besonders dadurch, daß man gewisse Völker zu Riesen machte.

Auch in der heidnischen Zeit können die Grenzen von Jötunheimar nicht ganz bestimmt gewesen sein, weil man in gewissen Völkern Midgards wegen ihrer Zauberkunde Jötnar annehmen zu müssen vermeinte. Vor der Schöpfung dieser Erde und des Himmels gehörte alles dazu, jedoch wurde der Name für diese Zeit nicht gebraucht, sondern erst als Gegensatz zu Asgardr und Midgardr. Allfaudhr (Odin) war damals bei den Hrimthursarn [1]) (Reifriesen). Als Bör's Söhne, Odin, Wili und We, aus dem Haupte, Leibe und Blute des von ihnen erschlagenen Urriesen Himmel, Erde und See geschaffen hatten, und da man sich seit der Zeit dieses angeblichen Ereignisses das Weltgebäude unter dem Bilde des größten über das Ganze sich verbreitenden Baumes, der Esche Yggdrasil, dachte, erschienen die Wohnsitze der Hrimthursar unter folgendem Verhältnisse nach der Grimnismál Str. 30—32. S. 55. Unter einer der drei Wurzeln, welche nach drei

82) s. das Nähere a. a. O. S. 296. 297. 83) Bragaráður 56. S. 80. 84) Skaldskaparmál 17. S. 107. 85) Thrymsquida 24. S. 193. Als Personification des elektrischen Feuers ist er, ungeachtet seines Streites mit den Riesen, doch auch mit ihnen verwandt, da ein Theil derselben als Repräsentanten der Elemente und ihrer Wirkungen galten. 86) So z. B. von den Brüdern Grimm, Lieder der alten Edda. 1. Bd. S. 39; von Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördl. Europa. 1. Th. S. 310. 379; von Studach, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 20; von Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2. Bd. S. 69; von Ettmüller, Vaulusþá S. 32. Richtiger überträgt es dagegen Finn Magnusen (im 2. Th. d. groß. Ausg. der Edda Sämundar S. 39. 41) durch „Jotunni" und im 3. Bde. S. 481 durch Jotunes, auch, wiewol nicht so gut, durch Jotni. 87) In Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 49. 88) Die späteren Jütländer können nicht mit Sicherheit zum Maßstabe genommen werden, da sie zwar Abkömmlinge der alten Joten (Jütländer), aber vielleicht erst germanisirt sind.

89) Nilsson (die Urbewohner Schwedens) nimmt einen mit den Eskimos oder Lappen verwandten Stamm als erste Bewohner des Landes an, welcher in den Eddasagen den Namen Zwerge führe. Die darauf folgenden Jetten oder Riesen seien dagegen ein keltischer Stamm mit druidischer Religion gewesen, welcher lange Skandinaviens südliche und westliche Küsten bewohnt habe. Aber nach den Sagen der Edda sind die Riesen älter als die Götter, welche nach Nilsson Gothen, die er als dritte Bewohner setzt, sein sollen, und die Zwerge jünger als die Götter. Daß Kelten vor den Germanen, und vor den Kelten Finnen Skandinavien bewohnten, ist wahrscheinlich, aber aus den Eddasagen von den Jötnar geht dieses nicht hervor, sondern läßt sich nur aus dem, was die Rigmál, welche die Jötnar gar nicht erwähnen, über die drei Menschengeschlechter sagen, und aus andern Umständen schließen. 90) *Biörn Haldorson*, Lex. Isl. Lat. Dan. Vol. I. p. 434.

1) Gylfaginning Cap. 4 in der Raskischen Ausg. der Snorra-Edda S. 4.

Seiten unter der Esche hingehen, wohnt Hel, unter der andern die Hrimthursar, unter der dritten die Menschen (menzkir menn, die menschlichen, d. h. wahrhaften eigentlichen Menschen). Damit stimmt in der Hauptsache die Gylfaginning Cap. 15. S. 17 überein. Nach ihr ist von den drei Wurzeln, welche den Baum emporhalten, eine bei den Asen, die andere bei den Hrimthursarn, dort, wo vordem Ginnúngagap war, und die dritte steht über Niflheim; unter dieser ist Hwergelmir, aber Nidhauggr nagt unten daran. Unter der Wurzel, welche sich zu den Hrimthursar'n wendet, befindet sich der Mimisbrunn (Mimir's Brunnen) u. s. w. Im Hrafnagaldr Othins Str. 25. S. 231 heißt es, nach der Beschreibung des Tagesanbruchs, daß in die nördliche Roßthür der Jörmungrund (des allgemeinen Grundes) unter der äußersten Wurzel des vorzüglichsten Baumes die Gygiur und Thursar, die nahen Zwerge und Dóck-Alfar (Schwarzelfen) schlafen gingen. Zur Bestimmung der Lage des Riesenlandes hilft auch Gylfaginning Cap. 8. S. 9, ungeachtet der Name Jötunheimar vermieden wird. Hier heißt es: „Die Erde ist außen rund und draußen herum liegt die tiefe See und längst dem Seestrande gaben sie (Bör's Söhne) die Länder zum Bewohnen den Riesengeschlechtern; aber inwendig auf der Erde machten sie eine Festung gegen den Unfrieden der Jötnar. Sie nahmen dazu die Augenbrauen Ymir's und nannten die Feste Midgardr." Jötunheimar wird zuerst bei der Sage in der Wöluspá Str. 8. S. 27 genannt, wornach drei übermächtige Thursenmädchen (Thursameyiar) von dort zu den Asen kamen und Mangel an Gold bei ihnen bewirken. Verderbniß des goldenen Zeitalters leitet auch die Gylfaginning Cap. 14. S. 15 von dem Erscheinen aus Jötunheimar kommender Weiber ab. Zum letzten Male dagegen erwähnt die Sage nach der Wöluspá 46. Str. S. 18 Jötunheimars bei dem Ende dieser Welt. Es rauscht ganz „Jotunheimr" (allr Jotunheimr). Für den ganzen Zeitraum der ersten Welt behält es seine Bedeutung, da nur einzelne Riesen gefesselt werden und die übrigen im Kampfe mit den Göttern und Menschen fallen. Thor erschlägt zwar viele Jötnar, vertilgt aber doch nicht das ganze Geschlecht, sondern schwächt es nur. So ist auch die vorletzte (31.) Str. der Thrymsquida aufzufassen. Nach ihr erschlägt Thor, nachdem er seinen Hammer durch List wieder erhalten hat, zuerst Thrymr'n, den Herrn der Thursar, und schwächte das ganze Geschlecht des Jötunns [2]). Er erschlug die alte Schwester der Jötnar (iötna-systir), die das Brautgut verlangt hatte u. s. w. Bei der Reise Thor's, welche diesen Ausgang hatte, wird Jötunheimar mehrmals erwähnt, und zwar so, daß seine Lage und Beschaffenheit daraus klar wird. Namentlich ergibt sich aus Str. 4 und 9 der Thrymsquida, daß man es an Asgardar angrenzend, aber letzteres höher gelegen dachte, und daß die Alfar (Lichtelfen) nicht Bewohner von Jötunheimar sind, während doch die Dók-Alfar mit den Riesen zusammengestellt werden. (Vgl. Thrymsquida Str. 6 u. 7. S. 184 fg., die För Skirnis Str. 17. S. 76 u. 79.) Loki erhielt von Thrym'en die Nachricht, daß dieser Hlorridi's (Thor's) Hammer neun Rasten unter der Erde verborgen hat, und daß ihn Niemand zurückerhalten solle, wenn er ihm nicht Freya'n zur Frau bringe. Da flog Loki, das Federhemde tönte, bis er hinaus kam aus Jötunheimar und hinein kam nach Asagardar (den Grenzen der Asen).

Aus der jüngeren Edda und Stellen in der Skalda ist deutlich, daß Jötunheimar nur der Aufenthaltsort der lebenden Riesen war. Denn Gylfaginning Cap. 41. S. 47 wird erzählt, daß dem Jötunn, welcher sich als Baumeister den Asen verdingt hatte, Thor nicht verstattete in Jötunheimar zu wohnen, sondern ihm mit dem Hammer Miöllnir den Schädel zertrümmerte und ihn unter Niflhel hinabsandte. Für Bestimmung der Weltgegend, wo man sich den Wohnort der Riesen dachte, ist die Erzählung von Loki's Reise nach der verschwundenen Idun wichtig. Er erklärt den Asen, er wolle in Jötunheimar darnach suchen, und fliegt nach Norden (nordhr), gelangt auch eines Tages zu dem Jötunn Thiassi, welcher auf die See gerudert war, während Idun daheim geblieben [3]). Thor sagte zu Groa, daß er von Norden her über die Elivagar gewadet war, und im Korbe auf seinem Rücken Aurwandil'n (Örwandil'n) von Norden her (nordhan) aus Jötunheimar getragen habe [4]). Als König Gylfi von Schweden einem fahrenden (herumziehenden) Weibe, Gefion, zum Lohne für den ihm verschafften Zeitvertreib [5]), soviel Land versprochen, als vier Ochsen in einem Tage und in einer Nacht umreißen könnten, nahm sie vier Ochsen von Norden her (nordhan) aus Jötunheimar [6]). Nach andern Stellen wird es aber wahrscheinlich, daß unter Norden genauer Nordosten gemeint ist. Denn anderwärts steht in ähnlicher Verbindung Osten. Nach der Wöluspá Str. 36. S. 43 saß in dieser Weltgegend [austr, östlich [7]) die Alte im Jarnwidh (Eisenwald) und gebar dort Fenrir's Geschlechter, nach Str. 44 und 45 (S. 48) fährt Hrymr von dort her und der Kiel, auf welchem Muspell's Söhne über das Meer kommen werden. Thor zieht wiederholt nach Austrwegr [8]) (in die Ostgegend) oder ostwärts [9]), und erschlägt dort die unheilkundigen Bräute der Jötnar [10]) oder die Tröll [11]) (die bösen zauber-

2) Dieses Wort wird nämlich wol am besten auf Thrym bezogen, sodaß dessen Geschlecht vernichtet erscheint; doch findet sich in der gr. Ausg. der Edda Sämundar Str. 31 die Deutung von allen Riesen überhaupt.

3) Bragarádur Cap. 56. S. 81. 4) Skaldskaparmál Cap. 17. S. 111. Thiodholfr hinn Hwinwerski í Haustlaung in den Skaldskaparmál Cap. 22. S. 120. 5) Wahrscheinlich bestand diese Ergötzung im Vortrage von Liedern, Sagen und Geschichten. Vgl. Snorri Sturluson in der Vorrede zur Heimskringla übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 4. 6) Gylfaginning Cap. 1. S. 1. Vgl. Snorri Sturluson's Weltkreis a. a. O. S. 18. 7) austr bedeutet östlich, ostwärts, nach Osten hin, und dann im Osten; für austr der Wöluspá hat die Gylfaginning Cap. 12. S. 15 firir austan Midgardh, d. h. vor dem östlichen (dem östlichen Theile von) Midgard, d. h. im Osten von Midgard. 8) Ägisdrecka Eingang in ungebundener Rede S. 149. Gylfaginning Cap. 41. S. 46. Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107, wo Austrwegar (die Ostgegenden) vorkommt. 9) Harbarz-lioth Str. 22. S. 101. 10) a. a. O. Str. 22. S. 101. 11) Gylfaginning Cap. 41. S. 46. Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107.

mächtigen Wesen). Von Ökuthor erzählt die Gylfaginning, daß er nach Osten (austr) nach Jötunheimar, bis zum Meere und dann hinaus über jenes tiefe Meer sich begab [12]. Man verstehe dies nicht so, als werde Jötunheimar diesseit des Meeres gedacht, sondern der Sinn ist, er kam zunächst bis ans Meer.

Von Odin und Freyr's Diener Skirnir wird theils ausdrücklich bemerkt, theils läßt es sich aus dem Zusammenhange abnehmen, daß sie nach Jötunheimar zu Pferde gelangen, wie die Walkyrien; mit ihnen können sie durch Luft und Wasser reiten [13]). Die Jötnar waren auch im Besitz von Rossen. Als Odin, nach den Skaldskaparmal Cap. 17. S. 107, auf seinem Hengste Sleipnir im Riesenlande zu dem Jötunn Hrungnir kam und sich überzeugt erklärte, daß kein gleichgutes Pferd in Jotunheimar sei, stellt der Riese sein Roß Gullfari weit über dasselbe. Bei einem Trinkgelage der Asen berühmt sich derselbe Riese, Walhall hinwegzunehmen und nach Jotunheimar zu bringen, Asgard zu versenken und alle Götter zu erschlagen, außer Freya und Sif, welche er mit sich führen wolle. In seinem Lande mußte es also an Walhall und an den reizenden Göttinnen fehlen. Bei dieser Veranlassung fodert Hrungnir auch Thor auf, sich mit ihm an der Grenze der Länder [14]), auf Griótunagardar [15]), zu schlagen. Jene Grenze ist die von Jötunheimar und Asgardr (Asgardar oder Godhthiod, welches in der Wöluspá Str. 28. S. 38 Göttervolk oder Götterland, und in der Helreid Brynhildar Str. 7. S. 263, sowie in der Grudunar-hwaut Str. 8. S. 529. Str. 15. S. 532 Gothenvolk, Gothenland bedeutet).

Die Jötnar waren in den Augen der germanischen Skandinavier Götter der Ureinwohner des Nordens, die Jótar (Joten) und die Göd (Götter) Götter der Gautar (Gothen). Wie man später, bei geschichtlicher Auffassung der Sage, für Asaland und Godhthiód eine Stätte auf der Erde suchte, so auch für Jötunheimar. Bei dem zuletzt genannten scheint sich die ältere Vorstellung ganz allmälig und nicht so auffallend umgewandelt zu haben, wie bei Asgardr [16]).

Übrigens dachte man auch Riesenwesen außerhalb Jötunheimar wohnend, obwol dieses als ihr Hauptsitz galt. Die Worte der Wöluspá Str. 23. S. 35: „oder dem Geschlecht des Jötunns Od's Mädchen gegeben?" sind in der Gylfaginning Cap. 42. S. 46 ausgedrückt durch „Freya'n nach Jötunheimar zu verheirathen," und Cap. 10. S. 11 heißt es: „Nerwi oder Narfi hieß ein Jotunn, der in Jötunheimar wohnte." Der Verfasser setzt also wol voraus, daß es auch außerhalb Jötunheimar noch Jötnar gegeben habe, wenn man die Äußerung nicht, wovon sich selbst in der Gylfaginning Spuren finden, von der spätern Umdeutung der Sage in Geschichte herleiten muß. Wollte man Cap. 49 der Gylfaginning S. 66 die Worte: „nach Jötunheimar" für spätern oder unnöthigen Zusatz halten, so stehen doch andere Denkmäler der nordischen Mythologie, z. B. die Helga Kuida Hadtingia skata, dem entgegen. Denn was diese von Helgi's Erschlagen des Mädchen raubenden, auf einem Berafelsen sitzenden Riesen Hati und von dessen Tochter Hrimgerdur sagt, welche Hlaudwir's Söhne in dem Meere ertränkte, während sie Mutter vor Helgi's Schiffen lag und seine Recken der Nan geben wollte, ist, nach dem Übrigen zu schließen, nicht in Jötunheimar vorgegangen. Lothinn, der dreihauptige Thurs, der schlimmste unter den Bewohnern der Felseinöden, hält sich in Tholley [17]), wahrscheinlich dem heutigen Dollsöe, einer Insel des nördlichen Norwegens, auf. Man könnte geneigt sein, anzunehmen, daß Hrimgerdur und andere Riesenwesen nur des Nachts nach Midgard gekommen und bei Tagesanbruch wieder nach Jötunheimar gefloben. Aber wegen des in Tholley wohnenden Jotunn ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß überhaupt Riesen für sie passende Örtlichkeiten in Midgard bewohnten, wie denn auch der Jötunn Surtr in Surtshellir (Surt's Felsenhöhle) auf Island seinen Sitz hat [18]). Dieser Glaube aber, daß die Riesen auch außerhalb Jötunheimar ihre Wohnsitze hätten, mußte besonders damals, als man in dieser Sage geschichtlichen Gehalt suchte, verwirrend auf die Ansicht von Jötunheimars Lage einwirken. Es bestimmte sich die Meinung besonders dadurch, daß eine gewisse Ferne des Schauplatzes angenommen werden mußte. So hätte kein dänischer Dichter wagen können, was der angelsächsische Verfasser des Beowulfliedes sich erlaubte, daß er den Dänen gegenüber die Joten auf Jotland (Jütland), deren Name bei Älfred Jutan und in der angelsächsischen Chronik Jotas lautet, zu Eotenas (Riesen, d. h. bösen Dämonen) und Thyrsas (bösen, riesenhaften Geistern) macht. Aber freilich sind es nicht mehr Eotenas und Thyrsas von echter Art. Von Kain stammen nach ihm alle Eotenas und Ylfe (Elfen) und Orkneas (Ungeheuer), solche „Gigantas" (angelsächsische Form für Gigantes), welche lange Zeit wider Gott stritten [19]). Selbst die Friesen macht der Dichter jenes Liedes zu Eotenas und ihrem König gibt er den Namen Finn [20]); denn die Finnen galten als die gewaltigsten Zauberer [21]) und glichen darin den geisterhaften Jötnar von allen Menschen am meisten. Von den beiden Finnen, bei welchen Gunnhilldur, die Tochter Ögor Toti's von

12) Statt fór út (reiste hinaus), hat der upsaler Codex der jüngeren Edda swam (schwamm). 13) s. die Helgaliéder bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 98. 99. 109. über das Luft und Wasser durchrennende Pferd Gna's s. Gylfaginning Cap. 35. S. 38. 14) Nämlich von dem von der Godhthiod bewohnten Asgard und von Jötunheimar. 15) Griótuna, der Genitiv vom Sing. Griótuni (Steine liebender) oder dessen Plur. Griótunar; also heißt Griótuna-gardar die umzäunten Grenzen der Steine Liebenden. Über die Sage s. Skaldskaparmál Cap. 17. S. 107—109. 16) s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 13: Im „Osten (von der) Tanaquisl in Asia, war (das Land) genannt Asa-Land (Asenland) oder Asaheimr (Asenwelt); aber die Hauptburg, welche in dem Lande war, nannten sie Asgardr." Der Name Asia enthält den Grund, warum man Asgardr grade hierher setzte.

17) s. das 1. Helgalied bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 99—102. 18) Islands Landnamabók. Kopenh. Ausg. von 1774. S. 220. 19) Beowulfied. Ausg. von Thorkelin. S. 10. 34. 20) a. a. O. S. 83—88. 21) Vgl. Allg. Encykl. 3. Sect. 4. Th. S. 369 die Nachweisungen über die Zauberkunst dieses Volkes.

Halogoland, die Kunst zu erlernen, sich in Finnmörk[22]) aufhält, sagt die Schülerin, sie sind so weise[23]), daß sie die Spur verfolgen, wie Hunde, beides auf aufgethautem und auf hartem Schnee. Dies erinnert an die beliebte Bezeichnung der Riesen „hundeweise." Ferner berichtet sie von denselben Finnen: „wenn sie zornig werden, dreht sich die Erde vor ihren Blicken um; aber wenn etwas Lebendiges vor ihre Blicke kommt, fällt es todt nieder[24])." Vor den Blicken des Jötunn Hymir zerspringt die Säule[25]) und dergleichen mehr. Finnmörk galt als Sitz der Lehrer der Zauberei[26]). Doch trieben sie einzelne Finnen auch unter den Nordmannen selbst, besonders am Jolenabend, dem damaligen Anfang des Jahres, wo sich die Geister regten, und die Zauberkundigen werden bei solchen Gelegenheiten Jötnar und Tröll genannt. In der Überschrift des 25. Cap. der Haralds Saga ens Hárfagra wird Swasi iötunn (Riese) genannt, im Texte aber Finne, sowie seine Tochter Snaefridur, Finnin[27]). In der Saga Halfdanar Swarta Cap. 8 heißt der, welcher Halfdan zum Wahrsagen zwingen will, blos ein Finne[28]). In dem später verfaßten Thattr Halfdanar Swarta Cap. 5 und 6 hat er den Namen Döfri Tröll erhalten, wird aber daneben auch blos Finnrinn[29]) (d. h. der Finne) bezeichnet. Je ferner die Zeit des Heidenthums den Schriftstellern lag, desto weniger betrachteten sie die Jötnar im Sinne desselben, dachten also dabei nicht an eine Welt selbständiger Dämonen, sondern mehr an zaubermächtige Menschen. Ebendeshalb mußte man sich Jötunheimar näher und beschränkter denken, als in früheren Zeiten angenommen war. Besonders suchte man es in den Gegenden, wo Völkerschaften des großen finnischen Stammes wohnten, weil man dieselben gern zu Jötnar machte, im Gegensatze zu den Schweden, Gautar (Gothen), Nordmannen und Dänen. Überhaupt dichtete man fremden Völkern die Verehrung böser Wesen an und hielt sich dabei nicht einmal blos an die Völkerschaften finnischen Stammes, sodaß die Kormarks-Saga Cap. 27 einen durch Blutopfer verehrten Riesen der Schotten [blótrisi skota[30])] erwähnt, mit welchem Kormakr kämpft; doch dieses gehört mehr unter die Ausnahmen. Als Wohnsitze zaubermächtiger Wesen dachte man hauptsächlich den Osten. So erklärt Saxo Grammaticus[31]) von Starkadr als etwas Ausgemachtes, daß er in derjenigen Gegend, welche Schweden im Osten umgibt, und die Ehsten und andere Völkerschaften inne hätten, seinen Ursprung genommen habe. Er umschreibt hier offenbar den Sinn des altnordischen Austwegr (Ostweg, Ostseite, Ostgegend), wohin Thor häufig zieht, um Tröll zu erschlagen. Dem Riesen Schrutan sind nach dem großen Rosengartenliede[32]) und der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches[33]) die Preußen bis an das Meer unterthan. In der Hyndlulioth Str. 31. S. 336 lesen wir: „Es sind die Wölur (Weissagerinnen) alle von Witholfr, die Witkar alle von Wilmeithr, die Seith-berendr (Seid-Tragenden) von Swarthaufdi, die Jötnar alle von Ymir gekommen; Swarthaufdi (Schwarzhauptig) steht für den Stammvater der Seid-Tragenden, d. h. derjenigen, welche die wirksamste, aber auch verhaßteste Art Zauberei trieben[34]), und zeigt, daß man sich ihn weder von germanischer Abkunft noch als ein Lichtwesen dachte, sondern als zaubermächtigen Menschen, oder als bösen Geist oder Dämon.

Den Übergang von der ursprünglichen Sage über Jötunheimar, als Welten der bösen Geister (Dämonen), zur Auffassung als Geschichte bildet die Sage von Thor's Reise nach Geirröthargarthar, wiewol sie noch dem Sagenthume angehört. In den beiden auf sie bezüglichen Versen, welche Thor'n in den Skaldskaparmál Cap. 18. S. 114. 115 in den Mund gelegt werden, steht Jötnagarthar (befestigte Grenzen oder befestigter Sitz der Jötnar) entweder für das gewöhnlichere Jötunheimar, oder bezieht sich speciell auf den Sitz Geirröd's und seines Geschlechtes. Den Fluß Wimur, welchen Thor durchwaten will, um nach Jötnagarthar zu kommen, erklärt Snorri Sturluson (in der Skaldskaparmál Cap. 18. S. 114) für den größten aller Ströme, und Neuere[35]) vermuthen darunter den Wym in Rußland, sodaß also die Sage ihn sehr vergrößert haben müßte. In der Thórsdrápa[36]), in welcher Eilifr Gudrunarson Thor's Reise zu Geirröd besungen hat, werden die Vorgebirge der Iwa genannt; darunter versteht man den sibirischen Strom Obi (Ob). In derselben Strophe (12) der genannten Thórsdrápa S. 117 wird Swithjódh als das Land genannt, in welchem die Vorgebirge der Iwa liegen. Unter Swithjódh ist nicht Schweden in der eigentlichen Bedeutung gemeint, sondern das „große oder kalte," welches nach Snorri Sturluson in der Heimskringla[37]) vom Norden zum schwarzen Meere geht. In Swithjódh sind nach derselben Autorität auch wunderbare Völker vielerlei Art und viele Sprachen, Riesen, Zwerge, auch schwarze Männer[38]) (Blámenn), wunderbar große Thiere und

22) Finnmark; die Nordmannen begriffen unter den Finnen auch die Lappen, einen Zweig des großen finnischen Stammes. 23) s. über diesen Ausdruck F. Wachter zu Snorri Sturluson's Weltkreis. 1. Bd. S. 222. 24) Mehr über die Zaubermacht dieser beiden Finnen s. bei Snorri Sturluson a. a. O. 1. Bd. S. 222--224. 25) Hymisquida Str. 12. groß. Ausg. der Edda Sámundar. 1. Bd. S. 127. 26) s. Snorri Sturluson a. a. O. 1. Bd. S. 222. Örwar-Odds Saga Cap. 19 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 241. 27) über Beide s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 204. Der Riese, welcher nach der schonischen Sage die Kirche zu Lund baute und von dem heiligen Laurentius in Stein verwandelt ward, hieß Finn; s. *Finn Magnusen*, Lex. Mythолog. p. 352. 28) s. Snorri Sturluson bei F. Wachter. 1. Bd. S. 147. 29) Thattr Halfdanar Swarta in den Fornmanna-Sögur. 30) „gigas Scotorum sacrificiis cultus," s. Kormaks Saga sive Kormami Oegmundi filii Vita (potius fabula). Ex manuscriptis Legati Magnaeani cum interpretatione e. c. (Hafniae 1832.) p. 242. 243.

31) Histor. Dan. Lib. V. Ausg. von Stephanius. S. 103. 32) Bei v. d. Hagen und Primisser 3. 1064. S. 13. 33) Frankfurter Ausg. von 1560. Bl. 185. S. 1. Sp. 1. 34) s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla), übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 23. 24. 46. 227. 228. 35) *Finn Magnusen*, Lex. Mythолog. p. 492. 36) Str. 12 in den Skaldskaparmál S. 117. 37) übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 12. 38) Blámenn, eigentlich Blaue Männer; man dachte sich auch in Großschweden schwarze Menschen, weil den Riesen schwarzes Aussehen beigelegt wurde. Vgl. d. Art. Jötnar.

Drachen. Durch Swithjodh geht ferner nach ihm der Fluß Tanais. Gewöhnlich, so die Thorsdrapa, setzte man Jotunheimar auf die nördliche Seite Großschwedens. Nach dem ursprünglichen Geiste und Sinne der Riesensage unternehmen blos übernatürliche Wesen, Götter und ihre Diener, die gefährliche Reise dorthin. Es kämpfen auch die höheren menschlichern Naturen, die Helden, siegreich gegen Riesen. Der Held Helgi erschlägt den Riesen Hati, und der Held Sigurd beraubt Fafnir, den Riesen in Schlangengestalt, des Lebens, aber nicht in Jötunheimar.

Wenn bei Saro Grammaticus Odin und Thor als Menschen auftreten, welche sich durch ihre Zauberkünste Göttlichkeit angemaßt haben, so erscheint in den Reisen nach Jötunheimar Thor nicht einmal mehr als dieser, sondern an seiner Stelle ein Mensch Namens Thorkell. Der 46. Dänenkönig Gorm, Harald's Sohn, hatte nämlich von Geruth's Sitzen, den Geirröthargarthar und den dort aufgehäuften Schätzen durch die Tyllenser [39]) vernommen und, so gefahrvoll die Reise dahin auch geschildert wurde, sie doch unter Thorkell's Leitung unternommen. Als sie nach Halogia [40]) kamen, wurden sie vom günstigen Winde verlassen und einige Zeit auf dem Meere herumgetrieben und gelangen endlich an ein Land, wo Thorkell ihnen verbietet, die am Strande weidenden Rinderheerden zu schlachten, weil sonst die Schutzgeister des Ortes [41]) ihnen die Macht hinwegzugehen nehmen würden. Die vom Hunger Bedrängten schlachten dennoch von den Rinderheerden und sehen in der Nacht die Schiffe von Ungeheuern umlagert, bis jedes derselben zur Sühne einen Menschen aussetzt. Mit günstigem Winde kommen sie in das jenseitige Biarmien [42]) (Permien). Diese Gegend ist, nach der Beschreibung von Saro Grammaticus, beständiger Kälte unterworfen und von sehr hohem Schnee bedeckt, ist gegen die Wirkung der Sommerhitze unempfindlich, hat Überfluß an unwegsamen Wäldern, bringt keine Früchte, ist aber reich an anderwärts ungewöhnlichen wilden Thieren. Die Flüsse sind zahlreich und rauschen, wegen der in ihrem Bette befindlichen großen Steine, hoch aufschäumend. Dort läßt Thorkell die Schiffe an das Ufer ziehen und versichert, daß man fast am Ziele der Reise sei. Ein Mann von ungewöhnlicher Größe, Gudmund, Geruth's Bruder, nimmt die Gelandeten gastfreundlich auf; aber Thorkell räth heimlich nichts von den fremden Speisen zu genießen, warnt auch vor dem Genusse der Reize der Tochter Gudmund's. Vier Dänen, die ihm nicht folgen, verlieren ihre Erinnerung. Nachdem Gudmund sich überzeugt hat, daß der König Gorm und seine Leute auf ihrer Hut sind vor seinen Fallstricken, läßt er sie auf das jenseitige Ufer des Flusses hinüberfahren. Hier erblicken sie eine schwarze, einer rauchenden Wolke ähnliche Stadt, deren Thore Hunde von ausgezeichneter Grimmigkeit bewachen. Sie steigen mittels Leitern hinüber in die Stadt, finden dort häßliche Gespenster und alles scheußlich, und kommen in das Zimmer, in welchem Geruth seinen Königssitz gehabt hatte, bevor ihn, wie Thorkell erzählt, Gott Thor erschlug [43]). In diesem letztern Zuge schimmert noch die alte Sage durch. Thorkell unternimmt aber auch nach Saro Grammaticus, wie Thor in der ursprünglichen Sage, eine Reise zu Ugarthilocus, Utgarthaloki, Loki von Utgardar [44]). Aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht sich auch auf das Riesenland die von Saro Grammaticus (Praef. p. 4) gegebene Beschreibung einer nördlich von Norwegen befindlichen unbekannten Gegend, welche der menschlichen Cultur entbehre, aber reich an Völkern monströser Neuheit sei.

Obgleich dieser Schriftsteller die isländischen Sagen für seine Zwecke sehr entstellt, so behielt er doch die Voraussetzung der entfernten Lage Jötunheimars bei. Aber die Verfasser der späteren Sögur nähern es Skandinavien immer mehr, einige versetzen es selbst dahin. Die Saga Thorsteins Wikingssonar Cap. 1 [45]) schließt sich in der Erzählung von König Logi noch am meisten an die ältere Vorstellung an. Seine Gattin Glödh, heißt es, die Tochter Grim's aus Grimsgardhar, sei aus Jötunheimar gewesen, welches damals im Norden in Eliwagar befindlich angegeben worden. Nach der Gaungu-Hrólfs-Saga Cap. 3. S. 248 lagen Thordhr Hèseyjarskalli und die Seinigen stets im Streite mit denen von Oben aus der Jötunheimabygdh [46]) von Aluborg; der Kampf geschah auch durch Zauberlieder wie durch Schlachten [47]). Nach Cap. 14 derselben Saga S. 273 ziehen Sirkwir und Brynjolfr mit Grimr Ägir von Gardariki [48]) hinauf nach Jötunheimar, und nach Cap. 19 (S. 291) kommen sie sogleich im Frühlinge von dort und bringen dem Könige Eirekr (von Gestrekaland oder Gardariki) viele seltene Kostbarkeiten. Nach Cap. 30. S. 322 konnte Röndolfr, Halbbruder des aus Gardariki stammenden Jarls Imi, Tröll oder ein böses, des Zaubers kundiges Wesen genannt werden wegen seines Wuchses und seiner Stärke; sein Geschlecht von mütterlicher Seite war von Aluborg in Jötunheimar; er vermochte seine Gestalt zu verwan-

39) Saro Grammaticus nennt so die Isländer, wie aus der Praef. seines Werkes p. 2 hervorgeht; aber Gorm, Vater von Gotrik, einem Zeitgenossen des Frankenkönigs Karl, konnte von diesen noch nichts erfahren, da es damals noch keine solchen gab. 40) Jetzt Helgeland, die nördlichste Landschaft zwischen Nummedalen und Finnmarken; hier hört für die Reisenden der günstige Wind auf, weil dort das Zauberland angeht. 41) Saro Grammaticus (Lib. VIII. Ausg. von Stephanius. S. 161) sagt: Dii loci praesides, in der Sprache der Nordmannen Landwaettir (genii terrae tutelares); s. Snorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 247. 248. 42) Biarmaland, worin Saro Grammaticus Jötunheimar findet, wird hier in größerer Ausdehnung, besonders nach Osten zu, vorausgesetzt, als sie das heutige Permien hat. Vgl. Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 53.

43) Vgl. den Art. Jötnar. 44) Über Veranlassung und Zweck von Thorkell's Reise zu Ugarthilocus (Utgarthaloki), s. Saro Grammat. (Lib. VIII. p. 164 – 166) Allg. Enc. 3. Sect. 4. Th. S. 368 und den Art. Utgardaloki, Utgarthaloki. 45) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 383. 46) bygdh bedeutet einen bewohnten Ort, Jötunheima ist der Genitiv von Jötunheimar, der bewohnte Ort der Riesenwelten heißt Aluborg. 47) Gaungu-Hrólfs-Saga Cap. 3 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 248. 48) Rußland.

ocin und bellte wie ein Tröll, sobald er zornig wurde u. s. w.[49]). In dem Berichte über den Zug des Königs Hrolfr von Dänemark (Cap. 38. S. 362) nach Holmgardhar wird bemerkt, daß das eine Drittheil Gardharikis Känugardhar genannt werde, das nämlich, welches längs der Jötunheimar und Holmgardhariki scheidenden Bergstrecke liege. Dort sei auch Ermland und mehre andere kleinere Reiche. Die Herwarar-Saga[50]) erzählt, vor der Ankunft der Türken und Asiamenn[51]) (Menschen von Asien) in den Nordländern, hätten Riesen und Halbriesen die Nordhälfte der Erde bewohnt; es finde dort eine große Vermischung der Völker statt, Riesen nähmen sich Weiber aus der Menschenwelt, und andere verheiratheten dahin ihre Töchter. Dieselbe Saga nennt Godhmundr als einen mächtigen König in Jötunheimar, im Bezirk Gläsisvellir[52]), welcher ebenso wie alle seine Leute viele Menschenalter lebte, weshalb die Heiden dorthin Odáins-akr[53]) gesetzt hätten. In der Saga af Thorsteini Bäarmagni Cap. 5[54]) bezeichnet Godhmundr Risaland (Land der Riesen) als ihm unterworfen, das zunächst liegende Jötunheimar dagegen vom Könige Geirraudhr beherrscht, welchem er schatzpflichtig sei. Von seinem Vater Ulfhèdhin Trausii sagt er, daß er wie alle in Gläsisvellir Wohnenden Godhmundr genannt worden, und auf der Reise nach Geirraudhargardhar, um dem Könige den Tribut einzuhändigen, gestorben sei, erklärt auch, übel damit zufrieden zu sein, den Jötnar zu dienen. Ein großer, tiefer und reißender Fluß, Hemra, welchen nur seine und seiner Genossen Pferde durchwaten könnten, scheide sein Land. Er wurde vom König Geirraudhr gut empfangen, bei welchem sich der Jarl Agdhi befand. Dieser herrschte über den Bezirk (herad) Grundir[55]), zwischen Risaland und Jötunheimar, hatte seinen Sitz zu Gnipaland, war zauberkundig und seine Leute Trölln ähnlicher als Menschen[56]). Nach Cap. 6. S. 185 empfängt Godhmundr am Morgen darauf die Entscheidung, er solle Risaland zu Lehn haben und schwört, keinem andern Könige zu dienen, noch Gehorsam zu leisten, so lange König Geirraudhr lebe. Im 8. Cap. derselben Saga (S. 191) hofft er, nach dem Tode desselben ganz Jötunheimar zu besitzen. Risaland erscheint also hier als Theil von Jötunheimar, und als ein tributpflichtiger von diesem Oberreiche abhängiger Staat. Ebenso ist nach der Samsonar Saga fagra beides nicht gleichbedeutend, Gudmund's Herrschaft in Gläsisvellir setzt sie ostwärts von Risaland, und dieses wiederum liegt nach ihr nordöstlich von der Ostsee, und von dort zwischen Nord und Nordost stellt sie Jötunheimar, wo Geister und Unholde wohnen, und von dort nach den Einöden von Grönland[57]) hin erstrecke sich das Land Swalbarthi[58]). Ob in andern Sögur ein anderer Sprachgebrauch herrsche, bleibt zweifelhaft[59]). So in der Herwarar-Saga Cap. 11. S. 452, nach welcher König Heidhrekr nach Risaland zu dem Könige Hösundr auf Gläsisvellir kommt; er gelangte allerdings auch zugleich nach Jötunheimar, weil nach Cap. 1. S. 411 Gläsisvellir ein Herad (Bezirk) in Jötunheimar war, aber Cap. 11. S. 452 kann auch blos dieses Herad Risaland genannt sein. In der Örwar-Odds-Saga ist von Risaland mehrmals die Rede, ohne daß Jötunheimar daneben genannt wird. Cap. 18. S. 282 und in den übrigen Stellen[60]) dieser Saga, wo Risaland vorkommt, kann es für Jötunheimar überhaupt stehen. Doch scheint sie unter risi etwas Specielleres als unter jötun anzunehmen; denn Anfangs Cap. 18. S. 232. 233 heißt dieselbe Person ein großer Jötunn, welche sich selbst später als einen Riesen von Riesenland bezeichnet[61]). Als Eigill und Asmundr zu Schiffe nach Jötunheimar gekommen waren, lebten sie in einem Walde von Thieren und Vögeln, welche sie schossen, gelangten in ein Felsenthal mit vielen Ziegen und fetten Böcken, nahmen einen der letztern, wurden aber von einer Stimme wegen ihrer Kühnheit zur Rede gestellt, da der Bock der Königin Arinnefja gehöre[62]). Diese war Tochter des Jötunn Öskraudr aus Jötunheimar und der Königin Kúla; als die jüngste von 18 Töchtern sollte sie den übrigen folgen. Sie verspricht Thor'n den Bock zu geben, welchen er wählen will, wenn er sie mit ihren Schwestern auf gleichen Fuß stelle. Der Feind des Riesengeschlechts, als welcher Thor in der alten Sage dasteht, wird Verderber der 17 Riesenmädchen. Er legt sich nämlich zu der ältesten von ihnen, welche dafür von den andern erschlagen wird. Gleiches Schicksal haben die übrigen bis auf Arinnefja, bei welcher er auch liegt und die von ihm das Erbe der Schwestern erhält. Ihre Vaterbrüder, Gautr und Hildir, beriefen (nach Cap. 15. S. 396) eine Volks- und Gerichtsversammlung, welche von dem Volke aus ganz Jötunheimar besucht wurde, mit ihm war auch Skröggr, der Gesetzmann (Oberlandrichter) der zaubermächtigen Wesen, oder, wie er anderwärts heißt (Cap. 16. S. 402), der Gesetzmann

49) Die Angabe von der großen Keule, die er als Waffe führte, s. Gaunga-Hrólfs-Saga Cap. 30. S. 322. 50) Vgl. die Recension derselben in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 1. Bd. S. 411; in einer andern (a. a. O. 1. Bd. S. 513) heißt es, daß im Alterthum Jötunheimar das Land nördlich in Finnmörk genannt worden sei. 51) Vgl. mit der Herwarar-Saga das 1. Sögubrot Cap. 9 (in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 413); darnach hießen die Länder im Norden, welche die Asiamenn bewohnten, Godhlönd (Götterländer) und das Volk Godhjódh (Godh-thjódh, Göttervolk). 52) Gefilde des Gläsir (Glänzer). 53) s. Allg. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 8. Th. S. 257. Herwarar-Saga S. 411. 412. 452. 513. 514. In der Saga af Hálfdáni Eysteinssyni Cap. 1, in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. S. 519 wird bemerkt: Eirekr, der Weitreisende, habe Odáinsakr gefunden. 54) In den Fornmanna-Sögur. 3. Bd. S. 183. 55) Die Mehrzahl von Grund, in welcher letzteren Form es in der Herwarar-Saga vorkommt. 56) Nach Cap. 11. S. 194 sah Thorstein diesen Jarl in Riesenzorn.

57) Nicht das in Amerika, sondern das in Norwegen in Upplönd wird gemeint; s. Geographisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 128. 129. 58) Vgl. Schlözer, Forts. d. Allgem. Welth. 31. Th. S. 453. 59) In dem Geographisk Register in den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 288 ist bemerkt, daß Risaland im Grunde dasselbe als Jötunheimar sei, obgleich die Saga af Thorsteini Bäarmagni zwischen beiden unterscheide. 60) In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 233. 247 und in der zweiten Recension der genannten Saga S. 516. 61) In der zweiten Recension dieser Saga S. 517 wird berichtet: die Riesen versammelten sich, ihr König heißt Badhi. 62) s. Egils ok Asmundar Cap. 5. S. 371. 372. In den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd.

Jötunvermars. Als ein Ort in diesem Lande erscheint nach Cap. 15. S. 398 Gallandibru (d. i. gellende Brücke [63]). Aus der Saga Herrauds ok Bosa [64]) ergibt sich, daß Glásisvellir östlich von Biarmaland (Permien) lag. In dem sagalichen Aufsatze Fra Fornjóti [65]) wird die Theilung zwischen Ner und seinen Bruder Gon so bestimmt, daß Ersterer das ganze Festland im Norden von Jötunheimar und südlich bis Alfheimar, das heißt Norwegen, haben soll. Von den schwankenden Vorstellungen der Sögur, welche einen geschichtlichen Anstrich erstreben, sei nur noch bemerkt, daß man sogar annahm, vor Einwanderung der Asiaten in dem Norden habe sich ein Theil von Jötunheimar bis in die skandinavische Halbinsel herein erstreckt. Das Land Jötunheimar verlor an Ausdehnung nach Westen, seit ein Theil von Skandinavien Godhland (Götterland) geworden. Weil es aber in keiner einzigen Stelle von wirklich geschichtlichem Gehalt vorkommt, so sind alle Bemühungen der Neueren, seine Lage zu bestimmen, vergeblich gewesen [66]). Es war in der Wirklichkeit nirgends, nur kamen die Verfasser der Sögur, welche menschliche Abenteurer dahin gelangen ließen, darin überein, daß man es im Nordosten und Osten und hauptsächlich in den von dem großen Stamme der Finnen bewohnten Ländern zu suchen habe, weil diese Länder besonders als Sitze der Zauberei galten. An die Slawen im Norden scheint man weniger gedacht zu haben. Doch bemerkt Grimm [67]) in Beziehung auf die Teutschen und Angelsachsen: „Wenn Húni an Wenden und Slawen gemahnten, wird es gestattet sein, entas (Riesen) und die alten Antes zusammenzuhalten." (*Ferdinand Wachter.*)

Jötunn, Jötunnen (Joten), s. Jötnar.

Jotzens, Pastorat in Alt-Finnland, s. Joutzenus.

Jouailleries, Bijouterien, s. Geschmeide.

JOUAN-DE-L'ISLE (St.), Dorf und Cantonshauptort im Arrondissement Dinan des französischen Departements der Nordküsten. Es liegt an der Rance, im Kreuze der Straßen von St. Malo nach Vannes und von Rennes nach St. Brieuc, und zählt 700 Einwohner. (*Klähn.*)

JOUANNE, Nebenfluß der Mayenne, ergießt sich in dem französischen Departement der Mayenne in diesen Fluß. (*R.*)

JOUANNETIA (Desmoulins, Paläontologie). Eine Conchiferen-Gattung aus der Familie der Pholaderien. Das kugelförmige Gehäuse besteht aus zwei starken, gleichen, ungleichseitigen, kurz keulenförmigen, vorn stark klaffenden, schräg gestreiften Schalen, welche vorn durch eine dritte zweitheilige Schale verschlossen werden. Schloß zahnlos; innen in jeder Klappe bemerkt man einen scheidewandartigen, senkrecht herablaufenden, mit der Basis an die Schale gewachsenen Anhang; Manteleindruck deutlich, hinten ist sehr tiefe Bucht. Das Thier hat die Lebensweise anderer Pholaden getheilt. Einzige Art J. semicaudata *Desm.* Bulletin d'hist. nat. de la Soc. Linn. de Bord. T. II. p. 244. Fig. 1—13. *Bronn* Lethaea tab. 37. Fig. 2. Pholas Jouanneti *Desh.* Lamarck hist. nat. tom. VI. p. 47. Findet sich in Steinen und Corallen der Topalbildung von Mérignac bei Bordeaux. (*Römer.*)

JOUANON, Dorf im Kirchspiele Bias, und Canton Born des Bezirks von Bordeaux im französischen Departement der Gironde. Es hieß im Mittelalter Barcou und seine Bewohner werden noch heute Bercouats genannt. Es sind dies die Bercorates des Plinius. (Vgl. *Baurein*, Variétés bordelaises, tom. IV. p. 19 und 20.) (*Klähn.*)

JOUARRE (Lat. Jotrum), Flecken im Canton La-Ferté-sous-Jouarre und Arrondissement Meaux des französischen Departements Seine und Marne. Er liegt drei geogr. Meilen östlich von Meaux, 0,3 Meilen südlich von La Ferté und 9¾ Meilen nordöstlich von Melun in 437 pariser Fuß absoluter Höhe auf dem Gipfel eines Hügels, welcher eine außerordentlich weite Aussicht auf eine der schönsten und reichsten Gegenden der alten Landschaft Brie gewährt und dessen Fuß der kleine Morin bespült, und zählt einschließlich der 12 zur Gemeinde gehörigen kleinen Weiler und Einzelnen 2680 Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht, Kornhandel, auch eine ansehnliche Teichfischerei in den zahlreichen Teichen der Flur betreiben, auch drei Jahrmärkte besitzen. Der Ort ist sehr alt und hat noch viele Spuren seines gothischen Ursprungs aufzuweisen; der Hauptplatz ist groß und unregelmäßig, die Straßen sind eng und krumm, und bei mehren Häusern steht das erste Stockwerk über dem Erdgeschoß hervor und wird durch massive Pfeiler getragen. Jouarre verdankt seinen Ursprung dem im Jahre 1792 aufgehobe-

---

63) Eine merkwürdige Beziehung auf Jötunheimar hat dieselbe Saga auch Cap. 16. S. 404. 405. 64) Cap. 16. S. 283 in Fornaldar Sögur Nordrlanda. 3. Bd. 65) In der genannten Sögur-Sammlung 1. Bd. S. 4; bei Rask, Snorra-Edda. S. 358. 359. 66) *Arngrim.* Jonae Crymog. p. 42. *Bjorner*, De Gotunheim Cap. 7. p. 36. Dalin, Gesch. Schwedens, aus dem Schwed. übers. durch Benzelstierna und Dähnert. 1. Bd. S. 61. 321, sucht sich dadurch zu helfen, daß er die Jetnar und Gothen für gleich nimmt, und Jämteland zu Jätne-land (Riesenland) macht. Schlözer a. a. O. S. 453—455; Neikter (Observat. hist. geogr. partic.) findet Jotunheimar in Jugorien und Risaland in Sirjanien östlich von Biarmaland, und nimmt Glásisvellir mit der Festung Grund für die Landstrecke, wo die Flüsse Pinega und Mesen (muthmaßlich Hemra) zusammenfließen. Mehres s. bei N. M. Petersen, Haandbog i den gammelnordiske Geogr. 1. D. S. 200—241, und Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 194. 195. Vgl. auch das Stada-Register zu den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 314. *Finn Magnusen*, Lex. Mythолog. p. 409 handelt von Jötunheimar besonders nach den beiden Edden, nimmt aber auch auf die spätern Sögur Rücksicht. Nach ihm bedeutet es also 1) in den Edden die ganze untere Hemisphäre, welche Helheim oder den Erebus und Niflheim oder den Tartarus enthält, zusammen mit jenem Bergringe, von welchem man glaubte, daß er die Erde umgeben habe, sonst Utgaardar genannt. Hierher gehört auch der unschiffbare Ocean. 2) Besonders in den historischen Relationen (d. h. den späteren Sögur, welche geschichtliche Darstellung geben wollen) bedeutet Jötunheimar die Küsten des Eismeeres, besonders die nördlichen und den wahren Menschen (d. h. denen von gothischem Ursprunge) unbewohnbaren, aber von den Lappen und ihnen verwandten Völkerschaften, den Verehrern der Riesen (wie die alten Nordmannen oder Isländer glaubten) und den Söhnen der Riesen bewohnten. 67) Deutsche Mythologie S. 301. Vgl. Leo, Erklär. Verz. angelsächs. Wörter z. d. Altsächs. u. Angels. Sprachpr. S. 101.

nen Kloster der heiligen Theodechilde, welches Ado, einer der Großen am Hofe Dagobert's I. zu Anfang des 7. Jahrhunderts in dem großen und dichten ihm zugehörenden Joranus saltus gründete, und welches bald mit Nonnen und mit Mönchen unter der Herrschaft der ersteren, besetzt wurde. Die Äbtissin (deren erste die heilige Theodechilde war) besaß bedeutende Gerechtsame; sie war Grund- und Gerichtsherrin des Fleckens, schlug die Geistlichen für mehre Pfarren in den Diöcesen von Meaux, Chartres und Noyon vor, und ernannte die Kapellane einer großen Menge Kapellen, in und außerhalb des Kirchspiels Jouarre. Jetzt sind die Kirche und die Gebäude des Klosters größtentheils demolirt, nur die Wohnung der Äbtissin steht noch und ist jetzt ein Privatgebäude. — Die Pfarrkirche von Jouarre ist ein Gebäude aus dem 15. Jahrhundert; sie war vor der Revolution eine Collegiatkirche, an welcher 13 Chorherren fungirten, welche von der Äbtissin des Klosters ernannt wurden. Auf dem Gottesacker dieser Kirche steht das alte unter dem Namen der heiligen Kapelle von Jouarre bekannte Denkmal. Es ist dies ein kleines Gebäude in Gestalt einer Krypte, neben welcher eine andere unterirdische Kapelle erbaut ist. Man steigt auf einer Treppe von fünf Stufen in dieselbe hinab und gelangt zu einem von terrassenartig aufsteigenden Mauern getragenen Vorplatze, von welchem man auf einer andern Treppe von neun Stufen in die Enceinte hinabsteigt, deren Gewölbe von sechs korinthischen Säulen getragen wird, und deren Inneres sieben Grabmale einschließt, welche man für die der heiligen Theodechilde und anderer Heiligen ansieht. Diese Kapelle war von einer Kirche bedeckt, deren Verfall seit dem 17. Jahrhundert datirt. Noch jetzt wird bei Gelegenheit des am Pfingstdinstage abgehaltenen Jahrmarktes zu der unterirdischen Kapelle gewallfahrtet; es kommen dann wol an 10,000 Personen hierher, um die Messe zu hören. Das Hospital von Jouarre ist sehr alt, doch kennt man dessen Stiftungsjahr nicht. Es enthält jetzt 20 Betten und wird von fünf Schwestern des Ordens St.-Vincent-de-Paul bedient, die sich auch dem Unterrichte armer Mädchen widmen. — Vor der Revolution war Jouarre der Sitz eines herrschaftlichen Amtes und einer Kastellanei, welche von dem Amte Meaux ressortirten. — Unter den Einzelnen, welche zur Gemeinde Jouarre gehören, zeichnet sich das Schloß Vauteuil aus, wohin man von Jouarre aus durch eine Lindenallee gelangt. *(Klähn.)*

JOUBERT, 1) **Barthélémy Catherine**, Obergeneral der französischen Republik, geboren zu Pont-de-Vaux im Departement des Ain (damals la Bresse) 14. April 1769, war von seinem Vater, einem wohlhabenden Gewerbsmanne, für den Advocatenstand bestimmt, verließ zwar, aus Vorliebe für den Soldatenstand, heimlich die Schule und trat in ein Artillerieregiment, erhielt jedoch auf des Vaters Andringen seine Entlassung wieder und ging zur Fortsetzung seiner Studien zuerst nach Lyon, dann auf die Universität zu Dijon. Während seines Aufenthaltes daselbst nahmen die Angelegenheiten Frankreichs eine vollständig revolutionäre Richtung; ein Principienkrieg war vorherzusehen, und so verließ Joubert nochmals seine Laufbahn, um als Freiwilliger einzutreten. Mit dem Bataillon, dem er angehörte, ging er zur Rheinarmee (1792), ward dort bald Officier und zeichnete sich durch Ausdauer, Umsicht und Tapferkeit aus. Schon 1793 stand er als Capitain bei der Alpenarmee, vertheidigte am Col di Tenda mit 30 Grenadieren eine Schanze gegen Übermacht mit großer Beharrlichkeit, wurde aber, nachdem sein kleiner Trupp sich verschossen hatte, zuletzt überwältigt und gefangen. Vor den König von Sardinien geführt, verdarb er sich durch ein Übermaß republikanischen Freimuthes in seinen Antworten die gute Behandlung, die seiner Tapferkeit wegen vom Monarchen ihm zugedacht war; indessen ward er doch bald auf Ehrenwort entlassen, ein Umstand, der den damals allmächtigen Jacobinern verdächtig erschien und Joubert manche Anfechtung und Anfeindung zuzog. Sein wirklich reiner Civismus aber versöhnte ihn bald mit dieser Partei, der er auch nach ihrem Sturze noch anhing. 1794 ging er als Adjutant-commandant zur Armee von Italien und zeichnete sich dort so aus, daß er schon im nächsten Jahre zuerst zum Brigadechef, dann auf dem Schlachtfelde von Loano zum Brigadegeneral ernannt wurde. Sein Obergeneral Kellermann setzte dies Avancement für ihn bei dem Directorium durch, dem Joubert des Jacobinismus für verdächtig galt.

Eine neue Laufbahn eröffnete sich dem jungen General, als Buonaparte an die Spitze der Armee von Italien trat. Bei Montenotte, St. Marguerite, Cossario, Dego, Ceva, Lodi und vor Mailand gründete er seinen höheren Ruf und erwarb sich das Vertrauen des Oberfeldherrn, der damals noch nicht jede neben ihm auftauchende Tüchtigkeit zu unterjochen, sich dienstbar zu machen suchte, und wo das nicht ging, als Nebenbuhler betrachtete und anfeindete. Während der Belagerung Mantua's deckte er mit der Avantgarde der Division Massena die Ausgänge zwischen dem Gardasee und der Etsch durch eine Stellung gegen Tyrol. Aus seinem Posten auf dem Plateau von Rivoli durch die Östreicher unter Davidovich, vertrieben, mußte Massena, durch die Brigade Joubert gedeckt, nach Lonato zurückgehen, wo es zum Treffen kam (s. d. Art. Lonato.). Während dessen war die Belagerung von Mantua aufgehoben worden, durch eine Reihe von blutigen Gefechten wurden die Österreicher wieder in die Gebirge zurückgetrieben, Mantua, wohin Wurmser sich geworfen, aufs Neue eingeschlossen (s. d. Art. Mantua, Wurmser und italienische Feldzüge Napoleon's). Verwundet und durch die großen Anstrengungen des Feldzuges 1796 geschwächt, ging Joubert zuerst nach Brescia, dann zur Übernahme der Stellung von Laguano, dahin ab.

Alvinzi's Vorrücken zur Befreiung Mantua's brachte den jungen General neuerdings in Thätigkeit. Er empfing das Commando der Division Vaubois, und ward nach einigen Gefechten mit den Österreichern zum Divisionsgeneral ernannt. Die Besetzung der Position von Rivoli ward ihm nochmals übertragen.

Der Angriff der Österreicher war vorzugsweise auf

diese Centralposition gerichtet, zu deren Vertheidigung Joubert nur etwa 10,000 Mann hatte. Am 12. Jan. 1797 ward er bei dem Dorfe angegriffen, und durch Umgehungsdrohungen zum Rückzuge in die Hauptstellung auf dem Plateau von Rivoli gezwungen. Ohne weitere Befehle auf seine Meldung davon gelassen, war er, in Erwägung der feindlichen Übermacht, am folgenden Abend schon im Begriff, über Campana nach Villanuova zurückzugehen, als er die Nachricht vom Anrücken Buonaparte's erhielt und zugleich den Befehl, sich vorwärts Rivoli um jeden Preis zu halten. Bald traf der Obergeneral selbst ein und gebot den Angriff mit Tagesanbruch. Joubert griff an, hielt sich, obgleich mühsam, bis zur Ankunft Massena's und leitete dadurch den Sieg ein (s. d. Art. Rivoli). Seine guten Dispositionen wie seine glänzende Bravour mehrten seinen Ruhm; am meisten seine nachdrückliche Verfolgung der geschlagenen Österreicher, denen er die Hälfte ihrer Mannschaft und viele Artillerie durch unermüdet wiederholte Angriffe abnahm. Mantua's Fall war die Folge dieser Schlacht.

Als nach dem Frieden mit dem Papste zu Tolentino (s. d. Art.) Buonaparte zur Entscheidung des Krieges, der am Rhein nicht eben glücklich geführt wurde, seinen Zug nach Teutschland unternahm, erhielt Joubert den Auftrag, mit drei Divisionen (20,000 Mann) in Tyrol einzudringen (s. d. Art. Italienische Revolutionskriege). Sein Zug, der bis Neumarkt (21. März) gut ging, nahm von da an eine gefahrdrohende Wendung, während die Hauptmacht unter Buonaparte gleichfalls Gefahr lief, von den Gegnern erdrückt zu werden. Joubert erkannte rechtzeitig die beiderseitige Lage, ließ den General Delmas mit nur 5000 Mann seinen Feinden bei Botzen gegenüberstehen, und rückte durch einen Abmarsch nach der rechten Flanke schnell in das Eisakthal, und von dort durch das Pusterthal über Lienz Buonaparte zu, mit dem er, als dieser auf die erhaltene Nachricht von des Feindes Stärke und Stellung, ihn schon verloren gab, sich bei Villach unerwartet vereinigte. Damit war auf dem entscheidenden Punkte die Übermacht für die Franzosen wieder hergestellt und das Ergebniß dieses kühnen Manoeuvres ward der Friede zu Campo-Formio (s. d. Art.). Der Obergeneral erkannte dankbar an, was Joubert hier geleistet, und gab ihm den Auftrag, die letzten von der italienischen Armee eroberten Fahnen dem Directorium zu überreichen. Somit war sein Ruf gegründet; doch führte eben die Bedeutung, die er damals, wo bei der Schwäche des Directoriums die Parteien sehr thätig waren und eine Katastrophe bevorstand, gewonnen hatte, ihn in die Intriguen der Parteien ein, und dies war auch die Ursache, warum er, im J. 1798 dreimal — in Holland, am Rhein und in Italien — das Commando wechselnd, den Unwillen des Directoriums sich zuzog, das in seiner Milde gegen die Überwundenen und in der Achtung, die er den Souverainen zollte und die er von ihnen zurückerhielt, Gefahr für das Princip der Republik, und zugleich das Benehmen eines Ehrgeizigen sah, der um politischen Ruf buhle. Die deshalb erlittenen Verfolgungen bestimmten ihn, seine Entlassung zu fodern; er erhielt sie und verheirathete sich mit dem Fräulein von Montholon; ein Schritt, der ihn des Aristokratismus noch verdächtiger machte, übrigens ihn in die Intriguen der damals starken Partei der Reitbahn (s. d. Art. Französische Revolution) verwickelte. Diese Partei war es auch, die — in Verfolgung ihres Plans, das Directorium zu stürzen und eine Dictatur zu errichten, die auf dem Wege eines gemäßigten Jacobinismus zu den Ideen von 1789 zurückführen sollte — seine Ernennung zum Obergeneral der Armee von Italien nach Scherer's Niederlage 1799 durchsetzte, was ihm die Bahn zu großen Unternehmungen um so leichter öffnen mußte, als die Angelegenheiten schlecht standen, und der einzige Rival, der etwa zu fürchten gewesen, Buonaparte, fern in Ägypten und sattsam verwickelt in die Angelegenheiten des Orients war.

Ende Juli kam Joubert bei der Armee an; er hatte den Befehl, mit den 38,000 Mann, die etwa zur Hand sein konnten, die Russen unter Suwarow anzugreifen und zu schlagen, die übrigens im Verein mit den Österreichern ihm weit überlegen, die Franzosen dagegen durch die Unfälle dieses und des vorigen Feldzuges entmuthigt waren. Am 14. Aug. trafen die Heere bei Novi zusammen; Joubert fiel schon in dem Einleitungsgefechte zur Schlacht; das entschied, die Schlacht ging verloren und nur die Festigkeit und Umsicht Moreau's, der den Befehl übernahm, rettete vor einer völligen Niederlage (s. d. Art. Novi).

Als Buonaparte zurückgekehrt war und durch die Revolution vom 18. Brumaire das Directorium gestürzt und sich unter dem Namen des „Ersten Consuls" zum Oberherrn Frankreichs und der Revolution gemacht hatte, befahl er, daß Joubert's Überreste nach Toulon gebracht, und im Fort Lamalguo beerdigt werden sollten, das den Namen Fort Joubert erhielt. Noch auf St. Helena rühmt Napoleon ihn mit den Worten:

„Joubert verehrte mich sehr — bei jedem Unglücksfalle, welcher der Republik während meiner Abwesenheit in Ägypten widerfuhr, bejammerte er meine Abwesenheit. Da er zu jener Zeit Chef der italienischen Armee wurde, nahm er mich zum Muster, und strebte danach, es noch einmal so zu machen wie ich. Er hatte nichts Geringeres im Sinne als das, was ich nachher im Brumaire that, auch durchzusetzen. — Er hätte in Paris nur einen albernen Streich durchgeführt, denn er besaß noch nicht Ruhm, Festigkeit und Reife genug. Seiner Natur nach konnte er das Alles erlangen, aber jetzt war er dazu noch nicht genugsam befähigt, und eine solche Unternehmung für den Augenblick über seine Kräfte" *). (*Benicken.*)

2) **François de Joubert**, ein französischer theologischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, am 12. Oct. 1689 zu Montpellier geboren, war der älteste Sohn André de Joubert's, des Generalsyndicus der Stände von Languedoc, und erhielt schon in seinem fünften Jahre die

*) s. Mémorial de Ste. Helène. Vgl. Biographie universelle. Clausewitz nachgelassene Werke. Feldzüge 1796 u. 1799. Geschichte der Kriege in Europa u. s. w.

Anwartschaft auf die Stelle seines Vaters. Er hatte bereits an den Functionen dieser Stelle Theil genommen und befand sich in denselben mit seinem Vater in Paris (1710), als der unerwartete Tod eines seiner Freunde ihn bewog, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er wurde im Jahre 1728 Priester und zu den Conferenzen über die heilige Schrift, welche zu Saint-Etienne-du-Mont stattfanden, gezogen. Er erfüllte die ihm dadurch auferlegten Pflichten mit unermüdlichem Eifer, erklärte die heilige Schrift mit großer Salbung und theilte auf diese Weise schon einige Proben des später von ihm herausgegebenen gehaltvollen Werkes über die Propheten mit. Eine gefährliche Krankheit unterbrach sein segensreiches Wirken. Nach seiner Wiedergenesung ordnete er zur Erholung seine Papiere und verbrannte, was ihm unnütz schien. Der letztere Umstand, verbunden mit den freundschaftlichen Verhältnissen zu einigen des Jansenismus verdächtigen Geistlichen erregte den Verdacht des Polizeilieutenants Hérault, der in ihm den Verfasser der damals großes Aufsehen erregenden, „Nouvelles ecclesiastiques," zu finden glaubte. Obschon Joubert entschieden das Gegentheil behauptete, so wurde er doch am 14. Nov. 1730 in die Bastille geführt und erst am 23. December auf die Verwendung einflußreicher Freunde in Freiheit gesetzt. Aber schon einige Tage darauf wurde er nach Montpellier verwiesen, und als er hier das Klima nicht vertragen konnte, gab man ihm unter der Bedingung, daß er dreißig Meilen von Paris entfernt bleibe, die Erlaubniß sich niederzulassen, wo er wolle. Er wählte die Stadt Troyes, wo er ruhig seinen Studien lebte, bis man ihm endlich gestattete, nach Paris zurückzukehren. Er starb hier am 29. Dec. 1763. Joubert's Werke verrathen eine große Belesenheit in der heiligen Schrift und waren von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt. Wir nennen folgende: „De la connaissance des temps par rapport à la religion" (1727.), „Explication de l'histoire de Joseph selon divers sens que les SS. Pères y ont donnés" (1728. 12.), „Parallèle abrégé de l'histoire du peuple d'Israel et de l'histoire de l'Eglise" (1723. 12.), „Explications des principales propheties de Jeremie, d'Ezéchiel et de Daniel" (Avignon [Paris] 1749. 5 Voll. 12.), Commentaire sur les douze petits prophètes" (Avignon. 1754 — 59. 6 Voll. 12.), „Commentaire sur l'Apocalypse" (Avignon. 1762. 2 Voll. 12.), „Traité des caractères essentiels à tous les prophètes" (1741. 12.), Observations sur Joel" (Avignon. 1733. 12. und „Les Psaumes des vêpres du dimanche" (Par. 1786. 12.)*).

(*Ph. H. Külb.*)

3) Laurent Joubert, wurde am 16. Decbr. 1529 zu Valence in der Dauphiné geboren, als das zehnte von 20 Kindern, die der Chevalier Jean Joubert mit Katharine de Génas zeugte. Er widmete sich in Montpellier dem Studium der Medicin, und erlangte 1551 die Würde eines Baccalaureus. Nach der damaligen Sitte übte ein Baccalaureus erst eine Zeit lang die Heilkunde aus, ehe er sich die Doctorwürde ertheilen ließ, und so prakticirte auch Joubert zu Aubenas im Vivarais, dann zu Montbrison und vielleicht auch zu Lyon. Er besuchte aber alsdann noch die Universitäten von Paris, Turin, Padua, Ferrara und Bologna, und wurde deshalb erst 1558 in Montpellier zum Doctor creirt. Er hatte seine Studentenjahre in dem Hause des berühmten Professor Rondelet zugebracht, dessen ganzes Vertrauen ihm zu Theil geworden war. Man erzählt sich selbst, der Professor habe dem jungen Doctor angetragen, er möge sich eine von seinen beiden Töchtern zur Frau wählen, worauf dieser aber die Antwort ertheilt habe: die ältere gefalle ihm nicht, und er fürchte, der jüngeren nicht so zu gefallen, wie er es wünschen möchte.

Kaum war er ein Jahr Doctor, so folgte Honoré du Castel (Honoratus Castellanus) dem Rufe nach Paris, als Leibarzt der Katharina von Medici, und man übertrug ihm dessen Lehrstuhl. Er bekleidete die Stelle mit allgemeinem Beifall, und folgte 1566 Rondelet als Professor, und 1574 Saporta als Kanzler. Joubert erlangte bald einen Ruf als Praktiker und mehrte diesen noch durch seine zahlreichen Schriften, unter denen besonders die Erreurs populaires Beifall fanden, worin das schlüpfrige Capitel über Unfruchtbarkeit erörtert ward. Man glaubt daher auch, daß, als Heinrich III. ihn 1579 nach Paris kommen ließ, dies aus keinem andern Grunde geschehen sei, als um ihn wegen der Unfruchtbarkeit der Königin Luise von Lothringen zu befragen. Er kehrte von Paris bald zu seinem Berufe als Lehrer und praktischer Arzt nach Montpellier zurück. Auf einer Berufsreise nach Toulouse begriffen, erkrankte er in Lombez, und starb daselbst am 21. October (nach andern am 29. October) 1583 im 54. Jahre. Seine zahlreichen Schriften sind ebenso wol in medicinischer Hinsicht ausgezeichnet, wie in stylistischer Hinsicht, sodaß Haller an ihm die dictio Boccacciana et jocularis rühmt. Auch hat er für die französische Orthographie viel gethan. Eine eigene Biographie schrieb Amoreux unter dem Titel: Notice historique et biographique sur la vie et les ouvrages de Laurent Joubert, avec son portrait à l'âge de quarante-neuf ans. (Montpellier 1814.) Joubert's Schriften sind: Paradoxa medica s. de febribus (Lyon 1566. 12.); ferner De peste, quartana et paralysi. (Lyon 1567. 12.) Diese Schrift enthält eine Beschreibung der Seuche, welche 1564 im südlichen Frankreich wüthete. Sie wurde einige Male ins Französische übersetzt. Dann De affectibus pilorum et cutis, praesertim capitis; et de cephalalgia. De affectibus internarum partium thoracis (Genevae 1572. Lyon 1577. 12. und 1578. 16.); Traité du ris, contenant son essence, ses causes et effets (Diese Schrift erschien zuerst lateinisch 1558. Vervollständigt und französisch erschien sie in Lyon 1567, 1574 und 1579. In der letzten Ausgabe sind zwei Anhänge enthalten: La cause morale du ris de Démocrite, expliquée et témoignée par Hippocras. Plus un dialogue sur la cacographie francaise, avec des annotations sur l'orthographie.); Medicinae practi-

*) Vgl. Biographie universelle. Tom. LXVIII. p. 281. 282. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 248.

cae libri tres (Lyon 1577 12.): Pharmacopoea, in qua syrupi, condita, aliaeque simplicium medicamentorum praeparationes traduntur (Ib. 1582.); Traite des arquebusades (Ib. 1581.): *Guidonis de Cauliaco* chirurgia magna. (Ib. 1580. 8. und 1585. 4.) Diese Chirurgie des berühmten Guy de Chauliac hatte im 15. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 16. mehrfache Auflagen erlebt, ware aber wol jetzt in Vergessenheit gerathen, hatte ihr Joubert nicht neues Leben eingeflößt. Sein Sohn Isaak besorgte eine französische Übersetzung und fügte Abbildungen der chirurgischen Instrumente bei. So erschienen denn von dieser Zeit an bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch fortwährend neue Ausgaben von diesem chirurgischen Handbuche. Eine ausnehmend weite Verbreitung fand Joubert's Schrift: Erreurs populaires au fait de la medicine et regime de sante (Bordeaux 1570.), indem innerhalb kurzer Zeit 10 Ausgaben erschienen. Er handelte darin das Capitel über die Unfruchtbarkeit ab, dedicirte aber das Buch nichtsdestoweniger der Königin Margaretha von Navarra, Heinrich's IV. erster Gemahlin. In der Dedication findet sich folgende entschuldigende Stelle: Je craindrais toutefois les langues venimeuses des envieux, qui pourroient trouver mal séant, que je propose à Votre Majesté un tel sujet, duquel je suis contraint, en quelques endroits, tenir des propos qui semblent trop sales et charnels. Mais sachant qu'on peut honnêtement parler, comme je fais, de toutes actions naturelles les plus secrettes et cachées, que les yeux chastes ne craignent point de voir en public par les anatomies: me souvenant aussi de ce que raconte Dion de la très-vertueuse princesse Livie, romaine, femme de l'empereur Auguste, laquelle sauva la vie à des hommes qu'on allait mettre à mort, parce qu'ils s'étoient rencontrés devant elle tout nus, disant que pour le regard des femmes pudiques ceux-là ne differoient en rien des statues: j'ai estimé, muni de telles raisons, comme bons defensifs, que la poison des mesdisans ne me peut nuire en cet endroit. Indessen theilte das Publicum die Ansicht nicht, daß ein solches Buch einer Dame gewidmet werden könne. Joubert wurde darüber lebhaft angegriffen, namentlich von Scévole de Saint-Marthe; er fand aber auch kräftige Vertheidiger, wie Barthélemy Cabrol. Jedenfalls hatten aber diese Angriffe den Erfolg, daß die Dedication an die Königin Margaretha in den folgenden Ausgaben gestrichen wurde. Eine Sammlung seiner Bücher erschien unter dem Titel: *Laurentii Jouberti* operum latinorum tomus I. et II. (Lyon 1582. Fol. Francofurti 1599. 1645. 1668.) Endlich der Traité des eaux (Paris 1603. 12.), erschien nach Joubert's Tode. (*Fr. Wilh. Theile.*)

4) Nicolas Joubert, fälschlich auch Imbert genannt, ferner bekannt unter dem Namen d'Angoulevent oder Engoulevent, lebte zur Zeit des Königs Heinrich IV. von Frankreich, war Vorsteher der sogenannten „Kinder ohne Sorgen" (enfans sans souci), eines Vereins von Literaten, die es sich zur Aufgabe machten, die Thorheiten und Gebrechen ihrer Zeit zu geißeln und auf dem Theater lächerlich zu machen; er führte als solcher den wunderlichen Ehrentitel: „prince de sots oder Prince de la sotie oder des fous." (Fürst der Possen oder der Narren.) Doch wurde dieser Verein noch unter Heinrich's IV. Regierung aufgehoben, und Joubert genoß eine Pension vom Hofe. Seine ferneren Schicksale, sowie sein Todesjahr, sind unbekannt*). (*R.*)

JOUBLETES, gute Sorte von Bordeauxweinen, gewöhnlich in Gebinden von 140 Pots verfahren. (*R.*)

JOUDPOOR, Rajahschaft in der vorderindischen Provinz Ajmeer, Präsidentschaft Bengalen. Ihre Grenzen sind in N. W. Jesselmeere, im N. Bicanere, im N. O. Shekawutty, im O. Ajmer, im S. Odeypoor, im W. die Wüste von Multan (Sind). Selbst großtentheils einer Wüste ähnlich, indem nur der südliche und südöstliche Theil Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und etwas Baumwolle erzeugt, hat sie, außer einigen Steppenbächen, nur einen einzigen Hauptfluß, den Banaß, welcher sie durchströmt. Mehr als der Feldbau beschäftigt die Bewohner, welche aus Rajpoots, die zu den Stämmen der Rhatoren, Sesodya, Cutchewa, Addah und Bawta gehören, und aus Jauts und Dschaten bestehen, die Vieh- und Pferdezucht. Man zieht schöne Ochsen, welche für die besten in Ajmeere gelten, große und wohlgebaute Pferde, Kameele u. s. w. Diese Thiere bilden einen Theil der Ausfuhrartikel, welche außerdem noch Salz und Salpeter umfassen, an denen die Rajahschaft, welche auch einige Bleigruben in ihren südöstlichen Theilen enthält, Überfluß hat. Der Bedarf von auswärts erstreckt sich auf baumwollene Zeuche, Shawls, Gewürze, Opium, Reis, Zucker, Eisen und Stahl. Der aus den Rhatore-Rajpooten stammende Rajah, welcher seine Residenz in der unter 26° 18′ nördl. Br. und 90° 34′ östl. L. an einem Nebenflusse des Banaß liegenden Stadt Joudpoor hat, ist einer der mächtigsten Fürsten der Provinz. Im Jahre 1805 soll sich sein Heer auf 27,000 Reiter, 3000 Mann Infanterie und 30 Kanonen belaufen haben. 1818 trat der damalige Rajah mit den Briten in Verbindung und stellte diesen 1500 Reiter als Hilfstruppen. Die Einkünfte desselben werden auf 20 Lacks Rupien geschätzt. Das Lehnssystem herrscht hier, wie überall, wo sich Rajpooten finden. Übrigens zerfällt die Rajahschaft in die Bezirke Marwar und Nagore. (*G. M. S. Fischer.*)

JOUE oder Backe, Bezeichnung der Seitenwände der Schießscharten in der Brustwehr von Batterien und Schanzen; s. Schiessscharten. (*R.*)

JOUE. 1) Dorf im Canton Roaillé und Arrondissement Ancenis des französischen Departements der Nieder-Loire, mit 2000 Einwohnern und Eisenschmelzen.

2) Dorf im Canton und Arrondissement Tours des französischen Departements Indre und Loire mit 1580 Einwohnern, welche guten rothen Wein bauen.

3) Joué l'Abbé (Jovenium. seu Gaudiacum Abbatum), Dorf im Canton Ballon und Arrondissement Le Mans des französischen Sarthe-Departements. Es liegt am Bache Pensais, neben der Departementalstraße No. 11 von Le Mans nach Ballon und zählt 119 Häu-

*) Biogr. univers. Tom. XXII.

ser und 640 Einwohner, welche etwas Leineweberei unterhalten. Das Dorf war eine Castellanei, die dem Kloster de la Couture zu le Mans gehörte.

4) Dorf im Canton Riaillé und Arrondissement Ancenis des französischen Departements Niederloire. Es liegt am Endre und zählt einschließlich der zur Gemeinde gehörigen Weiler 2000 Einwohner. In der Nähe liegen die Eisenhütten Provotière und Poitevinière, wovon erstere aus 4 Frischfeuern, letztere aber aus einem Hochofen, 4 Frischfeuern und 2 Eisenhämmern besteht. Diese Hüttenwerke machen die manganhaltigen Braun- und andere Eisensteine zu Gute, welche in der Nähe gewonnen werden.

5) **Joué-en-Charnie (Jovenium, Gaudiacum, vel Jocondiacum in Carnia)**, Dorf und Kirchspiel im Canton Loué und Arrondissement Le Mans des französischen Departements der Sarthe. Es liegt am Flüßchen Palais, neben der königlichen Straße No. 157 (von Le Mans nach Laval), wo dieselbe von der Departementalstraße No. 5 (zwischen Brûlon und Sillé) durchschnitten wird, bildet mit dem daneben liegenden Dorfe und Kirchspiele Montreuil-en-Champagne und 10 kleinen Weilern und Einzelnen, eine Gemeinde, welche 279 Häuser und 1300 Einwohner zählt, die im Canton Loué, man weiß nicht, aus welchem Grunde, „Bären von Joué" genannt werden, Ackerbau und Viehzucht treiben, in den nahen Marmorbrüchen arbeiten, sowie drei Kalkbrennereien und etwas Leinweberei unterhalten. Diese Gemeinde bildet den südlichsten Punkt des östlichen Flügels der zweiten oder nordwestlichen Gruppe der Eisenwerke Frankreichs; auch früher waren hier Eisengrabereien (die überhaupt im Canton Loué zahlreich sind), deren Producte hier vor Jahrhunderten durch Handschmieden (forges à bras) zu Eisen verarbeitet wurden; ungeheure Haufen von Eisenschlacken, auf der Flur des Dorfes gefunden und jetzt zum Ausbessern der obgenannten Kunststraßen benutzt, sind noch Überbleibsel jenes damals noch in seiner Kindheit befindlichen Gewerbes.

6) **Joué-du-Bois (Gaudiacum in Bosco)**, Dorf im Canton Carrouges und Arrondissement Alençon des französischen Orne-Departements, mit 1590 Einwohnern. (*Klähn.*)

Jouenneaux, s. Jouvenneaux.

JOUENNE-LONGCHAMP, oder Jouenne-Lonchamps, gewöhnlich **Jouenne** genannt, stammt aus Beuvron im Departement Calvados, wo er am 30. Novbr. 1761 geboren wurde, und studirte die Arzneikunde, die er nachmals mit Ruhm zu Lisieux ausübte, als die Revolution ausbrach. Er ergriff ihre Grundsätze, wurde Richter jener Landstadt im Jahre 1791 und das Jahr darnach Deputirter seines Departements beim Nationalconvente zu Paris. Er sprach hier wenig und bestieg blos dann die Tribüne, wann über die öffentlichen Hilfsleistungen, bei deren Comité er Mitglied war, Bericht erstattet werden mußte, um die Verbrechen und Unglücksfälle jener gräßlichen Zeit, wie es Aufgabe dieses Ausschusses war, zu bessern und zu heilen. Zugleich verdankt man seinen Berichten auch die Errichtung des vortrefflichen Taubstummeninstituts. Im Processe Ludwig's XVI. aber ließ er sich doch vom Strudel der Eiferer hinreißen und stimmte für dieses Königs Tod ohne Aufschub. Am 16. April 1793 gab er dem Anklagedecrete gegen den verruchten Marat seinen Beifall; sonst aber machte sich Jouenne in den Sitzungen des Nationalconvents nur noch bei der Wahl des gesetzgebenden Körpers bemerkbar. Im Jahre 1795 wurde er in den Rath der Fünfhundert gewählt. Zwei Jahre danach machte man ihn zum Verwalter der Spitäler zu Paris, welches Amt ihm Anlaß gab, das Armenwesen in ganz Frankreich zu ergründen und zur Verminderung der Noth, soweit die große leidenschaftliche Verwirrung es zuließ, auf wesentliche Verbesserungen der noch vorhandenen Hilfsanstalten zu sinnen. Während dieser edeln Bestrebungen berief ihn das Directorium (1797) zur Übernahme diplomatischer Geschäfte, und wollte ihn als Residenten nach Frankfurt am Main schicken; allein er lehnte das Anerbieten ab, trat bei der neuen Wahl durch die Stimmen des Departements Calvados wieder in den Rath der Fünfhundert zurück, und übernahm zugleich auch die vormalige Aufsicht der Armenpflege und des Spitalwesens. Mit Muth, Freisinn und Einsicht sprach er, so 1798, über die Misbräuche, die sich in die Asyle des Unglücks eingeschlichen hatten, wie über die Verbesserung der Hilfsanstalten, und über Verminderung der Noth überhaupt. Seinen Vorschlägen schenkte man zwar Beifall, es mangelte aber immer an passenden durchgreifenden Gesetzen, gleichwie die Häupter der Regierung noch nicht einig waren, auf welchen Wegen man den Hilfsanstalten und überhaupt der Armuth gesicherte Mittel zu reichen gesinnt war. Die Fonds der Spitäler, von welchen mehre ganz eingegangen, waren im Laufe der Revolution angegriffen und mehre ihrer Güter verkauft worden; mithin befanden sich alle, welche noch bestanden, in der ärgsten Verwirrung und gaben ihre Pfleglinge der Noth und vielem Ungemache preis. Es kam nun die Frage zur Sprache, ob nicht alle Spitäler gänzlich aufgehoben und die Armen in ihren Wohnungen unterstützt, oder aber, ob die früher bestandenen Institute sämmtlich wieder hergestellt werden sollten. Jouenne sprach im Jahre 1799 in zwei Sitzungen der Fünfhundert umständlich und einsichtsvoll über diese Angelegenheit. Er beleuchtete alle dahin zielende Vorschläge aus dem politischen, moralischen, rechtlichen und möglich ausführbaren Gesichtspunkte und verwarf in jeder Beziehung die Aufhebung der Spitäler und Einziehung ihres Vermögens als eine Versündigung an der armen Volksclasse, als deren Erbtheil ihm eben jene Hilfsanstalten erschienen; nur in Gemeinden, die unter 12,000 Seelen zählten, hielt er die Unterdrückung der Spitäler und die Herstellung der Hausarmenpflege mittels Steuern und außerordentlicher Beiträge für zweckgemäß. Die Erhaltung der Spitäler aber empfahl er als heilige Pflicht der Republik und setzte sie unter den Nationalanstalten wegen ihrer Wichtigkeit, welche auch die vormaligen französischen Herrscher ohne Verkümmerung anerkannt hätten, denen der Erziehung an die Seite. Die Aufhebung dieser Institute nannte er gradezu eine Unbesonnenheit und die Einführung einer allgemeinen Hausarmenpflege eine unmenschliche Härte, in sofern eine Menge

dürftiger Leute die Unterstützung dadurch ganz verlieren würde. Mit nicht geringer Anstrengung setzte Jouenne endlich durch, daß der Rath der Fünfhundert seine Vorschläge zum Fortbestande der Spitäler in Gemeinden von 12,000 und noch mehr Seelen, wie zu einer verbesserten und redlichen, jeglichen Misbrauch und Betrug umgebenden Aufsicht und Verwaltung derselben annahm und zugleich gestattete, daß die Pfleglinge dieser Institute, wie Jouenne angab, ihrem Alter und ihren Kräften angemessene Arbeiten verrichten, und daß vom Ertrage derselben zwei Drittel den Cassen der Anstalten und ein Drittel den Armen selbst zufallen sollten. Bestimmte Gesetze, verlangte er, sollten über das Vermögen der Spitäler wachen und den städtischen Behörden die Oberaufsicht zuweisen. Dies war indessen seine letzte öffentliche patriotische Bestrebung; denn als er sich über die gewaltthätigen Auftritte am 9. und 10. Nov. 1799 mit Nachdruck ausgesprochen hatte, wurde er mit 60 seiner Collegen aus dem Rathe der Fünfhundert ausgeschlossen, und that seit dieser Zeit keinen Schritt wieder, um sich der Regierung zu nähern, weder während des Consulats noch des Kaiserreichs, deren Herstellung ihm ohnehin als ein Angriff auf die Volkssouverainetat erschien[1]). Er trat demnach als Arzt, nachdem er vermuthlich viel früher sich mit der beliebten Künstlerin Victoria Adelheid Boessey aus Lisieux (s. den folgenden Art.) verheirathet hatte, in den Privatstand zurück, und als auch ihn nach der Restauration das Gesetz vom 12. Jan. 1816 wegen Verbannung der Königsmörder traf, mußte er Frankreich verlassen. Er wählte mit seiner Familie Brüssel zum Aufenthalte, wo er als ausübender Arzt wirkte, doch seine Kunst zu keinem solchen Rufe gehoben haben mag, daß ihrer im Auslande gedacht worden wäre, er vielmehr nach und nach unter den Lebenden verschollen zu sein scheint, wiewol sein warmer Vertheidiger in den biographies des Contemporains V, 427 ihn, jedoch ohne Erwähnung seines Vornamens, als einen der ausgezeichneten Ärzte neuester Zeit angepriesen hat; andere französische Literarhistoriker dagegen kennen seine Leistungen entweder gar nicht, oder verschweigen sie absichtlich. Wenn also Quérard[2]) einen Arzt A. F. T. Jouenne ohne Wohnort, mit Vermeidung aller seiner Lebensumstände, anführt und nur seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Arzneiwissenschaft gedenkt, und der fleißige Callissen[3]) denselben Gelehrten hinsichtlich des Wohnortes in sichtbarer Verlegenheit bald nach Paris, bald nach Brüssel verweist, ohne auch seine Schicksale zu erwähnen, so fehlt uns der sichere Anhaltepunkt bei der Entscheidung der Frage, ob dieser A. F. T. Jouenne einerlei Person mit dem Königsmörder Jouenne gewesen sei oder nicht. Ersteres ist jedoch nicht unwahrscheinlich. Vielfältiger Nachforschungen ungeachtet konnte der Verfasser dieses Artikels hierin nicht zur vollen Überzeugung gelangen.

Im Übrigen schrieben Luciard und Callissen diesem Arzte Jouenne folgende Werke zu: De la goutte et du rhumatisme, aus dem Italienischen des Giannini mit Anmerkungen des Doctor Marie de St. Ursin. (Paris 1810.) Lettre à Ch. H. Parry sur l'influence des eruptions artificielles dans certaines maladies, aus dem Engl. (Brüssel 1822.) Dieses Schriftchen wurde zu Paris 1824 nachgedruckt unter dem Titel: De l'influence des eruptions dans certaines maladies, traduit de l'anglais par J... Du courage et de la patience dans le traitement des maladies, aus dem Italienischen des Pasta. (Paris 1824.) Jouenne gab diese Schrift in einer besondern Umarbeitung 1829 wieder heraus und überschrieb sie: La médicine sans médecin etc. Sodann übersetzte er aus dem Englischen ein Werk von Denman und Blake, welches mit dem Titel Manuel de l'accoucheur etc. zu Paris 1825 erschien. Im folgenden Jahre gab er zu Brüssel noch Méthode lancastérienne, au système de l'éducation britannique mit 12 Kupfern heraus. Von da an wird seiner nicht wieder gedacht. (*B. Röse.*)

JOUENNE-LONGCHAMP (Victoria Adelheid), auch Jouenne schlechthin genannt, war Gattin des Königsmörders gleichen Namens und beliebte Künstlerin in Frankreich. Sie stammte aus der Familie Boessey zu Lisieux im Departement Calvados und begab sich in frühster Jugend mit ihrer Mutter nach Paris, wo diese, die Künste pflegend, ihre Tochter sorgfältig erzog und in ihr die Keime eines ungewöhnlichen Talents für Malerei und Musik entwickeln half. Die berühmten Künstler Cornelius van Spaendonck, Emich und Nadermann veredelten ihre Bestrebungen, wobei sie sich fast ausschließlich der Blumen- und Früchtemalerei widmete. In dieser Richtung nun, die sie ihrer erlangten Kunstfertigkeit gab, arbeitete sie mit Beifall, wurde auch, wenigstens seit dem Anfange unsers Jahrhunderts, unter den Franzosen mit Achtung öffentlich genannt und lieferte mehre gerühmte Werke für die Gemäldesammlungen zu Paris und Brüssel. Eine ihrer vorzüglichsten Schöpfungen dieser Art, die in jeder Hinsicht bewundert wurde, sah man in einer Kunstausstellung zu Brüssel vom J. 1819. Das Kunstwerk bestand aus einem Gemälde, das eine zur Hälfte mit schwarzem Flor bedeckte und mit Blumengewinden verzierte Urne bezeichnete und die sinnreiche, für jedes Land passende Inschrift führte: Aux braves morts pour la patrie! Die Franzosen aber fanden sich darin geschmeichelt, und eigneten sich aus patriotischer Eitelkeit dieses Kunstwerk durch Ankauf als Eigenthum an. In Teutschland ist die Künstlerin Jouenne so wenig als ihr Gatte, der Arzt, bekannt geworden. Im Harfenspiele erwies sich in ihr ebenfalls eine überraschende Überlegenheit, gleichwie die übrigen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens ihr im Umgange viele Bewunderer zugezogen haben sollen[1]). (*B. Röse.*)

1) Über Jouenne's öffentliche Wirksamkeit siehe den Moniteur universel in m. Jahrgängen, besonders 1795 Nr. 108 und 340, 1798 Nr. 279 und 1799 Nr. 164 und 205—207. 2) In seinem Werke La France littéraire IV, 249. 3) In seinem Medicinischen Schriftsteller-Lexiken der jetzt lebenden Ärzte u. s. w. (Kopenhagen 1832. Band X, 2) und in den Nachträgen zu diesem Werke 1841. Band XXIX, 176. Das Dictionnaire des sciences médicales und andere ähnliche Hilfsquellen, sowie auch Beauvais, übergehen Jouenne ganz und gar. Die teutschen gelehrten Zeitschriften und die ihnen angehängten Nekrologien thun ein Gleiches.

1) Biographie des Contemporains. V, 427 sq. Füßli ge-

JOUFFROY. 1) Jean de J., gewöhnlich Joffredi, manchmal auch Geofroy genannt, ein in der Geschichte durch seinen nachtheiligen Einfluß auf Ludwig XI. bekannter Cardinal, im J. 1412 zu Lureuil im Departement Obersaone geboren, stammte aus einer armen Kaufmannsfamilie (nach Andern aus einem angesehenen Geschlechte), erhielt seinen ersten Unterricht zu Dole und widmete sich dann auf den Universitäten Cöln und Pavia mit ebenso großem Eifer als Erfolg dem Kirchenrechte. Nach der Beendigung seiner Studien kam er in seine Vaterstadt zurück, ging dann als Benedictinermönch in die berühmte Abtei St. Denis und ward Prior in dem Kloster Notre-dame du Chateau für Salins. Diese Stelle befriedigte jedoch seinen Ehrgeiz nicht und er kehrte nach Pavia zurück, wo er drei Jahre hindurch mit so vielem Beifall die Theologie und das kanonische Recht lehrte, daß ihn der Papst Eugen IV. auf die Kirchenversammlung zu Florenz (1439) berief. Hier arbeitete er eifrig an der Vereinigung der griechischen und römischen Kirche und hielt auch öffentliche Vorlesungen über Theologie. Von Florenz kehrte er nach Lureuil zurück und ward im J. 1441 an den Hof des Herzogs Philipp des Guten von Burgund geschickt, um von diesem die Bestätigung der Privilegien seiner Abtei zu erwirken. Mit einem gewandten, zu Ränken und Arglist geschaffenen Geiste begabt, suchte er sich durch den Ruf als Lehrer der Theologie und unter dem Meßgewande auf krummen Pfaden sein Glück zu erschleichen, und es gelang ihm auch in kurzer Zeit die Gunst des Herzogs in so hohem Grade zu erwerben, daß er von diesem in wichtigen Angelegenheiten nach Spanien, Portugal und Italien gesandt wurde. Er entledigte sich aller Aufträge zu so großer Zufriedenheit seines Gönners, daß ihm dieser die Ernennung zum Abte des Klosters St. Pierre in Lureuil und zum Bischofe von Arras erwirkte. Der Bischof lernte am flandrischen Hofe den Dauphin von Frankreich kennen und wußte ihn so sehr für sich einzunehmen, daß dieser, nachdem er als Ludwig XI. den Thron bestiegen hatte, ihn zu sich kommen ließ. Jouffroy's höchster Wunsch war nun der Cardinalshut und er brachte auch durch seine Verschmitztheit Philipp den Guten und Ludwig XI. dahin, daß sie ihm denselben durch ihre Vermittelung zu verschaffen suchten. Pius II. ließ Jouffroy wissen, der Purpur, nach welchem er strebe, könne ihm werden, wenn er den König zur Aufhebung der dem römischen Hofe so ärgerlichen pragmatischen Sanction, auf welcher die Freiheit der gallicanischen Kirche beruhte, zu bewegen vermöchte. Ludwig XI. versprach es unter der Bedingung, daß der Papst die Ansprüche des Hauses Anjou an den Thron von Neapel gegen den König von Aragonien begünstige. Jouffroy ging nun nach Rom; der Papst erreichte seinen Zweck; die pragmatische Sanction wurde aufgehoben, der Unterhändler erhielt den Cardinalshut (1461), der König aber nur leere Versprechungen und einen geweihten Degen. Ludwig XI., darüber ergrimmt, schickte eine andere Gesandtschaft nach Rom (1462), um den Papst durch Drohungen zur Erfüllung der gestellten Bedingung zu bewegen, dieser war aber bereits durch den hinterlistigen Cardinal unterrichtet, daß es dem Könige mit seinen Drohungen nicht Ernst sei und blieb durch seine Festigkeit und seine ausweichenden Antworten Sieger. Jouffroy verlangte nun als Lohn seiner Bemühungen die beiden einträglichen Bisthümer von Alby und von Besançon, und wurde, als er nur das erstere erhielt, so sehr gegen den römischen Hof aufgebracht, daß er ferner nicht mehr zum Vortheil desselben wirkte. Immer höher stieg er jetzt in der Gunst Ludwig's, der zu seinen zahlreichen einträglichen Pfründen noch die Abtei St. Denis hinzufügte und ihm bei allen Staatsangelegenheiten einen sehr bedeutenden Einfluß gestattete. Im J. 1469 schickte er ihn zu dem Könige von Castilien, um sich um die Hand seiner Schwester Isabelle für den Herzog von Guienne zu bewerben, und als die Prinzessin nicht einwilligte, im folgenden Jahre nach Madrid, wo es dem Cardinal gelang, die Ehe zwischen dem Herzog und Johanna, der Tochter des Königs, zu Stande zu bringen. Bei der Empörung des Grafen von Armagnac erhielt Jouffroy den Auftrag, die Belagerung desselben in der Feste Leytoure zu überwachen, und man beschuldigt ihn, daß er während der Unterhandlungen zur Übergabe die Truppen eindringen ließ und dadurch die Ermordung des Grafen veranlaßte. Als er kurz darauf dem Heere zur Belagerung von Perpignan folgte, erkrankte er auf dem Wege an einem hitzigen Fieber und starb am 24. Nov. 1473 in dem Priorat Rully bei Bourges. Jouffroy hatte eine gute classische Bildung, gehörte zu den gelehrtesten und gewandtesten Männern seiner Zeit und besaß im hohen Grade die Gabe der Rede, wodurch sein gemeiner Charakter zwar einigermaßen verdeckt, aber um so gefährlicher wurde. Grappin bemüht sich vergebens, in seinem „Eloge historique de J. Jouffroy" (Besançon 1785.) die Handlungsweise des Cardinals zu vertheidigen. (*Ph. H. Külb.*)

2) Th. Jouffroy, Professor an der Sorbonne zu Paris und Herausgeber des Journals le Globe, gestorben 1842. Die von ihm für jene Zeitschrift gelieferten Artikel zeigen die Schärfe seines Verstandes und den nicht gewöhnlichen Umfang seiner Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Zweigen, vorzüglich aber eine gereifte philosophische Bildung. Seine Schreibart ist einfach, ruhig und klar. Nur zuweilen, wenn sein Geist einen höhern Flug nimmt, erinnert der lebhaftere Styl an die Worte der Begeisterung, mit denen er in dem von ihm redigirten Journale das Erwachen der griechischen Nation und ihren Freiheitskampf schilderte. Den denkenden Kopf erkennt man auch wieder in einer Sammlung seiner kleinen Schriften [1]). Zu wünschen wäre, daß seine Freunde, die sie veranstaltet, auch sich der Herausgabe der trefflichen Vorlesungen unterziehen möchten, die Jouffroy mit großem Beifalle in der Sorbonne gehalten [2]). (*H.*)

JOUFFROY D'ABBANS (Claudius Franz Dorotheus, Marquis von). Unter den Köpfen, deren ganze

denkt ihrer blos mit wenigen Worten und Nagler kennt sie gar nicht. Fernere angewandte Bemühungen über diese Künstlerin und ihr Ableben blieben gänzlich fruchtlos.

1) Nouveaux mélanges de philosophie. (Paris 1842.) 2) Vgl. Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. Nr. 252.

intensive Kraft auf die Gesetze der Mechanik und ihre praktische Anwendung gerichtet scheint, nimmt Jouffroy in der neueren Zeit eine der ersten Stellen ein, und dies um so mehr, da er der erste war, welcher den Dampf als fortbewegende Kraft benutzte, da man ihn bis jetzt nur als hebende oder treibende Kraft gekannt hatte. Durch seine Vorfahren gehörte Jouffroy den edelsten Familien der Franche Comté an und wurde in dieser gegen das Jahr 1751 geboren. Früh zeigte sich seine Neigung zur, und sein Talent für die Mechanik, allein die Seinigen, weit entfernt, etwas darauf zu geben, sahen in beiden nur etwas den Stand Herabwürdigendes, und da auch der übrige Provinzialadel diese Ansicht theilte, so sah sich Jouffroy vielfach dadurch in seinen Bestrebungen gehindert. Im Jahre 1772 trat er in das Infanterieregiment Bourbon ein, hatte bald darauf eine Ehrensache mit seinem Obersten, und wurde durch einen königlichen Verhaftsbefehl (lettre de cachet) nach der Provence verwiesen. Während seiner Verbannung sammelte Jouffroy Materialien zu einem Werke über Rudergaleeren, und als er daher, 1775 in Freiheit gesetzt, Paris zum ersten Male sah, so zog ihn vorzüglich die unter dem Namen „pompe à feu de Chaillot" von den Gebrüdern Périer zum Erstaunen der Pariser erbaute Dampfmaschine an. Er verschaffte sich Zutritt zu diesen Herren, studirte den Mechanismus der genannten Maschine, zeichnete sich bald vor anderen Besuchern durch Richtigkeit und Tiefe der Beurtheilung aus und faßte in dieser Zeit die Idee auf, den Dampf als bewegende Kraft bei der Schiffahrt anzuwenden. Bald darauf legte er diese Idee einer Comité vor, zu welcher die Périers, der Ritter und Feldmarschall Follenay, der Marquis und Bruder der bekannten Frau von Genlis, Ducrest, und ein Herr Auriron gehörten. Man faßte die Idee begierig auf und schenkte ihr Beifall, allein als es darauf ankam, sie auszuführen, spalteten sich die Meinungen, theils Hinsichts der Art des Mechanismus, theils und zwar vorzüglich Hinsichts des zu überwindenden Calculs und die anzuwendende Bewegkraft. Périer wollte einen von Pferden gezogenen Kahn als Grundlage und Stützpunkt in dieser Sache angenommen wissen, und obgleich Jouffroy gleich Anfangs einsah und laut erklärte, daß man eine drei Mal stärkere Bewegkraft nöthig habe, sobald man den Stützpunkt im Wasser nähme, und er hierin von Auriron und Follenay unterstützt wurde, so konnte er doch sich gegen Périer nicht behaupten. Dieser, reich, durch seine weitläufigen Werkstätten im Besitz der nöthigen Hilfsmittel und als Mechaniker selbst von der Akademie der Wissenschaften geachtet, suchte seine Ansicht ins Werk zu setzen, mußte sich jedoch nach vielen vergeblichen Versuchen von der Irrigkeit derselben überzeugen. Ehe jedoch dies letztere geschah, hatte Jouffroy, obgleich ihm, 100 Lieues von Paris entfernt, alle Mittel fehlten, welche diese kunstreiche Stadt bietet, und er keinen andern Beistand hatte, als einen gewöhnlichen Dorfkupferschmied, bereits seine Idee realisirt, indem es ihm gelang, im Juni oder Juli 1776 ein Dampfschiff auf dem Doubs herzustellen. Dieses Fahrzeug war 40′ lang und 6′ breit und das Rudergeräth bestand aus 8 Fuß langen Stangen, welche auf beiden Seiten nach dem Vordertheile zu in der Schwebe hingen und an ihren Enden mit Rahmen versehen waren, an welchen sich den Persiennes (eine Art Sommerladen) ähnliche bewegliche Klappen befanden und welche 18 Zoll tief in das Wasser gingen. Ein mit einem Gegengewicht versehener Hebel hielt sie am Ende ihres nach dem Vordertheile gerichteten Laufes auf. Die bewegende Kraft lag in einer Dampfpumpe oder in einer Maschine von einfacher Wirkung, deren Pumpenstock durch eine Kette und einen Flaschenzug mit den Stangen in Verbindung stand. Wenn der Dampf den Pumpenstock in die Höhe hob, so zogen die Gegengewichte die Klappen nach Vorn, welche darauf die Stelle der Ruder versahen und bei diesem rückwärtsgehenden Laufe sich von selbst schlossen, um die möglichst geringe Kraft entgegenzusetzen. Wenn darauf der kalte Wasserstrom den leeren Raum im Cylinder erzeugte, so zog der wieder niedersinkende Pumpenstock seine Ruder mit großer Heftigkeit zurück und dann befanden sich die Klappen offen, um ihre ganze Oberfläche darzubieten und das Wasser zu peitschen. So unvollkommen nun auch diese ganze Zurüstung war, denn Jouffroy konnte sich in der Provinz nicht einmal gegossene und gehörig bearbeitete Cylinder verschaffen, so bleibt ihrem Urheber doch das Verdienst, die Idee, den Dampf für die Schiffahrt zu benutzen, soweit es ihm nach den damaligen Zeitverhältnissen möglich war, ins Werk gesetzt zu haben. Jouffroy wäre jetzt gern, seiner Neigung gemäß, bei der Artillerie oder bei dem Geniecorps eingetreten, allein die Vorurtheile des Adels, ja selbst seiner Ältern, traten ihm überall hindernd entgegen; er mußte wieder, fast gezwungen, bei der Infanterie Dienste nehmen, und seine mechanischen Bestrebungen brachten ihm nichts als den Spitznamen Pumpenjouffroy (Jouffroy la Pompe). Dennoch ließ sich Jouffroy nicht abschrecken, sein Unternehmen weiter zu verfolgen. Bei diesem machten sich vorzüglich zwei Fehler bemerkbar, deren einer darin bestand, daß, wenn die mit einem Scharnier versehenen Klappen ihren Rückweg von dem Hintertheile nach dem Vordertheile nahmen, ein reißender Wasserstrom diese Klappen hinderte, sich wieder zu öffnen, sobald das Schiff, namentlich stromaufwärts, schnell ging, der andere aber in dem Umstande lag, daß die Dampfpumpe nur abgebrochen arbeitete. Von diesen Mängeln fällt jedoch nur der erstere Jouffroy zur Last, der zweite muß dem Erfinder der Dampfmaschine zugerechnet werden. Ob nun gleich eigentlich nur die Anwendung, nicht aber die Verbesserung der vorhandenen Dampfmaschine Jouffroy's Zweck war, so dachte er doch auch auf die letztere und suchte eine solche Maschine herzustellen, welche ohne Unterlaß arbeitete. Diese Maschine bestand aus zwei mit einander in Verbindung stehenden und oben offenen, ehernen Cylindern, welche mit einer solchen Neigung von Hinten nach Vorn im Schiffe aufgestellt waren, daß sie mit dem Horizont einen Winkel von ungefähr 50′ bildeten. Die untern Enden dieser Cylinder waren durch eine Metallbüchse verbunden, in welcher sich ein Schieber (tuile) befand, dessen Bestimmung war, abwechselnd dem Dampf und dem einzuspritzenden Wasser in jedem Cylinder den Weg zu öffnen oder zu versperren. Ein von zwei Latten

und zwei Querstangen gebildetes Parallelogramm stieß jedes Mal diesen Schieber rechts oder links, sobald einer der Pumpenstöcke sich am Ende seines Laufes der Mündung des Cylinders näherte. Anstatt mit Stangen versehen zu sein, befanden sich an einem in der Mitte befindlichen Ringe befestigte Ketten, welche, wenn sie sich auf einer sich einseitig drehenden Rolle aufgewickelt hatten, durch ein Gegengewicht nach dem Boden des Schiffs gezogen wurden. Diese, vorzüglich hinsichtlich des Kessels und seiner Zubehör, noch sehr unvollkommene Zurüstung (man denke an das Jahr 1780) brachte dennoch den beabsichtigten Erfolg hervor, und man überzeugte sich, daß die Mängel des Mechanismus weniger in der Idee als in ihrer Ausführung lagen. Die Schwierigkeiten, welche die mit Scharniren versehenen Klappen erzeugten, ließen Jouffroy, wiewol höchst ungern, auf seine Rahmen verzichten und sie durch Schaufelräder ersetzen. Auf der Welle dieser Räder befand sich eine sich einseitig drehende Rolle (un barillet à encliquetage), um welche sich die von den Stempeln ausgehenden Ketten wickelten. Wenn der aus dem Kessel in die Schieberbüchse (boite à tiroir) eintretende Dampf sich nun z. B. in dem rechten Cylinder vertheilte, so hörte sogleich jede Mittheilung von Dampf an den linken Cylinder auf und der Einspritzungshahn öffnete sich an dieser Seite. Der linke Pumpenstock sank jetzt unter dem Druck der atmosphärischen Luft und ließ, indem er die Kette nach sich zog, die Welle eine Umwälzung machen. Während der Zeit stieg der rechte Pumpenstock durch die Kraft des Dampfes gegen die Spitze des Cylinders, fortgezogen durch das am Ende seiner Kette, welche die Walze freiließ, befindliche Gewicht. Sobald der Stock an dieser Stelle angekommen war, verschob sich der Schieber und sogleich setzte der rechte Stempel die Wirkung fort, welche der linke seinerseits aufgab. Die Verhältnisse dieses Fahrzeugs waren bedeutend. Seine Länge betrug 140, seine Breite 14 Fuß; die Räder hatten 14 Fuß im Durchmesser und die Schaufeln waren 6 Fuß lang und gingen 2 Fuß tief im Wasser. Der Wasserzug des Pyroscaphs oder Feuerschiffs, wie Jouffroy sein Fahrzeug nannte, betrug 3 Fuß und das Gesammtgewicht desselben 327,000 Centner, von welchen 300,000 auf die Ladung, 27,000 Centner auf das Schiff selbst kamen; dennoch wurde dieses gewaltige Bauwerk mehrmals in Bewegung gesetzt und fuhr im Juli 1783 auf der Saône aufwärts und zwar in Gegenwart vieler Tausende, unter denen sich auch mehre lyoner Akademiker befanden, welche Letzteren ein Protokoll über dies Ereigniß aufnahmen. Nach diesem unwiderleglichen Erfolg schien es für Jouffroy weiter nichts zu bedürfen, als daß er den möglichsten Nutzen von seiner bewunderungswürdigen Entdeckung zog. Allein hier stellten sich ihm eine Menge Hindernisse in den Weg, von welchen das hauptsächlichste der Mangel an Capitalien war, deren man bedurfte, um theils noch manche Verbesserungen, vorzüglich Hinsichts des Kessels, welcher fast nach jeder Stunde des Gebrauchs Risse und Sprünge bekam, anzubringen, theils aber auch das Schiff selbst dauerhafter auszurüsten. Jouffroy wendete sich deshalb an den damaligen Minister Calonne und suchte bei ihm um ein auf 30 Jahre für seine Erfindung gültiges Privilegium nach. Der Minister foderte das Urtheil der Akademie und diese, welcher Jouffroy zu gleicher Zeit eine Denkschrift über Dampfmaschinen einreichte, ernannte die Herren Borda, Bossut, Cousin und Périer, um über diese Denkschrift und den ersten und letzten, um über das Dampfschiff zu berichten. Diese mochten sich namentlich über das Dampfschiff nicht ganz günstig ausgesprochen haben, wozu vielleicht beitrug, daß Ducrest 1777 eine Schrift über Périer's verunglückte Versuche, ein Dampfschiff herzustellen, herausgegeben hatte, wodurch dieser veranlaßt wurde, auf Jouffroy, seinen glücklichern Nebenbuhler, einen Groll zu werfen; kurz, die Akademie trug Bedenken, sich frei auszusprechen und ließ den Minister ein Schreiben an Jouffroy richten, in welchem er erklärte, daß es scheine, als wenn sein Dampfschiff die verlangten Bedingungen nicht hinlänglich erfüllt habe. Sollte es ihm jedoch gelingen, ein Schiff von 300,000 Centnern einige Meilen stromaufwärts auf der Seine fahren zu lassen und könnte dies auf eine authentische Weise in Paris nachgewiesen werden, sodaß kein Zweifel über die Zweckmäßigkeit seines Verfahrens bleibe, so könne er auf ein Privilegium für 15 Jahre rechnen. Jouffroy, ohne Mittel, ein solches Schiff herzustellen, nahm eine edle Rache, indem er ein Modell seines Pyroscaphs anfertigte und dieses (1784) Périer'n übersandte. Einige Freunde riethen ihm jetzt, seine Erfindung nach England zu verlegen, wo Watt und Wast-Brough große Verbesserungen bei den Dampfmaschinen angebracht hatten, allein er konnte sich nicht dazu entschließen. Die Revolution versetzte Jouffroy unter die Zahl der Auswanderer und erst nach 10 Jahren sah er sein Vaterland wieder. Indessen hatten zwei Männer, Desblancs zu Trévoux und Fulton in Paris, Jouffroy's Ideen aufgegriffen und suchten die Dampfschiffahrt ins Werk zu setzen. Bald kam es zwischen diesen beiden Rivalen zu einem Streite in öffentlichen Blättern; Desblancs machte auf die Priorität der Erfindung Anspruch, mit welcher er jedoch nicht zu Stande kam, da er auf einen falschen Grund baute und eigensinnig Niemanden zum Muster nehmen wollte. Fulton erklärte darauf in seiner Entgegnung, daß die Ehre der Erfindung weder Desblancs noch ihm, sondern einzig Jouffroy'n gebühre, wie aus dessen im Jahre 1783 gemachtem Versuche, die Saône mit einem Dampfschiffe zu befahren, deutlich hervorgehe. Jouffroy selbst nahm keinen Theil an dem Streite, doch hatte er Herrn Desblancs bei einem Besuche, welchen er ihm machte, das Mislingen seines Planes vorausgesagt, da er statt der Räder lange mit Schaufeln nach Art eines Paternosterwerks versehene Ketten auf den Seiten angebracht hatte. Ein Glücksstern schien für Jouffroy mit der Restauration aufgehen zu wollen. Er ließ sich in Paris nieder, und bald bildete sich eine Gesellschaft, welche die Capitale zur Ausführung seiner Plane, für welche er am 23. April und 10. Juli 1816 Patente erhielt, zusammenschoß. Einen Beschützer fand Jouffroy an dem Grafen von Artois, welcher ihm erlaubte, dem Dampfschiffe, welches er während der Vermählungsfeierlichkeit des Herzogs von Berry am 20. Aug. zu Petit Bercy vom Stapel laufen ließ, den Namen Karl Philipp beizulegen. Bald bekam

jedoch die Gesellschaft Jouffroy einen Nebenbuhler an der Gesellschaft Pajol und Compagnie, und beide richteten sich zu Grunde, indem es eine der andern zuvorthun wollte. Jouffroy überlebte dies Unglück nicht lange; denn er starb, fast vergessen, 1832 bei den Invaliden, indem er seine letzten Tage durch eine kleine Pension, sowie durch die Unterstützung seines Sohnes, des Grafen Achilles de Jouffroy, gefristet hatte. Dieser Letztere ließ 1839 eine kleine Broschüre über die Dampfschiffe erscheinen, in welcher er seinem Vater die Ehre ihrer Erfindung erhält. Dies Letztere geschah schon früher von dem Secretair der Akademie, Arago, in dem Annuaire de 1837, und am 1. Nov. 1840 erklärt die Akademie in einem von dem berühmten Cauchy verfaßten Berichte: 1) daß Jouffroy der Erfinder der Dampfschiffe sei; 2) daß die gegenwärtigen Dampfschiffe nur Copien des von ihm 1783 verfertigten seien; 3) daß Achilles de Jouffroy durch Einführung eines die Schaufelräder ersetzenden Ruderapparats die Dampfschiffahrt wesentlich verbessert habe*).

(*G. M. S. Fischer.*)

JOUG DE L'AIGLE, eine in Frankreich liegende Spitze der cottischen Alpen von 7252 Fuß Höhe. (*R.*)

JOUGNE (lateinisch Junia), Flecken im Canton Mouthe und Arrondissement Pontarlier des französischen Doubs-Departements. Er liegt ganz nahe der Grenze des Schweizercantons Waadt, im Thale der Jougnena zur Orbe, in 3052 pariser Fuß absoluter Höhe, und ist der Sitz eines Postamtes an der großen Straße von Lausanne und Verdun nach St. Dizier und Paris (der königlichen Straße No. 67), welche gleich nördlich vom Orte den 3223 pariser Fuß hohen Col de Jougne, einen Paß in der zweiten Jurakette, übersteigt, um sich bei dem Fort de Jour in das Thal des Doubs hinabzusenken. Der Flecken zählte im Jahre 1836, mit dem zur Gemeinde gehörigen Weiler Ferrière, 1123 Einwohner, welche in Jougne eine Sensenfabrik, in Ferrière aber ein Eisenhüttenwerk unterhalten, das aus sechs Frischfeuern und Eisenhämmern und meiren Drahtzügen besteht, jährlich 2200 metrische Centres Stabeisen und 7500 metrische Centres Draht liefert, und diese Producte in das Juradepartement und in das südliche Frankreich absetzt. Auch ist zu Jougne eine Salzniederlage. Mehre Schriftsteller nehmen mit Gilbert Cousin an, daß Jougne von Julius Cäsar als eine militairische Station gegen die Helvetier, nachdem dieselben in ihre Gauen zurückgekehrt waren, angelegt wurde; aber obgleich Cäsar in diese Gegend, welche er als undurchdringlich schildert, vordrang, so mangeln doch die historischen Beweise für diese Annahme, und würde im Bejahungsfalle der Ort nicht Junia, sondern Julia genannt worden sein. In späteren Zeiten der römischen Kaiser wurde der Unzugänglichkeit dieser Gegend abgeholfen, denn über Jougne zog die uns aus dem Itinerar Antonin's und aus der Peutinger'schen Tafel bekannte Römerstraße von Mediolanum (Mailand) über Ariarica (Pontarlier) und Vesontio (Besançon) nach Argentoratum (Strasburg), welche bis in neuere Zeiten im Gebrauch war, da ihrer noch in den Jahren 1159, 1280, 1394, 1640, unter dem Namen grande voie impériale, grand chemin de Joigne à Pontallie, strata publica, magnum iter ferratum, gedacht wird. Auf dieser Straße, an deren Stelle nun die obgedachte Kunststraße getreten ist, wurden im Mittelalter Zölle erhoben, die durch die festen Schlösser von Jougne, Jour, Pontarlier u. s. w. beschützt waren. Das Schloß von Jougne liegt jetzt in Ruinen; es ist in der Geschichte der Franche-Comté sehr berühmt. In Jougne, das damals Mauern hatte, fand Karl der Kühne im Jahre 1476 nach dem Verluste der Schlacht von Murten eine Zuflucht, und im 15. Jahrhundert war der Flecken Sitz eines kaiserlichen Gerichtshofes, an welchen unter andern diejenigen appellirten, welche sich über die Regalie von Besançon glaubten beschweren zu müssen. Bei Jougne erhebt sich der 4500 pariser Fuß hohe, mit Sennhütten bedeckte Montd'or, ein Berg der zweiten Jurakette, welcher eine sehr weite Aussicht über die Schweiz und das Doubsdepartement gewährt; man erblickt auf demselben von der einen Seite die Alpenkette von der Jungfrau bis zum Montblanc; von der andern die Thürme von Dijon. Auch in der Geschichte ist er berühmt, denn auf ihm versammelten sich im Jahre 1031 die Erzbischöfe von Vienne und Besançon und der Bischof von Lausanne zur Abschließung des Landfriedens. — Die Silbergrube des Montd'or ist jetzt erschöpft. (*Klähn.*)

JOUHE, Dorf im Canton Rochefort und Arrondissement Dole des französischen Juradepartements, mit 560 Einwohnern, welche Wein bauen. Auf der Flur des Dorfes befindet sich eine kalte eisenhaltige Mineralquelle. (*Klähn.*)

JOUI. 1) Geographie. Es ist nach dem berühmten arabischen Reisenden Ebn Batuta (im 14. Jahrh.) ein mächtiges Negerreich in Sudan, durch welches der Nil (worunter bei den arabischen Geographen auch der damit für einen Fluß gehaltene Niger verstanden wird) fließt. Ebn Batuta war nicht selbst in diesem Reiche, indem er nicht soweit nach Osten vorgedrungen, und erwähnt seiner nur nach den Berichten der Eingeborenen. Er scheint es in die Gegend des heutigen Tschadsees verlegt zu haben. Jetzt wird es nirgends angegeben, vielleicht ist es eins mit Bowy Burckhardt's oder mit Jeou Denham's. In den Handschriften Ebn Batuta's wird es verschieden geschrieben, Joui, Joi, Juwi und Buwi. (S. The travels of Ibn Batuta, translated etc. by *Lee* [London 1829.] p. 238. Vgl. *Burckhardt*, Travels in Nubia [Lond. 1819.], Append. III. p. 534 und Quarterly Review. [1820. Mai.] p. 240.) (*A. Keber.*)

2) Joui, bei den Japanern eine nahrhafte Brühe von dunkler, fast schwarzer Farbe, angenehmem Geruch und Geschmack, deren Grundlage von dem ausgepreßten Safte des halbgar gebratenen Rindfleisches gebildet wird. Die übrigen Zuthaten kennt man nicht, indem in Japan die Zusammensetzung als ein Geheimniß gehalten wird. In Ostindien gebraucht man diese Flüssigkeit häufig zur Zubereitung der Speisen. Sie soll sich zehn Jahre und darüber unverdorben erhalten. (*Karmarsch.*)

JOUIN-DE-MARNES (St.), Marktflecken im

*) Vgl. Biogr. univers.

Canton Airvault und Arrondissement Parthenay des französischen Departements der beiden Sèvres, mit 1400 Einwohnern, welche weißen Wein bauen. (*Klähn.*)

JOUIN-DE-MILLY (St.), Dorf an der Sèvre Nantaise, im Canton Cerisayes und Arrondissement Bressuire des französischen Departements der beiden Sèvres, mit 450 Einwohnern und Fabriken an Leinewand und feinem Zwirn. (*Klähn.*)

JOUIN (Nicolas), geboren 1684 zu Chartres, gestorben 1757 zu Paris, war ein Banquier, welcher sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, in denen er sich als Feind der Jesuiten und eifrigen Freund und Vertheidiger der Jansenisten erwies. In diesem Sinne schrieb er seine vorzüglichsten bekannt gewordenen Schriften: **Procès contre les Jésuites etc.** (1750. 12.) — **Les Sarcelades**, eine Satyre in Versen und **Le portefeuille du Diable** *). (*R.*)

JOUJOU heißt eigentlich, im Französischen, ein Kinderspielzeug; öfters aber überträgt man diesen Namen auch auf andere Kleinigkeiten, z. B. von Goldschmuck. Das geringhaltige Gold, woraus dergleichen Gegenstände gemacht werden (Joujougold), ist nicht feiner als sechskaratig, d. h. es besteht aus einem Theile Gold und drei Theilen Zusatz. (*Karmarsch.*)

JOUNSAR u. BHAWAUR, kleine, den Engländern tributpflichtige, Herrschaft in der vorderindischen Provinz Gurwar, Präsidentschaft Bengalen. Ihr Rajah zieht aus den 28 zu ihr gehörigen Dörfern, unter welchen Kalsee, den Hindu ein heiliger Ort, als Hauptmarkt für Sutulje Tonse und Bhawaur dient, 18,700 Rup. Einkünfte. (*G. M. S. Fischer.*)

JOUPA. So heißen bei den Chinesen die von den Tübetern Djuk-ba genannten Barbaren. Diese und die von den Tübetern H'lok-ba, von den Chinesen Yo-yu genannten Barbaren, bewohnen die Striche zwischen Tübet (Provinz Gombo) einerseits und China (Provinz Yun-nan) und Assam andrerseits. Als besondere Eigenthümlichkeit wird von beiden angemerkt, daß sie sich die Lippen einschneiden, und die Einschnitte mit rothen, gelben, blauen u. s. w. Farben unauslöschlich färben. Daher nennt sie Pater Georgi mit einem tübetischen Worte Lho-kaba-ptra (von Lho, *meridies*, kaba, *labium*, ptra, *incisum*). Von diesem Worte ist der erwähnte Name H'lok-ba nur eine geringe Modification. Pater Desideri macht daraus Lhau-ba und dehnt diesen Namen auch auf die östlicher von Tübet wohnenden Barbaren aus. Diese Völker werden als thierisch und dumm, ohne Kenntniß der (in Tübet herrschenden) Buddhareligion geschildert; sie lassen keinen Fremden in das Land, treiben aber Handel an der Grenze. Jagd ist ihr Haupterwerb und sie essen selbst die giftigen kriechenden Thiere. Außerdem sind sie Liebhaber von Salz. Ihre Kleidung bilden im Sommer Baumblätter, im Winter Thierfelle. Sie leben in Höhlen. Ehemals war bei den Tübetern Gebrauch, zum Tode verurtheilte Verbrecher in die Thäler des Nu Kiang-Flusses zu schicken, wo sie die H'lokba tödteten und auffraßen. (Vgl. Ritter, Asien III, 212, 214 und die daselbst angeführten Stellen.) (*Theodor Benfey.*)

JOUQUES (provenzalisch Jouco oder Giouco), N. Br. 43° 37′ 51″ Ö. L. von Ferr. 23° 18′ 9″; absolute Höhe 740 pariser Fuß, Kirchdorf im Canton Peyrolles des Arrondissements von Aix, im französischen Departement der Rhonemündungen, mit den Ruinen eines Schlosses, 1789 Einwohnern, zwei Papiermühlen, les Paradous genannt, und Steinbrüchen. Es liegt in einem sehr romantischen Thale am Bache Riaou, der sich zwei Kilometer östlich von Peyrolles in die Durance ergießt. Dieser Bach kündigt seine Verheerungen durch das Entstehen des temporären Sees Couroublaou oder Cougoublaou an. Es ist dies ein Bassin von 60 Schritten Durchmesser, auf dessen Grunde zwei Höhlungen sind, aus denen das Wasser (wie bei den Turloughs in der mittelländischen Ebene von Irland) nach anhaltendem Regen wallend hervortritt. Die Flur von Jouques war von den Römern bewohnt, wie dies lateinische Inscriptionen und andere hier und in der Nähe gefundene Alterthümer beweisen. Auch begann hier die Wasserleitung von Traconade, welche Marius zu bauen angefangen haben soll. (*Klähn.*)

JOUR (französisch). **À jour**, soviel wie offen, durchsichtig. Schmucksteine à jour fassen heißt, sie blos in einem Reife ohne Boden (einer Zarge) befestigen, sodaß der untere Theil des Steins frei und unbedeckt bleibt. Diese Methode ist der Fassung in einem Kasten entgegengesetzt, wo der Stein unterhalb bedeckt erscheint. Die à jour-Fassung ist weniger gebräuchlich als die Fassung in Kasten, weil man bei letzterer durch untergelegte Folie und ähnliche Mittel den Effect der Steine vermehren und manche Mängel derselben verdecken kann, was man das Aufbringen der Steine nennt. (*Karmarsch.*)

JOURDAIN (Alfons). A) Biographie. 1) zu teutsch Jordan, kommt auch mit der einfachen Namensbezeichnung Alfons I. vor und war Graf von Toulouse, Herzog von Narbonne und Markgraf von Provence. Jüngster Sohn Raimund's IV. oder von Saint-Gilles, Grafen von Toulouse, aus dritter Ehe mit Elvire, königlicher Prinzessin von Castilien, wurde er von seiner Mutter, die ihrem Manne ins gelobte Land gefolgt war, um das Jahr 1103 auf dem Pilgerschlosse in Syrien (also nicht, wie Otalrich Vital erzählt, zu Constantinopel) geboren, in den Fluthen des Jordan, wo auch der Erlöser die Taufe empfangen hatte, getauft und mit dem Namen Alfons Jordan belegt. Kaum zählte er ein Paar Jahre, als sein Vater am 28. Febr. 1105 in Palästina starb; Wilhelm von Montpellier trug Sorge, daß der Knabe (vielleicht mit seiner Mutter, die dann nach Spanien zurückgegangen sein und sich dort wieder verheirathet haben soll) sogleich oder erst 1107 nach Europa zurückgebracht wurde, wo er die Grafschaft Rouergue, soviel sein Vater davon noch nicht verpfändet hatte, als älterliches Erbtheil bekam und sein älterer Bruder Bertram schon seit 1096 die Grafschaft Toulouse inne hatte. Von seiner Jugend und Er-

*) Diction. histor. T. XV.

ziehung ist nichts bekannt, außer daß er im Jahre 1112, nachdem Bertram nach Palästina gepilgert und dort gestorben war, in Folge einer Verzichtung von dessen Sohne Ponz, welcher die morgenländische Grafschaft Tripolis von seinem Vater geerbt hatte, alle französische Besitzungen des toulouser Grafenhauses erhielt; zwei Jahre darnach überwältigte ihn Graf Wilhelm IX. von Poitiers, der auch Herzog von Aquitanien war, und da er diesem nicht widerstehen konnte, flüchtete er sich in die Grafschaft Provence, wo er ansehnliche Besitzungen hatte. Graf Wilhelm behauptete sich in seiner Eroberung, die er als Erbtheil seines Weibes, Philippe, Schwester des alten Raymund IV. von St. Gilles, ansah, fünf Jahre lang. Da zog er 1119 dem Könige Alfons I. von Aragonien gegen die Sarazenen zu Hilfe und sein in Toulouse zurückgelassener Statthalter, Wilhelm von Montmaurel, mußte, da er dem von den Bewohnern der Grafschaft zu Gunsten ihres vertriebenen angestammten Herrn erhobenen Aufstande nicht gewachsen war, bald danach flüchtig werden. Alfons Jordan, damals grade in Fehde mit dem Grafen Raymund Berengar III. von Barcelona, welcher durch seine Gattin Dolce Erbe der Provence geworden, des toulouser Grafen Antheil an derselben nicht anerkennen wollte, vertraute einstweilen dem Bischofe von Beziers, Arnold von Levezan, die Verwaltung seines wiedergewonnenen Landes an, bis ihn im Jahre 1123 (nicht 1133, wie Mehre wollen) die Toulouser zu Orange, wo er vom Grafen von Barcelona belagert wurde, entsetzten und im Jubel nach Hause zurückführten. Indessen dauerte sein Krieg mit dem Grafen Raymund Berengar III. in der Provence fort, bis am 16. Sept. 1125 ein Theilungsvertrag zu Stande kam, der allem Hader ein Ende machte. Diesem zufolge empfing Alfons Jordan auf immer Schloß und Stadt Beaucaire, das Land Argence mit aller Zubehör und den ganzen Theil von der Provence zwischen der Isère und Durance, die Hälfte von Avignon und das Schloß Valpergue unter dem Titel eines Markgrafen von Provence. Zugleich erklärten sich beide Fürsten, deren Frauen den Vertrag mit unterzeichneten, einander für erbfolgefähig in ihren Landen in Ermangelung von eigenen Nachkommen [1]).

Im Jahre 1134 zog der „Graf von Toulouse" mit dem Vicomte Amalrich II. von Narbonne dem Könige Alfons I. von Aragonien, der schon längst mit der Belagerung Fraga's beschäftigt war, zu Hilfe; sein Waffengenosse aber fiel schon im Juli in einem blutigen Treffen, das dem sarazenischen Entsatzheere geliefert wurde, und da König Alfons am folgenden 7. Sept. dess. Jahres auch umkam, so kehrte Alfons Jordan nach Hause zurück und bemächtigte sich der Vizgrafschaft Narbonne, sei es in Vormundschaft über die beiden hinterlassenen unmündigen Töchter des verstorbenen Vicomte, oder um sich selbst dieses Gebiet anzueignen, oder endlich auf den Grund anderer Ansprüche. Genug er blieb bis 1143 im Besitze desselben und gab sie darnach der ältesten Prinzessin Ermengarde zurück. Inzwischen unternahm er eine Wallfahrt nach St. Jacob von Compostella, und sobald er zurückgekehrt war, überzog ihn (1141) König Ludwig VII. oder der Jüngere von Frankreich, mit Krieg, in der Absicht, die Ansprüche seiner Gemahlin Eleonore, die sie von ihrer Großmutter Philippe von Poitiers ererbt hatte, an der Grafschaft Toulouse geltend zu machen; da diesem aber der mächtige Beistand des Grafen Theobald von Champagne verweigert wurde, auf den er besonders gerechnet hatte, so konnte er der tapfern Gegenwehr des toulouser Grafen nicht widerstehen, und endete den Krieg in einem Vergleiche, durch welchen er auf seine Ansprüche verzichtete und den Frieden mittels einer Heirath zwischen seiner Schwester, Constanze, und dem Sohne des Grafen, Raimund V., befestigte. Hierauf unternahm Alfons Jordan abermals eine Reise über die Pyrenäen, vermuthlich in Vermittelungsgeschäften, und zu Ostern 1146 fand er sich in der Versammlung der Fürsten zu Vezelai ein, die König Ludwig VII. zur Berathung einer Meerfahrt nach dem bedrängten Palästina berufen hatte. Alfons Jordan nahm nebst vielen andern Anwesenden das Kreuz und schiffte sich im August des folgenden Jahres mit einer Flotte, die er zu Tour du Bouc hatte rüsten lassen, am Ausflusse der Rhone, da wo später der Hafen von Aigues-Mortes angelegt wurde, nach Constantinopel ein. Hier überwinterte er und segelte dann im Frühjahre 1148 nach Acre, und nach seiner Landung begab er sich nach Jerusalem; allein unterwegs starb er plötzlich in Mitte Aprils genannten Jahres zu Cäsarea, wo ihm auf Befehl der Königin Melisende Gift ins Essen gemischt worden sein sollte. Mit ihm verschwanden die großen Hoffnungen, welche die morgenländischen Christen auf seine Ankunft gebaut hatten.

Alfons Jordan war ein ausgezeichneter Fürst seiner Zeit; klug, tapfer, leutselig, großmüthig und bescheiden wurde er von seinen Unterthanen geliebt und von den benachbarten Fürsten gern als Beistand für Wort und That gesucht. Den Vicomte Bernhard Atto von Carcassonne, den seine Unterthanen in einem Aufruhre verjagt hatten, setzte er 1124 mit Gewalt wieder in seine Besitzungen ein, nachdem er ihm die Stadt Carcassonne hatte überwältigen helfen, und als der alte Vizgraf gestorben war, nahm er auch dessen drei Söhne unter seinen Schutz. Gleichbehilflich erwies er sich dem Vicomten von Beziers im Streite mit den dortigen Bischöfen; ebenso wurde er Vermittler zwischen dem Grafen von Barcelona und den Genuesen. Die Kirchen und Geistlichen seines Landes nahm er nebst ihren Gütern in Schutz, hob die alte Sitte auf, wonach die Grafen von Toulouse die Verlassenschaft ihrer verstorbenen Bischöfe einzuziehen pflegten, und bestrafte nur den Abt von Saint-Gilles wegen seiner Aufführung mit Wegnahme der Klostergüter, zog sich aber dadurch den Bannfluch des Papstes Calixt II. zu, und wenn Alfons Jordan auch den Schaden wieder gut machte, so lastete die Kirchenstrafe doch noch lange auf ihm, bis er, auf sein Gesuch, vom Erzbischofe von

1) Dieser Theilungsvertrag steht in Catel's Histoire des Comtes de Tolose p. 188 sq., welches Werk hier mit benutzt worden ist und in den bei Schmidt, Gesch. Arageniens im Mittelalter S. 98 angeführten Schriften.

Rouen am 7. März 1143 zu Valence, wo Beide eine Zusammenkunft hielten, wieder davon befreit wurde. Seinen Unterthanen gab er viele Beweise von seiner Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; besonders zeichnete er damit die Hauptstadt Toulouse aus, die er vorzüglich liebte und die ihm in seinen Kriegen große Opfer dargebracht hatte. Er beförderte ihren Brückenbau über die Garonne und ertheilte ihr mehre Privilegien und Freiheiten in Bezug auf Wein, Salz und Erleichterung des Handelsverkehrs überhaupt. Im Jahre 1144 gründete er die Stadt Montauban, welchen Namen sie auf sein Geheiß wegen ihrer hohen Lage und der in ihrer Umgegend wachsenden Weidenbäume (von den Landleuten Alba genannt) bekam. Indessen soll sich dort schon ein Kloster gleiches Namens befunden haben. Zum Weibe gab man ihm irriger Weise in frühern Zeiten Faydide von Provence, eine gar nicht erweisbare Schwester der Gräfin Dolce, der Gattin Raimund Berengar's III. von Barcelona, und daraus erklärte man auch seine Fehden mit diesem als einen Erbschaftskrieg [2]); richtiger ist die Annahme, die ihm Faydide, Tochter Raimund Decan's, Herrn von Uzès, zur Gattin gibt. Mit ihr zeugte Alfons Jordan mehre Kinder, von denen bemerkbar sind Raimund V., der sich vor seines Vaters Tode Graf von St. Gilles nannte, und Alfons II., welche beide Brüder gemeinschaftlich regierten; Faydide, vermählt mit dem Grafen Humbert III. von Savoyen (s. d. Art.), und Laurentia, welche sich nach Pater Anselme mit dem Grafen Dodo von Comminges verheirathete. Auch wird zweier natürlichen Kinder, eines Sohnes, Bertram, und einer Tochter, gedacht, die dem Vater nach Palästina folgten und dort, nachdem sie durch Verrätherei des Grafen von Tripolis in sarazenische Gefangenschaft gefallen waren, mancherlei Abenteuer ausgestanden haben sollen. (*B. Röse.*)

2) **Amable Louis Marie Michel Brechillet**, ein in mehrfacher Beziehung denkwürdiger Orientalist, wurde in Paris am 25. Jan. 1788 geboren. Sein Vater, Louis Bernard Brechillet Jourdain, bestimmte ihn, nachdem er nach Kräften für seine allgemeine Vorbildung Sorge getragen hatte, zur juristischen Laufbahn; in diese war der Sohn bereits eingetreten, als der Tod seines Oheims, des berühmten Reisenden und Herausgebers des Zend-Avesta, Anquetil Duperron, im Jahre 1805 erfolgte. Der glänzende Name und die ungemessenen Lobeserhebungen, die dem Verstorbenen noch nach seinem Tode zu Theil wurden, machten auf den siebzehnjährigen Jüngling einen so gewaltigen Eindruck, daß er seine bisherigen Studien mit denen der orientalischen Sprachen und Literatur vertauschte. Hauptsächlich zog ihn das Persische und Arabische an, und seine beiden ausgezeichneten Lehrer, Silvestre de Sacy und Louis-Mathieu Langlès, mochten nicht ohne Einfluß auf diese seine Hauptrichtung sein und bleiben. Dieselben wußten seinen Kenntnissen und Talenten eine angemessene Stellung zu verschaffen, indem sie für ihn an der von Napoleon gegründeten Specialschule für die lebenden orientalischen Sprachen die Errichtung einer völlig neuen Stelle als **Sécrétaire-adjoint** durchsetzten. Der Tod überraschte ihn in solcher frühzeitig bereits am 19. Febr. 1818. In den letzten zehn Jahren seines Lebens hatte er sich vielfach als Schriftsteller, vorzüglich als Kritiker und Forscher versucht, und mehre seiner Schriften werden einen bleibenden Werth behalten.

Im Jahre 1810 erschien bereits bei Bechet sein **Mémoire sur l'observatoire de Méragah et sur quelques instruments employés pour y observer**, wozu er ausschließlich bisher unbenutzte persische und arabische Quellen benutzte. Eine beigegebene Abhandlung über das Leben und die zahlreichen Werke des großen Astronomen Nasir-ed-din Tusi erhöht den Werth dieser 64 Octavseiten umfassenden Schrift. Als Mitarbeiter des **Mercure de France** lieferte er mehre kritische Artikel; so 1811 über die von Langlès besorgte neue Ausgabe der **Voyages de Chardin en Perse**. Zu der von Schnurrer herausgegebenen **Bibliotheca arabica** schrieb er eine **Notice raisonnée**, und 1812 die Analyse des **leçons sur la poésie sacrée des Hébreux du Dr. *Louth.*** Zwei Jahre später folgte **La Perse, ou tableau de l'histoire, du gouvernement, de la religion, de la littérature etc. de cet empire, des moeurs et coutumes de ses habitans in 18.**, vier Theile in drei Bänden und im Jahre 1817 **Lettre à Mr. Michaud, sur une singulière croisade d'enfants.** Diesem Gelehrten war er zugleich eine Hauptstütze bei der Herausgabe der Geschichte der Kreuzzüge; außerdem finden sich mehre Artikel von ihm in der **Biographie universelle**, in den Fundgruben des Orients und in Sammlungen von Reisebeschreibungen. Sein berühmtes Hauptwerk bleibt jedoch die Beantwortung der Preisfrage: **Quels sont parmi les ouvrages des anciens philosophes grecs et en particulier parmi les ouvrages d'Aristote ceux, dont la connaisance a été répandue en Occident par les Arabes?** in der Schrift **Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote, et sur des commentaires grecs ou arabes employés par des Docteurs Scholastiques**, die erst nach seinem Tode 1819 herauskam und auch ins Teutsche übersetzt worden ist. Sein Sohn hat kürzlich eine zweite Ausgabe des Werkes besorgt. ((*Gustav Flügel.*)

3) **Anselme Louis Bernard Brechillet**, geboren zu Paris den 28. Nov. 1734, begann seine Studien daselbst im College d'Harcourt und vollendete sie bei den Jesuiten zu Rouen. Nachdem er hierauf eine kurze Zeit bei einem Procurator gearbeitet hatte, gab er die Rechtswissenschaft völlig auf und wandte sich zur Chirurgie, für welche er eine ganz besondere Vorliebe hatte. An dem Oberchirurg des Hôtel-Dieu, Moreau, fand er einen vortrefflichen Lehrer und Freund, und später bildete er sich unter dem berühmten Lecluse zu einem geschickten und in seiner Praxis glücklichen Zahnarzte aus. Er erfand mehre chirurgische Instrumente, z. B. zur Operation des Steins und der Polypen im Schlunde, und starb am 7. Jan. 1816. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: **Nouveaux éléments d'odontalgie (1756. 12.)**; **Traité**

2) So nach von Catel in dem angef. Werke und von Cäs. Nostradamus in der Histoire et chronique de Provence.

des dépôts dans le sinus maxillaire, des fractures et de caries de l'une et l'autre mâchoires (1760. 12.); Essais sur la formation des dents, comparée avec celle des os. (1766. 12.); Le medecin des dames etc. (1771. 12.); Le medecin des hommes, depuis la puberté jusqu'à l'extrême vieillesse (1772. 12.); Traité des maladies et des opérations réellement chirurgicales, de la bouche et des parties qui y correspondent (1778.) *). (*R.*)

4) Claude, bekannter unter seinem Ordensnamen D. Maurus, ein gelehrter Benedictinermonch, geboren zu Poligny im J. 1696, ging nach Beendigung seiner Studien in die Abtei des heiligen Benignus zu Dijon und lehrte darin einige Zeit die Philosophie und Theologie. Er bekleidete in seinem Orden nach einander verschiedene Ämter und machte als Visitator mehre Reisen, welche er sorgfältig benutzte, um die Reste des Alterthums, welche sich noch in der Franche-Comté, in Burgund und in andern Provinzen Frankreichs vorfinden, zu untersuchen und zu zeichnen. Später wurde er Prior der Abtei des heiligen Martin zu Autun und ließ die Kirche derselben neu aufbauen. Seine Muße benutzte er mit besonderer Vorliebe zu historischen und archäologischen Forschungen und stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit in Verbindung. Der berühmte Geograph d'Anville schätzte ihn sehr hoch und verdankte ihm mehre gute Beiträge zu seinen Erläuterungen der Geographie des alten Galliens. Jourdain's beste Arbeiten sind die „Eclaircissements de plusieurs points de l'histoire ancienne de France et de Bourgogne, ou lettres critiques à M. M(ille)" (Liège et Paris. 1774.) und das „Mémoire sur les voies romaines dans le pays des Séquanois," eine von der Akademie von Besançon im J. 1756 gekrönte Preisschrift, welche man in den Verhandlungen dieser Akademie findet. Außer diesen beiden Schriften kennt man von ihm noch folgende: „Defense de D. Gregoire Tarisse, supérieur général de la congregation de Saint-Maur" (1766. 4.) und „Oraison funèbre de Cl. Bouhier, second évêque de Dijon, par un Benedictin." (Dijon 1755. 4.) Jourdain starb am 20. Juli 1782 zu Paris in der Abtei Saint-Germain-des-Près †). (*Ph. H. Külb.*)

B. Geographie. Jourdain, 1) französische Stadt im Departement Gers, s. Isle en Jourdain; 2) vollständig L'Isle Jourdain, Name eines Cantons im Bezirke Montmorillon des französischen Departements der Vienne und des Hauptortes darin, einer Stadt am rechten Ufer der Vienne, welche etwas mehr als 100 Häuser, über 500 Einwohner hat und unter 46° 15′ nördl. Br. und 18° 45′ der Länge liegt. (*R.*)

JOURDAN, 1) Andreas Joseph, geboren zu Aubagne in der Provence, wurde um seiner frei ausgesprochenen Abneigung gegen die Revolution willen zuerst von den Machthabern in die Emigrantenliste eingeschrieben, dann, in der Schreckenszeit, eingesperrt. Hierdurch war ihm für die mit dem Sturze Robespierre's allmälig eintretende Reaction seine Stellung angewiesen, und es schickte ihn 1795 das Departement der Rhonemündungen als seinen Repräsentanten in den Rath der Fünfhundert. Seinen Meinungen getreu, verwendete er sich alles Fleißes, um die Folgen von Gewaltthätigkeiten, welche abzuwenden er nicht vermögend gewesen, zu tilgen. Unbeschränkte Willkür hatte bisher der Instruction des Verbrechens, welches nach der verrückten und barbarischen Jurisprudenz der Revolution von allen das schwerste war, vorgestanden. Jourdan verlangte, daß künftig die Beisitzer des haute-cour nationale allein über den Casus der Emigration in seinen vielfältigen Verzweigungen zu entscheiden hätten. Sein Vorschlag wurde von der Partei, welche fortwährend die Fünfhundert beherrschte, sehr ungnädig aufgenommen, er aber ließ sich durch die vernommenen Drohungen keineswegs abhalten, bei jeder fernern Gelegenheit die Interessen der Emigration zu vertheidigen. Die Fragen, durch ihn auf der Rednerbühne verhandelt, widerhallten in unzähligen Flugschriften, die natürlich alle der Ungerechtigkeit, dem Systeme der Regierung, entgegen waren. Da gedachten diejenigen, so sich dem Directorium verschrieben, und die Republikaner übereinstimmend jener von Robespierre gesprochenen Worte: „sans doute la liberté de la presse doit être illimitée, mais la presse ne doit pas être employée au détriment de la liberté." Sie wähnten die Freiheit bedroht, sobald ihnen die Freiheit benommen, an Andern ihren Muthwillen zu üben. Jourdan hingegen stritt mächtig für die freie Presse, die ihm ein geheiligtes Recht der Völker, und das einzige Mittel, die Freiheit, von der so Viele reden, so Wenige wissen, aufrecht zu erhalten. Mit der gleichen Wärme vertheidigte er die Freiheit des Gottesdienstes oder vielmehr die katholische Religion, auf deren Trümmern einer der Directoren, Lareveillère-Lepaux, seinen lächerlichen Theophilanthropismus zu erheben gedachte; besonders angelegentlich nahm der unerschrockene Deputirte die fortwährenden Verfolgungen ausgesetzten ungeschworenen Priester in Schutz. Eine Schar bewaffneter Emigranten, von Choiseul-Stainville befehligt, ward durch Sturm und Ungewitter auf die Küste von Calais geworfen; man versicherte sich der Unglücklichen und ihren Tod verlangten die reinen Republikaner. Gern hätte ihnen das Directorium willfahret, allein ausschließlich die neue Blutschuld zu übernehmen, das schien den Fünfen doch allzu gewagt, die Last sollte der gesetzgebende Körper ihnen tragen helfen. Es wurde aber von dem Rathe der Fünfhundert Jourdan zum Berichterstatter erwählt, und auf seinen Bericht beschlossen, jene Emigranten auf neutrales Gebiet zu setzen. Zu vielfältig hatte indessen Jourdan durch sein parlamentarisches System die Entwürfe der vollziehenden Gewalt durchkreuzt, als daß er, nach dem Siege der directorialen Majorität, 18. Fructidor (Sept. 1797), hätte hoffen mögen, anders, als durch die Flucht der ihm angedrohten Proscription zu entgehen. Er hielt sich in Spanien auf, bis die Consularherrschaft ihm vergönnte, unter polizeilicher Aufsicht in Orleans zu wohnen. Später, 1803, dieser Aufsicht entledigt, und hiermit in seine

*) Biogr. univers. T. XXII.

†) Nach der Biographie universelle. T. XXII. p. 54. 55.

politischen Rechte wieder eingesetzt, figurirte er durch Wahl des Departements der Rhonemündungen unter den Candidaten des Erhaltungssenats; es verlieh ihm der Kaiser die Präfectur von Luxemburg, und Ludwig XVIII. zog ihn 1814 in den Staatsrath, übertrug ihm auch die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, wie sie bis dahin der Minister des Cultus gehabt. In den hundert Tagen außer Thätigkeit gesetzt, dann wieder in seine amtliche Wirksamkeit eingeführt, erbat Jourdan 1816 sich seine Entlassung, in einer Denkschrift, worin die Nothwendigkeit, das Portefeuille der kirchlichen Angelegenheiten einem Bischofe anzuvertrauen, auseinandergesetzt war, und er hat sogar die Ordonnanz, welche den Grand-Aumonier mit jenem Portefeuille bekleidete, entworfen und der königlichen Vollziehung unterlegt. Was er, außer dem Titel eines Staatsraths ad honores, für jene zeitgemäße Selbstverleugnung empfangen, vermögen wir nicht anzugeben. Jourdan starb zu Marseille den 6. Juli 1831. (*v. Stramberg.*)

2) Antoine Jacques Louis, geb. am 29. Dec. 1785 zu Paris, widmete sich der Medicin, wurde 1807 in der Armee als Chirurg angestellt, gelangte 1808 zu dem Range eines Oberchirurgen (aide-major) und bekleidete bis zum Jahre 1814 diese Stelle in den Hospitälern von Val de Grace und Gros-Caillou. Er hatte neben seiner Wissenschaft neuere Sprachen, besonders die teutsche, zu erlernen gesucht, und benutzte diese seine Kenntniß nach dem pariser Frieden, um die französische Literatur mit Übersetzungen wichtiger Werke unseres Vaterlandes zu bereichern. Schon früher übertrug er F. L. de Lafontaine's Abhandlung über den Weichselzopf (Paris 1807.), von genannter Zeit an aber Sprengel's Geschichte der Medicin (Paris 1815 in 7 Bdn.), dessen Übersetzung bis dahin vergeblich versucht worden war, Buhle's Geschichte der neueren Philosophie (Paris 1816. 5 Bde.). Zu dem Dictionnaire des sciences médicales hat er zahlreiche Beiträge geliefert und versah das Journal général des sciences médicales mit Auszügen aus fremden Werken *). (*R.*)

3) Athanase Jean Leger, geb. am 29. Juni 1791 zu St. Rubin des Chaumes im Departement der Nièvre, erhielt in Paris eine literarische Erziehung. Seine Geistesanlagen entwickelten sich in frühem Alter. Aus Neigung widmete er sich der Jurisprudenz. Er ward 1812 Advocat und Doctor der Rechte zu Paris. Dort hielt er zugleich Privatvorlesungen über einzelne Materien der Jurisprudenz, besonders über das römische Recht. Mit mehren auswärtigen Gelehrten, in Teutschland besonders mit Niebuhr und Haubold, blieb er in einem literarischen Briefwechsel. Eine andere Richtung erhielt seine Thätigkeit als Mitglied einer Commission, die eine Reform in dem Gerichtswesen der französischen Colonien bewirken sollte. Von einer sehr achtungswerthen Seite zeigte sich sein Charakter in der muthigen Bekämpfung der Vorurtheile, die sich der Einführung hinlänglicher Garantien der Rechtspflege in den Colonien widersetzten. In der pariser Kanzlei legte er einen ausführlichen Bericht nieder über die Friedensgerichte nach der Rückkehr aus England, wohin er von dem französischen Justizministerium gesandt worden war. Um das Colonialwesen genau kennen zu lernen, ging er, im Auftrage des Ministers der Marine, 1826 abermals nach England. Er starb indessen bereits am 27. Aug. des genannten Jahres zu Deal bei Dover.

Jourdan besaß gründliche und umfassende Kenntnisse in fast allen Zweigen des juridischen Wissens. Mit dem römischen Rechte hatte er sich vorzugsweise beschäftigt. Auch als Schriftsteller war er thätig. Wichtiger als die von ihm verfaßte Relation du concours ouvert à Paris (Paris 1819.), mit welcher er seine literarische Laufbahn eröffnete, war die von ihm, späterhin von Isambert und Decrusy besorgte französische Gesetzsammlung unter dem Titel: Recueil des anciennes loix françaises, depuis l'an 420 jusqu'en 1789. (Paris 1822—1832. 12 Voll.) Veranlaßt durch Niebuhr's Herausgabe der in Italien entdeckten Fragmente des Gajus, welche Blondeau und Ducaurroy bei ihren Vorlesungen über das römische Recht zum Grunde legten, gab Jourdan heraus: Juris civilis ecloga, in qua cum Justinianeis institutionibus etc. continentur *Gaji* institutionum commentarii IV. (Paris 1822. 12.) Noch eine andere Sammlung von Bruchstücken des römischen Rechts ließ er drucken unter dem Titel Vaticana juris romani fragmenta, Romae nuper ab *Angelo Majo* detecta et edita. (Paris 1823. Fol.) Von den geschätzten chronologischen Tafeln des Professors Haubold in Leipzig veranstaltete er gleichzeitig zu Paris einen Abdruck unter dem Titel: Tabulas chronologicas, quibus historia juris romani externa illustratur a *V. Cl. Haubold* concinnatas etc. gallicis typis mandavit unus e Parisiensis Curiae patronus. (Paris 1823. Fol.) Von seinem Code des chemins vicinaux erschien zu Paris 1825 die zweite Ausgabe. Auch die Einleitung zu Ducaurroy's Institutes de Justinien ist aus seiner Feder geflossen. In den Jahren 1819—1826 war er einer der fleißigsten Mitarbeiter an der Zeitschrift Thémis. (*Heinrich Döring.*)

4) Johann Baptist, der aus der Revolutionsgeschichte sattsam bekannte Feldherr, ist in seiner Mittelmäßigkeit einer der vielen Zeugen von der Leichtigkeit, mit welcher, zumal in Zeiten der Noth, Völker sich Illusionen von der Wichtigkeit dieses oder jenen einzelnen Individuums hingeben, und von der geringen Anstrengung, die erforderlich ist, um ein solches Individuum auf der einmal durch die öffentliche Meinung ihm beigelegten Höhe zu erhalten. Geboren zu Limoges den 2. April 1762, eines bescheidenen Barbiers Sohn, entlief Jourdan der Schule, um sich bei dem Regiment Aurerrois anwerben zu lassen. Als Musketier folgte er diesem Regimente übers Meer in den amerikanischen Freiheitskrieg, von wo er jedoch wegen Kränklichkeit 1782 nach der Heimath zurückgesendet wurde. Verabschiedet, 1784, legte er sich einen Kram, daneben eine Frau zu. Die Frau war eine Haubenstecherin von Gewerbe — von Modehändlerinnen wußten die einfachen, ehrlichen Limosiner nichts — den Kram trug Jourdan auf seinen kräftigen Schultern von Jahrmarkt zu Jahr-

*) Vgl. Galérie histor. des contemporains. T. V. p. 433. (Brux. 1819.)

markt. Ihm, dem Tabuletkrämer, dem Amerikaner, mußte vor Andern die Revolution zusagen, und bereits 1791 trat er bei dem zweiten Bataillon der Volontairs (Carmagnolen) von der Haute-Vienne ein. In einer Provinz, wie vor andern des Königreichs dem Kriege fern und fremd, mußte der Ruf von Jourdan's Kriegsverrichtungen ihm eine absonderliche Wichtigkeit verschaffen, und seiner Kameraden freie und einstimmige Wahl erhob ihn zum Range ihres Bataillonschefs. Daran scheinen diese Volontairs wohlgethan zu haben; denn das Bataillon, unter den Befehlen von La Fayette und Dumouriez an der Nordgrenze verwendet, empfing nicht selten die seiner ausgezeichneten Haltung gebührenden Lobsprüche, von denen jedoch, wie das herkömmlich und Rechtens, das Wesentliche dem Anführer zu Gute kam. Jourdan wurde den 27. Mai 1793 zum Brigade-, zwei Monate später zum Divisionsgeneral ernannt, und befehligte in dieser letzten Eigenschaft, in dem Treffen vom 8. Sept. 1793 bei Poperingen, dem Marschall Freitag geliefert, das Vordertreffen. Verwundet an diesem Tage, hatte Jourdan sofort seinen Obergeneral in dem Commando abzulösen, während Houchard den erfochtenen Sieg auf dem Blutgerüste büßte. Den Entsatz von Maubeuge machte der Heilsausschuß dem neuen Feldherrn zur gebieterischen Pflicht, und die vereinzelten Corps an den Ufern der Sambre zu einem Ganzen vereinigend, bereitete sich dieser vor, unter den Augen und der Leitung von Carnot, die schwierige Aufgabe zu lösen. Es wurde die Schlacht bei Watignies, den 15. und 16. Oct., geliefert. Unerschütterlich wiesen die Österreicher die fortwährend sich erneuernden Angriffe des ersten Tages zurück. Auch am 16. wurden die beiden Flügel des französischen Heeres zwei Mal zum Weichen gebracht; aber das Mitteltreffen behauptete zuletzt, trotz eines jenen der Österreicher beiweitem übersteigenden Menschenverlustes, das drei Mal genommene und wieder verlorene Dorf Watignies, von welchem das ganze Schlachtfeld beherrscht wurde, und die Feinde wichen auf das linke Ufer der Sambre zurück, mit der Aufhebung der Belagerung von Maubeuge zugleich auf die Überlegenheit, welche sie seit Eröffnung des Feldzugs in den Niederlanden behauptet hatten, verzichtend. Ein ungeheures Resultat war hiermit für die Republik erzielt, wie das selbst Carnot und sein der Armee ebenfalls zugetheilter College, der Repräsentant Duquesnoy, anerkannt haben. Jourdan betreffend, schrieben sie an den Convent: „Unmöglich sollte es sein, mehr Unerschrockenheit und Einsicht zu entwickeln.... Ein Sieg, über Coburg erfochten, ist seine Probearbeit, Ehre genug für seine Fähigkeiten. Seine republikanischen Tugenden werden von seinen Waffenbrüdern einstimmig gepriesen." Ohne sich dessen recht bewußt zu sein, hatte Jourdan unter den ersten Generalen der Republik Platz genommen, und als ein solcher wurde er von dem Heilsausschusse einberufen, damit man seine Einsichten und seine Erfahrung für die Bildung und Leitung der 14 republikanischen Armeen benutzen könne. Nach der Etikette des Tages und zugleich den eigenen Neigungen fröhnend, wohnte Jourdan nicht nur den Conferenzen im Heilsausschusse, sondern auch den Sitzungen des Jacobinerclubs bei, und da vorzüglich wurde er mit stürmischem Beifalle empfangen. Weniger Glück machte er in der Löwenhöhle, wo er ohne Umschweif dem von den Machthabern beliebten Entwurfe eines Winterfeldzugs widersprach, und die rauhe Jahreszeit vielmehr zu Dressirung des kürzlich ausgehobenen Volkes verwendet wissen wollte. Diese Kühnheit ihm zu verweisen und zu bestrafen wurde Barrère von den Collegen beauftragt. Am 5. Febr. 1794 dem Convent Bericht erstattend von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, sagte der immer fertige Schwätzer: „Wir hatten die gewichtigsten Ursachen, von den in der Nordarmee vereinigten Republikanern glänzende Fortschritte zu erwarten, aber die dem General mitgetheilten Entwürfe zu verwirklichen, war ihm vor allem Kühnheit unerläßlich. Er mußte sich über die sogenannten Regeln des Kriegs erheben, den Elementen und dem Ungestüme der Jahreszeiten trotzen; die mit Landau und Fort-Louis gemachte Erfahrung lehrt, daß der französische Krieger keiner Hindernisse achtet, wie denn namentlich die Rhein-, die Mosel-, die West- und die Toulonarmee in ihrer Siege Lauf durch die strenge Jahreszeit sich keineswegs aufhalten ließen. Es scheint der General, um auf der nördlichen Grenze seinen Feldzug zu beschließen, des gleichen Unternehmungsgeistes ermangelt, Jourdan vergessen zu haben, daß nichts gethan ist, so lange etwas zu thun übrig. Aber seinem guten Willen, seiner Vaterlandsliebe läßt der Ausschuß Gerechtigkeit widerfahren, Fehler oder Mangel an Kühnheit sorgfältig unterscheidend von dem Verrath oder der verbrecherischen Unthätigkeit gewisser Generale, die den Versuch, durch Abfall die Freiheit zu tödten, auf dem Blutgerüste gebüßt haben. Indessen ist der Ausschuß der Meinung nicht, daß ein solcher Mann ferner an der Spitze des Heeres, von dessen Verrichtungen der Republik Heil abhängig, bleiben darf; ihm, der abgekühlt durch glänzende Erfolge, fehlt es an der Spannkraft, welche, um ein großes Heer in Bewegung zu setzen, vonnöthen, und an jenem Feuer, durch welches eine ungeheure Menschenmasse entzündet werden kann. Jourdan soll für einige Zeit in seine Heimath zurückkehren, nicht zwar als einer jener verdächtigen Befehlshaber, über welche das Gesetz Suspension oder Absetzung verhängt, und dazu noch sie in eine gewisse Entfernung von Paris, von den Armeen und Grenzen bannt. Nein, ihm werde ein Asyl, welches seiner Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe würdig, und es mag seine Armuth der öffentlichen Erkenntlichkeit Unterstützung finden." Zum Schlusse der Rede wurde für das Commando der Nordarmee Pichegru in Vorschlag gebracht, als der einzige Mann, welcher befähigt sei, die großartigen Entwürfe des Heilsausschusses zu verwirklichen. Vernichtet durch eine Phrase, wendete der General sich nach Limoges, um wiederum das Geschäft der frühern Jahre zu ergreifen. Großen Dank wußten ihm um diese Fügsamkeit die gebietenden Herren, als ein Cincinnatus wurde jetzt von allen Republikanern der Tabuletkrämer verehrt. Kaum zwei Monate vergingen, und er erntete die Früchte seiner tugendhaften, durch die Umstände gebotenen Selbstverleugnung. Er wurde an die Stelle des in Ungnade gefallenen

Hoche zum Commando der Moselarmee berufen. In den meisten Fällen ist es nicht sowol die Person, als eine vorgefaßte Meinung, ein Name, der auf die Völker wirkt; mächtig wirkte Jourdan's Name auf eine Armee, der kürzlich erst Hoche Bestand zu geben, seinen Geist einzuhauchen, das Geheimniß gefunden hatte. Sie zählte, als der neue Feldherr in der Mitte des März 1794 zu Metz eintraf, etwa 60,000 Streiter, und es sollte deren rechter Flügel den westlichen Abhang der Vogesen hüten, während Centrum und linker Flügel die Mosel bewachten und die Bewegungen der österreichischen Generale Blankenstein in Trier und Beaulieu in Luxemburg. Eben hatte Jourdan in gespannter Aufmerksamkeit in dem Laufe von sechs Tagen die wichtige Position von Kaiserslautern recognoscirt, als er von dem Heilsausschusse den Befehl empfing, ein Corps von 20,000 Mann über Longwy vorzuschieben, um damit die Verbindung zwischen Namur und Luxemburg zu stören. Dem zufolge setzte er unter Hatry's Befehlen die Divisionen Lefèbvre, Morlot und Championnet am 16. April gegen Arlon in Bewegung. Nach mehren Gefechten, von Beaulieu in der herkömmlichen Weise bestanden, sah derselbe sich doch genöthigt, den Rückzug anzutreten, und im Besitze von Arlon mochte Jourdan sich wol schmeicheln, die auf Luxemburg zurückgeworfenen Österreicher im Schach zu halten, wie einer seiner Unterbefehlshaber, Vincent, der Besatzung von Trier that. Allein es pflegte gegen des grauen Beaulieu jugendliche Kühnheit jegliche Berechnung zu verstoßen. Nach einer Reihe von Gefechten fiel dieser am 29. April mit solch unvorgesehener Heftigkeit auf Arlon, daß Hatry und Championnet mit genauer Noth der Gefangenschaft entgingen, und ihr Volk in Unordnung nach Bubingen fliehen mußte. Den andern Tag, den 30. April, erließ der Heilsausschuß den berühmten Beschluß, wodurch Jourdan angewiesen ward, 15,000 Mann von der Rheinarmee an sich zu ziehen, für seine Person aber 45,000 Streiter durch die Ardennen der Sambre zuzuführen, um an deren Ufern mit der von Desjardins befehligten Armee sich zu vereinigen. Es ist dieses eine der für den Verlauf des Revolutionskriegs entscheidenden Dispositionen, und wird sie darum gewöhnlich als ein schlagendes Specimen für die Überlegenheit der in dem Heilsausschusse vereinigten militairischen Talente angeführt. Damit wird man des Guten vermuthlich zu viel thun. Ganze zwei Jahre waren in den vielfältigsten Experimentirungen den Machthabern zu Paris hingegangen, bis sie zu der Entdeckung, zu welcher der gewöhnlichste Menschenverstand hingereicht haben sollte, gelangten, daß die Sambre der Schlüssel zu Belgien ist. Hatte man diesen Satz endlich gefunden, war es im höchsten Grade einfach, daß man gegen die wunde Stelle alle disponiblen Streitkräfte richte, und disponibler, wie die Moselarmee, besaß die Republik auch nicht ein einziges Bataillon. Denn daß zwischen Rhein und Mosel höchstens nur Demonstrationen vorfallen würden, dessen konnte man in Paris vollkommen gewiß sein. Über die Hälfte des Mai's verging über den Heranzug der von der Rheinarmee detachirten Truppen; dann wurde Moreau in das Commando der gewaltig reducirten Moselarmee eingesetzt, und endlich setzte Jourdan sich mit den 49,000 Mann, welche er längs der Ufer des Chiers in Bereitschaft gehalten, in Bewegung. Sein erstes Lager schlug er am 21. Mai bei Arlon, von Beaulieu im Geringsten nicht aufgehalten; denn getrieben von seiner Verwegenheit, war dieser seit dem 17. mit der Einnahme von Bouillon beschäftigt, es blieb ihm auch, von der grenzenlosen Überzahl bedroht, nichts übrig, als der schleunigste Rückzug, den er, bei Dinant die Maas überschreitend, glücklich bewerkstelligte. Den Fluß gegen den auf dem Fuße ihm folgenden Jourdan vertheidigen zu wollen, ließ sein Nachtrab sich beigehen, allein ohne sonderliche Anstrengung wurde das leichte Hinderniß beseitigt, und am 30. und 31. Mai führte auch Jourdan sein Heer über den Strom, um die Stellung bei Estave zu beziehen. Nach der Vorschrift des Heilsausschusses sollte er die mit der Belagerung von Charleroi beschäftigten Corps von Charbonnier und Desjardins ablösen; den bei der Armee sich aufhaltenden Deputirten des Convents schien es aber zweckmäßiger, alle die verschiedenen Corps zu einer einzigen Masse zu vereinigen und die hiermit geschaffene Sambre- und Maasarmee, 76,000 Combattanten, ungerechnet die 15,000, mit welchen Scherer die Sambre von Maubeuge bis Thuin hütete, den Befehlen von Jourdan zu untergeben. Es fehlte indessen viel, bevor diese fürchterliche Macht in Bewegung gesetzt werden konnte, es waren die heterogenen Bestandtheile zu verschmelzen, die verschiedenen Zweige des Armeedienstes einigermaßen zu ordnen, die Geschütze und Munitionsvorräthe, Behufs der bevorstehenden Belagerung von Charleroi, auszutheilen. Am 3. Juni hatte Jourdan Desjardins' Armee an sich gezogen, am 12. überschritt er, von den Österreichern wenig belästigt, die Sambre, um abermals die Belagerung von Charleroi vorzunehmen, während ein feindliches Heer in der Nähe sich bereitete, ihn für solche Vermessenheit empfindlich büßen zu lassen. Es schob nämlich der Erbprinz von Oranien den General Beaulieu gegen Templour und Sombreffe vor, während er selbst die Hauptmacht gegen Nivelles führte, um sie am folgenden Tage zwischen der Holzung von Dalhutte und les Burettes, unweit Marbais, mit dem Beaulieu'schen Corps zusammenstoßen zu lassen. Der Franzosen linker Flügel zog sich gegen Trazignies hinauf, ihr Mitteltreffen erstreckte sich von Gosselies bis Ransart; ihr rechter Flügel stand bei Lambusart. Angriffsweise zu verfahren, hatte Jourdan sich vorgesetzt, und ein ungewöhnlich dichter Nebel, am Morgen des 16. Juni, schien diese Absicht zu begünstigen, nichtsdestoweniger gewann der Prinz von Oranien den Franzosen den Vorsprung ab, und sie wurden unter Umständen, die regelmäßig zu ihrem Nachtheil ausschlagen, in das Treffen verwickelt. Indessen behauptete Kleber sich auf dem linken Flügel mit Vortheil, im Centrum hatte Jourdan, im entscheidenden Augenblicke die Reserve herbeiführend, dem ungestümen Vordringen von Quasdanowich ein Ziel gesteckt, und gegen Mittag, nachdem der Nebel gefallen, schien auf der ganzen Linie der Franzosen Überlegenheit sich geltend zu machen, als Beaulieu und Alvinzy die beiden Colonnen ihres linken Flügels zu einem entscheidenden Angriff auf Lambusart und Cam-

punkte rubten, die Division Lefèbvre überwältigten, und die Trümmer derselben nöthigten, bei le Chatelet über die Sambre zurückzugehen. Der Waffenbrüder Flucht ward für Hatry das Zeichen, eiligst die Belagerung von Charleroi aufzuheben, und Jourdan, der Verbindung mit seinem rechten Flügel durch eine Bewegung von Chasdanowich verlustig und beunruhigend, mit seinem Centrum zwischen einem siegenden Feinde und dem Flusse im Rücken erdrückt zu werden, gab den Befehl zum Rückzug. Gedeckt von Kleber wurde derselbe ohne Unordnung ausgeführt; ungefähr 3000 Mann hatten die Franzosen, ein Drittel weniger die Österreicher verloren. Entscheidend keineswegs, brachte die Schlacht den Beweis, daß ein Fragment des Bundesheeres ausreichen könne, die unzählbaren Scharen der Sambre-et-Meusearmee aufzuhalten; die moralischen Folgen des Tags, bei gehöriger Benutzung, hatten demnach dem Kriege eine durchaus veränderte Richtung geben mögen. Aber ein günstiges Ereigniß zu benutzen, das war der Prinz von Coburg niemals vermögend. Zu hohem Kriegsruhm gelangt, ohne dazu in seinem Innern sich berechtigt zu fühlen, richtete der Prinz vornehmlich seine Gedanken auf die Bewahrung dieses Ruhms. Sorgfältig mied er jede Gelegenheit, die zu Schiffbruch führen konnte, mit der Ängstlichkeit etwa eines Fremdlings, der, unter dem Schutze einer zufälligen Ähnlichkeit, sich eingeschlichen hat in ein vornehmes Haus, als der verlorne, aber vermeintlich wiedergefundene Sohn, und der, unfähig den getäuschten Ältern die Zuneigung eines wahrhaftigen Sohnes zu bezeigen, in fortwährender Angst leben muß ob der Möglichkeit einer Entdeckung. Den Augenblick der Entdeckung hinaus zu schieben, enthielt der Prinz sich jedes kühnen, entscheidenden Schrittes, hiermit zu unaufhörlich steigender Kühnheit herausfordernd die zwar noch rohen und unerfahrenen, darum aber auch keine Gefahr ahnenden und achtenden Verfechter der Revolution. Die Unsicherheit und Halbheit des obersten Feldherrn zu überbieten, schien aber sein Hof zur Angelegenheit sich gemacht zu haben. Da bekämpften sich zu jener Zeit mit abwechselndem Erfolge zwei mächtige Parteien. Die eine, mehrentheils die großen Aristokraten in Wien, denen von fern die Möglichkeit nicht erschien, daß einst die französische Revolution sie in ihrem Besitzthume, in ihren Genüssen stören könne, sahen seit längerer Zeit, seitdem Preußen groß geworden, in den Niederlanden ein höchst unbequemes Anhängsel, welches in alle Kriege des westlichen Europa's die Monarchie verwickelnd, in keiner Weise die seiner Vertheidigung geopferten Ströme von Blut vergüten möge. Um jeden Preis wollte diese Partei den lästigen Verband lösen. Als Gegner standen ihr gegenüber die nachgerade von ihrem Schwindel geheilten belgischen Großen, einige mit diesen verschwägerte gebietende Familien in Wien, eine Masse belgischer Generale und Officiere, worunter Männer von dem höchsten Verdienste, endlich eine noch viel größere Schar von Civilbeamten, die in den Kanzleien von Brüssel, wie von Wien vorherrschend, mittels ihres Einflusses auf die Vorgesetzten, wenngleich diese einer entgegengesetzten Meinung waren, auf den Gang der Dinge gar mächtig einzuwirken pflegten. Diese Partei wollte nicht nur um jeden Preis die Niederlande behaupten, sondern auch ihre von Ludwig XIV. so jämmerlich zerfetzte Grenzen, ihre von der abnormen Politik Joseph's II. gebrochenen Wehren auf Kosten Frankreichs herstellen und ergänzen. Parteien, die dergleichen entschiedene Gegensätze verfolgend in Kräften beinahe gleich, mußten, in dem kaum eingetretenen Wechsel der Herrschaft vorzüglich die wunderlichste, die verderblichste Divergenz der Entschließungen veranlassen. So war es z. B. die belgische Partei, welche den jugendlichen Kaiser von Wien entführte (2. April 1794), damit er versuche, durch die treuherzige Anmuth seiner Persönlichkeit das fortwährend grollende Volk der Niederlande zu versöhnen, damit er durch seine Anwesenheit auf den Schlachtfeldern der Begeisterung der Republikaner für eingebildete Freiheit im Gegengewicht sich erzeige. Wiederum kam die österreichische Partei zur Tagesordnung und ihr gelang es, den Monarchen von einem Schauplatze zu entfernen (13. Juni), dem alle seine Neigungen abgewendet waren. Man versicherte, es sei dieses das Resultat eines am 24. Mai zu Tournay abgehaltenen Kriegsrathes gewesen, worin, aller Vorstellungen des Erbprinzen von Oranien ungeachtet, beschlossen worden sein soll, die Niederlande aufzugeben. Dazu soll Österreich um so bereitwilliger sich verstanden haben, da eine reichliche Entschädigung ihm zugesagt worden. Außerdem konnten die nothwendigen Folgen der Räumung von Belgien, als der Verlust von Holland, der Bruch in das Centrum der Coalition getrieben, die Isolirung von England, dem Blödsinn selbst nicht entgehen, und werden wir darum an das, was zu Tournay beschlossen worden sein soll, nicht glauben, es sei denn durch das einstimmige Zeugniß aller derjenigen, die dort versammelt gewesen, beurkundet. Wohl aber glauben wir, daß es um jene Zeit der österreichischen Partei gelang, dem Kaiser eine oder mehre Demonstrationen von Gleichgültigkeit für die Erhaltung der Niederlande, als durch welche der Bundesgenossen Thätigkeit angefeuert werden sollte, abzulocken. Wer von der Einwirkung dieser Demonstrationen auf des Prinzen von Coburg empfängliches Gemüth eine Versinnlichung zu haben wünscht, der erinnere sich an Skrzyneczki's Wirken im Sommer 1831. Anstatt den Sieg vom 16. Juni als eine Anleitung zu ferneren Siegen zu benutzen, anstatt vorwärts zu stürmen auf der Sambrestraße, die den Franzosen der kürzeste und gebahnteste Weg, zum Besitze der Niederlande zu gelangen, zugleich die einzige Straße ist, um, mit der Möglichkeit eines bedeutenden Erfolges, von den Niederlanden aus in Frankreich einzudringen, wähnte der Prinz aller Besorgniß um seinen linken Flügel für lange Zeit sich enthoben, und viel glaubte er zu thun, wenn er durch spärliche und vereinzelte Hilfe Clairfayt's riesenhafte, wenngleich stets vergebliche Anstrengungen gegen die Unmöglichkeit unterstützte. Aber schon war alles drüben, bei der Sambre-et-Meuse in lebendiger Bewegung, um ihn für seine unverzeihliche Sicherheit zu geißeln. St. Just, von dem man doch will, daß er hauptsächlich um diese Zeit mit Trautmannsdorf und Mercy die Bedingungen einer Pacification auf die Basis von der Abtretung der Niederlande verabredete,

foderte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm die Köpfe der Anführer, welche in der Schlacht vom 16. Juni die Unfälle der Division Lefebvre verschuldet haben sollten, und einzig Jourdan's Verheißung, durch einen Sieg das Gedächtniß eines Unfalls zu löschen, konnte den Proconsul bewegen, einstweilen in der Erhebung seines Blutzehnten nachzulassen. Aber Jourdan wußte, daß er gegen den Machthaber sich verpflichtend, den eigenen Kopf zum Pfand setze, und das Pfand zu lösen, trug er Eile. Am 18. Juni schon überschritt er die Sambre; es war das fünfte Mal, daß die französische Armee diesen Übergang bewerkstelligte, das dritte Mal, daß sie die Belagerung von Charleroi vornahm. Jetzt endlich scheint es den österreichischen Generalen, welche mit seltener Ausdauer die Pforte der Niederlande gehütet hatten, gelungen zu sein, den obersten Feldherrn über die Wichtigkeit der ihnen anvertrauten Stellung zu belehren; der Prinz von Coburg, dessen Aufgabe so einfach und bequem, im Falle er angewiesen, die Niederlande aufzugeben, brach am 20. von Tournay auf, in dem festen Entschlusse, Charleroi zu entsetzen, selbst in dem Falle, daß dieses nur durch eine entscheidende Schlacht zu erreichen sei. Ihm folgte die österreichische Hauptmacht, Engländer und Hanoveraner aber verharrten an der Schelde, angeblich, um die Verbindung mit Clairfayt's Corps in Westflandern zu unterhalten, in der That aber in der Hoffnung, während Franzosen, wie Österreicher einzig den an der Sambre zu erwartenden Ereignissen ihre Aufmerksamkeit zuwenden würden, für sich selbst in der Nähe der Lys und der Seeküste irgend einen festen Punkt zu gewinnen. Von Verbündeten scheidend, die keine Augen hatten, um die Wichtigkeit der Sambre wahrzunehmen, war der Prinz von Coburg am 21. in Ath, am 22. bei Nivelles, beschäftigt, daselbst seinen linken Flügel zusammenzuziehen. Darüber verlor er, obgleich die Noth von Charleroi ihm nicht unbewußt, vier volle Tage, daß die Besatzung sich dahin gebracht sah, am Abend des 25. den Platz aufzugeben. Mit Tagesanbruch führte der Prinz in die Schlacht von Fleurus eine Armee von 70,000 Mann, in fünf Armeecorps oder neun Colonnen vertheilt, in derselben Weise, wie 19 Jahre später das verbündete Heer gegen der Franzosen Schlachtlinie vor Leipzig geführt worden ist. An der Pleiße verdankten die Alliirten concentrischen Angriffen den Sieg, indem sie durch eine ungeheuere Übermacht gesichert, auch die Zeit, welche bis dahin den Franzosen alles zu Glück gewendet hatte, abgelaufen war, bei Fleurus, wo Coburg seine 70,000 Streiter über eine Linie von 12 Wegstunden ausgebreitet hatte, möchte es beinahe ein Wunder sein, daß dennoch einige seiner Colonnen stark genug waren, um einzelne Aufstellungen der feindlichen Armee, bei ihrer Überlegenheit von 20,000 Mann, bei ihrer vortheilhaften Stellung auf der Sehne des Bogens, zum Weichen zu bringen. Vorzüglich Beaulieu hat wiederum an diesem Tage durch Kühnheit und Thätigkeit sich ausgezeichnet, gleichwie in Jourdan's Armee vor allen Kleber, Lefebvre, Marceau, wenn auch dessen Division in kläglicher Verwirrung über die Sambre getrieben wurde, ehrende Erwähnung verdienen. Jourdan selbst legte Proben von Einsicht und ruhiger Fassung ab, indem er die Division Championnet, die nach dem Verlust ihrer festen Stellung bei Heppignies in vollem Rückzuge begriffen war, in dem entscheidenden Augenblicke 6 Bataillone und 6 Schwadronen zu Hilfe führte, und auf diese Weise nicht nur das Gefecht wieder herstellte, sondern auch eine glänzende Cavaleriecharge gegen die feindliche Colonne ausführte. Im Augenblicke, als die Infanterie der Österreicher gezwungen, sich in Vierecke zu formiren, wurden 50 Kanonen genommen, welche aber der Prinz von Lambese mit seinen Carabiniers und Cuirassieren wieder befreite, hiermit zugleich, um 7 Uhr Abends, das sauere Tagwerk beschließend. Denn in den ersten Stunden des Nachmittags hatte bereits der Prinz von Coburg, den geringen Fortgang der vereinzelten Anstrengungen gewahrend, den Rückzug geboten, welchen zu bewerkstelligen die am weitesten vorangegangenen Colonnen von Beaulieu und dem Prinzen von Oranien, erhebliche Schwierigkeiten finden mußten, wenn anders Jourdan seine numerische Überlegenheit und die Vortheile seiner Centralisation zu benutzen verstanden hätte. Auf dem Schlachtfelde von Fleurus, wo der Verlust für beide Theile gleich, 4 — 5000 Mann, ist demnach die große Frage um den Besitz von Belgien unentschieden geblieben, aber in seinen Folgen gestaltete dieser Tag sich zu einem welthistorischen Ereignisse. Der schwache Rest von Vertrauen, den die österreichische Armee ihrem Anführer bewahrt haben mochte, ging unwiederbringlich verloren, und ihr Misvergnügen ließ gar wenig von Anstrengungen hoffen, welche im geringsten Falle verspätet waren, obgleich Jourdan selbst, wenig befriedigt mit seinen Resultaten auf dem Schlachtfelde, und in gänzlicher Unwissenheit um die moralische Wirkung, so der Tag von Fleurus auf seine Gegner gehabt, eine unschätzbare Zeit verabsäumte, dann in blinder Befolgung vermuthlich der von dem Heilsausschusse empfangenen Befehle, anstatt die eigentliche Operationslinie, die Richtung von Namur, zu verfolgen, sich nordwestlich gegen Mons wendete, wo er allerdings hoffen konnte, der Unterstützung der von Pichegru befehligten Nordarmee zu begegnen. Das was von Seiten des Generals und derjenigen, deren Befehlen er unterworfen war, lediglich ein Irrthum zu nennen ist, hat man wiederum dem Einflusse der Unterhandlungen zuschreiben wollen. Mons wurde nach einer Reihe von Gefechten ohne Bedeutung von den Franzosen besetzt; am 10. Juli rückten sie in Brüssel ein, in demselben Augenblicke beinahe, als die Sambre-et-Meuse- und Nordarmee ihre Vereinigung bewerkstelligte; aber nicht weiter bestand die Möglichkeit, die Communicationen der kaiserlichen Armee zu durchbrechen, und ohne wesentliche Hindernisse mochte diese ihren Rückzug über Tirlemont und Lüttich fortsetzen. Dagegen mußte den Franzosen gar sehr zu Statten kommen, daß die Österreicher allein diese Richtung verfolgten, während ihre Verbündeten, die Engländer, mit alle dem, was von ihnen abhängig, von fern nicht mehr auf die gemeine Sache, sondern lediglich auf die Vertheidigung von Holland bedacht zu sein schienen. Indem der lockere Verband der verbündeten Heere für

immer sich auflöſete, jedes der beiden groſsen Fragmente seine eigene Richtung verfolgte, blieb auf keiner Seite die Möglichkeit, den seit drei Monaten rastlos andrängenden siegreichen Heeren der Republik fruchtbaren Widerstand zu leisten. Aber der Heilsausschuß, gewöhnlich so verwegen, weil er die Hindernisse zu beurtheilen und zu berechnen nicht geeignet, fand mit einem Male Vorsicht nöthig, wo nur Geschwindigkeit erfoderlich, und verfügte, daß die Maas nicht von seinen Heeren zu überschreiten sei, bis die Festungen Valenciennes, Condé, Landrecies, le Quesnoy gefallen sein würden. Die Operationen der Nordarmee mußten sich demnach auf ein langsames Vorschieben gegen Antwerpen beschränken, während Jourdan nach der Besitznahme von Lüttich, wo die Vorstädter sich gegen die weichenden Österreicher bewaffnet hatten, in die vollkommenste Unthätigkeit versank, und von fern nicht Miene machte, die auf dem rechten Maasufer von der lütticher Karthause und von der Ourthemündung bis Mastricht sich ausdehnenden Feinde zu beunruhigen. In der gleichen Unthätigkeit verharrten die Engländer und Holländer, im Norden die Österreicher, selbst nachdem der Prinz von Coburg am 28. Aug. den Oberbefehl an Clairfayt abgegeben hatte. Nachdem aber Scherer mit den zu den Belagerungen von Valenciennes u. s. w. verwendeten 20,000 Mann am 14. Sept. eingetroffen, nachdem die Nordarmee sich in Bewegung gesetzt, um die Engländer vollends von dem linken Maasufer zu vertreiben, entwarf auch Jourdan den Plan zu einem Angriffe auf den linken Flügel der kaiserlichen Armee, den um so sicherer durchzuführen, er eine allgemeine Beunruhigung der Linie anordnete. Am 13. Sept. erzwang der französische rechte Flügel, von Scherer befehligt, und aus den Divisionen Marceau, Hacquin und Mayer, und der Brigade Bonnet, überhaupt aus 48 Bataillonen und 20 Escadronen bestehend, bei Durbuy und Comblaine-au-pont den Übergang über die Ourthe, um am 18. mit Tagesanbruch die Ayvaille zu überschreiten, und bei dem gleichnamigen Dorfe dem österreichischen General la Tour ein Gefecht zu liefern, welches diesen, nach dem Verluste von 1200 Mann und 36 Kanonen nöthigte, den Rückzug gegen Herve und Henry-chapelle anzutreten, gleichwie in der Nacht noch die kaiserliche Armee nicht nur die lütticher Karthause, sondern auch ihre übrigen Positionen, die Maas entlang, räumte, um sich in mehren Colonnen der Gegend von Aachen zuzuwenden. Sofort ließ Jourdan die Brücke zu Lüttich, und die Vorstadt Amercoeur deblayiren, und am Morgen des 19. die Divisionen Hatry und Championnet, seinem rechten Flügel zur Unterstützung, auf das andere Maasufer übergehen. Am 20. wurden die Höhen von Clermont genommen, und indem Scherer gleichzeitig über Verviers gegen Limburg vordrang, fand der österreichische Feldherr seine Verbindungslinie mit Cöln ernstlich bedroht. Sie zu retten, zog er sich in die Stellung von Aldenhoven zurück, deren Ausgang durch die Festung Jülich gedeckt, die auch durch die seit dem Aug. aufgeworfenen Feldverschanzungen verwahrt, gleichwie sie in ihren Flanken die schmale, aber ziemlich reißende Roër hat, deren steiles, rechtes Ufer das linke beherrscht. Den Entschluß, die Roër zu vertheidigen, hatte Jourdan von seinem Gegner nicht erwartet, vielmehr schickte er auf Carnot's Gebot sich an, seinen ganzen linken Flügel, unter Kleber, zu der Belagerung von Mastricht zu verwenden; Clairfayt's Anstalten wahrnehmend, nahm er sich jedoch zum ersten Mal heraus, dem Willen des Heilsausschusses zu trotzen, und nur 15,000 Mann vor Mastricht zurücklassend, gelang es ihm, zwischen Eschweiler und Heinsberg eine Streitmacht von mehr als 100,000 Mann zu vereinigen. Eine ungeheure Übermacht demnach konnte er am 2. Oct. zum Angriffe der österreichischen Linien führen, und das gewöhnliche Resultat der Übermacht blieb nicht aus. Nach dem hartnäckigsten Widerstande mußte Clairfayt die Position von Aldenhoven räumen, und bis auf das Glacis von Jülich verfolgt, jenseit des Flusses Zuflucht suchen; Düren ward von Lorges und Marceau genommen, und an diesem Tage ganz eigentlich das Schicksal Belgiens und des linken Rheinufers entschieden, obgleich der Verlust der Österreicher, 800 Gefangene ungerechnet, kaum über 2000 Mann betrug, die Franzosen höchstens 1500 Mann einbüßten. Am 3. Morgens hielt Jourdan mit dem Vortrab Angesichts der Thore von Jülich, und sofort überbrachte ihm der Magistrat die Stadtschlüssel; denn Clairfayt hatte nicht für gut befunden, in einer Festung von so entschiedener Nullität Besatzung zurückzulassen. Sofort begann die Verfolgung des auf Cöln sich zurückziehenden Feindes. Vom 3 — 5. Oct. ging die kaiserliche Armee zu Düsseldorf, Mülheim, Cöln und Bonn über den Rhein, am 6. Oct. zogen die Franzosen zu Cöln, am 7. zu Bonn ein; hiermit war eigentlich Jourdan's Aufgabe gelöst, aber die unsägliche Langsamkeit, mit welcher die Moselarmee unter Moreau ihr Tagwerk betrieb, beunruhigte den Anführer der Sambre-et-Meusearmee; der Saumseligen Operationen zu unterstützen, schob er die Division Marceau rheinaufwärts. Marceau nahm am 23. October Coblenz, von da ohne sonderliche Anstrengung den ihm weit überlegenen Melas verdrängend; am 2. Nov. traf auch daselbst die Moselarmee ein, und es blieb, nachdem Rheinfels gefallen, auf dem linken Rheinufer einzig Luxemburg und Mainz in den Händen der Österreicher. Über seinen rechten Flügel vollkommen beruhigt, konnte Jourdan ungehindert durch eine rheinabwärts gerichtete Demonstration der Nordarmee Fortschritte in Holland befördern; nach dem Fall von Mastricht, 4. Nov., ließ Jourdan seinen linken Flügel allgemach bis Arnheim und Doësburg, jenseit der Waal, hinabgehen, und es mag diesen Divisionen der Aufenthalt in dem reichen Lande gar wohlthätig gewesen sein. Jourdan's Hauptarmee verdankte ihre Erhaltung ebenfalls lediglich den in Mastricht vorgefundenen unermeßlichen Magazinen und nachträglich den in Holland sich darbietenden Hilfsmitteln; ohne deren Benutzung hätte die Armee, gleichwie die Bevölkerung des linken Rheinufers, kaum einer Hungersnoth entgehen mögen. Und wie reichlich auch die Beiträge aus Holland flossen, die Sambre- und Maasarmee, nachdem sie im März durch die Rückkehr der zwei an der Yssel verwendeten Divisionen verstärkt worden, gerieth durch Mangel aller Art und durch die schändlichste Verwaltung in bei-

spiellose Unordnung, von welcher unerhörte Desertion eine der ersten Folgen war. In vollkommener Unthätigkeit verging der Sommer 1795, obgleich der Fall von Luxemburg das Belagerungscorps, unter Hatry, disponibel gemacht, und hiermit die Stärke der Sambre- und Maasarmee zu dem Bestande von 97,000 Mann, zwischen Bingen und Neuß zerstreut, erhoben hatte. Im September endlich erging aus Paris der Befehl zum Rheinübergang, und am Morgen des 7. Sept. wurde derselbe unterhalb Düsseldorf bewerkstelligt, nachdem hierzu, wie es heißt, der preußische Neutralitätscordon den ersprießlichsten Vorschub geleistet hatte. Die erste Frucht der Operation war die Einnahme von Düsseldorf, ihr folgte rasches Vordringen gegen den Main, gleichwie am 22. Mannheim durch Verrath an Pichegru überliefert wurde. Am 25. erreichte Jourdan's Armee den Main, aber Tags vorher hatte Quasdanowich über eine von Pichegru's Divisionen einen bedeutenden Vortheil errungen, und Clairfayt, dessen Verbindungen mit Wurmser hierdurch hergestellt waren, sah sich in den Stand gesetzt, gegen die Sambre- und Maasarmee die Offensive zu ergreifen. Durch ein geschicktes Manoeuvre wurde Jourdan an der Nied überflügelt und dergestalt in Schrecken gesetzt, daß er, dessen Generale für den 12. Oct. mit Zuversicht eine Schlacht sich verheißen hatten, kaum eilig genug den Rückzug gegen die Lahn anzutreten wußte. Viele Bagage ging verloren und der von Kleber befehligte Flügel gerieth in die äußerste Gefahr durch Marceau's Übereilung in der Vernichtung der Brücke bei Neuwied; allein es war der Franzosen Zeit, und ein Unfall, der bei Leipzig der großen Armee so verderblich werden sollte, ist kaum den Soldaten Kleber's bemerkbar geworden. Es hat aber auch eine wahrhafte Verfolgung von Seiten Clairfayt's nicht statt gefunden, dieser vielmehr wendete sich unversehens, und die Märsche berechnend, die ihn zu der auf der linken Rheinseite berennten Festung zu tragen erfoderlich, sowie die Zahl der Märsche, mittels welcher Jourdan seinen Waffenbrüdern zur Unterstützung herbeieilen konnte, gelang es ihm, den glorreichen Entsatz von Mainz zu bewerkstelligen, 29. Oct. die feindlichen Linien zu erstürmen und das Blokadecorps zu sprengen. Wie groß auch Jourdan's Thätigkeit war, um dem Schauplatze eines so wichtigen Ereignisses zuzueilen, die bodenlosen Wege des Hundsrückens setzten ihr doch unerhörte Schwierigkeiten entgegen, am 15. Nov. erst vermochte der General in Simmern einzutreffen, am 1. Dec. nahm er Creuznach, wo 500 Österreicher in Gefangenschaft geriethen, und Marceau, von Kirn ausgehend, näherte sich der Glan, in der Absicht, bei Alsenz Position zu ergreifen. Aber mittlerweile war Mannheim, dessen Entsatz Jourdan's dringendste Aufgabe, mit einer Besatzung von 10,000 Mann durch Capitulation gefallen, daß demnach ohne Weiteres Wurmser sein ganzes Heer auf das rechte Rheinufer führen, und Clairfayt, von dieser Seite gedeckt, seine Hauptmacht gegen Jourdan verwenden und mit 60,000 gegen 45,000 Mann diesen in seiner Stellung an der Nahe überflügeln, wol gar der erste die Mosel erreichen konnte. Marceau wurde über die Nahe zurückgeworfen, vom 12. Dec. ab zog Jourdan sich auf das Plateau des Hundsrückens, zumal sein rechter Flügel vollständig umgangen war, und die Truppen, die er bei Morbach aufstellte, schwerlich seine Brücken an der Mosel gegen einen lebhaften Angriff behauptet haben würden. Unabhängig von diesen wesentlichen Gefahren hörte er von Demonstrationen des Feindes an dem Niederrhein; besorgt um seine Festungen an der Maas war er beinahe entschlossen, mit Zurücklassung eines Corps an der Mosel, seine Hauptmacht jener angeblich bedrohten Stelle zuzuführen und in diesem langen Marsch, einem siegenden Feinde gegenüber, einer sichern und schrecklichen Niederlage sich auszusetzen, als, zu seinem Glücke am 21. Dec. Kray in Clairfayt's Auftrage, Vorschläge zu einem Waffenstillstande vernehmen ließ. Sie fanden die willigste Aufnahme, und ein Vertrag, dessen Grundlage das uti possidetis, wurde abgeschlossen, dergestalt, daß ein bedeutender Theil des linken Rheinufers, zwischen Nahe und Speierbach, den Österreichern zufiel, hingegen den Franzosen auf dem rechten Ufer der nördliche Theil des Bergischen, mit der Wupper als Südgrenze, verblieb. Bei der Zerrüttung der französischen Heere, bei der Rathlosigkeit ihrer Feldherren, denn Jourdan und Pichegru haben sich deshalb keinen Vorwurf zu machen, beging Clairfayt, die Waffenruhe bewilligend, den ungeheuersten Fehler. Er hätte, bei der Stimmung der Völker, bis an die Lys seinen Sieg verfolgen können. Als die Gefahr beseitigt, kam Jourdan, der seit dem Hergange an der Nied fortwährend gekränkelt und um seine Entlassung gebeten hatte, alsbald wieder zu Kräften, und sattsam über die Mangelhaftigkeit des Organismus seiner Armee belehrt, beschäftigte er sich alles Ernstes mit den dabei einzuführenden Verbesserungen. Die Zahl der Bataillone wurde im Verhältniß zu der verminderten Anzahl der Streiter auf die Hälfte herabgesetzt, eine Menge Officiere fielen in die Reform, in der Regel die jüngsten und folglich die brauchbarsten, da die Anciennität die Richtschnur geben mußte; der Generalstab in allen seinen Zweigen wurde bedeutend vereinfacht. Auch um das Verpflegungssystem zeigte Jourdan sich bemüht, aber hat in späteren geregelten Zeiten der Mann der Allgewalt und des eisernen Willens nicht vermocht, gegen den Nationalcharakter, gegen das Heer von Employés, Commissarien, Lieferanten zu wirken, welche, nach aller Zeiten Brauch, angewiesen, den französischen Soldaten um des Sieges Frucht zu betrügen, so wird man noch viel weniger von den schwachen, unzusammenhängenden Bemühungen eines Feldherrn, der nur mit momentaner, gar beschränkter Vollmacht bekleidet war, es erwarten dürfen. Die Misbräuche bestanden, die eroberten Provinzen wurden methodisch von amtlichen Blutegeln ausgesaugt, und Soldaten und Officiere lebten, wenn auch auf Discretion, doch mehrentheils elendiglich. Das Elend der Officiere mag man nach dem einzigen Umstande beurtheilen, daß eines Lieutenants monatlicher Sold, in Assignaten, um jene Zeit in baarem Gelde nicht völlig die Summe von 3 Livres, 18 gGr. ausmachte. Der Waffenstillstand wurde von den Österreichern aufgekündigt, wie eben Bonaparte's Erfolge in Italien wesentlich das Gleichgewicht der streitenden Mächte erschüttert hatten. Am 1.

Juni 1796 sollten die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen, am 31. Mai empfing Wurmser in Kaiserslautern den Befehl, einen Theil seiner Armee zur Rettung von Mantua abgeben zu lassen. Dem zufolge wurden 26 Bataillone und 18 Escadronen, in Allem 25,220 Mann, nach den Alpen entsendet, und die unerhebliche, nach den eigenen Ansichten des Erzherzogs Karl chimärische Offensive, welche die Österreicher für ihren Feldzug am Rhein beabsichtigten, mußte sich sofort zu einem Vertheidigungskrieg gestalten. Noch behaupteten sie auf dem linken Rheinufer eine defensive Stellung, als Kleber, von Düsseldorf ausgehend, die ganze österreichische Vorpostenkette an der Sieg allarmirte, am 3. und 4. den Prinzen Ferdinand von Würtemberg, der zwar für seine Person abwesend, bei Altenkirchen besiegte, am 1. die bei Bonn übergegangene Division Bonard bei Linz an sich zog, und am 6. nach einem hartnäckigen Gefechte auf den Höhen von Offheim und Dietkirchen, die österreichische Arrieregarde zwang, das rechte Ufer der Lahn zu räumen. Alsbald bewerkstelligten Jourdan's übrige Divisionen, bei Neuwied, wo eine Brücke geschlagen wurde, ihren Rheinübergang, sodaß sie am 12. Juni an den Ufern der Lahn sich vereinigt fanden. Ihr Commando übernahm am 13. Jourdan, der zeither, um die Operationen an der Sieg, gleichwie in der Umgebung von Mainz zu leiten, in Coblenz sich aufgehalten, und er entwarf eine Disposition zur Fortsetzung der Offensive, welche bis zum 17. zu Stande gekommen sein sollte. Allein hierzu hat der Erzherzog Karl ihm die Zeit nicht vergönnet. Ein meisterhafter Marsch versetzte diesen an die Lahn, und in dem Treffen bei Wetzlar, 15. Juni, besiegte er Lefebvre's verzweifelte Anstrengungen. Einen siegenden Feind in seiner Flanke erblickend, mußte Jourdan sofort sich zum Rückzuge entschließen; am 16. wurden Weilburg und Mehrenberg von seinen Vorposten verlassen, und es erfolgte der Rückzug in derselben Ordnung, in welcher der Heraufmarsch geschehen war. Jourdan selbst, dann die Divisionen Grenier, Championnet und Bernadotte, auch ein Theil der Reiterei zogen staffelweise über Montabaur nach Neuwied; Bonard wendete sich den Rhein entlang nach Cöln; Kleber verfolgte mit den Divisionen Lefebvre und Collaud, dann einer Brigade schwerer Reiterei, die Straße nach der Sieg über Altenkirchen, und bestand bei Uckerath ein hartnäckiges, keine Entscheidung gebendes Gefecht. In seine alten Stellungen mußte Jourdan zurückkehren, nicht ohne abermalige Beeinträchtigung seines kriegerischen Ruhms, und selbst, wir sind dessen überzeugt, ohne das Bewußtsein des wichtigen Dienstes, den er dem Vaterlande geleistet. Er hatte durch sein verwegenes Vorgehen den Erzherzog genöthigt, die Stellung auf dem linken Rheinufer aufzugeben, und sich von der großen Arterie des südlichen Teutschlands, von dem Main, zu entfernen, hiermit aber Moreau's Rheinübergang, vom 23. Juni ab, möglichst befördert. Von diesem Ereignisse empfing der Erzherzog am 26. in seinem Hauptquartier zu Wallmerod, zwischen Montabaur und Westerburg, die Meldung, und indem er sogleich mit einem Theil seiner Truppen dem Neckar zueilen mußte, ließ er zwischen Lahn und Sieg 30 Bataillone und 54 Escadronen unter Wartensleben, dann bei Idstein 7 Bataillone und 22 Escadronen unter Werneck als Reserve zurück. Diese Truppenzahl reichte beweitem nicht hin, um gegen Jourdan eine wirksame Defensive zu behaupten. Bereits am 28. Juni setzte dieser von Düsseldorf aus die Divisionen Lefebvre und Collaud in Bewegung; ihm folgte Bonard, der bei Cöln übergegangen war. Am 29. wurden die Österreicher aus dem urmitzer Werth, welches dem linken Flügel der Stellung bei Neuwied gegenüber liegt, vertrieben. Am 2. Juli wurden bei Weißenthurm die gesammten Grenadiere der Division Championnet eingeschifft. Sie landeten um drei Uhr Morgens an dem rechten Ufer, in demselben Augenblicke, als die mehr aufwärts bei Kesselheim eingeschifften Grenadiere von Bernadotte, unter dem Schutze einer auf dem linken Ufer errichteten Batterie von 25 Kanonen bei Bendorf ausstiegen, und auf beiden Punkten kam es sofort zum Angriff. Nach einem hartnäckigen Gefechte von sechs Stunden wurde die Stellung bei Bendorf gewonnen. Von Neuwied nahmen Championnet's Grenadiere Besitz, und indem sie aufwärts gegen Heddesdorf drangen, schloß sich ihnen eine zweite über Leudesdorf und den Wiedbach gekommene Colonne an. Auf allen Punkten wichen nach ehrenvoller Gegenwehr die Feinde, um vorläufig bis Hollbach, hinter Montabaur, dann in der Richtung von Nassau sich zu retiriren. Während dieser Gefechte hatten die Franzosen bis zum Tagesanbruch des 3. Juli bei Weißenthurm ihre Brücke zu Stande gebracht, und ohne Störung bewerkstelligten die Divisionen Bernadotte, Championnet, Poncet, Grenier den Übergang. An demselben 3. war auf dem linken Flügel der Franzosen Bonard zu den Höhen von Altenkirchen, Collaud nach Hachenburg, Lefebvre bis den halben Weg nach Siegen und Breidenbach gelangt. Dieser warf am 4. den österreichischen Vortrab aus seiner Stellung bei Kalteichen, und mehr und mehr gedrängt zogen die Feinde sich in das Lahnthal zurück. Ohne bedeutende Gefechte wurden die Abtheilungen, welche sie auf dem linken Ufer des Flusses zurückgelassen, vertrieben, daß sie am 7. auf das linke Ufer beschränkt und aller Verbindung mit Ehrenbreitstein verlustig waren. Von den Übergangspunkten der Lahn war jener bei Krunkel der erste, welchen die Division Championnet forcirte. Davon nahm Werneck, der seit dem 3. mit seiner Reserve in die Schlachtlinie eingerückt war, Anlaß, seine Stellung zu Limburg, als in der Flanke bedroht, zu verlassen, und hiermit die Losung zu allgemeinem Rückzug gegen das Innere der Wetterau zu geben. Auf andern Punkten wurde die Lahn gleichfalls von der Sambre- und Maasarmee überschritten, und den Feind in mehren Colonnen verfolgend, bestand sie eine Reihe von Gefechten, das ernstlichste bei Friedberg, 10. Juli, wo Kleber mit den ihm untergebenen Divisionen Lefebvre, Bonard und Collaud über Wartensleben einen blutigen Sieg erfocht. In der Nacht noch wich der Feind bis in die Stellung von Bergen, vorwärts Frankfurt, zurück. Am 11. gingen die Österreicher bei Kostheim, Rüsselsheim, Frankfurt und Offenbach über den Main, das rechte Ufer an Jourdan überlassend. Am 12. Juli zählte dieser unter seinem Befehl 49—50,000 Mann Infanterie und 9000 Reiter,

ungerechnet die zu der Beobachtung von Mainz verwendete Division Marceau und die sechs Bataillone, welche Poncet vor Ehrenbreitstein hatte. Von seinem Hauptquartier zu Homburg aus ließ Jourdan durch Kleber Frankfurt nach einem leichten Bombardement nehmen, 16. Juli, dann vom 18. ab die ganze Armee in Bewegung setzen, um dem fernern Rückzug der Österreicher gegen Würzburg zu folgen, in der Weise, daß er seinen linken Flügel von der Kinzig aus vorschob, damit er über Gemünden noch vor den Österreichern in Schweinfurt eintreffen könne. Am 22. nahm Lefebvre von der besagten Stadt Besitz, ihm schlossen sich auf derselben Mainseite die Divisionen Collaud, Grenier, Championnet an. Wartensleben war in der That überflügelt, konnte aber auch einem Feinde, der mit Preisgebung seiner Flanke und Communicationen in so weiter Ausdehnung um ihn herum manoeuvrirte, die empfindlichste Lehre bereiten, nachdem er seit dem 21. seine ganze Macht bei Würzburg vereinigt hielt. Die Anstalten dazu hatte er mittels eines für den 23. beschlossenen Angriffs getroffen, da kam am 22. Abends die Nachricht von dem Eintreffen der Division Bernadotte in Miltenberg und statt darin einen neuen Beweis von der unverantwortlichen Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte zu finden, verfiel der österreichische Feldherr in Muthlosigkeit. Er beschloß und vollführte, wenig beunruhigt, vom 23. Juli — 1. Aug. den Rückzug, indem er bei Schwarzach und nochmals in Eltman den Main überschritt und bei Zeil Stellung nahm. Bedeutende Vorräthe ließ er zurück, dem Feinde Mittel zur Beschleunigung seiner Operationen. Aber wie viel auch bisher Jourdan dem Glücke zu verdanken hatte, seine Unentschlossenheit, sein System, in einer ausgedehnten Linie vorzugehen und die hiervon unzertrennliche Langsamkeit aller Bewegungen, erlaubten ihm nur unvollständige Benutzung aller der günstigen Ereignisse. Am 24. war Championnet's Avantgarde bei Würzburg eingetroffen, am 25. wurde die Citadelle in Besitz genommen, bis zum 30. verharrte Jourdan in der Stellung bei Schweinfurt, auf tägliche, unerhebliche Vorpostengefechte sich beschränkend. Am 30. endlich, als die Division Bernadotte bei ihm eingetroffen, setzte er sich in Bewegung, stets den linken Flügel, zunächst über Lauringen, vorschiebend. Schon am 1. Aug. fiel die Festung Königshofen in Lefebvre's Gewalt, den Tag eben, als Wartensleben seine Stellung bei Zeil aufgab, um der Gegend von Bamberg sich zuzuwenden. Am 2. Aug. setzte die Division Grenier bei Schweinfurt über den Main, ihre Avantgarde bis Wonfurt ausdehnend; Bernadotte aber die Heerstraße von Bamberg verfolgend, vertrieb nach einem hartnäckigen Gefecht die Feinde aus Burgwindheim. An demselben Tage mußte Jourdan wegen Unpäßlichkeit das Commando an Kleber übertragen, ohne daß jedoch dieser Wechsel wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge geübt hätte. Denn die Schlacht, zu welcher Kleber sofort die Anstalten traf, wurde durch Wartensleben's Besorgnisse um seine Rückzugslinie hintertrieben. Durch das ungestüme Vordringen der Franzosen gegen Bamberg erschreckt, wendete er in der Nacht vom 3 — 4. Aug. sich gegen Süden, die Rednitz aufwärts. Nur seine äußersten Posten ließen sich in Bamberg betreffen, und noch am 4. kamen Championnet's Vorposten bis Altendorf. Den 5. verbrachte Kleber mit den Dispositionen zu einem Angriff auf Wartensleben's neue Stellung bei Forchheim. Das Gefecht am 6. hatte, ohne entscheidende Resultate zu geben, gleichwol die Folge, daß Wartensleben in der Nacht vom 7 — 8. sich auf Neunkirchen am Brand und weiter auf Amberg, wo er bis zum 18. verharrte, zurückzog. Die Gelegenheit, von ihm eine Entscheidungsschlacht zu erzwingen, als wozu Jourdan von dem Directorium angewiesen, war also verabsäumt, angesehen die schwierige Beschaffenheit des Landes, welchem der Rückzug zuging; Jourdan, der am 8. das Commando wieder antrat, wußte nichts Besseres anzuordnen, als die mit dem 9. beginnende Vorfolgung des weichenden Feindes. Während sein linker Flügel und das Mitteltreffen die Rednitz erreichten, gelangte Bernadotte mit dem rechten Flügel nach Nürnberg. Bis zum 17. bestand die Sambre- und Maasarmee in dem Pegnitzthale eine Reihe von Gefechten. Jenes am 17. vor Sulzbach geliefert, wurde von Kray, der fortwährend aus Amberg Unterstützung empfing, mit außerordentlicher Hartnäckigkeit bestanden, und hätte gar leicht zu einer allgemeinen Schlacht führen können, wenn nicht Jourdan vorgezogen hätte, diese für den folgenden Tag zu versparen. Aber Kray, die durch Lefebvre überflügelte Position nicht weiter haltbar findend, retirirte den 18. mit Tagesanbruch gegen Amberg, und, durch die Franzosen einigermaßen gedrängt, hinter die Vils bis Wölfering, während Wartensleben, die Naab entlang, eine gute Stellung bezog. Gegen dieselbe setzte Jourdan am 20. seine Armee wiederum in Bewegung. Bei Wölfering wurde mit großer Hartnäckigkeit gefochten, ohne daß jedoch die Österreicher das rechte Ufer der Naab zu behaupten vermocht hätten. Bis zum 22. waren sie vollkommen über den Fluß geworfen, nur daß sie einen einzigen Punkt jenseits, den Einsiedlerberg vor Schwarzenfeld, behaupteten. Schlagfertig standen die beiden Heere einander gegenüber, ohne daß an eine Forcirung der wenigen und beschwerlichen Flußübergänge der eine oder der andere Theil zu denken gewagt hätte. Durch die Occupation von Amberg war der französischen Armee der Weg zu der Donau, über Castell und Neumarkt eröffnet. Jourdan konnte den Fehler, in der falschen Richtung nach der Pegnitz begangen, verbessern, den Feind durch eine schwache Abtheilung verfolgen lassen, und mit der Hauptmacht über Neumarkt, das durch seinen rechten Flügel bereits überschritten, den Punkt an der Donau erreichen, der ihm zu einer Vereinigung mit Moreau der vortheilhafteste schien. Leicht konnte diese Bewegung den Österreichern verborgen, und somit die letzte Gelegenheit benutzt werden, um den waglichen Zug zweier Heere, deren eines von Strasburg, das andere von Düsseldorf ausgezogen, durch eine Operation, die ihnen die entschiedenste Überlegenheit für die Fortsetzung des Feldzugs, oder vielmehr des Kriegs sichern mußte, zu krönen. Diese Operation war es, welche das Directorium, auf dessen Geheiß das riesenhafte Unternehmen angetreten worden, fortwährend, und indem

es von Moreau den Übergang von Donau und Lech forderte, als das Dringendste empfahl. Aber sie zu vollführen, haben weder Moreau noch Jourdan sich angelegen sein lassen, und des letzten Mittels, den großen Zweck zu erreichen, begab dieser sich durch den Übergang der Vils und die Aufstellung vor Schwarzenfeld. Während er blindlings den Bewegungen seines Gegners folgte, Moreau sich mit den Anstalten zu dem am 19. bewerkstelligten Übergang auf das rechte Ufer der Donau beschäftigte, hatte der Erzherzog Karl, überzeugt, daß er um das Geschick der Monarchie einen großen Wurf thun müsse, seinerseits ebenfalls am 17. bei Ingolstadt und Neuburg, die Donau überschritten, um über Kösching die Vereinigung mit Wartensleben zu suchen. Theilweise getäuscht in seinen Berechnungen durch die Ereignisse vom 18—22. und durch Wartensleben's Ungehorsam, griff er am 22. Bernadotte's Stellung bei Teining an, daß dieser in der Nacht auf Neumarkt, und dann nach einem vergeblichen Versuche, die Stellung zu behaupten, über Altdorf bis hinter Lauf zurückweichen mußte. Seine Flanke gefährdet findend, faßte Jourdan am 23. früh den Entschluß, über die Pegnitz sich zurückzuziehen. Zuerst setzten sich Train und Artilleriepark, um 11 Uhr Nachts die Colonnen in Marsch. Um Mitternacht schon überschritt, sie zu verfolgen, das Wartensleben'sche Corps die Naab; ihn erwartete Jourdan in der Stellung von Amberg, und es erfolgte die Schlacht vom 24., an welcher Theil zu nehmen der Erzherzog die nürnberger Straße, für Jourdan die einzige Rückzugslinie, vernachlässigte. In sofern hat Jourdan also von seiner Niederlage bei Amberg Vortheil geerntet. Doch blieb der fernere Rückzug, zumal in den ersten Tagen, beschwerlich genug. Die Parks, die Bagage, die keinen Vorsprung gegen die Colonnen gewinnen können, hemmten alle Bewegungen und bereiteten jeden Augenblick der Armee die dringendsten Gefahren. Jourdan meinte, nur ein Wunder habe sie aus der verzweifelten Lage zu retten vermocht. Der Feldherr selbst wurde noch am 27. in seinem Hauptquartier in Pretzfeld überfallen, und würde ohne den Widerstand seiner Adjutanten und die rechtzeitige Dazwischenkunft der nächsten Truppen aufgehoben worden sein. Am 28. Aug. war seine ganze Armee, das Corps von Bernadotte nicht ausgeschlossen, an der Wiesent, zwischen Ebermannstadt und Forchheim vereinigt. Sein rechter Flügel blieb allerdings noch ferneren Beunruhigungen ausgesetzt, aber die Heerstraße konnte er gewinnen, für den Fall, daß er den Rückzug fortzusetzen für nöthig erachten sollte. Diese Nothwendigkeit ward gleich sehr durch die Stimmung der Truppen und der Bewohner der durchzogenen Provinzen dargethan. Würzburg, dessen Citadelle von Franzosen besetzt, mußte vor Allem erreicht werden, wo möglich auf dem kürzesten Wege. Dieses zu verwehren, befand sich nur eine Abtheilung der österreichischen Armee in Verfassung, und bewegte diese Abtheilung sich in drei Divisionen, Liechtenstein, Hotze und Sztarray. Ein Erfolg, dieser Zersplitterung gegenüber, schien demnach unzweifelhaft. Am 29. ließ Jourdan den ersten Versuch anstellen, bei Seußling und Hirscheid Brücken auf die Rednitz zu legen. Aber die schlechte Beschaffenheit der Brücken erlaubte es nicht, sich ihnen anzuvertrauen. Darauf beschloß Jourdan den Angriff auf Burg Eberach, wozu er den Generaladjutanten Mireur beordert hatte, durch Zuziehung mehrer Abtheilungen, zu verstärken. Jener vom 29., so ernstlich er durch Bernadotte geführt, gab kein wesentliches Resultat, und sollte darum am folgenden Tage erneut werden; aber Hotze, der auf diesem Punkte den Franzosen gegenüberstand, hatte Zeit gehabt, den Fürsten von Liechtenstein an sich zu ziehen, auch von Sztarray Verstärkungen zu empfangen. In einer Recognoscirung, bei Tagesanbruch, 30. Aug. vorgenommen, glaubte der Obergeneral sich überzeugt zu haben, daß der größte Theil der feindlichen Armee bei Burg-Eberach vereinigt, und er verzichtete auf den beabsichtigten Angriff, um einen Flankenmarsch gegen Schweinfurt anzuordnen. Nur durch Patrouillen verfolgt, seinen ermüdeten Truppen bei Zeit eine sechsstündige Ruhe vergönnend, versammelte er am 31. bei Schweinfurt seine Colonnen: ihm blieb nur noch die einzige Communication mit seiner Basis; aller Fähigkeit zu manoeuvriren verlustig, befand er sich in der Nothwendigkeit, zurückzugehen, oder anzugreifen, während der Erzherzog mittels eines kurzen Marsches auf dem linken Mainufer die feindlichen Verbindungen stören, lediglich durch Bewegungen seinen Zweck erreichen konnte. Am 1. Sept. rastete die französische Armee zu Schweinfurt: solche Ruhe war ihr peremptorisches Bedürfniß geworden. Am 2. Morgens trat sie die fernere Bewegung auf der Heerstraße von Schweinfurt nach Würzburg an. Die Cavaleriedivision eröffnete den Zug; nach ihr kam die Division Bernadotte, dann Championnet und endlich Grenier. Die Division Lefebvre blieb bei Schweinfurt, und nahm ihre Position auf den Anhöhen nächst der Stadt. Gegen Mittag erschien die Avantgarde der französischen Colonne auf dem Steinberg vor Würzburg. Daß die Stadt seit dem 1. von den Österreichern besetzt, scheint Jourdan, den Marsch aus Schweinfurt antretend, nicht gewußt zu haben; ohnehin beharrte er, obgleich unter dem Vorwande von Krankheit, von Generalen von Bedeutung, wie Kleber, Bernadotte, Collaud verlassen, auf dem Entschlusse zu schlagen, als dem einzigen Mittel, das moralische Element seiner Truppen zu heben, zumal er immer noch die Österreicher vereinzelt glaubte. In mehren bis zum Abend fortgesetzten Gefechten blieb der Vortheil den Franzosen. Die Nacht brachte Jourdan in Versbach zu. Spät erreichte der Bericht von dem Aufbruche der Franzosen aus Schweinfurt den Erzherzog, sofort ertheilte er an Kray den Befehl, in der Nacht noch mit 9 Bataillonen und 33 Escadronen die Brücke von Schwarzach zu überschreiten, bei welcher mit Tagesanbruch der Erzherzog selbst mit 8 Bataillonen und 24 Escadrons einzutreffen gedachte. Kray hatte seinen Übergang am Morgen des 3. Sept. 1796 noch nicht vollständig bewirkt. Zum Glücke verhüllte ein dichter Nebel, der erst um 7 Uhr fiel, die Bewegungen der Österreicher. Ganz unerwartet kam der Angriff, durch Sztarray gegen die Stellung der Franzosen auf den Anhöhen von Lengfeld ausgeführt. Lengfeld selbst wurde genommen, und Hotze's gleichzeitiger Angriff auf die Aumühle,

von Galgenberg ausgehend, warf die Franzosen vollends aus dem Thale hinaus. Noch wichtiger und entscheidender waren die Ereignisse im Centrum. Championnet gewann in einem hartnäckigen Gefechte das estenfelder Holz, mußte sich aber übermäßig ausdehnen, um seine rechte Flanke gegen die Österreicher, die trotz wiederholter Angriffe die Höhen von Lengfeld behaupteten, zu sichern: er fühlte sich daher bei aller Schwäche seiner Gegner nicht stark genug, um aus den Waldungen in die Ebene hervorbrechend, den Ausschlag zu geben. Zu spät bemerkte Jourdan, was auf diesem Punkt Noth thue. Er ließ die Division Grenier von Ober-Bleichfeld her auf den Höhen des seligenstadter Hofs vorrücken, damit sie als zweites Treffen die Division Championnet unterstütze. Aber es rückten auch allmälig die über die Mainbrücke geführten Österreicher in die Linie ein; Kray, rechts gegen Proselsheim sich haltend, suchte der Franzosen Stellung zu überflügeln, und Wartensleben, der mit 8 Grenadierbataillonen und 24 Erscadrons Cuirassiere herbeigerufen worden, um in Eile sich Sztarray's rechtem Flügel anzuschließen, warf sich mit seiner Cavalerie in den Main, und hatte Bibergau erreicht, bevor seine Grenadiere ihren Übergang vollständig bewirken konnten. Den Anzug so bedeutender Streitkräfte gewahrend, wollte Grenier seine ganze Division nicht aussetzen; er begnügte sich, drei Batterien im Dragonerregiment und einige Geschütze gegen den seligenstadter Hof auszusenden, während er zugleich einen Angriff von Kray's leichten Truppen auf Ober-Bleichfeld abwies und den Obergeneral von der ihn bedrohenden Gefahr in Kenntniß setzen ließ. Ihm zu Beistand setzte Jourdan seine schwere Cavaleriedivision in Bewegung, und es vereinigte sich diese Reiterei mit jener Championnet's und mit dem von Grenier vorgeschobenen Dragonerregiment, um unter Bonneau's Befehlen als linker Flügel der Armee, neben der das Sperlerholz, den kalten Grund und das Wäldchen bei Rothenhof behauptenden Infanterie sich aufzustellen. Indessen waren alle gegen diesen Punkt gerichtete österreichische Verstärkungen um 3 Uhr Nachmittags vereinigt. Sofort gebot der Erzherzog den Angriff, der von Seiten der Cavalerie erfolgte, als die französischen Cuirassiere noch beschäftigt waren, sich zu formiren. Gleichzeitig umging Fürst Liechtenstein Euerfeld mit 14 Escadronen leichter Cavalerie, ein Cuirassierregiment als Unterstützung hinter sich, in der Absicht, den Feind zu überflügeln. Dieses gelang, die französische Cavalerie wurde geworfen, allein es geriethen, wie herkömmlich, zugleich die Sieger in Unordnung. Das benutzte General Bonneau, um seine schwere Reiterei gegen jene Österreicher zu führen, sie wurden auf das en Colonne folgende Cuirassierregiment geworfen, und dieses mußte ebenfalls weichen. Um das Gefecht herzustellen, brach ein zweites Cuirassierregiment aus der österreichischen Linie hervor und suchte die rechte Flanke der Franzosen zu gewinnen, gerieth aber zwischen das Feuer der in dem Wäldchen aufgestellten feindlichen Infanterie und zwischen einige Escadrons Cuirassiere. Diese Cuirassiere fielen den Österreichern in die Flanke und jagten sie zurück. Hiermit war die ganze französische Cavalerie zum Gefecht und folglich in Unordnung gekommen; den Österreichern blieb eine Reserve von 12 Escadronen Cuirassieren, die geschlossen, im Trab vorrückten, und den Feind bis hinter seine Infanterie trieben. Alle Bemühungen Bonneau's, wie des Obergenerals, die Fliehenden zu sammeln, verfehlten ihres Zweckes, ebenso wenig konnte die in einem Treffen aufmarschirte französische Infanterie, sowol nach ihrer Aufstellung, als bei dem Mangel an Reserve, dem Unfalle abhelfen. Die französische Linie war durchbrochen, ihre Flanke entblößt, die Anstrengung ihres rechten Flügels fruchtlos, Grenier isolirt; Jourdan gebot den allgemeinen Rückzug und bestimmte die Umgebung von Arnstein zum Sammelplatz. Grenier, der in dem Gefechte mit Kray beträchtlichen Verlust erlitten, warf sich in den gramschatzer Wald, als den einzigen Weg, Arnstein zu erreichen, und die Schwierigkeiten des Forstes haben auch den Rückzug der übrigen Divisionen begünstigt. Eine Halbbrigade wurde vor Gundersleben von zwei österreichischen Cuirassierregimentern eingeholt und großentheils aufgehoben. An sich selbst erscheint der Sieg, erfochten von 31,000 Mann Infanterie und 13,000 Mann Cavalerie, gegen eine Gesammtmacht von 30,000 Mann nicht gar bedeutend: auf 7 Kanonen beschränkten sich die Trophäen des Tages. Um so bedrohlicher gestalteten sich für Jourdan dessen Folgen. Abermals war er auf eine unvortheilhafte Rückzugslinie geworfen, einem Feinde, der sich in der kürzern Communication mit dem Rheine behauptete, mußte er fortwährend die Flanke bieten; zum Tiefsten herabgestimmt fühlte sich die geschlagene Armee, während zugleich von allen Seiten und in verdoppelter Wuth das Landvolk sich erhob, um für namenlose Bedrückung, für unsägliche Gewaltthätigkeiten an ihr Rache zu nehmen. Von Amberg an war dieser Rachedurst, der besonders thätig in den Thälern von Wiesent, im Spessart und Odenwald, den Franzosen eine höchst unbequeme Begleitung gewesen; seit dem Tage von Würzburg bedrohte er ihre Existenz sogar. Hätte der Erzherzog die Leidenschaften einer mishandelten Bevölkerung zu benutzen gewußt, hätte er die Lehren der Geschichte beachtet, welche will, daß man kopfüber, ohne Ruhe noch Rast, den weichenden Franzmann verfolge, es sollte gewiß das geschlagene Heer kaum die Lahn haben erreichen können. Aber systematisch, und darum zögernd und unwirksam, bewegte sich die Verfolgung. In der Nacht vom 3. vereinigten sich die Franzosen, das Corps von Lefebvre eingerechnet, hinter Arnstein, und noch vor Tagesanbruch, den 4., nahm die Bewegung gegen Hammelburg ihren Anfang. Am 6. setzten die Franzosen bei Schlüchtern über die Kinzig, am 8. bivouakirten sie zwischen Butzbach und Muschenheim, am 9. erreichten sie die Lahn. Täglich hatte die Arrieregarde Gefechte mit dem Feinde. Indessen waren am 8. die Österreicher in Frankfurt eingerückt, an demselben Tage, als Marceau die Blokade von Castel aufhob, und mit seinen 13—14,000 Mann auf dem Plateau von Dotzheim Stellung nahm. In derjenigen, welche Jourdan am 9. seiner Armee gab, blieb die Division Grenier hinter Atzbach, mit ihrem Vortrab Gießen besetzt haltend. Championnet krönte die Anhöhen hinter Wetzlar, zwischen Al-

tendorf und Altstetten. Diesem zur Rechten dehnte Bernadotte sich bis Ebernbreit aus. Die Vortruppen beider Divisionen bildeten eine Postenkette auf dem linken Ufer der Lahn, wo auch die ganze Division Lefebvre geblieben war, den linken Flügel gegen Dudenhofen gerichtet, mit dem rechten an den Höhen von Wetzlar. Die Cavaleriedivision bivouakirte bei Uttenhofen. Offenbar verrieth diese Aufstellung die Absicht, unmittelbar in den Angriffskrieg überzugehen, für dessen Erfolg Jourdan in der Annäherung der von der Nordarmee herbeiziehenden Division Castel vert, die längstens bis den 13 eintreffen konnte, und in der Vereinigung mit dem von Mainz gewichenen Blokadecorps die Verheißung finden mochte. Indessen näherte sich auch der Feind in drei Colonnen der Lahn. Die erste führte Kray gegen Butzbach, hinter sich den Erzherzog mit einer sehr starken Reserve habend. Es sollte diese Colonne die Franzosen an der obern Lahn beschäftigen. Weilburg war der zweiten Colonne, unter Hotze, Bestimmung, gleichwie der dritten, unter Neu, Limburg als point de mise angewiesen. Bei Erbenheim bestand der österreichische General Neu am 9. ein vortheilhaftes Gefecht mit Marceau, auch erbeutete er bei Flersheim einen Park von 65 Kanonen, 17 Mörsern u. s. w. Sein und der andern Colonnen Vorgehen hatte einige Veränderung in der Stellung der französischen Armee zur Folge. Marceau ging bis Singhofen und Mensfelden zurück, an demselben 10. Sept. stand Bernadotte hinter Runkel, warf Championnet 2 Bataillone und 4 Escadrons, denen er am andern Tage noch 4 Bataillone hinzufügte, nach Weilburg. Bernadotte postirte am 11. eine Brigade hinter das Dorf Els, eine andere auf die Höhen von Offheim, hinter Limburg; an demselben Tage besetzten Kray's Vortruppen Gießen, nach einem unerheblichen Gefechte, wogegen Hotze, am 12. bis Weilmünster vordringend, die feindlichen Vorposten aus dem Thiergarten bei Weilburg vertrieb und Braunfels nahm. Jourdan, gegen Limburg sich ausdehnend, hatte auf einen Angriff auf Kray, dessen isolirtes Vorrücken die linke Flanke bloß gab, verzichtet; noch weiter seine Mannschaft vorschiebend, ließ er durch die Division Grenier Kroffdorf und Gleiberg besetzen, eine Halbbrigade zur Bewachung des Debouchés von Gießen auf der Höhe von Fetzberg aufstellen, drei Bataillone von Championnet näher an Wetzlar rücken, überhaupt diese ganze Division in eine Postenkette sich auflösen. In der Nacht vom 12—13. ging endlich die Division Lefebvre auf das rechte Lahnufer über, um sich hinter Wetzlar, zwischen Hermannstein und Aslar, zu setzen; vor Wetzlar blieben nur einzelne Posten, die am Morgen des 13. weichen und den Österreichern Wetzlar überlassen mußten. Die nächsten Tage vergingen ebenfalls in Bewegungen und Gefechten, die an sich für beide Theile gleich unerheblich, den Österreichern dienten, die Aufmerksamkeit des Gegners für die obere Lahn fortwährend beschäftigt zu halten. So verblendet zeigte sich Jourdan, ungeachtet der seit dem 14. nochmals von Marceau empfangenen Meldungen, wie der Feinde Hauptmacht gegen Limburg sich zu richten scheine, daß er persönlichen Antheil nahm an dem Gefechte vom 16., worin Kray's Angriff auf die hinter Gießen, auf dem rechten Lahnufer belegenen Höhen, blutig zurückgewiesen wurde. Der Erzherzog war bereits am 11. in Weilmünster eingetroffen. Nach mehren kleinen Gefechten führte er am 16. einen Angriff auf Diez und Limburg aus. Ohne allzu großen Verlust wurde Diez mit der Brücke genommen. Marceau's Vertheidigung in Limburg war sehr hartnäckig und verständig; aus der Stadt geworfen, behauptete er die Vorstadt und zu einem neuen Angriff für den folgenden Tag war bereits der Erzherzog entschlossen, als in der Nacht Marceau die seit dem Verlust von Diez nicht ferner haltbare Position aufgab. Im Besitze des Debouchés von Limburg und aller Übergänge der Lahn bis zu ihrem Ausflusse, befand sich der Erzherzog den Defilées von Hachenburg und Altenkirchen, durch welche die Straße von Gießen und Wetzlar dem Rheine zuführt, näher, als Jourdan. Dieser hatte sich am 16. Abends zu einem Angriff, aber noch nicht für dessen Weise und Zeit entschlossen. Die Nachricht von Marceau's Rückzug empfing er so spät, daß er den seinigen erst in der Nacht vom 17—18. antreten konnte. Zuerst den 17. um 8 Uhr Abends setzte sich die Division Grenier in Bewegung. Bei Herborn ging sie über die Dill, dann weiter bis über Hof, wo sie Position nahm, den rechten Flügel an Oberroßbach. Ihr folgten die übrigen Divisionen, Lefebvre als Arrieregarde: fortwährend durch Kray's Vortruppen beunruhigt, aber durch Marceau's langsamen und klugen Rückzug und durch mehre von demselben mit Entschlossenheit bestandene Gefechte gedeckt, gelang es diesen Divisionen, ihren Zusammenhang zu bewahren und vor den Österreichern Hachenburg und Altenkirchen, für jetzt die Pforten des Heils, zu erreichen, indessen Marceau, in dem Gefechte bei Höchstenbach, 10. Sept., den schönsten Lohn eines glorreichen Lebens, ein glorreiches Ende, fand. Durch seine heldenmüthige Aufopferung geborgen und an der Wied vereinigt, hatte die französische Armee gegen die Österreicher, die erst später sich scharen konnten, den Vortheil der Zahl, und kaum mag ihr in des Feldzuges Lauf zum Angriffe eine günstigere Gelegenheit geboten worden sein. Ergriff Jourdan die Offensive, so konnte er nach Belieben die eine oder die andere der österreichischen Colonnen bestreiten, auf Kray oder den Erzherzog sich werfen, ohne selbst für den höchst unwahrscheinlichen Fall des Mislingens Besorgnisse hegen zu dürfen. Dann blieb ihm Düsseldorf als ein vortheilhafter Punkt zur Aufnahme und zum Übergange des Rheins. Aber er hatte seine Armee in einer Lage und Stimmung gesehen, derjenigen ganz ähnlich, welche Napoleon's Armeen 1812, 1813 und 1815 boten, er mistraute ihr und deshalb hob er in der Nacht vom 19—20. das Lager bei Altenkirchen auf. Während Poncet bei Bonn über den Rhein ging, setzte die übrige Armee ihren Marsch gegen die Sieg und Agger fort, um am 21. das Lager zwischen Porz und Bensberg zu beziehen. Ihr Feldzug war beendigt, Jourdan übergab ein Commando, dem er sich nicht mehr gewachsen fühlte, an Beurnonville, und suchte für seine Unfälle Trost in dem Schooße seiner Familie, zu Limoges. Im März 1797 wurde er von dem Departement

der Haute-Vienne als Repräsentant in dem Rathe der 500 gewählt. Er hatte an der Spitze der Armee manche aristokratische Manifestationen von Seiten seiner Untergeordneten, seiner nächsten Umgebung sogar geduldet; in dem gesetzgebenden Körper trat er sogleich als entschiedener Gegner der aristokratischen Reaction auf. Es ist möglich, daß Animosität gegen Pichegru ihn hierzu führte. Doch betrat er Anfangs nur selten den Plauderstuhl, auch bemerkte man, daß er bei wichtigen Gelegenheiten seine Reden ablas, ohne Zweifel in der Form, die mit den Führern der republikanischen Partei verabredet, vielleicht von ihnen angegeben war. Einen solchen Vortrag hielt er gegen Camille Jordan, der für die katholische Kirche einige Nachsicht, insbesondere die Rückgabe der Glocken foderte, und wurde des Generals grimmige Phraseologie von seiner Partei mit großem Beifall aufgenommen. Mit der gleichen Heftigkeit drückte Jourdan sich bei Gelegenheit des Jahrgedächtnisses des 10. Aug. 1792 aus, und es gelang ihm durchzusetzen, daß dieser Tag, die Zerstörung der Monarchie, fortan festlich begangen werden solle. Wenn er auch bei dem Siege der republikanischen Partei, 18. Fructidor, unbetheiligt blieb, so hat er doch am folgenden Tage in einer langen Rede, deren Druck sofort votirt worden, eine Adresse in Vorschlag gebracht, mittels welcher das Volk und die Armeen zu belehren seien, daß am 18. Fructidor keineswegs, wie doch die Feinde der Republik zu versichern sich erkühnten, die Freiheit unterdrückt, die Constitution verkannt worden sei. Bei der Abnahme des Eides, Haß dem Königthum, welcher vermöge eines kürzlich erlassenen Gesetzes von den Mitgliedern des eben in dem gesetzgebenden Körper eingeführten neuen Drittels gefodert, rief Jourdan in der burlesken Begeisterung jener Zeit: „Ich schwöre auf meinen Säbel." Eine den Machthabern so bequeme Devotion ließ allmälig das Andenken der Ereignisse von 1795 und 1796 in den Hintergrund treten, und für eine kurze Zeit ist Jourdan ganz eigentlich der Vertraute des Directoriums geworden. Als solcher hatte er das Conscriptionsgesetz auf die Bahn zu bringen, und nahm keinen Anstand, den Codex der härtesten Tyrannei, welche jemals dem menschlichen Geschlechte auferlegt worden, das unersättliche Ungeheuer, welches in dem Laufe eines halben Jahrhunderts über zehn Millionen Menschen aufzehren sollte, als eine Wohlthat, der Menschheit gespendet, als eine von den Eroberungen der Revolution, der Freiheit, zu bezeichnen. So haben auch unsere größten Publicisten das Institut der Landwehr begrüßt, als die Morgenröthe der Mündigkeit der Völker, als die sicherste Grundlage bürgerlicher und politischer Freiheit. Nach der Anfoderung der Zeit war Jourdan's Rede durch Ausfälle gegen die Tyrannei, in den possierlichsten Bombast eingekleidet, gewürzt; alle die schönen Tiraden, die er sicherlich nicht gefunden hatte, deren ganze Bedeutung er schwerlich erfaßte, las er in der liebenswürdigsten Treuherzigkeit, in wahrhaftigem Köhlerglauben herunter. Allein in seiner parlamentarischen Thätigkeit wußte Jourdan nicht immer der directorialen Mittelstraße getreu zu bleiben; er fing an zu glauben, was er so häufig Andern vorplauderte, und trat urplötzlich als Ultra-Republikaner auf. Das führte ihn zu manchem Strauße mit den Directoren, zumal als diese, Ende 1798, um den Demagogen oder Anarchisten den Zugang zum gesetzgebenden Körper zu verschließen, eine ganze Reihe von Wahloperationen in vielen Departementen vernichteten. Jourdan war den Directoren kein gefährlicher, aber vermöge der ihm verbleibenden Reputation, ein unbequemer Gegner. Ihn zu entfernen, wurde ihm das Commando der sogenannten Donauarmee aufgetragen, als er eben zum zweiten Mal den Präsidentenstuhl eingenommen. Ohne Zögern verzichtete er in einem an den gesetzgebenden Körper gerichteten Schreiben auf seine Repräsentantenstelle, und in einem ihm zu Ehren angeordneten patriotischen Bankett empfing er die Abschiedswünsche seiner Freunde, vernahm er von Lucian Bonaparte, der unerschöpflich war in des Helden von Fleurus Lobe, die schmeichelhaftesten Worte. Vom 1—3. März 1799 ließ er seine Armee, 42,000 Mann, auf den Brücken von Kehl und Basel übergehen, am 4. hatte er seine Avantgarde, unter Vandamme, zu Villingen, die Colonne zur Linken, unter St. Cyr, befand sich zu Freudenstadt, die der Rechten, unter Ferino, durchzog die Waldstädte Rheinfelden und Waldshut. Alle Vorkehrungen, die Donaulinie zu ergreifen, waren angeordnet, als des Erzherzogs Karl Vorrücken in der Linie von Ulm auf Kempten, eine Veränderung der Disposition veranlaßte. Auf die Donau verzichtend, wollte Jourdan vielmehr dem Bodensee sich nähern, um über Schaffhausen seine Verbindungen mit der helvetischen Armee zu sichern. Demnach wurde St. Cyr mit seinem Flügel über Rothweil und Tuttlingen herangezogen, während am 10. das Mitteltreffen nach Möskirch, der rechte Flügel nach Überlingen kam. Es wurden hierdurch die Operationen gedeckt, in deren Folge die Österreicher Graubündten räumen mußten, deren eigentliches Resultat aber nur mit der Wegnahme von Feldkirch zu erreichen war. Einmal von Feldkirch Meister, hätte Massena über Bregenz und Lindau dem rechten Flügel der Donauarmee im Norden des Bodensees die Hand bieten können. Solcher Vereinigung vorzubeugen, übertrug der Erzherzog am 11. sein Hauptquartier nach Wurzach, indessen seine Linie sich von Lindau, über Ravensburg und Biberach bis Ulm ausdehnte. Hiernach standen die beiden Heere zwischen dem Boden- und Federsee, nunmehr auf Marschweite von einander; sie bewachten sich gegenseitig mit großer Aufmerksamkeit, enthielten sich jedoch aller Feindseligkeit, wie häufig auch die Patrouillen zusammentrafen. Mittlerweile wurde vor Feldkirch mit großer Erbitterung gestritten, ohne daß der Franzosen verzweifeltste Anstrengungen ein Ergebniß gehabt hätten. Beruhigt also um diesen Punkt, glaubte der Erzherzog endlich aus seiner beobachtenden Stellung vorgehen zu können: er instradirte gegen Stockach die Vorposten des Nauendorf'schen Corps und verlegte am 16. sein Hauptquartier nach Ochsenhausen. Jourdan, der Verstärkungen erwartete und noch nicht an dem Erfolg von Massena's Anstrengungen gegen Feldkirch verzweifelte, machte eine rückgängige Bewegung gegen Engen, und schien, seine Streitkräfte zwischen Hohen-Twiel und Tuttlingen concentrirend, einen

Angriff abwarten zu wollen. Plötzlich aber schob er seine Avantgarde gegen Pfullendorf vor, wohin er ihr am 18. mit dem Hauptquartier folgte. Sein linker Flügel, die Divisionen Vandamme und St. Cyr, befand sich noch auf dem nördlichen Donauufer, das Centrum bewegte sich zwischen der Donau und Möskirch, der rechte Flügel, unter Ferino, lehnte sich an den Bodensee, und schickte seine Vorposten bis Morsburg und Buchhorn. Den 20. März ließ der Erzherzog auf den Höhen von Sulgau und Altschausen Posto fassen, obgleich die Hauptstärke der Armee noch einen kurzen Marsch zurück war. Diese Stellung mit dem Hauptquartier in Schußenried war allein durch die Ostrach und den von ihr gebildeten Thalgrund von der französischen Armee geschieden. Jourdan schickte einen seiner Adjutanten an das österreichische Vorpostencommando ab, um anzufragen, ob die von dem Directorium erwartete kategorische Antwort eingetroffen sei; auf des Prinzen von Schwarzenberg verneinende Antwort kündigte der Adjutant den Waffenstillstand auf, und es folgte dieser Förmlichkeit ein lebhafter Angriff. Die Avantgarde der Österreicher wurde bis Holzkirchen zurückgetrieben und die Franzosen bezogen auf den Höhen von Ostrach und Mengen eine vortheilhafte Stellung. Gleich am folgenden Tage, den 21., nahm der Erzherzog seine Rache. Diesmal Angreifer, ließ er die eine seiner Colonnen, unter dem Prinzen von Fürstenberg, unweit Mengen, die Donau entlang, vorgehen. Die Colonne des rechten Flügels folgte der Straße von Altschausen, nach Pfullendorf, das Centrum führte der Erzherzog auf der sulgauer Straße durch das sumpfige Ostrachthal. Nach einem heftigen Widerstande längs der ganzen Fronte mußte Jourdan, dessen linker Flügel umgangen, seine Position an der Ostrach aufgeben, um sich in der Nacht vom 20—21. zu den Höhen von Pfullendorf, in der nächsten Nacht auf Stockach und Engen zurückzuziehen. Diese letzten Bewegungen wurden unerläßlich, indem der Erzherzog am 22. Anstalten traf, den linken Flügel durch überlegene Kräfte einzuschließen. Auf dem andern Flügel war schon die Spitze der Colonne, die sich bis Buchhorn ausgedehnt hatte, abgeschnitten worden. Alles, so blutig auch das Gefecht bei Ostrach ausgefallen, hätte hergestellt werden können, wenn der letzte, verzweifelte Angriff auf Feldkirch, am 23. März, von Massena in Person geleitet, ein günstiges Resultat bot; allein es mußte das Schooskind des Sieges, nachdem es am Fuße der österreichischen Werke seine beste Mannschaft vergeblich geopfert, auf das linke Rheinufer zurückkehren, und der Erzherzog, im Rücken frei, konnte seine ungetheilte Kraft gegen die Donauarmee wenden. Da wollte von seiner starken Position rückwärts Stockach aus Jourdan einen letzten Versuch machen, die Österreicher von den Ufern des Bodensees abzuweisen, und es dienten ihm hierzu als Einleitung die Postengefechte am 24., mittels deren er die Höhen von Tuttlingen behauptete, indessen die Österreicher abwechselnd bis Engen streiften, und der Erzherzog von Pfullendorf ausgehend, eine Stellung Angesichts von Stockach einnahm, die Rechte auf den Höhen von Mahlsbüren, der Nellenburg gegenüber, die Linke zwischen Zollbruck und Wahlwies habend. Den 26. mit Tagesanbruch ließ Jourdan die Vorposten der feindlichen Armee angreifen, indessen er die seinige zu drei Colonnen formirte; jene der Rechten, unter Ferino, sollte, auf der Straße von Singen gegen Seißlingen operirend, den linken Flügel der Österreicher umgehen; das Centrum richtete sich über Engen gegen Aach; der linken Colonne, unter Gouvion-St. Cyr, war die von Tuttlingen nach Liptingen führende Straße angewiesen. Auf diesem linken Flügel entspann sich das Gefecht. In wiederholten, grimmigen Angriffen wurde Meerfeld, der österreichische General, aus seiner Stellung bei Tuttlingen verdrängt, und in seinem unordentlichen Rückzuge bis zum Ausgange des zwischen Liptingen und Stockach belegenen Gehölzes verfolgt; ein Theil seiner Truppen mußte bis Schwandorf, auf der Straße von Tuttlingen nach Möskirch, weichen. Es konnte die Stellung der Österreicher umgangen werden, als der Erzherzog von seinem linken Flügel Entsatz herbeizog, wozu Jourdan's Lauheit, den von St. Cyr errungenen Vortheil zu benutzen, oder aber des Cavaleriegenerals Hautpoul Ungehorsam ihm die Zeit verschafften. Beordert, eine Charge auszuführen, blieb Hautpoul unthätig. Der Erzherzog ließ durch die in Eile herangezogenen Truppen die von St. Cyr gewonnene Holzung angreifen, und veranlaßte hierdurch eins der hartnäckigsten Infanteriegefechte des ganzen Krieges. Er selbst saß ab, um sich an die Spitze der ungarischen Grenadiere zu stellen, der Prinz von Fürstenberg wurde, seiner Colonne das Beispiel der Todesverachtung gebend, erschossen. Nach unglaublicher Gegenwehr mußte St. Cyr das Gehölz aufgeben; er vollführte seinen Rückzug in guter Ordnung, obgleich eine letzte Anstrengung seiner Gegner ihn weit über den Punkt, den er sich gedacht, bis Liptingen, schleuderte. Die Nacht allein that dem Blutvergießen Einhalt, mehr denn 10,000 Todte oder Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Am Morgen des 26. räumte Jourdan seine Stellung bei Engen und Tuttlingen. Den rechten Flügel instradirte er auf Schaffhausen, über Singen, Engen und Hilzingen; der linke überschritt bei Tuttlingen die Donau. Am 27. kam das Hauptquartier nach Villingen. St. Cyr setzte den Marsch in der Richtung von Rothweil fort, in seiner Flanke durch Vandamme gedeckt. Artillerie und Bagage durchzogen die Defilées des Schwarzwaldes, indessen Jourdan, nur durch eine starke Avantgarde verfolgt, bei Hornberg, unweit der Quellen der Kinzig, Position nahm. Allein er fühlte oder meldete sich krank; das Commando dem General Ernouf, als dem Chef des état-major, übergebend, theilte er demselben zugleich mit, daß der Erzherzog für den 3. April einen Angriff auf Hornberg beabsichtige. Ernouf gebot den ferneren Rückzug über Kehl und die dasige Rheinbrücke. Die weichende Armee traf wenige Stunden nach ihrem kranken Führer in Strasburg ein, wo für diesen aber des Bleibens nicht sein konnte. Während er in der Heimath sich pflegte, führten die Spötter in Zeitungen und Carricaturen gegen ihn eine erbitterte Fehde, durch welche jedoch die Wähler der Haute-Vienne sich nicht abhalten ließen, ihn abermals als ihren Repräsentanten an den gesetzgebenden Körper zu senden. In

einer Flugschrift: **Opérations de l'armée du Danube sous les ordres du général Jourdan (Paris 1799.)**, avec carte suchte er das Unglück von Stockach dem Ungehorsam Hautpoul's und der Fahrlässigkeit des Directoriums in der Beischaffung einer der feindlichen Macht angemessenen Truppenstärke aufzubürden. Diese persönliche Angelegenheit verwickelte ihn noch tiefer in die Verbindungen mit den Anarchisten, und er erschien in der Société du manège als einer ihrer vornehmsten Führer. Damals brachte er, bei Gelegenheit eines patriotischen Bankets, jenen berühmten Toast: „der Auferstehung der Piken, möge ihrer sich bedienend, das Volk alle seine Feinde zerschmettern!" Auch in der gesetzgebenden Versammlung äußerte Jourdan sich bei jeder Gelegenheit in derselben entschiedenen Weise, namentlich in den Verhandlungen über das Zwangsanlehen, die Nationalgarde, und die Ausmerzung der Worte: „Haß der Anarchie," welche in dem von den Beamten gefoderten Eide vorkamen, und vorzüglich in der langen Rede, mittels welcher er die Erklärung, es befinde sich das Vaterland in Gefahr, durchzusetzen vermeinte. Der Vorschlag wurde nach dreitägigen sehr stürmischen Verhandlungen, in welchen Jourdan eine außerordentliche Hartnäckigkeit entwickelte, verworfen. Als dieses Resultat bereits deutlich durch die Stimmung der Majorität angekündigt wurde, bemühte er sich, durch die Furcht vor einem Gewaltstreiche von Seiten des Directoriums auf die Gemüther seiner Gegner, wie der Unentschlossenen, zu wirken. „Schwören wir," begann er in hehrer Begeisterung, „daß wir nur als Leichen von unsern curulischen Sitzen uns trennen lassen wollen. . . Volksvertreter, lasset Euch in solcher Krisis durch nichts stören. . . Freiheit oder Tod!" Gesprochen hat er diese Worte am 28. Fructidor VII. (Sept. 1799), 55 Tage vor dem 18. Brumaire, von welchem Napoleon's Allgewalt sich herschreibt. Einer der Eifrigsten war Jourdan gewesen in den Bestrebungen gegen die neue Ordnung der Dinge, darum wurde in den ersten Tagen der Consularherrschaft sein Name in eine Proscriptionsliste eingetragen, die jedoch lediglich nur als Warnung gelten sollte. Später in das Departement der Charente zu polizeilicher Aufsicht verwiesen, erlangte er durch seiner Freunde Vorschub die Vergünstigung, solches Exil in einem Landhause 10 Stunden von Paris zubringen zu dürfen. Diesem folgte, nach Verlauf von 8 Monaten, die vollständige Begnadigung, und die Ernennung (24. Juli 1800) zu dem Posten eines bevollmächtigten Ministers der Republik in Piemont. Für solche Beförderung dankte Jourdan dem ersten Consul in einem möglichst unterthänigen Schreiben, dann begab er sich nach Turin, um zuerst als Minister, dann als Administrateur-général in Weisheit und Mäßigung der Provinz vorzustehen. Piemonteser von der entgegengesetztesten Gesinnung, auch König Karl Emanuel selbst haben Zeugniß gegeben von dieser Weisheit, der König, indem er, nach seiner Thronbesteigung ein schmeichelhaftes Schreiben, dem sein in Diamanten gefaßtes Bild beigefügt war, an Jourdan richtete. In seiner hohen Stellung zu Turin durch Menou ersetzt, empfing Jourdan den Rang eines Staatsraths, gleichwie er in dem Beginne der kaiserlichen Regierung zum Reichsmarschall, zum Großofficier der Ehrenlegion und zum Chef der 16. Cohorte ernannt wurde, auch einige Monate lang die Armee in Italien befehligte, 1805. In diesem Commando wurde ihm jedoch Massena zum Nachfolger gegeben, bevor der neue Krieg mit Österreich zum Ausbruch kam und auch zu einer Stelle im Senat konnte der Marschall nicht gelangen, so vielfältig er hierzu von dem Wahlcollegium des Departements der Haute-Vienne in Vorschlag gebracht wurde. Unbehaglich sich fühlend in dem Kaiserthume selbst, verhieß Jourdan sich ein besseres Glück in dem Dienste von diesem oder jenem von Napoleon's Brüdern, und gar willig folgte er dem neu improvisirten König Joseph nach Neapel, wo er das Gouvernement der Hauptstadt, ein Großwürdenkreuz in dem Orden beider Sicilien und von Baiern den St. Hubertusorden empfing. Drei glänzende Jahre verlebte Jourdan in Neapel, dann folgte er seinem König nach Castilien, um bei der Armee die Verrichtungen eines Major-général anzutreten. Nicht Lorbeeren, nur Dornen hat er jenseit der Pyrenäen aufgelesen, wo gleichsam eine neue Welt seiner wartete. Den Generalen des Kaiserthums, seinen Collegen, als eine perruque de la république lächerlich, fand er in Engländern und Spaniern Feinde, deren Kriegsmanier ihm ganz unverständlich war. Besonders gibt in der Schlacht von Talavera, 27. und 28. Juli 1809, seine Unbeholfenheit sich zu erkennen. Die Erneuerung der Schlacht am 28. hatte er misbilligt. Sie wüthete auf allen Punkten, wie er noch immer seine Gründe geltend machte, und soviel gab König Joseph auf seinen Rath, daß urplötzlich der glänzendsten Erfolge Lauf gehemmt und eine Waffenruhe geboten wurde, die von 9—12 Uhr Mittags trefflich die Engländer zu benutzen verstanden. Als denn endlich der schwankende König das Gefecht herstellen ließ, fanden seine Generale auf allen Punkten unübersteigliche Hindernisse, eine durchaus veränderte Richtung der Ereignisse. Victor zumal, der unerschütterlich auf die Erneuerung der Schlacht bestanden hatte, kannte in seinem Unwillen keine Grenzen, und schied, in steigender Abneigung gegen Jourdan, schon am 1. Aug. mit seinem Truppencorps von der Hauptarmee. Es blieb aber nicht bei diesem einen Vorfall, und durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Zänkereien ermüdet, von allen seinen Collegen im Commando als der Sündenbock angeklagt, sah der Major-général sich dahin gebracht, um seine Entlassung ansuchen zu müssen. Wiederum bezog er des Vaters Haus zu Limoges, ohne daß seine Entfernung auf die Angelegenheiten in Spanien besonders vortheilhaften Einfluß geübt hätte. Joseph blieb ihm auch gewogen, und dieser Gunst, der Armuth und Dürre der Zeit überhaupt ist es zuzuschreiben, daß nochmals des Imperators Blicke sich dem Verstoßenen zuwendeten, als demjenigen, der am besten befähigt wäre, in kritischen Augenblicken die Mängel in Joseph's Persönlichkeit zu ersetzen. Jourdan hat niemals den Anmuthungen der Eitelkeit zu widerstehen vermocht. Im September 1812 befehligte er die Armee des Centrums, welche wesentlich beitrug, die Aufhebung der Belagerung des Castells zu Burgos zu er-

zwungen. Als im Frühjahr 1813 Joseph den Oberbefehl der vereinigten Heere von Portugal, vom Centrum und von Süden übernahm, stand Jourdan als Major-général ihm zur Seite, und es mag sein Einfluß auf den Gang der Berathungen, auf die Bewegungen des Heeres noch so unerheblich gewesen sein, er hat davon, in Gefolge seiner amtlichen Stellung, die ganze Verantwortlichkeit übernommen. Allerdings ward es, bei der numerischen Überlegenheit der Verbündeten, eine Unmöglichkeit, die Linien des Duero und Ebro zu behaupten, aber die Schlacht von Vittoria hat Jourdan in unverantwortlicher Weise eingeleitet, vorzüglich als unthätiger Zuschauer der Bewegungen, wodurch der Feind seine Aufstellung an dem östlichen Ufer des Ebro vollendete. Der Marschall wollte, so scheint es, in der vortheilhaften Stellung von Vittoria alle seine Truppen an sich ziehen, bevor er zu einem Wagniß sich entschlösse. „hombre irresoluto y espacioso," nennt ihn deshalb Toreno, „hasta en su daño, y mas ahora que recordaba perdidas, que padeció en Ansberg y Wurtzburgo por haber entonces destacado fuerzas del cuerpo principal de batalla." Alle die Schätze, welche Joseph aus Madrid zu entführen versucht hatte, der ungeheuere, den Bewegungen eines Heeres allerdings sehr hinderliche Zug von Packwagen, welchem französische Eitelkeit vorzüglich den Verlust der Schlacht, 21. Juni 1813, zuschreiben möchte, Jourdan's Marschallstab sogar, blieben den Siegern zur Beute. Das schreckliche Ereigniß weckte endlich den Kaiser aus seinen dynastischen Traumen; er begann die Unfähigkeit seines Bruders zu argwohnen, erinnerte sich, daß er im Jahre 1797 keine Compagnie den Befehlen Jourdan's anvertraut haben wurde, und entsendete nach den Pyrenäen, als seinen General-Lieutenant, mittels Decret, d. d. Dresden, 1. Juli 1813, den Marschall Soult. An demselben Tage, als dieser in St. Jean-de-pié-de-port das Commando antrat, am 12. Juli, verließen beide, Joseph und Jourdan, das Heer, dieser jedoch, wiewol in Ungnade, zu dem Kriegsbefehl der 16. Division in der Normandie berufen. Von seinem Hauptquartier in Rouen von dem Gesichtspunkte eines Malcontenten aus, sah der Marschall die den Fall des Kaiserthums herbeiführenden Ereignisse; am 2. April 1814 nahm er bereits royalistische Agenten auf, und am 3. zeigte er schriftlich der provisorischen Regierung seine Unterwerfung an. Ein Tagsbefehl, den er am 8. Juni an die Truppen seiner Division richtete, schließt in folgenden Worten: „Schwören wir Gehorsam und Treue für Ludwig Stanislaus Xaver und schmücken wir uns mit der weißen Cocarde, als dem Zeichen der Begrüßung eines Ereignisses, durch welches dem Blutvergießen Einhalt gethan, der Friede gewonnen, das Vaterland gerettet wird." Die schleunige Unterwerfung verschaffte dem Marschall die Bestätigung in seinem Gouvernement, die Pairswürde und etwas später, den Grafentitel. Darum zeigte er sich dem von Elba wiederkehrenden Kaiser einigermaßen spröde: das Maifeld endlich veranlaßte ihn, seine ländliche Einsamkeit zu verlassen und dem Machthaber seine Dienste anzubieten. Sofort wurde er in die Pairskammer eingeführt, und zu dem Commando der 6. Division, Besançon, ernannt. In dieser Stellung hatte er alsbald gegen die Österreicher sich zu vertheidigen. In Besançon blokirt und verschiedentlich aufgefodert, die Lilienfahne aufzupflanzen, fand er es, nach der ganzen Richtung seines Charakters und seiner Fähigkeiten, nicht allzu schwer, in diesen Verwicklungen die sichere Mittelstraße einzuhalten. Wiederum ist er unter den höhern Generalen einer der ersten gewesen, die königliche Gewalt anzuerkennen. Er wurde von Ludwig XVIII. am 10. Januar 1816 zum Gouvernement der 7. Division, Grenoble, berufen, er präsidirte auch in dem Kriegsgerichte, welches, wegen des Marschall Ney zusammenberufen, sich incompetent erklärte. Im J. 1819 wurde ihm die 1815 verwirkte Pairswürde auf das Neue verliehen. Die Revolution von 1830 vertraute ihm für wenige Tage das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und ernannte ihn demnächst zum Nachfolger des Generals Latour-Maubourg in dem Gouvernement de l'hôtel des Invalides. In diesem ehrenvollen Ruheposten starb Jourdan den 24. Nov. 1833, und wurde mit großer Feierlichkeit in der Kirche der Anstalt beigesetzt. Mittlern Wuchses, wohlbeleibt, nachlässig und ungeschickt in seiner Haltung, verlor er außerordentlich durch die Vergleichung mit Championnet, Kleber, Marceau, Hoche (wir sprechen, wie man sieht, von Erinnerungen aus dem J. 1796); denn seine unschöne Physiognomie war durchaus unbedeutend, obgleich der aufmerksame Beobachter einige Züge der Schlauheit, welche der Bergbewohner, und namentlich der Limosiner Erbtheil zu sein pflegt, hätte entdecken mögen. Manchmal und für kurze Zeit belebten sich auch diese starren, finstern Züge. Gesellschaften mied der General der Sambre-et-Meuse, nicht aus Verachtung, sondern weil er sich in höhern Cirkeln unbequem und bedrückt fühlte. Das mag sich mit dem Steigen aller Beziehungen verändert haben. Gewaltthätigkeit, Frevel, Raubsucht, waren ihm widerwärtig; was in seinen Kräften stand, um den Ausschweifungen einer aller Disciplin entfremdeten Armee zu wehren, das hat er versucht; es hat auch diese Armee selbst 1796 sich mehr nicht zu Schulden kommen lassen, als die von Moreau und Bonaparte geführten Heere. Allein die Sambre- und Maasarmee war unglücklich, und dieses foderte zur Rache heraus, in That und Wort. Außer den oben angeführten Bemerkungen über die Operationen der Donauarmee, 1799, hat Jourdan geschrieben: Mémoires pour servir à l'histoire sur la campagne de 1796. contenant les opérations de l'armée de Sambre-et-Meuse. (Paris 1819.) In dieser Schrift sucht er, unter dem Mantel der Anonymität, verschiedene Äußerungen und Ansichten in des Erzherzogs Karl Grundsätzen der Strategie zu widerlegen. Er hat Memoiren hinterlassen, deren baldige Erscheinung verheißen. Die Witwe Jourdan's ist 1840, in dem Alter von 83 Jahren, zu Limoges gestorben.

5) Matthäus, zugenannt Coupe-tête, hieß eigentlich Jouve, wie sein Vater, der Schenkwirth zu St. Just, in dem Ländchen Velay, unweit der Hauptstadt le Puy, geheißen hat. Geboren 1749, versuchte Matthäus sich zuerst als Fleischerknecht, dann erlernte und

betrieb er das Gewerbe eines Schmieds. In dem Alter von 18 Jahren heirathete er; nicht lange, so verließ er Weib und Kind, um an den Grenzen von Savoyen sich einer Schleichhändlerbande anzuschließen. Mehre Mauthbeamte hat er um des Schleichhandels willen getödtet, bis er ergriffen und durch Spruch des Gerichtshofs zu Valence verurtheilt wurde, seine Verbrechen auf dem Rade zu büßen. Es gelang ihm jedoch, dem Kerker zu entfliehen und als Gemeiner bei dem Regimente Auvergne einzutreten; da mag er nicht sonderlich sich gefallen haben, er desertirte, diente dem Marschall von Vaux als Stallknecht, und hielt 1787 und 1788 zu Paris eine Schenkwirthschaft. Damals hieß er le Petit; denn als Deserteur hatte er weislich den Regimentsnamen Jourdan aufgegeben. Die Propination scheint ihm nicht gar einträglich geworden zu sein; mit Freuden entschlug er sich deren, um bei den ersten Metzeleien der Revolution, als des blutigen Handwerks ausgelernter Meister, sich zu betheiligen. Aus seinem Munde will man vernommen haben, daß er es gewesen, der den beiden Unglücklichen, Foulon und Berthier, die Herzen aus dem Leibe schnitt; er kam auch, mit einer Dragoneruniform bekleidet, nach dem Stadthause, wo er Berthier's blutiges, zuckendes Herz den Wählern vorzeigte, mit den Worten: „Hier ist Berthier's Herz!" Von Schauer erfüllt, vermochte keiner der Anwesenden Worte zu finden, durch Zeichen allein wurde der Kerl bedeutet, sich zu entfernen. Er ging, und jubelnd und jauchzend folgte ihm, der fortwährend auf des Säbels Spitze das Herz trug, ein stets wachsender Volkshaufen. Um ihn herum traten die Canaillen, dazu das bekannte Lied singend: „il n'est point de fête, quand le coeur n'en est pas." Nach solcher Probe seiner Tüchtigkeit hätte nur durch ein Wunder Jourdan der Aufmerksamkeit derer, welche den Zug nach Versailles, 5—6. Oct. 1789, veranstalteten, entgehen können. Vor allen Andern schien er geeignet, das Gelingen der Unternehmung zu fördern, denn namenloser Schrecken ging vor ihm her, und des Schreckens wollte man sich bedienen, um in den Gemüthern der Freunde des Königthums den letzten Funken von Thatkraft zu ersticken. Am Morgen des 6. Oct. fiel der Garde-du-corps Varicourt, der künstlich aufgeregten Wuth des Pöbels erstes Opfer. Nachdem er die gräßlichsten Mishandlungen erlitten, warf sich ein Kerl, in hoher Mütze und langem Barte, auf den beinahe entseelten Leichnam, um ihm den Kopf abzuhacken. Als die Arbeit vollbracht, erhob sich Jourdan, denn er war der Kopfabhauer, vom Boden, mit den Worten: „en voilà déjà un, ce ne sera pas le dernier," dann ging er hin zu einem Schweizer und foderte, die Hände von Blut triefend, eine Prise. Die legte ihm der zitternde Fremdling auf die äußere Fläche der Hand, und gierig schnupfte der Mörder. Gleich darauf übte er an einem andern Garde-du-corps, an Deshuttes, seine Fertigkeit: „bon," sagte er wiederum, „je n'ai eu que deux têtes, je comptais au-moins sur trois-cents." Um seinen Verdruß über die magere Ernte zu beschwichtigen, ging er nach der Schenke und klagte da, bei einem Glase Wein: „je suis fatigué, et cependant j'ai manqué le meilleur coup, la reine, on ne sera guère content de moi." Als er einem dritten Schlachtopfer, dem Garde-du-corps Delamotte, mit geschwungenem Beile zuschritt, wurde dies ihm durch zwei Grenadiere von der Nationalgarde entrissen. Am Nachmittag kehrte das Pöbelheer nach der Hauptstadt zurück; unmittelbar dem königlichen Wagen ging Jourdan vor, umgeben von Pikenträgern, die hoch auf ihren Piken die durch den Meister gefällten Köpfe der Garde-du-corps trugen. Er selbst schwang, in stolzem Hochgefühl, seine von Menschenblut klebrigen Arme, und von Zeit zu Zeit reichte er das blutige Beil, das auf seinen Schultern ruhte, dem Volke dar, mit den Worten: „voyez voir! voilà la véritable cocarde nationale!" und um den Kerl und um die Köpfe tanzten, unter wildem Jubelgeschrei, Weibsleute in Gruppen. Es konnte nicht ausbleiben, daß derjenige, welcher als erster Figurant in dieser Schlächterei auftrat, eine dem Beifalle der Zuschauer angemessene Meinung von seiner Wichtigkeit auffaßte, und ganz unbefangen äußerte Jourdan seinen Anspruch auf eine Bürgerkrone, welche ihm von der Nationalversammlung zuzuerkennen sei. Dieser Anspruch, sein Pochen mit Verrichtungen, die in der nächsten Ruhepause durch das Rad ihm gelohnt werden konnten, und vorzüglich seine Schwatzhaftigkeit, beunruhigten diejenigen, deren Absichten er gedient hatte; sie reichten ihm den blutigen Sold, und bestimmten ihn, für einige Zeit auf fremdem Gebiete seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Seine Gelder legte Jourdan zu Avignon in einem Krapphandel an, und er trieb die friedliche Beschäftigung, bis auch dort die längst vorbereitete Gährung zum Ausbruch kam. Sofort unternahm Jourdan eine Reise nach Paris, vermuthlich um die Instructionen für eine neue, ihm beschiedene Thätigkeit zu empfangen. Das Land, dessen Regierungsverfassung vielleicht die mildeste auf Erden war, die kleine Grafschaft Venaissin, hatte ihre Revolution gleich dem großen Frankreich, welchem eine neuerungssüchtige Partei ihre Heimath einzuverleiben strebte. Unerhörte Grausamkeiten wurden verübt in dem auf so engem Raume geführten Bürgerkriege, und zuletzt erschossen die Patrioten ihren eigenen General, den Irländer Patrix, auf den bloßen Verdacht, daß er einen Gefangenen von Bedeutung, de Tourreau, habe entwischen lassen. Die Patrioten, oder, wie sie in ihrem Kanzleistyl sich nannten, les braves brigands d'Avignon, wählten sich zur Stunde einen neuen Anführer, und zwar, wie billig, einen Mann, der über jeden Verdacht einer menschlichen Regung erhaben. Coupe-tête, den Willen des Heeres vernehmend, warf sich über seines Vorgängers blutenden Leichnam, hackte ihm die Finger ab, steckte dieselben, einen nach dem andern, in den Mund, schmatzte damit, als rauche er Tabak, und durchwanderte, das Spielzeug zwischen den Zähnen, alle Abtheilungen des Räuberheeres. In dieser symbolischen Handlung den Oberbefehl von Scharen, so würdig des Feldherrn, antretend, schien er einen Augenblick das Lager der Gegner bei Ste. Cecile bedrohen zu wollen, dann wendete er sich gegen die Stadt Carpentras, das Bollwerk der päpstlichen Herrschaft. Mit großem Muthe widerstanden die Bürger wiederholten Angriffen, nament-

sich am 25. April 1791, einer achtstündigen Beschießung mit glühenden Kugeln; sie tödteten den Belagerern an 600 Mann und trieben sie bis nach Monteux zurück. Aber die lachende Aussicht auf Beute führte unablässig in das Lager der braves brigands Verstärkung; Galeerensklaven, Mörder, Ausreißer, strömten ihnen aus allen Gauen Frankreichs zu, und wiederum konnte Jourdan mit seinen Generalen Chabran, Abbé de Fontvielle, Abbé Olive de la Rouvère angriffsweise verfahren, an der Spitze von 6000 Mann in Cavaillon, Ivor, Caumont, Baume, Aubignon, Pioleno, große Summen erpressen, dann abermals, 6. Mai, Carpentras bedrohen. Jedoch wurde ein Doppelsturm mit großem Verluste abgeschlagen, und der Rest des Belagerungsheeres, vollends entmuthigt durch einen glücklichen Ausfall der siegenden Bürger, eilte in wilder Flucht zurück nach Avignon. Von dessen Einwohnern verlangte Jourdan ein patriotisches Geschenk von 6000 Livres; sie verweigerten das, sammelten jedoch Beiträge für die Angehörigen derjenigen, welche vor Carpentras umgekommen waren. Ihre Laubeit nahm Jourdan sehr übel auf. Er drohte, entwarf eine Proscriptionsliste, sprach seine höchste Unzufriedenheit über die Führung der Municipalität aus, und daß er wol sich genöthigt sehen könnte, die unmittelbare Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Darüber verbreitete sich unter der Bürgerschaft großer Schrecken, Viele flüchteten, sodaß eine um diese Zeit veranstaltete Zählung nunmehr 6000 Einwohner, statt der 25,000 des vergangenen Jahres fand. Um so gebieterischer durfte, mußte Jourdan verfahren, da ihn selbst der eigenen Soldaten Geschrei um Sold beängstigte. Er foderte die augenblickliche Entrichtung von 24,000 Livres, dann eine Lieferung von Schießpulver und Kanonenkugeln. Duprat, Lescuyer, Mainvielle, Tournal unterstützten sein Begehren, während die Mehrzahl der Municipalen in ihrer Weigerung verharrte. Unter der Verheißung, die widerspenstige Stadt seine Rache fühlen zu lassen, zog Jourdan hierauf nach Carpentras. Vom 25—27. Mai währte die abermalige Belagerung, deren Schrecknisse durch das Einwerfen von glühenden Kugeln erhöht wurde. Gleichwol verunglückte vollständig der versuchte Hauptsturm, und schwere Niederlage erlitten die Räuber. Gezwungen, die Belagerung aufzuheben, wollte Jourdan die im Schußbereiche der Festung liegen gebliebenen Verwundeten nicht zurücklassen. Er sandte seine Cavalerie aus, jeden Reiter versehen mit einem zu einer Schleife gedrehten Stricke, dessen anderes Ende an des Pferdes Schwanzriemen geheftet war. Dem Schlachtfelde zureitend, warf der Reiter den ihm zunächst liegenden Todten oder Verwundeten seine Schleife um den Hals; schnell hierauf die Mähre wendend, jagte er im Galopp über Stock und Stein, bis er außer der Schußweite angekommen war; dann wurde die Schleife aufgelöst, und der Patient, in sofern einiges Leben in ihm zu verspüren, der Pflege übergeben. „La vengeance bouillonne dans mes veines.“ schrieb Jourdan nach Avignon, aber dem bösen Geschick mußte er weichen, und abermals, für bessere Tage sich aufsparend, Zuflucht in der Hauptstadt suchen. Bescheiden wie eine geschlagene Armee, sagt das Sprüchwort, welches auch an Jourdan sich bewährte. Vollkommen versöhnte er sich mit der verhaßten Municipalität, die dagegen beinahe mehr denn ihren Kräften angemessen, den neuen Freunden bewilligte, namentlich 180,000 Pfund Brod, und an Fleisch und Wein, soviel in der Stadt vorhanden. Überfluß herrschte seitdem in dem Lager der Räuber, und hatte Jourdan insbesondere täglich 30 Gerichte auf seiner Tafel. Inzwischen waren zu Paris, in der Nationalversammlung, wunderliche Dinge über Avignon verhandelt worden; es schwankten die Väter zwischen einer heftigen Begierde nach dem Besitze der wol gelegenen Provinz und zwischen der feierlich ausgesprochenen Erklärung, daß die große Nation auf jeden Gedanken einer Vergrößerung verzichte, und vielleicht nur um ihre Verlegenheit zu verbergen, vielleicht um die Umstände abzuwarten, oder die Katastrophe zu beschleunigen, ernannte die Versammlung Commissarien, die eine Versöhnung der in Avignon sich befehdenden Parteien bewirken sollten. Diese Vermittler, Verninac de S Maure, Lescene-Desmaisons und der Abbé Mulot, trafen am 13. Juni in Orange ein, und dahin entboten sie die Municipalitäten der beiden Krieg führenden Mächte. Obgleich die Commissarien, einzig mit den wüthendsten Demagogen aus Avignon verkehrend, eine Parteilichkeit verriethen, welche vollkommen den Sympathien der Nationalversammlung für jegliche Art von Nichtswürdigkeit angemessen, so kam dennoch ein Praliminarvertrag zu Stande, dessen Folge die Verabschiedung der von beiden Seiten aufgestellten Streitkräfte und die Einführung französischer Völker in die Stadt Avignon sein sollte. Dahin begaben sich auch, 20. Juni, die Commissarien, um die weitern Zwecke ihrer Sendung zu verfolgen. Sehr förderlich ward ihnen dafür die gegenseitige Parteiwuth. Nach der Commissarien Meinung sollte die Pacification vorzüglich dienen, um die Gegner der Revolution zu entwaffnen; das wurde an mehren Orten von des Volkes richtigem Instinct erkannt, und die Einwohner von Caromb erschlugen darum ohne weitere Form die bewaffneten Räuber, die, im Vertrauen auf das Friedensinstrument, in ihre Heimath zurückkehrten. Während dieses Ereigniß, einzeln genommen, hinreichen konnte, um eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu rechtfertigen, bereiteten in Avignon selbst die Manner, durch welche Jourdan geleitet, Duprat, Mainvielle, Tournal, Lescuyer, die an der widerspenstigen Municipalität zu nehmende Rache vor. Auf entgegengesetzten Wegen, in durchaus verschiedenen Absichten, gelangten die Friedenscommissarien, Brigands, Moderantisten, Papalisten zu demselben Ziele. Mulot ließ sich in dem Jacobinerclub zum Erzbischof von Avignon wählen, die Linientruppen wurden aus der Stadt entfernt und durch 500 Mann aus Nimes herbeigerufene Nationalgarde ersetzt, dann foderten die Commissarien die Gesammtheit der Bürgerschaft nach der Domkirche, auf daß sie eine bestimmte Erklärung über die Vereinigung mit Frankreich abgebe. Die Commissarien, nachdem sie zu der Versammlung gesprochen, verließen die Kirche, und Jourdan, betrunken wie gewöhnlich, bestieg die Kanzel, um diejenigen, welche für den Papst und gegen die Vereinigung mit Frankreich

stimmen würden, zu bedeuten, daß sie auf der Stelle in die Todtengrüfte hinabgestürzt werden sollten. Eine ernste Drohung; denn kurz vorher waren die Gewölbe, männiglich zu namenlosem Schrecken, geöffnet worden, und es gähnten von allen Seiten finstere Abgründe jene deliberirende Urversammlung an. Unter dem doppelten Einflusse religiöser und physischer Furcht wurde das Gesuch um Vereinigung, welches bald darauf die Nationalversammlung sanctioniren sollte, erpreßt. Vorher schon hatte Jourdan angefangen, seine entlassenen Soldaten wieder einzuberufen; allen Vorschub dazu empfing er von den Deputirten der Nationalversammlung, die, wie gesagt, niemals im Ernste die Entwaffnung der Räuber gewollt hatten, und scharenweise kehrte das nur für kurze Zeit entfernte Gesindel zu den wohlbekannten Fahnen zurück. An der Spitze einer bedeutenden bewaffneten Macht durfte Jourdan es wagen, selbst den Commissarien der Republik zu befehlen. Sie drohten, die Linientruppen zurückzurufen, und die Räuber versuchten am 17. Aug. sich des Zeughauses zu bemächtigen, ohne doch den hartnäckigen Widerstand der Nationalgardisten von Nimes überwältigen zu können. Darauf rückten die Räuber den Commissarien vor das Haus, vermaßen sich, Angesichts derselben, nimmermehr die Linientruppen einzulassen, Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen, und verbreiteten sich endlich durch die Straßen, unter dem Rufe: „zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen; todtgeschlagen wird, wer nicht zu uns hält!" Die erschreckten Commissarien geboten den Linientruppen, sich zurückzuziehen, und einer von ihnen, Verninac de St. Maur, ließ sich förmlich in das Räuberheer aufnehmen. Am 20. Aug. kam Jourdan wiederum nach dem Zeughause, die von de Ferrières, dem Commandanten der französischen Linientruppen, angelegten Dienstsiegel wurden abgerissen und die Thüren erbrochen. Mulot und Lescene-Desmaisons eilten dem Schauplatze dieser neuen Gewaltthat zu, um zu protestiren und den Frevler mit der Rache Frankreichs zu bedrohen, Jourdan aber schickte sie mit groben und beleidigenden Worten nach Hause, bemächtigte sich der vorgefundenen Waffen und ließ an dem Eingange des Arsenals zwei mit Kartätschen geladene Kanonen aufführen. Meister der wichtigsten Postirungen in der Stadt, umzingelten am folgenden Tage, 21. Aug., die Räuber, unter denen auch Verninac aufzog, das Rathhaus, ergriffen daselbst und brachten nach dem Gefängnisse 40 Personen, mehrentheils Municipale, während der Maire und der Procureur-syndic durch eilige Flucht nach dem linken Rhoneufer, dem ihnen geschworenen Tode entgingen. Eine strenge Hausvisitation, in dem Laufe der Nacht ausgeführt, lieferte noch eine Menge Gefangener, und namentlich entging den Häschern nicht ein einziger Municipalbeamter, die wenigen ausgenommen, die bei Zeiten die Flucht ergriffen. Die Gefangenen alle wurden nach dem Karmeliterkloster gebracht. Damit die Stadt nicht ohne Verwaltung bleibe, wurde von den Räubern ein neuer Gemeinderath bestellt, mittels dessen Jourdan, Mainvielle, Duprat, Lescuyer über das Leben und Vermögen der Einwohner unumschränkte Herrschaft übten. Unter dem Vorwande, versteckte Waffen zu ermitteln, wurden abermals die Häuser durchsucht, und die vorgefundenen Gelder, sammt den leicht verkäuflichen Gegenständen weggenommen. Wehe aber dem Diebe, der es unterlassen hätte, mit Jourdan zu theilen, ohne Gnade wurde er Spießruthen gejagt. Die Deputirten der Nationalversammlung mußten unter solchen Umständen endlich einsehen, daß ihr fernerer Aufenthalt überflüssig sei. Sie thaten, wie schon vorher die Männer von Nimes gethan hatten, und gingen nach Paris zurück, begleitet von einigen der einflußreichsten unter den Räubern, namentlich von Jourdan's Adjutanten Rovère und von Duprat. Diese waren angewiesen, im Namen der Provinz die Vereinigung mit Frankreich zu fodern, sprachen auch am 9. Sept. in solchem Sinne zu der Nationalversammlung. Am 17. Sept. gelangte die Nachricht, daß das Begehren günstig aufgenommen worden sei, nach Avignon, und wie zu erwarten, fanden in ihr die Räuber einen Sporn zu fernern Gewaltthaten. Es begann in den Kirchen das Bilderstürmen, oder, wie aller Orten und zu allen Zeiten der Ausdruck zu umschreiben ist, die zügelloseste Beraubung und Ausplünderung von Kirchen, Klöstern und öffentlichen Gebäuden. Zu Pont-de-Sorgues trieb die Rotte es so arg, daß der Abbé Mulot, den die Sorge um sein vermeintliches Erzbisthum Avignon in l'Isle festhielt, sich veranlaßt fand, dahin einige ihm zu Gebote stehende Mannschaft zu detachiren. Es hielten aber, auf den von Jourdan empfangenen Befehl, die Räuber Stand; sie tödteten fünf Husaren und mußten doch endlich mit Verlust und mit Zurücklassung mehrer Gefangenen weichen. Darauf ließ Jourdan wiederum in Avignon einige der angesehensten Bürger greifen; sie sollten, schrieb er an Mulot, als Geisel für die gefangenen Brigands dienen, und gehenkt werden, falls diesen das mindeste Leid widerfahre. Des Kirchenraubs Frucht, die heiligen Gefäße, verkauften Jourdan und seine Gesellen an Juden, die nicht ermangelten, die Monstranzen und Kelche öffentlich als Nachttöpfe zu gebrauchen. Der Anblick dieser grausenhaften Entheiligung, nicht aber, wie doch vorgegeben worden, die Thränen einer Bildsäule der heiligen Jungfrau, brachten die Einwohnerschaft, die bisher in Schafsgeduld das Unglaubliche ertragen, zur Verzweiflung; ein Aufruhr, in dem mehre Menschen das Leben verloren, wurde kümmerlich unterdrückt, aber die öffentliche Stimmung blieb dermaßen feindlich, daß Jourdan bereits sich entschlossen hatte, die Stadt zu räumen. Nur wollte er vorher, damit man ihn nicht beschuldige, sein Werk unvollendet zu lassen, das Leihhaus ausplündern. Aber indem seine Getreuen dort wirthschafteten, in dem Palladium der ärmern Volksclassen (denn dieser wahrhaftige monte di pietà nach italienischem Zuschnitte, nahm bis zu 50 Scudi Capital keine Zinsen), entflammte sich der so lange verhaltene Ingrimm des Volkes zu einem allgemeinen Aufrufe. Die Weiber versammelten sich in der Minoritenkirche, und dahin wurde, 16. Oct., der Secretair der Municipalität, der berüchtigte Lescuyer, geschleift. Ihn foderte die Versammlung zur Rechenschaft wegen des in Kirchen und Leihhaus verübten Raubes. Eine befriedigende Antwort konnte der Spitzbube nicht geben, und vor dem

Hochaltar empfing er den verdienten Lohn. In Ermangelung anderer Waffen erdolchten ihn die Weiber mit ihren Scheeren. Den Hergang hatte Jourdan nicht verhindern können, wiederholt nicht verhindern wollen; als die That vollbracht war, ließ er seine Unterbefehlshaber zusammenrufen und sie einen furchterlichen Eid, daß der Brudermord gerächt werden solle, schwören. Die Sturmglocke ertönte, in allen Straßen wurde Appell geschlagen, die Räuber zu den Waffen zu fodern. Hingegen erhoben sich auch die Bürger in der Stadt, die Einwohner der nächsten Dörfer, um den Frauen in der Minoritenkirche zu Hilfe zu eilen, und es entspann sich ein heftiges und anhaltendes Gefecht, in welchem allein der Räuber Feuergewehr und Kanonen über die ländlichen Waffen ihrer Gegner, Stöcke, Beile und Mistgabeln, siegten; mit grenzenloser Wuth wurden die Überwundenen in ihrer Flucht von den Siegern verfolgt. Darauf ließ Jourdan die Stadtthore schließen, und in der Nacht, bei Fackelschein, begab er sich unter dem Geleite von 200 auserlesenen Mördern nach dem Gefängnisse. Da hielt er seit dem 21. Aug. 86 Personen, darunter Frauen und Kinder, gefangen. „Der abgeschiedenen Seele seines Freundes Lescuyer wolle er eine Hecatombe opfern," sagt Couvertête, und es werden die Thüren des Hauses erbrochen, die Gefangenen gemustert. Raphel, der Richter, führte etwas einem Protokoll Ähnliches, stellte einige Fragen und verkündigte das Todesurtheil. Das wurde sofort vollstreckt; bewaffnet mit Säbel oder eisernen Stangen, berauscht von einem Tranke, den der Schwiegervater des jüngeren Duprat, ein Apotheker, als ein Mittel, ihre Wuth zu steigern, bereitet, warfen die Mörder sich auf die wehrlosen Opfer und es begann die gräßlichste Metzelei, in der namentlich Jourdan durch persönliche Leistungen mit dem Sohne Lescuyer's wetteiferte, und in der als eine eigenthümliche Episode die Behandlung der schwangern Frauen figurirt. Man schnitt ihnen den Leib auf. Als die Schlachter sattsam ermüdet waren, gebot Jourdan, die Leichname in das über 100 Fuß tiefe Verließ eines der Thürme des apostolischen Palastes, an das Gefängniß anstoßend, und wegen des daneben belegenen Eiskellers la Glacière genannt, hinabzustürzen; den Todten ließ er die schwer oder leicht Verwundeten nachwerfen, Alle ohne Unterschied mit frisch gelöschtem Kalk überschütten, dann den Eingang der Höhle zumauern. Die übrigen Quartiere der Stadt blieben ebenso wenig verschont, und vom Morgen an und die ganze zweite Nacht hindurch währte das Plündern, Mishandeln und Morden. Die Häuser wurden gestürmt, viele Menschen, ganze Familien in ihren Wohnungen niedergemacht. Der Kaufmann Lami wurde aus seinem Hause gerissen, um auf der Straße abgeschlachtet zu werden, sein Kind, ein Knabe von 12 Jahren, lief den Mördern nach, fiel auf die Knie, faltete die Hände, flehte weinend um Gnade für seinen Vater. Inmitten seines Flehens wurde er zuerst und nach ihm der Vater ermordet. Ganzer 21 Tage dauerte für Avignon ein Zustand, den keine Phantasie sich denken, sondern ein Augenzeuge allein für möglich halten kann. Fortwährend blieben die Thore geschlossen, wurde Niemand weder ein- noch ausgelassen. Mit einer Elite von 500 Mann hauste Jourdan in dem apostolischen Palaste; alle Zugänge waren durch Geschütz verwahrt, dahin waren alle in der Stadt aufgefundene Vorräthe geschafft worden, sodaß im Falle einer Belagerung die Feste für ein ganzes Jahr Proviant hatte. Aber es hatte mittlerweile Ludwig XVI. am 2. Oct. den Beschluß der Nationalversammlung über die Vereinigung sanctionirt, und es trafen die von dem Ministerium zu dieses Geschäftes Vollziehung ernannten Commissarien, Lescene-Desmaisons, Champion de Villeneuve und Beauregard, am 21. Oct. in Orange ein. Von der Lage der Dinge in Avignon unterrichtet, verfügten diese Commissarien sogleich die Befreiung der unglücklichen Stadt. Am 7. Nov. erschien in deren Angesichte Choiy an der Spitze von 3000 Mann; er ließ die verschlossenen Thore öffnen, nach dem Einzuge der Truppen aber wiederum schließen. Jourdan, zurückgezogen in seine Höhle, hatte sich zur Vertheidigung gerüstet; es entsank ihm jedoch, als er die Kanonen auffahren sah, der Muth, und in schimpflicher Eile überlieferte er sich, seine Bande und seine Festung dem französischen General. Am folgenden Tage kamen auch die Commissarien nach der Stadt, um von Seiten der interimistischen Municipalität die Schlüssel, und als Stellvertreter des Königs und des französischen Volkes die Huldigung der Bürgerschaft zu empfangen. Aber der Bevölkerung allgemeine und tiefe Trauer wirkte störend auf die Feier; Väter, Ehemänner, Mütter, Kinder, in Thränen gebadet, warfen sich den Commissarien zu Fußen und foderten die ihnen entrissenen Theuren zurück. Daß von den 86 Gefangenen, an welchen in jener Mordnacht Jourdan seine Rache gesucht, 25 beim Leben erhalten worden, versicherte ein am 17. Oct. von der Municipalität aufgenommenes Protokoll, und dessen Glaubwürdigkeit wagten die Commissarien nicht zu bezweifeln. Sie begaben sich also nach dem Gefängnisse, des Willens, die so wunderbar Erhaltenen der Freiheit wiederzugeben, fanden aber die stillen, leeren Räume. Sie ließen die Glacière öffnen und, des von dort aufsteigenden gräßlichen Todtengeruchs ungeachtet, untersuchen, und es zeigte sich deutlich in der Lage der Leichname, daß viele Lebende unter die Todten hingeworfen worden waren. Unbeschreiblicher Jammer verbreitete sich mit dieser Entdeckung über die ganze Stadt, welche hiermit die Gewißheit dessen empfing, was man längst befürchtet, aber zu glauben sich geweigert hatte *). Von Abscheu ergriffen, verfügten die Commissarien auf der Stelle die Verhaftung derjenigen, welche den Mord befohlen und geleitet hatten. Mainvielle, Tournal, Peytavin, auch der Knabe Lescuyer, der, 16 Jahre alt, sieben Personen ermordet hatte, wurden gefangen gesetzt; Duprat, Mende, Jourdan entsprangen. Diesen verfolgte ein Detachement Husaren, das von

*) Auch die Geschichtschreiber wollen bis auf diesen Tag die 25, in dem Protokolle der Municipalität als gerettet verzeichneten Personen — „wir haben uns hierauf selbst von der Existenz dieser Gefangenen überzeugt," sagen die gewissenhaften Protokollführer — nicht aufgeben, und reduciren die 86 auf 61, Wachsmuth gar auf 53 Mordthaten. Nirgends bemerke ich ein ähnliches Streben, die etwa von Royalisten geübten Frevel zu verkleinern.

einem jungen Kaufmanne, Namens Bigonnet, geführt wurde. Auf des Kaufmanns Kopf hatte unlängst Jourdan einen Preis von 50 Louisd'ors gesetzt; unermüdlich zeigten sich dafür jetzt die Verfolger. Durch einen verzweifelten Sprung in die Sorgues meinte der Räuber sich zu retten, ihm nach sprang Bigonnet; auf dessen Brust richtete jener ein Pistol, das versagte, und im Augenblicke wurde er von dem überlegenen Gegner entwaffnet und durch Vorhaltung des Pistols in Furcht gehalten, bis die Husaren hinzukamen und den Gefangenen banden. Hiermit waren von den Anführern der Räuberbande in allem 50 gefangen und konnte die Instruction des Processes ihren Anfang nehmen. Wie kleinmüthig aber jene Verbrecher auf der Wahlstatt sich gezeigt, so besonnen, so verwegen erschienen sie in ihren Aussagen. Nicht für sich, nur auf höhern Befehl wollten sie gehandelt haben. Ferrières, der Anführer der französischen Truppen und vormals Secretair des Herzogs von Orleans, sollte mit ihnen für alles Vorgefallene einverstanden gewesen sein; die Einkerkerungen, die Mordthaten, hieß es ferner, seien auf das Geheiß verschiedener Mitglieder der Nationalversammlung erfolgt, und zeigte, dieses zu bestätigen, Jourdan die von Camus, Bouche, Abbé Mulot und Menou empfangenen Briefe vor. Nichtsdestoweniger verordnete die Nationalversammlung in ihrem Beschlusse vom 26. Nov. die Bildung eines außerordentlichen Gerichtshofes, der sich lediglich mit der Bestrafung der in Stadt und Gebiet von Avignon verübten Verbrechen beschäftigen sollte, und es eröffnete besagtes Gericht seine Sitzungen am 9. Dec. Aber es konnte die Procedur nur langsam vorschreiten; eine Unmasse von Zeugen war zu vernehmen, und deren Aussagen enthüllten Greuel, die anzuhören eine gewöhnliche Menschennatur kaum vermögend war; sehr oft sahen die Richter sich genöthigt, die Zeugen zu unterbrechen und eine Pause zu fodern, damit sie sich erholen könnten von der Beklemmung, der gräßlichen Erzählung Folge, und den Muth fänden, die neuen Qualen, welche des Antheil nehmenden Zuhörers Phantasie verletzen mußten, zu ertragen. Gar erwünscht kam den Jacobinern in Paris dieser langsame Gang der Angelegenheit; sie konnten ihre Kräfte sammeln zu wirksamer Vertheidigung des Kopfabhauers und seiner Mitschuldigen. Brissot war der Erste, der in seinem Patriote français jenen Mördern eine Lobrede zu halten wagte. Aristokraten, die jedes Mitleidens unwürdig, nannte er die Beraubten, die Verstümmelten, die Ermordeten, die lebendig Begrabenen; ihm zufolge verdienten die tapfern Patrioten höchstens Misbilligung, daß sie zu weit ihre Rache ausgedehnt, daß sie nicht nur gemordet, sondern auch genothzüchtigt, geraubt, gepeinigt und gemishandelt hätten. Am 16. März 1792 trat Couturier in der Nationalversammlung auf, um für Jourdan und dessen Spießgesellen eine vollständige Amnestie zu fodern. Für diesen Antrag sprach sofort Bassal, der Pfarrer von Versailles: „Ich weiß, daß ungewöhnlicher Muth erfoderlich ist, um diejenigen, die von so vielen feilen Federn als Räuber dargestellt werden, in Schutz zu nehmen, allein ich kann nicht umhin, den Eingebungen meines Gewissens zu folgen. Diese sogenannten Räuber haben niemals Jemanden bekriegt, die Despoten allein ausgenommen; sie haben niemals bei Verschwörungen sich betheiligt, nur auf dem Schlachtfelde, und sonst nirgends Blut vergossen, es sei denn, wenn man so will, in der Rache um den an Lescuyer verübten Mord. Und Ihr wolltet, während Ihr alle Verbrechen der Aristokraten vergebt, Patrioten bestrafen für eine augenblickliche Verirrung? Um gerecht zu sein, müßt Ihr alle Fehltritte der Parteien mit demselben Schleier bedecken, über Alle die Amnestie ausdehnen." In demselben Sinne redeten Bazire, Saladin, Grangeneuve, Guadet, Thuriot, Merlin, der reformirte Prediger Lasource. „Wie, Gesetzgeber," brach in heiligem Eifer Lasource aus, „Bouillé, das Ungeheuer, Bouillé lebt noch, und Ihr wollt über Jourdan das Todesurtheil fällen? Die Unglücklichen, welche Vater, Gattin, Kinder, Brüder verloren, sie werden sich trösten. Mag die Nationalversammlung ihnen Beweise von Theilnahme, Wohlthaten, rührende Proclamationen spenden!" Fraissenel, Laureau, Girardin, Vaublanc, Genty erhoben sich mit Macht gegen den Vorschlag, stritten mithin für Wahrheit und Recht, aber den Eindruck ihrer Worte verwischte sofort Vergniaud, der tugendhafte, der sentimentale Cicero der Gironde: „Jourdan's Krieger haben für die Freiheit, für die Revolution gestritten. Was sie auch thaten, es wurde ihnen durch den Wunsch, durch die Absicht, Franzosen zu werden, eingegeben. Sie darum peinlich belangen zu wollen, dieses hieße ein Verbrechen an der Menschheit begehen. Wollt Ihr, als erstes Geschenk, den Bürgern von Avignon Henker und Beile zuschicken? Nein, sendet ihnen Worte des Friedens, lasset sie, die, um Franzosen zu werden, soviel litten, nicht noch mehr leiden, nun sie das geworden sind." Ein gedehntes, wüthendes Bravo der Galerien beantwortete diese Rede, die zwar Vergniaud nur unter dem Einflusse des Berges und gegen seine Überzeugung gesprochen haben soll, versichern seine Verehrer, ohne zu gewahren, daß hiermit der Sophist, Anwalt einer Mörderbande, noch verächtlicher wird. Am 26. März decretirte die Versammlung die vollkommene Vergessenheit der bis zum 8. Nov. 1791 in den Gebieten von Avignon und Venaissin begangenen Verbrechen, und es wurden demnach am 5. April 1792 Jourdan und seine Genossen des Gefängnisses entlassen, von ihren Anhängern im Triumph nach Arles geleitet und daselbst mit einem öffentlichen Freudenfest und mit einem durch drei Nächte fortgesetzten Bacchanal von ihren Brüdern, den Marseillern, empfangen. Dieselben Marseiller waren es, welche am 29. April Jourdan, Mainvielle, Duprat, wieder in Avignon einführten, abermals mit allen Ehren eines Triumphs. Bettavin, einer der Generale der Räuberarmee, an der Spitze von 1800 Mann, eröffnete den Zug. Ihm folgte zu Pferd, in französischer Generalsuniform, eine Lorbeerkrone um die Schläfe, Jourdan, dem die Deputirten der Nationalversammlung sich unmittelbar anschlossen. Nach ihnen kamen, ebenfalls zu Pferde, Mainvielle, Tournal und die Frau des jüngern Duprat, eine Amazone, die der sie umgebenden Helden würdig. Auf einem Wagen, von 22 Eseln gezogen, saßen, mit Lorbeer gekrönt, mit der Nationalcocarde geschmückt, die

Mörder vom 16. und 17. Oct.; ihre Frauen, wahrhaftige Furien der Guillotine, umschwärmten zu Pferde den Wagen. Als Nachhut zog der Jacobinerclub in Corpore auf, und von ihm, wie von Mittelstreffen und Vorhut, gingen während des ganzen Marsches die fürchterlichsten Drohungen aus; jeden Augenblick vernahm man die Worte: „Diesmal soll die Eisgrube voll werden!" Den bedenklichen Aspecten entfloh, wer entfliehen konnte; alle wohldenkende Einwohner, die Beisitzer des jüngst noch thätigen Criminalgerichts vor Allen, wanderten aus; die in des Processes Laufe abgehörten Zeugen, 300 an der Zahl, versteckten sich mehrentheils, weil die Ermittelung eines Zufluchtsortes gar zu schwierig war; denn die benachbarten kleinen Städte, in der Furcht vor Jourdan und seiner Rache, weigerten sich, die Flüchtlinge aufzunehmen. Schwer lastete bereits auf der Stadt Avignon diese Rache. Den Tag nach jenem feierlichen Einzuge galt es den Zeugen. Ohne Barmherzigkeit wurden Alle, die sich greifen ließen, ermordet, ihre Häuser geplundert, und wenn zufällig den Nachbar oder das Nachbarhaus dasselbe Schicksal traf, dann wollten die Räuber schier sich ausschütten vor Lachen, um des unschuldigen Versehens wegen. Auch die übrigen Einwohner, eingeschlossen in ihre Häuser, versahen sich jeden Augenblick ihres Endes. Vollkommen stellte Avignon das Bild einer mit Sturm genommenen Stadt dar, welche der Sieger eben der Plünderung preisgeben will. Am Abend des 30. Aprils besuchte Jourdan den Jacobinerclub. Mit lautem Jubel, mit anhaltendem Beifallklatschen empfangen, redete er zu der Versammlung: „Was habe ich nicht gelitten, Kameraden, was habe ich nicht erdulden müssen, um unsere Entwürfe durchzusetzen!" Nach ihm trat Rapbel, der seit einiger Zeit sein Adjutant geworden, mit dem Vorschlage auf, mit den Verwandten der Schlachtopfer des 16. Octobers und mit den Zeugen des Processes die Eisgrube auszufüllen. Großem Beifall begegnete der Antrag. Mit einer gänzlichen Umwandlung des Personals der Municipalität beschloß Jourdan die Sitzung; sämmtliche Stellen wurden an seine Creaturen vergeben, das Secretariat übernahm Rapbel. Während die neue Municipalität sich anschickte, in alter Weise die Absichten ihres Meisters zu fördern, vereinigten sich jedoch die Ausgewanderten und die in Avignon Zurückgebliebenen zu einem Versuche, das Mitgefühl der Nationalversammlung für ihre Leiden zu erwecken. Eine Deputation begab sich nach Paris, und der Wortführer, Deleutre, entwarf am 7. Mai 1792, Angesichts der Versammlung, ein treues Bild von der Lage seiner Vaterstadt. Es unterstützte ihn aus aller Macht Vaublanc, es bot François de Nantes seine ganze Redekunst auf, die Versammlung zu bewegen, daß sie nicht länger die Urheber, die Werkzeuge der Greuelthaten von Avignon begünstigen möge, aber wiederum trat ihnen eine mächtige Opposition entgegen, Chabot, Merlin, Grangeneuve, Lasource, Vergniaud. Nichts wurde in der Versammlung entschieden, und einzig von dem Drängen der Begebenheiten selbst durften die Avignonesen Abhilfe erwarten. Lescene-Desmaisons, der Repräsentant, hatte in dem Berichte von seiner Sendung gesagt: „Jourdan ist ein roher Mann, doch viel mehr gefühlvoll, als streng. Seiner Kaltblütigkeit verdankt er seinen Muth; wie der schlichte Bürger spricht er. Aus wohlberechneten Gründen übergaben die Leiter, die Anführer jener Bewegungen ihm das Commando. Sie suchten einen Mann, der tapfer, der schmiegsam ihren Befehlen, hinter dem sie, im Falle eines schlimmen Ausgangs, sich verstecken könnten, und der dem Gesetze für alles Dasjenige, was sie veranstalten würden, verantwortlich bleibe." Diese, von Lescene angedeuteten Pfiffigen, nachdem sie ihre Absichten erreicht, saumten nicht lange, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten und die Puppe, die ihnen gedient, sachte bei Seite zu schieben. Das machte sich um so leichter, da die Blutbe von Jourdan's Heere im Juli nach Paris gefodert wurde, um daselbst, unter dem Namen der Marseiller, zu dem 10. Aug. und zu den Scenen des 2. und 3. Sept., Wiederholungen, im großten Maßstabe, der Mordnächte vom 16. und 17. Oct., mit zu wirken. Es hat auch der commandirende General, Montesquiou, das Seinige gethan, um in der so grausam zerrütteten Provinz den Frieden wieder herzustellen. Wenn er, von dem Abzug der Linientruppen aus Avignon an die Nationalversammlung berichtend, hinzufügt — „diese Einrichtungen lassen mich hoffen, daß wir nicht weiter von Avignon hören werden. Gleichwol halte ich für wahrscheinlich, daß noch einzelne Gewaltthätigkeiten von einer Partei, die geraume Zeit unterdrückt, jetzt triumphirend, verübt werden dürften. Das wird aber auch das letzte Ziel für den uns so fürchterlich beschriebenen Ehrgeiz der Marseiller bleiben. Einem Übelstande der Art kann einzig durch Milde abgeholfen werden" — so erregt dergleichen feiges Ableugnen von Seiten eines Mannes, dem mit der bewaffneten Macht die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit anbefohlen, allerdings Verwunderung, aber in den Resultaten rechtfertigte sich in etwas des vorsichtigen Generals Kleinmüthigkeit. Ohne daß er dessen recht inne geworden, sah Jourdan sich der usurpirten Gewalt entsetzt, sah er sich genöthigt, Avignon zu verlassen, um in dem großen Haufen der sogenannten Marseiller sich zu annulliren. Als in der Verzweiflung die wehrhaftige Bevölkerung von Marseille 1793 sich gegen die Tyrannei des Convents erhob, wurde Jourdan, als dieser Tyrannei thätiges Werkzeug, gefangen gesetzt und zur Rechenschaft gefodert. Es errettete ihn Cartaux, einer der Generale des Convents, durch rasches Vordringen, und der Mensch, der das viele Blut in dem Vaucluse-departement vergossen hatte, wurde für dasselbe mit dem wichtigen Posten eines Hauptmanns von der Gendarmerie bekleidet. Den Schrecken, der noch immer den Namen Jourdan begleitete, benutzte er, um gemeinschaftlich mit seinem Vertrauten Rovère die Räubereien der letzten Vergangenheit unter den durch die Umstände gebotenen Modificationen fortzusetzen. Er stand an der Spitze einer sogenannten schwarzen Bande, welche die Veräußerung der Nationaldomainen als ein höchst einträgliches Monopol ausbeutete. Diese Industrie missfiel dem Proconsul, der Anfangs 1794 in Orange sein Wesen trieb und der vielleicht Jourdan's Thaten, seinen Ruf als patriote pur, beneidete. Auf Maignet's Geheiß wurde

er dem Blutgerichte übergeben und verurtheilt, als Föderalist und Contrerevolutionair, der daneben die ihm verliehene Militairgewalt misbraucht, die richterlichen und administrativen Behörden verkannt, die Nationalgüter verschleudert, oder um einen Spottpreis weggegeben habe, alles unter dem Einflusse des von ihm ausgehenden Schreckens. Am 27. Mai 1794 wurde Jourdan in Orange guillotinirt. (*v. Stramberg.*)

Jourdanne (Fluß in Frankreich), s. Jordanne.

JOURE, kleiner Fluß in Frankreich, Departement der Aude, Arrondissement Narbonne. An ihm liegt der Marktflecken Lésignan. (*R.*)

JOURGNIAC-SAINT-MÉARD (Franz von), zuweilen auch blos Saint-Méard und Saint-Méart geschrieben, war ein sehr beliebter geistvoller Schriftsteller Frankreichs, welcher sich durch den Geschmack, Witz und die heitere Laune seiner Werke ein großes Publicum zu erwerben verstand. Geboren zu Bordeaux 1745, stammte er aus einer alten Adelsfamilie in Limousin und widmete sich, ohne seine geistige Ausbildung zu vernachlässigen, dem Kriegerstande. Im Jahre 1766, wenn nicht früher, trat er bei dem königlichen Fußregimente zu Nanci in Dienste, ergab sich aber neben diesem Berufe auch literarischen Beschäftigungen, deren Früchte in einigen nunmehr verklungenen Broschüren bestanden. Mit seinen Freunden und Waffengenossen, dem Grafen Fortia de Piles und Ludwig de Boisgelin, verband er sich auch zur Herausgabe einer jedenfalls satyrischen Schrift über Mesmer, der in Frankreich mit seinem Magnetismus damals geringen Beifall einerntete; diese erschien 1785 zu Paris unter dem Titel: **Correspondance de M*** (Mesmer) sur les trois (? nouvelles) découvertes du baquet octogone, de l'homme baquet et du baquet moral.** Nachdem er zum Ritter des heiligen Ludwigsordens und 1789 zum Capitaincommandanten über eine Compagnie Jäger bei seinem Regimente befördert worden war, gerieth dasselbe am 31. Aug. 1790 in Aufruhr und beschloß, da Jourgniac sehr beliebt war, ihn zur Verwirklichung der gefaßten Vorsätze zum Haupte des gesammten Insurgentenhaufens zu erwählen. Ganz gegen seine Grundsätze, welche das Königthum vertheidigten, übernahm er zwar die Generalswürde, that aber Nichts von dem Allen, was die Aufwiegler von ihm erwarteten, sondern hielt sich in dieser qualvollen Lage, während sein Zögern nach drei Tagen Verdacht der Verrätherei erweckt hatte und ihm ebendarum die Todesstrafe schon zuerkannt worden war, mit erstaunlicher Gewandtheit und Geistesgegenwart so lange, bis er sich retten konnte. Er entkam nach Paris, schrieb hier zum Andenken jener Auftritte eine Tragikomödie in 3 Acten, die auch gedruckt wurde, und gesellte sich einem Kreise von gleichgesinnten Männern zu, welche das **Journal de la cour et de la ville** herausgaben. Bald wurde er einer der Angesehensten unter ihnen, redigirte späterhin mit Gautier dieses Blatt allein und verschaffte demselben, wiewol es dem Geiste der Revolution widersprach, einen langdauernden Bestand; denn die witzige und humoristische Richtung von Jourgniac's Gesinnungen gestattete zwar feste politische Grundsätze, welche ein freisinniges Königthum anprieſen, ließ sich aber von leidenschaftlichem Eifer nicht hinreißen, sondern war gegen Andersdenkende stets duldsam, sodaß er sich nicht nur in den Stürmen der Revolution, wenn auch nicht immer ganz ohne Gefahr, sondern auch nachmals zu jeder Zeit immerdar Freunde bei allen Parteien erwarb. Auch hütete er sich, jene Aufregungen zu Ansprüchen auf äußere Ehre und Vortheile im Staate zu benutzen. Seine witzigen Einfälle, seine unversiegbare Heiterkeit und seine unerschütterliche Geistesgegenwart rissen ihn, obschon er alles Lächerliche seiner Zeit, die daran nicht arm war, eifrig bekämpfte, gewöhnlich als einen harmlosen Mann stets aus den Gefahren, in die ihn die Gegner seiner Gesinnungen nicht selten zu verwickeln suchten. So wurde er am 22. Aug. 1792 aus Verdacht, an der Grenze Frankreichs Rekruten geworben und sie den Auswanderern zugeführt (wiewol er betheuerte, seit seiner Flucht von Nanci Paris niemals verlassen zu haben), sowie widerwärtige und gefährliche Artikel in sein Journal geliefert zu haben, verhaftet und in der Abtei S. Germain eingesperrt; und bei dem Erstürmen der pariser Gefängnisse am 2. und 3. Sept. desselben Jahres gerieth auch er in die größte Lebensgefahr, wobei sich aber ein menschenfreundlicher und uneigennütziger Retter für ihn fand, der ihn aus dem Blutbade herauszog und in ein Haus von seinen Freunden brachte, ohne mehr als ein Glas Branntwein zu seiner Belohnung anzunehmen [1]). Am 4. Sept. erhielt Jourgniac durch eine Bescheinigung, daß er niemals an einem Complote Theil genommen habe und unschuldig sei, seine volle Freiheit wieder. Diese Begebenheiten schrieb er in einem rührenden Tone mit großer Glaubwürdigkeit nieder und die Franzosen schätzen diese Broschüre als ein kostbares historisches Monument über die blutigen Ausschweifungen in ihrer Revolution. Sie erschien noch in demselben Jahre zu Paris mit dem Titel: **Mon agonie de trente-six heures, ou Récit de ce qui m'est arrivé, de ce que j'ai vu et entendu pendant ma détention dans la prison de l'Abbaye de St. Germain depuis le 22. Août jusqu'au 4. Septbre.** Bald waren davon vier Auflagen vergriffen; im Jahre 1806 kam nach Quérard die 20. und 1814 die 21. Aufl. heraus; im Ganzen soll sie bis zum J. 1817 57 Auflagen erlebt haben, davon 21 mit Gutheißen des Verfassers und 36 durch den Nachdruck in den Provinzen und im Auslande veranstaltet wurden. Jourgniac besaß von allen diesen Ausgaben ein Exemplar. Zu Gröningen erschien 1793 eine holländische und gleichzeitig zu Frankfurt und Leipzig eine teutsche Übersetzung davon. Die letztere führt den Titel: **Wichtiger Beitrag zur Geschichte des 2. und folgenden Septembers und der neusten französischen Revolution mit 1 Kupfer.** Das Original ist auch in die **Collection des Mémoires relatifs à la révolution française** aufgenommen worden. Jourgniac besuchte in Paris die gebildeten Cirkel und Säle, hielt sich aber meistens an die

1) Vgl. über diese Auftritte den **Moniteur universel** 1792. Nr. 250.

Literateren und Buchhändler, besonders an die Gebildeten seines Schlages, die ihrer Gesinnungen wegen scherzweise Fliegenschnapper genannt wurden, und über welche zur Zeit der Revolution mehre Broschüren erschienen sind. Die Gebrüder des Buchhändlers Desenne, an welchen er sich vorzugsweise anschloß, pflegten ihn nur den président et général en chef de la société universelle des *Gobemouches* zu nennen, was sich Jourgniac auch gefallen ließ. Im Übrigen starb er zu Paris den 5. Febr. 1827 in hohem Alter, nachdem noch folgende Schriftchen von ihm erschienen waren: Pétition présentée à S. Exc. Monseigneur le Maréchal duc de Bellune, pair de France etc. (Paris 1822). 64 Seiten stark; Ainsi soit-il, ou Nec plus ultra du vieux royaliste Jourgniac-Saint-Méard (Paris 1824); sein Epitaphe in Versen (ebendort 1824. 8. und 4.), nur zwei Blätter stark, und Ordre du jour, ou Salmigondis ministériel et bureaucratique pour servir de supplément et de consolation à „Mon Agonie" du 2. Sept. 1792. Paris chez l'Auteur qui en fait présent, et chez le libraire Petit qui le vend (1822). 72 Seiten stark [2]).

(*B. Röse.*)

Jouri. s. Georg.

JOURNAL. 1) im Allgemeinen s. Zeitungen.

2) In der Kaufmannssprache ist Journal eins der Handlungsbücher, welches in der Ordnung, nach der die Geschäfte eingetragen (gebucht) werden, seinen Platz zwischen dem Memorial und dem Hauptbuche hat. In das Memorial (das Tagebuch, Manual, die Kladde oder Strazze) werden alle Handelsvorfalle, welche sich auf Veränderungen im Besitze oder Vermögensstande (Geld, Waare, Schulden und Foderungen) beziehen, einzeln in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge und alsogleich, wenn sie sich ereignet haben, eingeschrieben. Das Hauptbuch enthält dieselben Anschreibungen in einem geordneten Zustande, auf einzelne Rechnungen (Conti) vertheilt, wobei jeder Betrag an baarem Gelde oder Geldeswerth ein Mal auf der Debetseite und ein Mal auf der Creditseite vorkommen muß, sodaß mit einem Blicke zu übersehen ist, wie hoch sich die Schuld und das Guthaben einer jeden von den (wirklichen oder fingirten) Personen, für welche im Hauptbuche Conti eröffnet sind, belauft; und die Summe sämmtlicher Debetposten sich gegen die Summe sämmtlicher Creditposten (im ganzen Hauptbuche) ausgleicht.

Wollte man nun die Eintragungen in das Hauptbuch unmittelbar aus dem Memorial und nach der Ordnung desselben bewerkstelligen, so würden die Blattseiten des erstern sehr schnell durch eine große Anzahl einzelner Posten angefüllt, dadurch aber die Arbeit sehr vermehrt und die Übersicht bedeutend erschwert werden. Man hat daher die Gewohnheit angenommen, die Handelsvorfalle von einerlei Art nicht einzeln, sondern im Ganzen, d. h. nicht die Tagesgeschäfte einzeln, sondern für eine Woche, ja für einen Monat zusammengezogen, auf die Rechnungen des Hauptbuches zu tragen. Dies konnte nicht mit der erforderlichen Bequemlichkeit, Schnelligkeit und Sicherheit geschehen, wenn das Memorial als directe Quelle des Hauptbuches dienen sollte; denn im Memorial stehen die gleichartigen (d. h. eine und dieselbe Rechnung des Hauptbuches angehenden) Geschäfte außerordentlich zerstreut. Es ist also eine vorläufige Zusammenstellung solcher gleichartiger, in einer Woche oder einem Monate vorgefallener Geschäfte nothwendig, und diese Zusammenstellung eben findet in dem Journale statt, welches mithin dem wörtlichen Sinne seiner Benennung keineswegs entspricht, indem es nicht ein Tagebuch, sondern vielmehr ein Wochen- oder Monatbuch ist. Das Eintragen der Geschäfte aus dem Memorial in das Journal wird Journalisiren genannt, und auf eine Weise bewerkstelligt, welche im Wesentlichen durch ein kleines Beispiel leicht zu erlautern ist. Gesetzt, man habe an sechs verschiedenen Tagen eines Monats von sechs verschiedenen Geschäftsfreunden verschiedene Partien Waare empfangen, als:

von A	für	258 Thlr.
von B	für	1410 =
von C	für	800 =
von D	für	1200 =
von E	für	180 =
von F	für	2200 =
Zusammen	für	6048 Thlr.

so werden diese sechs, in dem Memoriale an ebenso vielen Stellen zerstreut stehenden Geschäfte im Journale auf folgende Weise zusammengefaßt:

	Waaren-Conto	Debet,	Thlr.
an	A. für Tabakblätter		258
=	B. für verschiedene Waaren		1410
=	C. für = = . .		800
=	D. für = = . .		1200
=	E. für = = . .		180
=	F. für = = . .		2200
		Thlr.	6048.

Im Hauptbuche kommt alsdann, wenn man in dasselbe aus dem Journale einträgt, auf die Debetseite des Waaren-Conto's nur eine einzige Zeile, welche lautet:

An sechs Creditoren . . . . . 6048 Thlr.

wogegen auf der Creditseite der sechs, für die Geschäftsfreunde A, B, C, D, E, F eröffneten Rechnungen die respectiven Beträge von 258 Thlr., 1410 Thlr. u. s. w. einzeln eingetragen werden, mit den vorgesetzten Worten: „Per Waaren-Conto."

3) In der Schiffersprache wird Journal ein Buch oder eine Art Register genannt, worin der Capitain oder der Steuermann Alles auf das Genaueste aufzeichnet, was sich mit dem Schiffe während der Reise an irgend bemerkenswerthen Ereignissen zuträgt; z. B. die Richtung der Winde zu allen Tageszeiten; die Geschwindigkeit, mit welcher man gesegelt; die beobachteten geographischen Längen und Breiten; die Schiffe, welchen man begegnete;

2) Benutzt wurden Biographie des hommes vivants (1817) III, 489, Biographie des Contemporains V, 133 sq., *Quérard*, La france littéraire IV, 253 und *Beuvais*, Biographie universelle classique, ou dictionnaire historique portatif (1829) III, 2699.

wichtige oder sonst interessante Naturerscheinungen, sowie Vorfälle unter der Mannschaft oder Veränderungen am Schiffe u. s. w. Ein solches, regelmäßig geführtes, Journal (in welchem kein Tag übersprungen werden darf, sondern sogar eingeschrieben werden muß, wenn nichts vorgefallen ist) hat einen gewissen Grad von amtlicher Glaubwürdigkeit, worauf sich manchmal sehr wichtige rechtliche Entscheidungen mit stützen können. Ein bedeutendes Interesse gewinnen manchmal die Schiffjournale (auf weiten Reisen ganz besonders) für Geographie und Meteorologie u. s. w. Bei der hinlänglichen Muße, welche in der Regel die Seereisen gewähren, und bei der Eintönigkeit derselben, finden ganz natürlich auch oft solche Dinge eine völlig gerechtfertigte Aufnahme in das Journal, welche zu Lande für sehr geringfügig geachtet werden würden; aber je mehr dies der Fall ist, desto gültiger ist daneben die Präsumtion, daß um so mehr die wichtigen Vorfälle mit Sorgfalt eingetragen seien.

(*Karmarsch.*)

Journalière (Tagspost), s. unter Post.

JOURNALISIREN heißt bei den Kaufleuten das Eintragen der Geschäfte aus dem Memorial in das Journal; s. Journal. (*Karmarsch.*)

Journalist, Journalistik, s. Zeitungen.

Journée des Dupes, s. unter Ludwig XIII.

JOURNETA, Villa in dem zum Merindad Sanguessa des spanischen Königreichs Navarra gehörigen Thale Salazar. (*G. M. S. Fischer.*)

JOUR NOMMÉ nannte man ehemals in Frankreich ein schnell fahrendes Schiff, dessen Ankunft am Bestimmungsorte auf einen fest bestimmten Tag bedungen wurde, bei Verlust eines Theils der Fracht. Gegenwärtig scheint die Benennung nicht mehr üblich zu sein, wenigstens kommt sie in neueren lexikalischen und kaufmännischen Werken nicht vor. (*Karmarsch.*)

JOURNU (Aubert [Bernard], Graf von Tustal). Geboren 1748 zu Bordeaux, widmete sich Journu, gleich seinem Vater, dem Kaufmannsstande. Bald fühlte er sich jedoch auch von den Naturwissenschaften und schönen Künsten angezogen und legte, durch seine Vermögensumstände begünstigt, in Bezug auf beide reiche Sammlungen von Büchern und Gemälden an, deren Benutzung er gern auch Andern erlaubte, sowie es ihm überhaupt großes Vergnügen machte, Künstler zu unterstützen und ihnen nützliche Arbeiten zu verschaffen. Der Negeraufstand in S. Domingo und dessen Folgen raubten ihm den größten Theil seines Vermögens und mit diesem die Mittel, seine Sammlungen zu vermehren. Dies bewog ihn, seine Vaterstadt mit denselben zu beschenken, und sie sind eine der ersten Zierden des öffentlichen Museums derselben geworden. Jetzt richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft [1]). Da er bald fand, daß sich auch hier die Wissenschaft mit der Erfahrung einigen lasse, so legte er eine Musterwirthschaft (Ferme expérimentale, wörtlich Erfahrungs- oder Versuchspachtung, etwa wie die Thär'sche in Mögelin) an, und sein Eifer für die Merinozucht erwarb ihm den von der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst zu Bordeaux in dieser Beziehung ausgesetzten Preis, sowie denn überhaupt die Gegend, in welcher er lebte, die von ihm eingeführten oder angeregten Verbesserungen dankbar anerkannte. Er wurde deshalb zum Mitglied, bald darauf zum Präsidenten der Handelskammer und des Handelsgerichts, dann auch zum Departementsadministrator ernannt. Die Revolution sah ihn unter den Deputirten bei der gesetzgebenden Versammlung der Nation, und er benutzte seine Stellung, um sich mit Kraft und Muth allen Vorschlägen zu widersetzen, welche eine allgemeine Zerrüttung und Zerstörung herbeiführen mußten. Dies und vorzüglich seine Anhänglichkeit an Ludwig XVI. brachte ihn 1793 auf die Liste der Proscribirten und er entging dem Schicksale der übrigen Girondisten nur dadurch, daß er sich vor den Augen der spähenden Machthaber glücklich zu verbergen wußte. Die Umgestaltung der Dinge, welche der 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov.) 1799 hervorbrachte, erlaubte ihm, sich wieder öffentlich zu zeigen, ja er trat sogar als Mitglied in den Erhaltungssenat ein, und wurde zum Censor der französischen Bank ernannt, an deren Errichtung er großen Theil gehabt hatte. Nach der Restauration belohnte Ludwig XVIII. Journu's Anhänglichkeit an seine Familie dadurch, daß er ihn, den bereits Napoleon zum Grafen des Reichs ernannt hatte, im Juni 1814 zum Pair von Frankreich erhob. Doch nur kurze Zeit erfreute sich Journu dieser ehrenden Anerkennung seiner Verdienste von Seiten seines Königs, denn er starb bereits am 19. Jan. 1815 [2]).

(*G. M. S. Fischer.*)

JOURSAC, Dorf im Canton Allanche und Arrondissement Murat des französischen Departements Cantal. Es liegt im schönen Thale des Alagnon und hat mit den zur Gemeinde gehörigen Weilern 1104 Einwohner. Auf einem hohen Basaltfelsen bei dem Dorfe stehen die Ruinen der Burg Merdogne, und man genießt einer sehr weiten Aussicht auf die Ostseite des Cantalgebirgs und auf die hohe Bergebene der Planèze, der Kornkammer der obern Auvergne, welche sich in einer mittleren absoluten Höhe von 3000 par. Fuß am südöstl. Fuße der Cantalgebirgsgruppe erhebt. (*Klähn.*)

JOUSSE, 1) Daniel, ein geachteter französischer Rechtsgelehrter des vorigen Jahrhunderts, am 10. Febr. 1704 zu Orleans geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie und widmete sich, nachdem er zu Paris und zu Orleans seine Vorstudien gemacht hatte, der Jurisprudenz, ohne seinem Hange zu den mathematischen Wissenschaften und besonders zur Astronomie, die er mit großer Vorliebe getrieben hatte, untreu zu werden. Er lebte zehn Jahre zu Paris in freundschaftlicher Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit und nahm nur ungern die Stelle eines Richters an dem königlichen Tribunal zu Orleans, welche ihm durch die

1) In Beziehung auf diese trat er auch als Schriftsteller auf, indem er über die beste Benutzung der Haiden (Landes) schrieb, wie man einen fast wüsten Landesstrich zwischen Bordeaux und Bayonne nennt.

2) Vgl. Biographie universelle.

Bemühungen seiner Verwandten übertragen wurde, an (1734). Er erfüllte mit unermüdlichem Eifer die Obliegenheiten dieses Amtes und trug nebst dem berühmten Pothier zu dem damaligen Glanze des Gerichtshofes zu Orleans das Meiste bei. Seine Bescheidenheit und uneigennützige Liebe zu seiner Vaterstadt ließen ihn mehre bedeutendere und gewinnreichere Stellen, die man ihm anbot, ablehnen. Mit mäßigem Einkommen lebte er zufrieden und fand bis zu seinem Tode (21. Aug. 1781) sein höchstes Glück in der Erfüllung seiner Berufspflichten. Er hinterließ den Ruhm eines höchst rechtlichen Mannes und guten Bürgers. Jousse gehörte zu jenen Gelehrten, deren Hauptvorzug der Fleiß ist. Dieser zeigt sich auch überall in seinen zahlreichen Schriften, welche zur Erläuterung des älteren französischen Rechts gediegene Beiträge liefern, in denen man aber neue überraschende Ansichten und geistvolle Forderung der Wissenschaft vermißt. Wir nennen hier folgende: „Nouveau Commentaire sur l'ordonnance criminelle du mois d'août 1670" (Par. 1753. 1756 und 1763. 2 Voll. 12.), „Nouveau Commentaire sur l'ordonnance du commerce du mois de mars 1673" (Par. 1755 u. 1761. 12. Marseille 1802. 12. Poitiers 1827. 4.), „Nouveau Commentaire sur les ordonnances du mois d'août 1669 et mars 1673, touchant les épices" (Par. 1755, 1757 u. 1761. 12.), „Nouveau Commentaire sur l'edit du mois d'août 1695, concernant la jurisdiction ecclésiastique" (Par. 1751. 4. Ib. 1754, 1757 u. 1764. 2 Voll. 12.), „Commentaire sur l'ordonnance de eaux-et-forêts du mois d'août 1669" (Par. 1765, 1772, 1775 u. 1777. 12. Lyon 1782. 12.), „Nouveau Commentaire sur l'ordonnance civile du mois d'avril 1667" (Par. 1753. 4. 1767. 2 Voll. 12.), „Recueil chronologique des ordonnances, édits et arrêts de reglement cités dans les quatre nouveaux commentaires sur les ordonnances" (Par. 1757. 3 Voll. 12.), „Traité de la jurisdiction des présidiaux tant en matière civile que criminelle" (Par. 1757 u. 1764. 12.), „Traité de la jurisdiction des trésoriers de France, tant en matière de domaine et de voirie que de finance" (Par. 1777. 2 Voll. 12.), „Traité de la justice criminelle de France" (Par. 1771. 4 Voll. 4.), „Detail historique de la ville d'Orleans" (Orleans 1736, 1742 u. 1752. 12.) und „Coutumes d'Orleans avec des notes," gemeinschaftlich mit Prevôt de la Jannès und Pothier (Orleans 1742. 2 Voll. 12.)*). (*Ph. H. Külb.*)

2) Mathurin, Architekt, zu Anfange des 17. Jahrhunderts geboren und Jesuit im Collegium zu La Flèche an der Loire im damaligen Gouvernement Anjou in Frankreich, war nach Philibert de Lorme der Erste, welcher über den Steinschnitt schrieb. Dabei zeichnete er sich durch umfassende Kenntnisse in der Geometrie und durch tiefes Studium des Vitruvius und der andern großen Meister seiner Kunst aus und machte sich um diese durch brauchbare und geschätzte Schriften verdient, von welchen folgende zu unserer Kenntniß gekommen sind:

1) „Théâtre de l'art de charpenterie." (La Flèche 1627. Fol.) — Hiervon erschien nach dem Tode des Verfassers eine zweite Ausgabe unter der Aufschrift: „L'art de charpenterie" (La Flèche 1692. Fol.) mit 125 Holzschnitten, welche die verschiedenen Arten der Zimmermannswerke in treuen Abbildungen vorstellen, an der Seite jedes Stiches eine umständliche Erklärung des in demselben abgebildeten Einzelnen. Eine neue Ausgabe dieses Werkes machte Philippe de la Hire „à Paris 1702." Fol., vermehrt mit einigen Blättern, auf welchen das Werkzeug des Zimmermanns und das Rüstzeug, das er zum Aufrichten braucht, sowie auch eine Windmühle von Innen und von Außen, vorgestellt sind.

2) „La fidèle ouverture de l'art de serrurerie" (La Flèche 1627. Fol.), mit 52 Kupferstichen, die Jousse selbst geätzt hat. — Eine neue Ausgabe dieses und die vierte des unter 1) angezeigten Werkes besorgte zusammen Jombert in „L'art de charpenterie augmentée de l'art de serrurerie." (A Paris 1751. Fol.) — Dieses Werk ist jedoch durch neuere Werke über die Schlosserei, besonders durch des Professors an der polytechnischen Schule in Paris, Hassenfratz, „L'art de serrurerie" (A Paris 1804. 2 Bde. 4.) in Abgang gekommen.

3) „Le Secret d'architecture découvrent fidèlement les traits géométriques, coupes et dérobements nécessaires dans les bâtiments." (La Flèche 1642. Fol.) Dieses seltene Buch ist reicher an Zeichnungen als das des berühmten Philibert de Lorme, doch wird dem einen wie dem andern Dunkelheit vorgeworfen.

(*Th. Alfr. Leger.*)

JOUSSOUY (Jean André), ein sehr thätiger Missionair, geboren 1746 in der Nähe von Bains, zwei Lieues von Le Puy im Departement Oberloire, studirte Theologie in letzterer Stadt, wo er auch die Priesterweihe empfing. Hierauf lebte er zwei Jahre lang bei den Missionairen zu St. Colomb, unweit Vienne in der Dauphiné, von der Congregation der St. Lazaristen. Aus Rücksicht auf seine besondere Neigung für Fremdenmissionen wurde er 1780 von seinen Obern nach Algier abgeschickt, um den dort in der Sklaverei lebenden Franzosen die Tröstungen der Religion und anderweitige Hilfsleistungen darzubringen. Dreißig Jahre lang stand er diesem Amte mit der größten Ausdauer und Pflichttreue vor, er opferte selbst sein eigenes Vermögen auf, um französische Sklaven loszukaufen und vor Allem ein Hospital herzustellen, das allein seiner Sorge anvertraut war. Sein Pflichteifer zog ihm sogar zu einer Zeit, als die Pest in Algier grassirte, eine gefährliche Ansteckung von dieser Krankheit zu, doch genas er wieder. Eine kurze Zeit lang ward seine Wirksamkeit unterbrochen, indem er nämlich bei dem zwischen Frankreich und Algier entstandenen Bruche zugleich mit dem französischen Gesandten sich nach Barcelona einschiffte, einige Monate bei den Seinigen in der Heimath zubrachte; aber schon in dem nämlichen Jahre, 1802, kehrte er unter günstigern politischen

*) Aus der Biographie universelle. Tom. XXII. p. 60—62 und *J. M. Quérard*, France littéraire. Tom. IV. p. 255, wo man ein vollständiges Verzeichniß seiner Werke findet.

Verhältnissen auf seinen Posten zurück, wo er nach vielfach überstandenen Mühseligkeiten, aber einer segensreichen Wirksamkeit, tief betrauert von den Unglücklichen, die er unterstützt hatte, und geehrt von allen Vertretern der europäischen Höfe, im Jahre 1811 in einem Alter von 65 Jahren starb*). (*R.*)

JOUTZENUS (Jotzens), ein Pastorat in Altfinnland, zur Propstei Willmanstrand und zum Bisthum Borgå gehörig, 17½ Werste von der Stadt Willmanstrand, in einer reizenden Gegend der Provinz Karelen. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit und Frömmigkeit aus und sind, wie überhaupt die Karelier, ein abgehärtetes, schön gebildetes Volk, voll offenen, kindlichen Wesens. Die Tracht ist nicht gefällig; die Weiber tragen große Schuhe mit eisenbeschlagenen Absätzen. Schwaden und Frachtfahrt nach Neufinnland sind Haupterwerbszweige. (*v. Schubert.*)

Jouvance, Geogr., s. Gengou le Royal (St.).

Jouve, s. Jourdan (Matthäus).

JOUVENCY (Joseph), gewöhnlich Juvencius genannt, einer der berühmtesten französischen Jesuiten, am 14. Sept. 1643 zu Paris geboren, trat schon in seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden und lehrte nach Beendigung seiner Studien zuerst zu Caen, dann zu La Flèche und zuletzt zu Paris im College Ludwig's des Großen, die Rhetorik mit ungewöhnlich großem Beifalle. Im Jahre 1699 ward er von seinen Obern nach Rom berufen, um daselbst die von N. Orlandini begonnene Geschichte des Jesuitenordens fortzusetzen. Diese Fortsetzung erschien nach zehnjähriger Arbeit unter dem Titel: „Historiae Societatis Jesu Partis quintae Tomus posterior ab anno Christi 1591 ad annum 1616" (Romae 1710. F.) und erregte durch die darin ausgesprochenen Grundsätze und Ansichten großes Aufsehen. Da darin besonders die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich als höchst ungerecht dargestellt war und Schmähungen gegen die höchsten Gerichtshöfe in Menge vorkamen, so beschloß das Parlament zu Paris die Unterdrückung und Verbrennung des Buches und die Bestrafung des Verfassers. Le Tellier, der berüchtigte Beichtvater Ludwig's XIV. und ebenfalls Jesuit, wußte die Sache dahin zu vermitteln, daß nur dieser Band der Geschichte der Jesuiten unterdrückt wurde. (Vgl. „Recueil de pièces, touchant l'histoire de la compagnie de Jésus, composée par *J. Jouvency* et supprimée par arrêt du parlement de Paris" [1]). [Liège 1713. 12.]) Jouvency kannte die altclassische Literatur sehr genau und schrieb einen vorzüglich schönen lateinischen Styl. Seine freilich inhaltslosen Reden („Orationes XIV ab anno 1673 ad 1698 habitae." [Paris 1701. 2 Voll. 12. Ib. 1714. 8. Ib. 1724. 2 Voll. 8. und öfter]) können in dieser Beziehung als Muster gelten. Die von ihm besorgten sogenannten purgirten Ausgaben classischer Schriftsteller (Horatius, Ovid, Martial, Juvenal, Persius, Terentius) und der „Novus Apparatus graeco-latinus, cum interpretatione gallica, ex Isocrate concinnatus ab uno e Societate Jesu" (Par. 1681. 4. Ib. 1754. 4. und öfter) waren in den Schulen Frankreichs lange eingeführt; nach seinem „Appendix de diis et heroibus poeticis" (Rouen 1727. 12. Par. 1806 u. 1824. 12. Lugd. 1812. 18. und öfter) wird jetzt noch gelehrt, obschon dieses Buch nach den neueren Forschungen in der Mythologie beiweitem nicht mehr ausreicht; seine „Ratio discendi et docendi" (Lyon 1692. 12. Par. 1725. 8. Ibid. 1778. 12. Ibid. 1809. 12. Avignon 1825. 12. Französisch von J. Fr. Lefortier. Paris 1803. 12.) enthält den von dem Jesuitenorden angenommenen Unterrichtsplan und wird selbst von Voltaire und Rollin gelobt. Jouvency starb zu Rom am 29. Mai 1719 [2]). (*Ph. H. Külb.*)

JOUVENEL DES URSINS, bürgerliches Geschlecht, aus der Stadt Troyes in Champagne herstammend, das, zu Ansehen gekommen und geadelt, durch die Herleitung des Stammbaums von den römischen Ursinern diesem neuen Adel eine Folie unterzulegen glaubte. Peter Jouvenel, Gem. N. d'Assenay, lebte in Troyes 1360, und wurde der Vater von Peter, der 1399 genannt wird, und von Johann. Johann Jouvenel stand als Rath bei dem Châtelet zu Paris, vom 8. Jan. 1380 ab, als bei Hof die Frage sich erhob nach einem Individuum, das tüchtig sei, die Verrichtungen des seit dem Aufruhr der Maillotins unterdrückten Prévôt des marchands zu übernehmen. Das Amt selbst sollte nicht wieder hergestellt, sondern commissarisch von einem Garde de la prévôté des marchands versehen werden. „Ils rapportèrent au roy et au conseil, que en parlement y avoit un advocat, bon clerc et noble homme, nommé maistre Jean Juvenal des Ursins, et qu'il leur sembloit qu'il seroit très-propre. En ce conseil plusieurs y avoit, et mesmement des nobles de Bourgogne, qui luy appartenoient, qui pleinement dirent qu'ils respondoient pour luy, qu'il gouverneroit bien l'office de la garde de la prevosté des marchands. Et estoient ses predecesseurs extraits des Ursins de devers Naples, et de Rome du mont Jourdain, et furent amenés en France par un leur oncle nommé messire Neapolin des Ursins, evesque de Mets. Et fut son pere, Pierre Juvenal des Ursins, bien vaillant homme d'armes, et l'un des principaux qui resista aux Anglois avec l'évesque de Troyes, qui estoit de ceux de Poictiers, et le comte de Vaudemont. Et quand les guerres furent faillies en France, s'en alla avec autres sur les Sarrasins, et là mourut, auquel Dieu fasse pardon. Also Johann's Sohn, der Geschichtschreiber, den man für den Erfinder der Abstammung von den Orsini hält, und der vermuthlich den Stoff zu seiner Erdichtung in dem Umstande fand,

*) Biographie universelle. T. XXII. p. 64 sq.

1) Darin heißt es unter Anderm S. 475: „La difficulté n'est pas de trouver dans le livre de P. Jouvenci des erreurs condamnables; elles se presentent en foule. La peine n'est que d'appliquer la punition que méritent l'Auteur et l'Ouvrage. Les Ordres du Roi nous arrêtent; nous devons nous y conformer, et renfermer dans nos coeurs une juste douleur de voir que l'on préfère l'indulgence à la justice."

2) Vgl. Biographie universelle. Tom. XXII. p. 65. 66.

daß die Stadtgemeinde von Paris seinem Vater den in dem Cloître de Notre Dame belegenen Hof des Ursins verehrte. Es war dieses von Seiten der Pariser eine Handlung der Dankbarkeit für die von Jouvenel empfangenen, nützlichen Dienste. Er hatte nämlich, so berichtete der Sohn, kaum seine Amtswohnung auf dem Stadthause bezogen, so nahm er eine genaue Untersuchung der städtischen Angelegenheiten, Gerechtsame und Privilegien vor. Alles mit einander fand er vernachlässigt, und alle Zweige des öffentlichen Haushalts wurden durch ihn neu und vortheilhaft bestellt. Mit mehren Städten, mit Rouen hauptsächlich, mußten deshalb Processe geführt werden. Die Schiffahrt jener Flüsse, mittels deren die Hauptstadt vornehmlich die Zufuhr empfängt, die Marne insbesondere, war durch mancherlei von den Grundherren darin angebrachte Bauwerke gar sehr erschwert worden. Jouvenel erwirkte von dem Parlament ein Urtheil, worin er angewiesen ward, die Schiffahrt von allen lästigen Hindernissen zu befreien und namentlich die ihr Eintrag thuenden Bauwerke zu zerstören, wogegen die Grundherren, deren Mühlen oder sonstige Anlagen dem öffentlichen Wohle weichen müßten, eine Entschädigung, den zehnfachen Betrag einer Jahreseinnahme, zu beziehen hätten. Es wurde hierauf eine genaue Aufnahme der Marne vorgenommen, und auf seiner Commissarien Bericht setzte Jouvenel 300 Arbeitsleute in Bewegung, deren Wirksamkeit so zweckmäßig vertheilt war, daß in einer Nacht der Fluß von allen Hindernissen frei gemacht wurde. Die Grundherren tobten, mußten sich aber mit der festgesetzten Entschädigung begnügen, während die Stadt Paris von der Energie ihres Vorstehers reichliche Früchte genoß; „Juvenal se gouvernoit tellement en son office, qu'il avoit l'amour et la grace du roy, et de tout le peuple, tant de gens d'église, que nobles, marchands et commun. Et par les paroles mesmes que le roy disoit souvent, qu'il n'avoit fiance en sa maladie ne autrement qu'en son prevost des marchands et ceux de sa ville." In dem Vollgenusse dieser allgemeinen Gunst wurde Jouvenel zuerst durch den Herzog von Burgund gestört, und durch dessen Absicht, des Königs einflußreichste Räthe, Noviant und la Rivière zu Grunde zu richten. Mit la Rivière verwandt, hatte Jouvenel sich am 20. Juni 1386 mit Noviant's Nichte, Micheline de Vitry, verheirathet. Er hielt es für seine Schuldigkeit, der beiden Männer sich anzunehmen, zumal ihm bewußt, „que eux estans en gouvernement, avoient grandement fait leur devoir, et que ce qu'on leur faisoit n'estoit que par envie." So verwandte er denn allen seinen Einfluß den Vettern zum Besten, „requerant qu'on leur fist justice accompagnée de misericorde si mestier estoit." Und es ließ der Herzog von Burgund sich vernehmen, daß er solchen Antrag, der ihm seine Absicht nur unvollständig erreichen ließ, billig finde; im Grunde aber nahm er ihn sehr ungnädig auf, „et dès lors commença à machiner contre le dit Juvenal pour le destruire." Um so mehr hielt sich dieser zu dem Herzog von Orléans, bei welchem er seit kurzem eine Rathsstelle bekleidete (1393). Aber auch hier soll er von seinem Einflusse nur den würdigsten Gebrauch gemacht, und namentlich in Freimüthigkeit, wenn auch „par une maniere joyeuse," des Herzogs Unordnungen gerügt haben. „Si le prit le dit duc trop plus en gré qu'il ne fit de ses oncles, et respondit qu'il pourvoyeroit aux charges qu'on luy donnoit, et commença à faire faire une belle chapelle aux Celestins de Paris, et autres bonnes oeuvres." Indessen bereitete der Herzog von Burgund sich die Mittel, an Jouvenel seine Rache zu nehmen. Es wurden an 30 Zeugen erkauft, um auf deren Aussage eine Anklage zu begründen. Die Resultate des Zeugenverhörs empfing der Herzog bei Tafel, was vielleicht veranlaßte, daß er eine Grosse von dem Rotulus anfertigen zu lassen, überflüssig fand. Man solle, verordnete er, die Urschrift an die Procuratur bei dem Parlament gelangen lassen. Der Procurator aber verweigerte sein Ministerium, sobald er das Zeugenverhör flüchtig eingesehen, und die beiden Commissarien von Châtelet, deren Werk diese Schrift war, ärgerten sich dergestalt über den ungefälligen Procurator, daß eine Ladung zu suchen, ihnen Bedürfniß wurde. Sie gingen nach dem „eschiquier en la cité, et se tinrent assez aises. Car aussi estoient-ils bien payés, et beurent fort." Die inhaltsschwere Schrift wurde auf den Tisch nieder gelegt, und tapfer und tapferer getrunken; denn es hatten sich zu dem Feste auch einige von den Leitern der Cabale eingefunden. In der stürmischen Fröhlichkeit, welche des Weins Folge zu sein pflegt, kam die Schrift zum Fallen, ohne daß einer der Gäste dessen geachtet hatte. Aber des Hausherrn Hund fand sich zur Stelle, er zauste an dem Papier und schleifte es endlich nach dem Alkoven, wo seiner Gebieter Ehebett aufgestellt war. Da fiel die Schrift der Hausfrau, die sich eben niederlegen wollte, in die Hände, und sofort theilte sie den Fund ihrem Herrn mit. Der fing an zu lesen und verwunderte und entrüstete sich höchlich, daß er wiederholt ausgerufen: „helas, qui sont ces mauvaises gens qui le veulent grever?" Dann, es war schier Mitternacht, fuhr er wiederum in die Kleider, und ohne Säumen trat er den Weg nach dem Stadthause an. Auf wiederholtes Pochen eingelassen, verlangte er zur Stunde Herrn Jouvenel zu sprechen. Der wurde geweckt, verließ das Bett, und vernahm des ehrlichen Mannes Anbringen, nicht wenig erfreut, mit der Schrift zugleich das Verzeichniß der ihm aufgebürdeten Missethaten und die Namen der Zeugen kennen zu lernen. Wiederum legte er sich zu Bette und er hatte kaum ausgeschlafen, als der Huissier d'armes Jesus ihm eine Ladung brachte, des Inhalts, daß er den andern Morgen, Samstag um 9 Uhr, vor dem König und dessen Rath zu Vincennes erscheinen müsse. In einem der stärksten Thürme der dasigen Burg war ihm schon ein Gefängniß angewiesen, und in der ganzen Stadt ging das Gerücht, es sei um den Prevost geschehen, noch an demselben Samstag werde ihm der Kopf abgeschlagen werden. Um das zu verhüten, folgten 300 — 400 der angesehensten Bürger dem Liebling in seine zweifelhafte Fahrt. Unerschrocken trat er vor den König. Zur Stunde fand sich auch maistre Jean Andriguet ein, der Sachwalter bei dem Parlament, welchem der Betrieb der vor dem Parquet abge-

wiesenen Klage befohlen worden. Der hielt seinen Vortrag und stellte seine Conclusionen, sämmtlich peinlicher Natur. Jouvenel wollte erwiedern: „comme il en estoit bien aisé et avoit un beau language, et si estoit plaisant homme, aimé, honoré et prisé de toutes gens.“ Das Recht dazu wurde ihm jedoch von dem Gegenanwalt bestritten, der auch behauptete, es müsse vor allem der Angeklagte zur Haft gebracht werden. Viele Worte wurden darum gewechselt, bis der König selbst seinem Prevost Redefreiheit vergönnte. Da sprach Jouvenel in kräftigen Worten von seiner Unschuld und von der Grundlosigkeit der gegen ihn erhobenen Anklage. Er wies nach, wie es sich nicht gezieme, gegen einen königlichen Beamten den Informationsproceß zu erheben. Überhaupt wollte er, trotz aller Versicherungen Andriguet's, nicht an eine vorhergegangene Untersuchung glauben. Diese zu beweisen, vermaß sich der Advocat, und verlangte von den beiden Commissarien des Châtelet, welche ihm zur Seite standen, das Protokoll. „Hast Du die Schrift nicht?“ fragte einer den andern, und keiner wußte, wo sie hingerathen sein könnte. Da wurde der König ungehalten und sprach: „Je vous dis par sentence que mon prevost est preud'homme, et que ceux qui ont fait proposer les choses sont mauvaises gens,“ dann zu Jouvenel sich wendend: „allez-vous-en, mon amy, et vous mes bons bourgeois.“ So thaten sie. Und als die falschen Zeugen von dem Ausgang hörten, geriethen sie in große Bestürzung, welche einer dem andern mittheilte. Nun wollten zwar die Commissarien ein neues Verhör anstellen, und darin die Zeugen die frühern Aussagen wiederholen lassen. Aber dessen weigerten sich einer wie alle; denn, sagten sie, „qu'ils sçavoient le dit Juvenal estre preud'homme.“ In den Fasten 1394 kamen diese Leute vollends zur Erkenntniß und fanden sich eines Tags, gegen 30 etwa, bei ihrem Pfarrherrn zusammen, demselben die begangene Sünde „le plus secrètement et doucement qu'ils peurent, tous ensemble et en une même manière“ zu klagen. Aufmerksam vernahm der Pfarrer die Beichte, welche zu lösen er sein Unvermögen bekennen mußte, zugleich an den bischöflichen Pönitentiarius den Fall verweisend. Reumüthiger, wo möglich denn zuvor, suchten die Sünder den Pönitentiarius auf, der aber ebenso wenig eine Absolution zu geben sich ermächtigt fühlte, als letzte Instanz den Bischof bezeichnete. Derselbe hörte und äußerte darauf, daß er den Fall zu schwer und zu häßlich finde, um davon zu absolviren, wolle ihn vielmehr an den eben damals in Paris anwesenden päpstlichen Legaten, den Cardinal von Luna, verwiesen haben. Also gingen sie auch dahin zur Beichte, und der Legat nahm ihnen die Sünde ab, ihnen jedoch auferlegend, daß sie am Charfreitagmorgen, völlig unbekleidet, an des Provost Hausthüre sich einfinden, ihm ihre Missethat bekennen und deren Verzeihung sich erbitten sollten. Sie gaben dem Cardinal zu bedenken, daß in dem ihnen vorgeschriebenen Aufzuge Jouvenel sie erkennen müsse. Darauf erlaubte ihnen der Cardinal, um den bloßen Leib ein Tuch, aber mehr nicht, zu schlagen. So kamen sie an dem festgesetzten Morgen zu Jouvenel's Thür. Der war auch gar früh aufgestanden, in der Absicht, die Abläße zu gewinnen, und erstaunte nicht wenig, als er aus dem Hause tretend, seine Schwelle von den vielen Leuten belagert fand. Was man von ihm verlange, beeilt er sich zu fragen; einer, als der Vielen Sprecher, klagt sich der allen gemeinsamen Vergehen und Sünden an, und alle zusammen, weinend, erbitten sich deren Nachlaß. Es weinen nicht minder Jouvenel und seine Diener, und der Herr, der längst nicht mehr des Handels gedachte, begehret zu wissen, wer denn seine Vergebung fodere. Entgegnet wiederum der Sprecher, daß in der Buße ihnen auferlegt worden, die Namen zu verschweigen. Da besann sich Jouvenel, und des Zeugenverhörs sich erinnernd nannte er sie alle mit Namen, ohne daß er einen einzigen übergangen hätte. „Das ist der,“ hieß es, „Du bist jener.“ Darauf vergab er allen in milden Worten, und sie dankten demüthig, küßten den Boden und weinten bitterlich. Die so glücklich bestandene Gefahr scheint für Jouvenel ein Sporn zur Verdoppelung seiner Anstrengungen um das öffentliche Wohl geworden zu sein. Vorzüglich verwandte er sich, die wachsende Feindschaft der Herzoge von Orléans und Burgund zu neutralisiren, „tellement qu'ils s'appaisoient, ou au moins dissimuloient.“ Im Jahre 1400 wurde Jouvenel in das Parlament als Rath und des Königs Advocat eingeführt, daß demnach seine näheren Beziehungen zu der Stadt aufhörten. Sie waren, wenn des Sohnes Pietät nicht übertreibt, ungemein wohlthätig der Gemeinde gewesen. „Lequel au dit office de la garde de la prevosté s'étoit grandement gouverné et honorablement. Et tousjours quand il y avoit aucun discord entre les seigneurs, il mettoit peine à tout appaiser, tellement que de son temps, nonobstant la maladie du roy, aucun inconvenient n'en advint.“ Wenigstens scheint der unglückliche Karl VI. ganz ungewöhnliches Vertrauen in ihn gesetzt zu haben. Wenn Jouvenel sich vor ihm blicken ließ, wie zu Zeiten geschehen mußte, dann wurde, wie von einem plötzlichen Lichtstrahle, der Wahnsinnige aufgeregt: „Jouvenel, pflegte er zu sagen, „regardez bien que nous ne perdions rien de nostre temps.“ Im Advent 1406 sollte die große Frage, ob dem Papste Benedict der Gehorsam aufzukündigen, verhandelt werden. Zwölf der ausgezeichnetsten Kanonisten wurden ausersehen, dieselbe nach ihren verschiedenen Seiten zu beleuchten. Als diese Männer, Vertheidiger oder Gegner Benedict's, gehört, verfügte der Kanzler, 11. Dec. 1406: „lundy parleront les advocats et procureurs du roy par la bouche de maistre Jean Juvenal des Ursins, premier advocat du roy.“ An diesem Montag, 13. Dec., sprach demnach Jouvenel, zu seinem Thema die Worte des Psalmisten: „viriliter agite et confortetur cor vestrum, omnes qui speratis in Domino.“ sich erwählend, und hat er zweierlei zu erweisen sich angestrengt. Erstlich das Majestätsrecht eines Königs von Frankreich, als des rechten Arms der Kirche, und daß derselbe nicht nur befugt, sondern verbunden, in den Angelegenheiten der Kirche die Geistlichkeit seines Reichs zu versammeln, um von ihr Rath zu fodern, auch in solcher Versamm-

lung das Präsidium zu führen, er sei hierzu ersucht oder nicht ersucht, welches Letzte zwar für diesmal nicht der Fall, da neben der Universität verschiedene Prälaten, auch andere Geistliche, den König ausdrücklich gebeten hatten, sich des Praesidiums unterziehen zu wollen. Was aber die Versammlung begutachten und beschließen möge, dieses vollstrecken zu lassen, stehe nicht minder die unbezweifelte Befugniß dem Könige zu. Der andere Beweis galt dem von der Universität ausgegangenen Antrage, das Reich dem Gehorsam Benedict's von Luna zu entziehen, als in dessen Befolgung der Redner den einzigen Weg, den Frieden der Kirche herzustellen, finden wollte. Und kam es hierauf, nachdem die Versammlung gehörig aufgeklärt, zum Abstimmen. „Et pour abreger, fut faite substraction à Pierre de la Lune, dit Benedict, et l'Eglise de France reduite à ses anciennes libertés et franchises." Mit dem gleichen Erfolge verhandelte Jouvenel vor dem Parlament die große Frage über die Bestellung einer Regentschaft für die Dauer von des Königs Krankheit (1408: auf seinen Antrag wurde diese Regentschaft der Königin zuerkannt. In dem Handel um Neufchâteau erfüllte er streng die Pflichten seines Amtes, selbst auf die Gefahr, den mächtigen Herzog von Burgund abermals zu beleidigen. Es hatte die Stadt Neufchateau, allerseits von lothringischem Gebiete umgeben, freiwillig der Herrschaft von Frankreich sich unterworfen, hierzu den Vorwand in einer alten Lebensverbindung mit Champagne findend. Was in den Glanzzeiten Karl's V. der Herzog von Lothringen sich gefallen lassen, das glaubte er in den Zerrüttungen, durch Karl's VI. Wahnsinn veranlaßt, ungescheben machen zu können. Ein französischer Huissier, der zu instrumentiren nach Neufchâteau kam, wurde gefänglich eingezogen, das Lilienbanner, das an mehren Orten aufgerichtet, wurde abgenommen und an eines Pferdes Schweif gehestet, durch den Koth geschleift. Dieses vernehmend saß das Parlament zu Gericht über den ungetreuen Lehensmann, und es lautete das Urtheil, „gegen den Majestätsverbrecher," auf Verlust seiner Güter und Verbannung. Die Confiscation hatte unter den obwaltenden Umständen nicht viel auf sich, der Verbannung glaubte der Herzog unter dem Schutze Johann's des Unerschrockenen spotten zu können. Er kam nach Paris und sein Beschützer wollte ihn am andern Tage dem Könige vorstellen. Von dieser Absicht wurde das Parlament unterrichtet, und Advocaten und Procurator erhielten die Weisung, von dem Könige Gerechtigkeit gegen den Herzog von Lothringen, oder zu fodern, daß derselbe dem Parlament zu des Urtheils Vollstreckung überliefert werde. Die Herren vom Parquet, von einigen Edelherren begleitet, gelangten zur königlichen Audienz, als eben, nach der Messe, der Herzog von Burgund seinen Schützling vorstellte. Was ihres Begehrens sei, fragte jene der Kanzler. Da fielen sie auf die Knie, und Jouvenel trug des Parlaments Ansuchen vor. Das wollte der Herzog von Burgund ihm verweisen. „Juvenal, ce n'est pas la manière de faire." Aber derselbe entschuldigte sich mit der Verpflichtung, des obersten Gerichtshofs Befehle zu vollstrecken, und sagte am Schlusse, „alle gutgesinnte und getreue Unterthanen haben sich uns anzuschließen, mögen zu dem Herzoge von Lothringen die der entgegengesetzten Meinung sich halten." Da ließ sogar der Herzog von Burgund den von Lothringen gehen, den er bis dahin am Ärmel festgehalten hatte. Als Folge von Allem ergab sich, daß der Herzog von Lothringen den König sein demüthig um Verzeihung bat, und für die Zukunft ihm seine treuen Dienste verhieß, wogegen der König Verbannung und Confiscation zurücknahm (1412). Der Einfluß, welchen bei dieser Gelegenheit Jouvenel auf das herrische Gemüth des Herzogs von Burgund übte, schien einigen von des Fürsten Getreuen von guter Vorbedeutung für die Absicht, auch in andern Dingen dessen Gemüth zum Guten zu lenken. Sie, Edelleute, theils in der Grafschaft, theils in dem Herzogthume Burgund zu Hause, und „sammtlich Jouvenel's Anverwandte," verlangten, daß er dem Herzoge seinen Verkehr mit dem nichtswürdigsten Gesindel in Paris und jene frevelhafte Verblendung, welche ihn den Mord des Herzogs von Orléans als eine unstrafliche Handlung ansehen ließ, verweise. Ganz willig unterzog sich Jouvenel dem bedenklichen Auftrage, und er hat mehrmals versucht, den Herzog in dem Hôtel von Artois aufzuwarten. Mit vieler Mühe gelangte er einst in der Nacht zur Audienz und fand den Herzog ziemlich ruhig gestimmt. Das benutzte Jouvenel, um dem Fürsten zu sagen, wie das Wenigste, so man von ihm erwarten könne, ein Bekenntniß sei des begangenen Irrthums, sammt der Versicherung, daß er den Frieden halten wolle. Auch gereiche ihm der Verkehr mit den Fleischern gar nicht zur Ehre. Statt ihrer hundert achtbare Bürger auszumitteln, vermesse er sich: die würden sich geschmeichelt finden, seiner Gnaden allerwärts zu folgen und auf den Wink dero Befehle zu vollstrecken. Die würden auch Gelder vorschießen, falls deren der Herzog bedürftig. Worauf dieser jedoch dahin sich erklärt, daß er eines Vergehens sich nicht schuldig wisse, noch viel weniger sich dessen schuldig bekennen werde, und, soviel den andern Punkt betreffe, könne das einmal nicht anders sein. An solcher Herzenshärtigkeit verzweifelnd, glaubte Jouvenel in dem engen Verbande aller Wohlgesinnten ein Heilmittel für die vielen Gebrechen des Staats gewinnen zu können. Er wohnte den geheimen Zusammenkünften in dem Karmelitenkloster bei, wo der General der Mathuriner, der Karmelit Eustach von Pavilly, und andere Mitglieder der Universität, nicht sowol ein kräftiges Einschreiten vorbereiteten, als vielmehr über die muthmaßlichen Folgen der gegenwärtigen Wirren disputirten. Und weil die Dialektik allerdings nicht hinreichend war, um ein solches Prognostikon aufzustellen, wurde auf Pavilly's Betrieb die Sehergabe verschiedener gottesfürchtigen Personen für die Lösung des Räthsels in Anspruch genommen. Aber es veranlaßte das Bestreben, der Frommen wunderliche Gesichter zu erklären, die Mitglieder des Bundes zu neuen, gleich fruchtlosen Untersuchungen und es scheint allein Jouvenel eine wahrhaft praktische Ansicht gehabt zu haben. Ihm war der dauerhafte Friede der Großen die einzige Angelegenheit, und dahin zu gelangen, meinte er, müsse eines jeden Streben gerichtet sein. Vor

allem wollte er alle Bündnisse mit den Engländern, jedes empfangene oder gegebene Versprechen abgethan wissen. Daß solches dem Herzoge von Burgund gelte, nahm die Versammlung an, aber Jouvenel gelangte auch zur Kenntniß von der Armagnacs Unterhandlungen mit den Engländern, und es wollte ihn bedünken, daß es so unmöglich sein sollte, zwischen den entgegengesetzten Parteien eine Aussöhnung zu bewirken, als von den Versammlungen in dem Karmelitenkloster irgend eine nützliche Wirksamkeit zu erleben. Die Gesellschaft löste sich auf, und die Hauptstadt verfiel ganz und gar unter die Herrschaft der Cabochiens, welche gegen Personen und Eigenthum unglaubliche Tyrannei übten. Besonders viel Geld wurde durch gezwungene Anlehen aufgebracht, und sollte zu einem solchen Maistre Jouvenel 2000 Schilde beisteuern. Dessen weigerte er sich, und deshalb schickten ihn die Demagogen, unangesehen seiner Appellation an das Parlament, nach dem kleinen Châtelet ins Gefängniß; es wurde ihm aber die Vergünstigung zu Theil, daß er, bevor man ihn abführte, einen Theil der verlangten Summe erlegte und den Rest in bestimmter Frist beizubringen gelobte, „dont il ne fut pas bien content et non sans cause, car il le monstra bien après.“ Die erlittene Unbill, mehr noch als Patriotismus, scheint seine Thatkraft dermaßen gestärkt zu haben, daß er auf eigene Rechnung übernahm, was einer Gesellschaft zu schwierig gewesen. Täglich beinahe besuchte er den Herzog von Berry, so wollte es der Fürst, in dessen Wohnung auf dem Cloistre Notre-Dame. Da wurde von den Angelegenheiten, Begebnissen und Gesprächen des Tags gehandelt. Und es zürnte der Herzog: „sollen wir für alle Zeit in jener nichtswürdigen Gewalt verbleiben?“ „Ayez esperance en Dieu,“ erwiederte Jouvenel „car en brief temps vous les verrez destruits, et venus en grande confusion.“ Denn Tag für Tag war es sein einziger Gedanke, wie er sein Vorhaben ausführen möge, und ob sich wol Leute in der Stadt finden sollten, die mit ihm einstimmig wären. Sich Jemandem anzuvertrauen wagte er nicht. Dergestalt vertiefte er sich in seine Betrachtungen, daß auch seine Träume gänzlich davon erfüllet waren. Drei Nächte hinter einander glaubte er die Worte des Psalmisten: „Surgite cum sederetis, qui manducatis panem doloris,“ zu vernehmen und vernahm sie auch seine gute, fromme Hausfrau, wie sie dann eines Morgens zu ihm sprach: „Mein lieber Freund und Herr, heute Morgen habe ich mit meinen Ohren vernommen Worte von Euch selbst, oder von jemand Euch zu Gehör gesprochen, die ich auch in meiner Gezeiten Buch finde, Surgite u. s. w. Was heißt das?“ Darauf hat der Eheherr sich nicht einlassen wollen, sondern im Allgemeinen gesagt: „wir haben, Liebe, eilf Kinder und demnach alle Ursache, Gott zu bitten, daß er uns einen aufrichtigen Frieden verleihen wolle. Auf ihn hoffe, und er wird uns beistehen.“ Jouvenel hatte doch endlich einige Männer gefunden, denen er seine Absichten mitzutheilen wagen durfte. Diese fand er bei dem Herzog von Berry, und sie waren beide Viertelsmeister des Tuchmachergewerks, Stephan d'Ancenne und Gervaisot de Merilles genannt. Beide unterhielten starken Verkehr mit der Bürgerschaft ihrer Viertel, und wußten genau, wie sehr man dort der Herrschaft der Cabochiens überdrüssig war. Dessen hatten sie vor dem Herzog von Berry kein Hehl, und in der Gesellschaft wurde man einig, „qu'ils vivroient et mourroient ensemble, et exposeroient corps et biens à rompre les entreprises desdits bouchers et de leurs alliés, et rompre leur faict.“ Das einfachste, das einzige Mittel, dieses zu erreichen, beruhte in dem Volke selbst, und die Gemüther zu bearbeiten, haben die beiden getreuen Viertelsmeister den äußersten Fleiß angewendet. Die Veranlassung zu dem Ausbruche der durch sie vorbereiteten Bewegung wurde die Verkündigung des auf des Königs Wunsch zwischen dem Könige von Sicilien und den Herzogen von Orléans, Bourbon, Alençon, eines, und dem Herzog von Burgund andern Theils abgeschlossenen Friedens. Die Verkündigung ging am 1. Aug. 1413 vor sich, und gleichwie die einflußreichsten Demagogen, Jean de Troyes, die S. Yon, les Gois, Caboche das Äußerste versuchten, das Friedensgeschäft rückgängig zu machen, so boten sie jetzt allen ihren Einfluß auf, um die Gemeinde dahin zu bringen, daß sie, das höchste Souveränitätsrecht sich anmaßend, des Friedensinstruments Ratification verweigere. Es war vorzüglich Jean de Troyes, der Concierge du Palais (des Justizpalastes) oder des huis de fer, welcher diese Intrigue leitete, zu welcher einige Kenntniß des Staatsrechtes und der Formen unerläßlich war. Gar wohl begriff er, daß ein stürmischer Entschluß, wie er ihn bedurfte, am füglichsten in einer allgemeinen, stürmischen Versammlung der Bürger durchgesetzt werden könne, und große, parlamentarische Gewandtheit, die Sprache unserer Zeit zu reden, hat er entwickelt in dem Bestreben, vor eine solche Volksversammlung die Frage über Krieg oder Frieden zu ziehen. Aber Jouvenel durchschaute die Absicht, und nach heftigen Debatten wurde beschlossen, „que la matière grande et haute se deliberast par les quartiers.“ Es war dieses für die Cabochiens die Lebensfrage. Indem sie sich theilten, um die einzelnen Viertel in ihren Berathungen zu beherrschen, mußte ihre Macht sich brechen. Das begriff wiederum der einzige Jean de Troyes, und den ihm versetzten Streich zu neutralisiren, unterfing er sich, die sämmtlichen Viertelsmeister der Cité zu einer Versammlung in dem Cloître von S. Eloy zu vereinigen. Wäre er ihrer gewiß, so wollte er sie als Werkzeug gebrauchen, den übrigen Versammlungen Gesetze vorzuschreiben. Am frühen Morgen, 3. Aug., eröffnete Jean de Troyes seine tumultuarische Sitzung. Daß hiervon Jouvenel Kenntniß empfange, konnte oder wollte er nicht verhindern, und jener fand sich zur Stelle, bevor noch der Aufwiegler zu dem Volke sprechen konnte. Des Störenfrieds ansichtig werdend, bezeigte Jean de Troyes seine Freude über solchen Besuch, dann brachte er einen Aufsatz zum Vorschein, worin über die Herzoge von Orléans, Bourbon, Alençon, die giftigste Verleumdung ausgegossen war. Das möge er sich ansehen, sprach er zu Jouvenel, und erwägen, ob dergleichen hochwichtige Dinge nicht dem Könige vorzulegen sein würden, ehe und bevor man über einen Frieden sich einige. Hierauf aber erwie-

derte Jouvenel: „qu'il luy sembloit, que puisqu'il plaisoit au roi, que toutes les choses, qui avoient ete dites ou faites à ce temps passé, fussent oubliees ou abolies tant d'un coste que d'autre, sans que jamais en fust faite mention, que rien ne se devoit plus ramentevoir. Et que les choses contenues en ladite cedule estoient toutes seditieuses, et taillées d'empêcher le traité de paix, laquelle le peuple devoit desirer.“ Gleich verschwand hierauf jegliche Meinungsverschiedenheit; alle schrien: „la paix, la paix!“ und langten nach der Schrift, die Jean de Troyes zu vertheidigen den Muth nicht hatte. In tausend Stücke wurde sie zerrissen. Es verbreitete sich auch wie ein Laufseuer durch die ganze Stadt, was in der Cité sich zugetragen und alle Viertel erklärten sich damit einverstanden, ausgenommen jenes des Halles, dann die Umgebung de l'hôtel d'Artois, wo der Herzog von Burgund residirte. Noch an demselben Tage, gleich nach Tische, stieg Jouvenel zu Roß, um in Begleitung der Vornehmsten in der Bürgerschaft, wol 30 an der Zahl, dem Könige zu St. Paul aufzuwarten. Sie fanden denselben in des Herzogs von Burgund, auch anderer Prinzen Gesellschaft, und Jouvenel hielt einen kurzen Vortrag: „en monstrant les maux qui estoient advenus par les divisions. et que la paix estoit necessaire: et luy supplioient les bons bourgeois de Paris, qu'il voulust tellement entendre et faire, que bonne paix et ferme fust faite. Et pour parvenir à ce, qu'il en voulust charger monseigneur de Guyenne son fils.“ Der König fand: „leur requeste raisonnable et que c'estoit bien raison, que ainsi fust fait;“ der Herzog von Burgund ließ sich aber, wie bei einer frühern Gelegenheit vernehmen: „Juvenal, Juvenal, entendez vous-bien, ce n'est pas la manière de ainsi venir.“ Dessen aber achtete Jouvenel in seinem Glück wenig, sondern, auch bei dem Herzog von Guyenne zur Audienz geführt, gab er diesem noch den Rath, daß er die Bastille an sich nehmen und am folgenden Morgen zu Roß steigen möge, um die Straßen der Hauptstadt zu bereiten, und hiermit derselben sich zu versichern. Dieses fand der Rathgeber hochwichtig, um die Cabochiens, nachdem sie in den Sectionen, wie es 1794 geheißen haben würde, unterliegen müssen, auch noch als geschlossene und darum furchtbare Gesellschaft zu überwältigen. Was man von ihm verlange zu leisten, dessen zeigte der Prinz sich willig, foderte auch sofort von dem Herzog von Burgund die Überantwortung der Bastille, und erhielt sie in der Überraschung. So blieb des Drama's letzter Act aufzuführen, und dazu hat am Freitag, 4. Aug., früh Jouvenel sich angeschickt, indem er in der Magdelaine, neben dem Hôtel des Ursins, die Messe hörte. Darauf verfügte er sich zu dem Herzog von Berry, denselben anzuspornen, daß er sofort mit seinen Reisigen aufbreche: „et allez à l'hostel de monseigneur de Guyenne, et luy dites qu'il monte à cheval, et s'en vienne au long de la rue Sainct-Antoine vers le Louvre, et il delivrera messeigneurs les ducs de Bavière et de Bar. Et ne vous souciez: car aujourd'huy j'ay espérance en Dieu, que tout se portera bien, et que serez paisible capitaine de Paris: j'iray avec les autres, et nous rendrons tous à monseigneur le dauphin et à vous.“ Der Herzog begab sich sofort auf den Weg, während Jouvenel mit seinem ganzen Anhange aus der Cité nach St. Germain de l'Aurerrois eilte, um einem seiner Getreuen, Peter Oger, Beistand zu bringen. Denn dort hatten sich der Prevost des Marchands, die Schöffen, die städtischen Schützen, die Cabochiens alle geschart, und boten eine wohl geordnete Fronte von 1000—1200 streitfertigen Männern, und der Herzog von Burgund bot zugleich alle seine Erfindungsgabe, seine List an, um den Fortgang von Jouvenel's Anschlag zu hintertreiben. Da er begriff, daß von der Schnelligkeit der Bewegung allein sein Heil abhängig sei, wendete dieser sich bei der Porte Baudés an den Ausgang der Straße St. Antoine, und von nur sechs Männern gefolgt, bog er gegen St. Jean-en-Greve ein, wo eine schöne und zahlreiche Gesellschaft ihn aufnahm und den Ehrenplatz ihm vergönnte. Unaufhaltsam seinen Weg verfolgend, kam er an einer Stelle vorüber, wo Lorenz Callot, des Maistre Jean de Troyes Neffe, auf Posten stand. Der ergriff am Zügel das Roß von Maistre Jean Jouvenel, dem Sohne, fragend, was sie thun sollten. „Suivez nous,“ erwiederte der junge Mann, „avec monseigneur le dauphin, et vous ne pourrez faillir.“ So that Callot mit seiner Mannschaft, und alle zusammen wendeten sich, dem Strom entlang, der Nostre-Dame-Brücke zu. Bereits hielt der Dauphin vor dem Louvre, wo die Herzoge von Berry und Burgund zu ihm sich gefunden, und hatte die Herzoge von Baiern und Bar befreiet. Wie versteinert steckte Jean de Troyes mit seinen Cabochiens in einem Hohlwege, der vom Strome nach St. Germain de l'Aurerrois hinaufführt. Dort wurde seiner Gervas Dyonnis, ein Tapezierer, ansichtig, welcher mit einigen reisigen Gesellen vorüberzog. Der Tapezierer hatte von Jean de Troyes einiges Unrecht erlitten; des Beleidigers Anblick erweckte den schlummernden Groll. Mit den Worten, Ribault traistre, à ce coup je t'auray, zog der Tapezierer seinen Flamberg, und im Augenblick stäubte die ganze, noch eben so fürchterlich aussehende bewaffnete Schar aus einander. Ihre Flucht wurde sofort an Jouvenel gemeldet, und zugleich angefragt, ob man die verscheuchten Vögel festzuhalten, das Garn anziehen, d. i. die Thore schließen solle. Der Befragte erwiederte: „qu'on laissast tout ouvert, et s'en allast qui voudroit, et qui voudroit demeurer demeurast, et que on ne vouloit que paix et bon amour ensemble.“ Also konnten alle diejenigen, denen ihr Gewissen eine Entfernung rathsam machte, die Stadt verlassen und dazu noch ihre Habe davon tragen. Ungehindert erreichten der Dauphin und sein Gefolge den Greveplatz, wo denn doch bei dem Anblick des zahlreich versammelten Volks den Herzog von Burgund einige Besorgniß ergreifen wollte. Denn auf ihn loszuschlagen verriethen mehre große Lust; er schickte darum zu Jouvenel und ließ sich erkundigen, ob einige Schutzwache vorhanden sei. Dieser aber erwiederte: „que non, et qu'il ne s'en doutast, et qu'ils mourroient tous avant, que on luy fist des plaisir de sa

personne.“ Darüber war man vor dem Stadthause angekommen, die Herren saßen ab, und mit ihnen die Schöffen und Jouvenel, und alle zusammen ließen sich in einer Oberstube nieder. Da hob der Dauphin an: „Jouvenal dites ce que nous avons à faire, comme je vous ay dit.“ Jouvenel begann hierauf mit einer beredten Darstellung der Übel, welche zeither auf der Stadt Paris gelastet, entwickelte seine Vorschläge zu deren Beseitigung, als deren Basis eine gänzliche Veränderung in dem Beamtenpersonal, eine Epuration, stattfinden müsse. Die große Revolution war hiermit auf die friedlichste Weise vollbracht. „Or est une chose merveilleuse, que oncques après ladite mutation, ne en icelle faisant, il n'y eut aucune personne frappée, prise ny pillée, ny oncques personne n'entra en maison. Toute l'après disnée on chevauchoit librement par la ville, et estoit le peuple tout resjouy,“ Phrasen, die in dem Zeitraume von 1792 — 1830 für Paris beinahe stereotyp geworden sind, und die in den alten Zeiten nicht viel mehr, denn in der neuern bedeutet haben werden. Berichtet doch gleich darauf derselbe Geschichtschreiber die Hinrichtung von Jean de Troyes, „qui estoit seigneur de l'huis de fer.“ Dessen Amt, die Conciergerie du palais, empfing Jouvenel am 4. Aug. 1413, und in denselben Tagen das nach der Lage der Umstände besonders wichtige Amt eines Kanzlers des Dauphin. Aber der Herzog von Burgund wollte sich nicht zufrieden geben, und gedachte unter dem Vorgeben eines Spazierritts nach dem Park von Vincennes, den König zu entführen. (6. Aug.) Sie befanden sich auf dem Wege, bevor hiervon Jouvenel die Kunde empfing. Gleich ließ er seine Freunde aufsitzen, und es versammelten sich auf seinen Ruf an der Porte St. Antoine wol 400 — 500 Reisige. Davon die Hälfte dem Herzoge von Baiern anvertrauend, damit derselbe die Brücke von Charenton einnehme, jagte Jouvenel auf dem graden Wege dem König und dem Entführer nach, und es glückte ihm, sie im Park noch zu erreichen. Da sprach Jouvenel: „Sire, venez-vous-en en vostre bonne ville de Paris, le temps est bien chaud pour vous tenir sur les champs.“ Der Monarch begehrte nichts Besseres, als sogleich umzukehren. Der Herzog hingegen sagte: „que ce n'estoit pas la manière de faire telles choses, et qu'il menoit le roy voler“ (zur Falkenjagd), worauf Jouvenel entgegnete: „qu'il le menoist trop loin voler, et qu'il voyoit bien que tous ses gens étoient housés: et si avoit ses trompettes qui avoient leurs instrumens ès fourreaux.“ Der König kehrte nach Paris zurück, statt nach Meaux gebracht zu werden, wie es des Herzogs Absicht, und deren Vereitlung hat Johann der Unerschrockene dergestalt empfunden, daß er schon am folgenden Tage, höchst unerwartet, die Hauptstadt verließ, entschlossen, für die Zukunft dem Schwerte allein zu vertrauen. Der Macht, welche hierauf der König gegen ihn zu Felde führte, zu widerstehen, fand er sich jedoch keineswegs stark genug; es war grade eine seiner wichtigsten Städte, Arras, dem Falle nahe gebracht, als Jouvenel, der sich im Lager eingefunden, vor den Dauphin gerufen wurde, und die bestimmte Weisung, einen Frieden einzuleiten, vernahm. Der Form halber mußte die Sache zwar zuvor in des Königs Rath besprochen werden. Wie nun in demselben Jouvenel gründlich nachgewiesen, „que la paix et l'accord estoient necessaires, et que tous d'un bon amour devoient entendre à resister aux anciens ennemis du royaume, les Anglois, lesquels on sçavoit faire armée pour descendre en France, mesmement que finance il falloit pour payer les gens de guerre et que tout à l'environ tout estoit si bien pillé, qu'il n'y avoit plus de fourrage pour les chevaux n'y vivres pour les personnes,“ stimmten alle Anwesende für den Frieden, und derselbe ist ohne Zeitverlust abgeschlossen worden. Eine der Bedingungen verfügte die Öffnung der belagerten Stadt, in solcher Beschränkung, daß des Königs Banner auf die Stadtthore gepflanzt und von seinetwegen formeller Besitz genommen werde. Zu dem Ende wurde sammt den Marschällen Jouvenel eingelassen, und in seine Hände schwuren Bürger und Besatzung, „d'estre bons et loyaux au roy.“ Nicht minder hat er den von dem Herzog von Burgund bestellten Hauptmann, den von Luxemburg und andere burgundische Diener ihrer Ämter entsetzt, und „de par le roy“ andere Officianten in deren Stellen eingeführt. Dieses ereignete sich im September 1414, und Jouvenel glaubte, nachdem also der Friede des Reichs hergestellt, auch an die Heilung der übrigen Gebrechen des Staats Hand legen zu können. Grenzenlose Unordnung besonders waltete in dem Finanzfache, und wurde fortwährend vergrößert durch des Dauphins und des Herzogs von Berry persönliche Bedürfnisse. Jener, ein Verschwender ohne Maß, ließ sich auch gänzlich durch seine Höflinge beherrschen, und ihre Habgierde trieb ein arges Spiel mit den öffentlichen Gefällen. Heute empfing dieser auf 6 — 7000, jener auf 10,000 Thaler Anweisung, und eines Morgens sollte der Kanzler einer ganzen Reihenfolge solcher Anweisungen zu dem Belaufe von 60 — 80,000 Thalern die Siegel aufdrücken. Dessen weigerte er sich mit dem Zusatze: „qu'il parleroit à son maistre monseigneur de Guyenne.“ Ohne Furcht sprach er zu dem Fürsten von den Vortheilen und der Nothwendigkeit einer weisen Sparsamkeit, und der Dauphin hat solchen Freimuth gelobt, ihm auch aufgegeben „qu'il ne scellast aucun mandement, s'il passoit mille écus.“ Um so größere Unzufriedenheit gaben die Höflinge zu erkennen. Eine Conföderation bildete sich gegen den Murrkopf, den Herzog von Berry und dessen vertrautesten Rathgeber, Bischof Martin Gouge von Chartres, an der Spitze, und dieselbe verwendete allen ihren Einfluß, die Finanzverwaltung in die Hände des Bischofs zu geben. Ein reiches Geschenk, von dem Herzog von Berry dem Dauphin, seinen Neffen dargebracht, gab der Sache den Ausschlag. Der Fürst ließ sich die Siegel ausliefern, „lesquels il bailla volontiers. (1414.) Et ainsi, pour avoir loyaument servy son maistre, fut desappointé. Et disoit-on que ledit seigneur de Guyenne depuis prit conditions estranges.“ Auch die Conciergerie du Palais

sollte Jouvenel nicht behalten. Vom Anfang her hatte David von Brimeu mit ihm deretwegen gerechtet, jetzt wurde das Amt, vermittels Beschlusses vom 30. Jan. 1416, zur Krone gezogen. Indessen scheint die mancherlei Einbuße nicht gar störend auf Jouvenel's häusliche Angelegenheiten gewirkt zu haben. Es begleitete den Kaiser auf der Reise nach Paris, im Februar 1416, unter andern Großen, „le grand comte de Hongrie, le comte Bertold des Ursins[1]), un bien sage et prudent seigneur." Diesem zu Ehren, „pour ce qu'ils estoient d'un nom et armes[2]), " stellte Jouvenel große Festlichkeiten an. „Et fist venir les dames et damoiselles, des menestriers, jeux, farses, chantres et autres esbatemens: et combien qu'il eust accoustumé de festoyer tous estrangers, toutefois specialement il les voulut grandement festoyer en faveur dudit comte Bertold. Et du festoyement et reception furent bien contens le roy, l'empereur et les seigneurs." Der Freude folgte aber in kurzer Zeit großes Leid. Die Burgunder, in ihrem Angriffe auf die Brücke von St. Cloud abgewiesen (1417), erbolten sich des Schadens an Jouvenel's Burghause zu Ruel, „qui estoit l'un des plaisans lieux et delectables, qu'on peust trouver: et y avoit de moult belles fontaines, dont ils rompirent et despecerent les pierres moult belles: et si y avoit une chappelle moult plaisante, qui fut toute arse." In der Unlust über solchen Mordbrand empfing der alte Herr ein Schreiben von einem vornehmen Burgunder, von Johann von Neufchastel auf Montagu, der nicht nur sein Anverwandter, sondern vor Zeiten auch sein Freund gewesen war. Das Schreiben an sich verdiente eine Antwort nicht, da es nur mit aufrührischen Phrasen erfüllet war; aber die Gelegenheit, dem Herzog von Burgund selbst seine Meinung über den Frevel in Ruel wissen zu lassen, wollte Jouvenel nicht verabsäumen. Er eilte zu der Barriere, wo der Poursuivant (Credibat des Heroldamtes), welcher der Überbringer des Schreibens gewesen, der Abfertigung harrte. „Wollt Ihr wol dem Herzog von Burgund vermelden, was Ihr hören werdet?" „Getreulich." „Dites à monseigneur, que ce n'est pas honneur à luy, que ses gens ardent et bruslent les maisons, et que c'est petite vengeance et qu'on a bouté le feu en ma maison de Rueil, et que si luy ou ses gens luy vouloient rien demander, on se trouveroit à la barrière." Allem Ansehen nach hat der Poursuivant Wort gehalten; denn das Brennen und Sengen wurde sogleich in dem Lager der Burgunder bei Strafe untersagt. Aber der Herzog blieb der neuen Beleidigung eingedenk. Das Jahr darauf, den 28. Mai 1418, wurde l'Ile-Adam mit seinen Burgundern zu Paris eingeführt, und Jouvenel würde schwerlich dem Schicksal, welches den getreuen Dienern des Königs bestimmt war, haben entgehen mögen, ohne die von einem burgundischen Ritter, la Beau de Bar, empfangene Warnung. Derselbe ließ ihm sagen: „qu'il se sauvast: et que nonobstant qu'il luy eust fait grand plaisir en la Chappelle de Tierache, en estant cause de luy sauver la vie, qu'il ne le sçauroit cette fois sauver." Jouvenel ließ sich das nicht umsonst gesagt sein, sondern bestieg gleich einen Nachen, um nach St. Victor zu gelangen, von da eilte er zu Fuß nach Corbeil. Daselbst verhalf ihm der Prevost der Stadt zu Pferden, daß er noch zu rechter Zeit weiter kam. Denn die Viertelstunde darauf brach auch in Corbeil der Aufruhr aus, und gleich am andern Tage mußte der Prevost seinen Kopf hergeben. Jouvenel gelangte in Sicherheit, und auch seine Familie fand Gelegenheit, aus Paris, dem Schauplatze aller Schrecken, zu entfliehen, freilich nur das nackte Leben davon tragend. „Qu'elle pitié étoit-ce, sa dite femme avec ses enfans mis nuds pieds, revestus de pauvres robbes, comme plusieurs autres." Denn alle ihre Habe, soweit der Engländer und Burgunder Gewalt reichte, mußten sie im Stiche lassen, den Hostel des Ursins mit allem Hausrathe, von 15 — 16,000 Thalern Werth, die schönen Herrschaften in Ile-de-France, Brie, Champagne, wie Trainel, la Chappelle-Gaultier, la Glaisière, Mormans, überhaupt ein Einkommen von wenigstens 2000 Livres. La Chappelle-Gaultier, la Glaisière und Mormans in Brie, sind auch, als confiscirtes Gut, 1422 an Johann von Courcelles verliehen worden. Nichtsdestoweniger blieb der Familie einiger Wohlstand, „tous vesquirent bien et honorablement;" der Vater ward nämlich von König Karl VII. zum Präsidenten des nach Poitiers verlegten Parlaments ernannt, und es starb daselbst Maistre Jean Jouvenel den 1. April, Ostersonntag 1431; Frau Micheline hingegen hat ihren Gemahl noch viele Jahre überlebt, und es findet sich, daß sie am 14. Juni 1443 von dem Capitel von Nôtre-Dame zu Paris gegen Hingabe ihres halben Antheils einer Mühle, eine Kapelle bei besagter Kirche erwarb, in welcher sie an der Seite ihres verstorbenen Gemahls beerdigt zu sein wünschte. In dieser Kapelle wird sie auch wol das bei Montfaucon, Antiquités de la monarchie française, III. Pl. 67, aufbewahrte Familienbild gestiftet haben. Frau Micheline starb den 12. Juli 1456. Von 16 Kindern, welche sie geboren, lebten zur Zeit der Flucht noch 11, und sind darunter Johann, Ludwig, Wilhelm, Michael und Jacob zu merken.

Johann Jouvenel, der Sohn, geboren zu Paris, 23. November 1388, erscheint 1416 als des Dauphin maître des requêtes, und bekleidete nachmals bei dem Parlament das Amt eines Generaladvocaten. Mit dem ganzen Hofe wurde er am 25. Aug. 1425 nach Poitiers versetzt, und mag daselbst viele Muße gefunden haben, denn in Poitiers hat er seine Geschichte Karl's VI. geschrieben. Seinen parlamentarischen Verrichtungen entsagte er 1431 wegen des Bisthums Beauvais, und empfing am 24. März 1432, zu Rom, in des Cardinals Johann Orsini Palast, die bischöfliche Weihe. Nicht viele Freude wartete seiner in dem von Freund und Feind gleich arg mitgenommenen Bisthum. Eine Klageschrift über diesen Zustand, von dem Bischof an König Karl VII. und den

1) Allem Anscheine nach ist Berthold Orsini, der erste Graf von Pitigliano, gemeint. Doch erscheint er weder in dem Verzeichniß der ungarischen Reichspalatine, noch auch bei ungarischen Schriftstellern. 2) Des Sohnes Träume hatten also bei dem Vater Eingang gefunden.

Reichstag zu Orléans, 1433 gerichtet, theilt *Loisel*, Mémoires de l'évêché de Beauvais, p. 329 mit. Sie hebt an mit den Worten: „Je Jean des Ursins, pauvre et indigne evesque et comte de Beauvais.“ Eilf Jahre später, 3. April 1444, gelangte er, nach Peter's von Godemont Abdankung, zu dem Besitze des Bisthums Laon und 1449, den 27. Juli, hielt er seinen feierlichen Einzug zu Rheims, nachdem von seinem Bruder Jacob das Erzbisthum ihm abgetreten worden. Man hat von dem neuen Erzbischof eine Urkunde vom 1. Oct. 1450, worin er den Titel eines Erzbischofs und Herzogs von Rheims, „premier pair de France“ gebraucht; nur ein einziger seiner Vorgänger hatte einmal diese letzte Eigenschaft sich beigelegt. Hingegen hat Johann zuerst in der Ankündigung des Provincialconciliums von Soissons, 1455, sich einen geborenen Legaten des heiligen Stuhls, wie seitdem alle seine Nachfolger thaten, zu schreiben gewagt. In der Vertheidigung der zeitlichen Rechte seiner Kirche entwickelte Johann wiederholt viele Thätigkeit. Nicht minder ist er der erste der drei geistlichen Commissarien gewesen, welche der Papst 1456 bestellte, um den Proceß der Jungfrau von Orléans zu revidiren. Am 15. Aug. 1461 empfing Ludwig XI. aus seiner Hand die Krone. In dem Krönungseide hatte der Monarch jeder Erhöhung der Steuern sich zu enthalten gelobt, doch zeigte er sich dieses Versprechens wenig eingedenk. Die Bürger von Rheims erhoben sich zuerst gegen ungesetzliche Zumuthungen. Um die Aufrührer zu beruhigen, wendete der Erzbischof allen Fleiß an, zugleich die Gelegenheit benutzend, den König bittere Wahrheiten vernehmen zu lassen [3]). Auf dem Reichstage zu Tours 1467 widersetzte er sich aus allen Kräften der Erfüllung des Vertrags, wodurch der Besitz der Normandie dem Bruder des Königs verheißen. Auch den Reichstag zu Paris, April 1469, hat der hochbejahrte Erzbischof noch durch seine Gegenwart beehrt. Gewahrend indessen den Abgang der Kräfte, schrieb er eigenhändig sein Testament, Rheims, 18. Sept. 1472, und der 14. Juli 1473 ist sein Todestag geworden. Sein Hauptwerk, Histoire de Charles VI. et des choses mémorables advenues pendant quarant-deux années de son regne (1380—1422), hat zum ersten Mal Theodor Godefroy (Paris 1614. 4.) herausgegeben. Eine zweite Ausgabe, von Theodor's Sohne, von Dionys Godefroy, besorgt, Paris, imprimerie royale, 1653 Fol., ist durch manche schätzbare Zugabe bereichert. In der neuern Zeit ist auch in die Nouvelle collection des Mémoires pour servir à l'histoire de France, von Michaud und Poujoulat, sowie in das Panthéon littéraire (251 Seiten) des Erzbischofs Arbeit aufgenommen worden. Den größten Theil seiner Erzählung, 1380—1416, hat derselbe der Geschichte Karl's VI., von einem ungenannten Mönch von St. Denys lateinisch geschrieben, entlehnt, nur die letzten sechs Jahre, dann die öftern Einschaltungen über des eigenen Hauses hohe Abstammung und vornehme Verwandtschaften, endlich die lichtvolle, gefällige, nicht selten pittoreske Darstellung sind des Erzbischofs Eigenthum. Außerdem hat er noch mehres andere in Handschrift hinterlassen, insbesondere Remarques über das im Parlament gegen den Herzog Karl II. von Lothringen am 1. Aug. 1412 erlassene Urthel, welche nachmals zu Paris, 1634, im Drucke erschienen sind.

Ludwig Jouvenel, geb. 3. Nov. 1393, hatte sich mit andern tapfern Rittern zu der Vertheidigung von Melun 1420, eingefunden, welche ungemein hartnäckig war, sodaß die Engländer, regelmäßig bei jedem Angriff abgeschlagen, zuletzt auf einen Minenkrieg verfielen. Von allen Seiten wurde gegraben, weshalb denn die Belagerten einen Argwohn gefaßt und in mehren Kellern Wachen aufgestellt hatten, um aufzupassen, ob man kein Hämmern in dem Gestein, oder sonstigen verdächtigen Laut vernehme. Die Jouvenel's Befehlen untergebene Wache verspürte zuerst der Feinde unterirdische Thätigkeit; eiligst legte er die Rüstung an, und eine Streitart in der Hand, wollte er sich nach der Stelle begeben, wo ein Durchbruch zu erwarten. In solcher Verfassung begegnete er dem Hauptmanne, dem Herrn von Barbasan. „Wohin Ludwig?“ fragte dieser, und sprach dann, die Antwort vernehmend, weiter: „Bruder, du weißt noch nicht recht, was es mit den Minen auf sich hat, und wie darin zu fechten; borge mir die Art!“ Gleich ließ er den Stiel verkürzen, denn weil die Minengänge häufig gekrümmt, auch eng an sich waren, verstatteten sie nur kurzer Waffen Gebrauch. In Gesellschaft anderer Ritter und Knappen zur Stelle gelangt, fand Barbasan die feindliche Mine vollends zu Stande gebracht, und es blieb nichts übrig, als in der Eile Barrikaden anzulegen und Arbeiter zum Contreminiren anzustellen. Es befahl auch Herr Barbasan, daß Ludwig Jouvenel die Ehre haben solle, in dieser Mine den ersten Waffengang zu verrichten. Die Contremineurs, mit Fackeln und Laternen wohl versehen, hatten sich kaum zwei Klaftern weit durchgearbeitet, als sie die Nähe der Gegner verspürten, und darum abermals Barrikaden errichteten. Weil aber die Feinde ebenso wenig die Hände in den Schoos legten, wurden sie einander bald ansichtig. In dem Moment des Zusammentreffens prallten von beiden Seiten die Arbeiter zurück. Unter den Engländern befanden sich viele, welche zuerst einzudringen versuchten, und es wurden einige wenige Hiebe gewechselt. Dann kehrte ein jeder zu seinem Posten zurück, und besonders waren von Seiten der Belagerten die trefflichsten Schutzanstalten getroffen. In der hiermit eingetretenen Ruhe hieß Barbasan ausrufen, daß vortreten möge, wer einen Gang zu wagen gesonnen sei. Da begehrte Jouvenel des Hauptmanns Erlaubniß, sich mit einem der Feinde zu messen. Wie nun solche ihm zugestanden, hat desgleichen, die

3) „On m'a rapporté, qu'il y a en votre conseil un, qui en vostre présence dit, à propos de lever argent sur le peuple, duquel on alleguoit la pauvreté: que ce peuple toujours crie et se plaint, et toujours paye; qui fut mal dit en votre présence; car c'est plus parole, qui se doit dire en présence d'un tyran inhumain, non ayant pitié et compassion du peuple, que de vous qui êtes roy très-chrestien. Quelque chose que aucuns disent de vostre puissance ordinaire, vous ne pouvez pas prendre le mien: ce qui est mien, n'est point vostre. En la justice vous êtes souverain et va le ressort à vous: vous avez vostre domaine et chacun particulier le sien.“

Aufforderung anzunehmen, ein Engländer, Edelmann von Geburt, sich eingefunden. Zu festgesetzter Stunde trafen sich, bei Licht und Fackeln, die beiden Kämpen; und sie fochten über eine halbe Stunde lang, daß einer wie der andere blutrünstig war; darauf wurden sie durch die Griswärtel geschieden. Dem folgte von Stunde zu Stunde fast an derselben Stelle eine ganze Reihe von Zweikämpfen, in deren einem wiederum Ludwig Jouvenel des Herrn Raimund von Lore Secundant gegen zwei Engländer geworden ist, und zwar blieb den beiden Franzosen der Preis, obgleich den Gegner zu greifen, keinem möglich war; denn es war in dem Minengang ein Sparrenwerk, dem Manne bis zur Brust reichend, angebracht, und zugleich verboten, über dasselbe wegzusteigen oder am Boden durchzukriechen. Der König von England und der Herzog von Burgund ertheilten unter großem Jubel den Ritterschlag an verschiedene Herren, welche in dem Minengang ihren Muth bewährt hatten. Hauptmann Barbasan wollte nicht hinter ihnen zurückbleiben, und schlug darum zu Rittern Herrn Ludwig Jouvenel des Ursins und Herrn Ägidius d'Escheviller; dazu bliesen die sämmtlichen Trompeter eine fröhliche Weise. Indem aber ihre Zahl jener der Spielleute in dem feindlichen Lager nicht zu vergleichen, wollte Barbasan durch Glockengeläute das Deficit ausfüllen. Alle Glocken in der Stadt wurden daher, so lange die Feierlichkeit währte, angezogen und der Lärm verursachte großes Aufsehen in dem feindlichen Lager. Viele meinten, es begrüße das Glockengeläute die Zuversicht oder Annäherung eines Entsatzes. An dergleichen war jedoch unter den Umständen nicht zu denken, und wie groß der Vertheidiger Ausdauer war, sie mußte doch allmälig dem drückenden Mangel weichen. „Ils avoient esté bien un mois sans pain, et ne mangeoient seulement que chair de cheval, qui est une chose peu ou point nourrissante: et falloit que ceux qui en mangeoient allassent deux ou trois heures après à la selle, et comme en rien cette nourriture ne pouvoit arrester au corps d'une personne." Um eine Capitulation mußte gehandelt werden, und K. Heinrich V. bewilligte sie in der festen Absicht, so wenig wie möglich davon zu halten. Daß aber die Franzosen an ihr Wort gebunden seien, dafür bedingte er sich 13 Geisel, den Hauptmann Barbasan einbegriffen. Unter den andern 12 war keiner, den die Engländer mit mehr Ungestüm gefodert hätten, als Jouvenel, und gegen die ausdrückliche Bestimmung der Capitulation überließ der König von England ihn an den Herrn von Chatillon. Um sich zu lösen, mußte Jouvenel schweres Geld bezahlen, ungerechnet die 300 Franken, welche K. Karl VII. 1423 als einen Beitrag zu seinem Lösegeld bewilligte. Nachmals gelangte Ludwig zu der Amtmannsstelle in Troyes. Vermuthlich ist er unbeweibt gestorben.

Wilhelm Jouvenel des Ursins, Baron von Trainel, Vicomte von Troyes, Herr von Marigny und St. Briçon, Capitain-Lieutenant von des Dauphin Gendarmen, Amtmann zu Sens (durch Bestallung vom 16. Dec. 1437) war zu Paris, 15. März 1400, geboren. In das Parlament ward er durch Briefe vom 20. März 1423 als Rath eingeführt. Den Ritterschlag empfing er zu Rheims, 1429, bei der Krönung. Auf dem Landtage der Dauphiné (14. Aug. 1440) präsidirte er als des Gouverneurs, Ralf von Gaucourt, Lieutenant. Nach dem Ableben des Kanzlers, des Erzbischofs von Rheims, Reinald von Chartres, wurde Wilhelm d. d. Sarry, bei Chalons, 16. Juni 1445, mit der Kanzlerwürde begnadigt. Im J. 1448 erkaufte er von Jacob von Thianges um 1000 goldene Schilde Marolles und Ville-Thierry de la Bergerie, sammt dem Hause Marolles zu Montereau-faute-Yonne. Als Kanzler von Frankreich führte er in Gemeinschaft des Grafen von Dunois bei dem Pont-saint-Ouen die Unterhandlung mit den Deputirten der Stadt Rouen, welche die unblutige Einnahme dieser Stadt zur Folge hatte (1449). Darum waren bei des Königs feierlichem Einzuge Aller Augen dem Kanzler zugewendet. „Puis entra," schreibt Mathieu de Coussy, „puis entra maistre Guillaume Jouvenel des Ursins, chancelier de France, lequel estoit monté sur une hacquenée blanche, et estoit vestu de robbe, manteau et chaperon d'escarlate, fourée selon l'estat royal, devant lequel un homme de pied menoit un housby (Pferdchen) d'Irlande, sellé d'une selle à dame qui avoit une couverture de velours, couverte de fleurs de lys d'or, d'un pied de long ou environ, dedans lequel estoient les sceaux du roy." Nicht minder glanzvoll beschreibt derselbe Chronist des Kanzlers Haltung in des Grafen von Dunois prunkendem Einzuge zu Bordeaux, 19. Juni 1451: „Puis suivoit le Chancelier de France, qui avoit devant lui une hacquenée blanche, couverte des armes du roy, et pardessus un drap d'or, sur lequel il y avoit un coffret, dans lequel estoient les sceaux du roy." Am 5. Mai 1452 quittirte der Kanzler um 275 Livres, welche der König seiner Hausfrau, Genoveva Heron (verm. 1423) auf die Stände von Languedoc angewiesen: „pour draps de soye et pennes pour avoir robbe et habillement pour elle." Den Hochverrathsproceß gegen den Herzog von Alençon instruirte der Kanzler persönlich, auch war dessen Verurtheilung sein Werk. Des Spruches Verlesung hat er sich gleichfalls vorbehalten. Ludwig XI. entsetzte beim Antritt seiner Regierung den Kanzler seines Amtes, 1461, ihm nachträglich, 20. Sept., doch einen Ruhegehalt von 2000 Livres bewilligend. Im März 1464 ließ ihn der Herzog von Bourbon zu Moulins verhaften. Langwierig kann jedoch sein Gefängniß nicht gewesen sein, denn am Himmelfahrtsabend 1465 traf er zu Paris ein als Überbringer der von dem König an die Bürgerschaft gerichteten belobenden Schreiben. Wenige Monate später, den 9. Nov., wurde er wieder in sein Amt eingesetzt, und eröffnete dem zufolge den Reichstag zu Tours, 1468, mit einer Lobrede auf König und Volk, sowie deren gegenseitiges Vertrauen, welches zu bewahren er vor den Umtrieben unruhiger Köpfe warnte. Noch findet sich der Kanzler unter den für den Proceß des Cardinals de la Balue ernannten Commissarien. Mit dem italienischen Dichter Franz Filelfo stand er in freundschaftlichem Briefwechsel. Ein Schreiben des Dichters, d. d. Mailand, August 1455, theilt Sansovino mit, in seinem Werke

degli huomini illustri della casa Orsina, p. 30, b, und ist darin die Rede von Filelfo's Satyren, von denen er eine Abschrift dem Kanzler zugesendet hat. Wilhelm starb zu Paris, den 23. Juni 1472, sodaß er demnach viele Jahre Frau Genoveven überlebt haben muß. Als deren Beneficiarerbe handelte er am 18. Jan. 1456. Sein Sohn, Johann Jouvenel des Ursins, Baron von Trainel, kinderlos in seiner Ehe mit Louise d'Isome, starb den 8. Mai 1492, und wurde von seiner Schwester Jacobe beerbt. Deren Ehemann, Jacob von Beaujeu, empfing am 8. Juni 1492 die Lehen der Baronie Trainel, der Herrschaften Marigny, Villebaudieres, St. Sepulcre und der Vicomté de la Charbonnière, alles von dem Hause Jouvenel herrührende Güter.

Jacob Jouvenel als des Kanzlers jüngster Bruder, war den 14. Oct. 1410 geboren, und dem geistlichen Stande bestimmt. Archidiakon zu Paris, enthielt er sich jedoch keineswegs weltlicher Geschäfte, sodaß der König sich veranlaßt fand, ihm das Präsidium der Rechnungskammer zu übertragen, 2. Jan. 1443. In diesem Amte machte er sich dem Hofe so angenehm, daß Karl VII. nur mit dem Erzbisthum Rheims seine Dienste belohnen zu können wähnte. Vermöge der pragmatischen Sanction sollten die Domcapitel aus ihrer Mitte die Vorsteher wählen. Damit ein solcher Grundsatz in der Erhöhung Jouvenel's nicht verletzt werde, vergab der König an ihn das durch Wilhelm's von Hellande Beförderung erledigte Kanonikat und Archidiakonat bei der Kirche von Rheims, 19. Mai 1444. Allzu verständlich war der Wink, um unbeachtet zu bleiben, und durch Wahl vom 25. Juni 1444 wurde Jacob auf St. Remigien Stuhl erhoben, wie er dann auch im Januar 1445 Besitz von seiner Domkirche nahm. In demselben Jahre fuhr er mit dem Grafen von Vendôme hinüber nach England, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu bewirken. Sie wurde ihm für den Lauf eines Jahres bewilligt. Minder erfolgreich war seine Sendung nach Genua, wo er der Schutzherrlichkeit Frankreichs neue Anerkennung hatte verschaffen wollen. Hierauf besuchte der Erzbischof die Convention zu Bourges, wo entschieden wurde, daß der von einer Fraction des baseler Conciliums aufgestellte Gegenpapst, Amadäus von Savoyen, an Nicolaus V. die Obedienz zu leisten habe. In Folge dessen verrichtete Jacob 1447, in des Königs Namen, eine Gesandtschaft bei Felix V., deren Resultat des Gegenpapstes Abdankung war. Mit dem Titel eines Patriarchen von Antiochia geschmückt, verzichtete Jacob zu Gunsten seines ältesten Bruders 1449 auf das Erzbisthum Rheims, wogegen er am 5. Nov. desselben Jahres für seine Lebtage die Administration des Bisthums Poitiers und des Priorats St. Martin-des-champs zu Paris erhielt. Er starb den 12. März 1457, und wurde in seiner Domkirche zu Poitiers beigesetzt.

Michael Jouvenel, von den Brüdern der vorletzte, denn er war den 15. Jan. 1408 geboren, erhielt zu seiner Abfindung la Chapelle-Gautier und Doue, in Brie, wozu er noch Armentieres und Bergeresse erkaufte, erhielt am 11. Nov. 1455 die Amtmannsstelle zu Troyes, und starb 1470, aus seiner Ehe mit Yolantha von Montberon eine gute Anzahl Kinder hinterlassend. Ein Sohn, Eustach, auf Roissy und Normans, Vicedom und Domherr zu Rheims, kommt 1473 als seines Oheims, des Erzbischofs, Testaments-Executor vor, stirbt zu Rom 1483, und wird daselbst in der Kirche St. Maria de Miracoli beerdigt. Ein anderer, Johann, auf la Chapelle-Gautier, Doue, Armentieres, Marly-la-ville, ist der Jouvenel, welchen das Protokoll über die Abfassung der Coûtumes von Paris und Meaux namhaft macht. Roissy hat er 1539 an den Präsidenten de Mesmes tauschweise überlassen. Von seinen sieben Söhnen war Johann Domdechant zu Paris, 1542, Abt zu St. Meen, Bischof zu Treguier, gest. 1566. Von Ludwig entstammt die Linie in Armentieres. Franz, der Erstgeborne, setzte die Hauptlinie fort, in seiner Ehe mit Anna l'Orfevre, Frau auf Armenonville. Es ist derselbe den 26. April 1547 gestorben, Vater von vier Söhnen, unter welchen der älteste, Christoph Jouvenel des Ursins, Baron von Trainel auf la Chapelle-Gautier, Doue, Armenonville, Ritter des heiligen Geistordens von dessen Stiftung an, nicht ohne Ruhm in verschiedenen Kriegsfahrten sich versucht hat. Namentlich diente er 1555 in Toscana, und mußte, nachdem Strozzi, an der Möglichkeit, Porto Ercole zu behaupten, verzweifelnd, das Weite gesucht hatte, die Vertheidigung der in den letzten Zügen sich befindenden Feste übernehmen. Über alle Erwartung hinaus verzögerte er den Fall der beiden Forts, der jedoch zugleich jenen des Städtchens nach sich zog. Mit der Besatzung und den verbannten Florentinern flüchtete Christoph in die Citadelle, entschlossen, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Aber der Meuterei der eigenen Soldaten wußte er nicht zu gebieten; sie überlieferten sich und ihren Anführer ohne Capitulation, dem Feinde. Im Spätsommer 1562 wurde Christoph nach Meaux entsendet, als Nachfolger des in seinen Maßregeln zu Züchtigung der Bilderstürmer allzu willkürlich und streng verfahrenden Joachim von Montluc-Lioux, Bruder des berühmtern Blasius, und hat der Baron von Trainel ein ehrendes Zeugniß der von ihm in seiner schwierigen Sendung bezeigten Milde empfangen. Er starb als des Königs Lieutenant für Ile-de-France und Gouverneur der Stadt Paris, hatte auch, wie es heißt, das Marschallsdiplom in der Tasche, 1588. Seit 1557 mit Magdalena von Luxemburg, des Grafen Anton II. von Brienne Tochter, vermählt, war er ein Vater von sechs Kindern geworden. Der ältere Sohn, Franz Jouvenel des Ursins, Marquis von Trainel, Baron von Neuilly, auf la Chapelle-Gautier und Doue, befand sich in des Königs Heer, während der Belagerung von Rouen, 1592, und mag sich Rechnung gemacht haben, des kühnen Givry Nachfolger in dem Commando der leichten Reiterei zu werden. Denn als Heinrich IV. die Nachricht von der tödtlichen Verwundung des Ritters ohne Furcht vernehmend, ausrief, er kenne Keinen, welcher die erledigte Stelle auszufüllen vermöge, nahm Jouvenel das als eine persönliche Beleidigung, und als einen Ausspruch, der alle seine Hoffnungen vernichte, und zur Stunde verließ er des Königs Heer und Dienst. Nur war ihm, lange zu schmollen, nicht gegeben; es wird erzählt, Heinrich IV. habe einigen

Unwillen geäußert, daß bei Fontaine-francaise 1595 Jouvenel an allen Orten ihm zuvorgekommen sei. Am 2. Jan. 1599 empfing Franz den heiligen Geistorden, und war außerdem Hauptmann über 100 Lanzen, Oberst eines Regiments teutscher Reiter, Maréchal-de camp, Gesandter zu Rom, und 1619 bei dem Hofe Königs Jacob's I. von England. Er starb, in einem Alter von 81 Jahren, zu Doue, den 9. Oct. 1650, ohne Kinder zu haben in seiner Ehe mit Wilhelmine von Orgemont, Frau auf Mery und Marigny-le-Cahouet, bei Semur, in Burgund. In Folge des von ihm errichteten Fideicommisses gingen sein Gut, sein Name und Wappen an seiner Schwester Katharina Enkel, Franz von Harville, über. Katharina war nämlich im Mai 1579 des Claudius von Harville Ehefrau geworden. Noch bestand die Linie in Armentieres, von Ludwig Jouvenel gestiftet. Ludwig's, des Vicomte von la Tournelle, auf Armentieres, Cugny, Bruyeres, Jouveignes, Villiers, Lesche, Sohn Ägidius, zählte nur 18 Jahre, als er von König Heinrich IV. eine Compagnie von 50 Lanzen erhielt, und war außerdem Oberst eines Infanterieregiments, Inhaber einer Compagnie von 200 reitenden Archibusirern und Gentilhomme ordinaire de la chambre. Aus seiner Ehe mit Charlotte von Arses, des Ludwig von Humières Witwe, überlebten ihn zwei Kinder, Ägidius und Charlotte, und diese ist Erbin aller Güter der Linie geworden, da ihres Bruders Ehe mit Margaretha Jouvenel des Ursins-Trainel, einer jüngern Tochter Christoph's, kinderlos blieb. Charlotte heirathete den Vicomte von Duchy, Eustach von Conflans, und scheint diesem in ihrem Ehestande zu Zeiten nicht wenig Unruhe gemacht zu haben, daß er sie zuletzt vom Hofe wegnahm, und ganzer zehn Jahre auf dem Lande, wie in Gefangenschaft, hielt. Des Kerkermeisters ledig, suchte sie in den Zerstreuungen der Hauptstadt die verlorne Zeit wieder einzubringen und es hat ihr an Liebhabern nicht gefehlt. Lingendes besang in fünf Stanzen ihre schöne Stimme: „mais il ne faut prendre cela que poétiquement, car elle n'a jamais eu la réputation de bien chanter." Malherbe aber blieb der Auserkorne, und verdiente das um so mehr, da er in einem Sonnet, an die Vicomtesse (Caliste) gerichtet, ihrer Augen Unwiderstehlichkeit preiset:

„Amour est dans ses yeux, il y trempe ses dards."

Die Neider wollten nämlich gefunden haben, daß Caliste stets triefige Augen habe, in welche der Liebesgott nach aller Behaglichkeit seine Pfeile tauchen könne. Malherbe selbst, der einst an Caliste schrieb: „je vous donne le bon soir, madame, et m'incline à vos pieds, pour les baiser en toute humilité, si vous me faites la grâce de me le permettre," Malherbe drang in Folge eifersüchtigen Verdachtes in das Schlafgemach der Vicomtesse, faßte ihre beiden Hände mit seiner Linken, und maulschellirte sie dergestalt mit der Rechten, daß die arme Frau um Hilfe rufen mußte. Aber als der Entsatz die Stube betrat, saß der Verräther ganz ruhig auf seinem Stuhl, neben dem Bette. Und wie unerhört die Beleidigung auch war, sie fand gleichwol Verzeihung, nachdem Malherbe um solche in einer Epistel (der Ausgabe von 1630. S. 696) bittend eingekommen. Die Vicomtesse wollte nicht nur den Dichtern ein Gegenstand sein — singt doch auch von ihren schönen Augen Malleville:

Charlotte, dont l'esprit pénètre toute chose,
Scavante vicomtesse, illustre des Ursins —

auch selbst Platz zu nehmen in der gelehrten Zunft hat die Eitelkeit sie angetrieben, und sie erkaufte deshalb von Maucors, der Gottesgelahrtheit Doctor, seine Homilien über des heiligen Paul's Episteln, um sie in eignem Namen, mit ihrem Bildnisse versehen, drucken zu lassen. Eine Dame vom Hofe, die sich mit der Erklärung des Apostels, der vor andern schwierig, befaßt, war dem Publicum eine höchst auffallende Erscheinung, und geraume Zeit ward das Buch mit Furore gekauft. Stets begierig, mit dem Verkehr mit Gelehrten sich zu brüsten, ließ die Vicomtesse nicht von dem berühmten Reisenden, dem P. Campanella, bis er versprach, bei ihr in St. Cloud einige Tage zuzubringen. Die Gesellschaft eines grundgelehrten Italieners bot ihr eigenthümlichen Reiz, vielleicht daß sie sich einbildete, wegen ihrer Abkunft von den Ursinern das Italienische verstehen zu müssen. Aber vorzüglich bekundete sie ihre Thorheit in der Stiftung einer Akademie, die bestimmt gewesen zu sein scheint, mit jener des Cardinals von Richelieu in Rivalität zu treten. In der Wohnung der Vicomtesse traten regelmäßig die Akademiker zusammen, um mit Trivialitäten und Absurditäten sich zu befassen, und das Ungewöhnliche des Beginnens zog im Anfang ein zahlreiches Publicum an. Unter den Neugierigen fand sich auch Maugars, der Musiker und Schöngeist, ein, um am andern Morgen seinen Protector, den Cardinal, mit seinem Bericht über die Verhandlungen ergötzen zu können. Dieses wurde nach mehren Sitzungen bemerkt und dem Lauscher die Thüre gewiesen. Die Theilnahme der übrigen Zuhörer erkaltete; um sie wieder zu beleben, ersann St. Ange, welcher die Lehre von der Dreifaltigkeit durch logische Schlüsse zu demonstriren sich vermaß, eine Komödie mit Kindern, die über Philosophie und Theologie zu disputiren abgerichtet waren. Großen Beifall empfing seine Erfindung und sie wurde fortgesetzt, bis der Zufall einst den Erzbischof, den Cardinal von Gondi, zur Stelle führte. Dieser fand der Papageien Geplapper der Ernsthaftigkeit der Materie höchst unangemessen und ersuchte wiederholt und in den verbindlichsten Ausdrücken die Vicomtesse, sie möge der Sorbonne die Theologie überlassen, mußte aber am Ende die Zusammenkünfte selbst verbieten. Den Todestag der Vicomtesse vermögen wir nicht anzugeben, jedenfalls ist mit ihr das Haus Jouvenel zu Grabe getragen worden.

(*v. Stramberg.*)

JOUVENET (Jean), einer der berühmtesten Historienmaler der französischen Kunstschule, wurde zu Rouen 1647[1]) geboren und starb zu Paris 1717. Sein Vater, Laurent Jouvenet, Mitschüler des Nicolas Poussin bei Noël Jouvenet (Großvater des hier beschriebenen Meisters), war sein erster Lehrer. Früh schon, wie erzählt wird, im 17. Jahre seines Alters, ging er nach Paris,

1) Nach *Watelet*, Dictionnaire 1644.

um sich dort zu vervollkommnen, und wurde daselbst Zögling der königlichen Akademie. Er erwarb sich durch unablässigen Fleiß und durch das Studium nach der Natur eine große Fertigkeit, sodaß er bald mit größern Werken hervortreten konnte, wodurch er zeitig bekannt wurde und sich schon damals ausgebreiteten Ruf erwarb. Selbst der berühmte Charles le Brun wußte sein Verdienst zu ehren, indem er ihn bei der königlichen Akademie, 1675, als Mitglied empfahl und ihm bald darauf eine Professur verschaffte. Durch erfolgreiches vielfaches Wirken erhielt Jouvenet später das Rectorat der Akademie. Er genoß mit Le Sueur gleiches Schicksal, indem sie Beide Italien nie sahen, er folglich seine Kunstrichtung auf eigenem, selbst erwähltem Wege gewann. Er bewahrte sich dabei einen großartigen eigenthümlichen Charakter in seinen Werken und verband in der Behandlung große Leichtigkeit mit Kühnheit, mit Feuer der Begeisterung. Watelet sagt über ihn: „Er besaß nicht, wie le Sueur, den Geschmack Rafael's, oder anderer großer römischer Meister, er ist er selbst und die Natur schien ihn blos für das gebildet zu haben, was er war. Seine Zeichnung ist bestimmt und dreist ausgesprochen, der Ausdruck kräftig und großartig, besonders in männlichen Figuren, weniger edel und angenehm in den weiblichen." Eins seiner frühern Gemälde, die Heilung des Gichtkranken, in der Nôtre-Dame-Kirche zu Paris, erhielt den entschiedensten Beifall; sowie auch ein anderes für die Abtei St. Martin gefertigtes, der Fischzug des heiligen Petrus, welches dem König Louis XIV. so gefiel, daß er es in der Gobelinsmanufactur bearbeiten und dem Künstler eine Belohnung von 1200 Livres reichen ließ [2]). Mehre große und bedeutende Werke folgten rasch auf einander; für die Invalidenkirche zu Paris malte er in kolossaler Größe die zwölf Apostel, die Cartons davon sind in Rouen. Die Erweckung des Lazarus; Jesus bei Simeon und die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, sind Werke von trefflichster Composition und wurden ebenfalls zu den Gobelins benutzt, die jetzt das pariser Museum zieren. Als eins seiner Hauptwerke bewunderte man die Kreuzabnahme, damals für die Capucinerkirche bestimmt, später jedoch in die königliche Akademie abgeliefert, jetzt im pariser Museum. Hierüber sagt Watelet, daß Jouvenet darin den Charakter des Guercino mit dem des Carracci vereinigt habe, und daß, wenn dasselbe vor Poussin's Zeit in Rom gewesen, dieser große Kunstrichter bei Beurtheilung der großen Meisterwerke Roms es als das vierte der bekannten italienischen Meisterstücke anerkannt haben würde. In Versailles bewunderte man das Gemälde: Die Ausgießung des heiligen Geistes, sowie in der Kirche des damaligen Brüderordens aur Recollets die Auferweckung des Lazarus und andere Arbeiten Jouvenet's. Außer diesen Hauptgemälden sind noch merkwürdig: Die Vermählung Joseph's und Marie, eine großartige Composition; der Leichnam Jesu im Grabe (von Aler. Loir in Kupfer gestochen); die heilige Anna und die heilige Jungfrau (von P. Drevet kostbar gestochen), eine sehr naive Composition; die heilige Scholastika sterbend in den Armen zweier Engel, ebenfalls schön (von S. Thomassin gestochen); der heilige Bruno knieend (von Drevet gestochen), ein höchst ausdrucksvolles Bild. Von mannichfachem Interesse ist auch das Gemälde, die heilige Bianka, welche ihren Sohn, den nachherigen heiligen Ludwig, auf den Glauben und die Frömmigkeit aufmerksam macht. (Es ist von S. Audran gestochen.) Eine Anbetung der Könige, sowie eine Verkündigung waren Preisbilder, welche er für die Stadt Rennes malte, wie er denn auch für den großen Parlamentssaal daselbst einen Plafond in Fresco fertigte. Seine letzten Arbeiten vollendete er, weil er durch den Schlagfluß an der rechten Hand gelähmt war, ebenso geistreich mit der Linken; man bewundert darunter das Magnificat oder den Besuch der heiligen Jungfrau bei Elisabeth in der Kathedrale zu Paris (gestochen von H. S. Thomassin). Von seinen größern Compositionen und Hauptgemälden sind die vorzüglichern von Desplaces, Duchange, J. Audran und Andern in Kupfer gestochen worden. Das Bildniß des Künstlers selbst, in einer Art von Plafondperspective, ist von A. Trouvain in Kupfer gestochen; ebenso stach Gerhard Edelenik nach ihm das Bildniß von Paul de Lionne.

(*Frenzel.*)

JOUVENNEAUX oder **JOUENNEAUX (Gui)**, gewöhnlich Guido Juvenalis genannt, ein gelehrter Benedictiner des 15. Jahrhunderts, um das Jahr 1450 zu Mans geboren, stammte aus einer armen Familie und konnte sich nur durch die Unterstützung seines Landsmannes Nic. Lepeletier, der die ausgezeichneten Geistesanlagen des Jünglings erkannte, den Wissenschaften widmen. Nachdem er zu Paris seine Studien beendigt hatte, trat er in den Benedictinerorden und erlangte als Lehrer der alten Sprachen ein großes Ansehen. Zur Belohnung seiner Bemühungen für den Unterricht der Jugend wurde er später zum Abte von St. Sulpice zu Bourges erwählt. Er reformirte, von gleichgesinnten Mönchen unterstützt, dieses Kloster und starb daselbst im Jahre 1505. Unter allen seinen Schriften hat der Commentar über die Lustspiele des Terentius („*Terentii* Comoediae cum Guidonis Juvenalis familiarissima interpretatione. [Paris 1492. F. Lugd. 1493. 4. Ib. 1497. 4. Mediolan. 1513 und öfter]) den meisten Ruhm und die größte Verbreitung erlangt; obschon etwas breit, enthält er doch, von dem damaligen Standpunkte der Alterthumswissenschaft aus betrachtet, viel Gutes und Richtiges, und trug nicht wenig dazu bei, den Geschmack an dem Studium der altclassischen Literatur zu wecken und zu verbreiten. Die dabei befindlichen Holzschnitte, aus denen man das Costüm der französischen Schauspieler und die Art und Weise der Bühnendecorationen im 15. Jahrhundert entnehmen kann, sind nicht ohne Ausdruck und Verdienst in der Gruppirung. Die grammatischen Schriften des Verfassers („Interpretatio in latinae linguae elegantias L. Vallae" [Paris 1494, 1496 und 1497. 4.], „In lingua latina ex L. Valla et Gellio sumpta eruditio"

2) Dieses Gemälde ist von außerordentlicher Wahrheit, die Composition ist höchst lebendig, die Gestalt des Christus edel, das Ganze trefflich gruppirt.

[Paris 1508. 4. Limoges 1518. 4.] und „Super elegantias Augustini Dathi" s. l. et a. 4.) waren ebenfalls sehr beliebt. Außer den genannten Werken sind noch anzuführen seine „Epistolae" (Paris 1499.), seine Vertheidigung der in den Benedictinerklöstern eingeführten strengeren Disciplin („Reformationis monasticae vindiciae" Paris 1503.) und die Übersetzung der Regel des heiligen Benedict ins Französische („La reigle de S. Benoist translatée de latin en françois" [Paris 1500. 4. Ibid. 1505. 12. Ibid. 1573 und 1580. 8.]). Vgl. Singularités historiques et littéraires. (Par. 1739. 12. Tom. III. p. 41—51.) (*Ph. H. Külb.*)

Jouvents, s. Juuants.

JOUX. 1) Festes Schloß im französischen Doubsdepartement, 1 Stunde südlich von Pontarlier und 2½ Stunden nördlich von Jougne. Es ist im Doubsthale auf einem hohen Felsen erbaut und stellt mit diesem eine Pyramide dar, deren Fuß der Doubs bespült, und welche eine absolute Höhe von 3210 par. Fuß hat, während der Doubsspiegel bei Pontarlier 2562 par. Fuß über dem Meere liegt. Das Schloß oder Fort beherrscht die Jurapassage von Lausanne über den Col de Jougne nach Pontarlier und weiter nach Paris', und auch die von Neufchatel durch das Val Travers ziehende Straße, welche sich dem Fort gegenüber mit der ersteren vereinigt. Das Schloß war stets sehr fest, sodaß z. B. der Herzog von Sachsen-Weimar sich wunderte, daß er es in zwei bis drei Wochen hatte einnehmen können, und auch jetzt noch ist der Platz in gutem Stande und gut armirt; er hat seinen Commandanten, seinen Platzingenieur, seinen Artillerieofficier des Platzes und eine kleine Garnison, welche aus einer halben Compagnie des zu Besançon stationirten Infanterieregiments besteht. Der Platz dient zuweilen zum Staatsgefängnisse; hier wurden der berühmte Mirabeau, Toussaint-Louverture, der Cardinal Cavalchini, der General Dupont nach seiner Capitulation von Baylen, der Marquis von Rivière, welcher bei der Verschwörung von Georg Cadoudal compromittirt war, sowie viele Officiere von sämmtlichen Nationen, mit denen das französische Kaiserreich Krieg führte, detenirt. (Vgl. die Annuaire du département du Doubs pour 1839. p. 357, 360 und 361.) (*Klähn.*)

2) Heißen Joux ein Thal und ein See im schweizerischen Canton Waadt. Man will den Namen aus dem Keltischen herleiten. Jour-arse soll in der Volkssprache jetzt noch einen Berg bedeuten, wo der Wald gerodet (verbrannt) wurde. Das Jourthal, das höchste unter den Jurathälern, zieht sich sechs Stunden lang von Südwest nach Nordost und gehört im weitern Sinne nicht nur zum Canton Waadt, sondern auch zu Frankreich. Der obere oder französische Theil heißt Rousseſthal, von einem kleinen gleichnamigen See, der in einer Urkunde, von der weiter unten die Rede sein wird, den Namen lacus Quinssanez führt. Es ist von Kalkgebirgen eingeschlossen und seine Höhe beträgt (nach Roger) 1948 F. 8 Z. über dem Genfersee, die absolute Höhe 3054 F. Diese Gegend trug im Laufe der Zeiten verschiedene Namen. Der älteste, der sich noch in dem Flüßchen Lionnaz erhalten hat, ist Leona oder Liona, später Domus Dei, dann Guarnens-, endlich Joursee. Sagen lassen schon im sechsten Jahrhundert einen Einsiedler Pontius da, wo jetzt das Pfarrdorf Lieu sich befindet, das in alten Urkunden den Namen locus Pontii trägt, eine klösterliche Ansiedelung gründen. Auch will man aus Überresten von Hammerwerken, die man in dem ursprünglichen Bette des Brassus entdeckte, das von seinem jetzigen ziemlich entfernt ist, auf frühe Ansiedelungen schließen. Urkundlich kann bewiesen werden, daß im J. 1140 von Ebal II., Herrn von Grandson, am östlichen Ufer des Sees ein Kloster gegründet, und daß diese Stiftung im nämlichen Jahre von dem Bischof Guido von Lausanne bestätigt wurde. Am 29. Sept. 1177 bekräftigte Papst Innocenz III. der Abtei, die zum Prämonstratenserorden gehörte, ihre Besitzungen und Privilegien. Dasselbe that Kaiser Friedrich I. durch eine Urkunde, die er am 26. Aug. 1186 in Mühlhausen ausstellte, worin das Kloster Abbatia de Lacu genannt wird. Merkwürdig ist die Urkunde ebendieses Kaisers und von ebendiesem Tage, in der die Rechte seines Vasallen, Ebal's IV., Herrn von la Sarraz, über das Jourthal anerkannt und ihm die Erlaubniß ertheilt wird, Häuser in diesem Thale zu erbauen und Einwohner anzunehmen, weil sie mehre Male zur Bestimmung der Grenzen des Waadtlandes mit Frankreich diente. Die Zahl der Äbte seit dem ersten, der Cospert oder Gausbert hieß, läßt sich nicht genau ausmitteln. Man kennt die Namen von dreizehn, auch findet sich, daß der Abt von Romàinmôtier mehrmals zugleich Abt von Lac de Joux war. Das Jourthal bietet manche Eigenthümlichkeiten dar und beweist, wie sehr ein auch noch so abgeschiedenes Ländchen sich heben kann, wenn seine Bewohner Thätigkeit des Geistes und Ausdauer besitzen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts unternahmen die Klostergeistlichen ein eigenthümliches Werk. Die Orbe bildete bis auf jene Zeit nur einen See, der viel schmaler war als gegenwärtig. Da die Mönche größtentheils von Fischen lebten, so entschlossen sie sich, um den Fischfang zu vermehren, den See zu vergrößern. Sie verstopften zu diesem Zwecke die tiefer liegenden Felsspalten, durch welche die Gewässer ihren Abfluß fanden. So wurde der ursprüngliche See erweitert, der jetzt 2 Stunden lang, eine halbe Stunde breit und 80 Fuß tief ist, und der Brenetsee geschaffen, der kaum etwas mehr als eine Stunde im Umkreise hält und mit dem Joursee beinahe einen rechten Winkel bildet. Ein dritter See, der kleine Lac Ter (tertius), sieht einem Teiche ähnlich und hat eine große Tiefe. 1344 sah sich der sehr verschuldete Franz von la Sarraz genöthigt, das Jourthal an Ludwig von Savoyen, Baron der Waadt, zu verkaufen, der dem Thale die Vorrechte ließ, die es früher besaß. Unter dem Abte Johann Polleni erhielten 1480 vier Burgunder, Vinet Rochat und seine drei Söhne, die Bewilligung, den Lionnaz von seinem Ursprunge bis zu den Klostermauern für Hochofen zu benutzen. Wälder wurden ihnen für Zimmerholz und für das Kohlenbrennen angewiesen. Von diesen Burgundern stammt die waadtländische Fami-

lie Rochat ab, die so zahlreich wurde, daß im verflossenen Jahrhundert einst eine ganze Milizcompagnie vom Hauptmanne herab diesen Namen führte, und ihnen verdankt auch das Dorf, das um das Kloster entstand, seinen Ursprung. Abel Bessonis war der letzte Abt. Er bekannte sich, nachdem Bern 1536 das Waadtland erobert hatte, zur Reformation, heirathete und erhielt 1543 von den Bernern hinreichende Ländereien, um sich und seine Familie auf eine anständige Weise zu ernähren. Damals war nur noch eine Gemeinde im Thale, le Lieu, das sich theils an der Westseite des Sees, theils auch auf der Ostseite um die Abtei her ausbreitete. Von dieser Zeit an wurden immer mehr Ländereien urbar gemacht und neue Einwohner gesellten sich den frühern bei. Im Jahre 1554 ließen sich einige Familien aus le Lieu am Ende des Sees nieder. Die Ansiedelung erhielt den Namen Chenit. Drei Jahre später verkaufte Lieu Land an zwei normännische Edelleute, die eine Glashütte anlegten. Diese versuchten auch, doch umsonst, den Weinbau, verkauften aber bald ihre Besitzungen an die Stadt Moudon. Duperron, der eine dieser Franzosen, war der Vater des berühmten Cardinals. 1571 trennten die Einwohner von Abbaye sich von le Lieu und bildeten eine zweite Gemeinde. Damals war nur noch ein Pfarrer im Jourthal. Weil ein Geistlicher, als er über den See nach Abbaye fahren wollte, um dort zu predigen, ertrank, wurde auch in Abbaye eine Pfarre errichtet. Im Anfange des 17. Jahrhunderts bewilligte die Regierung von Bern der Gemeinde Chenit einen Diakon, weil man im Winter nur auf sehr beschwerlichen Wegen nach Abbaye gelangen konnte und immer befürchten mußte, die benachbarten Franzosen möchten während des Gottesdienstes die beinahe ganz verlassenen Wohnungen berauben; denn von Zeit zu Zeit wurde das Thal von ihnen beunruhigt. Einst kamen sie bewaffnet, um Waldungen umzuhauen; allein sie wurden zurückgetrieben und von daher gingen eine Zeit lang alle Männer bewaffnet zur Kirche und hingen während des Gottesdienstes ihre Flinten am Eingange der Kirche auf. Die Pest, die 1611 im Waadtlande, wie in einem großen Theile der Schweiz, furchtbare Verheerungen anrichtete, drang in das Jourthal nicht ein. Einige behaupten, das Thal habe dies dem Rauche der damals noch zahlreichen Kohlenbrennereien, der die Luft gereinigt habe, zu verdanken gehabt; doch nur wenige Jahre nachher litt es sehr durch eine epidemische Krankheit, die vier Jahre nach einander wiederkehrte und besonders beim Herannahen des Winters heftig war. Sie wurde durch die schlechte Nahrung während einer großen Theurung verursacht. 1646 trennte Chenit sich ganz von Abbaye. Noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts waren die Jourthaler wenig ausgebildet, größtentheils Holzhacker oder Kohlenbrenner. Sie wohnten in elenden Hütten, waren mit den nothwendigsten Handwerken unbekannt und da es weder Gärten gab, noch Gemüse gepflanzt wurden, so mußten einst, als ein Misjahr war, Manche sich von wilden Beeren, von Blättern, Wurzeln und Kräutern nähren, bis die Regierung von Bern diese Ausgehungerten durch Geld und Getreide unterstützte. Erst 1688 gab man in Chenit öffentlichen Unterricht. Er wurde von einer Frau Bocci ertheilt, die man la Moinette nannte, weil ihr Vater ein Mönch gewesen war. Sie ging von Weiler zu Weiler und lehrte im Freien. In Haferbrod und magerem Käse bestand ihre Bezahlung. Der Pfarrer von Chenit, Peter Bugnion, that sein Möglichstes, um Chenit aus diesem Zustande der Bildungslosigkeit herauszureißen, und es gelang ihm, von 1690 bis 1696 vier Schulen anzulegen, worin Frauenspersonen unterrichteten. Die Pfarre Chenit war gleichsam als das Sibirien des Waadtlandes betrachtet. Nur vorübergehend nahmen die meisten Geistlichen die dortige Anstellung an, und man zählte in dem kurzen Zeitraume von 1612 bis 1700 27 Pfarrer. Erst als dem Pfarrer in Chenit, der bis 1704 in Lieu wohnen mußte, in jenem Orte ein Pfarrhaus gebaut wurde, hörte dieses Misoerhältniß auf. Er weckte Liebe zur Musik in seiner Gemeinde und der Unterricht der Kinder ging auf Männer über. Ein einige Tage andauernder Waldbrand im J. 1706 verursachte, daß mehre Familien in Armuth geriethen. Solche Erfahrungen regten die Industrie auf. Damals machte man die ersten hölzernen Uhren. Bis auf jene Zeit berechnete man die Stunden bei Tage nach dem Stande der Sonne und dem Schatten, bei Nacht nach den Gestirnen. Bald verfertigte man eiserne und messingene Uhren, Messer, Rasirmesser, Flinten und dergl. Gemüsegärten wurden angelegt. Die Frauen lernten stricken. Früher trugen sie keine Strümpfe, sondern lange Kamaschen, welche aber nicht bis auf die Schuhe reichten. Die Kleider waren aus grobem Wollenzeuch verfertigt. Die Einwohner, die nur den Dialekt der Franche Comté sprachen, wurden jetzt mit der französischen Sprache vertraut. Die Liebe zur Musik vermehrte sich besonders in Chenit sehr, und um den Kirchengesang zu verbessern, führte man die Posaunen ein. Der Kunstfleiß nahm zu. Die Sitten wurden verfeinert. Glasfenster entstanden und vergrößerten sich. In den Stuben stellte man Öfen auf, die früher beinahe unbekannt waren. 1748 legte die bernerische Regierung eine Briefpost nach dem Thale an, die wöchentlich zwei Mal von Romainmôtier nach Chenit kam. Von 1766 bis 1770 ließ sie eine Straße von Brassus nach Gimel erbauen, und gegenwärtig setzen noch zwei andere Straßen das Jourthal mit dem übrigen Canton Waadt in Verbindung. Chenit, jetzt mehr unter dem Namen le Sentier bekannt, wurde eine sehr wohlhabende Gemeinde, indessen Abbaye und le Lieu, die sich mehr mit Forst- und Landwirthschaft beschäftigten, noch längere Zeit auf einer niedrigern Stufe blieben. — Das Jourthal hat um seiner hohen Lage willen in der schönen Jahreszeit manche Vorzüge. Seine hellen, azurblauen Seen, die von Wäldern, Felsen und mit artigen Dörfern geschmückten Wiesen bekränzt sind, bieten den lachendsten Anblick dar. Wegen der Höhe des Thales gedeihen Obstbäume nicht mehr. Hafer und Gerste sind beinahe die einzigen Feldfrüchte, welche zur Zeitigung gelangen; dafür aber sind die umliegenden Berge reich an guten Weiden. In Brassus, dem obersten Weiler auf der rech-

ten Seite des Thales, gibt es Hütten- und Hammerwerke, die von starken Wasserkräften in Bewegung gesetzt werden. In andern Ortschaften sind die Uhrmacherei, das Messerschmiedhandwerk, die Steinschneiderei und das Schlosserhandwerk im Gange. Sägemühlen sind zahlreich, und aus Holz werden die verschiedensten Arbeiten verfertigt. — Eine geognostische Merkwürdigkeit des Thales sind die obenerwähnten Vertiefungen am Ufer des Brenetsees, die Schachten gleichen und von den Einwohnern Entonnoirs genannt werden. Sie sind für das Thal von großer Wichtigkeit. Die Orbe, ein sehr starker Bach, der eine halbe Stunde von Abbaye aus einem Felsen hervorfließt, noch andere kleine Bäche, kurz alles Wasser, das in das Thalbecken fällt und sich hier sammelt, hat keinen oberflächlichen Abfluß, weil ringsumher das Felsgebirge sich emporhebt. Unterirdische Spalten und Öffnungen, die in dem Kalkgebirge vorhanden sind, lassen die Gewässer den Ausweg finden. Die Einwohner sind hierauf aufmerksam, und wenn solche Öffnungen verstopft zu werden scheinen, gräbt man neue, zwei bis drei Klaftern tief und acht bis zehn Fuß weit aus, wo man die Spalten der Felsschichten antrifft, durch die nun das Wasser wieder einen Ausweg findet. Die durch diese Trichter abfließenden Gewässer sprudeln drei Viertelstunden von hier, 680 Fuß tiefer, aus einer 200 Fuß hohen nackten Felswand, 17 Fuß breit und 4 Fuß dicht, wieder hervor. Les sources de l'Orbe nennt das Volk dieses Hervortreten. Lange Zeit war es ungewiß, ob diese Erscheinung wirklich die oben im Thale verschwindenden Gewässer zurückgebe, bis man 1776 sich durch ein außerordentliches Ereigniß davon überzeugen konnte. Da in den vorhergehenden Jahren die Seen höher gestiegen waren, so entschloß man sich, alle Trichter des Brenetsees zu reinigen und auszubessern. Zu diesem Zwecke schloß man durch einen starken Damm den Kanal, durch den sich der Joursee in den Brenetsee ergießt. Als der Damm die Wassermasse nicht mehr zurückzuhalten vermochte und zerriß, gerieth das Wasser in eine so starke Bewegung, daß es trübe wurde. Die Orbe, die bis dahin ganz hell geflossen war, trat nun auf einmal trübe aus dem Felsgebirge hervor und bestätigte so ihren Ursprung aus dem Brenetsee. Ungeachtet die Schichtenstellung den unterirdischen Abfluß der Gewässer erleichtert, machte das regnerische Jahr 1816 den Jour- und Brenetsee so ansteigen, daß die Gewässer nicht nur durch die sogenannten Entonnoirs nicht mehr abzufließen vermochten, sondern beide Seen einen Wasserspiegel bildeten, sehr viel Land überschwemmten und die Mühlen zu Bonport bis an die Dächer unter Wasser gesetzt wurden. Dasselbe wiederholte sich 1818, sodaß man sich gezwungen sah, Entonnoirs zu öffnen, um dem Wasser Abfluß zu verschaffen. Außer den unterirdischen Mühlen zu Bonport, die in dem größten der von der Natur gebildeten Trichter angebracht sind, gibt es seit dem Anfange der zwanziger Jahre auch solche in dem Trichter von Rocherai in der Nähe von Chenit. Drei Viertelstunden über Abbaye sind die tiefen Höhlen Chaudières d'Enfer, die sich auf eine Stunde weit ausdehnen, und je tiefer man hineindringt, desto schauerlicher werden. Oft bilden sie weite Hallen, oft verengen sie sich so, daß man beinahe kriechen muß. Die abwechselnden Wirkungen des Fackelscheins in den dunkeln Räumen, die vielen Stalactiten und ein Bach, der im Hintergrunde unter einer natürlichen Brücke schäumend und mit schrecklichem Getöse hervorströmt, vermehren den Eindruck. — Bei der Staatsumwälzung im J. 1798 hörte die Herrschaft Berns über das Jourthal, das zu der Landvoigtei Romainmôtier gezählt wurde, mit derjenigen über den übrigen Theil des Waadtlandes auf. Dieses Thal bildete während der helvetischen Periode, unter dem Namen Vallée du Lac de Jour, den 15. District des Cantons Leman, während der Mediationsperiode mit Cossonay und Echallens den dritten Bezirk des Cantons Waadt, und seit 1814 den achten District unter der einfachen Benennung la Vallée. Im J. 1831 zählte das Thal 4567 Einwohner und bei der neuesten Zählung im J. 1837 4720 Seelen.

(*Gerold Meyer von Knonau.*)

3) Joux (Mont), s. Jura.

JOUY. A. Biographie. Ludwig Franz, wurde zu Paris den 2. Mai 1714 geboren. Sein Vater hatte als angesehener Verwaltungsbeamter gute Gelegenheit, dem Sohne eine zweckmäßige Erziehung ertheilen zu lassen und ihm zeitig den Eintritt in die juristische Laufbahn zu eröffnen. Demnach brachte Letzterer eine so gesunde Vorbildung zum Barreau mit hinzu, daß er, weit davon entfernt, die Rechtsgelehrsamkeit zu einem alltäglichen Handwerke herabzuwürdigen, ihr vielmehr von seinem Standpunkte aus durch gründliche, aber dennoch auf praktischen Principien beruhende Gelehrsamkeit einen eigenthümlichen Reiz zu ertheilen vermochte.

Seine jetzt ziemlich selten gewordenen Schriften bezeugen dies so deutlich, daß es anderer Belege hierüber nicht weiter bedarf. Seine erste literarische Arbeit zwar, die Principes sur les droits et obligations des Gradués (Paris 1743.), hatte nur die Bestimmung, die politische sowol als wissenschaftliche Stellung der mit akademischen Graden versehenen Personen näher in das Licht zu setzen, und beschränkte sich also auf einen engen Kreis; allein sie verräth doch schon den engen Verein von gründlichem Wissen und gesunder Beurtheilungskraft, wodurch sich Jouy's Thätigkeit späterhin so bemerkbar machte. Von weit größerer Bedeutung ist sein Coutume de Meaux. (Paris 1748. 4.) Von der Zeit an, wo die Gerichtshöfe in Folge der während des vielbewegten Mittelalters immer fühlbarer werdenden Unzulänglichkeit der bereits vorhandenen positiven Gesetze sich genöthigt sahen, das beinahe allein herrschende Gewohnheitsrecht auch für ihre Rechtsentscheidungen als Quelle zu benutzen, und wo es daher gebräuchlich ward, die Grundideen des Gewohnheitsrechts in besondern schriftlichen Sammlungen aufzubewahren, nannte man nicht nur diese Sammlungen selbst, sondern auch die darauf gestützten richterlichen Entscheidungen, in sofern sie sich einer wiederholten Anerkennung als rechtsgültige Präjudicien zu erfreuen hatten, Consuetudines, oder mit dem französischen

Ausdrucke Coutumes; in Frankreich aber wurden insbesondere die Gegenden, wo rechtliche Entscheidungen dieser Art üblich waren, als Pays de Coutumes den übrigen Gebietstheilen dieses Landes gegenübergestellt, wo das römische Recht als gesetzliche Norm sich erhalten hatte, und die ebendeshalb Pays de droit écrit hießen *).

Zu den Pays de Coutumes gehörten nun auch die an der Seine und Marne gelegenen Umgebungen der Stadt Meaux, des alten Mediosedum, und daher war es sehr verdienstlich von Jouy, das alte Gewohnheitsrecht von Meaux neu zusammenzustellen.

Ähnliches Verdienst erwarb Jouy sich durch seine Sammlung von Administrativverordnungen des pariser Parlaments unter dem Titel: Arrets de Reglement, mis en Ordre (Paris 1752. 4.) und durch die Conference des Ordonnances Ecclesiastiques (Paris 1753. 4.), in welchem letztern Werke er namentlich auf die vielfachen Widersprüche hinwies, welche durch neuere Verordnungen in kirchlichen Angelegenheiten in sofern hervorgerufen worden waren, als diese Verordnungen ganz von den grundgesetzlichen Propositionen der gallicanischen Kirche von 1682 abwichen. Jouy leistete also hier für seine Zeit ungefähr dasselbe, was der anonyme Verfasser des Coup d'oeil sur la situation actuelle et les vrais interêts de l'Eglise catholique (Paris 1825.) für die Gegenwart gethan.

Die Schrift über das Zehntenrecht — Principes et Usages, concernant les Dixmes (Paris 1776. 12.) erschien erst nach Jouy's Tode; denn dieser starb bereits am 8. Febr. 1771 zu Paris, wo er viele Jahre lang mit Auszeichnung als Parlamentsadvocat thätig gewesen war. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

B. Geographie. 1) Jouy-aux-arches, starkes Kirchdorf oberhalb Metz, von dieser Hauptstadt des Moseldepartements 2½ Stunden entfernt, und beinahe bis zu dem Rande des rechten Moselufers sich herabziehend, verdankt seinen Beinamen wie seine Berühmtheit den Trümmern eines grandiosen römischen Bauwerks, eines Aquäducts, der bestimmt gewesen, die in der Umgebung von Gorze gesammelten Quellen nach Metz zu führen. Die reichhaltigste dieser Quellen ist ohne Zweifel in dem Thale, les Bouillons genannt, oberhalb Gorze, zu suchen. Sie speist einen unterirdischen Kanal, der unter der ganzen rechten Seite der Hauptstraße von Gorze, in mehr denn 150 Toisen Länge fortlaufend, nachdem er die Gärbereien von Gorze, wo seine Höhe etwa drei Fuß beträgt, verlassen hat, sich am Fuße der Höhe von St. Blin hinzieht, weit in das Thal le Parfond Val hinaufreichend, eine bedeutende Krümmung um den Bach la belle eaue, dann zu dem Hofe St. Catherine und weiter, stets den Fuß der in die Ebene vortretenden Höhe einhaltend, nach Noviant gelangt. Unterhalb dieses Dorfes, welches der Mosel ganz nahe liegt, gehen heutzutage die einst den Kanal anfüllenden Gewässer als ein reißender Bach, le ruisseau de Gorze genannt, in die Mosel. Der Kanal aber, rechts die Mosel, links des Berges Sohle einhaltend, zieht sich von Noviant nach Dornot. Mehr noch, wie auf andern Stellen, hat er in der Nähe dieses Dorfes, auch zwischen Dornot und Ancy, gelitten. Ancy selbst bleibt seitwärts liegen, indem der Kanal zwischen den Weinbergen durchgeht, eine Nachbarschaft, welche ihm, bei dem Streben der Weinbergsbesitzer, ihre Gründe auszudehnen, gar verderblich geworden ist. Jenseit Ronqueville, unweit des Landhauses la Joyeuse, tritt er in einen Hohlweg, an dessen Ausgange man den Kanal, 3 Fuß Breite zu 2 Fuß Höhe im Lichten, besonders wohl erhalten gefunden hat. Namentlich schien der Mörtel eben nur aufgetragen, freilich nicht in der Vollendung, fein und glatt, wie er in der unmittelbaren Umgebung von Gorze vorkommt, sondern rauh, ungleich und theilweise mit Molsand gemischt. Fast möchte es scheinen, die Bauleute hätten über der langwierigen Arbeit die Lust an derselben eingebüßt. Von der Mühle zu Gorze bis zu der Stelle, wo die Wasserleitung die Mosel durchschneidet, hat der Kanal nämlich 6286 Toisen Länge, bei 29 Fuß 5 Zoll 11 Linien Fall. Dem Übergange zunächst ergoß sich die Leitung in ein Becken von 28½ Fuß Länge und 21½ Fuß Breite, dessen Ablaß von dem eigentlichen Aquäduct getragen wird; denn weil das Becken noch in dem Abhange des Berges angebracht, mit einem ähnlichen Becken auf dem andern Ufer oberhalb Jouy in Verbindung zu setzen und folglich ein Thal von 560 Toisen Breite auszufüllen war, mußte von dem einen zu dem andern Punkte die Wasserleitung auf Pfeiler gelegt werden, die in Gestalt einer Brücke den Strom durchschneiden. Diese Pfeiler oder Schwibbogen sind die Arches, von welchen Jouy seinen Beinamen empfängt, und welche, nach so vieler Jahrhunderte Verlauf, als eins der bewundernswürdigsten Römerwerke diesseit der Alpen gelten können. Ohne Zweifel ist die Leitung in zwei Hälften getheilt gewesen, zu welchem Ende eine Mauer, von dem Wasserbecken auf dem linken Ufer ausgehend, der Länge nach das ganze Werk durchschnitt. An dessen oberem Ende, dem Becken zunächst, auf dem linken Ufer, haben sich zwei Bogen, ungeachtet vielfältiger Beschädigung, erhalten. Denen folgen, zuerst, dem Boden gleich, der Stümmel eines Pfeilers, dann 5 Bogen, im traurigsten Verfalle, ferner wiederum von 4 Pfeilern, dem Boden gleich, die Stümmel, sodann ein Pfeiler, dem seine ganze Höhe sammt dem Anfange der Wölbung verblieben ist, ein anderer Pfeiler, der geflissentlich umgestürzt worden ist, endlich zwischen der Landstraße und dem nächsten Moselarme ein abgebrochener Pfeiler, dem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Crucifix aufgesetzt worden war. Ein ähnlicher bedeutender Rest wird bei niedrigem Wasserstande in dem Stromarme, welcher dem linken Ufer der nächste ist, sichtbar, und dergleichen Bruchstücke mehr befinden sich auch in dem Hauptarme, wo sie der Schiffahrt sehr gefährlich werden. Es sind das die einzigen Reste von dem mittlern Theile des Bauwerkes, von dessen Zerstörung die Geschichte schweigt und kaum eine Muthmaßung, von der Gewalt des Wassers hergeleitet, aufzustellen hat; denn die Barbaren, wenn sie zerstören, die Anwohner,

*) Vgl. Hugo's civilistisches Magazin. 5. Bd. S. 379 fg.

wenn sie des reichen Vorraths von Bruch- und Ziegelsteinen sich bedienen wollten, würden viel eher das Mauerwerk auf dem festen Lande, als die in dem Flußbette gelagerten Pfeiler angegriffen haben. In jedem Falle ist diese vollständige Zerstörung das Werk früher Jahrhunderte, wie des Sigebert von Gembloux Verse, gegen Ende des 11. Jahrhunderts, zu erkennen geben.

Miror Aquaeductus sex millibus isse per arcus,
Invisit matrem cum filia Gorzia Mettim,
Non alti montes, non imae denique valles,
Intercurrentis non impetus ipse Mosellae,
Impediere viam, quid vidi operosius unquam?
Ars mittebat aquas, quas tu natura negabas,
Donec sola vias rupit longaeva vetustas,
Laudem structurae retinent hodieque ruinae.

Als Fortsetzung des Aquäducts auf dem rechten Ufer werden zuerst zwei Pfeilerreste in der Wiese zwischen dem Flusse und Dorfe bemerkbar. Diesen schließen sich im Dorfe Jouy selbst, bis zur Heerstraße, sieben Bogen an, die beinahe vollständig erhalten sind. Derjenige, unter welchem die Straße durchführt, hat eine Höhe von 57 Fuß, und in der Wölbung einen Diameter von 17½ Fuß. An ihm kann man vorzüglich die Sorgfalt und Kunst römischer Maurer bewundern. Über die Heerstraße hinaus haben die Bogen mehr gelitten, und zwar im steigenden Verhältnisse, je mehr man sich von dem Mittelpunkte des Dorfes entfernt. Die vier nächsten Bogen bewahren so ziemlich die ursprüngliche Form, die weitern fünf zeigen den kläglichsten Verfall; der äußerste Bogen ist gebrochen. Überhaupt stehen deren 17 auf dem Grunde von Jouy. Jenseit derselben, in der Höhe, ist abermals ein Wasserbecken angebracht, als der Anfang des unterirdischen Kanals, der von da an bis zu der Stelle, welche heute die Citadelle von Metz trägt, gereicht haben muß, wenngleich seine Spuren, bald deutlich, bald verwischt, nur bis zu dem Ban de St. Arnoul, außerhalb Metz, reichen. Die ganze Leitung, von der Mühle von Gorze an gerechnet, bis zu dem Ban von St. Arnoul, mißt 11,373 Toisen, bei 68 Fuß 5 Zoll 8 Linien Fall. Seit dem vorigen Jahre wird an einer Wiederherstellung der noch aufrecht stehenden Bogen des Aquäducts gearbeitet.

(*v. Stramberg.*)

2) **Jouy-le-Châtel**, kleine Stadt im Canton Nangis und Arrondissement Provins des französischen Departements der Seine und Marne. Sie liegt auf einer Anhöhe am Anfange eines Schlundes, der sich in das Thal des nahen Baches Huissandre, eines Hauptquellarmes des Flusses Yerres, hinabzieht, 4 Lieues nördlich von Nangis und ebenso weit nordwestlich von Provins, ist mit verfallenen Festungswerken umgeben, welche eine ehemals größere Wichtigkeit des Ortes andeuten, und zählt eine aus dem 14. Jahrhundert herrührende Kirche, ein altes mit Gräben umgebenes Schloß, Vigneaur, zu welchem schöne Alleen führen, die Ruinen eines andern alten Schlosses, dem die Stadt ihren Beinamen le Châtel verdankt, und einschließlich der zur Gemeinde gehörigen Weiler und Einzelnen 1150 Einwohner (nach der Zählung von 1836), welche hauptsächlich vom Ackerbau leben. Jeden Dinstag wird in der Stadt ein wenig beträchtlicher Wochenmarkt gehalten. Sie kommt zuerst in Urkunden des 10. Jahrhunderts vor. Im J. 1154 bestätigte der Bischof Manasses II. von Meaux seiner Kathedrale den Besitz der Kirche von Joi, und im J. 1265 verlieh Heinrich von Jovaès (d. i. Jouy) den Franziskanernonnen zu Provins das Recht der „mainvée" auf die Fische, die auf dem Markte zu Provins verkauft wurden, und kraft dessen der Pförtner des Klosters, von einem korbtragenden Diener begleitet, auf dem Markte aus jedem Fischbehälter soviel Fische nahm, als er mit der Hand fassen konnte, ein Recht, welches erst bei der Revolution erlosch. Vor letzterer war Jouy-le-Châtel der Sitz eines königlichen Justizamtes und im J. 1790 wurde sie der Hauptort eines Cantons, der aber bald wieder aufgelöst ward. Zur Gemeinde gehören folgende Dependenzen. In der Ebene, südlich der Stadt, die Vorwerke Charmoye und Vimbre, die Weiler Bois-le-Comte, Bezion, Montieur oder Monthieur an der Lisière des Waldes von Jouy, Haut- und Bas-Orby, Petit-Paris; im Westen derselben der Weiler Fontaine-Pepin und im Norden die Weiler Corbier, Houzel, Villechevert und Villars-les-Demoiselles, letzterer auf einer Höhe am Zusammenflusse zweier Hauptquellen des oben gedachten Baches Huissandre, deren stärkste, die Fontaine chaude, zwischen der Stadt Jouy und dem Weiler Corbier der Erde entquillt. In dem Weiler Petit-Paris befindet sich ein Schloß mit einer Kapelle, welche schon im J. 1268 unter dem Patronate des Bischofs von Meaux stand, und einem kleinen Parke. Die obgedachten Weiler Haut- und Bas-Orby sind das Riobe der Peutinger'schen Tafel, wo sich die Römerstraßen von Juliobona (Lillebonne) nach Augustobona (Troyes) und von Agendicum (Sens) nach Firtuinum oder Jatinum (Meaux) einander durchschnitten, und welche letztere noch jetzt unter dem Namen Chemin-Paré oder Chemin-Perré als Departementalstraße von Pont-sur-Yonne über Bray-sur-Seine, Orby, Chailly, Coulommiers nach Meaux benutzt wird. (Vgl. *Pascal*, Histoire topographique cet. du départ. de Seine et Marne [Corbeil et Melun 1838.] p. 239—242 und *Walkenaer*, Géographie ancienne des Gaules. [Paris 1839.] III. p. 55 u. 57.)

3) **Jouy-en-Josas**, Dorf im Canton und Arrondissement Versailles des französischen Departements der Seine und Oise. Es liegt am Flüßchen Bievre und zählt 1350 Einwohner, welche Manufacturen von gedruckter Leinwand mit 1200 Arbeitern unterhalten. Bis zur Revolution war es Hauptort einer im Jahre 1654 errichteten besondern Grafschaft.

4) **Jouy-sur-Morin**, Marktflecken im Canton La-Ferté-Gaucher und Arrondissement Coulommiers des französischen Departements Seine und Marne. Er liegt zu beiden Seiten des großen Morin, war früher eine Stadt und ist noch jetzt mit Gräben und Überbleibseln von Festungswerken umgeben. Nach einer Urkunde vom J. 1154 waren die Domherren der Kirche von Meaux schon damals seit langer Zeit im Besitze des Patronats über das Kirchspiel Jouy-sur-Morin, und eine Bulle des Pap-

ſtes Alexander III. vom J. 1180 verleiht dieſem Capitel mehre Kirchen, worunter auch die von Jouy-ſur-Morin. Die Herrſchaft Jouy gehörte zum Theil der Äbtiſſin von Farmoûtiers (nahe weſtlich bei Coulommiers) und zum andern Theil der Familie Bonneval, deren alter Adel zu dem Sprüchworte: „Richesse d'Escars, noblesse de Bonneval," Veranlaſſung gegeben hatte, und deren Schloß von der Äbtiſſin geſchleift wurde, nachdem ſie den Bonneval'ſchen Antheil der Herrſchaft an ſich gekauft hatte. Die Gemeinde Jouy iſt vorzüglich durch ihre prachtvollen Papierfabriken ausgezeichnet, deren wichtigſte, les Marrais de Jouy genannt, ¼ Stunde öſtlich von dem Flecken liegt und eine der bedeutendſten Frankreichs iſt. Sie beſchäftigt täglich 400 Arbeiter und liefert der Bank von Frankreich das benöthigte Papier, weshalb dieſelbe hier einen Inſpector angeſtellt hat, unter deſſen unmittelbarer Aufſicht die Papierfabrication vorgenommen wird. Auf dem linken Ufer des großen Morin, ebenfalls öſtlich von Jouy, liegt der Weiler la Chaire aux Gens, woſelbſt ſeit einigen Jahren ebenfalls eine Papierfabrik errichtet iſt, und eine dritte befindet ſich noch weiter am Fluſſe aufwärts in dem Weiler Marteaux. Die Ufer des Morin ſind übrigens auch mit vielen Loh-, Öl- und anderen Mühlen beſetzt, außer welchen auch noch eine große Menge meiſt von Fabrikarbeitern (für die obgedachte Papierfabrication) bewohnter Weiler und einzelner Häuſer zur Gemeinde Jouy gehören. Dieſer Flecken iſt ſeit 1834 im Beſitze eines Wochenmarktes und zählte im J. 1836, einſchließlich der zur Gemeinde gehörigen Weiler und einzelnen Häuſer, 1800 Einwohner, welche auch Wein und Obſt, und in den zahlreichen Gärten längs des Morin viel Küchengewächſe bauen. (Vgl. *Pascal*, Départ. de la Seine et de la Marne. II, 107—110.) (*Klähn.*)

JOVA. 1) Villa in der ſpaniſchen Provinz Jaen, liegt in der Nähe der Sandunilla und bearbeitet benachbarte Bleiminen. (*G. M. S. Fischer.*)

2) Ort in Ungarn, ſ. Illova.

Jovallium, ſ. Ivollum.

JOVÁNCZA-GYULA, auch Gyula-Ivancza, ein ſehr großes Dorf im dombovárer Gerichtsſtuhle (Processus) der tolnaer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 264 Häuſern, 2217 ungariſchen Einwohnern, die, bis auf 17 Reformirte und 4 Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre (das Bisthum Fünfkirchen), einer katholiſchen Kirche und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JOVAVUM oder **JOVAVUS**, alter lateiniſcher Name eines bedeutenden Fluſſes in Noricum, an welchem die Stadt Juvavia lag, ergoß ſich in den Änus (*Anton.* Itiner.). Es iſt dieſer Fluß die heutige Salza oder Salzach im öſterreichiſchen Kreiſe Salzburg, welche bei der Stadt Salzburg (dem alten Juvavia) vorbeifließt und ſich bei Winkelheim in den Inn (Aenus) ergießt. (*R.*)

Jove (Paul), ſ. Jovius.

JOVEDITS, auch **JÖVEDITS**, walachiſch Idits, Idith, teutſch Belleßdorf, ein bedeutendes, der gräflich Haller'ſchen Familie gehöriges Dorf, im kundier Gerichtsſtuhle (Processus), der kokelburger (kükülloer) Geſpanſchaft, im Lande der Ungarn des Großfürſtenthums Siebenbürgen, am gleichnamigen Bache hoch im Gebirge gelegen, 1½ Meile von Eliſabethſtadt entfernt, von Sachſen und Walachen bewohnt, mit einer eigenen zum bogeſchdorfer Capitel gehörigen Pfarre der evangeliſch-augsburg. Confeſſion, einem Bethauſe derſelben und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JOVELLANA. Eine von Ruiz und Pavon aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zweiten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Antirrhineen der natürlichen Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch viertheilig, mit faſt gleichen Fetzen; die Corolle zweilippig, mit offenſtehenden Lippen: die Oberlippe kurz, kielförmig-gewölbt, die Unterlippe hohl, faſt ſchuhförmig; die Staubfäden meiſt hervorſtehend, mit parallel angewachſenen Antherenfächern; die Narbe ſchildknopfförmig; die Kapſel ei-kegelförmig, zweifurchig, zweifächerig, an der Spitze vierklappig, vielſamig. Calceolaria unterſcheidet ſich nur durch eine abgeſtutzt-rundliche Oberlippe, meiſt eingeſchloſſene Staubfäden mit abſtehenden Antherenfächern, von denen das eine oft unfruchtbar iſt und eine zugeſpitzte Narbe. Die vier bekannten Arten ſind in Südamerika einheimiſch und haben geſägte Blätter und gelbe oder violette Blumen. 1) **J. scapiflora** *R. et P.* (Flor. peruv. I. p. 13. t. 18. f. 6., Calceolaria plantaginea *Smith* icon. I. p. 8. t. 2., Baea plantaginea *Persoon* syn. I. p. 15.), ein ſtengelloſes Sommergewächs (?) mit eiförmigen, ſtarkbehaarten Wurzelblättern und einblumigem Blüthenſchafte, wächſt auf den peruaniſchen und chileſiſchen Gebirgen und an der Magelhaens-Straße. 2) **J. punctata** *R. et P.* (l. c. p. 12. t. 18. f. 1., Baea punctata *Pers.* l. c., Calceolaria punctata *Vahl* enum.) mit aufrechtem Stengel, gegenüberſtehenden, eiförmig-ablangen, doppelt-geſägten, rothpunktirten Blättern und vielblumigen Afterdolden; dieſes perennirende Kraut, welches in Chile einheimiſch iſt, gilt daſelbſt für ein kräftiges Mittel gegen die Luſtſeuche. 3) **J. violacea** *Cavanilles* (Icon. V. p. 31. t. 452., Baea violacea *Pers.* l. c., Calceolaria violacea *Vahl*), ein chileſiſcher Strauch mit eiförmigen Blättern und endſtändigen Doldentrauben. 4) **J. triandra** *Cavan.* (l. c. p. 32. t. 453., Baea triandra *Pers.* l. c., Calceolaria triandra *Vahl.*), ebenfalls ein chileſiſcher Strauch mit eingeſchnitten-halbgefiederten Blättern, drüſig-haarigen Blüthenſtielen und Kelchen und drei Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

JOVE LLANOS [1]) (Don Gaspar Melchior de), geboren am 5. Jan. 1744 zu Gijon in Aſturien, ſtammte aus einer angeſehenen Familie von altem Adel. Durch raſtloſe Sorge für das Gemeinwohl und ſtrenge Rechtſchaffenheit zeichnete ſich ſein Vater aus in der Stelle eines Regidor und Bannerherrn (Alferez Mayor). Seine Stellung war ehrenvoll, aber die damit verbundenen Ein-

1) Unrichtiger häufig Jovellanos geſchrieben, weil der Name die Verſchwägerung zweier alten aſturiſchen Geſchlechter (der Joves und der Llanos) bezeichnet, die auch getrennt vorkommen.

künfte so mäßig, daß sie, verbunden mit dem Gewinne, den ihm der Besitz eines kleinen Eisenwerks abwarf, kaum hinreichten zur Bestreitung seines Haushalts. Was er durch Sparsamkeit irgend erübrigen konnte, verwandte er auf die Erziehung von neun Kindern, die ihm seine Gattin, eine durch Schönheit und Geistesvorzüge, wie durch Frömmigkeit und Milde ausgezeichnete Frau, gebar, die ihres Mannes Liebe zu den schönen Wissenschaften und sein Streben nach einer vielseitigen Bildung theilte.

Als einer der jüngsten Söhne war Jove Llanos zum geistlichen Stande bestimmt worden. Nachdem er die lateinische Schule seiner Vaterstadt besucht, studirte er, durch einige Stipendien unterstützt, auf den Universitäten zu Oviedo und Avila. Er muß seine Rechtsstudien mit großem Eifer betrieben haben, weil er in kurzer Zeit die Würde eines Licentiaten erlangte. Einen besondern Gönner fand er an dem Bischofe von Avila, dem er zwei neue Beneficien verdankte. Durch die Empfehlung jenes einflußreichen Geistlichen ward er zum Mitgliede des Collegiums von San Ildefonso zu Alcala de Henares erwählt. Neben seinen Rechtsstudien widmete er sich auch der Theologie. Er war kaum 21 Jahre alt, als er durch eine mit großem Beifall vertheidigte Abhandlung die Würde eines Baccalaureus erlangte, und bald nachher selbst als akademischer Docent auftrat. Mit gründlichen Kenntnissen vereinigte er in seinen Vorträgen einen ungemeinen Scharfblick, den er während seines Aufenthalts zu Oviedo geübt haben mochte durch die Subtilitäten der Scotisten. Nicht blos sein gelehrtes Wissen, auch sein gerader, offener Charakter und die Feinheit seines Betragens erwarben ihm die Achtung vieler ausgezeichneten Männer. Ein inniges Freundschaftsband kettete ihn an Don Juan Arias Saavedra, der ihm bis zu seinem Tode mit unveränderter Gesinnung treu blieb. Getäuscht in der Aussicht, zu Madrid, wohin er sich 1767 begab, ein erledigtes Kanonikat an der Kathedrale von Tuy zu erhalten, bewarb er sich, durch einflußreiche Freunde unterstützt, um eine andere Stelle. Das Schicksal schien ihn auf einen seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden Platz gestellt zu haben, als er an dem obersten Gerichtshofe zu Sevilla zum Assessor des Criminalgerichts (alcaldo de la sala del crimen) ernannt ward. Er war damals noch sehr jung, aber durch seine Kenntnisse vor vielen Andern geeignet, jene wichtige Stellung zu behaupten, die er der Empfehlung eines einflußreichen Gönners, des Grafen von Aranda, zu verdanken hatte. Die nöthigen Geldmittel, um in diesem neuen Verhältnisse anständig und sorgenfrei auftreten zu können, hatte ihm sein väterlich für ihn sorgender Freund Saavedra verschafft.

Es war im Frühjahre 1768, als er in Sevilla eintraf. Als ein junger blühender Mann, wie ihn einer seiner Freunde schildert, von mehr als mittler Größe, mit einem einnehmenden und würdigen Äußern, war er eine höchst interessante Erscheinung. Sein fast zu großer Ernst und die Reizbarkeit seines Gemüths entfernten ihn nicht von den Freuden des geselligen Lebens. Durch seinen, für Kunst und Wissenschaft, besonders für Poesie und Malerei, sehr empfänglichen Geist kam er in vielseitige Berührung mit mehren ausgezeichneten Männern. Nur bei einigen seiner Collegen erregte er Anstoß und galt für einen Sonderling, als er sich der herkömmlichen Sitte widersetzte, eine Perücke zu tragen, die seine richterliche Würde durchaus zu fodern schien. In ähnlicher Weise befremdete seine gar zu große Uneigennützigkeit und das Zartgefühl, womit er die herkömmlichen Sporteln und selbst die unverfänglichsten Geschenke verschmähte. Sogar seinen geistlichen Beneficien entsagte er, als eine Gehaltserhöhung ihm erlaubte, dies Opfer zu bringen. Mit jener Uneigennützigkeit harmonirte die Einfachheit seiner Lebensweise und die Reinheit seiner Sitten. Wen auch seine Eigenheiten gegen ihn einnahmen, der mußte sich wieder mit ihm versöhnen durch die Fülle seiner gründlichen Kenntnisse, und durch die Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe. Sein vielseitig gebildeter und gewandter Geist und die Energie seines Charakters ließen ihn leicht alle Schwierigkeiten überwinden, die ihm die veralteten Formen einer sehr ungeregelten Rechtspflege entgegenstellten. Bald aber mußte ihm fühlbar werden, daß sein weiches Gemüth nicht geeignet war für das Criminalfach. Er ergriff jede sich ihm darbietende Gelegenheit, die Strenge der Gesetze, besonders in Hinsicht auf die peinliche Frage und Tortur, durch wohlgemeinte Vorschläge zu mildern. Längere Zeit beschäftigte seinen denkenden Geist eine Reform des Criminalwesens in seinen Hauptpunkten. Er hielt sie für nothwendig; doch zeigte sich ihm keine Aussicht, diese Lieblingsidee zu realisiren. Ein anderes wissenschaftliches Fach, seiner Denk- und Empfindungsweise mehr entsprechend, fesselte bald seine Aufmerksamkeit. Er hatte mehre einzelne Zweige der Staatsökonomie mit Eifer studirt, seine Kenntnisse in diesem Fache auf seinen Reisen erweitert und dadurch allmälig eine wissenschaftlich begründete Ansicht jenes Fachs gewonnen. Der Umgang mit Männern, deren Streben eine ähnliche Richtung verfolgte, war ihm dabei sehr förderlich gewesen. Mehre englische und französische Werke über Staatsökonomie zeigten ihm den großen und heilsamen Einfluß jener Wissenschaft auf die Gesetzgebung und das Gemeinwohl. In seinem Urtheil über Gegenstände dieser Art ließ er sich nicht durch fremde Ansichten leiten. Er bewahrte sich eine parteilose Selbständigkeit. Dies zeigt, außer dem von ihm entworfenen „Gutachten über Pfandhäuser," und einigen kleinen Abhandlungen über die wichtigsten Zweige des Handels und der Industrie, besonders sein schon damals entworfenes, doch erst später (1794) herausgegebenes Werk: **Informe sobre el expediente de la lei agraria**[2]), in welchem er den Zustand des spanischen Landbaues und die Mittel, ihn zu verbessern, mit Einsicht schilderte.

Einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis fand er durch seine Beförderung zum Auditor bei dem Acuerdo, einer administrativen Verwaltungsbehörde. Von den eigentlich criminalistischen Geschäften, die seiner Nei-

2) Eine teutsche Übersetzung, mit Anmerkungen begleitet, von Heinrich v. Beguelin, erschien zu Berlin 1816.

gung so wenig entsprachen, sah er sich dadurch befreit. Mit Eifer unterzog er sich der ihm übertragenen Abfassung mannichfacher Gutachten über wichtige Gegenstände der Staatsökonomie. Zugleich fand er erwünschte Gelegenheit, nützliche Kenntnisse und wahre Religiosität unter den niedern Volksclassen zu verbreiten, als er einem gemeinnützigen Vereine beitrat, dessen Mitglieder sich Freunde des Vaterlandes (amigos del pais) nannten. Redlich suchte er der Unwissenheit und dem Aberglauben zu steuern und die rastlose Betriebsamkeit Einzelner bei fehlenden Mitteln durch Unterstützungen und Belohnungen zu fördern. An den Sitzungen des genannten Vereins in Sevilla und Madrid nahm er ununterbrochen Antheil und unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz.

Bei diesen vielverzweigten Geschäften fand seine rastlose Thätigkeit noch Muße zu literarischen Arbeiten. Er wagte selbst einige poetische Versuche. Zum Dichter war er nicht geboren. Glücklicher, als in seinen lyrischen und satyrischen Gedichten, war er in dem Trauerspiele **El Pelayo**, das einen tapfern Gothen verherrlichen sollte, der Spaniens Unabhängigkeit gegen die Mauren vertheidigt hatte. Den Druck dieser Tragödie untersagte der spanische Klerus, und erst 1790 hatte sie in Madrid aufgeführt werden dürfen. Die Härte der spanischen Gesetze gegen den Zweikampf rügte er in dem Lustspiele: **Der edle Verbrecher (El delincuente honrado)**. Es gehört zu der Gattung der rührenden Dramen, mit bestimmter moralischer Tendenz und im Geschmack der französischen Dichterschule, deren Einfluß auch in dem vorhin erwähnten Trauerspiele nicht zu verkennen ist. Er gefiel sich in diesen poetischen Beschäftigungen durch den Umgang mit Meléndez Valdes, Diego Gónzalez de Carvajal, Quintana und andern talentvollen Köpfen, die wirklicher Beruf zur Dichtkunst führte. In diesen Verhältnissen fühlte er sich so glücklich, daß er, nach seinem eigenen Geständniß in spätern Jahren, diese Zeit für die schönste seines Lebens hielt.

Seine Vermögensumstände erlaubten ihm nicht, den mit einer Kanzleipräsidentenstelle verbundenen Aufwand zu bestreiten, zu welcher er, den Statuten gemäß, leicht gelangen konnte. Er zog es daher vor, 1778 nach Madrid zu gehen, wo er zum Assessor des obersten Criminalgerichtshofes (**sala de los alcaldes de casa y corte**) befördert ward. Seine Thätigkeit in diesen neuen Verhältnissen blieb sich gleich, obschon der ihm angewiesene Wirkungskreis ein weit größerer war als in Sevilla. Mehre gelehrte und gemeinnützige Vereine ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, so die patriotische Gesellschaft, die Akademie der Geschichte, die Akademie der schönen Künste und andere mehr. Die damit verbundenen Functionen waren seinen Fähigkeiten ebenso angemessen als seinem Charakter. Das geräuschvolle Leben der Hauptstadt wollte zwar seiner Neigung zur Zurückgezogenheit nicht ganz entsprechen; doch entschädigte ihn dafür der Umgang mit den bedeutendsten Männern Madrids. Auch sah er dort mehre seiner alten Freunde wieder, unter andern seinen treuen Arias Saavedra. Wichtig ward für ihn vorzüglich die Bekanntschaft mit Campomanes, dem damaligen Fiscal des hohen Raths von Castilien, mit dem gelehrten und geschmackvollen Kunstkenner Ponz, und mit dem geistreichen, in Projecten aller Art unerschöpflichen Cabarus. So hatten sich seine geselligen Verhältnisse bald auf eine sehr erfreuliche Weise gestaltet, die auch auf seine geistige Productivität günstig einwirkte. Seine Abhandlung **sobre las diversiones públicas** gilt noch immer als ein classisches Product der spanischen Literatur, und ebenso einzelne, in der Akademie der Geschichte und in der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde vorgelesene Lobreden, unter Andern auf Karl III. und auf Don Ventura Rodiguez.

Unter so angenehmen Beschäftigungen war sein Leben nicht von Unannehmlichkeiten befreit. Die meisten entsprangen aus seinen eigentlichen Amtsgeschäften. Noch fühlbarer, als in Sevilla, mußte ihm zu Madrid, in der Nähe des Hofes, der nachtheilige Einfluß werden, den Protectionen und andere Rücksichten auf den Gang der ihm ohnedies verhaßten Criminaljustiz ausübten. Seinem offnen und geraden Charakter widersprach jede Parteilichkeit. Groß war daher seine Freude, als sich ihm Aussichten zeigten, in einen andern Wirkungskreis versetzt zu werden. Dies geschah 1780 durch seine Ernennung zum Mitgliede des Ordensrathes (**Consejo de ordenes**). Außer den mit dieser Stelle verbundenen Geschäften, welche die sehr ausgedehnten Besitzungen und mannichfachen Einkünfte der geistlichen Ritterorden überhaupt, besonders aber der von Calatrava und Santyago betrafen, ließ Jove Llanos sich besonders die Verbesserung des Unterrichts in den Ordenshäusern und die Sammlung und Ordnung der einzelnen Archive und Bibliotheken sehr angelegen sein. Er fand dadurch Gelegenheit zu mehren Reisen, besonders nach Castilien und Asturien, wo er die Bearbeitung der dortigen reichen Steinkohlenbergwerke, den Straßen- und Ackerbau, das Seewesen und andere Gegenstände, den öffentlichen Unterricht und Wissenschaft und Kunst nicht ausgeschlossen, mit seinem gewohnten Scharfblicke in Augenschein nahm. In der von Ponz herausgegebenen **Viage de España** findet man einige interessante Briefe von Jove Llanos, die er auf einer jener Reisen (1782) geschrieben. Diese Briefe geben ein schönes Zeugniß für seinen regen Eifer und Patriotismus, der überall das Gemeinwohl zu fördern und die Trägheit und Selbstliebe zu bekämpfen suchte. Daraus entsprang auch sein Auflehnen gegen veraltete Formen und Misbräuche aller Art. Es war ein Beweis des Vertrauens in seine auf jenen Reisen gesammelten Localkenntnisse, als die Gesellschaft der Vaterlandsfreunde, deren Mitglied Jove Llanos war, ihm ein Gutachten abverlangte über mehre Documente, welche den traurigen Zustand des Ackerbaues in Spanien, besonders in Castilien, mit den lebhaftesten Farben schilderten. Auf diese Veranlassung entstand sein bereits früher erwähntes, mit großer Unparteilichkeit geschriebenes Werk: **Informe sobre la lei agraria**. Erst im J. 1794, nach gewissenhafter Ausarbeitung und mehrmaliger Durchsicht dieser Schrift, glaubte er sie den Amigos del pais vorlegen zu können. Mit umfassender Sachkenntniß, richtiger Beurtheilung und logischer Consequenz vereinigte Jove Llanos in diesem Werke eine an-

ziehende Darstellungsgabe. Mit eindringender Beredsamkeit drang er auf die Abschaffung der Mesta, auf die Freigebung des innern Verkehrs, auf die Beschränkung des Zehnten, auf die Verminderung der geistlichen Stiftungen, besonders der Majorate u. s. w. Durch die Mittel, die er angab, dem immer tiefern Verfall der spanischen Landwirthschaft vorzubeugen, zog er sich den Haß aller derjenigen zu, deren wirkliches oder vorgebliches Interesse gefährdet schien durch eine Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse. So unumwunden und rücksichtslos waren diese Wahrheiten, wenn auch hier und da schon geäußert, noch nie ausgesprochen worden. Selbst als atheistisch und revolutionair ward die Tendenz seiner Schrift von seinen zahlreichen Gegnern bezeichnet und er selbst ein Gegenstand ihres Hasses und mancher geheimen und öffentlichen Angriffe. Den Erfolg derselben begünstigte die Veränderung in dem Charakter der obersten Staatsverwaltung, seit Karl IV. (1788) den spanischen Thron bestiegen. Auf diesen schwachen, zur Frömmelei sich neigenden Fürsten gewann die Geistlichkeit einen entschiedenen Einfluß, und unwürdige Günstlinge bemächtigten sich seines Vertrauens, um dasselbe, mit Unterdrückung alles Guten und Gemeinnützigen, zu ihren selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen.

Von den Folgen, die dieser unheilvolle Wechsel der Verhältnisse herbeiführte, blieb Jove Llanos nicht verschont. Seine Stellung war vielmehr so beschaffen, daß sie ihn vor vielen Andern unangenehm berühren mußten. Er vermehrte die Zahl seiner Gegner, als er öffentlich für seinen Freund, den Grafen Cabarus, seine Stimme erhob, um ihn gegen die Verfolgungen zu schützen, die ihn nach Karl's III. Tode trafen. Seine öffentlichen und heimlichen Feinde vereinigten sich gegen diesen Mann, und die Zahl derjenigen war nicht klein, deren Stolz oder Eitelkeit er unvorsichtig verletzt, oder deren Interessen er, besonders bei der Verwaltung der Bank von San Carlos, beeinträchtigt hatte. Nur Jove Llanos, wenn auch nicht von der Tadellosigkeit, doch von dem rechtlichen Charakter seines Freundes und seiner gewissenhaften Amtsführung überzeugt, trat als sein Vertheidiger auf, sowol in der Junta für Handel und Münzwesen, deren Mitglied er war, als auch sonst im gesellschaftlichen Leben. Dem Sturze seines Freundes vermochte er nicht vorzubeugen. Es geschah wol nicht ohne die geheime Absicht, den unerschrockenen Vertheidiger des Grafen aus Madrid zu entfernen, als Jove Llanos 1790 beauftragt ward, die Studienreform des Ordenshauses von Calatrava in Salamanca und den Betrieb der Kohlengruben in Asturien zu untersuchen. Zu jeder andern Zeit wäre ihm dieser Auftrag sehr willkommen gewesen. Aus Salamanca, wo er die Nachricht von der Verhaftung des Grafen Cabarus erhielt, wandte er sich schriftlich an den König, um Erlaubniß zur Rückkehr nach Madrid bittend. Vergebens waren indessen, als er in Madrid angelangt, seine Bemühungen, den unglücklichen Mann zu retten. Der Graf war nach dem Castel von Batres abgeführt worden, und Jove Llanos mußte, ohne ihn gesehen zu haben, auf wiederholte Weisungen wieder nach Salamanca zurückkehren. In dieser Entfernung von Madrid, die einer Art von Exil glich, schmerzte ihn nichts mehr, als daß er, da dieselbe ohne irgend eine Erklärung stattgefunden, sich weder vor seinen Obern, noch vor dem Publicum rechtfertigen konnte. Übrigens behagte ihm der Kreis der gemeinnützigen Thätigkeit, in welchem er sich bewegte, und ein längerer Aufenthalt in seiner Vaterstadt, im Herbst 1790, ungleich mehr als sein ehemaliges Leben in Madrid. Umgeben von seinen Jugendfreunden, in der Gesellschaft seiner Schwester und vieler seiner Mitbürger, die ihm unzweideutige Beweise ihrer Liebe und Achtung gaben, sehnte er sich nicht, wieder in die Hauptstadt zurückzukehren.

„Ich scheue mich davor," schrieb er einem Freunde, der ihn dazu aufgefodert hatte. „Ich werde dort nicht den kleinsten Theil des Glücks genießen, das ich hier empfinde. Ich leugne nicht, daß ich ein öffentliches Zeichen der Anerkennung von Seiten der Regierung zu erhalten wünsche, um dadurch die Art von Sanction zu erlangen, deren das Verdienst in den Augen einiger Thoren bedarf. Doch mag dies eine Eingebung der Eitelkeit sein, und ich hoffe, die Nachwelt wird mich nicht nach meinen Titeln, sondern nach meinen Werken beurtheilen. Mein Betragen war rein, rechtlich und makellos, und ich hoffe, es soll als solches anerkannt werden. Wenn dem so ist, so muß diese Anerkennung mich für jede Misgunst des Glückes entschädigen; wo nicht, so muß ich mich mit dem Zeugniß meines Gewissens begnügen, das mir nur solche Schwächen vorwirft, die unzertrennlich sind von der menschlichen Natur. Ich denke ein kleines Werk über öffentlichen Unterricht zu schreiben, und habe schon viele Bemerkungen und Notizen gesammelt. Wenn ich nach Madrid zurückkehrte, so müßte ich das aufgeben. Dort werde ich weder Lust noch Muße haben u. s. w. — Alles wohlbetrachtet, muß ich nicht schließen, daß ich hier dem Vaterlande mehr Nutzen schaffe, als dort? Und da dem so ist, muß es nicht meine erste Pflicht sein, meinen Aufenthalt hier soviel wie möglich zu verlängern? Das werde ich denn auch thun, ohne irgend Jemanden zu belästigen. — Gunst, Einfluß, Freundschaft, Ansehen, in sofern ich sie besitze oder verlangen kann, Alles will ich zum Besten der neuen Anstalt (des **instituto asturiano**) verwenden, das mir anvertraut worden ist, zum Besten der Provinz, in der ich geboren bin, und wo ich zu sterben gedenke, und zum Trost der Unglücklichen und der Gutgesinnten."

Seine ungemeine Beharrlichkeit, der rege Eifer für die Beförderung des Gemeinwohls mußte ihm die Besorgung der von der Regierung erhaltenen Aufträge erleichtern, da er von derselben wenig oder gar nicht unterstützt ward. Er sollte vorzüglich für die Erleichterung des innern Verkehrs sorgen durch Anlegung neuer Straßen, daneben auch für die vortheilhaftere Benutzung der Kohlenlager. Ein bleibendes Denkmal seiner rastlosen Thätigkeit und Umsicht ist die Hauptstraße, die von Oviedo nach Gijon führt. Den Steinkohlenbau in Asturien betrieb er mit besonderer Vorliebe. Ein von ihm der Regierung eingereichtes Gutachten enthielt manche zweckmäßige Vorschläge zur Erleichterung der Kohlenausfuhr und zur Aufhebung aller bisherigen Beschränkungen. Auch

die Anlegung von Fahrstraßen, die Errichtung einer Kohlen- und Küstenfahrtmarine, die Verminderung der Hafenzölle und anderer Abgaben, die Stiftung einer Unterrichtsanstalt für Nautik in Gijon brachte er in dem erwähnten Gutachten zur Sprache. Diese Plane, deren Ausführung bei dem großen Reichthume von Steinkohlen in Asturien und Galicien von großer Wichtigkeit gewesen sein würde, ergriff Jove Llanos mit patriotischer Begeisterung und scheute keine körperliche und geistige Anstrengung, um sein vorgesteckes Ziel zu erreichen. Er mußte sich indessen mit dem Bewußtsein begnügen, das Gute gewollt zu haben, denn nur wenige seiner Vorschläge, obgleich scheinbar mit Dank und Interesse aufgenommen, wurden eigentlich berücksichtigt. Die ihm ertheilten Aufträge machten oft Reisen durch Asturien und die benachbarten Provinzen unerläßlich, und wenn Jove Llanos heimkehrte, hatten sich seine Amtsgeschäfte so gehäuft, daß sie seine ganze Zeit und seine ganzen Kräfte in Anspruch nahmen. Um so größere Bewunderung verdient seine rastlose Thätigkeit, die sich noch vielfachen, aus eigenem Antriebe unternommenen Arbeiten unterzog.

Die Errichtung einer höhern Bildungsanstalt, in welcher vorzüglich Mathematik und Physik gelehrt werden sollten, war ein Lieblingsplan gewesen, mit dem er sich schon seit 1782 beschäftigt hatte. In seiner Vaterstadt Gijon sollte dies Institut (real instituto asturiano) ins Leben treten. Der entworfene Plan war 1791 vom König genehmigt, auch waren einige Geldmittel zur Ausführung desselben bewilligt worden. Für jene Anstalt sorgte Jove Llanos, unter mancherlei Schicksalswechseln, redlich bis an seinen Tod, und brachte für sie manches Opfer. Die fehlende Unterstützung ergänzte er theils aus eigenen Mitteln, soviel ihm dies seine beschränkten Vermögensumstände erlaubten, theils durch milde Beiträge, zu denen er die Bewohner Asturiens auffoderte. Die Theilnahme ward allgemein seit dem Jahre 1795, in welchem Jove Llanos das neue Institut durch einen feierlichen Schulact eröffnete. Für dies Institut, das 1797 ein größeres, den wachsenden Bedürfnissen angemessenes, Gebäude erhalten hatte, blieb er unermüdet thätig durch die unmittelbare Aufsicht über den Unterricht der Schüler, über ihre Fortschritte und ihr Betragen, auch durch Reden, die er beim Beginn und zu Ende der Lehrcurse und bei andern feierlichen Gelegenheiten hielt. Einen ähnlichen Eifer, der fast seine Kräfte und Mittel überstieg, widmete er dem öffentlichen Unterricht überhaupt. Durch seine Betriebsamkeit entstand in Gijon eine Freischule und bald nachher, mit Hilfe seiner Schwester, eine ähnliche Bildungsanstalt für die weibliche Jugend. Was irgend das geistige oder physische Wohl seiner Vaterstadt fördern konnte, blieb fortwährend ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. So sorgte er unter Anderm für die Erbauung einer Kirche, für eine bessere Verwaltung der Hospitäler und des Armenwesens, für die Erbauung einer Kaserne, um seinen Mitbürgern die Last der häufigen Einquartirung zu erleichtern, für die Errichtung eines Consulats und einer Handelsschule, für die Verbesserung des Polizeiwesens, für mehre zum Theil kostbare Bauten und Anlagen zur Verschönerung seiner Vaterstadt. Nur sein fester Wille, seine eiserne Beharrlichkeit und glühende Begeisterung für alles Gemeinnützige konnte soviel und so Großes, bei beschränkten Mitteln, vollbringen. Förderlich war ihm bei diesen mannichfachen Bestrebungen seine auf mehren Reisen erlangte gründliche Localkenntniß des Landes, der Bedürfnisse und Sitten seiner Bewohner, der Geschichte und Alterthumskunde. Interessante Belege dafür finden sich in seinen Tagebüchern, in seinen Briefen an seinen Freund Ponz, zum Theil in dessen Viage de España benutzt, und in seiner Correspondenz mit andern Freunden und mit den Gesellschaften, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatten. Außer mehren Abhandlungen über Volkserziehung und Unterricht fallen in jene Zeit auch die Vorarbeiten zu einem geographischen und zu einem Wörterbuche des asturischen Dialekts.

Von Seiten des Hofes war ihm für die unbestrittenen Verdienste, die er sich um sein Vaterland erwarb, keine andere Anerkennung geworden, als eine Titularstelle im hohen Rathe von Castilien. Höchst unerwartet kam ihm 1797 die Ernennung zum Justizminister (gracia y justicia). Mit seinen Wünschen stimmte diese Auszeichnung so wenig überein, daß er vielmehr, bei den damaligen Zeitverhältnissen und der Menge seiner Gegner, einen baldigen tiefen Sturz von jener gefährlichen Höhe voraussah. Nicht einmal die Möglichkeit, irgend etwas Gutes fördern zu können, tröstete ihn, als er in diesen neuen Wirkungskreis im December 1797 eintrat. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Einen entschiedenen Gegner seiner gemeinnützigen Plane und Vorschläge fand Jove Llanos an Godoy, der durch die Gunst des Königs als erster Minister an die Spitze der Verwaltung getreten war. Dieser vielgeltende Mann hatte nicht das Wohl des Staats, sondern nur die Befriedigung seines Eigennutzes und seiner persönlichen Neigungen im Auge. Er mußte daher mit Jove Llanos bald zerfallen, als dieser bei Besetzung wichtiger Stellen und bei andern Maßregeln sich seinen Ansichten nicht fügen wollte. Innig hatte sich Jove Llanos an seinen Freund Saavedra angeschlossen, und ihren vereinten Bemühungen war es gelungen, daß der König sich veranlaßt fand, seinen Günstling von dem Vorsitze im Ministerium zu entfernen. Aber der Einfluß jenes gefährlichen Mannes dauerte dessenungeachtet fort, und wirklich wußte er es dahin zu bringen, daß Jove Llanos und Saavedra im August 1798 ihre bisherigen Stellen einbüßten. Jener ward nach Sevilla, dieser nach Asturien verbannt. Der König entließ Jove Llanos bei der Abschiedsaudienz mit den für den damaligen Zustand des Reichs charakteristischen Worten: er könne ihn nicht schützen, weil er (Jove Llanos) zu viele Feinde habe.

Um seine sehr zerrüttete Gesundheit zu stärken, besuchte er die Bäder zu Trillo. Von da begab er sich in seine Vaterstadt Gijon. Aber auch dort hatte er keine Ruhe vor den Nachstellungen seiner Feinde, die selbst in seine gemeinnützige Thätigkeit und in seine Sorge für das früher erwähnte instituto asturiano störend einzugreifen suchten. Er fühlte sich tief dadurch gekränkt, aber seine

Beharrlichkeit und Thätigkeit verminderte sich nicht. Am 13. Mai 1801 aber traf ihn gänzlich unvorbereitet ein hartes Schicksal. Seine Gesundheit war noch nicht völlig wiederhergestellt, als er am Morgen des genannten Tages, ohne weitere Erklärung oder Berufung auf einen Rechtsspruch, in seinem Hause verhaftet und als Staatsverbrecher nach Barcelona und von da nach Palma auf der Insel Majorca gebracht ward. Vielleicht war es nur die Gutmüthigkeit des Königs gewesen, die es verhindert hatte, daß dieser von seinen Feinden über ihn verhängte Schlag ihn nicht schon früher, gleich nach seiner Entlassung aus dem Ministerium, getroffen. Als Vorwand diente eine damals erschienene spanische Übersetzung von Rousseau's Contrat social, die, so unwahrscheinlich dies auch ist, aus seiner Feder geflossen sein sollte.

Die Carthause von Valdemuza ward ihm als Staatsgefängniß angewiesen durch den Generalcapitain von Majorca, einen Günstling Godoy's. Aber die dortigen Mönche, statt einen Feind der Kirche und Ketzer in ihm zu erblicken, nahmen ihn, frei von den Vorurtheilen ihres Standes, mit zuvorkommender Freundlichkeit auf, und sorgten für seine Pflege und Bequemlichkeit, soweit es ihre beschränkten Mittel irgend erlaubten. Er gewann bald Aller Herzen durch die geduldige Ergebung in sein Schicksal. Mit Hinsicht auf seinen noch immer leidenden Gesundheitszustand bewirkten die gutmüthigen Mönche ihm sogar eine Dispensation von den nach der Ordensregel vorgeschriebenen Fischspeisen während der Fastenzeit. Er weigerte sich jedoch standhaft, von jener Dispensation Gebrauch zu machen. Kaum war er völlig genesen, als seine schlummernde Thätigkeit wieder erwachte. Seine Wißbegierde ward gefesselt durch mehre ältere Werke, die er in der Klosterbibliothek fand. Durch seinen Rath und gesammelte Geldbeiträge unterstützte er einen neuen Kirchenbau, und ließ auf seine Kosten in der Nähe des Klosters einen Spaziergang anlegen. Die Bäume pflanzte und pflegte er selbst. Oft durchstrich er, von einem Mönche begleitet, die Umgegend und erweiterte auf diesen Wanderungen seine botanischen Kenntnisse.

Aus diesem freundlichen Asyl richtete Jove Llanos eine schriftliche Vorstellung an den König, und drang darin auf eine gerichtliche Untersuchung des unerhörten Verfahrens, das ihn getroffen. Statt einer Antwort auf jenen Bericht erhielt er die traurige Nachricht, daß mehre seiner Freunde gleichfalls verhaftet worden waren. Noch härtere Schicksalsschläge waren ihm aufbewahrt. Im Mai 1802 ward er unter militairischer Bedeckung aus Valdemuza nach dem Castel von Belver abgeführt. Die glühende Hitze in seinem den Sonnenstrahlen ausgesetzten Kerker erschöpfte seine Gesundheit in solchem Grade, daß er sich dem Tode nahe glaubte. Er erholte sich erst wieder, als ihm der Gebrauch der Seebäder gestattet ward. Unter den Büchern, die er sich aus der Stadtbibliothek von Palma zu verschaffen gesucht hatte, fesselten ihn vorzüglich zwei Manuscripte, das eine von Raymund Lullus, das andere von dem berühmten spanischen Architekten Juan de Herrera. Jove Llanos nahm von beiden Manuscripten eine Abschrift, die er zu einer künftigen Herausgabe mit Noten versah. Auch sammelte er reichhaltige Materialien zu zwei Werken, die er noch während seiner Gefangenschaft ausarbeitete. In dem einen dieser Werke lieferte er eine Beschreibung des Schlosses Belver und der umliegenden Gegend. Das zweite war eine Abhandlung über die gothische Baukunst, besonders in Beziehung auf das alte Kaufhaus (Lonja) von Palma.

Fast noch kränkender, als seine Verhaftung und Gefangenschaft war ihm die Art und Weise, wie er im April 1808 seine Freiheit wieder erhielt. Der Hofbefehl, durch den dies geschah, enthielt weder eine Ursache jenes widerrechtlichen Verfahrens, noch eine Erklärung seiner Unschuld. Er vergaß indessen bald jene Kränkung und seine eigenen Angelegenheiten unter den gewaltigen Zeitereignissen, die seine Befreiung herbeigeführt hatten. Von dem Rande des Verderbens, worein Godoy, der unwürdige Günstling Karl's IV., Spanien gestürzt durch den Vertrag von San Ildephonso, hatten dies Reich weder sein Sturz, noch die Thronbesteigung Ferdinand's VII. retten können. Die Verhandlungen von Bayonne bahnten der neuen Dynastie den Weg, die Napoleon zu Gunsten seines Bruders Joseph auf den spanischen Thron erhoben, und jeder Widerstand schien vergeblich gegen die unbesiegten französischen Heere, die sich über die ganze Halbinsel verbreitet und sich fast aller festen Plätze bemächtigt hatten. Dennoch erhob sich in hochherziger Begeisterung das spanische Volk. In allen Städten, die nicht als Festungen von zahlreichen französischen Besatzungen im Zaum gehalten wurden, waren die neuen Behörden entweder verjagt oder gezwungen worden, Ferdinand VII. den Eid der Treue zu erneuen und dem französischen Usurpator abzuschwören. Die Niederlage von Baylen hatte endlich Madrid wieder vom Feinde befreit.

Von diesen sich drängenden Zeitereignissen erhielt Jove Llanos Kunde in dem Hause seines alten Freundes Saavedra zu Jadraque, in der Nähe von Siguenza, wo er sich aufhielt, um seine sehr zerrüttete Gesundheit zu stärken. Bald nach seiner dortigen Ankunft war aus Bayonne ein Befehl Napoleon's an ihn ergangen, der ihn auffoderte, den Aufstand in Aragonien zu beschwichtigen. Gleichzeitig riefen ihn dringende Mahnungen seiner Freunde, besonders des Grafen Cabarus, nach Madrid, mit der Aussicht, dort unter König Joseph in das Ministerium des Innern einzutreten. Der Antrag war lockend, denn er schien ihm die Erfüllung so mancher patriotischen Wünsche zu verbürgen, für die er unter der alten Dynastie vergebens Zeit, Kraft und Mühe geopfert. Seinem natürlichen Gefühle widerstrebte jedoch der Gedanke, die Treue gegen den angestammten Fürsten zu verleugnen und den fremden Gewalthabern zu huldigen. Er antwortete entschieden ablehnend, doch in dankbaren und ehrerbietigen Ausdrücken. Keine Rücksicht aber konnte ihn abhalten, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, als er nebst dem Marquis von Campo Sagrado zum Mitgliede der Junta central gewählt ward, die im Namen des gefangenen Ferdinand VII. das Regiment führen sollte. Jove Llanos eilte sogleich nach Aranjuez, wo die Junta ihre Sitzungen im September 1808 eröffnete.

Dem neuen Lebenskreise, in den er getreten, widmete sich nun Jove Llanos ganz. Bei dem reinen Patriotismus, der ihn beseelte, würde er viel Gutes gewirkt haben, wenn er mehr Übereinstimmung der Gesinnung und Energie unter seinen Freunden gefunden hätte. Aber ihm selbst fehlte es, bei dem redlichsten Willen, an Kraft, die leidenschaftlich aufgeregten Gemüther zu beherrschen und zu versöhnen. Treffend hat ein neuerer Schriftsteller [3]) ihn charakterisirt, wenn er von ihm sagt: „Die Art von Energie, die er im höchsten Grade besaß, war die des guten Gewissens, des ruhigen, überlegenen Verstandes, der sicheren Sachkenntniß, der wohlwollendsten Gesinnung. Aber grade diese Art von Energie war es allein, welche in den collegialischen Verhältnissen einer solchen Behörde, in Berührung mit starren, hartnäckigen, schwerfälligen oder leidenschaftlichen und schlau absichtlichen Menschen, zwar wenig, aber doch einiges Übel verhindern, zwar wenig, aber doch einiges Gute wirken konnte." Schon die Möglichkeit einer solchen Wirksamkeit war für seinen Patriotismus ein hinreichender Grund, sich nicht zu scheuen vor dem Eintritte in Verhältnisse, die ihn für Maßregeln mit verantwortlich machten, denen oft seine eigene Ansicht gradezu widersprach. Unstreitig war dies das höchste, schmerzlichste Opfer, das er seinem Vaterlande bringen konnte. Über den herrschenden Geist in der Behörde, der er beigetreten, täuschte er sich so wenig, daß er vielmehr eifrig strebte, sie durch eine würdigere zu ersetzen. Die Zusammenberufung der Cortes war das Ziel aller seiner Anstrengungen. Mit wie heißer Sehnsucht er derselben entgegenblickte, zeigt die nachfolgende Stelle in der Einleitung zu seiner **Memoria a mis compatriotas.**

„Bei dem Gedanken, daß die spanische Nation endlich in Cortes zusammentreten wird, schlägt mein Herz hoch in meiner Brust vor Freude, daß ich den Augenblick sich nähern sehe, den ich so heiß ersehnt habe. Nachdem ich der Erste gewesen, der in der obersten Regierungsjunta die Nothwendigkeit gezeigt, der Nation allgemeine Cortes zu versprechen; nachdem ich auf alle Weise die Gerechtigkeit und den Nutzen dieser Maßregel dargethan; nachdem ich mit dem reinsten Eifer an den Verordnungen gearbeitet habe, durch welche ihre Zusammenberufung beschlossen und bestimmt worden; nachdem ich während acht Monaten mit allen Kräften meines Geistes an der Art ihrer Organisation und an den Vorbereitungen zu ihren Verhandlungen gearbeitet habe: — was blieb mir noch zu wünschen übrig, als den Anfang dieses großen Werkes zu sehen? Es war wahrlich nicht Eigennutz, der mir diesen Wunsch eingab. Kein Ehrgeiz, keine Aussicht auf persönlichen Vortheil erregte ihn in mir. Es war allein die glühende Liebe zu meinem Vaterlande, die mich beseelte, und die Hoffnung der großen Wohlthaten, die ich demselben durch diese Maßregel zu sichern hoffte. Ich glaubte, nur eine so erhabene, so rechtmäßige Versammlung könne die großartigen Gefühle einflößen, die ungeheuern Opfer verlangen, die heroischen und einmüthigen Anstrengungen hervorbringen, welche die Gefahren des Vaterlandes foderten. Ich glaubte, daß sie allein es retten, daß sie allein, nachdem sie es gerettet, unsere durch den Despotismus und die Zeit zerstörte Verfassung wiederherstellen und verbessern, daß sie allein unsere verworrene Gesetzgebung vereinfachen und vervollkommnen könnten, um durch sie die politische und bürgerliche Freiheit des Volkes zu sichern; die Quellen der Volksbildung öffnen und leiten durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, die Quellen des Volksreichthums durch Beschützung der Gewerbe und des Ackerbaues; so viele Unordnungen verbannen, so vielen Misbräuchen abhelfen, so viele Ungerechtigkeiten wieder gutmachen, so viele Thränen trocknen, welche die Willkür der frühern und der Despotismus der letzten Regierung verursacht hatte. Alles dies erwartete ich nur von den Cortes. Ich glaubte endlich, wenn in dem unerforschlichen Willen der Vorsehung das alte Festland Spaniens verurtheilt sei, die Beute des Tyrannen Europa's zu werden, daß die Cortes allein, unüberwindlich fest in ihren Vorsätzen, das Vaterland nach einer neuen Welt hinüber retten, nur die Saat des Hasses und der Treue in den Herzen ihrer unterdrückten Söhne zurücklassend, damit sie in glücklichere Zeiten emporkeime, mit der Verfassung und den Gesetzen, die sie zu ihrem Glücke gegeben, nach jenen fremden Ländern hinüberziehen könnten, um in ihrer Mitte den Schwur unerschütterlicher Treue und Liebe gegen den unglücklichen Ferdinand und ewigen Hasses gegen Bonaparte und seine fluchwürdige Dynastie zu erneuen."

Mit der Ansicht derjenigen, die einer dem veränderten Zustande der Nation angemesseneren Volksrepräsentation den Vorzug gaben vor der Zusammenberufung der Cortes, konnte Jove Llanos sich nicht vereinigen. Doch war er der Meinung, daß die letztere ohne Beeinträchtigung der bestehenden Formen und Rechte geschehen möchte. Diese Ansicht floß aus der Billigkeit seines Charakters. Die Erfahrungen, die er in der Junta central gemacht, hatten ihn aber auch gelehrt, daß eine **außerordentliche** Nationalrepräsentation allein den Anfoderungen der Zeit und dem Vertrauen des Volkes entsprechend sein könne. Daher betrieb er auch später die Berufung der Cortes **extraordinarios** mit dem größten Eifer, weil sich nur von diesen die Rettung der Monarchie erwarten ließ, schwerlich aber von den Cortes **por estamentos**, worin der hohe Adel, die hohe Geistlichkeit und einige privilegirte Bürger einiger privilegirten Städte allein Sitz und Stimme hatten. In der Junta central hatte Jove Llanos übrigens großen Widerstand gefunden, als er die Zusammenberufung der Cortes in Anregung brachte, die aus leicht begreiflichen Gründen von mehren Mitgliedern schon deshalb gemisbilligt ward, weil ihrer Macht dadurch ein Ende drohte. Er erhielt leere Vertröstungen auf seinen Vorschlag: der Nation die Zusammenberufung der Cortes spätestens auf den November 1810 zu versprechen. Alles, was er erlangen konnte, war das Versprechen, dem Volke die bisherigen Staatslasten zu erleichtern, und die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bei Besetzung öffentlicher Ämter strenger als bisher zu handhaben. Mit dem letztern

3) V. A. Huber, in den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. 4. Heft. S. 52.

Versprechen war es indessen so wenig ernstlich gemeint, daß vielmehr der heilloseste Nepotismus sich fortwährend geltend machte.

Die Gesinnung des bessern Theils der Junta central geht aus der Art und Weise hervor, wie Jove Llanos und seine Freunde, Saavedra und Venegas, im April 1809 sich gegen die Vorwürfe rechtfertigten, daß ihr Patriotismus sich thöricht für eine Staatsverwaltung und für Menschen aufopfere, die an dem Elend der Nation, dem Untergange der Monarchie schuld seien. „Wir kämpfen," äußerten sie, „keineswegs für die Inquisition und für veraltete, dem Gemeinwohl verderbliche Privilegien, sondern für den rechtmäßigen König, die Religion, die Unabhängigkeit des Volkes und eine seinen Bedürfnissen und Rechten angemessene Verfassung." Ihren unablässigen Bemühungen gelang es, das Decret vom 22. Mai 1809 zu erwirken, worin wieder die Zusammenberufung der Cortes auf das nächste Jahr verheißen ward. Als ihre Hauptaufgabe war das Festhalten an den Grundgesetzen des Reichs und die Verbesserung der Justiz- und Staatsverwaltung bezeichnet worden. Statt der von dem Volke erwarteten Verordnung über die Zusammenberufung der Cortes erschien indessen im Juni 1809 ein Rescript, welches die Wiederherstellung und Ergänzung des hohen Raths von Castilien verlangte, ungeachtet diese Behörde durch ihr ungerechtes Verfahren längst die Achtung des Volkes verscherzt hatte.

In der furchtbaren Krisis, welche nach der Niederlage von Ocaña, der Invasion von Andalusien und den Factionen in Sevilla eingetreten war, entwickelte Jove Llanos eine bewundernswerthe Thätigkeit und Besonnenheit, indem er bis zum letzten Augenblicke nichts unversucht ließ, die Flucht der Regierung aus Sevilla nach der Isla de Leon zu verhindern. Von seinem Freunde Camposagrado begleitet, eilte er dorthin und vereinigte die zerstreuten Mitglieder der Junta. Nachdem sie eine Verordnung zur Zusammenberufung der Cortes extraordinarios auf den 1. März 1810 erlassen hatten, ward von ihnen eine Regentschaft ernannt, deren Mitglieder [4]) hauptsächlich die katholische Religion und die Rechte Ferdinand's VII. vertreten sollten. Der gänzlichen Auflösung aller Staatselemente in eine demagogische Anarchie schien vorgebeugt durch diese neue Behörde, die um so mehr das Vertrauen der Nation gewann, da sich von ihr die baldige Zusammenberufung der Cortes erwarten ließ. Die Regentschaft selbst mußte dies wünschen, um die große Verantwortlichkeit, die auf ihr lastete, mit einer solchen Versammlung zu theilen. Mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers [5]) läßt sich wohl behaupten, daß „in jener Krise, der furchtbarsten, welche sich in der Geschichte des spanischen Volkskampfes ereignete, es zwei Männer waren, denen Spanien und mit Spanien Europa seine Rettung verdankte, Jove Llanos und Albuquerque. Jener, indem er durch die Regentschaft die Zusammenberufung der Cortes sicherte und der Anarchie vorbeugte; dieser, indem er durch sein rasches Vordringen und die Besetzung der Brücke von Zuazo, die Isla de Leon und Cadiz, diese letzten Bollwerke der Unabhängigkeit des europäischen Festlandes, diese Wiege der Regeneration Spaniens, gegen die siegreiche Übermacht des Feindes sicherte."

Mitten unter Factionen und Parteien aller Art hatte die Autorität der Regentschaft sich noch nicht so fest begründen können, um Jove Llanos gegen die Verleumdungen und Verfolgungen seiner Feinde zu schützen. Durch seinen lebhaften Widerstand gegen das Böse und die Bösen hatte er sich den Haß Vieler zugezogen, die soweit gingen, alles Unbillige und Verkehrte, was gegen seine Ansicht und Bemühungen in der Junta geschehen, mit gänzlicher Verkennung seines Charakters ihm beizumessen. Selbst seine Uneigennützigkeit, von der er so manche unzweideutige Beweise gegeben, wählten sie zur Zielscheibe ihrer schändlichen Angriffe. Eben im Begriffe, mit einigen Freunden auf einer im Hafen liegenden Fregatte sich nach Asturien einzuschiffen, erfuhr Jove Llanos das in Cadiz vielverbreitete Gerücht, daß er, wie mehre Mitglieder der Junta, durch seine treulose Verwaltung der ihm anvertrauten Gelder, sich durch beträchtliche Summen bereichert habe. Er drang darauf, die Urheber jener Verleumdung zur Strafe zu ziehen. Da aber diese gerechte Foderung von der Junta zu Cadiz zurückgewiesen ward, konnten nur die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde ihn abhalten, in Cadiz zu landen, wo seinem Leben von dem aufgeregten Pöbel leicht Gefahr drohen konnte. Indessen verließ er doch die Fregatte und begab sich an Bord eines Handelsschiffes, welches nach einer sehr stürmischen Fahrt die Rhede von Muros de Roya in Galicien erreichte. Erschüttert durch die Nachricht, daß die französischen Truppen wieder in Galicien und Asturien eingedrungen und Gijon und Oviedo besetzt hätten, traf ihn noch das Schicksal, daß auf einen Befehl der Junta von San Jago seine Papiere in Beschlag genommen wurden. Doch ward jener Befehl, auf eine von Jove Llanos eingereichte Vorstellung an die Junta, wieder zurückgenommen. Während eines längern Aufenthalts in Muros fand er die nöthige Ruhe und Erholung wieder. Den tiefen Eindruck, den die Ereignisse der zwei letzten Jahre, verbunden mit frühern trüben Erfahrungen, auf sein zartfühlendes Gemüth hervorgebracht, schildern seine eigenen Worte. Mit gewohnter Mäßigung äußert er darüber: „Der Zeitraum von 16 Monaten, in welchen ich an diesen Geschäften Theil nahm, war in der That kurz in Rücksicht der Zeit, aber sehr lang in Hinsicht auf die vielen Arbeiten, voll Mühseligkeiten durch Widerstand und Gefahren aller Art, schmerzlich durch das beständige bittere Gefühl, daß weder die reinsten Absichten, noch die unermüdlichste Thätigkeit, noch der unerschütterlichste Eifer hinreichten, um das Vaterland von den Leiden und dem Unglücke zu befreien, die es zu der Zeit bedrängten." Eine damals während seines Aufenthaltes zu Muros von ihm verfaßte

4) Der Bischof von Orense, San Francesco Saavedra, der General Castaños, Escaño und Lardizabel. — 5) V. A. Huber a. a. O. S. 61.

Denkschrift an seine Mitbürger[6]) enthält eine Rechtfertigung seiner selbst und seiner Freunde gegen die Verleumdungen seiner Gegner und die einseitigen Urtheile des Augenblicks. In der Ahnung seines nahen Todes schrieb er dies Werk, das sich durch Klarheit und Würde der Darstellung und Classicität der Sprache auszeichnet. Diese Schrift allein würde schon hinreichen, ihm als Autor und Staatsmann einen hohen Rang anzuweisen.

In die Zeit seines Aufenthaltes zu Muros fällt der Tod seines treuen Freundes Saavedra, den er tief betrauerte. Im Frühjahre 1811 begab er sich in seine Vaterstadt Gijon. Aus der Kirche, wohin ihn sein religiöses Gemüth geführt, um Gott für seine Rettung zu danken, begleiteten ihn zahlreiche Bewohner seiner Vaterstadt, die seine Ankunft wie ein Freudenfest feierten, unter lautem Jubelruf, dem Geläute der Glocken und dem Donner des Geschützes, in seine Wohnung. Diese offen geäußerten Gefühle der Dankbarkeit mußten ihm Ersatz sein für den Kummer, der ihn bei dem Anblicke des einst von ihm geschaffenen Instituto asturiano ergriff. Mit frischer Thätigkeit und Aufopferung seiner letzten Kräfte beschäftigte ihn die Wiederherstellung jener Bildungsanstalt, die den französischen Truppen als Caserne gedient hatte. Das Vordringen derselben im Herbst 1811 zerstörte wieder die Hoffnungen, denen Jove Llanos sich überließ. Wie die meisten Bewohner Gijons suchte auch er mit seinem Freunde Pedro de Valdes Llanos sich durch die Flucht zu retten. Auf einer stürmischen Fahrt erreichte er am 14. Nov. 1811 die kleine Bai von Vega. In dem Hause des Don Antonio Trelles Osorio fand er eine liebevolle Aufnahme. Aber seine Kräfte waren völlig erschöpft. Er starb am 27. Nov. 1811, nachdem er seinen Freund Valdes Llanos, der ihm im Tode vorangegangen, noch aufs Treulichste gepflegt hatte. Sein feierliches Begräbniß, durch die Junta von Asturien angeordnet, die ihren Sitz in Castropol genommen hatte, schien zu beweisen, daß sein Werth auch durch die öffentliche Meinung anerkannt worden. Auch in der Versammlung der Cortes, die am 24. Dec. 1812 endlich ihre Sitzungen eröffnet hatten, ward das Andenken an den Mann, der sich um sein Vaterland so verdient gemacht, auf würdige Weise gefeiert.

Eine Auswahl seiner Schriften, von denen ein großer Theil, in der Form von Gutachten abgefaßt, noch gar nicht gedruckt worden, wäre ein für die spanische Literatur höchst verdienstliches Unternehmen. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß eine kleine Schrift gegen die Stiergefechte (pan y toros), als deren Verfasser er gewöhnlich gilt, nicht von ihm herrühren soll. Diese Angabe gründet sich auf das Zeugniß des ehemaligen Cortesdeputirten und nachherigen Buchhändlers in Paris Don Vicente Salva[7]). (*Heinrich Döring.*)

JOVET, geb. 1779 zu Autun und ebendaselbst im October 1842 gestorben als Bibliothekar, welche Stelle er seit 1825 bekleidete, wird als ausgezeichneter französischer Maler gerühmt *). (*R.*)

JOVIA. Unter diesem Namen führt das Itin. *Anton.* eine Stadt in der Pannonia Inferior auf; aber nicht in allen Ausgaben findet sich der Name so geschrieben, gewöhnlich lautet er daselbst Lovia. Nach Mannert wäre an das heutige Dorf Herfenicza am rechten Ufer der Drau, dem Flecken Perlack gegenüber, zu denken; Andere halten das heutige Legrad, einen ungarischen Marktflecken in der Gespanschaft Szalad, am Zusammenflusse der Mur und Drave, fünf Meilen östlich von Warasdin, für das alte Jovia. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIACUM. Nach dem Itin. *Anton.* eine Stadt in Noricum, 27 Milliarien westlich von Ovilaba und 18 Milliarien südöstlich von Stanacum, nach Kruse 1 Pied, 4 Meilen westlich von Wels im Hausruckviertel. Hier lag nach der Notit. Imperat. *Anton.* der Präfect der zweiten italischen Legion: Praefectus secundae Italicae militum Liburnariorum. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIAL, JOVIALITÄT, bezeichnet den Gemüthszustand einer fröhlichen, aufgeweckten, zum heitern, geselligen Lebensgenuß geneigten Stimmung, wie man dieselbe als Zeichen des sogenannten sanguinischen Temperaments (s. d. Art. Temperament) anzusehen pflegt. Das Hauptmerkmal in dem Begriffe des Jovialen oder der Jovialität ist ohne Zweifel der leichte, nur den Augenblick, die Gegenwart beachtende und auf momentanen Sinnengenuß gerichtete Sinn, der, in sofern er dabei die Gebote der Sittlichkeit nicht beachtet, als Leichtsinn, Leichtfertigkeit erscheint, und dann auch zu Äußerungen der Lüderlichkeit führen kann, wenngleich im gewöhnlichen Sprachgebrauche hieran weniger gedacht wird, obwol hierauf die Etymologie des Wortes hindeutet. Dasselbe kommt nämlich aus dem lateinischen jovialis, d. i. auf den Jupiter sich beziehend, gleichsam jupiterartig, so wie Jupiter sich benehmend (wie die neuern Worte cavaliermäßig, chevaleresk, altadelig und dergleichen mehr) und ist von der *incontinentia* Jovis oder seinen scandalösen, natürlichen und unnatürlichen Ausschweifungen offenbar abgeleitet, von denen die alten Schriftsteller so oft reden. Vgl. z. B. *Macrob.* lib. I. in somno Scip. c. 19, *Arnob.* l. s. p. 162, 171, und über das Wort jovialis überhaupt *Forcellini* lat. ling. lat. Lexicon. und den großen Scheller s. h. v. In Adelung's Wörterbuche finden sich die Wörter jovial und Jovialität nicht; sie sind auch ganz in unserer Sprache überflüssig, da sich in derselben eine Menge passenderer Ausdrücke für denselben Begriff und seine Nüancen finden (z. B. fröhlich, lustig, munter, ausgelassen, leichtsinnig, leichtfertig, das burschikose „fidel" und dergleichen mehr), und da das

6) Memoria á mis compatriotas, en que se rebaten las calumnias etc. (Corunna 1811.) 7) Vgl. außer der von Jove Llanos selbst verfaßten Memoria á mis compatriotas etc. (Corunna 1811.) die Memorias para la vida del Señor Don Gaspar Melchor de Jove Llanos, von D. J. E. Bermudez (Madrid 1814), im Auszuge in den Briefen aus Spanien von Leucadio Doblado, aus dem Englischen übersetzt von Esther Domeier, geb. Gad. (Hamburg 1824.) S. 420 fg. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. 4. Heft. S. 3 fg.

*) Gersdorf, Repertor. 34. Bd. Lit. Misc. S. 2.

Wort, unſerm eigenen Sprach- und Gedankenkreiſe urſprünglich völlig fremd, nur den Gelehrten verſtändlich iſt. Es iſt auch ſehr zu bezweifeln, ob daſſelbe von unſern eigentlichen teutſchen Claſſikern je gebraucht worden. Der bekannte ſogenannte Humoriſt Weber (Reiſen eines Deutſchen, die Moncherei und Demokritos. 6 Bde.) gibt in ſeinen Schriften und ſeiner Perſönlichkeit ſelbſt ein anſchauliches Bild einer jovialen Schreibart und eines jovialen Charakters. (Dr. *K. H. Scheidler.*)

Jovialisten, Name der Hofnarren am polniſchen Hofe, ſ. d. Art. Hofnarr.

Jovialität, ſ. Jovial.

Joviallinie (Jovis linea), ſ. Metoscopie.

JOVIANER und HERCULIANER (Joviani und Herculiani) überkamen vom Kaiſer Diocletian, nachdem dieſer die alten Prätorianer in ihrer Zahl vermindert und ihre Vorrechte aufgehoben hatte, den Dienſt der kaiſerlichen Leibwache (298), von Diocletian „Jovius" und deſſen Mitregenten Maximian „Herculius" (vergl. *Mamertin.* Panegyr. III. 3. 10. 14) ſo genannt (cohors Jovialis bei *Claudian.* B. Gild. 418). Es waren zwei alte Legionen von bewährter Treue, die ihre Standquartiere in Illyrien hatten, und jede derſelben beſtand, der alten Einrichtung zufolge, aus 6000 Mann. Im Gebrauche hatten ſie die plumbatae (sagittae), d. i. mit Blei vorn verbolzte Pfeile *). Jeder Soldat trug deren fünf und verſtand ſich darauf, ſie in eine beträchtliche Entfernung mit großer Stärke und Geſchicklichkeit zu werfen (ſ. Vegetius I, 17.). Unter Theodoſius (379) hießen Joviani seniores die in Italien, Joviani juniores die in Illyrien ſtehenden Legionen. Bei der Empörung des Gildo in Afrika waren es die Legionen der Jovianer und Herculianer nebſt andern fünf ausgezeichneten und im Kriegsweſen berühmten (*Claudian* de b. Gildonico 411—423), die gegen den Uſurpator zogen (398); doch betrugen alle ſieben Legionen nicht mehr als 5000 Mann. Unter Theodoſius gingen die Jovianer nach Britannien. Vom Perſerkönig Sapor aber wurden die Legionen der Jovianer und Herculianer getrennt und vernichtet (363), und (365) traten ſie auf die Seite des Uſurpators Procopius in Afrika, den ſie vertreiben ſollten. (*B. Matthiae.*)

JOVIANUS (Flavius) aus Singidunum in Möſien, Sohn des Comes Varronianus, unter Julian primus ordinis domesticorum, ward 363, nach Julian's Tode, vom Heere zum Imperator und Auguſtus ausgerufen und empfängt von den Generalen den Eid der Treue. Gibbon (VI, 23) ſagt von ihm: „Seine ſtärkſte Empfehlung waren die Verdienſte ſeines Vaters, des Grafen Varronianus, der die Belohnungen ſeiner langen Dienſte in ehrenvoller Ruhe genoß. Ohne eine jener glänzenden Eigenſchaften zu beſitzen, welche den Neid und die Bewunderung der Menſchen auf ſich ziehen, hatte Jovianus ſtattliche Bildung; ſein froher Sinn und kindlicher Witz hatten ihm die Zuneigung ſeiner Mitſoldaten erworben, und die Generale beider Parteien beruhigten ſich bei einer Volkswahl, die nicht durch die Ränke ihrer Gegner herbeigeführt worden war." (Vergl. *Ammianus Marcell.* XXV, 10.)

Jovianus ſetzte den Rückzug, den Julian, von den Perſern gedrängt, bereits angetreten hatte, unter gefahrvollen Angriffen von Seiten jener fort und ſchloß bei Dura mit dem Sapor einen ſchmachvollen Frieden (es war eigentlich ein Waffenſtillſtand auf 30 Jahre; ſ. *Ammian.* XXV, 7. *Libanius* Orat. Parent. cap. 142. p. 364. *Zosimus* III. p. 190 sq. *Gregor Nazianz.* Or. IV, p. 117 sq. *Eutrop.* X, 17), worin die Römer die fünf auf der Oſtſeite des Tigris gelegenen (von Galerius 297 genommenen) Provinzen, die Feſtung Niſibis und die wichtigen Plätze Singara und Caſtra Maurorum den Perſern zurückgaben. Nicht aus Noth und zu harter Bedrängniß, ſondern aus Furcht und Eiferſucht gegen etwanige Uſurpatoren, vorzüglich gegen den Procopius zog Jovianus es vor, auf Unkoſten einiger Provinzen ſich den Beſitz der kaiſerlichen Krone zu ſichern. — Noch im Lager in Meſopotamien überträgt er die militairiſche Obergewalt über Gallien und Illyrien dem Malarich, einem Franken von Geburt, und ſeinem Schwiegervater Lucillian; der Erſtere lehnte die Stelle ab, der Zweite ward bei einem Aufſtande der bataviſchen Cohorten umgebracht; nach ihm ward Jovinus (ſ. d. A.) Oberbefehlshaber. — Ebenſo aus perſönlichen Beſorgniſſen und aus Ehrgeiz, während er die heiligen Namen der Religion und der Ehre als Vorwand gebrauchte, räumte er trotz dem Flehen der zurückgebliebenen Römer die Feſtung Niſibis und ging nach Antiochien, deſſen Einwohner, wie es ſcheint, ihm nicht ſehr wohlwollten (*Joh. Antioch.* Excerpt. Valesian. p. 845). Von da, um ſich ſo ſchnell wie möglich in den Beſitz von Conſtantinopel zu ſetzen, eilt er über Tyana (in Kappadocien) ohne Verzug nach Ancyra, der Hauptſtadt der Provinz Galatia, wo er nebſt ſeinem noch ganz kleinen Sohne (Nobiliſſimus und Varronianus genannt) Namen und Zeichen der Conſularwürde annahm. Doch in Dadaſtana, zwiſchen Ancyra und Nicäa, übereilt ihn der Tod (17. Febr. 364, im achten Monate ſeiner Regierung, 33 Jahre alt): er wurde früh im Bette todt gefunden. Die Urſachen ſeines Todes werden verſchieden angegeben: nach Einigen ſtarb er in Folge von Unverdaulichkeit, die von einer Menge Weins herrühren ſollte, oder von der Beſchaffenheit der genoſſenen Pilze; nach Andern wären dieſe giftig geweſen; nach Andern wäre er an dem Dampfe der Kohlen erſtickt, die aus den Wänden des friſch geweißten Zimmers die Feuchtigkeit herausziehen ſollten. (ſ. *Ammian. Marcell.* XXV, 10. *Eutrop.* X, 18. *Hieronym.* I. p. 26 ad Heliodorum. *Orosius* VII, 31. *Sozomen.* hist. eccl. VI, 6. *Zosimus* III, 197. 198. *Zonaras* T. II. c. XIII. p. 28. 29.) Sein Leichnam wurde nach Conſtantinopel abgeſchickt, ſeine Gemahlin Charito, Tochter des Comes Lucillian, begegnete ihm unterwegs.

*) Sagittae praepilatae, auch martiobarbuli genannt. *Veget.* I, 17 plumbatarum — quas martiobarbulos vocant; alſo iſt es nicht Name der Jaculatoren ſelbſt, wie Nitſch „Beſchreibung des .. Zuſtandes der Römer" II. p. 1103 will, der ſie auch fälſchlich ſo definirt: „ſie warfen inſonderheit zugeſpitzte Bleikugeln." Andere erklären: „mit Blei gefüllte (?) Pfeile." Alciatus: plumbatae sunt jaculi genus, quum directa virga in capite ferrum apponitur, olim undique tribuli [τριβολοι] plumbo affixi, unde nomen tribulatae datum ...

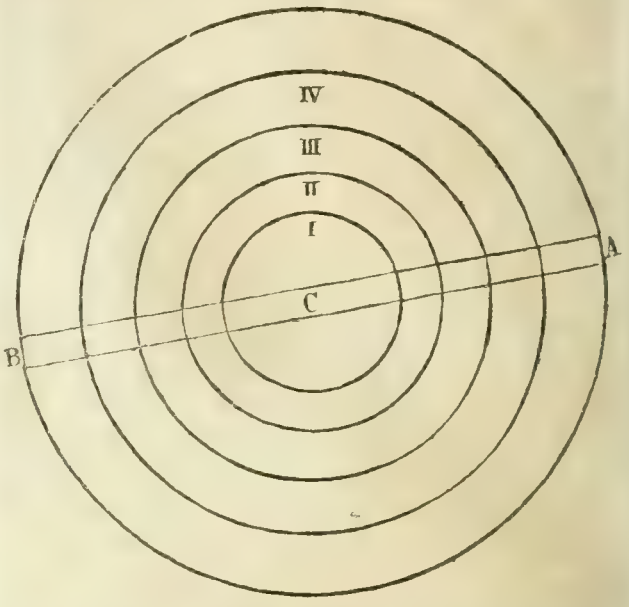
Jovian war in dem Bekenntniſſe des Chriſtenthums erzogen, und ſein erſter Schritt, den er that, war, daß er in einem Circularbriefe an alle Statthalter der Provinzen die chriſtliche Religion, die unter Julian faſt ganz unterdrückt worden, geſetzlich anerkannte (*Philostorg.* VIII, 5. *Sozomen.* hist. eccl. VI, 3), die Verordnungen ſeiner Vorfahren gegen dieſelbe für ungültig erklärte, die kirchlichen Freiheiten wiederherſtellte und auch den zu großen Kirchenſpenden für wohlthätige Zwecke ein Maß ſetzte. Wie auf der einen Seite das Chriſtenthum unter Jovian ſich hob, ſo ſank das Heidenthum, durch Julian emporgehoben, wieder; doch war auch in Folge eines erlaſſenen Geſetzes (das vom Redner Themiſtius uns aufbewahrt iſt) die heidniſche Religion geduldet. — Die verſchiedenen ſtreitenden Sekten in der chriſtlichen Kirche, von denen Jovianus beſtürmt wurde, verwies er auf eine künftige Kirchenverſammlung und ermahnte ſie zur Eintracht. Doch zeigte er viel Anhänglichkeit für das nicäiſche Glaubensbekenntniß, wie auch gegen den Athanaſius, der den erzbiſchöflichen Stuhl wieder erhielt (Originalbrief des Jovianus an den Athanaſius bei *Athanas.* II, 133).

Jovianus war ſehr genußſüchtig, liebte Wein und Weiber. Eine histoire de Jovien ſchrieb der Abbé de la Bletterie. Hauptquelle iſt *Ammian. Marcell.* (XXV, 10 sq.) (*B. Matthiae.*)

Jovibarba *Cand.*, ſ. Sempervivum.

JOVICENTRISCH. Jovicentriſcher Ort eines Himmelskörpers heißt der Ort an der Himmelskugel, an welchem man denſelben erblickt, wenn man ihn vom Mittelpunkte des Jupiters aus betrachtet. Die Beſtimmung des jovicentriſchen Ortes iſt beſonders bei der Berechnung der Bewegung der Jupiterstrabanten wichtig, weil dieſe Bewegung nur vom Jupiter aus, um welchen ſich die Trabanten bewegen, als eine regelmäßige erſcheint. (*Stern.*)

JOVILABIUM. Eine Vorrichtung, durch deren Hilfe man die ſcheinbaren Stellungen der Jupiterstrabanten findet. Zuerſt hat Caſſini eine ſolche ausgedacht, welche Weidler in einer kleinen Abhandlung: Explicatio jovilabii Cassiniani, die 1727 erſchienen iſt, beſchrieben hat. Auch Flamſteed hat eine Vorrichtung zu dieſem Zwecke angegeben *), ebenſo Whiſton **). Die folgende Einrichtung deſſelben iſt die, welche Lalande angewandt hat. Man verfertigt ſich vier bewegliche Kreiſe von Pappe, welche aus dem Mittelpunkte C (ſ. die Figur) mit Halbmeſſern beſchrieben ſind, die denen der Bahnen der vier Jupiterstrabanten proportional ſind, ſodaß dieſe Bahnen durch die vier Kreiſe verſinnlicht werden. Außerhalb dieſer Kreiſe befindet ſich noch ein anderer, welcher die Ekliptik vorſtellt und daher in 12 Zeichen und 360 Grade getheilt iſt. Um den Punkt C läßt ſich eine durchſichtige Alhidade ACB, die am beſten aus Horn verfertigt wird, drehen; ſie wird ſo geſtellt, daß der Punkt A auf den Punkt des äußerſten Kreiſes zu liegen kommt, der die geometriſche Länge des Jupiter angibt, welche man aus einer Ephemeride kennen muß. Die vier inneren Kreiſe werden nach den Tagen des Monats in 31 Theile getheilt, indem man aus den Tafeln die mittlere Bewegung der Trabanten für einen Tag nimmt. Ebenſo berechnet man aus den Tafeln die jovicentriſche Länge eines jeden der vier Trabanten für den erſten Tag des Monats und einer beſtimmten Stunde. Will man nun wiſſen, wie ſich der Jupiter zu einer gewiſſen Zeit mit ſeinen Trabanten zeigt, ſo ſtellt man die Ziffer 1 eines jeden Kreiſes der dem erſten Tage des Monats entſprechenden jovicentriſchen Länge des Trabanten gegenüber. Die Lage des Punktes 1 gegen die Alhidade ACB gibt alsdann die ſcheinbare Lage des Jupiterstrabanten, in Beziehung auf den Jupiter, für den erſten Tag des Monats, die Lage des Punktes 2 daſſelbe für den zweiten Tag u. ſ. w. an. Die Linie CA gibt nämlich die Richtung an, in der wir den Jupiter am Himmel ſehen; daher werden ſich uns die Trabanten mehr oder weniger vom Jupiter entfernt zeigen, je nachdem ſie mehr oder weniger von der Linie BCA entfernt ſind.



Hat man der Alhidade eine Breite gegeben, die den Jupitersdurchmeſſer vorſtellen ſoll, und trägt man auf die vier Kreiſe da, wo die Ziffern ſtehen, in proportionalen Größen die Jupiterstrabanten auf, ſo kann man durch dieſe Vorrichtung zugleich erfahren, wann die Trabanten hinter die Scheibe des Jupiter treten, oder vor derſelben ſtehen. (*Stern.*)

JOVINIANUS, ein Ketzer in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts, deſſen Irrlehren man von Seiten der Katholiſchen den Proteſtanten ſchuld gab, und wogegen ſie ſich im Artikel der augsburgiſchen Confeſſion: Vom Unterſchied der Speiſen, vertheidigen zu müſſen geglaubt

*) Philos. Trans. No. 178. **) In dem Werke The longitude discovered. (1738.)

haben [1]). Was wir von dessen Leben wissen, ist auf drei Umstände beschränkt, nämlich: daß er in Rom gelebt habe; daß er ein Mönch gewesen sei, der sich schlecht gekleidet, barfuß gegangen, nur Brod und Wasser genossen und unverehelicht geblieben; und daß er im J. 400 schon seit mehren Jahren müsse gestorben gewesen sein. Daß er von Geburt ein Mailänder gewesen, wie Baronius will, ist eine gänzlich unerwiesene Sache. Von seiner Gelehrsamkeit und seinen Talenten spricht Hieronymus mit Verachtung; ebenso von seinem schriftlichen Vortrage, wegen dessen er mehr zu beklagen, als zu beneiden gewesen sei [2]), und ein Fragment, das er uns aus seinen Schriften aufbewahrt hat, beweiset wenigstens, daß ihm die classischen Schriftsteller der Römer nicht zum Muster gedient haben.

Die Behauptungen, welche den Jovinianus unter die Ketzer gebracht haben, sind, nach der Angabe des Hieronymus [3]) und des Augustinus [4]), folgende: 1) Zwischen Jungfrauen, Ehefrauen und Witwen, sobald sie nur in Christo getauft sind und sich sonst in ihrem Leben gleichen, findet kein Unterschied statt; daher ist die künftige Belohnung derer, die in einem keuschen Ehestande gelebt haben, und derer, die beständig Jungfrauen geblieben sind, ganz dieselbe, sowie überhaupt alle Diejenigen, welche ihren Taufbund bewahren, einerlei Belohnungen im Himmelreiche zu erwarten haben. Damit leugnet Jovinianus den Stufenunterschied der künftigen Seligkeit und widersetzte sich der seit dem zweiten Jahrhundert in Gang gekommenen Lehre, daß die Enthaltung vom Ehestande etwas besonders Verdienstliches sei. 2) Wer einmal im rechten Glauben durch die Taufe wiedergeboren ist, kann nicht vom Teufel überwältigt werden [5]); und die einmal Gerechtfertigten können ihre Gerechtigkeit auch beständig bewahren und so ohne Sünde bleiben. 3) Zwischen der Enthaltung von gewissen Speisen und dem Genuß derselben mit Danksagung ist kein Unterschied; das Fasten an sich also kein verdienstliches Werk. 4) Zwar hat Maria Christum als Jungfrau empfangen, nicht aber als Jungfrau geboren, weil sonst die Geburt Christi nur eine Scheingeburt müßte gewesen sein. Diese Behauptung bezog sich auf die alberne Streitfrage, ob Maria Christum mit offenem oder verschlossenem Leibe geboren habe.

Mit diesen Lehrsätzen, besonders denen über das Verdienst des ehelosen Lebens, fand Jovinianus in Rom Beifall und Anhänger; Mehre entschlossen sich, von ihm überzeugt, den ehelosen Stand zu verlassen und in den Ehestand zu treten. Als Jovinianus mit seinen Lehrsätzen auftrat und wirkte, war Siricius Bischof von Rom. Als dieser von den Bewegungen hörte, die der Mönch unter dem Volke hervorbringe, berief er seine Geistlichkeit zusammen und schloß den Verführer und Ketzer von der Kirchengemeinschaft aus. Auch meldete er diesen Beschluß an den Bischof Ambrosius zu Mailand [6]), wohin sich Jovinianus mit seinen Anhängern geflüchtet hatte, und auch Ambrosius sprach die Excommunication gegen ihn aus. Und da auch der Kaiser seinen Widerwillen und Abscheu gegen die Jovinianischen Lehrsätze zu erkennen gab, wurde die Partei bald unterdrückt.

Unter den Gegnern, die mit Schriften gegen den Jovinianus aufgetreten, sind Ambrosius, Hieronymus und Augustinus die merkwürdigsten. Sowie Augustinus derjenige unter ihnen war, der die meiste philosophische Bildung hatte, so war er auch der besonnenste und gemäßigtste. Ohne den Gegner von Seiten der Sittlichkeit verdächtigen zu wollen, beschwert er sich nur darüber, daß Jovinianus zu Rom viele und zum Theil bejahrte Frauenspersonen, die eine beständige Jungfrauschaft, durch Vorhaltung der Beispiele gottseliger und in der Bibel gerühmter Ehefrauen, z. B. der Sara, Susanna, Anna u. a., bewogen habe, sich zu verheirathen. Übrigens bestreitet Augustinus den Jovinianus nur gelegentlich. Hieronymus dagegen ist ganz Gift und Galle. Mit seinem, in seinen zwei Büchern gegen den Jovinianus, angestimmten polemischen Tone wurde er selbst seinen Freunden so anstößig, daß er es für nöthig fand, eine Apologie derselben zu veröffentlichen. Er entblödete sich nicht, den Jovinianus einen Knecht der Laster und der Üppigkeit, einen Hund zu nennen, der zu seinem eigenen Gespei zurückkehre u. s. w.; war aber dennoch mit seiner Arbeit so zufrieden, daß er jede Gelegenheit ergreift, ihrer zu gedenken und zwar als einer recht gründlichen und gelehrten. Die Streitschrift ist ums J. 393 und die Apologie etwa zwei Jahre später abgefaßt [7]). (*J. T. L. Danz.*)

JOVINUS, unter Jovian (s. d. Art.) erst hinter Lucillian, den Schwiegervater des Jovian, zurückgesetzt, übernahm nach dessen Tode, der bei einem Aufstande der batavischen Cohorten zu Remi (Rheims) ermordet worden war, den Oberbefehl über die Reiterei und stillte den Tumult (363).

Unter Valentinian war er Nebenbuhler und Nachfolger des Dagaloiphus im Kriege gegen die Alemannen (366), der den ihm übertragenen Oberbefehl ausschlug. An der Spitze einer wohlgeübten Armee rückte Jovinus (im Jan. 366) bis nach Scarponna im Gebiete der Mediomatricer (Metz) vor, überfiel hier ein zahlreiches Heer der Alemannen, ehe sie noch Zeit hatten, ihre Waffen zu

1) Walch (Hist. der Ketzer. III, 653) bemerkt, daß sich Melanchthon geirrt habe, indem er die Lehre des Jovinianus so vorgestellt, als sei von ihm Kasteiung und Zucht verboten worden. Es sei dieses aber die zu seiner Zeit gewöhnliche Vorstellung gewesen, welche ihren Ursprung dem Thomas von Aquino verdanke. Die Worte der Augsb. Confession sind: „Daß man aber den Unsern die Schuld gibt, als verbieten sie Kasteiung und Zucht wie Jovinianus, wird sich viel anders aus ihren Schriften befinden." 2) Prolog. Dial. contr. Pelagium. §. 2. 3) Libb. contra Jovian. 4) De Haeresib. c. 82. 5) Eos qui plena fide in baptismate renati sunt, a Diabolo non posse subverti, non tentari, quicumque autem baptizati fuerint, ostendi, eos aqua tantum et non spiritu baptizatos, quod in Simone saepe legimus. *Hieron.* c. Jovian. I, 8. II, 1.

6) *Siricii* Epp. VII., nach der Ausgabe von Coustant, worin er den Jovinianus und seine Anhänger als höchst gefährliche Ketzer schildert. 7) Vgl. *Tillemont*, Mémoires. X, 221 sq., Walch, Historie der Ketzer. III, 635—672; Schröckh, Kirchengesch. IX, 258—291, wo sich auch ein Auszug aus den zwei Büchern des Hieronymus gegen Jovinianus findet.

ergreifen, überfiel und vernichtete ein zweites Heer der Barbaren, das an den Ufern der Mosel ruhte, schlug die geflohenen und wieder gesammelten Überreste der Alemannen zum dritten Mal in einem blutigen und einen ganzen Tag währenden Gefechte in den catalaunischen Feldern (unweit Chalons), und kehrte, nachdem er die Feinde bis an den Rhein verfolgt hatte, (im Juli desselben Jahres) nach Paris zurück, wo Valentinian ihn mit der Consularwürde auf das folgende Jahr beschenkte. — Im J. 368 ging Jovinus mit seinem Kaiser über den Rhein, um den Überfall von Magontiacum (Mainz) an den Alemannen zu rächen. Er theilte hier den Befehl mit dem Severus, der den über das Fußvolk hatte. Der Berg Solicinium (im jetzigen Würtemberg), von den Alemannen besetzt, wurde von den Römern erstürmt und die zurückgeworfenen Alemannen jenseit des Berges von den dort aufgestellten Römern unter Sebastian, der mit den Truppen von Italien und Illyricum in ihr Land eingefallen war, fast gänzlich aufgerieben. (*Ammian. Marcell.* XXVII, 2—10. *Zosimus* IV, 209.)

Beim Einfall der Picten und Scoten (367) ins römische Britannien bestimmte Jovinus den Kaiser Valentinian zum Krieg gegen dieselben; dem Theodosius wurde das Commando übertragen.

Im J. 411 ließ sich Jovinus von Goar, König der Alanen, und Günther, König der Burgunder, verleiten, zu Mainz als Gegenkaiser gegen den Honorius aufzutreten, und drang, ehe noch der Usurpator Constantin in Arles besiegt war, mit einem bedeutenden Heere vom Rheine bis an die Rhone vor. Der römische Feldherr Constantius zog sich eilig zurück und selbst der gothische König Ataulf, Alarich's Nachfolger, neigte sich zum Jovin. Jovin wies dessen Hilfe ab (*Sidonius Apollinaris* V, 9. p. 139), und Ataulf, erbittert, rückt mit dem Gothenheere heran, überfällt und tödtet seinen Feldherrn Saus, erobert und zerstört Valentia, wohin sich der von seinen Hilfsvölkern verlassene Jovin nebst seinem Bruder Sebastian, den er zum Mitkaiser angenommen, geflüchtet hatte, und legte die Köpfe der beiden gallischen Usurpatoren zu den Füßen seines Schwagers, des Kaisers Honorius, in Ravenna nieder. (*B. Matthiae.*)

JOVIS BARBA, ein Baum, welchen Plinius (hist. nat. XVI, 31) mit wenigen Worten erwähnt, ist nach einigen Auslegern Anthyllis Barba Jovis *L.*, nach andern Elaeagnus angustifolia *L.* (*A. Sprengel.*)

Jovisberg, s. unter Cheirologie.

Jovis civitas, soviel als Diospolis oder Lydda (s. d. Art.).

Jovis digitus et unguis, s. unter Cheirologie.

Jovis flos *Gesn.*, s. Agrostemma Flos Jovis.

Jovis glans, s. Juglans.

Jovis Indigetis lucus, s. Indigetis Jovis lucus.

Jovis linea, s. Metoposcopie.

JOVIS LUCUS. Nur aus Strabo (libr. XIV, p. 683 [edit. *Casaub.*]) ist uns bekannt, daß in der Nähe der Stadt Arsinoë auf der westlichen Küste der Insel Cyprus ein Hain des Jupiter, oder, nach den griechischen Worten, Ἄλσος τοῦ Διός war, über welchen der genannte Geograph weiter keine Auskunft gibt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jovis mons, Mons Peninus, s. Bernhardsberg (St.), grosser.

Jovismus, Solismus, s. unter Voigt.

JOVIS PROMONTORIUM. Jupiter's Landspitze, oder, nach dem Griechischen, Διὸς Ἄκρα ist nach Ptolemäus der westlichste Vorsprung der Insel Taprobane, Ceylon in der Gegend des heutigen Caliture. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIS SERVATORIS PORTUS, war ein von Ptolemäus (III, 16) genannter Hafen an der östlichen Küste Lakonika's im argolischen Meerbusen, an dem Vorgebirge Minoa. Dieses lief bei der Stadt Epidamnos Limera in die See hinaus und hatte ein Castell. Wenigstens wird Minoa von Strabo (VIII, 368) eine Festung genannt, welcher bemerkt, daß von Malea herum das lakonische Ufer felsig sei, doch Ankerplätze habe, weiterhin fänden sich aber gute Häfen. Dies ist bei dem Vorgebirge Minoa der Fall, bei welchem nordöstlich der Hafen des rettenden Zeus angesetzt wird. (*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

JOVISURA. Aus dem Itinerario Antonini ist eine Stadt dieses Namens in Noricum bekannt. Sie liegt auf der Straße von Pons Âni nach Ad Castra (Castra Batava), oder, wie Mannert vergleicht, von Langenphunzen am Inn bis Passau. Die Distanzen der benachbarten Stationen sind dem Laufe des Ânus nach folgende: von Pons Âni bis Turum (Mühldorf am Inn) 43 Milliarien; von Turum nach Jovisura 63 Mill.; von Jovisura bis nach Ad Castra 62 Mill. Da aber der Abstand der einzelnen Distanzen zu groß ist, wie aus der Berechnung der ganzen Summe (150) in dem Itinerario selbst hervorgeht, so vermuthet Mannert, daß eine Wasserfahrt auf dem Inn nach allen Krümmungen des Flusses unter der Straße des Itiner. zu verstehen sei. Bei dieser Annahme würde Turum auf das jetzige Kraiburg fallen und Jovisura an die Mündung der Salzach in den Inn zu setzen sein. Im andern Falle müßte man die in der Mitte zwischen Mühldorf und Passau liegende Stadt Braunau am Inn für Jovisura erklären. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JOVIS URII FANUM. Aus des Arrianus Umschiffung des Pontus Eurinus §. 12 (Geogr. Graeci Minores, edit. *Gailii.* Vol. III. p. 62) ist eine Gegend im nordwestlichen Bithynien bekannt, in welcher ein Heiligthum (Tempel Ἱερόν) des Jupiter Urius sich befand. Was Arrian a. a. O. darüber sagt, besteht in Folgendem: „Am thrakischen Bosporos und an der Mündung des Pontus Eurinus auf der rechten Seite Asiens, welche die Bithynier inne haben, liegt die Gegend, welche Heiligthum (Ἱερόν) genannt wird, worauf ein Tempel des sogenannten Zeus Urios sich befindet. Diese Gegend ist der Platz, wo man in den Pontus schifft.... Das Heiligthum des Zeus Urios ist von Byzanz 120 Stadien (3 Meilen) entfernt. Daselbst ist die Mündung des Pon-

tus, vom Flusse Rhebas in Bithynien 90 Stadien (2½ M.) entfernt, am engsten" Anderwärts, soviel wir wissen, wird diese Gegend und ihr Heiligthum nicht genannt. Worauf sich Meller im Vergleichenden Wörterbuche s. v. *Jovis Urii Fanum* stützt, wenn er sagt, dasselbe sei wol Dios Sacra, ist nicht abzusehen, da keine Autorität dafür angeführt worden ist. Richtiger ist die, aber auch ohne Autorität gemachte Bemerkung, Jovis Urii Fanum sei jetzt das Schloß Jeran. Denn wir ersehen aus des *Ferrarii* Lexic. geogr., daß schon Petrus Gyllius dasselbe dafür gehalten habe. Nur nennt der letztere Geograph das Schloß gradehin Jeron. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jovisvilla, s. unter **Capreae.**

JOVITA. Diakonus zu Briren, welcher nebst dem Presbyter Faustinus unter der Regierung des M. Aurelius des Märtyrertodes gestorben ist. Beider Gedächtnißtag ist der 15. Febr., und die Stadt und Diöces Briren feiert ihr Andenken, als ihrer Schutzheiligen und Patrone, mit besonderer Andacht; s. Acta Sanctor. d. 15. Febr. (*J. T. L. Danz.*)

JOVIUS, praefectus praetorio unter Honorius, nach dem Sturze des Olympius (408) von den Eunuchen zum Minister erhoben. Auf seinen Antrieb erregte die kaiserliche Leibwache einen Aufruhr und verlangte die Köpfe von zwei Generalen und von zwei der vornehmsten Eunuchen. Die Generale wurden in der Stille hingerichtet und die Eunuchen verbannt. Der Eunuch Eusebius aber wurde auf Jovius' Befehl vor den Augen des Honorius zu Tode geprügelt und der Barbar Allobich, der nun die Aufsicht über die Schlafzimmer und die Leibwache des Kaisers erhielt, während eines öffentlichen Aufzuges ermordet.

Indessen ward Honorius doch durch den Übermuth des Jovius gereizt, und als dieser mit dem Gothenfürsten Alarich unter den Mauern von Rimini einen Vergleich verabredet hatte, untersagte ihm der Kaiser in einem eigenhändigen Schreiben streng, irgend eine Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen. Der Brief wurde aber dem Alarich mitgetheilt. Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen und der Präfect Jovius sah sich bei seiner Rückkehr nach Ravenna genöthigt, die neuen Grundsätze des Hofes anzunehmen.

Als noch in demselben Jahre Alarich den römischen Präfect Attalus zum Kaiser erhoben hatte und dieser mit einem bedeutenden Heere gegen Ravenna vorrückte, verließ Jovius nebst dem Generale Valens den Kaiser Honorius und trat in die Dienste des Attalus. Nach dem unparteiischen Zeugnisse des Olympiodor soll sogar Jovius dem Attalus gerathen haben, den zum Exil verurtheilten Honorius vorher noch zu verstümmeln. Dessenungeachtet ging Jovius (410), als Attalus' Unternehmen gegen Afrika mislungen war (s. d. Art. Heraklianus) wieder zum Honorius über, indem er erklärte, er habe sich blos das Ansehen gegeben, den Dienst des Honorius zu verlassen, um den Untergang des Usurpators desto sicherer zu befördern; s. *Zosimus* hist. imper. V. p. 363 sq. *Olympiodor* bei *Photius* p. 180 sq. (*B. Matthiae.*)

JOVIUS (Paulus), mit seinem wahren Namen Paolo Giovio, französisch Paul Jove, einer der bekanntesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, stammte aus einer reichen, angesehenen Familie und wurde am 19. April 1483 zu Como geboren. Da er sehr früh seinen Vater verlor, wurde er von seinem 12. Jahre an seinem ältern Bruder Benedetto (Benedict), einem sehr vielseitig gebildeten Manne, anvertraut, der ihn auf das Sorgfältigste erzog und seine nicht gewöhnlichen Geistesanlagen aus allen Kräften auszubilden suchte. Nach gehöriger Vorbildung widmete sich Paul Jovius nach dem Wunsche der Familie dem Studium der Heilkunde, ging zuerst nach Padua, wo er unter der Leitung Pomponazzi's Philosophie studirte, dann nach Pavia, wo er noch anwesend war, als Ludwig XII. den berühmten Rechtsgelehrten Giasone Maino mit seinem Besuche beehrte (1507), und endlich nach Mailand, wo er den gepriesenen Humanisten Lodovico Celio Rodigino (Ricchieri), der im J. 1516 nach dieser Stadt berufen wurde, hörte [1]). Nachdem er zu Pavia nach dem Wunsche seines Bruders in der Philosophie und Medicin promovirt hatte, hielt er sich einige Zeit als praktischer Arzt zu Como und Mailand auf, scheint auch als solcher einen gewissen Ruf erlangt zu haben, wenigstens nennt ihn Calcagnini in einem seiner Briefe primi nominis medicus. Später begab er sich nach Rom, immer noch dem ärztlichen Berufe zugethan, und kam bald mit den ausgezeichneten Männern, die der prachtliebende Leo X. hier versammelt hatte, in nähere Berührung und wurde dadurch dem Papste selbst bekannt. Er hatte bereits einen Theil der Geschichte seiner Zeit ausgearbeitet und Leo, welcher ein Stück daraus den bei ihm versammelten Cardinälen und Gesandten vorlas, ertheilte dem Verfasser das Lob, daß er nach Livius keinen feinern und beredtern Schriftsteller kenne [2]). Er nahm ihn unter seine Hofleute auf, gab ihm einen Jahresgehalt, und würde ihn noch besser belohnt haben, wenn nicht der Tod seiner Wohlthätigkeit ein Ziel gesetzt hätte (1521). Sein Nachfolger Adrian VI. entzog Giovio mit seiner Stelle auch die Pension, gab ihm aber dafür ein Kanonikat in seiner Vaterstadt, jedoch, wenn man einer übrigens nicht sehr zuverlässigen Nachricht glauben will [3]), nur unter der Bedingung, daß er in seiner Geschichte nur Rühmliches von ihm sage. Giovio hielt nur zum Theil Wort, denn er spendet wirklich in seiner Geschichte diesem Papste großes Lob, stellt ihn aber in seiner Naturgeschichte der römischen Fische [4]), welche er kurz nach Adrian's Tode herausgab, als einen ungeschickten, einfältigen Menschen dar. Diese Ichthyologie (De piscibus romanis liber. [Rom. 1524.

1) *Jovii* Elog. vir. liter. illust. ed. Venet. 1546. Fol. p. 40. 44. 70. Vielleicht hielt er sich auch schon einmal in Rom auf, ehe er nach Mailand ging; denn wenn er nach seiner eigenen Aussage (praef. hist.) 37 Jahre in Rom lebte, so muß er, da er im J. 1549 diese Stadt verließ, im J. 1512 dahin gekommen sein. Eine der beiden Angaben kann auch falsch sein. 2) *Bened. Jovii* Hist. Neocom. l. II. in fine. 3) *B. Jovius* l. c. Vgl. die Anmerkung bei G. Tiraboschi, della letteratura italiana. Tom. VII. P. II. (Rom. 1784. 4.) p. 261. 262. 4) De piscibus romanis c. I.

Fol. Ib. 1527. 4. Antverp. 1528. 8. Basil. 1531. 8. Argent. 1534. 4.], auch in *Alb. H. de Sallengre* Nov. thesaur. antiquitatum Roman. [Hagae Com. 1716. F.] Tom. I. p. 842—892; italienisch von *C. Zancaruolo*, Venet. 1560. 4.) ist, obschon sie sich nur auf die Fische des römischen Gebiets beschränkt und mehr Gelehrsamkeit, als eigene Erfahrung und Untersuchung in diesem Fache verräth, doch für jene Zeit ein sehr dankenswerther Versuch. Er widmete ihn dem Cardinal Louis de Bourbon und hoffte eine bedeutende Belohnung, sah sich aber arg getäuscht, wie er selbst spottend in einem vertraulichen Briefe an Galeazzo Florimonte erzählt [5]). Desto freigebiger zeigte sich gegen ihn der Papst Clemens VII., welcher ihn in seine unmittelbare Umgebung und an seine Tafel zog, ihm eine Wohnung im Vatican anwies und sein Kanonikat zu Como mit einer bessern Präbende an der Kirche St. Antonio daselbst vertauschte. Um diese Zeit lernte Jovius auch am päpstlichen Hofe Dmitri, den Gesandten des Zars Wassilij IV. Iwanowitsch, kennen und hörte von diesem Vieles über die Zustände des russischen Reichs. Er sammelte und ordnete das Mitgetheilte in einer Schrift, welche den Titel führt: **Libellus de legatione Basilii Magni Principis Moschoviae ad Clementem VII., in quo situs regionis antiquis incognitus, religio gentis, mores et causae legationis fidelissime referuntur** (Rom. 1525. 4. Basil. 1527. 4.; teutsch von H. Pantaleon, bei Sigmund's Freih. zu Herberstein Moscowitischer Chronica, Basel 1563. Fol. Frankf. 1576 u. 1579. Fol.) und zu jener Zeit, wo Rußland noch nicht sehr bekannt war, großen Beifall fand. Bei der Einnahme und Plünderung Roms im J. 1527 wurde seine Behaglichkeit auf einige Zeit gestört und er litt, wenn man seine eigene Erzählung für zuverlässig halten will [6]), einen bedeutenden Verlust. Eine eiserne Kiste mit Gold- und Silbergeräthen und der Handschrift seiner Geschichte, welche er in einer Kirche verborgen hatte, wurde von den Plünderern entdeckt und fiel zwei spanischen Hauptleuten in die Hände. Der eine nahm das Gold- und Silberwerk, der andere die Bücher, und die auf Velin geschriebenen und schon gebundenen behielt er für sich; die Handschrift wurde zum Theil zerrissen. Der Papst löste die Überbleibsel derselben, welche Jovius um eine ansehnliche Summe angeboten worden war, durch eine Präbende, welche er dem spanischen Hauptmanne in seiner Vaterstadt Cordova verlieh, wieder ein, schenkte sie an Giovio und entschädigte ihn im folgenden Jahre (1528) durch das Bisthum Nocera de' Pagani, welches 1300 Dukaten eintrug. Er nahm ihn auch im J. 1530 mit nach Bologna zur Krönung Karl's V.; Giovio wurde von dem Kaiser und dessen ganzem Gefolge auf das Ehrenvollste behandelt. Um dem Kaiser seinen Dank für die ihm gewordene gute Aufnahme durch die That zu zeigen, schrieb er ein Buch über das türkische Reich und die beste Art, es zu bekämpfen, und widmete es seinem hohen Gönner. Es führt den Titel: **Commentarii delle cose de' Turchi** (Venet. 1531. 12. Ibid. 1538. 1541 u. 1545. 8. Lateinisch von *Fr. Negri*, Wittenb. 1537. 8. Par. 1538. 8. Französisch von *Guil. Gaulteron*, Paris. 1544. 8. Englisch Lond. 1546. 8. Teutsch, Basel 1594. Fol.), ist aber sehr unvollkommen und jetzt völlig unbrauchbar. Mit dem Tode des Papstes Clemens VII. (1534) nahm das Ansehen Giovio's am päpstlichen Hofe schnell ab. Sein üppiges, für einen Bischof unpassendes Leben soll ihm den strengen Paul III. abgeneigt gemacht haben. Er selbst sagt [7]), „daß er an Fasttagen lieber Kapaunen und Rebhühner als Fische gegessen und lieber starken, im Glase aufbrausenden als schlechten Wein getrunken habe." Niemand wird ihm wol in dieser Beziehung Unrecht geben; man klagt ihn aber auch unnatürlicher Unzucht an [8]), was freilich am wenigsten einem Bischofe zu verzeihen ist. Er lebte indessen fortwährend zu Rom in der Umgebung des Papstes und scheint um diese Zeit am fleißigsten mit der Ausarbeitung geschichtlicher Werke beschäftigt gewesen zu sein. Die erste Probe derselben, welche er der Öffentlichkeit übergab, war das Leben des berühmten Jacob Attendolo Sforza: **De vita et rebus gestis Magni Sfortiae** (Rom. 1539. 4. Basil. 1542. 8. Ibid. 1629. 8. Italienisch von *L. Domenichi*, Venet. 1549. 12.), welchem bald darauf die Biographien anderer berühmter Männer seiner Zeit, wie der Päpste Leo X. und Adrian VI. und des Cardinals Pompeo Colonna, unter dem allgemeinen Titel: **Illustrium virorum vitae** oder unter dem den Inhalt näher bezeichnenden: **De vita Leonis X. libri IV, acc. Hadriani VI. et Pompeji Columnae vitae** (Venet. 1546. F. Florent. 1549. 1551. F. Basil. 1567. 2 Voll. 8. und öfter. Italienisch von *L. Domenichi*, Florent. 1549. 8. Venet. 1557. 8. Spanisch von *Gasp. de Barça*, Granada 1568. F.; teutsch von G. Klee, Straßb. 1589 u. 1599. Fol.) folgten [9]). Da dieses Werk mit großem Beifalle aufgenommen wurde, so arbeitete Giovio fortwährend mit gleichem Eifer in diesem Zweige der Geschichte. Es erschienen in kurzen Zwischenräumen die **Vitae XII Vicecomitum Mediolani principum** (Paris. 1549. 4. Italienisch von *L. Domenichi*, Venet. 1558. 8. Milan. 1645. 4.) und die **Vita Alfonsi Atestini Ferrariae ducis**, Flor. 1550. F. Italienisch von *J. B. Gelli*, Flor. 1553. 8.). Sehr unbedeutend ist die um dieselbe Zeit von ihm herausgegebene **Descriptio Britanniae, Scotiae,**

5) Lettere volgari (Ven. 1560.) p. 57. „La fatica de' pesci m'andò vota col Cardinal di Borbone, al qual dedicai il libro, rimunerandomi esso con un beneficio fabuloso situato nell' Isola Tile oltre le Orcadi." 6) Hist. sui temporis ante Epitomen libri V.

7) De piscib. rom. c. 1. 8) *P. Bayle*, Dictionnaire historique, Art. *Jove* (E). Nach einer daselbst mitgetheilten Stelle soll er gar ein Hermaphrodit gewesen sein. Man erinnere sich auch an das schändliche Epigramm des Pietro Aretino:

„Qui giace Paolo Giovio Ermafrodito,
Che vuol dire in volgar moglie e marito."

9) Die Bibliographie dieser Vitae illustrium virorum liegt noch sehr im Argen; ich gebe sie, so gut ich vermag. Eine italienische Übersetzung der Vita Francisci Ferdinandi Davali von P. Domenichi erschien auch einzeln (Florent. 1551.); eine italienische Übersetzung der Vita Gonsalvi Ferdinandi Cordubae von demselben (Flor. 1550. 8.), eine spanische (Çaragoça 1554. F.).

Hiberniae et Orcadum (Venet. 1548. 4.), welche nur ganz Bekanntes enthält. Neben diesen gelehrten Beschäftigungen bemühte sich Giovio fortwährend um die Gunst des Papstes; denn sein Ehrgeiz und seine Leichtgläubigkeit ließen ihn noch hohe Würden hoffen. Ein Wahrsager hatte ihm verkündet [10]), der Cardinalshut würde noch sein Haupt schmücken, und seine Täuschung hörte erst auf, als Paul III. im J. 1548 das Bisthum Como, auf welches er lange und mit Gewißheit gehofft hatte, einem andern unwürdigen Höflinge übertrug. Voll Erbitterung verließ er nun im J. 1549 Rom und ging nach seiner Vaterstadt, wo er sich am Comersee auf den Ruinen der Villa des jüngern Plinius ein prachtvolles Schloß erbaut hatte, und von da im J. 1550 nach Florenz, wo er am 11. December 1552 starb. Auch an den verschiedenen italienischen Höfen war er wegen seines sanften Charakters, seines Geistes und seiner Heiterkeit beliebt. Dem ärztlichen Berufe war er nur so lange zugethan gewesen, als es seine Vermögensumstände erheischten. Erst in den letzten Jahren seines Lebens (1550—1552) bereitete er sein Hauptwerk, die Geschichte seiner Zeit (Historiarum sui temporis libri XLV), welche in einzelnen Bruchstücken handschriftlich seinen Freunden und Gönnern schon längst bekannt war, zum Drucke. Die erste Ausgabe erschien noch vor seinem Tode (Flor. 1550—1552. 2 Voll. F.), welcher bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zahlreiche Abdrücke (Par. 1552 u. 1558. 2 Voll. F. Venet. 1553. 3 Voll. 8. Basil. 1560 u. 1567. 3 Voll. 8. u. s. w.) folgten. Das Werk wurde in allen Ländern eifrig gelesen und fleißig in andere Sprachen übersetzt, in die italienische von *L. Domenichi* (Venet. 1551. 4. Ibid. 1560. 2 Voll. 4. Ibid. 1568. 3 Voll. 8.), in die französische von *Denis Sauvage* (Lyon. 1552. F. Par. 1579 u. 1581. F.), in die spanische (Salamanca 1562. 2 Voll. F. Valenc. 1562. F.), in die teutsche von H. Pantaleon (Basel 1560. 3 Bde. Fol.) und von Hi. Halverius (Frankf. a. M. 1570. 2 Bde. Fol.) und in die holländische (Amst. 1604. F.). Sie umfaßt in 45 Büchern einen Zeitraum von 53 Jahren (1494—1547), läßt aber darin zwei große Lücken; denn die Bücher V—X (1498—1513) und die Bücher XIX—XXIV (1521—1527) fehlen und sollen bei der schon erwähnten Plünderung Roms verloren gegangen sein. Nach anderer Angabe gingen nur die sechs Bücher, das fünfte bis zum zehnten, vom Tode des Königs Karl VIII. von Frankreich bis zur Erwählung des Papstes Leo X., damals unter, dagegen will er Buch XIX ff., vom Tode des Papstes Leo X. bis zur Einnahme Roms im J. 1527, nie geschrieben haben, um sich die Wiedererneuerung des Schmerzes über jenes Ereigniß zu ersparen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser diese Bücher absichtlich nicht schrieb oder wenigstens nicht veröffentlichte, weil er die in ihnen zu behandelnde Zeit der italienischen Geschichte, die höchst schmachvoll für sein Volk ist, nicht zu schreiben wagte, ohne sich großen Verdruß und Nachtheil zu bereiten. Er füllte indessen diese Lücken durch die schon angeführten Biographien berühmter Männer einigermaßen aus und gab in der Geschichte selbst eine kurze Übersicht der nicht ausführlich dargestellten Zeiträume. An biographischen Skizzen scheint Giovio überhaupt den größten Geschmack gefunden zu haben, wie sich denn diese Vorliebe auch in der Einrichtung seines Schlosses zu Como offenbarte. Hier hatte er mit bedeutendem Aufwande eine große Galerie erbaut, in welcher er die Bildnisse der berühmtesten Männer aufhängte. Seinen Nachforschungen über die Lebensverhältnisse und die Verdienste dieser Männer verdanken wir zwei Werke, die bei vielen Mängeln und allzu großer Kürze doch zu dem Besten gehören mögen, was er als Schriftsteller leistete, nämlich die „Elogia virorum bellica virtute illustrium“ (Flor. 1551. Fol. Basil. 1561. 8. Ibid. 1575. F. Beste Ausg. Basil. 1665. F. mit Holzschn. Französisch von *Blaise d'Vreron*. Par. 1559. 4. Spanisch, Granada 1568. F.) und die „Elogia virorum literis illustrium“ [11]) (Venet. 1546. F. Basil. 1556. 8. Antverp. 1557. 8. Basil. 1561. 8. Ibid. 1577. F. Beste Ausg. Basil. 1677. F. mit Holzschn. Italienisch von *Hippol. Orio*, Venet. 1558. 8. Teutsch, Basel 1582. Fol.). Sein Aufenthalt am Comersee veranlaßte auch die „Descriptio Larii lacus“ (Venet. 1559. 4.), welcher jedoch kein großer Werth beigelegt werden kann. Ebenso unbedeutend ist das einen im 16. Jahrhundert hochwichtigen Gegenstand zuerst berührende und deshalb zu jener Zeit sehr beliebte und gesuchte Buch über Devisen („Ragionamento sopra i motti è disegni d'arme e d'amore volgarmente chiamati imprese.“ [Venet. 1556. 8. Lione 1559. 4. Ibid. 1574. 8.] Französisch von *Vasquin Philieul*, Lyon. 1561. 4. Spanisch von *Alonso de Ulloa*, Lyon. 1562. 4.). Sehr wichtig für Giovio's Lebensverhältnisse und Charakter sind seine vertraulichen Briefe, welche L. Domenichi unter dem Titel „Lettere volgari“ (Venet. 1560) gesammelt hat; die Sammlung ist aber beiweitem nicht vollständig und viele andere Briefe sind noch in andern Werken zerstreut; so findet man deren 34 in *Dion. Atanagi* „Lettere facete.“ (Venet. 1582. 2 Voll.) Die Ausgabe der sämmtlichen lateinischen Werke Giovio's („Opera, quotquot extant, omnia.“ [Basil. 1578. 6 Partt. in 2 Voll. F.]) ist schön und gut; die biographischen Schriften sind auch besonders gesammelt (Basil. 1559—1561. 4 Voll.), ebenso die geographischen („Descriptio Britanniae,“ „Moscovia.“ „Descriptio Larii lacus“) unter dem Titel: „Descriptiones quotquot extant regionum atque locorum.“ (Basil. 1571. 8. Ibid. 1578. F.) — Zieht man nun aus allen diesen zahlreichen Werken ein Urtheil über den schriftstellerischen Charakter Giovio's überhaupt und über den Werth seiner historischen Leistungen insbesondere, so muß es, auch wenn man völlig ohne Haß, ja sogar mit Vorliebe dabei verfährt, für den Verfasser sehr nachtheilig ausfallen. Welche Begriffe er von der Würde eines Geschichtschreibers hatte, geht aus einer vertrauten Äußerung in einem seiner Briefe [12]) am besten hervor. Nach der

10) Lettere volgari. p. 66.

11) Auch betitelt: Elogia doctorum virorum ab avorum memoria publicatis ingenii monumentis illustrium. 12) Lettere volgari. p. 12. Die Stelle, welche Giovio so trefflich charakteri-

Behauptung, daß es ein altes Vorrecht des Hiſtorikers ſei, je nach ſeinem Willen und nach ſeinen Abſichten die handelnden Perſonen mit Lob oder Tadel zu überſchütten und die Wahrheit durch den Glanz der Darſtellung zu verhüllen, bricht er in die merkwürdigen Worte aus: „Ich müßte doch ein Narr ſein, wenn ich nicht meine Freunde und Gönner dadurch, daß ich ſie ein Drittheil mehr gelten laſſe, als die weniger gut gegen mich Geſinnten, zu meinen Schuldnern machen wollte. Ihr wißt wohl, daß ich nach dieſem heiligen Vorrechte Einige in reichen Brocat, Andere aber in ſchlechtes Zeuch gekleidet habe, je nachdem ſie es um mich verdienten. Wer ſpielt, wagt; necken ſie mit Pfeilen, ſo laſſe ich grobes Geſchütz ſpielen; wer den Kürzern zieht, mag zuſehen, wie ers treibt. Ich weiß, daß ſie ſterben müſſen, und nach dem Tode, dem Ziele alles Streites, ſind wir frei.“ Damit ſtimmt auch die ihm zugeſchriebene Äußerung [13]): er habe zwei Federn, eine goldene und eine eiſerne, und bediene ſich je nach den Umſtänden der einen oder der andern, vollkommen überein. Wie kann man nun bei einem ſolchen Manne den einem Hiſtoriker unentbehrlichen Eifer für Rechtlichkeit und ſittliche Größe und Güte ſuchen? Wer ſelbſt geſteht, daß ſeine Feder feil und daß er die Thaten der Zeitgenoſſen nach ihrer Bezahlung darſtelle, kann unmöglich Glauben verdienen. Man muß aber die Unzuverläſſigkeit dieſes Mannes um ſo mehr bedauern, da ſeine Verbindung mit den Großen ihn den Gang der Begebenheiten leicht erkennen ließ und ihm über Vieles, was andern Geſchichtſchreibern jener Zeit dunkel blieb, Aufſchluß geben konnte. Statt die ihm zugänglichen Quellen gewiſſenhaft zu benutzen und als Hiſtoriker das als wahr Erkannte zu ordnen und zu verbinden, urtheilt er über Alles höchſt leichtſinnig, vertheidigt eifrigſt die tadelhafteſten Dinge und begeifert die edelſten Handlungen, wenn die Perſonen, die ſie verrichteten, ſeinen Beifall nicht haben. Und dennoch ſind ſeine Werke zur Beurtheilung der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts unentbehrlich und können auch dem Forſcher, der das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden verſteht, von bedeutendem Nutzen ſein. Die Darſtellung ſelbſt iſt, obſchon manchmal etwas zu breit, im Ganzen gelungen zu nennen, die Sprache iſt gut, doch etwas zu phraſenreich und prunkend [14]).

(*Fr. Wilh. Theile* u. *Ph. H. Külb.*)

JOWA. 1) Ein Diſtrict oder eine Grafſchaft in dem ſeit dem 20. Apr. 1836 eingerichteten, den Vereinsſtaaten von Nordamerika gehörigen Gebiete Wisconſin, das ſich oſtweſtlich von dem See Michigan bis zum Fluſſe White-Earth (links zum Miſſouri) und ſüdnördlich von der Grenze der Staaten Illinois und Miſſouri bis an die britiſch-nordamerikaniſchen Beſitzungen erſtreckt. Der Diſtrict Jowa nimmt den ſüdweſtlichen Theil dieſes Gebietes längs des rechten Ufers des obern Miſſiſippi ein und wird von den großen Zuflüssen des letztern, dem obern und untern Joway, worüber dieſer Artikel nachzuſehen iſt, ſowie von dem Fluſſe Des Moines durchſtrömt, der einen Lauf von etwa 100 geogr. Meilen entwickelt, wovon 85 für große Boote ſchiffbar ſind, und ſich an der Grenze dieſes Diſtricts und des Staates Miſſouri unter 40° 22′ nördl. Br. in den Miſſiſippi ergießt. Der Diſtrict iſt im Allgemeinen fruchtbar zu nennen, da er nur längs des Miſſiſippi, und zwar oberhalb der Felſeninſel, einige Sumpfſtriche in ſich ſchließt, und iſt reich an vielerlei Producten; doch machen ſeine Bleiminen ſeinen Hauptreichthum aus. Bis vor wenigen Jahren war er noch das Jagdgebiet der Joways, der Sauks und der Fuchsindianer, die ſich ſeit 1833 gegen ſeine Weſtgrenze hin, wenn nicht ſchon über den Miſſouri hinüber, zurückgezogen haben, deren Zahl aber auf jeden Fall zu gering iſt, um die Anſiedlungen der Weißen ernſtlich beunruhigen zu können. Dieſe Anſiedlungen mehren ſich mit jedem Tage und mit ihnen die Bevölkerung, ſodaß der Diſtrict ſich wol bald von dem Gebiete Wisconſin trennen und einen eigenen Freiſtaat bilden wird. (*Kläbn.*)

2) Nebenflüſſe des Miſſiſippi, ſ. Joway.

JOWAHIR, auch JAWAHIR, bei Berghaus (Karte der Himalaja-Länder) Djuwahir geſchrieben und Dſchówahir zu ſprechen, iſt ein Thal an der Nordoſtgrenze von Ghurwal im Himalaja, nach welchem eine Rieſengruppe dieſes Gebirges benannt iſt; es liegt zwiſchen der Quelle des Kali-Nuddi oder Weſt-Goggra und der des Dauli-Ganga. Der höchſte Pik dieſer Kette iſt 24,160 pariſer Fuß hoch und liegt 30° 22′ 19″ nördl. Br. und 79° 57′ 22″ öſtl. L. von Greenwich; zwei andere Piks derſelben Gruppe geben dieſem an Höhe nicht viel nach; der eine (30° 18′ 30″ nördl. Br., 79° 45′ 54″ öſtl. L. v. Gr.) hat 22,079 par. F.; der andere (30° 30′ 42″ nördl. Br. 79° 51′ 33″ öſtl. L. v. Gr.) 21,879 par. F. über der Meeresfläche. (Vgl. Ritter, Erdkunde, Aſien II. S. 540. 1015 und die daſ. angef. Stellen.) In dieſen Thälern wohnen die Joyar, auch Jewaur, Jouar und Jouari-Marchas geſchrieben, welche ſich vorzüglich mit Handel beſchäftigen und faſt den ganzen Handel in den Himalaja-

---

ſirt, mag im Originale hier ſtehen: „Sapete bene, che l'historia dee esser sincera, nè punto bisogna in esse scherzare, se non in una certa et poca latitudine donata allo Scrittore per antico privilegio di potere aggravare et allegerire le persone de' vizj, ne' quali peccano, come per lo contrario con florida et digiuna eloquenza alzare et abbassare le virtù secondo i contrapesi et meriti loro. Altrimenti io starei fresco, se gli amici miei e padroni non mi dovessero essere obbligati, quando gli faccio valere la sua lira un terzo piu, che a' poco buoni et mal costumati. Ben sapete che con questo santo privilegio ne ho vestito alcuni di broccato riccio, et al rovescio alcuni per loro meriti di brutto canovaccio, et zara a chi tocca, e se essi haranno saette da berzagliare, noi giocheremo di artiglieria grossa et poi a rifare del resto a chi si harà il peggio. So ben io, ch'essi morranno, et noi camperemo dopo la morte, ultima linea delle controversie.“

13) *Tiraboschi* l. c. p. 266. 14) Vgl. *P. Bayle*, Dictionnaire historique, Art. „*Jove.*“ *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'hist. des hommes illustres. Tom. XXV. p. 358 sqq. J. D. Köhler's hiſtoriſche Münzbeluſtigung. 12. Bd. S. 1—8 (wo man auch die Abbildung und Erklärung einer im J. 1552 auf Giovio geſchlagenen Denkmünze findet). *G. Tiraboschi*, Storia della Letteratura Italiana. Tom. VII. P. II. (Rom. 1784. 4.) p. 259—268. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 430—435 (ganz nach Tiraboſchi).

gebirgen, insbesondere den mit Undesa, in ihren Händen haben *). (*Theodor Benfey.*)

JOWAUR, Küstendistrict der vorderindischen Provinz Aurungabad, Präsidentschaft Bombai, welcher im Norden an Guzerate, im Nordosten an Baglana, im Osten an Sungumnere jenseit der Gats, im Süden an Callianee, im Westen an das arabische Meer grenzt. Sein Hauptfluß ist der Sooria, unweit dessen unter 19° 15′ nördl. Br. und 90° 57′ L. die gleichnamige Hauptstadt desselben liegt. (*G. M. S. Fischer.*)

JOWAY oder JOWA, oberer und unterer. Dies sind zwei linke Zuströme des obern Missisippi im Districte Jowa des den nordamerikanischen Freistaaten gehörigen Gebietes Wisconsin, von denen der obere sich nördlich vom Fort Crawford, der untere unterhalb des Forts Armstrong einmündet. Der obere hat eine Entwickelung von etwa 45, der untere von 55 geographischen Meilen, und beide sind weit hinauf für Boote schiffbar. (*Kläm.*)

JOWAYS oder JAWAYS (die) sind ein Zweig der großen Indianerfamilie der Siour oder Dacotas, welche westlich vom Missisippi in den nordamerikanischen Freistaaten wohnen und eine ganz besondere, von der der Algonkinen (dem Lenni-Lenape) ganz verschiedene Sprache sprechen. Diese Joways, deren Zahl Lewis Coß, der Staatssecretair für das Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten, auf 1000 Seelen angibt und welche nach Hinton (II. p. 425) 100—200 Mann in das Feld stellen können, wohnten vor einigen Jahren noch westlich vom Missisippi in dem zum Gebiete Wisconsin gehörigen Districte Jowa, und zwar zwischen den Flüssen Ober- und Unterjowa, sowie längs des an Wildpret so reichen Ufers des Des Moines; ihre nördlichen Nachbarn waren die eigentlichen Siour oder Dacotas, ihre östlichen die Sauks und die Fores (Fuchsindianer) vom Stamme der Algonkinen, mit denen sie jetzt wahrscheinlich im westlichen Theile des Districts Jowa sitzen, wenn sie nicht bereits den Missouri passirt sind, um weiter gegen die Felsengebirge hin zu wandern. (*Kläm.*)

JOWNSAR (bei Ritter, Erdkunde: Asien II. S. 884 Junsar, zu sprechen Dschaunser) ist eine kleine Landschaft im Himalaja zwischen den Flüssen Jamuna und Tonse und den Ländern Sirmore und Gherwal. Mitten hindurch fließt der Omla (bei Ritter) oder Ormlow (bei Hamilton). Es ist im Ganzen ein wildes Gebirgsland; in dem geringen ebenen Theile dagegen ist es productiv, sodaß der Pächter dem Landeigenthümer die Hälfte des Ertrages abgeben muß. Diejenigen Einwohner, welche einen größern Viehstand besitzen, bauen Turmerik, Ingwer, Weizen und Reis; diejenigen aber, welche nur ein oder zwei Paar Buckelochsen haben, müssen sich auf den Anbau von geringern Cerealien beschränken, die nur zu ihrer eigenen Subsistenz hinreichen. Der größere Theil der Einwohner lebt von Arbeit in den Minen und vom Einsammeln und Verkaufen wildwachsender Früchte, wie Wallnüsse, Granatäpfel u. s. w.

Jownsar stand früher unter der tyrannischen Regierung der Herren von Sirmore. Mit diesem zugleich gerieth es 1805 in die Botmäßigkeit der Gorkhas. Diese übergaben es verschiedenen Sirdars, aber unter Tributbedingungen, welche das Land nicht erschwingen konnte. Daraus gingen die größten Gewaltthätigkeiten hervor; unter Anderm konnten die Gorkhasoldaten die Einwohner greifen und verkaufen. Seitdem die Gorkhas von den Engländern aus diesen Gegenden vertrieben wurden, ist Jownsar von Sirmore getrennt und zu den englischen Besitzungen in Ostindien geschlagen.

Jownsar ist in 26 sogenannte Kuts getheilt, deren jede einen Seanna oder Hauptmann hat; außer diesem hat auch noch jede Dorfschaft einen. Jeder Seanna stellt für seine Abgabe, nachdem ihr Betrag bestimmt ist, einen Banquier zu Kalsee, der Hauptstadt von Jownsar, als Bürgen für die richtige Einhaltung der Termine. Außer diesen Seannas existiren noch vier Hauptseannas, in deren Familien seit unvordenklicher Zeit die allgemeine Aufsicht über Jownsar bezüglich finanzieller und richterlicher Verhältnisse erblich ist. So lange Jownsar von Sirmore abhängig war, bestraften sie Criminalfälle nach folgenden Principien: Blut für Blut, Verlust der Augen für Diebstahl, Verlust der Nase, Ohren, Finger, Gefängniß, körperliche Züchtigung für geringere Verbrechen je nach ihrem Ermessen. Der Ehemann hatte absolute Gewalt über seine Frau; im Fall eines Ehebruchs konnte er sie, ihren Verführer und die Mitschuldigen tödten.

Unter der Gorkhaherrschaft wurden nur Verbrechen gegen deren Souverainetät oder Finanzanordnungen bestraft; im Übrigen gab es kein Recht, sodaß ein Zustand gegenseitiger Gewaltthätigkeit einriß.

Seit der englischen Besitzergreifung sind die Finanzverhältnisse auf die Basis des bestehenden Systems geordnet. Die Einnahmen wurden mit Leichtigkeit erhoben und trotz des Rufes der Turbulenz, in welchem die Einwohner von Jownsar standen, war schon 1815 das Land so ruhig, daß kein Sepoy nöthig war.

Die Wege sind überaus schlecht und für Fußgänger und selbst Poneys gefährlich. Die beste Straße ist die längs dem Omla.

Die Hauptstadt dieser Landschaft ist Kalsee, welches zugleich der Hauptmarkt für das ganze Gebiet zwischen dem Sutuleje und Tonse ist und selbst für die Waaren aus Gherwal und Bussaher. Hier fließen die Producte der Berggegenden zusammen und werden von da in die Ebene spedirt. Sie liegt 30° 31′ 24″ nördl. Br., 77° 40′ östl. L. v. Gr. (Ritter II. S. 884. *Hamilton* Description of Hindostan. II. p. 631), etwa vier geographische Meilen von Nahan und eine vom Zusammenflusse des Tonse und der Jamuna am Flusse Omla, der sich ebenfalls mit jenen vereinigt. (*Theodor Benfey.*)

JOWORINA, nach Blumenbach, eigentlich aber Jaworina, einer der höheren Berge der Centralkarpathen, der sich an der Grenze Ungarns und Galiziens, und zwar der arwaer Gespanschaft und des sandecer Kreises, zwischen den Bergen Volovecz und Bobrovecz erhebt und mit ihnen und den noch nördlicher gelegenen Bergen der Fat-

*) Ritter a. a. O. 509, 511, 679, 1002 und die daselbst angeführten Stellen.

kaska-Skala und Magura das westliche Thalgelände des kaum erst entstandenen schwarzen Dunajecz bildet.
(*G. F. Schreiner.*)

JOWOROWO, eigentlich und schriftgemäß Javorovo, einer der höhern Berge der ungarischen Centralkarpathen, welcher sich im nordöstlichsten Theile der liptauer Gespanschaft Niederungarns, dem 6122 Fuß hohen Nepihibbu gegenüber, im Norden des Koprovathales erhebt und noch mehr als die Velka Koprova gegen Süden vorspringt. (*G. F. Schreiner.*)

JOWRA (auf Berghaus' Karte von Vorderindien Djowrah geschrieben), eine Stadt im Gebiete der Holkardynastie im District Mundissor in Malva in Vorderindien, etwa 24° 15′ nördl. Br. und 74° 50′ östl. L. von Paris an der Straße von Mundissor nach Udjein.
(*Theodor Benfey.*)

JOWRIES, Eilande, eine Gruppe von kleinen Inseln an der Küste des südlichen Theils von Tunis, dem Dorfe Tobulba gegenüber. (*A. Keber.*)

JOXIDES waren eine Athenienſische Colonie, welche sich in Karien angesiedelt hatte. Theseus hatte, der Sage zufolge, mit des Fichtenbeugers Sinnis Tochter Perigune den Melanippus erzeugt. Ein Sohn des Letztern, Joxos, führte in Verbindung mit Ornytos eine Colonie nach Karien aus. Sie beobachteten die Gewohnheit, das Schilf und den wilden Spargel nicht zu verbrennen, sondern als heilig zu betrachten, weil sich Perigune in Schilf und wilden Spargel versteckt hatte, als ihr Vater erschlagen war und Theseus, als er sie dort fand, ihr Wohlwollen bezeigte; s. *Plutarch*, Vita Thesei, VIII.
(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

JOXOS (Ἴωξος), Sohn des Melanippos, des Sohnes des Theseus, führte mit dem Ornytus eine Colonie nach Karien: von ihm die Joxiden (*Plut.* Thes. VIII). Diesen war es ein altes Herkommen, weder den dornigen Aſpharagos (ἀσφάραγος), noch das Kraut Stöbe (στοιβή) zu verbrennen, sondern es in Ehren zu halten. Perigune nämlich, Tochter des Sinnis, den Theseus tödtete, floh vor dem Theseus in ein mit solchen Gewächsen besäetes Dickicht und flehte es wie ein Lebendes an; sie wolle es weder verbrennen noch vertilgen, wenn es sie jetzt decken und schirmen würde. Theseus schonte sie und zeugte mit ihr den Melanippos. (*B. Matthiae.*)

Joyar, s. d. Art. Jowahir.

JOYAUT (N. N.), genannt Assas. Ahnenlos und gewissermaßen auch namenlos für die Nachwelt, in sofern dieser wenigstens seine Vornamen unbekannt bleiben dürften, wurde Joyaut 1778 zu Lénac in der Bretagne geboren. Seine Jugend verhinderte ihn, Theil an dem ersten Aufstande der Bretagne im J. 1793 zu nehmen und rettete ihn aus dem berüchtigten Tempelgefängniß, in welches man ihn im Jahre VII der Republik (1798) als Mitglied der Chouans, denen er zu Rennes beigetreten war, mit vielen Andern geworfen hatte. Nach dem verunglückten zweiten Aufstande im achten republikanischen Jahre, während dessen er öffentlich für Georges Cadoudal geworben hatte, der ihn dafür zu seinem aide de champ (Generaladjutanten) ernannte, kam er, die Amnestie geltend machend, nach Paris und blieb daselbst angeblich in Handelsangelegenheiten bis zum J. 1800. Seine Theilnahme an dem gegen Bonaparte gerichteten und durch die berüchtigte Höllenmaschine zu vermittelnden Mordplane (am 3. Nivose, 24. Dec. des letztgenannten Jahres) setzte ihn von Neuem den Verfolgungen der Polizei aus. Er entging diesen nach langem Herumirren endlich glücklich dadurch, daß es ihm gelang, nach der Insel Jersey und von da nach London zu entkommen. Hier schloß er sich sogleich wieder an Georges an und begleiteten diese in den ersten Tagen des August nach Paris. Zu bekannt ist es, wie die Plane der Verschwornen durch den Schutzgeist Napoleon's scheiterten, als daß es einer ausführlichen Erzählung bedürfte. Joyaut wurde verhaftet, abermals in den Tempel gesetzt, am 21. Prairial des Jahres XII (19. Jun. 1804) zum Tode verurtheilt und erlitt diesen mit Georges und eilf Andern am 25. Juni, treu seinem Könige, dem er noch in seinen letzten Augenblicken ein wiederholtes „Lebehoch" brachte*). (*G. M. S. Fischer.*)

JOYEUSE. A. Erdbeschreibung.

1) Joyeuse (44° 28′ nördl. Br.; 21° 55′ östl. L. v. F.; absolute Höhe 559 pariser Fuß), Stadt und Cantonshauptort im Bezirk l'Argentière des französischen Departements der Ardèche. Sie liegt am Ostfuße der Sevennen und am Flusse Beaune und zählt 1610 Einwohner, welche Seidenspinnereien unterhalten. Sie war im Mittelalter der Hauptort einer Baronie, welche im J. 1432 zu einer Vicomté, im J. 1581 aber zu einem Herzogthume erhoben wurde. In meteorologischer Hinsicht ist die Stadt wegen ihrer großen jährlichen Regenmenge merkwürdig, die wahrscheinlich größer ist, als an irgend einem Orte in der Senkung zwischen dem Alpengebirge und den Sevennen; sie beträgt nach einem Durchschnitt von 25 Jahren im Mittel 47 Zoll 11,7 Linien, steigt aber zuweilen bis auf 80 Zoll. Im J. 1827 betrug sie nicht weniger als 81 Zoll 2 Linien. (*Klähn.*)

2) Joyeuse, auch Allegranza genannt, eine kleine, ganz unbebaute Felseninsel, nördlich von der canarischen Insel Lancerota. Sie liegt unter 29° 25′ nördl. Br., 15° 51′ östl. L. von Paris. (*R.*)

B. Genealogie und Biographie.

Das Städtchen Joyeuse in dem alten Vivarais, oder in dem Bezirke von l'Argentière, des Ardèchedepartements, bildete mit seinen Zubehörungen eine Baronie, welche Randon von Châteauneuf gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts mit Vierne von Anduze, einer Tochter Bernhard's und der Erbin von Joyeuse, der Frau Vierne von Luc, erheirathete. Randon's Enkel, Bernhard, der in den Kriegen der Gascogne, z. B. 1341, mit 10 Edelknechten diente, heißt ausschließlich Baron Joyeuse, und dieser Name ist seinen Abkömmlingen verblieben, namentlich dem Sohne Randon I. und dem Enkel Ludwig I. Dieser führte zu dem Feldzuge in Flandern, 1383, eine

*) Vgl. Biographie universelle.

Compagnie von 32 Helmen, empfing auch im folgenden Jahre von dem Herzoge von Berry Bestallung zu neuen Truppenaushebungen, welche zu Unterdrückung gewisser, damals in Languedoc vorherrschender Ketzer, der Tuchins, verwendet werden sollten. Diesen Ketzern hat Ludwig in der That gewaltig zugesetzt, dann zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande sich angeschickt, wie das aus seinem zu Aiguesmortes, 27. Oct. 1390, errichteten Testament hervorgeht. Aus seiner zweiten Ehe mit Tiburgis, Frau auf St. Didier, la Mastre, Lapré, verm. 26. Mai 1379, kam der einzige Sohn, Randon II., welcher, gleichwie seine Nachkommen, laut der Ehepacten seiner Mutter, in sein Wappenschild jenes der von St. Didier aufnehmen mußte, auch 1424 als Statthalter in Dauphiné vorkommt. Sein Sohn Ludwig II. Baron und nachmals, vermöge königlichen Diploms vom Juli 1432, Vicomte von Joyeuse, gerieth in der Schlacht bei Crevant 1423 in Gefangenschaft, wurde von dem König mit einer Pension von 2000 Livres und mit dem Genusse des Schlosses Solier für seine und seiner Frauen Lebtage begnadigt, und errichtete sein Testament am 25. März 1441. Aus seiner Ehe mit Johanna Louvet, verm. 29. März 1419, die ein Ehrenfräulein der Königin Maria, der Gemahlin König Karl's VII., und eine Schwester jener Maria Louvet, des großen Bastards von Orléans erster Gemahlin, war, kamen der Sohn Tannegny, dann drei Töchter. Tannegny, Vicomte von Joyeuse, Ritter des Stachelschweinordens seit 1438, Amtmann von Maçon, Seneschalk, Amt- und Hauptmann von Lyon 1460, behauptete sich durch Vertrag vom 20. März 1446, in dem Besitze der Schlösser Gropières und Bedejou, diente 1461 mit 20 Lanzen und 60 Schützen in dem für die Wiedereinnahme von Genua ausgerüsteten Heere und testirte zu Joyeuse, 22. Mai 1486. Frau Blanca von Tournon, Anton's Tochter, verm. 20. Juni 1448, hatte ihm fünf Kinder, darunter die Söhne Wilhelm I., Karl und Ludwig, geboren. Karl von Joyeuse, Abt von Chambon, wurde am 10. Sept. 1483 zu dem bischöflichen Stuhle von St. Flour befördert. Von Ludwig entstammt die weiter unten besprochene Linie in Grandpré. Wilhelm I., Vicomte von Joyeuse, Baron von St. Didier, Rath und Kammerherr des Herzogs von Bourbon, hinterließ aus seiner Ehe mit Anna von Balsac die Söhne Karl, Ludwig, Bischof zu St. Flour, Wilhelm, Bischof zu Aleth und Abt von Chambon, 1540, Jacob, Abt von St. Antoine bei Vienne, und Domdechant zu le Puy, gest. 27. Juni 1542, Theobald, Rhodiserritter, und Johann. Karl folgte, als der älteste Sohn, in dem Besitze der Vicomté Joyeuse, war auch, vor 1497, König Karl's VIII. Enfant d'honneur. und errichtete sein Testament am 23. Juni 1532. Von den Söhnen seiner Ehe mit Franziska von Meuillon blieb der ältere, Ludwig, in der Schlacht bei Pavia, der jüngere, Jacob, Vicomte von Joyeuse, ein Jüngling von 20 Jahren, starb 1540, nachdem er den Oheimen seine Erbschaft zugesichert. Unter diesen der einzige Laie, Johann, auf St. Sauveur, folgte demnach dem Neffen in dem Besitze der Vicomté; es war derselbe auch Ritter des St. Michaelordens, des Connétable von Montmorency Lieutenant-général in dem Gouvernement von Languedoc, und durch königliche Verleihung vom 11. April 1553, Gouverneur und Hauptmann der Stadt Narbonne. Sein Testament ist vom 3. Febr. 1555; am 22. Nov. 1518 hatte er sich mit Franziska de Voisins, der Erbin der Baronie Arques, 1½ Stunde von Aleth, wie auch der Herrschaften Puyvert und la Tour de Fenouillet verheirathet. Sein älterer Sohn, Johann Paul, Vicomte von Joyeuse, ist unverehelicht geblieben, laut des von demselben am 18. Januar 1557 errichteten Testaments.

Der jüngere, Wilhelm II., war dem geistlichen Stande bestimmt und bereits mit dem Bisthum Aleth versorgt, als des Bruders Ableben ihn, der die Weihen noch nicht empfangen hatte, veranlaßte, seine Pfründen aufzugeben, um sich zu verheirathen. Besitzer der Vicomté Joyeuse, der Herrschaften St. Didier, Laudun, Puyvert, Arques und Covissac, mußte er dem größten Hause ein angenehmer Schwiegersohn sein. Die Frau, welche er sich erkor, brachte ihn zu naher Verwandtschaft mit dem mächtigen Hause Montmorency. Er vermählte sich um 1560 mit Maria von Batarnay, einer Tochter Renat's, des Grafen von Bouchage, aus dessen Ehe mit Isabella von Savoyen-Villars. Die junge Frau war demnach nicht nur eine sehr reiche Erbin, sondern auch die Nichte jener Magdalena von Savoyen, welche so vollständig ihren Gemahl, den Connétable Anna von Montmorency, beherrschte. Gleichsam als ein Hochzeitgeschenk empfing Wilhelm 1561 die Lieutenance-générale von Languedoc, welche bis dahin Honorat von Savoyen gehabt, jedoch hatte aufgeben müssen, weil der Admiral von Coligny ihn einer Bedrückung der Protestanten anklagte. Der Frau des Connétable soll der ihrem Bruder angethane Schimpf eine Veranlassung mehr geworden sein, ihren Eheherrn zum Bruch mit Coligny zu führen. Arbeit genug fand Joyeuse in seiner Provinz, wo Jacob von Crussol auf Beaudisner, der von den Protestanten bestellte Gouverneur von Languedoc, ihm feindlich gegenüber stand, und eben, 1562, Magalas und Lespignan genommen hatte. Joyeuse führte eine furchtbare Artillerie zu Felde, 4 schwere Batteriegeschütze, 2 Feldschlangen, 2 Batardes und 4 Feldstücke. Lignan, des Bischofs von Beziers festes Haus, eine Stunde von Beziers, setzte ihm nur geringen Wiederstand entgegen. Dann legte er sich vor Lespignan, ließ es beschießen und zwei Mal bestürmen, den dritten Sturm wollte die Besatzung nicht abwarten, sie capitulirte, und ebenso auch Montagnac, wo Joyeuse, ungeachtet des den Vertheidigern bewilligten freien Abzugs, vier Mann, darunter einen Edelmann des Namens de Bomail, zum Tode schickte. Unterdessen hatte Beaudisner aus den Cevennen und aus Vivarais, von Nimes, Uzès und Lunel her zahlreiche Verstärkungen empfangen, und den 14. Juli 1562 gegen Mittag Pezenas erreicht, entschlossen, daselbst mit Joyeuse zu schlagen. Dieser erwartete getrost den Angriff, da er seine zahlreiche Artillerie in mehren Batterien auf das Vortheilhafteste vertheilt hatte. Gleichwol nahm das Treffen in seinem Beginne eine widrige Wendung. Begünstigt durch eine glänzende Cavaleriecharge drang eine feindliche Colonne, 500 Arkebusierer stark, bis zu dem

Fuße der Verschanzungen vor, hier aber wurde sie durch eine Artilleriesalve empfangen, welche die beiden ersten Glieder niederstreckte und dem Rest der Stürmenden solchen Schrecken einjagte, daß sie aus einander stäubten und ihre Waffenbrüder sämmtlich in ihre Flucht verwickelten. Die einbrechende Nacht wehrte der Verfolgung, sodaß der Verlust an Todten auf beiden Seiten kaum 100 Mann überstieg. Fünf von Beaudisner's Fahnen blieben in der Sieger Gewalt, es mußten sich auch Clermont, Gignac, St. Andien und Frontignan an sie ergeben. Beaudisner, nachdem er vergeblich getrachtet, seine Scharen wiederum zu sammeln, verstand sich zu Unterhandlungen, in welchen er dem Januaredict Gehorsam und die Räumung von Pezenas und Béziers versprach, auch den Vicomte von Joyeuse in der Eigenschaft eines Lieutenant-général der Provinz anerkannte. Pezenas wurde demnach am 23. Juli überliefert; Colombières hingegen, der als des Vicomte Stellvertreter mit seinem Volke in Béziers eingelassen zu werden verlangte, fand kein Gehör und mußte, Angesichts der verschlossenen Thore, abziehen. Gleichzeitig empfing Beaudisner eine bedeutende Verstärkung, von dem Baron Des Adrets abgesendet, daß er nicht weiter durch den eingegangenen Vertrag sich gebunden wähnte. Bereits am 10. Aug. unternahm er die Belagerung von Frontignan, aber wenn er auch zu Loupian einen bedeutenden Vortheil über die von Joyeuse der Besatzung zum Beistand ausgesendeten Völker errang, mußte er doch nichtsdestoweniger von der belagerten Stadt mit Schanden abziehen, und Joyeuse, der mittlerweile gegen 6000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter zusammengebracht hatte, ließ durch diese Macht, welche er den Befehlen seines Mestre-de-camp, de Connas, untergeben hatte, vom 2. Sept. ab die Stadt Montpellier, der Reformirten wichtigstes Bollwerk in jenen Gegenden, einschließen. Dort hatte Beaudisner bedeutende Streitkräfte vereinigt, und zweckmäßig sie verwendend, auch der Eigenthümlichkeiten der Lage möglich sich bedienend, gelang es ihm, diejenigen, die ihn zu belagern gekommen waren, vielmehr in ihren Linien einzuschließen. Der Untergang des katholischen Heeres schien unvermeidlich, als Des Adrets in einem Gewaltmarsch von zwei Tagen die Strecke von Pont-St. Esprit bis Montpellier zurücklegte und am 13. Sept. mit 800 reitenden Arkebusierern bei seinen Glaubensbrüdern eintraf. Sogleich veranstaltete er einen Ausfall, dem in der zweiten Nacht ein allgemeiner Angriff des feindlichen Lagers folgte. Beinahe war dessen letzte Schutzwehr, der Wall, erstiegen, da empfing Des Adrets die Kunde von der Einnahme von Vienne, durch den Herzog von Nemours vollbracht, und auf der Stelle führte er seine Colonne in die Stadt zurück. Der Bewegung mußten, wenn auch ungern, Beaudisner und Bouillargues mit ihren Colonnen folgen, und das katholische Heer war, da Des Adrets sofort der Dauphiné zuzog, ungezweifelter Vernichtung entgangen; denn viel zu spät mußte im günstigsten Falle der Entsatz eintreffen, den, von der verzweifelten Lage des Belagerungsheeres vor Montpellier unterrichtet, der Graf von Sommariva von dem linken Ufer der Rhone herbeizuführen sich beeilte. Weit entfernt aber von einem günstigen Erfolge, erlitt Sommariva am 27. Sept. die vollständigste Niederlage; von seinem Fußvolk blieben über 2000 Mann auf dem Platze, während die Sieger nur zwei Schützen, der eigenen oder ihrer Cameraden Unvorsichtigkeit Opfer, verloren haben sollen. An demselben 27. Sept. war Joyeuse endlich im Lager vor Montpellier eingetroffen; ihm folgte eine Verstärkung von sechs Fähnlein. Bitter tadelte er die Stellung, welche seine Lieutenante dem Belagerungsheer gegeben, und sofort war er bemüht, ihre Irrthümer zu verbessern. Auch der Glaubensmarschall, Philipp von Levi-Mirepoix, fand sich mit einer Verstärkung ein, und im Walde von Grammont, bei den Sandbänken, les Arenasses genannt, erfocht er einen bedeutenden Vortheil über Grille, der, von Lunel kommend, seinem Feldherrn Beaudisner in Montpellier eine Truppenzahl von Belang hatte zuführen wollen. Aber dessenungeachtet wollte die Belagerung selbst keinen Fortgang gewinnen, und sicherlich nicht ohne des Vicomte Zuthun hat der Bischof von Aleth am 2. Oct. mit Grille eine Unterhandlung angeknüpft, deren Resultat der Katholiken ungestörter Abzug aus ihrem verpesteten Lager war, unter den Umständen fürwahr ein höchst günstiges Resultat. Anders urtheilten die Soldaten, die bis zum letzten Augenblicke auf die Plünderung von Montpellier gerechnet hatten; einigermaßen sie zufrieden zu stellen, mußte Joyeuse das benachbarte Florensac ihnen Preis geben. Le Pouzan hingegen, Bourg-sur-le-Rhône, la Tour de la Charbonnière wurden ihm gewaltsam entrissen, in Aiguesmortes fielen die gewaltigen Salzvorräthe in des Feindes Hände, der zweimal wiederholte Versuch, durch Überfall Béziers zu nehmen, wurde vereitelt, und die Belagerung von Agde, mit welcher am 30. Oct. der Anfang gemacht worden, mußte Joyeuse, nachdem zwei vergebliche Stürme ihm viel Volks gekostet hatten, am 4. Nov. aufheben. Auf dem Rückzuge noch erlitt seine Nachhut empfindlichen Verlust. Genugsam hatte er seine Unfähigkeit, die vielfach angefochtene Provinz zu vertheidigen, an den Tag gelegt, doch den Neffen seines Amtes zu entsetzen, konnte der Connétable sich nicht entschließen; lieber schickte er seinen Sohn Damville, um als sein alter ego den Lieutenant-général aller Verrichtungen zu entheben. Joyeuse hatte sich einzig mit seinen häuslichen Angelegenheiten zu befassen, bis Damville's Hinneigung zu den Protestanten, indem sie demselben die Feindschaft des Parlaments von Toulouse zuzog, dem Vicomte die Aussicht eröffnete, an dem Urheber der erlittenen Zurücksetzung seine Rache zu kühlen. Joyeuse war einer der ersten, sich für das Parlament zu erklären, 1574, und mit Waffengewalt den Beschützer der Protestanten zu bedrängen, ohne jedoch sonderlicher Erfolge im Felde sich rühmen zu können. Er mußte nach einander die Belagerungen von Caraman, le Mas-de-Ste-Puelle und Peyrans aufheben, ohne darum von seiner Wichtigkeit für den Gang des Kriegs in Oberlanguedoc das Mindeste einzubüßen. Damville sah sich genöthigt, die Hände zu einer Aussöhnung zu bieten, und es darf nicht übersehen werden, daß Joyeuse, sobald er sich von seines Vetters aufrichtiger Rückkehr zu der katholischen Partei überzeugt glaubte, jeden persönlichen Groll

beseitigte. Er führte Damville's Heer vor Montpellier eine Verstärkung von 1500 Mann zu, und nahm Theil an allen Beschwerden der Belagerung, gleichwie an den Gefahren und dem Ruhme der Schlacht vom 30. Sept. 1577, welche dem zum Entsatze aus den Cevennen herbeiziehenden Heere geliefert wurde. Am andern Morgen begegneten sich die beiden Heere abermals auf der Wahlstatt, um das blutige Werk fortzusetzen, als la Noue mit der Friedensbotschaft sich zwischen sie warf. Vermöge der Friedensbedingungen sollte Damville die Markgrafschaft Saluzzo als ein Leben besitzen, hingegen das Gouvernement von Languedoc aufgeben. Durch die Erfahrung belehrt über die große Wichtigkeit dieses Gouvernements, hatte der König dasselbe in zwei Hälften getheilt, und deren eine dem Sohne des Kanzlers Birago, die andere dem Vicomte von Joyeuse zugedacht. Diese Bestimmung scheiterte an den Zögerungen, und zuletzt an dem offenen Widerspruche Damville's, und der beiden Vettern Groll erwachte in seiner ganzen Stärke. Joyeuse fand einen mächtigen Bundesgenossen in seinem ältesten Sohne, der mit einer Theilung sich nicht mehr begnügend, vielmehr das vollständige Gouvernement seinem Vater zuzuwenden trachtete. Wunderlicher, viele Zeit raubender Umwege bedurfte es, bei der Schwachheit des Königs, um zu solchem Ziele zu gelangen. Als endlich der Marschallsstab des im Januar 1582 verstorbenen Cossé an Joyeuse, den Vater, vergeben, und dieser demnach über eine bedeutende Kriegsmacht verfügen konnte, sollte das seit Jahren verhandelte Project zur Ausführung gebracht werden. Während Joyeuse, der Sohn, in Rom um ein Verdammungsdecret gegen Damville nachsuchte, führte der Vater gegen den gemeinsamen Feind erbitterte Fehde. Verrath sollte ihm das wichtige Béziers überliefern, ein Zufall vereitelte den wohlberechneten Anschlag. Kein besseres Glück fand der Marschall im offenen Felde; Montmorency, der sich beinahe aller geistlichen Gefälle im Lande bemächtigt hatte, und hierdurch die Mittel besaß, monatlich 22,000 Thaler für den Unterhalt eines Heeres von 6 — 7000 Mann zu verwenden, behauptete aller Orten das entschiedenste Übergewicht gegen die des Nothwendigsten entbehrenden königlichen Truppen, und nach dem Verlust von Clermont-de-Lodève und von mehren andern Städten in Ober-Languedoc sah der Marschall sich veranlaßt, Frieden zu suchen. Montmorency ließ sich mit Erstattung der zu 100,000 Thalern berechneten Kriegskosten abfinden. Diese Summe bezahlte der König und Joyeuse blieb im Besitze seiner Herrschaft über Toulouse und alle der königlichen Autorität noch ferner unterworfene Orte in Languedoc. Hauptsächlich ihm zu Gute unternahm sein Sohn, der Herzog von Joyeuse, im August 1586 seinen Feldzug nach Gevaudan, in Folge dessen er nach Toulouse kam, um den Vater zu begrüßen. Es sollte ihre letzte Zusammenkunft sein; denn das Jahr darauf fanden bei Coutras derselbe Lieblingssohn und dessen jüngerer Bruder den Tod. Es verharrte jedoch der Marschall auch nach diesem traurigen Ereignisse in seiner Fehde mit Montmorency, und er ließ nur, August 1589, zu einem Waffenstillstande sich bewegen, als Parlament und Bürgerschaft von Toulouse einstimmig ihn zu ihrem, auch der ganzen Provinz Languedoc, Gouverneur erwählten, zugleich jede andere Bestallung der Art, wer sie auch empfangen haben möchte, widerrufend. Hierzu fühlten sie sich durch die Umtriebe des Bischofs von Comminges veranlaßt, welcher, seit längerer Zeit den Pöbel von Toulouse beherrschend, jetzt demselben in einer neu eingeführten Brüderschaft eine regelmäßige Ordnung und Zucht gegeben hatte, auch mit Spanien verdächtige Beziehungen unterhielt. Der Marschall hatte nicht sobald den Ruf angenommen, als ein Proscriptionsdecret gegen alle vermeintliche Anhänger Spaniens erging, und es konnte der Bischof, wenn auch nicht ausdrücklich genannt, sich hierdurch sattsam gefährdet finden. In Gesellschaft eines Mönchs, welcher bis dahin der vornehmste Agitator in der Stadt gewesen, hielt er sich einige Wochen in der Ile de Tunis verborgen, bis zwei seiner wichtigsten Anhänger, Becat und Monderat, sich zu ihm gefunden. Alle zusammen kehrten am 1. Oct. nach Toulouse zurück und es eröffnete der Mönch seinen Feldzug mit einer wüthigen Predigt in der Kirche de la Dalbade. Als er die Zuhörer genugsam entflammt, faßte der Mönch ein Crucifix in die linke, den Degen in die rechte Hand, legte einen Brustharnisch an, umgürtete sich mit einem Degen, und in dem Aufzuge verließen sie die Kirche, begleitet von vier andern Mönchen, die in den verschiedenen Kirchen Aufruhr zu predigen pflegten, und von etwa 50 Burschen aus der Hefe des Volkes. In demselben Augenblicke begann auf allen Punkten das Geläute der Sturmglocken, und Stentorstimmen verkündigten, wie der Marschall von Joyeuse mit den Ketzern sich verständigt und versprochen habe, sie in die Stadt einzuführen, damit die katholische Religion abgeschafft, die Bürgerschaft ohne Unterschied geschlachtet werde. Eine ungeheuere Volksmenge wälzte sich dem abenteuerlichen Zuge nach, dem Stadthause zu. Da waren alle Thüren verschlossen, aber der Mönch, der Kreuzträger, schlug mit dem Kreuze gegen die Hauptthüre, und der Berührung wichen Schloß und Riegel. Der Sitz aller Behörden befand sich in der Aufrührer Gewalt; denn der Marschall, weit entfernt, an Widerstand zu denken, hatte mit den vornehmsten Bürgern sich nach der St. Stephanskirche geflüchtet, und begnügte sich, alle Zugänge derselben mit Wache zu besetzen. Am andern Tage fand sich auch das Parlament bei ihm ein, und es wurden die Mittel, wie das Volk zu besänftigen sei, besprochen. Von solcher Berathung hörend, führte der Bischof einen bewaffneten Haufen von etwa 600 Mann gegen die Kirche, und ließ zugleich die Drohung vernehmen, daß er, falls der Marschall nicht sofort die Stadt verlasse, seiner sämmtlichen Anhänger Häuser plündern und in Brand stecken lassen werde. Solche Drohung wirkte auf die bangen Herzen der Belagerten, und mit Vorstellungen und Bitten drangen sie in den Marschall, bis dieser sich bewegen ließ, dem Schauplatze des Schreckens zu entweichen und für einige Zeit die Stadt zu verlassen, wie zugleich der Präsident Bertrandi und aus Parlament und Bürgerschaft die Vornehmsten thaten. Ihren Triumph feierten die Sieger in einer burlesken Procession, dann

wurde des Marschalls Wohnung im erzbischöflichen Palast geplündert, und das gleiche Schicksal über seiner Anhänger Häuser verhängt. Schnaubend vor Rache gelangte der alte Herr ins Freie; seine erste Handlung betraf das Parlament, dem er eine benachbarte Stadt zum Sitze anwies, dann entbot er zu seinen Fahnen die Ritterschaft der Provinz. Eine neue, blutigere Fehde schien sich zu entzünden, und daß solche in jedem Falle dem Könige von Navarra zum Vortheil ausschlagen müsse, begriffen selbst die Anstifter des Aufruhrs in Toulouse. Sie ließen dem Marschall Anträge von Unterwerfung und Versöhnung stellen, der aber alles Gehör verweigerte, es sei ihm denn zuvor der Bischof von Comminges, oder, wie er im Zorne sich ausdrückte, der Antichrist mit seinen Jüngern ausgeliefert worden. Dazu wollten die Andern sich nicht sofort verstehen, und es kam zu einem Austausch von Vorschlägen und zu dermaßen langwierigen Verhandlungen, daß mit der zunehmenden Altersschwäche zugleich des Marschalls Zorn erkaltete und er zuletzt sich bequemte, eine seinen zitternden Händen entschlüpfende Gewalt auf seinen Sohn, den Capuciner, zu übertragen. Er suchte und fand Ruhe auf seiner Burg Coviſſac, im Bisthum Aleth, und daselbst ist er hochbejahrt, im Januar 1592, verstorben. Von sieben Söhnen, Anna, Franz, Heinrich, Anton Scipio, Georg, Honorat, Claudius, überlebten ihn drei. Claudius wurde zugleich mit seinem Bruder zu Courtras ermordet. Honorat starb in der Kindheit. Georg, Vicomte von St. Didier, ein Jüngling von 16 — 17 Jahren, hatte sich in eine der Pönitenten-Brüderschaften, die eben, März 1583 (1584), auf des Königs Veranstaltung entstanden waren, aufnehmen lassen, und folgte mit den übrigen Genossen der Charfreitagsprocession. Um den Pomp dieser Trauerceremonie zu erhöhen, war sie in die Mitternacht verlegt worden, und von Andacht erfüllt, wollte der Jüngling, ungeachtet der kalten Jahrszeit, mit nackten Füßen den weiten Weg zurücklegen. Es erfaßten ihn die Schauer des Todes, und eine heftige Ruhr, zu welcher ein Nervenschlag sich gesellte, befreite ihn von der Nothwendigkeit, seines Hauses Unglück zu schauen, oder zu theilen. Er starb den 16. April 1584, bevor er seine Ehe mit Claudia von Moy hatte vollziehen können. In der Eheberedung vom 16. Febr. 1583 hatte er dieser reichen Erbin ein Witthum von 2000 Thalern jährlich zugesagt. Die junge Quasi-Witwe heirathete den Grafen von Chaligny, einen Prinzen des Hauses Lothringen.

Anna, Wilhelm's II. ältester Sohn, geb. um 1561, erregte durch die seltene Schönheit seiner Person, und durch ausgezeichnete Gewandtheit in ritterlichen Übungen bei seinem ersten Auftreten als Baron d'Arques, die Aufmerksamkeit König Heinrich's III., der alsbald für ihn die unwürdigste Leidenschaft empfand. Dem Verführer hat der Jüngling nicht zu widerstehen gewußt, wenn auch das Laster niemals gänzlich in seinem Herzen die edlern Regungen erdrücken konnte. Für kriegerischen Ruhm besonders empfänglich, wollte Anna in der Belagerung von la Fère, Juli — Sept. 1580, als des Marschalls von Matignon Lieutenant dienen, und in der königlichen Gunst des nachmaligen Herzogs von Epernon Nebenbuhler, zeigte er bei dieser Gelegenheit sich nicht minder als dessen Nebenbuhler in der Verachtung von Gefahren. Bei einem Ausfalle, 15. Juli, empfing Arques einen Musketenschuß in die Kinnlade, der ihm sieben Zähne wegnahm. Der Verlust muß seiner Schönheit, wenigstens in den Augen des Königs, keinen Eintrag gethan haben, im Gegentheil erscheint von dem an Arques in der Eigenschaft eines **premier mignon du roi**, und es mußten alle ältern Ansprüche ihm, dann dem einzigen Nogaret weichen. Zwischen den beiden möglichst das Gleichgewicht zu beobachten, wurde des Königs wesentlichste Sorge; doch bleibt immer eine leichte Vorliebe für Arques bemerkbar. Dieser hatte sich z. B. mit Margaretha Chabot, der Haupterbin des reichen Grafen von Charny, verlobt; er mußte jedoch auf des Königs Geheiß wortbrüchig werden, um dessen eigene Schwägerin, die Prinzessin Margaretha von Lothringen, zu heirathen. Sie für den Liebling zu freien, wurde Heinrich de Messes mit der Post nach Nancy gesendet, um vom Herzog Karl das Jawort zu fodern, und damit die Prinzessin des Freiers sich nicht zu schämen habe, wurde derselbe, „**nostre chambellan ordinaire, capitaine de cent hommes d'armes de nos ordonnances et conseiller de nostre conseil et affaires d'estat**“ zum Herzoge von Joyeuse ernannt, und sollte „**non seulement en nostre cour de parlement, mais aussi en tous lieux et actes de séance ou degrés d'honneur et de rang siéger et marcher, opiner et délibérer, par prérogative particulière, immediatement après les princes, et avant tous autres ducs et pairs quelconques officiers de nostre couronne.**“ Gegründet wurde das Herzogthum, August 1581, auf die von dem Vater an den Sohn überlassene Vicomté Joyeuse, mit Einverleibung der benachbarten Herrschaften Baubiac, Rosières und la Blanchière, la Baume, St. Aubain, St. André und Congères, St. Sauveur und Bec-de-Juin, Lape, Dumières, wie auch der Baronien St. Didier und la Matre. Am 18. Sept. 1581 wurde in der Kammer der Königin ihrer Schwester Verlobung mit dem neuen Herzog vorgenommen, am 24. Nachmittags 3 Uhr ging das Brautpaar nach der Pfarrkirche von St. Germain-l'Auxerrois, um daselbst die priesterliche Einsegnung zu empfangen. Die Braut zu führen, ließ der König sich nicht nehmen, und es folgte ihr ein Zug von Prinzessinnen und Damen in einer Pracht, wie man sie kaum noch im Reiche gesehen. Der König und der Bräutigam trugen dieselbe Kleidung, mit Stickereien und Edelsteinen überladen. Der Trauungsceremonie folgten Turniere, Mummereien, Tanz, Concerte, Geschenke, sodaß allein des Königs Aufwand die Summe von 1,200,000 Thalern überstiegen haben soll. Und doch war er nicht der einzige, welcher Festlichkeiten anstellte. Jeder der bedeutendern Großen hatte seine Fête zu geben, sodaß deren überhaupt 17 gezählt wurden, „**auxquels tous les seigneurs et les dames changèrent d'accoutremens, dont la plupart étoient de drap d'or et d'argent, enrichis de passemens, guipures, recareures et broderies d'or et d'argent et pierreries en grand nombre et de grand prix.**“ Ganz eigenthümlich wollte der Cardinal von Bourbon sich in seinem Festin,

10. Oct., zeigen. Er hatte um den König und dessen Gefolge, die Neuvermählten u. s. w. aus dem Louvre nach dem Pré-aux-clercs überzusetzen, eine prächtige Ponte, in Gestalt eines Triumphwagens, erbauen lassen; dem sollten andere Schiffe, Seepferde, Walfische, Tritonen, Sirenen und dergleichen Meerungeheuer vorstellend, vorgespannt werden, und mehre dieser Monstra trugen in ihrem Schoße verborgene Trompeter, „clairons, violons, hautbois, et plusieurs musiciens d'excellence, même quelques tireurs de feux artificiels.“ Aber die Thiere wollten sich in dem Strome nicht nach Vorschrift bewegen, von 4 — 7 Uhr mühte man sich vergeblich ab, den Triumphwagen in Gang zu bringen, und zürnend „je vois bien, que ce sont des bêtes, qui commandent à d'autres bêtes,“ bestieg Heinrich III. einen Wagen, um endlich auf einem Umwege den Pré-aux-clercs erreichen zu können und der bisherigen Fêten prachtvollste zu genießen. Besondere Bewunderung entlockte ihm ein gleichsam durch Zauberkraft geschaffener Garten, in welchem, wie im Mai, die herrlichsten Blumen sich entfalteten, und des Juli und August edelste Früchte reiften. Am 15. Oct. gab die Königin ihr Festin im Louvre, und zum Beschlusse wurde das Ballet der Circe und ihrer Nymphen getanzt, „besser erdacht und ausgeführt, als irgend eins der frühern, und in aller Weise bezaubernd.“ Am 16. Abends, bei Fackelschein, fochten 14 weiße gegen 14 gelbe Ritter in der prachtvoll decorirten, weiten Bahn, zu welcher ein Stück der Gärten des Louvre sich hatte gestalten müssen; am 17. wurde zu Fuß und zu Pferde, mit der Pike, dem Schlachtschwert und dem Lanzenschaft gestritten, und am 19. mußten die Pferde, welche man ein halbes Jahr lang dazu dressirt hatte, ein Ballet tanzen, d. i. nach dem von Trompeten und Hörnern angegebenen Takt vorwärts gehen, angreifen, sich schwenken u. s. w. Das Alles war schön, wurde aber doch durch die Herrlichkeit der Concerte von Dinstag und Donnerstag übertroffen; eine solche Harmonie der Instrumente und der Sänger, solche künstliche und ergreifende Vorträge hatte man noch nicht gehört. „Furent aussi les feux artificiels, qui brillèrent avec incroyable épouventement et contentement de toutes personnes, sans qu'aucun fut offensé.“ Die beiden Dichter Ronsard und Baif, empfingen für ihre poetische Feier jener Ereignisse jeder 2000 Thaler. Außerdem verpflichtete sich der König, binnen zwei Jahren die Aussteuer der Braut, mit 400,000 Thalern zu bezahlen; und weil Margaretha, im höchsten Anschlage, von Vater und Mutter nur 20,000 Thaler zu erben gehabt hätte, so mußte ihr Bruder, der Herzog von Mercoeur, ihr weiter 100,000 Thaler verschreiben, deren Berichtigung ebenfalls der König übernahm. Der Herzog sollte nur figuriren, damit wenigstens theilweise den Unterthanen des Königs Schwachheit verborgen bleibe. Auf alle Vorstellungen wegen solcher unsinnigen Verschwendung hatte Heinrich eine einzige Antwort: „je serai sage et bon ménager, quand j'aurai marié mes trois enfans“ (Joyeuse, Epernon, O.). Auch die Herrschaft Limours, bei Montlhery, erkaufte der König um diese Zeit für 160,000 Livres, sie an Joyeuse zu verschenken, und gewiß nicht ohne des Monarchen Zuthun entkleidete sich Retz seines Amtes als premier gentilhomme de la chambre zu Gunsten des Valido, gleichwie aus der königlichen Casse die 120,000 Thaler flossen, um welche dieser von dem Herzoge von Mayenne die Würde eines Admirals erkaufte. Joyeuse hat wegen derselben am 19. Juni 1582 vor dem Parlament den herkömmlichen Eid abgelegt. Nichts fehlte dem Günstling, der bereits alle seine Brüder befördert hatte, zu der Begründung einer soliden Macht, als der Besitz eines bedeutenden Gouvernements; indem der mit einem solchen verbundene Kriegsbefehl den Inhaber einem souverainen Fürsten gleichstellen konnte. Des Herzogs Wünsche in dieser Hinsicht waren dem Gouvernement von Languedoc zugewendet: daselbst lagen seine Güter, daselbst war sein Vater berechtigt, die Gewalt eines Lieutenant-général zu üben, bis er von Damville dieses Rechtes entsetzt worden. Außerdem galt Damville als der Beschützer der in jener Provinz besonders zahlreichen und mächtigen Hugenotten, während Joyeuse, stärker noch als durch seine Rivalität gegen Epernon, durch die Neigungen seines Herzens und die Gewohnheiten seines Hauses sich angetrieben fühlte, ein Vorfechter der Katholiken zu werden. Die Pflicht also, nach der eigenen Überzeugung und Interesse, foderte von ihm, daß er den Händen Damville's eine übel angewendete Macht zu entreißen strebe. Hierzu der Einwilligung des Königs gewiß, wollte er doch zur Erreichung seines Zweckes nur gelinder Mittel sich bedienen. Er unternahm eine Reise nach der Heimath, unter dem Vorwande, seines Vaters Zwistigkeiten mit Damville zu vermitteln, eigentlich aber um sich der Geistlichkeit, dem Adel, dem Volke in seiner Pracht, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Religiosität zu zeigen, und durch diese Mittel, wie er nicht zweifelte, Anhänger zu werben. Längere Zeit verweilte er in Toulouse bei seinem Vater, dann versuchte er, in der Zusammenkunft zu Nise, zwischen Béziers und Narbonne, die Zustimmung Damville's für seine Absichten zu gewinnen. Zwei Stunden währte das Gespräch, bis in großer Misstimmung die glänzende Gesellschaft sich trennte. Unverrichteter Dinge kehrte Joyeuse nach dem königlichen Hoflager zurück, und sehr ungnädig vernahm Heinrich den Bericht von Damville's Unfügsamkeit, und daß dieser das ihm angetragene Gouvernement der Ile-de-France verschmähet habe. Während der König in der Gesellschaft seiner beiden Mignons, Mai 1583, zu Mouzon die Cur von Spawasser brauchte, wurde die Absendung von Joyeuse an den römischen Hof verabredet. Er sollte daselbst mehre Zugeständnisse erlangen, unter andern auch der Beihilfe des heiligen Vaters für die gegen Damville beschlossenen Zwangsmaßregeln sich versichern. Die Reise ging sofort, Anfangs Juni, vor sich, und erfoderte auf jeder Station 30 Postpferde, wie denn ihr ganzer Aufwand zu mehr denn 100,000 Thalern berechnet wurde. In Rom mit großer Pracht empfangen, fand der Herzog mit seinem ganzen Gefolge Quartier in des Cardinal von Este Palast. Nicht minder zeigte der heilige Vater sich im Anbeginn sehr zuvorkommend, wiewol Damville ihm den Glauben beigebracht hatte, Joyeuse suche das Gouverne-

ment von Languedoc lediglich in der Absicht, von dort aus Avignon und die Grafschaft Venaissin zu überziehen, und auf Kosten der apostolischen Kammer sich eine Souverainetät zu begründen; ein Vorgeben, das so vollständig erdichtet war, als die durch ganz Frankreich künstlich verbreitete Sage, Joyeuse mache sich Hoffnung, von dem kinderlosen König Languedoc zu Eigenthum, oder wenigstens als ein Kronlehen zu erhalten. Als jedoch Joyeuse anfing, von Geschäften zu handeln, vorzüglich des Damville Größe als eins der wesentlichsten Hindernisse für den Triumph der katholischen Sache zu besprechen, da stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten, und in einer geheimen Audienz soll Gregor XIII. ihm dermaßen bittere Dinge gesagt haben, daß der junge Mann schwer erkrankte, und kaum einige Besserung verspürend, ohne weiter den Gegenstand seiner Sendung, die Bewilligung von Subsidien für die Erneuerung des Religionskriegs, zu verfolgen, dem Schauplatze seiner Demüthigung entfloh, um in den Huldigungen der kleinern Höfe von Italien, zu Florenz, Ferrara, Mantua, Turin einigen Trost zu finden. Vornehmlich in Venedig wurde der „Bruder des Königs" mit der höchsten Pracht empfangen, und ließ dafür sich gefallen, als Patricier in das goldene Buch eingetragen zu werden. Aber das körperliche Übel wollte nicht von ihm weichen, krank kehrte er über die Alpen zurück, und in Limours siechte er noch geraume Zeit, bis der König, von einer Bittfahrt nach Clery und Chartres heimkehrend, ihn besuchte, 6. Oct. 1583, und durch die zärtlichste Bewillkommnung ihn überzeugte, wie ungegründet alle die vermuthlich von Epernon ausgehenden Gerüchte einer Palastrevolution wären, deren Folge die Ungnade und der Fall des ersten Mignon sein sollte. Joyeuse, seit kurzem Gouverneur der Normandie, und Epernon blieben die beiden Fixsterne, von welchen die Richtung aller Ereignisse, am Hof, wie im Reiche, ausgingen, und namentlich haben die beiden mächtig auf die fortwährend steigende Erbitterung der im Kampfe begriffenen Parteien gewirkt. Ein eifriger Katholik konnte Joyeuse seine Sympathie für die Liga nicht jederzeit meistern, gleichwie Epernon, in der Feindschaft zu dem Nebenbuhler, nicht selten des Königs von Navarra Angelegenheiten förderte. Zwischen beiden mitten inne stehend, bald von dem einen, bald von dem andern angezogen, mußte König Heinrich III. in dem gleichen Maße bei Katholiken und Reformirten sein Ansehen verscherzen. Nur eins ist ihm unwandelbar geblieben, des Joyeuse persönliche Anhänglichkeit. Die Gefahren, dem geliebten Herrn durch die Liga bereitet, endlich wahrnehmend, suchte der Herzog ernstliche Maßregeln zur Unterdrückung jenes Bündnisses zu veranlassen, und er hat zu diesem Zwecke alle seine Ersparnisse in baarem Gelde und seine Juwelen dargebracht. Er übernahm auch das Commando der Armee, welche in der Normandie dem Herzoge von Elbeuf entgegengestellt wurde, 1585. Sein Marsch führte ihn nach Rosny, wo der Besitzer, der nachmalige Herzog von Sully, nach Kräften ihn bewirthete, und besonders durch das Mustern seiner schönen Pferde ihn vergnügte. Willig entschloß sich Rosny, des Gastes Feldzug gegen die Ligisten mitzumachen. Der Bewegung der Colonne folgend, erreichten die beiden Herren Verneuil, und daselbst empfing Joyeuse eine Depesche, worin der König ihm seine Aussöhnung mit der Liga zu wissen that, und ihn anwies, dieselben Truppen, mit denen er vor 48 Stunden gegen die Ligisten ausgezogen war, gegen den König von Navarra zu führen: „he bien," sprach er zu dem neuen Waffenbruder, „c'est à ce coup que j'aurai vos beaux chevaux à bon marché, car la guerre est declarée contre ceux de la religion: mais je m'assure que vous ne serez pas si sot d'aller trouver le roi de Navarre, et vous embarquer dans un parti, qui sera infailliblement ruiné, et vous feroit perdre votre belle terre de Rosny." Als aber Sully die entgegengesetzte Absicht verrieth und für seinen Entschluß sich auf die von la Brosse vernommene Prophezeihung über des Königs von Navarra künftige Erhöhung berief, ließ der Herzog ihn ruhig ziehen, seine Verwunderung über das Gehörte nur einem Vertrauten mittheilend: „voilà un maître fou! mais il pourroit bien s'abuser avec son sorcier." Der Moment wäre ohne Zweifel der günstigste gewesen, endlich einmal des Königs von Navarra Meister zu werden; aber zu einem solchen Resultat wollte und konnte gleich wenig Heinrich III. gelangen. Eine kostbare Zeit ging unwiederbringlich verloren, und in der Überrumpelung der Citadelle von Angers gaben die Reformirten alsbald zu erkennen, wie geschickt sie die Frist anzuwenden verstanden hatten. Zu der hierauf vorgenommenen Belagerung jener Citadelle wirkte Joyeuse, und an ihn mußte die Besatzung sich ergeben, 20. Oct. 1585, des ganzen Feldzugs einziges Resultat. Größere Anstrengungen waren dem nächsten Feldzuge vorbehalten, in welchem der Marschall von Aumont den Befehl jener Armee, welche die Hauptsitze der Reformirten, Auvergne, Velay, Gevaudan, Rouerque, zu überziehen bestimmt waren, haben sollte. Aber Joyeuse, ungeduldig sich Lorbeeren zu pflücken, und an einer Partei, durch welche er so vielfach verletzt worden war, seine Rache zu nehmen, gönnte dem Marschall diese Ehre nicht. Der Günstling trat an dessen Stelle, beurlaubte sich bei dem Könige Anfangs Juni 1586, und begab sich unverzüglich auf den Weg, umgeben von einem Pomp, der eher einem Satrapen des Orients, als einem christlichen Ritter anständig war. Seine Gesundheit hatte wiederum bedeutend abgenommen, und während das Heer in den Umgebungen von Moulins sich zusammenzog, mußte er wegen eines beunruhigenden Hüftwehs zu Bourbon l'Archambaud die Bäder gebrauchen. Noch verweilte er daselbst, als die Meldung von der durch Franz von Coligny vorgenommenen Belagerung von Compeyre in Velay eintraf. Sofort setzte die Armee sich in Bewegung, in der Richtung nach Brioude, wo der Herzog am 1. Aug. eintraf, Musterung über eine Schar teutscher Reiter hielt, die Laveten und die Bespannung für sechs, von der Stadt le Puy entlehnte Geschütze, beschaffen ließ, endlich in einem Kriegsrathe den ferneren Operationsplan besprach. Man entschied sich für einen Angriff auf Malezieur, ließ aber drei volle Tage verstreichen, bevor, um diese Stadt zu berennen, Lavardin mit dem Vortrab aufbrach. Eine an die

Besatzung gerichtete Auffoderung wurde in den schmählichsten Ausdrücken, vorzüglich dem Herzog geltend, beantwortet. Dieser war am 5. Aug. von Brioude aufgebrochen, sodaß er am 6. vor Malezieur eintraf. Auf die erste Kunde hiervon sank der Besatzung der Muth, sie versuchte zu capituliren, aber der Herzog, erzürnt über die erlittene Beleidigung, wollte von Bedingungen nichts hören, sondern eine Übergabe auf Gnade und Ungnade erzwingen. Dazu verstanden sich die Belagerten, nachdem sie ein zweitägiges Feuer ausgehalten, und der Herzog zeigte sich sehr gnädig; keinem der Gefangenen wurde ein Leid zugefügt, außer daß sieben, welche lange Zeit der ganzen Umgegend eine Plage und ein Schrecken gewesen, für ihre Räubereien und Gewaltthaten den verdienten Lohn empfingen. Am 10. erreichte der Herzog St. Gilles, und schien ein Absehen auf la Peyre zu haben; kaum hatte er sich jedoch versichert, daß der Feind alle seine Streitkräfte dahin gezogen, und namentlich die wichtigste Stadt von Gevaudan, Marueges, beinahe von Truppen entblößt habe, so lauschte er den Bitten und Vorstellungen der Einwohner von Mende, welche längst den Flor einer ihnen lästigen Nachbarstadt beneideten, und die Belagerung von Marueges wurde beschlossen. Wiederum mußte Lavardin die Einschließung vornehmen, die Arbeiten begannen aber erst mit dem 14. Aug., wo eine Verstärkung von 2000 teutschen Knechten im Lager eintraf. Am 18. wurde eine Batterie von vier Geschützen eröffnet, bei welcher Gelegenheit der Herzog selbst eine leichte Streifwunde über dem Ohre davon trug. Es kamen auch von le Puy die Geschütze, daß zugleich die Außenwerke und die Thürme der Ringmauer beschossen werden konnten. Auf einem Thurme befand sich eine Fahne, welche der Sage nach aus einem Meßgewande angefertigt war; diese wurde der sämmtlichen Constabler Ziel, fiel auch endlich und wurde in feierlichem Aufzuge dem Herzoge überreicht. Ein Geschenk von 100 Goldthalern wurde dem Soldaten, der diese Trophäe unter dem Feuer der feindlichen Schützen erbeutet hatte. Von Seiten der Belagerer mußten die Geschütze einen ganzen Tag schweigen, da die Kugeln ausgegangen waren; sobald der Abgang durch Zufuhr ersetzt war, begann das Breschеschießen, welches unausgesetzt sieben Stunden währte, und ein großes Stück Mauer umwarf, sodaß nicht länger eine Vertheidigung möglich blieb. Besatzung und Bürgerschaft eröffneten zwei verschiedene Unterhandlungen; jener wurde freier Abzug bewilligt, und zwar sollten die Gemeinen den Degen an der Seite, die Officiere ihre völlige Rüstung auf dem Leibe tragen. Die Bürgerschaft mußte sich auf Gnade, zu welcher ihr ausdrücklich Hoffnung gemacht, ergeben. Die abziehende Besatzung zu escortiren, wurde der Marquis von Canillac befehligt. Sehr schlecht hat sich derselbige seines Auftrages entledigt, indem gar viele der seiner Hut befohlenen wehrlosen Leute, als sie durch die Linien der Katholiken defilirten, ermordet, die übrigen, fast ohne Ausnahme, geplündert worden sind. Der Bürgerschaft erging es noch viel schlimmer; denn ihren ärgsten Feind, einen Edelmann der Nachbarschaft, Namens St. Vidal, bestellte Joyeuse zum Gouverneur. Alle erdenkliche Greuel haben die Soldaten auf Veranlassung dieses Gouverneurs verübt, endlich die ganze Stadt, mit alleiniger Ausnahme der Oberstraße, den Flammen preisgegeben. Um den Hergang zu verewigen, ließ Joyeuse zwischen den Trümmern eine Marmorsäule mit einer prunkenden Inschrift aufstellen, demnächst hielt er Musterung über 4000 Franzosen, 2000 Teutsche, 500 Reiter, und ohne weitern Zeitverlust wendete er sich gegen la Peyre, in der Hoffnung, hier werde der Schrecken über Marueges hinreichen, ihm die Thore zu öffnen. Dies verweigerte aber die Besatzung. Die Belagerer eröffneten ihr Feuer gegen die Unterstadt am 4. Sept. Nur auf Leitern gelangt man zu dem Felsen, welcher die Oberstadt trägt, und diese Leitern konnte der erste Schuß zerschmettern. Das bedachten die Vertheidiger und in Eile zogen sie sich in die Akropolis zurück, daselbst gegen jeden Angriff sich gesichert wähnend. Aber es wird die Feste durch eine benachbarte Höhe beherrscht; auf diese ließ Joyeuse mit größter Anstrengung durch Menschenhände einige Kanonen bringen, und von dort aus wurde drei Tage lang, durch das Einwerfen von 2500 Kugeln die Akropolis geängstigt. Nachdem alle Schutzwehren, alle Gebäude zertrümmert waren, ergab sich die Besatzung auf Gnade. Den Commandanten, la Peyre genannt, wie die Stadt, ließ der Herzog an die Einwohner von Mende ausliefern; sie hatten von demselben viel Böses erlitten, und das mußte er mit dem Tode büßen. Die übrige Besatzung durfte mit Zurücklassung der Waffen ihres Weges ziehen, doch wurden viele Soldaten von den erbosten Bauern erschlagen. Auch die siegende Armee hatte von Krankheiten, Folge der anhaltenden Regengüsse, viel gelitten, und der Feldherr fand es rathsam, ihr einige Erholung zu gönnen. Er führte sie dem befreundeten Toulouse zu, nachdem er noch unterwegs eine kurze Zeit mit der Einnahme von Salvaignac hatte verlieren müssen. In Toulouse begrüßte er seinen Vater, dann übergab er das im Cantonirungsquartiere vertheilte Heer den Befehlen Lavardin's, um für seine Person nach Hofe zu eilen. Es war hohe Zeit, daß er dort eintraf, denn alle seine Neider, Epernon an der Spitze, hatten mittlerweile rastlos gewirkt, um ihn aus der königlichen Gunst zu verdrängen. Ohne zu große Anstrengung scheint Joyeuse abermals über sie gesiegt zu haben; fester als jemals fand er im Frühjahre 1587 seinen Einfluß begründet. Aber es waren in der Thätigkeit des vergangenen Feldzugs die bessern Gefühle in seiner Brust mit verdoppelter Stärke erwacht, er schämte sich seiner Stellung und seiner Verrichtungen bei Hofe. Durch fernere kriegerische Erfolge konnte er schnell und sicher in seinem Bewußtsein, in der öffentlichen Meinung sich rehabilitiren. Von der andern Seite war er derjenige, von welchem sein beklagenswerther König sich die uneigennützigsten Dienste versprechen durfte. Seinen Wünschen zu willfahren, hat darum Heinrich III. nicht angestanden [1]). Ungewöhnliche Anstrengungen muß-

1) Die Ansicht, es habe der König eines überlästig gewordenen Günstlings sich zu entledigen gesucht, ist nicht besser begründet, als die von l'Estoile ausgehende Beschuldigung, der König habe verlangt,

ten gemacht werden, um eine mäßige Truppenmasse zu vereinigen, ihr strömte von allen Seiten der kriegslustige und dem königlichen Liebling geneigte Adel zu, und langsam setzte sich das Heer gegen die Loire in Bewegung. Es war diese Langsamkeit geboten durch die Unterhandlungen über eine Aussöhnung, über ein Bündniß sogar Heinrich's III. mit dem Könige von Navarra. Sowie die Unterhandlungen abgebrochen waren, stellte sich eine größere Lebhaftigkeit der Bewegungen ein, und in starken Märschen gelangte Joyeuse nach Poitou, wo sein Gegner kürzlich Chizay, Sazay, St. Mairent, Fontenay und Maulion genommen hatte, durch die Annäherung des königlichen Heeres aber auf einen Vertheidigungskrieg sich beschränkt sah. Das erste Zusammentreffen erfolgte bei la Motte-St. Eloy, unweit St. Mairent, wo zwei Regimenter des Königs von Navarra, lediglich mit Rauben beschäftigt, gänzlich zusammengehauen wurden, obgleich den Überraschten, wie de Thou berichtet, Quartier verheißen worden sein soll. Eine solche Verheißung läßt sich zwar kaum mit dem Zustande, in welchem jene Räuber betroffen worden waren, vereinigen, indessen versichert der Geschichtschreiber, es habe solche Wortbrüchigkeit den allgemeinen Unwillen des Heeres erregt, und Jedermann habe sich einer baldigen Bestrafung jener Metzelei versehen. Die Nachricht von dem Ereignisse gelangte am 28. Juni nach Paris. Als die erste Frucht des Gefechtes ergab sich die Einnahme von St. Mairent. Der tapfere Widerstand der Besatzung verschaffte ihr die Ehren einer Capitulation; die Stadt wurde geplündert und der Prädicant Anton Hilaret de la Jarriette zum Galgen geschickt. Unter einer Verkleidung hatte derselbe zu entkommen geglaubt, er wurde aber verrathen und mußte sterben, unter dem Vorwande, daß er in der Capitulation nicht genannt, nicht durch dieselbe geschützt sei. Die Stadt Tonnay-Charente ergab sich bei dem Anblicke der Geschütze, und das Reiterregiment Pueilhe, dessen Inhaber einer der ausgezeichnetesten Officiere in dem protestantischen Heere war, wurde zwischen Tonnay und la Rochelle, bei la Croix-chapeau, von einer weit überlegenern Macht eingeschlossen, und nach dem hartnäckigsten Widerstande gezwungen, das Gewehr zu strecken. Ohne Gnade wurde alles ermordet, dann nochmals Tonnay-Charente, wo der Prinz von Condé Eingang gefunden hatte, endlich Maillezais genommen. Der Herzog zeigte sich nicht ungeneigt, noch die Belagerung von Marans oder Talmont vorzunehmen, aber seine Truppen fingen an auszureißen, während zugleich die Pest im Lager sich einfand. Auch kamen Briefe aus Paris, von Freunden, welche Veränderungen bei Hofe, wol gar eine gänzliche Umwandlung der königlichen Gunst besorgen ließen. Dem zu wehren war des Herzogs Anwesenheit das einzige Mittel, und er begab sich demnach den 15. Aug. auf die Reise und ließ als seinen Stellvertreter im Commando von Lavardin zurück. Allerlei Trauerfälle, in denen seine reizbare Phantasie bedrohliche Ahnungen fand, hatten sich in seiner Abwesenheit zugetragen oder vorbereitet. Seine Schwägerin, seines Bruders Heinrich Gemahlin, war im August verstorben, und der untröstliche Gemahl suchte den Frieden, den die Welt nicht geben kann, in einem Capucinerkloster. Dort wurde Heinrich am 4. Sept. eingekleidet, nachdem der König sowol, als sein Bruder, den Entschluß ihm zu verleiden, alle ihre Beredsamkeit, ihre ganze Logik erschöpft hatten. Der Herzog versicherte, seines Bruders übereilte That sei für ihn das größte Unglück. Brütend über den düstern Vorstellungen, welche dieselbe in ihm erweckte, grollend dem sichtlichen Wohlgefallen, mit welchem der König zu Epernon's Vermählung die Anstalten leitete, verzweifelnd an der Möglichkeit, zwischen Navarresen und Ligisten sich und seines Gebieters Ansehen zu behaupten, entschloß er sich, alle seine Hoffnungen, alle seine Sorgen auf eine Karte zu setzen, und entweder in einem großen, gegen den König von Navarra zu führenden Schlag sich die Zuneigung von Geistlichkeit und Volk zu gewinnen, daß von selbst der Guisen Macht sich breche, oder in dem Versuche zu sterben. Eine Entscheidungsschlacht liefern zu dürfen, wurde ihm von dem Könige bewilligt; nochmals strömten auf seinen Ruf Scharen von kriegerischen Edeln den königlichen Fahnen zu, und von Heinrich III. scheidend, vermaß er sich, nicht wiederzukehren, er überbringe denn des Navarresen und des Prinzen von Condé Häupter, Gasconaden, welche der Cardinal von Bourbon gar übel aufnahm, und von dem Zorne Gottes sprach, welcher dergleichen eitele Thorheit nicht unbestraft lassen würde. In Loudun übernahm der Herzog zum andern Male den Oberbefehl des Heeres, und sofort erkannte er die Nothwendigkeit, das feindliche Manoeuvre, welches die Vereinigung mit den aus Teutschland anziehenden Hilfstruppen bezweckte, zu durchschneiden. Das obere Poitou, Angoumois, einen Theil von Saintonge in Gewaltmärschen durchziehend, näherte er sich den Ufern der l'Isle, wie eben die Navarresen von Aubeterre, Chalais, Montlieu und Montguyon heraufziehend, den Übergang des Flusses zu bewerkstelligen gedachten. Für die eine, wie für die andere Armee war demnach der Posten von Coutras von der höchsten Wichtigkeit, und der Herzog

---

daß Joyeuse auf dem Schlachtfelde sich von der gegen ihn erhobenen Anschuldigung von Feigheit reinige. L'Estoile ist nicht nur ein Kryptocalvinist, ein unwissender Schwätzer, sondern auch ein Einfaltspinsel. Mit größerer Vorsicht drückt Sully sich aus: „C'était un second mystère que la conduite d'une armée donnée à Joyeuse (der Ereignisse des vergangenen Jahres scheint Referent nicht eingedenk zu sein). Etoit-ce pour mortifier les chefs de la ligue, qui pouvoient y prétendre, ou même pour les détruire tout-à-fait, si le nouveau général eut réussi? Etoient-ce au contraire ses liaisons découvertes avec la ligue, qui avoient porté le roy à lui donner une place, où il se tenoit assuré, que cet ingrat périroit, ou du moins échoueroit. Etoit-ce simplement pour éloigner un favori, à qui un nouveau venu avoit fait perdre les bonnes graces du roy? Car souvent c'est une pure bagatelle, un rien qui produit les effets qu'on veut toujours attribuer aux motifs les plus graves. N'étoit-ce point plutôt pour relever l'éclat de sa faveur par le poste le plus honorable? Tel étoit l'esprit de la cour, que les conjectures même les plus opposées trouvoient à s'appuyer sur d'égales vraisemblances. Une chose pourtant qui semble déterminer en faveur de la dernière, c'est que l'armée de Joyeuse étoit composée des principales forces du royaume, qu'elle étoit surtout remplie d'une noblesse d'élite, et abondamment pourvue de tout-ce qui pouvoit la rendre victorieuse."

entsendete, um sich desselben zu versichern, aus dem Hauptquartier zu Barbezieux, die Stradioten, welche Lavardin zu unterstützen angewiesen worden war. Pünktlich vollführten die Stradioten ihren Auftrag, aber Lavardin verspätete sich, und bevor er an dem Gefechte Theil nehmen konnte, waren die Albanesen durch la Tremouille aus ihrer Stellung geworfen. Das wurde an Joyeuse gemeldet und sofort, 10 Uhr Abends, ließ er Generalmarsch schlagen, um wo möglich in einem Nachtmarsch die feindliche Armee während der Unordnung eines Übergangs zu erreichen. Das wäre ihm beinahe geglückt; ein großer Theil der Hugenotten befand sich bereits auf dem linken Ufer, der Rest konnte einer vollständigen Niederlage kaum entgehen, wären nicht durch einen Zufall die Bewegungen des katholischen Heers verzögert und zugleich den Feinden verrathen worden. Der König von Navarra gewann die erforderliche Zeit, um sein ganzes Volk wiederum auf dem rechten Ufer zu vereinigen, auch demselben die vortheilhafteste Stellung zu geben. Hingegen hatte der nächtliche Marsch gar sehr die Ordnung von Joyeuse's Heer gebrochen; die neu angeworbenen Leute verstanden vom Kriegsdienste wenig, und die Junker, welche die Hauptstärke dieses Heeres ausmachten, waren eben hinreichend unterrichtet, um die verzweifelte Lage ihres Gegners beurtheilen zu können. Die Zuversicht und Sorglosigkeit des Sieges hatte sie ergriffen, und lastete sogar auf dem Feldherrn, wenn schon der Bericht von dessen Verblendung als ein gewöhnlicher Pedantenwitz behandelt werden muß [2]). Eine unübersehbare Linie von Lanzenreitern ohne alle Tiefe breitete, gleichwie in des Dugueselin Tagen, sich vor der Katholiken Fronte aus; dahinter marschirte zum Sturme, gedrängt wie eine Phalanx, 30 und 36 Mann hoch, die Infanterie, während in der Hast der Artillerie eine Stellung angewiesen worden war, durch welche alle ihre Wirkung verloren ging. Es war Morgens 8 Uhr, den 20. Oct., als von beiden Seiten das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, die Kanonade sich entwickelte, und von Seiten der Navarresen in der verderblichsten Wirksamkeit. Sieben Mal hinter einander wurden ihre drei Kanonen abgefeuert, und jeder Schuß nahm 12, 15, 25 Mann mit; den stärksten Verlust hatten das Centrum, dann das Regiment Tiercelin zu erleiden. Aber jetzt führten Lavardin und de la Grange-Montigny ihre Chevaurlégers gegen die leichte Reiterei der Protestanten, die im Augenblick verschwindet, gleichwie das ihnen zum Succurs anrückende Geschwader des Vicomte von Turenne. Während dieser, übel mitgenommen, auf die Infanterie zurückprallt, stürmen Lavardin und der Hauptmann Mercur mit den Stradioten, vorwärts, in Verfolgung eines, so scheint es ihnen, ungezweifelten Sieges; bis Coutras führt sie die Hitze, und eben beginnen die Albanesen die Plünderung der daselbst von den Protestanten zurückgelassenen Bagage, als in ihrem Rücken der Navarresen donnernder Siegesruf ertönt. Übermüthig in des Glückes Sonnenglanz, verzagt in der Widerwärtigkeit, jagt Mercur davon mit seinen Trabanten, um nicht mehr zu diesem Schlachtfelde zurückzukehren; la Grange wendet sich zu erneutem Streite als ein Mann, aber das Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen, er selbst gefangen weggeführt, worauf seine Reiter ablassen. In demselben Augenblick wird die lange dünne Linie jener Gendarmen, von den drei geschlossenen Escadronen, welche der König von Navarra, der Prinz von Condé und der Graf von Soissons zum Angriffe führen, zersprengt, und nur unerheblichen Widerstand leistet die durch das anhaltende Geschützfeuer und durch eine Wolke von Arkebusierern gar sehr gelichtete Phalanx. In der namenlosen Verwirrung, wo der Einzelne nur mehr auf seine Rettung bedacht, wird Espinay St. Luc des Herzogs ansichtig, der verwundet einen nutzlosen Widerstand fortsetzt. „Que faire," fragt Espinay, „mourir," antwortet jener. Gleichwol vermochte er den Tod, wie er ihn suchte, nicht zu finden. Überwältigt von der Zahl seiner Gegner, wurde er mit seinem Bruder Claudius ein Gefangener, und es bemühten sich diejenigen, an die er sich hatte ergeben müssen, Gefangene von solcher Wichtigkeit schnell in Sicherheit zu bringen. Aber sie wurden von zwei Hauptleuten, Bordeaux und Descentier, angerufen, und den Herzog und seinen Bruder Claudius, der noch ein Kind (le petit S. Sauveur nennt ihn l'Estoile) erkennend, haben diese die Wehrlosen auf der Stelle ermordet. Die beiden Leichen brachte man nach einem Saale des Schlosses von Coutras, da lagen sie auf einem Tische, bedeckt nur mit einem armseligen Tuche, und der König von Navarra wird nicht verfehlt haben, sich an dem Anblick des auf sein Geheiß erschlagenen Feindes zu weiden. Auf des Königs Geheiß, sagen wir mit Bedacht, in Betrachtung des dichten Schleiers, mit welchem die Schriftsteller der siegenden Partei, und andere gibt es nicht, dieses Ereigniß zu verhüllen suchen. De Thou schämt sich nicht, den Herzog in der Schlacht umkommen zu lassen, Andere haben doch den Grafen von Soissons als den eigentlichen Mörder genannt. Ein Interesse bei dem Ereignisse konnte aber lediglich der König von Navarra haben, ihm kam es darauf an, mehr und mehr den unglücklichen Heinrich III. zu isoliren [3]). Deshalb hat auch de Thou an einer an-

2) Die Feinde, den Angriff erwartend, hatten sich nach ihrem Brauche zum Gebete niedergeworfen. Ihre Demuth gewahrend, wendete sich Joyeuse zu Lavardin: „Ils sont à nous! Voyez-vous comme ils sont à demy battus et défaits? A voir leur contenance, ce sont gens qui tremblent." Lavardin entgegnete: „Ne le prenez pas là, je les connois mieux que vous. Il font les doux et chatemites; mais que ce vienne à la charge, vous les trouverez diables et lions, et vous souvenez que je vous l'ai dit." Also l'Estoile.

3) Nicht so absolut, wie anzunehmen hergebracht, widerspricht eine solche Handlung der Denkweise Heinrich's IV. Es erzählt l'Estoile: „au commencement de février 1588, au pays d'Armaignac, un gentilhomme huguenot du pays, et partisan du roy de Navarre, bien armé et accompagné, entra de force en la maison d'un sien voisin gentilhomme, qui marioit sa fille, le tua, et tous les gentilshommes, au nombre de 35, qui étoient au festin. On disoit que ce carnage avoit été fait du consentement du roy de Navarre, qui étoit bien averti que sous couleur de nopces on y brassoit une entreprise contre sa vie. La vérité est que tous ceux qui y avoient été appelés étoient de la Ligue."

dern Stelle, in seinen Memoires, von der Schlacht bei Coutras und der Niederlage der Reiter handelnd, geschrieben: „les suites de ces deux actions, si fatales au roi et au repos de l'état, firent douter avec justice si l'on devoit compter ces victoires pour des avantages.“ Heinrich III. bedurfte der Verwendung des Vicomte von Turenne, um die Auslieferung der geliebten Leichen zu erlangen; sie wurden in eine bleierne Kiste eingeschlossen, und trafen am 4. März 1588 in Paris ein, um zu St. Jacques-du-haut-pas eingestellt, dann in der Stiftskirche zu Montrésor in Touraine, auf des Herzogs Gut, beerdigt zu werden. „Le roy lui fit faire des honneurs funèbres quasi aussi pompeux que ceux qu'il avoit fait au duc d'Alençon. Quand un mary a perdu ce qu'il vouloit perdre, il fait faire un beau service.“ Also l'Estoile, in seiner beharrlichen Feindschaft gegen Joyeuse, der doch eigentlich nur zu beklagen war. Denn als ein Kind kam er an den lüderlichen Hof, ein Kind noch unterlag er der Verführung; als Jüngling und Mann ist sein Streben, über die Schande sich zu erheben, unverkennbar. Auch zeigte er sich in allen Umständen gütig, großmüthig, freigebig, liebenswürdig. Der ernste Censor de Thou empfing von seiner Hand die Anwartschaft auf seines Oheims Präsidentenstelle. Einstmals hatte er die beiden Staatssecretaire übermäßig lange in dem königlichen Vorgemache warten lassen; ihnen das zu vergüten, überwies er ihnen das eben von dem König empfangene Geschenk von 100,000 Thalern. Sorgfältig erzogen und gebildet, hatte der Herzog sich stets als der Gelehrten und der Gelehrsamkeit Freund erwiesen. Bei seinem Leichengepränge fiel als etwas Ungewöhnliches sein Bild, in Wachs ausgeführt, auf; denn bis dahin waren nur des Königs, oder der Königin, der königlichen Kinder und Brüder und des Connétable Bilder bei solchen Gelegenheiten gesehen worden. Des Herzogs Witwe scheint ihm längere Zeit ein zärtliches Andenken bewahrt zu haben, wenigstens weigerte sie sich beharrlich den Grafen von Soissons zu sehen, und als dieser nach Mantes kam, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, wurde ihm, inmitten aller Nöthen Heinrich's III., aufgegeben: „qu'il se retirast jusqu'à ce qu'il le mandast: car les deux reines et madame de Joyeuse disoient ne le pouvoir voir de bon coeur, que premièrement il ne fût purgé de la mort du duc de Joyeuse, qu'on disoit avoir fait tuer de sang froid en la journée de Coutras.“ Den 31. März 1599 ging die Prinzessin die andere Ehe ein, mit Franz von Luxemburg, dem Herzoge von Piney, und ist kinderlos in beiden Ehen, den 20. Sept. 1625 verstorben.

Der Erbe des Herzogs von Joyeuse wurde nicht der Vater, sondern ein jüngerer Bruder, Anton Scipio von Joyeuse, Großprior des Malteserordens zu Toulouse. Es ward dieser zweite Herzog, eines feurigen kühnen Geistes, unterstützt durch den erblichen Einfluß eines Hauses, getragen durch das freundliche, von seinem Bruder hinterlassene Andenken, sofort der Liebling des Volkes, und einer der bedeutendern Anführer der Liga. Bereits der Belagerung von Marueges hatte er beigewohnt, auch 1587 bei Narbonne ein Reitergefecht mit Montmorency bestanden. Von Rom und von Spanien aus unterstützt, unterwarf er sich später, wenn auch sein Feldzug von 1589 im Ganzen verfehlt war, und die Belagerung von Leucate, 1591, aufgehoben werden mußte, einen großen Theil von Languedoc, und selbst in der Provence hing eine bedeutende Partei blindlings ihm an. Vorzügliche Thätigkeit entwickelte er im Frühjahre 1592; unter andern bemächtigte er sich der Unterstadt Carcassonne, die Oberstadt mit dem Bischofshofe gehorchte ihm schon früher. Trape nahm er halb durch List, halb durch Gewalt, der Anschlag auf Lautrec hingegen fehlschlug. (März 1592.) An der Spitze eines kleinen Heeres von 5000 Fußgängern und 7—800 Reitern, konnte er leicht die unerhebliche Widerwärtigkeit vergessen, zumal in dem anstoßenden Quercy seine Waffen den glücklichsten Fortgang fanden. Arge Verheerung richtete er in der Umgebung von Montauban an, dann nahm er ohne sonderliche Anstrengung Montbequin, Monbeton und Monbartier. Das Fort la Barre ergab sich mit Capitulation, die jedoch nur unvollständig beobachtet wurde. Kaum von St. Mauris Meister, legte der Herzog sich vor Mausac, welches ihn geraume Zeit aufhielt und eine regelmäßige Belagerung von 400 Kanonenschüssen erfoderte. Mit der Einnahme des Ortes ging der Junimonat zu Ende, und ermuthigt durch die bisherigen Erfolge, ersah sich der Herzog ein Unternehmen von größerer Bedeutung. Villemur, am Tarn, war für das katholische Toulouse eine höchst unbequeme Nachbarschaft; ihrer sich zu entledigen, traf Joyeuse Anstalten, doch kaum war mit der Belagerung der Anfang gemacht, so mußte sie schon wieder wegen des Anzugs des Herzogs von Epernon, dem 500 Cuirassiere und 500 Arkebusiere folgten, aufgehoben werden. Epernon hatte eine Reise nach Gascogne vor, er überließ an Thémines sein Volk und verfolgte seinen Weg. Thémines benutzte die ihm gewordene Verstärkung zu verschiedenen Expeditionen, wußte aber die Arkebusiere nicht sattsam in Ordnung zu erhalten, daß Joyeuse Gelegenheit fand, bei Court, in der Ebene von Montauban, eine Camisade auszuführen, den 19. Juli. Über 800 Arkebusiere blieben auf dem Platze, zwei Feldschlangen wurden genommen, und ohne Thémines' Eintreffen auf dem Schlachtfelde hätten die übrigen Geschütze schwerlich demselben Schicksale entgehen mögen. Es kam aber die Erntezeit; und um des Jahres reichen Segen gegen die Streifparteien der Hugenotten zu schützen, mußte der Herzog sein Volk in die verschiedenen, ihm zugewendeten Orte vertheilen; im September erst konnte zum zweiten Male die Einschließung von Villemur vorgenommen werden. Mit dem 10. waren die Laufgräben bis zu der Contrescarpe geführt, eine Breschebatterie von acht Kanonen und zwei Feldschlangen begann ihre Thätigkeit zu entwickeln. Ein Sturm wurde am 20. Sept. versucht, aber abgeschlagen, indem des Tags vorher Thémines Gelegenheit gefunden hatte, sich und eine bedeutende Verstärkung in die Stadt einzuführen. Während neue Arbeiten zu vollständiger Ausfüllung des Grabens und Erweiterung der Bresche vorgenommen werden mußten, bereitete Damville oder Montmorency den Entsatz. Eine bedeutende von ihm zusammengebrachte Macht

hatte sich bereits zu Bellegarde festgesetzt, und erwartete nur das Eintreffen der letzten Verstärkungen, um einen Angriff auf das Lager der Ligisten vorzunehmen, als der Herzog von Joyeuse plötzlich die Initiative ergriff und mit dem Kern seines Volkes gegen Bellegarde heranzog. Das Gefecht ließ sich ungemein günstig für ihn an, die Feinde wurden zum Weichen gebracht, ermannten sich aber unter dem Schutze der Artillerie und nahmen die aufgegebenen Stellungen wieder ein. Der Tag gab keine Entscheidung, obgleich Joyeuse, in sein Lager zurückkehrend, Freudenfeuer veranstaltete, in der Absicht, durch dergleichen Siegesgepränge die Besatzung zu entmuthigen. Für solche List zeigte Thémines sich wenig empfänglich, aber nicht so richtig wußte Joyeuse die Unthätigkeit seiner Gegner in Bellegarde zu deuten. Keines Angriffs mehr von ihnen sich versehend, ließ er seine Cavalerie, 1500 Pferde in allem, Cantonirungsquartiere beziehen. Und eben, in der Nacht vom 19 — 20. Oct., hatte die feindliche Armee, 1500 Lanzen, 3000 Knechte, sich in Bewegung gesetzt. Unbemerkt erreichte sie in der Frühstunde des 20. Oct. das Gehölze von Villemur, einen vortheilhaften Punkt, die etwa gebrochene Ordnung herzustellen, zugleich auch die feindliche Position beherrschend. Die erste Kenntniß von der Annäherung des Feindes empfing Joyeuse, indem er dessen Bataillone aus dem Gehölze hervorbrechen sah. Überrascht, doch nicht verlegen, ließ er die drei Kanonenschüsse geben, welche der zerstreuten Reiterei das Zeichen sein sollten, dem Lager zuzueilen; dann ließ er 400 Mann vorrücken, den 200, welche die äußerste Spitze seiner Verschanzung hüteten, zur Unterstützung. Aber es hatten bereits die Feinde die Werke zu ersteigen den Anfang gemacht, und die Verstärkung gelangte nur zur Stelle, um die Unordnung zu vergrößern, und nach kurzem Bedenken mit der geringen Zahl von den Vertheidigern des Walles, welche dem Tode entgangen, die Flucht zu ergreifen. In die zweite Linie einbrechend, verbreiteten sie daselbst den Schrecken, von dem sie ergriffen waren, und nicht nur wurden sie lebhaft verfolgt, sondern es führte auch in demselben Augenblicke Thémines sein Volk zu einem Ausfalle, der vollends den Katholiken Muth und Besinnung nahm. Jetzt endlich, verspätet, erschien auf dem Schlachtfelde ihre Reiterei, aber gewahrend, wie der Gegner Reserve sich ebenfalls in Bewegung setzte, dachten diese Reiter nur mehr an Flucht. Wer laufen konnte, lief, und Joyeuse selbst, nachdem er die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, die Schelme zum Stehen zu bringen, wurde dem Tarn zu fortgerissen. Doch sammelten sich wieder um ihn verschiedene Rittersleute und in ihrer Gesellschaft erreichte er Condomines, woselbst ein Theil seiner Geschütze aufgepflanzt wurde, und wo er auch auf das andere Ufer des Tarn überzugehen gedachte. Aber die Brücke, von Tauwerk und Bretern zusammengefügt, war unter der Masse der Flüchtlinge eingebrochen. Zwischen Feind und Fluß eingedrängt, trieb Joyeuse, was auch seine Getreuen, Courtete und Bidonet, dagegen einwenden mochten, sein Roß in die Fluthen, und niemals ist er von da zurückgekommen. Wie Poniatowsky zu Leipzig, hat er in der Gemüthsbewegung die Straße, die seitwärts in Sicherheit ihn führen konnte, nicht gesehen, die Straße, auf welcher ein Theil des geschlagenen Heeres, sogar mehre Geschütze, Fronton erreichten. Der 20. Oct. war der Jahrestag der Schlacht von Coutras.

Von den sieben Söhnen des Marschalls lebten noch Franz und Heinrich, dieser ein Capucinermönch, jener ein Cardinal. Dem Cardinal wurde zuerst das Commando in Languedoc von den Tolosanern angetragen; er verbat sich die Ehre. Darauf vereinigten sich Aller Wünsche zu Gunsten des Mönchs, der eben, um seine Angehörigen zu besuchen, in Toulouse weilte. Es wurde ihm der Wille des Volkes verkündigt, und er glaubte in diesem den Willen Gottes zu erkennen. Nochmals legte Heinrich oder Pater Angelus den Cuiraß an. Zum ersten Male hatte er denselben bei der Belagerung von la Fere getragen. Geboren 1567, hieß Heinrich der Graf von Bouchage (an der Rhone), als er am 28. Nov. 1582 sich mit Katharina von Nogaret-la-Valette, der Schwester des Herzogs von Epernon, vermählt hatte. Unendlich scheint er diese, in der That höchst liebenswürdige, Frau geliebt zu haben, wenngleich der Antheil, den er an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen genöthigt war, ihn häufig von ihrer Seite entfernte. Er hatte von König Heinrich das Amt eines Maître de la garderobe, das Gouvernement und die Lieutenance-générale von Anjou, Touraine, Maine und Perche, nicht minder, nach der Entlassung von Mandelot, am 25. Jul. 1584, das Gouvernement der Stadt Lyon erhalten. Er wurde besonders durch die Überrumpelung der Burg zu Angers von Seiten der Navarresen beeinträchtigt, und war darum der Erste, welcher, um den wichtigen Posten ihnen zu entreißen, sich zur Stelle fand. Seines häuslichen Lebens Friede wurde allein durch Eifersucht gestört. Heinrich war eifersüchtig, nicht um eines Sterblichen willen, sondern um Gottes willen, den die zwanzigjährige Katharina über Alles liebte. Den übermäßigen Andachtsübungen, den Kasteiungen, dem unaufhörlichen Wachen- und Beten erlag die zarte Frau, und sie soll, so fromm und tugendsam, ihr letztes Stündlein verspürend, in gar große Furcht und Kleinmüthigkeit wegen der Zukunft gerathen sein. Die Capuciner, ihre Nachbarn, sparten nichts, um ihr Trost und Hoffnung zuzusprechen, aber ohne den Beistand des Pfarrers zu St. Eustache, René Benoît, sollten sie schwerlich viel auf jenes weiche, ängstliche, wenn auch engelreine Gemüth haben wirken können. Ein solcher bitterer Schmerz steigerte seine Verzweiflung beinahe zu Wahnsinn. Kaum war in seltenem Pompe die Leichenfeier, am 12. Aug. 1587, begangen, so eröffnete der Graf von Bouchage seinen Entschluß, der Welt zu entsagen und in die Gesellschaft derjenigen einzutreten, welche in der letzten Noth dem Liebsten, was er auf Erden gehabt, so getreulich beistanden. Was sein König, was sein Bruder gegen diesen Entschluß vorbrachten, achtete er nicht, vielmehr trat er am 4. Sept. 1587 sein Noviziat an, und nach Verlauf des Jahres that er als Angelus de Joyeuse Profeß. Den Gefühlen treu, welche ihn dem Orden zuführten, hatte er schnell den Ruf eines würdigen und devoten Religiosen sich erworben, sodaß der einstimmige

Wunsch seiner Brüder ihn an die Spitze der Procession stellte, welche nach Chartres gehen sollte (am 17. Sept. 1588), um einen letzten Versuch auf des Königs schwankendes Gemüth zu machen. In Allem befanden sich 35 Capuciner in dieser Procession, von welcher die Handschriften jener Zeit eine gar abenteuerliche Beschreibung machen. Ohne der Darstellung Bürgschaft zu übernehmen, theilen wir dieselbe in möglicher Kürze mit. „Den Zug eröffnete ein Mann in langem Barte; vom Kopf bis zu den Füßen schmutzig und schmierig, dem Cilicium ein Bandelier, mit einem Krummsäbel daran, übergehängt; von Zeit zu Zeit entlockte der Mann einer alten, verrosteten Trompete einige rauhe Töne. Man hätte ihn, seinem Aufzuge nach, für einen Bärenführer, einen Olitätenhändler oder einen Taschenspieler halten können. Diesem folgten drei Männer wilden Angesichts; jeder hatte auf den Kopf einen eisernen Topf, statt der Pickelhaube, gestülpt und über das Cilicium ein Panzerhemd gezogen, und war bewaffnet mit Pike und Hellebarde, die, über und über mit Rost bedeckt, gleichwie die schmierige Kleidung einen Vorschmack von des Inhabers Lebensstrenge geben sollten. Die drei schleiften hinter sich, als einen Gefangenen geknebelt, den Pater Angelus, der, mit einer Albe bekleidet, ein Kreuz von gewaltigem Umfange trug. Von Zeit zu Zeit sank er zu Boden, als der Bürde des Kreuzes erliegend, das jedoch nur aus Pappe zusammengefügt war; bei jedem Falle stöhnte er auf das Kläglichste, und von der Dornenkrone, die ihm auf die Perücke gesetzt war, schien das Angesicht entlang Blut zu träufeln. Ihm zur Seite gingen zwei andere jugendliche Capuciner, weiß gekleidet, in Frauentracht, der eine die Jungfrau Maria, der andere Maria von Magdala vorstellend; die Arme kreuzweise zur Brust erhoben, die Augen zum Himmel gerichtet, weinten die Beiden künstlich hervorgelockte Thränen, und bei jedem Falle des Bruders Angelus sanken sie taktgerecht zusammen. Ihnen schlossen sich vier Scharwächter an, den vordern in Haltung und Tracht gleich, und beschäftigt, unter grausenhaftem Lärm gegen den Bruder Angelus, den sie an Stricken hielten, die schrecklichsten Geißelhiebe zu führen. Hinter diesen entwickelte sich die unübersehbare Reihe der Büßer. Um 3 Uhr Nachmittags langte die Procession zu Chartres an, des Königs Befehl öffnete ihr die Thore, und unter eines unzählbaren Volkes Zusammenlauf richtete sie ihren Weg nach dem Dom. Eben, nach abgesungener Vesper, hielt die Klerisei Station. Um so zahlreicher war die Versammlung, zu welcher Heinrich mit seinem ganzen Hofstaate sich eingefunden hatte. Er soll einige Worte des Missfallens und des Bedauerns über den Pater Angelus gesprochen haben. Es setzte auch Scandal; in des Tages Hitze, Anstrengung und Gedränge triefte Pater Angelus von Schweiß, sodaß die Farbe, womit man ihm, wie mit Blutstropfen, das Angesicht bemalt hatte, herabfloß; dieses gewahrend und um nicht eines der wirksamsten Mittel der Rührung aufzugeben, führten die Brüder ihn nach einer Seitenkapelle, wo die Färbung aufgefrischt werden sollte, natürlich ohne Zeugen. Deren fanden sich aber, trotz alles Widerstandes, in dem Andrange des Volkes viele ein, und bei Vielen verwandelte sich die Rührung in Hohn. Auch Crillon verhöhnte seinen Vetter; als er ihn unter den Händen der Scharwächter erblickte. „Hauet zu," sprach er, „hauet auf den Feigen, der den Hof verließ und die Kutte überzog, um die Waffen nicht zu führen!" Diese Worte, von Angelus selbst vernommen, verletzten ihn aufs Äußerste. Niemals, so betheuerte er am folgenden Tage in der Audienz des Königs, niemals wäre ihm Schmerzlicheres auferlegt worden. „Wol habe er, von dem Tage seiner Profession an, den festen Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen und Beleidigungen und Hohn mit Gleichgültigkeit zu ertragen, aber so vollkommen sei er seiner nicht Meister, daß er bei jenen Worten sich der Aufregung, der Bitterkeit habe erwehren können. Er müsse bitten, daß Se. Majestät, ihm für so arge Beleidigung einige Genugthuung zu geben, von Crillon für die Zukunft Mäßigung in seinen Reden fodern wolle; er erbitte sich das nicht um seinetwillen, denn für seine Person gehöre er der Welt nicht mehr an, sondern er bitte im Namen eines Geschlechtes, welches, fern dem Gedanken, sich dem Gebrauche der Waffen in des Königs Dienst entziehen zu wollen, jederzeit, im Kriege wie im Frieden, alle seine Schuldigkeit gegen den Staat auf das Getreulichste erfüllt habe." Der König hörte ihn mit Theilnahme und Güte an, ging jedoch allmälig zu einem andern Tone über und schloß mit einem derben Verweise, „daß er in unbedachtsamer Andacht die ernsteste Angelegenheit zu einem theatralischen Gepränge herabwürdige und gewissermaßen als das Oberhaupt der Empörer figurire; denn daß deren gar viele in der Procession verborgen seien, müsse er, Angelus, am besten wissen." Abwechselnd hat demnach Angelus seines Ordens Klöster in Languedoc, Gascogne, Italien und Lothringen bewohnt. Der katholischen Liga hat er, den Oberbefehl in Languedoc übernehmend, nicht besser zu dienen gewußt, als in jener religiösen Farce. Matt und ungeschickt führte er seinen Krieg, daß allmälig auf die unmittelbare Umgebung von Toulouse, Carcassonne, Gaillac, Alby und Narbonne die Liga sich beschränken und von der Hand Montmorency's als eine Wohlthat einen Waffenstillstand annehmen mußte (am 1. Jan. 1593), und diesen sogar schwerlich erhalten hätte, ohne des überlegenen Gegners Wunsch, seine Hauptmacht, 5—6000 Mann versuchten Volkes, im Norden des Reichs verwenden zu können. Mit besserm Erfolge betrieb Angelus, oder wie er jetzt hieß, der Herzog von Joyeuse, durch seines Bruders, des Cardinals, Vermittelung, bei dem römischen Hofe seine Säcularisation. Durch Breve vom Juni 1594 wurde ihm erlaubt, seinem Orden zu entsagen, zwar nicht, wie er gewünscht hätte, um als Ritter, sondern als Priester den Malteserorden annehmen zu können, mit der Befugniß, für die Dauer des gegenwärtigen Krieges Kriegskleider zu tragen, den Degen zu führen, Kriegsleute zu befehligen und die ihm anvertraute Provinz zu regieren; durch ein zweites Breve vom 5. Mai 1595 wurde er ermächtigt, sein ganzes Leben lang und zu allen Zeiten in weltlicher Tracht bewaffnet zu erscheinen, auch Würden und Ehrenstellen jeglicher Art zu bekleiden; endlich

wurde ihm, am 18. Sept. 1596, vergönnt, frei über sein Eigenthum und Vermögen, welcher Art dasselbe sein möge, zu verfügen. Diese letzte Dispensation hatte der Herzog sich erbitten müssen, um die Früchte seiner Unterwerfung unter die Macht des Königs zu genießen. Zu solcher Unterwerfung ihn zu nöthigen, hatte vorzüglich von 1595 an das Parlament in Toulouse mehre Schritte versucht. Stark jedoch durch die Gunst und das Vertrauen des Volks, entschlossen, die von dem Papste dem Könige zu ertheilende Absolution abzuwarten, vereitelte der Herzog ohne Mühe diese Umtriebe. In seinen Hoffnungen getäuscht, verließ ein Theil der Parlamentsleute die Stadt, um sich in Castel-Sarrasin niederzulassen, dann mit dem in Béziers von Montmorency bestellten Parlamente sich zu vereinigen. Diese Vereinigung verlieh der königlichen Partei neue Stärke, es ergingen gegen Joyeuse und seine Ligisten scharfe Mandate, die Städte Rhodez und Cordes fielen von der Liga ab, andere, des Krieges nicht weniger satt, trieben die Besatzungen aus und erklärten sich für die Neutralität. Der Marschall von Matignon und der Herzog von Ventadour unternahmen sogar eine Belagerung der Stadt Toulouse, die jedoch gar bald aufgehoben werden mußte. Die gesammte Ritterschaft der Provinz, in ihrer Anhänglichkeit an das Haus Joyeuse beständig, scharte sich um den letzten Stammhalter des gepriesenen Namens. Joyeuse durfte wiederum einen Zug gegen Castel-Sarrasin wagen, den daselbst versammelten Schwarzröcken als ein Monitorium einige Kanonenkugeln zuzusenden; es äußerte sich aber während dieses Zuges in Narbonne und Carcassonne bedenkliche Gährung, und nicht nur fand sich der Herzog zu eiligem Rückzuge veranlaßt, sondern er schickte sich auch, im Einverständnisse mit seinem Bruder, an, den von den neutralen Städten empfangenen Rath, daß er um jeden Preis mit dem Könige ein Abkommen zu treffen habe, in Anwendung zu bringen. Doch übereilte er sich keineswegs mit den Unterhandlungen, und erst nachdem die Absolution gegeben und der Herzog von Mayenne ausgesöhnt war, wurde zu Toulouse, am 14. März 1596, das königliche Edict veröffentlicht, wodurch der Herzog von Joyeuse, „angesehen, daß alle seine Handlungen einzig die Folgen eines religiösen Eifers und von jeder selbstsüchtigen Absicht frei gewesen," in seines Königs volle Gunst aufgenommen, auch mit dem Marschallsstabe begnadigt wurde; außerdem wurde ihm für die Überlieferung der Stadt Toulouse und der übrigen Plätze eine baare Summe von 1,470,000 Livres zugesagt, eine Stipulation, die einigermaßen gerechtfertigt war durch seine Sorgfalt, der besagten Stadt alle ihre Gerechtsame und Freiheiten bestätigen und sogar erweitern zu lassen. Bei keinem seiner Collegen im Commando hat diese Sorgfalt Nachahmung gefunden. Den Heiligen-Geistorden, ein Geschenk Heinrich's III. vom 31. Dec. 1583, hatte der Herzog bereits wieder, in die Welt zurücktretend, angelegt. In alle früheren Beziehungen wieder eingeführt, sogar eines gewissen Vertrauens bei seinem Monarchen genießend, auch unter dessen Augen bis zu dem Frieden von Vervins dienend, empfand der Herzog gleichwol immer eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Frieden seines Klosters. Man erzählt, einstens nach einer durchschwärmten Nacht den Heimweg suchend und an dem Capucinerkloster der Straße St. Honoré vorübergehend, habe er in der Kirche der Engel Psalmodie zu vernehmen geglaubt. Darauf eines Tags dem König auf den Balcon folgend, habe er wegen des unten zahlreich versammelten Volkes Verwunderung geäußert, worauf der König erwiedert habe: „Ces gens me paroissent fort aises de voir ensemble un apostat et un rénégat." Dieser Witz, wie stark er nach der Wachtstube schmeckt, soll ihn vollends bestimmt haben, zum andern Male das Capucinerkleid anzulegen. Glaubwürdiger, als alles dieses, scheint uns Sublet's Bericht. Dessen Vater hatte als Intendant das Haus des Herzogs von Joyeuse zu regieren. Ein Gläubiger im vollen Sinne des Wortes, beunruhigte ihn gar sehr seines Herrn Säcularisation. Seine Meinung darüber auszusprechen, wagte er nicht, aber dem Gegenstande seiner Besorgniß wie zufällig die Augen zu öffnen, ersann er sich eine kleine List. Am späten Abend trat er, um von Geschäften zu handeln, in des Herzogs Gemach. Diesem fiel, in einer Pause, das zierlich und kostbar gebundene Buch, welches Sublet unter dem Arme trug, auf. „Was habt Ihr da?" — „Nichts für Euer Gnaden," entgegnete der Alte; jener aber wünschte das Buch zu durchblättern. „Das sollte Euch wol gereuen," warnte Sublet, doch am Ende lieferte er sein Büchlein aus. Nur empfiehlt er, dessen nähere Betrachtung für den andern Morgen aufzusparen. „Denn Ihr würdet, traun, einmal in das Buch eingeführt, kaum abzubrechen wissen, und somit die Nachtruhe verlieren." Der Herzog verspricht diesem wohlgemeinten Rathe zu folgen, aber kaum hat der Andere sich empfohlen, so beginnt das Lesen, das Verschlingen vielmehr, des mystischen Buches. Es war das Leben des Franziskus von Borgia, von Ribadeneira, in einer französischen Übersetzung. Zu einem Beichtspiegel verwandelt sich in des Herzogs Händen dieses Buch, jede Tugendübung, jedes fromme Werk, jede selbstverleugnende Handlung des Spaniers wirkt als Höllenstein auf den Franzosen. In unsäglicher Pein brachte er die Nacht hin; mit dem frühesten Morgen wurde Sublet gerufen, damit er zuerst Kunde empfange von einer Bekehrung, die sein Werk war. „Ich folge der Stimme Gottes und der Weisheit Eurer Rathschläge. Nur einer kurzen Frist bedarf es, damit ich mein Haus bestelle." Das wurde ihm um so leichter, da seine einzige Tochter, Henriette Katharina, geboren im Louvre am 8. Jan. 1585, seit dem 15. Mai 1597 an den Herzog von Montpensier verheirathet war. Am 8. März 1599 nahm Joyeuse nochmals das Bußkleid des heiligen Franziskus, und in kurzer Zeit erregte er als Prediger die allgemeinste Aufmerksamkeit; „l'on fut étonné de voir, qu'un homme nourri dans les délices de la cour, et sans connoissance des saintes lettres, fut devenu tout-à-coup, par l'ardeur de son zèle et la supériorité de son génie, qui suppléoient à son ignorance, un habile et très éloquent prédicateur." Mehr aber noch als durch seine Predigten erbaute er die klösterliche Gemeinde und die Außenwelt durch hohe

Tugenden, durch Ausdauer im Gebete, durch die strengsten Bußübungen. Bruder Angelus von Joyeuse gilt mit vollem Rechte als eine der Zierden seines Ordens. In dessen Angelegenheit vollbrachte er, Definitor capitali-generalis, barfüßig eine Römerfahrt; auf einer zweiten Fahrt zu dem Generalcapitel hatte er, in demselben armseligen Aufzuge, kaum die Alpen überstiegen, als ein heftiges Fieber ihn ergriff, und er zu Rivoli, unweit Turin, in seiner Ordensbrüder Armen starb, am 26. Sept. 1608 im 41. Jahre seines Alters. Der Leichnam wurde nach Paris zurückgebracht und in der Kirche des Capucinerklosters der Straße St. Honoré, unweit des Hochaltars, beigesetzt. Voltaire's Henriade, 4. Gesang, hat dem Herzoge zwei Zeilen gewidmet:

Vicieux, pénitent, courtisan, solitaire,
Il prit, quitta, reprit la cuirasse et la haire.

Der Ausdruck vicieux ist wol keiner einzigen der verschiedenen Lebensepochen dieser merkwürdigen Persönlichkeit angemessen, da er sich wol jugendliche Thorheiten, nicht aber Laster zu Schulden kommen ließ, auch hat er jene bereuet und gebüßet. Vergeblich haben wir auch einen Beweis für Sully's Verzeichniß von den Mignons Heinrich's III., worin der Graf von Bouchage figurirt, gesucht. Des Capuciners Leben beschreiben Jacob Brousse, 1621, in 8. und Johann von Callieres, dieser unter dem Titel: le Courtisan prédestiné, ou le duc de Joyeuse, capucin (Paris 1661.) und in mehren folgenden Auflagen.

Des Capuciners Bruder, der Cardinal Franz von Joyeuse, geb. am 24. Juni 1562, war demnach kaum 20 Jahre alt, als der Einfluß des ältesten Bruders ihm das Erzbisthum Narbonne verschaffte. Derselben Gunst verdankte Franz seine Aufnahme in das heilige Collegium, gleichzeitig mit Karl von Bourbon, 12. Dec. 1583. „Giojosa e Borbone," schreibt Maffei, „furono promossi a calde richieste di Arrigo, con espressa dichiarazione, che il secondo come Principe del sangue nel Consiglio regio precedesse al primo, benchè a lui superiore per gradi ecclesiastici; non intendendo però fuori di questo alterare punto gl'ordini, ed i riti soliti ad usarsi fra Cardinali." Es muß demnach, was de Thou, Bch. 78, von einem Rangstreite der Cardinäle von Joyeuse und Bourbon vorbringt, auf einem Misverstande beruhen. Mit dem Purpur bekleidet, übernahm Franz zugleich das Protectorat von Frankreich, um dessentwillen er längere Zeit in Rom zu residiren hatte. Als Secretair stand d'Ossat ihm zur Seite. Bei Gregor's XIII. Tode befand sich jedoch der Cardinal in Paris und ist von da am 19. April 1585 zum Conclave aufgebrochen. Mit des Königs gewaltsamem Ende war das Protectorat erloschen, Franz kehrte über die Alpen zurück, benutzte den Einfluß seiner Familie, um den erzbischöflichen Sitz von Toulouse gegen Narbonne einzutauschen, mußte sich aber dagegen mit Leib und Seele der Liga verschreiben. Gegen Heinrich IV. hatte er keine Pflichten; Heinrich III. war er bis zu dessen letztem Athemzuge ein getreuer Unterthan geblieben, hierin allen seinen Angehörigen, nicht vergeblich, ein Beispiel gebend. Sogar versuchte es der Cardinal in einem aus Rom an den König gerichteten Schreiben, die Ermordung der Guisen zu rechtfertigen (den Brief geben die Archives curieuses de l'histoire de France XII, 157.). Besorgt um den Ausgang des Kampfes, welchen Anton Scipio gegen Montmorency zu bestehen genöthigt war, unternahm er 1591 die dritte Reise nach Rom, theils um für den Krieg in Languedoc Hilfstruppen, theils für sich selbst die Legation von Avignon, den Angelegenheiten des Bundes im südlichen Frankreich zum Besten, zu suchen. Aber es starb Papst Gregor XIV.: der größte Verlust, welchen die Liga erleiden konnte. Joyeuse, der die nach Frankreich bestimmten Hilfscorps begleiten sollte, blieb in Rom, um zu der Wahl von Innocenz IX., dann zu der von Clemens VIII. zu wirken. In Frankreich kaum wieder heimisch geworden, empfing er von dem Herzoge von Mayenne den Auftrag zu einer bei dem römischen Hofe zu verrichtenden Sendung. Von Claudius von Beaufremont-Senecey begleitet, hatte der Cardinal am 28. Jan. und 9. Febr. 1594 bei dem heiligen Vater Audienz; doch nur zu Redensarten angewiesen, in welchen er Mayenne's bisheriges Verhalten beschönigte, konnte er auch nur Redensarten als Entgegnung empfangen. Aus jenem Geschwätze, aus dem Verkehr mit Mayenne überhaupt, läßt sich entnehmen, daß der Cardinal in seiner Feindschaft gegen Heinrich IV. wesentlich nachgelassen haben müsse; es folgte auch, in nicht allzu langer Frist, die vollständige Aussöhnung. Wie angenehm der Cardinal dem Hofe war, lehrt das Breve vom 24. Sept. 1599, wodurch er zu einem der Commissarien für die Ehescheidung des Königs bestellt wurde. Im Jahre 1604 gelangte er zu dem Besitze des Erzbisthums Rouen, und gegen des Jahres Ausgang wurde er mit dem Cardinal d'Escoubleau de Sourdis nach Rom entsendet, um bei dem bevorstehenden Ende von Clemens VIII. die Interessen der Krone wahrzunehmen. Joyeuse, an der Spitze der französischen Cardinäle, hielt im Conclave die Aldobrandini und Montalti im Gleichgewichte; mit Geschick zwischen diesen beiden Parteien sich bewegend, erzielte er die Wahl von Leo XI., einem durchaus französischen Papste. Doch sollte der Triumph nur 25 Tage währen, und wiederum trat ein Conclave zusammen, in welchem die Franzosen, Joyeuse an der Spitze, zuerst eine Annäherung zwischen Montalto und Aldobrandino vermittelten, dann von diesem für den Cardinal Borghese sich gewinnen ließen. Folge dieser Combination war die Wahl Paul's V. In der Eigenschaft seines Legaten wurde hierauf von dem Papste der Cardinal von Joyeuse, seit kurzem Dekan des heiligen Collegiums, nach Frankreich entsendet, um bei der Taufe des Dauphin, am 14. Sept. 1606, des Pathen, des Papstes Paul V., Stelle zu vertreten. Kaum war die Feierlichkeit begangen, so mußte der Cardinal noch in demselben Monate eine abermalige Reise über die Alpen antreten: ihm, als Plenipotentiarius, war von dem Könige die Vermittlung des Streites zwischen dem Papste und der Republik Venedig anbefohlen. Geflissentlich reisete er so langsam, daß er kaum mit des Jahres Ende die Lombardei erreichte; er wollte die streitenden Parteien durch Zögerung ermüden, damit er in

seiner Eigenschaft als Cardinal den Venetianern weniger unangenehm, und als des Königs von Frankreich Stellvertreter weniger verdächtig dem römischen Hofe, weniger gehässig den Spaniern erscheine. Um seiner Seits auch die vollkommenste Unparteilichkeit zu bethätigen, verweilte er in Ferrara, bis er von dem Papste sowol, als dem venetianischen Senat die bestimmte Weisung empfing, in Venedig die bereits von andern französischen Diplomaten eingeleitete Unterhandlung fortzusetzen. Über ihren weitern Gang mag der Artikel Paul V. nachgelesen werden. Der Punkt wegen der Jesuiten, gleichwie er die Hauptschwierigkeit des Geschäftes ausmachte, war für den Cardinal selbst ein Gegenstand lebhafter Bekümmerniß, wegen seiner besondern Hochachtung für den Orden. Jedenfalls hat er in der dornichten Angelegenheit mit Umsicht und Derterität sich zu benehmen gewußt, und es blieb ihm dafür Heinrich IV. dankbar verbunden, wenn auch der Kirchenfürst niemals für das unsinnige Project der Revolutionirung Teutschlands zu gewinnen war. Hierin der unwandelbare Gegner Sully's, wurde nichtsdestoweniger der Cardinal von dem zum Aufbruche für seinen Feldzug sich rüstenden König zu einem der Mitglieder des Regentschaftsrathes ernannt. Er hatte auch die Ehre, bei der Krönung der Königin Maria zu St. Denys, 13. Mai 1610, das Hochamt zu halten, der Königin die Salbung zu ertheilen und ihr die Krone aufzusetzen. Nicht minder hatte er, wenige Monate später, 17. Oct. 1610, zu Rheims den König Ludwig XIII. zu krönen, und in dem Conseil der Königin-Regentin eine Stelle einzunehmen. Er präsidirte dem Reichstage von 1614, und hätte nach seinem wenig vorgerückten Alter sich wol noch eine ganze Reihe von Jahren versprechen können, aber ein Durchfall, den er sich geholt, wurde ihm tödtlich, zu Avignon 27. Aug. 1615. Seine Ruhestätte fand er zu Pontoise in der Jesuitenkirche, zu deren Ausbau er in seinem Testament 18,000 Livres vermacht hatte. Er war nämlich Pfandherr zu Pontoise und zugleich Abt der dasigen Benedictinerabtei zu St. Martin. Auch das Seminarium de Joyeuse für 30 Alumnen zu Rouen, und das Collegium der Oratorianer zu Dieppe hat der Cardinal gestiftet, alles Anzeichen, wie in seinem Gemüth mit der Religiosität die Wissenschaft sich paarte. In dieser letzten Hinsicht ist besonders sein Schreiben an den König, vom 2. Oct. 1598, wichtig, weil darin von einer Verbindung des Mittelmeers mit dem Ocean gehandelt, mithin der erste Gedanke eines Kanals von Languedoc niedergelegt ist. Vgl. *Ant. Aubery*, **histoire du cardinal de Joyeuse, avec plusieurs mémoires, dépêches, ambassades, relations et autres pièces. (Paris 1654. Fol.)**

Die Erbin des Cardinals wurde die Tochter seines Bruders Heinrich, die früher schon genannte Henriette Katharina, welche nach ihres Gemahls, des Herzogs von Montpensier, Ableben, 27. Febr. 1608, eine zweite Ehe eingegangen war mit dem Herzoge Karl von Guise. Auch diesen hat die Erbin des Hauses Joyeuse noch um 16 Jahre überlebt, indem sie erst am 25. Febr. 1656 an den Folgen eines Stickkatarrhs verstorben ist. „C'étoit une dame d'honneur et de probité, qui étoit vénérable par son âge et par la dignité de sa personne.“ Sie hat 1616 das Hôtel de Bouchage, in der Straße St. Honoré, um 90,000 Livres, an die Oratorianer verkauft. Ihre längst verstorbene einzige Tochter erster Ehe, die Gemahlin des Herzogs Gaston von Orléans, hatte wiederum nur eine übermäßig reiche Tochter, sodaß demnach die Großmutter sich veranlaßt sah, in ihrem letzten Willen das ganze Erbe des Hauses Joyeuse den Kindern ihrer zweiten Ehe, namentlich dem dritten Sohne, Karl Ludwig, und nach dessen Ableben, 15. März 1637, dessen jüngerm Bruder, Ludwig, zuzuwenden. Gleichwie Karl Ludwig führte dieser den Titel eines Herzogs von Joyeuse, und es folgten ihm darin Sohn und Enkel, die jedoch, wie der Vater unter die Rubrik Guise gehören.

Des Vicomte Tanneguy von Joyeuse dritter Sohn, Ludwig von Joyeuse, genoß eines seltenen Vertrauens bei König Ludwig XI., der ihm, laut Ehevertrag vom 3. Febr. 1477 des eben verstorbenen Grafen von Vendôme, Johannes II. von Bourbon, älteste Tochter zur Frau gab, ihn die einträgliche Vormundschaft über die beiden minderjährigen Prinzen von Vendôme genießen ließ, und 1481 ihn mit der Herrschaft Marvejols in Languedoc (es ist dasselbe Marueges, dessen Zerstörung durch einen spätern Joyeuse wir berichtet haben), und mit la Roche-sur-Yon in Poitou beschenkte. In Urkunden erscheint daher Ludwig als Herr von Bothéon, in Forez, von Bansac, St. Geniez, Rochefort, la Roche-sur-Yon und Champigny, als Graf von Chartres, als Kämmerer der Könige Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII., als Lieutenant für die Gouvernements von Paris, Ile-de-France, Vermandois und Champagne, und als Gouverneur von Mouzon und Beaumont-en-Argonne. Im Jahre 1487 erkaufte Ludwig von Wolfart von Borsele die Grafschaft Grandpré, eine der alten Pairien von Champagne, freilich nur ein unvollkommener Ersatz für die vielen Güter des Hauses Bourbon, deren er, von Ludwig XI. begünstigt, sich bemächtigt hatte, die er aber unter der folgenden Regierung an die rechtmäßigen Eigenthümer hatte zurückgeben müssen. Er starb auf seinem Schlosse St. Lambert, in Rhetelois, den 4. März 1498, mit Hinterlassung mehrer Kinder. Der ältere Sohn, Robert von Joyeuse, Graf von Grandpré, hatte drei Söhne: von Anton, dem zweitgeborenen, stammt die Linie in Montgobert. Robert's ältester Sohn, Foucaut, der mit Anna von Anglure Ampilly-sur-Seine, in Burgund, verheirathet, gewann eine zahlreiche Nachkommenschaft, in welcher jedoch nur Johann, Robert, Claudius und Anton, dieser der Stammvater der Linie in St. Lambert, von einer gewissen Bedeutung waren. Johann von Joyeuse, der älteste Sohn, fiel bei Montcontour, 1569. Robert, Graf von Grandpré, Mestre-de-camp der Regimenter Poitou und Champagne auch Gouverneur der Feste la Garnache, nachdem dieselbe am 14. Januar 1589 den Hugenotten entrissen worden, wurde jedoch durch die Nothwendigkeit, seine Grafschaft zu vertheidigen, bald nach der Champagne zurückgefodert. Es gelang ihm, der ligistischen Besatzung von Vitry-le-François, welche die Belagerung von Vitry-le-brulé

vorzunehmen sich unterstanden, eine bedeutende Niederlage beizubringen. Um diese zu rächen, raffte der Hauptmann der Ligisten, St. Paul, alle seine Kräfte zusammen, die beiden Anführer trafen sich, 8. Oct. 1589, in der weiten Ebene zwischen Vitry und St. Amand, und von 1 Uhr Nachmittags bis zur Nacht wurde mit der äußersten Hartnäckigkeit gestritten, ohne daß die eine oder die andere Partei sich des Sieges hätte rühmen können, nur daß alle Anführer der Königlichen entweder schwer verwundet wurden oder in Gefangenschaft geriethen. Der Graf von Grandpré, aus 18 Wunden blutend, wurde vom Schlachtfelde getragen und nach Chalons gebracht, wo er in den nächsten Tagen den Geist aufgab. Sein Bruder, Torteron, befand sich unter den Gefangenen. Die vorher unentschiedenen Resultate des Tages waren demnach entschieden zu Gunsten der Ligisten. Da Robert unverheirathet war, folgte ihm in dem Besitze der Grafschaft Grandpré sein Bruder Claudius, der bis dahin nicht ohne Ruhm gegen die Ligisten gestritten hatte. Namentlich befand er sich im Januar 1589 an der Spitze eines kleinen Heeres, das in der Stellung von St. Jevin, in der Grafschaft Grandpré, die von St. Paul befehligten Scharen in Schach halten sollte, jedoch zu höhern Anstrengungen sich aufschwingend, bei St. George einen Sieg von Bedeutung errang, durch welchen des Königs Angelegenheiten in der Champagne nicht wenig gebessert worden sind. Den Oberbefehl an dem Schlachttage hatte jedoch Torteron, wie damals Claudius mit seinem Gutsnamen hieß, an African von Anglure-Amblise, als den ältern Officier überlassen. Der Gefangenschaft entledigt, wollte der neue Graf von Grandpré in einem Handstreiche gegen die Stadt Troyes seine Rache nehmen. Unter dem Vorgeben, die Weinlese in dem Gebirge von Rheims (vgl. d. Art. Epernay) zu stören, vereinigte er am 17. Sept. 1590 bei den Mühlen von Fouchy eine bedeutende Truppenmacht. Von da entsendete er eine Anzahl Soldaten, die als Winzer gekleidet und den Legel auf dem Rücken, ein fröhliches Lied trällernd, die Stadtgräben entlang schlenderten, und dabei in aller Bequemlichkeit sich die Haltung der Wachen ansahen. Auf den Bericht dieser Späher ließ Grandpré, der sich ganz in der Nähe in Hinterhalt gelegt hatte, an einer einsamen Stelle, wo der trockene Graben nur durch Pallisaden begrenzt war, die Leitern anlegen. In größter Geschwindigkeit setzte ein Hundert Geharnischter über den Graben, und mit gleichem Erfolge erbrachen diese das Thor von St. Jacques, daß ohne Schwierigkeit ein Theil der Truppen ihnen folgen, den Platz de St. Pierre erreichen und auf dem Dom die weiße Fahne aufpflanzen konnte. Das Geschrei „vive le roi!“ verkündigte zuerst dem Prinzen von Joinville die Gegenwart der Feinde; er flüchtete aus dem der Place St. Pierre anstoßenden Bischofshofe nach der nächsten Kirche, wo er in der Sacristei sich verbarg, während die Bürger, die geringe Anzahl der Feinde gewahrend, sich ermannten und von Haus zu Haus die hartnäckigste Vertheidigung entgegensetzten. Grandpré's Volk ermüdete in der fortwährenden Anstrengung, und verlor allen Muth, als ein Gerücht verkündigte, es sei den Bürgern gelungen, die Thore zu sperren. Viele der Royalisten suchten in dem Bischofshofe oder in dem Dome Zuflucht, andern gelang es, durch die noch nicht völlig gesperrte Porte St. Jacques zu entkommen. Sie wurden bis nach St. Maure verfolgt; in der Stadt ließen sie über 200 Mann der Ihren auf dem Platze. Nicht nur war das Unternehmen gänzlich verfehlt, die Bürgerschaft rächte sich auch wegen des ausgestandenen Schreckens an mehren Familien in der Stadt, die man des Einverständnisses mit Grandpré beschuldigte. Claudius mußte seinen einzigen Sohn, Peter, der an der Belagerung von Montauban, 1621, umkam, überleben; seine Erbschaft gelangte daher an Peter's Schwester, Margaretha von Joyeuse, Gräfin von Grandpré, welche in erster Ehe (1612) den Johann Pankraz von Mylendonk, auf Pesch und Bruyères, und in anderer Ehe ihren Vetter, Anton Franz von Joyeuse, heirathete. Anton, der Stammvater der Linie in St. Lambert, Gouverneur zu Mezières, starb den 26. Oct. 1611; von dessen jüngerm Sohne, Anton Franz, stammt jene Linie, welche später zu dem Besitze der Grafschaft Grandpré gelangte. Anton's älterer Sohn, Robert von Joyeuse auf St. Lambert, Lieutenant de Roi für das Gouvernement von Champagne, vermählte sich den 2. Juli 1619 mit Anna von Cauchon, Karl's, des Barons auf Tour und Maupas Tochter. „C'étoit une fort bonne femme, dont devint amoureux M. de Rheims, aujourd'hui M. de Guise. (Heinrich von Lothringen, gest. 2. Juni 1664.) Le mari, quoique accommodé, se fit l'intendant du galant de sa femme. Ce Joyeuse étoit si lâche que de prendre pension du marquis de Mouy, de la maison de Lorraine, qui étoit aussi un des galants de sa femme. Fabri a dépensé cent mille écus auprès d'elle. Elle ne profitoit point de tout cela, et dépensoit tout. C'étoit une fort bonne femme à la vérité, un peu inclinée à la luxure. Son propre père un jour lui dit, en présence de l'évêque de Mende, frère de mde. de Joyeuse: oui, ma fille, votre mari est si impertinent, que c'est offenser Dieu que de ne le pas faire cocu. Elle rioit comme une folle, et le Père en Dieu en sourioit. Elle n'étoit plus ni jeune, ni belle, mais elle avoit bien de l'esprit et jouoit bien de la harpe. Joyeuse étoit un original. Il avoit je ne sais, quelle fille avec laquelle il couchoit, mais il juroit qu'il ne lui faisoit rien et qu'en cela il n'offensoit point Dieu.“ Nach Anna's Absterben heirathete Joyeuse Nicoletta von Villiers, und hinterließ von derselben den einzigen Sohn, Julius Karl, Baron von St. Lambert, aus der ersten Ehe aber drei Töchter, deren älteste Henriette Charlotte von Joyeuse, Gemahlin von Adrian Peter Tiercelin, Marquis von Brosse, ihrer langen Liebschaft mit Maucroix, dem Dichter, eine gewisse Celebrität verdankt. Sie hatte der Anbeter aber noch mehr; wegen eines, des Marquis von Vandy, singt in eifersüchtiger Empfindlichkeit der Dichter:

C'en est fait, il me faut mourir,
Rien que le désespoir ne me peut secourir.

Mais puisqu'à vos hontes je ne dois plus prétendre,
Accordez du moins à ma foy
Le souhait du grand Alexandre:
Que jamais conquerant n'aille si loin que moi!

Der Marquise von Brosse Halbbruder, Julius Karl von Joyeuse, Baron von St. Lambert, Herr von Ville-sur-Tourbe, Vicomte von Warmeroille, wurde Vater von drei Söhnen, deren jüngster, Johann Gideon Andreas, Herr von Joyeuse de Chouvoy, durch eines Vetters Schenkung Graf von Grandpré geworden ist, auch bei dem Bailliage de Rheims das Amt eines Lieutenant-général bekleidete. Dessen Sohn, Johann Armand, Marquis von Joyeuse und Ville-sur-Tourbe, Graf von Grandpré, Brigadier der Infanterie, starb auf dem Schlosse zu Grandpré am 12. Dec. 1774; im Juli desselben Jahres war erst sein Vater gestorben. Johann Armand hatte sich am 13. März 1754 mit Anna Magdalena Delpech de Cailli verheirathet und war am 24. April 1718 geboren. Sein Bruder, Thomas von Joyeuse, Malteserritter, besaß seit 1742 die Abtei St. Symphorien, innerhalb Metz. Anton Franz, der Stifter der zweiten Linie in Grandpré, geb. 1602, war mit den Abteien Thenailles und Belleval angefunden, verzichtete jedoch auf sie, um sich mit seiner Muhme, Margaretha von Joyeuse, der Erbin der Grafschaft Grandpré, zu verehelichen und es im Kriegsdienste allmälig bis zu den Stellen eines Mestre-de-camp von der Infanterie und eines Gouverneur von Mouzon und Beaumont-en-Argonne zu bringen. Von seinen drei Söhnen war der jüngste, Johann Armand, Baron von St. Jean-sur-Tourbe, 1631 geboren, und führte in dem Alter von 17 Jahren eine Reitercompagnie. Das Jahr darauf, 1649, diente Johann Armand unter dem Grafen von Harcourt in den Niederlanden, sowie er als Mestre-de-camp von der Cavalerie dem Feldzuge von 1650, unter des Marschalls von Plessis Befehlen, insonderheit dem Entsatze von Guise und der Schlacht von Rethel, sowie 1653 der Belagerung von Rethel, 1654 jener von Stenay, 1655 jener von Landrecies, Condé, St. Ghislain beiwohnte. In der Armee des Marschalls von la Fère commandirte er 1657 und 1658 in der Eigenschaft eines Brigadiers. Er diente nicht minder bei der Einnahme der Franche-comté, 1668, in dem holländischen Feldzuge 1672, dann noch in demselben Jahre, zum Maréchal-de-camp befordert, in Rousillon. Dem von dem Herzoge von Celle bedrängten Zweibrücken führte er 1676 ein Hilfscorps zu, wofür er 1677 den Grad eines Generallieutenants empfing. Während der Abwesenheit des Marschalls von Crequy führte er die Belagerung von Luxemburg; 1684 und 1685 wurde ihm das Gouvernement zu Nancy, Stadt und Citadelle, verliehen. Dem Dauphin folgte er 1688 in den Feldzug nach der Pfalz, und bei der Belagerung von Mons, 1691, wirkte er als ältester Generallieutenant. In demselben Jahre empfing er den heiligen Geistorden, zu dessen Ritter er bereits 1688 ernannt worden war. Während der Belagerung von Namur, 1692, befehligte er ein unabhängiges Corps, mit dem er die Mosel und den Niederrhein bewachte. Im März 1693 erhielt er den Marschallsstab, sowie im April das Ludwigskreuz. Bei Neerwinden befehligte er den linken Flügel oder die Hauptattaque, und trug eine schwere Schußwunde davon. Der ryswyker Friede verschaffte ihm endlich die durch 50 Kriegsjahre verdiente Ruhe; denn das ihm damals verliehene Gouvernement von Metz, Toul und Verdun war nur ein Ehrenposten. Der Marschall starb zu Paris am 1. Juli 1710, ohne aus seiner Ehe mit Margaretha von Joyeuse-Verpel Kinder zu haben. Sein älterer Bruder, Karl Franz von Joyeuse, Graf von Grandpré, Gouverneur von Mouzon und Beaumont-en-Argonne, Mestre-de-camp von der Cavalerie und Generallieutenant, war den 8. März 1680 gestorben. Er ist jener Graf von Grandpré, der am 25. Febr. 1654 Virton, im Luxemburgschen, mit Sturm nahm, und den 1655 Turenne, in der Ebene von Lens gelagert, aussendete, um einen von Arras kommenden Convoi zu escortiren. Aber der Graf, statt seine Leute zu führen, verweilte sich bei einer Dame in Arras, die seine Geliebte war, nicht zweifelnd, daß er den Convoi noch vor dem Eintreffen im Lager ereilen könne. Aber es fanden die Spanier sich zum Angriffe ein, und gegen sie den Convoi zu vertheidigen, mußte ein Major sich anstrengen. Viel Gerede setzte es über den lässigen Commandanten der Escorte, und es stand dessen ganze Existenz auf dem Spiele, hätte nicht, ihn zu rechtfertigen, Turenne eine Unwahrheit sich erlaubt; „der Graf wird mir gram sein," sprach er, „er hätte Gelegenheit gefunden, seine Tapferkeit zu bewähren, statt dessen hielt ich ihn durch ein geheimes Geschäft an Arras gefesselt." Unter vier Augen empfing der Graf jedoch eine scharfe Zurechtweisung. Nichtsdestoweniger ist er sein Leben lang ein wunderlicher Geselle und ein arger Liebesjäger geblieben. Seiner Bewerbungen um die Marquise de Brosse gedenkend, fügt Tallemant hinzu: „il avoit épousé, n'ayant pu avoir la marquise, une madame Couci, belle personne, qu'il avoit fait à sa mode; elle chassoit avec lui et même elle alloit presque en parti; elle étoit demi-guerrière. Il est de grand' vie: cependant Givry, son lieutenant de roi à Mouzon, méchant arbalétrier, le faisoit cocu. On croit même qu'il le savoit; cela n'empêchoit pas que le galant ne fût son meilleur ami." Des Grafen Sohn, Julius von Joyeuse, Gouverneur von Stenay, Oberst von der Infanterie und Lieutenant de roi für die Champagne, 1698, überließ, da seine Ehe mit Wilhelmine Angelica des Réaux kinderlos war, seine Grafschaft einem Vetter, dem bereits erwähnten Johann Gideon Andreas, aus der Linie von St. Lambert. Anton von Joyeuse, Robert's, des zweiten Grafen von Grandpré jüngerer Sohn, auch Montgobert und Verpel besaß. Von seinen fünf Söhnen wurde Renat, Baron von Verpel, in dem Treffen bei St. George, 1589, auf das Tapferste in den Reihen der Königlichen fechtend, getödtet; er zählte nur 21 Jahre. Ein anderer, Karl von Joyeuse, Herr auf Espaur, erscheint 1606 als Grand-Louvetier von Frankreich, ist auch in diesem Amte nach 1612 gestorben. Ein dritter, Robert, Baron von Verpel und Montgobert, hatte vier Söhne, von denen der älteste,

Michael, von Robert und von Margaretha der Vater geworden ist. Robert, Baron von Verpel, fand den Tod bei dem Entsatze von Valenciennes, 1656 durch Don Juan bewerkstelligt; er befehligte des Grafen von Grandpré Regiment. Seine Schwester, Margaretha, die Erbin von Verpel, haben wir als des Marschalls von Joyeuse Gemahlin schon erwähnt. Sie ist den 22. Juni 1694 kinderlos gestorben. Von dem Grafen von Joyeuse, welcher am 20. Juni 1775 zu Wien als kaiserlicher Kammerherr eingeführt worden war, wissen wir keine Rechenschaft zu geben. Das Herzogthum Joyeuse erlosch mit dem Tode von Franz Joseph von Lothringen, dem letzten Herzoge von Guise, gest. am 16. März 1675; die Güter aber, oder die Vicomté, wurden von Ludwig von Melun, dem Prinzen von Epinoy (vgl. d. Art. Epinoy) erkauft, zu dessen Gunsten durch königliche Briefe vom Oct. 1714 ein neues Herzogthum Joyeuse gebildet wurde. Dieser starb den 31. Juli 1724, und Joyeuse gelangte, vermittels einer frühern Substitution, an den Prinzen zu Lixheim, Jacob Heinrich von Lothringen, und demnach an das Haus Rohan-Soubise.

(*v. Stramberg.*)

Joyeuse, 1) Anna, Admiral, s. S. 302.

2) Anton Scipio, Herzog, s. S. 308.

3) François, Cardinal, s. S. 312.

4) Guillaume, Marschall, s. S. 299.

5) Henri, Herzog, s. S. 309.]

Joyeuse entrée, s. unt. Brabant.

JOYNAGUR (auf Berghaus' Karte von Hinterindien Jegnagur), eine Stadt in der Provinz Cassai auf der Straße von Silhet nach Munipur, im Birmanenreiche in Hinterindien; etwa 24° 50′ nördl. Br. und 91° 50′ östl. L. v. Gr. (*Theod. Benfey.*)

JOZADAK (יוֹצָדָק) oder JEHOZADAK (יְהוֹצָדָק), aus dem jüdischen Stamme Levi, Zeitgenosse der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar (1 Chron. 5, 40. 41. [7, 14. 15.]). Sein Sohn Josua (Jeschu) kehrte unter Serubabel wieder in das Vaterland zurück und half den Tempel zu Jerusalem von Neuem aufbauen. (Hagg. 1, 1. 12. Esr. 3, 2. 8. 5, 2.) (*A. G. Hoffmann.*)

Jozzolo, s. Elfenbeinschwamm.

IPAKOWKA, Kirchdorf im europäischen Rußland, Statthalterschaft Tambow, Kreis Kirsanow. (*R.*)

IPAPUISAS, kleine südamerikanische Völkerschaft im Freistaate Colombia an beiden Seiten des obern Pastazaflusses ansässig, hat auch den Namen Coronadas. (*R.*)

IPAS, ein kleiner südamerikanischer Volksstamm, bildet mit vielen andern den größern Stamm der Vilelas in der argentinischen Republik und ist mit drei andern verwandten Stämmen in einigen Missionen am Flusse Salado zwischen 23 und 25° südl. Br. in festen Wohnplätzen seßhaft. (*R.*)

IPASTURGI, mit dem Beinamen Triumphale. So wird ein unbedeutender Ort in der Hispania Baetica von Plinius (III, 1) genannt, wobei noch ungewiß bleibt, ob der Name nicht vielmehr Isturgi lauten muß. Vergl. darüber Ukert in der Iberia, p. 381. Derselbe würde in die Nähe von Iliturgi zu setzen sein.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

IPAVA, ein See auf dem Parimegebirge in der Mitte von Guayana in Südamerika, da, wo dasselbe den Namen Ibromoqueso oder Ibirinoco führt, liegt unter 5° nördl. Br. 87° westl. L. von Ferro und ist deshalb merkwürdig, weil nach neuern, zuverlässigen Bestimmungen der Orinocostrom dort seinen Anfang nimmt. (*R.*)

IPDEZETA, Fluß im asiatischen Rußland, Statthalterschaft Tobolsk, fällt von der linken (Ost-) Seite her in den obischen Meerbusen oder die Mündung des Ob. (*R.*)

IPECACUANHA. Mit diesem Namen werden in Brasilien mehre brechenerregende Wurzeln bezeichnet. Die am sichersten wirkende dieser Wurzeln, welche auch in Europa ein sehr geschätztes Heilmittel geworden ist, die braune oder echte Brechwurzel (Radix Ipecacuanhae fuscae *Offic.*, in Brasilien: Ipecacuanha oder Poaya do mato, Waldipecacuanha), kommt, wie zuerst Brotero mit Sicherheit nachgewiesen hat, von Cephaëlis Ipecacuanha *Willdenow* (Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1804. S. 73. *Turpin*, Dictionn. des sc. méd. Tom. 26. t. 1. K. Sprengel, Berl. Jahrb. f. d. Ph. 1821. Th. 1. *Martius*, mat. med. bras. I. p. 4. t. 1. *Aug. de St. Hilaire*, pl. us. du Brés. T. 6. Callicocca Ipecacuanha *Brotero* Transact. of the Linn. soc. 6. p. 137. t. 2. Ipecacuanha *Piso* brasil. p. 231), einer in den Urwäldern Brasiliens einheimischen Pflanze aus der Gruppe der Coffeaceen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Ihre einfache oder wenig ästige, blaßbraune Wurzel hat eine fast senkrechte oder schiefe Richtung; sie ist etwa einen halben Fuß lang, höchstens von der Stärke einer Schreibfeder, aber mit zahlreichen, dicht beisammenstehenden Anschwellungen versehen, welche aussehen, als ob sie auf den dünnern Theil der Wurzel aufgereiht wären, wodurch die letztere ein halsbandartiges Ansehen gewinnt. Der staudenartige, gegen zwei Fuß hohe Stengel ist meist einfach, niederliegend oder aufsteigend, an seinem untern Ende knotig und wurzelnd, oberhalb weichbehaart. Die Blätter stehen zu vier oder sechs am Ende des Stengels und sind gestielt, verkehrt-eiförmig-ablang, zugespitzt, an der Basis verschmälert, ganzrandig, drei bis vier Zoll lang, einen oder zwei Zoll breit, mit kurzen anliegenden Haaren besetzt. Die Afterblättchen klein, aufrecht, anliegend, häutig, in vier oder sechs borstenförmige Abschnitte gespalten. Die Blüthenstiele einzeln in den Blattachseln stehend, weichbehaart, zuerst aufrecht, dann überhangend. Die Blüthen sind knopfförmig zusammengehäuft, mit einer einblätterigen, vier- bis sechsspaltigen, gewimperten Hülle und jedes Blümchen mit einem kleinen Stützblatte versehen. Der kleine Kelch ist verkehrt-eiförmig, weichhaarig, stumpf-fünfzähnig; die trichterförmige weiße Corolle außen und im Rachen schwachbehaart. Der Fruchtknoten mit einer fleischigen Scheibe bedeckt; die zwei Narben linienförmig, stumpf. Die Frucht ist eine eiförmige, stumpfe, mit dem Kelche gekrönte, zweikernige, im reifen Zustande

schwärzlich violette Steinfrucht. Die in den Handel kommende Wurzel wird meistens durch die Brasilianerstämme der Goroados und Puris vom Januar bis März in den Wäldern am Cabo frio, der Serra do Mar, der Flüsse das Contas und Peruaguacu und im Bezirke das Alagoas gesammelt. Sie ist rostfarben oder schwärzlich-braun, je nachdem sie jünger oder älter ist, und zeigt im Innern die dichte, ziemlich dicke, hornartige, braune Rindensubstanz und den gelblich-weißen, holzigen Kern. Ihr Geruch ist schwach, aber unangenehm, ihr Geschmack widerlich, bitter und kratzend. Sie enthält außer dem wirksamen Bestandtheile, den Pelletier (Journ. de Pharm. 1817. No. 1.) Emetin (s. d. Art.) genannt hat (in der dunklern Wurzel 16 Procent, in der hellern 14), Holzfaser (20—60 Procent), Stärkmehl (20—40 Procent), Gummi (5—10 Procent), Wachs (6 Procent) und fettes Oel (2 Procent). Die brasilische Brechwurzel wurde in Europa zuerst durch Markgraf und Piso, die Begleiter des Grafen Moritz von Nassau, im J. 1648 bekannt; die Kaufleute Legros und Grenier führten sie 1672 und 1686 in Frankreich, Fr. Decker 1694 in Holland, und Leibnitz und Wedel 1705 in Teutschland ein. Sie ist vermöge ihres eigenthümlichen Alkaloids, des Emetins, eins der sichersten Brechmittel. In stärkeren Gaben (20—30 Gran), wozu man sich jetzt fast ausschließlich des Pulvers bedient, bewirkt sie regelmäßig Erbrechen, indem sie besonders die Unterleibsnerven afficirt. Geringere Gaben (wiederholt zu $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{2}$ Gran) wirken schwächer reizend auf das Nervensystem der Lunge und des Magens, erregen Ekel, jedoch in geringem Grade, und gelten, besonders mit einem Zusatze von Opium und schwefelsaurem Kali (Pulvis Ipecacuanhae compositus, s. opiatus, s. Pulv. Doweri), für eins der vorzüglichsten krampfstillenden Mittel. Gegen die Ruhr wurde die Ipecacuanha früher und zwar Anfangs als kostbares Arcanum, dann auf Ludwig's XIV. Befehl durch den ältern Helvetius im Hôtel-Dieu geprüft, als Specificum gepriesen und daher auch vorzugsweise Ruhrwurzel genannt. Jedoch entspricht sie diesem Rufe weniger bei den rein gastrischen, als bei den rheumatisch-krampfhaften, mit Schmerz und Stuhlzwang auftretenden Dysenterien. Endlich ist nach Fothergill und Schlegel die Ipecacuanha das beste Mittel bei Opiumvergiftungen. Dagegen haben Pelletier und Magendie bei Vergiftungen durch zu starke Gaben der Brechwurzel, oder vielmehr durch Emetin den dieses sicher fällenden Gärbestoff empfohlen.

Die schwarze oder gestreifte, spanische oder peruvianische Brechwurzel (Radix Ipecacuanhae nigrae s. striatae) kommt von einem Staudengewächs derselben Familie und Gruppe, Psychotria emetica *Mutis* (*L. fil.*, suppl. p. 144. *Humboldt* et *Bonpland*, pl. équin. II. t. 126. K. Sprengel a. a. O. Th. II. Ronabea emetica *A. Richard*, Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Par. V. p. 270), welches am Magdalenenstrome in Neugranada einheimisch ist. Die Wurzel, in ihrem Vaterlande Raizilla genannt, ist zu verschiedenen Zeiten anstatt der echten Ipecacuanha in den Handel gebracht worden, kommt jetzt aber selten vor. Sie ist etwas stärker als jene, ästig, senkrecht in den Boden dringend, durch entfernt von einander stehende, selten ringsumlaufende Einschnürungen gegliedert, der Länge nach gestreift, ziemlich hart, außen schwarz, innen röthlich-grau; der Geschmack ist schwächer als bei der echten Ipecacuanha; auch enthält sie nach Pelletier nur 9 Procent Emetin, dagegen viel Stärkmehl.

Eine dritte Sorte, die mehlige weiße Ipecacuanha (Radix Ipecacuanhae amylaceae, s. farinosae, s. undulatae albae) findet sich zuweilen unter der echten. Sie kommt von mehren brasilischen Arten der Gattungen Richardsonia (R. scabra *Aug. de St. Hil.*, pl. us. du Brés. n. 8. t. 8. *Martius*, mat. med. bras. p. 10. t. 10. und R. rosea *Aug. de St. Hil.* l. c. t. 7) und Borreria (B. ferruginea *Candolle*, Spermacoce *Aug. de St. Hil.* l. c. t. 13. und B. Poaya *Cand.* Prodr. IV. p. 549, Spermacoce *Aug. de St. Hil.* l. c. t. 12), welche beide Gattungen zwar ebenfalls zu der natürlichen Familie der Rubiaceen, aber zu der Gruppe der Spermacoceen gehören. Diese Brechwurzel (in Brasilien Ipecacuanha oder Poaya branca do campo), welche auch in Neugranada und Peru vorkommt, ist sehr ästig, wie die schwarze unregelmäßig und in weiten Abständen gegliedert, außen durch das Trocknen schwarzbraun, innen mit ganz weißer, mehliger Rindensubstanz und gelblichem Holzkern. Sie hat einen faden, etwas kratzenden Geschmack und enthält nach Pelletier nebst sehr vielem Stärkmehl nur 6 Procent Emetin.

Die vierte Art, die eigentliche weiße Ipecacuanha, kommt wol kaum noch im Handel vor. Sie stammt von einigen Violeen, namentlich von Jonidium brevicaule *Martius*, Jon. Ipecacuanha und Jon. Poaya *Aug. de St. Hil.* (s. d. Art. Jonidium), und unterscheidet sich von der vorigen durch die blasse, gelblich-graue Farbe der Außenseite und dadurch, daß die Rindensubstanz nicht mehlig ist. Sie schmeckt unangenehm kratzend und enthält nur 5 Procent Emetin (Violin) mit Gummi und stickstoffhaltigem Extractivstoffe. Auch diese Art wird in Brasilien Poaya do campo oder da praio genannt.

Die fünfte Art, die weiße, faserige oder Bastard-Ipecacuanha von Isle de France, ist die Wurzel einer zeilonesischen Asklepiadee, Asclepias asthmatica *L.* (Cynanchum Ipecacuanha *Willdenow*, Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1795. S. 121. Th. 2.) Sie enthält nach Pelletier 57 Procent Holzfaser, 35 Gummi und nur 5 Emetin.

Außerdem benutzt man noch folgende brechenerregende Wurzeln in ihrem Vaterlande unter dem Namen Ipecacuanha: in Brasilien die Wurzel einer Polygalee (Polygala Poaya *Martius*), in Caracas die Wurzel einer Asklepiadee (Sarcostemma glaucum *Kunth*) und in Nordamerika die Wurzel einer Euphorbiacee (Euphorbia Ipecacuanha *L.*) (*A. Sprengel.*)

Iperle, s. Ypern.

Ipern, s. Ulmus.

IPE-TABACCO und IPE-UNA sind zwei baumartige Bignonieen, welche in Brasilien ihres harten und dauerhaften Holzes wegen sehr geschätzt werden. (Prinz Max. v. Neuw. Reise. S. 68.) (*A. Sprengel.*)

Ipe-Una, ſ. Ipe-Tabacco.

Ipfgow, Ipfigavina, fränkiſcher Gau, ſ. Iffingow.

IPHIANASSA (*Ἰφιάνασσα*). 1) nach Einigen Gemahlin des Endymion, deſſen Sohn Ätolus (*Apoll.* I, 7, 6).

2) Eine der Prötiden (ſ. d.), die durch Melampus vom Wahnſinn geheilt wurden; Melampus heirathete ſpäter (nach *Apoll.* II, 2, 2) die Iphianaſſa.

3) Bei Homer (Il. IX, 145) nennt Agamemnon unter ſeinen drei Töchtern eine Iphianaſſa. Aus den Lucreziſchen Verſen (I, 85 fg.): Aulide quo pacto Triviaï virginis aram *Iphianassaeo* turparunt sanguine ... ductores Danaum ... ließe ſich ſchließen, daß die Homeriſche Iphianaſſa die ſpätere Iphigenia wäre. Die *Κύπρια ἔπη* und mit ihnen Sophokles (El. 157) erwähnen aber außer der Iphigenia noch eine Iphianaſſa als Tochter des Agamemnon, im Ganzen vier: Elektra, Chryſoſthemis, Iphigenia und Iphianaſſa (ſ. Schol. *Sophocl.* l. c. u. z. *Eurip.* Or. 23). Nach dieſen Letztern ſoll auch Elektra früher Iphianaſſa geheißen haben. Iphianaſſa ſcheint als Eigenname neben der ſpeciellern noch eine allgemeine Namenbezeichnung geworden zu ſein.

4) Eine der Nereiden (*Lucian* Dial. Marin. XIV.), wo ſie gleichſam als Wortführerin derſelben auftritt.
(*B. Matthiae.*)

IPHIANEIRA (*Ἰφιάνειρα*). Diodor. Siculus (IV, 58) erwähnt deren zwei. Melampus hatte vom Könige der Argiver, Anaragoras, dem Sohne des Megapenthes, zwei Theile ſeines Königreichs erhalten, über die derſelbe mit ſeinem Bruder Bias gemeinſchaftlich herrſchte. Melampus heirathete die Iphianeira, Tochter des Megapenthes, und zeugte mit dieſer vier Kinder: Antiphates, Manto, Bias und Pronoe; Antiphates mit der Zeurippe, der Tochter des Hippokoon, den Oikles und Amphalkes; Oikles mit der Hypermneſtra, der Tochter des Thespios, die Iphianeira, Polyboia und den Amphiaraos. (*B. Matthiae.*)

IPHICIANUS, wol auch Ephicianus und Ficianus genannt, ein griechiſcher Arzt, mit Galenus zugleich Schüler des Quintus, wird nur von Galenus in ſeiner Schrift De compositione medicamentorum *κατὰ γένη* VII, erwähnt. (*R.*)

IPHIDAMAS (*Ἰφιδάμας*). 1) Sohn des Buſiris, mit dieſem zugleich vom Herakles getödtet — beim Altar des Zeus in Memphis, wo Herakles geopfert werden ſollte. (Schol. *Apollon.* IV, 1396. *Apollod.* II, 5, 11, wo die Handſchriften aber *Ἀμφιδάμαντα* haben.)

2) Sohn des Antenor und der Theano, der Tochter des thraziſchen Heerführers Kiſſes (*Κισσῆς*), von dieſem Letztern in Thrazien erzogen (bei *Hom.* Il. XI, 221 sq. vgl. VI, 299). Er kam mit 12 Schiffen Troja zu Hilfe, wo er vom Agamemnon getödtet wurde (Homer a. a. O. erzählt das Zuſammentreffen deſſelben mit Agamemnon ausführlicher). Sein älterer Bruder Koon (*Κόων*), der ihn rächen wollte, hatte daſſelbe Schickſal. Auf den Tod des Iphidamas findet ſich ein Epigramm bei *Pausan.* V, 19:

Ἰφιδάμας οὗτός τε Κόων περιμάρναται αὐτοῦ.

3) Iphidamas wird fälſchlich bei Orph. V. 148 geleſen für Amphidamas, der ein Argonaute war.
(*B. Matthiae.*)

IPHIGENIA (*Ἰφιγένεια*, *Eurip.* El. 1023 *Ἰφιγόνη*, wo auch eine Handſchrift *Ἰφιγένη* hat; Etymol. M. [p. 260, 30] erwähnt *δείκελον Ἰφιγένης*), Tochter des Agamemnon und der Klytämneſtra, und als ſolche bei Homer Iphianaſſa (ſ. d.). Nach Euphorion (*Paus.* II, 22. Etymol. M. p. 480, 18. vgl. *Meineke* ad *Euphor.* p. 133) und Nikander (*Anton.* Liber. f. 27) wäre ſie eine Tochter des Theſeus und der Helena. Die vom Theſeus verführte[1]) Helena habe zu Argos eine Tochter, Iphigenia, geboren (wie die Sage der Argiver iſt bei *Paus.* a. a. O.) und ſie der Klytämneſtra, die dem Agamemnon vermählt war, zur Erziehung übergeben, und ſei ſpäter Gemahlin des Menelaos geworden; oder: Helena ſchob die Iphigenia, aus Scham vor ihren Brüdern, der Klytämneſtra unter (Etymol. M.), die ſie auch gegen den Agamemnon für ihre Tochter ausgab (*Anton.* Liber.). Die Fabel beruht vielleicht auf einer argiviſchen Localſage, die ſich dann weiter ausſpann — auf Grund des dort von der Helena der Eleithyia geweihten Haines. Noch unzuverläſſiger iſt die Angabe, wonach Iphigenia ſogar eine Tochter des Agamemnon und der Chryſeis genannt wird (*Tzetz. Lycophr.* 183 f. *Mezir.* z. *Ovid* Heroid. T. II. p. 266. 434) — ein Anachronismus.

Die nachhomeriſche (wenigſtens erwähnt Homer von dem Folgenden nichts) Sage, die vornehmlich den Tragikern Stoff zur Dichtung darbot, war, daß nach des Kalchas Ausſpruch, der von den in der Bucht von Aulis unter Agamemnon verſammelten Griechen um die Urſache des ihrer Abfahrt nach Troja widrigen Windes befragt worden war, Iphigenia, des Agamemnon's Tochter, der demſelben zürnenden Artemis geopfert werden ſollte, damit die Abfahrt ſtattfinden könnte (*Eurip.* Iph. T. Prolog.). Agamemnon hatte nämlich in Aulis im Haine der Artemis einen der Göttin heiligen Hirſch erlegt und des guten Wurfes halber geprahlt (*Soph.* El. 570. Schol. *Eurip.* Orest. 659. Schol. *Lycophr.* 183. *Hygin.* 98), oder: er hatte gelobt, das Schönſte, was im Jahre zur Welt käme, der Göttin zu opfern — und Klytämneſtra gebar die Iphigenia (*Eurip.* Iph. T. Prol. 20). Nach Einigen (*Eurip.* El. 1023. *Lucrez.* I, 85. *Properz.* III, 5, 54. *Cic.* Off. III. 25) wäre Iphigenia wirklich geopfert worden (vgl. Munker zu Hygin S. 185 Anm. 12), wiewol in allen dieſen Stellen mehr die ausgeführte Abſicht der Opferung, als das wirkliche Stattfinden derſelben angedeutet zu ſein ſcheint (wie Iph. T. 27). Nach Andern (*Eurip.* bei *Aelian* h. animal. VII, 29. Iph. Aul. 1587 und Taur. Prol. 28) legte Artemis an ihrer Stelle eine Hirſchkuh unter, die geopfert wurde, und (*Eurip.* Iph. T. l. c.) entführte die Iphigenia nach dem

1) Ein Vers d. Euphorion b. Etym. M.: *οὔνεκα δή μιν ἐφ' ὑγροαμέρῳ Ἑλένη ὑπεγείνατο Θησεύς.*

Lande der Taurer, wo Thoas herrschte. Anton. Liber. (a. a. O.) erzählt, daß, während die Danaer von dem Opferbeile ihre Augen weggewendet hätten, Artemis für die Iphigenia ein Kalb (μόσχος) untergeschoben habe, und daß den Taurern dieser Name dadurch geworden, „weil an der Stelle der Iphigenia ein ταῦρος geopfert worden wäre." Diese Modification erklärt sich aus der Sucht zu etymologisiren. Weitere Abänderungen und erdichtete Zusätze der Sage Dict. Cret. I, 19 sq., vgl. auch *Hygin* l. c. Schol. *Lycophr.* l. c. *Eustath.* ad *Dionys.* p. 44. — In Taurien (*Eurip.* Iph. T. 35 sq.) machte sie Artemis zur Priesterin ihres taurischen Tempelcultus (ταυροπόλια) [2]), wo sie jeden Griechen, der an der Küste landet, zum Opfer für ihre Göttin weihet [3]). Den dabei üblichen Ritus erzählt Herodot (IV, 103) ausführlich. Ebendaselbst wird aber nicht Artemis als diejenige genannt, der die Taurer Menschenopfer darbrachten, sondern der Iphigenia, der Tochter des Agamemnon als einer Göttin. Hermann (Iph. T. zu v. 35) bezeichnet dies als eine Erfindung, um die Opferung der landenden Griechen zu entschuldigen, da nämlich, wie die Griechen die Iphigenia geopfert hätten, diese dasselbe mit den Griechen hätte thun müssen. Allein dies wäre wol ein Grund, die Opferung der Griechen zu erklären, nicht warum man sie als Göttin dachte. Besseres vermuthet derselbe Praef. Iph. T. XXXIV. Denn in Übereinstimmung damit führt *Paus.* I, 43 aus *Hesiod.* καταλόγος γυναικῶν an, daß Iphigenia nicht gestorben sei, sondern von Artemis nach Taurien gebracht und da Hekate geworden. So finden wir auch die Artemis in Griechenland unter dem Namen der Iphigenia wieder (s. unten). Die Iphigenien-Mythe ist ein Conglomerat der verschiedensten Zusammensetzungen, deren Grundfaden, an dem sich die andern Fäden weiter spannen, mit voller Evidenz zu entwickeln, nicht gelingen will. Die Vermuthung liegt jedoch nahe, daß die Sage auf einem altgriechischen Cultus fußt, nach dem der Artemis Menschenopfer dargebracht wurden, der sich dann aber mit der in Taurien schon bestehenden ähnlichen Menschenopferung verschmolz, — nach der Sitte der Griechen gleichen Dingen gleichen Namen und Ursprung zu vindiciren — noch dazu, da hierdurch das Wegleugnen dieses Cultus, als eines griechischen, möglich ward (s. G. Hermann a. a. O.). Die ursprüngliche Sagenform hingegen, in die Iphigenia mit der Artemis zusammen eingelegt wurde, war wol die, daß Iphigenia, welche zur Sühnung der Artemis geopfert werden sollte, von dieser gerettet wurde. Daß dieselbe dann von der Göttin nach Taurien gebracht sein sollte und hier ihre Priesterin geworden, erachten wir für eine Nachlese, um das Schicksal der Iphigenia, in das zufällig die Artemis eingegriffen hatte, in Gemeinschaft mit derselben hinauszuführen, und dazu gab Veranlassung der von Griechenland nach Taurien gewanderte und von dort wieder ergänzte Opfercultus der Artemis. Jedoch entsteht wiederum die Frage, ob nicht die ganze Opferung der Iphigenia, von der Homer nichts weiß, eben nur deshalb von einem Dichter aufgenommen worden sei, um die Menschenopfer — und zwar mit Bezug auf den Opfercultus der Artemis — als ungriechisch, barbarisch darzustellen, und ob er nicht deshalb die Iphigenia nach Taurien entführen und von da den Cultus nach Griechenland bringen läßt. Eine dritte Mythenzugabe stempelte die Iphigenia zur Göttin selbst.

Der zweite Theil der Sage, wie man ihn nennen kann, beginnt mit der Zeit, da Iphigenia Priesterin der Artemis geworden war und was mit ihr weiterhin geschah. Nach Anton. Liberal. a. a. O. versetzte Artemis selbst die Iphigenia nach Leuke; hier empfing sie die Unsterblichkeit und den Namen Dreilochia (Ὀρειλοχία) und vermählte sich dem Achill. Achill ist mehrfach mit in die Sage der Iphigenia verflochten. So ließ Agamemnon (nach Euripides) die Iphigenia unter dem Vorwande nach Aulis kommen, daß Achill um sie geworben habe. Nach Andern (Dict. Cret.) habe sie Achill, durch die Klytämnestra davon benachrichtigt, von der Opferung gerettet und nach Scythien geführt. Nach Schol. *Pind.* (N. IV, 80) habe sie Achill vor lauter Liebesgluth, als sie Artemis entführte, bis nach der Insel Leuke verfolgt; daher der Name Ἀχιλλέως δρόμος. Nach *Tzetz. Lycophr.* 183 zeugte er selbst den Pyrrhus mit ihr. Dies ist wieder eine andere Phase der Iphigenien-Mythe, die jeder Dichter oder Mythograph nach seiner Weise weiter ausspann. — Nach Euripides aber (in Iph. T.) ist es Orestes, der die Iphigenia rettet und die Bildsäule der taurischen Artemis nach Attika bringt; hier stiftet Iphigenia im Demos Brauron (s. Leake, „Die Demen von Attika," übersetzt von Westermann, S. 62) den Cultus dieser Göttin. Im Allgemeinen stimmt damit Pausanias (I, 33) überein, Iphigenia habe die Bildsäule der Artemis in Brauron zurückgelassen, sei aber dann nach Athen und später nach Argos gegangen. Nach Pausanias (I, 23) starb sie zu Brauron (*Eurip.* Iph. T. 1464 sq., wo auch erzählt wird, daß man ihr daselbst die Kleider verstorbener Kindbetterinnen weihte) [4]),

2) Die Worte des Euripides selbst sind etwas dunkel und verschieden interpretirt worden. Die Vulgata: ναοῖσι δ' ἐν τοῖσδ' ἑορίαν τίθησί με, ὅθεν τύμοισι τοῖσιν ἥδεται θεὰ Ἄρτεμις ἑορτῆς, τοῦτο μὲν ἡ καλὸν μόνον· τὰ δ' ἄλλα σιγῶ, τὴν θεὸν φοβουμένη. θύω γὰρ, ὅντος τοῦ νόμου καὶ πρὶν πόλει, ὃς ἂν καπέλθῃ τήνδε γῆν Ἕλλην ἀνήρ. hat Hermann neuerdings mit Recht beibehalten. Ὅθεν bezieht er auf die Zeit, seit welcher Iphigenia Priesterin geworden ist. Die regelmäßige Construction ὅθεν — θύω wird durch den eingeschobenen Vers τὰ δ' ἄλλα etc. unterbrochen, und so beginnt ein anderer Satz mit γάρ. Wiewol es scheint, als wenn ὅθεν im Gegensatze des ὄντος τοῦ νόμου καὶ πρὶν πόλει, nicht sowol auf den Anfang des Dienstes der Iphigenia als Priesterin der Artemis ταυροπόλου, als vielmehr auf den Anfang des Cultus der Artemis auf Taurien selbst hindeute; die Construction wäre dann regelmäßig. Wie wenn sich dieser Cultus der Artemis aus Griechenland nach dem scythischen Taurien verpflanzte, nicht als ein diesem Lande fremder, sondern sich einem schon vorhandenen assimilirend; s. *Hermann*, Praefat. Iph. T. XXXIV. 3) Euripides: κατάρχομαι μὲν, σφάγια δ' ἄλλοισιν υἷες ἄρρητ' ἔσωθεν τῶνδ' ἀνακτόρων θεᾶς.

4) Wie auch ein Vers des Euphorion (bei Schol. *Aristoph. Lysistrat.* v. 545) (*Nomus* XIII, 186) behauptet: ἀγχίαλον Βραυρῶνα, κενήριον Ἰφιγενείης. Κενήριον bedeutet einfach das

nach I, 43 zu Megara. Von Hygin (Fab. 122) wird noch erzählt, daß der Iphigenia Schwester, Elektra, sie habe zu Delphi ermorden wollen, weil sie geglaubt habe, jene habe ihren Bruder Oreſtes in Taurien geopfert, als Oreſtes ſelbſt noch dazwiſchen gekommen wäre.

Die Ortſchaften, in welche Iphigenia nach der Sage die Bildſäule der Artemis gebracht, bezeichnen ohne Zweifel den Ort des Cultus dieſer Göttin. Namentlich treffen wir überall, wo Artemis verehrt wird, auch die Bildſäule der Göttin (*ξόανον, ἄγαλμα*). Der älteſte Cultus der Göttin Artemis (und zwar ein Pelasgiſcher) ſcheint zu Brauron in Attika geweſen zu ſein (vgl. ***Herod.*** VI. p. 137). Von Brauron kam er nach Lemnos (***Plutarch.*** de virtut. mulier. c. 8. p. 247. D. E.) und von hier wanderte er nach allen Orten (*ἐκ δὲ Λήμνου πανταχοῦ συμπεριαγόμενον* [*ξόανον*]). So findet ſich nach Pauſanias (I, 33) ein *ξόανον* der Artemis auch in Argos, und zwar (III, 16) nach der Sage iſt es daſſelbe, welches Iphigenia und Oreſtes aus Taurien entführt hatten. Nach der Sage der Lakedämonier habe es Oreſtes, der auch dort König war, in ihr Land gebracht. Das wirkliche *ξόανον* der Artemis ſtand aber in großen Ehren; nach Pauſanias (a. a. O.) ſtritten ſich Kappadokier und die den Euxinos bewohnen und Lydier um den Beſitz deſſelben. Nach Euripides (Iph. T. 452) muß man auch Halai (*Ἅλαί*) an der äußerſten Grenze von Attika als Sitz des Artemiscultus annehmen, wo durch die Athene dem Oreſtes befohlen wird, einen Tempel der Artemis *ταυροπόλος* zu erbauen; die Iphigenia ſelbſt aber verſetzt er nach Brauron (ſ. oben). Vgl. indeſſen auch Leake a. a. O. Sehr richtig bemerkt Kanne, Mythol. S. 115 fg., wie man, um den Urſprung dieſes Cultus der Artemis zu erläutern, ihn aus denſelben Mythen ableitete, die er veranlaßt hatte; denn der Cultus der tauriſchen Artemis, ſei er auch ſpäter mit dem der Skythen amalgamirt worden und dadurch eine gegenſeitige Ergänzung eingetreten, iſt als ein urſprünglich griechiſcher anzuſehen, wie ſich ſchon oben herausſtellte, und man benutzte nur die Mythen des Oreſtes und der Iphigenia, um ſeinen Urſprung zu erklären. Der nächſte Zweck war wol der, ihn als ungriechiſch, barbariſch darzuſtellen. Wie aber Artemis mit der Iphigenia in ein Verhältniß geſetzt wurde, der Grund dazu möchte vielleicht nur zufälliger Art ſein (ſ. oben). Kanne meint, weil über Sparta, wo auch ein *ξόανον βαρβαρικὸν* der Artemis *Ὀρθία* mit Cultus war, Menelaos herrſchte, deſſen Bruder Agamemnon; „beide Reiche waren aber ein Reich geweſen, und Argos und Sparta hatten alſo gemeinſchaftlichen Cultus.“ Artemis als *ταυροπόλος* hieß auch *μεγάλη θεός* (***Phoc.*** und ***Hesych.***), Lemnos (***Steph.*** Byzant. *Λῆμνος νῆσος πρὸς τῇ Θράκῃ, — ἀπὸ τῆς μεγάλης λεγομένης θεοῦ, ἣν Λήμνου φασιν· ταύτῃ δὲ καὶ παρθένους ἔθυον*) und ſelbſt Iphigenia (***Herodot.*** IV, 103. ***Paus.*** II, 43. 35. VII, 26). Kanne hält ihn für einen ſcythiſchen Beinamen, ſoviel als die „Starke,“ die „mit Kraft Geborene.“ Erſt im griechiſchen Cultus ſei Iphigenia von Artemis unterſchieden worden, und in den Mythen des ſpartaniſch-argiviſchen Cultus zur Tochter Agamemnon's geworden. Umgekehrt aber könnte man mit ebenſo vielem Rechte die Tochter des Agamemnon's, in Folge des Verhältniſſes, in das ſie mit der Artemis trat, dann zur Göttin werden laſſen, als welcher die Taurer Menſchenopfer darbrachten; als ſolche wäre ſie — vielleicht bei den Orphikern — zur Hekate geworden, und die Artemis hätte darnach auch den Beinamen „Iphigenia“ erhalten (*κατ' ἐπίκλησιν Ἰφιγενείας*). Der Mythos hat eine doppelte Geſtalt, eine objective und eine ſubjective; er hat ſeinen Urſprung ſowol im Volksbewußtſein und geſtaltet ſich als Local- und Nationalſage mit ſeiner tiefern geſchichtlichen Bedeutung, als auch in der Individualität des Dichters. Derartige Beſtandtheile zu ſcheiden und um auf den Grund zu kommen, muß man die Sachen und Facta ſprechen laſſen. Dieſe führen auf einen Cultus der Artemis mit Menſchenopfern.

Die Iphigienmythe mit ihren zwei Abſchnitten benutzte nun Euripides in ſeinen beiden Iphigenien als Grundlage, um daran ſein dramatiſches Gewebe auszuſpinnen. In der Iphigenia in Aulis iſt ihm als Ziel vorgeſteckt, die religiöſe Mythe, wornach Iphigenia nicht zu Aulis geopfert, ſondern von Artemis ſelbſt nach Taurien für ihren dortigen Tempeldienſt entführt worden wäre, den Zuſchauern als Factum vorzuführen; und, wie dies daher eigentlich nur Hauptzweck des Drama's ſein konnte, ſo wurde es bei Ausführung deſſelben auch nur das Reſultat, worauf das Drama abzielt. Da dies als Factum auf der Bühne ſelbſt vorzuführen nicht zuläſſig erſchien, ſo erzählt bei Euripides ein Bote (V. 1540—1612), wie Iphigenia verſchwunden ſei und daß ſtatt ihrer ein Hirſch geopfert worden; nach dem Zeugniſſe des Älian[5]) aber wäre die Göttin Artemis ſelbſt eingeführt worden, die dem Agamemnon oder der Klytämneſtra das künftige Geſchick der Tochter vorhergeſagt hätte[6]). Nach der Sitte der alten Tragiker iſt es allerdings wahrſcheinlicher, daß Euripides die Artemis ſelbſt redend eingeführt habe, noch dazu, da der Bote nichts Anderes erzählen konnte, als was er geſehen, daß nämlich ſtatt der Jungfrau, die durch ein Wunder verſchwunden war, ein Hirſch am Boden gelegen habe, deſſen Blut den Altar der Göttin genetzt, und ſo würden die Zuſchauer unbefriedigt und unbekannt mit dem künftigen Schickſal der Iphigenia gelaſſen worden ſein, welches letztere nur eine

Grabmal, wiewol Hermann (Praef. Iph. T. XXXII.) meint, die Sage habe die Iphigenia nicht allein in Aulis, ſondern auch in Brauron opfern (?) laſſen.

5) Histor. Animal. VII, 39: *ὁ δὲ Εὐριπίδης ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ·*

ἔλαφον δ' Ἀχαιῶν χερσὶν ἐνθήσω φίλας
κεροῦσσαν, ἣν σφάζοντες αὐχήσουσι σὴν
σφάζειν θυγατέρα.

6) Ohne Zweifel hat nämlich dieſe Tragödie des Euripides entweder an vielen Stellen eine Recenſion erfahren (ſ. A. Matthiä, Not. Iph. A.), oder iſt mehrfach interpolirt worden. (***G. Hermann***, Praefat. ad Iph. A. 1831.) So erklärt der Letztere die ganze Scene von V. 1532, wo der Bote auftritt, bis zu Ende der Tragödie für interpolirt, für Euripideiſch aber die freilich nur fragmentariſch angeführten Worte des Älian.

Göttin verkündigen konnte. Jedoch entsteht auf der andern Seite auch wieder Zweifel, wenn wir diese Tragödie mit der verwandten „Iphigenia in Tauris" nach Tendenz und Haltung vergleichen. In der letztern ist nämlich die eigentlich religiöse Idee durchgeführt worden, wornach Iphigenia mit Orestes die Statue der Artemis und ihren Cultus nach Griechenland bringt, und welche Idee der „Iphigenia in Aulis" untergelegt wird, als wenn Euripides hätte zeigen wollen, wie Iphigenia von der Artemis als Priesterin ihres Cultus nach Taurien abgeführt ward — die Durchführung dieser Idee scheint sich auf eine bloße Erwähnung dieses religiösen Mythos im Prolog der „Iphigenia in Tauris" beschränken zu müssen. Damit hätte allerdings die „Iphigenia in Aulis" eine mehr dramatisch-historische Tendenz, im Gegensatze zur mythisch-religiösen der „Iphigenia in Tauris," nämlich die Opferung der Iphigenia in Aulis, und zwar nur die Absicht dabei, ähnlich wie es Sophokles in seiner Antigone thut, die sich freiwillig aufopfernde Iphigenia den Zuschauern als Muster weiblicher Seelenstärke vorzuführen. Wir hätten dann in der „Iphigenia in Aulis" die Iphigenia als rein mythisch-geschichtliche Person, als Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, aufzufassen, die freiwillig für das Griechenvolk in den Tod ging; in der „Iphigenia in Tauris" tritt sie mehr als mythisch-mystische Person auf, wo, wie wir oben gesehen, sie auch mit der Artemis vertauscht wird; und so sind diese beiden Iphigenien sowol nach dem verschiedenen Wesen der Person, als der verschiedenen Zeit des sich bildenden Mythos selbst wohl von einander zu unterscheiden. Nicht fern liegt die Annahme, daß die Tragödie „Iphigenia in Aulis" schlechtweg „Iphigenia" betitelt war, wie wir es bei Älian a. a. O. finden (*Εὐριπίδης ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ*), und daß sie nur später zum Unterschiede von der Iphigenia in Tauris *Ἰφιγένεια ἡ ἐν Αὐλίδι* benannt wurde [7]). Was endlich das Verhältniß anlangt, in das Euripides durch diese beiden Tragödien zum Volksglauben trat, so wäre man nach dem Einflusse, welchen das Schauspiel überhaupt auf das Gemüth ausüben mußte, berechtigt anzunehmen, daß er einestheils durch die Iphigenia in Aulis dem Glauben entgegenwirken wollte, als verlangten die Götter Menschenopfer, anderntheils durch die Iphigenia in Tauris den griechischen Cultus der Artemis, der man Menschenopfer brachte, als barbarisch darstellen.

Obige Ansicht über die „Iphigenia in Aulis" bestätigt auch der Stoff der Tragödie in ihren übrigen Theilen; denn Alles läuft nur auf die Opferung der Iphigenia hinaus. Nach dem Ausspruche des Kalchas hatte nämlich Artemis die Iphigenia zum Opfer verlangt. Bei Euripides läßt daher Agamemnon der Klytämnestra den Auftrag zukommen, die Iphigenia nach Aulis zu schicken, angeblich, um sie dem Achill zu verheirathen. Doch bald empfindet Agamemnon Reue darüber; er sendet einen zweiten Brief ab, worin er angibt, die Hochzeit sei auf das nächste Jahr verschoben, Iphigenia solle jetzt in Mykená bleiben. Menelaos aber, ahnend den Wankelmuth des Bruders, ertappt den Boten mit dem Briefe und sieht seinen Argwohn begründet (ihm mußte aber vor Allem daran liegen, nach Troja zu kommen, um Helena's Raub zu rächen). Es entsteht darüber zwischen dem Menelaos und Agamemnon, der von dem Auffangen des Briefes nichts weiß, ein heftiger Wortwechsel, und Menelaos ist eben im Begriff fortzugehen und, weil der Bruder sich weigert, seine Tochter zu opfern, auf andere Mittel zu sinnen, als ein Bote die Ankunft der Klytämnestra mit der Iphigenia meldet. Agamemnon, sich in die Nothwendigkeit versetzt sehend, den Tod seiner Tochter nicht verhindern zu können, bricht in laute Klagen aus, und auch Menelaos, plötzlich vom Mitleid ergriffen, ist in seiner Sinnesart wie umgeändert, seinem Bruder selbst zuredend, seine Tochter zu retten. (Der schnell geänderte Sinn des Menelaos läßt sich nach psychologischen Gründen daraus erklären, wie der Mensch oft bei einer noch fern liegenden Gefahr anders beschließt zu handeln, als er bei der herannahenden und ihn drängenden Gefahr selbst handelt; und so wurde Menelaos unwillkürlich zum Mitleid hingerissen, da er die grelle Wirklichkeit vor sich sah. Weniger passend scheint mir die Erklärung G. Hermann's [Praefat. Iph. A. p. XXVI], wornach Menelaos deswegen so umgewandelt wäre, damit Agamemnon desto mehr inne würde, wie er, auch wenn er wolle, die Tochter nicht retten könne. Aber vor Allem ist hier die Frage, ist der geänderte Sinn des Menelaos hier auch natürlich, und welcher psychologische Grund liegt vor? Wollen wir sagen, Menelaos habe deswegen seinem Bruder zugeredet, seine Tochter nicht zu opfern, weil er einmal sah, daß dies nicht mehr in seiner Macht stand, dies auszuführen, so wäre dies Heimtücke, wie sein Denken und Handeln schlau berechnender Kunstgriff, der dem einfachen, unraffinirten Sinn der Griechen — denke ich — widerstreitet.) Hierauf treten Klytämnestra und Iphigenia mit dem kleinen Orestes auf die Bühne. Agamemnon, sie begrüßend, kann nur mit Mühe seine zweideutige Lage verhehlen, und Klytämnestra, als wenn sie Schlimmes ahnete, weigert sich, die Sorge um die Hochzeitsfeier ihm zu überlassen. Agamemnon entfernt sich. Der Zufall will, daß Achill, um den Agamemnon aufzusuchen, herbeikommt. Es entspinnt sich zwischen Achill und Klytämnestra ein Gespräch, und Beide erkennen bald, daß sie vom Agamemnon hintergangen sind; der nämliche Bote, welcher der Klytämnestra den zweiten Brief hat überbringen sollen, klärt das Räthsel vollends auf. Klytämnestra fleht den Achill um seinen Beistand an, den er verspricht, doch soll sie erst versuchen, den Agamemnon

7) Die Worte des Älian (s. oben), aus denen sich eigentlich Alles machen läßt, da sie nothwendig, wenn sie wirklich das Ende der Tragödie bildeten, nur ein kleiner Theil der Rede der Artemis, die verloren gegangen wäre, gewesen sein müßten, können ebenso gut die eines Interpelators sein, da überhaupt nach der Meinung der Gelehrten Echtes und Unechtes hier wunderbar unter einander gemengt scheint. Mir scheinen sie als Theile eines in Weise der Erzählung des Boten anderweitig interpolirten Schlusses den Versen 1592 fg.

ὁρᾶτε τήνδε θυσίαν, ἣν ἡ θεὸς
προὔθηκε βωμίαν, ἔλαφον ὀρειδρόμον

entsprochen zu haben.

durch Bitten von seinem Vorhaben abzubringen. Klytämnestra erwartet mit der Tochter den Agamemnon; Beide, jene mit Gründen, diese um ihr junges Leben flehend, dringen in den Vater, es nicht auszuführen; doch er schützt die Nothwendigkeit vor, die zu umgehen nicht in seiner Macht stehe. Während Mutter und Tochter sich in Klagen ergießen, kommt auch Achill, meldend, wie das Heer laut die Iphigenia als Opfer verlange, wie er jedoch bereit sei, sie auch gegen Gewalt zu schützen. Da — bietet sich Iphigenia freiwillig dem Tode dar — um so mehr brennt Achill, sie zu retten — und schreitet fest und gefaßten Muthes zur Opferung. (Auch hier hat der plötzlich sich ändernde Sinn der Iphigenia Anstoß gefunden; s. *G. Hermann*, Iph. T. Praefat. p. XXVII, wo man wiederum eine tiefere psychologische Begründung vermißt. Iphigenien bestimmt zum plötzlichen Einwilligen in des Vaters Willen ein erwachter Seelenadel, der über jungfräuliche Verzagtheit siegt, sie erkennt darin einen Ruhm, für das Griechenvolk sich opfern zu lassen.) Somit zielt Alles nur auf die Opferung der Iphigenia ab, und nach diesem ist es passender, wenn ein Bote darüber referirt, als eine dea ex machina erscheinen zu lassen.

In der „Iphigenia auf Tauris" führt Euripides das Thema von der Entführung der Statue der Artemis von Taurien nach Attika vermittels der Iphigenia und des Orestes durch. Theils folgt der Dichter hierin dem religiösen Mythos, oder begründet ihn auch, daß Iphigenia Priesterin des Artemiscultus auf Taurien wurde (Iph. T. Prolog) und wornach sie denselben von hier nach Griechenland gebracht haben soll (Iph. T. Schlußworte der Athene), theils webte Euripides nach Maßgabe seiner schöpferischen Phantasie die Fabel von Orestes ein, wornach dieser, dem Ausspruche des Apollon gemäß, nur dann vom Wahnsinne gerettet wäre, wenn er die Statue der Artemis von Taurien nach Attika gebracht hätte (Iph. T. 85 fg.). Zugleich weist Euripides eben dadurch auf Mittel und Wege hin, wie es möglich war, Iphigenia die Statue aus Taurien entführen zu lassen, indem sie dies mit Hilfe des Orestes thut; ja es liegt nicht einmal im Willen der Iphigenia, die Statue zu entführen, sondern sie wird erst durch Orestes selbst dazu veranlaßt. Orestes erscheint nämlich mit Pylades, nach der Landung an der taurischen Küste, beim Tempel der Artemis, um nach dem Ausspruche des Gottes die Statue derselben nach Attika zu entführen. Von der Schwierigkeit des Unternehmens und der Gefahr dabei überzeugt, beschließen sie, es lieber bei Nacht auszuführen, und kehren zu den Schiffen zurück. Hier gerathen sie aber mit den Kuhhirten, die an der Küste weiden, in Streit, werden gefangen, vor den König Thoas geführt und darauf der Iphigenia zur Opferung übergeben. Iphigenia, bald vom Mitleide gegen ihre Landsleute bewegt, bald Rache fühlend wegen in Aulis erlittener Schmach, kann es nicht über sich gewinnen, die Fremdlinge über ihr Vaterland und ihr Geschick, das sie an die fremde Küste verschlagen habe, zu befragen, um dann vielleicht Etwas über Vater, Mutter, Bruder und Schwester zu erfahren. Nachdem sie gehört, daß der eine Fremdling ein Argiver und aus Mykene ist, kommt sie auf den Gedanken, ihn mit einem Briefe an die Ihrigen frei zurücksenden zu wollen, wenn nur der Andere als Opfer fiele. Die Wahl, freigelassen zu werden, trifft den Pylades, und Iphigenia geht ab, um den Brief zu schreiben, den sie an ihren Bruder in Argos schicken will. Iphigenia kehrt darauf mit dem Briefe zurück. Da Pylades verlangt, daß sie ihm das, was sie geschrieben, auch mündlich mittheile, damit nicht, wenn der Brief verloren ginge, auch der Inhalt unbekannt bliebe, willigt Iphigenia ein, und so, nachdem Pylades den Inhalt erfahren und nichts anderes zu thun weiß, als dem Orestes den an ihn gerichteten Brief, da er gegenwärtig ist, zu übergeben, um sich seines Auftrags zu entledigen — erkennen sich Bruder und Schwester. Durch die List der Iphigenia, die jedem Andern bei der angeblichen Opferung den Zutritt versagt, gelingt es den Geschwistern, mit der Statue der Artemis zu entfliehen; doch ehe sie noch die hohe See erreicht haben, werden sie von dem Gefolge des Thoas beinahe eingeholt, da ihre Flucht verrathen war — als Athene selbst erscheint und sich das Räthsel löst.

Goethe in seiner „Iphigenia auf Tauris" beabsichtigte nicht sowol den Euripideischen Stoff, wie er gegeben war, nachzuformen, sondern mehr eine Nachbildung griechischen Geistes, wie derselbe in freier Idealität das griechische Alterthum belebte. Um diesen Geist aber in eine bestimmte Form zu gießen, bediente er sich des Stoffs der Sage der Iphigenia, die auch Euripides behandelt hatte. Wie aber dem Euripides religiös-dogmatische Rücksichten den Gang der Tragödie vorzeichneten, daß Iphigenia und mit ihr die Statue der Artemis aus Taurien abgeführt wurde, so war es hingegen Goethen vergönnt freier aufzutreten, die Sage selbst umzubilden, je nachdem es die Anlage zu verlangen schien (z. B. die Bewerbung des Thoas um die Hand der Iphigenia im Prolog u. ö.); er läßt Iphigenien allein nach Attika zurückkehren, und daß die Statue der Artemis in Taurien zurückbleibt, benutzt er zur leichteren Ausführung seines Drama's selbst. (G. Hermann in der Praefat. zur Iphigenia auf Tauris stellt des Euripides und Goethe's Iphigenien in eine fortlaufende Parallele.)

Die Opferung der Iphigenia war ein berühmtes Gemälde des Timanthes, bei Plinius (XXXV, 9) weiter beschrieben. (*B. Matthiae.*)

Iphigewe, Iphigow, fränkischer Gau, s. Ifüngow.

IPHIKLES (*Ἰφικλῆς* [*κλέης*] die gewöhnliche Form, auch *Ἴφικλος*, meist bei Apollodor, aber nicht *Ἰφικλεῦς*; der Accusativ *Ἰφικλῆα* bei *Hesiod.* Scut. 52 ist Jonische Form für *Ἰφικλέα*, *Ἰφικλῆ*). 1) Ein thebanischer Heros (s. *Pind.* Pyth. IX, 155 sq.), Sohn des Amphitryon und der Alkmene, um Eine Nacht jünger als sein Halbbruder Herakles. Amphitryon (erzählt *Apollod.* II, 4, 8 nach Pherekydes) wollte erfahren, welcher von beiden sein Sohn wäre; er warf deshalb Schlangen in das Bett, und da Iphikles sich scheu zurückzog, Herakles aber denselben widerstand (*τοῦ μὲν Ἰφικλέους φυγόντος, τοῦ δὲ Ἡρακλέους ἀνασταίτος*), erkannte er jenen für seinen Sohn. (Vergl. *Hesiod.* Scut. 48—56.) Automedusa,

die Tochter des Alkathoos, gebar dem Iphikles den Iolaus. Creon gab Kreon seinem seine jüngere Tochter Pyrrha (*Apollod.* II. 4, 11) zur Gemahlin (s. Iphikles 3) — Herakles, nach dem Kriege mit den Minyern durch Here rasend gemacht, tödtete ihm zwei Söhne (*Apollod.* II, 4, 12). Er nahm an der Jagd des kalydonischen Ebers Theil (*Apollod.* I. 8, 2. Ἰφικλῆς Ἀμφιτρύωνος ἐν Θηβαῖς). Nach Diodor (IV, 33) mußte Herakles, nach seiner Rückkehr von Troja nach Tirynth, auf Befehl des Eurystheus flüchtig werden und mit ihm Alkmene, Iphikles und Iolaus. Als Begleiter des Herakles finden wir den Iphikles öfters; so auch im Kriege des Herakles gegen die Lakedämonier, wo er getödtet wurde (*Apollod.* II. 7, 3. *Diod.* I. c.). Nach Paus. (VIII, 14) wurde er im ersten Kampfe des Herakles gegen den Augeas und die Eleer von den Söhnen des Aktor verwundet: seine Verwandten schafften ihn, schon ganz entkräftet, nach Pheneos, doch trotz der Pflege, die ihm der Pheneot Buphagos und dessen Gemahlin Promne angedeihen ließen, starb er an den Wunden. Auch noch zu seiner Zeit, schreibt Pausanias, habe man dem Iphikles als einem Heros Todtenopfer gebracht.

2) Nur Ἰφικλος, Iphiclus genannt, Sohn des Thestios (*Apollod.* I. 7, 10. *Apollon.* I. 201. *Orph.* 158. *Hygin.* Fab. 14. *Valer. Flacc.* I. 370. wo früher fälschlich Iphitus gelesen wurde). Seine Mutter wird bei Apollodor (a. a. O.) Eurythemis, eine Tochter der Klerbeia, genannt, und Iphiklos Bruder der Althaia, Leda und Hypermnestra, des Euippos, Plerippos und Eurypylos. Nach Schol. Apollon. (a. a. O.) waren der Althaia und des Iphiklos Mutter Deidamia, Tochter des Perieres; nach Pherekydes bei demselben Schol. I, 146 war Laophonte, Tochter des Pleuron, Mutter der Leda und Althaia. Bei Hygin (a. a. O.) ist Leukippe Mutter der Althaia und des Iphiklos. Man hielt die Letztere für die bei *Aelian.* var. hist. III, 42 als Tochter des Minyas erwähnte, die von Ovid Leukonoe genannt wird. Daher will man die Verwandtschaft mit dem Jason herleiten (s. Iphiklos 3). Mit seinen Brüdern nahm Iphiklos an der Jagd des kalydonischen Ebers Theil und verwundete ihn zuerst (nach Einigen bei *Apollod.* I. 8, 3). Nach Orpheus, Apollonius, Apollodor (I, 9, 16 Ἰφικλος Θεστίου), Valerius Flaccus und Hygin war er mit unter den Argonauten.

3) Nur in der Form Ἰφικλος, wie bei Homer (Il. II, 705. XIII, 698. XXIII, 636; Od. XI, 289 u. 295 Ἰφίκληϊ = Ἰφικλείῃ), Sohn des Phylakos (Φυλακίδης, *Hom.* Il. l. c. *Orph.* 140) und der Klymene, der Tochter des Minyas (Schol. *Apollon.* I, 44), nach Einigen Geschwisterkind mit dem Jason, denn Klymene und Alkimede, Tochter des Minyas und Mutter des Jason, waren Schwestern (Schol. *Apollon.* I, 45 u. 230), nach Andern, wie dem Pherekydes (*Apollon.* I. 47 u. 233. *Hygin.* Fab. 163), Onkel des Jason (nach Diesem wäre Alkimede eine Tochter des Phylakos und der Klymene. Nach den Νόστοι bei *Paus.* X, 29 war aber Klymene, Tochter des Minyas, an Kephalos, den Sohn des Deion, verheirathet, und von diesem wäre mit ihr Iphikles gezeugt. Vom Vater her war Iphikles auch mit den Aoliden verwandt. Des Phylakos Vater war Deion, Sohn des Aiolos; dieser Phylakos gründete Phylake. Nach Eustath. (p. 323 sq.) gebar ihm Asteroche, nach Hygin (F. 103) Diomedea den Protesilaos. Hygin nennt aber (a. a. O.) den Iolaos, Sohn des Iphikles, auch Protesilaos, und so bezieht sich die Stelle nicht auf diesen Iphiklos, sondern auf den Sohn des Amphitryon, der nach ihm Diomedea zur Gemahlin gehabt hätte. Außer dem Protesilaos (*Hom.* Il. II, 704. III, 10, 8) wird noch Podarkes als jüngerer Sohn des Iphiklos genannt (*Hom.* Il. l. c. u. XIII, 698). Gruber, mythol. Lexik. I. S. 411 und nach ihm Nitsch und Klopfer erwähnen noch einen dritten Sohn, Meneptolemos, aus Il. 695 (?); vielleicht = Il. XIII, 693, wo es heißt: μενεπτόλεμός τε Ποδάρκης; μενεπτόλεμος ist hier Prädicat. (Vgl. noch *Munker* ad *Hygin.* l. c.) Iphikles war berühmt wegen seiner Schnelligkeit im Laufen; sie ward sprüchwörtlich *). Er siegte bei des Pelias Leichenspielen mit fünf andern im Wettlauf und erhielt vom Akastos den Siegeskranz (*Paus.* V, 17). Nestor rühmt sich aber (*Hom.* Il. XXIII, 636) bei des Amarynkeus Leichenspielen ihn im Laufe besiegt zu haben. Er war mit unter den Argonauten (nach Apollon. und Hygin), doch (nach *Valer. Flacc.* I, 475) vermöge seines hohen Alters mehr berathend und anfeuernd, als thätig mitwirkend. Nach Ovid (Heroid. XIII, 25) hätte er noch zur Zeit des trojanischen Kriegs gelebt — eine bloße Fiction des Dichters. In früher Jugend verlor Iphikles die Mannheit (*Apollod.* I, 9, 12). Sein Vater Phylakos entmannte nämlich einst Lämmer (nach Andern geschah es beim Fällen des Holzes, Schol. Odyss. XI, 286. 289. Schol. *Theocr.* XIII, 43) und legte das noch blutige Messer neben den Iphikles, der zugegen war. Der Knabe fürchtete sich vor demselben und lief davon. Phylakos, darüber aufgebracht, warf ihm das Messer nach, das, die Schamtheile des Knaben verletzend, in eine Eiche fuhr, wo es sich unter der Rinde verbarg. Melampus heilte ihn wieder. Bias nämlich, der Bruder des Melampus, freite um die Tochter des Neleus. Dieser wollte aber seine Tochter nur dem geben, welcher ihm die Rinder des Phylakos (πολύμηλος bei Homer) brächte: diese waren von vorzüglicher Art und sollen zum Theil eigentlich der Tyro, der Mutter des Neleus, gehört haben, woher dieser auch Anspruch darauf machte. (Anderwärts werden sie die Rinder des Iphiklos genannt, der sie wahrscheinlich vom Phylakos mit überkam, Odyss. XV, 225 sq. XI, 288 sq. *Paus.* IV, 36. *Apollon.* I, 121.) Sie wurden in Phylake streng bewacht, und Bias, der die Unmöglichkeit einsah, sie zu rauben, wandte sich an seinen Bruder Melampus, der sie ihm versprach. Melampus wurde über den Versuch, die Rinder zu entführen, gefangen genommen, und da er sich zufällig einmal

*) Darauf bezieht sich ein Fragment des Hesiod bei Eustathius und Apollodor:

ἄκρον ἐπ' ἀνθερίκων καρπὸν θέεν, οὐδὲ κατέκλα·
ἀλλ' ἐπὶ πυραυίνων ἀέρων δρομάεσκε πόδεσσι.

Vgl. Schol. *Apollon.* l. c. *Tzetz.* Chil. I, 42. *Eustath.* ad *Hom.* Il. ν', 227. Etymol M. s. Ἰφικλος.

als Wahrſager zeigte, befragte ihn Phylakos, auf ihn aufmerkſam gemacht, wie ſein Sohn Iphikles ſeine Mannheit wieder erlangen würde; als Lohn dafür verſprach er ihm ſeine Rinder. Melampus gab den Rath, jenes in den Baum verwachſene Meſſer aufzuſuchen, den Roſt davon abzuſchaben und ihn binnen zehn Tagen in Wein zu trinken. Iphikles that ſo und es wurde ihm ein Sohn, Podarkes (ſ. Melampus). Homer weiß von dieſer Erzählung nichts; in der Odyſſee werden nur die Rinder des Iphiklos, nicht des Phylakos erwähnt, wie auch bei Pauſanias (l. c.); in der Iliade nennt er einfach die zwei Söhne des Iphiklos Proteſilaos und Podarkes. Apollodor bringt ſie uns erſt und mit ihm ein Scholiaſt zur Odyſſee; es iſt zweifelhaft, ob Heſiod im zweiten Buche ſeiner Melampodie etwas davon ſagte, wovon ein Fragment bei *Athen.* XI, 498; daſelbſt werden Iphikles und Phylakos zuſammen mit dem Melampus erwähnt. Nach Apollodor wurde dem Iphikles nach ſeiner Heilung blos Podarkes geboren; da aber auch Proteſilaos als ſein Sohn genannt wird, ſo zieht man die Geburt deſſelben ebenfalls in jene Zeit. Ein Werk des Parthenios „Iphiklos" erwähnt Stephan. unter *Ἀραιρεία*. (*B. Matthiae.*)

Iphikleus, Iphiklos, ſ. d. vorherg. Art.

IPHIKRATES, Sohn des Timotheos (*Paus.* IX, 14), Athenischer Feldherr. In den korinthiſchen Krieg ſcheint ſeine erſte [1]) Waffenthat gefallen zu ſein: er vertrieb einmal (Ol. 96, ¾) mit ſeinen Söldnern, den Argivern und Korinthern, die Sikyonier, die mit den Lakedämoniern unter Praxitos das Fort Lechäon beſetzt hatten, aus demſelben und vernichtete viele [2]); ein andermal (Ol. 97, 1), als die Lakedämonier unter Ageſilaos wieder gegen Korinth aufgebrochen waren, vernichtete er, *ὁ τῶν πελταστῶν ἄρχων*, in der Nähe von Korinth eine Mora der Amykler, die Ageſilaos in das Fort Lechäon gelegt hatte [3]). Nach dieſem nahm er auch die früher von Praxitos beſetzten Plätze Sidus und Krommyon, ſowie das von Ageſilaos genommene Oinoe wieder ein [4]). Hierauf, als Argos Korinth auf ſeine Seite gezogen hatte, kehrte er nach Athen zurück [5]). Ol. 98, ¾ wurde er an des Thraſybulos Stelle als Oberfeldherr (*στρατηγός*) mit acht Schiffen und 2200 Peltaſten (die meiſten von denen, die er in Korinth befehligt hatte) nach dem Cherſoneſos geſchickt, und es gelang ihm hier, die Seemacht der Athener gegen die der Lakedämonier bedeutend zu heben [6]). Er kriegte hier gegen den Anaxibios, den Anführer der Lakedämonier zu Lande, und rieb deſſen ganzes Heer auf [7]). Gegen den Lakedämoniſchen Feldherrn Nikolochos kam er mit Diotimos den Tenediern, die jener bekriegte, zu Hilfe, und ſie belagerten ihn in Abydos mit 32 Schiffen [8]). Der Seeſieg des Antalcidas veranlaßte aber die Athener, Frieden zu ſchließen (Ol. 98 ½) [9]). Ol. 101 ⅔ erbat ihn Pharnabazos, der die Ägypter bekriegte, von den Athenern zum Feldherrn, und er befehligte hier 20,000 Söldner (nach Nepos nur 12,000). Sie nahmen Mendeſion ein und Iphikrates wollte weiter nach Memphis vorrücken. Durch die Saumſeligkeit des Pharnabazos wurde aber der Angriff verzögert und die Perſer mußten ſich vor den Ägyptern zurückziehen. Darüber entſtand zwiſchen Iphikrates und Pharnabazos Uneinigkeit und Iphikrates, hier Rache fürchtend, floh heimlich aus dem Lager nach Athen. Pharnabazos ließ ihn zwar bei den Athenern als ſchuldig anklagen, wegen der Nichteinnahme Ägyptens; ſie ernannten ihn aber bald darauf zum Oberfeldherrn auf der See [10]). Er wurde nämlich an die Stelle des Timotheos gegen die Lakedämonier unter Mne-

1) In welche Zeit fällt, was Nepos (Iphic. II, 1) dem Iphikrates zutheilt: Bellum cum Thracibus gessit; Seuthen, socium Atheniensium, in regnum restituit, iſt ungewiß, wenn man Xenophon's Angaben vergleicht. Eine Andeutung dazu bei *Xen.* graec. V, 1, 26. *ἐκ δὲ τούτου* (Ol. 98½, als Iphikrates Abydos belagerte) *Θρασύβουλος ὁ Κολλυτεὺς ἔχων ναῦς ὀκτὼ ἔπλει ἀπὸ Θράκης*, alſo unter dem Oberbefehl des Iphikrates. Oder Nepos verwechſelt es mit dem, was Thraſybulos Ol. 97½ bei *Xen.* IV, 8, 26 that, der das Bündniß der Athener mit dem Amadokos und Seuthes erneuerte. Jedoch, daß dies vor dem korinthiſchen Kriege ſich ereignet hat, ſcheint daraus hervorzugehen, wie bei Nepos die Kriegsthaten des Iphikrates an einander gereiht werden, wo er den bellum cum Thracibus als den erſten erwähnt, etwa um Ol. 95¾. Dann hätte Iphikrates unter dem Commando des Dercyllidas geſtanden, der damals im bithyniſchen Thrakien kriegte; bei *Xen.* III, 2, 2. 2) *Xen.* IV, 4, 9 sq. Hier wurde *Φιλοκράτη* für *Ἰφικράτη* geleſen, welches letztere Schneider hergeſtellt hat. Daſſelbe erzählt Polyän I, 9, 45. Dieſes ſcheint auch Diodor (XIV, 86) zu meinen, wiewol mit mehren Abweichungen; er wiederholt die Thatſache Ol. 96 und läßt — in wenig geregelter Zeitfolge — wenige Tage darauf, alſo ſchon Ol. 96, 4, die Vernichtung der lakedämoniſchen Mora durch Iphikrates geſchehen; ſ. Note 3. 3) Xenophon erzählt *τὸ τῆς μόρας πάθος* ausführlich IV, 5, 11—18. Daſſelbe Factum ſcheint Polyän (III, 9, 43) zu meinen. Diodor (XIV, 91) erwähnt es mit den Worten: *μετὰ δέ τινας ἡμέρας τῶν Λακεδαιμονίων μέρος τῆς στρατιᾶς διῆει διὰ τῆς Κορινθίας χώρας· οἷς Ἰφικράτης καὶ τινες τῶν συμμάχων ἐπιπεσόντες τοὺς πλείστους ἀνεῖλον·* ſ. Note 2. vgl. *Paus.* III, 10. Die beiden Waffenthaten des Iphikrates bezeichnet wahrſcheinlich auch Nepos in Folgendem: Hoc exercitu moram Lacedaemoniorum intercepit: quod maxime tota celebratum est Graecia. Iterum eodem bello omnes copias eorum fugavit. Quo facto magnam adeptus est gloriam; oder es bezieht ſich das Letztere auf das bei Xen. (IV, 5, 19. ſ. Note 4) Angegebene. Vorzüglich aber rühmt er die Disciplin der bei Korinth von Iphikrates befehligten Soldaten: apud Corinthum exercitus tanta severitate praefuit, ut nullae umquam in Graecia neque exercitationes copiae, neque magis dicto audientes fuerint duci; in eamque consuetudinem adduxit, ut, quum proelii signum ab imperatore esset datum, sine ducis opera sic ordinatae consisterent, ut singuli ab peritissimo imperatore dispositi viderentur.

4) *Xen.* IV, 5, 19 *ἐκ τούτου δὲ μάλα καὶ τἆλλα ἐπετύγχανεν Ἰφικράτης.* Nach Diodor (XIV, 91) zog er zu dieſer Zeit (Ol. 96, 4) *μετὰ τῶν πελτασιῶν* auch gegen die Phliuſier und Sikyoner, die Verbündeten der Spartaner, und fügte ihnen vielen Schaden zu. 5) *Xen.* IV, 8, 34. Diodor, der, wie wir ſchon ſahen, die letzten Kriegsthaten des Iphikrates in eine frühere Zeit (Ol. 96, 4) verſetzt, berichtet (XIV, 92) ebenfalls den Abgang des Iphikrates von Korinth um dieſe Zeit. Nach dieſem habe aber Iphikrates darauf gedrungen, daß man dieſe Gegend beſetzt hielte, um die Hegemonie über Griechenland zu behaupten. Das Volk habe es aber verweigert und daher habe er ſeine Stelle niedergelegt. Die Athener hätten aber anſtatt ſeiner den Chabrias als *στρατηγός* nach Korinth geſchickt. 6) *Xen.* IV, 8, 34. 7) Ausführlich erzählt es Xenophon (IV, 8, 35—39), durch welche Kriegsliſt dies ihm gelang. Vgl. Frontinus II, 5, 42. 8) *Xen.* V, 1, 7. Vgl. Polyän II, 24. 9) ſ. auch Note 1. 10) *Diodor* XV, 41—43. *Nepos* II, 4. Bei Xenophon ſteht nichts davon. Plutarch, Artaxerxes S. 1023 C. vgl. Note 11.

ſippos, der Kerkyra belagerte, mit 70 Schiffen geſchickt [11]), mit ihm Kalliſtratos und Chabrias. Nachdem er hier mit Erfolg das Land vom Feinde geſäubert hatte, rüſtete er ſich, um das Land der Lakedämonier ſelbſt zu verwüſten, als der Friede mit denſelben (Ol. 102 [1]) ihn zurückrief [12]). Ol. 102 [2], als die Athener den Lakedämoniern gegen die Thebaner Hilfe zu leiſten beſchloſſen hatten, wurde Iphikrates mit 12,000 Mann abgeſchickt; es gelang ihm aber nicht, den Thebanern den Rückzug abzuſchneiden [13]). Ol. 106 [1] im Kriege gegen die Bundesgenoſſen wurde er mit dem Chares und Timotheos erwählt, jedoch (mit ihm Timotheos) weil er eine Schlacht zur Unzeit nicht wagen wollte, des Verraths angeklagt und ſeiner Stelle entſetzt [14]). Im Pantheon ſtand am Eingange die Statue des Iphikrates, eine Anerkennung ſeiner vielen berühmten Thaten (*Paus.* I, 24).

Von Nepos und Diodor (XVI. 85) wird er unter die beſten Atheniſchen Feldherren gezählt. Im perſiſchen Kriege eignete er ſich die gehörige Erfahrung und Einſicht im Kriegs- und Soldatenweſen an. (*Diod.* XV. 44.) Sein Feldherrntalent beſtand überhaupt darin, ſich im günſtigen Augenblicke einer Kriegsliſt gegen den Feind zu bedienen [15]); er glänzte nicht durch große Kriegsthaten, ſondern verſtand es vorzüglich, gute Kriegszucht unter den Soldaten zu handhaben und ſie für den Kriegsdienſt gehörig einzuüben [16]). Verſchiedene Verbeſſerungen führte er in der Bewaffnung der Soldaten ein. Anſtatt der großen Schilde, die den Kämpfenden in ihren Bewegungen hinderlich waren, wie die ὁπλῖται trugen, führte er leichtere und kleinere ein (πέλται genannt, daher πελτασταί), die ſowol die Körper deckten, als auch eine freie Bewegung geſtatteten und beim Laufen nicht hinderten. Die Speere vergrößerte er um die Hälfte und die Schwerter machte er doppelt ſo groß [17]). So führte er auch eine Art leichtere Schuhe ein, die bequem zu löſen waren, von ihm Ἰφικράτιδες genannt (*Diod.* l. c.), und für die ehernen und Kettenharniſche (serta) beinerne (nach Nepos).

Nepos erzählt außerdem noch, daß er groß an Geiſt und Körper geweſen ſei, durch ſeine Statur Jedem imponirend; aber nach Theopompus bei Strapazen von keiner Ausdauer; ein guter Bürger und von bewährter Redlichkeit. Eurydice, Mutter des Perdikkas und Philipp's, flüchtete nach dem Tode ihres Gemahls Amyntas zu ihm und erhielt ſeinen Beiſtand. Er wurde ſehr alt (nach *Diod.* XVI, 85 lebte er Ol. 110, 3 nicht mehr), und verſöhnte ſich wieder mit ſeinen Mitbürgern, die ihn verurtheilt hatten. Er hinterließ einen Sohn Meneſtheus (von der Threſſa, Tochter des thrakiſchen Königs Kotys), den Schwiegerſohn des Timotheus. Iphikrates hielt ſich häufig in Thrazien auf [18]), wie es überhaupt Sitte war, außer Landes zu gehen, um den Neid ſeiner Mitbürger dadurch vielleicht von ſich mehr entfernt zu halten.

(*B. Matthiae.*)

Iphikratides, ſ. unt. Daphnephoria.

IPHIMEDIA, (*Ἰφιμέδεια* bei den Griechen, bei den Lateinern auch Iphimede, ſ. *Munk* ad *Hygin.* f. 28), nach Homer (Od. XI, 304 sq.) Gemahlin des Aloeus, die ſich rühmte, ſich mit dem Poſeidon vermiſcht zu haben und zwei Söhne, den Otos und Ephialtes, gebar. Nach Apollodor (I, 7, 4) war ſie Tochter des Triops und mit Aloeus vermählt; ſie liebte den Poſeidon und ging daher häufig zum Meere, wo ſie mit den Händen die Wellen ſich in ihren Schoos ſchöpfte. Sie gebar von ihm jene zwei Söhne, die Aloiden (ſ. d. Art. Aloeidae) genannt. Bei einer Feier des Geburtsfeſtes des Bakchos bei Drios im phthiotiſchen Achaia wurde (*Diod.* V, 50 sq.) Iphimedia mit ihrer Tochter Pankratis von thraziſchen Seeräubern nach Strongyle (Naros) entführt. Die Pankratis gaben ſie ihrem neu erwählten König Agaſſamenes zur Gemahlin, die Iphimedia erhielt einer ſeiner Freunde. Aloeus ſchickte ſeine zwei Söhne aus, um Mutter und Schweſter aufzuſuchen. Sie kamen nach Strongyle, beſiegten hier die Thraker und zerſtörten die Stadt. Pankratis ſtarb hier. Von Iphimedia wird bei Diodor nichts weiter erzählt. Wie Pauſanias (IX, 22) erzählt, wären nach den Dichtungen des Homer und Pindar (Pyth. IV, 156) Iphimedia mit ihren beiden Söhnen in Naros vom Apoll getödtet worden. (Bekanntlich wurden diejenigen männlichen Geſchlechts, die eines ſchnellen und leichten Todes ſtarben, von Apollos, die weiblichen Geſchlechts, von der Artemis Pfeile getödtet gedacht. Viel-

11) *Xen.* VI, 2, 13. Vgl. *Demosth.* in Timoth. p. 1186 sq. 12) Die ausführliche Beſchreibung befindet ſich bei *Xen.* VI, 2, 27—39. Sein Lob daſelbſt 32 und 39. 13) *Xen.* VI, 5, 49 sq., wo er getadelt wird. Nach Polyän (III, 9, 28) habe Iphikrates nicht allein die Zahl der Feinde, ſondern auch ihren in der Schlacht bei Leuktra bewieſenen Muth gefürchtet und deshalb den Angriff verzögert. *Diod.* XV, 65 Ἀθηναῖοι ὑστερηκότες τῶν καιρῶν, ἐπανῆλθον εἰς τὴν Ἀττικὴν οὐδὲν πράξαντες μνήμης ἄξιον· vgl. ib. 63. *Plut.* Pelop. I, 24. *Strabo* p. 389. *Paus.* IX, 14. Nur Nepos rühmt den Iphikrates: „idem subsidio Lacedaemoniis profectus Epaminondae retardavit impetus. Nam nisi eius adventus appropinquasset, non prius Thebani Sparta abscessissent, quam captam incendio delessent.“ Allein nach Xenophon dachten die Thebaner ohnehin an den Rückzug, weil ſie ihr Heer durch die ſie verlaſſenden Bundesgenoſſen geſchmälert ſahen und überhaupt Mangel an Fourage (τὰ ἐπιτήδεια) hatten, als zu gleicher Zeit die Lakedämonier ſich durch den Beiſtand der Athener verſtärkten. Der Rückzug der Thebaner war daher nur indirect durch Iphikrates veranlaßt; dieſen Rückzug aber zu verhindern, war Sache des Iphikrates, die er verſäumte. Bei Nepos: nusquam culpa male rem gessit. 14) *Diod.* XVI, 21. *Nepos* ... „eoque iudicio est absolutus.“ Vgl. Note 13. 15) *Diodor* XV, 44. „οὗτος γὰρ παραδέδοται στρατηγικήν τε ἀγχίνοιαν ἐσχηκέναι, καὶ πρὸς πᾶσαν ἐπίνοιαν ἀγαθὴν φύσει κεχορῆσθαι διαφόρως.“ So gegen den Anaxibios bei *Xen.* IV, 8, 35 sqq. Mehr der Art erwähnt Polyän III, 9, 44. 16) *Nepos:* non tam magnitudine rerum gestarum, quam disciplina militari nobilitatus est. Daher die milites Iphicratenses. Vgl. Note 3. Er übte die Wachſamkeit und das Ehrgefühl der Soldaten. *Xen.* VI, 2, 27.

17) *Diod.* XV, 44. *Nep.* Iphicr. I, 3 u. 4. Die Vergleichung dieſer beiden Stellen bietet das Reſultat, wie Nepos nicht ganz gewiſſenhaft den Diodor benutzt hat. 18) *Athenaeus* XII, 8 und daraus *Nepos* Chabrias III, 4. Eine Anekdote bei *Nep.* Iph. III, 4. „Menestheus quum interrogaretur, utrum pluris patrem matremve faceret; *matrem*, inquit. Id quum omnibus mirum videretur: *at*, ille, *merito*, inquit, *facio. Nam pater, quantum in se fuit, Thracem me creavit, contra ea mater Atheniensem.*

leicht zielt die Sage mit darauf hin, wenigstens macht es ein besondrer Ausdruck bei Pausanias nicht unwahrscheinlich; es heißt da: *γενέσθαι δέ σφισι τοῦ βίου τὴν τελευτὴν ὑπὸ Ἀπόλλωνος — ὡς ἐπιλάβοι τὸ χρεὼν αὐτοὺς ἐν Νάξῳ.* Auch nach Homer (Odyss. l. c.) erlegt die Aloiden Apoll. Diodor gesellt noch die Artemis hinzu, vielleicht in Bezug auf die Mutter Iphimedia). Nach Pausanias sind ihre Grabhügel in Anthedon (in Böotien). Nach demselben*) (X, 28) verehrten sie auch die Mylasser (in Karien). Wie Kreuzer die Mythe deutet, siehe dessen Symbolik II. S. 386. 2. Ausg. (*B. Matthiae.*)

IPHIMEDON (*Ἰφιμέδων*), Sohn des Eurystheus, der nebst seinen Brüdern im Kriege des Eurystheus gegen die Athener, welche die Herakliden aufgenommen hatten, fiel. (*Apollod.* II, 8, 1.) (*B. Matthiae.*)

IPHIMEDUSA (*Ἰφιμέδουσα*), eine Danaide, Braut des Euchenor, den sie ermordete. (*Apollod.* II, 1, 5.) (*B. Matthiae.*)

IPHINOE (*Ἰφινόη*), 1) eine der Proitiden (s. d. Art.); sie starb im Wahnsinn.

2) Tochter des Nisos, Königs zu Megara und Gemahlin des Megareus, der seinem Schwiegervater gefolgt sein soll (nach *Paus.* I, 39). S. d. Art. Megareus.

3) Tochter des Alkathoos, die als Jungfrau gestorben sein soll. Pausanias erwähnt (I, 43) ihr Grabmal. Es war Sitte, daß die Jungfrauen vor ihrer Vermählung ihr Todtenopfer brachten und Locken weiheten.

4) Gemahlin des Antäos, mit der Herakles den Palämon zeugte. *Pherecydes* Fragm. ed *Sturz.* p. 145 sq. S. auch Schol. *Lycophr.* 662.

5) Eine der lemnischen Weiber, die ihre aus Thrazien zurückkehrenden Männer ermordeten. (*Valer. Flacc.* II, 162. 327.) (*B. Matthiae.*)

IPHINOME, eine Amazone (nach *Hygin.* f. 163). (*B. Matthiae.*)

IPHINOOS (*Ἰφίνοος*). 1) Ein Grieche, Sohn des Dexios (*Δεξιάδης*), den Glaukos vor Troja erlegte (*Hom.* Il. VII, 14).

2) Ein Kentaur bei Ovid (Metamorph. XII, 210). (*B. Matthiae.*)

IPHIONA. So nannte Cassini (Bull. de la soc. philom. Oct. 1817. Dict. des sc. nat. XXIII. p. 609) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Asteroideae Inuleae Euinuleae *Candolle*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch umgekehrt-eiförmig-ablang, mit dachziegelförmig über einander liegenden, angedrückten Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden klein, mit Grübchen versehen, die Blümchen mit sehr kurzer Röhre, langem, cylinderischem Rachen und fünfzähnigem Saume; die Staubfäden im Grunde der Corolle eingefügt, die Antheren an der Basis mit einem kurzen, borstigen Schweife, das Achenium fast cylinderisch, gestreift-gefurcht, mit steifen Haaren spärlich bedeckt; die Saamenkrone besteht aus mehren Reihen steifer Borsten, welche von Außen nach Innen allmälig an Länge zunehmen. Die Gattung Jasonia (mit Einschluß von Chiliadenus, Myriadenus und Allagspappus *Cassini*, Orsinia *Bertoloni* und Donia *Lessing*) unterscheidet sich nur durch den Habitus und die bärtigen, in zwei Reihen stehenden Borsten der Samenkrone. Die beiden bekannten Arten sind als kleine, sehr ästige Sträucher in Ägypten und Arabien einheimisch; ihre wenig zahlreichen Blätter sind pfriemenförmig, steif, stechend, an der Basis mit einem oder zwei dornigen Öhrchen versehen; die gelben Blüthenknöpfe nehmen die Spitzen der fast nackten Zweige ein: 1) Iphiona juniperifolia *Cassini* (Dict. l. c. Conyza memphitica etc. *Vaillant* act. paris. 1719 p. 301. Chrysocoma mucronata. *Forsk.* descr. 147. Staehelina spinosa *Vahl* symb. I. p. 69. Conyza pungens *Lamarck* encycl. II. p. 86. Chrysocoma spinosa *Delile*, fl. d'Eg. p. 128. t. 46. f. 3), ganz unbehaart, die Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches stachlicht-stumpf; bei Kahira, im Thale Hebron und am Sinai. 2) Iphiona scabra *Candolle* (Ann. des sc. nat. 1834. p. 263), fast durchaus mit kurzen drüsigen Haaren bedeckt, mit linien-lanzettförmigen, unbehaarten Kelchschuppen; von Bové in den Wüsten bei Suez und Tor gefunden. — Iphiona punctata *Cassini* ist Inula africana *Lam.* (*A. Sprengel.*)

IPHIS (*Ἶφις*). 1) Sohn des Sthenelos, Bruder des Eurystheus (Schol. *Apollon.* IV, 223, 228), allein von Valer. Flacc. (I, 441, wo auch Iphitus und Tiphys gelesen wird) und Diodor (IV, 49 *Ἶφιν τὸν Εὐρυσθέως* früher *Ἴφιτον*) unter die Argonauten gezählt, ward vom Äetes in Kolchis getödtet (Schol. *Apollon.* l. c. *περιστάντος* [*Αἰήτου*] *αὐτὸν βρόχῳ.* Vgl. *Valer. Flacc.* VII, 423. *Diod.* l. c.)*).

2) Sohn des Alektor (dessen Vater Anaragoras), Bruder des Kapaneus, Vater des Eteokles (*Paus.* X, 10) und der Evadne, bei Ovid Iphias genannt (*Apollod.* III, 6, 2 und 3 und III, 7, 1 und *Heyne* ad *Apollod.* p. 608), der dem Polynikes den Rath ertheilt hatte, durch Bestechung der Eriphyle den Amphiaraos mit in den Krieg gegen Theben zu ziehen. (*Apoll.* l. c.) Er hinterließ sein Reich (Argos) dem Sthenelos, dem Sohne seines Bruders Kapaneus (*Paus.* II, 18). In den Supplices wird er vom Euripides (v. 1034) eingeführt, als seine Tochter Evadne in Begriff stand, sich mit in den Scheiterhaufen ihres Gatten Kapaneus zu stürzen.

3) Ein Jüngling von niederer Abkunft, der für die Anaxarete aus dem Geschlechte des Teukros wegen ihrer ungemeinen Schönheit entbrannte, aber keine Gegenliebe fand und sich an ihrer Thür erhing. Nach der Erzählung des Ovid (Metamorph. XIV, 698 sq.).

4) Ein Held, Namens Iphis, wird erwähnt *Stat.* Theb. VIII, 445.

5) Finden wir in den Wörterbüchern eine Iphis aufgeführt als Tochter des Thespios, mit der Herakles den

*) Im Texte heißt es: *Ἰφιδῆς δὲ . . . ἥ τε ἐξ Ἀρκαδίας Αὔγη καὶ Ἰφιμέδειά ἐστι*, in der lateinischen Übersetzung: *Arcadiae puellae* A. et I. Ohne Zweifel gehört *ἐξ Ἀρκαδίας* aber nur zu *Αὔγη*.

*) Vgl. d. Art. *Iphitos* 4.

Keleustanor gezeugt habe. Dies hat man aus der Stelle *Apollod.* II. 7, 8 (*Ἴσμαρος δὲ παῖδες αὐτοῦ Ἡρακλεῖ, ἐκ μὲν τῶν Θεσπιάδων θυγατέρων Σεμαντορίης Ἀγρίου· Κελεστοτάνῳ Ἰφιτίδος*, nach der Conjectur Heyne's (p. 188) gemuthmaßt; die Vulgata hat *Κελεστοτάνῳ, Ἶφις*. (Gruber, Mythol. Lexik. III. S. 29 nennt im flüchtigen Irrthum den Keleustanor einen mit der Thespiade Laothoe erzeugten Sohn; es heißt in der angeführten Stelle des Apollodor nämlich: *Σεμαντορ. Ἀγρίου, Κελ. Ἶφις· Λαοθόης Ἀντέου*.) Eine Emendation würde hier zu Nichts führen; wie die Worte nach der Vulgata heißen, so würde Iphis (als männlicher Name) ein Sohn des Herakles von der Stratonike genannt werden müssen.

6) Iphis heißt bei Ovid (Metamorph. IX. 665 sq.) die Tochter eines Kreters Ligdus und der Telethusa. Nach der Erzählung des Ovid hatte Ligdus, von niederer Herkunft, aber edlen Sinnes, aus Armuth sich genöthigt gesehen, der schwangern Telethusa kund zu thun, wenn sie eine Tochter gebare, dieselbe umzubringen. Die Mutter aber, auf den Rath der Isis, wußte den Vater zu täuschen und das Mädchen wurde als Knabe, mit dem Namen Iphis, erzogen. Als nun der vermeintliche Knabe mit der Ianthe vermählt werden sollte, wurde sie durch ein Wunder in einen wirklichen Jüngling verwandelt. Man hält daher fälschlich den Namen Iphis für einen weiblichen. Ovid sagt mit klaren Worten (v. 707 sq.): nomen imponit avitum: Iphis avus fuerat. obgleich er v. 668 Iphis als Femininum gebraucht: Iphide mutata Crete. So heißt auch bei Anton. Liber. (17), wo dieselbe Fabel erzählt wird, aber mit Einführung von Personen andern Namens, die Tochter Leukippos; denn da der Vater getäuscht war, konnte er dem Kinde nicht einen weiblichen, sondern einen männlichen Namen geben wollen. Der Name Iphis als weiblicher Name ist also in diesem Falle verdächtig.

7) Iphis (*Ἴφινος*). Gemahlin des Patroklos, vom Achill ihm zugeführt, als derselbe Skyros zerstörte (*Hom.* Il. IX, 667 sq.) (*B. Matthiae.*)

Iphisia *Wight* et *Arn.*, s. Xysmalobium.

IPHITION (*Ἰφιτίων*), Sohn des Otrynteus und einer Najade, aus Hyde am Fuße des Tmolus in Karien beim See Gygeia, Herrscher vieler Völkerschaften. Er ward vom Achill vor Troja erlegt (*Hom.* Il. XX. 382). (*B. Matthiae.*)

IPHITOS (*Ἴφιτος*). 1) Sohn des Naubolos und der Perineike, der Tochter des Hippomachos aus Phokis (*Apollon.* I, 207 sq. und daselbst Schol. *Apollod.* I, 9, 16. wo fälschlich *Ἰφιτος* gelesen wurde), einer der Argonauten. Iphitos' Söhne (*Ἰφίτου Ναυβολίδαο*) [1]) werden (*Hom.* Il. II, 517) Schedios und Epistrophos genannt, als Führer der Phokenser vor Troja (vergl. *Paus.* X. 36). Eine Tochter des Iphitos war Eurynome (*Hygin.* f. 70). Über Iphitos, Sohn des Hippasos, s. Iphitos 5.

2) Sohn des Eurytos [2]), Königs von Oichalia (*Apoll.* II. 6, 1), wurde (*Hom.* Od. XXI. 14 sq. vergl. *Paus.* IV, 1) von Herakles getödtet, als er seine zwölf Stuten bei diesem suchte. Ausführlicher der Scholiast zu dieser Stelle des Homer (nach *Pherec.* ed. *Sturz.* p. 185 sq.). Herakles erscheint hiernach als Verletzer des Gastrechts, da er den Iphitos bei sich aufgenommen und bewirthet hatte. Apollodor (l. c.) erzählt etwas verschieden: Als Herakles nach Oichalia kam, um die Iole zu freien, wollte sie Iphitos, der ältere der Brüder, demselben geben; die übrigen verweigerten sie aus Furcht. Als bald nachher von Autolykos des Eurytos Rinder aus Euböa geraubt wurden, und Eurytos glaubte, es sei Herakles gewesen, widersprach auch diesmal Iphitos und ging zum Herakles, den er auffoderte, die Rinder mit ihm zu suchen. Herakles versprach es und nahm ihn gastlich auf. In Wahnsinn verfallen, stürzte aber Herakles den Iphitos von den Mauern von Tiryns herab (vgl. auch Schol. *Hom.* Il. V, 392. *Anacreon* XXXI, 10 sq.). Nach Diodor (IV. 31) hätte Iphitos den Raub der Stuten dem Herakles selbst Schuld gegeben und er wäre, um sie aufzusuchen, nach Tiryns gegangen. Herakles habe ihm geheißen auf einen hohen Thurm zu steigen, ob er etwa irgendwo die Stuten weiden sähe. Da aber Iphitos sie nicht hätte erspähen können, so habe ihn Herakles, weil er ihn fälschlich eines Diebstahls beschuldigt habe, von dem Thurme herabgestürzt. Nach demselben hätte Iphitos auch Söhne gehabt, und nach dem Orakelspruche des Apollo habe Herakles, um sich von seiner Blutschuld zu reinigen, während er sich an die Omphale vermiethete, den Söhnen des Iphitos seine Herrschaft abgetreten. Nach dem Schol. *Soph.* Trach. 352 hätte Herakles, da ihm die Iole verweigert wurde, Oichalia zerstört und die Söhne des Eurytos getödtet. Iphitos wäre aber nach Euböa geflüchtet (s. Herakles). Die Homerische Erzählung ist die einfachste, die den übrigen zu Grunde zu liegen scheint: namentlich ist es der Tod des Iphitos durch den Herakles, der die verschiedenen Abänderungen und Zusätze veranlaßt zu haben scheint. Von Apollonius (I. 86) und Hygin wird Iphitos unter die Argonauten gezählt. Nach Apollodor (II. 6. 3) aber hat der Argonautenzug während der Dienstzeit des Herakles bei der Omphale stattgefunden; Herakles müßte demnach den Iphitos schon ermordet gehabt haben, da er zur Strafe für diesen Mord dienen mußte.

3) Nach Pausanias (V, 4) ein Eleer, aus dem Geschlechte des Oxylos, Sohn des Hämon (nach einer

1) Der Scholiast erklärt: *Ναυβόλου παιδὸς Ἰφίτου*, und dies wird wiederum erklärt: Naubolos, ein Sohn des Iphitos. Auch der Schol. ad *Stat.* Theb. VII, 354 führt den Naubolus als einen Sohn des Iphitos an.

2) Nach Apollodor (a. a. O.) Bruder der Iole. Seine Mutter wird vom Scholiasten ad *Apollon.* I, 86 Antiope genannt, sein Bruder Klytios, mit dem er aus Oichalia nach Kolchis ging. Bei dem Schol. ad *Soph.* Trach. 263 hatte nach Hesiod Eurytos vier Söhne, unter diesen Klytios und Iphitos — dessen Mutter Antiope. Aristokrates (bei demselben Scholiasten) erwähnt drei Brüder, mit Weglassung des Iphitos. Hygin (f. 31) nennt die Mutter eine Tochter des Pylon (Pylonis?). Hesiod beim Schol. *Trach.* l. c. nach Bentley's Conjectur *Ἀντιόπη χρειοῦσα Πύλωνος Ναυβολίδαο*; die Vulgata:

Ἀντίοχη χρείουσα παλαιὸν γένος Αἰβολίδαο.

Inſchrift in Olympia); die meiſten Griechen nannten ihn den Sohn des Praronides; nach alten Eleerinſchriften hieß ſein Vater auch Iphitos (*τὰ δὲ Ἐλείων γράμματα ἀρχαῖα ἐς πατέρα ὁμώνυμον ἀνῆγε τὸν Ἴφιτον*), ein Zeitgenoſſe des Geſetzgebers Lykurgos. Iphitos erneuerte die olympiſchen Spiele wieder (*Paus.* V, 8; nach arkadiſchen Überlieferungen begann er mit dem Wettlauf, worin Koroibos ſiegte), ſowie die jährlichen Verſammlungen zu Olympia. Es war nämlich damals Griechenland von einheimiſchen Wirren und peſtartigen Seuchen heimgeſucht, und auf die Anfrage des Iphitos beim delphiſchen Gott nach Erlöſung von dieſen Übeln ward ihm zur Antwort, er ſolle mit den Eleern die olympiſchen Kampfſpiele wieder herſtellen. Zugleich brachte er die Eleer dahin, dem Herkules zur Ehre Opfer zu veranſtalten, da ſie ihn vorher für ihren Feind gehalten hatten. Zu Olympia war eine Statue des Iphitos mit der der Göttin Ekecheiria, die den Iphitos mit einem Kranz ſchmückte (*Paus.* V, 10 u. 26). Auch war daſelbſt der Diſkus des Iphitos aufbewahrt, auf welchem der zu Olympia geſchloſſene Friede, der Rundung des Diſkus nach, aufgezeichnet war (*Paus.* V, 20).

4) Bei Apollodor (II, 5, 1) wird ein Iphitos von dem Kopreus, des Eleer Pelops Sohn, getödtet. Von Heyne (z. d. Stelle) wird vermuthet, daß dies der Sohn des Hippaſos geweſen ſei; Gruber und Klopfer erklären es für wahrſcheinlich. Über Iphitos, den Sohn des Hippaſos, herrſcht aber ſelbſt viel Dunkel (ſ. sub 5) und den von Kopreus Getödteten kann man nur deswegen für einen Sohn des Hippaſos halten, weil er auf keinen andern paßt. Vielleicht iſt er ein Bruder des Euryſtheus. Kopreus, nachdem er den Iphitos getödtet hatte, wäre nach Apollodor nach Mykene geflohen und da von Euryſtheus geſühnt worden. Ein Iphitos als Bruder des Euryſtheus wird nämlich bei *Diod. Sic.* IV, 49 erwähnt, ein Argonaute, wo freilich *Ἴφιν τὸν Εὐρυσθέως* (ſ. Iphis 1) geleſen wird. Sonderbarer Weiſe wurde auch bei *Valer. Fl.* I, 441 Iphitus für Iphis geleſen. Von Apollodor ſelbſt aber wird kein Argonaute Iphis erwähnt.

5) Hygin (fab. 14) bemerkt, daß Iphitos, Sohn des Naubolos, von Einigen für einen Sohn des Hippaſos aus dem Peloponnes ausgegeben worden wäre. Alſo vielleicht ein Bruder des Aktor. Fälſchlich wird daher von den Mythographen ein Iphitos ſchlechtweg als ein Sohn des Hippaſos aufgeführt, da bei Hygin ſelbſt dies ausdrücklich vom Nauboliden geſagt wird, daß er auch für einen Sohn des Hippaſos gehalten worden wäre. Bei *Stat.* Theb. (VII, 354) aber wird Naubolos Hippaſides genannt. Wie nun Iphitos nicht allein als Sohn, ſondern auch (fälſchlich) als Vater des Naubolos (ſ. Iphitos 1) angegeben wird, ſo konnte er auch leicht an des Vaters Stelle als Hippaſides erſcheinen. Vor Allem jedoch iſt zu bemerken, daß es eine Angabe der Lateiner iſt, und wie die Lateiner ihre eignen fingirten Perſonen mit griechiſchen Namen belegten, iſt bekannt.

6) Vater des Trojaners Archeptolemos (*Ἰφιτίδης* genannt) bei *Hom.* Il. VIII, 128. (*B. Matthiae.*)

IPHOFEN, Städtchen im bairiſchen Landgerichte Markt-Bibart, mit 345 Häuſern, 2070 Einwohnern, drei Kirchen, dem Sitze eines Rentamtes, eines Magiſtrates, eines Pfarramtes im Landcapitel Scheinfeld, Wein- und Getreidebaue und einem Bürgerſpitale, eine Stunde von Poſſenheim entfernt. Im J. 1420 verſchrieb der Biſchof Johann von Würzburg dieſen Ort und das dazu gehörige Amt dem Schenk Konrad von Limpurg als Pfand, der zugleich als Amtmann darüber geſetzt wurde. Seiner Gemahlin Clara, Gräfin von Montfort, ward wegen ihres Heirathsgutes auf dieſer Pfandſchaft noch im J. 1438 Verſicherung ertheilt. (*Eisenmann.*)

IPHTHIME (*Ἰφθίμη*). 1) Eine Nereide, von Hermes Mutter der Satyren (*Nonn.* Dionys. 14, 113).

2) Tochter des Ikarion, Schweſter der Penelope, mit Eumelos aus Pherä vermählt. (*Hom.* Odyss. IV, 797.) (*B. Matthiae.*)

IPIALES, Dorf im ſüdamerikaniſchen Freiſtaate Colombia, Departement Cauca, Provinz Los Paſtos, unter 0° 47′ nördl. Br. am Fluſſe Rumichaca. (*R.*)

IPIRE, rechter Nebenfluß des Unare, eines anſehnlichen Küſtenfluſſes im ſüdamerikaniſchen Freiſtaate Colombia, Departement Maturin, Provinz Barcelona. (*R.*)

Iplis, ſ. Ipplis.

Ipnos, ſ. Hypnos.

IPO (Monte), Mons Ipus im Lateiniſchen, ein unbedeutender Marktflecken im Großherzogthum Toscana, Bezirk von Siena, nahe an der Meeresküſte gelegen. (*R.*)

Ipo *Camell.*, ſ. Antiaris.

Ipoktonos, ſ. unter Herakles (zweite Sect. 6. Bd. S. 41).

Ipoly (Nebenfluß der Donau), ſ. Eypelfluss.

IPOLY-SÁGH. 1) Ein Bezirk (Processus) der honther Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, nach dem Ipoly- (Eypel-) Fluſſe benannt, von ihm, der Krupina, dem Eſabrag und mehren anderen kleinern Bächen bewäſſert, dem Jenógebirge und einigen andern minder hohen Bergrücken durchzogen, theilweiſe ausgezeichnet fruchtbar, reich an Getreide und Vieh, mit Wein und Tabak geſegnet, umfaßt er das Gebiet von drei Märkten, 35 Dörfern und ſechs Prädien. 2) Ein Ságh, auch Sahi genannter, dem roſenauer Domcapitel gehöriger hübſcher und anſehnlicher Marktflecken, im gleichnamigen Bezirke am rechten Ufer der Eypel, da wo ſie die durch den Eſalragh verſtärkte Krupina aufnimmt, im breiten Thale anmuthig gelegen, in dem die Comitatsverſammlungen gehalten werden, mit 231 Häuſern, 1715 magyariſchen Einwohnern (darunter 48 Evangeliſche, 2 Reformirte, 24 Juden), welche auf einem ſehr fruchtbaren Boden gutes Getreide, viel Mais und Wein erzeugen und auch mancherlei Handwerke treiben, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre (des Erzbisthums Gran), einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einem Zollamte, einer Poſtſtation, einer ſteinernen Brücke über die Eypel, einer Apotheke, einem Diſtrictsarzte, einigen Mühlen, einem Salzamte ꝛc. (*G. F. Schreiner.*)

IPOMOEA, s. d. Art. Convolvulus, zu welchem Folgendes über die Jalapa nachzutragen ist. Die echte, birnförmige Jalapa kommt sowol von C. Jalapa *L.*, als von C. Schiedeanus (Ipomoea Schiedeana *Zuccarini*. Ipomoea Purga *Wenderoth*); jene wird als echte oder graue Jalapa oder Mechoacanha, diese als knollige oder schwere, oder schwarze Jalapa oder Mechoacanha aus den mexicanischen Handelsstädten Jalapa und Mechoacan ausgeführt. Eine dritte Art, die spindelförmige, leichte oder neue Jalapa (Purga Macho der Mexicaner), soll der Wurzelstock von C. orizabensis *Pelletier* sein. Die weiße brasilische Jalapa kommt von C. hieuen *Gmelin*. die hellgelbe brasilische Jalapa von C. operculatus *Gomez* (Batata de Purga). Außerdem werden noch die Wurzeln mehrer anderer Convolvulus Arten in Amerika als Purgirmittel benutzt, namentlich die Wurzeln von C. macrocarpus *L.*, macrorrhizus *L.*, cathartieus *Poiret*, und acetosaefolius *Vahl* auf den Antillen, C. Papiru und triliobus *Ruiz* et *Pavon* in Peru und C. panduratus *L.* (Mechamek der Indianer) in Nordamerika. (*A. Sprengel.*)

Ipomopsis *Mich.*, s. Gilia.

IPOPOCA oder Popóca. Küstenfluß in der brasilischen Provinz Paraïba, entspringt im gebirgigen Innern derselben, strömt dann durch den See Abyary und mündet etwas nördlich vom Gevanna in den atlantischen Ocean. Schiffbar ist er nur eine Strecke weit von seiner Mündung an zur Zeit der eindringenden Fluth des Meeres. (*R.*)

IPPINGEN. Pfarrdorf im großh. badischen Bezirksamte Möhringen, ½ teutsche Meile gegen Nordwest von der Amtsstadt, zur fürstl. fürstenbergischen Landgrafschaft Baar gehörig, mit 330 katholischen Einw. in 62 Familien, ein alter Ort, wo schon Kaiser Karl der Dicke im J. 880 am 8. Februar seinem Hofkapellan Ruodwert Güter schenkte. Den Ort kaufte Graf Friedrich von Fürstenberg im J. 1553 von der landenbergischen und ulmischen Vormundschaft. (*T. A. Leger.*)

IPPLEPEN. ein Kirchspiel Englands in Devonshire, hat 900 Bewohner und liegt eine teutsche Meile von Newton Abbots. (*D. J. C. Schmidt.*)

IPPLIS. auch IPLIS. ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach der Stadt Cividale benannten Districte XII der venetianischen Provinz (Delegation) Friaul (Udine), am äußersten östlichen Ende der großen venetianischen Ebene, in der Nähe des linken Ufers des Natisonflusses, am Fuße des Hügels von Rocca Bernarda gelegen, gegen ½ geogr. Meile westsüdwestlich von dem Hauptorte des Districtes entfernt mit einem Gemeindevorstande, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum Bisthume Udine gehört, einer dem heil. Johann dem Täufer geweihten katholischen Kirche, einer Mühle (Molino Braida in Leproso) und den zwei Subborgki Braida und Mondonarg. Zu dieser Gemeinde gehören auch die Villagi Azzano, Leproso und die vereinzelten Häusergruppen: Rocca Bernarda und Colle Ronco Cernazai. (*G. F. Schreiner.*)

Ippo, s. Pfeilgift.

IPPOLITS. ein kleines Kirchspiel Englands in der Grafschaft Hertford, hat nur 600 Einwohner. (*D. J. C. Schmidt.*)

IPPOLIUM. So, oder vielmehr nach dem Griechischen Ἱππόλεω Ἄκρη, nennt Herodot in der Melpomene (Lib. IV. c. 53) die Landspitze, an welcher die beiden Flüsse Borysthenes, jetzt Dniepr, und Hypanis, jetzt Bug in der Sarmatia Europäa, sich vereinigen; auf derselben war nach demselben Gewährsmanne ein der Demeter errichteter Tempel. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ippurite, s. Hippurites.

IPRES (William of), Graf von Kent, ein glücklicher Emporkömmling und Günstling des Königs Stephan von England im 12. Jahrh. Er stiftete unter andern im J. 1145 ein Mönchskloster zu Borley in Kent und übergab dasselbe Mönchen von Clairvaux aus dem Orden des heil. Bernhard; auch befestigte er die Stadt Rye in Suffolk, wo noch eine verfallene Burg, Ipres Tower genannt, an ihn erinnert. (*R.*)

IPRESENS. Dorf in der persischen Provinz Aserbeidschan, District Karadagh, in dessen Nähe sich eine verfallene Bergfestung, Namens Imleng, findet. (*R.*)

IPRUMP. 1) Geogr. Dorf im Großherzogthume Oldenburg, Kreis und Amt Delmenhorst, hat 39 Häuser und etwas über 200 Einwohner, welche vielen Holzhandel treiben.

2) Zool. Iprump. Yprump. Rohrdommel, s. Ardea stellaris im Art. Ardea. (*R.*)

IPS. I. Entomologie. 1) Der bei den Griechen ein das Horn und die Weinstöcke durchbohrendes Insekt bezeichnende Name Ips wurde zuerst von Degner als Gattungsname in die Entomologie eingeführt und der Gruppe der Borkenkäfer (Bostrichi) beigelegt. Fabricius, auf Degner's Bestimmung keine Rücksicht nehmend, vereinigte unter Ips kleine, langgestreckte, flache Käfer mit durchblätterter Fühlerkolbe, welche vorzugsweise unter Baumrinde leben, und Olivier[1]) folgte ihm. Auch Latreille nahm die Gattung Ips ziemlich in demselben Umfange wie Fabricius an und stellte sie in seine Gruppe der Nitidularien Neuerdings hat Erichson[2]) die Gruppe der Nitidularien einer ausführlichen systematischen Ordnung unterworfen, und eine Abtheilung derselben Ipina genannt, welche sich durch einfache Lade der Marillen, verdeckte Lefze und ein kleines viertes Tarsenglied auszeichnet. Dahin bringt er als Gattungen Cryptarcha, Ips und Rhizophagus. Vgl. Nitidularia. (*Germar.*)

2) Dieses von Fabricius errichtete Insektengenus aus der Ordnung der Coleopteren fand sich fossil im Tertiärgyps von Aix in der Provence; s. Insekten, fossile. (*H. v. Meyer.*)

II. Geographie. 1) Ein Nebenfluß des rechten Donauufers, welcher in der Nähe seines Ursprungs auch Ais genannt und von Andern Ybbs oder Yps geschrie-

1) Encycl méthod. VII. p. 402. 2) In Germar's Zeitschrift für die Entomologie. 4. Bd. S. 225.

ben wird. Er entspringt im rauhen steinigen Gebirge des Ötschers, das sich im V. O. W. W. Niederösterreichs längs der steirischen Grenze hinzieht, höchstens eine halbe Stunde entfernt vom Ursprunge der Erlaph, und ist dort zwar bei Regengüssen fürchterlich, sonst aber so unbedeutend, daß das wenige Wasser, das der Bach im Sommer noch hat, unter dem groben in seinem Bette liegenden Kalkgestein verborgen abfließt. Er wird rasch durch den Zufluß vieler Gebirgsbäche verstärkt, unter denen der, ebenfalls aus einer rauhen Gebirgsgegend hervorkommende, aus einem kleinen See (die rothe Lacke) entspringende, weiterhin einen größeren (Mittersee) durchfließende, und bei Lunz, wo er sich mit der Ips vereinigt, einen 90 Joch umfassenden See (Lunzsee) bildende Seebach der namhafteste ist, und wird nun selbst von größerer Bedeutung, da er von Lunz an zum Betriebe von vielen Hammerwerken dient, die ihre Erzeugnisse in alle Theile Europa's versenden, und den Gebirgsbewohnern die Mittel zu ihrem Unterhalte verschaffen, welchen hier der Ackerbau nicht gewähren könnte [1]). In seiner ursprünglich westlichen Richtung geht er hierauf gegen Gößling, wo er sich mit dem Gößlingbache, einem der größten seiner Zuflüsse, vereinigt, dann bei St. Georgen und Höllenstein vorbei, wo er sich mit dem Höllensteinbache verbindet, der so beträchtlich ist, daß er in einer kurzen Strecke etwa 15 große Eisenhämmer, eine Mahl- und eine Bretmühle treibt [2]). Von den 16 Hammerwerken in Höllenstein sind sechs ein Eigenthum der innerberger Hauptgewerkschaft. Gleich unter dem Dorfe hat dieselbe auch einen Holzrechen an der Ybs, der seiner Größe und zweckmäßigen Bauart wegen merkwürdig ist, und eine sehr ansehnliche Kohlstatt. Bei Höllenstein endigt die westliche Richtung des Flußlaufes in einem Gebirgszuge, über welchem jenseits die Gewässer schon unmittelbar der nahen Ens zufließen. Die Ips wendet sich nun gegen Norden und fließt der Mitte der Provinz zu, die sie bisher nahe an ihrer Grenze umflossen hat. Inzwischen ist sie auch schon zu einer beträchtlichen Größe angewachsen und nimmt von da an auch an Wichtigkeit immer mehr zu, indem sie auf das Vielfältigste zum Betriebe von Hammerwerken benutzt wird. Unfern, und noch oberhalb der Stadt Windhofen vereinigt sich mit ihr der kleine Ipsbach, der zunächst von Ibsitz (s. d. Art.) herkommt, und ebenfalls zum Betriebe vieler Hammerwerke und Mühlen verwendet ist. In und um die Stadt Windhofen wird die Ips abermals zum Betriebe vieler Wasserwerke benutzt, da ein großer Theil der Bewohner dieses Ortes in Eisen und Stahl arbeitende Gewerbleute sind, deren Waaren sich sehr vortheilhaft auszeichnen, was besonders von ihren zahlreichen Schneidewerkzeugen gilt. Von Windhofen abwärts erweitert sich das Flußthal und die längs desselben sich hinziehenden Gebirge nehmen an Höhe ab, je mehr sie sich der Mitte der Provinz nähern. Unter diesen zeichnet sich der Sonntagsberg aus, indem auf dessen Gipfel ein sehr stark besuchter Wallfahrtsort liegt. Von den Gewässern, welche die Ips in dieser Gegend verstärken, sind der Schergenbach und der Arlbach die bedeutendsten. Weiterhin ist das Flußthal schon beträchtlich erweitert. Zwar zieht sich der Fluß selbst an einem Gebirge dahin, welches hart an dem rechten Ufer sich befindet, allein das linke Uferland ist eine ziemlich breite, mit einem hohen Walde bestandene Ebene, bekannt unter dem Namen die Forstwaide. In dieser Strecke ist Ulmerfeld am rechten Ufer der bedeutendste Ort. Könnte der Fluß schiffbar gemacht werden, so würde er aus den sehr ausgedehnten Waldungen der Herrschaft Ulmerfeld viel Holz der Donau zuführen. Weiter hinab liegen in der Nähe des linken Ufers Amstetten und Blindenmarkt und noch tiefer hinab am rechten Ufer Neumarkt, drei Märkte, welche die ansehnlichsten Ortschaften des ganzen Gebietes der unteren Ips sind. Tiefer abwärts kommt sie mit ihrem rechten Ufer in der Nähe der Poststation Kemmelbach vorüber, wo die von Wien nach Linz führende Commercial-, Haupt- und Poststraße die Ips überschreitet, und fällt endlich östlich von dem Markte gleiches Namens, nach einem Laufe von ungefähr 20 teutschen Meilen, in die Donau. Die Breite und Tiefe des Flusses ist natürlich sehr verschieden und ebenso auch sein Gefälle. Gegen das Ende hin nehmen die ersteren zu und zwar die Breite bis auf 21 Klaftern und die Tiefe bis auf drei Schuh. Das geringste Gefälle beträgt gegen die Ausmündung hin 1½ Schuh auf 100 Klaftern. Die Ips führt allerdings in allen Jahreszeiten soviel Wasser, daß man sie zur kleineren Schiffahrt benutzen könnte, wenn einerseits die auf solcher befindlichen Wehre beseitigt oder zweckmäßig vorgerichtet würden und wenn andererseits die vielen in ihr befindlichen Baumstöcke und Felsen beseitigt wären.

2) Eine landesfürstliche Stadt im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in schöner Gegend in der Nähe der Einmündung des gleichnamigen Flusses in die Donau, fast gegenüber von dem als Sommeraufenthalt des seligen Kaisers Franz I. bekannten Persenbeug gelegen, mit seinen alten Ringmauern und Thürmen malerisch anzusehen, nur ungefähr ½ Stunde von der von Wien nach Linz führenden Poststraße entfernt, mit drei Vorstädten, 200 Häusern, deren größter Theil noch immer das Gepräge des Alterthums an sich trägt und die zusammen denn doch, von der Donau aus angesehen, ein sehr malerisches Ganze bilden, 2000 Einwohner, die früher mit den hafnerzeller Schmelztiegeln, die davon auch oft nach diesem Städtchen benannt wurden, einen sehr starken Handel trieben, und jetzt auf den zwei die Stadt mit der linzer Poststraße in Verbindung setzenden sogenannten ipser (ersten und zweiten) Communicationsstraßen den Gebirgsbewohnern Getreide und andere Bedürfnißmittel zuführen, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisth. St. Pölten), einer stattlichen Pfarrkirche, einer Musterschule, einem organisirten Magistrate, der sogenann-

1) Die höchst interessante Beschreibung der drei Seen: der rothen Lacke, des Mitter- und des Lunzsees, und der ganzen Umgebung s. in F. J. Kleyle's Rückerinnerungen an eine Reise in Österreich und Steiermark. (Wien 1814.) S. 13 fg. 2) Die amtliche nicht im Buchhandel vorkommende „Ergänzungstabelle zur Straßenkunde der Provinz Österreich unter der Ens." (Hydrographischer Theil.) S. 50.

ten freien Burg Ips, die ursprünglich eine herzoglich habsburgische Burg war, im J. 1607 erbaut wurde, seit 1684 sich im Privatbesitze befindet und gegenwärtig ein landesfürstlicher, an der Donau liegender Herrensitz ist; einem kaiserl. königl. Siechenhause, einem stattlichen Gebäude, das oberhalb der Stadt am Ufer des Donaustromes gelegen, im J. 1717 erbaut, von Kaiser Joseph in ein Spital für unheilbare Kranke umgestaltet worden war und in welchem im J. 1834 471 Arme untergebracht waren, einem eigenen Bürgerspital mit einer Spitalsherrschaft; einer eigenen landesfürstlichen Pfarrherrschaft; einem hübschen alterthümlichen Rathhause; einem Brauhause; einer Liqueurfabrik, zwei großen Jahrmärkten und einem stark besuchten Wochenmarkte. Von den Bewohnern werden die meisten städtischen Wochenmarkte betrieben, der Handel war aber in früheren Zeiten viel bedeutender als gegenwärtig. Ips ist eine sehr alte Stadt und kommt in den Nachrichten und Urkunden des Mittelalters als Ibissa, Ybese, Ibseburch vor. Manche glauben, daß an der Stelle der heutigen, unbestreitbar uralten, Stadt der Ort Pons Isis oder Ipsipontum gestanden habe, welcher auf der Theodosischen Karte angemerkt ist. Ad pontes Isis lag 23 Milliarien östlicher als Elegium, welches 13 Milliarien östlicher lag als Lauriacum (bei dem Flecken Strengberg). Es liegt also etwas südlicher von der Stadt Ips, beim Übergange des gleichnamigen Flusses. Isis, vielleicht Ibeb, war also der damalige Name des Ipsflusses. Andere hingegen wollen es für das Gesodunum des Ptolemäos halten. Sicher war aber in damaliger Zeit schon ein Ort hier, und Karl der Große traf ihn auch schon bei seiner Eroberung des Landes an. Kaiser Heinrich IV. hielt sich einige Zeit hier auf. Bei den Einfällen der Ungarn im inländischen Bruderkriege wurde Ips öfters belagert und eingenommen. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gehörte Ibesse den bairischen Grafen von Sempt und Ebersberg. Ips scheint einst wichtig für den Donauhandel gewesen zu sein, und war insbesondere der Stapelplatz für die berühmten ipser Schmelztiegel. — Von dieser Stadt wird die Ebene am Ipsflusse das ipser Feld genannt. Unter Ips beginnt die sogenannte Böse Beuge, ein über eine Stunde langer Bogen um eine kaum eine halbe Stunde breite Landspitze, der für die Schiffer nicht ohne alle Gefahr befahren werden kann [3]). (*G. F. Schreiner.*)

IPSALA, Stadt im Ejalet Dschesair des osmanischen Europa oder der Statthalterschaft des Kapudan Pascha, Sandschak Galliboli im alten Thrazien, am rechten Ufer der Maritza, ist offen, liegt in einer weiten Ebene, hat viele Gärten, Bader, Moscheen und ein Karavanserai und ist wahrscheinlich das alte Cypsela (vgl. d. Art.) des Ptolemäus am Hebrus in Thrazien. (*R.*)

IPSAMBUL (Absambul, Ebsambul, Ypsambul, Abu-Sumbol) heißt in dem Theile Nubiens, welcher unter dem Namen Wadi Nuba bekannt ist, ein unter dem 22° 20′ 11″ nördl. Br. und dem 31° 40′ 57″ östl. L. von Greenwich auf dem westlichen Ufer des Nils liegender Ort, bemerkenswerth wegen eines daselbst befindlichen etwa 20 Fuß über dem Flusse aus fast senkrechten Felsen ausgebauenen und noch vollkommen erhaltenen Tempels. Henry Light [1]) sah ihn nicht selbst, hörte aber davon, und erwähnt, daß der Tempel dem zu Seboo (Sebu) ähnlich und von Ibrim eine halbe Tagereise entfernt sei Belzoni [2]) dagegen lieferte eine Beschreibung desselben. Am Eingange stehen sechs jugendliche Figuren von kolossaler Größe in Vertiefungen; der Raum zwischen diesen ist gleich den Tempelmauern mit Hieroglyphen bedeckt. Nach dem Styl der an letztern befindlichen Bildhauerarbeiten hält man diese Bauten für sehr alt. Von diesem Tempel, in welchem die Bewohner jener Gegenden vor den Einfällen räuberischer Beduinen ihre Zuflucht suchen, ungefähr 200 Schritte entfernt, befinden sich mehre auf Stühlen sitzende, 65 Fuß hohe, aber fast ganz vom Sande verschüttete Statuen, deren Hände auf den Knien ruhen, die sehr ausdrucksvollen Gesichter aber nach Norden gekehrt sind. (*R.*)

IPSARA. IPSARIOTEN. I. Geographie. Ipsara, bei den Einwohnern Psara, bei den Schiffern Psyra genannt, kleine, 1½ Meile lange, ¾ Meile breite und drei Meilen im Umfange habende Felseninsel im griechischen Archipelagus. Sie liegt unter 43° 20′ östl. Länge und 38° 43′ nördl. Breite, vier Meilen westlich von Saki (Saki Adassi, Scio der heutigen, Chios der alten Griechen) und bildet mit dieser Insel und dem in ihrem Nordwesten liegenden unbewohnten Eilande, Anti-Ipsara, das fünfte, zum asiatisch-türkischen Ejalet Dschesair (d. i. Statthalterschaft der Inseln) gehörige Sandschak Saki, über welches der Kapudan Pascha als Beglerbeg gebietet. Ipsara hat mehre Vorgebirge (Limenari, Locri), einen kleinen See, hinreichendes Quellwasser, und bringt, obgleich für den Getreidebau völlig unbrauchbar, rothen Wein, Baumwolle und Südfrüchte hervor. In ihrem Innern hatte die Insel vor der Eroberung durch die Türken ein altes Schloß (Palão-Castro), mehre Klöster und einzelne Weiler und Landhäuser. Die einzige Stadt der Insel, welche auch ihren Namen führte, zog sich vor der Revolution vom Meere aus einen Berg hinauf, sodaß sie in die obere und untere Stadt getheilt werden konnte. In ihrer Mitte befand sich ein kleines Kastell und eine Kirche; ihr guter Hafen mit seiner Rhede vermochte mehr als 200 Kriegs- und andere Schiffe zu fassen. Die Zahl ihrer Bewohner geben Hassel, Stein und andere gleichzeitige Geographen wol zu gering, auf 400, an, denn zur Zeit der Erhebung Griechenlands kann sie wenigstens auf 10—12,000 angeschlagen werden, und wenn ihr Blanc 22,000 gibt, so dürfte dies wol nur von der Zeit gelten, wo sich eine Menge Griechen nach Ipsara geflüchtet hatten. Die Regierung und Verwaltung der Insel besorgten Tetrarchen (Vierherren) und reiche Primaten.

II. Geschichte der Insel. Zu Jacob Spon's Zeit befand sich auf Psara, wie er die Insel nennt, die er je-

3) Klenke a. a. O. S. 23.

1) Reise in Ägypten, Nubien und dem heiligen Lande; s. Ethnographisches Archiv. 6. Bd. S. 329. 2) Narrative of the operation and recent discoveries in Egypt and Nubia. (London 1821.)

doch nicht selbst besuchte, ein einziges, von wenigen armen griechischen Fischern bewohntes Dorf, und der eiserne Druck der türkischen Regierung hemmte lange Zeit jede Vermehrung und jeden Bildungsfortschritt der Bevölkerung. Erst der am 9. Jan. 1792 zwischen den Russen und Türken geschlossene Friede von Jassy wirkte wohlthätig auf die Ipsarioten ein; denn obgleich durch diesen Frieden nur der von Kutschuk-Kainardji bestätigt und der Hauptsache nach in dem Verhältniß der Land- und Inselgriechen nichts geändert wurde, so hatte doch der Umstand, daß in den meisten Hafenstädten Griechenlands russische Consuln angestellt wurden und die Griechen das Recht erhielten, sich bei diesen einen Erlaubnißschein (Berath) zu lösen, um unter russischer Flagge Handel treiben zu dürfen, den wesentlichsten Einfluß auf die geistig-moralische und bürgerliche Entwickelung derselben. Bald sah man Schiffe der Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara das mittelländische Meer bis zu dem atlantischen Ocean und das schwarze Meer fast in seinem ganzen Umfange beschiffen. Außerordentlich wurden dabei diese Seefahrer durch die politischen Verhältnisse und die Wirren des europäischen Festlandes begünstigt; denn da die Großmächte desselben sich fortwährend zu Wasser und zu Lande bekämpften, so mußten sie nothgedrungen die Interessen ihrer handeltreibenden Unterthanen hintansetzen, und so kam der Verkehr auf den genannten Meeren fast ganz in die Hände der Inselgriechen, bei welchen dadurch und vorzüglich durch den Getreidehandel an die Stelle der bittersten Armuth glänzender Reichthum und verführender Überfluß trat. Eine andere Folge der politischen Verhältnisse war das Überhandnehmen der Seeräuberei, da keine Macht da war, dieselbe in Schranken zu halten oder zu unterdrücken. Dies nöthigte die Inselgriechen, welche an dem Seehandel Theil nahmen, ihre Schiffe zu bewaffnen und auf Selbstvertheidigung zu denken. Der Mensch aber hört auf Sclave zu sein, sobald er in Besitz von Waffen gelangt und diese zu führen gelernt hat. Kein Wunder war es daher, daß der Geist der Freiheit, welcher die Griechen des Festlandes schon so lange und so gewaltig erregte, sich auch der Ipsarioten und des größten Theils der übrigen Inselgriechen bemächtigte, deren einige der Divan kurz vorher mit dem Ehrentitel „Hilfsgenossen" geschmückt hatte, weil sie dem Kapudan Pascha bedeutende Summen zahlten und tüchtige Matrosen stellten. Als sich daher die Griechen zum Kampfe für ihre Freiheit erhoben, sah man bald auch auf den Höhen von Spezzia und Ipsara die Fahne des Kreuzes wehen, und als die Hydrioten trotz den dringenden Aufforderungen der Moreaten, aus Furcht, ihre Reichthümer zu verlieren, sich nicht zur Theilnahme am Freiheitskampfe entschließen konnten und selbst dann noch zögerten, als Briefe aus Prevesa meldeten, daß ihre Söhne, Brüder und Verwandten, welche, Verträgen zufolge, auf der türkischen Flotte dienten, theils ermordet, theils angeschmiedet an die Ruderbänke der Barken, welche sie gleich Lastthieren auf ihren Schultern nach dem See von Janina hatten tragen müssen, gezwungen worden wären, Churschid's Söldner gegen Ali's Felsenschloß zu führen, da gab ein von Ipsara herbeikommendes Schiff den Ausschlag. „Wollt ihr noch anstehen, euch für die Sache der Freiheit zu erklären," ließen die Tetrarchen Ipsara's den Hydrioten sagen, „da der Divan die Entwaffnung sämmtlicher Land- und Inselgriechen beschlossen hat? Wollt ihr es dulden, daß man uns den Preis unserer Anstrengungen, 4000 Kanonen und 60,000 Gewehre, und mit diesen zugleich auch das dann schutzlose Leben entreiße?" Diese Sprache wirkte, und Hydra, welches den Spezziоten und Ipsarioten nicht nachstehen wollte, trat am 28. April 1821 der Sache des Kreuzes und der Freiheit bei und leistete dieser, wie bekannt, bald die wesentlichsten Dienste. Willig gestanden dafür die Ipsarioten und übrigen Inselgriechen den Hydrioten das Primat zu und erkannten den von diesen zum Großadmiral ernannten Jacob Tombazis als solchen an. Jetzt erhielten die Angelegenheiten Griechenlands in dem Triumvirate der drei mehrgenannten Inseln einen festen Stütz- und Haltungspunkt.

Alles lag nun den Insulanern daran, das reiche und in jeder Hinsicht blühende Saki (Chios) mit seinen 90—100,000 Einwohnern für sich zu gewinnen, wie dies bereits mit den kräftigen Bewohnern der Ortschaft Volissos auf dieser Insel der Fall gewesen war. Auf Ipsara, in dessen Hafen am 6. Mai die hydriotische Flotte einlief, wurde deshalb eine Rathsversammlung gehalten, an welcher auch mehre vornehme Chier Theil nahmen. Vergeblich stellte man diesen vor, wie nothwendig es sei, daß auch sie Antheil an der Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes nähmen, sie konnten sich zu Nichts entschließen, weshalb der in der Versammlung den Vorsitz Habende erzürnt ausrief: „da die Chier zu verweichlicht sind, um sich ohne Zwang mit uns zu vereinigen, so laßt sie uns dazu zwingen!" Sogleich ließen die Ipsarioten ihre Schiffe unter ihrem Admiral Apostolos zu den hydriotischen stoßen und am 8. Mai segelte die vereinigte Flotte nach Chios ab, dessen Primaten man nochmals zur Theilnahme aufgefodert hatte. Das Unternehmen mislang, theils weil die Theilung der Beute, welche einige, bei dieser Gelegenheit eroberte türkische Schiffe geliefert hatten, die Mannschaft der griechischen Flotte entzweite, theils weil die feigen Chier, von ihrem Erzbischof Platon und ihrem Primaten verleitet, dem türkischen Pascha Geiseln für ihre Treue stellten und den Sultan selbst um Vermehrung der Besatzung zum Schutz gegen die Rebellen ersuchten. Die griechische Flotte kehrte deshalb mit den erbeuteten Schiffen, deren Mannschaft größtentheils niedergehauen worden war, unverrichteter Sache zurück. Entwaffnung und ein furchtbares Blutbad unter den Christen, welche der türkischen Herrschaft noch unterworfen waren, folgten diesem Streifzuge und 12,000 dem Morden Entronnene suchten Zuflucht auf Ipsara, wo sie so lange eine gastliche Aufnahme fanden, bis sie durch Tombazis auf die übrigen Inseln vertheilt werden konnten. Daß diese rege Theilnahme der Ipsarioten an dem Aufstande der Griechen den Zorn des Sultans auf das Höchste erregen mußte, war natürlich, und nur die Ohnmacht der Pforte hemmte damals den Ausbruch desselben. Die Inselgriechen sahen abermals ein, daß sie

sich, wie einst die Athenienser, hinter hölzernen Mauern wurden schützen müssen, und so rüstete Hydra 36 mit 12—20 Kanonen und 2500 Matrosen bemannte Schiffe aus, Spezzia stellte deren 10 mit 650 Matrosen, Ipsara lieferte 20 schnelle Polaker und acht Brander, und auch die größere Zahl der übrigen griechischen Inseln that ihr Möglichstes zur Vermehrung der Gesammtflotte.

Von Neuem finden wir die Ipsarioten thatig für die Sache der Freiheit, als sich die Bewohner von Samos unabhangig erklarten, indem sie diesen Kanonen, Flinten und Munition lieferten. Eine gleiche Hilfe leisteten sie den von dem Samier Lykurgos Logothetes, in angeblichem Auftrage Demetrius Hypsilanti's, auf Saki eingesetzten Epiroten, denen sie 200 Faßer Pulver und zwei Kanonen sendeten, während sie sechs ihrer Schiffe vor dem Hafen von Chios kreuzen ließen, um die Besatzung dieser Insel von Asien abzuschneiden. Als darauf die unglückliche Katastrophe (im April 1823) über Chios einbrach, vereinten sich die Ipsarioten mit den Hydrioten und Spezzioten, um diejenigen zu retten, welche dem furchtbaren Blutbade entgangen waren. Ipsara diente jetzt wiederum der griechischen Flotte zum Sammelplatz, von welchem aus man Chios an der turkischen Flotte zu rächen beschloß, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich der Ipsariot Constantin Kanaris als muthiger Branderführer auszeichnete. Mit ungemeiner Kühnheit verbrannte er in der Nacht des 6. (18.) Jun. das türkische Admiralschiff und der furchtbare Kara Ali mußte mitten unter den Leichen der von ihm grausam hingeopferten Chier sein Leben aushauchen. Als darauf der neue Kapudan Pascha, Kara Mehemed, auf seiner Rückkehr nach den Dardanellen, — er hatte Patras am 8. September verlassen —, Nauplia verproviantiren wollte, vereinigten sich die Schiffe Ipsara's, Hydra's und Spezzia's, um dies zu verhindern. Am 20. September kam es in der Meerenge zwischen der Spitze von Morea und der Insel Spezzia zu einem Seetreffen, welches jedoch keinen bedeutenden Erfolg hatte, da es den Türken gelang, einen griechischen Brander unschadlich zu machen. Dennoch sollte der Kapudan Pascha seinem Schicksale nicht entgehen. Verfolgt von zwölf Kriegsbriggs der Ipsarioten erreichte er Tenedos, und hier beschlossen die Griechen, einen Hauptschlag auszuführen. Kanaris bot freiwillig seine Hand dazu an. Er segelte am 9. Nov. Abends um sieben Uhr mit zwei Brandern, deren einer sein Eigenthum war, und begleitet von zwei ipsariotischen Briggs, von Ipsara ab und in der Dunkelheit der folgenden Nacht gelang es dem kühnen Seehelden und seinem muthigen Gefährten, Kyriakos, das türkische, 120 Kanonen führende, Admiralschiff, sowie noch ein anderes Schiff in Flammen zu setzen und dadurch die ganze feindliche Flotte zu zerstreuen und zu zerstören.

Während darauf unter den Häuptlingen des griechischen Festlandes Zwistigkeiten ausbrachen, welche der guten Sache ungemein schadeten, behielten die Inselgriechen ihr Ziel fest im Auge und die Ipsarioten zerstörten nicht nur im Verein mit den Samiern die türkischen Magazine auf der asiatischen Küste, wobei ihnen 150 Agas und Beis in die Hände fielen, welche man zur Auswechselung griechischer Familien bestimmte, sondern zerstreuten auch die daselbst befindlichen und zur Eroberung Morea's bestimmten Truppen. So reich gemacht durch Plünderungen auf der genannten Küste und erbeuteten Schiffe verwandelten die Ipsarioten ihre Insel in eine unüberwindlich scheinende Felsenburg und vermehrten ihre Flotte bis auf 24 Briggs mit 500 Kanonen und 3600 Mann. Das außerordentliche Glück machte übrigens diese Insulaner immer kühner, ja man kann sagen verwegen. So segelte ein nur mit 24 Matrosen bemanntes ipsariotisches Schiff zwischen den Dardanellenschlössern hindurch, bemächtigte sich eines türkischen Schiffes, dessen Ladung den Werth von 40,000 Piastern hatte und durchschiffte mit seiner Beute am hellen Tage die Schlösser und die ganze türkische Flotte.

Die Thaten der Ipsarioten und vorzüglich die des Kanaris zogen die Blicke Aller auf sich und nicht blos Griechenland ertheilte ihnen das verdiente Lob, sondern überall geschah dies, wo man wahren Heldenmuth zu schätzen wußte. Um nur einen Beleg dafür beizubringen, führen wir den Brief an, welchen der englische Oberst, Leicester Stanhope, unter dem 28. April 1823 von Salona aus bei Übersendung einer Druckerpresse, die eine Zeit lang zur Herausgabe der Zeitung le Smyrnéen diente, an das Volk von Ipsara richtete. „Brave Ipsarioten!" heißt es in diesem Briefe, „Seemänner haben sich von jeher als die standhaftesten Freunde der Freiheit bewiesen; diesen Charakter habt Ihr edel behauptet. Ihr waret unter den Ersten, der Unterdrückung Widerstand zu leisten und das Panier Griechenlands aufzupflanzen. Vom Anfange der Umwälzung habt Ihr Euer Eigenthum und Eure Personen zur Beförderung des Gemeinwohles geopfert; Ihr standet die Vordersten im Treffen und habt den stolzen Türken gedemüthigt; Ihr habt Eure freie Verfassung vertheidigt und Ipsara ist ein Beispiel ihrer beglückten Wirkung. Aus diesen Gründen sende ich Euch eine Druckerpresse, die mir von dem griechischen Ausschusse in England anvertraut worden ist. Nehmt sie an als ein Pfand der Zuneigung von Euren verbrüderten Inselbewohnern, braucht sie zur Verbreitung von Kenntnissen durch den Archipelagus; denn aus Kenntniß fließt Macht, Reichthum, Glück und Ruhm. Mögen die Segnungen, brave Ipsarioten! das Theil Euerer Kinder, der süße Lohn Euerer tugendhaften Anstrengungen und Euerer ehrenvollen Mühen werden!" Der in den letzten Zeilen ausgesprochene Wunsch sollte leider nicht in Erfüllung gehen; denn der Sultan, wüthend, wie gesagt, über den Schaden, welchen ihm die Griechen und namentlich die Ipsarioten zugefügt hatten, ertheilte dem Kapudan Pascha Chosrew (Khoreb) Mehemed den gemessenen Befehl, sich Ipsara's, koste es, was es wolle, zu bemächtigen, wobei er ihm, als er um eine Frist bat, zugerufen haben soll, „Ipsara oder Dein Kopf!" Der Kapudan Pascha versammelte daher, nachdem ihm der Versuch, die Insel Sciathos [1]) zu nehmen, an der Tapferkeit der zwar geringen,

1) Sciathos ist eine kleine, nur in militairischer Hinsicht wichtige Felseninsel, da sie den Schlüssel zu der Insel Negroponte und

aber muthvollen Besatzung gescheitert war, auf Mitylene (Metelino) bedeutende Streitkräfte und eine hinlängliche Anzahl Transportschiffe, und segelte (am 20. Juni 1824) mit zwölf Fregatten um Ipsara herum. Als er dem Hauptfort nahe kam, steckte er seine Flagge auf, und that sechs Kanonenschüsse, welche von den Ipsarioten mit einer gleichen Zahl beantwortet wurden, worauf Chosrew auf seinen Ankerplatz zurückkehrte. Jetzt ließ er, wie man sagt, die Ipsarioten unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie und Verzeihung alles Geschehenen auffodern, sich gutwillig zu unterwerfen; allein die Insulaner wiesen nicht nur diesen Antrag, sondern auch einen zweiten, daß sie Weiber, Kinder und Greise von der Insel entfernen sollten, weil man nicht gesonnen sei, mit diesen zu kämpfen, stolz und mit Hohn zurück. Unterdessen war es dem Kapudan Pascha gelungen, mit seinem Golde Eingang bei einem Theile der von den Ipsarioten in Sold genommenen Schyppetars (Albanesern, Arnauten), welche ein gewisser Cotta [2]) anführte, sowie bei den auf der Insel befindlichen Rumelioten und Mitylenern zu finden, und so verließ er mit seiner aus dem Admiralschiffe von 80 Kanonen, einem rasirten Zweidecker, sechs Fregatten, einer Korvette, mehren Briggs und Goeletten, einer großen Anzahl Kanonierschaluppen und flachen Fahrzeugen, welche eigens für die Ausschiffung der Truppen erbaut waren, bestehenden Flotte, zu welcher außerdem noch eine Menge Transportschiffe mit 14,000 Mann gehörten, unter denen sich viele christliche befanden, am 1. Juli die Bai von Mitylene und erreichte am 2. Juli um fünf Uhr Abends die Höhe von Ipsara, wobei ihm Mitylener als Lootsen gedient haben sollen. Auf Ipsara war man zu seinem Empfange bereit. Die Stadt und der Hafen waren auf das Stärkste befestigt, das Kloster St. Nicolo hatte man in eine Citadelle verwandelt; an allen zugänglichen Stellen der Insel erblickte man Forts, Schanzen und Batterien, und rings um das Gestade lief eine Kette von Signalstangen. Die Zahl der auf Ipsara befindlichen Streiter belief sich nach Angabe des Smyrnéen auf 3000 Ipsarioten und eine gleiche Anzahl Söldner, unter welchen die Schyppetars die größere Menge ausmachten. Dabei beseelte die Bewohner der Insel ein wahrhaft spartanischer Heldenmuth; Jünglinge, kaum den Knabenschuhen entwachsen, ergriffen die Waffen, um sich den Männern anzuschließen; Priester, Weiber, Kinder und Greise schaffte man theils in die Citadelle der Stadt, theils ließ man sie Schiffe besteigen, denen man die Steuerruder nahm, um jede Flucht unmöglich zu machen. Die ganze Bevölkerung empfing die Sacramente, das Labarum wurde an alle Signalstangen geheftet und mit dem Zeichen des Kreuzes an der Stirn flehten Alle den Himmel um Sieg oder den Märtyrertod an. Von den erwähnten 6000 Mann wurden von den Primaten zwei Corps, jedes 1000 Streiter stark, für die beiden Hauptbatterien bestimmt, welche die zugänglichsten Stellen vertheidigten; 1000 Mann wurden längs der Küste aufgestellt oder in die kleinen Forts vertheilt, die da errichtet waren, wo eine Landung fast unmöglich war, und 2500 bis 3000 Mann wurden als Reservecorps in der Mitte aufgestellt, um da schnelle Hilfe zu leisten, wo diese nöthig war. So standen die Angelegenheiten in Ipsara, als der Kapudan Pascha, welcher die Insel durch einige Fregatten recognosciren und während der Nacht, da Abends um neun Uhr eine Windstille eintrat, alle Schiffslaternen hatte aufziehen lassen, um einem möglichen Überfalle vorzubeugen, gegen drei Uhr des dritten Julimorgens einen Scheinangriff auf die von der ipsariotischen Schiffsmannschaft vertheidigten Hafenbatterie und die Stadt, gleich als sei es seine Absicht, diese in der Front anzugreifen, unternehmen, zugleich aber die sämmtlichen Transportschiffe mit den zur Landung bestimmten Truppen nach der nordwestlichsten, Mitylene gegenüberliegenden, Inselspitze, Amudia, abgehen ließ. Hier, wo es die Ipsarioten am wenigsten vermutheten, weshalb sie es auch versäumt hatten, an dieser Stelle eine Signalstange zu errichten, stiegen auf einer sandigen Landzunge unter dem Donner des Geschützes der Bedeckungsfregatten zuerst 3000 Türken an das Land, denen dann die übrigen 11,000 folgten [3]). Die überraschten Ipsarioten,

---

dem Meerbusen von Velo bildet. Dem Kapudan Pascha war aufgetragen, diese Insel zu nehmen und zu besetzen, allein, obgleich er zu diesem Ende 2000 Arnauten, 3000 Janitscharen und 2000 Mann andere Truppen an Bord hatte, mußte er doch unverrichteter Sache wieder abziehen.

2) Dieser Cotta oder Goda, wie ihn Andere nennen, war vom Christenthume zum Muhammedanismus übergegangen und bei dem Ausbruche der griechischen Revolution wieder Christ geworden. Er hatte früher unter dem Kapudan Pascha gedient und stand fortwährend mit dem Anführer von dessen Arnauten in verrätherischer Verbindung. Obgleich nun Ipsara's Primaten von mehren Seiten gewarnt wurden, auch wirklich einige als Verräther Bezeichnete festnehmen ließen, so schonten sie doch Cotta'n, theils weil kein bestimmter Beweis gegen ihn vorlag, theils weil er ein Liebling des Volks war. Als er darauf zu den Türken übergegangen war, ließ ihn der Kapudan Pascha zu sich berufen, um von ihm nähere Erkundigungen einzuziehen. Da die Auskunft, welche er gab, ungenügend war, und er namentlich vergessen hatte, die Minen anzuzeigen, deren Sprengung so vielen Türken das Leben kostete, so übergab ihn der Kapudan Pascha, als er nach Mitylene zurückgekehrt war, der Willkür seiner Soldaten, welche den Verräther im eigentlichen Sinne des Worts in Stücke hieben. Daß der Kapudan Pascha wirklich auf Verrath rechnete, beweist auch die Antwort, welche er, wie man sagt, einem französischen Schiffscapitain gab; denn als dieser ihm abrieth, einen Angriff auf Ipsara zu wagen, sagte er ihm: „Ich weiß, was ich zu thun und zu fürchten habe."

3) „Ich gehörte," erzählte ein Muselmann, „zu der ersten, an einer sehr steilen Stelle ausschiffenden, Abtheilung. Umhüllt von dem Dampfe unserer Fregattenkanonen gelangten wir, ohne wahrgenommen zu werden, in die Nähe einer kleinen Bucht; doch so groß war der Schrecken, welcher den Namen Ipsara begleitete, daß die türkischen Albaneser nur nach einem heftigen Streite mit den türkischen Freiwilligen bewogen werden konnten, sich in das Wasser zu werfen, um das Land zu erreichen. Kaum war dies geschehen, so zogen wir ganz in der Stille eine kleine Strecke am Ufer hin, dann klimmten wir, gleich Ziegen, einander die Hände reichend, in die Höhe und gelangten so an den Eingang eines schmalen Engpasses, welchen ein Ipsariote mit seinem Schwerte so tapfer vertheidigte, daß 11 der Unsrigen das Leben verloren, ehe er sich zurückzog. Indem wir ihm nachsetzten, gelangten wir an eine Stelle, wo sich drei von 30 Mann bediente Geschütze befanden. Sie wurden überrumpelt und ohne Weiteres niedergehauen. Dennoch würden wir haben zurückweichen müssen, hätten es anders die griechischen Schyppetars, welche in der Höhe standen, nicht versäumt, sich

welche kaum Zeit, ein Mal zu feuern, hatten, wurden sogleich bei den wenigen Feldstücken, die daselbst aufgestellt waren, niedergehauen, und da die zu ihrer Unterstützung bestimmten albanesischen Küstenwächter (Tabides) theils zu den Türken übergingen, theils nach einem kurzen und schwachen Widerstande in die Stadt flohen, theils, da die Türken der Verräther ebenso wenig wie der Ipsarioten schonten, verzweifelnd kämpfend fielen, so drangen die Muselmänner schnell in das Innere der Insel vor und verfolgten die, vor der Übermacht, doch nur Schritt vor Schritt, zurückweichenden Ipsarioten von Schlucht zu Schlucht, von Anhöhe zu Anhöhe. Die auf diesen letztern befindlichen Klöster wurden genommen, die erwähnten kleinen Forts gestürmt und um sieben Uhr konnte die Insel bis auf die Stadt für erobert gelten. In dieser verbreiteten die von allen Seiten sich hineinwerfenden Flüchtlinge Schrecken und Bestürzung, welche noch vermehrt wurden, als man die Flagge des Kapudan Pascha auf dem die Stadt beherrschenden Berge wehen sah. Bei dem Rufe: „Alles ist verloren!" floh, wer fliehen konnte. Die Primaten warfen sich gleich bei dem Erscheinen der feindlichen Flotte auf 19 oder nach andern 40 für diesen Zweck bei Anti-Ipsara bereit gehaltenen und größtentheils ihnen gehörige Schiffe, sendeten diesen Brander voraus und entkamen so, von den Türken zwar verfolgt, aber nicht eingeholt, glücklich nach Samos. Ihrem Beispiel folgten sogleich andere Ipsarioten; Alles suchte sich auf Mühlen, Kähnen, Booten und Fischerbarken zu retten; allein die Überfüllung, der Mangel an Rudern und Segeln bewirkten, daß viele dieser Fahrzeuge theils von den Türken eingeholt und genommen wurden, theils untergingen, sodaß das Meer in kurzer Zeit mit Leichnamen gleichsam bedeckt wurde [4]). Andere Ipsarioten flüchteten sich in die Gebirge und ihre Höhlen, oder warfen sich in das alte Schloß (Palão-Castro). Mehre dieser Unglücklichen hatten sich auf einen sehr steilen Felsen im Norden der Insel zurückgezogen. Vergebens versprachen ihnen die Türken bei ihrem Barte und bei Allem, was ihnen das Heiligste war, ihnen das Leben zu schenken, wenn sie sich ergeben würden; sie blieben taub gegen die Vorschläge der Ungläubigen und riefen ihnen unaufhörlich zu: „Wir haben Lebensmittel, wir haben Waffen; Freiheit oder Tod ist der Wahlspruch der Ipsarioten!" Ein Hauptmann, Kalineri oder Kalimaris mit Namen, hatte sich mit zwölf Ipsarioten in eine Berghöhle geflüchtet, wo ihn die türkischen Schiffe beschossen. Er vertheidigte sich jedoch auf das Tapferste, bis es ihm und seinen Gefährten gelang, sich einer türkischen Scavaleva zu bemächtigen, auf welcher sie glücklich nach Spezzia entkamen. Auf dieser Insel sowol, wie auf Syra, Hydra, Zante und andern befreundeten Inseln, fanden die entkommenen Ipsarioten die gastfreundschaftlichste Aufnahme und bald nahm sich ihrer auch die Regierung thätigst an. Die zurückbleibenden Ipsarioten weihten sich indessen dem Tode; sie kämpften wie Helden, um ihrer Vorfahren würdig, nicht in die Unterwelt hinab, sondern zum Himmel aufzusteigen, und man sah Scenen, wie sie wol nur Sagunt und Numantia in der alten, und Saragossa in der neuern Zeit dargeboten haben mögen. So sprengten sich 80 Ipsarioten, welche die Hauptschanze Tabia vertheidigten, und von 2500 Türken angegriffen wurden, nach der tapfersten Gegenwehr und an jeder Möglichkeit eines längern Widerstandes verzweifelnd, mit dem größten Theile der Feinde durch Anzündung der weit umher sich verbreitenden Minen in die Luft. In der Stadt selbst, wo der slavonische Capitain Rado, Adjutant Wasso's (s. w. u.), mit dem Säbel in der Faust, nachdem er eine Menge Feinde getödtet hatte, viele Frauen und Kinder befreite, welche in dem Kastelle derselben befindlich waren, floß das Blut in Strömen; denn die Ipsarioten waren nicht Willens, sich wie die Thier geduldig abschlachten, oder in die Gefangenschaft schleppen zu lassen. An Pardon geben oder nehmen war nicht zu denken. Man sah Frauen, welche, nachdem sie viele Feinde niedergehauen oder mit ihren Tromblons, wie man eine Flintenart mit weiter Mündung nennt, erschossen hatten, sich unter einander tödten, um nicht in die Hände ihrer Feinde [5]) zu fallen. Ältern mordeten, um dasselbe zu verhüten, ihre eigenen Kinder; Andere stürzten sich, den Tod suchend und verbreitend, mitten unter die Feinde. „Dies ist," sagte mit Stolz ein Muselmann, welcher auf Ipsara mit gefochten hatte, indem er auf eine ipsariotische Tunika zeigte, mit welcher er sich bekleidet hatte, „das Gewand eines Tapfern. Vergebens bot ich ihm das Leben an, er wollte lieber meinem Arm unterliegen, als sich gefangen geben." Während so auf dieser Seite gekämpft wurde, befand sich der greise Admiral Apostolos auf der entgegengesetzten Seite der Insel, welche zwar von den Türken nicht angegriffen wurde, auf welcher man aber doch deutlich den Donner der Kanonen, sowie das Gekrach der kleineren Gewehre hörte. Da nun Apostolos (Apostoli, wie Andere schreiben) den Feind nicht erscheinen sah, so hielt er es, in dem Glauben, daß das in der Mitte befindliche Reservecorps seine Stellung verlassen habe, um seiner Bestimmung gemäß, die angegriffenen Ipsarioten zu unterstützen, für seine Pflicht, seinen Landsleuten zu Hilfe eilen zu müssen. Er übergab daher den ihm an-

ihrer Gewehre zu bedienen. Allein, statt dies zu thun, verlangten sie Pardon und verloren, als dieser verweigert wurde, wie Verzweifelnde kämpfend, ihr Leben. Wir drangen jetzt ziemlich schnell auf der Insel vor, um uns mit den übrigen Truppen zu vereinigen.

4) „Am 8. dieses," schrieb Herr Coellink von Smyrna aus an seine Committenten zu Brügge, „segelten wir vor Syra mit einem Südostwinde vorbei. Nachdem wir etwa 10 Stunden über die Meerenge von Tinos und Mikoni hinausgekommen waren, geriethen wir plötzlich in die Mitte einer großen Menge von Leichnamen, Männern, Weibern und Kindern, und dies hielt etwa 24 Stunden an. Wir wußten nicht, was wir davon halten sollten, da wir auf kein Schiff gestoßen waren; als wir aber zwei Tage hernach vor Ipsara angekommen waren, gewahrten wir die türkische Flotte und sahen, daß die Insel in Flammen stand."

5) Die ipsariotischen Frauen hatten den Zorn des Kapudan Pascha vorzüglich zu fürchten; denn als dieser das Jahr vorher an Ipsara vorüberfuhr, standen Tausende derselben am Gestade und foderten ihn, höhnend, zum Landen auf.

vertrauten Posten den Albanesern und einigen der Seinigen, und ging mit zwei Schiffen und 150 Mann nach der Stadt ab. Auf seiner Fahrt stieß er auf etwa 20 steuerlose, dem Landwinde Preis gegebene und mit Weibern, Greisen, Kindern und anderen Kampfunfähigen angefüllte Schiffe; er sah das mit Leichen jedes Alters und Geschlechts bedeckte Meer, und man sagte ihm, Ipsara sei nicht mehr, seine Helden seien gefallen. Bei dieser Nachricht, bei diesem Anblicke erstarrte der Greis. Mit Mühe gelang es seinen Gefährten, ihn an Bord seiner Brigg, Leonidas, zu bringen, auf welcher er sein unglückliches Vaterland floh[6]). Die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende und die Türken waren im Besitz des größten Theils der Stadt; denn die Ipsarioten behaupteten nur noch den oberen Theil derselben, das Kloster St. Nicola, die Teufelsbatterie und Anti-Ipsara. Am folgenden Tage, es war der erste Sonntag des Juli, begann der Kampf von Neuem und zwar wüthender, als an dem vorhergehenden; denn die zurückgebliebenen Albaneser und Ipsarioten, den Tod vor und hinter sich sehend, lichteten die Reihen der Türken auf eine furchtbare Weise. Doch der Widerstand erhitzte diese nur noch mehr; immer sich erneuernde Rotten drangen auf die Söhne Ipsara's und Albaniens ein, und da diese bei der gänzlichen Erschöpfung ihrer Kräfte endlich unterliegen zu müssen fürchteten, so zogen sie sich, 300 oder 700 Köpfe stark, nach dem mit Albanesern bemannten, mit 24 Kanonen besetzten und ringsum stark unterminirten Kloster St. Nicola zurück. In der Meinung, daß die Ipsarioten hier ihre Weiber, Kinder und Schätze geborgen haben möchten, stürmten die Türken unaufhörlich, ohne jedoch das Geringste ausrichten zu können, ja die Asiaten hätten keinen weiteren Angriff gewagt, hätte nicht der Kapudan Pascha von Hinten auf sie schießen lassen, um sie nach Vorn hinzutreiben. Da hörte plötzlich, Nachmittags um fünf Uhr, das Feuern der Griechen auf und statt der Fahne des Kreuzes erschien eine weiße mit den Worten: „Tod oder Freiheit." Die Muselmänner hielten dies für ein Zeichen der Unterwerfung und stürmten in dicht gedrängten Massen auf das Kloster zu. Nach zwei Stunden des schrecklichsten Kampfes, welche so vielen Türken das Leben kosteten, kam ein Ipsariot, die Lunte in der Hand, aus dem Kloster heraus; tausend Kugeln streckten ihn zu Boden. Ihm folgte ein Zweiter und hatte das nämliche Schicksal. Ein Dritter erschien, auch sein Loos war der Tod. Doch zu aller Türken Erstaunen folgte ein Vierter, Fünfter, Sechster, welche gleich ihren Vorgängern den Kugeln der Muselmänner unterlagen. Alle diese hatten, wie man später hin erfuhr, eine unterirdische Pulverkammer anzünden wollen, welche durch ihr Auffliegen den Feinden einen unersetzlichen Schaden zugefügt haben würde. Endlich erkrachte ein Kanonenschuß und der heldenmüthige Maronyki, ein Neffe des berühmten Worovki von Sajansok[7]), sprengte das Kloster, sich, die Besatzung und 4000 der Feinde in die Luft. Furchtbar war die Wirkung der Explosion; die Insel wurde in ihren Grundfesten erschüttert, die Stadt Ipsara sah sich in einen Steinhaufen verwandelt, selbst mehre Meilen weit entfernte Schiffe fühlten einen furchtbaren Stoß, und bald darauf segelte der Kapudan Pascha mit vielen (7500) abgeschnittenen Köpfen, welche seine Masten und Segelstangen zierten, nach Mitylene ab, indem er nur 2000 Mann auf der Insel zurückließ, welche die Ipsarioten, die sich in die Gebirge geflüchtet hatten, aufsuchen, die Festungswerke zerstören und die Einschiffung der Beute besorgen sollten. Diese bestand in 200 bis 300 metallenen Kanonen und Steinmörsern, und 110 Schiffen, von welchen 28 völlig ausgerüstet, drei Corvetten aber noch im Baue begriffen waren. Wie hoch sich der Menschenverlust auf beiden Seiten belaufen habe, ist bei dem Schwanken der Angaben schwer zu bestimmen. Von den Ipsarioten sollen 2500—3000, von den Muselmännern aber 12—14,000 Mann gefallen sein. Soviel scheint festzustehen, daß der Kapudan Pascha 500 Köpfe und 1200 Ohren nach Constantinopel sendete, wohin die Nachricht von der Eroberung Ipsara's bereits am 7. Juli durch einen Bimbaschi gelangte, welcher dafür vom Sultan eine 15,000 Piaster werthe Dose erhalten haben soll. Gefangene wurden nicht gemacht und vergebens bot der Kapudan Pascha am 4. Juli 500 Piaster für jeden Ipsarioten, welcher ihm lebend überliefert würde; die Wuth der Muselmänner war zu groß, sie hieben Alle nieder[8]). Groß war die Freude in Stambul, als man über den am Thore des Serail aufgepflanzten Köpfen der Ipsarioten folgendes Pafta las: „Die seit einigen Jahren rebellischen Griechen auf mehren Inseln der weißen See hatten noch nicht die Macht des rächenden Armes der Muselmänner empfunden. Es war ihnen geglückt, sich zu befestigen, und sie rühmten sich, auf ihre falsche Religion trotzend, ihrer Stärke. Wenn sie Vortheile über die Muselmänner erlangten, so unterließen sie nicht, ihre schwarze Seele und ihre ganze Treulosigkeit an ihnen auszuüben. Unterdessen wurde an dem gerechten Entschlusse, wie es das heilige Gesetz gebietet, festgehalten, um mit dem Beistande Gottes diese von ihm verworfenen und rebellischen Unterthanen zu strafen. Nach diesem Beschlusse hat der glückselige Khosrew Mehemed Pascha, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Flotte, die ersten Schläge auf die von den Ungläubigen befestigte Insel Ipsara geführt. Nachdem alle Janitscharen und Seykans, die er aus seinen Schiffen gezogen, den Fuß auf diese Insel gesetzt hatten, dieses Nest der Ungläubigen, wo sie sich hinter ihren mit Kanonen besetzten Batterien eingeschlossen hatten, rückten

6) Der französische Schiffscapitain Dreuault begegnete der Brigg Leonidas am 1. Juli bei der Insel Thermie. Die Mannschaft litt Mangel an Allem, wurde aber von den Franzosen reichlich unterstützt. Als die Galatée am 5. Juli bei Ipsara ankam, wehte die griechische Flagge noch auf der kleinen Insel St. Nicola. Auf die Verwendung Dreuault's bewilligte der Kapudan Pascha den auf der Insel befindlichen Griechen eine Capitulation.

7) Andere nennen diesen Helden Wassowakie oder Warwaki. Das Kloster war übrigens mit Albanesern besetzt, welche durch die tapfere Vertheidigung desselben den Verrath ihrer Brüder wieder gut machten. 8) Nach einigen Nachrichten brachte der Kapudan Pascha nur drei Frauen nach Mitylene, welche er daselbst verkaufen ließ.

sie auf dieselben mit dem Säbel in der Faust vor und griffen sie Mann gegen Mann an. Diese Tapfern kämpften mit der größten Unerschrockenheit und die muselmännischen Waffen haben unter dem Beistande der göttlichen Gnade gesiegt. Die Ungläubigen, vom Schrecken ergriffen, sind in Stücke gehauen worden. Die Eroberung und Besitznahme der Insel hat 36 Stunden gekostet und die ungläubigen Arnauten, welche die Ipsarioten zu ihrem Beistande herbeigerufen hatten, haben über die Klinge springen müssen. Diese Erfahrung haben sie von der muselmännischen Allmacht bekommen. Zehn Capitains von den Oberhäuptern der Revolution und gegen 500 Mann sind zu Gefangenen gemacht worden, 110 Schiffe und 100 Kanonen von ihren Batterien sind in unserer Gewalt. Endlich ist durch die Gnade des allmächtigen Gottes die ganze Insel Ipsara unterworfen. Über 500 Köpfe, über 1200 Ohren und 38 Fahnen sind der erhabenen Pforte von dem gedachten Pascha zugeschickt und schimpflich zur Erde niedergeworfen worden." Doch der Triumph der Muselmänner sollte nicht lange dauern. Einige, am 3. Juli entkommene, ipsariotische Schiffe brachten die Nachricht ihres Unglücks nach Hydra und boten Alles auf, schleunigen Beistand zu erhalten, da sie sich einigen Erfolg versprachen, weil sich bei ihrer Abfahrt von Ipsara noch zwei der stärksten Verschanzungen der Insel gehalten hatten. Die Hydrioten liefen auch wirklich sogleich mit 30 Schiffen aus und nahmen auf Samos albanesische und andere Truppen an Bord. Ein Gleiches geschah von den übrigen Inselbewohnern, und kaum war der Kapudan Pascha abgesegelt, so erschien die vereinigte Flotte, zu welcher bei Syra 10 ipsariotische Schiffe gestoßen waren, 80 Segel stark, bei Anti-Ipsara, welches noch von den Ipsarioten besetzt war, und landeten darauf 1000 bis 1500 Mann beim Cap Limenari und Policastro, wo die Türken die Vertheidigungswerke, nach Vernagelung der Kanonen, verlassen hatten. Kanaris war der Erste, welcher mit den Worten: „Gelobt sei der Herr! Ipsara ist gerächt," das Kreuz auf den Boden seiner Heimath aufpflanzte und sogleich griffen die Griechen die Feinde an, welche sich theils oberhalb eines in der Nähe befindlichen Sees auf einem Hügel aufgestellt hatten, theils mit Plündern beschäftigt oder berauscht waren. Der Kampf war kurz; denn schon nach einer Stunde waren die Griechen im Besitz der Stadt, aller Verschanzungen und des alten Schlosses. Die geschlagenen Türken flohen auf ihre in dem Hafen befindlichen Schiffe und suchten zu entkommen, allein die Griechen verfolgten sie auf ein von dem Admiral Miaulis gegebenes Zeichen und holten sie nach einer halben Stunde ein. Es entspann sich jetzt ein Gefecht, welches mehre Stunden dauerte. Während desselben verbrannte ein feindliches Schiff, zwei andere wurden versenkt, die übrigen gewannen die Küste von Scio in der Gegend von Volissos, wo sie ebenfalls verbrannt wurden. Als darauf die Flotte nach Ipsara zurückkehrte, fanden die Griechen die Ihrigen im Kampfe mit 150 Türken, welche sich in 6—8 Häuser geworfen hatten, die allein von der Stadt stehen geblieben waren. Sogleich erhielten zwei Schiffe den Befehl, diese von der Seeseite zu beschießen, und so wurde auch der letzte Rest der Muselmänner überwunden. Die Griechen befreiten darauf viele Ipsarioten, welche sich in die Gebirgshöhlen geflüchtet hatten, und bemächtigten sich 30—40 Kanonen, die der Kapudan Pascha nicht hatte fortschaffen lassen können, so wie einer Menge Kanonierschaluppen und anderer, zum Theil mit Proviant beladener, Fahrzeuge. Der Kapudan Pascha erfuhr am 18. Juli die am 16. dieses Monats von den Griechen auf Ipsara bewerkstelligte Landung und segelte deshalb nach dieser Insel ab. Die Griechen hatten sich aber vor seiner Ankunft bereits entfernt, und so kehrte er nach Mitylene zurück, indem er nur einige Fregatten zur Bewachung Ipsara's, dessen Hafen auf seinen Befehl verschüttet wurde, zurückließ. Indem wir Hinsichts der weitern Theilnahme der Ipsarioten an dem Freiheitskampfe der Griechen auf den Artikel Griechenland verweisen, bemerken wir nur, daß der größte Theil der übriggebliebenen Ipsarioten späterhin nach dem verwüsteten Vaterlande zurückkehrte. (*G. M. S. Fischer.*)

IPSBACH, auch YBBSBACHAMT, ein aus einzelnen zerstreuten Häusern bestehendes Amt der Herrschaft Stiebar, im V. O. W. W. Niederösterreichs, 7 Stunden von Kemmelbach entfernt, nahe bei Gresten gelegen, mit 56 Häusern, 336 Einwohnern, 4 Großpfannenschmieden, 9 Nagelschmieden und einer Kleinhammerschmiede.

(*G. F. Schreiner.*)

IPSHEIM, ein kleiner Marktflecken auf dem linken Aischufer und am Fuße des Bergschlosses Hoheneck, des königlich bairischen Landgerichtes und evangelischen Dekanates Windsheim, wovon er zwei Stunden entfernt ist, im Kreise Mittelfranken. Er begreift 110 Häuser mit 750 Einwohnern, ein evangelisches Pfarramt, zwei Kirchen, den Sitz des königlichen Rentamtes Windsheim, bedeutenden Obst und Dinkelbau und Gypsgruben. Ipsheim gab ehemals einem baireuthischen Kammer- und Justizamte seinen Namen. (*Eisenmann.*)

Ipsitz, Ypsitz, Herrschaft und Marktflecken in Österreich, s. Ibsitz.

IPSLEY, ein Kirchspiel Englands in der Grafschaft Warwick, hat 850 Bewohner und liegt eine teutsche Meile von Alcester entfernt. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

IPSOS, eine unbedeutende Stadt in dem ehemaligen Kleinasien, und zwar in der östlichen Hälfte von Großphrygien, an der Grenze von Lykaonien, bekannt vorzüglich durch die Schlacht im Jahre 301 v. Chr. Geb. Diese Schlacht war eine von den entscheidenden, welche die Nachfolger oder Feldherren Alexander's des Großen nach dessen Tode gegen einander lieferten. Antigonos hatte nämlich in der zweiten Provinzenvertheilung, welche die Feldherren im Jahre 321 vornahmen, Großphrygien und Lykien erhalten und strebte alsbald nach der Alleinherrschaft in Asien. Gegen sein herrisches und tyrannisches Verfahren, indem er sich der Schätze von Ekbatana und Susa, von Babylon und Quinda bemächtigte und bei den Eroberungen seines Sohnes Demetrios Poliorketes durch den Titel als König seinen Übermuth immer mehr steigerte, vereinten sich Ptolemäos, Lysimachos, Kassandros und

Seleukos, die noch übrigen Hauptfeldherren Alexander's, zu einem entscheidenden Kampfe gegen ihn. Lysimachos, an der Spitze von thrazischen und macedonischen Truppen, und Seleukos, mit einer asiatischen Armee drangen in verschiedenen Richtungen gegen Phrygien heran, während Ptolemäos von Ägypten gleichzeitig aufbrach. Antigonos erfuhr ihre drohenden Bewegungen und rief seinen Sohn Demetrius schleunig mit seiner ganzen Macht zu Hilfe. Dieser hatte unterdessen Griechenland gewonnen und durch seine wundervollen Belagerungswerkzeuge sich großen Ruhm erworben, und wenn es seiner List auch gelang, den Kassandros zu einem Separatfrieden zu bewegen, so vermochte er doch Phrygien erst zu erreichen, nachdem Seleukos und Lysimachos ihre Vereinigung schon bewirkt hatten. Mit einer Armee von 64,000 Mann Fußtruppen, 10,500 Reitern, 400 Elephanten und 120 Kriegswagen, stellten sie sich bei Ipsos dem Antigonos entgegen; seine Armee belief sich, in Verbindung mit den Truppen seines Sohnes, auf 70,000 Mann Fußtruppen, 10,000 Reiter und 75 Elephanten. Er rüstete sich mit trüben Ahnungen zur Schlacht. Der Kampf begann mit großer Erbitterung; lange schwankte die Entscheidung; furchtbar war der Widerstand von beiden Seiten; doch Seleukos wußte einen Theil der Feinde zu gewinnen; es entstand Verwirrung unter ihnen; Antigonus wurde geschlagen und fiel; sein Sohn Demetrius ergriff die Flucht. Ptolemäos hatte sich mit einer Belagerung von Sidon aufgehalten und war von hier, durch eine falsche Nachricht von einem Siege des Antigonos getäuscht, wieder nach Ägypten zurückgekehrt. Die wenigen Nachrichten, die wir über diese Schlacht besitzen, finden sich bei *Diod.* XX, 113. und dessen Fragm. XXI, 2. *Plut.* Demetr. 29. *Justin.* XV, 4. (*G. Graff.*)

IPSTONES, ein Kirchspiel Englands, in der Grafschaft Stafford, hat 1000 Einwohner und liegt eine teutsche Meile nördlich von dem Marktflecken Cheodle.

(Dr. *J. C. Schmidt.*)

IPSWICH, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Suffolk, liegt am linken Ufer des Flusses Orwell, da wo dieser Fluß seine große Breite, die mehr einem Meerbusen gleicht, verliert, und den Namen Gippen oder Gipping annimmt, von welchen Namen viele Ipswich, was in frühern Zeiten Gyppeswick genannt wurde, ableiten. Die Stadt liegt unter 52° 3′ nördl. Br. und 4° 9′ östl. L. von Greenwich, an dem Abhange eines Hügels, der in südlicher Richtung nach dem Flusse Orwell sanft abläuft, und wird im Norden und Osten durch eine Hügelkette gegen die rauhen Winde geschützt, welche Hügel noch den doppelten Vortheil gewähren, daß sie wegen ihres porösen Bestandes die Luft trocken und gesund machen, und zu gleicher Zeit der Stadt eine Menge vortrefflichen Quellwassers zuführen. Sie ist in der Form eines Halbmondes längs der Biegungen des Flusses erbaut, und hat, wie alle alte Städte, enge und unregelmäßige Straßen, die aber gut gepflastert und erleuchtet sind. Es gibt viele schöne neue Gebäude, die alten sind dauerhaft und bequem gebaut, und die meisten derselben haben die große Annehmlichkeit, daß Gärten an denselben sind, welche zu dem guten Gesundheitszustande des Platzes viel beitragen. An vielen Eckhäusern der Straßen sieht man noch einzelne Überbleibsel sonderbar geschnitzter Bilder, womit auch Häuser zum Überfluß ausgestattet sind. Kirchen gibt es 12, die aber keineswegs wegen ihrer Bauart ausgezeichnet sind. Andere bemerkenswerthe öffentliche Gebäude sind das Rathhaus (Stadthaus), das Gerichtshaus für die ganze Grafschaft; das neue Grafschaftsgefängniß, ein schönes Gebäude, das mit einer 20 Fuß hohen Mauer umgeben ist, welche einen Flächengehalt von 1½ engl. Acre einschließt. Das Gefängniß besteht aus vier Flügeln, deren jeder mit einem weiten, luftigen Hofe versehen ist, und in der Mitte steht das Haus des Inspectors der Anstalt, von wo aus man einen vollständigen Überblick über die verschiedenen Höfe hat, und wo sich die mit einem kleinen Thurme und einer Lärmglocke versehene Hauskapelle befindet. Die Gefangenen sind nach den verschiedenen Arten ihrer Vergehungen und nach ihrem Geschlechte streng gesondert. Ferner sind noch anzuführen: das Stadtgefängniß in St. Mathews Street (St. Matthäusstraße) und das Besserungshaus in einer gesunden Lage bei dem Grafschaftsgefängniß gelegen, die Kapellen der Unitarier, Baptisten und Independenten, das Gesellschaftshaus in Northgate-Street, das Zollhaus auf dem Quai, eine lateinische Schule, drei Freischulen, eine National- und eine Lancasterschule, und eine vortreffliche milde Stiftung für Witwen und Waisen armer Geistlichen. In der St. Matthäusstraße ist eine königliche Cavaleriecaserne, welche ein ganzes Regiment fassen kann, und nicht weit von der Stadt befindet sich eine Rennbahn, wo jährlich im Juli die Wettrennen gehalten werden. Ipswich hat eine sehr günstige Lage für den Handel, indem Schiffe jeder Größe sich bis auf eine gute ½ teutsche Meile der Stadt nähern, und Fahrzeuge unter 200 Tonnen bis zu derselben heranschiffen können; denn zur Zeit der Fluth steigt das Wasser im Hafen 10—12 Fuß, während bei der Ebbe der Wasserstand sehr niedrig ist. Aus diesen Gründen ist auch der Handel von Wichtigkeit und besteht hauptsächlich in der Ausfuhr von Malz und Getreide, wovon der größere Theil nach London verführt wird. Auch der Küstenhandel ist ansehnlich, aber am auswärtigen Handel nimmt die Stadt nur geringen Antheil. Die Haupteinfuhr besteht in Steinkohlen, von denen jährlich über eine Million Scheffel eingeführt werden. Jedesmal zur Zeit der Fluth gehen Passagierboote von hier nach Harwich und wieder zurück, und oft werden diese Fahrten von den Einwohnern als Ausflüge zum Vergnügen benutzt, da die ganze Fahrt, namentlich aber die Ufer des Flusses Orwell wegen ihrer herrlichen Umgebungen, einen wahrhaften Genuß gewährt. In den frühern Jahrhunderten war die Stadt wegen ihrer bedeutenden Manufacturen von Segeltuch und feinen Tuchen berühmt, die aber schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Verfall geriethen und sich nebst dem Wollhandel nach den günstiger gelegenen westlichen Städten Englands hinzogen. Allein in den neuesten Zeiten hat sich dieser Verlust vollkommen wieder ausgeglichen, und die Stadt nimmt fortwährend zu an Bedeutung und Bevölkerung, obgleich

die Industrie sich nur auf Garnspinnerei und Malzbereitung beschränkt; aber die Lebhaftigkeit des Verkehrs ersetzt die fehlenden Fabriken. Ipswich hat viele wichtige, ihm eigenthümliche Privilegien, wovon namentlich zu nennen ist eine Admiralitäts-Jurisdiction, die sich den ganzen Fluß entlang auf der einen Seite bis über Harwich, auf der andern bis über das Fort Languard erstreckt; auch haben die sogenannten Freimänner das Privilegium, in keinem Hafen des Königreichs irgend einen Zoll, oder sonstige Abgabe zu entrichten. Der Magistrat, um nach unsern Begriffen zu reden, besteht aus 2 bailiffs, 1 high steward, 1 recorder, 12 portmen, von denen vier Friedensrichter sind, 1 town-clerk (Stadtsecretair) 24 Deputirten der Stadt und mehren andern Angestellten. In das Unterhaus sendet die Stadt zwei Deputirte, deren Erwählung dem gesammten Magistrat und den sogenannten Freimännern, gegen 900 an der Zahl, zusteht. Man hält jahrlich fünf Märkte. Hier ist der unter der Regierung Heinrich's VIII. so bekannte und berüchtigte Cardinal Wolsey geboren, der zur Ehre seiner Vaterstadt hier ein Collegium gründete, das eine Pflanzschule für sein Collegium in Oxford abgeben sollte. Allein mit dem Falle des Cardinals zerfiel auch sein ganzer Plan, und von den Collegiumsgebäuden ist nur noch eine Pforte übrig, die sich in der Nähe des St. Peters-Kirchhofes befindet. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

2) Stadt in der Grafschaft Esser des nordamerikanischen Freistaates Massachusets (nördl. Br. = 42° 41′ 22″; östl. L. von Washington = 6° 11′ 38″), das Agawam der Indianer, 5,77 geogr. Meilen von Boston und 96,58 dergleichen Meilen von Washington. Ein reizender Ort zu beiden Seiten des Ipswich-Flusses gelegen, über welchen eine schöne steinerne Brücke von zwei Bogen führt und welcher unterhalb derselben in die Ipswichbai mündet. Ohne den Township zählte die Stadt im Jahre 1830 2951 Einwohner, mit demselben aber 780 Häuser und 6500 Einwohner, und hat in ihrer Enceinte sechs Kirchen, ein Courthaus, ein Gefängniß und ein Postamt. Die Bewohner des Township sind größtentheils Landwirthe, die der eigentlichen Stadt aber leben von Manufacturen in Seide, deren Producte meistens über Boston ausgeführt werden und von ansehnlichem Handel mit Westindien. Der Tonnengehalt des hiesigen Hafens, den die Mündung des Ipswichsflusses bildet, der aber durch eine davor liegende Barre mit jedem Jahre mehr verstopft wird, betrug 1832 1352 Tonnen. Der ehemals bedeutende Stockfischfang hat jetzt fast ganz aufgehört. (*Klähn.*)

Ipteni, s. unt. Hippos.

IPTINGEN, ein evangelisches Pfarrdorf im Neckarkreise und Oberamte Maulbronn des Königreichs Würtemberg mit 835 Einwohnern. 1206 ist Graf Hartmann von Würtemberg Zeuge zu Eßlingen, als der römische König Philipp dem Kloster Maulbronn den Flecken Iptingen bestätigt. Auch Iptingen hatte seine eigenen Edeln, die sich vom Orte nannten; 1423 kommen vor Erlafried und Ulrich von Uptingen. (*Rigel.*)

IPUT, ein Fluß, der in der Statthalterschaft Smolensk in Rußland, unweit der Stadt Roslawl, seine Quelle hat, und, nachdem er durch den Kreis Nowgorod-Sewersk, in dem Gouvernement Tschernigow, geflossen ist, bei Propoisk im Mohilewschen in die Sosha fällt. Es wächst vieles Holz an demselben, davon eine Menge nach Riga, und auf dem Dnepr nach andern russischen Häfen geflößt wird. (*J. C. Petri.*)

IQUIQUE (Iquique). Kleine Stadt und Hafen an der Küste von Peru, zu den sogenannten Puertos intermedios gehörig. Die Stadt besteht aus Lehmhütten, enthält höchstens 1000 Einwohner, und liegt in einer furchtbar öden und unfruchtbaren Gegend. Der Boden ist ganz wasserlos, und da es oft innerhalb eines Jahres nicht ein Mal regnet, so muß selbst das Trinkwasser in Böten von Pisagua (40 englische Meilen nördlicher) herbeigeholt werden, und ist daher ein ziemlich theures Bedürfniß. Weder Holz noch niedrige Pflanzen gedeihen im Umkreise vieler Meilen, vielmehr erheben sich hart an der Küste die Felsen 2000′ hoch; Berge, die ganz aus weißem Sand bestehen und die ansehnliche Höhe von 800 — 1000 Fuß erreichen, wechseln mit ihnen. Iquique hat eine offene, unter jenem Klima aber völlig sichere Rhede, welche durch die gleichnamige kleine an Guano (Vogeldünger) reiche Insel (20° 14′ südl. Br., 70° 13′ westl. von Greenwich nach Norie) geschützt wird, und für die 200 Leguas entfernte Hauptstadt der Provinz, Arequipo, einen Hafen abgibt. Der vorzüglichste Betrieb besteht in Gewinnung des Salpeters, welcher in unerschöpflichen Mengen theils auf der Oberfläche, theils im Sandsteingebirge nesterweis vorkommt. Die größten Fundorte liegen 14 Stunden von Iquique. Dieser Salpeter, von welchem in einem Jahre für 100,000 Pfund Sterling nach Frankreich und England verschifft worden ist, dient nur zur Bereitung von Salpetersäure, indem er aus salpetersaurer Soda besteht und zur Fabrication von Schießpulver nicht paßt. In der Nähe liegen die einst sehr reichen, jetzt fast erschöpften Silbergruben von Huantayaya. (*Pöppig.*)

IQUIRA, Dorf im südamerikanischen Freistaate Colombia, Departement Cundinanarca, Provinz Bogotá, liegt auf einer Hochebene und hat gesundes Klima. Seine meistens indianischen Einwohner treiben Viehzucht und Ackerbau, und beschäftigen sich zum Theil auch mit Goldsandwäsche. (*R.*)

IQUIRY, ein secundairer Zufluß des Paraguaystromes in Brasilien. Nachdem er zuvor die Flüßchen Piaughahy und Itaquira aufgenommen, geht er in der Provinz Matto Grosso in den Rio St. Laurenço und mit ihm in seinen Hauptstrom. (*R.*)

IQUITINHONHA, ein nicht unbedeutender Fluß in Brasilien, entspringt in der Provinz Minas an der Gebirgskette Espinhaço oder Serra Mantiqueira, vereinigt sich bei der Villa de Minas novas (?) mit dem Araçuahy und einem dritten Quellflusse, welche zusammen den Rio grande de Belmonte (s. d. Art.), einen der schönsten Flüsse Brasiliens, bilden; der unter 15° 40′ südl. Br. sich in den atlantischen Ocean ergießt. (*R.*)

IQUITOS. Volksstamm am Flusse Nanay, einem der nördlichen Confluenten des Marañon in der peruanischen Provinz Maynas baro. Die von den Jesuiten im Anfange des 18. Jahrhunderts angelegte Mission gleichen Namens liegt unterhalb Omaguas, an der Einmündung des Nanay in den Marañon auf einer ziemlich steilen Stelle des Ufers und ist gegenwärtig ein aus wenigen Rohrhütten bestehendes verlassenes Dorf, ohne Kirche und ohne Priester. Die Bewohner unterscheiden sich nicht von den übrigen getauften Indiern der Provinz.

(*Pöppig.*)

IR. Nebenfluß des Ischim, welcher letztere wieder in den Irtysch fällt, in der asiatisch-russischen Provinz Tobolsk. (*R.*)

IRA (Eira), eine kleine Feste auf dem Berge gleiches Namens in dem Peleponnes des alten Griechenlands und zwar in dem nördlichen Theile von Messenia nach der Grenze von Arkadien hin. Dieses Städtchen ist in der alten Geschichte besonders bekannt durch die Belagerung, welche es von Seiten der Spartaner zu erfahren hatte. Die Messenier waren nämlich nach einem langen hartnäckigen Kampfe im ersten messenischen Kriege von den Spartanern endlich bezwungen worden. Doch der Druck, unter welchem sie nun schmachteten, war allzu groß. Aristomenes, ein kräftiger unternehmender Jüngling von Andania, reizte vorzüglich seine Landsleute zur neuen Empörung gegen Lakedämon. Es gelang: der zweite messenische Krieg brach im Jahre 685 v. Chr. G. aus. Arkadien, Argos, Elis und Sikyon leisten den Messeniern Hilfe. Die Spartaner werden bei Derä und bei Kapruſema, unweit Stenykleros, geschlagen; aber die wundervollen, elegischen Gesänge des ihnen von Athen als Berather gesandten Dichters Tyrtäos ermuthigen sie wieder in ihrer Verzagtheit und durch den Verrath des arkadischen Königs Aristokrates siegen sie von Neuem in der entscheidenden Schlacht bei Megaletaphros. Die Messenier hatten großen Verlust und wußten kaum, wohin sie ihr Leben retten sollten. Da trat Aristomenes, ihr tapferer Führer, der allein den Muth und die Hoffnung nicht verlor, unter ihnen auf und rieth, die Städte im Mittellande zu verlassen, auf der Bergfeste Ira sich zu sammeln und hier aufs Äußerste sich zu vertheidigen. Es geschah; wer noch Gefühl für Freiheit und Muth in der Brust hatte, sammelte sich um den Aristomenes auf dem Berge, und die Lakedämonier rückten ihnen nach und umlagerten sie, in der Meinung, in wenigen Tagen den ganzen Krieg beendigt zu haben. Aber sie irrten sich; noch eilf Jahre lang dauerte die hartnäckige Vertheidigung der heldenmüthigen Messenier, und erst einem tückischen Verrathe mußten sie unterliegen.

Die Messenier, die nun alles Landes beraubt waren, konnten sich in Ira nur durch Plünderungen erhalten. Da wurden denn häufige Streifzüge in das lakonische und ihr eigenes Gebiet, das die Spartaner in Besitz genommen, ausgeführt, und Aristomenes, der seine auserwählte Schar auf 300 vermehrt hatte, war besonders kühn und glücklich im Auftreiben von mancherlei Beute, und wußte den drohendsten Gefahren durch seinen unbeugsamen Muth zu entgehen und seinen Messeniern Vertrauen einzuflößen. Doch endlich wollte das Schicksal, daß Ira eingenommen werden sollte.

Schon früher hatten Aristomenes und der Wahrsager Theoklos nach der Niederlage am großen Graben die Weissagung von Delphi erhalten, Messenien würde untergehen, wenn der Feigenbaum die Wellen der Neda einziehe. (Die Neda war ein kleiner Grenzfluß gegen Elis hin.) Da nun Theoklos jetzt einen wilden Feigenbaum an der Neda bemerkte, welcher mit seinen äußersten Blättern das Wasser berührte, indem er ganz schief gewachsen war, so erinnerte er sich augenblicklich jenes Ausspruches und überzeugte sich, daß dieser Baum von der Pythia gemeint und nun der Untergang der Messenier unvermeidlich sei; er theilte dem Aristomenes seine Entdeckung mit und auch dieser überzeugte sich, daß keine Abwendung ihres Schicksals weiter möglich sei. So geschah es denn auch, und zwar durch ein Weib, gleichwie es bei Troja der Fall war, wurde die Einnahme Ira's veranlaßt. Ein Rinderhirt nämlich war aus Sparta zu den Messeniern übergelaufen und pflegte mit einem messenischen Weibe, die mit ihrem Manne außerhalb der Burg wohnte, heimlichen Umgang. Da nun bald nach jener Entdeckung des Theoklos in einer Nacht dieser Messenier mit mehren Andern an der Burg Wache hielt und ein heftiger Regen stromweise vom Himmel herabstürzte, so verließen sämmtliche Wachen ihre Posten und eilten nach Hause; sie thaten es um so eher, da die Burg weder Brustwehren noch Thürme hatte, unter welche sie treten konnten, und da überdies bei dieser mondlosen, stürmischen Nacht kein Überfall von den Lakedämoniern zu befürchten war; auch lag Aristomenes, der sonst immer die Wachen zu untersuchen pflegte, an einer Verwundung krank darnieder und konnte also unmöglich diese Versäumniß wahrnehmen. Als nun jener Messenier unvermuthet zu seiner Frau zurückkehrte, und der spartanische Rinderhirt wieder bei ihr war, so verbarg sie denselben so schnell und so gut sie konnte, und fragte dann ihren Mann, aus welcher Ursache er so früh wieder komme? Dieser, nichts Böses ahnend, sagte ihr die Wahrheit, daß er, sowie die übrigen, wegen des ungewöhnlich heftigen Regens seinen Posten verlassen habe. Der versteckte Rinderhirt hatte dieses kaum mit angehört, so eilte er schnell aus seiner Verborgenheit zu den Lakedämoniern zurück; sein ehemaliger Gebieter Emperamos hatte grade damals den Oberbefehl über die Spartaner, welche Ira belagerten, und ihm brachte er also die Nachricht, daß jetzt die Burg am sichersten einzunehmen sei, indem die Messenier wegen des furchtbaren Regens ihre Wachposten verlassen hätten. Seine Aussage schien sehr glaublich und Emperamos ertheilte augenblicklich den Befehl zum Aufbruch. Von dem Rinderhirten geführt, gelangten sie alsbald auf mühseligen Umwegen zur Burg von Ira, und stiegen rasch auf eingelegten Leitern, oder wie jeder sonst auch konnte, über die Mauer hinüber. Die Messenier indessen merkten nur zu bald ihr nahendes Verderben, indem auch die Hunde ein unaufhörliches, ganz ungewöhnliches Heulen erhoben. Sie rafften nun in der Eile an Waffen und Rüstungen zu-

sammen, was sie in dem ersten Augenblicke in der Dunkelheit auffinden konnten, und suchten sich, soviel wie möglich, zu sammeln; vorzüglich waren es Aristomenes mit seinem Sohne Gorgos, der Wahrsager Theoklos mit seinem Sohne Mantiklos, und mehre andere entschlossene Männer, die, von ihrem Untergange überzeugt, umherliefen und wen sie nur auftreiben konnten, zu den Waffen riefen. In der Nacht indessen wurde von keiner Seite etwas Denkwürdiges ausgeführt; denn der furchtbare Regen dauerte immer noch fort; sobald aber der Morgen graute und das Tageslicht das Beginnen der Spartaner in all' seinen Schrecken enthüllte, so suchten Aristomenes und Theoklos in den Messeniern die letzte Kraft der Verzweiflung anzuregen, und sie durch alle mögliche Vorstellungen zum unvermeidlichen Todeskampfe zu ermuthigen. So erfolgte nun ein schreckliches Blutbad. Die Messenier, ihren Untergang vor Augen, wurden mit dem Muthe der Verzweiflung erfüllt, reihten sich zusammen, wie sie sich grade trafen und stürmten wüthend auf die Lakedämonier ein; auch die Weiber beeiferten sich, mit Dachziegeln und Steinen auf die Feinde zu werfen, und da der heftige Regen sie hieran verhinderte, ergriffen auch sie die Waffen und entflammten so noch mehr den Muth ihrer Männer, welche sahen, daß selbst die Weiber lieber mit dem Vaterlande untergehen, als sich nach Lakedämon in die Sklaverei führen lassen wollten. Aber das Wasser strömte immer stärker vom Himmel hernieder mit furchtbarem Donnerkrachen und blendendem Blitze; selbst der Himmel schien sich zu ihrem Untergange gerüstet zu haben. Die Lakedämonier frohlockten und schlugen in ihren dichtgeschlossenen Reihen alle Angriffe zurück, und da sie an Zahl den Messeniern weit überlegen waren, und in dem engen Raume nicht in Linie fechten konnten, so schickten sie einen Theil von ihrem Heere ins Lager zurück, um einstweilen zu rasten und am Abende die Ermatteten im Kampfe abzulösen. Auf diese Weise konnten sie, abwechselnd ausruhend und kämpfend, leichter im Widerstande ausdauern. Die Messenier dagegen waren von allen Seiten bedrängt; drei Tage und Nächte dauerte schon der verzweifelte Kampf; Schlaflosigkeit, Regen, Kälte, Hunger und Durst quälten sie bei ihrer unermüdeten Anstrengung und ihre Weiber drohten schon dem übermenschlichen Ungemache zu unterliegen. Da trat der Wahrsager Theoklos zu Aristomenes und sagte: Deine Anstrengungen sind vergebens, Messene's Untergang ist vom Schicksale bestimmt; schon längst hat uns ihn Pythia geweissagt, wolan! mein Ende führt mir die Gottheit gemeinsam mit dem Vaterlande zu; aber Du, rette die Messenier, soviel Du vermagst, rette Dich selbst, und mit diesen Worten stürmte er gegen die Lakedämonier, kämpfte und mordete wie ein Rasender, bis er selbst, von Wunden entkräftet, todt zu Boden sank. Aristomenes erkannte mit Schmerz die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes, rief nun die Messenier aus dem Gefechte zurück, und befahl ihnen, ihre Weiber und Kinder in die Mitte zu nehmen und ihm zu folgen, wo er einen Durchgang bahnen würde. Den Gorgos und Mantiklos gab er den Hinteren zu Führern, er selbst aber stellte sich vorn an die Spitze und machte dem Feinde durch das Winken seines Kopfes, sowie durch das Schwingen seines Schwertes bemerkbar, daß er einen Durchgang fodere und jetzt abzuziehen gesonnen sei. Emperamos, der die wüthenden Messenier, die zur äußersten Verzweiflung gekommen waren, nicht noch rasender machen wollte, beschloß mit seinen Spartanern sie durchziehen zu lassen, und gebot, die spartanischen Reihen zu öffnen, worauf denn Aristomenes und die Seinigen, voll trotzigen Muthes, aber mit blutenden Herzen, die letzte Freistätte ihres Vaterlandes verließen. So wurde nun Ira gänzlich von den Lakedämoniern eingenommen und ausgeplündert, und das messenische Gebiet vertheilt. Die abgezogenen Messenier fanden indessen bei den Arkadern am Lykaon freundliche Aufnahme, und Aristomenes faßte von Neuem den Entschluß, sich an den Spartanern zu rächen, wurde aber nochmals verrathen. Ira war eingenommen worden im zweiten Jahre der 28. Olympiade (Ol. 27, 2. 671 v. Chr. Geb.); die Hauptnachrichten finden wir darüber bei *Pausan.* IV, 14 sq. (*G. Graff.*)

Irabâtti, s. Irawaddi.

IRABURA, auch IRIBARNE oder IRIVARNE (Johann de), ein Franziskanermönch zu Saragossa in Spanien zu Anfang des 17. Jahrhunderts, war aus Aragonien gebürtig, verwaltete mehre hohe Stellen in seinem Orden und machte sich als Schriftsteller bekannt durch einen Commentar über des Johann Duns Scotus **Libri IV Sententiarum** (Saragossa 1614. 1616. und 1623. Fol.), **De actionibus humanis** (Venedig 1635. 4. Saragossa 1643.) und einiges andere Unbedeutendere, wie z. B. **Defensorio del pio voto y juramento de defender la preservacion de la Madre de Dios**, welches noch ungedruckt. (*R.*)

IRAC oder IRAK. I. Biographie. Irac (Ibn), Name mehrer bedeutender arabischer Schriftsteller, von denen vier hier namentlich Platz finden mögen:

1) **Abu'lhasan Ali Ben Mohammed Ben Ali Omráni Ibn Irác** (عراق), gewöhnlich der Chowarezmier genannt, gestorben nach Einigen 539 (beg. 4. Juli 1144), nach Andern 560 d. Fl. (beg. 18. Nov. 1164), ist Verfasser eines geschätzten Commentars zum Koran (تفسير), und eines kritischen Werkes über die Lesarten des Korans. Wahrscheinlich schrieb derselbe auch die Besserung oder Reinigung der Worte und Thaten (تهذيب الاقوال والاعمال), welcher Titel an sich den eigentlichen Inhalt des Werkes nicht mit Bestimmtheit errathen läßt.

2) **Abu Nasr Mansúr Ben Ali Ibn Irác**, der im 12. Jahrhunderte oder nach demselben lebte und sich mit astronomischen Studien beschäftigte, gab eine Abhandlung vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus, über das von den Arabern Saratáni Modschnah (سرطانی مجنح) genannte Astrolabium in 90 Capiteln heraus. Vielleicht enthält das Werk auch eine Prüfung des von Muhammed Ben Nasr über denselben Gegenstand im Jahre 1117 geschriebenen Tractates.

3) Der Scheich Alá-ed-dín Ali Ben Mohammed Ibn Irác, der seinen Wohnsitz im Heiligthum von Mekka aufgeschlagen hatte und 963 d. Fl. (beg. 16. Nov. 1555) starb, hat sich durch eine Abhandlung, betitelt: der gerade Weg (الصراط المستقيم), über die inhaltreichen Worte: „Im Namen Gottes, des allerbarmenden Erbarmers" vortheilhaft bekannt gemacht. Der Andalusier Muhammed Ben Hilál übersetzte sie für den bekannten Großwesir Rustempascha ins Türkische.

4) Mohammed Ben Ali Ibn Irác, der Damascener, der im Jahre 933 d. Fl. (beg. 30. Sept. 1423) starb, schrieb unter dem Titel des Reichlichen Regens (الغيث المدرار) eine Abhandlung über den Segen, der aus den Wolken der Bitte um Vergebung der Schuld herabträufelt. Der Verfasser ist einer der verdienstvollsten Gelehrten. (*Gustav Flügel.*)

II. Geographie, s. Irak am Ende d. Buchst. I.

IRACUBO, kleiner Küstenfluß im französischen Guayana oder der Colonie Cayenne, in Südamerika. (*R.*)

IRAILH (Augustin Simon), ein im vorigen Jahrhunderte nicht ganz unbeliebter französischer Schriftsteller, wurde am 16. Juni 1719 zu Puy-en-Velay im jetzigen Departement der obern Loire geboren und widmete sich dem geistlichen Stande. Nachdem er einige Zeit Stiftsherr zu Monistrol gewesen war, wurde er Pfarrer zu St. Vincent in der Diöcese von Cahors und starb im Jahre 1794. Unter seinen Schriften erregten die ohne seinen Namen erschienenen **Querelles littéraires ou Mémoires pour servir à l'histoire des revolutions dans la république des lettres, depuis Homère jusqu'à nos jours** (Paris. 1761. 2 Voll. 12.) das meiste Aufsehen; anziehende Darstellung und gute Sichtung des reichen Stoffes machen sie zu einem noch jetzt lesbaren Buche, hinter welchem ein später von Aublet-de-Maubuy (ebenfalls ohne Angabe seines Namens) gelieferter Nachtrag (**Histoire des démêlés littéraires** (Paris. 1779. 2 Voll. 8.) weit zurücksteht. Man hat früher, ehe man den Namen des wirklichen Verfassers kannte, diese **Querelles littéraires** dem Abbé Raynal und sogar Voltaire zugeschrieben, obschon der Letztere darin stets gepriesen wird. Auch die anonym herausgekommene **Histoire du divorce de Henri VIII et de Catherine d'Aragon** (Amsterd. [Paris] 1766. 12.) wird von Manchen dem Abbé Raynal beigelegt, obgleich die Mehrzahl der Kritiker sich für Irailh entscheidet. Unter seinem Namen erschien nur die, manche gute Bemerkung enthaltende, **Histoire de la réunion de la Bretagne à la France, où l'on trouve des anecdotes sur la princesse Anne, fille de François II, duc de Bretagne** (Paris 1764. 2 Voll. 12.); auch ist er Herausgeber (nicht, wie einige Bibliographen angeben, Verfasser) des Romans **Histoire de miss Honora, ou le vice dupe de lui-même** (Paris 1766. 4 Voll. 12.) von Pierre Lefèvre de Beauvray. Das von ihm gedichtete Trauerspiel **Henri le Grand et la marquise de Verneuil ou le Triomphe de l'héroisme**, scheint nicht gedruckt worden zu sein*). (*Ph. H. Külb.*)

Irak, s. Irac und am Ende des Buchstaben I.

IRÁKI, der Irakaner, der aus dem Lande Irak, Bezeichnung einer bedeutenden Anzahl arabischer Gelehrten, die in jenem Lande Ursprung oder Heimath fanden. Einige derselben sind vorzüglich der Beachtung werth, und mögen, unter den übrigen ausgehoben, hier zum ersten Male näher bezeichnet werden.

1) Abu Ali Hasan Ben Mohammed Ben Ali Iráki, der Irakaner und auch Halebenser beigenannt, der im Jahre 803 d. Fl. (beg. 22. Aug. 1400) starb, schrieb sieben Casiden zum Lobe des Richters Borhán-ed-din Ibn Dschemáa.

2) Abu Said Mahommed Ben Ali Iráki, der ungefähr um 510 (beg. 16. Mai 1116) starb, schrieb über die Worte der arabischen Sprache, die den Partikeln angereiht wurden, obgleich sie es von Hause aus nicht waren, unter dem Titel die Auseinandersetzung (تبيان); ebenso eine Abhandlung, Fragen der Versuchung (مسائل الامتحان), deren Inhalt nicht mit Bestimmtheit zu errathen ist, und die Ergötzung der Gemüther und der Lustgarten der gelehrten Sitzung (نزهة الانفس وروضة المجلس) über die vom arabischen Volke gebrauchten Worte, deren wirkliche Bedeutung dasselbe nicht kannte. Dieselbe Schrift enthält Ausdrücke, die man als Wortspiele und Räthsel oder Bilder im Munde führt. Der Verfasser, der dadurch seine linguistischen Studien beurkundete, ordnete den Stoff alphabetisch.

3) Der Imam Rokn-ed-dín Abu'lfadhl Mohammed Ben Mohammed Iráki, auch der aus Hemdán genannt, ist Verfasser einer Schrift über die Lehre von den theologischen Streitfragen (تعليقة فى الخلاف), in dreifacher dem Umfange nach verschiedener Recension. Er starb 600 d. Fl. (beg. 10. Sept. 1203).

4) Ilm-ed-dín Abd-el-kerim Ben Ali, der sich zur schafiitischen Lehre bekannte und 604 (beg. 28. Juli 1207), oder nach Andern vielleicht richtiger grade hundert Jahre später starb, schrieb einen Commentar zum Koran im Sinne seiner Sekte, und einen andern zu dem berühmten Werke die Aufmunterung (تنبيه) über die schafiitischen abgeleiteten Rechtslehren vom Scheich Abu Ishak Ibrahim Ben Ali Schirázi, der 476 (beg. 21 Mai 1083) starb. Derselbe ist auch Verfasser einer Apologie, wodurch er Zamachscheri gegen Ibn-elmonir vertheidigte, und der Schrift ايثار الانتصاف (*Hadschi Ch.* I, 499).

*) Biographie universelle. Tom. XXI. p. 255. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. IV. p. 182. Tom. V. p. 83.

5) Zein-ed-din Abd-el-rahim Ben Hosein Iráki, mit dem Ehrennamen Háfiz, ebenfalls Schafiit und Lehrer des berühmten Ibn-elmacrizi, geboren im Jahre der Fl. 725 (beg. 18. Dec. 1324) und gestorben 806 (beg. 21. Juli 1403), oder ein Jahr früher, ist einer der fruchtbarsten arabischen Schriftsteller. Unter seinen Werken heben wir folgende heraus: a) Die kostbaren Perlen (الدرر السنية), ein auf den Buchstaben Elif auslaufendes Gedicht, enthaltend eine Biographie des Propheten Muhammed. Spätere Gelehrten commentirten dasselbe wiederholt. — b) Sein berühmtes Gedicht Alfiyet über die Grundlehren der Traditionswissenschaft, das er zu Anfange des Jahres 1367 vollendete, und vier Jahre später mit einem eigenen Commentar versah. Das Original wie der Commentar fanden gleich große Aufnahme, wie aus Hadschi Chalfa (I. 416—418) vollständiger zu ersehen ist. — c) Einen Nachtrag wichtiger Bemerkungen zu der schafiitischen Rechtslehre von Imam Jahja Ben Sheref Newewi, der 676 (beg. 4. Juni 1277) starb und dessen Werk den Titel Lustgarten führt. — d) Eine Fortsetzung des historischen Werkes oder eigentlich Nekrologes (عبر) vom Scheich Schems-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Dzehebi (s. *Hadschi Ch.* IV, 182. n. 8042), die des Iráki Sohn, Weli-ed-din Ahmed, von Neuem fortsetzte. Letzterer starb 826 (beg. 15. Dec. 1422). — e) Eine ähnliche Fortsetzung von dem Jahre 741 (beg. 27. Juni 1430) bis zum Jahre 763 (beg. 31. Oct. 1361) zu der Geschichte der Zeiten und Länder von Hoseini, der 765 (beg. 10. Oct. 1363) starb. Doch rühmt Hadschi Chalfa (IV, 180) diese Arbeit des Iráki nicht, und nennt sie gradezu seiner unwürdig. — f) Eine kleine Sammlung von Traditionen, bei den Arabern in der technischen Sprache die „aufsteigenden (عوالى)" genannt, die er jedoch nicht selbst redigirt zu haben scheint. — g) Eine metrisch geschriebene Abhandlung über die seltneren Ausdrücke im Koran. — h) Eine Trostschrift für Wefá-ed-din, betitelt die Augenerfrischung (قرة العين). — i) Eine sehr lehrreiche Kritik über unechte, aber in den Hauptwerken der Traditionslehre, den beiden Sahih, als echt bezeichnete Überlieferungen. — k) Eine Biographie der Scheiche oder Lehrer des Zein-ed-din-Abd-el-rahman Ibn-elcári. — l) Eine Nachlese zu den Scheichen des Abu'lhazm. — m) Eine ähnliche zu denen des Taki-ed-din Ráfi'. — n) Ein Gedicht über die durch das Gesetz vorgeschriebene Waschung, das sein bereits obengenannter Sohn commentirte. — o) Eine metrische Umarbeitung des Werkes Beidháwi's über die Wissenschaft der Grundlehren unter dem Titel: Der breite Weg des Gelangens (منهاج الوصول). Auch gab Iráki die in diesem vielgepriesenen Handbuche befindlichen Überlieferungen besonders heraus. — p) Eine Fortsetzung zu den früheren Fortsetzungen, enthaltend die Lebensbeschreibungen von Übersetzern (وفيات النقلة), bis auf seine Zeit. — q) Eine kleine, wahrscheinlich metrische, Abhandlung über die Geburt des Propheten. — Endlich r) ist wichtig sein Namensverzeichniß von Lehrern der Traditionskunde, deren Überlieferungen keineswegs glaubwürdig sind. Es waren eigentlich nur Randglossen zu einem Werke der Art von Alávi, die des Iráki mehr genannter Sohn ebenfalls vervollständigte.

6) Der Scheich Abu'lcásim Mohammed Ben Ahmed Simáwi, Astrolog und Alchymist, dessen Lebenszeit unbekannt ist, gab ein alchymistisches Werk, mit Figuren versehen, heraus, das jene Materie vielseitig behandelt und die Perlen (الدرر) überschrieben ist. Dazu kommt sein Werk über die sieben Klimate, unter denen er Metalle versteht. Wahrscheinlich schrieb er auch das Mukteseb (مكتسب) über den Stein der Weisen, oder die Kunst Gold zu machen, das unter den Kunstgenossen sich große Bedeutung verschafft hat, deshalb auch mit Commentaren versehen worden ist. Endlich schrieb er ein Buch ähnlichen Inhalts, die Rettung und Verbindung mit der Lebensquelle (النجاة والاتصال بعين الحيوة) betitelt.

7) Bedr-ed-din Iráki, der im J. der Fl. 975 (beg. 8. Jul. 1567) starb, ist der Fortsetzer der Classen oder nach der Zeit geordneten Biographien der malikitischen Scheiche, welche Borhán-ed-din Ibrahim Ibn Ferhún, gest. 799 (beg. 5. Oct. 1396), unter dem Titel das goldgestickte seidene Kleid (الديباج المذهب) herausgab.

8) Abu Ishák Ibrahim Ben Mansur Iráki, ein im J. 596 (beg. 23. Oct. 1199) verstorbener Schafiit, ist der erste der Commentatoren des Werkes über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren (مهذب betitelt) des vielgenannten Scheichs Abu Ishák Schirázi.

(*Gustav Flügel.*)

Irala (Domingo Martinez de) s. im Art. Paraguay (3. Sect. Bd. XI. S. 349 fg.)

IRÄMEL-TAU, der ansehnlichste und höchste Berg in der uralschen Baschkirei, auf dem nogaiskischen Wege nach der karatabúnschen Eisenhütte, im asiatischen Rußland. Man erblickt ihn von der bucharischen Seite her schon von weitem zwei Tage vorher, ehe man an ihn kommt. An einigen Stellen schmilzt der Schnee das ganze Jahr nicht auf demselben. Man findet in seinem Innern viel Krystall und Eisenerz. Am Fuße desselben hat der größte Fluß der Baschkirei, die Belaja, seine Quelle.

(*J. C. Petri.*)

IRAMINE. Eine schon zu des Plinius Zeiten untergegangene Stadt in Oberitalien, wahrscheinlich an der Küste Istriens. In der Stelle nämlich H. N. III, 19. welche Istria behandelt, heißt es: in hoc situ interiere per oram Iramine, Pellaon, Palsicium. (Palsatium?)

In Bischoff's vergleichendem Wörterbuch steht wahrscheinlich aus Versehen Iranime statt Iramine.
(*S. Ch. Schirlitz.*)

IRAN, 1) s. Eeri und Persien.

2) Ein zum Landgerichte Tione gehöriges Dorf der Giudicarien im Kreise der wälschen Confinien von Roveredo, am südöstlichen Abhange des Berges Teon, der sich am linken Ufer der Sarca erhebt, zur Curatie St. Faustino in Rayoli eingepfarrt, mit den üppigsten Weiden, die sich auf dem Gebirge ausbreiten und einem Klima, das, ob des geringeren Erträgnisses der Gründe, die Männer nöthiget, jährlich zum dritten Theile unter eigenen, von Anführern und Unternehmern geleiteten Vereinen nach Italien auszuwandern, um dort durch die gemeinen Haus- und Feldarbeiten, Lasttragen u. dgl. den Unterhalt zu verdienen. (*G. F. Schreiner.*)

IRANCY, Marktflecken im Canton Coulange-la-Vineuse und Arrondissement Aurerre des französischen Departements der Yonne, mit 1200 Einwohnern. (*Klähn.*)

IRAPILATO, großes Dorf in der mexicanischen Provinz Guanaxuato, zählt einige hundert weiße Bewohner und außer ihnen wol 1000 indianische Familien, welche Acker- und Gemüsebau treiben, für und die Erzeugnisse im nahen, bergbautreibenden Guanaxuato einen guten Markt haben. Auch wird hier viel Pfeffer gebauet. (*R.*)

IRASA. So nennen der Scholiast zu *Pind.* Pyth. IX, v. 183 und *Herod.* IV, 158 eine Gegend in Cyrenaica in Afrika, an welcher vorbei nach des Letztern Zeugniß die Gründer der Stadt Cyrene unter Anführung des hellenischen Fürsten Battos von den Eingeborenen des Landes bei Nacht geführt wurden. Andere, wie Pindar in der angeführten Stelle V. 185 selbst, schreiben Irassa und machen sie zur Residenzstadt des Riesen Antäus in der Nähe des Sees Triton. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRASBURGH, die Grafschaftsstadt in der County Orléans im nordamerikanischen Freistaate Vermont, 10,47 geographische Meilen von Montpelier der Hauptstadt des Staates und 121,36 dergleichen Meilen von Washington. Im Jahre 1830 zählte sie 860 Einwohner, welche sich jetzt bis auf 1000 vermehrt haben dürften. (*Klähn.*)

Irasekia, s. Jirasekia.

IRAT (Franciscus), ein Jesuit, geboren zu Limoges 1590, starb 1671 zu Poitiers, war Lehrer der Theologie und Philosophie, und schrieb mehre Streitschriften gegen die Reformirten, z. B. De sacramento eucharistiae et sacrificio und andere. (*R.*)

IRATE (Ignatio de), eigentlich Iriarte und gewöhnlich so genannt, war ein sehr berühmter spanischer Landschaftsmaler, geboren zu Guipuzcoa in der Provinz Biscaya 1620 und gestorben zu Sevilla 1685. Er war ein Schüler des berühmten Historienmalers Herrera zu Sevilla, dessen Kunstfach er sich auch widmen wollte; da ihn jedoch seine Neigung weniger zu demselben hinzog, so überließ er sich mit desto größerm und besserem Erfolge der Landschaftsmalerei. Seine Gemälde sind zwar fast ohne Staffage (Figurenlebung), oder diese ist wenigstens von ganz geringem Umfange, aber großartige Auffassung und Kühnheit im Vortrage zeichnen ihn aus. Er strebte sowol in den Gegenständen von großartiger Form, welche sich in den verschiedenartigen Planen seiner Landschaften finden, als auch in der Wirkung der Luftperspective, die sich in seinen Landschaften bis an den äußersten Horizont erstreckt, der Natur in ihrer hohen Wahrheit treu zu bleiben, und verstand es, von zarter Phantasie zum Großartigsten überzugehen. Die südliche Natur drückte er in reiner Wärme des Colorits so aus, daß das Heimathliche des spanischen Landschaftslebens sich ganz in seinen Gemälden wiedergab. Don Velasco in seinem Werke über die spanischen Maler[1]) sagt: „daß nach der Äußerung des berühmten Murillos die Gemälde des Iriarte durch göttliche Inspiration hervorgebracht wären"[2]). Wegen so großer Kunstleistungen genoß Irate die höchste Achtung seiner Zeitgenossen, jeder Kunstfreund bemühte sich, seine meisterhaften Gemälde zu erwerben. Doch gingen sie selten aus Sevilla hinweg; daher fand man grade dort die meisten seiner Werke noch lange vor, wo der Künstler auch die meiste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Bei der dortigen Akademie der Künste verwaltete er nämlich das Secretariat derselben bis an seinen Tod.
(*Frenzel.*)

IRATH. Eine nur aus Ptolemäus bekannte, im Übrigen unbedeutende Stadt im Innern von Mauretania Cäsariensis in Afrika, ungefähr südwestlich von Succabar.
(*S. Ch. Schirlitz.*)

IRATOS, 1) Nagy-Iratos, teutsch Groß-Iratos, ein Prädium im arader Gerichtsstuhle (Processus, Bezirke) und Comitate, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder unteren ungarischen Ebene gelegen, an die csanader Gespanschaft grenzend, zwei Stunden von Arad entfernt, mit 76 zerstreuten Häusern und 660 magyarischen Einwohnern.

2) Kis-Iratos, teutsch Klein-Iratos, ein an das vorige angrenzendes Prädium der csanader Gespanschaft in demselben Kreise mit 17 Häusern und 119 Einwohnern.

3) Dum-Iratos, auch ein Prädium desselben Comitats mit 16 Häusern und 101 Einwohnern. Beide haben außer den die Wirthschaftsgebäude bewohnenden Pächtern und ihren Familien, Dienern und dergleichen, sonst keine Einwohner und dienen blos zur Viehzucht und dem diese unterstützenden Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

---

1) Las Vidas de los pintores, estatuarios etc. (London MDCCXLII.) 2) Im tübinger Kunstblatt 1829, Nr. 58. S. 231, wird bei Gelegenheit des Werkes über Spanien von Schepeler, worin die einzelnen spanischen Kunstschulen genannt sind, gesagt: „Iriarte ist der beste spanische Landschaftsmaler; wer in spanischen Landschaften die Ausführung der Niederländer sucht, wird sie freilich nicht schön finden, aber sie zeigen große Massen, warmes Colorit, kühne Behandlung und besonders was der Spanier Ambiente (Luft) nennt."

IRAWADDI (Avastrom, Airavaty [1]), Ayerwaddy, Firabatty, Erawade, Erawadi, Irabatty, Irawadi, Irawaddy, Irrawaddy). Unter diesen und verschiedenen und andern Namen, welche wir späterhin kennen lernen werden, finden wir in dem vorderen Hinterindien einen der bedeutendsten Ströme Asiens, welcher mit dem Nil Ägyptens in sofern Ähnlichkeit hat, als er gleich diesem in dem untersten Theile seines Laufes ein großes Delta bildet, während sein Ursprung immer noch zu den historischen Problemen gehört, und, wenigstens in seinem mittleren und unteren Laufe nur wenige Zuflüsse hat. Es findet nämlich hinsichtlich seiner Quellen eine doppelte Ansicht statt, deren eine sich auf die Nachrichten chinesischer Geographen stützt, welche wir vorzüglich Klaproth's Mittheilungen verdanken, der zugleich als ihr eifrigster Vertheidiger aufgetreten ist, die andere aber von Engländern ausgeht und verfochten wird, welchen es seit dem letzten Kriege mit den Nranmas (Birmanen, Burmesen) gelang, in bisher ganz unbekannte Gegenden des ostindischen Nordens und Ostens vorzudringen und Licht über viele dunkele Punkte in der Geographie Hinterindiens zu verbreiten. Es kann nicht unsere Absicht sein, diese Ansichten und ihre Gründe in ihrer ganzen Ausführlichkeit darzustellen, sondern wir müssen uns begnügen, die gewonnenen Resultate in der Kürze anzugeben und für weitere Belehrung auf die Werke Ritter's und Berghaus' (Ritter's Erdkunde, Band II. III. IV. und Berghaus' Geo-Hydrographisches Memoir zur Erklärung und Erläuterung der reducirten Karte von Hinterindien [Gotha 1832] und dessen historisch-geographische Beschreibung von Assam u. s. w. [Gotha 1834.]) zu verweisen.

Nach der Klaproth-chinesischen Ansicht ist der Irawaddi nichts als eine Fortsetzung des großen, tübetischen Stromes Yaru-Dzangbo-tsu [2]). Dieser entspringt nach den chinesischen Landkarten unter 30° 10′ nördl. Br. und 79° 35′ östl. L. von Paris in Westtübet, auf den Grenzen der Provinz Ari (Nga ri, oder nach Berghaus in der Provinz Zzang) vom Berge Damtchouk (Tamtsiogh), und empfängt nach einem zehnstündigen Laufe links und östlich vom Schneeberge Langtsian, d. i. Elephantenrüssel, einen Fluß und auf derselben Seite den von Nordosten kommenden Naouk Dzangbo, den ersten ihm zueilenden Hauptstrom. Von der rechten Seite vereinigt sich mit ihm nördlich von Mastang (Masteng) bei dem Tempel Ghaldhan der von der Nordwand des Himalaya kommende Gouyang und, mit diesem verbunden strömt er östlich durch ganz Dzang, wo ihm der nepalesische Himalaya sowol von der rechten als linken Seite fünf bedeutende Flüsse zusendet, und vor Dzigatze (Jikadze bei Berghaus) und dem Klosterort Teshu Lumbo (Dschaschilumbo, Djachiloumbo), wo ihn Turner sah, in einem großen, breiten Bette und in zahllose, eine große Menge Inseln bildende Arme zertheilt, vorbei. In der Gegend dieser Orte, wo sein Hauptarm sehr tief und nie zu durchwaden ist, nimmt er von der linken Seite den Dok tsiu und Chang und in der Nähe des Klosters den in der Nähe von Phari entspringenden Painom-tsiu (Dju-ang-dze, Churr Erku, welchen letzteren Namen er von einer eisernen Brücke empfängt, welche, aus 13 Bogen bestehend, und Samba-Ghurr, d. i. östliche Brücke, genannt, 200 — 300 Schritt von der genannten Stadt über diesen hier sehr tiefen und 300 Schritt breiten Strom führt) auf und erhält jetzt unterhalb einer zweiten, etwa 12 Stunden südlich von L'Hassa befindlichen Kettenbrücke, wo sich der Dsang tsiu (Botsiu) [3]) mit ihm vereinigt, den Namen Zang-bo-tsiu. Unter diesem letztern Namen strömt nun der Fluß mit bedeutend vergrößerter Wassermasse bei Sigagungghar (Sigagoungzhar bei Berghaus), der zweiten Hauptstadt Osttübets vorüber und tritt unterhalb (nach Ritter und Berghaus aber oberhalb) derselben in die mitteltübetanische Provinz Wei (Ouei bei Berghaus) ein. Hier strömt er, weiter ostwärts laufend, an der Südseite der Stadt Sangri vorüber, wendet sich dann südöstlich, bildet die Grenze zwischen Dakbo (Takbo) rechts und Goungbo (Gungbo, Gombo bei Ritter) links und tritt durch die Felsenenge von Sinhghian Khial, nachdem er zwischen den Städten Naidzung und Dzelagang-dzung hindurch und am Tempel Djamka auf seinem Südufer vorüber geflossen ist, unter (26½ nördl. Br. nach d'Anville) 28° 40′ nördl. Br. und 19° 30′ westlich von Peking oder 94° 33′ 50″ östlich von Paris nach Klaproth oder 29¼° nach Berghaus, in das von wilden Munstämmen bewohnte Land H'lokba (Lokabadja) ein. Von jetzt an verschwindet selbst bei den Lamas der Dzangbo tsiu gänzlich, und erst die große Karte des Kaisers Khienlong (Khian Lung) in 110 Blättern, welche um die Mitte von dessen Regierung zu Peking herausgegeben wurde, läßt ihn aus den Lokabadjalande in südöstlicher Richtung bei der alten Stadt Young tcheou in die chinesische Provinz Yunnan eintreten und zum Pinlang Kiang [4]), d. i. Fluß der Arecapalmen, werden,

1) Dieser Name, mit welchem die Sanskritsprache auch den Ravi oder Hydraotes der Macedonier belegt, muß nach v. Schlegel (Indische Bibliothek 2. Th. S. 305. 400) von dem Weltelephanten Indras, Airavata, abgeleitet werden, der den Erdboden an dessen Nordostende trägt. Vgl. Ritter's Erdkunde. 4. Bd. 1. Abth. S. 161. 2) Nach anderen Schreibarten heißt dieser Strom Dsangbo tchou, Zzangbo tsiu, Zzan bo tsiou, tschu. Dzangbo heißt nach Ritter (Erdk. 3. Bd. 4. Th. S. 220) soviel als „rein und klar," tsu (tsiu, tchou) aber „Wasser oder Fluß," weshalb er nach Klaproth den vollständigen Namen des Flusses Yaru Dzangbo tsu durch „klarer Grenzstrom des Westens" gibt.

3) Der Dsang (Dzang) tsiu, wie ihn die Chinesen nennen, ist ein ungestümer Bergstrom, welchen die Mongolen deshalb (bei Ritter) Galdjao muren (bei Berghaus), Galdjac mouron, d. i. wüthender Fluß, Strom," nennen, entspringt nordöstlich von L'Hassa aus dem See Mentigmtso, fließt südlich von H'Lassa vorbei, nimmt den diese Stadt durchschneidenden Dui tsu auf und wird von den Bewohnern derselben als die eigentliche Quelle des großen Dzangbo betrachtet, während sonst der größere, bei Teshu Lumbo vorüberfließende, Arm dafür gilt. 4) Nach den Chinesen fließt der Pinlang Kian 180 Li westlich vor Theng yún tscheu vorbei. Er entspringt nach ihnen in Tübet, durchläuft das Land der wilden Ly su oder Ly ly (Lisse, Nou-i), fließt im Westen der alten Stadt Young tscheou und im Osten der Festung Schin hou kouan, dann südlich im Nordwesten vom Mandarinat Thian hou kouan, wo er den ihm östlich zuströmenden Ta i kiang (Ho) aufnimmt und sich nach Südwesten wendet. Von Norden empfängt er den Tsan ta ho, weiter unten von

welcher dann im Birmanenlande Bhanmo oder Panmo Kiaun [5]) oder Irawaddi heißt. Diese Karte setzt nämlich das Ostende und den Ausfluß des Dzangbo aus Tübet nicht wie die Lhanghische Jesuitenkarte unter 27° 30′ nördl. Br. und 93° 42′ östl. Br. von Paris, sondern unter 28° 40′ nördl. Br. und 94° 22′ östl. L., also um 40 Minuten oder ⅔ Grad weiter nach Osten, wobei Ritter (Erdkunde Bd. III. S. 351) wol mit Recht die Frage aufwirft, ob dieses Datum auch wirklich auf Beobachtung beruhe, wovon keine Spur vorhanden sei, und ob es hinreiche, um dann den Strom noch über zwei Grad weiter ostwärts zu ziehen. Eine Bestätigung dieser Nachrichten findet Klaproth in dem Zeugnisse eines alten, chinesischen Schriftstellers, Houang tschiu yüan und in der großen kaiserlichen Geographie China's, welche, obgleich auf eine minder verständliche Weise, den Lauf des Irawaddi ausführlich behandeln, vorzüglich aber in einem chinesischen Werke über den Krieg der Chinesen mit den Birmanen im Jahre 1769, in welchem gesagt wird, Ava liege am „großen Goldstrom" und man schiffe sich, um von Theng yüe tscheu in Yünnan dahin zu gelangen, auf diesem Strome ein, welcher in diesen Gegenden auch Strom von Kakieou (Kakio bei Hamilton nach Berghaus) genannt wird. Der gegen die Mranmas commandirende General marschirte von Theng yüe tscheu gerade nach Westen und ließ einen Theil seiner Truppen über den genannten Strom setzen, welcher, dem östlichen Ufer desselben folgend, in dem Birmanenlande eindrang und auf Ava los ging. Nach allem diesem schließt Klaproth, daß nach dem Zeugnisse der Chinesen aller Jahrhunderte, welche den Dzangbo Yam oder den großen King scha Kiang für den Irawaddi halten, an der Identität dieser Flüsse nicht zu zweifeln sei [6]). Aus den hier und in den Noten mitgetheilten Nachrichten zieht Berghaus das muthmaßliche Resultat.

1) Daß der Sri Lohit der Asamer gleich sei dem Yarou Dzangbo tsiu der Tübetaner, dem Ta kin scha kiang oder Pin lan kiang in Yünnan, dem Bhanmo kiaun beim Eintritt in Ava, mithin den Hauptarm des großen Stromes von Ava bilde.

2) Daß der Irawaddi (von Hamilton's Berichterstattern und den Assamern) derselbe Fluß sei, welchen Burlton und Wilcox bei Maunghi besuchten und der über Paiaenduaen laufend und bei Bhanmo in den großen Strom mündend, dennoch als ein Zufluß dieses letztern zu betrachten sein dürfte.

Von der Klaproth'schen Theorie, so manches sie auch nach Ritter (Erdkunde Band III. S. 395) für sich hat, weichen die Engländer [7]) nicht nur bedeutend ab, sondern sie treten ihr sogar schroff gegenüber. Schon James Rennel (Carte de l'Indostan ou de l'Empire du Grand Mogol) sah den Irawaddi nicht als Fortsetzung des Yaru Dzang bo tsiu, sondern als die des Nu oder Lu kiang (s. d. Art.) [8]) an und bis 1825 folgten fast alle Karten-

---

Nordwesten den Nang sung ho, dann, weiter nach Südwesten strömend, von der linken Seite den Lasa, geht darauf mehr nach Westen und tritt dann in das Reich Mian oder Ava ein.

5) Zweifelhaft wird dies durch den Bericht eines birmanischen Gesandtschaftsofficiers, Namens Zabua, am Hofe von Peking, welchen Buchanan-Hamilton mittheilte: Die Gesandtschaft sei von Momiin bei den Mranmas (Birmanen) oder Theng yüe tscheu bei den Chinesen drei Tage lang bis zur Stadt Mainti oder Nantaentsaen (Nan tian siuan) gereist und habe auf dieser Reise zur Rechten einen kleinen Fluß gehabt, welcher von den Mranmas Panmo Kiaun, von den Chinesen aber Sing gai Aho genannt werde, und unter welchem nach Berghaus der bei der letztgenannten Stadt vorüberfließende Tai i zu verstehen ist. Diesen Fluß zur Rechten behaltend kam die Gesandtschaft von Mainti in zwei Tagen nach Mourin, bei den Chinesen Launsoen, der letzten Stadt in China, und in weiteren drei Tagen nach Bhanmo (bei den Chinesen Sing gai Tsaen) am Irawaddi, wo dieser den Tsauta aufnimmt. Nach dem Gesandten, welcher zugleich, was ihm ein besonderes Gewicht Hinsichts der Ortskenntniß gibt, Gouverneur von Bhanmo war, ist daher der Fluß dieses Namens ein anderer als der Irawaddi, was auch durch die Karte des Tauners bestätigt wird. Beide schildern den Bhanmo als klein, den Irawaddi als groß und breit, weshalb ihn auch die Chinesen Kianguga, d. i. „großer Fluß," nennen sollen. 6) Klaproth beruft sich ferner, um die Identität des Dzangbo tsiu mit dem Avastrome zu beweisen, auf einen Befehl des Kaisers Khanghi vom Jahre 1721, aus welchem soviel hervorgeht, daß diese Identität dem Kaiser nicht unbekannt war, und bemerkt 1) daß nach der Geographie der Tangdynastie die Bewohner des Landes Tian, d. i. Yünnan, den Strom Ta kin scha kiang, d. i. „großer Fluß mit Goldsand," nennen; 2) daß nach den chinesischen Geographen dieser Fluß in das Königreich Mian eintrete, bei Ava vorbeigehe und sich in das Meer ergieße.

7) Nach Neufville (on the Geographie and Population of Asam in den Asiatik Researches. T. XVI. p. 331—352) behaupten die Ostasamesen, daß der Bramaputra oder Bor Lohit auf derselben Gebirgskette entspringe, wo der südlich laufende Irawaddi seine Quellen habe. Sie lassen ferner einen Strom Sri Lohit, d. i. heiliger Strom, jenseit dieses Quellgebirges fließen, doch sind ihre Ansichten von demselben dunkel und verworren. Denn bald soll er das Tafelland im Norden von Asam, wo er dann vielleicht der Yarou Dzangbo tsiu sein könnte, bewässern und sich in zwei entgegengesetzte Arme verzweigen, von welchen der eine mit dem Dihong, dem Zuflusse des Bor Lohit, zusammenhange, bald soll er auf dem hohen Berge Doi Sao Pha, einem der erhabensten Gipfel des Langtangebirges, entspringen, auf dessen anderer Seite die Quellen des Bramaputra und Irawaddi lägen. Dieser Sri Lohit soll südlich dem Irawaddi zufließen. In dem Reiseberichte, welcher aus Oberasam über die Mischmiberge nach dem Lande des Lama führt, wird gesagt, daß man zur Lamastadt und dem Fort auf dieser Seite des Sri Lohit gelange und die Bor Khamptis geben an, der Irawaddi entspringe in den Bergen, welche ihr Land von Asam und den Mischmis scheiden, und fließe gen Ava. Diesen Irawaddi, welcher nach den englischen Berichterstattern auch Sri Serhit genannt wird, haben Wilcox und Burlton im Mai 1827 besucht und ihn bei Maunghi gesehen, von welchem er ungefähr 12 (englische) Meilen entfernt ist. Die Quellen dieses Flusses, dessen 80 Yard breites Bette steinig und abschüssig ist, liegen nach Crawfurd 10 Tagereisen oder 50 Meilen nördlich von Ava zwischen großartigen und mit ewigem Schnee bedeckten Alpenhörnern. Vergl. Berghaus, Hinterindien. §. 17. Irawaddi S. 61. Doch müssen wir den englischen Capitain vom 17. Regimente R. Lachlan ausnehmen, welcher in einem Briefe an David Brewster (Edinb. Journ. of Science. Vol. IV. Edinb. 1826. p. 302—306) erklärt, daß er den Sanpu (Dzangbo) von Tübet für völlig verschieden von dem Burramputer halte, obschon er den Nepalesen unleugbar unter diesem Namen bekannt sei, und vermuthet, daß der Sanpu etwas östlich von den Quellen des Burramputer einen südlichen Lauf nach Ava nehme und daselbst zum Irawaddi werde. 8) Buchanan-Hamilton erklärte dagegen bereits 1797, daß der für den Hauptarm des Irawaddi gehaltene Lu-kiang mit diesem Flusse in gar keiner Verbindung stehe, sondern in Ava zum Thaluayn oder Thanluayn werde und bei Martaban ins Meer falle. Im Jahre 1820 erklärte Hamilton, daß er d'Anville's tübetischen Strom Kenpu für

zeichnungen dieser Ansicht des berühmten Geographen. Doch seit diesem Jahre sind in Folge des Birmanenkrieges, wie wir bereits erwähnten, mehre Männer aufgestanden, welche nicht nur den Zusammenhang des Irawaddi mit dem Yaru Dzang bo tsiu, sondern überhaupt seinen Ursprung aus Tübet leugnen. Unter diesen verdient zuerst Crawfurd genannt zu werden, welcher eine Zeit lang am Hofe von Ava den Gesandtschaftsposten bekleidete. Dieser hörte in Ava, daß der Irawaddi nicht aus einer Quelle (einem Quellstrom), sondern aus sehr viel kleinen Quellströmen von Lao und Yunnan herabfließe, und daß derselbe nicht sehr weit von Ava entspringe, glaubte er mit Sicherheit daraus schließen zu müssen, daß der Fluß, welcher bis zu dem etwa 50 Meilen von Ava entfernten Bhanmo nur für Canoes schiffbar sein soll, und durch ein Paar Regentage sehr zum Steigen gebracht wurde, was bei großen, eine bedeutende Wassermasse fortwälzenden Flüssen nicht der Fall zu sein pflegt [9]).

Bestimmtere Nachrichten über die Quellen des Irawaddi verdanken wir den Engländern Wilcor und Burlton. Beide, Lieutenants, später Capitaines bei der englischen Armee in Ostindien, gehörten zu den Officieren, welche bei den Katastervermessungen angestellt waren und von denen mehre im October 1824 unter den Befehl des Majors Schalch gestellt wurden, um ein militärisch-topographisches Corps für Erforschung, Aufnahme und Vermessung derjenigen Länder zu bilden, mit welchen die Engländer durch den Birmanenkrieg bekannt wurden, oder wenigstens in nähere oder entferntere Berührung kamen oder kommen würden. Wilcor erhielt Assam zum Wirkungskreis seiner Thätigkeit und Burlton wurde speciell mit der Aufnahme des Brahmaputra beauftragt. Ohne uns auf den ganzen Umfang der Länder weiter einzulassen, in welcher die genannten Männer ebenso viel Forschungsgeist, Umsicht und Ausdauer, als sorgfältige Benutzung der Localsagen bewiesen, beschränken wir uns auf das, was bei ihnen zunächst Beziehung auf den Irawaddi hat [10]).

In der Mitte des Mai 1827 gelangten Wilcor und Burlton [11]) mit ihren Begleitern in das Bhor Khamptiland [12]) und erreichten dessen Hauptstadt Mantschi [13]) (bei Berghaus, Maunchi bei Ritter) zwischen dem 20. und 23. Mai. Trotz den Abmahnungen des Radja von einem Besuche des Irawaddi, welcher hier in seinem westlichen Arme Nam Kio (Kiu bei Berghaus), im östlichen aber Nam Disang [14]) genannt wird, nach deren Vereinigung er bei dem Kamptis den ersteren Namen bis zu seinem Ausflusse in das Meer behält, unternahmen die Reisenden diesen doch am 24. Mai. Sie erreichten den Fluß, welcher hier direct von Norden nach Süden läuft, nach einem Marsche von zwei Stunden, und fanden ihn, trotz der stark vorgeschrittenen Schneeschmelze, über Erwartung klein und sein steiniges, meist durchwadbares, Bette hatte nur eine Breite von 80 Yards (240 Fuß), sodaß er in dieser Hinsicht selbst dem Noh Dehing in Asam nachstand. „Was nun den Ursprung des Irawaddi betrifft (dessen Quelle sich etwa 8 geographische oder 40 englische Meilen entfernt, im Gebirge, von welchem viele Schneewasser herabrannen, nach dem Survey unter 28° nördl. Br. und 97° 30′ östl. L. von Greenwich, finden sollen) [15]), be-

---

den Hauptarm des Irawaddi halte. Dieser Kenpu ist aber nach Berghaus der heutige Gakbo dzangbo tsiu.

9) Schon Dalrymple bemerkt in einer merkwürdigen, von Berghaus ausführlich mitgetheilten, Stelle, in welcher er die aus Tübet und China nach Ava strömenden Flüsse sich in einem See, welcher wahrscheinlich der Chiamaysee der alten Karten sei, sammeln und aus ihm den Avastrom, sowie die Flüsse von Siam und Cassay hervortreten läßt, was er auch von denen von Aracan Chatigan (Islamabad) und anderen auf dieser Seite vermuthet, „daß dieser See als der Schiffahrt ungünstig geschildert werde, indem dessen Brandungen und hohe Wellen die Verbindung mit China weniger erleichterten, als man von dem Avastrom, der oberhalb Ava ungefähr drei Faden tief und für Schiffe von beträchtlichem Tonnengehalt fahrbar sein soll, erwarten könne. Ihm sei außer der angeführten noch von einer andern im Gange seienden Verbindung mit China erzählt worden, deren Richtigkeit er dahin gestellt sein lassen müsse, obgleich er keinen Grund habe, dem Zeugnisse Mr. Henry Brookes, welcher ihm diese Nachrichten mitgetheilt habe, zu mistrauen, da dieser in diesen Gegenden hinlänglich bekannt gewesen sei, welche Verbindung vermittels einer Wasserlandfahrt (Aquatik Land Carriage) stattfinde. Man sage nämlich, daß zwischen dem Ava- und einem andern einen Theil von China durchschneidenden Strome sich ein schmaler Strich Landes befinde, auf welchem nach der Regenzeit viel Schlamm von dem Bergstrome zurückgelassen werde, über welchen man die Waarenboote von einem Flusse zum andern hinüberschaffen müsse, wozu etwa eine Woche erfoderlich sei.“ Stimmt nun gleich diese Nachricht Dalrymple's Hinsichts der Beschiffbarkeit des Irawaddi oberhalb Ava nicht mit der von Crawfurd gegebenen überein, so zeugt sie doch gegen Klaproth's Zusammenhang des Yarou Dzangbo tsiu mit diesem Flusse. Für Crawfurd spricht dagegen, daß die Chinesen im Handel mit Ava ihre Waaren nie zu Wasser, sondern immer zu Lande nach diesem Lande schaffen, was sie gewiß nicht thun würden, wenn ein großer, schiffbarer Strom aus Yún-nan der unmittelbare Quellstrom des Irawaddi wäre, oder mit diesem als Zuflußstrom zusammenhinge.

10) Der Irawaddi stieg zu Ava nach großen Regengüssen, welche vom 17—19. Oct. fielen, 2—3 Fuß, fiel aber schon am 26. dieses Monats wieder auf seinen gewöhnlichen Wasserstand zurück. Dagegen fiel der Irawaddi, wie Crawfurd am 18. Sept. 1825 beobachtete, in seinem Mittellaufe nach einem heftigen Regen, welcher am 11. begann und während dessen fortwährend Südwind herrschte, an dem zuerst genannten Tage sechs Fuß. s. Not. 35. 11) Man sehe Capitain Wilcor und Capitain Burlton Journal einer Reise von Oberasam nach dem Bor Khamptilande und zu dem Irawaddi vom 24. April bis Juni 1827 in Calc. Gov. Gaz. Jul. 16. 1827. Asiatik Journ. Febr. 1828. Nr. CXLVI. p. 202. Asiatik Journ. Vol. XXVI, 1828. p. 524—528. Andere hieher gehörige Schriften gibt Ritter, Erdkunde Bd. III. S. 357. 12) Dieses Land ist ein District der birmanischen Provinz Moghoun, liegt im Südosten der Langtanberge, wird durch hohe Schneegebirge, in welchen sich nach den eingezogenen Nachrichten kein Durchbruch eines großen, tiefen Stromthales findet, gegen Osten von China, gegen Norden von Tübet geschieden, und ist nur von Süden aus durch das Irawadditthal zugänglich. 13) Mantschi liegt nach den gemachten Beobachtungen unter 27° 23′ 43″ nördl. Br. und nach den Barometermessungen 290 Toisen oder 1855 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Wird nun die Höhe von Bhanmo mit Wilcor zu 78,1 Toisen oder 500 Fuß über der Meeresfläche angenommen, so würde der Irawaddi ein Gefäll von acht Zoll und von 1350 Fuß für die 350 oder 200 Meilen (die letztere Zahl gibt Berghaus) zwischen Mantschi und Bhanmo haben. 14) Bei den Sinkphos heißt der Nam Kio: Mili und der Nam Disang: Sang Kha. Den westlichen Zweig nennt Berghaus Namyen. Stromschnellen fanden sich nur wenige. 15) Burlton hatte

merkt Wilcox, „so war ich Hinsichts desselben von dem Augenblicke an vollkommen überzeugt, wo ich in Sodiya Erkundigungen einzog. Weil indessen eine fernere Beweisführung, die sich auf den Bericht der Eingeborenen stützt, denen nicht genügen dürfte, welche Herrn Klaproth's Meinung angenommen haben, daß die Wasser des Sanpo (Dzangbo) einen Ausweg durch den Kanal des Irawaddi finden, so war ich entschlossen, wo möglich einen augenscheinlichen, unbestreitbaren Beweis zu erlangen. Als ich nun am Rande des klaren Stromes stand, konnte ich mich einer entzückenden Freude über das erfolgreiche Resultat unserer Beschwerden und Anstrengungen nicht erwehren. Vor uns, gegen Norden, stieg ein aufgethürmter Wall empor, der (als Langtankette), von Westen nach Osten ziehend, dem Durchbruch eines Flusses ein gewaltiges (awkward) Hinderniß entgegenstellt, und wir überzeugten uns an Ort und Stelle, daß, wenn Herr Klaproth dabei beharrt, seinen Sanpo durch Ava zu führen, er für seinen Zweck einen Fluß suchen muß, der beträchtlich weit gegen die chinesische Grenze hin oder durch China selbst seinen Lauf nimmt [16]).“

Hätten wir so die verschiedenen Meinungen über den wahren oder wahrscheinlichen Ursprung des Irawaddi kennen gelernt, dessen Lauf, den Zusammenhang mit dem tübetischen Dzangbo vorausgesetzt, die außerordentliche Länge von 450—500 geographischen Meilen haben würde, während dieser Lauf, sobald man mit Wilcox den Fluß unter 28° nördl. Br. auf der Langtankette im Norden des Bor Khamptilandes entspringen läßt, auf 200, oder mit allen seinen Krümmungen auf 250 Längenmeilen herabsinken dürfte, so wollen wir jetzt den Fluß selbst mit seinen Zuflüssen und dem von ihm beherrschten Gebiete in seinem unteren, mittleren und oberen Laufe, von dem Bekannten zu dem weniger Bekannten aufsteigend, näher betrachten [17]).

Der untere Lauf des Irawaddi umfaßt das ganze Gebiet, welches bei der Stromspaltung 8—9 Meilen nordwärts oberhalb der Orte Henzadeh (Henzadah, Hansata, d. i. Gansgeschrei) und Sarwa etwa unter 18° nördl. Br. beginnt, im Westen von dem Bassein, im Osten von dem Rangun [18]) und im Süden von dem Meere begrenzt wird. Dieses Deltaland, dessen Grundlinie, nach Berghaus, 150 Meilen mißt, während seine Westseite 120, die Ostseite aber 110 Meilen lang ist, sodaß sein ganzer Flächenraum auf 500 Quadratmeilen einnimmt [19]), ist eine große Niederung voll von Sumpfwäldern und seeähnlichen Lachen (deren sich allein in der Provinz Bassein 127 befinden sollen) und wird außer den beiden genannten Hauptarmen von mehr als 20 Stromzweigen durchschnitten und während der nassen Jahreszeit unter Wasser gesetzt. Von diesen zahllosen Stromzweigen, wie sie Ritter nennt, sind jedoch nur fünf von mehrer oder minderer Bedeutung, nämlich 1) der Ava oder Bassein, 2) der Bragau, 3) der Dallah, 4) der Tschinabukir und 5) der Rangun [20]), und unter diesen fünf Armen kommen eigentlich nur der erstere [21]) und der letztere, wenigstens Hinsichts der Schiffahrt, in Betracht, da die zwischen ihnen liegenden theils dem Meere zu sehr ausgesetzt, theils durch hohe Sandbänke verschlossen sind. Jetzt hat der Rangun [22])

schon früher von den Kamptis gehört, daß der Irawaddi auf der entgegengesetzten Seite desjenigen Berges entspringe, auf welchem der Burramputer seine Quellen habe, dann ihr Land durchfließe .und nach Ava übergehe. Diese Nachricht, daß der Irawaddi oder wenigstens dessen westlicher Quellarm und der Lohit Brahmaputra ihre Quellen nahe bei einander hätten, rührt von dem Mizhu Mémi her, und an ihr ist nach Wilcox nicht zu zweifeln. Die Entfernung von Maunchi zur Quelle des Nam Kio ist nicht bestimmt bekannt, sie soll aber dahinwärts liegen, wo man majestätische Piks mit ewigen Schneemassen im Norden sich erheben sieht, und 10 Tagereisen sollen nöthig sein, um zu ihr zu gelangen.

16) Ritter (Erdk. 3. Bd. 395) bemerkt: „der Nam Kio oder der obere Irawaddiarm bei Maunchi kann also die Fortsetzung des tübetischen Dzangbo nicht sein; aber Klaproth's Hypothese ist darum doch auch keineswegs widerlegt, wie die ersten britischen Berichterstatter hieraus schließen zu müssen glaubten, da nach Klaproth (s. die Memoir III in Mém. relat. à l'Asie Tom. III. p. 415) nicht dieser westliche Quellarm des Irawaddi, sondern sein östlicher, der Pin lang kiang oder Fluß Bhanmo, der große tübetische Dzangbo sein soll.“ Ausführlich behandelt und bekämpft R. Wilcox in seinen von Berghaus mitgetheilten Bemerkungen (s. Berghaus' Assam. Anhang II.) über Klaproth's Theorie vom Laufe des Sanpo Klaproth's Theorie und macht es wahrscheinlich, daß der Dihong (Deheng) den Dzangbo fortsetze. 17) Der obere Lauf des Irawaddi im Hochgebirgslande bis Bhanmo am Austritte desselben dürfte nach Ritter (Erdk. 4. Bd. S. 163) etwa 55, der mittlere Lauf von Bhanmo über Ava und Prome bis zur Stromspaltung in Pegu 120 und sein unterer Lauf von der Stromspaltung mit Beginn des Deltabodens bis zum Ocean gegen 30 geographische Meilen betragen.

18) Oberhalb des Bassein und Rangun gehen ostwärts bereits einige andere Arme aus dem Hauptstrome ab, welche mit dem Pegufluss und den Zuflüssen des Setang in einer noch nicht genau bekannten Verbindung stehen. Zu ihnen gehört nach Crawfurd der kleine Sarawadi in der gleichnamigen Provinz. 19) Dieses Delta ist daher weit bedeutender als das Ägyptische, dessen ziemlich gleiche Seiten nur eine Länge von 100 Meilen haben. Der angegebene Flächenraum von 500 □ Meilen steigt auf die doppelte Größe, wenn man das ganze der Überschwemmung ausgesetzte Niederland westwärts vom Zittaumstrome bis zum Irawaddi zu demselben hinzurechnet. Nach Buchanan Hamilton beträgt die Länge der Grundlinie des Delta's 135, die der Westseite 145, die der Ostseite 113 Miles. 20) Andere Namen für diese Stromarme sind für den Ava: Persaim, Pasein, Negrais, Kiudewa, Anauk Khiaum, d. i. westlicher Kanal, für den Bragou: Baragou, Baranasi Khiaun, Alae Giaun, Pantano Mrit, für den Dallah: Dalla, für den Tschinabukir: China Bakkar, Panlain endlich für den Rangun: Syrian, Pegu, Asiae Giaun, d. i. östlicher Kanal. Auf Mannert's Karte heißen sie Persaim, Bargo, Dolla, Falfe, Chinabukir, Rangun. 21) Der Bassein spaltet sich, wie gesagt, oberhalb Henzadeh vom Hauptstrome ab, strömt S.S.W. und ergießt sich beim Cap Negrais in das Meer. Bei der in seiner Mündung liegenden Negrais- oder Diamantinsel (Haingri Kiun bei den Birmanen genannt) hat er einen guten Hafen und ist für belastete, europäische Schiffe bis Bassein fahrbar. Die Einwohner schiffen jedoch auf ihn bis Lemena oder Lamena, jenseit welches Ortes er vom November bis zum Mai fast alles Wasser verliert, sodaß selbst die Verbindung mit dem Hauptstrome durch diesen Umstand unterbrochen wird. 22) Der Rangunarm entsteht fünf Meilen oberhalb der Stadt Rangun (bei den Mranmas Rankong, spr. Yankong, d. i. bewirkter Friede), deren großer Hafen Schiffe von 1200 Tonnen Last trägt, aus der Vereinigung der Irawaddiarme Lyne (Lain) und Pantang, welche oberhalb ihres Zusammenflusses bei der Pagodenspitze nicht über 150 Yards (Ellen) breit sind. Der Rangun hat einen sehr gekrümmten Lauf von wenigstens 60 englischen Meilen Länge, ist zwischen 80—150 Yards breit und seine Tiefe beträgt

dem Bassein den Rang abgelaufen, da sein Wasserreichthum die Verbindung mit dem Hauptstrome und somit auch mit den höher hinauf gelegenen Landestheilen fortwährend aufrecht erhält. Der Irawaddi des Deltalandes ist reich an Fischen [23]) und selbst eine Art von Alligatoren, welche jedoch denen im Ganges nicht gleichen, findet sich. Eine große Plage des Deltalandes sind die Muskitoschwärme, da der Stich dieser Thiere giftartig wirkt.

Zuflusse hat der Irawaddi in seinem untern Laufe nur wenig. Oberhalb der Stromspaltung, wo seine Schnelligkeit (den 6. und 12. Sept. 1825) sechs englische Meilen in der Stunde betrug und sein vollusriges Bette eine englische Meile breit war, fließt ihm von Osten ein kleiner Flußarm aus der Provinz Sarwadi zu, auf welchem viel Teakholz geflößt wurde, und einige Meilen oberhalb der alten Stadt Myang-ong empfängt er bei dem Dorfe Pasbin einen Fluß von Westen, welcher hier die Grenze der Provinz Bassein und des ehemaligen Pegureiches bei dem südlich von Pungyi am Ostufer des Stromes gelegenen Vorgebirges Kyack-ta-ran [24]), bezeichnet. Mit dieser Grenzscheidung beginnt der untere und endigt der mittlere Lauf des Irawaddi. Gehen wir von Myan-aong (nach Berghaus' Schreibart) jetzt den Fluß hinauf, welcher in gewaltiger Breite aus dem Mittelpunkte des Birmanenreiches und von dessen goldenen Königsresidenzen herabkommt, so gewinnt das Land ein ganz verschiedenes Ansehen. Niedrige Berge zeigen sich in der Nähe des Flusses, dessen Ufer steil werden, und weiter landeinwärts ist Hochland; die Thalbildung beginnt und die Teakwaldung nimmt ihren Anfang. Zugleich vermehrt sich die Volksmenge und mit ihr die Zahl der Städte und Dörfer. Der Strom selbst wird reich an bewaldeten, sonst aber meist unbekannten Inseln, welche ihn, bei seiner Breite von meist einer Stunde, schwer übersehen lassen. Unter diesen Inseln verdient bemerkt zu werden die goldene oder Shoe-kywan, zu welcher man durch viele westlich gehende Biegungen des Stromes gelangt, sowie die Insel Raba Kyaon ta wegen der sich auf ihr findenden Petrefacten, und unter den Orten das Krongut des Kronprinzen von Ava Shoe-taong (Shwe-taong bei Berghaus) d. i. Goldhügel, welches am Ostufer gelegene Dorf Städterang hat, der Stadt Padaong miu (Pantaong) auf dem Westufer gegenüber liegt, und bei welchem sich bereits 60 Fuß hohe Teakbäume zeigten. Von diesem Dorfe bis Prome sieht man eine Kette wellenförmiger Anhöhen, welche in ihren höchsten Spitzen jedoch nur 250 Fuß hoch sind. Bei Prome (Pri bei den Mranmas geschrieben, aber Pyi von ihnen gesprochen) fließt der bei Padaong, an dessen Seite sich am Westufer eine große Insel hinzieht, seebreite Strom durch einen nur 800 Yards breiten Paß und oberhalb Prome zwischen dem Berge Napadi (Nat-pati, d. i. Rosengarten) auf dem Ostufer und dem 200 Fuß hohen Berge Po-u-ta-ong auf der Westseite durch einen andern nur 600 Yards (Ellen) breiten Paß [25]). Eine dritte Stromverengung findet sich nach Ritter zwischen den Orten Palo und Puto auf den entgegengesetzten Ufern und eine vierte nach Berghaus bei Tong-taong, d. i. Kalkberg unterhalb Meaday [26]). Die Ufer sind hier steil, die Thalränder 300 Fuß hoch. Weiter stromaufwärts wird die Gegend sehr reizend, in ihrer Mitte ruht die Insel Longi (Lwan k'hi) auf kalkartigen Sandstein- und Thonlagern, und man bemerkte hier in den benachbarten Wäldern wilde Hühner und Hasen, welche letzteren dem Deltalande gänzlich fehlen. Bei dem Dorfe Mi-kyaong-re auf dem Ostufer nimmt eine Fahrstraße ihren Anfang, welche nach der Stadt Tongo (Taunu) binnen zehn Tagen führt, und unterhalb dieser Straße macht der hier 600 Ellen breite Strom einen starken Winkel gegen Westen, unterhalb dessen er jedoch wieder 900 Ellen breit wird. Hier liegt die Stadt Patanago [27]) und bei ihr schien der Strom bei hohem Wasser im September einen schönen See zu bilden, welcher jedoch im Januar sich mehr als ein von schönen Nelumbo (Lotus) und ganz neuen Nymphäenarten überwucherter Sumpf

3 — 4 Faden. Die Fluth, deren niedrigste 18, die hohen 25 — 30 Fuß hoch steigen, reicht bis zum Dorfe Panlang, von welchem das Fahrwasser oberhalb der Stadt Rangun bis zum Dorfe Pangain-chain-nah, welches 20 (englische) Meilen unterhalb Donebiu (17° 5′ nördl. Br.) liegt, den Namen trägt, während von diesem Dorfe aus der Name Irawaddi, d. i. der große Fluß, vorherrschend wird. Wenn wir bemerkten, daß die Fluth bis zum Dorfe Panlang reiche, so gilt dies nur von der Regenzeit, denn in der trockenen Jahreszeit erstreckt sich dieselbe bis zur Bifurcation, ja selbst über dieselbe hinaus bis zum Dorfe Regyen (unter 18° 6′ nördl. Br.), da dieses Wort soviel bedeutet als „hier hört das Wasser auf."

23) Man findet nach Ritter (Erdk. 4. Bd. S. 176) den Mangofisch (Polynemus risua bei Buchanan-Hamilton) vom April bis September, den Rohn (Cyprin rohita), den Korla (Cyprin. catla), den Calcuttafisch (Bola pama), Barben und seltener als in Indien den Sable. (Clupanadon ilisha bei Buchanan.) Der delicateste Seefisch Cockup (Cojus racti bei Hamilton) wurde vom Meere 120 englische Meilen in das Innere des Landes gebracht. Ob sich auch Alligatoren oder Krokodile im mittleren und oberen Irawaddi finden, ist zweifelhaft. Im Jahre 1795 ließ der Hof von Ava 20 Krokodile bei Rangun fangen, um sie nach Amerapura zu schaffen, was für das Fehlen dieser Thiere im obern Irawaddi zu sprechen scheint, doch findet sich nördlich von Prome unter 20° nördl. Br. eine Stadt, Namens Migheung Yai, welches soviel wie Krokodilstadt heißen soll, was für das Vorhandensein dieser Thierart in dieser Gegend sprechen könnte. 24) Dieser besteht aus Kalk- und Sandstein, sowie aus Breccien, welche sich in romantischen Steinfelsen 80 Fuß hoch erheben. 30 Fuß über dem Spiegel des Flusses sieht man Nischen und Felshöhlungen mit aus Fels gehauenen und mit einem Stucco überzogenen, zum Theil vergoldeten Gautamabildern. Bei der Stadt Pungyi (Pingyi, Peing-ghe bei Symes), welche bedeutenden Holzhandel, vorzüglich mit Teakholz, treibt, erreichen die Ufer des Irawaddi eine Höhe von 300 Fuß.

25) Zwischen beiden Bergen liegt eine Insel, welche die Engländer im letzten Birmanenkriege erstürmen mußten. 26) In der Gegend dieser Engen verliert der Strom seine Inseln, welche er jedoch sogleich wieder erhält, sobald sich die Anhöhen vom Flusse zurückziehen. Meaday (Miabay, Myede) soll in der Mitte zwischen Ava und Rangun liegen und es findet sich hier in einer aufgemauerten, großen Granittafel ein Prabat oder Buddhafußtapfen. 27) Patanago, nahe unter 20° nördl. Br. gelegen, wurde nach dem Bruche des Waffenstillstandes durch ein verschanztes und mit 20,000 Mann besetztes Lager von den Birmanen vertheidigt und dieses von den Engländern am 27. Dec. 1825 mit vielem Blutvergießen erstürmt, welches die erste Friedensunterzeichnung am 3. Jan. 1826 zur Folge hatte.

zeigte. Bei dem der genannten Stadt auf dem Westufer gegenüber liegenden Dorfe Mellun treten, was auf der Ostseite schon früher geschieht, die höheren Bergufer weit zurück und hören bei Makwe oder Muhgway (bei Berghaus), einem sehr schönen Dorfe, gänzlich auf. Der Strom ist hier und bei dem etwas weiter hinaufliegenden Dorfe Menbu zwei englische Meilen oder eine Stunde breit, und er empfängt, Makwe gegenüber, von der westlichen Gebirgskette Aracans den Bergstrom Mine. Oberhalb Wamatschut (Wet-ma-sut) sind die Stromufer nackt, steil und höchstens 80 Fuß hoch. Das ganze Land ist voll kleiner, sich über einander erhebender Hügel mit vielen Schluchten, doch ohne Thäler und Ebenen [28]). Unterhalb der Naphthagegend nimmt der Irawaddi den aus unbekannter Gegend über Payn myo kommenden Pen auf seiner Ostseite und weiter abwärts an der westlichen Beugung des Stroms bei dem Dorfe Sembegheun (Sen-p'hyu-kywan, d. i. weißer Elephant) von der Westseite den Salen (Chalen, Chalain) auf, welcher, in der Regenzeit ziemlich bedeutend, den Ort durchfließt. Sembegheun gegenüber liegt auf dem Ostufer Sillah Miu und zwischen diesem und dem rückwärts gelegenen Watmaschut fließt der Irawaddi, welcher hier außerordentlich und zuweilen vier englische Meilen breit ist, und viele Inseln oder Werder enthält, in einem offenen Thale, welches sich jedoch bei Sillah Miu, wo sich der Irawaddi nordöstlich nach Pugan wendet, wieder verengt. Auf diesem ebenerwähnten Landstriche ist das Westufer fruchtbarer als das Ostufer, indem das letztere zu steil ist, um die dem Ackerbau hier so nöthige Bewässerung zu gestatten, und namentlich ist beim Sillah Miu alles gleich einer Sandwüste. Die östliche Ebene zieht sich fort bis Pagham Miu und selbst noch weiter nordwärts über diesen Ort hinaus. Nur hie und da zeigen sich auf dieser Seite einige sanfte Erhöhungen, und erst weiter landeinwärts zeigen sich an einigen Stellen der Ebene einzeln stehende Ketten rauher, schwarzfarbiger Berge, unter welchen sich der Poupa (Paopa) schon bei Ava Mughway, Mellun und weiter abwärts am Irawaddi, zuweilen in Gestalt eines Vulkankegels, sichtbar macht, sodaß ihm Crawfurd eine Höhe von 5000 Fuß geben zu müssen glaubt [29]). Am Westufer erheben sich dagegen 200—400 Fuß hohe Bergreihen. An Puyan (Poukgan, Pagham Miu) [30]), welches in einer unfruchtbaren Gegend mit Sand, Kies, Holzpetrefacten, weniger Grasung und wenigem Anbau liegt, was auch von der Stadt Nyaung ngu [31]) (Nyaongku, d. h. Feigenbaum-Vorgebirg) gilt, vorüberschiffend, gelangt man nach Pugan gyi (Puk'han kri, d. i. Groß-Pugan), bei welchem dem Irawaddi der von Norden her immer unter 95° östl. L. von Greenwich herabkommende Kyen duen [32]), sein bedeutendster Zufluß, unter

28) In der Mitte dieser Gegend und dicht am Strome liegt das Dorf Renank'hyaung (gewöhnlich Ye-nang-kyaung ausgesprochen und bei Symes Jánangeum, bei Buchanan-Hamilton Renanghiaun, sonst auch wol Renangyun geschrieben) d. i. wörtlich: „wohlriechender Wasserbach, da Renan bei den Birmanen nach Ritter „riechendes Wasser" d. i. Erdöl, Steinöl (Naphtha, petrooleum) bedeutet, dessen Markt hier ist. Die Erdölquellen, deren Zahl verschieden auf 50, 200 und 400 angegeben werden und von welchen Crawfurd acht der besten, welche mit harten Balken von Mimosa catechu ausgezimmert waren, in Begleitung des Dorfschulzen Myosugi-Sohnes) auf einer guten Fahrstraße besuchte, liegen 3—5 englische Meilen von dem gedachten Dorfe entfernt in einem von Schluchten, deren Zahl jede Regenzeit vermehrt, zerrissenen und nirgends über 100 Fuß hohen Sandberglande, welches einen Raum von 16 engl. Quadrat-Miles oder einer guten geogr. Quadratmeile einnimmt. Die Ölbrunnen hatten eine Tiefe von 110—207 engl. Fuß nach Crawfurd's Messung, die Lufttemperatur war 22½° Reaum., die Temperatur des Erdöls 25° Reaum. und nahe bis 222 Fuß Tiefe, und man schöpfte das Anfangs dünnwässerige Öl mit Haspeln und irdenen Krügen, ließ es sich stehend in Cisternen condensiren und in der Kühlung coaguliren, worauf es in mit zwei Ochsen bespannte, 14 Krüge tragende, Wagen in die Magazine geschafft wurde. Seine Farbe ist schmutzig grün, dem stagnirenden Wasser ähnlich, sein Geruch widrig und sein dicker Rauch alles schwärzend. Man berechnet die Masse des Öls, von welchem zwei Drittheile zum Brennen verbraucht werden, welches ausgeführt wird, auf 3—4 Millionen Centner jährlich, indem jeder Brunnen täglich 9—160 Centner liefert. Nach den Zollregistern von Ava betrug jedoch der Ertrag der Brunnen jährlich 7—8 Millionen Centner und der Werth derselben 660,000 Tical, der Zoll allein 25,000 Tical. Eine andere Merkwürdigkeit dieser Gegend sind die Lagerstätten fossilen Holzes und fossiler Thierknochen, welche Will. Buckland beschrieben hat. Die letzteren gehören dem Rhinozeros, Hippopotamus, Mastodonten, Tapirn, Ebern, Ochsen, Antilopen, Hirschen, dem Gavial und Alligator, sowie zwei Arten von Süßwasserschildkröten an. Die Holzpetrefacten sind größtentheils silificirt und finden sich oft in Blöcken von 4—5 Fuß. Vorzüglich fand die Silification oder Verkieselung bei den Monocotyledonen statt, während dies bei den Dicotyledonen weniger der Fall war. Einige dieser Holzpetrefacten, von welchen Crawfurd gleich am Ufer 15 Arten zählte, schienen den Tamarinden anzugehören. Beide Arten von Petrefacten finden sich auf dem ganzen Landstrich zwischen 20—21° nördl. Br., doch leiden auch die Flußinseln keinen Mangel daran.

29) „Bei Sillah Miu," sagt Ritter (Erdk. 4. Bd. S. 211), „hat sich dieser scheinbar einzelne Pik (der Paonga) in eine Bergkette verwandelt, die hier offenbar das Vorgebirge des Berglandes von S.O. her ist, welches den Bergriegel bildet, der den obern Irawaddi an seinem directen Südlaufe bei Ava hindert und diesen großen Strom zwingt, erst im Querthale von Ava an, von Ost nach West seinen Umlauf zu nehmen, ehe er mit dem Kyen duen, dem Nordstrome, vereinigt, wieder in die Normalrichtung des Hauptthales gegen Süden zurückkehren kann und nun bei Pugan vorüberströmt." 30) Über diese merkwürdige Stadt, welche das birmanische Thebais zu sein scheint, vergleiche man Ritter, Erdk. 4. Bd. S. 112 fg. 31) Diese Stadt ist vorzüglich ihrer lackirten Waaren wegen berühmt, welche weit und breit gesucht werden, obgleich sie den aus Laos eingeführten, weit nachstehen. Etwas oberhalb dieser Stadt, jedoch auf dem rechten Ufer des Flusses, liegt die Stadt Pak'hok ko, welche bedeutenden Handel mit Seide, Baumwollenzeugen, Catechu, Sesamöl, Palmzucker, Hülsenfrüchten und Tabak treibt. Crawfurd zählte hier auf seiner Reise im September 150 vor Anker liegende Schiffe. 32) Andere Namen dieses Flusses sind: Khiaenduaen, Kiayn-duayn, Kinduem, Kyendwen, Kyang-twang, Khyndowain, Kiaya-deayn, Thanlawaddi, Sanlawadi, d. i. kleiner Fluß nach Berghaus, oder Wadi, welches letztere Ritter für den Sanskritnamen hält. Er entsteht nach Berghaus aus der Vereinigung des Uru und Ninathi (Ningthi, Naindain), welcher letztere seinen Ursprung (nach Symes führt er einen See ab) in der südlichen Grenzkette Asams im Süden von Rangpur (Ranggapur Nagar, d. h. Stadt der Freude) zu haben scheint. Von der rechten Seite empfängt der Kienduen, welcher selbst nach seiner Vereinigung mit dem Uru den Namen Ningthi fort zu führen scheint, da ihn der Capitain Grant wenigstens im Thalbezirke Kabbo nur als solchen kennt, den Juwa (Maglung) oberhalb Saundut (Thaundut, Thangdat), und den Naringzara,

21° 35′ nördlicher Breite zuſtrömt. Dem Zuſammenfluſſe beider Ströme liegt die größte Inſel des Irawaddi, die hohe, cultivirte und bewohnte Inſel Ala kyun, d. i. Mittelinſel, vor und dieſer gegenüber der Friedensort Yandabu [32]). Bei Yandabu nehmen die großen gegen Oſten und Norden ſich hinziehenden Ebenen des Mittellaufs ihren Anfang; die Waldung verliert ſich und das Land iſt trefflich angebaut. Die erſten Hoven am Strome, welcher ſich oberhalb der bereits erwähnten Mittelinſel, Ala kyun oſtwärts bis auf zwei Stunden ausbreitet, zeigen ſich wieder bei dem am Oſtufer gelegenen Orte Kiuktaloum (Kyauk-ta-long, d. h. Einzelfels); ſie erheben ſich, aus Sandſtein mit eingelagerten Thonſchichten und Breccien beſtehend, 50 — 100 Fuß über den Waſſerſpiegel, und ſind äußerſt öde (bleak) und nur in den Thalſchluchten angebaut. Hierauf folgt wieder plattebenes Land bis Ava mit vielen Seen und ſtarkem Reisbau. Die genannte Stadt liegt am Südoſtufer des Irawaddi und gewiſſermaßen auf einer Inſel, welche durch zwei 50 Yards breite Flüſſe, den Myit tha (Dula wati) im Südweſten, und den Myit nge [33]) im Nordoſten der Stadt [34])

gebildet wird. Im Nordweſten liegt Ava gegenüber Sagaing [35]), welches im 14. Jahrhunderte zwei Mal Reſidenz war. Die dicht hinter der Stadt ſich erhebenden Berge, deren Gipfel aus weißem, kryſtalliniſchem, nur zum Kalkbrennen tauglichem Marmor beſtehen, während man an ihrem Fuße Glimmerſchiefer, Hornblendgeſtein und Serpentine findet, bilden mit dem ihnen oberhalb Ava gegenüberliegenden Vorgebirge Shoe-kyet-yet eine Stromverengung, in welcher der Irawaddi nur 900 Yards breit iſt. Von Ava gelangt man zu Waſſer in einer kleinen Meile (3 — 4 Miles) nach der dritten Reſidenz des Birmanenreiches, Amerapura [36]) am linken Ufer des Irawaddi, bei welcher ſich eine, durch einen engen und unbequemen Arm des Fluſſes von ihr getrennte, große Inſel befindet.

Was nun den obern Lauf des Irawaddi anbetrifft, während deſſen er bis Bhanmo in ſeiner normalen Richtung, d. h. von Norden nach Süden, ſtrömt, ſo iſt uns, außer dem bereits Geſagten wenig von demſelben bekannt, kaum daß man einige ſeiner Zuflüſſe anzugeben weiß. Zu dieſen gehören 1) der nach der gleichnamigen Stadt benannte und von dieſer in einem Thale, durch welches die Straße von Aſſam nach Ava läuft, herabkommende Mogaum, 2) der Tunkah Nulla (Thaonka) und der Namkung Nulla (Nampua), welche er zwiſchen Alt-Biſa und Mogaum aufnimmt, 3) auf Hamilton's Karte der mit dem Maezha in Verbindung ſtehende Shue Lein, d. i. Goldfluß. Dieſer letztere wird von dem Gouverneur von Bhanmo Koukkue oder Kokouae genannt. (*G. M. S. Fischer.*)

Irawine, ſ. **Irvine.**

IRBE, kleiner Fluß in Rußland, Gouvernement Livland, durchfließt hauptſächlich den Kreis Pilten, wo an ihm die Örter Dodangen und Angermünde liegen. (*R.*)

Irbersdorf, ſ. **Ehrenfriedersdorf.**

---

welcher auch Munipúr genannt wird, weil er wahrſcheinlich die Flüſſe des gleichnamigen Tafellandes zum Kien duen führt. Dieſer letztere hat nach Ritter eine Länge von fünf vollen Breitengraden oder 75 — 80 geogr. Meilen, oder nach Berghaus von 360 geographiſchen (ſoll wol heißen engliſchen) oder 90 teutſchen Meilen, und iſt an ſeiner Mündung in den hier ¼ engl. Meile breiten Irawaddi (am 16. Dec. 1826, wo deſſen Waſſer bei der trockenen Jahreszeit wenigſtens um 20 Fuß geſunken war) 200 Yards (Ellen) breit, weshalb Hamilton ihn mit dem Yamuna bei Kalpi, den Irawaddi aber mit dem Ganges bei Benares vergleicht.

33) Dieſer Ort, welcher auch Ran ta po geſchrieben wird, iſt nur deshalb merkwürdig, weil in deſſen Nähe Arch. Campbell's Zelt unter einem großen Baume ſtand, in welchem dieſer nach der für die Birmanen unglücklichen Schlacht bei Pagban Min am 24. Febr. 1826 den Frieden dictirte. 34) Der Myit nge, welchen Crawfurd mit dem hindoſtaniſchen Goomty vergleicht, entſpringt in dem nicht weit entfernten, ſüdöſtlich gelegenen Bergen, wird ſehr tief und erweitert ſich bis zu 150 und 200 Ellen. Wie es ſcheint, ſind die Flüſſe, welche die Avainſel bilden, nur Arme deſſelben. Hamilton ſchreibt den Namen dieſes Fluſſes Mringngach, d. i. „kleiner Fluß" im Gegenſatze zu dem Irawaddi als großen Fluß, und nach Berahaus dürfte der Mringngach als Fortſetzung des Lung Tſchbuan Kiang bei ſeinem Austritt aus Yún-nan zu betrachten ſein. Mit ihm vereinigen ſich oberhalb Ava der von Südoſten kommende und von Walker: Kaune (richtiger Kiene) genannte Fluß und unter den Mauern der Stadt der Pantaun, welcher einen See abführt. 35) Der Name Ava, Awa, iſt entſtanden aus der Verſtümmelung von Aenwa, Angwa, Ang-va, Engwa, d. i. „Fiſchteich, Teichöffnung," indem die Stadt auf einer Stelle erbaut wurde, wo ſich früher ſieben Teiche befanden. Doch iſt der Name Ava nur in der Sprache des Volks gebräuchlich; in officiellen Verhandlungen wird die Stadt dagegen Ra-ta-na oder Ya-ta-na-pura, d. i. „Stadt der Edelſteine," und in der Hofſprache Shue Brido (Shwe Prido) d. i. „goldene Königsreſidenz" oder Mro Degri (Myo Degyi) d. i. „Stadt des großen Königs" genannt. Sie wurde 1822 wieder zur Reſidenz erhoben. Colonel Wood's Karte gibt die Entfernung Ava's von Rangun (längs der Strombahn gemeſſen) zu 446, Symes zu 500 und das Logbuch des Dampfſchiffes Diana zu 540 Miles an. Crawfurd legte den Waſſerweg in einer Strecke von 108 geographiſchen Meilen (nach Ritter) in 30 Tagen zurück, würde aber, ohne Aufenthalt, nur höchſtens 20 Tage

gebraucht haben. Der Irawaddi, welcher bei Pukang-yeh nach Major Roß 1500 Yards breit iſt, verengert ſich zwiſchen Ava und Zikkain bis zu 1090 Yards nach Montmorency's Meſſung. Die periodiſchen Regengüſſe, welche in den niedern Provinzen bis Mitte Octobers anhalten, hören bei Ava ſchon in der Mitte des Septembers auf. Vom 2. Oct. (1826) an fiel hier das Waſſer täglich gegen einen Fuß und man feiert, dieſes dauernden Sinkens wegen, das „dreitägige Feſt des Waſſerrennens" (1826 am 13. und 14. Oct.) auf Schiffen ſehr glänzend. Vom 17 — 19. Oct. ſtieg der Strom bei großem Regen 2 — 3 Fuß, ſodaß er am 19. nur erſt 12 Fuß von ſeinem Höheſtande am 2. Oct. gefallen war, und daraus, daß der heftige Regen das Waſſer des Fluſſes ſtationair machte, wurde ein Beweis abgenommen, daß ſeine Quellen nicht weit entfernt ſein könnten und die Waſſermaſſe gering genug ſein müßte, um von einem Regenguſſe noch afficirt werden zu können.

36) Sagaing (Zikkain, Tſchagaing, Tſchegain) führt den Ehrentitel Ze-ya-pura (verſtümmelt aus dem Sanſkritnamen Djaya-pura) d. i. Siegesſtadt. 37) Amera- (Amara- Ummera-) pura d. i. „Unſterbliche Stadt," iſt der Palíname für Aenwa-zit, d. i. Neuava im Volksdialekt der Mranmas. Die Stadt wurde von dem ſechsten Nachfolger und dritten Sohne Alompra's, Badonſachen (Padunmang bei Crawfurd, Min de raghi Prah bei Symes, welcher von 1781 — 1819 regierte) 1783 angelegt und zur neuen Reſidenz beſtimmt.

IRBILI, d. i. der aus Irbil (اربل Arbela), einer Stadt des persischen Irac's, zwei kleine Tagereisen von Mosul, ist der Beiname mehrer Gelehrten geworden, die aus jener Stadt hervorgegangen sind. Als Schriftsteller unter ihnen zeichneten sich folgende aus:

1) **Abu Bekr Ben Mohammed Ben Ibrahim**, der Dichter, welcher im J. 679 (beg. 3. Mai 1280) starb, und ein Gedicht hinterließ, welches tausend Namen in tausend Räthsel hüllte und deshalb auch das Tausendhaltige (الفيّة) heißt.

2) **Abu'lberekát Mobárek Ben Ahmed Ibn-elmostaufi El Lachmi**, der im J. 637 (beg. 3. Aug. 1239) verstorbene Verfasser der größten Geschichte seiner Vaterstadt, die vier Bände umfaßt, und den Titel Nébáhat el-beled, d. i. Berühmtheit des Landes, führt.

3) **Abu Ali Hasan**, der ebenfalls eine Geschichte Arbela's herausgab.

4) **Mohammed Ben Ali Irbili**, der von seinem Aufenthalte in Mosul auch der aus Mosul (الموصلى) heißt, zeichnete sich vorzüglich als Grammatiker aus, weshalb ihn die arabische Literaturgeschichte vorzugsweise El-Nahwi nennt. Er wurde im J. 686 (beg. 16. Febr. 1287) geboren, und ihn machten hauptsächlich zwei Commentare berühmt, von denen er den einen zu dem grammatischen Werke des Ibn Málik, „die Erleichterung der nützlichen Belehrungen und die Vollendung der Absichten" (تسهيل الفوائد وتكميل المقاصد), schrieb, den andern zu dem grammatischen Werke desselben Verfassers, welches den Titel El-Káfiyet El-Sháfiyet führt.

5) **Hosam-ed-dín Isa Ben Sindschár, El-Emír El-Sálih** beigenannt, ein Mann von ausgezeichneten Geisteseigenschaften und Dichter, der der Freund und Minister der beiden Fürsten El-Melik El Kámil und El-Melik El-Eschref war und im J. 631 (beg. 7. Oct. 1233) starb.

6) **Imád-ed-dín Abu Hámid Mohammed Ben Yunos Irbili**, ein Anhänger der schafiitischen Sekte, vereinigte in einem Werke, betitelt das Umfassende (المحيط), die beiden in großem Ansehen stehenden Schriften, **El-Mohadhdhib** und **El-Wesít**, über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren, wodurch er sich großes Verdienst erwarb. Das Werk scheint in Europa nicht bekannt zu sein. Imad-ed-din starb 608 (beg. 15. Jun. 1211).

7) **Radhi-ed-dín Ibrahím Ben Dschafar** ist Verfasser eines Commentars zu der grammatischen Vorschule des Dschozúli (المقدّمة الجزوليّة), der im J. 610 (beg. 23. Mai 1213) oder nach Andern drei Jahre früher starb.

8) **Schems-ed-dín Abu'labbás Ahmed Benelhosein**, der im J. 637 (beg. 3. Aug. 1239) verstorbene Grammatiker, schrieb die „Anreihung der kostbaren Perle" (نظم الفريد فى نثر التقييد), in welchem er das Tecyid prosaisch behandelte. (*Gustav Flügel.*)

IRBINSKOI SAWOD, unbedeutendes Dorf in der asiatisch-russischen Provinz Tomsk, Kreis Krasnoiarsk, an der Straße nach Sibirien gelegen, besaß ehedem ein Hüttenwerk. (*R.*)

IRBIS, der sibirische Luchs von weißer Farbe mit schwarzen Flecken. (*R.*)

IRBIT, eine kleine dorfähnliche Kreisstadt in der Provinz Katharinenburg der Statthalterschaft Perm im asiatischen Rußland, unter 57° 35′ Br. und 80° 51′ L., an der Irbitla und Nitza, schlecht gebaut, mit 520 Wohnhäusern und beinahe 4000 Einwohnern, welche größtentheils Handel treiben. Das Merkwürdigste ist die vom 5. Febr. bis zum 1. März dauernde, in ganz Rußland berühmte Messe, die nächst der nikolajewschen die besuchteste ist. Es finden sich zu derselben nicht nur Russen, sondern auch Tataren, Perser und Armenier, auch viele benachbarte Wogulen ein, sodaß man Irbit als den Mittelpunkt des ganzen russisch-sibirischen Handels betrachten kann. Vormals wurde dieser Ort auch von Polen, Griechen, Bucharen, Kalmücken, Chiwinsen u. s. w. mit ihren Producten und Waaren besucht; allein nach Lopechin's Bericht kommen diese schon seit 1770 nicht mehr dahin. (S. dessen Reise durch Sibirien. 3. Bd. S. 9.) Daher sind auch die Beschreibungen J. G. Gmelin's, Müller's, J. E. Fischer's u. A. in ihren Reisen und geschichtlichen Sammlungen von diesem Jahrmarkte, in dieser Beziehung, nicht mehr gültig. Jetzt geschieht der dortige Umsatz meistens blos durch Russen, Tataren, Armenier und Wogulen. Die Russen aus Moskau, Tula, Twer u. s. w. bringen europäische Waaren und Manufacte, die von Archangel Wein, Gewürze, Zucker, Kaffee, Tücher, seidene, leinene, wollene und baumwollene Waaren und dergleichen, die astrachanschen, orenburgschen und persischen Kaufleute handeln mit persischen, ostindischen, türkischen Waaren, sowie die sibirischen Kaufleute Pelzwerk und chinesische Manufacte zur Messe bringen. Alle diese Waaren werden gegen chinesische und andere Handelsartikel aus Mittelasien umgesetzt, welche letztere hier einen zweiten Umsatz erwarten. Der Handel ist jedoch meistens Tauschhandel, sodaß Waare gegen Waare ausgeliefert wird. Die Messe selbst wird auf einer großen Fläche nahe bei der Stadt gehalten, zu welchem Ende an 300 Kronbuden und ein großer hölzerner Packhof erbaut sind. Das Feld ist zur Meßzeit wie ein Lager mit Zelten aller Art bedeckt, und gewährt ein äußerst unterhaltendes Schauspiel. Für jede Bude wird während der Meßzeit 5, 10, 15 bis 20 Rubel Miethzins bezahlt. Waaren, die hier nicht umgesetzt werden, gehen auf einer entgegengesetzten Seite weiter; die sibirischen und chinesischen nach Rußland, besonders zur nikolajewschen Messe, die russischen und ausländischen weiter nach Sibirien, oder nach Orenburg und Kasan. Der Werth des gesammten Umsatzes auf dieser Messe beläuft sich auf 7—8 Millionen Rubel Banko-Assignaten. — Die ganze Stadt ist mit Pallisaden umgeben und hat zwei Thore, die während der Messe in

der Nacht gesperrt werden. In der Nähe ist die irbitskische oder jekaterinenburgische Eisenhütte mit einem Hochofen, sechs Stanzreibämmern mit 12 Herden, einer Schmiede mit sechs Essen, einer Schlosserfabrik, einer Sägemühle mit zwei Rammen und 350 Meister- und Arbeitsleuten, die jährlich an Roheisen über 100,000 Pud, und an Stabeisen gegen 50,000 Pud (à 40 Pfund) fabriciren.

(*J. C. Petri.*)

IRCHEL, der Schluß jener Bergreihe, die sich im Canton Zürich von Südost nach Nordwesten, vom Hörnli an den Rhein hinzieht. Der schöne Bergrücken des Irchels fällt schnell in den Rhein hinunter und bietet einzelne liebliche Aussichten dar. Er ist mit ansehnlichen Tannen- und Buchenwaldungen bedachen, sowie an seinen Abhängen mehre Dörfer sich in malerischer Lage ausbreiten. (*Gerold Meyer von Knonau.*)

IRCHESTER, ein Kirchspiel Englands in der Grafschaft Northampton, hat eine Bevölkerung von 780 Seelen und liegt drei englische Meilen südöstlich von Welling borough. (*Dr. J. C. Schmidt.*)

IRCHWITZ, ein Dorf in dem Amte und der Herrschaft Greiz des gleichnamigen Fürstenthums Reuß älterer Linie, südöstlich von der Stadt Greiz am rechten Ufer der Gölzsch mit einem Kammergute; in der Nähe ist eine Papiermühle. (*R.*)

IRCUM, eine kleine Insel in dem Haff zwischen Ormegon und Puleeat (Pulicatsee genannt), die an der Küste von Karnatik (in Ostindien) liegt.

(*Theodor Benfey.*)

IRDEN, ein von Oken sowol in seiner Mineralogie, als auch in der Zoologie angewendeter, von andern Naturforschern aber nicht recipirter Ausdruck zur Bezeichnung des entweder reinen, oder auch mit andern Elementen vermischten Erdelementes. (*R.*)

IRDENE WAAREN. Man bezeichnet mit diesem Namen im Allgemeinen jeden aus thoniger Erde geformten und dann durch eine zweckmäßige Erhitzung, welche man das Brennen nennt, gehärteten Gegenstand, und es gehören dahin sowol das kostbare Porzellan, als auch die als Baumaterial angewandten Mauer- und Dachziegel. Das wesentliche Grundmaterial für alle Arten von irdenen Waaren ist, wie gesagt, der Thon; dieser ist aber nicht reine, sondern kieselsaure Thonerde, hervorgegangen aus der allmäligen Entmischung (Verwitterung) kieselsäure- und thonerdehaltiger Mineralsubstanzen, besonders des Feldspaths und feldspathiger Gesteine (Porphyr, Gneis, Klingstein), gemengt mit mancherlei andern Mineralproducten von gleichzeitigem Ursprunge, oder auch durch Anschwemmung hinzugeführt, welche die Plasticität des Thons, sein Verhalten im Feuer, seine Farbe u. s. w. mannichfaltig modificiren und eine mannichfaltig verschiedene Beschaffenheit für die daraus fabricirten Waaren bedingen. Die natürlichen Thone können übrigens selten sogleich ohne weitere Zubereitung verarbeitet werden; sie müssen vorher durch Schlemmen von den fremdartigen Körpern, besonders Sand, welche darin vorkommen, gereinigt werden, und zwar erfodert diese Operation eine um so größere Sorgfalt, je feiner und compacter die aus dem Thone zu fertigenden Waaren werden sollen. Nur zu den Ziegeln werden allein ungeschlemmte Thone angewendet, und man begnügt sich, nur die darin vorkommenden größern Quarzgeschiebe mit den Händen auszulesen. Durch zweckmäßige Mischung verschiedener Arten von Thon und durch Zufügung gewisser Zuschläge sucht man außerdem theils übele Eigenschaften des natürlichen Thons zu vermindern, theils gute zu erhöhen. Wie sehr auch die gegenwärtig auf einem solchen Punkte der Ausbildung sich befindende analytische und synthetische Chemie im Stande ist, hierbei hilfreiche Hand zu leisten, so ist es doch besonders die erfahrungsmäßige, von aller Theorie entblößte, Praxis gewesen, welche die Fabrication der irdenen Waaren zu der soweit gediehenen Vervollkommnung geführt hat. In der That, es kommen ganz andere Fragen vor, als chemische, ob der Thon bildsam ist, ob er sich weiß brennt, nicht schmilzt, sondern nur zusammensintert, viel oder wenig schwindet und dergleichen, was allein der Augenschein bei eigener Erfahrung lehren kann, und es sind in Bezug auf die Theorie viele erfahrungsmäßige Thatsachen bis jetzt noch unerklärt geblieben.

Das Brennen ist für die Fabrication der irdenen Waaren eine unumgängliche Operation, dadurch erlangen sie erst den Grad von Festigkeit, Dichtigkeit und Härte, welcher sie fähig macht, mechanischen und besonders chemischen Einflüssen zu widerstehen. Diese Veränderungen, welche der geformte Thon durch das Brennen erleidet, werden nicht sowol durch eine stattfindende chemische Durchdringung der chemisch ungleichartigen Gemengtheile der Thonmasse, als vielmehr durch eine vorsichgehende innigere mechanische Annäherung der kleinsten Massentheile herbeigeführt. Hier unterscheidet sich die Töpferwaare wesentlich vom Glase, worin die Elemente zu einem vollkommen homogenen chemischen Ganzen vereinigt sind, welches durch Erwärmung sich ausdehnt und beim Erkalten sich wieder zusammenzieht, daher durch schnellen Temperaturwechsel leicht springt. Die geformte Thonmasse dagegen zieht sich in der Hitze zusammen und verharrt auch nach dem Erkalten in dem angenommenen kleinern Raume. Man nennt diese Erscheinung, welche einige Schwierigkeiten bei der Fabrication der irdenen Waaren veranlaßt, das Schwinden; durch Anwendung gewisser Zusätze zur Thonmasse (magere Zuschläge) sucht man es innerhalb gewisser Grenzen einzuschränken. Die Temperatur, bei welcher die irdenen Waaren gebrannt werden, ist verschieden, je nach der physischen und chemischen Beschaffenheit des thonigen Gemenges, und darf nie bis zum Zusammenfließen der Masse, wodurch sie zu Glas werden würde, gesteigert werden. Bei je höherer Temperatur der geformte Thon, ohne zu schmelzen, gebrannt wird, desto dichter, härter und fester ist die erzeugte Waare, allein sie ist auch beträchtlich theurer und minder fähig, dem schnellen Temperaturwechsel zu widerstehen, indem sie nun durch die erlittene starke Schwindung an Porosität verloren und mehr die Natur des Glases angenommen hat. Durch eine zweckmäßige Vermengung eines höchst feuerbeständigen Thons mit einem in hoher Temperatur an und für sich schmelzbaren Zuschlage (Feldspath, Gyps, Schwer-

spath) gelingt es übrigens wol, in der gebrannten Waare die Vorzüge sowol des nicht bis zum höchsten Punkte geschwundenen Thons, als auch des Glases zu vereinigen. Die Erreichung dieses Zweckes macht besonders bei der Porzellanfabrication einen der wesentlichsten Punkte aus.

Weil aber einerseits bei den meisten irdenen Waaren die nothwendige Wohlfeilheit weder eine complicirte Bearbeitung des Thons, noch den großen Aufwand von Brennmaterial zuläßt, welchen das Brennen bei so hoher Temperatur erfodern würde, und andererseits auch eine absolute Dichtigkeit nicht erzielt werden darf: so ist auch die Masse der Thonwaaren nicht so fein und dicht, daß nicht die Gefäße beim Gebrauche durch den an ihrer Oberfläche sich anhängenden Staub oder durch das Eindringen der darin behandelten Flüssigkeiten in ihre Poren schmutzig und zu den meisten ökonomischen Benutzungen bald untauglich würden. Sie erfodern daher außer dem Brennen noch eine weitere Behandlung, welche man das Glasiren nennt, und die darin besteht, daß man die Oberfläche der irdenen Gegenstände mit einem dauerhaften, glasartigen Überzuge bekleidet, welcher das Eindringen der Flüssigkeit in die poröse Thonmasse verhindert und so derselben die äußere Eigenschaft des Glases verleiht. Solche irdene Waaren, bei denen Porosität nicht nachtheilig (Ziegel- und Bausteine), oder sogar ein wesentliches Erforderniß ist (Blumentöpfe, Zuckerformen), werden natürlicherweise nicht glasirt. Die Glasurmassen selbst sind verschiedener Art, je nach der Beschaffenheit und der Bestimmung der irdenen Waaren. Da Wohlfeilheit und leichte Schmelzbarkeit ein Haupterforderniß der meisten Glasurmassen ist, so gehört auch Bleioxyd zu den gewöhnlichen Ingredienzen derselben. Das echte Porzellan hat eine bleifreie Glasur.

In Bezug auf Färbung erscheinen die irdenen Waaren entweder gefärbt oder rein weiß, letzteres in allen Fällen, wo die Thonmasse vollkommen frei von färbenden Metalloxyden war. Die Färbungen werden entweder durch die ursprüngliche Anwesenheit von färbenden Metalloxyden (Eisen-, Mangan-, Chrom- und Kupferoxyd), oder auch von organischen Substanzen in dem Thone, oder durch absichtliche Zumischung solcher färbenden Stoffe veranlaßt. Irdenen Waaren, welche aus nicht ganz ungefärbtem Material verfertigt sind, wird dadurch ein rein weißes Ansehen verliehen, daß man sie mit einer undurchsichtigen weißen Glasur (Email) überzieht, welche die Farbe der Grundmasse nicht durchscheinen läßt. Farbige Zuschläge werden gewöhnlich nicht der Grundmasse selbst, sondern nur der Glasurmasse zugesetzt, bunte Zeichnungen und Malereien werden ebenfalls in der Glasur eingebrannt, nur das Porzellan kann sowol über als unter der Glasur bemalt und bedruckt werden.

Was endlich die verschiedenen Arten üblicher irdener Waaren betrifft, so müssen im Allgemeinen: Porzellan, Steingut, gemeine Töpferwaare, Bausteine (Mauer- und Dachziegel) als solche unterschieden werden, deren Fabrication ebenso viele gesonderte Industriezweige bildet, welche daher am zweckmäßigsten unter eigenen Rubriken einzeln abgehandelt sind, worauf wir hiermit verweisen wollen.

(*Duflos.*)

Irdengeselle (Altgeselle), s. unt. **Zünfte und Zunftrechte.**

IRDISCHER SINN, Weltlichkeit, weltlicher Sinn, der Gegensatz von himmlischer Sinn (s. d. Art.), bezeichnet die übermäßige oder wol gar ausschließliche, daher tadelnswerthe und pflichtwidrige Hinneigung zu dem, was die Erde oder das gegenwärtige Leben dem Menschen beut. Wer ihn im höchsten Grade hat, pflegt nur nach sinnlicher Freude und nach den Gütern der Erde zu verlangen, unbekümmert um das Geistige, Übersinnliche, Göttliche und Ewige. Gemeiniglich zeigt er sich jedoch in einem geringern Grade, ist auch sehr oft nicht vorzugsweise auf das Grobsinnliche gerichtet; aber überall, wo er sich findet, gefährdet er die Sittlichkeit und Religiosität, und wird daher mit Recht in der christlichen Religions- und Sittenlehre lebhaft bekämpft. (*B.*)

IRDNING. 1) eine der Pfarrkirche des Marktes Irdning gehörige Kirchengült im Bezirke Wolkenstein des judenburger Kreises der oberen Steiermark.

2) Ein Municipalmarkt, zugleich Steuergemeinde des Bezirkes Wolkenstein und Sitz der Herrschaft und des Landgerichtes Wolkenstein, die beide, sowie auch der Bezirk, hier verwaltet werden, am Fuße des Gebirges und dem rechten Ufer des gleichnamigen Baches, im malerischen Ensthale, 2116 wien. Fuß über dem Meere gelegen, mit 55 kleinern, zum Theile aus Holz erbauten und unregelmäßig herumliegenden Häusern, 340 mehren Herrschaften dienstbaren Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre (Dekan. Haus, Bisth. Leoben), einer Kirche, Schule und drei Jahrmärkten. In der anstoßenden Gemeinde Falkenberg befindet sich ein Capucinerkloster mit einer Kirche. Der Ort ist auch dadurch merkwürdig, weil hier Äneas Sylvius Piccolomini, als Papst Pius II., eine Zeit lang Pfarrer war. Am Fuße des Hügels breitet sich bis an das rechte Ensufer das Irdningermoos aus.

3) **Alt-Irdning**, eine am entgegengesetzten Ufer des Irdningbaches liegende, aus zerstreuten Häusern bestehende Gemeinde desselben Bezirkes.

(*G. F. Schreiner.*)

IRE. Eine von den sieben messenischen Städten im Peloponnes, welche Agamemnon dem Achilles verspricht nach Homer (Iliad. IX. 149 sq.). Man vergleiche Pausanias (IV. 30. 1). Homer schreibt die Stadt Hire, griechisch ἡ Ἰρή, ebenso Strabo (VIII. p. 360 edit. *Casaub.*); Pausanias aber nennt sie Ire, griechisch ἡ Ἴρη. Übrigens ist Ire oder Hire nicht zu verwechseln mit der ebenfalls messenischen Stadt Eira, griechisch ἡ Εἴρα, jener bekannten Bergfestung im zweiten messenischen Kriege, worin Aristomenes 11 Jahre lang belagert wurde. *Pausanias* IV. 17. 6. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IREBY, ein alter Marktflecken Englands in der Grafschaft Cumberland, liegt an dem Flusse Ellen und an dem Fuße eines hohen Hügels. Um es von dem Weiler Low-Ireby (Nieder-Ireby) zu unterscheiden, wird es oft High-Ireby (Ober-Ireby) genannt. Seine Bevölkerung beträgt nur 150 Seelen. Der vorgenannte Weiler ist nur eine englische Meile von dem Marktflecken Ireby entfernt. (Dr. *J. C. Schmidt.*)

IRECK, ungarisch Ujvármok, ein den Grafen Erdödy gehöriges großes Dorf, im neitraer Gerichtsstuhle (Processus. Bezirk) und Comitate (Gespanschaft) im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, in hügelicher Gegend gelegen, eine Meile südlich von Freistadtl (Galgocz) entfernt, mit 155 Häusern, 843 slowak. Einwohnern (805 Katholiken, 33 Juden, 2 Lutheraner), einer eigenen sehr alten katholischen Pfarre (Galgocz. Vice-Archidiakon. Distrikt; Erzbistr. Gran), einer katholischen Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IREDELL, Grafschaft im westlichen Theile des nordamerikanischen Freistaates Nordcarolina, welchen den Grafschaften Wilkes im N.W., Surrey im N.O., Rowan im O., Cabarrus im S.O., Mecklenburg im S. und Lincoln im W. belegen. Sie wird von den Iricott Mountains, einem Zweige der aus Virginien kommenden blauen Berge, durchzogen, im Innern von dem südlichen Yadkin bewässert, im W. durch den Catawba begrenzt, und gehört zu der Goldregion Nordcarolina's, deren Hauptgruben jedoch in den angrenzenden Grafschaften Rowan, Cabarrus und Mecklenburg liegen. Außerdem ist sie reich an Eisen, Salpeter und an Waldungen von Eichen, Wallnußbäumen, Kiefern, Hickorys u. s. w. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1820 13,071, im J. 1830 aber 15,282, hat sich aber seitdem sehr vermehrt. Der Hauptort ist die kleine Stadt Statesville. (*Klähn.*)

IREK, Ortschaft in Nubien, Provinz Mahaß, am rechten Ufer des Nil. (*R.*)

IRIGH, lateinisch Irighinum, in älteren Zeiten Irik und Urög genannt; 1) ein ansehnlicher, 15,62 □M. großer Gerichtsstuhl (Processus. Bezirk) der syrmier Gespanschaft des Königreichs Slavonien, der 2 Märkte, 26 Dörfer und 9 Prädien umfaßt, zum Theil an das Militairgrenzgebiet, zum Theil aber an den illoker Bezirk grenzt, im Norden gebirgig ist, im Süden aber in die fruchtbare syrmische Ebene sich ausbreitet, von mehren kleinen Gewässern befruchtet wird, sich eines ausgezeichnet fruchtbaren Bodens und eines sehr gemäßigten, milden Klima's erfreut, und fast durchaus gut angebaut ist.

2) Ein bedeutender Marktflecken (Br. 45° 6′ 47″; L. 37° 33′ 4″) im Bezirke gleiches Namens, am südlichen karlowitzer Gebirgsabhange gelegen, zur fürstlich Odescalchischen Herrschaft Illok gehörig, eine Stunde von Ruma entfernt, mit 739 Häusern, 4105 meist illyrischen Einwohnern (3581 nichtunirten Griechen, 524 Katholiken), einem großen Schlosse, merkwürdigen Klosterruinen, in denen ein großes Gewölbe mit türkischen Charakteren bemalt ist, einer eigenen katholischen und einer Pfarre der nichtunirten Griechen, einer katholischen und einer griechischen Kirche, einer Schule, nicht unwichtigem Weinbaue, einem ansehnlichen Gestüte, einer Wasserleitung und 14 Mühlen, die an dem vorbeifließenden Bache liegen, lebhaften Jahrmärkten und einigen römischen Denkmälern, die von Zeit zu Zeit aufgefunden werden.

3) Eine nicht unbedeutende, den Grafen Viczay gehörige Herrschaft und ein sehr bedeutender dazu gehöriger Marktflecken im dombovarer Gerichtsstuhle (Processus) der tolnaer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 282 Häusern, 2425 magyarischen Einwohnern (1364 Katholiken, 1056 Reformirten, 16 Lutheranern und 9 Juden), einem hübschen herrschaftlichen Schlosse, einer eigenen katholischen Pfarre (Bisth. Fünfkirchen), einem Pastorate der evangelisch helvetischen Confession, einer katholischen Kirche, einem Bethause der Reformirten, einer Schule, ausgedehnten Waldungen, einem großen Pferdegestüte, einem ausgedehnten Weingebirge und großem Getreidemagazine. (*G. F. Schreiner.*)

IRE-HOLMES, zwei kleine Inseln Schottlands, welche zur Gruppe der Orkneys gehören und westlich von dem größern Eilande Sanday liegen. (*Dr. J. C. Schmidt.*)

Irel. s. Iridium.

IRELAND. I. Biographie. 1) John, ein zu seiner Zeit geachteter Kunsthändler und englischer Schriftsteller, war zu Shropshire geboren und Anfangs von seinen Ältern zum Uhrmacher bestimmt, ergriff indessen bald das ihm mehr zusagende und auch gewinnreichere Geschäft eines Handels mit Gemälden. Auf diese Weise kam er mit manchen ausgezeichneten Männern in Berührung, unter denen als seine besondern Freunde die Maler Mortimer und Gainsborough und der Schauspieler Henderson genannt werden. Des Letztern Briefwechsel, nebst einer Biographie desselben, veröffentlichte er im J. 1786. Sein verdienstlichstes Unternehmen aber war die Zusammenstellung der Bilder des berühmten William Hogarth mit Erläuterungen (Hogarth illustrated. 3 Vol. [London 1791.]), wovon die erste Auflage binnen drei Monaten vergriffen war; auch erschien kurz darauf eine zweite Auflage. Ireland versah die Hogarth'schen Kupferstiche mit Aufschriften; sein Hauptzweck dabei war aber, die moralische Tendenz in den Arbeiten dieses berühmten Malers darzuthun. Im J. 1798 ließ er dazu einen Supplementband aus Hogarth's Nachlaß mit der Lebensbeschreibung desselben, seiner Correspondenz und dessen Abhandlung „Analysis der Schönheit" (Analysis of the Beauty) erscheinen. Einzeln gab er noch ein Bild von Hogarth heraus unter dem Titel: Enthusiasm delineated; endlich ein Gedicht von sich selbst, der Emigrant betitelt, 1785. 4. Er starb bei Birmingham im Febr. 1809, nach Chalmers schon im Nov. 1808. (*R.*)

2) Samuel, Landschaftszeichner und Maler in England, gestorben 1822, ist nicht mit dem ältern als Kunstschriftsteller und als Kunstdilettant bekannten Ireland zu verwechseln, welcher sich auch durch verschiedene Radirungen bekannt machte. Der Landschaftsmaler Samuel Ireland lebte meist in London und genoß in England viele Anerkennung seiner Talente, besonders wegen der schönen malerischen Ansichten der an den Themse- und den Severnufern liegenden Gegenden. Mit großer Treue, Wahrheit und vielem Geschmacke verstand er das Landschaftliche aufzufassen und angenehm darzustellen. Die meisten Kunstsammlungen Englands sind im Besitze von mehren seiner Kunstwerke, auch ist Verschiedenes nach ihm radirt, und ebenso in der letztern Zeit Mehres nach ihm

lithographirt worden. Im J. 1823 erschien eine Folge von 52 Ansichten des Severnflusses von Harvel lithographirt in 4., welche mit geschichtlichen und topographischen Notizen aus der Feder des verstorbenen Künstlers begleitet waren. (*Frenzel.*)

II. Geographie, s. Irland.

IRELÄNDISCHES oder IRISCHES MEER nennt man denjenigen Theil des atlantischen Oceans, welcher, im Norden durch die Nordstraße, im Westen durch den Königlichen und großen Kanal mittels des Shannon und im Süden durch den St. Georgeskanal in Verbindung stehend, zwischen 11° 14′ und 14° 43′ östl. L. und 52° 11′ bis 55° 7′ nördl. Br. liegt, einen Flächenraum von ungefähr 2000 geographischen Meilen bedeckt und im Westen von den irländischen Countys Werford, Wicklow, Dublin, East Meath, Louth und Down, durch welche der Newrykanal geht, welcher das irische Meer mittels des Lough Neagh und des Bannflusses mit dem nordatlantischen Meere vereinigt, im Osten aber von den wälisch-englisch-schottländischen Grafschaften Pembroke, Cardigan, Meirionedd, Carnarvon, Denbigh, Flint, Chester, Lancasshire, Westmoreland, Cumberland, Dumfries, der Voigtei Kirkudbright und Wigtoun begrenzt wird. Es enthält mehre größere und kleinere Inseln und Eilande. Zu den ersteren gehören 1) die Insel Man (12° 30′ bis 14° 2′ östl. L. und 53°47′ bis 54° 17′ nördl. Br.) mit den Eilanden Küterland, St. Michael und Stack; 2) Anglesey (Beaumaris) (nördl. Br. 53° 14′, östl. L. 13° 9′) mit der Insel Holyhead und den Eilanden Skerries, Priestholm und Wealt; 3) Walney mit den Eilanden Fowley, Pile und Oldbarrow; zu den letzteren die St. Tudwalsinsel, Bardsey, Gwelin, Südwall an den wälisch-englischen, sowie die Dalkeyinseln, Ireland's Eye, Lambay und St. Patrick an den irländischen Küsten. Größere Baien sind an den Küsten von Wales, England und Schottland die Newportbai in Pembrokshire zwischen den Vorgebirgen Strumble head und Pen Kemeys Point, die vier Meilen lange Cardigansbai, in welche sich der Twi (Tivy), Y Stwith, Nidol Iron, Dovy, Desunny, Llanvedr und Dwryd ergießen; die Barmouthbai, welche den Avonmawr aufnimmt; die Pulhely- und Carnarvonbai; die Maricombebai, die Duddon-, Irt- und Allenbybai, sowie das Solway Frith, in welche sich die Flüsse Duddon Irt, Südesk, Annan, Nith, Dee, Eden, Nordesk und Lynn ergießen; die Wigtoun- und Glenlucebai, in deren ersterer der Cree, in der letzteren aber die Luce endet. Auf den irländischen Küsten findet sich die Bai von Dublin mit dem Ausflusse des Liffey und Dodder; die Droghedabai mit der Mündung des Boyne, die Dundalkbai mit der Mündung des Dundalk, Cane und Dee; die Carlingfordbai, in welcher der Newry und Slidery Ford das Meer erreichen; die Dundrum- und Cloghybai. Außer den hier genannten Flüssen empfängt das irische Meer noch aus Meirioneddshire den Conway und Sejont, aus Derby den Clwyd, aus Cheshire die Mersey, aus Lancasshire die Gewässer des Dongels, Ribbles, Lune, Leven, Cark, Cocker, Wyer und Alt; aus Cumberland die Flüsse Derwent, Ellen, Ehen, Elne; aus Kirkudbright den Orr und Fleet. Die irischen Grafschaften liefern die Flüsse: Slaney und Blackwater (Werford), Ovoca (Wicklow). Reich an Vorgebirgen sind die englischen Küsten. Wir stoßen hier in Pembrokeshire auf die Vorgebirge St. Davids, Penbughtee, Strumble und Pen-Kemey-Point, in Meirioneddshire auf das Cap Sarnabuch; in Carnarvon auf die Vorgebirge Braichy Pool, Penryn-Du, Porthdinlleyn Head und Gread Ormes Head; in Flint auf Air Point; in Cumberland auf St. Bees Head; in Kirkudbright auf die Vorgebirge Balnie, Roß of Balmangorr und Saturneß; in Wigtoun auf die Spitze Bourrou Head. Ärmer sind die irländischen Küsten ausgestattet. Wir finden hier von Süden nach Norden aufsteigend die Vorgebirge Carnsore-Point (Br. 52° 11′, östl. L. 11° 14′), Raven- und Greenore point in Werford; Howth Head in Dublin; die Vorgebirge Dunkany und Cooly im Süden und Norden der Dundalkbai; die Caps St. Johns, Killard und St. Quentin. Gleich dem mittelländischen Meere scheint auch das irische Meer seine Entstehung einer großen Erdrevolution zu verdanken. Während die irländischen Küsten flach, sandig, eben, fruchtbar und zusammenhängend erscheinen, sind die von Wales, England und dem hierher gehörigen Theile von Schottland gebirgig, durch eingreifende Baien, Buchten und Meeresarme äußerst zerrissen. Nicht unwahrscheinlich wird es daher, daß das atlantische Meer durch den Nordkanal einbrach, in südöstlicher Richtung gegen die Westküsten von England und Wales anstürmte und hier an den Felsenmassen seine Kraft verschwendend, sich durch den St. Georgeskanal einen Ausweg bahnte. Wir hätten dann vielleicht Man und die übrigen Inseln als die höchsten Bergkuppen des von den Fluthen bedeckten Landes zu betrachten. Daß das atlantische Meer einst im Norden wirklich höher gestanden habe, als jetzt, machen Reisende aus der Formation der westlichen Hebriden wahrscheinlich, aus welcher ein Zurückweichen oder eine Abnahme des Meeres in dieser Gegend deutlich hervorzugehen scheint. Vielleicht könnten auch die Sandbänke an der irländischen Südostküste für die angegebene Richtung der Meeresfluth sprechen, deren hauptsächliche die Namen New Ground, Sud Ground, Mittlerer (Middle) und Nord Ground führen. (*G. M. S. Fischer.*)

IRELANDS EYE (Irlands Auge). Insel des irischen Meeres in der Bai von Dublin und oberhalb des Vorgebirgs Howth gelegen. Sie gehört zu der Grafschaft Dublin (Provinz Leinster) und dient den Schiffern zum Ruhepunkte, welche in den zwischen ihr und dem genannten Vorgebirge neuangelegten und sieben Miles von Dublin entfernten Hafen einlaufen wollen.

(*G. M. S. Fischer.*)

IRELÄSCH, ein drei Meilen langer und 1½ Meile breiter See in dem jenseit des Urals liegenden Lande der Baschkiren im asiatischen Rußland, aus welchem die in den Isset fallende Tetscha fließt. An seinen Ufern wächst Holz in Menge. Man zählt in demselben an 20 kleine Inseln. An dem nach der Steppe gelegenen Ufer findet man bei dem Dorfe Mäkotin einen alten sehr hohen Wall,

der an einigen Stellen vier Klaftern tief, und einen Graben, welcher 1½ Klafter tief ist. (*J. C. Petri.*)

Irels, s. unt. Feridun.

IREM (ارم). der fabelhafte saulenmächtige (ذات العماد) Zaubergarten des Orients, die Hesperiden des genußgierigen Muhammedaners, verdankt der Sage nach seine Entstehung dem Übermuthe eines gottlosen Fürsten, Scheddad, Ad's Sohne, des Repräsentanten eines alten, durch Gottes Zorn untergegangenen, Geschlechtes oder Volkes im glücklichen Arabien. Der Koran heiligte diese Sage, Sur. 89. V. 6 fg., wo er mit Abscheu von diesem Riesengeschlecht der Aditen spricht. Dem Schöpfer dieses irdischen Paradieses, dieser Garten von Irem, ward vorgeworfen, indem er das himmlische Paradies habe ersetzen und der dort verheißenen Freuden spotten wollen, er bemüht gewesen sei, sich als eine Gottheit seinen Zeitgenossen zu empfehlen, und um seine Göttlichkeit ihrem Gemüthe glaubhaft zu machen, er Alles, womit nur die Phantasie den Sinnen schmeicheln konnte, in sein Paradies versetzt und dessen Genüsse den an ihn Glaubigen versprochen habe. Noch ehe er jedoch selbst diese zauberische Schöpfung betrat, strafte ihn der Zorn Gottes durch den Tod und begrub das Paradies mit allen seinen Herrlichkeiten in dem Sande der Wüste. Irem verschwand für immer, doch blieb Scheddad der Ruhm, durch seine Schöpfung die Phantasie des Muhammedaners auf ewige Zeit befruchtet zu haben. Das Paradies der Aditen mit seiner unvergleichlichen Anmuth lebt in den Dichtern und Geschichtschreibern des Orients fort, und noch heute vermögen sie den höchsten Sinnergenuß nicht trefflicher zu bezeichnen, als indem sie ihn mit den Freuden Irems vergleichen. So verpflanzte Scheddad, trotz der warnenden Schilderungen des Propheten, das himmlische Paradies dennoch auf die Erde. Das Paradies Irem gilt dem himmlischen gleich; die himmlische Anmuth desselben sichert die Ruhe vor den Stürmen und Mühseligkeiten des Lebens, und Himmel und Erde und ihre Reize verschwinden so in der Sinnlichkeit des Moslimen zu einem Begriff. (*Gustav Flügel.*)

IREMELTAU, eine der höchsten Spitzen des Uralgebirges in der asiatisch-russischen Statthalterschaft Orenburg, wo dieses Gebirge den Namen des baschkirischen oder orenburgischen Urals führt, ist fast immer mit Schnee und Eis bedeckt. Auf ihm entspringt der nicht unbedeutende Fluß Belaja, welcher die Provinz Orenburg vorzüglich bewässert. (*R.*)

IREN, 1) soviel als Irländer, s. Irland.

2) Iren, kleiner Nebenfluß der Sylwa, welche sich in die Tschussowaja und mit ihr in die Kama, den hauptsächlichsten Fluß der asiatisch-russischen Provinz Perm, ergießt. (*R.*)

Irén, s. am Ende des Buchstaben I.

IRENAM, eine kleine Stadt in Lachar in Hinterindien (auf Berghaus' Karte von Assam etwa 24° 55′ nördl. Br. und 93° 10′ östl. L. von Greenwich). (*Theodor Benfey.*)

IRENÄUS, *Εἰρηναῖος*. 1) Bischof von Lyon. I. Sein Leben[1]). Über Zeit und Ort der Geburt wie überhaupt über die frühesten Jugendverhältnisse des Irenäus versuchten die älteren Gelehrten durch ängstliches Pressen wortkarger Berichte und durch spitzfindiges Conjecturiren mancherlei Aufschlüsse zu erzwingen, welche das klare Wort der Geschichte versagt hatte. Besonnene Historiker sind auf diesem Wege nicht selten zu auffallenden Behauptungen gekommen. Um einen festen Boden für eine kritische Sichtung älterer Ansichten über die frühesten Lebensverhältnisse des Irenäus zu gewinnen, lassen wir ihn selbst seine Jugenderinnerungen vor einem verirrten Freunde ausschütten. In einem Briefe an Florinus[2]), der sich gnostischen Irrthümern ergeben hatte, schreibt Irenäus: „diese Lehren haben dir die Presbyteren, welche uns vorangegangen sind, die auch mit den Aposteln umgingen, nicht überliefert. Denn als ich noch Knabe war, sah ich dich in Kleinasien bei Polykarp (*εἶδόν σε γὰρ ἐγὼ παῖς ὢν ἔτι ἐν τῇ πρώτῃ ἡλικίᾳ*), ich schaute deine glänzende Wirksamkeit in der Königshalle und dein Bemühen, vor Polykarp Wohlgefallen zu erhalten (*λαμπρὸς γράφοντα ἐν τῇ βασιλικῇ αὐλῇ καὶ πειρώμενον εὐδοκιμεῖν παρ' αὐτῷ*). Denn ich führe das, was damals geschah, mehr, als was jetzt geschieht, im Gedächtniß. Was wir in der Kindheit vernommen haben, wächst mit der Seele und wird eins mit ihr; sodaß ich den Ort beschreiben kann, an welchem der selige Polykarp saß und sprach, sein Ein- und Ausgehen, seine Lebensweise und seine Körpergestalt, die Vorträge, welche er an die Gemeinde hielt, wie er von seinem Umgang mit Johannes und den Übrigen, welche den Herrn gesehen hatten, erzählte; wie er ihre Reden berichtete und was er von ihnen über den Herrn, dessen Wunder und Lehren vernommen hatte. Da er alles von den Augenzeugen seines Lebens gehört hatte, so erzählte er es übereinstimmend mit der Schrift. Dies hörte ich auch damals mit Eifer der göttlichen Gnade gemäß, und schrieb es nicht auf Papier, sondern in mein Herz, und stets bringe ich es durch die

---

1) Vgl. Illustrium ecclesiae orientalis scriptorum, qui secundo Christi saeculo floruerunt, vitae et documenta. Auctore *Petro Halloix*. (Duaci 1636.) Dissertationes in Irenaeum. Auctore *H. Dodwello*. (Oxoniae 1689.) *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique. T. II. p. 79. Die Herausgeber der Werke des Irenäus, Feuardent und Grabe, in den Prolegomenen; besonders Massuet's Dissertatio praevia II: de St. Irenaei vita, gestis et scriptis. Histoire litéraire de la France par des religieux Bénédictins de la congregation de St. Maur. T. I. Partie I. p. 324 sq. Histoire générale des auteurs sacrés et ecclesiastiques par *R. P. Dom Remy Ceillier* T. II. p. 135 sq. *Gottfridi Lumper*, Historia theologico-critica de vita, scriptis atque doctrina sanctorum Patrum. P. III. p. 188 sq. Baumgarten, Untersuchung theologischer Streitigkeiten 2. Th. S. 86. 104. 131. Meine Preisschrift: De Irenaei adv. haer. operis fontibus, indole, doctrina et dignitate. (Gottingae 1836.) Möhler's Patrologie oder christliche Literärgeschichte, herausgegeben von Reithmayr. (Regensburg 1840.) Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. (Zürich 1842.) Histoire de Saint Irenée, second Evêque de Lyon. Par Mr. l'Abbé *J. M. Prat*. (Lyon et Paris 1843.) *Beaven*, An account of the life and writings of Irenaeus. (London 1841.) 2) s. das Fragment dieses Briefes bei *Eusebius*, h. e. V, 20.

Gnade Gottes in frische Erinnerung. Und ich kann vor Gott bezeugen, daß, wenn jener selige und apostolische Presbyter solches gehört hätte, er würde aufgeschrieen, sich die Ohren verstopft und nach seiner Gewohnheit gesagt haben: „„o mein guter Gott, für welche Zeiten hast du mich aufbewahrt, daß ich dies aushalten muß!““ und er würde von dem Orte, wo er sitzend oder stehend solche Reden vernommen hätte, hinweggeflohen sein.“

Auf diese schönen Worte stützen sich mancherlei Vermuthungen über den Geburtsort des Irenäus. Die Meinung des Ökumenius, Irenäus sei von Geburt ein Gallier [3]), steht ziemlich vereinzelt. Gegen diese Ansicht trat schon Feuardent auf. Die Späteren stimmen freilich darin überein, daß Irenäus ein Grieche gewesen [4]); jedoch über den Geburtsort und selbst über das Geburtsland sind sie noch verschiedener Ansicht. Einige schwanken zwischen Griechenland und Kleinasien [5]). Die Meisten entscheiden sich für das letzte. Andere haben behauptet, in Smyrna oder dessen Umgegend müßten die wahrscheinlich schon dem Christenthum ergebenen Ältern des Irenäus gewohnt und dort müßte er das Licht der Welt erblickt haben [6]).

Zu historischer Gewißheit werden sich diese Vermuthungen nie erheben lassen. Aber der griechische Name des Irenäus, sein Verhältniß zu Polykarp, seine durchaus christliche Erziehung, seine genaue Bekanntschaft mit der griechischen Literatur — dies alles macht es mehr als wahrscheinlich, daß Irenäus in Kleinasien, wenigstens in der Nähe des berühmten Smyrna, wo Polykarp lebte und wirkte, geboren und von seinen christlichen Ältern schon im Knabenalter dem greisen Lehrer zugeführt wurde.

Wie über die Chronologie der meisten Ereignisse des zweiten Jahrhunderts, so herrscht auch über das Geburtsjahr des Irenäus ein unsicheres Schwanken der Ansichten. Aus folgender Stelle des Werkes gegen die Ketzereien [7]): *οὐδὲ γὰρ πρὸ πολλοῦ χρόνου ἑωράθη, ἀλλὰ σχεδὸν ἐπὶ τῆς ἡμετέρας γενεᾶς, πρὸς τῷ τέλει τῆς Δομετιανοῦ ἀρχῆς* glaubten Paradinus und Severtius schließen zu können, Irenäus sei gegen Ende der Regierung Domitian's, also etwa ums Jahr 80, geboren [8]). Diese Ansicht ist schon mit Recht von Halloix dadurch widerlegt, daß Irenäus, dessen Tod mit ziemlicher Gewißheit in das Jahr 202 zu setzen ist, nach jener Annahme ein höchst seltenes Alter erreicht haben müßte. Halloix selbst setzt die Geburt des Irenäus in die letzten Jahre des Trajan, also etwa 112 — 117. Wenn er sich übrigens für die Richtigkeit dieser Annahme glaubt auf die Übereinstimmung der Kirchenväter, eines Eusebius, Basilius M., Hieronymus und Theodoret berufen zu dürfen, so ist dagegen zu bemerken, daß die ganz allgemeine Angabe jener, Irenäus habe gelebt *ἐγγὺς τῶν ἀποστόλων* aus den obigen Worten des Irenäus selbst geflossen ist, also durchaus nichts beweisen kann. Dodwell [9]) ist durch eine scharfsinnige, aber unhaltbare Hypothese auf eine andere Ansicht gekommen. Irenäus sagt nämlich in dem Briefe an Florinus: er habe diesen Freund gesehen *λαμπρῶς πράττοντα ἐν τῇ βασιλικῇ αὐλῇ*. Aus der Erwähnung der Königshalle schließt Dodwell: Irenäus habe mit Florin Umgang gepflogen, als Hadrian auf seinen Reisen in Asia proconsularis verweilte, etwa um das Jahr 122. Damals hörte Irenäus die Vorträge des Polykarp, wie er selbst sagt, *παῖς ἔτι ὤν*. Dodwell will nun das Knabenalter des Irenäus über die zwanziger Jahre hinaus bis nahe an die dreißig ausgedehnt wissen, und schließt daraus, Irenäus müsse in den ersten Jahren der Regierung Trajan's, ungefähr um's Jahr 100, geboren sein. Die augenfällige Willkür dieser Conjecturen hat schon Massuet gerügt [10]). Dieser Gelehrte meint, Irenäus sei ungefähr 140 geboren; habe von 152 an den Unterricht Polykarp's genossen, welcher damals vierzehn Jahre vor seinem Tode von Irenäus recht gut *πάνυ γηραλέος* genannt werden konnte [11]). Tillemont dagegen entscheidet sich für das Jahr 120. Möhler in der Patrologie und Böhringer haben sich der Ansicht Massuet's angeschlossen, welche im Grunde auch die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat [12]).

In welcher Weise die Erziehung und Bildung des Irenäus vollzogen wurde, läßt sich aus dem, was er geworden ist, mit ziemlicher Gewißheit entnehmen. Vor

3) Ökumenius im Commentar zu 2 Petr. 3. Feuardent bemerkt in der seiner Ausgabe des Werkes adv. haer. voraufgeschickten Lebensbeschreibung des Irenäus: Asianus, non Gallus fuit Irenaeus. Qui enim a Galliis Smyrnam Asiae minoris oppidum profectus, peragratis Cycladibus totum mare Aegaeum parvulus trajecisset, quo Polycarpum illic docentem audiret? 4) Erasmus, der erste Herausgeber des Irenäus, schweigt über das Vaterland desselben. Gallasius sagt in dem seiner Ausgabe vorangeschickten Briefe: mihi satis est, (Irenaeum) fuisse Graecum. Histoire lit de la France: S. Irenée étoit Grec de nation. Damit stimmen Tillemont, du Pin, Ceillier, Cave und Andere überein. 5) So Semler in Baumgarten's Untersuchung theologischer Streitigkeiten. 2. Th. S. 86. Note 83: „Aus Asien oder Griechenland muß er gebürtig gewesen sein.“ 6) In der Hist. lit. de la France heißt es: Tout cela fait croire, que notre Saint naquit de parens chretiens et qu'il fut toujours élevé dans la vraie réligion. *Mosheim*, De reb. Christianorum ante Const. M. p. 322: Ille (Irenaeus) ex Asia minore in Galliam delatus. *Halloix* l. c.: in terra Asia et Smyrnae quidem, urbe literis et omni amoenitate florentissima ortus esse videtur. *Massuet* l. c. p. LXXVII: Irenaeum non procul ab ea urbe (Smyrna) ac proinde *ἐν τῇ κάτω Ἀσίᾳ*, in inferiore Asia, ortum accepisse inferre licet. Möhler a. a. O. S. 330: „Das Land, wo Irenäus geboren, wird zwar nirgends genannt; daß er aber aus Jonien stammte, geht ziemlich unzweideutig aus dessen Briefe an Florinus hervor. Dasselbe Fragment bestimmt aber den Ort noch näher, indem es den heiligen Polykarp, den berühmten Schüler des Apostels Johannes, und den Bischof von Smyrna, als den Lehrer des Irenäus im Christenthume bezeichnet, den er noch in seinen ersten Jugendjahren gehört habe. Dies läßt uns nicht zweifeln, daß nicht (?) dasselbe Land, welches den Polykarp zum Bischof hatte, die Heimath des Irenäus war.“ Dieselbe Ansicht hat auch Böhringer. 1. Bd. 1. Abth. S. 206.

7) adv. haer. V, 30, 3. 8) Halloix führt a. a. O. die Meinung dieser beiden Männer mit ihren eigenen Worten an. Ihre Schriften sind dem Verfasser dieses Artikels nicht selbst zu Gesicht gekommen. 9) Diss. in Iren. p. 221 sq. 10) a. a. O. §. 2. 11) Er sagt: non procul igitur a vero aberraverimus, si natum Irenaeum dicamus anno circiter 140 sub Antonini pii imperii initia. 12) Diese Ansicht gewinnt noch dadurch, daß der Tod Polykarp's nicht, wie man früher wol glaubte, in das Jahr 166, sondern in das Jahr 161 fällt, in welchem auch Justin zu Rom sein Leben als Märtyrer hingab. Vgl. meine Abhandlung über das Todesjahr Justin's des Märtyrers in Illgen's Zeitschrift für hist. Theol. Jahrg. 1842. 1. Heft.

allem bedeutend war der Einfluß des Polykarp auf des Jünglings empfängliches und feuriges Gemüth. Der Kraft seiner eigenen Individualität Raum gebend mag er später wol manche von seinem großen Lehrer angenommene Eigenthümlichkeit wieder abgestreift haben; aber es ist unleugbar, daß sein Geist und Sinn gebildet von einem apostolischen, dem Johannes vertrauten Manne durch eine tief innige Liebe für das Evangelium und einen herrlichen Feuereifer für die Sache Christi und seiner Kirche, sowie durch ein Streben, die ideale Seite der Dinge zu fassen und zu behaupten, vor Vielen sich vortheilhaft auszeichnet. Es sind dies Züge, welche, wenn wir des Irenäus Schilderungen seines Lehrers vergleichen, zeigen, daß auch bei dem selbständig ausgebildeten Manne die Jugendeindrücke noch nicht ganz verwischt waren; es sind Züge, in denen ein Johanneischer Typus unverkennbar hervortritt.

Außer Polykarp hat Irenäus noch andere Männer gekannt, welche mit Aposteln verkehrt hatten; er hat ihren Worten gelauscht und ihrem Wirken zugeschaut. Ihre Namen hat er uns nicht genannt. Es wird deshalb immer ungewiß bleiben, ob Hieronymus ein Recht dazu hat, den Bischof Papias von Hierapolis einen zweiten Lehrer des Irenäus zu nennen [13]). Durch den Verkehr mit jenem leichtgläubigen Bischof kann der Ruhm des Irenäus nicht gesteigert werden, wie Hieronymus vielleicht irriger Weise glauben mochte. Der Umgang mit Zeugen der urchristlichen Zeit hat den Irenäus mit außerordentlich tiefer Ehrfurcht vor den Ereignissen des apostolischen Zeitalters erfüllt und einen lebendigen Sinn für das Historische des Christenthums in ihm geweckt. Dieses früh erwachte Bewußtsein des historischen Grundes der Kirche bewahrte ihn vor idealistischen Verirrungen, welche in seiner Zeit nur allzu gewöhnlich waren, und machte ihn zum unerbittlichen Bekämpfer der alles Geschichtliche auflösenden gnostischen Speculation. Ebendieses Interesse für die geschichtlichen Umstände, unter denen das Christenthum zuerst auftrat, sich verbreitete und entwickelte, bewog ihn, Manches aus den Mittheilungen jener unmittelbaren Apostelschüler aufzuzeichnen. Dadurch wurde er für uns einer der bedeutendsten Zeugen für die Wahrheit der evangelischen Geschichte und der Geschichte der apostolischen Zeit. Mag er auch einzelnes ungenau oder sogar falsch berichtet haben, — Irrthümer sind bei einem Referenten, der sich ganz auf sein Gedächtniß stützt, natürlich —: so bleibt es doch gewiß, daß seine sinnige Begeisterung für den historischen Grund des Christenthums, sein Eifern für ein nothwendiges Halten an dem lebendigen, historischen Christus, was in dem Werke an die Ketzer so oft hervortritt — es ist gewiß, daß jene Begeisterung und dieser Feuereifer sich nicht an matten Berichten über alltägliche Begebenheiten entzünden konnten. Vielmehr erkennen wir durch seine frische Wärme hindurch klar die gewaltigen Erscheinungen, denen das Christenthum Dasein und Sieg verdankt. In den Jugendverhältnissen und in der Bildungsweise des Irenäus liegt demnach der Grund, warum er ein so gewichtiger Zeuge für die historische Wahrheit des Christenthums geworden ist.

Indessen die Bildung, welche Irenäus genoß, war eine vielseitige. Das bewegte Leben Kleinasiens und besonders Smyrna's bot viel geistige Anregung. Sinn für Wissenschaft und namentlich für Philosophie war dort einheimisch. Irenäus machte schon früh die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen griechischer Dichter, und studirte eifrig die philosophischen Schriften der Griechen, besonders Plato's Werke. Unter diesen fördernden Studien und Anregungen mag sich Irenäus jene dialektische Gewandtheit angeeignet haben, welche wir an dem Antignostiker rühmen; die Kraft seiner edeln Gesinnung leitete ihn zu einem sichern und tiefen philosophischen Urtheil, wodurch er sich die Achtung aller Zeiten gesichert hat. —

Das Jünglingsalter — so dürfen wir annehmen — verlebte Irenäus in Asien unter Leitung Polykarp's, der ihn auf eine ernste der christlichen Kirche gewidmete Mannesthätigkeit vorbereitete. Über die erste Periode seines männlichen Lebens hat die Geschichte einen undurchdringlichen Schleier gezogen, den die Phantasie älterer Historiker bisweilen zu lüften versuchte [14]). Wir finden nämlich

13) Hieron. de viris ill. c. 35. Ed. *Vallarsii*. T. II. p. 873) berichtet über Irenaeus: Irenaeus, Pothini Episcopi, qui Lugdunensem in Gallia regebat ecclesiam, Presbyter, a martyribus ejusdem loci ob quasdam ecclesiae quaestiones legatus Romam missus, honorificas super nomine suo ad Eleutherum episcopum perfert literas. Postea jam Pothino prope nonagenario ob Christum martyrio coronato, in locum ejus substituitur. Constat autem Polycarpi, sacerdotis et martyris, hunc fuisse discipulum. — — Floruit maxime sub Commodo Principe, qui M. Antonino Vero in imperium successerat. In einer Epistola ad Theodoram viduam (Ep. 75. Ed. *Vall.* T. I. p. 454) sagt Hieronymus ferner: Refert Irenaeus, vir apostolicorum temporum, et Papiae, auditoris Evangelistae Joannis discipulus, Episcopus ecclesiae Lugdunensis etc. Man kann sich nur wundern, daß diese Meinung des Hieronymus von Mosler und Böhringer als ganz zuverlässig aufgenommen ist. Dazu dürfte der Vorgang älterer und unkritischer Historiker nicht verleiten. — Es ist nur Conjectura, wenn jene eben genannten Maximus und Severinus, welche die Geburt des Irenäus in so frühe Zeit setzen, den Irenäus zu einem Schüler des Apostels Johannes machen. Ob sie dabei der Auctorität jenes Diploms, was Papst Gregor VII., Heinrich, König von Burgund, und Hugo, Erzbischof von Lyon, unterschrieben haben sollen, in der That soviel Vertrauen geschenkt haben, als Halloix und Massuet meinen, muß man wol dahin gestellt sein lassen. Als eine Rarität historischer Kritik verdient hier noch eine Bestreitung der Ansicht Einiger, daß Irenäus jener im zweiten Capitel der Apokalypse erwähnte ἄγγελος τῆς ἐν Θυατείροις ἐκκλησίας gewesen, wenigstens erwähnt zu werden. Halloix ist es, der jene Meinung ausführlich zu widerlegen sich bemüht.

14) Der Curiosität wegen mag hier eine Probe alter katholischer Geschichtschreibung Platz finden. Halloix schildert genau den Studiengang des Irenäus; läßt ihn sodann von Polykarp, der sich viel von der einstigen Wirksamkeit des Irenäus versprochen haben soll, zum Diakon und Presbyter weihen. Der Bischof Pothinus von Lyon, so erzählt Halloix allen Ernstes weiter, konnte sich allein gegen das immer mehr anwachsende Ketzercorps in Gallien nicht mehr halten und bat bei Polykarp um Hilfstruppen. Polykarp unterredet sich mit Irenäus (sogar das Zwiegespräch wird in extenso mitgetheilt) und beredet ihn, gen Gallien zu ziehen. Mit einigen Genossen langt Irenäus nach einer glücklichen Seereise in Massilia an. Dort freut er sich besonders, das Andenken an Lazarus, ersten Bischof von Massilia, der mit Maria Magdalena und Martha nach der Christenverfolgung (Act. 8.) gen Massilia ge-

nach gewissen historischen Nachrichten Irenäus in Gallien wieder in voller Wirksamkeit für das Gedeihen der Kirche zu Lyon. Ungewiß bleibt es, wann er den Orient verließ, was ihn dazu veranlaßte und wie er grade nach Lyon gekommen ist [15]). Man kann sich denken, daß Polykarp, der ja in naher Beziehung zum römischen Bischof stand, den Irenäus veranlaßte, nach dem Abendlande zu wandern [16]) Möglich auch, daß Polykarp seinen Schüler mit sich nahm, als er zum römischen Bischof Anicetus im Jahre 157 sich nach Rom begab [17]); möglich, daß beide den Irenäus bestimmten, nach Lyon zu gehen, weil sie von dort aus eine weitere Verbreitung des Christenthums über Gallien und Spanien hinaus, oder doch eine Befestigung der Bewohner jener Gegenden im christlichen Glauben von der Wirksamkeit des Irenäus hofften. Vielleicht hatte auch Polykarp oder der römische Bischof ihn zum Diakon (aber wol nicht, wie Massuet meint, zum Presbyter) geweiht [18]), um seiner Sendung mehr Nachdruck zu geben. Wenn derartige Annahmen auch nicht gradezu gegen die historische Wahrscheinlichkeit streiten, so sind sie doch immer nur Versuche, die uns unbekannte historische Wahrheit approximativ zu erreichen.

In Lyon stand zu jener Zeit der Bischof Pothinus an der Spitze der Gemeinde. Aus den Worten des Hieronymus: (Irenaeum) Pothini episcopi, qui Lugdunensem in Gallia regebat ecclesiam, Presbyterum hat man schließen wollen, daß Pothin den Irenäus durch Handauflegung zum Presbyter geweiht habe [19]). Die Worte machen die freilich sonst nicht grade nothwendige Annahme nicht unwahrscheinlich. Als Presbyter hat Irenäus mit Liebe und Eifer und, wie es scheint, auch mit Erfolg für die Sache des Christenthums in der lyoner Gemeinde, vielleicht auch weiterhin, gewirkt und seinen bejahrten Bischof in der Verwaltung seines schwierigen Amtes kräftig unterstützt. Für diese segensreiche Wirksamkeit wurde ihm der Lohn hohen Vertrauens von Seiten seiner Gemeinde. Nach dem Berichte des Eusebius gaben ihm die lyoner Christen einen ehrenvollen Beweis ihres Dankes und ihrer Hochschätzung.

Die Zeiten des übrigens trefflichen Marc Aurel waren für die äußere Ruhe und das stille Gedeihen der christlichen Kirche keineswegs günstig, auch nicht für die Kirche zu Lyon. Diese wurde zugleich mit ihrer Schwesterstadt Vienne im Jahre 177 von einer schrecklichen Christenverfolgung hart betroffen. Über diese Katastrophe haben jene Kirchen selbst uns eine Denkschrift hinterlassen, worin die traurigen Schreckniſse derselben auf eine ergreifende Weise geschildert sind [20]). Eine Menge Christen wurden auf Befehl des römischen Statthalters nach vorhergegangenem Geständniß eingekerkert [21]). Mit ihrer Gemeinde wirkten die angehenden Märtyrer noch segensreich zur Erhaltung des Kirchenfriedens selbst über Galliens Grenzen hinaus. In der römischen Kirche hatten sich nämlich um jene Zeit Montanisten aus Kleinasien eingefunden, welche vielleicht durch ihre überspannten Ideen von den Wirkungen des Paraklet und von einer endlichen Vollendung der Kirche viel Aufsehen erregen und auch manchen gutgesinnten Christen der katholischen Kirche abspenstig machen mochten. Grund genug, den römischen Bischof, welcher schon damals auf sein Ansehen und sein Übergewicht nicht wenig eifersüchtig war, zu einem offnen Bruch mit jenen Anhängern des Montanismus zu veranlassen [22]). Hatten nun die lyoner Christen, in deren Mitte sich wol viele Kleinasiaten befinden mochten, unter jenen Montanisten in Rom vielleicht Bekannte und Freunde (dies eine Annahme Neander's und Schwegler's); oder fühlte man in Lyon, wo die Gefahr für die Sache des Christenthums so sehr groß war, am dringendsten die Nothwendigkeit, sich fester an einander zu schließen und den Frieden im Innern der Kirche zu erhalten [23]): genug,

---

flüchtet sein soll, noch so frisch erhalten zu finden. Die Massilienser haben ihrerseits viel über den Apostel Johannes und Polykarp zu fragen und können an den diurnis et nocturnis narrationibus des Irenäus sich nicht sättigen. Irenäus reist sodann nach Lugdunum. Wer konnte beschreiben, mit welcher Liebe er von Pothin aufgenommen wurde! Er übertraf die Empfehlung Polykarp's beiweitem Mit Eifer wandte er sich dem Studium der gallischen Landessprache zu, deren Erlernung ihm als einem nicht ganz jungen Manne sauer angekommen ist. Zur Ehre der in der katholischen Kirche später geübten historischen Kritik sei aber bemerkt, daß der etwa 70 Jahre später schreibende Benedictiner Massuet diese Faseleien einer weitern Widerlegung nicht werth hielt.

15) Vgl. Massuet a. a. O. S. 78. c. 5. 16) Dies nimmt unter Andern auch Gregor von Tours an in seiner Historia Franciae. Lib. I. c. 29. 17) Massuet meint, Irenäus sei damals noch zu jung gewesen. Indessen das Jahr jener Reise Polykarp's steht nicht fest. 18) Dies hält auch Massuet für wahrscheinlich. 19) Massuet a. a. O. §. 6.

20) Die gallischen und kleinasiatischen Kirchen standen zu jener Zeit in näherer Verbindung. Ereignisse, welche für sie von besonderer Wichtigkeit waren, theilten sie sich einander mit. So hat uns Eusebius eine Zuschrift der Kirchen von Lyon und Vienne an die Gemeinden in Asien und Phrygien aufbewahrt, worin jene Verfolgung umständlich geschildert wird. *Eus.* h. e. V, 1. Woher jenes engere Verhältniß zwischen den gallischen und kleinasiatischen Kirchen entstanden ist? Man könnte an Irenäus denken und vermuthen, sein Einfluß habe in Gallien Neigung für Kleinasien geweckt. Mit ihm, auch dies nahm man wol an, wären mehre Kleinasiaten nach Gallien eingewandert und durch diese hätte sich eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen dem christlichen Gallien und Kleinasien von selbst gebildet und erhalten. Daher natürlich eine gegenseitige Theilnahme. Allein ich bin geneigter, auch die Übersiedelung des Irenäus nach Gallien aus einer schon früher bestehenden freundlichen Beziehung Galliens zu Kleinasien herzuleiten. Wissen wir doch, daß einige gallische Völkerstämme, die Trocmer, Tolistobojer und Tectosager, welche zuerst nach Griechenland gewandert waren, später von Nicomedes von Bithynien gegen seinen Bruder zu Hilfe gerufen wurden und von Attalus Landstriche zu Wohnsitzen angewiesen erhielten. *Strab.* XII, 5, 2. p. 567 *Casaub.* Exc. leg. 33. 108. *Polyb. Liv.* 38, 16. *Plin.* h. nat. V, 32. Sollten nicht diese gallischen Stämme eine Verbindung mit Gallien unterhalten haben? Hieronymus erzählt in seinem Commentar zum Briefe an die Galater, daß jene Gallier in Kleinasien, obgleich ihnen hellenische Sprache nach und nach bekannt wurde, eine Sprache reden ähnlich derjenigen welche man in der Gegend von Trier spreche. 21) Vgl. über die Verfolgung auch Neander's Kirchengeschichte. I, 1. S. 111. 22) Mir ist am wahrscheinlichsten, daß dies sich unter dem Bischofe Eleutherus zutrug, was auch Schwegler in der Schrift: Der Montanismus und die Kirche des zweiten Jahrhunderts. S. 249 fg. annimmt. cf. Neander's Antignosticus. S. 486 und dessen Kirchengeschichte. I, 3. S. 595. 23) Es ist hier nicht der Ort, in weitere die Geschichte des Montanismus angehende Fragen mich einzulassen. Es sei deshalb nur

Eusebius erzählt: die lyoner Märtyrer hätten aus ihrem Gefängniß ein Schreiben an den römischen Bischof Eleutherus erlassen, welches sich auf seinen Streit mit den Montanisten bezog. Den Inhalt des Schreibens hat uns Eusebius nicht mitgetheilt. Man darf aber auf den Contert der Eusebianischen Erzählung die Vermuthung gründen, daß jene Glaubenshelden der lyoner Kirche zur Eintracht und zum Frieden gerathen haben, wenngleich sie die Sache der Montanisten keineswegs zu unterstützen wagten. Dieses Schreiben wurde dem Presbyter Irenäus mit dem Auftrag übergeben, es nach Rom an den Eleutherus zu überbringen. Liegt nun hierin schon ein hohes Vertrauen von Seiten der Gemeinde, was Irenäus durch eine treue Wirksamkeit sich erworben hatte, vielleicht auch ein indirecter Beweis, daß er in diesem Streit wie später im Paschastreit für Wiederherstellung des Kirchenfriedens besonders mitthätig war: so hat die lyoner Kirche in den von Eusebius uns aus jenem Schreiben aufbewahrten Worten ihrem nachherigen Bischof ein Denkmal gesetzt, was klarer zu uns durch die Jahrhunderte hindurch redet, als Stein oder Erz es vermöchten. „Wir haben," so heißt es darin, „unsern Bruder und Genossen Irenäus aufgefodert, an dich dieses Schreiben zu überbringen, und bitten dich, du wolleſt ihn dir als einen Eiferer für Christi Bund empfohlen sein lassen. Wenn wir wüßten, daß das Amt Jemandem in deinen Augen Würde verleihen könnte, so würden wir den Irenäus noch besonders als Presbyter unserer Kirche dir empfehlen [24])." Die Sendung hat den gewünschten Erfolg gehabt: Eleutherus stellte die aufgehobene Kirchengemeinschaft mit den Montanisten wieder her [25]).

Nach Massuet's Ansicht kann der Zweck dieser römischen Reise nicht allein eine von den lyoner Märtyrern gewünschte Pacification zwischen dem römischen Bischof und den Montanisten gewesen sein; es müsse vielmehr, meint Massuet, etwas den damaligen bedrängten kirchlichen Zuständen in Lyon näher Liegendes die Reise des Presbyter Irenäus veranlaßt haben. Was dies gewesen, lasse sich aus Eusebius und Hieronymus recht gut abnehmen [26]). Pothin, der 90jährige Bischof von Lyon, war als eins

die Bemerkung erlaubt, daß die Sache der Montanisten um jene Zeit bereits auf Synoden verhandelt, angesehene Gemeinden von Rom aus mit in die Verhandlungen hineingezogen wurden. Daher hat die Annahme, daß die lyoner Gemeinde, der Erhaltung des allgemeinen Kirchenfriedens wegen, ein Wort der Milde gegen die Montanisten anrede, gar nichts Auffallendes. Man kann auch weder aus dieser Thatsache im Allgemeinen, noch aus dem besondern Umstande, daß das Schreiben der Lyoner wenigstens nicht ungünstig für den Montanismus ausfiel, folgern, daß die lyoner Gemeinde besondere Sympathie für die montanistischen Lehren gehegt hat. Was Schwegler von dem Montanismus der lyoner Kirche und besonders des Irenäus geredet hat, beruht wie manches Andere in der übrigens geistvollen Schrift auf großem Misverständniß. Neander äußert sich in der Kirchengeschichte I, 3, S. 762 über das Verhältniß des Irenäus zum Montanismus treffend so: „Daß Irenäus manche Meinungen und Richtungen hatte, die mit dem Geiste des Montanismus übereinstimmen, welche daher auch dazu beitragen, ihn einem Tertullian besonders theuer zu machen, das kann, nach den eben gemachten Bestimmungen über das Verhältniß des Montanismus zur kirchlichen Denkart, durchaus nicht zum Beweise dafür dienen, daß er ein Montanist gewesen sei. Wäre er ein eifriger Montanist gewesen, so würde er schwerlich haben unterlassen können, wo er ein Lieblingsthema des Montanismus berührte, sich auch auf die durch den Paraklet ertheilten neuen Aufschlüsse zu berufen: er beruft sich aber immer nur auf die Schrift oder die Überlieferungen jener kleinasiatischen Ältesten. Man kann zwar durchaus nicht annehmen, daß, wo er von der Verdammung der falschen Propheten redet, er darunter die montanistischen Propheten meine, denn dazu war er höchst wahrscheinlich zu günstig gegen die Montanisten gestimmt; aber als eifriger Montanist würde er schwerlich hier haben unterlassen können, mit den falschen Propheten auch die Gegner der wahren Propheten zu erwähnen, da er hier alles Verdammliche zusammenrechnet. Statt dessen folgt sodann eine Stelle, welche vielmehr den friedliebenden Geist des Irenäus charakterisirt: „der Herr wird auch diejenigen richten, welche Spaltungen erregen, welche von der Liebe Gottes leer sind und ihren eigenen Vortheil suchen, aber nicht die Einheit der Kirche, — welche aus kleinen und geringfügigen Ursachen den großen und herrlichen Leib Christi zerschneiden, und soviel an ihnen ist, vernichten, die in Wahrheit Mücken durchseihen und ein Kameel verschlucken. Sie können aber kein so großes Gut stiften, als der Schaden der Spaltung ist." (adv. haer. IV, 33, 7.)

21) Halleir meint, die lyoner Gemeinde habe den Irenäus in der Absicht dem Pontifex Eleutherus empfehlen, damit dieser den Irenäus zum Bischof weihen möge. Dieser Gelehrte weiß auch, daß Eleutherus den Irenäus gern bei sich gesehen, ihn zurückgehalten und sogar nach dem Orient abgeschickt hat zur Beilegung noch anderer Streitigkeiten. Wie unhaltbar alle diese Angaben sind, welche ohne Quellenbelege in der Luft schweben, geht auch aus den zahllosen Widersprüchen hervor, in die sich Halleir selbst verwickelt hat. 25) Vgl. darüber Schwegler a. a. O. S. 254. Erst durch die Vorstellungen des Praxeas, welcher später nach Rom kam, wurde Eleutherus bewogen, den Montanisten das Widerspiel zu halten, literas pacis revocare jam emissas, wie Tertullian sagt. — Die alten Kritiker, z. B. Valesius in den Noten zu Eusebius (h. e. V, 4.), beschäftigen sich viel mit der Frage, ob diese Reise des Irenäus wirklich zu Stande gekommen sei oder nicht. Es sei allerdings, meint Valesius, von dem Bischofe Pothin und den lyoner Martyrern beschlossen, daß Irenäus als Abgesandter nach Rom gehn sollte. Jedoch, nachdem der Tod des Pothin eingetreten, sei die Gesandtschaft einem Andern übertragen, weil man es nicht für zweckmäßig gehalten, den Irenäus und dessen kräftige Unterstützung in so bedrängten Zeiten der Kirche zu entziehen. Wie schon Massuet bemerkt, kann man, ohne mit den Quellen in Widerspruch zu gerathen, gar nicht an der Ausführung dieses Römerzugs zweifeln. Eusebius sagt nicht, daß Irenäus sie aufgegeben, und Hieronymus erzählt geradezu, daß er gereist sei. Die Bedrängniß der Kirche beweist nichts; denn wenn die Eingekerkerten beschließen konnten, daß Irenäus das Schreiben nach Rom überbringen solle, so mußte sich dies auch wol ohne größere Gefahr für die lyoner Kirche realisiren lassen. Möglich ist, daß, wie einige alte Historiker annehmen, Irenäus der Verfasser jenes von der Kirche zu Lyon und Vienne an die asiatischen Christen gerichteten Schreibens gewesen ist. (*Eus.* h. e. V, 1.) Mir ist aber ganz unwahrscheinlich, daß auch dieses Schreiben von Irenäus persönlich nach Asien überbracht sei. 26) Die Ansicht, daß der Bischof Pothinus im Anfange der lyoner Verfolgung ergriffen und eingekerkert sei, hat nichts gegen sich. Da die lyoner Märtyrer bei Eusebius erzählen, Pothin sei bereits zwei Tage nach seiner Gefangennehmung gestorben, so wird Massuet's Meinung, daß bei der Abreise des Irenäus Pothin schon todt und die Kirche von Lyon ihres Bischofs beraubt gewesen sei, nur noch wahrscheinlicher. In den Worten des Hieronymus: Irenaeus Pothini episcopi, qui Lugdunensem in Gallia regebat ecclesiam, presbyter, a martyribus ejusdem loci ob quasdam ecclesiae quaestiones legatus Romam missus, honorificas super nomine suo ad Eleutherum episcopum perfert literas. Postea jam Pothino prope nonagenario ob Christum martyrio coronato in locum ejus substituitur — vermag ich keine Bestätigung jen Massuet'schen Conjecturen zu finden.

der ersten Opfer christlichen Muths in jener Verfolgung gefallen und die Gemeinde dadurch ihres Hirten beraubt. Man ernannte den Irenäus zum Nachfolger Pothin's. Allein da in Gallien kein Bischof weiter existirte (es ist uns wenigstens keiner bekannt und selbst das oft erwähnte Vienne scheint keinen Bischof gehabt zu haben), so mußte Irenäus, nach Massuet's Ansicht, nach Rom reisen, um sich zum Bischof weihen zu lassen. Katholische Befangenheit und blinder Eifer für den Primat Roms haben hier den sonst besonnenen Benedictiner zu weit geführt. Man braucht, ohne sich in weitere Discussion über diese Hypothesen einzulassen, nur auf die Quellen zurückzugehen. Diese begünstigen von dem positiven Theile der Massuet'schen Conjectur die letzte Hälfte durchaus nicht. Eusebius würde, wollte man diese Hypothesen zur Erklärung der betreffenden Stellen anwenden, gradezu unverständlich werden [27]).

Historisch gewiß ist nur, daß Irenäus der Nachfolger Pothin's im bischöflichen Amte wurde. Wann, ob vor seiner Reise nach Rom oder nach derselben, unter welchen Umständen, — darüber vermag man nach dem geschichtlich Feststehenden kaum Vermuthungen von einiger Wahrscheinlichkeit auszusprechen. Gewöhnlich wird angenommen, daß Irenäus 178 das bischöfliche Amt angetreten habe.

Als Vorsteher der Gemeinde wird es seine erste Sorge gewesen sein, den durch die schreckliche Verfolgung Bedrängten aufzuhelfen; geistlichen Trost zu spenden allen, welche den Tod geliebter Angehörigen zu beklagen hatten. Daher sagt Gregor von Tours über ihn: Beatissimus vero Irenaeus hujus (Pothini) successor martyris, qui a beato Polycarpo ad hanc urbem directus est admirabili virtute enituit; qui in modici temporis spatio praedicatione sua maxime in integro civitatem reddidit christianam [28]). Überhaupt darf man einem Manne wie Irenäus zutrauen, daß er mit der größten Gewissenhaftigkeit für das Wohl seiner Gemeinde gesorgt und gearbeitet hat. Die alten Historiker haben seiner Wirksamkeit noch dadurch Glanz verleihen wollen, daß sie von ihm Boten des christlichen Glaubens in die entlegeneren Theile Galliens aussenden ließen. So erzählten Massuet und Halloix den Märtyreracten nach, daß der Presbyter Ferreolus und der Diakon Ferutio nach Besontio, drei andere Schüler des Irenäus, nämlich der Presbyter Felix und die Diakonen Fortunatus und Achilleus nach Valentia als Missionare geschickt worden seien [29]). Mag er auch für die Verbreitung des Christenthums thätig gewesen sein, so hat man doch allen Grund, jene Berichte der Märtyreracten in Zweifel zu ziehen [30]).

Über eine andere Art seiner Thätigkeit hat er uns selbst näheren Aufschluß gegeben. Der Gnostiker Valentin, welcher aus Ägypten etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Rom kam, war, wie es scheint, von einigen Schülern begleitet. Es läßt sich denken, daß in Rom, wo man für phantastische Geheimlehre ebenso viel Empfänglichkeit hatte, als für das Mysteriöse dunkler Religionsceremonien, ein Mann wie Valentin Glück machen mußte. Von Rom aus scheinen die Schüler Valentin's das kunstreich ausgeschmückte Valentinianische System im Occident bekannt gemacht zu haben. Irenäus, dessen Diöcese sogar von jenen Gnostikern bedroht wurde, erkannte die für das Christenthum und die Kirche hereinbrechende Gefahr und hat gewiß nicht ohne Erfolg alle Mittel angewandt, dieselbe wenigstens von dem Kreise abzuwenden, auf den er mit seiner Thätigkeit zunächst gewiesen war. Mündlich und schriftlich trat er den Gnostikern entgegen und mit echt christlicher Liebe und Milde leitete er die durch gnostische Verführung, wie sie bei den völlig degenerirten spätern Schülern der Valentinianischen Schule nicht selten geübt wurde, Gefallenen und Irrgeführten zum Glauben und einem christlich sittlichen Leben zurück [31]). Ein libellus Synodicus erzählt sogar, daß Irenäus in Lyon eine Kirchenversammlung vorzüglich gegen Valentinianer und Marcioniten (soll vielleicht Marcosier heißen), überhaupt aber gegen alle Ketzer veranstaltet habe. Zwölf Bischöfe sollen hier zusammengekommen sein und gut katholisch die Ketzer verdammt haben. Halloix berichtet ausführlich über den ganzen Verlauf der Synode; Massuet äußert aber einigen Zweifel, weil jener liber synodicus erst im neunten Jahrhundert geschrieben sei [32]).

Gegen die Gnostiker, deren Lehren die Moralität und das Bestehen des Christenthums zugleich gefährdeten,

27) Warum Eusebius den die obwaltende Differenz zwischen der römischen Kirche und den Montanisten betreffenden Theil des Briefes ausgelassen hat, läßt sich recht gut erklären. Es war ihm unangenehm, die milde Ansicht der Lyoner gegen die Häretiker zu wiederholen. Allein einen Grund, weshalb er den Irenäus betreffende Punkte des Briefes sollte ausgelassen haben, kann ich mir um so weniger denken, als es grade seine Absicht gewesen zu sein scheint, die Hochachtung des Irenäus von Seiten der lyoner Gemeinde recht ins Licht zu stellen. Und dennoch hätte die Bitte der Märtyrer unerwähnt bleiben sollen: Eleutherus möge den Irenäus zum Bischofe weihen? — 28) *S. Georgii Flor. Gregorii* episcopi Turonensis, opera omnia. Op. et stud. *Th. Ruinart.* (Lutet. Par. 1699. Fol.) lib. I. c. 27. Es ist bekannt, wie große Wichtigkeit dies Werk für die Geschichte Galliens hat. Bei der anerkannten Wahrheitsliebe und Genauigkeit Gregor's von Tours dürfen wir an dem über Irenäus Mitgetheilten im Ganzen nicht zweifeln.

29) Beide a. a. O. 30) Massuet sagt selbst: quamvis autem non usque adeo sincera videantur haec acta, ut iis plenam et indubitatam fidem in omnibus tribuere possimus; nihil tamen est, quod de missione sanctorum illorum dubitationem movere queat, cum maxime consentientem habeamus ecclesiarum traditionem. 31) Über das Verhältniß des Irenäus zu den Gnostikern vgl. meine Preisschrift: De Irenaei adv. haer. operis fontibus, indole, doctrina et dignitate (Gottingae 1836); und meine Schrift: De Ptolemaei ad Floram epistola. (Jenae 1843.) Die Belegstellen zu Obigem sind dort aus Irenäus mitgetheilt. 32) Halloix erzählt noch in den seinem Werke angehängten Anmerkungen, daß über diese lyoner Synode in der vaticanischen Bibliothek einige handschriftliche Blätter gefunden seien, in denen kurz die Zahl der versammelten Bischöfe, der Grund, warum sie zusammenkamen, und der Ort, wo sie sich versammelten, bemerkt sei. Eigentliche Synodalacten sind es nicht. Massuet hat dies Document nicht weiter berücksichtigt. Der Verfasser des erwähnten Synodalbuches berichtet über die lyoner Synode Folgendes: *σύνοδος ἁγία καὶ ἱερὰ τοπικὴ δύο καὶ δέκα ἐπισκόπων συναθροισθεῖσα ἐν Λουγδούνῳ μητροπόλει τῆς Γαλλίας, παρὰ τὸν Ῥοδανὸν ποταμὸν ὑπὸ Εἰρηναίου ἱερομάρτυρος Ἐπισκόπου τῆς αὐτῆς πόλεως κατὰ τῶν προγεγραμμένων αἱρετικῶν.*

war Irenäus, wie vorzüglich sein Werk gegen die Ketzereien zeigt, ein Streiter voll bittern Unmuths und unbeugsamer Härte. Die hohe Begeisterung des Mannes für die Wahrheit und Herrlichkeit des Christenthums war Grund dieser festen Gesinnung. Indessen neben dieser echt männlichen Schroffheit tritt in seinem Charakter auch eine Milde und Versöhnlichkeit hervor, die seiner Persönlichkeit erst die wahre Vollendung gibt. Die Pietät gegen seinen greisen Lehrer wurde bereits früher erwähnt. Seines Namens gute Vorbedeutung bewährte sich vorzüglich in dem Streite über die Feier des Pascha. Als Mann des Friedens trat er zwischen die durch Eifersucht und Herrschsucht aufgeregten Parteien, den Zeloten aller Zeiten ein herrliches Vorbild.

Im Anfang des zweiten Jahrhunderts trat das Christenthum aus der Verwechselung und Gleichstellung mit dem Judenthum heraus; die Kirche gewann schon in den letzten Decennien des ersten Jahrhunderts eine gewisse Gestalt und Regelung und damit feste Haltung dem Heiden- und Judenthum gegenüber. Aber dennoch vermochte sie nicht, alle Einflüsse von Seiten des Heiden- und Judenthums abzuwehren. Der doctrinelle Gegensatz von Heiden- und Judenchristenthum zieht sich durch das ganze zweite Jahrhundert hindurch[33]) und zeigt sich auf dem Gebiete kirchlicher Praxis in dem bekannten Osterstreit[34]). Unter den Judenchristen war es gebräuchlich, das Paschamahl, was auch Christus mit seinen Jüngern als eigentlich jüdisches Festmahl in der Nacht vor seinem Tode genossen hatte, nach jüdischem Gebrauch in der Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten des Monats Nisan zu feiern. Der folgende Tag war der Erinnerung an Christi Leiden und Sterben und der drittfolgende dem Gedächtniß an die Auferstehung gewidmet. Unter den Heidenchristen bildete sich nach Einführung jährlicher Feste ein von dieser Sitte abweichender Gebrauch. Wie alle auf das Christenthum bezüglichen jüdischen Sitten nach Paulinischer und heidenchristlicher Anschauung geistig im Christenthum erfüllt waren und deshalb als bloße Formen den christlichen Ideen weichen mußten; so, meinte man, war Christus selbst das eigentliche Osterlamm und sein Opfertod das Paschamahl des neuen Bundes. Aus diesem Grunde konnte man heidnischerseits nicht geneigt sein, die jährliche Feier des Paschamahles zu begehen. Man feierte vielmehr den Freitag nach dem 15. Nisan als dies Paschae, d. h. als vorbereitenden Buß- und Fasttag für das auf folgenden Sonntag anberaumte Auferstehungsfest.

Als Polykarp in den funfziger Jahren des zweiten Jahrhunderts den Bischof Anicetus von Rom besuchte, kam jene Differenz zum ersten Male zur Sprache. Polykarp, welcher selbst mit dem Apostel Johannes ein Paschamahl nach jüdischer Sitte gefeiert hatte, vertheidigte die in den kleinasiatischen Gemeinden bisher beobachtete Sitte und Anicet berief sich auf den von seinen Vorgängern ererbten Gebrauch der römischen Gemeinde. Zum Beweise, wie einig man doch trotz dieser Uneinigkeit war, dient die von Anicet dem Polykarp ertheilte Erlaubniß, eine Abendmahlsfeier in der römischen Kirche zu leiten.

In den siebziger Jahren desselben Jahrhunderts wurde der Streit von Melito von Sardes, welcher für die jüdisch-christliche Sitte auftrat, und von Apollinaris in Hierapolis in Phrygien, der dagegen sich erhob, wieder aufgenommen, ohne indessen eine Spaltung in der Kirche zu veranlassen.

Doch bereits zwanzig Jahre später brach der Streit aufs Neue aus. Veranlassung schienen einige wahrscheinlich aus Kleinasien gekommene Christen geworden zu sein, welche in Rom das Paschamahl nach jüdischem Gebrauch feierten. Der römische Bischof Victor, welcher eben kein Vorbild christlicher Duldsamkeit war, vermerkte dies sehr übel und trat in offene Opposition gegen die Kleinasiaten. Es gelang der römischen Partei, sich auch im Orient Freunde zu gewinnen. Theophilus von Cäsarea, Korinth unter Bacchylus, der Pontus unter Palmas, Osdroëne, Alexandrien, ferner eine Partei unter Narcissus von Jerusalem, erklärten sich für die römische Ansicht. Leider hat Eusebius die Anhänger der asiatischen Ansicht nicht genauer bezeichnet. Athanasius[35]) nennt Cilicien, Mesopotamien, Syrien. Die Richtigkeit dieser Angabe ist jedoch von Valesius[36]) bestritten. Polykrates von Ephesus, welcher an der Spitze der orientalischen Partei stand, berieth die Angelegenheit auf den Wunsch der Occidentalen auf einer Synode, erfüllt vom Geist der Mäßigung und des Friedens.

Dem römischen Bischof Victor wurde die asiatische Observanz in der Nähe lästig; er wollte die Sache durch einen Gewaltstreich beenden. Er kündigte deshalb den Asiaten die Kirchengemeinschaft auf. Über dies harte und unbillige Verfahren, wodurch Victor, wie Eusebius erzählt, den Versuch machte, die Asiaten von der allgemeinen Kirchengemeinschaft auszuschließen (ἀποτέμνειν τῆς κοινῆς ἑνώσεως πειρᾶται), wurden dem römischen Bischof in Briefen heftige Vorwürfe gemacht. Ein solches Schreiben des Irenäus ist uns von Eusebius aufbewahrt worden. Der Geist des Friedens weht uns daraus an. Die Differenz, sagt Irenäus, ist nicht erst in unserer Zeit entstanden; unsere Vorfahren haben uns jene verschiedenen Sitten überliefert. Haben sie deshalb Frieden gehalten, so sollen auch wir dies thun. Der ganze Streit bezieht sich ja auch nicht auf den Glauben, sondern nur auf Äußerlichkeiten und Formen, von denen das Heil der guten Sache nicht gefährdet wird. Er verweist den Hierarchen Victor auf das Beispiel der Duldsamkeit, was sein Vorgänger gegeben, und erinnert besonders an Polykarp und Anicet.

33) Es ist vorzüglich Dr. Baur's Verdienst, auf diesen Gegensatz aufmerksam gemacht zu haben. Vgl. auch die geistvolle Schrift von Rothe, über die Anfänge der christlichen Kirche. 34) Über den Verlauf des Paschastreites vgl. besonders: Rettberg, Der Paschastreit der alten Kirche in seiner Bedeutung und seinem Verlaufe in Illgen's Zeitschr. für hist. Theol. Jahrg. 1832. 2. Bds. 2. Stück. S. 91 fg. Neander in der Kirchengesch. I. 2. S. 342 fg. Schwegler, über den Montanismus. S. 191 fg.

35) Ep. ad Africanos. T. I. p. 892. (ed. Par. 1698.) und De Synodis Arimini et Seleuciae. p. 719. 36) ad *Eus.* V, 23.

Diese Gesinnung „des Friedensmannes" ist um so edler, als sie mit wahrer Selbstverleugnung gepaart war. Irenäus hatte im Abendlande die orientalische Sitte aufgegeben und folgte jetzt dem römischen Gebrauch, wahrscheinlich um durch sein Beispiel keinen Anstoß zu geben. An der Spitze seiner gallischen Christenbrüder trat er nicht blos dem aufbrausenden Victor, sondern auch andern, die vielleicht das Feuer der Zwietracht schürten, als ein Prediger des Friedens entgegen. Seine Absicht wurde erreicht: die Parteien blieben ihren Ansichten treu und der Bruch wurde verhütet.

Über das Lebensende des Irenäus wissen wir wenig Gewisses. Wäre eine etwas späte Nachricht für genügend zu achten, so dürften wir annehmen, daß Irenäus die Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht lange überlebt habe. Gregor von Tours berichtet, Irenäus sei in der Severianischen Verfolgung den Tod eines Glaubenshelden gestorben [37]). Freilich nennen auch Hieronymus und der unbekannte Verfasser der quaestiones ad orthodoxos den Irenäus einen Märtyrer [38]), Zeugnisse, durch die jene Erzählung Gregor's nicht unbedingte Glaubwürdigkeit gewinnen kann. Massuet berichtet außerdem von einem Pergamentcoder in der Bibliothek von Saint-Germain, der von sehr hohem Alter zu sein scheine und Stücke von Joh. Chrysostomos und Gregor dem Großen enthalte. In demselben finde man am Anfang einen kurzen Kalender, der auch diese Worte enthalte: **IIII Kal. Jul. Lugduno Gallea Pas. S. Herenei Ep.** Weitere Nachrichten über die Lebensumstände des Irenäus, nach welchen schon Gregor der Große vergebens forschte, enthält auch jener Coder nicht [39]). Also etwa vom fünften Jahrhundert an haben wir einige Zeugnisse über den Märtyrertod des Irenäus. Dodwell [40]) hat deshalb gemeint, die ganze Annahme, daß Irenäus als Märtyrer gestorben, entbehre alles historischen Grundes. Wenn ihm Massuet erwiedert: das Schweigen der ältern Zeugen darüber beweise nichts gegen die Glaubwürdigkeit späterer Berichte, so behält Dodwell trotz einiger irriger Ansichten darin entschieden Recht, daß jene späten Zeugnisse die ganze Sache keineswegs über allen Zweifel erheben können; und der Versuch Dodwell's, die Entstehung der Erzählung Gregor's von Tours aus einer früh in der Kirche aufgekommenen Überschätzung des Märtyrerthums abzuleiten, zeugt wenigstens von größerer historischer Unbefangenheit, als Massuet's Eifern dagegen.

Nach dem Bericht Gregor's von Tours wurde der Körper des Irenäus unter dem Altar der Kirche des heiligen Johannes in Lyon begraben. Ihm zur Seite ruhte der heilige Epipodius und der Märtyrer Alexander. Die Lateiner begingen die Gedächtnißfeier des Märtyrer Irenäus am 28. Juni, die Griechen den 23. August.

Eine von Feuardent und Massuet wiederholte Beschuldigung, daß die Calvinisten im Jahre 1562 nach der Einnahme von Lyon mit frevler Hand das Grab des Irenäus berührt und dessen Gebeine auf den Straßen umhergeworfen, ist von dem Engländer Johannes Rainold

---

37) In der Historia Galliae (I. §. 27) heißt es: Veniente persecutione talia ibidem diabolus bella per tyrannum exercuit, et tanta ibi multitudo Christianorum ob confessionem dominici nominis est jugulata, ut per plateas flumina currerent de sanguine christiano: quorum nec numerum, nec nomina colligere potuimus. Dominus enim eos in libro vitae conscripsit. Beatum Irenaeum diversis in sua carnifex praesentia poenis affectum, Christo domino per martyrium dedicavit. Aus der Zeit der Severianischen Verfolgung stammt aller Wahrscheinlichkeit nach ein im Jahre 1839 in Autun (dem alten Augustodunum) aufgefundenes Steindenkmal mit einer griechischen Inschrift. In den Annales de philosophie chrétienne (Paris 1839.) N. III. haben zuerst Bonnetty, Director jener Zeitschrift, in Paris und der Abbé Pitra in Autun Kunde von jenem Denkmale gegeben. Leider haben jene Beiden über die Auffindung und die Beschaffenheit des zerstückelten Marmorsteins nichts Näheres mitgetheilt. Die Inschrift ist in einem Facsimile sorgfaltig ausgeführt. Die versuchte Erklärung genügt aber jenen Männern selbst nicht recht. In Deutschland erschien 1841 darüber eine eigene Schrift: Christliches Denkmal von Autun, erklärt von Johannes Franz. Mit einer lithogr. Tafel. Franz hat die in Uncialen verfaßte Inschrift, wie es scheint, sehr glücklich entziffert. Er gibt sie so:

ΙΧΘΥΟΣ [ουρανίου γε]νος, ἧτορι σεμνῷ
Χρή σ' ἄλλο[ν πιν]ειν ἄμβροτον ἐν βροτέοις
Θεσπεσίων ὑδά[των]· τὴν σὴν, φίλε, θ[ά]λπεο ψυχὴν
Ὑδασιν ζειράοις πιοτροδότου σοφίης.
[Σ]ωτῆρος ἁγίων μέλη[δε]α λάμβανε βρῶσιν]·
Ἔσθιε, πῖνε, ἔδων ΙΧΘΥΝ ἔχων παλάμαις.
Ἰχῶ χείοι γαῖε, λιλαίω δέσποτα σῶι[σαι]·
Σὺ [χ]ουιητήρ, σὲ λιτάζ[ομ]ε φῶς τὸ θανόντων.
Ἀ σύ, ἄ[ναξ σῶ]τερ, τ'ομῷ [χεχαρ]ισμένε θυμῷ,
[Σὺ] συνεαρινοῖς ἐσσι χάρις, καὶ τοῖσιν ἑμοῖσιν
[Πλαθι καὶ ψυχῆς] μνήσεο Πεκτορίου.

Prof. Franz hat dazu folgende Übersetzung gegeben:

Ichthys des himmlischen göttlich Geschlecht, unsterblich hienieden,
Weihevollen Gemüths mußt du von anderem Quell
Göttlichen Wassers dir schöpfen. Du mußt, Freund, laben die Seele
Dir an dem ewigen Born strömender Weisheit des Herrn.
Von dem Erlöser der Frommen empfange die süßeste Speise,
Speise und Trank, Ichthys' tröstendes Bild in der Hand.
Blut vergieße die Erde, ich flehe dich, Herr und Erlöser;
Du bringst Ruhe ja selber, du Licht den Todten im Grabe.
O, du Erlösungsmeister, du Labsal meines Gemüthes,
Sind dir genehm Mitzeugen, so sei auch gnädig den Meinen
Und gedenke der Seel' unseres Pektorios.

Der Name ΙΧΘΥΣ ist ein unter den Christen jener Zeit gebräuchlicher Geheimname für Christus. Er ist aufzulösen: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ. Für uns ist die Anspielung auf die geheimnißvolle Wirkung des Abendmahls und auf den Zusammenhang desselben mit der Auferstehung des Fleisches besonders merkwürdig. Hierdurch erinnert die Steininschrift unzweifelhaft an die Zeiten des Irenäus. Übrigens ist dies Denkmal nach der Erklärung von Franz keine bloße Grabschrift, sondern ein Ehrendenkmal auf das Märtyrerthum des Pektorius. Es steht in Beziehung mit einer oblatio pro martyre, mit einer Todtenfeier des Martyrers, bei welcher das Abendmahl genossen und im Namen des Geschiedenen eine Gabe für die Ruhe des Gestorbenen dargebracht zu werden pflegte.

38) *Hieron.* in cap. 64 Esaiae. — Quaest. ad orthod. 115. Diese letzte Schrift ist wol früher fälschlich dem Justin zugeschrieben. Der mit Irenäus begangene Anachronismus beweist, welchen Werth jene alte Ansicht hat. 39) Jene Acten, welche Severinus und Baronius (zum Jahr 205) benutzten, schienen dem Ruinart, der in einem Cistercienserkloster einen vollständigen Coder derselben fand, weiterer Berücksichtigung nicht werth, weil sie der Zeit des Irenäus zu fern ständen. 40) Diss in Iren. III. §. 31 sq.

durch Nachweisung der in jener Beschuldigung liegenden Widersprüche hinreichend entkräftet [41]).

II. Die Schriften des Irenäus. Die schriftstellerische Thätigkeit des Irenäus ist nicht unbedeutend gewesen. Obgleich uns nur noch ein bedeutendes Werk von ihm vollständig erhalten ist, so sind doch wenigstens die Namen mehrer anderen Schriften unsers Bischofs bekannt. Alle seine literarischen Erzeugnisse scheinen durch interessante Zeiterscheinungen veranlaßt zu sein und beweisen, daß Irenäus wachsamen Auges die Bewegungen auf kirchlichem Gebiete beobachtete und, wo es ihm nöthig schien, als ein Mann von Gesinnung und Energie seine Ansicht geltend zu machen suchte.

Ein schon erwähnter Jugendfreund des Irenäus, Namens Florinus, welcher an dem Unterrichte des heiligen Polykarp mit Theil genommen hatte, wurde Presbyter zu Rom. Derselbe ergab sich später der gnostischen Irrlehre. Zu welcher Sekte er sich hielt, ist schwer auszumachen. Valesius meint, er sei ein Anhänger von Cerdo und Marcion gewesen und habe, wie jene, ein böses und gutes Princip gelehrt [42]). Indessen Massuet hat Recht, wenn er behauptet, nach Irenäus habe Florin Gott sogar als Urheber des Bösen und dieses selbst als nothwendig angesehen. Irenäus richtete ein Sendschreiben an den verirrten Freund περὶ τῆς μοναρχίας, ἢ περὶ τοῦ μὴ εἶναι τὸν θεὸν ποιητὴν κακῶν. In demselben suchte er das Dasein des Bösen in der Welt mit der Existenz eines Gottes zu vereinen so, daß die Causalität des Bösen (das κακόν ist hier gewiß im weitesten Sinne zu verstehen, nicht blos als das moralisch Böse, sondern als das beschränkt Endliche, wie es auch die Gnostiker faßten) nicht auf den guten Gott zurückzuführen sei. Schön und passend versucht Irenäus die Jugendeindrücke in der Seele des Florin zu wecken; durch das Bild des alten Lehrers Polykarp, den er als Feind aller ketzerischen Meinungen schildert, hoffte er, den vom katholischen Glauben Abgefallenen in die Kirche zurückzuschrecken. Indessen vergebens! Florin erklärte sich in der Folge das ποθὲν τὸ κακόν im Sinne des Valentinianischen Systems. So dürfen wir nämlich aus einer zweiten Gegenschrift des Irenäus mit Recht schließen. Nach dem Zeugniß des Eusebius und Hieronymus schrieb Irenäus an Florin περὶ ὀγδοάδος; de octava, wie Hieronymus referirt, d. h. über die ersten acht Äonen des Valentinianischen Systems, welche von den Anhängern Valentin's als die Wurzel und der Grund des Alls betrachtet wurden [43]).

Über den Brief des Irenäus an den Bischof Victor von Rom wurde bereits oben gesprochen. Die Streitigkeiten in Betreff der Paschafeier haben noch eine andere Schrift des Irenäus entstehen lassen; Eusebius berichtet darüber. Der Presbyter Blastus zu Rom war ein Anhänger und Vertheidiger der jüdischen Paschagebräuche; ob er als solcher nur mit einem Schisma gedroht, oder dasselbe wirklich veranlaßt hat, ist nicht ausgemacht. Genug, Irenäus schrieb an Blastus περὶ σχίσματος, um auch ihn, gleichwie den Bischof Victor zur Achtung und Aufrechthaltung des Kirchenfriedens zu bewegen [44]). Aus dem Briefe an Victor oder Blastus scheint der unbekannte Verfasser der fälschlich dem Justin beigelegten ἀνατροπὴ πρὸς τοὺς ὀρθοδόξους περί τινων ἀναγκαίων δογμάτων eine Stelle angeführt zu haben [45]).

Andere Werke des Irenäus erwähnt Eusebius [46]). Zuerst: πρὸς Ἕλληνας λόγος συντομώτατος καὶ τὰ μάλιστα ἀναγκαιότατος, περὶ ἐπιστήμης ἐπιγεγραμμένος. Hieronymus hat in seinem Katalog aus diesem Werke zwei machen wollen. Der Inhalt ist wahrscheinlich apologetischer Art gewesen, die Vorzüglichkeit der christlichen ἐπιστήμη gegenüber der heidnischen Philosophie. Sodann erwähnt Eusebius eine Darstellung der apostolischen Predigt, welche dem Bruder des Irenäus, Marcian, gewidmet war [47]). Endlich existirte von ihm noch eine

41) S. dessen Schrift: De Romanae ecclesiae idolatria in cultu Sanctorum. (Oxoniae 1596.) 42) Valesius bemerkte zu *Eus.* V, 20: Porro ut ad Irenaei librum accedamus, ex ipso titulo colligi potest, Florinum duo principia invexisse et Marcionis ac Cerdonis dogmatibus adhaesisse: et alterum quidem bonorum, alterum mali auctorem affirmasse. 43) Von diesen beiden an Florin gerichteten Schriften erzählt Eusebius h. e. V, 20. Aus dem ersten Briefe hat er ein nicht unbedeutendes Stück, vom zweiten den Schluß uns aufbewahrt. Ob eine von Philastrius (de haer. c. 57) erwähnte Ketzersekte, die Florianer, welche zu den Karpokratianern gehören sollen, wirklich existirt habe, muß mehr zweifelhaft bleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß jener unkritische Historiker, der von der Person des Florin gehört haben mochte, die Sekte machte.

44) Aus den Worten des Eusebius: Βλάστος δὲν τούτῳ (Φλωρίνῳ) παραπλησίῳ πάθει κατεσχημένος hat Theodoret (haeret. fab. l. I. fab. 23) fälschlich schließen wollen, Blastus sei ein Anhänger Marcion's gewesen. Auch Valesius scheint den Blastus zu einem Vertheidiger der Gnostiker machen zu wollen. In Reading's Ausgabe des Eusebius (Cantabrigiae 1720) findet sich am Schlusse noch ein Nachtrag von Anmerkungen des Valesius, Wilhelm Lowth und Anderen. Hier und über des Valesius erwähnte Ansicht Massuet's Worte mitgetheilt: Blastus non simili errore cum Florino implicatus fuerat, ut perperam vertit Valesius, sed similem cum illo depositionis sententiam exceperat. Utrique quidem hoc commune fuit, quod multos ab ecclesiae gremio abstrahentes, in suam sententiam perducerent et sinceram ecclesiae legem adulterarent; sed praeterea ἄλλος (Florinus videlicet, non uterque, ut hic etiam male reddidit Valesius) seorsim novam doctrinam adversus fidei veritatem invehere laborabat. Blastus una schismatis culpa tenebatur. So Massuet in den Dissertatt. p. CV. Derselbe verweist auch noch auf den Appendix zu Tertullian's Schrift de praescriptionibus haereticorum c. 53, wo es heißt: Blastus latenter Judaismum vellet introducere: Pascha enim dicebat non aliter custodiendum esse, nisi secundum legem Moysis. XIV. mensis. 45) cf. Resp. ad quaest. 115. καθὼς φησὶν ὁ μακάριος Εἰρηναῖος, ὁ μάρτυς καὶ ἐπίσκοπος Λουγδούνου, ἐν τῷ περὶ τοῦ πάσχα λόγῳ. Ἐν ᾧ μέμνηται καὶ περὶ τῆς πεντεκοστῆς, ἐν ᾗ οὐ κλίνουσι γόνυ cett. 46) *Eus.* h. e. V, 26. 47) *Eus.* l. c.: ἐπίδειξιν τοῦ ἀποστολικοῦ κηρύγματος. Ich kann nicht mit Moller übereinstimmen, welcher in der Patrologie S. 335 meint, es sei in dieser Schrift eine Darstellung der apostolischen Traditionen enthalten gewesen. Κήρυγμα ist nach dem Sprachgebrauche des Irenäus nicht Tradition. Darf man über den Inhalt jener Schrift eine Vermuthung wagen, so glaube ich, daß Irenäus in derselben zeigen wollte, wie die Apostel das Christenthum gelehrt und gepredigt haben. Es leuchtet von selbst ein, wie der Gegensatz gegen die gnostischen Irrthümer eine solche Schrift hervorrufen konnte. Es war eine Art biblischer Theologie, in welcher der Lehrbegriff der Apostel entwickelt wurde. Es scheint diese

Sammlung von verschiedenen Aufsätzen, *βιβλίον διαλέξεων διαφόρων* [48]).

Alle diese Schriften sind bis auf Fragmente verloren gegangen.

Ob Hieronymus mit seinen Worten: quam (Joannis apocalypsin) interpretantur Justinus M. et Irenaeus [49]) — auf einen selbständigen Commentar, oder nur auf die gelegentlich in den Werken des Irenäus erklärten Stellen habe hindeuten wollen, ist jeden Falls zweifelhaft; wahrscheinlich freilich das Letztere. Ebenso muß es unentschieden bleiben, ob Irenäus sein Versprechen, den Marcion besonders zu bekämpfen, wirklich ausgeführt hat oder nicht. Die beiläufige Notiz des Eusebius berechtigt uns nicht, eine eigene Schrift gegen Marcion anzunehmen [50]).

Maximus, Abt und Confessor, citirt noch ein Buch des Irenäus über den Glauben; es soll an einen Diakon Demetrius zu Vienne gerichtet sein. Feuardent hat ein lateinisches Fragment aus diesem Buche angeführt, während Maximus einige Gedanken griechisch citirt hat. Eusebius und Hieronymus schweigen darüber. Es kann deshalb nicht glaublich sein, daß jenes Buch den Irenäus zum Verfasser gehabt habe [51]).

Nach dem Zeugniß des Photius hat man dem Irenäus auch noch ein Werk de universo oder de substantia mundi zuschreiben wollen. Massuet meint aber, der römische Presbyter Cajus sei der Verfasser desselben [52]).

In der Bibliothek zu Turin fand der Kanzler Pfaff von Tübingen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in mehren Catenen kurze Stücke mit der Unterschrift: *Εἰρηναίου*. Diese Fragmente waren weder aus dem Werke adversus haereses, noch aus einem alten Kirchenschriftsteller genommen. Pfaff behauptet, er habe sie genau kritisch untersucht und sich nach und nach überzeugt, daß sie dem lyoner Bischof zuzuschreiben seien [53]). In dem ersten Fragment wird das Wesen der wahren Erkenntniß (*γνῶσις ἀληθινή*) geschildert als eine Einsicht, die aus dem Geist Christi hervorgegangen ist (*σύνεσις κατὰ Χριστόν*). Diese christliche Weisheit besteht aber nicht in äußerlichem Wissen, sondern sie gründet sich auf ein heiliges reines Leben, in welchem der Geist Christi concret geworden. Die Wahrheit, die wahre Weisheit wohnt in dem Munde und Herzen des Christen; haben wir die Gemeinschaft seiner Leiden und die Kraft seiner Auferstehung erfahren, so macht jene Wahrheit uns Christo ähnlich. Selbstverleugnung, Nachfolge Christi, Gehorsam gegen seinen Willen sind Bedingungen zur Kindschaft Gottes durch die Wiedergeburt im Geist. — Das zweite Fragment handelt vom Abendmahl. Christus hat im Abendmahle eine neue Darbringung (*προσφορά*) angeordnet. Diese Darbringung geschieht aber nicht nach dem Gesetz, sondern dem Geiste nach: denn im Geist und in der Wahrheit soll man Gott anbeten. Die, welche diese Oblationen in Erinnerung an den Herrn verrichten, sind Söhne der Weisheit, indem sie geistige Opfer bringen. — Das dritte Fragment eifert gegen die, welche wegen allerlei Äußerlichkeit, wegen Essens und Trinkens, wegen Fest- und Sabbatfeier Zwietracht in der Kirche erregen. Äußerliches, heißt es, kann man beobachten mit aller Ängstlichkeit, Sabbat und Feste feiern im Sauerteig der *κακία* und *πονηρία*; dabei aber alles Glaubens und aller Liebe leer sein. Aber schon die Propheten lehren, daß solches Fasten und solche Festfeier dem Herrn misfällt. — Der Zweck der Sendung des Heilands ist Gegenstand des vierten Fragments. Als wir unter dem Joch der Sünde seufzten, erschien er, durch sein Blut uns zu reinigen, uns als schuldlos dem Vater hinzugeben, wenn wir der Geißelung des Geistes uns gehorsam zeigten. Sein Werk ist mit seinem Weggang von der Erde nicht beendet. Er wird wiederkommen, um das Böse vollends zu vernichten und die Versöhnung zu vollenden [54]). —

Nach der Herausgabe dieser Fragmente entstand ein heftiger, jedoch mit Mäßigung geführter Streit über deren Echtheit. Der Kanzler Pfaff hatte die Fragmente dem Veronesen Scipione Maffei zugesandt [55]). Dieser ließ sie in dem Giornale de' Letterati d'Italia. T. XVI. Art. IV. p. 226 sq. zugleich mit einem Schreiben an Benedict Bacchini, Abt von St. Maria de Lacroma, abdrucken [56]). In diesem Briefe entwickelte Scipione Maffei

---

Schrift sonach von hoher Bedeutung gewesen zu sein; ihr Verlust ist sehr zu beklagen.

48) *Eus.* l. c. 49) De viris illustr. c. IX. (Bei Massuet falsch citirt.) 50) adv. haer. I, 27. §. 4 sagt Irenäus: Sed huic (Marcioni) quidem, quoniam et solus manifeste ausus est circumcidere scripturas et impudorate super omnes obtrectare deum, seorsum contradicemus, ex ejus scriptis arguentes eum; et ex iis sermonibus, qui apud eum observati sunt domini et apostoli, quibus ipse utitur, eversionem ejus faciemus praestante deo. — Möhler hat sehr geirrt, wenn er behauptet: „Eusebius zählt den Irenäus auch unter denen auf, welche den Marcion bekämpft haben." Die Worte des Eusebius (h. e. V, 8): *ἐπήγγελται δὲ ὁ αὐτὸς* (Irenaeus) *ἐκ τῶν Μαρκίωνος συγγραμμάτων ἀντιλέξειν αὐτῷ ἐν ἰδίῳ σπουδάσματι*, enthalten doch nur eine Wiederholung des von Irenäus gegebenen Versprechens. 51) Vgl. darüber Massuet in den Dissertationen S. CV. 52) Massuet a. a. O. S. CVI. 53) Sancti Patris Irenaei scripta anecdota Graece et Latine. Studio *Ch. Matth. Pfaffii*. T. I et II. (Lugduni Batavorum 1743.) Vgl. zu Obigem die Vorrede.

54) Diese Fragmente sind wieder abgedruckt in dem venetianer Nachdrucke der von dem Benedictiner Massuet besorgten Ausgabe des Werkes adv. haer. (Venetiis 1734.) 2 Tom. Am Ende des zweiten Theils finden sich die Fragmente nebst einer Vorrede von Franziskus Pitteri. 55) Vgl. die Vorrede zu Pfaff's Ausgabe. 56) Lettera al Padre Abbate D. Benedetto Bacchini sopra i nuovi frammenti greci, creduti dal Signor Pfaff di S. Ireneo. Scipione Maffei erließ abermals ein vom 30. April 1716 datirtes Schreiben an den Abt B. Bacchini, worin er seine Zweifel an der Echtheit der Fragmente weitläufiger auseinandersetzte. Pfaff antwortete selbst durch die schon öfter erwähnte Vorrede. Später ließen sich zwei Schüler Pfaff's, Matthias Käufflin und Lud. Laiblin, mit in den Streit ein. Sie schrieben eine Dissertatio apologetica de fragmentis Irenaei anecdotis, adversus Scipionem Maffejum, welche sie, Praeside *Christ. Matth. Pfaffio*, am 10. Mai 1728 öffentlich vertheidigten. Schriften, welche noch in diesem Streite entstanden, sind: ein Brief des Fr. Franziskus Maria Leoni an den Jesuiten Sylvester Ruzinus; ein Brief desselben F. F. M. Leoni an den Benedictiner Franziskus Rota; ein drittes Schreiben des F. F. M. Leoni an den Bischof Antonius Lucius. Diese sämmt-

seine Zweifel in Betreff der Authentie der Fragmente und widerlegte, was ihm in den Noten Pfaff's Antikatholisches aufgestoßen war. Maffei meint, die griechischen Catenen verdienten an und für sich nicht viel Glauben. Die einfache Unterschrift *Εἰρηναίου*, ohne den Zusatz *Ἐπισκόπου Λουγδούνου*, könne nicht beweisen, daß dieser Irenäus gemeint sei. Indessen Pfaff hat Recht, wenn er im Allgemeinen die historische Glaubwürdigkeit der Catenen vertheidigt. Es ist bekannt, daß man dieselben in unserer Zeit bei Herausgabe der Werke alter Kirchenschriftsteller mit Erfolg benutzt. Was aber jene von Pfaff benutzten Catenen betrifft, so versichert derselbe, ihre Glaubwürdigkeit auf das Strengste geprüft und ihre Citationen durchweg richtig befunden zu haben. Was die einfache Angabe *Εἰρηναίου*, ohne Hinzufügung des Werkes, woraus die Stelle genommen, und ohne nähere Bezeichnung des Verfassers selbst betrifft, so bemerkt Pfaff, daß bei berühmten Kirchenlehrern die Catenen sich solcher kurzen Bezeichnungen bedienen, ohne Misverständniß zu fürchten. Bei Irenäus war dies um so weniger möglich, als jener andere Irenäus, welcher zur Zeit der Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten Bischof von Tyrus war, keine große Bedeutung in der Kirche gehabt hat. Die Einwürfe des Scipione Maffei gegen die Authentie der einzelnen Fragmente sind der Art, daß sie sich leicht von selbst erledigen. Wenn er meint, die Anführung der apostolischen Constitutionen im zweiten Fragment beweise die Unechtheit desselben: so entgegnet Pfaff richtig, es sei sehr die Frage, ob mit den dort genannten *δευτέραις διατάξεσι τῶν ἀποστόλων* die uns übriggebliebene Compilation mit dem Namen apostolischer Constitutionen zu verstehen sei. Man darf hinzusetzen, daß bereits im zweiten Jahrhundert unter den verschiedenen kirchlichen Parteien solche *διατάξεις τῶν ἀποστόλων* entstanden sind, in denen jede Partei ihre Ansichten von Kirchenverfassung und überhaupt von Einrichtung und Ordnung kirchlicher Verhältnisse auf die Apostel und deren Auctorität zurückführte. Eine solcher parteimäßigen Schriften ist im zweiten Fragment citirt; welche? — das wissen wir nicht. Überhaupt aber scheint Scipione Maffei zum Widerspruch durch den Inhalt dieser Fragmente selbst gereizt zu sein. Man weiß, wie viel die katholische Kirche von jeher auf Irenäus gehalten hat. Maffei fürchtete wol für seine katholische Theologie, wenn diese Äußerungen über das Wesen des Abendmahls, über christliches Heil und Leben, welche durchaus nicht im Sinne der katholischen Kirche sind, dem Irenäus, dem Vertheidiger der Tradition und des römischen Primats, zugeschrieben würden. Übrigens muß Pfaff zugegeben werden, daß sowol die Sprache, als auch die Gedanken dieser Fragmente dem Geiste und der Ausdrucksweise des Irenäus keineswegs widersprechen. Das erste Fragment erinnert überdies noch durch die Schilderung der wahren Gnosis an den Gegensatz des Irenäus gegen die *ψευδώνυμος γνῶσις*, ein Gegensatz, an dem gewissermaßen sein Geist und Wesen und seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit sich bildete und reifte. Dennoch wird die Frage nach der Echtheit der Fragmente hierdurch nicht völlig zu Gunsten der Pfaff'schen Ansicht gelöst.

Von den neuern Theologen sind diese Fragmente wenig, vielleicht zu wenig beachtet. War man von ihrer Unechtheit überzeugt und hielt man den Streit über ihre Authentie für ausgefochten? oder hängt die Vernachlässigung dieser alten Stücke mit jener geringen Aufmerksamkeit zusammen, die Irenäus überhaupt seit etwa hundert Jahren erfahren hat? Neuerdings hat Rothe in seiner Schrift: „Die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung" auf diese Fragmente wieder hingewiesen (S. 361). Er versucht zuerst, der Pfaff'schen Beweisführung für die Authentie neue Stützen zu geben; widerlegt deshalb Maffei's Zweifel in der festen Überzeugung, daß die Fragmente, und namentlich das zweite, woran ihm viel liegt, echt seien. Gegen die Echtheit des zweiten Fragments hatte Bleek in seiner Einleitung in den Brief an die Hebräer S. 118 fg. Zweifel erhoben. In demselben scheint nämlich die Stelle Hebr. 13, 15 als eine Paulinische Sentenz angeführt zu werden. Nun erfahren wir aber aus einer Aussage des Stephanus Gobarus, eines tritheistischen Schriftstellers des sechsten Jahrhunderts, bei Photius (Biblioth. Cod. 232. p. 903: *ὅτι Ἱππόλυτος καὶ Εἰρηναῖος τὴν πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολὴν Παύλου οὐκ ἐκείνου εἶναί φασι*), daß Irenäus den Brief an die Hebräer für nicht Paulinisch erklärt habe. Rothe hat sich auf eine ausführliche Untersuchung jenes von Bleek erhobenen Einwandes eingelassen, deren Resultat wir mit Rothe's eigenen Worten geben: „Und so würde sich denn, die Identität des Verfassers der vier Pfaff'schen Fragmente vorausgesetzt (eine Voraussetzung, die sich als eine wohlberechtigte begründen läßt), sogar als beinahe gewiß ergeben, daß der Verfasser derselben den Brief an die Hebräer für nicht Paulinisch ansehe. — Unsere Zuversicht zu jenen Fragmenten muß sich noch befestigen bei der Wahrnehmung ihrer charakteristischen Verwandtschaft mit den unbezweifelt echten Arbeiten des Irenäus in Ansehung der Sprache und des Styls sowol als der Gedanken, und zwar grade der dem Irenäus oder doch wenigstens seiner Zeit und seiner theologischen Schule eigenthümlichen Gedanken. Von dem zweiten und dritten Bruchstücke insonderheit, ja auch von dem vierten, möchten wir kühnlich behaupten, daß sie 50 Jahre nach dem Tode des Irenäus gar nicht mehr geschrieben werden konnten; daß aber in einer bedeutend spätern Zeit ihre Conception gradezu unter die Unmöglichkeiten gehört haben würde, wird kein Kundiger in Abrede stellen." Unter den *δευτέραις διατάξεσι τῶν ἀποστόλων* will Rothe die letzten, mündlich gegebenen, Verordnungen der Apostel über Kirchenverfassung verstanden wissen; er stützt durch diese Erklärung seine eigenthümliche Ansicht vom Episkopat.

Diese Rothe'sche Apologie der Pfaff'schen Fragmente hat bei Thiersch wenig Anklang gefunden. Derselbe hat am Schlusse seiner Abhandlung „Die Lehre des Irenäus von der Eucharistie" (in Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift. Jahrg. 1841. 4. Heft. S. 63 fg.) die Echt-

lichen Schriften sind abgedruckt am Ende des zweiten Theils des venetianer Nachdrucks von Massuet's Ausgabe des Irenäus.

heit des zweiten Fragments bestritten, weil die Elemente des Abendmahls ἀντίτυπα genannt sind, und von einer Anrufung des heiligen Geistes und einer Wirksamkeit desselben auf die Elemente der Eucharistie gesprochen wird. Thiersch meint, diese Vorstellungen mit der echten, von ihm abgehandelten Lehre des Irenäus über das Abendmahl nicht in Einklang bringen zu können, und hält daher das zweite Fragment für unecht. Er meint aber, mit dem Falle eines sei noch nicht die Unechtheit der übrigen Bruchstücke erwiesen. Das Fundament dieser Kritik ist die gegebene Exposition der Irenäischen Abendmahlslehre; ob diese überall richtig entwickelt, läßt sich hier nicht ausmachen. Wir müssen uns deshalb hier damit begnügen, hinsichtlich der Echtheit jener merkwürdigen Documente mit Pfaff den Leser an den historischen Gustus zu verweisen, über den nicht zu disputiren ist.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab Münter noch neue Fragmente des Irenäus heraus, welche ebenfalls aus handschriftlichen Catenen gezogen waren [57]). Einige derselben sind zu unbedeutend, als daß ein bestimmtes Urtheil über ihre Echtheit möglich wäre; andere aber enthalten allerdings Gedanken, welche in das dogmatische System des Irenäus hinüberschlagen.

Eins der frühesten Werke des Irenäus ist uns noch vollständig erhalten, die fünf Bücher gegen die Ketzereien, ἐλέγχου καὶ ἀνατροπῆς τῆς ψευδωνύμου γνώσεως βιβλια πέντε [58]). Obgleich Irenäus in der Vorrede zum ersten Buche sich selbst schildert als einen im Schreiben noch Ungeübten, so muß man doch mit Grabe [59]) annehmen, daß dies Werk nicht der erste schriftstellerische Versuch des Irenäus gewesen ist. Er sagt nämlich adv. haer. III, 7, 1: er habe schon anderswo gezeigt, daß Paulus häufig Hyperbaten anwende. In den ersten Büchern des Werks gegen die Ketzereien findet sich aber darüber nichts, woraus folgt, daß jener Nachweis in einem früheren Werke gegeben sein muß.

Wie die Entstehung der übrigen Schriften des Irenäus zunächst durch besondere Zeiterscheinungen veranlaßt wurde, so stellt sich unser Bischof auch in dem Werke gegen die Häresien einer sehr gefährlichen Zeitrichtung entgegen. Der Gnosticismus war in den westlichen Küstenländern Asiens und in Ägypten entstanden durch ein Zusammenschlagen griechisch-philosophischer Ideen und mystisch-theosophischer Gedanken, welche ihren Ursprung im Innern Asiens hatten [60]). Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts kamen einige gnostische Sektenhäupter nach Rom. Von hier aus scheinen Schüler die gnostischen Irrlehren weiter verbreitet zu haben. Die Schüler Valentin's drangen zur Zeit des Irenäus in Gallien ein und wußten ihrer Geheimlehre den Beifall einer leicht verführbaren Menge zuzuwenden. Die Schüler des der Valentinianischen Schule angehörenden Marcus trieben in den Rhonegegenden ihr Unwesen. Vor den Augen des Irenäus, in seiner eigenen Diöcese, wurden besonders neugierige Weiber verlockt und irre geführt; er mag selbst wol oft Zeuge einer zu späten Reue solcher Unglücklichen gewesen sein [61]). Durch solche Erfahrungen entstand in ihm wahrscheinlich der Gedanke, jene Irrlehrer zum Heile der Christenheit zu entlarven, das Gefährliche ihrer philosophischen Geheimnisse aufzudecken und die Unwahrheit dieser Richtung nachzuweisen, damit der unheilsame Einfluß der Gnostiker nah und fern allmälig gebrochen würde.

Ein älterer Freund, gegen den Irenäus mit großer Verehrung erfüllt war, hatte besonders zur Abfassung eines Werkes über den Gnosticismus gerathen. Er wünschte eine klare Auseinandersetzung der gnostischen und vorzüglich der Valentinianischen Systeme. Zugleich rieth er zu einer wissenschaftlichen Widerlegung derselben [62]). Es hatten freilich vor Irenäus schon Manche versucht, gegen die Gnostiker zu schreiben [63]), allein, wie es scheint, mit wenigem Glück. Sei es, daß sie keine Gelegenheit hatten, die Systeme kennen zu lernen, oder daß die Widerlegung schwach war. Irenäus war es vorzüglich darum zu thun, sich eine genaue Kenntniß der Systeme zu verschaffen. Dabei ging er von dem ihm zunächst Liegenden aus. Er kam mit Schülern des Valentin vielleicht in Rom zusammen, disputirte mit ihnen, verschaffte sich ihre Schriften zu genauerem Studium. Dann verfolgte er alle ähnlichen gnostischen Richtungen, welche in Asien und Ägypten Glück gemacht hatten. Es kann uns nicht wundern, daß er als ein heftiger Ketzerfeind die ersten Keime dieser Gnosis schon in den frühesten Zeiten der Kirche fand und die Väter derselben zu Zeitgenossen der Apostel machte. Trotz solcher schiefen und falschen Ansichten, von denen sein Werk nicht frei ist, fand es schon sehr früh als Hauptquelle über den Gnosticismus allgemeine Anerkennung und behauptet sie bis auf den heutigen Tag [64]).

---

57) Fragmenta Patrum graecorum edidit et illustravit *Frid. Münter*. Fasc. I. (Hafniae 1788.) 58) Vgl. besonders *Massueti* dissertationis secundae articulum II. und Dodwell's Dissertatio IV: de operis adv. haer. consilio atque tempore. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der obige Titel der ursprüngliche dieses Werkes gewesen. *Eusebius* h. e. V, 7.; s. Massuet a. a. O. S. 97. 59) In den Prolegomenen seiner Ausgabe des Irenäus. 60) Neander in der genetischen Entwickelung der gnostischen Systeme. (Berlin 1818.) Baur, Die christl. Gnosis in ihrer geschichtlichen Entwickelung. (Tübingen 1835.) Daß die Entstehung des Gnosticismus auf diese Weise zu denken sei, wird nach den Untersuchungen Baur's und Neander's (besonders in der Kirchengeschichte) Niemand mehr in Abrede stellen wollen.

61) s. die Belegstellen aus den Quellen in meiner Preisschrift über Irenäus und in meiner Dissertation: De Ptolemaei ad Floram epistola. (Jenae 1843.) 62) Wer jener oft von Irenäus erwähnte Freund gewesen, wird schwerlich jemals ausgemacht werden. Massuet meint, er sei ein griechischer Bischof gewesen; ein Grieche, weil Irenäus griechisch schrieb; ein Bischof, weil Irenäus mit soviel Ehrfurcht ihn anredet. Die Katholiken meinen doch stets, nur der klerikalische Nimbus vermöge bei einem Kleriker Verehrung zu wecken. Andere haben jenen Freund Turibius, Bischof von Toledo, genannt wissen wollen, indessen ohne weitern Grund. 63) Tertullian nennt im Eingange seines Buches adv. Valentinianos Einige, die vor Irenäus schrieben. 64) Es ist bekannt, daß er Simon Magus und Cerinth als die ältesten Gnostiker betrachtet. Unsere Zeit hat diesem Irrthume ein Ende gemacht. Vgl. Baumgarten-Crusius, Handb. und

Über die Abfassungszeit des Werkes dürfen wir nach einigen Äußerungen des Irenäus nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthungen wagen. Im 28. Cap. des ersten Buches werden Tatian und die Enkratiten erwähnt. Nach der Eusebianischen Chronik sind aber die Enkratiten im 12. Jahre des Marc Aurel, also 172, hervorgetreten. Diese chronologische Notiz darf bei den übrigen Unrichtigkeiten in den Zeitbestimmungen der Eusebianischen Chronik keineswegs für durchaus zutreffend gelten. In den ersten 70ger Jahren des zweiten Jahrhunderts mag der Anfang des Werkes geschrieben sein. Die Erwähnung des Bischofs Eleutherus in dem Kataloge der römischen Bischöfe, welcher sich im dritten Buche dieses Werkes findet, gibt bei der historischen Unklarheit über die Succession derselben keinen bestimmten Aufschluß. Ebenso wenig führt die Anspielung auf die Montanisten, welche Irenäus nach Massuet's Annahme vor 177 nicht kennen lernen konnte, zu einem sichern Resultate [65]). Wahrscheinlich sind die letzten Bücher in den Jahren 186—192 geschrieben [66]).

Den Plan des ganzen Werkes scheint Irenäus während der Ausarbeitung verändert zu haben. Nach der Vorrede zum ersten Buche wollte er die gnostischen Systeme in gedrängter Kürze darstellen und wahrscheinlich sich nur auf eine Widerlegung der Hauptansichten einlassen. Indessen der Stoff wuchs ihm unter der Hand und die Überzeugung, mit einer allseitigen Widerlegung der Welt einen größern Dienst zu thun, vermochte ihn, seiner Schrift die Ausdehnung zu geben, in der wir sie besitzen. Aus den Vorreden der einzelnen Bücher erhellt, daß nicht das ganze Werk in einem Flusse gearbeitet und nach gehöriger Durchsicht ganz vollendet herausgegeben ist. Ein jedes Buch ist vielmehr für sich entstanden; es mögen nicht unbedeutende Zeitabschnitte zwischen der allmäligen Entstehung der fünf Bücher liegen. Dem Freunde, an den das Ganze gerichtet ist, wurde jedes fertig gewordene Buch, sobald Irenäus die letzte Feile daran gelegt hatte, zugeschickt und wahrscheinlich nach einem billigenden Urtheile des befreundeten Censors auch weiter verbreitet [67]).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Werk in griechischer Sprache geschrieben ist. Irenäus war ein Grieche von Geburt, war durch seine Erziehung mit den Erzeugnissen des griechischen Geistes vertraut, — wie hätte er anders, als in seiner Muttersprache, schreiben mögen? Aber er lebte im Abendlande, war auch berührt vom Geist der römischen Kirche und schrieb doch wol zunächst für Occidentalen, — warum soll er sich des griechischen Sprachidioms bedient haben? Seinem Sinne und Wesen nach hat er nie aufgehört, Grieche zu sein; seine theologische Weltanschauung ist durch den Platonismus bedingt und durchaus orientalisch, wenngleich auch der Geist der römischen Kirche aus einzelnen Zügen an ihm sich erkennen läßt. Aus der Bestimmung des Werkes läßt sich nichts gegen seine ursprünglich griechische Abfassung folgern. War es auch zunächst für den Occident bestimmt, so war ja auch dort die griechische Sprache von den Gebildeten gekannt und geübt; entstand es auch aus dem Gedanken, das gnostische Unwesen in der Nähe zu vernichten, so sollte es sicherlich auch in entferntern Kreisen dagegen wirken, vor Allem da, wo die Gnosis den üppigsten Boden fand und am reichsten wucherte, — im Orient [68]). Aber Irenäus bittet selbst in der Vorrede zum ersten Buche, Mangel an Redeschmuck und Schönheit und Anmuth des Styls damit zu entschuldigen, daß er, in einem keltischen Lande wohnend, meistens mit einer barbarischen Sprache sich zu beschäftigen genöthigt sei [69]). Daß man aus diesem Ausspruche nicht eine lateinische Abfassung des Werkes ableiten könne, liegt am Tage; die Entschuldigung würde, wenn Irenäus lateinisch geschrieben hätte, allen Sinn verlieren. Außerdem sind die Worte „βάρβαρος διάλεκτος" bezeichnend genug; dazu kommt, daß der oben angegebene griechische Titel des Werkes ursprünglich ist; die Übersetzungen desselben, wie sie sich bei den kirchlichen Schriftstellern finden, stimmen den einzelnen Worten nach nicht überein, während die Anführung der griechischen Titelworte constant dieselbe ist. Eusebius hat ferner mehre Stellen aus den Schriften des Irenäus citirt, bemerkt aber nirgends, daß solche Stellen von ihm ins Griechische übertragen worden seien [70]). Hieronymus zählt den Irenäus zu den griechischen Schrift-

---

Compendium der Dogmengeschichte. Bereits Tertullian hält sich an die Darstellung des Irenäus vom Valentinianischen Systeme; und Epiphanius hat den größten Theil des ersten Buches adv. haer., worin die gnostischen Systeme geschildert werden, wörtlich abgeschrieben. Theodoret gibt in seinen fabulis haereticis meistens nur Excerpte aus Irenäus.

65) Adv. haer. III, 11, 8. Diese Stelle wird auch von Neander und Baumgarten-Crusius auf die Montanisten bezogen. Nach meiner Ansicht hat Irenäus hier die Montanisten, welche auch nicht namentlich genannt sind, nicht im Sinn gehabt. 66) Dodwell hat angenommen, das Werk sei von Irenäus ungefähr 177 vollendet. Um dies Resultat geltend zu machen, mußte er gegen die Auctorität der Chroniken kämpfen, was Massuet ihm sehr übel genommen hat. Indessen es wird heutiges Tages allgemein geglaubt, daß die Angaben der Eusebianischen wie Alexandrinischen Chronik vielfach ungenau sind. Grabe hat in den Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Irenäus die Vollendung des Werkes gegen die Ketzer in ein zu frühes Jahr (177) gesetzt; seine Ansicht ist mit Recht von Massuet zurückgewiesen. 67) Die Belegstellen hierzu s. bei Massuet a. a. O. S. 99.

68) Massuet meint, Irenäus habe das Werk zunächst an seinen uns unbekannten Freund gerichtet. Dieser sei ein Grieche gewesen. Erst später habe er über die Bestimmung des Buches anders gedacht, sie erweitert. Ich vermag mir die Sache nicht anders zu denken, als ich hier ausgesprochen habe. Das Werk ist entstanden aus einem dem Irenäus selbst nahe liegenden Bedürfniß, und ist so gut für das Abendland, wie für den Orient bestimmt gewesen. Die Menschen, welche in geistlichen Dingen einen Einfluß auf das Volk ausüben konnten, mußten auch Griechisch verstehen, mochten sie nun in Gallien oder Kleinasien wohnen. Für solche hat Irenäus vorzüglich geschrieben. Weil er dem gnostischen Unwesen steuern wollte, wandte er sich an die, welche gegen die Gnostiker aufzutreten und zugleich auf das Volk zu wirken berufen waren. 69) *Οὐκ ἐπιζητήσεις παρ' ἡμῶν τῶν ἐν Κελτοῖς διατριβόντων καὶ περὶ βάρβαρον διάλεκτον τὸ πλεῖστον ἀσχολουμένων λόγων τέχνην, οὔτε δύναμιν συγγραφέως οὔτε καλλωπισμὸν λέξεως* cett. 70) Wie er es doch bei Anführung von Stellen aus den Vätern der lateinischen Kirche zu bemerken gewohnt ist.

stellern[71]). Ein flüchtiger Blick in die alte uns von dem Werk vollständig erhaltene lateinische Übersetzung zeigt, daß diese von einem Menschen angefertigt wurde, der ein griechisches Original sklavisch Wort für Wort ins Lateinische übertrug. Sie ist voll von Gräcismen, griechischen Wendungen und Constructionen. Es ist weit natürlicher, diese von einem Übersetzer abzuleiten, als anzunehmen, Irenäus habe als Grieche diese Gräcismen in seine lateinische Originalschrift eingetragen. Als Bischof von Lyon, als Vorsteher einer nicht unbedeutenden Diöcese, muß Irenäus besser Lateinisch verstanden haben, als der Übersetzer seines Werkes.

Über den alten Übersetzer sind, da nichts Gewisses bekannt ist, wenigstens gelehrte Vermuthungen geäußert worden. Man hat wol gesagt, Irenäus habe das Werk selbst ins Lateinische übertragen. Dies ist doch sehr unwahrscheinlich, da der Übersetzer an mehren Stellen den Sinn des griechischen Textes nicht verstanden, doch aber glücklicherweise so übersetzt hat, daß es uns möglich ist, die Fehler der Übersetzung zu berichtigen. Auch hat man gemeint, ein Schüler des Irenäus, vielleicht ein Grieche, welcher mit ihm nach Gallien eingewandert war, habe die Übersetzung angefertigt. Daß sie von einem Griechen herrührt, ist wol glaublich; daß derselbe aber ein Mann von nicht sehr glänzenden Geistesgaben gewesen, geht aus der Übersetzung unzweideutig hervor. Jedenfalls ist sie sehr alt, vielleicht noch bei Lebzeiten des Irenäus selbst entstanden. Die Vermuthung Massuet's, daß Tertullian bei seiner Schrift gegen die Valentinianer und auch Cyprian die Übersetzung des Irenäus bereits benutzt haben, ist allerdings durch beinahe wörtlich übereinstimmende Stellen wahrscheinlich gemacht[72]). Dodwell meinte, sie gehöre ans Ende des vierten Jahrhunderts, in die Zeit, als die Sekte der Priscillianisten in Spanien und Gallien die gnostischen Irrthümer erneuerte. Um jene Zeit habe Augustin sie benutzt[73]). Die Mauriner haben sie in noch spätere Zeit setzen wollen, in das sechste Jahrhundert. Sie berufen sich auf die barbarische Latinität, welche aus jener Zeit zu stammen scheine[74]).

Bei den vielen alten Zeugnissen, welche die Echtheit des Werkes unzweifelhaft machen, konnte es nur Semler's allzu scharfe Kritik wagen, Zweifel gegen die Authentie vorzubringen, welche durch Ch. G. F. Walch in einer ausführlichen Abhandlung De authentia librorum Irenaei widerlegt worden sind[75]). Semler ist von mancherlei falschen historischen Voraussetzungen ausgegangen. So behauptet er, Irenäus sei ein Occidentale gewesen und findet es unbegreiflich, wie derselbe zu einer so echt griechischen Bildung gekommen und selbst das Hebräische habe erlernen können. Dieser Einwurf erledigt sich nach unserer Untersuchung über das Vaterland des Irenäus ganz von selbst. Bedeutender ist ein anderer Zweifel. Semler meinte, manche Gedanken und Ansichten widersprächen dem Geiste des zweiten Jahrhunderts. So könne um jene Zeit über den Primat Roms nicht in der Weise gesprochen sein, wie Irenäus es thue. Allein es läßt sich recht gut nachweisen, daß in den bekannten und berühmten Stellen Irenäus der cathedra des römischen Bischofs durchaus nicht die Macht zugesteht, welche die Arroganz späterer römischer Bischöfe foderte. Die Stellen, richtig interpretirt, widersprechen dem Geiste der Zeit durchaus nicht und sind somit den eigenen Ansichten des Irenäus, wie sie sich aus dem Briefe an den Bischof Victor ergeben, keineswegs zuwider[76]). Im sechsten

71) Die Meinung des Erasmus, Hieronymus habe den Irenäus einen Griechen von Nation, nicht aber einen griechischen Schriftsteller nennen wollen, ist von Massuet bereits widerlegt. Derselbe Erasmus meint, einige kurze griechische Verse, welche sich in dem lateinischen Texte des Irenäus finden, beweisen, daß das Original lateinisch gewesen. Er beruft sich ferner darauf, daß man den Namen des lateinischen Übersetzers nicht kenne; deshalb habe auch nie ein solcher existirt. Massuet fragt mit Recht, ob man denn den Namen eines griechischen Interpres kenne? Eine griechische Übersetzung müßte doch jedenfalls angenommen werden, wenn man an ein lateinisches Original glaubt. Woher sonst die zahlreichen griechischen Excerpte bei Eusebius, Epiphanius, Johannes Damascenus und in den Catenen? 72) Weil Ephräm, der Syrer, eine Stelle aus Irenäus citirt hat, so hat man auch wol angenommen, es müsse, da Ephräm kein Griechisch verstand, auch eine syrische Übersetzung von Irenäus gegeben haben. Doch wol eine voreilige Annahme. 73) *Dodwelli* diss. V in Iren. §. 1. p. 397. 74) Histoire litéraire de France l. c. p. 335.

75) Semler in Diss. I. in Tertullianum adjecta. Vol. V. §. 12. p. 300. Die Abhandlung Walch's findet sich in den Commentariis societatis regiae scientiarum Gottingensis. T. V. ad an. 1774. 76) Es ist dies ein ähnlicher kritischer Einwurf gegen die Echtheit des Werkes adv. haer., wie der Baur's gegen die Echtheit der Ignatianischen Briefe: daß die kirchlichen Verhältnisse, wie sie in jenen Briefen geschildert werden, nicht die der Zeit des Ignatius gewesen sind. Die richtige Erklärung jener auf den Primat Roms bezogenen Stellen (hauptsächlich adv. haer. III, 3, 2) hat Gieseler in seiner Kirchengeschichte bereits gegeben, der die Worte potior principalitas „vorzügliche Ursprünglichkeit" übersetzt. Danach setzt Irenäus den Vorzug Roms in die Gründung der römischen Kirche durch zwei Apostel. Gieseler sagt in seiner Kirchengeschichte I. Th. S. 176: „Irenäus will erweisen, daß die Lehre der katholischen Kirche apostolisch sei, durch die Nachfolger der von den Aposteln eingesetzten Bischöfe erhalten. Da es zu weitläufig ist, diesen Zusammenhang mit den Aposteln von allen Kirchen nachzuweisen, will er seinen Beweis allein auf die römische Kirche beschränken, und zuletzt darthun, daß die Lehre der römischen Kirche mit der der ganzen übrigen Kirche nothwendig übereinstimme. Necesse est (ἀνάγκη) darf nicht mit oportet (δεῖ) verwechselt werden: jenes drückt eine natürliche Nothwendigkeit, dieses eine Verbindlichkeit, Pflicht aus. Principalitas ist nicht τὸ ἡγεμονικόν (principale), sondern αὐθεντία, ἀρχή, Ursprünglichkeit." Danach übersetzt Gieseler: „denn mit dieser Kirche muß, wegen ihrer vorzüglicheren Ursprünglichkeit, der Natur der Sache nach, die ganze Kirche, d. h. die Gläubigen aller Orten, übereinstimmen." Zu derselben Erklärung erklärte sich auch der freisinnige Katholik, J. Ellendorf, in seiner Schrift: der Primat der römischen Päpste, aus den Quellen dargestellt (Darmstadt 1841.). Ellendorf sagt S. 101 fg.: „Nehmen wir an, die Stelle besage nach der Auslegung derjenigen, die den Primat vertheidigen, wirklich, daß mit der Tradition der römischen Kirche alle andern Kirchen ex officio übereinstimmen müssen und zwar propter potiorem principalitatem der ersteren: so sind wir denn doch noch weit von einem allgemeinen Primate der römischen Kirche entfernt. Wir haben dann die durch die private Meinung eines gallischen Kirchenvaters unterstützte Ansicht, daß die römische Kirche das Recht habe, den Glauben der andern Kirchen zu prüfen, ihre Glaubensbekenntnisse zu bestätigen und Ketzereien zu verdammen. Allein dem widerspricht nun sogleich schnurstracks das Concil von Nicäa, welches seine Glaubensdecrete und die Verdammung des Arius, der auch schon längst durch den Patriarchen von Alexandrien

Jahrhundert — auch darauf beruft sich Semler zu Gunsten seiner Ansicht — schrieb der Bischof Ätherius von Lyon an Gregor I. um ein Exemplar des Irenäus, was in Lyon nicht aufzutreiben sei. Gregor antwortete, daß auch er zu Rom vergebliche Nachsuchungen habe anstellen lassen. Offenbar viel zu voreilig schließt hieraus Semler, das Werk sei im sechsten Jahrhundert nicht vorhanden gewesen, während dies doch nur beweist, daß es nicht zahlreich verbreitet war.

Semler kam nach diesen kritischen Einwürfen zu dem Resultate, daß eine alte Betrügergesellschaft manche Schriften, die uns unter dem Namen kirchlicher Schriftsteller erhalten sind, verfertigt und sie dann diesem und jenem aus dem kirchlichen Alterthume bekannten Manne beigelegt hätte. Auf diese Weise sei auch das Werk adversus haereses entstanden und unter dem Namen des Irenäus auf uns gekommen. Dabei bemühte sich Semler noch, nachzuweisen, daß das Werk gegen die Ketzer Manches enthalte, was sich auch in den Schriften des Clemens Alexandrinus finde. Walch hat in seiner Abhandlung auch diese positive Kritik Semler's gut widerlegt.

Semler's Zweifel haben gar keinen historischen Grund. Es wäre ein Glück, wenn alle bedeutenden Schriften des Alterthums in ebendem Maße beglaubigt wären, wie das Werk gegen die Ketzer. Tertullian erwähnt dasselbe in seiner Schrift gegen die Valentinianer und berichtet über das Valentinianische System in einer Weise, welche zeigt, daß er den Irenäus vor Augen hatte. Cyprian kennt es ebenfalls [77]). Eusebius führt es unter den Schriften des Irenäus auf und citirt (h. l. V, 5. 6) eine längere Stelle daraus [78]). Epiphanius hat in der 31. Haeresis 9—33 beinahe das ganze erste Buch des Irenäus abgeschrieben. Basilius der Gr., Cyrill von Jerusalem, Augustin erwähnen das Werk [79]) und Theodoret hätte seine fabulae haereticorum vielleicht nicht schreiben können, wenn ihm des Irenäus Ketzerbuch nicht als Hauptquelle zur Benutzung vorgelegen hätte. Dazu kommt, daß auch der Inhalt des Werks nicht darbietet, was dem Geiste des zweiten Jahrhunderts und den geschichtlichen Erscheinungen desselben widersprechend wäre. Unsere Zeit, die wol mit Recht eine hyperkritische genannt werden mag, hat deshalb bis jetzt ihre kritischen Zerstörungsversuche von dem Werke des Irenäus fern gehalten und wird auch wol ferner die historischen Bollwerke, von denen es umgeben ist, respectiren müssen.

Das ganze Werk gegen die Häresien ist von Irenäus selbst in fünf Bücher getheilt worden. Es ist natürlich, daß er die Systeme seiner Gegner, mit denen er es vorzugsweise zu thun hatte, im Anfange seines Buchs schildert. Die Lehren der Schule des Ptolemäus, welcher nach Irenäus der bedeutendste Schüler Valentin's gewesen, und die Begründung dieses Systems mit Hilfe einer allegorischen Interpretation werden in den ersten neun Capiteln des ersten Buchs aus den Schriften dieser Gnostiker selbst dargestellt. Im zehnten Capitel folgt eine kurze Entwickelung der Glaubenswahrheiten, wie sie in der Kirche und in dem Glaubensbewußtsein aller Gemeinden leben. Theils um den Ursprung jenes Ptolemäischen Systems zu erklären, theils auch um analoge Speculationen der frühern und damaligen Zeit zusammenzustellen, werden im Verlauf des ersten Buchs die übrigen gnostischen Systeme dargestellt, ausführlicher das dem Pythagoräismus verwandte Zahlensystem des Marcus, dessen Anhänger ja in der Nähe des Irenäus ihr Unwesen trieben. So ist durch das erste Buch eine Gesammtübersicht über alle Erscheinungen der ψευδώνυμος γνῶσις gegeben.

Mit dem zweiten Buche beginnt die Polemik, welche hier eine rein dialektische ist. Irenäus geht näher ein auf die Gedanken der Gnostiker und weiset in diesen allerlei Widersprüche und Ungereimtheiten nach. Die gnostischen Ideen von Gott und dem Pleroma, von deren Verhältniß zu dem sichtbaren Universum sind sich selbst widersprechend. Die einfache Lehre der Kirche trägt dagegen in ihrer Klarheit das Gepräge der Wahrheit — bis Cap. 12. Die Aonenlehre der Gnostiker, welche an die Theogonien und mythischen Erzählungen des Heidenthums erinnert, ist in sich selbst voll Widersprüche — bis Cap. 19. Die Beweise, welche die Gnostiker für ihre Systeme aus den Schriften des N. und A. T. gezogen, sind unhaltbar, weil ihre Art, jene Schriften zu erklären, eine gezwungene, künstliche und allegorische ist, der das klare Wort der Schrift selbst widerspricht. Gelegentlich werden sehr beachtenswerthe hermeneutische Grundsätze entwickelt bis Cap. 28. Zum Schluß des Buches sind die anthropologischen Lehrsätze der Gnostiker, vorzüglich jener von ihnen gemachte Unterschied zwischen pneumatischen, psychischen und hylischen oder sarkischen Naturen einer Prüfung unterzogen und mit Recht deshalb verworfen, weil mit einer solchen Anthropologie das Bestehen sittlicher Freiheit des Individuums und des gesammten Sittengesetzes nicht zu vereinigen ist. Für eine äußerliche Auffassung der gnostischen Systeme, welche in dieser dialektischen Widerlegung nur zu oft hervortritt, entschädigen den Leser die-

ohne Roms Vorwissen verdammt war, dem römischen Bischofe Silvester nicht zur Genehmigung und Bestätigung vorlegte, wie es auch späterhin die nächstfolgenden nicht thaten. Diese durch Jahrhunderte dauernde Praxis der Kirche ist der beste Commentar zu der Stelle des Irenäus und beweiset, daß er der römischen Kirche zwar eine große und außergewöhnliche Autorität, aber keine allgemeine gesetzgebende Gewalt in Glaubenssachen für die ganze Kirche beigelegt habe. Dabei sagt nun die Stelle gar nichts von einer allgemeinen gesetzgebenden Gewalt jener Kirche in Sachen der Disciplin und von ihrer höchsten allgemeinen Jurisdiction, die doch zwei der bedeutendsten Theile des Primats sein sollen." Einzelne neue Ansichten finden sich in einem Aufsatz von L. Wolff, die Lehre des Irenäus von der Tradition und der Natur des Menschen, — in der Zeitschrift für die gesammte Luther'sche Theologie von Rudelbach und Guerike. Jahrgang 1842. Viertes Quartalheft. — Wie befangen man katholischerseits in Auffassung der Stellen des Irenäus ist, zeigt Möhler's Antwort auf Semler's Zweifel (in der Patrologie S. 338.): „Irenäus legte dem römischen Stuhle keine andere Prärogative bei, als demselben immer (?) auch von Andern (?) seiner (!) und der folgenden Zeit nach dem einhelligen Glauben der Kirche zuerkannt wurden."

77) Ep. 74 ad Pomp. 78) *Iren.* III, 3, 3. 79) *Basilius* de spir. sancto c. 29. *Cyrilli* Cat. 16. *Augustinus* c. Julian. I, 3. 7.

ses Buches manche tiefe und treffliche Gedanken, die mit der Idee des Christenthums in engem Zusammenhange stehen.

Im dritten Buche geht Irenäus zu seiner Widerlegung der Häretiker aus der Tradition der katholischen Kirche über. Das Glaubensbewußtsein ist in derselben ein überall identisches. Es steht aber durch die Succession der Bischöfe mit dem Geiste der Urkirche und der Apostel in einem nachweisbaren Zusammenhange. Daraus folgt, daß der Glaubensinhalt, welcher von der Kirche rein bewahrt worden ist, an Alter und Reinheit die neuen gnostischen Speculationen übertrifft, bis Cap. 4. Sodann geht er über zu der Widerlegung aus den Schriften des N. und A. T. Aus den einzelnen Evangelien, deren es nicht mehr und nicht weniger als vier geben kann, wird die Lehre der Kirche von einem Gott; aus Johannes besonders die Lehre von der Weltschöpfung und von der Menschwerdung des Logos erwiesen, bis Cap. 11. Derselbe Nachweis über den einen Schöpfer der Welt, der zugleich der höchste Gott sei, wird weiter aus der Apostelgeschichte und den Aussprüchen der andern Schüler Christi geführt. Dann aber besonders nach Marcion's Unterscheidung zwischen dem Gott des A. und N. T. verworfen, bis Cap. 15. Im Gegensatze gegen die falschen christologischen Ansichten der Häretiker entwickelt Irenäus seine Christologie, bis Cap. 21. Gegen die ebionitischen Zeitansichten, welche in dem erschienenen Christus nur die Menschheit anerkannten, macht Irenäus die Gottheit desselben und gegen die doketischen Meinungen die Menschheit geltend. Gegen den Schluß dieses Buches werden noch einzelne Ansichten Tatian's und Marcion's widerlegt.

Viertes Buch. Der Gott des A. T. ist auch der Gott des N. T. Nach dem Untergange Jerusalems hat seine Herrschaft nicht aufgehört; vielmehr ist der Himmel noch heute sein Thron, die Erde noch heute der Schemel seiner Füße. Zu der Patriarchen Zeit ist es bereits der Logos, der Vermittler aller göttlichen Wissenschaft und der Träger aller Offenbarung gewesen, der den Willen des einen Gottes den Menschen kund machte. Daraus leuchtet ein, daß ein Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. angenommen werden muß, obgleich das Christenthum in mancher Hinsicht vorzüglicher ist, als die Religion des A. T., bis Cap. 12. Dem Autonomismus der Gnostiker mußte die fortdauernde Gültigkeit des allgemeinen Sittengesetzes, was im Mosaismus einen so vollendeten Ausdruck gefunden hatte, nachgewiesen werden. Die Gesetze des Mosaismus entsprachen vollkommen ihrem Zwecke; ein tüchtiges Volk, nicht frei von Trotz und Eigenwillen, ist durch den imperatorischen Geist des Mosaismus, der durch den Gedanken der Nähe Gottes geschützt und aufrecht erhalten wurde, im Zaume gehalten. Freilich ist jene starre Form des Sittengesetzes durch Christus gebrochen: er hat an seine Stelle das Gesetz der Liebe gestellt, was den Menschen erst vollends aus den Fesseln sittlicher Sklaverei freimacht. Obwol wir durch Christus von manchen drückenden Formen befreit sind, so hat doch das Gesetz Gottes seine Kraft behalten, ja ist erst seiner tiefsten Bedeutung und Geltung nach gewürdigt worden, bis Cap. 20. Was das Heiden- und Judenthum Wahres hatte, ist in das Christenthum aufgenommen; es ist deshalb bestimmt für alle Zeiten. Marcion hat deshalb sehr Unrecht, den Zusammenhang zwischen dem A. und N. T. zu leugnen. Er läßt sich aus der Erfüllung der Prophetien im N. T. sogar durch die That widerlegen. Daher halte man fest an dem Glaubensbewußtsein der Kirche, bis Cap. 36. Wie die Väter der christlichen Urzeit alle festhielten an der Lehre von sittlicher Freiheit des Menschen; so auch Irenäus. Diese Lehre wird in den letzten Capiteln dieses Buches ausführlich entwickelt.

Das fünfte Buch enthält außer einigen gelegentlich wiederholten und tiefer begründeten Widerlegungen gnostischer Ansichten des Irenäus Hauptansichten von der Eschatologie, in der seine chiliastische Denkweise sich offenbart. Zuerst wird die Auferstehung des Fleisches als eine Hauptgegenlehre des Gnosticismus tiefer begründet aus der Natur des Menschen und aus dem Wesen und den Wirkungen der Erlösung, bis Cap. 17. Von da bis zum Ende des Buches spricht Irenäus von dem Erscheinen des Antichrists, vom Ende der Welt und dem Zustande nach dem Tode, die eigenthümlich chiliastischen Ansichten schließen das Werk.

Handschriften und Ausgaben. Die erste Ausgabe des Werkes adv. haer. besorgte Desiderius Erasmus 1526. Erasmus benutzte drei Handschriften, eine römische und zwei andere aus Klöstern ihm mitgetheilte. Diese Ausgabe ging noch zu wiederholten Malen aus der Officin von Frobenius in Basel hervor 1528, 1534, 1548, 1554, 1560 in klein Folio; auch zu Paris 1528, 1545 in demselben Format und endlich 1563 in Octavform. Diese erste Ausgabe konnte natürlich nur in vieler Hinsicht mangelhaft sein.

Im Jahre 1570 trat Nicolaus Gallasius, ein Calvinischer Geistlicher und Professor in Genf, mit einer neuen Ausgabe in Folio hervor. Er behauptet zwar, die Fehler der Erasmischen Ausgaben seien von ihm nach sorgfältiger Vergleichung von Manuscripten verbessert worden; indessen man muß aus der mangelhaften Ausgabe schließen, daß vielleicht gar keine oder nur schlechte Handschriften von Gallasius benutzt worden sind. Er hat den griechischen Text, welcher sich bei Epiphanius findet, der lateinischen Übersetzung hinzugefügt.

Eine dritte Ausgabe besorgte Johann Jacob Grynäus, ebenfalls Calvinist, Basel 1571 in Octav. Er hat von dem erhaltenen griechischen Texte eine neue lateinische Übersetzung des Janus Cornarius gegeben; übrigens ist diese Ausgabe nicht bedeutend.

Weit wichtiger ist die von dem Minoriten und Professor an der pariser Universität Franz Feuardent besorgte, 1596 zu Cöln erschienene Ausgabe. Andere Abdrücke sind zu Cöln 1625, 1630 und zu Paris 1639, 1675 Fol. erschienen. Feuardent benutzte einen vaticanischen Codex, außerdem noch eine sehr alte und gute Handschrift. Er gab auch die Observationen zweier bedeutenden Kritiker, Jacob Bill und Fronto Ducäus. Außerdem fügte er

aus der vaticanischen Handschrift die fünf letzten Capitel hinzu und gab auch die übrigen griechischen Fragmente.

Im Jahre 1702 trat zu Orford eine neue Ausgabe ans Licht, von einem teutschen nach England übergesiedelten Gelehrten, Joh. Ernst Grabe, verfaßt und dem König Friedrich von Preußen dedicirt. Grabe hat sehr viel Fleiß auf die Ausarbeitung dieses in gelehrter und typographischer Hinsicht wahrhaft glanzenden Werkes verwandt. Vier Handschriften wurden von ihm benutzt. Zuerst eine dem Isaacus Vossius gehörige sehr gute, welche Dodwell mit Feuardent's Ausgabe verglich, um die abweichenden Lesarten für Grabe zu notiren. Sodann der Codex *Arundelianus*, welcher in der Bibliothek der regia societas zu London aufbewahrt wurde und nach Grabe's Angabe aus dem 13. Jahrhundert stammt. Endlich gebrauchte dieser Herausgeber noch eine Abschrift, welche aus zwei Codices von einem gewissen Josias Mercerus genommen war. Vossius hatte sie dem Dodwell zum Abschreiben mitgetheilt. Weder Grabe noch Massuet hat jene Codices selbst gesehen. Massuet meint, obgleich Grabe stets bestimmt Cod. *Merc.* 1 et 2 unterscheidet, die daraus mitgetheilten Lesarten stammen aus einem und demselben Coder; derselbe sei auch nicht sehr alt und non adeo bonae notae. Außerdem sammelte Grabe mit vielem Fleiß die griechischen Fragmente des Werkes adv. haer. und fügte zahlreiche Noten dem vielfach gereinigten Texte hinzu. In den Erklärungen zeigt er sich häufig als ein nicht ganz vorurtheilsfreier Mann. Die Texteseintheilung hätte glücklicher angelegt werden können.

Die letzte Ausgabe besorgte der Benedictiner Massuet; sie erschien Paris 1710 und nachgedruckt Venedig 1734 Fol. Ihm standen folgende drei Codices zu Gebote: 1) der Claramontanus aus der Jesuiterbibliothek zu Clairmont. Ist das Alter des Coder nicht überschätzt, so stammt er aus dem neunten Jahrhundert. Am Ende sind mehre Blatter abgerissen; es fehlen aber nur die letzten 10 Capitel. 2) Codex *Passeratii*. Ein gewisser Passeratius hatte an den Rand der Erasmischen Ausgabe verschiedene Lesarten eines übrigens unbekannten Coder verzeichnet, welcher von den bisher benutzten Codices durchaus verschieden und nach Massuet sehr alt und in den Varianten gut sein soll. 3) Codex *Ottobonii* wurde zu Rom in der Bibliothek des Cardinals Ottobonus aufbewahrt; er schien jedoch neu, nicht über 400 Jahre alt zu sein. Massuet hält diese Handschrift für identisch mit der des Josias Mercerus, welche Grabe benutzte. In derselben fehlen die letzten fünf Capitel. Jener vaticanische Coder, welchen Feuardent benutzte, existirte bereits zu Massuet's Zeit nicht mehr in Rom. In dieser Benedictinerausgabe finden sich viele Textesverbesserungen; die erklärenden Noten sind überall, wo Massuet nicht durch katholische Vorurtheile verblendet exegisirt, recht gut; den Text hätte der Herausgeber einfacher abtheilen können. Im zweiten Theile finden sich Dissertationen über die gnostischen Systeme, über das Leben, die Schriften und die Lehre des Irenäus. Die Vorreden und Anmerkungen der früheren Herausgeber hat Massuet in seine Ausgabe ebenfalls aufgenommen. Der venetianer Abdruck enthält auch die von Pfaff herausgegebenen Fragmente, wie die oben angeführten wichtigeren Streitschriften über dieselben. Die Fragmente der gnostischen Schriften findet man in beiden Massuet'schen Ausgaben.

III. Grundzüge seines dogmatischen Systems. Das Fundament, auf welchem Irenäus sein dogmatisches Gebäude aufführt, ist die Idee der Kirche. Die Thatsache, daß in der Kirche das sittlich-religiöse Leben am vollkommensten sich offenbart, konnte von den Gnostikern nicht weggeleugnet werden, mußte vielmehr auf die dieser Erscheinung zum Grunde liegenden tiefern Gründe führen. Mit diesem Ausgangspunkte für sein dogmatisches Bewußtsein wie für seine dogmatische Entwickelung hat Irenäus den Schwerpunkt des Glaubens und der Dogmatik gefunden. Das concret-religiöse Leben in der Kirche, woran der Einzelne als Glied der Gemeinde Theil haben soll, ist etwas unmittelbar Gewisses; auf seine eigenen religiösen Erfahrungen, welche nicht zu trennen sind von dem religiösen Gesammtleben der Gemeinde uud dem die ganze christliche Kirche durchdringenden Geiste, stützt sich die religiöse Überzeugung wie auf feste und unumstößliche Thatsachen. Durch Auffindung dieses einzig richtigen Princips aller Dogmatik erhebt sich Irenäus weit über viele alte Kirchenlehrer [80]).

Woher stammt nun das religiöse Leben in der Brust des Einzelnen und in der Gesammtheit der Christen, welche wir die Kirche nennen? Aus der religiösen Wahrheit, welche in und mit dem Christenthume gegeben ist. Jenes Leben beweist also, daß die Kirche die religiöse Wahrheit besitzt und aus jenem Leben folgt, wie aus einer Thatsache von selbst, daß die mit ihren Geheimnissen außerhalb der Kirche Stehenden nicht die wahre γνῶσις haben, obgleich sie sich derselben laut zu rühmen wagen.

Die Erkenntniß der religiösen Wahrheit ist uns gegeben mit der heiligen Schrift, besonders mit dem N. T. Außer dem Briefe an den Philemon, dem Briefe Jacobi und Judä, dem zweiten Petri und dem dritten Johannis hat Irenäus sämmtliche Schriften des N. T. benutzt; denn obgleich in dem Werke adv. haer. sich nur Anklänge an den Hebräerbrief finden, so wissen wir doch aus Eusebius, daß er denselben gekannt hat [81]). Gegen die Gnostiker, welche sich Verstümmelungen des Schrifttextes und Unterschiebung falscher Evangelien zu Schulden kommen ließen, vertheidigt Irenäus nachdrücklich das Ansehen und die Auctorität der heiligen Schrift. Die Apostel haben durch Rede und Schrift erst dann von Christo und

80) Der Verfasser erinnert daran, daß er nur eine gedrängte Darstellung von dem Irenäischen System hier geben kann. Um den Leser auf die dogmatischen Höhepunkte des Irenäus zu führen, wählt der Verfasser häufig die kürzesten Wege. Sollte er auch auf den ersten Blick von Irenäus' eigener Darstellungsweise abzuweichen scheinen; so wird sich bei tieferer Betrachtung der Sache die historische Treue der hier gegebenen Darstellung auch ohne ins Einzelne eingehende Verfolgung des Irenäischen Gedankengangs einem Jeden von selbst ergeben.

81) *Eus.* h. e. V, 26. *καὶ βιβλίον τι διαλέξεων διαφόρων, ἐν ᾧ τῆς πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολῆς — μνημονεύει.*

seinem Werke Zeugniß gegeben, als der Herr auferstanden und Jesu Sinn und Wollen von ihnen klar erfaßt war. Deshalb sind ihre Schriften „Grund und Säule unsers Glaubens für alle Zukunft“ [82]). Historisch beweist er das Ansehen der Schrift also: die kirchliche Anerkennung der vier kanonischen Evangelien von der Zeit der Apostel bis auf unsere Tage schließt von selbst alle von Häretikern untergeschobenen Evangelien als falsch aus. Weniger Werth hat die mystische Allegorie: wie die Welt vier Himmelsgegenden hat, so ruht die Kirche auf ihren vier Evangelien, gleichsam auf vier Pfeilern [83]). Die ganze Schrift, A. und N. T., wird von Irenäus als inspirirt betrachtet; der Logos und der heilige Geist haben die Propheten und Apostel unterstützt bei Abfassung ihrer Schriften [84]).

„Zur wahren Erkenntniß christlicher Wahrheit,“ sagt Irenäus, „wird die vollkommenste Behandlung der heiligen Schriften, Lesung derselben ohne Fälschung, rechtmäßige und genaue Auslegung ohne Gefahr und ohne Lästerung vorausgesetzt [85]). Zur Zeit des Irenäus hatten es nicht nur die Gnostiker, sondern selbst Lehrer der Kirche zu einer besondern Fertigkeit in allegorisch-spielender Interpretation gebracht. Die Foderung einer richtigen Auslegung der Schrift hat darum bei Irenäus einen tiefen Sinn und Grund. Freilich ist er selbst durch seine Ansicht von einer durchgehenden Prägnanz der Bibelworte oft verführt zu falschen Deutungen; aber sein hermeneutischer Grundsatz, die dunkeln Stellen der Schrift aus den an sich klaren Gedanken, die Gleichnisse aus den unzweifelhaft deutlichen Worten zu erklären, hat noch heute Geltung und ist aus Einsicht in die Gebrechen gnostischer Exegese hervorgegangen [86]).

Irenäus hatte den Gnostikern gegenüber einen harten Stand. Berief er sich auf den Geist der Schrift, so erwiederten sie: aus der Schrift kann die Wahrheit nur von denen gefunden werden, qui sciant traditionem; non enim per literas traditam veritatem, sed per vivam vocem. Die Wahrheit und damit zugleich die wahre Schriftauslegung sei nur im Besitze der Vollkommenen, d. h. der Gnostiker. Sie wollten die Wahrheit von den Aposteln her als mündliche Geheimlehre [87]) überkommen haben.

Und doch war diese gnostische Weisheit dem Glaubensbewußtsein der Christen zuwider! Irenäus erkannte, mit wieviel mehr Grund er sich auf das allgemeine Glaubensbewußtsein der Kirche berufen könne. Dieses kann seine Abstammung von den Aposteln historisch darthun; in ihm besitzt mithin die Kirche die allein wahre Tradition. Die Presbyteren der Kirchen sind von solchen in ihr Amt eingesetzt, welchen von unmittelbaren Schülern der Apostel die Leitung der Kirchen übertragen wurde [88]). Wem anders würden die Apostel, wenn sie noch geheime Lehren gehabt hätten, diese mitgetheilt haben, als denen, welchen sie die Überwachung des christlichen Lebens anvertrauten? [89]) Dies ist aber nicht geschehen, vielmehr ist diese von den Aposteln auf die Leiter und Hüter der Kirchen übergegangene Tradition eine öffentliche und allgemeine; das Glaubensbewußtsein daher bei Gebildeten und Ungebildeten dasselbe und über die ganze christliche Welt auf gleiche Weise verbreitet [90]). Jene rechte und apostolische Tradition kann als historisch verbürgte bei allen rechtgläubigen Kirchen gefunden werden. Die Identität derselben in den verschiedensten und entlegensten Kirchen und zugleich die Identität des in den einzelnen Kirchen bewußt lebendigen Traditionsinhalts mit dem Glaubensbewußtsein der Apostel ließen sich evident darthun durch Nachweisung des Zusammenhangs, in welchem jede Kirche durch die Reihefolge ihrer Bischöfe mit den Aposteln selbst steht. Indessen, da ein solcher Erweis zu langwierig sein würde, so zeigt Irenäus jenen historischen Zusammenhang nur an der Succession der römischen Kirche auf, weil sie eine der ältesten und größten und von zwei Aposteln gestiftet ist [91]). Mit dem Glaubensbewußtsein, wie es in der römischen Kirche lebt, müssen — das liegt in der Natur der Sache und folgt aus den Ansichten des Irenäus von selbst — alle Kirchen übereinstimmen [92]);

82) adv. haer. III, 1, 1. 83) adv. haer. III, 11, 8. 84) II, 18, 2. Scripturae perfectae sunt, quippe a Verbo Dei et Spiritu ejus dictae. 85) IV, 33, 8. 86) II, 27, 1—3. 87) III, 11, 1. Cum enim ex scripturis arguuntur, in accusationem convertuntur ipsarum scripturarum, quasi non recte habeant neque sint ex auctoritate et quia varie sint dictae et quia non possit ex his inveniri veritas ab his, qui nesciant traditionem. Non enim per literas traditam illam, sed per vivam vocem: ob quam causam et Paulum dixisse: Sapientiam autem loquimur inter perfectos; sapientiam autem non mundi hujus. (1 Kor. 11, 6.) Vgl. L. Wolff, die Lehre des Irenäus von der Tradition und der Natur des Menschen in Rudelbach's und Guerike's Zeitschrift für die Lutherische Theologie. Jahrgang 1842. 4. Heft. Mit Recht hat Wolff darauf aufmerksam gemacht, wie die Irenäische Traditionslehre sich durch den Gegensatz gegen den gnostischen Irrthum bildete. Daraus ergibt sich zugleich die Verschiedenheit dieser Lehre, bei Irenäus und den römisch-katholischen Kirchenlehrern.

88) III, 3. 1. Traditionem itaque Apostolorum in toto mundo manifestatam in omni ecclesia adest (ἔξεστιν) respicere omnibus, qui vera velint videre: et habemus annumerare eos, qui ab Apostolis instituti sunt episcopi in ecclesiis et successores eorum usque ad nos, qui nihil tale docuerunt, neque cognoverunt, quale ab his deliratur. 89) Etenim si recondita mysteria scissent Apostoli, quae seorsim et latenter ab reliquis perfectos docebant his vel maxime traderent ea, quibus etiam ipsas ecclesias committebant. Jenes si, was eine Negative in sich schließt, gibt deutlichen Aufschluß über das Verhältniß der Tradition zur Schrift, wie es Irenäus sich dachte. 90) Hauptstelle hiezu I, 10. *Μιᾶς γὰρ καὶ τῆς αὐτῆς πίστεως οὔσης, οὔτε ὁ πολὺ περὶ αὐτῆς δυνάμενος εἰπεῖν, ἐπλεόνασεν, οὔτε ὁ τὸ ὀλίγον ἐλαττόνησε.* 91) Die berühmte und viel besprochene Stelle III, 3, 2 — 4. Auch auf die Kirche Smyrna's und Ephesus' nimmt Irenäus Rücksicht. In diesen ließ sich ja ein offenbarer Zusammenhang mit dem Geiste der apostolischen Kirche nachweisen, weil Johannes zu Ephesus lange gelebt hatte und Polykarp von Johannes im Christenthum unterrichtet war. 92) Ad hanc enim ecclesiam — necesse est omnem convenire ecclesiam. Es ist bereits oft von den Gelehrten der protestantischen Kirche bemerkt, daß dies necesse est keine moralische Verpflichtung in sich schließe, wie sie in oportet liegen würde. Mit gehöriger Vorsicht benutzt gibt Möhler's ältere Schrift: die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte (Tübingen 1825.), manchen guten Wink über die Ansichten des Irenäus. Es lag ganz

denn die Tradition der römischen Kirche ist eine echt apostolische und apostolisch ist ja auch die allgemeine und öffentliche Tradition der gesammten katholischen Kirche.

Die Schrift legt für sich die christliche Wahrheit vollkommen dar; die mündliche Verkündigung der Apostel ist ihrem Lehrinhalte nach mit dem Schriftinhalte durchaus identisch [92]). Die Tradition, welche von den treuen Nachfolgern der Apostel den christlichen Völkern überbracht wurde, kann deshalb nach Irenäus die Schriftlehre weder erweitern noch berichtigen. Aber aus der falschen, von den Gnostikern gerühmten Tradition einerseits und aus der Lebendigkeit und Innigkeit des kirchlichen Glaubensbewußtseins jener Zeit andererseits erklärt es sich, daß Irenäus bei Auslegung der Schrift, bei Auffindung der in sie niedergelegten Wahrheiten das kirchliche Glaubensbewußtsein will berücksichtigt wissen. Tradition und Schrift sind aus einer Quelle, aus dem apostolischen Glaubensbewußtsein, geflossen. Das läßt sich historisch darthun. Es muß also zwischen beiden eine Einheit dem Geiste nach angenommen werden; ergibt diese sich nicht, so ist entweder die Schriftauslegung nicht die richtige, oder die Tradition nicht die echte. Nur wo die Einheit beider anerkannt wird, — da ist die Kirche.

„Da nun diese so großen Beweise vorliegen," sagt Irenäus, „so muß man die Wahrheit nicht noch bei andern suchen, welche man leicht von der Kirche nehmen kann, da die Apostel in sie, wie in ein reiches Behältniß, in aller Fülle die gesammte Wahrheit niedergelegt haben, sodaß ein Jeder, der da immer will, den Trank des Lebens aus ihr schöpfen mag. Sie allein ist der Eingang zum Leben; alle übrigen aber sind Diebe und Räuber. Daher muß man diese meiden, das aber, was die Kirche bietet, mit größter Sorgfalt wählen, und nach der Tradition der Wahrheit greifen. Denn wie? wenn über eine unbedeutende Sache Streit entstände, müßte man nicht auf die ältesten Kirchen zurückgehen, in welchen die Apostel gelebt haben und über die obschwebende Streitfrage das nehmen, was gewiß und der Sache nach klar ist? Wie aber? wenn uns die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, müßte man nicht der Richtschnur der Tradition folgen, welche die Apostel denen eingehändigt, welchen sie die Kirchen eingehändigt [93])? An diese Ordnung halten sich auch viele Völker unter den Barbaren, welche an Christus glauben, und das Heil ohne Papier und Tinte durch den heiligen Geist in ihre Herzen eingeschrieben haben und die alte Tradition sorgfältig einhalten" [95]).

Die volle Erkenntniß christlicher Wahrheit aus dem Worte der Schrift und dem lebendigen Glaubensbewußtsein ist nur in der Kirche möglich: denn in ihr lebt jenes Wort und dieses Bewußtsein. Die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche in ihrer äußern Erscheinung ist gegründet auf Gottes Rathschluß. Um dies zu erweisen, geht Irenäus von der Gegenwart aus in die Vergangenheit zurück. Verfolgt man die Reihefolge der Bischöfe in den einzelnen Kirchen, so kommt man immer auf die Apostel: „durch sie haben wir die Wahrheit, das ist die Lehre des Gottessohns, kennen gelernt." Die Apostel, diese Wahrheit den Hütern und Leitern der Kirchen mittheilend, sind also die eigentlichen Stifter der gesammten Kirche. Sofern aber „der Herr aller Dinge es war, der seinen Aposteln die Gewalt des Evangeliums verlieh," ruht die sichtbare Kirche auf dem sichern Fundament seines ewigen Rathschlusses. Wenn Irenäus aber dem Begriffe der Kirche die apostolische Dignität durch die Succession der Bischöfe vindicirt [96]), so ist die Deduction bei ihm keineswegs rein äußerlich. Zu der rechten apostolischen Succession gehört eine geistige Nachfolge der Apostel [97]). Irenäus mochte manche Bischöfe kennen,

---

im Geiste des Irenäus, die Kirche zu betrachten als eine Einheit dem Geiste nach; auf dieser innern Einheit beruht nach Irenäus die Einheit des Kirchenkörpers. Aber es ist durchaus unhistorisch und dem Geist des Irenäus fremd, diese kirchliche Einheit potenzirt zu denken im Bischof, im Metropoliten und ihren Schlußstein im Primat Roms zu finden; s. darüber oben Giesler's und Ellendorf's Ansichten.

93) Sie haben erst dann geschrieben, als sie das ganze Werk und Wollen Christi kannten, hat Irenäus eben gesagt. In den bekannten drei Sendschreiben, welche Dr. Sack, Dr. Nitzsch und Dr. Lücke an Prof. Dr. Delbrück richteten, über das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche (Bonn 1827) macht Dr. Lücke S. 148 darauf aufmerksam, daß die kurzen Glaubensformulare, in welche Irenäus den Inhalt der allgemeinen Kirchenlehre zu fassen sucht, Anspielungen auf Paulinische Schriftstellen enthalten, ein Beweis, daß der Inhalt der Tradition und Schrift nach Irenäus identisch ist. Dr. Lücke fährt dann so fort: „Von diesem Glauben sagt Irenäus, er sei in der ganzen Kirche überall derselbe, und der gelehrteste und beredteste Kirchenlehrer, wie der schwächste Christ habe weder etwas anderes, noch der eine mehr, der andere weniger als diesen einfachen Glauben, der seinem wesentlichen Inhalte nach weder durch größeres Wissen wachsen, noch durch geringeres vermindert werden könnte, ein Satz, der nur in seiner polemischen Beziehung gegen die gnostische Eitelkeit jener Zeit recht verstanden werden kann. Irenäus fügt gleich hinzu: „„das Mehr der Einsicht bestehe nicht darin, daß die kirchliche Grundlehre geändert werde, sondern in der weiteren und tieferen Lehrentwickelung eben jenes Glaubensgrundes aus der heiligen Schrift"" — welches er ein ἀναπίσσειν des in der Schrift Enthaltenen nennt und wobei er vorzüglich auf die Paulinischen Briefe Rücksicht nimmt." Dr. Lücke macht weiter darauf aufmerksam, daß die Widerlegung der gnostischen Ansichten, selbst da, wo sie vorzugsweise dialektisch geführt wird, doch mit Schriftbeweisen untermischt ist. S. 151 sagt Dr. Lücke: „Was sollen wir, dies alles zusammenhaltend, sagen, wie sich Irenäus das Verhältniß der Schrift zur Glaubensregel gedacht habe? doch gewiß nicht anders als so, daß er die gesammte heilige Schrift A. und N. Ts. für eingegeben vom heiligen Geist und in sofern für die authentische Quelle aller wahren Gotteserkenntniß gehalten, unter der Regel der Wahrheit aber, von deren Inspiration unabhängig von der Schrift er nirgends ein Wort sagt, nichts anderes verstanden habe, als die in der Schrift klar und offen daliegende Lehrsumme, den einfachen Schriftglauben, wonach die übrige Schrift zu fassen und zu erklären sei."

94) Wenn doch die Katholiken, welche aus Irenäus' Worten stets zu Gunsten ihrer Tradition argumentiren, Stellen wie diese beachten wollten. Die Apostel haben aber Schriften hinterlassen; diese sind also — das liegt ja doch deutlich zwischen den Zeilen — erste und Hauptquelle. 95) III, 4, 1 und 2. 96) III, 3, 1 sq. 97) IV, 26, 2. Eis, qui in ecclesia sunt, presbyteris obaudire oportet, his, qui successionem habent ab apostolis; qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum secundum placitum patris acceperunt.

welche in Wahrheit Träger apostolischen Sinnes und Geistes waren. Daraus erklärt sichs, wie er aus den concreten Verhältnissen der Kirche auf eine apostolische Reinheit derselben zurückschließen konnte. Historisch ist also eine Einheit der Kirche erwiesen. Wird das Bewußtsein solcher Einheit durch innige Gemeinschaft der Kirchen unter einander, durch Anschließen an die Mutterkirchen lebendig erhalten, so tritt diese geschichtliche Einheit auch in der äußern Erscheinung der Gesammtkirche deutlich hervor.

Doch zur vollen Idee der Kirche gehört mehr, als ihre äußere Form, ihre sichtbare Erscheinung, wonach sie nur der Leib Christi ist. Ihrem idealen Wesen nach ist sie eine Gemeinschaft, in der reiche Gotteskräfte hin- und wiederströmen und Leben, sittliche Reinheit und Hoheit schaffen in ewig neuen Formen. Die Grund- und Schwerkraft dieses wechselnden geistigen Seins ist der Geist Gottes selbst. Hören wir Irenäus: „Unsern Glauben, den wir von unserer Kirche erhalten haben und bewahren, verjüngt stets der Geist Gottes, indem er wie eine außerordentliche Kostbarkeit in einem guten Gefäße sich und das Gefäß selbst, in welchem er ist, verjüngt. Denn dieses Geschenk Gottes ist der Kirche anvertraut, wie zur Belebung des Geschöpfes, damit alle theilnehmenden Glieder belebt werden, und in ihm ist die Gemeinschaft Christi, d. i. der heilige Geist, das Unterpfand der Unverweslichkeit, die Bestärkung unsers Glaubens, und die Leiter, mittels welcher wir in die Gottheit hinaufsteigen. — — Denn wo die Kirche ist, da ist auch der Geist Gottes und wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche und alle Gnade: denn der Geist ist die Wahrheit [98])."

Dies sind in der That hohe und reine Ansichten vom Wesen der Kirche! Sich erhebend zur wahren Idee der Kirche befreit Irenäus sie gleichsam von allen Banden des Zwangs und äußerlich formellen Wesens. Gegen die Gnostiker vertheidigte er mit Ernst den historischen Grund, die sichtbare Gestalt der Kirche, als Trägerin ihrer historischen Einheit. Und hier, sich versenkend in den tiefen, geistigen Lebensgrund der Kirche, schauend den Geist Gottes, der die Kirche trägt sonder Wanken, wird er so sehr von der Gewißheit ihres ewigen Grundes hingerissen, daß er die Form für nichts achtet und von einem sich in immer neuen Formen verjüngenden Geist Gottes als dem ächten Fundament der Kirche redet, gleich als hätte er prophetische Blicke in die zukünftigen Geschicke der jungen Kirche gethan. Bei einer geistig so freien und reinen Ansicht wird man an seine eigenen Worte erinnert: „wo der Geist ist, da ist Wahrheit!" —

Irenäus hat die Hauptquelle des von den Aposteln stammenden allgemeinen Glaubens in folgenden Worten zusammengestellt, welche wol nach der Taufformel das älteste Glaubensbekenntniß der christlichen Kirche genannt werden mögen; „die Kirche, obwol auf der ganzen Erde zerstreut, hat von den Aposteln sowol als von deren Schülern empfangen den Glauben an einen Gott, den allherrschenden Vater, Schöpfer Himmels und der Erde — und an einen Jesum Christum, den Sohn Gottes, Mensch geworden für unser Heil, und an den heiligen Geist, welcher durch die Propheten vorhergesagt hat die Anordnungen Gottes: die Herabkunft, die Geburt aus der Jungfrau, das Leiden, die Auferstehung von den Todten und die leibliche Himmelfahrt des geliebten Jesus unsers Herrn und seine Wiederkunft vom Himmel in der Herrlichkeit des Vaters, um Alles wieder herzustellen, und alles Fleisch der ganzen Menschheit zur Auferstehung zu rufen, damit vor Christus Jesus unserm Herrn und Gott und Erlöser und König, nach dem Willen des unsichtbaren Vaters, jegliches Knie sich beuge derer im Himmel, auf der Erde und unter der Erde" u. s. w. [99]).

Wie nun an diesen Objecten theologischen Erkennens und Wissens Irenäus sich versuchte, darüber kann man vorläufig aus seinen Ansichten über das Wesen menschlicher Wissenschaft urtheilen. Das falsche Wissen achtet die dem Menschen von Gott selbst gesetzten Schranken nicht, will die Tiefen des Absoluten durchforschen; verkehrt sich aber in sich selbst und führt zur Unseligkeit. Irenäus hatte Beispiele davon an den Gnostikern vor Augen. Das unerfaßbare und unmeßbare Wesen Gottes wolle doch der Mensch nicht durchaus erkennen! Er strebt sonst nach dem Unmöglichen: denn ihm, dem creatürlichen Wesen, sind ja Grenzen gesetzt, die er ohne Gefahr seiner Wohl-

98) III, 24, 1. Quam (fidem) perceptam ab ecclesia custodimus, et quae semper a spiritu dei quasi in vase bono eximium quoddam depositum juvenescens et juvenescere faciens ipsum vas in quo est. Hoc enim ecclesiae creditum est dei munus, quemadmodum ad inspirationem plasmationi, ad hoc ut omnia membra percipientia vivificentur, et in eo disposita (deposita) est communicatio Christi, i. e. spiritus sanctus, arrha incorruptelae et confirmatio fidei nostrae et scala ascensionis ad deum. — — Ubi enim ecclesia, ibi et spiritus dei; et ubi spiritus dei, ibi ecclesia et omnis gratia: spiritus autem veritas. Rothe hat in neuester Zeit sich das entschiedene Verdienst erworben, die Blicke der Gelehrten durch seine Schrift „Anfänge der christlichen Kirche" auf die frühsten Verhältnisse der Kirche zurückgelenkt zu haben. Über des Irenäus Idee spricht er sich (S. 580) so aus: „Irenäus betrachtet die katholische Kirche als die bestimmte und einzige Fortleiterin der geschichtlichen Wirksamkeit des Erlösers, als das alleinige Organ seiner erlösenden Wirkungen, als die alleinige Inhaberin der christlichen Heils- und Lebenskräfte, mit einem Worte des heiligen Geistes. Dieser, das wahre Lebensprincip überhaupt, indem er hindurchdringt und beseelt, erhält sie, dem Bewußtsein des Irenäus zufolge, immerdar lebensfrisch, und macht sie sich zu einem energischen Werkzeug seiner Wirksamkeit. Sie hat Christus zur Depositärin seiner Gnadenschätze und Gnadenkräfte gemacht. Ihr allein hat er die Mittel des Heils anvertraut, ihr aber auch auf schlechthin vollständige Weise. Namentlich ist bei ihr, und zwar bei ihr allein, die volle göttliche Wahrheit hinterlegt, und sie allein läßt dieselbe unverfälscht und unverdunkelt mit der erforderlichen Deutlichkeit und Zuverlässigkeit auf den ganzen Erdkreis hinausleuchten. Sie ist die alleinige Inhaberin und Behüterin der wahren heiligen Schriften. So ist sie in den mannichfachsten Beziehungen die Mutter, und zwar die einzige Mutter, aller Christo angehörigen. Bei einem so bestimmten Bewußtsein um die Natur und die Bedeutung der katholischen Kirche muß dem Irenäus außer ihrem Schoos wahres christliches Leben und Heil als undenkbar erscheinen." Der Fehler dieser Darstellung liegt darin, daß Rothe den Unterschied der Kirche in ihrer äußern Erscheinung von der Kirche ihrer Idee nach, welcher bei Irenäus offen zu Tage liegt, ganz verwischt hat.

99) I, 10, 1 und kurz wiederholt an mehren Stellen des Werks gegen die Ketzer.

fahrt nicht überschreiten darf [1]). Darum erfasse denn der Mensch sich in seinem von der Natur wohlgeordneten Wesen; benutze die Winke, die ihm sein eigenes Wesen über die rechte Erreichung seines Heils gibt. Nicht das Wissen ist es, was selig macht: denn es bläbet auf, wie Paulus sagt, und darum ist es uns von Gott versagt. Besser ist es, einfältigen Sinns sein und in Liebe zu Gott und Christo entbrennen, als unter dem Schein von Vielwisserei Gott und seine heiligen Ordnungen zu lästern. Der Glaube und die Liebe sind die göttlichen Kräfte in der Welt, welche uns zu Gott erheben [2]).

Mit solchen Gesinnungen behauptet nun Irenäus gegen die Gnostiker, welche den höchsten Gott und den Weltschöpfer, den christlichen Gott und den Gott des A. T. trennten, in einem tiefern Sinn die Einheit Gottes. Seiner Causalität verdankt das Sichtbare und Unsichtbare, das Himmlische und Irdische sein Dasein; er ist Herr über Alles. „Dieser Gott ist der Gott Abraham's, der Gott Isaak's und Jacob's und der Gott der Lebendigen, den das Gesetz und die Propheten verkündigen und den Christus offenbart." Derselbe eine Gott ist also der Träger aller Gottesoffenbarungen in der Welt. In einer Menge von Entwicklungen und Entfaltungen ließen die Gnostiker das Wesen Gottes sich auseinanderlegen. Irenäus macht dagegen die Einfachheit des göttlichen Wesens geltend: „Gott ist einfach, nicht zusammengesetzt, gleichgliedrig, sich selbst gleich und ähnlich, ganz Verstand, ganz Geist, ganz Vernunft, ganz Gehör, ganz Auge, ganz Licht und ganz Quelle des Guten [3])." Was wir von Gott aussagen; ist immer nur bildliches; für Ausdrücke, die dem Wesen Gottes ádaquat sind, fehlt uns alle Fähigkeit. Unsere Theologie ist, wie man heute zu sagen beliebt, auch nach Irenäus nichts weiter, als Anthropologie.

Das Dogma vom Logos, dessen vorweltlicher Existenz und immanentem Verhältniß zum Vater, wurde mit besonderer Vorliebe von den Kirchenlehrern jener Zeit behandelt. Irenäus [4]) erkannte die Gefahren, in welche

---

1) Si autem et aliquis non invenerit causam omnium, quae requiruntur, cogitet quia homo est in infinitum minor deo, et qui acceperit gratiam, et qui nondum aequalis vel similis sit factori et qui omnium experientiam et cogitationem habere non possit, ut deus: sed in quantum minor est ab eo, qui factus non est, et qui semper idem est, ille qui hodie factus est et initium facturae accepit; in tantum secundum scientiam et ad investigandum causas omnium, minorem esse eo qui fecit. Non enim infectus es, o homo, neque semper coexistebas deo sicut proprium ejus Verbum (Logos); sed propter eminentem bonitatem ejus nunc initium facturae accipiens; sensim discis a Verbo dispositiones dei, qui te fecit. Ordinem ergo serva tuae scientiae, et ne ut bonorum ignarus supertranscendas ipsum deum, non enim transibilis est: neque super demiurgum requiras quid sit; non enim invenies. Indeterminabilis est enim artifex tuus: — non enim (Patrem) excogitabis, sed *contra naturam* sentiens, eris insipiens: et si in hoc perseveraveris, incides in insaniam, sublimiorem teipsum melioremque factore tuo existimans. II, 25, 3 u. 4. Vgl. ferner II, 28. 2) II, 26, 1. *Ἄμεινον καὶ συμφερώτερον, ἰδιώτας καὶ ὀλιγοωφελεῖς ὑπαρχεῖν, καὶ διὰ τῆς ἀγάπης πλησίον γένεσθαι τοῦ θεοῦ, ἢ πολυμαθεῖς καὶ ἐμπείρους δοκοῦντας εἶναι, βλασφήμους εἰς τὸν ἑαυτοῦ εὑρίσκεσθαι δεσπότην.* Et ideo Paulus clamavit: scientia inflat, charitas autem aedificat; non quia veram scientiam de deo culparet; alioquin seipsum primum accusaret: sed quia sciebat quosdam sub occasione scientiae elatos excidere a dilectione dei etc. 3) II, 28, 5. Deus autem totus exsistens mens, totus exsistens logos, quod cogitat, hoc est loquitur; et quod loquitur, hoc et cogitat. Cogitatio enim ejus logos, et logos mens et omnia concludens mens, ipse est pater. Überhaupt ist das ganze zweite Buch voll von Beweisen für die Einheit Gottes im obigen Sinne. Insbesondere bemüht sich Irenäus, den Gnostikern nachzuweisen, daß ihre Trennung des höchsten Gottes und des Demiurgen durchaus unstatthaft sei. Cf. II, 13, 3.

4) Dr. Baur in seiner Geschichte der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes, einem Werk, was durch die eminente Gelehrsamkeit des Verfassers und dessen glückliche historische Combinationsgabe eine hohe Vollendung erhalten hat, sagt Th. I. S. 166 über die Logoslehre des Irenäus Folgendes: „Bei den zuerst genannten kirchlichen Schriftstellern (Justin, Tatian, Theophilus, Athenageras, Irenäus und Tertullian) hat die Logos-Idee ihre concreteste, sinnlichste Gestalt darin, daß sie den Logos als ein in einem bestimmten Zeitpunkt und durch einen bestimmten göttlichen Act aus Gott hervorgegangenes, zwar wesentlich göttliches, aber Gott untergeordnetes, Wesen beschreiben. Um diese Vorstellung in ihrem Mittelpunkt aufzufassen, müssen wir daher auf den Moment des göttlichen Acts zurückgehen, durch welchen der Logos ins Dasein tritt." — — S. 172 fg. fährt Baur so fort: „Freier von Emanationsverstellungen sind unter den ältesten Kirchenlehrern nur Athenageras und Irenäus, was bei dem letztern offenbar darin seinen Grund hat, daß er als Bestreiter der Gnostiker größeres Bedenken trug, als Tertullian, mit den Gegnern doch wieder in derselben Grundansicht übereinzustimmen. Er verwirft daher, obgleich zunächst nur gegen die Gnostiker, daß der Logos eine prolatio sei, weil dadurch Gott zu einem zusammengesetzten, theilbaren, körperlichen Wesen werde, und da Irenäus an der gnostischen Lehre von Gott tadeln zu müssen glaubte, daß sie menschliche Affectionen und Geistesthätigkeiten auf Gott übertrage, so konnte er auch die Unterscheidung eines *λόγος ἐνδιάθετος* und *προφορικός*, sofern ihr das Verhältniß des Denkens und Sprechens bei dem Menschen zu Grunde lag, nicht billigen (adv. haer. II, 28: Vos generationem ejus ex patre divinantes et verbi hominum per linguam factam prolationem transferentes in verbum dei juste detegimini nobis ipsis, quod neque humana neque divina noveritis). Bei Irenäus, wie bei Athenageras, hat die Abneigung gegen das Emanatistische die Folge gehabt, daß sie, indem sie nun auch keinen bestimmten Moment des Hervorgehens des Sohnes aus dem Vater festhalten, uns im Unklaren darüber lassen, wie weit sie den Sohn als persönliches Wesen sich gedacht haben. — — Irenäus hebt besonders hervor, daß Gott ganz Geist, ganz Logos sei, daß er, was er denke, spreche, und was er spreche, denke, daß der Logos sein Gedanke, der Logos Geist und der Vater selbst der alles umschließende Geist sei. Daher läßt er auch den Sohn von Ewigkeit mit dem Vater zugleich existiren, und wenn er auch vom Sohne sagt, daß er immer von Anfang an den Vater offenbare, und den Sohn als das Sichtbare des Vaters von dem Vater als dem Unsichtbaren des Sohns unterscheidet, so liegt doch auch darin so wenig als in jener Coexistenz der bestimmte Begriff eines persönlichen Wesens. — Auch bei Irenäus liegt wieder die Emanationsvorstellung zu Grunde, nur in einer feineren Form. Er nennt nicht nur den Sohn und Geist die dem Vater zu Allem behilfliche progenies et figuratio, sondern gebraucht von ihnen auch den charakteristischen Ausdruck, sie seien die Hände Gottes, womit ohne Zweifel die im Sohn und Geist sich äußernde und zu einer bestimmten Form sich gestaltende göttliche Wirksamkeit unter dem Bilde einer sich sowol ausstreckenden als wieder zurückziehenden Hand dargestellt werden soll. Beide, der Sohn und der Geist, oder, wie Irenäus sie gleichfalls bezeichnet, das Wort und die Weisheit, sind die immanenten Principien dieses nach Außen gehenden Wirkens, wobei ohne Zweifel das Verhältniß des Sohns zum Vater als das immanentere und constantere durch den Ausdruck progenies von dem des

ungezügelte Speculationen über dieses Dogma führen konnten, und mochte auch nicht mit Unrecht die gnostische Emanations- und Äonenlehre mit demselben in Verbindung bringen. So sehr er auch geneigt ist, den Logos als ein echt göttliches Wesen und ab initio, d. h. von der Zeit unmittelbar vor der Weltschöpfung, mit dem Vater coexistent zu betrachten; so wehrt er sich doch nachdrücklich gegen alle Bestimmungen, die über die Entstehung und das Hervorgehen des Logos aus Gott gemacht werden können. Unsinnig sind ihm alle, die davon reden, „gleich als hätten sie bei jenem Acte Hebammendienste verrichtet [5])."

Übrigens ist nach Irenäus der Sohn der, welcher den Vater vollkommen kennt, sein wahres Bild: der Sohn wird deshalb mensura patris genannt [6]). In Beziehung auf dieses Wechselverhältniß zwischen dem Vater und dem Sohne sagt er: invisibile filii pater, visibile autem patris filius [7]), d. h. der Sohn hat seiner Natur nach Theil an der Gottheit; der Vater aber wird sich selbst gegenständlich im Sohn. (Subject-Object.) Wie die Alexandriner, so betrachtet auch Irenäus den Sohn als den Träger göttlicher Offenbarungen in der Welt: „dieser Vater unsers Herrn Jesu Christi wird durch sein Wort, das sein Sohn ist, Allen geoffenbaret und bekannt gemacht, denen er geoffenbart wird; denn jene erkennen ihn, denen es der Sohn geoffenbart hat [8])." Der Logos hat auch ein bestimmtes Verhältniß zur Menschheit von Anfang an gehabt. Es war seine ewige Bestimmung, Mensch zu werden. Der Logos, der den Menschen geschaffen, hat ihn zugleich nach seinem Bilde geschaffen. Die Idee aber, nach welcher der Mensch geschaffen wurde, war, so lange der Logos nicht Fleisch wurde, nur ein dunkles Urbild. Mit der Menschwerdung trat jene Idee deutlich und klar in das Menschengeschlecht ein und mit ihr wurde zugleich das bleiche Bild der Gottheit, was der überweltliche Logos darstellte, von herrlichem Farbenglanz belebt. Die Menschwerdung des Logos vollendet die Schöpfung, weil durch sie der vollkommene Mensch in die Welt kam. Höchst tiefsinnig ist hier die Nothwendigkeit der Menschwerdung über den Sündenfall hinaus in die Schöpfung selbst zurückgerückt, und zugleich die Idee des Gottmenschen durch die angedeutete Zusammengehörigkeit Gottes und des Menschen vorbereitet [9]).

Als eine Trias werden Vater, Sohn und auch der Geist oftmals neben einander genannt. Die Bestimmungen über die Natur des Geistes sind indessen noch dürftig. Nach den oben entwickelten Ideen über die Kirche hat sich Irenäus vorzüglich Gottes Walten in der Kirche als das *πνεῦμα ἅγιον* gedacht, was aber persönlich von ihm gefaßt wird [10]).

Dem Sohn als Offenbarer des unsichtbaren Gottes und dessen unergründlicher Liebe und der Weisheit, das ist dem Geist, wird auch eine Thätigkeit ad extra zugeschrieben. Der Vater sprach zu beiden: faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram; Sohn und Geist hatten Antheil an der Erschaffung der Welt und des ebenbildlichen Menschen [11]). Die Schöpfung ist

heiligen Geistes unterschieden werden soll, dessen Wirksamkeit der Ausdruck figuratio als eine freiere, mehr auf Einzelnes sich erstreckende und in ihren verschiedenen Äußerungen wechselnde, zu bezeichnen scheint. Die Emanationsvorstellung schließt von selbst das Subordinationsverhältniß in sich. — — (S. 178:) Irenäus kann sich dieses Verhältniß nicht anders gedacht haben, wenn er den Sohn und Geist als die progenies und figuratio Gottes und beide zusammen als die Hände Gottes bezeichnete, und nicht blos den Sohn dem Vater, sondern auch den Geist dem Sohne unterordnete."

5) Si quis itaque nobis dixerit: Quomodo ergo filius prolatus a patre est? dicimus ei, quia prolationem istam sive generationem sive nuncupationem sive adapertionem aut quolibet quis nomine vocaverit generationem ejus inenarrabilem exsistentem, nemo novit — — nisi solus qui generavit pater et qui natus est filius. Inenarrabilis itaque generatio ejus quum sit, quicunque nituntur generationes et prolationes enarrare, non sunt compotes sui, ea quae inenarrabilia sunt enarrare promittentes. — — Non ergo magnum quid invenerunt, qui emissiones excogitaverunt, neque absconditum mysterium, si id quod ab omnibus intelligitur, transtulerunt in unigenitum dei verbum, et quem inenarrabilem et innominabilem vocant, hunc, *quasi ipsi obstetricaverint*, primae generationis ejus prolationem et generationem enuntiant, adsimilantes eum hominum verbo emissionis (scil. *λόγῳ προφορικῷ*) II, 28, 6. 6) IV, 4, 2 beruft sich Irenäus auf den Ausspruch eines ältern Kirchenlehrers: Et bene qui dixit, ipsum immensum patrem in filio mensuratum; mensura enim patris filius, quoniam et capit eum. 7) IV, 6, 6. 8) II, 30, 9. IV, 6, 7. Vgl. des heiligen Irenäus Christologie im Zusammenhang mit dessen theologischen und anthropologischen Grundlehren, dargestellt von L. Duncker. (Göttingen 1843.) Die in diesem Werke enthaltenen Grundzüge des theologischen Systems des Irenäus kann ich zum großen Theile nicht als historisch treu betrachten. Dunker hat dadurch gefehlt, daß er nicht immer den ganzen Irenäus vor Augen gehabt. Sein Irenäus ist deshalb mitunter nur ein anachronistischer Vertheidiger des orthodox protestantischen Systems.

9) III, 16, 6. Verbum unigenitus, qui semper humano generi adest, unitus et consparsus suo plasmati — et caro factus ipse est dominus noster Jesus Christus — veniens per universam dispositionem et omnia in semet ipsum recapitulans — et hominem ergo in semet ipsum recapitulans est, invisibilis visibilis factus et incomprehensibilis factus comprehensibilis, et impassibilis passibilis et Verbum homo, universa in semet ipsum recapitulans, ut sicut in supercoelestibus et spiritualibus et invisibilibus princeps est Verbum Dei, — sic et in visibilibus et corporalibus principatum habeat — et apponens semet ipsum caput ecclesiae universa attrahat ad semet ipsum apto in tempore. 10) IV, 6, 6 u. 7. Et propter hoc in omnibus et per omnia unus deus pater et unum verbum et unus spiritus et una salus omnibus credentibus in eum. Auch Irenäus ist von einer Verwechselung der Personen des Logos und des *πνεῦμα ἅγιον* nicht frei zu sprechen. Bald ist es der Logos, welcher die Frommen des A. T. begeistert, bald der Geist Gottes. Wenn er nach den Worten: agnitio patris est filii manifestatio: omnia enim per verbum manifestantur (l. c. §. 3) alle Offenbarung der Gottheit durch den Logos vermittelt gedacht hat; so erleidet dieser Gedanke nach andern Stellen wieder eine wesentliche Einschränkung. 11) IV, 20, 1. Möhler bemerkt hierüber in der Patrologie S. 358 Folgendes: „Es ist sonach einmal der Vater die Quelle der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes, denen gleiche göttliche Natur dadurch zugeeignet wird, daß er die Erschaffung der Welt und des gottebenbildlichen Menschen, die er wider die Ansicht der Gnostiker dem einen höchsten Gott nachdrücklich vindicirt, auch dem Sohn und dem heiligen Geist zuschreibt. Daß er aber diese beide doch wiederum eine Art Handleistung dabei versehen läßt, hat seinen Grund in der antithetischen Richtung gegen die Gnostiker, welche bisweilen die niedern Äonen oder den Demiurg sogar ohne

nach Irenäus ein Act göttlicher Freiheit; sie ist in der Zeit geschehen. Die Frage: was Gott vor der Schöpfung gethan habe, weist Irenäus als eine müßige und nicht zu beantwortende ab. Die Welt selbst ist von Gott aus Nichts hervorgebracht; die verschiedenartigen Dinge der Welt weisen in ihrem Zusammenwirken auf eine Übereinstimmung, auf eine Einheit hin, welche deutlich den einen, den vollkommensten Urheber erkennen läßt [12]).

Was nun die höhern Geschöpfe, zuerst die Engel, betrifft, so lehrt Irenäus, daß sie ohne fleischliche Leiber zu denken seien [13]); daß die von Gott abgefallenen auf die Erde herabgestoßen und nach Gen. VI. mit den Töchtern der Menschen Umgang gepflogen haben [14]). An der Spitze dieser abtrünnigen Geister steht der Teufel, der zuerst Gefallene; von ihm sind die übrigen bösen Engel zum Abfall verleitet. Ewiges Feuer bereitet diesen Geistern endlose Strafe [15]). Vor der Ankunft Christi kannte der Teufel seine Strafe noch nicht; erst in den Worten Jesus: abite in ignem aeternum wurde ihm sein Urtheil kund gemacht [16]).

Zur Erschaffung des Menschen ist Gott durch die reinste Liebe bewogen worden, „nicht als ob er des Menschen bedurfte, sondern um Jemanden zu haben, auf den er seine Wohlthaten übertragen könnte [17])." Wie die ältesten Väter der griechischen Kirche alle, so schließt sich auch Irenäus in seiner Lehre von der Natur des Menschen der Paulinischen Trichotomie an, behauptend, der vollkommene Mensch bestehe aus drei Theilen, Körper, Seele und Geist. „Die Seele und der Geist können zwar ein Theil des Menschen, aber keineswegs der Mensch selbst sein; der vollständige Mensch ist vielmehr die Vereinigung und Verbindung der Seele, die den Geist des Vaters aufnimmt, mit dem Fleische, welches ein Geschöpf nach Gottes Ebenbild ist [18])." Nach den Worten der Gen. I. 26 בְּצַלְמֵנוּ כִּדְמוּתֵנוּ unterscheidet Irenäus bei Bestimmung der hohen Würde und Vorzüge des Menschen zwischen ὁμοίωσις und εἰκὼν τοῦ θεοῦ [19]). Seinen natürlichen Anlagen nach hat der Mensch schon eine gewisse Ähnlichkeit mit Gott; allein ein vollkommenes Bild Gottes wurde er erst in der sittlichen Vollendung seines Wesens, zu welcher ihm das Christenthum die rechten Mittel bot. Die vollkommene Gottähnlichkeit erreicht also der Mensch erst dadurch, daß er seine hohe sittliche Kraft That werden läßt. Um dies zu können, muß aber der Mensch durchaus frei sein und das Vermögen haben, sich durch sich selbst zum sittlich Guten zu bestimmen. Die sittliche Freiheit wird von Irenäus in eben dem Maße, wie von sämmtlichen Vätern der griechischen Kirche dem Menschen zugeschrieben [20]). „Gott," sagt er, „hat in den Menschen das Wahlvermögen (potestatem electionis) gelegt, wie auch in die Engel (denn die Engel sind vernünftige Geschöpfe), damit die, welche gehorsam sein würden, mit Recht das Gute besäßen, das von Gott zwar verliehen, aber von ihnen bewahrt wird." Selbst nach dem Sündenfall ist diese Freiheit dem Menschen geblieben; die Werke und die gläubige Regung des Christen werden von ihr abhängig gemacht. „Wenn Jemand auch dem Evangelium nicht folgen wollte, so steht ihm dies zwar frei; aber es frommt ihm nicht; denn der Ungehorsam gegen Gott und der Verlust des Guten liegt zwar in des Menschen Macht. — — In den Worten: es geschehe dir nach deinem Glauben hat der Herr kund gethan, daß nicht nur in den Werken, sondern auch im Glauben der freie Wille des Menschen wirksam sei [21])." Aber warum schuf Gott die ersten Menschen nicht gleich vollkommen? Alles Creatürliche, antwortet Irenäus, muß gewissermaßen unvollkommen sein; zu dem Begriff des Erschaffenen paßt weder eine Vollkommenheit noch eine Seligkeit, wie sie in Gott selbst liegt. Um das Gutsein mit Recht zu besitzen, muß der Mensch es errungen und erkämpft haben. Die Sittlichkeit fodert Freiheit als die ihr nothwendige Voraussetzung. „Nur die Krone ist kostbar, die wir durch Kampf erringen, nicht die, welche unverdienter Weise uns zugefallen ist [22])." Also als crea-

Wissen oder wider Willen des höchsten Gottes die Welt erschaffen ließen." Man hat in unserer Zeit es wol als eine dem Dogmenhistoriker nothwendige Kunst betrachtet, Zusammenhang in die Vorstellungen und Begriffe der Kirchenväter zu bringen. Versteht man eine Übertragung späterer von der Kirche sanctionirter Begriffe auf die Ideen früherer Kirchenlehrer, so spricht sich ein solches Verfahren als anachronistisch sein eigenes Urtheil. Möhler's angeführte Worte zeigen, was dabei herauskommt. Der Begriff der Homousie im Sinne der Nicäner lag der Denkweise des Irenäus ebenso fern, als die Idee einer ewigen Zeugung des Sohns Gottes. Die zufälligen Äußerungen filius semper oder ab initio cum patre erat dürfen nicht aus den Glaubensformeln der ökumenischen Concile, sondern müssen aus Irenäus selbst erklärt werden.

12) II, 25, 2. Quia autem varia et multa sunt, quae facta sunt; et ad omnem quidem facturam bene aptata et bene consonantia; quantum autem spectat ad unumquodque eorum, sunt sibi invicem contraria et non convenientia: sicut citharae sonus per uniuscujusque distantiam consonantem unam melodiam operatur, ex multis et contrariis sonis subsistens. Debet ergo amator veri non traduci distantia uniuscujusque soni, nec alium quidem hujus, alium autem illius artificem suspicari et factorem — —: sed unum et ipsum ad totius operis et sapientiae demonstrationem, et justitiae et bonitatis et muneris. 13) III, 20, 4. 14) IV, 16, 2. c. 36, 4. V, 29, 2. Es ist übrigens nicht klar, ob dieser Sturz als Strafe für eine frühere Versündigung gegen Gott von Irenäus gedacht sei, oder ob eben in diesem Umgange mit den Töchtern der Menschen das Vergehen der Engel bestehe. 15) IV, 41, 3. Qui quidem (angeli) ab initio omnes ab uno et eodem deo facti sunt; — quum autem abscesserint et transgressi fuerint, diabolo adscribuntur principi, ei qui primo sibi, tunc et reliquis causa abscessionis sit factus. 16) V, 26, 2. Bekanntlich hatte Justin d. Märt. schon vor Irenäus diese Ansicht vorgetragen. Irenäus beruft sich auch auf Justin und gibt ihm hierin vollkommen Recht. 17) IV, 14, 1.

18) V, 6, 1. 19) Ebendaselbst. 20) IV, 37, 1. Illud autem, quod ait: *quoties volui* caet. veterem legem libertatis hominis manifestavit, quia liberum eum fecit deus ab initio (heißt das etwa auch: von Ewigkeit her? wie Möhler da, wo vom Leges die Rede ist, es erklärt), habentem suam potestatem, sicut et animam suam, ad utendum sententia dei voluntarie et non coactum a deo. Posuit autem in homine potestatem electionis, quemadmodum et in angelis (etenim angeli rationabiles) uti hi quidem qui obedissent juste bonum sint possidentes, datum quidem a deo, servatum vero ab ipsis. 21) IV, 37, 4 u. 5. 22) IV, 37, 7. Bonus igitur agonista ad incorruptelae agonem adhortatur nos, uti coronemur et pretiosam arbitremur coronam, videlicet quae per agonem nobis acquiritur, sed

türliches Wesen, welches durch sittliche That seinen Schöpfer verherrlichen und in dem sittlichen Thun sich selig fühlen soll, muß der Mensch frei sein [23]).

Diese Freiheitsidee hielt Irenäus fest bei Betrachtung des mit Mängeln behafteten vorchristlichen Geschlechts bei Erklärung der ersten Sünde und ihrer Folgen. Der erste Mensch ist gefallen durch Anreizung des Teufels von Außen und durch freies Eingehen in des Teufels Lockung. Der Teufel wurde zur Verführung bewogen durch Neid gegen den Menschen, auf dem das Wohlgefallen Gottes ruhte [24]). Der Mensch gab, indem er dem Teufel folgte, sein sittliches Streben auf und verlor damit die ὁμοίωσις Gottes, welche ohne fortgesetzte sittliche Anstrengung im Menschen nicht gedacht werden kann.

Gott hatte auf die Übertretung seines Verbots den Tod gesetzt. Dieser wird jedoch nach Irenäus nicht als eine unmittelbare Folge der Sünde betrachtet; vielmehr hatten der Mann und das Weib zuerst jene Beschwerden und Mühseligkeiten des irdischen Lebens zu kosten als eine andauernde Strafe ihres Ungehorsams, der später allerdings auch der Tod folgt [25]). Aber warum ließ Gott die Sünde in die Welt eintreten, den Teufel als einen Menschenmörder triumphiren über die gefallene Menschheit? Damit der Mensch Demuth lerne und einsehe, daß er mit seiner sittlichen Kraft ohne Gott nichts sei und sich künftig fest und innig an Gott halte, als an seine sicherste Stütze. Scheinbar hat freilich der Teufel triumphirt, indem Gott das Menschengeschlecht von der Sünde und dem Tode verschlungen werden ließ. Aber Gott knüpfte an diesen Triumph den Plan, die Menschen zu erretten durch seinen Sohn; ihnen durch die Erlösung ein hohes Bewußtsein ihrer sittlichen Kraft zu geben. So läßt Gott die Sünde und den Fall des Menschen zu, um sie zum glänzendsten Siege über das Böse zu führen [26]).

Die Gründe des Heils liegen demnach einerseits in der göttlichen Liebe zu dem Menschen, andererseits in der Heiligkeit Gottes, die den Sieg des Bösen, des Teufels, nicht dulden darf. Der große Erziehungsplan Gottes vollzieht sich in bestimmter Stufenfolge. Der erste Ansatz zu einer Hinüberführung des Menschen zum Heil liegt bereits in der Strafe, welche den ersten Menschen nach dem Fall getroffen hat [27]). Gott stieß den Adam aus dem Paradiese, nicht, weil er ihm den Lebensbaum misgönnte; sondern aus reinem Erbarmen ließ er ihn vom Tode getroffen werden, damit die Sünde aufhöre und der Mensch anfange, Gott zu leben.

Die ganze Heilsanstalt (πραγματεία τοῦ κυρίου) besteht aus vier Bündnissen (καθολικαὶ διαθῆκαι), welche Gott mit der Menschheit schloß; der Bund des Noah im Symbol des Regenbogens, des Abraham unter dem Zeichen der Beschneidung, des Moses in der Gesetzgebung und endlich der Bund durch Jesus Christus im Evangelium [28]). Am bedeutendsten sind das Gesetz und Evangelium. Zwischen beiden herrscht in Rücksicht auf Urheber,

non ultro coalitam. Et quanto per agonem nobis advenit, tanto est pretiosior: quanto autem pretiosior, tanto eam semper diligamus.

23) IV, 38 u. 39. Sehr schön schildert Irenäus a. a. O. den bildenden Einfluß der göttlichen Liebe, welcher der Christ sich hingibt: „Du machst nicht Gott, sondern Gott macht Dich. Bist Du also Gottes Werk, so erwarte die Hand des Künstlers, der Alles zur rechten Zeit macht, für Dich nämlich, der Du gemacht wirst. Biete ihm aber ein weiches und fügsames Herz und bewahre die Gestalt, wie Dich der Künstler gebildet hat, indem Du Feuchtigkeit in Dir hast, um nicht verhärtet die Spuren seiner Finger zu verlieren. Behältst Du aber die Zusammenfügung, so wirst Du zum Vollkommenen aufsteigen; denn vor Gottes Kunst wird der Lehm, so an Dir ist, verhüllt. Seine Hand hat an Dir die Substanz gebildet; sie wird Dich von Innen und Außen mit reinem Gold und Silber überziehen, daß selbst der König nach Deiner Schönheit begehrt. — — Übergibst Du ihm also das Deine, d. i. den Glauben an ihn und die Unterwürfigkeit, so wirst Du seine Kunst in Dich aufnehmen und ein vollkommenes Werk Gottes werden." So IV, 39, 2. 24) V, 23, 1. Assuetus enim erat (diabolus) ad seductionem hominum mentiri adversus deum. Ab initio enim homini escam multam cum deus dedisset, ex una autem tantum arbore praecepisset ne manducaret, quemadmodum scriptura dicit dixisse deum ad Adam: ab omni ligno caet.; ille mentiens adversus dominum tentavit hominem etc. 25) III, 23, 3. Condemnationem autem transgressionis accepit homo taedia et terrenam laborem et manducare panem in sudore vultus sui et converti in terram, ex qua assumtus est; similiter autem mulier taedia et labores et gemitus et tristitias partus et servitium, id est, ut serviret viro suo: ut neque maledicti a deo in totum perirent, neque sine increpatione perseverantes deum contemnerent. Hiermit steht ein anderer Ausspruch V, 23, 2 nur scheinbar in Widerspruch. Die Worte: in ipsa die mortui sunt, in qua et manducaverunt et debitores facti sunt mortis, quoniam conditionis dies unus. Nach der bekannten Psalmstelle ist hier der Tag = 1000 Jahre gedacht, und 1000 Jahre soll nach Irenäus die Dauer der Schöpfung sein. — Weiter heißt es: Sed quoniam deus verax est, mendax autem serpens, de effectu ostensum est, morte subsecuta eos qui manducaverunt. Simul enim cum esca et mortem adsciverunt, quoniam inobedientes manducabant: inobedientia autem dei mortem infert.

26) III, 18, 7. 20, 2. 17, 2. An der Unfähigkeit, die Forderungen des Sittengesetzes zu erfüllen, möge der Mensch seine Schwäche erkennen und aus solcher Erkenntniß Demuth lernen. Cognoscat semet ipsum, quoniam mortalis et infirmus est, et quod gloria hominis deus; operationis vero dei et omnis sapientiae ejus et virtutis receptaculum homo. Quemadmodum medicus in his, qui aegrotant, probatur; sic et deus in hominibus manifestatur. Quapropter Paulus ait: conclusit autem deus omnia in credulitate, ut omnium misereatur; non de spiritalibus aeonibus dicens hoc, sed de homine, qui fuit inobediens deo et projectus de immortalitate, dehinc misericordiam consecutus est per filium dei eam, quae est ad ipsum, percipiens adoptionem. So III, 20, 2. 27) III, 23, 6. Quapropter et ejecit eum de Paradiso et a ligno vitae longe transtulit, non invidens ei lignum vitae, quemadmodum quidam audent dicere, sed miserans ejus, ut non perseveraret semper transgressor; neque immortale esset quod esset circa eum peccatum et malum interminabile et insanabile. Prohibuit autem ejus transgressionem, interponens mortem et cessare faciens peccatum, finem inferens ei per carnis resolutionem, quae fieret in terra: uti cessans aliquando homo vivere peccato et moriens ei inciperet vivere deo. 28) III, 11, 8. Τετράμορφα γὰρ τὰ ζῶα, τετράμορφον καὶ τὸ εὐαγγέλιον καὶ ἡ πραγματεία τοῦ κυρίου. Καὶ διὰ τοῦτο τέσσαρες ἐδόθησαν καθολικαὶ διαθῆκαι τῇ ἀνθρωπότητι· μία μὲν τοῦ κατακλυσμοῦ τοῦ Νῶε, ἐπὶ τοῦ τόξου· δευτέρα δὲ τοῦ Ἀβραὰμ ἐπὶ τοῦ σημείου τῆς περιτομῆς· τρίτη δὲ ἡ νομοθεσία ἐπὶ τοῦ Μωϋσέως· τετάρτη δὲ ἡ τοῦ εὐαγγελίου διὰ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ. Vgl. dazu die etwas abweichende lateinische Übersetzung. IV, 14, 2. Multis modis componens (deus) humanum genus ad consonantiam salutis. Et propter hoc

Inhalt und Zweck durchaus keine Verschiedenheit; nur die Umstände und Verhältnisse, unter welchen beide als Veranstaltungen Gottes hervortreten, waren verschieden. Das Gesetz wurde Unmündigen gegeben zur Vorbereitung auf Christum; durch Verordnungen, welche sich auf Zeitliches bezogen, führte er das Volk der Juden zum Ewigen; durch Fleischliches zum Geistigen und durch Irdisches zum Himmlischen. Auch das Ceremonialgesetz hat deshalb seine hohe Bedeutung neben dem Moralgesetz, dessen Wahrheit in jeder Menschennatur tief begründet liegt [29]). Jedoch „das Gesetz unterrichtete, da es nämlich für Sklaven erlassen war, durch das äußerlich Körperliche die Seele, indem es wie durch ein Band sie zur Haltung der Gebote hinzog, damit der Mensch Gott dienen lernen möchte. Der Logos aber befreite die Seele und lehrte durch sie den Körper freiwillig reinigen. Daher mußten die Fesseln, die der Mensch bereits gewöhnt war, weggenommen werden und der Mensch mußte ohne Fessel Gott folgen; die Anfoderungen der Freiheit aber mußten erweitert, und die Unterwürfigkeit unter den König vergrößert werden, damit Niemand umkehre und unwürdig vor dem erscheine, der ihn in Freiheit gesetzt hat. Die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen den Hausvater muß nun zwar gleich sein, bei Sklaven wie bei Freien; größeres Zutrauen dagegen müssen die Freien haben, weit größer und rühmlicher ist das Wirken der Freiheit, als das Gehorchen in der Knechtschaft [30])." Mit dem Christenthum wurde diese Freiheit gegeben; Christus führte das Menschengeschlecht zur Mündigkeit und Selbständigkeit.

Irenäus kämpfte gegen Ebioniten und Doketen; daher seine in vielen Stellen [31]) durchgeführte Ansicht von der wahren Gottheit und Menschheit des Erlösers. „Das eingeborene Wort, welches immer bei dem Menschengeschlecht weilt, hat sich mit seinem Gebilde (plasmati) nach dem Willen des Vaters vereint und innig verbunden und ist Fleisch geworden. — — Einer ist Gott Vater, und Einer Christus Jesus, unser Herr. — Er ist aber in Allem auch Mensch, Gottes Bildung (plasmatio), und darum den Menschen in sich vereinigend, damit das Wort Gottes, wie es in dem Himmlischen, Geistigen und Unsichtbaren die Oberherrschaft hat, so auch in dem Sichtbaren und Körperlichen diese Oberhoheit behaupte, und indem es den Vorrang an sich zieht, und sich zum Oberhaupt der Kirche setzt, zur rechten Zeit Alles zu sich aufnehme" [32]). Der Sohn Gottes mußte Mensch werden, um die Sünde im Menschengeschlecht zu unterdrücken und den Menschen frei zu machen vom Fluch des Gesetzes [33]).

Wie hat nun Christus dies ausgeführt? der Mensch, dem die göttliche Liebe das Dasein gab, gehörte der Gottheit an. Durch Überredung des Teufels jedoch mit freiem Willen zur Übertretung des göttlichen Gesetzes gebracht kam er widerrechtlich in des Teufels Gewalt. Der Teufel hatte freilich dadurch einen gewaltsamen Eingriff in die Rechte Gottes gemacht, daß er den Menschen durch Verführung zur Sünde an seine Herrschaft fesselte; der Mensch hatte aber in die Sünde gewilligt. Gott hätte dem Teufel seinen „ungerechten Raub" mit Gewalt entreißen können. Die Gerechtigkeit Gottes hinderte dies. Da der Teufel doch ein gewisses Recht auf den Menschen hatte, so wollte Gott nur rechtlicher Weise gegen ihn verfahren. Die Herrschaft des Teufels konnte nur so lange dauern, als es einen Menschen gab, der aus freiem Antriebe sich jener Herrschaft entzog. „Gab es einen solchen," sagt Bauer, „so mußte der Teufel selbst anerkennen, daß der rechtliche Grund seiner Herrschaft aufgehoben sei, indem der Mensch selbst wieder zurücknahm, was er einst dem Teufel gegen sich selbst eingeräumt hatte, und wie er einst seinen freien Willen vom Teufel gefangen nehmen ließ, so nun mit selbständiger Willenskraft ihm entgegentrat. Es kam also nur darauf an, das ursprüngliche Rechtsverhältniß des Menschen zum Teufel wieder herzustellen. Die Herstellung dieses Verhältnisses war unmittelbar auch die Besiegung des Teufels, indem der Teufel den in seiner Gewalt befindlichen Menschen nicht festhalten konnte. Besiegt aber wurde er auf diese Weise mit Recht, sofern ja der Mensch nur in den Zustand zurückkehrte, in welchem er ursprünglich dem Teufel gegenüber sich befand." Wie sollte dies nun aber geschehen? [34])

Joannes in Apocalypsi ait: „Et vox ejus quasi vox aquarum multarum." Vere enim aquae multae spiritus, quoniam dives et quoniam magnus est pater. Et per omnes illos transiens Verbum sine invidia utilitatem praestabat eis qui subjecti sibi erunt, omni conditioni congruentem et aptam legem conscribens.

29) Über die Einheit des jüdischen und christlichen Gottes vgl. das ganze zweite Buch. Außerdem IV, 24, 2. Sic et deus ab initio hominem quidem plasmavit propter suam munificentiam; Patriarchas vero elegit propter illorum salutem; populum praeformabat, docens ind•cilem, sequi deum; prophetas vero praestruebat in terra, assuescens hominem portare ejus spiritum; — — et his, qui inquieti erant in eremo, dans aptissimam legem et his, qui in bonam terram introierunt, dignam praebens haereditatem. — — Vere enim aquae multae spiritus, quoniam dives et quoniam magnus est pater. Et per omnes illos transiens Verbum (also dasselbe Offenbarungsprincip), sine invidia utilitatem praestabat eis, qui subjecti sibi erant, omni conditioni congruentem et aptam legem conscribens. Über die Bedeutung des Ceremonialgesetzes ebendas. §. 3: Sic autem et populo tabernaculi factionem et aedificationem templi et Levitarum electionem; sacrificia quoque et oblationes et monitiones et reliquam omnem lege (legis) statuebat deservitionem. Ipse quidem nullius horum est indigens; est enim semper plenus omnibus bonis, omnemque odorem suavitatis et omnes suaveolentium vaporationes habens in se, etiam antequam Moyses esset: facile autem ad idola revertentem populum erudiebat, per multas vocationes praestruens eos perseverare et servire deo: per ea quae erant secunda, ad prima vocans, hoc est, per typica ad vera; et per temporalia ad aeterna, et per carnalia ad spiritalia; et per terrena ad caelestia etc. Über das Verhältniß zwischen Gesetz und Evangelium vgl. besonders IV, 15, 2. 30) IV, 13, 2.

31) Vgl. besonders III, 16—19. 32) III, 16, 6. 33) III, 18, 2. Und ebendas. §. 7: *ἤνωσεν οὖν καθὼς προέφαμεν τὸν ἄνθρωπον τῷ θεῷ — — Εἰ μὴ συνηνώθη ὁ ἄνθρωπος τῷ θεῷ, οὐκ ἂν ἠδυνήθη μετασχεῖν τῆς ἀφθαρσίας. Ἔδει γὰρ τὸν μεσίτην θεοῦ τε καὶ ἀνθρώπων διὰ ἰδίας πρὸς ἑκατέρους οἰκειότητος εἰς φιλίαν καὶ ὁμόνοιαν τοὺς ἀμφοτέρους συναγαγεῖν καὶ θεῷ μὲν παραστῆσαι τὸν ἄνθρωπον, ἀνθρώποις δὲ γνωρίσαι θεόν.* 34) V, 21, 3. Haec enim in lege praedicta fuerant et per legis sententiam ostendit dominus, quoniam lex quidem a patre

Zu dieſer Befreiung aus Teufelsgewalt gehörte mehr als menſchliche Macht; der Befreier mußte aber zugleich Menſch ſein. Hieraus ergibt ſich die Nothwendigkeit der gottmenſchlichen Natur des Erlöſers. Er befreit die Menſchen durch den vollkommenen Gehorſam. Der Erlöſer erfüllte das Geſetz; machte dadurch den Menſchen frei und dieſe Freimachung war zugleich eine Feſſelung des Teufels, der von da an in der Gewalt des Erlöſers iſt [35]). Dieſer vom Erlöſer geleiſtete Gehorſam war freilich ein vollkommener. Er reichte aber für ſich noch nicht zur vollkommenen Erlöſung des Menſchengeſchlechts aus. Der Erlöſer trat durch ſeinen Gehorſam aus dem Reiche der dem Teufel Unterworfenen heraus und dem Teufel entgegen, um die Erlöſung vollſtändig zu machen. Die Spitze des geleiſteten Gehorſams und zugleich die Vollendung des ganzen Erlöſungswerkes erblickt Irenäus im Leiden und Sterben Jeſu: der Kreuzestod iſt der vollkommene Gehorſam, das Blut Jeſu ein Löſegeld für die Menſchheit [36]). Was ſpätere Kirchenlehrer auf verſchiedene Weiſe ausgeführt haben, wie Chriſtus mit dem Teufel gerungen, wie aus dem Tod das Leben, aus dem ſcheinbaren Unterliegen der herrlichſte Sieg über den weltbeherrſchenden Teufel entſtanden ſei: das alles erſcheint bei Irenäus noch nicht ausgeführt. „War es," ſagt Baur a. a. O. S. 35., „wie Irenäus ohne Zweifel annahm, der Teufel, welcher den Tod Jeſu bewirkte, ſo kann er ihn nur in der Abſicht bewirkt haben, um Jeſum wie die übrigen Menſchen in ſeine Gewalt zu bringen. Aber ebendarin täuſchte er ſich, da er über den Unſündlichen, vollkommen Gerechten keine Gewalt haben konnte. So erhielt Jeſus dadurch nur das Recht, als der Stärkere in das Reich des Teufels einzudringen und ſeiner Herrſchaft ein Ende zu machen. Indem der Teufel ſelbſt durch die an ihm verübte Gewaltthat ihm das Recht dazu gab, und Jeſus ſein Leben und ſein Blut für die dahin gab, die er aus der Herrſchaft des Teufels befreien wollte, geſchah alles auf eine der höchſten Vernunft würdige Weiſe, nach dem ſtrengen Geſetze der Gerechtigkeit, das nach dem göttlichen Plane der Erlöſung nicht verletzt werden ſollte."

Damit aber der Menſch nach Befreiung aus des Teufels Gewalt als Gott angehörendes Weſen lebe, mußte ihm von dem Erlöſer ein neues, ein göttliches Lebensprincip mitgetheilt werden. Dieſe Mittheilung bildet die poſitive Seite der Erlöſung, welche jener negativen entſpricht. Chriſtus iſt nach Irenäus wahrer Gott und wahrer Menſch, durch den Erlöſer ſind in derſelben Subſtanz, in welcher Adam ſündigte, Gottheit und Menſchheit vereinigt. Damit hat Chriſtus das Urbild der Menſchheit wieder hergeſtellt für alle Zeiten [37]). Ferner gießt aber Chriſtus den Geiſt Gottes aus in die Herzen ſeiner Gläubigen [38]), auf daß der Menſch in Geiſtesgemeinſchaft trete mit dem Erlöſer und dem Vater, der ihn geſandt hat. Dieſe Gemeinſchaft gibt der Menſchennatur ihre wahre Vollendung und durch dieſe iſt das Ebenbild Gottes in der Menſchheit wieder hergeſtellt. Der Wiederherſteller deſſelben iſt der Erlöſer. Darum ſagt er: „dem heiligen Geiſte vertraute der Herr ſeinen von ihm erlöſeten Menſchen an, deſſen Wunden er verbunden hatte, damit wir durch den Geiſt das Bild und die Aufſchrift des Vaters

verbum domini annuntiat; apostata autem dei angelus per illius destruitur vocem traductus quis esset, et *victus a filio hominis servante dei praeceptum.* Quoniam enim in initio homini *suasit transgredi praeceptum factoris; ideo eum habuit in sua potestate;* potestas autem ejus est transgressio et apostasia et his colligavit hominem; per hominem ipsum iterum oportebat victum eum contrario colligari iisdem vinculis, quibus alligavit hominem, ut homo solutus revertatur ad suum dominum, illi vincula relinquens, per quem ipse fuerat alligatus, id est transgressionem. *Illius* enim *colligatio, solutio facta est hominis* — —. Contraria (*ἐναντίως*) ergo in sermone ejus, qui omnia fecit dei, traducens eum dominus et subjiciens per praeceptum; (praeceptum autem dei, lex) fugitivum eum homo ejus et legis transgressorem et apostatam dei ostendens, postea jam verbum constanter eum colligavit, quasi suum fugitivum et deripuit ejus vasa, id est eos qui ab eo detinebantur homines, quibus ipse *injuste* utebatur. Et captivus quidem ductus est *juste* is, qui hominem injuste captivum duxerat; qui autem ante captivus ductus fuerat homo, extractus est a possessoris potestate secundum misericordiam dei patris: qui miseratus est plasmati suo et dedit salutem ei per Verbum i. e. per Christum, redintegrans: ut experimento discat homo, quoniam non a semet ipso, sed donatione dei accipit incorruptelam.

35) Worte Baur's in ſeiner Schrift: Die chriſtliche Lehre von der Verſöhnung in ihrer geſchichtlichen Entwickelung von der älteſten Zeit bis auf die neueſte. S. 31. „Der Ausdruck suadela," ſagt Baur ebendaſelbſt, „iſt ſo zu verſtehen: der Teufel ſollte ſich ſelbſt von der Rechtmäßigkeit des gegen ihn eingeſchlagenen Wegs überzeugen. Wenn Irenäus das Verfahren des Teufels ſelbſt als ein vim inferre bezeichnet, obgleich der Teufel den Menſchen durch freie Überredung (suasit) zur Sünde verleitet hatte, ſo hebt das Eine das Andere nicht auf. War es das größte Unrecht von Seiten des Teufels, daß er überhaupt darauf ausging, den Menſchen, das Eigenthum Gottes, an ſich zu reißen, ſo wurde doch, ſobald der Menſch mit freiem Willen ſich ihm hingegeben hatte, aus dem Unrecht ein Recht. Die Unterſcheidung eines doppelten Geſichtspunkts hat demnach ihren Grund darin, daß der Teufel ſowol Gott als dem Menſchen gegenüber zu betrachten iſt." 36) V, 1, 1. Et quoniam injuste dominabatur nobis apostasia et cum natura essemus dei omnipotentis, alienavit nos contra naturam, suos proprios faciens discipulos; potens in omnibus dei verbum et non deficiens in sua justitia, juste etiam adversus ipsam conversus est apostasiam, ea quae sunt sua redimens, ab ea: non cum vi, quemadmodum illa initio dominabatur nostri, ea quae non erant sua insatiabiliter rapiens; sed secundum suadelam, quemadmodum decebat deum suadentem et non vim inferentem accipere quae vellet: ut neque quod est justum confringeretur, neque antiqua plasmatio dei deperiret. *Τῷ ἰδίῳ οὖν αἵματι λυτρωσαμένου ἡμᾶς τοῦ κυρίου καὶ δόντος τὴν ψυχὴν ὑπὲρ τῶν ἡμετέρων ψυχῶν καὶ τὴν σάρκα τὴν ἑαυτοῦ ἀντὶ τῶν ἡμετέρων σαρκῶν* cett. Dieſe Verſöhnungslehre, mit welcher die Idee von der Gottmenſchheit des Erlöſers in engſter Verbindung ſteht (vgl. III, 18, 7), hat nach ihren Hauptmomenten große Ähnlichkeit mit der berühmten Satisfactionstheorie des Anſelm. Im Einzelnen ſind aber die Gedanken des Irenäus noch reiner und die Anſchauung des Verſöhnungswerks keine blos juridiſche.

37) Vgl. die oben angeführten Stellen über die göttliche und menſchliche Natur des Erlöſers. 38) V, 1, 1. (Domino) effundente spiritum patris in adunitionem et communionem dei et hominis, ad homines quidem deponente deum per spiritum, ad deum autem rursus imponente hominem per suam incarnationem et firme et vere in adventu suo donante nobis incorruptelam per communionem, quae est ad eum. Beſonders wichtig ſind für die poſitive Seite der Erlöſung Cap. 10—12 des 5. Buches.

und des Sohnes erhalten, den uns anvertrauten Denar fruchtbringend machen und ihn vermehrt dem Herrn zuzählen [39])."

Die Wirkung der versöhnenden und erlösenden Thätigkeit Christi im Menschen beschreibt Irenäus mit Hilfe von Bildern in noch allgemeinen und unbestimmten Zügen [40]). Wie ein milder Ölbaum, sagt Irenäus, nachdem er gepfropft worden ist, zwar die Substanz des Holzes nicht verliert, die Beschaffenheit der Frucht aber ändert, und nun einen andern Namen annimmt und nicht mehr Ölbaum, sondern ein fruchtbarer Ölbaum heißt: so verliert auch der Mensch, der durch den Glauben gepfropft worden ist und den heiligen Geist in sich aufnimmt, die Substanz des Fleisches nicht, ändert aber die Beschaffenheit der Frucht der Werke und erhält einen andern Namen, der die Umwandlung in das Bessere bezeichnet, und wird nicht mehr Fleisch und Blut, sondern ein geistiger Mensch genannt. Das dem Menschen mitgetheilte neue Lebensprincip muß aber der Mensch sich bewahren, wie folgende Worte zeigen: „Wie aber der wilde Ölbaum, wenn er die Einpfropfung nicht erhält, durch seine wilde Beschaffenheit seinem Herrn unnütz bleibt und ins Feuer geworfen wird, so bleibt auch der Mensch, wenn er durch den Glauben die Einpfropfung des Geistes nicht erhält, das, was er früher war, Fleisch und Blut, und kann das Reich Gottes nicht erlangen [41])." Dieser den Menschen bildenden und seine natürlichen Anlagen vollendenden göttlichen Gnade, welche besonders von dem Versöhner und Erlöser dem Menschengeschlecht mitgetheilt wurde, braucht sich der Mensch nur hinzugeben, um ihrer Segnungen theilhaftig zu werden. Damit bekennt sich Irenäus zum Universalismus, der in folgenden schönen Worten deutlich ausgesprochen ist: „Du machst nicht Gott, sondern Gott macht dich. Bist du also Gottes Werk, so erwarte die Hand des Künstlers, der alles zur rechten Zeit macht, für dich nämlich, der du gemacht wirst. Biete ihm aber ein weiches und fügsames Herz und bewahre die Gestalt, wie dich der Künstler gebildet hat, indem Du Feuchtigkeit in dir habest, um nicht verhärtet die Spuren seiner Finger zu verlieren. Behältst du aber die Zusammenfügung, so wirst du zum Vollkommenen aufsteigen; denn vor Gottes Kunst wird der Lehm, so an dir ist, verhüllt. Seine Hand hat an dir die Substanz gebildet; sie wird dich von Innen und Außen mit reinem Gold und Silber überziehen, daß selbst der König nach deiner Schönheit begehrt. — — Übergibst du ihm also das Deine, das ist den Glauben an ihn und die Unterwürfigkeit, so wirst du seine Kunst in dich aufnehmen und ein vollkommenes Werk Gottes werden. Glaubst du aber nicht an ihn und entziehst dich seinen Händen, so wird die Ursache der Unvollkommenheit in dir sein, der du nicht gehorcht hast, nicht aber in dem, der dich berufen hat. — — Denn in dem Glauben, wie in den Werken hat der Herr des Menschen Willen frei und eigenmächtig bewahrt. — — Er zwingt nicht mit Gewalt, unterrichtet nur mit seinem Rathe, mahnt zur Unterwürfigkeit gegen ihn und lenkt vom Unglauben ab [42])."

Zur Aneignung des uns in Christo dargebotenen Heils wirkt der die Gemeinschaft des Menschen mit Gott wiederherstellende Taufritus. Die Bedeutung desselben liegt in folgenden Worten ausgesprochen: „(Gott) versprach durch die Propheten, daß er den heiligen Geist in den jüngsten Zeiten ausgießen werde über Knechte und Mägde, sodaß sie weissagten; daher stieg er auch auf den Sohn Gottes, der des Menschen Sohn wurde, herab, indem er sich mit demselben gewöhnte, in dem Menschengeschlecht zu wohnen und auf den Menschen zu ruhen, den Willen des Vaters in ihnen wirkend und sie erneuernd von der Altheit (vetustas) zur Neuheit (novitas) Christi [43])." Diese heilsame Einwirkung der Gnade durch die Taufe muß der Mensch nothwendig erfahren, um Christ zu sein. „Denn wie vom trockenen Weizen ohne Wasser weder ein Teig, noch Brod gemacht werden kann, so konnten auch wir alle ohne das Wasser, welches vom Himmel ist, nicht in Christus vereinigt werden. Und wie trockene Erde, wenn sie keine Feuchtigkeit erhält, keine Frucht trägt, so würden auch wir, die wir ursprünglich dürres Holz sind, ohne den freiwillig von Oben kommenden Regen niemals das Leben als Frucht bringen. Denn unsere Leiber haben durch das Bad, welches zur Unverweslichkeit da ist, die Einigung empfangen, unsere Seelen aber durch den Geist. Deswegen sind beide (Wasser und Geist) nothwendig, weil sie beide zum Leben Gottes befördern [44])."

Über das Abendmahl hat sich Irenäus an mehren Stellen ausgesprochen. Die verschiedenen Aussprüche mit einander in Übereinstimmung zu bringen, ist nicht leicht [45]).

39) III, 17, 3. 40) Es ist unverzeihlich gehandelt, wenn der Historiker solche allgemeine Ausdrücke preßt, um daraus Begriffe und Vorstellungen zu gewinnen, welche den confessionellen Unterscheidungslehren einer Kirche besonders günstig sind. Dieser Tadel trifft die Darstellung in Möhler's Patrologie S. 375 fg. 41) V, 10, 1 u. 2.

42) IV, 39, 2 fg. 43) III, 17, 1. 44) a. a. O. §. 2. 45) Vgl. H. W. J. Thiersch: Die Lehre des Irenäus von der Eucharistie aufs Neue untersucht. In Rudelbach's und Guerike's Zeitschr. für luth. Theol. u. Kirche. Jahrg. 1841. 4. Heft. S. 40. Ich verkenne keineswegs die Gründlichkeit dieser Abhandlung und die Genauigkeit, womit die Hauptstellen des Irenäus interpretirt sind; allein in dem Resultate kann ich dem Verfasser nicht beistimmen. Er hat aus Irenäus' Worten zu viel, d. h. die volle lutherische Abendmahlslehre mit ihren appendices, den Lehren von der Ubiquität des Leibes Christi und von der communicatio idiomatum eruiren wollen. Denn nach seiner Ansicht ist Christus im Abendmahle seinem Leibe und Blute nach so gegenwärtig, daß Leib und Blut als ein ὀψώνιον müssen gedacht werden. „Dieses Fleisch und Blut Christi ist nicht ein Anderes als dasjenige, welches der Sohn Gottes in seiner Menschwerdung als wahrhaft, nicht scheinbar menschliches Fleisch und Blut angenommen, das Fleisch, welches am Kreuze gelitten hat." Das Ernährtwerden unsers Leibes von dem Leibe und Blute des Herrn soll nach Thiersch so gefaßt werden: „Leibliches tritt mit Leiblichem in Beziehung, des Herrn unvergängliche Leiblichkeit theilt der unsern Unvergänglichkeit mit. Dies geschieht im Genuß des gesegneten Brodes und des gesegneten Kelches auf geheimnißvolle Weise." Wenn Thiersch vertrauensvoll hinzusetzt: „daß ich mit diesen Sätzen nur den Glauben des Irenäus getreu referire, wird der Leser, wie ich nicht mehr zweifeln will, zugeben" (vgl. a. a. O. S. 66); so braucht man ihn nur daran zu erinnern, daß, wenn man seine Interpretation der Worte ὁ λόγος τοῦ θεοῦ in der von ihm er-

Einmal sagt er: „denn wie mögen sie (die Gnostiker) wiederum behaupten, daß das Fleisch dem Untergang entgegengehe und keinen Theil habe am Leben, welches von dem Leibe des Herrn und seinem Blute genährt wird? Sie sollen also entweder ihre Meinung ändern, oder das Darbringen des Gesagten unterlassen. Unsere Ansicht stimmt aber überein mit der Eucharistie und die Eucharistie bestätigt unsere Ansicht. Denn wir bringen ihm sein Eigenthum dar, indem wir nach Gebühr Gemeinschaft und Einigung des Fleisches und Geistes behaupten: denn wie das irdische Brod die Anrufung Gottes erfahrend nicht mehr gemeines Brod ist; sondern Eucharistie aus zwei Dingen bestehend, einem irdischen und einem himmlischen; so sind auch unsere Leiber an der Eucharistie Theil habend nicht mehr vergänglich, da sie die Hoffnung der Auferstehung haben [45])." Wir fügen sogleich die zweite Hauptstelle hinzu: „Und weil wir seine Glieder sind und durch die Creatur genährt werden, er aber uns die Creatur darreicht, indem er seine Sonne aufgehen und regnen läßt, wie er will: so hat er eben den creatürlichen Kelch für sein eigenes Blut erklärt, woraus er unser Blut nährt, und daß das irdische Brod sein eigener Leib sei, behauptet, woraus er unsere Leiber nährt. Da nun der gemischte Kelch und das natürliche Brod den Logos Gottes aufnimmt [47]) und Eucharistie des Leibes und Blutes Christi wird, aus diesen aber unsers Fleisches Substanz, Wachsthum und Bestehen gewinnt: mit welchem Recht sagen sie noch, das Fleisch sei der Gabe Gottes, welche ist ewiges Leben, nicht fähig, das doch von dem Leibe und Blute des Herrn genährt wird und sein Glied ist? wie der Apostel Paulus sagt im Briefe an die Epheser: Wir sind Glieder seines Leibes, aus seinem Fleisch und Bein; womit er nicht von einem geistigen und unsichtbaren Menschen redet (denn der Geist hat weder Knochen noch Fleisch Luc. 24, 3); sondern von derjenigen Bildung, welche wir an einem wahren Menschen erkennen und welche aus Nerven und Knochen besteht; welche vom Kelch, welcher sein Blut ist, ernährt wird, und von dem Brod, welches sein Leib ist, vermehrt wird. Und gleichwie das Holz des Weinstocks in die Erde gesenkt zu seiner Zeit Frucht bringt, und das Weizenkorn, in die Erde gefallen und aufgelöst, vielfach aufgeht durch den alles tragenden Geist Gottes; (gleichwie) hierauf (beides) durch die Weisheit den Menschen bräuchlich wird und empfangend den Logos Gottes Eucharistie wird, welches ist Leib und Blut Christi; so auch unsere Leiber — aus ihr genährt werden und niedergelegt in die Erde und aufgelöst in derselben werden sie auferstehen zu ihrer Zeit, indem das Wort Gottes ihnen die Auferstehung schenkt zur Ehre Gottes des Vaters." Suchen wir aus diesen Worten die Vorstellung des Irenäus über das Abendmahl uns klar zu machen. Wein und Brod bringt der Mensch im Abendmahl der Gottheit als „die Erstlinge aus den Geschöpfen" dar. Diese Darbringung der irdischen Dinge

klärten zweiten Hauptstelle des Irenäus verwirft, seine ganze neue Untersuchung in ihren Resultaten vernichtet ist. Ob aber eine solche Verwerfung nothwendig sei, läßt sich hier nicht ausmachen. Und so lange dies nicht entschieden, möge man die Anführung der von Thiersch hart getadelten Ansicht eines berühmten Dogmenhistorikers gestatten. Baumgarten-Crusius sagt in seinem Lehrbuche der christl. Dogmengeschichte II. S. 1217 u. 1218: „Das was wir die Abendmahlslehre in Kleinasien genannt haben, ging ohne Zweifel von dem idealen Geiste aus, welchen die Johanneische Schule dort verbreitet hatte, wie sich dieser uns wol in mancherlei Formen und nachdenkend darstellt. Voraussetzend also, daß das Abendmahl eine wirkliche Theilnahme und ein Genießen von Leib und Blut Christi darbiete und vermittle, lassen jene Väter die irdische Speise nach ihrem Genusse in den himmlischen Leib Jesu übergehen. Dadurch schien ihnen nicht nur eine innigere Verbindung mit Christus und der Genießenden unter einander, sondern auch eine Erhöhung und Verklärung des himmlischen Menschen bezweckt zu werden. Ignatius, Justinus und Irenäus bezeichnen uns diese Denkart. — Endlich ist es bei allen drei der Logos, welcher die Wandlung des Irdischen so vollzieht, wie er das Fleisch Jesu selbst erschaffen haben soll: .... vom Gotteswortе, bald wol auch von der herabgeflehten Kraft des heiligen Geistes verstanden." Und S. 1219: „Justin führt das Wunder im Abendmahle auf den Logos als den Menschgewordenen, Irenäus auf ihn als den Weltgeist zurück." Die Hauptzüge der Ansicht von Thiersch über des Irenäus Abendmahlslehre finden sich schon in einer alten Abhandlung: *J. Deylingii* Irenaeus evangelicae veritatis confessor ac testis, a Renati Massueti pravis explicationibus vindicatus. (Lipsiae 1721. 4.) Die Misdeutungen der Irenäischen Abendmahlslehre, welche Döllinger (die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten. [Mainz 1826. 4.]) und Möhler (in der Patrologie) zu Gunsten der Transsubstantiationslehre versuchten, sind bereits von Dr. Höfling abgewiesen in dem Programm: Die Lehre des Irenäus vom Opfer im christl. Cultus. (Erlangen 1840.)

46) Die dogmatischen Schlagworte führe ich nach Thiersch an, obgleich ich mich wol hüte, den Grundsätzen, wornach er eine Texteskritik des Irenäus versucht, allen als unbedingt richtig beizutreten. IV, 18, 5 heißt es: *ὡς γὰρ ὁ ἀπὸ γῆς ἄρτος προσλαμβανόμενος τὴν ἔκκλησιν τοῦ θεοῦ, οὐκέτι κοινὸς ἄρτος ἐστὶν, ἀλλ' εὐχαριστία, ἐκ δύο πραγμάτων συνεστηκυῖα, ἐπιγείου τε καὶ οὐρανίου· οὕτως καὶ τὰ σώματα ἡμῶν μεταλαμβάνοντα τῆς εὐχαριστίας, μηκέτι ἐστὶ φθαρτὰ, τὴν ἐλπίδα τῆς εἰς αἰῶνας ἀναστάσεως ἔχοντα.*

47) V, 2, 2 u. 3. Die Worte: *καὶ ὁ γεγονὼς ἄρτος ἐπιδέχεται τὸν λόγον τοῦ θεοῦ καὶ γίνεται ἡ εὐχαριστία σῶμα Χριστοῦ.* Zur Erklärung dieser nicht eben leichten Worte fügt Thiersch a. a. O. Folgendes hinzu: „Oben sagte Irenäus von dem Brode: *προσλαμβάνων τὴν ἔκκλησιν τοῦ θεοῦ*, „dazu bekommend (accipiens) die Anrufung Gottes," höre es auf profanes Brod zu sein. (Stellt man den Satz ganz einfach grammatisch um, sodaß *ἔκκλησις* Subject, *ἄρτος* Object wird, so müßte das Verbum statt *προσλαμβάνειν* ein gleichbedeutendes sein mit accedere, dem richtigen terminus in der spätern Lehre von den Sacramenten.) Hier steht für *προσλαμβάνειν* das synonymum *ἐπιδέχεσθαι*, für *ἡ ἔκκλησις τοῦ θεοῦ* aber *ὁ λόγος τοῦ θεοῦ*; so gewiß nun als jene zwei Verba ein und dasselbe bezeichnen, muß auch unter dem *λόγος* hier nichts anderes gemeint sein, als was oben *ἔκκλησις* hieß. *Λόγος τοῦ θεοῦ* ist ein von Gott gegebenes, *ἔκκλησις τοῦ θεοῦ* ein an ihn gerichtetes Wort" u. s. w. Wir müssen es hier dahin gestellt sein lassen, ob *λόγος τοῦ θεοῦ* das bezeichnet, was Thiersch gemeint hat. Neander (K.-G. I, 3. S. 722) bemerkt richtig: „Die herrschendste Vorstellung war diejenige, die wir schon bei Ignatius von Antiochien, sodann bei dem Justin M. und bei Irenäus finden, von einer übernatürlichen Durchdringung des Brodes und des Weines mit dem Leibe und Blute Christi, vermöge deren diejenigen, die das Abendmahl genössen, von dem göttlichen Lebensprincip Christi in ihrer ganzen Natur durchdrungen würden, sodaß auch ihr Leib dadurch schon jetzt für die Auferstehung vorbereitet werde." Über die Art, wie jene Durchdringung im Abendmahle sich realisire, hat Neander wohlweislich sich aller Bestimmung enthalten.

im Abendmahl betrachtet Irenäus als ein Opfer. Die Christen haben demnach ihre Opfer ebenso gut, als das israelitische Volk. So über die Elemente des Abendmahls vor der Consecration. Sobald aber die Elemente die Anrufung (ἐπίκλησις) Gottes vernommen, werden sie Eucharistie; in dieser ist ein Irdisches und Himmlisches zu unterscheiden. Brod und Wein, von der Erde stammend, sind das ἀντίτυπον; dagegen Leib und Blut Christi das ἀντίτυπον der Eucharistie. Wie aber die Gegenwart von Leib und Blut Christi im Abendmahl zu denken sei nach Irenäus, ob mehr sinnlich äußerlich oder geistig-real, oder endlich spirituell; darüber ist schwer zu entscheiden. Die Kraft des Abendmahls liegt darin, daß der Genuß unser Fleisch nährt zum ewigen Leben, ihm Unvergänglichkeit und Auferstehungsfähigkeit verleiht. Auch die geistigste Fassung der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl mag demselben eine Einwirkung auf unsern Leib zugestehen, sobald nur Leib und Geist nicht durch eine unausfüllbare Kluft getrennt gedacht werden. Also das Ernährtwerden des Menschenleibes durch das Abendmahl beweiset nichts für eine sinnlich-äußerliche, oder auch geistig-reale Gegenwart Christi in der Eucharistie. Man muß sich unter dem τρέφεσθαι vielmehr eine Hebung und Stärkung der sittlichen Kraft des Menschen, ein Wachsen des sittlichen Kerns im Individuum denken; solches Wachsthum aber geht aus von dem Leib und Blut Christi, d. h. von dem ganzen, von dem historischen Christus. Auf diese Weise ist das Abendmahl, wie Ignatius sagt, „ein Trank der Unsterblichkeit und ein Gegengift des Todes." Es durchgeistet, möchte man sagen, selbst den Leib des Menschen, sodaß dieser Theil hat an dem ewigen Erbtheil des Geistes.

Wir fügen noch kurz die Lehre über die letzten Dinge hinzu. Nach dem Tode werden die Seelen der Gerechten nicht sogleich zum Anschauen Gottes gelangen, sondern an einem dritten Ort bis zur Auferstehung zubringen. Denn auch die Seele des Erlösers ist nicht unmittelbar nach dem Kreuzestod in den Himmel eingegangen; vielmehr brachte sie bis zur Auferstehung in dem allgemeinen Aufenthaltsorte der Gestorbenen zu und ging erst später in den Himmel ein. Denselben Weg werden auch die Seelen aller Gerechten gehen müssen[48]). Ehe der Mensch zur höchsten Stufe der Seligkeit gelangt, wird er, umgeben von den Seelen der Gerechten, im Umgange mit dem Erlöser dem großen Auferstehungstag entgegenharren. Vor der Auferstehung wird die Erhebung der Widersacher des Christenthums statt haben. Der Antichrist wird auftreten als „ein Abtrünniger und Räuber und will doch wie ein Gott angebetet werden und obwol er ein Sklave ist, will er sich doch als König ausrufen lassen. Und es wird dieser Antichrist in sich wiederholen alle Bosheit und allen Betrug und alle Ungerechtigkeit, welche vor der Sündfluth stattfand und durch den Abfall der Engel entstanden war und zugleich allen Irrthum, welcher seit der Sündfluth eingetreten ist und die Götzen ersann und die Ermordung der Propheten. Ja, er wird kommen wie Einer, der alle teuflische Abtrünnigkeit in sich wiederholt und als ein solcher, welcher die Götzenbilder wegschafft, um zu überzeugen, daß er Gott sei: der dagegen sich als alleinigen Götzen erhebt und den in Betreff der übrigen Götzen herrschenden mannichfaltigen Irrthum in sich vereint, damit die, welche den Teufel durch vielerlei Götzen anbeten, demselben durch diesen einen Götzen dienen. Und er wird alle Gewalt des Teufels in sich beschließen und nach Tyrannenart sich bestreben, sich als Gott zu zeigen, und er wird sich in den Tempel Gottes setzen, auf daß ihn diejenigen, die er verführt, als Christus anbeten[49])." Die gesammte Menschheit mit der Gesammtheit ihrer Sünden und Irrthümer repräsentirt nach Irenäus' Darstellung der Antichrist. Die Anarchie des Bösen wird stattfinden, damit sich für immer das Gute vom Bösen scheide und jenes eingehe zu seiner Herrlichkeit, dieses aber seine verdiente Strafe leide. Die Herrschaft des Antichrists dauert drei Jahre und sechs Monate. Nach Ablauf dieser Zeit wird der Erlöser, umstrahlt von der Herrlichkeit des Vaters in den Wolken des Himmels herabkommen und den Antichrist mit seinen Anhängern in den Feuerpfuhl verstoßen. Die Gerechten werden auferstehen und mit denen, die in dem letzten schweren Kampf erprobt worden sind, den Tag der Ruhe, den heiligen siebenten Tag der großen Weltepoche, feiern[50]). Die Freuden dieses tausendjährigen Reichs sind von Irenäus mit sinnlichen Farben gemalt. Nach dem Grade ihrer Vollkommenheit wohnen einige im Paradies, andere in der neu errichteten Gottesstadt, dem himmlischen Jerusalem, andere endlich, welche der höchsten Seligkeit würdig sind, weilen bei Gott im Himmel und sehen ihn von Angesicht zu Angesicht. In der Gemeinschaft mit Gott, in der Erkenntniß seines Wesens und in der Ergründung der göttlichen Liebesfülle liegt demnach der Lohn für des Menschen Ringen und Streben nach den Gütern der Ewigkeit. Gewiß ein reiner und hoher Gedanke, um den sich viel irdisches Hoffen bei dem chiliastisch gesinnten Irenäus herumgelegt hat.

Dies sind die Grundzüge seines dogmatischen Systems.

Welcher Richtung des dogmatischen Geistes gehört Irenäus an? In Kleinasien war im zweiten Jahrhundert der Geist des Johannes noch herrschend. Irenäus ist unmittelbar davon berührt. Dies zeigt sich in seinem Streben, die Gottmenschheit des Erlösers denkend zu ergründen. Dabei hat der Platonismus einen Sinn für die ideale Seite der Dinge in ihm geweckt und genährt, wodurch er zu tiefer und ernster Forschung getrieben wurde. Selbst nachdem er in das Abendland versetzt und von dem imperatorischen Geist der römischen Kirche angeweht, von dem Realismus occidentalischer Theologie vielfach berührt war, vermochte er nicht, sich vom Einfluß des Platonismus ganz loszumachen. Deshalb sucht er

48) V, 31, 1 u. 2.

49) V, 25. Über das Regiment des Antichrists vgl. V, 25—30.

50) Die chiliastischen Hoffnungen sind vorzüglich V, 30—36 ausgesprochen. Die Weltdauer beträgt nach Irenäus 6000 Jahre. In sechs Tagen ist die Welt von Gott geschaffen und vor Gott ist ein Tag gleich 1000 Jahren. Nach Ablauf der 6000 Jahre folgt der Sabbat der Frommen, das tausendjährige Reich.

selbst in den äußern Formen, wie sie sich in der abendländischen Kirche immer mehr ausbildeten, eine Idee nachzuweisen, an der er dem Gnosticismus gegenüber mit aller Kraft festhielt. Er hat weder dem Idealismus, der in der Alexandrinischen Theologie seine Spitze erreichte, noch auch dem Realismus, der von der römischen Kirche aus die Theologie des Abendlandes beherrschte, einseitig gehuldigt. In ihm stellt sich uns eine reine und edle Vermittlung jener extremen Richtungen dar, wie sie bis auf den großen Augustin in den dogmatischen Kämpfen der Kirche nicht wieder da gewesen ist.

2) **Irenäus**, Comes, später Bischof von Tyrus, lebte zur Zeit der Nestorianischen Streitigkeiten. Er war ein vertrauter Freund des Nestorius. Der Kaiser Theodosius II. gestattete dem Nestorius, zu dem auf Pfingsten des Jahres 431 nach Ephesus ausgeschriebenen allgemeinen Concil sich von einem Freunde vornehmern Standes begleiten zu lassen. Der Comes Irenäus wurde von Nestorius zum Begleiter gewählt. Als es der Cyrillischen Partei zu Ephesus durch allerlei listige Machinationen gelungen war, den Hof zu Constantinopel gegen Nestorius aufzubringen, bewogen die dem Nestorius anhängenden asiatischen Bischöfe den Irenäus, von Ephesus nach Constantinopel zu reisen, um den Einfluß der Cyrillischen Partei beim Kaiser zu paralysiren. Zugleich übersandten jene Bischöfe durch Irenäus dem Kaiser ein Schreiben zu Gunsten des Nestorius. Die Abgeordneten der Cyrillischen Partei, welche einige Tage früher zu Constantinopel angekommen waren als Irenäus, hatten bald bei den Großen und den höchsten Staatsbeamten sich Eingang und dem Cyrill Gewogenheit verschafft. Irenäus wirkte ihnen aber kräftig entgegen. Es gelang ihm auch, seinem Freunde das kaiserliche Wohlwollen wieder zu erringen und das gesetzwidrige Verfahren der Cyrillischen Partei gegen Nestorius dem Kaiser fühlbar zu machen. Indessen bei dem jedem Einflusse ausgesetzten, schwachen und unselbständigen Kaiser hielt die wohlwollende Stimmung für Nestorius nicht lange an. Mit Nestorius fiel auch Irenäus in Ungnade. Zur Strafe für seine Befreundung mit dem von der Kirche verfolgten Ketzer mußte Irenäus einige Zeit in der Verbannung zubringen. Im Jahre 444 wurde er von seinen Freunden zum Bischof von Tyrus ordinirt. Indessen der kaiserliche Zorn entriß ihm auch diese geistliche Ehre der Bischofswürde. In dem uns noch erhaltenen Absetzungsdecret (Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio von Mansi. T. V. p. 417) erklärt der Kaiser, daß alle Kleriker, welche die Lehre des Nestorius verbreiteten, aus der Kirche ausgestoßen werden sollten; Laien aber, welche sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht, sollten anathematisirt werden. Schriften, welche nicht mit dem zu Nicäa und Ephesus dogmatisch Bestimmten in Einklang ständen, sollten verbrannt werden; diejenigen aber, welche dergleichen Schriften bei sich verbergen, haben selbst Todesstrafe zu fürchten. „Damit man aber," fährt der Kaiser fort, „durch Erfahrung lerne, wie sehr unsere Majestät die Eiferer für den Nestorianischen Glauben verabscheue, so verordnen wir, daß Irenäus, welcher einst aus eben jener Ursache sich unsere Ungnade zugezogen und später, wie wir erfahren haben, nach der zweiten Verheirathung gegen die apostolischen Verordnungen zum Bischof der Stadt Tyrus gemacht worden ist, aus der heiligen Kirche zu Tyrus ausgestoßen werde, als Privatmann allein in seinem Vaterlande lebe und seiner Priesterwürde und seines Priesternamens gänzlich beraubt werde." Im J. 448 wurde Irenäus abgesetzt. Vielleicht schrieb er in der Zurückgezogenheit sein Werk **Tragoedia seu Commentarii de rebus in synodo Ephesina ac in Oriente gestis.** Bei dieser seiner Erzählung der Verfolgungen, welchen Nestorius ausgesetzt gewesen, benutzte Irenäus eine von Nestorius selbst verfaßte Geschichte seines Lebens. Leider ist die Tragödie des Irenäus verloren gegangen. Ein ungenannter, wie man vermuthet, nordafrikanischer Schriftsteller hat aber aus dem Werke des Irenäus reichhaltige Auszüge und besonders merkwürdige Urkunden zusammengestellt, die man in der Mansi'schen Sammlung T. V. p. 731 unter dem Titel **Synodicon adversus tragoediam Irenaei** abgedruckt findet.

3) **Irenäus**, um 518 **Comes Orientis**. Evagrius erzählt in seiner **Hist. eccl. IV, 4**, daß der antiochenische Bischof Severus, weil er nicht aufhörte, das chalcedonische Concil mit dem Anathema zu belegen und dadurch viel Streit und Ärgerniß in der Kirche veranlaßte, auf Befehl des Kaisers Justin in dessen erstem Regierungsjahre (518) ergriffen und ihm sogar, nach dem Bericht Einiger, die Zunge abgeschnitten werden sollte. Die Vollstreckung dieses kaiserlichen Befehls wurde dem Irenäus, der zu jener Zeit **Comes Orientis** war und in Antiochia residirte, übertragen. Allein Severus entzog sich jener schrecklichen Strafe durch die Flucht, die ihm freilich, wie er selbst in Briefen an antiochenische Bürger erzählt haben soll, durch die Wachsamkeit der von Irenäus aufgestellten Wächter sehr erschwert wurde.

4) **Irenäus**, der Grammatiker. *Εἰρηναῖος ὁ γραμματικός*, bei Sokrates (**hist. eccl. III. 7** Valesi'sche Ausgabe S. 176) erwähnt. Sokrates gedenkt seiner gelegentlich als Lexikographen. Übrigens wissen wir, daß der Grammatiker Irenäus ein Alexandriner und ein Schüler des Metrikers Heliodorus war, der lateinisch **Minucius Pacatus** hieß. Er verfaßte mehre Schriften über die Eigenthümlichkeit des attischen Dialekts, so drei Bücher *ἀττικῶν ὀνομάτων*, ferner ebenso viel Bücher über attische Prosodie und ein Buch über den Atticismus. Wahrscheinlich ist dies letzte Werk gemeint in den Worten des Sokrates: *Εἰρηναῖος δὲ ὁ γραμματικὸς ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον ἀττικιστῇ καὶ βάρβαρον ἀποκαλεῖ τὴν λέξιν.* Vgl. die Valesi'sche Anmerkung zu dieser Stelle.

(*Adolf Stieren.*)

IRENAEUS (Christoph), ein protestantischer Theolog des 16. Jahrhunderts aus Schweidnitz in Schlesien gebürtig, war zuerst Diakonus in Aschersleben, später Pfarrer in Eisleben im Mansfeldischen, von wo er bald darauf als Hofprediger nach Weimar berufen wurde. Hier indessen ward er, in die Flacianischen Streitigkeiten verwickelt, nach kurzer Zeit seines Amtes entsetzt, ging wieder nach Eisleben zurück und verwaltete daselbst von 1562 an das Pfarramt zu St. Petri und Pauli. Aber-

mals im J. 1568 in seine frühere Stelle zu Weimar berufen, wohnte er noch in demselben Jahre dem Colloquium protestantischer Theologen zu Altenburg bei, welches zur Beilegung der durch Flacius Illyricus erregten theologischen Warren vom October 1568 bis März 1569 gehalten wurde. Im Laufe dieses letztern Jahres hielt er auch mit einigen andern Theologen auf herzoglichen Befehl eine Kirchenvisitation in dem weimarischen Lande und hat wahrscheinlich auch zu Weimar sein Leben beschlossen. Er schrieb sogenannte „Katechismuspredigten," ein „Examen libri Concordiae; Symbolum apostolicum" (Eisleben 1563. 4.), ferner mehre Streitschriften, wie: „Recept vor die Verfolger;" — „Warnung und Ursachen, daß man nicht in eine Amnestiam und Stillschweigen der Irrthümer und Corruptelen noch in den Orden der neuen Jacobsbrüder willigen soll" (1569. 4); „De Monstris" (Urfel. 1585. 4.); „Gründlicher Bericht auf das „Examen" wider den Artikel von der Erbsünde" (Heidelberg 1583. 4.); endlich mehre asketische Schriften, z. B. „Evangelischer Gnadenspiegel wider den schrecklichen Zornesspiegel des Gesetzes." (Urfel. 1593. 4.) (*R.*)

IRENARCHEN (εἰρηνάρχης, pacator, Irenarcha, Vet. Gloss.) sind nach Ulpian (in l. *Munerum* D. De muneribus et honoribus) qui disciplinae publicae et corrigendis moribus praeficiuntur, obrigkeitliche Personen im römischen Staat; sie bekleiden nach Pandekt. L. 4. 18 munera personalia. Besondere Verordnungen, ihre Jurisdiction betreffend, s. Pandekt. XLVIII. 3, 6: Divus Hadrianus Julio secundo ita rescripsit, „et alias rescriptum est non esse utique epistolis eorum credendum, qui quasi damnatos ad Praesidem remiserint." Idem de Irenarchis praeceptum est, quia non omnes ex fide bona elogia scribere compertum est. §. 1. Sed et caput mandatorum exstat, quod divus Pius, quum provinciae Asiae praeerat, sub edicto proposuit, ut Irenarchae, quum apprehenderint latrones, interrogent eos de sociis et receptatoribus, et interrogationes literis inclusas atque obsignatas ad cognitionem magistratus mittant etc. Vergl. *Augustin*, Epist. 140. 159. (*B. Matthiae.*)

IRENE. I. Biographie. A. Aus der Heiligengeschichte. 1) Über die älteste heilige Irene, welche besonders zu Constantinopel in hoher Verehrung stand, wissen wir nichts Zuverlässiges und können nur aus der in ihrer durchaus sagenhaften Biographie vorkommenden Bemerkung, daß sie von dem heiligen Timotheus, einem Schüler des Apostels Paulus, getauft worden sei, schließen, daß sie im ersten Jahrhunderte nach Christus lebte. Der Inhalt der über sie verbreiteten Sage, die noch in mehren griechischen Bearbeitungen in der vaticanischen Bibliothek vorhanden ist, aber den Abdruck nicht verdient, läßt sich ungefähr auf Folgendes zurückführen. Irene (welche vor ihrer Bekehrung Penelope geheißen haben soll) war die Tochter des Licinius, eines unter römischer Botmäßigkeit stehenden kleinen Königs (βασιλεύς, regulus) zu Magedon [1]), der sie ihrer Schönheit wegen schon in ihrem sechsten Jahre mit dreizehn Mägden in einen Thurm einschloß. Hier ward sie aber von einem Engel in der christlichen Religion unterrichtet und, wie gesagt, vom heiligen Timotheus getauft. Die Götzenbilder aber, die ihr Vater ihr zur Anbetung gegeben hatte, trat sie mit Füßen und warf sie vom Thurme herab. Licinius, darüber ergrimmt, band sie an ein wildes Pferd, um sie auf diese Weise zu tödten; er selbst wurde aber vom Pferde zerrissen, während Irene unversehrt blieb. Sie erweckte darauf durch ihr inbrünstiges Gebet zu Christus ihren Vater wieder, und dieser ging sogleich mit seinem Weibe Licinia und dreitausend andern Leuten zum Christenthume über. Als der römische Landvoigt Ampelianus dieses vernahm, ließ er Irene vor sich führen und, als sie trotz aller Martern ihren Glauben nicht abschwor, mit dem Schwerte hinrichten. Wahrscheinlich geschah dieses zur Zeit der Christenverfolgungen unter Domitian oder Trajan. Es ist sehr zu bedauern, daß wir von dieser Heiligen nur so Weniges und Unzuverlässiges wissen, da sie in den ersten christlichen Jahrhunderten eine der gepriesensten Glaubensheldinnen war. Schon Constantin der Große baute ihr in seiner neuen Residenz eine Kirche, welche die Hauptkirche der Stadt gewesen zu sein scheint [2]). Eine zweite Kirche baute ihr Marcianus dicht an der Meerenge, und Justinian stellte diese, als sie zu zerfallen anfing, sehr prachtvoll wieder her [3]). Die Verehrung der heiligen Irene fällt auf den 5. Mai [4]).

2) Eine andere heilige Irene, welche gewöhnlich den Beinamen „in der Kirche am Meere" (in ecclesia ad mare) führt und in den Heiligenverzeichnissen unter dem 21. Januar eingetragen ist, dürfte vielleicht eben der erwähnten, von Marcianus gebauten Kirche wegen als eine und dieselbe Person mit der ältesten Irene zu betrachten sein.

3) Sehr ungewiß und spärlich sind die Nachrichten über eine heilige Irene, welche ebenfalls den Märtyrertod litt; wir wissen nur, daß sie im dritten Jahrhundert in Griechenland in der Gegend von Korinth lebte und auf Befehl des Landvoigts (praeses) nach vielen Martern enthauptet wurde, weil sie mit andern Christen in ihrem Hause das Osterfest gefeiert hatte und, als sie angegeben und vor Gericht gestellt wurde, Christus nicht verleugnen wollte. Die Kirche ehrt ihr Andenken am 16. April [5]).

4) Eine heilige Irene findet sich auch unter den zehn Märtyrern, welche (der Sage nach) unter der Regierung des Kaisers Gal. Maximian (305—311) in Ägypten, weil sie den christlichen Gottesdienst gemeinschaftlich verrichteten, von dem Befehlshaber (dux) auf freiem Felde in einen ummauerten Ort eingeschlossen und der Hitze, dem Hunger und dem Durste so lange preisgegeben wurden, bis der Tod ihren Qualen ein Ende machte. Ihr Andenken wird (besonders bei den Griechen) am 5. Juni gefeiert [6]).

1) In Palästina gibt es einige Städte, die ähnliche Namen haben; vielleicht ist hier jedoch Makedonien gemeint.

2) *Codinus*. De origin. Constantinopol. §. 80. 3) *Procopius*, De aedificiis Justinian. cap 7. *Codin.* de orig. Const. §. 95 4) Act. SS. Antverp. Tom. II. Maji. p. 4. 5. 789. 5) Acta SS. Antverp. Aprilis. Tom. II. p. 404. 6) Acta SS. Antverp. Junii Tom. I. p. 419—421.

5) In dem Leben des heiligen Sebastian [7]), der unter dem Kaiser Diocletian (im J. 288) den Märtyrertod erlitt, wird eine heilige Irene (auch Herena, Árena und Syrena genannt), Witwe des heiligen Märtyrers Castulus, eines kaiserlichen Palastwächters (zetarius palatii), gepriesen, daß sie den heiligen Sebastian, als er zum ersten Male eingezogen wurde und, von Pfeilen durchbohrt, als todt auf dem Platze liegen blieb, nach ihrer Behausung brachte und bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung pflegte. Ob sie dafür ebenfalls mit dem Tode bestraft wurde, oder ob sie ruhig und ungefährdet starb, ist nirgends angegeben. Die Kirche ehrt ihr Andenken am 22. Januar.

6) Näheres bieten uns alte Nachrichten über eine heilige Irene, welche unter den Kaisern Diocletian und Maximian den Martyrertod erlitt. Zu Thessalonich, erzählt die Legende [8]), lebten drei Schwestern, Agape, Chionia und Irene [9]), welche dem Christenthume zugethan und in Ausübung der Pflichten desselben sehr eifrig waren. Als die Verfolgung der Christen im J. 303 mit erneuter Wuth losbrach, begaben sie sich auf einen Berg, um daselbst ungestört dem Gebete obzuliegen, wurden aber von der ausgestellten Wache (stationarius) entdeckt, vor den Landvoigt Dulcetius geführt und aufgefodert, den Götzen zu opfern. Als sie sich weigerten, ließ Dulcetius zwei derselben, Agape und Chionia, lebendig verbrennen [10]), Irene aber wieder in das Gefängniß führen, um sie über eine weitere gegen sie vorliegende Anklage zu verhören, die wir, weil sie für die Geschichte der Erhaltung und Verbreitung der heiligen Schrift nicht ganz unwichtig scheint, wörtlich mittheilen wollen. „Dein Wahnsinn," sprach Dulcetius zu ihr, „erhellt aus dem, was du thust; du hast Pergamente, Bücher, Täfelchen, Hefte und Blätter der Christen, der gottlosesten Menschen, welche es je gab, bis auf den heutigen Tag verborgen [11]), und ich muß dich bestrafen, wenn du nicht den Göttern opferst." Da Irene dieses standhaft ablehnte und ebenso wenig eingestand, daß irgend Jemand um die von ihr verborgenen Schriften gewußt habe, so ließ sie der Landvoigt durch den öffentlichen Henker in einem Bordelle nackt aussetzen, wo ihr aber Niemand nahe zu kommen wagte. Nach dieser rohen Beschimpfung, woraus man auf die abscheulichen Strafen, die man gegen die ersten Christen anwandte, einen Schluß ziehen kann, wurde sie gleich ihren Schwestern verbrannt, und zwar, wie die erste Legende ausdrücklich und mit der größern Wahrscheinlichkeit sagt, am 1. April 304, nach der andern Legende aber am 5. April unter dem dritten Consulate des Maximian (290—292). Die Kirche feiert ihr Andenken am 3. April. — In den Martyrologien [12]) werden unter dem 5. Mai die heiligen Irenäus, Peregrinus und Irene erwähnt, welche ebenfalls unter dem Kaiser Diocletian zu Thessalonich lebendig verbrannt wurden. Nähere Angaben über sie finden sich nicht. Sollte die hier genannte Irene nicht eine und dieselbe mit der vorhergehenden sein?

7) Eine andere heilige Irene, oder (wie häufiger geschrieben wird) Herina, deren nähere Lebensverhältnisse ebenfalls unbekannt sind, soll zur Zeit des Kaisers Licinius (307—323) zu Lecce in der Provinz Otranto den Märtyrertod erlitten haben. Von Manchem wird sie, jedoch ohne allen Grund, für eine Tochter des Kaisers Licinius gehalten; die in diesem Artikel zuerst genannte Irene, deren Vater Licinius hieß, mag zu dieser Fabel Veranlassung gegeben haben. Irene ist die Patronin der Stadt Lecce, wo ihr im J. 1589 eine Kirche erbaut wurde. Ihr Andenken wird am 5. Mai gefeiert [13]).

8) Zuverlässiger sind die übrigens ebenfalls spärlichen Nachrichten über die heilige Irene (auch Erena und Heira genannt), welche mit dem Papste Damasus (367—384), ihrem Bruder, nach Rom kam und daselbst in großer Eingezogenheit und Frömmigkeit lebte, obschon sie aus einer vornehmen Familie Spaniens stammte und im Überflusse erzogen war. Sie brachte viele Nächte auf den Gräbern der Märtyrer im Gebete zu und spendete den Armen reichliche Almosen. Da sie ihre Jungfrauschaft zu bewahren entschlossen war, so schrieb Damasus ein nicht mehr vorhandenes, oder doch noch ungedrucktes Buch über die Jungfrauschaft (de Virginitate), worin sie täglich zu ihrer Erbauung und Befestigung las. Der Zwist ihres Bruders mit dem Gegenpapste Ursicinus machte ihr großen Kummer, und man will sogar wissen, daß sie einige Mal als Vermittlerin auftrat; eine sehr alte, aber kurze Lebensbeschreibung [14]) sagt indessen nur, sie habe durch Fasten und Beten von Gott das Ende des Strei-

---

7) Cap. 23. (Act. SS. Antverp. Januarii. Tom. II. p. 278.) 8) Welche L. Surius (Vitae Sanctorum, unterm 1. April), C. Baronius (Annal. eccles. ad ann. 304. §. 40—48) und Th. Ruinart (Acta Martyrum. [Amsterd. 1713] Fol. p. 390—395) mittheilen und als sehr alt und unmittelbar aus den Protokollen des Gerichtshofes zu Thessalonich gezogen betrachten. Obschon wir dieses, da kein Beweis vorliegt, nicht wohl annehmen können, so wollen wir sie doch nicht, wie G. Henschen (Act. SS. Aprilis. T. I. p. 246), als ein Machwerk ganz später Zeit ansehen, sondern verwerfen lieber die von dem Letztern (l. c. p. 248—250) als älter mitgetheilte, da sie alberne Fabeln enthält. Beide Legenden scheinen aus einer ältern geschöpft und durch mehr oder weniger ungenaue Einschiebsel entstellt zu sein. 9) Nach der von Henschen mitgetheilten Legende stammten sie aus Aquileja und wurden auch daselbst eingezogen, aber dem Kaiser Diocletian, als er nach Thessalonich abreiste, nachgeführt und dort hingerichtet. Die Nachführung der gefangenen Christen scheint unwahrscheinlich. 10) Nach der andern Legende machte der Landvoigt erst des Nachts einen Angriff auf ihre Schamhaftigkeit, wurde aber mit so wahnsinniger Verblendung gestraft, daß er statt ihrer die Küchengeräthe inbrünstig umfaßte und dadurch bei seinen Leuten so sehr zum Gespötte wurde, daß der Kaiser dem Statthalter (comes) Sisinnius die Beendigung der Untersuchung übertragen mußte. Diese nächtliche Episode ist in der Legende komisch gehalten. — Eine Zusammenstellung der in den Legenden vorkommenden Statthalter und andern kaiserlichen Beamten wäre sehr wünschenswerth. 11) „Quae tot membranas, libros, tabellas, codicillos et paginas scripturarum, qui sunt impiorum Christianorum qui unquam fuerunt, ad hodiernum usque diem servare voluisti."

12) Vgl. Acta SS. Antverp. Maji. Tom. II. p. 6. 13) Act. SS. Antverp. Maji. Tom. II. p. 789—795. Tom. VII. p. 588—592; wo übrigens die wenigen hier mitgetheilten Notizen aus der breiten Abhandlung über die Reliquien und die Wunder der heiligen Irene kaum herauszufinden sind. 14) Man findet sie in den Act. SS. Antverp. Februarii, Tom. III. p. 245.

ten zu erlangen gesucht. Sie starb am 21. Febr. 379 am Fieber und wird am 21. Febr. verehrt. Eine sehr alte, angeblich vom Papste Damasus verfaßte, Grabschrift der heiligen Irene theilt Gruter mit [15]).

9) Die Reihe der heiligen Irenen schließt eine in der abendländischen Kirche völlig unbekannte, deren wunderbare Thaten aber mit der Geschichte eines oströmischen Kaisers verflochten sind, obschon kein einziger der byzantinischen Historiker auch nur ihres Namens erwähnt. Das Merkwürdigste aus ihrem Leben mag nach einer alten griechischen Biographie [16]), deren unbekannter Verfasser aber doch nicht gleichzeitig ist, ungefähr Folgendes sein. Als nach dem Tode des Kaisers Theophilus (842) die Kaiserin Theodora, seine Gemahlin, der Verfolgung der Bilderverehrer ein Ende machte, für ihren Sohn Michael III. eine schöne, aber zugleich fromme Gemahlin suchte und nach allen Provinzen des Reichs an die Ältern die Botschaft ergehen ließ, ihre Tochter nach der Hauptstadt zu senden, wurde auch Irene aus Kappadocien mit ihrer Schwester, die später an den Cäsar Bardas, den Bruder der Kaiserin Theodora, verheirathet wurde, nach Constantinopel gebracht. Auf dem Wege dahin besuchte sie in Mysien, am Fuße des Berges Olympus, den heiligen Joannicius († 846), einen entschiedenen Anhänger und Vertheidiger der Bilderverehrung, welcher ihr ihre Bestimmung zur Klosterfrau voraussagte. Sie wies auch wirklich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt die glänzendsten Heirathsanträge und selbst den des Kaisers zurück und ging in das Kloster Chrysobalantum, dessen Vorsteherin sie wurde. Sie erlangte bald durch ihre Heiligkeit und durch ihre prophetische Gabe großen Ruhm, besonders als sie den Tod des Kaisers Michael und des Cäsars Bardas voraussagte. Sie starb nach einem tugendreichen Leben am Tage nach dem Feste des heiligen Pantaleon (27. Juli), also am 28. Juli. Soweit die Legende. Da in derselben die heilige Irene als erwählte Braut des Kaisers Michael und ihre Schwester als Gemahlin des Cäsars Bardas genannt wird, wovon kein Geschichtschreiber etwas weiß, so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob diese Angaben einigen Glauben verdienen. Nach der Legende (§. 2) kam Irene nach Constantinopel, als der Bilderdienst bereits wieder förmlich hergestellt war, was im J. 842 stattfand. Setzen wir nun voraus, sie habe damals erst sechszehn Jahre gezählt, so wäre sie doch für den Kaiser, der jetzt drei bis vier Jahre alt war, eine gewiß sehr bejahrte Braut gewesen, und doch muß sie dann, da der Patriarch Methodius, der sie zur Vorsteherin des Klosters weihte (§. 21), im J. 847 starb, schon im zwanzigsten Jahre diese Stelle angetreten haben, was ebenfalls sehr unwahrscheinlich ist. Man sieht schon aus diesen beiden sehr verdachtigen chronologischen Punkten, daß aus der Legende für die Geschichte nichts zu gewinnen ist. Irene soll 97 Jahre alt geworden sein (§. 91), ihr Tod fiele also ungefähr in das Jahr 921. Die Verheirathung ihrer Schwester mit Bardas muß dahingestellt bleiben.

B. Andere historische Personen. 1) Irene, Gemahlin des oströmischen Kaisers Leo IV. und dann selbst Kaiserin, ein durch Schönheit, Geist, Muth und Gewandtheit in der Leitung der Staatsgeschäfte ebenso berühmtes, als durch unbegrenzte Herrschsucht, Heuchelei und Grausamkeit gegen den einzigen Sohn berüchtigtes Weib, war zu Athen um das Jahr 752 von völlig unbekannten Ältern geboren, erhielt aber wahrscheinlich eine gute Erziehung. Wie Irene ihre Jugendzeit verlebte, auf welche Weise sie der Kaiser Constantin V. kennen lernte und warum er sie als Gemahlin seines Sohnes Leo wählte, wird nirgend gesagt und die Geschichte erwähnt ihrer zum ersten Male als Verlobten Leo's. Sie landete, als sie von Athen kam, in dem Hafen Heräum und blieb in dem daselbst liegenden Palaste Hieria, bis sie am 1. Sept. 769 mit großem Gepränge von den angesehensten Männern und Frauen in die Hauptstadt geleitet und daselbst unter allgemeinem Jubel empfangen wurde. Am 3. Sept. fand ihre Verlobung und am 17. Dec. ihre Vermählung mit Leo und ihre Krönung zur Kaiserin statt. Bei dieser Gelegenheit mußte sie auch, da der unselige Bilderstreit [17]) immer noch fortdauerte, dem Kaiser Constantin bei den heiligsten Geheimnissen schwören, dem Bilderdienste, welchem sie in Athen angehangen hatte, zu entsagen. Sie hielt auch eine Zeit lang Wort oder wußte wenigstens ihre wahre Gesinnung so geschickt zu verbergen, daß Leo, der nach seiner Thronbesteigung die Bilderverehrer ebenso wenig wollte, als sein Vater, aber sie doch auch nicht verfolgte, nichts merkte und seiner Gemahlin herzlich zugethan gewesen zu sein scheint. Seine Güte dehnte sich auch auf ihre Familie, die wahrscheinlich der glücklichen Irene an den Hof gefolgt war, aus; wenigstens verheirathete er ihre Nichte an den in Constantinopel lebenden, aus seinem Lande vertriebenen Bulgarenfürsten Teleros, der, nachdem er (im J. 767) das Christenthum angenommen hatte, vom Kaiser zum Patrizier gemacht und mit Beweisen seiner Gnade überhäuft wurde [18]). Als man jedoch zufällig in dem Bette der Kaiserin einige Heiligenbilder, die sie als Amulette gebrauchte, fand, schloß man daraus auf ein näheres Verhältniß zu den Bilderverehrern und Leo ließ eine strenge Untersuchung anstellen. Die Mitschuldigen wurden bestraft; Irene aber entfernte er aus dem Palaste und brach jeden Umgang mit ihr ab [19]). Er würde sie wol für ihren Meineid dadurch bestraft haben, daß er ihr die Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn, Constantin, entzogen hätte, wenn er nicht bald nach diesem Vorfalle (am 8. Sept. 780) gestorben

15) Inscriptiones antiquae. (Heidelberg 1602. F.) Append. p. MCLXXII. 16) Griechisch und lateinisch mitgetheilt in den Act. SS. Julii. Tom. VI. p. 602—634.

17) Wir berühren hier Alles, was den Bilderstreit betrifft, nur kurz und verweisen auf den Artikel „Ikonoklasten," XVI Bd. S. 119—129. 18) *Theophanis* Chronograph. p. 380. *Cedreni* Hist. Compend. p. 468. Der Bulgarenfürst, welchen Cedrenus Pellerigos nennt, erhielt eine Nichte (ἐξαδέλφη) der Irene, nicht aber eine Schwester derselben, wie Fr. Chr. Schlosser („Geschichte der bilderstürmenden Kaiser" [Frankf. 1812.] S. 252) sagt, zur Gemahlin. 19) αὐτὸς οὖν ἐκόσμει αὐτὴν, ὡς γυναῖκα αὐτοῦ ἔτι, sagt Cedrenus, Hist. Compend. (ed. Paris.) p 469.

wäre. Nach dem Tode ihres Gemahls lenkte Irene als Vormünderin ihres zehnjährigen Sohnes, Constantin VI., das Staatsruder mit überraschender Kraft, Umsicht und Gewandtheit. Zuerst unterdrückte sie die Verschwörung des Cäsars Nicephorus und der andern Brüder des Kaisers, welche, mit einem großen Theile des Senats und der Anführer der Truppen einverstanden, die den ihnen verhaßten Bilderdienst schirmende Kaiserin mit ihrem Sohne vom Throne zu stoßen suchten, und ließ die Anstifter, um ihre Ansprüche für immer zu vernichten, zu Priestern weihen. — An Karl den Großen, dessen ausgedehnte Macht und bedeutender Einfluß in Italien in Constantinopel hinlänglich bekannt war und mit dem sie deshalb in nähere Verbindung zu treten wünschte, schickte sie (im J. 781) eine Gesandtschaft, welche um die Hand seiner Tochter Rotrud anhielt und die Zusage derselben erlangte. Später zerschlug sich jedoch dieses Heirathsproject. — Gegen die Araber, welche in einem Treffen bei Melos in Armenien (782) geschlagen worden waren, wäre sie vielleicht auch später glücklicher gewesen, wenn nicht unzeitiges Rachegefühl sie bewogen hätte, die meisten Truppen von den Grenzen zurückzuziehen, um Elpidius, den Statthalter von Sicilien, welcher sich empört hatte, zu züchtigen. Irene hatte selbst den Elpidius nach Sicilien geschickt, erfuhr aber nach seiner Abreise, daß er in die Verschwörung des Nicephorus verwickelt war. Als sie nun einen Bevollmächtigten nach Sicilien schickte, um den Elpidius zurückzuführen, erhob dieser die Fahne des Aufruhrs, was ihm um so leichter war, da er sich die Liebe des Heeres und der Einwohner Siciliens erworben hatte. Er mußte jedoch der Übermacht des Feldherrn Theodorus, welchem Irene fast alle Truppen des Reiches zur Verfügung gestellt hatte, weichen und nach Afrika entfliehen, wo er bei den Arabern eine gute Aufnahme fand. Dieser Sieg war übrigens theuer erkauft, denn die Barbaren des Nordens und Ostens waren in die von Truppen entblößten Provinzen des Reichs verheerend hereingebrochen. Harun al Raschid war in Kleinasien weit vorgedrungen und trieb die endlich gegen ihn anrückenden Truppen so sehr in die Enge, daß man von ihm einen schimpflichen Frieden erkaufen mußte (782). Staurakios, der Kanzler und Günstling der Kaiserin, welcher die nicht sehr glänzenden Operationen gegen die Araber geleitet hatte, war glücklicher gegen die slawischen Horden, welche das Reich überschwemmt hatten; er jagte sie aus Makedonien, Thessalien, Griechenland und dem Peloponnes und hielt in Constantinopel einen prächtigen Triumphzug (7. Jan. 784). Irene besuchte darauf, von weiblicher Eitelkeit getrieben, als Siegerin die nördlichen Grenzen des Reiches und ließ mehre Punkte befestigen. — Durch diesen Erfolg, der durch den Triumph und die Reise nach den Grenzprovinzen in den Augen des Volks gesteigert werden sollte, ermuthigt, rückte Irene mit ihrem längst schon heimlich gehegten Plane, sich selbst auf dem Throne zu befestigen und ihrem Sohne nur den Schein der Herrschaft zu lassen, hervor. Da sie eine Hauptstütze in der Partei der Bilderverehrer zu finden glaubte, so suchte sie vorerst im Einverständniß mit dem ihr ergebenen Patriarchen Tarasius den Bilderdienst wieder herzustellen und berief zu diesem Zwecke eine Kirchenversammlung in Constantinopel (786), welche aber in Folge der lärmenden Zusammenrottung der Soldaten, welche die eifrigsten Anhänger und Beschützer der bilderstürmenden Partei waren, aufgelöst werden mußte. Darüber aufgebracht, entfernte Irene unter einem Vorwande die ungefügigen Truppen aus der Hauptstadt, entließ sie, nachdem sie ihnen ihre Waffen abgenommen hatte, und berief eine Kirchenversammlung (auf den September 787) nach Nicäa, wo die Bilderverehrung wieder hergestellt wurde. Die Kaiserin ging nun weiter, brach die Verbindung mit Karl dem Großen, wegen der Vermählung ihres Sohnes mit Rotrud, deren Einfluß sie gefürchtet zu haben scheint, ab, und zwang diesen, eine armenische Prinzessin, zu der er nicht die geringste Zuneigung fühlte, zu heirathen (788). Darüber mismuthig und von seinen Rathgebern aufgehetzt, suchte sich der jetzt zwanzigjährige Constantin der lästigen Vormundschaft zu entziehen und ließ sich in eine Verschwörung ein, welche den Zweck hatte, seine Mutter heimlich aufzuheben und nach Sicilien zu bringen. Der schlaue Kanzler Staurakios entdeckte aber durch seine Spione das Vorhaben und Irene griff sogleich zu geeigneten Gegenmaßregeln; die Verschworenen wurden mishandelt, ihrer Würden entsetzt und verbannt, und der Kaiser gleich einem unartigen Kinde in den Palast eingeschlossen (790). Irene war jetzt am Ziele ihrer Wünsche, wenn es ihr gelang, das Heer zu gewinnen. Da aber dieses gegen den Bilderdienst und mithin auch gegen die Schützerin desselben eingenommen war, so scheiterte ihr Beginnen. Den armenischen Truppen, welche sich zuerst empörten und sich weigerten, ihr den abverlangten Eid, ihrem Sohne, so lange sie lebe, die Herrschaft nicht zu übertragen, zu schwören, folgten bald die übrigen und alle versammelten sich zu Atroa in Thrazien, von wo sie den Kaiser auffoderten, bei ihnen zu erscheinen. Irene, welche einen allgemeinen Aufstand befürchtete, ließ ihren Sohn frei, der sich sogleich in das Lager begab, wo ihn die Soldaten als Kaiser ausriefen und seine Mutter aller Herrschaft für verlustig erklärten. Constantin zog sogleich nach der Hauptstadt zurück und verbannte Staurakios und alle Vertraute seiner Mutter, nachdem er sie hatte durchpeitschen und scheeren lassen (790). Seiner Mutter fügte er kein Leid zu, befahl ihr aber, sich in den von ihr erbauten Palast in der Nähe des Hafens Eleutherion zurückzuziehen und daselbst ruhig zu leben[20]). Weit entfernt dieses zu thun, vereinigte Irene im Stillen ihre Anhänger, deren immer, besonders unter der Geistlichkeit, noch sehr viele waren, und bewog diese, während Constantin einen Feldzug gegen die Araber unternahm (791), sie in die Stadt zurückzurufen und für sie den früheren Antheil an der Regierung zurückzuverlangen. Der Kaiser eilte zwar nach Constantinopel zurück, fand aber eine so mächtige Partei gegen sich, daß er zu Anfange des folgenden Jahres (792) seine Mutter wieder als Mitregentin

20) *Cedren.* Hist. Compend. p. 471 ed. Par. (Tom. II. p. 24 ed. Bonn.)

annehmen mußte. Racheglühend, brachte diese es bald dahin, daß Alexius Mosolem, der Anführer des armenischen Heeres, welcher dem Kaiser die Unabhängigkeit errungen hatte, geblendet und in den Kerker geworfen wurde. Als Mitregentin verfolgte sie wieder ihre früheren Plane und trug in der Stille ihr Möglichstes dazu bei, den jungen Kaiser verhaßt zu machen. Dazu diente besonders die Trennung von seiner Gemahlin Maria und die Vermählung mit Irene's Hofdame Theodote (795), wodurch er die Feindschaft der Mönche und, als er energisch mit diesen verfuhr, auch die des gemeinen Volkes gegen sich aufregte. Indessen scheiterte doch der zu voreilige Plan Irene's (796), die Truppen aufzureizen, daß diese die Entfernung Constantin's von den Geschäften verlangen sollten. Durch dieses Beginnen gerieth Irene allmälig in offene Feindschaft mit ihrem Sohne und sie mußte, wenn sie nicht selbst fallen wollte, diesem peinlichen Zustande gewaltsam ein Ende machen. Ihre Absicht, den Kaiser auf einer Fahrt nach Galata über die Hafenbucht gefangen zu nehmen, wurde ihm verrathen, und er floh nach Triton am Propontis, wo sich viel Volk um ihn sammelte. Die grausame Mutter ließ ihn jedoch durch ihre Schergen sogleich verfolgen, ergreifen, nach der Hauptstadt bringen und blenden (797). In diesem Zustande lebte er noch lange, zuerst in strenger Verwahrung und dann, nach Irene's Sturz, als ein unschädlicher Gegenstand des Mitleids, frei und ungefährdet. Irene hatte nun das Ziel ihrer Wünsche erreicht und suchte durch Austheilung von Geld an das Volk, Verminderung der Steuern, Aufhebung des auf den Lebensmitteln liegenden Zolles und durch verschwenderische Unterstützung der Mönche ihre schändliche That in einige Vergessenheit zu bringen. Den Günstling Staurakios, der sich über sie zu erheben begann, raffte zu ihrer großen Freude der Tod hinweg (800), und an seine Stelle trat Aëtius, der schon lange ihre Gunst besaß, aber nicht weniger eigennützig war und nicht weniger ehrgeizige Plane hegte, als Staurakios. Ihm kam jedoch Nicephorus, der Großschatzmeister des Reichs, zuvor; er verband sich mit Nicetas, dem Befehlshaber der Leibwache, ließ sich von dieser zum Kaiser ausrufen (31. Oct. 802) und sogleich von dem gefälligen Patriarchen Tarasius krönen. Irene war, während dies vorging, in dem Palaste eingeschlossen und bewacht. Der heuchlerische und verschmitzte Nicephorus begab sich nach seiner Krönung zu ihr, betheuerte, er habe nur gezwungen die Krone angenommen und versprach, Alles für sie zu thun, was sie wünsche. Irene bat, er möge sie ruhig in dem von ihr erbauten Palaste, im Hafen Eleutherium, wohnen lassen; Nicephorus schwur, ihre Bitte zu gewähren, wenn sie ihm entdecke, wo ihre Schätze vergraben seien; sie war thöricht genug, diesem Verlangen zu entsprechen. Nicephorus hatte kaum seinen Zweck erreicht, als er sie in ein von ihr erbautes Kloster auf der Prinzeninsel im thrazischen Bosporus verbannte. Da er bald einsah, daß ihn das Volk haßte, und er befürchtete, man möge Irene zurückrufen, so schickte er sie, um sie weiter von der Hauptstadt zu entfernen, nach Lesbos, wo sie im folgenden Jahre (9. Aug. 803) in Armuth und Elend starb. Nicephorus ließ ihren Körper in das Kloster auf der Prinzeninsel zurückbringen. Die Griechen haben sie, wahrscheinlich als Schützerin des Bilderdienstes und der Mönche, sogar unter die Zahl der Heiligen versetzt und feiern ihr Andenken am 15. August. Die Behauptung griechischer Schriftsteller, daß Irene in der letzten Zeit ihrer Regierung eine eheliche Verbindung mit Karl dem Großen beabsichtigt habe, ist sehr schwer zu begreifen und hat ihren Grund wahrscheinlich in einer irrthümlichen Auslegung einer die griechischen Verhältnisse in Italien betreffenden Gesandtschaft. — „Irene," sagt Lebeau [21]), „war von den gewöhnlichen Schwachheiten ihres Geschlechts frei, hatte aber alle Laster, welche eine Folge des Ehrgeizes sind, der bei ihr so lebhaft und heftig war, daß er in ihrem Herzen die Gefühle der Natur erstickte. Unempfindlich gegen jedes andere Vergnügen und nur von der Begierde zu herrschen hingerissen, dachte sie weniger daran, ihren Sohn zur Regierung tüchtig zu machen, als sich die höchste Gewalt anzueignen; sie setzte ihm nur die Krone aufs Haupt, um sie nicht ihren eigenen Händen entwischen zu lassen, und als es ihr gefiel, sie allein zu tragen und sich jeder Abhängigkeit zu entziehen, opferte sie ihn mit der Grausamkeit einer Stiefmutter." Ihr Verbrechen blieb fünf Jahre lang unbestraft, und da ihre Regierung nicht ganz glanzlos nach Außen hin war, so verachtete sie die Vorwürfe ihres Volkes; nie aber konnte sie die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen bringen [22]). — Die Nachrichten der alten Geschichtschreiber über Irene's Regierung hat Vincent Mignot (Histoire de l'impératrice Irène. Amsterdam. [Paris.] 1762. 12.) ziemlich vollständig und unparteiisch, aber nicht sehr genau zusammengestellt. Das Beste ist immer noch, was Fr. Chr. Schlosser in seiner „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs." (Frankf. a. M. 1812.) S. 249—341 nach kritischer Sichtung der Quellen mittheilt. (*Ph. H. Külb.*)

2) **Irene**, Tochter des griechischen Kaisers Mauritius I., Gemahlin des persischen Königs Khosroes II., im Orient bekannt unter dem Namen Schirin; s. **Khosroes II. und Schirin.**

3) **Irene**, Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos, Gemahlin Roger's von Sicilien und dann Königs Philipp von Schwaben; s. unt. **Roger** und **Philipp von Schwaben.**

4) Gemahlin des Kaisers Basilios, kurze Zeit Kaiserin von Trapezunt (s. d. Art.).

5) **Irene** oder Johanna von Tarent, Königin von Armenien; s. unt. **Leo IV. (V.)**, König von Armenien. (*R.*)

II. Geographie.

1) Irene, oder vielleicht richtiger Irine, eine von den drei Inseln, welche Plinius (IV, 12) im Sinus Argolicus, dem jetzigen Golfo di Napoli di Romania, anführt. In Argolico, sagt er, Pityusa, Irine, Ephyre.

21) Histoire du Bas-Empire. Liv. LXVI. §. 1. 22) Vgl. *Gibbon*, History of the decline and fall of the roman empire. Chap. 48.

Man glaubt, daß Irine die jetzige Insel Ceronisi, nach Andern aber Psili sei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

2) Irene (St.), Engpaß, Pachtgut und Kloster zwischen Vostizza und Calavryta in Morea. In diesem Engpasse, welchen die Bauern das Loch der heiligen Irene (*τρούπια τῆς ἁγίας Εἰρήνης*) nennen, endigte der Feldzug der Griechen für das Jahr 1822 mit Aufreibung des letzten Restes des Türkenheeres (3000 Mann), welches Dram-Ali in stolzer Siegeshoffnung nach Morea geführt hatte, durch die vereinten Anstrengungen der griechischen Heerführer Andreas Zaimis, Lunda, Petmezza und Odysseus *). (*G. M. S. Fischer.*)

III. Mythologie.

IRENE (*Εἰρήνη*, Eirene), die jüngste der Horen (vergl. d. Art. Horae), Tochter des Zeus und der Themis, vorzüglich als personificirte Friedensgöttin gedacht. Bei Homer, der nur im Allgemeinen von den Horen spricht, findet sich Irene noch nicht. Hesiodus (Theog. 901) nennt jene zuerst und unter ihnen die „blühende" (*θαλλώ*) Eirene; im Orphischen Hymnus (42. 2) „Mutter des Glücks" (*πολύολβε*), bei Pindar (Ol. XIII. 6) die (den Schwestern Eunomia und Dike) „gleichgesinnte" (*ὁμότροπος*). Bacchylides' Schilderung (Anthol. lyr. ed. *Mehlhorn.* p. 61) ist schon im Art. Eirene mitgetheilt; es ist eine Beschreibung des Friedens. Apollodor (I. 3, 1) nennt die Irene zuerst unter den Schwestern; Diodor (V. 72) als die zuletztgeborene, und in der ältesten Zeit wurden auch nur zwei bildlich dargestellt (Winckelmann, Gesch. d. K. 307). Auch bei Hygin wird Eirene (fab. 183) mit unter den Horen aufgezählt als die fünfte. Pausanias (I, 8) erwähnt eine Statue der Eirene, die den Knaben Pluton trägt, als den Urheber der Fruchtbarkeit und des Reichthums, fast identisch mit Pluto. Zu Athen wurde Irene (seit 449 v. Chr.) verehrt und hatte einen eignen Altar (*Plutarch.* Cimon 13. *Nep.* XIII, 3. 2; vergl. Böckh, Staatshaush. II. S. 257. 410. 411). Den Römern war sie Pax; in Rom hatte sie nahe am Markt einen der prächtigsten Tempel, der von Claudius angefangen, von Vespasian aber vollendet wurde (*Sueton.* Vespas. c. 9). Sie wurde, wie die Ceres, mit der Kornähre in der Hand dargestellt. Auch auf Vasengemälden findet sich eine *Εἰρήνη* als Bacchische Frau, Festlust, Freude und Heiterkeit personificirend, wie die *Ὀπώρα* (O. Müller, Archäol. d. K. S. 521). Als Hore kann die Eirene weniger als eigentliche „Friedensgöttin" angesehen werden. Anfänglich scheint man ihr mehr eine physische Bedeutung beigelegt zu haben, als Repräsentantin der in stiller, segensreicher Fülle wuchernden Natur; in Verbindung mit der Eunomie und der Dike auch eine moralische, als Erhalterin der Staaten durch Eintracht und Frieden; s. d. Art. Horen. (*B. Matthiae.*)

*) Vgl. Pouqueville, Voyage dans la Grèce. Tom. III. p. 567, 569 und Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Teutsch bearbeitet von Christian Niemeyer. 4. Bd. S. 172. 173.

IRENETIVO (auf Berghaus' Karte von Indien), Irrenetivoe (bei Percival, Karte von Ceylon in seinem Account of Ceylon. [Lond. 1803.]), Irrentivo (bei Philalethes, Karte von Ceylon in seinem History of Ceylon), bei Gaspari (Vollständ. Handbuch der Erdbeschreib. IV. 3. S. 778) fälschlich Irene Uro genannt, ist eine kleine Insel an der Nordwestseite von Ceylon, welche und eine dicht daneben liegende zusammen die Tweegebroders of Irrenetivoe and Enkhuysen genannt werden, nach Philalethes' Karte etwa unter 9° 18′ nördl. Br. und 80° 10′ östl. L. von Greenwich. (*Theodor Benfey.*)

IRENG. IRUNG. YEKRENG. Bergstrom des Stufenlandes Barak (Hinterindien), welcher 50 Yards breit sein soll, in der Regenzeit außerordentlich tief, dagegen in der trockenen Jahreszeit an manchen Stellen durchwadbar ist. Unter seinen nördlichen Zuflüssen ist einer der bedeutendsten der, nordwestlich von Munipur entspringende, Eyi (Yebi Nulla, Jaie), und er ergießt sich, mit diesem vereinigt, in den Surmah (s. d. Art.). (*G. M. S. Fischer.*)

IRENGA, Dorf am Onegasee, im europäischen Rußland, Gouvernement Archangel, Kreis Onega. (*R.*)

Irenici, s. Irenik.

IRENICUS (Franciscus), hieß eigentlich Friedlieb und war 1495 zu Ettlingen in Baden geboren, studirte zu Wittenberg unter Melanchthon, Simler und Andern Philologie, wurde dann Rector an der St. Katharinenschule zu Heidelberg und machte sich bekannt durch ein Geschichtswerk: Exegesis Germaniae in 12 Büchern (Hagenau 1518. Fol.); dabei ist seine Oratio protreptica. Von seinem Sohne, Paul Irenicus, wurde das Werk abermals herausgegeben (Basel 1567), endlich, mit Anmerkungen und einer Lebensbeschreibung desselben versehen, von J. Adam Bernhard (Hanau 1728). Das Sterbejahr des Irenicus ist nicht bekannt. (*R.*)

IRENIK. Irenische Verhandlungen und Versuche. Wir beschränken uns in diesem Artikel nur auf dasjenige, was den Frieden oder die Vereinigung der akatholischen und antikatholischen Religions- oder Kirchenparteien mit der katholischen Kirche betrifft, und verweisen mit demjenigen, was die Vereinigung der akatholischen Parteien unter sich angeht, auf den Artikel Union.

A. Irenik. Wie in der Polemik, oder der Streittheologie, die den einzelnen Lehren der kirchlich angenommenen Dogmatik entgegenstehenden oder davon abweichenden Vorstellungsarten bestritten und zu widerlegen gesucht, auch die Grundsätze, an die man sich bei dieser Widerlegung zu halten hat, aufgestellt werden; so beschäftigt sich dagegen die Irenik oder die Friedenstheologie, Theologia pacifica, mit der Untersuchung, wie Religionslehren und die mit denselben zusammenhängenden Kirchengebräuche und Einrichtungen, worüber in den verschiedenen Religionsparteien abweichende Ansichten und Meinungen zur Herrschaft gekommen sind und Streit und Zwietracht erregt haben, gegen einander ausgeglichen, somit die Abweichung, der Unterschied, und auf diese Weise die Tren-

nung gehoben, Friede aber und Einigkeit, auch wol Vereinigung, hergestellt und erhalten werden möge [1]). Sie bemüht sich, die Mittel ausfindig zu machen, wie auf gütlichem Wege die getrennten Parteien einander näher zu bringen und wo möglich zu vereinigen sind.

Es sind aber die Fragen, worüber die Irenik als Wissenschaft sich selbst klar zu werden und Andern Auskunft und Belehrung zu ertheilen hat, hauptsächlich folgende:

1) Worin besteht der Unterschied der getrennten Religionsparteien? d. h. welche Lehrmeinungen und aus denselben gezogene Consequenzen sind es, in denen diese Parteien nicht mit einander übereinstimmen, und welche ihnen wichtig und bedeutend genug geschienen haben, um die bestandene Gemeinschaft aufzuheben und eine besondere Gesellschaft zu bilden? Nach diesem Ausgangspunkte der Irenik haben einige irenische Schriftsteller der ganzen Wissenschaft den Namen Theologia comparativa gegeben; z. B. Jac. Gaerden, ein schottländischer Theolog, in seinem Buche: Theologiae purae s. pacificae vera et solida fundamenta s. Theologia comparativa. (Lond. 1699.) s. *Dorn*, Biblioth. theolog. I. 470 sq. — Hier ist es besonders wichtig, daß man die Lehrmeinungen mit der größten Bestimmtheit und Genauigkeit vortrage, und dabei angebe, worin die, so darüber uneins sind, gleichwol in Rücksicht auf unternommene Untersuchungen, übereinstimmen, und alles das absondern, was in die Untersuchung gemischt worden, ohne dazu zu gehören. Die Geschichte der Irenik lehrt uns am besten diese Differenzen kennen, sowie die Art und Weise, in der man sie aufgefaßt.

2) Welche von diesen verschiedenen Meinungen und Lehren können entweder gänzlich aufgegeben oder wenigstens durch Modificationen den Meinungen des andern Theils nahe genug gebracht werden, um keinen bedeutenden, den Frieden und die Einigkeit störenden Unterschied mehr stattfinden zu lassen; und welche sind diejenigen, an denen die Partei, als an ihren Grundprincipien, fest hält, von denen sie also nichts nachgeben kann, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Auch hierüber erhalten wir Licht durch die Geschichte.

3) Was hat man sich, wenn man von Religions- oder Kirchenvereinigung spricht, unter diesem Worte zu denken? Wobei sich dann besonders herausstellen wird, daß bei einer wahren Religions- und Kirchenvereinigung auf Modificationen einzelner Dogmen oder einzelner Stücke des Cultus gar nichts ankommt, indem dadurch höchstens eine Annäherung, und zuletzt doch nur eine scheinbare, bewirkt werden kann. Concessionen führen zu nichts und sind doch sehr schwer zu erlangen. Bei Gelegenheit der Vereinigungsversuche zwischen den Hugenotten und der katholischen Kirche äußerte ein Jesuit: Und wenn es auf die Bekehrung aller Hugenotten ankäme, so würden wir nicht eine Kerze auslöschen.

4) Auf welchen Wegen, durch welche Mittel, und unter welchen Umständen und Verhältnissen kann man zu einer wahren Religions- und Kirchenvereinigung gelangen? Es sind dafür nur zwei Wege denkbar: entweder wird die eine Partei von der andern absorbirt, die eine von der andern in sich aufgenommen; oder beide getrennte Parteien gehen in einer neugebildeten dritten auf.

5) Welche Folgen darf man sich von einer der beiden möglichen Kirchenvereinigungen versprechen, sowol für die Religion und das Kirchenwesen, als auch für den Staat und die socialen Verhältnisse? Was ist dabei von der Sache selbst, und was von den Umständen abhängig?

6) Ist nach den zu erwartenden Folgen eine solche Kirchenvereinigung für die Aus- und Fortbildung, oder auch nur für das Fortbestehen des gegenwärtigen, nach unsern Verhältnissen gestalteten Christenthums nothwendig, wichtig, wünschenswerth und ersprießlich. Ist sie wol die Opfer werth, die man derselben nothwendig entweder von der einen oder andern Seite, oder auch von beiden Seiten zugleich bringen muß? Ohne Opfer ist noch niemals ein Friede zu Stande gekommen.

Man hat von jeher in das Vereinigungswesen kein großes Vertrauen gesetzt und vor einer falschen, und wie man glaubte, zugleich gefährlichen Anwendung der Vereinigungsmaxime gewarnt. Man gab daher in der protestantischen Kirche, wo man viele Ursachen hatte, die Friedensvermittelungen von katholischer Seite, auch selbst wenn sie in derselben einigen Anklang gefunden hatten, für verdächtig zu halten, der Irenik die mehr oder weniger Verachtung ausdrückenden Namen: Babelismus, in sofern dadurch mehr Verwirrung als Vereinigung, Friede und Eintracht in die getrennte christliche Kirche gebracht werde, wie z. B. durch das Religionsgespräch zu Worms im J. 1557; Samaritanismus, in sofern dadurch eine Vermischung und Vermengung des religiösen Glaubens der einzelnen Kirchenparteien bewirkt werde; Neutralismus, in sofern die Irenik eine gewisse Neutralität gegen alle Religionsparteien zu beobachten habe; Indifferentismus, indem man ihr Schuld gab, sie hebe allen wesentlichen Unterschied im Glauben und im Kirchenwesen auf, und halte allen Glauben und alle Kirchen für gleich wahr und gleich falsch; und Synkretismus, in sofern sie die verschiedenen religiösen Ansichten in einer geistlichen Brüderschaft, wobei aber ihr Widerspruch und ihre Uneinigkeit ungehoben bleibe, zu vereinigen suche.

Da die Unmöglichkeit einer wirklichen und dauerhaften Vereinigung der akatholischen Kirchen mit der katholischen, theils nach den darüber gemachten Erfahrungen, theils nach den obwaltenden Verhältnissen und Umständen, und so lange der Glaube an ein unfehlbares Oberhaupt der alleinseligmachenden Kirche unter den Anhängern

1) J. Gb. Köcher (Abbild. der Friedenstheologie. [Jena 1764.]) gibt §. 3 von derselben folgende Beschreibung: „Die Friedenstheologie ist ein Theil der streitenden Gottesgelahrtheit, welche die verschiedenen Meinungen von den Lehren und den Ceremonien der Religion, worüber entweder ganze kirchliche Gesellschaften oder einzelne Glieder derselben mit einander streiten, auf solche Weise und in der Absicht untersucht, daß Friede und Einigkeit in der Kirche Gottes erhalten, oder wo dieselbe unterbrochen worden, wiederhergestellt werden möge."

der katholischen Kirche noch fest steht, so ziemlich außer allen Zweifel gestellt ist (s. F. W. Carové, Über alleinseligmachende Kirche. Vorr. XIII und Neueste theolog. Annalen vom J. 1827. S. 755 fg.); auch das, was allenfalls bei einer solchen Vereinigung gewonnen werden könnte, zuletzt die Opfer nicht ausgleicht, die dafür gebracht werden müssen, so hat in unsern Tagen und bei den Theologen der protestantischen Kirche die Irenik als Wissenschaft so ziemlich ihren Werth und ihre Bedeutung verloren. Der größte, aufgeklärteste und wohlmeinendste Theil derselben hält an der Überzeugung, die schon vor 60 Jahren Döderlein in seiner Auserlesenen theol. Bibliothek II, 222 fg. ausgesprochen, fest: „Die Vorsehung wird, wenn sie anders nöthig findet, in dem Christenthume alle Trennungen in Parteien aufzuheben, und der Religion eine so einträchtige Periode zu schenken, als sie nie gehabt hat, die Einigung nicht durch Tractaten, sondern durch Aufklärung vorbereiten. Werden nur redliche und freimüthige Männer der protestantischen und katholischen Partei ernstlich und anhaltend an der Aufklärung der Menschen arbeiten; werden sie vorläufig sich gegen einander über manche Lehren nur genauer und offener bestimmen, als es beim Anfange der Trennung von den hitzigen Disputanten und Querulanten auf beiden Seiten geschehen ist; werden sie endlich die liebreiche Duldung ohne Eifersucht auf äußerliche Vorzüge und Überlegenheit zu befördern sich angelegen sein lassen: so wird, und gewiß schneller und dauerhafter, ein Theil zu dem andern rücken, indem beide der Wahrheit näher kommen; so werden die Menschen, ohne große Veranstaltungen und Unterstützung von Fürsten und Ministern, bei aller Verschiedenheit der Einsicht, allmalig sich besser verstehen und wenigstens sich christlicher lieben lernen. Was gibt, und was kann uns die Religionsvereinigung geben, was nicht schon die Liebe gibt?"

Schon Bayle hat kein Bedenken getragen, alle Vereinigungsversuche als leere Hirngespinnste zu verwerfen. Ganz besonders aber hat sich G. J. Planck dagegen ausgesprochen in seinen beiden Schriften: Über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien (Tüb. 1803) und Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen. (Gött. 1809.) Mit Planck und seinen Ansichten stimmen mehr oder weniger überein: J. F. W. Jerusalem, Üb. d. Kirchenvereinigung (o. O. 1772); Üb. Religionsvereinigung; in Beitr. z. Beförd. d. vernünftigen Denkens in d. Relig. 6. Heft. S. 91—111. Ge. Math. Fischer, Freimüth. Bem. über das Religionsvereinigungswesen. 1. Bd. 2. Aufl. (Berl. 1787.) Der Verfasser der Schrift: Ist die Wiedervereinigung d. beiden christl. Hauptparteien zum Wohl der Menschheit nothwendig? (Oldenb. 1809.) Ph. Marheineke, Üb. d. wahre Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus, und die projectirte kirchl. Vereinigung. Bem. von Planck. (Heidelb. 1810.) F. Steudel, Üb. Religionsvereinigung. (Stuttg. 1811.) Vgl. Ebendess. Beitr. zur Kenntniß des Geistes gewisser Vermittler des Friedens zwischen der katholischen und protestantischen Kirche. (Ebend. 1817.) J. Ph. Gabler, Üb. Religionsunion der kathol. und protestant. Kirche; in dess. Kl. theol. Schriften. S. 529 fg. J. G. Marezoll, Daß der Wiedervereinigung der protestant. und römischen Kirche — wesentliche Nachtheile drohen; e. Pred. 2. Aufl. (Jena 1810.) J. M. Fels, Die kirchl. Trennung der Confessionen im Bunde mit religiöser Vereinigung der Gemüther in paritätischen Staaten. (St. Gallen 1829.)

In einer andern Tendenz sind folgende Schriften geschrieben: Einleitung u. Entwurf z. Vers. einer zw. den streitenden Theilen im röm. Reiche vorzunehmenden Religionsvereinigung v. versch. kathol. u. evangel. Personen. (Frankf. u. Leipz. 1781.) Ge. Zeiler, Wie kann Union zw. Katholiken u. Protestanten werden? (Augsb. 1785.) Bened. Stattler, Plan zu der allein möglichen Vereinigung im Glauben d. Protestanten mit der kathol. Kirche. (Münch. 1791.) *L. Dutens.* De l'Eglise du Pape et des moyens de réunion entre tous les Églises. (Lips. 1791.) H. Sim. v. Alpen, Patriot. Aufruf z. allgem. Vereinigung d. Religionsconfessionen. (Frankf. 1801.) Vgl. A. Lit.-Z. v. J. 1802. II, 129 fg. und v. J. 1807. I, 586 fg. G. Schlegel, Üb. den Nutzen d. Annäherung u. Ähnlichmachung d. mehren christlichen Religionsparteien. (Leipz. 1803.) v. Beaufort, Vorschlag z. Vereinigung aller christl. Kirchen. (Paris 1806.) — Übers. v. Chr. G. Bruch. (Leipz. 1807.) Vgl. Gabler's Journal. III, 637 fg. IV, 17 fg. (H. Rabbe) Ist d. Vereinigung d. Religionen eine bloße Schimäre? (Gera 1808.) Chr. de Villers, Philos. und histor. Bem. üb. Kirchenvereinigung. (Amst. 1808.) J. D. Thieß, Üb. d. Unvereinbarkeit d. geistl. u. weltl. Macht, u. d. Vereinbarkeit des Katholicismus u. Protestantismus. (Kiel 1809.) (J. A. v. Starck) Theodul's Gastmahl, od. üb. die Vereinigung d. versch. Religionssocietäten. (Frankf. 1809 u. öfter.) Ebend. Theodul's Briefwechsel. (Ebend. 1828.) (Mar. Prechtl) Friedensworte an d. kathol. u. protestant. Kirche. (Sulzb. 1810.) A. H. (Augustin) Hille, Soll d. Scheidewand zw. Katholiken u. Protestanten noch länger fortbestehen? (Augsb. 1818.) Ch. Braune, Die unsichtbare Kirche J. Chr. als Vereinigungsgrund aller christl. Kirchen. (Mainz 1821.) L. Hohenegger, Zeichen d. Zeit. (Presb. 1823.) Chr. F. Böhme, Christl. Henotikon. (Halle 1827.) K. Wunster, Üb. d. Kampf d. Katholicismus u. Protestantismus und einen möglichen Friedensschluß zwischen ihnen. (Oldenb. 1828.) J. Höninghaus, Morgenröthe d. Friedens, od. d. Möglichkeit einer Wiedervereinigung d. protestant. Confessionen mit d. kathol. Kirche, nach den Grundsätzen angesehener protest. Gelehrten. (Würzb. 1828.) J. H. Mart. Ernesti, Irene. Der Weg zur christlich brüderl. Religionsvereinigung. (Sulzb. 1828.) J. Jos. Süß, Beitr. z. Vereinigung der drei christl. Confessionen. (Bremen u. Schwelm 1833.) G. F. D. Goeß, Die allgem. christl. Kirche nach ihren Principien. Ein Vers. zum Frieden unter d. herrsch. christl. Religionsparteien. (Gmünd 1835.) Mich. Aschenbrenner, Üb. d. Herstellung einer allgem. christl. Kirche und ihrer Organisirung in Anhelung d. Glaubenslehre,

des Cultus u. der Kirchenverfassung. Ein Vers. zur Beendigung d. kirchl. Wirren der Katholiken u. Protestanten. (Stuttg. 1840.) u. a. m.

Bei wie vielen der hier angezeigten Friedensvorschläge mag wol die Überzeugung von der Möglichkeit ihrer Ausführung vorausgegangen sein?

B. Irenische Versuche, Vorschläge und Verhandlungen. — Wir fassen hier alles dasjenige zusammen, was von Seiten der Kirche oder des Staats zur Vermittelung des Friedens unter den kirchlich getrennten Religionsparteien und zu deren Wiedervereinigung theils eingeleitet, theils wirklich ausgeführt worden ist. Die Kenntniß dieser Versuche führt uns am untrüglichsten zur Kenntniß der verschiedenen Interessen der paciscirenden Theile, der Absichten der Friedenssucher und der Zwecke der Vereinigung; auch lernen wir daraus den Werth und die Wirksamkeit der angewandten Mittel richtig beurtheilen und unparteiisch schätzen, und werden in der Überzeugung befestigt von der Unmöglichkeit einer auf diesen Wegen versuchten Vereinigung.

1. Irenische Versuche zur Versöhnung und Vereinigung der altgriechischen und lateinischen Kirche.

Als den ersten Versuch überhaupt, eine in der katholischen Kirche entstandene Trennung aufzuheben und die getrennten Parteien auf dem gütlichen Wege der Concession wieder mit einander zu vereinigen, kann man die Bemühungen betrachten, welche während der Arianischen Streitigkeiten Basilius von Ankyra und seine Freunde anwendeten, um die occidentalischen Christen zur Erneuerung der kirchlichen Gemeinschaft mit ihnen zu bewegen. Man suchte von ihrer Seite zu zeigen, daß die Entfernung, in welcher sie sich rücksichtlich ihrer dogmatischen Ansichten von den occidentalischen Bischöfen befänden, nicht so groß sei, als diese vielleicht glauben möchten, und machten ihnen die Concession, in Zukunft zu lehren, Christus sei zwar nicht ὁμοούσιος, gleiches Wesens mit dem Vater, aber doch ὁμοιούσιος, ähnlichen Wesens. Aber die occidentalischen Bischöfe, welche die katholische Partei repräsentirten, weigerten sich standhaft, den Gegnern auch nur ein Jota nachzugeben, und so blieb die Trennung, indem sich die Partei der sogenannten Semi-Arianer bildete. Vgl. Planck, Üb. die Trennung und Wiederverein. S. 81 fg.

Zu mehren, auch ins Große gehenden, Vereinigungsversuchen gab die seit dem 11. Jahrhundert bestehende gänzliche Trennung der griechischen und lateinischen Kirche die Veranlassung. Schon zu Ausgange des 12. Jahrhunderts erließ der gewaltige Innocenz III. an den griechischen Kaiser Alexius Angelus und dessen Patriarchen die Aufforderung, sich der römischen Kirche zu unterwerfen und dadurch die seit Jahrhunderten bestehende Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen und einzig katholischen aufzuheben. Dies geschah im J. 1198.

Drei Jahre später schickte derselbe Papst den Cardinal Benedict nach Constantinopel mit dem Auftrage, in seinem Namen das Friedensgeschäft zu betreiben; aber dessen Anträge fanden ebenso wenig Gehör, als die frühere Aufforderung. Was die Vereinigung betrifft, sagte der verständige Kaiser, so besteht wol die böse darin, daß Jeder von uns seinem eigenen Willen absage, und Gottes Wille uns verbinde und vereinige. Nun erklärte Innocenz III. auf der berühmten Lateransynode im J. 1215, im vierten Capitel, daß man lateinisch-katholischer Seits nicht abgeneigt sei, die Griechen, sobald sie sich nur dem apostolischen Stuhle unterwerfen würden, mit ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, soweit dies ohne Gefahr der Seele geschehen könne, zu ertragen.

Dieses für die Geschichte der irenischen Versuche besonders merkwürdige Capitel hat die Überschrift: De superbia Graecorum contra Latinos, und enthält folgende Schilderung von den Gesinnungen der Griechen gegen die Lateiner: In tantum Graeci coeperunt abominari Latinos, quod inter alia, quae in derogationem eorum impia committebant, si quando sacerdotes Latini super eorum celebrassent altaria, non prius ipsi sacrificare volebant in illis, quam ea, tamquam per hoc inquinata, lavissent. Baptizatos etiam a Latinis et ipsi Graeci rebaptizare ausu temerario praesumebant, et adhuc, sicut accepimus, quidam agere hoc non verentur: aber auch folgenden Beweis von dem Hochmuthe der Lateiner: Volentes ergo tantum ab Ecclesia Dei sacerdotum amovere, sacro suadente Concilio, *distincte praecipimus*, ut talia de caetero non praesumant, conformantes se tamquam *obedientiae* filii SS. Romanae Ecclesiae, matri suae.

Daß unter solchen Umständen, bei einem so großen und tief eingewurzelten Hasse der Griechen und der Arroganz des römischen Stuhls gegenüber, an eine ernstlich gemeinte, dauerhafte, innige und allgemeine Aussöhnung nicht zu denken war, liegt vor Augen. Vollends um den Preis der Unterwerfung hatten die Griechen gar nicht Lust, sich mit der lateinischen Kirche zu vereinigen, indem sie vor den ungerechten Bedrückungen, den schamlosen Geldererpressungen und der tyrannischen Herrschsucht des apostolischen Stuhls eine unüberwindliche Furcht und tief gewurzelten Abscheu hatten; was auch der Patriarch Germanus dem Papste Gregor IX. zu schreiben kein Bedenken trug; s. *Matth. Paris*, Hist. Angl. ad a. 1237. Vgl. *Raynald.* Annal. eccl. ad a. 1232. No. 46 sq. Hurter, Gesch. P. Innocenz III. I. 196 fg. 279 fg.

In der Folge wurden die Griechen, von den Umständen und der gefährlichen Lage ihres Reichs bedrängt, einer Vereinigung ihrer Kirche mit der römischen weniger abgeneigt, ja ihre Kaiser mit einem Theile ihres Klerus trugen selbst darauf an. So erschien auf der Kirchenversammlung, welche zu Lyon im J. 1274 unter Gregor X. gehalten wurde, Gregorius Akropolita, Großschatzmeister des Kaisers Michael Palaeologus, als dessen Gesandter, nebst dem ehemaligen Patriarchen Germanus und dem Bischof von Nicäa, um eine Aussöhnung der griechischen und lateinischen Kirche zu bewirken, und be-

zeigten sich in der Ausrichtung ihres Auftrags ebenso nachgebend, als unterthänig. Der Großschatzmeister schwur im Namen seines Kaisers das Schisma ab, mit den Worten: omne Schisma abjuro, erklärte das vorgelesene Glaubensbekenntniß der römischen Kirche für durchaus orthodox und erkannte, was die Hauptsache war, in seines Kaisers und in seinem eigenen Namen den Primat der römischen Kirche an. Primatum SS. Rom. Ecclesiae nomine Imperatoris et meo, spontaneus vniens, pro ipso et pro me fateor, recognosco, accepto ac sponte suscipio. Einen gleichen Eid leistete auch im Namen der griechischen Geistlichkeit der Scrinarius, Sacrista, Chartophylax et magnus Sceuophylax sanctissimi ejus, qui in Constantinopoli est Patriarchatus, *Joannes Lector*; s. Sacramentum Graecorum in *Harduini* Acta Concilior. VII, 701.

Mit diesem irenischen Abkommen war aber ein großer Theil der griechischen Geistlichkeit und des Volks in hohem Grade unzufrieden, und diese Unzufriedenheit äußerte sich so laut und nachdrücklich, daß schon der nächste Nachfolger des irenischen Kaisers, Andronicus der Ältere, für gut fand, von der getroffenen Vereinigung keine weitere Notiz zu nehmen. Dagegen aber war sein Enkel, Andronicus d. Jüngere, seit 1328 auf dem griechischen Throne, der Kirchenvereinigung desto geneigter, indem er von derselben eine Erleichterung und Verbesserung seiner durch die Türken herbeigeführten gefährlichen und bedrängten Lage hoffte. Nach manchen ohne gewünschten Erfolg gebliebenen Zwischenhandlungen schickte er endlich im J. 1339 seinen Liebling, den Abt Barlam, begleitet von dem Ritter Stephan Dandulo, und versehen mit Empfehlungsschreiben der Könige von Frankreich und Sicilien, nach Avignon an den Papst Benedict XII. mit Vereinigungsvorschlägen, welche aber, so verständig sich auch darüber Barlam in seinen zwei Reden pro unione Graecorum c. Eccl. Romana aussprach, nicht angenommen wurden. Der Papst bestand darauf, daß die Griechen erst im Glauben mit seiner Kirche übereinstimmen müßten, ehe man weitere Schritte zu einer Vereinigung beider Kirchen thun könne. Darauf aber mochte und konnte Barlam nicht eingehen, und so zerschlugen sich die angefangenen Verhandlungen; s. *Bzovii* et *Raynaldi* Annal. eccl. ad a. 1339. Vgl. Schröckh, Kirchengesch. XXXIV, 374 fg.

Mit besonderem Eifer und einer bis jetzt bei seinen Vorfahren unerhörten Nachgiebigkeit oder vielmehr Unterwürfigkeit suchte Johannes VI., Paläologus, eine Art von Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen, nur um Hilfe und Unterstützung gegen die immer näher kommenden Türken zu erlangen. Er versicherte sein zu wollen fidelis, obediens, reverens et devotus beatissimo Patri et Domino, Domino *Innocentio*, SS. Romanae universalis Ecclesiae *Papae* VI. et digna Dei providentia summo Pontifici et eius Successoribus, und stets zu beobachten debitam obedientiam et reverentiam, auch aufzunehmen dessen Legaten und Nuntien cum omni reverentia et devotione. Aber selbst diese schönen Versprechungen des Kaisers, diese devote Hingebung an den römischen Stuhl, hatten weder Kirchenvereinigung noch Hilfe gegen die Türken zur Folge. Wie die Sachen jetzt standen, war bei einer Union nicht viel zu gewinnen.

Von Außen her immer mehr geängstigt, kam es wenige Jahre vor der Eroberung Constantinopels soweit, daß sich die griechischen Kaiser, wohl wissend, daß ihnen nur dann Hilfe von den abendländischen Fürsten zu Theil werden könne, wenn sie mit dem Papste ein Übereinkommen getroffen, selbst auf den Weg nach Italien machten, um das Friedenswerk mit der römischen Kirche zu Stande zu bringen. So verließ zu Ausgange des Jahres 1437 Johannes VII., Paläologus, der einige Jahre zuvor Thessalonich an die Türken verloren hatte, seinen Kaisersitz, und begab sich mit seinem Patriarchen und einer großen Anzahl vornehmer Geistlichen nach Italien, um auf der Kirchenversammlung von Ferrara, wo er den 4. März 1438 seinen Einzug hielt, die Beendigung des bestehenden Schisma zu betreiben. Es zeigte sich aber bald, wer von den beiden paciscirenden Theilen der leidende sein würde. Als der Patriarch sich merken ließ, daß er den Papst für seinen Mitbruder halte und ihn auch als einen solchen besuchen werde, ließ sich auch der Papst merken, daß das nicht so angehe, sondern daß er, der griechische Patriarch, bei seinem Besuche vor ihm, dem Nachfolger Petri, niederknieen und ihm die Füße küssen müsse. Es sei dies eine alte Gewohnheit, nach welcher selbst die Cardinäle, die doch den Rang über dem teutschen Kaiser hätten, dem Papste ihre Ehrerbietung bewiesen. Da sich aber dessen der Patriarch standhaft weigerte, gab der Papst zuletzt nach, um, wie er vorgab, das Friedenswerk nicht zu hindern, ließ sich aber sonst bei allen Gelegenheiten nicht undeutlich vernehmen, daß er den Patriarchen nicht für seines Gleichen ansehe.

Nach vielen und langen Vorbereitungen, Einladungen und Disputationen, bei denen aber, wie gewöhnlich, nichts weiter herauskam, als nur eine größere Erbitterung der Gegner gegen einander, brachte endlich die immer näher andringende Gefahr und Noth die Griechen zur Nachgiebigkeit, und am 6. Juli 1439 unterzeichneten sie zu Florenz, wohin die Kirchenversammlung von Ferrara verlegt worden war, eine Vereinigungsurkunde, wie sie ihnen vom Papste vorgeschrieben worden war, und die daher auch Decretum oder Diffinitio genannt wird. Vorerst fodert der Papst — es war Eugenius VI. — Himmel und Erde auf zur Freude über das glückliche Ereigniß der Wiedervereinigung der beiden so lange Zeit getrennten Kirchen und setzt dann in seinem Decrete fest:

1) Spiritum S. ex Patre et Filio aeternaliter esse, et Essentiam suam suumque Esse subsistens habere ex Patre simul et Filio et ex utroque aeternaliter, tamquam ab uno principio et unica spiratione procedere;

2) explicationem verborum illorum „Filioque“ veritatis declarandae gratia, et imminente tunc necessitate, licite et rationaliter Symbolo fuisse appositam;

3) In Azymo seu fermentato pane tritico corpus Christi veraciter confici, Sacerdotesque in altero ipsum Domini corpus conficere debere;

4) si vere poenitentes in Dei caritate decesserint, antequam dignis poenitentiae fructibus de commissis satisfecerint, et omissis, eorum animos poenis purgatoriis post mortem purgari, et ut a poenis huiusmodi releventur, prodesse eis fidelium vivorum suffragia; und was offenbar die Hauptsache war,

5) S. apostolicam Sedem et Rom. Pontificem in universum orbem terrae Primatum (τὸ Πρωτεῖον) et ipsum Pontificem Rom. Successorem esse S. Petri, principis Apostolorum et verum Christi Vicarium, totiusque Ecclesiae caput et omnium Christianorum Patrem et Doctorem existere, et ipsi in b. Petro pascendi, regendi et gubernandi universalem Ecclesiam a Domino nostro J. Chr. plenam potestatem traditam esse.

Die Urkunde wurde in lateinischer und griechischer Sprache abgefaßt und vorgelesen, und nachdem die beiderseitigen Geistlichen ihre Zustimmung ertheilt, umarmten sich der Cardinal Julianus und Bessarion, Bischof von Nicäa, ein Hauptbeförderer der Vereinigung, worauf die ganze Versammlung gemeinschaftlich einer feierlichen Messe beiwohnte; s. Vera historia Unionis non verae inter Graecos et Latinos s. Concilii Florentini exactissima narratio gr. scripta p. *Sylv. Sguropulum* magnum Ecclesiarcham, qui Concilio interfuit – lat. — p. *Rob. Creyghton.* (Hag. Com. 1660. Fol.) Vgl. *Leon. Allatii* in *Rob. Creyghtoni* Apparatum — ad Historiam Concil. Florent. scriptam a Sylv. Sguropulo Exercitatt. P. I. (Rom. 1665. 4.); auch dessen Conciliorum Ferrariensis et Florentini Acta Notis et Animadverss. illustrata. (Rom. 1660.) Schröckh, K.-Gesch. XXXIV. 416 fg.

Die Folgen dieser Vereinigung entsprechen der Art und Weise, wie sie zu Stande gekommen. Von einem großen Theile nicht ohne Widerwillen geschlossen, erregte sie die Unzufriedenheit und den Haß des beiweitem größten Theils der griechischen Geistlichkeit gegen diejenigen, welche sich zur Unterzeichnung hergegeben hatten; mehre der Bischöfe aber, die sich zur Unterschrift hatten bewegen lassen, nahmen dieselbe zurück. Der Bischof von Heraklea erklärte sogar, daß Alles, was die Vereinigungsurkunde enthalte, den Lehren Christi zuwider sei und mit der Verfassung der griechischen Kirche gradezu streite; Georgius Scholarius aber, zu Florenz ein eifriger Vertreter der Union (s. dessen Oratt. III. de Pace ad Graecos), schrieb nach seiner Rückkehr mit noch größerem Eifer gegen dieselbe. Seine Schrift hat den Titel: Ὀρθοδόξου κατηχίσεως und ist zu London im J. 1624 im Druck erschienen; s. *Cave*, Scriptor. eccl. hist. literar. Append. p. 140 sq. Am entschiedensten und heftigsten erklärten sich gegen dieselbe die Bischöfe, die von einer Vereinigung ihrer Kirche mit der lateinischen nichts mehr zu hoffen hatten, indem sie schon unter türkischer Herrschaft lebten; die Bemühungen des Kaisers aber, den geschlossenen Vergleich bei Gültigkeit zu erhalten, vermehrten nur die Zwietracht im Reiche und führten den Untergang desselben um so schneller herbei.

Gibt es nun auch nach diesen Vorkommenheiten keine unirte griechische Kirche, so gibt es doch unirte Griechen, d. h. solche, welche mit Beibehaltung der Lehren ihrer Kirche den römischen Papst als das allgemeine Oberhaupt der Christenheit anerkennen, was auch die Päpste zu acceptiren kein Bedenken tragen. In Polen heißen sie Uniati.

Über den Vereinigungsversuch der griechischen Kirche mit der reformirten, bei welchem der Patriarch Cyrillus Lukaris besonders betheiligt war, s. *H. Benzel*, Syntagma Dissert. I, 259 sqq.

II. Versuche zur Vereinigung der neu- oder russisch-griechischen Kirche mit der römisch-katholischen.

Auch mit der russisch-griechischen Kirche setzte sich Innocenz III. in Verbindung, um sie zu einer Vereinigung mit der römischen zu vermögen. Er erließ in dieser Absicht nicht nur ein Schreiben an die Erzbischöfe, Bischöfe und andere Geistliche des russischen Volks, sondern schickte auch einen Cardinal als Legaten a latere nach Moskau, um die Vereinigung zu betreiben. Die Sache hatte aber keinen Erfolg, vielmehr schloß sich die russische Kirche nur noch fester an den Patriarchen von Nicäa an; s. Strahl, Geschichte der russischen Kirche. I, 202 fg.

Dieser erste verunglückte Versuch, die russische Kirche der römischen zu unterwerfen — denn darauf war die Vereinigung abgesehen — schreckte aber keineswegs den zweiten Nachfolger Innocenz' III., Gregor IX., ab, einen neuen zu wagen. Es galt ja einer Erweiterung der päpstlichen Herrschaft. Im J. 1231 ließ der genannte Papst ein Schreiben an den damaligen Großfürsten Georg II. ergehen, in welchem er vorgab, vernommen zu haben, daß der Großfürst den Entschluß gefaßt, zur römischen Kirche überzutreten, und suchte ihn in diesem Entschlusse zu befestigen. Auch schickte er im folgenden Jahre einige Dominikaner aus Polen nach Rußland, die Bekehrung der Russen zur römischen Kirche zu bewirken. Diese Bemühungen setzte Innocenz IV. weiter fort, und ernannte in den Jahren 1246 und 1251 eigene Gesandtschaften an den Großfürsten Alexander, die Kirchenvereinigung durchzusetzen. Der Großfürst aber schlug dem Papste sein Begehren rund ab, und berief sich auf die sieben allgemeinen Kirchenversammlungen, gegen deren Beschlüsse man nichts Neues annehmen dürfe; s. Gegenwärt. Staat v. Rußland; nach d. Engl. u. Holländ. d. Herren Salmon und von Goch übers., vermehrt und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgeführt von El. Esp. Reichard. (Alton. 1752.) S. 218 fg.

Gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts wurden die bis dahin eingestellten Vereinigungsversuche und Anträge erneuert. Ein unglücklicher Krieg, den der Zar Iwan IV., Wasiljewitsch, gegen den König von Polen, Stephan Bathori, führte, wurde für den

Zar eine Veranlassung, sich mit Gregor XIII. in Tractaten einzulassen, mit welchem er schon im J. 1576 wegen der Türken verhandelt hatte, um durch dessen Vermittelung einen weniger nachtheiligen Frieden zu erhalten. Dabei ließ er dem Papste, um ihn desto eher für sich zu gewinnen, zu verstehen geben, wie es wol dahin kommen könne, daß sich die russische Kirche entschließe, die Hoheit der römischen anzuerkennen.

Auf diese Äußerungen des Zaren ernannte der Papst den Antonio Possevino, einen feinen Jesuiten, zu seinem Gesandten an ihn, und dieser kam im J. 1581 in der Qualität eines päpstlichen Nuntius in Rußland an. Unter den verschiedenen Unionsbedingungen, die der Jesuit dem Zar machte, war auch die, daß er keinem teutschen Lutherischen Religionslehrer, als welche weder die Mutter Gottes noch andere Heilige ehrten — also für die Russen sich gar nicht schickten — sondern nur rechtgläubigen katholischen Geistlichen den Aufenthalt in seinem Reiche gestatten solle. Der Zar ging aber auf keine der gestellten Bedingungen ein. Ein Religionsgespräch, auf welches Possevino antrug, erklärte er sehr verständiger Weise für unnütz und sogar für schädlich, indem dabei nur jeder Theil die Religion des andern herabwürdige, und anstatt Frieden dadurch zu stiften, nur Haß und Feindschaft erregt werden würde. Als es aber doch, durch die Zudringlichkeit des Jesuiten, zu einem Religionsgespräche zwischen ihm und dem Zar kam, nahm der Letztere, von Possevino's Sophismen in die Enge getrieben, zu handgreiflichen Argumenten seine Zuflucht und wollte eben den Stock gegen seinen Opponenten gebrauchen, als der Jesuit noch zu rechter Zeit einlenkte und andere Saiten aufzog. Zuletzt wurde der Gesandte in allem Guten entlassen, und die Kirchenvereinigung vergessen. Indessen hatte es Possevino doch dahin gebracht, daß einige Russen, welche in Polen und Litthauen ihre Wohnsitze hatten, unter der Bedingung, bei ihren Lehrsätzen und Gebräuchen bleiben zu dürfen, sich der römischen Kirche anschlossen, und den Papst als das kirchliche Oberhaupt aller Christen anerkannten. Es sind dies die vorhin genannten Uniati; s. *Anton. Possevini* Moscovia s. de rebus Moscoviticis, et Acta in Conventu Legator. Reg. Polon. et Magni Ducis Moscoviae a. 1581. Col. 595. Fol. *Adr. Regenvolscii* Systema hist. chronol. Ecclesiar. Slavonic. (Traj. 1652. 4.) p. 463 sq. 472. *Nic. Berg*. De statu Eccl. et Relig. Moscovit. (Lubec. 1709. 4.) p. 58 sq. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reformat. V, 416 fg.

Ein anderer Versuch zur Vereinigung der russischen und römischen Kirche wurde von Frankreich aus im J. 1719 gemacht. Als sich in dem genannten Jahre der Zar Peter der Große in Paris befand, übergaben ihm einige Lehrer der Sorbonne eine Schrift, in welcher sie zu beweisen gesucht hatten, die russische Kirche könne auf eine gar leichte Weise mit der römischen vereinigt werden, indem das, was beide Kirchen unterscheide, gar nicht von Belang sei. Ebendeswegen, erklärte aber der Zar auf diesen Antrag, möchte lieber die französische Kirche, wenn es ihr mit der Vereinigung ein Ernst sei, zur russischen übertreten. Indessen schickte er doch den Fürsten Kurakin nach Rom, um der Sache etwas weiter nachzugehen. Kurakin wurde aber hier übel behandelt. Er begab sich unverrichteter Sache wieder weg; der Zar aber rächte sich dadurch, daß er den römischen Hof durch eine burleske Maskerade dem Spotte und Gelächter Preis gab; s. Unschuld. Nachr. v. alten u. neuen theol. Sachen auf d. J. 1718. S. 331 fg. und 1720 S. 1011 fg. Reichard a. a. O. S. 733 fg.

Noch ist eines irenischen Versuchs zu gedenken, der seines sonderbaren Ausgangs wegen merkwürdig ist, des Versuchs mit den Walachen in Siebenbürgen, die sich zur griechischen Kirche bekennen. Derselbe wurde besonders auf Anregung des katholischen Bischofs zu Weißenburg, Johannes Klein, auf dem Landtage 1744 mit Lebhaftigkeit betrieben. Alles war zu einem glücklichen Erfolge vorbereitet, als ein griechischer Mönch wie aus den Wolken hervortrat, und mit fanatischem Eifer seine Glaubensgenossen von der Union zurückschreckte. Wo er hinkam, hielt er Strafpredigten gegen den Papst und die Pfaffen, welche sich für die Union erklärt hatten, und ging in seinem Eifer soweit, daß er sogar verlangte, die Erde aus den Kirchen, wo ein solcher unirter Gottesdienst gehalten, knietief auszugraben und andere unentweihte hineinzutragen. Seine Wirkung war außerordentlich. Wo keine nichtunirten Geistlichen zu haben waren, begruben die altkirchlich Gesinnten ihre Todten selbst, versagten den Unirten allen Unterhalt und gingen meilenweit, um sich die Sacramente von einem nicht unirten Geistlichen reichen zu lassen. Die Regierung, welche sich der Union angenommen hatte, mußte am Ende nachgeben und der ganze schöne Unionsplan scheiterte an dem Fanatismus eines unbekannten Mönchs; s. Acta historico-eccl. X. 110 sq. XII. 60 sq.

Über die Unterwerfung der Armenier unter die römische Kirche s. Schröckh, Kirchengesch. XXVI. 323 fg. XXIX. 367 fg. XXXIV. 34 fg. 475 fg. hauptsächlich nach *Raynald*, Annal. eccl. ad a. 1439. No. 12 sqq. und die Acten des florentinischen Concils.

III. Versuche zur Vereinigung der protestantischen Kirchenparteien mit der römisch-katholischen Kirche.

Zu den meisten irenischen Versuchen ist die Veranlassung durch die Reformation gegeben worden, indem man von Seiten des römischen Stuhls alles Ernstes darauf bedacht war, die durch Luther und Calvin verführten Christen in den Schoos der alleinseligmachenden, römisch-katholischen Kirche zurückzubringen. Man verhandelte darüber auf Reichstagen, in Religionsgesprächen und auf andere Weise, besonders viel und oft in Teutschland und in Frankreich; s. C. W. Hering, Geschichte d. kirchl. Unionsversuche seit d. Reformation bis auf unsere Zeiten. (Leipz. 1836 fg.) II. *H. Conr. Arend.* De Colloquiis charitativis Sec. XVI. per Germaniam institutis. (Jen. 1717. 4.) *J. Mich. Heinecc[illegible]*, Sched. de Colloquiis religiosis, publice et privatim inter bina haec Secula habitis. (Hal. 1719. 4.) *J. Ge. Chph. Schnizlein*. Colloquiorum et Conventuum memora-

bium ab a. 1518 ad nostra usque tempora relig. causa institutorum brevis Catalogus: in Acta histor. eccl. XIV, 436 sqq. 730 sqq. XV, 132 sqq. 936 sqq.

I. Friedensverhandlungen in Deutschland, und für die deutschen Protestanten insonderheit.

Man mußte, als die Lutherische Reformation einmal in Gang gekommen und dadurch eine wirkliche Trennung von der römisch-katholischen Kirche herbeigeführt worden war, bald zu der Überzeugung gelangen, daß die Mittel, die man wol sonst mit Erfolg gegen Abtrunnige angewendet hatte, jetzt nicht mehr von Wirkung sein wurden. Auch war man von Seiten des Reichsoberhaupts nicht eben zur Anwendung gewaltsamer Mittel von Haus aus geneigt. Als daher auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 die Protestanten als constituirt mit ihrem Glaubensbekenntnisse sich dargestellt hatten, sah man das letztere als die Basis für die Friedensverhandlungen an, indem man durch Concessionen von beiden Seiten ein Vaterkommen und zuletzt eine Vereinigung zu erlangen hoffte. Man wählte zu diesem Zwecke Religionsgespräche an, und meinte in denselben den sichersten Weg zur Wiedervereinigung gefunden zu haben. Die beiden wichtigsten unter diesen sind die regensburger in den Jahren 1541 und 1546.

Auf dem Friedenscongresse der Katholiken und Protestanten, welcher im J. 1539 zu Frankfurt a. M. gehalten wurde, war nach langem Streiten ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem unter andern auch auf ein Religionsgespräch angetragen war, welches zur Beseitigung der Religionsirrungen zu Nürnberg gehalten und am 1. Aug. desselben Jahres seinen Anfang nehmen sollte. Beiderseits Fürsten und Stände sollten, vom Kaiser dazu berufen, entweder persönlich dabei erscheinen, oder ihre Gesandten schicken, fromme, richtige, verständige, gottesfürchtige, friedsame und ehrliebende Leute, nicht eigensinnige, zankische, hartnäckige. Aus diesen sollten Theologen und Laien zu einem großen und kleinen Ausschusse gewählt werden. Nun ratificirte zwar der Kaiser den vorgeschlagenen Vergleich nicht, erklärte aber doch an die zu Speier versammelten Reichsstände, daß er kein besseres Mittel wisse, die Zwistigkeiten im Glauben beizulegen, als das Zusammentreten gewissenhafter und friedfertiger Männer, ohne Hochmuth und Habsucht, demüthigen und uneigennützigen Sinnes, zugleich auch auf das Wohl und die Ehre des teutschen Volks und Reichs bedacht, zu dem Zwecke, die streitigen Lehren genau zu untersuchen und über die Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten Vorschläge zu thun. In der Rede des kaiserlichen Gesandten Granvella, die er zu Worms, wo der Anfang des im folgenden Jahre zu Regensburg fortgesetzten und beendigten Religionsgesprächs gemacht wurde, den 20. Nov. 1540 an die versammelten Reichsstände hielt, bat er sie um des Leidens und Todes Christi willen und um Alles, was ihnen heilig sei, des christlichen Namens, den sie in der Taufe empfangen, und Teutschlands, als ihres Vaterlandes, eingedenk zu sein, und sich die Ausbesserung des Rocks des Herrn, der überall zerrissen sei, angelegen sein zu lassen[2]; s. *J. Paul Röder*, De Colloquio Wormatiensi Disquisitio. (Norimb. 1744. 4.) Vgl. *Melanthonis* Epp. ed. *Bretschneider*. No. 2036—2138. Man hatte nach allen Umständen Ursache, Gutes von diesem Religionsgespräche zu erwarten. Vgl. *Jo. Eck*, Ansperanda sit Wormatiae Concordia in fide. s. l. 1540. 4. Die vom Kaiser selbst dazu ausersehenen Männer waren, einen etwa ausgenommen, lauter solche, bei denen man den besten Willen, den Streitigkeiten ein Ende zu machen und die Parteien mit einander zu versöhnen, voraussetzen konnte. Sie waren Julius von Pflug, Joh. Gropper und der widerhaarige Joh. Eck von katholischer, von protestantischer Seite aber Phil. Melanchthon, Mart. Bucer und Joh. Pistorius. Vgl. Catalogus Doctorum tam Catholicorum, quam protestantium, Wormatiae praesertim. s. l. 1541.: s. *Freytag*, Apparatus. I, 281 sq. Auch der päpstliche Gesandte, Kaspar Contareni, verdient das Lob eines gemäßigten, rechtschaffenen und mit dem Kirchenfrieden es ernstlich meinenden Mannes.

Nachdem nun auch die Präsidenten und Zeugen gewählt worden waren, ließ der Kaiser die sämmtlichen Verordneten vor sich kommen, reichte jedem die Hand und ermahnte sie sehr nachdrücklich, ohne Leidenschaft und Erbitterung gegen einander, aber auch ohne Menschenfurcht, an ihr großes Geschäft der Versöhnung zu gehen. Als Grundlage ihrer Berathschlagungen übergab der kaiserliche Gesandte Granvella, der mit mehren der anwesenden protestantischen Gesandten und Theologen sich auf einen freundschaftlichen Fuß gesetzt hatte (s. *Melanchthonis* Epp. No. 2116 u. 2124 sq.), den Colloquenten eine Schrift: Ut delecti Collocutores modum et certam rationem haberent ordine procedendi in sua Collocutione — diese Schrift ist das sogenannte erste oder Regensburger Interim — mit dem Ansinnen, deren Inhalt fleißig zu erwägen, dasjenige, was beiden Parteien gefalle, beizubehalten, was aber bei keiner Beifall finden würde, zu verbessern und darnach die Mittel zur Vergleichung anzugeben. An der Verfassung derselben hatten Gropper, Dinius Gerard Volckruck, Granvella's Freund, und Bucer den meisten Antheil. Nachdem man nun mehre Wochen über die in dieser Schrift aufgestellten Artikel hin und her gesprochen hatte, endigten sich die Verhandlungen, die den 25. Nov. 1540 in Worms angefangen hatten und seit dem 5. Apr. 1541 zu Regensburg fortgesetzt worden waren, am 22. Mai 1541 mit einer Vergleichung über vier Artikel und mit der Hoffnung, daß man sich künftig noch über mehre werde vergleichen können. Zu den unverglichenen Artikeln gehörten hauptsächlich die Artikel von der Einheit der Kirche und der Kirchengewalt, vom Sacrament des Leibes

2) „Verum ego statuere non possum, an illi magnorum Principum et Monachorum Consiliarii ex animo loquantur, an vero hanc solam sapientiam putent, omnia pro occasione et tempore simulare et dissimulare.“ *Franc. Burchard* ad Pontanum: in *Melanthonis* Epp. No. 2141. Vgl. Dans, Franz Burchard. S. 45 fg.

und Blutes Christi und vom eheloſen Stande der Prieſter; verglichen aber waren die Artikel von der Vollkommenheit der menſchlichen Natur vor dem Sündenfalle, von dem freien Willen, der Erbſünde und der Rechtfertigung.

Die dabei von der gemäßigten Partei gefaßten Friedenshoffnungen gingen nicht in Erfüllung, ſondern ſcheiterten theils an dem Starrſinne der Theologen, theils an der Herrſchſucht und dem Eigennutze der höhern katholiſchen Geiſtlichkeit. Im Fürſtenrathe, größtentheils aus Biſchöfen beſtehend, wurde durch Stimmenmehrheit nicht nur das vorgelegte Interim, ſondern auch die darüber gepflogenen Verhandlungen verworfen, durch den Widerſpruch der Kur- und einigen andern Fürſten die Sache zuletzt dahin vermittelt, daß man dem Kaiſer eine Schrift übergab, worin man ihn als Schirmvoigt der Kirche erſuchte, ſich mit dem päpſtlichen Nuntius über die verglichenen Artikel zu benehmen, und das Weitere auf die Entſcheidung eines allgemeinen, oder in Ermangelung deſſen, eines teutſchen Nationalconciliums ausgeſetzt ſein zu laſſen. Nach einem drei- und vierfachen Schriftenwechſel kam es endlich den 28. Juli zur Publication des kaiſerlichen Beſchluſſes, nach welchem die Verhandlungen der Theologen und überhaupt die ganze Streitſache entweder an ein Concilium, oder an eine Reichsverſammlung zur Beſchlußfaſſung verwieſen wurde. Den Proteſtanten aber wurde befohlen, bei denjenigen Lehren zu bleiben, über welche man einig geworden, und keine weitern Neuerungen zu unternehmen; ſ. Acta in Conventu Ratisbon. (Viteb. 1541.) et in *Melanthonis* Opp. ed. *Bretschneider*. IV, 190 sqq. vgl. Epp. No. 2207—2356. Acta Colloquii in Comitiis Imp. Ratisbonae habitis p. *Mart. Bucerum*. (Argent. 1542. 4.) Apologia adv. Bucerum super Actis Comitior. Ratisbon. aut. *Jo. Eckio*. (Ingolst. 1542. 4.) Außerdem Salig, Geſch. d. Augsb. Confeſſ. I, 509 fg. Planck, Geſch. d. proteſt. Lehrbegr. III, 2, 39 fg. Schröckh, Kirchengeſch. ſeit d. Reform. I, 586 fg. Marheineke, Geſch. d. teutſchen Reformation. IV, 51 fg. Menzel, Neuere Geſch. d. Teutſchen. II, 174 fg. Hering, Geſch. d. kirchl. Unionsverſ. I, 46 fg.

So ſtanden alſo die Sachen der ſtreitenden Parteien nach geſchloſſenen Verhandlungen ungefähr auf demſelben Punkte, auf dem ſie vor dem Anfange derſelben geſtanden hatten. Was konnten auch, möchte man hier mit Courayer (Anmerk. 4 zu Buch XII ſeines Sleidans) fragen, was konnten auch wol alle Religionsgeſpräche und Friedensverhandlungen helfen, wenn jeder Theil entſchloſſen war, alles das zu behaupten, was von ſeiner Partei gelehrt wurde? Hätte man ſich nur verglichen, daß man ſich, der Verſchiedenheit der Meinungen ungeachtet, wovon die meiſten das Weſen der Religion nur ſehr wenig betrafen, dulden wolle, ſo hätte man doch hoffen können, die Eintracht und den Frieden gewiſſermaßen wieder herzuſtellen. Allein, da die Proteſtanten von ihren Begriffen damals ebenſo eingenommen und ebenſo unverträglich waren, als die Katholiſchen [3]), ſo war wol kein Mittel zu einer Vereinigung ausfindig zu machen. Es ſcheint auch nicht, daß man ſolche immer von beiden Seiten aufrichtig gewünſcht, wenigſtens ergriff man niemals die rechten Mittel, um dazu zu gelangen. Gewiß iſt ſoviel außer Zweifel, daß bei dem Colloquium zu Worms die päpſtlichen Legaten beſonders thätig waren, um einen für die Sache der Proteſtanten günſtigen Ausgang möglichſt zu verhindern. Vgl. Hering. I, 125 fg.

Das zweite Religionsgeſpräch, wol mehr ſcheinbar als aufrichtig und redlich in ireniſcher Abſicht vom Kaiſer veranſtaltet und nicht ohne Schwierigkeiten zu Stande gebracht, war das auf heil. Dreikönigstag 1546 in Regensburg angeſetzte. Der Kaiſer hatte dies Mal katholiſche Theologen zu Colloquenten beſtimmt, von denen man weniger Nachgiebigkeit erwarten durfte, als Pflug und Gropper das vorige Mal bewieſen hatten. Von Seiten der Proteſtanten waren Mart. Bucer, Joh. Brenz, Ge. Major und Erh. Schnepf zu Colloquenten ernannt; von Seiten der Katholiſchen aber Pet. Malvenda, ein ſpaniſcher Dominikaner, Eberh. Billik, ein Karmeliter aus Cöln, einer der heftigſten Gegner der Reformation, Joh. Hofmeiſter, Auguſtinerprovinzial, und Joh. Cochläus, gleichen Sinnes wie Billik. An Jul. Pflug war zwar der Antrag geſchehen, die Präſidentenſtelle bei dem Geſpräche zu übernehmen, er lehnte aber den Antrag ab. Er ſähe ein, erklärte er, die Katholiſchen befänden ſich in einer ſo üblen Lage, daß die Annahme nicht minder, als die Verweigerung eines Vergleichs ſie großen Gefahren ausſetze. Die erſtere werde nicht anders, als auf unbillige, der katholiſchen Religion nachtheilige, Bedingungen erfolgen; die letztere werde Entſcheidung durch die Waffen herbeiführen. Da nun eines dieſer Übel unvermeidlich ſei, er aber weder der Kirche, noch dem Vaterlande ein Übel zufügen wolle, wenn er auch nicht im Stande ſei, ihnen zu nützen, ſo wünſche er aus der Zahl der Colloquenten zu bleiben; ſ. Schmidt, Neuere Geſchichte der Teutſchen. I, 28.

Das Geſpräch nahm zwar, nachdem man die Schwierigkeiten, das Perſonal zu vereinigen, überwunden hatte, den 27. Jan. 1546 ſeinen Anfang; die Proteſtanten aber, deren Abneigung gegen das Geſpräch nicht zu verkennen war, brachen daſſelbe im März wieder ab, was der Kaiſer, nicht ungern, übel vermerkte. Als Urſache ihrer Trennung gaben ſie das Verlangen des Präſidenten an, daß die ganze Handlung geheim gehalten und das Protokoll von einem vereidigten Notar ihrer Wahl und Ernennung geführt, auch darin nur das Hauptergebniß der jedesmaligen Unterredung aufgenommen werden ſollte. Die ganzen Verhandlungen zeigten übrigens eine von allen Seiten höchſt gereizte und geſpannte Stimmung,

3) So antwortete der Kurfürſt Johann Friedrich den Geſandten auf ihren Bericht von den Geſinnungen und Äußerungen des Kaiſers: „Weil wir leben, ſollen die Worte von Vergleichung der Religionen bei uns nicht ſtattfinden. Wer ſie vergleichen will, der vergleiche ſie mit Gott und ſeinem Worte und nehme daſſelbe und dieſe Lehre an, wie wir und Andere dieſes Theils auch gethan haben.“

bei der an keine Aussöhnung und keinen Vergleich zu denken war.

Charakteristisch für den irenischen Sinn der beiden um Frieden kämpfenden Parteien sind die von ihnen vorbereiteten Reformationsvorschläge, der von Melanchthon ausgefertigte und den wittenbergischen Theologen gebilligte, im Gegensatze des hildesheimischen, vom Bischof Valentin von Teutleben gefertigten Reformationsentwurfs. Wenn die Protestanten dem katholischen Theile Manches zugestehen wollten, so behauptete dagegen der hildesheimer Bischof, daß man die Ketzer nicht blos aus der Kirchengemeinschaft stoßen, sondern sie auch gleich Falschmünzern und Missethätern hinrichten müsse.

Den letzten Versuch, die Kircheneinigkeit in Teutschland wieder herzustellen, machte der Kaiser Karl V. auf dem im J. 1548 zu Augsburg gehaltenen Reichstage. Er trug den protestantischen Ständen vor, zur Behandlung des Friedensgeschäfts sich einige gelehrte und wohlmeinende Männer auszusuchen, denen er dann selbst noch einige Mitglieder zur Berathung beigeben wolle. Die Theologen wurden gewählt; da sie sich aber nicht vereinigen konnten, stellte man die ganze Sache dem Kaiser anheim. Dieser ertheilte nun einigen Theologen und Geistlichen den Auftrag, die Hauptpunkte des Glaubens, des Cultus und der Kirchenverbesserung zusammen zu stellen; was diese dann auch ganz insgeheim und unter wechselseitigen Mittheilungen und Verbesserungen ausrichteten. Den meisten Antheil an dieser Arbeit hatte der Hofprediger des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, Johann Agricola, welche nachher in Augsburg selbst vom Bischofe Julius Pflug von Naumburg, dem Weihbischofe von Mainz, Michael Helding, mit Zuziehung Agricola's weiter geprüft und überarbeitet wurde. Obschon nun in dieser Schrift beinahe nichts als Papst und Papstthum zu sein schien, dabei aber überall die Predigt des Evangeliums und die deutliche Belehrung des Volkes über die Kirchengebräuche empfohlen war, so achtete man doch für dienlich, erst das Gutachten des Papstes darüber einzuholen, wegen der Concessionen, die man den Gegnern machen zu müssen geglaubt hatte. Die Hauptsache der von dem Papste darüber eingeschickten Censur betraf das, was der alleinseligmachenden Kirche immer am meisten am Herzen gelegen hat, die Kirchengüter, auf deren unverzügliche Restitution denn auch die geistlichen Kurfürsten dringend bei dem Kaiser antrugen, indem sie zu zeigen suchten, daß dieselbe unumgänglich nothwendig sei, wenn anders die christliche Religion erhalten, und an den Orten, wo sie abgeschafft, wieder eingeführt werden sollte. Da diese Schrift auf dem Reichstage zu Augsburg, wie der Kaiser meinte, wenigstens vorgab, gebilligt worden, auch auf demselben der Kaiser den Ständen förmlich den Antrag gestellt hatte, sich diese Schrift einstweilen zur Richtschnur des Glaubens dienen zu lassen, erhielt sie den Nomen des Augsburger Interim. Sie wurde in teutscher und lateinischer Sprache ausgegeben und die Annahme und Befolgung derselben durch ein kaiserliches Decret zur Reichspflicht gemacht.

Die wichtigsten Sätze dieser Schrift bestehen in Folgendem: Die guten Werke, obschon von Gott nicht ausdrücklich geboten, müssen dennoch empfohlen werden; die Kirche hat die Macht und das Recht, die heilige Schrift auszulegen, und aus derselben die Lehrsätze aufzustellen, welche man zu glauben hat, über zweifelhafte Stellen aber muß durch Synoden entschieden werden; der Bischof von Rom ist der erste und höchste, wegen der dem Apostel Petrus verliehenen Prärogative; das Abendmahl ist ein unblutiges Opfer, wodurch wir uns die durch Christum erworbene Versöhnung mit Gott im Glauben zueignen, und die Feier desselben ist mit dem Andenken an die Heiligen zu verbinden; die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt feiern, können es auch ferner so feiern, ohne jedoch Andere, die beim katholischen Gebrauche bleiben, zu tadeln; es ist besser, daß die Priester nicht verehelicht leben; das Klosterleben ist an den Orten, wo es bisher aufgehört, wieder herzustellen; bei der Verwaltung der Sacramente und Kirchengebräuche ist die lateinische Sprache beizubehalten, damit sie nicht der Geringschätzung Preis gegeben werden, wenn sie dem Volke verständlich werden; der Meßkanon ist unverändert beizubehalten und ganz leise auszusprechen, damit das große und schreckliche Geheimniß in Ansehen erhalten werde; an den gewöhnlichen Ceremonien ist nichts zu ändern, die Kirchenaltäre, geistlichen Ornate und Gefäße sind mit Gebet einzuweihen, um sie dadurch den Nachstellungen und Verunreinigungen des Teufels zu entziehen u. a. m.; s. *Sleidanus*, De statu relig. Lib. XX. id. am Ende III, 104 sqq. Menzel a. a. O. III, 245 fg. Hering I, 176 fg.

Statt aber die beabsichtigte und auch wol erwartete Einigung hervorzubringen, brachte die Schrift nur Unfrieden, Uneinigkeit, Zank, Aufruhr, Gewaltthätigkeiten und Unglück aller Art in die Länder und Familien, weil ein großer Theil der protestantischen Reichsstände deren Annahme gradezu verweigerte, der Kaiser aber dieselbe mit Gewalt erzwingen wollte. Zu den Streitigkeiten, die bisher nicht ohne Erbitterung über einige Glaubenslehren in der protestantischen Kirche geführt worden waren, kamen nun noch die adiaphoristischen, welche die Gegner der Reformation bestmöglichst zur Hemmung des Fortganges derselben zu benutzen suchten; s. Schmid, Adiaphora. (Leipz. 1809.) Die Jahre 1549 und 1550 gehören zu den unheilvollsten in der Reformationsperiode; der passauer Vertrag aber und der darauf gegründete Religionsfriede sind ein Werk der Waffengewalt.

Mit der Kaiserherrschaft des teutschen Reichs hatte Ferdinand I. von seinem Bruder Karl V. auch den religiösen und kirchlichen Unionseifer überkommen, und der Gedanke einer Vergleichung der streitenden Kirchenparteien bewegte ihn während seiner ganzen Regierung. In der Hoffnung, auf dem Wege der Verhandlungen eine Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen, hatte er sich noch kurz vor seinem Tode († 1564), nachdem das tridentinische Concil alle Unionshoffnungen getäuscht (s. Hering I, 144 fg.), an drei namhafte Theologen gewendet, mit dem Ersuchen, ihn mit ihrem Gutachten bei seinem Vorhaben zu unterstützen. Diese drei Männer

waren Friedr. Staphylus, kaiserl. Rath und Inspector der Universität Ingolstadt, Ge. Cassander, damals privatisirender Theolog, vorher Lehrer der katholischen Theologie und des Kirchenrechts in Brügge und Cöln, und Ge. Wicelius, seit dem J. 1538 am Hofe des Herzogs Georg von Sachsen.

Unter diesen dreien war Ge. Cassander wol der am besten zu einer Friedensstiftung geeignete. Er war ein so billig denkender, als gelehrter und aufrichtiger Mann, der seine friedfertigen Gesinnungen schon vorher öffentlich zu erkennen gegeben in seiner Schrift: De officio pii ac publicae tranquillitatis vere amantis Viri in hoc religionis dissidio. s. l. 561. Die hier ausgesprochenen friedfertigen Gesinnungen hatten besonders bei dem Könige von Navarra, dem Vater Heinrich's IV., Anklang gefunden, und der Bischof von Münster, der sich damals zu den Evangelischen neigte, hatte ihn zu seinem Rathgeber erkoren. Er befand sich eben in Duisburg, wohin ihn der Herzog von Cleve, Wilhelm, im J. 1564 berufen hatte, um die dortigen Wiedertäufer mit der Kirche auszusöhnen, als er das Schreiben des Kaisers erhielt, worin er ihn einlud nach Wien zu kommen, und dabei 300 Gulden Reisegeld anwies; s. *Conring*, Ge. Cassandri et Ge. Wicelii de sacris nostri temporis Controversiis Libb. II. (Helmst. 1659. 4.) p. 195. Seine Vorschläge eröffnete er nach dem Tode Ferdinand's seinem Nachfolger, dem Kaiser Maximilian II., in einer Schrift mit dem Titel: De Articulis religionis inter Catholicos et Protestantes controversis, ad Impp. Ferdinandum I. et Maximilianum II. Consultatio. Er geht da von dem Grundsatze aus, daß die Erklärung der heiligen Schrift, welche die Kirche der ersten Jahrhunderte angenommen, bei der Beurtheilung der Religionsstreitigkeiten zur Richtschnur dienen müsse. Seine Vorschläge gehen, mit Beibehaltung des Papstthums und der darauf gegründeten Hierarchie, hauptsächlich auf die Abschaffung des Bilder- und Reliquiendienstes, als den Aberglauben und die Gewinnsucht begünstigend; auf die Erhaltung des ehelosen Standes der Geistlichen, hauptsächlich auch, um sie dadurch von der Habsucht abzuhalten, zu welcher sie eine Familie reizen würde; auf die Bewilligung des Laienkelchs und Aufrechthaltung der Transsubstantiationslehre u. s. w.; s. Schröckh, Kirchengesch. seit d. Reform. IV, 229 fg. Eine Hauptursache, daß man bis jetzt noch zu keinem Kirchenfrieden habe gelangen können, findet er in der Halsstarrigkeit der katholischen Kirchenregenten, die sich zu keiner Verbesserung des verderbten Kirchenwesens verstehen und nichts von ihrer ungebührlichen, angemaßten Gewalt fahren lassen wollten. Nullam Ecclesiae firmam pacem sperendam puto, nisi ab iis initium fiat, qui distractionis causam dederunt; hoc est, ut ii, qui ecclesiasticae gubernationi praesunt, de nimio illo rigore aliquod remittant et Ecclesiae paci aliquid concedant, ac multorum piorum votis ac monitis obsequentes, manifestos abusus ad regulam divinarum literarum et veteris Ecclesiae, a qua deflexerunt, corrigant. In der Beleuchtung der dogmatischen Artikel der augsb. Conf. zeigt er viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn. — Der Erfolg seiner Äußerungen war, daß er an seine Freunde schreiben konnte, er werde rechts und links gesteinigt.

Der am wenigsten Geeignete unter den Dreien, eine gütliche Ausgleichung zu bewirken, war ohne Zweifel Friedr. Staphylus, wie dies aus seiner Consultatio de instauranda in terris Austriacis religione romanocatholica zu ersehen ist. Aber auch ihm waren die Gebrechen seiner Kirche nicht fremd, und er rügte sie nicht selten in starken Ausdrücken in seiner Consultatio Imp. Ferdinandi I. jussu instituta de Articulis Reformationis in Concilio Tridentino propositis; s. *Schelhorn*, Amoenitt. hist. eccl. et liter. I, 490 sqq. 611 sqq. Strobel, Miscell. literar. Inhalts. I, 1, 1 fg. [4]). Ge. Witzel hatte schon im J. 1533 eine, dem Papste, Kaiser, den Fürsten, Obrigkeiten und allen christlichen Lehrern gewidmete, Schrift abgefaßt: Methodus Concordiae ecclesiasticae, die aber erst im J. 1537 zu Leipzig im Druck erschienen ist. In derselben spricht er sehr frei von vielen eingerissenen Irrthümern und Misbräuchen. Judicium, sagt er unter Anderm, incipiat Pontifex Max. a domo sua, in quam congestum est tot annis, vel se invito, plurimum fimi. *Volvat animo, quid sit vocari Sanctissimum.* Repurgetur tota Curia incuria, fastu, astu, luxu, habendi ac dominandi cupidine. Von seinem Unionseifer aber zeugt sein Brief an den Landgrafen von Hessen in Strobel's Beitr. II, 320 fg. „Ich liebe mit Paulo die Einigkeit des Geistes und das Band des Friedens, begehre mit Seufzen, daß alle Christgläubigen ein Leib wären, nachdem Alle zu einer Hoffnung berufen; und daran arbeite ich aus allen Kräften, daß alle Schismaten wiederum zur Kirchen werden, in welcher ich bin, dieweil ich sonst aller Sekten frei nirgend sein kann."

Eilf Jahre später, im J. 1544, übergab er auf dem Reichstage zu Speier dem Kaiser Karl V. eine Schrift: Querela Ecclesiae, worin er auf die Verbesserung der katholischen Kirche drang, und die Aussöhnung und Wiedervereinigung der getrennten Kirchen dann zu erlangen hoffte, ubi Schisma receperit, quod impie abjecit Bonum, et Roma pie consenserit in nonnullam partem dogmatis, nempe illius, quod et habuit et tenuit olim Ecclesia. Die von ihm auf Ersuchen Ferdinand's I. ausgefertigte Schrift hat den Titel: Via regia s. de controversis religionis capitibus conciliandis Sententia, und ist am ehesten zu finden in *Herm. Conring*, Varia Irenica in unum Vol. collecta c. *Wicelii* Via regia (Helmst. 1650. 4.) und in *Ge. Cassandri* et *Ge. Wicelii* de sacris nostri temporis Controversiis. (Helmst. 1659. 4.) In der Vorrede sagt er von seinen frühern Schriften: Libertate linguae usi multa in his libellis reprehendimus, non hominum ullorum odio; sed rei depravatissimae, nec adversariorum favore,

4) Eine seltene Ausgabe mehrer Schriften des Staphylus ist Strobeln entgangen, nämlich: De M. Lutheri et aliorum Sectariorum doctrinae varietate et discordia, Opuscc. (Colon. 1579.), worin sich auch einige Schriften des Staphylus befinden.

sicut quidam opinabantur. Dogma utriusque partis novum et falsum neque probamus, neque propugnandum suscipimus quicquid garriant male suspicaces Magistri nostri. Von der Libertas linguae macht er aber auch in diesem Bedenken einen kecken Gebrauch, und tadelt, ohne Rücksicht und ohne Ansehen der Person, was er in der katholischen Kirche tadelnswerth findet. So schreibt er in dem Artikel de Potestate ecclesiastica: „Non de *Primatu* loquor, cui nos semper quod suum est dedimus; sed de *summa* nescio qua *plenitudine potestatis*, de *Scrinio Pectoris*, de *Vicariatu*, de *ridiculo Tristophaniae mysterio*; breviter de *Deitate aliqua terrestri attributa et his similibus Absurditatibus*. Meminerint, si qui sunt digni justique Pontifices eiusmodi de Petro Petrique veris Successoribus ab initio nunquam fuisse scripta, dicta, audita. Recolant statum non nascentis tantum, sed adolescentis Ecclesiae, usque dum consenuit, semper abhorentis ob id genus pestilitate. Perpendant apud se, in quale seculum inciderimus, et quo res properet. Interitus in foribus est, nisi resipuerimus, sicuri videlicet ad arborem posita. *Admonemus amici, non contumeliam facimus inimici. Meliora vulnera nostra, quam adulatorum oscula.* Sedem salvam cupimus eum antiquis, non extinctam cum Antipapis nostratibus. Verum ea salva qui esse diu poterit, nisi expurges, reformes, corriges, sanes, restituas, exornes?“ Über die Lehrartikel der augsburgischen Confession ist er ganz kurz, und man sieht: es ihm überall an, daß ihm ein Irrthum und Fehlgang im Leben mehr ist, als ein Irrthum und eine Falschheit in der Lehre; daher ist er auch in dem Artikel de bonis christiani populi operibus ausführlicher, als in andern. Für die Nothwendigkeit und Billigkeit der Klerogamie, gegen den Cölibat, führt er nicht weniger als 26 Gründe an.

Beinahe 40 Jahre hat Witzel an der Kirchenvereinigung gearbeitet, und mit großem Ernst und Eifer, für sich aber meist nichts weiter dabei gewonnen, als Haß, Undank und Feindschaft von allen Seiten.

Eine Veranlassung, die drei genannten Männer um ihre Meinung wegen des Friedenswerks zu fragen, gab dem Kaiser unter anderem auch der skandalöse Ausgang des in der friedlichsten Absicht von den Katholischen und Protestanten im J. 1557 zu Worms gehaltenen Religionsgesprächs. Statt Frieden und Vereinigung zu bewirken, entzweiten sich nicht nur die kurfürstlich-sächsischen und herzoglich-sächsischen Theologen, wodurch die Lutherische Kirche mit einer förmlichen Spaltung bedroht wurde, sondern es machte sich auch die Partei der Lutheraner den Katholischen so verächtlich, daß diese es bei der Uneinigkeit, in welcher sich jene über ihren eigenen Lehrbegriff befanden, für verlorene Mühe erklärten, mit ihnen darüber zu disputiren; s. Fr. Staphyli, Hist. von Zertrennung des Colloquii zu Worms. (Ingolst. 1562. 4.) *Jo. a Via*, Contra Confessionistas Augustanos de abrupto Colloquio Wormatiensi. (s. l. 1557. 4.) *Hottinger*, Hist. eccl. VII, 707 sqq. Goldast, Polit. Reichshändel. S. 740 fg. Salig, Historie der Augsb. Conf. III, 343 fg.

Als in der Folge die Jesuiten sich in das Unionsgeschäft mischten, und es gewissermaßen an sich zu reißen suchten, war vollends an eine irenische Wirkung der Religionsgespräche nicht zu denken, da die Jesuiten von einer Verbesserung der katholischen Kirche nichts wissen wollten und das Papstthum in seiner rohesten Gestalt vertheidigten. Auf dem Colloquium zu Emmendingen zwischen den würtembergischen Theologen Jac. Andreä, Jac. Heerbrand und Andr. Osiander, von der einen, und dem Apostaten Joh. Pistorius und dem Jesuiten Theodor Busäus, Rector des Collegiums zu Molsheim, auf der andern Seite, wurde über die Frage disputirt, ob die Lutheraner oder die Anhänger des Papstthums von der wahren Kirche abgefallen? Daß keine von beiden Parteien das zugeben wollte und konnte, versteht sich von selbst; s. Colloquium zwischen d. würtemberg. Theoll. und Joh. Pistorius. (Tüb. 1590. 4.) *Jo. Fecht*. Historia Colloquii Emmending. (Orst. 1694 u. 1704. 4.) Harenberg, Gesch. d. Jesuiten. II, 1985 fg.

Das regensburger Religionsgespräch, berühmt durch die darüber geführten Streitschriften, war im J. 1599 von einigen Reichsfürsten, zur Beseitigung der Religionsirrungen, in Vorschlag gebracht, und im J. 1601 von dem Herzoge Maximilian von Baiern und dem Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Ludwig, zu Regensburg veranstaltet worden. Unter den dabei angestellten Sprechern waren die vornehmsten Jacob Heilbrunner, der Hofprediger des Pfalzgrafen, und Ägid. Hunnius, Professor der Theologie zu Wittenberg, von Seiten der Protestanten; auf Seiten der Katholischen aber, Jac. Gretser, Professor der Theologie zu Ingolstadt, und der Jesuit Adam Tanner. In den ersten acht Zusammenkünften trugen, der Verabredung gemäß, die Protestanten ihre Beweisgründe vor für zehn Sätze, betreffend die heilige Schrift, als die einzige Richterin in Glaubensstreitigkeiten, und die Katholischen mußten darauf antworten; in den sechs letzten Zusammenkünften aber trugen die Katholischen ihre Beweisgründe für fünf Lehrsätze vor, betreffend die Kirche und den Papst, und die Lutheraner mußten darauf antworten. Wie es bei der Widerlegung hergegangen, kann man von folgendem Vorfalle abnehmen. In der neunten Zusammenkunft behauptete Gretser: Die heilige Schrift sei als Gottes Wort, so wenig als der heilige Geist, welcher durch die Schrift rede, Richter und Entscheider in Glaubensstreitigkeiten. Um diese Behauptung zu beweisen, ergriff er die Bibel, schlug sie auf und sprach: Wenn mich der heilige Geist durch diese Schrift verdammen kann, so mag er es thun; er mag kommen und sprechen: Jacob Gretser, du irrst, aber du, Jacob Heilbrunner, hast recht — sofort will ich zu eurer Partei übergehen. Ohne ein anderes Resultat, als das gewöhnliche, daß man mit größerem Grimm davon ging, als man gekommen war, wurde das Gespräch nach der 14. Sitzung abgebrochen; aber die traurigen Folgen zeigten sich in den über dasselbe nachher

erhobenen Streitigkeiten. In der zweiten Auflage der Acta Colloquii Ratisbon. auctoritate Ducis Maximiliani edita waren den Lutheranern 60 Absurditäten vorgerechnet, die sie sich während des Gesprächs hätten zu schulden kommen lassen. Diesem entgegen behauptet nun Hunnius in seiner Relatio histor. de Ratisbon. Colloquio. daß die Katholiken nicht weniger als 86 Ungereimtheiten im Laufe der Verhandlungen vorgebracht hätten. Hierauf beschuldigte Tanner, da er nicht weiter konnte, seinen Gegner, daß er die Protokolle verfälscht habe, und fügte zu den früher aufgefundenen 60 Absurditäten 100 neue hinzu. Den Verdacht der Protokollverfälschung entkräftete Hunnius auf das Gründlichste, die offerirten Absurditäten aber gab er dem Jesuiten zurück. Und so ging es noch eine Weile hin und her, wobei natürlich von beiden Seiten immer mehr Unnützes und Gehässiges zur Sprache gebracht wurde; s. Relatio histor. de habito nuper Ratisbonae Colloquio inter A. C. theologos et pontificios. Auct. *Aegid. Hunnio.* (Witeb. et Jen. 1602. 4.) *Ad. Tanner.* Relatio de Colloquio Ratisbon. (Monach. 1602. 4.) *Ge. Zeaemann.* De Colloquio Ratisb. Relatio, relationis Hunnianae veritatem, Tanneri examinis vanitatem docens. (Witeb. 1604. 4.) Ein vollständiges Verzeichniß der über dieses Colloquium gewechselten Streitschriftrn gibt Harenberg a. a. O. II, 2005 fg.

Das Religionsgespräch zu Prag im J. 1618 war ein Privatversuch der Jesuiten, eine Vereinigung der Lutheraner mit den Katholischen zu Stande zu bringen, und es sollten darauf, nach Angabe der Jesuiten, hauptsächlich die Lehren von der Messe, dem Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen durchdisputirt werden. Der gewöhnliche Ausgang der Religionsgespräche, wo eben keine Partei nachgeben will, trat auch hier ein; s. Bericht der Gespräche zw. Ferd. Kolowrat und Lucio Vannio zu Prag gehalten. (Prag 1618. Fol.) *Helv. Garthii* Acta et Post-Acta Colloquii Pragensis de Missa, d. i. Gründl. Bericht u. Antwort vom Colloquio zu Prag von der Meß, von Dr. Garthio und zweien Jesuiten, P. Kolowrat und P. Fanino, gehalten. (Wittenb. 1618. 4.)

Nachdem das von den Jesuiten angezündete und 30 Jahre lang unterhaltene Kriegsfeuer die Protestanten weder verzehrt, noch zur Unterwerfung unter den römischen Stuhl gebracht, und man somit die Einsicht gewonnen hatte, daß die Gewalt der Waffen kein Mittel sei, dem Protestantismus und der protestantischen Kirche ein Ende zu machen, versuchte man einen andern Weg des Friedens und der Vereinigung. Man fing an, die Fürsten und Volksführer unter den Gelehrten und Geistlichen zu bearbeiten, und suchte die Union der protestantischen und katholischen Kirche unter Gesichtspunkte zu stellen, von denen aus sie, besonders auch den Regierungen, ersprießlich und daher wünschenswerth erscheinen sollten.

Schon unter Innocenz XI., der im J. 1676 zum Papste gewählt worden war, hatte man, auf den Rath des päpstlichen Nuntius, katholischer Seits mit Fürsten und Theologen Verhandlungen über Kirchenunion eingeleitet, und mehre der Letztern hatten dem Kaiser Leopold, der sich besonders dafür interessirte, ihre Bereitwilligkeit zur Beförderung des Unternehmens zugesagt; s. *Winckler*, Anecdota hist. eccl. III, 307 sqq.

Ehe man aber im Publicum etwas von dem gewahr wurde, was unter den Fürsten verabredet worden war, erschien im J. 1685 unter dem Druckort Cöln eine Schrift mit dem Titel: Tuba Pacis ad universas dissidentes in Occidente Ecclesias s. Discursus theologicus de Unione Ecclesiarum Romanae et Protestantium. Der Verfasser desselben war damals, als er das Buch schrieb, nämlich im J. 1682, noch Lutherischer Pfarrer zu Niebudzen in Preußen, aber im Herzen schon ganz katholisch. Sein förmlicher Übertritt zur katholischen Kirche erfolgte im J. 1685, und er zeigte denselben in einem seinem Buche vorgesetzten Briefe dem Papste Innocenz XI. selbst an, von welchem Briefe Bayle (Nouvelles de la Republic des lettres a. 1685. p. 1309) urtheilte, es möchten wol viele Mönche in Paris sein, die nicht schmeichelhafter an den Papst schreiben würden, als es hier geschehen sei. Er erklärte in demselben den Papst für den ersten unter allen Bischöfen und den größten unter allen Patriarchen, dem aus besonderer Bestimmung der Kirche die Sorge und Leitung des ganzen Kirchenwesens anvertraut sei, und dem von Alters her das Regierungsrecht über alle abendländische Kirchen zustehe. Die Einheit der Kirche, an deren Wiederherstellung man aus allen Kräften arbeiten müsse, besteht nach demselben in der Annahme des apostolischen Symbolums, welches die eine, unveränderliche und irreformable Glaubensregel sei, die man im Sinne der allgemeinen, über die ganze Erde ausgebreiteten Kirche auffassen müsse. Neue Dogmen im Widerspruche gegen die alte Kirche dürfen nicht aufgenommen werden, die Zusätze aber zu den frühern Dogmen dürfen nur Erläuterungen des apostolischen Glaubensbekenntnisses sein. Hering in seiner Gesch. d. kirchl. Unionsversuche II, 207 fg. urtheilt über diese Schrift, daß in den in ihr dargelegten Vorschlägen vom Standpunkte der theologischen und christlichen Bildung jener Zeit aus, viel Richtiges und Heilsames liege. Sie hatten, nach ihm, schon den großen Werth, den Gesichtskreis der protestantischen Theologen zu erweitern und sie von den erbärmlichen Sophistereien der Symbololatrie abzuführen, daran aber auch lebhafter zu erinnern, daß im Wesen des Katholicismus an sich das Abergläubige und Unchristliche nicht liege, was sich allerdings aus der kirchlichen Praxis herausstellt und eine Einigung im Geiste gar wohl möglich sein müsse, sobald man nur bei Constituirung der kirchlichen Macht vorsichtig sei. — Da der Verfasser diese seine Unionsschrift schon im J. 1682 dem Corpus Evangelicorum in Regensburg zugeschickt hatte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auf die folgenden Verhandlungen Einfluß gehabt habe.

Unter den Fürsten, welche sich um diese Zeit die Sache der Kirchenvereinigung angelegen sein ließen, zeichneten sich besonders aus der Kurfürst von Hannover, Ernst August, dem es bei Ertheilung der kurfürstlichen Würde vom Kaiser Leopold I. zur Nebenbedingung

gemacht werden war, den katholischen Cultus in Hannover und Celle öffentlich zu gestatten, und der Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, dessen Tochter mit einem Erzherzoge von Österreich vermählt, er selbst aber zur katholischen Kirche übergegangen war; von Theologen und Geistlichen aber waren dabei hauptsächlich betheiligt von Spinola, Bossuet und Molanus. Auch der berühmte Leibnitz interessirte sich sehr dafür.

Christoph Rojas von Spinola, ein geborener Spanier, war zuerst in Madrid General des Franziskanerordens, dann in Wien Titularbischof von Tina in Kroatien, und seit dem Jahre 1685 wirklicher Bischof zu Wienerisch Neustadt im Österreichischen. Ihm war das Unionswerk Sache des Gewissens und des Herzens. Fast zwanzig Jahre hindurch reiste er an den teutschen fürstlichen Höfen umher, und seit 1676 finden wir ihn in Berlin, Heidelberg, im Würtembergischen, zu Hannover, Ansbach, Eisenach, Leipzig, Dresden und an andern Orten mehr für seinen Unionsplan thätig, und er machte auch gar kein Geheimniß daraus, daß er vom Papste und dem Kaiser den Auftrag habe, sich über die Herstellung des Kirchenfriedens mit den Protestanten zu benehmen. Die Unionsvorschläge, welche er in Antrag brachte, sind in seinem Buche: Concordia christiana circa puncta principalia 1683 erhalten, und daraus in den Unschuld. Nachr. 1715. S. 742 fg. mitgetheilt. Späterhin, im J. 1691, erschienen von ihm Regulae circa Christianorum omnium ecclesiasticam Unionem, welche sich lateinisch und französisch in Bossuet's Oeuvres posthumes. Tom. I. lateinisch allein aber in der zu Wien 1782 gedruckten Schrift Super Reunione Protestantium cum Ecclesia catholica Tractatus inter — Bossuetum et D. Molanum.

Auf Veranlassung der irenischen Bemühungen Spinola's schrieb nun der Abt zu Loccum, Gerhard Wolter Molanus, seinen „Unmaßgeblichen Vorschlag, wie man sogar mit der römischen Kirche, salva conscientia, salva veritate, salva utriusque partis doctorum existimatione, salvis denique utriusque Ecclesiae principiis et hypothesibus sich vergleichen und die ärgerliche Trennung, wenigstens in der occidentalischen und lateinischen Kirche, aufheben könne," welcher im Wesentlichen auf folgende Punkte hinausging: 1) die obschwebenden Religionsstreitigkeiten sollen vor eine Kirchenversammlung gebracht und von derselben entschieden werden; auf dieser Kirchenversammlung aber sollen die Protestanten nicht als Angeklagte, sondern zugleich mit den Katholischen als Beisitzer und Richter erscheinen. Bis zu dieser Entscheidung solle man sich aber alles Streitens enthalten. 2) Der Papst solle durch eine Bulle bekannt machen, daß er die Protestanten nicht zu den Ketzern rechne; wogegen aber auch die Protestanten erklären sollten, daß sie den Papst nicht für den Antichrist, sondern für den ersten und höchsten Patriarchen der Christenheit hielten, welcher wenigstens kraft menschlichen Rechts, der Ordnung nach der oberste sei. 3) Wegen des Abendmahls solle der Papst soviel nachgeben, daß solches künftig unter beiderlei Gestalten ausgetheilt werde, und den Protestanten die Privatmesse nicht aufdringen. 4) Die Lehre von der Rechtfertigung, ein Hauptgegenstand des Streites, solle den Protestanten unverkümmert bleiben. 5) Die Ordination der protestantischen Geistlichen und ihre Verwaltung der Sacramente soll für gültig gehalten, ihnen aber auch die Ehe, und nach der ersten Frauen Tode auch die zweite gestattet sein. 6) Die protestantischen Fürsten sollen ihre Rechte, wie sie dieselben durch den passauer Vertrag und den westfälischen Frieden erlangt, behalten und im Besitz derjenigen Kirchengüter, die sie bisher inne gehabt, vom Papste feierlich bestätigt werden. Vgl. Molan's Glaubensbekenntniß und Testament in v. Einem, K.-Gesch. d. 18. Jahrh. II. 241 fg.

Da man sich bald überzeugen mußte, daß ohne den Beistand eines angesehenen katholischen Prälaten in der Unionssache nicht fortzukommen sei, traten die Friedensstifter mit dem Bischofe von Meaux, Jacob Benignus Bossuet, in Verbindung, und überschickten ihm das von Spinola und Molanus ausgearbeitete Friedensproject. Nun erklärt zwar Bossuet, daß er die Vorschläge des Molanus nicht für geeignet halten könne, um die Erreichung des gewünschten Zweckes durch die Realisirung derselben zu hoffen, hielt es aber schon für einen Gewinn, wenn man durch solche Vorschläge die Wege ebene und die Gemüther besänftige. Dann zeigt er die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung dieser Vorschläge entgegenstellen. So sagt er über die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, daß der Papst dieselbe den Protestanten nicht zugestehen könne, so lange dieselben der Überzeugung sind, daß das Abendmahl so gefeiert werden müsse nach dem Befehle des Herrn, und daß solche Feier absolut nöthig sei. Gestände dies der Papst zu, so würde er die Kirche, deren Vorstand er ist, verdammen, und die Protestanten zu dem Irrthume verleiten, als ob in den verflossenen Jahrhunderten die Eucharistie nach üblem und falschem Gebrauche gehalten worden. Das Verlangen der Protestanten, ihnen die Lehre von der Rechtfertigung unangefochten zu lassen, erklärt er gradezu für unerfüllbar; denn hier gebe es fünf Sätze in der augsburgischen Confession, welche unbeschadet der Hypothesen nicht geduldet werden könnten, nämlich 1) die zum Übermuth verführende Gewißheit von der Rechtfertigung, 2) die Unabhängigkeit der Rechtfertigung von der Liebe und dem Vorsatze guter Werke, 3) die Behauptung, daß durch die Rechtfertigung die Sünde nicht hinweggenommen werde, 4) der in den alten Jahrhunderten unerhörte Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung und 5) die Meinung, daß man wegen seiner Reue ungewiß, seiner Rechtfertigung aber dennoch gewiß sein könne; s. Hering II, 269.

Ebenso wenig wie bei Bossuet fanden die Friedensvorschläge des Molanus und Spinola bei den protestantischen Theologen Beifall. Zum Theil ließen sie sich in gar keine Unterhandlungen mit dem Bischofe ein, mistrauend seinen Absichten. Einer Kirchenversammlung ihre Religionsfreiheit anzuvertrauen, schien ihnen theils bedenklich, theils unnütz; denn wenn auch eine solche ihren Wünschen entsprochen hätte, so hätte sie doch am Ende

nichts weiter ihnen gewähren können, als eine päpstliche Bestätigung dessen, was sie lange schon ruhig besessen hatten. Mit dem Rechte aber, die Protestanten von der Ketzerei zu absolviren, würden sie dem Papste zugleich stillschweigend das Recht eingeräumt haben, ihnen zu einer andern Zeit das wieder zu nehmen, was er ihnen jetzt bewilligt.

Der Antheil, den Leibnitz an dem Unionswerke genommen, beschränkt sich auf seine Correspondenz mit Paul Pelisson, der nachdem er aus der reformirten Kirche in die katholische übergetreten war, sichs besonders angelegen sein ließ, seine ehemaligen Glaubens- und Kirchengenossen der katholischen Kirche zuzuführen, und mit Bossuet, der nach Pelisson's Tode (1693), die Verhandlungen mit Leibnitz fortsetzte. Man hat in seinem Briefwechsel eine besondere Neigung zur katholischen Kirche entdecken wollen, weil er gewisse Meinungen der katholischen Theologen gegen die übertriebenen Beschuldigungen der Protestanten glimpflicher erklärt hatte; er selbst aber sagt von sich, daß er weit davon entfernt sei, zur katholischen Kirche überzugehen; s. Leibnitz's System der Theologie. Nach dem Manuscripte in Hanover ins Teutsche übersetzt von A. Räß und N. Weiß. Mit einer Vorrede von L. Doller (Mainz 1820) und dagegen G. E. Schulze, Über die Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik gewesen (Göttingen 1827).

Fruchtlos, wie alle bisherigen Versuche, blieb auch das Unionsproject, welches Ge. Chph. Ferd. v. Räsewiz unter dem Namen Zephyrinus de Pace im J. 1709 bekannt machte. Der Verfasser desselben gehörte früher der protestantischen Kirche an, wurde aber durch das Lesen der Kirchenväter und der Schriften Bellarmin's für die katholische Kirchengemeinschaft gewonnen, und war bei der Religionsveränderung der Prinzessin Elisabeth Christine und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig besonders thätig. In seiner ursprünglich lateinisch verfaßten Unionsschrift: Altchristliche Gedanken, oder die nöthige Wiederaufrichtung der ersten christlichen Kirche, die im J. 1709 erschienen, ging er von dem Satze aus: Die Apostel haben den von ihnen gestifteten Gemeinden die den Dienern des Evangeliums nöthigen Gnadengaben hinterlassen, weshalb auch die apostolischen Gemeinden jederzeit ein besonderes Vorrecht unter den Christen gehabt. Es muß daher ein jeder Lehrer, der sein Amt mit Segen führen will, seine Ordination von einem apostolischen Bischof herleiten können, und ein jeder Christ muß in der Gemeinschaft mit einer apostolischen Kirche stehen und leben. Ein jeder abendländische Christ muß also in der Gemeinschaft der römischen Kirche stehen, als welche in den Abendländern die einzige von den Aposteln Petrus und Paulus gestiftete Kirche ist. Dabei behauptet er aber, daß der Papst weder der allgemeine Bischof noch der oberste, unfehlbare Richter in Glaubenssachen, die Kirche aber nicht untrüglich sei. — Solche Grundsätze stießen aber bei beiden Kirchen viel zu sehr an, als daß sie hätten Eingang finden können; s. Schlegel, Kirchengesch. d. 18. Jahrh. I, 929 fg. Zugleich mit dieser Schrift erschien zu Augsburg von dem würtenbergischen Theologen F. Wilh. Hobbhahn, unter dem Namen Montgallus, eine antiirenische Schrift: Theologische Correspondenz contra Fabricium, in welcher jede Union mit der katholischen Kirche für eine Unmöglichkeit erklärt wurde, indem in derselben der Aberglaube, die Abgötterei und die Geistestyrannei zu Hause sei.

Aus den Zeiten, welche die Erscheinung des Toleranzedicts des Kaisers Joseph II. (15. Oct. 1788) merkwürdig gemacht haben, sind zwei Unionsvorschläge zu erwähnen, von denen der eine den Exjesuiten Bened. Stattler zu Ingolstadt zum Verfasser haben soll, der andere aber von einer Gesellschaft von Gelehrten ausgegangen ist.

Die Verpflichtungen, deren Erfüllungen der Exjesuit von den Protestanten zur Erlangung des Kirchenfriedens fodert, bestehen in nichts Geringerem, als darin: 1) daß sie zu glauben verbunden sein sollen, alles das, was die Kirche Gottes für einen katholischen Glaubensartikel feierlich erklärt hat. 2) Sie sollen nur eine mittelbare Gewalt des Papstes anerkennen und nur die Ordensgeistlichen annehmen, die zum Besten des geistlichen und weltlichen Staates gleich dienlich sein werden. Doch sollen die Protestanten nicht gezwungen werden können, sich einer geistlichen Brüderschaft anzuschließen. 3) Es sollen nicht mehr Geistliche und Priester unter den Protestanten geweiht werden, als Kirchenpfründen zu ihrem Unterhalt da sind; dabei soll der nöthige Unterhalt der Kirchen und ihrer Diener nicht vom Zehendrecht abhängig sein. 4) Die zeitliche Gewalt der Fürsten soll, wie sie unter den Protestanten besteht, unverändert bleiben. 5) Die Protestanten sollen in der Anwendung der Kirchengesetze auf die größte Mäßigung rechnen dürfen, wie sie nur immer die göttliche Weisheit, von der die Kirche Gottes regiert wird und die Sorge für das allgemeine Heil gestatten mögen; s. Allgem. teutsche Bibl. LIII, 609 fg. Über diese Unionsvorschläge entrüstet sich Schlegel a. a. O. S. 934 so, daß er ausruft: „Gott bewahre alle freie Christenmenschen vor einem solchen auf Schrauben gesetzten Frieden, bei welchem die eine Partei alles gewinnt, die andere aber Gefahr läuft, alles, was ihr schätzbar ist, Freiheit zu denken und Freiheit des Gewissens, zu verlieren, und in die alte Sklaverei zu verfallen, die ihre Vorfahren so muthig und mit dem Aufwande ihres eignen Blutes erworben haben."

Die Gesellschaft protestantischer und katholischer Gelehrter, welche sich in der Absicht constituirt hat, um die beiden kirchlichen Hauptparteien im teutschen Reiche durch einen ewigen Frieden mit einander zu vereinigen, hat ihren Unionsplan unter folgendem Titel bekannt gemacht: Einleitung und Entwurf zum Versuche einer zwischen den streitenden Theilen im römischen Reiche vorzunehmenden Religionsvereinigung von verschiedenen katholischen und evangelischen Personen, welche sich in dieser Absicht verabredet haben (Frankf. u. Leipz. 1781). Dieser Unionsplan hat etwas von andern Planen dieser Art durchaus Verschiedenes, indem er die vollkommenste Gleichheit der Rechte der drei im teutschen Reiche vorhandenen Religionsparteien und ihre gleiche Mitwirkung zu einer Union als Grundsatz aufstellt. Nach demselben soll Religionsvereini-

gung nicht Unterwerfung der Protestanten unter den römischen Stuhl und die römische Theologie unter annehmlichen Bedingungen sein; sondern gleichförmiges Bekenntniß aller christlichen, bisher von einander getrennten, Religionsparteien der ewigen und einigen göttlichen Wahrheit, sie möge nun bei dieser, oder bei jener, oder bei keiner, oder bei jeder etwas davon gefunden werden; sie soll also durch Überzeugung bewirkt werden, auf einem Wege, welcher der Würde des Gegenstandes am angemessensten ist und worauf den heiligen Rechten der Menschheit auf keinerlei Weise vorgegriffen werden soll.

Aber auch dieser Vorschlag, so billig und annehmbar er zu sein scheint, fand seine Gegner. Zuerst erschien 1781 o. O. ein Brief an einen Minister über das patriotische Verlangen nach einer öffentlichen Vereinigung der drei Hauptreligionsparteien in Teutschland, worin die schwachen Seiten desselben sehr gut nachgewiesen waren; das Jahr darauf aber: Freimüthige Bemerkungen über die Religionsvereinigung (Leipzig 1782) und freimüthige Bemerkungen über das Religionsvereinigungswesen (Dessau 1782), in welcher letztern Schrift sich Semler gegen das Unternehmen ausgesprochen und die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten desselben nachgewiesen hatte. Ihm entgegen aber suchte Döderlein in Bützow in einigen Programmen über die Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien in der Christenheit, nicht nur die Möglichkeit einer solchen Vereinigung darzuthun und die derselben entgegenstehende Zweifel zu entkräften, obschon er die Schwierigkeiten nicht verkannte, welche gegenwärtig noch denselben hinderlich sind. Außer den Gründen, die man dagegen aufbrachte, wirkte auch gegen die Annahme der Verdacht, daß alle dergleiche Vereinigungspläne ein Werk der Exjesuiten seien, welche im Stillen fortarbeiteten, um ihren Zweck, die katholische Religion zu der einzigen in der Welt zu machen, durch allerlei Schleichwege zu erreichen.

Das meiste Aufsehen machte, und die größte Verbreitung erhielt unter den irenischen Schriften, die Schrift des Oberhofpredigers Stark zu Darmstadt: Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten, welche seit 1809 in mehren Auflagen erschienen ist. Sie ist offenbar in der Absicht geschrieben, um die Protestanten für das katholische Religions- und Kirchenwesen zu gewinnen.

2) Friedensverhandlungen in Frankreich.

In Frankreich waren es die Hugenotten, welche Veranlassung zu Unionsvorschlägen und Verhandlungen gaben. Der erste Versuch zur Vereinigung der Hugenotten mit der katholischen Kirche geschah durch das Religionsgespräch zu Poissy im J. 1561, welches auf Veranlassung der verwitweten Königin Katharine von Frankreich gehalten ward. Die Hauptredner dabei waren von Seiten der Reformirten Petrus Martyr. mit dem Beinamen Vermilio und Theodor Beza, auf Seiten der Protestanten aber Claude Despence (Claudius Espencaeus), und der Mönch de Xaintes. Die Hauptgegenstände des Gesprächs waren die Lehren von der Kirche und vom Abendmahle; und weil man einen üblen Eindruck der Vorträge der Reformirten auf die Zuhörer befürchtete, so wurde die vorher bestimmte Öffentlichkeit der Verhandlungen verändert, und die Colloquenten aus dem Saale in ein Nebenzimmer mit ihren Besprechungen verwiesen. So sehr die Reformirten wünschten, daß man ihnen über die Bedingungen des Colloquiums etwas Schriftliches ausfertigen möchte, so konnten sie es doch nicht weiter bringen, als daß man ihnen mündlich versprach, daß die katholischen Geistlichen nicht Richter sein sollten. Das Colloquium begann den 9. September im Refectorium des Nonnenklosters, wurde aber schon am 26. d. M. wieder geschlossen, ohne damit etwas Anderes als von reformirter Seite die Überzeugung gewonnen zu haben, daß es den Katholischen nicht um die Wahrheit, sondern nur um das Rechthaben zu thun sei. Besonders auffällig betrug sich dabei der Jesuitengeneral Lainez. Er nannte die Protestanten Füchse, Affen, Schlangen, und erklärte den Papst, die Cardinäle und die Bischöfe zu wiederholten Malen und ausdrücklich für die alleinigen Richter in Religionsangelegenheiten. Da man die Lehre vom Abendmahl als die Hauptsache bei der Vereinigung ansah, so wurde folgendes Formular von katholischer Seite den Protestanten zur Annahme vorgelegt: „Wir bekennen, daß Jesus Christus im heil. Abendmahle uns gibt, schenkt und darreichet wahrhaftig die Substanz seines Leibes und Blutes durch Wirkung des heil. Geistes, und daß wir empfangen und genießen sacramentirlicher geistlicher Weise, durch den Glauben eben denselben Leib, der für uns gestorben, daß wir sein Fleisch von seinem Fleisch, und Blut von seinem Blute, damit wir lebendig gemacht werden und was zu unserer Seligkeit gehört, erlangen mögen. Und weil der auf Gottes Wort gegründete Glaube uns die verheißene Sache gegenwärtig macht, und wir durch diesen Glauben wirklich und wahrhaftig den natürlichen Leib und Blut Jesus Christus durch Kraft des heil. Geistes empfahen; so bekennen wir die Gegenwart des Leibes und Blutes des Heilandes im heil. Abendmahle en cet égard." Alle Welt freuete sich über das Glück, einen so guten Ausweg aus dieser schwierigen Lehrdifferenz gefunden zu haben, und der Cardinal von Lothringen gestand, daß er nie anders vom Abendmahle geglaubt habe, als wie es in dem Formulare ausgedrückt sei. Nur die gelehrten Herren von der Sorbonne erklärten sich damit nicht einverstanden und verwarfen das Formular als ketzerisch und verfänglich, irrig und unvollkommen — und so scheiterte die gehegte Unionshoffnung. In dem Zustande der Reformirten brachte es übrigens keine nachtheiligen Wirkungen hervor; s. *Hospinianus*, Hist. sacram. II, 513 sq. *Hottinger*, Hist. eccl. N. T. VII, 715 sq. *Witsii* Misc. sacra. I, 669 sq. 840 sq. Salig, Hist. d. augsb. Conf. III, 801 fg. Schröckh II, 265 fg. Hering I, 365 fg. Vergl. Catharinae Mediceae Reginae Ep. ad Pium IV. P. R. de Colloquio Possiaceno in *Gerdes*, Miscell. Groning. V, 339 sq.

Mit besonderm Eifer ergriff Heinrich IV. die Idee der religiösen Aussöhnung der reformirten und katholischen Kirche in Frankreich. Sully's Memoiren schreiben ihm den Plan einer Vereinigung zu, und nach Grotius, der

diesen Umstand von den bedeutendsten Personen seiner Zeit hatte, hielt sich Heinrich für überzeugt, bei dem heiligen Stuhle Bewilligungen auswirken zu können, die dessen Ausführung sehr begünstigt haben würden. Der berühmte Joh. de Serres (s. Niceron V, 65 fg.), welcher, obgleich Calvinist, dem Könige zu seiner Abschwörung gerathen hatte, scheint einer der ersten gewesen zu sein, dem dieser Plan anvertraut wurde. Er schrieb in der Absicht, die Protestanten und Katholiken mit einander zu vereinigen, sein Werk: De fide catholica s. de principiis religionis christ., communi omnium consensu semper et ubique ratis, machte sich aber dadurch nur bei seinen Religionsverwandten verhaßt, die seine friedlichen Absichten verdächtig fanden, und ihn darüber auf das Heftigste verfolgten, ja sogar vergiftet haben sollen. Der König ließ sich aber nicht abhalten, seinen Zweck weiter zu verfolgen und die feierliche Conferenz, welche 1600 zu Fontainebleau zwischen dem Cardinal Duperron und Dupleſſis-Mornay statt hatte, scheint auf seine Veranlassung zu Stande gekommen zu sein. Letzterer hatte durch seine Schrift: De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie, welche durch Zeugnisse der Kirchenväter das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle widerlegen sollte, Zweifel unter den Katholiken an der Rechtgläubigkeit ihrer Theologen erregt. Über die nach Angabe der Katholischen in dem Buche enthaltenen Irrthümer sollte die Conferenz entscheiden, und wo möglich die streitige Lehre ins Reine bringen, damit die Spaltung zwischen den Reformirten und Katholischen beseitigt werden könnte. Das Gespräch wurde aber durch eingetretenes Übelbefinden Mornay's nach ein Paar Stunden unterbrochen, und erhielt seine Bedeutung weniger durch das, was in derselben, als das, was nachher über dieselbe verhandelt worden. Für den Kirchenfrieden wurde aber nichts dadurch ausgerichtet; s. Actes de la Conference tenue entre l'evêque d'Evreux et du Plessis à Fontainebleau le 4. Mai 1600, à Evreux 1601. Vergl. *Bünau*. Catalog. III. 1, 274. Acta Colloquii inter Episc. Ebroicensem cathol. et Domin. du Plessis, Calvin. Sectae Antesignanum in Fontainebleau habiti. falsae narrationis Plessiae Refutatio. (Mogunt. 1603. 4.) *Phil. Mornaei* Responsio ad Libr. Ebroicensis Episc. de Colloquio Fontisbelaquei-habiti. (Hanov. 1607. 4.) Vergl. Thesaur. bibl. III, 328 sq. *Jäger*, Hist. eccl. et polit. Lib. I. c. 2. Hering I, 380 fg.

Im 17. Jahrh. hat sich besonders der Cardinal Armand v. Richelieu unter den Friedensstiftern hervorgethan. Nach einem Vorschlage, den ihm der reformirte Prediger du Laurens, der aber zur katholischen Kirche übergegangen war, gemacht, sollte sich auf Befehl des Königs zu Paris eine Deputation der reformirten Kirche einfinden, um mit ihr über die Hauptsätze, derentwegen sich die reformirte Kirche von der katholischen getrennt, zu verhandeln, und zwar blos auf den Grund der Aussprüche der heil. Schrift. Um sich aber vorläufig über die Gesinnungen der reformirten Partei zu unterrichten, mußte der Statthalter von Saumür den Jesuiten Gudebert und den Prof. Moſes Amyrault zu einem Mittagsessen einladen, und ihnen nach dem Essen Gelegenheit geben, sich über die Vereinigung der reformirten Kirche mit der katholischen zu besprechen. Der Jesuit fing die Unterredung mit dem Bekenntniß an, daß er vom Könige und dem Cardinal Auftrag habe, Vergleichsvorschläge wegen der Religionsstreitigkeiten zu thun, und gab zu verstehen, daß man Friedens wegen die Anrufung der Heiligen, das Verdienst der guten Werke, und das Fegfeuer aufgeben, auch die päpstliche Gewalt einschränken und den Laien den Genuß des Kelches gestatten wolle, sobald nur die Protestanten ihre Bereitwilligkeit zu einer Vereinigung erklären würden. Die Unterredung dauerte gegen vier Stunden, der Friede aber stieß sich an der Transsubstantiationslehre, die der Jesuit nicht aufgeben wollte (Bayle Anm. f. zum Art. Amyrault). Sonst war die Stimmung unter den Reformirten einer Union nicht ungünstig. Einige wähnten, die römische Kirche werde die gröbsten Mißbräuche so befriedigend erklären, daß man mit ihr in eine Art von Gemeinschaft treten, und alsdann an den übrigen Verbesserungen arbeiten könne; Andere aber waren leichtgläubig genug, den ihnen von der katholischen Klerisei gemachten Versprechungen vollen Glauben zu schenken.

Auf Richelieu's Befehl mußte auch der berühmte Lefevre, der Vater der Madame Dacier, und Milletière an dem großen Versöhnungswerke arbeiten. Der Letztere war aber nicht der Mann, der zu einem solchen Geschäft zu brauchen war. Er war ehrgeizig und intriguant, und betrachtete das Vereinigungsproject nur als Gelegenheit eine Rolle zu spielen, sich nothwendig zu machen und sich mächtigen Männern zu nähern; und als er seinen Zweck nicht erreichte, wie er gedacht hatte, seinen Glaubensgenossen aber durch sein Benehmen verdächtig geworden war, ging er zur katholischen Kirche über und wurde, wie die Mehrzahl der gemeinen Apostaten, ein Verfolger seiner ehemaligen Kirchengenossen. Untersucht man übrigens, was Richelieu gethan und was unter ihm vorgegangen, etwas genauer, so drängt sich uns die Vermuthung auf, der Cardinal habe dabei mehr die Rechtfertigung seiner gewaltsamen Unterdrückungsversuche der Hugenotten, als eine ernstliche Aussöhnung mit ihnen im Sinne gehabt; s. Schröckh IV. 249 fg. V, 20 fg. Hering I, 393 fg.

In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. trat ein Mann unter den Unionsstiftern auf, der an Geist, Gelehrsamkeit und Gewandtheit der Darstellung seine Vorgänger weit übertraf. Dieser Mann war Jacob Benignus Bossuet, späterhin Bischof zu Meaux. Er suchte die Gegner der katholischen Kirche zu überreden, man habe sich bisher in der Hitze des Streits nicht recht verstanden, und die Katholiken und Protestanten ständen sich im Grunde ganz nahe, wenn man nur die katholische Lehre vorurtheilsfrei betrachte. Dieses darzuthun schrieb er die berühmte Exposition de la doctrine catholique. (Par. 1671. 12. teutsch von Joach. Bernh. Wilkowitz. Cöln u. Frkf. 1774), und gab in derselben der Dogmatik seiner Kirche eine Gestalt, in der sie ihrem wahren Sinne nach nicht mehr zu erkennen war. Dennoch wurde sie vom Papst Innocenz XI. gut geheißen und bestätigt. Die protestan-

tischen Theologen schöpften aber grade aus dieser Behandlungsweise der katholischen Dogmatik Verdacht und Mistrauen gegen die Redlichkeit seiner Absichten, und hielten sie für ein überzuckertes Compelle intrare! Quam teguntur, sagt Werenfels davon, velantur, extenuantur, emolliuntur, pinguntur hic omnia! Quam caute dissimulantur, quam celeriter praetereuntur, si quae fucum non admittunt. Diceres: Religionem romanam in hunc usque diem prorsus fuisse ignotam; coecutivisse reformatores nostros, cum sibi in ea conspexisse visi sunt aliquam vel minimam secedendi caussam: errasse Patres Concilii Tridentini, qui tot anathemata vibrarunt, in quos? In homines secum in omnibus consentientes. Sed tegat ingeniosissimus auctor quantalibet arte defectus Ecclesiae suae; neminem fallet, neque quemquam hactenus fefellit, nisi falli voluerit, et inanem Apostasiae praetextum quaesiverit. Seine Unionsentwürfe waren übrigens mehr auf Teutschland als auf Frankreich berechnet, wo der Erzbischof Harlai von Paris jeden Unionsversuch für Thorheit und Frevel am wahren Glauben erklärt hatte. Ganz dasselbe, was Bossuet lehrte, behauptete auch der strasburger Jesuit Joh. Dez in seiner Schrift: La Reunion des Protestans de Strasbourg à l'Eglise romaine. (Strasb. 1687. Teutsch v. Ulr. Obrecht. ebend. 1688.) Nach ihm ist zwischen den Decreten der tridentinischen Kirchenversammlung und dem Lehrbegriff der augsburgischen Confession entweder gar kein Unterschied, oder nur ein sehr geringer, und die Protestanten sind daher verbunden, sich wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Neben diesen Unionsprojecten tauchten in jener Zeit auch noch andere auf. Ein gewisser Dubardieu, Pfarrer zu Montpellier, reichte ein solches bei dem Herzog von Noailles ein. In demselben verlangte er unter anderm die Erlaubniß, den Gottesdienst in der Muttersprache zu halten, die Lehre vom Fegefeuer aufzugeben, dem Papste den Primat des Ranges, aber nicht des Regiments zuzugestehen, die Art der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle unerklärt zu lassen. Das darüber eingeholte Gutachten Bossuet's verwarf den Vorschlag, indem er darauf ausgehe, die Protestanten zu Katholiken zu machen. Gegen alle Unionsvorschläge erklärt sich der reformirte Pfarrer Gaultier in Mainz in: Dialogue entre Photin et Irenée sur le dessein de la Réunion des religions (Mayence 1685), und brachte damit das Unionsgeschäft bei vielen um seinen Credit. Eine Vereinigung in einem Irrthume oder einem unstatthaften Cultus gebe, meint er, einen schlechten Frieden, und man wolle Tag und Nacht vereinigen, wenn man die katholische Lehre mit der protestantischen verschmelzen zu können glaube; s. Schröckh, Kirchengeschichte. VII, 103 fg. 268 fg. Hering II, 181 fg.

Nachdem die in den Stürmen der Revolution zerrütteten Kirchenverhältnisse wieder hergestellt waren, ließen sich auch neue Unionsvorschläge vornehmen. Schon im J. 1804, als man die Ankunft des Papstes in Paris erwartete, erließ der Bischof von Besançon, Lecoz, ein Schreiben an drei reformirte Prediger, in welchem er sie mit ihrer Gemeinde zur Rückkehr in die katholische Kirche aufforderte, und den Wunsch aussprach, ihre Union am Tage der Kaiserkrönung proclamiren zu können. Ebenso betrachtete auch Luchet die Union als eine Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche. In den auf das Schreiben von Lecoz ertheilten Antworten, sprachen sich die reformirten Geistlichen dahin aus, daß man in der reformirten Kirche keine Rückschritte machen und sich wieder zur katholischen Kirche wenden werde; auch sähen sie keinen Grund, warum grade sie katholisch, und nicht die Katholischen protestantisch werden sollten.

Von einer Rückkehr zur katholischen Kirche war aber in dem Unionsplane, den der Rechtsgelehrte Beaufort in seiner Schrift: Project de réunion de toutes les Communions chretiennes (Paris 1806) aufstellte, nicht die Rede. Er ging in derselben von demselben Grundsatze aus, den zu Anfange des 17. Jahrh. ein Ungenannter in seinem Discours presenté au Roi sur Réunion des deux Religions aufgestellt hatte, daß der König das wahre Oberhaupt der Kirche sei. Diesem Grundsatze gemäß meinte er eine Religionsvereinigung dadurch zu Stande zu bringen, daß er sein Kirchenoberhaupt ein Regulativ für den allgemeinen Cultus entwerfen und die Ausübung jedes anderen untersagen ließ. Um aber die Gewissen damit nicht zu beschweren, solle man von den Privatmeinungen der Einzelnen keine Kenntniß nehmen und sie glauben lassen, was sie wollten. Tzschirner urtheilt über diese Schrift (Schröckh, Kirchengesch. IX, 549), daß so irrig auch der Grundsatz sei, von dem ihr Verfasser ausgehe, so sei doch der darin aufgeführte Unionsplan, nebst einer Schrift Tabaraud's De la Réunion des Communions chretiennes (Par. 1808.) das Beste, was in dieser Angelegenheit neuerdings erschienen sei.

3) Unionsversuche in Polen.

Der Vergleich von Sandomir im J. 1570 sollte zwar dazu dienen, der Uneinigkeit unter den evangelischen Parteien in Polen, die wenige Jahre später den Namen der Dissidenten erhielten, ein Ende zu machen; aber die Friedensformel brachte nichts weniger als die bezweckte Einigkeit unter die dissentirenden Confessionen. Nach wie vor bekämpften sich die Lutheraner und Reformirten. Da faßte Wladislaw IV., seit 1632 König von Polen, dem die Wiederherstellung des gestörten Friedens besonders am Herzen lag, den Entschluß, denselben wieder herzustellen, und Bartholomäus Nigrinus, der als reformirter Prediger in Danzig seine Kirche im J. 1636 verlassen hatte, und zur katholischen übergetreten war, befestigte ihn in diesem Entschluß, indem er ihm von einem zwischen den drei verschiedenen Religionsparteien zu haltenden Friedensgespräch die besten Wirkungen versprach, woran jedoch Andere keinen Glauben hatten. So schrieb Joh. Náranus, ein Friesländer von Geburt, an den Socinianer Martin Ruarus in Danzig: Nigrini vel stuporem demiror, vel pravitatem detestor, qui isto rerum articulo hominum genus ἄσπονδον, intractabile ac infidum candide serioque de pace acturum cum

adversariis, toto velut coelo divisis, ac paene fatiscentibus, vel ipse speret vel sperare velit alios.

Der König ließ sich indessen durch solche Einreden nicht hindern, auf den Vorschlag des Nigrinus einzugehen, und glaubte des beabsichtigten Erfolgs gewiß zu sein, sobald nur ein solches Gespräch nicht in eine Disputation ausarte, sondern nur die aufgestellten Thesen und Antithesen auf eine freundliche und brüderliche Weise, wie in einer fraterna Collatio auszugleichen suche. Im Namen der den 12. Nov. 1643 zu Warschau gehaltenen Provinzialsynode erließ nun der Erzbischof von Gnesen, Matthias Lubienski, ein Abschreiben an die Dissidenten mit der Aufschrift: Epistola Synodi provinc. Poloniae celebratae Varsoviae — ad Dissidentes in rebus fidei ab Ecclesia catholica Romana — qua ad amicum Congressum et fraternam Reconciliationem — invitantur Torunium in Prussia ad d. 10. Oct. a. 1644. In diesem Ausschreiben erwähnte er, daß die Synode den Bischof Georg Tyszkiewicz von Samogitien zum Präsidenten, zwölf Andere aber doctrina modestiaque conspicuos Viros zu Sprechern ernannt habe, qui singulari animi mansuetudine in Spiritu lenitatis sine clamosis Disputationibus praetermissis Aculeis, etiam qualibet Offensione an den heilbringenden Verhandlungen Antheil nehmen sollten.

Die durch den milden Ton dieses Synodalschreibens bei den Dissidenten erweckten Hoffnungen wurden aber bald durch das darauf folgende Einladungsschreiben des erwählten Präsidenten niedergehalten. In diesem hieß es unter anderem: Protestantes Colloquio affuturos utique, sed ad docendum et probandum, quomodo illi animas diversarum rationum et regionum, pretioso Christi sanguine redemtas, falsis et perversis suis dogmatibus a vera, sancta, catholica Rom. Ecclesia, abducant et ad barathrum detrudant. So wenig nun auch nach solchen Äußerungen für den Kirchenfrieden zu erwarten war, so beschlossen doch die Reformirten auf ihrem Convent zu Orla, bei dem angesetzten Colloquio zu erscheinen, und baten nun den König, für dasselbe einen spätern Termin anzuberaumen; was auch geschah, indem es auf den 28. Aug. 1675 verlegt wurde.

Ungeachtet dieser bedenklichen Aussichten versammelten sich doch eine große Menge Lutherischer und reformirter Theologen, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Von Seiten der Lutheraner waren die bedeutendsten Abraham Calov von Danzig und der wittenberger Theolog Joh. Hülsemann, von Seiten der Reformirten aber der Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, Joh. Bergius und Georg Calixtus von Helmstedt. Der Geist, der die beiden protestantischen Parteien beseelte, zeigte sich bald in den Rangstreitigkeiten, in die sie unter einander geriethen; die Lutheraner verlangten den Vorrang vor den Reformirten, weil sie in dem königlichen Ausschreiben immer vor den Reformirten genannt wären, die Reformirten aber prätendirten den Vorrang, als die mächtigere Partei im Reiche. Wie groß übrigens die Erbitterung der Altlutheraner gegen die Reformirten müsse gewesen sein, beweist der Umstand, daß sie nicht einmal mit ihnen beten wollten.

Die ersten Sitzungen gingen indessen so ziemlich ruhig vorüber; man besprach sich über die bei dem Gespräch einzuhaltenden Bedingungen und überreichte sich gegenseitig seine Glaubensbekenntnisse. Als es aber zu Verhandlungen darüber kam, erfolgten statt freundlicher Besprechung Vorwürfe, und die Katholischen begegneten den Dissidenten so hochmüthig, verächtlich und gebieterisch, daß der König für gerathen hielt, dem Gespräche nach der fünften Sitzung ein Ende zu machen. So wurde also auch hier bei dem besten Willen des Königs und den überlegtesten Anstalten nichts für den Kirchenfrieden gewonnen, und worüber man sich nicht während des Colloquiums hatte auszanken können, wurde nach der Zeit hämisch genug in Schriften verhandelt. Das Glaubensbekenntniß der brandenburgischen reformirten Kirche, an dem auch Calixtus geholfen haben sollte (Declaratio Thorunensis) war den erbitterten Lutheranern ein erwünschter Gegenstand, ihrem Hasse gegen die Reformirten und Calixtus Luft zu machen.

s. *Hofmann*, Hist. literaria Colloquii Thorun. in preußischen Zehnden. II, 465 fg. Acta Colloquii Thorunensis celebrati a. 1645. (Varsov. 1646. 4.) *Val. Sigm. Rozenii* Synopsis Actorum Colloquii Thorunensis in regno Poloniae 1645 celebrati. (Amst. 1646. 12.) Ad Colloquium Thorunii — facientia Scripta c. Calixti epicrisi. (Helmst. 1645. 4.) Widerlegung der Calviniſchen Relation vom Colloquio zu Thorn — durch Joh. Hülsemann. (Leipzig 1646. 4.) Idea Colloquii charitativi c. Dissidentibus Thorunii a. 1645 indicti, aut. *Hieron. a S. Hyacintho.* (Cracov. 1646. 4.) Unschuld. Nachr. 1743. S. 374 fg. 823 fg. 1746. S. 24 fg. *Jäger*, Hist. eccl. I, 689. Hartknoch, Preuß. Kirchenstr. S. 934 fg. Hering a. a. O. II, 1 fg.

4) Unionsversuch in Schweden.

Mit dem J. 1560, wo der König Gustav aus dem Hause Wasa starb, hatte sich die Reformation in Schweden soweit befestigt, daß jeder Versuch, die von der römischkatholischen Kirche abgefallene Nation wieder mit ihr auszusöhnen, nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahr war. Dennoch wagte Johann III., Gustav's zweiter Sohn, der im J. 1568 den schwedischen Thron bestiegen, obschon in der evangelisch-lutherischen Religion erzogen, einen solchen. Seine Gemahlin Katharina, eine polnische Prinzessin, und deren Hofprediger, Johann Herbst (Herbesius), hatten ihn für die Wiedereinführung des katholischen Glaubens und Kirchenwesens gewonnen, und die niedrigen Zänkereien der protestantischen Theologen befestigten ihn nur noch mehr in seinen antiprotestantischen Gesinnungen. Auch bildete er sich ein, etwas mehr als Andere von der Sache zu verstehen, hielt sich, weil er in einigen Kirchenvätern gelesen, für einen Theologen, und gedachte in seinem Reiche eine Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien zu stiften. Zu dem Ende rückte er in die vom Erzbischof zu Upsala, Lorenz Petri, ausge-

fertigte Kirchenordnung mehre Zusätze zum Vortheil der Messe, der Ohrenbeichte und des katholischen Ritus überhaupt ein. Nun wurde zwar diese von ihm geänderte Kirchenordnung und Agende auf der Kirchenversammlung zu Upsala 1572 angenommen, zugleich aber auch beschlossen, die evangelische Lehre unverändert zu erhalten, und der König mußte sich für den Augenblick in diesen Beschluß fügen.

Da er sich aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, nach dem Vorschlage Ge. Cassander's die getrennten Kirchen dadurch wieder mit einander zu vereinigen, daß sie beide zu den Gebräuchen und Einrichtungen der ersten christlichen Kirche zurückkehrten; so trug er seinem Geheimschreiber, Peter Fecht, einem Lutheraner, auf, ein Meßbuch auszuarbeiten, wodurch der protestantische Cultus dem katholischen näher gebracht werden sollte, in dem aber das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe beibehalten waren. Dieses Meßbuch wurde 1574 von ihm der zu Stockholm versammelten Geistlichkeit mit einer Rede seinerseits, worin er die genaue Übereinstimmung desselben mit den Kirchenvätern nachzuweisen versuchte, vorgelegt, und er hatte damit das Glück, daß es nach einem Beschlusse der Versammlung im ganzen Reiche angenommen werden sollte.

Um das angefangene Werk zu fördern, beredete ihn seine Gemahlin und ihr Hofprediger, Jesuiten ins Land zu ziehen, um durch sie auf das Volk zu wirken. Der gefährlichste darunter war Lorenz Nicolai, der bei den Jesuiten in Löwen studirt hatte — gefährlich, weil er als ein geborener Norweger sich in der Landessprache deutlich machen konnte. Als ein vermeinter Anhänger der Landesreligion erhielt er eine Predigerstelle, und benutzte nun diese Stellung, seinen Zuhörern Zweifel gegen ihren Glauben beizubringen. Er bewies sogar, weil er für einen Lutheraner gehalten werden wollte, die römisch-katholische Lehre aus Luther's Schriften.

Auf seinen Rath schickte nun der König den Pont de la Gardie an den Papst, mit dem Anerbieten, ihn für das Oberhaupt der schwedischen Kirche zu erkennen, wenn er folgende Bedingungen annehmen würde: den Adel in seinem Besitze der ehemaligen katholischen Kirchengüter nicht zu beunruhigen; die Laien das Abendmahl unter beiderlei Gestalt feiern zu lassen; zu gestatten, daß der Gottesdienst in schwedischer Sprache gehalten werde, Bischöfe und Prediger nicht zu nöthigen, ihre Eheweiber zu verlassen, wogegen man künftig die Verfügung treffen könne, daß keiner, ohne das Gelübde der Ehelosigkeit abzulegen, in den geistlichen Stand aufgenommen werden solle. Der Papst, so willkommen ihm auch das Anerbieten war, hatte aber Bedenklichkeiten, in die vorgeschlagenen Bedingungen einzugehen, und schickte daher, um den König noch mehr für sich zu gewinnen und eine unbedingte Unterwerfung der schwedischen Kirche zu erlangen, den Secretair des Jesuiterordens zu Rom, den auch als Gelehrten und Schriftsteller nicht unbekannten Antonio Possevino, mit andern Vorschlägen als seinen Nuncius an den König. Um kein Aufsehen zu erregen, erschien aber derselbe nicht in seiner wahren Gestalt, sondern zog als Gesandter der Witwe Maximilian's II. im J. 1578 in Stockholm ein. In seinen Bemühungen war aber der Nuncius so glücklich, daß der König, nach wenigen Wochen seines Aufenthalts in Stockholm, die evangelische Religion in die Hände desselben abschwur, und dafür von dem Jesuiten die Absolution wegen des an seinem Bruder Erich verübten Mordes erhielt.

In Rom war man aber mit dem, was Possevino erlangt hatte, nicht allerdings zufrieden, und de la Gardie meldete dem Könige, daß der Papst in keine der ihm vorgeschlagenen Bedingungen willigen wolle.

Als daher Possevino im J. 1579 mit neuen Instructionen von Rom aus bei dem König ankam, fand er zwar bei demselben noch immer den Willen, die protestantische Kirche mit der katholischen zu vereinigen, aber seine Gesinnungen gegen Rom hatten sich merklich verändert. Als katholischer Protestant verwies er den, dem Protestantismus gefährlichen, Jesuiten Nicolai des Landes, und als protestantischer Katholik setzte er den Bischof Martin Olai ab, weil er den Papst öffentlich für den Antichrist erklärt hatte. So suchte der König eine Mitte zu halten und sein Volk in dem Bande einer apostolischen Kirche zu vereinigen, was aber nicht gelang, da die Jesuiten fortfuhren, ihr Bekehrungswerk zu treiben, andrerseits aber Lutherische Orthodoxie auch da gegen den Papismus eiferte, wo durchaus keiner war, und der Herzog Karl in seinem Gebiete die Unionsliturgie nicht aufkommen ließ.

Durch den Tod seiner Gemahlin 1583 und seine zweite Verheirathung mit einer Tochter des Reichsraths Arelsen 1585 ging eine wesentliche Veränderung in seiner Gesinnung und in seinem Benehmen vor. Wie seine erste Gemahlin eifrig katholisch gewesen war, so war seine zweite eifrig protestantisch. Von ihr geleitet, verwies er alle Jesuiten aus seinem Reiche und der Kronprinz Sigismund, der ganz von ihnen eingenommen war, konnte sie nicht halten. Der Agendenstreit sollte von einer Versammlung der Geistlichen im Reiche entschieden werden, blieb aber unentschieden, da die Versammlung nicht zu Stande kam; er selbst aber ließ nun auch den Unionsplan fallen und blieb sich nur in seinem Hasse gegen die Jesuiten bis zu seinem Tode 1592 getreu.

s. Olof v. Dalin, Gesch. des Reichs Schweden. A. d. Schwed. v. J. K. Dähnert. III, 2. Harenberg, Gesch. d. Jesuiten. I. 418 fg. Münter, Magaz. f. Kirchengesch. und Kirchenrecht des Nordens. II, 1 fg. Hering I, 445 fg. Augustin Theiner, Schweden u. seine Stellung zum heil. Stuhle unter Johann III., Sigismund III. und Karl IX. (Augsb. 1838.) Auch unter d. Titel: Versuche u. Bemühungen d. heil. Stuhls in den letzten drei Jahrh. die durch Ketzerei und Schisma v. ihm Abgefallenen d. Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinen. 1. Th.

5) Unionsversuche in England.

Mit bitterm Haß gegen die Puritaner erfüllt, durch die er soviel hatte leiden müssen, bestieg Jakob I. im J. 1603, nach dem Tode der eifrig protestantischen Königin

Elisabeth den gemeinschaftlichen Thron von England und Schottland. Ein Freund des bischöflichen Regiments in der Kirche veranstaltete er bald nach dem Antritt seiner Regierung zu Hamptoncourt ein Gespräch zwischen den Bischöfen und den Theologen der antibischöflichen Partei, übernahm es aber allein, die Sache der Bischöfe gegen die Puritaner zu verfechten, was ihm denn auch in soweit gelang, daß er mit der königlichen Gewalt die Puritaner zum Stillschweigen brachte. Ohnedies konnte er das Disputiren über Gegenstände des Glaubens nicht leiden und hielt an dem Vorrechte der Könige, auch Religionsstreitigkeiten zu entscheiden, indem er die Überzeugung hatte, daß dergleichen Streitigkeiten durch Disputiren nicht geendigt werden könnten. Das Beste sei, den Geistlichen zu verbieten, theologische Streitfragen auf die Kanzel zu bringen, dagegen ihnen zu gebieten, bei Meinungsverschiedenheit durch gegenseitige Duldung den Frieden zu erhalten. Die römische Kirche erklärte er für die Mutterkirche, die zwar mit einigen Schwachheiten behaftet sei, aber immer verdiene, daß man ihr auf halbem Wege entgegen komme; die alte christliche Kirche sei das Muster, welches alle Kirchen nachahmen sollten, und die bischöfliche Kirchenregierung die allein christliche.

Was Jacob I. angefangen hatte, suchte sein Sohn Karl I. vollends ins Werk zu setzen, und in der ganzen Kirche, soweit seine Macht reichte, das bischöfliche Regiment einzuführen, bei welchem Vornehmen er besonders vom Bischof von London, William Laud, einem ängstlichen Anhänger altchristlicher Meinungen, Gebräuche und Ceremonien, und daher einem entschiedenen Gegner der Puritaner und Calviniſten, unterstützt wurde. Sein Eifer für die bischöfliche Kirchenverfassung ging soweit, daß er die römische, obschon irrgläubige, Kirche für besser erklärte, als die protestantischen Kirchen, welche keine Bischöfe hätten.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen glaubte der Papst Urban VIII., daß es an der Zeit sei, einen Versuch zu machen, und die englische Kirche wieder mit dem römischen Stuhle auszusöhnen und der päpstlichen Herrschaft von Neuem Eingang in England zu verschaffen. Zur Beförderung seiner Absicht schickte er den Pater Leander, einen klugen, gelehrten Benedictiner und früheren Bekannten des Bischofs Laud, nach London. Hier traf er grade ein, als die Streitigkeiten über die Leistung des Huldigungseides die englischen Katholiken in zwei Parteien getheilt hatten, die Partei Howard's, die für die Leistung, und Courtenay's, die gegen dieselbe war. Leander stellte sich auf die Seite Howard's und suchte dem Cardinal Bentivoglio in Rom begreiflich zu machen, daß es für die Herstellung des Kirchenfriedens mit Rom sehr gerathen sei, daß der Papst die Lehren Courtenay's öffentlich misbillige. Auch theilte er ihm einen besondern Unionsentwurf mit, und suchte ihm die Möglichkeit einer Vereinigung, bei einer verständigen Nachgiebigkeit, deutlich zu machen. Leander's Vorschläge wurden aber in Rom übel aufgenommen und Leander zurückgerufen.

An seine Stelle kam Ponzani, ein Priester des Oratoriums zu Rom, der sich aber ebenso wenig wie Leander, mit seinen Friedensvorschlägen dem Papste Urban VIII. gefällig machte. Er erhielt Befehl, das ganze Unionsnegoz aufzugeben, und sich auf die Leitung der innern Angelegenheiten der katholischen Kirche in England zu beschränken. Dem unterdessen zum Erzbischof von Canterbury beförderten Laud wurde der Cardinalshut versprochen, wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde, wozu sich aber der Erzbischof auf keine Weise verstehen wollte. So gewiß nun auch die Beschuldigung falsch ist, daß er habe katholisch werden und den Katholicismus wieder in England einführen wollen, so gewiß ist es von der andern Seite auch, daß er seine allzu große Strenge gegen die Puritaner auf dem Schaffot habe büßen müssen, sowie sein königlicher Freund, der ein Jahr später wie er ebenfalls unter Henkers Hand sterben mußte. Ein so blutiges Ende nahmen die Versuche einer Union der katholischen Episkopalkirche mit der protestantisch-presbyterianischen, oder genauer, den Presbyterianismus und Puritanismus im Episkopalismus aufgehen zu lassen.

S. *W. Harris*. Hist. and crit. account of the life and writings of James I. (Lond. 1754. 4.) und — of Charles I. (ib. 1758. 4.) *J. Rushworth*. Historical Collections beginning from 1618 to 1644. (Lond. 1732. VI. (Lally Tolendal), Schilderung des Zustandes Englands, Schottlands und Irlands unter der Regierung Karl's I. Aus dem Franz. (Berlin 1796. II.) Stäudlin, Kirchengesch. v. Großbritannien. II, 1 fg. Schröckh V, 33 fg. Hering I. 306 fg.

Auf einen andern Standpunkt als Laud und sein König hatte sich früher, um die Religionsvereinigung zu bewirken, Wilhelm Forbesius, evangelischer Bischof von Edinburgh, gestellt, † 1634. Seine Considerationes modestae et pacificae Controversiarum. (Lond. 1620.) beschäftigen sich hauptsächlich mit der Lehre von der Rechtfertigung, dem Fegfeuer, der Anrufung der Heiligen, dem Mittleramt Christi und dem heil. Abendmahl. Über jeden dieser Artikel führt er mehre Stellen aus den Schriften der gemäßigten katholischen und protestantischen Theologen an, und weiset in den darüber beigefügten Betrachtungen nicht nur die Übereinstimmung dieser Ansichten, sondern auch die Mittel, sich darüber zu vereinigen, nach. Im Abendmahle behauptete er eine wirkliche, wesentliche Gegenwart, ein wunderbares, unbegreifliches Empfangen des Leibes Jesu Christi, doch so, daß man nicht den natürlichen Leib empfange, gleichwol aber des Leibes als Nahrung für die Seele so theilhaft werde, als ob man ihn natürlich empfange. Man erkennt in ihm einen Schüler Ge. Cassander's; s. Hering I, 414 fg.

Das Unionsnegoz, welches den Zweck hatte, die französische und englische Kirche mit einander zu vereinigen, war mehre Jahre nur sehr unvollkommen bekannt, bis Archibald Maclaine in einem Supplemente zu seiner englischen Übersetzung von Mosheim's Kirchengeschichte die Unionsacten bekannt machte. Einen Auszug hat Schlegel in seiner Kirchengesch. d. 18. Jahrh. I. Th. S. 937 fg. gegeben.

In einem Schreiben des berühmten du Pin's an den Erzbischof W. Wake von Canterbury gab der Fran-

gofe sein Verlangen zu erkennen, die englische und französische Kirche vereinigt zu sehen, indem er dabei bemerkte, daß die Verschiedenheit der beiden Kirchen in den meisten Punkten nicht so groß und wichtig sei, als daß man eine Vereinigung derselben für unmöglich halten sollte. Darauf antwortete nun Wake, daß du Pin in seiner, der englischen, Kirche wenig finden werde, was er anders wünsche, da sie in Lehre, Gebräuchen und Disciplin ganz die älteste christliche Kirche darstelle, wenigstens sich zum Muster genommen habe. Einer Vereinigung werde er, wenn sich eine schickliche Gelegenheit dazu darbiete, nicht entgegen sein. Wake selbst versprach sich übrigens von einem Unionsunternehmen keinen sonderlichen Ausgang, weil es ihm nicht wahrscheinlich war, daß man von Seiten Frankreichs es zu einem Bruche mit dem römischen Hofe werde kommen lassen, ohne welchen doch die Engländer sich in keine Verhandlungen einlassen konnten. Du Pin machte aber doch auf Anregung der Sorbonne einen Unionsentwurf, indem er die 39 Artikel der englischen Kirche durchging und zu zeigen suchte, welche davon die französische Kirche annehmen, und wie man sich über die andern vergleichen könne.

Diesen Aufsatz fand aber der Erzbischof zu einem Unionsvorschlage nichts weniger als geeignet, und glaubte überhaupt die Verhandlungen ohne vorherige Rücksprache mit seinen Bischöfen nicht fortsetzen zu dürfen. Dabei war er fest entschlossen, in keinem Punkte der Lehre und Disciplin, sich von Du Pin oder der Sorbonne Vorschriften machen zu lassen, auch mit der römischen Kirche nur auf dem Fuße einer ganz vollkommnen Gleichheit zu verhandeln, für den Präliminarpunkt aller Verhandlungen erklärte er die Abwerfung der päpstlichen Oberherrschaft; ein so großer Freund der Einigkeit er auch sei, so sei er doch ein noch größerer Freund der Wahrheit. An eine Abwerfung der päpstlichen Oberherrschaft war aber in Frankreich nicht zu denken, so lange du Bois Minister der auswärtigen Angelegenheiten war und die Jesuiten noch ihren Einfluß bei dem damaligen Regenten von Frankreich, dem Herzog von Orleans, geltend zu machen wußten. Als du Pin 1719 gestorben war, setzte zwar der D. Piers de Girardin, der schon früher dabei betheiligt gewesen war, den Briefwechsel mit dem englischen Erzbischof fort, aber die Sache selbst kam dadurch nicht weiter. (D. *J. T. L. Danz.*)

IRENOPOLIS (*Εἰρηνούπολις*). 1) Stadt in Macedonien, s. Beroë.

2) So hieß eine Stadt in dem zweiten Cilicien. Seit Theodosius II. war nämlich das eigentliche Cilicien (Cilicia campestris) in das erste und zweite eingetheilt. Jenes erstreckte sich von der Stadt Korykos bis zum Flusse Saros und bildete die westliche Hälfte, das zweite Cilicien umfaßte das östliche Land vom Saros bis an den Amanus. Das früher sogenannte Cilicia Trachea ward unter Isauria mit begriffen (s. Isauria). In dem zweiten, östlichen Theile lag Irenopolis auf der nördlichen Seite im Gebirge. Diese Stadt war der Sitz eines Bischofs und hieß früher Neronias, *Νερωνιὰς* und *πόλις Νέρωνος*. *Hierocles* 39. *Theodoretus* I. 7. *Sozomenus* III. 10. Opera *Athanasii* Tom. I. p. 765.

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IRENTIK, eine der höchsten, mit Schnee und Eis bedeckten, Spitzen des Uralgebirges. (*K.*)

Ireon, s. Irio, Roridula und Sauvagesia.

IRÉOS (franz.), die Iris- oder florentinische Veilchenwurzel. (*K.*)

IRESIA. Käfergattung aus der Familie Cisindeletae, von Dejean errichtet[1]), der ihr folgende Merkmale gibt: „die drei ersten Glieder der Vordertarsen bei dem Männchen breit, verlängert, auf beiden Seiten gleichmäßig getrennt; die beiden ersten wenig nach der Spitze hin breiter werdend und beinahe walzig, das dritte länger und beinahe dreieckig. Die Lippentaster sehr verlängert, länger als die Kiefertaster; ihr erstes Glied so lang, daß es noch die obere Spitze der Ausrandung des Kinnes überragt, das zweite sehr kurz, das dritte sehr lang, walzenförmig, etwas gekrümmt, das letzte sehr lang und beilförmig. Die Oberlippe sehr groß, halbeiförmig und die Mandibeln bedeckend." Erichson[2]) bemerkt dagegen, daß die von der Länge der Lippentaster hergenommenen Merkmale nicht standhaft wären, indem jede Art darin von der andern abweiche.

Es sind bis jetzt vier, in Brasilien einheimische, Arten bekannt: 1) I. Lacordairei (*Dej.* l. c.) schwarz, Deckschilde querrunzelig, grün, stahlblau schimmernd, Lefze blaßgelb; Brust, Hinterleib und Schenkel roth. Abgebildet in *Griffith* anim. kingd. Ins. I. tab. 29. fig. 4. — 2) I. binolata (Klug, Jahrb. d. Insektenkunde S. 8.) gelb, auf dem Kopfe und dem Halsschilde Längebinden und die Wurzel der Vordertarsen schwarz, die Deckschilde grün, gerunzelt. — 3) I. bimaculata (*Klug.* ib. p. 9.) gelb, Stirn, Flecke auf dem Halsschilde und Spitze der Schienen braun, Deckschilde runzelig, dunkelgrün. — 4) I. Beckii (*Mannerheim* im Bullet. de la soc. imper. des natural. d. Moscou. 1837. N. II. p. 7) oben blaugrün, stahlblau schimmernd, unten grün, mit schwarzbraunem After, Schenkel roth, Schienen und Tarsen schwarz, Deckschilde stark in die Quere gerunzelt. (*Germar.*)

IRESINE. Eine von Patrick Browne so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gomphreneen der natürlichen Familie der Amaranteen. Char. Die Blüthen diklinisch, zuletzt wollig, der Kelch fünfblättrig, mit zwei gewölbten Stützblättchen versehen; das Becherchen, welches die Staubfäden trägt, ganzrandig; die Antheren einfächerig; zwei oder drei Narben sitzen fast ohne Griffel auf dem Fruchtknoten; der Fruchtschlauch einsamig. (*Martius* nov. gen. II. t. 153 — 155.) Die Gattungen Crucita *Löffling* und Rosea *Martius* sind im Wesentlichen nicht verschieden. Die neun bekannten Arten sind als zuweilen kletternde Staudengewächse im tropischen Amerika einheimisch. Die bekannteste ist: Ir. celosioides *L.* (*Plukn.* almag. t. 261. f. 1.?, *Sloane* hist. of Jam. I. t. 90. f. 2), welche in Westindien und im

1) Spec. gen. d. Coléopt. Tom. V. p. 206. 2) Im Archiv für Naturgesch. Jahrg. 1845. 2. Bd. S. 161

wärmern Theile von Nordamerika wächst und deren Blüthen, sowie die der übrigen Arten beim Verblühen wollig werden; daher der Gattungsname (εἰρεσιώνη bei den alten Griechen der aus Ölzweigen bestehende und mit Wolle umwundene Erntekranz). (*A. Sprengel.*)

IRETON (Henry), ein bekannter General und Staatsmann Englands, Schwiegersohn des Protectors Cromwell, welcher an ihm eine namentliche Stütze seiner Macht hatte und sehr viel auf ihn hielt. Ireton stammte aus einer angesehenen englischen Familie, war Anfangs zum Advocatenstande bestimmt, bot aber beim Ausbruch des Bürgerkriegs dem Parlament seine Dienste als Soldat gegen des Königs Partei an, und schon 1645 commandirte er unter Cromwell in der Schlacht bei Naseby den linken Flügel des republikanischen Heeres. Trotz seiner persönlichen Tapferkeit und geschickten Leitung seiner Heerabtheilung hatte er doch an diesem Tage das Unglück, von dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz zurückgedrängt, verwundet und gefangen zu werden. Cromwell kam indessen noch zu rechter Zeit seinem linken Flügel zu Hilfe, schlug die Königlichen gänzlich und befreite auch Ireton wieder. — Als eifriger Republikaner arbeitete er mit Cromwell und andern Gleichgesinnten fortwährend am Sturze der Monarchie und des Königs. So gab man ihm unter andern schuld, er habe den Geheimschreiber Karl's I., Ashburnham, verführt, den König zur Flucht auf die Insel Wight zu bereden, wo er in die Hand einer Creatur Cromwell's fallen mußte. Zu Folge dieser Flucht setzten Ireton und Cromwell aus hohen Officieren ein Gericht zusammen, welches über des Königs Schicksal entscheiden sollte. Karl I. ward des Verbrechens der beleidigten Nation angeklagt; Ireton und Cromwell aber entsandte das Parlament nach Westminster, um die Armee daselbst zu beruhigen, welche heimlich von diesen beiden erst aufgereizt worden war. Wie sehr das Parlament Ursache hatte, diese Unvorsichtigkeit zu bereuen, zeigte sich bald; denn als zelotische Independenten wollten sie weder den König noch das Parlament, es war vielmehr ihre Absicht allein, den König zu stürzen. Sie gaben bei den Soldaten vor, Karl I. sowie das Parlament gingen darauf aus, die Armee aufzulösen, ihr den rückständigen Sold zu verweigern, oder sie nach Irland zu senden, um sie dort zum Opfer der Volkswuth zu machen. So kam es, daß mit Hilfe der aufgehetzten Armee das Parlament aufgelöst, ein anderes mehr zusagendes einberufen und ein höchster Gerichtshof eingerichtet wurde, um Karl I. zu richten. Ireton trug als Mitglied dieses Gerichts viel zum Tode des Königs bei.

Im Sommer 1649 begleitete er den Protector nach Irland. Hier belagerte er, jedoch ohne Erfolg, die Festung Duncannon; und als bald darauf Cromwell nach England zurückkehrte, um gegen die Schotten zu ziehen, welche Karl II. als ihren Souverain anerkannt hatten, blieb Ireton als Lordlieutenant zurück, und verschaffte seiner Partei und der neuen republikanischen Regierungsform durch militärischen Muth und Geschicklichkeit, sowie durch diplomatische Gewandtheit und Intriguen immer mehr Anerkennung und Geltung. Die Eroberung der Stadt Limerick in der Provinz Munster war eine seiner letzten Waffenthaten; er starb in dieser Stadt 1651 an einer pestartigen Krankheit. Das Parlament setzte seiner Familie eine Pension von 2000 Pf. Sterling aus. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, nach London geführt und dort unter großem Gepränge in Westminster in der Gruft der Könige beigesetzt. Seine Witwe Brigitte heirathete den bekannten Charles Fleetwood, General der Reiterei; dieser wurde Ireton's Nachfolger in Irland, wo der General Coote das von Letzterem angefangene Werk der Unterwerfung des Landes vollendet hatte. Ireton wird geschildert als sehr oft hart und streng in seinen Anordnungen, obwol redlich in seinen Absichten. Obgleich einen wirklichen Militairdespotismus ausübend, affectirte er doch daneben eine große Liebe zur Freiheit, welche ihm angeblich immer Zweck und Ziel war. Auf seinen Schwiegervater übte er einen großen Einfluß aus; so soll Cromwell auf sein Anstiften jenen Rath zusammenberufen haben, welcher den König verurtheilte; Ireton soll es ferner auch gewesen sein, der den mystisch exaltirten Fairfax verhinderte, den König zu befreien, indem er ihm einredete, Gott habe diesen Fürsten verworfen, und ihn antrieb, den Himmel für die zu bitten, welche über die Person des Königs bestimmen sollten. Während aber Fairfax noch betete, wurde ihm die Hinrichtung des Königs angezeigt. Die meisten englischen Schriftsteller gestehen dem Ireton große Fähigkeiten als General und Staatsmann zu, doch spricht ihn namentlich Hume nicht frei von Grausamkeit, die er unter andern bei der Eroberung von Colchester bewiesen haben soll*). (*R.*)

Irfried, s. Ehrenfried.

Irgelbeeren, s. Vaccinium.

IRGEN-TORJAK, eine der bedeutendsten Bergspitzen des sajanischen Gebirges im asiatischen Rußland; ist immerwährend mit Schnee bedeckt. (*R.*)

IRGINA, richtiger Irgis und zwar Irgis bolschoi (der große) zum Unterschiede von Irgis maloi (der kleine), ein an der Grenze der russischen Statthalterschaft Saratow aus mehren Quellen entstehender Fluß, welcher 42 Meilen durch große, aus einer thonigen, mit Salz vermischten Erde bestehende Steppen fließt und der Stadt Wolsk gegenüber in die Wolga fällt. Ungeachtet die Ufer dieses Flusses wenig angebaut sind, so findet man doch einige kleine Sloboden (Dörfer) von polnischen Emigranten, und in denselben vier Mönchs- und ein Nonnenkloster, welche freie Religionsübung haben. Überhaupt zählt man etwa 3000 Colonisten männlichen Geschlechts, die meistens von Ackerbau und Viehzucht leben. Der Fluß wird zehn Meilen vor seiner Vereinigung mit der Wolga schiffbar. — Irgis maloi (der kleine) entspringt in einer Steppe, und fällt nach einem von Osten nach Westen sich erstreckenden Laufe von 14 Meilen in die Wolga. Seine Ufer sind wenig angebaut und zu beiden Seiten große, meistens thonige und trockene Steppen. Er ist wegen der vielen Büffel- und Elephantenknochen merkwürdig, die man bei seichtem Wasser auf dem Grunde

*) Biographie univers. Tom. XXI. *Rees*, Cyclop. Vol. XIX.

findet. Beide Irgisflüsse werden mit den Colonien zu dem Kreise der Stadt Wolsk gerechnet. (*J. L. Petri.*)

IR HAMMELACH, die Salzstadt (Jos. 15, 62), in den Wüsten des Stammes Juda, wie es scheint am südwestlichen Ufer des todten Meeres, wahrscheinlich so genannt wegen der großen Salzsteinlager, die sich in dieser Gegend finden, zwei Meilen südöstlich von Jathir, vier Meilen südlich von Engaddi. Hier war eine Furth durch den See, welche sich noch heut zu Tage findet. Auch in den Kreuzzügen kommt die Stadt vor.

(*F. G. Crome.*)

IR HATTEMARIM, die Palmenstadt, Stadt Jericho, welche wegen des Reichthums der Umgegend an Palmen so genannt wurde; jedoch muß es zweifelhaft bleiben, ob nicht auch noch andere Städte so benannt warden.

(*F. G. Crome.*)

IRHOLCZ, slaw. Jalsva und Wulychuwci, auch Jablova, Wulchowetz und Irhócz, ein mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf, im szigether Gerichtsstuhle (Processus) der marmaroser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, im Gebirge, am rechten Ufer des Taraczbaches gelegen, ist 1¼ Meile von dem Marktte Tecsó entfernt, mit 135 Häusern, 1136 rußniakischen Einwohnern, welche bis auf 88 Juden sich sämmtlich zur griechisch-katholischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre und Kirche der unirten Griechen und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IRI oder IRA, I. Geographie. 1) Wahrscheinlich Name des alten Heráa, einer Ortschaft in Arkadien; Iri ist nur die neuere Reuchlinische Aussprache von Ἥρα*). Wahrscheinlich wurde hier im Alterthume Juno in einem Tempel oder Haine verehrt. Der nahe Fluß, den man passiren muß, um in diesen Ort zu kommen, ist vermuthlich der alte Fluß Ladon, welcher auf der Rückseite der Gebirge von Mettaga oder Methydrion entspringt. Oberhalb Ira passirt man den bekannten Fluß Alpheios, jetzt Rouphia genannt. Wegen hoher Berge kann man hier das Meer nicht sehen. In der Nähe liegen die Örter Karitena, Dori, Dimitzana und das alte Olympia. Bekanntlich wurde Juno in Argos und in Elis durch große Feste verehrt. Pouqueville erwähnt dieses Ira oder Heráa nur beiläufig in seiner Voyage en Morée. Vol. I. chap. 14. pag. 122. (*Karl Iken.*)

2) Iri ist nach Hockin's „Supplement to the account of the Pelew Islands" (London 1803. 4., Teutsch von T. F. Ehrmann in „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen," herausgegeben von G. M. Sprengel, fortgef. von T. F. Ehrmann, 23. Bd. [Weimar 1805.]) der Name eines Districts und Dorfs auf der Insel Babelthouup, der größten der Pelewinseln, wo ein Häuptling wohnt, der zugleich eine Art Priesterherrschaft ausübt. Er scheint unter den zugleich weltlichen und geistlichen Oberhäuptern, deren es mehre mit dem Titel Ukatit auf den Pelewinseln gibt, der vornehmste zu sein und Iri auch auf den übrigen Inseln als heilige Stadt betrachtet zu werden. Etwas Näheres wissen wir hierüber ebenso wenig als über die Religion der Peljuaner überhaupt. (*A. Keber.*)

3) Iri, Volk am Kaukasus, s. Osseten.

II. Nordische Mythologie. In den Fiölswinnsmál Str. 36—37 [1]) wird unter den Asenverwandten (Asmegir) oder den den Göttern Entsprossenen Iri genannt und soll das Innere von Menglaud's Hof oder Burg erbaut haben. Dieser Genius scheint, wie Finn Magnusen [2]) bemerkt, physiko-erotischer Natur, und sein Name ist nach ihm vielleicht richtiger Yri zu schreiben und zu erklären: in kleinen Tropfen regnend oder glänzend, indem es von dem Zeitworte yra abzuleiten.

(*Ferdinand Wachter.*)

Iria I. Botanik, s. Abildgaardia.

II. Geographie. 1) Iria (griechisch Ἴρια und Εἰρία), eine aus Plinius und Ptolemäus bekannte Stadt Liguriens, die östlichste im Gebiete der Taurini, nach Plinius (III. 5) unter die ansehnlicheren Orte der Landschaft gehörend. Nach dem Itin. Ant. lag sie 10 Milliarien von Dertona, was, wie Mannert angemerkt hat, auf die heutige Stadt Voghera am Stafforafluße in der piemontesischen Provinz gleiches Namens führt. Vgl. d. folg. Art. (*S. Ch. Schirlitz.*)

2) Bei Jornandes (de Reb. Getic. c. 45) wird ein Fluß mit Namen Iria bei Dertona (jetzt Tortona) erwähnt. Da nun diese Stadt am jetzigen Scriviafluße liegt, so hat man häufig diesen für den alten Iria gehalten. Indessen ist es wahrscheinlicher, was auch schon Cellarius in der Not. Geogr. A. II. c. 9 angemerkt hat, daß der Staffora darunter zu verstehen ist, weil an ihm die gleichnamige Stadt Iria (vgl. den vorigen Art. Iria) lag, und es natürlicher ist, den gleichnamigen Fluß in ihre Nähe zu versetzen, als beide zu trennen. Auch stehen die Worte des Jornandes: Dertona juxta fluvium Iria cognomento grade nicht im Wege, wenn man an die Umgegend, in der denn doch der Iria floß, denkt.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

3) Iria Flavia. Eine von Ptolemäus angeführte Stadt in der Hispania Tarraconensis unweit der Mündung des Flusses Ulla, der im äußersten Westen der Provinz ins atlantische Meer sich ergießt. Nach den meisten neuern Geographen ist Iria Flavia das jetzige El Padron, ein Marktflecken im spanischen Galicien; Andere vergleichen Compostella oder Finisterre. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IRJAB (oder Iryab, auch Iryah, in *Hamilton*, East-India Gazett. p. 431), Hauptstadt des gleichnamigen Districts, liegt an der Straße von Cabul nach Nughz am Fuß der Schneeberge, 55 englische Meilen südöstlich von Cabul in Afghanistan, nach Hamilton (a. a. O.) 33° 54′ nördl. Br., 69° 5′ östl. L. von Greenwich. Auf der Straße über Irjab zog Timur nach Indien. (vgl. *Rennel*, Memoir of a Map of Hindost. [Lond. 1793.] p. 114, 115, 172.) (*Theodor Benfey.*)

Iriancistron, Iriankistron, s. Iridankistron.

*) Die Neugriechen sprechen niemals den Spiritus Asper oder das H aus, weil sie aus Bequemlichkeit diese Anstrengung scheuen, oder sie wenigstens nicht mehr in ihrer Natur liegt.

1) Große Ausg. der Edda-Sámundar. I. Bd. S. 299. 2) Lexicon Mythologicum. p. 475.

IRIARTE (neue, jetzt allgemein angenommene Schreibart, statt der älteren Yriarte), **Francisco Diego de Ainsa é Iriarte**, geb. zu Huesca in Aragon, Professor an der Universität seiner Vaterstadt, schrieb außer einem Bericht über die Versetzung der Reliquien des heiligen Orentius, Bischofs von Auch (Translacion de las Reliquias de San Orencio, Obispo de Aux. [Huesca 1612. 4.]) eine Geschichte von Huesca unter dem Titel: Excelencias, grandezas y cosas memorables de la antiquissima Ciudad de Huesca (Huesca 1619. Fol.) (Quelle: Nicolaus Antonio T. I. p. 321 der Bibliotheca Hispana Nova).

IRIARTE, eine gelehrte Familie aus der Seestadt Puerto de Orotava (vollständig: Puerto de Santa Cruz de la Villa de Orotava) auf der kanarischen Insel Teneriffe. Unter den Gliedern dieser Familie haben folgende sich einen Namen erworben:

1) **Juan Iriarte**, geb. 1702, gest. zu Madrid 1771 als königlicher Bibliothekar, Übersetzer und Staatssecretariat und Mitglied der spanischen Akademie. In früher Jugend wurde er nach Paris gesandt, wo er sich mit der französischen Literatur vertraut machte. Nach einem achtjährigen Aufenthalte daselbst ging er nach England, kehrte aber bald hernach auf die Nachricht von dem Tode seines Oheims in die Heimath zurück. Im Jahre 1724 kam er nach Madrid, in der Absicht, auf einer spanischen Universität die Rechte zu studiren; aber seine Neigung zu alten Sprachen und Bücherkunde fesselte ihn an die königliche Bibliothek, wo deren Bibliothekar, der bekannte Historiker Juan de Ferreras, und der P. Clarke, Beichtvater des Königs, seine Verdienste würdigen lernten. Durch ihre Verwendung empfing er die Stelle eines Erziehers beim Infanten Dom Manoel von Portugal, worauf ihn der König 1732 zu seinem Bibliothekar ernannte. Von der Zeit an widmete er sich ganz seinen Lieblingsfächern, und die Frucht seiner Arbeiten war das Verzeichniß der griechischen Handschriften der königlichen Bibliothek, welches er unter folgendem Titel herausgab: Regiae Bibliothecae Matritensis Codices graeci M. S. Joannes Yriarte ejusdem Custos manuscriptorum museo olim praepositus, itemque Regis interpres intimus, excussit, recensuit, notis, indicibus, anecdotis, pluribus evulgatis illustravit. Opus Regiis auspiciis et sumptibus in lucem editum. (Matriti 1769. I. Vol. Fol.) (nach V. Salvá's Katalog spanischer Bücher für 1843: 30 Francs). — Obgleich der zweite Theil dieses Werkes vollendet war, enthielt er doch lange nicht so viele Erläuterungen und kritische Bemerkungen, als der erste, ist auch, soviel mir bekannt, nicht gedruckt worden. Außerdem gab Iriarte Verzeichnisse der geographischen und mathematischen Werke der Bibliothek heraus, welche unter folgenden Titeln erschienen: Regia Matritensis Bibliotheca geographica (Matriti 1729) und Regia Matritensis Bibliotheca mathematica. (Matriti 1730.) Er lieferte Beiträge zu den Zusätzen und Verbesserungen der Bibliotheca Hispana des Nicolas Antonio, und bearbeitete die griechische Paläographie. Im Jahre 1742 ernannte ihn der König zum Übersetzer im Staatssecretariat und im folgenden (6. Aug.) trat er in die spanische Akademie. Er war eins der thätigsten Mitglieder derselben und lieferte viele Beiträge zu ihrer Abhandlung über die spanische Orthographie, zu ihrer Grammatik und ihrem Wörterbuche. Für letzteres besorgte er die Revision der entsprechenden lateinischen Wörter. Seine lateinischen Poesien, namentlich die epigrammatischen, sind bekannt und geschätzt, und letztere machen, mit der lateinischen Übersetzung einer Sammlung spanischer Sprüchwörter, einen ansehnlichen Quartband aus. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem Diario de los Literatos de España und vieler andern gelehrten Zeitschriften. Seine Gramática latina, escrita con nuevo método y nuevas observaciones en Verso castellano, con su explicacion en prosa (Madrid 1771, und öfter z. B. 1826) war die Frucht einer 40jährigen Arbeit. Seine vermischten Schriften wurden nach seinem Tode auf Kosten seiner Freunde von seinen Neffen Bernardo und Tomas unter folgendem Titel herausgegeben: Obras sueltas, publicadas en obsequio de la Literatura á expensas de varios Caballeros, amantes del ingenio y del mérito (Madrid 1774. II Vol. 4. mit Portrait; nach Salvá 26 Francs.). Endlich hat er eine angefangene Bibliothek aller Autoren, welche über Spanien geschrieben haben, sowie auch Materialien zu einer Geschichte der kanarischen Inseln hinterlassen, die aber wol schwerlich ans Licht treten werden.

Eichhorn (Geschichte der Literatur 2. Bd. S. 778) rühmt von ihm, daß er wie ein in die griechische Literatur eingeweihter Kenner die griechischen Handschriften der Escorial-Bibliothek (sollte heißen: der Madrider Bibliothek) beschrieben habe; allein Professor Th. Ch. Tychsen (Über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Spanien, Anhang zu der Übersetzung von Bourgoing's Reise durch Spanien [Jena 1790.] 2. Bd. S. 314) bemerkt, daß Iriarte in seinem Katalog (S. 414) den bekannten Brief des Claudius Lysias an den Statthalter Felix (Apostelgesch. 23, 26—30), den er einen Procurator Philix nennt, eingerückt habe als ein völlig unbekanntes Ineditum (quam orbi literato ignota prorsus videatur, ad Novi Testamenti codicem pseudepigraphum locupletandum idoneam), zum Beweise, daß man in Spanien ein alter Christ (cristiano viejo) und großer Gelehrter sein könne, ohne das neue Testament zu lesen.

(Quellen: Die Canarischen Inseln, dargestellt von Francis Coleman Mac-Gregor. [Hanover 1831.] S. 129—131 und die übrigen bereits angeführten Bücher.)

2) **Bernardo Iriarte**, geb. 1735, Sohn von Bernardo Iriarte (einem Bruder von Juan Iriarte) und Bárbara de las Nieves Hernandez de Oropesa, und Bruder der beiden folgenden. Von seinem Oheim Juan sorgfältig erzogen und geistig ausgebildet, mit glücklichen Anlagen für Wissenschaft und Kunst ausgestattet, wählte er die Diplomatik zu seiner Laufbahn. Zuerst war er den spanischen Gesandtschaften zu Parma und Paris beigegeben und hierauf Legationssecretair in London. Nach Madrid zurückgekehrt, hatte er mannigfaltige Gelegenheit, seine Talente im Büreau der auswärtigen Angelegenheiten zu entwickeln,

in welchem er als Secretair angestellt worden war. Später ward er Mitglied des Raths von Indien; 1774 zum Mitglied der spanischen Akademie erwählt, deren Vice-Protector er nachmals wurde, arbeitete er fleißig an ihrem Wörterbuche. Am 9. December 1775 trat er mit seinem Bruder Domingo Iriarte in die patriotische Gesellschaft von Madrid (man sehe bei Jove-Llanos) ein. Die Früchte seiner Muße waren verschiedene Übersetzungen der lateinischen Gedichte seines Oheims, nebst Nachrichten von dem Leben und den literarischen Werken desselben im ersten Theile der obras sueltas, eine Übersetzung von Voltaire's Tancred und verschiedene poetische Kleinigkeiten. Er war überdies ein großer Kunstkenner und besaß eine vortreffliche Gemäldesammlung. Der König belohnte seine Dienste durch den Orden Karl's III. und beförderte ihn (zwischen 1784 und 1788) zum Minister des Raths von Indien. Beim Einrücken der Franzosen in Spanien schloß er sich an die Sache Joseph Napoleon's, der ihn zum Staatsrath ernannte. Nachdem diese verloren war, zog er sich nach Bordeaux zurück, wo er 1814 starb. Seine Landsleute haben ihm daselbst einen Denkstein errichtet. (Quellen: Mac-Gregor S. 134—135. Memorias de la Sociedad Económica. T. IV. [Madrid 1787.] p. 367. Quintana Parnaso Español [Paris 1838.] p. 457.)

3) Domingo Iriarte, jüngerer Bruder des vorigen, gleichfalls Diplomat, erst im Staatssecretariat angestellt, seit 1775 Mitglied der patriotischen Gesellschaft von Madrid, ward von der Regierung mit verschiedenen Sendungen beauftragt; 1782 war er Gesandtschaftssekretair in Wien und 1784 stand er, in Abwesenheit des Gesandten, Grafen de Aguilar, daselbst als Chargé d'Affaires. Beim Ausbruch der französischen Revolution 1789 finden wir ihn in Paris als Secretair bei der spanischen Gesandtschaft, und als der Krieg Spaniens gegen Frankreich begann (1792) war er Chargé d'Affaires daselbst. In Folge des Krieges abberufen, ward er zum Ehrenmitglied des Kriegsraths ernannt, 1793 aber als bevollmächtigter Minister nach Warschau geschickt, und von da nach Basel, wo er 1795 für Spanien den Frieden abschloß und die von Frankreich in Anregung gebrachte Abtretung der Insel Palma an Frankreich zu verhindern wußte, wohl einsehend, daß nach Aufgebung einer der Kanarien alle übrigen für Spanien verloren sein würden, und deshalb lieber den spanischen Antheil an Haiti hingebend. Wenige Monate später starb er bei seiner Rückkehr nach Spanien in Gerona, nachdem er zum Gesandten bei der französischen Republik ernannt worden war. (Quellen: Mac-Gregor S. 135 und S. XIII. und die spanischen Staatskalender, Kalendario manual, der angeführten Jahre.)

4) Tomas de Iriarte [1]), geb. 18. Sept. 1750 [2]), gest. zu Madrid 17. Sept. 1791, Neffe von Juan Iriarte, Bruder von Bernardo Iriarte und Domingo Iriarte, ward im zehnten Jahre nach der ¾ Stunde von seinem Geburtsort gelegenen Stadt Orotava geschickt, wo er unter Leitung eines älteren Bruders Juan Tomas, eines Mönchs vom Orden der Prädicanten, die lateinische Sprache zu studiren begann. Er machte in derselben rasche Fortschritte, sodaß er im Jahre 1764, wo sein Oheim Juan ihn zu sich nach Madrid berief, von seiner Heimath Abschied nahm in lateinischen Distichen, die man nicht sogleich für das Werk eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings halten konnte.

In Madrid setzte er unter der Leitung seines Oheims seine Studien fort, hauptsächlich widmete er sich der lateinischen Sprache und den Humanitätswissenschaften, doch beschäftigte er sich auch fleißig mit Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik und neuern Sprachen, besonders dem Französischen, Italienischen und Englischen; sieben Jahre lang stand er unter der Leitung seines Oheims; er besorgte nach dessen Tode die Herausgabe der von demselben abgefaßten lateinischen Grammatik und, mit seinem Bruder Bernardo zusammen, der Obras sueltas. (Vgl. oben unter Juan Iriarte.)

Auch in der Musik, die er schon auf der Heimathinsel mit Liebe getrieben hatte (er spielte schon damals mehre Instrumente), vervollkommnete er sich in Madrid durch den Unterricht seines Freundes Antonio Rodriguez de Hita.

Noch bei Lebzeiten seines Oheims schrieb er, außer mehren poetischen Kleinigkeiten, sein erstes Lustspiel: **Hacer que hacemos**, das 1770 unter dem anagrammatischen Namen Tirso Imareta erschien. Da es keine sonderliche Theilnahme zu erregen wußte und die Charaktere nicht gut gezeichnet sind, so mißfiel es den Kennern und die Komiker selbst stellten ihm kein günstiges Prognostikon. Diesem ersten Versuche folgte bis 1775 eine Reihe dramatischer Arbeiten für die Bühnen der königlichen Lustschlösser (sitios reales), zum Theil Übersetzungen aus dem Französischen, meistens jedoch eigene Werke, in folgender chronologischer Ordnung: **El Mercader de Smirna — El Amante despechado — El Malgastador — El Aprensivo — La Pupila juiciosa — El Mal Hombre — La escocesa** (L'Ecoçaise) **— El Filósofo casado** (le Philosophe marié) **— El Huérfano Inglés, ó el Ebanista — El Huérfano de la China** (L'Orphelin de la Chine) **— La Librería.** Einige andere dramatische Arbeiten erschienen später.

Da er schon während der Krankheit seines Oheims dessen Amt verwaltet hatte, so folgte er ihm 1771 als Übersetzer im Staatssecretariat, welchen Posten er bis zu seinem Tode bekleidete. Auch arbeitete er unter dem Marques de los Llanos (sprich Ljanos) in den Secretariaten von Peru und der Kammer von Aragon.

1) Tomas ist der einzige Iriarte, den ich mit dem Wörtchen de finde. Juan steht ohne de in dem Verzeichnisse der Mitglieder der spanischen Akademie in der zweiten Auflage des ersten Bandes von ihrem großen Wörterbuche S. XXXVII; ebenso Bernardo und Domingo in dem Verzeichniß der Mitglieder der patriotischen Gesellschaft im 4. Bande der Memorias de la Sociedad Económica. p. 367. Der Staatskalender freilich führt sie Alle mit de an; Tomas setzt de vor Yriarte in seinen Werken. 2) Nach der Angabe des bekannten Historikers M. F. Navarrete bei *Quintana*, Parnaso Español. p. 457, wonach Coleman Mac Gregor's Angabe (S. 135) von 1752 zu berichtigen ist. Ebenso sein Sterbejahr.

Im Jahre 1772 erhielt er den Auftrag, dem Mercurio historico y politico de Madrid, der bis dahin bloße Übersetzung eines im Haag erscheinenden französischen Journals gewesen war, eine höhere Tendenz zu geben. Das Blatt hob sich unter seiner Redaction, er gab diese jedoch bereits im ersten Jahre wieder ab. Auf höhern Befehl übersetzte er verschiedene Anhänge zu einer Vertheidigungsschrift für den frommen Palafox (geb. 1600, gest. 1659 als Bischof von Osma, bekannt durch seine Streitigkeiten mit den Jesuiten. Vgl. Llorente, Geschichte der Inquisition. 3. Bd. S. 151 und Doblado, Briefe aus Spanien. S. 391.).

Als am 19. Sept. 1771 dem damaligen Prinzen von Asturien, nachmaligen Könige Karl IV., sein erster Sohn, also ein präsumptiver Thronfolger, geboren wurde [3]), stiftete der darüber hocherfreute Großvater, König Karl III., den nach ihm genannten Orden, und Iriarte schrieb die zur Feier beider Ereignisse erfoderlichen spanischen und lateinischen Verse [4]). Damals verfaßte er auch seine Satyre: Los Literatos en Cuaresma, sowie verschiedene poetische Kleinigkeiten und Episteln an seinen Freund Josef Cadalso.

1776 ward er zum Archivar des Kriegsraths ernannt, im folgenden Jahre erschien seine Übersetzung der Ars poetica des Horaz. Sedano, der Herausgeber des Parnaso Español, griff ihn im neunten Bande dieses Werkes heftig darüber an, auf welche Kritik Iriarte mit dem Dialog Donde las dan las toman 1778 antwortete. Zu Anfang des Jahres 1780 erschien sein didaktisches Gedicht la Música in einer sehr prachtvollen Ausgabe in gr. 8. mit Kupfern, ein Werk, welches in Spanien vielen Beifall fand und mehre Male, sogar im Auslande (z. B. Bordeaux 1809), wieder abgedruckt wurde. Sein literarischer Ruf in Europa ward aber vornehmlich begründet durch die 1782 herausgegebene und später häufig selbst auswärts, z. B. Bordeaux 1816, neu aufgelegten Fabulas literarias, die von Forner (geb. Mérida 1756, gest. 1797) in dessen gelehrtem Esel (Asno Erudito) bitter kritisirt wurden, wogegen Iriarte eine Broschüre schrieb: Para cosas tales suelen tener los Maestros Oficiales.

Ein Freund des Virgil wollte er sich auch im epischen Gedichte versuchen und wählte dazu die Eroberung von Méjico durch Cortés; bald aber erkannte er die Schwierigkeit seines Unternehmens und lieferte, statt eines Originalwerkes, eine Übersetzung der Äneide, von der die vier ersten Bücher herauskamen. 1787 gab er seine Schriften unter dem Titel Coleccion de Obras en Verso y en Prosa in sechs Bänden heraus, die nach seinem Tode in acht Bänden mit seinem Portrait neu aufgelegt wurden (Madrid 1805.). In den beiden letzten Theilen jener Sammlung sind meistens vorher nicht veröffentlichte Arbeiten enthalten, z. B. seine drei letzten Komödien El Señorito mimado — El Don de gentes — La Señorita mal criada, die er zu verschiedenen Zeiten geschrieben hatte.

Als er sich 1790 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Andalucia befand, schrieb er den Monolog Guzman el Bueno, und in dem Journal el Censor erschien, in sogenanntem Makarronen-Latein (Spanisch und Lateinisch gemischt), seine Satire gegen den schlechten Geschmack der spanischen Schulen.

Auch als Jugendschriftsteller war Iriarte thätig; er bearbeitete, nach einer französischen Übersetzung den beliebten Campe'schen Robinson; seine Bearbeitung erlebte mehre Auflagen. (Ich kenne die fünfte in zwei Bänden [Madrid 1807], und sogar einen pariser Nachdruck von 1825 in drei Bändchen.) Auch schrieb er im Auftrage des Ministers Grafen Florida Blanca seine Lecciones instructivas sobre la moral, denen, erst nach seinem Tode, die Lecciones instructivas sobre la historia y la geografía in drei Bänden (Madrid 1794) folgten; vom zweiten Bande, die Historia profana enthaltend (d. h. auf 42 Seiten eine Breve noticia de los principales imperios antiguos und auf den übrigen 286 Seiten die Historia de España), wurde die Geschichte Spaniens von Diaz de Toledo in Hamburg 1809 nachgedruckt.

Die angestrengte sitzende Lebensweise vermehrte in den letzten Jahren sein körperliches Leiden; er starb an der Gicht am 17. Sept. 1791 und ward am folgenden Tage, seinem Geburtstage, in der Pfarrkirche San Juan beerdigt.

Iriarte's Wirksamkeit fällt in die Zeit des literarischen Kampfes zwischen Gallicisten und Nationalen, der nicht ohne große Einseitigkeit von beiden Parteien geführt wurde. Während Vicente Garcia de la Huerta als Vorfechter, ja als alleiniger Kämpfer der nationalen Poesie angesehen werden kann, bildeten fast alle einigermaßen namhafte Dichter des damaligen Spaniens gegen ihn eine geschlossene Schar, die zwar unter sich oft in Fehde, doch zusammenhielt, wo es darauf ankam, die Mustergültigkeit des seit der Thronbesteigung der Bourbons in Spanien eingeführten französischen Geschmacks zu vertheidigen, in dessen Nachahmung befangen die wieder erwachende spanische Literatur sich mit Geringschätzung von den Meisterwerken der großen alten Dichter abwendete, da dieselben nicht den Zuschnitt der französischen Regelmäßigkeit haben. Wenn wir gleich einigermaßen verlegen sind, wem unter den Gallicisten wir die traurige Ehre des Principats zuerkennen sollen, so dürfte doch Iriarte unstreitig als einer der bedeutendsten Streiter unter diesem Banner anzusehen und damit seiner Muse schon so ziemlich ihr Urtheil gesprochen sein. Der treffliche, wenngleich selbst vom gallischen Joche noch immer nicht ganz freie Quintana äußert sich (Parnaso Español p. 413—415) folgendermaßen über Iriarte:

3) Er starb schon am 7. März 1774, ebenso drei andere Söhne Karl's IV., die vor Ferdinand VII. geboren wurden. 4) Er verfaßte auch die Inschrift über dem großen Gebäude in der Alcalástraße zu Madrid, welches die Regierung für die Akademie der Künste und das naturhistorische Cabinet ankaufte. Sie lautet: Carolus III. Rex Naturam et Artem sub uno tecto in publicam utilitatem consociavit Anno MDCCLXXIV. (Ponz, Viage de España. T. V. [2. Aufl.] S. 258.)

Tomas de Iriarte, der einen nur allzu lebhaften, sowol activen, als passiven Antheil an jenen Kämpfen hatte, nahm damals in unserer Literatur einen sehr ausgezeichneten Platz ein, welchen er großentheils seinen Talenten, jedoch auch solchen Umständen verdankte, die nicht rein literarischer Natur waren. Alles, was ein wohl entwickelter Verstand, eine ausgesuchte Gelehrsamkeit, eine durch den feinsten Umgang der Hauptstadt ausgebildete Naturanlage einem lebhaften und aufgeweckten Geiste verleihen konnten an Regelmäßigkeit, richtigem Urtheil, Glätte und Eleganz: alles das legte Iriarte in seinen Werken nieder, die gleich nach ihrem Erscheinen die Aufmerksamkeit des Publicums ganz besonders erregten und ihm einen bedeutenden Namen verschafften. Aber wenn diese Eigenschaften ihn befähigten, sich mit Glück in den mittlern und ruhigen Dichtungsarten zu versuchen, so waren sie doch nicht hinreichend in denjenigen, welche viel Erhabenheit des Gemüths, einen kühnen Flug der Phantasie, Lebhaftigkeit im Ausdruck der Gefühle, Pracht und Stärke der Farben, Mannichfaltigkeit und Biegsamkeit der Töne erheischen. Diese Hilfsmittel des wahren und großen Dichters gingen dem Iriarte gänzlich ab. Während er oft poetisch ist in seinen Fabeln, mitunter auch in seinen Episteln, Epigrammen und leichten Dichtungen, ist er es nie in seinem Gedichte Die Musik, das eher eine Abhandlung als ein Gedicht genannt werden könnte; er ist es nie in seinen ländlichen Beschreibungen, wo ihm Einfachheit und gefällige Anmuth fehlen; es ist es nicht in seinem Guzman, einer verunglückten Nachahmung eines Vorbildes, welches das einzige Werk seiner Art sein sollte; er ist es am wenigsten endlich in seiner Übersetzung der Äneide, von der man sagen kann, daß er ihren Inhalt vollkommen, ihre Poesie gar nicht begriffen habe. Verwirrt, matt, kalt und farblos, und was bei einem Musiker doppelt auffällt, ohne Gefühl für Rhythmus und Harmonie, versteht er, selbst wo seine Verse geglättet und elegant sind, nicht die Kunst zu malen, zu rühren, zu interessiren; und so können seine Schriften als Beispiel und Strafe dienen, um zu beweisen, wie viel ein Autor verliert, wenn er sich bemüht Pfade zu betreten, auf welche seine natürliche Anlage ihn nicht führt und wofür seine Kräfte nicht ausreichen.

Wundern muß man sich übrigens, daß ein Mann, dem Neigung und Übung ein feines musikalisches Gehör hätten verleihen sollen, sein Gedicht über die Musik mit einem Verse beginnt, dem die Cadenz und Accentuation eines solchen fehlt, und daß er ihn nie verbessern wollte, so leicht es auch war. Denn man mag die Wörter, aus denen er besteht, stellen, wie sie nur immer einen Sinn geben, immer entsteht aus ihnen ein wohlgebauter Vers, ausgenommen grade in der Zusammenstellung, welche Iriarte wählte, er schrieb nämlich: las maravillas de aquel arte canto (ich singe die Wunder jener Kunst), was keinen guten Vers gibt, während ein solcher auf folgende drei Arten gewonnen würde: 1) Canto las maravillas de aquel arte; 2) Canto del arte aquel las maravillas; 3) Del arte aquel las maravillas canto. — Man erzählte damals, daß Huerta, eben erst wieder mit Iriarte ausgesöhnt und zu einer Vorlesung des Gedichtes eingeladen, nach Anhörung des ersten Verses, verwundert über dessen Dissonanz, ihn sich zweimal wiederholen ließ und dann fragte, ob nicht ein Fehler darin sei, und da der Verfasser die Nothwendigkeit einer Verbesserung nicht zugeben wollte, sich von seinem Sitz erhob und die Versammlung verließ, ohne daß weder Bitten, noch die dem Wirthe und der Gesellschaft schuldige Achtung, noch irgend eine Rücksicht ihn zum Bleiben und Zuhören bewegen konnten.

Schon Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit 3. Bd. S. 598 — 600) macht auf die mannichfachen Mängel dieses Gedichtes aufmerksam, von dem er sagt, daß es, mit allen seinen Vorzügen gewisser Art, den wahren Charakter eines Lehrgedichts ebenso merklich verfehle, wie die frühern Versuche der Spanier in dieser Gattung. „Es ist," fährt Bouterwek fort, „mit vielem Verstande entworfen, mit der nöthigen Eleganz der Sprache ausgeführt und hat mehre nicht unpoetische Stellen. Aber die systematische Form ist nicht durch eine poetische Composition versteckt, und anstatt für die Wahrheiten, die gelehrt werden sollen, poetisch zu interessiren und den Unterricht selbst in Darstellung zu verwandeln, behandelt es den didaktischen Vortrag als Hauptsache und die poetische Darstellung nur als Schmuck; und so besteht es zu drei Viertheilen nur aus elegant versificirter Prosa."

Auch Iriarte's Fabeln, wenn sie gleich bei ihrem Erscheinen freudig begrüßt wurden, können sich dennoch nicht messen mit denen seines Mitbewerbers Samaniego[5]) (man sehe diesen Artikel). Freilich verwendete Lehrer auf seine moralischen Fabeln nicht soviel Sorgfalt, nicht soviel Feile in der Ausführung, noch ein gleiches Talent der Erfindung und Faßlichkeit, wie das, welches sich in Iriarte's Fabeln zeigt; Samaniego verfährt mit mehr Sorglosigkeit, zuweilen selbst mit Vernachlässigung und Schmucklosigkeit, aber mit weit mehr Grazie, weit mehr Poesie des Styls, wenn der Gegenstand es verlangt, endlich mit weit mehr Kraft und Biegsamkeit. Iriarte erzählt gut, aber Saminiego malt; jener ist geistreich und gewandt, dieser lieblich und natürlich; die Witze und Idiotismen in den Werken Beider sind treffend und richtig, aber während Iriarte sie sucht, findet Samaniego sie, ohne zu suchen.

Bouterwek (S. 595 — 598), der Samaniego's Fabeln nicht kannte, urtheilt deshalb verhältnißmäßig zu günstig über die von Iriarte. Seine Worte mögen hier einen Platz finden: „Der Gedanke war neu, literarische Wahrheiten, deren mehre doch auch als moralische angesehen werden können, zum Thema Äsopischer Fabeln zu wählen und diese Fabeln in allen Arten von Sylbenmaßen

5) Sie erschienen zuerst in zwei Bänden. (Valencia 1781 und Madrid 1784.) Zwischen dem Erscheinen der beiden Theile hatte Iriarte seine Fabeln herausgegeben, und da er mit Samaniego sich entzweite, so schrieb dieser, der ihn früher als Muster aufgestellt, jetzt anonym gegen ihn Observaciones sobre las fábulas literarias und andere Schriftchen, nachmals auch eine Parodie von Iriarte's Guzman. (*Quintana*, Parnaso Español. p. 467.)

zu versificiren, die nur einigermaßen dazu passen wollten. Es gab bis dahin noch überhaupt keinen classischen Fabeldichter in der spanischen Literatur. Iriarte's Fabeln empfehlen sich nicht nur durch ihre classische Sprache und durch die vortreffliche Versification; sie haben auch einen eigenen Reiz des Styls, der leicht für eine glückliche Nachahmung der Manier des Jean Lafontaine angesehen werden kann, im Grunde aber doch andern Ursprungs ist. Iriarte empfand, wie Lafontaine, die zarte Harmonie des Wesens der Fabel und eines geistreichen Kinderstyls, der mit anmuthiger Tändelei die Wahrheit, die in der Fabel anschaulich dargestellt werden soll, ohne allen Schein der didaktischen Bedächtigkeit, spielend herbeiführt. Die ästhetischen Elemente dieses Styls brauchte Iriarte nicht bei einem Ausländer zu suchen. Er durfte nur die gediegene Naivetät mehrer alten Romanzen und spanischen Lieder mit dem wahren Geiste der Äsopischen Fabel vereinigen, und seine Erzählungsart mußte den Ton annehmen, durch den sie der Manier des Lafontaine begegnet. Deswegen behaupten auch unter diesen 67 literarischen Fabeln des Iriarte diejenigen den Vorzug der naiven Darstellung, die in Redondilien und andern spanischen National-Sylbenmaßen versifizirt sind. Der didaktische Werth einiger ist nicht außerordentlich. Aber wo auch der Gedanke oder die sogenannte Moral dieser Fabeln kein besonderes Interesse hat, wird man durch die Darstellung befriedigt. Ob Iriarte alle diese Fabeln ganz erfunden, kann wenigstens nur durch mühsame Nachforschung entschieden werden. Eine derselben stimmt, was die Lehre oder Moral betrifft, ganz mit der Gellert'schen Fabel vom Maler in Athen überein[6]). Daraus darf man aber noch nicht folgern, daß sie von Gellert entlehnt sei[7])".

Am wenigsten Werth haben wohl Iriarte's dramatische Arbeiten; ihr Hauptverdienst möchte die Beobachtung der drei Einheiten sein. Sie sind jetzt fast vergessen, und Ochoa hat daher mit Recht in seinem Tesoro del Teatro Español 5 Bände (Paris) keins von Iriarte's Stücken aufgenommen. In der Vorrede der spanischen Akademie zu den Comedias de Moratin äußert sich dieselbe (p. XIV.) über die beste derselben auf folgende Weise: „Nicht ohne viele Schwierigkeit gelang es dem Iriarte, im Jahre 1788 sein Lustspiel el Señorito mimado auf die Bühne zu bringen. Es wurde von der Gesellschaft Martinez sehr gut aufgeführt und erwarb sich den Beifall des Publicums wegen seines moralischen Gegenstandes, seines Plans, seiner Charaktere und der Leichtigkeit und Reinheit seiner Versification und seines Styls. Vielleicht verdient es den Tadel derer, welche Mangel an dramatischer Bewegung, an Leichtigkeit und komischer Heiterkeit darin finden wollten. Aber leicht verzieh man diese Fehler wegen der vielen Vorzüge, die es zum Darstellen und Lesen gleich sehr geeignet machten. Soll man das erste Original-Lustspiel der spanischen Bühne anführen, welches die wesentlichsten Regeln der Philosophie und gesunden Kritik erfüllte, so ist es dieses."

Nach diesem Allen wird man zu dem Ergebniß gelangen, daß Iriarte zwar die Sprache mit Fertigkeit handhabte und eine fließende, leichte Prosa schrieb, daß er aber in der Gallomanie befangen, sich nie zum eigentlichen Dichter erhob, und, wo er es zu sein glaubte, doch nur gefällig versificirte Prosa zu Tage förderte. Die poetische Armuth seiner Zeit gab ihm einen Platz unter den Dichtern Spaniens; er hat negativ, durch Bekämpfung mancher Fehler, vielleicht mehr für die Poesie gewirkt, als positiv, durch eigene Leistungen. (Quellen: Quintana Parnaso Español p. 413—415 und die darin von Martin Fernandez Navarrete mitgetheilten biographischen Notizen S. 457 und 458. — *Coleman MacGregor* p. 135. 136. — Bouterwek, S. 595—600. — Huber's spanisches Lesebuch S. 688 und 689. — Comedias de Moratin Prólogo p. XIII, XIV und XXVII. Verschiedene hie und da zerstreute Notizen.) (*J. D. Steinmetz.*)

5) Ignacio de Iriarte (Maler), s. Irate.

IRIARTEA. So nannten die Verfasser der Flora von Peru zu Ehren ihres Gönners, des Rathes von Indien, Don Bernardo Iriarte, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 13. Linné'schen Classe (oder aus der ersten Ordnung der 23. Classe) und aus der Gruppe der Arecinen der natürlichen Familie der Palmen. Char. Die Blüthen polygamisch, monöcisch; der Blüthenkolben sehr ästig, mit mehren dachziegelförmig über einander liegenden Scheiden; Kelch und Corolle dreiblätterig, die letztere größer als der erstere; drei Griffel; die Steinfrucht einsamig; der Eiweißkörper gleichförmig; der Embryo fast genau an der Basis. Ruiz und Pavon (Prodr. fl. peruv. t. 32) fanden nur eine Art dieser Gattung, Ir. deltoidea, in den Wäldern von Peru. Eine zweite Art, Ir. Andicola *Spreng.* (Syst. veg. II. p. 623, Ceroxylon Andicola *Humb.* et *Bonpl.* pl. équin. I. p. 2. t. 1 u. 2), eine der beiden Palmen, welche Wachs liefern (s. d. Art. Palmae) entdeckten Humboldt und Bonpland auf dem tropischen südamerikanischen Hochgebirge. Endlich fügte noch Martius (Palm. bras. t. 33—37) drei neue Arten, Ir. ventricosa, exorrhiza und setigera aus Brasilien hinzu. (*A. Sprengel.*)

Iribu, Urubu, s. unt. Vultur.

IRICO (Giovanni Andrea), ein gelehrter Italiener des vorigen Jahrhunderts, wurde am 6. Juni 1704 zu Trino bei Vercelli geboren und erhielt im älterlichen Hause eine gute Erziehung. Später widmete er sich zu Casale der Theologie unter der Aufsicht seines Oheims Irico, der Generalvicar des dortigen Bischofs war, und bildete sich auf dessen Kosten auf der Universität Turin weiter aus. Sein Fleiß und seine Fähigkeiten fanden bald Anerkennung und er erhielt sogleich nach Beendigung seiner Studien eine Pfründe in dem Flecken Livorno bei Crescentino. In dieser einsamen Gegend befaßte er sich ausschließend

6) El oso, la mona y el cerdo. — Die Fabel los huevos hat viel Ähnlichkeit mit Gellert's Geschichte vom Hute. 7) Daß Iriarte's Fabeln auch in Teutschland Beifall fanden, beweist eine von Bertuch besorgte Übersetzung (Leipzig 1788); daß aber eine derselben sogar in ein teutsches Lesebuch (Sammlung von Denksprüchen, Liedern, Fabeln für Kinder von 5 bis 10 Jahren. [Leipzig 1827. Reclam.]) aufgenommen worden, dürfte schwerlich Billigung verdienen. (Der Esel, ein Flötenspieler. S. 295.)

mit historischen und theologischen Studien, bis er nach Mailand gezogen und dort vom Grafen von Archinto zum Aufseher seiner Bibliothek gemacht wurde (1748). Noch im nämlichen Jahre erhielt er seine Ernennung zum Präfecten der Ambrosischen Bibliothek, welche Stelle er bis zum J. 1764 bekleidete, in welchem er aus Liebe zu seinem Vaterlande den Ruf als Propst und Pfarrer an der Kirche zu Trino annahm. Hier hatte er in seinem Alter mit manchem Verdrusse zu kämpfen und wurde immer mehr von seinen literarischen Arbeiten abgezogen. Er starb am 2. März 1782. Seine vorzüglichsten Werke sind folgende: Rerum patriae libri tres ab anno urbis aeternae CLIV ad annum Chr. MDCLXXII (Mediolani 1745. 1b. 1747. 1b. 1762. F.), eine mit großer Gründlichkeit gearbeitete Geschichte der Stadt Trino; De S. Evasio, Astensium primo episcopo et martyre (Mediolani 1748. 4.). Vita dei SS. Martiri Vitale ed Agricola (Milano 1759). Memorie degli atti e translazione di S. Cajo, papa e martire (Casale 1768). Codex Evangeliorum S. Eusebii manu exaratus, ex autographo nunc primum in lucem proditus (Mediolani 1748. 2 Voll. 4.) und Specchio della dama cristiana (Turino 1819. 12.), ein aus den Kirchenvätern gezogenes Erbauungsbuch für Damen, welches De Gregory aus der Handschrift des Verfassers herausgab. Ferner sind noch zu nennen: Dialoghi tre sopra la descrizione di Milano del Latuada (Milano 1738), welche unter dem angenommen Namen Idrenio Anacaringio erschienen, zwei Briefe (Epistola ad Philippum Argellatum institutum edendi historiam urbis Tridinensis exponens, Epistola ad Comitem A. Simonetta de veteri argenteo sigillo Mediolani reperto), welche man in den Acta Eruditorum (Jun. 1740) abgedruckt findet, Dissertazione sul fine primario del matrimonio (Mediolani 1751), Controreplica al signor Coute Rubini sul fine primario de matrimonio (Milano 1753), Oratio habita in laudem Dominici Leonardi (Milano 1751) und Fragmenti antiqui lapidis Romae effossi explicatio (s. l. et a.). Mit Ph. Argellati gab er die Bibliotheca scriptorum mediolanensium (Mediolani 1745. 2 Voll. F.) heraus *). (*Ph. H. Külb.*)

Irid und die mit Irid componirten Artikel s. unt. Iridium und dessen Composita.

IRIDANKISTRON, s. Iriankistron, s. Ireankistron (von ἶρις, die Regenbogenhaut und ἄγκιστρον, der Haken), bezeichnet ein von Schlagintweit zur künstlichen Bildung einer Pupille durch Ablösen der Iris vom Ciliarbande angegebenes, mit einem Spitzendecker versehenes, hakenförmiges Instrument. Ähnliche hakenförmige Instrumente haben Andere, wie Langenbeck und Gräfe, **Koreoncion, Coreoncion, Coroncion** (von κόρη, die Pupille, und ὄγκιον, das Häkchen) genannt. Richtiger dürfte wol die Benennung Iridoncion sein. Das Wesentliche dieser Irishäkchen besteht darin, daß die Hakenspitze durch einen Schieber gedeckt werden kann, um das einmal Gefaßte sicherer festhalten und hervorziehen zu können. Die Differenzen derartiger Instrumente liegen darin, ob der Spitzendecker, oder das Häkchen verschiebbar ist, ob der Spitzendecker platt oder canülenartig geformt ist.

(*X. Schömann.*)

Iridaps *Commers.*, s. Artocarpus.

Iride (Mineral.), s. unt. Quarz.

IRIDEAE. So nannte Jussieu (Gen. pl. p. 57) eine monokotyledonische, zunächst mit den Amaryllideen, aber auch mit den Melanthieen, Scitamineen und Orchideen verwandte Pflanzenfamilie, welche Linné zu seinen Ensatae gerechnet hatte. Die Irideen sind meist unbehaarte Kräuter, welche vermittels ihrer Knollen, Zwiebelknollen oder Wurzeln ausdauern, selten Halbsträucher. Ihre Blätter (entweder blos Wurzelblätter oder auch abwechselnde, zweizeilige Stengelblätter) sind einfach, ungetheilt, ganzrandig, schwert- oder linienförmig, nervig-gestreift, an der Basis reitend, meist scheidenartig. Die Zwitterblüthen stehen am Ende des Stengels oder Schaftes in Ähren, Doldentrauben oder Rispen, selten einzeln und sind mit einer zweiblätterigen, blattartigen gemeinschaftlichen Hülle oder Scheide und jede Blume mit zwei nahe beisammenstehenden, meist trockenhäutigen Stützblättchen oder besonderen Scheiden versehen. Die Blüthendecke (Perianthium od. Perigonium) steht über dem Fruchtknoten und ist corollinisch, meist groß und schön gefärbt, sechsspaltig, regelmäßig oder unregelmäßig, hinfällig: die drei inneren mit den drei äußeren abwechselnden Abschnitte sind diesen oft unähnlich, kleiner oder fast ganz schwindend. Drei Staubfäden sind an der Basis der äußeren Blumenabschnitte eingefügt: die Antheren gipfelständig, mit ihrer Basis angeheftet, zweifächerig, mit parallel neben einander liegenden Fächern, welche sich in einer Längsspalte nach Außen öffnen. Der Fruchtknoten ist dreifächerig: die mit vielen Eierchen bedeckten Mutterkuchen stehen in der Axe; drei mehr oder weniger zusammengewachsene Griffel mit ebenso vielen, meist freien, zuweilen breiten oder corollenblattartigen, selten zweilippigen oder an der Spitze gespaltenen Narben. Die Fruchtkapsel dreifächerig, dreiklappig: die Klappen längs der Mitte die Scheidewände tragend; die nervenförmigen Mutterkuchen auf dem Rande des mittleren Winkels der Scheidewände angewachsen, zuweilen zu einer Säule, welche sich später von den Scheidewänden löst, vereinigt, vielsamig; die Samen in jedem Fache in zwei Reihen, mit doppelter oder dreifacher Hülle, von denen die äußerste, dünne oder papierartige bisweilen mit einem Flügelfortsatze versehen ist; der Eiweißkörper ist hornartig oder dichtfleischig, der Embryo eingeschlossen, in der Axe oder excentrisch, gerade oder wenig gekrümmt.

Die Irideen finden sich in den wärmeren Gegenden der gemäßigten Zonen beider Hemisphären, besonders zahlreich auf der Südspitze von Afrika. Sie sind geschätzte und leicht zu cultivirende Zierpflanzen. Ihre Wurzelknollen enthalten neben einer großen Menge Stärkemehl und Schleim einen scharfen talgartigen Stoff und ätherisches Öl. Je nachdem der eine oder andere dieser Bestandtheile mehr hervortritt, werden sie theils als Nahrungsmittel, theils als schleimige, lindernde oder reizende Heilmittel benutzt.

*) Biographie universelle. Tom. LXVII. p. 554—556.

Die Blumenblätter mehrer Irisarten geben eine Malerfarbe und die Narben des Safrans (s. Crocus sativus), welche einen eigenthümlichen Farbestoff (Polychroit oder Crocin) und ein scharfes ätherisches Öl enthalten, sind sowol zum Färben, als auch als reizendes Gewürz im Gebrauche.

Endlicher (Enchir. p. 98) rechnet 32 Gattungen zu dieser Familie: Sisyrinchium *L.*, Libertia *Spreng.*, Cipura *Aublet* (Marica *Schreber*), Vieusseuxia *Laroche*, Moraea *L.*, Diplarrhena *Labillardière*, Iris *L.*, Herbertia *Sweet*, Cypella *Hooker*, Hydrotaenia *Lindley*, Tigridia *Jussieu*, Rigidella *Lindley*, Ferraria *L.*, Pardanthus *Ker*, Aristea *Solander*, Witsenia *Thunberg*, Patersonia *R. Brown*, Galaxia *Thunb.*, Ovieda *Spr.*, Anomatheca *Ker*, Babiana *Ker*, Gladiolus *Tournefort*, Watsonia *Miller*, Sparaxis *Ker*, Montbretia *Candolle* (Tritonia *Ker*, Waitzia *Reichenbach*), Ixia *L.*, Diasia *Cand.*, Hesperantha *Ker*, Geissorrhiza *Ker*, Trichonema *Ker*. Crocus *L.* und als Anhang Tecophilaea *Bertero* (Pöppigia *Kunze*).

(*A. Sprengel.*)

IRIDECTOME DIALYSIS, eine besondere Operationsmethode zur künstlichen Bildung einer Pupille, wobei nicht nur die Regenbogenhaut vom Ciliarbande abgezogen und in die vorgängig gemachte Hornhautwunde eingeklemmt, sondern auch ein Stück von derselben mit der Scheere abgeschnitten wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDECTOMIA bezeichnet diejenige Methode, eine künstliche Pupille zu bilden, wobei ein Stück aus der Regenbogenhaut herausgeschnitten wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDENCLEISIS, gleichfalls eine besondere Methode der Pupillenbildung, welche sich von anderen dadurch unterscheidet, daß man das mit dem Häkchen abgelöste Stück Regenbogenhaut in die kleine Hornhautwunde einzuklemmen und dadurch das umgebildete Seheloch offen zu erhalten sucht; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDEREMIA (zusammengesetzt aus ἴρις und ἔρημος, wüste, leer), bezeichnet den Mangel, das Fehlen der Regenbogenhaut. Obgleich Einige geneigt sind, unter den Begriff von Irideremia auch solche erworbene Fehler der Iris zu zählen, wobei eine beträchtliche Erweiterung der Pupille stattfindet und wo von der Iris nur ein schmaler Streif am großen Ringe derselben sichtbar ist, z. B. bei Mydriasis und nach Verletzungen der Regenbogenhaut; so ist dies doch einer klaren Distinction der Begriffe dieser wesentlich verschiedenen Zustände, worauf doch Alles ankommt, gradezu entgegen und darum verwerflich. Man hat vielmehr unter Irideremia den gänzlichen Mangel oder das Fehlen der Regenbogenhaut, als Fehler der fötalen Entwickelung, zu verstehen. In den früheren fötalen Entwickelungsperioden des Auges fehlt regelmäßig die Iris, erst nachdem der Chorioidealspalt verwachsen ist, erscheint sie als ein schmaler dunkler Streifen am obern Abschnitte, der allmälig breiter werdend, und dies immer von Oben her, sich nach Unten auch vereinigt und einen Ring bildet. Wenn nun diese Entwickelung der Iris nicht stattfindet, so entsteht daraus das in Rede stehende Leiden, der angeborene Mangel der Iris. An einem solchen Auge nimmt man keine Blendung oder Regenbogenhaut wahr, der Grund des Auges erscheint braunschwarz, grauschwarz, mattglänzend, selten röthlich, in einiger Entfernung gewahrt man aber ein rothes Leuchten des sich bewegenden Auges, gleich dem eines Rubines, namentlich wenn starkes Licht ins Auge fällt. Dieser röthliche Schein rührt wahrscheinlich von gleichzeitiger schwacher Pigmentabsonderung, nicht aber von zu starkem Lichtreflexe her, da einestheils die Chorioidea und Retina nicht wie Spiegel wirken, und anderntheils in vielen Fällen von Irideremia dieses rubinähnliche Leuchten nicht beobachtet worden ist. Genauere anatomische Untersuchungen solcher Augen fehlen zur Zeit noch. Gewöhnlich werden die an Iris Mangel leidenden Augen zum größten Theile vom obern Augenlide bedeckt und beständig hin und her bewegt, um dem allzu starken Lichtreize möglichst auszuweichen. Mehrentheils sehen solche Kranke in der Dämmerung besser, kleine Gegenstände vermögen sie nicht wohl zu unterscheiden, ebenso wenig Farbennuancen und Gegenstände in einiger Entfernung, wahrscheinlich weil zu viel Lichtstrahlen in zu mannichfacher Richtung ins Auge fallen, deren Brechungen sich kreuzen und daher die Lichtbilder in einander fließen lassen. Größere Lichtscheu oder Blendung an Iris Mangel Leidender wird wol durch das fortwährende Hin- und Herrollen der Augen und allmälige Gewöhnung herbeigeführt. Häufig bildet sich grauer Staar aus. Eine Heilung dieses Übels gehört zur Zeit unter die frommen Wünsche. Indessen versuchte Lusardi durch Brillen mit converen Gläsern, deren Seitentheile mit Schalen von Schildpatt so belegt waren, daß nur im Mittelpunkte der Gläser eine Öffnung von der Größe der gewöhnlichen Pupille unbedeckt blieb, nicht ohne Nutzen, angeblich einer Kranken Hilfe zu verschaffen, was Nachahmung verdient. Überhaupt sind Anstrengungen der Augen, die Einwirkung greller Lichtstrahlen u. s. w. zu vermeiden, das Tragen von Lichtschirmen und farbigen, besonders blauen Brillengläsern zu empfehlen. (*X. Schömann.*)

Iridgold, s. Iridiumgold.

IRIDINA. Lamarck trennt von Anodonta eine Art, welche ein der ganzen Länge nach gekörntes Schloß besitzt und an den Flüssen tropischer Gegenden vorkommt unter der Benennung Iridina exotica. (*Germar.*)

IRIDIUM. I. Mineralogie. Im losen Sande Südamerika's und in neuerer Zeit in demselben Sande am Abhange des Ural und im birmanischen Reiche fand man Platin. Bei der chemischen Untersuchung solcher metallischen Körner stellte sich aber bald heraus, daß man es hier noch mit andern Stoffen als Platina zu thun habe; und so entdeckte man als eigenthümliche Metalle das Palladium, Rhodium, Osmium und Iridium. Das letztgenannte Metall wurde zuerst von Tennant rein und isolirt dargestellt; es hat eine weiße, etwas ins Graue fallende Farbe; ist in allen Säuren unlöslich, selbst im Sauerstoffgebläse unschmelzbar; Härte = 7; specifisches Gewicht = 18,6; spröde; oxydirt und dann in Säuern

aufgelöst, theilt es der Schwefelsäure und Salpetersäure eine violette, der Salzsäure bald eine grüne, bald blaue, bald rothe Farbe mit. Dieser auffallende Farbenwechsel bewog Tennant dem von ihm entdeckten Metalle den Namen „Iridium" beizulegen. Man glaubte das Iridium bisher nur mit Platina verbunden; doch haben wir in der neuesten Zeit auch eigene Iridverbindungen kennen gelernt. Alle sind Körner oder Plättchen (selten Krystalle), welche mit Platinkörnern zusammen vorkommen, diesen und unter sich ähnlich und nur durch feinere Unterschiede von einander getrennt. Solcher Verbindungen kennen wir bis jetzt fünf.

1) Gediegen Iridium (im engern Sinne des Wortes); zwei Verbindungen mit Platin und zwei mit Osmium. Gediegen Iridium besteht nach den von Breithaupt und Lampadius gemeinschaftlich angestellten Versuchen fast nur aus Iridium und zeigt nur noch eine Spur von Osmium. Es erscheint in kleinen structurlosen Körnern, die sich durch eine rein silberweiße Farbe und durch Vertiefungen auf der Oberfläche vor den übrigen auszeichnen. Das specifische Gewicht wird = 24,94 angegeben, das höchste, welches überhaupt vorkommt. Die Härte = 6,5. Nur von Nischney Tagilsk bekannt.

2) Platiniridium enthält nächst dem vorigen das meiste Iridium, nämlich 76,81; 19,64 Platin, außerdem noch Palladium und Kupfer. Es erscheint in kleinen Krystallen des tesseralen Systems und zwar in Octaedern mit Würfelflächen. Es zeigt, wenn schon nicht deutlich, drei Durchgänge, parallel den Flächen des Würfels. Das specifische Gewicht = 22,8. Härte 6,5. Die Farbe ist zwar weiß, fällt aber etwas ins Gelbe. Man hat es bei Newiansk am Ural und in Ava im birmanischen Reiche gefunden.

3) Iridplatin ist nach Svanberg aus 27 Iridium, 55 Platin, außerdem noch aus Rhodium, Palladium, Eisen und Kupfer zusammengesetzt. Es zeichnet sich vor den übrigen Iridverbindungen durch sein niedriges specifisches Gewicht = 16,94 aus; auch sollen die Körner desselben stets mehr rund sein. Die übrigen Eigenschaften aufzufinden, ist bis jetzt unterlassen worden. Kam nur in Brasilien vor.

4) Osmiridium enthält beinahe ebenso viel Iridium als Osmium, nämlich 46 Irid., 49 Osm., außerdem noch Rhodium. Vor dem Löthrohre schmilzt es nicht und verbreitet auch keinen Osmiumgeruch. Die Farbe ist ziemlich zinnweiß; das specifische Gewicht, welches man an Stücken von verschiedenen Fundorten abnahm, variirt von 16,5 — 19,4; an Härte übertrifft es alle übrigen Iriderze, da es das Glas ritzt. Es erscheint in kleinen Körnern, krystallinischen Blättchen, auch Diheraedern, deren Endkantenwinkel 127°, der Grundkantenwinkel 124° beträgt. Ein Durchgang parallel der Endfläche des Prismas deutlich. Man findet es am Ural und zu Minas Geraes in Brasilien.

5) Iridosmium erscheint in heragonalen Tafeln oder sehr plattgedrückten Körnern mit einem deutlichen Blätterdurchgange. Es zeichnet sich besonders durch seine bleigraue Farbe aus. Dabei glänzt es weniger stark, als das Osmiridium und ist auch weicher als dasselbe. Härte = 7; specifisches Gewicht = 21,1. Es enthält nach Berzelius 25 Iridium, 75 Osmium. Vor dem Löthrohre schmilzt es nicht, verbreitet aber den eigenthümlichen durchdringenden Geruch nach Osmium. Es kommt sparsam bei Nischney Tagilsk und Katharinenburg vor.

(Dr. *Rost.*)

II. Chemie. Das zuerst von Descotiles 1803, bald auch von Fourcroy und Vauquelin wahrgenommene, etwas später aber von Tennant mit völliger Gewißheit als ein selbständiger, einfacher Körper erkannte und von Letzterem mit dem Namen Iridium (von Iris), wegen des Farbenwechsels seiner Auflösung, belegte Metall (N. allgem. Journ. der Chemie. I. 462. II. 73. III. 262. v. 166), kommt theils als untergeordneter Bestandtheil des Platinerzes, theils als wesentlicher Bestandtheil einiger seltenen gediegenen Erze (s. Iridiumerze) vor. Das Columbische Platinerz enthält bis zu 1,46 Proc., das Ural'sche 2,35 bis 4,97 Proc. Iridium.

Die Darstellung des Iridiums im isolirten Zustande ist mit Schwierigkeiten verknüpft und mit der des Osmiums genau verbunden, weil am häufigsten beide Metalle einander begleiten; man benutzt gewöhnlich den Rückstand vom Auflösen des Platinerzes in Königswasser, welches hauptsächlich eine Verbindung beider Metalle enthält, oder das Iridosmiumerz; denn das platinhaltige Iridiumerz ist selten. Man zerreibt die Legirung in einem Stahlmörser so fein als möglich, und zieht das etwa beigemengte, vom Mörser herrührende Eisen mit Salpetersäure aus; man mengt das feine Pulver mit geschmolzenem Salpeter zu gleichen Theilen und erhitzt das Gemenge in einer Porzellanretorte, welche man mit einer Vorlage und mit einem Gasleitungsrohre versieht. Die Retorte wird allmälig bis zum Weißglühen erhitzt, und die sich hierbei entwickelnden Gasarten in wässeriges Ammoniak geleitet. Das Iridium und Osmium oxydiren sich auf Kosten der Salpetersäure des Salpeters, ein Theil der gebildeten Osmiumsäure entweicht mit dem Stickoxydgas und wird vom Ammoniak absorbirt, ein anderer Theil setzt sich in der Vorlage an, welche mit Ammoniak ausgespült wird. Die rückständige Salzmasse in der Retorte wird mit kaltem Wasser ausgezogen, der klare Auszug vom Ungelösten abgegossen, mit Salpetersäure in Überschuß versetzt und bei gut verklebten Fugen und kalt gehaltener Vorlage die Hälfte abdestillirt; das Übergegangene ist Osmiumsäure, die durch die Salpetersäure aus dem osmiumsauren Kali frei gemacht worden ist. Der vom Wasser ungelöste Rückstand wird nochmals mit Salpeter geglüht, mit Wasser ausgezogen u. s. w. Was in den Retorten an Flüssigkeit zurückgeblieben, wird filtrirt, mit Chlorkalium vermischt, zur Trockene verdampft, die trockene Masse mit kohlensaurem Natron gemengt, in einer Retorte, wie zuvor, erhitzt, wobei abermals Osmiumsäure entweicht; der Rückstand wird dann mit Wasser ausgezogen, das zurückbleibende Iridiumoxyd in einem Filter gesammelt, ausgewaschen, getrocknet, endlich bei gelinder Hitze durch Wasserstoffgas reducirt und, um die letzten Spuren anhängenden Osmiums zu entfernen, an der Luft zur Dunkelrothglüh-

hitze gebracht, wieder reducirt und so einige Male hinter einander behandelt, bis alles Osmium ausgetrieben ist. Eine andere einfachere Methode, Osmium und Iridium zu gewinnen, hat Wöhler angegeben; sie besteht darin, daß man entweder die reine Verbindung, oder ebenso gut auch den Rückstand vor der Auflösung des Platinerzes mit einem gleichen Gewichte verknisterten Kochsalzes innig mengt und in ein Glasrohr einfüllt, welches man horizontal in einen Ofen legt und durch herumgelegte Kohlen bis zum Rothglühen erhitzt. Das eine Ende des Rohrs bringt man mit einer Flasche in Verbindung, in welcher man Chlor entwickelt, und an das andere paßt man luftdicht eine tubulirte Vorlage mit einem Entbindungsrohr an, welches man in wässeriges Ammoniak taucht. Das Chlor läßt man allmälig sich entwickeln. Es wird Anfangs vollständig absorbirt, und wenn es anfängt, sich aus dem Entbindungsrohre zu entwickeln, ist die Operation als vollendet anzusehen. Hierbei ist der größte Theil der Verbindung in Chlormetalle, das Chlorosmium aber durch den Sauerstoff des das Chlorgas begleitenden Wassers in Osmiumsäure verwandelt worden, welche in der Vorlage sich condensirt. Das Rohr wird zerschlagen und der Gehalt mit Wasser behandelt, welches eine Verbindung von Chlornatrium mit Iridiumchlorid, nebst etwas Eisenchlorid und Osmiumsäure auszieht. Indem man die Auflösung in eine Vorlage mit wässerigem Ammoniak zur Hälfte abdestillirt, kann die Osmiumsäure größtentheils entfernt werden. Man versetzt die rückständige Auflösung hierauf mit einem Überschuß von kohlensaurem Natron, dampft das Gemisch bis zur Trockene ab, glüht die eingetrocknete Masse in einem Tiegel und wäscht den Rückstand mit Wasser aus. Das Ungelöste besteht aus Iridiumoxydnatron mit Eisenoxyd verunreinigt. Es wird mittels Wasserstoffgases, welches man über die in einem Glasrohre erhitzte Masse streichen läßt, reducirt, daraus das Natron mittels Wasser und das Eisenoxyd durch Salzsäure ausgezogen (Poggend. Ann. XXXI, 161. XXXII, 232. XXXIV, 377).

Das durch Wasserstoffgas reducirte Iridium ist grau, dem Platinschwamm ähnlich; wird es zwischen Fließpapier zuerst gelinde, dann unter einer starken Schraubenpresse gepreßt und endlich in einem Gebläseofen bis zum Weißglühen erhitzt, so erhält man es in einer zusammenhängenden Masse, welche sich poliren läßt und ein specifisches Gewicht = 15,7 besitzt. Vor einem starken Knallgasgebläse kann es zu kleinen silberglänzenden Kugeln geschmolzen werden, welche, wie das Silber, während des Schmelzens Luft absorbiren, beim Erkalten aber wiederum abgeben, sodaß die erkaltete Kugel porös ist (Poggend. Ann. XLI, 207). Es ist nicht dehnbar, zerspringt leicht unter dem Hammer und zeigt auf der Bruchfläche ein krystallinisches Gefüge. Durch Digestion von Iridiumsesquioxydul mit Ameisensäure, so lange als sich noch Kohlensäure entwickelt, oder auch durch Aussetzen einer alkoholigen, schwefelsauren Iridiumoxydlösung am Sonnenlichte, erhält man das Iridium in fein zertheiltem Zustande als schwarzes Pulver, dem Lampenruß ähnlich. Es condensirt Gasarten und bewirkt in ausgezeichnetem Grade die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, daher es auch von Döbereiner anstatt des Platinschwammes bei der Construction der nach ihm benannten Zündmaschine empfohlen wird (Schw.-Seidel's N. Jahrb. der Ph. u. Ch. 1830. III, 465). Dieses Iridiumpulver ist auch in Königswasser löslich, was mit dem auf trockenem Wege reducirten Iridium nicht der Fall ist. Das schwarze Iridiumpulver, welches man durch Fällung des Iridiums aus seiner nach der Wöhler'schen Methode gewonnenen Lösung mittels metallischen Zinks erhält, wird in der Porzellanmalerei als schwarze Farbe angewandt und übertrifft in dieser Beziehung alle ähnlichen Pigmente (Poggend. Ann. XXXI, 13).

Das geglühete Iridium wird von keiner Säure, selbst nicht von Königswasser angegriffen und kann nur mit Sauerstoff oder Chlor wieder verbunden werden, wenn man zu einem erhitzten Gemeng von Iridium oder Chlornatrium Chlor leitet, oder Iridium mit Salpeter, oder einem reinen oder kohlensauren Alkali, in letzterem Falle bei Luftzutritte, glüht. Das auf nassem Wege gewonnene Iridiumpulver wird beim Glühen an der Luft, ebenso auch, aber noch vollständiger, durch Schmelzen mit saurem schwefelsaurem Kali zu Sesquioxydul oxydirt. Mittelbar kann überhaupt das Iridium in vier Verhältnissen mit Sauerstoff verbunden werden, in welchen Verbindungen auf 100 Theilen Metall sehr nahe 8,12,16 und 24 Sauerstoff enthalten sind (s. Iridiumsauerstoffverbindungen). Diesen vier Sauerstoffverbindungen entsprechen vier Iridiumchlorverbindungen (s. d.). Mit Jod und Brom hat man das Iridium noch nicht zu verbinden versucht. Ebenso ist auch noch keine Verbindung des Iridiums mit Cyan isolirt dargestellt worden, dagegen hat Booth eine Doppelverbindung aus Cyaniridium und Cyankalium kennen gelehrt (Poggend. Ann. XXXI, 161). Schwefel verbindet sich mit Iridium, wenn man ihn damit erhitzt, doch nicht vollständig mit der ganzen angewandten Menge. Fällt man Sauerstoff- oder Chlorverbindungen des Iridiums mit Schwefelwasserstoffgas, so entsprechen die Schwefelverbindungen, welche sich bilden, den zersetzten Verbindungen. Sie sind braun, und lösen sich, so lange sie noch feucht sind, in reinem Wasser und färben es gelb; auch in kaustischen, kohlensauren und geschwefelten Alkalien sind sie auflöslich. Salpetersäure löst das präcipitirte Schwefeliridium, so lange es noch feucht ist, ebenfalls ohne Rückstand auf. Die Auflösung enthält, je nach der Schwefelungsstufe des Metalls und der Menge und Concentration der Säuren, entweder schwefelsaures Iridiumoxydul und dann ist sie dunkelgrün; oder schwefelsaures Sesquioxydul, und dann ist sie braun; oder endlich schwefelsaures Oxyd, und dann ist sie orangefarben. Ist die Salpetersäure concentrirt, so schlägt sich das gebildete Salz als eine braune, nicht krystallinische Masse nieder. Vermittels kalter Salpetersäure kann man aus einem, auf nassem Wege bereiteten Gemenge von Schwefelplatin und Schwefeliridium letzteres ausziehen. Wird Iridium in gasförmigem Phosphor erhitzt, so vereinigt es sich damit, unter kaum merklicher Lichtentwickelung, zu Phosphoriridium, welches wie reines Iridium aussieht,

und an freier Luft geglüht, sich in ein Gemenge von phosphorsaurem Iridiumoxydul und metallischem Iridium. Kohlenstoffiridium bildet sich durch Cementation, wenn man ein zusammenhängendes Stück Iridium in die Weingeistflamme hält, sodaß es von allen Seiten davon umgeben ist. Man sieht auf der Oberfläche des Metalles schwarze, blumenkohlähnliche Massen entstehen, die Kohleniridium sind, welches sich durch die Vereinigung des Kohlenstoffes des Alkoholdampfes mit Iridium gebildet hat. Beim Herausnehmen aus der Flamme, verbrennt der Kohlenstoff; läßt man es aber ins Wasser fallen, so erhält man es unzersetzt. Es ist schwarz, glanzlos, abfärbend, leicht entzündlich, unter Zurücklassung von 80 Proc. metallischem Iridium. (Berzelius in Poggend. Ann. XIII, 435. 527. X. v. 208.) (*Duflos.*)

Iridiumblei. s. Iridiumlegirungen.

IRIDIUMCHLORVERBINDUNGEN. Iridium geht mit Chlor vier verschiedene Verbindungen ein, nämlich: Iridiumchlorür, Iridiumsesquichlorür, Iridiumchlorid und Iridiumsesquichlorid; sie verbinden sich mit alkalischen Chlormetallen zu, theilweise krystallisirbaren, Doppelchloriden, das Iridiumsesquichlorid ist sogar nur in solcher Verbindung bekannt. 1) Das Iridiumchlorür (**Chloretum iridosum**), in 100 Theilen 73,59 Iridium und 26,41 Chlor enthaltend, bildet sich, wenn man über poröses Iridium bei schwacher Rothglühhitze Chlorgas leitet. Es ist ein olivengrünes Pulver, welches stark abfärbt, bei starker Rothglühhitze in seine Bestandtheile zerfällt, in Wasser unlöslich ist und von Salzsäure und Königswasser nur in geringer Menge aufgenommen wird. Iridiumoxydulhydrat dagegen wird von Salzsäure in weit größerer Menge aufgelöst. Die Auflösung hat eine aus Gelb, Braun und Grün gemischte Farbe; wird sie mit Kalium-, Natrium- oder Ammoniumchlorid versetzt und dann abgedampft, so erhält man unkrystallisirbare grüngefärbte, zerfließliche Chlorsalze, deren beide Glieder gleichviel Chlor enthalten. Ätzammoniak schlägt aus diesen Auflösungen Iridiumchlorür-Ammoniak nieder. 2) Das Iridiumsesquichlorür (**Chloretum subiridosum**), aus 65 Iridium und 35 Chlor bestehend, bildet sich, wenn man Iridium mit Salpeter glüht, die Masse mit Salpetersäure übersättigt und digerirt, die unaufgelöst bleibende Masse mit Wasser auswäscht und endlich in Chlorwasserstoffsäure auflöst. Die Salpetersäure löst das Kali und eine sehr kleine Menge Iridiumoxyd auf, und die Chlorwasserstoffsäure verwandelt unter Entwickelung von Chlor das zurückbleibende Oxyd in Iridiumsesquichlorür, welches vom Wasser aufgenommen wird. Die Auflösung hat eine gelblichbraune Farbe, kann nicht krystallisirt erhalten werden, sondern trocknet beim langsamen Verdunsten zu einer schwarzen zerfließlichen Masse ein und wird in höherer Temperatur unter Entwickelung von Chlorwasserstoffsäure in ein Oxychlorür verwandelt. Das Iridiumsesquichlorür verbindet sich, wie das Chlorür, mit alkalischen Chloriden; man hat aber von diesen Verbindungen noch keine krystallisirt erhalten. Setzt man einen Überschuß von Chlorkalium zu der Auflösung des Sesquichlorürs zu, so sondert sich eine Verbindung von Chlorkalium und Iridiumchlorid aus, die Flüssigkeit färbt sich vorübergehend blau, und zuletzt bleibt eine Verbindung von Chlorkalium und Iridiumchlorür bleibt aufgelöst. 3) Das Iridiumchlorid (**Chloretum iridicum**), in 100 Theilen 58,215 Iridium und 41,785 Chlor enthaltend, entsteht, wenn man eine concentrirte Auflösung von Iridiumsesquichlorür mit Königswasser vermischt und gelinde digerirt. Man versetzt das Gemisch mit einem Überschuß von Salzsäure und läßt es in einem flachen Schälchen bei ganz gelinder Wärme verdunsten. Man erhält eine schwarze, gesprungene, durchaus unkrystallinische Masse, die an den Rändern mit rother Farbe durchsichtig ist, an der Luft zerfließt, sich in Wasser und Weingeist leicht löst; die wässerige Auflösung ist dunkelrothbraun, läßt beim Verdampfen Chlor entweichen und Sesquichlorür bleibt zurück. In Verbindung mit alkalischen Chloriden ist das Iridiumchlorid weit beständiger. Leitet man zu einem erbsten innigen Gemenge von Chlorkalium und porösem Iridium so lange Chlor, als noch davon absorbirt wird, so bildet sich eine Verbindung von Chlorkalium mit Iridiumchlorid, welche mit überschüssigem Chlorkalium gemengt ist; mit wenig kaltem Wasser kann letzteres ausgezogen werden, kochendes Wasser löst die Doppelverbindung mit rothgelber Farbe auf, die aus der heißen Auflösung in schönen, glänzenden, schwarzen, oktaedrischen Krystallen ausschießt. Diese sind wasserleer, enthalten in 100 Theilen 69,437 Iridiumchlorid und 30,563 Chlorkalium, also 40,392 Proc. Iridiummetall. Die Verbindung ist in kaltem Wasser wenig löslich, in salzhaltigem Wasser fast unlöslich, ebenso in Alkohol, welcher sie aus der wässerigen Lösung in Gestalt eines kirschrothen Pulvers niederschlägt. Von concentrirtem Ätzammoniak wird sie unter Stickgasentwickelung in Iridiumchlorür-Ammoniak verwandelt. Dem eben beschriebenen Kalium-Iridiumchlorid entspricht eine Natriumverbindung, welche in ähnlicher Weise gewonnen wird, in Prismen krystallisirt, 20 Proc. Wasser enthält und im Wasser leicht löslich ist. Versetzt man eine wässerige Lösung dieses Salzes mit Chlorammonium, so schlägt sich ein dunkelkirschrothes Pulver nieder, welches Ammonium-Iridiumchlorid (Iridiumsalmiak) ist. In kaltem Wasser ist es wenig löslich, viel mehr in heißem, woraus es, wie das Kaliumsalz, in wasserleeren regulären Oktaëdern krystallisirt. Beim Glühen hinterläßt es 44,32 Proc. metallisches Iridium. Fügt man zur Auflösung des einen oder des andern der vorerwähnten Doppelchloriden eine Auflösung von Kali in Überschuß, so wird die Flüssigkeit entfärbt, oder die dunkele Farbe verwandelt sich in eine sehr schwach grünliche, wobei sich nur eine Spur von einem bräunlichschwarzen Niederschlag bildet. Wird diese helle Auflösung erwärmt, so findet gewöhnlich zuerst nur eine schwache Veränderung statt, läßt man sie aber nach dem Erhitzen stehen, so fängt sie an, sich blau zu färben, und die blaue Farbe, welche von einer Verbindung zwischen Iridiumoxydul und Iridiumsesquioxydul herrührt, nimmt nach und nach an Intensität zu, und zwar von der Oberfläche aus, wo sie von der Luft berührt wird. Dampft man die blaue Auflösung ab, so scheidet sich zuerst etwas eines blauen Niederschlages ab; die trockene Masse ist aber weiß mit einem

Stich ins Grünliche. Behandelt man sie mit Wasser, so bleibt ein blaues Pulver ungelöst, während die Auflösung ungefärbt ist. Einigermaßen ähnlich verhalten sich Auflösungen von Ätzammoniak, kohlensaurem Kali und Natron. Auflösungen von kohlensaurem Ammoniak, phosphorsaurem Natron, Opalsäure, Kaliumeisencyanür, schwefelsaurem Eisenoxydul, Jodkalium entfärben die Iridiumchloridlösung bald oder nach einiger Zeit. Schwefelwasserstoffgas wirkt ebenso, nach kurzer Zeit entsteht aber in der Flüssigkeit ein brauner Niederschlag von Schwefeliridium, welcher in Schwefelammonium löslich ist. Eine Stange metallischen Zinks schlägt das Iridium aus der Iridiumchloridlösung metallisch als ein schwarzes Pulver nieder, aber nicht vollständig. 4) Iridiumsesquichlorid (**Chloretum subiridicum**) ist bis jetzt in isolirter Form noch nicht dargestellt worden, sondern nur in Verbindung mit Chlorkalium als Kalium-Iridiumsesquichlorid, und auch diese Verbindung läßt sich nicht willkürlich darstellen, sondern man erhält sie nur bisweilen, wenn man Iridium mit Salpeter glüht, die ganze Masse in Königswasser auflöst, dann zur Trockene verdunstet und endlich mit Wasser auszieht. Anfangs zieht Wasser nur Chlorkalium aus, dann färbt es sich rosenroth, und indem man ferner kleine Mengen Wassers nach einander anwendet, gelingt es, nach und nach alles rosenfarbene Salz auszuziehen, ohne eine bedeutende Menge von Kalium-Iridiumchlorid mit aufzunehmen. Man verdunstet die rosenrothen Auflösungen zur Trockene, reibt das Salz zu feinem Pulver und behandelt es mit Alkohol, um das eingemengte Chlorkalium auszuziehen. Das zurückbleibende bräunliche Salzpulver wird in Wasser aufgelöst und die Auflösung freiwillig verdunsten gelassen; das Salz krystallisirt dann in rhomboïdalen Prismen mit zweiflächiger Zuspitzung und von dunkelbrauner Farbe, und löst sich in Wasser mit schöner Rosafarbe, ähnlich einem Rhodiumsalze. Es enthält in 100 Theilen 52,21 Proc. Chlorkalium und 47,79 (23,01 Iridium, 24,78 Chlor) Iridiumsesquichlorid. (*Duflos.*)

IRIDIUMERZE nennt man die natürlich vorkommenden iridiumhaltigen Verbindungen, in denen Iridium einen wesentlichen Bestandtheil bildet. Bekannte, hierher gehörige Verbindungen sind nur die natürlichen Legirungen von Iridium mit Osmium und Platin, welche zwei Mineralgattungen bilden, von denen die eine Iridosmid nach von Kobell oder Osmiumirid nach von Leonhard, die andere Gediegen Iridium genannt wird. Vom Iridosmid gibt es zwei Arten, lichtes und dunkeles. Das lichte Iridosmid (Iridosmin nach von Kobell) besteht aus 1 Atom Iridium und 1 Atom Osmium, kommt besonders im Ural und auch in Brasilien vor, entweder als Körner oder als krystallinische Blättchen, von denen die größten 1 bis 2 Linien Durchmesser haben; sie ritzen das Glas, besitzen ein specifisches Gewicht = 19,25, werden weder von Salpetersäure noch von Königswasser angegriffen, selbst durch Erhitzung in atmosphärischer Luft oder in Sauerstoffgas findet keine Oxydation statt, daher das Osmium darin auch hierbei nicht durch den Geruch wahrgenommen werden kann. Auch beim Erhitzen in Chlorgas findet keine Einwirkung statt. Nur durch Schmelzen mit salpetersaurem Kali wird die Legirung zersetzt, indem sich dann beide Metalle oxydiren; es entwickelt sich Osmiumsäure, welche am Geruch erkennbar ist. Das dunkele Iridosmid bildet kleine sechsseitige Säulen, kommt ebenfalls im Ural vor, enthält die drei- bis vierfache Menge Osmium, besitzt ein specifisches Gewicht = 21,118, entwickelt beim Erhitzen an der Luft den durchdringenden Geruch der Osmiumsäure und verliert seinen metallischen Glanz. Das Gediegen-Iridium ist im Platinsand aus Amerika, vom Ural und von Ava gefunden worden; es bildet kleine runde Körner von silberweißer, ins Gelbe spielender Farbe. Das Uralsche Erz besaß ein specifisches Gewicht von 22,80 und bestand nach L. Svanberg in 100 Theilen aus 76,8 Iridium, 19,64 Platin, 0,89 Palladium und 1,78 Kupfer (Verlust 0,84). Das amerikanische Erz hatte ein specifisches Gewicht von 16,94 und bestand aus 55,44 Platin, 27,79 Iridium, 6,86 Rhodium, 0,49 Palladium, 4,14 Eisen, 3,30 Kupfer (Verlust, eine Spur Osmium mit einbegriffen, 1,98). Das Ava'sche Erz findet sich in dem Sande der Bäche, welche sich in den Fluß Kyendween ergießen, und enthält nach einer vorläufigen Untersuchung von Prinsep 20 Proc. Platin und 80 Proc. Iridium (Poggend. Ann. XXXII, 480, XXXIV, 379). (*Duflos.*)

Iridiumgold, Iridiumkupfer, s. **Iridiumlegirungen.**

IRIDIUMLEGIRUNGEN. Mit andern Metallen verbindet sich das Iridium nur bei sehr hoher Temperatur. Die geschmeidigen Metalle können eine ziemlich große Menge davon aufnehmen, ohne ihre Geschmeidigkeit zu verlieren. Bei Behandlung dieser Legirungen mit Salpetersäure bleibt das Iridium pulverförmig zurück, bei einem geringen Gehalt an Iridium löst Königswasser einen Theil oder selbst die ganze Menge des Iridiums auf; was ungelöst bleibt, ist pulverförmig. Das Bekannte über einzelne künstliche Iridiumlegirungen rührt meistens von Vauquelin und Tennant her, welche Verbindungen von Iridium mit Zinn, Blei, Kupfer, Silber und Gold dargestellt haben; neuere Versuche hat Bunsen angestellt (Poggend. XXI, 207). Iridiumamalgam oder Iridiumqueckfilber hat Böttger bereiten gelehrt durch Behandlung von Natriumamalgam mit Natrium-Iridiumchlorid, wobei unter Gasentwickelung und Erhitzung die Flüssigkeit schnell ihre intensiv dunkelrothbraune Farbe verlor, während sich eine Menge schmutzig grauschwarzer Flocken abschied. Das vollkommen ausgebildete Iridiumamalgam war ziemlich dickflüssig und hinterließ beim heftigen Glühen ein schwarzes Pulver, dem Salpetersäure noch etwas Queckfilber entzog. Über die natürlichen Iridiumlegirungen mit Osmium und Platin s. **Iridiumerze.** Die angeblichen Legirungen von natürlichem Iridosmid mit andern Metallen existiren nicht, wie Berzelius gezeigt (Lehrb. III, 224). (*Duflos.*)

Iridiumosmium, s. **Iridiumerze.**

Iridiumoxyd, Iridiumoxydul, s. **Iridiumsauerstoffverbindungen.**

Iridiumquecksilber, s. **Iridiumlegirungen.**

Iridiumsalmiak, s. **Iridiumchlorverbindungen.**

IRIDIUMSALZE. So werden im chemischen Systeme die Verbindungen zweiter Ordnung genannt, in de-

nen das eine Glied Iridium als wesentlichen Bestandtheil enthält. Von derartigen Verbindungen sind bis jetzt nur wenige dargestellt und näher untersucht worden, und wir verdanken das Bekannte fast ausschließlich Berzelius (Poggend. Ann. XIII. XV). Die bekannten iridiumhaltigen Chlorsalze sind unter Iridiumchlorverbindungen, und die bekannten iridiumhaltigen Sauerstoffsalze unter Iridiumsauerstoffverbindungen näher beschrieben. (*Duflos.*)

IRIDIUMSAUERSTOFFVERBINDUNGEN.

Berzelius hat vier verschiedene Verbindungen des Iridiums mit Sauerstoff kennen gelehrt (Poggend. Ann. XIII. XV), in denen 100 Theile Metall mit 8,12, 16,24 Theilen Sauerstoff verbunden sind. Diese Oxyde haben die Namen: Iridiumoxydul, Iridiumsesquioxydul, Iridiumoxyd und Iridiumsesquioxyd erhalten. 1) Das Iridiumoxydul (Oxydum iridosum) erhält man mit Kali verbunden als schwarzes Pulver, wenn man Iridiumchlorür mit einer Kaliauflösung digerirt; durch Digestion mit einer Säure kann das Kali entfernt werden, da in diesem Zustande das Kali in Säuren unlöslich ist. Schlägt man Natrium-Iridiumchlorür mit kohlensaurem, welches man in nur sehr geringem Überschuß anwendet, nieder: so erhält man einen grünlichgrauen, voluminösen Niederschlag, welcher Iridiumoxydulhydrat ist. Dieses ist in Säuren auflöslich und gibt damit die Iridiumoxydulsalze, von denen jedoch nur das schwefelsaure und das salpetersaure näher untersucht worden sind. Das erstere gibt eine dunkelgelblichgrün gefärbte Auflösung, welche nach gelindem Verdunsten eine bräunlichgrüne, glänzende, durchaus nicht krystallinische Masse hinterläßt. Das salpetersaure Iridiumoxydul gibt eine ähnlich gefärbte Auflösung, wie das vorige; nach einiger Zeit wird sie zuweilen purpurfarben, verdunstet man sie aber bis zur Trockene, so nimmt das Salz wieder seine grüne Farbe an. Das mit Salpeter geglühete Iridium bildet mit Salpetersäure eine wenig intensiv purpurrothe Auflösung, welche bei gelinder Wärme zur Trockene verdunstet, so dunkelgrün wird, daß sie fast schwarz aussieht und sich nachher mit dunkelgrüner Farbe in Wasser auflöst. Beim Erhitzen verliert das Iridiumoxydulhydrat sein Wasser; aber den Sauerstoff verliert es in der Rothglühhitze nicht, ist aber nun in Säuren unlöslich. 2) Das Iridiumsesquioxydul (O. subiridosum) wird erhalten, wenn man Kalium-Iridiumchlorid mit kohlensaurem Kali oder Natron mengt, darauf bis zum gelinden Glühen erhitzt und die Salzmasse mit Wasser auslaugt, wobei es ungelöst zurückbleibt, aber leicht mit dem reinen Waschwasser durch das Filtrum geht und damit eine graublaue, trübe Flüssigkeit bildet, aus welcher sich das Iridiumsesquioxydul absetzt, wenn sie mit salzhaltigem Wasser vermischt wird. Das Iridiumsesquioxydul bildet sich auch, wenn man schwammiges Iridium beim Zutritte der Luft erhitzt, oder mit reinem Kali oder Salpeter schmilzt und die geglühete Masse zuerst mit Wasser und dann mit verdünnter Salpetersäure auswäscht, um einen Hinterhalt von Kali, welches vom Wasser nicht ausgezogen wird, zu entfernen. Der wässerige Auszug erscheint zuweilen durch aufgelöstes Sesquioxydul dunkelbraungelb gefärbt; die Auflösung wird jedoch leicht zersetzt, besonders beim Verdünnen mit vielem Wasser, oder auch beim Erhitzen. Es fällt kalihaltiges Oxyd nieder. Versucht man eine solche alkalische Auflösung zu filtriren, so nimmt das Papier eine grünliche Farbe an und verwandelt das aufgelöste Sesquioxydul in Oxydul, welches die Poren des Papiers bald vollständig verstopft. Es verträgt Rothglühhitze, ohne Sauerstoff zu verlieren, durch eine Weißglühhitze wird es aber zu Metall reducirt; vom Wasserstoffgas wird es ohne Hilfe äußerer Wärme reducirt, was darin begründet zu sein scheint, daß es, wie das Metall selbst, die Eigenschaft hat, die Vereinigung des Wasserstoffgases mit dem Sauerstoffgase zu veranlassen, wobei es sich hinreichend stark erhitzt, um vom Wasserstoffgas reducirt zu werden. Wenn man durch Natron oder Kali das Iridiumsesquichlorür, oder eins seiner mit Kalium- oder Natriumchlorid gebildeten Salze zersetzt, so erhält man Iridiumsesquioxydulhydrat, welches einen braunen, voluminösen Niederschlag bildet, chemisch gebundenes Alkali enthält, welches sich nicht auswaschen läßt, sich in Säuren löst und damit Sauerstoffsalze bildet, deren Auflösung bisweilen so dunkelbraun ist, daß sie wie ein Gemenge von Wasser mit venösem Blut aussieht. Iridiumsesquioxydul verbindet sich außerdem noch mit dem Iridiumoxydul zu einem Oxyduloxyd von blauer Farbe, welches sich in Säuren mit schön dunkelblauer Farbe löst. Diese blaue Verbindung kann immer erhalten werden, wenn man in die Auflösung eines Iridiumchloridsalzes Ammoniak gießt und das Gemisch bei gelinder Wärme so lange digeriren läßt, bis das meiste Ammoniak verflüchtigt ist. Das blaue Oxyd wird dann fast gänzlich niedergeschlagen und läßt sich in einem Filtrum sammeln. Verdunstet man die Auflösung, statt sie zur rechten Zeit zu filtriren, so verschwindet die blaue Farbe und man erhält eine basische Verbindung von Ammonium mit Iridiumchlorür. 3) Iridiumoxyd (O. iridicum) ist noch nicht isolirt dargestellt worden, da es sich in Alkalien sehr leicht auflöst und daher aus seinen Auflösungen durch diese nicht gefällt werden kann. Kocht man eine Auflösung von Kalium-Iridiumchlorid mit kohlensaurem Kali, so schlägt sich unter Aufbrausen ein schwarzes Oxyd nieder, welches aber nur Sesquioxydul ist. Löst man Schwefeliridium in Salpetersäure auf und läßt die überschüssige Säure verdunsten: so enthält die orangefarbene Auflösung schwefelsaures Iridiumoxyd; beim Eintrocknen entweicht Schwefelsäure und es bleibt ein braunes basisches Salz zurück. 4) Iridiumsesquioxyd (O. subiridicum) erhält man mit Kali verbunden, wenn man Iridiumsesquichlorid mit kohlensaurem Kali versetzt und gelinde digerirt, als graulichgelbes, gallertartiges Hydrat. Der Alkaligehalt desselben läßt sich durch Wasser nicht entfernen, es ist darin grade in der Proportion enthalten, daß es beim Auflösen des Oxyds in Chlorwasserstoffsäure ein Chlorsalz bildet. Versucht man, dem trockenen Hydrat durch Erhitzen das Hydratwasser zu entziehen, so zersetzt es sich mit einer plötzlichen Decrepitation, und wird, durch die plötzliche Entwickelung des Wassers und eines Theiles Sauerstoff, aus dem Gefäße geschleudert. Wie sich das Iridiumsesquioxyd zu den Sauerstoffsäuren verhalte, ist noch nicht untersucht. Löst man es in Salzsäure auf, so

ist die Auflösung gelb, wird aber roth, wenn man sie abdunstet. (*Duflos.*)

Iridiumsesquioxyd, Iridiumsesquioxydul, s. Iridiumsauerstoffverbindungen.

Iridiumsilber, s. Iridiumlegirungen.

IRIDODIALYSIS nennt man diejenige Operationsmethode der Pupillenbildung, wobei die Regenbogenhaut mit einem haken- oder zangenförmigen Instrumente von ihrem großen Ringe aus theilweise abgelöst wird, um dort ein künstliches Seheloch (Pupille) anzulegen; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDODONESIS (zusammengesetzt aus ἶρις und δόνησις, das Winken), bezeichnet einen bei Krankheiten des Glaskörpers, Linsenvorfall und als Vorläufer künftig eintretender Amaurosa vorkommenden Fehler der Regenbogenhaut, der in schwankenden, schwingenden oder wankenden Bewegungen derselben besteht und als übles Symptom zu betrachten ist. (*X. Schömann.*)

IRIDOPTOSIS, Vorfall der Regenbogenhaut (s. d. Art. Prolapsus iridis).

IRIDOSCHISMA bedeutet dasselbe, was man gewöhnlich mit dem Worte Koloboma Iridis zu bezeichnen pflegt, nämlich Irisspalte, gewöhnlich an der untern Hälfte derselben als Fehler der ersten Bildung vorkommend (s. d. Art. Koloboma iridis). (*X. Schömann.*)

IRIDOSTERESIS (στέρησις), die Wegnahme eines Stückes der Iris, i. q. iridectomia; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDOTOMEDIALYSIS, eine Operationsmethode der Pupillenbildung, welche aus der Iridotomia und Iridodialysis zusammengesetzt ist, wobei die Iris also vom vorgängig in dieselbe gemachten Einschnitte aus verzogen wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDOTOMEUCLEISIS, Pupillenoperationsmethode, welche aus der Iridotomia und Irideucleisis complicirt ist, wobei also nach vorgängigem Einschnitte die Iris nicht nur von dort verzogen, sondern auch in die Hornhautwunde eingeklemmt wird; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIDOTOMIA, älteste und einfachste, aber auch am wenigsten genügende Methode der Pupillenbildung, wobei von der vordern oder hintern Augenkammer her durch einen einfachen Einschnitt in die Blendung ein künstliches Seheloch gebildet werden soll, was zuerst Cheselden 1730 versuchte; s. d. Art. Pupillenbildung (Koremorphosis). (*X. Schömann.*)

IRIGL, ein bedeutendes Dorf im Districte von Sign, im Kreise Spalato des Königreichs Dalmatien, das als Untergemeinde zur Hauptgemeinde Sign gehört, nach Turiaki als Filial eingepfarrt ist, nahe dem Flusse Cettina liegt, und von Spalato 24 Meilen entfernt ist. Die Gegend zeichnet sich durch den Charakter ihrer sehr kühn und großartig geformten Gebirgsumgebungen aus. (*G. F. Schreiner.*)

IRIGNY, Dorf im Canton St. Genis und Arrondissement Lyon des französischen Rhonedepartements, mit 1200 Einwohnern. (*Klaehn.*)

IRIJÁ, Fluß im Kaiserthum Brasilien, ist gegen das Ende seines Laufes schiffbar, fällt in die Bai von Rio Janeiro und bildet an seiner Mündung einen Hafen. (*R.*)

IRIJÚS, kleine Völkerschaft in Brasilien, bewohnt hauptsächlich die Comarca Purú und Coary. (*R.*)

Irim, s. Iriny.

IRIMBERTUS, ein durch seine exegetische Schriften bekannter Benedictinermönch, wurde zu Anfang des 12. Jahrhunderts geboren und trat um das Jahr 1125 in das berühmte Benedictinerkloster zu Admont in Steiermark, wo er sich durch seine Tugenden und Kenntnisse so sehr auszeichnete, daß er von mehren Klöstern als Abt verlangt wurde. Eine Feuersbrunst hatte zwar im J. 1152 das Kloster beinahe ganz verzehrt und ihn in seinen gelehrten Arbeiten unterbrochen, aber er verließ seine Brüder in diesem mislichen Zeitpunkte nicht und folgte erst im J. 1160 dem ehrenvollen Ruf nach Bamberg, wo er die Leitung des St. Michaelsklosters übernahm. Als zwei Jahre später das Kloster Admont seinen Vorsteher verlor, kehrte Irimbert in dieser Eigenschaft dorthin zurück und starb daselbst im J. 1177. Seine bis jetzt gedruckten Werke sind: Commentariorum in librum Judicum libri II. (in *Bern. Pezii* Thesaur. Anecdot. nov. [Aug. Vindel. 1721. Fol.], Tom. IV. P. I. p. 127—440), Expositio libri Ruth (Ebendas. p. 441—474), Commentarius allegoricus in selecta quaedam loca Cantici Canticorum (Ebendas. Tom. I. P. I. p. 367—424), Liber de decem oneribus in quaedam capita Esaiae (Ebendas. p. 425—500) und De incendio monasterii sui ac de vita et moribus Virginum Sanctimonialium Parthenonis Admontensis Ord. S. Benedicti (in *Bern. Pezii* Bibliotheca ascetica antiquo-nova [Ratisbon. 1723], Tom. VIII. p. 453 sqq.). In mehren Bibliotheken liegen noch handschriftlich: Commentarius in quatuor libros Regum, Commentarius in librum Josue und Homiliae in selecta Veteris Testamenti loca et Sermones de Domini et Sanctorum festivitatibus*). Das von B. Pez gegebene Versprechen, auch noch diese Schriften herauszugeben, wurde nicht erfüllt, was grade kein großer Verlust für die Wissenschaft ist, denn der Inhalt aller exegetischen Werke Irimbert's, die indessen für jene Zeit lesbar geschrieben sind, muß mager und für den jetzigen Standpunkt der Erklärung der heiligen Schrift unergiebig genannt werden. (*Ph. H. Külb.*)

Irina *Blum.*, s. Prostea.

Irine, s. Irene.

IRING, 1) von Dänemark, Held des Nibelungenliedes, s. im Art. Heldenbuch. 2) Der Thüringer (oder Hiring), s. unt. Hermenfrit.

IRINY und IRIM, ein Dorf im nyirer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen oder untern ungarischen Ebene, am rechten Ufer des Er-Baches, in sumpfiger Gegend gelegen, zwei Meilen von

*) Vgl. *B. Pezii* Thesaur. Anecdot. Tom. I. Praef. p. XI—XVII.

Groß Karoly entfernt, mit 96 Häusern, 682 magyarischen Einwohnern (399 Reformirten, 268 Katholiken, 15 Juden) mit einem eigenen Pastorate der evangelischen helvetischen Confession, einem Bethause der Reformirten und einer katholischen Filialkirche. (*G. F. Schreiner.*)

IRIO (Irion, Ireon, Iron, Erio, Erion) hieß bei den alten Römern diejenige Pflanze, welche die Griechen Erysimon (Ἐρύσιμον, *Dioscorides* Mat. med. 2, 183) nannten, wahrscheinlich Sisymbrium polyceraton. Fuchs begriff unter diesem Namen den wilden Senf (Sinapis arvensis), Patrick Browne die Gattung Sauvagesia, Burmann die Gattung Roridula, und neuerdings Candolle eine Abtheilung der Gattung Sisymbrium.

(*A. Sprengel.*)

IRIPPO. Nach Plinius (Hist. Nat. III, 1) eine Stadt in der Hispania Baetica, die aber weiter nicht bekannt ist; steht doch nicht einmal der Name fest, da in ältern Ausgaben des Plinius derselbe auch Serippo lautet. Ukert vermuthet, daß sie in der Sierra de Ronda bei Zara oder Pinal gelegen gewesen sei.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

IRIRI. 1) Iriri-mirim, kleiner Küstenfluß in der brasilischen Provinz Sta. Katharina.

2) Iriri-guassú, auch Gravatá genannt, ebenfalls ein Küstenfluß derselben brasilischen Provinz, wird mit Canots befahren und fällt — etwa 30 Klaftern breit — in die Bai von Itapacorova. (*R.*)

IRIRY, Fluß in der brasilischen Provinz Rio de Janeiro, ist eine kurze Strecke vor seiner Mündung schiffbar und fällt in die Bai von Rio Janeiro. (*R.*)

IRIS. I. Anatomie. Iris, Regenbogenhaut, Blendung heißt eine im Innern des Augapfels befindliche weiche, lockere, zum Theil sammtartige Haut. Von den übrigen Häuten des Augapfels unterscheidet sie sich zunächst durch die Art und Weise ihrer Lageruna. Während diese concentrisch, schalenartig um die Linse, die Glasfeuchtigkeit und die wässerige Feuchtigkeit liegen und mit einander in Flächenberührung stehen, ist die Iris nur durch einen kreisförmigen Rand mit den übrigen Häuten in Berührung, und sie liegt in einer die Augenare rechtwinklicht schneidenden Ebene, an der Grenze zwischen dem vordern kleinern und dem hintern größern Abschnitte des Augapfels. Ihr peripherischer kreisförmiger Rand sitzt nämlich am vordern Winkel des Strahlenbandes fest, da wo die Hornhaut und die harte Augenhaut zusammenstoßen. Sie würde aber eine vollständige Scheidewand zwischen dem vordern und hintern Augenabschnitte bilden, wäre sie nicht in der Mitte von einer beim Menschen und bei den meisten Wirbelthieren kreisrunden Öffnung durchbrochen, dem Seheloche oder der Sehe (Pupilla), durch welche der Raum zwischen der Hornhaut und der Iris (die vordere Augenkammer) und der Raum zwischen der Iris und der Linse (die hintere Augenkammer) mit einander communiciren. Übrigens liegt die Pupille nicht genau in der Mitte der Iris, ihr Rand also auch nicht concentrisch mit dem peripherischen Rande der Iris, sondern näher nach der Nasenseite hin. Entsprechend der Gestalt und Lage unterscheidet man aber an der Iris eine vordere und hintere Fläche, einen äußern oder Ciliarrand, einen innern oder Pupillarrand. Überall wird sie von der die beiden Augenkammern erfüllenden wässerigen Feuchtigkeit umspült. Sie soll nach manchen Angaben nicht in einer geraden Ebene liegen, sondern nach Vorn ganz schwach gewölbt, hinten entsprechend vertieft sein; doch gilt dies wol kaum von der Iris des menschlichen Auges.

Die vordere Fläche der Iris hat ein gestreiftes Aussehn; die Streifung verlauft im Allgemeinen in der Richtung vom Ciliarrande gegen den Pupillarrand hin, und je nachdem die Pupille eng oder weit ist, sind die Streifen mehr gerade oder mehr geschlängelt. Die vordere Fläche der Iris ist ferner bei verschiedenen Nationen und Individuen verschieden gefärbt, vom Gelblichen, Bläulichen bis zum Dunkelbraunen oder Schwarzen. Helle Färbung kommt in nördlichen, dunkle in südlichen Regionen vorzugsweise vor. Die Färbung wechselt auch bei dem nämlichen Individuum mit dem Alter; sie hat in der Jugend einen dunklern Ton, als im höhern Alter. Das Ursächliche der verschiedenen Färbung ist noch nicht genau erkannt, und es mögen auch vielleicht verschiedene Umstände dabei in Betracht kommen. Sie rührt nicht von der eigentlichen Substanz der Iris her, denn diese ist im Ganzen ungefärbt, auch nicht von dem Pigment auf der hintern Fläche, denn dieses ist bei blauen wie bei dunkeln Augen schwarz. Freilich findet sich auch auf der vordern Fläche selbst eine sehr dünne und dabei nicht continuirliche Pigmentlage. E. H. Weber gedenkt zarter Flocken auf der vordern Fläche der Iris, die sich zeigen, wenn man die Iris in Wasser bringt, und von denen die Lichtstrahlen vielleicht auf verschiedene Weise zurückgeworfen werden können. Durch Einwirkung von Weingeist ziehen sich diese Flocken zusammen, und die Farbe der Iris vergeht; so ist es mit Weingeistpräparaten. — Die Färbung zeigt nicht über die ganze vordere Fläche der Iris denselben Ton, vielmehr findet sich mehr oder weniger deutlich eine ringförmige hellere Partie ungefähr in der Mitte zwischen dem Ciliar- und Pupillarrande. Nach Außen und Innen davon ist die Färbung dunkler, und so unterscheidet man einen äußern, größern, einen innern kleinern Irisring (Annulus s. Zona iridis major et minor), von denen der kleinere regelmäßig wieder am dunkelsten gefärbt ist. Daneben unterscheidet man auch wol einen größern und kleinern Iriskreis (Circulus iridis major et minor), von denen der erstere zwischen den beiden Zonen, der letztere zwischen der kleinen Zone und dem Pupillarrande liegt. Doch ist diese ganze Nomenclatur ziemlich unbestimmt, weil die Namen Irisring und Iriskreis auch wol als synonym gebraucht werden, und die Sache wird dadurch noch verwirrter, daß man auch an den Arterien der Iris einen Circulus iridis major et minor unterscheidet. — Die vordere Fläche der Iris wird von einer Fortsetzung der Haut der wäßrigen Feuchtigkeit oder der Descemet'schen, Demours'schen Haut überzogen.

Die hintere Fläche der Iris ist dunkelbraun bis

schwarz gefärbt, auf ihr ist das schwarze Pigment ganz in derselben Form abgelagert, wie auf beiden Flächen der Chorioidea und auf den Ciliarfortsätzen. In frischen Leichnamen läßt sich das Pigment nicht in größern Partieen mechanisch von der Iris ablösen, in Augen dagegen, die mehre Tage gelegen haben, trennen sich bisweilen ohne alle Mühe Lamellen los, die ¼ bis ½ so groß sind, wie die ganze Iris. Hier zerfällt also die Iris in zwei deutliche Schichten, in die vordere eigentliche Regenbogenhaut im engern Sinne, und in die hintere Pigmentlamelle. Letztere führt auch den besondern Namen der Traubenhaut (Uvea). Doch wird dieser Name bisweilen wol auch zur Bezeichnung der ganzen Iris gebraucht. Wird das Pigment mechanisch von der Iris entfernt, dann zeigt diese eine weißliche, grauliche, bis gelbliche Färbung, und es erscheinen auch auf ihrer hintern Fläche Streifen, die im Allgemeinen vom Ciliarrande aus gegen den Pupillarrand verlaufen.

Was das Gewebe der Iris anlangt, so besteht dieselbe aus einer faserigen Grundlage nebst Gefäßen, Nerven und Pigment. Über die wahre Natur der Irisfasern, deren contractile Eigenschaft nach den Lebenserscheinungen der Iris keinem Zweifel unterliegt, sind die Ansichten keineswegs übereinstimmend. Frühere Anatomen (Monro, Maunoir, Home, Ruck, Treviranus) nahmen einen zunächst dem Pupillarrande verlaufenden ringförmigen Muskel an; daneben ließ man noch ausdrücklich oder stillschweigend strahlige contractile Fasern vorhanden sein, die vom Ciliarrande aus gegen den Pupillarrand verlaufen. Die Ringfasern verengern, die strahligen Fasern erweitern die Pupille. Einen solchen Bau nimmt auch Lauth an. Durch Zusammenstellung verschiedener Beobachtuugen über das Verhalten widernatürlicher, in der Iris vorkommender Löcher gelangte E. H. Weber zu dem Ergebniß, daß manche der hier vorkommenden Erscheinungen bei der Annahme von cirkelförmigen oder strahlenförmigen oder selbst von beiderlei Fasern nicht erklärlich sind, es müsse vielmehr ein Gewirre mannichfach verwebter reizbarer Fasern, ohne bestimmte Richtung, in der Iris vorhanden sein. Nach Krause gibt es außer den Zellstoff- und Nervenfasern keine andern Fasern in der Iris. Henle findet in der Iris des Menschen und der gemeinen Säugethiere außer Gefäßen, Nerven und eingestreuten Pigmentzellen nichts als Bündel von feinen, glatten, wellenförmig gebogenen Fibrillen, ganz wie die Zellgewebebündel; die Fibrillen sind, besonders bei den Thieren, leicht von einander zu trennen, und beim Menschen mit zahlreichen, kleinen, länglichen Zellenkernen bedeckt. Dagegen besteht nach Valentin, dessen Untersuchungen vor jene Henle's fallen, die faserige Grundlage der Iris aus Muskelfasern, welche mit den nichtgestreiften Muskelfasern anderer Körpertheile vollkommen übereinstimmen. Sie liegen in gebogen verlaufenden Bündeln, und zwar die meisten in der Richtung vom Ciliarrande gegen die Pupille hin; ein anderer Theil der Faserbündel dagegen verläuft circulär, concentrisch mit dem Pupillarrande. Die circulären Bündel entstehen größtentheils, vielleicht sogar insgesammt, durch secundäre Theilung der strahlig verlaufenden Bündel und bogenförmige Einbiegung der secundären Fascikel. Neben Gefäßen und Nerven durchsetzen noch zahlreiche Fasern und Bündel von Zellgewebe die Grundlage der Iris. Im Auge des Pferdes, des Ochsen, des Hundes ist der angegebene Bau deutlicher zu erkennen, als im menschlichen. Valentin sagt nicht, daß die Ringfasern im kleinen, die strahligen Fasern im großen Irisringe lägen, wie man es sonst annahm; sie sollen also wol in der ganzen Iris auf die von ihm beschriebene Weise vorkommen, und es würde demnach das Fasergewebe der Iris mehr oder weniger eine solche Anordnung haben, wie sie E. H. Weber gemäß den Erscheinungen in pathologischen Fällen postulirt. — Nach Berzelius stimmt das chemische Verhalten der Irissubstanz mit dem der Muskeln überein.

Die Arterien der Iris sind die äußere und innere lange hintere Blendungspulsader (**Arteriae ciliares posticae longae**), welche zwischen der **Sclerotica** und **Chorioidea** nach Vorn verlaufen, bis sie den Ciliarrand der Iris erreichen, und die vordern Blendungspulsadern (**Arteriae ciliares anticae**). Diese bilden durch Verästelungen am Ciliarrande der Iris und weiterhin in der Nähe des Pupillarrandes einen doppelten Gefäßkranz, oder vielmehr ein doppeltes kranzförmiges Gefäßnetz, den **Circulus arteriosus iridis major** und **minor**. — Die Venen sammeln sich zum Theil in ein am Ciliarrande der Iris gelegenes ringförmiges Gefäß (**Circulus venosus iridis**); weiterhin begleiten sie die Arterien der Iris. — Die Nerven stammen aus den Blendungsnerven (**Nervi ciliares**), welche theils aus dem **Ganglion ophthalmicum**, theils unmittelbar aus dem **Nervus nasociliaris** vom Augenaste des Trigeminus abgehen.

Die Iris gehört zu den contractilen Gebilden; ihre Contractionen wirken bestimmend auf die Größe der Pupille, also auf die Menge der durch diese eindringenden und die Netzhaut treffenden Lichtstrahlen. Der Wille hat aber direct keinen Einfluß auf die Bewegungen der Iris. Je helleres Licht das Auge trifft, um so kleiner erscheint die Pupille; in der Dunkelheit rückt der Pupillarrand dem Ciliarrande ganz nahe, die Pupille ist erweitert. Bei dem nämlichen Lichtgrade ist die Pupille weiter, wenn die Axen beider Augen fast parallel stehen, wie bei Betrachtung sehr entfernter Gegenstände, sie ist enger, wenn beide Axen convergiren, z. B. bei Betrachtung naher Gegenstände, oder wenn man auch nur beide Augen nach innen richtet, ohne grade einen nahen Gegenstand anzusehen. Schließung des einen Auges hat eine Erweiterung der Pupille des offenen Auges zur Folge. Örtliche Anwendung von **Narcoticis**, z. B. Eintröpfeln von Belladonna, von Hyoscyamus ins Auge bewirkt Erweiterung der Pupille; es werden dadurch die Nervenfasern der Iris vorübergehend gelähmt, sodaß sie sich nicht mehr conform dem einwirkenden Lichtgrade contrahirt. — Die Bewegungen der Iris gehören zur Classe der reflectirten Bewegungen. Reizende Eindrücke nämlich, welche die Fasern des Opticus treffen, werden zum Gehirn geleitet, und von hier aus werden, ohne alle Mitwirkung des Willens, jene Nervenfasern zur Thätigkeit bestimmt, wel-

che auf die Bewegungen der Iris von Einfluß sind. Eine unmittelbare Einwirkung des Lichts auf die Irisnerven kann nicht stattfinden, weil außer dem Opticus kein anderer Nerv durch das Licht afficirt wird, auch haben Versuche, wobei man intensive Lichtstrahlen durch eine feine Öffnung eines Kartenblattes auf die Iris allein fallen ließ, gelehrt, daß eine solche Lichteinwirkung, wenn sie nicht zugleich durch die Pupille hindurch die Retina trifft, keinen Einfluß auf die Pupille ausübt.

Die Iris bildet sich beim Fötus vom vordern Rande der Chorioidea aus, und stellt zuerst einen ganzen schmalen Ring dar. Wegen der ursprünglichen cyclopischen Anlage der Augen ist die Chorioidea an der innern Seite zuerst mit dem sogenannten Choroidealspalte versehen; dieser Spalt setzt sich bisweilen auf die nach Vorn sich entwickelnde Iris fort, und dadurch entsteht das **Koloboma iridis**. Die Iris im Fötuszustande unterscheidet sich aber durch die Anwesenheit der Pupillarmembran, welche die Pupille auf der vordern Seite verschließt, sodaß beim Fötus die Iris wirklich eine vollständige Scheidewand zwischen dem vordern und hintern Augenabschnitte bildet. Bei den blindgebornen Säugethieren ist diese Haut noch bei der Geburt vorhanden, und auch beim neugebornen Menschen findet sie sich noch, wenngleich vielleicht nur ausnahmsweise, wie die Beobachtungen von Cloquet, Jacob, Tiedemann darthun.

Was die Beschaffenheit der Iris in dem Thierreiche anlangt, so findet sie sich schon deutlich im Seborgan mancher Mollusken und im Auge aller Wirbelthiere. Bei den Fischen hat die Iris im Allgemeinen eine rundliche Pupille und sie ist unbeweglich. Bei den Amphibien ist die Iris etwas beweglich, und die Pupille auch meistens rund; letztere bildet aber auch ein queres Oval, oder (beim Crocodil, bei vielen Ophidiern) einen senkrechten Spalt. In der Classe der Vögel kommen alle Farbennüancen an der Iris vor; sie ist ungemein beweglich und wie es scheint selbst willkürlich; die Pupille ist überall rund. In der Classe der Säugethiere kommt auch sehr häufig eine runde Pupille vor; außerdem finden sich aber noch zwei Hauptformen derselben, nämlich ein queres Oval bei den Einhufern, Wiederkäuern, Pachydermen, Walfischen, und eine senkrechte Spalte bei vielen Fleischfressern. Bei manchen Wiederkäuern und bei den Einhufern sitzen am Pupillarrande zottenförmige oder traubenförmige, mit schwarzem Pigment bedeckte Theile, welche frei in die Pupille vorragen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

II. Botanik. **Iris** (Schwertlilie). Mit diesem Namen bezeichneten schon die alten Griechen unsere Pflanzengattung, welche zu der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe gehört und den Typus der natürlichen Familie der Irideen bildet. Char. Die Blüthenscheide zweiblättrig, zum Theil trockenhäutig, stehenbleibend; die corollinische Blumendecke an der Basis röhrenförmig, Nektar absondernd, mit tief sechstheiligem Saume, die Abschnitte ungleich: die drei äußeren, größeren meist zurückgeschlagen, oft auf der Platte mit einem Barte versehen; der Griffel blumenblattartig, dreispaltig; auf der Rückseite eines jeden eingekerbten Lappens dicht unter dem Einschnitte eine drüsige Falte, welche die Narbe darstellt (Schkuhr's Handbuch t. 5. b.); die Kapsel dreifächerig, dreiklappig, vielsamig, die Samen eckig (*Gärtner* de fruct. t. 13). Es sind 70 bis 80 Arten dieser Gattung bekannt, welche, mit knolligen, horizontalen Wurzelstöcken (selten mit Zwiebelknollen), schwertförmigen, an der Basis scheidenartigen Blättern, wenigblumigem Stengel und schöngefärbten (blau, violett, gelb oder weiß), großen Blumen versehen, in der gemäßigten Zone beider Erdhälften, vorherrschend aber in den wärmeren Gegenden der alten Welt einheimisch sind.

Die wichtigsten Arten sind folgende: 1) **Ir. florentina** *L.* (Bot. mag. t. 671., *Redouté* Liliac. I. t. 23), mit meist zweiblumigem Stengel, ungestielten Blumen, schimmelgrünlichen Blättern, einem Fruchtknoten, welcher länger, als die Blumenröhre ist und ungetheilten, bärtigen äußeren Abschnitten der blaßblauen oder weißen, wohlriechenden Blume. Wächst im südlichen Europa und liefert die officinelle Veilchen- oder Violenwurzel (Radix Iridis s. Ireos, Ir. florentinae s. liburnicae). Dies ist der ästige, knollige, fleischige, gegliederte, außen gelblich-graue, innen weiße Wurzelstock, welcher, im frischen Zustande von schwachem Geruche und scharfem, bitterem Geschmacke, beim Trocknen die Schärfe verliert und dagegen einen stärkeren, veilchenartigen Geruch gewinnt. Nach Vogel enthält die Veilchenwurzel ein ätherisches Öl, ein scharfes Weichharz, Extractivstoff, Gärbestoff Gummi und viel Stärkemehl. Sie galt schon bei den Alten als Heilmittel und Parfum (ἶρις *Theophrast.* hist. pl. I, 7, 2. IV, 5, 2. *Dioscorides* Mat. med. I, 1. iris *Plin.* hist. nat. 21, 19 und 83) und noch im vorigen Jahrhundert wandte man sie als gelinde reizendes, schleimauflösendes Mittel besonders in Kinderkrankheiten, gegen Engbrüstigkeit, Bauchgrimmen und Krämpfe, sowie überhaupt gegen Lungenkatarrhe, Rheumatismen, Würmer, Magenschwäche, äußerlich gegen faule Geschwüre und Knochenfraß in vielen Zusammensetzungen, als da sind: **Pulvis diaereos Praepositi, Confectio Rebecha, Trochisei bechici Charas, Theriaca Andromachi, Pulvis cephalicus odoratus, Pulvis sternutatorius Charas, Emplastrum diachylon ireatum Penicher** etc., häufig an. Gegenwärtig sind alle diese Mittel fast ganz außer Gebrauch und man bedient sich der Veilchenwurzel nur noch als eines Zusatzes zu wohlriechenden Pulvern und um Fontanellekügelchen und Beißkolben für zahnende Kinder daraus zu verfertigen. Wie bedeutend aber der Verbrauch dieser Fontanellekügelchen, namentlich in Frankreich ist, geht aus folgenden Angaben (Dingler's polytechn. Journ. Bd. 67. S. 397.) hervor: Man schätzt die Menge der in Frankreich aus der Veilchenwurzel gedrehten Fontanellekügelchen jährlich auf 20,000000 Stück. Dazu braucht man ungefähr 250 Centner der Wurzel, wovon zwei Drittheile aus dem Auslande kommen und wofür Frankreich an Toscana allein jährlich 45 bis 50,000 Franken zahlt, außer den 35 bis 40,000 Franken, welche auf Transportkosten und Zölle kommen. Ein Pfund der Wurzel gibt im Durchschnitte tausend Stück assortirter Kügelchen und neun bis zehn

Unzen Abfall, der an die Apotheker und Parfumeurs verkauft wird. Ein guter Dreher verfertigt täglich 2000 bis 2500 Kügelchen und verdient damit drittehalb bis vier Franken. Das größte Geschäft mit diesen Kügelchen machen Barthélémy Fils in Paris, welche 6,000000 bis 7,000000 liefern und Gratiot in La Ferté sous Jouarre mit ungefähr 5,000000 Stück jährlich.

2) Ir. pallida *Lamarck* (Encycl. 3. p. 294., Bot. mag. t. 685., *Redout.* Lil. t. 366., Ir. odoratissima. *Jacquin* hort. schönbr. I. t. 9., Ir. florentina *Mertens* et *Koch*, Ir. hortensis *Tausch*) mit mehrblumigem, sehr hohem Stengel, grünen Blättern und himmelblauen Blumen. Wächst ebenfalls im südlichen Europa, findet sich in unseren Gärten häufiger als die vorhergehende Art und liefert, da ihre Wurzelstöcke ganz dieselben Eigenschaften besitzen, gewiß einen großen Theil der Veilchenwurzel in den Handel.

3) Ir. germanica *L.* (Bot. mag. t. 670.) mit mehrblumigem Stengel, dessen unterste Blumen gestielt sind; der Fruchtknoten ist von gleicher Länge mit der Blumenröhre und die äußeren Abschnitte der dunkelvioletten Blumendecke sind ausgerandet. In Mittel- und Süddeutschland auf Mauern und sonnigen Waldblößen; in Gärten sehr häufig. Der Wurzelstock (Radix Iridis nostratis) ist außen dunkler gefärbt, von unangenehmem Geruche, frisch scharf, drastisch, diuretisch und purgirend, getrocknet auflösend und zertheilend. Er wird jetzt nur noch in der Thierheilkunde benutzt. Aus den Blumenabschnitten der teutschen Schwertlilie und einer anderen, gleichfalls in Teutschland auf feuchten Wiesen und in Gärten häufig vorkommenden bartlosen Art, Ir. sibirica *L.* (Bot. mag. t. 50., Sturm Teutschl. fl. 10, 40., *Jacquin* austr. I. t. 3), welche in Sibirien als antisyphilitisches Mittel gilt, bereitet man mit Kalk eine grüne Saftfarbe, das sogenannte Liliengrün.

4) Ir. Pseudacorus *L.* (Fl. dan. t. 494., Schkuhr Handb. t. 5. a. b., Ir. palustris *Mönch*, Ir. lutea *Lamarck.*) mit mehrblumigem Stengel, gespaltenen, gesägten Platten des Griffels, welche größer sind, als die lanzettförmigen inneren Abschnitte der goldgelben Blumendecke und bartlosen äußeren Abschnitten. Die gemeine gelbe Wasserlilie wächst von allen Irisarten in Teutschland am häufigsten wild, in Schlammboden an den Rändern der Teiche, Gräben und langsam fließenden Bäche und Flüsse. Ihr walzenförmiger, außen schwarzgrauer, innen fleischrother Wurzelstock (Radix Acori vulgaris, s. Pseudacori) ist geruchlos, stark adstringirend und im frischen Zustande scharf drastisch. Getrocknet wurde diese Wurzel sonst gegen Ruhren und Durchfall, gegen Asthma, Wassersucht, Unterleibs-Stockungen und als specifisches Mittel gegen den schwarzen Staar gebraucht, auch bediente man sich ihrer als eines Amuletes bei der Pest. Die Samen wurden als Kaffee-Surrogat empfohlen. Von der in England, Frankreich, Holland und im südlichen Europa vorkommenden, der vorhergehenden Art ähnlichen Ir. foetidissima *L.* (Engl. bot. t. 596., ξυρὶς *Dioscorides* mat. med. 4, 22), deren Blätter gerieben einen starken, unangenehmen Geruch von sich geben, und deren Blumen bleifarben sind, wurde der Wurzelstock (Radix Spatulae foetidae s. Xyridis) gegen Hysterie und Skrofeln gebraucht. Von der gleichfalls südeuropäischen Ir. tuberosa *L.* (Bot. mag.), welche zwiebelförmige Wurzelknollen und schwärzlich-gelbe Blumen hat, leitete Linné die früher officinellen Hermodatteln (Radix Hermodactyli) her; aber mit Unrecht, da diese vielmehr von Colchicumarten abstammen. Die Wurzelstöcke von Ir. versicolor *L.*, virginica *L.* und cristata *Aiton* werden in Nordamerika als purgirende und diaphoretische Heilmittel benutzt. Ir. Sisyrinchium *L.* — S. Moraea. (*A. Sprengel.*)

III. Entomologie. Iris, s. Apatura Iris.

IV. Gärtnerei. *Iris L.*, Schwertlilie, Schwertel, ist eine Pflanzengattung, deren Blumen unsern Gärten zur besondern Zierde gereichen. Die Mannichfaltigkeit ihrer Farben soll dazu die Veranlassung gegeben haben, daß man sie mit dem Namen Iris bezeichnet hat, indem man wähnte, bei ihnen alle Farben des Regenbogens anzutreffen. Die Arten dieses Geschlechts von Pflanzen sind sowol über die Länder des Südens als auch des Nordens unsers Erdkörpers verbreitet, und in Betreff der ihnen zusagenden Behandlung sind sie einzutheilen

I. in solche, welche in den Gärten Teutschlands auch während des Winters in freiem Lande ausdauern. Diese Sorten nehmen mit jedem Boden vorlieb, und, wenngleich sie an einem fruchtbaren Standorte besonders gut gedeihen, so können sie auch ziemliche Dürre vertragen. Manche Sorten hingegen, und zwar von den nachstehenden die mit einem + bezeichneten, müssen während des Winters, besonders wenn ohnedies vorher Schnee gefallen ist, scharfer Frost eintritt, eine leichte Bedeckung von Laub, oder noch besser von Kiennadeln, erhalten, weil sie sonst während des Frostes, vorzüglich wenn er anhaltend ist, leicht absterben. Alle aber lieben eine möglichst freie Lage, und verkommen häufig, wenn sie an weniger luftige Stellen, oder gar unter dicklaubige Bäume gepflanzt werden. Folgende Irisarten mit ihren Synonymen gehören hieher:

Ir. acuta (*Willd.*), Ir. amoena (*Redout.*), Ir. aphylla (*L.*), Ir. arenaria (*Waldst.* u. *Kitaib.*), flavissima (*Jacq.*), Ir. armeniaca, Ir. Bergiana, Ir. biflora (*L.*), Ir. biglumis (*Vahl*), Ir. bohemica (*Schmidt*), extrafoliacia (*Mikan.*), Ir. brachycuspis, Ir. caucasica (*Hoffm.*), Ir. Colvilli-vera, Ir. cristata (*Ait.*) +, Ir. cuprea (*Pursh.*), fulva (*Gawl.* und *Tratt.*), Ir. curtopetala (*de Cand.*), *Vieusseuxia* iridioides (*Red.*), Ir. dichotoma (*L.*), Ir. dubia (*Poir.*), Ir. elegans (*Persoon*), Ir. ensata (*Thunb.*), graminea (*Thunb.*), Ir. flavescens (*Redout.*), Ir. flexuosa (*Murray*), Ir. florentina (*L.*), alba *β.* (*Savi*), Ir. foetidissima (*L.*), foetida (*Pers.*) +, Ir. furcata (*March.* v. *Biberst.*), biflora (*March.* v. *Biberst.*), Ir. Gawleri (*Redout.*) +, Ir. germanica (*L.*), Ir. gloriosa, Ir. graminea (*L.*), angustifolia (*Clus.*), Ir. Güldenstaedtii (*Lepech*), dubia (*Poiret.*), Ir. haematophylla, Ir. hexagona, Ir. halophylla (*Pall.*), Ir. humei, Ir. humilis (*March.* v. *Biberst.*), alpina (*Pall.*), ruthe-

nica (*Gawl.*), Ir. hungarica (*Waldst. u. Kitaib.*), Ir. iberica (*March. v. Biberst.*) +, Ir. infata (*Vahl.*), foetida (*Pers.*) +, Ir. laevigata +, Ir. livida, Ir. lochnawensis, Ir. lurida (*Ait.*), Ir. lusitanica (*Ker.*) +, Ir. lutescens (*Lam.*), Ir. Mathioli, Ir. missouriensis, Ir. Monnierii (*de Cand.*) +, Ir. neglecta (*Hornem.*), Ir. ochroleuca (*L.*), Ir. odorata (*Pers.*), Ir. orientalis (*Thunb.*), germanica (*Thunb.*), sibirica (*Thunb.*), Ir. Palkii, Ir. Pallasii, Ir. pallida (*Lamarck*), odoratissima (*Jacq.*), germanica (*Jacq.*), Ir. picta (*Spreng.*), Ir. plicata (*Lam.*), Ir. pseudo-Acorus (*L.*), β. longifolia (*de Cand.*), lutea (*Lam.*), Ir. pluvialis, Ir. prismatica + (diese will naß stehen), Ir. pumila (*L.*), angustifolia (*Bauh.*), Ir. reticulata (*Adam.*) +, Ir. ruthenica (*Ker.*), Ir. sambucina (*L.*), Ir. sibirica (*L.*), pratensis (*Lam.*), (die gefüllt blühende Abart +), Ir. sisyrinchium (*L.*) +, Ir. sordida (*Willd.*), Ir. spathulata (*L.*) +, Ir. spuria (*L.*), angustifolia (*Clus.*), pratensis (*Bauh.*), spathulata (*de Cand.*), spathacea (*Hilar.*), maritima (*Lam.*), halophylla (*Gaw.*), Güldenstaedtii (*Lepech.*), Ir. squalens (*L.*), variegata (*Jacq.*), Ir. subbiflora (*Brot.*) +, Ir. Swertii (*Lam.*), desertorum (*Balb.*), aphylla (*Gaw.*), Ir. tenuifolia (*L.*), Ir. tridendata (*Pursh.*), tripetala (*Walt.*), Ir. tripetala (*L.*) +, Ir. van de Wilie, Ir. variegata (*L.*), β. limbata (*Bess.*), Ir. venusta, Ir. ventriculosa (*Pall.*), Ir. verna (*L.*), virginiana-pumila (*Pluk*), +; Ir. versicolor (*de Cand.*), flava (*Poiret.*), +; Ir. virginica (*L.*), hexagona (*Walt.*).

Alle vorstehende Sorten lassen sich sehr leicht durch Wurzeln oder Wurzeltriebe vermehren, welche am sichersten kurz nach der Blüthezeit oder auch im Herbste abgenommen und auf andere Stellen in das freie Land gepflanzt werden. Manche dieser Iris breiten sich sehr schnell aus, sodaß die äußern, fleischigen Wurzelknollen mit den daran befindlichen Trieben häufig abgestochen werden müssen, damit das Wuchern dieser Pflanzen nicht zu sehr überhand nehme.

II. Diejenigen Irisarten, welche in Teutschland während des Winters im freien Lande erfrieren würden, verlangen eine fette, jedoch leichte und lockere Erde. Rücksichtlich der Zusammensetzung derselben ist es am zweckmäßigsten, solche aus zwei Theilen Laub- oder Moor- und zwei Theilen Kuhdüngererde bestehen zu lassen; jedoch kann man sich in Ermangelung des einen oder des andern dieser Erdbestandtheile auch jeder ähnlichen mit Flußsand gemengten, fetten und leichten Erdzusammensetzung bedienen. — Diese Irisarten werden entweder in Töpfe (Äsche) gesetzt, in welchem Falle man zur Verhütung der Wurzelfäulniß den Boden vor dem Einpflanzen etwa einen Viertelzoll hoch mit kleinen Kieselsteinen belegt, mit dem Gießen, wozu man möglichst fließendes Wasser verwendet, mäßig ist, den Töpfen aber während des Winters einen sonnigen und luftigen Standort im Glashause, und in Ermangelung eines solchen, in einem Stubenfenster gibt, — oder, was noch viel zweckmäßiger ist, man richtet zur Cultur solcher Zwiebel- und Knollengewächse einen eigenen Behälter vor. Die Größe desselben würde ganz von der Anzahl der Blumengewächse abhängen, welche man daselbst hineinbringen will. Über die Einrichtung eines solchen Zwiebelblumenbehälters mag hier Folgendes angedeutet werden. An einem sonnigen, freien und gegen Mittag gelegenen Platze wird ein Beet etwa 20 Zoll tief ausgegraben, dessen Grund alsdann mit Dachziegelsteinen ausgelegt, dessen Seitenwände aber mit gebrannten Mauersteinen ausgefüttert werden, damit weder Ungeziefer, z. B. Erdwölfe, noch Maulwürfe in den Behälter eindringen können. Man beobachtet dabei die Vorsicht, daß die nördliche Mauer um einige Zolle höher als die südliche angelegt wird, sodaß Behufs des bessern Einwirkens der Sonne und des Lichts die Einfassung des Behälters von Norden nach Süden einigen Fall bekommt. Hierauf wird die vorhin bezeichnete Erde in das mit Steinen überall ausgefütterte Beet gebracht, in welche alsdann die Zwiebeln nach einer der eigenthümlichen Ausbreitung der Pflanze sich richtenden Entfernung von einander, und zwar etwa ein oder zwei Monate nach der Blüthezeit der Pflanzen, eingelegt oder umgepflanzt und mäßig gegossen werden, sobald das Beet abgetrocknet ist. So lange die Witterung während des Tags sich nicht zum Froste neigt, bleibt das auf diese Weise eingerichtete Beet der freien Luft und Sonne, sowie einem mäßigen Regen, ausgesetzt. Nur, wenn es anfängt kälter zu werden und Nachfröste zu befürchten sind, fängt man an des Abends von Bretern zusammengefügte Laden auf der obern abschüssigen Mauerwand aufzulegen, welche jedoch Morgens wieder abgenommen werden müssen. Sobald aber anhaltender Frost oder Schneewetter eintritt, darf man von dem Behälter die aufliegenden Laden gar nicht abnehmen, und man muß alsdann außerdem denselben auf allen Seiten, und selbst die Laden, mit trockenem Pferdedünger bis zwei Fuß hoch belegen, oder man nimmt in dessen Ermangelung Baumlaub, welches jedoch höher aufgelegt werden muß, weil es leichter den Frost durchläßt. Letztern Falls ist auch nöthig, Holzstangen oder Breter außerdem aufzulegen, damit der Wind das Laub nicht von den darunter liegenden Laden entführt. Bei einfallendem Thauwetter, wie überhaupt bei milderer Luft während des Winters, werden die Deckladen gehoben, damit die Luft in das Beet eindringen kann, und dieselben bei wärmer eintretender Witterung zuweilen und endlich ganz entfernt. Glasfenster aufzulegen würde das zu frühe Treiben der Knollen und Zwiebeln veranlassen und bei wieder eintretender, anhaltend rauher Witterung nicht allein der Blüthe nachtheilig, sondern sogar auch den Pflanzen verderblich werden. — Die auf solche Weise zu behandelnden Irissorten sind folgende:

Ir. angusta (*Thunb.*), Ir. bituminosa (*L.*), Ir. capensis, Ir. chinensis (*Curt.*), fimbriata (*Venten.*), Ir. compressa (*L.*), Ir. crispa (*L.*), Ir. edulis (*L.*), *Moraea* oder *Vieusseuxia* fugax (*de la Roche*), Ir. Gawleri (*Redout.*), stenogyna (*de Cand.*), Ir. gracilis (*Lichtenst.*), Ir. hirsuta (*Lichtenst.*), Ir. japonica (*Thunb.*), squalens (*Thunb.*), Ir. juncea (*Poiret.*), mauritanica (*Clus.*), Ir. longifolia (*Andr.*),

Vieusseuxia fugax (*Gawl.*), Ir. martinicensis (*L.*), Ir. minuta (*L.*), Ir. mutila (*Lichtenst.*), Ir. papilionacea (*L.*), hirta (*Jacq.*), Ir. pavonia (*L.*), *Moraea* pavonia (*de Cand.*), tigridia (*Willd.* et *Curt.*), Ir. polystrachya (*Thunb.*), Ir. ramosa oder ramosissima (*L.*), Ir. sanguinea (*Hornem.*). Ir. scorpioides (*Desf.*), alata (*Poiret.*) microptera (*Vahl.*), bulbosa (*Merian*), Ir. setacea (*L.*), setifolia (*Vahl.*), Ir. spatacea (*Thunb.*), Ir. tricuspis (*Thunb.*), tricuspidata (*L.*), *Moraea* tricuspis (*Ker.*), *Vieusseuxia* aristata (*la Roche*), Ir. tristis (*L.*). unguicularis (*Poiret.*), stylosa (*Desfont.*), Ir. viscaria (*L.*).

Die Vermehrung der vorstehenden Sorten geschieht durch Theilung der Knollen, oder Abnahme von Brut und Nebensprossen.

III. Nachstehende Irissorten erfodern, wenn sie gedeihen sollen, einer ganz besondere Behandlung:

1) Iris persica. Die kleinen länglichen Zwiebeln legt man in einen lockern, mäßig trockenen Boden in das freie Land, jedoch ist es rathsam, sie mit Eintritt des Winters mit Laub zu bedecken, die Laubdecke aber sobald wieder zu entfernen, als es nur die Witterung erlaubt, und statt dessen, so lange Nachtfröste zu befürchten sind, das Beet an jedem Abende mit Strohmatten zu belegen, weil die Blumen dieser Irisart bei leidlicher Witterung schon in den ersten Tagen des Frühlings erscheinen. Die Zwiebeln können, ohne ausgehoben zu werden, bis drei Jahre an einer und derselben Stelle liegen bleiben. Nach dieser Zeit sind sie aber, sobald nach der Blüthe die Blätter abgestorben sind, auszuheben, und nachdem man davon die junge Brut entfernt hat, werden die Zwiebeln wieder in ein neues gut zubereitetes Beet gelegt, oder auch zur Einfassung von andern Blumenbeeten benutzt.

Diese Irisart läßt sich auch während des Winters sehr leicht in Töpfen treiben, worüber in F. G. Dietrich's Wintergärtner nachzulesen ist.

2) Iris Susiana, *β.* livida (*Trattl.*), Dame in Trauerflor. — Unstreitig die größte und schönste aller Irissorten, welche zuerst in den Gärten von Constantinopel cultivirt wurde, hierauf im J. 1573 nach Holland und von dort nach Teutschland kam. Bei der Behandlung dieser Pflanze muß man sehr behutsam zu Werke gehen, wenn man die Freude genießen will, davon eine Blume zu sehen. Unerläßlich ist es, die fleischigen und saftreichen Wurzeln der Pflanze nicht zu verletzen, und selbst die zur Vermehrung dienende junge Brut nicht mit Gewalt von dem Knollen durch Abreißen oder Abscheiden zu trennen, sondern man muß deren von selbst eintretende Ablösung abwarten, weil sonst der Pflanze die Kräfte entzogen werden und außerdem sehr leicht Wurzelfäulniß entsteht, in Folge deren die Pflanze zu kränkeln anfängt und nicht leicht zur Blüthe gelangt. Geschieht es ja, daß der Knollen durch Abbrechen oder Ansteckung beschädigt worden ist, so müssen die hierdurch entstandenen Wunden sorgfältig dadurch getrocknet werden, daß man sie mit Holzkohlenpulver, mit Kreide bestreut, oder auch mit Lehm oder Baumwachs verklebt. Im August, wenn die Pflanze abgewelkt ist, werden die Knollen aus der Erde gehoben, gereinigt und an einem luftigen Orte, etwa vier Wochen lang, im Schatten aufbewahrt, damit sie etwas eintrocknen. Im September bringt man sie wieder in ein aus guter Gartenerde mit etwas Lehm und Flußsand gemengtes Gartenbeet und sobald Frost eintritt, bedeckt man es mit Laub und sodann mit Holzzweigen, welches alles im Frühjahre bei eintretender günstiger Witterung wieder abgenommen werden muß. Indessen ist auch hierbei zu beobachten, daß die Stelle, wo Iris Susiana liegt, Abends gedeckt werden muß, wenn Nachtfröste befürchtet werden können, und diese Decke kann am besten durch Überstülpen eines großen Topfes geschehen, über welchen man bei fortdauernd eintretendem Frostwetter wiederum Laub ausschüttet. Jährlich muß der Knollen aus der Erde genommen und dann von Neuem gelegt werden. — Dies ist die sicherste Methode, diese wirkliche Prachtpflanze zur Flor zu bringen, und weder die Durchwinterung derselben im Beete eines Glashauses, noch weniger aber die Zucht der Pflanze in Töpfen führt so leicht zu einem günstigen Resultate, wie die beschriebene Art, zumal man im Glashause sehr vorsichtig mit dem Begießen der Pflanze sein muß, während man die Pflanze, wenn sie im Freien steht, nur in höchst seltenen Fällen, wenn es gar zu trocken wird, zu gießen nöthig hat. Auch in dem vorhin beschriebenen Zwiebelblumenbehälter läßt sich die Iris Susiana sehr gut zur Flor bringen; nur muß man besonders dahin sehen, daß sie an einer solchen Stelle im Zwiebelbeete eingepflanzt wird, welche während des Winters mehr trocken als die übrigen eingepflanzten Zwiebeln gehalten werden kann.

Die Vermehrung der Pflanze geschieht durch Wurzelsprossen, und, wenn man auf die Blüthe Verzicht leisten will, durch mehrfaches Zerschneiden des Knollens unter den oben erwähnten Vorsichtsmaßregeln in Rücksicht des Abtrocknens oder Verklebens der den Knollenstücken zugefügten wunden Stellen.

3) Iris tuberosa (*L.*). Im Allgemeinen betrachtet kann diese Irisart wie die in dem Zwiebelbehälter durchzuwinternden Pflanzen behandelt werden. Da jedoch Ir. tuberosa die Eigenheit hat, daß sie die Wurzeln sehr tief in den Boden eindringen läßt, wodurch sie oft ganz verschwinden und absterben, so muß man bei dem Verpflanzen derselben die Vorsicht gebrauchen, sie jährlich, und zwar einige Zeit nach dem Absterben der Blätter, umzupflanzen, während man vorher, etwa sechs Zoll tief unter die Pflanze, Dachziegel neben einander auf die breite Seite legt, wodurch das zu tiefe Eindringen der Wurzeln dieser Pflanze in den Boden verhindert wird. Außerdem ist in Hinsicht ihrer Cultur wichtig, daß die aus einem fetten und leichten Boden bestehende Stelle, auf welche man sie pflanzt, nur die Morgensonne bescheinen darf, weil sonst diese Iris weniger vollkommen blühen würde, als es der Fall ist, wenn sie blos die Morgensonne trifft. Die Vermehrung dieser Art geschieht durch Abnahme junger Brut oder der Nebensprossen.

4) Iris xiphioides (*Ehrh.*), anglica, und Iris xiphium (*L.*), variabilis (*Jacq.*), Iris hispanica.

Von beiden Arten gibt es mancherlei Varietäten in Bezug auf die Farben der Blumen. Auch werden beide Arten auf eine und dieselbe Weise cultivirt und vermehrt, wie folgt: Zu Ende Augusts oder im September werden die Zwiebeln, welche man wie die Hyacinthen in etwas Flußsand einhüllt, auf ein besonderes Beet, etwa sieben Zoll weit von einander entfernt, ausgesteckt, und, wenn anhaltender Frost eintritt, mit etwas Laub bedeckt, das im Frühjahr wieder abgenommen werden muß. Stellt sich alsdann sehr trockene Witterung ein, so werden diese Zwiebelpflanzen zuweilen mit Wasser eingesprengt bis zu Anfang des Augusts, zu welcher Zeit dann diese Irisarten abgeblühet haben. Auch die Zwiebeln dieser beiden Arten können drei Jahre lang, ohne aus der Erde gehoben zu werden, an einer und derselben Stelle stehen bleiben, und, werden sie versetzt, so verfährt man bei deren Vermehrung wie bei Ir. persica, jedoch müssen die herausgenommenen Zwiebeln sehr bald wieder gelegt und nicht wie die Hyacinthen vorerst Monate lang an einem trockenen Orte aufbewahrt werden, weil sie selbst durch Einschrumpfen leiden und in Folge dessen die Pflanzen kränkeln würden. Beide Arten sind auch durch Samen fortzupflanzen, wodurch neue Farbenvarietäten entstehen können. (*K. Pässler.*)

V. Alte Geographie. Iris ist ein, von den Mythologen und Argonautensängern oft erwähnter, Fluß, der dem Strabo (XII. p. 547 und 556), welcher an seinen Ufern geboren war, am besten bekannt ist. Die berühmte vom schwarzen Meere und von Bergketten umschlossene Ebene in Pontus, Temiskyra genannt, wird durch mehre Flüsse durchströmt, unter welchen östlich der Thermodon der Hauptstrom ist, welcher die übrigen aufnimmt, die ganze Ebene durchläuft und in den Pontus Eurinus mündet. Westlich von demselben fließt der Iris, der fast ebenso stark ist. Er entspringt in Pontus selbst, nicht fern von der Grenze des kleinen Armeniens, fließt mitten durch die Stadt Komana, die Pontische, und durch die fruchtbare Ebene Darimonitis gegen Westen, wendet sich bei der verödeten Königsburg Gaziura gegen Norden, beugt dann wieder gegen Morgen um, nimmt hierauf den Fluß Skylax und andere Flüsse auf, strömt sodann neben der starken Mauer von Amasea, der Vaterstadt Strabo's, vorbei und fließt nun in die mit Oliven, Wein und andern Erzeugnissen gesegnete Thallandschaft Phanaróa ein, in deren Mitte er sich mit dem aus Armenien rechts zuströmenden Lykos, der in dem Namen Iris verschwindet, vereinigt, worauf er endlich in die Ebene von Temiskyra eintritt und dann in dem amisenischen Meerbusen endigt. *Xenophon.* Cyrop. V, 6. 9. *Apollon.* II, 965. *Plin.* IV, 3. Jetzt heißt der Fluß Kasalmak oder Jekil Irmak.

(*Pet. Friedr. Kannegiesser.*)

VI. Mythologie. Iris (Ἶρις [1]), ist bei Homer Botin (ἄγγελος) des Zeus, dessen Befehle sie sowol den Göttern als den Sterblichen überbringt (Il. II, 786. VIII, 398 u. andern); er sendet sie vom Ida, wo er thront (Il. XV, 169) zum Poseidon und (XI, 196) nach Ilion; Il. XXIV, 77 holt sie die Thetis zum Zeus, voranschreitend. Sie heißt die schnellfüßige (ὠκέα, πόδας ὠκέα, ταχεῖα), die windschnelle (ποδήνεμος Il. XI, 195; ἀελλόπος VIII, 409), die goldgeflügelte (χρυσόπτερος Il. VIII, 398. XI, 185; Il. in Cer. 314.) — Il. XV, 170 wird ihre Schnelligkeit mit dem aus den Wolken von Boreas herabgeworfenen Schnee oder Hagel verglichen. Wie eine Bleikugel an der Fischangel taucht sie Il. XXIV, 80 in die Tiefen des Gewässers zu der Thetis; „Göttin" wird sie vom Poseidon (Il. XV, 206) und Achilles (XVIII, 182) Ἶρι θεά angeredet. Als Botin der Götter unter einander wird sie Il. XV, 144 bezeichnet: ἥτε θεοῖσιν μετ' ἄγγελος ἀθανάτοισιν. Unter der Gestalt der Laodice kommt sie zur Helena Il. III, 121. Heimlich vor Zeus und den andern Göttern entsendet sie Here (Il. XVIII, 166 sq. vergl. hymn. I. in Apoll. 92 sq.) Auch selbst auf eines Sterblichen, des Achilles, Bitte eilt sie (Il. XXIII, 198 sq.) zur Wohnung der Winde und ruft diese herbei, um die Flammen am Scheiterhaufen des Patroklos anzufachen. Als hilfreiche Dienerin der Götter erscheint sie (Il. V, 353 sq.), wo sie die durch Diomedes verwundete Aphrodite aus dem Schlachtgetümmel trägt, und sie auf dem Wagen des Ares nach dem Olymp bringt, die Zügel in den Händen fassend und antreibend die Geißel schwingend; sie schirrt dann die Rosse selbst ab und reicht ihnen ambrosische Nahrung. In der Odyssee finden wir sie nicht mehr; hier tritt Hermes an ihre Stelle, der schlaue und gewandte Götterbote. Über die Hesiodische Iris s. weiter unten. Dienende Botin der Here, nicht bloße Dienerin ist sie bei Kallimachos H. in Del. 216—239 (216 ἀγγελείτις genannt) sitzend am goldenen Thron der Here, wie der Hund der Artemis, der mit aufgereckten Ohren den Worten seiner Gebieterin lauscht, nie von der Stelle weichend, auch selbst nicht, wenn sich der Schlaf auf sie danieder senkt, nur leise mit an den Thron gelehntem Haupte schlummernd, nie den Gürtel, noch die Sohle vom Fuße lösend, immer bereit, den Befehlen ihrer Herrin zu gehorchen. Bei *Apoll.* IV, 754 ist sie im Dienst der Here Späherin dessen, was vorgeht, und hinterbringt es ihr, welchen Charakter sie auch bei Kallimachos (a. a. O.) mit hat. Here entsendet sie dann, um die Thetis zu holen ꝛc. Theokrit (Id. XVII, 133) läßt sie für Zeus und Here das Bett bereiten, nachdem sie die Hände mit Myrthensaft gewaschen (παρθένος Ἶρις).

Aus allen diesen Stellen geht hervor, daß die ältern Dichter sie nur als Götterbotin und zuweilen als Dienerin kannten, und die Beschreibung, die sie liefern, bietet wenig Stoff zu irgend einer Ähnlichkeit mit dem Regenbogen dar. Es wäre aber vielleicht die Iris als Personification des Regenbogens von der Götterbotin Iris streng zu scheiden, und erst die späteren Zeiten ließen beide Begriffe in einander übergehen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die „Schnelligkeit, mit welcher der Regenbogen kommt und vergeht, wie das Sanfte und Angenehme,

1) Von εἴρω, sero, woher G. Hermann sie Sertia nennt. Es findet sich auch eine Form εἶρις; s Interpr. ad *Hesych.* s. v. und *Clericus* ad *Hesiod.* Theog. v. 266.

das wir beim Erblicken desſelben fühlen," in die Iris die Vorſtellung von einer Himmelsbotin, Begleiterin und Dienerin der Götter gelegt habe. Daß dieſe daraus entſtanden ſei, daß man, wie man unter Zeus und Here „Luftgottheiten" verſtand, auch der Iris, der Dienerin derſelben, ein analoges Prädicat beigelegt habe, iſt mehr eine philoſophirende Deutung der Spätern, die jeden Mythos analyſirten und zu einem beſtimmten Dogma umſchufen. Homer nennt den Regenbogen (*ἶρις*), den Kronion in die Wolken ſtellt, ein Wahrzeichen für die redenden Menſchen (Il. XI, 26 und Il. XVII, 547 sq.) ein Wahrzeichen des Kriegs oder eines Winterſturmes; *πορφυρέην* von Farbe bezeichnet er ihn, und in der erſten Stelle vergleicht er damit die Drachen, die er bekanntlich *δαφοινούς* nennt; in der zweiten Stelle hüllt ſich Athene, von Zeus auf die Erde geſendet, in eine ſolche dunkelrothe (*πορφυρέη*) Wolke, die dem Regenbogen an Farbe gleicht. Dieſe Stellen führen uns allerdings zu einer Iris, die den Regenbogen perſonificirt darſtellt, aber ſie iſt nicht ſowol mit der Götterbotin identiſch, als vielmehr eine Verkünderin von Krieg und Sturm, eine Schreckensbotin, die Schweſter der Harpyien, die Tochter des Thaumas und der Elektra, der Tochter des Okeanos bei Heſiod. (Theog. 265 [2]) *Apollod.* I, 2, 6) bei den Lateinern Thaumantias (*Virg.* Aen. IX, 5), Thaumantis (*Stat.* Silv. III, 3, 81), virgo Thuamantea (*Ovid.* Metam. XIV, 845). Einmal (Theog. 779 sq.) wird Iris als Botin (ausdrücklich ſagt Heſiod *παῦρα — ἀγγελίης πωλεῖται*) vom Zeus nach dem Styx entſendet, um in goldener Schale das kalt aus der Höhe der hohen Felſen niederrinnende Waſſer zum großen Schwur der Götter zu holen — auch ein grauſenerregender Act, welcher der ſanften, willfährigen Götterbotin Iris nicht wohl anſteht. So iſt auch der Vergleich nicht zufällig, wenn bei Homer die Athene, von Zeus zu den Griechen vor Troja geſendet, um dieſe zum Kampf um die Leiche des Patroklos anzufeuern, ſich in eine *πορφυρέη νεφέλη* hüllt — ähnlich der *πορφυρέη ἶρις*, die Zeus vom Himmel herab den Menſchen zum Wahrzeichen des Kriegs und des Winterſturmes ausſpannt — denn ſie will Schrecken erregen. Dieſe Iris, die mehr den Begriff einer Schreckensbotin annimmt, iſt als aus der phyſiſchen Bedeutung des Regenbogens entſtanden anzunehmen, den ſie perſonificirt, und der Übergang aus dem einen in den andern Begriff ſcheint ſchon bei Homer angedeutet zu ſein; denn in der Stelle XI, 26 fg. erinnern die *Ἴριδες*, die Kronion in den Wolken aufſtellt, mit denen Homer die *κνάνεοι δρύοντες* vergleicht, an gewiſſe perſonificirte Gottheiten, wie die Harpyien bei Heſiod ſind, *Φόβος*, *Πόλεμος κτλ.* bei Homer. Dem Regenbogen, den Homer (Il. XVII, 547) nach ſeinem rein objectiv-phyſiſchen Begriff beſchreibt, gibt er in jener Stelle eine mehr concrete Geſtaltung als Perſon, die Quintus (XIV, 472) vollends ausmalt:

ἐσυμένως οὔμησε περιγναμφθεῖσα νέφεσσι·
φαίης κεν πῦρ ἔμμοι ἴμ' ἠέρι, καὶ μέλαν ὕδωρ.

(Ungeſtüm entfuhr ſie, umhergekrümmt in Gewölken,
Anzuſchauen im Feuer mit Luft und dunkeles Waſſer „Voß".)

Der Conner des Begriffs des Regenbogens mit dem der Götterbotin ſcheint darin ſeine Auflöſung zu finden, daß öfters die Bedeutung eines Wortes in malam, wie in bonam rem divergirt. Und dazu konnte wiederum auf der andern Seite die liebliche und angenehme Erſcheinung des Regenbogens beitragen. (Ottfr. Müller, Archäol. d. Kunſt S. 544.) „Iris iſt aus einer Lichterſcheinung des Himmels ganz zur leichtbeſchwingten Götterbotin geworden."

Bei den Lateinern finden wir Iris die Götterbotin und den Regenbogen identificirt. Die Annahme einer Wortbedeutung, die nach Homer der Regenbogen hatte, trat in den Hintergrund; man metamorphoſirte ihn mehr nach ſeiner Erſcheinung, wie er ſchnell kommt und geht, oder nach ſeinem lieblichen Farbenſpiel. Der perſonificirte Regenbogen galt als Botin der Juno und behielt die Prädicate bei, die ihm nach ſeiner phyſiſchen Bedeutung zukommen.

Bei Ovid (Metamorph. I, 270; XI, 585; XIV, 85), Virgil (Aeneis IX, 2. V, 605. IV, 693), Statius (Silv. III, 3, 81) iſt Iris nur Botin [3]) der Juno (was man daraus erklären will, daß man mit der Juno den Begriff der untern Luft, welche Nebel und Regen erzeugt, verbunden habe). Nach Ovid (Metam. XI, 589) fliegt ſie zur Wohnung des Somnus; XIV, 838 sq. geleitet ſie die Herſilie; nach Virgil (Aen. IX, 2) treibt ſie den Turnus zum Kampf an; V, 620 nimmt ſie die Geſtalt eines ſterblichen Weibes Beroë an; IV, 704 ſchneidet ſie ſelbſt (von Juno geſandt) die Haare ab, mit denen die ſterbende Dido dem Pluto geweiht wird — eine Verrichtung, die ſonſt der Proſerpina zugeſchrieben wird. Als Dienerin beſprengt ſie (*Ovid.* Met. IV, 478 sq.) die in die Himmelswohnung zurückkehrende Juno zur Reinigung mit Weihwaſſer. Sie iſt gekleidet in die bunten Farben des Regenbogens (*Ovid.* Met. I, 270; XI, 589; XIV, 838. *Virg.* Aen. V, 609. IV, 700. Iris croceis per coelum roscida

2) Da man in der Iris das Symbol des Regenbogens ſieht, ſo deutet Herrmann (Myth. d. Gr. I, 399): „Staunen und Bewunderung (Thaumas) bemeiſtern ſich der Herzen, wenn die glänzenden Strahlen der Sonne (Elektra) in das ihr gegenüberſtehende, ſich in Regen ergießende, dunkle und dicke Gewölk des Dunſtkreiſes fallen, und der ſchönfarbige Regenbogen (Iris), von einem Ende des Horizonts zum andern, ſchnell ausgeſpannt daſteht und aus den ſchauernden Wolken Stürme und reißende Wirbelwinde (Harpyien) ausfahren." Wie bei Homer das ſtete Epitheton der Iris das der Schnelligkeit iſt, ſo liegt auch in der Heſiodeiſchen Genealogie, wenn wir dieſe ſymboliſiren wollen, nichts Anderes begründet, als daß auch noch zu dem Begriff der Schnelligkeit und aus demſelben ſich der des Entſetzenerregens geſellt. Der Iris Schweſtern, die Harpyien (die mit Schnelligkeit Fortreißenden), heißen *Ἀέλλω* und *Ὠκυπέτης* (die Schnellen), und der Vater der Elektra, Okeanos, hat ſeine Ableitung ebenfalls in *ὠκύς*. Ihre Mutter iſt die Elektra, die in ſchnellen Schwingen einen ſchimmernden Luftſchweif nach ſich zieht. (Die Sylbe *ηλ* — hat ihren Stamm in *ἀλ — ἀλ|έω — ἤλ-ιος — ἀέλ-ιος* ꝛc. wie *ἀργός*, vibrans = theils ſchnell ſich bewegend, theils flimmernd, ſchimmernd, jede ſchnelle Bewegung bewirkt ein gewiſſes Luftſchimmern.) Von dieſer ſtammt Iris die Luftſchnelle. Ihr Vater iſt Thaumas, ſie erregt Staunen und Entſetzen, ob deſſen was ſie bringt. Ja man geht ſelbſt nicht zu weit, wenn man *Ἶρις* und *Ἐριννύς* zu einem Stamme zurückführen will.

3) Servius (zu *Virg.* Aen. IX, 5) nennt ſie fälſchlich nuntia deorum in malis rebus; ſ. oben.

pennis mille trahens varios adverso sole colores). Ihr Mund ist rosenfarbig (*Virg.* Aen. IX, 5). Juno weht ihr günstigen Wind zu (Aen. V, 607 sq.), wenn sie durch die Lüfte fortellt, von Niemandem gesehen. Sie beschreibt in ihrem Laufe am Himmel einen farbigen Bogen (*Ovid.* Metam. XI, 589; XIV, 830. *Virg.* Aen. IX, 15 V, 609. 657). Bei Virgil (Aen. IX, 18 sq.) nennt sie Turnus „Zierde des Himmels," „von Wolken getrieben" ihren Lauf nehmend; der Himmel heitert sich bei ihrem Erscheinen auf und funkelnde Sterne zeigen sich am fernen Pol. Bei Ovid (Metam. I, 270) schöpft sie Wasser (aus Seen und Flüssen) und gibt den Wolken Nahrung (*Virg.* Georg. I, 380 bibit ingens arcus), wie sie nach Stobäus (Eclog. I, 31) die Flüsse mit einem Stierhaupte aussaugt. Diese Fiction erklärt sich aus den glühenden Farben, die der Regenbogen auf beiden Enden abspielt und wodurch er sich gleichsam als in und aus der Erde entwachsen darstellt. Sie bringt Regen, wenn sie erscheint (*Stat.* Silv. III, 3, 81. imbrifera, der Regenbogen = pluvius arcus), nach Aratus (940), wenn ein Doppelbogen den Himmel umgürtet, und Dionysios (783). Nach Ptolemäos zeigt sie nach Heiterkeit Sturm und nach Sturm Heiterkeit an. Geflügelt erscheint sie schon bei Homer (χρυσόπτερος nach dem Wortlaute); allein Voß (mythol. Briefe I, 152) versteht darunter bildlich die geflügelte Eilfertigkeit ihres Ganges auf den goldnen Schwungsohlen, und heißt deshalb die „goldgeflügelte." Bei Ovid steigt sie auf dem Regenbogen auf und nieder (Met. XIV, 830. 838 delapsa per arcus: XI, 632 remeat per quos modo venerat arcus). Bei Virgil ist sie geflügelt (Aen. IX, 14. V, 657. IV, 700 croceis pennis devolans). Auf einem alten Kunstwerke ist Iris im fliegenden Lauf, eine Krone tragend, und zur Seite ein Regenbogen, abgebildet. (*B. Matthiae.*)

VII. Pharmacie. Iris florentina. Florentinische Schwertlilie. Iris de Florence. System. sex. Triandria Monogynia. Ord. nat. Irideae. Abbild. Plank 35. Hayne XII, 1. Nees v. Esenbeck 56. Gumpel und v. Schlechtendal 135. Von dieser Pflanze, welche besonders im südlichen Europa (Italien, Dalmatien, Ungarn) heimisch ist, und deren Cultur im Toscanischen (bei Pontassiere) einen Zweig des Ackerbaues bildet, ist die geschälte und getrocknete Wurzel unter dem Namen radix Iridis florentinae, florentinische Veilchenwurzel, als Heilmittel officinell. Es sind kegelförmige oder mehr flache, ziemlich schwere salzige Stücken, von reinweißer Farbe und einem angenehmen Veilchengeruch, welcher besonders nach dem Trocknen stark hervortritt, wobei dagegen der scharfe Geschmack der frischen Wurzel sich verliert. Nach Vogel's Analyse (Trommsdorff's Journal. XXIV, 2, 64) enthält die Veilchenwurzel sehr scharfes und bitteres fettes Öl; ein flüchtiges, bei gewöhnlicher Temperatur festes Öl von strohgelber Farbe und dem eigenen Veilchengeruch der Wurzel; gelben, scharfen, in Wasser löslichen Stoff; Gummi und Stärke. Außerdem will Tonery (Berl. Jahrb. 2. 221) noch eine besondere brechenerregende Substanz darin gefunden haben, welche er für identisch mit dem Emetin der Ipecacuanha hielt, später aber nahm er dieß zurück. Raspail beobachtete in der frischen Wurzel krystallisirten oxalsauren Kalk. Das flüchtige Öl, welches durch Umsublimiren farblos wird, ist von Dumas analysirt und zusammengesetzt gefunden worden aus 67,2 Kohlenstoff, 11,5 Wasserstoff und 21,3 Sauerstoff. (Journ. de chir. méd. 2. Serie. I, 307.)

Die Veilchenwurzel wird wegen ihres veilchenähnlichen Geruches mehren Präparaten zugesetzt. Ehemals gab man sie in Pulverform zu 10—20 Granen bei Rheumatismen, chronischen Lungenkatarrhen, asthmatischen Beschwerden ꝛc. Man verfertigt auch daraus runde Erbsen, welche zur Unterhaltung der Eiterung bei den Fontanellen angewendet werden. Die ganze zweckmäßig geschnittene Wurzel wird den Kindern zum Kauen gegeben, um das Zahnen zu befördern. Zusammengesetzte Mittel, welche Veilchenwurzel als wesentlichen Bestandtheil enthalten, sind: Tinctura Iridis florentinae (Veilchenwasser, Eau de violettes) aus 1 Veilchenwurzelpulver und 8 Weingeist durch Digestion bereitet; durch Destilliren würde sie ihren Geruch zum größten Theil einbüßen. Pulvis Iridis compositus, aus 1 Veilchenwurzelpulver und 4 Zucker. Extractum retinosum Iridis florentinae; die gepulverte Wurzel wird in einem Verdrängungsapparate mit Äther erschöpft, und der ätherische Auszug verdunstet. Für jede Unze der angewendeten Veilchenwurzel erhält man einen Scrupel einer weißlichen Substanz von Honigconsistenz. Pastilli Iridis florentinae, aus 1 Veilchenwurzelpulver, 17 Zucker, Traganthschleim, soviel als nöthig; aus der Masse werden Plätzchen von 18 Gran an Gewicht geformt. (*Duflos.*)

Irisdruck, s. Lithographischer Druck.

Irische Geschichte, Irische Literatur, s. Irland.

Irischer Bull, s. Bull.

Irisches Meer, s. Ireländisches Meer.

Irische Sprache, s. unt. Irland.

IRISH, auch Rise (das alte Rizium), bedeutende Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Trabesun (Trebisonde, Tarabosan), einem Theile vom ehemaligen Pontus, ist der Hauptort des Districtes Lasaneti (des Landes der Lasen), liegt in der Nähe des schwarzen Meeres, unter 41° 7′ nördl. Br., 58° 9′ östl. L., hat einen Hafen und zählte im vorigen Jahrhunderte nach Angabe einiger Reisenden 30,000 Einw., bestehend aus Lasen, Griechen, Armeniern, Grusiern, Tscherkessen, Osmanen u. A. Ehemals wurde viel Handel hier getrieben, namentlich mit den Völkerschaften des Kaukasus, von denen besonders Sklaven, sowie tscherkessische und grusinische Mädchen für die Harems der Osmanen eingehandelt wurden; auch hatte die Stadt starke Leinwandmanufacturen und Kupferschmieden. (*R.*)

Irish-Diamonds, s. Krystall.

IRISH-ISLAND, kleine Insel in der Trinitybai der Insel Newfoundland im britischen Nordamerika. (*R.*)

Irisiren, s. Strahlenbrechung.

Iriskreis, Irisring, s. Iris.

Iritis, s. Regenbogenhautentzündung.

IRITUYA, nicht bedeutendes Dorf in Brasilien, Provinz Pará, unweit des Flusses Guamá. (*R.*)

IRITZ auch IRRITZ, slaw. Gyrice. 1) Ein dem jeweiligen Propst des nikolsburger Collegiatstiftes zum heil. Wenzel gehöriges Gut im östlichen Theile des znaymer Kreises des Markgrafthums Mähren mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem einzigen Markte gleiches Namens, in durchweg flacher in allen Richtungen von sanften Anhöhen umgebener Gegend, einen Flächenraum von 1414 n. ö. Joch 302¼ □Kl. landwirthschaftl. benutzten Bodens, worunter sich 35 Joch 983 □Kl. Weingärten befinden, der meist aus tragbarer Dammerde mit lettiger Unterlage besteht, schwer ist, und nur bei guter Düngung und Lockerung reichliche Ernten, vorzugsweise an Weizen und Hirse gibt. Wälder fehlen dem Gute gänzlich; Weinbau und Obstbaumzucht sind nicht erheblich, die Jagd ist niederer Art und die Gewerbe sind nicht nennenswerth. 2) Ein zu demselben Gute gehöriger Markt und zugleich Amtsort, eben gelegen, mit 129 Häusern, 718 teutschen Einwohnern, unter denen sich 138 Juden befinden, einem zwischen 1750 und 1760 neu erbauten Schlößchen, wobei sich ein obrigkeitlicher Meierhof befindet, einer eigenen katholischen Pfarre, welche (1831) 1555 Pfarrkinder zählte und zum wolframiczer Dekanate des Bisthums Brünn gehört, und schon im 15. Jahrh. bestand, einen der heil. Anna geweihten, im J. 1831 nach einem Brande neu erbauten Kirche, einer jüdischen Synagoge, zwei Schulen, einem Gemeindehause, einer Armenanstalt, einem Wundarzte und einer Hebamme, und drei Jahrmärkten. Der Markt wurde durch Feuersbrünste öfters heimgesucht und hat auch durch die Franzosen in den Jahren 1805 und 1809 viel gelitten. (*G. F. Schreiner*)

Irizeh, s. Irish.

IRKI, eine feste Stadt in Bagul, einem der zwölf kleinen Himalaja-Staaten Baruh Takurai zwischen Sirmore und dem Sutludj (etwa 31° 10′ nördl. Br. 76° 38′ östl. L. von Gr.); vgl. Ritter Erdkunde, Asien II, 515. Berghaus Memoire zur Karte der Himalaja-Länder. S. 8. (*Theodor Benfey.*)

IRKULSKAJA, kleine russische Festung (Staniza) mit 200 Häusern am Flüßchen Irkul im Kreise Tscheljábinsk der Statthalterschaft Orenburg, hat eine Besatzung von 300 Kosaken. (*R.*)

IRKUT, Fluß im asiatischen Rußland, ergießt sich in den größten Nebenfluß des Jeniseistromes, die Werchnaja oder obere Tunguska. Er entspringt aus einem kleinen See in der Statthalterschaft Irkutzk und fällt nach einem kurzen Laufe, gegenüber der Hauptstadt Irkutzk, auf der linken Seite in die Tunguska. (*R.*)

IRKUTKA, einerlei mit dem vorigen Artikel (s. d. Art.). (*R.*)

IRKUTZK, 1) die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements im asiatischen Rußland, am rechten Ufer der Angara und dem Einflusse des Irkut in dieselbe, neun Meilen unterhalb ihres Ausflusses aus dem Baikalsee, unter 52° 17′ Br. und unter 122° 13½′ L., an einer Hauptstraße, 835 Meilen von St. Petersburg, 728 Meilen von Moskau, 415 Meilen von Tobolsk und 310 Meilen von Peking in China, in einer fruchtbaren Ebene. Sie ist der Sitz der Regierung des ganzen weitläufigen Gouvernements und eines griechischen Erzbisthums mit einem theologischen Seminarium, des Civilgouverneurs, und das Hauptcomptoir der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, sowie des ganzen russisch-chinesischen Handels, wodurch sie die blühendste Stadt in Sibirien ist. Ihre Erbauung fällt in das Jahr 1670; etwas später ward sie mit Wällen und Graben umgeben. Sie ist ziemlich nach russischer Art gut gebaut, mit geraden, meistens breiten, bis jetzt aber noch nicht gepflasterten, sondern blos mit Balken bebrückten Straßen, und zählt in der Stadt und vier Vorstädten, der ussolskschen, wo die Salinen sind, der russischen, chinesischen und der burätischen, 33 Kirchen, 2 Klöster, 2 Hospitäler, 1 Zucht- und Arbeitshaus, 1 Admiralität, 1 großen Kaufhof mit 470 Buden, 1 Theater, 1 Pockenhaus, einige Juftenfabriken, 1 Glashütte, 1 kaiserliche Landtuchmanufactur für sämmtliche in Sibirien stehende Regimenter, 3 Branntweinbrennereien, mehre Seifensiedereien, aber wenige Handwerker, 3000 Wohnhäuser, (größtentheils hölzern und schlecht eingerichtet) und an 30,000 Einwohner, ein Gemisch von vielen Nationen. Unter den Kirchen sind 12 von Stein, auch eine teutsch-lutherische, zu welcher ein Filial, 100 Meilen von der Stadt entfernt, gehört, wo ebenfalls eine evangelische Gemeine ist, die der Prediger (als ich in Rußland war, Rambach aus Erfurt) jährlich ein Mal besucht. Hier ist die Hauptniederlage des sibirischen Marienglases; auch hat die Stadt ein Gymnasium, worin unter andern die japanische Sprache gelehrt wird, eine Schiffahrtsschule, eine Soldatenschule, einige Elementarschulen, eine Druckerei, eine Naturaliensammlung, und — in dieser Weltgegend gewiß eine große Seltenheit! — eine Bibliothek von beinahe 4000 Bänden.

Vor allen sibirischen Städten hat Irkutzk in Hinsicht des lebhaften und ausgebreiteten Verkehrs den Vorzug. Sie ist größer und bevölkerter als Tobolsk (Sibiriens Hauptstadt) und fast alle ihre Einwohner beschäftigen sich mit dem Handel. Die günstige Lage gewährt ihr den Vortheil, daß sich ihr Handel nach drei verschiedenen Gegenden ausbreiten kann, nach China über Kiächta und Zuruchaitu, nach der Bucharei und Mongolei, dann nach Ostsibirien und Kamtschatka, und endlich nach Mittel- und Westsibirien und von da nach Orenburg und Kasan, und weiter nach dem europäischen Rußland. Der chinesische Handel ist fast ganz allein in den Händen irkutzkischer Kaufleute, da die meisten in Kiächta Läden und Factoren haben. Man hat daher hier alle chinesischen Waaren oft wohlfeiler als in Kiächta selbst, sodaß auch viele russische Kaufleute sich lieber hier als dort mit dergleichen Waaren versehen. Deshalb hat auch in Irkutzk vieles ein ganz chinesisches Ansehen. Die Kleidung, die Lebensart, das Meublement, die Gärten, sind bei vielen Einwohnern mehr chinesisch als russisch. Man trinkt, wie beinahe in ganz Rußland, vielen, und zwar den feinsten Thee, aus chinesischem oder japanischem Porzellan; die Wohnzimmer sind in chinesischem Geschmack gemalt oder tapezirt, das Hausgeräthe ebenso lackirt und emaillirt, die Tafeln mit chinesischem Weine, Früchten und Lecke-

reien besetzt. Der Wohlstand der meisten Bewohner leuchtet schon hieraus hervor, noch mehr aber aus ihrem Kleideraufwande, aus dem Luxus, der mit europäischen Waaren, die hier doch ziemlich theuer sind, getrieben wird, sowie aus dem angenehmen gesellschaftlichen Tone und der großen Gastfreundschaft, die man an keinem andern Orte Sibiriens so hoch gestiegen findet. Der lebhafte Verkehr, die reizende Lage der Stadt an dem herrlichen Strome mit dem schönsten und hellsten Wasser, die ungezwungene Lebensart, der Überfluß und die Wohlfeilheit der Lebensmittel, das nicht sehr schwere Anschaffen der meisten Bequemlichkeiten des Lebens, machen Irkutsk zu einem recht angenehmen Aufenthaltsorte unter diesem Himmelsstriche. Die Officiere der Besatzung, sowie die reichern Beamten und Kaufleute, geben öfters Bälle und Gastereien, und unterhalten zum allgemeinen Vergnügen ein Theater. Da der Luxus den Handel und die Gewerbe belebt, die angenehme und fruchtbare Umgegend Nahrungsmittel in Menge und zu niedrigen Preisen hervorbringt, die Witterung bei dem großentheils heitern Himmel wenig verändert und fast immer gesund ist, auch die meisten Kinder durch das Impfen dem Tode entrissen werden, so nimmt die Bevölkerung der Stadt jährlich zu und es erreichen viele Menschen ein sehr hohes Alter. — Der Überfluß an gutem Bauholze in den umliegenden waldreichen Gegenden macht den Schiffsbau überaus wohlfeil, der hier nebst der Schiffahrt sehr bedeutend ist. Die Navigationsschule sorgt dafür, daß junge Leute, welche sich derselben widmen wollen, nicht nur in allen, zum Seewesen erfoderlichen Kenntnissen, unterwiesen werden, sondern auch in der japanischen Sprache Anleitung erhalten, damit sie auf den Handelsreisen nach den Inseln des stillen Meeres, und nach Japan, theils als Seefahrer, theils als Dolmetscher gebraucht werden können, indem von Irkutsk aus die meisten Seereisen über Ochotzk und Kamtschatka nach den Inseln des östlichen Oceans, sowie nach der Westküste von Amerika durch hiesige Kaufleute, welche in Gesellschaften zusammentreten, unternommen werden.

Ziemlich in der Nähe der Stadt finden sich an der Angara mehre Salzquellen, welche benutzt werden, besonders die in der ussolskischen Vorstadt, auch eine Glashütte wo man statt der Pottasche sich des natrösen Bittersalzes bedient, das mehre Steppenseen bei ihrer Austrocknung zurücklassen, und in einer niedrigen Fläche an der Angara, eine Meile vom Baikalsee, die tatschirenskischen Seen, welche viel kochsalziges Bittersalz absetzen, woraus in Irkutzk und anderwärts Purgirsalz bereitet wird.

2) Der Kreis Irkutzk liegt zwischen dem 51½ — 57 Gr. der Br. und dem 118 — 125½ der Länge, also ganz im gemäßigten Erdstriche, und grenzt östlich und südlich an den Baikalsee, dessen westlichen Gebirgsstrich und Verflächung, südlich an das mongolische Gebirge mit der chinesisch-mongolischen Grenze und das abfallende Gebirge, westlich an den nischnij-udinskischen und nördlich an den kirensgischen Kreis. Seine Länge beträgt 76 und die Breite 70 Meilen. Bis auf das östliche und westliche Gebirge ist er eine von Höhen und Niederungen wellen- und terrassenförmig durchschnittene Ebene mit großen sumpfigen und trockenen Wäldern, vielem offenen, meistens gutem Ackerlande, auch vielen nassen Niederungen, Brüchen und Morästen. Die Thaler wechseln mit Wiesen und Feldern ab; der Boden hat meistentheils Felsengrund, wie die vielen hohen und abgerissenen Flußufer zeigen, und thauet, selbst in den heißesten Sommern, selten bis in die Tiefe auf. Die höchsten Gebirge sind, das mächtige sajanische Gebirge im Süden, das Baikalgebirge, ein Arm desselben, welches sich bis zum Baikalsee erstreckt, ihn ganz umgiebt und dann als breiter Landrücken den Lauf der Lena verfolgt, und der überaus hohe und große Tunka. Die vornehmsten Gewässer sind: der Baikalsee, und zwar dessen westliche Spitze, beinahe die ganze untere Angara, welche groß, reißend, tief, überall schiffbar und bei ihrem Ausflusse in den Baikal 200 Klaftern breit ist, die Buchuldeicha und Amya des Baikal, die jedoch nur klein sind, der Irkut, Kitoi, Belaja und Oka mit dem Iya, der Linken der Angara, alle vom Gebirge kommend; ferner der Kuta und Ilim, der Rechten derselben zufließend; auch gehört die Quelle der Lena am Baikalgebirge hierher, und ihre obern Flüßchen, Anga, Kirenga und kleinere. Die Angara hat über Irkutzk Klippen und Katarakte, vortreffliches Wasser und eine Menge Fische, welche den übrigen Flüssen auch nicht fehlen. Merkwürdig sind die vielen Bittersalzseen und Kochsalzquellen, von denen jedoch die wenigsten benutzt werden. Die wichtigsten der ersteren sind die vorher erwähnten tatschirenskischen Bitterseen, aus deren Salz man ein Purgirsalz bereitet. Aus dem letzteren gewinnt man jährlich an 120,000 Pud Kochsalz, welches leicht auf das Dreifache erhöht werden könnte. An Heilquellen fehlt es ebenfalls nicht.

Das Klima ist im Ganzen eher mild, als rauh, die Sommer sind sehr heiß, sodaß die Hitze nicht selten zu 30 — 35 Gr. Reaumür steigt. Der Winter ist dagegen streng kalt und anhaltend und die Kälte kommt oft auf 22 — 25 Gr. Reaumür. Der Baikalsee friert im December zu und thaut Anfangs April auf, 1772 u. 1790, sowie 1812 und 1822 fror das Quecksilber. Die Luft ist meistens ungetrübt, rein und heiter, die gewöhnlichen Feld- und Gartenfrüchte gedeihen recht gut, die Ernten sind sicher und geben in fruchtbaren Jahren, der Roggen 6 — 7fältig, der Weizen 5fach, Gerste 6-, der Hafer 8-, Erbsen und Buchweizen 4 — 5fältig, sodaß der ganze Kreis hinreichend mit Früchten versorgt wird, und selten Mißwachs entsteht. Ackerbau ist daher die Hauptbeschäftigung der ansässigen, und Viehzucht der herumziehenden Einwohner; die letzteren verlassen jedoch immer mehr das Nomadenleben und legen sich ebenfalls auf den Ackerbau. Außer Getreide und Hülsenfrüchten werden auch Hanf, Flachs und Kartoffeln gebaut, und alle Nahrungsmittel sind wohlfeil. Es gibt ansehnliche Waldungen und Weideplätze mit einem großen Reichthum von Pflanzen allerlei Art. Eine Menge von Waldbeeren ersetzen das Obst, welches ganz fehlt; viele wilde Wurzeln und Kräuter den Mangel an Gemüse. Jagd und Fischerei nähren viele Menschen. An Mineralien ist ein großer Reichthum vorhanden, allein sie werden, außer dem Salze, beinahe

gar nicht benutzt. Kurz, es mangelt dieser Provinz an keiner Nothwendigkeit des Lebens, auch befindet sich in ihrem Umfange fast die Hälfte der Bevölkerung der ganzen ungeheuren Statthalterschaft.

Außer der südlichen und westlichen wilden Gebirgsgegend ist der Kreis ziemlich bewohnt und angebaut, auch erntet er gemeiniglich über den eigenen Bedarf Getreide und Hülsenfrüchte, sodaß er noch einen Theil des Gouvernements damit versorgen kann. Neben den Russen und Kosaken hat er auch Buräten, vornämlich am Baikal und auf dessen Insel Olchon, und sogenannte Hunde-, Fisch- und Jagd-Tungusen, auch im Gebirge um den südlichen, Kultuk genannten, Theil des Baikals, und um den obern Irkut Sojeten, wiewol nur in geringer Anzahl, zu Bewohnern.

3) Die Statthalterschaft **Irkutzk**, welche den Namen von ihrer Hauptstadt führt, ist unter allen russischen Gouvernements das größte, denn sie hat eine Arealgröße von 126,460 Quadratmeilen (nach Schubert) und erstreckt sich vom 49° 45′ bis zum 74½° nördl Br. (die Spitzen der weitgedehntesten Vorgebirge und die Inseln im Polar- und Australoceane mitgerechnet) und vom 112° bis zum 215° der L. (mit Inbegriff der Inseln und der russischen Westküste von Amerika) aber auf dieser ungeheuern Fläche kaum 650,000 Bewohner. Sie nimmt ganz Ostsibirien ein und grenzt gegen Norden an das Eismeer und dessen große Busen, gegen Osten an das ochotzkische und kamtschatka'sche Meer, in Nordost an die Beringsstraße, welche hier Asia von Amerika scheidet, gegen Süden an die Mongolei und chinesische Mandschurei, gegen Westen an das Gouvernement Tomsk. Von der äußersten westlichen Grenze Tomsk, bis zum Peter-Paulshafen in Kamtschatka, als der Ostgrenze, sind in gerader Linie nach der Länge beinahe 500 Meilen, nach der Breite aber von Kiächta bis an die äußerste Insel Taimaskoi, oder das Vorgebirge Sewero-Wostotschnoi, in gerader Linie nahe an 400 Meilen. Die Grenze mit China hat zum Theil das hohe Gebirge, ist auch durch Verträge bestimmt und wird von beiden Seiten durch Forts und Redouten (Ostroge) geschützt, hin und wieder mit russischen und chinesischen Wachen und Vorposten besetzt, sowie durch Grenzsteine, Pfähle und Waraštangen bezeichnet.

Wegen seines ungeheuern Umfangs, der weitläufigen, ausgedehnten Grenzen, der theils äußerst entlegenen und unwegsamen Gegenden und anderer großen, zum Theil unübersteiglichen, Schwierigkeiten, kennt man das Gouvernement Irkutzk noch nicht ganz genau, ob man gleich durch die Reisen der petersburger Akademiker, unternehmender Kaufleute und anderer aufmerksamen Beobachter, eine Menge Nachrichten von diesem ungeheuren Landstriche hat, welcher größer ist, als das ganze Europa, nach Abzug des russischen Antheils davon, und weit über ⅓ des Flächenraums von ganz Rußland einnimmt, in welchem Frankreich 12 mal, und Deutschland mit Österreich, Preußen, Dänemark und den Niederlanden, mehr als 10 mal Platz hat. Begreiflich ist daher in diesem großen Lande, welches sich von dem mittleren oder gemäßigten Erdstriche Rußlands bis an die Eiszone erstreckt, das Klima nach der verschiedenen Lage auch gar sehr verschieden, im Ganzen genommen aber mehr kalt als warm, ja in den nördlichsten Gegenden längs dem Polarocean äußerst kalt und zum Erstarren rauh. Blos im Süden an der mongolischen und mandschurischen (chinesischen) Grenze ist es warm und der gewöhnliche Wechsel der vier Jahreszeiten, doch ist der Winter immer sehr streng und die Kälte fast so anhaltend wie in Schweden, sodaß häufig das Queckſilber friert und man oft noch im Juni in den Schluchten Eis findet. Der Sommer ist hier zwar schön, aber kurz und hat mehre Tage Höhenrauch. Aber selbst am Baikal vermag er nicht immer den Winter zu besiegen, und die Sonnenhitze dringt nicht so tief in die Erde, daß sie allen Frost daraus vertilgen könnte. Der August hat gewöhnlich schon Nachtfröste. Schnee fällt nicht viel, auch wehen selten starke Stürme, und die Nordlichter sind unbedeutend. Der Herbst hat viele helle Tage, aber oft schon heftige Fröste. In Da-urien schwillt die nasse Erde um sechs Zoll und mehr auf und der Frost hebt Pfähle, Steine, Schwellen, welche nicht tiefer liegen, als der Frost gehet, in die Höhe. Dabei entstehen mehre Zoll breite und tiefe Spalten oder Risse, welche sich erst wieder mit dem Aufhören der Frühlingsfröste füllen, da sich dann auch die Erde wieder setzt. Dadurch verrücken sich viele Gebäude, werden schief und baufällig. Weiter hinauf im kalten Landstriche wird das Eis schon so dick, daß ganze Seen und Flüsse ausfrieren, und der Winter ist viel rauher als in Tobolsk, und wird immer strenger, je weiter man nach Osten kommt. An den meisten Orten kann man des Frostes wegen vor dem Juni nicht in die Erde kommen, im Mai, zuweilen im Juni fällt noch tiefer Schnee, und da der August schon Nachtfröste hat, und im September sich der Schnee einstellt, so hört jede gewöhnliche europäische Cultur hier ganz auf und man gibt sich mehr mit Versuchen im Kleinen, als mit eigentlichem Acker- und Gartenbau ab. Kohl und einiges Wurzelwerk kommt noch am besten fort. Waldung ist in Menge vorhanden, aber mit dem 60. Grade der Breite stockt das Wachsthum selbst solcher Baumarten, die sonst eine strenge Kälte aushalten, und noch höher hinauf wird der Baum zum zwergartigen Gestrüppe, bis sich endlich im arktischen Landstriche alle Vegetation verliert, und die Erde von ewigem Eis und Schnee über eine Klafter tief erstarrt. Man kann alsdann im Freien nur durch ein Schnupftuch Athem holen, der ausgeworfene Speichel friert zu einem Klümpchen, ehe er zur Erde fällt; Athem und Ausdünstung verwandeln sich in Reif und das Queckſilber friert im Glase.

Das ganze Land ist von Gebirgen durchschnitten, unter welchen das hohe Gebirge Stannowoi-Jablonnoi das ausgebreitetste ist, denn es streicht mitten durch das Land, ist aber noch wenig untersucht, mit dem Vorgebirge Tschukotskoi taucht es im Polarocean unter. Einer seiner Zweige ist das kamtschatka'sche Gebirge, welches mehre rauchende Vulkane hat. Das südlichere mächtige sajanische Gebirge, welches den Jeniseistrom vom Altai trennt, ist ein gewaltiger Granitfelsen, der mit einzelnen

Spitzen in die Wolken ragt und ewigen Schnee auf seinem Scheitel hat, aber noch wenig bekannt. Äste von ihm sind das jenisei'sche und baikalische Gebirge, nebst mehren kleineren Ausläufern. Durch diesen Gebirgsrücken wird die ganze Statthalterschaft zu einer felsigen, welligen, oder von Höhen und Niederungen unebenen, theils waldigen, theils freien Fläche, die sich, wie der Lauf ihrer großen Flüsse zeigt, nördlich gegen das Eismeer hin sanft senkt, im Ganzen aber beträchtlich abfällt. Alle Gebirge zeichnen sich, jedes für sich, durch einzelne Merkwürdigkeiten in ihrer Zusammensetzung und äußeren Gestalt, sowie durch ihren innern Gehalt aus, so weit man sie bis jetzt kennt; manche haben bedeutende Höhen, andere Alpenhöhe oder bis zum Rücken dichten Wald, noch andere sind vom Fuße bis an den Gipfel kahle Felsen u. s. w. Wälder gibt es hier, in welche vielleicht seit der Schöpfung noch keine Säge und Axt gedrungen ist, Seen, die Meeren gleichen, Ströme, welche mit den größten der Erde wetteifern, Steppen, Sümpfe, Brüche und Moräste, welche Hunderte von Quadratmeilen bedecken. Überhaupt aber ist das Land mehr bergig als eben, nicht sehr zum Bewohnen und Bebauen einladend, die Natur mehr groß und schaurig, als schön und reizend, Klima und Boden überall rauher, als in Europa unter gleichen Parallelen, das Erdreich großentheils mehr naß als trocken, und diese kalte Näße nimmt mit der Abdachung gegen das Eismeer zu. Außer dem allgemeinen ausgebreiteten moraſtigen Torfsaum am Nord- und Eisocean hat derselbe in Tobolsk sowol als hier viele, zum Theil große und abflußlose Sümpfe und Seen, und die Eismeerflüße breiten sich in diesen weiten nassen Flächen zu großen langen Busen aus.

Die vornehmsten Gewässer der irkutzkischen Statthalterschaft sind: das Eismeer (Polarocean), das Ostmeer (Australocean), der Baikalsee, und an Strömen und Flüssen: die mächtige Lena, die Anabara, der Olonek, Omoloi, Aldan, die Indigirka, Jana, Alazeja, Kolyma, Tschauna und der Amgonian, alle dem Eismeer zufließend. Ferner: der Anadyr, die Chatirka, Apuka und Pakotcha, Kamtschatka, Penschina, Tilcha, Ischika, Tauna, Ochotka, Uda, der Argun, Uruw, Gasimer und die Schilka, welche letztere beide den bedeutenden Amur bilden. — Ungeachtet der beiden unermeßlichen Oceane, von welchen Irkutzk nördlich und östlich umgeben ist, kann doch zum Vortheil des Landes von keiner Schiffahrt die Rede sein, da das Eismeer nie recht aufthaut, und das östliche Weltmeer viel zu weit von allen cultivirten Ländern entfernt liegt, als daß die Fahrt auf demselben dem Lande großen Gewinn bringen könnte. Blos die russisch-amerikanische Gesellschaft benutzt das letztere zum Behuf ihres Pelzhandels. Beide Meere sind voll Busen und Vorgebirge. Das Gestade des Eisoceans ist ziemlich flach und wenig eingeschnitten, hin und wieder aber mit Felsenriffen umgeben. Das Ostmeer, sowie dessen Busen und Theile, oder das anadirsche, kamtschatkasche und ochotzkische Meer, ist nicht sehr gesalzen, hat niedrige und flache, zum Theil felsige Ufer, und allenthalben Ebbe und Fluth. — Der größte Landsee ist der Baikal. Er ist 72 Meilen lang, 8—10 Meilen breit und 525 Quadratmeilen in seinem Areal. An seinen Ufern wachsen, außer andern Holzarten, besonders viele Cedernbäume, deren dicke Stämme man theils zu großen See- und kleinen Flußfahrzeugen, theils zum Häuserbau und andern wirthschaftlichen Bedürfnissen braucht. Er nimmt mehre größere und kleinere Flüsse auf, z. B. die obere Angara, die Selenga, den Barguſin, die Turka, Smolicha u. a., hat aber nur einen Abfluß, die Angara, welche mit einigen andern zusammentretend alles Wasser des Baikal dem Jenisei zuführt. Außer ihm gibt es mehre kleinere Seen, z. B. den Oron, Tarei, Ba-um u. a. — Unter den Strömen ist die Lena beiweitem der größte. Sie hat ihre Quelle am Baikalgebirge, nimmt eine große Anzahl Nebenflüsse auf, als den Witim, Aldan, Wilui, Olekma, Kut, Jutoma, Kirenga, Manakaina u. s. w., und fällt nach einem großen Bogen, in dessen Mitte die Stadt Irkutzk liegt, und nach einem Laufe von mehr als 530 Meilen mit einer mit mehr als 1000 Inselchen und Felsenklippen besäeten meilenbreiten Mündung, unter 73½° der Br. in den Eisocean. Ihre Ufer haben ein sehr abwechselndes Ansehen. Bald sind sie von Wäldern und hohen Bergen eingeschlossen, bald von kahlen Felsen und weiten offenen Ebenen. Bis zur Mündung der Olekma, 260 Meilen von Katschuga, sind sie mit Dörfern besetzt; weiterhin aber sieht man kein Dorf mehr. Sie dient zur Wasserreise von Irkutzk nach Ochotzk. Eine lange und gefährliche Reise! — Die Anabara des Eismeeres, fast in einer Linie mit Tomsk, der Grenzfluß, hat wenige russische Wohnungen um sich, aber einträgliche Jagd auf Rennthiere und Pelzwild für Russen und Nomaden. Die Indigirka, an 170 Meilen lang, nimmt viele kleinere Flüsse auf und hat Winterhütten. Die Kolyma hat ihre Quelle im Stannowoi-Jablonnoi-Gebirge am ochotzkischen Meere unter 61° der Br. und ist außer der Lena der ansehnlichste Eismeerfluß im Gouvernement. Er nimmt den Amolon und Anui auf und fällt unter 72° der Br. ins Eismeer. Alle diese Flüsse sind kaum drei Monate im Jahre vom Eise frei. — Unter den Ostmeerflüssen ist nächst dem Amur (der aber jetzt ganz zu China gehört) der Anadyr der bedeutendste. Er fließt aus einem See, ist breit, aber nicht tief, und fällt in den anadyrschen Busen. Die übrigen sind kleine Küstenflüsse, alle aber haben breite, niedrige, theils waldige Gestade, und die größeren dergleichen Inseln. Die meisten überschwemmen im Sommer und gegen den Herbst ihre Ufer, und die tiefen sind sehr fischreich. Alle haben gutes, trinkbares Wasser, doch soll es in einigen obern Lenabächen Menschen und Thieren Kröpfe verursachen. Mineralische Heil- und Gesundbrunnen hat man schon mehre gefunden, z. B. die heißen Bäder bei Barguſin im nertschinskischen Kreise und im baikalschen Gebirge, einen Sauerbrunnen in Da-urien, Naphthaquellen am Baikal und anderwärts.

Die Cultur des Bodens ist in diesem großen Landstriche natürlich sehr verschieden, im Allgemeinen aber noch in der Kindheit und künftigen Geschlechtern vorbe-

halten, wenn erst die undurchdringlichen Wälder etwas mehr ausgerottet, die Sümpfe und Moräste ausgetrocknet sind und der Luft und Sonne der Durchgang geöffnet ist, wodurch auch das eisige und feuchte Klima milder werden wird. Der Boden selbst ist von sehr mannichfacher Beschaffenheit, im Ganzen aber wenig fruchtbar. Die südlicheren Gegenden haben, wie schon bemerkt worden ist, in den Thälern einen ziemlich fruchtbaren und ergiebigen Boden, nur ist die naßkalte Witterung dem Anbaue nicht sehr gedeihlich. Der mittlere Strich ist eine meistens kalte, nasse, steinige, unebene, waldige und zum Theil sumpfige Fläche und der nördlichste Theil stellt vollends gar einen felsigen, morastigen, waldlosen Landstrich, eine ununterbrochene große Wüste mit wilden Thieren dar, welche jedem Anbau hartnäckig widerstehet. Daher kann nur in den wenigen bessern Gegenden des südlichen Theils zur Nothdurft etwas Ackerbau getrieben und Winter- und Sommerkorn gewonnen werden, aber nicht hinreichend zum Bedarf des ganzen Gouvernements; doch haben die westlicheren Theile, Doroninsk, Barguſin, Stretinsk und Nertschinsk, schon ein rauheres Klima, welches Genauigkeit in Beobachtung der Zeit und in der Cultur erfodert und dennoch oft Localausfälle verursacht. In jenen glücklichen Gegenden werden auch Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Hanf und etwas Flachs gebauet, jedoch alles nur nach russischer Manier. Von den Kreisen im gemäßigten und kalten Landstriche haben nur die westlichen unter den gemäßigten Parallelen ziemlich sichere und mittlere Ernten. Was davon im kalten Landstriche liegt, straft die geringsten Versäumnisse mit Misernten. In Jakutzk und weiter unter der nördlichen Breite, schon von der Mündung der Olekma in die Lena an, wohnen zwar noch einzelne russische Familien zerstreut umher, allein ohne, oder wenigstens mit höchst unsicherem Ackerbau. In Kamtschatka aber findet weder Feld- und Gartenbau, noch Viehzucht statt. So ist es auch mit den Kreisen Ochotzk und Ischiginsk, die ganz im kalten Landstriche liegen, und von den Bezirken, welche vom kalten Landstriche in den arktischen reichen, Schigansk, Saschiwersk und Aklansk, gilt dieses noch mehr. Hier hört alle Landwirthschaft auf, und nur rohe Fischer, Jäger und halbwilde Nomaden können hier dürftig und armselig leben. Alles ist hier eine öde Wildniß, einzelne elende Hütten ausgenommen, von armen Verwiesenen bewohnt, welche die Pferde für die Post nach den Städten besorgen müssen. In der neuern Zeit haben einige rohe Völker, wie die Buräten, durch das Beispiel der Russen aufgemuntert, angefangen, sich etwas mit dem Feldbau zu beschäftigen. Kohl, Gurken, Rüben und einige andere gemeine Gemüsearten werden von den meisten Einwohnern erzeugt, Obst aber gibt es beinahe gar nicht, dagegen die üppigsten, grasreichsten Weiden, wildwachsende Beeren aller Art, die nicht allein durch den ganzen gemäßigten und kalten Landstrich gehen, sondern selbst bis in die arktischen Flächen reichen. Dabei gibt es eine Menge wilder Pflanzen, Kräuter und Wurzeln, die nicht allein der Nomade, sondern auch der ansässige Bewohner aufsucht, auch mehre Arzneigewächse, und wahrscheinlich viele, welche noch Niemand kennt.

Die Viehzucht wird von den ansässigen Russen blos zum Behuf des Ackerbaues in den südlichen Provinzen nothdürftig betrieben, denn in den kälteren ist schon die Durchwinterung europäischer Hausthiere wegen der nassen, kalten Weiden, des Mangels an Futter und der geringen Benutzung, nicht ohne große Schwierigkeit. Die Russen und andere ansässige Einwohner halten Pferde, Rindvieh, wenige Schafe und Schweine, und von Geflügel blos Hühner. Die Nomaden dagegen, als die Jakuten, Mongolen, Buräten, Tungusen, Lamuten halten große Pferde- und Rindviehheerden von 100—1000 Stück, 50—500 Schafe mit Fettschwänzen, auch wol einige Ziegen und Kameele, nebst einer Anzahl von Hunden; sie sorgen aber schlecht für ihr Vieh. Im Sommer treiben sie es auf die Weide, im Winter bringen sie es nicht etwa in warme Ställe, sondern höchstens in schlecht verwahrte, blos durch hohen Wald gegen die rauhen Winde etwas gesicherte Plätze, wo es sich selbst überlassen bleibt, aus Mangel an Nahrung ganz abmagert und der Kälte und den Raubthieren Preis gegeben ist. Die andern Nomadenvölker in dem kalten Landstriche des Gouvernements, als die Jukagiren, Tschuktschen, Korjäken, ein Theil der Tungusen und Jakuten ꝛc. halten ganze Heerden von Rennthieren zu 1000, 5000 und mehr Stück; ihr einziger Reichthum; auch eine Menge Hunde, nicht sowol als Haus-, sondern vielmehr als Zugthiere vor den Schlitten, als Hüter der Heerden und Begleiter auf der Jagd und beim Fischfange, sowie zur Entdeckung und zum Verscheuchen der Raubthiere. Besonders ist der Hund dem Kamtschadalen von Werth, obgleich er ihn sehr schlecht hält, wofür sich das Thier durch Ungehorsam und Untreue an seinem Herrn rächt.

Wilde Thiere, Wildpret, wildes Geflügel, Fische und an den Meeresküsten Seethiere aller Art, gibt es in reichem Überflusse. Die ungeheuren Wälder, welche beinahe zwei Drittheile der Oberfläche des Gouvernements einnehmen, und deren Umfang man noch nicht einmal kennt, wo der Wald Jedermanns Eigenthum ist, und jeder jagen kann, wann, wo, wie, und wie viel er will [1]), wimmeln von Bären (an den Seeküsten sind die weißen), Wölfen, Vielfraßen, Iltissen, schwarzen, blauen, weißen, gestreiften Stein- und Feuerfüchsen, Luchsen, Eichhörnchen, Elennen, Rennthieren, wilden Schweinen, Hasen, Steppenfüchsen, Zobeln, Hermelinen ꝛc. Längs den Ufern der Meere und Flüsse gibt es Seekälber, Seehunde (die auch der Baikal hat), Biber, Fischottern, in den Steppen Antilopen verschiedener Art, wilde Pferde, Dschiggatais, Moschusthiere, Kulane; auf den Gebirgen Steinböcke, Gemsen und andere Alpenthiere. Von Vögeln finden sich Adler, Fal-

1) An den Küsten des Eismeeres, wo schon tiefer ins Land hinein längst alle Wälder aufhören, spült das Meer eine Menge Holz, und darunter große Stämme und Bäume, ans Land; auch findet man hier und da noch etwas Gestrippe.

ken, Schwäne, wilde Gänse und Enten, Auerhähne, Wild, Hasel, Rephühner, Holztauben, Schnepfen, Lerchen, Störche, Spechte und fast alle europäische Wald-, Sumpf-, Sing- und Raubvögel. Besonders gibt es ganze zahllose Schwärme von Zugvögeln, an den Küsten des Oceans auch die Eidergans, und am Baikal den schwerfälligen Turpan. — Von Fischen verdienen angeführt zu werden: Wallfische in den beiden Meeren; Störe, Sterlete, Lachse, Hechte, Omulen im Baikal, Häringe, Quappen (bis fünf Fuß lang), Barse von vielen Arten, Forellen, Strömlinge, Butten (Schollen), Stinte, Keta, Malma, Plotwa, Muksun u. a. in Europa unbekannte Gattungen. Da hier alle große Gewässer sehr fischreich sind, so findet kein Fischhandel statt, sondern jeder fischt, wo und wie viel er will.

Der Reichthum an Mineralien, edlen Erzen und Metallen ist, zumal in dem nertschinskischen Kreise, sehr beträchtlich, aber man kennt noch lange nicht alle in der Erde Sibiriens verborgene Schätze, und auch der Berg- und Hüttenbau ist noch mancher Vervollkommnung fähig. Man findet Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zink, Schwefel, Steinkohlen, Spießglanz, Zinnober, Bergtheer, Salz, Marmor, Jaspis, Porphyr; Asbest, Achate, Bergkrystalle, Chalcedon, Opale, Onyxe, Aquamarine, Beryle, Amethyste, echte Topase, Rauchtopase, Lapis Lazuli, Karneole, Hornstein u. a. m. Hierher kann man auch die in Menge beinahe an allen großen Flüssen Sibiriens aufgefundenen Mammuthsknochen nehmen, die aber im irkutzkischen Gouvernement ganz besonders zahlreich zu Hause sind, indem man hier sogar ganze mit Haut und Haaren noch bekleidete Gerippe dieses antediluvianischen Geschöpfes gefunden hat.

Kunstfleiß und Handel, die in andern Ländern einander gemeiniglich in brüderlichem Verein die Hand bieten, stehen in diesem Lande sehr weit von einander entfernt. Außer der Waldbenutzung, einigen Holzarbeiten, Pelz- und Lederzubereitung findet man unter den Ureinwohnern wol weiter keinen Industriezweig; auch gibt es nur erst wenige Handwerker, und die da sind, sind meistens Russen oder Ausländer, und stehen in keiner Innung oder Gilde, sondern treiben ihr Geschäft frei und unabhängig. Außer dem Bergbau und mehren Hüttenwerken zählte man im J. 1818 in der ganzen Statthalterschaft folgende Fabriken und Manufacturen: 10 Seifen- und Lichtsiedereien, 43 Gärbereien, 2 Kupferschmieden, 1 Glockengießerei, 2 Glashütten, 2 Steinguttöpfereien, 3 gewöhnliche Töpfer, 5 Branntweinbrennereien, 5 Salzsiedereien, 1 kaiserliche Tuchmanufactur, 8 Webereien, zusammen 82. — Der Handel, welcher sich in den innern und auswärtigen theilt, ist von Wichtigkeit, theils wegen der starken Ausfuhr von Pelzwerk, Mineralien, Leinenzeug, Häuten, Filzdecken, Eisen, Kupfer und anderen Waaren und Producten, theils wegen des Handels mit China, der hier über Kiächta und Zuruchaitu an der Grenze vielfältig durch aus Moskau kommende Karavanen getrieben wird, und von Jahr zu Jahr mehr zunimmt, je mehr die Chinesen den Werth europäischer Manufacte kennen lernen. Aus China kommt dagegen durch Umtausch: Thee, seidene und baumwollene Zeuche, (Nanking, Kitaik, Fansei) Sammet, Atlas, Taffet, rohe Seide und Baumwolle, Porzellan, emaillirte und lackirte Sachen und Geräthe, Bilder, Figuren von Reibsteinen, Spielwerk, Silber in Stücken, frisches und getrocknetes Obst, Eingemachtes, Wein, Kandiszucker u. a. m. — Der inländische Handel ist noch beträchtlicher als der auswärtige. Was nicht nach China gehet, wird in das innere Rußland versendet, selbst bis nach Moskau und Petersburg, besonders das Pelzwerk. Dieser Transport ist aber mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden, da zum Theil die Wege schlecht und im Winter nicht ohne Lebensgefahr zu passiren sind. Gleichwol gibt es auch in den unwegsamsten Wüsteneien Handelsleute, welche sich da und dort angesiedelt haben, um Pelzwerk, Häute und andere Producte von den Eingebornen gegen Branntwein, Tabak, Schießpulver ꝛc. einzutauschen. Auch die russisch-amerikanische Handelsgesellschaft betreibt, wie wir schon gesehen haben, einen bedeutenden Handel von Irkutzk aus nicht nur über Jakutzk und Ochotzk nach Kamtschatka, sondern auch nach den Inseln des Ostmeeres und der Nordwestküste von Amerika, ja auf der andern Seite auch über Kiächta nach China, dessen Hauptartikel das Pelzwerk ist. Aber der äußerst beschwerliche, weite und theure Transport der Waaren, Mundvorräthe und aller Bedürfnisse einer weiten und gefährlichen Land- und Seereise von Jakutzk nach Ochotzk, erschweren diesen, trotz aller großen Hindernisse, dennoch sehr einträglichen Handel sehr. Die ganze Reise dauert drei, vier, auch wol fünf Jahre, und die sämmtliche Ein- und Ausfuhr beträgt, wenn der Handel im Gange ist, im Durchschnitte den Werth von etwa 4½ Millionen Rubel.

Die Einwohner des Gouvernements, zusammen nicht volle 700,000 (etwa fünf auf eine □Meile) sind theils Russen, als Kronbeamte, einiger Adel als Grundstückbesitzer, Militair, Kosaken, Kaufleute, Bürger, Bauern, Colonisten und Verwiesene, letztere drei Classen zum Theil in großen und zahlreichen Dörfern, theils zerstreut wohnende fremde Ansiedler, z. B. Armenier, Bucharen, auch Polen, Teutsche und Franzosen, manche davon in Krondiensten. Die ursprünglichen Bewohner aber sind: Mongolen, Buräten, Tschuktschen, Tungusen, Jakuten, Jukagiren, Juráken, Korjáken, Lamuten, Sojeten; auf der Halbinsel Kamtschadalen. Mehre derselben wohnen in Jurten und Hütten an den Flüssen; andere ziehen auf den Steppen und in den Wäldern, entweder einzeln, oder zusammen herum, zum Theil stehen sie unter selbst gewählten Ältesten, welche kleine Zwiste beilegen. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht, Jagd, Fischfang, Pelz- und Lederbereitung, nur erst wenige treiben Ackerbau. Die Russen sind allenthalben angesessen, selbst in Kamtschatka, und leben, wohnen und weben im gemäßigten Landstriche wie in ihrem Vaterlande; auf den unwirthbaren Felsen aber, in den Wildnissen und in den arktischen freudenlosen Morästen, wie die Eingebornen in finstern, traurigen

Hütten, Höhlen, Jurten, Blockhäusern, in Thierhäute gekleidet, ohne Brod, vom Wilde, Meerthieren, Fischen, wilden Gewächsen genährt, nach Art der Halbwilden, lernen die verschiedenen Sprachen der Völker, unter denen sie leben, treiben Jagd, Fischerei, Handel, leben sorgenlos bei vielem Frohsinn, sind gastfrei und bei der großen Eingeschränktheit ihrer Bedürfnisse und der leichten Befriedigung ihrer Wünsche, zufrieden, in ihrer Meinung wohlhabend und glücklich, ita, **ut ne illis voto quidem opus sit.** — Von den Verwiesenen und ihren Nachkommen werden die geringen Verbrecher von guter Aufführung, Colonisten, und als solche, da sie Handel treiben können, häufig wohlhabend. Mörder und andere grobe Verbrecher, die gemeiniglich in Rußland vor ihrer Wegführung nach Sibirien die Knute bekommen haben, müssen in den nertschinskischen Bleigruben und Hütten arbeiten: viele von ihnen werden auch nach Kamtschatka gebracht. — Mongolen, blos in der Provinz Daurien, Lamaische Heiden, Kosakendienste verrichtend, kaum 15,000 Köpfe stark. — Burâten, (Buratski) mongolische Nomaden und Heiden, die zum Theil auch Kosakendienste thun, etwa 100,000 Köpfe. Sie ziehen mit ihren Heerden in allen Kreisen des gemäßigten Landstrichs, fangen aber seit mehren Jahren an, das Nomadenleben mit dem Feldbau zu vertauschen. — Tschuktschen, Hirtenvölker mit Rennthieren, bewohnen die nordöstliche Landspitze und nahen Inseln im Eismeere, in der Beringsstraße und im Ostmeere, an 12,000 Köpfe, stark. Die Wohlhabenden halten 1000, 5000 und mehr Rennthiere, dagegen die Ärmern Hirten der Reichen sind. Ihre Wohnungen sind mit Thierhäuten bedeckte Jurten, auch Felsenklüfte, deren Öffnungen sie verhängen. Sie sind unter allen sibirischen Völkerschaften die rohesten, wildesten, unbändigsten und von den Russen noch nicht ganz unterjocht. — Die Tungusen, Geschlechtsverwandte der Mandschuren, bewohnen die Wüsteneien vom Jenisei über die Lena bis an den Amur und das Ostmeer. Als ein sehr verträgliches und gutgeartetes Volk besitzen sie diese ungeheuern, kalten und rauhen, mit morastigen und gebirgigen Waldungen bedeckten Wildnisse nicht überall allein, sondern haben in vielen Bezirken besonders Jakuten unter und neben sich. Nach ihren Nahrungszweigen theilen sie sich in Steppen- oder Pferdetungusen, ein Hirtenvolk in Daurien mit Pferden, Schafen und Hornvieh, von welchen schon mehre sich auf den Ackerbau zu legen anfangen; in Rennthiertungusen, die unter Zelten oder Jurten mit Fellen bedeckt in den Gegenden des kalten und arctischen Landstrichs herumziehen und blos Rennthiere zu 10, 20, 100—1000 Stück halten, von denen sie sich nähren und Gebrauch zum Reiten und Fahren machen; Jagd- (Hunde-) und Fischtungusen, die im Winter von der Jagd und im Sommer von Fischen leben. Sie sind arm, halten blos einige Hunde und Rennthiere und müssen sich oft knapp behelfen: dennoch sind sie immer frohen Muthes, gutmüthig und völlig ohne Sorgen. Viele tättowiren sich das Gesicht mit blaupunktirten Figuren. Alle Tungusen zusammen mit den Lamuten und Oleniern, ihren Stammverwandten, mögen wol 100,000 Köpfe zählen. — Die Jakuten, arme, schmutzige, unwissende Heiden, von tatarischem Stamme, die sich selbst Socha nennen. Sie wohnten früher südlicher, wurden aber schon vor mehr als 300 Jahren von Burâten und Mongolen in ihre jetzigen nördlichen Wohnsitze gedrängt, welche fast ganz in der jakutzkischen und ochotzkischen Provinz liegen. Sie nomadisiren in zugespitzten Stangenjurten, mit Häuten oder Baumrinde bedeckt, auch haben Viele kleine burâtische 6—8eckige Hütten von leichtem Blockwerk für den Winter, halten Pferde und Rindvieh, manche auch Schweine, aber keine Schafe; viele leben auch blos von der Jagd und vom Fischfange, und diese halten Hunde. Es treiben sich unter ihnen viele Jukagiren umher. Sie sind der schamanischen Religion zugethan und mögen wol 150,000 Köpfe zählen. Jukagiren und Juraken, beide echt sibirische Urvölker mit eigener Sprache, wahrscheinlich samojedischen Ursprunges, an der Kolyma und den Mündungen der Indigirka, Jana und Alaseja in das Eismeer. Sie treiben Rennthierzucht, sind in ihrer Lebensart theils den Russen, theils den Jakuten ähnlich und halten Hunde und Rennthiere zum Fahren, erstere auch zur Jagd. Ihre alten Gebräuche haben sie ganz abgelegt, gehen russisch gekleidet und sprechen russisch, stehen auch im Verkehr mit den Kosaken, welche oft ihre Töchter heirathen. Sie haben alle das Christenthum angenommen, hängen aber noch sehr am schamanischen Heidenthum. Ihre Anzahl beträgt kaum noch 3000. Die Korjaken haben ihre Wohnsitze meistens an den Ostmeerküsten, zwischen dem penschinischen Meerbusen, der Kolyma und Indigirka, im nördlichen Kamtschatka, unterhalb des Anadyr und der Tschuktschen, in den rauhesten und wildesten Gegenden Sibiriens und der Halbinsel. Sie sind theils wandernde Nomaden, die Rennthierzucht treiben, von denen sie oft mehre tausende besitzen, theils ansässige Jäger und Fischer, welche neben den Rennthieren auch Hunde halten. Sie sind von kleiner Statur, häßlich, äußerst roh, widerspenstig, rachgierig und sehr zum Stehlen geneigt, dabei der Vielweiberei ergeben, wohnen in schmutzigen Erdhütten, hängen noch ganz am schamanischen Heidenthum und verbrennen ihre Todten. Ihre Zahl steigt nicht über 5000. — Lamuten und Olenier, tunguſischen Stammes, welche an den Küsten des ochotzkischen Busens herumziehen und von der Jagd und Fischerei leben, höchstens noch 2000 Köpfe stark. Sojeten, ein wenig zahlreiches, armes Hirtenvölkchen, von samojedischer Abstammung. Sie wohnen im Gebirge am südlichen Ende des Baikals. Der zahlreichere Theil von ihnen nomadisirt in der chinesischen Mongolei. Die Kamtschadalen, welche ebenfalls zum Gouvernement Irkutzk gehören, nehmen immer mehr ab, weil sie besonders von den Pocken sehr heimgesucht werden, sind ein höchst armseliges, dabei jedoch gutherziges, aufrichtiges, friedliebendes, dienstfertiges, aber auch faules und für die Zukunft unbekümmertes Völkchen von kaum noch 6000 Seelen. Sie wohnen im Winter in großen finsteren, unreinlichen, mit Thranlampen erleuchteten, mit einem Dache versehenen Erdhütten äußerst unfläthig, im Sommer aber

in hohen auf vier Balken erbauten hölzernen Sommerlauben, zwischen denen sie Fische an der Luft trocknen, und in welche man auf einem eingekerbten Balken hinauf klettert, halten blos Hunde und leben von der Jagd, Fischerei und Meeresauswürfen. Wollüstige Tänze und Gesänge lieben sie sehr, ob sie gleich alle getauft sind.

Die neue Eintheilung, Organisation und Verwaltung ganz Sibiriens ward durch einen kaiserlichen Ukas vom 7. Febr. 1824 festgesetzt. Nach demselben ist Sibirien in zwei Hauptverwaltungen eingetheilt, in die östliche und in die westliche. Der westliche Theil begreift die Gouvernements Tobolsk, Tomsk und die Provinz Omsk; der östliche die Gouvernements Irkutzk, Jeniseisk und die Provinz Jakutzk, nebst den beiden Seeverwaltungen von Kamtschatka und Ochotzk. Die Generalverwaltung jedes der beiden Theile wird einem Generalgouverneur anvertraut. Sie residiren, der eine in Tobolsk, der andere in Irkutzk. Die Verwaltung der Bergwerke und der dazu geschriebenen Dienstbauern bleibt fürs Erste wie bisher, alles nach dem Reglement vom J. 1803. Diese neue Form und Einrichtung des unermeßlichen Erdstrichs ist die Folge der Bereisung dieses großen Theils des kolossalen russischen Reichs durch den Generalgouverneur und geheimen Rath v. Speransky und des von ihm an den Kaiser Alexander erstatteten Berichts [2]).

(*Jok. Christ. Petri.*)

Irkuzk, s. **Irkutzk.**

2) Quellen für diesen ganzen Artikel sind: Storch's histor. statist. Gemälde des russ. Reichs; Saritschew's Reise im nordöstl. Sibirien u. s. w. aus dem Russ übers. von Busse; Krusenstern's Reise u. s. w. 2. Th.; Bemerkungen auf einer Reise aus Sibirien nach St. Petersburg (in den allg. geogr. Ephemeriden 28. und 29. Bd.); Brömsen, Rußland und das russ. Reich. 2 Th; Georgi, Geograph.-physikal.-naturhist. Beschr. des russ. Reichs. 2. Bd. 2. Abth.; Schäffer's Beschreibung des russ. Reichs. 2. Th.; Hassel, Erdbeschr. des russ. Reichs in Asien; von Wichmann, Darstellung der russ. Monarchie. 1. Th.; Georgi, Beschreib. aller Nationen des russ. Reichs; Friebe, über Rußl. Handel u. s. w. 3. Th.; *Makinowicz*, Slovar. geogr. Rossiisk. Gossudarstwo etc. (d. h. geogr. Wörterb. des russ. Reichs); Pallas' Reisen; Gmelin's Reisen durch Sibirien; Lesseps's Reise von Kamtschatka durch Sibirien; Sauer's Reisen nach den nordöstlichen Gegenden vom russ. Asien u. s. w.; Tschitschagow's Reise nach dem Eismeere, aus dem Russ.; Steller's Beschreibung von Kamtschatka.

Ende des dreiundzwanzigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AE 27 E7 Sect.2 Bd.22-23

Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY